8°
Maassen
947

und Geſänge
der
ber-Oper,
genannt:

Undine.

aassen
47

In drei Akten,

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Muſik von Hoffmann.

Berlin.

Perſonen:

Ritter Huldbrand von Ringſtetten	Hr. Blume.
Ein alter Fiſcher	Hr. Gern.
Seine Frau	Mad. Eunike.
Undine, ihre Pflegetochter	Mlle. Eunike.
Heilmann, ein Geiſtlicher	Hr. Labes.
Kühleborn, ein Waſſergeiſt	Hr. Wauer.
Der Herzog	Hr. Eunike.
Die Herzogin	Mlle. Willmann.
Bertalda, ihre Pflegetochter	Mlle. Leiſt.

Waſſergeiſter und andre Phantome.
Gefolge des Herzogs.
Ritter und Damen.
Knechte und Knappen.

Erſter Akt.

1.

Terzett.

Huldbrand und der Fiſcher.

Ach Undine holde Kleine
Höre doch und komm' in's Haus!
Kehre wieder! — Nachts im Haine
Wohnet Spuk und wilder Graus!

Fiſcherfrau.

Ja, die kenn' ich! — Ganz alleine
Rennt ſie fort und lacht Euch aus.
Eh' gehorchten Euch die Steine
Als ihr Köpfchen wild und kraus!

Huldbrand.

Laßt uns laufen, ſie zu holen!

Fiſcher.

Das verwehrt mein lahmes Bein!

Huldbrand.

Gut, ich habe flücht'ge Sohlen.

Fiſcher.
Was? — ihr zweie ſo allein?
Huldbrand.
Laßt mich fort!
Fiſcher.
Dich zu dem Mädchen?
Nimmermehr!
Huldbrand.
O Gott! ſie ſtirbt!
Fiſcherfrau.
Rolle nur mein Spinnerädchen,
Daß euch Unkraut nie verdirbt.
Fiſcher.
Ach ich bebe —
Huldbrand.
Komm Undine!
Beide.
Komm' Undine! hörſt du nicht?
Fiſcherfrau.
Ich verzieh' nicht eine Miene,
Sitze ſtill beim Heerdeslicht!

Romanze.

Fiſcher.
Wir weinten ſtill im kleinen Zimmer,
Da rauſcht' es an der Thüre lind.

Sie that ſich auf! — im blauen Schimmer
Stand draußend hell ein lächelnd Kind.
Die Augen blau und Gold die Locken,
Von Schnee und Roſen zart die Haut.
Nur klein wie Püppchen und wie Docken
Sonſt ganz wie eine Fürſtenbraut.

Wie Meeresgrün die Kleider wallten
Und Silber drauf und Perlenglanz.
Doch Waſſer troff aus allen Falten
Und aus der Haare goldnen Kranz.
„Der Kleinen" ſprach ich! „laß uns pflegen
Dies andre Kind beſcheert uns Gott!"
Da lachte ſie uns hell entgegen,
Man wußte nicht — war's Dank, war's Spott!

Und doch ſo lieblich war ihr Lachen,
Wie kaum noch etwas in der Welt.
Man kann nichts anders mit ihr machen,
Als daß man lieb im Sinn ſie hält.
Kryſtallgewölbe – goldne Bäume,
Und grüne Wände klar wie Glas!
Und purpurröthlich dunkle Räume
Und Sternenblitz — verſteht ihr das?

3. Quartett und Chor.

Fiſcher.

Und Wogenlieder — Wellenklänge —

Chor der Waſſergeiſter.

Sie wachen auf, ſie ſchäumen kühn —

Fiſcher.

Wie ſeltſamliche Wogenklänge —

Chor.

Daß weiß im Schaum die Häupter blüh'n,
Sie heben ſich — ſie tauchen nieder!

Fiſcher.

Hört ihr da draußen das Gebrauſ'?

Chor.

Das ſind die viel beſprech'nen Lieder!
Es bricht aus See und Bach heraus.

Fiſcher.

Welch ein Rauſchen?

Fiſcherin.

Laßt uns lauſchen —

Chor.

Hurrah! ſchäumend über's Land!

Fiſcher.

Waſſer ſchwellen.

Fiſcherin.

Hohe Wellen.

Chor.
Schon gewonnen iſt der Strand;
Schlag ans Fenſter,
Wie Geſpenſter
Macht zum Eiland dieſe Flur.
Huldbrand.
Weh! die Kleine
So alleine
In der zürnenden Natur!
Fiſcher.
Ach verlohren! —
Huldbrand.
Nicht verlohren,
Denn ich leb' und rette ſie.
Fiſcherin.
Woll't ihr ſterben,
Euch verderben?
Huldbrand.
Treuer Muth verdarb noch nie!
Fiſcher.
Ja ich eile,
Ja ich theile!
Die Gefahr ich bin ein Mann.
Fiſcherin.
Wollt ihr ſterben?

Huldbrand und der Fiſcher.

Zu verderben,
Wenn ich ſie nicht retten kann.

Fiſcherin.

Wie vermeſſen!
Ganz beſeſſen!
Ach ich mag nichts weiter ſeh'n.

Chor.

Schwimmt ihre Brüder
Auf und nieder,
Allem Menſchenvolk ein Graus.

(Verwandlung.)

Kühleborn.

Siehſt du die Wellen
In blanker Verwirrung?
Iſt's recht ſo?

Undine.

Iſt recht!
Dreht Euch zur hellen
Betäubenden Irrung.
Schwindel auf Schwindel
Im feuchten Geflecht!

Chor der Waſſergeiſter.

Wälzet und rollt Euch im kühnen Zerſtäuben
Gaukelt in Schäumen und Wiederſchein.

Undine.

So muß ſtets er bey mir bleiben
Auf der Inſel ganz allein.

Kühleborn.

Ach Undine, armes Kind!

Undine.

Still! was ſoll das Klagetöne?

Kühleborn.

Siehſt du Welle fliehn und Wind?
Wechſelnder ſind Menſchenſinne
Als es Wind und Welle ſind.

Undine.

Thörichter ſchweige!

Kühleborn.

Höre doch!

Undine.

Still!

Kühleborn.

Gaukelt ihr Wogen denn, weil ſie es will.

Chor.

Wälzet und rollt Euch in kühnen Zerſtäuben,
Gaukelt in ꝛc.

Undine.

Horch! — er kommt um mein zu bleiben
Laß uns beyde nun allein!

Kühleborn.

Hüte dich!

Undine.

Still!

Kühleborn.

Thörichte!

Undine.

Still!

Huldbrand.

Droh' Gewäſſer nur und ſchwill
Dorther hört' ich ihre Töne,
Sey getroſt du holdes Kind!

Kühleborn.

Flüchtiger ſind Menſchenſöhne
Als es Wind und Welle ſind.

Undine.

Eitle Warnung, die ich höhne,
Die wie Regenfluth verrinnt!

Kühleborn.

Hüte dich!

Undine.

Schweige!

Kühleborn.

Hab' es die Thörin wie ſelber ſie's will.

Undine.

Verſchwunden aller Gährung eitler Wuſt!
Nur Liebe bebt, nur Hoffnung ſtoß die
Bruſt.

Huldbrand.

Was ſchau' ich dort auf dem Felſenufer?

Undine.

Ja ich bin es.

Huldbrand.

Vertrau' ich der [illegible] Traumgeſtaltung?

Undine.

Ja ich bin es.
O nah' dich mir, du holder ſchöner Mann.

Huldbrand.

Hinan! —
Du ſcheußlich Gewimmel,
Was hemmſt du mein Glück?

Erdgeiſter.

Zurücke — zurück!

Huldbrand.

Mich ſchwindelt's, ich ſchwanke,

Erdgeiſter.

Verblind' und erkranke!

Huldbrand.

Wer hemmt mir mein Glück!

Erdgeiſter.

Zurücke — zurück!

Undine.

Verſtumme ſchändliches Gewürme!
Soll Fluthen dir und wilde Stürme
Auf's freche Haupt
Der Oheim Kühleborn im Grimme häufen
Daß deine Grotten rings wie Brunnen träufen?
Verſchwind' alsbald! — wer hat dir das erlaubt?
Sie ſind ſchon fort, mein Lieber,
Nun trete kühn der Fluth.

Huldbrand.

Die Engel gegenüber,
Wem brauche da der Muth?

Undine.

Nun ſollſt du mir erzählen,
Du Schätzchen lieb und traut.
Und ſollſt mir nichts verhelen
Von deiner Herzogsbraut.

Huldbrand.

Nichts will ich dir verhehlen
Du Mägdlein lieb' und traut

Doch nichts kann ich erzählen
Von einer Herzogsbraut.
Undine.
Von keiner Braut?
Huldbrand.
Von einer Braut,
O ſüße Kleine, ja!
Undine.
Der Herzogsbraut?
Huldbrand.
Was Herzogsbraut!
Die rechte Braut iſt nah.
Beyde.
Wie lieblich ſo zu plaudern,
In ſtiller Nacht allein
Rings wehn mit ſüßem Schaudern,
Die Waſſer und der Hain;
Und nahe blickt
Und nah' entzückt
Geliebter Augen Schein!
Der Fiſcher.
Ritter, iſt ſie das? — was ſäumt ihr?
Bringt zurück mein ſüßes Glück!
Undine.
Guter alter Vater träumt ihr?
Ich in's enge Haus zurück?

Fiſcher.

Liebes Kind! — ach komm', ich weine
Mir die alten Augen aus.

Undine.

Weint alleine — weint alleine
Mir mißfällt's in eurem Haus!

Fiſcher.

Komm', ach komm'!

Undine.

So ſeyd doch ruhig?
Schon geſtört habt ihr uns g'nug!

Fiſcher.

Komm, was du nur wünſcheſt thu' ich!

Undine.

Hör' nicht hin, er iſt nicht klug!

Huldbrand.

Wie mir der alte Mann mit ſeinem Weinen
Mit ſeiner Sorge und dem Scheinen
Das Herz im Buſen bricht!

Undine.

Ach Lieblicher, ach hör' ihn nicht!

Huldbrand.

O komm' zurück Undine!

Undine.

Wie? — macht's dich ruhig, macht's dich
froh?

So trag' mich wieder 'nüber auf den Strand.
Mir iſt ſchon alles recht von deiner Hand!

Kühleborn.

Da haben wir die Närrin!
Bey uns war ſie 'ne Herrin!
Und giebt ſich ganz verblendet,
Den blöden Menſchen hin.

Fiſcher.

O ſey, o ſey willkommen,
Und nie uns mehr entnommen;
Wie ſich's auch immer wendet,
Thu ganz nach deinem Sinn.

Undine.

So wißt ihr klug zu ſprechen
Müßt nur das Wort nie brechen,
Und einſtens Vater endet
Euch alles zum Gewinn.

Huldbrand.

O welche ſüße Hulden
Mag ſie auch was verſchulden,
Ihr ſüßes Lächeln ſpendet,
Doch Freud' in jeden Sinn.

Undine. Huldbrand. Fiſcher.

Wir gehen vergnügt nach Hauſe,
Wie froh ward noch die Nacht.

Kühleborn.

Ihr geht zum Hochzeitsſchmauſe,
Ach wie ſo unbedacht!

4.

Undine.

Dann bleibe bey uns wohnen
Was all mein Leben iſt:

5. Sextett.

Heilmann.

Euch ſegne der, der einzig ſegnen kann,
Mit beiden Segen heut' und immerdar,
Und führe froh hinaus, was froh begann! —
Nun küßt Euch beyd' ihr ſeyd ein bräutlich Paar!

Huldbrand.

Mußt ja nicht ſo ſcheu
Süße Taub' erbeben.
Hin fließt unſer Leben
Nun in Lieb' und Treu'!

Undine.

Dieſe Lieb' und Treu'
Wie ſie in mir leben

Neues höh'res Leben
Freudig macht's doch ſcheu.

Fiſcher.

Liebt uns auch nicht minder
Jetzt ihr frohen zwey.

Fiſcherin.

Seyd hübſch wirthlich Kinder,
Das hält froh und frey.

Huldbrand.

Mußt ja nicht ſo ſcheu
Süße Taub' erbeben.

Undine.

Wie ſie in mir leben
Süße Lieb' und Treu!

Heilmann.

Halt an Lieb' und Treue
Feſt du liebend Paar.
Macht ja Lieb' und Treue,
Alles Hoffen wahr.

Kühleborn.

Menſchenvolk närriſches
Trügriſches herriſches
Tolles Geſchlecht!
Freu'ſt dich wohl recht?

Fiſcher. Heilmann. Huldbrand. Fiſcherin und Undine.

Wehe was wanket, was rauſchet am Fenſter,
Weichet von hinnen ihr nächt'gen Geſpenſter.

Heilmann.

Führt mich zur Lagerſtätte,
Mich ſchwindelt's hier und grauſt.

Fiſcher und Fiſcherin.

Euch ziemt die beſte Stätte
So lang' ihr bey uns hauſt.

Kühleborn.

Tolles Geſchlecht
Freu'ſt dich wohl recht?

Huldbrand und Undine.

Hin fließt unſer Leben
Nun in Lieb' und Treu.
Freudig höh'res Leben!
O wie ſüß, wie neu!

Fiſcher. Fiſcherin. Heilmann.

Hin fließt Euer Leben
Nun in Lieb' und Treu
Freudig höh'res Leben
Glüht euch ſüß und neu.

6. Finale.

Huldbrand.

Dich verlaſſen
Nein, o nein,
Ewig bleibſt du Holde mein!

Undine.

Will erblaſſen
Selbſt mich haſſen
Eh' dich träfe Sorg' und Pein.

Huldbrand.

Holde Minne
Bleibe mein.

Undine.

Wäg's im Sinne,
Dieſe Minne,
Macht dich unauflöslich mein.

Huldbrand.

Ewig unauflöslich dein.

Undine.

Mein o ſüßer Liebling mein!
Aber nun halte, nun halte die Treue!

Huldbrand.

Treue dir halten? — das iſt ja ſo leicht!

Undine.

Daß Dich's nicht einſtens im Tode gereue

Huldbrand.
Tod iſt auch Segen, wenn Liebe ihn reicht.

Undine.
Lieben ach kann dir den Tod wohl noch bringen.

Huldbrand.
Bring' es! ich dank' ihm, es brachte ja Dich!

Undine.
Ziehſt ſo feſt um dein Leben die Schlingen!

Huldbrand.
Zieh' ich ans Herz ja du Liebliche dich.

Undine.
Denn wer Undinen liebt
Durch Falſchheit ſie betrübt,
Den muß — o weh! —

Huldbrand.
So ende.

Undine.
Die Sprache ſtockt —

Huldbrand.
Vollende!

Undine.
Dem muß Undine ſelbſt nach dem Gebot
Geſtrengen Rechts anthun —

Huldbrand.

Den Tod?

Undine.

So iſt es!

Huldbrand.

Süßes Leben
Was thut es, ich bin treu.

Undine.

O neu geſchenktes Leben,
O fort nun blöde Scheu!

Beide.

Wir zweie lieben, leben,
Endlos in ſel'ger Treu.

Fiſcher und Fiſcherin.

Der See iſt beruhigt, der Waldſtrom verronnen,
Nun glänzen die Pfade, die Wälder die Au'n!

Heilmann.

Nun kommt zu vollenden was glücklich begonnen,
An heiliger Stätte, da will ich Euch trau'n

Huldbrand und Undine.

So ſey denn die Reiſe die freud'ge begonnen
An heiliger Stätte, da ſollt ihr uns trau'n.

Fiſcher.

Ach ſcheiden!

Fiſcherin.

Ach meiden.

Beyde.

Du liebliches Kind.

Huldbrand und Undine.

Wir kehren Euch wieder vielleicht gar geſchwind.

Heilmann.

Bedenkt doch, bedenkt doch, wie glücklich ſie ſind.

Fiſcher. Fiſcherin.

So reiſ't denn ihr Lieben! und kehret bald zurück!

Undine. Huldbrand und Heilmann.

Lebt wohl denn ihr Lieben!
Wir kehren bald zurück!

Kühleborn.

Wie ich höre giebt'ne Reiſe
Durch den Hexenwald hinaus.
Nehmt mich mit, denn ihr ſeyd weiſe,
Ich nur blöd' und voller Graus.

Heilmann.

Ey! — ihr ſeyd wohl alt und weiſe
Und als Siedler hier zu Haus?

Univ. München

Undine.

Halt' dich ruhig, halt dich leiſe,
Sonſt iſt's mit der Freundſchaft aus.

Kühleborn.

Gut! — wenn ich nur mit Euch reiſe,
Keine Tollheit üb' ich aus.

Huldbrand. Fiſcher. Fiſcherin. Heilmann.

Mich graut's vor dem Geleiter,
Doch lieber bleib' ich ſtill.
Der Morgen lacht ſo heiter,
Daß ich nichts ſtören will.

Huldbrand und Undine.

Fort dann! — und drohen auch Gefahren,
Wird treue Liebe uns bewahren,
Wir trotzen kühn der Feinde Macht.

Fiſcher und Fiſcherin.

So ſcheidet dann! und droh'n Gefahren
Wird treue Liebe euch bewahren,
Und nichts vermag der Feinde Macht.

Heilmann.

Fort dann! und drohen auch Gefahren
Soll fromme Liebe Euch bewahren
Und nichts vermag des Feindes Macht.

Kühleborn.

Ha! — geht nur hin, trotzt den Gefahren,
Wer kann vor Geiſter Macht euch wahren
Ihr Menſchlein keck und unbedacht.

Zweiter Akt.

7. Duett.

Berthalda.

Abendlüftchen ſchweben
Um die Wangen traut
Und der Blätter Weben
Flüſtert ſüßen Laut.

Undine.

Leiſe Wölkchen ziehen
Durch das Himmelszelt,
Wie ſie weilen, fliehen
Immer froh geſellt.

Beyde.

So geſellt uns zweye,
Treu durch Schweſterſinn,

Ziehn in froher Weihe
Durch das Leben hin.

8.

Kühleborn.
Heran! — Undine! — komm' heran!
Undine.
Ich nah' mich Dir Du ſchäum'ger Waſſermann,
Doch hüte dich!
Verletzeſt Du dies Kind, ſo fürchte mich!
Berthalda.
Was iſt das? — meine Sinne ſchwanken,
Irr' wechſeln mir,
Irr' ſchweifen dort und hier
Die treibenden Gedanken.
Wer iſt der fremde Mann am Brunnen dort?
Iſt er herausgeſtiegen
Vom heimlich klaren Ort?
Wo Waſſergeiſter ſich zuſammenſchmiegen?
Wo Well' in Welle
In Silberklang und Helle
Zuſammenrinnt ein Räthſel fort und fort?
O weh! recht ſchaurig klingt mein eig'nes Wort!
Kam er von da?

Undine.
Ha, ha, ha, ha!
Berthalda.
O weh!
Kühleborn.
Nimm dich in Acht!
Undine hüte Dich!
Undine.
Hab' gute Nacht!
Kühleborn.
Die Noth iſt nah'.
Undine.
Ha, ha, ha, ha!

9.

Berthalda und Undine.
Rauſcht ihr grünen Bäume,
Feyernd durch die Nacht;
Bald ſind gold'ne Träume
Gold'ner Tag erwacht.

10. Arie.

Undine.
Wer traut des launigen Glückes Flügeln,
Bey Spiel und Feſt?

Ey, wer ſich auf Wellenhügeln
Froh ſchaukeln läßt.
Da ſchwebt und wogt man auf und nieder,
Und ſcherzt und lacht:
Dann auf zum Lichte kehrt man wieder,
Aus Grundes Nacht.
Doch kann Undin' in Liebesgluthen
Undine ſeyn?
Jüngſt tanzte froh ſie auf den Fluthen,
Jetzt ſinkt ſie ein!
Ich fühl' es wohl, ſo muß es enden,
Man hindert's nicht.
Drum auf, der Freuden viel zu ſpenden,
Noch ſtrahlt das Licht!

II. Chor.

Flöten und Harfen und Geigen erklingen,
Waldhorn und Laute zum feſtlichen Mahl.
Und ſich verſchlingend den tönenden Reigen
Wandelt ein fröhlicher Sang durch den Saal.

Herzog.

Seht Herrn! die holde Wirthin tritt
Von neuem leuchtend in's Gemach.

Berthalda.

Bringt ſie? — o bringt ſie meine Gabe mit?
Wie klopft mein Herz vor der Verheiſſung — ach!

Herzog.

Wenn dieſe Flöten doch und Harfen ſchwiegen
Und ſchöne Frau, Ihr ſänget uns ein Lied.

Undine.

Gern edler Herr! da juſt mit duft'gen Wiegen
Mir ahnend eins durch meine Sinne fährt:
Morgen ſo hell
Blumen ſo bunt,
Gräſer ſo duftig und hoch
Am wallenden Meeresgeſtade! —
Was zwiſchen den Gräſern
Schimmert ſo licht?
Ach! — iſt ein zartes Kind?
O woher? — woher du holdes?
Fern vom unbekannten Strande
Trug es hier der See heran.
Nein faſſe nicht du zartes Leben
Mit deiner kleinen Hand herum.

Nicht Hand wird dir zurückgegeben,
Die Blumen ſind ſo fremd, ſo ſtumm.
So nah' noch an des Lebens Thoren
Im Lächeln noch des Himmels Luſt;
Haſt du das Beſte ſchon verlohren,
Das Ruh'n an treuer Mutter Bruſt,
Ein edler Herzog kommt geritten,
Und hemmt vor dir des Roſſes Lauf
Zu hoher Kunſt und reinen Sitten
Zieht er in ſeiner Burg dich auf.
Du haſt unendlich viel gewonnen,
Du blühſt die Schönſt' im ganzen Land.
Doch ach die allerbeſten Wonnen,
Ließ'ſt du am unbekannten Strand.

Herzog.

O ja, ſo war's am Morgen,
Da ich dich fand Berthalda, auf der Au'!

Herzogin.

Wie ſchwoll von ſüßen Sorgen
Seitdem mein Herz um dich;
Vom Frühroth bis zum Abendthau,
So treu, ſo inniglich!
Doch ach! — wahr iſt es was Undine ſpricht:
Den allerſchönſten Segen

Der Mutterliebe ächtes Pflegen,
Das Dir verleihn mein Kind — wir konnten's nicht!

Undine.

Nun laßt uns aber auch vernehmen
Weil ihr der Waiſe gütig ſeyd geſinnt.
Wie ſich die armen Eltern grämen
Die fern am öden Strande ſind.
[illegible] Mutter geht durch ihre Kammern
[illegible] die Schränke ein und aus.
[illegible] und weiß nicht was, mit Jammern
Findet nichts als leeres Haus!
[illegible] Vater weiß, in ſeinen Kammern,
Findet er die Todesruh
Hört nur bleicher Mutter Jammern
Und kein Kindlein lacht ihm zu.

Berthalda.

O nun! — um Gott Undine!
Wo ſind ſie? Sprich!
Gewiß blickt holder Eltern Miene
Schon ſegnend her in dieſem Saal auf mich.
Welch herrlicher, welch hoch erhab'ner Tag!
Wer unter dieſen Frau'n und Fürſten
Wer ſind ſie, die nach ihrer Tochter dürſten?

Undine.

Ja! — küß' die lieben Eltern!

Berthalda.

Ach!

Fiſcher und ſeine Frau.

Iſt ſie?

Undine.

Sie iſt's!

Fiſcher. Fiſcherin.

Das ſtolze Fräulein,
Sie will uns ja nicht küſſen!

Berthalda.

Fort von hinnen!
Ihr ſeyd von Sinnen,
Euch küſſen? nicht Euch ſehn! Flieh Alte, flieh!

Fiſcherin.

Weh'! ich fürcht' es, die hab' ich gebohren!

Fiſcher. Fiſcherin.

Weh! ich fürcht' es, die iſt mein Kind!

Berthalda.

Frevler! — ich Herrin von Fiſchern geboren?

Undine.

Himmel, ach Himmel wie Menſchen doch ſind!
Leute! — beſinnt Euch! — die iſt die Tochter!

Fiſcher und Frau.

Sie weckt uns nur Grau'n!

Undine.

Das ſind die Eltern!

Berthalda.

Ich mag ſie nicht ſchau'n!

Undine.

Berthalda! — haſt du denn eine Seele?

Berthalda.

Fort mit den Thoren, ich will ſie nicht ſchau'n!

Fiſcher und Frau.

Ach mit der Liebe ringt Schrecken und Grau'n!

Chor.

Wie ſeltſam die Verwirrung,
Unlösbar wird die Irrung.

Huldbrand.

Undine ach Undine!
Stöhr'ſt ſo der Freundin Ruh'!

Chor.

Mir ſchwindeln die Gedanken
Wir Alle zweifeln, ſchwanken.

Huldbrand.

Undine, ach Undine!

Undine.
Ach Liebling ſchilt'ſt auch Du?

Chor.
Wer unter dieſen Beyden,
Wer will, wer ſoll entſcheiden?

Undine.
Gebt Euch zur Ruh!
Verſtört ihr mir mein heitres Feſt ſo ſchlimm
Mit Euerm Zorn und Grimm?
Ihr Menſchen, ich verſteh' Euch nicht.
Urplötzlich werdet ihr
Ach ſonſt ſo lieblich mir!
Vor meinem Blick zu grauſenden Gebilden!
Zu frechen Streitern, rohen Wilden.
Doch hört und zweifelt nicht,
Wenn edler Frauen Zunge ſpricht. —
Dies iſt des Fiſchers Kind! — ich kann's beweiſen.
Doch will ich's nicht, ich biete meinen Eid!

Berthalda.
Die Prahlerin! hervor mit den Beweiſen!

Undine.
Berthalda ach! wie iſt's um Dich mir leid!

Berthalda.
Her die Beweiſe!

Undine.
Nein!
Mein Wort und Eid genügt allein!
Berthalda.
Wer gab die Kunde Dir?
Undine.
Wer dich vor ſechszehn Jahren
Ans Ufer trug durch Sturm und Graus!
Berthalda.
So hexeſt du, biſt ſchwarzer Kunſt erfahren,
Kommt alle, flieht dies Haus!
Undine.
Ihr Leute! ſeh' ich denn wie eine Hexe aus?
Berthalda.
O laßt uns fliehn!
Herzog.
Da ſoll uns Gott behüten,
Ich wanke nicht, ich weiche nicht!
Bis uns aus dieſer Zweifel Wüthen
Aufgeht der Wahrheit Licht!
Fiſcherfrau.
Ach edle Frau, wie ihr in ernſter Milde
So ſittig ſteht in wilder Stunden Lauf,
Thut als vor einem frommen Bilde,

Mein ganzes Herz ſich auf.
Iſt jenes böſe Fräulein dort mein Kind,
So trägt ſie auf dem Rücken,
Ein Mahl an Farb' und Form wie Veilchen ſind.
Und gleiches Spiel muß ihren Fuß auch ſchmücken!

Herzogin.

So iſt es! — ihr ſagt wahr!
Beſtätigt bleibt der Wirthin Spruch.

Herzog.

Das iſt für alle hier genug,
Berthalda komm', und folg' du Fiſcherpaar.

Chor.

Traurig ziehn vom heitren Feſte,
All' wir Gäſte
Heut' nach Haus,
Halb im Zweifel, halb im Graus!

Undine.

Ach nur nicht mit finſtrer Miene
Schau' mir Armen in's Geſicht,
Weißt du's ja, ich bin Undine,
Ich verſteh' dies Treiben nicht.

Huldbrand.

Ruhig, ruhig nur Undine,
Mit des erſten Tages Licht,

Reiſen wir hinaus in's Grüne,
Liebchen, nein, ich zürne nicht.

12. Arie und Chor.

Kühleborn.

Ihr Freund' aus Seen und Quellen,
Verbrüdertes Geſchlecht,
Die ihr in freud'gen Schwellen
Zu ſchwingen liebt die ſiegesſtarken Wellen
Auf, auf! zu Rach' und Recht!

Chor der Waſſergeiſter.

Ja gebeut, du weiſer Held,
Freudig ſind wir dir geſellt.

Kühleborn.

Verderben auf des eitlen Ritters Haupt
Der uns Undinens holde Gunſt geraubt.
Mir bebt die Ahnung durch die Glieder —
Daß ſchon zu buhlen er geſinnt —
— Um jenes ſtörr'ge Fiſcherkind! —
Auf ihr vereinten treuen Brüder
Schwellt an die Fluth, zürnt auf und nieder!
Bis der und die verderben ſind.

Chor.

Ja zur Rache weiſer Held,
Zürnend ſind wir Dir geſellt.

Kühleborn.

Nach ſeiner Burg hinauf
Zieht er mit ſtolzer Pracht,
Da ſammelt Euch in ſchäum'gen Lauf,
Noch vor der künft'gen Nacht.
Im Springborn der mit freud'gem Rauſchen
Den Garten ſchmückt, dort laßt uns lauſchen,
Daß, wenn der Frevel nun ſein Werk vollbringt,
Auch gleich ans Licht die ernſte Rache ſpringt.

Chor.

Ja wir ziehn dir nach du Held!
Richtend, rächend dir geſellt!

13. Duett.

Berthalda.

Wie? — darf ich's wagen?

Huldbrand.

Nie darfſt du zagen
Wenn dich mein tapfrer Arm beſchützt.

Berthalda.

Die Wolken dunkeln!

Huldbrand.
Die Waffen funkeln
Und meine freud'ge Klinge blitzt.
Berthalda.
Ach gern, mein Ritter
Im Ungewitter,
Vertrau' ich deiner holden Macht.
Huldbrand.
Dich zu beſchirmen
Vor allen Stürmen
Macht mir zum lichten Tag die Nacht.
Berthalda.
Die Waſſer rauſchen!
Huldbrand.
Laß ſchweigen, rauſchen!
Entgegenſtemmen ſich die Welt.
Berthalda.
O ſüß Vertrau'n.
Huldbrand.
Fort nächt'ges Grau'n!
Folg' zartes Kind.
Berthalda.
Ich folge Held!
Beyde.
Wie drohend Stürme wüthen,
Wie bang verfliegt die Spreu;

Nur heller glüh'n die Blüthen
Von Ritterhuld und Treu!

14. Finale.

Chor.

Kühlend die Schatten,
Blühend die Matten,
Silbern die Wellen
Der Himmel ſo klar!
Laßt uns hier koſen
Flechtet die hellen
Thauigen Roſen
Einander ins Haar!

Berthalda.

Iſt doch in Wald und Flur
Nichts ſchön'res als die Schnur
Der ſonnenblanken Steine
Die mir mein Freund geſchenkt.
O ſeht wie klar wie reine
Im hellen Sonnenſcheine
Das farb'ge Licht ſich hebt und ſenkt.
Weh! — was geſchah?

Huldbrand.

Ha ſchnöde Gaukeley'n!

Berthalda.

Um meinen lieben Schmuck betrogen
Ich armes Kind!

Huldbrand.

Verdammte Wogen,
Die gaſtlich heuchelnd uns gelogen,
Dort, dort zum trüben Sumpfe ein!
Und du o Weib!

Undine.

O ſchilt nicht hier.
Nicht an den Wellen mich geliebter Mann!
Da zög' es mich mit ernſtem Bann
Auf immer fort von Dir.
Doch kannſt du ſchweigen oder mild
Wie ſonſt, ach! zu Undinen ſprechen,
Will ich, wie grimm' die Woge ſchwillt,
Den Zorn mit ſüßem Wort ihr brechen.
Traute ſonnenblaue Welle
Gieb zurück das blanke Pfand,
Und wenn's ſchon zu weit entſchwand,
O ſo liefre gleich zur Stelle,
Mir ein ſchön'res in die Hand.

Chor.

Was ſteigt aus klaren Fluthen
Funkelnd hell hinauf.

Hegſt du auch Roſengluthen
Du blauer Wogenlauf?

Undine.

Hab' Dank du freundlich Kind?
Da Liebchen nimm!

Berthalda.

Was ſoll das meinem Schmerz und Grimm!
Hin iſt die theure Gabe,
Die mir vor Allem galt.
Nichs iſt, was mich erlabe,
In Strom und See und Wald.

Huldbrand.

Weg mit den eitlen Bildern
Irrvoller Zauberey!
Willſt Du uns ganz verwildern,
Du dreiſte Waſſerfey?

Undine.

O ſchilt mich nicht!

Huldbrand.

Ich ſchelte!

Undine.

O nicht am Waſſer hier!

Huldbrand.

Wo es auch immer gelte,
Ich fluche Zaub'rin Dir!

Undine.

O weh! — was haſt du angerichtet?
Nun iſt's mit unſrer Freude aus,
Warſt Du mir nicht ſo ſüß verpflichtet
Nun haſt auf einmal Du zernichtet,
Ich muß in das kryſtall'ne Haus!

Huldbrand.

Ach Kind wie wird mir! — ich erwache
Vom wilden Zorn — ach bleib' bey mir!

Undine.

Zu ſpät! — Doch unterm Waſſerdache
Wie dort auch Spiel und Luſt mirlache,
Lieb weinend halt' ich feſt an Dir!
Und liebeſt du auch halte treu
Den Ehebund. Lockt dich auf's neu'
Ein falſches üpp'ges Minnen,
In eitler Liebesnoth;
Das bringt, wirſt Dich beſinnen —

Huldbrand.

Den Tod!

Undine.

Und find'ſt du nur in Untreu' Ruh'
Da halt der Veſte Brunnen zu;
Laß ſorgſam drinn vermauern
Den Siegelring von mir,

Dann will ich unten trauern,
Und Liebe blühe Dir.

Huldbrand.

Ach kannſt Du denn nicht bleiben?

Undine.

Ach nein, Geliebter, nein!
Die Wogen ziehn — es muß nun ſeyn!
O weh, was haſt du angerichtet
Nun iſt's mit unſrer Freude aus.

Huldbrand.

Ich bin verlohren, bin vernichtet!

Kühleborn.

Verfallen biſt du meinem Graus!

Berthalda.

Der Augenlicht, es löſcht mir aus!

Huldbrand.

O lägen Todte rings geſchichtet,
Und fiel ich wild im Schlachtgebraus!

Chor.

Aus iſt es, aus!
Die Wellen haben unſre Freude.
Wir wanken heim im bleichen Leide,
Aus iſt es, aus!

Dritter Akt.

15. Terzett.

Berthalda.
So gilt mir wirklich denn dein Lieben?

Huldbrand.
Dir oder keiner auf der Welt!

Berthalda.
So ſind wir zwey in gleichen Trieben.

Huldbrand.
Ja, Dich nur Holde kann ich lieben,
Dich, oder keine in der Welt.

Beide.
Ja dich nur {Holder / Holde} kann ich lieben,
Dich oder {keinen / keine} auf der Welt.

Kühleborns Stimme.
Ja zum Verderben Euch geſellt.

Berthalda.

Welch dumpfer Ton! — ich zittre! — —
ſchwanke!

Huldbrand.

Biſt ja im Arm mir holde Braut,

Berthalda.

O günſt'ges Schickſal ja ich danke!

Kühleborns Stimme.

Dank' nicht! Du fühlſt ſchon wie Dir's
graut!

Berthalda.

Entſetzlich!

Huldbrand.

Kobold fleuch von hinnen!
Der mir die Ruh der Veſte ſtört.

Kühleborns Stimme.

Vielmehr laß ab vom eitlen Minnen
Du der ſchon anderm Weib gehört.

Berthalda.

Es reißt mich fort aus deinen Armen
Mich ſcheues Reh!

Huldbrand.

Nein fliehe nicht!
Ich laß dich nicht aus meinen Armen.

Beyde.

An $\left\{\begin{array}{l}\text{deiner}\\ \text{meiner}\end{array}\right\}$ Bruſt $\left\{\begin{array}{l}\text{will ich}\\ \text{ſollſt du}\end{array}\right\}$ erwarmen
Aus deinem Blick ſtrahlt tröſtend Licht!

Kühleborns Stimme.

Wollt ihr vielleicht im Grab erwarmen,
Küßt Euch! — der Boden ſchwankt und bricht!

16. Duett.

Heilmann.

Halt feſt, mit Seel' und Leib halt feſt
Am ſtrengen Wort der Treue!

Huldbrand.

Wer nicht von blöder Täuſchung läßt,
Den faßt die bittre Reue.

Heilmann.

Lebt Dir nicht noch im Herzen hold
Erinn'rung ſüßer Tage?

Huldbrand.

Die Jugend flieht, die Luſt verrollt
Vor ernſtem Stundenſchlage.

Heilmann.

Du biſt ein andrer ganz und gar
Mit deiner bleichen Miene.

Huldbrand.

Wohl ruft es in mir immerdar,
Undine, ach Undine!

Heilmann.

So kehr' zurück.

Huldbrand.

Bethör' mich nicht,
Es iſt einmal beſchloſſen.

Beide.

Was einer räth, was einer ſpricht,
Der Zukunft Saaten ſproßen.

17. Chor des Gefolges.

Herzen erſchließen,
Sich fröhlich vertraut;
Freudiges Grüßen,
Für Bräut'gam und Braut.

18. Romanze und Terzett.

Fiſcher.
Das Waſſermädchen im kühlen Schimmer,
Da unten im blanken Haus;
Sie ſah die bunten Kryſtalle flimmern,

Undinens Stimme.
Und weinte ſich heimlich aus!

Fiſcher.
Horch, was ſingt?

Fiſcherin.
Haſt Du's vernommen!

Fiſcher.
Klang es nicht?

Beide.
Aus tiefen Thal,
War's als käm' ein Ton geſchwommen.

Fiſcher.
Ich verſuch's zum zweitenmal:
Das Waſſermädchen im kühlen Schimmer,
Da unten im blanken Haus,
Sie ſah die bunten Kryſtalle flimmern,

Undine Stimme.
Und weinte das Leben aus!

Fiſcher.

Ha ſie iſt's!

Fiſcherinn.

Sie hat geſungen.

Beyde.

Welch geheimnißvoller Klang?

Kühleborn.

Säng' ſie erſt mit rechten Zungen,
Hey! da würd' Euch angſt und bang.

Fiſcher.

Fremdling mit den bunten Kleidern,
Sprich, wie kommſt' in dieſes Haus?

Kühleborn.

Möchte was zur Hochzeit ſchneidern,
Rach' in Rach' und Graus in Graus!

Fiſcher.

Sag' was ſoll dein Drohn und Haſſen,
Mach dich fort! — gieb dich zur Ruh'!

Kühleborn.

Könnt' ich nur den Bräut'gam faſſen
Wacker hielt ich mich dazu!

Fiſcherin.

Ach mich ſchwindelt's.

Fiſcher.

Flieh von hinnen,
Stöhre nicht die Hochzeitluſt.

Kühleborn.

Leider die mit thör'gem Minnen
Hegt nur Mild' in ſchwacher Bruſt
Dennoch hey! muß ſie ihn tödten,
Wenn der Brunnen wieder quillt.

Fiſcherin.

Welche Angſt und welche Nöthen,
Welche Stimme graus und wild!

Fiſcher.

Welch geſpenſtig grauſes Aeffen,
Böſer Geiſt, gieb dich zur Ruh'!

Kühleborn.

Bald wird ſie zum Tod ihn treffen,
Fröhlich lache ich dazu!

19. Finale.

Chor.

Wir eſſen und trinken im Grünen,
Das Liedlein tändelt und lacht.

Und nichts iſt dem freudigen, kühnen,
Dem Ritter, den heut'
Sein Brauttag erfreut;
Nichts iſt ihm zu hoch für die feſtliche Pracht.

Berthalda.

Wenn alle Freuden blühen
Im hellen Schein.
Was muß des Bronnens Sprühen
Gefangen ſeyn?
O laß ihn wieder ſtrahlen,
Mit kühnen Tanz.
Und Regenbogen mahlen
Im Sonnenglanz.

Huldbrand.

Der Brunnen?

Fiſcher.

Ach Undine,
Wollt' es nicht.

Berthalda.

Hält noch mit blöder Miene
Die hier Gericht?

Huldbrand.

Nein Holde! — Doch der Brunnen —

Berthalda.

Laß es nur ſeyn! —
Stets hüllt doch meine Wonnen
Ein Nebel ein!

Huldbrand.

O zürne nicht!

Berthalda.

Ich ſchweige,
Ich armes Ding!

Huldbrand.

Wohlan, daß ich Dir zeige,
Hier gilt dein Wink.
Wie's nun auch mag gerathen
Im kühnen Lauf:
Brecht mir mit Hak' und Spaten
Den Brunnen auf!

Chor.

Wie luſtig im Grünen
Die Herrin auch lacht.
Und nichts gilt dem Bräut'gam
Dem freudigen kühnen
Nichts gilt ihm zu hoch
Für die feſtliche Pracht!

Undine.

Hab' gute Nacht!

Berthalda und Chor,

Er iſt, — wir ſind verloren,
Hinab zu dunklen Thoren,
Zeucht ihn die grauſe Macht.

Huldbrand.

O wie ſie lieblich lacht.

Undine.

Hab' gute Nacht!

Huldbrand.

Nicht einen, einen Kuß?

Undine.

Ja Lieber! — weil ich muß;
Doch küß' ich dich zum ſterben.

Huldbrand.

Das heißt ja Heil erwerben,
Wem ſolch' ein Abſchied lacht!

Chor.

Ihm zeucht die grauſe Macht!

Huldbrand.

O wie ſie lieblich lacht.

Undine.

Zur guten Nacht!

Chor.

Weh! — weh! — er iſt verloren!
Hinab zu dunklen Thoren,
Zeucht ihn die grauſe Macht!

Heilmann.

O ſtille!
Des Himmels milder Wille,
Hat ihn zum reinen Liebestod erkohren.

Allgemeines Chor.

Reines Minnen,
Holdes Sehnen
Wohnt im ſüßen Wiederſchein
Ernſtes Sinnen,
Süßes Wähnen,
Schaut voll Andacht da hinein;
Möchte bey Undinen ſeyn.
Gute Nacht,
Alle Erdenſorg' und Pracht.

Zu U. G. [illegible]
[illegible] A. Goll[illegible]

Die

Serapions-Brüder.

Geſammelte Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Erſter Band.

Berlin 1819.
Bei G. Reimer.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Vorwort.

Die Aufforderung des Herrn Verlegers, daß der Herausgeber ſeine in Journalen und Taſchenbüchern verſtreuten Erzählungen und Mährchen ſammeln und Neues hinzufügen möge, ſo wie, daß dieſer mit einigen herzgeliebten, ſeinen Dichtungen geneigten Freunden nach langer Trennung wirklich an einem Serapionstage wieder zuſammentrat, veranlaßten dies Buch, und die Form in der es erſcheint. Eben dieſe Form wird — muß an Ludwig Tieck's Phantaſus erinnern. Wie ſehr würde der Herausgeber aber bei dem Vergleich beider Werke verlieren! — Abgeſehen davon, daß es ihm wohl nicht beikommen kann, den die ganze Seele ergreifenden Dichtungen des vollendeten Meiſters die ſeinigen an die Seite ſtellen zu wollen, ſo enthalten die dort eingeflochtenen Geſpräche auch die tiefſten ſcharfſinnigſten Bemerkungen über Kunſt und Literatur; hier ſoll die Unterhaltung der Freunde, welche die verſchiedenen Dichtungen mit einander verknüpft aber mit das treue Bild des Zuſammenſeyns der Gleichgeſinnten aufſtellen, die ſich die Schöpfungen ihres Geiſtes mittheilen und ihr Urtheil darüber ausſprechen. Nur die Bedingniſſe eines ſolchen heitern unbefangenen Geſprächs, in dem recht eigentlich ein Wort das andere giebt, können hier zum Maaßſtabe dienen. Auch fehlen der Geſellſchaft die holden Frauen, die im Phantaſus ein mannigfaltiges anmuthiges Farbenſpiel anzuregen wiſſen.

Den vielgeneigten Leſer bittet der Herausgeber daher recht innig, jenen ihm nachtheiligen Vergleich nicht anzuſtellen, ſondern ohne weitere Anſprüche gemüthlich das hinzunehmen, was ihm anſpruchslos aus treuem Gemüth dargeboten wird.

Erſter Abſchnitt.

„Stelle man ſich auch an wie man wolle, nicht wegzuläugnen, nicht wegzubannen iſt die bittre Ueberzeugung, daß nimmer — nimmer wiederkehrt, was einmal da geweſen. Eitles Mühen, ſich entgegenzuſtemmen der unbezwinglichen Macht der Zeit, die fort und fort ſchafft in ewigem Zerſtören. Nur die Schattenbilder des in tiefe Nacht verſunkenen Lebens bleiben zurück, und walten in unſerm Innern, und necken und höhnen uns oft, wie ſpukhafte Träume. Aber Thoren! wähnen wir, das, was unſer Gedanke, unſer eignes Ich worden, noch außer uns auf der Erde zu finden, blühend in unvergänglicher Jugendfriſche. — Die Geliebte, die wir verlaſſen, der Freund von dem wir uns trennen mußten, verloren ſind beide für uns auf immer! — Die, die wir vielleicht nach Jahren wiederſehen, ſind nicht mehr dieſelben, von denen wir ſchieden, und ſie finden ja auch uns nicht mehr wieder!“

So ſprach Lothar, indem er heftig vom Stuhl aufſprang, dicht an den Camin hinanſchritt und die Arme übereinander geſchlagen mit finſterm Blick in das luſtig kniſternde Feuer hineinſtarrte.

Wenigſtens, begann jetzt Theodor, wenigſtens lieber Freund Lothar, bewährſt Du Dich in ſofern ganz als denſelben, von dem ich vor zwölf Jahren ſchied, als Du noch eben ſo wie damals geneigt biſt, nur im mindeſten ſchmerzlich berührt, Dich allem Unmuth rückſichtslos hinzugeben. Wahr iſt es, und ich, Ottmar und Cyprian, wir alle fühlen es gewiß eben ſo lebhaft als Du, daß unſer erſtes Beiſammenſeyn nach langer Trennung gar nicht ſo erfreulich iſt, als wir es uns wohl gedacht haben mochten. Wälze die Schuld auf mich, der ich aus einer unſerer unendlichen Gaſſen in die andere lief, der ich nicht abließ, bis ich

Euch heute Abend hier vor meinem Camin zuſammengebracht hatte. Geſcheuter wäre es vielleicht geweſen, hätt' ich unſer Wiederſehn dem günſtigen Zufall überlaſſen, aber unerträglich war mir der Gedanke, daß wir, die wir Jahre lang durch herzliche Liebe, durch ein gleiches ſchönes Streben in Kunſt und Wiſſenſchaft innig verbunden zuſammenlebten, die nur der wilde Orkan, wie er daher brauſte in der verhängnißvollen Zeit die wir durchlebt, auseinander ſchleudern konnte, daß wir, ſage ich, auch nur einen Tag in demſelben Hafen geankert haben ſollten, ohne uns mit leiblichen Augen zu ſchauen, wie wir es unterdeſſen mit geiſtigen gethan. Und nun ſitzen wir ſchon ein Paar Stunden zuſammen und quälen uns mörderlich ab mit dem Enthuſiasmus unſerer friſchblühenden Freundſchaft. Und keiner hat bis zu dieſem Augenblick etwas Geſcheutes zu Markte gebracht, ſondern fades langweiliges Zeug geſchwatzt zum Bewundern. Und woher kommt das Alles anders, als daß wir insgeſammt recht kindiſche Kinder ſind, daß wir glaubten, es werde nun gleich wieder fortgehen in derſelben Melodie, die wir vor zwölf Jahren abbrachen. Lothar ſollte uns vielleicht wieder zum Erſtenmale Tiecks Zerbino vorleſen, und ausgelaſſene, jauchzende, jubelnde Luſt uns alle erfaſſen. Oder Cyprian müßte vielleicht irgend ein fantaſtiſches Gedicht oder wohl gar eine ganze überſchwengliche Oper mitgebracht haben, und ich ſie zur Stelle komponiren, und auf demſelben lendenlahmen Pianoforte wie vor zwölf Jahren losdonnern, daß alles an dem armen lebensſatten Inſtrumente knackt und ächzt. Oder Ottmar müßte erzählen von irgend einer herrlichen Rarität, die er aufgeſpürt, von einem auserleſenen Wein, von einem abſonderlichen Haſenfuß ꝛc., und uns alle in Feuer und Flamme ſetzen, und uns aufregen zu allerlei ſehr ſeltſamen Anſchlägen, wie wir beides zu genießen und zu verarbeiten gedächten, auserleſenen Wein und abſonderlichen Haſenfuß. Und da das Alles nun nicht geſchehen iſt, ſchmollen wir insgeheim auf einander, und jeder denkt vom Andern: ei, wie iſt der Gute ſo ganz und gar nicht mehr derſelbe, daß der ſich ſo ändern könnte, nimmermehr hätt' ich das gedacht! — Ja freilich ſind wir alle nicht mehr dieſelben! Daß wir zwölf Jahre älter worden, daß ſich wohl mit jedem Jahr immer mehr und mehr Erde an uns anſetzt, die uns hinabzieht aus der luftigen Region, bis wir am Ende unter die Erde kommen, das will ich gar nicht in Anſchlag bringen. Aber wen von uns hat indeſſen nicht der wilde Strudel von Ereigniß zu Ereigniß, ja von That zu That fortgeriſſen? Konnte denn alles Schrekken, alles Entſetzen, alles Ungeheure der Zeit an uns vorübergehen ohne uns gewaltig zu erfaſſen, ohne tief in unſer Inneres hinein ſeine blutige Spur einzugraben? — Darüber erbleichten die Bilder des früheren Lebens, und fruchtlos bleibt nun das Mühen, ſie wieder aufzufriſchen! — Mag es aber auch ſeyn, daß manches, was uns damals im Leben ja an und in uns ſelbſt als hoch und herrlich erſchien, jetzt merklich den blendenden Glanz verloren, da unſere Augen durch ſtärkeres Licht verwöhnt, die innere Geſinnung, aus der unſere Liebe entſproßte, iſt doch wohl geblieben.

Ich meine, ein Jeder glaubt doch wohl noch vom Andern, daß er was erkleckliches tauge, und inniger Freundſchaft werth ſey. Laßt uns alſo die alte Zeit und alle alte Anſprüche aus ihr her vergeſſen, und von jener Geſinnung ausgehend, verſuchen, wie ſich ein neues Band unter uns verknüpft.

Dem Himmel ſey gedankt, unterbrach hier Ottmar den Freund, dem Himmel ſey gedankt, daß Lothar es nicht mehr aushalten konnte in unſerm närriſchen verzwickten Weſen, und daß Du, Theodor, gleich das ſchadenfrohe Teufelchen feſtpackſt, das uns alle neckt und quält. Mir wollt' es die Kehle zuſchnüren, dies gezwungene, fatale Freudigthun, und ich fing gerade an mich ganz entſetzlich zu ärgern, als Lothar losfuhr. Aber nun Theodor gerade heraus geſagt hat, woran es liegt, fühle ich mich Euch Allen um vieles näher gerückt, und es iſt mir ſo als wolle die alte Gemüthlichkeit mit der wir uns ſonſt zuſammenfanden, alle unnütze Zweifel wegbannend, wieder die Oberhand gewinnen. Theodor hat Recht, mag denn die Zeit auch vieles umgeſtaltet haben, feſt ſteht doch in unſerm Innern der Glaube an uns ſelbſt. Und hiermit erkläre ich die Präliminarien unſers neuen Bundes feierlichſt für abgeſchloſſen, und ſetze feſt, daß wir uns jede Woche an einem beſtimmten Tage zuſammenfinden wollen, denn ſonſt verlaufen wir uns in der großen Stadt hierhin, dorthin, und werden auseinander getrieben noch ärger als bisher.

Herrlicher Einfall, rief Lothar, füge doch noch ſogleich, lieber Ottmar, gewiſſe Geſetze hinzu, die bei unſern beſtimmten wöchentlichen Zuſammenkünften ſtatt finden ſollen. Z. B. daß über dieſes oder jenes geſprochen oder nicht geſprochen werden darf, oder daß jeder gehalten ſeyn ſoll, dreimal witzig zu ſeyn, oder daß wir ganz gewiß jedesmal Sardellen-Sallat eſſen wollen. Auf dieſe Art bricht dann alle Philiſterei auf uns ein, wie ſie nur in irgend einem Club grünen und blühen mag. Glaubſt Du denn nicht, Ottmar, daß jede beſtimmte Verabredung über unſer Beiſammenſeyn ſogleich einen läſtigen Zwang herbeiführt, der mir wenigſtens allen Genuß verleidet? Erinnere Dich doch nur des tiefen Widerwillens, den wir ehemals gegen alles hegten, was ſich nur im mindeſten als Clubb, Reſſource, oder wie ſonſt ſolch eine tolle Anſtalt heißen mag, in der Langeweile und Ueberdruß ſyſtematiſch gehandhabt werden, geſtalten wollte, und nun verſuchſt Du ſelbſt das vierblättrige Kleeblatt, das nur natürlich, ohne Zwang des Gärtners emporkeimt, in ſolch böſe Form einzuzwängen!

Unſer Freund Lothar, begann Theodor, läßt nicht ſo leicht ab von ſeinem Unmuth, das wiſſen wir ja alle eben ſo, als daß er in ſolch böſer Stimmung Geſpenſter ſieht, mit denen er wacker herumkämpft, bis er, todtmüde, ſelbſt eingeſtehen muß, daß es nur Geſpenſter waren, die das eigne liebe Ich ſchuf. — Wie iſt es nur möglich, Lothar, daß Du bei Ottmars harmloſem und dabei höchſt vernünftigem Vorſchlag ſogleich an Clubbs und Reſſourcen denkſt, und an alle Philiſterei, die damit nothwendig verknüpft iſt. Aber dabei iſt mir ein gar ergötzliches Bild aus unſerm frühern Leben aufgegangen. Erinnerſt Du

Dich wohl noch der Zeit, als wir das Erſtemal die Reſidenz verließen und nach dem kleinen Städtchen P*** zogen? — Anſtand und Sitte verlangten es, wir mußten uns ſofort in den Clubb aufnehmen laſſen, den die ſogenannten Honoratioren der Stadt bildeten. Wir erhielten in einem feierlichen im ſtrengſten Geſchäftsſtyl abgefaßten Schreiben die Nachricht, daß wir nach geſchehener Stimmenſammlung wirklich als Mitglieder des Clubbs aufgenommen worden, und dabei lag ein wohl funfzehn bis zwanzig Bogen ſtarkes ſauber gebundenes Buch, welches die Geſetze des Clubbs enthielt. Dieſe Geſetze hatte ein alter Rath verfaßt, ganz in der Form des preußiſchen Landrechts, mit der Eintheilung in Titel und Paragraphen. Etwas ergötzlicheres konnte man gar nicht leſen. So war ein Titel überſchrieben: Von Weibern und Kindern, und deren Befugniſſen und Rechten, worin dann nichts geringeres ſanktionirt wurde, als daß die Frauen der Mitglieder jeden Donnerſtag und Sonntag des Abends in dem Lokal des Clubbs Thee trinken, zur Winterszeit aber ſogar vier- oder ſechsmal tanzen durften. Wegen der Kinder waren die Beſtimmungen ſchwieriger und kritiſcher, da der Juriſt die Materie mit ungemeinem Scharfſinn behandelt und unmündige, mündige, minderjährige und unter väterlicher Gewalt ſtehende Perſonen ſorglich unterſchieden hatte. Die unmündigen wurden gar hübſch ihrer moraliſchen Qualität nach in artige und unartige Kinder eingetheilt, und letzteren der Zutritt in den Clubb unbedingt unterſagt, als dem Fundamental-Geſetz entgegen; der Clubb ſollte durchaus nur ein artiger ſeyn. Hierauf folgte unmittelbar der merkwürdige Titel von Hunden, Katzen und andern unvernünftigen Creaturen. Niemand ſolle, hieß es, irgend ein ſchädliches wildes Thier in den Clubb mitbringen. Hatte alſo ein Clubbiſt ſich etwa einen Löwen, Tiger oder Parder als Schooßhund zugelegt, ſo blieb alles Mühen vergebens, die Beſtie in den Clubb einzuführen, ſelbſt mit verſchnittenen Haaren und Nägeln verwehrten unbedingt die Vorſteher dem thieriſchen Schismatiker den Eintritt. Waren doch ſelbſt geſcheute Pudel und gebildete Möpſe für nicht clubbſähig erklärt, und durften nur ausnahmsweiſe zur Sommerzeit, wenn der Clubb im Freien ſpeiſe, auf den Grund der nach Berathung des Ausſchuſſes ertheilten Erlaubnißkarte mitgebracht werden. Wir — ich und Lothar, erfanden die herrlichſten Zuſätze und Deklarationen zu dieſem tiefſinnigen Codex, die wir in der nächſten Sitzung mit dem feierlichſten Ernſt vortrugen, und zu unſerer höchſten Luſt es dahin brachten, daß das unſinnigſte Zeug mit großer Wichtigkeit debattirt wurde. Endlich merkte dieſer, jener den heilloſen Spaß, man traute uns nicht mehr, doch geſchah nicht was wir wollten. Wir glaubten nemlich, daß der förmliche Bann über uns ausgeſprochen werden würde. — Ich erinnere mich der luſtigen Zeit gar wohl, ſprach Lothar, und bemerke zu meinem nicht geringen Verdruß, daß dergleichen Myſtificationen mir jetzt ſchlecht gerathen würden. Viel zu ſchwerfällig bin ich geworden, und ſehr geneigt darüber mich zu ärgern, was mich ſonſt zum Lachen reizte.

Das glaub' ich nun und nimmermehr, fiel Ottmar ein, überzeugt bin ich vielmehr, Lothar, daß nur der Nachhall irgend eines feindlichen Ereigniſſes gerade heute in Deiner Seele ſtärker nachtönt als ſonſt. — Aber ein neues Leben wird bald wie Frühlingshauch Dein Innres durchwehen, in ihm verklingt der Mißton, und Du biſt wieder ganz der alte gemüthliche Lothar der Du ſonſt warſt vor zwölf Jahren! — Euer Clubb in P*** hat mich übrigens an einen andern erinnert, deſſen Stifter von dem herrlichſten Humor beſeelt geweſen ſeyn muß, und der in der That nicht wenig an den prächtigen Narrenorden erinnerte. Denkt Euch eine Geſellſchaft, die durchaus organiſirt iſt wie ein Staat! — Ein König, Miniſter, Staatsräthe ꝛc. Die einzige Tendenz, der ganze Zweck dieſer Geſellſchaft war — gut zu eſſen und noch beſſer zu trinken. Deshalb geſchahen die Verſammlungen in dem Hotel der Stadt, wo die beſte Küche und der beſte Keller anzutreffen. Hier wurde nun ernſt und feierlich verhandelt über das Wohl und Wehe des Staats, das in nichts anderm beſtand, als eben in guten Schüſſeln und auserleſenem Wein. — So berichtet der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten: daß in einer entfernteren Handlung der Stadt vorzüglicher Rheinwein angekommen. Sogleich wird eine Sendung dorthin beſchloſſen! — Männer von vorzüglichem Talent, d. h. mit auserleſener Weinzunge werden gewählt, ſie erhalten weitläuftige Inſtructionen, und der Miniſter der Finanzen weiſet einen außerordentlichen Fond an, die Koſten der Geſandtſchaft und des Ankaufs bewährt gefundener Waare zu beſtreiten. — So geräth alles in Beſtürzung, weil ein Ragout mißrathen, — es werden Memoires gewechſelt, — harte Reden über das bedrohliche Ungewitter, das über den Staat heraufgezogen. — So tritt der Staatsrath zuſammen um zu beſchließen, ob und von welchen Weinen heute der kalte Punſch zu bereiten. In tiefes Nachdenken verſunken hört der König den Vortrag im Kabinett an; er nickt: das Geſetz vom kalten Punſch wird gegeben, und die Ausführung dem Miniſter des Innern übertragen. Der Miniſter des Innern kann aber ſchwachen Magens halber nicht Citronenſäure vertragen, er ſchält daher Pomeranzen in das Getränk, und durch ein neues Geſetz wird der kalte Punſch dahin deklarirt, daß er Cardinal ſey. — So werden Künſte und Wiſſenſchaften beſchützt, indem der Dichter, der ein neues Trinklied gedichtet, ſo wie der Sänger, der es komponirt und abgeſungen, vom Könige das Ehrenzeichen der rothen Hahnenfeder erhält, und beiden die Erlaubniß ertheilt wird, eine Flaſche Wein mehr zu trinken als gewöhnlich, d. h. auf ihre Koſten! — Uebrigens trug der König, repräſentirte er ſeine Würde, eine ungeheure Krone aus goldnem Pappendeckel geſchnitten, ſo wie Szepter und Reichsapfel; die Großen des Reichs ſchmückten ſich dagegen mit ſeltſam geformten Mützen. Das Symbol der Geſellſchaft beſtand in einer ſilbernen Büchſe, auf der ein ſtattlicher Hahn, die Flügel ausgebreitet, krähend, ſich mühte, Eier zu legen. — Rechnet zu dem allen, daß wenigſtens zu der Zeit, als mich der Zufall in dieſe höchſt herrliche Geſellſchaft brachte, es gar nicht an geiſtreichen der Rede mächtigen Mitgliedern fehlte, die von der tiefen Ironie des Ganzen ergriffen, ihre Rollen wacker durchführten, ſo werdet ihr mirs glauben, daß nicht ſo leicht mich ein Scherz ſo angeregt, ja ſo begeiſtert hat als dieſer.

Ich gebe, ſprach Lothar, der Sache meinen vollſten Beifall, nur begreife ich doch nicht, wie es auf die Länge damit gehen konnte. Der beſte Spaß ſtumpft ſich ab, vollends wenn er ſo dauernd und dabei doch wieder ſo ſyſtematiſch getrieben wird, wie es in Deiner Geſellſchaft, in Deiner Loge zum eierlegenden Hahn wirklich geſchah. — Ihr habt beide, Theodor und Ottmar, nun erzählt von großen breiten Clubbs mit Geſetzen und fortwuchernden Myſtifikationen, laßt mich des einfachſten Clubbs erwähnen, der wohl auf der Welt exiſtirt haben mag. — In einem kleinen polniſchen Grenzſtädtchen, das ehemals von den Preußen in Beſitz genommen, waren die einzigen deutſchen Offizianten ein alter invalider Hauptmann, als Poſthalter angeſtelle, und der Acciſe-Einnehmer. Beide kamen jeden Abend auf den Schlag fünf Uhr in der einzigen Kneipe, die es an dem Orte gab, und zwar in einem Kämmerchen zuſammen, das ſonſt niemand betreten durfte. Gewöhnlich ſaß der Acciſe-Einnehmer ſchon vor ſeinem Kruge Bier, die dampfende Pfeife im Munde, wenn der Hauptmann eintrat. Der ſetzte ſich mit den Worten: Wie gehts, Herr Gevatter? dem Einnehmer gegenüber an den Tiſch, zündete die ſchon geſtopfte Pfeife an, zog die Zeitungen aus der Taſche, fing an emſig zu leſen, und ſchob die geleſenen Blätter dem Einnehmer hin, der eben ſo emſig las. In tiefem Schweigen blieſen ſich beide nun den dicken Tabacksdampf ins Geſicht, bis auf den Glockenſchlag acht Uhr der Einnehmer aufſtand, die Pfeife ausklopfte, und mit den Worten: ja ſo gehts, Herr Gevatter! die Kneipe verließ. Das nannten denn beide ſehr ernſthaft: Unſere Reſſource.

Sehr ergötzlich, rief Theodor, und wer in dieſe Reſſource als ehrenwerthes Mitglied recht hineingetaugt hätte, das iſt unſer Cyprian. Der hätte gewiß niemals die feierliche Stille unterbrochen durch unzeitiges Schwatzen. Er ſcheint gleich den Camaldulenſer Mönchen das Gelübde des ewigen Stillſchweigens abgelegt zu haben, denn bis jetzt iſt auch nicht ein einziges Wörtlein über ſeine Lippen gekommen.

Cyprian, der in der That bis dahin geſchwiegen, ſeufzte auf, wie aus einem Traum erwachend, warf dann den Blick in die Höhe und ſprach mit mildem Lächeln: Ich will es Euch gern geſtehen, daß ich nun heute durchaus nicht die Erinnerung an ein ſeltſames Abentheuer los werden kann, das ich vor mehreren Jahren erlebte, und wohl geſchieht es, daß dann, wenn innere Stimmen recht laut und lebendig ertönen, der Mund ſich nicht öffnen mag zur Rede. Doch ging nichts an mir vorüber, was bis jetzt zur Sprache kam, und ich kann darüber Rechenſchaft geben. Fürs Erſte hat Theodor ganz recht, daß wir Alle kindiſcher Weiſe glaubten gleich da wieder anfangen zu können, wo wir vor zwölf Jahren ſtehen blieben, und da dies nicht geſchah, nicht geſchehen konnte, auf einander ſchmollten. Ich behaupte aber, daß, trabten wir wirklich gleich in demſelben Geleiſe fort, nichts in der Welt uns mehr als eingefleiſchte Philiſter kund gethan hätte. Mir fallen dabei jene Philoſophen ein — doch, das muß ich ſein ordentlich erzählen! — Denkt Euch zwei Leute — ich will ſie Sebaſtian und Ptolomäus nennen — denkt Euch alſo, daß dieſe auf der Univerſität zu K— mit dem größten Eifer die Kantiſche Philoſophie ſtudiren, und ſich beinahe täglich in den heftigſten Disputationen über dieſen, jenen Satz erlaben. Eben in einem ſolchen philoſophiſchen Streit, eben in dem Augenblick, als Sebaſtian einen kräftigen entſcheidenden Schlag geführt, und Ptolomäus ſich ſammelt ihn wacker zu erwiedern, werden ſie unterbrochen, und der Zufall will es, daß ſie ſich nicht mehr in K— zuſammentreffen. Der eine geht hierhin, der andere dorthin. Beinahe zwanzig Jahre ſind vergangen, da ſieht Ptolomäus in B— auf der Straße eine Figur vor ſich herwandeln, die er ſogleich für ſeinen Freund Sebaſtian erkennet. Er ſtürzt ihm nach, klopft ihm auf die Schulter, und als Sebaſtian ſich umſchaut, fängt Ptolomäus ſogleich an: Du behaupteſt alſo daß — kurz! — er führt den Schlag zu dem er vor zwanzig Jahren ausholte. Sebaſtian läßt alle Minen ſpringen die er in K— angelegt hatte. Beide disputiren zwey, drey Stunden hindurch Straß' auf Straß' ab wandelnd. Beide geben ſich ganz erhizt das Wort den Profeſſor ſelbſt zum Schiedsrichter aufzufordern, nicht bedenkend, daß ſie in B** ſind, daß der alte Immanuel ſchon ſeit vielen Jahren im Grabe ruht, trennen ſich und finden ſich nie mehr wieder. — Dieſe Geſchichte die das Eigenthümliche für ſich hat, daß ſie ſich wirklich begeben, trägt für mich wenigſtens beinahe etwas ſchauerliches in ſich. Ohne einiges Entſetzen kann ich nicht dieſen tiefen geſpenſtiſchen Philiſtrismus anſchauen. Ergötzlicher war mir unſer alter Commiſſionsrath, den ich auf meiner Herreiſe beſuchte. Er empfing mich zwar recht herzlich indeſſen hatte ſein Betragen etwas ängſtliches gedrücktes, das ich mir gar nicht erklären konnte, bis er eines Tages auf einem Spaziergange mich bat, ich möge doch um des Himmelswillen mich wieder pudern und einen grauen Hut aufſetzen, ſonſt könne er nicht an ſeinen alten Cyprianus glauben. Und dabey wiſchte er ſich den Angſtſchweiß von der Stirne und flehte mich an, ſeine Treuherzig- doch nur ja nicht übel zu nehmen! — Alſo! — wir wollen keine Philiſter ſeyn, wir wollen nicht darauf beſtehen jenen Faden, an dem wir vor zwölf Jahren ſpannen, nun fortzuſpinnen, wir wollen uns nicht daran ſtoßen, daß wir andere Röcke tragen und andere Hüte, wir wollen andere ſeyn als damals und doch wieder dieſelben, das iſt nun ausgemacht. Was Lothar ohne eigentlichen Anlaß über das Unweſen der Clubbs und Reſſourcen geſagt hat, mag richtig ſeyn und beweiſen, wie ſehr der arme Menſch geneigt iſt ſich das letzte Reſtchen Freiheit zu verdämmen und überall ein künſtlich Dach zu bauen, wo er noch allenfalls zum hellen heitern Himmel hinaufſchauen könnte. Aber was geht das uns an? — Auch ich gebe meine Stimme zu Ottmars Vorſchlag, daß wir uns wöchentlich an einem beſtimmten Tage zuſammenfinden wollen. Ich denke die Zeit mit ihren wunderbarſten Ereigniſſen hat dafür geſorgt, daß wir, lag auch wirklich, wie ich indeſſen gar nicht glauben und zugeben will, einige Anlage dazu in unſerm Innern, keine Philiſter werden konnten. Iſt es denn möglich, daß unſere Zuſammenkünfte jemals in den Philiſtrismus eines Clubbs ausarten können? — Alſo es bleibt bey Ottmars Vorſchlag.

Beſtändig, rief Lothar, beſtändig werde ich mich dagegen auflehnen und damit wir nur gleich aus dem ärgerlichen Hin und Herreden darüber herauskommen, ſoll uns Cyprian das ſeltſame Abentheuer erzählen, das ihm heute ſo in Sinn und Gedanken liegt. Ich meine, ſprach Cyprian, daß immer mehr und mehr uns eine fröhliche gemüthliche Stimmung erfaſſen wird, zumal wenn es unſerm Theodor gefällt jene geheimnißvolle Vaſe, welche die feinſten aromatiſchen Düfte verbreitet und aus der berühmten Geſellſchaft des eierlegenden Hahns herzuſtammen ſcheint, zu öffnen. Nichts in der Welt könnte aber dem friſchen Aufkeimen alter Luſt mehr hinderlich ſeyn, als eben mein Abentheuer, das ihr, ſo wie wir jetzt beyſammen ſind, fremdartig, unintereſſant, ja albern und fratzenhaft finden müßt. Dabey trägt es einen düſtern Charakter und ich ſelbſt ſpiele darinn eine hinlänglich ſchlechte Rolle. Urſache genug davon zu ſchweigen. — Merkt ihr wohl, rief Theodor, daß unſer Cyprian, unſer liebes Sonntagskind, wieder allerlei bedenkliche Geiſter geſehen hat, die zu erſchauen nach ſeiner Weiſe, er unſern gänzlich irdiſchen Augen nicht zutraut! — Doch nur heraus, Cyprian, mit deinem Abentheuer und ſpielſt du darinn eine ſchlechte Rolle, ſo verſpreche ich dir ſogleich mich auf eigne Abentheuer zu beſinnen und dir aufzutiſchen worinn ich noch viel alberner erſcheine als Du. Ich leide daran gar keinen Mangel.

Mag es denn ſeyn, ſprach Cyprian und begann, nachdem er ein paar Sekunden nachdenklich vor ſich hingeſchaut, in folgender Art.

Ihr wißt, daß ich mich vor mehreren Jahren einige Zeit hindurch in B***, einem Orte der bekanntlich in der anmuthigſten Gegend des ſüdlichen Teutſchlands gelegen, aufhielt. Nach meiner Weiſe pflegte ich allein ohne Wegweiſer, deſſen ich wohl bedurft, weite Spaziergänge zu wagen und ſo geſchah es, daß ich eines Tages in einen dichten Wald gerieth und je ämſiger ich zuletzt Weg und Steg ſuchte, deſto mehr jede Spur eines menſchlichen Fußtritts verlor. Endlich wurde der Wald etwas lichter, da gewahrte ich unfern vor mir einen Mann in brauner Einſiedlerkutte, einen breiten Strohhut auf dem Kopf, mit langem ſchwarzem verwildertem Bart, der dicht an einer Bergſchlucht auf einem Felsſtück ſaß und die Hände gefaltet gedankenvoll in die Ferne ſchaute. Die ganze Erſcheinung hatte etwas fremdartiges, ſeltſames, ich fühlte leiſe Schauer mich durchgleiten. Solchen Gefühls kann man ſich auch wohl kaum erwehren, wenn das, was man nur auf Bildern ſah oder nur aus Büchern kannte, plötzlich ins wirkliche Leben tritt. Da ſaß nun der Anachoret aus der alten Zeit des Chriſtenthums in Salvator Roſa's wildem Gebürge lebendig mir vor Augen. — Ich beſann mich bald, daß ein ambulirender Mönch wohl eben nichts ungewöhnliches in dieſen Gegenden ſey und trat keck auf den Mann zu mit der Frage, wie ich mich wohl am leichteſten aus dem Walde heraus finden könne um nach B*** zurückzukehren. Er maß mich mit finſterm Blick und ſprach dann mit dumpfer feierlicher Stimme: Du handelſt ſehr leichtſinnig und unbeſonnen, daß Du mich in dem Geſpräch, das ich mit den würdigen Männern, die um mich verſammelt, führe, mit einer einfältigen Frage unterbrichſt! — Ich weiß es wohl, daß bloß die Neugierde mich zu ſehen und mich ſprechen zu hören Dich in dieſe Wüſte trieb, aber Du ſiehſt, daß ich jetzt keine Zeit habe mit Dir zu reden. Mein Freund Ambroſius von Camaldoli kehrt nach Alexandrien zurück, ziehe mit ihm.“ Damit ſtand der Mann auf und ſtieg hinab in die Bergſchlucht. Mir war als läg' ich im Traum. Ganz in der Nähe hört' ich das Geräuſch eines Fuhrwerks, ich arbeitete mich durchs Gebüſch, ſtand bald auf einem Holzwege und ſah vor mir einen Bauer, der auf einem zweirädrigen Karren daher fuhr und den ich ſchnell ereilte. Er brachte mich bald auf den großen Weg nach B***. Ich erzählte ihm unterweges mein Abentheuer und fragte ihn, wer wohl der wunderliche Mann im Walde ſey. „Ach lieber Herr, erwiederte der Bauer, das iſt der würdige Mann der ſich Prieſter Serapion nennt und ſchon ſeit vielen Jahren im Walde eine kleine Hütte bewohnt, die er ſich ſelbſt erbaut hat. Die Leute ſagen, er ſey nicht recht richtig im Kopfe, aber er iſt ein lieber frommer Herr der niemanden etwas zu Leide thut und der uns im Dorfe mit anandächtigen Reden recht erbaut und uns guten Rath ertheilt wie er nur kann." Kaum zwey Stunden von B*** hatte ich meinen Anachoreten angetroffen, hier mußte man daher auch mehr von ihm wiſſen, und ſo war es auch wirklich der Fall. Doktor S** erklärte mir alles. Dieſer Einſiedler war ſonſt einer der geiſtreichſten vielſeitig ausgebildetſten Köpfe die es in M— gab. Kam noch hinzu, daß er aus glänzender Familie entſproſſen, ſo konnt' es nicht fehlen, daß man ihn, kaum hatte er ſeine Studien vollendet, in ein bedeutendes diplomatiſches Geſchäft zog, dem er mit Treue und Eifer vorſtand. Mit ſeinen Kenntniſſen verband er ein ausgezeichnetes Dichtertalent, alles was er ſchrieb, war von einer feurigen Fantaſie, von einem beſondern Geiſte, der in die tiefſte Tiefe ſchaute, beſeelt. Sein unübertrefflicher Humor machte ihn zum angenehmſten, ſeine Gemüthlichkeit zum liebenswürdigſten Geſellſchafter, den es nur geben konnte. Von Stufe zu Stufe geſtiegen hatte man ihn eben zu einem wichtigen Geſandſchaftspoſten beſtimmt, als er auf unbegreifliche Weiſe aus M— verſchwand. Alle Nachforſchungen blieben vergebens und jede Vermuthung ſcheiterte an dieſem, jenem Umſtande, der ſich dabey ergab.

Nach einiger Zeit erſchien im tiefen Tyrolergebürge ein Menſch, der in eine braune Kutte gehüllt in den Dörfern predigte und ſich dann in den wildeſten Wald zurück zog, wo er einſiedleriſch lebte. Der Zufall wollte es, daß Graf P** dieſen Menſchen, der ſich für den Prieſter Serapion ausgab, zu Geſicht bekam. Er erkannte augenblicklich in ihm ſeinen unglücklichen aus M— verſchwundenen Neffen. Man bemächtigte ſich ſeiner, er wurde raſend und alle Kunſt der berühmteſten Aerzte in M— vermochte nichts in dem fürchterlichen Zuſtande des Unglücklichen zu ändern. Man brachte ihn nach B*** in die Irrenanſtalt und hier gelang es wirklich dem methodiſchen auf tiefe pſychiſche Kenntniß gegründeten Verfahren des Arztes, der damals dieſer Anſtalt vorſtand, den Unglücklichen wenigſtens aus der Tobſucht zu retten, in die er verfallen. Sey es, daß jener Arzt ſeiner Theorie getreu dem Wahnſinnigen ſelbſt Gelegenheit gab zu entwiſchen oder daß dieſer ſelbſt die Mittel dazu fand, genug er entfloh und blieb eine geraume Zeit hindurch verborgen. Serapion erſchien endlich in dem Walde zwey Stunden von B*** und jener Arzt erklärte, daß, habe man wirkliches Mitleiden mit dem Unglücklichen, wolle man ihn nicht aufs neue in Wuth und Raſerei ſtürzen, wolle man ihn ruhig und nach ſeiner Art glücklich ſehen, ſo müſſe man ihn im Walde und dabei vollkommne Freiheit laſſen nach Willkühr zu ſchalten und zu walten. Er ſtehe für jede ſchädliche Wirkung. Der bewährte Ruf des Arztes drang durch, die Polizeybehorde begnügte ſich damit den nächſten Dorfgerichten die entfernte unmerkliche Aufſicht über den Unglücklichen zu übertragen und der Erfolg beſtätigte, was der Arzt vorhergeſagt. Serapion baute ſich eine niedliche ja nach den Umſtänden bequeme Hütte, er verfertigte ſich Tiſch und Stuhl, er flocht ſich Binſenmatten zum Lager, er legte ein kleines Gärtlein an in dem er Gemüſe und Blumen anpflanzte. Bis auf die Idee daß er der Einſiedler Serapion ſey, der unter dem Kaiſer Dezius in die Thebaiſche Wüſte floh und in Alexandrien den Märtyrer-Tod litt, und was aus dieſer folgte, ſchien ſein Geiſt gar nicht zerrüttet. Er war im Stande die geiſtreichſten Geſpräche zu führen, ja nicht ſelten traten Spuren jenes ſcharfen Humors, ja wohl jener Gemüthlichkeit hervor, die ſonſt ſeine Unterhaltung belebten. Uebrigens erklärte ihn aber jener Arzt für gänzlich unheilbar und widerrieth auf das ernſtlichſte jeden Verſuch ihn für die Welt und für ſeine vorigen Verhältniſſe wieder zu gewinnen. — Ihr könnt Euch wohl vorſtellen, daß mein Anachoret mir nun nicht aus Sinn und Gedanken kam, daß ich eine unwiderſtehliche Sehnſucht empfand ihn wiederzuſehen. — Aber nun denkt Euch meine Albernheit! — Ich hatte nichts geringeres im Sinn, als Serapions fixe Idee an der Wurzel anzugreifen! — Ich las den Pinel — den Reil — alle mögliche Bücher über den Wahnſinn, die mir nur zur Hand kamen, ich glaubte, mir, dem fremden Pſychologen, dem ärztlichen Layen ſey es vielleicht vorbehalten in Serapions verfinſterten Geiſt einen Lichtſtrahl zu werfen. Ich unterließ nicht außer jenem Studium des Wahnſinns mich mit der Geſchichte ſämmtlicher Serapions, deren es in der Geſchichte der Heiligen und Märtyrer nicht weniger als acht giebt, bekannt zu machen, und ſo gerüſtet ſuchte ich an einem ſchönen hellen Morgen meinen Anachoreten auf. Ich fand ihn in ſeinem Gärtlein mit Hacke und Spaten arbeitend und ein andächtiges Lied ſingend. Wilde Tauben, denen er reichliches Futter hingeſtreut, flatterten und ſchwirrten um ihn her und ein junges Reh guckte neugierig durch die Blätter des Spaliers. So ſchien er mit den Thieren des Waldes in vollkommener Eintracht zu leben. Keine Spur des Wahnſinns war in ſeinem Geſicht zu finden, deſſen milde Züge von ſeltener Ruhe und Heiterkeit zeugten. Auf dieſe Weiſe beſtätigte ſich das, was mir Doktor S** in B*** geſagt hatte. Er rieth mir nehmlich, als er meinen Entſchluß den Anachoreten zu beſuchen, erfuhr, dazu einen heitern Morgen zu wählen, weil Serapion dann am freiſten im Geiſte und aufgelegt ſey, ſich mit Fremden zu unterhalten, wogegen er Abends alle menſchliche Geſellſchaft flöhe. Als Serapion mich gewahr wurde ließ er den Spaten ſinken und kam mir freundlich entgegen. Ich ſagte, daß ich auf weitem Wege ermüdet, mich nur einige Augenblicke bey ihm auszuruhen wünſche. „Seid mir herzlich willkommen, ſprach er, das wenige, womit ich Euch erquicken kann, ſteht Euch zu Dienſten.“ Damit führte er mich zu einem Moosſitz vor ſeiner Hütte, rückte einen kleinen Tiſch heraus, trug Brod, köſtliche Trauben und eine Kanne Wein auf und lud mich gaſtlich ein zu eſſen und zu trinken, indem er ſich mir gegenüber auf einen Schemmel ſezte und mit vielem Appetit Brodt genoß und einen großen Becher Waſſer dazu leerte. In der That wußt ich gar nicht wie ich ein Geſpräch anknüpfen, wie ich meine pſychologiſche Weisheit an dem ruhigen heitern Mann verſuchen ſollte. Endlich faßte ich mich zuſammen und begann: Sie nennen ſich Serapion, ehrwürdiger Herr? Allerdings, erwiederte er, die Kirche gab mir dieſen Namen. „Die ältere Kirchengeſchichte, fuhr ich fort, nennt mehrere heilige berühmte Männer dieſes Namens. Einen Abt Serapion, der ſich durch ſein Wohlthun auszeichnete, den gelehrten Biſchoff Serapion, deſſen Hyronimus in ſeinem Buche

Buche de viris illustribus gedenkt. Auch gab es einen Mönch Serapion. Dieſer befahl, wie Heraclides in ſeinem Paradieſe erzählt, als er einſt aus der Thebaiſchen Wüſte nach Rom kam, einer Jungfrau, die ſich zu ihm geſellte vorgebend, ſie habe der Welt entſagt, und ihrer Luſt, um dies zu beweiſen, mit ihm entkleidet durch die Straßen von Rom zu ziehen und verſtieß ſie, als ſie es verweigerte." „Du zeigſt, ſprach der Mönch, daß Du noch nach der Natur lebſt und den Menſchen gefallen willſt, glaube nicht an Deine Größe, rühme Dich nicht, Du habeſt die Welt überwunden!" — Irr' ich nicht ehrwürdiger Herr ſo war dieſer ſchmutzige Mönch (ſo nennt ihn Heraclid ſelbſt) eben derſelbe, welcher unter dem Kaiſer Dezius das grauſamſte Märtyrerthum erlitt. Man trennte bekanntlich die Juncturen der Glieder und ſtürzte ihn dann vom hohen Felſen hinab." „So iſt es, ſprach Serapion, indem er erbleichte und ſeine Augen in dunklem Feuer aufglühten. So iſt es, doch dieſer Märtyrer hat nichts gemein mit jenem Mönch, der in aszetiſcher Wuth

gegen

gegen die Natur ſelbſt ankämpfte. Der Märtyrer Serapion, von dem Sie ſprechen, bin ich ſelbſt.“ „Wie, rief ich mit erkünſteltem Erſtaunen, Sie halten ſich für jenen Serapion, der vor vielen hundert Jahren auf die jämmerlichſte Weiſe umkam?“ — „Sie mögen, fuhr Serapion ſehr ruhig fort, das unglaublich finden und ich geſtehe ein, daß es manchem der nicht weiter zu ſchauen vermag, als eben ſeine Naſe reicht, ſehr wunderbar klingen muß, allein es iſt nun einmahl ſo. Die Allmacht Gottes hat mich mein Märtyrerthum glücklich überſtehen laſſen weil es in ſeinem ewigen Rathſchluß lag daß ich noch einige Zeit hindurch hier in der Thebaiſchen Wüſte ein ihm gefälliges Leben führen ſollte. Ein heftiger Kopfſchmerz und eben ſo heftiges Ziehen in den Gliedern, nur das allein erinnert mich noch zuweilen an die überſtandenen Qualen.“ Nun, glaubt' ich, ſey es an der Zeit mit meiner Kur zu beginnen. Ich holte weit aus und ſprach ſehr gelehrt über die Krankheit der fixen Ideen die den Menſchen zuweilen befalle und nur wie ein einziger Mißton den ſonſt rein geſtimmten Organism verderbe. Ich erwähnte jenes Gelehrten der nicht zu bewegen war vom Stuhle aufzuſtehen, weil er befürchtete dann ſogleich mit ſeiner Naſe dem Nachbar gegenüber die Fenſterſcheiben einzuſtoßen; des Abts Molanus der über alles ſehr vernünftig ſprach und bloß deshalb ſeine Stube nicht verließ, weil er beſorgte ſofort von den Hühnern gefreſſen zu werden, da er ſich für ein Gerſtenkorn hielt. Ich kam darauf, daß die Vertauſchung des eignen Ichs mit irgend einer geſchichtlichen Perſon gar häufig als fixe Idee ſich im Innern geſtalte. Nichts tolleres nichts ungereimteres könne es geben, meinte ich ferner, als den kleinen, täglich von Bauern, Jägern, Reiſenden, Spaziergängern durchſtreiften Wald zwey Stunden von B** für die Thebaiſche Wüſte, und ſich ſelbſt für denſelben heiligen Schwärmer zu halten, der vor vielen hundert Jahren den Märtyrer-Tod erlitt. — Serapion hörte mich ſchweigend an, er ſchien den Nachdruck meiner Worte zu fühlen und in tiefem Nachdenken mit ſich ſelbſt zu kämpfen. Nun glaubt ich den Hauptſchlag führen zu müſſen, ich ſprang auf, ich faßte Serapions beide Hände, ich rief mit ſtarker Stimme: Graf P** erwachen Sie aus dem verderblichen Traum der Sie beſtrickt, werfen Sie dieſe gehäſſigen Kleider ab, geben Sie Sich Ihrer Familie, die um Sie trauert, der Welt die die gerechteſten Anſprüche an Sie macht, wieder! — Serapion ſchaute mich an mit finſterm durchbohrenden Blick, dann ſpielte ein ſarkaſtiſches Lächeln um Mund und Wange, und er ſprach langſam und ruhig: Sie haben, mein Herr, ſehr lange und Ihres Bedünkens auch wohl ſehr herrlich und weiſe geſprochen, erlauben Sie, daß ich Ihnen jetzt einige Worte erwiedere. — Der heilige Antonius, alle Männer der Kirche die ſich aus der Welt in die Einſamkeit zurückgezogen, wurden öfters von häßlichen Quälgeiſtern heimgeſucht, die, die innere Zufriedenheit der Gottgeweihten beneidend ihnen hart zuſezten ſo lange, bis ſie überwunden ſchmählich im Staube lagen. Mir geht es nicht beſſer. Dann und wann erſcheinen mir Leute die vom Teufel angetrieben mir einbilden wollen, ich ſey der Graf P** aus M— um mich zu verlocken zur Hoffarth und allerley böſem Weſen. Half nicht Gebet, ſo nahm ich ſie bey den Schultern, warf ſie hinaus und verſchloß ſorgfältig mein Gärtlein. Beinahe möcht ich mit Ihnen, mein Herr verfahren auf gleiche Weiſe. Doch wird es deſſen nicht bedürfen. Sie ſind offenbar der ohnmächtigſte von allen Widerſachern die mir erſchienen und ich werde Sie mit Ihren eignen Waffen ſchlagen, das heißt mit den Waffen der Vernunft. Es iſt vom Wahnſinn die Rede, leidet einer von uns an dieſer böſen Krankheit, ſo iſt das offenbar bey Ihnen der Fall in viel höherem Grade als bey mir. Sie behaupten, es ſey fixe Idee, daß ich mich für den Märtyrer Serapion halte, und ich weiß recht gut, daß viele Leute daſſelbe glauben oder vielleicht nur ſo thun als ob ſie es glaubten. Bin ich nun wirklich wahnſinnig, ſo kann nur ein Verrückter wähnen, daß er im Stande ſeyn werde mir die fixe Idee, die der Wahnſinn erzeugt hat, auszureden. Wäre dies möglich ſo gäb' es bald keinen Wahnſinnigen mehr auf der ganzen Erde, denn der Menſch könnte gebieten über die geiſtige Kraft die nicht ſein Eigenthum ſondern nur anvertrautes Gut der höhern Macht iſt, die darüber waltet. Bin ich aber nicht wahnſinn'g und wirklich der Märtyrer Serapion, ſo iſt es wieder ein thörigtes Unternehmen mir das ausreden und mich erſt zu der fixen Idee treiben zu wollen, daß ich der Graf P** aus M— und zu Großem berufen ſey. Sie ſagen daß der Märtyrer Serapion vor vielen hundert Jahren lebte und daß ich folglich nicht jener Märtyrer ſeyn könne, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil Menſchen nicht ſo lange auf Erden zu wandeln vermögen. Fürs erſte iſt die Zeit ein eben ſo relativer Begriff wie die Zahl und ich könnte Ihnen ſagen, daß, wie ich den Begriff der Zeit in mir trage, es kaum drey Stunden oder wie Sie ſonſt den Lauf der Zeit bezeichnen wollen, her ſind, als mich der Kaiſer Decius hinrichten ließ. Dann aber, davon abgeſehen, können Sie mir nur den Zweifel entgegen ſtellen, daß ein ſolch langes Leben, wie ich geführt haben will beiſpiellos und der menſchlichen Natur entgegen ſey. Haben Sie Kenntniß von dem Leben jedes einzelnen Menſchen der auf der ganzen weiten Erde exiſtirt hat, daß Sie das Wort beiſpiellos keck ausſprechen können? — Stellen Sie die Allmacht Gottes der armſeeligen Kunſt des Uhrmachers gleich, der die todte Maſchiene nicht zu retten mag, vor dem Verderben? — Sie ſagen, der Ort, wo wir uns befinden ſey nicht die Thebaiſche Wüſte ſondern ein kleiner Wald, der zwey Stunden von B*** liege und täglich von Bauern, Jägern und andern Leuten durchſtreift werde. Beweiſen Sie mir das!

Hier glaubte ich meinen Mann faſſen zu können. Auf, rief ich, kommen Sie mit mir, in zwey Stunden ſind wir in B*** und das was ich behauptet, iſt bewieſen.

Armer verblendeter Thor, ſprach Serapion, welch ein Raum trennt uns von B***! — Aber geſetzten Falls ich folgte Ihnen, wirklich nach einer Stadt die Sie B*** nennen, würden Sie mich davon überzeugen können, daß wir wirklich nur zwey Stunden wandelten, daß der Ort, wo wir hingelangten wirklich B*** ſey? — Wenn ich nun behauptete daß eben Sie von einem heilloſen Wahnſinn befangen die Thebaiſche Wüſte für ein Wäldchen und das ferne, ferne Alexandrien für die ſüddeutſche Stadt B*** hielten, was würden Sie ſagen können? Der alte Streit würde nie enden und uns beiden verderblich werden. — Und noch eins mögen Sie recht ernſtlich bedenken! — Sie müſſen es wohl merken, daß der, der mit Ihnen ſpricht, ein heitres ruhiges mit Gott verſöhntes Leben führt. Nur nach überſtandenem Märtyrerthum geht ein ſolches Leben im Innern auf. Hat es nun der ewigen Macht gefallen einen Schleier zu werfen über das was vor jenem Märtyrerthum geſchah, iſt es nicht eine grauſame heilloſe Teufelei, an dieſem Schleier zu zupfen?

Mit all meiner Weisheit ſtand ich vor dieſem Wahnſinnigen verwirrt — beſchämt! — Mit der Conſequenz ſeiner Narrheit hatte er mich gänzlich aus dem Felde geſchlagen und ich ſah die Thorheit meines Unternehmens in vollem Umfange ein. Noch mehr als das, den Vorwurf den ſeine lezten Worte enthielten fühlte ich eben ſo tief als mich das dunkle Bewußtſeyn des frühern Lebens, das darinn wie ein höherer unverletzbarer Geiſt hervorſchimmerte, in Erſtaunen ſezte.

Serapion ſchien meine Stimmung recht gut zu bemerken, er ſchaute mir mit einem Blick, in dem der Ausdruck der reinſten unbefangenſten Gemüthlichkeit lag, ins Auge und ſprach dann: Gleich hielt ich Sie eben für keinen ſchlimmen Widerſacher, und ſo iſt es auch in der That. Wohl mag es ſeyn, daß dieſer, jener, ja vielleicht der Teufel ſelbſt Sie aufgeregt hat, mich zu verſuchen, in Ihrer Geſinnung lag es gewiß nicht und vielleicht nur, daß Sie mich anders fanden, als Sie Sich den Anachoreten Serapion gedacht hatten, beſtärkte Sie in den Zweifeln, die Sie mir entgegen warfen. Ohne im mindeſten von jener Frömmigkeit abzuweichen die dem ziemt, der ſein ganzes Leben Gott und der Kirche geweiht, iſt mir jener aszetiſche Cynismus fremd, in den viele von meinen Brüdern verfielen und dadurch ſtatt der gerühmten Stärke, innere Ohnmacht, ja offenbare Zerrüttung aller Geiſteskräfte bewieſen. Des Wahnſinns hätten Sie mich beſchuldigen können, fanden Sie mich in dem heilloſen abſcheuligen Zuſtande, den jene beſeſſene Fanatiker ſich oft ſelbſt bereiten. Sie glaubten den Mönch Serapion zu finden, jenen cyniſchen Mönch, blaß, abgemagert, entſtellt von Wachen und Hungern, alle Angſt, alles Entſetzen der abſcheuligen Träume im düſtern Blick, die den heiligen Antonius zur Verzweiflung brachten, mit ſchlotternden Knieen, kaum vermögend aufrecht zu ſtehen, in ſchmutziger blutbedeckter Kutte, und treffen auf einen ruhigen heitern Mann. Auch ich überſtand dieſe Qualen von der Hölle ſelbſt in meiner Bruſt entzündet, aber als ich mit zerriſſenen Gliedern mit zerſchelltem Haupt erwachte, erleuchtete der Geiſt mein Innres und ließ Seele und Körper geſunden. Möge Dich, o mein Bruder! der Himmel ſchon auf Erden die Ruhe die Heiterkeit genießen laſſen, die mich erquickt und ſtärkt. Fürchte nicht die Schauer der tiefen Einſamkeit, nur in ihr geht dem frommen Gemüth ſolch ein Leben auf!

Serapion, der die lezten Worte mit wahrhaft prieſterlicher Salbung geſprochen, ſchwieg jezt, und hob den verklärten Blick gen Himmel. War's denn anders möglich, mußte mir nicht ganz unheimlich zu Muthe werden? — Ein wahnſinniger Menſch, der ſeinen Zuſtand als eine herrliche Gabe des Himmels preißt, nur in ihm Ruhe und Heiterkeit findet und recht aus der innerſten Ueberzeugung mir ein gleiches Schickſal wünſcht!

Ich gedachte mich zu entfernen doch in demſelben Augenblick begann Serapion mit verändertem Ton: Sie ſollten nicht meinen, daß dieſe rauhe unwirthbare Wüſte mir für meine ſtille Betrachtungen oft beinahe zu lebhaft wird. Täglich erhalte ich Beſuche von den merkwürdigſten Männern der verſchiedenſten Art. Geſtern war Arioſt bey mir, dem bald darauf Dante und Petrarch folgten, heute Abends erwarte ich den wackern Kirchenlehrer

Evagrius und gedenke, ſo wie geſtern über Poeſie, heute über die neueſten Angelegenheiten der Kirche zu ſprechen. Manchmal ſteige ich auf die Spitze jenes Berges, von der man bey heitrem Wetter ganz deutlich die Thürme von Alexandrien erblickt, und vor meinen Augen begeben ſich die wunderbarſten Ereigniſſe und Thaten. Viele haben das auch unglaublich gefunden und gemeint, ich bilde mir nur ein, das vor mir im äußern Leben wirklich ſich ereignen zu ſehen was ſich nur als Geburt meines Geiſtes, meiner Fantaſie geſtalte. Ich halte dies nun für eine der ſpitzfündigſten Albernheiten die es geben kann. Iſt es nicht der Geiſt allein, der das was ſich um uns her begiebt in Raum und Zeit, zu erfaſſen vermag? — Ja was hört was ſieht, was fühlt in uns? — vielleicht die todten Maſchienen die wir Auge — Ohr — Hand ꝛc. nennen und nicht der Geiſt? — Geſtaltet ſich nun etwa der Geiſt ſeine in Raum und Zeit bedingte Welt im Innern auf eigne Hand und überläßt jene Funktionen einem andern uns inwohnenden Prinzip? — Wie ungereimt! Iſt es nun alſo der Geiſt allein, der die Begebenheit vor uns erfaßt, ſo hat ſich das auch wirklich begeben was er dafür anerkennt. — Eben geſtern ſprach Arioſt von den Gebilden ſeiner Fantaſie und meinte, er habe im Innern Geſtalten und Begebenheiten geſchaffen, die niemals in Raum und Zeit exiſtirten. Ich beſtritt, daß dies möglich, und er mußte mir einräumen, daß es nur Mangel höherer Erkenntniß ſey, wenn der Dichter alles, was er vermöge ſeiner beſonderen Sehergabe vor ſich in vollem Leben erſchaue, in den engen Raum ſeines Gehirns einſchachteln wolle. Aber erſt nach dem Märtyrerthum kommt jene höhere Erkenntniß die genährt wird von dem Leben in tiefer Einſamkeit. — Sie ſcheinen nicht mit mir einig, Sie begreifen mich vielleicht gar nicht? — Doch freilich, wie ſollte ein Kind der Welt, trägt es auch den beſten Willen dazu in ſich, den Gott geweihten Anachoreten begreifen können in ſeinem Thun und Treiben! — Laſſen ſie mich erzählen, was ſich heute als die Sonne aufging und ich auf der Spitze jenes Berges ſtand, vor meinen Augen begab. —

Serapion erzählte jetzt eine Novelle, angelegt, durchgeführt, wie ſie nur der geiſtreichſte, mit der feurigſten Phantaſie begabte Dichter anlegen, durchführen kann. Alle Geſtalten traten mit einer plaſtiſchen Ründung, mit einem glühenden Leben hervor, daß man fortgeriſſen, beſtrickt von magiſcher Gewalt wie im Traum daran glauben mußte, daß Serapion alles ſelbſt wirklich von ſeinem Berge erſchaut. Dieſer Novelle folgte eine andere und wieder eine andere, bis die Sonne hoch im Mittag über uns ſtand. Da erhob ſich Serapion von ſeinem Sitz und ſprach in die Ferne blickend: Dort kommt mein Bruder Hilarion, der in ſeiner zu großen Strenge immer mit mir zürnt, daß ich mich der Geſellſchaft fremder Leute zu ſehr hingebe. Ich verſtand den Wink, und nahm Abſchied, indem ich fragte, ob es mir wohl vergönnt ſey, wieder einzukehren. Serapion erwiederte mit mildem Lächeln: Ei, mein Freund! ich dachte, Du würdeſt hinauseilen aus dieſer wilden

Wüſte, die Deiner Lebensweiſe gar nicht zuzuſagen ſcheint. Gefällt es Dir aber einige Zeit hindurch Deine Wohnung in meiner Nähe aufzuſchlagen, ſo ſollſt Du mir jederzeit willkommen ſeyn in meiner Hütte, in meinem Gärtlein! Vielleicht gelingt es mir den zu bekehren, der zu mir kam als böſer Widerſacher! — Gehab Dich wohl, mein Freund! — Gar nicht vermag ich den Eindruck zu beſchreiben, den der Beſuch bei dem Unglücklichen auf mich machte. Indem mich ſein Zuſtand, ſein methodiſcher Wahnſinn, in dem er das Heil ſeines Lebens fand, mit tiefem Schauer erfüllte, ſetzte mich ſein hohes Dichter-Talent in Staunen, erweckte ſeine Gemüthlichkeit, ſein ganzes Weſen, das die ruhigſte Hingebung des reinſten Geiſtes athmete, in mir die tiefſte Rührung. Ich gedachte jener ſchmerzlichen Worte Opheliens: O welch ein edler Geiſt iſt hier zerſtört! Des Hofmanns Auge des Gelehrten Zunge, des Kriegers Arm, des Staates Blum und Hoffnung, der Sitte Spiegel und der Bildung Muſter, das Merkziel der Betrachter, ganz, ganz hin — ich ſehe die edle hochgebietende Vernunft, mißtönend wie verſtimmte Glocken jetzt; dies hohe Bild, die Züge blühender Jugend, durch Schwärmerei zerrüttet, — und doch konnt' ich die ewige Macht nicht anklagen, die vielleicht auf dieſe Weiſe den Unglücklichen vor bedrohlichen Klippen rettete in den ſichern Hafen. Je öfter ich nun meinen Anachoreten beſuchte, deſto herzlicher gewann ich ihn lieb. Immer fand ich ihn heiter und geſprächig, und ich hütete mich wohl, etwa wieder den pſychologiſchen Arzt machen zu wollen. Es war bewundrungswürdig, mit welchem Scharfſinn, mit welchem durchdringenden Verſtande mein Anachoret über das Leben in allen ſeinen Geſtaltungen ſprach, höchſt merkwürdig aber, aus welchen von jeder aufgeſtellten Anſicht ganz abweichenden tiefern Motiven er geſchichtliche Begebenheiten entwickelte. Nahm ich's mir zuweilen heraus, ſo ſehr mich auch der Scharfſinn ſeiner Divinationen traf, doch einzuwenden, daß kein hiſtoriſches Werk der beſonderen Umſtände erwähne, die er anführe, ſo verſicherte er mit mildem Lächeln, daß wohl freilich kein Hiſtoriker in der Welt das alles ſo genau wiſſen könne, als er, der es ja aus dem Munde der handelnden Perſonen ſelbſt hätte, die ihn beſucht. — Ich mußte B— verlaſſen, und kehrte erſt nach drei Jahren wieder zurück. Es war ſpäter Herbſt in der Mitte des Novembers, wenn ich nicht irre gerade der vierzehnte, als ich hinauslief, um meinen Anachoreten aufzuſuchen. Von weitem hörte ich den Ton der kleinen Glocke, die über ſeiner Hütte angebracht war, und fühlte mich von ſeltſamen Schauern, von düſterer Ahnung durchbebt. Ich kam endlich an die Hütte, ich trat hinein. Serapion lag ausgeſtreckt die Hände auf der Bruſt gefaltet, auf ſeinen Binſenmatten. Ich glaubte daß er ſchliefe. Ich trat näher heran, da merkt' ich es wohl — er war geſtorben! —

Und Du begrubſt ihn mit Hülfe zweier Löwen! — So unterbrach Ottmar den Freund. Wie? — was ſagſt Du? rief Ciprian, ganz erſtaunt. Ja, fuhr Ottmar fort, es iſt nicht anders. Schon im Walde, noch ehe Du Serapions Hütte erreicht hatteſt, begegneten

ten Dir ſeltſame Ungeheuer, mit denen Du ſprachſt. Ein Hirſch brachte Dir den Mantel des heiligen Athanaſius und bat Dich Serapions Leichnam darin einzuwickeln. — Genug, Dein letzter Beſuch bei Deinem wahnſinnigen Anachoreten gemahnt mich an jenen wunderbaren Beſuch, den Antonius dem Einſiedler Paulus abſtattete, und von dem der heilige Mann ſo viel fantaſtiſches Zeug erzählt, daß man wohl wahrnimmt, wie es ihm ziemlich ſtark im Kopf ſpukte. Du ſiehſt, daß ich mich auch auf die Legenden der Heiligen verſtehe! — Nun weiß ich, warum vor einigen Jahren Deine ganze Phantaſie von Mönchen, Klöſtern, Einſiedlern, Heiligen erfüllt war. Ich merkte das aus dem Briefe, den Du mir damals ſchriebſt, und in dem ein ſolch eigner myſtiſcher Ton herrſchte, daß ich auf allerlei ſonderbare Gedanken gerieth. — Irr ich nicht, ſo dichteteſt Du damals ein ſeltſames Buch, das, auf den tiefſten katholiſchen Myſticismus baſirt, ſo viel wahnſinniges und teufliſches enthielt, daß es Dich hätte bei ſanften hochgeſcheuten Perſonen um allen Credir bringen können. Gewiß ſpukte damals der höchſte Serapionismus in Dir. So iſt es, erwiederte Cyprian, und ich möchte beinahe wünſchen, jenes fantaſtiſche Buch, das indeſſen doch als Warnungszeichen den Teufel an der Stirn trägt, vor dem ſich ein Jeder hüten kann, nicht in die Welt geſchickt zu haben. Freilich regte mich der Umgang mit dem Anachoreten dazu an. Ich hätt' ihn vielleicht meiden ſollen, aber Du, Ottmar, ihr Alle kennt ja meinen beſondern Hang zum Verkehr mit Wahnſinnigen; immer glaubt' ich, daß die Natur gerade beim Abnormen Blicke vergönne in ihre ſchauerlichſte Tiefe und in der That ſelbſt in dem Grauen, das mich oft bei jenem ſeltſamen Verkehr befing, gingen mir Ahnungen und Bilder auf, die meinen Geiſt zum beſonderen Aufſchwung ſtärkten und belebten. Mag es ſeyn, daß die von Grund aus Verſtändigen dieſen beſondern Aufſchwung nur für den Paroxismus einer gefährlichen Krankheit halten; was thut das, wenn der der Krankheit Angeklagte ſich nur ſelbſt kräftig und geſund fühlt.

Das biſt Du ganz gewiß, mein lieber Cyprian, nahm Theodor das Wort, und das beweiſet Deine robuſte Conſtitution, um die ich Dich beinah beneiden möchte. Du ſprichſt von dem Blick in die ſchauerlichſte Tiefe der Natur, möge nur jeder ſich vor einem ſolchen Blick hüten, der ſich nicht frei weiß von allem Schwindel. — So wie Du uns Deinen Serapion dargeſtellt haſt, wird wohl niemand läugnen, daß ſein gutmüthiger ſtiller Wahnſinn gar nicht in Betracht kommen konnte, da der Umgang mit dem geiſtreichſten, lebendigſten Dichter kaum mit dem ſeinigen zu vergleichen. Geſtehe aber nur ein, daß vorzüglich da nun Jahre darüber vergangen, als Du ihn lebend verließeſt, Du uns ſeine Geſtalt nur in vollem glänzenden Licht, wie ſie in Deinem Innern lebt, darſtellen konnteſt. Dann aber behaupte ich meiner Seits, daß mich wenigſtens bei einem Menſchen, der eben auf ſolche Weiſe wahnſinnig, wie Dein Serapion, die innere Angſt ja das Entſetzen nie verlaſſen würde. Schon bei Deiner Erzählung, als Serapion ſeinen Zuſtand als den glücklichſten pries, als er Dich ſo ſelig wünſchte, als er ſelbſt ſich fühlte, ſtanden mir die Haare zu Berge. — Es wäre heillos, wenn der Gedanke dieſes glücklichen Zuſtandes Wurzel faſſen im Gemüth, und dadurch den wirklichen Wahnſinn herbeiführen könnte. — Nie hätte ich mich ſchon deshalb Serapions Umgange hingegeben, und dann iſt noch außer der geiſtigen Gefahr die leibliche zu fürchten, daß, wie der franzöſiſche Arzt Pinel häufige Fälle anführt, von fixen Ideen Befallene oft plötzlich in Tobſucht gerathen, und wie ein wüthendes Thier alles um ſich her morden.

Theodor hat Recht, ſprach Ottmar, ich tadle, o Cyprian, Deinen närriſchen Hang zur Narrheit, Deine wahnſinnige Luſt am Wahnſinn. Es liegt etwas überſpanntes darin, das Dir ſelbſt mit der Zeit wohl läſtig werden wird. Daß ich Wahnſinnige fliehe wie die Peſt, verſteht ſich wohl, aber ſchon Menſchen von überreizter Fantaſie die ſich auf dieſe oder jene Weiſe ſpleniſch äußert, ſind mir unheimiſch und fatal.

Du, nahm Theodor das Wort: Du, lieber Ottmar, gehſt hierin wieder offenbar zu weit, indem, wie ich wohl weiß, Du Alles, was ſich von innen heraus im Aeußern auf nicht gewöhnliche etwas ſeltſame Weiſe gebehrden will, haſſeſt. Das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben, welches der reizbare Menſch fühlt, treibt ihn wohl zu beſonderen Grimaſſen, die die ruhigen Geſichter, über die der Schmerz ſo wenig Gewalt hat als die Luſt, nicht begreifen können, ſondern ſich nur darüber ärgern. Merkwürdig iſt es aber, daß Du, mein Ottmar, ſelbſt, ſo leicht verwundlich, geneigt biſt, aus allen Schranken zu treten, und ſchon oft den Vorwurf des vollkommenſten Spleens auf Dich geladen haſt. — Ich denke eben an einen Mann, deſſen toller Humor in der That bewirkte, daß die halbe Stadt, wo er lebte, ihn für wahnſinnig ausſchrie, unerachtet kein Menſch weniger Anlage zum eigentlichen, entſchiedenen Wahnſinn haben konnte, als eben er. — Die Art, wie ich ſeine Bekanntſchaft machte, iſt eben ſo ſeltſam komiſch, als die

Lage, in der ich ihn wiederfand, rührend und das innerſte Herz ergreifend. Ich möcht' Euch davon erzählen, um den ſanften Uebergang vom Wahnſinn durch den Spleen in die völlig geſunde Vernunft zu bewirken. Befürchten muß ich nur, zumal, da von Muſik viel die Rede ſeyn dürfte, daß Ihr mir denſelben Vorwurf machen werdet, den ich unſerm Cyprianus entgegenwarf, nehmlich, daß ich meinen Gegenſtand fantaſtiſch ausſchmücke, und viel von dem meinigen hinzufüge, was denn doch gar nicht der Fall ſeyn wird. — Ich bemerke indeſſen, daß Lothar ſehnſüchtige Blicke nach jener Vaſe wirft, die Cyprian geheimnißvoll genannt, und ſich von ihrem Inhalt viel erſprießliches verſprochen hat. Laßt uns den Zauber löſen! —

Theodor nahm den Deckel von dem Gefäße herab, und ſchenkte ſeinen Gäſten ein Getränk ein, das König und Miniſter der Geſellſchaft vom eierlegenden Hahn als übervortrefflich anerkannt und ohne Bedenken im Staat eingeführt haben würden. Nun, rief Lothar, nachdem er ein Paar Gläſer geleert hatte, nun Theodor, erzähle von Deinem ſpleeniſchen Mann. Sey humoriſtiſch — luſtig — rührend — ergreifend — ſey alles was Du willſt, nur erlöſe uns von dem vermaledeiten wahnſinnigen Anachoreten, hilf uns heraus aus dem Bedlam, in das uns Cyprianus geſchleppt! —

Der Mann, begann Theodor, von dem ich ſprechen will, iſt niemand anders als der Rath Krespel in H—.

Dieſer Rath Krespel war nehmlich in der That einer der allerwunderlichſten Menſchen, die mir jemals im Leben vorgekommen. Als ich nach H— zog, um mich einige Zeit dort aufzuhalten, ſprach die ganze Stadt von ihm, weil ſo eben einer ſeiner allernärriſchten Streiche in voller Blüthe ſtand. Krespel war berühmt als gelehrter gewandter Juriſt und als tüchtiger Diplomatiker. Ein nicht eben bedeutender regierender Fürſt in Deutſchland hatte ſich an ihn gewandt, um ein Memorial auszuarbeiten, das die Ausführung ſeiner rechtsbegründeten Anſprüche auf ein gewiſſes Territorium zum Gegenſtand hatte;

und das er dem Kaiſerhofe einzureichen gedachte. Das geſchah mit dem glücklichſten Erfolg, und da Krespel einmal geklagt hatte, daß er nie eine Wohnung ſeiner Bequemlichkeit gemäß finden könne, übernahm der Fürſt um ihn für jenes Memorial zu lohnen, die Koſten eines Hauſes, das Krespel ganz nach ſeinem Gefallen aufbauen laſſen ſollte. Auch den Platz dazu wollte der Fürſt nach Krespels Wahl ankaufen laſſen; das nahm Krespel indeſſen nicht an, vielmehr blieb er dabei, daß das Haus in ſeinem vor dem Thor in der ſchönſten Gegend belegenen Garten erbaut werden ſolle. Nun kaufte er alle nur mögliche Materialien zuſammen und ließ ſie herausfahren; dann ſah man ihn, wie er Tagelang in ſeinem ſonderbaren Kleide (das er übrigens ſelbſt angefertigt nach beſtimmten eigenen Principien) den Kalk löſchte, den Sand ſiebte, die Mauerſteine in regelmäßige Haufen aufſetzte u. ſ. w. Mit irgend einem Baumeiſter hatte er nicht geſprochen, an irgend einen Riß nicht gedacht. An einem guten Tage ging er indeſſen zu einem tüchtigen

Mauermeiſter in H— und bat ihn, ſich Morgen bei Anbruch des Tages mit ſämmtlichen Geſellen und Burſchen, vielen Handlangern u. ſ. w. in dem Garten einzufinden, und ſein Haus zu bauen. Der Baumeiſter fragte natürlicher Weiſe nach dem Bauriß, und erſtaunte nicht wenig als Krespel erwiederte, es bedürfe deſſen gar nicht, und es werde ſich ſchon alles, wie es ſein ſolle, fügen. Als der Meiſter anderen Morgens mit ſeinen Leuten an Ort und Stelle kam, fand er einen im regelmäßigen Viereck gezogenen Graben, und Krespel ſprach: „Hier ſoll das Fundament meines Hauſes gelegt werden, und dann bitte ich die vier Mauern ſo lange heraufzuführen, bis ich ſage nun iſt's hoch genug.“ „Ohne Fenſter und Thüren, ohne Quermauern?“ fiel der Meiſter, wie über Krespel's Wahnſinn erſchrocken, ein. „So wie ich Ihnen es ſage, beſter Mann,“ erwiederte Krespel ſehr ruhig, „das übrige wird ſich alles finden.“ Nur das Verſprechen reicher Belohnung konnte den Meiſter bewegen, den unſinnigen Bau zu unternehmen;

aber nie iſt einer luſtiger geführt worden, denn unter beſtändigem Lachen der Arbeiter, die die Arbeitsſtätte nie verließen, da es Speis und Trank vollauf gab, ſtiegen die vier Mauern unglaublich ſchnell in die Höhe, bis eines Tages Krespel rief: „Halt!“ Da ſchwieg Kell' und Hammer, die Arbeiter ſtiegen von den Gerüſten herab, und indem ſie den Krespel im Kreiſe umgaben, ſprach es aus jedem lachenden Geſicht: Aber wie nun weiter? — „Platz!“ rief Krespel, lief nach einem Ende des Gartens, und ſchritt dann langſam auf ſein Viereck los, dicht an der Mauer ſchüttelte er unwillig den Kopf, lief nach dem andern Ende des Gartens, ſchritt wieder auf das Viereck los, und machte es wie zuvor. Noch einige Male wiederholte er das Spiel, bis er endlich mit der ſpitzen Naſe hart an die Mauern anlaufend, laut ſchrie: „Heran, heran ihr Leute, ſchlagt mir die Thür ein, hier ſchlagt mir eine Thür ein!“ — Er gab Länge und Breite genau nach Fuß und Zoll an, und es geſchah wie er geboten. Nun ſchritt er hinein in das Haus, und lächelte wohlgefällig, als der Meiſter bemerkte, die Mauern hätten gerade die Höhe eines tüchtigen zweiſtöckigen Hauſes. Krespel ging in dem innern Raum bedächtig auf und ab, hinter ihm her die Maurer mit Hammer und Hacke, und ſo wie er rief: Hier ein Fenſter ſechs Fuß hoch, vier Fuß breit! — dort ein Fenſterchen drei Fuß hoch, zwei Fuß breit! ſo wurde es flugs eingeſchlagen. Gerade während dieſer Operation kam ich nach H— und es war höchſt ergötzlich anzuſehen, wie hunderte von Menſchen um den Garten herumſtanden, und allemal laut aufjubelten, wenn die Steine herausflogen, und wieder ein neues Fenſter entſtand, da wo man es gar nicht vermuthet hatte. Mit dem übrigen Ausbau des Hauſes und mit allen Arbeiten, die dazu nöthig waren, machte es Krespel auf eben dieſelbe Weiſe, indem ſie alles an Ort und Stelle nach ſeiner augenblicklichen Angabe verfertigen mußten. Die Poſſierlichkeit des ganzen Unternehmens, die gewonnene Ueberzeugung, daß alles am Ende ſich beſſer zuſammengeſchickt als zu erwarten ſtand, vorzüglich aber Krespel's Freigebigkeit, die ihm freilich nichts koſtete, erhielt aber alle bei guter Laune. So wurden die Schwierigkeiten, die die abentheuerliche Art zu bauen herbeiführen mußte, überwunden und in kurzer Zeit ſtand ein völlig eingerichtetes Haus da, welches von der Außenſeite den tollſten Anblick gewährte, da kein Fenſter dem andern gleich war u. ſ. w. Deſſen innere Einrichtung aber eine ganz eigene Wohlbehaglichkeit erregte. Alle die hinein kamen, verſicherten dies, und ich ſelbſt fühlte es, als Krespel nach näherer Bekanntſchaft mich hineinführte. Bis jetzt hatte ich nämlich mit dem ſeltſamen Manne noch nicht geſprochen, der Bau beſchäftigte ihn ſo ſehr, daß er nicht einmal ſich bei dem Profeſſor M*** Dienſtags, wie er ſonſt pflegte, zum Mittagseſſen einfand, und ihm, als er ihn beſonders eingeladen, ſagen ließ, vor dem Einweihungsfeſte ſeines Hauſes käme er mit keinem Tritt aus der Thür. Alle Freunde und Bekannte verſpitzten ſich auf ein großes Mahl, Krespel hatte aber niemanden gebeten, als ſämmtliche

Meiſter, Geſellen, Burſche und Handlanger, die ſein Haus erbaut. Er bewirthete ſie mit den feinſten Speiſen; Maurerburſche fraßen rückſichtslos Rebhuhn-Paſteten, Tiſchlerjungen hobelten mit Glück an gebratenen Faſanen, und hungrige Handlanger langten diesmahl ſich ſelbſt die vortrefflichſten Stücke aus dem Trüffel-Frikaſſee zu. Des Abends kamen die Frauen und Töchter, und es begann ein großer Ball. Krespel walzte etwas weniges mit den Meiſterfrauen, ſetzte ſich aber dann zu den Stadtmuſikanten, nahm eine Geige und dirigirte die Tanzmuſik bis zum hellen Morgen. Den Dienſtag nach dieſem Feſte, welches den Rath Krespel als Volksfreund darſtellte, fand ich ihn endlich zu meiner nicht geringen Freude bei dem Profeſſor M***. Verwunderlicheres als Krespels Betragen kann man nicht erſinden. Steif und ungelenk in der Bewegung glaubte man jeden Augenblick, er würde irgendwo anſtoßen, irgend einen Schaden anrichten, das geſchah aber nicht, und man wußte es ſchon, denn die Hausfrau erblaßte nicht im mindeſten, als er mit gewaltigem Schritt um den mit den ſchönſten Taſſen beſetzten Tiſch ſich herumſchwang, als er gegen den bis zum Boden reichenden Spiegel manövrirte, als er ſelbſt einen Blumentopf von herrlich gemaltem Porcellan ergriff und in der Luft herumſchwenkte, als ob er die Farben ſpielen laſſen wolle. Ueberhaupt beſah Krespel vor Tiſche alles in des Profeſſors Zimmer auf das genaueſte, er langte ſich auch wohl, auf den gepolſterten Stuhl ſteigend, ein Bild von der Wand herab, und hing es wieder auf. Dabei ſprach er viel und heftig, bald (bei Tiſche wurde es auffallend) ſprang er ſchnell von einer Sache auf die andere, bald konnte er von einer Idee gar nicht los kommen, immer ſie wieder ergreifend, gerieth er in allerlei wunderliche Irrgänge, und konnte ſich nicht wieder finden, bis ihn etwas anders erfaßte. Sein Ton war bald rauh und heftig ſchreiend, bald leiſe gedehnt, ſingend, aber immer paßte er nicht zu dem, was Krespel ſprach. Es war von Muſik die Rede, man rühmte einen neuen Komponiſten, da lächelte Krespel, und ſprach mit ſeiner leiſen ſingenden Stimme: „Wollt ich doch, daß der ſchwarzgefiederte Satan den verruchten Tonverdreher zehntauſend Millionen Klafter tief in den Abgrund der Hölle ſchlüge!“ — Dann fuhr er heftig und wild heraus: „Sie iſt ein Engel des Himmels, nichts als reiner Gott geweihter Klang und Ton! — Licht und Sternbild alles Geſanges!“ — Und dabei ſtanden ihm Thränen in den Augen. Man mußte ſich erinnern, daß vor einer Stunde von einer berühmten Sängerin geſprochen worden. Es wurde ein Haſenbraten verzehrt, ich bemerkte, daß Krespel die Knochen auf ſeinem Teller vom Fleiſche ſorglich ſäuberte, und genaue Nachfrage nach den Haſenpfoten hielt, die ihm des Profeſſors fünfjähriges Mädchen mit ſehr freundlichem Lächeln brachte. Die Kinder hatten überhaupt den Rath ſchon während des Eſſens ſehr freundlich angeblickt, jetzt ſtanden ſie auf und nahten ſich ihm, jedoch in ſcheuer Ehrfurcht und nur auf drei Schritte. Was ſoll denn das werden, dachte ich im Innern. Das Deſert wurde aufgetragen; da zog der Rath ein Kiſtchen aus der Taſche, in dem eine kleine ſtählerne Drehbank lag, die ſchrob er ſofort an den Tiſch feſt, und nun drechſelte er mit unglaublicher Geſchicklichkeit und Schnelligkeit aus den Haſenknochen allerlei winzig kleine Döschen und Büchschen und Kügelchen, die die Kinder jubelnd empfingen. Im Moment des Aufſtehens von der Tafel fragte des Profeſſors Nichte: „Was macht denn unſere Antonie lieber Rath?“ — Krespel ſchnitt ein Geſicht, als wenn jemand in eine bittere Pomeranze beißt, und dabei ausſehen will, als wenn er ſüßes genoſſen; aber bald verzog ſich dies Geſicht zur graulichen Maske, aus der recht bitterer, grimmiger, ja wie es mir ſchien, recht teufliſcher Hohn herauslachte. „Unſere? Unſere liebe Antonie?“ frug er mit gedehntem, unangenehm ſingenden Tone. Der Profeſſor kam ſchnell heran; in dem ſtrafenden Blick, den er der Nichte zuwarf, las ich, daß ſie eine Seite berührt hatte, die in Krespels Innerm widrig diſſoniren mußte. „Wie ſteht es mit den Violinen, frug der

Profeſſor

Profeſſor recht luſtig, indem er den Rath bei beiden Händen erfaßte. Da heiterte ſich Krespels Geſicht auf, und er erwiederte mit ſeiner ſtarken Stimme: „Vortrefflich, Profeſſor, erſt heute hab' ich die treffliche Geige von Amati, von der ich neulich erzählte, welch' ein Glücksfall ſie mir in die Hände geſpielt, erſt heute habe ich ſie aufgeſchnitten. Ich hoffe, Antonie wird das übrige ſorgfältig zerlegt haben." „Antonie iſt ein gutes Kind," ſprach der Profeſſor. „Ja wahrhaftig, das iſt ſie!" ſchrie der Rath, indem er ſich ſchnell umwandte, und mit einem Griff Hut und Stock erfaſſend, ſchnell zur Thüre hinausſprang. Im Spiegel erblickte ich, daß ihm helle Thränen in den Augen ſtanden.

Sobald der Rath fort war, drang ich in den Profeſſor, mir doch nur gleich zu ſagen, was es mit den Violinen und vorzüglich mit Antonien für eine Bewandtniß habe. „Ach, ſprach der Profeſſor, wie denn der Rath überhaupt ein ganz wunderlicher Menſch iſt, ſo treibt er auch das Violinbauen auf ganz eigene tolle Weiſe." „Violinbauen?"

fragte ich ganz erſtaunt. „Ja,“ fuhr der Profeſſor fort, „Krespel verfertigt nach dem Urtheil der Kenner die herrlichſten Violinen, die man in neuerer Zeit nur finden kann; ſonſt ließ er manchmal, war ihm eine beſonders gelungen, andere darauf ſpielen, das iſt aber ſeit einiger Zeit ganz vorbei. Hat Krespel eine Violine gemacht, ſo ſpielt er ſelbſt eine oder zwei Stunden darauf, und zwar mit höchſter Kraft, mit hinreißendem Ausdruck, dann hängt er ſie aber zu den übrigen, ohne ſie jemals wieder zu berühren oder von andern berühren zu laſſen. Iſt nur irgend eine Violine von einem alten vorzüglichen Meiſter aufzutreiben, ſo kauft ſie der Rath um jeden Preis, den man ihm ſtellt. Eben ſo wie ſeine Geigen, ſpielt er ſie aber nur einziges Mahl, dann nimmt er ſie auseinander, um ihre innere Struktur genau zu unterſuchen, und wirft, findet er nach ſeiner Einbildung nicht das, was er gerade ſuchte, die Stücke unmuthig in einen großen Kaſten, der ſchon voll Trümmer zerlegter Violinen iſt.“ „Wie iſt es aber mit Antonien?“ frug ich ſchnell und heftig. „Das iſt nun,“ fuhr der Profeſſor fort, das iſt nun eine Sache, die den Rath mich könnte in höchſtem Grade verabſcheuen laſſen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß bei dem im tiefſten Grunde bis zur Weichlichkeit gutmüthigen Charakter des Rathes es damit eine beſondere geheime Bewandtniß haben müſſe. Als vor mehreren Jahren der Rath hieher nach H— kam, lebte er anachoretiſch mit einer alten Haushälterin in einem finſtern Hauſe auf der — Straße. Bald erregte er durch ſeine Sonderbarkeiten die Neugierde der Nachbarn, und ſogleich als er dies merkte, ſuchte und fand er Bekanntſchaften. Eben wie in meinem Hauſe gewöhnte man ſich überall ſo an ihn, daß er unentbehrlich wurde. Seines rauhen Aeußeren unerachtet, liebten ihn ſogar die Kinder, ohne ihn zu beläſtigen, denn troß aller Freundlichkeit behielten ſie eine gewiſſe ſcheue Ehrfurcht, die ihn vor allem Zudringlichen ſchützte. Wie er die Kinder durch allerlei Künſte zu gewinnen weiß, haben Sie heute geſehen. Wir hielten ihn alle für einen

Hageſtolz, und er widerſprach dem nicht. Nachdem er ſich einige Zeit hier aufgehalten, reiſte er ab, niemand wußte wohin, und kam nach einigen Monaten wieder. Den andern Abend nach ſeiner Rückkehr waren Kreepels Fenſter ungewöhnlich erleuchtet, ſchon dies machte die Nachbarn aufmerkſam, bald vernahm man aber die ganz wunderherrliche Stimme eines Frauenzimmers von einem Pianoforte begleitet. Dann wachten die Töne einer Violine auf, und ſtritten in regem feurigen Kampfe mit der Stimme. Man hörte gleich, daß es der Rath war, der ſpielte. — Ich ſelbſt miſchte mich unter die zahlreiche Menge, die das wundervolle Konzert vor dem Hauſe des Rathes verſammelt hatte, und ich muß Ihnen geſtehen, daß gegen die Stimme, gegen den ganz eigenen tief in das Innerſte dringenden Vortrag der Unbekannten mir der Geſang der berühmteſten Sängerinnen, die ich gehört, matt und ausdruckslos ſchien. Nie hatte ich eine Ahnung von dieſen lang ausgehaltenen Tönen, von dieſen Nachtigallwirbeln, von dieſem Auf- und Abwogen, von dieſem Steigen bis zur Stärke des Orgellautes, von dieſem Sinken bis zum leiſeſten Hauch. Nicht einer war, den der ſüßeſte Zauber nicht umfing, und nur leiſe Seufzer gingen in der tiefen Stille auf, wenn die Sängerinn ſchwieg. Es mochte ſchon Mitternacht ſeyn, als man den Rath ſehr heftig reden hörte, eine andere männliche Stimme ſchien, nach dem Tone zu urtheilen, ihm Vorwürfe zu machen, dazwiſchen klagte ein Mädchen in abgebrochenen Reden. Heftiger und heftiger ſchrie der Rath, bis er endlich in jenen gedehnten ſingenden Ton fiel, den Sie kennen. Ein lauter Schrei des Mädchens unterbrach ihn, dann wurde es todtenſtille, bis plötzlich es die Treppe herabpolterte, und ein junger Menſch ſchluchzend hinausſtürzte, der ſich in eine nahe ſtehende Poſtchaiſe warf, und raſch davon fuhr. Tags darauf erſchien der Rath ſehr heiter, und niemand hatte den Muth, ihn nach der Begebenheit der vorigen Nacht zu fragen. Die Haushälterinn ſagte aber auf Befragen, daß der Rath ein bildhübſches, blutjunges Mädchen mitgebracht, die er Antonie nenne, und die eben ſo ſchön geſungen. Auch ſey ein junger Mann mitgekommen, der ſehr zärtlich mit Antonien gethan, und wohl ihr Bräutigam ſeyn müſſe. Der habe aber, weil es der Rath durchaus gewollt, ſchnell abreiſen müſſen. — In welchem Verhältniß Antonie mit dem Rath ſtehet, iſt bis jetzt ein Geheimniß, aber ſo viel iſt gewiß, daß er das arme Mädchen auf die gehäſſigſte Weiſe tyranniſirt. Er bewacht ſie, wie der Doctor Bartholo im Barbier von Sevillen, ſeine Mündel; kaum darf ſie ſich am Fenſter blicken laſſen. Führt er ſie auf inſtändiges Bitten einmal in Geſellſchaft, ſo verfolgt er ſie mit Argusblicken, und leidet durchaus nicht, daß ſich irgend ein muſikaliſcher Ton hören laſſe, viel weniger daß Antonie ſinge, die übrigens auch in ſeinem Hauſe nicht mehr ſingen darf. Antonien's Geſang in jener Nacht iſt daher unter dem Publikum der Stadt zu einer Phantaſie und Gemüth aufregenden Sage von einem herrlichen Wunder geworden, und ſelbſt die, welche ſie gar nicht hörten, ſprechen oft, verſucht ſich eine Sängerin hier am Orte: was iſt denn das für ein gemeines Quinkeliren? — Nur Antonie vermag zu ſingen.“ —

Ihr wißt, daß ich auf ſolche fantaſtiſche Dinge ganz verſeſſen bin, und könnt wohl denken, wie nothwendig ich es fand, Antonien's Bekanntſchaft zu machen. Jene Aeußerungen des Publikums über Antonien's Geſang hatte ich ſelbſt ſchon öfters vernommen, aber ich ahnte nicht, daß die Herrliche am Orte ſey, und in den Banden des wahnſinnigen Krespels wie eines tyranniſchen Zauberers liege. Natürlicher Weiſe hörte ich auch ſogleich in der folgenden Nacht Antonien's wunderbaren Geſang, und da ſie mich in einem herrlichen Adagio (lächerlicher Weiſe kam es mir vor, als hätte ich es ſelbſt komponirt) auf das rührendſte beſchwor ſie zu retten, ſo war ich bald entſchloſſen, ein zweiter Aſtolfo in Krespels Haus wie in Alzinens Zauberburg einzudringen, und die Königin des Geſanges aus ſchmachvollen Banden zu befreien.

Es kam alles anders, wie ich es mir gedacht hatte; denn kaum hatte ich den Rath zwei- bis dreimal geſehen, und mit ihm eifrig über die beſte Structur der Geigen geſprochen, als er mich ſelbſt einlud, ihn in ſeinem Hauſe zu beſuchen. Ich that es, und er zeigte mir den Reichthum ſeiner Violinen. Es hingen deren wohl dreißig in einem Kabinett, unter ihnen zeichnete ſich eine durch alle Spuren der hohen Alterthümlichkeit (geſchnitzten Löwenkopf u. ſ. w.) aus, und ſie ſchien, höher gehenkt und mit einer darüber angebrachten Blumenkrone, als Königin den andern zu gebieten. Dieſe Violine, ſprach Krespel, nachdem ich ihn darum befragt, dieſe Violine iſt ein ſehr merkwürdiges, wunderbares Stück eines unbekannten Meiſters, wahrſcheinlich aus Tartini's Zeiten. Ganz überzeugt bin ich, daß in der innern Struktur etwas beſonderes liegt, und daß, wenn ich ſie zerlegte, ſich mir ein Geheimniß erſchließen würde, dem ich längſt nachſpürte, aber — lachen Sie mich nur aus, wenn Sie wollen — dies todte Ding, dem ich ſelbſt doch nur erſt Leben und Laut gebe, ſpricht oft aus ſich ſelbſt zu mir auf wunderliche Weiſe, und es war mir, da ich zum erſten Mahle darauf ſpielte, als wär' ich nur der Magnetiſeur, der die Somnambule zu erregen vermag, daß ſie ſelbſtthätig ihre innere Anſchauung in Worten verkündet. — Glauben Sie ja nicht, daß ich geckhaft genug bin, von ſolchen Fantaſiereien auch nur das mindeſte zu halten, aber eigen iſt es doch, daß ich es nie über mich erhielt, jenes dumme todte Ding dort aufzuſchneiden. Lieb iſt es mir jetzt, daß ich es nicht gethan, denn ſeitdem Antonie hier iſt, ſpiele ich ihr zuweilen etwas auf dieſer Geige vor. — Antonie hört es gern — gar gern. Die Worte ſprach der Rath mit ſichtlicher Rührung, das ermuthigte mich zu den Worten: O mein beſter Herr Rath, wollten Sie das nicht in meiner Gegenwart thun? Kreſpel ſchnitt aber ſein ſüßſaures Geſicht, und ſprach mit gedehntem ſingenden Ton: Nein, mein beſter Herr Studioſus! Damit war die Sache abgethan. Nun mußte ich noch mit ihm allerlei zum Theil kindiſche Raritäten beſehen; endlich griff er in ein Kiſtchen, und holte ein zuſammengelegtes Papier heraus, das er mir in die Hand drückte, ſehr feierlich ſprechend: Sie ſind ein Freund der Kunſt, nehmen Sie dies Geſchenk als ein theures Andenken, das Ihnen ewig über Alles werth bleiben muß. Dabei ſchob er mich bei beiden Schultern ſehr ſanft nach der Thür zu, und umarmte mich an der Schwelle. Eigentlich wurde ich doch von ihm auf ſymboliſche Weiſe zur Thür hinausgeworfen. Als ich das Papierchen aufmachte, fand ich ein ungefähr ein Achtel-Zoll langes Stückchen einer Quinte, und dabei geſchrieben: „Von der Quinte, womit der ſeelige Stamitz ſeine Geige bezogen hatte, als er ſein letztes Konzert ſpielte.“ — Die ſchnöde Abfertigung, als ich Antonien's erwähnte, ſchien mir zu beweiſen, daß ich ſie wohl nie zu ſehen bekommen würde; dem war aber nicht ſo, denn als ich den Rath zum zweitenmale beſuchte, fand ich Antonien in ſeinem Zimmer, ihm helfend bei dem Zuſammenſetzen einer Geige. Antonien's Aeußeres machte auf den erſten Anblick keinen ſtarken Eindruck, aber bald konnte man nicht loskommen von dem blauen Auge und den holden Roſenlippen der ungemein zarten lieblichen Geſtalt. Sie war ſehr blaß, aber wurde etwas geiſtreiches und heiteres geſagt, ſo flog in ſüßem Lächeln ein feuriges Inkarnat über die Wangen hin, das jedoch bald im röthlichen Schimmer erblaßte. Ganz unbefangen ſprach ich mit Antonien, und bemerkte durchaus nichts von den Argusblicken Kreſpels, wie ſie der Profeſſor ihm angedichtet hatte, vielmehr blieb er ganz in gewöhnlichem Geleiſe, ja er ſchien ſogar meiner Unterhaltung mit Antonien Beifall zu geben. So geſchah es, daß ich öfter den Rath beſuchte, und wechſelſeitiges Aneinandergewöhnen dem kleinen Kreiſe von uns dreien eine wunderbare Wohlbehaglichkeit gab, die uns bis ins Innerſte hinein erfreute. Der Rath blieb mit ſeinen höchſt ſeltſamen Skurrilitäten mir ſehr ergötzlich; aber doch war es wohl nur Antonie die mit unwiderſtehlichem Zauber mich hinzog, und mich manches ertragen ließ, dem ich ſonſt ungeduldig, wie ich damals war, entronnen. In das Eigen=

thümliche Seltſame des Rathes miſchte ſich nämlich gar zu oft Abgeſchmacktes und Langweiliges, vorzüglich zuwider war es mir aber, daß er, ſobald ich das Geſpräch auf Muſik, insbeſondere auf Geſang lenkte, er mit ſeinem diaboliſch lächelnden Geſicht und ſeinem widrig ſingenden Tone einfiel, etwas ganz heterogenes, mehrentheils Gemeines, auf die Bahn bringend. An der tiefen Betrübniß, die dann aus Antonien's Blicken ſprach, merkte ich wohl, daß es nur geſchah, um irgend eine Aufforderung zum Geſange mir abzuſchneiden. Ich ließ nicht nach. Mit den Hinderniſſen, die mir der Rath entgegen ſtellte, wuchs mein Muth ſie zu überſteigen, ich mußte Antonien's Geſang hören, um nicht in Träumen und Ahnungen dieſes Geſanges zu verſchwimmen. Eines Abends war Krespel bei beſonders guter Laune; er hatte eine alte Cremoneſer Geige zerlegt, und gefunden, daß der Stimmſtock um eine halbe Linie ſchräger als ſonſt geſtellt war. Wichtige, die Praxis bereichernde Erfahrung! — Es gelang mir, ihn über die wahre Art des Violinenſpielens in Feuer zu ſehen. Der, großen wahrhaftigen Sängern abgehorchte Vortrag der alten Meiſter, von dem Krespel ſprach, führte von ſelbſt die Bemerkung herbei, daß jetzt gerade umgekehrt der Geſang ſich nach den erkünſtelten Sprüngen und Läufen der Inſtrumentaliſten verbilde. Was iſt unſinniger, rief ich, vom Stuhle aufſpringend, hin zum Pianoforte laufend, und es ſchnell öffnend: Was iſt unſinniger als ſolche vertrackte Manieren, welche, ſtatt Muſik zu ſein, dem Tone über den Boden hingeſchütteten Erbſen gleichen. Ich ſang manche der modernen Fermaten, die hin und her laufen, und ſchnurren wie ein tüchtig losgeſchnürter Kreiſel, einzelne ſchlechte Accorde dazu anſchlagend. Uebermäßig lachte Krespel und ſchrie: „Haha! mich dünkt, ich höre unſere deutſchen Italiäner oder unſere italiäniſchen Deutſchen, wie ſie ſich in einer Arie von Pucitta oder Portogallo oder ſonſt einem Maestro di Capella oder vielmehr Schiavo d'un primo uomo übernehmen." Nun, dachte ich, iſt der Zeitpunkt da. „Nicht wahr," wandte ich mich zu Antonien, „nicht wahr, von dieſer Singerei weiß Antonie nichts?" und zugleich intonirte ich ein herrliches, ſeelenvolles Lied vom alten Leonardo Leo. Da glühten Antonien's Wangen, Himmelsglanz blitzte aus den neubeſeelten Augen, ſie ſprang an das Pianoforte — ſie öffnete die Lippen — Aber in demſelben Augenblick drängte ſie Krespel fort, ergriff mich bei den Schultern, und ſchrie im kreiſchenden Tenor — „Söhnchen — Söhnchen — Söhnchen." — Und gleich fuhr er fort, ſehr leiſe ſingend, und in höflich gebeugter Stellung meine Hand ergreifend: „In der That, mein höchſt verehrungswürdiger Herr Studioſus, in der That, gegen alle Lebensart, gegen alle guten Sitten würde es anſtoßen, wenn ich laut und lebhaft den Wunſch äußerte, daß Ihnen hier auf der Stelle gleich der hölliſche Satan mit glühenden Krallenfäuſten ſanft das Genick abſtieße, und Sie auf die Weiſe gewiſſermaßen kurz expedirte; aber davon abgeſehen müſſen Sie eingeſtehen, Liebwertheſter! daß es bedeutend dunkelt, und da heute keine Laterne brennt, könnten Sie, würfe ich Sie auch gerade nicht die Treppe herab, doch Schaden leiden an Ihren lieben Gebeinen. Gehen Sie fein zu Hauſe; und erinnern Sie Sich freundſchaftlichſt Ihres wahren Freundes, wenn Sie ihn etwa nie mehr — verſtehen Sie wohl? — nie mehr zu Hauſe antreffen ſollten?" — Damit umarmte er mich, und drehte ſich, mich feſthaltend, langſam mit mir zur Thüre heraus, ſo daß ich Antonien mit keinem Blick mehr anſchauen konnte. — Ihr geſteht, daß es in meiner Lage nicht möglich war, den Rath zu prügeln, welches doch eigentlich hätte geſchehen müſſen. Der Profeſſor lachte mich ſehr aus, und verſicherte, daß ich es nun mit dem Rath auf immer verdorben hätte. Den ſchmachtenden ans Fenſter heraufblickenden Amoroſo, den verliebten Abentheurer zu machen, dazu war Antonie mir zu werth, ich möchte ſagen zu heilig. Im Innerſten zerriſſen verließ ich H — aber wie es zu gehen pflegt, die grellen Farben des Fantaſiegebildes verblaßten, und Antonie — ja ſelbſt Antonien's Geſang, den ich nie gehört, leuchtete oft in mein tiefſtes Gemüth hinein, wie ein ſanfter tröſtender Roſenſchimmer.

Nach zwei Jahren war ich ſchon in B** angeſtellt, als ich eine Reiſe nach dem ſüdlichen Deutſchland unternahm. Im duftigen Abendroth erhoben ſich die Thürme von H—; ſo wie ich näher und näher kam ergriff mich ein unbeſchreibliches Gefühl der peinlichſten Angſt; wie eine ſchwere Laſt hatte es ſich über meine Bruſt gelegt, ich konnte nicht athmen; ich mußte heraus aus dem Wagen ins Freie. Aber bis zum phyſiſchen Schmerz ſteigerte ſich meine Beklemmung. Mir war es bald als hörte ich die Akkorde eines feierlichen Chorals durch die Lüfte ſchweben — die Töne wurden deutlicher, ich unterſchied Männerſtimmen, die einen geiſtlichen Choral abſangen. — „Was iſt das? — was iſt das?“ rief ich, indem es wie ein glühender Dolch durch meine Bruſt fuhr! — „Sehen Sie denn nicht,“ erwiederte der neben mir fahrende Poſtillon, „ſehen Sie es denn nicht? da drüben auf dem Kirchhof begraben ſie einen!“ In der That befanden wir uns in der Nähe

Nähe des Kirchhofes, und ich ſah einen Kreis ſchwarzgekleideter Menſchen um ein Grab ſtehen, das man zuzuſchütten im Begriff ſtand. Die Thränen ſtürzten mir aus den Augen, es war als begrübe man dort alle Luſt, alle Freude des Lebens. Raſch vorwärts von dem Hügel herabgeſchritten, konnte ich nicht mehr in den Kirchhof hineinſehen, der Choral ſchwieg, und ich bemerkte unfern des Thores ſchwarzgekleidete Menſchen, die von dem Begräbniß zurückkamen. Der Profeſſor mit ſeiner Nichte am Arm, beide in tiefer Trauer ſchritten dicht bei mir vorüber, ohne mich zu bemerken. Die Nichte hatte das Tuch vor die Augen gedrückt und ſchluchzte heftig. Es war mir unmöglich in die Stadt hineinzugehen, ich ſchickte meinen Bedienten mit dem Wagen nach dem gewohnten Gaſthofe, und lief in die mir wohl bekannte Gegend heraus, um ſo eine Stimmung los zu werden, die vielleicht nur phyſiſche Urſachen, Erhitzung auf der Reiſe u. ſ. w. haben konnte. Als ich in die Allee kam, welche nach einem Luſtorte führt, ging vor mir das ſonderbarſte Schauſpiel auf. Rath Kreſpel wurde von zwei Trauermännern geführt, denen er durch allerlei ſeltſame Sprünge entrinnen zu wollen ſchien. Er war, wie gewöhnlich, in ſeinem wunderlichen grauen, ſelbſt zugeſchnittenen Rock gekleidet, nur hing von dem kleinen dreieckigen Hütchen, das er martialiſch auf ein Ohr gedrückt, ein ſehr langer ſchmaler Trauerflor herab, der in der Luft hin und herflatterte. Um den Leib hatte er ein ſchwarzes Degengehenk geſchnallt, doch ſtatt des Degens einen langen Violinbogen hineingeſteckt. Eiskalt fuhr es mir durch die Glieder; der iſt wahnſinnig, dacht' ich, indem ich langſam folgte. Die Männer führten den Rath bis an ſein Haus, da umarmte er ſie mit lautem Lachen. Sie verließen ihn, und nun fiel ſein Blick auf mich, der dicht neben ihm ſtand. Er ſah mich lange ſtarr an, dann rief er dumpf: „Willkommen Herr Studioſus! — Sie verſtehen es ja auch — damit packte er mich beim Arm und riß mich fort in das Haus — die Treppe herauf in das Zimmer hinein, wo die Violinen hingen. Alle waren mit ſchwarzem Flor umhüllt: die Violine des alten Meiſters fehlte, an ihrem Platze hing ein Cypreſſenkranz. — Ich wußte was geſchehen — Antonie! ach Antonie! ſchrie ich auf in troſtloſem Jammer. Der Rath ſtand wie erſtarrt mit übereinandergeſchlagenen Armen neben mir. Ich zeigte nach dem Cypreſſenkranz. „Als ſie ſtarb,“ ſprach der Rath ſehr dumpf und feierlich: „Als ſie ſtarb, zerbrach mit dröhnendem Krachen der Stimmſtock in jener Geige, und der Reſonanzboden riß ſich auseinander. Die Getreue konnte nur mit ihr, in ihr leben; ſie liegt bei ihr im Sarge, ſie iſt mit ihr begraben worden.“ — Tief erſchüttert ſank ich in einen Stuhl, aber der Rath fing an, mit rauhem Ton ein luſtig Lied zu ſingen, und es war recht grauſlich anzuſehen, wie er auf einem Fuße dazu herumſprang, und der Flor (er hatte den Hut auf dem Kopfe) im Zimmer und an den aufgehängten Violinen herumſtrich; ja ich konnte mich eines überlauten Schreies nicht erwehren, als der Flor bei einer raſchen Wendung des Rathes über mich herfuhr; es war mir, als wollte er mich verhüllt herabziehen in den ſchwarzen entſetzlichen Abgrund des Wahnſinns. Da ſtand der Rath plötzlich ſtille, und ſprach in ſeinem ſingenden Ton: „Söhnchen? — Söhnchen? — warum ſchreiſt du ſo; haſt du den Todtenengel geſchaut? — das geht allemahl der Ceremonie vorher!“ — Nun trat er in die Mitte des Zimmers, riß den Violinbogen aus dem Gehenke, hielt ihn mit beiden Händen über den Kopf, und zerbrach ihn, daß er in viele Stücke zerſplitterte. Laut lachend rief Kreſpel: „Nun iſt der Stab über mich gebrochen, meinſt du Söhnchen? nicht wahr? Mit Nichten, mit Nichten, nun bin ich frei — frei — frei — Heiſa frei! — Nun bau ich keine Geigen mehr — keine Geigen mehr — heiſa keine Geigen mehr.“ — Das ſang der Rath nach einer ſchauerlich luſtigen Melodie, indem er wieder auf einem Fuße herumſprang. Voll Grauen wollte ich ſchnell zur Thüre heraus, aber der Rath hielt mich feſt, indem er ſehr gelaſſen ſprach: „Bleiben Sie, Herr Studioſus, halten Sie dieſe Ausbrüche des

Schmerzes, der mich mit Todesmartern zerreißt, nicht für Wahnſinn, aber es geſchieht nur alles deshalb, weil ich mir vor einiger Zeit einen Schlafrock anfertigte, in dem ich ausſehen wollte wie das Schickſal oder wie Gott! — Der Rath ſchwatzte tolles grauliches Zeug durch einander, bis er ganz erſchöpft zuſammenſank; auf mein Rufen kam die alte Haushälterinn herbei, und ich war froh als ich mich nur wieder im Freien befand. — Nicht einen Augenblick zweifelte ich daran, daß Krespel wahnſinnig geworden, der Profeſſor behauptete jedoch das Gegentheil. „Es giebt Menſchen,“ ſprach er, „denen die Natur oder ein beſonderes Verhängniß die Decke wegzog, unter der wir andern unſer tolles Weſen unbemerkter treiben. Sie gleichen dünn gehäuteten Inſekten, die im regen ſichtbaren Muskelſpiel mißgeſtaltet erſcheinen, ungeachtet ſich alles bald wieder in die gehörige Form fügt. Was bei uns Gedanke bleibt, wird dem Krespel alles zur That. — Den bittern Hohn, wie der, in das irdiſche Thun und Treiben eingeſchachtete Geiſt ihn wohl oft bei der Hand hat, führt Krespel aus in tollen Gebehrden und geſchickten Haſenſprüngen. Das iſt aber ſein Blitzableiter. Was aus der Erde ſteigt, giebt er wieder der Erde, aber das Göttliche weiß er zu bewahren; und ſo ſteht es mit ſeinem innern Bewußtſein recht gut glaub' ich, unerachtet der ſcheinbaren nach außen herausſpringenden Tollheit. Antoniens plötzlicher Tod mag freilich ſchwer auf ihn laſten, aber ich wette, daß der Rath ſchon morgenden Tages ſeinen Eſelstritt im gewöhnlichen Geleiſe weiter forttrabt.“ — Beinahe geſchah es ſo, wie der Profeſſor es vorausgeſagt. Der Rath ſchien andern Tages ganz der vorige, nur erklärte er, daß er niemals mehr Violinen bauen, und auch auf keiner jemals mehr ſpielen wolle. Das hat er, wie ich ſpäter erfuhr, gehalten.

Des Profeſſors Andeutungen beſtärkten meine innere Ueberzeugung, daß das nähere ſo ſorgfältig verſchwiegene Verhältniß Antoniens zum Rath, ja daß ſelbſt ihr Tod eine ſchwer auf ihn laſtende nicht abzubüßende Schuld ſein könne. Nicht wollte ich H—

verlaſſen, ohne ihm das Verbrechen, welches ich ahnete, vorzuhalten; ich wollte ihn bis in's Innerſte hinein erſchüttern, und ſo das offene Geſtändniß der gräßlichen That erzwingen. Je mehr ich der Sache nachdachte, deſto klarer wurde es mir, daß Krespel ein Böſewicht ſein müſſe, und deſto feuriger, eindringlicher wurde die Rede, die ſich wie von ſelbſt zu einem wahren rhetoriſchen Meiſterſtück formte. So gerüſtet und ganz erhitzt lief ich zu dem Rath. Ich fand ihn, wie er mit ſehr ruhiger lächelnder Miene Spielſachen drechſelte. „Wie kann nur," fuhr ich auf ihn los, „wie kann nur auf einen Augenblick Frieden in ihre Seele kommen, da der Gedanke an die gräßliche That Sie mit Schlangenbiſſen peinigen muß?" — Der Rath ſah mich verwundert an, den Meißel bei Seite legend. „Wie ſo? mein Beſter," fragte er; — „ſetzen Sie Sich doch gefälligſt auf jenen Stuhl!" — Aber eifrig fuhr ich fort, indem ich mich ſelbſt immer mehr erhitzend, ihn geradezu anklagte, Antonien ermordet zu haben, und ihm mit der Rache der ewigen

Macht drohte. Ja, als nicht längſt eingeweihte Juſtizperſon, erfüllt von meinem Beruf, ging ich ſo weit, ihn zu verſichern, daß ich alles anwenden würde, der Sache auf die Spur zu kommen, und ſo ihn dem weltlichen Richter ſchon hienieden in die Hände zu liefern. — Ich wurde in der That etwas verlegen, da nach dem Schluſſe meiner gewaltigen pomphaften Rede der Rath, ohne ein Wort zu erwiedern, mich ſehr ruhig anblickte, als erwarte er, ich müſſe noch weiter fortfahren. Das verſuchte ich auch in der That, aber es kam nun alles ſo ſchief, ja ſo albern heraus, daß ich gleich wieder ſchwieg. Krespel weidete ſich an meiner Verlegenheit, ein boshaftes ironiſches Lächeln flog über ſein Geſicht. Dann wurde er aber ſehr ernſt, und ſprach mit feierlichem Tone: „Junger Menſch! Du magſt mich für närriſch, für wahnſinnig halten, das verzeihe ich Dir, da wir beide in demſelben Irrenhauſe eingeſperrt ſind, und Du mich darüber, daß ich Gott der Vater zu ſein wähne, nur deshalb ſchiltſt, weil Du Dich für Gott den Sohn hältſt;

wie magſt Du Dich aber unterfangen, in ein Leben eindringen zu wollen, ſeine geheimſten Fäden erfaſſend, das Dir fremd blieb und bleiben mußte? — Sie iſt dahin, und das Geheimniß gelöſt!“ — Krespel hielt inne, ſtand auf und ſchritt die Stube einige Male auf und ab. Ich wagte die Bitte um Aufklärung; er ſah mich ſtarr an, faßte mich bei der Hand, und führte mich an das Fenſter, beide Flügel öffnend. Mit aufgeſtützten Armen legte er ſich hinaus, und ſo in den Garten herabblickend erzählte er mir die Geſchichte ſeines Lebens. — Als er geendet, verließ ich ihn gerührt und beſchämt.

Mit Antonien verhielt es ſich kürzlich in folgender Art. — Vor zwanzig Jahren trieb die bis zur Leidenſchaft geſteigerte Liebhaberei, die beſten Geigen alter Meiſter aufzuſuchen und zu kaufen, den Rath nach Italien. Selbſt baute er damals noch keine, und unterließ daher auch das Zerlegen jener alten Geigen. In Venedig hörte er die berühmte Sängerinn Angela — i, welche damals auf dem Theatro di S. Benedetto in den erſten

Rollen glänzte. Sein Enthuſiasmus galt nicht der Kunſt allein, die Signora Angela freilich auf die herrlichſte Weiſe übte, ſondern auch wohl ihrer Engelsſchönheit. Der Rath ſuchte Angela's Bekanntſchaft, und trotz aller ſeiner Schroffheit gelang es ihm, vorzüglich durch ſein keckes und dabei höchſt ausdrucksvolles Violinſpiel ſie ganz für ſich zu gewinnen. — Das engſte Verhältniß führte in wenigen Wochen zur Heirath, die deshalb verborgen blieb, weil Angela ſich weder vom Theater, noch von dem Namen, der die berühmte Sängerinn bezeichnete trennen oder ihm auch nur das übeltönende „Krespel" hinzufügen wollte. — Mit der tollſten Ironie beſchrieb Krespel die ganz eigene Art, wie Signora Angela, ſobald ſie ſeine Frau worden, ihn marterte und quälte. Aller Eigenſinn, alles launiſche Weſen ſämmtlicher erſter Sängerinnen ſei, wie Krespel meinte, in Angela's kleine Figur hineingebannt worden. Wollte er ſich einmal in Poſitur ſetzen, ſo ſchickte ihm Angela ein ganzes Heer von Abbates, Maeſtro's, Akademiko's über den

Hals, die, unbekannt mit ſeinem eigentlichen Verhältniß, ihn als den unerträglichſten, unhöflichſten Liebhaber, der ſich in die liebenswürdige Laune der Signora nicht zu ſchicken wiſſe, ausfilzten. Gerade nach einem ſolchen ſtürmiſchen Auftritt war Krespel auf Angela's Landhaus geflohen, und vergaß, auf ſeiner Cremoneſer Geige fantaſirend, die Leiden des Tages. Doch nicht lange dauerte es, als Signora, die dem Rath ſchnell nachgefahren, in den Saal trat. Sie war gerade in der Laune, die Zärtliche zu ſpielen, ſie umarmte den Rath mit ſüßen ſchmachtenden Blicken, ſie legte das Köpſchen auf ſeine Schulter. Aber der Rath, in die Welt ſeiner Akkorde verſtiegen, geigte fort, daß die Wände wiederhallten, und es begab ſich daß er mit Arm und Bogen die Signora etwas unſanft berührte. Die ſprang aber voller Furie zurück; „bestia tedesca“ ſchrie ſie auf, riß dem Rath die Geige aus der Hand, und zerſchlug ſie an dem Marmortiſch in tauſend Stücke. Der Rath blieb erſtarrt zur Bildſäule vor ihr ſtehen, dann aber wie aus dem Traume erwacht, faßte er Signora mit Rieſenſtärke, warf ſie durch das Fenſter ihres eigenen Luſthauſes, und floh, ohne ſich weiter um etwas zu bekümmern, nach Venedig — nach Deutſchland zurück. Erſt nach einiger Zeit wurde es ihm recht deutlich, was er gethan; ob, ſchon er wußte, daß die Höhe des Fenſters vom Boden kaum fünf Fuß betrug, und ihm die Nothwendigkeit, Signora bei obbewandten Umſtänden durchs Fenſter zu werfen, ganz einleuchtete, ſo fühlte er ſich doch von peinlicher Unruhe gequält, um ſo mehr, da Signora ihm nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß ſie guter Hoffnung ſei. Er wagte kaum Erkundigungen einzuziehen, und nicht wenig überraſchte es ihn, als er nach ungefähr acht Monaten einen gar zärtlichen Brief von der geliebten Gattin erhielt, worin ſie jenes Vorganges im Landhauſe mit keiner Sylbe erwähnte, und der Nachricht, daß ſie von einem herzallerliebſten Töchterchen entbunden, die herzlichſte Bitte hinzufügte, daß der Marito amato e padre felicissimo doch nur gleich nach Venedig kommen möge. Das that Krespel nicht, erkundigte ſich vielmehr bei einem vertrauten Freunde nach den näheren Umſtänden, und erfuhr, daß Signora damals leicht wie ein Vogel in das weiche Gras herabgeſunken ſey, und der Fall oder Sturz durchaus keine andere als pſychiſche Folgen gehabt habe. Signora ſei nämlich nach Kreſpels heroiſcher That wie umgewandelt; von Launen, närriſchen Einfällen, von irgend einer Quälerei ließe ſie durchaus nichts mehr verſpüren, und der Maeſtro, der für das nächſte Carneval componirt, ſei der glücklichſte Menſch unter der Sonne, weil Signora ſeine Arien ohne hunderttauſend Abänderungen, die er ſich ſonſt gefallen laſſen müſſen, ſingen wolle. Uebrigens habe man alle Urſache, meinte der Freund, es ſorgfältig zu verſchweigen, wie Angela kurirt worden, da ſonſt jedes Tages, Sängerinnen durch die Fenſter fliegen würden. Der Rath gerieth nicht in geringe Bewegung, er beſtellte Pferde, er ſetzte ſich in den Wagen. „Halt!“ rief er plötzlich. — „Wie,“ murmelte er dann in ſich hinein: „iſt's denn nicht ausgemacht, daß, ſobald ich mich blicken laſſe, der böſe Geiſt wieder Kraft und Macht erhält über Angela? — Da ich ſie ſchon zum Fenſter herausgeworfen, was ſoll ich nun in gleichem Falle thun? was iſt mir noch übrig?“ — Er ſtieg wieder aus dem Wagen, ſchrieb einen zärtlichen Brief an ſeine geneſene Frau, worinn er höflich berührte, wie zart es von ihr ſey, ausdrücklich es zu rühmen, daß das Töchterchen gleich ihm ein kleines Mahl hinter dem Ohre trage, und — blieb in Deutſchland. Der Briefwechſel dauerte ſehr lebhaft fort. — Verſicherungen der Liebe — Einladungen — Klagen über die Abweſenheit der Geliebten — verfehlte Wünſche — Hoffnungen u. ſ. w. flogen hin und her von Venedig nach H—, von H— nach Venedig. — Angela kam endlich nach Deutſchland, und glänzte, wie bekannt, als Prima Donna auf dem großen Theater in F**. Ungeachtet ſie gar nicht mehr jung war, riß ſie doch alles hin mit dem unwiderſtehlichen Zauber ihres wunderbar herrlichen Geſanges. Ihre Stimme hatte damals nicht im mindeſten verloren. Antonie war indeſſen herangewachſen, und die Mutter konnte nicht genug dem Vater ſchreiben, wie in Antonien eine Sängerinn vom erſten Range aufblühe. In der That beſtätigten dies die Freunde Krespels in F**, die ihm zuſetzten doch nur einmal nach F** zu kommen, um die ſeltne Erſcheinung zwei ganz ſublimer Sängerinnen zu bewundern. Sie ahneten nicht, in welchem nahen Verhältniß der Rath mit dieſem Paare ſtand. Krespel hätte gar zu gern die Tochter, die recht in ſeinem Innerſten lebte, und die ihm öfters als Traumbild erſchien, mit leiblichen Augen geſehen, aber ſo wie er an ſeine Frau dachte, wurde es ihm ganz unheimlich zu Muthe, und er blieb zu Hauſe unter ſeinen zerſchnittenen Geigen ſitzen.

Ihr werdet, von dem hoffnungsvollen jungen Componiſten B.. in F** gehört haben, der plötzlich verſcholl, man wußte nicht wie; (oder kanntet Ihr ihn vielleicht ſelbſt?) Dieſer verliebte ſich in Antonien ſo ſehr, daß er, da Antonie ſeine Liebe recht herzlich erwiederte, die Mutter anlag, doch nur gleich in eine Verbindung zu willigen, die die Kunſt heilige. Angela hatte nichts dagegen, und der Rath ſtimmte um ſo lieber bei, als des jungen Meiſters Compoſitionen Gnade gefunden vor ſeinem ſtrengen Richterſtuhl. Krespel glaubte Nachricht von der vollzogenen Heirath zu erhalten, ſtatt derſelben kam ein ſchwarz geſiegelter Brief von fremder Hand überſchrieben. Der Doctor R... meldete dem Rath, daß Angela an den Folgen einer Erkältung im Theater heftig erkrankt, und gerade in der Nacht, als am andern Tage Antonie getraut werden ſollen, geſtorben ſei. Ihm, dem Doctor, habe Angela entdeckt, daß ſie Krespels Frau, und Antonie ſeine Tochter ſei; er möge daher eilen, ſich der Verlaſſenen anzunehmen. So ſehr auch der Rath von Angela's Hinſcheiden erſchüttert wurde, war es ihm doch bald, als ſei ein ſtörendes unheimliches Princip aus ſeinem Leben gewichen, und er könne nun erſt recht frei athmen. Noch denſelben Tag reiſte er ab nach F**. — Ihr könnt nicht glauben, wie herzzerreißend mir der Rath den Moment

ment ſchilderte, als er Antonien ſah. Selbſt in der Bizarrerie ſeines Ausdrucks lag eine wunderbare Macht der Darſtellung, die auch nur anzudeuten ich gar nicht im Stande bin. — Alle Liebenswürdigkeit, alle Anmuth Angela's wurde Antonien zu Theil, der aber die häßliche Kehrſeite ganz fehlte. Es gab kein zweideutig Pferdefüßchen, das hin und wieder hervorgucken konnte. Der junge Bräutigam fand ſich ein, Antonie mit zartem Sinn den wunderlichen Vater im tiefſten Innern richtig auffaſſend, ſang eine jener Motetten des alten Padre Martini, von denen ſie wußte, daß Angela ſie dem Rath in der höchſten Blüthe ihrer Liebeszeit unaufhörlich vorſingen müſſen. Der Rath vergoß Ströme von Thränen, nie hatte er ſelbſt Angela ſo ſingen hören. Der Klang von Antonien's Stimme war ganz eigenthümlich und ſeltſam oft dem Hauch der Aeolsharfe, oft dem Schmettern der Nachtigall gleichend. Die Töne ſchienen nicht Raum haben zu können in der menſchlichen Bruſt. Antonie vor Freude und Liebe glühend, ſang und ſang alle ihre ſchönſten Lieder und B . . . ſpielte dazwiſchen, wie es nur die wonnetrunkene Begeiſterung vermag. Krespel ſchwamm erſt in Entzücken, dann wurde er nachdenklich — ſtill — in ſich gekehrt. Endlich ſprang er auf, drückte Antonien an ſeine Bruſt, und bat ſehr leiſe und dumpf: „Nicht mehr ſingen, wenn Du mich liebſt — es drückt mir das Herz ab — die Angſt — die Angſt — Nicht mehr ſingen. —

„Nein,“ ſprach der Rath andern Tages zum Doctor R** als während des Geſanges ihre Röthe ſich zuſammenzog in zwei dunkelrothe Flecke auf den blaſſen Wangen, „da war es nicht mehr dumme Familienähnlichkeit, da war es das, was ich gefürchtet.“ — Der Doctor, deſſen Miene vom Anfang des Geſprächs von tiefer Bekümmerniß zeigte, erwiederte: „Mag es ſein, daß es von zu früher Anſtrengung im Singen herrührt, oder hat die Natur es verſchuldet, genug Antonie leidet an einem organiſchen Fehler in der Bruſt, der eben ihrer Stimme die wundervolle Kraft und den ſeltſamen, ich möchte ſagen über die

Sphäre des menſchlichen Geſanges hinaustönenden Klang giebt. Aber auch ihr früher Tod iſt die Folge davon, denn ſingt ſie fort, ſo gebe ich ihr noch höchſtens ſechs Monate Zeit. Den Rath zerſchnitt es im Innern wie mit hundert Schwerdtern. Es war ihm, als hinge zum erſten Male ein ſchöner Baum die wunderherrlichen Blüthen in ſein Leben hinein, und der ſolle recht an der Wurzel zerſägt werden, damit er nie mehr zu grünen und zu blühen vermöge. Sein Entſchluß war gefaßt. Er ſagte Antonien Alles, er ſtellte ihr die Wahl, ob ſie dem Bräutigam folgen und ſeiner und der Welt Verlockung nachgeben, ſo aber früh untergehen, oder ob ſie dem Vater noch in ſeinen alten Tagen nie gefühlte Ruhe und Freude bereiten, ſo aber noch Jahre lang leben wolle. Antonie fiel dem Vater ſchluchzend in die Arme, er wollte, das Zerreißende der kommenden Momente wohl fühlend, nichts deutlicheres vernehmen. Er ſprach mit dem Bräutigam, aber unerachtet dieſer verſicherte, daß nie ein Ton über Antoniens Lippen gehen ſolle, ſo wußte der

Rath doch wohl, daß ſelbſt B.. nicht der Verſuchung würde widerſtehen können, Antonien ſingen zu hören, wenigſtens von ihm ſelbſt componirte Arien. Auch die Welt, das muſikaliſche Publikum, mocht' es auch unterrichtet ſein von Antoniens Leiden, gab gewiß die Anſprüche nicht auf, denn dies Volk iſt ja, kommt es auf Genuß an, egoiſtiſch und grauſam. Der Rath verſchwand mit Antonien aus F** und kam nach H—. Verzweiflungsvoll vernahm B... die Abreiſe. Er verfolgte die Spur, holte den Rath ein, und kam zugleich mit ihm nach H—. — „Nur einmahl ihn ſehen und dann ſterben,“ flehte Antonie. „Sterben? — ſterben?“ rief der der Rath in wildem Zorn, eiskalter Schauer durchbebte ſein Inneres. — Die Tochter, das einzige Weſen auf der weiten Welt, das nie gekannte Luſt in ihm entzündet, das allein ihn mit dem Leben verſöhnte, riß ſich gewaltſam los von ſeinem Herzen, und er wollte, daß das Entſetzliche geſchehe. — B... mußte an den Flügel, Antonie ſang, Krespel ſpielte luſtig die Geige, bis ſich jene rothen Flecke auf Antoniens Wangen zeigten. Da befahl er einzuhalten; als nun aber B... Abſchied nahm von Antonien, ſank ſie plötzlich mit einem lauten Schrei zuſammen. „Ich glaubte (ſo erzählte mir Krespel), ich glaubte ſie wäre, wie ich es vorausgeſehen, nun wirklich todt und blieb, da ich einmal mich ſelbſt auf die höchſte Spitze geſtellt hatte, ſehr gelaſſen und mit mir einig. Ich faßte den B..., der in ſeiner Erſtarrung ſchaafsmäßig und albern anzuſehen war, bei den Schultern, und ſprach: (der Rath fiel in ſeinen ſingenden Ton) da Sie, verehrungswürdigſter Claviermeiſter, wie Sie gewollt und gewünſcht, Ihre liebe Braut wirklich ermordet haben, ſo können Sie nun ruhig abgehen, es wäre denn, Sie wollten ſo lange gütigſt verziehen, bis ich Ihnen den blanken Hirſchfänger durch das Herz renne, damit ſo meine Tochter, die, wie Sie ſehen, ziemlich verblaßt, einige Couleur bekomme durch ihr ſehr werthes Blut. — Rennen Sie nur geſchwind, aber ich könnte Ihnen auch ein flinkes Meſſerchen nachwerfen! — Ich muß wohl bei dieſen

Worten etwas graulich ausgeſehen haben; denn mit einem Schrei des tiefſten Entſetzens ſprang er, ſich von mir losreißend, fort durch die Thüre, die Treppe herab. — Wie der Rath nun, nachdem B... fortgerannt war, Antonien, die bewußtlos auf der Erde lag, aufrichten wollte, öffnete ſie tiefſeufzend die Augen, die ſich aber bald wieder zum Tode zu ſchließen ſchienen. Da brach Krespel aus in lautes, troſtloſes Jammern. Der von der Haushälterin herbeigerufene Arzt erklärte Antoniens Zuſtand für einen heftigen aber nicht im mindeſten gefährlichen Zufall, und in der That erholte ſich dieſe auch ſchneller, als der Rath es nur zu hoffen gewagt hatte. Sie ſchmiegte ſich nun mit der innigſten kindlichſten Liebe an Krespel; ſie ging ein in ſeine Lieblingsneigungen — in ſeine tollen Launen und Einfälle. Sie half ihm alte Geigen aus einander legen, und neue zuſammen leimen. „Ich will nicht mehr ſingen, aber für Dich leben,“ ſprach ſie oft ſanft lächelnd zum Vater, wenn jemand ſie zum Geſange aufgefordert und ſie es abgeſchlagen hatte. Solche

Momente ſuchte der Rath indeſſen ihr ſo viel möglich zu erſparen, und daher kam es, daß er ungern mit ihr in Geſellſchaft ging, und alle Muſik ſorgfältig vermied. Er wußte es ja wohl, wie ſchmerzlich es Antonien ſein mußte, der Kunſt, die ſie in ſolch hoher Vollkommenheit geübt, ganz zu entſagen. Als der Rath jene wunderbare Geige, die er mit Antonien begrub, gekauft hatte und zerlegen wollte, blickte ihn Antonie ſehr wehmüthig an, und ſprach leiſe bittend: „Auch dieſe?" — Der Rath wußte ſelbſt nicht, welche unbekannte Macht ihn nöthigte, die Geige unzerſchnitten zu laſſen, und darauf zu ſpielen. Kaum hatte er die erſten Töne angeſtrichen, als Antonie laut und freudig rief: „Ach das bin ich ja — ich ſinge ja wieder." Wirklich hatten die ſilberhellen Glockentöne des Inſtruments etwas ganz eigenes wundervolles, ſie ſchienen in der menſchlichen Bruſt erzeugt. Krespel wurde bis in das Innerſte gerührt, er ſpielte wohl herrlicher als jemals, und wenn er in kühnen Gängen mit voller Kraft, mit tiefem Ausdruck auf und niederſtieg, dann ſchlug Antonie die Hände zuſammen, und rief entzückt: „Ach das habe ich gut gemacht! das habe ich gut gemacht!“ — Seit dieſer Zeit kam eine große Ruhe und Heiterkeit in ihr Leben. Oft ſprach ſie zum Rath: „Ich möchte wohl etwas ſingen, Vater!“ Dann nahm Krespel die Geige von der Wand, und ſpielte Antoniens ſchönſte Lieder, ſie war recht aus dem Herzen froh. — Kurz vor meiner Ankunft war es in einer Nacht dem Rath ſo, als höre er im Nebenzimmer auf ſeinem Pianoforte ſpielen, und bald unterſchied er deutlich, daß B... nach gewöhnlicher Art präludire. Er wollte aufſtehen, aber wie eine ſchwere Laſt lag es auf ihm, wie mit eiſernen Banden gefeſſelt vermochte er ſich nicht zu regen und zu rühren. Nun fiel Antonie ein in leiſen hingehauchten Tönen, die immer ſteigend und ſteigend zum ſchmetternden Fortiſſimo wurden, dann geſtalteten ſich die wunderbaren Laute zu dem tief ergreifenden Liede, welches B... einſt ganz im frommen Styl der alten Meiſter für Antonie componirt hatte. Krespel ſagte, unbegreiflich ſei der Zuſtand geweſen, in dem er ſich befunden, denn eine entſetzliche Angſt habe ſich gepaart mit nie gefühlter Wonne. Plötzlich umgab ihn eine blendende Klarheit, und in derſelben erblickte er B... und Antonien, die ſich umſchlungen hielten, und ſich voll ſeligem Entzücken anſchauten. Die Töne des Liedes und des begleitenden Pianofortes dauerten fort, ohne daß Antonie ſichtbar ſang oder B... das Fortepiano berührte. Der Rath fiel nun in eine Art dumpfer Ohnmacht, in der das Bild mit den Tönen verſank. Als er erwachte, war ihm noch jene fürchterliche Angſt aus dem Traume geblieben. Er ſprang in Antoniens Zimmer. Sie lag mit geſchloſſenen Augen, mit holdſelig lächelndem Blick, die Hände fromm gefaltet, auf dem Sopha, als ſchliefe ſie, und träume von Himmelswonne und Freudigkeit. Sie war aber todt. —

Während Theodor dies alles erzählte, bewies Lothar auf mancherlei Weiſe ſeine Ungeduld, ja ſeinen lebhaften Widerwillen. Bald ſtand er auf und ſchritt im Zimmer auf und ab, bald ſetzte er ſich wieder hin ein Glas nach dem andern leerend und ſich wieder einſchenkend, dann trat er an Theodors Schreibtiſch, wühlte unter den Papieren und Büchern und holte endlich nichts geringeres hervor als Theodors großen mit weißem Papier durchſchoſſenen Hauskalender, den er eifrig durchblätterte und endlich mit einer Miene, als habe er das merkwürdigſte interreſſanteſte darinn gefunden, aufgeſchlagen vor ſich hin auf den Tiſch legte.

„Nein das iſt nicht auszuhalten,“ rief nun, als Theodor ſchwieg, Lothar, „nein das iſt nicht auszuhalten! — Du willſt nichts zu thun haben mit dem gutmüthigen Schwärmer, den uns unſer Cyprianus vor Augen führte, Du warnſt vor Blicken in die ſchauerliche Tiefe der Natur, Du magſt von derlei Dingen nicht reden, nicht reden hören, und fällſt ſelbſt mit einer Geſchichte hinein, die in ihrer kecken Tollheit mir wenigſtens das Herz zerſchneidet. Was iſt der ſanfte glückliche Serapion gegen den ſpleniſchen, und in ſeinem Spleen grauenhaften Kreſpel! Du wollteſt einen ſanften Uebergang vom Wahnſinn durch den Spleen zur geſunden Vernunft bewirken und ſtellſt Bilder auf, über die man, faßt man ſie recht ſcharf ins Auge, alle geſunde Vernunft verlieren könnte. Mag Cyprianus bei ſeiner Erzählung unbewußt von dem ſeinigen hinzugefügt haben, Du thateſt das gewiß noch vielmehr, denn ich weiß es ja, ſobald nur die Muſik im Spiele iſt, geräthſt Du in einen ſomnambulen Zuſtand und haſt die ſeltſamſten Erſcheinungen. Nach Deiner gewöhnlichen Weiſe haſt Du dem Ganzen einen geheimnißvollen Anſtrich zu geben gewußt, der wie alles Wunderbare, ſey es auch noch ſo korrupt, unwiderſtehlich fortreißt, aber Maaß und Ziel muß jedes Ding haben und nicht ins Blaue hinein Verſtand und Geiſt verwirren. Antoniens Zuſtand, ihre Sympathie mit jenem alterthümlichen Inſtrument Kreſpels iſt rührend, wer wird das nicht geſtehen — aber auf eine Weiſe rührend, daß man heißes Herzblut rinnen fühlt und es liegt im Schluß ein Jammer, eine Troſtloſigkeit die durchaus keine

Beruhigung zuläßt und das iſt abſcheulig — abſcheulig ſage ich und kann das harte Wort nicht zurücknehmen.“

„Habe ich denn,“ ſprach Theodor lächelnd, „habe ich denn, lieber Lothar eine fingirte nach der Kunſt geformte Erzählung Euch vortragen wollen? War nicht bloß von einem ſeltſamen Mann die Rede an den ich durch den wahnſinnigen Serapion erinnert wurde? — Sprach ich nicht von einer Begebenheit, die ich wirklich erlebt, und ſollte Dir, lieber Lothar! manches unwahrſcheinlich vorgekommen ſeyn, ſo magſt Du bedenken daß das was ſich wirklich begiebt, beinahe immer das unwahrſcheinlichſte iſt.“

„Das alles,“ erwiederte Lothar, „kann Dich nicht entſchuldigen, ſchweigen hätteſt Du ſollen von deinem fatalen Kreſpel, ganz ſchweigen oder vermöge der beſonderen Kunſt des Kolorits, die Du wohl beſitzeſt, dem barocken Mann aus dem Grauen heraus eine anmuthigere Farbe geben. — Doch nur zu viel ſchon von dem Ruhe verſtörenden Baumeiſter, Diplomatiker und Inſtrumentenmacher, den wir hiemit der Vergeſſenheit übergeben wollen. — Aber nun mein Cyprian, ich beuge meine Knie vor Dir! — Nicht mehr nenne ich Dich einen fantaſtiſchen Geiſterſeher — Du beweiſeſt daß es mit Rückerinnerungen ein ganz eignes geheimnißvolles Ding iſt. — Dir kommt heute der arme Serapion nicht aus Sinn und Gedanken. — Ich merke Dir's an, daß nun, da Du nur von ihm erzählt haſt, Du freier im Geiſte geworden! — Schaue her in dieſes merkwürdige Buch, in dieſen herrlichen Hauskalender, der Aufſchluß giebt über Alles! — Haben wir denn nicht heute den vierzehnten November? — War es nicht am vierzehnten November als Du Deinen einſiedleriſchen Freund todt in ſeiner Hütte fandeſt? Und wenn Du ihn auch nicht, wie Ottmar vorhin meinte, mit Hülfe zweier Löwen begrubſt und eben ſo wenig andere Wunder auf Dich zutraten ſo wurdeſt Du doch gewiß bei dem Anblick Deines ſanft entſchlafenen Freundes bis ins Innerſte getroffen. Der Eindruck blieb unauslöſchlich und wohl mag es ſeyn daß der innere

Geiſt mittelſt einer geheimnißvollen Dir ſelbſt unbewußten Operation das Bild des verlornen Freundes an ſeinem Todestage friſcher gefärbt vorſchiebt als ſonſt. — Thu mir den Gefallen Cyprianus und füge Serapions Tode noch einige wunderbare Erſcheinungen hinzu, damit dem zu einfachen Schluß der Begebenheit etwas aufgeholfen werde.“

Als ich, ſprach Cyprian, tief bewegt, ja erſchüttert von dem Anblick des Todten aus der Hütte trat, ſprang mir das zahme Reh, deſſen ich früher gedachte, entgegen, helle Thränen perlten in ſeinen Augen und die wilden Tauben umſchwirrten mich mit ängſtlichem Geſchrei, mit banger Todesklage. Da ich aber zum Dorfe hinabſtieg, um den Tod des Einſiedlers kund zu thun, kamen mir die Bauern ſchon mit einer Todtenbahre entgegen. Sie ſagten, an dem Anziehn der Glocke zur ungewöhnlichen Stunde hätten ſie gemerkt, daß der fromme Herr ſich hingelegt habe zum Sterben und wohl ſchon wirklich geſtorben ſey. — Dies iſt Alles, lieber Lothar, was ich Dir auftiſchen kann, damit Du Deine Neckerei daran übeſt.

Was ſprichſt Du, rief Lothar mit lauter Stimme, indem er ſich vom Stuhle erhob, was ſprichſt Du von Neckerei, was glaubſt Du von mir, o mein Cyprianus? — Bin ich nicht ein ehrliches Gemüth, ein rechtſchaffner Charakter, fern von Lug und Trug — eine treuherzige Seele? — ſchwärme ich nicht mit den Schwärmern? fantaſire ich nicht mit den Fantaſten? weine ich nicht mit den Weinenden, jubilire ich nicht mit den Jubelnden? — Aber ſchaue her, o mein Cyprianus, ſchaue nochmals in dies herrliche Werk voll unumſtößlicher Wahrheit, in dieſen ſehr ſtattlichen Hauskalender. Bei dem vierzehnten November findeſt Du zwar den ſchnöden Namen Levin verzeichnet, aber werfe Deinen Blick in dieſe katholiſche Colonne! — Da ſteht mit rothen Buchſtaben: Serapion Märtyrer! — Alſo an dem Tage des Heiligen für den er ſich ſelbſt hielt, ſtarb Dein Serapion! Heute iſt Serapionstag! — Auf! — ich leere dieſes Glas zum Gedächtniß des Einſiedlers Serapion: thut, meine Freunde! desgleichen!

Aus ganzer Seele, rief Cyprian und die Gläſer erklangen.

Ueberhaupt, fuhr nun Lothar fort, bin ich jetzt, nachdem ich mich recht beſonnen, oder vielmehr, nachdem mich Theodor mit dem häßlichen widrigen Krespel recht in Harniſch gebracht hat, mit Cyprians Serapion ganz ausgeſöhnt. Noch mehr als das: ich verehre Serapions Wahnſinn deshalb, weil nur der Geiſt des vortrefflichſten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Ich will mich nicht darauf als auf etwas Altes, zum Ueberdruß wiederholtes beziehen daß ſonſt den Dichter und den Seher daſſelbe Wort bezeichnete, aber gewiß iſt es, daß man oft an der wirklichen Exiſtenz der Dichter eben ſo ſehr zweifeln möchte als an der Exiſtenz verzückter Seher welche die Wunder eines höheren Reichs verkünden! — Woher kommt es denn, daß ſo manches Dichterwerk das keinesweges ſchlecht zu nennen, wenn von Form und Ausarbeitung

tung die Rede, doch ſo ganz wirkungslos bleibt wie ein verbleichtes Bild, daß wir nicht davon hingeriſſen werden, daß die Pracht der Worte nur dazu dient den inneren Froſt, der uns durchgleitet, zu vermehren. Woher kommt es anders, als daß der Dichter nicht das wirklich ſchaute wovon er ſpricht, daß die That, die Begebenheit vor ſeinen geiſtigen Augen ſich darſtellend mit aller Luſt, mit allem Entſetzen, mit allem Jubel, mit allen Schauern, ihn nicht begeiſterte, entzündete, ſo daß nur die inneren Flammen ausſtrömen durften in feurigen Worten: Vergebens iſt das Mühen des Dichters uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben ſollen, woran er ſelbſt nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erſchaute. Was können die Geſtalten eines ſolchen Dichters der jenem alten Wort zu Folge nicht auch wahrhafter Seher iſt, anderes ſeyn als trügeriſche Puppen, mühſam zuſammengeleimt aus fremdartigen Stoffen! —

Dein Einſiedler, mein Cyprianus, war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geſchaut was er verkündete, und deshalb ergriff ſeine Rede Herz und Gemüth. — Armer Serapion, worin beſtand dein Wahnſinn anders, als daß irgend ein feindlicher Stern dir die Erkenntniß der Duplizität geraubt hatte, von der eigentlich allein unſer irrdiſches Seyn bedingt iſt. Es giebt eine innere Welt, und die geiſtige Kraft, ſie in voller Klarheit, in dem vollendetſten Glanze des regeſten Lebens zu ſchauen, aber es iſt unſer irrdiſches Erbtheil, daß eben die Außenwelt in der wir eingeſchachtet, als der Hebel wirkt, der jene Kraft in Bewegung ſetzt. Die innern Erſcheinungen gehen auf in dem Kreiſe, den die äußeren um uns bilden und den der Geiſt nur zu überfliegen vermag in dunklen geheimnißvollen Ahnungen, die ſich nie zum deutlichen Bilde geſtalten. Aber du, o mein Einſiedler! ſtatuirteſt keine Außenwelt, du ſahſt den verſteckten Hebel nicht, die auf dein Inneres einwirkende Kraft; und wenn du mit grauenhaftem Scharfſinn behaupteteſt, daß es nur der Geiſt ſey, der ſehe, höre, fühle, der That und Begebenheit faſſe, und daß alſo auch ſich wirklich das begeben was er dafür anerkenne, ſo vergaßeſt du, daß die Außenwelt den in den Körper gebannten Geiſt zu jenen Funktionen der Wahrnehmung zwingt nach Willkühr. Dein Leben, lieber Anachoret, war ein ſteter Traum, aus dem du in dem Jenſeits gewiß nicht ſchmerzlich erwachteſt. — Auch dieſes Glas ſey noch deinem Gedächtniß dargebracht.

Findet Ihr nicht, ſprach nun Ottmar, daß Lothar ſeine Miene ganz verändert hat? Dank ſey es Deinem wohl bereiteten Getränk, Theodor! das alles ſauertöpfiſche Weſen gänzlich niedergekämpft hat.

Schreibt nur nicht, nahm Lothar wieder das Wort, mein erheitertes Weſen, lediglich dem begeiſternden Inhalt jener Vaſe zu, ihr wißt ja, daß die beſſere Stimmung mir kommen muß, ehe ich ein Glas anrühre. Aber in der That, erſt jetzt fühle ich mich wieder wohl und heimiſch unter Euch. Die ſeltſame Spannung, in der ich mich, zugeſtanden ſey es, erſt befand, iſt vorüber, und da ich unſerm Cyprian den wahnſinnigen Serapion verziehen nicht allein, ſondern dieſen auch in der That liebgewonnen habe, ſo mag auch dem Freunde Theodor ſein fataler Krespel hingehen. Aber nun habe ich noch mancherlei zu reden mit Euch! — Mich bedünkt, es ſey nun ausgemacht, daß, wie ſchon vorhin Theodor erwähnte, wir alle von einander glauben, es ſey etwas an uns daran, und jeder es werth hält mit dem andern die alte Verbindung zu erneuern. Aber das Gewühl der großen Stadt, die Entfernung unſerer Wohnungen, unſer verſchiedenartiges Geſchäft wird uns auseinander treiben. Beſtimmen wir daher heute Tag, Stunde und Ort wo wir uns wöchentlich zuſammenfinden wollen. Noch mehr! — Es kann nicht fehlen, daß wir, einer dem andern nach alter Weiſe manches poetiſche Produktlein, das wir unter dem Herzen getragen mittheilen werden. Laßt uns nun dabei des Einſiedlers Serapion eingedenk ſeyn! — Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geſchaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt laut damit zu werden. Wenigſtens ſtrebe jeder recht ernſtlich darnach, das Bild, das ihm im Innern aufgegangen recht zu erfaſſen mit allen ſeinen Geſtalten, Farben, Lichtern und Schatten, und dann, wenn er ſich recht entzündet davon fühlt, die Darſtellung ins äußere Leben tragen. So muß unſer Verein auf tüchtige Grundpfeiler geſtützt dauern und für jeden von uns ſich gar erquicklich geſtalten. Der heilige Serapion ſey unſer Schutzpatron, er laſſe ſeine Sehergabe über uns walten, ſeiner Regel wollen wir folgen, als getreue Serapions-Brüder! —

Iſt denn, ſprach Cyprian, iſt denn unſer Lothar nicht der verwunderlichſte von allen verwunderlichen Menſchen? — Erſt iſt er es allein der gegen Ottmars ganz vernünftigen Vorſchlag, uns wöchentlich an einem beſtimmten Tage zuſammen zu finden, wüthet und tobt, der ohne Urſache in das Capitel von Clubbs und Reſſourceen geräth ſich über Gebühr ereifernd und nun iſt er es wieder, der die verworfenen Zuſammenkünfte nicht allein nöthig und erſprießlich findet, ſondern auch ſchon an die Tendenz unſers Vereins denkt und an ſeine Regel!

Mag es ſeyn, erwiederte Lothar, daß ich mich erſt gegen alles Förmliche oder nur Beſtimmte unſerer Zuſammenkünfte auflehnte, es geſchah in mißmüthiger Stimmung die vorübergegangen. — Sollte denn bey uns poetiſchen Gemüthern und gemüthlichen Poeten jemals eine Art Philiſtrismus einbrechen können? — Einen gewiſſen Hang dazu tragen wir wohl in uns, ſtreben wir nur wenigſtens nach der ſublimſten Sorte; ein kleiner Beiſchmack davon iſt zuweilen nicht ganz übel! — Schweigen wir aber über alles Verfängliche unſeres Vereins, das der Teufel ſchon von ſelbſt hineintragen wird, bei guter Gelegenheit, und ſprechen wir von dem Serapioniſchen Prinzip! Was haltet Ihr davon? —

Theodor, Ottmar und Cyprian waren darinn einig, daß ohne alle weitere Abrede ſich die litterariſche Tendenz von ſelbſt bei ihren Zuſammenkünften eingefunden haben würde und gaben ſich das Wort der Regel des Einſiedlers Serapion, wie ſie Lothar ſehr richtig angegeben, nachzuleben, wie es nur in ihren Kräften ſtehe, welches dann, wie Theodor ſehr richtig bemerkte, eben nichts weiter heißen wollte, als daß ſie überein gekommen ſich durchaus niemals mit ſchlechtem Machwerk zu quälen.

In voller Fröhlichkeit ſtießen ſie die Gläſer zuſammen und umarmten ſich als getreue Serapions-Brüder.

Die Mitternachtsſtunde ſprach nun Ottmar, iſt noch lange, lange nicht herangekommen und es wäre in der That ganz hübſch, wenn jemand von uns noch irgend etwas heiteres auftiſchen wollte, um all' das Trübe ja Grauenhafte das über Uns kam, in den Hintergrund zurückzuſtellen. Eigentlich wär' es Theodors Pflicht ſeinen verſprochenen Uebergang zur geſunden Vernunft zu vollenden.

Iſt es Euch recht, ſprach Theodor, ſo gebe ich Euch eine kleine Erzählung zum Beſten, die ich vor einiger Zeit aufſchrieb und zu der mich ein Bild anregte. So wie ich nehmlich dieſes Bild anſchaute, wurde mir eine Bedeutung klar an die der Künſtler gewiß nicht gedacht hatte, nicht hatte denken können, da Rückerinnerungen aus meinem früheren Leben auf ſeltſame Weiſe aufgingen und eben erſt jene Bedeutung ſchufen.

Ich hoffe, ſprach Lothar, daß kein Wahnſinniger auftritt, deſſen ich nun heute ein für allemal überhoben ſeyn will und daß ſich Deine Erzählung vor unſerm Schutzpatron verantworten laſſen wird.

Für das erſte ſtehe ich ein, erwiederte Theodor, was aber das letzte betrifft, ſo muß ich es auf das Urtheil meiner würdigen Serapions-Brüder ankommen laſſen, die ich aber im Voraus bitte nicht zu ſtrenge zu ſeyn, da mein Werklein nur auf die Bedingniſſe eines leichten, luſtigen, ſcherzhaften Gebildes baſirt iſt und keine höhere Anſprüche macht als für den Moment zu beluſtigen.

Die Freunde verſprachen um ſo mehr Nachſicht, als die erſt heute eingeführte Regel des Einſiedlers Serapion eigentlich nur auf künftige Produkte bezogen werden könne.

Theodor holte ſein Manuſkript hervor und begann in folgender Art:

Die Fermate.

Hummels heitres lebenskräftiges Bild, die Geſellſchaft in einer italiäniſchen Lokanda, iſt bekannt worden durch die Berliner Kunſtausſtellung im Herbſt 1814, auf der es ſich befand, Aug' und Gemüth gar vieler erluſtigend. — Eine üppig verwachſene Laube — ein mit Wein und Früchten beſetzter Tiſch — an demſelben zwei italiäniſche Frauen einander gegenüberſitzend — die eine ſingt, die andere ſpielt Chitarra — zwiſchen beiden hinterwärts ſtehend ein Abbate, der den Muſikdirector macht. Mit aufgehobener Battuta paßt er auf den Moment, wenn Signora die Cadenz, in der ſie mit himmelwärts gerichtetem Blick begriffen, endigen wird im langen Trillo, dann ſchlägt er nieder und die Chitarriſtin greift keck den Dominanten Akkord. — Der Abbate iſt voll Bewunderung — voll ſeligen Genuſſes — und dabei ängſtlich geſpannt. — Nicht um der Welt Willen möchte er den richtigen Niederſchlag verpaſſen. Kaum wagt er zu athmen. Jedem Bienchen, jedem Mücklein möchte er Maul und Flügel verbinden, damit nichts ſumſe. Um ſo mehr iſt ihm der geſchäftige Wirth fatal, der den beſtellten Wein gerade jetzt im wichtigſten höchſten Moment herbeiträgt. — Ausſicht in einen Laubgang, den glänzende Streiflichter durchbrechen. — Dort hält ein Reiter, aus der Lokanda wird ihm ein friſcher Trunk auf's Pferd gereicht. —

Vor dieſem Bilde ſtanden die beiden Freunde Eduard und Theodor. „Je mehr ich, ſprach Eduard, dieſe zwar etwas ältliche aber wahrhaft virtuoſiſch begeiſterte Sängerin in ihren bunten Kleidern anſchaue, jemehr ich mich an dem ernſten ächt römiſchen Profil, an dem ſchönen Körperbau der Chitarrſpielerin ergötze, jemehr mich der höchſt vortreffliche Abbate beluſtigt, deſto freier und ſtärker tritt mir das Ganze ins wirkliche rege Leben. — Es iſt offenbar karrikirt im höhern Sinn, aber voll Heiterkeit und Anmuth! — Ich möchte nur gleich hineinſteigen in die Laube, und eine von den allerliebſten Korbflaſchen öffnen, die mich dort vom Tiſche herab anlächeln. — Wahrhaftig, mir iſt es, als ſpüre ich ſchon etwas von dem ſüßen Duft des edlen Weins. — Nein, dieſe Anregung darf nicht verhauchen in der kalten nüchternen Luft, die uns hier umweht. — Dem herrlichen Bilde, der Kunſt, dem heitern Italia, wo hoch die Lebensluſt aufglüht, zu Ehren, laß uns hingehen und eine Flaſche italiäniſchen Weins ausſtechen. —

Theodor hatte, während Eduard dies in abgebrochenen Sätzen ſprach, ſchweigend und tief in ſich gekehrt da geſtanden. „Ja, das laß uns thun!“ fuhr er jetzt auf, wie aus einem Traum erwachend, aber kaum loskommen konnte er von dem Bilde, und als er, dem Freunde mechaniſch folgend, ſich ſchon an der Thür befand, warf er noch ſehnſüchtige Blicke zurück, nach den Sängerinnen und nach dem Abbate. Eduard's Vorſchlag ließ ſich leicht ausführen. Sie gingen quer über die Straße, und bald ſtand in dem blauen

Stübchen bei Sala Tarone eine Korbflaſche, ganz denen in der Weinlaube ähnlich, vor ihnen. „Es ſcheint mir aber,“ ſprach Eduard, nachdem ſchon einige Gläſer geleert waren, und Theodor noch immer ſtill und in ſich gekehrt blieb, „es ſcheint mir aber, als habe Dich das Bild auf ganz beſondere und gar nicht ſo luſtige Weiſe angeregt, als mich?“ „Ich kann verſichern,“ erwiederte Theodor, daß auch ich alles Heitere und Anmuthige des lebendigen Bildes in vollem Maaße genoſſen, aber ganz wunderbar iſt es doch, daß das Bild getreu eine Szene aus meinem Leben mit völliger Portraitähnlichkeit der handelnden Perſonen darſtellt. Du wirſt mir aber zugeſtehen, daß auch heitere Erinnerungen dann den Geiſt gar ſeltſam zu erſchüttern vermögen, wenn ſie auf ſolche ganz unerwartete ungewöhnliche Weiſe plötzlich wie durch einen Zauberſchlag geweckt, hervorſpringen. Dies iſt jetzt mein Fall.“ „Aus Deinem Leben,“ fiel Eduard ganz verwundert ein, „eine Szene aus Deinem Leben ſoll das Bild darſtellen? Für gut getroffene Portraits habe ich die Sängerinnen und den Abbate gleich gehalten, aber daß ſie Dir im Leben vorgekommen ſeyn ſollten? Nun ſo erzähle nur gleich wie das Alles zuſammenhängt, wir bleiben allein, niemand kommt um dieſe Zeit her.“ „Ich möchte das wohl thun,“ ſprach Theodor, „aber leider muß ich ſehr weit ausholen — von meiner Jugendzeit her.“ „Erzähle nur getroſt,“ erwiederte Eduard, „ich weiß ſo noch nicht viel von Deinen Jugendjahren. Dauert es lange, ſo folgt nichts ſchlimmeres daraus, als daß wir eine Flaſche mehr ausſtechen, als wir uns vorgenommen; das nimmt aber kein Menſch übel, weder wir, noch Herr Tarone.“

Daß ich nun endlich, fing Theodor an, alles andere bei Seite geworfen und mich der edlen Muſica ganz und gar ergeben, darüber wundere ſich niemand, denn ſchon als Knabe mochte ich ja kaum was anderes treiben, und klimperte Tag und Nacht auf meines Onkels altem, knarrenden, ſchwirrenden Flügel. Es war an dem kleinen Orte recht ſchlecht beſtellt um die Muſik, niemanden gab es, der mich hätte unterrichten können, als einen alten eigenſinnigen Organiſten, der war aber ein todter Rechenmeiſter und quälte mich ſehr mit finſtern übelklingenden Toktaten und Fugen. Ohne mich dadurch abſchrecken zu laſſen, hielt ich treulich aus. Manchmal ſchalt der Alte gar ärgerlich, aber er durfte nur wieder einmal einen wackern Satz in ſeiner ſtarken Manier ſpielen, und verſöhnt war ich mit ihm und der Kunſt. Ganz wunderbar wurde mir dann oft zu Muthe, mancher Satz vorzüglich von dem alten Sebaſtian Bach glich beinahe einer geiſterhaften graulichen Erzählung und mich erfaßten die Schauer, denen man ſich ſo gern hingiebt in der fantaſtiſchen Jugendzeit. Ein ganzes Eden erſchloß ſich mir aber, wenn, wie es im Winter zu geſchehen pflegte, der Stadtpfeifer mit ſeinen Geſellen, unterſtützt von ein Paar ſchwächlichen Dilettanten, ein Konzert gab und ich in der Simphonie die Pauken ſchlug, welches mir vergönnt wurde wegen meines richtigen Takts. Wie lächerlich und toll dieſe Concerte oft waren, habe ich erſt ſpäter eingeſehen. Gewöhnlich ſpielte mein Lehrer zwei Flügel-Concerte von Wolff oder Emanuel Bach, ein Kunſtpfeifer-Geſell quälte ſich mit Stamitz, und der Acciſe-Einnehmer blies auf der Flöte gewaltig und übernahm ſich im Athem ſo, daß er beide Lichter am Pult ausblies, die immer wieder angezündet werden mußten. An Geſang war nicht zu denken, das tadelte mein Onkel, ein großer Freund und Verehrer der Tonkunſt, ſehr. Er gedachte noch mit Entzücken der älteren Zeit, als die vier Cantoren der vier Kirchen des Orts ſich verbanden zur Aufführung von Lottchen am Hofe, im Concertſaal. Vorzüglich pflegte er die Toleranz zu rühmen, womit die Sänger ſich zum Kunſtwerk vereinigt, da außer der katholiſchen und evangeliſchen noch die reformirte Gemeinde ſich in zwei Zungen, der deutſchen und franzöſiſchen, ſpaltete; der franzöſiſche Kantor ließ ſich das Lottchen nicht nehmen, und trug, wie der Onkel verſicherte, brillbewaffnet die Parthie mit dem anmuthigſten Falſet vor, der jemals aus einer menſchlichen Kehle herauspfiff. Nun verzehrte aber bei uns (am Orte, mein' ich) eine fünf und funfzigjährige Demoiſelle, Namens Meibel, die karge Penſion, welche ſie als jubilirte Hofſängerin aus der Reſidenz erhielt, und mein Onkel meinte richtig, die Meibel könne für das Geld noch wirklich was weniges jubiliren im Concerte. Sie that vornehm, und ließ ſich lange bitten, doch gab ſie endlich nach, und ſo kam es im Concerte auch zu Bravour-Arien. Es war eine wunderliche Perſon, dieſe Demoiſell Meibel. Ich habe die kleine hagere Geſtalt noch lebhaft in Gedanken. Sehr feierlich und ernſt pflegte ſie mit ihrer Parthie in der Hand in einem buntſtoffnen Kleide vorzutreten, und mit einer ſanften Beugung des Oberleibes die Verſammlung zu begrüßen. Sie trug einen ganz ſonderbaren Kopfputz, an deſſen Vorderſeite ein Strauß von italiäniſchen Porcellain-Blumen befeſtigt war, der, indem ſie ſang, ſeltſam zitterte und nickte. Wenn ſie geendigt und die Geſellſchaft nicht wenig applaudirt hatte, gab ſie ihre Parthie mit ſtolzem Blick meinem Lehrer, dem es vergönnt war in die kleine Porcellain-Doſe zu greifen, die einen Mops vorſtellte

und

und die ſie hervorgezogen, um daraus mit vieler Behaglichkeit Taback zu nehmen. Sie hatte eine garſtige quäkende Stimme, machte allerlei ſkurrile Schnörkel und Colloraturen und Du kannſt denken, wie dies, verbunden mit dem lächerlichen Eindruck ihrer äußeren Erſcheinung auf mich wirken mußte. Mein Onkel ergoß ſich in Lobeserhebungen, ich konnte das nicht begreifen und gab mich um ſo eher meinem Organiſten hin, der, überhaupt ein Verächter des Geſanges, in ſeiner hypochondriſchen boshaften Laune die alte poſſirliche Demoiſelle gar ergötzlich zu parodiren wußte.

Je lebhafter ich jene Verachtung des Geſanges mit meinem Lehrer theilte, deſto höher ſchlug er mein muſikaliſches Genie an. Mit dem größeſten Eifer unterrichtete er mich im Contrapunkt und bald ſetzte ich die künſtlichſten Fugen und Toccaten. Eben ſolch ein künſtliches Stück von meiner Arbeit ſpielte ich einſt an meinem Geburtstage, (neunzehn Jahr war ich alt worden) dem Onkel vor, als der Kellner aus unſerm vornehmſten

Gaſthauſe ins Zimmer trat, zwei ausländiſche eben gekommene Damen ankündigend. Noch ehe der Onkel den großgeblümten Schlafrock abwerfen und ſich ankleiden konnte, traten die Gemeldeten ſchon hinein. — Du weißt, wie jede fremde Erſcheinung auf den in kleinſtädtiſcher Beengtheit Erzogenen elektriſch wirkt; — zumahl dieſe, welche ſo unerwartet in mein Leben trat, war ganz dazu geeignet mich wie ein Zauberſchlag zu treffen. Denke Dir zwei ſchlanke hoch gewachſene Italiänerinnen, nach der letzten Mode fantaſtiſch bunt gekleidet, recht virtuoſiſch keck und doch gar anmuthig auf meinen Onkel zuſchreitend und auf ihn hineinredend mit ſtarker aber wohltönender Stimme. — Was ſprechen ſie denn für eine ſonderbare Sprache? — nur zuweilen klingt es beinahe wie deutſch! — Der Onkel verſteht kein Wort — verlegen zurücktretend — ganz verſtummt zeigt er nach dem Sopha. Sie nehmen Platz — ſie reden unter einander, das tönt wie lauter Muſik. — Endlich verſtändigen ſie ſich dem Onkel, es ſind reiſende Sängerinnen, ſie wollen Conzert geben am Orte und wenden ſich an ihn, der ſolche muſikaliſche Operationen einzuleiten vermag.

Wie ſie mit einander ſprachen, hatte ich ihre Vornamen herausgehorcht und es war mir, als könne ich, da zuvor mich die Doppelerſcheinung verwirrt, jetzt beſſer und deutlicher jede einzeln erfaſſen. Lauretta, anſcheinend die ältere, mit ſtrahlenden Augen umherblitzend, ſprach mit überwallender Lebhaftigkeit und heftiger Geſtikulation auf den ganz verlegenen Onkel hinein. Nicht eben zu groß war ſie üppig gebaut und mein Auge verlor ſich in manchen mir noch fremden Reizen. Tereſina, größer, ſchlanker, länglichen ernſten Geſichts, ſprach nur wenig, indeſſen verſtändlicher dazwiſchen. Dann und wann lächelte ſie ganz ſeltſam, es war beinahe als ergötze ſie ſehr der gute Onkel, der ſich in ſeinen ſeidenen Schlafrock wie in ein Gehäuſe einzog, und vergebens ſuchte ein verrätheriſches gelbes Band zu verſtecken, womit die Nachtjacke zugebunden und das immer wieder ellenlang aus dem Buſen hervorwedelte.

Endlich ſtanden ſie auf, der Onkel verſprach für den dritten Tag das Conzert anzuordnen und wurde ſammt mir, den er als einen jungen Virtuoſen vorgeſtellt, höflichſt auf Nachmittag zur Ciocolata von den Schweſtern eingeladen. Wir ſtiegen ganz feierlich und ſchwer die Treppen hinan, es war uns beiden ganz ſeltſam zu Muthe, als ſollten wir irgend ein Abentheuer beſtehen, dem wir nicht gewachſen. Nachdem der Onkel gehörig dazu vorbereitet, über die Kunſt viel ſchönes geſprochen, welches niemand verſtand, weder er noch wir andern, nachdem ich mit der brühheißen Chokolade mir zweimal die Zunge verſengt, aber ein Scävola an ſtoiſchem Gleichmuth, gelächelt hatte zum wüthenden Schmerz, ſagte Lauretta, ſie wolle uns etwas vorſingen. Tereſina nahm die Chitarra, ſtimmte und griff einige volle Akkorde. Nie hatte ich das Inſtrument gehört, ganz wunderbar erfaßte mich tief im Innerſten der dumpfe geheimnißvolle Klang, in dem die Saiten erbebten. Ganz leiſe fing Laurette den Ton an, den ſie aushielt bis zum Fortiſſimo und dann ſchnell losbrach in eine kecke krauſe Figur durch anderthalb Oktaven. Noch weiß ich die Worte des Anfangs: „Sento l'amica speme." — Mir ſchnürte es die Bruſt zuſammen, nie hatte ich das geahnet. Aber ſo wie Lauretta immer kühner und freyer des Geſanges Schwingen regte, wie immer feuriger funkelnd der Töne Strahlen mich umſingen, da ward meine innere Muſik, ſo lange todt und ſtarr, entzündet und ſchlug empor in mächtigen herrlichen Flammen. Ach! — ich hatte ja zum erſtenmal in meinem Leben Muſik gehört. — Nun ſangen beide Schweſtern jene ernſte tief gehaltene Duetten vom Abbate Steffani. Tereſina's volltönender himmliſch reiner Alt drang mir durch die Seele. Nicht zurückhalten konnte ich meine innere Bewegung, mir ſtürzten die Thränen aus den Augen. Der Onkel räuſperte ſich, mir mißfällige Blicke zuwerfend, das half nichts, ich war wirklich ganz außer mir. Den Sängerinnen ſchien das zu gefallen, ſie erkundigten ſich nach meinen muſikaliſchen Studien, ich ſchämte mich meines muſikaliſchen Treibens und mit der Dreiſtigkeit, die die Begeiſterung mir gegeben, erklärte ich geradezu heraus: erſt heute hätte ich Muſik gehört! „Il bon fanciullo,“ liſpelte Lauretta recht ſüß und lieblich. Als ich nach Hauſe gekommen, befiel mich eine Art von Wuth, ich ergriff alle Tokkaten und Fugen, die ich zuſammengedrechſelt, ja ſogar fünf und vierzig Variationen über ein kanoniſches Thema, die der Organiſt komponirt und mir verehrt in ſauberer Abſchrift, warf alles ins Feuer und lachte recht hämiſch als der doppelte Contrapunkt ſo dampfte und kniſterte. Nun ſetzte ich mich an's Inſtrument und verſuchte erſt die Töne der Chitarra nachzuahmen, dann, die Melodien der Schweſtern nachzuſpielen, ja endlich nachzuſingen. „Man quäcke nicht ſo ſchrecklich und lege ſich fein auf's Ohr,“ rief um Mitternacht endlich der Onkel, löſchte mir beide Lichter aus und kehrte in ſein Schlafzimmer zurück, aus dem er hervorgetreten. Ich mußte gehorchen. Der Traum brachte mir das Geheimniß des Geſanges — ſo glaubte ich — denn ich ſang vortrefflich

„senza l'amica speme. — Den andern Morgen hatte der Onkel alles was nur geigen und pfeifen konnte zur Probe beſtellt. Stolz wollte er zeigen, wie herrlich unſere Muſik beſchaffen, es lief indeſſen höchſt unglücklich ab. Lauretta legte eine große Szene auf, aber gleich im Rezitativ tobten ſie alle durcheinander, keiner hatte eine Idee vom Akkompagniren. Lauretta ſchrie — wüthete — weinte vor Zorn und Ungeduld. Der Organiſt ſaß am Flügel, über den fiel ſie her mit den bitterſten Vorwürfen. Er ſtand auf und ging in ſtummer Verſtocktheit zur Thüre hinaus. Der Stadtpfeifer, dem Lauretta ein: Asino maledetto, an den Kopf geworfen, hatte die Violine unter den Arm genommen und den Hut trotzig auf den Kopf geworfen. Er bewegte ſich ebenfalls nach der Thüre, die Geſellen, Bogen in die Saiten geſteckt, Mundſtücke abgeſchraubt, folgten. Bloß die Dilettanten ſchauten umher mit weinerlichen Blicken und der Acciſeinnehmer rief tragiſch: „O Gott wie alterirt mich das!“ — Alle meine Schüchternheit hatte mich verlaſſen, ich warf mich dem Stadtpfeifer in den Weg, ich bat, ich flehte, ich verſprach ihm in der Angſt ſechs neue Menuetts mit doppeltem Trio für den Stadtball. — Es gelang mir ihn zu beſänftigen. Er kehrte zurück zum Pulte, die Geſellen traten heran, bald war das Orcheſter hergeſtellt, nur der Organiſt fehlte. Langſam wandelte er über den Markt, kein Winken, kein Zurufen lenkte ſeine Schritte zurück. Tereſina hatte alles mit verbiſſenem Lachen angeſehen, Lauretta, ſo zornig ſie erſt geweſen, ſo heiter war ſie jetzt. Sie lobte über Gebühr meine Bemühungen, ſie fragte mich, ob ich den Flügel ſpiele und ehe ich mir's verſah, ſaß ich an des Organiſten Stelle vor der Partitur. Noch nie hatte ich den Geſang begleitet oder gar ein Orcheſter dirigirt. Tereſina ſetzte ſich mir zur Seite an den Flügel und gab mir jedes Tempo an, ich bekam ein aufmunterndes Bravo nach dem andern von Lauretta, das Orcheſter fügte ſich, es ging immer beſſer. In der zweiten Probe wurde alles klar und die Wirkung des Geſanges der Schweſtern im Conzerte war unbeſchreiblich. Es ſollten in der Reſidenz bei der Rückkunft des Fürſten viele Feierlichkeiten ſtatt finden, die Schweſtern waren hinüberberufen um auf dem Theater und im Concert zu ſingen; bis zur Zeit, wenn ihre Gegenwart nothwendig, hatten ſie ſich entſchloſſen in unſerm Städtchen zu verweilen und ſo kam es denn, daß ſie noch ein paar Conzerte gaben. Die Bewunderung des Publikums ging über in eine Art Wahnſinn. Nur die alte Meibel nahm bedächtig eine Priſe aus dem Porzellan-Mops und meinte: ſolch impertinentes Geſchrei ſey kein Geſang, man müſſe hübſch duſe ſingen. Mein Organiſt ließ ſich gar nicht mehr ſehen, und ich vermißte ihn auch nicht. Ich war der glückſeligſte Menſch auf Erden! — Den ganzen Tag ſaß ich bei den Schweſtern, akkompagnirte und ſchrieb die Stimmen aus den Partituren zum Gebrauch in der Reſidenz. Lauretta war mein Ideal, alle böſen Launen, die entſetzlich aufbrauſende Heftigkeit — die virtuoſiſche Quälerei am Flügel — alles ertrug ich mit Geduld! — Sie, nur ſie hatte mir ja die wahre Muſik erſchloſſen. Ich fing an das Italiäniſche zu ſtudiren und mich in Canzonetten zu verſuchen. Wie ſchwebte ich im höchſten Himmel, wenn Lauretta meine Compoſition ſang und ſie gar lobte! Oft war es mir, als habe ich das gar nicht gedacht, und geſetzt, ſondern in Lauretta's Geſange ſtrahle erſt der Gedanke hervor. An Tereſina konnte ich mich nicht recht gewöhnen, ſie ſang nur ſelten, ſchien nicht viel auf mein ganzes Treiben zu geben und zuweilen war es mir ſogar, als lache ſie mich hinterrücks aus. Endlich kam die Zeit der Abreiſe heran. Nun erſt fühlte ich, was mir Lauretta geworden und die Unmöglichkeit mich von ihr zu trennen. Oft, wenn ſie recht smorfiosa geweſen, liebkoſte ſie mich, wie wohl auf ganz unverfängliche Weiſe, aber mein Blut kochte auf und nur die ſeltſame Kälte, die ſie mir entgegen zu ſetzen wußte, hielt mich ab, hell auflodernd in toller Liebeswuth ſie in meine Arme zu faſſen. — Ich hatte einen leidlichen Tenor, den ich zwar nie geübt, der ſich aber jetzt ſchnell ausbildete.

Häufig ſang ich mit Lauretta jene zärtliche italiäniſche Duettini, deren Zahl unendlich iſt. Eben ein ſolches Duett ſangen wir, die Abreiſe war nahe — „senza di te ben mio, vivere non poss'io" — Wer vermochte das zu ertragen! — Ich ſtürzte zu Lauretta's Füßen — ich war in Verzweiflung! Sie hob mich auf „aber mein Freund! dürfen wir uns denn trennen?" — Ich horchte voll Erſtaunen hoch auf. Sie ſchlug mir vor, mit ihr und Tereſina nach der Reſidenz zu gehen, denn aus dem Städtchen heraus müßte ich doch einmahl, wenn ich mich der Muſik ganz widmen wolle. Denke Dir einen, der in den ſchwärzeſten bodenloſen Abgrund ſtürzt, er verzweifelt am Leben, aber in dem Augenblick, wo er den Schlag, der ihn zerſchmettert, zu empfinden glaubt, ſitzt er in einer herrlichen hellen Roſenlaube und hundert bunte Lichterchen umhüpfen ihn und rufen: Liebſter bis dato leben ſie noch! — So war mir jetzt zu Muthe. Mit nach der Reſidenz! das ſtand feſt in meiner Seele! — Nicht ermüden will ich Dich damit, wie ich es anfing dem Onkel zu beweiſen, daß ich nun durchaus nach der ohnehin nicht ſehr entfernten Reſidenz müßte. Er gab endlich nach, verſprach ſogar mitzureiſen. Welch ein Strich durch die Rechnung! — Meine Abſicht mit den Sängerinnen zu reiſen, durfte ich ja nicht laut werden laſſen. Ein tüchtiger Katarrh, der den Onkel befiel, rettete mich. Mit der Poſt fuhr ich von dannen, aber nur bis auf die nächſte Station, wo ich blieb um meine Göttin zu erwarten. Ein wohlgeſpickter Beutel ſetzte mich in den Stand alles gehörig vorzubereiten. Recht romantiſch wollte ich die Damen wie ein beſchützender Paladin zu Pferde begleiten; ich wußte mir einen nicht beſonders ſchönen, aber nach der Verſicherung des Verkäufers geduldigen Gaul zu verſchaffen und ritt zur beſtimmten Zeit den Sängerinnen entgegen. Bald kam der kleine zweiſitzige Wagen langſam heran. Den Hinterſitz hatten die Schweſtern eingenommen, auf dem kleinen Rückſitz ſaß ihr Kammermädchen, die kleine dicke Gianna, eine braune Neapolitanerin. Außerdem war noch der Wagen mit allerlei Kiſten, Schachteln und Körben, von denen reiſende Damen ſich nie trennen, vollgepackt. Von Gianna's Schooße bellten mir zwei kleine Mopſe entgegen, als ich froh die Erwarteten begrüßte. Alles ging glücklich von ſtatten, wir waren ſchon auf der letzten Station, da hatte mein Pferd den beſondern Einfall nach der Heimath zurückkehren zu wollen. Das Bewußtſein, in dergleichen Fällen nicht mit ſonderlichem Erfolg Strenge brauchen zu können, rieth mir alle nur mögliche ſanfte Mittel zu verſuchen, aber der ſtarrſinnige Gaul blieb ungerührt bei meinem freundlichen Zureden. Ich wollte vorwärts, er rückwärts, alles was ich mit Mühe über ihn erhielt, war, daß, ſtatt rückwärts auszureißen, er ſich nur im Kreiſe drehte. Tereſina bog ſich zum Wagen heraus und lachte ſehr, während Lauretta beide Hände vor dem Geſicht, laut aufſchrie, als ſey ich in größter Lebensgefahr. Das gab mir den Muth der Verzweiflung, ich drückte beide Sporn dem Gaul in die Rippen, lag aber auch in demſelben Augenblick unſanft hinabgeſchleudert auf dem Boden. Das Pferd blieb ruhig ſtehen, und ſchaute mich mit lang vorgerecktem Halſe ordentlich verhöhnend an. Ich vermochte nicht aufzuſtehen, der Kutſcher eilte mir zu helfen, Lauretta war herausgeſprungen und weinte und ſchrie, Tereſina lachte unaufhörlich. Ich hatte mir den Fuß verſtaucht und konnte nicht wieder auf's Pferd. Wie ſollte ich fort? Das Pferd wurde an den Wagen gebunden, in den ich hineinkriechen mußte. Denke Dir zwei ziemlich robuſte Frauenzimmer, eine dicke Magd, zwei Möpſe, ein Dutzend Kiſten, Schachteln und Körbe und nun noch mich dazu in einen kleinen zweiſitzigen Wagen zuſammengepackt. — denke Dir Lauretta's Jammern über den unbequemen Sitz — das Heulen der Möpſe — das Geſchnatter der Neapolitanerin — Tereſina's Schmollen — meinen unſäglichen Schmerz am Fuße, und Du wirſt das Anmuthige meiner Lage ganz empfinden. Tereſina konnte es, wie ſie ſagte, nicht länger aushalten. Man hielt, mit einem Satz war ſie aus dem Wagen heraus. Sie band mein Pferd los, ſetzte ſich quer über den Sattel und trabte und kourbettirte vor uns her. Geſtehen mußte ich, daß ſie ſich gar herrlich ausnahm. Die ihr in Gang und Stellung eigene Hoheit und Grazie zeigte ſich noch mehr auf dem Pferde. Sie ließ ſich die Chitarra hinausreichen und, die Zügel um den Arm geſchlungen, ſang ſie ſtolze ſpaniſche Romanzen, volle Akkorde dazu greifend. Ihr helles ſeidenes Kleid flatterte, im ſchimmernden Faltenwurf ſpielend, und wie in den Tönen koſende Luftgeiſter, nickten und wehten die weißen Federn auf ihrem Hute. Die ganze Erſcheinung war hoch romantiſch, ich konnte kein Auge von Tereſina wenden, unerachtet Lauretta ſie eine fantaſtiſche Närrin ſchalt, der die Keckheit übel bekommen würde. Es ging aber glücklich, das Pferd hatte allen Starrſinn verloren oder es war ihm die Sängerin lieber als der Paladin, kurz — erſt vor den Thoren der Reſidenz, kroch Tereſina wieder ins Wagengehäuſe hinein.

Sieh mich jetzt in Conzerten und Opern, ſieh mich in aller möglichen Muſik ſchwelgen

— ſieh mich als fleißigen Correpetitore am Flügel, Arien, Duetten, und was weiß ich ſonſt einſtudiren. Du merkſt es dem ganz veränderten Weſen an, daß ein wunderbarer Geiſt mich durchdringt. Alle kleinſtädtiſche Scheu iſt abgeworfen, wie ein Maeſtro ſitze ich am Flügel vor der Partitur, die Scenen meiner Donna dirigirend. — Mein ganzer Sinn — meine Gedanken ſind ſüße Melodie. — Ich ſchreibe unbekümmert um kontrapunktiſche Künſte, allerlei Canzonetten und Arien, die Lauretta ſingt, wie wohl nur im Zimmer. — Warum will ſie nie etwas von mir im Conzert ſingen? — Ich begreiſe es nicht! — Aber Tereſina erſcheint mir zuweilen auf ſtolzem Roß mit der Lyra, wie die Kunſt ſelbſt in kühner Romantik — unwillkührlich ſchreib' ich manch' hohes ernſtes Lied! — Es iſt wahr, Lauretta ſpielt mit den Tönen wie eine launiſche Feenkönigin. Was darf ſie wagen, das ihr nicht glückt? Tereſina bringt keine Roulade heraus — ein ſimpler Vorſchlag, ein Mordent höchſtens, aber ihr langgehaltener Ton leuchtet durch finſtern Nachtgrund und wunderbare Geiſter werden wach und ſchauen mit ernſten Augen tief hinein in die Bruſt. — Ich weiß nicht, wie ich ſo lange dafür verſchloſſen ſeyn konnte. —

Das den Schweſtern bewilligte Benefiz-Conzert war herangekommen, Lauretta ſang mit mir eine lange Scene von Anfoſſi. Ich ſaß wie gewöhnlich am Flügel. Die letzte Fermate trat ein. Lauretta bot alle ihre Kunſt auf, Nachtigalltöne wirbelten auf und ab aushaltende Noten — dann bunte krauſe Rouladen, ein ganzes Solfeggio! In der That ſchien mir das Ding diesmahl beinahe zu lang, ich fühlte einen leiſen Hauch; Tereſina ſtand hinter mir. In demſelben Augenblick holte Laurette aus, zum anſchwellenden Harmonika-Triller, mit ihm wollte ſie in das a Tempo hinein. Der Satan regierte mich, nieder ſchlug ich mit beiden Händen den Akkord, das Orcheſter folgte, geſchehen war es um Lauretta's Triller, um den höchſten Moment der alles in Staunen ſetzen ſollte. Lauretta, mit wüthenden Blikken mich durchbohrend, riß die Parthie zuſammen, warf ſie mir an den Kopf, daß die Stücke um mich her flogen und rannte wie raſend durch das Orcheſter in das Nebengemach. So wie das Tutti geſchloſſen, eilte ich nach. Sie weinte, ſie tobte. „Mir aus den Augen Frevler,“ ſchrie ſie mir entgegen — „Teufel, der hämiſch mich um alles gebracht — um meinen Ruhm, um meine Ehre — ach um meinen Trillo — Mir aus den Augen verruchter Sohn der Hölle!“ — Sie fuhr auf mich los, ich entſprang durch die Thüre. Während des Conzerts, das eben jemand vortrug, gelang es endlich Tereſinen und dem Kapellmeiſter die Wüthende ſo weit zu beſänftigen, daß ſie wieder vorzutreten ſich entſchloß; ich durfte aber nicht mehr an den Flügel. Im letzten Duett das die Schweſtern ſangen, brachte Lauretta noch wirklich den anſchwellenden Harmonikatriller an, wurde über die Maaßen beklatſcht und gerieth in die beſte Stimmung. Ich konnte indeſſen die üble Behandlung, die ich in Gegenwart ſo vieler fremder Perſonen von Lauretta erduldet, nicht verwinden, und war feſt

feſt entſchloſſen den andern Morgen nach meiner Vaterſtadt zurück zu reiſen. Eben packte ich meine Sachen zuſammen als Tereſina in mein Stübchen trat. Mein Beginnen gewahrend rief ſie voll Erſtaunen: „Du willſt uns verlaſſen?" ich erklärte, daß, nachdem ich ſolche Schmach von Lauretta erduldet, ich länger in ihrer Geſellſchaft nicht bleiben könne. „Alſo die tolle Aufführung einer Närrin," ſprach Tereſina, die ſie ſchon herzlich bereut, treibt Dich fort? Kannſt Du denn aber beſſer leben in Deiner Kunſt als bei uns? Nur auf Dich kommt es ja an, durch Dein Betragen Lauretta von ähnlichem Beginnen abzuhalten. Du biſt zu nachgiebig, zu ſüß, zu ſanft. Ueberhaupt ſchlägſt Du Lauretta's Kunſt zu hoch an. Sie hat keine üble Stimme und viel Umfang, das iſt wahr, aber alle dieſe ſonderbaren wirblichten Schnörkel, die ungemeſſenen Läufe, dieſe ewigen Triller, was ſind ſie anders, als blendende Kunſtſtückchen, die ſo bewundert werden, wie die waghalſigen Sprünge des Seiltänzers? Kann denn ſo etwas tief in uns eindringen und das Herz rühren? Den Harmonika-Triller, den Du verdorben, kann ich nun gar nicht leiden, es wird mir ängſtlich und weh dabei. Und dann dies hoch hinauf Klettern in die Region der drei Striche, iſt das nicht ein erzwungenes Ueberſteigen der natürlichen Stimme, die doch nur allein wahrhaft rührend bleibt? Ich lobe mir die Mittel- und die tiefen Töne. Ein in das Herz dringender Laut, ein wahrhaftes Portamento di voce geht mir über alles. Keine unnütze Verzierung, ein feſt und ſtark gehaltener Ton — ein beſtimmter Ausdruck, der Seele und Gemüth erfaßt, das iſt der wahre Geſang und ſo ſinge ich. Magſt Du Lauretta nicht mehr leiden, ſo denke an Tereſina, die Dich ſo gern hat, weil Du nach Deiner eigentlichen Art und Weiſe eben mein Maeſtro und Compoſitore werden wirſt. — Nimm mir's nicht übel! Alle Deine zierlichen Canzonetten und Arien ſind gar nichts werth gegen das einzige. — Tereſina ſang mit ihrer ſonoren vollen Stimme einen einfachen kirchenmäßigen Canzone, den ich vor wenigen Tagen geſetzt. Nie hatte ich geahnt, daß das ſo klingen könnte. Die Töne drangen mit wunderbarer Gewalt in mich hinein, die Thränen ſtanden mir in den Augen vor Luſt und Entzücken, ich ergriff Tereſina's Hand, ich drückte ſie tauſendmal an den Mund, ich ſchwur, mich niemals von ihr zu trennen. — Lauretta ſah mein Verhältniß mit Thereſina mit neidiſchem verbiſſenen Aerger an, indeſſen ſie bedurfte meiner, denn troß ihrer Kunſt war ſie nicht im Stande, Neues ohne Hülfe einzuſtudiren, ſie las ſchlecht und war auch nicht taktfeſt. Tereſina las alles vom Blatt, und daneben war ihr Taktgefühl ohne Gleichen. Nie ließ Lauretta ihren Eigenſinn und ihre Heftigkeit mehr aus als beim Accompagniren. Nie war ihr die Begleitung recht — ſie behandelte das als ein nothwendiges Uebel — man ſollte den Flügel gar nicht hören, immer pianissimo — immer nachgeben und nachgeben — jeder Takt anders, ſo wie es in ihrem Kopfe ſich nun gerade geſtaltet hatte im Moment. Jetzt ſetzte ich mich ihr mit feſtem Sinn entgegen, ich bekämpfte ihre Unarten, ich bewies ihr, daß ohne Energie keine Begleitung denkbar

bar ſey, daß Tragen des Geſanges ſich merklich unterſcheide von taktloſer Zerfloſſenheit. Tereſina unterſtützte mich treulich. Ich komponirte nur Kirchenſachen und gab alle Soli der tiefen Stimme. Auch Tereſina hofmeiſterte mich nicht wenig, ich ließ es mir gefallen, denn ſie hatte mehr Kenntniß und (ſo glaubte ich) mehr Sinn für deutſchen Ernſt als Lauretta.

Wir durchzogen das ſüdliche Deutſchland. In einer kleinen Stadt trafen wir auf einen italiäniſchen Tenor, der von Mailand nach Berlin wollte. Meine Damen waren entzückt über den Landsmann; er trennte ſich nicht von ihnen, vorzüglich hielt er ſich an Tereſina, und zu meinem nicht geringen Aerger ſpielte ich eine ziemlich untergeordnete Rolle. Einſt wollte ich mit einer Partitur unter dem Arm gerade ins Zimmer treten, als ich drinnen ein lebhaftes Geſpräch zwiſchen meinen Damen und dem Tenor vernahm. Mein Name wurde genannt — ich ſtutzte, ich horchte. Das Italiäniſche verſtand ich jetzt ſo gut, daß mir kein Wort entging. Lauretta erzählte eben den tragiſchen Vorfall im Concert, wie ich ihr durch unzeitiges Niederſchlagen den Triller abgeſchnitten. „Asino tedesco,“ rief der Tenor — es war mir zu Muthe als müßte ich hinein, und den luſtigen Theaterhelden zum Fenſter hinauswerfen — ich hielt an mich. Lauretta ſprach weiter, daß ſie mich gleich fortjagen wollen, indeſſen ſey ſie durch mein flehendliches Bitten bewogen worden, mich noch ferner um ſich zu dulden aus Mitleid, da ich bei ihr den Geſang ſtudiren wollen. Tereſina beſtätigte dies zu meinem nicht geringen Erſtaunen. „Es iſt ein gutes Kind,“ fügte ſie hinzu, jetzt iſt er in mich verliebt, und ſetzt alles für den Alt. Einiges Talent iſt in ihm, aber er muß ſich aus dem Steifen und Ungelenken herausarbeiten, das den Deutſchen eigen. Ich hoffe mir aus ihm einen Compoſitore zu bilden, der mir, da wenig für den Alt geſchrieben wird, einige tüchtige Sachen ſetzt, nachher laſſe ich ihn laufen. Er iſt mit ſeinem Liebeln und Schmachten ſehr langweilig, auch quält er mich zu ſehr mit ſeinen leidigen Compoſitionen die zur Zeit ganz erbärmlich ſind. Wenigſtens bin ich ihn jetzt los, fiel Lauretta ein. was hat mich der Menſch verfolgt mit ſeinen Arien und Duetten, weißt Du wohl noch Tereſina?“ — Nun fing Lauretta ein Duett an, das ich komponirt, und das ſie ſonſt hoch gerühmt hatte. Tereſina nahm die zweite Stimme auf und beide parodirten in Stimme und Vortrag mich auf das grauſamſte. Der Tenor lachte, daß es im Zimmer ſchallte, ein Eisſtrom goß ſich durch meine Glieder — mein Entſchluß war gefaßt unwiderruflich. Leiſe ſchlich ich mich fort von der Thür in mein Zimmer zurück, deſſen Fenſter in die Seitenſtraße gingen. Gegenüber war die Poſt gelegen, eben fuhr der Bamberger Poſtwagen vor, der gepackt werden ſollte. Die Paſſagiere ſtanden ſchon vor dem Thorwege, doch hatte ich noch eine Stunde Zeit. Schnell raffte ich meine Sachen zuſammen, bezahlte großmüthig die ganze Rechnung im Gaſthofe und eilte nach der Poſt. Als ich durch die breite Straße fuhr, ſah ich meine Damen, die mit dem Tenor noch am Fenſter ſtanden, und ſich auf den Schall des Poſthorns herausbückten. Ich drückte mich zurück in den Hintergrund und dachte recht mit Luſt an die tödtende Wirkung des gallbittern Billets, das ich für ſie im Gaſthofe zurückgelaſſen hatte. —

Mit vieler Behaglichkeit ſchlürfte Theodor die Neige des glühenden Eleatiko aus, die ihm Eduard eingeſchenkt. „Der Tereſina,“ ſprach dieſer, indem er eine neue Flaſche öffnete und geſchickt den oben ſchwimmenden Oeltropfen wegſchüttete, „der Tereſina hätte ich ſolche Falſchheit und Tücke nicht zugetraut. Das anmuthige Bild, wie ſie zu Pferde, das in zierlichen Courbetten daher tanzt, ſpaniſche Romanzen ſingt, kommt mir nicht aus den Gedanken.“ Das war ihr Culminations-Punkt, fiel Theodor ein. Noch erinnere ich mich des ſeltſamen Eindrucks, den die Scene auf mich machte. Ich vergaß meine Schmerzen; Tereſina kam mir in der That wie ein höheres Weſen vor. Daß ſolche Momente tief in's Leben greifen und urplötzlich manches eine Form gewinnt, die die Zeit nicht verdüſtert, iſt nur zu wahr. Iſt mir jemals eine kecke Romanze gelungen, ſo trat gewiß in dem Augenblick des Schaffens Tereſina's Bild recht klar und farbig aus meinem Innern hervor.

„Doch," ſprach Eduard, „laß uns auch die kunſtreiche Lauretta nicht vergeſſen, und gleich, allen Groll bei Seite geſetzt, auf das Wohl beider Schweſtern anſtoßen." — Es geſchah! — „Ach" ſprach Theodor: „wie wehen doch aus dieſem Wein die holden Düfte Italiens mich an — wie glüht mir doch friſches Leben durch Nerven und Adern! — Ach warum mußte ich doch das herrliche Land ſo ſchnell wieder verlaſſen! Aber fiel Eduard ein: „Noch fand ich in Allem was Du erzählteſt, keinen Zuſammenhang mit dem himmliſchen Bilde und ſo, glaube ich, haſt Du noch mehr von den Schweſtern zu ſagen. Wohl merke ich, daß die Damen auf dem Bilde keine anderen ſind als eben Lauretta und Tereſina ſelbſt." „So iſt es in der That," erwiederte Theodor: „und meine ſehnſüchtigen Stoßſeufzer nach dem herrlichen

Laube leiten ſehr gut das ein, was ich noch zu erzählen habe.“ Kurz vorher, als ich vor zwei Jahren Rom verlaſſen wollte, machte ich zu Pferde einen kleinen Abſtecher. Vor einer Lokanda ſtand ein recht freundliches Mädchen und es fiel mir ein, wie behaglich es ſeyn müſſe, mir von dem niedlichen Kinde einen Trunk edlen Weins reichen zu laſſen. Ich hielt vor der Hausthüre in dem von glühenden Streiflichtern durchglänzten Laubgange. Mir ſchallten aus der Ferne Geſang und Chitarratöne entgegen — Ich horchte hoch auf, denn die beiden weiblichen Stimmen wirkten ganz ſonderbar auf mich, ſeltſam gingen dunkle Erinnerungen in mir auf, die ſich nicht geſtalten wollten. Ich ſtieg vom Pferde und näherte mich langſam und auf jeden Ton lauſchend der Weinlaube, aus der die Muſik zu ertönen ſchien. Die zweite Stimme hatte geſchwiegen. Die erſte ſang allein eine Canzonetta. Je näher ich kam, deſto mehr verlor ſich das Bekannte, das mich erſt ſo angeregt hatte. Die Sängerin war in einer bunten krauſen Fermate begriffen.

Das wirbelte auf und ab — auf und ab — endlich hielt ſie einen langen Ton — aber nun brach eine weibliche Stimme plötzlich in tolles Zanken aus — Verwünſchungen, Flüche, Schimpfreden! — Ein Mann proteſtirt, ein anderer lacht. — Eine zweite weibliche Stimme miſcht ſich in den Streit. Immer toller und toller brauſt der Zank mit aller italiäniſchen Rabbia! — Endlich ſtehe ich dicht vor der Laube — ein Abbate ſtürzt heraus und rennt mich beinahe über den Haufen — er ſieht ſich nach mir um, ich erkenne meinen guten Signor Ludovico, meinen muſikaliſchen Neuigkeitsträger aus Rom! — „Was um des Himmelswillen rufe ich“ — „Ah Signor Maeſtro! — Signor Maeſtro“ ſchreit er: „Retten Sie mich — ſchützen Sie mich vor dieſer Wüthenden — vor dieſem Krokodill — dieſem Tiger — dieſer Hyäne — dieſem Teufel von Mädchen. — Es iſt wahr — es iſt wahr — ich gab den Takt zu Anfoſſi's Canzonetta, und ſchlug zu unrechter Zeit mitten in der Fermate nieder — ich ſchnitt ihr den Trillo ab — aber warum ſah ich ihr in die

Augen, der ſataniſchen Göttin! — Hole der Teufel alle Fermaten — alle Fermaten!" — In ganz beſonderer Bewegung trat ich mit dem Abbate raſch in die Weinlaube und erkannte auf den erſten Blick die Schweſtern, Lauretta und Tereſina. Noch ſchrie und tobte Lauretta, noch ſprach Tereſina heftig in ſie hinein — der Wirth, die nackten Arme über einander geſchlagen, ſchaute lachend zu, während ein Mädchen den Tiſch mit neuen Flaſchen beſetzte. So wie mich die Sängerinnen erblickten ſtürzten ſie über mich her. „Ah Signor Teodoro! und überhäuften mich mit Liebkoſungen. Aller Streit war vergeſſen. „Seht hier," ſprach Lauretta zum Abbate: „Seht hier einen Compoſitore graziös wie ein Italiäner, ſtark wie ein Deutſcher! — Beide Schweſtern, ſich mit Heftigkeit ins Wort fallend, erzählten nun von den glücklichen Tagen unſers Beiſammenſeyns, von meinen tiefen muſikaliſchen Kenntniſſen ſchon als Jüngling — von unſern Uebungen — von der Vortrefflichkeit meiner Compoſitionen — nie hätten ſie etwas anderes ſingen mögen, als was ich geſetzt — Tereſina verkündigte mir endlich, daß ſie von einem Impreſſario zum nächſten Carneval als erſte tragiſche Sängerin engagirt worden, ſie wolle aber erklären, daß ſie nur unter der Bedingung ſingen werde, wenn mir wenigſtens die Compoſition einer tragiſchen Oper übertragen würde. — Das Ernſte Tragiſche ſey doch nun einmal mein Fach u. ſ. w. Lauretta meinte dagegen: Schade ſey es, wenn ich nicht meinem Hange zum Zierlichen, Anmuthigen, kurz zur Opera buffa nachgeben wollte. Für dieſe ſey ſie als erſte Sängerin engagirt, und daß niemand anders als ich die Oper, in der ſie zu ſingen hätte, componiren ſolle, verſtehe ſich von ſelbſt. Du kannſt denken mit welchen beſonderen Gefühlen ich zwiſchen beiden ſtand. Uebrigens ſiehſt Du, daß die Geſellſchaft zu der ich trat, eben diejenige iſt, welche Hummel mahlte und zwar in dem Moment, als der Abbate eben im Begriff iſt in Lauretta's Fermate hineinzuſchlagen. „Aber dachten ſie denn," ſprach Eduard: „gar nicht an dein Scheiden, an das gallbittre Billet?"

„Auch nicht mit einem Worte," erwiederte Theodor, „und ich eben ſo wenig, denn längſt war aller Groll aus meiner Seele gewichen und mein Abentheuer mit den Schweſtern mir ſpaßhaft geworden. Das einzige was ich mir erlaubte, war, dem Abbate zu erzählen, wie vor mehreren Jahren mir auch in einer Anfoſſiſchen Arie ein ganz gleicher Unfall begegnet, wie heute ihm. Ich drängte mein ganzes Beiſammenſeyn mit den Schweſtern in die tragikomiſche Scene hinein, und ließ kräftige Seitenhiebe austheilend die Schweſtern das Uebergewicht fühlen, das die an mancher Lebens- und Kunſterfahrung reichen Jahre mir über ſie gegeben hatten. Und gut war es doch, ſchloß ich, daß ich hineinſchlug in die Fermate, denn das Ding war angelegt auf ewige Zeiten und ich glaube, ließ ich die Sängerin gewähren, ſo ſäß' ich noch am Flügel." „Doch! Signor," erwiederte der Abbate: „welcher Maeſtro darf ſich anmaßen der Prima donna Geſetze zu geben, und dann war ihr Vergehen viel größer als das meinige, im Conzertſaal, und hier im

der Laube — eigentlich war ich nur Maeſtro
in der Idee, niemand durfte was darauf ge
ben — und hätte mich dieſer himmliſchen Au
gen ſüßer Feuerblick nicht bethört, ſo wär
ich nicht ein Eſel geweſen." Des Abbat
letzte Worte waren heilbringend, denn Lau
retta, deren Augen während der Abbate ſprach
wieder zornig zu funkeln anfingen, wurde da
durch ganz beſänftigt.

Wir blieben den Abend über beiſammen
Vierzehn Jahre, ſo lange war es her al
ich mich von den Schweſtern trennte, ändert
viel. Laurette hatte ziemlich gealtert, inde
ſen war ſie noch jetzt nicht ohne Reiz. T
reſina hatte ſich beſſer erhalten und ihr ſch
ner Wuchs nicht verloren. Beide ginge
ziemlich bunt gekleidet, und ihr ganzer A
ſtand war wie ſonſt, alſo vierzehn Jah
jünger als ſie ſelbſt. Tereſina ſang auf mei
Bitte einige der ernſten Lieder, die mich ſon
tief ergriffen hatten, aber es war mir a
hätten ſie anders in meinem Innern wied
geklungen und ſo war auch Lauretta's Geſan
hatte ihre Stimme auch weder an Stär

un

und Höhe zu merklich verloren, ganz von dem verſchieden, der als der ihrige in meinem Innern lebte. Schon dieſes Aufdringen der Vergleichung einer innern Idee mit der nicht eben erfreulichen Wirklichkeit, mußte mich noch mehr verſtimmen, als es das Betragen der Schweſtern gegen mich, ihre erheuchelte Extaſe, ihre unzarte Bewunderung, die doch ſich wie gnädige Protektion geſtaltete, ſchon vorher gethan hatte. — Der drollige Abbate, der mit aller nur erdenklichen Süßigkeit den Amoroſo von beiden Schweſtern machte, der gute Wein reichlich genoſſen, gaben mir endlich meinen Humor wieder, ſo daß der Abend recht froh in heller Gemüthlichkeit verging. Auf das eifrigſte luden mich die Schweſtern zu ſich ein, um gleich mit ihnen das nöthige über die Parthien zu verabreden, die ich für ſie ſetzen ſollte. — Ich verließ Rom ohne ſie weiter aufzuſuchen. —

„Und doch,“ ſprach Eduard: „haſt Du ihnen das Erwachen deines innern Geſanges zu verdanken.“ „Allerdings,“ erwiederte Theodor: „und eine Menge guter Melodien dazu, aber eben deshalb hätte ich ſie nie wiederſehen ſollen. Jeder Componiſt erinnert ſich wohl eines mächtigen Eindrucks, den die Zeit nicht vernichtet. Der im Ton lebende Geiſt ſprach und das war das Schöpfungswort, welches urplötzlich den ihm verwandten im Innern ruhenden Geiſt weckte; mächtig ſtrahlte er hervor und konnte nie mehr untergehen. Gewiß iſt es, daß, ſo angeregt, alle Melodien die aus dem Innern hervorgehen, uns nur der Sängerin zu gehören ſcheinen, die den erſten Funken in uns warf. Wir hören ſie und ſchreiben es nur auf, was ſie geſungen. Es iſt aber das Erbtheil von uns Schwachen, daß wir, an der Erdſcholle klebend, ſo gern das Ueberirdiſche hinabziehen wollen in die irdiſche ärmliche Beengtheit. So wird die Sängerin unſere Geliebte — wohl gar unſere Frau! — Der Zauber iſt vernichtet und die innere Melodie, ſonſt herrliches verkündend, wird zur Klage über eine zerbrochene Suppenſchüſſel oder einen Tintenfleck in neuer Wäſche. — Glücklich iſt der Componiſt zu preiſen, der niemals mehr im irdiſchen Leben die wiederſchaut, die mit geheimnißvoller Kraft ſeine innere Muſik zu entzünden wußte. Mag der Jüngling ſich heftig bewegen in Liebesqual und Verzweiflung, wenn die holde Zauberin von ihm geſchieden, ihre Geſtalt wird ein himmelherrlicher Ton und der lebt fort in ewiger Jugendfülle und Schönheit und aus ihm werden die Melodien gebohren, die nur ſie und wieder ſie ſind. Was iſt ſie denn nun aber anders als das höchſte Ideal, das aus dem Innern heraus ſich in der äußern fremden Geſtalt ſpiegelte.

„Sonderbar aber ziemlich plauſibel,“ ſagte Eduard, als die Freunde Arm in Arm aus dem Taroniſchen Laden hinausſchritten ins Freye.

Die Freunde ſtimmten darinn überein, daß wenn auch Theodors Erzählung nicht im eigentlichſten Sinn wie er einmal angenommen, ſerapiontiſch zu nennen, da er Bild und Geſtalten die er beſchrieben, wohl auch mit leiblichen Augen geſchaut, ihr doch eine gewiſſe frohe und freie Gemüthlichkeit nicht abzuſprechen und ſie daher des Serapionclubbs nicht ganz unwürdig zu nennen ſey. Du haſt, ſprach Ottmar, Du haſt mein lieber Freund Theodor! mir durch Deine Erzählung Deine Beſtrebungen in der herrlichen Kunſt der Muſik recht vor Augen gebracht. Ein jeder von Uns trachtete Dich hin zu verlocken in ein anderes Gebiet. Während Lothar nur Inſtrumentalſachen von Dir hören wollte, beſtand ich auf komiſche Opern und während Cyprian in, wie er jetzt eingeſtehen wird, gänzlich form- und regelloſen Gedichten die Du componiren ſollteſt, Dir das Unerhörte zutraute, gefielſt Du Dich nur in ernſter Kirchenmuſik. So wie die Sachen nun einmahl ſtehen, möchte doch wohl die ernſte tragiſche Oper die höchſte Stufe ſeyn die zu erſteigen der Komponiſt ſtreben muß, und es iſt mir unbegreiflich, daß du nicht ſchon längſt ein ſolches Werk unternommen und etwas tüchtiges geleiſtet haſt.

Wer anders, erwiederte Theodor, wer anders iſt denn Schuld an meiner Säumniß als Du Ottmar eben ſo wie Cyprian und

Lothar? Hat ſich wohl einer von Euch entſchließen können mir eine Oper zu ſchreiben alles Bittens, Flehens, Andringens unerachtet?

Wunderlicher Menſch, ſprach Cyprian, hab' ich nicht genug mit Dir über Operntexte geſprochen, verwarfſt Du nicht die ſublimſten Ideen als gänzlich unausführbar? — Verlangteſt Du nicht zuletzt ſonderbarer Weiſe, daß ich förmlich Muſik ſtudiren ſolle um Deine Bedürfniſſe verſtehen und ſie befriedigen zu können? — Da mußte mir ja wohl alle Luſt zur Poeſie der Art vergehen, als Du, von dem ich das nimmermehr geglaubt, zeigteſt, daß Du eben ſo gut wie alle handwerksmäßige Komponiſten, Kapellmeiſter und Muſikdirektoren an der hergebrachten Form klebſt und davon auf keine Weiſe abweichen willſt.

Was aber, nahm Lothar das Wort, was aber gar nicht zu erklären iſt. — Sagt, warum in aller Welt ſchreibt ſich Theodor, der des Wortes, des poetiſchen Ausdrucks mächtig iſt, nicht ſelbſt eine Oper? — Warum muthet er uns zu daß wir Muſiker werden ſollen und unſer dichteriſches Talent verſchwenden nur um ein Ding zu ſchaffen, dem er erſt Leben und Regung giebt? Kennt er nicht am beſten ſein Bedürfniß? — Liegt es nicht bloß an der Imbezillität der mehrſten Komponiſten, an ihrer einſeitigen Ausbildung, daß ſie anderer Hülfe bedürfen zu ihrem Werk? — Iſt denn nicht vollkommene Einheit des Textes aus der Muſik nur denkbar wenn Dichter und Komponiſt eine und dieſelbe Perſon iſt?

Das klingt, ſprach Theodor, das klingt alles ganz erſtaunlich plauſibel und iſt doch ſo ganz und gar nicht wahr. Es iſt, wie ich behaupte unmöglich, daß irgend einer allein ein Werk ſchaffe gleich vortrefflich in Wort und Ton.

Das, fuhr Lothar fort, das lieber Theodor, bildeſt Du Dir nur ein, entweder wegen unbilliger Muthloſigkeit oder wegen — angeborner Faulheit. Der Gedanke, Dich erſt durch die Verſe durcharbeiten zu müſſen um zu den Tönen zu gelangen, iſt Dir ſo fatal, daß Du Dich gar nicht darauf einlaſſen magſt, unerachtet ich doch glaube daß dem begeiſterten Dichter und Komponiſten Ton und Wort in einem Moment zuſtrömt.

Ganz gewiß, riefen Cyprian und Ottmar.

Ihr treibt mich in die Enge, ſprach Theodor, erlaubt, daß ich ſtatt aller Widerlegung Euch ein Geſpräch zweier Freunde über die Bedingniſſe der Oper vorleſe, das ich vor mehreren Jahren aufſchrieb. — Die verhängnißvolle Zeit, die wir erlebt war damals im Beginnen. Ich glaubte meine Exiſtenz in der Kunſt gefährdet, ja vernichtet, und mich überfiel eine Muthloſigkeit, die auch wohl in körperlichem Kränkeln ihren Grund haben mochte. — Ich ſchuf mir damals einen ſerapiontiſchen Freund der ſtatt des Kiels das Schwerdt ergriffen. Er richtete mich auf in meinem Schmerz, er ſtieß mich hinein in das bunteſte Gewühl der großen Ereigniſſe und Thaten jener glorreichen Zeit.

Ohne weiteres begann Theodor:

Der Dichter und der Componiſt.

Der Feind war vor den Thoren, das Geſchütz donnerte rings umher, und feuerſprühende Granaten durchſchnitten ziſchend die Luft. Die Bürger rannten mit von Angſt gebleichten Geſichtern in ihre Wohnungen, und die öden Straßen erhallten von dem Pferde-Getrappel der Reiter-Patrouillen, die daherſprengten, und fluchend die zurückgebliebenen Soldaten in die Schanzen trieben. Nur Ludwig ſaß in ſeinem Hinterſtübchen, ganz vertieft und verſunken in die herrliche, bunte, phantaſtiſche Welt, die ihm vor dem Flügel aufgegangen; er hatte ſo eben eine Symphonie vollendet, in der er alles das, was in ſeinem Innerſten erklungen, in ſichtbarlichen Noten feſtzuhalten geſtrebt, und es ſollte das Werk, wie Beethovens Compoſitionen der Art, in göttlicher Sprache von den herrlichen Wundern des fernen, romantiſchen Landes reden, in dem wir in unausſprechlicher Sehnſucht untergehend leben; ja es ſollte ſelbſt, wie eines jener Wunder, in das beengte dürftige Leben treten, und mit holden Syrenenſtimmen die ſich willig Hingebenden hinauslocken. Da trat die Wirthin ins Zimmer, ſcheltend, wie er in dieſer allgemeinen Angſt und Noth nur auf dem Flügel ſpielen könne, und ob er ſich denn in ſeinem Dachſtübchen todtſchießen laſſen wolle. Ludwig begriff die Frau eigentlich nicht, bis in dem Augenblick eine daher brauſende Granate ein Stück des Dachs wegriß, und die Fenſterſcheiben klirrend hineinwarf; da rannte die Wirthin ſchreiend und jammernd die Treppe hinab, und Ludwig eilte, ſein Liebſtes, was er nun beſaß, nehmlich die Partitur der Symphonie, unter dem Arm tragend, ihr nach in den Keller. Hier war die ganze Hausgenoſſenſchaft verſammelt. In einem Anfall von Liberalität, die ihm ſonſt gar nicht eigen, hatte der im untern Stock wohnende Weinwirth ein Paar Dutzend Flaſchen ſeines beſten Weins Preis gegeben, die Frauen brachten, unter Zittern und Zagen, doch, wie immer auf des Leibes Nahrung und Nothdurft ſorglich bedacht, manches köſtliche Stück aus ihrem Küchenvorrath im zierlichen Strickkörbchen herbei; man aß, man trank — man ging aus dem durch Angſt und Noth exaltirten Zuſtand bald über in das gemüthliche Behagen, wo Nachbar an Nachbar ſich ſchmiegend, Sicherheit ſucht und zu finden glaubt, und gleichſam jeder kleinliche künſtliche Pas, den die Convenienz gelehrt, in dem großen Dreher untergeht, zu dem des Schickſals eherne Fauſt den gewaltigen Takt ſchlägt. Vergeſſen war der bedrängte Zuſtand, ja die augenſcheinliche Lebensgefahr, und muntere Geſpräche ergoſſen ſich von begeiſterten Lippen. Hausbewohner, die, ſich auf der Treppe begegnend, kaum den Hut gerückt, ſaßen Hand in Hand beieinander, ihr Innerſtes in wechſelſeitiger, herzlicher Theilnahme aufſchließend. Sparſamer fielen die Schüſſe, und mancher ſprach ſchon vom Heraufſteigen, da die Straße ſicher zu werden ſcheine. Ein alter Militair ging weiter, und bewies ſo eben, nachdem er zuvor über die Befeſtigungskunſt der alten Römer und über die Wirkung der Katapulte ein Paar lehrreiche Worte fallen laſſen, auch aus neuerer Zeit des Vauban mit Ruhm erwähnt, daß alle Furcht unnütz ſey, da das Haus ganz außer der Schußlinie liege — als eine aufſchlagende Kugel die Ziegelſteine, womit man die Zuglöcher verwahrt, in den Keller ſchleuderte. Niemand wurde indeſſen beſchädigt, und als der Militair mit dem vollen Glaſe auf den Tiſch ſprang, von dem die Ziegelſteine die Flaſchen hinabgeworfen, und jeder fernern Kugel Hohn ſprach, kehrte allen der Muth wieder. — Dies war indeſſen auch der letzte Schreck; die Nacht verging ruhig, und am andern Morgen erfuhr man, daß die Armee eine andere Stellung genommen, und dem Feinde freiwillig die Stadt geräumt habe. Als man den Keller verließ, durchſtreiften ſchon feindliche Reiter die Stadt, und ein öffentlicher Anſchlag ſagte den Einwohnern Ruhe und Sicherheit des Eigenthums zu. Ludwig warf ſich in die bunte Menge, die, auf das neue Schauſpiel begierig, dem feindlichen Heerführer entgegenzog, der unter dem luſtigen Klange der Trompeten, umgeben von glänzend gekleideten Garden, eben durch das Thor ritt. — Kaum traute er ſeinen Augen, als er unter den Adjutanten ſeinen innig geliebten, akademiſchen Freund Ferdinand, erblickte, der in einfacher Uniform, den linken Arm in einer Binde tragend, auf einem herrlichen Falben dicht bei ihm vorüber courbettirte. „Er war es — er war es wahr und wahrhaftig ſelbſt!“ rief Ludwig unwillkührlich aus. Vergebens ſuchte er dem Freunde zu folgen, den das flüchtige Roß ſchnell davon trug, und gedankenvoll eilte Ludwig in ſein Zimmer zurück: aber keine Arbeit wollte von Statten gehn, die Erſcheinung des alten Freundes, den er ſeit Jahren ganz aus dem Geſichte verloren, erfüllte ſein Inneres, und wie in hellem Glanz trat die glückſelige Jugendzeit hervor, die er mit dem gemüthlichen Ferdinand verlebt. Ferdinand hatte damals keinesweges irgend eine Tendenz zum Soldatenſtande gezeigt; er lebte ganz den Muſen, und manches geniale Erzeugniß beurkundete ſeinen Beruf zum Dichter. Um ſo weniger begreiflich war daher Ludwigen die Umformung ſeines Freundes, und er brannte vor

Begierde, ihn zu ſprechen, ohne zu wiſſen, wie er es anfangen ſolle ihn aufzufinden. — Immer lebendiger und lebendiger wurde es nun am Orte, ein großer Theil der feindlichen Armeen zog durch, und an ihrer Spitze kamen die verbündeten Fürſten, welche ſich daſelbſt einige Tage Ruhe gönnten. Je größer aber nun das Gedränge im Hauptquartier wurde, deſto mehr ſchwand Ludwigen die Hoffnung, den Freund wieder zu ſehen, bis dieſer endlich in einem entlegenen, wenig beſuchten Kaffeehauſe, wo Ludwig ſein frugales Abendbrod zu verzehren pflegte, ihm ganz unerwartet mit einem lauten Ausruf der innigſten Freude in die Arme fiel. Ludwig blieb ſtumm, denn ein gewiſſes unbehagliches Gefühl verbitterte ihm den erſehnten Augenblick des Wiederfindens. Es war ihm, wie manchmal im Traume man die Geliebten umarmt, und dieſe ſich nun ſchnell fremdartig umgeſtalten, ſo daß die ſchönſten Freuden ſchnell untergehen, im höhnenden Gaukelſpiel. — Der ſanfte Sohn der Muſen, der Dichter manches romantiſchen Liedes, das Ludwig in Klang und Ton gekleidet hatte, ſtand vor ihm im hohen Helmbuſch, den gewaltigen, klirrenden Säbel an der Seite, und verleugnete ſelbſt ſeine Stimme im harten, rauhen Ton aufjauchzend! Ludwigs düſterer Blick fiel auf den verwundeten Arm und glitt hinauf zu dem Ehren-Orden, den Ferdinand auf der Bruſt trug. Da umſchlang ihn Ferdinand mit dem rechten Arm, und drückte ihn heftig und ſtark an ſein Herz. „Ich weiß," ſagte er: „was Du jetzo denkſt, was Du empfindeſt bei unſerm Zuſammentreffen! — Das Vaterland rief mich, und ich durfte nicht zögern, dem Rufe zu folgen. Mit der Freude, mit dem glühenden Enthuſiasmus, den die heilige Sache entzündet hat in jedes Bruſt, den die Feigherzigkeit nicht zum Sclaven ſtempelt, ergriff dieſe Hand, ſonſt nur gewohnt den leichten Kiel zu führen, das Schwerdt! Schon iſt mein Blut gefloſſen, und nur der Zufall, der es wollte, daß ich unter den Augen des Fürſten meine Pflicht that, erwarb mir den Orden. Aber glaube mir, Ludwig! die Saiten, die ſo oft in meinem Innern erklungen, und deren Töne ſo oft zu dir geſprochen, ſind noch unverletzt; ja, nach grauſamer, blutiger Schlacht, auf einſamen Poſten, wenn die Reiter im Bivouac um das Wachtfeuer lagen, da dichtete ich in hoher Begeiſterung manches Lied, das in meinem herrlichen Beruf, zu ſtreiten für Ehre und Freiheit, mich erhob und ſtärkte.“ Ludwig fühlte, wie ſein Inneres ſich aufſchloß bei dieſen Worten, und als Ferdinand mit ihm in ein kleines Seitengemach getreten, und Kaskel und Säbel abgelegt, war es ihm, als habe der Freund ihn nur in wunderlicher Verkleidung geneckt, die er jetzt abgeworfen. Als beide Freunde nun das kleine Mahl verzehrten, das ihnen indeſſen aufgetragen war, und die Gläſer an einander geſtoßen luſtig erklangen, da erfüllte ſie froher Muth und Sinn, die alte, herrliche Zeit umfing ſie mit allen ihren bunten Farben und Lichtern, und alle jene holdſeligen Erſcheinungen, die ihr vereintes Kunſtſtreben wie mit mächtigem Zauber hervorgerufen, kamen wieder in herrlichem Glanze erneuter Jugend. Ferdinand erkundigte ſich angelegentlich nach dem, was Ludwig unter der Zeit componirt habe, und war höchlich verwundert, als dieſer ihm geſtand, daß er noch immer nicht dazu gekommen ſey, eine Oper zu ſetzen und auf das Theater zu bringen, da ihn bis jetzt durchaus kein Gedicht, was Sujet und Ausarbeitung anbelange, zur Compoſition habe begeiſtern können.

Ich begreife nicht, ſagte Ferdinand, daß Du ſelbſt, dem es bei einer höchſt lebendigen Phantaſie durchaus nicht an der Erfindung des Stoffs fehlen kann, und dem die Sprache hinlänglich zu Gebote ſteht, Dir nicht längſt eine Oper gedichtet haſt!

Ludwig. Ich will Dir zugeſtehen, daß meine Phantaſie wohl lebendig genug ſeyn mag, manches gute Opernſujet zu erfinden; ja, daß, zumal, wenn Nachts ein leichter Kopfſchmerz mich in jenen träumeriſchen Zuſtand verſetzt, der gleichſam der Kampf zwiſchen Wachen und Schlafen iſt, mir nicht allein recht gute, wahrhaft romantiſche Opern vorkommen, ſondern wirklich vor mir aufgeführt

führt werden mit meiner Muſik. Was indeſſen die Gabe des Feſthaltens und Aufſchreibens betrifft, ſo glaube ich daß ſie mir fehlt, und es iſt uns Componiſten auch in der That kaum zuzumuthen, daß wir uns jenen mechaniſchen Handgriff, der in jeder Kunſt zum Gelingen des Werks nöthig, und den man nur durch ſteten Fleiß und anhaltende Uebung erlangt, aneignen ſollen, um unſere Verſe ſelbſt zu bauen. Hätte ich aber auch die Fertigkeit erworben, ein gedachtes Sujet richtig und mit Geſchmack in Scenen und Verſe zu ſetzen, ſo würde ich mich doch kaum entſchließen können, mir ſelbſt eine Oper zu dichten.

Ferdinand. Aber niemand könnte ja in Deine muſikaliſchen Tendenzen ſo eingehen als Du ſelbſt.

Ludwig. Das iſt wohl wahr; mir kommt es indeſſen vor, als müſſe dem Componiſten, der ſich hinſetzte, ein gedachtes Opernſujet in Verſe zu bringen, ſo zu Muthe werden, wie dem Mahler, der von dem Bilde, das er in der Phantaſie empfangen, erſt einen mühſamen Kupferſtich zu verfertigen genöthigt würde, ehe man ihm erlaubte, die Mahlerei mit lebendigen Farben zu beginnen.

Ferdinand. Du meinſt, das zum Componiren nöthige Feuer würde verkniſtern und verdampfen bei der Verſifikation?

Ludwig. In der That, ſo iſt es! Und am Ende würden mir meine Verſe ſelbſt nur armſelig vorkommen, wie die papiernen Hülſen der Raketen, die geſtern noch in feurigem Leben praſſelnd in die Lüfte fuhren. — Im Ernſte aber, mir ſcheint zum Gelingen des Werks es in keiner Kunſt ſo nöthig, das Ganze mit allen ſeinen Theilen bis in das kleinſte Detail im erſten, regſten Feuer zu ergreifen, als in der Muſik: denn nirgends iſt das Feilen und Aendern untauglicher und verderblicher, ſo wie ich aus Erfahrung weiß, daß die zuerſt gleich bei dem Leſen eines Gedichts wie durch einen Zauberſchlag erweckte Melodie allemal die beſte, ja vielleicht im Sinn des Componiſten die einzig wahre iſt. Ganz unmöglich würde es dem Muſiker ſeyn, ſich nicht gleich bei dem Dichten mit der Muſik, die die Situation hervorgerufen, zu beſchäftigen. Ganz hingeriſſen und nur arbeitend in den Melodien, die ihm zuſtrömten, würde er vergebens nach den Worten ringen, und gelänge es ihm, ſich mit Gewalt dazu zu treiben, ſo würde jener Strom, brauſte er auch noch ſo gewaltig in hohen Wellen daher, gar bald, wie im unfruchtbaren Sande verſiegen. Ja, um noch beſtimmter meine innere Ueberzeugung auszuſprechen: in dem Augenblick der muſikaliſchen Begeiſterung würden ihm alle Worte, alle Phraſen ungenügend — matt — erbärmlich vorkommen, und er müßte von ſeiner Höhe herabſteigen, um in der untern Region der Worte für das Bedürfniß ſeiner Exiſtenz betteln zu können. Würde aber hier ihm nicht bald, wie dem eingefangenen Adler, der Fittig gelähmt werden, und er vergebens den Flug zur Sonne verſuchen?

Ferdinand. Das läßt ſich allerdings hören: aber weiſt Du wohl, mein Freund, daß Du mehr Deine Unluſt, Dir erſt durch all die nöthigen Scenen, Arien, Duetten ꝛc. den Weg zum muſikaliſchen Schaffen zu bahnen, entſchuldigſt, als mich überzeugſt?

Ludwig. Mag das ſeyn; aber ich erneuere einen alten Vorwurf: Warum haſt Du ſchon damals, als gleiches Kunſtſtreben uns ſo innig verband, nie meinem innigen Wunſche genügen wollen, mir eine Oper zu dichten?

Ferdinand. Weil ich es für die undankbarſte Arbeit von der Welt halte. — Du wirſt mir eingeſtehen, daß niemand eigenſinniger in ſeinen Forderungen ſeyn kann, als ihr es ſeyd, ihr Componiſten; und wenn Du behaupteſt, daß es dem Muſiker nicht zuzumuthen ſey, daß er ſich den Handgriff, den die mechaniſche Arbeit der Verſifikation erfordert, aneigne, ſo meine ich dagegen, daß es dem Dichter wohl gar ſehr zur Laſt fallen dürfe, ſich ſo genau um eure Bedürfniſſe, um die Structur eurer Terzetten, Quartetten, Finalen ꝛc. zu bekümmern, um nicht, wie es denn leider uns nur zu oft geſchieht, jeden Augenblick gegen die Form, die ihr nun einmal angenommen, mit welchem Recht, mögt ihr ſelbſt wiſſen, zu ſündigen. Haben wir in der höchſten Spannung darnach getrachtet, jede Situation unſeres Gedichts in wahrer Poeſie zu ergreifen und in den begeiſtertſten Worten, den geründetſten Verſen zu mahlen, ſo iſt es ja ganz erſchrecklich, daß ihr oft unſere ſchönſten Verſe unbarmherzig wegſtreichet, und unſere herrlichſten Worte oft durch Verkehren und Umwenden mißhandelt, ja im Geſange erſäufet. — Das will ich nur von der vergeblichen Mühe des ſorglichen Ausarbeitens ſagen. Aber ſelbſt manches herrliche Sujet, das uns in dichteriſcher Begeiſterung aufgegangen, und mit dem wir ſtolz in der Meinung, euch hoch zu beglücken, vor euch treten, verwerft ihr geradezu als untauglich und unwürdig des muſikaliſchen Schmuckes. Das iſt denn doch oft purer Eigenſinn, oder was weiß ich ſonſt: denn oft macht ihr euch an Texte, die unter dem Erbärmlichen ſtehen, und —

Ludwig. Halt, lieber Freund! — Es giebt freilich Componiſten, denen die Muſik ſo fremd iſt, wie manchen Verſedrechslern die Poeſie: die haben denn oft jene, wirklich in jeder Hinſicht unter dem Erbärmlichen ſtehende Texte in Noten geſetzt. Wahrhafte, in der herrlichen, heiligen Muſik lebende und webende Componiſten wählten nur poetiſche Texte.

Ferdinand. Aber Mozart ... ?

Ludwig. Wählte nur der Muſik wahrhaft zuſagende Gedichte zu ſeinen claſſiſchen Opern, ſo paradox dies manchem ſcheinen mag. — Doch davon hier jetzt abgeſehen, meine ich, daß es ſich ſehr genau beſtimmen ließe, was für ein Sujet für die Oper paßt, ſo daß der Dichter nie Gefahr laufen könnte, darinn zu irren.

Ferdinand. Ich geſtehe, nie darüber nachgedacht zu haben, und bei dem Mangel muſikaliſcher Kenntniſſe würden mir auch die Prämiſſen gefehlt haben.

Ludwig. Wenn Du unter muſikaliſchen Kenntniſſen die ſogenannte Schule der Muſik verſtehſt, ſo bedarf es deren nicht, um richtig über das Bedürfniß der Componiſten zu urtheilen: denn ohne dieſe kann man das Weſen der Muſik ſo erkannt haben, und ſo in ſich tragen, daß man in dieſer Hinſicht ein viel beſſerer Muſiker iſt, als der, der im Schweiße ſeines Angeſichts die ganze Schule in ihren mannigfachen Irrgängen durcharbeitend, die todte Regel, wie den ſelbſtgeſchnitzten Fetiſch, als den lebendigen Geiſt verherrlicht und den dieſer Götzendienſt um die Seeligkeit des höhern Reichs bringt.

Ferdinand. Und Du meinſt, daß der Dichter in jenes wahre Weſen der Muſik eindringe, ohne daß ihm die Schule jene niedrigern Weihen ertheilt hat?

Ludwig. Allerdings! — Ja, in jenem fernen Reiche, das uns oft in ſeltſamen Ahnungen umfängt, und aus dem wunderbare Stimmen zu uns herabtönen und alle die Laute wecken, die in der beengten Bruſt ſchließen, und die, nun erwacht, wie in feurigen Strahlen freudig und froh herausſchießen, ſo daß wir der Seeligkeit jenes Paradieſes theilhaftig werden — da ſind Dichter und Muſiker die innigſt verwandten Glieder einer

Kirche: denn das Geheimniß des Worts und des Tons iſt ein und daſſelbe, das ihnen die höchſte Weihe erſchloſſen.

Ferdinand. Ich höre meinen lieben Ludwig, wie er in tiefen Sprüchen das geheimnißvolle Weſen der Kunſt zu erfaſſen ſtrebt, und in der That ſchon jetzt ſehe ich den Raum ſchwinden, der mir ſonſt den Dichter vom Muſiker zu trennen ſchien.

Ludwig. Laß mich verſuchen, meine Meinung über das wahre Weſen der Oper auszuſprechen. In kurzen Worten: Eine wahrhaft Oper ſcheint mir nur die zu ſeyn, in welcher die Muſik unmittelbar aus der Dichtung als nothwendiges Erzeugniß derſelben entſpringt.

Ferdinand. Ich geſtehe, daß mir das noch nicht ganz eingeht.

Ludwig. Iſt nicht die Muſik die geheimnißvolle Sprache eines fernen Geiſterreichs, deren wunderbare Accente in unſerm Innern wiederklingen, und ein höheres, intenſives Leben erwecken? Alle Leidenſchaften kämpfen ſchimmernd und glanzvoll gerüſtet mit einander, und gehen unter in einer unausſprechlichen Sehnſucht, die unſere Bruſt erfüllt. Dies iſt die unnennbare Wirkung der Inſtrumentalmuſik. Aber nun ſoll die Muſik ganz in's Leben treten, ſie ſoll ſeine Erſcheinungen ergreifen, und Wort und That ſchmückend, von beſtimmten Leidenſchaften und Handlungen ſprechen. Kann man denn vom Gemeinen in herrlichen Worten reden? Kann denn die Muſik etwas anderes verkünden, als die Wunder jenes Landes, von dem ſie zu uns herübertönt? — Der Dichter rüſte ſich zum kühnen Fluge in das ferne Reich der Romantik; dort findet er das Wundervolle, das er in das Leben tragen ſoll, lebendig und in friſchen Farben erglänzend, ſo daß man willig daran glaubt, ja daß man, wie in einem beſeeligenden Traume, ſelbſt dem dürftigen, alltäglichen Leben entrückt in den Blumengängen des romantiſchen Landes wandelt, und nur ſeine Sprache, das in Muſik ertönende Wort verſteht.

Ferdinand. Du nimmſt alſo ausſchließlich die romantiſche Oper mit ihren

Feen, Geiſtern, Wundern und Verwandlungen in Schutz?

Ludwig. Allerdings halte ich die romantiſche Oper für die einzig wahrhafte, denn nur im Reich der Romantik iſt die Muſik zu Hauſe. Du wirſt mir indeſſen wohl glauben, daß ich diejenigen armſeligen Produkte, in denen läppiſche, geiſtloſe Geiſter erſcheinen, und ohne Urſache und Wirkung Wunder auf Wunder gehäuft werden, nur um das Auge des müßigen Pöbels zu ergötzen, höchlich verachte. Eine wahrhaft romantiſche Oper dichtet nur der geniale, begeiſterte Dichter: denn nur dieſer führt die wunderbaren Erſcheinungen des Geiſterreichs in's Leben; auf ſeinem Fittig ſchwingen wir uns über die Kluft, die uns ſonſt davon trennte, und einheimiſch geworden in dem fremden Lande, glauben wir an die Wunder, die als nothwendige Folgen der Einwirkung höherer Naturen auf unſer Seyn ſichtbarlich geſchehen, und alle die ſtarken, gewaltſam ergreifenden Situationen entwickeln, welche uns bald mit Grauſen und Entſetzen, bald mit der höchſten Wonne erfüllen. Es iſt, mit einem Wort die Zauberkraft der poetiſchen Wahrheit, welche dem, das Wunderbare darſtellenden Dichter zu Gebote ſtehen muß, denn nur dieſe kann uns hinreißen, und eine bloß grillenhafte Folge zweckloſer Feereien, die, wie in manchen Produkten der Art, oft blos da ſind, um den Pagliaſſo im Knappenkleide zu necken, wird uns als albern und poſſenhaft immer kalt und ohne Theilnahme laſſen. — Alſo mein Freund, in der Oper ſoll die Einwirkung höherer Naturen auf uns ſichtbarlich geſchehen und ſo vor unſern Augen ſich ein romantiſches Seyn erſchließen, in dem auch die Sprache höher potenzirt, oder vielmehr jenem fernen Reiche entnommen, d. h. Muſik, Geſang iſt, ja wo ſelbſt Handlung und Situation in mächtigen Tönen und Klängen ſchwebend, uns gewaltiger ergreift und hinreißt. Auf dieſe Art ſoll, wie ich vorhin behauptete, die Muſik unmittelbar und nothwendig aus der Dichtung entſpringen.

Ferdinand. Jetzt verſtehe ich Dich ganz, und denke an den Arioſt und den Taſſo;

doch glaube ich, daß es eine ſchwere Aufgabe ſey, nach Deinen Bedingniſſen das muſikaliſche Drama zu formen.

Ludwig. Es iſt das Werk des genialen, wahrhaft romantiſchen Dichters. — Denke an den herrlichen Gozzi. In ſeinen dramatiſchen Mährchen hat er das ganz erfüllt, was ich von dem Operndichter verlange, und es iſt unbegreiflich, wie dieſe reiche Fundgrube vortrefflicher Opernſujets bis jetzt nicht mehr benutzt worden iſt.

Ferdinand. Ich geſtehe, daß mich der Gozzi, als ich ihn vor mehreren Jahren las, auf das lebhafteſte anſprach, wiewohl ich ihn von dem Punkte, von dem Du ausgehſt, natürlicherweiſe nicht beachtet habe.

Ludwig. Eins ſeiner ſchönſten Mährchen iſt unſtreitig der Rabe. — Millo, König von Frattombroſa, kennt kein anderes Vergnügen, als die Jagd. Er erblickt im Walde einen herrlichen Raben, und durchbohrt ihn mit dem Pfeil. Der Rabe ſtürzt herab auf ein Grabmahl vom weißeſten Marmor, das unter dem Baume aufgerichtet iſt, und beſpritzt es, zum Tode erſtarrend, mit ſeinem Blute. Da erbebt der ganze Wald, und aus einer Grotte ſchreitet ein fürchterliches Ungeheuer hervor, das dem armen Millo den Fluch zudonnert: Findeſt Du kein Weib, weiß, wie des Grabmals Marmor, roth, wie des Raben Blut, ſchwarz, wie des Raben Federn, ſo ſtirb in wüthenden Wahnſinn. — Vergebens ſind alle Nachforſchungen nach einem ſolchen Weibe. Da beſchließt des Königs Bruder, Jennaro, der ihn auf das zärtlichſte liebt, nicht eher zu ruhen und zu raſten, bis er die Schöne, die den Bruder rettet vom verzehrenden Wahnſinn, gefunden. Er durchſtreicht Länder und Meere, endlich ſieht er, von einem in der Negromantik erfahrnen Greiſe auf die Spur geleitet, Armilla, die Tochter des mächtigen Zauberers Norand. Ihre Haut iſt weiß wie des Grabmals Marmor, roth, wie des Raben Blut, ſchwarz, wie des Raben Federn ſind Haare und Augenbraunen; es gelingt ihm ſie zu rauben, und bald ſind ſie nach ausgeſtandenem Sturm, in der Nähe von Frattombroſa gelandet. — Ein herrliches Roß, und einen Falken von den ſeltenſten Eigenſchaften, ſpielt ihm, als er kaum ans Ufer getreten, der Zufall in die Hände, und er iſt voll Entzücken, nicht allein den Bruder retten, ſondern ihn überdem auch mit Geſchenken, die ihm ſo werth ſeyn müſſen, erfreuen zu können. Jennaro will in einem Zelt, das man unter einem Baume aufgeſchlagen, ausruhen: da ſetzen ſich zwei Tauben in die Zweige und fangen an zu ſprechen: „Weh Dir, Jennaro, daß Du geboren biſt! Der Falke wird dem Bruder die Augen auspicken; überreichſt Du ihn nicht, oder verräthſt Du was Du weißt, ſo wirſt Du zu Stein. — Beſteigt Dein Bruder das Roß, ſo wird es ihn augenblicklich tödten; giebſt Du es ihm nicht, oder verräthſt Du was Du weißt, ſo wirſt Du zu Stein. Vermählt ſich Millo mit Armilla, ſo wird ihn in der Nacht ein Ungeheuer zerfleiſchen; übergiebſt Du ihm Armilla nicht, oder verräthſt Du was Du weißt, ſo wirſt Du zu Stein.“ — Norand erſcheint, und beſtätigt den Ausſpruch der Tauben, der die Strafe für Armilla's Raub enthält. — In dem Augenblick, als Millo Armilla ſieht, iſt er von dem Wahnſinn, der ihn ergriffen, geheilt. Das Roß und der Falke werden gebracht, und der König iſt entzückt über die Liebe des Bruders, der durch herrliche Geſchenke ſeinen Lieblings-Neigungen ſchmeichelt. Jennaro trägt ihm den Falken entgegen, aber als Millo ihn ergreifen will, haut Jennaro dem Falken den Kopf ab, und des Bruders Augen ſind gerettet. Eben ſo, als Millo ſchon den Fuß in den Bügel ſetzt, um das Roß zu beſteigen, zieht Jennaro das Schwerdt, und haut dem Pferde auf einen Streich beide Vorderbeine ab, daß es zuſammenſtürzt. Millo glaubt nun überzeugt zu ſeyn, daß eine wahnſinnige Liebe den Bruder zu dieſem Betragen reize, und Armilla beſtätigt die Vermuthung, da Jennaro's heimliche Seufzer und Thränen, ſein zerſtreutes ausſchweifendes Betragen, in ihr längſt den Argwohn erzeugt haben, daß er ſie liebe. Sie verſichert dem Könige ihre innigſte Neigung, die ſchon früher dadurch entſtanden ſey, daß Jennaro während der Reiſe von ihm, dem geliebten Bruder, auf die lebhafteſte und rührendſte Weiſe geſprochen. Sie bittet nun ihrer Seits, um jeden Verdacht zu entfernen, die Verbindung zu beſchleunigen, die denn auch vor ſich geht. Jennaro ſieht ſeines Bruders Untergang vor Augen; er iſt in Verzweiflung, ſich ſo verkannt zu ſehen, und doch droht ihm ein gräßliches Verhängniß, wenn nur ein Wort des fürchterlichen Geheimniſſes ſeinen Lippen entflieht. Da beſchließt er, es koſte was es wolle, ſeinen Bruder zu retten, und dringt in der Nacht durch einen unterirdiſchen Gang in das Schlafzimmer des Königs. Ein fürchterlicher, feuerſprühender Drache erſcheint, Jennaro fällt ihn an, aber ſeine Streiche ſind fruchtlos. Das Ungeheuer nähert ſich dem Schlafzimmer; da faßt er in höchſter Verzweiflung das Schwerdt mit beiden Händen, und der fürchterliche Streich, der das Ungeheuer tödten ſoll, ſpaltet die Thüre. Millo kommt aus dem Schlafzimmer, und da das Ungeheuer verſchwunden, ſieht er dem Bruder den Meineidigen, den der Wahnſinn einer verrätheriſchen Liebe zum Brudermorde treibt. Jennaro kann ſich nicht entſchuldigen; er wird von den herbeigerufenen Wachen entwaffnet und ins Gefängniß geſchleppt. Er ſoll die ihm aufgebürdete That mit dem Leben auf dem Richtplatze büßen: aber noch vor dem Tode will er den heißgeliebten Bruder ſprechen. Millo giebt ihm Gehör: Jennaro erinnert ihn in den rührendſten Worten an die innige Liebe, die ſie ſeit ihrer Geburt verband: aber als er fragt, ob er ihn wohl für fähig halte, den Bruder zu morden? verlangt Millo Beweiſe der Unſchuld, und nun entdeckt Jennaro unter wüthendem Schmerz die verhängnißvollen gräßlichen Prophezeihungen der Tauben und des Negromanten Morand. Aber zum ſtarren Entſetzen Millo's ſteht er nach den letzten Worten in eine Marmorſtatue verwandelt da. Nun erkennt Millo Jennaro's Bruderliebe, und von den herzzerreißendſten Vorwürfen gemartert, beſchließt er die Statue des geliebten Bruders nie mehr zu verlaſſen, ſondern zu ihren Füßen in Reue und Verzweiflung zu ſterben. Da erſcheint Norand. „In des Schickſals ewigem Geſetzbuch," ſpricht er, „war des Raben Tod, Dein Fluch, Armillens Raub geſchrieben. Dem Bruder giebt nur eine That das Leben wieder, aber dieſe That iſt gräßlich. — Durch dieſen Dolch ſterbe Armilla an der Seite der Statue, und im Leben erglüht der kalte Marmor, von ihrem Blut beſpritzt. Haſt Du Muth, Armilla zu morden; thu' es! Jammere, klage, ſo wie ich!" — Er verſchwindet. Armilla entreißt dem unglücklichen Millo das Geheimniß von Norands ſchrecklichen Worten. Millo verläßt ſie in Verzweiflung; und von Grauſen und Entſetzen erfüllt, das Leben nicht mehr achtend, durchſtößt ſich Armilla ſelbſt mit dem Dolch, den Norand hingeworfen. So wie ihr Blut die Statue beſpritzt, kehrt Jennaro in das Leben zurück. Millo kommt — er ſieht den Bruder belebt, aber die Geliebte todt daliegend. Verzweiflungsvoll will er ſich mit demſelben Dolche, der Armilla tödtete, ermorden. Da verwandelt ſich plötzlich die finſtere Gruft in einen weiten glänzenden Saal. Norand erſcheint: das große, geheimnißvolle Verhängniß iſt erfüllt, alle Trauer geendet, Armilla lebt, von Norand berührt, wieder auf, und alles endet glücklich.

Ferdinand. Ich erinnere mich jetzt ganz genau des herrlichen, phantaſtiſchen Stücks, und noch fühle ich den tiefen Eindruck, den es auf mich machte. Du haſt Recht, das Wunderbare erſcheint hier als nothwendig, und iſt ſo poetiſch wahr, daß man willig daran glaubt. Es iſt Millo's That, der Mord des Raben, die gleichſam an die eherne Pforte des dunklen Geiſterreichs anſchlägt und nun geht ſie klingend auf, und die Geiſter ſchreiten hinein in das Leben, und verſtricken die Menſchen in das wunderbare, geheimnißvolle Verhängniß, das über ſie waltet.

Ludwig. So iſt es, und nun betrachte die ſtarken, herrlichen Situationen, die der Dichter aus dieſem Conflict mit der Geiſterwelt zu ziehen wußte. Jennaro's heroiſche Aufopferung, Armilla's Heldenthat — es liegt eine Größe darin, von der unſere moraliſchen Schauſpieldichter, in den Armſeligkeiten des alltäglichen Lebens, wie in dem Auskehricht, der aus dem Prunkſaal in den Schuttkarren geworfen, wühlend, gar keine Idee haben. Wie herrlich ſind nun auch die komiſchen Parthieen der Masken eingeflochten.

Ferdinand. Ja wohl! — Nur im wahrhaft Romantiſchen miſcht ſich das Komiſche mit dem Tragiſchen ſo gefügig, daß beides zum Totaleffect in Eins verſchmilzt, und das Gemüth des Zuhörers auf eine eigne, wunderbare Weiſe ergreift.

Ludwig. Das haben ſelbſt unſere Opernfabrikanten dunkel gefühlt. Denn daher ſind wohl die ſogenannten heroiſch-komiſchen Opern entſtanden, in denen oft das Heroiſche wirklich komiſch, das Komiſche aber nur inſofern heroiſch iſt, als es ſich mit wahrem Heroismus über alles wegſetzt, was Geſchmack, Anſtand und Sitte fordern.

Ferdinand. So wie Du das Bedingniß des Operngedichts feſtſtellſt, haben wir in der That ſehr wenig wahre Opern.

Ludwig. So iſt es! — Die mehrſten ſogenannten Opern ſind nur leere Schauſpiele mit Geſang, und der gänzliche Mangel dramatiſcher Wirkung, den man bald dem Gedicht, bald der Muſik zur Laſt legt, iſt nur der todten Maſſe aneinander gereihter Scenen, ohne innern poetiſchen Zuſammenhang und ohne poetiſche Wahrheit zuzuſchreiben, die die Muſik nicht zum Leben entzünden konnte. Oft hat der Componiſt unwillkührlich ganz für ſich gearbeitet, und das armſelige Gedicht läuft nebenher, ohne in die Muſik hineinkommen zu können. Die Muſik kann dann in gewiſſem Sinn recht gut ſeyn, das heißt, ohne durch innere Tiefe mit magiſcher Gewalt den Zuhörer zu ergreifen, ein gewiſſes Wohlbehagen erregen, wie ein munteres, glänzendes Farbenſpiel. Alsdann iſt die Oper ein Conzert, das auf dem Theater mit Coſtum und Decorationen gegeben wird.

Ferdinand. Da Du auf dieſe Weiſe nur die, im eigentlichſten Sinne romantiſchen Opern gelten läſſeſt, wie iſt es nun mit den muſikaliſchen Tragödien, und dann vollends mit den komiſchen Opern im modernen Coſtume? Die mußt Du ganz verwerfen?

Ludwig. Keinesweges! — In den mehrſten älteren, tragiſchen Opern, wie ſie leider nun nicht mehr gedichtet und komponirt werden, iſt es ja auch das wahrhaft Heroiſche der Handlung, die innere Stärke der Charaktere und der Situationen, die den Zuſchauer ſo gewaltig ergreift. Die geheimnißvolle dunkle Macht, die über Götter und Menſchen waltet, ſchreitet ſichtbarlich vor ſeinen Augen daher, und er hört, wie in ſeltſamen, ahnungsvollen Tönen die ewigen, unabänderlichen Rathſchlüſſe des Schickſals, das ſelbſt die Götter beherrſcht, verkündet werden. Von dieſen rein tragiſchen Stoffen iſt das eigentlich Phantaſtiſche ausgeſchloſſen: aber in der Verbindung mit den Göttern, die den Menſchen zum höheren Leben, ja zu göttlicher That erweckt, muß auch eine höhere Sprache in den wundervollen Accenten der Muſik erklingen. Wurden, beiläufig geſagt, nicht ſchon die antiken Tragödien muſikaliſch declamirt? und ſprach ſich nicht darinn das

Bedürfniß eines höhern Ausdrucksmittels, als es die gewöhnliche Rede gewähren kann, recht eigentlich aus? — Unſere muſikaliſchen Tragödien haben den genialen Komponiſten auf eine ganz eigene Weiſe zu einem hohen, ich möchte ſagen, heiligen Styl begeiſtert, und es iſt, als walle der Menſch in wunderbarer Weihe auf den Tönen, die den goldnen Harfen der Cherubim und Seraphim entklingen, in das Reich des Lichts, wo ſich ihm das Geheimniß ſeines eigenen Seyns erſchließt. — Ich wollte, Ferdinand, nichts Geringeres andeuten, als die innige Verwandſchaft der Kirchenmuſik mit der tragiſchen Oper, aus der ſich die älteren Komponiſten einen eigenen herrlichen Styl bildeten, von dem die Neueren keine Idee haben, den in üppiger Fülle überbrauſenden Spontini nicht ausgenommen. Des herrlichen Gluck, der wie ein Heros daſteht, mag ich gar nicht erwähnen; um aber zu fühlen, wie auch geringere Talente jenen wahrhaft großen, tragiſchen Styl erfaßten, ſo denke an den Chor der Prieſter der Nacht in Piccini's Dido.

Ferdinand. Es geht mir jetzt eben ſo, wie in den früheren, goldnen Tagen unſers Zuſammenſeins: indem Du von Deiner Kunſt begeiſtert ſprichſt, erhebſt Du mich zu Anſichten, die mir ſonſt verſchloſſen waren, und Du kannſt mir glauben, daß ich mir in dem Augenblick einbilde, recht viel von der Muſik zu verſtehen. — Ja, ich glaube, kein guter Vers könne in meinem Innern erwachen, ohne in Klang und Sang hervorzugehen.

Ludwig. Iſt das nicht die wahre Begeiſterung des Operndichters? — Ich behaupte, der muß eben ſo gut gleich alles im Innern komponiren, wie der Muſiker, und es iſt nur das deutliche Bewußtſeyn beſtimmter Melodien, ja beſtimmter Töne der mitwirkenden Inſtrumente, mit einem Worte die bequeme Herrſchaft über das innere Reich der Töne, die dieſen von jenem unterſcheidet. Doch ich bin Dir meine Meinung über die Opera buffa noch ſchuldig.

Ferdinand. Du wirſt ſie, wenigſtens im modernen Coſtume, kaum gelten laſſen?

Ludwig. Und ich, meines Theils, lieber Ferdinand, geſtehe, daß ſie mir grade im Coſtume der Zeit nicht allein am liebſten iſt, ſondern in dieſer Art, eben in ihrem Charakter, nach dem Sinn, wie ſie die beweglichen reizbaren Italiäner ſchufen, mir nur allein wahr dazuſtehen ſcheint. Hier iſt es nun das Phantaſtiſche, das zum Theil aus dem abentheuerlichen Schwunge einzelner Charaktere, zum Theil aus dem bizarren Spiel des Zufalls entſteht, und das keck in das Alltagsleben hineinfährt, und alles zu oberſt und unterſt dreht. Man muß zugeſtehen, Ja, es iſt der Herr Nachbar, im bekannten, zimmtfarbenen Sonntagskleide, mit goldbeſponnenen Knöpfen, und was in aller Welt muß nur in den Mann gefahren ſeyn, daß er ſich ſo närriſch gebehrdet? — Denke Dir eine ehrbare Geſellſchaft von Vettern und Muhmen mit dem ſchmachtenden Töchterlein, und einige Studenten dazu, die die Augen der Couſine beſingen, und vor den Fenſtern auf der Guitarre ſpielen. Unter dieſe fährt der Geiſt Droll in neckhaftem Spuk, und nun bewegt in tollen Einbildungen, in allerlei ſeltſamen Sprüngen und abentheuerlichen Grimaſſen ſich alles durcheinander. Ein beſonderer Stern iſt aufgegangen, und überall ſtellt der Zufall ſeine Schlingen auf, in denen ſich die ehrbarſten Leute verfangen, ſtrecken ſie die Naſe nur 'was weniges vor. — Eben in dieſem Hineinſchreiten des Abenteuerlichen in das gewöhnliche Leben, in den daraus entſtehenden Widerſprüchen liegt, nach meiner Meinung, das Weſen der eigentlichen Opera buffa; und eben dieſes Auffaſſen des ſonſt fern liegenden Phantaſtiſchen, das nun ins Leben gekommen, iſt es, was das Spiel der italiäniſchen Komiker ſo unnachahmlich macht. Sie verſtehen die Andeutungen des Dichters, und durch ihr Spiel wird das Skelett, was er nur geben durfte, mit Fleiſch und Farben belebt.

Ferdinand. Ich glaube Dich ganz verſtanden zu haben. — In der Opera buffa wäre es alſo recht eigentlich das Phantaſtiſche, was in die Stelle des Romantiſchen tritt, das Du als unerläßliches Bedingniß der Oper aufſtellſt, und die Kunſt des Dichters müßte darin beſtehen, die Perſonen nicht allein vollkommen gerůndet, poetiſch wahr, ſondern recht aus dem gewöhnlichen Leben gegriffen, ſo individuell auftreten zu laſſen, daß man ſich augenblicklich ſelbſt ſagt: Sieh da! das iſt der Nachbar, mit dem ich alle Tage geſprochen! Das iſt der Student, der alle Morgen in's Kollegium geht, und vor den Fenſtern der Cuſine erſchrecklich ſeufzt u. ſ. w. Und nun ſoll das Abenteuerliche, was ſie, wie in ſeltſamer Kriſe begriffen, beginnen, oder was ihnen begegnet, auf uns ſo wunderſam wirken, als gehe ein toller Spuk durchs Leben und treibe uns unwiderſtehlich in den Kreis ſeiner ergötzlichen Neckereien.

Ludwig. Du ſprichſt meine innigſte Meinung aus, und kaum hinzuſetzen darf ich, wie ſich nun auch, nach meinem Prinzip, die Muſik willig der Opera buffa fügt, und wie auch hier ein beſonderer Styl, der auf ſeine Weiſe das Gemüth der Zuhörer ergreift, von ſelbſt hervorgeht.

Ferdinand. Sollte aber die Muſik das Komiſche in allen ſeinen Nuancen ausdrücken können?

Ludwig. Davon bin ich auf das innigſte überzeugt, und geniale Künſtler haben es hundertfältig bewieſen. So kann z. B. in der Muſik der Ausdruck der ergötzlichen Ironie liegen, wie er in Mozarts herrlicher Oper Cosi fan tutte, vorwaltet.

Ferdinand. Da dringt ſich mir die Bemerkung auf, daß, nach Deinem Princip, der verachtete Text dieſer Oper eben wahrhaft opernmäßig iſt.

Ludwig. Und eben daran dachte ich, als ich vorhin behauptete, daß Mozart zu ſeinen klaſſiſchen Opern nur der Oper ganz zuſagende Gedichte gewählt habe, wiewohl Figaro's Hochzeit mehr Schauſpiel mit Geſang, als wahre Oper iſt. Der heilloſe Verſuch, das weinerliche Schauſpiel auch in die Oper zu übertragen, kann nur mißlingen, und unſere Waiſenhäuſer, Augenärzte u. ſ. w. gehen gewiß bald der Vergeſſenheit entgegen. So war auch nichts erbärmlicher und der wahren Oper widerſtrebender, als jene ganze Reihe von Singſpielen, wie ſie Dittersdorf gab, wogegen ich Opern, wie das Sonntagskind und die Schweſtern von Prag, gar ſehr in Schutz nehme. Man könnte ſie ächt deutſche Opere buffe nennen.

Ferdinand. Wenigſtens haben mich dieſe Opern, bei guter Darſtellung, immer recht innig ergötzt, und mir iſt das recht zu Herzen gegangen, was Tieck im geſtiefelten Kater den Dichter zum Publikum ſprechen läßt: „Sollten ſie daran Gefallen finden, ſo müßten ſie alle ihre etwanige Bildung bei Seite ſetzen, und recht eigentlich zu Kindern werden, um ſich kindlich erfreuen und ergötzen zu können.“

Ludwig. Leider fielen dieſe Worte, wie ſo manche andere der Art, auf einen harten, ſterilen Boden, ſo daß ſie nicht eindringen und Wurzel faſſen konnten. Aber die vox populi, welche in Sachen des Theaters meiſtens eine wahre vox Dei iſt, übertäubt die einzelnen Seufzer, welche die ſuperfeinen Naturen über die entſetzlichen Unnatürlichkeiten und Abgeſchmacktheiten, die in ſolchen, nach ihrem Begriff, läppiſchen Sachen enthalten, ausſtoßen, und man hat ſogar Beiſpiele, daß, wie hingeriſſen, von dem Wahnſinn, der das Volk ergriffen, mancher mitten in ſeinem Vornehmthun in ein entſetzliches Lachen ausgebrochen, und dabei verſichert er könne ſein eigenes Lachen gar nicht begreifen.

Ferdinand. Sollte Tieck nicht der Dichter ſeyn, der, wenn es ihm gefiele, gewiß dem Componiſten romantiſche Opern, ganz nach den Bedingniſſen, die Du aufgeſtellt, ſchreiben würde?

Ludwig. Ganz zuverläſſig, da er ein ächt romantiſcher Dichter iſt; und ich erinnere mich wirklich, eine Oper in Händen gehabt zu haben, die wahrhaft romantiſch angelegt, aber im Stoff überfüllt und zu ausgedehnt war. Wenn ich nicht irre, hieß ſie das Ungeheuer und der bezauberte Wald.

Ferdinand. Du ſelbſt bringſt mich auf eine Schwierigkeit, die ihr dem Operndichter entgegenſtellt. — Ich meine die unglaubliche Kürze, welche ihr uns vorſchreibt.

Alle Mühe dieſe oder jene Situation, den Ausbruch dieſer oder jener Leidenſchaft, recht in bedeutenden Worten aufzufaſſen und darzuſtellen, iſt vergebens: denn alles muß in ein paar Verſen abgethan ſeyn, die ſich noch dazu rückſichtslos nach euerm Gefallen drehen und wenden laſſen ſollen.

Ludwig. Ich möchte ſagen, der Operndichter müſſe, dem Decorations-Maler gleich, das ganze Gemälde nach richtiger Zeichnung, in ſtarken, kräftigen Zügen hinwerfen, und es iſt die Muſik, die nun das Ganze ſo in richtiges Licht und gehörige Perſpektive ſtellt, daß Alles lebendig hervortritt, und ſich einzelne, willkührlich ſcheinende Pinſelſtriche zu kühn herausſchreitenden Geſtalten vereinen.

Ferdinand. Alſo nur eine Skizze ſollen wir geben, ſtatt eines Gedichts?

Ludwig. Keinesweges. Daß der Operndichter, rückſichtlich der Anordnung, der Oekonomie des Ganzen, den aus der Natur der Sache genommenen Regeln des Drama treu bleiben müſſe, verſteht ſich wohl von ſelbſt: aber er hat es wirklich nöthig, ganz vorzüglich bemüht zu ſeyn, die Szenen ſo zu ordnen, daß der Stoff ſich klar und deutlich vor den Augen des Zuſchauers entwickele. Beinahe ohne ein Wort zu verſtehen, muß der Zuſchauer ſich aus dem, was er geſchehen ſieht, einen Begriff von der Handlung machen können. Kein dramatiſches Gedicht hat dieſe Deutlichkeit ſo im höchſten Grade nöthig, als die Oper, da, ohne dem, daß man bei dem deutlichſten Geſange die Worte doch immer ſchwerer verſteht, als ſonſt, auch die Muſik gar leicht den Zuhörer in andere Regionen entführt, und nur durch das beſtändige Hinleuten auf den Punkt, in dem ſich der dramatiſche Effect concentriren ſoll, gezügelt werden kann. Was nun die Worte betrifft, ſo ſind ſie dem Componiſten am liebſten, wenn ſie kräftig und bündig die Leidenſchaft, die Situation, welche dargeſtellt werden ſoll, ausſprechen; es bedarf keines beſondern Schmuckes, und ganz vorzüglich keiner Bilder.

Ferdi-

Ferdinand. Aber der Gleichniß-reiche Metaſtaſio?

Ludwig. Ja, der hatte wirklich die ſonderbare Meinung, daß der Componiſt, vorzüglich in der Arie, immer erſt durch irgend ein poetiſches Bild begeiſtert werden müßte. Daher denn auch ſeine ewig wiederholten Anfangsſtrophen: Come una tortorella etc., come spuma in tempesta etc., und es kam auch wirklich oft, wenigſtens im Accompagnement, das Girren des Täubchens, das ſchäumende Meer u. ſ. w. vor.

Ferdinand. Sollen wir uns aber nicht allein des poetiſchen Schmuckes enthalten, ſollen wir auch jedes ferneren Ausmalens intereſſanter Situationen überhoben ſeyn? z. B. der junge Held zieht in den Kampf und nimmt von dem gebeugten Vater, dem alten Könige, deſſen Reich ein ſiegreicher Tyrann in ſeinen Grundveſten erſchüttert, Abſchied, oder ein grauſames Verhängniß trennt den liebenden Jüngling von der Geliebten: ſollen denn nun beide nichts ſagen, als: Lebe wohl?

Ludwig. Mag der erſte noch in kurzen Worten von ſeinem Muth, von ſeinem Vertrauen auf die gerechte Sache reden, mag der Andere noch der Geliebten ſagen: daß das Leben ohne ſie nur ein langſamer Tod ſey: aber auch das einfache Lebewohl wird dem Componiſten, den nicht Worte, ſondern Handlung und Situation begeiſtern müſſen, genug ſeyn, in kräftigen Zügen den innern Seelenzuſtand des jungen Helden oder des ſcheidenden Geliebten zu malen. Um recht in Deinem Beiſpiel zu bleiben: in welchen, bis tief in das Innerſte dringenden Accenten haben ſchon unzähligemal die Italiener das Wörtchen Addio geſungen! Welcher tauſend und abermal tauſend Nuancen iſt der muſikaliſche Ausdruck fähig! Und das iſt ja eben das wunderbare Geheimniß der Tonkunſt, daß ſie da, wo die arme Rede verſiegt, erſt eine unerſchöpfliche Quelle der Ausdrucksmittel öffnet!

Ferdinand. Auf dieſe Weiſe müßte der Operndichter rückſichtlich der Worte nach der höchſten Einfachheit ſtreben, und es würde hinlänglich ſeyn, die Situation nur auf edle und kräftige Weiſe anzudeuten.

Ludwig. Allerdings: denn wie geſagt, der Stoff, die Handlung, die Situation, nicht das prunkende Wort, muß den Componiſten begeiſtern, und außer den ſogenannten poetiſchen Bildern, ſind alle und jede Reflexionen für den Muſiker eine wahre Mortifikation.

Ferdinand. Glaubſt Du aber wohl, daß ich es recht lebhaft fühle, wie ſchwer es iſt, nach deinen Bedingniſſen eine gute Oper zu ſchreiben? Vorzüglich jene Einfachheit der Worte —

Ludwig. Mag euch, die ihr ſo gern mit Worten malt, ſchwer genug werden. Aber wie Metaſtaſio, meines Bedünkens, durch ſeine Opern recht gezeigt hat, wie Operntexte nicht gedichtet werden müſſen, ſo giebt es auch viele italiäniſche Gedichte, die als wahre Muſter recht eigentlicher Geſangtexte aufgeſtellt werden können. Was kann einfacher ſeyn als Strophen, wie folgende weltbekannte:

Almen se non possio
seguir l'amato bene
affetti del cor mio
seguite lo per me!

Wie liegt in dieſen wenigen, einfachen Worten die Andeutung des von Liebe und Schmerz ergriffenen Gemüths, die der Componiſt auffaſſen, und nun in der ganzen Stärke des muſikaliſchen Ausdrucks den innern angedeuteten Seelenzuſtand darſtellen kann. Ja die beſondere Situation, in der jene Worte geſungen werden ſollen, wird ſeine Phantaſie ſo anregen, daß er dem Geſange den individuellen Charakter giebt. Eben daher wirſt du auch finden, daß oft die poetiſchſten Componiſten ſogar herzlich ſchlechte Verſe gar herrlich in Muſik ſetzten. Da war es aber der wahrhaft opernmäßige, romantiſche Stoff, der ſie begeiſterte. Als Beiſpiel führe ich Dir Mozarts Zauberflöte an.

Ferdinand war im Begriff zu antworten, als auf der Straße dicht vor den Fenſtern der Generalmarſch geſchlagen wurde. Er ſchien betreffen, Ludwig drückte tief ſeufzend des Freundes Hand an ſeine Bruſt.

Ach Ferdinand, theurer, innig geliebter Freund! rief er aus: was ſoll aus der Kunſt werden in dieſer rauhen, ſtürmiſchen Zeit? Wird ſie nicht, wie eine zarte Pflanze, die vergebens ihr welkes Haupt nach den finſtern Wolken wendet, hinter denen die Sonne verſchwand, dahinſterben? – Ach Ferdinand, wo iſt die goldene Zeit unſerer Jünglingsjahre hin. Alles Beſſere geht unter in dem reißenden Strom, der die Felder verheerend dahinſtürzt; aus ſeinen ſchwarzen Wellen blicken blutige Leichname hervor, und in dem Grauſen, das uns ergreift, gleiten wir aus — wir haben keine Stütze — unſer Angſtgeſchrei verhallt in der öden Luft — Opfer der unbezähmbaren Wuth ſinken wir rettungslos hinab!“ — Ludwig ſchwieg, in ſich verſunken. Ferdinand ſtand auf; er nahm Säbel und Kaskett; wie der Kriegsgott zum Kampf gerüſtet, ſtand er vor Ludwig, der ihn verwundernd anblickte. Da überflog eine Glut Ferdinands Geſicht; ſein Auge erſtralte in brennendem Feuer, und er ſprach mit erhöhter Stimme: „Ludwig, was iſt aus Dir geworden; hat die Kerkerluft, die Du hier ſo lange eingeathmet haben magſt, denn ſo in Dich hineingezehrt, daß Du krank und ſiech nicht mehr den glühenden Frühlingshauch zu fühlen vermagſt, der draußen durch die, in goldner Morgenröthe erglänzenden Wolken ſtreicht? — In träger Unthätigkeit ſchwelgten die Kinder der Natur, und die ſchönſten Gaben, die ſie ihnen bot, achteten ſie nicht, ſondern traten ſie in einfältigem Muthwillen mit Füßen. Da weckte die zürnende Mutter den Krieg, der im duftenden Blumengarten lange geſchlafen. Der trat, wie ein eherner Rieſe, unter die Verwahrloſten, und vor ſeiner ſchrecklichen Stimme, von der die Berge wiederhallten, fliehend, ſuchten ſie den Schutz der Mutter, an die ſie nicht mehr geglaubt hatten. Aber mit dem Glauben kam auch die Erkenntniß: nur die Kraft bringt das Gedeihen — dem Kampfe entſtrahlt das Göttliche, wie dem Tode das Leben! — Ja Ludwig, es iſt eine verhängnißvolle Zeit gekommen, und wie in der ſchauerlichen Tiefe der alten Sagen, die, gleich in ferner Dämmerung wunderbar murmelnden Donnern zu uns herübertönen, vernehmen wir wieder deutlich die Stimme der ewig waltenden Macht — ja ſichtbarlich in unſer Leben ſchreitend erweckt ſie in uns den Glauben, dem ſich das Geheimniß unſers Seins erſchließt. — Die Morgenröthe bricht an und ſchon ſchwingen ſich begeiſterte Sänger in die duftigen Lüfte und verkünden das Göttliche, es im Geſange lobpreiſend. Die goldnen Thore ſind geöffnet und in Einem Strahl entzünden Wiſſenſchaft und Kunſt das heilige Streben, das die Menſchen zu einer Kirche vereinigt. Drum, Freund, den Blick aufwärts gerichtet — Muth — Vertrauen — Glauben!“ — Ferdinand drückte den Freund an ſich. Dieſer nahm das gefüllte Glas: „Ewig verbunden zum höhern Sein im Leben und Tode!“ — „Ewig verbunden zum höhern Sein im Leben und Tode!“ wiederholte Ferdinand, und in wenig Minuten trug ihn ſein flüchtiges Roß ſchon zu den Schaaren, die in wilder Kampfluſt hoch jubelnd dem Feinde entgegenzogen.

Die Freunde fühlten ſich tief bewegt. Jeder gedachte der Zeit, als der Druck des feindſeeligſten Verhängniſſes auf ihn laſtete und aller Lebensmuth dahin zu ſterben, unwiederbringlich verloren zu ſeyn ſchien. — Wie dann durch die finſtern Wolken die erſten Strahlen des ſchönen Hoffnungsſterns brachen, der immer heller und herrlicher aufging erquickend und zum neuen Leben ſtärkend. — Wie im freudigen Kampf ſich alles jauchzend regte und bewegte. — Wie den Muth — den Glauben, der herrlichſte Sieg krönte! —

In der That, ſprach Lothar, jeder von Uns hat wohl in ſich ſelbſt hinein geſprochen auf dieſelbe Weiſe wie es der ſerapiontiſche Ferdinand that, und wohl uns, daß das bedrohliche Gewitter, das über unſern Häuptern donnerte, ſtatt uns zu vernichten, uns nur geſtärkt hat und erkräftigt wie ein tüchtiges Schwefelbad. Es iſt mir ſo, als fühle ich erſt jetzt unter Euch meine vollkommene Geſundheit und neue Luſt, mich nun, da jenes Gewitter ſich ganz verzogen, wieder recht zu rühren in Kunſt und Wiſſenſchaft. Theodor thut das, wie ich weiß, recht tapfer, er ergiebt ſich nun wieder ganz und gar der alten Muſik wobey er denn doch das Dichten ganz und gar nicht verſchmäht, weshalb ich glaube, daß er uns nächſtens mit einer trefflichen Oper, die ihm, was Gedicht und Muſik, betrifft, ganz allein angehört, überraſchen wird. Alles, was er ſophiſtiſcher Weiſe über die Unmöglichkeit ſelbſt eine Oper zu dichten und zu komponiren vorgebracht, mag recht plauſibel klingen, es hat mich aber nicht überzeugt.

Ich bin, ſprach Cyprian, der entgegengeſetzten Meinung. Doch laſſen wir den unnützen Streit der um ſo unnützer iſt, als Theodor, leuchtet ihm jene Möglichkeit, die er beſtreitet ein, der erſte ſeyn wird, der ſie mit der That beweiſet. — Viel beſſer, wenn Theodor ſein Pianoforte öffnet, und, nachdem er uns mit ganz artigen Erzählungen ergötzt, Uns auch von ſeinen neueſten Compoſitionen irgend etwas zum Beſten giebt.

Oefters, nahm Theodor das Wort, öfters hat mir Cyprian vorgeworfen, daß ich zu ſehr an der Form hänge, daß ich jedes Gedicht verwerfe welches ſich nicht in die gewöhnlichſten Formen der Muſik einſchachten läßt. Ich beſtreite das und will es jetzt dadurch beweiſen, daß ich ein Gedicht in Muſik zu ſetzen unternommen, welches auf eine von jeder gewöhnlichen Art, von jeder verbrauchten Form abweichenden Behandlung Anſpruch macht. Ich meine nichts anders als den Nachtgeſang aus der Genoveſa des Mahler Müller. Alle ſüße Schwermuth, aller Schmerz, alle Sehnſucht, alle geiſterhafte Ahnung des von hoffnungsloſer Liebe zerriſſenen Herzens liegt in den Worten dieſes herrlichen Gedichts. Kommt nun noch hinzu daß die Verſe einen alterthümlichen recht ins Herz dringenden Charakter tragen ſo glaube ich, daß die Compoſition ohne allen Prunk irgend eines begleitenden Inſtruments bloß für Singſtimmen in dem Styl des alten Aleſſandro Scarlatti oder des ſpätern Benedetto Marcello gehalten ſeyn, müſſe. Das ganze Werk iſt fertig im Innern, aber nur den Anfang ſchrieb ich auf, habt ihr nun die

Muſik, das Singen nicht ganz bei Seite geſtellt, fühlt Ihr noch den Nutzen unſerer ergötzlichen Uebungen, nach unſichtbaren Noten zu ſingen und trefft Ihr noch wacker, ſo möchte ich wohl daß Wir das, was ich von dem Gedicht aufgeſchrieben abſängen.

Ha! — rief Ottmar, ich erinnere mich wohl jener Uebung, die Du meinſt mit dem Singen nach unſichtbaren Noten. — Du zeigteſt die Akkorde aus den Taſten des Pianofortes ohne ſie anzuſchlagen und jeder gab den Ton der ihm zugetheilten Stimme an ohne ſie vorher auf dem Inſtrumente zu hören. Denen, die jene Operation des Bezeichnens der Taſten nicht bemerkten, war es unbegreiflich wie wir aus dem Stegreif mehrſtimmige Sachen ſingen konnten und für die, die das Talent haben ſich höchlich zu verwundern, iſt das Ding auch wirklich eine ergötzliche muſikaliſche Gaukelei. — Ich für mein Theil ſinge noch immer wie ſonſt meinen mittelmäßigen knurrigen Bariton und habe eben ſo wenig das Treffen verlernt als Lothar, der mit ſeinem Baß noch immer tüchtige Fundamente legt auf denen Tenoriſten wie Du und Cyprian mit Sicherheit in die Höhe bauen können.

Für den ſchönen weichen Tenor meines Cyprian, ſprach Theodor, iſt nun mein Werk ganz und gar geeignet, ihm theile ich daher die erſte Tenorſtimme zu, indem ich ſelbſt die zweite übernehme. Ottmar, der immer die Noten tüchtig traf, mag den erſten, Lothar aber den zweiten Baß ſingen, doch bei Leibe nicht donnern ſondern die Töne leiſe und zart tragen wie es der Charakter des Stücks erfordert. — Theodor ſchlug auf dem Pianoforte einige einleitende Akkorde an, dann begannen die vier Stimmen in langen gehaltenen Tönen den Chor aus dem Asdur:

Klarer Liebesſtern
Du leuchteſt fern und fern
Am blauen Himmelsbogen.
Dich rufen wir heut Alle an
Wir ſind der Liebe zugethan,
Die hat uns ganz und gar zu ſich gezogen.

Die beiden Tenore traten nun im Duett F moll ein:

Still und hehr die Nacht,
Des Himmels Augen-Pracht
Hat nun den Reihn begangen.
Schweb hoch hinauf wie Glockenklang
Der Liebe ſanfter Nachtgeſang
Klopf' an die Himmelspfort' mit brünſtigem Verlangen.

Der Geſang hatte ſich bei den Worten: Schweb hoch ꝛc. nach Des dur gewandt, in B moll begannen Lothar und Ottmar:

Die ihr dort oben brennt
Und keuſche Flammen kennt,
Ihr Heiligen mit reinen Zungen
Ach benedeiet unſer Herz,
Wir dulden — dulden bittern Schmerz,
Wir haben ſchon gerungen.

Nun ſangen die vier Stimmen in F dur:

Klopft ſanft mit beiden Flügeln an
Klopft ſanft und Euch wird aufgethan! —

Alle, Lothar, Ottmar und Cyprian fühlten ſich von Theodors in der That wundervoll ganz im einfachen ins Innerſte dringenden Styl der alten Meiſter gehaltner Muſik tief ergriffen. Die Thränen ſtanden ihnen in den Augen, ſie umarmten den Herz- und Gemüthreichen Tonſetzer, ſie drückten ihn an ihre Bruſt. Die Mitternachtsſtunde ſchlug. — Gebenedeit, rief Lothar, ſey unſer Wiederfinden! — O der herrlichen Serapions Verwandtſchaft, die uns mit einem ewigen Band umſchlingt! — Ja Du trefflicher Serapions-Clubb, grüne und blühe immerdar! — ſo wie heute, wollen Wir uns fortan auf allerlei geiſtreiche Weiſe jedem Zwange fremd, erquicken und erheben, zunächſt aber über acht Tage uns wieder hier bey unſerm Theodor einfinden.

Darauf gaben ſich die Freunde, als ſie ſchieden, das Wort.

Zweiter Abſchnitt.

Es ſchlug ſieben Uhr. Mit Ungeduld erwartete Theodor die Freunde. Endlich trat Ottmar hinein. Eben, ſprach er, war Leander bei mir, er hielt mich auf bis jetzt. Ich verſicherte, wie leid es mir thäte, daß mich ein unaufſchiebbares Geſchäft abrufe. Er wollte mich begleiten bis an den Ort meiner Beſtimmung, mit Mühe entſchlüpfte ich ihm in der finſtern Nacht. Recht gut mocht' er wiſſen, daß ich zu Dir ging, ſeine Abſicht war mit herzukommen. Und, fiel Theodor ein, und Du brachteſt ihn nicht zu mir? Er wäre willkommen geweſen. — Nein, erwiederte Ottmar, nein mein lieber Freund Theodor, das ging nun ganz und gar nicht an. Fürs erſte getraue ich mir nicht ohne die Zuſtimmung ſämmtlicher Serapions-Brüder einen Fremden, oder da Leander gerade kein Fremder zu nennen, überhaupt einen Fünften einzuführen. Dann iſt es aber auch mit Leander eine mißliche Sache worden durch Lothars Schuld. — Lothar hat mit ihm, nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe, mit Begeiſterung von unſerm herrlichen Serapions-Clubb geſprochen. Er hat mit vollen Backen die vortreffliche Tendenz, das ſerapiontiſche Prinzip gerühmt, und nichts weniger verſichert, als daß wir immer jenes Prinzip im Auge, an uns ſelbſt untereinander bildende Hand legen und ſo uns zu allerlei ſublimen Werken entzünden würden. Da fing nun Leander an, längſt ſey eine ſolche Verbindung mit litterariſchen Freunden ſein innigſter Wunſch geweſen, und er hoffe, wollten wir ihm den Beitritt nicht verſagen, ſich als höchſt würdiger Serapions-Bruder zu beweiſen. — Vieles vieles habe er in Petto. — Bei dieſen Worten machte er eine unwillkührliche Bewegung mit der Hand nach der Rocktaſche. Sie war dick aufgeſchwollen, und zu meinem nicht

nicht geringen Schreck bemerkte ich, daß es mit der andern Taſche derſelbe Fall war. Beide ſtrotzten von Manuſkripten, ja ſelbſt aus der Buſentaſche ragten bedrohliche Papiere hervor. —

Ottmar wurde durch Lothar unterbrochen der geräuſchvoll eintrat und dem Cyprian folgte. Eben, ſprach Theodor, zog eine kleine Gewitterwolke auf über unſern Serapions-Clubb, Ottmar hat ſie aber geſchickt abgeleitet. Leander wollte uns heimſuchen, er iſt dem armen Ottmar nicht von Leibe gegangen, bis dieſer ſich durch heimliche Flucht in der finſtern Nacht gerettet.

Wie, rief Lothar, warum hat Ottmar meinen lieben Leander nicht hergebracht? Er iſt verſtändig — geiſtreich — witzig — wer taugt beſſer zu uns Serapions-Brüdern? — So biſt Du nun einmal Lothar, nahm Ottmar das Wort. Du bleibſt Dir immer gleich, indem Du ewig die Meinung wechſelnd, immer die Oppoſition bildeſt. Hätte ich Leander wirklich hergebracht, von wem hätte ich bittrere Vorwürfe hören müſſen, als eben von

Dir! — Du nenneſt Leander verſtändig, geiſtreich, witzig, er iſt das alles, ja noch mehr! — Alles was er produzirt, hat eine gewiſſe Ründe und Vollendung, die von geſunder Kritik, ſcharfſinnigem Urtheil zeigt! — Aber! — Fürs erſte, denk ich, kann niemanden weniger unſer ſerapiontiſches Prinzip innwohnen als eben unſerm Leander. Alles was er ſchafft, hat er gedacht, reiflich überlegt, erwogen, aber nicht wirklich geſchaut. Der Verſtand beherrſcht nicht die Fantaſie, ſondern drängt ſich an ihre Stelle. Und dabei gefällt er ſich in einer weitſchichtigen Breite, die wenn auch nicht dem Leſer, doch dem Zuhörer unerträglich wird. Werke von ihm denen man Geiſt und Verſtand durchaus nicht abſprechen kann, erregen, lieſt er ſie vor, die tödtlichſte Langeweile.

Ueberhaupt, unterbrach Cyprian den Freund, überhaupt iſt es mit dem Vorleſen ein eignes Ding. Ich meine rückſichtlich der Werke die dazu taugen. Es ſcheint, als ob außer dem lebendigſten Leben durchaus nur ein geringer Umfang des Werks dazu erfordert werde.

Dies kommt daher, nahm Theodor das Wort, weil der Vorleſer durchaus nicht förmlich deklamiren darf, dies iſt nach bekannter Erfahrung unausſtehlich, ſondern die wechſelnden Empfindungen wie ſie aus den verſchiedenen Momenten der Handlung hervorgehen nur mäßig andeutend im ruhigen Ton bleiben muß, dieſer Ton aber wieder auf die Länge eine unwiderſtehliche narkotiſche Kraft übt.

Meines Bedünkens, ſprach Ottmar, muß die Erzählung, das Gedicht, was im Vorleſen wirken ſoll, ſich ganz dem dramatiſchen nähern, oder vielmehr ganz dramatiſch ſeyn. Aber wie kommt es denn nun wieder, daß die mehreſten Komödien und Tragödien ſich durchaus gar nicht vorleſen laſſen, ohne Widerwillen zu erregen und gräßliche Langeweile.

Eben, erwiederte Lothar, weil ſie ganz undramatiſch ſind, oder weil auf den perſönlichen Vortrag des Schauſpielers auf dem Theater gerechnet worden und das Gedicht ſo kraftlos und ſchwächlich iſt, daß es an und für ſich ſelbſt in dem Zuhörer kein farbigt Bild mit lebendigen Figuren hervorzurufen vermag, das ihm Theater und Schauſpieler reichlich erſetzt. — Aber wir kommen ab von unſerm Leander, von dem ich Ottmars Widerſpruch unerachtet noch immer keck behaupte, daß er in unſern Kreis aufgenommen zu werden verdient.

Recht gut, ſprach Ottmar, aber erinnere Dich, liebſter Lothar, doch nur gefälligſt an alles das was Dir ſchon mit Leander geſchehen! — Wie er Dich einmal mit einem dicken — dicken dramatiſchen Gedicht verfolgte und Du ihm immer auswichſt, bis er Dich und mich zu ſich einlud und uns bewirthete mit auserleſenen Speiſen und köſtlichem Wein, um uns nur ſein Gedicht beizubringen. Wie ich zwei Akte treulich aushielt und mich rüſtete zum dritten, wie Du aber ungeduldig auffuhrſt und ſchwurſt, Dir ſey übel und weh, und den armen Leander ſitzen ließeſt mit ſammt ſeinen Speiſen und ſeinem Wein. — Erinnere Dich, wie Leander Dich beſuchte wenn mehrere Freunde zugegen. Wie er dann und wann mit Papieren in der Taſche rauſchte und mit ſchlauen Blicken umherſah, damit nur einer ſagen ſollte: Ey Sie haben Uns gewiß etwas ſchönes mitgebracht lieber Herr Leander! Wie Du aber insgeheim uns Alle um Gotteswillen bateſt doch nur auf jenes bedrohliche Rauſchen nicht zu achten und ſtill zu ſchweigen. Erinnere Dich, wie Du den guten Leander, der immer ein Trauerſpiel im Buſen trug, immer bewaffnet, immer ſchlagfertig, wie Du ihn verglichſt mit Meros der zum Tyrannen ſchleicht, den Dolch im Buſen! — Wie er einmal, als Du ihn hatteſt einladen müſſen, eintrat mit einem dicken Manuſkript in der Hand, daß uns allen Muth und Laune ſank. Wie er dann aber mit ſüßem Lächeln verſicherte nur ein Ständchen könnte er bei uns bleiben, da er früher der und der Madam verſprochen bei ihr Thee zu trinken und ihr ſein neueſtes Heldengedicht in zwölf Geſängen vorzuleſen. Wie wir alle Athem ſchöpften einer ſchweren Laſt entnommen, wie wir, als er das Zimmer verlaſſen, einſtimmig riefen: Ach die arme Madam! — die arme unglückliche Madam! —

Höre auf, rief Lothar, höre auf Freund Ottmar, alles, deſſen Du erwähnſt, hat ſich in der That begeben, aber unter uns Serapions-Brüdern kann ſo etwas nicht geſchehen. Bilden wir nicht eine tüchtige Oppoſition gegen alles was unſerm Grundprinzip widerſtrebt? — Ich wette, Leander würde ſich dieſem Prinzip fügen.

Glaube das ja nicht lieber Lothar, ſprach Ottmar. Leander hat das mit vielen eitlen Dichtern und Schriftſtellern gemein, daß er nicht hören mag, eben deshalb aber nur allein leſen, nur allein ſprechen will. Mit aller Gewalt würde er dahin trachten unſere Abende ganz auszufüllen mit ſeinen endloſen Werken, jeden Widerſtand ſehr übel vermerken, ſo aber alle Gemüthlichkeit zerſtören die das ſchönſte Band iſt, das Uns verknüpft. — Er ſprach heute ſogar von gemeinſchaftlicher litterariſcher Arbeit, die wir zuſammen unternehmen wollten! — Damit würd' er uns nun vollends ganz entſetzlich plagen! —

Ueberhaupt, nahm Cyprian das Wort, iſt es mit dem gemeinſchaftlichen Arbeiten ein mißliches Ding. Vollends unausführbar ſcheint es, wenn mehrere ſich vereinen wollen zu einem und demſelben Werk. Gleiche Stimmung der Seele, tiefes Hineinſchauen, Auffaſſen der Ideen wie ſie ſich aufeinander erzeugen ſcheint unerläßlich, ſoll nicht, ſelbſt bei verabredetem Plan verworrenes barocqes Zeug herauskommen. Ich denke eben an etwas ſehr luſtiges in dieſer Art. — Vor einiger Zeit beſchloſſen vier Freunde zu denen ich auch gehörte, einen Roman zu ſchreiben zu dem ein jeder nach der Reihe die einzelnen Kapitel liefern ſollte. Der eine gab als Saamenkorn, aus dem alles hervorſchießen und hervorblühen ſollte, den Sturz eines Dachdeckers vom Thurme herab an, der den Hals bricht. In demſelben Augenblick gebährt ſeine Frau vor Schreck drei Knaben. Das Schickſal dieſer Drillinge, ſich in Wuchs, Stellung, Geſicht u. ſ. w. völlig gleich ſollte im Roman verhandelt werden. Ein weiterer Plan wurde nicht verabredet. Der andere fing nun an und ließ im erſten Kapitel vor dem Einen der Helden des Romans von einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft ein Stück aufführen in dem er ſehr geſchickt und auf herrliche geniale Weiſe den ganzen Gang, den die Geſchichte wohl nehmen könnte, angedeutet hatte. Hieran mußten ſich nun alle halten und ſo wäre jenes Kapitel ein ſinnreicher Prolog des Ganzen geworden. Statt deſſen erſchlug der erſte (der Erfinder des Dachdeckers) im zweiten Kapitel die wichtigſte Perſon, die der zweite eingeführt ſo daß ſie wirkungslos ausſchied, der dritte ſchickte die Schauſpieler-Geſellſchaft nach Polen und der vierte ließ eine wahnſinnige Hexe mit einem weißagenden Raben auftreten und erregte Grauen ohne Noth, ohne Beziehung. — Das Ganze blieb nun liegen! —

Ich kenne, ſprach Theodor, ich kenne ein Buch, das auch von mehreren Freunden unternommen aber nicht vollendet wurde. Es iſt mit Unrecht nicht viel in die Welt gekommen, vielleicht weil der Titel nichts verſprach oder weil nöthige Empfehlung mangelte. Ich meine Carls Verſuche und Hinderniſſe *). Der erſte Theil welcher nur ans Licht getreten, iſt eins der witzigſten geiſtreichſten und lebendigſten Bücher die mir jemals vorgekommen. Merkwürdig iſt es, daß darinn nicht allein mehrere bekannte Schriftſteller, wie z. B. Johannes Müller, Jean Paul u. a. ſondern auch von Dichtern geſchaffene Perſonen, wie z. B. Wilhelm Meiſter nebſt ſeinem Söhnlein u. a. in ihrer eigenthümlichſten Eigenthümlichkeit auftreten.

Ich kenne, ſprach Cyprian, ich kenne das Buch von dem Du ſprichſt, es hat mich gar ſehr ergötzt und ich erinnere mich noch daraus, daß Jean Paul zu einem dicken Manne, den er auf einem Felde im Schweiß ſeines Angeſichts Erdbeeren pflückend antrifft, ſpricht: Die Erdbeeren müſſen recht ſüß ſeyn, da ſie es ſich ſo ſauer darum werden laſſen! — Doch wie geſagt, das Zuſammentreten zu einem Werk bleibt ein gewagtes Ding. Herrlich iſt dagegen die wechſelſeitige Anre-

---

*) Einen Roman der im Jahr 1808 in Verlage der Realſchulbuchhandlung zu Berlin erſchien.

gung wie ſie wohl unter gleichgeſtimmten poetiſchen Freunden ſtatt finden mag und die zu dieſem, jenem Werk begeiſtert.

Eine ſolche Anregung, nahm Ottmar das Wort, verdanke ich unſerm Freunde Severin, der, iſt er nur erſt, wie zu erwarten ſteht, hier angekommen, ein viel beſſerer Serapions-Bruder ſeyn wird als Leander. — Mit Severin ſaß ich im Berliner Thiergarten, als ſich das vor unſern Augen zutrug was den Stoff hergab zu der Erzählung die ich unter dem Titel: Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde aufſchrieb und die ich mitgebracht habe um ſie Euch vorzuleſen. Als nehmlich, wie Ihr nachher vernehmen werdet, das ſchöne Mädchen das ihr heimlich zugeſteckte Brieflein mit Thränen in den Augen las, warf mir Severin leuchtende Blicke zu und flüſterte: das iſt etwas für Dich Ottmar! — Deine Fantaſie muß die Fittige regen! — ſchreibe nur gleich hin was es für eine Bewandtniß hat mit dem Mädchen, dem Brieflein und den Thränen! — Ich that das! —

Die Freunde ſetzten ſich an den runden Tiſch, Ottmar zog ein Manuſkript hervor und las:

Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde.

Am zweiten Pfingſttag war das ſogenannte Weberſche Zelt, ein öffentlicher Ort im Berliner Thiergarten, von Menſchen allerlei Art und Gattung, ſo überfüllt, daß Alexander nur durch unabläßiges Rufen und Verfolgen dem verdrießlichen, durch die Menge hin und hergedrängten Kellner einen kleinen Tiſch abzutrotzen vermochte, den er unter die ſchönen Bäume hinten heraus auf den Platz am Waſſer ſtellen ließ und woran er mit ſeinen beiden Freunden Severin und Marzell, die unterdeſſen, nicht ohne ſtrategiſche Künſte, Stühle erbeutet, in der gemüthlichſten Stimmung von der Welt ſich hin ſetzte. Erſt ſeit wenigen Tagen hatte jeder ſich in Berlin eingefunden, Alexander aus einer entfernten Provinz, um die Erbſchaft einer alten Tante, die unverheirathet geſtorben, in Empfang zu nehmen, Marzell und Severin, um die Civilverhältniſſe wieder anzuknüpfen, die ſie, den eben beendigten Feldzug mit machend, ſo lange aufgegeben. Heute wollten ſie ſich des Wiederſehens und Wiederfindens recht erfreuen, und, wie es zu geſchehen pflegt, nicht der Ereignißreichen Vergangenheit, nein! des nächſten Augenblicks, des eben beſtehenden Thuns und Treibens im Leben wurde zuerſt gedacht. „Wahrhaftig, ſprach Alexander, indem er die dampfende Kaffeekanne ergriff und den Freunden einſchenkte, wahrhaftig, wenn Ihr mich ſehen ſolltet, in der abgelegenen Wohnung der verſtorbenen Tante, wie ich Morgens in finſterm Schweigen pathetiſch die hohen mit düſtern Tapeten behängten Zimmer durchwandle, wie dann Jungfer Anne, die Haushälterin der Seeligen, ein kleines geſpenſtiſches Weſen, hineinkeucht und hüſtelt, die zinnernen Präſentirteller mit dem Frühſtück in den zitternden Armen tragend, das ſie mit einem ſeltſamen rückwärts ausgleitenden Knix auf den Tiſch ſtellt, und dann ohne ein Wort zu reden ſeufzend und auf zu weiten Pantoffeln ſchlarrend, wie das Bettelweib von Lokarno, ſich weg begiebt; wie Kater und Mops, mich mit ungewiſſen Blicken von der Seite anſchielend, ihr folgen, wie ich dann allein von einem melancholiſchen Papagey angeſchnurrt, von nickenden Pagoden dumm angelächelt, eine Taſſe nach der andern einſchlürfe, und kaum wage, das jungfräuliche Gemach, in dem ſonſt nur Bernſtein- und Maſtix-Opfer galten, durch ſchnöden Tabacksqualm zu entweihen — ja wenn Ihr mich ſo ſehen ſolltet, Ihr müßtet mich durchaus was weniges für verhext für eine Art Merlin halten. Ich kann Euch ſagen, daß nur die leidige Bequemlichkeit, die Ihr ſchon ſo oft mir vorwarfet, daran Schuld iſt, daß ich gleich, ohne mich nach einer andern Wohnung umzuſehen, in das öde Haus der Tante zog, das die pedantiſche Gewiſſenhaftigkeit des Teſtamentvollziehers zu einem recht unheimlichen Aufenthalt gemacht hat. So wie die wunderliche Perſon, die ich kaum gekannt, es verordnete, blieb alles bis zu meiner Ankunft in unverändertem Zuſtande. Neben dem in ſchneeweißem Linnen und meergrüner Seide prangenden Bette, ſteht noch das kleine Tabouret, auf dem, wie ſonſt, das ehrbare Nachtkleid mit der ſtattlichen vielbebänderten Haube liegt, unten ſtehen die grandioſen geſtickten Pantoffeln und eine ſilberne hellpolirte Sirene als Henkel irgend eines unentbehrlichen Geſchirrs funkelt unter der mit weißen und bunten Blumen beſtreuten Bettdecke hervor. Im Wohnzimmer liegt die unvollendete Nätherei, die die Seelige kurz vor ihrem Hinſcheiden unternahm, Arndts wahres Chriſtenthum aufgeſchlagen daneben; was aber für mich wenigſtens das Unheimliche und Grauliche vollendet, iſt, daß in eben demſelben Zimmer das lebensgroße Bild der Tante hängt, wie ſie ſich vor fünf und dreißig bis vierzig Jahren in vollem Brautſchmuck malen ließ und daß, wie mir die Jungfer Anne unter vielen Thränen erzählt hat, ſie in eben dieſem vollſtändigen Brautſchmuck begraben worden iſt.“

„Welch eine eigne Idee,“ ſprach Marzell, „die aber ſehr nahe liegt,“ fiel ihm Severin ins Wort, „da verſtorbene Jungfrauen Chriſtusbräute ſind, und ich hoffe, daß niemand ſo ruchlos ſeyn wird, dieſen auch der bejahrten Jungfrau geziemenden frommen Glauben zu belächeln, wiewohl ich nicht verſtehe, warum ſich die Tante früher gerade als Braut malen ließ.“ „So wie mir erzählt worden, nahm Alexander das Wort, war die Tante einmal wirklich verſprochen, ja, der Hochzeittag war da, und ſie erwartete in vollem Brautſchmuck den Bräutigam, der aber ausblieb, weil er für gut gefunden hatte, mit einem Mädchen, die er früher geliebt, an demſelben Tage die Stadt zu verlaſſen. Die Tante zog ſich das ſehr zu Gemüthe und ohne im mindeſten verwirrten Verſtandes zu ſeyn, feierte ſie von Stund an den Tag des verfehlten Eheſtandes auf eigne Weiſe. Sie legte nämlich früh Morgens den vollſtändigen Brautſtaat an, ließ, wie es damals geſchehen, in dem ſorgfältig gereinigten Putzzimmer ein kleines, mit vergoldetem Schnitzwerk verziertes Nußbaum-Tiſchchen ſtellen, darauf Chokolade, Wein und Gebackenes für zwei Perſonen ſerviren und harrte, indem ſie ſeufzend und leiſe klagend im Zimmer auf und abging, bis zehn Uhr Abends des Bräutigams. Dann betete ſie eifrig, ließ ſich entkleiden und ging ſtill in ſich gekehrt zu Bette.“ „Das kann nun,“ ſprach Marzell, „mich bis in das Innerſte rühren. Weh' dem Treuloſen, der der Armen dieſen nie zu verwindenden Schmerz bereitete.“ „Die Sache,“ erwiederte Alexander, hat eine Kehrſeite. Den Mann, den Du treulos ſchiltſt und der es bleibt, mochte er auch Gründe dazu haben wie er wollte, wandte doch wohl zuletzt ein guter Genius, oder wenn Du willſt, ein beſſerer Sinn wurde Meiſter über ihn. Er hatte nur nach der Tante ſchnödem Mammon getrachtet, denn er wußte, daß ſie herrſchſüchtig, zänkiſch, geizig, kurz ein arger Quälgeiſt war.“

„Mag das ſeyn, ſprach Severin, indem er die Pfeiſe auf den Tiſch legte und mit über einander geſchränkten Armen ſehr ernſt und nachdenklich vor ſich hinſchaute, mag das ſeyn, aber konnte denn die ſtille rührende Todtenfeier,

die

die reſignirte, nur ins Innere hineintönende Klage um den Treuloſen anders, als aus einem tiefen, zarten Gemüthe kommen, dem jene irdiſchen Gebrechen, wie Du ſie der armen Tante verwirfſt, fremd ſeyn müſſen? Ach! wohl oft mag jene Verbitterung, der wir, hart im Leben angegriffen, kaum zu widerſtehen vermögen, wohl oft mag ſie mißgeſtaltet hervorgetreten ſeyn, daß es, auf alles, was die Alte umgab, ſo verſtörend wirkte; aber ein Jahr voll Plage hätte jener wiederkehrende fromme Tag für mich wenigſtens gut gemacht. Ich gebe Dir Recht, Severin, ſprach Marzell; die alte Tante, der der Herr eine fröhliche Urſtänd geben möge, kann nicht ſo böſe geweſen ſeyn, wie Alexander, doch nur von Hörenſagen, behauptet. Mit im Leben und durch das Leben verbitterten Perſonen mag ich indeſſen auch nicht viel zu thun haben; und es iſt beſſer, daß Freund Alexander ſich an der Geſchichte von der Hochzeits-Todtenfeier der Alten erbaut und die gefüllten Kiſten und Kaſten durchſtöbert, oder das reiche Inventarium beäugelt, als daß er die verlaſſene Braut lebendig im Brautſchmuck des Geliebten harrend, um ihren Chokoladentiſch wandeln ſieht. Heftig ſetzte Alexander die Taſſe Kaffee, die er an den Mund gebracht, ohne zu trinken wieder auf den Tiſch, und rief: indem er die Hände zuſammenſchlug: Herr des Himmels! bleibe mir weg mit ſolchen Gedanken und Bildern, es iſt mir wahrhaftig hier im lieben hellen Sonnenſchein ſo zu Muthe, als werde mitten aus jener Gruppe von jungen Mädchen dort die alte Tante im Brautſchmuck recht geſpenſtiſch hervorgucken. Dieſes grauliche Gefühl, ſprach Severin leiſe lächelnd, und die kleinen blauen Wölkchen aus der Pfeiſe, die er wieder genommen, ſchnell weghauchend, dieſes grauliche Gefühl iſt die gerechte Strafe Deines Frevels, da Du von der Seligen, die Dir im Tode Gutes erzeigt, ſchlecht geſprochen. Wißt Ihr wohl, Leute, fing Alexander wiederum an, wißt Ihr wohl, daß es mir ſcheint, als wäre die Luft in meiner Wohnung ſo von dem Geiſt und Weſen der alten Jungfer imprägnirt, daß man nur ein paarmal vier und zwanzig Stunden drinn geweſen ſein darf, um ſelbſt etwas davon wegzubekommen? Marzell und Severin ſchoben in dem Augenblick ihre leere Taſſen Alexandern hin, der mit Geſchicklichkeit und Umſicht den Zucker in gehörigem Verhältniß vertheilte, eben ſo mit Kaffee und Milch verfuhr und alſo weiter ſprach: Schon daß mir das, meiner Art und Weiſe ganz fremde Talent des Kaffee-Einſchenkens mit einem Mal zugekommen; daß ich, als gält' es der Uebung meines Berufs, gleich die Kanne ergriff, daß ich des geheimen Verhältniſſes der Süße und der Bitterkeit mächtig bin, daß ich kein Tröpſchen vergieße, ſchon das muß Euch, Ihr Leute! beſonders und geheimnißvoll vorkommen, aber Ihr werdet noch mehr erſtaunen, wenn ich Euch ſage, daß ſich bei mir ein beſonderes Wohlgefallen an blankgeſcheuertem Zinn und Kupfer, an Linnen, an ſilberner Geräthſchaft, an Porcellain und Gläſern, kurz an einer eingerichteten Wirthſchaft, wie ſie im Nachlaß der Tante vorhanden, eingefunden hat. Ich ſchaue das alles mit einer gewiſſen Behaglichkeit an, und mir iſt es plötzlich ſo, als ſey es hübſch, mehr zu beſitzen, als ein Bett, einen Tiſch, einen Schemel, einen Leuchter und ein Tintenfaß! — Mein Herr Teſtamentsvollzieher lächelt und meint, ich dürfe nun nach gerade heirathen, ohne mich um etwas anders zu bekümmern, als um die Braut und um den Prediger. Im Herzen meint er denn nun wohl weiter, daß die Braut nicht weit zu ſuchen ſeyn dürfte. Er hat nämlich ſelbſt ein Töchterlein, ein ganz kleines putziges Ding mit großen Augen, die noch kindlich und kindiſch thut, wie Gurli mit naiven Redensarten um ſich wirft und herumhüpft, wie eine Bachſtelze. Das mag nun vor ſechszehn Jahren ihr, vermöge der kleinen Elfenfigur, recht gut geſtanden haben, aber jetzt im zweiunddreißigſten Jahre wird einem ganz bange und unheimlich dabei. Ach, rief Severin, und doch iſt dieſe verderbliche eigene Myſtifikation ſo natürlich! — Wo iſt der Punct zu finden, in dem ein Mädchen, das ſich durch irgend eine Eigenthümlichkeit im Leben feſtgeſtellt hat, plötzlich ſich ſelbſt ſagen ſoll: ich bin nicht mehr das, was ich war; die Farben, in die ich mich ſonſt puzte, ſind friſch und jugendlich geblieben, aber mein Antliz iſt verbleicht! Darum — man dulde! — man ertrage! Mir flößt ein ſolches, doch nur in harmloſer Verirrung befangenes Mädchen, Gefühle der tiefſten Wehmuth ein, und ſchon deshalb könnte ich mich tröſtend ihr anſchmiegen. Du merkſt, Alexander, ſprach Marzell, daß Freund Severin heute in ſeiner duldſamen Stimmung iſt. Erſt hat er ſich der alten Tante angenommen, jezt flößt ihn Deines Teſtamentsvollziehers — es iſt ja doch wohl der Kriegsrath Falter — ja jezt flößt ihm Falters zwei und dreißigjähriges Alräunchen, die ich recht gut kenne, wehmüthige Gefühle ein, und er wird Dir gleich rathen, ſie zur Frau zu nehmen, um ſie nur der unheimlichen Naivität zu entreißen, denn der wird ſie, wenigſtens Hinſichts Deiner, gleich nach dem Jawort entſagen. Aber thu es nicht, denn die Erfahrung lehrt, daß kleine naive Perſonen der Art bisweilen oder vielmehr gar oft etwas käzlicher Natur ſind, und aus dem Sammtpfötchen, womit ſie Dich vor dem Prieſterſegen ſtreichelten, bald nachher bei ſchicklicher Gelegenheit gar nicht unohne Krallen hervorſpringen laſſen. „Herr des Himmels!“ unterbrach Alexander den Freund, „Herr des Himmels! welch Geſchwätz! Weder Falters naives zwei und dreißigjähriges Alräunchen, noch ſonſt ein Gegenſtand, ſey er zehnmal ſo hübſch und jung und reizend als ſie, kann mich verlocken, die goldenen Jahre jugendlicher Freiheit, die ich nun erſt, da mir Geld und Gut zugefallen, recht nutzen will, mir ſelbſt muthwillig zu verderben. In der That, die alte bräutliche Tante wirkt ſo ſpukhaft auf mich ein, daß ich unwillkührlich mit dem Worte Braut ein unheimliches, grauliches freudeſtörendes Weſen verbinde.“ Ich bedaure Dich, ſprach Marzell, was mich betrifft, ſo fühle ich, denke ich mir ein bräutlich geſchmücktes Mädchen, ſüße heimliche Schauer mich durchbeben, und ſehe ich ſolch ein Weſen dann wirklich, ſo iſt es mir, als müſſe mein Geiſt ſie mit einer höhern Liebe, die nichts gemein hat mit dem Irdiſchen, umfaſſen. O ich weiß es ſchon, erwiederte Alexander, Du verliebſt Dich in der Regel in alle Bräute, und oft ſteht in dem Sanktuario, das Du fantaſtiſcher Weiſe in Deinem Innern angelegt, wohl auch ſchon die Geliebte eines Andern. Er liebt mit den Liebenden, ſprach Severin, und darum liebe ich ihn ſo herzlich! — Ich werde ihm, rief Alexander lachend, die alte Tante über den Hals ſchicken und ſo mich von einem Spuk befrein, der mir läſtig iſt. — Ihr ſchaut mich mit fragenden Blicken an? — Nun ja doch! — die alte Junfern-Natur läßt ſich in mir auch dadurch verſpüren daß ich an einer ganz unerträglichen Geſpenſterfurcht leide, und mich gebehrde wie ein kleiner Bube, den die Wartfrau mit irgend einem Mummel ängſtigt. Es paſſirt mir nämlich nichts Geringeres, als daß ich oft am hellen Tage, vorzüglich in der Mittagsſtunde, wenn ich in die großen Kiſten und Kaſten ſchaue, dicht neben mir der alten Tante ſpitze Naſe erblicke und ihre langen dürren Finger, wie ſie hineinfahren in die Wäſche, in die Kleider und darin wühlen. — Nehme ich wohlgefällig ein Keſſelchen herab oder eine Kaſſerolle, ſo ſchütteln ſich die übrigen, und ich denke, nun wird die geſpenſtiſche Hand mir gleich ein anders Keſſelchen oder Kaſſerollchen präſentiren. Da werfe ich alles bei Seite und renne, ohne mich umzuſchauen, nach dem Zimmer zurück und ſinge oder pfeife durchs geöfnete Fenſter auf die Straße heraus, worüber ſich Jungfer Anne ſichtlich ärgert. Daß nun aber die Tante in der That jede Nacht punkt zwölf Uhr umherwandelt, ſteht feſt. Marzell lachte laut auf, Severin blieb ernſt und rief: Erzähle nur; am Ende läufts auf eine Abgeſchmacktheit hinaus, denn wie ſollteſt Du bei Deiner entſetzlichen Aufklärung zum Geiſterſeher werden.“ Nun Severin, fuhr Alexander fort, und Du Marzell, Ihr wißt beide, daß niemand ſich mehr geſträubt hat gegen allen Geſpenſterglauben, als ich. Niemals in meinem Leben, bis jetzt, iſt mir das mindeſte Außerordentliche begegnet, und ſelbſt die ſonderbare, Sinn und Geiſt in körperliche Schmerz lähmende Angſt, die die Nähe des fremden geiſtigen Prinzips aus einer andern Welt verurſachen ſoll, blieb mir fremd.

Hört aber nur, was mir geſchah in der erſten Nacht, als ich eingetroffen.“ Erzähle leiſe, ſprach Marzell, denn mich dünkt, hier unſere Nachbarſchaft müht ſich zuzuhören und zu verſtehen. „Das ſoll ſie, erwiederte Alexander, um ſo weniger, als ich eigentlich auch Euch meine Geſpenſtergeſchichte verſchweigen wollte, Doch — ich will nun einmal erzählen! Alſo! — Jungfer Anne empfing mich ganz in Schmerz und Trauer aufgelöſt. Den ſilbernen Armleuchter in der zitternden Hand ächzte und keuchte ſie vor mir her durch die öden Zimmer bis in's Schlafgemach. Hier mußte der Poſtknecht meinen Koffer abſetzen. Der Kerl, indem er das reichliche Trinkgeld mit einem: Schön Dank, ſehr weitläuftig, den breiten Rock zurückſchlagend, in die Hoſentaſche hineinſchob, ſah ſich mit lachendem Geſicht im Zimmer um, bis ſein Blick auf das hoch aufgethürmte Bett mit den meergrünen Gardinen fiel, von dem ich ſchon vorhin ſprach. Tauſend — tauſend! rief er nun, da wird der Herr ſchön ruhen, beſſer wie im Poſtwagen, und da liegt ja auch ſchon Schlafrock und

Mützchen!“ — Der Ruchloſe meinte der Tante ehrbares Nachtkleid. Jungfer Anne ließ, wie zuſammenſinkend, beinahe den ſilbernen Leuchter fallen, ich ergriff ihn ſchnell und leuchtete dem Poſtknecht hinaus, der ſich mit einem ſchelmiſchen Blick auf die Alte entfernte. Als ich zurückkam, zitterte und bebte Jungfer Anne, ſie glaubte, nun würde das Entſetzliche geſchehen, nämlich ich würde ſie fortſchicken, und ohne Umſtände das jungfräuliche Bett einnehmen. Sie lebte auf, als ich höflich und beſcheiden erklärte, daß ich nicht gewohnt ſey, in ſolche weichen Betten zu ſchlafen, und daß ſie mir, ſo gut es ginge, ein ſchlichtes Lager im Wohnzimmer bereiten möge. Das Entſetzliche unterblieb auf dieſe Weiſe, doch das Unerhörte geſchah, nämlich Jungfer Anna's gramverſchrumpftes Geſicht heiterte ſich auf, wie ſeitdem nicht mehr, zum holdſeligen Lächeln; ſie tauchte herab zur Erde mit ihren langen knochendürren Armen, fingerte geſchickt die niedergetretenen Hintertheile der Pantoffeln herauf an die ſpitzen Fußhacken, und trippelte mit einem leiſen, halb furchtſamen, halb freudigen: Sehr wohl mein geehrter junger Herr! zur Thür hinaus. „Da ich gedenke einen langen Schlaf zu thun, bitt' ich um Kaffee erſt zur neunten Stunde.“ So beinahe mit Wallenſteins Worten entließ ich die Alte. Todmüde, wie ich war, glaubt' ich vom Schlaf gleich überwältigt zu werden, doch ihm widerſtanden die mannigfaltigen Ideen und Gedanken, die ſich in mir zu kreuzen begannen. Erſt jetzt trat mich der ſchnelle Wechſel meiner Lage recht lebendig an. Erſt jetzt, das neue Beſitzthum wirklich beſitzend und in ihm verweilend, wurde es mir klar, daß, aus drükkender Bedürftigkeit herausgeriſſen, das Leben ſich mir in wohlthuender Behaglichkeit erſchließe. Des Nachtwächters widrige Pfeife quäkte — eilf — zwölf — ich war ſo munter, daß ich das Picken meiner Taſchenuhr, daß ich das leiſe Zirpen eines Heimchens vernahm, das ſich irgendwo eingeniſtet haben mußte. Aber mit dem letzten Schlage zwölf einer aus der Ferne dumpf tönenden Thurmuhr fing es an, in dem Zimmer mit leiſen abgemeſſenen Tritten auf- und abzuwandeln, und bei jedem Tritt ließ ſich ein ängſtliches Seufzen und Stöhnen hören, das ſteigend und ſteigend den herzzerſchneidenden Lauten eines von der Todesnoth bedrängten Weſens zu gleichen begann. Dabei ſchnüffelte und kratzte es an der Thür des Nebenzimmers, und ein Hund winſelte und jammerte, wie in menſchlichen Tönen. Ich hatte den alten Mops, der Tante Liebling, ſchon Abends vorher bemerkt, ſeine Klage vernahm ich jetzt unſtreitig. Ich fuhr auf von meinem Lager; ich blickte mit offenen ſtarren Augen in das vom Nachtſchimmer matt erleuchtete Gemach hinein; Alles, was darin ſtand, ſah ich deutlich, nur keine auf- und abwallende Geſtalt, und doch vernahm ich die Tritte, und doch ſeufzte und ſtöhnte es, wie zuvor, dicht vor meinem Lager vorbei. Da ergriff mich plötzlich jene Angſt der Geiſternähe, die ich nie gekannt, ich fühlte, wie kalter Schweiß auf der Stirn tropfte und wie in ſeinem Eiſe gefroren mein Haar ſich emporſpießte. Nicht vermögend, ein Glied zu rühren, den Mund zum Schrei des Entſetzens zu öffnen, ſtrömte das Blut raſcher in den hüpfenden Pulſen, und erhielt den inneren Sinn wach, der nur nicht über die äußern, wie im Todeskampf erſtarrten Organe zu gebieten vermochte. Plötzlich ſchwiegen die Tritte, ſo wie das Stöhnen; dagegen hüſtelte es dumpf, die Thüre eines Schrankes knarrte auf, es klapperte wie mit ſilbernen Löffeln; dann war es, als würde eine Flaſche geöffnet und in den Schrank geſtellt, wie, wenn jemand etwas verſchluckt — ein ſeltſames widriges Räuspern — ein lang gedehnter Seufzer. — In dem Augenblick wankte eine lange weiße Geſtalt aus der Wand hervor; ich ging unter in dem Eisſtrom des tiefſten Entſetzens, mir ſchwanden die Sinne. —

Ich erwachte mit dem Ruck des aus der Höheſtürzens; dieſe gewöhnliche Traumerſcheinung kennt Ihr alle, aber das eigene Gefühl, das mich nun erfaßte, vermag ich kaum Euch zu beſchreiben. Ich mußte mich erſt darauf beſinnen, wo ich mich befand, dann war es mir, als ſey etwas Entſetzliches mit mir vorgegangen, deſſen Erinnerung ein langer tiefer Todesſchlaf weggelöſcht hätte. Endlich kam mir alles nach und nach in den Sinn, indeſſen hielt ich es für einen ſpukhaften Traum, der mich geneckt. Als ich nun aufſtand, fiel mir zuerſt das Bild der bräutlich geſchmückten Jungfrau, ein lebensgroßes Knieſtück ins Auge, und kalter Schauer fröſtelte mir den Rücken herab, denn es war mir, als ſey dieſe Geſtalt mit lebhaften kennbaren Zügen in der Nacht auf- und abgeſchritten; doch der Umſtand, daß ſich in dem ganzen Zimmer kein einziger Schrank befand, beſtätigte es mir aufs Neue, daß ich nur geträumt habe. Jungfer Anna brachte den Kaffee, ſie blickte mir länger und länger ins Geſicht und ſprach dann: „Ei du lieber Gott, wie ſehen Sie doch ſo krank und blaß aus, es iſt Ihnen doch nichts paſſirt? — Weit entfernt, der Alten nur das mindeſte von meinem Spuk merken zu laſſen, gab ich vor, daß ein heftiges Bruſtdrücken mich nicht habe ſchlafen laſſen. „Ei, lispelte die Alte, das iſt der Magen, das iſt der Magen, ei, ei, dafür wiſſen wir Rath!“ — Und damit ſchlarrte die Alte auf die Wand zu, öffnete eine von mir nicht bemerkte Tapetenthür, und ich ſah in einen Schrank, in welchem ſich Gläſer, kleine Flaſchen und ein Paar ſilberne Löffel befanden. Nun nahm die Alte klappernd und klirrend einen Löffel heraus, dann öffnete ſie eine Flaſche, tröpfelte etwas von dem darin enthaltenen Saft in den Löffel, ſetzte ſie wieder in den Schrank und wankte auf mich zu. Ich ſchrie auf, vor Entſetzen, denn der vorigen Nacht ſpukhſte Erſcheinungen traten ins Leben. „Nun nun,“ ſchnarrte die Alte mit ſeltſam ſchmunzelndem Geſicht, „nun nun, lieber junger Herr! es iſt ja nur eine tüchtige Medicin; die ſeelige Mamſell litt auch am Magen und nahm dergleichen öfters!“ Ich ermannte mich und ſchluckte das kräftig brennende Magenelixier hinunter. Mein Blick war ſtarr auf das Bild der Braut gerichtet, das gerade über dem Wandſchrank hing. Wen ſtellt das Bild dort vor, fragte ich die Alte. „Ey du mein lieber Gott, das iſt ja die ſeelige Mamſell Tante!“ erwiederte die Alte, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten. Der Mops fing an zu winſeln, wie in der Nacht, und mit Mühe das innere Erbeben beherrſchend, mit Mühe Faſſung erringend ſprach ich: Jungfer Anna, ich glaube, die ſeelige Tante war in voriger Nacht um zwölf Uhr an dem Wandſchrank dort und nahm Tropfen? Die Alte ſchien gar nicht verwundert, ſondern ſprach leiſe, indem eine ſeltſame Todtenbleiche den letzten Lebensfunken aus dem verſchrumpften Geſicht weglöſchte: „Haben wir denn heute wieder Kreuzeserfindungstag? Der dritte May iſt ja längſt vorüber!“ — Es war mir nicht möglich weiter zu fragen; die Alte entfernte ſich, ich zog mich ſchnell an, ließ das Frühſtück unberührt ſtehen und rannte hinaus in das Freie, um nur den grauenhaften träumeriſchen Zuſtand, der ſich meiner aufs neue bemächtigen wollte, los zu werden. Ohne daß ich es befohlen, hatte die Alte am Abend mein Bett in ein freundliches Kabinett nach der Straße heraus getragen. Ich habe kein Wort weiter über den Spuk mit der Alten geſprochen, noch vielweniger dem Kriegsrath

etwas

etwas davon erzählt, thut mir den Gefallen und ſchweigt auch darüber, ſonſt gäb' es nur ein ärgerliches Geſchwätz, ein Erkundigen und Fragen ohn' End und Ziel, und wohl gar läſtige Nachforſchungen geiſterkundiger Dilettanten. Selbſt in meinem Kabinett glaub' ich jede Nacht Punkt zwölf Uhr die Tritte und das Stöhnen zu hören, doch will ich noch einige Tage dem Grauen widerſtehen und dann zuſehen, wie ich ohne vielen Rumor das Haus verlaſſen und eine andere Wohnung finden kann." —

Alexander ſchwieg, und erſt nach einigen Sekunden hob Marzell an: Das mit der alten ſpukhaften Tante iſt wunderbar und graulich genug, aber ſo ſehr ich daran glaube, daß ein fremdes geiſtiges Prinzip ſich uns auf dieſe oder jene Weiſe kund thun kann, ſo läuft mir doch Deine Geſchichte zu ſehr ins Gemeinmaterielle; die Tritte, das Seufzen und Stöhnen, alles das laſſe ich gelten, aber daß die Seelige, wie im Leben, Magentropfen zu ſich nimmt, das gemahnt mich an jene nach dem Tode wiederkehrende Frau, die, wie ein Kätzchen, am verſchloſſenen Fenſter herumklirrte. Das iſt nun, ſprach Severin, wieder eine uns ganz eigene Myſtifikation, daß wir, nachdem wir die mögliche Kundmachung des fremden geiſtigen Prinzips durch wenigſtens ſcheinbares Einwirken auf unſere äußeren Sinne feſtgeſtellt, nun auch gleich dieſem Prinzip eine gehörige Education geben und es darüber belehren wollen, was ihm anſtändig ſey oder nicht. Nach Deiner Theorie, lieber Marzell! darf ein Geiſt mit Pantoffeln einhergehen, ſeufzen, ſtöhnen, nur keine Flaſche öffnen oder gar ein Schlückchen nehmen. Hier iſt nun zu bemerken, daß unſer Geiſt im Traum an das höhere, nur in Ahnungen ſich geſtaltende Seyn oft Gemeinplätze des befangenen Lebens hängt, dieſes aber dadurch auf bittere Weiſe zu ironiſiren weiß. Kann dieſe Ironie, die tief in der, ihrer Entartung ſich bewußten Natur liegt, nicht auch der entpuppten, der Traumwelt entzogenen Pſyche eigen ſeyn, wenn ihr Rückblicke in den verlaſſenen Körper vergönnt ſind? So würde das lebhafte Wollen und

Einwirken des fremden geiſtigen Prinzips, welches den Wachenden im Wachen in die Traumwelt führt, jede Erſcheinung bedingen, die er mit äußeren Sinnen wahrzunehmen glaubt, und es wäre doch komiſch, wenn wir dieſen Erſcheinungen irgend eine ſittliche Norm nach unſerer Art geben wollten. Merkwürdig iſt es, daß Nachtwandler, aktive Träumer, oft in den gemeinſten Funktionen des Lebens befangen ſind; denkt nur an jenen, der in jeder Vollmondsnacht ſein Pferd aus dem Stalle zog, es ſattelte, wieder abſattelte, in den Stall zurückführte, und dann das verlaſſene Bett ſuchte. — Alles was ich ſage, ſind nur membra disjecta, ich meine aber nur — „Du glaubſt alſo doch an die alte Tante?“ unterbrach der ziemlich erblaßte Alexander den Freund. Was wird er nicht glauben,“ rief Marzell: „bin ich denn nicht auch ein Gläubiger, wie wohl kein ſo ausgemachter entſchiedener Viſionair, wie unſer Severin? Nun will ichs auch aber länger nicht verhehlen, daß mich in meiner Wohnung ein beinahe noch ärgerer Spuk, als wie ihn Freund Alexander erfuhr, bis auf den Tod erſchreckt hat.“ „Iſt es mir denn beſſer gegangen?“ murmelte Severin. — „Gleich, nachdem ich angekommen,“ fuhr Marzell fort, miethete ich in der Friedrichsſtraße ein nettes meublirtes Zimmer; wie Alexander warf ich mich todtmüde aufs Lager; doch kaum mochte ich wohl eine Stunde geſchlafen haben, als es mir wie ein heller Schein auf die geſchloſſenen Augenlieder brannte. Ich öffne die Augen und — denkt Euch mein Entſetzen! dicht vor meinem Bette ſteht eine lange hagere Figur, mit todtbleichem, graulich verzogenem Geſicht, und ſtarrt mich an mit hohlen geſpenſtiſchen Augen. Ein weißes Hemde hängt der Geſtalt um die Schultern, ſo daß die Bruſt ganz entblößt iſt, die mir blutig ſcheint; in der linken Hand trägt ſie einen Armleuchter mit zwei angezündeten Kerzen, in der rechten ein großes, mit Waſſer gefülltes Glas. — Sprachlos ſtarrte ich das geſpenſtiſche Unweſen an, das Leuchter und Glas mit ſchauerlich winſelnden Tönen in großen Kreiſen zu ſchwingen begann. Wie es Alexander beſchrieben, ſo packte auch mich die Geſpenſterfurcht. — Langſamer und langſamer ſchwang das Geſpenſt Leuchter und Glas, bis beides ſtill ſtand. Nun war es mir als flüſtre ein leiſer Geſang durch das Zimmer, da entfernte ſich die Geſtalt mit ſeltſam grinſenden Lächeln langſamen Schrittes durch die Thüre. Lange dauerte es, bis ich mich ermannte, ſchnell aufſprang und die Thüre, die ich, wie ich nun bemerkte, vor dem Schlafengehen zu verſchließen vergeſſen, abriegelte. Wie oft war es mir im Felde geſchehen, daß unvermuthet ein fremder Menſch vor meinem Bette ſtand wenn ich die Augen aufſchloß; nie hatte mich das erſchreckt; daß hier alſo etwas Außerordentliches und zwar Geſpenſtiſches vorwalten müſſe, davon war ich feſt überzeugt. Am andern Morgen wollte ich zu meiner Wirthin herab, um ihr zu erzählen, welch eine grauliche Erſcheinung mir den Schlaf verſtört habe. Indem ich zur Stube heraus in den Flur trat, öffnete ſich die Thür mir gegenüber, und eine hagere große Geſtalt, in einen weiten Schlafrock gewickelt, kam mir entgegen. Im erſten Augenblicke erkannte ich das todtenbleiche Geſicht und die hohlen düſtern Augen des Unholds von der vorigen Nacht her, und ungeachtet ich nun wohl wußte, daß das Geſpenſt bei ähnlicher Gelegenheit geprügelt oder herausgeworfen werden könne, ſo fühlte ich doch die Schauer der Nacht in mir nachbeben, und ich wollte ſchnell die Treppe herabſchlüpfen. Der Mann vertrat mir aber den Weg, faßte mich ſanft bei der Hand und fragte, indem ein gutmüthiges Lächeln ſein Geſicht überflog, mit leiſem freundlichen Ton: O mein ſehr werther Herr Nachbar! wie haben Sie doch dieſe Nacht in der neuen Wohnung zu ruhen beliebt? – Ich ſtand gar nicht an, ihm mein Abentheuer ausführlich zu erzählen und hinzuzufügen, daß ich glaube, er ſelbſt ſey die Geſtalt geweſen, und daß ich mich nun freue, ihn nicht, im Wahn eines Ueberfalls in feindlicher Stadt, woran ich leicht denken können vom Feldzuge her, auf empfindliche Weiſe verjagt zu haben. In der Zukunft vermöge ich nicht dafür zu ſtehen. Während meiner Erzählung ſchüttelte der Mann lächelnd mit dem Kopf und ſprach, als ich geendet, ſehr ſanft: O mein wertheſter Herr Nachbar, nehmen Sie es doch ja nur nicht übel! — Ey ey! — ja ich dachte gleich, daß es ſo kommen müßte, und ich wußte ja auch ſchon heute Morgen, daß es ſo gekommen war, denn ich befand mich ſo wohl, ſo im Innerſten beruhigt. — Ich bin ein etwas ängſtlicher Mann, wie ſollte das aber auch anders ſeyn! — Auch ſagt man, daß übermorgen — mit dieſer Wendung ging er über zu gewöhnlichen Stadtneuigkeiten, denen andere Notizen folgten, die für den Fremden oder Angekommenen von Werth ſeyn mußten, und die er lebendig und oft nicht ohne Würze ſeiner Ironie vorzutragen wußte. Ich kam, da mich nun der Mann recht zu intereſſiren anfing, jedoch wieder zurück auf die Begebenheit der Nacht und bat ihn, mir nur ohne weitere Umſtände zu ſagen, was ihn vermocht haben könne, auf ſo ſeltſame unheimliche Weiſe meinen Schlaf zu verſtören. „Ach nehmen Sie es doch nur ja nicht übel, wertheſter Herr Nachbar," ſo fing er aufs neue an, „daß ich mich, ohne es einmal recht zu wiſſen, erdreiſtet. — Es war nur, um von Dero Geſinnungen gegen mich unterrichtet zu ſeyn, ich bin ein ängſtlicher Mann; eine neue Nachbarſchaft kann mir hart zuſetzen, ehe ich weiß, wie ich daran bin mit ihr." — Ich verſicherte dem ſonderbaren Menſchen, daß ich bis jetzt kein Wort von Allem verſtehe; da nahm er mich bei der Hand und führte mich in ſein Zimmer. „Warum ſoll ich es Ihnen verhehlen, lieber Herr Nachbar," ſprach er, indem er mit mir in das Fenſter trat, „warum es ableugnen, welch' eine ſonderbare Gabe mir inwohnt. Gott iſt mächtig in den Schwachen, und ſo wurde mir armen, jedem Pfeil der Widerſacher bloßgeſtellten Mann, zum Schutz und Trutz, die wunderbare Kraft verliehen, unter gewiſſen Bedingungen in das Innerſte der Menſchen zu ſchauen und ihre geheimſten Gedanken zu errathen. Ich ergreife nehmlich dies reine ſonnenhelle, mit deſtillirtem Waſſer gefüllte Glas (er nahm einen Pokal von der Fenſterbank herab, es war derſelbe, den er vorige Nacht in der Hand trug) richte Sinn und Gedanken auf die Perſon, deren Inneres ich zu errathen ſtrebe, und bewege das Glas in beſtimmten, mir nur bewußten Schwingungen hin und her. Alsbald ſteigen kleine Bläschen im Glaſe auf und nieder, die ſich wie die Folie eines Spiegels formen, und bald iſt es, als wenn, indem ich hineinſchaue, mein eigener innerer Geiſt ſich vernehmbar und leſerlich darin abſpiegle, wiewohl ein höheres Bewußtſeyn Bild und Abſpiegelung für jenes fremde Weſen, auf das der Sinn gerichtet war, anerkennt. Oft, wenn mich die Annäherung eines fremden, noch unerforſchten Weſens zu ſehr ängſtigt, kommt es, daß ich zur Nachtzeit operire, und dies iſt wohl in voriger Nacht der Fall geweſen; denn geſtehen muß ich offenherzig, daß Sie mir geſtern Abend nicht wenig Unruhe verurſachten." Plötzlich ſchloß mich der wunderliche Mann in ſeine Arme, indem er wie begeiſtert ausrief: „Aber welche Freude, daß ich ſobald ihre gütigen Geſinnungen für mich erkannte. O mein beſter, wertheſter Herr Nachbar, ſollte ich mich denn irren — nicht wahr? wir verlebten ſchon glückliche vergnügte Tage auf Ceylon; es kann kaum zweihundert Jahre her ſeyn?“ — Nun verwickelte ſich der Mann in die wunderlichſten Kombinationen, ich wußte zur Genüge, wen ich vor mir hatte, und war froh, als ich, nicht ohne Mühe, mich von ihm losgewunden. Auf nähere Nachfrage bei der Wirthin erfuhr ich dann, daß mein Nachbar, ſo lange als vielſeitig ausgebildeter Gelehrter und tüchtiger Geſchäftsmann geſchätzt, vor kurzer Zeit in tiefe Melancholie verfiel, in der er wähnte, daß Jeder feindliche Abſichten gegen ihn in ſich trage, und ihn auf dieſe oder jene Weiſe zu verderben ſuche, bis er mit einemmale das Mittel gefunden zu haben glaubte, ſeine Feinde zu erkennen und ſich gegen ſie ſicher zu ſtellen, worauf er in den jetzigen heitern beruhigten Zuſtand des fixen Wahnſinns überging. Er ſitzt beinahe den ganzen Tag am Fenſter und experimentirt mit dem Glaſe; ſein urſprünglich guter harmloſer Charakter offenbart ſich aber darin, daß er beinahe jedesmal gute Geſinnungen zu erkennen glaubt, und daß er, erſcheint ihm irgend ein Charakter zweifelhaft oder bedenklich, nicht zornig wird, ſondern nur in ſanfte Traurigkeit geräth. Daher iſt ſein Wahnſinn auch ganz unſchädlich, und ſein älterer Bruder, der ihn bevormundet, mag ihn ruhig ohne genauere Aufſicht für ſich wohnen laſſen, wo es ihm gefällt. „Deine Erſcheinung ſprach Severin, gehört alſo recht eigentlich in Wagners Geſpenſterbuch, da ſich die Erklärung, wie alles natürlich zugegangen, und wie Deine Fantaſie das Beſte dabei gethan hat, ſich eben ſo wie in den gemeinen Geſchichten jenes nüchternſten aller Bücher, langweilig nachſchleppt.“ „Willſt Du,“ erwiederte Marzell, „durchaus nur Geſpenſter, ſo haſt Du Recht, übrigens iſt aber mein Wahnſinniger, mit dem ich jetzt auf dem beſten Fuß von der Welt ſtehe, eine höchſt intereſſante Erſcheinung, und nur das Einzige gefällt mir nicht, daß er anfängt auch andern fixen Ideen Raum zu geben, z. B. daß er König auf Amboina geweſen, in Gefangenſchaft gerathen und funfzig Jahre hindurch als Paradiesvogel für Geld gezeigt worden iſt. So was kann zur Tollheit führen. Ich erinnere mich eines Menſchen, der im ruhigen friedlichen Wahnſinn jede Nacht als Mond ſchien, ſofort aber in Tollheit gerieth, als er auch des Tages als Sonne aufgehen wollte.“ „Aber ihr Leute! rief Alexander, was ſind das heute für Geſpräche hier mitten unter tauſend geputzten Feiertagsgäſten im hellen Sonnenſchein? — Nun fehlte es noch, daß Severin, der mir auch zu düſter und nachdenkend ausſieht, noch viel Graulicheres, als wir, in dieſen Tagen erlebt hätte, und es uns auftiſchte. „In der That, fing Severin an, Geſpenſter habe ich nicht geſehen, aber wohl iſt mir die unbekannte, unheimliche Macht ſo nahe getreten, daß ich ſchmerzlich die Bande gefühlt habe, womit ſie mich und uns alle umſtrickt hält.“ „Hab ich's nicht gleich gedacht, ſprach Alexander zu Marzell, daß Severins eigene Stimmung in irgend etwas Beſonderem ihren Grund finden müſſe? — Wir werden ſogleich viel

Fakelhaftes hören, erwiederte Marzell lachend, worauf Severin bemerkte: „Hat Alexanders ſeelige Tante Magentropfen eingenommen, hat der geheime Secretair Nettelmann, denn das iſt der Wahnſinnige, den ich längſt kenne, Marzells gute Geſinnungen in einem Glaſe Waſſer erblickt, ſo wird es mir doch erlaubt ſeyn, einer ſeltſamen Ahnung zu erwähnen, die geheimnißvoller Weiſe, als Blumenduft geſtaltet, mir ins Leben trat. — Ihr wißt, daß ich in dem entfernteren Theil des Thiergartens dem Hoſjäger nahe wohne. Gleich den erſten Tag, als ich angekommen" — — — In dem Augenblick wurde Severin durch einen alten, ſehr wohlgekleideten Mann unterbrochen, der höflich bat, ihm doch durch weniges Vorrücken des Stuhls freien Durchgang zu verſchaffen. Severin ſtand auf und der Alte führte freundlich grüßend eine ältliche Dame, die ſeine Frau ſchien, vorüber; ihnen folgte ein ungefähr zwölfjähriger Knabe. Severin wollte ſich eben wieder hinſetzen, als Alexander leiſe rief: Halt, das Mädchen dort ſcheint noch zur Familie zu gehören! Die Freunde erblickten eine wunderherrliche Geſtalt, die mit zögernden ungewiſſen Schritten, mit rückwärts gewandtem Kopf ſich näherte. Augenſcheinlich ſuchte ſie jemanden wieder zu finden, den ſie vielleicht vorübergehend bemerkt hatte. Gleich darauf ſchlüpfte auch ein junger Mann durch die Menge dicht an ſie heran und drückte ein Zettelchen ihr in die Hand, das ſie ſchnell im Buſen verbarg. Der Alte hatte unterdeſſen nicht weit von den Freunden einen ſo eben verlaſſenen Tiſch in Beſchlag genommen, und demonſtrirte dem flüchtigen Kellner, den er bei der Jacke feſthielt, ſehr weitläufig, was er alles herbeibringen ſolle; die Frau klopfte ſorglich den Staub von den Stühlen und ſo gewahrten ſie die Zögerung der Tochter nicht, die ohne Severins Artigkeit, der noch immer mit zurückgeſchobenem Stuhl ſtehen geblieben, im mindeſten zu beachten jetzt ſchnell ſich zu ihnen geſellte. Sie ſetzte ſich ſo, daß die Freunde, ihr, trotz des tiefen Strohhuts, gerade in das wunderliebliche

Geſicht, in die dunkel-ſehnſüchtigen Augen blikken konnten. In ihrem ganzen Weſen, in jeder Bewegung lag etwas unendlich Anmuthiges Reizendes; ſie war nach der letzten Mode ſehr geſchmackvoll, für den Spaziergang beinahe zu elegant gekleidet, und doch war an irgend eine Ziererei, wie ſie ſonſt ſehr geputzten Mädchen wohl eigen, gar nicht zu denken. Die Mutter grüßte eine entfernt ſitzende Dame, und beide ſtanden auf, ſich annähernd zum Geſpräch; der Alte trat unterdeſſen an die Laterne und zündete ſich die Pfeife an. Dieſen Augenblick benutzte das Mädchen, das Papierchen aus dem Buſen zu ziehen und den Inhalt ſchnell zu leſen. Da ſahen die Freunde, wie das Blut der Armen in das Geſicht ſtieg, wie große Thränen in den ſchönen Augen perlten, wie der Buſen vor innerer Beklemmung ſich hob und ſenkte. Sie zerriß das kleine Papier in hundert kleine Stücke und gab eins nach dem andern langſam, als ſey jedes eine ſchöne, ſchwer aufzugebende Hoffnung, dem Winde preis. Die Alten kehrten wieder. Der Vater ſah dem Mädchen ſcharf in die verweinten Augen und ſchien zu fragen: was haſt Du denn? das Mädchen ſprach einige ſanft klagende Worte, die die Freunde freilich nicht verſtehen konnten, da ſie aber gleich ein Tuch hervorzog und an die Backe hielt, ſo mußte ſie wohl Zahnſchmerzen vorſchüzzen. Eben deshalb kam es aber den Freunden beſonders vor, daß der Alte, der überhaupt ein etwas karrikirt ironiſches Geſicht hatte, poſſierliche Mienen ſchnitt und ſo laut lachte. Keiner, weder Alexander, Marzell noch Severin hatte bis jetzt ein Wort geſprochen, ſondern unverwandt das holde Kind, das irgend eine großen Schmerz erfahren, angeſchaut. Der Knabe nahm jetzt auch Platz und die Schweſter wechſelte den Sitz ſo, daß ſie jetzt den Freunden den Rücken zukehrte. Nun war der Zauber gelöſt und Alexander fing an, indem er aufſtand und Severin leiſe auf die Schulter klopfte: Ey, Freund Severin, wo iſt die Geſchichte von der in Blumenduft ſich geſtalteten Ahnung? wo iſt der geheime Secretair Nettelmann — die ſeelige Tante, wo ſind unſere tiefen Geſpräche geblieben?

blieben? — Ey was iſt uns denn jetzt allen erſchienen, das uns die Zunge bindet und unſere Augen ſo verſtarrt? — „Ich ſage ſo viel, ſprach Marzell mit einem dumpfen Seufzer, daß das Mädchen dort das holdeſte, wunderherrlichſte Engelskind iſt, das ich jemals ſah.“ „Ach! fiel Severin noch tiefer und ſchmerzlicher ſeufzend ein, ach, und dieſes Himmelsweſen in irdiſchem Leiden befangen und duldend!“ — „Vielleicht, ſprach Marzell, in dieſem Augenblick unzart von roher Fauſt berührt!“ — „Das meine ich auch, verſetzte Alexander, und ſehr würde es mich erluſtigen, und befriedigen, wenn ich jenen großen haſenfüßigen Lümmel prügeln könnte, der ihr den fatalen Zettel gab. Unſtreitig war es nämlich der erſehnte Geliebte, der ihr ſtatt der ungezwungenen Annäherung an die Familie irgend einer abgeſchmackten Eiferſüchtelei, oder ſonſtiger dummer Liebesfehde halber, ſchnöde Worte brieflich einhändigte.“ „Aber Alexander, fiel Marzell ihm ungeduldig ins Wort, wie kannſt Du nur ſo ohne alle Menſchenkenntniß, ſo ganz erbärmlich beobachten?

Deine Prügel würden den ſeiner Breite halber freilich einladenden Rücken eines höchſt unſchuldigen harmloſen Briefträgers treffen. Laſeſt Du es denn nicht in dem dümmlich lächelnden Geſicht, ſahſt Du es denn nicht an der ganzen Manier, ja ſelbſt am Gange, daß der junge Menſch nur Ueberbringer, nicht Briefſteller war? — Man mag es nun anfangen, wie man will, giebt man eigne Worte im eignen Namen ab, ſo ſteht der Inhalt leſerlich auf dem Geſicht! — Wenigſtens iſt das Geſicht allemal die kurze Inhalts-Anzeige, die den officiellen Berichten vorgeſetzt wird, und die immer ſagen muß, worauf es ankommt. Und es müßte dann die heilloſeſte auch leicht zu erkennende Ironie ſeyn, wie wollte man ſonſt der Geliebten in ſolch gebückter Botenſtellung ein Briefchen überreichen, wie der junge Menſch es that. Es ſcheint gewiß, daß das Mädchen den heimlich Geliebten, den ſie nicht ſehen darf oder kann, hier anzutreffen hoffte. Er wurde unabwendbar verhindert, oder auch wie Alexander meint, irgend eine dumme Liebesfehde hielt ihn zurück. Er ſchickte den Freund mit dem Briefchen ab. Mag es nun aber ſeyn, was es will, mir hat die Scene das Herz zerſchnitten.“ „Ach Freund Marzell, nahm Severin das Wort, und doch giebſt Du dieſem tief in die Bruſt ſchneidenden Schmerz, wie ihn die Arme litt, ſolche gemeine Urſache? — Nein! — ſie liebt heimlich — vielleicht wider den Willen des Vaters, alle Hoffnung war auf ein Ereigniß geſtellt, das heute — heute den Ausſchlag geben ſollte. Es iſt fehlgeſchlagen! — Alles vorbei — untergegangen der Hoffnungsſtern — begraben alles Glück des Lebens! Saht Ihr wohl, mit welchem in das Innerſte dringenden Blick der hoffnungsloſeſten Wehmuth das Mädchen den unglückſeeligen Brief, wie Ophelia die Strohblumen, wie Emilia Galotti die Roſe in hundert Stückchen zerpflückte und in die Luft verſtreute? — Ach ich hätte blutige Thränen weinen mögen, als, wie im entſetzlich höhnenden Spott, der Wind die Todesworte in luftigen Wellen fortkräuſelte! Iſt denn kein Troſt auf Erden für das holde ſüße Himmelskind?“ — „Nun Severin, rief Alexander, Du biſt wieder gut im Zuge. Das Trauerſpiel iſt fertig! Nein nein! wir wollen der Holden alle Hoffnungen, alles Lebensglück laſſen, und ich glaube, ſie zweifelt ſelbſt noch nicht daran, da ſie mir jetzt ſehr gefaßt zu ſeyn ſcheint. Seht nur, wie ſorglich ſie die neuen weißen Handſchuhe auf das weiße Tuch bettet, und mit wie vieler Behaglichkeit ſie den Kuchen in die Theetaſſe einſtippt — wie ſie dem Alten freundlich zunickt, der ihr einigen Rum in die Taſſe tröpfelt — der Junge beißt recht bengelhaft in das große Butterbrod hinein! — Pump! da liegt es im Thee, der ihm ins Geſicht ſprützt — die Alten lachen — ſeht, ſeht, wie ſich das Mädchen vor Lachen ſchüttelt.“ — „Ach, unterbrach Severin den Beobachter, ach das iſt ja eben das Entſetzliche, daß die Arme den tiefen zerſtörenden Schmerz im Innern, mit des Lebens gemeiner Außenſeite verhüllen muß. Und dann! — iſt es, im Innern verſtört, nicht leichter zu lachen, als gleichgültig zu ſcheinen?“

„Ich bitte Dich Severin, ſprach Marzell, ſchweige denn wir regen unſere Gefühle, laſſen wir das Mädchen nicht aus den Augen, nur auf eine uns verderbliche Weiſe auf.“ Alexander ſtimmte der Aeußerung Marzells ganz bei, und nun mühten ſich die Freunde ein heiteres, von Gegenſtand auf Gegenſtand launigt ſpringendes Geſpräch zu beginnen. Dies gelang ihnen auch in ſo fern, als mit vielem Geräuſch die unbedeutendſten Dinge aufs Tapet gebracht und unendlich intereſſant gefunden wurden. Alles, was jeder ſprach, hatte aber wirklich ſolch beſondere Farbe, ſolch beſondern Ton, der niemals zur Sache paßte, ſo daß die Worte nur ganz was anders bedeutende Chiffern ſchienen. Sie beſchloſſen den herrlichen Tag des Wiederſehens mit einem kalten Punſch zu feiern, und fielen ſchon bei dem dritten Glaſe einander weinend in die Arme. Das Mädchen ſtand auf, ging an die Barriere des Waſſers und ſchaute hinübergelehnt mit recht wehmüthigen Blicken den fliehenden Wolken nach. „Eilende Wolken, Segler der Lüfte!“ — fing Marzell mit ſüßlich klagender Stimme an, aber

Severin ſtürzte das Glas hinunter und, es hart auf den Tiſch niederſtoßend, erzählte er von einem Schlachtfelde, das er im hellen Mondſchein durchwandelt, und wie ihn die bleichen Todten mit lebendig funkelnden Augen angeſtarrt hätten. „Gott behüte und bewahre, ſchrie Alexander, was ficht Dich an, Bruder! — Das Mädchen ſetzte ſich eben wieder an den Tiſch, mit einem Ruck ſprangen die drei Freunde auf und hielten eine Art Wettlauf bis an die Barriere; durch einen gewagten Sprung über zwei Stühle kam aber Alexander den Freunden zuvor und lehnte ſich richtig gerade an derſelben Stelle an, wo das Mädchen geſtanden, behauptete auch dieſen Platz hartnäckig, unerachtet Marzell von der einen, Severin von der andern Seite, unter dem Vorwande freundſchaftlicher Umarmungen, ihn wegzuziehen ſtrebten. Severin ſprach nun ſehr feierlich und myſtiſch über die Wolken und ihren Zug, erklärte auch lauter, als gerade nöthig, die Bilder, die ſich formten; Marzell, ohne auf ihn zu hören, verglich Bellevue mit einer römiſchen

Villa und fand, unerachtet er durch die Schweiz und durch Franken zurückgekommen, die öde Gegend mit den, gleich Kniegalgen hervorragenden Blitzableitern an den Pulverhäuſern, die er funkelnde Sterne tragende Maſten nannte, üppig reich und romantiſch. Alexander begnügte ſich damit, den ſchönen Abend und den reizenden Aufenthalt im Weberſchen Zelt zu loben. Die Familie ſchien aufbrechen zu wollen, denn der Alte klopfte die Pfeife aus, die Frauenzimmer packten die Strickzeuge ein, und der Knabe ſuchte und rief nach ſeiner Mütze, die ihm endlich der muntere Hauspudel, der ſo lange damit geſpielt, dienſtfertig apportirte. Die Freunde wurden kleinlauter, die Familie grüßte freundlich, da fuhren ſie, ſich ſchnell und heftiger, als nöthig, bückend, mit den Köpfen zuſammen, daß es merklich krachte. Indem ſie ſich darüber wundern wollten, war die Familie auf und davon. Nun ſchlichen ſie in mürriſchem Schweigen zurück zum kalten Punſch, den ſie miſerabel fanden. Die bilderreichen Wolken verhauchten im geſtaltloſen dunkeln Nebel, Bellevue wurde wieder Bellevue, jeder Blitzableiter ein Blitzableiter, und das Weberſche Zelt eine ordinaire Kneipe. Da überdem beinahe kein Menſch mehr da war, eine unangenehme Kühle eintrat, und ſogar die Pfeifen nicht mehr recht brennen wollten, ſchlichen die Freunde in einem Geſpräch, das wie ein abgebranntes Licht nur hin und wieder einmal noch aufloderte, fort. Severin trennte ſich ſchon im Thiergarten von ihnen, um ſeine Wohnung zu ſuchen, und Marzell ließ auch, in die Friedrichsſtraße einbiegend, den Freund allein nach ſeinem weit entlegenen Hauſe zur ſeeligen Tante wandeln. Eben dieſer Entlegenheit ihrer Wohnungen halber hatten die Freunde einen öffentlichen Ort in der Stadt gewählt, wo ſie ſich an beſtimmten Tagen und Stunden ſehen wollten. Es geſchah auch ſo; ſie kamen aber mehr um das ſich gegebene Wort zu halten, als aus innerm Antriebe. Vergebens blieb alles Mühen, den gemüthlichen traulichen Ton, der ſonſt unter ihnen herrſchte wieder zu finden. Es war, als trage jeder etwas im Innern, das alle Luſt, alle Freiheit verſtöre, und das er, wie ein düſteres verderbliches Geheimniß bewahren müſſe. Nach weniger Zeit war Severin plötzlich aus Berlin verſchwunden. Alexander klagte kurz darauf mit einer Art von Verzweiflung, daß er vergebens um Verlängerung ſeines Urlaubs gebeten; daß er, ohne mit der Regulirung der Erbſchaft zu Stande gekommen zu ſeyn, fortreiſen und ſeine herrliche bequeme Wohnung verlaſſen müſſe. „Aber, fragte Marzell: mich dünkt, Du fandeſt ja Deine Wohnung ſo unheimlich, iſt es Dir nicht lieb, wieder ins Freie zu kommen, und wie iſt es mit dem alten Spuk der ſeeligen Tante?“ „Ach, rief Alexander verdrießlich, die ſpukt längſt nicht mehr. — Ich kann Dich verſichern, daß ich mich recht nach häuslicher Ruhe ſehne, und wahrſcheinlich nehme ich bald meinen Abſchied, um der Kunſt und Literatur ungeſtört nachhängen zu können.“ Alexander mußte auch in der That in wenigen Tagen fort. Bald darauf brach der Krieg auf's neue aus, und plötzlich war Marzell, der, ſtatt den frühern

Plan zu verfolgen, wieder Kriegsdienſte genommen, auch fort zur Armee. So trennten ſich die drei Freunde aufs neue, ehe ſie ſich noch im eigentlichen Sinne des Worts wiedergefunden hatten.

Zwei Jahre waren vergangen, als gerade am zweiten Pfingſtfeiertage Marzell, der abermals den Kriegsdienſt verlaſſen hatte und nach Berlin zurückgekehrt war, im Weberſchen Zelt über die Barriere gelehnt, mancherlei Gedanken nachhängend, in die Spree hinabſah. Es klopfte ihm jemand leiſe auf die Schulter, und als er um ſich blickte, ſtanden Alexander und Severin vor ihm. „So muß man die Freunde ſuchen und finden“, rief Alexander indem er Marzell voll inniger Freude umarmte. Mir, fuhr Alexander fort, mir nichts weniger träumend, als einen von Euch gerade heute wieder zu ſehen, wandelte ich eines Geſchäfts halber durch die Linden, dicht vor mir geht eine Geſtalt — ich traue meinen Augen nicht — Ja es iſt Severin! — Ich rufe, er dreht ſich um, der meinigen gleich iſt ſeine Freude, ich lade ihn ein in meine Wohnung, er ſchlägt es mir rund ab, weil ihn ein unwiderſtehlicher Trieb fortjagt nach dem Weberſchen Zelt. Was kann ich anders thun, als mein Geſchäft aufgeben und gleich mit ihm gehen. Seine Ahnung hat ihn nicht betrogen, er wußte im Geiſt, daß Du hier ſein würdeſt. „In der That, fiel Severin ein, es war mir in der Seele ganz deutlich, daß ich Alexander ſowohl, als Dich hier treffen müſſe, und nicht erwarten konnte ich das freudige Wiederſehen." Die Freunde umarmten ſich aufs neue. „Findeſt Du nicht, Alexander, ſprach Marzell, daß Severins kränkliche Bläſſe ganz verſchwunden iſt; er ſieht wunderbar friſch und geſund aus, und die fatalen finſteren Wolkenſchatten liegen gar nicht mehr auf der freien Stirne." „Daſſelbe, erwiederte Severin, möchte ich von Dir behaupten, mein lieber Marzellus. Denn ſahſt Du gleich nicht krank aus, wie ich, der ich es wirklich war an Leib und Gemüth, ſo beherſchte die eigene Verſtimmung im Innern

Dich doch ſo ganz und gar, daß ſie Dein jugendliches munteres Geſicht ſchier in das eines grämlichen Alten verwandelte. Ich glaube, wir ſind beide durch's Fegfeuer gegangen, und am Ende auch wohl Alexander. Hatte der nicht auch zuletzt all' ſeine Heiterkeit verloren und machte ſolch ein verdammtes Arzeneigeſicht, auf dem man hätte leſen mögen: Alle Stunde einen Eßlöffel voll? Mag ihn nun die ſeelige Tante ſo geängſtet, oder, wie ich beinahe glaube, etwas anderes geplagt haben, aber ſo wie wir, iſt er erſtanden." Du haſt Recht, fiel Marzell ein, aber je mehr ich den Burſchen anſehe, deſto klarer wird es mir, was Geld und Gut vermag auf dieſer Erde. Hat der Menſch jemals ſolch rothe Backen, ſolch rundliches Kinn gehabt? Glänzt er nicht vor Wohlbehaglichkeit? Sprechen nicht dieſe ſüß gezogenen Lippen: der Roſtbeef war delikat und der Burgunder von der feinſten Sorte!" Severin lachte. Bemerke, fuhr Marzell weiter fort, indem er Alexandern bei beiden Armen erfaßte und ſanft herumdrehte, bemerke gefälligſt dies ſuperfeine Tuch des modernen Fracks, dieſe blendend weiße, ſauber gefältelte Wäſche, dieſe reiche Uhrkette mit ſiebenhundert goldenen Pettſchaften! — Nein ſage, Junge! wie biſt Du zu dieſer enormen, Dir ganz fremden Eleganz gekommen? — Gott weiß, ich glaube gar, der üppige Menſch, von dem wir ſonſt, wie Falſtaff vom Friedensrichter Schaal, ſagten, daß er füglich in eine Aalhaut gepackt werden könne, fängt an ſich ganz rundlich zu formen. — Sage, was iſt mit Dir vorgegangen?" Ey, erwiederte Alexander, indem eine leiſe Röthe ſein Geſicht überflog, ey, was iſt an meiner Geſtalt weiter Verwunderliches. Seit einem Jahr habe ich dem königlichen Dienſt entſagt, und lebe froh und heiter." „Eigentlich, fing Severin, der nicht viel auf Marzell gehört, ſondern nachdenklich geſtanden, jetzt wie erwachend an: Eigentlich verließen wir uns recht unfreundlich, gar nicht wie es alten Freunden ziemt." „Du vorzüglich ſprach Alexander: denn Du liefſt davon ohne einem Menſchen etwas zu ſagen." „Ach, erwiederte Severin, ich war damals in groſind, aber ich ſetze den Fall, daß ſie eben ſo ſchön, eben ſo anmuthig im ganzen Weſen in dieſem Augenblick wieder hier erſchiene und ſich dort an jenen Platz ſetzte, würden wir nicht aufs neue in die alte Thorheit verfallen?“ „Für mich, nahm Severin das Wort, kann ich wenigſtens einſtehen, denn ich bin auf eine ſehr empfindliche Weiſe geheilt worden.“ „Mir, ſprach Marzell, iſt es nicht beſſer gegangen, denn toller kann niemand in der Welt myſtificirt werden, als ich es wurde bei näherer Bekanntſchaft mit der unvergleichlichen Dame.“ „Unvergleichliche Dame, nähere Bekanntſchaft!“ — fiel Alexander ihm heftig ins Wort. Nun ja, leugnen mag ich es nicht, fuhr Marzell fort, daß jenem Abentheuer hier — beinahe mag ichs ſo nennen — ein kleiner Roman in einem Bande, eine Poſſe in einem Akt folgte.“ „Iſt es mir denn beſſer gegangen, ſprach Severin, hatte aber, o Marzellus! Dein Roman einen Band, Deine Poſſe einen Akt, ſo ſpielte ich nur ein Duodezbändchen, nur eine Scene durch!“ Alexander war blutroth im Geſicht geworden, Schweißtropfen ſtanden ihm auf der Stirne, er holte kurz Athem, wühlte in dem wohlgekräuſelten Toupee, kurz alle Merkmale der heftigſten innern Erregung konnte er, ſichtlichen Anſtrengens unerachtet, ſo wenig Herr werden, daß Marzell fragte: Aber ſage mir nur, Bruder, was haſt Du? was geht in Dir vor? „Was wird es anders ſein, ſprach Severin lachend, als daß er in die Dame, der wir entſagt, noch bis über die Ohren verliebt iſt, und uns nicht traut, oder wohl gar Wunder denkt, wie unſere Romane beſchaffen waren und plötzlich eiferſüchtig wird, ohne im mindeſten Urſache dazu zu haben, denn wenigſtens ich bin garſtig gemißhandelt worden,“ „Ich auf gewiſſe Weiſe ebenfalls, ſprach Marzell, und ich ſchwöre Dir zu, Alexander, daß der Funke, der damals in meine Seele fiel, völlig zum Niewiederaufglimmen verlöſcht iſt, Du kannſt alſo getroſt die Dame lieben, ſo viel Du willſt.“ Meinetwegen auch, ſetzte Severin hinzu. Alexander, völlig aufgeheitert, lachte nun ſehr, indem er ſprach: In gewiſſer Art habt Ihr mich richtig beurtheilt, aber dann ſeyd Ihr auch wieder auf ganz falſchem Wege. Hört alſo: Läugnen mag ich es gar nicht, daß gedenkend des verhängnißvollen Nachmittags, jenes holde Mädchen in all ihrem wunderbaren Liebreiz mir ſo lebendig vor Augen ſtand, daß ich ihre anmuthige Stimme zu hören, ihre weiße, zarte, nach mir ausgeſtreckte Hand erfaſſen zu können glaubte. Da war es, als könne ich nur Sie mit der ganzen Gewalt der höchſten, im Innern brennenden Leidenſchaft lieben, als könne ich nur in ihrem Beſitz glücklich ſeyn — und das wäre denn doch ein großes Unglück. „Wie ſo? — warum? rieſen Marzell und Severin heftig.“ Weil, erwiederte Alexander gelaſſen, weil ich ſeit einem Jahre verheirathet bin! — Du? verheirathet? ſeit einem Jahre? — ſo ſchrieen die Freunde, indem ſie die Hände zuſammenſchlugen und dann hell auflachten. „Wer iſt Deine Ehehälfte? — iſt ſie ſchön? — reich? — arm? — jung? — alt? — wie — wo — wann — was —“ Ich bitte Euch, fuhr Alexander kleinlaut fort, indem er, die linke Hand auf den Tiſch geſtützt, mit der rechten an deren kleinem Finger neben einem Chryſopas der Trauring blitzte, den Löffel ergriff und den Kaffee, tief in die Taſſe guckend, umrührte. — Ich bitte Euch, verſchont mich mit allen Fragen, und wollt Ihr mir obendrein einen recht herzlichen Gefallen erzeigen, ſo erzählt mir hübſch, was Euch nach jenem Abentheuer mit der Dame geſchah. „Ey ey Bruder, ſprach Marzell: Mir ſcheint, als ob Du übel angekommen ſeyſt. Sollte der Teufel Dich geplagt haben, gar Falters goldgelbes Alräunchen! — Haſt Du mich lieb, fiel ihm Alexander ins Wort, ſo quäle mich nicht mit Fragen, ſondern erzähle mir Deinen Roman. Da haben wir den Spuk, rief Severin ganz verdrießlich, zu ſeinen Tellern und Schüſſeln, Keſſeln und Kaſſerollen hat er eine Frau, gleichviel welche, ſtellen zu müſſen geglaubt, blindlings zugegriffen, und nun ſitzt er da, Reue und verbotene Liebe im Herzen — wozu nun freilich ſein glaues Ausſehen nicht recht paſſen will. Was ſagt denn die ſeelige Tante mit ihren Magentropſen dazu? Die iſt ſehr zufrieden mit mir, ſprach Alexander ſehr ernſthaft, aber, fuhr er fort, wollt Ihr mir die Stunde des Wiederſehns nicht auf immer verbittern, wollt Ihr mich nicht mit Gewalt von Euch forttreiben, ſo hört auf mit Fragen und erzählt.

Alexanders Betragen kam den Freunden ganz wunderlich vor, doch merkten ſie wohl, daß ſie den tief Verwundeten nicht mehr reizen dürften, Marzell fing daher den gewünſchten Roman ohne weiteres in folgender Art an.

„Es ſteht feſt, daß heute vor zwei Jahren ein hübſches Mädchen auf den erſten Blick uns allen dreien die Köpfe verrückte, daß wir uns wie junge verliebte Haſenfüße betrugen und den Wahnſinn, der uns befangen, nicht loswerden konnten. Nacht und Tag, wo ich ging und ſtand, verfolgte mich des Mädchens Geſtalt, ſie ſchritt mit mir zum Kriegsminiſter, ſie trat mir aus dem Schreibpult des Präſidenten entgegen und verwirrte durch ihren holden Liebesblick meine wohlſtudirten Reden, ſo daß man mitleidig fragte, ob ich noch an meiner Kopfwunde litte. Sie wieder zu ſehn, war all' mein Ziel und raſtloſes Streben. Ich lief wie ein Briefträger, von Morgen bis Abend durch die Straßen, ſchaute nach allen Fenſtern hübſcher Leute, aber umſonſt — umſonſt. — Jeden Nachmittag war ich im Thiergarten hier im Weber'ſchen Zelt." — „Ich auch! ich auch! — riefen Severin und Alexander. „Ich habe Euch wohl geſehen, aber ſorglich vermieden," ſprach Marzell. Gerade ſo haben wir es auch gemacht, riefen die Freunde und alle drei zuſammen im Tutti: o wir Eſel! — „Alles, alles war vergebens, fuhr Marzell fort, aber ich hatte keine Raſt, keine Ruhe. Gerade die Ueberzeugung, daß die Unbekannte ſchon liebe, daß ich in hoffnungsloſem Schmerz vergehen werde, wenn ich ihr näher gekommen, mein Unglück recht mit leiblichen Augen ſchauen würde, nämlich ihren troſtloſen Jammer um den Verlornen, ihre Sehnſucht, ihre Treue, gerade das fachte das Feuer in mir erſt recht an. Severins tragiſche Deutung jenes Moments hier im Thiergarten kam mir in den Sinn, und indem ich alles nur mögliche Liebesunglück auf das Mädchen häufte, war ich ſelbſt immer der noch Unglücklichere. In den ſchlafloſen Nächten, ja ſelbſt auf einſamen Spaziergängen ſpann ich die ſeltſamſten verwickeltſten Romane aus, in der natürlicher Weiſe die Unbekannte, der Geliebte und ich die Hauptrollen ſpielten. Welche Scenen waren zu abentheuerlich, um ſie nicht in meinen Roman zu bringen? — Ich gefiel mir erſtaunlich als Heros in reſignirter Liebesnoth! — Wie geſagt, ich durchſtrich unſinniger Weiſe ganz Berlin um ſie, die meine Gedanken, mein ganzes Ich beherrſchte, wieder zu finden. So bin ich auch eines Vormittags, es mochte ſchon 12 Uhr ſeyn, in die neue Grünſtraße gerathen, die ich in mir vertieft durchwandle, da tritt mir ein junger ſauber gekleideter Mann in den Weg und frägt mich höflich den Hut rückend, ob ich nicht wiſſe, wo hier der Geheime Rath Asling wohne. Ich verneine es, doch der Name Asling fällt mir auf. Asling — Asling! Da fällt es mir mit einemmal ſchwer aufs Herz, daß ich ganz befangen von meider romanesken Liebe eines Briefs an den geheimen Rath [illegible] ganz vergeſſen habe, den mir ſein im Hoſpital zu Deuz wundliegender Neffe mitgab, mich aufs dringendſte bittend, ihn ſelbſt zu beſorgen. Ich beſchließe den unverzeihlich verſchobenen Auftrag zur Stelle auszurichten, ſehe, daß der junge Mann von einem Diener aus dem nahen Laden zurecht gewieſen, in das anſehnliche Haus dicht vor mir hineingeht und folge ihm. Der Bediente führt mich ins Vorzimmer, und bittet mich einen Augenblick zu warten, da der Herr Geheimerath ſo eben mit einem fremden Herrn ſpreche. Er läßt mich allein, ich betrachte gedankenlos die großen Kupferſtiche an den Wänden, da öffnet ſich die Thür hinter mir, ich drehe mich um und erblicke — ſie! — ſie ſelbſt! das holde Himmelskind aus dem Thiergarten. Ich mag Euch nun gar nicht beſchreiben, wie mir zu Muthe wurde, aber ſo viel iſt gewiß, daß mir aller Lebensathem verging — daß ich keines Wortes mächtig war, daß ich glaubte, nun werde ich gleich leblos der Holden zu

Füßen ſinken.“ „Ey ey, rief Alexander etwas betreten, da warſt Du ja wohl in der That gar arg verliebt, Bruder!“ „Wenigſtens, fuhr Marzoll fort, konnte in dieſem Augenblick das Gefühl der wahnſinnigſten Liebe nicht heftiger wirken. Meine Erſtarrung muß deutlich auf meinem Geſicht, in meiner ganzen Stellung kennbar geweſen ſeyn, denn Pauline ſchaute mich betroffen an, und da ich nun keine Sylbe hervorbrachte und ſie mein Betragen für Dummheit oder Tölpelei halten mußte, fragte ſie endlich, indem ein leiſes ironiſches Lächeln ihr Geſicht überflog: Sie warten gewiß auf meinen Vater? Mit der tiefen Schaam, die ich nun über mich ſelbſt empfand, kam mir volles Bewußtſeyn wieder. Ich raffte mich mit aller Kraft zuſammen, mit höflicher Verbeugung nannte ich meinen Namen und erwähnte des Auftrags, den ich an den Geheimenrath auszurichten hatte. Da rief Pauline laut und freudig: O mein Gott — mein Gott, Nachrichten vom Vetter! — Sie waren bei ihm, Sie ſprachen ihn? — Ich traue ſeinen Brieſen nicht, immer ſchreibt er von völliger Herſtellung! — ſagen Sie nur gleich das Schmerzhafteſte heraus! Nicht wahr, er bleibt verkrüppelt, der Arme?“ Ich verſicherte dagegen, wie ich es mit Recht thun konnte, daß die Schußwunde, da beinahe die Knieſcheibe zerſchmettert, allerdings gefährlich geweſen ſey, und man mit Amputation gedroht habe, alle Gefahr ſey indeſſen nicht allein vorüber, ſondern auch Hoffnung da, daß der junge vollkräftige Mann in einiger Zeit die Krücke würde wegwerfen können, die er jetzt wohl mehrere Monate hindurch werde brauchen müſſen. An Paulinens Anblick, an den Zauber ihrer Nähe gewöhnt, durch das Erzählen jener Thatſachen ermuthigt, gelang es mir dem Bericht von dem Zuſtande des wunden Neffen, die Erzählung des Gefechts, das ich mit ihm in einem Bataillon dienend beſtand, und in welchem er die Wunde erhielt, zuzufügen. Ihr wißt es wohl, daß in ſolcher Exaltation man der lebensvollſten, farbenreichſten Darſtellung mächtig iſt, ja wohl ſelbſt mehr als nöthig in jenen emphatiſchen

Styl geräth, der ſeine volle Wirkung auf junge Mädchen niemals verfehlt. Eben ſo werdet Ihr wohl glauben, daß ich nicht grade von der Stellung der Truppen, von dem kunſtreichen Plan des Manövres, von maskirten Angriffen — verſteckten Hinterhalten von Batterien — vom Debouchiren und Entwickeln der Kavalleriemaſſen u. ſ. w. ſprach, ſondern vielmehr all die kleinen, Herz und Gemüth ergreifenden Einzelnheiten, die im Felde ſo häufig ſich darbieten, heraushob. Geſtehen muß ich, daß manches Ereigniß, das ich kaum beachtet, ſich jetzt in der Erzählung als höchſt wunderbar und rührend geſtaltete, und ſo geſchah es, daß Pauline bald vor Schauer und Schreck verblaßte, bald mild und fromm durch die Thränen, die ihr in den Augen ſtanden, lächelte. „Ach,“ ſprach ſie endlich, als ich einen Augenblick ſchwieg, ſie ſtanden ſo regungslos, ſo in Gedanken vertieft da, als ich eintrat, gewiß weckte jenes Schlachtſtück dort irgend eine ſehr ſchmerzhafte Erinnerung!“ — Wie ein glühender Pfeil durchfuhr es mein Innres, ich muß blutroth geworden ſeyn bei dieſen Worten Paulinens. „Ich gedachte, ſprach ich mit einen wahrſcheinlich recht kläglichen Seufzer, ich gedachte eines Augenblicks, der der ſeeligſte meines Lebens war, unerachtet ich auf den Tod verwundet wurde.“ Aber doch wieder ganz geheilt, fragte Pauline, mit inniger Theilnahme; gewiß traf ſie eine böſe Kugel im Augenblick, als der glorreichſte Sieg entſchieden? Mir wurde etwas albern zu Muthe, doch unterdrückte ich dies Gefühl, und ohne aufzublicken, ſondern zur Erde ſchauend, wie ein geſcholtener Bube, ſprach ich ſehr leiſe und dumpf: „Ich hatte ſchon das Glück, Sie zu ſehen, mein Fräulein!“ Nun ging das Geſpräch auf erbauliche Weiſe weiter! indem Pauline anfing: „Ich wüßte doch in der That nicht — „Nur wenige Tage ſind es her — der herrlichſte Frühlingshauch ging über die Erde hin und erquickte Geiſt und Gemüth, ich feierte mit zwei meiner mir im Innerſten verwandten Freunde das Feſt des Wiederſehns nach langer Trennung!“ — Das muß recht hübſch geweſen ſeyn! —

Ich ſah Sie, mein Fräulein! — In der That? — ach! das war gewiß im Thiergarten! — Am zweiten Pfingſtfeiertage im Weberſchen Zelt! — Ja, ja, ganz Recht, ich war da mit Vater und Mutter! Es gab viel Leute, ich amüſirte mich recht gut, aber Sie habe ich gar nicht geſehen! — Die vorige Albernheit kam wieder mit aller Stärke, ihr gemäß war ich im Begriff, etwas ſehr abgeſchmacktes zu ſagen, als der Geheimerath hereintrat, dem Pauline in voller Freude gleich verkündete, daß ich Briefe vom Vetter brächte. Der Alte ſchrie jubelnd auf: „Was! Briefe von Leopold! — lebt er? — wie gehts mit der Wunde? — wann kann er reiſen? — Und damit packte er mich bei der Rockklappe und zog mich in ſein Zimmer. Pauline folgte, er rief nach Frühſtück, er hörte nicht auf mit Fragen. Kurz! zwei volle Stunden mußte ich bleiben, und als ich endlich in ſteigender Beklommenheit, da Pauline ſich dicht neben mir geſetzt und mir fortwährend mit kindlicher Unbefangenheit in die Augen ſchaute, mich losriß, lud mich der Alte mit herzlicher Umarmung ein, nur ſo oft hinzukommen — vorzüglich zur Theeſtunde — als ich wollte. Nun war ich alſo, wie es oft in der Feldſchlacht zu ergehen pflegt, unverſehens mitten im Feuer. Wollt' ich Euch nun meine Qualen ſchildern, wie ich oft von unwiderſtehlichem Zauber befangen nach dem Hauſe, das mir ſo verderblich ſchien, hineilte, wie ich die Klinke, die ich ſchon in der Hand hatte, wieder fahren ließ und nach Hauſe lief, wieder zurückkehrte, das Haus umkreiſte und dann in einer Art von Verzweiflung hineinſtürzte, dem Sommervogel gleich, der nicht laſſen kann von der Lichtflamme, die ihm zuletzt den freiwilligen Tod giebt — wahrhaftig Ihr würdet lachen, da Ihr wohl das Geſtändniß erwartet, daß ich mich damals auf die ärgſte Weiſe ſelbſt myſtificirte. Beinahe jeden Abend, wenn ich den Geheimen-Rath beſuchte, fand ich mehrere Geſellſchaft da, und ich muß geſtehen, daß ich mich nirgends behaglicher gefühlt, als dort, unerachtet ich, mein eigener Dämon, mir geiſtige Rippenſtöße gab und in die Ohren ſchrie: Du liebſt ja unglücklich, Du biſt ja ein verlorner Menſch! — Jedesmal kam ich verliebter und unglücklicher nach Hauſe. Aus Paulinens frohem unbefangenen Betragen merkt' ich bald, daß von einem Liebesunglück nicht die Rede ſeyn könne, und manche Anſpielungen der Gäſte deuteten offenbar dahin, daß ſie verſprochen ſey und bald heirathen werde. Ueberhaupt herrſchte in des Geheimenraths Zirkel eine gar herrliche gemüthliche Luſtigkeit, die er ſelbſt, ein lebenskräftiger jovialer Mann auf die ungezwungenſte Weiſe zu entzünden wußte. Oft ſchienen größer angelegte Späße Stoff zum Lachen zu geben, die nur, da ſie vielleicht auf Perſönlichkeiten ſich beziehend, mich als Fremden nicht anſprechen konnten, verſchwiegen wurden. So erinnere ich mich, daß ich einſt, als ich nach langem Kampfe ſehr ſpät Abends eintrat, den Alten und Paulinen von jungen Mädchen umgeben in der Ecke ſtehend erblickte. Der Alte las etwas vor, und ein ſchallendes Gelächter folgte, als er geendet. Zu meiner Verwunderung hatte er eine große, weiße, mit einem ungeheuern Nelkenſtrauß geſchmückte Schlafmütze in der Hand, die ſetzte er, nachdem er noch einige Worte geſprochen, auf, und nickte ſeltſam mit dem Kopfe hin und her, worauf alle aufs neue in ein unmäßiges Gelächter ausbrachen. „Teufel — Teufel“! rief hier Severin, indem er ſich heftig vor die Stirne ſchlug. „Was haſt Du? — was haſt Du, Herr Bruder, riefen die Freunde beſorgt.“ Nichts, nichts — nicht das mindeſte, fahr nur fort, lieber Bruder! — nachher, nachher! — jetzt nur weiter. Dies erwiederte Severin nicht ohne bitter in ſich hinein zu lachen, Marzell erzählte weiter. Sey es nun, daß die Kameradſchaft mit dem Neffen, oder daß die aus meiner beſtändigen Exaltation ſich erzeugende beſondere Art meines ganzen Weſens, meiner Unterhaltung, mir ſelbſt ein beſonderes Intereſſe gab, kurz, der Alte gewann mich in kurzer Zeit ſehr lieb, vorzüglich müßte ich aber ganz verblendet geweſen ſeyn, hätte ich nicht merken ſollen, daß Pauline mich vor allen andern jungen Männern, die ſie umgaben, ganz beſonders auszeichnete. „Wirklich, wirklich,“ fragte Alexander mit betrübtem Ton. In der That war es ſo, fuhr Marzell fort, und ihr mußte ich ja ſchon deshalb näher getreten ſeyn, weil ſie, wie jedes nur irgend ſinnige Mädchen, mit einen feinen Takt aus Allem, was ich ſprach, was ich that, den vollſtimmigen Hymnus ihres wunderbaren Liebreizes heraushören, die tiefſte Adoration ihres ganzen, mit glühender Liebe erfaßten Weſens herausfühlen mußte. — Unbeachtet ließ ſie oft ihre Hand minutenlang in der meinigen ruhen, ſie erwiederte ihren leiſen Druck, ja als einmal in fröhlichem Uebermuthe nach den Tönen eines alten Flügels ſich die Mädchen zu drehen anfingen, flog ſie in meinen Arm, und ich fühlte ihren Buſen glutvoll beben und ihren ſüßen Liebeshauch an meinen Wangen — Ich war auſſer mir! — Feuer brannte auf meinen Lippen — ich hatte ſie geküßt — Donnerwetter! ſchrie hier Alexander, wie beſeſſen aufſpringend und ſich mit beiden Fäuſten in die Haare fahrend. „Schäme Dich, ſchäme Dich, Ehemann, ſprach Severin, indem er ihn auf den Stuhl niederdrückte: Du biſt, hol mich der Teufel

Teufel, noch in Paulinen verliebt, ſchäme Dich, ſchäme Dich, Ehemann — armer, ins Joch gebeugter Ehemann.“ So fahre nur fort, ſprach Alexander wie troſtlos, es werden noch ſchöne Dinge kommen, merk ich ſchon. „Ihr könnt Euch, nach dieſem Allen, ſprach Marzell weiter, meine Stimmung wohl denken. Ich wurde, ſo glaubt ich, von tauſend Qualen zerriſſen, ich ſteigerte mich herauf zum höchſten Heroismus, ich wollte mit einem Zuge den vollen verderblichen Giftbecher leeren und dann fern von der Geliebten mein Leben aushauchen. Das heißt mit andern Worten, ich wollte ihr meine Liebe geſtehen und dann ſie meiden — wenigſtens bis zum Hochzeitstage, da konnt ich denn, wie es geſchrieben ſteht in vielen Büchern, halb verſteckt hinter einem Kirchenpfeiler die Trauung mit anſehen und nach dem unglücklichen Ja! mit vielem Geräuſch der Länge lang ohnmächtig zu Boden ſinken, von mitleidigen Bürgersleuten herausgetragen werden u. ſ. w. Von dieſen Ideen ganz erfüllt, ganz wahnſinnig lief ich eines Tages früher, als gewöhnlich zum Geheimen Rath. — Ich treffe Paulinen allein im Zimmer — noch ehe ſie recht erſchrecken kann über mein verſtörtes Weſen, ſtürze ich ihr zu Füßen, ergreife ihre Hände, drücke ſie an meine Bruſt — geſtehe ihr, daß ich ſie bis zur hellen Raſerei liebe, und nenne mich, indem ich einen Strom von Thränen vergieße, den unglücklichſten, dem bitterſten Tode geweihten Menſchen, da ſie nicht mein werden könne, da ſie Herz und Hand dem glücklichen Nebenbuhler früher geſchenkt. Pauline ließ mich austoben, hob mich dann auf, nöthigte mich mit holdem Lächeln neben ſich aufs Sopha und fragte mit rührend ſanfter Stimme: „Was ficht Sie an? lieber — lieber Marzell! beruhigen Sie ſich doch nur, Sie ſind in einer Stimmung, die mich ängſtet!“ — Ich wiederholte, wiewohl beſonnener Alles, was ich geſagt, da ſprach Pauline: „Aber wie kommt es Ihnen denn in den Sinn, daß ich ſchon liebe, ja daß ich ſchon verſprochene Braut ſeyn ſoll? — Es iſt nicht das mindeſte davon wahr, ich kann es verſichern.“ Als ich dagegen behauptete, daß ich ſchon ſeit dem erſten Augenblick, als ich ſie ſah, auf das klarſte überzeugt worden ſey, daß ſie liebe, und ſie immer mehr in mich drang, doch mich nur deutlicher zu erklären, ſo erzählte ich ihr ganz treuherzig unſere ganze famöſe Geſchichte vom Pfingſtfeiertage im Weberſchen Zelt. Kaum habe ich geendet, da ſpringt Pauline auf und hüpft mit lautem Gelächter in der Stube umher und ruft: „Nein, das iſt zu arg! — nein, ſolche Träume — ſolche Einbildungen — nein, das iſt zu arg!“ — Ich bleibe ganz verdutzt ſitzen; Pauline kehrt zu mir zurück, faßt meine beiden Hände und ſchüttelt ſie, wie wenn man jemanden aus tiefem Traum wecken will. „Nun horchen Sie wohl auf, fängt ſie, kaum vermögend das Lachen zu unterdrücken, an: der junge Menſch, den Sie für den Liebesboten hielten, war ein Diener aus dem Bramigkſchen Laden, das Billetchen, das er mir brachte, von Herrn Bramigk ſelbſt. Er, der gefälligſte, artigſte Mann von der Welt, hatte mir verſprochen, ein allerliebſtes Pariſer Hütchen, deſſen Modell ich geſehen, zu verſchreiben, und mir Nachricht zu geben, wenn es angekommen. Ich wollte es gerade den andern Tag, als Sie mich bei Weber ſahen, zu einem Singethee — Sie wiſſen daß hier ſo eine Abendgeſellſchaft heißt, bei der man Thee trinkt um zu ſingen und ſingt um Thee zu trinken — alſo da wollt ich ihn aufſetzen. Der Hut war wirklich angekommen, aber durch die Schuld des Verſenders ſo übel zugerichtet, daß er ohne gänzliches Umarbeiten nicht getragen werden konnte. Das war die fatale Nachricht, die mir Thränen auspreßte. Ich mocht's dem Vater gar nicht merken laſſen, aber er wußte den Grund meines tiefen Kummers bald auszuforſchen, und lachte mich derb aus. Daß ich die Gewohnheit habe, in derlei Fällen mein Tuch an die Backe zu bringen, bemerkten Sie längſt. — Pauline lachte aufs neue, aber mir fröſtelte es eiskalt durch Mark und Glieder, ein Glutſtrom folgte, und es war, als riefe es im Innern: Alberne thörichte, widrige Putznärrin!" — Hoho, das iſt zu grob und unwahr, unterbrach Alexander den Erzähler ganz erzürnt, doch nur weiter! ſetzte er gelaſſener hinzu. „Nicht beſchreiben, fuhr Marzell fort, nicht beſchreiben kann ich Euch mein Gefühl. Ich war aus dem Traum erwacht, in dem mich ein böſer Geiſt geneckt, ich wußte es, daß niemals ich Paulinen liebte, und daß nur eine unbeſchreibliche narrenhafte Täuſchung der Spuk war, der mich ſo toll umhergetrieben. Kaum vermochte ich ein Wort zu ſprechen, vor innerm Verdruß zitterte ich am ganzen Leibe, und als Pauline erſchrocken fragte, was mir wäre, ſchützte ich eine plötzliche Kränklichkeit vor, die ich nicht zum Ausbruch kommen laſſen dürfte, und rannte wie ein gehetztes Wild von dannen. Als ich über den Gensd'armesplatz kam, ſtellte ſich gerade ein Trupp Freiwilliger zum Abmarſch, da ſtand es klar vor meiner Seele, was ich thun müſſe, mich ſelbſt zu beſchwichtigen und die ärgerliche Geſchichte zu vergeſſen. Statt nach Hauſe zu gehen lief ich augenblicklich zu der Behörde, die meine Wiedereinſtellung bewirkte. In zwei Stunden war alles abgemacht, nun lief ich nach Hauſe, zog meine

Uniform an, packte meinen Torniſter, nahm mein Seitengewehr und meine Büchſe und ging zur Wirthin, um ihr meinen Koffer in Verwahrung zu geben. Indem ich mit ihr ſprach, ließ ſich ein Geräuſch auf der Treppe hören. „Ach jetzt werden ſie ihn bringen, ſprach die Wirthin und öffnete die Thüre.“ Da ſah ich zwiſchen zwei Männern den wahnſinnigen Nettelmann herabkommen. Er hatte eine hohe Krone von Goldpapier aufgeſetzt und trug ein langes Lineal, auf das er einen vergoldeten Apfel geſpießt, als Szepter in der Hand.“ Er iſt nun wieder König von Amboina geworden, flüſterte die Wirthin, und machte in der letzten Zeit ſolche tolle Streiche, daß ihn der Bruder nach der Charité bringen laſſen muß.“ Im Vorübergehen erkannte mich Nettelmann, lächelte mit gnädigem Stolz auf mich herab und ſprach: Jetzt, nachdem die Bulgaren durch meinen Feldherrn, den vormaligen Hauptmann Tellheim, geſchlagen, kehre ich zurück in meine beruhigte Staaten.“ Ohne daß ich Miene machte zu ſprechen, ſetzte er mit der Hand abwehrend hinzu:

Schon gut — ſchon gut — ich weiß, was Er ſagen will, mein Lieber! — Nichts weiter, ich war mit Ihm zufrieden, ich habe es gern gethan! — Nehm er die Wenigkeit als ein Zeichen meiner Gnade und Affection! — Mit dieſen Worten drückte er mir ein paar Gewürznelken, die er aus der Weſtentaſche hervorgeſucht in die Hand. Nun hoben ihn die Männer in den Wagen, der unterdeſſen vorgefahren. Als er fort wollte, traten mir die Thränen in die Augen. Kommen Sie geſund, freudig und ſiegreich in unſere Stadt zurück, rief die Wirthin, mir treuherzig die Hand ſchüttelnd. Mit mannigfachen ſchmerzlichen Gefühlen in der aufgeregten Bruſt rannte ich fort in die Nacht hinein, und erreichte in weniger Zeit den Trupp der luſtige Kriegslieder ſingenden Kameraden. Alſo biſt du überzeugt, Bruder, fragte Alexander. daß Deine Liebe zu Paulinen nur Selbſttäuſchung war? — Wie von meinem Leben, erwiederte Marzell, und wenn Du nur ein bischen Menſchenkenntniß zu Rathe ziehſt, wirſt Du auch finden, daß die plötzliche Sinnesänderung, als ich erfuhr, daß ich keinen Nebenbuhler hatte, ſonſt nicht möglich war. — Uebrigens liebe ich jetzt ernſtlich, und unerachtet ich über Deinen Eheſtand ſo gelacht Alexander, weil Du mir, nimm's nicht übel, als Paterfamilias gar zu ſchnakiſch vorkommſt, ſo hoffe ich doch bald in einer ſchönern Gegend als die unſrige ein holdes Mädchen als Braut heimführen zu können. „In der That, rief Alexander ganz erfreut, in der That! O du lieber charmanter Bruder!" Er umarmte den Marzell mit Heftigkeit. Nun ſeht doch, ſprach Severin, wie er ſich freut, daß ein anderer ihm ſeine tollen Streiche nachmacht. Nein, was mich betrifft, ſo umfängt mich der Gedanke an den Eheſtand mit unheimlichem Grauen. Doch nun will ich Euch meine Geſchichte mit Fräulein Paulinen auftiſchen zu Eurer Ergötzlichkeit. „Was haſt Du denn mit Paulinen vorgehabt? fragte Alexander verdrießlich." Nicht viel, erwiederte Severin, gegen Marzells ausführliche, mit pſychologiſcher Ein- und Anſicht vorgetragene Geſchichte iſt die meinige nur ein dürftiger magerer

Schwank. — Ihr wißt, daß ich mich vor zwei Jahren in einer ganz beſonderen Stimmung befand. Wohl mochte es meine phyſiſche Kränklichkeit ſein, die mich ganz und gar zum empfindelnden Geiſterſeher umſchuf. Ich ſchwamm in einem bodenloſen Meer von Ahnungen und Träumen. Ich glaubte, wie ein perſiſcher Magier, den Geſang der Vögel zu verſtehen, ich hörte in dem Rauſchen des Waldes bald tröſtende, bald warnende Stimmen, ich ſah mich ſelbſt in den Wolken wandeln. So geſchah es, daß ich einſt in einer abgelegenen wilden Parthie des Thiergartens, auf einer Moosbank ſitzend, in einen Zuſtand gerieth, den ich nur dem wunderbaren Deliriren, das dem Einſchlafen vorherzugehen pflegt, vergleichen kann. Mir war es, als würde ich plötzlich von ſüßem Roſenduft umwallt, indeſſen erkannte ich bald, daß der Roſenduft ein holdes Weſen ſey, das ich ſchon längſt bewußtlos mit glühender inbrünſtiger Liebe umfangen. Ich wollte ſie mit leiblichen Augen erſchauen, aber da legte es ſich wie eine große dunkelrothe Nelke über meine Stirn, und ihr Duft, wie mit brennenden Strahlen den Hauch der Roſe wegſengend, betäubte meine Sinne, ſo daß ein bitter ſchmerzliches Gefühl mich durchdrang, welches laut werden wollte in tief klagenden Accenten. Wie wenn der Abendwind mit leiſem Fittig die Aeolsharfe anſchlägt und den Zauber löſt, von dem beſtrickt ihre Töne im Innern ſchliefen, ſo klang es durch den Wald, aber nicht meine Klage war das, ſondern die Stimme jenes Weſens, das, wie ich, von der Nelke zum Sterben berührt worden. — Erlaßt es mir, mein Traumgeſicht zum indiſchen Mythos zu formen und zu ründen, genug, Roſ' und Nelke wurden mir Leben und Tod, und all meine Tollheit, die ich heut vor zwei Jahren ausließ, kam hauptſächlich davon her, daß ich in dem Himmelskinde, das dort drüben ſaß und das ſich leiblicher Weiſe jetzt als Fräulein Pauline Asling geſtaltet hat, das, ätheriſchem Roſenduft entkeimte Weſen zu erkennen glaubte, deſſen Liebesglut ſich mir erſchloſſen. Ihr erinnert Euch, daß ich gleich im Thiergarten Euch verließ, um nach meiner Wohnung zu eilen, aber eine ganz deutliche beſtimmte Ahnung ſagte mir, daß, wenn ich mit Anſtrengung fort und hineinliefe durch das Leipziger Thor und dann nach den Linden, ich die ſehr langſam davon ſchreitende Familie am Ausgang derſelben oder in der Nähe des Schloſſes antreffen würde. Nun rannte ich fort und zwar nicht da, wo ich glaubte, wohl aber in der breiten Straße, in die ich unwillkührlich hineingefahren, ſah ich die Familie, ſah ich das wunderbare Bild vor mir herwandeln. Ich folgte von weitem und erfuhr auf dieſe Weiſe noch denſelben Abend die Wohnung der Geliebten. Ihr werdet wahrſcheinlich ſehr lachen, daß ich in der Grünſtraße — ich ſage in der Grünſtraße einen geheimnißvollen Nelken- und Roſenduft zu verſpüren glaubte. — Ja! ſo weit ging mein Wahnſinn! Uebrigens gebehrdete ich mich jetzt ganz, wie ein verliebter Knabe, der wider die Forſtordnung die ſchönſten Bäume mit dem Einſchneiden verſchlungener Namenzüge ruinirt, ein verdorrtes Blumenblatt, das der Geliebten entfiel, in ſieben Papiere gewickelt auf dem Herzen trägt u. ſ. w. Das heißt, ich fing, wie es jener allemal thut, damit an, des Tages zwölf-, funfzehn-, zwanzigmal vorbeizulaufen, und, ſtand ſie am Fenſter, ohne zu grüßen mit Blikken hinaufzuſtarren, die ſeltſam genug geweſen ſein müſſen. Sie bemerkte mich, und der Himmel mag wiſſen, wie ich dazu kam, mir einzubilden, daß ſie mich verſtehe, ja daß ſie ſich ihres pſychiſchen Einwirkens auf mich in jener Blumenviſion bewußt ſey, und nun in mir den erkenne, über den die feindſeelige Nelke dunkle Schleier warf, als er ſie, die ihm tief im Innern als Liebesſtern aufgegangen, voll inbrünſtiger Sehnſucht erfaſſen wollte. Selbigen Tages ſetzte ich mich hin und ſchrieb an ſie. Ich erzählte ihr meine Viſion, wie ich ſie dann im Weberſchen Zelt geſehen und als das Traumbild erkannt habe, wie ich wiſſe, daß ſie ſchon zu lieben vermeine, daß aber in dieſer Hinſicht irgend etwas Bedrohliches in ihr Leben getreten ſey. Es könne, ſagte ich ferner, kein Wahn ſeyn, daß auch ſie in gleichem Traumesahnen unſere pſychiſche Verwandtſchaft, unſere Liebe erkannt, doch vielleicht habe ihr nun erſt meine Viſion deutlich erſchloſſen, was tief in ihrem eigenen Innern geruht. Aber damit das froh und freudig ins Leben trete, damit ich mit freier Bruſt mich ihr nahen könne, flehe ich ſie an, künftigen Tages in der zwölften Stunde am Fenſter zu erſcheinen, und als deutliches Wahrzeichen unſers Liebesglücks friſch blühende Roſen an der Bruſt zu tragen. Sey ſie aber in feindlicher Täuſchung von einem andern Weſen unwiderſtehlich verlockt, wäre mein Sehnen hoffnungslos, verwerfe ſie mich ganz und gar, ſo ſolle ſie zur ſelbigen Stunde, ſtatt die Roſen, Nelken an die Bruſt ſtecken. — Der Brief mag ein tolles, unſinniges Stück Arbeit geweſen ſein, das kann ich mir jetzt wohl denken. Ich ſchickte ihn mit ſolch' ſicherer Botſchaft ab, daß ich überzeugt ſein konnte, er werde in die rechten Hände gelangen. — Voll innerer Angſt und Beklemmung gehe ich den andern Tag nach der Grünſtraße — ich nähere mich dem Hauſe des Geheimen Raths — ich ſehe eine weiße Geſtalt am Fenſter — das Herz ſchlägt mir, als wolle es die Bruſt zerſprengen — ich ſtehe dicht vor dem Hauſe — da öfnet der Alte — er war die weiße Geſtalt — das Fenſter — er hat eine hohe, weiße Nachtmütze auf, einen ungeheuren Nelkenſtrauß daran befeſtigt — er nickt ſehr freundlich heraus, ſo daß die Blumen ſeltſam ſchwanken und zittern — er wirft mir mit ſüßlich lächelnder Miene Kußhändchen zu. — In dem Augenblick werde ich auch Paulinen gewahr, wie ſie verſtohlen hinter der Gardine hervorſieht. — Sie lacht — ſie lacht! — wie verzaubert war ich bewegungslos ſtehen geblieben, aber nun rannte ich fort — fort wie toll! — Nun! Ihr könnt denken! — zweifelt Ihr wohl daran, daß ich durch dieſen hämiſchen Spott gänzlich geheilt war? — Doch die Schaam ließ mich nicht raſten. Wie Marzell es ſpäter that, ging ich ſchon damals zur Armee, und nur ein böſes Verhängniß hat es gewollt, das wir niemals zuſammentrafen.

Alexander lachte unmäßig über den humoriſtiſchen Alten. „Alſo dieſe Geſchichte war es, ſprach Marzell, welche der Geheimerath damals vortrug, und wahrſcheinlich war das was er vorlas, dein excentriſcher Brief.“ Daran iſt gar nicht zu zweifeln, erwiederte Severin; und unerachtet ich jetzt das Lächerliche meines Beginnens ſehr wohl einſehe, unerachtet ich dem Alten Recht gebe und ihm für die angewandte ſchneidende Arzenei danken muß, ſo erfüllt mich mein Abentheuer doch noch immer mit tiefem Verdruß und ich mag bis jetzt deshalb keine Nelken leiden.

„Nun, ſprach Marzell, wir haben beide hinlänglich für unſere Thorheit gebüßt. Alexander, der, wie es ſcheint, nun erſt, da wir's überſtanden, in Paulinen verliebt iſt, war der Vernünftigſte von uns allen, und daher blieb er frey von weiterer Narrheit und hat nichts davon aufzutiſchen.“ Dafür, rief Severin, kann er uns erzählen, wie er zur Frau kam. Ach, lieber Bruder, nahm Alexander das Wort, was kann ich viel mehr von meiner Heirathsgeſchichte ſagen, als, ich ſah ſie, verliebte mich und ſie wurde meine Braut, meine Frau. Doch das Einzige mag vielleicht einigermaßen intreſſiren, wie die ſeelige Tante ſich dabei benahm. „Nun? nun?“

— fragten die Freunde voll Neugierde. „Ihr werdet Euch erinnern, fuhr Alexander fort, daß ich damals mit dem größten Widerwillen Berlin, und vorzüglich auch das durch den graulichen Spuk mir unheimlich gewordene Haus verließ. Das hing ſo zuſammen. Einſt an einem hellen Morgen, nachdem ich die Nacht wie der durch das Hin- und Hertappen, welches dies mal bis in mein Cabinett hineindringen zu wollen ſchien, recht arg verſtört worden, lieg ich abgemattet und verdrießlich im Fenſter, ich ſehe gedankenlos die Straße herab, da wird ſchräg über in dem großen Hauſe ein Fenſter geöffnet und ein wunderhübſches Mädchen in einem zierlichen Morgenkleide ſchaut heraus. So ſehr mir Pauline gefallen, ſo fand ich doch dies Geſichtchen unendlich viel anziehender. Mein Blick blieb ſtarr auf ſie geheftet, ſie ſah endlich herüber, ſie mußte mich bemerken, ich grüßte und ſie dankte mit unbeſchreiblicher Anmuth. Durch Jungfer Anne erfuhr ich gleich, wer drüben wohne, und mein Entſchluß ſtand feſt, auf irgend eine Weiſe die Bekanntſchaft der

Familie

Familie zu machen, und ſo dem holden lieblichen Weſen, das meinen ganzen Sinn gefangen hatte, näher zu treten. Es war eigen, daß, da ich nun all meine Gedanken auf das Mädchen gerichtet hatte, da ich mich in ſüßen Träumen des ſchönſten Liebesglücks verlor, der unheimliche Spuk der Tante ausblieb. — Jungfer Anna, der ich ſo liebreich begegnet, als es nur in meinen Kräften ſtand, und die alle Scheu abgelegt hatte, erzählte mir oft viel von der Seeligen, ſie war untröſtlich, daß die Verſtorbene, die doch ein ſolch gottſeeliges frommes Leben geführt, keine Ruhe im Grabe habe, und ſchob alle Schuld auf den ruchloſen Bräutigam und den unverwindlichen Schmerz jenes unglücklichen Hochzeittages, an dem der Bräutigam ausblieb. Nun verkündigte ich ihr mit vieler Freude, daß ich nichts mehr höre. „Ach du lieber Gott, rief ſie weinerlich, wenn nur erſt Kreuzes-Erfindungstag vorüber wäre." Was iſt das mit dem Kreuzes Erfindungstag, fragte ich ſchnell. „Ach du lieber Gott, ſprach Jungfer Anne weiter, das iſt ja eben der unglückliche Hochzeittag. Sie wiſſen, lieber Herr, daß die ſeelige Mamſell gerade am dritten April dahin ſchied. Acht Tage darauf wurde ſie begraben. Die Stuben wurden bis auf das große Zimmer und das daran ſtoßende Cabinet verſiegelt. So mußte ich dann in dieſen Gemächern hauſen, unerachtet mir, ſelbſt wußt' ich nicht warum, dies ängſtlich und graulich war. Kaum brach nun am Kreuzes-Erfindungstage der Morgen an, als mir eine eiskalte Hand über das Geſicht fuhr und ich ganz deutlich der Seeligen Stimme vernahm, welche ſprach: „Steh' auf, ſteh' auf, Anna! es iſt Zeit, daß du mich ſchmückeſt, der Bräutigam kommt!“ Voller Schreck ſprang ich aus dem Bette und zog mich raſch an. Es war alles ſtill und nur eine ſchneidende Zugluft blies durch den Kamin. Mimi winſelte und jammerte unaufhörlich, und ſelbſt Hans, wie es ſonſt gar nicht Katzennatur iſt, ächzte vernehmlich und drückte ſich ſcheu in die Ecken. Nun war es, als würden Commoden und Schränke geöffnet, als rauſche es mit ſeidenen Kleidern, und dabei ſang es ein Morgenlied. Ach lieber Herr! — alles hörte ich deutlich und doch ſah ich niemanden, die Angſt wollte mich ganz übermannen, aber ich kniete in die Ecke des Zimmers und betete eifrig. Nun war es, als würde ein Tiſchchen gerückt, als würden Gläſer und Taſſen darauf geſetzt — und es ging im Zimmer auf und ab! — Ich konnte kein Glied rühren, und — was ſoll ich denn nun noch weiter ſagen — wie jedes mal an jenem Unglückstage, hörte ich die ſeelige Mamſell herumgehen und ſtöhnen und ſeufzen und beten, bis die Uhr zehn ſchlug, da vernahm ich wieder ganz deutlich die Worte: „Geh' nur zu Bette, Anne! es iſt aus!“ — Aber da fiel ich auch bewußtlos zur Erde nieder, und ſo fanden mich am andern Morgen die Leute im Hauſe, welche, da ich mich gar nicht blicken laſſen, glaubten, mir ſey etwas zugeſtoßen und die verſchloſſene Thüre aufbrechen ließen. Niemanden als Ihnen, lieber Herr, habe ich indeſſen erzählt, was mir an jenem Tage geſchehen.“

Nach dem, was ich erfahren durfte ich gar nicht daran zweifeln, daß Alles ſich ſo, wie Jungfer Anne erzählte, zugetragen, und ich war froh, daß ich nicht früher angekommen und ſo den argen graulichen Spuk mit zu beſtehen gehabt hatte. — Gerade jetzt, als ich den Spuk verbannt glaubte, als in der Nachbarſchaft mir ſüße Hofnungen aufgingen, mußte ich fort, und daher kam die Verſtimmung, die ihr an mir bemerktet. — Nicht ſechs Monate waren verfloſſen, als ich meinen Abſchied erhalten hatte und wiederkehrte. Es gelang mir ſehr bald, die Bekanntſchaft jener nachbarlichen Familie zu machen, und ich fand das Mädchen, die mir auf den erſten Blick ſo reizend, ſo anmuthig erſchien, bei näherer Bekanntſchaft immer anziehender in allem ihren Weſen und Thun, ſo daß nur in der innigſten Verbindung mit ihr mein Lebensglück blühen konnte. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich durchaus glaubte, ſie liebe ſchon einen Andern, und dieſe Meinung wurde beſtätigt, als einſt von einem jungen Mann die Rede war, bei deſſen Erwähnung das Mädchen, helle Thränen in den Augen, ſchnell aufſtand und ſich entfernte. — Demunerachtet that ich mir gar keinen Zwang an, ſondern ließ ihr, ohne gerade zu ſprechen, in vollem Maaß die innige Zuneigung merken, die mich an ſie feſſelte. Es ſchien, als würde ſie mir mit jedem Tage gewogener, mit recht lieblicher Behaglichkeit nahm ſie die Huldigungen auf, die ſich in tauſend kleinen, ihr wohlgefälligen Galanterien ausſprachen. „Niemals, fiel hier Marzell dem erzählenden Alexander in die Rede: niemals hätt' ich das alles dem ungeſchickten Menſchen zugetraut; er iſt Geiſterſeher und eleganter Liebhaber zugleich, aber indem er es erzählt, glaube ich daran, und ſehe ihn, wie er alle Laden durchläuft, um irgend eine gewünſchte Putzwaare zu erbeuten, wie er athemlos bei Bouché ankommt, um den ſchönſten Roſen- oder Nelkenſtock — „Fort mit den unſeeligen Blumen,“ ſchrie Severin; und Alexanderer zählte alſo weiter: Glaubt nicht, daß ich ungeſchickter Weiſe mit koſtbaren Geſchenken anrückte; daß dies in dem Hauſe nicht angebracht ſey, ſagte mir bald mein inneres richtiges Gefühl, dagegen knüpfte ich gering ſcheinende Aufmerkſamkeiten an meine Perſon und erſchien niemals ohne ein gewünſchtes Stickmuſter, ein neues Lied, ein noch nicht geleſenes Taſchenbuch u. ſ. w. in der Taſche zu tragen. Kam ich nicht jeden Vormittag auf ein halbes Stündchen herüber, ſo wurde ich vermißt. — Kurz, was will ich Euch denn mit ſolcher Umſtändlichkeit ermüden — mein Verhältniß mit dem Mädchen ging in jene behagliche Vertraulichkeit über, die zum offnen Geſtändniß der Liebe und zur Heirath führt. — Ich wollte mir den letzten Wolkenſchatten vertreiben, ſprach daher einſt in einer gemüthlichen Stunde geradezu von der vorgefaßten Meinung, daß ſie ſchon liebe oder wenigſtens geliebt habe, und erwähnte aller Umſtände, die dieſe Meinung genährt hatten, vorzüglich aber gedachte ich jenes jungen Mannes, deſſen Andenken ihr Thränen auspreßte. „Geſtehen will ichs Ihnen, ſprach das Mädchen, daß das längere Zuſammenſein mit jenem Manne, der plötzlich als Fremder in unſer Haus eintrat, meiner Ruhe hätte gefährlich werden können, ja daß ich eine heftige Neigung für ihn in mir aufkeimen ſpürte, und deshalb kann ich noch jetzt nicht ohne tiefes Mitleid, das mir Thränen entlockt, des Unglücks, das ihn auf ewig von mir ſchied, gedenken.“ Des Unglücks, das ihn verbannte? fragte ich neugierig. „Ja, erzählte, das Mädchen weiter: nie kannte ich einen Mann der ſo wie er durch ſein ganzes Weſen, durch ſein Geſpräch, Sinn und Gemüth zu beherrſchen wußte, aber nicht leugnen konnte ich, daß er, wie mein Vater fortwährend behauptete, ſich beſtändig in einem beſonders exaltirten Zuſtande befand. Dies ſchrieb ich dem, durch uns unbekannte Urſachen — vielleicht durch den Krieg, den er mit gemacht, tief erregten Innern, der Vater dagegen dem Genuß geiſtiger Getränke zu. Ich hatte Recht, das lehrte der Erfolg. Er überraſchte mich einſt allein und offenbarte eine Stimmung, die ich erſt für den Ausbruch der leidenſchaftlichſten Liebe, dann aber, als er wie von Froſt geſchüttelt an allen Gliedern zitternd unter unverſtändlich ausgeſtoßenen Lauten davon rannte, für Wahnſinn halten mußte. Es war ſo. Zufällig hatte er einmal Straße und Nummer ſeiner Wohnung genannt, die ich im Gedächtniß behalten. Als er mehrere Wochen ausgeblieben, ſchickte der Vater hin; die Wirthin, oder vielmehr der Hausknecht, der die dort meublirte Zimmer Bewohnenden zu bedienen pflegte, und den unſer Diener gerade antraf, ließ aber auf die Erkundigung ſagen, der ſey längſt toll und nach der Charité gebracht worden. Er müſſe über das Lotterieſpiel verrückt geworden ſein, denn er habe geglaubt, König von der Ambe zu ſein. „Gott im Himmel, ſchrie Marzell erſchreckt, das war Nettelmann — Ambe — Amboina.“ — Es kann, ſprach Severin ſehr leiſe und dumpf, auch eine beſondere Verwechslung ſtatt gefunden haben — mir gehn Lichter auf! — Doch nur weiter! — Alexander blickte den Severin wehmüthig lächelnd an und fuhr dann fort: Ich war beruhigt, und bald kam es denn dahin, daß das holde Mädchen meine Braut und der Hochzeittag anberaumt wurde. Ich wollte das Haus, in dem der Spuk ſich dann und wann wieder vernehmen ließ, verkaufen, der Schwiegervater rieth mir's ab, und ſo kam es, daß ich ihm die ganze Geſchichte von dem graulichen Umgehn der alten Tante erzählte. — Er wurde, ſonſt ein gar lebenskräftiger jovialer Mann, ſehr nachdenklich, und wie ich es gar nicht erwartet hatte, ſprach er: In alter Zeit hatten wir einen frommen ſchlichten Glauben, wir erkannten das Jenſeits, aber auch die Blödigkeit unſerer Sinne, dann kam die Aufklärung, die Alles ſo klar machte, daß man vor lauter Klarheit nichts ſah, und ſich am nächſten Baume im Walde die Naſe ſtieß, jetzt ſoll das Jenſeits erfaßt werden, mit hinübergeſtreckten Armen von Fleiſch und Bein. — Behalten Sie das Haus und laſſen Sie mich machen! — Ich erſtaunte, als der Alte die Haustrauung in dem großen Zimmer meiner Wohnung am Kreuz-Erfindungstage, ich erſtaunte noch mehr, als er Alles in dem Zimmer ſo anordnete, wie es die ſeelige Tante gethan. Jungfer Anna ſchlich mit vor Angſt zerſtörtem Geſicht leiſe betend umher. Die geſchmückte Braut — der Geiſtliche kam, nichts Befremdendes ließ ſich hören oder blicken. Als aber der Seegen geſprochen, da ging es wie ein leiſer ſanfttönender Hauch durchs Zimmer, und ich, meine Braut, der Geiſtliche, alle Anweſende hatten nach einſtimmiger Ausſage in demſelben Augenblick ein unbeſchreibliches Wohlſeyn gefühlt, das uns mit elektriſcher Wärme durchdrang. — Seit der Zeit habe ich keinen Spuk verſpürt, außer heute, da das lebhafte Andenken an die holde Pauline in meiner Ehe einen neuen Spuk gebracht. Dies ſprach Alexander ſeltſam lächelnd und ſich umſchauend. „O Du großer Thor, rief Marzell. Ich wollte nicht, daß ſie heute wieder hier erſchiene, wer weiß, was mir geſchähe.“ — Es waren unterdeſſen viele Spaziergänger angelangt und hatten Tiſche und Stühle eingenommen, nur den Platz nicht, wo vor zwei Jahren die Aslingſche Familie ſaß. „Eine recht ſeltſame Ahnung, fing Severin an, geht durch mein Inneres, indem ich jenen verhängnißvollen Platz dort anſchaue, es iſt mir als ob — In dem

Augenblick ſchritt der Geheime-Rath Asling, ſeine Frau am Arme, vorüber, Pauline folgte anmuthig und wunderherrlich anzuſchauen, wie vor zwei Jahren. So wie damals ſchien ſie mit rückwärts gewandtem Kopf jemanden ausſpähen zu wollen. Da fiel ihr Alexander ins Auge, der aufgeſtanden war. „Ach da biſt Du ja ſchon!“ rief ſie freudig, indem ſie auf ihn zuſprang. Er faßte ſie bei der Hand und ſprach zu den Freunden: Das iſt, Herzensbrüder: mein liebes Weiblein Pauline!

Die Freunde waren mit Ottmars Erzählung zufrieden.

Du hatteſt, ſprach Theodor, beſtimmten Anlaß die Scene des Stücks nach Berlin zu verlegen und Straßen und Plätze zu nennen. Im Allgemeinen iſt es aber auch meines Bedünkens gar nicht übel den Schauplatz genau zu bezeichnen. Außerdem daß das Ganze dadurch einen Schein von hiſtoriſcher Wahrheit erhält der einer trägen Fantaſie aufhilft, ſo gewinnt es auch, zumal für den, der mit dem als Schauplatz genannten Orte bekannt iſt, ungemein an Lebendigkeit und Friſche.

Seine ironiſche Tücke, ſprach Lothar, vorzüglich was das junge Mädchen betrifft, hat unſer Freund aber doch nicht laſſen können. Doch ich verzeihe ihm das gern.

Ein wenig Salz, erwiederte Ottmar, ein wenig Salz, mein lieber Lothar zur magern Speiſe. Denn in der That, indem ich meine Erzählung las, fühlte ich es deutlich, daß ſie zu wenig fantaſtiſch iſt, ſich zu ſehr in den gewöhnlichſten Kreiſen bewegt.

Findet, nahm Cyprian das Wort, findet Theodor, daß es gut ſey den beſtimmten Schauplatz zu nennen, tadelt ferner Ottmar, daß ſein Stoff zu wenig fantaſtiſch ſey, will endlich Lothar auch mir etwas ironiſche Tücke verzeihen, ſo darf ich wohl eine Erzählung vortragen, zu der mich Erinnerungen meines Aufenthalts in der edlen Handelsſtadt Danzig entzündeten.

Er las:

Der Artushof.

Gewiß haſt Du, günſtiger Leſer! ſchon recht viel von der alten merkwürdigen Handelsſtadt Danzig gehört. Vielleicht kennſt Du all' das Sehenswerthe, was ſich dort befindet, aus mancher Beſchreibung; am liebſten ſollt' es mir aber ſeyn, wenn Du ſelbſt einmal in früherer Zeit, dort geweſen wäreſt, und mit eigenen Augen den wunderbaren Saal geſchaut hätteſt, in den ich jetzt Dich führen will. Ich meine den Artushof. — In den Mittagsſtunden wogte drängend und treibend der Handel den mit Menſchen der verſchiedenſten Nationen gefüllten Saal auf und ab, und ein verwirrtes Getöſe betäubte die Ohren. Aber wenn die Börſenſtunden vorüber, wenn die Handelsherren bei Tiſche ſaßen, und nur einzelne geſchäftig durch den Saal, der als Durchgang zwei Straßen verbindet, liefen, dann beſuchteſt Du, günſtiger Leſer, der Du in Danzig warſt, den Artushof wohl am liebſten. Nun ſchlich ein magiſches Helldunkel durch die trüben Fenſter, all' das ſeltſame Bild- und Schnitzwerk, womit die Wände überreich verziert, wurde rege und lebendig. Hirſche mit ungeheuern Geweihen, andere wunderliche Thiere ſchauten mit glühenden Augen auf Dich herab, Du mochteſt ſie kaum anſehen; auch wurde Dir, je mehr die Dämmerung eintrat, das marmorne Königsbild in der Mitte, nur deſto ſchauerlicher. Das große Gemälde, auf dem alle Tugenden und Laſter verſammelt mit beigeſchriebenen Namen, verlor merklich von der Moral, denn ſchon ſchwammen die Tugenden unkenntlich hoch im grauen Nebel, und die Laſter, gar wunderſchöne Frauen in bunten ſchimmernden Kleidern, traten recht verführeriſch hervor und wollten Dich verlocken mit ſüßem Gelispel. Du wandteſt den Blick lieber auf den ſchmalen Streif, der beinahe rings um den Saal geht, und auf dem ſehr anmuthig lange Züge buntgekleideter Miliz aus alter reichsſtädtiſcher Zeit abgebildet ſind. Ehrſame Bürgermeiſter mit klugen bedeutſamen Geſichtern reiten voran auf muthigen ſchön geputzten

Roſſen, und die Trommelſchläger, die Pfeifer, die Hellebardirer ſchreiten ſo keck und lebendig daher, daß Du bald die luſtige Soldatenmuſik vernimmſt, und glaubſt, ſie werden nun gleich alle zu jenem großen Fenſter dort hinaus auf den langen Markt ziehen. — Weil ſie denn nun fortziehen wollten, konnteſt Du nicht umhin, günſtiger Leſer, in ſo fern Du nämlich ein rüſtiger Zeichner biſt, mit Tinte und Feder jenen prächtigen Bürgermeiſter mit ſeinem wunderſchönen Pagen abzukonterfeien. Auf den Tiſchen rings umher lag ja ſonſt immer auf öffentliche Koſten Papier, Tinte und Feder bereit, das Material war alſo bei der Hand und lockte Dich unwiderſtehlich an. Dir, günſtiger Leſer! war ſo etwas erlaubt, aber nicht dem jungen Kaufherrn Traugott, der über ähnlichem Beginnen in tauſend Noth und Verdruß gerieth. — „Aviſiren Sie doch ſogleich unſern Freund in Hamburg von dem zu Stande gekommenen Geſchäft, lieber Herr Traugott!“ — So ſprach der Kauf- und Handelsherr Elias Roos, mit dem Traugott nächſtens in Compagnie gehen und deſſen einzige Tochter Chriſtina er heirathen ſollte. Traugott fand mit Mühe ein Plätzchen an den beſetzten Tiſchen, er nahm ein Blatt, tunkte die Feder ein und wollte eben mit einem kecken kalligraphiſchen Schnörkel beginnen, als er, nochmals ſchnell das Geſchäft von dem er zu ſchreiben hatte, überdenkend, die Augen in die Höhe warf. — Nun wollte es der Zufall, daß er gerade vor den in einem Zuge abgebildeten Figuren ſtand, deren Anblick ihn jedesmal mit ſeltſamer unbegreiflicher Wehmuth befing. — Ein ernſter beinahe düſterer Mann mit ſchwarzem krauſem Barte ritt in reichen Kleidern auf einem ſchwarzen Roſſe, deſſen Zügel ein wunderſamer Jüngling führte, der in ſeiner Lockenfülle und zierlicher bunter Tracht beinahe weiblich anzuſehen war: die Geſtalt, das Geſicht des Mannes erregten dem Traugott innern Schauer, aber aus dem Geſichte des holden Jünglings ſtrahlte ihm eine ganze Welt ſüßer Ahnungen entgegen. Niemals konnte er loskommen von dieſer beider Anblick, und ſo geſchah es denn auch jetzt, daß ſtatt den Aviſo

des

des Herrn Elias Roos nach Hamburg zu ſchreiben, er nur das wunderſame Bild anſchaute und gedankenlos mit der Feder auf dem Papier herumkritzelte. Das mochte ſchon einige Zeit gedauert haben, als ihm jemand hinterwärts auf die Schulter klopfte, und mit dumpfer Stimme rief: „Gut, — recht gut! — ſo lieb' ich's, das kann was werden!“ — Traugott kehrte ſich aus dem Traume erwachend raſch um, aber es traf ihn wie ein Blitzſtrahl — Staunen, Schrecken machten ihn ſprachlos, er ſtarrte hinein in das Geſicht des düſtern Mannes, der vor ihm abgebildet. Dieſer war es der jene Worte ſprach, und neben ihm ſtand der zarte wunderſchöne Jüngling und lächelte ihn an wie mit unbeſchreiblicher Liebe. Sie ſind es ja ſelbſt, ſo fuhr es dem Traugott durch den Sinn. — Sie ſind es ja ſelbſt! — Sie werden nun gleich die häßlichen Mäntel abwerfen und daſtehen in glänzender alterthümlicher Tracht! — Die Menſchen wogten durch einander, verſchwunden im Gewühl waren bald die fremden Geſtalten, aber Traugott ſtand mit ſeinem Aviſobriefe in der Hand, wie zur ſtarren Bildſäule geworden auf derſelben Stelle, als die Börſenſtunden längſt vorüber, und nur noch Einzelne durch den Saal liefen. Endlich wurde Traugott Herrn Elias Roos gewahr, der mit zwei fremden Herren auf ihn zuſchritt. „Was ſpintiſiren Sie noch in ſpäter Mittagszeit, werther Herr Traugott," rief Elias Roos, „haben Sie den Aviſo richtig abgeſchickt?" — Gedankenlos reichte Traugott ihm das Blatt hin, aber da ſchlug Herr Elias Roos die Fäuſte über den Kopf zuſammen, ſtampfte erſt ein klein wenig, dann aber ſehr ſtark mit dem rechten Fuße und ſchrie, daß es im Saale ſchallte: „Herr Gott! — Herr Gott! Kinderſtreiche! — dumme Kinderſtreiche! — Verehrter Traugott — korrupter Schwiegerſohn — unkluger Aſſocié. — Ew. Edlen ſind wohl ganz des Teufels? — Der Aviſo — der Aviſo o Gott! die Poſt!" — Herr Elias Roos wollte erſticken vor Aerger, die fremden Herren lächelten über den wunderlichen Aviſo, der freilich nicht recht brauchbar war. Gleich nach den Worten: Auf Ihr Werthes vom 20ſten hujus uns beziehend, hatte nämlich Traugott in zierlichem keckem Umriß jene beiden wunderſamen Figuren, den Alten und den Jüngling, gezeichnet. Die fremden Herren ſuchten den Herrn Elias Roos zu beruhigen, indem ſie ihm auf das liebreichſte zuſprachen; der zupfte aber die runde Perücke hin und her, ſtieß mit dem Rohrſtock auf den Boden, und rief: „das Satanskind, — aviſiren ſoll er, macht Figuren - zehntauſend Mark ſind — fit!" — Er blies durch die Finger und weinte dann wieder: „Zehntauſend Mark!" — „Beruhigen Sie ſich, lieber Herr Roos, ſprach endlich der ältere von den fremden Herren: die Poſt iſt zwar freilich fort, in einer Stunde geht indeſſen ein Courier ab, den ich nach Hamburg ſchicke, dem gebe ich Ihren Aviſo mit und ſo kommt er noch früher an Ort und Stelle, als es durch die Poſt geſchehen ſeyn würde." „Unvergleichlichſter Mann!" rief Herr Elias mit vollem Sonnenſchein im Blick. Traugott hatte ſich von ſeiner Beſtürzung erholt, er wollte ſchnell an den Tiſch, um den Aviſo zu ſchreiben, Herr Elias ſchob ihn aber weg, indem er mit recht hämiſchem Blicke zwiſchen den Zähnen murmelte: „Iſt nicht vonnöthen, mein Söhnlein!“ — Während Herr Elias gar eifrig ſchrieb, näherte ſich der ältere Herr dem jungen Traugott, der in ſtummer Beſchämung da ſtand, und ſprach: „Sie ſcheinen nicht an Ihrem Platze zu ſeyn, lieber Herr! Einem wahren Kaufmann würde es nicht eingefallen ſeyn, ſtatt, wie es Recht iſt, zu aviſiren, Figuren zu zeichnen.“ — Traugott mußte das für einen nur zu gegründeten Vorwurf halten. Ganz betroffen erwiederte er: „Ach Gott, wie viel vortreffliche Aviſo's ſchrieb ſchon dieſe Hand, aber nur zuweilen kommen mir ſolche vertrackte Einfälle!“ „Ei mein Lieber,“ fuhr der Fremde lächelnd fort: „das ſollten nun eben keine vertrackte Einfälle ſeyn. Ich glaube in der That, daß alle ihre Aviſo's nicht ſo vortrefflich ſind, als dieſe mit feſter Hand keck und ſauber umriſſenen Figuren. Es iſt wahrhaftig ein eigener Genius darinn.“ Unter dieſen Worten hatte der Fremde den in Figuren übergegangenen Avizobrief dem Traugott aus der Hand genommen, ſorgſam zuſammengefaltet und eingeſteckt. Da ſtand es ganz feſt in Traugotts Seele, daß er etwas viel Herrlicheres gemacht habe, als einen Aviſobrief, ein fremder Geiſt funkelte in ihm auf, und als Herr Elias Roos, der mit dem Schreiben fertig geworden, noch bitterböſe ihm zurief: „Um zehntauſend Mark hätten mich ihre Kinderſtreiche bringen können,“ da erwiederte er lauter und beſtimmter als jemals: „Gebehrden ſich Ew. Edlen nur nicht ſo abſonderlich, ſonſt ſchreib' ich Ihnen in meinem ganzen Leben keinen Aviſobrief mehr, und wir ſind geſchiedene Leute!“ — Herr Elias ſchob mit beiden Händen die Perücke zurecht und ſtammelte mit ſtarrem Blick: „Liebenswürdiger Aſſocié, holder Sohn! was ſind das für ſtolze Redensarten?“ Der alte Herr trat abermals ins Mittel, wenige Worte waren hinlänglich, den vollen Frieden herzuſtellen, und ſo ſchritten ſie zum Mittagsmahl in das Haus des Herrn Elias, der die Fremden geladen hatte. Jungſer Chriſtine empfing die Gäſte in ſorgſam geſchniegelten und gebügelten Feierkleidern und ſchwenkte bald mit geſchickter Hand den überſchweren ſilbernen Suppenlöffel. — Wohl könnte ich Dir, günſtiger Leſer! die fünf Perſonen, während ſie bei Tiſche ſitzen, bildlich vor Augen bringen, ich werde aber nur zu flüchtigen Umriſſen gelangen, und zwar viel ſchlechteren als wie ſie Traugott in dem ominöſen Aviſobriefe recht verwegen hinkritzelte, denn bald iſt das Mahl geendet, und die wunderſame Geſchichte des wackern Traugott, die ich für Dich, günſtiger Leſer! aufzuſchreiben unternommen, reißt mich fort mit unwiderſtehlicher Gewalt! — Daß Herr Elias Roos eine runde Perücke trägt, weißt Du günſtiger Leſer! ſchon aus Obigem, und ich darf auch gar nichts mehr hinzuſetzen, denn nach dem was er geſprochen, ſiehſt Du jetzt ſchon den kleinen rundlichen Mann in ſeinem leberfarbenen Rocke, Weſte und Hoſen mit goldbeſponnenen Knöpfen recht vor Augen. Von dem Traugott habe ich ſehr viel zu ſagen, weil es eben ſeine Geſchichte iſt, die ich erzähle, er alſo wirklich darinn vorkommt. Iſt es aber nun gewiß, daß Geſinnung, Thun und Treiben aus dem Innern heraustretend, ſo die äußere Geſtalt modeln und formen, daß daraus die wunderbare nicht zu erklärende nur zu fühlende Harmonie des Ganzen entſteht, die wir Charakter nennen, ſo wird Dir, günſtiger Leſer! aus meinen Worten Traugotts Geſtalt von ſelbſt recht lebendig hervorgehen. Iſt dies nicht der Fall, ſo taugt all' mein Geſchwätz gar nichts, und Du kannſt meine Erzählung nur geradezu für nicht geleſen achten. Die beiden fremden Herrn ſind Onkel und Neffe, ehedem Handel, jetzt Geſchäfte treibend mit erworbenem Gelde, und Herrn Elias Roos Freunde, d. h. mit ihm in ſtarkem Geldverkehr. Sie wohnen in Königsberg, tragen ſich ganz engliſch, führen einen Mahagonie-Stiefelknecht aus London mit ſich, haben viel Kunſtſinn und ſind überhaupt feine ganz gebildete Leute. Der Onkel beſitzt ein Kunſtkabinett und ſammelt Zeichnungen (vid. ante den geraubten Aviſobrief). Eigentlich war es mir hauptſächlich nur darum zu thun, Dir günſtiger Leſer, die Chriſtina recht lebhaft darzuſtellen, denn ihr flüchtiges Bild wird, wie ich merke, bald verſchwinden, und ſo iſt es gut, daß ich gleich einige Züge zu Buch bringe. Mag ſie dann entfliehen! Denke Dir, lieber Leſer! ein mittelgroſſes wohlgenährtes Frauenzimmer, von etwa zwei bis drei und zwanzig Jahren, mit rundem Geſicht, kurzer ein wenig aufgeſtülpter Naſe, freundlichen lichtblauen Augen, aus denen es recht hübſch jedermann anlächelt: Nun heirathe ich bald! — Sie hat eine blendend weiße Haut, die Haare ſind geradezu nicht zu röthlich — recht küſſige Lippen — einen zwar etwas weiten Mund, den ſie noch dazu ſeltſam verzieht, aber zwei Reihen Perlenzähne werden dann ſichtbar. Sollten etwa aus des Nachbars brennendem Hauſe die Flammen in ihr Zimmer ſchlagen, ſo wird ſie nur noch geſchwinde den Kanarienvogel füttern und die neue Wäſche verſchließen, dann aber ganz gewiß in das Comtoir eilen und dem Herrn Elias Roos zu erkennen geben, daß nunmehro auch ſein Haus brenne. Memals iſt ihr eine Mandeltorte mißrathen, und die Butter-Sauce verdickt ſich jedesmal gehörig, weil ſie niemals links, ſondern immer rechts im Kreiſe mit dem Löffel rührt! — Da Herr Elias Roos ſchon den letzten Römer alten Franz eingeſchenkt, bemerke ich nur noch in der Eile, daß Chriſtinchen den Traugott deshalb ungemein lieb hat, weil er ſie heirathet, denn was ſollte ſie wohl in aller Welt anfangen, wenn ſie niemals Frau würde! — Nach der Mahlzeit ſchlug Herr Elias Roos den Freunden einen Spaziergang auf den Wällen vor. Wie gern wäre Traugott, in deſſen Innerm ſich noch nie ſo viel Verwunderliches geregt hatte, als eben heute, der Geſellſchaft entſchlüpft, es ging aber nicht; denn wie er eben zur Thür hinauswollte, ohne einmal ſeiner Braut die Hand geküßt zu haben, erwiſchte ihn Herr Elias beim Rockſchoß, rufend: „Werther Schwiegerſohn, holder Aſſocié, Sie wollen uns doch nicht verlaſſen?“ und ſo mußte er wohl bleiben. — Jener Profeſſor physices meinte: der Weltgeiſt habe als ein wackrer Experimentaliſt irgendwo eine tüchtige Elektriſirmaſchine gebaut, und von ihr aus liefen gar geheimnißvolle Drähte durch's Leben, die umſchlichen und umgingen wir nun beſtmöglichſt, aber in irgend einem Moment müßten wir darauf treten, und Blitz und Schlag führen durch unſer Inneres, in dem ſich nun plötzlich Alles anders geſtalte. Auf den Draht war wohl Traugott getreten, in dem Moment als er bewußtlos die zeichnete, welche lebendig hinter ihm ſtanden, denn mit Blitzes Gewalt hatte ihn die ſeltſame Erſcheinung der Fremden durchzuckt, und es war ihm, als wiſſe er nun alles deutlich, was ſonſt nur Ahnung und Traum geweſen. Die Schüchternheit, die ſonſt ſeine Zunge band, ſobald das Geſpräch ſich auf Dinge wandte, die wie ein heiliges Geheimniß tief in ſeiner Bruſt verborgen lagen, war verſchwunden, und ſo kam es, daß, als der Onkel die wunderlichen halbgemahlten halb geſchnitzten Bilder im Artushof als geſchmacklos angriff, und vorzüglich die kleinen Soldatengemälde als abenteuerlich verwarf, er dreiſt behauptete: wie es wohl ſein könne, daß das Alles ſich mit den Regeln des Geſchmacks nicht zuſammenreime, indeſſen ſey es ihm ſelbſt, wie wohl ſchon mehreren ergangen; eine wunderbare fantaſtiſche Welt habe ſich ihm in dem Artushof erſchloſſen, und einzelne Figuren hätten ihn ſogar mit lebensvollen Blicken, ja wie mit deutlichen Worten daran gemahnt, daß er auch ein mächtiger Meiſter ſeyn, und ſchaffen und bilden könne wie der, aus deſſen geheimnißvoller Werkſtatt ſie hervorgegangen. — Herr Elias ſah in der That dümmer aus wie gewöhnlich, als der Jüngling ſolche hohe Worte ſprach, aber der Onkel ſagte mit recht hämiſcher Miene: „Ich behaupte es noch einmal, daß ich nicht begreife, wie Sie Kaufmann ſeyn wollen, und ſich nicht lieber der Kunſt ganz zugewandt haben,“ — Dem Traugott war der Mann höchſt zuwider, und er ſchloß ſich deshalb bei dem Spaziergange an den Neffen, der recht freundlich und zutraulich that. „O Gott,“ ſprach dieſer, „wie beneide ich Sie um Ihr ſchönes herrliches Talent! Ach könnte ich ſo wie ſie zeichnen. — An Genie fehlt es mir gar nicht, ich habe ſchon recht hübſch Augen und Naſen und Ohren, ja ſogar drei bis vier ganze Köpfe gezeichnet, aber lieber Gott, die Geſchäfte! die Geſchäfte!“ „Ich dächte,“ ſprach Traugott „ſobald man wahres Genie, wahre Neigung zur Kunſt verſpüre, ſolle man kein anderes Geſchäft kennen.“ „Sie meinen, Künſtler werden,“ entgegnete der Neffe. Ei, wie mögen Sie das ſagen! Sehen Sie, mein Wertheſter, über dieſe Dinge habe ich denn wohl mehr nachgedacht, als vielleicht Mancher, ja, ſelbſt ein ſo entſchiedener Verehrer der Kunſt, bin ich tiefer in das eigentliche Weſen der Sache eingedrungen, als ich es nur zu ſagen vermag, daher ſind mir nur Andeutungen möglich.“ Der Neffe ſah bei dieſen Worten ſo gelehrt und tiefſinnig aus, daß Traugott ordentlich einige Ehrfurcht für ihn empfand. „Sie werden mir Recht geben,“ fuhr der Neffe fort, nachdem er eine Priſe genommen und zweimal genieſt hatte, „Sie werden mir Recht geben, daß die Kunſt Blumen in unſer Leben flicht — Erheiterung, Erholung vom ernſten Geſchäft, das iſt der ſchöne

Zweck alles Strebens in der Kunſt, der deſto vollkommener erreicht wird, je vortrefflicher ſich die Productionen geſtalten. Im Leben ſelbſt iſt dieſer Zweck deutlich ausgeſprochen, denn nur der, der nach jener Anſicht die Kunſt übt, genießt die Behaglichkeit, die den immer und ewig flieht, welcher der wahren Natur der Sache entgegen, die Kunſt als Hauptſache, als höchſte Lebenstendenz betrachtet. Deshalb, mein Lieber! nehmen Sie ſich das ja nicht zu Herzen, was mein Onkel vorbrachte, um Sie von dem ernſten Geſchäft des Lebens abzuleiten in ein Thun und Treiben, das ohne Stütze nur wie ein unbehülflich Kind hin und herwankt.“ Hier hielt der Neffe inne, als erwarte er Traugotts Antwort; der wußte aber gar nicht was er ſagen ſollte. Alles was der Neffe geſprochen, kam ihm unbeſchreiblich albern vor. Er begnügte ſich zu fragen: „Was nennen Sie denn nun aber eigentlich ernſtes Geſchäft des Lebens?“ Der Neffe ſah ihn etwas betroffen an. „Nun, mein Gott,“ fuhr er endlich heraus, „Sie werden mir doch zugeben, daß man im Leben leben muß, wozu es der bedrängte Künſtler von Profeſſion beinahe niemals bringt." Er ſchwatzte nun mit zierlichen Wörtern und gedrechſelten Redensarten in's Gelag hinein. Es kam ungefähr darauf hinaus, daß er im Leben leben nichts Anderes nannte, als, keine Schulden, ſondern viel Geld haben, gut Eſſen und Trinken, eine ſchöne Frau und auch wohl artige Kinder, die nie einen Talgfleck ins Sonntagsröckchen bringen, beſitzen u. ſ. w. Dem Traugott ſchnürte das die Bruſt zu, und er war froh, als der verſtändige Neſſe von ihm abließ, und er ſich allein auf ſeinem Zimmer befand. „Was führe ich doch," ſprach er zu ſich ſelbſt, für ein erbärmlich ſchlechtes Leben! — An dem ſchönen Morgen in der herrlichen goldenen Frühlingszeit, wenn ſelbſt durch die finſtern Straßen in der Stadt der laue Weſt zieht, und in ſeinem dumpfen Murmeln und Rauſchen von all' den Wundern zu erzählen ſcheint, die draußen in Wald und Flur erblühen, da ſchleiche ich träge und unmuthig in Herrn Elias Roos räuchrichtes Comtoir. Da ſitzen bleiche Geſichter vor großen unförmlichen Pulten, und nur das Geräuſch des Blätterns in den großen Büchern, das Klappern des gezählten Geldes, einzelne unverſtändliche Laute unterbrechen die düſtre Stille, in die Alles arbeitend verſunken. Und was für Arbeit? — Wozu alles Sinnen, alles Schreiben? — Damit ſich nur die Goldſtücke im Kaſten mehren, damit nur des Fafners unheilbringender Hort immer mehr funkle und gleiße! — Wie mag doch ſolch ein Künſtler und Bildner fröhlich hinausziehn und hoch emporgerichteten Hauptes all' die erquicklichen Frühlingsſtrahlen einathmen, die die innere Welt voll herrlicher Bilder entzünden, ſo daß ſie aufgeht im regen luſtigen Leben. Aus den dunkeln Büſchen treten dann wunderbare Geſtalten hervor, die ſein Geiſt geſchaffen und die ſein Eigen bleiben, denn in ihm wohnt der geheimnißvolle Zauber des Lichts, der Farbe, der Form, und ſo vermag er, was ſein inneres Auge geſchaut, feſtzubannen, indem er es ſinnlich darſtellt. — Was hält mich ab, mich loszureißen von der verhaßten Lebensweiſe? — Der alte wunderliche Mann hat es mir beſtätigt, daß ich zum Künſtler berufen bin, aber noch mehr der ſchöne holde Jüngling. Ungeachtet der nichts ſprach, war es mir ja doch, als ſage ſein Blick mir das deutlich, was ſo lange ſich nur als leiſe Ahnung in mir regte, und das niedergedrückt von tauſend Zweifeln, nicht empor zu ſtreben vermochte. Kann ich denn nicht, ſtatt meines unſeligen Treibens, ein tüchtiger Mahler werden?“ — Traugott holte Alles hervor, was er jemals gezeichnet, und durchſchaute es mit prüfenden Blicken. Manches kam ihm heute ganz anders vor als ſonſt, und zwar beſſer. Vorzüglich fiel ihm aber aus den kindlichen Verſuchen ſeiner frühern Knabenzeit ein Blatt in die Hände, auf dem in freilich verzerrten, jedoch ſehr kenntlichen Umriſſen, jener alte Bürgermeiſter mit dem ſchönen Pagen abgebildet war, und er erinnerte ſich recht gut, daß ſchon damals jene Figuren ſeltſam auf ihn wirkten, und er einſt in der Abenddämmerung wie von einer unwiderſtehlichen Gewalt vom Knabenſpiele fort in den Artushof gelockt wurde, wo er

ämſig

ämſig ſich bemühte, das Bild abzuzeichnen. — Traugott wurde, dieſe Zeichnung anſchauend, von der tiefſten wehmüthigſten Sehnſucht befangen! — Er ſollte, nach gewöhnlicher Weiſe, noch ein Paar Stunden in dem Comtoir arbeiten, das war ihm unmöglich, ſtatt deſſen lief er heraus auf den Karlsberg. Da ſchaute er hinaus ins wogende Meer; in den Wellen, in dem grauen Nebelgewölk, das wunderbar geſtaltet ſich über Hela gelegt hatte, trachtete er wie in einem Zauberſpiegel das Schickſal ſeiner künftigen Tage zu erſpähen. —

Glaubſt du nicht, lieber Leſer! daß das was aus dem höhern Reich der Liebe in unſre Bruſt hinabgekommen, ſich uns zuerſt offenbaren müſſe im hoffnungsloſen Schmerz? — Das ſind die Zweifel die in des Künſtlers Gemüth ſtürmen. — Er ſchaut das Ideal und fühlt die Ohnmacht es zu erfaſſen, es entflieht, meint er, unwiederbringlich. — Aber dann kommt ihm wieder ein göttlicher Muth, er kämpft und ringt, und die Verzweiflung löſt ſich auf in ſüßes Sehnen, das ihn ſtärkt und antreibt, immer nachzuſtreben der Geliebten, die er immer näher und näher erblickt, ohne ſie jemals zu erreichen.

Traugott wurde nun eben von jenem hoffnungsloſen Schmerz recht gewaltig ergriffen! — Als er am frühen Morgen ſeine Zeichnungen, die noch auf dem Tiſche lagen, wieder anſah, kam ihm alles unbedeutend und läppiſch vor, und er erinnerte ſich jetzt der Worte eines kunſtreichen Freundes, der oft ſagte: Großer Unfug mit mittelmäßigem Treiben der Kunſt entſtehe daher, daß viele eine lebhafte äußere Anregung für innern wahren Beruf zur Kunſt hielten. Traugott war nicht wenig geneigt, den Artushof mit den beiden wunderbaren Figuren des Alten und des Jünglings eben für eine ſolche äußere Anregung zu halten, verdammte ſich ſelbſt zur Rückkehr ins Comtoir, und arbeitete bei dem Herrn Elias Roos, ohne des Ekels zu achten, der ihn oft ſo übernahm, daß er ſchnell abbrechen und hinauslaufen mußte ins Freie. Herr Elias Roos ſchrieb dies mit ſorglicher Theilnahme der Kränklichkeit zu, die nach ſeiner Meinung den todtbleichen Jüngling ergriffen haben mußte. — Mehrere Zeit war vergangen, der Dominiks-Markt kam heran, nach deſſen Ende Traugott die Chriſtina heirathen und ſich als Aſſocié des Herrn Elias Roos der Kaufmannswelt ankündigen ſollte. Dieſer Zeitpunkt war ihm der traurige Abſchied von allen ſchönen Hoffnungen und Träumen, und ſchwer fiel es ihm aufs Herz, wenn er Chriſtinchen in voller Thätigkeit erblickte, wie ſie in dem mittleren Stock Alles ſcheuern und bohnen ließ, Gardienen eigenhändig fältelte, dem meſſingenen Geſchirr den letzten Glanz gab u. ſ. w. Im dickſten Gewühl der Fremden im Artushof hörte Traugott einmal eine Stimme dicht hinter ſich, deren bekannter Ton ihm durchs Herz drang. „Sollten dieſe Papiere wirklich ſo ſchlecht ſtehen?“ Traugott drehte ſich raſch um und erblickte, wie er es vermuthet, den wunderlichen Alten, welcher ſich an einen Mäkler gewandt hatte, um ein Papier zu verkaufen, deſſen Cours in dem Augenblick ſehr geſunken war. Der ſchöne Jüngling ſtand hinter dem

Alten und warf einen wehmüthig freundlichen Blick auf Traugott. Dieſer trat raſch zu dem Alten hin und ſprach: „Erlauben Sie, mein Herr, das Papier, welches Sie verkaufen wollen, ſteht in der That nur ſo hoch, wie Ihnen geſagt worden; der Cours beſſert ſich indeſſen, wie es mit Beſtimmtheit vorauszuſehen iſt, in wenigen Tagen ſehr bedeutend. Wollen Sie daher meinen Rath annehmen, ſo verſchieben Sie den Umſatz des Papiers noch einige Zeit.“ — „Ei, mein Herr!“ erwiederte der Alte ziemlich trocken und rauh, „was geben Sie meine Geſchäfte an? Wiſſen Sie denn, ob mir in dieſem Augenblick ſolch ein einfältig Papier nicht ganz unnütz, baares Geld aber höchſt nöthig iſt?“ Traugott, der nicht wenig betreten darüber war, daß der Alte ſeine gute Abſicht ſo übel aufnahm, wollte ſich ſchon entfernen, als der Jüngling ihn, wie bittend, mit Thränen im Auge anblickte. „Ich habe es gut gemeint, mein Herr,“ erwiederte er ſchnell dem Alten, „und kann es durchaus noch nicht zugeben, daß Sie bedeutenden Schaden leiden ſollen. Verkaufen Sie mir das Papier unter der Bedingung, daß ich Ihnen den höhern Cours, den es in einigen Tagen haben wird, nachzahle." — „Sie ſind ein wunderlicher Mann," ſagte der Alte: „mag es darum ſeyn, wiewohl ich nicht begreife, was Sie dazu treibt, mich bereichern zu wollen." — Er warf bei dieſen Worten einen funkelnden Blick auf den Jüngling, der die ſchönen blauen Augen beſchämt niederſchlug. Beide folgten dem Traugott in das Comtoir, wo dem Alten das Geld ausgezahlt wurde, der es mit finſtrer Miene einſackte. Während deſſen ſagte der Jüngling leiſe zu Traugott: „Sind ſie nicht derſelbe, der vor mehreren Wochen auf dem Artushof ſolch' hübſche Figuren gezeichnet hatte?" — „Allerdings," erwiederte Traugott, indem er fühlte, wie ihm die Erinnerung an den lächerlichen Auftritt mit dem Aviſobrief das Blut in's Geſicht trieb. „O dann," fuhr der Jüngling fort, „nimmt es mich nicht Wunder — " Der Alte blickte den Jüngling zornig an, der ſogleich ſchwieg. — Traugott konnte eine gewiſſe Beklommenheit in Gegenwart der Fremden nicht überwinden, und ſo gingen ſie fort, ohne daß er den Muth gehabt hätte, ſich nach ihren nähern Lebensverhältniſſen zu erkundigen. Die Erſcheinung dieſer beiden Geſtalten hatte auch in der That ſo etwas Verwunderliches, daß ſelbſt das Perſonal im Comtoir davon ergriffen wurde. Der grämliche Buchhalter hatte die Feder hinters Ohr geſteckt, und mit beiden Armen über das Haupt gelehnt, ſtarrte er mit grellen Augen den Alten an. „Gott bewahre mich,“ ſprach er, als die Fremden fort waren, „der ſah ja aus mit ſeinem krauſen Barte und dem ſchwarzen Mantel, wie ein altes Bild de Anno 1400. in der Pfarrkirche zu St. Johannis!“ — Herr Elias hielt ihn aber, ſeines edeln Anſtandes, ſeines tief ernſten altteutſchen Geſichts ungeachtet, ſchlechtweg für einen polniſchen Juden, und rief ſchmunzelnd: „Dumme Beſtie, verkauft jetzt das Papier, und bekommt in acht Tagen wenigſtens 10 Procent mehr.“ Freilich wußte er nichts von dem verabredeten Zuſchuſſe, den Traugott aus ſeiner Taſche zu berichtigen gemeint war, welches er auch einige Tage ſpäter, als er den Alten mit dem Jünglinge wieder auf dem Artushofe traf, wirklich that. „Mein Sohn,“ ſagte der Alte, „hat mich daran erinnert, daß Sie auch Künſtler ſind, und ſo nehme ich das an, was ich ſonſt verweigert haben würde.“ — Sie ſtanden gerade an einer der vier Granitſäulen, die des Saales Wölbung tragen, dicht vor den beiden gemalten Figuren, die Traugott damals in den Aviſobrief hineinzeichnete. Ohne Rückhalt ſprach er von der großen Aehnlichkeit jener Figuren mit dem Alten und dem Jünglinge. Der Alte lächelte ganz ſeltſam, legte die Hand auf Traugotts Schulter und ſprach leiſe und bedächtig: „Ihr wißt alſo nicht, daß ich der deutſche Maler Godofredus Berklinger bin und die Figuren, welche Euch ſo zu gefallen ſcheinen, vor ſehr langer Zeit, als ich noch ein Schüler der Kunſt war, ſelbſt malte? In jenem Bürgermeiſter habe ich mich ſelbſt Andenkens halber abkonterfeit, und daß der das Pferd führende Page mein Sohn iſt, erkennt Ihr wohl ſehr leicht, wenn Ihr beider Geſichter und Wuchs anſchauet!“ — Traugott verſtummte vor Erſtaunen; er merkte aber wohl bald, daß der Alte, der ſich für den Meiſter der mehr als zweihundert Jahre alten Gemälde hielt, von einem beſondern Wahnwitze befangen ſeyn müſſe. „Ueberhaupt war es doch,“ fuhr der Alte fort, indem er den Kopf in die Höhe warf und ſtolz umherblickte, „eine herrliche, grünende, blühende Künſtlerzeit, wie ich dieſen Saal dem weiſen Könige Artus und ſeiner Reichstafel zu Ehren mit all' den bunten Bildern ſchmückte. Ich glaube wohl, daß es der König Artus ſelbſt war, der in gar edler hoher Geſtalt einmal, als ich hier arbeitete, zu mir trat, und mich zur Meiſterſchaft ermahnte, die mir damals noch nicht worden! — „Mein Vater,“ fiel der Jüngling ein, „iſt ein Künſtler, wie es wenige giebt, mein Herr! und es würde Sie nicht gereuen, wenn er es Ihnen vergönnte, ſeine Werke zu ſehen.“ Der Alte hatte unterdeſſen einen Gang durch den ſchon öde gewordenen Saal gemacht, er forderte jetzt den Jüngling zum

Fortgehen auf, da bat Traugott ihm doch ſeine Gemälde zu zeigen. Der Alte ſah ihn lange mit ſcharfem durchbohrenden Blicke an und ſprach endlich ſehr ernſt: „Ihr ſeid in der That etwas verwegen, daß Ihr ſchon jetzt darnach trachtet, in das innerſte Heiligthum einzutreten, ehe noch Eure Lehrjahre begonnen. Doch! — mag es ſeyn! — Iſt Euer Blick noch zu blöde zum Schauen, ſo werdet Ihr wenigſtens ahnen! Kommt Morgen in der Frühe zu mir.“ — Er bezeichnete ſeine Wohnung und Traugott unterließ nicht, den andern Morgen ſich ſchnell vom Geſchäfte loszumachen und nach der entlegenen Straße zu dem wunderlichen Alten hinzueilen. Der Jüngling, ganz altdeutſch gekleidet, öffnete ihm die Thür und führte ihn in ein geräumiges Gemach, wo er den Alten in der Mitte auf einem kleinen Schemel vor einer großen aufgeſpannten grau grundirten Leinwand ſitzend antraf. „Zur glücklichen Stunde,“ rief der Alte ihm entgegen, „ſind Sie mein Herr gekommen, denn ſo eben habe ich die letzte Hand an das große Bild dort gelegt, welches mich ſchon über ein Jahr beſchäftigt und nicht geringe Mühe gekoſtet hat. Es iſt das Gegenſtück zu dem gleich großen Gemälde, das verlorene Paradies darſtellend, welches ich voriges Jahr vollendete und das Sie auch bei mir anſchauen können. Dies iſt nun, wie Sie ſehen, das wiedergewonnene Paradies, und es ſollte mir um Sie leid ſeyn, wenn Sie irgend eine Allegorie herausklügeln wollten. Allegoriſche Gemälde machen nur Schwächlinge und Stümper; mein Bild ſoll nicht bedeuten ſondern ſeyn. Sie finden, daß alle dieſe reichen Gruppen von Menſchen, Thieren, Früchten, Blumen, Steinen ſich zum harmoniſchen Ganzen verbinden, deſſen laut und herrlich tönende Muſik der himmliſch reine Accord ewiger Verklärung iſt." — Nun fing der Alte an, einzelne Gruppen herauszuheben, er machte Traugott auf die geheimnißvolle Vertheilung des Lichts und des Schattens aufmerkſam, auf das Funkeln der Blumen und Metalle, auf die wunderbaren Geſtalten, die aus Lilienkelchen ſteigend ſich in die klingenden Reigen himmlich ſchöner Jünglinge und Mädchen verſchlangen, auf die bärtigen Männer, die, kräftige Jugendfülle in Blick und Bewegung mit allerlei ſeltſamen Thieren zu ſprechen ſchienen. — Immer ſtärker, aber immer unverſtändlicher und verworrener wurde des Alten Ausdruck. „Laß immer Deine Diamantkrone funkeln, Du hoher Greis!“ rief er endlich, den glühenden Blick ſtarr auf die Leinwand geheftet, „wirf ab den Iſisſchleier, den Du über Dein Haupt warfſt, als Unheilige Dir nahe traten! — Was ſchlägſt Du ſo ſorglich Dein finſteres Gewand über die Bruſt zuſammen? — Ich will Dein Herz ſchauen — das iſt der Stein der Weiſen vor dem ſich das Geheimniß offenbart! — Biſt Du denn nicht ich? — Was trittſt Du ſo keck, ſo gewaltig vor mir auf! — Willſt Du kämpfen mit Deinem Meiſter? Glaubſt Du, daß der Rubin, der, dein Herz, herausfunkelt, meine Bruſt zermalmen könne? — Auf denn! — tritt heraus! — tritt her! — ich habe Dich erſchaffen, — denn ich bin“ — Hier ſank der Alte plötzlich wie vom Blitze getroffen zuſammen. Traugott fing ihn auf, der Jüngling rückte ſchnell einen kleinen Lehnſeſſel herbei, ſie ſetzten den Alten hinein, der in einen ſanften Schlaf verſunken ſchien.

„Sie wiſſen nun, lieber Herr!“ ſprach der Jüngling ſanft und leiſe, „wie es mit meinem guten alten Vater beſchaffen iſt. Ein rauhes Schickſal hat alle ſeine Lebensblüthen abgeſtreift, und ſchon ſeit mehreren Jahren iſt er der Kunſt abgeſtorben, für die er ſonſt lebte. Er ſitzt ganze Tage hindurch vor der aufgeſpannten grundirten Leinwand, den ſtarren Blick darauf geheftet; das nennt er malen, und in welchen exaltirten Zuſtande ihn dann die Beſchreibung eines ſolchen Gemäldes verſetzt, das haben Sie eben erfahren. Nächſtdem verfolgt ihn noch ein unglückſeliger Gedanke, der mir ein trübes zerriſſenes Leben bereitet, ich trage das aber als ein Verhängniß, welches, in dem Schwunge in dem es ihn ergriffen, auch mich fortreißt. Wollen Sie ſich von dieſem ſeltſamen Auftritt erholen, ſo folgen Sie mir in das Nebenzimmer, wo Sie mehrere Gemälde aus meines Vaters früherer fruchtbarer Zeit finden.“ — Wie erſtaunte Traugott, als er eine Reihe Bilder fand, die von den berühmteſten niederländiſchen Meiſtern gemalt zu ſein ſchienen. Mehrentheils Szenen aus dem Leben, z. B. eine Geſellſchaft, die von der Jagd zurückkehrt, die ſich mit Geſang und Spiel ergötzt, u. a. dergl. darſtellend, athmeten ſie doch einen tiefen Sinn, und vorzüglich war der Ausdruck der Köpfe von ganz beſonderer ergreifender Lebenskraft. Schon wollte Traugott ins Vorzimmer zurückkehren, als er dicht an der Thür ein Bild wahrnahm, vor dem er wie feſtgezaubert ſtehen blieb. Es war eine wunderliebliche Jungfrau in altteutſcher Tracht, aber ganz das Geſicht des Jünglings, nur voller und höher gefärbt, auch ſchien die Geſtalt größer. Die Schauer namenloſen Entzückens durchbebten Traugott bei dem Anblick des herrlichen Weibes. An Kraft und Lebensfülle war das Bild den Van Dykſchen völlig gleich. Die dunklen Augen blickten voll Sehnſucht auf Traugott herab, die ſüßen Lippen ſchienen halb geöfnet liebliche

Worte zu flüſtern! — „Mein Gott! — mein Gott!“ ſeufzte Traugott aus tiefſter Bruſt: „wo! — wo iſt ſie zu finden?“ — „Gehen wir,“ ſprach der Jüngling. Da rief Traugott wie von wahnſinniger Luſt ergriffen: „Ach ſie iſt es ja, die Geliebte meiner Seele, die ich ſo lange im Herzen trug, die ich nur in Ahnungen erkannte! — wo — wo iſt ſie!“ — Dem jungen Berklinger ſtürzten die Thränen aus den Augen, er ſchien, wie von jähem Schmerz krampfhaft durchzuckt, ſich mit Mühe zuſammen zu raffen. „Kommen Sie,“ ſagte er endlich mit feſtem Ton, „das Portrait ſtellt meine unglückliche Schweſter Felizitas vor. Sie iſt hin auf immer! — Sie werden ſie niemals ſchauen!“ — Beinahe bewußtlos ließ ſich Traugott in das andere Zimmer zurückführen. Der Alte lag noch im Schlaf, aber plötzlich fuhr er auf, blickte Traugott mit zornfunkelnden Augen an und rief: „Was wollen Sie? — Was wollen Sie, mein Herr?“ — Da trat der Jüngling vor, und erinnerte ihn daran, daß er ſo eben dem Traugott ja ſein neues Bild gezeigt habe. Berklinger ſchien ſich nun auf Alles zu beſinnen, er wurde ſichtlich weich und ſprach mit gedämpfter Stimme: „Verzeihen Sie, lieber Herr! einem alten Mann ſolche Vergeßlichkeit.“ — „Euer neues Bild, Meiſter Berklinger,“ nahm Traugott nun das Wort, „iſt ganz wunderherrlich, und habe ich dergleichen noch niemals geſchaut, indeſſen braucht es wohl vieles Studirens und vieler Arbeit ehe man dahin gelangt ſo zu mahlen. Ich ſpüre großen unwiderſtehlichen Trieb zur Kunſt in mir, und bitte Euch gar dringend, mein lieber alter Meiſter! mich zu Eurem fleißigen Schüler anzunehmen.“ Der Alte wurde ganz freundlich und heiter, er umarmte Traugott und verſprach ſein treuer Lehrer zu ſeyn. So geſchah es denn, daß Traugott tagtäglich zu dem alten Mahler ging und in der Kunſt gar große Fortſchritte machte. Sein Geſchäft war ihm nun ganz zuwider, er wurde ſo nachläſſig, daß Herr Elias Roos laut ſich beklagte, und am Ende es gern ſah, daß Traugott unter dem Vorwande einer ſchleichenden Kränklichkeit ſich von dem Comtoir ganz losmachte, weshalb denn auch, zu nicht geringem Aerger Chriſtinens, die Hochzeit auf unbeſtimmte Zeit ausgeſetzt wurde. „Ihr Herr Traugott,“ ſprach ein Handelsfreund zu Herrn Elias Roos, „ſcheint an einem innern Verdruß zu laboriren, vielleicht ein alter Herzensſaldo, den er gern löſchen möchte vor neuer Heirath. Er ſieht ganz blaß und verwirrt aus.“ — „Ach warum nicht gar,“ erwiederte Herr Elias. „Sollte ihm,“ fuhr er nach einer Weile fort, „die ſchelmiſche Chriſtina einen Spuk gemacht haben? Der Buchhalter, das iſt ein verliebter Eſel, der küßt und drückt ihr immer die Hände. Traugott iſt ganz des Teufels verliebt in mein Mägdlein, das weiß ich. — Sollte vielleicht einige Eiferſucht? — Nun ich will ihm auf den Zahn fühlen, dem jungen Herrn!“ —

So ſorglich er aber auch fühlte, konnte er doch nichts erfühlen, und ſprach zum Handelsfreunde: „Das iſt ein abſonderlicher Homo der Traugott, aber man muß ihn gehen laſſen nach ſeiner Weiſe. Hätte er nicht funfzig-

funfzigtauſend Thaler in meiner Handlung, ich wüßte was ich thäte, da er gar nichts mehr thut.“ —

Traugott hätte nun in der Kunſt ein wahres helles Sonnenleben geführt, wenn die glühende Liebe zur ſchönen Felizitas, die er oft in wunderbaren Träumen ſah, ihm nicht die Bruſt zerriſſen hätte. Das Bild war verſchwunden. Der Alte hatte es fortgebracht, und Traugott durfte, ohne ihn ſchwer zu erzürnen, nicht darnach fragen. Uebrigens war der alte Berklinger immer zutraulicher geworden, und litt es, daß Traugott, ſtatt des Honorars für den Unterricht, ſeinen ärmlichen Haushalt auf mannigfache Weiſe verbeſſerte. Durch den jungen Berklinger erfuhr Traugott, daß der Alte bei dem Verkauf eines kleinen Kabinets merklich hintergangen worden, und daß jenes Papier, welches Traugott auswechſelte, der Reſt der erhaltenen Kaufſumme und ihres baaren Vermögens geweſen ſey. Nur ſelten durfte übrigens Traugott mit dem Jüngling vertraut ſprechen, der Alte hütete ihn auf ganz beſondere Weiſe, und verwies es ihm gleich recht hart, wenn er frei und heiter ſich mit dem Freunde unterhalten wollte. Traugott empfand dies um ſo ſchmerzlicher, als er den Jüngling ſeiner auffallenden Aehnlichkeit mit Felizitas halber aus voller Seele liebte. Ja, oft war es ihm in der Nähe des Jünglings, als ſtehe lichthell das geliebte Bild neben ihm, als fühle er den ſüßen Liebeshauch, und er hätte dann den Jüngling, als ſey er die geliebte Felizitas ſelbſt, an ſein glühendes Herz drücken mögen.

Der Winter war vergangen, der ſchöne Frühling glänzte und blühte ſchon in Wald und Flur. Herr Elias Roos rieth dem Traugott eine Brunnen- oder Molkenkur an. Chriſtinchen freute ſich wiederum auf die Hochzeit, ungeachtet Traugott ſich wenig blicken ließ, und noch weniger an das Verhältniß mit ihr dachte.

Eine durchaus nöthige Abrechnung hatte einmal den Traugott den ganzen Tag über im Comtoir feſtgehalten, er mußte ſeine

Mahlſtunden verſäumen, und erſt in ſpäter Abenddämmerung ſchlich er nach Berklingers entlegener Wohnung. Im Vorzimmer fand er niemand, aus dem Nebengemach ertönten Lautenklänge. Nie hatte er hier noch das Inſtrument gehört. — Er horchte — wie leiſe Seufzer ſchlich ein abgebrochener Geſang durch die Akkorde hin. Er drückte die Thür auf — Himmel! den Rücken ihm zugewendet ſaß eine weibliche Geſtalt, altteutſch gekleidet mit hohem Spitzenkragen, ganz der auf dem Gemählde gleich! — Auf das Geräuſch, das Traugott unwillkührlich beim Hereintreten gemacht, erhob ſich die Geſtalt, legte die Laute auf den Tiſch und wandte ſich um. Sie war es, ſie ſelbſt! — „Felizitas!“ ſchrie Traugott auf voll Entzücken, niederſtürzen wollte er vor dem geliebten Himmelsbilde, da fühlte er ſich von hinten gewaltig gepackt beim Kragen und mit Rieſenkraft herausgeſchleppt. „Verruchter! — Böſewicht ohnegleichen!“ ſchrie der alte Berklinger, indem er ihn fortſtieß, „das war Deine Liebe zur Kunſt? — Morden willſt Du mich!“ Und damit riß er ihn zur Thür heraus. Ein Meſſer blitzte in ſeiner Hand; Traugott floh die Treppe herab; betäubt, ja halb wahnſinnig vor Luſt und Schrecken lief Traugott in ſeine Wohnung zurück.

Schlaflos wälzte er ſich auf ſeinem Lager. „Felizitas! — Felizitas!“ rief er einmal übers andere von Schmerz und Liebesqual zerriſſen. „Du biſt da — Du biſt da, und ich ſoll Dich nicht ſchauen, Dich nicht in meine Arme ſchließen? — Du liebſt mich, ach, ich weiß es ja! — In dem Schmerz, der ſo tödtend meine Bruſt durchbohrt, fühle ich es, daß Du mich liebſt.“ Hell ſchien die Frühlingsſonne in Traugotts Zimmer, da raffte er ſich auf und beſchloß, es koſte was es wolle, das Geheimniß in Berklingers Wohnung zu erforſchen. Schnell eilte er hin zum Alten, aber wie ward ihm, als er ſah, daß alle Fenſter in Berklingers Wohnung geöffnet und Mägde beſchäftigt waren die Zimmer zu reinigen. Ihm ahnte was geſchehen. Berklinger hatte noch am ſpäten Abend mit ſeinem Sohn das Haus verlaſſen und war fortgezogen, niemand wußte wohin. Ein mit zwei Pferden beſpannter Wagen hatte die Kiſte mit Gemälden und die beiden kleinen Koffer, welche das ganze ärmliche Beſitzthum Berklingers in ſich ſchloſſen, abgeholt. Er ſelbſt war mit ſeinem Sohn eine halbe Stunde nachher fortgegangen. Alle Nachforſchungen, wo ſie geblieben, waren vergebens, kein Lohnkutſcher hatte an Perſonen, wie Traugott ſie beſchrieb, Pferde und Wagen vermiethet, ſelbſt an den Thoren konnte er nichts Beſtimmtes erfahren; kurz Berklinger war verſchwunden, als ſey er auf dem Mantel des Mephiſtophiles davongeflogen. Ganz in Verzweiflung rannte Traugott in ſein Haus zurück. „Sie iſt fort — ſie iſt fort, die Geliebte meiner Seele — Alles, Alles verloren!“ So ſchrie er bei Herrn Elias Roos, der ſich gerade auf dem Hausflur befand, vorbei, nach ſeinem Zimmer ſtürzend. „Herr Gott des Himmels und der Erden,“ rief Herr Elias, indem er an ſeiner Perücke rückte und zupfte, — Chriſtina! — Chriſtina!“ — ſchrie er dann, daß es weit im Hauſe ſchallte. „Chriſtina — abſcheuliche Perſon, mißrathene Tochter!“ Die Comtoirdiener ſtürzten heraus mit erſchrockenen Geſichtern, der Buchhalter fragte beſtürzt: „Aber Herr Roos!“ Der ſchrie indeſſen immerfort: „Chriſtina! — Chriſtina!“ — Mamſell Chriſtina trat zur Hausthür hinein und fragte, nachdem ſie ihren breiten Strohhut etwas gelüpft hatte, lächelnd, warum denn der Herr Vater ſo ungemein brülle? „Solches unnützes Weglaufen verbitte ich mir,“ fuhr Herr Elias auf ſie los: der Schwiegerſohn iſt ein melankoliſcher Menſch und in der Eiferſucht türkiſch geſinnt. Man bleibe fein zu Hauſe, ſonſt geſchieht noch ein Unglück. Da ſitzt nun der Aſſocié drinnen und heult und greint über die vagabondirende Braut.“ Chriſtina ſah verwundert den Buchhalter an, der zeigte aber mit bedeutendem Blick ins Comtoir hinein nach dem Glasſchrank, wo Herr Roos das Zimmtwaſſer aufzubewahren pflegte. „Man gehe hinein und tröſte den Bräutigam,“ ſagte er davonſchreitend. Chriſtina begab ſich auf ihr Zimmer, um ſich nur ein wenig umzukleiden, die Wäſche herauszugeben, mit der Köchin das Nöthige wegen des Sonntagbratens zu verabreden und ſich nebenher einige Stadtneuigkeiten erzählen zu laſſen, dann wollte ſie gleich ſehen, was dem Bräutigam denn eigentlich fehle.

Du weißt, lieber Leſer! daß wir Alle in Traugotts Lage unſere beſtimmten Stadien durchmachen müſſen, wir können nicht anders. — Auf die Verzweifelung folgt ein dumpfes betäubtes Hinbrüten, in dem die Criſis eintritt, und dann geht es über zu milderem Schmerz, in dem die Natur ihre Heilmittel wirkungsvoll anzubringen weiß. —

In dieſem Stadium des wehmüthigen wohlthuenden Schmerzes ſaß nun Traugott nach einigen Tagen auf dem Karlsberge, und ſah wieder in die Meereswellen, in die grauen Nebelwolken, die über Hela lagen. Aber nicht wie damals wollte er ſeiner künftigen Tage Schickſal erſpähen; verſchwunden war alles, was er gehofft, was er geahnt. „Ach,“

ſprach er: „bittre, bittre Täuſchung war mein Beruf zur Kunſt; Felizitas war das Trugbild das mich verlockte zu glauben an dem, das nirgends lebte als in der wahnwitzigen Fantaſie eines Fieberkranken. — Es iſt aus! — ich gebe mich! — zurück in den Kerker! — es ſey beſchloſſen!“ — Traugott arbeitete wieder im Comtoir, und der Hochzeittag mit Chriſtina wurde aufs neue angeſetzt. Tages vorher ſtand Traugott im Artushof und ſchaute nicht ohne innere herzzerſchneidende Wehmuth die verhängnißvollen Geſtalten des alten Bürgermeiſters und ſeines Pagen an, als ihm der Mäkler, an den Berklinger damals das Papier verkaufen wollte, ins Auge fiel. Ohne ſich zu beſinnen, beinahe unwillkührlich, ſchritt er auf ihn zu, fragend: „Kannten Sie wohl den wunderlichen Alten mit ſchwarzem krauſem Bart, der vor einiger Zeit hier mit einem ſchönen Jüngling zu erſcheinen pflegte?“ — „Wie wollte ich nicht,“ antwortete der Mäkler, „das war der alte verrückte Maler Gottfried Berklinger.“ — „Wiſſen Sie denn nicht,“ fragte Traugott weiter, „wo er geblieben iſt, wo er ſich jetzt aufhält?" — „Wie wollte ich nicht," erwiederte der Mäkler: „der ſitzt mit ſeiner Tochter ſchon ſeit geraumer Zeit ruhig in Sorrent." — „Mit ſeiner Tochter Felizitas?" rief Traugott ſo heftig und laut, daß Alle ſich nach ihm umdrehten. „Nun ja," fuhr der Mäkler ruhig fort, „das war ja eben der hübſche Jüngling, der dem Alten beſtändig folgte. Halb Danzig wußte, daß das ein Mädchen war, ungeachtet der alte verrückte Herr glaubte, kein Menſch würde das vermuthen können. Es war ihm prophezeiht worden, daß, ſo wie ſeine Tochter einen Liebesbund ſchlöſſe, er eines ſchmählichen Todes ſterben müſſe, darum wollte er, daß niemand etwas von ihr wiſſen ſolle, und brachte ſie als Sohn in Cours." — Erſtarrt blieb Traugott ſtehen, dann rannte er durch die Straßen — fort durch das Thor ins Freie, ins Gebüſch hinein, laut klagend: „Ich Unglückſeliger! — Sie war es, ſie war es ſelbſt, neben ihr habe ich geſeſſen tauſendmal — ihren Athem eingehaucht, ihre zarten Hände gedrückt —

in ihr holdes Auge geſchaut — ihre ſüßen Worte gehört! — und nun iſt ſie verloren! — Nein! — nicht verloren. Ihr nach in das Land der Kunſt — ich erkenne den Wink des Schickſals! — Fort — fort nach Sorrent!" — Er lief zurück nach Hauſe. Herr Elias Roos kam ihm in den Wurf, den packte er und riß ihn fort ins Zimmer. „Ich werde Chriſtinen nimmermehr heirathen," ſchrie er, „ſie ſieht der Voluptas ähnlich und der Luxuries, und hat Haare wie die Ira auf dem Bilde im Artushof. — O Felizitas, Felizitas! — holde Geliebte — wie ſtreckſt Du ſo ſehnend die Arme nach mir aus! — ich komme! — ich komme! — Und daß Sie es nur wiſſen, Elias, fuhr er fort, indem er den bleichen Kaufherrn aufs neue packte, niemals ſehen Sie mich wieder in Ihrem verdammten Comtoir. Was ſcheeren mich ihre vermaledeiten Hauptbücher und Strazzen, ich bin ein Mahler, und zwar ein tüchtiger, Berklinger iſt mein Meiſter, mein Vater, mein Alles, und Sie ſind nichts, gar nichts!" — Und damit ſchüttelte er den Elias; der ſchrie aber über alle Maßen: „Helft! helft! — herbei ihr Leute — helft! der Schwiegerſohn iſt toll geworden — der Aſſocié wüthet — helft! helft!“ — Alles aus dem Comtoir lief herbei; Traugott hatte den Elias losgelaſſen und war erſchöpft auf den Stuhl geſunken. Alle drängten ſich um ihn her, als er aber plötzlich aufſprang und mit wildem Blicke rief: „Was wollt ihr?“ — da fuhren ſie in einer Reihe, Herrn Elias in der Mitte, zur Thür hinaus. Bald darauf raſchelte es draußen wie von ſeidenen Gewändern, und eine Stimme fragte: „Sind Sie wirklich verrückt geworden, lieber Herr Traugott, oder ſpaßen Sie nur?“ Es war Chriſtina. „Keineswegen bin ich toll geworden, lieber Engel,“ erwiederte Traugott, „aber eben ſo wenig ſpaße ich. Begeben Sie Sich nur zur Ruhe, Theure, mit der morgenden Hochzeit iſt es nichts, heirathen werde ich Sie nun und nimmermehr!“ — „Es iſt auch gar nicht vonnöthen,“ ſagte Chriſtina ſehr ruhig, „Sie gefallen mir ſo nicht ſonderlich ſeit einiger Zeit, und gewiſſe Leute werden es ganz anders zu ſchätzen wiſſen, wenn ſie mich, die hübſche reiche Mamſell Chriſtina Roos, heimführen können als Braut! — Adieu!“ Damit rauſchte ſie fort. „Sie meint den Buchhalter,“ dachte Traugott. Ruhiger geworden, begab er ſich zu Herrn Elias, und ſetzte es ihm bündig auseinander, daß mit ihm nun einmal weder als Schwiegerſohn, noch als Aſſocié etwas anzufangen ſey. Herr Elias fügte ſich in Alles und verſicherte herzlich froh im Comtoir einmal übers andere, daß er Gott danke den aberwitzigen Traugott los zu ſein, als dieſer ſchon weit — weit von Danzig entfernt war.

Das Leben ging dem Traugott auf in neuem herrlichen Glanze, als er ſich endlich in dem erſehnten Lande befand. In Rom nahmen ihn die deutſchen Künſtler auf in den Kreis ihrer Studien, und ſo geſchah es, daß er dort länger verweilte, als es die Sehnſucht, Felizitas wieder zu finden, von der er bis jetzt raſtlos fortgetrieben wurde, zuzulaſſen ſchien. Aber milder war dieſe Sehnſucht geworden, ſie geſtaltete ſich im Innern, wie ein wonnevoller Traum, deſſen duftiger Schimmer ſein ganzes Leben umfloß, ſo daß er all' ſein Thun und Treiben, das Ueben ſeiner Kunſt dem höhern überirdiſchen Reiche ſeliger Ahnungen zugewandt glaubte. Jede weibliche Geſtalt, die er mit wackrer Kunſtfertigkeit zu ſchaffen wußte, hatte die Züge der holden Felizitas. Den jungen Mahlern fiel das wunderliebliche Geſicht, deſſen Original ſie vergebens in Rom ſuchten, nicht wenig auf, ſie beſtürmten Traugott mit tauſend Fragen wo er denn die Holde geſchaut. Traugott trug indeſſen Scheu, ſeine ſeltſame Geſchichte von Danzig her zu erzählen, bis endlich einmal nach mehreren Monaten ein alter Freund aus Königsberg, Namens Matuſzewſki, der in Rom ſich auch der Mahlerei ganz ergeben hatte, freudig verſicherte: er habe das Mädchen, das Traugott in all' ſeinen Bildern abkonterfeie, in Rom erblickt. Man kann ſich Traugotts Entzücken denken; länger verhehlte er nicht, was ihm ſo mächtig zur Kunſt, ſo unwiderſiehlich nach Itallen getrieben, und man fand Traugotts Abentheuer in Danzig ſo ſeltſam und anziehend, daß Alle verſprachen eifrig der verlorenen Geliebten nachzuforſchen. Matuſzewski's Bemühungen waren die glücklichſten, er hatte bald des Mädchens Wohnung ausgeforſcht und noch überdies erfahren, daß ſie wirklich die Tochter eines alten armen Mahlers ſey, der eben jetzt die Wände in der Kirche Trinita del Monte anſtreiche. Das traf nun Alles richtig zu. Traugott eilte ſogleich mit Matuſzewski nach jener Kirche, und glaubte wirklich in dem Mahler, der auf einem ſehr hohen Gerüſte ſtand, den alten Berklinger zu erkennen. Von dort eilten die Freunde, ohne von dem Alten bemerkt zu ſein, nach ſeiner Wohnung. „Sie iſt es," rief Traugott, als er des Mahlers Tochter erblickte, die, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, auf dem Balkon ſtand. „Felizitas! — meine Felizitas!" ſo laut aufjauchzend ſtürzte Traugott ins Zimmer. Das Mädchen blickte ihn ganz erſchrocken an. — Sie hatte die Züge der Felizitas, ſie war es aber nicht. Wie mit tauſend Dolchen durchbohrte die bittre Täuſchung des armen Traugotts wunde Bruſt. — Matuſzewski erklärte in wenig Worten dem Mädchen Alles. Sie war in holder Verſchämtheit mit hochrothen Wangen und niedergeſchlagenen Augen gar wunderlieblich anzuſchauen, und Traugott, der ſich ſchnell erſt wieder entfernen wollte, blieb, als er nur noch einen ſchmerzhaften Blick auf das anmuthige Kind geworfen, wie von ſanften Banden feſtgehalten, ſtehen. Der Freund wußte der hübſchen Dorina allerlei Angenehmes zu ſagen und ſo die Spannung zu mildern, in die der wunderliche Auftritt ſie verſetzt hatte. Dorina zog „ihrer Augen dunklen Franzenverhang" auf und ſchaute die Fremden mit ſüßem Lächeln an, indem ſie ſprach: der Vater werde bald von der Arbeit kommen, und ſich freuen deutſche Künſtler, die er ſehr hochachte, bei ſich zu finden. Traugott mußte geſtehen, daß außer Felizitas kein Mädchen ſo ihn im Innerſten aufgeregt hatte als Dorina. Sie war in der That beinahe Felizitas ſelbſt, nur ſchienen ihm die Züge ſtärker, beſtimmter, ſo wie das Haar dunkler. Es war daſſelbe Bild von Raphael und von Rubens gemahlt. — Nicht lange dauerte es, ſo trat der Alte ein und Traugott ſah nun wohl, daß die Höhe des Gerüſtes in der Kirche, auf dem der Alte ſtand, ihn ſehr getäuſcht hatte. Statt des kräftigen Berklinger war dieſer alte Mahler ein kleinlicher, magerer, furchtſamer, von Armuth gedrückter Mann. Ein trügeriſcher Schlagſchatten hatte in der Kirche ſeinem glatten Kinn Berklingers ſchwarzen krauſen Bart gegeben. Im Kunſtgeſpräch entwickelte der Alte gar tiefe practiſche Kenntniſſe, und Traugott beſchloß eine Bekanntſchaft fortzuſetzen, die im erſten Moment ſo ſchmerzlich, nun immer wohlthuender wurde. Dorina, die Anmuth, die kindliche Unbefangenheit ſelbſt, ließ deutlich ihre Neigung zu dem jungen deutſchen Mahler merken. Traugott erwiederte das herzlich. Er gewöhnte ſich ſo an das holde funfzehnjährige Mädchen, daß er bald ganze Tage bei der kleinen Familie zubrachte, ſeine Werkſtätte in die geräumige Stube, die neben ihrer Wohnung leer ſtand, verlegte, und endlich ſich zu ihrem Hausgenoſſen machte. So verbeſſerte er auf zarte Weiſe ihre ärmliche Lage durch ſeinen Wohlſtand, und der Alte konnte nicht anders denken, als Traugott werde Dorina heirathen, welches er ihm denn unverholen äußerte. Traugott erſchrack nicht wenig, denn nun erſt dachte er deutlich daran, was aus dem Zweck ſeiner Reiſe geworden. Felizitas ſtand ihm wieder lebhaft vor Augen, und doch war es ihm, als könne er Dorina nicht laſſen. — Auf wunderbare Weiſe konnte er ſich den Beſitz der entſchwundenen Geliebten als Frau nicht wohl denken. Felizitas ſtellte ſich ihm dar als ein geiſtig Bild, das er nie verlieren, nie gewinnen könne. Ewiges geiſtiges Inwohnen der Geliebten — niemals phyſiſches Haben und Beſitzen. — Aber Dorina kam ihn oft in Gedanken als ſein liebes Weib, ſüße Schauer durchbebten ihn, eine ſanfte Glut durchſtrömte ſeine Adern, und doch dünkte es ihm Verrath an ſeiner erſten Liebe, wenn er ſich mit neuen unauflöslichen

Banden feſſeln ließe. — So kämpften in Traugotts Innerm die widerſprechendſten Gefühle, er konnte ſich nicht entſcheiden, er wich dem Alten aus. Der glaubte aber, Traugott wolle ihn um ſein liebes Kind betrügen. Dazu kam, daß er von Traugotts Heirath ſchon als von etwas Beſtimmtem geſprochen, und daß er nur in dieſer Meinung das vertrauliche Verhältniß Dorina's mit Traugott, das ſonſt das Mädchen in übeln Ruf bringen mußte, geduldet hatte. Das Blut des Italieners wallte auf in ihm, und er erklärte dem Traugott eines Tages beſtimmt, daß er entweder Dorina heirathen, oder ihn verlaſſen müſſe, da er auch nicht eine Stunde länger den vertraulichen Umgang dulden werde. Traugott wurde von dem ſchneidendſten Aerger und Verdruß ergriffen. Der Alte kam ihm vor wie ein gemeiner Kuppler, ſein eignes Thun und Treiben erſchien ihm verächtlich, daß er jemals von Felizitas gelaſſen, ſündhaft und abſcheulich. — Der Abſchied von Dorina zerriß ihm das Herz, aber er wand ſich gewaltſam los aus den ſüßen Banden. Er eilte fort nach Neapel, nach Sorrent. —

Ein Jahr verging in den ſtrengſten Nachforſchungen nach Berklinger und Felizitas, aber Alles blieb vergebens, niemand wußte etwas von ihnen. Eine leiſe Vermuthung, die ſich nur auf eine Sage gründete, daß ein alter deutſcher Mahler ſich vor mehreren Jahren in Sorrent blicken laſſen, war alles, was er erhaſchen konnte. Wie auf einem wogenden Meer hin und hergetrieben, blieb Traugott endlich in Neapel, und ſo wie er wieder die Kunſt fleißiger trieb, ging auch die Sehnſucht nach Felizitas linder und milder in ſeiner Bruſt auf. Aber kein holdes Mädchen, war ſie nur in Geſtalt, Gang und Haltung Dorinen im mindeſten ähnlich, ſah er ohne auf das ſchmerzlichſte den Verluſt des ſüßen lieben Kindes zu fühlen. Beim Mahlen dachte er niemals an Dorina, wohl aber an Felizitas, die blieb ſein ſtetes Ideal. — Endlich erhielt er Briefe aus der Vaterſtadt. Herr Elias Roos hatte, wie der Geſchäftsträger meldete, das Zeitliche geſegnet, und Traugotts Gegenwart war nöthig, um ſich mit dem Buchhalter, der Mamſell Chriſtina geheirathet und die Handlung übernommen hatte, auseinanderzuſetzen. Auf dem nächſten Wege eilte Traugott nach Danzig zurück. — Da ſtand er wieder im Artushof an der Granitſäule dem Bürgermeiſter und Pagen gegenüber, er gedachte des wunderbaren Abenteuers, das ſo ſchmerzlich in ſein Leben gegriffen, und von tiefer hoffnungsloſer Wehmuth befangen ſtarrte er den Jüngling an, der ihn wie mit lebendigen Blicken zu begrüßen und mit holder ſüßer Stimme zu liſpeln ſchien: So konnteſt du doch von mir nicht laſſen! —

„Seh' ich denn Recht? ſind Ew. Edlen wirklich wieder da und friſch und geſund, gänzlich geheilt von der böſen Melancholie?“ — So quäkte eine Stimme neben Traugott, es war der bekannte Makler. „Ich habe ſie nicht gefunden,“ ſprach Traugott unwillkührlich. „Wen denn? wen haben Ew. Edlen nicht gefunden?“ fragte der Mäkler.

„Den Mahler Godofredus Berklinger und ſeine Tochter Felizitas;“ erwiederte Traugott, „ich habe ſie in ganz Italien geſucht, in Sorrent wußte kein Menſch etwas von ihnen.“ Da ſah ihn der Mäkler an mit ſtarren Blicken und ſtammelte: „Wo haben Ew. Edlen den Mahler und die Felizitas geſucht? — in Italien? in Neapel? in Sorrent?“ — „Nun ja doch, freilich!“ rief Traugott voll Aerger. Da ſchlug aber der Mäkler einmal übers andere die Hände zuſammen und ſchrie immer dazwiſchen: „Ei du meine Güte! ei du meine Güte! aber Herr Traugott, Herr Traugott!“ — „Nun was iſt denn da viel ſich darüber zu verwundern,“ ſagte dieſer; „gebehrden Sie Sich nur nicht ſo närriſch. Um der Geliebten willen reiſet man wohl nach Sorrent. Ja, ja! ich liebte die Felizitas und zog ihr nach.“ Aber der Mäkler hüpfte auf einem Beine und ſchrie immer fort: „Ei du meine Güte! ei du meine Güte!“ bis ihn Traugott feſthielt und mit ernſtem Blicke fragte: „Nun ſo ſagen Sie doch nur um des Himmelswillen, was Sie ſo ſeltſam finden?“ „Aber Herr Traugott,“ fing endlich der Mäkler an, „wiſſen Sie denn nicht, daß der Herr Aloyſius Brandſtetter, unſer verehrter Rathsherr und Gildeälteſter, ſein kleines Landhaus dicht am Fuß des Karlsberges, im Tannenwäldchen, nach Conrad's Hammer hin, Sorrent genannt hat? Der kaufte dem Berklinger ſeine Bilder ab und nahm ihn nebſt Tochter ins Haus, das heißt, nach Sorrent hinaus. Da haben ſie gewohnt Jahre lang, und Sie hätten, verehrter Herr Traugott, ſtanden Sie nur mit ihren beiden lieben Füßen mitten auf den Karlsberge, in den Garten hineinſchauen und die Mamſell Felizitas in wunderlichen altdeutſchen Weiberkleidern, wie auf jenen Bildern dort, herumwandeln ſehn können, brauchten gar nicht nach Italien zu reiſen. Nachher iſt der Alte — doch das iſt eine traurige Geſchichte!“ — „Erzählen Sie,“ ſprach Traugott dumpf. „Ja!“ fuhr der Mäkler fort, „der junge Brandſtetter kam von England zurück, ſah die Mamſell Felizitas, und verliebte ſich in dieſelbe.

Er überraſchte die Mamſell im Garten, fiel romanhafter Weiſe vor ihr auf beide Kniee, und ſchwur, daß er ſie heirathen und aus der tyranniſchen Sklaverei ihres Vaters befreien wolle. Der Alte ſtand, ohne daß es die jungen Leute bemerkt hatten, dicht hinter ihnen, und in dem Augenblick als Felizitas ſprach: ich will die Ihrige ſein, fiel er mit einem dumpfen Schrei nieder und war mauſetodt. Er ſoll ſehr häßlich ausgeſehen haben — ganz blau und blutig, weil ihm, man weiß nicht wie, eine Pulsader geſprungen war. Den jungen Herrn Brandſtetter konnte die Mamſell Felizitas nachher gar nicht mehr leiden, und heirathete endlich den Hof- und Kriminalrath Matheſius in Marienwerder. Ew. Edlen können die Frau Kriminalräthin beſuchen aus alter Anhänglichkeit. Marienwerder iſt doch nicht ſo weit als das wahrhafte italieniſche Sorrent. Die liebe Frau ſoll ſich wohl befinden und diverſe Kinder in Cours geſetzt haben.“ — Stumm und ſtarr eilte Traugott von dannen. Dieſer Ausgang ſeines Abenteuers erfüllte ihn mit Grauen und

Entſetzen. „Nein, ſie iſt es nicht,“ rief er, „ſie iſt es nicht — nicht Felizitas, das Himmelsbild, das in meiner Bruſt ein unendlich Sehnen entzündet, dem ich nachzog in ferne Lande, es vor mir und immer vor mir erblickend, wie meinen in ſüßer Hoffnung funkelnden flammenden Glücksſtern! — Felizitas! — Kriminalräthin Matheſius ha, ha, ha! — Kriminalräthin Matheſius!“ — Traugott, von wildem Jammer erfaßt, lachte laut auf und lief wie ſonſt durchs Olivaer Thor, durch Langfuhr bis auf den Karlsberg. Er ſchaute hinein in Sorrent, die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen. „Ach,“ rief er, „wie tief, wie unheilbar tief verletzt dein bitterer Hohn, du ewig waltende Macht, des armen Menſchen weiche Bruſt! Aber nein, nein! was klagt das Kind über heilloſen Schmerz, das in die Flamme greift, ſtatt ſich zu laben an Licht und Wärme. — Das Geſchick erfaßte mich ſichtbarlich, aber mein getrübter Blick erkannte nicht das höhere Weſen, und vermeſſen wähnte ich das, was vom alten Meiſter geſchaffen, wunderbar zum Leben erwacht auf mich zutrat, ſey meines Gleichen, und ich könne es herabziehen in die klägliche Exiſtenz des irdiſchen Augenblicks. Nein, nein, Felizitas, nie habe ich dich verloren, du bleibſt mein immerdar, denn du ſelbſt biſt ja die ſchaffende Kunſt, die in mir lebt. Nun — nun erſt habe ich dich erkannt. Was haſt du, was habe ich mit der Kriminalräthin Matheſius zu ſchaffen! — Ich meine gar nichts!“ — „Ich wüßte auch nicht was Sie, verehrter Herr Traugott, mit der zu ſchaffen haben ſollten,“ fiel hier eine Stimme ein. — Traugott erwachte aus einem Traum. Er befand ſich, ohne zu wiſſen auf welche Weiſe, wieder im Artushofe an die Granitſäule gelehnt. Der, welcher jene Worte geſprochen, war Chriſtinens Eheherr. Er überreichte dem Traugott einen eben aus Rom angelangten Brief. Matuſzewski ſchrieb:

„Dorina iſt hübſcher und anmuthi-
„ger als je, nur bleich vor Sehnſucht
„nach Dir, geliebter Freund! Sie er-
„wartet Dich ſtündlich, denn feſt ſteht

„es in ihrer Seele, daß Du ſie nimmer
„laſſen könnteſt. Sie liebt Dich gar
„inniglich. Wann ſehen wir Dich
„wieder?" —

„Sehr lieb iſt es mir," ſprach Traugott, nachdem er dies geleſen, zu Chriſtinens Eheherrn, „daß wir heute abgeſchloſſen haben, denn morgen reiſe ich nach Rom, wo mich eine geliebte Braut ſehnlichſt erwartet."

Die Freunde rühmten, als Cyprian geendigt, den heitern gemüthlichen Ton, der in dem Ganzen herrſche. Theodor meinte nur daß die Mädchen und Frauen wohl manches auszuſetzen finden möchten. Nicht allein die blonde Chriſtine mit ihrem glänzenden Küchengeſchirr, ſondern auch die Myſtifikation des Helden, die Criminalräthin Matheſius, das ganze Schlußſtück in dem eine tiefe Ironie liege, würde ihnen höchlich mißfallen. „Willſt Du," rief Lothar, „überall den Maaßſtab darnach, was den Weibern gefällt, anlegen, ſo mußt Du alle Ironie, aus der ſich der tiefſte ergötzlichſte Humor erzeugt, ganz verbannen; denn dafür haben ſie, wenigſtens in der Regel ganz und gar keinen Sinn. „Welches," erwiederte Theodor, „mir auch ſehr wohl gefällt. Du wirſt mir eingeſtehen, daß der Humor, der ſich in unſerer eigenthümlichſten Natur aus den ſeltſamſten Contraſten bildet, der weiblichen Natur ganz widerſtrebt. Wir fühlen das nur zu lebhaft, ſollten wir uns auch niemals ganz klare Rechenſchaft darüber geben können. Denn ſage mir, magſt Du auch einige Zeit Gefallen finden an dem Geſpräch einer humoriſtiſchen Frau, würdeſt Du ſie Dir als Geliebte oder Gattin wünſchen?" — Gewiß nicht, ſprach Lothar, wie wohl ſich über dies weitſchichtige Thema, in wiefern der Humor den Weibern anſtehe oder nicht, noch gar vieles ſagen ließe und ich mir deshalb hiemit ausdrücklich vorbehalte, bey guter Gelegenheit zu meinen würdigen Serapions-Brüdern ſo tief und weiſe darüber zu ſprechen, als noch jemals irgend ein tüchtiger Pſycholog darüber geſprochen haben mag. Uebrigens frage ich Dich, o

Theodor! ob es denn unumgänglich von Nöthen, ſich jede vorzügliche Dame mit der man ſich in ein vernünftiges Geſpräch eingelaſſen, als ſeine Geliebte oder Gattin zu denken? Ich meine, erwiederte Theodor, daß jede Annäherung an ein weibliches Weſen nur dann zu intereſſiren vermag, wenn man vor dem Gedanken, wenn es die Geliebte oder Gattin wäre, wenigſtens nicht erſchrickt, und daß, jemehr dieſer Gedanke behaglichen Raum findet im Innern, um deſto höher jenes Intereſſe ſteigt.

„Das iſt," rief Ottmar lachend, „das iſt eine von Theodors gewagteſten Behauptungen, die ich ſchon lange kenne. Er hat ſtets darnach gehandelt, und ſchon mancher Vortrefflichen auf grobe Weiſe den Rücken gedreht, weil er auch auf ein paar Stunden ſich nicht in ſie zu verlieben vermochte. Als tanzender Student pflegte er ernſthaft zu verſichern, jedem Mädchen mit dem er ſich herumſchwenke, reiche er ſein Herz dar, wenigſtens auf die Zeit der Angloiſe oder Quadrille, und ſuche in ßen zierlichſten Pas das auszudrücken wovon ſein Mund ſchweigen müſſe, ſeufze auch ſehr, ſo wie es nur der Athem verſtatte.

Erlaubt, rief Theodor, daß ich dies unſerapiontiſche Geſpräch unterbreche. Es wird ſpät, und das Herz würde es mir abdrücken, wenn ich Euch nicht noch heute eine Erzählung vorleſen ſollte die ich geſtern endigte. — Mir gab der Geiſt ein, ein ſehr bekanntes und ſchon bearbeitetes Thema von einem Bergmann zu Falun auszuführen des Breiteren, und Ihr ſollt entſcheiden, ob ich wohl gethan der Hingebung zu folgen oder nicht. — Der trübe Ton, den mein Gemälde erhalten mußte, wird vielleicht nicht gut abſtechen gegen Cyprians heitres Bild. Verzeiht das und gönnt mir ein geneigtes Ohr!

Theodor las:

Die Bergwerke zu Falun.

An einem heitern ſonnenhellen Julius-Tage hatte ſich alles Volk zu Götheborg auf der Rhede verſammelt. Ein reicher Oſtindienfahrer glücklich heimgekehrt aus dem fernen Lande lag im Klippa-Haſen vor Anker und ließ die langen Wimpel, die ſchwediſchen Flaggen luſtig hinauswehen in die azurblaue Luft, während hunderte von Fahrzeugen, Böten, Kähnen, vollgepfropft mit jubelnden Seeleuten auf den ſpiegelblanken Wellen der Göthaelf hin und her ſchwammen und die Kanonen von Masthuggetorg ihre welthallenden Grüße hinüber donnerten in das weite Meer. Die Herren von der oſtindiſchen Kompagnie wandelten am Haſen auf und ab, und berechneten mit lächelnden Geſichtern den reichen Gewinn, der ihnen geworden, und hatten ihre Herzensfreude daran, wie ihr gewagtes Unternehmen nun mit jedem Jahr mehr und mehr gedeihe und das gute Göthaborg im ſchönſten Handelsflor immer friſcher und herrlicher empor blühe. Jeder ſah auch deshalb die wackern Herrn mit Luſt und Vergnügen an und freute ſich mit ihnen, denn mit ihrem Gewinn kam ja Saft und Kraft in das rege Leben der ganzen Stadt.

Die Beſatzung des Oſtindienfahrers, wohl an die hundert und funfzig Mann ſtark, landete in vielen Böten die dazu ausgerüſtet, und ſchickte ſich an ihren Hönsning zu halten. So iſt nämlich das Feſt geheißen, das bei derley Gelegenheit von der Schiffsmannſchaft gefeiert wird, und das oft mehrere Tage dauert. Spielleute in wunderlicher bunter Tracht zogen vorauf mit Geigen, Pfeifen, Oboen und Trommeln, die ſie wacker rührten, während andere allerlei luſtige Lieder dazu abſangen. Ihnen folgten die Matroſen zu Paar und Paar. Einige mit bunt bebänderten Jacken und Hüten ſchwangen flatternde Wimpel, andere tanzten und ſprangen und alle jauchzten und jubelten, daß das helle Getöſe weit in den Lüften erhallte.

So ging der fröhliche Zug fort über die Werfte — durch die Vorſtädte bis nach der Haga-Vorſtadt, wo in einem Gäſtgifvaregard tapfer geſchmauſ't und gezecht werden ſollte.

Da floß nun das ſchönſte Oel in Strömen und Bumper auf Bumper wurde geleert. Wie es denn nun bei Seeleuten, die heimkehren von weiter Reiſe, nicht anders der Fall iſt, allerlei ſchmucke Dirnen geſellten ſich alsbald zu ihnen, der Tanz begann und wilder und wilder wurde die Luſt und lauter und toller der Jubel.

Nur ein einziger Seemann, ein ſchlanker hübſcher Menſch, kaum mocht' er zwanzig Jahr alt ſeyn, hatte ſich fortgeſchlichen aus dem Getümmel, und draußen einſam hingeſetzt auf die Bank, die neben der Thür des Schenkhauſes ſtand.

Ein Paar Matroſen traten zu ihm, und einer von ihnen rief laut auflachend: „Elis Fröbom! — Elis Fröbom! — Biſt du mal wieder ein recht trauriger Narr worden, und vertrödelſt die ſchöne Zeit mit dummen Gedanken? — Hör' Elis, wenn du von unſerm Hönening wegbleibſt, ſo bleib lieber auch ganz weg vom Schiff! — Ein ordentlicher tüchtiger Seemann wird doch ſo aus dir niemals werden. Muth haſt du zwar genug', und tapfer biſt du auch in der Gefahr, aber ſaufen kannſt du gar nicht, und behältſt lieber die

die Dukaten in der Taſche, als ſie hier gaſtlich den Landratzen zuzuwerfen. — Trink, Burſche! oder der Seeteufel Näcken — der ganze Troll ſoll dir über den Hals kommen!“

Elis Fröbom ſprang haſtig von der Bank auf, ſchaute den Matroſen an mit glühendem Blick, nahm den mit Brantwein bis an den Rand gefüllten Becher und leerte ihn mit einem Zuge. Dann ſprach er: „du ſiehſt, Joens, daß ich ſaufen kann wie Einer von euch, und ob ich ein tüchtiger Seemann bin mag der Kapitain entſcheiden. Aber nun halt dein Läſtermaul, und ſchier dich fort! — Mir iſt eure wilde Tollheit zuwider. — Was ich hier draußen treibe, geht dich nichts an! „Nun, nun, erwiederte Joens, ich weiß es ja, du biſt ein Neriker von Geburt, und die ſind alle trübe und traurig, und haben keine rechte Luſt am wackern Seemanns-Leben! — Wart nur, Elis, ich werde dir jemand herausſchikken, du ſollſt bald weggebracht werden von der verhexten Bank, an die dich der Näcken genagelt hat.“

Nicht lange dauerte es, ſo trat ein gar feines ſchmuckes Mädchen aus der Thür des Gäſtgifvaregard und ſetzte ſich hin neben dem trübſinnigen Elis, der ſich wieder verſtummt und in ſich gekehrt auf die Bank niedergelaſſen hatte. Man ſah es dem Putz, dem ganzen Weſen der Dirne wohl an, daß ſie ſich leider böſer Luſt geopfert, aber noch hatte das wilde Leben nicht ſeine zerſtörende Macht geübt an den wunderlieblichen ſanften Zügen ihres holden Antlitzes. Keine Spur von zurückſtoßender Frechheit, nein, eine ſtille ſehnſüchtige Trauer lag in dem Blick der dunkeln Augen.

„Elis! — wollt ihr denn gar keinen Theil nehmen an der Freude eurer Kameraden? — Regt ſich denn gar keine Luſt in euch, da ihr wieder heim gekommen und der bedrohlichen Gefahr der trügeriſchen Meereswellen entronnen nun wieder auf vaterländiſchem Boden ſteht?

So ſprach die Dirne mit leiſer, ſanfter Stimme, indem ſie den Arm um den Jüngling ſchlang. Elis Fröbom, wie aus tiefem

Traum erwachend, ſchaute dem Mädchen ins Auge, er faßte ihre Hand, er drückte ſie an ſeine Bruſt, man merkte wohl, daß der Dirne ſüß Gelispel recht in ſein Inneres hinein geklungen.

„[illegible]," begann er endlich, wie ſich beſinnend, „ach, mit meiner Freude, mit meiner Luſt iſt es nun einmal gar nichts. Wenigſtens kann ich durchaus nicht einſtimmen in die Toberei meiner Kameraden. Geh' nur hinein, mein gutes Kind, juble und jauchze mit den andern, wenn du es vermagſt, aber laß den trüben, traurigen Ellis hier draußen allein; er würde dir nur alle Luſt verderben. — Doch wart! — Du gefällſt mir gar wohl, und ſollſt an mich fein denken, wenn ich wieder auf dem Meere bin."

Damit nahm er zwei blanke Dukaten aus der Taſche, zog ein ſchönes oſtindiſches Tuch aus dem Buſen, und gab beides der Dirne. Der traten aber die hellen Thränen in die Augen, ſie ſtand auf, ſie legte die Dukaten auf die Bank, ſie ſprach: „Ach, behaltet doch nur eure Dukaten, die machen mich nur traurig, aber das ſchöne Tuch, das will ich tragen euch zum theuern Andenken, und ihr werdet mich wohl übers Jahr nicht mehr finden wenn ihr Hönsning haltet hier in der Haga.“ —

Damit ſchlich die Dirne, nicht mehr zurückkehrend in das Schenkhaus, beide Hände vors Geſicht gedrückt, fort über die Straße.

Aufs neue verſank Elis Fröbom in ſeine düſtre Träumerei, und rief endlich, als der Jubel in der Schenke recht laut und toll wurde: Ach läg' ich doch nur begraben in dem tiefſten Meeresgrunde! — denn im Leben giebts keinen Menſchen mehr, mit dem ich mich freuen ſollte!“

Da ſprach eine tiefe rauhe Stimme dicht hinter ihm: „ihr müßt gar großes Unglück erfahren haben, junger Menſch, daß ihr euch ſchon jetzt, da das Leben Euch erſt recht aufgehen ſollte, den Tod wünſchet.“

Elis ſchaute ſich um, und gewahrte einen alten Bergmann, der mit übereinander geſchlagenen Armen an die Plankenwand des Schenkhauſes angelehnt ſtand, und mit ernſtem durchdringenden Blick auf ihn herabſchaute.

So wie Elis den Alten länger anſah, wurde es ihm, als trete in dieſer wilder Einſamkeit, in die er ſich verloren geglaubt, eine bekannte Geſtalt ihm freundlich tröſtend entgegen. Er ſammelte ſich, und erzählte, wie ſein Vater ein tüchtiger Steuermann geweſen, aber in demſelben Sturme umgekommen, aus dem er gerettet worden auf wunderbare Weiſe. Seine beiden Brüder wären als Soldaten geblieben in der Schlacht, und er allein habe ſeine arme verlaſſene Mutter erhalten mit dem reichen Solde, den er nach jeder Oſtindienfahrt empfangen. Denn Seemann habe er doch nun einmal, von Kindesbeinen an dazu beſtimmt, bleiben müſſen, und da habe es ihm ein großes Glück gedünkt, in den Dienſt der oſtindiſchen Compagnie treten zu können. Reicher als jemals ſey diesmal der Gewinn ausgefallen, und jeder Matroſe habe noch außer dem Sold ein gut Stück Geld erhalten, ſo daß er, die Taſche voll Dukaten, in heller Freude hingelaufen ſey nach dem kleinen Häuschen, wo ſeine Mutter gewohnt. Aber fremde Geſichter hätten ihn aus dem Fenſter angekuckt, und eine junge Frau, die ihm endlich die Thür geöffnet, und der er ſich zu erkennen gegeben, habe ihm mit kaltem rauhem Ton berichtet, daß ſeine Mutter ſchon vor drei Monaten geſtorben, und daß er die Paar Lumpen, die, nachdem die Begräbnißkoſten berichtigt, noch übrig geblieben, auf dem Rathhauſe in Empfang nehmen könne. Der Tod ſeiner Mutter zerreiße ihm das Herz, er fühle ſich von aller Welt verlaſſen, einſam wie auf ein ödes Riff verſchlagen, hülflos, elend. Sein ganzes Leben auf der See erſcheine ihm wie ein irres zweckloſes Treiben, ja, wenn er daran denke, daß ſeine Mutter vielleicht ſchlecht gepflegt von fremden Leuten, ſo ohne Troſt ſterben müſſen, komme es ihm ruchlos und abſcheulich vor, daß er überhaupt zur See gegangen, und nicht lieber daheim geblieben, ſeine arme Mutter nährend und pflegend. Die Kameraden hätten ihn mit Gewalt fortgeriſſen zum Hönsning, und er ſelbſt habe geglaubt, daß der Jubel um ihn her, ja auch wohl das ſtarke Getränk, ſeinen Schmerz betäuben werde, aber ſtatt deſſen ſey es ihm bald geworden, als ſprängen alle Adern in ſeiner Bruſt, und er müſſe ſich verbluten.

„Ei,“ ſprach der alte Bergmann, „ei, du wirſt bald wieder in See ſtechen, Elis, und dann wird dein Schmerz vorüber ſeyn in weniger Zeit. Alte Leute ſterben, das iſt nun einmal nicht anders, und deine Mutter hat ja, wie du ſelbſt geſtehſt, nur ein armes mühſeliges Leben verlaſſen.“

„Ach,“ erwiederte Elis, „ach, daß niemand an meinen Schmerz glaubt, ja daß man mich wohl albern und thörigt ſchilt, das iſt es ja eben, was mich hinausſtößt aus der Welt. — Auf die See mag ich nicht mehr, Das Leben ekelt mich an. Sonſt ging mir wohl das Herz auf, wenn das Schiff die Seegel wie ſtattliche Schwingen ausbreitend, über das Meer dahinfuhr, und die Wellen in gar luſtiger Muſik plätſcherten und ſauſten, und der Wind dazwiſchen pfiff durch das knatternde Thauwerk. Da jauchzte ich fröhlich mit den Kameraden auf dem Verdeck, und dann — hatte ich in ſtiller dunkler Nacht die Wache, da gedachte ich der Heimkehr und meiner guten alten Mutter, wie die ſich nun wieder freuen würde, wenn Elis zurückgekommen! — Hey! da kennt' ich wohl jubeln auf dem Hönsning, wenn ich dem Mütterchen die Dukaten in den Schooß geſchüttet, wenn ich ihr die ſchönen Tücher und wohl noch manch anderes Stück ſeltner Waare aus dem fernen Lande hingereicht. Wenn ihr dann vor Freude die Augen hell aufleuchteten, wenn ſie die Hände einmal über das andere zuſammenſchlug, ganz erfüllt von Vergnügen und Luſt, wenn ſie geſchäftig hin und hertrippelte, und das ſchönſte Aehl herbeiholte, das ſie für Elis aufbewahrt. Und ſaß ich denn nun Abends bei der Alten, dann erzählte ich ihr von den ſeltſamen Leuten, mit denen ich verkehrt, von ihren Sitten und Gebräuchen, von allem Wunderbaren was mir begegnet, auf der langen Reiſe. Sie hatte ihre große Luſt daran, und redete wieder zu mir von den wunderbaren Fahrten meines Vaters im höchſten Norden, und tiſchte mir dagegen manches ſchauerliche Seemanns-Mährlein auf, das ich ſchon hundertmal gehört, und an dem ich mich doch gar nicht ſatt hören konnte! — Ach! wer bringt mir dieſe Freude wieder! — Nein, niemals mehr auf die See. — Was ſollt' ich unter den Kameraden, die mich nur aushöhnen würden, und wo ſollt' ich Luſt hernehmen zur Arbeit, die mir nur ein mühſeliges Treiben um Nichts dünken würde!" —

„Ich höre euch," ſprach der Alte, als Elis ſchwieg, „ich höre euch mit Vergnügen reden, junger Menſch, ſo wie ich ſchon ſeit ein Paar Stunden, ohne daß ihr mich gewahretet, euer ganzes Betragen beobachtete, und meine Freude daran hatte. Alles, was ihr thatet, was ihr ſpracht, beweiſ't, daß ihr ein tiefes in ſich ſelbſt gekehrtes, frommes, kindliches Gemüth habe, und eine ſchönere

Gabe konnte euch der hohe Himmel gar nicht verleihen. Aber zum Seemann habt ihr eure Lebetage gar nicht im mindeſten getaugt. Wie ſollte euch ſtillem, wohl gar zum Trübſinn geneigten Neriker (daß ihr das ſeyd, ſeh ich an den Zügen eures Geſichts, an eurer ganzen Haltung) wie ſollte euch das wilde unſtete Leben auf der See zuſagen. Ihr thut wohl daran, daß ihr dies Leben aufgebt für immer. Aber die Hände werdet ihr doch nicht in den Schooß legen? — Folgt meinem Rath, Elis Fröbom! geht nach Falun, werdet ein Bergmann. Ihr ſeyd jung, rüſtig, gewiß bald ein tüchtiger Knappe, dann Hauer, Steiger und immer höher herauf. Ihr habt tüchtige Dukaten in der Taſche, die legt ihr an, verdient dazu, kommt wohl gar zum Beſitz eines Bergmannshemmans, habt eure eigne Kuxe in der Grube. Folgt meinem Rath, Elis Fröbom, werdet ein Bergmann!"

Elis Fröbom erſchrak beinahe über die Worte des Alten. „Wie," rief er, „was rathet ihr mir? Von der ſchönen freien Erde, aus dem heitern ſonnenhellen Himmel, der mich umgiebt, labend, erquickend, ſoll ich hinaus — hinab in die ſchauerliche Höllentiefe und dem Maulwurf gleich wühlen und wühlen nach den Erzen und Metallen, ſchnöden Gewinns halber?“

„So iſt,“ rief der Alte erzürnt, „ſo iſt nun das Volk, es verachtet das, was es nicht zu erkennen vermag. Schnöder Gewinn! Als ob alle grauſame Quälerei auf der Oberfläche der Erde, wie ſie der Handel herbeiführt, ſich edler geſtalte als die Arbeit des Bergmanns, deſſen Wiſſenſchaft, deſſen unverdroſſenem Fleiß die Natur ihre geheimſten Schatzkammern erſchließt. Du ſprichſt von ſchnödem Gewinn, Elis Fröbom! — ey es möchte hier wohl noch höheres gelten. Wenn der blinde Maulwurf in blindem Inſtinkte die Erde durchwühlt, ſo möcht es wohl ſeyn, daß in der tiefſten Teufe bei dem ſchwachen Schimmer des Grubenlichts des Menſchen Auge hellſehender wird, ja daß es endlich ſich mehr und mehr erkräftigend, in dem wunderbaren

Geſtein die Abſpieglung deſſen zu erkennen vermag, was oben über den Wolken verborgen. Du weißt nichts von dem Bergbau, Elis Fröbom, laß dir davon erzählen.“ —

Mit dieſen Worten ſetzte ſich der Alte hin auf die Bank neben Elis, und begann ſehr ausführlich zu beſchreiben, wie es bei dem Bergbau hergehe, und mühte ſich, mit den lebendigſten Farben dem Unwiſſenden alles recht deutlich vor Augen zu bringen. Er kam auf die Bergwerke von Falun, in denen er, wie er ſagte, ſeit ſeiner frühen Jugend gearbeitet, er beſchrieb die große Tagesöffnung mit den ſchwarzbraunen Wänden, die dort anzutreffen, er ſprach von dem unermeßlichen Reichthum der Erzgrube an dem ſchönſten Geſtein. Immer lebendiger und lebendiger wurde ſeine Rede, immer glühender ſein Blick. Er durchwanderte die Schachten wie die Gänge eines Zaubergartens. Das Geſtein lebte auf, die Foſſile regten ſich, der wunderbare Pyrosmalith, der Almandin blitzten im Schein der Grubenlichter — die Bergkryſtalle leuchteten und flimmerten durcheinander. —

Elis horchte hoch auf; des Alten ſeltſame Weiſe von den unterirdiſchen Wundern zu reden, als ſtehe er gerade in ihrer Mitte, erfaßte ſein ganzes Ich. Er fühlte ſeine Bruſt beklemmt, es war ihm, als ſey er ſchon hinabgefahren mit dem Alten in die Tiefe, und ein mächtiger Zauber halte ihn unten feſt, ſo daß er nie mehr das freundliche Licht des Tages ſchauen werde. Und doch war es ihm wieder, als habe ihm der Alte eine neue unbekannte Welt erſchloſſen, in die er hineingehöre, und aller Zauber dieſer Welt ſey ihm ſchon zur frühſten Knabenzeit in ſeltſamen geheimnißvollen Ahnungen aufgegangen. —

„Ich habe,“ ſprach endlich der Alte, „ich habe euch, Elis Fröbom, alle Herrlichkeit eines Standes dargethan, zu dem euch die Natur recht eigentlich beſtimmte. Geht nur mit euch ſelbſt zu Rathe, und thut dann, wie euer Sinn es euch eingiebt!“

Damit ſprang der alte haſtig auf von der Bank, und ſchritt von dannen, ohne Elis weiter zu grüßen oder ſich nach ihm umzuſchauen. Bald war er ſeinem Blick entſchwunden.

In dem Schenkhauſe war es indeſſen ſtill worden. Die Macht des ſtarken Aehls (Biers), des Brantweins hatte geſiegt. Manche vom Schiffsvolk waren fortgeſchlichen mit ihren Dirnen, andere lagen in den Winkeln und ſchnarchten. Elie, der nicht mehr einkehren konnte in das gewohnte Obdach, erhielt auf ſein Bitten ein kleines Kämmerlein zur Schlafſtelle.

Kaum hatte er ſich müde und matt wie er war, hingeſtreckt auf ſein Lager, als der Traum über ihm ſeine Fittige rührte. Es war ihm, als ſchwämme er in einem ſchönen Schiff mit vollen Seegeln auf dem ſpiegelblanken Meer, und über ihm wölbe ſich ein dunkler Wolkenhimmel. Doch wie er nun in die Wellen hinabſchaute, erkannte er bald, daß das, was er für das Meer gehalten, eine feſte durchſichtige funkelnde Maſſe war, in deren Schimmer das ganze Schiff auf wunderbare Weiſe zerfloß, ſo daß er auf dem Kryſtallboden ſtand, und über ſich ein Gewölbe von ſchwarz flimmerndem Geſtein erblickte. Geſtein war das nämlich, was er erſt für den Wolkenhimmel gehalten. Von unbekannter Macht fortgetrieben, ſchritt er vorwärts, aber in dem Augenblick regte ſich alles um ihn her, und wie kräuſelnde Wogen erhoben ſich aus dem Boden wunderbare Blumen und Pflanzen von blinkendem Metall, die ihre Blüthen und Blätter aus der tiefſten Tiefe emporrankten, und auf anmuthige Weiſe in einander verſchlangen. Der Boden war ſo klar, daß Elis die Wurzeln der Pflanzen deutlich erkennen konnte, aber bald immer tiefer mit dem Blick eindringend, erblickte er ganz unten — unzählige holde jungfräuliche Geſtalten, die ſich mit weißen glänzenden Armen umſchlungen hielten, und aus ihren Herzen ſproßten jene Wurzeln, jene Blumen und Pflanzen empor, und wenn die Jungfrauen lächelten, ging ein ſüßer Wohllaut durch das weite Gewölbe, und höher und freudiger ſchoſſen die wunderbaren Metallblüthen empor. Ein unbeſchreibliches Gefühl von Schmerz und Wolluſt ergriff den Jüngling, eine Welt von Liebe, Sehnſucht, brünſtigem Verlangen ging auf in ſeinem Innern. „Hinab — hinab zu euch, rief er, und warf ſich mit ausgebreiteten Armen auf den kryſtallenen Boden nieder. Aber der wich unter ihm, und er ſchwebte wie in ſchimmerndem Aether. „Nun, Elis Fröbom, wie gefällt es dir in dieſer Herrlichkeit?“ — So rief eine ſtarke Stimme. Elis gewahrte neben ſich den alten Bergmann, aber ſo wie er ihn mehr und mehr anſchaute wurde er zur Rieſengeſtalt aus glühendem Erz gegoſſen. Elis wollte ſich entſetzen, aber in dem Augenblick leuchtete es auf aus der Tiefe wie ein jäher Blitz und das ernſte Antlitz einer mächtigen Frau wurde ſichtbar. Elis fühlte, wie das Entzücken in ſeiner Bruſt immer ſteigend und ſteigend zur zermalmenden Angſt wurde. Der Alte hatte ihn umfaßt und rief: Nimm dich in Acht, Elis Fröbom, das iſt die Königin, noch magſt du heraufſchauen. — Unwillkührlich drehte er das Haupt, und wurde gewahr wie die Sterne des nächtlichen Himmels durch eine Spalte des Gewölbes

wölbes leuchteten. Eine ſanfte Stimme rief wie in troſtloſem Weh ſeinen Namen. Es war die Stimme ſeiner Mutter. Er glaubte ihre Geſtalt zu ſchauen oben an der Spalte. Aber es war ein holdes junges Weib die ihre Hand tief hinab ſtreckte in das Gewölbe und ſeinen Namen rief. „Trage mich empor, rief er dem Alten zu, ich gehöre doch der Oberwelt an und ihrem freundlichen Himmel.“ — „Nimm dich in Acht,“ ſprach der Alte dumpf, nimm dich in Acht, Fröbom! — ſey treu der Königin der du dich ergeben.“ So wie nun aber der Jüngling wieder hinabſchaute in das ſtarre Antlitz der mächtigen Frau, fühlte er, daß ſein Ich zerfloß in dem glänzenden Geſtein. Er kreiſchte auf in namenloſer Angſt und erwachte aus dem wunderbaren Traum, deſſen Wonne und Entſetzen tief in ſeinem Innern wiederklang. —

Es konnte, ſprach Elis, als er ſich mit Mühe geſammelt, zu ſich ſelbſt, es konnte wohl nicht anders ſeyn, es mußte mir ſolch' wunderliches Zeug träumen. Hat mir doch der alte Bergmann ſo viel erzählt von der Herrlichkeit der unterirdiſchen Welt, daß mein ganzer Kopf davon erfüllt iſt, noch in meinem ganzen Leben war mir nicht ſo zu Muthe als eben jetzt. — Vielleicht träume ich noch fort — Nein nein — ich bin wohl nur krank, hinaus ins Freie, der friſche Hauch der Seeluft wird mich heilen! —

Er raffte ſich auf und rannte nach dem Klippa-Hafen, wo der Jubel des Hönsnings aufs neue ſich erhob. Aber bald gewahrte er, wie alle Luſt an ihm vorüberging, wie er keinen Gedanken in der Seele feſthalten konnte, wie Ahnungen, Wünſche die er nicht zu nennen vermochte, ſein Inneres durchkreuzten. — Er dachte mit tiefer Wehmuth an ſeine verſtorbene Mutter, dann war es ihm aber wieder, als ſehne er ſich nur noch einmal jener Dirne zu begegnen, die ihn geſtern ſo freundlich angeſprochen. Und dann fürchtete er wieder, träte auch die Dirne aus dieſer oder jener Gaſſe ihm entgegen, ſo würd' es am Ende der alte Bergmann ſeyn, vor dem er ſich, ſelbſt konnte er nicht ſagen warum, entſetzen müſſe. Und doch hätte er wieder auch von dem Alten ſich gern mehr erzählen laſſen von den Wundern des Bergbaues. —

Von all' dieſen treibenden Gedanken hin- und hergeworfen, ſchaute er hinein in das Waſſer. Da wollt' es ihm bedünken, als wenn die ſilbernen Wellen erſtarrten zum funkelnden Glimmer, in dem nun die ſchönen großen Schiffe zerfließen, als wenn die dunklen Wolken, die eben heraufzogen an dem heitern Himmel, ſich hinabſenken würden und verdichten zum ſteinernen Gewölbe. — Er ſtand wieder in ſeinem Traum, er ſchaute wieder das ernſte Antlitz der mächtigen Frau, und die verſtörende Angſt des ſehnſüchtigſten Verlangens erfaßte ihn aufs neue. —

Die Kameraden rüttelten ihn auf aus der Träumerei, er mußte ihrem Zuge folgen. Aber nun war es, als flüſtre eine unbekannte Stimme ihm unaufhörlich ins Ohr: Was willſt Du noch hier? — fort! — fort — in den Bergwerken zu Falun iſt deine Heimath. — Da geht alle Herrlichkeit Dir auf, von der Du geträumt — fort, fort nach Falun! —

Drei Tage trieb ſich Elis Fröbom in den Straßen von Göthaborg umher, unaufhörlich verfolgt von den wunderlichen Gebilden ſeines Traums, unaufhörlich gemahnt von der unbekannten Stimme.

Am vierten Tage ſtand Elis an dem Thore durch welches der Weg nach Geſle führt. Da ſchritt eben ein großer Mann vor ihm hindurch. Elis glaubte den alten Bergmann erkannt zu haben und eilte unwiderſtehlich fortgetrieben ihm nach, ohne ihn zu erreichen.

Raſtlos ging es nun fort und weiter fort.

Elis wußte deutlich, daß er ſich auf dem Wege nach Falun befinde und eben dies beruhigte ihn auf beſondere Weiſe, denn gewiß war es ihm, daß die Stimme des Verhängniſſes durch den alten Bergmann zu ihm geſprochen, der ihn nun auch ſeiner Beſtimmung entgegenführe.

In der That ſah er auch manchmal, vorzüglich wenn der Weg ihm ungewiß werden wollte, den Alten, wie er aus einer Schlucht, aus dickem Geſtripp, aus dunklem Geſtein plötzlich hervortrat, und vor ihm ohne ſich umzuſchauen daher ſchritt, dann aber ſchnell wieder verſchwand.

Endlich nach manchem mühſeelig durchwanderten Tage erblickte Elis in der Ferne zwei große Seen, zwiſchen denen ein dicker Dampf aufſtieg. So wie er mehr und mehr die Anhöhe weſtlich erklimmte, unterſchied er in dem Rauch ein Paar Thürme und ſchwarze Dächer. Der Alte ſtand vor ihm rieſengroß, zeigte mit ausgeſtrecktem Arm hin nach dem Dampf und verſchwand wieder im Geſtein.

Das iſt Falun! rief Elis, das iſt Falun, das Ziel meiner Reiſe! — Er hatte Recht, denn Leute die ihm hinterher wanderten beſtätigten es, daß dort zwiſchen den Seen Runn und Warpann die Stadt Falun liege, und daß er ſo eben den Guſſrisberg hinanſteige wo die große Pinge oder Tagesöffnung der Erzgrube befindlich.

Elis Fröbom ſchritt guten Muthes vorwärts, als er aber vor dem ungeheuern Höllenſchlunde ſtand, da gefror ihm das Blut in den Adern und er erſtarrte bei dem Anblick der fürchterlichen Zerſtörung.

Bekanntlich iſt die große Tagesöffnung der Erzgrube zu Falun an zwölfhundert Fuß lang, ſechshundert Fuß breit und einhundert und achtzig Fuß tief. Die ſchwarzbraunen Seitenwände gehen Anfangs größten Theils ſenkrecht nieder; dann verflächen ſie ſich aber gegen die mittlere Tiefe durch ungeheuern Schutt und Trümmerhalden. In dieſen und an den Seitenwänden blickt hin und wieder die Zimmerung alter Schächte hervor, die aus ſtarken, dicht auf einander gelegten und an den Enden in einander gefugten Stämmen nach Art des gewöhnlichen Blockhäuſer-Baues aufgeführt ſind. Kein Baum, kein Grashalm ſproßt in dem kahlen zerbröckelten Steingeklüft und in wunderlichen Gebilden, manchmahl rieſenhaften verſteinerten Thieren, manchmal menſchlichen Koloſſen ähnlich, ragen die zackigen Felſenmaſſen rings umher empor. Im Abgrunde liegen in wilder Zerſtörung durcheinander Steine, Schlacken — ausgebranntes Erz, und ein ewiger betäubender Schwefeldunſt ſteigt aus der Tiefe, als würde unten der Höllenſud gekocht, deſſen Dämpfe alle grüne Luſt der Natur vergiften. Man ſollte glauben, hier ſey Dante herabgeſtiegen und habe den Inferno geſchaut mit all' ſeiner troſtloſen Quaal, mit all' ſeinem Entſetzen.*)

Als nun Elis Fröbom hinab ſchaute in den ungeheueren Schlund, kam ihm in den Sinn was ihm vor langer Zeit der alte Steuermann ſeines Schiffs erzählt. Dem war es, als er einmal im Fieber gelegen, plötzlich geweſen, als ſeyen die Wellen des

---

*) S. die Beſchreibung der großen Pinge zu Falun in Hausmanns Reiſe durch Skandinavien. V. Theil. Seite 96. ff.

Meeres verſtrömt, und unter ihm habe ſich der unermeßliche Abgrund geöffnet, ſo daß er die ſcheußlichen Unthiere der Tiefe erblicke die ſich zwiſchen tauſenden von ſeltſamen Muſcheln, Korallenſtauden, zwiſchen wunderlichem Geſtein in häßlichen Verſchlingungen hin und her wälzten bis ſie mit aufgeſperrtem Rachen zum Tode erſtarrt liegen geblieben. Ein ſolches Geſicht, meinte der alte Seemann, bedeute den baldigen Tod in den Wellen, und wirklich ſtürzte er auch bald darauf unverſehens von dem Verdeck in das Meer und war rettungslos verſchwunden. Daran dachte Elis, denn wohl bedünkte ihm der Abgrund wie der Boden der von den Wellen verlaßenen See, und das ſchwarze Geſtein, die blaulichen, rothen Schlacken des Erzes ſchienen ihm abſcheuliche Unthiere, die ihre häßlichen Polypen-Arme nach ihm ausſtreckten. — Es geſchah, daß eben einige Bergleute aus der Teufe emporſtiegen, die in ihrer dunklen Grubentracht, mit ihren ſchwarz verbrannten Geſichtern, wohl anzuſehen waren wie häßliche Unholde, die aus der Erde mühſam hervorgekrochen ſich den Weg bahnen wollten bis auf die Oberfläche.

Elis fühlte ſich von tiefen Schauern durchbebt und was dem Seemann noch niemals geſchehen, ihn ergriff der Schwindel; es war ihm als zögen unſichtbare Hände ihn hinab in den Schlund. —

Mit geſchloſſenen Augen rannte er einige Schritte fort, und erſt als er weit von der Pinge den Guffrisberg wieder hinabſtieg und er hinauf blickte zum heitern ſonnenhellen Himmel, war ihm alle Angſt jenes ſchauerlichen Anblicks entnommen. Er athmete wieder frei und rief recht aus tiefer Seele: O Herr meines Lebens, was ſind alle Schauer des Meeres gegen das Entſetzen was dort in dem öden Steingeklüft wohnt! — Mag der Sturm toben, mögen die ſchwarzen Wolken hinabtauchen in die brauſenden Wellen, bald ſiegt doch wieder die ſchöne herrliche Sonne und vor ihrem freundlichen Antlitz verſtummt das wilde Getöſe, aber nie dringt ihr Blick in jene ſchwarze Hölen, und kein friſches

Frühlingshauch erquickt dort unten jemals die Bruſt. — Nein, zu euch mag ich mich nicht geſellen, ihr ſchwarzen Erdwürmer, niemals würd' ich mich eingewöhnen können in Euer trübes Leben! —

Elis gedachte in Falun zu übernachten und dann mit dem früheſten Morgen ſeinen Rückweg anzutreten nach Göthaborg.

Als er auf den Marktplatz, der Helſingtorget geheißen, kam, fand er eine Menge Volks verſammelt.

Ein langer Zug von Bergleuten in vollem Staat mit Grubenlichtern in den Händen, Spielleute vorauf, hielt eben vor einem ſtattlichen Hauſe. Ein großer ſchlanker Mann von mittleren Jahren trat heraus, und ſchaute mit mildem Lächeln umher. An dem freien Anſtande, an der offnen Stirn, an den dunkelblau leuchtenden Augen mußte man den ächten Dalkarl erkennen. Die Bergleute ſchloſſen einen Kreis um ihn, jedem ſchüttelte er treuherzig die Hand, mit jedem ſprach er freundliche Worte.

Elis Fröbom erfuhr auf Befragen, daß der Mann Pehrſon Dahlsjö ſey, Masmeiſter Altermann und Beſitzer einer ſchönen Bergsfrälſe bei Stora-Kopparberg. Bergsfrälſe ſind in Schweden Ländereien geheißen die für die Kupfer- und Silberbergwerke verliehen wurden. Die Beſitzer ſolcher Frälſen haben Kuxe in den Gruben, für deren Betrieb ſie zu ſorgen gehalten ſind. —

Man erzählte dem Elis weiter, daß eben heute der Bergſting (Gerichtstag) geendigt, und daß dann die Bergleute herumzögen bei dem Bergmeiſter, dem Hüttenmeiſter und den Altermännern, überall aber gaſtlich bewirthet würden.

Betrachtete Elis die ſchönen ſtattlichen Leute mit den freien freundlichen Geſichtern, ſo konnte er nicht mehr an jene Erdwürmer in der großen Pinge denken. Die helle Fröhlichkeit, die, als Pehrſon Dalsjö hinaus trat, wie aufs neue angefacht durch den ganzen Kreis aufloderte, war wohl ganz anderer Art als der wilde tobende Jubel der Seeleute beim Hönsning.

Dem ſtillen ernſten Elis ging die Art, wie ſich dieſe Bergmänner freuten, recht tief ins Herz. Es wurde ihm unbeſchreiblich wohl zu Muthe, aber der Thränen konnt er ſich vor Rührung kaum enthalten, als einige der jüngeren Knappen ein altes Lied anſtimmten, das in gar einfacher in Seele und Gemüth dringender Melodie den Seegen des Bergbaues pries.

Als das Lied geendet, öffnete Pehrſon Dalsjö die Thüre ſeines Hauſes und alle Bergleute traten nach einander hinein. Elis folgte unwillkührlich und blieb an der Schwelle ſtehen, ſo daß er den ganzen geräumigen Flur überſehen konnte, in dem die Bergleute auf Bänken Platz nahmen. Ein tüchtiges Mahl ſtand auf einem Tiſch bereitet.

Nun ging die hintere Thüre dem Elis gegenüber auf, und eine holde feſtlich geſchmückte Jungfrau trat hinein. Hoch und ſchlank gewachſen, die dunklen Haare in vielen Zöpfen über der Scheitel aufgeflochten, das nette ſchmucke Mieder mit reichen Spangen zuſammengeſtelt ging ſie daher in der höchſten Anmuth der blühendſten Jugend. Alle Bergleute ſtanden auf und ein leiſes freudiges Gemurmel lief durch die Reihen: „Ulla Dahlsjö — Ulla Dahlsjö! — Wie hat „Gott geſegnet unſern wackern Altermann mit „dem ſchönen frommen Himmelskinde!“ — Selbſt den älteſten Bergleuten funkelten die Augen, als Ulla ihnen ſo wie allen übrigen die Hand bot zum freundlichen Gruß. Dann brachte ſie ſchöne ſilberne Krüge, ſcherkte treffliches Aehl, wie es denn nun in Falun bereitet wird, ein, und reichte es dar den frohen Gäſten, indem aller Himmelsglanz der unſchuldvollſten Unbefangenheit ihr holdes Antlitz überſtralte.

So wie Elis Fröbom die Jungfrau erblickte, war es ihm, als ſchlüge ein Blitz durch ſein Innres und entflamme alle Himmelsluſt, allen Liebesſchmerz — alle Inbrunſt die in ihm verſchloſſen. — Ulla Dahlsjö war es, die ihm in dem verhängnißvollen Traum die rettende Hand geboten; er glaubte nun die tiefe Deutung jenes Traums zu errathen, und pries, des alten Bergmanns vergeſſend, das Schickſal, dem er nach Falun gefolgt. —

Aber dann fühlte er ſich, auf der Thürſchwelle ſtehend, ein unbeachteter Fremdling, elend, troſtlos, verlaſſen und wünſchte, er ſey geſtorben ehe er Ulla Dahlſjö geſchaut, da er doch nun vergehen müſſe in Liebe und Sehnſucht. Nicht das Auge abzuwenden vermochte er von der holden Jungfrau, und als ſie nun bei ihm ganz nahe vorüberſtreifte, rief er mit leiſer bebender Stimme ihren Namen. Ulla ſchaute ſich um und erblickte den armen Elis, der, glühende Röthe im ganzen Geſicht, mit niedergeſenktem Blick da ſtand — erſtarrt — keines Wortes mächtig.

Ulla trat auf ihn zu und ſprach mit ſüßem Lächeln: Ey ihr ſeid ja wohl ein Fremdling, lieber Freund! das gewahre ich an Eurer ſeemänniſchen Tracht! — Nun! — warum ſteht Ihr denn ſo auf der Schwelle. — Kommt doch nur hinein und freut Euch mit uns! — Damit nahm ſie ihn bei der Hand, zog ihn in den Flur und reichte ihm einen vollen Krug Aehl! Trinkt, ſprach ſie, trinkt mein lieber Freund auf guten gaſtlichen Willkommen!

Dem Elis war es, als läge er in dem wonnigen Paradieſe eines herrlichen Traums, aus dem er gleich erwachen und ſich unbeſchreiblich elend fühlen werde. Mechaniſch leerte er den Krug. In dem Augenblick trat Pehrſon Dahlsjö an ihn heran und fragte, nachdem er ihm die Hand geſchüttelt zum freundlichen Gruß, von wannen er käme und was ihn hingebracht nach Falun.

Elis fühlte die wärmende Kraft des edlen Getränks in allen Adern. Dem wackern Pehrſon ins Auge blickend wurde ihm heiter und muthig zu Sinn. Er erzählte wie er, Sohn eines Seemanns, von Kindesbeinen an auf der See geweſen, wie er eben von Oſtindien zurückgekehrt, ſeine Mutter, die er mit ſeinem Solde gehegt und gepflegt, nicht mehr am Leben gefunden, wie er ſich nun ganz verlaſſen auf der Welt fühle, wie ihm nun das wilde Leben auf der See ganz und gar zuwider geworden, wie ſeine innerſte Neigung ihn zum Bergbau treibe, und wie er hier in Falun ſich mühen werde als Knappe unterzukommen. Das lezte, ſo ſehr allem entgegen was er vor wenigen Augenblicken beſchloſſen, fuhr ihm ganz unwillkührlich heraus, es war ihm, als hätte er dem Altermann gar nichts anders eröffnen können, ja als wenn er eben ſeinen innerſten Wunſch ausgeſprochen, an den er bisher ſelbſt nur nicht geglaubt.

Pehrſon Dalsjö ſah den Jüngling mit ſehr ernſtem Blick an, als wollte er ſein Innerſtes durchſchauen, dann ſprach er: Ich mag nicht vermuthen, Elis Fröbom, daß bloßer Leichtſinn Euch von Euerem bisherigen Beruf forttreibt, und daß Ihr nicht alle Mühſeeligkeit, alle Beſchwerde des Bergbaues vorher reiflich erwägt habt, ehe Ihr den Entſchluß gefaßt, ſich ihm zu ergeben. Es iſt ein alter Glaube bei uns, daß die mächtigen Elemente, in denen der Bergmann kühn waltet, ihn vernichten, ſtrengt er nicht ſein ganzes Weſen an, die Herrſchaft über ſie zu behaupten, giebt

er

er noch andern Gedanken Raum, die die Kraft ſchwächen, welche er ungetheilt der Arbeit in Erd' und Feuer zuwenden ſoll. Habt ihr aber Euern innern Beruf genugſam geprüft und ihn bewährt gefunden, ſo ſeid ihr zur guten Stunde gekommen. In meiner Kuxe fehlt es an Arbeitern. Ihr könnt, wenn ihr wollt, nun gleich bei mir bleiben und morgenden Tages mit dem Steiger anfahren, der euch die Arbeit ſchon anweiſen wird.

Das Herz ging dem Elis auf bei Pehrſon Dalsjö's Rede. Er dachte nicht mehr an die Schrecken des entſetzlichen Höllenſchlundes in den er geſchaut. Daß er nun die holde Ulla täglich ſehen, daß er mit ihr unter einem Dache wohnen werde, das erfüllte ihn mit Wonne und Entzücken; er gab den ſüßeſten Hoffnungen Raum.

Pehrſon Dalsjö that den Bergleuten kund, wie ſich eben ein junger Knappe zum Bergdienſt bei ihm gemeldet und ſtellte ihnen den Elis Fröbom vor.

Alle ſchauten wohlgefällig auf den rüſtigen Jüngling und meinten, mit ſeinem ſchlanken kräftigen Gliederbau ſei er ganz zum Bergmann geboren, und an Fleiß und Frömmigkeit werd' es ihm gewiß auch nicht fehlen.

Einer von den Bergleuten, ſchon hoch in Jahren, näherte ſich und ſchüttelte ihm treuherzig die Hand, indem er ſagte, daß er der Oberſteiger in der Kuxe Pehrſon Dalsjö's ſey, und daß er ſich's recht angelegen ſeyn laſſen werde ihn ſorglich in allem zu unterrichten was ihm zu wiſſen nöthig. Elis mußte ſich zu ihm ſetzen, und ſogleich begann der Alte beim Kruge Aehl weitläuftig über die erſte Arbeit der Knappen zu ſprechen.

Dem Elis kam wieder der alte Bergmann aus Göthaborg in den Sinn und auf beſondere Weiſe wußte er beinahe alles, was der ihm geſagt, zu wiederholen. Ey, rief der Oberſteiger voll Erſtaunen, Elis Fröbom, wo habt ihr denn die ſchönen Kenntniſſe her? — Nun da kann es euch ja gar nicht fehlen, ihr müßt in kurzer Zeit der tüchtigſte Knappe in der Zeche ſeyn! —

Die ſchöne Ulla, unter den Gäſten auf und ab wandelnd und ſie bewirthend, nickte oft freundlich dem Elis zu und munterte ihn auf recht froh zu ſeyn. Nun ſey er, ſprach ſie, ja nicht mehr fremd, ſondern gehöre ins Haus und nicht mehr das trügeriſche Meer, nein! — Falun mit ſeinen reichen Bergen ſey ſeine Heimath! — Ein ganzer Himmel voll Wonne und Seeligkeit that ſich dem Jüngling auf bei Ulla's Worten. Man merkte es wohl daß Ulla gern bei ihm weilte, und auch Pehrſon Dalsjö betrachtete ihn in ſeinem ſtillen ernſten Weſen mit ſichtlichem Wohlgefallen.

Das Herz wollte dem Elis doch mächtig ſchlagen, als er wieder bei dem rauchenden Höllenſchlunde ſtand und eingehüllt in die Bergmannstracht, die ſchweren mit Eiſen beſchlagenen Dalkarl-Schuhe an den Füßen mit dem Steiger hinabfuhr in den tiefen Schacht. Bald wollten heiße Dämpfe, die ſich auf ſeine Bruſt legten, ihn erſticken, bald flackerten die Grubenlichter von dem ſchneidend kalten Luftzuge, der die Abgründe durchſtrömte. Immer tiefer und tiefer ging es hinab, zuletzt auf kaum ein Fuß breiten eifernen Leitern, und Elis Fröbom merkte wohl, daß alle Geſchicklichkeit, die er ſich als Seemann im Klettern erworben, ihm hier nichts helfen könne.

Endlich ſtanden ſie in der tiefſten Teufe und der Steiger gab dem Elis die Arbeit an die er hier verrichten ſollte.

Elis gedachte der holden Ulla, wie ein leuchtender Engel ſah er ihre Geſtalt über ſich ſchweben und vergaß alle Schrecken des Abgrundes, alle Beſchwerden der mühſeeligen Arbeit. Es ſtand nun einmal feſt in ſeiner Seele, daß nur dann, wenn er ſich bei Pehrſon Dalsjö mit aller Macht des Gemüths, mit aller Anſtrengung die nur der Körper dulden wolle, dem Bergbau ergebe, vielleicht dereinſt die ſüßeſten Hoffnungen erfüllt werden könnten, und ſo geſchah es, daß er in unglaublich kurzer Zeit es dem geübteſten Bergmann in der Arbeit gleich that.

Mit jedem Tage gewann der wackre Pehrſon Dalsjö den fleißigen frommen Jüngling mehr lieb und ſagte es ihm öfters unverholen, daß er in ihm nicht ſowohl einen tüchtigen Knappen, als einen geliebten Sohn gewonnen. Auch Ulla's innige Zuneigung that ſich immer mehr und mehr kund. Oft, wenn Elis zur Arbeit ging und irgend Gefährliches im Werke war, bat, beſchwor ſie ihn, die hellen Thränen in den Augen, doch nur ja ſich vor dem Unglück zu hüten. Und wenn er dann zurück kam, ſprang ſie ihm freudig entgegen, und hatte immer das beſte Aehl zur Hand oder ſonſt ein gut Gericht bereitet ihn zu erquicken.

Das Herz bebte dem Elis vor Freude, als Pehrſon Dahlſjö einmal zu ihm ſprach, daß, da er ohnedieß ein gut Stück Geld mitgebracht, es bey ſeinem Fleiß, bey ſeiner Sparſamkeit ihm gar nicht fehlen könne, künftig zum Beſitzthum eines Berghemmans oder wohl gar einer Bergfrälſe zu gelangen, und daß dann wohl kein Bergbeſitzer zu Falun ihn abweiſen werde, wenn er um die Hand der Tochter werbe. Er hätte nun gleich ſagen mögen wie unausſprechlich er Ulla liebe, und wie er alle Hoffnung des Lebens auf ihren Beſitz geſtellt. Doch unüberwindliche Scheu, mehr aber wohl noch der bange Zweifel, ob Ulla, wie er manchmal ahne, ihn auch wirklich liebe, verſchloſſen ihm den Mund.

Es begab ſich, daß Elis Fröbom einmal in der tiefſten Teufe arbeitete in dicken Schwefeldampf gehüllt, ſo daß ſein Grubenlicht nur ſchwach durchdämmerte und er die Gänge des Geſteins kaum zu unterſcheiden vermochte. Da hörte er, wie aus noch tieferm Schacht ein Klopfen heraustönte als werde mit dem Puchhammer gearbeitet. Da dergleichen Arbeit nun nicht wohl in der Teufe möglich, und Elis wohl wußte, daß außer ihm heute niemand herabgefahren, da der Steiger eben die Leute im Förderſchacht anſtellte, ſo wollte ihm das Pochen und Hämmern ganz unheimlich bedünken. Er ließ Handfäuſtel und Eiſen ruhen und horchte zu den hohl anſchlagenden Tönen, die immer näher und näher zu kommen ſchienen. Mit eins gewahrte er dicht neben ſich einen ſchwarzen Schatten und erkannte, da eben ein ſchneidender Luftſtrom den Schwefeldampf verblies, den alten Bergmann von Göthaborg, der ihm zur Seite ſtand. „Glück auf!“ rief der Alte, „Glück auf, Elis Fröbom hier unten im Geſtein! — Nun wie gefällt dir das Leben, Kamerad?“ — Elis wollte fragen, auf welche wunderbare Art der Alte in den Schacht gekommen; der ſchlug aber mit ſeinem Hammer an das Geſtein mit ſolcher Kraft, daß Feuerfunken umherſtoben und es wie ferner Donner im Schacht wiederhallte und rief dann mit entſetzlicher Stimme: das iſt hier ein herrlicher Trappgang, aber du ſchnöder ſchuftiger Geſelle ſchaueſt nichts als einen Trumm, der kaum eines Strohhalms mächtig. — Hier unten biſt du ein blinder Maulwurf, dem der Metallfürſt ewig abhold bleiben wird, und oben vermagſt du auch nichts zu unternehmen, und ſtellſt vergebens dem Garkönig nach. — Hey! des Pehrſon Dahlsjö Tochter Ulla willſt du zum Weibe gewinnen, deshalb arbeiteſt du hier ohne Lieb' und Gedanken. — Nimm dich in Acht du falſcher Geſell, daß der Metallfürſt, den du verhöhnſt, dich nicht faßt und hinabſchleudert, daß deine Glieder zerbröckeln am ſcharfen Geſtein. — Und nimmer wird Ulla dein Weib, das ſag ich dir! —

Dem Elis wallte der Zorn auf vor den ſchnöden Worten des Alten. „Was thuſt du,“ rief er, „was thuſt du hier in dem Schacht meines Herrn Pehrſon Dahlsjö, in dem ich arbeite mit aller Kraft und wie es meines Berufs iſt? Hebe dich hinweg wie du gekommen oder wir wollen ſehen, wer hier unten einer dem andern zuerſt das Gehirn einſchlägt.“ — Damit ſtellte ſich Elis Fröbom trotzig vor den Alten hin und ſchwang ſein eiſernes Handfäuſtel, mit dem er gearbeitet, hoch empor. Der Alte lachte höhniſch auf, und Elis ſah mit Entſetzen wie er behende gleich einer Eichkatz' die ſchmalen Sproſſen der Leiter heraufhüpfte und in dem ſchwarzen Geklüft verſchwand.

Elis fühlte ſich wie gelähmt an allen Gliedern, die Arbeit wollte nicht mehr von Statten gehen, er ſtieg herauf. Als der alte Oberſteiger der eben aus dem Förderſchacht geſtiegen, ihn gewahrte, rief er: Um Chriſtus willen, „was iſt dir wiederfahren, Elis, du ſiehſt blaß und verſtört aus wie der Tod! — Gelt! — der Schwefeldampf, den du noch nicht gewohnt, hat es dir angethan? — Nun — trink, guter Junge das wird dir wohl thun.“ — Elis nahm einen tüchtigen Schluck Brandtwein aus der Flaſche die ihm der Oberſteiger darbot, und erzählte dann erkräftigt alles was ſich unten im Schacht begeben, ſo wie, auf welche Weiſe er die Bekanntſchaft des alten unheimlichen Bergmanns in Göthaborg gemacht.

Der Oberſteiger hörte alles ruhig an, dann ſchüttelte er aber bedenklich den Kopf und ſprach: Elis Fröbom, das iſt der alte Torbern geweſen, dem du begegnet, und ich merke nun wohl, daß das mehr als ein Mährlein iſt, was wir uns hier von ihm erzählen. Vor mehr als hundert Jahren gab es hier in Falun einen Bergmann, Nahmens Torbern. Er ſoll einer der erſten geweſen ſeyn, der den Bergbau zu Falun recht in Flor gebracht hat, und zu ſeiner Zeit war die Ausbeute bey weitem reicher als jetzt. Niemand verſtand ſich damals auf den Bergbau ſo als Torbern, der in tiefer Wiſſenſchaft erfahren, dem ganzen Bergweſen in Falun vorſtand. Als ſey er mit beſonderer höherer Kraft ausgerüſtet, erſchloſſen ſich ihm die reichſten Gänge und kam noch hinzu, daß er ein finſtrer tiefſinniger Mann war, der ohne Weib und Kind, ja ohne eigentliches Obdach in Falun zu haben beinahe niemals aus Tageslicht kam, ſondern unaufhörlich in den Teufen wühlte, ſo konnte es nicht fehlen, daß bald von ihm die Sage ging, er ſtehe mit der geheimen Macht, die im Schooß der Erde waltet und die Metalle kocht, im Bunde. Auf Torberns ſtrenge Ermahnungen nicht achtend, der unaufhörlich Unglück prophezeite, ſobald nicht wahre Liebe zum wunderbaren Geſtein und Metall den Bergmann zur Arbeit antreibe, weitete man in gewinnſüchtiger Gier die Gruben immer mehr und mehr aus, bis endlich am Johannistage des Jahres Ein tauſend ſechshundert und ſieben und achtzig ſich der fürchterliche Bergſturz ereignete, der unſere ungeheuere Pinge ſchuf, und dabey den ganzen Bau dergeſtalt verwüſtete, daß erſt nach vielem Mühen und mit vieler Kunſt mancher Schacht wieder hergeſtellt werden konnte. Von Torbern war nichts mehr zu hören und zu ſehn, und gewiß ſchien es, daß er in der Teufe arbeitend durch den Einſturz verſchüttet. — Bald darauf, und zwar, als die Arbeit immer beſſer und beſſer von ſtatten ging, behaupteten die Hauer, ſie hätten im Schacht den alten Torbern geſehen, der ihnen allerlei guten Rath ertheilt und die ſchönſten Gänge gezeigt. Andere hatten den Alten oben an der Pinge umherſtreichend erblickt, bald wehmüthig klagend, bald zornig tobend. Andere Jünglinge kamen ſo wie du hieher und behaupteten, ein alter Bergmann habe ſie ermahnt zum Bergbau und hieher gewieſen. Das geſchah allemal wenn es an Arbeitern mangeln wollte, und wohl mochte der alte Torbern auch auf dieſe Weiſe für den Bergbau ſorgen. — Iſt es nun wirklich der alte Torbern geweſen, mit dem du Streit gehabt im Schacht, und hat er von einem herrlichen Trappgange geſprochen, ſo iſt es gewiß daß dort eine reiche Eiſen-Ader befindlich, der wir morgen nachſpüren wollen. — Du haſt nehmlich nicht vergeſſen, daß wir hier die Eiſengehaltige Ader im Geſtein, Trappgang nennen, und daß Trum eine Ader von dem Gange iſt, die ſich in verſchiedene Theile zerſchlägt und wohl gänzlich auseinander geht. —

Als Elis Fröbom von mancherlei Gedanken hin und hergeworfen eintrat in Pehrſon Dahlſjö's Haus, kam ihm nicht wie ſonſt Ulla freundlich entgegen. Mit niedergeſchlagenem Blick, und wie Elis zu bemerken glaubte mit verweinten Augen ſaß Ulla da und neben ihr ein ſtattlicher junger Mann, der ihre Hand feſthielt in der ſeinigen und ſich mühte allerlei freundliches ſcherzhaftes vorzubringen, worauf Ulla aber nicht ſonderlich achtete. — Pehrſon Dahlſjö zog den Elis, der von trüber Ahnung ergriffen den ſtarren Blick auf das Paar heftete, fort ins andere Gemach und begann: Nun Elis Fröbom, wirſt du bald deine Liebe zu mir, deine Treue beweiſen können, denn, habe ich dich ſchon immer wie meinen Sohn gehalten, ſo wirſt du es nun wirklich werden ganz und gar. Der Mann, den du bei mir ſiehſt, iſt der reiche Handelsherr Eric Olawſen geheißen aus Götheborg. Ich geb' ihm auf ſein Werben meine Tochter zum Weibe; er zieht mit ihr nach Götheborg und du bleibſt dann allein bei mir Elis, meine einz'ge Stütze im Alter. — Nun Elis, du bleibſt ſtumm? — du erbleichſt, ich hoffe nicht daß dir mein Entſchluß mißfällt, daß du jetzt, da meine Tochter mich verlaſſen muß, auch von mir willſt! — doch ich höre Herrn Olawſen meinen Namen nennen — ich muß hinein! —

Damit ging Pehrſon wieder in das Gemach zurück.

Elis fühlte ſein Inneres von tauſend glühenden Meſſern zerfleiſcht — Er hatte keine Worte, keine Thränen. — In wilder Verzweiflung rannte er aus dem Hauſe fort — fort — bis zur großen Pinge. Vor das ungeheuere Geklüft ſchon im Tageslicht einen entſetzlichen Anblick dar, ſo war vollends jetzt, da die Nacht eingebrochen und die Mondesſcheibe erſt aufdämmerte, das wüſte Geſtein anzuſehen als wühle und wälze unten eine zahlloſe Schaar gräßlicher Unthiere, die ſcheußliche Ausgeburt der Hölle, ſich durcheinander am rauchenden Boden und blitze herauf mit Flammen-Augen und ſtrecke die rieſigen Krallen aus nach dem armen Menſchenvolk. —

„Torbern — Torbern!“ ſchrie Elis mit furchtbarer Stimme, daß die öden Schlüfte wiederhallten „Torbern hier bin ich! —
„Du hatteſt Recht, ich war ein ſchuftiger Geſell,
„daß ich, alberner Lebenshoffnung auf der
„Oberfläche der Erde mich hingab! — Unten
„liegt mein Schatz, mein Leben, mein Alles! —
„Torbern! — ſteig herab mit mir, zeig mir
„die reichſten Trappgänge da will ich wühlen
„und bohren und arbeiten und das Licht des
„Tages fürder nicht mehr ſchauen! — Torbern!
„— Torbern — ſteig herab mit
„mir!“ —

Elis nahm Stahl und Stein aus der Taſche, zündete ſein Grubenlicht an und ſtieg hinab in den Schacht den er geſtern befahren, ohne daß ſich der Alte ſehen ließ. Wie ward ihm, als er in der tiefſten Teufe deutlich und klar den Trappgang erblickte, ſo daß er ſeiner Saalbänder Streichen und Fallen zu erkennen vermochte.

Doch als er feſter und feſter den Blick auf die wunderbare Ader im Geſtein richtete, war es als ginge ein blendendes Licht durch den ganzen Schacht, und ſeine Wände wurden durchſichtig wie der reinſte Kryſtall. Jener verhängnißvolle Traum, den er in Göthaborg geträumt kam zurück. Er blickte in die paradieſiſche Gefilde der herrlichſten Metallbäume und Pflanzen, an denen wie Früchte, Blüthen und Blumen feuerſtrahlende Steine hingen. Er ſah die Jungfrauen, er ſchaute das hohe Antlitz der mächtigen Königin. Sie erfaßte ihn, zog ihn hinab, drückte ihn an ihre Bruſt, da durchzuckte ein glühender Strahl ſein Inneres und ſein Bewußtſein war nur das Gefühl als ſchwämme er in den Wogen eines blauen durchſichtig funkelnden Nebels. —

Elis Fröbom, Elis Fröbom! — rief eine ſtarke Stimme von oben herab und der Wiederſchein von Fackeln fiel in den Schacht. Pehrſon Dalsjö ſelbſt war es, der mit dem Steiger hinab kam um den Jüngling den ſie wie im hellen Wahnſinn nach der Pinge rennen geſehen zu ſuchen.

Sie fanden ihn wie erſtarrt ſtehend, das Geſicht gedrückt in das kalte Geſtein.

„Was,“ rief Pehrſon ihn an, „was machſt Du hier unten zur Nachtzeit, unbeſonnener junger Menſch! — Nimm deine Kraft zuſammen und ſteige mit uns herauf, wer weiß was Du oben Gutes erfahren wirſt!“

In tiefem Schweigen ſtieg Elis herauf, in tiefem Schweigen folgte er dem Pehrſon Dahlsjö, der nicht aufhörte ihn tapfer auszuſchelten, daß er ſich in ſolche Gefahr begeben.

Der Morgen war hell aufgegangen als ſie ins Haus traten. Ulla ſtürzte mit einem lauten Schrei dem Elis an die Bruſt, und nannte ihn mit den ſüßeſten Namen. Aber Pehrſon Dalsjö ſprach zu Elis: du Thor! mußte ich es denn nicht längſt wiſſen, daß Du

Du Ulla liebteſt, und wohl nur Ihretwegen mit ſo vielem Fleiß und Eifer in der Grube arbeiteteſt? Mußte ich nicht längſt gewahren daß auch Ulla Dich liebte recht aus dem tiefſten Herzensgrunde? Konnte ich mir einen beſſern Eidam wünſchen, als einen tüchtigen fleißigen frommen Bergmann, als eben Dich, mein braver Elis? Aber daß ihr ſchwiegt, das ärgerte, das kränkte mich." — „Haben wir," unterbrach Ulla den Vater, „haben wir denn ſelbſt gewußt, daß wir uns ſo unausſprechlich liebten?" — Mag, fuhr Pehrſon Dalsjö fort, mag dem ſein wie ihm wolle, genug ich ärgerte mich, daß Elis nicht offen und ehrlich von ſeiner Liebe zu mir ſprach und deshalb, und weil ich dein Herz auch prüfen wollte, förderte ich geſtern das Mährchen mit Herrn Eric Olawſen zu Tage, worüber Du bald zu Grunde gegangen wärſt. Du toller Menſch! — Herr Eric Olawſen iſt ja längſt verheirathet und Dir, braver Elis Fröbom, gebe ich meine Tochter zum Weibe, denn ich wiederhole es, keinen beſſern Schwiegerſohn konnt' ich mir wünſchen.

Dem Elis rannten die Thränen herab vor lauter Wonne und Freude. Alles Lebensglück war ſo unerwartet auf ihn herabgekommen und es mußte ihm beinahe bedünken, er ſtehe abermals im ſüßen Traum! —

Auf Pehrſon Dalsjö's Gebot ſammelten ſich die Bergleute Mittags zum frohen Mahl.

Ulla hatte ſich in ihren ſchönſten Schmuck gekleidet und ſah anmuthiger aus als jemals, ſo daß alle einmal über das andere riefen: Ey, welche hochherrliche Braut hat unſer wackrer Elis Fröbom erworben! — Nun! — der Himmel ſegne beide in ihrer Frömmigkeit und Tugend!

Auf Elis Fröbom's bleichem Geſicht lag noch das Entſetzen der Nacht und oft ſtarrte er vor ſich hin wie entrückt allem was ihn umgab.

Was iſt Dir mein Elis? fragte Ulla. Elis drückte ſie an ſeine Bruſt und ſprach: ja ja! — Du biſt wirklich mein und nun iſt ja alles gut! —

Mitten in aller Wonne war es dem Elis manchmal als griffe auf einmal eine eiskalte Hand in ſein Inneres hinein und eine dunkle Stimme ſpräche: iſt es denn nun noch dein Höchſtes, daß Du Ulla erworben? Du armer Thor! – Haſt Du nicht das Antlitz der Königinn geſchaut? –

Er fühlte ſich beinahe übermannt von einer unbeſchreiblichen Angſt, der Gedanke peinigte ihn, es werde nun plötzlich einer von den Bergleuten rieſengroß ſich vor ihm erheben, und er werde zu ſeinem Entſetzen den Torbern erkennen, der gekommen ihn fürchterlich zu mahnen an das unterirdiſche Reich der Steine und Metalle, dem er ſich ergeben!

Und doch wußte er wieder gar nicht, warum ihm der geſpenſtiſche Alte feindlich ſeyn, was überhaupt ſein Bergmanns-Handthieren mit ſeiner Liebe zu ſchaffen haben ſolle.

Pehrſon merkte wohl Elis Fröboms verſtörtes Weſen und ſchrieb es dem überſtandenen Weh, der nächtlichen Fahrt in den

Schacht zu. Nicht ſo Ulla die von geheimer Ahnung ergriffen in den Geliebten drang, ihr doch nur zu ſagen, was ihm denn Entſetzliches begegnet, das ihn ganz von ihr hinwegreiße. Dem Elis wollte die Bruſt zerſpringen. — Vergebens rang er darnach, der Geliebten von dem wunderbaren Geſicht, das ſich ihm in der Teufe aufgethan, zu erzählen. Es war als verſchlöſſe ihm eine unbekannte Macht mit Gewalt den Mund, als ſchaue aus ſeinem Innern heraus das furchtbare Antlitz der Königin, und nenne er ihren Namen, ſo würde, wie bei dem Anblick des entſetzlichen Meduſenhaupts ſich alles um ihn her verſteinen zum düſtern ſchwarzen Geklüft! — Alle Herrlichkeit, die ihn unten in der Teufe mit der höchſten Wonne erfüllt, erſchien ihm jetzt wie eine Hölle voll troſtloſer Quaal trügeriſch ausgeſchmückt zur verderblichſten Verlockung!

Pehrſon Dahlsjö gebot, daß Elis Fröbom einige Tage hindurch daheim bleiben ſolle, um ſich ganz von der Krankheit zu erholen, in die er gefallen ſchien. In dieſer Zeit verſcheuchte Ulla's Liebe, die nun hell und klar aus ihrem kindlichen frommen Herzen ausſtrömte das Andenken an die verhängnißvollen Abentheuer im Schacht. Elis lebte ganz auf in Wonne und Freude und glaubte an ſein Glück, das wohl keine böſe Macht mehr verſtören könne.

Als er wieder hinabfuhr in den Schacht, kam ihm in der Teufe alles ganz anders vor wie ſonſt. Die herrlichſten Gänge lagen offen ihm vor Augen, er arbeitete mit verdoppeltem Eifer, er vergaß alles, er mußte ſich, auf die Oberfläche hinaufgeſtiegen, auf Pehrſon Dahlsjö, ja auf ſeine Ulla beſinnen, er fühlte ſich wie in zwei Hälften getheilt, es war ihm, als ſtiege ſein beßeres, ſein eigentliches Ich hinab in den Mittelpunkt der Erdkugel und ruhe aus in den Armen der Königen, während er in Falun ſein düſteres Lager ſuche. Sprach Ulla mit ihm von ihrer Liebe und wie ſie ſo glücklich mit einander leben würden, ſo begann er von der Pracht der Teufen zu reden; von den unermeßlich reichen Schätzen die dort verborgen lägen und verwirrte ſich dabey in ſolch' wunliche unverſtändliche Reden, daß Angſt und Beklommenheit das arme Kind ergriff und ſie gar nicht wußte, wie Elis ſich auf einmal ſo in ſeinem ganzen Weſen geändert. — Dem Steiger, Pehrſon Dahlsjö'n ſelbſt verkündete Elis unaufhörlich in voller Luſt, wie er die reichhaltigſten Adern, die herrlichſten Trappgänge entdeckt, und wenn ſie dann nichts fanden als taubes Geſtein, ſo lachte er höhniſch und meinte, freilich verſtehe er nur allein die geheimen Zeichen, die bedeutungsvolle Schrift, die die Hand der Königin ſelbſt hineingrabe in das Steingeklüft und genug ſey es auch eigentlich, dieſe Zeichen zu verſtehen, ohne das, was ſie verkündeten, zu Tage zu fördern.

Wehmüthig blickte der alte Steiger den Jüngling an, der mit wild funkelndem Blick von dem glanzvollen Paradieſe ſprach das im tiefen Schooß der Erde aufleuchte.

Ach Herr, liſpelte der Alte Pehrſon Dalſjö'n leiſe ins Ohr, ach Herr! dem armen Jungen hat's der böſe Torbern angethan! —

Glaubt, erwiederte Pehrſon Dahlſjö, glaubt nicht an ſolche Bergmanns-Mährlein, Alter! — Dem tiefſinnigen Neriker hat die Liebe den Kopf verrückt, das iſt alles. Laßt nur erſt die Hochzeit vorüber ſeyn, dann wird's ſich ſchon geben mit den Trappgängen und Schätzen und dem ganzen unterirdiſchen Paradieſe! —

Der von Pehrſon Dahlſjö beſtimmte Hochzeit-Tag kam endlich heran. Schon einige Tage vorher war Elis Fröbom ſtiller, ernſter, in ſich gekehrter geweſen als jemals, aber auch nie hatte er ſich ſo ganz in Liebe der holden Ulla hingegeben als in dieſer Zeit. Er mochte ſich keinen Augenblick von ihr trennen, deshalb ging er nicht zur Grube; er ſchien an ſein unruhiges Bergmannstreiben gar nicht zu denken, denn kein Wort von dem unterirdiſchen Reich kam über ſeine Lippen. Ulla war ganz voll Wonne;

alle Angſt, wie vielleicht die bedrohlichen Mächte des unterirdiſchen Geklüfts, von denen ſie oft alte Bergleute reden gehört, ihren Elis ins Verderben locken würden, war verſchwunden. Auch Pehrſon Dahlſjö ſprach lächelnd zum alten Steiger: Seht Ihr wohl, daß Elis Fröbom nur ſchwindlicht geworden im Kopfe vor Liebe zu meiner Ulla! —

Am frühen Morgen des Hochzeitstages — es war der Johannistag — klopfte Elis an die Kammer ſeiner Braut. Sie öffnete und fuhr erſchrocken zurück, als ſie den Elis erblickte ſchon in den Hochzeitskleidern, todtbleich, dunkel ſprühendes Feuer in den Augen. „Ich will," ſprach er mit leiſer ſchwankender Stimme, „ich will dir nur ſagen, meine herzgeliebte Ulla, daß wir dicht an der Spitze des höchſten Glücks ſtehen, wie es nur dem Menſchen hier auf Erden beſchieden. Mir iſt in dieſer Nacht alles entdeckt worden. Unten in der Teufe liegt in Chlorit und Glimmer eingeſchloſſen der kirſchroth funkelnde Almandin, auf den unſere Lebenstafel eingegraben, den mußt du von mir empfangen als Hochzeits-Gabe. Er iſt ſchöner als der herrlichſte blutrothe Karfunkel, und wenn wir in treuer Liebe verbunden hineinblicken in ſein ſtrahlendes Licht, können wir es deutlich erſchauen, wie unſer Inneres verwachſen iſt mit dem wunderbaren Gezweige das aus dem Herzen der Königin im Mittelpunkt der Erde emporkeimt. Es iſt nur nöthig, daß ich dieſen Stein hinauffördere zu Tage, und das will ich nunmehro thun. Gehab dich ſo lange wohl, meine herzgeliebte Ulla! — bald bin ich wieder hier.

Ulla beſchwor den Geliebten mit heißen Thränen doch abzuſtehen von dieſem träumeriſchen Unternehmen, da ihr großes Unglück ahne; doch Elis Fröbom verſicherte, daß er ohne jenes Geſtein niemals eine ruhige Stunde haben würde, und daß an irgend eine bedrohliche Gefahr gar nicht zu denken ſey. Er drückte die Braut innig an ſeine Bruſt und ſchied von dannen.

Schon waren die Gäſte verſammelt um das Brautpaar nach der Kopparbergs-Kirche wo nach gehaltenem Gottesdienſt die Trauung vor ſich gehen ſollte, zu geleiten. Eine ganze Schaar zierlich geſchmückter Jungfrauen, die, nach der Sitte des Landes, als Brautmädchen der Braut voranziehen ſollten, lachten und ſcherzten um Ulla her. Die Muſikanten ſtimmten ihre Inſtrumente und verſuchten einen fröhlichen Hochzeits-Marſch. — Schon war es beinahe Mittag, noch immer ließ ſich Elis Fröbom nicht ſehen. Da ſtürzten plötzlich Bergleute herbey Angſt und Entſetzen in den bleichen Geſichtern, und meldeten, wie eben ein fürchterlicher Bergfall die ganze Grube, in der Dahlsjö's Kuxe befindlich, verſchüttet.

„Elis — mein Elis du biſt hin — hin! — So ſchrie Ulla laut auf und fiel wie todt nieder. — Nun erfuhr erſt Pehrſon Dahlsjö von dem Steiger, daß Elis am frühen Morgen nach der großen Pinge gegangen und hinabgefahren, ſonſt hatte, da Knappen und Steiger zur Hochzeit geladen, niemand in dem Schacht gearbeitet. Pehrſon Dahlsjö, alle Bergleute eilten hinaus, aber alle Nachforſchungen, ſo wie ſie nur ſelbſt mit der höchſten Gefahr des Lebens möglich, blieben vergebens. Elis Fröbom wurde nicht gefunden. Gewiß war es, daß der Erdſturz den Unglücklichen im Geſtein begraben; und ſo kam Elend und Jammer über das Haus des wackern Pehrſon Dahlsjö, in dem Augenblick, als er Ruhe und Frieden für ſeine alten Tage ſich zu bereiten gedacht.

Längſt war der wackre Masmeiſter Altermann Pehrſon Dahlsjö geſtorben, längſt ſeine Tochter Ulla verſchwunden, niemand in Falun wußte von beiden mehr etwas, da ſeit Fröboms unglückſeeligem Hochzeitstage wohl an die funfzig Jahre verfloſſen. Da geſchah es, daß die Bergleute, als ſie zwiſchen zwey Schachten einen Durchſchlag verſuchten, in einer Teufe von dreihundert Ellen im Vitriolwaſſer den Leichnam eines jungen Bergmanns fanden, der verſteinert ſchien, als ſie ihn zu Tage förderten.

Es war anzuſehen als läge der Jüngling in tiefem Schlaf, ſo friſch, ſo wohl erhalten waren die Züge ſeines Antlitzes, ſo ohne alle Spur der Verweſung ſeine zierliche Bergmannskleider, ja ſelbſt die Blumen an der Bruſt. Alles Volk aus der Nähe ſammelte ſich um den Jüngling, den man herausgetragen aus der Pinge, aber niemand kannte die Geſichtszüge des Leichnams, und keiner der Bergleute vermochte ſich auch zu entſinnen daß irgend einer der Kammeraden verſchüttet. Man ſtand im Begriff den Leichnam weiter fortzubringen nach Falun, als aus der Ferne ein ſteinaltes eisgraues Mütterchen auf Krücken hinankeuchte. „Dort kommt das Johannismütterchen!“ rieſen einige von den Bergleuten. Dieſen Nahmen hatten ſie der Alten gegeben, die ſie ſchon ſeit vielen Jahren bemerkt, wie ſie jedesmal am Johannistage erſchien, in die Tiefe ſchauend, die Hände ringend, in den wehmüthigſten Tönen ächzend und klagend an der Pinge umherſchlich und dann wieder verſchwand.

Kaum hatte die Alte den erſtarrten Jüngling erblickt, als ſie beide Krücken fallen ließ die Arme hoch empor ſtreckte zum Himmel und mit dem herzzerſchneidendſten Ton der tiefſten Klage rief: „O Elis Fröbom — o mein Elis — mein ſüßer Bräutigam!“ Und damit kauerte ſie neben dem Leichnam nieder und faßte die erſtarrten Hände und drückte ſie an ihre im Alter erkaltete Bruſt, in der noch, wie heiliges Naphtafeuer unter der Eisdecke, ein Herz voll heißer Liebe ſchlug. „Ach,“ ſprach ſie dann, ſich im Kreiſe umſchauend, „ach niemand, niemand von Euch kennt mehr die arme Ulla Dahlsjö, dieſes Jünglings glückliche Braut vor funfzig Jahren! — Als ich mit Gram und Jammer fortzog nach Ornäs, da tröſtete mich der alte Torbern und ſprach, ich würde meinen Elis, den das Geſtein begrub am Hochzeitstage, noch wiederſehen hier auf Erden, und da bin ich Jahr aus Jahr ein hergekommen und habe ganz Sehnſucht und treue Liebe hinab geſchaut in die Tiefe. — Und heute iſt mir ja wirklich ſolch ſeeliges Wiederſehen vergönnt! — O mein Elis — mein geliebter Bräutigam!“ —

Aufs neue ſchlug ſie die dürren Arme um den Jüngling, als wolle ſie ihn nimmer laßen, und alle ſtanden tiefbewegt ringsumher.

Leiſer und leiſer wurden die Seufzer, wurde das Schluchzen der Alten, bis es dumpf vertönte.

Die Bergleute traten hinan, ſie wollten die arme Ulla aufrichten, aber ſie hatte ihr Leben ausgehaucht auf dem Leichnam des erſtarrten Bräutigams. Man bemerkte, daß der Körper des Unglücklichen, der fälſchlicher Weiſe für verſteinert gehalten, in Staub zu zerfallen begann.

In der Kopparbergs-Kirche, dort wo vor funfzig Jahren das Paar getraut werden ſollte, wurde die Aſche des Jünglings beigeſetzt und mit ihr die Leiche der bis in den bittern Tod getreuen Braut. —

Ich merke, ſprach Theodor, als er geendet und die Freunde ſchweigend vor ſich hinblickten, ich merke es wohl, daß Euch meine

Erzählung nicht ganz recht iſt, oder behagte Euch nur in dieſem Augenblick vielleicht nicht der düſtre wehmüthige Stoff?

Es iſt nicht anders, erwiederte Ottmar, Deine Erzählung läßt einen ſehr wehmüthigen Eindruck zurück, aber, aufrichtig geſtanden, will mir all der Aufwand von ſchwediſchen Bergfrälſebeſitzern, Volksfeſten, geſpenſtiſchen Bergmännern und Viſionen gar nicht recht gefallen. Die einfache Beſchreibung in Schuberts Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft, wie der Jüngling in der Erzgrube zu Falun gefunden wurde, in dem ein altes Mütterchen ihren vor funfzig Jahren verſchütteten Bräutigam wieder erkannte, hat viel tiefer auf mich gewirkt.

Ich flehe, rief Theodor lächelnd, unſern Patron den Einſiedler Serapion an, daß er mich in Schutz nehme, denn wahrlich, mir ging nun einmal die Geſchichte von dem Bergmann mit den lebendigſten Farben gerade ſo auf wie ich ſie erzählt habe.

Laßt, ſprach Lothar, jedem ſeine Weiſe Aber gut iſt es, lieber Theodor, daß Du uns die Geſchichte vorlaſeſt, die wir alle, mein' ich, etwas von der Bergmannswiſſenſchaft, ſo wie von den Bergwerken zu Falun und den Schwediſchen Sitten und Gebräuchen gehört haben. Andere würden Dir mit Recht vorwerfen, daß Du durch zu viele bergmänniſche Ausdrücke oft unverſtändlich wurdeſt, und manche würden ſo gar, da Du ſo oft von dem ſchönen Oel ſprichſt womit ſich die Leute traktiren, auf den Gedanken gerathen, daß die guten Faluner und Göthaborger ſchnödes Baumöl ſaufen, da jenes Oel doch nichts anders iſt als ein ſchönes, ſtarkes Bier.

„Mir hat,“ nahm Cyprian das Wort, „Theodors Erzählung doch im Ganzen nicht ſo ſehr mißfallen als Dir Ottmar. Wie oft ſtellten Dichter Menſchen, welche auf irgend eine entſetzliche Weiſe untergehen, als im ganzen Leben mit ſich entzweit, als von unbekannten finſtren Mächten befangen dar. Dies hat Theodor auch gethan, und mich wenigſtens ſpricht dies immer deshalb an, weil ich meine, daß es tief in der Natur begründet iſt. Ich habe Menſchen gekannt, die ſich plötzlich im ganzen Weſen veränderten die entweder in ſich hinein erſtarrten oder wie von böſen Mächten raſtlos, verfolgt in ſteter Unruhe umhergetrieben wurden und die bald dieſes, bald jenes entſetzliche Ereigniß aus dem Leben fortriß. Halt, rief Lothar — halt! — laſſen wir dem Geiſterſeheriſchen Cyprian nur was weniges Raum, ſo gerathen wir gleich in ein Labyrinth von Ahnungen und Träumen! — Erlaubt, daß ich unſere trübe Stimmung mit einem mal vernichte, indem ich Euch zum Schluß unſeres heutigen Clubbs ein Kindermährchen mittheile, das ich vor einiger Zeit aufſchrieb, und das mir, ſo glaub ich, der tolle Spukgeiſt Droll ſelbſt eingegeben hat.

Ein Kindermährchen — Du Lothar ein Kindermährchen! — So riefen alle.

Ja, ſprach Lothar, wahnwitzig mag es Euch bedünken, daß ich es unternahm, ein

Kindermährchen zu ſchreiben, aber hört mich erſt und dann urtheilt.

Lothar zog ein ſauber geſchriebenes Heft hervor und las:

Nußknacker und Mauſekönig.

Der Weihnachtsabend.

Am vier und zwanzigſten Dezember durften die Kinder des Medizinalraths Stahlbaum den ganzen Tag über durchaus nicht in die Mittelſtube hinein, viel weniger in das daran ſtoßende Prunkzimmer. In einem Winkel des Hinterſtübchens zuſammengekauert, ſaßen Fritz und Marie, die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen und es wurde ihnen recht ſchaurig zu Muthe, als man, wie es gewöhnlich an dem Tage geſchah, kein Licht hereinbrachte. Fritz entdeckte ganz insgeheim wiſpernd der jüngern Schweſter (ſie war eben erſt ſieben Jahr alt worden) wie er ſchon ſeit früh Morgens es habe in den verſchloſſenen Stuben rauſchen und raſſeln, und leiſe pochen hören. Auch ſey nicht längſt ein kleiner dunkler Mann mit einem großen Kaſten unter dem Arm über den Flur geſchlichen, er wiſſe aber wohl, daß es niemand anders geweſen als Pathe Droßelmeier. Da ſchlug Marie die kleinen Händchen vor Freude zuſammen und rief: Ach was wird nur Pathe Droßelmeier für uns ſchönes gemacht haben. Der Ober-Gerichtsrath Droßelmeier war gar kein hübſcher Mann, nur klein und mager, hatte viele Runzeln im Geſicht, ſtatt des rechten Auges ein großes ſchwarzes Pflaſter und auch gar keine Haare, weshalb er eine ſehr ſchöne weiße Perücke trug, die war aber von Glas und ein künſtliches Stück Arbeit. Ueberhaupt war der Pathe ſelbſt auch ein ſehr künſtlicher Mann, der ſich ſogar auf Uhren verſtand und ſelbſt welche machen konnte. Wenn daher eine von den ſchönen Uhren in Stahlbaums Hauſe krank war und nicht ſingen konnte, dann kam Pathe Droßelmeier, nahm die Glasperücke ab, zog ſein gelbes Röckchen aus, band eine blaue Schürze um und ſtach mit ſpitzigen Inſtrumenten in die Uhr hinein, ſo daß es der kleinen Marie ordentlich wehe that, aber es verurſachte der Uhr gar keinen Schaden, ſondern ſie wurde vielmehr wieder lebendig und fing gleich an recht luſtig zu ſchnurren, zu ſchlagen und zu ſingen, worüber denn Alles große Freude hatte. Immer trug er, wenn er kam, was hübſches für die Kinder in der Taſche, bald ein Männlein, das die Augen verdrehte und Complimente machte, welches komiſch anzuſehen war, bald eine Doſe, aus der ein Vögelchen heraushüpfte, bald was anderes. Aber zu Weihnachten, da hatte er immer ein ſchönes künſtliches Werk verfertigt, das ihm viel Mühe gekoſtet, weshalb es auch, nachdem es einbeſcheert worden, ſehr ſorglich von den Eltern aufbewahrt wurde. — „Ach, was wird nur Pathe Droßelmeier für uns ſchönes gemacht haben, rief nun Marie; Fritz meinte aber, es könne wohl diesmal nichts anders ſeyn, als eine Feſtung, in der allerlei ſehr hübſche Soldaten auf- und abmarſchirten und exerzirten und dann müßten andere Soldaten kommen, die in die Feſtung hineinwollten, aber nun ſchöſſen die Soldaten von innen tapfer heraus mit Kanonen, daß es tüchtig brauſte und knallte. Nein, nein, unterbrach Marie den Fritz: Pathe Droßelmeier hat mir von einem ſchönen Garten erzählt, darin iſt ein großer See, auf dem ſchwimmen ſehr herrliche Schwäne mit goldnen Halsbändern herum und ſingen die hübſcheſten Lieder. Dann kommt ein kleines Mädchen aus dem Garten an den See und lockt die Schwäne heran, und füttert ſie mit ſüßem Marzipan. „Schwäne freſſen keinen Marzipan," fiel Fritz etwas rauh ein, „und einen ganzen Garten kann Pathe Droßelmeier auch nicht machen. Eigentlich haben wir wenig von ſeinen Spielſachen; es wird uns ja alles gleich wieder weggenommen, da iſt mir denn doch das viel lieber, was uns Papa und Mama einbeſcheeren, wir behalten es fein und können damit machen, was wir wollen." Nun riethen die Kinder hin und her, was es wohl diesmal wieder geben könne. Marie meinte, daß Mamſell Trutchen (ihre große Puppe) ſich ſehr verändere, denn ungeſchickter als jemals fiele ſie jeden Augenblick auf den Fußboden, welches ohne garſtige Zeichen im Geſicht nicht abginge, und dann ſey an Reinlichkeit in der Kleidung gar nicht mehr zu denken. Alles tüchtige Ausſchelten helfe nichts. Auch habe Mama gelächelt, als ſie ſich über Gretchens kleinen Sonnenſchirm ſo gefreut. Fritz verſicherte dagegen, ein tüchtiger Fuchs fehle ſeinem Marſtall durchaus ſo wie ſeinen Truppen gänzlich an Kavallerie, das ſey dem Papa recht gut bekannt. — So wußten die Kinder wohl, daß die Eltern ihnen allerlei ſchöne Gaben eingekauft hatten, die ſie nun aufſtellten, es war ihnen aber auch gewiß, daß dabei der liebe heilige Chriſt mit gar freundlichen frommen Kindesaugen hineinleuchte und daß wie von ſeegensreicher Hand berührt, jede Weihnachtsgabe herrliche Luſt bereite wie keine andere. Daran erinnerten die Kinder, die immerfort von den zu erwartenden Geſchenken wisperten, ihre ältere Schweſter Luiſe hinzufügend, daß es nun aber auch der heilige Chriſt ſey, der durch die Hand der lieben Aeltern den Kindern immer das beſcheere, was ihnen wahre Freude und Luſt bereiten könne, das wiſſe er viel beſſer als die Kinder ſelbſt, die müßten daher nicht allerlei wünſchen und hoffen, ſondern ſtill und fromm erwarten, was ihnen beſcheert worden. Die kleine Marie wurde ganz nachdenklich, aber Fritz murmelte vor ſich hin: Einen Fuchs und Huſaren hätt' ich nun einmal gern.

Es war ganz finſter geworden. Fritz und Marie feſt an einander gerückt, wagten kein Wort mehr zu reden, es war ihnen als rauſche es mit linden Flügeln um ſie her und als ließe ſich eine ganz ferne, aber ſehr herrliche Muſik vernehmen. Ein heller Schein ſtreifte an der Wand hin, da wußten die Kinder, daß nun das Chriſtkind auf glänzenden Wolken fortgeflogen zu andern glücklichen Kindern. In dem Augenblick ging es mit ſilberhellem Ton: Klingling, klingling, die Thüren ſprangen auf, und ſolch ein Glanz ſtrahlte aus dem großen Zimmer hinein, daß die Kinder mit lautem

Ausruf: Ach! — Ach! wie erſtarrt auf der Schwelle ſtehen blieben. Aber Papa und Mama traten in die Thüre, faßten die Kinder bei der Hand und ſprachen: Kommt doch nur, kommt doch nur, ihr lieben Kinder und ſeht, was euch der heilige Chriſt beſcheert hat.

Die Gaben.

Ich wende mich an Dich ſelbſt, ſehr geneigter Leſer oder Zuhörer Fritz — Theodor — Ernſt - oder wie du ſonſt heißen magſt und bitte dich, daß du dir deinen lezten mit ſchönen bunten Gaben reich geſchmückten Weihnachtstiſch recht lebhaft vor Augen bringen mögeſt, dann wirſt Du es Dir wohl auch denken können, wie die Kinder mit glänzenden Augen ganz verſtummt ſtehen blieben, wie erſt nach einer Weile Marie mit einem tiefen Seufzer rief: Ach wie ſchön — ach wie ſchön, und Fritz einige Luftſprünge verſuchte, die ihm überaus wohl geriethen. Aber die Kinder mußten auch das ganze Jahr über beſonders artig und fromm geweſen ſeyn, denn nie war ihnen ſo viel ſchönes, herrliches einbeſcheert worden als dieſesmal. Der große Tannenbaum in der Mitte trug viele goldne und ſilberne Aepfel, und wie Knoſpen und Blüthen keimten Zuckermandeln und bunte Bonbons und was es ſonſt noch für ſchönes Naſchwerk giebt, aus allen Aeſten. Als das ſchönſte an dem Wunderbaum mußte aber wohl gerühmt werden, daß in ſeinen dunkeln Zweigen hundert kleine Lichter wie Sternlein funkelten und er ſelbſt in ſich hinein und herausleuchtend die Kinder freundlich einlud ſeine Blüthen und Früchte zu pflücken. Um den Baum umher glänzte alles ſehr bunt und herrlich — was es da alles für ſchöne Sachen gab — ja, wer das zu beſchreiben vermöchte! Marie erblickte die zierlichſten Puppen, allerlei ſaubere kleine Geräthſchaften und was vor allem ſchön anzuſehen war, ein ſeidenes Kleidchen mit bunten Bändern zierlich geſchmückt, hing an einem Geſtell ſo der kleinen Marie vor Augen, daß ſie es von allen Seiten betrachten konnte und das that ſie denn auch, indem ſie einmal über das andere ausrief: Ach das ſchöne, ach das liebe – liebe Kleidchen: und das werde ich ganz gewiß — das werde ich wirklich anziehen dürfen! — Fritz hatte indeſſen ſchon drei oder viermal um den Tiſch herum gallopirend und trabend den neuen Fuchs verſucht, den er in der That am Tiſche angezäumt gefunden. Wieder abſteigend, meinte er: es ſey eine wilde Beſtie, das thäte aber nichts, er wolle ihn ſchon kriegen, und muſterte die neue Schwadron Huſaren, die ſehr prächtig in Roth und Gold gekleidet waren, lauter ſilberne Waffen trugen und auf ſolchen weißglänzenden Pferden ritten, daß man beinahe hätte glauben ſollen, auch dieſe ſeyen von purem Silber. Eben wollten die Kinder, etwas ruhiger geworden, über die Bilderbücher her, die aufgeſchlagen waren, daß man allerlei ſehr ſchöne Blumen und bunte Menſchen, ja auch allerliebſte ſpielende Kinder, ſo natürlich gemahlt als lebten und ſprächen ſie wirklich, gleich anſchauen konnte. — Ja! eben wollten die Kinder über dieſe wunderbaren Bücher her, als nochmals geklingelt wurde.

Sie wußten, daß nun der Pathe Droßelmeier einbeſcheeren würde, und liefen nach dem an der Wand ſtehenden Tiſch. Schnell wurde der Schirm, hinter dem er ſo lange verſteckt geweſen, weggenommen. Was erblickten da die Kinder! — Auf einem grünen mit bunten Blumen geſchmückten Raſenplatz ſtand ein ſehr herrliches Schloß mit vielen Spiegelfenſtern und goldnen Thürmen. Ein Glockenſpiel ließ ſich hören, Thüren und Fenſter gingen auf, und man ſah, wie ſehr kleine aber zierliche Herrn und Damen mit Federhüten und langen Schleppkleidern in den Sälen herumſpazierten. In dem Mittelſaal, der ganz in Feuer zu ſtehen ſchien — ſo viel Lichterchen brannten an ſilbernen Kronleuchtern — tanzten Kinder in kurzen Wämschen und Röckchen nach dem Glockenſpiel. Ein Herr in einem ſmaragdenen Mantel ſah oft durch ein Fenſter, winkte heraus und verſchwand wieder, ſo wie auch Pathe Droßelmeier ſelbſt, aber kaum viel höher als Papas Daumen zuweilen unten an der Thür des Schloſſes ſtand und wieder hineinging. Fritz hatte mit auf dem Tiſch geſtemmten Armen das ſchöne Schloß und die tanzenden und ſpazierenden Figürchen angeſehen, dann ſprach er: Pathe Droßelmeier! Laß mich mahl hineingehen in dein Schloß! — Der Obergerichts-Rath bedeutete ihn, daß das nun ganz und gar nicht anginge. Er hatte auch Recht, denn es war thöricht von Fritzen, daß er in ein Schloß gehen wollte, welches überhaupt mit ſammt ſeinen goldnen Thürmen nicht ſo hoch war, als er ſelbſt. Fritz ſah das auch ein. Nach einer Weile, als immerfort auf dieſelbe Weiſe die Herrn und Damen hin und her ſpazierten, die Kinder tanzten, der ſmaragdne Mann zu demſelben Fenſter herausſah, Pathe Droßelmeier vor die Thüre trat, da rief Fritz ungeduldig: Pathe Droßelmeier, nun komm mahl zu der andern Thür da drüben heraus. „Das geht nicht, liebes Fritzchen, erwiederte der Obergerichtsrath.“ Nun ſo laß mahl, ſprach Fritz weiter, laß' mal den grünen Mann, der ſo oft herauskuckt, mit den andern herumſpazieren. Das geht auch nicht, erwiederte der Obergerichtsrath aufs neue. So ſollen die Kinder herunter kommen, rief Fritz, ich will ſie näher beſehen. Ei das geht alles nicht, ſprach der Obergerichtsrath verdrießlich, wie die Mechanik nun einmahl gemacht iſt, muß ſie bleiben. So—o? fragte Fritz mit gedehnten Ton, das geht alles nicht? „Hör mahl Pathe Droßelmeier, wenn deine kleinen geputzten Dinger in dem Schloſſe nichts mehr können als immer daſſelbe, da taugen ſie nicht viel, und ich frage nicht ſonderlich nach ihnen. — Nein, da lob' ich mir meine Huſaren, die müſſen manövriren vorwärts, rückwärts, wie ichs haben will und ſind in kein Haus geſperrt.“ Und damit ſprang er fort an den Weihnachtstiſch und ließ ſeine Eſcadron auf den ſilbernen Pferden hin und her trottiren und ſchwenken und einhauen und feuern nach Herzensluſt. Auch Marie hatte ſich ſachte fortgeſchlichen, denn auch ſie wurde des Herumgehens und Tanzens der Püppchen im Schloſſe bald überdrüßig, und mochte es, da ſie ſehr artig und gut war, nur nicht ſo merken laſſen, wie Bruder Fritz. Der Obergerichtsrath Droßelmeier ſprach ziemlich verdrießlich zu den Eltern: Für unverſtändige Kinder iſt ſolch künſtliches Werk nicht, ich will nur mein Schloß wieder einpacken; doch die Mutter trat hinzu, und ließ ſich den innern Bau und das wunderbare, ſehr künſtliche Räderwerk zeigen, wodurch die kleinen Püppchen in Bewegung geſetzt wurden. Der Rath nahm alles auseinander, und ſetzte es wieder zuſammen. Dabei war er wieder ganz heiter geworden, und ſchenkte den Kindern noch einige ſchöne braune Männer und Frauen mit goldnen Geſichtern, Händen und Beinen. Sie waren ſämmtlich aus Thorn, und rochen ſo ſüß und angenehm wie Pfefferkuchen, worüber Fritz und Marie ſich ſehr erfreuten. Schweſter Luiſe hatte, wie es die Mutter gewollt, das ſchöne Kleid angezogen, welches ihr einbeſcheert worden, und ſah wunderhübſch aus, aber Marie meinte, als ſie auch ihr Kleid anziehen ſollte, ſie möchte es lieber noch ein Bischen ſo anſehen. Man erlaubte ihr das gern.

Der Schützling.

Eigentlich mochte Marie ſich deshalb gar nicht von dem Weihnachtstiſch trennen, weil ſie eben etwas noch nicht Bemerktes entdeckt hatte. Durch das Ausrücken von Fritzens Huſaren, die dicht an dem Baum in Parade gehalten, war nämlich ein ſehr vortrefflicher kleiner Mann ſichtbar geworden, der ſtill und beſcheiden da ſtand, als erwarte er ruhig, wenn die Reihe an ihn kommen werde. Gegen ſeinen Wuchs wäre freilich vieles einzuwenden geweſen, denn abgeſehen davon, daß der etwas lange, ſtarke Oberleib nicht recht zu den kleinen dünnen Beinchen paſſen wollte, ſo ſchien auch der Kopf bei weitem zu groß. Vieles machte die propre Kleidung gut, welche auf einen Mann von Geſchmack und Bildung ſchließen ließ. Er trug nämlich ein ſehr ſchönes violettglänzendes Huſarenjäckchen mit vielen weißen Schnüren und Knöpfchen, eben ſolche Beinkleider, und die ſchönſten Stiefelchen, die jemals an die Füße eines Studenten, ja wohl gar eines Offiziers gekommen ſind. Sie ſaßen an den zierlichen Beinchen ſo knapp angegoſſen, als wären ſie darauf gemalt. Komiſch war es zwar, daß er zu dieſer Kleidung ſich hinten einen ſchmalen unbeholfenen Mantel, der recht ausſah wie von Holz, angehängt, und ein Bergmannsmützchen aufgeſetzt hatte, indeſſen dachte Marie daran, daß Pathe Droßelmeier ja auch einen ſehr ſchlechten Matin umhänge, und eine fatale Mütze aufſetze, dabei aber doch ein gar lieber Pathe ſey. Auch ſtellte Marie die Betrachtung an, daß Pathe Droßelmeier, trüge er ſich auch übrigens ſo zierlich wie der Kleine, doch nicht einmal ſo hübſch als er ausſehen werde. Indem Marie den netten Mann, den ſie auf den erſten Blick lieb gewonnen, immer mehr und mehr anſah, da wurde ſie erſt recht inne, welche Gutmüthigkeit auf ſeinem Geſichte lag. Aus den hellgrünen, etwas zu großen hervorſtehenden Augen ſprach nichts als Freundſchaft und Wohlwollen. Es ſtand dem Manne gut, daß ſich um ſein Kinn ein wohlfriſirter Bart von weißer Baumwolle legte, denn um ſo mehr konnte man das ſüße Lächeln des hochrothen Mundes bemerken. „Ach! rief Marie endlich aus: „Ach lieber Vater, wem gehört denn der allerliebſte kleine Mann dort am Baum?“ „Der,“ antwortete der Vater, der, liebes Kind! ſoll für Euch alle tüchtig arbeiten, er ſoll Euch ſein die harten Nüſſe aufbeißen, und er gehört Luiſen eben ſo gut, als Dir und dem Fritz.“ Damit nahm ihn der Vater behutſam vom Tiſche, und indem er den hölzernen Mantel in die Höhe hob, ſperrte das Männlein den Mund weit, weit auf, und zeigte zwei Reihen ſehr weißer ſpitzer Zähnchen. Marie ſchob auf des Vaters Geheiß eine Nuß hinein, und — knack — hatte ſie der Mann zerbiſſen, daß die Schalen abfielen, und Marie den ſüßen Kern in die Hand bekam. Nun mußte wohl jeder und auch Marie wiſſen, daß der zierliche kleine Mann aus dem Geſchlecht der Nußknacker abſtammte, und die Profeſſion ſeiner Vorfahren trieb. Sie jauchzte auf vor Freude, da ſprach der Vater: „da Dir, liebe Marie, Freund Nußknacker ſo ſehr gefällt, ſo ſollſt

Du ihn auch beſonders hüten und ſchützen, unerachtet, wie ich geſagt, Luiſe und Fritz ihn mit eben ſo vielem Recht brauchen können als Du!“ — Marie nahm ihn ſogleich in den Arm, und ließ ihn Nüſſe aufknacken, doch ſuchte ſie die kleinſten aus, damit das Männlein nicht ſo weit den Mund aufſperren durfte, welches ihm doch im Grunde nicht gut ſtand. Luiſe geſellte ſich zu ihr, und auch für ſie mußte Freund Nußknacker ſeine Dienſte verrichten, welches er gern zu thun ſchien, da er immerfort ſehr freundlich lächelte. Fritz war unterdeſſen vom vielen Exerzieren und Reiten müde geworden, und da er ſo luſtig Nüſſe knacken hörte, ſprang er hin zu den Schweſtern, und lachte recht von Herzen über den kleinen drolligen Mann, der nun, da Fritz auch Nüſſe eſſen wollte, von Hand zu Hand ging, und gar nicht aufhören konnte mit Auf- und Zuſchnappen. Fritz ſchob immer die größten und härteſten Nüſſe hinein, aber mit einemmale ging es — krack — krack — und drei Zähnchen fielen aus des Nußknackers Munde, und ſein ganzes Unterkinn war loſe und wackligt. — Ach mein armer lieber Nußknacker! ſchrie Marie laut, und nahm ihn dem Fritz aus den Händen. „Das iſt ein einfältiger dummer Burſche,“ ſprach Fritz. „Will Nußknacker ſein, und hat kein ordentliches Gebiß — mag wohl auch ſein Handwerk gar nicht verſtehn. – Gieb ihn nur her, Marie! Er ſoll mir Nüſſe zerbeißen, verliert er auch noch die übrigen Zähne, ja das ganze Kinn obendrein, was iſt an dem Taugenichts gelegen.“ „Nein, nein,“ rief Marie weinend, „Du bekommſt ihn nicht, meinen lieben Nußnacker, ſieh nur her, wie er mich ſo wehmüthig anſchaut, und mir ſein wundes Mündchen zeigt! — Aber Du biſt ein hartherziger Menſch — Du ſchlägſt Deine Pferde, und läßt wohl gar einen Soldaten todtſchießen.“ — „Das muß ſo ſeyn, das verſtehſt Du nicht,“ rief Fritz; „aber der Nußknacker gehört eben ſo gut mir, als Dir, gieb ihn nur her.“ – Marie fing an heftig zu weinen, und wickelt den kranken Nußknacker ſchnell in ihr kleines Taſchentuch ein. Die

Eltern kamen mit dem Pathen Droßelmeier herbei. Dieſer nahm zu Mariens Leidweſen Fritzens Parthie. Der Vater ſagte aber: „Ich habe den Nußknacker ausdrücklich unter Mariens Schutz geſtellt, und da, wie ich ſehe, er deſſen eben jetzt bedarf, ſo hat ſie volle Macht über ihn, ohne daß jemand drein zu reden hat. Uebrigens wundert es mich ſehr von Fritzen, daß er von einem im Dienſt erkrankten noch fernere Dienſte verlangt. Als guter Militair ſollte er doch wohl wiſſen, daß man Verwundete niemals in Reihe und Glied ſtellt?“ — Fritz war ſehr beſchämt, und ſchlich, ohne ſich weiter um Nüſſe und Nußknacker zu bekümmern, fort an die andere Seite des Tiſches, wo ſeine Huſaren, nachdem ſie gehörige Vorpoſten ausgeſtellt hatten, ins Nachtquartier gezogen waren. Marie ſuchte Nußknackers verlorne Zähnchen zuſammen, um das kranke Kinn hatte ſie ein hübſches weißes Band, das ſie von ihrem Kleidchen abgelöſ't, gebunden, und dann den armen Kleinen, der ſehr blaß und erſchrocken ausſah, noch ſorgfältiger als vorher in ihr

Tuch eingewickelt. So hielt ſie ihn wie ein kleines Kind wiegend in den Armen, und beſah die ſchönen Bilder des neuen Bilderbuchs, das heute unter den andern vielen Gaben lag. Sie wurde, wie es ſonſt gar nicht ihre Art war, recht böſe, als Pathe Droßelmeier ſo ſehr lachte, und immerfort fragte: wie ſie denn mit ſolch einem grundhäßlichen kleinen Kerl ſo ſchön thun könne? — Jener ſonderbare Vergleich mit Droßelmeier, den ſie anſtellte, als der Kleine ihr zuerſt in die Augen fiel, kam ihr wieder in den Sinn, und ſie ſprach ſehr ernſt: „Wer weiß, lieber Pathe, ob Du denn, putzeſt Du Dich auch ſo heraus wie mein lieber Nußknacker, und hätteſt Du auch ſolche ſchöne blanke Stiefelchen an, wer weiß, ob Du denn doch ſo hübſch ausſehen würdeſt, als er! — Marie wußte gar nicht, warum denn die Eltern ſo laut auflachten, und warum der Obergerichtsrath ſolch eine rothe Naſe bekam, und gar nicht ſo hell mitlachte, wie zuvor. Es mochte wohl ſeine beſondere Urſache haben.

Wunderdinge.

Bei Medizinalraths in der Wohnſtube, wenn man zur Thüre hineintritt gleich links an der breiten Wand ſteht ein hoher Glasſchrank, in welchem die Kinder all die ſchönen Sachen, die ihnen jedes Jahr einbeſcheert worden, aufbewahren. Die Luiſe war noch ganz klein, als der Vater den Schrank von einem ſehr geſchickten Tiſchler machen ließ, der ſo himmelhelle Scheiben einſetzte, und überhaupt das Ganze ſo geſchickt einzurichten wußte, daß alles drinnen ſich beinahe blanker und hübſcher ausnahm, als wenn man es in Händen hatte. Im oberſten Fache, für Marien und Fritzen unerreichbar, ſtanden des Pathen Droßelmeier Kunſtwerke, gleich darunter war das Fach für die Bilderbücher, die beiden unterſten Fächer durften Marie und Fritz anfüllen wie ſie wollten, jedoch geſchah es immer, daß Marie das unterſte Fach ihren Puppen zur Wohnung einräumte, Fritz dagegen in dem Fache drüber ſeine Truppen Cantonnirungsquartiere beziehen ließ. So war es auch heute gekommen, denn, indem Fritz ſeine Huſaren oben aufgeſtellt, hatte Marie unten Mamſell Trutchen bei Seite gelegt, die neue ſchön geputzte Puppe in das ſehr gut meublirte Zimmer hineingeſetzt, und ſich auf Zuckerwerk bei ihr eingeladen. Sehr gut meublirt war das Zimmer, habe ich geſagt, und das iſt auch wahr, denn ich weiß nicht, ob Du, meine aufmerkſame Zuhörerin Marie! eben ſo wie die kleine Stahlbaum (es iſt Dir ſchon bekann worden, daß ſie auch Marie heißt), ja! — ich meine, ob Du eben ſo wie dieſe, ein kleines ſchöngeblümtes Sopha, mehrere allerliebſte Stühlchen, einen niedlichen Theetiſch, vor allen Dingen aber ein ſehr nettes blankes Bettchen beſitzeſt, worin die ſchönſten Puppen ausruhen? Alles dieſes ſtand in der Ecke des Schranks, deſſen Wände hier ſogar mit bunten Bilderchen tapezirt waren, und Du kannſt Dir wohl denken, daß in dieſem Zimmer die neue Puppe, welche, wie Marie noch denſelben Abend erfuhr, Mamſell Clärchen hieß, ſich ſehr wohl befinden mußte.

Es war ſpäter Abend geworden, ja Mitternacht im Anzuge, und Pathe Droßelmeier längſt fortgegangen, als die Kinder noch gar nicht wegkommen konnten von dem Glasſchrank, ſo ſehr auch die Mutter mahnte, daß ſie doch endlich nun zu Bette gehen möchten. „Es iſt wahr,“ rief endlich Fritz, „die armen Kerls (ſeine Huſaren meinend) wollen auch nun Ruhe haben, und ſo lange ich da bin, wagts keiner, ein Bischen zu nicken, das weiß ich ſchon!“ Damit ging er ab; Marie aber bat gar ſehr: „nur noch ein Weilchen, ein einziges kleines Weilchen laß mich hier, liebe Mutter, hab ich ja doch manches zu beſorgen, und iſt das geſchehen, ſo will ich ja gleich zu Bette gehen!“ Marie war gar ein frommes vernünftiges Kind, und ſo konnte die gute Mutter wohl ohne Sorgen ſie noch bei den Spielſachen allein laſſen. Damit aber Marie nicht etwa gar zu ſehr verlockt werde von der neuen Puppe und den ſchönen Spielſachen überhaupt, ſo aber die Lichter vergäße, die rings um den Wandſchrank brennten, löſchte die Mutter ſie ſämmtlich aus, ſo daß nur die Lampe, die in der Mitte des Zimmers von der Decke herabhing, ein ſanftes anmuthiges Licht verbreitete. „Komm bald hinein, liebe Marie! ſonſt kannſt Du ja morgen nicht zu rechter Zeit aufſtehen, rief die Mutter, indem ſie ſich in das Schlafzimmer entfernte.“ Sobald ſich Marie allein befand, ſchritt ſie ſchnell dazu, was ihr zu thun recht auf dem Herzen lag, und was ſie doch nicht, ſelbſt wußte ſie nicht warum, der Mutter zu entdecken vermochte. Noch immer hatte ſie den kranken Nußknacker eingewickelt in ihr Taſchentuch auf dem Arm getragen. Jetzt legte ſie ihn behutſam auf den Tiſch, wickelte leiſe, leiſe das Tuch ab, und ſah nach den Wunden. Nußknacker war ſehr bleich, aber dabei lächelte er ſo ſehr wehmüthig freundlich, daß es Marien recht durch das Herz ging. „Ach, Nußknackerchen,“ ſprach ſie ſehr leiſe, „ſey nur nicht böſe, daß Bruder Fritz Dir ſo wehe gethan hat, er hat es auch nicht ſo ſchlimm gemeint, er iſt nur ein Bischen hartherzig geworden durch das wilde Soldatenweſen, aber ſonſt ein recht guter Junge, das kann ich Dich verſichern. Nun will ich Dich aber auch recht ſorglich ſo lange pflegen, bis Du wieder ganz geſund und fröhlich geworden; Dir Deine Zähnchen recht feſt einſetzen, Dir die Schultern einrenken, das ſoll Pathe Droßelmeier, der ſich auf ſolche Dinge verſteht. — Aber nicht ausreden konnte Marie, denn indem ſie den Namen Droßelmeier nannte, machte Freund Nußknacker ein ganz verdammt ſchiefes Maul, und aus ſeinen Augen fuhr es heraus, wie grünfunkelnde Stacheln. In dem Augenblick aber, daß Marie ſich recht entſetzen wollte, war es ja wieder des ehrlichen Nußknackers wehmüthig lächelndes Geſicht, welches ſie anblickte, und ſie wußte nun wohl, daß der von der Zugluft berührte, ſchnell auflodernde Strahl der Lampe im Zimmer Nußknackers Geſicht ſo entſtellt hatte. „Bin ich nicht ein thöricht Mädchen, daß ich ſo leicht erſchrecke, ſo daß „ich ſogar glaube, das Holzpüppchen da „könne mir Geſichter ſchneiden! Aber lieb „iſt mir doch Nußknacker gar zu ſehr, weil

„er ſo komiſch iſt, und doch ſo gutmüthig, „und darum muß er gepflegt werden, wie „ſichs gehört!“ Damit nahm Marie den Freund Nußknacker in den Arm, näherte ſich dem Glasſchrank, kauerte vor demſelben, und ſprach alſo zur neuen Puppe: „Ich bitte „Dich recht ſehr, Mamſell Clärchen, tritt „Dein Bettchen dem kranken wunden Nußknacker ab, und behelfe Dich, ſo gut wie „es geht, mit dem Sopha. Bedenke, daß „Du ſehr geſund, und recht bei Kräften biſt, „denn ſonſt würdeſt Du nicht ſolche dicke „dunkelrothe Backen haben, und daß ſehr „wenige der allerſchönſten Puppen ſolche „weiche Sopha's beſitzen.“

Mamſell Clärchen ſah in vollem glänzenden Weihnachtsputz ſehr vornehm und verdrießlich aus, und ſagte nicht „Muck!“ „Was mache ich aber auch für Umſtände,“ ſprach Marie, nahm das Bette hervor, legte ſehr leiſe und ſanft Nußknackerchen hinein, wickelte noch ein gar ſchönes Bändchen, das ſie ſonſt um den Leib getragen, um die wunden Schultern, und bedeckte ihn bis unter die Naſe. „Bei der unartigen Cläre darf er aber nicht bleiben,“ ſprach ſie weiter, und hob das Bettchen ſammt dem darinne liegenden Nußknacker heraus in das obere Fach, ſo daß es dicht neben dem ſchönen Dorf zu ſtehen kam, wo Fritzens Huſaren kantonnirten. Sie verſchloß den Schrank und wollte ins Schlafzimmer, da — horcht auf Kinder! — da fing es an leiſe — leiſe zu wispern und zu flüſtern und zu raſcheln rings herum, hinter dem Ofen, hinter den Stühlen, hinter den Schränken. — Die Wanduhr ſchnurrte dazwiſchen lauter und lauter, aber ſie konnte nicht ſchlagen. Marie blickte hin, da hatte die große vergoldete Eule, die darauf ſaß, ihre Flügel herabgeſenkt, ſo daß ſie die ganze Uhr überdeckten und den häßlichen Katzenkopf mit krummen Schnabel weit vorgeſtreckt. Und ſtärker ſchnurrte es mit vernehmlichen Worten: Uhr, Uhre, Uhre, Uhren, müßt alle nur leiſe ſchnurren, leiſe ſchnurren. — Mauſekönig hat ja wohl ein feines Ohr — purrpurr — pum pum ſingt nur, ſingt ihm altes Liedlein vor —

purr purr — pum pum ſchlag an Glöcklein, ſchlag an, bald iſt es um ihn gethan! Und pum pum ging es ganz dumpf und heiſer zwölfmal! — Marien fing an ſehr zu grauen, und entſetzt wär' ſie beinahe davon gelaufen, als ſie Pathe Droßelmeier erblickte, der ſtatt der Eule auf der Wanduhr ſaß und ſeine gelben Rockſchöße von beiden Seiten wie Flügel herabgehängt hatte, aber ſie ermannte ſich und rief laut und weinerlich: Pathe Droßelmeier, Pathe Droßelmeier, was willſt du da oben? Komm herunter zu mir und erſchrecke mich nicht ſo, du böſer Pathe Droßelmeier! — Aber da ging ein tolles Kichern und Gepfeiſe los rund umher, und bald trottirte und lief es hinter den Wänden wie mit tauſend kleinen Füßchen und tauſend kleine Lichterchen blickten aus den Ritzen der Dielen. Aber nicht Lichterchen waren es, nein! kleine funkelnde Augen, und Marie wurde gewahr, daß überall Mäuſe hervorguckten und ſich hervorarbeiteten. Bald ging es trott — trott — hopp hopp in der Stube umher — immer lichtere und dichtere Haufen

Mäuſe galloppirten hin und her, und ſtellten ſich endlich in Reihe und Glied, ſo wie Fritz ſeine Soldaten zu ſtellen pflegte, wenn es zur Schlacht gehen ſollte. Das kam nun Marien ſehr poſſierlich vor, und da ſie nicht, wie manche andere Kinder, einen natürlichen Abſcheu gegen Mäuſe hatte, wollte ihr eben alles Grauen vergehen, als es mit einem mal ſo entſetzlich und ſo ſchneidend zu pfeifen begann, daß es ihr eiskalt über den Rücken lief! — Ach was erblickte ſie jezt! — Nein, wahrhaftig, geehrter Leſer Fritz, ich weiß, daß eben ſo gut wie dem weiſen und muthigen Feldherrn Fritz Stahlbaum Dir das Herz auf dem rechten Flecke ſitzt, aber, hätteſt Du das geſehen, was Marien jetzt vor Augen kam, wahrhaftig Du wärſt davon gelaufen, ich glaube ſogar, Du wärſt ſchnell ins Bette geſprungen und hätteſt die Decke viel weiter über die Ohren gezogen als gerade nöthig. — Ach! — das konnte die arme Marie ja nicht einmal thun, denn hört nur Kinder! — dicht dicht vor ihren Füßen ſprühte es wie von unterirdiſcher Gewalt getrieben, Sand und

Kalk und zerbröckelte Mauerſteine hervor und ſieben Mäuſeköpfe mit ſieben hellfunkelnden Kronen erhoben ſich recht gräßlich ziſchend und pfeifend aus dem Boden. Bald arbeitete ſich auch der Mauſekörper, an deſſen Hals die ſieben Köpfe angewachſen waren, vollends hervor und der großen mit ſieben Diademen geſchmückten Maus jauchzte in vollem Chorus dreimal laut aufquiekend das ganze Heer entgegen, das ſich nun auf einmal in Bewegung ſetzte und hott, hott — trott — trott ging es — ach geradezu auf den Schrank — geradezu auf Marien los, die noch dicht an der Glasthüre des Schrankes ſtand. Vor Angſt und Grauen hatte Marien das Herz ſchon ſo gepocht, daß ſie glaubte, es müſſe nun gleich aus der Bruſt herausſpringen und dann müßte ſie ſterben; aber nun war es ihr, als ſtehe ihr das Blut in den Adern ſtill. Halb ohnmächtig wankte ſie zurück, da ging es klirr — klirr — prr und in Scherben fiel die Glasſcheibe des Schranks herab, die ſie mit dem Ellbogen eingeſtoßen. Sie fühlte wohl in dem Augenblick einen recht ſtechenden

Schmerz am linken Arm, aber es war ihr auch plötzlich viel leichter ums Herz, ſie hörte kein Quieken und Pfeiſen mehr, es war alles ganz ſtill geworden, und, obſchon ſie nicht hinblicken mochte, glaubte ſie doch, die Mäuſe wären von dem Klirren der Scheibe erſchreckt wieder abgezogen in ihre Löcher. — Aber was war denn das wieder? — Dicht hinter Marien fing es an im Schrank auf ſeltſame Weiſe zu rumoren und ganz feine Stimmchen ſingen an: Aufgewacht — aufgewacht — woll'n zur Schlacht — noch dieſe Nacht — aufgewacht — auf zur Schlacht. — Und dabei klingelte es mit harmoniſchen Glöcklein gar hübſch und anmuthig! Ach das iſt ja mein kleines Glockenſpiel, rief Marie freudig, und ſprang ſchnell zur Seite. Da ſah ſie wie es im Schrank ganz ſonderbar leuchtete und herum wirthſchaftete und handthierte. Es waren mehrere Puppen, die durcheinander liefen und mit den kleinen Armen herumfochten. Mit einem mal erhob ſich jetzt Nußknacker, warf die Decke weit von ſich und ſprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette, indem er laut rief: Knack — knack — knack — dummes Mauſepack — dummer toller Schnack — Mauſepack — Knack — Knack — Mauſepack — Krick und Krack — wahrer Schnack. Und damit zog er ſein kleines Schwerdt und ſchwang es in den Lüften und rief: Ihr meine lieben Vaſallen, Freunde und Brüder, wollt ihr mir beiſtehen im harten Kampf? — Sogleich ſchrien heftig drei Skaramuzze, ein Pantalon, vier Schornſteinfeger, zwei Zitterſpielmänner und ein Tambour: Ja Herr — wir hängen Euch an in ſtandhafter Treue — mit Euch ziehen wir in Tod, Sieg und Kampf! und ſtürzten ſich nach dem begeiſterten Nußknacker, der den gefährlichen Sprung wagte, vom obern Fach herab. Ja! jene hatten gut ſich herabſtürzen, denn nicht allein daß ſie reiche Kleider von Tuch und Seide trugen, ſo war inwendig im Leibe auch nicht viel anders als Baumwolle und Häckſel, daher plumpten ſie auch herab wie Wollſäckchen. Aber der arme Nußknacker, der hätte gewiß Arm und Beine gebrochen, denn, denkt Euch, es war beinahe zwei Fuß hoch vom Fache, wo er ſtand, bis zum unterſten, und ſein Körper war ſo ſpröde als ſey er geradezu aus Lindenholz geſchnitzt. Ja Nußknacker hätte gewiß Arm und Beine gebrochen, wäre, im Augenblick als er ſprang, nicht auch Mamſell Clärchen ſchnell vom Sopha aufgeſprungen und hätte den Helden mit dem gezognen Schwerdt in ihren weichen Armen aufgefangen. „Ach du liebes gutes Clärchen! ſchluchzte Marie, wie habe ich dich verkannt, gewiß gabſt du Freund Nußknackern dein Bettchen recht gerne her!“ Doch Mamſell Clärchen ſprach jezt, indem ſie den jungen Helden ſanft an ihre ſeidene Bruſt drückte: „Wollet Euch, o Herr! krank und wund wie ihr ſeyd, doch nicht in Kampf und Gefahr begeben, ſeht wie Eure tapferen Vaſallen kampfluſtig und des Sieges gewiß ſich ſammeln. Skaramuz, Pantalon, Schornſteinfeger, Zitterſpielmann und Tambour ſind ſchon unten und die Deviſen-Figuren in meinem Fache rühren und regen ſich merklich! Wollet, o Herr! in meinen Armen ausruhen, oder von meinem Federhut herab Euern Sieg anſchaun!“ So ſprach Clärchen, doch Nußknacker that ganz ungebehrdig und ſtrampelte ſo ſehr mit den Beinen, daß Clärchen ihn ſchnell herab auf den Boden ſetzen mußte. In dem Augenblick ließ er ſich aber ſehr artig auf ein Knie nieder und liſpelte: O Dame! ſtets werd' ich Eurer mir bewieſenen Gnade und Huld gedenken in Kampf und Streit!“ Da bückte ſich Clärchen ſo tief herab, daß ſie ihn beim Aermchen ergreifen konnte, hob ihn ſanft auf, löſte ſchnell ihren mit vielen Flittern gezierten Leibgürtel los und wollte ihn dem Kleinen umhängen, doch der wich zwei Schritte zurück, legte die Hand auf die Bruſt, und ſprach ſehr feierlich: Nicht ſo wollet o Dame, Eure Gunſt an mir verſchwenden, denn — er ſtockte, ſeufzte tief auf, riß dann ſchnell das Bändchen, womit ihn Marie verbunden hatte, von den Schultern, drückte es an die Lippen, hing es wie eine Feldbinde um, und ſprang, das blank gezogene Schwerdtlein muthig ſchwenkend, ſchnell und behende wie ein Vögelchen über die Leiſte des Schranks auf den Fußboden. — Ihr merkt wohl höchſt geneigte und ſehr vortreffliche Zuhörer, daß Nußknacker ſchon früher als er wirklich lebendig worden, alles Liebe und Gute, was ihm Marie erzeigte, recht deutlich fühlte, und daß er nur deshalb, weil er Marien ſo gar gut worden, auch nicht einmal ein Band von Mamſell Clärchen annehmen und tragen wollte, unerachtet es ſehr glänzte und ſehr hübſch ausſah. Der treue gute Nußknacker putzte ſich lieber mit Mariens ſchlichtem Bändchen. — Aber wie wird es nun weiter werden? — So wie Nußknacker herabſpringt, geht auch das Quieken und Pipen wieder los. Ach! unter dem großen Tiſche halten ja die fatalen Rotten unzähliger Mäuſe und über alle ragt die abſcheuliche Maus mit den ſieben Köpfen hervor! — Wie wird das nun werden! —

Die Schlacht.

„Schlagt den General-Marſch," getreuer Vaſalle Tambour! ſchrie Nußknacker ſehr laut und ſogleich fing der Tambour an, auf die künſtlichſte Weiſe zu wirbeln, daß die Fenſter des Glasſchranks zitterten und dröhnten. Nun krackte und klapperte es drinnen und Marie wurde gewahr, daß die Deckel ſämmtlicher Schachteln worin Fritzens Armee einquartiert war mit Gewalt auf- und die Soldaten heraus und herab ins unterſte Fach ſprangen, dort ſich aber in blanken Rotten ſammelten. Nußknacker lief auf und nieder begeiſterte Worte zu den Truppen ſprechend: „Kein Hund von Trompeter regt und rührt ſich,“ ſchrie Nußknacker erboßt, wandte ſich aber dann ſchnell zum Pantalon, der etwas blaß geworden, mit dem langen Kinn ſehr wackelte, und ſprach feierlich: General, ich kenne ihren Muth und ihre Erfahrung, hier gilts ſchnellen Ueberblick und Benutzung des Moments — ich vertraue ihnen das Kommando ſämmtlicher Kavallerie und Artillerie an — ein Pferd brauchen Sie nicht, Sie haben ſehr lange Beine und gallopiren damit leidlich. — Thun Sie jetzt was Ihres Berufs iſt.“ Sogleich drückte Pantalon die dürren langen Fingerchen an den Mund und krähte ſo durchdringend, daß es klang als würden hundert helle Trompetlein luſtig geblaſen.

Da ging es im Schrank an ein Wiehern und Stampfen, und ſiehe, Fritzens Cüraſſiere und Dragoner, vor allen Dingen aber die neuen glänzenden Huſaren rückten aus, und hielten bald unten auf dem Fußboden. Nun defilirte Regiment auf Regiment mit fliegenden Fahnen und klingendem-Spiel bei Nußknacker vorüber und ſtellte ſich in breiter Reihe quer über den Boden des Zimmers. Aber vor ihnen her fuhren raſſelnd Fritzens Kanonen auf, von den Kanonieren umgeben, und bald ging es bum — bum und Marie ſah wie die Zuckererbſen einſchlugen in den dicken Haufen der Mäuſe, die davon ganz weiß überpudert wurden und ſich ſehr ſchämten. Vorzüglich that ihnen aber eine ſchwere Batterie viel Schaden, die auf Mama's Fußbank aufgefahren war und Pum — Pum — Pum, immer hinter einander fort Pfeffernüſſe unter die Mäuſe ſchoß, wovon ſie umfielen. Die Mäuſe kamen aber doch immer näher und überrannten ſogar einige Kanonen, aber da ging es Prr — Prr, Prr, und vor Rauch und Staub konnte Marie kaum ſehen, was nun geſchah. Doch ſo viel war gewiß, daß jedes Corps ſich mit der höchſten Erbitterung ſchlug, und der Sieg lange hin und her ſchwankte. Die Mäuſe entwickelten immer mehr und mehr Maſſen, und ihre kleinen ſilbernen Pillen, die ſie ſehr geſchickt zu ſchleudern wußten, ſchlugen ſchon bis in den Glasſchrank hinein. Verzweiflungsvoll liefen Clärchen und Trutchen umher, und rangen ſich die Händchen wund. „Soll ich in meiner blühendſten Jugend ſterben! — ich die ſchönſte der Puppen!“ ſchrie Klärchen. „Hab ich darum mich ſo gut konſervirt, um hier in meinen vier Wänden umzukommen?“ rief Trutchen. Dann fielen ſie ſich um den Hals, und heulten ſo ſehr, daß man es trotz des tollen Lärms doch hören konnte. Denn von dem Spektakel, der nun losging, habt ihr kaum einen Begriff, werthe Zuhörer. — Das ging — Prr — Prr — Puff, Piff — Schnetterdeng — Schnetterdeng — Bum, Burum, Bum — Burum — Bum — durch einander und dabei quiekten und ſchrien Mauskönig und Mäuſe, und dann hörte man wiedes Nußknackers gewaltige Stimme, wie er nützliche Befehle austheilte und ſah ihn, wie er über die im Feuer ſtehenden Bataillone hinwegſchritt! – Pantalon hatte einige ſehr glänzende Cavallerie-Angriffe gemacht und ſich mit Ruhm bedeckt, aber Fritzens Huſaren wurden von der Mäuſe-Artillerie mit häßlichen, übelriechenden Kugeln beworfen, die ganz fatale Flecke in ihren rothen Wämſern machten, weshalb ſie nicht recht vor wollten. Pantalon ließ ſie links abſchwenken und in der Begeiſterung des Commandirens machte er es eben ſo und ſeine Cüraſſiere und Dragoner auch, das heißt, ſie ſchwenkten alle links ab, und gingen nach Hauſe. Dadurch gerieth die auf der Fußbank poſtirte Batterie in Gefahr, und es dauerte auch gar nicht lange, ſo kam ein dicker Haufe ſehr häßlicher Mäuſe und rannte ſo ſtark an, daß die ganze Fußbank mit ſammt den Kanonieren und Kanonen umfiel. Nußknacker ſchien ſehr beſtürzt, und befahl, daß der rechte Flügel eine rückgängige Bewegung machen ſolle. Du weißt, o mein kriegserfahrner Zuhörer Fritz!

daß eine ſolche Bewegung machen, beinahe ſo viel heißt als davon laufen und betrauerſt mit mir ſchon jetzt das Unglück, was über die Armee des kleinen von Marie geliebten Nußknackers kommen ſollte! — Wende jedoch dein Auge von dieſem Unheil ab, und beſchaue den linken Flügel der Nußknackeriſchen Armee, wo alles noch ſehr gut ſteht und für Feldherrn und Armee viel zu hoffen iſt. Während des hitzigſten Gefechts waren leiſe leiſe Mäuſe-Cavalleriemaſſen unter der Commode herausdebouchirt, und hatten ſich unter lautem gräßlichen Gequiek mit Wuth auf den linken Flügel der Nußknackeriſchen Armee geworfen, aber welchen Widerſtand fanden ſie da! — Langſam, wie es die Schwierigkeit des Terrains nur erlaubte, da die Leiſte des Schranks zu paſſiren, war das Deviſen-Corps unter der Anführung zweier Chineſiſcher Kaiſer vorgerückt, und hatte ſich en quarré plain formirt. — Dieſe wackern, ſehr bunten und herrlichen Truppen, die aus vielen Gärtnern, Tyrolern, Tunguſen, Friſeurs, Harlekins, Kupidos, Löwen, Tigern, Meerkatzen und

Affen beſtanden, fochten mit Faſſung, Muth und Ausdauer. Mit ſpartaniſcher Tapferkeit hätte dies Bataillon von Eliten dem Feinde den Sieg entriſſen, wenn nicht ein verwegener feindlicher Rittmeiſter tollkühn vordringend einem der Chineſiſchen Kaiſer den Kopf abgebiſſen und dieſer im Fallen zwei Tunguſen und eine Meerkatze erſchlagen hätte. Dadurch entſtand eine Lücke, durch die der Feind eindrang und bald war das ganze Bataillon zerbiſſen. Doch wenig Vortheil hatte der Feind von dieſer Unthat. So wie ein Mäuſe-Cavalleriſt mordluſtig einen der tapfern Gegner mitten durch zerbiß, bekam er einen kleinen gedruckten Zettel in den Hals, wovon er augenblicklich ſtarb. — Half dies aber wohl auch der Nußknackeriſchen Armee, die, einmal rückgängig geworden, immer rückgängiger wurde und immer mehr Leute verlor, ſo daß der unglückliche Nußknacker nur mit einem gar kleinen Häufchen dicht vor dem Glasſchranke hielt? „Die Reſerve ſoll heran! — Pantalon — Skaramuz Tambour — wo ſeyd ihr? — So ſchrie Nußknacker, der noch auf neue Truppen hoffte, die ſich aus dem Glasſchrank entwickeln ſollten. Es kamen auch wirklich einige braune Männer und Frauen aus Thorn mit goldnen Geſichtern, Hüten und Helmen heran, die fochten aber ſo ungeſchickt um ſich herum, daß ſie keinen der Feinde trafen und bald ihrem Feldherrn Nußknacker ſelbſt die Mütze vom Kopfe heruntergefochten hätten. Die feindlichen Chaſſeurs biſſen ihnen auch bald die Beine ab, ſo daß ſie umſtülpten und noch dazu einige von Nußknackers Waffenbrüdern erſchlugen. Nun war Nußknacker vom Feinde dicht umringt, in der höchſten Angſt und Noth. Er wollte über die Leiſte des Schranks ſpringen, aber die Beine waren zu kurz, Clärchen und Trutchen lagen in Ohnmacht, ſie konnten ihm nicht helfen — Huſaren — Dragoner ſprangen luſtig bei ihm vorbei und hinein, da ſchrie er auf in heller Verzweiflung: Ein Pferd — ein Pferd — ein Königreich für ein Pferd! — In dem Augenblick packten ihn zwei feindliche Tirailleurs bei dem hölzernen Mantel und im Triumph aus ſieben

Kehlen aufquiekend, ſprengte Mauſekönig heran. Marie wußte ſich nicht mehr zu faſſen, o mein armer Nußknacker — mein armer Nußknacker! ſo rief ſie ſchluchzend, faßte, ohne ſich deutlich ihres Thuns bewußt zu ſeyn, nach ihrem linken Schuh, und warf ihn mit Gewalt in den dickſten Haufen der Mäuſe hinein auf ihren König. In dem Augenblick ſchien alles verſtoben und verflogen, aber Marie empfand am linken Arm einen noch ſtechendern Schmerz als vorher und ſank ohnmächtig zur Erde nieder.

Die Krankheit.

Als Marie wie aus tiefem Todesſchlaf erwachte, lag ſie in ihrem Bettchen und die Sonne ſchien hell und funkelnd durch die mit Eis belegten Fenſter in das Zimmer hinein. Dicht neben ihr ſaß ein fremder Mann, den ſie aber bald für den Chirurgus Wendelſtern erkannte. Der ſprach leiſe: Nun iſt ſie aufgewacht! Da kam die Mutter herbei und ſah ſie mit recht ängſtlich forſchenden Blicken an. „Ach liebe Mutter, liſpelte die kleine Marie: ſind denn nun die häßlichen Mäuſe alle fort, und iſt denn der gute Nußknacker gerettet?" Sprich nicht ſolch' albernes Zeug, liebe Marie, erwiederte die Mutter, was haben die Mäuſe mit dem Nußknacker zu thun. Aber Du böſes Kind, haſt uns allen recht viel Angſt und Sorge gemacht. Das kommt davon her, wenn die Kinder eigenwillig ſind und den Eltern nicht folgen. Du ſpielteſt geſtern bis in die tiefe Nacht hinein mit deinen Puppen. Du wurdeſt ſchläfrig, und mag es ſeyn, daß ein hervorſpringendes Mäuschen, deren es doch ſonſt hier nicht giebt, Dich erſchreckt hat; genug Du ſtießeſt mit dem Arm eine Glasſcheibe des Schranks ein und ſchnitteſt Dich ſo ſehr in den Arm, daß Herr Wendelſtern, der Dir eben die noch in den Wunden ſteckenden Glasſcherbchen herausgenommen hat, meint, Du hätteſt, zerſchnitt das Glas eine Ader, einen ſteifen Arm behalten, oder Dich gar verbluten können. Gott ſey gedankt, daß ich um Mitternacht erwachend, und Dich noch ſo ſpät vermiſſend, aufſtand, und in die Wohnſtube ging. Da lagſt Du dicht neben dem Glasſchrank ohnmächtig auf der Erde und bluteteſt ſehr. Bald wär' ich vor Schreck auch ohnmächtig geworden. Da lagſt Du nun, und um Dich her zerſtreut erblickte ich viele von Fritzens bleiernen Soldaten und andere Puppen, zerbrochene Deviſen, Pfefferkuchmänner; Nußknacker lag aber auf Deinem blutenden Arme und nicht weit von Dir Dein linker Schuh. „Ach Mütterchen, Mütterchen, fiel Marie ein: ſehen Sie wohl, das waren ja noch die Spuren von der großen Schlacht zwiſchen den Puppen und Mäuſen, und nur darüber bin ich ſo ſehr erſchrocken, als die Mäuſe den armen Nußknacker, der die Puppen-Armee kommandirte, gefangen nehmen wollten. Da warf ich meinen Schuh unter die Mäuſe und dann weiß ich weiter nicht was vorgegangen." Der Chirurgus Wendelſtern winkte der Mutter mit den Augen und dieſe ſprach ſehr ſanft zu Marien: Laß es nur gut ſeyn, mein liebes Kind! beruhige Dich, die Mäuſe ſind alle fort und Nußknackerchen ſteht geſund und luſtig im Glasſchrank. Nun trat der Medizinalrath ins Zimmer und ſprach lange mit dem Chirurgus Wendelſtern; dann fühlte er Mariens Puls und ſie hörte wohl, daß von einem Wundfieber die Rede war. Sie mußte im Bette bleiben und Arzenei nehmen und ſo dauerte es einige Tage, wiewohl ſie außer einigem Schmerz am Arm ſich eben nicht krank und unbehaglich fühlte. Sie wußte, daß Nußknackerchen geſund aus der Schlacht ſich gerettet hatte, und es kam ihr manchmal wie im Traume vor, daß er ganz vernehmlich, wiewohl mit ſehr wehmüthiger Stimme ſprach: Marie, theuerſte Dame, Ihnen verdanke ich viel, doch noch mehr können Sie für mich thun!" Marie dachte vergebens darüber nach, was das wohl ſeyn könnte, es fiel ihr durchaus nicht ein. — Spielen konnte Marie gar nicht recht, wegen des wunden Arms, und wollte ſie leſen, oder in den Bilderbüchern blättern, ſo flimmerte es ihr ſeltſam vor den Augen, und ſie mußte davon ablaſſen. So mußte ihr nun wohl die Zeit recht herzlich lang werden, und ſie konnte kaum die Dämmerung erwarten, weil dann die Mutter ſich an ihr Bett ſetzte, und ihr ſehr viel Schönes vorlas und erzählte. Eben hatte die Mutter die vorzügliche Geſchichte vom Prinzen Fakardin vollendet, als die Thüre aufging, und der Pathe Droßelmeier mit den Worten hineintrat: „Nun muß ich doch wirklich einmal ſelbſt ſehen, wie es mit der kranken und wunden Marie zuſteht.“ So wie Marie den Pathen Droßelmeier in ſeinem gelben Röckchen erblickte, kam ihr das Bild jener Nacht, als Nußknacker die Schlacht wider die Mäuſe verlor, gar lebendig vor Augen, und unwillkührlich rief ſie laut dem Obergerichtsrath entgegen: „O Pathe Droßelmeier, Du biſt recht häßlich geweſen, ich habe Dich wohl geſehen, wie Du auf der Uhr ſaßeſt, und ſie mit Deinen Flügeln bedeckteſt, daß ſie nicht laut ſchlagen ſollte, weil ſonſt die Mäuſe verſcheucht worden wären, — ich habe es wohl gehört, wie Du dem Mauſekönig riefeſt! – warum kamſt Du dem Nußknacker, warum kamſt Du mir nicht zu Hülfe, Du häßlicher Pathe Droßelmeier, biſt Du denn

nicht

nicht allein Schuld, daß ich verwundet und krank im Bette liegen muß?" — Die Mutter fragte ganz erſchrocken: was iſt Dir denn, liebe Marie? Aber der Pathe Droßelmeier ſchnitt ſehr ſeltſame Geſichter, und ſprach mit ſchnarrender, eintöniger Stimme, „Perpendikel mußte ſchnurren — picken — wollte ſich nicht ſchicken — Uhren — Uhren — Uhrenperpendickel müſſen ſchnurren — leiſe ſchnurren — ſchlagen Glocken laut kling klang — Hink und Honk, und Honk und Hank — Puppenmädel ſey nicht bang! — ſchlagen Glöcklein, iſt geſchlagen, Mauſekönig fortzujagen, kommt die Eul' im ſchnellen Flug — Pak und Pik, und Pik und Puk — Glöcklein bim bim — Uhren — ſchnurr ſchnurr — Perpendikel müſſen ſchnurren — picken wollte ſich nicht ſchicken — Schnarr und ſchnurr, und pirr und purr!" — Marie ſah den Pathen Droßelmeier ſtarr mit großen Augen an, weil er ganz anders, und noch viel häßlicher ausſah, als ſonſt, und mit dem rechten Arm hin und her ſchlug, als würd' er gleich einer Drathpuppe gezogen.

Es hätte ihr ordentlich grauen können vor dem Pathen, wenn die Mutter nicht zugegen geweſen wäre, und wenn nicht endlich Fritz, der ſich unterdeſſen hineingeſchlichen, ihn mit lautem Gelächter unterbrochen hätte. „Ei, Pathe Droßelmeier, rief Fritz, Du biſt heute wieder auch gar zu poſſierlich, Du gebehrdeſt Dich ja wie mein Hampelmann, den ich längſt hinter den Ofen geworfen.“ Die Mutter blieb ſehr ernſthaft, und ſprach: Lieber Herr Obergerichtsrath, das iſt ja ein recht ſeltſamer Spaß, was meinen Sie denn eigentlich? Mein Himmel! erwiederte Droßelmeier lachend, kennen Sie denn nicht mehr mein hübſches Uhrmacherliedchen? Das pfleg' ich immer zu ſingen bei ſolchen Patienten wie Marie. Damit ſetzte er ſich ſchnell dicht an Mariens Bette, und ſprach: Sey nur nicht böſe, daß ich nicht gleich dem Mauſekönig alle vierzehn Augen ausgehackt, aber es konnte nicht ſeyn, ich will Dir auch ſtatt deſſen eine rechte Freude machen. Der Obergerichtsrath langte mit dieſen Worten in die Taſche, und was er nun leiſe, leiſe hervorzog, war — der Nußknacker, dem er ſehr geſchickt die verlornen Zähnchen feſteingeſetzt, und den lahmen Kinnbacken eingerenkt hatte. Marie jauchzte laut auf vor Freude, aber die Mutter ſagte lächelnd: Siehſt Du nun wohl, wie gut es Pathe Droßelmeier mit Deinem Nußknacker meint? „Du mußt es aber doch eingeſtehen, Marie,“ unterbrach der Obergerichtsrath die Medizinalräthin, „Du mußt es aber doch eingeſtehen, daß Nußknacker nicht eben zum beſten gewachſen, und ſein Geſicht nicht eben ſchön zu nennen iſt. Wie ſothane Häßlichkeit in ſeine Familie gekommen und vererbt worden iſt, das will ich Dir wohl erzählen, wenn Du es anhören willſt. Oder weiſt Du vielleicht ſchon die Geſchichte von der Prinzeſſin Pirlipat, der Hexe Mauſerinks und dem künſtlichen Uhrmacher?“ „Hör mal, fiel hier Fritz unverſehens ein, hör mal, Pathe Droßelmeier, die Zähne haſt Du dem Nußknacker richtig eingeſetzt, und der Kinnbacken iſt auch nicht mehr ſo wackelig, aber warum fehlt ihm das Schwerdt, warum haſt Du ihm kein Schwerdt umgehängt?“ „Ei, erwiederte der Obergerichtsrath ganz unwillig, Du mußt an allem mäkeln und tadeln, Junge! — Was geht mich Nußknackers Schwerdt an, ich habe ihn am Leibe kurirt, mag er ſich nun ſelbſt ein Schwerdt ſchaffen wie er will.“ „Das iſt wahr, rief Fritz, iſts ein tüchtiger Kerl, ſo wird er ſchon Waffen zu finden wiſſen.“ „Alſo Marie, fuhr der Obergerichtsrath fort, ſage mir, ob Du die Geſchichte weißt von der Prinzeſſin Pirlipat?“ Ach nein, erwiederte Marie, erzähle, lieber Pathe Droßelmeier, erzähle! „Ich hoffe, ſprach die Medizinalräthin, „ich hoffe, lieber Herr Obergerichtsrath, daß Ihre Geſchichte nicht ſo graulich ſeyn wird, wie gewöhnlich alles iſt, was ſie erzählen?“ Mit nichten, theuerſte Frau Medicinalräthin, erwiederte Droßelmeier, im Gegentheil iſt das gar ſpaßhaft, was ich vorzutragen die Ehre haben werde.“ „Erzähle, o erzähle, lieber Pathe, ſo riefen die Kinder, und der Obergerichtsrath fing alſo an:

Das Mährchen von der harten Nuß.

Pirlipats Mutter war die Frau eines Königs, mithin eine Königin, und Pirlipat ſelbſt in demſelben Augenblick, als ſie gebohren wurde, eine geborne Prinzeſſin. Der König war außer ſich vor Freude über das ſchöne Töchterchen, das in der Wiege lag, er jubelte laut auf, er tanzte und ſchwenkte ſich auf einem Beine, und ſchrie einmal über das andere: Heyſa! — hat man was ſchöneres jemals geſehen, als mein Pirlipatchen? — Aber alle Miniſter, Generale und Präſidenten und Staabsoffiziere ſprangen, wie der Landesvater, auf einem Beine herum, und ſchrien ſehr: Nein, niemals! Zu läugnen war es aber auch in der That gar nicht, daß wohl, ſo lange die Welt ſteht, kein ſchöneres Kind gebohren wurde, als eben Prinzeſſin Pirlipat. Ihr Geſichtchen war wie von zarten lilienweißen und roſenrothen Seidenflocken gewebt, die Aeugelein lebendige funkelnde Azure, und es ſtand hübſch, daß die Löckchen ſich in lauter glänzenden Goldfaden kränkelten. Dazu hatte Pirlipatchen zwei Reihen kleiner Perlzähnchen auf die Welt gebracht, womit ſie zwei Stunden nach der Geburt dem Reichskanzler in den Finger biß, als er die Lineamente näher unterſuchen wollte, ſo daß er laut aufſchrie: O Jemine! — Andere behaupten, er habe, Au weh! geſchrien, die Stimmen ſind noch heut zu Tage darüber ſehr getheilt. — Kurz, Pirlipatchen biß wirklich dem Reichskanzler in den Finger, und das entzückte Land wußte nun, daß auch Geiſt, Gemüth und Verſtand in Pirlipats kleinem engelſchönen Körperchen wohne. — Wie geſagt, alles war vergnügt, nur die Königin war ſehr ängſtlich und unruhig, niemand wußte warum? Vorzüglich fiel es auf, daß ſie Pirlipats Wiege ſo ſorglich bewachen ließ. Außerdem, daß die Thüren von Trabanten beſetzt waren, mußten, die beiden Wärterinnen dicht an der Wiege abgerechnet, noch ſechs andere, Nacht für Nacht rings umher in der Stube ſitzen. Was aber ganz närriſch ſchien, und was niemand begreifen konnte, jede dieſer ſechs Wärterinnen mußte einen

Kater auf den Schooß nehmen, und ihn die ganze Nacht ſtreicheln, daß er immerfort zu ſpinnen genöthigt wurde. Es iſt unmöglich, daß ihr, lieben Kinder, errathen könnt, warum Pirlipats Mutter all' dieſe Anſtalten machte, ich weiß es aber, und will es euch gleich ſagen. — Es begab ſich, daß einmal an dem Hofe von Pirlipats Vater viele vortreffliche Könige und ſehr angenehme Prinzen verſammelt waren, weshalb es denn ſehr glänzend herging, und viel Ritterſpiele, Comödien und Hofbälle gegeben wurden. Der König, um recht zu zeigen, daß es ihm an Gold und Silber gar nicht mangle, wollte nun einmal einen recht tüchtigen Griff in den Kronſchatz thun, und was ordentliches darauf gehen laſſen. Er ordnete daher, zumal er von dem Oberhofküchenmeiſter ins geheim erfahren, daß der Hofaſtronom die Zeit des Einſchlachtens angekündigt, einen großen Wurſtſchmaus an, warf ſich in den Wagen, und lud ſelbſt ſämmtliche Könige und Prinzen — nur auf einen Löffel Suppe ein, um ſich der Ueberraſchung mit dem Köſtlichen zu erfreuen. Nun ſprach er ſehr freundlich zur Frau Königin: Dir iſt ja ſchon bekannt, Liebchen! wie ich die Würſte gern habe! — Die Königin wußte ſchon, was er damit ſagen wollte, es hieß nämlich nichts anders, als ſie ſelbſt ſollte ſich, wie ſie auch ſonſt ſchon gethan, dem ſehr nützlichen Geſchäft des Wurſtmachens unterziehen. Der Oberſchatzmeiſter mußte ſogleich den großen goldnen Wurſtkeſſel und die ſilbernen Kaſſerollen zur Küche abliefern; es wurde ein großes Feuer von Sandelholz angemacht, die Königin band ihre damaſtene Küchenſchürze um, und bald dampften aus dem Keſſel die ſüßen Wohlgerüche der Wurſtſuppe. Bis in den Staatsrath drang der anmuthige Geruch; der König, von innerem Entzücken erfaßt, konnte ſich nicht halten. Mit Erlaubniß, meine Herren! rief er, ſprang ſchnell nach der Küche, umarmte die Königin, rührte etwas mit dem goldnen Scepter in dem Keſſel und kehrte dann beruhigt in den Staatsrath zurück. Eben nun war der wichtige Punkt gekommen, daß der Speck in Würfel geſchnitten, und auf ſilbernen Roſten geröſtet werden ſollte. Die Hofdamen traten ab, weil die Königin dies Geſchäft aus treuer Anhänglichkeit und Ehrfurcht vor dem königlichen Gemahl allein unternehmen wollte. Allein ſo wie der Speck zu braten anfing, ließ ſich ein ganz feines wiſperndes Stimmchen vernehmen: Von dem Bratlein gieb mir auch, Schweſter! — will auch ſchmauſen, bin ja auch Königin — gieb mir von dem Brätlein! — Die Königin wußte wohl, daß es Frau Mauſerinks war, die alſo ſprach. Frau Mauſerinks wohnte ſchon ſeit vielen Jahren in des Königs Pallaſt. Sie behauptete, mit der königlichen Familie verwandt und ſelbſt Königin in dem Reiche Mauſolien zu ſeyn, deshalb hatte ſie auch eine große Hofhaltung unter dem Heerde. Die Königin war eine gute mildthätige Frau, wollte ſie daher auch ſonſt Frau Mauſerinks nicht gerade als Königin und als ihre Schweſter anerkennen, ſo gönnte ſie ihr doch von Herzen an dem feſtlichen Tage die Schmauſerei, und rief: Kommt nur hervor, Frau Mauſerinks, Ihr möget immerhin von meinem Speck genießen. Da kam auch Frau Mauſerinks ſehr ſchnell und luſtig hervorgehüpft, ſprang auf den Heerd, und ergriff mit den zierlichen kleinen Pfötchen ein Stückchen Speck nach dem andern, das ihr die Königin hinlangte. Aber nun kamen alle Gevattern und Muhmen der Frau Mauſerinks hervorgeſprungen, und auch ſogar ihre ſieben Söhne, recht unartige Schlingel, die machten ſich über den Speck her, und nicht wehren konnte ihnen die erſchrockene Königin. Zum Glück kam die Oberhofmeiſterin dazu, und verjagte die zudringlichen Gäſte, ſo daß noch etwas Speck übrig blieb, welcher, nach Anweiſung des herbeigerufenen Hofmathematikers ſehr künſtlich auf alle Würſte vertheilt wurde. — Pauken und Trompeten erſchallten, alle anweſenden Potentaten und Prinzen zogen in glänzenden Feierkleidern zum Theil auf weißen Zeltern, zum Theil in kryſtallnen Kutſchen zum Wurſtſchmauſe. Der König empfing ſie mit herzlicher Freundlichkeit und Huld, und ſetzte ſich dann, als Landesherr mit Kron und Scepter angethan,

Univ. Bibl.
Mü.

an die Spitze des Tiſches. Schon in der Station der Leberwürſte ſah man, wie der König immer mehr und mehr erblaßte, wie er die Augen gen Himmel hob – leiſe Seufzer entflohen ſeiner Bruſt — ein gewaltiger Schmerz ſchien in ſeinem Innern zu wühlen! Doch in der Station der Blutwürſte ſank er laut ſchluchzend und ächzend, in den Lehnſeſſel zurück, er hielt beide Hände vors Geſicht, er jammerte und ſtöhnte. — Alles ſprang auf von der Tafel, der Leibarzt bemühte ſich vergebens des unglücklichen Königs Puls zu erfaſſen, ein tiefer, namenloſer Jammer ſchien ihn zu zerreißen. Endlich, endlich, nach vielem Zureden, nach Anwendung ſtarker Mittel, als da ſind, gebrannte Federpoſen und dergleichen, ſchien der König etwas zu ſich ſelbſt zu kommen, er ſtammelte kaum hörbar die Worte: Zu wenig Speck. Da warf ſich die Königin troſtlos ihm zu Füßen und ſchluchzte: O mein armer unglücklicher königlicher Gemahl! — o welchen Schmerz mußten Sie dulden! — Aber ſehen Sie hier die Schuldige zu Ihren Füßen — ſtrafen, ſtrafen Sie ſie hart, — Ach — Frau Mauſerinks mit ihren ſieben Söhnen, Gevattern und Muhmen hat den Speck aufgefreſſen und — damit fiel die Königin rücklings über in Ohnmacht. Aber der König ſprang voller Zorn auf und rief laut: Oberhofmeiſterin, wie ging das zu? Die Oberhofmeiſterin erzählte, ſo viel ſie wußte, und der König beſchloß Rache zu nehmen an der Frau Mauſerinks und ihrer Familie, die ihm den Speck aus der Wurſt weggefreſſen hatten. Der Geheime Staatsrath wurde berufen, man beſchloß, der Frau Mauſerinks den Prozeß zu machen, und ihre ſämmtliche Güter einzuziehen; da aber der König meinte, daß ſie unterdeſſen ihm doch noch immer den Speck wegfreſſen könnte, ſo wurde die ganze Sache dem Hofuhrmacher und Arkaniſten übertragen. Dieſer Mann, der eben ſo hieß, als ich, nämlich Chriſtian Elias Droßelmeier, verſprach durch eine ganz beſonders ſtaatskluge Operation die Frau Mauſerinks mit ihrer Familie auf ewige Zeiten aus dem Pallaſt zu vertreiben. Er erfand auch wirklich kleine, ſehr künſtliche Maſchinen, in die an einem Fädchen gebratener Speck gethan wurde, und die Droßelmeier rings um die Wohnung der Frau Speckfreſſerin aufſtellte. Frau Mauſerinks war viel zu weiſe, um nicht Droßelmeiers Liſt einzuſehen, aber alle ihre Warnungen, alle ihre Vorſtellungen halfen nichts, von dem ſüßen Geruch des gebratenen Specks verlockt, gingen alle ſieben Söhne und viele, viele Gevattern und Muhmen der Frau Mauſerinks in Droßelmeiers Maſchinen hinein, und wurden, als ſie eben den Speck wegnaſchen wollten, durch ein plötzlich vorfallendes Gitter gefangen, dann aber in der Küche ſelbſt ſchmachvoll hingerichtet. Frau Mauſerinks verließ mit ihrem kleinen Häufchen den Ort des Schreckens. Gram, Verzweiflung, Rache erfüllte ihre Bruſt. Der Hof jubelte ſehr, aber die Königin war beſorgt, weil ſie die Gemüthsart der Frau Mauſerinks kannte, und wohl wußte, daß ſie den Tod ihrer Söhne und Verwandten nicht ungerächt hingehen laſſen würde. In der That erſchien auch Frau Mauſerinks, als die Königin eben für den königlichen Gemahl einen Lungenmuß bereitete, den er ſehr gern aß, und ſprach: Meine Söhne — meine Gevattern und Muhmen ſind erſchlagen, gieb wohl Acht, Frau Königin, daß Mauſekönigin Dir nicht Dein Prinzeßchen entzwei beißt — gieb wohl Acht. Darauf verſchwand ſie wieder, und ließ ſich nicht mehr ſehen, aber die Königin war ſo erſchrocken, daß ſie den Lungenmuß ins Feuer fallen ließ, und zum zweitenmal verdarb Frau Mauſerinks dem Könige eine Lieblingsſpeiſe, worüber er ſehr zornig war. — Nun iſts aber genug für heute Abend, künftig das Uebrige.

So ſehr auch Marie, die bei der Geſchichte ihre ganz eignen Gedanken hatte, den Pathe Droßelmeier bat, doch nur ja weiter zu erzählen, ſo ließ er ſich doch nicht erbitten, ſondern ſprang auf, ſprechend: Zu viel auf einmal iſt ungeſund, morgen das Uebrige. Eben als der Obergerichtsrath im Begriff ſtand, zur Thür hinauszuſchreiten, fragte Fritz: Aber ſag mal, Pathe Droßelmeier, iſts denn wirklich wahr, daß Du die Mauſefallen erfunden haſt? „Wie kann man nur ſo albern fragen,“ rief die Mutter, aber der Obergerichtsrath lächelte ſehr ſeltſam, und ſprach leiſe: Bin ich denn nicht ein künſtlicher Uhrmacher, und ſollt' nicht einmal Mauſefallen erfinden können.

Fortſetzung des Mährchens von der harten Nuß.

Nun wißt ihr wohl, Kinder, ſo fuhr der Obergerichtsrath Droßelmeier am nächſten Abende fort, nun wißt ihr wohl Kinder, warum die Königin das wunderſchöne Prinzeßchen Pirlipat ſo ſorglich bewachen ließ. Mußte ſie nicht fürchten, daß Frau Mauſerinks ihre Drohung erfüllen, wiederkommen, und das Prinzeßchen todtbeißen würde? Droßelmeiers Maſchienen halfen gegen die kluge und gewitzigte Frau Mauſerinks ganz und gar nichts, und nur der Aſtronom des Hofes, der zugleich Geheimer Oberzeichen und Sterndeuter war, wollte wiſſen, daß die Familie des Katers Schnurr im Stande ſeyn werde, die Frau Mauſerinks von der Wiege abzuhalten; demnach geſchah es alſo, daß jede der Wärterinnen einen der Söhne jener Familie, die übrigens bei Hofe als Geheime Legationsräthe angeſtellt waren, auf dem Schooße halten, und durch ſchickliches Krauen ihm den beſchwerlichen Staatsdienſt zu verſüßen ſuchen mußte Es war einmal ſchon Mitternacht, als die eine der beiden geheimen Oberwärterinnen, die dicht an der Wiege ſaßen, wie aus tiefem Schlafe auffuhr. — Alles rund umher lag vom Schlafe befangen — kein Schnurren — tiefe Todtenſtille, in der man das Picken des Holzwurms vernahm! — doch wie ward der Geheimen Oberwärterin, als ſie dicht vor ſich eine große, ſehr häßliche Maus erblickte, die auf den Hinterfüßen aufgerichtet ſtand, und den fatalen Kopf auf das Geſicht der Prinzeſſin gelegt hatte. Mit einem Schrei des Entſetzens ſprang ſie auf, alles erwachte, aber in dem Augenblick rannte Frau Mauſerinks (niemand anders war die große Maus an Pirlipats Wiege) ſchnell nach der Ecke des Zimmers.

Die

Die Legationsräthe ſtürzten ihr nach, aber zu ſpät – durch eine Ritze in dem Fußboden des Zimmers war ſie verſchwunden. Pirlipatchen erwachte von dem Rumor, und weinte ſehr kläglich. Dank dem Himmel, riefen die Wärterinnen, ſie lebt! Doch wie groß war ihr Schrecken, als ſie hinblickten nach Pirlipatchen, und wahrnahmen, was aus dem ſchönen zarten Kinde geworden. Statt des weiß und rothen goldgelockten Engelsköpfchens ſaß ein unförmlicher dicker Kopf auf einem winzig kleinen zuſammengekrümmten Leibe, die azurblauen Aeugelein hatten ſich verwandelt in grüne hervorſtehende ſtarrblickende Augen, und das Mündchen hatte ſich verzogen von einem Ohr zum andern. Die Königin wollte vergehen in Wehklagen und Jammer, und des Königs Studirzimmer mußte mit wattirten Tapeten ausgeſchlagen werden, weil er einmal über das andere mit dem Kopf gegen die Wand rannte, und dabei mit ſehr jämmerlicher Stimme rief: O ich unglückſeliger Monarch! — Er konnte zwar nun einſehen, daß es beſſer geweſen wäre, die Würſte ohne Speck zu eſſen, und die Frau Mauſerinks mit ihrer Sippſchaft unter dem Heerde in Ruhe zu laſſen, daran dachte aber Pirlipats königlicher Vater nicht, ſondern er ſchob einmal alle Schuld auf den Hofuhrmacher und Arkaniſten Chriſtian Elias Droßelmeier aus Nürnberg. Deshalb erließ er den weiſen Befehl: Droßelmeier habe binnen vier Wochen die Prinzeſſin Pirlipat in den vorigen Zuſtand herzuſtellen, oder wenigſtens ein beſtimmtes untrügliches Mittel anzugeben, wie dies zu bewerkſtelligen ſey, widrigenfalls er dem ſchmachvollen Tode unter dem Beil des Henkers verfallen ſeyn ſolle. — Droßelmeier erſchrack nicht wenig, indeſſen vertraute er bald ſeiner Kunſt und ſeinem Glück und ſchritt ſogleich zu der erſten Operation, die ihm nützlich ſchien. Er nahm Prinzeßchen Pirlipat ſehr geſchickt auseinander, ſchrob ihr Händchen und Füßchen ab, und beſah ſogleich die innere Struktur, aber da fand er leider, daß die Prinzeſſin, je größer, deſto unförmlicher werden würde, und wußte ſich nicht zu rathen nicht zu helfen. Er ſetzte die Prinzeſſin behutſam wieder zuſammen, und verſank an ihrer Wiege, die er nie verlaſſen durfte, in Schwermuth. Schon war die vierte Woche angegangen — ja bereits Mittwoch, als der König mit zornfunkelnden Augen hineinblickte, und mit dem Szepter drohend rief: Chriſtian Elias Droßelmeier, kurire die Prinzeſſin, oder Du mußt ſterben! Droßelmeier fing an bitterlich zu weinen, aber Prinzeßchen Pirlipat knackte vergnügt Nüſſe. Zum erſtenmal fiel dem Arkaniſten Pirlipats ungewöhnlicher Appetit nach Nüſſen, und der Umſtand auf, daß ſie mit Zähnchen zur Welt gekommen. In der That hatte ſie gleich nach der Verwandlung ſo lange geſchrieen, bis ihr zufällig eine Nuß vorkam, die ſie ſogleich aufknackte, den Kern aß, und dann ruhig wurde. Seit der Zeit fanden die Wärterinnen nichts gerathen, als ihr Nüſſe zu bringen. „O heiliger Inſtinkt der Natur, ewig unerforſchliche Sympathie aller Weſen, rief Johann Elias Droßelmeier aus: Du zeigſt mir die Pforte zum Geheimniß, ich will anklopfen, und ſie wird ſich öffnen!“ Er bat ſogleich um die

Erlaubniß, mit dem Hofaſtronom ſprechen zu können, und wurde mit ſtarker Wache hingeführt. Beide Herren umarmten ſich unter vielen Thränen, da ſie zärtliche Freunde waren, zogen ſich dann in ein geheimes Kabinet zurück, und ſchlugen viele Bücher nach, die von dem Inſtinkt, von den Sympathien und Antipathien und andern geheimnißvollen Dingen handelten. Die Nacht brach herein, der Hofaſtronom ſah nach den Sternen, und ſtellte mit Hülfe des auch hierin ſehr geſchickten Droßelmeiers das Horoskop der Prinzeſſin Pirlipat. Das war eine große Mühe, denn die Linien verwirrten ſich immer mehr und mehr, endlich aber — welche Freude, endlich lag es klar vor ihnen, daß die Prinzeſſin Pirlipat, um den Zauber, der ſie verhäßlicht, zu löſen, und um wieder ſo ſchön zu werden, als vorher, nichts zu thun hätte, als den ſüßen Kern der Nuß Krakatuk zu genießen.

Die Nuß Krakatuk hatte eine ſolche harte Schale, daß eine achtundvierzig pfündige Kanone darüber wegfahren konnte, ohne ſie zu zerbrechen. Dieſe harte Nuß mußte aber von einem Manne, der noch nie raſirt worden und der niemals Stiefeln getragen, vor der Prinzeſſin aufgebiſſen und ihr von ihm mit geſchloſſenen Augen der Kern dargereicht werden. Erſt nachdem er ſieben Schritte rückwärts gegangen, ohne zu ſtolpern, durfte der junge Mann wieder die Augen erſchließen. Drei Tage und drei Nächte hatte Droßelmeier mit dem Aſtronomen ununterbrochen gearbeitet und es ſaß gerade des Sonnabends der König bei dem Mittagstiſch, als Droßelmeier, der Sonntag in aller Frühe geköpft werden ſollte, voller Freude und Jubel hineinſtürzte, und das gefundene Mittel, der Prinzeſſin Pirlipat die verlorene Schönheit wieder zu geben, verkündete. Der König umarmte ihn mit heftigem Wohlwollen, verſprach ihm einen diamantenen Degen, vier Orden und zwei neue Sonntagsröcke. „Gleich nach Tiſche,“ ſetzte er freundlich hinzu, „ſoll es ans Werk geh'n, ſorgen Sie, theurer Arkaniſt, daß der junge unraſirte Mann in Schuhen mit der Nuß Krakatuk gehörig bei der Hand ſey, und laſſen Sie ihn vorher keinen Wein trinken, damit er nicht ſtolpert, wenn er ſieben Schritte rückwärts geht wie ein Krebs, nachher kann er erklecklich ſaufen!“ Droßelmeier wurde über dieſe Rede des Königs ſehr beſtürzt, und nicht ohne Zittern und Zagen brachte er es ſtammelnd heraus, daß das Mittel zwar gefunden wäre, beides, die Nuß Krakatuk und der junge Mann zum Aufbeißen derſelben aber, erſt geſucht werden müßten, wobei es noch obendrein zweifelhaft bliebe, ob Nuß und Nußknacker jemals gefunden werden dürften. Hoch erzürnt ſchwang der König den Szepter über das gekrönte Haupt, und ſchrie mit einer Löwenſtimme: „So bleibt es bei dem Köpfen.“ Ein Glück war es für den in Angſt und Noth verſetzten Droßelmeier, daß dem Könige das Eſſen gerade den Tag ſehr wohl geſchmeckt hatte, er mithin in der guten Laune war, vernünftigen Vorſtellungen Gehör zu geben, an denen es die großmüthige und von Droßelmeiers Schickſal gerührte Königin nicht mangeln ließ. Droßelmeier faßte Muth und ſtellte zuletzt vor, daß er doch eigentlich die

Aufgabe, das Mittel, wodurch die Prinzeſſin geheilt werden könne, zu nennen gelöſt, und ſein Leben gewonnen habe. Der König nannte das dumme Ausreden und einfältigen Schnickſchnack, beſchloß aber endlich, nachdem er ein Gläschen Magenwaſſer zu ſich genommen, daß beide, der Uhrmacher und der Aſtronom, ſich auf die Beine machen und nicht anders als mit der Nuß Krakatuk in der Taſche wiederkehren ſollten. Der Mann zum Aufbeißen derſelben ſollte, wie es die Königin vermittelte, durch mehrmaliges Einrücken einer Aufforderung in einheimiſche und auswärtige Zeitungen und Intelligenz-Blätter herbeigeſchafft werden. — Der Ober-Gerichtsrath brach hier wieder ab, und verſprach den andern Abend das Uebrige zu erzählen.

Beſchluß des Mährchens von der harten Nuß.

Am andern Abende, ſo wie kaum die Lichter angeſteckt worden, fand ſich Pathe

Droßelmeier wirklich wieder ein, und erzählte alſo weiter. Droßelmeier und der Hof-Aſtronom waren ſchon funfzehn Jahre unterwegs, ohne der Nuß Krakatuk auf die Spur gekommen zu ſeyn. Wo ſie überall waren, welche ſonderbare ſeltſame Dinge ihnen widerfuhren, davon könnt ich Euch, ihr Kinder, vier Wochen lang erzählen, ich will es aber nicht thun, ſondern nur gleich ſagen, daß Droßelmeier in ſeiner tiefen Betrübniß zuletzt eine ſehr große Sehnſucht nach ſeiner lieben Vaterſtadt Nürnberg empfand. Ganz beſonders überfiel ihn dieſe Sehnſucht, als er gerade einmal mit ſeinem Freunde mitten in einem großen Walde in Aſien ein Pfeifchen Knaſter rauchte. „O ſchöne — ſchöne Vaterſtadt Nürnberg – ſchöne Stadt, wer dich nicht geſehen hat, mag er auch viel gereiſt ſeyn nach London, Paris und Peterwardein, iſt ihm das Herz doch nicht aufgegangen, muß er doch ſtets nach dir verlangen — nach Dir, o Nürnberg, ſchöne Stadt, die ſchöne Häuſer mit Fenſtern hat. Als Droßelmeier ſo ſehr wehmüthig klagte, wurde der

Aſtronom von tiefem Mitleiden ergriffen und fing ſo jämmerlich zu heulen an, daß man es weit und breit in Aſien hören konnte. Doch faßte er ſich wieder, wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und fragte: Aber werthgeſchätzter College, warum ſitzen wir hier und heulen? warum gehen wir nicht nach Nürnberg, iſts denn nicht gänzlich egal, wo und wie wir die fatale Nuß Krakatuk ſuchen? Das iſt auch wahr, erwiderte Droßelmeier getröſtet. Beide ſtanden alsbald auf, klopften die Pfeifen aus, und gingen ſchnurgerade in einem Strich fort, aus dem Walde mitten in Aſien, nach Nürnberg. Kaum waren ſie dort angekommen, ſo lief Droßelmeier ſchnell zu ſeinem Vetter, dem Puppendrechsler, Lackirer und Vergolder Chriſtoph Zacharias Droßelmeier, den er in vielen vielen Jahren nicht mehr geſehen Dem erzählte nun der Uhrmacher die ganze Geſchichte von der Prinzeſſin Pirlipat, der Frau Mauſerinks, und der Nuß Krakatuk, ſo daß der einmal über das andere die Hände zuſammenſchlug und voll Erſtaunen ausrief: Ei Vetter, Vetter, was ſind das für wunderbare Dinge! Droßelmeier erzählte weiter von den Abentheuern ſeiner weiten Reiſe, wie er zwei Jahre bei dem Dattelkönig zugebracht, wie er vom Mandelfürſten ſchnöde abgewieſen, wie er bei der naturforſchenden Geſellſchaft in Eichhornshauſen vergebens angefragt, kurz wie es ihm überall mißlungen ſey, auch nur eine Spur von der Nuß Krakatuk zu erhalten. Während dieſer Erzählung hatte Chriſtoph Zacharias oftmals mit den Fingern geſchnippt — ſich auf einem Fuße herumgedreht — mit der Zunge geſchnalzt — dann gerufen — Hm hm — J — Ey — O — das wäre der Teufel! — Endlich warf er Mütze und Perücke in die Höhe, umhalſte den Vetter mit Heftigkeit und rief: Vetter — Vetter! Ihr ſeyd geborgen, geborgen ſeyd ihr, ſag ich, denn Alles müßte mich trügen, oder ich beſitze ſelbſt die Nuß Krakatuk. Er holte alsbald eine Schachtel hervor, aus der er eine vergoldete Nuß von mittelmäßiger Größe hervorzog. Seht, ſprach er, indem er die Nuß dem Vetter zeigte, ſeht, mit dieſer Nuß hat es folgende Bewandniß: Vor vielen Jahren kam einſt zur Weihnachtszeit ein fremder Mann mit einem Sack voll Nüſſen hieher, die er feil bot. Gerade vor meiner Puppenbude gerieth er in Streit, und ſetzte den Sack ab, um ſich beſſer gegen den hieſigen Nußverkäufer, der nicht leiden wollte, daß der Fremde Nüſſe verkaufe, und ihn deshalb angriff, zu wehren. In dem Augenblick fuhr ein ſchwer beladener Laſtwagen über den Sack, alle Nüſſe wurden zerbrochen bis auf eine, die mir der fremde Mann, ſeltſam lächelnd, für einen blanken Zwanziger vom Jahre 1720 feil bot. Mir ſchien das wunderbar, ich fand gerade einen ſolchen Zwanziger in meiner Taſche, wie ihn der Mann haben wollte, kaufte die Nuß und vergoldete ſie, ſelbſt nicht recht wiſſend, warum ich die Nuß ſo theuer bezahlte und dann ſo werth hielt. Jeder Zweifel, daß des Vetters Nuß wirklich die geſuchte Nuß Krakatuk war, wurde augenblicklich gehoben, als der herbeigerufene Hof-Aſtronom das Gold ſauber abſchabte, und in der Rinde der Nuß das Wort

Krakatuk mit Chineſiſchen Charakteren eingegraben fand. Die Freude der Reiſenden war groß, und der Vetter der glücklichſte Menſch unter der Sonne, als Droßelmeier ihm verſicherte, daß ſein Glück gemacht ſey, da er außer einer anſehnlichen Penſion hinführo alles Gold zum Vergolden umſonſt erhalten werde. Beide, der Arkaniſt und der Aſtronom, hatten ſchon die Schlafmützen aufgeſetzt und wollten zu Bette gehen, als letzterer, nehmlich der Aſtronom, alſo anhob: Beſter Herr College, ein Glück kommt nie allein — Glauben Sie, nicht nur die Nuß Krakatuk, ſondern auch den jungen Mann, der ſie aufbeißt und den Schönheitskern der Prinzeſſin darreicht, haben wir gefunden! — Ich meine niemanden anders, als den Sohn Ihres Herrn Vetters! — Nein, nicht ſchlafen will ich, fuhr er begeiſtert fort, ſondern noch in dieſer Nacht des Jünglings Horoskop ſtellen! — Damit riß er die Nachtmütze vom Kopf und fing gleich an zu obſerviren. — Des Vetters Sohn war in der That ein netter wohlgewachſener Junge, der noch nie raſirt worden und niemals Stiefel getragen. In früher Jugend war er zwar ein Paar Weihnachten hindurch ein Hampelmann geweſen, das merkte man ihm aber nicht im mindeſten an, ſo war er durch des Vaters Bemühungen ausgebildet worden. An den Weihnachtstagen trug er einen ſchönen rothen Rock mit Gold, einen Degen, den Hut unter dem Arm und eine vorzügliche Friſur mit einem Haarbeutel. So ſtand er ſehr glänzend in ſeines Vaters Bude und knackte aus angeborner Galanterie den jungen Mädchen die Nüſſe auf, weshalb ſie ihn auch ſchön Nußknackerchen nannten. — Den andern Morgen fiel der Aſtronom dem Arkaniſten entzückt um den Hals und rief: er iſt es, wir haben ihn, er iſt gefunden; nur zwei Dinge, liebſter College, dürfen wir nicht außer Acht laſſen. Fürs erſte müſſen Sie ihrem vortreflichen Neffen einen robuſten hölzernen Zopf flechten, der mit dem untern Kinnbacken ſo in Verbindung ſteht, daß dieſer dadurch ſtark angezogen werden kann; dann müſſen wir aber, kommen wir nach der Reſidenz, auch ſorgfältig verſchweigen, daß wir den jungen Mann, der die Nuß Krakatuk aufbeißt, gleich mitgebracht haben; er muß ſich vielmehr lange nach uns einfinden. Ich leſe in dem Horoskop, daß der König, zerbeißen ſich erſt einige die Zähne ohne weitern Erfolg, dem, der die Nuß aufbeißt und der Prinzeſſin die verlorene Schönheit wiedergiebt, Prinzeſſin und Nachfolge im Reich zum Lohn verſprechen wird. Der Vetter Puppendrechsler war gar höchlich damit zufrieden, daß ſein Söhnchen die Prinzeſſin Pirlipat heirathen und Prinz und König werden ſollte, und überließ ihn daher den Geſandten gänzlich. Der Zopf, den Droßelmeier dem jungen hoffnungsvollen Neffen anſetzte, gerieth überaus wohl, ſo daß er mit dem Aufbeißen der härteſten Pfirſichkerne die glänzendſten Verſuche anſtellte.

Da Droßelmeier und der Aſtronom das Aufſinden der Nuß Krakatuk ſogleich nach der Reſidenz berichtet, ſo waren dort auch auf der Stelle die nöthigen Aufforderungen erlaſſen worden, und als die Reiſenden mit dem

Schönheitsmittel ankamen, hatten ſich ſchon viele hübſche Leute, unter denen es ſogar Prinzen gab, eingefunden, die ihrem geſunden Gebiß vertrauend, die Entzauberung der Prinzeſſin verſuchen wollten. Die Geſandten erſchraken nicht wenig, als ſie die Prinzeſſin wieder ſahen. Der kleine Körper mit den winzigen Händchen und Füßchen konnte kaum den unförmlichen Kopf tragen. Die Häßlichkeit des Geſichts wurde noch durch einen weißen baumwollenen Bart vermehrt, der ſich um Mund und Kinn gelegt hatte. Es kam alles ſo, wie es der Hof-Aſtronom im Horoskop geleſen. Ein Milchbart in Schuhen nach dem andern biß ſich an der Nuß Krakatuk Zähne und Kinnbacken wund, ohne der Prinzeſſin im mindeſten zu helfen, und wenn er dann von den dazu beſtellten Zahnärzten halb ohnmächtig weggetragen wurde, ſeufzte er: das war eine harte Nuß! — Als nun der König in der Angſt ſeines Herzens dem, der die Entzauberung vollenden werde, Tochter und Reich verſprochen, meldete ſich der artige ſanfte Jüngling Droßelmeier und bat auch den Verſuch beginnen zu dürfen. Keiner als der junge Droßelmeier hatte ſo ſehr der Prinzeſſin Pirlipat gefallen; ſie legte die kleinen Händchen auf das Herz, und ſeufzte recht innig: Ach wenn es doch der wäre, der die Nuß Krakatuk wirklich aufbeißt und mein Mann wird. Nachdem der junge Droßelmeier den König und die Königin, dann aber die Prinzeſſin Pirlipat, ſehr höflich gegrüßt, empfing er aus den Händen des Ober-Zeremonienmeiſters die Nuß Krakatuk, nahm ſie ohne weiteres zwiſchen die Zähne, zog ſtark den Zopf an, und Krak — Krak zerbröckelte die Schaale in viele Stücke. Geſchickt reinigte er den Kern von den noch daran hängenden Faſern und überreichte ihn mit einem unterthänigen Kratzfuß der Prinzeſſin, worauf er die Augen verſchloß und rückwärts zu ſchreiten begann. Die Prinzeſſin verſchluckte alsbald den Kern und o Wunder! — verſchwunden war die Mißgeſtalt, und ſtatt ihrer ſtand ein engelſchönes Frauenbild da, das Geſicht wie von lilienweißen und roſarothen Seidenflocken gewebt, die Augen

wie

wie glänzende Azure, die vollen Locken wie von Goldfaden gekräuſelt. Trompeten und Pauken miſchten ſich in den lauten Jubel des Volks. Der König, ſein ganzer Hof, tanzte wie bei Pirlipats Geburt auf einem Beine, und die Königin mußte mit Eau de Cologne bedient werden, weil ſie in Ohnmacht gefallen vor Freude und Entzücken. Der große Tumult brachte den jungen Droßelmeier, der noch ſeine ſieben Schritte zu vollenden hatte, nicht wenig aus der Faſſung, doch hielt er ſich und ſtreckte eben den rechten Fuß aus zum ſiebenten Schritt, da erhob ſich, häßlich piepend und quiekend, Frau Mauſerinks aus dem Fußboden, ſo daß Droßelmeier, als er den Fuß niederſetzen wollte, auf ſie trat und dermaßen ſtolperte, daß er beinahe gefallen wäre. — O Mißgeſchick! — urplötzlich war der Jüngling eben ſo mißgeſtaltet, als es vorher Prinzeſſin Pirlipat geweſen. Der Körper war zuſammengeſchrumpft und konnte kaum den dicken ungeſtalteten Kopf mit großen hervorſtechenden Augen und dem breiten entſetzlich aufgähnenden Maule tragen. Statt des Zopfes hing ihm hinten ein ſchmaler hölzerner Mantel herab, mit dem er den untern Kinnbacken regierte. — Uhrmacher und Aſtronom waren außer ſich vor Schreck und Entſetzen, ſie ſahen aber wie Frau Mauſerinks ſich blutend auf dem Boden wälzte. Ihre Bosheit war nicht ungerächt geblieben, denn der junge Droßelmeier hatte ſie mit dem ſpitzen Abſatz ſeines Schuhes ſo derb in den Hals getroffen, daß ſie ſterben mußte. Aber indem Frau Mauſerinks von der Todesnoth erfaßt wurde, da piepte und quiekte ſie ganz erbärmlich: „O Krakatuk, harte Nuß — an der ich nun ſterben muß — hi hi — pipi fein Nußknackerlein wirſt auch bald des Todes ſeyn — Söhnlein mit den ſieben Kronen, wirds dem Nußknacker lohnen, wird die Mutter rächen fein, an Dir du klein Nußknackerlein — o Leben ſo friſch und roth, von Dir ſcheid' ich, o Todesnoth! — Quiek — Mit dieſem Schrei ſtarb Frau Mauſerinks und wurde von dem königlichen Ofenheitzer fortgebracht. — Um den jungen Droßelmeier hatte ſich niemand bekümmert, die Prinzeſſin erinnerte aber den König an ſein Verſprechen, und ſogleich befahl er, daß man den jungen Helden herbeiſchaffe. Als nun aber der Unglückliche in ſeiner Mißgeſtalt hervortrat, da hielt die Prinzeſſin beide Hände vors Geſicht und ſchrie: Fort, fort mit dem abſcheulichen Nußknacker! Alsbald ergriff ihn auch der Hofmarſchall bei den kleinen Schultern und warf ihn zur Thüre heraus. Der König war voller Wuth, daß man ihm habe einen Nußknacker als Eidam aufdringen wollen, ſchob alles auf das Ungeſchick des Uhrmachers und des Aſtronomen, und verwies beide auf ewige Zeiten aus der Reſidenz. Das hatte nun nicht in dem Horoskop geſtanden, welches der Aſtronom in Nürnberg geſtellt, er ließ ſich aber nicht abhalten, aufs Neue zu obſerviren und da wollte er in den Sternen leſen, daß der junge Droßelmeier ſich in ſeinem neuen Stande ſo gut nehmen werde, daß er trotz ſeiner Ungeſtalt Prinz und König werden würde. Seine Mißgeſtalt könne aber nur dann verſchwinden, wenn der Sohn der Frau

Mauſerinks, den ſie nach dem Tode ihrer ſieben Söhne, mit ſieben Köpfen geboren, und welcher Mauſekönig geworden, von ſeiner Hand gefallen ſeye, und eine Dame ihn, troß ſeiner Mißgeſtalt, lieb gewinnen werde. Man ſoll denn auch wirklich den jungen Droßelmeier in Nürnberg zur Weihnachtszeit in ſeines Vaters Bude, zwar als Nußknacker, aber doch als Prinzen geſehen haben! — Das iſt, ihr Kinder! das Mährchen von der harten Nuß, und ihr wißt nun, warum die Leute ſo oft ſagen: das war eine harte Nuß! und wie es kommt, daß die Nußknacker ſo häßlich ſind. —

So ſchloß der Obergerichtsrath ſeine Erzählung. Marie meinte, daß die Prinzeſſin Pirlipat doch eigentlich ein garſtiges undankbares Ding ſey; Fritz verſicherte dagegen, daß, wenn Nußknacker nur ſonſt ein braver Kerl ſeyn wolle, er mit dem Mauſekönig nicht viel Federleſens machen, und ſeine vorige hübſche Geſtalt bald wieder erlangen werde.

Onkel und Neffe.

Hat jemand von meinen hochverehrteſten Leſern oder Zuhörern jemals den Zufall erlebt, ſich mit Glas zu ſchneiden, ſo wird er ſelbſt wiſſen, wie wehe es thut, und welch ſchlimmes Ding es überhaupt iſt, da es ſo langſam heilt. Hatte doch Marie beinahe eine ganze Woche im Bett zubringen müſſen, weil es ihr immer ganz ſchwindlicht zu Muthe wurde, ſo bald ſie aufſtand. Endlich aber wurde ſie ganz geſund, und konnte luſtig, wie ſonſt, in der Stube umherſpringen. Im Glasſchrank ſah es ganz hübſch aus, denn neu und blank ſtanden da, Bäume und Blumen und Häuſer, und ſchöne glänzende Puppen. Vor allen Dingen fand Marie ihren lieben Nußknacker wieder, der, in dem zweiten Fache ſtehend, mit ganz geſunden Zähnchen ſie anlächelte. Als ſie nun den Liebling ſo recht mit Herzensluſt anblickte, da fiel es ihr mit einemmal ſehr bänglich aufs Herz, daß alles, was Pathe Droßelmeier erzählt habe, ja nur die Geſchichte des Nußknackers und ſeines Zwiſtes mit der Frau Mauſerinks und ihrem Sohne geweſen. Nun wußte ſie, daß ihr Nußknacker kein anderer ſeyn könne, als der junge Droſſelmeier aus Nürnberg, des Pathe Droßelmeiers angenehmer, aber leider von der Frau Mauſerink's verhexter Neffe. Denn daß der künſtliche Uhrmacher am Hofe von Pirlipats Vater niemand anders geweſen, als der Obergerichtsrath Droßelmeier ſelbſt, daran hatte Marie ſchon bei der Erzählung nicht einen Augenblick gezweifelt. „Aber warum half Dir der Onkel denn nicht, warum half er Dir nicht, ſo klagte Marie, als ſich es immer lebendiger und lebendiger in ihr geſtaltete, daß es in jener Schlacht, die ſie mit anſah, Nußknackers Reich und Krone galt. Waren denn nicht alle übrigen Puppen ihm unterthan, und war es denn nicht gewiß, daß die Prophezeihung des Hofaſtronomen eingetroffen, und der junge Droßelmeier König des Puppenreichs geworden?“ Indem die kluge Marie das alles ſo recht im Sinn erwägte, glaubte ſie auch, daß Nußknacker und ſeine Vaſallen in dem Augenblick, daß ſie ihnen Leben und Bewegung zutraute, auch wirklich leben und ſich bewegen müßten. Dem war aber nicht ſo, alles im Schranke blieb vielmehr ſtarr und regungslos, und Marie weit entfernt, ihre innere Ueberzeugung aufzugeben, ſchob das nur auf die fortwirkende Verhexung der Frau Mauſerinks und ihres ſiebenköpfigen Sohnes. „Doch, ſprach ſie laut zum Nußknacker: wenn Sie auch nicht im Stande ſind, ſich zu bewegen, oder ein Wörtchen mit mir zu ſprechen, lieber Herr Droßelmeier! ſo weiß ich doch, daß Sie mich verſtehen, und es wiſſen, wie gut ich es mit Ihnen meine; rechnen Sie auf meinen Beiſtand, wenn Sie deſſen bedürfen. — Wenigſtens will ich den Onkel bitten, daß er Ihnen mit ſeiner Geſchicklichkeit beiſpringe, wo es nöthig iſt." Nußknacker blieb ſtill und ruhig, aber Marien war es ſo, als athme ein leiſer Seufzer durch den Glasſchrank, wovon die Glasſcheiben kaum hörbar, aber wunderlieblich ertönten, und es war, als ſänge ein kleines Glockenſtimmchen: „Maria klein — Schutzenglein mein — Dein werd ich ſeyn — Maria mein.“ Marie fühlte in den eiskalten Schauern, die ſie überliefen, doch ein ſeltſames Wohlbehagen. Die Dämmerung war eingebrochen, der Medizinalrath trat mit dem Pathen Droßelmeier hinein, und nicht lange dauerte es, ſo hatte Luiſe den Theetiſch geordnet, und die Familie ſaß ringsumher, allerlei Luſtiges mit einander ſprechend. Marie hatte ganz ſtill ihr kleines Lehnſtühlchen herbeigeholt, und ſich zu den Füßen des Pathen Droßelmeier geſetzt. Als nun gerade einmal alle ſchwiegen, da ſah Marie mit ihren großen blauen Augen dem Obergerichtsrath ſtarr ins Geſicht und ſprach: Ich weiß jetzt, lieber Pathe Droßelmeier, daß mein Nußknacker Dein Neffe, der junge Droßelmeier aus Nürnberg iſt; Prinz, oder vielmehr König iſt er geworden, das iſt richtig eingetroffen, wie es Dein Begleiter, der Aſtronom, voraus geſagt hat; aber Du weißt es ja, daß er mit dem Sohne der Frau Mauſerinks, mit dem häßlichen Mauſekönig, in offnem Kriege ſteht. Warum hilfſt Du ihm nicht? Marie erzählte nun nochmals den ganzen Verlauf der Schlacht, wie ſie es angeſehen, und wurde oft durch das laute Gelächter der Mutter und Luiſens unterbrochen Nur Fritz und Droßelmeier blieben ernſthaft. „Aber wo kriegt das Mädchen all' das tolle Zeug in den Kopf,“ ſagte der Medizinalrath. Ey nun, erwiederte die Mutter, hat ſie doch eine lebhafte Fantaſie — eigentlich ſind es nur Träume, die das heftige Wundfieber erzeugte. „Es iſt alles nicht wahr, ſprach Fritz, ſolche Poltrons ſind meine rothen Huſaren nicht, Potz Baſſa Manelka, wie würd' ich ſonſt darunter fahren.“ Seltſam lächelnd nahm aber Pathe Droßelmeier die kleine Marie auf den Schooß, und ſprach ſanfter als je: „Ey, Dir liebe Marie iſt ja mehr gegeben, als mir und uns allen; Du biſt, wie Pirlipat, eine gebohrne Prinzeſſin, denn Du regierſt in einem ſchönen blanken Reich. — Aber viel haſt Du zu leiden, wenn Du Dich des armen mißgeſtalteten Nußknackers annehmen willſt, da ihn der Mauſekönig auf allen Wegen und Stegen verfolgt. — Doch nicht ich — Du Du allein kannſt ihn retten, ſey ſtandhaft und treu.“ Weder Marie noch irgend jemand wüßte, was Dreßelmeier mit dieſen Worten ſagen wollte, vielmehr kam es dem Medizinalrath ſo ſonderbar vor, daß er dem Obergerichtsrath an den Puls fühlte und ſagte: Sie haben, wertheſter Freund, ſtarke Congeſtionen nach dem Kopfe, ich will Ihnen etwas aufſchreiben. Nur die Medizinalräthin ſchüttelte bedächtlich den Kopf, und ſprach leiſe: Ich ahne wohl, was der Obergerichtsrath meint, doch mit deutlichen Worten ſagen kann ichs nicht. —

Der Sieg.

Nicht lange dauerte es, als Marie in der mondhellen Nacht durch ein ſeltſames Poltern geweckt wurde, das aus einer Ecke des Zimmers zu kommen ſchien. Es war, als würden kleine Steine hin und her geworfen und gerollt, und recht widrig pfiff und quieckte es dazwiſchen. Ach die Mäuſe, die Mäuſe kommen wieder, rief Marie erſchrocken, und wollte die Mutter wecken, aber jeder Laut ſtockte, ja ſie vermochte kein Glied zu regen, als ſie ſah, wie der Mauſekönig ſich durch ein Loch der Mauer hervorarbeitete, und endlich mit funkelnden Augen und Kronen im Zimmer herum, dann aber mit einem gewaltigen Satz auf den kleinen Tiſch, der dicht neben Mariens Bette ſtand, herauſſprang. Hi — hi — hi — mußt mir Deine Zuckererbſen — Deinen Marzepan geben, klein Ding — ſonſt zerbeiß ich Deinen Nußknacker — Deinen Nußknacker! — So pfiff Mauſekönig, klapperte und knirſchte dabei ſehr häßlich mit den Zähnen, und ſprang dann ſchnell wieder fort durch das Mauerloch. Marie war ſo geängſtet von der graulichen Erſcheinung, daß ſie den andern Morgen ganz blaß ausſah, und im Innerſten aufgeregt, kaum ein Wort zu reden vermochte. Hundertmal wollte ſie der Mutter oder der Luiſe, oder wenigſtens dem Fritz klagen, was ihr geſchehen, aber ſie dachte: Glaubts mir denn einer, und werd ich nicht obendrein tüchtig ausgelacht? — Das war ihr denn aber wohl klar, daß ſie um den Nußknacker zu retten, Zuckererbſen und Marzipan hergeben müſſe. So viel ſie davon beſaß, legte ſie daher den andern Abend hin vor der Leiſte des Schranks. Am Morgen ſagte die Medizinalräthin: Ich weiß nicht, woher die Mäuſe mit einem Mal in unſer Wohnzimmer kommen, ſieh nur, arme Marie! ſie haben Dir all' Dein Zuckerwerk aufgefreſſen. Wirklich war es ſo. Den gefüllten Marzipan hatte der gefräßige Mauſekönig nicht nach ſeinem Geſchmack gefunden, aber mit ſcharfen Zähnen benagt, ſo daß er weggeworfen werden mußte. Marie machte ſich gar nichts mehr aus dem Zuckerwerk, ſondern war vielmehr im Innerſten erfreut, da ſie ihren Nußknacker gerettet glaubte. Doch wie ward ihr, als in der folgenden Nacht es dicht an ihren Ohren pfiff und quiekte. Ach der Mauſekönig war wieder da, und noch abſcheulicher, wie in der vorigen Nacht, funkelten ſeine Augen, und noch widriger pfiff er zwiſchen den Zähnen. Mußt mir Deine Zucker-, Deine Dragantpuppen geben, klein Ding, ſonſt zerbeiß ich Deinen Nußknacker, Deinen Nußknacker, und damit ſprang der grauliche Mauſekönig wieder fort — Marie war ſehr betrübt, ſie ging den andern Morgen an den Schrank, und ſah mit den wehmüthigſten Blicken ihre Zucker- und Dragantpüppchen an. Aber ihr Schmerz war auch gerecht, denn nicht glauben magſt Du's, meine aufmerkſame Zuhörerin Marie! was für ganz allerliebſte Figürchen aus Zucker oder Dragant geformt die kleine Marie Stahlbaum beſaß. Nächſtdem, daß ein ſehr hübſcher Schäfer mit ſeiner Schäferin eine ganze Heerde milchweißer Schäflein weidete, und dabei ſein munteres Hündchen herumſprang, ſo traten auch zwei Briefträger mit Briefen in der Hand einher, und vier ſehr hübſche Paare, ſauber gekleidete Jünglinge mit überaus herrlich geputzten Mädchen ſchaukelten ſich in einer ruſſiſchen Schaukel. Hinter einigen Tänzern ſtand noch der Pachter Feldkümmel mit der Jungfrau von Orleans, aus denen ſich Marie nicht viel machte, aber ganz im Winkelchen ſtand ein rothbäckiges Kindlein, Mariens Liebling, die Thränen ſtürzten der kleinen Marie aus den Augen. Ach, rief ſie, ſich zu dem Nußknacker wendend, lieber Herr Droßelmeier, was will ich nicht alles thun, um Sie zu retten; aber es iſt doch ſehr hart! — Nußknacker ſah indeſſen ſo weinerlich aus, daß Marie, da es überdem ihr war, als ſähe ſie Mauſekönigs ſieben Rachen geöffnet, den unglücklichen Jüngling zu verſchlingen, alles aufzuopfern beſchloß. Alle Zuckerpüppchen ſetzte ſie daher Abends, wie zuvor das Zuckerwerk, an die Leiſte des Schranks. Sie küßte den Schäfer, die Schäferin, die Lämmerchen, und holte auch zuletzt ihren Liebling, das kleine rothbäckige Kindlein von Tragant aus dem Winkel, welches ſie jedoch ganz hinterwärts ſtellte. Pachter Feldkümmel und die Jungfrau von Orleans mußten in die erſte Reihe. „Nein das iſt zu arg, rief die Medizinalräthin am andern Morgen. Es muß durchaus eine große garſtige Maus in dem Glasſchrank hauſen, denn alle ſchöne Zuckerpüppchen der armen Marie ſind zernagt und zerbiſſen." Marie konnte ſich zwar der Thränen nicht enthalten, ſie lächelte aber doch bald wieder, denn ſie dachte: Was thuts, iſt doch Nußknacker gerettet. Der

Medizinalrath ſagte am Abend, als die Mutter dem Obergerichtsrath von dem Unfug erzählte, den eine Maus im Glasſchrank der Kinder treibe: es iſt doch aber abſcheulich, daß wir die fatale Maus nicht vertilgen können, die im Glasſchrank ſo ihr Weſen treibt, und der armen Marie alles Zuckerwerk wegfrißt. „Ey, fiel Fritz ganz luſtig ein: Der Becker unten hat einen ganz vortreflichen grauen Legationsrath, den will ich heraufholen. Er wird dem Dinge bald ein Ende machen, und der Maus den Kopf abbeißen, iſt ſie auch die Frau Mauſerinks ſelbſt, oder ihr Sohn, der Mauſekönig.“ Und, fuhr die Medizinalräthin lachend fort, auf Stühle und Tiſche herumſpringen, und Gläſer und Taſſen herabwerfen und tauſend andern Schaden anrichten. „Ach nein doch, erwiederte Fritz, Beckers Legationsrath iſt ein geſchickter Mann, ich möchte nur ſo zierlich auf dem ſpitzen Dach gehen können, wie er.“ „Nur keinen Kater zu Nachtzeit,“ bat Luiſe, die keine Katzen leiden konnte. „Eigentlich, ſprach der Medizinalrath, eigentlich hat Fritz Recht, indeſſen können wir ja auch eine Falle aufſtellen; haben wir denn keine?" — Die kann uns Pathe Droßelmeier am beſten machen, der hat ſie ja erfunden," rief Fritz. Alle lachten, und auf die Verſicherung der Medizinalräthin, daß keine Falle im Hauſe ſey, verkündete der Obergerichtsrath, daß er mehrere dergleichen beſitze, und ließ wirklich zur Stunde eine ganz vortreffliche Mausfalle von Hauſe herbeiholen. Dem Fritz und der Marie ging nun des Pathen Mährchen von der harten Nuß ganz lebendig auf. Als die Köchin den Speck röſtete, zitterte und bebte Marie, und ſprach ganz erfüllt von dem Mährchen und den Wunderdingen darin, zur wohlbekannten Dore: „Ach Frau Königin, hüten Sie ſich doch nur vor der Frau Mauſerinks und ihrer Familie." Fritz hatte aber ſeinen Säbel gezogen, und ſprach: ja die ſollten nur kommen, denen wollt' ich eins auswiſchen. Es blieb aber alles unter und auf dem Heerde ruhig. Als nun der Obergerichtsrath den Speck an ein feines Fädchen band, und leiſe, leiſe die Falle an den Glasſchrank ſetzte, da rief Fritz: Nimm Dich in Acht, Pathe Uhrmacher, daß Dir Mauſekönig keinen Poſſen ſpielt. — Ach wie ging es der armen Marie in der folgenden Nacht! Eiskalt tupfte es auf ihrem Arm hin und her, und rauh und ekelhaft legte es ſich an ihre Wange, und piepte und quiekte ihr ins Ohr. — Der abſcheuliche Mauskönig ſaß auf ihrer Schulter, und blutroth geiferte er aus den ſieben geöffneten Rachen, und mit den Zähnen knatternd und knirſchend, ziſchte er der vor Grauen und Schreck erſtarrten Marie ins Ohr: „Ziſch aus — ziſch aus, geh' nicht ins Haus — geh' nicht zum Schmaus — werd' nicht gefangen — ziſch aus — gieb heraus, gieb heraus, Deine Bilderbücher all, Dein Kleidchen dazu, ſonſt haſt keine Ruh — magſt's nur wiſſen, Nußknackerlein wirſt ſonſt miſſen, der wird zerbiſſen — hi hi — pi pi — quiek quiek!“ — Nun war Marie voll Jammer und Betrübniß — ſie ſah ganz blaß und verſtört aus, als die Mutter am andern Morgen ſagte: Die böſe Maus hat ſich noch nicht gefangen, ſo daß die Mutter in dem Glauben, daß Marie um ihr Zuckerwerk traure, und ſich überdem vor der Maus fürchte, hinzufügte: „Aber ſey nur ruhig, liebes Kind, die böſe Maus wollen wir ſchon vertreiben. Helfen die Fallen nichts, ſo ſoll Fritz ſeinen grauen Legationsrath herbeibringen.“ Kaum befand ſich Marie im Wohnzimmer allein, als ſie vor den Glasſchrank trat, und ſchluchzend alſo zum Nußknacker ſprach: Ach mein lieber guter Herr Droßelmeier, was kann ich armes unglückliches Mädchen für Sie thun? — Gäb ich nun auch alle meine Bilderbücher, ja ſelbſt mein ſchönes neues Kleidchen, das mir der heilige Chriſt einbeſcheert hat, dem abſcheulichen Mauſekönig zum Zerbeißen her, wird er denn nicht doch noch immer mehr verlangen, ſo daß ich zuletzt nichts mehr haben werde, und er gar mich ſelbſt ſtatt ihrer zerbeißen wollen wird? — O ich armes Kind, was ſoll ich denn nun thun — was ſoll ich denn nun thun? — Als die kleine Marie ſo jammerte und klagte, bemerkte ſie, daß dem Nußknacker von jener Nacht her ein großer

Blutfleck am Halſe ſitzen geblieben war. Seit der Zeit, daß Marie wußte, wie ihr Nußknacker eigentlich der junge Droßelmeier, des Obergerichtsraths Neffe ſey, trug ſie ihn nicht mehr auf dem Arm, und herzte und küßte ihn nicht mehr, ja ſie mochte ihn aus einer gewiſſen Scheu gar nicht einmal viel anrühren; jetzt nahm ſie ihn aber ſehr behutſam aus dem Fache, und fing an, den Blutfleck am Halſe mit ihrem Schnupftuch abzureiben. Aber wie ward ihr, als ſie plötzlich fühlte, daß Nußknackerlein in ihrer Hand erwarmte, und ſich zu regen begann. Schnell ſetzte ſie ihn wieder ins Fach, da wackelte das Mündchen hin und her, und mühſam liſpelte Nußknackerlein: Ach, wertheſte Demoiſelle Stahlbaum — vortreffliche Freundin, was verdanke ich Ihnen alles — Nein, kein Bilderbuch, kein Chriſtkleidchen ſollen Sie für mich opfern — ſchaffen Sie nur ein Schwerdt — ein Schwerdt, für das übrige will ich ſorgen, mag er — Hier ging dem Nußknakker die Sprache aus, und ſeine erſt zum Ausdruck der innigſten Wehmuth beſeelten

Augen wurden wieder ſtarr und leblos. Marie empfand gar kein Grauen, vielmehr hüpfte ſie vor Freuden, da ſie nun ein Mittel wußte, den Nußknacker ohne weitere ſchmerzhafte Aufopferungen zu retten. Aber wo nun ein Schwerdt für den Kleinen hernehmen? — Marie beſchloß, Fritzen zu Rathe zu ziehen, und erzählte ihm Abends, als ſie, da die Eltern ausgegangen, einſam in der Wohnſtube am Glasſchrank ſaßen, alles, was ihr mit dem Nußknacker und dem Mauſekönig widerfahren, und worauf es nun ankomme, den Nußknacker zu retten. Ueber nichts wurde Fritz nachdenklicher, als darüber, daß ſich, nach Mariens Bericht, ſeine Huſaren in der Schlacht ſo ſchlecht genommen haben ſollten. Er frug noch einmal ſehr ernſt, ob es ſich wirklich ſo verhalte, und nachdem es Marie auf ihr Wort verſichert, ſo ging Fritz ſchnell nach dem Glasſchrank, hielt ſeinen Huſaren eine pathetiſche Rede, und ſchnitt dann, zur Strafe ihrer Selbſtſucht und Feigheit, einem nach dem andern das Feldzeichen von der Mütze, und unterſagte ihnen auch, binnen einem Jahr den Gardehuſarenmarſch zu blaſen. Nachdem er ſein Strafamt vollendet, wandte er ſich wieder zu Marien, ſprechend: „Was den Säbel betrifft, ſo kann ich dem Nußknacker helfen, da ich einen alten Obriſten von den Cüraſſiers geſtern mit Penſion in Ruheſtand verſetzt habe, der folglich ſeinen ſchönen ſcharfen Säbel nicht mehr braucht.“ Beſagter Obriſter verzehrte die ihm von Fritzen angewieſene Penſion in der hinterſten Ecke des dritten Faches. Dort wurde er hervorgeholt, ihm der in der That ſchmucke ſilberne Säbel abgenommen, und dem Nußknacker umgehängt.

Vor bangem Grauen konnte Marie in der folgenden Nacht nicht einſchlafen, es war ihr um Mitternacht ſo, als höre ſie im Wohnzimmer ein ſeltſames Rumoren, Klirren und Rauſchen. — Mit einem Mal ging es: Quiek! — Der Mauſekönig! der Mauſekönig! rief Marie, und ſprang voll Entſetzen aus dem Bette. Alles blieb ſtill; aber bald klopfte es leiſe, leiſe an die Thüre, und ein feines

Stimmchen ließ ſich vernehmen: „Allerbeſte Demoiſelle Stahlbaum, machen Sie nur getroſt auf — gute fröhliche Botſchaft!“ Marie erkannte die Stimme des jungen Droßelmeier, warf ihr Röckchen über, und öffnete flugs die Thüre. Nußknackerlein ſtand draußen, das blutige Schwerdt in der rechten, ein Wachslichtchen in der linken Hand. So wie er Marien erblickte, ließ er ſich auf ein Knie nieder, und ſprach alſo: „Ihr, o Dame! ſeid es allein, die mich mit Rittermuth ſtählte, und meinem Arme Kraft gab, den Uebermüthigen zu bekämpfen, der es wagte, Euch zu höhnen. Ueberwunden liegt der verrätheriſche Mauſekönig und wälzt ſich in ſeinem Blute! — Wollet, o Dame! die Zeichen des Sieges aus der Hand Eures Euch bis in den Tod ergebenen Ritters anzunehmen nicht verſchmähen! Damit ſtreifte Nußknackerchen die ſieben goldenen Kronen des Mauſekönigs, die er auf den linken Arm heraufgeſtreift hatte, ſehr geſchickt herunter, und überreichte ſie Marien, welche ſie voller Freude annahm. Nußknacker ſtand auf, und fuhr alſo fort: Ach meine allerbeſte

Demoiſelle Stahlbaum, was könnte ich in dieſem Augenblicke, da ich meinen Feind überwunden, Sie für herrliche Dinge ſchauen laſſen, wenn Sie die Gewogenheit hätten, mir nun ein Paar Schrittchen zu folgen! — O thun Sie es — thun Sie es, beſte Demoiſelle! —

Das Puppenreich.

Ich glaube, keins von Euch, ihr Kinder, hätte auch nur einen Augenblick angeſtanden, dem ehrlichen gutmüthigen Nußknacker, der nie Böſes im Sinn haben konnte, zu folgen. Marie that dies um ſo mehr, da ſie wohl wußte, wie ſehr ſie auf Nußknackers Dankbarkeit Anſpruch machen könne, und überzeugt war, daß er Wort halten, und viel Herrliches ihr zeigen werde. Sie ſprach daher: „Ich gehe mit Ihnen, Herr Droßelmeier, doch muß es nicht weit ſeyn, und nicht lange dauern, da ich ja noch gar nicht ausgeſchlaſen habe.“ Ich wähle deshalb, erwiederte Nußknacker, den nächſten, wiewohl etwas beſchwerlichen Weg. Er ſchritt voran, Marie ihm nach, bis er vor dem alten mächtigen Kleiderſchrank auf dem Hausflur ſtehen blieb. Marie wurde zu ihrem Erſtaunen gewahr, daß die Thüren dieſes ſonſt wohl verſchloſſenen Schranks offen ſtanden, ſo daß ſie deutlich des Vaters Reiſefuchspelz erblickte, der ganz vorne hing. Nußknacker kletterte ſehr geſchickt an den Leiſten und Verzierungen herauf, daß er die große Troddel, die an einer dicken Schnur befeſtigt, auf dem Rücktheile jenes Pelzes hing, erfaſſen konnte. So wie Nußknacker dieſe Troddel ſtark anzog, ließ ſich ſchnell eine ſehr zierliche Treppe von Zedernholz durch den Pelzermel herab. Steigen Sie nur gefälligſt aufwärts, theuerſte Demoiſelle, rief Nußknacker. Marie that es, aber kaum war ſie durch den Ermel geſtiegen, kaum ſah ſie zum Kragen heraus, als ein blendendes Licht ihr entgegenſtrahlte, und ſie mit einem Mal auf einer herrlich duftenden Wieſe ſtand, von der Millionen Funken, wie blinkende Edelſteine empor ſtrahlten. „Wir befinden uns auf der Candiswieſe, ſprach Nußknacker, wollen aber alsbald jenes Thor paſſiren. Nun wurde Marie, indem ſie aufblickte, erſt das ſchöne Thor gewahr, welches ſich nur wenige Schritte vorwärts auf der Wieſe erhob. Es ſchien ganz von weiß, braun und roſinfarben geſprenkeltem Marmor erbaut zu ſeyn, aber als Marie näher kam, ſah ſie wohl, daß die ganze Maſſe aus zuſammengebackenen Zuckermandeln und Roſinen beſtand, weshalb denn auch, wie Nußknacker verſicherte, das Thor, durch welches ſie nun durchgingen, das Mandeln- und Roſinenthor hieß. Gemeine Leute hießen es ſehr unziemlich, die Studentenfutterpforte. Auf einer herausgebauten Gallerie dieſes Thores, augenſcheinlich aus Gerſtenzucker, machten ſechs in rothe Wämſerchen gekleidete Aeffchen die allerſchönſte Janitſcharenmuſik, die man hören konnte, ſo daß Marie kaum bemerkte, wie ſie immer weiter, weiter auf bunten Marmorfließen, die aber nichts anders waren, als ſchön gearbeitete Morſchellen, fortſchritt. Bald umwehten ſie die ſüßeſten Gerüche, die aus einem wunderbaren Wäldchen ſtrömten, das ſich von beiden Seiten aufthat. In dem dunkeln Laube glänzte und funkelte es ſo hell hervor, daß man deutlich ſehen konnte, wie goldene und ſilberne Früchte an buntgefärbten Stengeln herabhingen, und Stamm und Aeſte ſich mit Bändern und Blumenſträußen geſchmückt hatten, gleich fröhlichen Brautleuten und luſtigen Hochzeitsgäſten. Und wenn die Orangendüfte ſich wie wallende Zephyre rührten, da ſauſ'te es in den Zweigen und Blättern, und das Rauſchgold knitterte und knatterte, daß es klang wie jubelnde Muſik, nach der die funkelnden Lichterchen hüpfen und tanzen müßten. „Ach, wie ſchön iſt es hier, rief Marie ganz ſeelig und entzückt. Wir ſind im Weihnachtswalde, beſte Demoiſelle, ſprach Nußknackerlein. „Ach, fuhr Marie fort, dürft' ich hier nur etwas verweilen, o es iſt ja hier gar zu ſchön." Nußknacker klatſchte in die kleinen Händchen und ſogleich kamen einige kleine Schäfer und Schäferinnen, Jäger und Jägerinnen herbei, die ſo zart und weiß waren, daß man hätte glauben ſollen, ſie wären von purem Zucker und die Marie, unerachtet ſie im Walde umher ſpazierten, noch nicht bemerkt hatte. Sie brachten einen allerliebſten ganz goldenen Lehnſeſſel herbei, legten ein weißes Kiſſen von Reglißе darauf, und luden Marien ſehr höflich ein, ſich darauf niederzulaſſen. Kaum hatte ſie es gethan, als Schäfer und Schäferinnen ein ſehr artiges Ballet tanzten, wozu die Jäger ganz manierlich blieſen, dann verſchwanden ſie aber alle in dem Gebüſche. „Verzeihen Sie, ſprach Nußknacker, verzeihen Sie, wertheſte Demoiſelle Stahlbaum, daß der Tanz ſo miſerabel ausfiel, aber die Leute waren alle von unſerm Drathballet, die können nichts anders machen als immer und ewig daſſelbe: und daß die Jäger ſo ſchläfrig und flau dazu blieſen, das hat auch ſeine Urſachen. Der Zuckerkorb hängt zwar über ihrer Naſe in den Weihnachtsbäumen, aber etwas hoch! — Doch wollen wir nicht was weniges weiter ſpatzieren? „Ach es war doch alles recht hübſch und mir hat es ſehr wohl gefallen! ſo ſprach Marie, indem ſie aufſtand und dem voranſchreitenden Nußknacker folgte. Sie gingen entlang eines ſüß rauſchenden, flüſternden Baches, aus dem nun eben all' die herrlichen Wohlgerüche zu duften ſchienen, die den ganzen Wald erfüllten. Es iſt der Orangenbach, ſprach Nußknacker auf Befragen, doch ſeinen ſchönen Duft ausgenommen, gleicht er nicht an Größe und Schönheit dem Limonadenſtrom, der ſich gleich ihm in den Mandelmilchſee ergießt. In der That vernahm Marie bald ein ſtärkeres Plätſchern und Rauſchen und erblickte den breiten Limonadenſtrom, der ſich in ſtolzen iſabellfarbenen Wellen zwiſchen gleich grün glühenden Karfunkeln leuchtendem Geſträuch fortkräuſelte. Eine ausnehmend friſche, Bruſt und Herz ſtärkende Kühlung wogte aus dem herrlichen Waſſer. Nicht weit davon ſchleppte ſich mühſam ein dunkelgelbes Waſſer fort, das aber ungemein ſüße Düfte verbreitete und an deſſen Ufer allerlei ſehr hübſche Kinderchen ſaßen, welche kleine dicke Fiſche angelten und ſie alsbald verzehrten. Näher gekommen bemerkte Marie, daß dieſe Fiſche ausſahen wie Lampertsnüſſe. In einiger Entfernung lag ein ſehr nettes Dörfchen an dieſem Strome, Häuſer, Kirche, Pfarrhaus, Scheuern, alles war dunkelbraun, jedoch mit goldenen

Dächern geſchmückt, auch waren viele Mauern ſo bunt gemahlt, als ſeyen Citronat und Mandelkerne darauf geklebt. „Das iſt Pfefferkuchheim, ſagte Nußknacker, welches am Honigſtrome liegt, es wohnen ganz hübſche Leute darin, aber ſie ſind meiſtens verdrießlich, weil ſie ſehr an Zahnſchmerzen leiden, wir wollen daher nicht erſt hineingehen. In dem Augenblick bemerkte Marie ein Städtchen, das aus lauter bunten durchſichtigen Häuſern beſtand, und ſehr hübſch anzuſehen war. Nußknacker ging geradezu darauf los, und nun hörte Marie ein tolles luſtiges Getöſe und ſah wie tauſend niedliche kleine Leutchen viele hoch bepackte Wagen, die auf dem Markte hielten, unterſuchten und abzupacken im Begriff ſtanden. Was ſie aber hervorbrachten, war anzuſehen wie buntes gefärbtes Papier und wie Chokolade-Tafeln. „Wir ſind in Bonbonshauſen, ſagte Nußknacker, eben iſt eine Sendung aus dem Papierlande und vom Chokoladen-Könige angekommen.“ Die armen Bonbonshäuſer wurden neulich von der Armee des Mücken-Admirals hart bedroht, deshalb überziehen ſie ihre Häuſer mit den Gaben des Papierlandes und führen Schanzen auf, von den tüchtigen Werkſtücken, die ihnen der Chokoladen-König ſandte. Aber beſte Demoiſelle Stahlbaum, nicht alle kleinen Städte und Dörfer dieſes Landes wollen wir beſuchen — zur Hauptſtadt — zur Hauptſtadt! — Raſch eilte Nußknacker vorwärts, und Marie voller Neugierde ihm nach. Nicht lange dauerte es, ſo ſtieg ein herrlicher Roſenduft auf und alles war wie von einem ſanften hinhauchenden Roſenſchimmer umfloſſen. Marie bemerkte, daß dies der Wiederſchein eines roſenroth glänzenden Waſſers war, das in kleinen roſaſilbernen Wellchen vor ihnen her wie in wunderlieblichen Tönen und Melodien plätſcherte und rauſchte. Auf dieſem anmuthigen Gewäſſer, das ſich immer mehr und mehr wie ein großer See ausbreitete, ſchwammen ſehr herrliche ſilberweiße Schwäne mit goldnen Halsbändern, und ſangen mit einander um die Wette die hübſcheſten Lieder, wozu diamantne Fiſchlein aus den Roſenfluthen auf- und niedertauchten wie im luſtigen

Tanze. „Ach, rief Marie ganz begeiſtert aus, ach das iſt der See, wie ihn Pathe Droßelmeier mir einſt machen wollte, wirklich, und ich ſelbſt bin das Mädchen, das mit den lieben Schwänchen koſen wird.“ Nußknackerlein lächelte ſo ſpöttiſch, wie es Marie noch niemals an ihm bemerkt hatte, und ſprach dann: So etwas kann denn doch wohl der Onkel niemals zu Stande bringen; Sie ſelbſt viel eher, liebe Demoiſelle Stahlbaum, doch laſſen Sie uns darüber nicht grübeln, ſondern vielmehr über den Roſenſee hinüber nach der Hauptſtadt ſchiffen.

Die Hauptſtadt.

Nußknackerlein klatſchte abermals in die kleinen Händchen, da fing der Roſenſee an ſtärker zu rauſchen, die Wellen plätſcherten höher auf, und Marie nahm wahr, wie aus der Ferne ein aus lauter bunten, ſonnenhell funkeinden Edelſteinen geformter Muſchelwagen, von zwei goldſchuppigen Delphinen gezogen, ſich nahte. Zwölf kleine allerliebſte Mohren mit Mützchen und Schürzchen, aus glänzenden Kolibrifedern gewebt, ſprangen ans Ufer und trugen erſt Marien, dann Nußknackern ſanft über die Wellen gleitend, in den Wagen, der ſich alsbald durch den See fortbewegte. Ei wie war das ſo ſchön, als Marie im Muſchelwagen, von Roſenduft umhaucht, von Roſenwellen umfloſſen, dahin fuhr. Die beiden goldſchuppigen Delphine erhoben ihre Nüſtern und ſpritzten kryſtallene Strahlen hoch in die Höhe, und wie die in flimmernden und funkelnden Bogen niederfielen, da war es, als ſängen zwei holde feine Silberſtimmchen: Wer ſchwimmt auf roſigem See? — die Fee! Mücklein! bim bim Fiſchlein, ſim ſim — Schwäne! Schwa ſchwa, Goldvogel! trarah, Wellen-Ströme, — rührt Euch, klinget, ſinget, wehet, ſpähet — Feelein, Feelein kommt gezogen; Roſenwogen, wühlet, kühlet, ſpület — ſpült hinan — hinan!“ — Aber die zwölf kleinen Mohren, die hinten auf den Muſchelwagen aufgeſprungen waren, ſchienen das Geſinge der Waſſerſtrahlen ordentlich übel zu nehmen, denn ſie ſchüttelten ihre Sonnenſchirme ſo ſehr, daß die Dattelblätter,

aus

aus denen ſie geformt waren, durcheinander knitterten und knatterten, und dabei ſtampften ſie mit den Füßen einen ganz ſeltſamen Takt, und ſangen: Klapp und klipp und klipp und klapp, auf und ab — Mohrenreigen darf nicht ſchweigen; rührt Euch Fiſche — rührt Euch Schwäne, dröhne Muſchelwagen, dröhne, klapp und klipp und klipp und klapp und auf und ab! — „Mohren ſind gar luſtige Leute, ſprach Nußknacker etwas betreten, aber ſie werden mir den ganzen See rebelliſch machen.“ In der That ging auch bald ein ſinnverwirrendes Getöſe wunderbarer Stimmen los, die in See und Luft zu ſchwimmen ſchienen, doch Marie achtete deſſen nicht, ſondern ſah in die duftenden Roſenwellen, aus deren jeder ihr ein holdes anmuthiges Mädchenantlitz entgegenlächelte. „Ach, rief ſie freudig, indem ſie die kleinen Händchen zuſammenſchlug: Ach ſchauen Sie nur, lieber Herr Droßelmeier! Da unten iſt die Prinzeſſin Pirlipat, die lächelt mich an ſo wunderhold. — Ach ſchauen Sie doch nur, lieber Herr Droßelmeier! — Nußknacker ſeufzte aber faſt kläglich und ſagte: O beſte Demoiſelle Stahlbaum, das iſt nicht die Prinzeſſin Pirlipat, das ſind Sie und immer nur Sie ſelbſt, immer nur ihr eignes holdes Antlitz, das ſo lieb aus jeder Roſenwelle lächelt. Da fuhr Marie ſchnell mit dem Kopf zurück, ſchloß die Augen feſt zu und ſchämte ſich ſehr. In demſelben Augenblick wurde ſie auch von den zwölf Mohren aus dem Muſchelwagen gehoben und an das Land getragen. Sie befand ſich in einem kleinen Gebüſch, das beinahe noch ſchöner war als der Weihnachtswald, ſo glänzte und funkelte alles darin, vorzüglich waren aber die ſeltſamen Früchte zu bewundern, die an allen Bäumen hingen, und nicht allein ſeltſam gefärbt waren, ſondern auch ganz wunderbar dufteten. „Wir ſind im Confiturenhain, ſprach Nußknacker, aber dort iſt die Hauptſtadt. Was erblickte Marie nun! Wie werd' ich es denn anfangen, Euch, ihr Kinder die Schönheit und Herrlichkeit der Stadt zu beſchreiben, die ſich jezt breit über einen reichen Blumenanger hin vor Mariens Augen aufthat. Nicht allein daß Mauern und Thürme in den herrlichſten Farben prangten, ſo war auch wohl, was die Form der Gebäude anlangt, gar nichts ähnliches auf Erden zu finden. Denn ſtatt der Dächer hatten die Häuſer zierlich geflochtene Kronen aufgeſetzt, und die Thürme ſich mit dem zierlichſten bunteſten Laubwerk gekränzt, das man nur ſehen kann. Als ſie durch das Thor, welches ſo ausſah, als ſey es von lauter Makronen und überzuckerten Früchten erbaut, gingen, präſentirten ſilberne Soldaten das Gewehr und ein Männlein in einem brokatnen Schlafrock warf ſich dem Nußknacker an den Hals mit den Worten: Willkommen, beſter Prinz, willkommen in Confektburg! Marie wunderte ſich nicht wenig, als ſie merkte, daß der junge Droßelmeier von einem ſehr vornehmen Mann als Prinz anerkannt wurde. Nun hörte ſie aber ſo viel feine Stimmchen durcheinander toben, ſolch ein Gejuchze und Gelächter, ſolch ein Spielen und Singen, daß ſie an nichts anders denken konnte, ſondern nur gleich Nußknackerchen fragte, was denn das zu bedeuten habe? O beſte Demoiſelle Stahlbaum, erwiederte Nußknacker: das iſt nichts Beſonderes, Confektburg iſt eine volkreiche luſtige Stadt, da gehts alle Tage ſo her, kommen Sie aber nur gefälligſt weiter.“ Kaum waren ſie einige Schritte gegangen, als ſie auf den großen Marktplatz kamen, der den herrlichſten Anblick gewährte. Alle Häuſer rings umher waren von durchbrochener Zuckerarbeit, Gallerie über Gallerie gethürmt, in der Mitte ſtand ein hoher überzuckerter Baumkuchen als Obelisk und um ihn her ſprützten vier ſehr künſtliche Fontainen, Orſade, Limonade und andere herrliche ſüße Getränke in die Lüfte; und in dem Becken ſammelte ſich lauter Kreme, den man gleich hätte auslöffeln mögen. Aber hübſcher als alles das, waren die allerliebſten kleinen Leutchen, die ſich zu Tauſenden Kopf an Kopf durcheinander drängten und juchzten und lachten und ſcherzten und ſangen, kurz jenes luſtige Getöſe erhoben, das Marie ſchon in der Ferne gehört hatte. Da gab es ſchön gekleidete Herren und Damen, Armenier und Griechen, Juden und Tyroler, Offiziere und Soldaten, und Prediger und Schäfer und Hanswürſte, kurz alle nur mögliche Leute, wie ſie in der Welt zu finden ſind. An der einen Ecke wurde größer der Tumult, das Volk ſtrömte auseinander, denn eben ließ ſich der Großmogul auf einem Palankin vorübertragen, begleitet von drei und neunzig Großen des Reichs und ſiebenhundert Sklaven. Es begab ſich aber, daß an der andern Ecke die Fiſcherzunft, an fünfhundert Köpfe ſtark, ihren Feſtzug hielt und übel war es auch, daß der türkiſche Großherr gerade den Einfall hatte, mit dreitauſend Janitſcharen über den Markt ſpatzieren zu reiten, wozu noch der große Zug aus dem unterbrochenen Opferfeſte kam, der mit klingendem Spiel und dem Geſange: Auf danket der mächtigen Sonne, gerade auf den Baumkuchen zu wallte. Das war ein Drängen und Stoßen und Treiben und Gequieke! — Bald gab es auch viel Jammergeſchrei, denn ein Fiſcher hatte im Gedränge einem Bramin den Kopf abgeſtoßen und der Großmogul wäre beinahe von einem Hanswurſt überrannt worden. Toller und toller wurde der Lärm und man fing bereits an ſich zu ſtoßen und zu prügeln, als der Mann im brokatnen Schlafrock, der am Thor den Nußknacker als Prinz begrüßt hatte, auf den Baumkuchen kletterte, und nachdem eine ſehr hell klingende Glocke dreimal angezogen worden, dreimal laut rief: Conditor! Conditor! — Conditor! — Sogleich legte ſich der Tumult, ein jeder ſuchte ſich zu behelfen wie er konnte, und nachdem die verwickelten Züge ſich entwickelt hatten, der beſudelte Großmogul abgebürſtet, und dem Bramin der Kopf wieder aufgeſetzt worden, ging das vorige luſtige Getöſe aufs neue los. „Was bedeutet das mit dem Conditor, guter Herr Droßelmeier,“ fragte Marie. „Ach beſte Demoiſelle Stahlbaum, erwiederte Nußknacker, Conditor wird hier eine unbekannte, aber ſehr grauliche Macht genannt, von der man glaubt, daß ſie aus dem Menſchen machen könne was ſie wolle; es iſt das Verhängniß, welches über dies kleine luſtige Volk regiert, und ſie fürchten dieſes ſo ſehr, daß durch die bloße Nennung des Namens der größte Tumult geſtillt werden kann, wie es eben der Herr Bürgermeiſter bewieſen hat. Ein jeder denkt dann nicht mehr an irdiſches, an Rippenſtöße und Kopfbeulen, ſondern geht in ſich und ſpricht; Was iſt der Menſch und was kann aus ihm werden? — Eines lauten Rufs der Bewunderung, ja des höchſten Erſtaunens konnte ſich Marie nicht enthalten, als ſie jezt mit einem mal vor einem in roſenrothem Schimmer hell leuchtenden Schloſſe mit hundert luftigen Thürmen ſtand. Nur hin und wieder waren reiche Bouquets von Veilchen, Narziſſen, Tulpen, Levkoyen auf die Mauern geſtreut, deren dunkelbrennende Farben nur die blendende, ins Roſa ſpielende Weiße des Grundes erhöhten. Die große Kuppel des Mittel-Gebäudes, ſo wie die pyramidenförmigen Dächer der Thürme waren mit tauſend golden und ſilbern funkelnden Sternlein beſäet. „Nun ſind wir vor dem Marzipanſchloß, ſprach Nußknacker. Marie war ganz verloren in dem Anblick des Zauberpallaſtes, doch entging es ihr nicht, daß das Dach eines großen Thurmes gänzlich fehlte, welches kleine Männerchen, die auf einem von Zimmtſtangen erbauten Gerüſte ſtanden, wiederherſtellen zu wollen ſchienen.“ Noch ehe ſie den Nußknacker darum befragte, fuhr dieſer fort. Vor kurzer Zeit drohte dieſem ſchönen Schloß arge Verwüſtung, wo nicht gänzlicher Untergang. Der Rieſe Leckermaul kam des Weges gegangen, biß ſchnell das Dach jenes Thurmes herunter und nagte ſchon an der großen Kuppel, die Confektbürger brachten ihm aber ein ganzes Stadtviertel, ſo wie einen anſehnlichen Theil des Confiturenhains als Tribut, womit er ſich abſpeiſen ließ und weiter ging.“ In dem Augenblick ließ ſich eine ſehr angenehme ſanfte Muſik hören, die Thore des Schloſſes öffneten ſich und es traten zwölf kleine Pagen heraus mit angezündeten Gewürznelkſtengeln, die ſie wie Fackeln in den kleinen Händchen trugen. Ihre Köpfe beſtanden aus einer Perle, die Leiber aus Rubinen und Smaragden und dazu gingen ſie auf ſehr ſchön aus purem Gold gearbeiteten Füßchen einher. Ihnen folgten vier Damen, beinahe ſo groß als Mariens Klärchen, aber ſo über die Maßen herrlich und glänzend geputzt, daß Marie nicht einen Augenblick in ihnen die gebornen Prinzeſſinnen verkannte. Sie umarmten den Nußknacker auf das zärtlichſte und riefen dabei wehmüthig freudig: O mein Prinz! — mein beſter Prinz! — o mein Bruder! Nußknacker ſchien ſehr gerührt, er wiſchte ſich die ſehr häufigen Thränen aus den Augen, ergriff dann Marien bei der Hand und ſprach pathetiſch: „Dies iſt die Demoiſelle Marie Stahlbaum, die Tochter eines ſehr achtungswerthen Medizinalrathes, und die Retterin meines Lebens! Warf ſie nicht den Pantoffel zur rechten Zeit, verſchaffte ſie mir nicht den Säbel des penſionirten Obriſten, ſo läg ich, zerbiſſen von dem fluchwürdigen Mauſekönig, im Grabe. — O! dieſer Demoiſelle Stahlbaum! gleicht ihr wohl Pirlipat, obſchon ſie eine geborne Prinzeſſin iſt, an Schönheit, Güte und Tugend? — Nein, ſag ich, nein!“ Alle Damen riefen: Nein! und fielen der Marie um den Hals und riefen ſchluchzend: O Sie edle Retterin des geliebten prinzlichen Bruders — vortreffliche Demoiſelle Stahlbaum! — Nun geleiteten die Damen Marien und den Nußknacker in das Innere des Schloſſes, und zwar in einen Saal, deſſen Wände aus lauter farbig funkelnden Kryſtallen beſtanden. Was aber vor allem übrigen der Marie ſo wohl gefiel, waren die allerliebſten kleinen Stühle, Tiſche, Comoden, Sekretairs u. ſ. w. die rings herum ſtanden, und die alle von Zedern- oder Braſilienholz mit darauf geſtreuten goldnen Blumen verfertigt waren. Die Prinzeſſinnen nöthigten Marien und den Nußknacker zum Sitzen, und ſagten, daß ſie ſogleich ſelbſt ein Mahl bereiten wollten. Nun holten ſie eine Menge kleiner Töpfchen und Schüſſelchen von dem feinſten japaniſchen Porzellain, Löffel, Meſſer und Gabeln, Reibeiſen, Kaſſerollen und andere Küchenbedürfniſſe von Gold und Silber herbei. Dann brachten ſie die ſchönſten Früchte und Zuckerwerk, wie es Marie noch niemals geſehen hatte, und fingen an, auf das zierlichſte mit den kleinen ſchneeweißen Händchen die Früchte auszupreſſen, das Gewürz zu ſtoßen, die Zuckermandeln zu reiben, kurz ſo zu wirthſchaften, daß Marie wohl einſehen konnte, wie gut ſich die Prinzeſſinnen auf das Küchenweſen verſtanden, und was das für ein köſtliches Mahl geben würde. Im lebhaften Gefühl, ſich auf dergleichen Dinge ebenfalls recht gut zu verſtehen, wünſchte ſie heimlich, bei dem Geſchäft der Prinzeſſinnen ſelbſt thätig ſeyn zu können. Die ſchönſte von Nußknackers Schweſtern, als ob ſie Mariens geheimen Wunſch errathen hätte, reichte ihr einen kleinen goldnen Mörſer mit den Worten hin: „O ſüße Freundin, theure Retterin meines Bruders, ſtoße eine Wenigkeit von dieſem Zuckerkandel!“ Als Marie nun ſo wohlgemuth in den Mörſer ſtieß, daß er gar anmuthig und lieblich, wie ein hübſches Liedlein ertönte, fing Nußknacker an ſehr weitläuftig zu erzählen, wie es bei der grauſenvollen Schlacht zwiſchen ſeinem und des Mauſekönigs Heer ergangen, wie er der Feigheit ſeiner Truppen halber geſchlagen worden, wie dann der abſcheuliche Mauſekönig ihn durchaus zerbeißen wollen, und Marie deshalb mehrere ſeiner Unterthanen, die in ihre Dienſte gegangen, aufopfern müſſen u. ſ. w. Marien war es bei dieſer Erzählung, als klängen ſeine Worte, ja ſelbſt ihre Mörſerſtöße, immer ferner und unvernehmlicher, bald ſah ſie ſilberne Flöre wie dünne Nebelwolken aufſteigen, in denen die Prinzeſſinnen — die Pagen, der Nußknacker, ja ſie ſelbſt ſchwammen — ein ſeltſames Singen und Schwirren und Summen ließ ſich vernehmen, das wie in die Weite hin verrauſchte; nun hob ſich Marie wie auf ſteigenden Wellen immer höher und höher — höher und höher — höher und höher —

Beſchluß.

Prr — Puff ging es! — Marie fiel herab aus unermeßlicher Höhe. — Das war ein Ruck! — Aber gleich ſchlug ſie auch die Augen auf, da lag ſie in ihrem Bettchen, es war heller Tag, und die Mutter ſtand vor ihr, ſprechend: „Aber wie kann man auch ſo lange ſchlafen, längſt iſt das Frühſtück da!“ Du merkſt es wohl, verſammeltes, höchſt geehrtes Publikum, daß Marie ganz betäubt von all den Wunderdingen, die ſie geſehen, endlich im Saal des Marzipanſchloſſes eingeſchlafen war, und daß die Mohren, oder die Pagen oder gar die Prinzeſſinnen ſelbſt, ſie zu Hauſe getragen und ins Bett gelegt hatten. „O Mutter, liebe Mutter, wo hat mich der junge Herr Droßelmeier dieſe Nacht überall hingeführt, was habe ich alles ſchönes geſehen!“ Nun erzählte ſie alles beinahe ſo genau, wie ich es ſo eben erzählt habe, und die Mutter ſah ſie ganz verwundert an. Als Marie geendet, ſagte die Mutter: Du haſt einen langen ſehr ſchönen Traum gehabt, liebe Marie, aber ſchlag Dir das Alles nur aus dem Sinn. Marie beſtand hartnäckig darauf, daß ſie nicht geträumt, ſondern alles wirklich geſehen habe, da führte die Mutter ſie an den Glasſchrank, nahm den Nußknakker, der, wie gewöhnlich im dritten Fache ſtand, heraus und ſprach: Wie kannſt Du, Du albernes Mädchen nur glauben, daß dieſe Nürnberger Holzpuppe Leben und Bewegung haben kann. Aber, liebe Mutter, fiel Marie ein, ich weiß es ja wohl, daß der kleine Nußknacker der junge Herr Droßelmeier aus Nürnberg, Pathe Droßelmeiers Neffe iſt.“ Da brachen Beide der Medizinalrath und die Medizinalräthin in ein ſchallendes Gelächter aus. „Ach, fuhr Marie beinahe weinend fort, nun lachſt Du gar meinen Nußknacker aus, lieber Vater! und er hat doch von Dir ſehr gut geſprochen, denn als wir im Marzipanſchloß ankamen, und er mich ſeinen Schweſtern, den Prinzeſſinnen, vorſtellte, ſagte er, Du ſeyſt ein ſehr achtungswerther Medizinalrath!“ — Noch ſtärker wurde das Gelächter, in das auch Luiſe, ja ſogar Fritz einſtimmte. Da lief Marie ins andere Zimmer, holte ſchnell aus ihrem kleinen Käſtchen die ſieben Kronen des Mauſekönigs herbei, und überreichte ſie der Mutter mit den Worten: „Da ſieh nur, liebe Mutter, das ſind die ſieben Kronen des Mauſekönigs, die mir in voriger Nacht der junge Herr Droßelmeier zum Zeichen ſeines Sieges überreichte.“ Voll Erſtaunen betrachtete die Medizinalräthin die kleinen Krönchen, die von einem ganz unbekannten aber ſehr funkelnden Metall ſo ſauber gearbeitet waren, als hätten Menſchenhände das unmöglich vollbringen können. Auch der Medizinalrath konnte ſich nicht ſatt ſehen an den Krönchen, und Beide, Vater und Mutter, drangen ſehr ernſt in Marien, zu geſtehen, wo ſie die Krönchen her habe? Sie konnte ja aber nur bei dem, was ſie geſagt, ſtehen bleiben, und als ſie nun der Vater hart anließ, und ſie ſogar eine kleine Lügnerin ſchalt, da fing ſie an heftig zu weinen, und klagte: Ach ich armes Kind, ich armes Kind! was ſoll ich denn nun ſagen! In dem Augenblick ging die Thür auf. Der Obergerichtsrath trat hinein, und rief: Was iſt da — was iſt da? mein Pathchen Marie weint und ſchluchzt? — Was iſt da — was iſt da? Der Medizinalrath unterrichtete ihn von Allem, was geſchehen, indem er ihm die Krönchen zeigte. Kaum hatte der Obergerichtsrath aber dieſe angeſehen, als er lachte, und rief: Toller Schnack, toller Schnack, das ſind ja die Krönchen, die ich vor Jahren an meiner Uhrkette trug, und die ich der kleinen Marie an ihrem Geburtstage, als ſie zwei Jahre alt worden, ſchenkte.

Wißt ihrs denn nicht mehr? Weder der Medizinalrath noch die Medizinalräthin konnten ſich deſſen erinnern, als aber Marie wahrnahm, daß die Geſichter der Eltern wieder freundlich geworden, da ſprang ſie los auf Pathe Droßelmeier und rief: Ach, Du weißt ja alles, Pathe Droßelmeier, ſag es doch nur ſelbſt, daß mein Nußknacker Dein Neffe, der junge Herr Droßelmeier aus Nürnberg iſt, und daß er mir die Krönchen geſchenkt hat! — Der Obergerichtsrath machte aber ein ſehr finſteres Geſicht und murmelte: dummer einfältiger Schnack. Darauf nahm der Medizinalrath die kleine Marie vor ſich und ſprach ſehr ernſthaft: Hör mal, Marie, laß nun einmal die Einbildungen und Poſſen, und wenn Du noch einmal ſprichſt, daß der einfältige mißgeſtaltete Nußknacker der Neffe des Herrn Obergerichtsraths ſey, ſo werf ich nicht allein den Nußknacker, ſondern auch alle Deine übrigen Puppen, Mamſell Clärchen nicht ausgenommen, durchs Fenſter. — Nun durfte freilich die arme Marie gar nicht mehr davon ſprechen, wovon denn doch ihr ganzes

ganzes

ganzes Gemüth erfüllt war, denn ihr möget es Euch wohl denken, daß man ſolch Herrliches und Schönes, wie es Marien widerfahren, gar nicht vergeſſen kann. Selbſt — ſehr geehrter Leſer oder Zuhörer Fritz — ſelbſt Dein Kamerad Fritz Stahlbaum drehte der Schweſter ſogleich den Rücken, wenn ſie ihm von dem Wunderreiche, in dem ſie ſo glücklich war, erzählen wollte. Er ſoll ſogar manchmal zwiſchen den Zähnen gemurmelt haben: einfältige Gans! doch das kann ich ſeiner ſonſt erprobten guten Gemüthsart halber nicht glauben, ſo viel iſt aber gewiß, daß, da er nun an nichts mehr, was ihm Marie erzählte, glaubte, er ſeinen Huſaren bei öffentlicher Parade das ihnen geſchehene Unrecht förmlich abbat, ihnen ſtatt der verlornen Feldzeichen viel höhere, ſchönere Büſche von Gänſekielen anheftete, und ihnen auch wieder erlaubte, den Gardehuſarenmarſch zu blaſen. Nun! — wir wiſſen am beſten, wie es mit dem Muth der Huſaren ausſah, als ſie von den häßlichen Kugeln Flecke auf die rothen Wämſer kriegten! —

Sprechen durfte nun Marie nicht mehr von ihrem Abentheuer, aber die Bilder jenes wunderbaren Feenreichs umgaukelten ſie in ſüßwogendem Rauſchen und in holden lieblichen Klängen; ſie ſah alles noch einmal, ſo wie ſie nur ihren Sinn feſt darauf richtete, und ſo kam es, daß ſie, ſtatt zu ſpielen, wie ſonſt, ſtarr und ſtill, tief in ſich gekehrt, da ſitzen konnte, weshalb ſie von allen eine kleine Träumerin geſcholten wurde. Es begab ſich, daß der Obergerichtsrath einmal eine Uhr in dem Hauſe des Medizinalraths reparirte, Marie ſaß am Glasſchrank, und ſchaute, in ihre Träume vertieft, den Nußknacker an, da fuhr es ihr wie unwillkührlich heraus: Ach, lieber Herr Droßelmeier, wenn Sie doch nur wirklich lebten, ich würds nicht ſo machen, wie Prinzeſſin Pirlipat, und Sie verſchmähen, weil Sie, um meinet Willen, aufgehört haben, ein hübſcher junger Mann zu ſeyn! In dem Augenblick ſchrie der Obergerichtsrath: Hey, hey — toller Schnack. — Aber in dem Augenblick geſchah auch ein ſolcher Knall und Ruck, daß Marie ohnmächtig vom

Stuhle ſank. Als ſie wieder erwachte, war die Mutter um ſie beſchäftigt, und ſprach: Aber wie kannſt Du nur vom Stuhle fallen, ein ſo großes Mädchen! — Hier iſt der Neffe des Herrn Obergerichtsraths aus Nürnberg angekommen — ſey hübſch artig! — Sie blickte auf, der Obergerichtsrath hatte wieder ſeine Glasperücke aufgeſetzt, ſeinen gelben Rock angezogen, und lächelte ſehr zufrieden, aber an ſeiner Hand hielt er einen zwar kleinen, aber ſehr wohlgewachſenen jungen Mann. Wie Milch und Blut war ſein Geſichtchen, er trug einen herrlichen rothen Rock mit Gold, weißſeidene Strümpfe und Schuhe, hatte im Jabot ein allerliebſtes Blumenbouquet, war ſehr zierlich friſirt und gepudert, und hinten über den Rücken hing ihm ein ganz vortrefflicher Zopf herab. Der kleine Degen an ſeiner Seite ſchien von lauter Juweelen, ſo blitzte er, und das Hütlein unterm Arm von Seidenflocken gewebt. Welche angenehme Sitten der junge Mann beſaß, bewies er gleich dadurch, daß er Marien eine Menge herrlicher Spielſachen, vorzüglich aber den ſchönſten Marzipan und dieſelben Figuren, welche der Mauſekönig zerbiſſen, dem Fritz aber einen wunderſchönen Säbel mitgebracht hatte. Bei Tiſche knackte der Artige für die ganze Geſellſchaft Nüſſe auf, die härteſten widerſtanden ihm nicht, mit der rechten Hand ſteckte er ſie in den Mund, mit der linken zog er den Zopf an — Krak — zerfiel die Nuß in Stücke! — Marie war glutroth geworden, als ſie den jungen artigen Mann erblickte, und noch röther wurde ſie, als nach Tiſche der junge Droßelmeier ſie einlud, mit ihm in das Wohnzimmer an den Glasſchrank zu gehen. „Spielt nur hübſch mit einander, ihr Kinder, ich habe nun, da alle meine Uhren richtig gehen, nichts dagegen,“ rief der Obergerichtsrath. Kaum war aber der junge Droßelmeier mit Marien allein, als er ſich auf ein Knie niederließ, und alſo ſprach: O meine allervortrefflichſte Demoiſelle Stahlbaum ſehn Sie hier zu Ihren Füßen den beglückten Droßelmeier, dem Sie an dieſer Stelle das Leben retteten! Sie ſprachen es gütigſt aus, daß Sie mich nicht wie die garſtige

Prinzeſſin Pirlipat verſchmähen wollten, wenn ich ihretwillen häßlich geworden! — ſogleich hörte ich auf ein ſchnöder Nußknacker zu ſeyn, und erhielt meine vorige nicht unangenehme Geſtalt wieder. O vortreffliche Demoiſelle, beglücken Sie mich mit Ihrer werthen Hand, theilen Sie mit mir Reich und Krone, herrſchen Sie mit mir auf Marzipanſchloß, denn dort bin ich jetzt König! — Marie hob den Jüngling auf, und ſprach leiſe: Lieber Herr Droßelmeier! Sie ſind ein ſanftmüthiger guter Menſch, und da Sie dazu noch ein anmuthiges Land mit ſehr hübſchen luſtigen Leuten regieren, ſo nehme ich Sie zum Bräutigam an! — Hierauf wurde Marie ſogleich Droßelmeiers Braut. Nach Jahresfriſt hat er ſie, wie man ſagt, auf einem goldnen von ſilbernen Pferden gezogenen Wagen abgeholt. Auf der Hochzeit tanzten zwei und zwanzigtauſend der glänzendſten mit Perlen und Diamanten geſchmückte Figuren, und Marie ſoll noch zur Stunde Königin eines Landes ſeyn, in dem man überall funkelnde Weihnachtswälder, durchſichtige Marzipanſchlöſſer, kurz, die allerherrlichſten wunderbarſten Dinge erblicken kann, wenn man nur darnach Augen hat.

Das war das Mährchen vom Nußknakker und Mauſekönig.

Sage mir, ſprach Theodor, ſage mir, lieber Lothar, wie Du nur Deinen Nußknacker und Mauſekönig ein Kindermährchen nennen magſt, da es ganz unmöglich iſt, daß Kinder die feinen Fäden die ſich durch das Ganze ziehen, und in ſeinen ſcheinbar völlig heterogenen Theilen zuſammenhalten, erkennen können. Sie werden ſich höchſtens am Einzelnen halten, und ſich hin und wieder daran ergötzen.

Und iſt dies nicht genug? erwiederte Lothar. Es iſt, fuhr er fort, überhaupt meines Bedünkens ein großer Irrthum, wenn man glaubt daß lebhafte fantaſiereiche Kinder, von denen hier nur die Rede ſeyn kann, ſich mit inhaltsleeren Faſeleien, wie ſie oft unter dem Namen Mährchen vorkommen, begnügen. Ey — ſie verlangen wohl was Beſſeres und es iſt zum Erſtaunen, wie richtig wie lebendig ſie manches im Geiſte auffaſſen, das manchem grundgeſcheuten Papa gänzlich entgeht. Erfahrt es und habt Reſpekt! — Ich las mein Mährchen ſchon Leuten vor die ich allein für meine kompetenten Kunſtrichter anerkennen kann, nemlich den Kindern meiner Schweſter. Fritz, ein großer Militair, war entzückt über die Armee ſeines Nahmensvetters, die Schlacht riß ihn ganz hin — Er machte mir das Prr und Puff und Schnetterdeng und Bum Burum mit gellender Stimme nach, rutſchte unruhig auf dem Stuhle hin und her, ja! — blickte nach ſeinem Säbel hin als wolle er dem armen Nußknacker zu Hülfe eilen, da deſſen Gefahr immer höher und höher ſtieg. Weder die neueren Kriegsberichte noch den Shakspeare hat aber Neffe Fritz zur Zeit geleſen, wie ich Euch verſichern kann, was es mit den militairiſchen Evolutionen jener entſetzlichſten aller Schlachten, ſo wie, was es mit dem: Ein Pferd — ein Pferd — ein Königreich für ein Pferd — für eine Bewandtniß hat, iſt ihm daher gewiß ganz und gar entgangen. Eben ſo begriff meine liebe Eugenie von Haus aus in ihrem zarten Gemüth Mariens ſüße Zuneigung zum kleinen Nußknacker, wurde bis zu Thränen gerührt, als Marie Zuckerwerk — Bilderbücher ja ihr Weihnachtskleidchen opfert, nur um ihren Liebling zu retten, zweifelte nicht einen Augenblick an die ſchöne herrlich funkelnde Candis-Wieſe, auf die Marie aus dem Kragen des verhängnißvollen Fuchspelzes in ihres Vaters Kleiderſchrank hinaus ſteigt. Das Puppenreich machte die Kinder überglücklich.

Dieſer Theil Deines Mährchens, nahm Ottmar das Wort, iſt, behält man die Kinder als Leſer oder Zuhörer im Auge, auch unbedenklich der gelungenſte. Die Einſchaltung des Mährchens von der harten Nuß, unerachtet wieder darin die Bindungsmittel des Ganzen liegen, halte ich deshalb für fehlerhaft, weil die Sache wenigſtens ſcheinbar ſich dadurch verwirrt und die Fäden ſich auch zu ſehr dehnen und ausbreiten. Du haſt uns nun zwar für inkompetente Richter erklärt und dadurch Schweigen geboten, verhehlen kann ich's Dir aber nicht, daß, ſollteſt Du Dein Werk ins große Publikum ſchicken, viele ſehr vernünftige Leute, vorzüglich ſolche die niemals Kinder geweſen, welches ſich bey manchen ereignet, mit Achſelzucken und Kopfſchütteln zu erkennen geben werden, daß Alles tolles, buntſcheckiges, aberwitziges Zeug ſey, oder wenigſtens, daß Dir ein tüchtiges Fieber zu Hülfe gekommen ſeyn müſſe, da ein geſunder Menſch ſolch' Unding nicht ſchaffen könne. „Da würd ich,“ rief Lothar lachend, da würd' ich mein Haupt beugen vor dem vornehmen Kopfſchüttler, meine Hand auf die Bruſt legen und wehmüthig verſichern, daß es dem armen Autor gar wenig helfe, wenn ihm wie im wirren Traum allerlei fantaſtiſches aufgehe, ſondern daß dergleichen, ohne daß es der ordnende richtende Verſtand wohl erwäge, durcharbeite, und den Faden zierlich und feſt daraus erſt ſpinne, ganz und gar nicht zu brauchen. Zu keinem Werk würd ich ferner ſagen, gehöre mehr ein klares ruhiges Gemüth, als zu einem ſolchen, das wie in regelloſer ſpielender Willkühr von allen Seiten ins Blaue hinaus blitzend, doch einen feſten Kern in ſich tragen ſolle und müſſe.

Wer, ſprach Cyprian, wer vermag Dir darin zu widerſprechen. Doch bleibt es ein gewagtes Unternehmen das durchaus Fantaſtiſche ins gewöhnliche Leben hineinzuſpielen und ernſthaften Leuten, Obergerichtsräthen, Archivarien und Studenten tolle Zauberkappen über zu werfen, daß ſie wie fabelhafe Spukgeiſter am hellen lichten Tage durch die lebhafteſten Straßen der bekannteſten Städte ſchleichen und man irre werden kann an jedem ehrlichen Nachbar. Wahr iſt es, daß ſich daraus ein gewiſſer ironiſirender Ton von ſelbſt bildet, der den trägen Geiſt ſtachelt oder ihn vielmehr ganz unvermerkt mit gutmüthiger Miene wie ein böſer Schalk hinein verlockt in das fremde Gebiet.

Dieſer ironiſche Ton, ſprach Theodor möchte die gefährlichſte Klippe ſeyn, da an ihr ſehr leicht die Anmuth der Erfindung und Darſtellung welche wir von jedem Mährchen verlangen ſcheitern, rettungslos zu Grunde gehen kann.

Iſt es denn möglich, nahm Lothar das Wort, die Bedingniſſe ſolcher Dichtungen feſtzuſtellen? — Tieck, der herrliche tiefe Meiſter, der Schöpfer der anmuthigſten Mährchen, die es geben mag, hat darüber den Perſonen die im Phantaſus auftreten auch nur einzelne geiſtreiche und belehrende Bemerkungen in den Mund gelegt. Nach dieſen ſoll Bedingniß des Mährchens ein ſtill fortſchreitender Ton der Erzählung, eine gewiſſe Unſchuld der Darſtellung ſeyn, die wie ſanft phantaſirende Muſik ohne Lärm und Geräuſch die Seele feſſelt. Das Werk der Phantaſie ſoll keinen bittern Nachgeſchmack zurück laſſen, aber doch ein Nachgenießen, ein Nachtönen. — Doch reicht dies wohl aus, den einzig richtigen Ton dieſer Dichtungsart anzugeben? — An meinen Nußknacker will ich nun gar nicht mehr denken, da ich ſelbſt eingeſtehe, daß ein gewiſſer unverzeihlicher Uebermuth darin herrſcht, und ich zu ſehr an die erwachſenen Leute und ihre Thaten gedacht; aber bemerken muß ich, daß das Mährchen unſers entfernten Freundes, der goldene Topf benannt, auf das Du, Cyprian vorhin anſpielteſt, vielleicht etwas mehr von dem, was der Meiſter verlangt, in ſich trägt und eben deshalb viel Gnade gefunden hat vor den Stühlen der Kunſtrichter. — Uebrigens habe ich den kleinen Kunſtrichtern in meiner Schweſter Kinderſtube verſprechen müſſen, ihnen zum künftigen Weihnachten ein neues Mährchen einzubeſcheeren, und ich gelobe Euch, weniger in fantaſtiſchem Uebermuth zu luxuriren, frömmer, kindlicher zu ſeyn. — Für heute ſeyd zufrieden, daß ich Euch aus der entſetzlichen ſchauervollen Pinge zu Falun ans Tageslicht gefördert habe und daß Ihr ſo fröhlich und guter Dinge geworden ſeyd, wie es den Serapions-Brüdern ziemt, vorzüglich im Augenblick des Scheidens. Denn eben hör' ich die Mitternachtsſtunde ſchlagen.

Serapion, rief Theodor indem er aufſtand und das vollgeſchenkte Glas hoch erhob, Serapion möge uns fernerhin beiſtehen und uns erkräftigen, das wacker zu erzählen, was wir mit dem Auge unſers Geiſtes erſchaut! —

Mit dieſer Anrufung unſeres Heiligen ſcheiden wir auch heute als würdige Serapions-Brüder! —

So ſprach Cyprian und alle ließen noch einmal die Gläſer erklingen, ſich der Innigkeit und Gemüthlichkeit, die ihren ſchönen Bund immer feſter und feſter verknüpfte, recht aus dem tiefſten Herzen heraus erfreuend.

Ende des erſten Bandes.

Die

Serapions-Brüder.

Geſammelte

Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Zweiter Band.

Berlin 1819.
Bei G. Reimer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
. München .
Bibliothek

Dritter Abſchnitt.

Es hat, ſprach Lothar, als die Serapions-Brüder aufs neue verſammelt waren, es hat gar keinen Zweifel, daß unſerm Cyprian, gerade wie an dem Tage des heiligen Serapion, der uns zum neuen Bunde zuſammenführte, auch heute was Beſonderes in Sinn und Gedanken liegt. Er ſieht blaß aus und verſtört, er vernimmt nur mit halbem Ohr unſer Geſpräch, er ſcheint, während er doch nun gewiß mit lebendigem geſunden Leibe hier unter uns ſitzt, geiſtig ſich ganz wo anders zu befinden.

So mag er, nahm Ottmar das Wort, denn nun gleich mit dem Wahnſinnigen heranrücken, deſſen Namenstag er vielleicht heute feiert.

Und, ſetzte Theodor hinzu, in exzentriſchen Funken ſein Inneres entladen, wie er nur Luſt hat. Dann, ich weiß es, wird er wieder fein menſchlich geſinnt und kehrt zurück in unſern Kreis, in dem er es ſich doch nun einmal gefallen laſſen muß.

Ihr thut mir Unrecht, ſprach Cyprian, ſtatt daß mich irgend ein wahnſinniges Prinzip verſtören ſollte, trage ich eine Nachricht mit mir, die Euch Alle erfreuen wird. — Wißt, daß unſer Freund Sylveſter heute von ſeinem ländlichen Aufenthalt rückkehrend, hier eingetroffen iſt.

Die Freunde jauchzten laut auf, denn allen war der ſtille gemüthliche Sylveſter, deſſen innere Poeſie in ſchönen milden Strahlen gar herrlich herausfunkelte, recht von Herzen lieb und werth.

Kein würdigerer Serapions-Bruder iſt zu finden, ſprach Theodor, als unſer Sylveſter. Er iſt ſtill und in ſich gekehrt, es koſtet

Mühe ihn zum hellen Geſpräch zu entzünden, das iſt wahr, aber nie iſt wohl ein Dichter empfänglicher geweſen für ein Werk des andern, als eben er. Ohne daß er ſelbſt viel Worte machen ſollte, lieſt man auf ſeinem Geſicht in deutlichen ſprechenden Zügen den Eindruck, den die Worte des Freundes auf ihn gemacht und indem ſeine innige Gemüthlichkeit ausſtrömt in ſeinen Blicken, in ſeinem ganzen Weſen, fühle ich mich ſelbſt in ſeiner Nähe gemüthlicher, froher, freier! —

In der That, begann Ottmar, iſt Sylveſter deshalb ein ſeltener Menſch zu nennen. Es ſcheint, als wenn unſere neueſten Dichter recht gefliſſentlich über jene Anſpruchsloſigkeit hinwegſtürmten, die doch eben das Eigenthümlichſte der wahren Dichter-Natur ſeyn möchte, und ſelbſt die beſſer Geſinnten ſollen ſich hüten, nicht, indem ſie nur ihr Recht behaupten wollen, das Schwerdt zu zücken, welches jene gar nicht aus der Hand legen. Sylveſter geht umher waffenlos wie ein unſchuldiges Kind. — Oft haben wir ihm vorgeworfen, er ſey zu läſſig, er ſchaffe vermöge ſeiner reichen Natur viel zu wenig. Aber muß denn immer und immer geſchrieben werden? Setzt ſich Sylveſter hin, und faßt das innere Gebilde in Worten, ſo treibt ihn gewiß ein unwiderſtehlicher Drang dazu an. Er ſchreibt gewiß nichts auf, das er nicht wahrhaft im Innern empfunden, geſchaut, und ſchon deshalb muß er unter uns ſeyn als wahrer Serapions-Bruder.

Ich haſſe, ſprach Lothar, die myſtiſche und angenehme Zahl Sieben ausgenommen, alle ungerade Zahlen, und meine, daß fünf Serapions-Brüder unmöglich gedeihen können, ſechs dagegen ſehr anmuthig um dieſen runden Tiſch ſitzen werden. Sylveſter iſt heute angekommen, und nächſtens wirft der unruhige unſtete Vinzenz hier wirklich Anker. Wir kennen ihn alle, wir wiſſen, daß er, die innere Gutmüthigkeit abgerechnet, die er mit Sylveſter theilt, ſonſt den ſchneidendſten Contraſt gegen dieſen bildet. Iſt Sylveſter ſtill und in ſich gekehrt, ſo ſprudelt Vinzenz über in witziger ſchalkiſcher

Keckheit. Er hat das unverſiegbare Talent, alles, das gewöhnlichſte und außerordentlichſte, in den bizarreſten Bildern darzuſtellen, und kommt noch hinzu, daß er alles mit hellem beinahe ſchneidendem Ton und einem höchſt drolligen Pathos vorträgt, ſo gleicht ſein Geſpräch oft einer Gallerie der bunteſten Bilder einer magiſchen Laterne, die in ſtetem raſtloſen Wechſel den Sinn fortreißen, ohne irgend eine ruhige Anſchauung zuzulaſſen.

Du haſt, nahm Theodor das Wort, unſern Vinzenz ſehr treffend geſchildert. Zu vergeſſen iſt aber nicht die Sonderbarkeit, daß er bei ſeinen herrlichen lichtvollen Kenntniſſen, bei ſeinem ſteten in Brillantfeuer auflodernden Humor an allem Myſtiſchen mit ganzer Seele hängt und es auch reichlich in ſeine Wiſſenſchaft hineinträgt. Euch iſt doch bekannt, daß er ſich nun der Arzneikunde ganz hingegeben?

Allerdings, erwiederte Ottmar, und dabei iſt er der eifrigſte Verfechter des Magnetismus, den es giebt, und gar nicht läugnen mag ich, daß das ſcharfſinnigſte und tiefſte, was über dieſe dunkle Materie zu ſagen, ich aus ſeinem Munde vernahm.

Ho ho! rief Lothar lachend, biſt Du, lieber Ottmar, denn bei allen Magnetiſeurs ſeit Mesmers Zeit in die Schule gegangen, daß Du ſo entſcheidend das ſcharfſinnigſte und tiefſte zu erkennen vermagſt, was darüber geſagt werden kann? — Doch gewiß iſt es, daß eben unſer Vinzenz, kommt es einmal darauf an, Träume und Ahnungen in ein Syſtem hineinzubannen, vermöge ſeines hellen Blicks beſſer in die Tiefe zu ſchauen vermag als tauſend andre. Und dabei behandelt er die Sache mit einer jovialen Heiterkeit, die mir gar wohl gefällt. — Mich plagte vor einiger Zeit, als Vinzenz auf ſeinen Streifereien ſich gerade mit mir an einem Orte befand, ein unerträglicher nervöſer Kopfſchmerz. Alle Mittel blieben fruchtlos. Vinzenz trat hinein, ich klagte ihm mein Leid. „Was,“ rief er mit ſeiner hellen Stimme, „was? — Du leideſt an Kopfſchmerz? Nichts mehr als das? —

leichte Sache! Die Kopfſchmerzen banne ich Dir weg in zehn Minuten, wohin Du willſt, in die Stuhllehne, ins Tintenfaß, in den Spucknapf — durchs Fenſter hinaus.“ — Und damit begann er ſeine magnetiſchen Striche! — Es half zwar ganz und gar nichts, ich mußte aber herzlich lachen, und Vinzenz rief vergnügt: „Siehſt Du wohl, Freund, wie ich Deines Kopfſchmerzes Herr worden im Augenblick?“ — Ich mußte leider klagen, daß der Kopfſchmerz eben ſo arg ſey als vorher, Vinzenz verſicherte aber, der jetzige Schmerz ſey nur ein trügeriſches Echo das mich täuſche. Das böſe Echo dauerte aber noch mehrere Tage. Ich bekenne Euch bei dieſer Gelegenheit, meine würdigen Serapions-Brüder, daß ich an die Heilkraft des ſogenannten Magnetismus ganz und gar nicht glaube. Die ſcharfſinnigen Unterſuchungen darüber kommen mir vor, wie die Abhandlungen der engliſchen Akademiker, denen der König aufgegeben zu erforſchen, woher es rühre, daß ein Eimer mit Waſſer, in den man einen zehnpfündigen Fiſch gethan, nicht mehr wiege, als der andere bloß mit Waſſer gefüllte. Mehrere hatten das Problem glücklich gelöſt und ſchon wollten ſie mit ihrer Weisheit vor den König treten, als einer kluger Weiſe anrieth die Sache ſelbſt erſt zu verſuchen. Da behauptete denn der Fiſch ſein Recht, er fiel ins Gewicht wie er ſollte, und ſiehe, das Ding ſelbſt, worüber die Weiſen mittelſt ſcharfſinnigen Nachdenkens die herrlichſten Reſultate herausgebracht, exiſtirte gar nicht.

Ey ey, ſprach Ottmar, ungläubiger, unpoetiſcher Schismatiker! wie kam es, da Du gar nicht an den Magnetismus glaubſt, wie kam es denn, daß Du vor einiger Zeit — doch das muß ich Euch, Cyprian und Theodor, ganz umſtändlich erzählen, damit alle Schmach des ſchnöden Unglaubens, den Lothar eben geäußert, zurückfalle auf ſein eignes Haupt. — Ihr werdet vernommen haben, daß unſer Lothar vor einiger Zeit an einer Kränklichkeit litt die hauptſächlich ihren Sitz in den Nerven hatte, ihn unbeſchreiblich angriff, und ihm ſeinen ganzen Humor verdarb, und ihm alle

Lebensluſt wegzehrte. — Ganz Theilnahme, ganz Mitleid trete ich eines Tages in ſein Zimmer. Da ſitzt Lothar im Lehnſtuhl Nachtmütze über die Ohren gezogen, blaß, übernächtig, Augen zugedrückt und vor ihm, den Gott eben nicht mit beſonderer Größe geſegnet, ſitzt ein Mann von gleicher kleiner Statur und haucht ihn an und fährt ihm mit den Fingerſpitzen über den gekrümmten Rücken und legt ihm die Hand auf die Herzgrube und frägt mit leiſer liſpelnder Stimme: Wie iſt Ihnen nun, beſter Lothar! Und Lothar öffnet die Aeugelein und lächelt gar weinerlich und ſeufzt: Beſſer — viel beſſer, liebſter Doktor! — Kurz, Lothar, der an die Heilkraft des Magnetismus nicht glaubt, der alles für leeres Hirngeſpinnſt erklärt — Lothar, der alle Magnetiſeurs verhöhnt, der in ihrem Treiben nur leidige Myſtifikationen erblickt — Lothar ließ ſich magnetiſiren.

Cyprian und Theodor lachten herzlich über das etwas groteske Bild das ihnen Ottmar vor Augen gebracht. O ſchweige ſprach Lothar, o ſchweige doch von ſolchen Dingen, Ottmar! — der Menſch iſt vermöge ſeines eigenthümlichſten Organismus leider ſo ſchwach, das phyſiſche Prinzip wirkt ſo ſchädlich ein auf das pſychiſche, daß jeder abnorme Zuſtand, jede Krankheit in ihm eine Angſt erzeugt, die, ein momentaner Wahnſinn, ihn zu den abentheuerlichſten Unternehmungen antreibt. Sehr geſcheute Männer nahmen, als die Heilmittel der Aerzte nicht nach ihrem Sinn anſchlagen wollten, zu alten Weibern ihre Zuflucht und brauchten mit aller Religion ſympathetiſche Mittel und was weiß ich ſonſt noch! — Daß ich mich damals, in heftigen Nervenzufällen zum Magnetismus hinneigte, beweiſet meine Schwäche, ſonſt nichts weiter.

Erlaube, nahm Cyprian das Wort, erlaube lieber Lothar, daß ich die Zweifel, die Du heute gegen den Magnetismus zu hegen beliebſt, nur für das Erzeugniß einer augenblicklichen Stimmung halte. Was iſt der Magnetismus, als Heilmittel gedacht, anders als die potenziirte Kraft des pſychiſchen Prinzips, die nun vermag das phyſiſche ganz zu beherrſchen, es ganz zu erkennen, jeden, auch den leiſeſten abnormen Zuſtand darinn wahrzunehmen und eben durch die volle Erkenntniß dieſes Zuſtandes ihn zu löſen. Unmöglich kannſt Du die Macht unſeres pſychiſchen Prinzips wegläugnen, unmöglich Dein Ohr verſchließen wollen den wunderbaren Anklängen die in uns hinein, aus uns heraustönen, der geheimnißvollen Sphären-Muſik, die das große unwandelbare Lebensprinzip der Natur ſelbſt iſt.

Du ſprichſt, erwiederte Lothar, nach Deiner gewöhnlichen Weiſe, Du gefällſt Dich in myſtiſcher Schwärmerei. Ich gebe Dir zu, daß die Lehre vom Magnetismus, die ganz in das Gebiet des Geiſterhaften hineinſtreift, den unendlichſten Reiz hat für jeden Poetiſch-Geſinnten. Ich ſelbſt kann gar nicht läugnen, daß mich die dunkle Materie bis in die tiefſte Seele hinein angeregt hat und noch anregt, doch höre mein eigentliches Glaubensbekenntniß in kurzen Worten. — Wer mag frevelich und vermeſſen eindringen wollen in das tiefſte Geheimniß der Natur, wer mag erkennen ja nur deutlich ahnen wollen das Weſen jenes geheimnißvollen Bandes, das Geiſt und Körper verknüpft und auf dieſe Weiſe unſer Seyn bedingt. Auf dieſe Erkenntniß iſt aber doch der Magnetismus ganz eigentlich baſirt und ſo lange dieſelbe unmöglich, gleicht die aus einzelnen Wahrnehmungen, die oft nur Illuſionen ſind hergeleitete Lehre davon, dem unſichern Herumtappen des Blindgebohrnen. Es iſt gewiß, daß es erhöhte Zuſtände giebt, in denen der Geiſt den Körper beherrſchend, ſeine Thätigkeit hemmend, mächtig wirkt und in dieſer Wirkung die ſeltſamſten Phänomene erzeugt. Ahnungen, dunkle Vorgefühle geſtalten ſich deutlich und wir erſchauen das mit aller Kraft unſeres vollen Faſſungsvermögens, was tief in unſerer Seele regungslos ſchlummerte; der Traum, gewiß die wunderbarſte Erſcheinung im menſchlichen Organism, deſſen höchſte Potenz meines Bedünkens eben der ſogenannte Sonnambulismus ſeyn dürfte, gehört ganz hieher. Aber gewiß iſt es auch, daß ſolch ein Zuſtand irgend eine Abnormität in dem Verhältniß des pſychiſchen und phyſiſchen Prinzips vorausſetzt. Die lebhafteſten ſtärkſten Träume kommen, wenn irgend ein krankhaftes Gefühl den Körper angreift. Der Geiſt nutzt die Ohnmacht ſeines Mitherrſchers und macht ihn, den Thron allein einnehmend, zum dienenden Vaſallen. So ſoll ja auch der Magnetismus nur durch irgend einen krankhaften Zuſtand des Körpers indizirt werden. Mag es ferner ſeyn, daß die Natur oft einen pſychiſchen Dualismus verſtattet und daß der geiſtige Verkehr in doppelter Wechſelwirkung die merkwürdigſten Erſcheinungen hervorbringt, aber nur die Natur, meine ich, ſoll eben jenen Dualismus verſtatten, und jeder Verſuch, ihn ohne jenes Gebot der Königin nach Willkühr hervorzurufen, dünkt mir, wo nicht frevelich, doch gewiß ein gefährliches Wageſtück. Ich gehe weiter. Ich will, ich kann nicht läugnen, die Erfahrung iſt mir entgegen, daß das willkührliche Hervorrufen jenes potenzirten Seelenzuſtandes, iſt er durch irgend eine Abnormität im Organism indizirt, möglich iſt, daß ferner das fremde pſychiſche Prinzip auf höchſt myſteriöſe Weiſe in irgend ein Fluidum, oder wie man es ſonſt nennen mag — in das vom Magnetiſeur ausgehende Agens überhaupt verkörpert und ausſtrömend (bey der magnetiſchen Manipulation) die geiſtige Potenz des Magnetiſirten erfaſſen und jenen Zuſtand erzeugen kann, der von der Regel alles menſchlichen Seyns und Lebens abweicht und ſelbſt in ſeiner hochgerühmten Verzückung alles Entſetzen des fremdartigen Geiſterreichs in ſich trägt. Ich kann, ſage ich, das Alles nicht läugnen, aber immer und ewig wird mir dies Verfahren als eine blindlings geübte heilloſe Gewalt erſcheinen, deren Wirkung, allen Theorien zum Trotz nicht zu berechnen bleibt. Irgendwo heißt es, der Magnetismus ſey ein ſchneidendes gefährliches Inſtrument in der Hand eines Kindes, ich bin mit dieſem Ausſpruch einverſtanden. — Soll der Menſch ſich unterfangen, auf das geiſtige Prinzip des andern nach Willkühr wirken zu wollen, ſo ſcheint mir die Lehre der Barbariniſchen Schule der Spiritualiſten, die ohne

alle

alle Manipulation nur Willen und Glauben in Anſpruch nahm, bey weitem die reinſte und unſchuldigſte. Das Fixiren des feſten Willens iſt eine beſcheidene Frage an die Natur, ob ſie den geiſtigen Dualismus verſtatten wolle oder nicht, und ſie allein entſcheidet. Eben ſo möchte das eigne Magnetiſiren am Bacquet ohne alle Einmiſchung des Magnetiſeurs wenigſtens in ſofern minder gefährlich genannt werden, als dann keine vielleicht feindlich wirkende Kraft eines fremden geiſtigen Prinzips denkbar. — Aber! — leichtſinnig, ja wohl in arger Selbſttäuſchung befangen und nur unwillkührlich in Oſtentation gerathend, handhaben jetzt ſo viele jene dunkelſte aller dunklen Wiſſenſchaften, darf man überhaupt den Magnetismus eine Wiſſenſchaft nennen. Ein fremder Arzt äußerte, wie Bartels in ſeiner Phyſiologie und Phyſik des Magnetismus erzählt, ſeine Verwunderung, daß die deutſchen Aerzte die magnetiſirten Individuen ſo willkührlich behandelten und ſo dreiſt an ihnen experimentirten, als wenn ſie einen phyſikaliſchen Apparat vor ſich hätten. Leider iſt dem ſo, und deshalb will ich — mag ich — wenigſtens an die Heilkraft des Magnetismus lieber gar nicht glauben, als dem Gedanken Raum geben, daß das unheimliche Spiel mit einer fremden Gewalt vielleicht einmal ſelbſt mein eignes Leben rettungslos verſtören könnte.

Aus allem, nahm Theodor das Wort, aus allem was Du nicht ohne Tiefe und Wahrheit über den Magnetismus geſprochen, folgt nun eben nichts anderes als daß Du uns vorhin das Geſchichtlein von dem zehnpfündigen Fiſch wider Deine Ueberzeugung aufgetiſcht haſt, daß Du an die Kräfte des Magnetismus wirklich glaubſt, daß Du aber wenigſtens Dir aus einem Grauen feſt vorgenommen, keinem Magnetiſeur in der Welt irgend eine Manipulation auf den Ganglien Deines Rückens oder ſonſt zu geſtatten. Uebrigens ſtimme ich, was die Furcht vor fremden pſychiſchen Prinzipen betrifft, mit Dir überein, und es ſey mir erlaubt Deinem Glaubensbekenntniß als Note und erklärendes Beiſpiel die Erzählung hinzuzufügen, auf welche Weiſe ich in den Magnetismus hineingerieth. — Ein Univerſitäts-Freund, der Arzeneykunde befliſſen, war der erſte, der mich mit der geheimnißvollen Lehre von dem Magnetismus bekannt machte. Wie Ihr mich in meinem ganzen Weſen kennt, möget Ihr Euch wohl vorſtellen, daß ich von Allem, was ich darüber vernahm, in dem tiefſten Gemüth ergriffen wurde. Ich las alles, was ich darüber nur erhaſchen konnte, zuletzt auch Kluge's bekannten Verſuch einer Darſtellung des animaliſchen Magnetismus als Heilmittel. Dies Buch machte zuerſt einige Zweifel in mir rege, da es ohne ſonderliche wiſſenſchaftliche Erörterung des Gegenſtandes ſich nur mehrentheils auf Beiſpiele bezieht und dabey ohne Critik das Bewährte mit dem völlig Mährchenhaften ja mit dem, was ſich rein als Mährchen dargethan hat, durch einander wirft. Mein Freund widerlegte alle Einreden, die ich ihm entgegenſtellte und bewies mir zuletzt, daß das bloß theoretiſche Studium in mir gar nicht dem Glauben erwecken könne, der unerläßlich ſey, ſondern daß ſich dieſer erſt finden werde wenn ich ſelbſt magnetiſchen Operationen beigewohnt. Dazu fehlte es damals auf der Univerſität aber an aller Gelegenheit; hätte ſich auch ein hoffnungsvoller Magnetiſeur finden laſſen, ſo gab es doch durchaus keine Perſonen, die einige Inklinationen zum Somnambulismus, zur Clairvoyance zeigten.

Ich kam nach der Reſidenz. Dort ſtand der Magnetismus eben im höchſten Flor. Alle Welt ſprach von nichts anderm, als von den wunderbaren magnetiſchen Kriſen einer vornehmen gebildeten geiſtreichen Dame, die nach einigen nicht eben bedeutenden Nervenzufällen, beinahe von ſelbſt erſt ſomnambul und dann die merkwürdigſte Clairvoyante geworden, die es nach dem Ausſpruch aller des Magnetismus eifrigſt Befliſſenen, jemals gegeben und künftig geben könne. Es gelang mir, die Bekanntſchaft des Arztes zu machen, der ſie behandelte, und dieſer, in mir einen wißbegierigen Schüler erkennend, verſprach mich hinzuführen zu der Dame, wenn ſie eben in der Kriſis befangen. Es geſchah ſo. Kommen Sie, ſprach der Arzt eines Tages, um ſechs Uhr Nachmittags, zu mir, kommen Sie, ſo eben fiel, ich weiß es, meine Kranke in den magnetiſchen Schlaf. — In der geſpannteſten Erwartung trat ich hinein in das elegante, ja üppig verzierte Gemach. Die Fenſter waren mit roſaſeidnen Gardienen dicht verzogen, ſo daß die durchfallenden Strahlen der Abend-Sonne alles in röthlichem Schimmer magiſch beleuchteten. Die Somnambule lag in ein ſehr reizendes Negligée gekleidet ausgeſtreckt auf dem Sopha mit dicht geſchloſſenen Augen, leiſe athmend wie im tiefſten Schlaf.

Um ſie her im weiten Kreiſe waren einige Andächtige verſammelt, ein Paar Fräulein, die die Augen verdrehten, tief ſeufzten, die gar zu gern ſelbſt auf der Stelle ſomnambul geworden wären, zur Erbauung des jungen Offiziers und eines andern jungen wohlgebildeten Mannes, die beide auf dieſen wichtigen Moment ſehnſuchtsvoll zu hoffen ſchienen, ein Paar ältliche Damen die mit vorgebogenem Haupt, die Hände gefaltet, jeden

Athemzug der ſomnambulen Freundin belauſchten. —

Man erwartete den eigentlichen höchſten Zuſtand des Hellſehens. Der Magnetiſeur, der ſich nicht erſt mit ſeiner Somnambule in Rapport ſetzen durfte, da dieſer Rapport, wie er verſicherte, beſtändig fortdauere, nahte ſich ihr und begann mit ihr zu ſprechen. Sie nannte ihm die Augenblicke, in denen er heute vorzüglich lebhaft an ſie gedacht und erwähnte manches andern Umſtandes, der ſich heute mit ihm begeben. Endlich bat ſie ihn, den Ring den er in einem rothen Maroquin-Futteral bei ſich in der Taſche trage und den er ſonſt nie bei ſich gehabt, abzulegen, da das Gold vorzüglich aber der Diamant feindlich auf ſie wirke. Mit allen Zeichen des tiefſten Erſtaunens trat der Magnetiſeur zurück, und zog das beſchriebene Futteral mit dem Ringe hervor, den er erſt heute Nachmittag von dem Juvelier erhalten, deſſen Exiſtenz der Somnambule alſo nur lediglich durch den magnetiſchen Rapport kund worden. Dies Wunder mit dem Ringe wirkte auf die beiden

Fräuleins ſo ſtark, daß mit einem tiefen Seufzer jede nach einem Lehnſtuhl flüchtete, und mittelſt einiger wohlgeführten Striche des Magnetiſeurs in magnetiſchen Schlaf verfiel. Das verhängnißvolle Futteral abgelegt, machte nun der Magnetiſeur vorzüglich mir zu Gefallen mit ſeiner Somnambule einige Kunſtſtücke. Sie nießte wenn er Tabak nahm', ſie las einen Brief den er ihr auf die Herzgrube legte u. ſ. f. Endlich verſuchte er mich durch ſeine Einwirkung in Rapport zu ſetzen mit der Somnambule. Es gelang vortrefflich. Sie beſchrieb mich von Kopf bis zu Fuß und verſicherte, daß ſie es vorher gewußt, wie der Magnetiſeur den Freund, deſſen deutliche Ahnung ſie ſchon lange in ſich getragen, heute mitbringen werde. Sie ſchien mit meiner Gegenwart ſehr zufrieden zu ſeyn. Plötzlich hörte Sie auf zu ſprechen, und richtete ſich in die Höhe mit halbem Leibe, ich glaubte ein Zittern der Augenlieder, ein leiſes Zucken des Mundes wahrzunehmen. Der Magnetiſeur berichtete den wißbegierigen Anweſenden, daß die ſomnambule Dame in den fünften Grad, in den Zuſtand der von der äußern Sinnenwelt unabhängigen Selbſtanſchauung übergehe. Dadurch wurde die Aufmerkſamkeit der beiden jungen Männer abgelenkt von den entſchlafenen Fräuleins, eben in dem Augenblick, als ſie begannen interreſſant zu werden. Die eine hatte ſchon wirklich verſichert, daß die Friſur des jungen Offiziers, mit dem ſie ſich in Rapport geſetzt, ſehr angenehm leuchte, die andere aber behauptet, daß die Generalin, die den untern Stock des Hauſes bewohnte, eben ſchönen Caravanen-Thee trinke, deſſen Aroma ſie durch die Stubendecke verſpüre, prophezeite auch hellſehend, daß ſie in einer Viertelſtunde aus dem magnetiſchen Schlaf erwachen und ebenfalls Thee trinken ja ſogar etwas Torte dazu genießen werde. — Die ſomnambule Dame fing abermals an zu reden, aber mit ganz verändertem ſeltſam und wie ich geſtehen muß, über die Maßen wohlklingendem Organ. Sie ſprach indeſſen in ſolch' myſtiſchen Worten und ſonderbaren Redensarten, daß ich gar keinen Sinn herausfinden konnte, der Magnetiſeur verſicherte indeſſen, ſie ſage die herrlichſten, tiefſten, lehrreichſten Dinge über ihren Magen. Das mußte ich nun freilich glauben. Von dem Magen abgekommen, wie wiederum der Magnetiſeur erklärte, nahm ſie noch einen höhern Schwung. Zuweilen war es mir, als kämen ganze Sätze vor, die ich irgendwo geleſen. Etwa in Novalis Fragmenten oder in Schellings Weltſeele. Dann ſank ſie erſtarrt zurück in die Kiſſen. Der Magnetiſeur hielt ihr Erwachen nicht mehr fern und bat uns, das Zimmer zu verlaſſen, da es vielleicht feindlich auf ſie wirken könne, erwacht ſich von mehreren Perſonen umgeben zu ſehen. So wurden wir nach Hauſe geſchickt. Die beiden Fräulein, auf die weiter niemand geachtet, hatten für gut gefunden, ſchon früher zu erwachen und ſich ſachte davon zu ſchleichen. — Ihr könnt gar nicht glauben, wie gar beſonders die ganze Scene auf mich wirkte. Abgeſehen von den beiden albernen Mädchen, die aus der unintereſſanten Stellung als unthätige Zuſchauerinnen gern hinaus wollten, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die ſomnambule Dame auf dem Sopha eine vorbereitete, wohl durchdachte, wacker eingeübte Rolle mit vieler Kunſt darſtelle.

Den Magnetiſeur kannte ich als den offenſten, redlichſten Mann, der eine Comd, die der Art aus der tiefſten Seele verabſcheuen mußte, zu genau, um auch nur dem leiſeſten Argwohn Raum zu geben, daß er ſeiner Seits, auch wohl leidiger Bekehrungsſucht halber, eine Täuſchung der Art unterſtützen ſolle. War eine ſolche Täuſchung wirklich vorhanden, ſo mußte ſie lediglich das Werk der Dame ſeyn, deren Kunſt die Wiſſenſchaft, die Einſicht, die Beobachtungsgabe des Arztes, der vielleicht zu ſehr von der neuen Lehre eingenommen, überbot. Nicht fragen durfte ich mich ſelbſt, welchen Zweck eine ſolche Selbſtquaal, denn dieſe bleibt doch jener fingirte gewaltſame Zuſtand, welchen Zweck ſie haben könne. Gab es denn nicht von den vom Teufel beſeſſenen Urſulinerinnen, von jenen miauenden Nonnen, vor den in gräßlichen Verrenkungen ſich windenden Verzückten bis auf jenes Weib im Würzbürger Hoſpital, die ſich, den wüthendſten Schmerz nicht achtend, Glasſcherben, Nadeln in die Aderlaßwunde bohrte, damit der Arzt über die fremdartigen Dinge in ihrem Körper erſtaunen ſollte, ja bis auf die berüchtigte Manſon in der neueſten Zeit, gab es denn nicht jederzeit eine Menge Weiber, die Geſundheit, Leben, Ehre, Freiheit daran ſetzten, nur, damit die Welt ſie für außerordentliche Weſen halte, von dem Wunder ihrer Erſcheinung ſpreche? — Doch zurück zu meiner ſomnambulen Dame! — Ich wagte es dem Arzt wenigſtens ganz leiſe meine Zweifel anzudeuten. Er verſicherte aber lächelnd, dieſe Zweifel wären nur die letzten ohnmächtigen Streiche des Beſiegten. Die Dame habe mehrmals geäußert, daß meine Gegenwart wohlthätig auf ſie wirke, er habe daher gegründete Urſache meine fortgeſetzten Beſuche zu wünſchen, die mich ganz überzeugen würden. — In der That fing ich an, da ich die Dame mehrmals beſucht, mich mehr zum Glauben hinzuneigen, und dieſer Glaube ſtieg beinahe bis zur Ueberzeugung, als ſie im ſomnambulen Zuſtande, nachdem ich durch den Magnetiſeur mich mit ihr in Rapport geſetzt, mir auf unbegreifliche Weiſe Dinge aus meinen eignen Leben erzählte, und vorzüglich einer Nervenkrankheit gedachte, in die ich verfiel, als mir der Tod eine geliebte Schweſter entriſſen. — Sehr mißfiel es mir aber, daß ſich die Zahl der Beſucher immer mehrte, und daß der Magnetiſeur die Dame zur weiſſagenden Sybille emporzuheben ſich mühte, da er ſie über Geſundheit und Leben fremder Perſonen, die er mit ihr in Rapport geſetzt, Orakelſprüche thun ließ. — Eines Tages fand ich unter den Anweſenden einen alten berühmten Arzt, der allgemein als der ärgſte Zweifler, als der ſchlimmſte Gegner der magnetiſchen Cur bekannt war. Die Dame hatte, ehe er gekommen, im magnetiſchen Schlaf voraus geſagt daß dieſer Zuſtand diesmal länger dauern als ſonſt, und daß ſie erſt nach zwey vollen Stunden erwachen werde. Bald darauf gerieth ſie in den höchſten Grad des Hellſehens und begann ihre myſtiſchen Reden. Der Magnetiſeur verſicherte, daß in dieſem höchſten Grad der wahren Verzückung, die Somnambule, ein reingeiſtiges Weſen, den Körper ganz abgeſtreift habe und für jeden phyſiſchen Schmerz unempfindlich ſey. Der alte Arzt meinte, zum Beſten der Wiſſenſchafft, zur Ueberzeugung aller Ungläubigen ſey es jetzt an der Zeit, eine durchgreifende Probe zu machen. Er ſchlage vor, die Dame mit einem glühenden Eiſen an der Fußſohle zu brennen und abzuwarten ob ſie gefühllos bleiben würde. Der Verſuch ſchiene grauſam, wäre es aber nicht, da ſogleich lindernde heilende Mittel angewandt werden könnten, und er habe deshalb ein kleines Eiſen und die nöthigen Heilmittel zur Stelle gebracht. Er zog beides aus der Taſche. Der Magnetiſeur verſicherte, daß die Dame den Schmerz beim Erwachen gar nicht achten werde, den ſie zum Beſten der hohen Wiſſenſchafft erleide und rief nach einer Kohlpfanne. Man brachte das Gefäß herbey, der Arzt ſteckte ſein kleines Eiſen in die Gluth. In dem Augenblick zuckte die Dame wie in heftigem Krampf, ſeufzte tief auf, erwachte, klagte über Uebelbefinden! — Der alte Arzt warf ihr einen durchbohrenden Blick zu, kühlte ohne Umſtände ſein Eiſen ab in magnetiſirtem Waſſer, das gerade auf dem Tiſche ſtand, ſteckte es in die Taſche, nahm Hut und Stock und ſchritt von dannen. Mir fielen die Schuppen von den Augen, ich eilte fort, unwillig, erboßt über die unwürdige Myſtifikation, die die feine Dame ihrem wohlwollenden Magnetiſeur, uns allen bereitet.

Daß weder der Magnetiſeur noch diejenigen Andächtigen, denen die Beſuche bey der Dame als eine Art myſtiſchen Gottesdienſtes galten, durch das Verfahren des alten Arztes auch nur im mindeſten aufgeklärt wurden verſteht ſich eben ſo ſehr von ſelbſt, als daß ich meiner Seits nun den ganzen Magnetismus als eine chimäriſche Geiſterſeherei verwarf und gar nichts mehr davon hören wollte.

Meine Beſtimmung führte mich nach B. — Auch dort wurde viel vom Magnetismus geſprochen, irgend eines praktiſchen Verſuchs aber nicht erwähnt. Man behauptete, daß ein würdiger berühmter Arzt, hoch in den Jahren wie jener Arzt in der Reſidenz, der grauſamer Weiſe antiſomnambuliſtiſche Eiſen in der Taſche führte, Direktor des dortigen herrlich eingerichteten Krankenhauſes, ſich entſchieden gegen die magnetiſche Cur erklärt und den ihm untergeordneten Aerzten geradehin unterſagt habe, ſie anzuwenden.

Um ſo mehr mußt ich mich verwundern, als ich nach einiger Zeit vernahm, daß jener Arzt ſelbſt, jedoch ganz insgeheim, den Magnetismus im Krankenhauſe anwende.

Ich ſuchte, als ich näher mit dem würdigen Mann bekannt worden, ihn auf den Magnetismus zu bringen. Er wich mir aus. Endlich, als ich nicht nachließ von der dunklen Wiſſenſchafft zu ſprechen und mich als ein Sachkundiger bewies, fragte er, wie es mit der Ausübung der magnetiſchen Cur in der Reſidenz ſtehe. Ich nahm gar keinen Anſtand ihm die wunderbare Geſchichte von der ſonnambulen Dame, die plötzlich aus himmliſcher Verzückung zurückkehrte auf irdiſchen Boden, als ſie was weniges gebrannt werden ſollte, offen und klar zu erzählen. „Das iſt es eben, das iſt es eben,“ rief er, indem Blitze in ſeinen Augen leuchteten, und brach ſchnell das Geſpräch ab. Endlich, nachdem ich mehr ſein wohlwollendes Vertrauen gewonnen, ſprach er ſich über den Magnetismus in der Art aus, daß er ſich von der Exiſtenz dieſer geheimnißvollen Naturkraft und von ihrer wohlthätigen Wirkung in gewiſſen Fällen durch die reinſten Erfahrungen überzeugt, daß er aber das Erwecken jener Naturkraft für das gefährlichſte Experiment halte das es geben, und das nur Aerzten die in der vollkommenſten Ruhe des Geiſtes über allen leidenſchaftlichen Enthuſiasmus erhaben, anvertraut werden könne. In keiner Sache ſey Selbſttäuſchung möglicher, ja leichter, und er halte jeden Verſuch ſchon dann nicht für rein, wenn der Perſon, die zur magnetiſchen Cur geeignet, vorher viel von den Wundern des Magnetismus vorgeredet worden und ſie Verſtand und Bildung genug habe, zu begreifen, worauf es ankomme. Der Reiz in einer höhern Geiſterwelt zu exiſtiren, ſey für poetiſche oder von

Haus

Haus aus exaltirten Gemüther zu verlockend, um mit der heißen Sehnſucht nach dieſem Zuſtande nicht unwillkührlich allerlei Einbildungen Raum zu geben. Sehr luſtig ſey die geträumte Herrſchafft des Magnetiſeurs über das fremde pſychiſche Prinzip, wenn er ſich ganz hingebe den Fantaſieen überſpannter Perſonen, ſtatt ihnen als Zaum und Zügel den kraſſeſten Proſaismus über den Hals zu werfen. Uebrigens ſtelle er gar nicht in Abrede, daß er ſich in ſeinem Krankenhauſe ſelbſt der magnetiſchen Curen bediene. Er glaube aber, daß bei der Art, wie er ſie aus reiner Ueberzeugung anwenden laſſe, durch beſonders dazu erwählte Aerzte unter ſeiner ſtrengſten Aufſicht, wohl nie ein Mißbrauch möglich, ſondern dagegen nur wohlthätige Einwirkung auf die Kranken und Bereicherung der Kenntniß dieſes geheimnißvollſten aller Heilmittel zu erwarten ſey. Aller Regel entgegen wolle er, wenn ich feſtes Stillſchweigen verſpräche um den Andrang aller Neugierigen zu verhüten, mich einer magnetiſchen Cur beiwohnen laſſen, ſollte ſich ein Fall der Art ereignen.

Der Zufall führte mir bald eine der merkwürdigſten Somnambulen unter die Augen. Die Sache verhielt ſich in folgender Art.

Der Arzt des Kreiſes fand in einem Dorfe ungefähr zwanzig Stunden von B. bey einem armen Bauer ein Mädchen von ſechszehn Jahren, über deren Zuſtand ſich die Eltern unter bitteren Thränen beklagten. Nicht geſund, ſprachen ſie, nicht krank ſey ihr Kind zu nennen. Sie fühle keinen Schmerz, kein Uebelbefinden, ſie äße und tränke, ſie ſchliefe oft ganze Tage lang, und dabey magre ſie ab, und würde von Tage zu Tage immer matter und kraftloſer, ſo daß an Arbeit ſeit langer Zeit gar nicht zu denken. Der Arzt überzeugte ſich, daß ein tiefes Nervenübel der Grund des Zuſtandes war, in dem ſich das arme Kind befand und daß die magnetiſche Cur recht eigentlich indizirt ſey. Er erklärte den Eltern, daß die Heilung des Mädchens hier auf dem Dorfe ganz unmöglich, daß ſie aber in B. von Grund aus geheilt werden ſolle, wenn ſie ſich entſchlöſſen, das Kind dorthin in das Krankenhaus zu ſchaffen, wo ſie auf das beſte gepflegt werden und Medizin erhalten ſolle, ohne daß ſie einen Kreuzer dafür bezahlen dürften. Die Eltern thaten nach ſchwerem Kampf wie ihnen geheißen. Noch ehe die magnetiſche Cur begonnen, begab ich mich mit meinem ärztlichen Freunde in das Krankenhaus um die Kranke zu ſehn. Ich fand das Mädchen in einem hohen lichten Zimmer, das mit allen Bequemlichkeiten auf das ſorgſamſte verſehen. Sie war für ihren Stand von ſehr zartem Gliederbau und ihr feines Geſicht wäre beinahe ſchön zu nennen geweſen, hätten es nicht die erloſchenen Augen, die Todtenbleiche, die farbloſen Lippen entſtellt. Wohl mochte es ſeyn, daß ihr Uebel nachtheilig auf ihr Geiſtesvermögen gewirkt, ſie ſchien von dem beſchränkteſten Verſtande, faßte nur mühſam die an ſie gerichteten Fragen und beantwortete ſie in dem breiten unverſtändlichen abſcheulichen Jargon den die Bauern in der dortigen Gegend ſprechen. Zu ihrem Magnetiſeur hatte der Direktor einen jungen kräftigen Eleven der

Arzeneykunde gewählt dem die Offenheit und Gutmüthigkeit aus allen Zügen leuchtete und von dem er ſich überzeugt hatte, daß das Mädchen ihn leiden mochte. Die magnetiſche Cur begann. Von neugierigen Beſuchen, von Kunſtücken u. dergl. war nicht die Rede. Niemand war zugegen außer dem Magnetiſeur als der Direktor, der mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit mit ſorglicher Beachtung der kleinſten Umſtände die Cur leitete, und ich. Anfänglich ſchien das Kind wenig empfänglich, doch bald ſtieg ſie ſchnell von Grad zu Grad, bis ſie nach drey Wochen in den Zuſtand des wirklichen Hellſehens gerieth. Erlaßt es mir, all' der wunderbaren Erſcheinungen zu erwähnen die ſich nun in jeder Kriſe darboten, es ſey genug Euch zu verſichern, daß ich hier, wo keine Täuſchung möglich, mich im innerſten Gemüth von der wirklichen Exiſtenz jenes Zuſtandes überzeugte, den die Lehrer des Magnetismus als den höchſten Grad des Hellſehens beſchreiben. In dieſem Zuſtande iſt, wie Kluge ſagt, die Verbindung mit dem Magnetiſeur ſo innig, daß der Clairvoyant es nicht bloß augenblicklich weiß, wenn die Gedanken des Magnetiſeurs zerſtreut und nicht auf des Clärvoyants Zuſtand gerichtet ſind, ſondern daß er auch in der Seele des Magnetiſeurs deſſen Vorſtellungen auf das deutlichſte zu erkennen vermag. Dagegen tritt der Clairvoyant nun gänzlich unter die Herrſchaft des Willens ſeines Magnetiſeurs durch deſſen pſychiſches Prinzip er nur zu denken, zu ſprechen, zu handeln vermag. Ganz in dieſem Fall befand ſich das ſomnambule Bauermädchen. — Ich mag Euch nicht mit all' dem ermüden, was ſich in dieſer Hinſicht mit der Kranken und ihrem Magnetiſeur begab, nur ein und für mich das ſchneidendſte Beiſpiel! — Das Kind ſprach in jenem Zuſtande den reinen gebildeten Dialekt ihres Magnetiſeurs, und drückte ſich in den Antworten, die ſie ihm mehrentheils anmuthig lächelnd gab, gewählt, gebildet, kurz ganz ſo aus, wie der Magnetiſeur zu ſprechen pflegte. Und dabey blühten ihre Wangen, ihre Lippen auf in glühendem Purpur und die Züge ihres Antlitzes erſchienen veredelt! —

Ich mußte erſtaunen, aber dieſe gänzliche Willenloſigkeit der Somnambule, dies gänzliche Aufgeben des eignen Ichs, dieſe troſtloſe Abhängigkeit von einem fremden geiſtigen Prinzip, ja dieſe durch das fremde Prinzip allein bedungte Exiſtenz erfüllte mich mit Grauſen und Entſetzen. Ja ich konnte mich des tiefſten herzzerſchneidendſten Mitleids mit der Armen nicht erwehren und dies Gefühl dauerte fort, als ich den wohlthätigſten Einfluß der magnetiſchen Cur bemerken mußte, als die Kleine in der vollſten kräftigſten Geſundheit aufgeblüht, dem Magnetiſeur und dem Direktor ja auch mir dankte für alles Gute das ſie genoſſen und dabey ihren Jargon ſprach, breiter, unverſtändlicher als jemals. Der Direktor ſchien mein Gefühl zu bemerken und es mit mir zu theilen. Verſtändigt haben wir uns darüber niemals und das wohl aus guten Gründen! — Nie hab' ich ſeitdem mich entſchließen können magnetiſchen Curen beizuwohnen, was hätte ich weiter für Erfahrungen gemacht nach jenem Beiſpiel, das bey der vollkommnen Reinheit des Verſuchs mich über die wunderbare Kraft des Magnetismus ganz ins Klare ſetzte, zugleich aber an einen Abgrund ſtellte, in den ich mit tiefem Schauer hinabblickte. — So bin ich denn nun ganz Lothars Meinung worden. —

Und, nahm Ottmar das Wort, und füge ich noch hinzu, das auch ich Eurer Meinung ganz beipflichte, ſo ſind wir ja alle, rückſichts des wunderbaren Geheimniſſes, von dem die Rede, unter einen Hut gebracht. Irgend ein tüchtiger Arzt, Verfechter des Magnetismus, wird uns zwar ſehr leicht ganz und gar widerlegen, ja uns tüchtig ausſchelten, daß wir, ununterrichtete Layen, es wagen, ein dunkles Gefühl der klaren Ueberzeugung entgegen zu ſtellen, ich glaube indeſſen, daß wir ſchwer zu bekehren ſeyn werden. — Doch wollen wir auch nicht vergeſſen, daß wir dem Magnetismus ſchon deshalb nicht ganz abhold ſeyn können, weil er uns in unſern ſerapiontiſchen Verſuchen ſehr oft als tüchtiger Hebel dienen kann, unbekannte geheimnißvolle Kräfte in Bewegung zu ſetzen. Selbſt Du, lieber Lothar, haſt Dich dieſes Hebels ſchon eſt bedient und verzeih' mir, ſogar in dem erbaulichen Mährchen vom Nußknacker und Mauſekönig iſt die Marie zuweilen nichts anders als eine kleine Somnambule. — Aber wohin geriethen wir von unſerm Vinzenz ſprechend! —

Der Uebergang war natürlich, ſprach Lothar, der Weg bahnte ſich von ſelbſt. Tritt Vinzenz in unſere Brüderſchafft ein, ſo wird gewiß noch viel von geheimnißvollen Dingen verhandelt werden, auf die er recht eigentlich ganz verſeſſen iſt. — Doch Cyprian hat ſchon ſeit mehreren Minuten nicht auf unſer Geſpräch gemerkt, vielmehr ein Manuſkript aus der Taſche gezogen und darin geblättert. — Es iſt in der Ordnung, daß wir ihm jetzt Raum geben, ſein Herz zu erleichtern.

In der That, ſprach Cyprian, war mir Euer Geſpräch über den Magnetismus langweilig und läſtig und iſt's Euch recht, ſo leſe ich Euch eine ſerapiontiſche Erzählung vor, zu der mich Wagenſeils Nürnberger Chronik entzündet. Vergeßt nicht, daß ich keine antiquariſche kritiſche Abhandlung jenes berühmten Kriegs von der Wartburg habe ſchreiben wollen, ſondern nach meiner Weiſe jene Sache zur Erzählung, wie mir gerade alles hell in der Seele aufging, nutzte.

Cyprian las:

Der Kampf der Sänger.

Zur Zeit wenn Frühling und Winter am Scheiden ſtehn, in der Nacht des Aequinoktiums, ſaß Einer im einſamen Gemach und hatte Johann Chriſtoph Wagenſeils Buch von der Meiſterſinger holdſeliger Kunſt vor ſich aufgeſchlagen. Der Sturm räumte draußen toſend und brauſend die Felder ab, ſchlug die dicken Regentropfen gegen die klirrenden Fenſter und pfiff und heulte des Winters tolles Ade durch die Rauchfänge des Hauſes, während die Strahlen des Vollmondes an den Wänden ſpielten und gaukelten, wie bleiche Geſpenſter. Das achtete aber jener nicht, ſondern ſchlug das Buch zu und ſchaute tiefſinnend, ganz befangen von dem Zauberbilde längſt vergangener Zeit, das ſich ihm dargeſtellt, in die Flammen, die im Kamin kniſterten und ſprühten. Da war es, als hinge ein unſichtbares Weſen einen Schleier nach dem andern über ſein Haupt, ſo daß alles um ihn her in immer dichterem und dichterem Nebel verſchwamm. Das wilde Brauſen des Sturms, das Kniſtern des Feuers wurde zu lindem harmoniſchen Säuſeln und Flüſtern, und eine innere Stimme ſprach, das iſt der Traum, deſſen Flügel ſo lieblich auf und niederrauſchen, wenn er wie ein frommes Kind ſich an die Bruſt des Menſchen legt und mit einem ſüßen Kuß das innere Auge weckt, daß es vermag die anmuthigſten Bilder eines höheren Lebens voll Glanz und Herrlichkeit zu erſchauen. — Ein blendendes Licht zuckte empor wie Blitzſtrahl, der Verſchleierte ſchlug die Augen auf, aber kein Schleier, keine Nebelwolke verhüllten mehr ſeinen Blick. Er lag auf blumigen Matten in der dämmernden Nacht eines ſchönen dichten Waldes. Die Quellen murmelten, die Büſche rauſchten wie in heimlichem Liebesgeplauder und dazwiſchen klagte eine Nachtigall ihr ſüßes Weh. Der Morgenwind erhob ſich und bahnte, das Gewölk vor ſich her aufrollend, dem hellen lieblichen Sonnenſchein den Weg, der bald auf allen grünen Blättern flimmerte und die ſchlafenden Vögelein weckte, die in fröhlichem Trilleriren von Zweig zu Zweig flatterten und hüpften. Da erſchallte von ferne her luſtiges Hörnergetön, das Wild rüttelte ſich raſchelnd auf aus dem Schlafe, Rehe, Hirſche guckten aus dem Gebüſch den, der auf den Matten lag, neugierig an mit klugen Augen und ſprangen ſcheu zurück in das Dickigt. Die Hörner ſchwiegen, aber nun erhoben ſich Harfenklänge und Stimmen ſo herrlich zuſammentönend wie Muſik des Himmels. Immer näher und näher kam der liebliche Geſang, Jäger die Jagdſpieße in den Händen, die blanken Jagdhörner um die Schulter gehängt, ritten hervor aus der Tiefe des Waldes. Ihnen folgte auf einem ſchönen goldgelben Roß ein ſtattlicher Herr im Fürſtenmantel nach alter deutſcher Art gekleidet, ihm zur Seite ritt auf einem Zelter eine Dame von blendender Schönheit und köſtlich geſchmückt. Aber nun kamen auf ſechs ſchönen Roſſen von verſchiedner Farbe ſechs Männer, deren Trachten, deren bedeutungsvolle Geſichter auf eine längſt verfloſſene Zeit hinwieſen. Die hatten den Pferden die Zügel über den Hals gelegt und ſpielten auf Lauten und Harfen und ſangen mit wunderbar helltönenden Stimmen, während ihre Roſſe gebändigt, gelenkt durch den Zauber der ſüßen Muſik, den Waldweg entlang auf anmuthige Weiſe in kurzen Sprüngen nachtanzten dem fürſtlichen Paar. Und wenn mitunter der Geſang einige Secunden innehielt, ſtießen die Jäger in die Hörner, und der Roſſe Gewieher ertönte wie ein fröhliches Jauchzen in übermüthiger Luſt. Reichgekleidete Pagen und Diener beſchloſſen den feſtlichen Zug, der im tiefen Dickigt des Waldes verſchwand. —

Der über den ſeltſamen, wundervollen Anblick in tiefes Staunen Verſunkene raffte ſich auf von den Matten und rief begeiſtert:

O Herr des Himmels: iſt denn die alte prächtige Zeit erſtanden aus ihrem Grabe? — wer waren denn die herrlichen Menſchen! Da ſprach eine tiefe Stimme hinter ihm: Ey, lieber Herr, ſolltet Ihr nicht die erkennen, die ihr feſt in Sinn und Gedanken traget? Er ſchaute um ſich und gewahrte einen ernſten ſtattlichen Mann mit einer großen ſchwarzen Lockenperücke auf dem Haupt und ganz ſchwarz nach der Art gekleidet, wie man ſich ums Jahr eintauſend ſechshundert und achtzig tragen mochte. Er erkannte alsbald den alten gelehrten Profeſſor Johann Chriſtoph Wagenſeil, der alſo weiter ſprach: „Ihr hättet ja wohl gleich wiſſen können, daß der ſtattliche Herr im Fürſtenmantel niemand anders war, als der wackere Landgraf Hermann von Thüringen. Neben ihm ritt der Stern des Hofes, die edle Gräfin Mathilde, blutjunge Wittwe des in hohen Jahren verſtorbenen Grafen Cuno von Falkenſtein. Die ſechs Männer, welche nachritten ſingend und die Lauten und Harfen rührend, ſind die ſechs hohen

„Meiſter des Geſanges, welche der edle „Landgraf, der holdſeligen Singerkunſt mit „Leib und Seele zugethan, an ſeinem Hofe „verſammelt hat. Jetzt geht das luſtige „Jagen auf, aber dann verſammeln ſich die „Meiſter auf einem ſchönen Wieſenplan in „der Mitte des Waldes und beginnen ein „Wettſingen. Da wollen wir jetzt hinſchreiten, „damit wir ſchon dort ſind, wenn die „Jagd beendigt iſt.“ — Sie ſchritten fort, während der Wald, die fernen Klüfte von den Hörnern dem Hundegebell, dem Hußah der Jäger wiederhallten. Es geſchah ſo wie der Profeſſor Wagenſeil es gewollt; kaum waren ſie auf dem in goldnem Grün leuchtenden Wieſenplan angekommen, als der Landgraf, die Gräfin, die ſechs Meiſter aus der Ferne ſich langſam nahten: „Ich will,“ begann Wagenſeil, „ich will Euch nun, lieber Herr! jeden der Meiſter beſonders zeigen und mit Namen nennen. Seht Ihr wohl jenen Mann, der ſo fröhlich um ſich ſchaut, der ſein hellbraunes Pferd, den Zügel angezogen, ſo luſtig her tänzeln läßt? — ſeht wie der Landgraf ihm zunickt — er ſchlägt eine helle Lache auf. Das iſt der muntre Walther von der Vogelweid. Der mit den breiten Schultern, mit dem ſtarken krauſen Bart, mit den ritterlichen Waffen, auf dem Tieger im gewichtigen Schritt daher reitend, das iſt Reinhard von Zwekhſtein. — Ey ey — der dort auf ſeinem kleinen Scheken, der reitet ja ſtatt hieher waldeinwärts! Er blickt tiefſinnig vor ſich her, er lächelt, als ſtiegen ſchöne Gebilde vor ihm auf aus der Erde. Das iſt der ſtattliche Profeſſor Heinrich Schreiber. Der iſt wohl ganz abweſenden Geiſtes und gedenkt nicht des Wieſenplans, nicht des Wettſingens, denn ſeht nur, lieber Herr, wie er in den engen Waldweg hineinſchiebt, daß ihm die Zweige um den Kopf ſchlagen. — Da ſprengt Johannes Bitterolff an ihm heran. Ihr ſeht doch den ſtattlichen Herrn auf dem Falben mit dem kurzen röthlichen Bart? Er ruft den Profeſſor an. Der erwacht aus dem Traume. Sie kehren beide zurück. — Was iſt das für ein tolles Gebraus dorten in dem dichten

Gebüſch? — Ey fahren denn Windsbräute ſo niedrig durch den Wald? Hey! — Das iſt ja ein wilder Reiter, der ſein Pferd ſo ſpornt, daß es ſchäumend in die Lüfte ſteigt. Seht nur den ſchönen bleichen Jüngling, wie ſeine Augen flammen, wie alle Muskeln des Geſichts zucken vor Schmerz, als quäle ihn ein unſichtbares Weſen, das hinter ihm aufgeſtiegen. — Es iſt Heinrich von Oſterdingen. Was mag denn über den gekommen ſeyn? Erſt ritt er ja ſo ruhig daher, mit gar herrlichen Tönen einſtimmend in den Geſang der anderen Meiſter! — O ſeht doch, ſeht den prächtigen Reiter auf dem ſchneeweißen arabiſchen Pferde. Seht wie er ſich hinabſchwingt, wie er, die Zügel um den Arm geſchlungen, mit gar ritterlicher Courtoiſie der Gräfin Mathilde die Hand reicht und ſie hinabſchweben läßt von dem Zelter. Wie anmuthig ſteht er da, die holde Frau anſtrahlend mit ſeinen hellen blauen Augen. Es iſt Wolfframb von Eſchinbach! — Aber nun nehmen ſie alle Platz, nun beginnt wohl das Wettſingen! —

Jeder

Jeder Meiſter, einer nach dem andern, ſang nun ein herrliches Lied. Leicht war es zu erkennen, daß jeder ſich mühte, den zu übertreffen, der vor ihm geſungen. Schien das aber nun auch keinem recht gelingen zu wollen, konnte man gar nicht entſcheiden, wer von den Meiſtern am herrlichſten geſungen: ſo neigte die Dame Mathilde ſich doch zu Wolfframb von Eſchinbach hin mit dem Kranz, den ſie für dem Sieger in den Händen trug. Da ſprang Heinrich von Ofterdingen auf von ſeinem Sitze; wildes Feuer ſprühte aus ſeinen dunklen Augen; ſo wie er raſch vorſchritt bis in die Mitte des Wieſenplans, riß ihm ein Windſtoß das Barett vom Kopfe, das freie Haar ſpießte ſich empor auf der todtenbleichen Stirn. „Haltet ein, ſchrie er auf, haltet ein! Noch iſt der Preis nicht gewonnen; *mein* Lied, *mein* Lied muß erſt geſungen ſeyn und dann mag der Landgraf entſcheiden, wem der Kranz gebührt.“ Darauf kam, man wußte nicht auf welche Weiſe, eine Laute von wunderlichem Bau, beinahe anzuſehen wie ein erſtarrtes unheimliches Thier, in ſeine Hand. Die fing er an zu rühren ſo gewaltig, daß der ferne Wald davon erdröhnte. Dann ſang er drein mit ſtarker Stimme. Das Lied lobte und pries den fremden König, der mächtiger ſey als alle andere Fürſten und dem alle Meiſter demüthiglich huldigen müßten, wollten ſie nicht in Schande und Schmach gerathen. Einige ſeltſam gellende Laute klangen recht verhöhnend dazwiſchen. Zornig blickte der Landgraf den wilden Sänger an. Da erhoben ſich die anderen Meiſter und ſangen zuſammen. Ofterdingens Lied wollte darüber verklingen, ſtärker und ſtärker griff er aber in die Saiten, bis ſie wie mit einem laut aufheulenden Angſtgeſchrei zerſprangen. Statt der Laute, die Ofterdingen im Arm getragen, ſtand nun plötzlich eine finſtre entſetzliche Geſtalt vor ihm und hielt ihn, der zu Boden ſinken wollte, umfaßt und hob ihn hoch empor in die Lüfte. Der Geſang der Meiſter verſauſte im Wiederhall, ſchwarze Nebel legten ſich über Wald und Wieſenplan, und hüllten alles ein in finſtre Nacht. Da ſtieg ein in milchweißem Licht herrlich funkelnder Stern empor aus der Tiefe und wandelte daher auf der Himmelsbahn, und ihm nach zogen die Meiſter auf glänzenden Wolken ſingend und ihr Saitenſpiel rührend. Ein flimmerndes Leuchten zitterte durch die Flur, die Stimmen des Waldes erwachten aus dumpfer Betäubung und erhoben ſich und tönten lieblich hinein in die Geſänge der Meiſter. —

Du gewahrſt es, vielgeliebter Leſer! daß der, welchem dieſes alles träumte, eben derjenige iſt, der im Begriff ſteht, Dich unter die Meiſter zu führen, mit denen er durch den Profeſſor Johann Chriſtoph Wagenſeil bekannt wurde. —

Es begiebt ſich wohl, daß, ſehen wir fremde Geſtalten in der dämmernden Ferne daher ſchreiten, uns das Herz bebt vor Neugier, wer die wohl ſeyn, was ſie wohl treiben mögen. Und immer näher und näher kommen ſie. Wir erkennen Farbe der Kleidung, Geſicht, wir hören ihr Geſpräch, wiewohl die Worte verhallen in den weiten Lüften. Aber nun tauchen ſie unter in die blauen Nebel eines tiefen Thals. Dann können wir es kaum erwarten, daß ſie nur wieder aufſteigen, daß ſie bei uns ſich einfinden, damit wir ſie erfaſſen, mit ihnen reden können. Denn gar zu gern möchten wir doch wiſſen, wie die ganz in der Nähe geformt und geſtaltet ſind, welche in der Ferne ſich ſo verwunderlich ausnahmen. —

Möchte der erzählte Traum in Dir, geliebter Leſer, ähnliche Empfindungen erregen. Möchteſt Du es dem Erzähler freundlich vergönnen, daß er Dich nun gleich an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen nach der ſchönen Wartburg bringe.

Die Meiſterſänger auf der Wartburg.

Es mochte wohl ums Jahr eintauſend zweihundert und acht ſeyn, als der edle Landgraf von Thüringen, eifriger Freund, rüſtiger Beſchützer der holdſeligen Sängerkunſt, ſechs hohe Meiſter des Geſanges an ſeinem

Hofe verſammelt hatte. Es befanden ſich allda Wolfframb von Eſchinbach, Walther von der Vogelweid, Reinhard von Zweckhſtein, Heinrich Schreiber, Johannes Bitterolff, alle ritterlichen Ordens, und Heinrich von Ofterdingen, Bürger zu Eiſenach. Wie Prieſter *einer* Kirche lebten die Meiſter in frommer Liebe und Eintracht beiſammen, und all ihr Streben ging nur dahin, den Geſang, die ſchönſte Gabe des Himmels, womit der Herr den Menſchen geſegnet, recht in hohen Ehren zu halten. Jeder hatte nun freilich ſeine eigne Weiſe, aber wie jeder Ton eines Akkords anders klingt und doch alle Töne im lieblichſten Wohllaut zuſammenklingen, ſo geſchah es auch, daß die verſchiedenſten Weiſen der Meiſter harmoniſch mit einander tönten und Strahlen ſchienen eines Liebesſterns. Daher kam es, daß keiner ſeine eigne Weiſe für die beſte hielt, vielmehr jede andre hoch ehrte, und wohl meinte, daß ſeine Weiſe ja gar nicht ſo lieblich klingen könne ohne die andern, wie denn der Ton dann erſt ſich recht freudig erhebt und aufſchwingt, wenn der ihm verwandte erwacht und ihn liebend begrüßt.

Waren Walters von der Vogelweid, des Landherren, Lieder gar vornehm und zierlich, und dabei voll kecker Luſt, ſo ſang Reinhardt von Zwekhſtein dagegen derb und ritterlich mit gewichtigen Worten. Bewies ſich Heinrich Schreiber gelehrt und tiefſinnig, ſo war Johannes Bitterolff voller Glanz und reich an kunſtvollen Gleichniſſen und Wendungen. Heinrich von Ofterdingens Lieder gingen durch die innerſte Seele, er wußte, ſelbſt ganz aufgelöſt in ſchmerzlichem Sehnen, in jedes Bruſt die tiefſte Wehmuth zu entzünden. Aber oft ſchnitten grelle häßliche Töne dazwiſchen, die mochten wohl aus dem wunden zerriſſenen Gemüth kommen, in dem ſich böſer Hohn angeſiedelt, bohrend und zehrend wie ein giftiges Inſekt. Niemand wußte, wie Heinrich von ſolchem Unweſen befallen. Wolfframb von Eſchinbach war in der Schweiz geboren. Seine Lieder voller ſüßer Anmuth und Klarheit glichen dem reinen blauen Himmel ſeiner Heimath, ſeine Weiſen klangen wie liebliches Glocken-

und Schalmeientöne. Aber dazwiſchen brauſten auch wilde Waſſerfälle, dröhnten Donner durch die Bergklüfte. Wunderbar wallte, wenn er ſang, jeder mit ihm wie auf den glänzenden Wogen eines ſchönen Stroms, bald ſanft daher gleitend, bald kämpfend mit den ſturmbewegten Wellen, bald die Gefahr überwunden, fröhlich hinſteuernd nach dem ſichern Port. Seiner Jugend unerachtet mochte Wolfram von Eſchinbach wohl für den erfahrenſten von allen andern Meiſtern gelten, die am Hofe verſammelt. Von Kindesbeinen an war er der Sängerkunſt ganz und gar ergeben, und zog, ſo wie er zum Jüngling gereift, ihr nach durch viele Lande, bis er den großen Meiſter traf, Friedebrand geheißen. Dieſer unterwies ihn getreulich in der Kunſt und theilte ihm viele Meiſtergedichte in Schriften mit, die Licht in ſein inneres Gemüth hineinſtrömten, daß er das, was ihm ſonſt verworren und geſtaltlos geſchienen, nun deutlich zu erkennen vermochte. Vorzüglich aber zu Siegebrunnen in Schottland brachte ihm Meiſter Friedebrand etliche Bücher, aus denen er die Geſchichten nahm, die er in deutſche Lieder faßte, ſonderlich von Gamurret und deſſen Sohn Parcivall, von Markgraf Wilhelm von Narben und dem ſtarken Rennewart, welches Gedicht hernach ein anderer Meiſterſänger, Ulrich von Türkheimb, auf vornehmer Leute Bitten, die Eſchinbachs Lieder wohl nicht recht verſtehen mochten, in gemeine deutſche Reime brachte und zum dicken Buche ausdehnte. So mußt' es wohl kommen, daß Wolfframb wegen ſeiner herrlichen Kunſt weit und breit berühmt wurde und vieler Fürſten und großer Herren Gunſt erhielt. Er beſuchte viele Höfe und bekam allenthalben ſtattliche Verehrungen ſeiner Meiſterſchaft, bis ihn endlich der hocherleuchtete Landgraf Hermann von Thüringen, der ſein großes Lob an allen Enden verkünden hörte, an ſeinen Hof berief. Nicht allein Wolfframbs große Kunſt, ſondern auch ſeine Milde und Demuth gewannen ihm in kurzer Zeit des Landgrafs volle Gunſt und Liebe, und wohl mocht' es ſeyn, daß Heinrich von Ofterdingen, der ſonſt in dem heüſten Sonneulich der fürſtlichen Gnade geſtanden, ein wenig in den Schatten zurücktreten mußte. Demunerachtet hing keiner von den Meiſtern dem Wolfframb ſo mit rechter inniger Liebe an, als eben Heinrich von Oſterdingen. Wolfframb erwiederte dies aus dem tiefſten Grunde ſeines Gemüths, und ſo ſtanden beide da, recht in Liebe verſchlungen, während die andern Meiſter ſie umgaben wie ein ſchöner lichter Kranz.

Heinrich von Oſterdingens Geheimniß.

Oſterdingens unruhiges zerriſſenes Weſen nahm mit jedem Tage mehr überhand. Düſtrer und unſteter wurde ſein Blick, bläſſer und bläſſer ſein Antlitz. Statt daß die andern Meiſter, hatten ſie die erhabenſten Materien der heiligen Schrift beſungen, ihre freudigen Stimmen erhoben zum Lobe der Damen und ihres wackern Herrn, klagten Oſterdingens Lieder nur die unermeßliche

Quaal des irdiſchen Seyns und glichen oft dem jammernden Wehlaut des auf den Tod Wunden, der vergebens hofft auf Erlöſung im Tode. Alle glaubten, er ſey in troſtloſer Liebe; aber eitel blieb alles Mühen, ihm das Geheimniß zu entlocken. Der Landgraf ſelbſt, dem Jünglinge mit Herz und Seele zugethan, unternahm es, ihn in einer einſamen Stunde um die Urſache ſeines tiefen Leids zu befragen. Er gab ihm ſein fürſtliches Wort, daß er alle ſeine Macht aufbieten wolle, irgend ein bedrohliches Uebel zu entfernen oder durch die Beförderung irgend eines jetzt ihm hoffnungslos ſcheinenden Wunſches ſein ſchmerzliches Leiden zu wandeln in fröhliches Hoffen, allein ſo wenig wie die andern vermochte er den Jüngling, ihm das Innerſte ſeiner Bruſt aufzuthun. „Ach mein hoher Herr,
„rief Ofterdingen, indem ihm die heißen
„Thränen aus den Augen ſtürzten, ach mein
„hoher Herr, weiß ich's denn ſelbſt, wel-
„ches hölliſche Ungeheuer mich mit glühen-
„den Krallen gepackt hat und mich empor-
„hält zwiſchen Himmel und Erde, ſo daß

„ich dieſer nicht mehr angehöre und vergebens
„dürſte nach den Freuden über mir?
„Die heidniſchen Dichter erzählen von den
„Schatten Verſtorbener, die nicht dem Elyſium
„angehören, nicht dem Orkus. An
„den Ufern des Acheron ſchwanken ſie umher
„und die finſtern Lüfte, in denen nie
„ein Hoffnungsſtern leuchtet, tönen wieder
„von ihren Angſtſeufzern, von den entſetzlichen
„Wehlauten ihrer nahmenloſen Qual.
„Ihr Jammern, ihr Flehen iſt umſonſt, unerbittlich
„ſtößt ſie der alte Fährmann zurück,
„wenn ſie hinein wollen in den verhängnißvollen
„Kahn. Der Zuſtand dieſer fürchterlichen
„Verdammniß iſt der meinige.“ —

Bald nachher als Heinrich von Ofterdingen auf dieſe Weiſe mit dem Landgrafen geſprochen, verließ er, von wirklicher Krankheit befallen, die Wartburg, und begab ſich nach Eiſenach. Die Meiſter klagten, daß ſolch ſchöne Blume aus ihrem Kranze ſo vor der Zeit wie angehaucht von giftigen Dünſten dahin welken müſſe. Wolfframb von Eſchinbach gab indeſſen keinesweges alle

Hoffnung auf, ſondern meinte ſogar, daß eben jetzt, da Oſterdingens Gemüthskrankheit ſich gewendet in körperliches Leiden, Geneſung nahe ſeyn könne. Begäbe es ſich denn nicht oft, daß die ahnende Seele im Vorgefühl körperlichen Schmerzes erkranke, und ſo ſey es denn auch wohl mit Oſterdingen geſchehen, den er nun getreulich tröſten und pflegen wolle.

Wolfframb ging auch alsbald nach Eiſenach. Als er eintrat zu Oſterdingen, lag dieſer ausgeſtreckt auf dem Ruhebette, zum Tode matt, mit halbgeſchloſſenen Augen. Die Laute hing an der Wand ganz verſtaubt, mit zum Theil zerriſſenen Saiten. So wie er den Freund gewahrte, richtete er ſich ein wenig empor und ſtreckte ſchmerzlich lächelnd ihm die Hand entgegen. Als nun Wolfframb ſich zu ihm geſetzt, die herzigen Grüße von dem Landgraf und den Meiſtern gebracht und ſonſt noch viel freundliche Worte geſprochen, fing Heinrich mit matter kranker Stimme alſo an: „Es iſt mir viel Abſonderliches begegnet. Wohl mag ich mich bei

„Euch wie ein Wahnſinniger gebehrdet haben, wohl mochtet ihr alle glauben, daß irgend ein in meiner Bruſt verſchloſſenes Geheimniß mich ſo verderblich hin und herzerre. Ach! mir ſelbſt war ja mein troſtloſer Zuſtand ein Geheimniß. Ein wüthender Schmerz zerriß meine Bruſt, aber unerforſchlich blieb mir ſeine Urſache. All mein Treiben ſchien mir elend und nichtswürdig, die Lieder, die ich ſonſt gar hoch gehalten, klangen mir falſch, ſchwach — des ſchlechteſten Schülers unwerth. Und doch brannte ich, von eitlem Wahn bethört, dich — alle übrigen Meiſter zu übertreffen. Ein unbekanntes Glück, des Himmels höchſte Wonne ſtand hoch über mir, wie ein golden funkelnder Stern — zu dem mußt' ich mich hinaufſchwingen, oder troſtlos untergehen. Ich ſchaute hinauf, ich ſtreckte die Arme ſehnſuchtsvoll empor, und dann wehte es mich ſchaurig an mit eiskalten Flügeln und ſprach: Was will all dein Sehnen, all dein Hoffen? Iſt dein Auge nicht verblindet, deine Kraft nicht gebro-

„chen, daß du nicht vermagſt den Strahl
„deiner Hoffnung zu ertragen, dein Himmelsglück
„zu erfaſſen? — Nun, — nun iſt
„mein Geheimniß mir ſelbſt erſchloſſen. Es
„giebt mir den Tode, aber im Tode die Seligkeit
„des höchſten Himmels. — Krank und
„ſiech lag ich hier im Bette. Es mochte zur
„Nachtzeit ſeyn, da ließ der Wahnſinn des
„Fiebers, der mich toſend und brauſend hin
„und her geworfen, von mir ab. Ich
„fühlte mich ruhig, eine ſanfte wohlthuende
„Wärme glitt durch mein Inneres. Es
„war mir, als ſchwämme ich im weiten
„Himmelsraum daher auf dunklen Wolken.
„Da fuhr ein funkelnder Blitz durch die
„Finſterniß und ich ſchrie laut auf: Mathilde!
„— Ich war erwacht, der Traum
„verrauſcht. Das Herz bebte mir vor ſeltſamer
„ſüßer Angſt, vor unbeſchreiblicher
„Wonne. Ich wußte, daß ich laut gerufen:
„Mathilde! Ich erſchrak darüber, denn ich
„glaubte, daß Flur und Wald, daß alle
„Berge, alle Klüfte den ſüßen Namen wiedertönen,
„daß tauſend Stimmen es ihr

„ſelbſt ſagen würden, wie unausſprechlich
„bis zum Tode ich ſie liebe; daß ſie — ſie
„der funkelnde Stern ſey, der in mein Innerſtes
„ſtrahlend allen zehrenden Schmerz
„troſtloſer Sehnſucht geweckt, ja daß nun
„die Liebesflammen hoch empor gelodert, und
„daß meine Seele dürſte — ſchmachte nach
„ihrer Schönheit und Holdſeligkeit! — Du
„haſt nun, Wolfframb, mein Geheimniß
„und magſt es tief in deiner Bruſt begraben.
„Du gewahrſt, daß ich ruhig bin und
„heiter, und trauſt mir wohl, wenn ich dich
„verſichere, daß ich lieber untergehen als in
„thörigtem Treiben mich Euch allen verächtlich
„machen werde. Dir — dir, der
„Mathilden liebt, dem ſie mit gleicher Liebe
„hingeneigt, mußt' ich ja eben alles ſagen,
„alles vertrauen. So wie ich geneſen, ziehe
„ich, die Todeswunde in der blutenden Bruſt,
„fort in fremde Lande. Hörſt du dann, daß
„ich geendet, ſo magſt du Mathilden es ſagen,
„daß ich —“

Der Jüngling vermochte nicht weiter zu ſprechen, er ſank wieder in die Kiſſen und kehrte das Geſicht hin nach der Wand. Sein ſtarkes Schluchzen verrieth den Kampf in ſeinem Innern. Wolfframb von Eſchinbach war nicht wenig beſtürzt über das, was ihm Heinrich eben entdeckt hatte. Den Blick zur Erde geſenkt ſaß er da und ſann und ſann, wie nun der Freund zu retten von dem Wahnſinn thörigter Leidenſchaft, die ihn ins Verderben ſtürzen mußte. —

Er verſuchte allerlei tröſtende Worte zu ſprechen, ja ſogar den kranken Jüngling zu vermögen, daß er nach der Wartburg zurückkehre und, Hoffnung in der Bruſt, keck hineintrete in den hellen Sonnenglanz, den die edle Dame Mathilde um ſich verbreite. Er meinte ſogar, daß er ſelbſt ſich Mathildens Gunſt auf keine andere Weiſe erfreue als durch ſeine Lieder, und daß ja eben ſo gut Ofterdingen ſich in ſchönen Liedern aufſchwingen und ſo um Mathildens Gunſt werben könne. Der arme Heinrich ſchaute ihn aber an mit trübem Blick und ſprach: — „Nie-
„mals werdet ihr mich wohl auf der Wart-
„burg wiederſehen. Soll ich mich denn in

die

„die Flammen ſtürzen? — Sterb' ich denn „nicht fern von ihr den ſchöneren ſüßeren „Tod der Sehnſucht?“ — Wolfframb ſchied und Ofterdingen blieb in Eiſenach.

Was ſich weiter mit Heinrich von Ofterdingen begeben.

Es geſchieht wohl, daß der Liebesſchmerz in unſerer Bruſt, die er zu zerreißen drohte, heimiſch wird, ſo daß wir ihn gar hegen und pflegen. Und die ſchneidenden Jammerlaute, ſonſt uns von unnennbarer Quaal erpreßt, werden zu melodiſchen Klagen ſüßen Weh's, die tönen wie ein fernes Eccho zurück in unſer Inneres und legen ſich lindernd und heilend an die blutende Wunde. So geſchah es auch mit Heinrich von Ofterdingen. Er blieb in heißer ſehnſüchtiger Liebe, aber er ſchaute nicht mehr in den ſchwarzen hoffnungsloſen Abgrund, ſondern er hob den Blick empor zu den ſchimmernden Frühlingswolken Dann war es ihm, als blicke ihn die Geliebte aus ferner Höhe an mit ihren holdſeligen Augen und entzünde in ſeiner Bruſt die herrlichſten Lieder, die er jemals geſungen. Er nahm die Laute herab von der Wand, beſpannte ſie mit neuen Saiten und trat hinaus in den ſchönen Frühling, der eben aufgegangen. Da zog es ihn denn nun freilich mit Gewalt hin nach der Gegend der Wartburg. Und wenn er dann in der Ferne die funkelnden Zinnen des Schloſſes erblickte und daran dachte, daß er Mathilden niemals wieder ſehen, daß ſein Lieben nur ein troſtloſes Sehnen bleiben ſolle, daß Wolfframb von Eſchinbach die Herrliche gewonnen durch die Macht des Geſanges, da gingen all die ſchönen Hoffnungsgebilde unter in düſtere Nacht und alle Todesqualen der Eiferſucht und Verzweiflung durchſchnitten ſein Inneres. Dann floh er wie von böſen Geiſtern getrieben zurück in ſein einſames Zimmer, da vermochte er Lieder zu ſingen, die ihm ſüße Träume und in ihnen die Geliebte ſelbſt zuführten.

Lange Zeit hindurch war es ihm gelungen, die Nähe der Wartburg zu vermeiden. Eines

Tages gerieth er aber doch, ſelbſt wußte er nicht wie, in den Wald, der vor der Wartburg lag und aus dem heraustretend man das Schloß dicht vor Augen hatte. Er war zu dem Platz im Walde gekommen, wo zwiſchen dichtem Geſträuch und allerlei häßlichem ſtachlichten Geſtrüpp ſich ſeltſam geformtes mit bunten Mooſen bewachſenes Geſtein erhob. Mühſam kletterte er bis zur Mitte herauf, ſo daß er durch die Schlucht die Spitzen der Wartburg in der Ferne hervorragen ſah. Da ſetzte er ſich hin und verlor ſich, alle Quaal böſer Gedanken bekämpfend, in ſüßen Hoffnungsträumen.

Längſt war die Sonne untergegangen; aus den düſtern Nebeln, die ſich über die Berge gelagert, ſtieg in glühendem Roth die Mondesſcheibe empor. Durch die hohen Bäume ſauſ'te der Nachtwind und von ſeinem eiſigen Athem angehaucht rüttelte und ſchüttelte ſich das Gebüſch wie in Fieberſchauern. Die Nachtvögel ſchwangen ſich kreiſchend auf aus dem Geſtein und begannen ihren irren Flug. Stärker rauſchten die Waldbäche, rieſelten die fernen Quellen. Aber wie nun der Mond lichter durch den Wald funkelte, wogten die Töne eines fernen Geſanges daher. Heinrich fuhr empor. Er gedachte, wie nun die Meiſter auf der Wartburg ihre frommen Nachtlieder angeſtimmt. Er ſah, wie Mathilde im Davonſcheiden noch den geliebten Wolfframs anblickte. Alle Liebe und Seligkeit lag in dieſem Blick, der den Zauber der ſüßeſten Träume wecken mußte in der Seele des Geliebten. — Heinrich, dem das Herz zerſpringen wollte vor Sehnſucht und Verlangen, ergriff die Laute und begann ein Lied, wie er vielleicht noch niemals eins geſungen. Der Nachtwind ruhte, Baum und Gebüſch ſchwiegen, durch die tiefe Stille des düſtern Waldes leuchteten Heinrichs Töne wie mit den Mondesſtrahlen verſchlungen. Als nun ſein Lied in bangen Liebesſeufzern dahin ſterben wollte, ſchlug dicht hinter ihm plötzlich ein gellendes ſchneidendes Gelächter auf. Entſetzt drehte er ſich raſch um und erblickte eine große finſtere Geſtalt, die, ehe er ſich noch beſinnen konnte, mit recht häßlichem höhnenden Ton alſo

begann: „Ey, habe ich doch hier ſchon eine
„ganze Weile herumgeſucht, um den zu
„finden, der noch in tiefer Nacht ſolche herr-
„liche Lieder ſingt. Alſo ſeid Ihr es, Hein-
„rich von Ofterdingen? — Nun wohl hätte
„ich das wiſſen können, denn Ihr ſeid doch
„nun einmal der allerſchlechteſte von all den
„ſogenannten Meiſtern dort auf der Wart-
„burg, und das tolle Lied ohne Gedanken,
„ohne Klang, konnte wohl nur aus Euerm
„Munde kommen.“ Halb noch in Entſetzen,
halb in aufglühendem Zorn rief Heinrich: „Wer
„ſeyd Ihr denn, daß Ihr mich kennt und
„glaubt, mich hier mit ſchnöden Worten
„necken zu können?“ Dabei legte Ofterdingen
die Hand an ſein Schwerdt. Aber der
Schwarze ſchlug nochmals ein gellendes Gelächter auf, und dabei fiel ein Strahl in ſein leichenblaſſes Antlitz, daß Ofterdingen die wildfunkelnden Augen, die eingefallnen Wangen, den ſpitzigen röthlichen Bart, den zum grinſenden Lachen verzogenen Mund, die ſchwarze reiche Kleidung, das ſchwarzbefiederte Barett des Fremden recht deutlich gewahren

konnte. „Ey,“ ſprach der Fremde: „Ey, lieber junger Geſell Ihr werdet doch keine „Mordwaffen gegen mich gebrauchen wollen, „weil ich Eure Lieder tadle? — Freilich „möget ihr Sänger das nicht wohl leiden „und verlanget wohl gar, daß man alles „hoch preiſen ſoll, was von Euch berühmten „Leuten kommt, ſey es nun auch von Grund „aus ſchlecht. Aber eben daran, daß ich „das nicht achte, ſondern Euch geradezu „heraus ſage, daß Ihr ſtatt ein Meiſter, „höchſtens ein mittelmäßiger Schüler der „edlen Kunſt des Geſanges zu nennen ſeid, „ja eben daran ſolltet Ihr erkennen, daß ich „Euer wahrer Freund bin und es gut mit „Euch meine.“ „Wie könnt ihr,“ ſprach „Oſterdingen, von unheimlichen Schauern erfaßt, „wie könnt Ihr mein Freund ſeyn „und es gut mit mir meinen, da ich mich „gar nicht erinnere, Euch jemals geſehen zu „haben?“ — Ohne auf dieſe Frage zu antworten, fuhr der Fremde fort: „Es iſt hier „ein wunderlich ſchöner Platz, die Nacht gar „behaglich, ich werde mich im traulichen

„Mondesſchimmer zu Euch ſetzen, und wir „können, da Ihr doch jetzt nicht nach Eiſenach zurückkehren werdet, noch ein wenig „mit einander plaudern. Horcht auf meine „Worte, ſie können Euch lehrreich ſeyn.“ Damit ließ ſich der Fremde auf den großen bemooſten Stein dicht neben Ofterdingen nieder. Dieſer kämpfte mit den ſeltſamſten Gefühlen. Furchtlos wie er ſonſt wohl ſeyn mochte, konnte er ſich doch in der öden Einſamkeit der Nacht an dieſem ſchaurigen Orte des tiefen Grauens nicht erwehren, das des Mannes Stimme und ſein ganzes Weſen erweckte. Es war ihm, als müſſe er ihn den jähen Abhang hinab in den Waldſtrom ſtürzen, der unten brauſte. Dann fühlte er ſich aber wieder gelähmt an allen Gliedern. — Der Fremde rückte indeſſen dicht an Ofterdingen heran und ſprach leiſe, beinahe ihm ins Ohr flüſternd: „Ich komme von der Wartburg — ich habe „dort oben die gar ſchlechte ſchülermäßige „Singerei der ſogenannten Meiſter gehört; „aber die Dame Mathilde iſt von ſolch holdem und anmuthigen Weſen wie vielleicht

„keine mehr auf Erden.“ „Mathilde!“ rief Ofterdingen mit dem Ton des ſchneidendſten Wehs. „Hoho!“ — lachte der Fremde, „hoho junger Geſell, liegt es Euch daran? Doch laßt uns jetzt von ernſthaften, oder vielmehr von hohen Dingen reden: ich meine von der edlen Kunſt des Geſanges. Mag es ſeyn, daß Ihr alle dort oben es recht gut meint mit Euern Liedern, daß Euch das alles ſo recht ſchlicht und natürlich herauskommt, aber von der eigentlichen tiefern Kunſt des Sängers habt ihr wohl gar keinen Begriff. Ich will Euch nur einiges davon andeuten, dann werdet Ihr wohl ſelbſt einſehen, wie Ihr auf dem Wege, den Ihr wandelt, niemals zu dem Ziele gelangen könnet, das Ihr Euch vorgeſteckt habt.“ Der Schwarze begann nun in ganz abſonderlichen Reden, die beinahe anzuhören wie fremde ſeltſame Lieder, die wahre Kunſt des Geſanges zu preiſen. Indem der Fremde ſprach, ging Bild auf Bild in Heinrichs Seele auf und verſchwand wie vom Sturm verhaucht; es war als erſchlöſſe ſich ihm eine ganz neue Welt voll üppiger Geſtalten. Jedes Wort des Fremden entzündete Blitze, die ſchnell aufloderten und eben ſo ſchnell wieder erloſchen. Nun ſtand der Vollmond hoch über dem Walde. Beide, der Fremde und Heinrich, ſaßen in vollſtem Licht und dieſer bemerkte nun wohl, daß des Fremden Antlitz gar nicht ſo abſcheulich war, als es ihm erſt vorgekommen. Funkelte auch aus ſeinen Augen ein ungewöhnliches Feuer, ſo ſpielte doch (wie Heinrich bemerken wollte) um den Mund ein liebliches Lächeln und die große Habichtsnaſe, die hohe Stirne dienten nur dazu, dem ganzen Geſicht den vollſten Ausdruck tüchtiger Kraft zu geben. „Ich weiß nicht," ſprach Ofterdingen, als der Fremde inne hielt, „ich weiß nicht, welch ein wunderliches Gefühl Eure Reden in mir erwecken. „Es iſt mir, als erwache erſt jetzt in mir „die Ahnung des Geſanges, als wäre das „alles, was ich bisher dafür gehalten, ganz „ſchlecht und gemein, und nun erſt werde „mir die wahre Kunſt aufgehen. Ihr ſeid „gewiß ſelbſt ein hoher Meiſter des Geſanges

„und werdet mich wohl als Euern fleißigen,
„wißbegierigen Schüler annehmen, warum
„ich Euch gar herzlich bitte.“ Der Fremde
ſchlug wieder ſeine häßliche Lache auf, erhob
ſich vom Sitze und ſtand ſo rieſengroß mit
wildverzerrtem Antlitz, vor Heinrich von
Ofterdingen, daß dieſem jenes Grauen wieder
ankam, das er empfunden, als der Fremde
auf ihn zutrat. Dieſer ſprach mit ſtarker
Stimme, die weit durch die Klüfte hallte:
„Ihr meint, ich ſey ein hoher Meiſter des
„Geſanges? — Nun zu Zeiten mag ich's
„wohl ſeyn, aber mit Lehrſtunden kann ich
„mich ganz und gar nicht abgeben. Mit
„gutem Rath diene ich gern ſolchen wißbegierigen
„Leuten, wie Ihr einer zu ſeyn
„ſcheint. Habt Ihr wohl von dem in aller
„Wiſſenſchaft tief erfahrnen Meiſter des
„Geſanges, Klingsohr geheißen, reden hören?
„Die Leute ſagen, er ſey ein großer
„Negromant und habe ſogar Umgang mit
„Jemanden, der nicht überall gern geſehen.
„Laßt Euch das aber nicht irren, denn was
„die Leute nicht verſtehen und handhaben

„können, das ſoll gleich was Uebermenſchliches
„ſeyn, was dem Himmel angehört
„oder der Hölle. Nun! — Meiſter Klingsohr
„wird Euch den Weg zeigen, der Euch
„zum Ziele führt. Er hauſet in Siebenbürgen,
„zieht hin zu ihm. Da werdet Ihr
„erfahren, wie die Wiſſenſchaft und Kunſt
„dem hohen Meiſter alles, was es Ergötzliches
„giebt auf Erden, geſpendet hat in hohem
„Maaße: Ehre — Reichthum — Gunſt
„der Frauen. - Ja, junger Geſell! Wäre
„Klingsohr hier, was gält' es, er brächte
„ſelbſt den zärtlichen Wolfframb von Eſchinbach,
„den ſeufzenden Schweizerhirten, um
„die ſchöne Gräfin Mathilde?“ „Warum
„nennt Ihr den Namen?“ — fuhr Heinrich
„von Ofterdingen zornig auf, verlaßt mich,
„Eure Gegenwart erregt mir Schauer!“ —
„Hoho,“ lachte der Fremde, werdet nur
„nicht böſe, kleiner Freund! — An den Schauern,
„die Euch ſchütteln, iſt die kühle Nacht
„Schuld und Euer dünnes Wamms, aber
„nicht ich. War es Euch denn nicht wohl
„zu Muthe, als ich erwärmend an Eurer

„Seite ſaß? — Was Schauer, was Erſtarren!
„mit Glut und Blut kann ich
„Euch dienen: — Gräfin Mathilde! — ja
„ich meinte nur, daß die Gunſt der Frauen
„erlangt wird durch den Geſang, wie ihn
„Meiſter Klingsohr zu üben vermag. Ich
„habe zuvor Eure Lieder verachtet, um Euch
„ſelbſt auf Eure Stümperei aufmerkſam zu
„machen. Aber daran, daß Ihr gleich das
„Wahre ahntet, als ich von der eigentlichen
„Kunſt zu Euch ſprach, habt Ihr mir Eure
„guten Anlagen hinlänglich bewieſen. Vielleicht
„ſeyd Ihr beſtimmt, in Meiſter Klingsohrs
„Fußtapfen zu treten und dann würdet
„Ihr Euch wohl mit gutem Glück um Mathildens
„Gunſt bewerben können. Macht
„Euch auf! — zieht nach Siebenbürgen. —
„Aber wartet, ich will Euch, könnt Ihr
„nicht gleich nach Siebenbürgen ziehen, zum
„fleißigen Studium ein kleines Buch verehren,
„das Meiſter Klingsohr verfaßt hat
„und das nicht allein die Regeln des wahren
„Geſanges, ſondern auch einige treffliche Lieder
„der des Meiſters enthält.“

Damit hatte der Fremde ein kleines Buch hervorgeholt, deſſen blutrother Deckel hell im Mondenſchein flimmerte. Das überreichte er Heinrich von Oſterdingen. So wie dieſer es faßte trat der Fremde zurück und verſchwand im Dickigt.

Heinrich verſank in Schlaf. Als er erwachte, war die Sonne ſehr hoch aufgeſtiegen. Lag das rothe Buch nicht auf ſeinem Schooße, er hätte die ganze Begebenheit mit dem Fremden für einen lebhaften Traum gehalten.

Von der Gräfin Mathilde. Ereigniſſe auf der Wartburg.

Gewiß, vielgeliebter Leſer! befandeſt du dich einmal in einem Kreiſe, der, von holden Frauen, ſinnvollen Männern gebildet, ein ſchöner, von den verſchiedenſten in Duft und Farbenglanz mit einander wetteifernden Blumen geflochtener Kranz zu nennen. Aber wie der ſüße Wohllaut der Muſik über alle hinhauchend in jedes Bruſt die Freude weckt und das Entzücken, ſo war es auch die Holdſeligkeit einer hochherrlichen Frau, die über alle hinſtrahlte und die anmuthige Harmonie ſchuf, in der ſich alles bewegte. In dem Glanz ihrer Schönheit wandelnd, in die Muſik ihrer Rede einſtimmend erſchienen die andern Frauen ſchöner, liebenswürdiger als ſonſt, und die Männer fühlten ihre Bruſt erweitert und vermochten mehr als jemals die Begeiſterung, die ſonſt ſcheu ſich im Innern verſchloß, auszuſtrömen in Worten oder Tönen, wie es denn eben die Ordnung der Geſellſchaft zuließ. So ſehr die Königin ſich mit frommen kindlichen Weſen mühen mochte, ihre Huld jedem zuzutheilen in gleichem Maaße, doch gewahrte man, wie ihr Himmelsblick länger ruhte auf jenem Jüngling, der ſchweigend ihr gegenüber ſtand und deſſen vor ſüßer Rührung in Thränen glänzende Augen die Seeligkeit der Liebe verkündeten, die ihm aufgegangen. Mancher mochte wohl den Glücklichen beneiden, aber keiner konnte ihn darum haſſen, ja vielmehr jeder, der ſonſt mit ihm in Freundſchaft verbunden, liebte ihn nun noch inniger, um ſeiner Liebe willen.

So geſchah es, daß an dem Hofe Landgraf Hermanns von Thüringen in dem ſchönen Kranz der Frauen und Dichter die Gräfin Mathilde, Wittwe des in hohem Alter verſtorbenen Grafen Cuno von Falkenſtein, die ſchönſte Blume war, welche mit Duft und Glanz alle überſtrahlte.

Wolfframb von Eſchinbach, von ihrer hohen Anmuth und Schönheit tief gerührt, ſo wie er ſie erblickte, kam bald in heiße Liebe. Die andern Meiſter, wohl auch von der Holdſeligkeit der Gräfin begeiſtert, prieſen ihre Schönheit und Milde in vielen anmuthigen Liedern. Reinhard von Zweyſtein nannte ſie die Dame ſeiner Gedanken, für die er ſtehen wolle im Luſtturnier und im ernſten Kampf; Walther von der Vogelweid ließ alle kecke Luſt ritterlicher Liebe aufflammen, während Heinrich Schreiber und Johannes Bitterolff ſich mühten in den wunderbarſten kunſtvollſten Gleichniſſen und Wendungen die

Dame Mathilde zu erheben. Doch Wolfframbs Lieder kamen aus der Tiefe des liebenden Herzens und trafen, gleich funkelnden ſcharfgeſpitzten Pfeilen hervorblitzend, Mathildens Bruſt. Die anderen Meiſter gedachten das wohl, aber es war ihnen als umſtrahle Wolfframbs Liebesglück ſie alle wie ein lieblicher Sonnenſchimmer, und gäbe auch ihren Liedern beſondere Stärke und Anmuth.

Der erſte finſtre Schatten, der in Wolfframbs glanzvolles Leben fiel, war Ofterdingens unglückliches Geheimniß. Wenn er gedachte, wie die andern Meiſter ihn liebten, unerachtet gleich ihm auch ihnen Mathildens Schönheit hell aufgegangen, wie nur in Ofterdingens Gemüth ſich mit der Liebe zugleich feindſeliger Groll eingeniſtet und ihn fortgebannt in die öde freudenloſe Einſamkeit, da konnte er ſich des bittern Schmerzes nicht erwehren. Oft war es ihm, als ſey Ofterdingen nur von einem verderblichen Wahnſinn befangen, der austoben würde, dann aber fühlte er wieder recht lebhaft, daß er ſelbſt es ja auch nicht würde haben ertragen können, wenn er ſich hoffnungslos um Mathildens Gunſt beworben. Und, ſprach er zu ſich ſelbſt, und welche Macht hat denn meinem Anſpruch größeres Recht gegeben? Gebührt mir denn irgend ein Vorzug vor Ofterdingen? — Bin ich beſſer, verſtändiger, liebenswürdiger als er? Wo liegt der Abſtand zwiſchen uns beiden? — Alſo nur die Macht eines feindlichen Verhängniſſes, das mich ſo gut als ihn hätte treffen können, drückt ihn zu Boden und ich, der treue Freund, gehe unbekümmert vorüber, ohne ihm die Hand zu reichen. — Solche Betrachtungen führten ihn endlich zu dem Entſchluß, nach Eiſenach zu gehen und alles nur mögliche anzuwenden, Ofterdingen zur Rückkehr nach der Wartburg zu bewegen. Als er indeſſen nach Eiſenach kam, war Heinrich von Ofterdingen verſchwunden, niemand wußte, wohin er gegangen. Traurig kehrte Wolfframb von Eſchinbach zurück nach der Wartburg und verkündete dem Landgrafen und den Meiſtern Ofterdingens Verluſt. Nun erſt zeigte ſich recht, wie ſehr ſie ihn alle geliebt, trotz ſeines zerriſſenen oft bis zur höhnenden Bitterkeit mürriſchen Weſens. Man betrauerte ihn wie einen Todten, und lange Zeit hindurch lag dieſe Trauer wie ein düſtrer Schleier auf allen Geſängen der Meiſter und nahm ihnen allen Glanz und Klang, bis endlich das Bild des Verlornen immer mehr und mehr entwich in weite Ferne.

Der Frühling war gekommen und mit ihm alle Luſt und Heiterkeit des neu erkräftigten Lebens. Auf einem anmuthigen von ſchönen Bäumen eingeſchloſſenen Platz im Garten des Schloſſes waren die Meiſter verſammelt, um das junge Laub, die hervorſprießenden Blüten und Blumen mit freudigen Liedern zu begrüßen. Der Landgraf, Gräfin Mathilde, die andern Damen hatten ſich ringsumher auf Sitzen niedergelaſſen, eben wollte Wolfframb von Eſchinbach ein Lied beginnen, als ein junger Mann, die Laute in der Hand, hinter den Bäumen hervortrat. Mit freudigem Erſchrecken erkannten alle in ihm den verloren geglaubten Heinrich von Ofterdingen. Die Meiſter gingen auf ihn zu mit freundlichen herzlichen Grüßen. Ohne das aber ſonderlich zu beachten nahte er ſich dem Landgrafen, vor dem, und dann vor der Gräfin Mathilde, er ſich ehrfurchsvoll neigte. Er ſey, ſprach er dann, von der böſen Krankheit, die ihn befallen, nun gänzlich geneſen und bitte, wolle man ihn vielleicht aus beſonderen Gründen nicht mehr in die Zahl der Meiſter aufnehmen, ihm doch zu erlauben, daß er ſo gut wie die Andern ſeine Lieder abſinge. Der Landgraf meinte dagegen, ſey er auch eine Zeitlang abweſend geweſen, ſo ſey er doch deshalb keinesweges aus der Reihe der Meiſter geſchieden und er wiſſe nicht, wodurch er ſich dem ſchönen Kreiſe, der hier verſammelt, entfremdet glaube. Damit umarmte ihn der Landgraf und wies ihm ſelbſt den Platz zwiſchen Walther von der Vogelweid und Wolfframb von Eſchinbach an, wie er ihn ſonſt gehabt. Man merkte bald, daß Ofterdingens Weſen ſich ganz und gar verändert. Statt daß er ſonſt den Kopf gebeugt, den Blick zu Boden geſenkt daher ſchlich, trat er jetzt, das Haupt emporgerichtet, ſtarken Schrittes einher.

So blaß als zuvor war das Antlitz, aber der Blick, ſonſt irr umherſchweifend, feſt und durchbohrend. Statt der tiefen Schwermuth lag jetzt ein düſtrer ſtolzer Ernſt auf der Stirn und ein ſeltſames Muskelſpiel um Mund und Wange ſprach bisweilen recht unheimlichen Hohn aus. Er würdigte die Meiſter keines Wortes, ſondern ſetzte ſich ſchweigend auf ſeinen Platz. Während die andern ſangen, ſah er in die Wolken, ſchob ſich auf dem Sitz hin und her, zählte an den Fingern, gähnte, kurz bezeigte auf alle nur mögliche Weiſe Unmuth und Langeweile. Wolfframb von Eſchinbach ſang ein Lied zum Lobe des Landgrafen und kam dann auf die Rückkehr des verloren geglaubten Freundes, die er ſo recht aus dem tiefſten Gemüth ſchilderte, daß ſich alle innig gerührt fühlten. Heinrich von Oſterdingen runzelte aber die Stirn und nahm, ſich von Wolfframb abwendend, die Laute, auf ihr einige wunderbare Akkorde anſchlagend. Er ſtellte ſich in die Mitte des Kreiſes und begann ein Lied, deſſen Weiſe ſo ganz anders als alles, was die andern geſungen, ſo unerhört war, daß alle in die größte Verwunderung, ja zuletzt in das höchſte Erſtaunen geriethen. Es war als ſchlüge er mit ſeinen gewaltigen Tönen an die dunklen Pforten eines fremden verhängnißvollen Reichs und beſchwöre die Geheimniſſe der unbekannten dort hauſenden Macht herauf. Dann rief er die Geſtirne an, und indem ſeine Lautentöne leiſer liſpelten, glaubte man der Sphären klingenden Reigen zu vernehmen. Nun rauſchten die Akkorde ſtärker, und glühende Düfte wehten daher und Bilder üppigen Liebesglücks flammten in dem aufgegangenen Eden aller Luſt. Jeder fühlte ſein Inneres erbeben in ſeltſamen Schauern. Als Oſterdingen geendet, war alles in tiefem Schweigen verſtummt, aber dann brach der jubelnde Beifall ſtürmiſch hervor. Die Dame Mathilde erhob ſich ſchnell von ihrem Sitz, trat auf Oſterdingen zu, und drückte ihm den Kranz auf die Stirne, den ſie als Preis des Geſanges in der Hand getragen.

Eine flammende Röthe fuhr über Oſterdingens Antlitz, er ließ ſich nieder auf die Knie und drückte die Hände der ſchönen Frau mit Inbrunſt an ſeine Bruſt. Als er aufſtand, traf ſein funkelnder ſtechender Blick den treuen Wolfframb von Eſchinbach, der ſich ihm nahen wollte, aber wie von einer böſen Macht feindlich berührt zurückwich. Nur ein Einziger ſtimmte nicht ein in den begeiſterten Beifall der übrigen und das war der Landgraf, welcher, als Oſterdingen ſang, ſehr ernſt und nachdenklich geworden und kaum vermochte, etwas zum Lobe ſeines wunderbaren Liedes zu ſagen. Oſterdingen ſchien ſichtlich darüber erzürnt. Es begab ſich, daß am ſpäten Abend, als ſchon die tiefe Dämmerung eingebrochen, Wolfframb von Eſchinbach den geliebten Freund, den er überall vergebens geſucht, in einem Luſtgange des Schloßgartens traf. Er eilte auf ihn zu, er drückte ihn an ſeine Bruſt und ſprach: „So „biſt du denn, mein herzlieber Bruder, der „erſte Meiſter des Geſanges worden, den „es wohl auf Erden geben mag. Wie haſt

„du es denn angefangen, das zu erfaſſen,
„was wir alle, was du ſelbſt wohl nicht
„ahnteſt? — Welcher Geiſt ſtand dir zu
„Gebot, der dir die wunderbaren Weiſen
„einer andern Welt lehrte? — O du herrlicher
„hoher Meiſter, laß dich noch einmal
„umarmen.“ „Es iſt,“ ſprach Heinrich von
Ofterdingen, indem er Wolfframbs Umarmung
„auswich, es iſt gut, daß du es erkenneſt,
„wie hoch ich mich über Euch ſogenannte
„Meiſter emporgeſchwungen habe, oder
„vielmehr wie ich allein dort gelandet und heimiſch
„worden, wohin ihr vergebens ſtrebt auf
„irren Wegen. Du wirſt es mir dann nicht verargen,
„wenn ich Euch Alle mit Eurer ſchnöden
„Singerei recht albern und langweilig finde.“
„So verachteſt du uns, erwiederte Wolfframb,
„die du ſonſt hoch in Ehren hielteſt,
„nunmehro ganz und gar, und magſt nichts
„mehr mit uns ins gemein haben? — Alle
„Freundſchaft, alle Liebe iſt aus deiner Seele
„gewichen, weil du ein höherer Meiſter biſt
„als wir es ſind! — Auch mich — mich
„hältſt du deiner Liebe nicht mehr werth,

„weil ich vielleicht mich nicht ſo hoch hin„aufzuſchwingen vermag in meinen Liedern „als du? — Ach Heinrich, wenn ich dir „ſagen ſollte, wie es mir bei deinem Geſange „ums Herz war.“ — „Magſt mir,“ „ſprach Heinrich von Ofterdingen indem er höhniſch lachte, „magſt mir das ja nicht „verſchweigen, es kann für mich lehrreich „ſeyn.“ „Heinrich!“ begann Wolfframb mit ſehr ernſtem und feſten Ton, Heinrich! „es iſt wahr, dein Lied hatte eine ganz „wunderbare unerhörte Weiſe und die Ge„danken ſtiegen hoch empor, bis über die „Wolken, aber mein Inneres ſprach, ſolch „ein Geſang könne nicht herausſtrömen aus „dem rein menſchlichen Gemüth, ſondern „müſſe das Erzeugniß fremder Kräfte ſeyn, „ſo wie der Negromant die heimiſche Erde „düngt mit allerlei magiſchen Mitteln, daß „ſie die fremde Pflanze des fernſten Landes „hervorzutreiben vermag. — Heinrich, du „biſt gewiß ein großer Meiſter des Geſanges „geworden und haſt es mit gar hohen Dingen „zu thun, aber! — verſiehſt du noch den

„ſüßen Gruß des Abendwindes, wenn du
„durch des Waldes tiefe Schatten wandelſt?
„Geht dir noch das Herz auf in frohem
„Muth bei dem Rauſchen der Bäume, dem
„Brauſen des Waldſtroms? Blicken dich noch
„die Blumen an mit frommen Kindesaugen?
„Willſt du noch vergehen in Liebesſchmerz
„bei den Klagen der Nachtigall? Wirft dich
„dann noch ein unendliches Sehnen an die
„Bruſt, die ſich dir liebend aufgethan? —
„Ach, Heinrich, es war manches in deinem
„Liede, wobei mich ein unheimliches Grauen
„erfaßte. Ich mußte an jenes entſetzliche
„Bild von den am Ufer des Acheron herumſchwankenden
„Schatten denken, das du
„einmal dem Landgrafen aufſtellteſt, als er
„dich um die Urſache deiner Schwermuth
„befragte. Ich mußte glauben, aller Liebe
„habeſt du entſagt, und was du dafür gewonnen,
„wäre nur der troſtloſe Schatz des
„verirrten Wanderers in der Wüſte. —
„Es iſt mir, — ich muß es dir geradezu
„herausſagen, — es iſt mir, als wenn du
„deine Meiſterſchaft mit aller Freude des

„Lebens, die nur dem frommen kindlichen „Sinn zu Theil wird, erkauft hätteſt. Eine „düſtre Ahnung befängt mich. Ich denke „daran, was dich von der Wartburg forttrieb, „und wie du hier wieder erſchienen biſt. Es „kann dir nun manches gelingen — vielleicht „geht der ſchöne Hoffnungsſtern, zu dem ich „bis jetzt empor blickte, auf ewig für mich „unter, — doch Heinrich! — hier! — faſſe „meine Hand, nie kann irgend ein Groll „gegen dich in meiner Seele Raum finden! „— Alles Glücks unerachtet, das dich über„ſtrömt, findeſt du dich vielleicht einmal „plötzlich an dem Rande eines tiefen boden„loſen Abgrundes und die Wirbel des Schwin„dels erfaſſen dich und du willſt rettungslos „hinabſtürzen, dann ſtehe ich feſten Muthes „hinter dir und halte dich feſt mit ſtarken „Armen."

Heinrich von Oſterdingen hatte alles, was Wolfframb von Eſchinbach ſprach, in tiefem Schweigen angehört. Jetzt verhüllte er ſein Geſicht im Mantel und ſprang ſchnell hinein in das Dickicht der Bäume. Wolfframb hörte, wie er leiſe ſchluchzend und ſeufzend ſich entfernte.

Der Krieg von Wartburg.

So ſehr die andern Meiſter Anfangs die Lieder des ſtolzen Heinrichs von Ofterdingen bewundert und hoch erhoben hatten, ſo geſchah es doch, daß ſie bald von falſchen Weiſen, von dem eitlen Prunk, ja von der Ruchloſigkeit der Lieder zu ſprechen begannen, die Heinrich vorbringe. Nur die Dame Mathilde hatte ſich mit ganzer Seele zu dem Sänger gewendet, der ihre Schönheit und Anmuth auf eine Weiſe pries, die alle Meiſter, Wolfframb von Eſchinbach, der ſich kein Urtheil erlaubte, ausgenommen, für heidniſch und abſcheulich erklärten. Nicht lange währte es, ſo war die Dame Mathilde in ihrem Weſen ganz und gar verändert. Mit höhnendem Stolz ſah ſie herab auf die andern Meiſter, und ſelbſt dem armen Wolfframb von Eſchinbach hatte ſie ihre Gunſt entzogen. Es kam ſo weit, daß Heinrich von Ofterdingen die Gräfin Mathilde unterrichten mußte in der Kunſt des Geſanges, und ſie ſelbſt begann

Lieder zu dichten, die gerade ſo klingen ſollten, wie die, welche Oſterdingen ſang. Seit dieſer Zeit war es aber, als ſchwände von der berückten Frau alle Anmuth und Holdſeligkeit. Alles vernachläſſigend, was zur Zierde holder Frauen dient, ſich alles weiblichen Weſens entſchlagend, wurde ſie zum unheimlichen Zwitterweſen, von den Frauen gehaßt, von den Männern verlacht. Der Landgraf, befürchtend, daß der Wahnſinn der Gräfin wie eine böſe Krankheit die andern Damen des Hofes ergreifen könne, erließ einen ſcharfen Befehl, daß keine Dame bei Strafe der Verbannung ſich an das Dichten machen ſolle, wofür ihm die Männer, denen Mathildens Schickſal Schrecken eingejagt, herzlich dankten. Die Gräfin Mathilde verließ die Wartburg und bezog ein Schloß unfern Eiſenach, wohin ihr Heinrich von Oſterdingen gefolgt wäre, hätte der Landgraf ihm nicht befohlen, noch den Kampf auszufechten, den ihm die Meiſter geboten. „Ihr habt," ſprach Landgraf Hermann zu dem übermüthigen Sänger, „Ihr „habt durch eure ſeltſame unheimliche Weiſe

„den ſchönen Kreis, den ich hier verſammelt, „gar häßlich geſtört. Mich konntet Ihr „niemals bethören, denn von dem erſten „Augenblick an habe ich es erkannt, daß eure „Lieder nicht aus der Tiefe eines wackern „Sängergemüths kommen, ſondern nur die „Frucht der Lehren irgend eines falſchen „Meiſters ſind. Was hilft aller Prunk, aller „Schimmer, aller Glanz, wenn er nur dazu „dienen ſoll, einen todten Leichnam zu um„hüllen. Ihr ſprecht von hohen Dingen, „von den Geheimniſſen der Natur, aber „nicht wie ſie, ſüße Ahnungen des höhern „Lebens, in der Bruſt des Menſchen aufgehen, „ſondern wie ſie der kecke Aſtrolog begreifen „und meſſen will mit Zirkel und Maaßſtab. „Schämt euch, Heinrich von Ofterdingen, „daß Ihr ſo geworden ſeyd, daß euer wack„rer Geiſt ſich gebeugt hat unter die Zucht „eines unwürdigen Meiſters.“

„Ich weiß nicht,“ erwiederte Heinrich von Ofterdingen, „ich weiß nicht, mein hoher „Herr, in wiefern ich Euern Zorn, Eure „Vorwürfe verdiene. Vielleicht ändert Ihr

„indeſſen Eure Meinung, wenn Ihr erfahrt,
„welcher Meiſter mir dasjenige Reich des
„Geſanges, welches deſſen eigentlichſte Heimath
„iſt, erſchloſſen. In tiefer Schwermuth
„hatte ich Euern Hof verlaſſen, und
„wohl mocht' es ſeyn, daß der Schmerz,
„der mich vernichten wollte, nur das gewaltſame
„Treiben war, der ſchönen Blüte,
„die in meinem Innern verſchloſſen nach
„dem befruchtenden Athem der höheren Natur
„ſchmachtete. Auf ſeltſame Weiſe kam
„mir ein Büchlein in die Hände, in welchem
„der höchſte Meiſter des Geſanges auf Erden
„mit der tiefſten Gelehrſamkeit die Regeln
„der Kunſt entwickelt und ſelbſt einige Lieder
„hinzugefügt hatte. Je mehr ich nun in
„dieſem Büchlein las, deſto klarer wurde es
„mir, daß es wohl gar dürftig ausfalle,
„wenn der Sänger nur vermöge, das in
„Worte zu faſſen, was er nun gerade im
„Herzen zu empfinden glaubt. Doch dies
„nicht genug — ich fühlte nach und nach
„mich wie verknüpft mit unbekannten Mächten,
„die oft ſtatt meiner aus mir heraus

„ſangen und doch war und blieb ich der
„Sänger. Meine Sehnſucht, den Meiſter
„ſelbſt zu ſchauen und aus ſeinem eignen
„Munde die tiefe Weisheit, den richtenden
„Verſtand ausſtrömen zu hören, wurde zum
„unwiderſtehlichen Triebe. Ich machte mich
„auf, und wanderte nach Siebenbürgen.
„Ja! — vernehmt es, mein hoher Herr!
„Meiſter Klingsohr ſelbſt iſt es, den ich
„aufſuchte und dem ich den kühnen überirdiſchen
„Schwung meiner Lieder verdanke.
„Nun werdet Ihr wohl von meinen Beſtrebungen
„günſtiger urtheilen.“

„Der Herzog von Öſterreich,“ ſprach
„der Landgraf, hat mir gar viel zu dem
„Lobe Eures Meiſters geſagt und geſchrieben.
„Meiſter Klingsohr, iſt ein in tiefen geheimen
„Wiſſenſchaften erfahrener Mann. Er
„berechnet den Lauf der Geſtirne und erkennt
„die wunderbaren Verſchlingungen ihres
„Ganges mit unſerer Lebensbahn. Ihm ſind
„die Geheimniſſe der Metalle, der Pflanzen,
„des Geſteins offenbar, und dabei iſt er
„erfahren in den Händeln der Welt, und

„ſteht dem Herzog von Oeſterreich zur Seite
„mit Rath und That. Wie das Alles aber
„nun mit dem reinen Gemüth des wahren
„Sängers beſtehen mag, weiß ich nicht und
„glaube auch wohl, daß eben deßhalb Meiſter
„Klingsohrs Lieder, ſo künſtlich und wohl
„ausgedacht, ſo ſchön geformt ſie auch ſeyn
„mögen, mein Gemüth ganz und gar nicht
„rühren können. — Nun, Heinrich von
„Oſterdingen, meine Meiſter, beinahe erzürnt
„über Dein ſtolzes hochfahrendes Weſen, wollen
„mit Dir um den Preis ſingen einige Tage
„hindurch, das mag denn nun geſchehen.“

Der Kampf der Meiſter begann. Sey es aber nun, daß Heinrichs, durch falſche Lehren irre gewordener Geiſt, ſich gar nicht mehr zu faſſen vermochte in dem reinen Strahl des wahrhaftigen Gemüths, oder daß beſondere Begeiſterung die Kraft der andern Meiſter verdoppelte: — genug! — jeder, wider Oſterdingen ſingend, jeder ihn beſiegend, erhielt den Preis, um den dieſer ſich vergebens mühte. Oſterdingen ergrimmte über dieſe Schmach und begann nun Lieder, die,

die, mit verhöhnenden Anſpielungen auf den Landgrafen Hermann, den Herzog von Oeſterreich Leopold den Siebenten bis über die Sterne erhoben und ihn die hellfunkelnde Sonne nannten, welche allein aller Kunſt aufgegangen. Kam nun noch hinzu, daß er eben ſo die Frauen am Hofe mit ſchnöden Worten angriff und die Schönheit und Holdſeligkeit der Dame Mathilde allein auf heidniſche ruchloſe Art zu preiſen fortfuhr, ſo konnt' es nicht fehlen, daß alle Meiſter, ſelbſt den ſanften Wolfframb von Eſchinbach nicht ausgenommen, in gerechten Zorn geriethen und in den heftigſten ſchonungsloſeſten Liedern ſeine Meiſterſchaft zu Boden traten. Heinrich Schreiber und Johannes Bitterolff bewieſen, den falſchen Prunk von Oſterdingens Liedern abſtreifend, die Elendigkeit der magern Geſtalt, die ſich dahinter verborgen, aber Walther von der Vogelweid und Reinhard von Zwekhſtein gingen weiter. Die ſagten, Oſterdingens ſchnödes Beginnen verdiene ſchwere Rache und die wollten ſie an ihm nehmen, mit dem Schwerdte in der Hand.

So ſah nun Heinrich von Ofterdingen ſeine Meiſterſchaft in den Staub getreten und ſelbſt ſein Leben bedroht. Voller Wuth und Verzweiflung rief er den edelgeſinnten Landgrafen Hermann an, ſein Leben zu ſchützen, ja noch mehr, die Entſcheidung des Streites über die Meiſterſchaft des Geſanges dem berühmteſten Sänger der Zeit, dem Meiſter Klingsohr zu überlaſſen. „Es iſt,“ ſprach der Landgraf, „es iſt nunmehr mit „Euch und den Meiſtern ſo weit gekommen, „daß es noch um anderes gilt als um die „Meiſterſchaft des Geſanges. Ihr habt in „euern wahnſinnigen Liedern mich, Ihr habt „die holden Frauen an meinem Hofe ſchwer „beleidigt. Euer Kampf betrifft alſo nicht „mehr die Meiſterſchaft allein, ſondern auch „meine Ehre, die Ehre der Damen. Doch „ſoll alles im Wettſingen ausgemacht werden „und ich geſtatte es, daß Euer Meiſter „Klingsohr ſelbſt entſcheide. Einer von mei„nen Meiſtern, das Loos ſoll ihn nennen, „ſtellt ſich Euch gegenüber und die Materie, „worüber zu ſingen, möget Ihr beide dann

„ſelbſt wählen. — Aber der Henker ſoll mit „entblößtem Schwerdte hinter Euch ſtehen „und wer verliert, werde augenblicklich hin„gerichtet. — Gehet, — ſchaffet, daß Meiſter Klingsohr binnen Jahresfriſt nach der „Wartburg komme und den Kampf auf Tod „und Leben entſcheide.“ — Heinrich von Ofterdingen machte ſich davon und ſo war zur Zeit die Ruhe auf der Wartburg wieder hergeſtellt.

Die Lieder, welche die Meiſter wider Heinrich von Oſterdingen geſungen, waren damals der Krieg von Wartburg geheißen.

Meiſter Klingsohr kommt nach Eiſenach.

Beinahe ein Jahr war verfloſſen, als die Nachricht nach der Wartburg kam, daß Meiſter Klingsohr wirklich in Eiſenach angelangt und bei dem Bürger, Helgrefe geheißen, vor dem St. Georgenthore eingezogen ſey. Die Meiſter freuten ſich nicht wenig, daß nun wirklich der böſe Streit mit Heinrich von Oſterdingen geſchlichtet werden ſolle, keiner war aber ſo voller Ungeduld, den weltberühmten Mann von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, als Wolfframb von Eſchinbach. Mag es ſeyn, ſprach er zu ſich ſelbſt, mag es ſeyn, daß, wie die Leute ſagen, Klingsohr böſen Künſten ergeben iſt, daß unheimliche Mächte ihm zu Gebote ſtehen, ja ihm wohl gar geholfen zur Meiſterſchaft in allem Wiſſen; aber wächſt nicht der edelſte Wein auf der verglühten Lava? Was geht es den dürſtenden Wandrer an, daß die Trauben, an denen er ſich erlabt, aus der Glut der Hölle ſelbſt emporgekeimt ſind? So will ich mich an des Meiſters tiefer Wiſſenſchaft und Lehre erfreuen, ohne weiter zu forſchen und ohne mehr davon zu bewahren, als was ein reines frommes Gemüth in ſich zu tragen vermag.

Wolfframb machte ſich alsbald auf nach Eiſenach. Als er vor das Haus des Bürgers Helgrefe kam, fand er einen Haufen Leute verſammelt, die alle ſehnſüchtig nach dem Erker hinaufblickten. Er erkannte unter ihnen viele junge Leute als Schüler des Geſanges, die hörten nicht auf, dieſes, jenes, von dem berühmten Meiſter vorzubringen. Der eine hatte die Worte aufgeſchrieben, die Klingsohr geſprochen, als er zu Helgreſe eingetreten, der andere wußte genau, was der Meiſter zu Mittag geſpeiſet, der dritte behauptete, daß ihn der Meiſter wirklich angeblickt und gelächelt, weil er ihn als Sänger erkannt am Barett, das er genau ſo trage wie Klingsohr, der vierte fing ſogar ein Lied an, von dem er behauptete, es ſey nach Klingsohrs Weiſe gedichtet. Genug es war ein unruhiges Treiben hin und her. Wolfframb von Eſchinbach drang endlich mit Mühe durch und trat ins Haus. Helgreſe hieß ihn freundlich willkommen und lief herauf, um ihn ſeinem Begehren gemäß bei dem Meiſter melden zu laſſen. Da hieß es aber, der Meiſter ſey im Studiren begriffen und könne jetzt mit niemanden ſprechen. In zwei Stunden ſolle man wiederum anfragen. Wolfframb mußte ſich dieſen Aufſchub gefallen laſſen. Nachdem er nach zwei Stunden wieder gekommen und noch eine Stunde gewartet, durfte Helgreſe ihn hinaufführen. Ein ſeltſam in bunter Seide gekleideter Diener öffnete die Thüre des Gemachs, und Wolfframb trat hinein. Da gewahrte er einen großen ſtattlichen Mann, in einen langen Talar von dunkelrothem Sammt mit weiten Ermeln, und mit Zobel reich beſetzt, gekleidet, der mit langſamen gravitätiſchen Schritten die Stube entlang hin und her wandelte. Sein Geſicht war beinahe anzuſehen, wie die heidniſchen Bildner ihren Gott Jupiter darzuſtellen pflegten, ſolch ein gebieteriſcher Ernſt lag auf der Stirne, ſolch drohende Flammen blitzten aus den großen Augen. Um Kinn und Wangen legte ſich ein wohlgekräuſelter ſchwarzer Bart und das Haupt bedeckte ein fremdgeformtes Barett oder ein ſonderbar verſchlungenes Tuch, man konnte das nicht unterſcheiden. Der Meiſter hatte die Arme vor der Bruſt übereinander geſchlagen und ſprach mit hellklingender Stimme im Auf- und Abſchreiten Worte, die Wolfframb gar nicht verſtand. Sich im Zimmer umſchauend, das mit Büchern und allerley wunderlichen Geräthſchaften angefüllt war, erblickte Wolfframb in einer Ecke ein kleines kaum drei Fuß hohes altes blaſſes Männlein, das auf einem hohen Stuhl vor einem Pulte ſaß und mit einer ſilbernen Feder auf einem großen Pergamentblatt ämſig alles aufzuſchreiben ſchien, was Meiſter Klingsohr ſprach. Es hatte eine feine Weile gedauert, da fielen endlich des Meiſters ſtarre Blicke auf Wolfframb von Eſchinbach und mit dem Sprechen inne haltend, blieb er in der Mitte des Zimmers ſtehen. Wolfframb begrüßte den Meiſter nun mit anmuthigen Verſen im ſchwarzen Ton. Er ſagte, wie er gekommen ſey, um ſich zu erbauen an Klingsohrs hoher Meiſterkunſt, und bat, er ſolle nun ihm antworten im gleichen Ton und ſo ſeine Kunſt hören laſſen. Da maß ihn der Meiſter mit zornigen Blicken von Kopf bis zu Fuß und ſprach dann: Ey wer ſeyd Ihr denn, junger Geſell! daß Ihr es wagt, hier ſo mit Euren albernen Verſen hereinzubrechen und mich ſogar herauszufordern, als ſollt' es ein Wettſingen gelten? Ha! Ihr ſeyd ja wohl Wolfframb von Eſchinbach, der allerungeſchickteſte, ungelehrteſte Laye von allen, die ſich dort eben auf der Wartburg Meiſter des Geſanges nennen? — Nein, mein lieber Knabe, Ihr müßt wohl noch etwas wachſen, ehe Ihr Euch mit mir zu meſſen Verlangen tragen könnt. Einen ſolchen Empfang hatte Wolfframb von Eſchinbach gar nicht erwartet. Das Blut wallte ihm auf vor Klingsohrs ſchnöden Worten, er fühlte lebhafter als jemals die ihm innwohnende Kraft, die ihm die Macht des Himmels verliehen. Ernſt und feſt blickte er dem ſtolzen Meiſter ins Auge, und ſprach dann: „Ihr thut gar nicht „gut, Meiſter Klingsohr, daß Ihr in ſolchen bittern, harten Ton fallet, ſtatt mir „liebreich und freundlich, wie ich Euch begrüßte, zu antworten. Ich weiß es, daß „Ihr mir in aller Wiſſenſchaft und wohl „auch in der Kunſt des Geſanges weit überlegen ſeyd, aber das berechtigt Euch nicht „zu der eitlen Prahlerei, die Ihr als Eurer „unwürdig verachten müßtet. Ich ſage es „Euch frei heraus, Meiſter Klinsohr! daß

„ich nunmehr das glaube, was die Welt von
„Euch behauptet. Die Macht der Hölle
„ſollt Ihr bezwingen, Umgang mit böſen
„Geiſtern ſollt Ihr haben, mittelſt der unheimlichen
„Wiſſenſchaften, die Ihr getrieben.
„Daher ſoll Eure Meiſterſchaft kommen,
„weil Ihr aus der Tiefe die ſchwarzen
„Geiſter ins helle Leben herauf beſchworen,
„vor denen ſich der menſchliche Geiſt
„entſetzt. Und ſo iſt es nur dieſes Entſetzen,
„was Euch den Sieg verſchafft, und nicht
„die tiefe Rührung der Liebe, welche aus
„dem reinen Gemüth des Sängers ſtrömt
„in das verwandte Herz, das in ſüßen Banden
„gefangen, ihm unterthan wird. Daher
„ſeyd Ihr ſo ſtolz, wie kein Sänger es
„ſeyn kann, der reinen Herzens geblieben.
„Hoho," erwiederte Meiſter Klingsohr, „hoho
„junger Geſell, verſteigt Euch nicht ſo
„hoch! — Was meinen Umgang mit unheimlichen
„Mächten betrifft, davon ſchweigt,
„das verſteht Ihr nicht. Daß ich daher
„meine Meiſterſchaft des Geſanges dem zu
„verdanken haben ſoll, das iſt das abge-

ſchmackte Gewäſch einfältiger Kinder. Aber ſagt mir doch, woher Euch die Kunſt des Geſanges gekommen? Glaubt Ihr, daß ich nicht wußte, wie zu Siegebrunnen in Schottland Meiſter Friedebrand Euch einige Bücher borgte, die Ihr undankbar nicht zurückgabt, ſondern an Euch behieltet, alle Eure Lieder daraus ſchöpfend? Hey! — hat mir der Teufel geholfen, ſo half Euch Euer undankbares Herz.“ Wolfframb erſchrak beinahe vor dieſem häßlichen Vorwurf. Er legte die Hand auf die Bruſt und ſprach: „So wahr mir Gott helfe! — Der Geiſt der Lüge iſt mächtig in Euch, Meiſter Klingsohr — wie hätte ich denn meinen hohen Meiſter Friedebrandt ſo ſchändlich betrügen ſollen um ſeine herrliche Schriften. Wißt, Meiſter Klingsohr, daß ich dieſe Schriften nur ſo lange, wie Friedebrandt es wollte, in Händen hielt, daß er ſie dann von mir wieder nahm. Habt Ihr denn nie Euch aus den Schriften anderer Meiſter belehrt?“ „Mag,“ fuhr Meiſter Klingsohr fort, ohne auf Wolfframbs Rede ſonderlich zu achten, „mag dem „ſeyn wie ihm wolle, woher möget Ihr denn „nun Eure Kunſt haben? Was berechtigt „Euch, ſich mir gleich zu ſtellen? Wißt „Ihr nicht, wie ich zu Rom, zu Paris, zu „Krakau den Studien fleißig obgelegen, wie „ich ſelbſt nach den fernſten Morgenländern gereiſet und die Geheimniſſe der weiſen Araber erforſcht, wie ich dann auf allen Singſchulen das Beſte gethan und wider alle, „die in den Streit mit mir gegangen, den „Preis errungen, wie ich ein Meiſter der „ſieben freien Künſte worden? — Aber Ihr, „der Ihr, entfernt von aller Wiſſenſchaft „und Kunſt, in dem öden Schweizerlande „g hauſet, der Ihr ein in aller Schrift unerfahrner Laye geblieben, wie ſolltet Ihr „denn zur Kunſt des wahren Geſanges kommen?“ Wolframbs Zorn hatte ſich indeſſen ganz gelegt, welches wohl daher rühren mochte, daß bei Klingſohrs prahleriſchen Reden die köſtliche Gabe des Geſanges in ſeinem Innern heller und freudiger hervorleuchtete wie die Sonnenſtrahlen ſchöner funkeln, wenn ſie ſiegend durch die düſtern Wolken brechen, die der wilde Sturm herangejagt. Ein mildes anmuthiges Lächeln hatte ſich über ſein ganzes Antlitz gelegt, und er ſprach mit ruhigem, gefaßten Ton zu dem zornigen Meiſter Klingsohr: „Ey, mein lieber Meiſter, „wohl könnt' ich Euch entgegnen, daß, hab' „ich gleich nicht zu Rom und Paris ſtudirt, „ſuchte ich gleich nicht die weiſen Araber auf, „in ihrer eignen Heimath, ich doch nächſt „meinem hohen Meiſter Friedebrandt, dem „ich nachzog bis ins tiefe Schottland, noch „viele gar kunſtreiche Sänger vernahm, deren Unterricht mir vielen Nutzen brachte, „daß ich an vielen Höfen unſerer hohen deutſchen Fürſten gleich Euch den Preis des „Geſanges gewann. Ich meine aber, daß „wohl aller Unterricht, alles Vernehmen der „höchſten Meiſter mir gar nichts geholfen „haben würde, wenn die ewige Macht des „Himmels nicht den Funken in mein Innres gelegt hätte, der in den ſchönen Strahlen des Geſanges aufgeglommen, wenn ich „nicht mit liebendem Gemüth alles Falſche

„und Böſe von mir fern gehalten und noch
„hielte, wenn ich nicht mich mühte in rei-
„ner Begeiſterung, nur das zu ſingen, was
„meine Bruſt mit freudiger, ſüßer Wehmuth
„ganz und gar erfüllt.“

Selbſt wußte Wolfframb von Eſchinbach nicht wie es geſchah, daß er ein herrliches Lied im güldnen Ton begann, das er erſt vor Kurzem gedichtet.

Meiſter Klingsohr ging voller Wuth auf und ab; dann blieb er vor Wolfframb ſtehen und blickte ihn an, als wolle er ihn durchbohren mit ſeinen ſtarren, glühenden Augen. Als Wolfframb geendet, legte Klingsohr beide Hände auf Wolfframbs Schultern und ſprach ſanft und gelaſſen: Nun, Wolfframb, weil Ihr es denn nicht anders wollt, ſo laßt uns um die Wette ſingen, in allerlei künſtlichen Tönen und Weiſen. Doch laßt uns anderswohin gehen, das Gemach taugt zu dergleichen nicht und Ihr ſollt überdem einen Becher edlen Weins mit mir genießen.

In dem Augenblick ſtürzte das kleine Männlein, das erſt geſchrieben, hinab von dem Stuhle und gab bei dem harten Fall auf den Boden einen feinen ächzenden Laut von ſich. Klingsohr drehte ſich raſch um und ſtieß mit dem Fuße den Kleinen in den unter dem Pulte befindlichen Schrank, den er verſchloß. Wolfframb hörte das Männlein leiſe weinen und ſchluchzen. Nun ſchlug Klingsohr die Bücher zu, welche ringsumher offen herumlagen und jedesmal, wenn ein Deckel niederklappte, ging ein ſeltſamer ſchauerlicher Ton, wie ein tiefer Todesſeufzer, durch die Zimmer. Wunderliche Wurzeln nahm nun Klingsohr in die Hand, die in dem Augenblick anzuſehen waren wie fremde unheimliche Creaturen und mit den Faden und Aeſten zappelten, wie mit Armen und Beinen, ja oft zuckte ein kleines verzerrtes Menſchengeſichtlein hervor, das auf häßliche Weiſe grinzte und lachte. Und dabei wurd' es in den Schränken ringsumher unruhig und ein großer Vogel ſchwirrte in irrem Fluge umher, mit goldgleißendem Fittig. Die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen, Wolfframb fühlte ſich von tiefem Grauen erfaßt. Da nahm Klingsohr aus einer Kapſel einen Stein hervor, der ſogleich im ganzen Gemach den hellſten Sonnenglanz verbreitete. Alles wurde ſtill und Wolfframb ſah und hörte nichts mehr von dem, was ihm erſt Entſetzen erregt.

Zwei Diener, ſo ſeltſamlich in bunter Seide gekleidet, wie der, welcher erſt die Thüre des Gemachs geöffnet, traten hinein, mit prächtigen Kleidern, die ſie dem Meiſter Klingsohr anlegten.

Beide, Meiſter Klingsohr und Wolfframb von Eſchinbach, gingen nun zuſammen nach dem Rathskeller.

Sie hatten auf Verſöhnung und Freundſchaft getrunken und ſangen nun wider einander in den verſchiedenſten künſtlichſten Weiſen. Kein Meiſter war zugegen, der hätte entſcheiden können, wer den andern beſieget, aber jeder würde den Klingsohr für überwunden gehalten haben, denn ſo ſehr er ſich in großer Kunſt, in mächtigem Verſtande mähte niemals konnte er nur im mindeſten die Stärke und Anmuth der einfachen Lieder erreichen, welche Wolfframb von Eſchinbach vorbrachte.

Wolfframb hatte eben ein gar herrliches Lied geendet, als Meiſter Klingsohr zurückgelehnt in den Polſterſtuhl, den Blick niedergeſchlagen, mit gedämpfter düſtrer Stimme ſprach: „Ihr habt mich vorhin übermüthig „und prahleriſch genannt, Meiſter Wolfframb, aber ſehr würdet Ihr irren, wenn „Ihr etwa glaubtet, daß mein Blick, verblendet durch einfältige Eitelkeit, nicht „ſollte die wahre Kunſt des Geſanges erkennen können, ich möge ſie nun antreffen in „der Wildniß, oder in dem Meiſterſaal. Keiner iſt hier, der zwiſchen uns richten könnte, „aber ich ſage Euch, Ihr habt mich überwunden, Meiſter Wolfframb, und daß ich „Euch das ſage, daran möget Ihr auch die „Wahrhaftigkeit meiner Kunſt erkennen.“ „Ey, mein lieber Meiſter Klingsohr,“ erwiederte Wolfframb von Eſchinbach, „wohl „mocht' es ſeyn, daß eine beſondere Freudigkeit, die in meiner Bruſt aufgegangen, „meine Lieder mir heute beſſer gelingen ließ,

als

„als ſonſt, aber ferne ſey es von mir, daß
„ich mich deshalb über Euch ſtellen ſollte.
„Vielleicht war heute Euer Inneres ver-
„ſchloſſen. Pflegt es denn nicht zu geſche-
„hen, daß manchmal eine drückende Laſt auf
„einem ruht, wie ein düſtrer Nebel auf heller
„Wieſe, vor dem die Blumen nicht vermö-
„gen, ihre glänzenden Häupter zu erheben.
„Aber erklärt Ihr Euch heute auch für
„überwunden, ſo habe ich doch in Euern
„ſchönen Liedern gar Herrliches vernommen
„und es kann ſeyn, daß morgen Ihr den
Sieg erringet.“

Meiſter Klingsohr ſprach: „Wozu hilft Euch Eure fromme Beſcheidenheit!“ ſprang dann ſchnell vom Stuhle auf, ſtellte ſich, den Rücken Wolfframb zugekehrt, unter das hohe Fenſter und ſchaute ſchweigend in die bleichen Mondesſtrahlen, die aus der Höhe hinabfielen.

Das hatte wohl einige Minuten gedauert, da drehte er ſich um, ging auf Wolfframb los und ſprach, indem ihm die Augen vor Zorn funkelten, mit ſtarker Stimme:

„Ihr habt Recht, Wolfframb von Eſchinbach, über finſtre Mächte gebietet meine Wiſſenſchaft, unſer inneres Weſen muß uns entzweien. Mich habt Ihr überwunden, aber in der Nacht, die dieſer folgt, will ich Euch einen ſchicken, der Naſias geheißen. Mit dem beginnt ein Wettſingen und ſeht Euch vor, daß der Euch nicht überwinde."

Damit ſtürmte Meiſter Klingsohr fort zur Thüre des Rathskellers hinaus.

Naſias kommt in der Nacht zu Wolfframb von Eſchinbach.

Wolfframb wohnte in Eiſenach dem Brothauſe gegen über, bei einem Bürger, Gottſchalk geheißen. Das war ein freundlicher frommer Mann, der ſeinen Gaſt hoch in Ehren hielt. Es mochte wohl ſeyn, daß, unerachtet Klingsohr und Eſchinbach auf dem Rathskeller ſich einſam und unbelauſcht geglaubt, doch manche, vielleicht von jenen jungen Schülern des Geſanges, die dem berühmten Meiſter auf Schritt und Tritt folgten und jedes Wort, das von ſeinen Lippen kam, zu erhaſchen ſuchten, Mittel gefunden hatten, das Wettſingen der Meiſter zu erhorchen. Durch ganz Eiſenach war das Gerücht gedrungen, wie Wolfframb von Eſchinbach den großen Meiſter Klingsohr im Geſange beſieget, und ſo hatte auch Gottſchalk es erfahren. Voller Freude lief er herauf zu ſeinem Gaſt und fragte, wie das nur habe geſchehen können, daß ſich der ſtolze Meiſter auf dem Rathskeller in ein Wettſingen eingelaſſen? Wolfframb erzählte getreulich, wie ſich alles begeben und verſchwieg nicht, wie Meiſter Klingsohr gedroht, ihm in der Nacht einen auf den Hals zu ſchicken, der Naſias geheißen und mit dem er um die Wette ſingen ſolle. Da erblaßte Gottſchalk vor Schreck, ſchlug die Hände zuſammen, und rief mit wehmüthiger Stimme: „Ach du Gott im „Himmel, wißt Ihr's denn nicht, lieber „Herr, daß es Meiſter Klingsohr mit böſen „Geiſtern zu thun hat, die ihm unterthan „ſind und ſeinen Willen thun müſſen. Hel-

„greſe, bei dem Meiſter Klingsohr Wohnung
„genommen, hat ſeinen Nachbarsleuten
„die wunderlichſten Dinge von ſeinem
„Treiben erzählt. Zur Nachtzeit ſoll es oft
„ſeyn, als wäre eine große Geſellſchaft verſammelt,
„obſchon man niemand ins Haus
„gehen ſehen, und dann beginne ein ſeltſames
„Singen und tolles Wirthſchaften und
„blendendes Licht ſtrahle durch die Fenſter!
„Ach, vielleicht iſt dieſer Naſias, mit dem
„er Euch bedroht, der böſe Feind ſelbſt, der
„Euch ins Verderben ſtürzen wird! — Zieht
„fort, lieber Herr, wartet den bedrohlichen
„Beſuch nicht ab; ja ich beſchwöre Euch: zieht
„fort.“ — „Ey,“ erwiederte Wolfframb
von Eſchinbach, „ey, lieber Hauswirth Gottſchalk,
„wie ſollt' ich denn ſcheu dem mir
„gebotenen Wettſingen ausweichen, das wäre
„ja gar nicht Meiſterſängers Art. Mag nun
„Naſias ein böſer Geiſt ſeyn oder nicht, ich
„erwarte ihn ruhig. Vielleicht übertönt er
„mich mit allerlei Acherontiſchen Liedern,
„aber vergebens wird er verſuchen, meinen
„frommen Sinn zu bethören und meiner

„unſterblichen Seele zu ſchaden.“ „Ich weiß es ſchon,“ ſprach Gottſchalk, „ich weiß es ſchon, Ihr ſeyd ein gar muthiger Herr der eben den Teufel ſelbſt nicht fürchtet. Wollt Ihr denn nun durchaus hier bleiben, ſo erlaubt wenigſtens, daß künftige Nacht mein Knecht Jonas bei Euch bleibe. Das iſt ein tüchtiger frommer Menſch mit breiten Schultern, dem das Singen durchaus nicht ſchadet. Solltet Ihr nun etwa vor dem Teufelsgeplerre ſchwach und ohnmächtig werden, und Naſias Euch was anhaben wollen, ſo ſoll Jonas ein Geſchrey erheben und wir rücken dann an mit Weihwaſſer und geweihten Kerzen. Auch ſoll der Teufel den Geruch von Biſam nicht vertragen können, den in einem Säckchen ein Capuziner auf der Bruſt getragen. Den will ich ebenfalls in Bereitſchaft halten, und ſobald Jonas geſchrien, dermaßen räuchern, daß dem Meiſter Naſias im Singen der Athem vergehn ſoll.“ Wolfframb von Eſchinbach lächelte über ſeines Hauswirths gutmüthige Beſorglichkeit, und meinte, er ſey nun einmal auf Alles gefaßt und wolle es ſchon mit dem Naſias aufnehmen. Jonas, der fromme Menſch mit breiten Schultern und gewappnet gegen alles Singen möge aber immerhin bei ihm bleiben. Die verhängnißvolle Nacht war hereingebrochen. Noch blieb alles ſtill. Da ſchwirrten und dröhnten die Gewichte der Kirchuhr, es ſchlug zwölfe. Ein Windſtoß brauſte durch das Haus, häßliche Stimmen heulten durcheinander und ein wildes krächzendes Angſtgeſchrei, wie von verſcheuchten Nachtvögeln, fuhr auf. Wolframb von Eſchinbach hatte allerlei ſchönen frommen Dichtergedanken Raum gegeben und des böſen Beſuchs beinahe vergeſſen. Jetzt rannen doch Eisſchauer durch ſein Innres, er faßte ſich aber mit Macht zuſammen und trat in die Mitte des Gemachs. Mit einem gewaltigen Schlage, von dem das ganze Haus erdröhnte, ſprang die Thüre auf und eine große, von rothem Feuerglanze umfloſſene Geſtalt, ſtand vor ihm und ſchaute ihn an mit glühenden, tückiſchen Augen. Die Geſtalt war von ſolch greulichem Anſehen, daß wohl manchem andern aller Muth entflohen, ja daß er, von wildem Entſetzen erfaßt, zu Boden geſunken, doch Wolfframb hielt ſich aufrecht und fragte mit ernſtem, nachdrücklichen Ton: „Was habt Ihr des Orts zu thun oder „zu ſuchen?“ Da rief die Geſtalt mit widrig gellender Stimme: „Ich bin Naſias „und gekommen, mit Euch zu gehen in den „Kampf der Sängerkunſt.“ Naſias ſchlug den großen Mantel auseinander und Wolfframb gewahrte, daß er unter den Armen eine Menge Bücher trug, die er nun auf den Tiſch fallen ließ, der ihm zur Seite ſtand. Naſias fing auch alsbald ein wunderliches Lied an, von den ſieben Planeten und von der himmliſchen Sphären Muſik, wie ſie in dem Traum des Scipio beſchrieben, und wechſelte mit den künſtlichſten ſeltſamſten Weiſen. Wolfframb hatte ſich in ſeinen großen Polſterſtuhl geſetzt, und hörte ruhig mit niedergeſchlagenen Blicken alles an, was Naſias vorbrachte. Als der nun ſein Lied endlich geſchloſſen, begann Eſchinbach eine ſchöne fromme Weiſe, von geiſtlichen Dingen. Da ſprang Naſias hin und her und wollte dazwiſchen pfeifen und mit den ſchweren Büchern, die er mitgebracht, nach dem Sänger werfen, aber je heller und mächtiger Wolfframbs Lied wurde, deſto mehr verblaßte Naſias Feuerglanz, deſto mehr ſchrumpfte ſeine Geſtalt zuſammen, ſo daß er zuletzt eine Spanne lang mit ſeinem rothen Mäntelchen und der dicken Halskrauſe an den Schränken auf- und abkletterte, widrig quäkend und miauend. Wolfframb, nachdem er geendet, wollte ihn ergreifen, da ſchoß er aber plötzlich auf, ſo hoch wie er zuvor geweſen, und hauchte ziſchende Feuerflammen um ſich her. „Hey hey,“ rief Naſias dann mit hohler entſetzlicher Stimme, „hey hey! ſpaße nicht mit mir, Geſelle! — „Ein guter Theologe „magſt du ſeyn und dich wohl verſtehen auf „die Spitzfündigkeiten und Lehren Eures „dicken Buchs, aber darum biſt du noch kein „Sänger, der ſich meſſen kann mit mir und „meinem Meiſter. Laßt uns ein ſchönes „Liebeslied ſingen und du magſt dich dann „vorſehen mit deiner Meiſterſchaft.“ Naſias begann nun ein Lied von der ſchönen Helena und von den überſchwenglichen Freuden des Venusberges. In der That klang das Lied gar verlockend und es war als wenn die Flammen, die Naſias um ſich ſprühte, zu lüſterne Begierde und Liebesluſt athmenden Düſten würden, in denen die ſüßen Töne auf und nieder wogten, wie gaukelnde Liebesgötter. So wie die vorigen Lieder, hörte Wolframb auch dieſes ruhig mit niedergeſenktem Blicke an. Aber bald war es ihm als wandle er in den kühlern Gängen eines lieblichen Gartens und die holden Töne einer herrlichen Muſik ſchlüpften über die Blumenbeete hin und brächen wie ſchimmerndes Morgenroth durch das dunkle Laub, und das Lied des Böſen verſinke in Nacht vor ihnen, wie der ſcheue Nachtvogel ſich krächzend hinabſtürzt in die tiefe Schlucht vor dem ſiegenden Tage. Und als die Töne heller und heller ſtrahlten, bebte ihm die Bruſt vor ſüßer Ahnung und unausſprechlicher Sehnſucht. Da trat ſie, ſein einziges Leben, in vollem Glanz aller Schönheit und Holdſeligkeit hervor aus dem dichten Gebüſch, und in tauſend Liebesſeufzern die herrlichſte Frau grüßend, rauſchten die Blätter und plätſcherten die blanken Springbrunnen. Wie auf den Fittigen eines ſchönen Schwans, ſchwebte ſie daher auf den Flügeln des Geſanges, und ſo wie ihr Himmelsblick ihn traf, war alle Seligkeit der reinſten, frömmſten Liebe entzündet in ſeinem Innern. Vergebens rang er nach Worten, nach Tönen. So wie ſie verſchwunden, warf er ſich voll des ſeligſten Entzückens hin auf den bunten Raſen. Er rief ihren Namen in die Lüfte hinein, er umſchlang in heißer Sehnſucht die hohen Lilien, er küßte die Roſen auf den glühenden Mund und alle Blumen verſtanden ſein Glück und der Morgenwind, die Quellen, die Büſche ſprachen mit ihm von der unnennbaren Luſt frommer Liebe! — So gedachte Wolfframb, während daß Naſias fortfuhr mit ſeinen eitlen Liebesliedern, jenes Augenblicks, als er die Dame Mathilde zum erſtenmal erblickte in dem Garten auf der Wartburg, ſie ſelbſt ſtand vor ihm in der Holdſeligkeit und Anmuth wie damals, ſie blickte ihn an wie damals, ſo fromm und liebend. Wolfframb hatte nichts vernommen von dem Geſange des Böſen; als dieſer aber nun ſchwieg, begann Wolfframb ein Lied, das in den herrlichſten, gewaltigſten Tönen die Himmelsſeligkeit der reinen Liebe des frommen Sängers pries.

Unruhiger und unruhiger wurde der Böſe, bis er endlich auf garſtige Weiſe zu meckern und herumzuſpringen und im Gemach allerlei Unfug zu treiben begann. Da ſtand Wolfframb auf von ſeinem Polſterſtuhl und befahl dem Böſen, in Chriſtus und der Heiligen Namen, ſich davon zu packen. Naſias, heftige Flammen um ſich ſprühend, raffte ſeine Bücher zuſammen, und rief mit höniſchem Gelächter: „Schnib, Schnab, was „biſt du mehr denn ein grober Lay, darum „giebt nur Klingsohr die Meiſterſchaft!“ — Wie der Sturm brauſte er fort und ein erſtickender Schwefeldampf erfüllte das Gemach.

Wolfframb öffnete die Fenſter, die friſche

Morgenluft ſtrömte hinein und vertilgte die Spur des Böſen. Jonas fuhr auf aus dem tiefen Schlafe, in den er verſunken, und wunderte ſich nicht wenig, als er vernahm, daß ſchon alles vorüber. Er rief ſeinen Herrn herbei. Wolfframb erzählte, wie ſich alles begeben und hatte Gottſchalk den edlen Wolfframb ſchon zuvor hoch verehrt, ſo erſchien er ihm jetzt wie ein Heiliger, deſſen fromme Weihe die verderblichen Mächte der Hölle beſiege. Als nun Gottſchalk in dem Gemach zufällig den Blick in die Höhe richtete, da wurde er zu ſeiner Beſtürzung gewahr, daß hoch über der Thüre in feuriger Schrift die Worte ſtanden: Schnib, Schnab, was biſt du mehr denn ein grober Lay, darum gieb nur Kling-ohr die Meiſterſchaft!

So hatte der Böſe im Verſchwinden die letzten Worte, die er geſprochen, hingeſchrieben, wie eine Herausforderung auf ewige Zeiten. „Keine ruhige Stunde,“ rief Gottſchalk, „keine ruhige Stunde kann ich hier „verleben, in meinem eignen Hauſe, ſo „lange die abſcheuliche Teufelsſchrift, wel-

„nen lieben Herrn Wolfframb von Eſchinbach „verhöhnend, dort an der Wand fortbrennt.“ Er ließ auch ſtracks zu Maurern, die die Schrift übertünchen ſollten. Das war aber ein eitles Mühen. Eines Fingers dick ſtrichen ſie den Kalk über und doch kam die Schrift wieder zum Vorſchein, ja, als ſie endlich den Mörtel wegſchlugen, brannte die Schrift doch wiederum hervor aus den rothen Ziegelſteinen. Gottſchalk jammerte ſehr und bat Herrn Wolfframb, er möge doch durch ein tüchtiges Lied den Naſias zwingen, daß er ſelbſt die abſcheulichen Worte weglöſche. Wolfframb ſprach lächelnd, daß das vielleicht nicht in ſeiner Macht ſtehen möge, Gottſchalk ſolle indeſſen nur ruhig ſeyn, da die Schrift, wenn er Eiſenach verlaſſe, vielleicht von ſelbſt verſchwinden werde.

Es war hoher Mittag, als Wolfframb von Eſchinbach frohen Muthes und voll lebendiger Heiterkeit, wie einer, der den herrlichſten Hoffnungsſchimmern entgegenziehet, Eiſenach verließ. Unfern der Stadt kamen ihm in glänzenden Kleidern, auf ſchön geſchmückten

Roſſen, begleitet von vieler Dienerſchaft, der Graf Meinhard zu Mühlberg und der Schenk Walther von Vargel entgegen. Wolfframb von Eſchinbach begrüßte ſie und erfuhr, daß der Landgraf Hermann ſie nach Eiſenach ſende, um den berühmten Meiſter Klingsohr feierlich abzuholen und zu geleiten nach der Wartburg. Klingsohr hatte zur Nachtzeit ſich auf einen hohen Erker in Helgreſens Hauſe begeben und mit großer Mühe und Sorgfalt die Sterne beobachtet. Als er nun ſeine aſtrologiſchen Linien zog, bemerkten ein paar Schüler der Aſtrologie, die ſich zu ihm gefunden, an ſeinem ſeltſamen Blick, an ſeinem ganzen Weſen, daß irgend ein wichtiges Geheimniß, welches er in den Sternen geleſen, in ſeiner Seele liege. Sie trugen keine Scheu, ihn darum zu befragen. Da ſtand Klingsohr auf von ſeinem Sitze und ſprach mit feierlicher Stimme: Wiſſet, daß in dieſer Nacht dem Könige von Ungarn, Andreas dem zweiten, ein Töchterlein geboren wurde. Die wird aber Eliſabeth heißen und ob ihrer Frömmigkeit und Tugend heilig geſprochen werden in künftiger Zeit von dem Papſt Gregor dem Neunten. Und die heilige Eliſabeth iſt erkoren zum Weibe Ludwigs, des Sohnes Eures Herrn Landgrafen Hermann!

Dieſe Prophezeihung wurde ſogleich dem Landgrafen hinterbracht, der darüber tief bis in das Herz hinein erfreut war. Er änderte auch ſeine Geſinnung gegen den berühmten Meiſter, deſſen geheimnißvolle Wiſſenſchaft ihm einen ſolchen ſchönen Hoffnungsſtern aufgehen laſſen, und beſchloß, ihn mit allem Prunk, als ſey er ein Fürſt und hoher Herr, nach der Wartburg geleiten zu laſſen.

Wolfframb meinte, daß nun wohl gar darüber die Entſcheidung des Sängerkampfes auf Tod und Leben unterbleiben werde, zumal Heinrich von Oſterdingen ſich noch gar nicht gemeldet. Die Ritter verſicherten dagegen, daß der Landgraf ſchon Nachricht erhalten, wie Heinrich von Oſterdingen angekommen. Der innere Burghof werde zum Kampfplatz eingerichtet und der Scharfrichter Stempel aus Eiſenach ſey auch ſchon nach der Wartburg beſchieden.

Meiſter Klingsohr verläßt die Wartburg. Entſcheidung des Dichterkampfs.

In einem ſchönen hohen Gemach auf der Wartburg ſaßen Landgraf Hermann und Meiſter Klingsohr im traulichen Geſpräch beiſammen, Klingsohr verſicherte nochmals, daß er die Conſtellation der vorigen Nacht in die Eliſabeths Geburt getreten, ganz und gar erſchaut und ſchloß mit dem Rath, daß Landgraf Hermann ſofort eine Geſandtſchaft an den König von Ungarn abſchicken und für ſeinen eilfjährigen Sohn Ludwig um die neugeborne Prinzeſſin werben laſſen ſolle. Dem Landgrafen gefiel dieſer Rath ſehr wohl, und als er nun des Meiſters Wiſſenſchaft rühmte, begann dieſer von den Geheimniſſen der Natur, von dem Mikrokosmus und Makrokosmus ſo gelehrt und herrlich zu ſprechen, daß der Landgraf, ſelbſt nicht ganz unerfahren in dergleichen Dingen, erfüllt wurde von der tiefſten Bewunderung. „Ey," ſprach der Landgraf, „ey, Meiſter Klingsohr, ich möchte beſtändig

„beſtändig Eures lehrreichen Umgangs genießen.
„Verlaßt das unwirthbare Siebenbürgen
„und zieht an meinen Hof, an dem,
„wie Ihr es einräumen werdet, Wiſſenſchaft
„und Kunſt höher geachtet werden, als irgendwo.
„Die Meiſter des Geſanges werden
„Euch aufnehmen wie ihren Herrn,
„denn wohl möget Ihr in dieſer Kunſt eben
„ſo reich begabt ſeyn, als in der Aſtrologie
„und andern tiefen Wiſſenſchaften. Alſo
„bleibt immer hier und gedenkt nicht zurückzukehren
„nach Siebenbürgen.“ „Erlaubt,“
„erwiederte Meiſter Klingsohr, „erlaubt, mein
„hoher Fürſt, daß ich noch in dieſer Stunde
„zurückkehren darf nach Eiſenach und dann
„weiter nach Siebenbürgen. Nicht ſo unwirthbar
„iſt das Land, als Ihr es glauben
„möget, und dann meinen Studien ſo recht
„gelegen. Bedenkt auch weiter, daß ich unmöglich
„meinem Könige Andreas dem zweiten
„zu nahe treten darf, von dem ich ob
„meiner Bergwerkskunde, die ihm ſchon
„manchen an den edelſten Metallen reichen
„Schacht aufgethan, einen Jahrgehalt von

„dreitauſend Mark Silber genieße, und alſo
„lebe in der ſorgenloſen Ruhe, die allein
„Kunſt und Wiſſenſchaft gedeihen läßt. Hier
„würde es nun, ſollt' ich auch wohl jenen
„Jahrgehalt entbehren können, nichts als
„Zank und Streit geben mit Euern Meiſtern.
„Meine Kunſt beruht auf andern Grund-
„feſten, als die ihrige, und will ſich nun
„auch dann ganz anders geſtalten von innen
„und außen. Mag es doch ſeyn, daß ihr
„frommer Sinn und ihr reiches Gemüth
„(wie ſie es nennen) ihnen genug iſt zum
„Dichten ihrer Lieder, und daß ſie ſich wie
„furchtſame Kinder nicht hinauswagen wol-
„len in ein fremdes Gebiet, ich will ſie darum
„gar nicht eben verachten, aber mich in ihre
„Reihe zu ſtellen, das bleibt unmöglich."
„So werdet Ihr," ſprach der Landgraf,
„doch noch den Streit, der ſich zwiſchen
„Euerm Schüler Heinrich von Ofterdingen
„und den andern Meiſtern entſponnen, als
„Schiedsrichter beiwohnen?" „Mit nich-
„ten," erwiederte Klingsohr, „wie könnt'
„ich denn das, und wenn ich es auch könnte,

„ſo würde ich es doch nie wollen. Ihr ſeht, mein hoher Fürſt, entſcheidet den Streit, indem Ihr nur die Stimme des Volks beſtätigt, die gewißlich laut werden wird. Nennt aber Heinrich von Ofterdingen nicht meinen Schüler. Es ſchien, als wenn er Muth und Kraft hätte, aber nur an der bittern Schaale nagte er, ohne die Süßigkeit des Kerns zu ſchmecken! — Nun! — beſtimmt getroſt den Tag des Kampfs, ich werde dafür ſorgen, daß Heinrich von Ofterdingen ſich pünktlich geſtelle.“

Die dringendſten Bitten des Landgrafen vermochten nichts über den ſtörriſchen Meiſter. Er blieb bei ſeinen Entſchlüſſen und verließ, vom Landgrafen reichlich beſchenkt, die Wartburg.

Der verhängnißvolle Tag, an dem der Kampf der Sänger beginnen und enden ſollte, war gekommen. In dem Burghofe hatte man Schranken gebauet, beinahe als ſollte es ein Turnier geben. Mitten im Kreiſe befanden ſich zwei ſchwarz behängte Sitze für die kämpfenden Sänger. Hinter denſelben war ein hohes Schaffott errichtet. Der Landgraf hatte zwei edle, des Geſanges kundige Herren vom Hofe, eben dieſelben, die den Meiſter Klingsohr nach der Wartburg geleiteten, den Grafen Meinhard zu Mühlberg und den Schenken Walther von Vargel, zu Schiedsrichtern erwählt. Für dieſe und den Landgrafen war den Kämpfenden gegenüber ein hohes reichbehängtes Gerüſt errichtet, dem ſich die Sitze der Damen und der übrigen Zuſchauer anſchloſſen. Nur den Meiſtern war, den kämpfenden Sängern und dem Schaffott zur Seite eine beſondere ſchwarz behängte Bank beſtimmt.

Tauſende von Zuſchauern hatten die Plätze gefüllt, aus allen Fenſtern der Wartburg, ja von den Dächern guckte die neugierige Menge herab. Unter dem dumpfen Schall gedämpfter Pauken und Trompeten kam der Landgraf von den Schiedsrichtern begleitet aus dem Thor der Burg und beſtieg das Gerüſt. Die Meiſter in feierlichem Zuge, Walther von der Vogelweid an der Spitze, nahmen die für ſie beſtimmte Bank ein. Auf dem Schaffott ſtand mit zween Knechten der Scharfrichter aus Eiſenach, Stempel, ein rieſenhafter Kerl von wildem trotzigen Ausſehen, in einen weitem blutrothen Mantel gewickelt, aus deſſen Falten der funkelnde Griff eines ungeheuren Schwerdtes hervorblickte. Vor dem Schaffott nahm Pater Leonhard Platz, des Landgrafen Beichtiger, geſendet, um dem Beſiegten beizuſtehen in der Todesſtunde.

Ein ahnungsbanges Schweigen, in dem jeder Seufzer hörbar, ruhte auf der verſammelten Menge. Man erwartete mit innerm Entſetzen das Unerhörte, das ſich nun begeben ſollte. Da trat, mit den Zeichen ſeiner Würde angethan, des Landgrafen Marſchall Herr Franz von Waldſtromer, hinein in den Kreis und verlas nochmals die Urſache des Streits und das unwiderrufliche Gebot des Landgrafen Hermann, nach welchem der im Geſange beſiegte hingerichtet werden ſolle mit dem Schwerdt. Pater Leonhard erhob das Cruzifix und alle Meiſter, vor ihrer Bank mit entblößten Häuptern knieend, ſchworen, ſich willig und freudig zu unterwerfen dem Gebot des Landgrafen Hermann. Sodann ſchwang der Scharfrichter Stempel das breite blitzfunkelnde Schwerdt dreimal durch die Lüfte und rief mit dröhnender Stimme: Er wolle den, der ihm in die Hand gegeben, richten nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen. Nun erſchallten die Trompeten, Hr. Franz von Waldſtromer trat in die Mitte des Kreiſes und rief dreimal ſtark und nachdrücklich: Heinrich von Oſterdingen — Heinrich von Oſterdingen — Heinrich von Oſterdingen! —

Und als habe Heinrich unbemerkt dicht an den Schranken auf das Verhallen des letzten Rufs gewartet, ſo ſtand er plötzlich bei dem Marſchall in der Mitte des Kreiſes. Er verneigte ſich vor dem Landgrafen und ſprach mit feſtem Ton, er ſey gekommen nach dem Willen des Landgrafen in den Kampf zu gehen mit dem Meiſter, der ſich gegenüberſtellen werde, und wolle ſich unterwerfen dem Urtheil der erwählten Schiedsrichter. Darauf trat der Marſchall vor die Meiſter hin mit einem ſilbernen Gefäß, aus dem jeder ein Loos ziehen mußte. So wie Wolfframb von Eſchenbach ſein Loos entwickelte fand er das Zeichen des Meiſters, der zum Kampf beſtimmt ſeyn ſollte. Todesſchrecken wollte ihn übermannen, als er gedachte, wie er nun gegen den Freund kämpfen ſollte, doch bald war es ihm, als ſey es ja eben die gnadenreiche Macht des Himmels, die ihn zum Kämpfer erwählt. Beſiegt würde er ja gerne ſterben, als Sieger aber auch eher ſelbſt in den Tod gehen, als zugeben, daß Heinrich von Ofterdingen unter der Hand des Henkers ſterben ſolle. Freudig mit heitrem Antlitz begab er ſich auf den Platz. Als er nun dem Freunde gegenüber ſaß und ihm ins Antlitz ſchaute, befiel ihn ein ſeltſames Grauen. Er ſah des Freundes Züge, aber aus dem leichenblaſſen Geſicht funkelten unheimlich glühende Augen ihn an, er mußte an Naſias denken.

Heinrich von Ofterdingen begann ſeine Lieder und Wolfframb wollte ſich beinah entſetzen, als er daſſelbe vernahm, was Naſias in jener verhängnißvollen Nacht geſungen. Er faßte ſich jedoch mit Gewalt zuſammen und antwortete ſeinem Gegner mit einem hochherrlichen Liede, daß der Jubel von tauſend Zungen in die Lüfte emportönte und das Volk ihm ſchon den Sieg zuerkennen wollte. Auf den Befehl des Landgrafen mußte jedoch Heinrich von Ofterdingen weiter ſingen. Heinrich begann nun Lieder, die in den wunderlichſten Weiſen ſolche Luſt des Lebens athmeten, daß, wie von dem glutvollen Blütenhauch der Gewächſe des fernen Indiens berührt, alle in ſüße Betäubung verſanken. Selbſt Wolfframb von Eſchinbach fühlte ſich entrückt in ein fremdes Gebiet, er konnte ſich nicht auf ſeine Lieder, nicht mehr auf ſich ſelbſt beſinnen. In dem Augenblick entſtand am Eingange des Kreiſes ein Geräuſch, die Zuſchauer wichen auseinander. Wolfframb durchbebte ein electriſcher Schlag, er erwachte aus dem träumeriſchen Hinbrüten, er blickte hin, und o Himmel! eben ſchritt die Dame Mathilde in aller Holdſeligkeit und Anmuth, wie zu jener Zeit, als er ſie zum erſtenmal im Garten auf der Wartburg ſah, in den Kreis. Sie warf den ſeelenvollſten Blick der innigſten Liebe auf ihn. Da ſchwang ſich die Luſt des Himmels, das glühendſte Entzücken jubelnd empor in demſelben Liede, womit er in jener Nacht den Böſen bezwungen. Das Volk erkannte ihm mit ſtürmiſchen Getöſe den Sieg zu. Der Landgraf erhob ſich mit den Schiedsrichtern. Trompeten ertönten, der Marſchall nahm den Kranz aus den Händen des Landgrafen, um ihn dem Sänger zu bringen. Stempel rüſtete ſich ſein Amt zu verrichten, aber die Schergen, die den Beſiegten faſſen wollten, griffen in eine ſchwarze Rauchwolke, die ſich brauſend und ziſchend erhob und ſchnell in den Lüften verdampfte. Heinrich von Ofterdingen war verſchwunden auf unbegreifliche Weiſe. Verwirrt, Entſezzen auf den bleichen Geſichtern, lief alles durcheinander; man ſprach von Teufelsgeſtalten, von böſem Spuck. Der Landgraf verſammelte aber die Meiſter um ſich und redete alſo zu ihnen: „Ich verſtehe wohl jezt, was „Meiſter Klingſohr eigentlich gemeint hat,

„wenn er ſo ſeltſam und wunderlich über den „Kampf der Sänger ſprach und [illegible] aus „uns ſelbſt entſcheiden [illegible] und mag es „ihm wohl Dank [illegible] alles ſo „fügte. Iſt es nun [illegible] „gen ſelbſt geweſen, der ſich [illegible] „ſtellte, oder einer, den Klingsohr [illegible], „ſtatt des Schülers, das gilt gleich. Der „Kampf iſt entſchieden, Euch zu Gunſten, „ihr meine wackern Meiſter, und laßt uns „nun in Ruhe und Einigkeit die herrliche „Kunſt des Geſanges ehren und nach Kräf„ten fördern!“ —

Einige Diener des Landgrafen, die die Burgwacht gehabt, ſagten aus, wie zur ſelben Stunde, als Wolfframb von Eſchinbach den vermeintlichen Heinrich von Ofterdingen beſiegt hatte, eine Geſtalt, beinahe anzuſehen wie Meiſter Klingsohr, auf einem ſchwarzen ſchnaubenden Roſſe durch die Burgpforten davon geſprengt ſey.

Beſchluß.

Die Gräfin Mathilde hatte ſich indeſſen nach dem Garten der Wartburg begeben und

Wolfframb von Eſchinbach war ihr dahin nachgefolgt.

Als er ſie nun fand, wie ſie unter ſchönen blühenden Bäumen auf einer blumigen Raſenbank ſaß, die Hände auf den Schooß gefaltet, das ſchöne Haupt in Schwermuth niedergeſenkt zur Erde, da warf er ſich der holden Frau zu Füßen, keines Wortes mächtig. Mathilde umfing voll ſehnſüchtigen Verlangens den Geliebten. Beide vergoſſen heiße Thränen vor ſüßer Wehmuth, vor Liebesſchmerz. „Ach Wolfframb,“ ſprach Mathilde endlich, „ach Wolfframb, welch ein böſer „Traum hat mich berückt, wie habe ich mich, „ein unbedachtſames verblendetes Kind, hingegeben dem Böſen, der mir nachſtellte? „Wie habe ich mich gegen Dich vergangen! „Wirſt du mir denn verzeihen können!“

Wolfframb ſchloß Mathilden in ſeine Arme und drückte zum erſtenmal brennende Küſſe auf den ſüßen Roſenmund der holdſeligſten Frau. Er verſicherte, wie ſie fortwährend in ſeinem Herzen gelebt, wie er der böſen Macht zum Trotz ihr treu geblieben, wie nur Sie allein, die Dame ſeiner Gedanken [illegible] an dem [illegible] begleitet, von dem der Liebe gewichen. „O," ſprach Mathilde, „o mein Geliebter, laß es Dir nur ſagen, auf welche wunderbare Weiſe Du mich errettet haſt aus den böſen Schlingen, die mir gelegt. In einer Nacht, nur kurze Zeit iſt darüber verſtrichen, umfingen mich ſeltſame, grauenvolle Bilder. Selbſt wußt' ich nicht, war es Luſt oder Qual, was meine Bruſt ſo gewaltſam zuſammenpreßte, daß ich kaum zu athmen vermochte. Von unwiderſtehlichem Drange getrieben, fing ich an, ein Lied aufzuſchreiben, ganz nach der Art meines unheimlichen Meiſters, aber da betäubte ein wunderliches halb wohllautendes, halb widrigklingendes Getön meine Sinne und es war, als habe ich ſtatt des Liedes die ſchauerliche Formel aufgeſchrieben, deren Bann die finſtre Macht gehorchen müſſe. Eine wilde entſetzliche Geſtalt ſtieg auf, umfaßte mich mit glühenden Armen und wollte mich hinabreißen in den ſchwarzen Abgrund. Doch plötzlich leuchtete ein

„Lied durch die Finſterniß, deſſen Töne funkelten wie milder Sternenſchimmer. Die „finſtre Geſtalt hatte ohnmächtig von mir „ablaſſen müſſen, jetzt ſtreckte ſie aufs neue „grimmig die glühenden Arme nach mir aus, „aber nicht mich, nur das Lied, das ich gedichtet, konnte ſie erfaſſen und damit ſtürzte ſie ſich kreiſchend in den Abgrund. Dein „Lied war es, das Lied, das Du Holde „ſangſt, das Lied, vor dem der Dämon weichen mußte, war es, was mich rettete. „Nun bin ich ganz dein, meine Lieder ſind „nur die treue Liebe zu Dir, deren überſchwengliche Seligkeit keine Worte zu verkünden vermögen!“ — Aufs neue ſanken ſich die Liebenden in die Arme und konnten nicht aufhören von der überſtandnen Qual, von dem ſüßen Augenblick des Wiederfindens zu reden.

Mathilde hatte aber in derſelben Nacht, in welcher Wolfframb den Naſias völlig überwand, im Traum das Lied deutlich gehört und verſtanden, welches Wolfframb damals in der höchſten Begeiſterung der innigſten frömmſten Liebe ſang, und dann auf der Wartburg im Kampf ſeinen Gegner beſiegend wiederholte. —

Wolfframb von Eſchinbach ſaß zur ſpäten Abendzeit einſam, auf neue Lieder ſinnend, in ſeinem Gemach. Da trat ſein Hauswirth Gottſchalk zu ihm hinein und rief freudig: „O mein edler, würdiger Herr, wie habt Ihr „mit Eurer hohen Kunſt doch den Böſen be„ſiegt. Verlöſcht von ſelbſt ſind die häßlichen „Worte in Eurem Gemach. Tauſend Dank „ſey Euch gezollt. — Aber hier trage ich et„was für Euch bei mir, das in meinem „Hauſe abgegeben worden zur weiteren För„derung." Damit überreichte Gottſchalk ihm einen zuſammengefalteten, mit Wachs wohlverſiegelten Brief.

Wolfframb von Eſchinbach ſchlug den Brief auseinander. Er war von Heinrich von Ofterdingen und lautete alſo:

„Ich begrüße Dich, mein herzlicher „Wolfframb! wie einer, der von der böſen „Krankheit geneſen iſt, die ihm den ſchmerz„lichſten Tod drohte. Es iſt mir viel ſeltſa-

„nes begegnet, doch — laß mich ſchweigen „über die Unbill einer Zeit, die hinter mir „liegt wie ein dunkles, unergründliches „Geheimniß. Du wirſt noch der Worte ge„denken, die Du ſprachſt, als ich mich voll „thörigten Uebermuths der innern Kraft „rühmte, die mich über Dich, über alle Mei„ſter erhöbe. Du ſagteſt damals, vielleicht „würde ich mich plötzlich an dem Rande ei„nes tiefen bodenloſen Abgrundes befinden, „preisgegeben dem Taumel des Schwindels „und dem Abhang nahe, dann würdeſt Du „feſten Muthes hinter mir ſtehen, und mich „feſthalten mit ſtarken Armen. Wolfframb! „es iſt geſchehen, was deine ahnende Seele „damals weiſſagte. An dem Rande des „Abgrundes ſtand ich und Du hieltſt mich feſt, „als ſchon verderbliche Schwindel mich be„täubten. Dein ſchöner Sieg iſt es, der, „indem er Deinen Gegner vernichtete, mich „dem frohen Leben wiedergab. Ja mein „Wolfframb! vor Deinem Liede ſanken die „mächtigen Schleier, die mich umhüllten, „und ich ſchaute wieder zum heitern Himmel

„empor. Muß ich Dich denn deßhalb nicht
„doppelt lieben? — Du haſt den Klingsohr
„als hohen Meiſter erkannt. Er iſt es; aber
„wehe dem, der nicht begabt mit der eigenthümlichen
„Kraft, die ihm eigen, es wagt
„ihm gleich entgegenzuſtreben dem finſtern
„Reich, das er ſich erſchloſſen. — Ich habe
„dem Meiſter entſagt, nicht mehr ſchwanke
„ich troſtlos umher an den Ufern des Höllenfluſſes,
„ich bin wiedergegeben der ſüßen
„Heimath. — Mathilde! — Nein es war
„wohl nicht die herrliche Frau, es war ein
„unheimlicher Spuk, der mich erfüllte mit
„trügeriſchen Bildern eitler irdiſcher Luſt!
„— Vergiß, was ich im Wahnſinn that.
„Grüße die Meiſter und ſage ihnen, wie es
„jetzt mit mir ſteht. Lebe wohl, mein innig
„geliebter Wolfframb. Vielleicht wirſt du
„bald von mir hören!"

Einige Zeit war verſtrichen, da kam die Nachricht nach der Wartburg, daß Heinrich von Ofterdingen ſich am Hofe des Herzogs von Oeſterreich, Leopolds des Siebenten befinde, und viele herrliche Lieder ſinge. Bald

darauf

darauf erhielt der Landgraf Hermann eine ſaubere Abſchrift derſelben nebſt den dabei geſetzten Singweiſen. Alle Meiſter freuten ſich herzinniglich, da ſie überzeugt wurden, daß Heinrich von Ofterdingen allem Zauberweſen entſagt und trotz aller Verſuchung des Böſen doch ſein reines frommes Sängergemüth bewahrt hatte.

So war es Wolframbs von Eſchinbach hohe, dem reinſten Gemüth entſtrömende Kunſt des Geſanges, die im glorreichen Siege über den Feind die Geliebte rettete und den Freund vom böslichen Verderben.

Die Freunde urtheilten über Cyprians Erzählung auf verſchiedene Weiſe. Theodor verwarf ſie ganz und gar. Er behauptete, Cyprian habe ihm das ſchöne Bild von dem im tiefſten Gemüth begeiſterten Heinrich von Oſterdingen, wie es ihm aus dem Novalis aufgegangen, durchaus verdorben. Der herrliche Jüngling erſcheine, ſo wie er ihn dargeſtellt, unſtet, wild, im Innerſten zerriſſen, ja beinahe ruchlos. Vorzüglich aber tadelte Theodor, daß die Sänger vor lauter Anſtalten zum Geſange gar nicht zum Singen kämen. Ottmar pflichtete ihm zwar bey, meinte indeſſen, daß wenigſtens die Viſion im Vorbericht ſerapiontiſch zu nennen. Cyprian möge ſich nur hüten irgend eine alte Chronik aufzuſchlagen, da ſolche Leſerei ihn, wie Figura zeige, ſehr leicht in ein fremdes Gebiet verlocke, in dem er, ein nicht heimiſcher Fremdling und mit keinem ſonderlichen Ortſinn begabt, in allen nur möglichen Irrwegen umherſchwanke, ohne jemals den richtigen Steg und Weg finden zu können.

Cyprian ſchnitt ein verdrießliches Geſicht, ſprang heftig auf, trat vor den Kamin und war im Begriff ſein zuſammengerolltes Manuſkript in das lodernde Feuer zu werfen.

Da erhob ſich Lothar, ſchritt raſch auf den verſtimmten Freund los, drehte ihn bey den Schultern herum, laut auflachend, und ſprach dann einen feierlichen Ton annehmend: Widerſtehe, o mein Cyprianus! tapfer dem böſen Dichterhochmuths-Teufel, der Dich eben zupft und Dir allerlei häßliche Dinge in die Ohren raunt. Ich will Dich anreden mit der Beſchwörungsformel des wackern Junkers Tobias von Rülp. „Komm, komm! Tuck Tuck! — Mann! es ſtreitet gegen alle Ehrbarkeit mit dem Teufel Knicker zu ſpielen. Fort mit dem garſtigen Schornſteinfeger!“ — Ha! Dein Geſicht heitert ſich auf — Du lächelſt? — Siehſt Du nun wohl, wie ich Macht habe über den Böſen? — Aber nun will ich heilenden Balſam träufeln auf die Wunden, die Dir der Freunde ſcharfe Reden geſchlagen. Nennt Ottmar den Vorbericht ſerapiontiſch, ſo möchte ich daſſelbe von der Erſcheinung Klingsohrs und des feurigen Teufels Naſias behaupten. Auch dünkt mir der kleine wimmernde automatiſche Sekretair kein zu verwerfender Schnörkel. Tadelt Theodor die Art wie Du den Heinrich von Ofterdingen dargeſtellt, ſo fandeſt Du wenigſtens zu Deinem Bilde die Vorzeichnung im Wagenſeil. Meint er aber, daß die Sänger vor lauter Anſtalten zum Geſange nicht zum Singen kommen, ſo weiß ich in der That nicht recht, was er damit ſagen will. Er weiß es vielleicht ſelbſt nicht. Ich will nehmlich nicht hoffen, daß er von Dir verlangt, Du hätteſt einige Verslein als die von den Sängern geſungenen Lieder einſchieben ſollen. Eben daß Du dies nicht thateſt, ſondern es der Fantaſie des Leſers überließeſt ſich die Geſänge ſelbſt zu dichten, gereicht Dir zum großen Lob. — Verslein in einer Erzählung wollen mir nemlich deshalb nicht behagen, weil ſie in der Regel matt und lahm dazwiſchen hinken und das Ganze nur fremdartig unterbrechen. Der Dichter, die Schwäche des Stoffs an irgend einer Stelle lebhaft fühlend, greift in der Angſt nach den metriſchen Krücken. Hilft er ſich aber damit auch wirklich weiter, ſo iſt ſolch ein Schreiten im gleichförmig wackelnden Klippklapp doch niemals der ſtarke friſche Schritt des Geſunden. Es iſt aber wohl überhaupt eine eigne Myſtifikation unſerer Neueren, daß ſie ihr Heil lediglich in dem äußern metriſchen Bau ſuchen, nicht bedenkend, daß nur der wahrhaft poetiſche Stoff dem metriſchen Fittig den Schwung giebt. Der ſomnambule Rauſch, den wohlklingende Verſe ohne weitern ſonderlichen Inhalt zu bewirken im Stande ſind, gleich dem, in den man wohl verfallen mag, bey dem Klappern einer Mühle oder ſonſt! — Es ſchläft ſich herrlich dabey! — Dies alles im Vorbeigehen geſagt für unſern muſikaliſchen Freund Theodor, den oft der Wohlklang leerer Verſe beſticht und den oft ſelbſt ein ſonnettiſcher Wahnſinn befällt, in dem er ganz verwunderliche automatiſche Ungeheuerchen ſchafft. — Nun zurück zu Dir o mein Cyprianus! — Brüſte Dich nicht mit Deinem Kampf der Sänger, denn auch mir will das Ding nicht recht gefallen, aber gerade den Feuertod verdient es nicht! — Folge den Geſetzen des Landes, die die Mißgeburt verſchonen, welche einen menſchlichen Kopf hat. Und nun meine ich ſogar, daß Dein Kind nicht allein keine Mißgeburt zu nennen, ſondern noch dazu nächſt dem menſchlichen Kopf auch nicht übel geformt iſt, nur etwas ſchwächlich in den Gliederchen! —

Cyprian ſchob das Manuſkript in die Taſche und ſprach dann lächelnd: Aber Freunde!

kennt Ihr denn nicht meine Art und Weiſe? Wißt Ihr denn nicht, daß, wenn ich mich über etwanigen Tadel meiner Schöpfungen was weniges erboße, dies nur darum geſchieht, weil ich ihre Schwäche und die Richtigkeit des Tadels recht lebhaft im Innern fühle! — Doch aber nun kein Wort mehr von meiner Erzählung. —

Die Freunde kamen im Geſpräch bald auf den myſtiſchen Vinzenz und ſeinen Wunderglauben zurück. Cyprian meinte, dieſer Glauben müſſe in jedem wahrhaft poetiſchen Gemüth wohnen, und eben deshalb habe auch Jean Paul über den Magnetismus ſolche hochherrliche Worte ausgeſprochen, daß eine ganze Welt voll hämiſcher Zweifel dagegen nicht aufkomme. Nur in der Poeſie liege die tiefere Erkenntniß alles Seyns. Die poetiſchen Gemüther wären die Lieblinge der Natur und thöricht ſey es zu glauben, daß ſie zürnen ſolle, wenn dieſe Lieblinge darnach trachteten das Geheimniß zu errathen, das ſie mit ihren Schleiern bedecke, aber nur wie eine gute Mutter, die das köſtliche Geſchenk den Kindern verhüllt, damit ſie ſich deſto mehr freuen ſollen, wenn, iſt ihnen die Enthüllung gelungen, die herrliche Gabe hervorfunkelt. „Doch nun, fuhr Cyprian fort, vorzüglich Dir Ottmar zu Gefallen, ganz praktiſch geſprochen; wem, der die Geſchichte des Menſchengeſchlechts mit tieferm Blick durchſpäht, kann es mitgehen, daß, ſo wie eine Krankheit gleich einem verheerenden Ungeheuer hervortritt, die Natur ſelbſt auch die Waffen herbeiſchafft es zu bekämpfen, zu beſiegen. Und kaum iſt dies beſiegt als ein anderes Unthier neues Verderben bereitet und auch wieder neue Waffen werden erfunden und ſo bewährt ſich der ewige Kampf der den Lebensprozeß, den Organismus der ganzen Welt bedingt. — Wie wenn in dieſer alles vergeiſtigenden Zeit, in dieſer Zeit, da die innige Verwandſchaft, der geheimnißvolle Verkehr des phyſiſchen und pſychiſchen Prinzips klarer, bedeutender hervortritt, da jede Krankheit des Körpers ſich ausſpricht im pſychiſchen Organismus, wie wenn da der Magnetismus die im Geiſt geſchaffene Waffe wäre die uns die Natur ſelbſt darreicht, das im Geiſt wohnende Uebel zu bekämpfen? —

Halt halt, rief Ottmar, wo gerathen wir hin! — Schon viel zu viel ſchwatzten wir zuvor von einer Materie die für uns doch ein fremdes Gebiet bleibt, in dem wir nur einige durch Farbe und Aroma verlockende Früchtlein pflücken zum poetiſchen Verbrauch, oder woraus wir höchſtens ein hübſches Bäumchen verpflanzen dürfen in unſern kleinen poetiſchen Garten. Wie freute ich mich, daß Cyprians Erzählung das ermüdende Geſpräch unterbrach, und nun laufen wir Gefahr tiefer hinein zu fallen als vorher. — Von was anderm! — Doch ſtill! — erſt geb' ich Euch einen kleinen Pezzo von unſeres Freundes myſtiſchen Bemühungen der Euch munden wird — Die Sache iſt kürzlich dieſe. Vor geraumer Zeit war ich in einen kleinen Abendzirkel geladen, den unſer Freund mit einigen Bekannten gebildet. Geſchäfte hielten mich auf, es war ſehr ſpät geworden als ich hinging. Deſto mehr wunderte ich mich, daß, als ich vor die Stubenthüre trat, drinnen auch nicht das kleinſte Geräuſch, nicht der leiſeſte Laut zu vernehmen war. Sollte denn noch niemand ſich eingefunden haben? So dacht ich und drückte leiſe die Thüre auf. Da ſitzt mein Freund mir gegenüber mit den andern um einen kleinen Tiſch herum. Und alle ſteif und ſtarr wie Bildſäulen ſchauen todtenbleich, im tiefſten Schweigen herauf in die Höhe. — Die Lichter ſtehen auf einem entfernten Tiſch. Man bemerkt mich gar nicht. Voll Erſtaunen trete ich näher. Da gewahre ich einen goldnen funkelnden Ring, der ſich in den Lüften hin und her ſchwingt und dann ſich im Kreiſe zu bewegen beginnt. Da murmelt dieſer — jener: wunderbar — in der That — unerklärlich — ſeltſam ꝛc. Nun kann ich mich nicht länger halten, ich rufe laut: Aber um des Himmelswillen, was habt ihr vor!

Da fahren ſie alle in die Höhe, aber Freund Vinzenz ruft mit ſeiner gellenden Stimme: Abtrünniger! — obſkurer Nikodemus, der wie ein Nachtwandler hineinſchleicht und die herrlichſten Experimente unterbricht! — Wiſſe daß ſich eben eine Erfahrung, die

Ungläubige ohne weiteres in die Kathegorie der fabelhaften Wunder ſtellten, auf das herrlichſte bewährt hat. Es kam darauf an, bloß durch den feſt fixirten Willen die Pendulſchwingungen eines Ringes zu beſtimmen. — Ich unternahm es meinen Willen zu fixiren und dachte feſt die kreisförmige Schwingung. Lange, lange blieb der an einem ſeidnen Faden an der Decke befeſtigte Ring ruhig, doch endlich bewegte er ſich in ſcharfer Diagonale nach mir her und begann eben den Kreis als Du uns unterbrachſt. „Wie,' ſprach ich, wie wär' es aber, lieber Vinzenz, wenn nicht Dein feſter Wille, ſondern der Luftzug, der hineinſtrömte als ich die Thüre öffnete, den halsſtarrig ſtill hängenden Ring zur Schwingung vermocht? — O Proſaiker, Proſaiker, rief Vinzenz; aber alle lachten! —

Ey, ſprach Theodor, die Pendulſchwingungen des Ringes haben mich einmal halb wahnſinnig gemacht. So viel iſt nämlich gewiß und jeder kann es verſuchen, daß die Schwingungen eines goldnen einfachen Ringes, den man an einem feinen Faden über die flache Hand hält, ſich ganz entſchieden nach dem innern Willen beſtimmen. Nicht beſchreiben kann ich aber, wie tief, wie ſpukhaft dieſe Erfahrung auf mich wirkte. Unermüdlich ließ ich den Ring nach meinem Willen in den verſchiedenſten Richtungen ſich ſchwingen. Zuletzt ging ich ganz fantaſtiſcher Weiſe ſo weit, daß ich mir ein förmliches Orakel ſchuf. Ich dachte nämlich im Innern: Wird dies oder jenes geſchehen ſo ſoll der Ring die Diagonale vom kleinen Finger zum Daumen beſchreiben, geſchieht es nicht, aber die Fläche der Hand queer durchſchneiden. u. ſ. w.

Allerliebſt, rief Lothar, Du ſtatuirteſt alſo in Deinem eignen Innern ein höheres geiſtiges Prinzip das auf myſtiſche Weiſe von Dir beſchworen ſich Dir kund thun ſollte. Da haſt Du den wahren spiritum familiarem, den Sokratiſchen Genius. — Nun giebt es nur noch einen ganz kleinen Schritt bis zu den wirklichen Geſpenſter- und Spukgeſchichten, die ſehr bequem in der Einwirkung eines fremden pſychiſchen Prinzips ihren Grund finden können.

Und, nahm Cyprian das Wort, und dieſen Schritt thue ich wirklich indem ich Euch auf der Stelle den wackerſten Spuk auftiſche den es jemals gegeben. — Die Geſchichte hat das eigenthümliche, daß ſie von glaubhaften Perſonen verbürgt iſt, und das ich ihr allein die aufgeregte, oder wenn Ihr wollt, verſtörte Stimmung zuſchreiben muß, die Lothar vorhin an mir bemerken wollte.

Cyprian ſtand auf und ging, wie er zu thun pflegte, wenn irgend etwas ſo ſein ganzes inneres Gemüth erfüllte, daß er die Worte ordnen mußte, um es auszuſprechen, im Zimmer einigemal auf und ab.

Die Freunde lächelten ſich ſchweigend an. Man las in ihren Blicken: Was werden wir nur wieder abentheuerliches hören! —

Cyprian ſetzte ſich und begann:

Ihr wißt, daß ich mich vor einiger Zeit, und zwar kurz vor dem letzten Feldzuge auf dem Gute des Obriſten von P. befand. Der Obriſte war ein muntrer jovialer Mann, ſo wie ſeine Gemahlin die Ruhe, die Unbefangenheit ſelbſt.

Der Sohn befand ſich als ich dorten war, bei der Armee, ſo daß die Familie außer dem Ehepaar nur noch aus zwei Töchtern und einer alten Franzöſin beſtand, die eine Art von Gouvernante vorzuſtellen ſich mühte, unerachtet die Mädchen ſchon über die Zeit des Gouvernirens hinaus ſchienen. Die älteſte war ein munteres Ding bis zur Ausgelaſſenheit lebendig, nicht ohne Geiſt, aber ſo wie ſie nicht fünf Schritte gehen konnte, ohne wenigſtens drei Entrechats zu machen, ſo ſprang ſie auch im Geſpräch, in all ihrem Thun raſtlos von einem Dinge zum andern. Ich hab' es erlebt, daß ſie in weniger als zehn Minuten ſtickte — las — zeichnete — ſang — tanzte — daß ſie in einem Moment weinte um den armen Couſin der in der Schlacht geblieben und die bittern Thränen noch in den Augen in ein hell aufquiekendes Gelächter ausbrach, als die Franzöſin unverſehens ihre Tabacksdoſe über den kleinen Mops ausſchüttete, der ſofort entſetzlich zu nieſen begann, worauf die Alte lamentirte: Ah che fatalita! ah carino — poverino! — Sie pflegte nämlich mit beſagtem Mops nur in italiäniſcher Zunge zu reden, da er aus Padua gebürtig — und dabei war das Fräulein die lieblichſte Blondine die es geben mag und in allen ihren ſeltſamen Capriccio's voll Anmuth und Liebenswürdigkeit, ſo daß ſie überall einen unwiderſtehlichen Zauber übte, ohne es zu wollen.

Das ſeltſamſte Widerſpiel bildete die jüngere Schweſter, Adelgunde geheißen. Vergebens ringe ich nach Worten Euch den ganz eignen wunderbaren Eindruck zu beſchreiben den das Mädchen auf mich machte, als ich ſie zum erſten Male ſah. Denkt Euch die ſchönſte Geſtalt, das wunderherrlichſte Antlitz. Aber eine Todtenbläſſe liegt auf Lipp' und Wangen, und die Geſtalt bewegt ſich leiſe, langſam, gemeſſenen Schrittes, und wenn dann ein halblautes Wort von den kaum geöffneten Lippen ertönt und im weiten Saal verklingt, fühlt man ſich von geſpenſtiſchen Schauern durchbebt. — Ich überwand wohl bald dieſe Schauer und mußte, als ich das tief in ſich gekehrte Mädchen zum Sprechen vermocht', mir ſelbſt geſtehen, daß das ſeltſame ja ſpukhafte dieſer Erſcheinung nur im Aeußern liege, keineswegs ſich aber aus dem Innern heraus offenbare. In dem Wenigen was das Mädchen ſprach, zeigte ſich ein zarter weiblicher Sinn, ein heller Verſtand, ein freundliches Gemüth. Keine Spur irgend einer Ueberſpannung war zu finden, wie wohl das ſchmerzliche Lächeln, der thränenſchwere Blick wenigſtens irgend einen phyſiſchen Krankheits-Zuſtand, der auch auf das Gemüth des zarten Kindes feindlich einwirken mußte, vermuthen ließ. Sehr ſonderbar fiel es mir auf, daß die Familie, keinen, ſelbſt die alte Franzöſin nicht, ausgeſchloſſen, beängſtet ſchien, ſo wie man mit dem Mädchen ſprach und verſuchte das Geſpräch zu unterbrechen, ſich darin manchmal auf gar erzwungene Weiſe einmiſchend. Das Seltſamſte war aber, daß ſo wie es Abends acht Uhr geworden, das Fräulein erſt von der Franzöſin, dann von Mutter, Schweſter, Vater gemahnt wurde ſich in ihr Zimmer zu begeben, wie man kleine Kinder zu Bette treibt, damit ſie nicht übermüden, ſondern fein ausſchlafen. Die Franzöſin begleitete ſie und ſo kam es daß beide niemals das Abendeſſen, welches um neun Uhr angerichtet wurde, abwarten durften. — Die Obriſtin, meine Verwunderung wohl bemerkend, warf einmal um jeder Frage vorzubeugen, leicht hin, daß Adelgunde viel kränkle, daß ſie vorzüglich Abends um neun Uhr von Fieberanfällen heimgeſucht werde, und daß daher der Arzt gerathen ſie zu dieſer Zeit der unbedingteſten Ruhe zu überlaſſen. — Ich fühlte, daß es noch eine ganz andere Bewandtniß damit haben müſſe, ohne irgend deutliches ahnen zu können. Erſt heute erfuhr ich den wahren entſetzlichen Zuſammenhang der Sache und das Ereigniß, das den kleinen glücklichen Familienkreis auf furchtbare Weiſe verſtört hat. —

Adelgunde war ſonſt das blühendſte munterſte Kind, das man nur ſehen konnte. Ihr vierzehnter Geburtstag wurde gefeiert, eine Menge Geſpielinnen waren dazu eingeladen.

Die

— Die ſitzen in dem ſchönen Boskett des Schloßgartens im Kreiſe umher und ſcherzen und lachen und kümmern ſich nicht darum, daß immer finſtrer und finſtrer der Abend heraufzieht, da die lauen Juliuslüfte erquickend wehen und erſt jetzt ihre Luſt recht aufgeht. In der magiſchen Dämmerung beginnen ſie allerlei ſeltſame Tänze indem ſie Elfen und andere flinke Spukgeiſter vorſtellen wollen. „Hört, ruft Adelgunde als es im Boskett ganz finſter geworden, hört Kinder, nun will ich Euch einmal als die weiße Frau erſcheinen, von der unſer alte verſtorbene Gärtner ſo oft erzählt hat. Aber da müßt ihr mit mir kommen bis ans Ende des Gartens, dorthin, wo das alte Gemäuer ſteht. — Und damit wickelt ſie ſich in ihren weißen Shawl und ſchwebt leichtfüßig fort durch den Laubgang und die Mädchen laufen ihr nach in vollem Schäckern und Lachen. Aber kaum iſt Adelgunde an das alte halb eingefallene Gewölbe gekommen, als ſie erſtarrt — gelähmt an allen Gliedern ſtehen bleibt. Die Schloßuhr ſchlägt neun.

„Seht ihr nichts, ruft Adelgunde mit dem dumpfen hohlen Ton des tiefſten Entſetzens, ſeht ihr nichts — die Geſtalt — die dicht vor mir ſteht — Jeſus! — ſie ſtreckt die Hand nach mir aus — ſeht ihr denn nichts? — „Die Kinder ſehen nicht das Mindeſte, aber alle erfaßt Angſt und Grauen. Sie rennen fort, bis auf eine, die die beherzteſte ſich ermuthigt, auf Adelgunden zuſpringt, ſie in die Arme faſſen will. Aber in dem Augenblick ſinkt Adelgunde todtähnlich zu Boden. Auf des Mädchens gellendes Angſtgeſchrei eilt alles aus dem Schloſſe herzu. Man bringt Adelgunde hinein. Sie erwacht endlich aus der Ohnmacht und erzählt an allen Gliedern zitternd, daß, kaum ſei ſie vor das Gewölbe getreten, dicht vor ihr eine luftige Geſtalt, wie in Nebel gehüllt, geſtanden und die Hand nach ihr ausgeſtreckt habe. — Was war natürlicher, als daß man die ganze Erſcheinung den wunderbaren Täuſchungen des dämmernden Abendlichts zuſchrieb. Adelgunde erholte ſich in derſelben Nacht ſo ganz und gar von ihrem Schreck, daß man durchaus keine böſe Folgen befürchtete, ſondern die ganze Sache für völlig abgethan hielt — Wie ganz anders begab ſich Alles! — Kaum ſchlägt es den Abend darauf neun Uhr, als Adelgunde mitten in der Geſellſchaft, die ſie umgiebt, entſetzt aufſpringt, und ruft: da iſt es — da iſt es — ſeht Ihr denn nichts! — dicht vor mir ſteht es! — Genug ſeit jenem unglückſeeligen Abende behauptete Adelgunde, ſo wie es Abends neune ſchlug, daß die Geſtalt dicht vor ihr ſtehe und einige Sekunden weile, ohne daß irgend ein Menſch außer ihr auch nur das mindeſte wahrnehmen konnte, oder in irgend einer pſychiſchen Empfindung die Nähe eines unbekannten geiſtigen Prinzips geſpürt haben ſollte. Nun wurde die arme Adelgunde für wahnſinnig gehalten und die Familie ſchämte ſich in ſeltſamer Verkehrtheit dieſes Zuſtandes der Tochter, der Schweſter. Daher jene ſonderbare Art ſie zu behandeln, deren ich erſt erwähnte. Es fehlte nicht an Aerzten und an Mitteln die das arme Kind von der fixen Idee, wie man die von ihr behauptete Erſcheinung zu nennen beliebte, befreien ſollten, aber alles blieb vergebens und ſie bat unter vielen Thränen, man möge ſie doch nur in Ruhe laſſen, da die Geſtalt, die in ihren ungewiſſen unkenntlichen Zügen an und vor ſich ſelbſt gar nichts Schreckliches habe, ihr kein Entſetzen mehr errege, wiewohl es jedesmal nach der Erſcheinung ihr zu Muthe ſey als wäre ihr Innerſtes mit allen Gedanken hinausgewendet und ſchwebe körperlos außer ihr ſelbſt umher, wovon ſie krank und matt werde. — Endlich machte der Obriſt die Bekanntſchaft eines berühmten Arztes, der in dem Ruf ſtand, Wahnſinnige auf eine überaus pfiffige Weiſe zu heilen. Als der Obriſt dieſem entdeckt hatte, wie es ſich mit der armen Adelgunde begebe, lachte er laut auf und meinte, nichts ſey leichter als dieſen Wahnſinn zu heilen, der bloß in der überreizten Einbildungskraft ſeinen Grund finde. Die Idee der Erſcheinung des Geſpenſtes ſey mit dem Ausſchlagen der neunten Abendſtunde ſo feſt verknüpft, daß die innere Kraft des Geiſtes ſie nicht mehr trennen könne und es käme daher nur darauf an dieſe Trennung von außen her zu bewirken. Dies könne aber nun wieder ſehr leicht dadurch geſchehen, daß man das Fräulein in der Zeit täuſche und die neunte Stunde vorübergehen laſſe, ohne daß ſie es wiſſe. Wäre dann das Geſpenſt nicht erſchienen, ſo würde ſie ſelbſt ihren Wahn einſehen und phyſiſche Erkräftigungs-Mittel würden dann die Cur glücklich vollenden. — Der unſelige Rath wurde ausgeführt! — In einer Nacht ſtellte man ſämmtliche Uhren im Schloſſe, ja ſelbſt die Dorfuhr, deren dumpfe Schläge herabſummten, um eine Stunde zurück, ſo daß Adelgunde, ſo wie ſie am frühen Morgen erwachte in der Zeit um eine Stunde irren mußte. Der Abend kam heran. Die kleine Familie war wie gewöhnlich in einem heiter verzierten Eckzimmer verſammelt, kein Fremder zugegen. Die Obriſtin mühte ſich allerlei luſtiges zu erzählen, der Obriſt fing an, wie es ſeine Art war, wenn er vorzüglich bei Laune, die alte Franzöſin ein wenig aufzuziehen, worin ihm Auguſte (das ältere Fräulein) beiſtand. Man lachte, man war fröhlicher als je. — Da ſchlägt die Wanduhr achte (es war alſo die neunte Stunde) und leichenblaß ſinkt Adelgunde in den Lehnſeſſel zurück — das Nähzeug entfällt ihren Händen! Dann erhebt ſie ſich, alle Schauer des Entſetzens im Antlitz, ſtarrt hin in des Zimmers öden Raum, murmelt dumpf und hohl: — Was! — eine Stunde früher? — ha ſeht ihr's? — ſeht ihr's? — da ſteht es dicht vor mir — dicht vor mir! — Alle fahren auf vom Schrecken erfaßt, aber als niemand auch nur das mindeſte gewahrt, ruft der Obriſt: Adelgunde! — faſſe dich! — es iſt nichts, es iſt ein Hirngeſpinſt, ein Spiel deiner Einbildungskraft, was dich täuſcht, wir ſehen nichts, gar nichts und müßten wir, ließe ſich wirklich dicht vor dir eine Geſtalt erſchauen, müßten wir ſie nicht eben ſo gut wahrnehmen als Du? — Faſſe dich — faſſe dich Adelgunde! — „O Gott — o Gott, ſeufzt Adelunde, will man mich denn wahnſinnig machen! — Seht da ſtreckt es den weißen Arm lang aus nach mir — es winkt. — Und wie willenlos, unverwandten ſtarren

Blickes, greift nun Adelgunde hinter ſich, faßt einen kleinen Teller der zufällig auf dem Tiſche ſteht, reicht ihn vor ſich hin in die Luft läßt ihn los — und der Teller, wie von unſichtbarer Hand getragen, ſchwebt langſam im Kreiſe der Anweſenden umher und läßt ſich dann leiſe auf den Tiſch nieder! — Die Obriſtin, Auguſte lagen in tiefer Ohnmacht, der ein hitziges Nervenfieber folgte. Der Obriſt nahm ſich mit aller Kraft zuſammen, aber man merkte wohl an ſeinem verſtörten Weſen die tiefe feindliche Wirkung jenes unerklärlichen Phänomens.

Die alte Franzöſin hatte, auf die Knie geſunken, daß Geſicht zur Erde gebeugt, ſtill gebetet, ſie blieb ſo wie Adelgunde frei von allen böſen Folgen. In kurzer Zeit war die Obriſtin hingerafft. Auguſte überſtand die Krankheit, aber wünſchenswerther war gewiß ihr Tod, als ihr jetziger Zuſtand. — Sie, die volle herrliche Jugendluſt ſelbſt, wie ich ſie erſt beſchrieben, iſt von einem Wahnſinn befallen, der mir wenigſtens grauenvoller, entſetzlicher vorkommt als irgend einer, den jemals eine fixe Idee erzeugte. Sie bildet ſich nämlich ein, ſie ſei jenes unſichtbare körperloſe Geſpenſt Adelgundens, flieht daher alle Menſchen oder hütet ſich wenigſtens, ſobald ein anderer zugegen, zu reden, ſich zu bewegen. Kaum wagt ſie es zu athmen, denn feſt glaubt ſie, daß, verrathe ſie ihre Gegenwart auf dieſe, jene Weiſe, jeder vor Entſetzen des Todes ſeyn müſſe. Man öffnet ihr die Thüre, man ſetzt ihr Speiſen hin, dann ſchlüpft ſie verſtohlen hinein und heraus — ißt eben ſo heimlich u. ſ. w. Kann ein Zuſtand qualvoller ſeyn? —

Der Obriſt ganz Gram und Verzweiflung folgte den Fahnen zum neuen Feldzuge. Er blieb in der ſiegreichen Schlacht bei W. — Merkwürdig, höchſt merkwürdig iſt es, daß Adelgunde ſeit jenem verhängnißvollen Abende von dem Fantom befreit iſt. Sie pflegt getreulich die kranke Schweſter und ihr ſteht die alte Franzöſin bei. So wie Sylveſter mir heute ſagte, iſt der Oheim der armen Kinder hier, um mit unſerm wackern M— über die Kurmethode, die man allenfalls bei Auguſten verſuchen könne, zu Rathe zu gehen. – Gebe der Himmel daß die unwahrſcheinliche Rettung möglich.

Cyprian ſchwieg und auch die Freunde blieben ſtill indem ſie gedankenvoll vor ſich hinſchauten. Endlich brach Lothar los: das iſt ja eine ganz verdammte Spukgeſchichte! — Aber ich kann's nicht läugnen, mir bebt die Bruſt, unerachtet mir das ganze Ding mit dem ſchwebenden Teller kindiſch und abgeſchmackt bedünken will. „Nicht ſo raſch, nahm Ottmar das Wort, nicht ſo raſch lieber Lothar! — Du weißt, was ich von Spukgeſchichten halte, Du weißt, daß ich mich gegen alle Viſionairs damit brüſte, daß die Geiſterwelt, unerachtet ich ſie oft mit verwogener Keckheit in die Schranken rief, noch niemals ſich bemühte mich für meinen Frevel zu züchtigen, aber Cyprians Erzählung giebt einen ganz andern Punkt zu bedenken, als den der bloßen dämoniſchen Spukerei. — Mag es mit Adelgundens Fantom, mag es mit dem ſchwebenden Teller dann nun eine Bewandniß gehabt haben welche es wolle, genug die Thatſache bleibt ſtehen: daß ſich an jenem Abende in dem Kreiſe der Familie des Obriſten von P. etwas zutrug, worüber drei Perſonen zu gleicher Zeit in einen ſolchen verſtörten Gemüthszuſtand geriethen, der bei einer den Tod, bei der andern Wahnſinn herbeiführte, wollen wir nicht auch, wenigſtens mittelbar, den Tod des Obriſten jenem Ereigniß zuſchreiben. Denn eben fällt mir ein von Offizieren gehört zu haben, der Obriſt ſey beim Angriff plötzlich wie von Furien getrieben ins feindliche Feuer hineingeſprengt. Nun iſt aber auch die Geſchichte mit dem Teller ſo ohne alle Staffirung gewöhnlicher Spukgeſchichten, ſelbſt die Stunde allem ſpukiſchen Herkommen entgegen, und das Ganze ſo ungeſucht, ſo einfach, daß gerade in der Wahrſcheinlichkeit die das Unwahrſcheinliche dadurch erhält, für mich das Grauenhafte liegt. Doch, nehmen wir an, daß Adelgundens Einbildung, Vater, Mutter, Schweſter, mit fortriß, daß der Teller nur innerhalb ihres Gehirns im Kreiſe umherſchwebte, wäre dieſe Einbildung in einem

Moment wie ein elektriſcher Schlag drei Perſonen zum Tode treffend, nicht eben der entſetzlichſte Spuk den es geben könnte? —

Allerdings, ſprach Theodor, und ich theile mit Dir Ottmar, das lebhafte Gefühl, daß gerade in der Einfachheit der Geſchichte ihre tiefſten Schauer liegen. — Ich kann mir es denken, daß ich den plötzlichen Schreck irgend einer grauenhaften Erſcheinung wohl ertragen könnte, das unheimliche, den äußern Sinn in Anſpruch nehmende Treiben eines unſichtbaren Weſens, würde mich dagegen unfehlbar wahnſinnig machen. Es iſt das Gefühl der gänzlichen hülfloſeſten Ohnmacht, das den Geiſt zermalmen müßte. Ich erinnere mich, daß ich dem tiefſten Grauſen kaum widerſtehen konnte, daß ich wie ein einfältiges verſchüchtertes Kind nicht allein in meinem Zimmer ſchlafen mochte als ich einſt von einem alten Muſiker las, den ein entſetzlicher Spuk mehrere Zeit hindurch verfolgte und ihn auch beinahe zum hellen Wahnſinn trieb. Nachts ſpielte nehmlich ein unſichtbares Weſen auf ſeinem Flügel die wunderbarſten Kompoſitionen mit der Kraft und Fertigkeit des vollendeten Meiſters. Er hörte jeden Ton, er ſah wie die Taſten niedergedrückt wurden, wie die Saiten zitterten, aber nicht den leiſeſten Schimmer einer Geſtalt. —

Nein, rief Lothar, nein es iſt nicht auszuhalten, wie das Tolle wieder unter uns luſtig fortwuchert! Ich hab' es Euch geſtanden, daß mir der verdammte Teller das Innerſte aufgeregt hat. Ottmar hat Recht; hält man ſich nur an das Reſultat irgend eines Ereigniſſes das ſich wirklich begeben, ſo iſt dies Reſultat der gräßlichſt Spuk den es geben kann. Ich verzeihe deshalb unſerm Cyprian die verſtörte Stimmung, die er beim Eintreten merken ließ, die aber jetzt ſchon ziemlich nachgelaſſen. Doch jetzt kein Wort mehr von allem geſpenſtiſchen Unweſen. — Schon längſt bemerke ich, daß Ottmar'n ein Manuſkript aus der Buſentaſche hervorkuckt auf Erlöſung hoffend. Mag er es denn erlöſen?

Nein, nein, ſprach Theodor, der Strom der in krauſen Wellen daher brauste muß ſanft abgeleitet werden, und dazu iſt ein Fragment ſehr tauglich, das ich vor langer Zeit, beſonders dazu angeregt, aufſchrieb. Es kommt viel Myſtiſches darin vor, an pſychiſchen Wundern und ſeltſamen Hypotheſen iſt auch gar kein Mangel, und doch lenkt es hübſch ein ins gewöhnliche Leben.

Theodor las:

Die Automate.

Der redende Türke machte allgemeines Aufſehen, ja er brachte die ganze Stadt in Bewegung, denn Jung und Alt, Vornehm und Gering ſtrömte vom Morgen bis in die Nacht hinzu, um die Orakelſprüche zu vernehmen, die von den ſtarren Lippen der wunderlichen lebendigtodten Figur den Neugierigen zugeflüſtert wurden. Wirklich war auch die ganze Einrichtung des Automats von der Art, daß jeder das Kunſtwerk von allen ähnlichen Tändeleien, wie ſie wohl öfters auf Meſſen und Jahrmärkten gezeigt werden, gar ſehr unterſcheiden und ſich davon angezogen fühlen mußte. In der Mitte eines nicht eben großen nur mit dem nothwendigſten Geräth verſehenen Zimmers ſaß die lebensgroße, wohlgeſtaltete Figur, in reicher geſchmackvoller türkiſcher Kleidung, auf einem niedrigen wie ein Dreifuß geformten Seſſel, den der Künſtler auf Verlangen wegrückte, um jede Vermuthung der Verbindung mit dem Fußboden zu widerlegen, die linke Hand zwanglos auf das Knie, die rechte dagegen auf einen kleinen frei ſtehenden Tiſch gelegt. Die ganze Figur war, wie geſagt, in richtigen Verhältniſſen wohlgeſtaltet, allein vorzüglich war der Kopf gelungen; eine wahrhaft orientaliſch geiſtreiche Phyſiognomie gab dem Ganzen ein Leben, wie man es ſelten bei Wachsbildern, wenn ſie ſelbſt den charaktervollen Geſichtern geiſtreicher Menſchen nachgeformt ſind, findet. Ein leichtes Geländer umſchloß das Kunſtwerk und wehrte den Anweſenden das nahe Hinzutreten, denn nur der, welcher ſich von der Structur des Ganzen, ſo weit es der Künſtler ſehen laſſen konnte, ohne ſein Geheimniß zu verrathen überzeugen wollte, oder der eben Fragende durfte in das Innere und dicht an die Figur treten. Hatte man, wie es gewöhnlich war, dem Türken die Frage ins rechte Ohr geflüſtert, ſo drehte er erſt die Augen, dann aber dem ganzen Kopf nach dem Fragenden hin, und man glaubte an dem Hauch zu fühlen, der aus dem Munde ſtrömte, daß die leiſe Antwort wirklich aus dem Innern der Figur kam. Jedesmal wenn einige Antworten gegeben worden, ſetzte der Künſtler einen Schlüſſel in die linke Seite der Figur ein, und zog mit vielem Geräuſch ein Uhrwerk auf. Hier öffnete er auch auf Verlangen eine Klappe, und man erblickte im Innern der Figur ein künſtliches Getriebe von vielen Rädern, die nun wohl auf das Sprechen des Automaten durchaus keinen Einfluß hatten, indeſſen doch augenſcheinlich ſo viel Platz einnahmen, daß ſich in dem übrigen Theil der Figur unmöglich ein Menſch, war er auch kleiner, als der berühmte Zwerg Auguſts, der aus der Paſtete kroch, verbergen konnte. Nächſt der Bewegung des Kopfs, die jedesmal vor der Antwort geſchah, pflegte der Türke auch zuweilen den rechten Arm zu erheben und entweder mit dem Finger zu drohen, oder mit der ganzen Hand gleichſam die Frage abzuweiſen. Geſchah dieſes, ſo konnte nur das wiederholte Andringen des Fragers eine mehrentheils zweideutige oder verdrießliche Antwort bewirken, und eben auf dieſe Bewegungen des Kopfs und Armes mochte ſich wohl jenes Räderwerk beziehen, unerachtet auch hier die Rückwirkung eines denkenden Weſens unerläßlich ſchien. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen über das Medium der wunderbaren Mittheilung, man unterſuchte Wände, Nebenzimmer, Geräth, alles vergebens. Die Figur, der Künſtler waren von den Argusaugen der geſchickteſten Mechaniker umgeben, aber je mehr er ſich auf dieſe Art bewacht merkte, deſto unbefangener war ſein Betragen. Er ſprach und ſcherzte in den entlegenſten Ecken des Zimmers mit den Zuſchauern und ließ ſeine Figur wie ein ganz für ſich beſtehendes Weſen, das irgend einer Verbindung mit ihm nicht bedürfe, ihre Bewegungen machen und Antworten ertheilen; ja er konnte ſich eines gewiſſen ironiſchen Lächelns nicht enthalten, wenn

wenn der Dreifuß und der Tiſch auf allen Seiten herumgedreht und durchgeklopft, ja in die herabgenommene und weiter ans Licht gebrachte Figur mit Brillen und Vergrößerungsgläſern hineingeſchaut wurde, und dann die Mechaniker verſicherten, der Teufel möge aus dem wunderlichen Räderbau klug werden. Alles blieb vergebens und die Hypotheſe, daß der Hauch, der aus dem Munde der Figur ſtröme, leicht durch verborgene Ventile hervorgebracht werden könne, und der Künſtler ſelbſt als ein trefflicher Bauchredner die Antworten ertheile, wurde gleich dadurch vernichtet, daß der Künſtler in demſelben Augenblick, als der Türke eben eine Antwort ertheilte, mit einem der Zuſchauer laut und vernehmlich ſprach. Unerachtet der geſchmackvollen Einrichtung und des höchſt Räthſelhaften, Wunderbaren, was in dem ganzen Kunſtwerke lag, hätte das Intereſſe des Publikums daran doch wohl bald nachgelaſſen, wäre es dem Künſtler nicht möglich geweſen, auf eine andere Weiſe die Zuſchauer immer aufs neue an ſich zu ziehen. Dieſes lag nun in den Antworten ſelbſt, welche der Türke ertheilte, und die jedesmal mit tiefem Blick in die Individualität des Fragenden bald trocken, bald ziemlich grob ſpaßhaft, und dann wieder voll Geiſt und Scharfſinn und wunderbarer Weiſe bis zum Schmerzhaften treffend waren. Oft überraſchte ein myſtiſcher Blick in die Zukunft, der aber nur von dem Standpunkt möglich war, wie ihn ſich der Fragende ſelbſt tief im Gemüth geſtellt hatte. Hierzu kam, daß der Türke oft, deutſch gefragt, doch in einer fremden Sprache antwortete, die aber eben dem Fragenden ganz geläufig war, und man fand alsdann, daß es kaum möglich war die Antwort ſo rund, ſo in wenigen Worten viel umfaſſend anders zu geben, als eben in der gewählten Sprache. Kurz jeden Tag wußte man von neuen geiſtreichen, treffenden Antworten des weiſen Türken zu erzählen, und ob die geheimnißvolle Verbindung des lebenden menſchlichen Weſens mit der Figur, oder nicht vielmehr eben dies Eingehen in die Individualität der Fragenden und überhaupt der ſeltene Geiſt der Antworten wunderbarer ſey, das wurde in der Abendgeſellſchaft eifrigſt beſprochen, in welcher ſich gerade die beiden akademiſchen Freunde Ludwig und Ferdinand befanden. Beide mußten zu ihrer Schande eingeſtehen, den Türken noch nicht beſucht zu haben, ungeachtet es gewiſſermaßen zum guten Ton gehörte hinzugehen, und die miraculöſen Antworten, die man auf verfängliche Fragen erhalten, überall aufzutiſchen. „Mir ſind," ſagte Ludwig, „alle ſolche Figuren, die dem Menſchen nicht ſo wohl nachgebildet ſind, als das Menſchliche nachäffen, dieſe wahren Standbilder eines lebendigen Todes oder eines todten Lebens, im höchſten Grade zuwider. Schon in früher Jugend lief ich weinend davon, als man mich in ein Wachsfiguren-Kabinet führte, und noch kann ich kein ſolches Kabinet betreten, ohne von einem unheimlichen grauenhaften Gefühl ergriffen zu werden. Mit Macbeths Worten möchte ich rufen: Was ſtarrſt du mich an mit Augen ohne Sehkraft? wenn ich die ſtieren, todten, gläſernen Blicke all' der Potentaten, berühmten Helden und Mörder und Spitzbuben auf mich gerichtet ſehe, und ich bin überzeugt, daß die mehrſten Menſchen dies unheimliche Gefühl, wenn auch nicht in dem hohen Grade wie es in mir waltet, mit mir theilen, denn man wird finden, daß im Wachsfigurenkabinet auch die größte Menge Menſchen nur ganz leiſe flüſtert, man hört ſelten ten ein lautes Wort; aus Ehrfurcht gegen die hohen Häupter geſchieht dies nicht, ſondern es iſt nur der Druck des Unheimlichen, Grauenhaften, der den Zuſchauern jenes Pianiſſimo abnöthigt. Vollends ſind mir die durch die Mechanik nachgeahmten menſchlichen Bewegungen todter Figuren ſehr fatal, und ich bin überzeugt, daß einer wunderbarer geiſtreicher Türke mit ſeinem Augenverdrehen, Kopfwenden und Armerheben mich wie ein negromantiſches Ungethüm vorzüglich in ſchlafloſen Nächten verfolgen würde. Ich mag deshalb nicht hingehen, und will nur lieber alles Witzige und Scharfſinnige, was er dieſem oder jenem geſagt, erzählen laſſen.“

„Du weißt,“ nahm Ferdinand das Wort: „daß alles, was Du von dem tollen Nachäffen des Menſchlichen, von den lebendigtodten Wachsfiguren geſagt haſt, mir recht aus der Seele geſprochen iſt. Allein bei den mechaniſchen Automaten kommt es wirklich ſehr auf die Art und Weiſe an, wie der Künſtler das Werk ergriffen hat. Einer der vollkommenſten Automate, die ich je ſah, iſt der Enslerſche Voltigeur, allein ſo wie ſeine kraftvollen Bewegungen wahrhaft imponirten, eben ſo hatte ſein plötzliches Sitzenbleiben auf dem Seil, ſein freundliches Nicken mit dem Kopfe, etwas höchſt ſkurriles; Gewiß hat niemanden jenes grauenhafte Gefühl ergriffen, das ſolche Figuren vorzüglich bei ſehr reizbaren Perſonen nur zu leicht hervorbringen. Was nun unſern Türken betrifft, ſo hat es meines Bedünkens mit ihm eine andere Bewandniß. Seine, nach der Beſchreibung aller, die ihn ſahen, höchſt anſehnliche, ehrwürdige Figur iſt etwas ganz Untergeordnetes, und ſein Augenverdrehen und Kopfwenden gewiß nur da, um unſere Aufmerkſamkeit ganz auf ihn, wo gerade der Schlüſſel des Geheimniſſes nicht zu finden iſt, hinzulenken. Daß der Hauch aus dem Munde des Türken ſtrömt, iſt möglich, oder vielleicht gewiß, da die Erfahrung es beweiſt; hieraus folgt aber noch nicht, daß jener Hauch wirklich von den geſprochenen Worten erregt wird. Es iſt gar kein Zweifel, daß ein menſchliches Weſen, vermöge uns verborgener und unbekannter akuſtiſcher und optiſcher Vorrichtungen mit dem Fragenden in ſolcher Verbindung ſteht, daß es ihn ſieht, ihn hört und ihm wieder Antworten zuflüſtern kann. Daß noch niemand, ſelbſt unter unſern geſchickten Mechanikern, auch nur im mindeſten auf die Spur gekommen, wie jene Verbindung wohl hergeſtellt ſeyn kann, zeigt, daß des Künſtlers Mittel ſehr ſinnreich erfunden ſeyn müſſen, und ſo verdient von dieſer Seite ſein Kunſtwerk allerdings die größte Aufmerkſamkeit. Was mir aber viel wunderbarer ſcheint und mich in der That recht anzieht, das iſt die geiſtige Macht des unbekannten menſchlichen Weſens, vermöge deſſen es in die Tiefe des Gemüths des Fragenden zu dringen ſcheint — es herrſcht oft eine Kraft des Scharfſinns und zugleich ein grauſenhaftes Helldunkel in den Antworten, wodurch ſie zu Orakelſprüchen im ſtrengſten Sinn des Worts werden. Ich habe von mehrern Freunden in dieſer Hinſicht Dinge gehört, die mich in das größte Erſtaunen ſetzten, und ich kann nicht länger dem Drange widerſtehen, den wundervollen Sehergeiſt des Unbekannten ſelbſt auf die Probe zu ſtellen, weshalb ich mich entſchloſſen, morgen Vormittags hinzugehen, und dich hiermit, lieber Ludwig! feierlichſt eingeladen haben will, alle Scheu vor lebendigen Puppen abzulegen, und mich zu begleiten.“

So ſehr ſich Ludwig ſträubte, mußte er doch, um nicht für einen Sonderling gehal- zu werden, nachgeben, als mehrere auf ihn einſtürmten, ja ſich nicht von der beluſtigenden Partie auszuſchließen, und im Verein mit ihnen morgen dem mirakulöſen Türken recht auf den Zahn zu fühlen. Ludwig und Ferdinand gingen wirklich mit mehreren muntern Jünglingen, die ſich deshalb verabredet, hin. Der Türke, dem man orientaliſche Grandezza gar nicht abſprechen konnte, und deſſen Kopf, wie geſagt, ſo äußerſt wohl gelungen war, kam Ludwigen doch im Augenblick des Eintretens höchſt poſſierlich vor, und als nun vollends der Künſtler den Schlüſſel in die Seite einſetzte und die Räder zu ſchnurren anfingen, wurde ihm das ganze Ding ſo abgeſchmackt und verbraucht, daß er unwillkührlich ausrief: „Ach, meine Herren! hören Sie doch, wir haben höchſtens Braten im Magen, aber die türkiſche Exzellenz da einen ganzen Bratenwender dazu! Alle lachten, und der Künſtler, dem der Scherz nicht zu gefallen ſchien, ließ ſogleich vom weitern Aufziehen des Räderwerks ab. Sey es nun, daß die joviale Stimmung der Geſellſchaft dem weiſen Türken mißfiel, oder daß er den Morgen gerade nicht bei Laune war, genug, alle Antworten, die zum Theil durch recht witzige, geiſtreiche Fragen veranlaßt wurden, blieben nichtsbedeutend und ſchal, Ludwig hatte vorzüglich das Unglück, beinahe niemals von dem Orakel richtig verſtanden zu werden und ganz ſchiefe Antworten zu erhalten; ſchon wollte man unbefriedigt das Automat und den ſichtlich verſtimmten Künſtler verlaſſen, als Ferdinand ſprach: „Nicht wahr, meine Herren, Sie ſind alle mit dem weiſen Türken nicht ſonderlich zufrieden, aber vielleicht lag es an uns ſelbſt, an unſern Fragen, die dem Manne nicht gefielen — eben daß er jetzt den Kopf dreht und die Hand aufhebt (die Figur that dies wirklich) ſcheint meine Vermuthung, als wahr zu beſtätigen! — Ich weiß nicht, wie mir jetzt es in den Sinn kommt, noch eine Frage zu thun, deren Beantwortung, iſt ſie treffend, die Ehre des Automats mit einem Male retten kann.“ Ferdinand trat zu der Figur hin und flüſterte ihr einige Worte leiſe ins Ohr; der Türke erhob den Arm, er wollte nicht antworten, Ferdinand ließ nicht ab, da wandte der Türke den Kopf zu ihm hin. —

Ludwig bemerkte, daß Ferdinand plötzlich erblaßte, nach einigen Sekunden aber aufs neue fragte und gleich die Antwort erhielt.

Mit erzwungenem Lächeln ſagte Ferdinand zur Geſellſchaft: „Meine Herren, ich kann verſichern, daß wenigſtens für mich der Türke ſeine Ehre gerettet hat; damit aber das Orakel ein recht geheimnißvolles Orakel bleibe, ſo erlaſſen Sie es mir wohl zu ſagen, was ich gefragt und was er geantwortet.

So ſehr Ferdinand ſeine innere Bewegung verbergen wollte, ſo äußerte ſie ſich doch nur zu deutlich in dem Bemühen, froh und unbefangen zu ſcheinen, und hätte der Türke die wunderbarſten treffendſten Antworten ertheilt, ſo würde die Geſellſchaft nicht von dem ſonderbaren, beinahe grauenhaften Gefühl ergriffen worden ſeyn, das eben jetzt Ferdinands ſichtliche Spannung hervorbrachte. Die vorige Heiterkeit war verſchwunden, ſtatt des ſonſt fortſtrömenden Geſprächs fielen nur einzelne abgebrochene Worte, und man trennte ſich in gänzlicher Verſtimmung.

Kaum war Ferdinand mit Ludwig allein, ſo fing er an: „Freund! Dir mag ich es nicht verheelen, daß der Türke in mein Innerſtes gegriffen, ja, daß er mein Innerſtes verletzt hat, ſo daß ich den Schmerz wohl nicht verwinden werde, bis mir die Erfüllung des gräßlichen Orakelſpruchs den Tod bringt.“

Ludwig blickte den Freund voll Verwunderung und Erſtaunen an, aber Ferdinand fuhr fort: „Ich ſehe nun wohl, daß dem unſichtbaren Weſen, das ſich uns durch den Türken auf eine geheimnißvolle Weiſe mittheilt, Kräfte zu Gebote ſtehen, die mit magiſcher Gewalt unſre geheimſten Gedanken beherrſchen, und vielleicht erblickt die fremde Macht klar und deutlich den Keim des Zukünftigen, der in uns ſelbſt im myſtiſchen Zuſammenhange mit der Außenwelt genährt wird, und weiß ſo alles, was in fernen Tagen auf uns einbrechen wird, ſo wie es Menſchen giebt mit der unglücklichen Sehergabe, den Tod zur beſtimmten Stunde voraus zu ſagen.“

„Du mußt Merkwürdiges gefragt haben,“ erwiderte Ludwig, „vielleicht legſt du aber ſelbſt in die zweideutige Antwort des Orakels das Bedeutende, und was das Spiel des launenhaften Zufalls in ſeltſamer Zuſammenſtellung gerade Eingreifendes, Treffendes hervorbrachte, ſchreibſt Du der myſtiſchen Kraft des gewiß ganz unbefangenen Menſchen zu, der ſich durch den Türken vernehmen läßt."

„Du widerſprichſt," nahm Ferdinand das Wort, „in dem Augenblick dem, was wir ſonſt einſtimmig zu behaupten pflegen, wenn von dem ſogenannten Zufall die Rede iſt. Damit Du alles wiſſen, damit Du es recht fühlen mögeſt, wie ich heute in meinem Innerſten aufgeregt und erſchüttert bin, muß ich Dir etwas aus meinem frühern Leben vertrauen, wovon ich bis jetzt ſchwieg. Es ſind ſchon mehrere Jahre her, als ich von den in Oſtpreußen gelegenen Gütern meines Vaters nach B. zurückkehrte. In K. traf ich mit einigen jungen Kurländern zuſammen, die ebenfalls nach B. wollten, wir reiſten zuſammen in drei mit Poſtpferden beſpannten Wagen, und Du kannſt denken, daß bei uns, die wir in den Jahren des erſten, kräftigen Aufbrauſens mit wohlgefülltem Beutel ſo in die Welt hineinreiſen konnten, die Lebensluſt beinahe bis zur wilden Ausgelaſſenheit überſprudelte. Die tollsten Einfälle wurden im Jubel ausgeführt, und ich erinnere mich noch, daß wir in M., wo wir gerade am Mittage ankamen, den Cormenſenvorrath der Poſthalterin plünderten, und ihrer Proteſtationen unerachtet mit dem Raube gar ziemlich geſchmückt Tabak rauchend vor dem Hauſe, unter großem Zulauf des Volks, auf- und abſpazierten, bis wir wieder unter dem luſtigen Hörnerſchall der Poſtillione abfuhren. In der herrlichſten jovialſten Gemüthsſtimmung kamen wir nach D., wo wir der ſchönen Gegenden wegen einige Tage verweilen wollten. Jeden Tag gab es luſtige Partien; einſt waren wir bis zum ſpäten Abend auf dem Karlsberge und in der benachbarten Gegend herumgeſtreift, und als wir in den Gaſthof zurückkehrten, erwartete uns ſchon der köſtliche Punſch, den wir vorher beſtellt, und den wir uns, von der Seeluft durchhaucht, wacker ſchmecken ließen, ſo daß ohne eigentlich berauſcht zu ſeyn, mir doch alle Pulſe in den Adern hämmerten und ſchlugen, und das Blut wie ein Feuerſtrom durch die Nerven glühte. Ich warf mich, als ich endlich in mein Zimmer zurückkehren durfte, auf das Bett, aber troz der Ermüdung war mein Schlaf doch nur mehr ein träumeriſches Hinbrüten, in dem ich alles vernahm, was um mich vorging. Es war mir, als würde in dem Nebenzimmer leiſe geſprochen und endlich unterſchied ich deutlich eine männliche Stimme, welche ſagte: Nun ſo ſchlafe denn wohl und halte dich fertig zur beſtimmten Stunde. Eine Thür wurde geöffnet und wieder geſchloſſen, und nun trat eine tiefe Stille ein, die aber bald durch einige leiſe Akkorde eines Forteplanos unterbrochen wurde. Du weißt, Ludwig! welch ein Zauber in den Tönen der Muſik liegt, wenn ſie durch die ſtille Nacht hallen. So war es auch jezt, als ſpräche in jenen Akkorden eine holde Geiſterſtimme zu mir; ich gab mich dem wohlthätigen Eindruck ganz hin, und glaubte es würde nun wohl etwas Zuſammenhängendes, irgend eine Fantaſie, oder ſonſt ein muſikaliſches Stück folgen, aber wie wurde mir, als die herrliche göttliche Stimme eines Weibes in einer herzergreifenden Melodie die Worte ſang:

Mio ben ricordati
s'avvien ch'io mora,
quanto quest' anima
fedel t'amò.
Lo se pur amano
le fredde ceneri
nel urna ancora
t'adorerò!

„Wie ſoll ich es denn anfangen, Dir das nie gekannte, nie geahnete Gefühl nur anzudeuten, welches die langen — bald anſchwellenden — bald verhallenden Töne in mir aufregten. Wenn die ganz eigenthümliche, nie gehörte Melodie — ach es war ja die tiefe, wonnevolle Schwermuth der inbrünſtigſten Liebe ſelbſt — wenn ſie den Geſang in einfachen Melismen bald in die Höhe führte, daß die Töne wie helle Kryſtallglocken erklangen, bald in die Tiefe hinabſenkte, daß er in den dumpfen Seufzern einer hoffnungsloſen Klage zu erſterben ſchien, dann fühlte ich, wie ein unnennbares Entzücken mein Innerſtes durchbebte, wie der Schmerz der unendlichen Sehnſucht meine Bruſt krampfhaft zuſammenzog, wie mein Athem ſtockte, wie mein Selbſt unterging in namenloſer, himmliſcher Wolluſt. Ich wagte nicht, mich zu regen, meine ganze Seele, mein ganzes Gemüth war nur Ohr. Schon längſt hatten die Töne geſchwiegen, als ein Thränenſtrom endlich die Ueberſpannung brach, die mich zu vernichten drohte. Der Schlaf mochte mich doch zuletzt übermannt haben, denn als ich von dem gellenden Ton eines Poſthorns geweckt auffuhr, ſchien die helle Morgenſonne in mein Zimmer, und ich wurde gewahr, daß ich nur im Traume des höchſten Glücks, der höchſten Seligkeit, die für mich auf der Erde zu finden, theilhaftig worden. — Ein herrliches blühendes Mädchen war in mein Zimmer getreten; es war die Sängerin und ſie ſprach zu mir mit gar lieblicher, holdſeliger Stimme: „So konnteſt Du mich dann wieder erkennen, lieber, lieber Ferdinand! aber ich wußte ja wohl, daß ich nur ſingen durfte, um nun ganz in Dir zu leben; denn jeder Ton wohnte ja in Deiner Bruſt, und mußte in Deinem Blick erklingen.“ — Welches unausſprechliche Entzücken durchſtrömte mich, als ich nun ſah, daß es die Geliebte meiner Seele war, die ich ſchon von früher Kindheit an im Herzen getragen, die mir ein feindliches Geſchick nur ſo lange entriſſen, und die ich Hochbeglückter nun wieder gefunden. Aber meine inbrünſtige Liebe erklang eben in jener Melodie der tief klagenden Sehnſucht, und unſere Worte, unſere Blicke wurden zu herrlichen anſchwellenden Tönen, die wie in einem Feuerſtrom zuſammenfloſſen. — Nun ich erwacht war, mußte ich mirs eingeſtehen, daß durchaus keine Erinnerung aus früher Zeit ſich an das holdſelige Traumbild knüpfte — ich hatte das herrliche Mädchen zum erſten Male geſehen. Es wurde vor dem Hauſe laut und heftig geſprochen — mechaniſch raffte ich mich auf und eilte ans Fenſter. [illegible] [illegible] die etwas an [illegible] zerbrochen. [illegible] lich war alles hergeſtellt, und nun rief der Mann herauf: Jetzt iſt alles in Ordnung, wir wollen fort. Ich wurde gewahr, daß dicht neben mir ein Frauenzimmer zum Fenſter herausgeſehen, die nun ſchnell zurückfuhr, ſo daß ich, da ſie einen ziemlich tiefen Reiſehut aufgeſetzt hatte, das Geſicht nicht erkennen konnte. Als ſie aus der Hausthüre trat, wandte ſie ſich um und ſah zu mir herauf. - Ludwig! — es war die Sängerin! — es war das Traumbild — der Blick des himmliſchen Auges fiel auf mich, und es war mir, als träfe der Strahl eines Kryſtalltons meine Bruſt wie ein glühender Dolchſtich, daß ich den Schmerz phyſiſch fühlte, daß alle meine Fibern und Nerven erbebten und ich vor unnennbarer Wonne erſtarrte — Schnell war ſie im Wagen — der Poſtillon blies wie im jubelnden Hohn ein munteres Stückchen. Im Augenblick waren ſie um die Straßenecke verſchwunden. Wie ein Träumender blieb ich im Fenſter, die Kurländer traten ins Zimmer, mich zu einer verabredeten Luſtfahrt hinabzuholen — ich ſprach kein Wort — man hielt mich für krank — wie hätte ich auch nur das Mindeſte davon äußern können, was geſchehen! Ich unterließ es, mich nach den Fremden, die neben mir gewohnt, im Hauſe zu erkundigen, denn es war, als entweihe jedes Wort andrer Lippen, das ſich auf die Herrliche bezöge das zarte Geheimniß meines Herzens. Getreulich wollte ich es fortan in mir tragen und nie mehr laſſen von der, die nun die Ewiggeliebte meiner Seele worden, ſollte ich ſie auch nimmer wieder ſchauen. Du, mein Herzensfreund! erkennſt wohl ganz den Zuſtand, in den ich mich verſetzt fühlte; Du tadelſt mich daher nicht, daß ich alles und jedes vernachläſſigte, mir auch nur eine Spur von der unbekannten Geliebten zu verſchaffen. Die luſtige Geſellſchaft der Kurländer wurde mir in meiner Stimmung höchſt zuwider, ehe ſie ſichs verſahen, war ich in einer Nacht auf und davon, und eilte nach B., meiner damaligen Beſtimmung zu folgen. Du weißt, daß ich ſchon ſeit früher Zeit ziemlich gut zeichnete; in B. legte ich mich unter der Anleitung geſchickter Meiſter auf das Miniaturmalen und brachte es in kurzer Zeit ſo weit, daß ich den einzigen mir vorgeſteckten Zweck, nämlich das höchſt ähnliche Bild der Unbekannten würdig zu malen, erfüllen konnte. Heimlich, bei verſchloſſenen Thüren, malte ich das Bild. Kein menſchliches Auge hat es jemals geſehen, denn ein anderes Bild gleicher Größe, ließ ich faſſen, und ſetzte mit Mühe dann ſelbſt das Bild der Geliebten ein, das ich ſeit der Zeit auf bloßer Bruſt trug.“ —

„Zum erſten Mal in meinem Leben habe ich heute von dem höchſten Moment meines Lebens geſprochen, und Du Ludwig! biſt der Einzige, dem ich mein Geheimniß vertraut! — Aber auch heute iſt eine fremde Macht feindſelig in mein Inneres gedrungen! — Als ich zu dem Türken hintrat, fragte ich, der Geliebten meines Herzens denkend: Werde ich künftig noch einen Moment erleben, der dem gleicht, wo ich am glücklichſten war? Der Türke wollte, wie Du bemerkt haben wirſt, durchaus nicht antworten; endlich, als ich nicht nachließ, ſprach er: die Augen ſchauen in deine Bruſt, aber das ſpiegelblanke Gold, das mir zugewendet, verwirrt meinen Blick — wende das Bild um! – Habe ich denn Worte für das Gefühl, das mich durchbebte? – Dir wird meine innere Bewegung nicht entgangen ſeyn. Das Bild lag wirklich ſo auf meiner Bruſt, wie es der Türke angegeben; ich wandte es unbemerkt um, und wiederholte meine Frage, da ſprach die Figur im düſtern Ton: Unglücklicher! in dem Augenblick, wenn Du ſie wieder ſiehſt, haſt Du ſie verloren!“

Eben wollte Ludwig es verſuchen, den Freund, der in tiefes Nachdenken verſunken war, mit tröſtenden Worten aufzurichten, als ſie durch mehrere Bekannte, die auf ſie zuſchritten, unterbrochen wurden.

Schon hatte ſich das Gerücht von der neuen myſteriöſen Antwort, die der weiſe Türke ertheilte, in der Stadt verbreitet, und man erſchöpfte ſich in Vermuthungen, was für eine unglückliche Prophezeihung wohl den vorurtheilsfreien Ferdinand ſo aufgeregt haben können; man beſtürmte die Freunde mit Fragen, und Ludwig wurde genöthigt, um ſeinen Freund aus dem Gedränge zu retten, ein abentheuerliches Geſchichtchen aufzutiſchen, das deſto mehr Eingang fand, je weiter es ſich von der Wahrheit entfernte. Dieſelbe Geſellſchaft, in welcher Ferdinand angeregt wurde, den wunderbaren Türken zu beſuchen, pflegte ſich wöchentlich zu verſammeln, und auch in der nächſten Zuſammenkunft kam wieder der Türke um ſo mehr an die Reihe, als man ſich immer noch bemühte, recht viel von Ferdinand ſelbſt über ein Abenteuer zu hören, das ihn in die düſtre Stimmung verſetzt hatte, welche er vergebens zu verbergen ſuchte. Ludwig fühlte es nur zu lebhaft, wie ſein Freund im Innerſten erſchüttert ſeyn mußte, als er das tief in der Bruſt treu bewahrte Geheimniß einer fantaſtiſchen Liebe von einer fremden grauenvollen Macht durchſchaut ſah, und auch er war eben ſo gut wie Ferdinand feſt überzeugt, daß dem das Geheimſte durchdringenden Blick jener Macht auch wohl; der myſteriöſe Zuſammenhang, vermöge deſſen ſich das Zukünftige dem Gegenwärtigen anreiht, offenbar ſeyn könne. Ludwig mußte an den Spruch des Orakels glauben, aber das feindſelige ſchonungsloſe Verrathen des böſen Verhältniſſes, das dem Freunde drehte, brachte ihn gegen das verſteckte Weſen, das ſich durch den Türken vernehmen ließ, auf. Er bildete daher ſtandhaft gegen die zahlreichen Bewunderer des Kunſtwerks die Oppoſition, und behauptete, als jemand bemerkte, in den natürlichen Bewegungen des Automats liege etwas ganz beſonders Impoſantes, wodurch der Eindruck der orakelmäßigen Antworten erhöht werde, gerade das Augenverdrehen und Kopfwenden des ehrbaren Türken habe für ihn was unbeſchreiblich Poſſierliches gehabt, weshalb er auch durch ein Bonmot, das ihm entſchlüpft, den Künſtler und auch vielleicht das unſichtbar wirkende Weſen in üblen Humor verſetzt, welchen letzteres auch durch eine Menge ſchaaler, nichts bedeutender Antworten an den Tag gelegt. Ich muß geſtehen, fuhr Ludwig fort, daß die Figur gleich beim Eintreten mich lebhaft an einen überaus zierlichen künſtlichen Nußknacker erinnerte, den mir einſt, als ich noch ein kleiner Knabe war, ein Vetter zum Weihnachten verehrte. Der kleine Mann hatte ein überaus ernſthaft komiſches Geſicht und verdrehte jedesmal mittelſt einer innern Vorrichtung die großen aus dem Kopfe herausſtehenden Augen, wenn er eine harte Nuß knackte, was denn ſo etwas poſſierlich Lebendiges in die ganze Figur brachte, daß ich ſtundenlang damit ſpielen konnte, und der Zwerg mir unter den Händen zum wahren Alräunchen wurde. Alle noch ſo vollkommne Marionetten waren mir nachher ſteif und leblos gegen meinen herrlichen Nußknacker. Von den höchſt wunderbaren Automaten im Danziger Arſenal war mir gar viel erzählt worden, und vorzüglich deshalb unterließ ich nicht hineinzugehen, als ich mich vor einigen Jahren in Danzig befand. Bald nachdem ich in den Saal getreten, ſchritt ein altdeutſcher Soldat keck auf mich los und feuerte ſeine Büchſe ab, daß es durch die weiten Gewölbe recht derb knallte — noch mehrere Spielereien der Art, die ich in der That wieder vergeſſen, überraſchten hin und wieder, aber endlich führte man mich in den Saal in welchem der Gott des Krieges, der furchtbare Mavors, ſich mit ſeiner ganzen Hofhaltung befand. — Mars [illegible] ſaß in ziemlich grotesker Kleidung auf einem mit Waffen aller Art geſchmückten Thron, von Trabanten und Kriegern umgeben. So bald wir vor den Thron getreten, fingen ein Paar Trommelſchläger an, auf ihren Trommeln zu wirbeln, und Pfeifer blieſen dazu ganz erſchrecklich, daß man ſich vor dem kakophoniſchen Getöſe hätte die Ohren zuhalten mögen. Ich bemerkte, daß der Gott des Krieges eine durchaus ſchlechte, ſeiner Majeſtät unwürdige Kapelle habe, und man gab mir recht. —, Endlich hörte das Trommeln und Pfeifen auf — da fingen an die Trabanten die Köpfe zu drehen und mit den Hellebarden zu ſtampfen, bis der Gott des Krieges, [illegible] er auch mehrmals die Augen [illegible], von ſeinem Sitz aufſprang und keck auf uns zuſchreiten zu wollen ſchien.

Bald aber warf er ſich wieder in ſeinen Thron, und es wurde noch etwas getrommelt und gepfiffen, bis alles wieder in die alte hölzerne Ruhe zurückkehrte. Als ich denn nun alle dieſe Automate geſchaut, ſagte ich im Herausgehen zu mir ſelbſt: Mein Nußknacker war mir doch lieber, und jetzt, meine Herren! nachdem ich den weiſen Türken geſchaut, ſage ich abermals: mein Nußknacker war mir doch lieber! — Man lachte ſehr, meinte aber einſtimmig, daß Ludwigs Anſicht von der Sache mehr luſtig ſey als wahr, denn abgeſehen von dem ſeltenen Geiſt, der doch mehrentheils in den Antworten des Automats liege, ſey doch auch die durchaus nicht zu entdeckende Verbindung des verborgenen Weſens mit dem Türken, das nicht allein durch ihn rede, ſondern auch ſeine von den Fragen motivirte Bewegungen veranlaſſen müſſe, höchſt wunderbar und in jedem Fall ein Meiſterwerk der Mechanik und Akuſtik.

Dies mußte nun wohl ſelbſt Ludwig eingeſtehen, und man pries allgemein den fremden Künſtler. Da ſtand ein ältlicher Mann, der in der Regel wenig ſprach, und ſich auch dieſes Mal noch gar nicht ins Geſpräch gemiſcht hatte, vom Stuhl auf, wie er zu thun pflegte, wenn er auch endlich ein Paar Worte, die aber jedes Mal ganz zur Sache gehörten, anbringen wollte, und fing nach ſeiner höflichen Weiſe an: „Wollen Sie gütigſt erlauben — ich bitte gehorſamſt, meine Herren! — Sie rühmen mit Recht das ſeltene Kunſtwerk, das nun ſchon ſo lange uns anzuziehen weiß; mit Unrecht nennen Sie aber den ordinären Mann, der es zeigt, den Künſtler, da er an allem dem, was in der That an dem Werk vortrefflich iſt, gar keinen Antheil hat, ſelbiges vielmehr von einem in allen Künſten der Art gar tief erfahrnen Mann herrührt, der ſich ſtets und ſchon ſeit vielen Jahren in unſern Mauern befindet, und den wir alle kennen und höchlich verehren.“ Man gerieth in Erſtaunen, man ſtürmte mit Fragen auf den Alten ein, der alſo fortfuhr: „Ich meine niemanden anders, als den Profeſſor X. — Der Türke war ſchon zwei Tage hier, ohne daß jemand ſonderlich Notiz von ihm genommen hätte, der Profeſſor X. dagegen unterließ nicht bald hinzugehen, da ihn alles, was nur Automat heißt, auf das höchſte intereſſirt. Kaum hatte er aber von dem Türken ein Paar Antworten erhalten, als er den Künſtler bei Seite zog, und ihm einige Worte ins Ohr ſagte. Dieſer erblaßte und verſchloß das Zimmer, als es von den wenigen Neugierigen, die ſich eingefunden, verlaſſen war; die Anſchlagzettel verſchwanden von den Straßenecken und man hörte nichts mehr von dem weiſen Türken, bis nach vierzehn Tagen eine neue Ankündigung erſchien, und man den Türken mit dem neuen ſchönen Haupte und die ganze Einrichtung, ſo wie ſie jetzt als ein unauflösliches Räthſel beſteht, wieder fand. Seit der Zeit ſind auch die Antworten ſo geiſtreich und bedeutungsvoll. Daß aber dies alles das Werk des Profeſſor X. iſt, unterliegt gar keinem Zweifel, da der Künſtler in der Zwiſchenzeit, als er ſein Automat nicht zeigte, täglich bei ihm war, und auch, wie man gewiß weiß, der Profeſſor mehrere Tage hintereinander ſich in dem Zimmer des Hotels befand, wo die Figur aufgeſtellt und noch jetzt ſteht. Ihnen wird übrigens, meine Herren! doch bekannt ſeyn, daß der Profeſſor ſelbſt ſich in dem Beſitz der herrlichſten, vorzüglich aber muſikaliſcher Automate befindet, daß er ſeit langer Zeit mit dem Hofrath B—, mit dem er ununterbrochen über allerlei mechaniſche und auch wohl magiſche Künſte korreſpondirt, darin wetteifert, und daß es nur an ihm liegt, die Welt in das höchſte Erſtaunen zu ſetzen? Aber er arbeitet und ſchafft im Verborgenen, wiewohl er jedem, der wahre Luſt und wahres Belieben daran findet, ſeine ſeltenen Kunſtwerke gar gern zeigt.“

Man wußte zwar, daß der Profeſſor X., deſſen Hauptwiſſenſchaften Phyſik und Chemie waren, nächſtdem ſich auch gern mit mechaniſchen Kunſtwerken beſchäftigte, kein einziger von der Geſellſchaft hatte aber ſeinen Einfluß auf den weiſen Türken geahnet, und nur von Hörenſagen konnte man das

Kunſtkabinet, von dem der Alte geſprochen. Ferdinand und Ludwig fühlten ſich durch des Alten Bericht über den Profeſſor X. und über ſein Einwirken auf das fremde Automat gar ſeltſam angeregt.

„Ich kann dir's nicht verhehlen,“ — ſagte Ferdinand, „mir dämmert eine Hoffnung auf, vielleicht die Spur des Geheimniſſes zu finden, das mich jetzt ſo grauenvoll befängt, wenn ich dem Profeſſor X. näher trete. Ja es iſt möglich, daß die Ahnung des wunderbaren Zuſammenhanges, in dem der Türke, oder vielmehr die verſteckte Perſon die ihn zum Organ ihrer Orakelſprüche braucht, mit meinem Ich ſteht, mich vielleicht tröſtet, und den Eindruck jener für mich ſchrecklichen Worte entkräftet. Ich bin entſchloſſen, unter dem Vorwande, ſeine Automate zu ſehen, die nähere Bekanntſchaft des myſteriöſen Mannes zu machen, und da ſeine Kunſtwerke, wie wir hörten, muſikaliſch ſind, wird es für Dich nicht ohne Intereſſe ſeyn, mich zu begleiten.“ —

„Als wenn,“ erwiederte Ludwig, „es

nicht für mich genug wäre, daß ich in Deiner Angelegenheit Dir beiſtehen ſoll mit Rath und That! Daß mir aber eben heute, als der Alte von der Einwirkung des Profeſſors X. auf die Maſchine ſprach, ganz beſondere Ideen durch den Kopf gegangen ſind, kann ich nicht läugnen, wiewohl es möglich iſt, daß ich das auf entlegenem Wege ſuche, was vielleicht uns ganz nah liegt. – Iſt es nämlich, um eben die Auflöſung des Räthſels ganz nahe zu ſuchen, nicht denkbar, daß die unſichtbare Perſon wußte, daß Du ein Bild auf der Bruſt trägſt, und konnte nicht eine glückliche Kombination ſie gerade wenigſtens das ſcheinbar Richtige treffen laſſen? Vielleicht rächte ſie durch die unglückliche Weiſſagung ſich an uns des Muthwillens wegen, in dem wir die Weisheit des Türken höhnten."

„Keine menſchliche Seele," erwiederte Ferdinand, „hat, wie ich Dir ſchon vorhin ſagte, das Bildniß geſehen, niemanden habe ich jemals jenen auf mein ganzes Leben einwirkenden Vorfall erzählt — auf gewöhnliche

Weiſe kann der Türke unmöglich von dem Allen [illegible] worden ſeyn! — vielleicht nähert ſich das, was Du auf entlegenem Wege ſuchſt, weit mehr der [illegible]“

„So meine ich denn nun,“ ſagte Ludwig: „daß [illegible], ſo [illegible] ich heute auch das Gegentheil zu [illegible] ſchien, wirklich zu den merkwürdigſten Erſcheinungen gehört, die man jemals ſah, und [illegible], daß dem, der als Dirigent über dem ganzen Kunſtwerke ſchwebt, tiefere Kenntniſſe zu Gebote ſtehen, als die wohl glauben, welche nur [illegible] leichtſinnig begaffen, und ſich über das Wunderbare nur wundern. Die [illegible] iſt nichts weiter als die Form der Mittheilung, aber es iſt nicht zu läugnen, daß [illegible] Form geſchickt gewählt iſt, da das ganze [illegible] und auch die Bewegungen des Au[illegible] dazu geeignet ſind, die Aufmerkſam[illegible] Ganzen des [illegible] zu feſſeln, [illegible] vorzüglich den Fragenden [illegible] nach dem Zweck des [illegible] zu [illegible]. [illegible] Wegen [illegible], das [illegible]

[illegible]

gut als erwieſen, daß wir daher die Antworten aus dem Munde des Türken zu empfangen glauben, beruht ſicherlich auf einer akuſtiſchen Täuſchung; wie dies bewerkſtelligt iſt, wie die Perſon, welche antwortet, in den Stand geſetzt wird, die Fragenden zu ſehen, zu vernehmen und ſich ihnen wieder verſtändlich zu machen, iſt und bleibt mir freilich ein Räthſel; allein es ſetzt nur gute akuſtiſche und mechaniſche Kenntniſſe und einen vorzüglichen Scharfſinn oder auch vielleicht beſſer geſagt eine konſequente Schlauheit des Künſtlers voraus, der kein Mittel unbeachließ, uns zu täuſchen, und ich muß geſtehen, daß mich die Auflöſung dieſes Geheimniſſes weniger intereſſirt, als es von dem nur allein höchſt merkwürdigen Umſtande überwogen wird, daß der Türke oft die Seele des Fragenden zu durchſchauen, ja, wie Du ſchon, noch ehe es Dir ſelbſt bewieſen wurde, bemerkteſt, in die tiefſte Tiefe des Gemüths zu dringen ſcheint. Wie wenn es dem antwortenden Weſen möglich wäre, ſich durch uns unbekannte Mittel einen pſychiſchen Einfluß auf uns zu verſchaffen, ja ſich mit uns in einen ſolchen geiſtigen Rapport zu ſetzen, daß es unſere Gemüthsſtimmung, ja unſer ganzes inneres Weſen in ſich auffaßt, und ſo, wenn auch nicht das in uns ruhende Geheimniß deutlich ausſpricht, doch wie in einer Extaſe, die eben der Rapport mit dem fremden geiſtigen Prinzip erzeugte, die Andeutungen alles deſſen, was in unſerer eigenen Bruſt ruht, wie es hell erleuchtet dem Auge des Geiſtes offenbar wird, hervorruft. Es iſt die pſychiſche Macht, die die Saiten in unſerm Innern, welche ſonſt nur durch einander rauſchten, anſchlägt, daß ſie vibriren und ertönen, und wir den reinen Akkord deutlich vernehmen; ſo ſind wir aber es ſelbſt, die wir uns die Antworten ertheilen, indem wir die innere Stimme durch ein fremdes geiſtiges Prinzip geweckt außer uns verſtändlicher vernehmen und verworrene Ahndungen, in Form und Weiſe des Gedankens feſt gebannt, nun zu deutlichen Sprüchen werden, ſo wie uns oft im Traum eine fremde Stimme über Dinge belehrt, die wir gar nicht wußten, oder über die wir wenigſtens in Zweifel waren, ungeachtet die Stimme, welche uns fremdes Wiſſen zuzuführen ſcheint, doch nur aus unſerm eignen Innern kommt und ſich in verſtändlichen Worten ausſpricht. — Daß der Türke, worunter ich natürlich jenes verſteckte geiſtige Weſen verſtehe, ſehr ſelten nöthig haben wird, ſich mit dem Fragenden in jenen pſychiſchen Rapport zu ſetzen, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Hundert Fragende werden eben ſo oberflächlich abgefertigt, als es ihre Individualität verdient, und oft genügt ein witziger Einfall, dem der natürliche Scharfſinn oder die geiſtige Lebendigkeit des antwortenden Weſens die treffende Spitze giebt, wo von irgend einer Tiefe, in der die Frage aufzufaſſen iſt, nicht die Rede ſeyn kann. Irgend eine exaltirte Gemüthsſtimmung des Fragenden wird den Türken augenblicklich auf ganz andere Weiſe anſprechen und dann wendet er die Mittel an, die es ihm möglich machen, den pſychiſchen Rapport hervorzubringen, der ihm die Macht giebt, aus dem tiefſten Innern des Fragenden ſelbſt zu antworten. Die Weigerung des Türken, auf ſolche tief geſtellte Fragen gleich zu antworten, iſt vielleicht nur der Aufſchub, den er ſich gönnt, um für die Anwendung jener geheimnißvollen Mittel Momente zu gewinnen. Dies iſt meine innige Herzensmeinung, und Du ſiehſt, daß mir das Kunſtwerk nicht ſo verächtlich iſt, als ich es Euch heute glauben machen wollte — vielleicht nehme ich die Sache zu ernſt! — Doch mochte ich Dir nichts verhehlen, wiewohl ich einſehe, daß wenn Du in meine Idee eingehſt, ich Dir gerade nichts zur innern Beruhigung geſagt habe!“

„Du irrſt, mein geliebter Freund,“ erwiederte Ferdinand: „gerade, daß Deine Ideen ganz mit dem übereinſtimmen, was mir gleich dunkel vor die Seele lag, beruhigte mich auf eine wunderbare Weiſe; ich habe es mit mir ſelbſt allein zu thun, mein liebes Geheimniß blieb unentweiht, denn mein Freund wird es treulich bewahren; wie ein anvertrautes Heiligthum. Doch muß ich jetzt noch eines ganz beſondern Umſtandes erwähnen, deſſen ich bisher noch nicht gedachte. Als der Türke die verhängnißvollen Worte ſprach, war es mir, als hörte ich die tiefklagende Melodie: Mio ben ricordati s'avvienech'io mora in einzeln abgebrochenen Lauten – und dann war es wieder als ſchwebe nur ein langgehaltener Ton der göttlichen Stimme, die ich in jener Nacht hörte, an mir vorüber."

„So mag ich es Dir auch nicht verſchweigen," ſagte Ludwig: „daß ich, als Du gerade die leiſe Antwort erhielteſt, zufällig die Hand auf das Geländer, welche das Kunſtwerk umſchließt, gelegt hatte; es dröhnte fühlbar in meiner Hand und auch mir war es als gleite ein muſikaliſcher Ton, Geſang kann ich es nicht nennen, durchs Zimmer. Ich achtete nicht ſonderlich darauf, weil, wie Du weißt, immer meine ganze Fantaſie von Muſik erfüllt iſt, und ich deshalb ſchon auf die wunderlichſte Weiſe getäuſcht worden bin; nicht wenig erſtaunte ich aber im Innern als ich den myſteriöſen Zuſammenhang jenes tiefklagenden Tons mit der verhängnißvollen

Begebenheit in D., die Deine Frage an den Türken veranlaßte, erfuhr.“

Ferdinand hielt es nur für einen Beweis des pſychiſchen Rapports mit ſeinem geliebten Freunde, daß auch dieſer den Ton gehört hatte, und als ſie noch tiefer eingingen in die Geheimniſſe der pſychiſchen Beziehungen verwandter geiſtiger Prinzipe, als immer lebendiger wunderbare Reſultate ſich erzeugten, da war es ihm endlich, als ſey die ſchwere Laſt, die ſeit jenem Augenblick, als er die Antwort erhalten, ſeine Bruſt gedrückt, ihm wieder entnommen; er fühlte ſich ermuthigt, jedem Verhängniß keck entgegen zu treten. Kann ich ſie dann verlieren, ſagte er: ſie, die ewig in meinem Innern waltet, und ſo eine intenſive Exiſtenz behauptet, die nur mit meinem Seyn untergeht?

Voller Hoffnung, über manche jener Vermuthungen, die für beide die größte innere Wahrheit hatten, näheren Aufſchluß zu erhalten, gingen ſie zum Profeſſor X. Sie fanden an ihm einen hochbejahrten, altfränkiſch gekleideten Mann muntern Anſehens, deſſen kleine graue Augen unangenehm ſtechend blickten, und um deſſen Mund ein ſarkaſtiſches Lächeln ſchwebte, das eben nicht anzog.

Als ſie den Wunſch äußerten, ſeine Automate zu ſehen, ſagte er: Ey! ſind Sie doch auch wohl Liebhaber von mechaniſchen Kunſtwerken, vielleicht ſelbſt Kunſtdilettanten? Nun Sie finden bei mir was ſie in ganz Europa, ja in der ganzen bekannten Welt vergebens ſuchen. Des Profeſſors Stimme hatte etwas höchſt widriges, es war ein hoher kreiſchender diſſonirender Tenor, der gerade zu der marktſchreieriſchen Art paßte, womit er ſeine Kunſtwerke ankündigte. Er holte mit vielem Geräuſch die Schlüſſel und öffnete den geſchmackvoll, ja prächtig verzierten Saal, in welchem die Kunſtwerke ſich befanden. In der Mitte ſtand auf einer Erhöhung ein großer Flügel, neben demſelben rechts eine lebensgroße männliche Figur mit einer Flöte in der Hand, links ſaß eine weibliche Figur vor einem Clavierähnlichen Inſtrumente, hinter derſelben zwei Knaben mit einer großen Trommel und einem Triangel. Im Hintergrunde erblickten die Freunde das ihnen ſchon bekannte Orcheſtrion und rings an den Wänden umher mehrere Spieluhren. Der Profeſſor ging nur flüchtig an den Orcheſtrion und den Spieluhren vorüber, und berührte kaum merklich die Automate; dann ſetzte er ſich aber an den Flügel und fing pianiſſimo ein marſchmäßiges Andante an; bei der Repriſe ſetzte der Flötenbläſer die Flöte an den Mund und ſpielte das Thema, nun paukte der Knabe richtig im Takte ganz leiſe auf der Trommel, indem der andere einen Triangel kaum hörbar berührte. Bald darauf fiel das Frauenzimmer mit vollgriffigen Akkorden ein, indem ſie durch das Niederdrücken der Taſten einen harmonikaähnlichen Ton hervorbrachte! Aber nun wurde es immer reger und lebendiger im ganzen Saal, die Spieluhren fielen nach einander mit der größten rhythmiſchen Genauigkeit ein, der Knabe ſchlug immer ſtärker ſeine Trommel, der Triangel gellte durch das Zimmer und zuletzt trompetete und paukte das

Orcheſtrion im Fortiſſimo dazu, daß alles zitterte und bebte, bis der Profeſſor mit ſeinen Maſchienen auf einen Schlag im Schluß-Akkord endete. Die Freunde zollten dem Profeſſor den Beifall, den ſein ſchlau und zufrieden lächelnder Blick zu begehren ſchien; er war im Begriff noch mehr muſikaliſche Produktionen der Art vorzubereiten, indem er ſich den Automaten näherte, aber die Freunde, als hätten ſie ſich vorher dazu verabredet, ſchützten einſtimmig ein dringendes Geſchäft vor, das ihnen nicht erlaube länger zu verweilen und verließen den Mechaniker und ſeine Maſchinen. Nun, war das nicht Alles überaus künſtlich und ſchön? frug Ferdinand, aber Ludwig brach los wie im lange verhaltenen Zorn: Ey daß den verdammten Profeſſor der — ey wie ſind wir doch ſo bitter getäuſcht worden! wo ſind die Aufſchlüſſe, nach denen wir trachteten, wie blieb es mit der lehrreichen Unterhaltung, in der uns der weiſe Profeſſor erleuchten ſollte, wie die Lehrlinge zu Sais? Dafür, ſagte Ferdinand, haben wir aber in der That merkwürdige mechaniſche Kunſtwerke geſehen; auch in muſikaliſcher Hinſicht! Der Flötenbläſer iſt offenbar die berühmte Vaucanſon'ſche Maſchine, und derſelbe Mechanismus rückſichtlich der Fingerbewegung auch bei der weiblichen Figur angewendet, die auf ihrem Inſtrumente recht wohllautende Töne hervorbringt: die Verbindung der Maſchinen iſt wunderbar. Das alles iſt es eben, fiel Ludwig ein, was mich ganz toll machte! ich bin von all der Maſchinen-Muſik, wozu ich auch des Profeſſors Spiel auf dem Flügel rechne, ordentlich durchgewalkt und durchgeknetet, daß ich es in allen Gliedern fühle und lange nicht verwinden werde.

Schon die Verbindung des Menſchen mit todten das Menſchliche in Bildung und Bewegung nachäffenden Figuren zu gleichem Thun und Treiben hat für mich etwas drückendes, unheimliches, ja entſetzliches. Ich kann mir es denken, daß es möglich ſeyn müßte, Figuren vermöge eines im Innern verborgenen Getriebes gar künſtlich und behende tanzen zu laſſen, auch müßten dieſe mit Menſchen gemeinſchaftlich einen Tanz aufführen und ſich in allerlei Touren wenden und drehen, ſo daß der lebendige Tänzer die todte hölzerne Tänzerin faßte und ſich mit ihr ſchwenkte, würdeſt Du den Anblick ohne inneres Grauen eine Minute lang ertragen? Aber vollends die Maſchinenmuſik iſt für mich etwas heilloſes und gräuliches, und eine gute Strumpfmaſchine übertrift nach meiner Meinung an wahrem Werth himmelweit die vollkommenſte prächtigſte Spieluhr.

Iſt es denn nur allein der aus dem Munde ſtrömende Hauch, der dem Blasinſtrumente, ſind es nur allein die gelenkigen geſchmeidigen Finger, die dem Saiteninſtrumente Töne entlocken, welche uns mit mächtigen Zauber ergreifen, ja in uns die unbekannten unausſprechlichen Gefühle erregen, welche mit nichts Irdiſchem hienieden verwandt, die Ahndungen eines fernen Geiſterreichs und unſers höhern Seyns in demſelben hervorrufen? Iſt es nicht vielmehr das Gemüth, welches ſich nur jener phyſiſchen Organe bedient, um das, was in ſeiner tiefſten Tiefe erklungen, in das rege Leben zu bringen, daß es andern vernehmbar ertönt und die gleichen Anklänge im Innern erweckt, welche dann im harmoniſchen Wiederhall dem Geiſt das wundervolle Reich erſchließen, aus dem jene Töne wie entzündende Strahlen hervordrangen? Durch Ventile, Springfedern, Hebel, Walzen und was noch alles zu dem mechaniſchen Apparat gehören mag, muſikaliſch wirken zu wollen, iſt der unſinnige Verſuch, die Mittel allein das vollbringen zu laſſen, was ſie nur durch die innere Kraft des Gemüths belebt und von derſelben in ihrer geringſten Bewegung geregelt ausführen können. Der größte Vorwurf, den man den Muſiker macht, iſt, daß er ohne Ausdruck ſpiele, da er dadurch eben dem eigentlichen Weſen der Muſik ſchadet, oder vielmehr in der Muſik die Muſik vernichtet, und doch wird der geiſt- und empfindungsloſeſte Spieler noch immer mehr leiſten als die vollkommenſte Maſchine, da es nicht denkbar iſt, daß nicht irgend einmal eine augenblickliche Anregung aus dem Innern auf ſein Spiel wirken ſollte, welches natürlicherweiſe bei der Maſchine nie der Fall ſeyn kann.

Das Streben der Mechaniker, immer mehr und mehr die menſchlichen Organe zum Hervorbringen muſikaliſcher Töne nachahmen, oder durch mechaniſche Mittel zu erſetzen, iſt mir der erklärte Krieg gegen das geiſtige Prinzip, deſſen Macht nur noch glänzender ſiegt, je mehr ſcheinbare Kräfte ihm entgegengeſetzt werden; eben darum iſt mir gerade die nach mechaniſchen Begriffen vollkommenſte Maſchine der Art eben die verächtlichſte und eine einfache Drehorgel, die im Mechaniſchen nur das Mechaniſche bezweckt, immer noch lieber als der Vaucanſonſche Flötenbläſer und die Harmonikaſpielerin.

Ich muß dir ganz beiſtimmen, ſagte Ferdinand: denn du haſt nur in Worten deutlich ausgeſprochen, was ich längſt und vorzüglich heute bei dem Profeſſor im Innern lebhaft gefühlt. Ohne ſo ganz in der Muſik zu leben und zu weben, wie Du und ohne daher für alle Mißgriffe ſogar empfindlich zu ſeyn, iſt mir doch das Todte, Starre der Maſchinenmuſik von je her zuwider geweſen und ich erinnre mich noch, daß ſchon als Kind in dem Hauſe meines Vaters mir eine große Harfenuhr, welche ſtündlich ihr Stückchen abſpielte, ein recht quälendes Mißbehagen erregte. Es iſt Schade, daß recht geſchickte Mechaniker ihre Kunſt dieſer widrigen Spielerei, und nicht vielmehr der Vervollkommung der muſikaliſchen Inſtrumente zuwenden. Das iſt wahr, erwiederte Ludwig: vorzüglich rückſichtlich der Taſteninſtrumente wäre noch manches zu thun, denn gerade dieſe öffnen dem geſchickten Mechaniker ein weites Feld, und wirklich iſt es zu bewundern, wie weit z. B. der Flügel, in ſeiner Struktur, die auf Ton und Behandlungsart den entſchiedenſten Einfluß hat, vorgerückt iſt.

Sollte es aber nicht die höhere muſikaliſche Mechanik ſeyn, welche die eigenthümlichſten Laute der Natur belauſcht, welche die in den heterogenſten Körpern wohnende Töne erforſcht und welche dann dieſe geheimnißvolle

Muſik in irgend ein Organon feſt zu bannen ſtrebt, das ſich dem Willen des Menſchen fügt und in ſeiner Berührung erklingt. Alle Verſuche, aus metallenen, gläſernen Cylindern, Glasfäden, Glas, ja Marmorſtreifen Töne zu ziehen oder Saiten auf ganz andere als die gewöhnliche Weiſe vibriren und ertönen zu laſſen, ſcheinen mir daher im höchſten Grade beachtenswerth, und dem weitern Vorſchreiten dieſes Beſtrebens in die tiefen akuſtiſchen Geheimniſſe, wie ſie überall in der Natur verborgen, zu dringen, ſteht es nur im Wege, daß jeder mangelhafte Verſuch gleich der Oſtentation oder des Geldgewinns wegen, als eine neue ſchon zur Vollkommenheit gediehene Erfindung angeprieſen und vorgezeigt wird. Hierin liegt es, daß in kurzer Zeit ſo viele neue Inſtrumente zum Theil unter ſeltſamen oder prunkenden Namen entſtanden und eben ſo ſchnell wieder verſchwunden und in Vergeſſenheit gerathen ſind. Deine höhere muſikaliſche Mechanik, ſagte Ferdinand, iſt allerdings ſehr intereſſant, wiewohl ich mir eigentlich nicht die Spitze oder das Ziel jener Beſtrebungen denken kann.

Dies iſt kein anderes, erwiederte Ludwig, als die Auffindung des vollkommenſten Tons; ich halte aber den muſikaliſchen Ton für deſto vollkommner, je näher er den geheimnißvollen Lauten der Natur verwandt iſt, die noch nicht ganz von der Erde gewichen. Mag es ſeyn, ſagte Ferdinand, daß ich nicht ſo wie du in dieſe Geheimniſſe eingedrungen, aber ich geſtehe, daß ich dich nicht ganz faſſe. Laß mich es wenigſtens andeuten, fuhr Ludwig fort, wie mir das Alles ſo in Sinn und Gedanken liegt.

In jener Urzeit des menſchlichen Geſchlechts, als es, um mich ganz der Worte eines geiſtreichen Schriftſtellers zu bedienen (Schubert in den Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft) in der erſten heiligen Harmonie mit der Natur lebte, erfüllt von dem göttlichen Inſtinkt der Weiſſagung und Dichtkunſt, als der Geiſt des Menſchen nicht die Natur, ſondern dieſe den Geiſt des Menſchen erfaßte, und die Mutter das wunderbare

derbare Weſen, das ſie geboren, noch aus der Tiefe ihres Daſeyns nährte, da umfing ſie den Menſchen wie im Wehen einer ewigen Begeiſterung mit heiliger Muſik, und wundervolle Laute verkündeten die Geheimniſſe ihres ewigen Treibens. Ein Nachhall aus der geheimnißvollen Tiefe dieſer Urzeit iſt die herrliche Sage von der Sphärenmuſik, welche mich ſchon als Knabe, als ich in Scipio's Traum zum erſten Mal davon las, mit inbrünſtiger Andacht erfüllte, ſo daß ich oft in ſtillen mondhellen Nächten lauſchte, ob nicht im Säuſeln des Windes jene wunderbaren Töne erklingen würden. Aber noch ſind jene vernehmlichen Laute der Natur, wie ich ſchon vorhin ſagte, nicht von der Erde gewichen, denn nichts anders iſt jene Luftmuſik oder Teufelsſtimme auf Ceylon, deren eben jener Schriftſteller erwähnt, und die eine ſo tiefe Wirkung auf das menſchliche Gemüth äußert, daß ſelbſt die ruhigſten Beobachter ſich eines tiefen Entſetzens, eines zerſchneidenden Mitleids mit jenen den menſchlichen Jammer ſo entſetzlich nachahmenden Naturtönen nicht erwehren können. Ja ich habe ſelbſt in früherer Zeit eine ganz ähnliche Naturerſcheinung, und zwar in der Nähe des Kuriſchen Haffs in Oſtpreußen erlebt. Es war im tiefen Herbſt, als ich mich einige Zeit auf einem dort gelegenen Landgute aufhielt, und in ſtillen Nächten bei mäßigem Winde deutlich lang gehaltene Töne hörte, die bald gleich einer tiefen gedämpften Orgelpfeife, bald gleich einer vibrirenden dumpfen Glocke erklangen. Oft konnte ich genau das tiefe F mit der anſchlagenden Quinte C unterſcheiden, oft erklang ſogar die kleine Terz Es, ſo daß der ſchneidende Septimen-Akkord in den Tönen der tiefſten Klage meine Bruſt mit einer das Innerſte durchdringenden Wehmuth, ja mit Entſetzen erfüllte.

„In dem unvermerkten Entſtehen, Anſchwellen und Verſchweben jener Naturlaute liegt etwas, das unſer Gemüth unwiderſtehlich ergreift, und das Inſtrument, dem dies zu Gebote ſteht, wird in eben dem Grade auf uns wirken müſſen; mir ſcheint daher, daß die Harmonika rückſichtlich des Tons ſich gewiß jener Vollkommenheit, die ihren Maßſtab in der Wirkung auf unſer Gemüth findet, am mehrſten nähert, und es iſt eben ſchön, daß gerade dieſes Inſtrument, welches jene Naturlaute ſo glücklich nachahmt und auf unſer Inneres in den tiefſten Beziehungen ſo wunderbar wirkt, ſich dem Leichtſinn und der ſchaalen Oſtentation durchaus nicht hingiebt, ſondern nur in der heiligen Einfachheit ihr eigenthümliches Weſen behauptet. Recht viel in dieſer Hinſicht wird auch gewiß das neuerfundene ſogenannte Harmonichord leiſten, welches ſtatt der Glocken, mittelſt einer geheimen Mechanik, die durch den Druck der Taſten und den Umſchwung einer Walze in Bewegung geſetzt wird, Saiten vibriren und ertönen läßt. Der Spieler hat das Entſtehen, Anſchwellen, Verſchweben des Tons beinahe noch mehr in der Gewalt, als bei der Harmonika, und nur den wie aus einer andern Welt herabgekommenen Ton dieſes Inſtruments hat das Harmonichord noch nicht im mindeſten erreicht. Ich habe dies Inſtrument gehört, ſagte Ferdinand, und muß geſtehen, daß ſein Ton recht in mein Inneres gedrungen, wiewohl es, nach meiner Einſicht, von dem Künſtler ſelbſt nicht eben vortheilhaft behandelt wurde. Uebrigens faſſe ich dich ganz, wiewohl mir die enge Beziehung jener Naturlaute, von denen du ſprichſt, mit der Muſik, die wir durch Inſtrumente hervorbringen, noch nicht deutlich einleuchtet. Kann denn, erwiederte Ludwig, die Muſik, die in unſerm Innern wohnt, eine andere ſeyn als die, welche in der Natur wie ein tiefes, nur dem höhern Sinn erforſchliches Geheimniß verborgen, und die durch das Organ der Inſtrumente nur wie im Zwange eines mächtigen Zaubers, deſſen wir Herr worden, ertönt? Aber im reinpſychiſchen Wirken des Geiſtes, im Traume iſt der Bann gelöſt, und wir hören ſelbſt im Konzert bekannter Inſtrumente jene Naturlaute, wie ſie wunderbar, in der Luft erzeugt, auf uns niederſchweben, anſchwellen und verhallen. Ich denke an die Aeolsharfe, unterbrach Ferdinand den Freund! was hältſt du von dieſer ſinnigen Erfindung? Die Verſuche, erwiederte

Ludwig, der Natur Töne zu entlocken, ſind allerdings herrlich und höchſt beachtenswerth, nur ſcheint es mir, daß man ihr bis jetzt nur ein kleinliches Spielzeug darbot, das ſie mehrentheils wie in gerechtem Unmuthe zerbrach. Viel größer in der Idee, als alle die Aeolsharfen, die nur als muſikaliſche Ableiter der Zugluft zum kindiſchen Spielwerk geworden, iſt die Wetterharfe, von der ich einmal geleſen. Dicke in beträchtlicher Weite im Freien ausgeſpannte Dräthe wurden von der Luft in Vibration geſetzt, und ertönten in mächtigem Klange.

Ueberhaupt bleibt hier dem ſinnigen, von höherem Geiſte beſeelten Phyſiker und Mechaniker noch ein weites Feld offen, und ich glaube, daß bei dem Schwunge, den die Naturwiſſenſchaft erhalten, auch tieferes Forſchen in das heilige Geheimniß der Natur eindringen, und manches, was nur noch geahnet, in das rege Leben ſichtlich und vernehmbar bringen wird. —

Plötzlich wehte ein ſeltſamer Klang durch die Luft, der im ſtärkern Anſchwellen dem

Ton einer Harmonika ähnlich wurde. Die Freunde blieben von innerm Schauer ergriffen, wie an den Boden feſtgebannt, ſtehen; da wurde der Ton zur tiefklagenden Melodie einer weiblichen Stimme. Ferdinand ergriff des Freundes Hand und drückte ſie krampfhaft an ſeine Bruſt, aber leiſe und bebend ſprach Ludwig: Mio ben ricordati s'avvien ch'io mora. Sie befanden ſich außerhalb der Stadt, vor dem Eingange eines mit hohen Hecken und Bäumen umſchloſſenen Gartens; dicht vor ihnen hatte unbemerkt ein kleines niedliches Mädchen, im Graſe ſitzend, geſpielt, das ſprang nun ſchnell auf und ſprach: Ach wie ſchön ſingt Schweſterchen wieder, ich muß ihr nur eine Blume bringen, denn ich weiß ſchon, wenn ſie die bunten Nelken ſieht, dann ſingt ſie noch ſchöner und länger. „Und damit hüpfte ſie, einen großen Blumenſtrauß in der Hand, in den Garten, deſſen Thüre offen ſtehen blieb, ſo daß die Freunde hineinſchauen konnten. Aber welch ein Erſtaunen, ja welch ein inneres Grauſen durchdrang ſie, als ſie den Profeſſor X. erblickten, der mitten im

Garten unter einer hohen Eſche ſtand. Statt des zurückſchreckenden ironiſchen Lächelns, mit dem er die Freunde in ſeinem Hauſe empfing, ruhte ein tiefer melancholiſcher Ernſt auf ſeinem Geſicht, und ſein himmelwärts gerichteter Blick ſchien wie in ſeeliger Verklärung das geahnete Jenſeits zu ſchauen, was hinter den Wolken verborgen, und von dem die wunderbaren Klänge Kunde gaben, welche wie ein Hauch des Windes durch die Luft bebten. Er ſchritt langſam und abgemeſſen den Mittelgang auf und nieder, aber in ſeiner Bewegung wurde alles um ihn her rege und lebendig, und überall flimmerten kryſtallne Klänge aus den dunklen Büſchen und Bäumen empor und ſtrömten vereinigt im wundervollen Konzert wie Feuerflammen durch die Luft ins Innerſte des Gemüths eindringend, und es zur höchſten Wonne himmliſcher Ahndungen entzündend. Die Dämmerung war eingebrochen, der Profeſſor verſchwand in den Hecken, und die Töne erſtarben im Pianiſſimo. Endlich gingen die Freunde im tiefen Schweigen nach der Stadt zurück; aber als Ludwig ſich nun von dem Freunde trennen wollte, da drückte ihn Ferdinand feſt an ſich und ſprach: Sey mir treu! — ſey mir treu! — ach ich fühle es ja, daß eine fremde Macht in mein Inneres gedrungen, und alle die im Verborgenen liegenden Saiten ergriffen hat, die nun nach ihrer Willkühr erklingen müſſen, und ſollte ich darüber zu Grunde gehen! —

„War denn nicht die gehäſſige Ironie, womit uns der Profeſſor in ſeinem Hauſe empfing, nur der Ausdruck des feindlichen Prinzips, und hat er uns mit ſeinen Automaten nicht nur abfertigen wollen, um alle nähere Beziehung mit mir im extenſiven Leben von der Hand zu weiſen? — Du kannſt wohl Recht haben, erwiederte Ludwig: denn auch ich ahne es deutlich, daß auf irgend eine Weiſe, die uns nun freilich wenigſtens jetzt ein unauflösliches Räthſel bleibt, der Profeſſor in dein Leben, oder beſſer geſagt, in das geheimnißvolle pſychiſche Verhältniß, in dem Du mit jenem unbekannten weiblichen Weſen ſtehſt, eingreift. Vielleicht verſtärkt er ſelbſt wider ſeinen Willen, als feindliches Prinzip darin verflochten und dagegen ankämpfend, den Rappert, deſſen Kraft eben im Kampfe wächſt, und es wäre denkbar, daß ihm dein Nähertreten ſchon deshalb verhaßt ſeyn müßte, weil dein geiſtiges Prinzip dann wider ſeinen Willen, oder vielmehr irgend einer konventionellen Abſicht entgegen, alle die Anklänge jenes pſychiſchen Rapports weckt und in neuen lebhafteren Schwung ſetzt. — Die Freunde beſchloſſen nun kein Mittel unverſucht zu laſſen, dem Profeſſor X. näher zu treten und vielleicht endlich das Räthſel zu löſen, das ſo tief auf Ferdinands Leben wirkte; ſchon am folgenden Morgen ſollte ein zweiter Beſuch bei dem Profeſſor das Fernere einleiten, ein Brief, den Ferdinand unvermuthet von ſeinem Vater erhielt, rief ihn aber nach B., er durfte ſich nicht den mindeſten Aufſchub verſtatten, und in wenigen Stunden eilte er ſchon mit Poſtpferden von dannen, indem er ſeinem Freunde verſicherte, daß ihn nichts abhalten würde, ſpäteſtens in vierzehn Tagen wieder in J. zu ſeyn. Merkwürdig war es Ludwigen im höchſten Grade, daß er bald nach Ferdinands Abreiſe von demſelben ältlichen Mann, der zuerſt von des Profeſſors X. Einwirkung auf den Türken geſprochen, nun erfuhr, wie des Profeſſor mechaniſche Kunſtwerke nur aus einer untergeordneten Liebhaberei hervorgegangen, und daß tiefes Forſchen, tiefes Eindringen in alle Theile der Naturwiſſenſchaft eigentlich der unausgeſetzte Zweck alles ſeines Strebens ſey. Vorzüglich rühmte der Mann die Erfindungen des Profeſſors in der Muſik, die er aber bis jetzt niemanden mittheile. Sein geheimnißvolles Laboratorium ſey ein ſchöner Garten bei der Stadt, und oft hätten ſchon Vorübergehende ſeltſame Klänge und Melodien ertönen gehört, als ſey der Garten von Feen und Geiſtern bewohnt.

Vierzehn Tage vergingen, aber Ferdinand kehrte nicht wieder, endlich nach zwei Monaten erhielt Ludwig einen Brief aus B. des Inhalts:

Lies und erſtaune, aber erfahre nur das, was du vielleicht ahneteſt, nachdem Du dem Profeſſor, wie ich hoffe, näher getreten. Im Dorfe P. werden Pferde gewechſelt, ich ſtehe und ſchaue recht gedankenlos in die Gegend hinein.

Da fährt ein Wagen vorbei und hält vor der nahen offnen Kirche; ein einfach gekleidetes Frauenzimmer ſteigt aus, ihr folgt ein junger ſchöner Mann in ruſſiſcher Jägeruniform mit Orden geſchmückt; zwei Männer ſteigen aus einem zweiten Wagen. Der Poſthalter ſagt: das iſt das fremde Paar, das unſer Hr. Paſtor heut traut. Mechaniſch gehe ich in die Kirche und trete ein, als der Geiſtliche gerade mit dem Segen die Ceremonie endigt. Ich ſchaue hin, die Braut iſt die Sängerin, ſie erblickt mich, ſie erblaßt, ſie ſinkt, der hinter ihr ſtehende Mann fängt ſie auf in ſeine Arme, es iſt der Profeſſor X. — Was weiter vorgegangen, weiß ich nicht mehr, auch nicht, wie ich hieher gekommen, Du wirſt es wohl vom Profeſſor X. erfahren. Jetzt iſt eine nie gefühlte Ruhe und Heiterkeit in meine Seele gekommen. Der verhängnißvolle Spruch des Türken war eine verdammte Lüge erzeugt vom blinden Hintappen mit ungeſchickten Fühlhörnern. Habe ich ſie denn verloren? iſt ſie nicht im innern glühenden Leben ewig mein? Du wirſt lange nicht von mir hören, denn ich gehe nach K., vielleicht auch in den tiefen Norden nach P.“

Ludwig erſah aus ſeines Freundes Worten nur zu deutlich ſeinen zerrütteten Seelenzuſtand, und um ſo räthſelhafter wurde ihm das Ganze, als er erfuhr, daß der Profeſſor X. durchaus die Stadt nicht verlaſſen habe. Wie, dachte er, wenn es nur die Reſultate des Conflikts wunderbarer pſychiſcher Beziehungen, die vielleicht unter mehreren Perſonen Statt fanden, wären, die in das Leben traten, und ſelbſt äußere von ihnen unabhängige Begebenheiten ſo in ihren Kreis zogen, daß ſie der getäuſchte innere Sinn für eine aus ihm unbedingt hervorgehende Erſcheinung hielt und daran glaubte? — Doch vielleicht tritt künftig die frohe Ahnung ins Leben, die ich in meinem Innern trage, und die meinen Freund tröſten ſoll! Der verhängnißvolle Spruch des Türken iſt erfüllt, und vielleicht gerade durch dieſe Erfüllung der vernichtende Stoß abgewendet, der meinem Freunde drohte.

Nun, ſprach Ottmar, als Theodor plötzlich ſchwieg, nun iſt das alles? Wo bleibt die Aufklärung, wie wurd' es mit Ferdinand, mit dem Profeſſor X., mit der holden Sängerin, mit dem ruſſiſchen Offizier? — Habe ich, erwiederte Theodor, denn nicht vorausgeſagt, daß es nur ein Fragment ſey, was ich vortragen wolle? Ueberdem dünkt mich, daß die merkwürdige Hiſtorie vom redenden Türken gerade von Haus aus fragmentariſch angelegt iſt. Ich meine, die Fantaſie des Leſers oder Hörers ſoll nur ein paar etwas heftige Rucke erhalten und dann ſich ſelbſt beliebig fortſchwingen. Willſt du, lieber Ottmar, aber durchaus über Ferdinands Schickſal beruhigt ſeyn, ſo erinnere dich doch nur an das Geſpräch über die Oper, das ich vor einiger Zeit verlas. Es iſt derſelbe Ferdinand der dort geſund an Leib und Seele mit freudiger Kampfluſt in das Feld zieht, der hier obſchon in einer früheren Periode ſeines Lebens aufgetreten, alles muß daher wohl mit der ſomnambulen Liebſchaft ſehr gut abgegangen ſeyn.

Und nun, nahm Ottmar das Wort, iſt noch hinzuzufügen, daß unſer Theodor ſich ehemals ſehr wohl darin gefiel in allerlei wunderbaren ja tollen Geſchichten mit aller möglichen Kraft die Fantaſie anzuregen und dann plötzlich abzubrechen. So wenig er ſelbſt daran denkt, wird ihn jeder wenigſtens einer unartigen Myſtifikation anklagen müſſen. — Aber es gab eine Zeit, wo ſein ganzes Thun und Treiben fragmentariſch erſchien. Er las damals nur zweite Theile ohne ſich um den erſten und letzten zu bekümmern, ſah im Schauſpiel zweite und dritte Akte u. ſ. f.

Und dieſe Neigung, ſprach Theodor, habe ich wohl noch. Nichts iſt mir mehr zuwider als wenn in einer Erzählung, in einem Roman der Boden, auf dem ſich die fantaſtiſche Welt bewegt hat, zuletzt mit dem hiſtoriſchen Beſen ſo rein gekehrt wird, daß auch kein Körnchen, kein Stäubchen bleibt, wenn man ſo ganz abgefunden nach Hauſe geht, daß man gar keine Sehnſucht empfindet noch einmal hinter die Gardienen zu kucken. Dagegen dringt manches Fragment einer geiſtreichen Erzählung tief in meine Seele und verſchafft mir, da nun die Fantaſie die eignen Schwingen regt, einen lange dauernden Genuß. Wem iſt es nicht ſo gegangen mit Göthes nußbraunem Mädchen! — Vor allen hat auf mich aber das Göthesche Fragment jenes allerliebſten Mährchens von der kleinen Frau die der Reiſende im Käſtchen mit ſich führt, einen unbeſchreiblichen Zauber geübt.

Genug, unterbrach Lothar den Freund, genug: wir erfahren nichts mehr von dem redenden Türken und eigentlich war auch die Geſchichte gewiſſermaßen ganz aus. Darum ſoll nun aber unſer Ottmar ohne weiteres zu Worte kommen.

Ottmar zog ſein Manuſkript hervor und las:

Doge und Dogareſſe.

Mit dieſem Namen war in dem Catalog der Kunſtwerke, die die Akademie der Künſte zu Berlin im September 1816 ausſtellte, ein Bild bezeichnet, das der wackre tüchtige C.

Kolbe, Mitglied der Akademie, gemalt hatte und das mit beſonderm Zauber jeden anzog, ſo daß der Platz davor ſelten leer blieb. Ein Doge in reichen prächtigen Kleidern ſchreitet, die eben ſo reich geſchmückte Dogareſſe an der Seite, auf einer Baluſtrade hervor, er ein Greis mit grauem Bart, ſonderbar gemiſchte Züge, die bald auf Kraft, bald auf Schwäche, bald auf Stolz und Uebermuth, bald auf Gutmüthigkeit deuten, im braunrothen Geſicht; ſie ein junges Weib, ſehnſüchtige Trauer, träumeriſches Verlangen im Blick, in der ganzen Haltung. Hinter ihnen eine ältliche Frau und ein Mann, der einen aufgeſpannten Sonnenſchirm hält. Seitwärts an der Baluſtrade ſtößt ein junger Menſch in ein muſchelförmig gewundenes Horn und vor derſelben im Meer liegt eine reich verzierte mit der venetianiſchen Flagge geſchmückte Gondel, auf der zwei Ruderer befindlich. Im Hintergrunde breitet ſich das mit hundert und aber hundert Segeln bedeckte Meer aus, und man erblickt die Thürme und Paläſte des prächtigen Venedig, das aus den Fluten emporſteigt.

ſteigt. Links unterſcheidet man San Marco, rechts mehr im Vorgrunde San Giorgio Maggiore. In dem goldnen Rahmen des Bildes ſind die Worte eingeſchnitzt:

Ah senza amare
Andare sul mare
Col sposo del mare
Non puo consolare..

Ach! gebricht der Liebe Leben,
Kann auf hohem Meer zu ſchweben
Mit dem Gatten ſelbſt des Meeres
Doch nicht Troſt dem Herzen geben,

Vor dieſem Bilde entſtand eines Tages ein unnützer Streit darüber, ob der Künſtler durch das Bild nur ein Bild, das heißt, die durch die Verſe hinlänglich angedeutete augenblickliche Situation eines alten abgelebten Mannes, der mit aller Pracht und Herrlichkeit nicht die Wünſche eines ſehnſuchtsvollen Herzens zu befriedigen vermag, oder eine wirkliche geſchichtliche Begebenheit habe darſtellen wollen. Des Geſchwätzes müde verließ einer nach dem andern den Platz, ſo daß zuletzt nur noch zwei der edlen Malerkunſt gar holde Freunde übrig blieben. „Ich weiß nicht, fing der eine an, wie man ſich ſelbſt allen Genuß verderben mag mit dem ewigen Deuteln und Deuteln. Außerdem, daß ich ja genau zu ahnen glaube, was es mit dieſem Dogen, mit dieſer Dogareſſa für eine Bewandniß hat im Leben, ſo ergreift mich auch auf ganz beſondere Weiſe der Schimmer des Reichthums und der Macht, der über das Ganze verbreitet iſt. Sieh' dieſe Flagge mit dem geflügelten Löwen, wie ſie der Welt gebietend in den Lüften flattert — O herrliches Venedig!“ Er fing an Turandots Räthſel von dem adriatiſchen Löwen herzuſagen: Dimmi, qual sia quella terribil fera etc. Kaum hatte er geendet, als eine wohltönende Männerſtimme mit Calafs-Auflöſung einfiel. Tu quadrupede fera etc. Von den Freunden unbemerkt hatte ſich hinter ihnen ein Mann hingeſtellt von hohem edlen Anſehn, den grauen Mantel maleriſch über die Schulter geworfen, das Bild mit funkelnden Augen betrachtend. — Man gerieth ins Geſpräch und der Fremde ſagte mit beinahe feierlichem

Töne: Es iſt ein eignes Geheimniß, daß in dem Gemüth des Künſtlers oft ein Bild aufgeht, deſſen Geſtalten, zuvor unkennbare körperloſe im leeren Luftraum treibende Nebel, eben in dem Gemüthe des Künſtlers erſt ſich zum Leben zu formen und ihre Heimath zu finden ſcheinen. Und plötzlich verknüpft ſich das Bild mit der Vergangenheit oder auch wohl mit der Zukunft, und ſtellte nur dar, was wirklich geſchah oder geſchehen wird. Kolbe mag vielleicht ſelbſt noch nicht wiſſen, daß er auf dem Bilde dort, niemanden anders darſtellte, als den Dogen Marino Falieri und ſeine Gattin Annunziata. — Der Fremde ſchwieg, aber beide Freunde drangen in ihn, dies Räthſel ihnen ſo zu löſen, wie das Räthſel vom adriatiſchen Löwen. Da ſprach er: Habt ihr Geduld, ihr neugierigen Herrn, ſo will ich Euch auf der Stelle mit Falieris Geſchichte die Erklärung des Bildes geben. Aber habt ihr auch Geduld? — Ich werde ſehr umſtändlich ſeyn, denn anders mag ich nicht von Dingen reden, die mir ſo lebendig vor Augen ſtehen, als habe ich ſie ſelbſt erſchaut.

— Das kann auch wohl der Fall ſeyn, denn jeder Hiſtoriker, wie ich nun einmal einer bin, iſt ja eine Art redendes Geſpenſt aus der Vorzeit.

Die Freunde traten mit dem Fremden in ein entferntes Zimmer, wo er ohne weitere Vorrede in folgender Art begann.

Vor gar langer Zeit und, irr' ich nicht, ſo war's im Monat Auguſt des Jahres Eintauſend dreihundert und vier und funfzig, als der tapfere genueſiſche Feldherr, Paganino Doria geheißen, die Venetianer auf's Haupt geſchlagen und ihre Stadt Parenzo erſtürmt hatte. Im Golf, dicht vor Venedig, kreuzten nun ſeine wohlbemannten Galeeren hin und her wie hungrige Raubthiere, die in unruhiger Gier auf und nieder rennen, ſpähend, wo die Beute am ſicherſten zu haſchen; und Todesſchrecken erfaßte Volk und Signorie. Alle Mannſchaft, jeder der nur vermochte die Arme zu rühren, griff zur Waffe oder zum Ruder. In dem Hafen von San Nicolo ſammelte man die Haufen. Schiffe, Bäume wurden verſenkt, Kett' an Kette geſchloſſen, um dem Feinde den Eingang zu ſperren. Während hier in wildem Getümmel die Waffen klirrten, die Laſten in das ſchäumende Meer niederdonnerten, ſah man auf dem Rialto die Agenten der Signorie, wie ſie den kalten Schweiß ſich von der bleichen Stirn wegtrocknend, mit verſtörtem Geſichte, mit heiſerer Stimme Prozente über Prozente boten für baares Geld, denn auch daran mangelte es der bedrohten Republik. In dem unerforſchlichen Rathſchluſſe der ewigen Macht lag es aber, daß gerade in dieſer Zeit der höchſten Kümmerniß und Noth der bedrängten Heerde der treue Hirte entriſſen werden ſollte. Ganz erdrückt von der Laſt des Ungemachs ſtarb der Doge Andrea Dandulo, den das Volk ſein liebes Gräfchen (il caro contino) nannte, weil er immer fromm und freundlich war und niemals über den Marcusplatz ſchritt, ohne für jeden des Geldes oder des guten Raths Bedürftigen, für dieſen Troſt im Munde, für jenen Zechinen in der Taſche zu führen. Wie es denn nun geſchieht, daß den vom Unglück Entmutheten jeder Schlag, ſonſt kaum gefühlt, doppelt ſchmerzlich trifft, ſo war denn auch das Volk, als die Glocken von San Marco in dumpfen ſchauerlichen Klängen den Tod des Herzogs verkündeten, ganz außer ſich vor Jammer und Betrübniß. Nun ſey ihre Stütze, ihre Hoffnung dahin, nun müßten ſie die Nacken beugen dem genueſiſchen Joch, ſo ſchrien ſie laut, ungeachtet, was die eben nöthigen kriegeriſchen Operationen betraf, der Verluſt des Dandulo eben nicht ſo verderblich ſchien. Das gute Gräfchen lebte gerne in Ruhe und Frieden, es verfolgte lieber den wunderbaren Gang der Geſtirne als die räthſelhaften Verſchlingungen der Staatsklugheit, es verſtand ſich beſſer darauf am heiligen Oſterfeſte die Prozeſſion zu ordnen als ein Kriegsheer zu führen. Nun kamm es darauf an einen Doge zu wählen, der gleich begabt mit muthigem Feldherrnſinn und tüchtiger Staatsklugheit das in ſeinen Grundveſten erſchütterte Venedig rette, von der bedrohlichen Gewalt des immer kühneren Feindes. Die Senatoren verſammelten ſich, aber da ſah man nichts als trübe Geſichter, ſtarre Blicke, zu Boden geſenkte in die Hand geſtützte Häupter. Wo einen Mann finden, der jetzt mit kräftiger Hand das loſe Steuer zu ergreifen und richtig zu lenken vermag? Der älteſte Rath, Marino Bodoeri geheißen, erhob endlich ſeine Stimme. „Hier um uns, unter uns, ſo ſprach er, hier werdet ihr ihn nicht finden, aber richtet Eure Blicke nach Avignon, auf Marino Falieri, den wir hinſchickten, um dem Pabſte Innozens Glück zu wünſchen zu ſeiner Erhebung, der kann jetzt was Beſſeres thun, der vermag es, wählen wir ihn zum Doge, allem Ungemach zu ſteuern. Ihr werdet einwenden, daß dieſer Marino Falieri ſchon an die achtzig Jahre alt iſt, daß Haupthaar und Bart reines Silber geworden, daß ſein muntres Anſehen, ſein brennendes Auge, das Glühroth auf Naſe und Wangen, wie Verläumder wollen, mehr dem guten Cyperwein als innerer Kraft zuzuſchreiben iſt, aber achtet das nicht. Erinnert Euch, welche glänzende Tapferkeit dieſer Marino Falieri als Proveditor der Flotte auf dem ſchwarzen Meere zeigte, bedenkt, welche Verdienſte es ſeyn mußten, die die Prokuratoren von San Marco bewegen konnten, dieſen Falieri mit der reichen Grafſchaft Valdemarino zu belehren? — So ſtrich Bodoeri Falieris Verdienſte wacker heraus und wußte jedem Einwand im Voraus zu begegnen, bis endlich alle Stimmen ſich zu Falieris Wahl einten. Mancher ſprach zwar noch viel von Falieris aufbrauſendem Zorn, von ſeiner Herrſchſucht, ſeinem Eigenwillen, aber da hieß es: Eben deshalb, weil das Alles von dem Greiſe gewichen, wählen wir den Greis und nicht den Jüngling Falieri. Derlei tadelnde Stimmen verhallten nun auch vollends, als das Volk die Wahl des neuen Doge erfuhr und ausbrach in ungemeſſenen ausgelaſſenen Jubel. Weiß man nicht, daß in ſolch' gefahrvoller Zeit, in ſolcher Unruhe und Spannung jeder Entſchluß, iſt es nur wirklich einer, wie eine Eingebung des Himmels erſcheint? — So geſchah es, daß das gute Gräfchen mit all' ſeiner Frömmigkeit und Milde rein vergeſſen war, und daß Jeder rief: Beim heiligen Marcus, dieſer Marino hätte längſt unſer

Doge ſeyn ſollen und der übermüthige Doria ſäße uns nicht in den Rippen! — Und verkrüppelte Soldaten ſtreckten mühſam die lahmen Arme hoch aus in die Lüfte und ſchrien: Das iſt der Falieri, der den Morbaßan ſchlug — der tapfere Heerführer, deſſen ſiegreiche Flaggen im ſchwarzen Meere wehten. Und wo das Volk zuſammenſtand, erzählte einer von des alten Falieri Heldenthaten und, als ſey Doria ſchon geſchlagen, erhallten die Lüfte von wildem Jubelgeſchrei. Hiezu kam, daß Nicolo Piſani, der, mag der Himmel wiſſen warum, ſtatt dem Doria zu begegnen mit der Flotte, ruhig nach Sardinien geſegelt war, endlich zurückkehrte. Doria verließ den Golf, und was die Annäherung der Flotte des Piſani verurſachte, wurde dem furchtbaren Namen: Marino Falieri zugeſchrieben. Da ergriff Volk und Signorie eine Art fanatiſcher Verzückung über die glückliche Wahl und man beſchloß, damit das Außerordentliche geſchehe, den neuerwählten Dogen wie den Himmelsboten, der Ehre, Sieg, die Fülle des Reichthums bringt, zu empfangen. Zwölf

Edle, jeder von zahlreicher glänzender Dienerſchaft umgeben, hatte die Signorie bis nach Verona geſchickt, wo die Geſandten der Republick dem Falieri, ſo wie er angekommen, nochmals ſeine Erhebung zum Oberhaupt des Staats feierlich ankündeten. Fünfzehn reich verzierte Staatsbarken, vom Podeſta, von Chioggia unter den Befehlen ſeines eignen Sohnes Taddeo Giuſtiniani ausgerüſtet, nahmen darauf in Chiozza den Dogen mit ſeinem Gefolge auf, der nun wie im Triumphzuge des mächtigſten ſiegreichſten Monarchen nach St. Clemens ging, wo ihn der Bucentoro erwartete.

Gerade in dieſem Augenblick, als nämlich Marino Falieri den Bucentoro zu beſteigen im Begriff ſtand, und das war am dritten October Abends, da ſchon die Sonne zu ſinken begann, lag vor den Säulen der Dogana, auf dem harten Marmorpflaſter ausgeſtreckt, ein armer unglücklicher Menſch. Einige Lumpen geſtreifter Leinwand, deren Farbe nicht mehr kenntlich und die ſonſt einem Schifferkleide, wie das gemeinſte Volk der Laſtträger und Ruderknechte es trägt, angehört zu haben ſchienen, hingen um den abgemagerten Körper. Von Hemde war nichts mehr zu ſehen, als die eigne Haut des Armen, die überall durchblickte, aber ſo weiß und zart war, daß ſie der Edelſten einer ohne Scheu und Schaam hätte tragen können. So zeigte auch die Magerkeit nur deſto beſſer das reinſte Ebenmaaß der wohlgebauten Glieder und betrachtete man nun vollends die hell-kaſtanienbraune Locken, die zerzauſt und verworren die ſchönſte Stirn umſchatteten, die blauen nur von troſtloſem Elend verdüſterten Augen, die Adler-Naſe, den feingeformten Mund des Unglücklichen, der höchſtens zwanzig Jahre zu zählen ſchien, ſo war es gewiß, daß irgend ein feindſeliges Schickſal den Fremdling von guter Geburt in die unterſte Claſſe des Volks geſchleudert haben mußte.

Wie geſagt, vor den Säulen der Dogana lag der Jüngling und ſtarrte, den Kopf auf den rechten Arm geſtützt, mit ſtierem gedankenloſen Blick ohne Regung und Bewegung hinein in das Meer. Man hätte denken ſollen, das Leben ſey von ihm gewichen, der Todeskampf habe ihn zur Bildſäule verſteinert, hätte er nicht dann und wann tief wie im unſäglichſten Schmerz aufgeſeufzt. Das war denn nun wohl der Schmerz des linken Arms, den er ausgeſtreckt hatte auf dem Pflaſter und der mit blutigen Lumpen umwickelt, ſchwer verwundet zu ſeyn ſchien. —

Alle Arbeit ruhte, das Getöſe des Gewerbes ſchwieg, ganz Venedig ſchwamm in tauſend Barken und Gondeln dem hochgeprieſenen Falieri entgegen. So kam es, daß auch der unglückliche junge Menſch in troſtloſer Hülfloſigkeit ſeinen Schmerz verſeufzte. Doch eben als ſein mattes Haupt herabſank auf das Pflaſter und er der Ohnmacht nahe ſchien, rief eine heiſere Stimme recht kläglich mehrmals hinter einander: Antonio — mein lieber Antonio! — Antonio erhob ſich endlich mühſam mit halbem Leibe, und indem er den Kopf nach den Säulen der Dogana hinter denen die Stimme hervorzukommen ſchien, hinrichtete, ſprach er ganz matt und kaum vernehmbar: Wer iſt's, der mich ruft? —

Wer kommt, meinen Leichnam ins Meer zu werfen, denn bald werde ich hier umgekommen ſeyn! — Da keuchte und hüſtelte ſich ein kleines ſteinaltes Mütterchen am Stabe heran zu dem wunden Jüngling und indem ſie neben ihm hinkauerte, brach ſie aus in ein widriges Kichern und Lachen. „Thörigt' Kind, ſo liſpelte dann die Alte, thörigt' Kind, willſt hier umkommen willſt hier ſterben, weil das goldne Glück dir aufgeht? — Schau nur hin, ſchau nur hin dort im Abend die lodernden Flammen, das ſind Zechinen für dich. — Aber du mußt eſſen, lieber Antonio, eſſen und trinken, denn der Hunger nur iſt es, der dich zu Boden geworfen hat, hier auf dem kalten Pflaſter! — Der Arm iſt ſchon heil, ſchon wieder heil!" — Antonio erkannte in dem alten Mütterchen das ſeltſame Bettelweib, das auf den Stufen der Franziskanerkirche die Andächtigen immer kichernd und lachend, um Allmoſen anzuſprechen pflegte und der er manchmal, von innerm unerklärlichem Hange getrieben, einen ſauer verdienten Quattrino, den er ſelbſt nicht übrig, hingeworfen. „Laß mich in Ruhe, ſprach er, laß mich in Ruhe, altes wahnſinniges Weib, wohl iſt es der Hunger mehr als die Wunde, der mich kraftlos und elend macht, ſeit drei Tagen hab' ich keinen Quattrino verdient. Hinüber wollt' ich nach dem Kloſter und ſehen ein Paar Löffel Krankenſuppe zu erhaſchen, aber alle Kameraden ſind fort — keiner, der mich aus Barmherzigkeit aufnimmt in die Barke, und da bin ich hier umgeſunken und werde wohl niemals wieder aufſtehen.“ „Hi hi hi hi, kicherte die Alte, warum gleich verzweifeln? warum gleich verzagen, du biſt durſtig, du biſt hungrig, dafür hab' ich Rath. Hier ſind ſchöne gedörrte Fiſchlein, erſt heute auf der Zecca eingekauft, hier iſt Limonienſaft, hier ein artig weißes Brödlein, iß mein Söhnlein, iß und trinke, mein Söhnlein, dann wollen wir nach dem wunden Arm ſchauen.“ Die Alte hatte in der That aus dem Sack, der ihr wie eine Kapuze auf dem Rücken hing und hoch hinüberragte über das gebückte Haupt, Fiſche, Brod und Limonienſaft hervorgeholt. So wie Antonio nur die brennenden verſchrumpften Lippen genetzt hatte mit dem kühlen Getränke, erwachte der Hunger mit doppelter Gewalt und er verſchlang gierig Fiſche und Brod. Die Alte war indeſſen drüber her, ihm die Lumpen von dem wunden Arm abzuwickeln und da fand es ſich denn, daß der Arm zwar hart zerſchlagen, die Wunde aber ſchon in voller Heilung war. Indem nun die Alte eine Salbe, die in einem kleinen Büchschen befindlich und die ſie mit dem Hauch des Mundes erwärmt, darauf ſtrich, frug ſie: Aber wer hat dich denn ſo arg geſchlagen, mein armes Söhnlein? Antonio ganz erquickt, von neuem Lebensfeuer durchglüht, hatte ſich ganz aufgerichtet; mit blitzenden Augen die geballte Rechte erhoben, rief er: Ha! — Nicolo der Spitzbube der wollte mich lahm ſchlagen, weil er mich um jeden elenden Quattrino beneidet, den mir eine wohlthätige Hand zuwirft! Du weißt Alte, daß ich mühſam mein Leben dadurch erhielt, daß ich die Laſten aus den Schiffen und Barken in das Kaufhaus der Deutſchen, in den ſogenannten Fontego, (du kennſt es ja wohl das Gebäude), ſchleppen half. — So wie

Antonio das Wort „Fontego“ ausſprach, kicherte und lachte die Alte recht abſcheulich auf und plapperte immer fort: Fontego — Fontego — Fontego. — Laß dein tolles Lachen, Alte wenn ich erzählen ſoll, rief Antonio erzürnt; da wurde die Alte gleich ſtill und Antonio fuhr fort: Nun hatte ich einige Quattrino's verdient, mir ein neues Wamms gekauft, ſah ganz ſtattlich aus und kam in die Zahl der Gondolieres. Weil ich immer frohen Muthes war, wacker arbeitete und manch' ſchönes Lied wußte, verdiente ich manchen Quattrino mehr als die Andern. Aber da erwachte der Neid unter den Kameraden. Sie verſchwärzten mich bei meinem Herrn, der mich fortjagte, überall wo ich ging und ſtand, riefen ſie mir nach, „deutſcher Hund! verfluchter Ketzer!“ und vor drei Tagen, als ich bei San Sebaſtian eine Barke ans Land rollen half, überfielen ſie mich mit Steinwürfen und Prügeln. Wacker wehrte ich mich meiner Haut, aber da traf mich der tückiſche Nicolo mit einem Ruderſchlage, der mein Haupt ſtreifend und den Arm ſchwer verletzend

mich

mich zu Boden warf. — Nun, du haſt mich ſatt gemacht, Alte und in der That fühle ich, daß deine Salbe meinen wunden Arm auf wunderbare Weiſe wohl thut. Sieh nur, wie ich den Arm ſchon zu ſchwingen vermag — nun will ich wieder tapfer rudern! Antonio war vom Boden aufgeſtanden und ſchwang den wunden Arm kräftig hin und her, aber die Alte kicherte und lachte wieder laut auf, und rief, indem ſie ganz wunderlich wie in kurzen Sprüngen tänzelnd hin und her trippelte: Söhnlein, Söhnlein, mein Söhnlein, rudere tapfer — tapfer — er kommt — er kommt, das Gold glüht in lichten Flammen, rudere tapfer, tapfer! — aber nur noch einmal, nur noch einmal! — dann nicht wieder!

Antonio achtete nicht auf der Alten Beginnen, denn vor ihm hatte ſich das allerherrlichſte Schauſpiel aufgethan. Von San Clemens her ſchwamm der Bucentoro, den adriatiſchen Löwen in der flatternden Flagge, mit tönendem Ruderſchlage daher, wie ein kräftig-beſchwingter goldner Schwan. Umringt von tauſend Barken und Gondeln ſchien er, ſein fürſtlich kühnes Haupt erhoben, zu gebieten über ein jubelndes Heer, das mit glänzenden Häuptern aufgetaucht war, aus dem tiefen Meeresgrunde. Die Abendſonne warf ihre glühenden Strahlen über das Meer, über Venedig hin, ſo, daß Alles in lodernden Flammen ſtand, aber wie Antonio in Vergeſſenheit alles Kummers ganz entzückt hinſchaute, wurde der Schein immer blutiger und blutiger. Ein dumpfes Sauſen ging durch die Lüfte und wie ein furchtbares Echo hallte es wieder aus der Tiefe des Meers. Der Sturm kam daher gefahren auf ſchwarzen Wolken und hüllte Alles in dicke Finſterniß ein, während aus dem brauſenden Meere höher und höher die Wellen wie ziſchende ſchäumende Ungeheuer emporſtiegen und Alles zu verſchlingen drohten. Gleich zerſtäubtem Gefieder ſah man Gondeln und Barken hier und dort auf dem Meere treiben. Der Bucentoro, mit ſeinem flachen Boden unfähig dem Sturme zu widerſtehen, ſchwankte hin und her. Statt des fröhlichen Jubels der Zinken und Trompeten hörte man durch den Sturm das Angſtgeſchrei der Bedrängten.

Erſtarrt ſchaute Antonio hin, dicht vor ihm raſſelte es wie mit Ketten, er ſchaute hinab, ein kleiner Kahn, der an die Mauer angekettet, wurde von den Wellen geſchaukelt, da fiel es wie ein Blitzſtrahl in ſeine Seele. Er ſprang in den Kahn, machte ihn frei, ergriff das Ruder, das er darinnen fand und ſtach kühn und muthvoll hinaus in die See, geradezu auf den Bucentoro. Je näher er kam, deſto deutlicher vernahm er das Hülfsgeſchrei auf dem Bucentoro: „Hinan! — hinan! — rettet den Doge! rettet den Doge!“ — Es iſt bekannt, daß kleine Fiſcherkähne im Golf, wenn er ſtürmt, gerade ſicherer ſind und beſſer zu handhaben als größere Barken, und ſo kam es denn, daß dergleichen von allen Seiten herbeieilten, um das theure Haupt des würdigen Marino Falieri zu retten. Aber im Leben geſchieht es ja immer, daß die ewige Macht nur Einem das tüchtige Gelingen einer kühnen That als ſein Eigen zugetheilt hat, ſo daß alle Andere ſich ganz vergebens darum bemühen. So war es dießmal der arme Antonio, dem die Rettung des neuerwählten Doge zugedacht war und deshalb gelang es ihm ganz allein, ſich mit ſeinem kleinen geringen Fiſcherkahn glücklich hinanzuarbeiten an den Bucentoro. Der alte Marino Falieri, mit ſolcher Gefahr vertraut, ſtieg, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, rüſtig heraus aus dem prächtigen, aber verrätheriſchen Bucentoro und hinein in den kleinen Kahn des armen Antonio, der ihn über die brauſenden Wellen leicht weggleitend wie ein Delphin in wenigen Minuten hinüberruderte nach dem Platze des heiligen Marcus. Mit durchnäßten Kleidern, große Meerestropfen im grauen Bart, führte man den Alten in die Kirche, wo der Adel mit verbleichten Geſichtern die Ceremonien des Einzuges beendete. Das Volk eben ſo wie die Signorie beſtürzt über die Unfälle des Einzuges, zu denen es auch rechnete, daß der Doge in der Eil und Verwirrung durch die zwei Säulen geführt worden, wo gewöhnliche Miſſethäter hingerichtet zu werden pflegen, verſtummte mitten im Jubel und ſo endete der feſtlich begonnene Tag traurig und düſter.

An den Retter des Doge ſchien niemand zu denken, und Antonio ſelbſt dachte nicht daran, ſondern lag todmüde, halb ohnmächtig von Schmerz den ihm die neuaufgereizte Wunde verurſachte, in dem Säulengange des herzoglichen Palaſtes. Deſto verwunderlicher war es ihm, als, da beinahe die Nacht eingebrochen, ein herzoglicher Trabant ihn bei den Schultern pakte, und mit den Worten: Komm guter Freund, in den Pallaſt und in die Zimmer des Doge hineinſtieß. Der Alte kam ihm freundlich entgegen und ſprach, indem er auf ein Paar Beutel wieß, die auf dem Tiſche lagen: „Du haſt dich wacker gehalten, mein guter Sohn, hier! – nimm dieſe dreitauſend Zechinen, willſt du mehr, ſo fordere, aber erzeige mir den Gefallen und laſſe dich nie mehr vor meinem Angeſicht ſehen.“ Bei den letzten Worten blitzten Funken aus den Augen des Alten und die Naſenſpitze röthete ſich höher. Antonio wußte nicht, was der Alte wollte, ließ ſich das auch gar nicht zu Herzen gehn, ſondern laſtete mit Mühe die Beutel auf, die er mit Fug und Recht verdient zu haben glaubte.

Leuchtend im Glanz der neuerlangten Herrſchaft, ſah andern Morgens der alte Falieri aus den hohen Bogenfenſtern des Palaſtes herab auf das Volk, das ſich unter ihm in allerlei Waffenübungen luſtig tummelte. Da trat Bodoeri, ſeit den Jünglingsjahren in unwandelbarer Freundſchaft mit dem Dogen feſt verkettet, ins Gemach, und als nun dieſer ganz verſunken in ſich und ſeine Würde ihn gar nicht zu bemerken ſchien, ſchlug er die Hände zuſammen und rief laut lachend aus: Ei Falieri, welche erhabene Gedanken mögen brüten und gedeihen in deinem Kopfe ſeit dem Augenblicke, daß die krumme Mütze darauf ſitzt? — Falieri, wie aus einem Traum erwachend, kam dem Alten mit erzwungener Freundlichkeit entgegen. Er fühlte, daß es doch eigentlich Bodoeri war, dem er die Mütze zu verdanken und jene Rede ſchien ihn daran zu mahnen. Da nun aber jede Verpflichtung ſein ſtolzes herrſchſüchtiges Gemüth wie eine Laſt drückte und er den älteſten Rath, den bewährten Freund nicht abfertigen konnte wie den armen Antonio, ſo zwang er ſich einige

Worte des Dankes ab und fing dann gleich an, von den Maaßregeln zu ſprechen die jetzt den überall ſich regenden Feinden entgegengeſtellt werden müßten. „Das,“ fiel ihm Bodoerl mit ſchlauem Lächeln in die Rede, „das und alles Uebrige, was ſonſt noch der Staat von dir fordert, wollen wir nach ein Paar Stunden im verſammelten großen Rath reiflich erwägen und überlegen. Nicht darum bin ich ſo früh gekommen, um mit dir die Mittel aufzufinden, wie man den kecken Doria ſchlägt oder wie man den ungariſchen Ludwig, dem es wieder nach unſern dalmatiſchen Seeſtädten gelüſtet, zur Vernunft bringt. Nein, Marino, nur an dich ſelbſt hab' ich gedacht und zwar, was du vielleicht nicht rathen würdeſt, an deine Vermählung.“ „Wie konnteſt du, erwiederte der Doge, indem er ganz verdrießlich aufſtand und dem Bodoerl den Rücken gewendet, hinausſchaute durch das Fenſter, — wie konnteſt du nur daran denken. Noch lange iſt's hin bis zum Himmelfahrtstage. Dann, hoff ich, ſoll der Feind geſchlagen, Sieg, Ehre, neuer Reichthum, glänzendere Macht dem meergebornen adriatiſchen Löwen erworben ſeyn. Die keuſche Braut ſoll den Bräutigam ihrer würdig finden.“ „Ach, fiel ihm Bodoeri ungeduldig in die Rede, ach da ſprichſt von der ſeltſamen Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn du den goldnen Ring vom Bucentoro hinabſchleudernd in die Wellen, dich zu vermählen gedenkſt mit dem adriatiſchen Meer. Du Marino, du, dem Meer Verwandter, kennſt du denn keine andere Braut, als das kalte, feuchte verrätheriſche Element, dem du zu gebieten wähnſt, und das erſt geſtern gar bedrohlich ſich gegen dich auflehnte? — Ei wie magſt du liegen wollen in den Armen einer ſolchen Braut, die ein eigenſinnig tolles Ding, gleich, als du auf dem Bucentoro daher gleitend ihr nur die bläulich gefrornen Wangen ſtreicheltest, zankte und tobte. Reicht denn ein ganzer Veſuv voll Gluth dazu hin, den eiſigen Buſen eines falſchen Weibes zu erwärmen, die in ſteter Treuloſigkeit immer und immer ſich neu vermählend die Ringe nicht empfängt als theures Liebespfand, ſondern hinabreißt den Tribut der Sclaven? Mein Marino, ich gedachte, daß du dich vermählen ſollteſt mit dem ſchönſten Erdenkinde, das nur zu finden.“ „Du faſelſt, murmelte Falieri, ohne ſich vom Fenſter wegzuwenden, du faſelſt Alter. Ich, ein achtzigjähriger Greis, belaſtet mit Mühe und Arbeit, niemals verheirathet geweſen, kaum mehr fähig zu lieben.“ — Halt ein, rief Bodoeri, läſtere dich nicht ſelbſt. — Streckt nicht der Winter, ſo rauh und kalt als er auch ſeyn mag, doch nicht zuletzt voll Sehnſucht die Arme aus nach der holden Göttin, die ihm entgegen zieht von lauen Weſtwinden getragen? — Und wenn er ſie dann an den erſtarrten Buſen drückt, wenn ſanfte Gluth ſeine Adern durchſtrömt, wo bleibt da Eis und Schnee! Du ſagſt, du ſeyſt an die achtzig Jahre alt, das iſt wahr, aber berechneſt du das Greiſsthum denn blos nach den Jahren? — Trägſt du dein Haupt nicht ſo aufrecht, gehſt du nicht mit ſolchem feſten Schritt einher wie vor vierzig Sommern? — Oder fühlſt du vielleicht doch daß deine Kraft abgenommen, daß du ein geringeres Schwerdt tragen mußt, daß Du im raſchen Gange ermatteſt, daß du die Treppen des herzoglichen Palaſtes heraufkeuchſt. — Nein, beim Himmel! unterbrach Falieri den Freund, indem er mit raſcher heftiger Bewegung vom Fenſter weg und auf ihn zutrat, nein, beim Himmel! von dem Allem ſpüre ich nichts. — Nun dann, fuhr Bodoeri fort, ſo genieße als Greis mit allen Zügen alles Erdenglück, was dir noch zugedacht. Erhebe das Weib, das ich für dich wählte, zur Dogareſſa, und die Frauen von Venedig werden, was Schönheit und Tugend betrifft, ſo gut in ihr die Erſte anerkennen müſſen, als die Venetianer in dir ihr Oberhaupt an Tapferkeit, Geiſt und Kraft. Bodoeri fing nun an das Bild eines Weibes zu entwerfen und wußte die Farben ſo geſchickt zu miſchen und ſo lebendig aufzutragen, daß des alten Falieri Augen blitzten, daß er im ganzen Geſicht röther und röther wurde, daß die Lippen ſich ſpitzten und ſchmatzten als genöſſe er ein Gläslein feurigen Syrakuſer nach dem andern. „Ei, ſprach er endlich ſchmunzelnd, ei was iſt denn das für ein Ausbund von Liebreiz, von dem Du ſprichſt?" — Kein anderes Weib, erwiederte Bodoeri, kein anderes Weib meine ich, als mein liebes Nichtchen. Was, fiel ihm Falieri in die Rede, deine Nichte? Die wurde ja, als ich Podeſta von Treviſo war, an Bertuccio Nenolo verheirathet? Ei, ſprach Bodoeri weiter, Du denkſt an meine Nichte Franzeska und deren Töchterlein iſt es, die ich dir zugedacht. Du weißt, daß den wilden barſchen Nenolo der Krieg ins Meer verlockte. Franzeska voller Gram und Schmerz begrub ſich in ein römiſches Kloſter, ſo ließ ich die kleine Annunziata erziehen in tiefer Einſamkeit auf meiner Villa in Treviſo. — Was, unterbrach Falieri den Alten voller Ungeduld aufs neue, was, die Tochter Deiner Nichte ſoll ich zu meiner Gemahlin erheben? — Wie lange iſt's, daß Nenolo ſich vermählte? — Annunziata muß ein Kind ſeyn von höchſtens zehn Jahren. Als ich Podeſta von Treviſo wurde, war an Nenolos Vermählung noch nicht zu denken und das ſind — 25 Jahre her, fiel Bodoeri ihm lachend in die Rede, ei! wie magſt du dich ſo verrechnen in der Zeit, die dir ſchnell vergangen. Annunziata iſt ein Mädchen von 19 Jahren, ſchön wie die Sonne, ſittſam, demüthig, in der Liebe unerfahren, denn ſie ſah kaum einen Mann. Sie wird dir anhängen mit kindlicher Liebe und anſpruchloſer Ergebenheit. „Ich will ſie ſehen, ich will ſie ſehen, rief der Doge, dem das Bild, das Bodoeri von der ſchönen Annunziata entworfen, wieder vor Augen kam. Sein Wunſch wurde ſelbigen Tages erfüllt, denn kaum als er aus dem großen Rath in ſeine Gemächer zurückgekehrt war führte ihm der ſchlaue Bodoeri, der mancherlei Urſachen haben mochte ſeine Nichte als Dogareſſa an Falieris Seite zu ſehen, die holde Annunziata ganz heimlich zu. Als nun der alte Falieri das Engelskind erblickte, war er ganz beſtürzt über das Wunder von Schönheit und vermochte kaum, unverſtändliche Worte ſtammelnd, um ſie zu werben. Annunziata, wohl von Bodoeri ſchon unterrichtet, ſank, hohe Röthe auf den Wangen, nieder vor dem fürſtlichen Greiſe. Sie ergriff ſeine Hand, die ſie an die Lippen drückte und liſpelte leiſe: O Herr, wollt ihr mich denn würdigen Euch zur Seite den fürſtlichen Thron zu beſteigen? — Nun ſo will ich Euch aus dem Grunde meiner Seele verehren und Eure treue Magd ſeyn bis zum letzten Athemzuge. Der alte Falieri war außer ſich vor Wonne und Entzücken. Als Annunziata ſeine Hand ergriff, fühlt' er es durch alle Glieder zucken und dann begann er dermaßen mit dem Kopfe, mit dem ganzen Leibe zu wackeln und zu zittern, daß er nur ganz geſchwinde ſich in den großen Lehnſtuhl ſetzen mußte. Es ſchien als ſolle Bodoeris gute Meynung von dem kräftigen Alter der achtziger Jahre widerlegt werden. Der konnte freilich ein ſeltſames Lächeln, das um ſeine Lippen zuckte, nicht unterdrücken, die unſchuldige unbefangene Annunziata bemerkte nichts und ſonſt war zum Glück niemand zugegen. — Möcht' es ſeyn, daß der alte Falieri, dacht' er daran ſich dem Volke als Bräutigam eines neunzehnjährigen Mädchens zu zeigen, das Unbequeme dieſer Lage fühlte, daß ſogar eine Ahnung in ihm ſich regte, daß man die zum Spott geneigten Venetianer dazu eben nicht aufreizen dürfe und daß es beſſer ſey, den kritiſchen Zeitpunkt des Bräutigamsſtandes ganz zu verſchweigen, genug mit Bodoeris Uebereinſtimmung wurde beſchloſſen, daß die Trauung in der größten Heimlichkeit vollzogen und dann einige Tage darauf die Dogareſſa als mit Falieri längſt vermählt und als ſey ſie eben aus Treviſo angekommen, wo ſie ſich während Falieris Sendung nach Avignon aufgehalten, der Signorie und dem Volk vorgeſtellt werden ſollte.

Richten wir unſern Blick auf jenen ſauber gekleideten bildſchönen Jüngling, der, den Beutel mit Zechinen in der Hand, den Rialto auf und abgeht, mit Juden, Türken, Armeniern, Griechen ſpricht, die verdüſterte Stirn wieder abwendet, weiter ſchreitet, ſtehen bleibt, wieder umkehrt und endlich ſich nach dem Marcusplatz gondeln läßt, wo er mit ungewiſſem zaudernden Schritt, die Arme übereinander geſchlagen, den Blick zur Erde geſenkt, auf und abwandelt und nicht bemerkt, nicht ahnt, daß manches Flüſtern, manches Räuſpern aus dieſem, jenem Fenſter, von dieſem, jenem reich behängten Balkon herab, Liebeszeichen ſind, die ihm gelten. Wer würde in dieſem Jünglinge ſo leicht den Antonio erkennen, der noch vor wenigen Tagen zerlumpt, arm und elend auf dem Marmorpflaſter vor der Dogana lag! Söhnlein, mein goldnes Söhnlein Antonio, guten Tag! — guten Tag! So rief ihm das alte Bettelweib entgegen, die auf den Stufen der Marcuskirche ſaß und bei der er vorüberſchreiten wollte ohne ſie zu ſehen. So wie er, ſich raſch umwendend, die Alte erblickte, griff er in den Beutel und holte eine Hand voll Zechinen heraus, die er ihr zuwerfen wollte. „O laß doch dein Gold ſtecken, kicherte und lachte die Alte, was ſoll ich denn mit deinem Golde anfangen, bin ich denn nicht reich genug? — Aber wenn du mir Gutes thun willſt, ſo laß mir eine neue Kapuze machen, denn die, die ich trage, will nicht mehr halten gegen Wind und Wetter! — Ja das thue, mein Söhnlein, mein goldnes Söhnlein — aber bleib weg vom Fontego – vom Fontego – Antonio ſtarrte der Alten ins bleichgelbe Antlitz, in dem die tiefen Furchen auf ſeltſame grauliche Weiſe zuckten, und als ſie nun die dürren Knochenhände klappernd zuſammenſchlug und mit heulender Stimme und widrigem Kichern immer fortplapperte, bleib' weg vom Fontego! Da rief Antonio: kannſt du denn niemals dein tolles wahnſinniges Treiben laſſen, du — Hexenweib! So wie Antonio dies Wort ausſprach, kugelte die Alte, wie vom Blitz getroffen, die hohen Marmorſtufen herab. Antonio ſprang hinzu, faßte die Alte mit beiden Händen und verhinderte den ſchweren Fall. „O mein Söhnlein, ſprach jetzt die Alte mit leiſer kläglicher Stimme, o mein Söhnlein, was für ein entſetzliches Wort ſprachſt du aus! O tödte mich lieber, als daß du dieſes Wort noch einmal wiederholſt. — Ach du weißt nicht, wie ſchwer du mich verletzt haſt, mich, die dich ja ſo getreulich im Herzen trägt — ach du weißt nicht.“ — Die Alte brach plötzlich ab, verhüllte ihr Haupt mit dem dunkelbraunen Tuchlappen, der ihr wie ein kurzes Mäntelchen um die Schultern hing und ſeufzte und wimmerte wie in tauſend Schmerzen. Antonio fühlte ſich im Innerſten

auf

auf ſeltſame Weiſe bewegt, er faßte die Alte und trug ſie hinauf bis in das Portal der Marcuskirche, wo er ſie auf eine Marmorbank, die dort befindlich, hinſetzte. „Du haſt mir Gutes gethan, Alte, fing er dann an, nachdem er des Weibes Haupt befreit hatte von dem häßlichen Tuchlappen, du haſt mir Gutes gethan, dir hab' ich eigentlich meinen ganzen Wohlſtand zu verdanken, denn ſtandeſt du mir nicht bei in der Todesnoth, ſo läge ich längſt im Meeresgrunde, ich rettete nicht den alten Dogen, ich erhielt nicht die wackern Zechinen. Aber ſelbſt, hätteſt du das auch nicht gethan, ſo fühle ich, daß ich doch mit ganz beſonderer Neigung dir anhängen müßte mein Lebenlang, unerachtet du mir wieder mit deinem wahnſinnigen Treiben, wenn du ſo widerlich kicherſt und lachſt, oft inneres Grauen genug erregſt. In der That, Alte, als ich noch mit Laſttragen und Rudern mühſam mein Leben friſtete, da war mir es ja immer, als müſſe ich ſchärfer arbeiten, nur um dir ein Paar Quattrino's abgeben zu können. „O mein Herzensſöhnlein, mein goldner Tonino, rief die Alte, indem ſie die verſchrumpften Arme hoch empor hob, ſo daß ihr Stab klappernd auf den Marmor niederfiel und weit fort rollte, o mein Tonino! ich weiß es ja, ich weiß es ja, daß du mir, ſtellſt du dich auch an wie du nur magſt, mit ganzer Seele anhängen mußt, denn — doch ſtill — ſtill — ſtill. — Die Alte bückte ſich mühſam herab nach ihrem Stabe; Antonio hob ihn auf und reichte ihn ihr hin. Das ſpitze Kinn auf den Stab geſtützt, den ſtarren Blick auf den Boden gerichtet, ſprach die Alte nun mit zurückgehaltener dumpfer Stimme: Sage mir, mein Kind! magſt du dich denn gar nicht der früheren Zeit erinnern, wie es ging, wie es war mit dir, ehe du hier, ein armer elender Menſch, kaum dein Leben friſten konnteſt? Antonio ſeufzte tief auf, er nahm Platz neben der Alten und fing dann an: Ach, Mutter, nur zu gut weiß ich, daß ich von Eltern geboren wurde, die in dem blühendſten Wohlſtande lebten, aber, wer ſie waren, wie ich von ihnen kam, nicht die leiſeſte Ahnung davon blieb und konnte davon in meiner Seele bleiben. Ich erinnere mich ſehr gut eines großen ſchönen Mannes, der mich oft auf den Arm nahm, mich abherzte und mir Zuckerwerk in den Mund ſteckte. Eben ſo gedenke ich einer freundlichen hübſchen Frau, die mich aus und anzog, mich jeden Abend in ein weiches Bettchen legte und mir überhaupt Gutes that auf jede Weiſe. Beide ſprachen mit mir in einer fremden volltönenden Sprache und ich ſelbſt lallte manches Wort in dieſer Sprache ihnen nach. Als ich noch ruderte, pflegten meine feindlichen Kameraden immer zu ſagen, ich müſſe meiner Haare, meiner Augen, meines ganzen Körperbaues halber, deutſcher Abkunft ſeyn. Das glaub' ich auch, jene Sprache meiner Pfleger (der Mann war gewiß mein Vater) war deutſch. Die lebhafteſte Erinnerung jener Zeit iſt das Schreckbild einer Nacht, in der ich durch ein entſetzliches Jammergeſchrei aus tiefem Schlaf geweckt wurde. Man rannte im Hauſe umher, Thüren wurden auf und zugeſchlagen, mir wurde unbeſchreiblich bange, laut fing ich an zu weinen. Da ſtürzte die Frau, die mich pflegte hinein, riß mich aus dem Bette, verſtopfte mir den Mund, wickelte mich ein in Tücher und rannte mit mir von dannen. Seit dieſem Augenblicke ſchweigt meine Erinnerung. Ich finde mich wieder in einem prächtigen Hauſe, das in der anmuthhaften Gegend lag. Das Bild eines Mannes tritt hervor, den ich „Vater" nannte, und der ein ſtattlicher Herr war von edlem und dabei gutmüthigem Anſehen. Er, ſo wie Alle im Hauſe ſprachen italianiſch. Mehrere Wochen hatte ich den Vater nicht geſehen, da kamen eines Tages fremde Leute von häßlichem Anſehen, die machten vielen Lärm im Hauſe und ſtöberten Alles durch. Als ſie mich erblickten, fragten ſie, wer ich denn ſey und was ich hier im Hauſe mache? — „Ich bin ja Antonio, der Sohn vom Hauſe;" Als ich das erwiederte, lachten ſie mir ins Geſicht, riſſen mir die guten Kleider vom Leibe und ſtießen mich zum Hauſe hinaus, mit der Drohung, daß ich, wage ich es mich wieder zu zeigen, fortgeprügelt werden ſolle. Laut jammernd lief ich von dannen. Kaum hundert Schritte vom Hauſe, trat mir ein alter Mann entgegen, in dem ich einen Diener meines Pflegevaters erkannte. „Komm Antonio, rief er, indem er mich bei der Hand faßte; komm Antonio, armer Junge! für uns Beide iſt das Haus dort auf immer verſchloſſen. Wir müſſen nun Beide zuſehen, wo wir ein Stück Brod finden.“ Der Alte nahm mich mit hierher. Er war nicht ſo arm als er ſeiner ſchlechten Kleidung nach zu ſeyn ſchien. Kaum angekommen, ſah ich wie er die Zechinen aus dem zertrennten Wamms hervorholte und den ganzen Tag ſich auf dem Rialto umhertreibend bald den Unterhändler, bald den Handelsmann ſelbſt machte. Ich mußte immer hinter ihm her ſeyn, und er pflegte, hatte er den Handel gemacht, noch immer um eine Kleinigkeit für den figliolo zu bitten. Jeder dem ich recht dreiſt in die Augen ſah, rückte noch gern einige Quattrinos heraus, die er mit vieler Behaglichkeit einſteckte, indem er, mir die Wangen ſtreichelnd verſicherte, er ſammle das Alles für mich zum neuen Wamms. Ich befand mich wohl bei dem Alten, den die Leute, ich weiß nicht warum, Väterchen Vlaunas' nannten. Doch das dauerte nicht lange. Du erinnerſt dich, Alte, jener Schreckenzeit, als eines Tages die Erde zu beben begann, als in den Grundveſten erſchüttert Thürme und Palläſte wankten, als wie von unſichtbaren Rieſenarmen gezogen die Glocken läuteten. Es ſind ja kaum ſieben Jahre darüber vergangen. — Glücklich rettete ich mich mit dem Alten aus dem Hauſe, das hinter uns zuſammenſtürzte. Alles Geſchäft ruhte, auf dem Rialto lag Alles in todter Betäubung. Aber mit dieſem entſetzlichen Ereigniß kündigte ſich nur das herannahende Ungeheuer an, das bald ſeinen giftigen Athem anhauchte über Stadt und Land. Man wußte, daß die Peſt aus der Levante zuerſt nach Sicilien gedrungen, ſchon in Toskana wüthete. Noch war Venedig davon befreit. Da handelte eines Tages mein Väterchen Vlaunas' auf dem Rialto mit einem Armenier. Sie wurden Handels einig, und ſchüttelten ſich wacker die Hände. Mein Väterchen hatte einige gute Waaren dem Armenier abgelaſſen um geringen Preis und forderte nun wie gewöhnlich die Kleinigkeit per il figliulo. Der Armenier, ein großer ſtarker Mann mit dickem krauſem Bart (noch ſteht er vor mir) ſchaute mich an mit freundlichem Blick, dann küßte er mich und drückte mir ein Paar Zechinen in die Hand, die ich haſtig einſteckte. Wir gondelten nach San Marco. Unterweges forderte Väterchen mir die Zechinen ab und ich weiß ſelbſt nicht, wie ich darauf kam zu behaupten, daß ich ſie mir ſelbſt verwahren müſſe, da der Armenier es ſo gewollt. Der Alte wurde verdrießlich, aber indem er mit mir zankte, bemerkte ich, daß ſein Geſicht ſich mit einer widerlichen erdgelben Farbe überzog, und daß er allerlei tolles unzuſammenhängendes Zeug in ſeine Reden miſchte. Auf dem Platz angekommen, taumelte er hin und her wie ein Betrunkener bis er dicht vor dem herzoglichen Palaſt todt nieder ſtürzte. Mit lautem Jammergeſchrei warf ich mich auf den Leichnam. Das Volk rannte zuſammen, aber ſo wie der fürchterliche Ruf: die Peſt — die Peſt, erſcholl, ſtäubte Alles voll Entſetzen auseinander. In dem Augenblick ergriff mich eine dumpfe Betäubung, mir ſchwanden die Sinne. Als ich erwachte, fand ich mich in einem geräumigen Zimmer auf einer geringen Matratze mit einem wollenen Tuche bedeckt. Um mich herum lagen auf ähnlichen Matratzen wohl zwanzig bis dreißig elende bleiche Geſtalten. So wie ich ſpäter erfuhr, hatten mich mitleidige Mönche, die gerade aus San Marco kamen, da ſie Leben in mir verſpürten, in eine Gondel bringen und nach der Giudekka in das Kloſter San Giorgio Maggiore, wo die Benediktiner ein Hoſpital angelegt hatten, ſchaffen laſſen. — Wie vermag ich dir denn, Alte, dieſen Augenblick des Erwachens zu beſchreiben! Die Wuth der Krankheit hatte mir alle Erinnerung des Vergangenen gänzlich geraubt. Gleich als wäre in die todtſtarre Bildſäule plötzlich der Lebensfunken gefahren, gab es für mich nur augenblickliches Daſeyn, das ſich an nichts knüpfte. Du kannſt es dir denken, Alte! welchen Jammer, welche Troſtloſigkeit dies Leben, nur ein im leeren Raum ohne Halt ſchwimmendes Bewußtſeyn zu nennen, über mich bringen mußte! — Die Mönche konnten mir nur ſagen, daß man mich bei Väterchen Blaunas' gefunden, für deſſen Sohn ich allgemein gegolten. Nach und nach ſammelten ſich zwar meine Gedanken und ich beſann mich auf mein früheres Leben, aber was ich dir erzählte Alte, das iſt Alles was ich davon weiß und das ſind doch nur einzelne Bilder ohne Zuſammenhang. Ach! dieſes troſtloſe Alleinſtehen in der Welt, das läßt mich zu keiner Fröhlichkeit kommen, ſo gut es mir nun auch gehen mag. — „Tonino, mein lieber Tonino, ſprach die Alte, begnüge dich mit dem, was dir die helle Gegenwart ſchenkt.“ — Schweig, Alte, unterbrach ſie Antonio, ſchweig, noch etwas iſt es, was mir mein Leben verkümmert, mich raſtlos verfolgt, was mich über kurz oder lang rettungslos verderben wird. Ein unausſprechliches Verlangen, eine mein Innerſtes verzehrende Sehnſucht nach einem Etwas, das ich nicht zu nennen, nicht zu denken vermag, hat, ſeitdem ich im Spital zum Leben erwachte, mein ganzes Weſen erfaßt. Wenn ich als ein Armer, Elender, ermüdet, zerſchlagen von der mühſeligen Arbeit Nachts auf dem harten Lager ruhte, dann kam der Traum und goß, mir in lindem Säuſeln die heiße Stirn fächelnd, alle Seligkeit irgend eines glücklichen Moments, indem mir die ewige Macht die Wonne des Himmels ahnen ließ und deſſen Bewußtſeyn tief in meiner Seele ruht, in mein Inneres. Jetzt ruhe ich auf weichen Kiſſen und keine harte Arbeit verzehrt meine Kraft, aber erwache ich aus dem Traum oder kommt mir wachend das Bewußtſeyn jenes Moments in den Sinn, ſo fühle ich, daß mein armes verlaſſenes Daſeyn mir ja eben ſo wie damals eine drückende Bürde iſt, die abzuwerfen ich trachten möchte Alles Sinnen, alles Forſchen iſt vergebens, ich kann es nicht ergründen, was mir früher im Leben ſo Hochherrliches geſchah, deſſen dunkler, ach mir unverſtändlicher Nachklang mich mit ſolcher Seligkeit erfüllt, aber wird dieſe Seligkeit nicht zum brennendſten Schmerz, der mich zu Tode foltert, wenn ich erkennen muß, daß alle Hoffnung verloren iſt, jenes unbekannte Eden wieder zu finden, ja es nur zu ſuchen? Gibt es denn Spuren des ſpurlos Verſchwundenen? Antonio hielt inne, indem er aus tiefer Bruſt ſchwer aufſeufzte. Die Alte hatte ſich während ſeiner Erzählung gebehrdet wie einer, der ganz hingeriſſen von dem Leid des andern Alles ſelbſt fühlt, und jede Bewegung, die dieſem der Schmerz abnöthigt, wie ein Spiegel zurückgiebt. „Tonino, fing ſie jetzt mit weinerlicher Stimme an, mein lieber Tonino, darum willſt du verzagen, weil dir im Leben etwas Hochherrliches begegnet iſt, deſſen Erinnerung dir erloſchen? — Thörichtes Kind, thörichtes Kind — merk auf — hi hi hi.“ — Die Alte begann nach ihrer gewöhnlichen Weiſe widerlich zu kichern und zu lachen und auf dem Marmorboden herumzuhüpfen. — Leute kamen, die Alte kauerte nieder, man warf ihr Almoſen zu. — „Antonio — Antonio, bring' mich fort — fort ans Meer!“ So kreiſchte ſie auf, Antonio wußte nicht, wie ihm geſchah, beinahe willkürlos faßte er die Alte und führte ſie über den Marcusplatz langſam fort. Während ſie gingen, murmelte die Alte leiſe und feierlich: „Antonio — ſiehſt du wohl die dunklen Blutflecken hier auf dem

Boden? — ja Blut — viel Blut, überall viel Blut! — aber hi — hi — hi! — aus dem Blut entſprießen Roſen, ſchöne rothe Roſen zum Kranze für dich — für dein Liebchen. — O du Herr des Lebens, welcher ſolche Engel des Lichts iſt es denn — der dort ſo anmuthig, ſo ſternenklar lächelnd auf dich zuſchreitet? — Die lilienweißen Arme breiten ſich aus um dich zu umarmen. O Antonio, hochbeglücktes Kind — halte dich wacker — halte dich wacker! — Und Myrthen kannſt du pflücken im ſüßen Abendroth, Myrthen für die Braut, für die jungfräuliche Wittwe — hi — hi — hi — Myrthen, im Abendroth gepflückt, aber ſie blühen erſt um Mitternacht — hörſt du wohl das Geflüſter des Nachtwindes — das ſehnſüchtig klagende Sauſen des Meeres? — Rudere wacker zu, mein kühner Schiffer, rudere wacker zu" — Antonio fühlte ſich von tiefem Grauen erfaßt bei den wunderlichen Reden der Alten, die ſie mit ganz ſeltſamer fremder Stimme unter beſtändigem Kichern hermurmelte. Sie waren an die Säule gekommen, die den adriatiſchen

Löwen trägt. Die Alte wollte immer weiter fortmurmelnd vorüberſchreiten, Antonio, von der Alten Betragen gepeinigt, von den Vorübergehenden ob ſeiner Dame verwunderlich angegafft, blieb aber ſtehen und ſprach mit barſchem Ton: Hier — auf dieſe Stufen ſetz dich hin, Alte, und halt ein mit deinen Reden, die mich toll machen könnten. Es iſt wahr, du haſt meine Zechinen in den Flammengebilden der Wolken geſehen, aber eben deshalb — was ſchwatzeſt du von Engeln des Lichts — von Braut — jungfräulicher Wittwe — von Roſen und Myrthen? — willſt du mich bethören, entſetzliches Weib, daß irgend ein wahnſinniges Streben mich in den Abgrund ſchleudert? Eine neue Kaputze ſollſt du haben, Brod — Zechinen — Alles, was du willſt, aber laß ab von mir. — Antonio wollte raſch fort, allein die Alte ergriff ihn beim Mantel und rief mit ſchneidender Stimme: „Tonino — mein Tonino, ſieh mich doch nur noch einmal recht an, ſonſt muß ich ja hin bis an den äußerſten Rand des Platzes dort, und mich troſtlos hinabſtürzen in das Meer.“

— Antonio, um nicht noch noch mehr Blicke auf ſich zu ziehen als ſich auf ihn zu richten begannen, blieb wirklich ſtehen. Tonino, fuhr die Alte fort, ſetze dich her zu mir, es drückt mir das Herz ab, ich muß dir es ſagen — o ſetze dich her zu mir. Antonio ließ ſich auf die Stufen ſo nieder, daß er der Alten den Rücken zuwandte und zog ſein Rechnungsbuch hervor, deſſen weiße Blätter von dem Eifer zeugten, mit dem er ſeine Handelsgeſchäfte auf dem Rialto betrieb. „Tonino, liſpelte nun die Alte ganz leiſe, Tonino, wenn du ſo in mein verſchrumpftes Antlitz ſchauſt, dämmert denn gar keine leiſe Ahnung in deinem Innern auf, daß du mich wohl in früher, früher Zeit gekannt haben könnteſt!“ „Ich ſagte dir ſchon, erwiederte Antonio eben ſo leiſe und ohne ſich umzuwenden, ich ſagte dir ſchon, Alte, daß ich auf eine mir unerklärliche Weiſe mich zu dir hingeneigt fühle, aber daran iſt dein häßliches, verſchrumpftes Geſicht nicht Schuld. Schaue ich vielmehr deine ſeltſamen ſchwarzen blitzenden Augen, deine ſpitze Naſe, deine blauen Lippen, dein langes Kinn, dein ſtruppiges eisgraues Haar an, hör' ich dein widriges Kichern und Lachen — deine verworrenen Reden — ei ſo möcht ich mit Abſcheu mich von dir abwenden und gar glauben, irgend verruchte Mittel ſtänden dir zu Gebote, mich an dich zu locken." „O Herr des Himmels, heulte die Alte, von unſäglichem Schmerz erfaßt, o Herr des Himmels, welcher böſe hölliſche Geiſt gab dir ſolche entſetzliche Gedanken ein! O Tonino, mein ſüßer Tonino, das Weib, das dich als Kind ſo zärtlich hegte und pflegte, das dich in jener Schreckensnacht rettete aus dringender Todesgefahr, das Weib war ich." Im plötzlichen Schreck der Ueberraſchung drehte ſich Antonio raſch um, aber wie er nun der Alten in das abſcheuliche Geſicht ſtarrte, rief er zornig: So gedenkſt du mich zu bethören, altes verruchtes wahnſinniges Weib? — Die wenigen Bilder, die aus meiner Kindheit mir geblieben, ſind lebendig und friſch. Jene holde freundliche Frau, die mich pflegte, o ich ſehe ſie lebhaft vor Augen! — Sie hatte ein volles friſch gefärbtes Geſicht — mild blickende Augen — ſchönes dunkelbraunes Haupthaar — zierliche Hände — ſie mochte kaum dreißig Jahre alt ſeyn — und du? — ein neunzigjähriges Mütterchen — „O all ihr Heiligen, fiel die Alte ihm ſchluchzend in die Rede, o all ihr Heiligen, wie beginn' ich es denn, daß mein Tonino an mich an ſeine treue Margaretha glaubt.“ — „Margaretha? — murmelte Antonio, Margaretha? — Der Name fällt wie vor langer Zeit gehörte, längſt vergeſſene Muſik mir in die Ohren. Aber es iſt nicht möglich — es iſt nicht möglich!“ — Wohl war, fuhr die Alte ruhiger fort, indem ſie geſenkten Blicks mit dem Stabe auf dem Boden hin und herkritzelte, wohl war der große ſchöne Mann, der dich auf den Arm nahm, dich abherzte und dir Zuckerwerk in den Mund ſteckte, wohl war das dein Vater, Tonino! wohl war es das herrliche volltönende Deutſch was wir mit einander ſprachen. Dein Vater war ein angeſehener reicher Kaufmann in Augsburg. Sein ſchönes junges Weib ſtarb ihm, als ſie dich gebar. Da zog er, weil er ſich ſelbſt nicht dulden konnte an dem Ort, wo ſein Liebſtes begraben lag, hierher nach

Venedig und nahm mich mit, mich deine Amme, deine Pflegerin. In jener Nacht erlag dein Vater einem grauſenden Schickſal, das auch dich bedrohte. Es gelang mir dich zu retten. Ein edler Venetianer nahm dich auf. Aller Hülfsmittel beraubt mußt ich in Venedig bleiben. Von Kindheit auf machte mich mein Vater, ein Wundarzt, dem man nachſagte, er treibe nebenher verbotene Wiſſenſchaften, bekannt mit den geheimen Heilkräften der Natur. Von ihm lernte ich, durch Wald und Flur ſtreifend, die Abzeichen manches heilbringenden Krauts, manches unſcheinbaren Mooſes, die Stunde, wenn es gepflückt, geleſen werden mußte, die verſchiedene Miſchung der Säfte kennen. Aber dieſer Wiſſenſchaft geſellte ſich eine beſondere Gabe bei, die der Himmel mir verlieh in unerforſchlicher Abſicht. — Wie in einem fernen dunklen Spiegel erſchaue ich oft künftige Ereigniſſe und beinahe ohne eignen Willen, in mir oft ſelbſt unverſtändlichen Redensarten das, was ich erſchaut, auszuſprechen, zwingt mich dann die unbekannte Macht, der ich nicht zu widerſtehen vermag. — Als ich nun einſam, von aller Welt verlaſſen, zurückbleiben mußte, in Venedig, gedachte ich durch meine erprobte Kunſt mein Leben zu friſten. Ich heilte die bedenklichſten Uebel in kurzer Zeit. Kam nun noch hinzu, daß meine Erſcheinung auf die Kranken wohlthuend wirkte, daß oft das ſanfte Beſtreichen mit meiner Hand in wenigen Augenblicken die Criſis löſte, ſo konnt' es nicht fehlen, daß mein Ruf bald die Stadt durchdrang und mir die Fülle des Geldes zufloß. Da erwachte der Neid der Aerzte, der Ciarlatani, die auf dem Marcusplatz, auf dem Rialto, auf der Zecca ihre Pillen, ihre Eſſenzen verkauften und die Kranken vergifteten ſtatt ſie zu heilen. Ich ſtehe mit dem leidigen Satan im Bündniß, das ſprengten ſie aus, und fanden Glauben bei dem abergläubiſchen Volk. Bald wurde ich verhaftet und vor das geiſtliche Gericht geſtellt. O mein Tonino, mit welchen gräßlichen Martern ſuchte man mir das Geſtändniß des abſcheulichſten Bündniſſes zu erpreſſen. Ich blieb ſtandhaft. Meine Haare verbleichten, mein

Körper ſchrumpfte ein zur Mumie — Füße und Hände erlahmten. — Die entſetzlichſte Folter, die ſinnreichſte Erfindung des hölliſchen Geiſtes war noch übrig, die entlockte mir ein Geſtändniß, vor dem ich noch jetzt zuſammenſchaudre. Ich ſollte verbrannt werden, als aber das Erdbeben die Grundmauern der Palläſte, des großen Gefängniſſes erſchütterte, ſprangen die Thüren des unterirdiſchen Kerkers, in dem ich gefangen ſaß, von ſelbſt auf, ich wankte wie aus tiefem Grabe durch Schutt und Trümmer hervor. Ach Tonino, Du nannteſt mich ein neunzigjähriges Mütterchen, da ich kaum über fünfzig Jahre alt. Dieſer knochendürre Leib, dieſes abſcheulich verzogene Geſicht, dieſes eiſige Haar — dieſe erlahmten Füße — nein, nicht Jahre, nur unſägliche Martern konnten das kräftige Weib in wenigen Monden umwandeln in ein Scheuſal. — Und dieſes widrige Kichern und Lachen — die letzte Folter, vor der ſich noch meine Haare ſträuben und mein ganzes Selbſt erbrennt wie im glühenden Panzer eingeſchloſſen, hat mir das ausgepreßt, und ſeit der Zeit überfällt mich es wie ein ſteter unbezwingbarer Krampf. Entſetze dich nun nicht mehr vor mir, mein Tonino! Ach, dein Herz hat es dir ja doch geſagt, daß du, ein kleiner Knabe, an meinem Buſen lagſt! „Weib, ſprach Antonio dumpf und in ſich gekehrt, Weib, es iſt mir ſo, als wenn ich dir glauben müßte. Aber wer war mein Vater? wie hieß er? welchem grauſigen Schickſal mußte er erliegen in jener Schreckensnacht? — Wer war es, der mich aufnahm? und — was geſchah in meinem Leben, das noch jetzt wie ein mächtiger Zauber aus fremder unbekannter Welt mein ganzes Selbſt unwiderſtehlich beherrſcht, ſo daß alle meine Gedanken ſich verlaufen wie in ein düſtres nächtiges Meer? — Das Alles ſollſt du mir ſagen, du räthſelhaftes Weib, dann werde ich dir glauben!“ — Tonino, erwiederte die Alte ſeufzend, dir zum Heil muß ich ſchweigen, aber bald, bald wird es an der Zeit ſeyn. — Der Fontego, der Fontego — bleib weg vom Fontego! — O, rief Antonio erzürnt, deiner dunklen Worte bedarf es nicht mehr, mich mit verruchter Kunſt zu verlocken.

— Mein Inneres iſt zerriſſen — du mußt ſprechen oder — Halt ein, unterbrach ihn die Alte, keine Drohungen, — bin ich nicht deine treue Amme, deine Pflegerin. — Ohne abzuwarten, was die Alte weiter ſprechen wollte, raffte ſich Antonio auf und rannte ſchnell von dannen. Aus der Ferne rief er dem Weibe zu: die neue Kaputze ſollſt du doch haben, und Zecchinen obendrein ſo viel du willſt. — —

Es war in der That ein wunderlich Schauſpiel, den alten Dogen Marino Falieri zu ſehen mit ſeiner blutjungen Gattin. Er, zwar ſtark und robuſt genug, aber mit greiſem Bart, tauſend Runzeln im braunrothen Geſicht, mit mühſam zurückgebogenem Nacken, pathetiſch daher ſchreitend; Sie, die Anmuth ſelbſt, fromme Engelsmilde im himmliſch ſchönen Antlitz, unwiderſtehlichen Zauber im ſehnſüchtigen Blick, Hoheit und Würde auf der offnen lilienweißen von dunklen Locken umſchatteten Stirne, ſüßes Lächeln auf Wang' und Lippen, — das Köpfchen geneigt in holder Demuth, den ſchlanken Leib leicht tragend — daher ſchwebend — ein herrliches Frauenbild, heimathlich in anderer höherer Welt. — Nun, ihr kennt wohl ſolche Engelsgeſtalten, wie ſie die alten Maler zu erfaſſen und darzuſtellen wußten. — So war Annunziata. Konnt' es denn fehlen, daß Jeder, der ſie ſah, in Erſtaunen und Entzücken gerieth, daß jeder feurige Jüngling von der Signorie aufloderte in hellen Flammen und den Alten mit ſpöttiſchen Blicken meſſend, im Herzen ſchwur, der Mars dieſes Vulkans zu werden, koſte es was es wolle? Annunziata ſah ſich bald von Anbetern umringt, deren ſchmeichleriſche verführeriſche Reden ſie ſtill und freundlich aufnahm, ohne ſich was Beſonderes dabei zu denken. Ihr engelreines Gemüth hatte das Verhältniß zu dem alten fürſtlichen Gemahl nicht anders begriffen, als daß ſie ihn wie ihren hohen Herrn verehren und ihm anhängen müſſe mit der unbedingten Treue einer unterwürfigen Magd!" Er war freundlich, ja zärtlich gegen ſie, er drückte ſie an ſeine eiskalte Bruſt, er nannte ſie ſein Liebchen, er beſchenkte ſie mit allen Koſtbarkeiten, die es nur gab; was hatte ſie ſonſt noch für Wünſche, für

Rechte an ihn? Auf dieſe Weiſe konnte der Gedanke, daß es möglich ſey, dem Alten untreu zu werden, ſich in keiner Art in ihr geſtalten, Alles was außer dem engen Kreiſe jenes beſchränkten Verhältniſſes lag, war ein fremdes Gebiet, deſſen verbotene Gränze im dunklen Nebel lag — ungeſehen — ungeahnet von dem frommen Kinde. So kam es, daß alle Bewerbungen fruchtlos blieben. Keiner von Allen war aber ſo heftig in wildem Liebesfeuer entbrannt für die ſchöne Dogareſſa, als Michaele Steno. Seiner Jugend unerachtet, bekleidete er die wichtige einflußreiche Stelle eines Raths der Vierzig. Darauf, ſo wie auf ſeine äußere Schönheit bauend, war er ſeines Sieges gewiß. Er fürchtete den alten Marino Falieri nicht, und in der That, dieſer ſchien, ſo wie er verheirathet, ganz abzulaſſen von ſeinem jähen aufbrauſenden Zorn, von ſeiner rohen unbezähmbaren Wildheit. An der Seite der ſchönen Annunziata ſaß er in den reichſten bunteſten Kleidern aufgeſchniegelt und geputzt da, ſchmunzelnd und lächelnd und mit ſüßem Blick aus den grauen Augen, denen manchmal ein Thränchen enttriefte die Andern herausfordernd, ob ſich ſolcher Gemahlin einer rühmen könne. Statt des herriſchen rauhen Tons, in dem er ſonſt zu ſprechen pflegte, lispelte er, die Lippen kaum bewegend, nannte Jeden ſeinen Allerliebſten und bewilligte die widerſinnigſten Geſuche. Wer hätte in dieſem weichlichen verliebten Alten den Falieri erkennen ſollen, der in Treviſo in toller Hitze am Frohnleichnamsfeſte dem Biſchoff ins Geſicht ſchlug, den den tapfern Morbaſſan beſiegte. Dieſe zunehmende Schwäche feuerte den Michaele Steno an zu den raſendſten Unternehmungen. Annunziata verſtand nicht, was Michaele, ſie unaufhörlich mit Blicken und Worten verfolgend, von ihr eigentlich wollte, ſie blieb in ſteter milder Ruhe und Freundlichkeit und das eben das Troſtloſe was in dieſem unbefangenen ſtets gleichen Weſen lag, brachte ihn zur Verzweiflung. Er ſann auf verruchte Mittel. Es gelang ihm einen Liebeshandel mit Annunziata's vertrauteſtem Kammermädchen, anzuſpinnen die ihm endlich nächtliche Beſuche verſtattete. So glaubte er den Weg gebahnt zu Annunziata's unentweihtem Gemach, aber die ewige Macht des Himmels wollte, daß ſolche trügeriſche Tücke zurückfallen mußten auf das Haupt des boshaften Urhebers. — Es begab ſich, daß eines Nachts der Doge, der eben die böſe Nachricht von der Schlacht, die Nicolo Piſani bei Portelongo gegen den Doria verloren, erhalten, ſchlaflos in tiefer Kümmerniß und Sorge die Gänge des herzoglichen Pallaſtes durchſtrich. Da gewahrte er einen Schatten, der wie aus Annunziata's Gemächern ſchlüpfend nach den Treppen ſchlich. Schnell eilte er darauf los, es war Michaele Steno, der von ſeinem Liebchen kam. Ein entſetzlicher Gedanke durchfuhr den Falieri; mit dem Schrei: Annunziata! rannte er ein auf den Steno mit gezogenem Stilet. Aber Steno, kräftiger und gewandter als der Alte, unterlief ihn, warf ihn mit einem tüchtigen Fauſtſchlage zu Boden und ſtürzte laut auflachend: Annunziata, Annunziata! die Treppe herab. Der Alte raffte ſich auf, und ſchlich, brennende Qualen der Hölle im Herzen, nach Annunziata's Gemächern. Alles ruhig — ſtill wie im Grabe. Er klopfte an, ein fremdes Kammermädchen, nicht die, welche ſonſt gewohnt neben Annunziata's Gemach zu ſchlafen, öffnete ihm die Thüre. „Was befiehlt mein fürſtlicher Gemahl um dieſe ſpäte ungewohnte Zeit? — ſo ſprach Annunziata, die unterdeſſen ein leichtes Nachtgewand umgeworfen und herausgetreten, mit ruhigem engelsmildem Ton. Der Alte ſtarrte ſie an, dann hob er beide Hände hoch in die Höhe und rief: Nein es iſt nicht möglich, es iſt nicht möglich! „Was iſt nicht möglich, mein fürſtlicher Herr!" fragte die über den feierlichen dumpfen Ton des Alten ganz beſtürzte Annunziata. Aber Falieri, ohne zu antworten, wandte ſich an das Kammermädchen: Warum ſchläfſt du, warum ſchläft Luigia nicht hier wie gewöhnlich? „Ach erwiederte die Kleine, Luigia wollte durchaus mit mir tauſchen dieſe Nacht, ſie ſchläft im Vordergemach dicht neben der Treppe. „Dicht neben der Treppe?" rief Falieri voller Freude und eilte mit raſchen Schritten nach dem Vordergemach. Luigia öffnete auf ſtarkes Klopfen, und als ſie nun das zornrothe Antlitz, die funkenſprühenden Augen des fürſtlichen Herrn erblickte, fiel ſie nieder auf die nackten Knie und bekannte ihre Schmach, über die auch ein Paar zierliche Männerhandſchuhe, die auf dem Polſterſtuhle lagen, und deren Ambrageruch den ſtutzerhaften Eigenthümer verrieth, gar keinen Zweifel ließen. Ganz ergrimmt über Stenos unerhörte Frechheit ſchrieb der Doge ihm andern Morgens: Bei Strafe der Verbannung aus der Stadt habe er den herzoglichen Pallaſt, jede Nähe des Dogen und der Dogareſſa zu vermelden. Michaele Steno war toll vor Wuth über das Mißlingen des wohlangelegten Plans, über die Schmach der Verbannung aus der Nähe ſeines Abgotts. Als er nun aus der Ferne ſehen muſste, wie die Dogareſſa mild und freundlich ihr Weſen war nur einmal ſo, — mit andern Jünglingen von der Signorie ſprach, ſo gab ihm der Neid, die Wuth der Leidenſchaft den böſen Gedanken ein, daß die Dogareſſa wohl nur deshalb ihn verſchmäht haben möge, weil Andere ihm mit beſſerem Glück zuvorgekommen, und er unterſtand ſich davon laut und öffentlich zu ſprechen. Sey es nun, daß der alte Falieri Kunde erhielt von ſolchen unverſchämten Reden, oder daß das Bild jener Nacht ihm erſchien wie ein warnender Wink des Schickſals, oder daß ihm ſelbſt bei aller Ruhe und Behaglichkeit, bei vollem Vertrauen auf die Frömmigkeit ſeines Weibes doch die Gefahr des unnatürlichen Mißverhältniſſes mit der Gattin, hell vor Augen kam, kurz, er wurde grämlich und mürriſch, alle tauſend Eiferſuchtsteufel zwickten ihn wund, er ſperrte Annunziata ein in die innern Gemächer des herzoglichen Pallaſtes und kein Menſch bekam ſie mehr zu ſehen. Bodoeri nahm ſich ſeiner Großnichte an und ſchalt den alten Falieri wacker aus, der aber von der Aenderung ſeines Betragens gar nichts wiſſen wollte. Dies geſchah Alles kurz vor dem Giovedi graſſo. Es iſt Sitte, daß bei den Volksfeſten, die an dieſem Tage auf dem Marcusplatz ſtatt finden, die Dogareſſa unter dem Thronhimmel, der auf einer dem kleinen Platz gegenüber ſtehenden Gallerie angebracht iſt, neben dem Dogen Platz nimmt. Bodoeri erinnerte ihn daran und meinte, daß es ſehr abgeſchmackt ſeyn und er ganz gewiß von Volk und Signorie ob ſeiner verkehrten Eiferſucht weidlich ausgelacht werden würde, wenn er aller Sitte und Gewohnheit entgegen Annunziata von dieſer Ehre ausſchlöſſe. „Glaubſt du, erwiederte der alte Falieri, deſſen Ehrgeiz auf einmal angeregt wurde, glaubſt du, daß ich, ein alter blödſinniger Thor, mich denn ſcheue mein koſtbarſtes Kleinod zu zeigen aus Furcht vor diebiſchen Händen, denen ich nicht den Raub wehren könnte mit meinem guten Schwerdte? — „Nein Alter, du irrſt, morgenden Tages wandle ich mit Annunziata in feierlich glänzendem Zuge über den Marcusplatz, damit das Volk ſeine Dogareſſa ſehe, und am Giovedi graſſo empfängt ſie den Blumenſtrauß von dem kühnen Segler, der ſich aus den Lüften zu ihr herabſchwingt.“ Der Doge dachte, indem er dieſe Worte ſprach, an eine uralte Gewohnheit. Am Giovedi graſſo fährt nemlich irgend ein kühner Menſch aus dem Volke an Seilen, die aus dem Meere ſteigen und an der Spitze des Marcusthurms befeſtigt ſind, in einer Maſchine, die einem kleinen Schiffchen gleicht, herauf, und ſchießt dann von der Spitze des Thurms pfeilſchnell herab bis zu dem Platz, wo Doge und Dogareſſa ſitzen, der er den Blumenſtrauß, den ſonſt der Doge, iſt er allein, erhält, überreicht. — Andern Tages that der Doge, wie er verheißen. Annunziata mußte die prächtigſten Kleider anlegen, und von der Signorie umringt, von Edelknaben und Trabanten begleitet, wandelte Falieri über den vom Volk überſtrömten Marcusplatz. Man ſtieß und drängte ſich halb todt, um die ſchöne Dogareſſa zu ſehen, und wem es gelang ſie zu erblicken, der glaubte, er habe ins Paradies geſchaut und das ſchönſte Engelsbild ſey ihm ſtrahlend und herrlich aufgegangen. — Wie die Venetianer nun ſind, mitten unter den tollſten Ausbrüchen wahnſinniger Verzückung, hörte man hie und da allerlei ſpöttiſche Redensarten und Reime, die derb genug, auf den alten Falieri mit der jungen Frau losfuhren. Falieri ſchien aber davon nichts zu bemerken, ſondern ſchritt, von aller Eiferſucht dasmal verlaſſen, obgleich er überall Blicke des brennendſten Verlangens auf die ſchöne Gattin gerichtet ſah, ſchmunzelnd und lächelnd mit dem ganzen Geſicht, ſo pathetiſch als möglich an Annunziata's Seite daher. Vor dem Hauptportal des Pallaſtes hatten die Trabanten das Volk mit Mühe auseinander getrieben, ſo daß, als der Doge mit ſeiner Gemahlin hineinſchritt, nur hin und wieder einzelne kleine Haufen beſſer gekleideter Bürger ſtanden, denen man ſelbſt den Eintritt in den innern Hof des Pallaſtes nicht wohl verwehren konnte. Da geſchah es, daß in dem Augenblicke, als die Dogareſſa in den Hof trat, ein junger Menſch, der nebſt wenigen andern Leuten am Säulengange ſtand, mit dem lauten Schrei: O du Gott des Himmels! entſeelt auf das harte Marmorpflaſter niederſchlug. Alles lief herbei und umringte den Todten, ſo daß die Dogareſſa ihn nicht erblicken konnte, aber ſo wie der Jüngling niederſtürzte, durchfuhr plötzlich ein glühender Dolchſtich ihre Bruſt, ſie erbleichte, ſie wankte, nur die Riechfläſchchen der herbeieilenden Frauen retteten ſie von tiefer Ohnmacht. Der alte Falieri, voller Schreck und Beſtürzung über den Unfall, wünſchte den jungen Menſchen mit ſammt ſeinem Schlagfluß zu allen Teufeln und trug, ſo ſauer es ihm auch wurde, ſeine Annunziata, die das Köpfchen mit geſchloſſenen Augen über die Bruſt hing, wie eine kranke Taube, die Treppe hinauf in die inneren Gemächer. —

Unterdeſſen hatte ſich dem Volke, das immer mehr im innern Hofe des Palaſtes zuſammengelaufen, ein wunderlich ſeltſames Schauſpiel eröffnet. Man wollte den jungen Menſchen, den man unbedingt für todt hielt, aufheben und forttragen, da hinkte mit lautem Jammergeſchrei ein altes häßliches zerlumptes Bettelweib heran, machte ſich, die ſpitzen Ellenbogen in Seiten und Rücken bohrend, im dickſten Haufen Platz und rief, als ſie endlich bei dem entſeelten Jünglinge ſtand: Laßt ihn liegen — Narren! -- tolles Volk! — er iſt ja nicht tod. Nun kauerte ſie nieder,

der, nahm den Kopf des Jünglings auf den Schooß und nannte, ſeine Stirn ſanft ſtreichend und reibend, ihn bei den ſüßeſten Namen. Betrachtete man nun das abſcheuliche Fratzengeſicht der Alten, wie es herabhing über des Jünglings bildſchönem Antlitz, deſſen milde Züge im bleichen Tode erſtarrt lagen, während auf dem Geſicht der Alten ein widriges Muskelſpiel herumhüpfte, — betrachtete man, wie die ſchmutzigen Lumpen hin und her flatterten über die reichen Kleider, die der Jüngling trug — wie die dürren braungelben Arme — die Knochenhände auf der Stirne, auf der offenen Bruſt des Jünglings zitterten — in der That, man mochte ſich innern Grauens nicht erwehren. War es denn nicht anzuſehen als ſey es des Todes grinſende Geſtalt ſelbſt, in deren Armen der Jüngling lag? So kam es denn auch, daß die umſtehenden Leute, einer nach dem andern ſtill fortſchlichen und nur wenige übrig blieben, die den Jüngling, als er mit einem tiefen Seufzer die Augen aufſchlug, faßten und auf der Alten Geheiß nach dem großen Kanal trugen, wo eine Gondel beide, die Alte und den Jüngling aufnahm und fortſchaffte bis nach dem Hauſe, das die Alte als die Wohnung des Jünglings bezeichnet hatte. Bedarf es denn noch geſagt zu werden, daß der Jüngling Antonio, die Alte aber das Bettelweib von der Franziskanertreppe war, das durchaus ſeine Amme ſeyn wollte?

Als Antonio ganz aus ſeiner Betäubung erwacht war und die Alte an ſeinem Lager erblickte, die ihm ſo eben einige ſtärkende Tropfen eingeflößt hatte, ſo ſprach er, lange den düſtern ſchwermüthigen Blick ſtarr auf ſie gerichtet, mit dumpfem mühſam gehaltenen Ton: Du biſt bei mir, Margaretha! — das iſt gut! wo hätt' ich denn ſonſt eine treuere Pflegerin als dich! — Ach, verzeih' mir nur, Mutter, daß ich, blödſinniger ohnmächtiger Knabe! nur einen Augenblick daran zweifeln konnte, was du mir entdeckteſt. Ja du biſt die Margaretha, die mich nährte, die mich hegte und pflegte, ich wußte es ja ſchon immer, aber der böſe Geiſt verwirrte mir die Gedanken. — Ich habe ſie geſehen — ſie iſt es — ſie iſt es. — Hab ich dir nicht geſagt, daß irgend ein dunkler Zauber in mir ruhe, der mein Selbſt unwiderſtehlich beherrſche? Aus der Dunkelheit blitzſtrahlend iſt er hervorgetreten, um mich in namenloſem Entzücken zu verderben! — Ich weiß jetzt Alles — Alles! — War nicht Bertuccio Nenolo mein Pflegevater, der mich erzog auf einem Landhauſe bei Treviſo? — Ach ja, erwiederte die Alte, wohl war es Bertuccio Nenolo, der große Seeheld, den das Meer verſchlang, als er mit dem Lorbeerkranz ſein Haupt zu ſchmücken gedachte. — Unterbrich mich nicht, ſprach Antonio weiter, höre mich geduldig an. — Es ging mir gut bei dem Bertuccio Nenolo. Ich trug hübſche Kleider — immer war der Tiſch gedeckt, wenn mich hungerte, ich durfte, hatte ich meine drei Gebete ordentlich hergeſagt, herumſchwärmen nach Gefallen in Wald und Flur. Dicht beim Landhauſe befand ſich ein dunkles kühles Pinienwäldchen voll Duft und Geſang. Da ſtreckte ich müde vom Springen und Laufen an einem Abend, als ſchon die Sonne zu ſinken begann, mich hin unter einen großen Baum und ſtarrte hinauf in den blauen Himmel. Mag es ſeyn, daß der würzige Geruch der blühenden Kräuter, in denen ich lag, mich betäubte, genug meine Augen ſchloſſen ſich unwillkührlich und ich verſank in träumeriſches Hinbrüten, aus dem mich ein Rauſchen, gleich als fiele ein Schlag dicht neben mir in das Gras, erweckte. Ich fuhr auf in die Höhe; ein Engel Kind mit himmliſchem Antlitz ſtand neben mir, ſchaute in holder Anmuth lächelnd auf mich herab und ſprach mit ſüßer Stimme: „Ei mein lieber Knabe, wie ſchliefſt du ſo ſchön, ſo ruhig, und doch war dir der Tod ſo nahe, der böſe Tod.“ Dicht neben meiner Bruſt erblickte ich eine kleine ſchwarze Schlange mit geborſtenem Haupt, das Kind hatte das giftige Thier mit dem Zweige eines Nußbaums erſchlagen, in dem Augenblick, als es zu meinem Verderben ſich heranringeln wollte. Da erbebte ich in ſüßem Schauer – ich wußte ja, daß oftmals Engel herabſteigen aus dem hohen Himmel um ſichtbarlich den Menſchen zu retten vor dem bedrohlichen Angriff irgend eines böſen Feindes — ich ſank nieder auf die Knie, ich erhob die gefalteten Hände. „Ach du biſt ja ein Engel des Lichts, den der Herr ſandte mich zu retten vom Tode.“ So rief ich, das holde Weſen ſtreckte aber beide Arme nach mir aus und liſpelte, indem höheres Roth auf ſeinen Wangen leuchtete: Ach du lieber Knabe, ich bin ja kein Engel, ein Mädchen, ein Kind wie du! Da vergingen die Schauer in namenloſes Entzücken, das mich mit ſanfter Glut durchſtrömte — ich ſtand auf wir ſchloſſen uns in die Arme — wir drückten Lipp' auf Lippe — ſprachlos — weinend ſchluchzend vor ſüßem unnennbaren Weh! Nun rief eine ſilberhelle Stimme durch den Wald: Annunziata — Annunziata — „Ich muß nun fort, du herzlieber Knabe, die Mutter ruft,“ ſo liſpelte das Mädchen, ein unſäglicher Schmerz durchfuhr meine Bruſt. — „Ach ich liebe dich ſo ſehr,“ ſchluchzte ich, heiße Thränen, die das Mädchen vergoß, fielen brennend auf meine Wangen. Ich bin dir ſo herzensgut, du lieber Knabe,“ rief das Mädchen, indem ſie den letzten Kuß mir auf meine Lippen drückte. — „Annunziata!“ rief es aufs neue, und das Mädchen verſchwand im Gebüſch! — Sieh, Margaretha, das war der Augenblick, in dem der mächtige Liebesfunke in meine Seele fiel, der ewig ſtets neue Flammen entzündend in mir fortglühen wird! — Wenige Tage nachher wurde ich hinausgeſtoßen aus dem Hauſe. Vater Blaunas' ſagte mir, als ich es nicht laſſen konnte, von dem Engelskinde zu reden, das mir erſchienen und deſſen ſüße Stimme ich zu vernehmen glaubte in dem Rauſchen der Bäume, in dem Gelispel der Quellen, in dem ahnungsvollen Sauſen des Meers — ja da ſagte mir Vater Blaunas', das Mädchen könne niemand anders geweſen ſeyn, als Nevolo's Tochter Annunziata, die mit ihrer Mutter Franzeska nach dem Landhauſe gekommen, andern Tages aber wieder abgereiſet ſey. — O Mutter — Margaretha. — Hilf Himmel! — Dieſe Annunziata — es iſt die Dogareſſa! — Damit hüllte ſich vor unſäglichem Schmerz weinend und ſchluchzend Antonio in die Kiſſen ein. „Mein lieber Tonino! ſprach die Alte, ermanne dich, widerſtehe doch nur tapfer dem thörigten Schmerz. Ei wer mag denn gleich verzweifeln in Liebesnoth, ei wem anders blüht denn das goldene Blümchen Hoffnung als dem Verliebten! Am Abend weiß man nicht, was der Morgen bringt, was man im Traum geſchaut, kommt lebendig daher gegangen. Das Schloß, das in den Wolken ſchwamm, ſteht mit einemmal blank und herrlich auf der Erde. — Sieh Tonino, du giebſt nichts auf meine Reden, aber mein kleiner Finger ſagt es mir und wohl noch jemand anders, daß auf dem Meer dir die leuchtende Liebesflagge mit frohem Schwingen entgegen weht — Geduld mein Söhnlein Tonino — Geduld!" — So verſuchte es die Alte den armen Antonio zu tröſten, denn in der That ihre Worte klangen wie liebliche Muſik. Er ließ ſie gar nicht mehr von ſich. Das Bettelweib auf der Franziskanertreppe war verſchwunden und ſtatt ihrer ſah man die Haushälterin des Herrn Antonio in anſtändigen Matronenkleidern auf

San Marco herumhinken und die Bedürfniſſe der Tafel einkaufen.

Der Giovedi graſſo war gekommen. Glänzendere Feſte als jemals ſollten ihn feiern. Mitten auf dem kleinen Platz von San Marco wurde ein hohes Gerüſt errichtet für ein beſonderes nie geſehenes Kunſtfeuer, das ein Grieche, der ſich auf ſolch' Geheimniß verſtand, abbrennen wollte. Am Abend beſtieg der alte Falieri mit ſeiner ſchönen Gemahlin, ſich ſpiegelnd in dem Glanze ſeiner Herrlichkeit, ſeines Glücks und mit verklärten Blicken Alles um ſich her auffordernd zum Staunen, zur Bewunderung, die Gallerie. Im Begriff, ſich auf dem Thron niederzulaſſen, wurde er aber den Michaele Steno gewahr, der auf derſelben Gallerie und zwar ſo Platz genommen hatte, daß er die Dogareſſa beſtändig im Auge behielt und von ihr nothwendig bemerkt werden mußte. Ganz entbrannt von wildem Zorn, von toller Eiferſucht ſchrie Falieri mit ſtarker, gebieteriſcher Stimme, man ſolle augenblicklich den Steno von der Gallerie entfernen. Michaele Steno erhob den

Arm gegen den Falieri, in dem Augenblick traten die Trabanten hinzu und nöthigten ihn, der vor Wuth mit den Zähnen knirschte und in den abſcheulichſten Verwünſchungen Rache drohte, die Gallerie zu verlaſſen. —

Unterdeſſen hatte ſich Antonio, den der Anblick ſeiner geliebten Annunziata ganz außer ſich ſelbſt gebracht, durch das Volk fortgedrängt und ſchritt, tauſend Qualen im zerriſſenen Herzen, einſam in dunkler Nacht am Geſtade des Meers hin und her. Er gedachte, ob es nicht beſſer ſey, in den eiskalten Wellen die brennende Glut zu löſchen, als langſam tod gefoltert zu werden von troſtloſem Schmerz. Viel hätte nicht gefehlt, er wäre hineingeſprungen in das Meer, ſchon ſtand er auf der letzten Stufe, die hinabführt, als eine Stimme aus einer kleinen Barke hinaufrief: Ei, ſchönen guten Abend, Herr Antonio! Im Wiederſchein der Erleuchtung des Platzes erkannte Antonio den luſtigen Pietro, einen ſeiner vormaligen Kameraden, welcher in der Barke ſtand, Federn, Rauſchgold auf der blanken Mütze, die neue geſtreifte Jacke bunt bebändert, einen großen ſchönen Strauß duftiger Blumen in der Hand. „Guten Abend, Pietro, rief Antonio zurück, welch hohe Herrſchaft willſt du denn heute noch fahren, daß du dich ſo ſchön geputzt haſt?“ Ei, erwiederte Pietro, indem er hoch aufſprang, daß die Barke ſchwankte, ei Herr Antonio, heute verdiene ich meine drei Zechinen, ich mache ja die Fahrt hinauf nach dem Marcusthurm und dann hinab, und überreiche dieſen Strauß der ſchönen Dogareſſa. „Iſt denn, fragte Antonio, iſt denn das nicht ein halsbrechendes Wageſtück, Kamerad Pietro!“ Nun', erwiederte dieſer, den Hals kann man wohl ein wenig brechen, und dann zumal heute gehts mitten durch, durch das Kunſtfeuer. Der Grieche ſagt zwar, es ſey Alles ſo eingerichtet, daß kein Haar einem angehen ſolle vom Feuer, aber — Pietro ſchüttelte ſich. Antonio war zu ihm hinabgeſtiegen in die Barke und wurde nun erſt gewahr, daß Pietro dicht vor der Maſchine an dem Seil ſtand, das aus dem Meere ſtieg. Andere Seile mittelſt deren die Maſchine angezogen wurde, verloren ſich in die Nacht. „Höre Pietro, fing Antonio nach einigem Stillſchweigen an, höre Kamerad Pietro, wenn du heute zehn Zechinen verdienen könnteſt, ohne dein Leben in Gefahr zu ſetzen, würde dir das nicht lieber ſeyn?“ Ei freilich, lachte Pietro aus vollem Halſe. Nun, fuhr Antonio fort, ſo nimm dieſe zehn Zechinen, wechsle mit mir die Kleider und überlaſſe mir deine Stelle. Statt deiner will ich hinausfahren. Thu' es mein guter Kamerad Pietro! Pietro ſchüttelte bedächtig den Kopf, und ſprach das Gold in der Hand wiegend: Ihr ſeyd ſehr gütig, Herr Antonio, mich armen Teufel noch immer Euern Kameraden zu nennen — und freigebig dazu! — Ums Geld iſts mir freilich zu thun, aber der ſchönen Dogareſſa den Strauß ſelbſt in die Hand zu geben, ihr ſüßes Stimmchen zu hören — ei das iſts doch eigentlich, warum man ſein Leben aufs Spiel ſetzt — Nun — weil Ihrs ſeyd, Herr Antonio, mags darum ſeyn. Beide warfen ſchnell die Kleider ab, kaum war Antonio mit dem Ankleiden fertig, als Pietro rief: ſchnell hinein in die Maſchine, das Zeichen iſt ſchon gegeben. In dem Augenblick leuchtete das Meer auf im flammenden Wiederſchein von tauſend lodernden Blitzen und die Luft, das Geſtade erdröhnte von brauſenden wirbelnden Donnern. Mitten durch die kniſternden ziſchenden Flammen des Kunſtfeuers fuhr mit des Sturmwindes Schnelle Antonio auf in die Lüfte — unverſehrt ſank er nieder zur Gallerie, ſchwebte er vor der Dogareſſa. — Sie war aufgeſtanden und vorgetreten, er fühlte ihren Athem an ſeinen Wangen ſpielen — er reichte ihr den Strauß; aber in der unſäglichſten Himmelswonne des Augenblicks faßte ihn wie mit glühenden Armen der brennende Schmerz hoffnungsloſer Liebe. — Sinnlos — raſend vor Verlangen — Entzücken — Quaal, ergriff er die Hand der Dogareſſa — drückte er glühende Küſſe darauf — rief er mit dem ſchneidenden Ton des troſtloſen Jammers: Annunziata! — Da riß ihn die Maſchine, wie das blinde Organ des Schickſals ſelbſt, fort von der Geliebten hinab ins Meer, wo er ganz betäubt, ganz erſchöpft in Pietros Arme ſank, der ſeiner in der Barke wartete.

Unterdeſſen war auf der Gallerie des Doge Alles in Aufruhr und Verwirrung gerathen. An den Sitz des Doge hatte man ein kleines Zettelchen angeheftet gefunden, auf welchem in gemeiner venetianiſcher Mundart die Worte ſtanden:

Il Doge Falier della bella muier,
I altri la gode é lui la mantien.

Zwar iſt der Doge Falier
Der ſchönen Dame Eheherr,
Doch hält er nur und hat ſie nie,
Und Andre, die gewinnen ſie.

Der alte Falieri fuhr auf in glühendem Zorn und ſchwur, daß den, der den boshaften Frevel begangen, die härteſte Strafe treffen ſolle. Indem er ſeine Blicke umherwarf, fiel ihm auf dem Platze unter der Gallerie Michaele Steno ins Auge, der in vollem Kerzenſchimmer da ſtand und ſogleich befahl er den Trabanten, ihn feſt zu nehmen, als den Urheber jenes Frevels. Alles ſchrie auf über den Befehl des Doge, der, indem er ſich ganz ſeinem überwallenden Zorn überließ, Beide, Signorie und Volk beleidigte, die Rechte der erſteren kränkend, dem letztern die Freude des Feſtes verderbend. Die Signorie verließ ihre Plätze und nur den alten Marino Bodoeri ſah man, wie er ſich unter das Volk miſchte, voller Eifer von der ſchweren Beleidigung ſprach, die dem Haupte des Staats widerfahren und allen Haß auf den Michaele Steno zu leiten ſuchte. Falieri hatte ſich nicht geirrt, denn in der That war Michaele Steno, als er fortgewieſen wurde von der Gallerie des Herzogs, nach Hauſe gelaufen, hatte jene hämiſche Worte geſchrieben, in dem Augenblicke als aller Augen auf das Kunſtfeuer gerichtet waren, das Zettelchen an den Stuhl des Doge angeheftet und dann ſich unbemerkt wieder entfernt. Recht tückiſch gedachte er den empfindlichen Streich zu führen, der Beide, Doge und Dogareſſa, recht tief, recht ans Leben dringend verwunden ſollte. Michaele Steno geſtand ganz freimüthig die That und ſchob alle Schuld auf den Doge, der ihn zuerſt empfindlich gekränkt habe. Die Signorie war längſt unzufrieden mit einem Haupt, das, ſtatt die gerechten Erwartungen des Staats zu erfüllen, täglich bewies, wie der kriegeriſche zornige Muth in dem erkalteten Herzen des abgelebten Greiſes nur dem Kunſtfeuer gleicht, das aus der Rakete ganz gewaltig emporkniſtert, aber ſogleich in ſchwarzen todten Flocken wirkungslos dahin ſchwindet. Hiezu kam, daß das Bündniß mit der jungen ſchönen Frau (längſt wußte man, daß er es vor kurzer Zeit als Doge geſchloſſen), ſeine Eiferſucht, den alten Falieri nicht mehr als Kriegsheld ſondern als vechio Pantalone erſcheinen ließ und ſo mußte es geſchehen, daß die Signorie gährendes Gift im Innern nährend, mehr geneigt war dem Michaele Steno Recht zu geben, als dem bitter gekränkten Oberhaupt. Von dem Rathe der Zehen wurde die Sache verwieſen an die Quarantie, von der Michaele ſonſt einer der Häupter war. Michaele Steno habe ſchon genug gelitten, und eine monatliche Verbannung ſey genugſame Rüge des Vergehens, ſo fiel der Rechtsſpruch aus, der den alten Falieri aufs neue und ſtärker erbitterte gegen eine Signorie, die ſtatt das Haupt zu ſchützen, ihm widerfahrne Kränkungen nur als Vergehen der leichteſten Art zu beſtrafen ſich unterſtand. —

Wie es denn zu gehen pflegt, daß der Liebende, den ein einziger Strahl des Liebesglücks getroffen, Tage, Wochen, Monate lang von goldenem Schimmer umfloſſen, Träume des Himmels träumt, ſo konnte ſich Antonio auch gar nicht erholen von der Betäubung des wonnereichſten Augenblicks, kaum aufathmen vor ſüßem Weh. — Die Alte hatte ihn tüchtig ausgeſcholten wegen des Wageſtücks und murmelte und brummte unaufhörlich von ganz unnöthigem Beginnen. Eines Tages kam ſie aber ſo ſeltſam am Stabe hineingetänzelt und gehüpft, wie ſie es in ihrer Art hatte, wenn ſie von fremdem Zauber berührt ſchien. Sie kicherte und lachte, ohne auf Antonio's Reden und Fragen zu achten, ſchürte ſie im Kamin ein kleines Feuer an, ſetzte ein Pfännchen darauf, kochte, aus allerlei bunten Gläſern Ingredienzien hineinwerfend, ſend, eine Salbe, that ſie in eine kleine Büchſe und hinkte damit laut kichernd und lachend von dannen. Erſt am ſpäten Abend kam ſie zurück, ſetzte ſich keuchend und hüſtelnd in den Lehnſtuhl und fing, wie von großer Erſchöpfung zu ſich ſelbſt gekommen, endlich an: Tonino, mein Söhnlein, Tonino, von wem komme ich her? — ſieh zu, ob du rathen kannſt? — von wem komme ich her, von wem komme ich her? — Antonio ſtarrte ſie an, von ſeltſamer Ahnung ergriffen. Nun, kicherte die Alte, von ihr ſelbſt komme ich her, von dem lieben Täubchen, von der holden Annunziata! — „Mache mich nicht wahnſinnig, Alte, ſchrie Antonio.“ „Ei was, fuhr die Alte fort, ich denke immer an dich, mein Tonino! — Heute Morgen, als ich unter den Säulengängen des Pallaſtes feilſchte um ſchönes Obſt, murmelt das Volk von dem Unglück, das die ſchöne Dogareſſa betroffen. Ich frage und frage, da ſpricht ein großer ungeſchlachter rother Kerl, der gähnend an eine Säule gelehnt Limonien kaut: Ei nun, an der linken Hand der kleine Finger, an dem hat ein Skorpionchen die jungen Zähnchen probirt und das iſt ein biſchen ins Blut gegangen — nun, mein Herr der Signor Dottore Giovanni Baſſeggio iſt eben oben, der wird nun wohl ſchon das Händchen mit ſammt dem Finger weggeſchnitten haben.“ Und in dem Augenblick, daß der Kerl das ſprach, entſteht ein großes Geſchrei auf der breiten Treppe und ein kleines ganz kleines Männlein kugelt, von Fußſtößen der Trabanten wie ein Kegel getrieben, die Stufen herab uns vor die Füße, ſchreiend und lamentirend. Das Volk ſammelt ſich um ihn herum, laut lachend, der Kleine zerarbeitet ſich und ſtrampelt mit den Beinen, ohne in die Höhe kommen zu können, da ſpringt aber der rothe Kerl herbei, rafft ſein Doktorchen auf, nimmt ihn in die Arme und rennt mit ihm, der immer fort aus vollem Halſe ſchreit und heult, was die Beine laufen können, fort nach dem Kanal, wo er mit ihm in die Gondel hineinſteigt und davon rudert. — Ich dachte es wohl, daß, ſo wie der Signor Baſſeggio das Meſſer anſetzen wollte an das ſchöne Händchen, der

Doge ihn die Treppe hinabſtoßen ließ. Ich dacht' aber noch weiter! — Geſchwind — ganz geſchwind' nach Hauſe — das Sälbchen kochen — hinauf damit in den herzoglichen Pallaſt! — Da ſtand ich auf der großen Treppe, mein blankes Fläſchlein in der Hand. Der alte Falieri kam gerade herab, der blitzte und pruhſtete mich an: „Was will das alte Weib hier,? — Aber da machte ich einen Knix tief — tief bis an die Erde, ſo gut es nur gehen konnte, und ſprach, daß ich wohl ein Mittelchen hätte, daß die ſchöne Dogareſſa geheilt ſeyn ſolle gar bald. So wie der Alte das hörte, blickte er mich ſtarr an mit recht entſetzlichen Augen und ſtrich ſich den grauen Bart zurecht, dann packte er mich bei beiden Schultern und ſchob mich herauf und hinein in das Gemach, daß ich beinahe der Länge nach hingeſtürzt wäre. Ach Tonino, da lag das holde Kind hingeſtreckt auf die Polſter, leichenblaß, ſeufzend und ſtöhnend vor Schmerz und leiſe klagend: „Ach nun bin ich wohl ſchon durch und durch vergiftet.“ Aber ich machte mich gleich darüber her und nahm das dumme Pflaſter des einfältigen Doktors herab. O Herr des Himmels! die niedliche kleine Hand — blutroth — geſchwollen. — Nun nun — meine Salbe kühlte — linderte. — „Das thut ja wohl, ſehr wohl," lispelte die kranke Taube. Da rief der Marino ganz entzückt: Tauſend Zechinen ſind dein, Alte! wenn du mir die Dogareſſaretteſt, und verließ das Zimmer. Drei Stunden hatt' ich nun da geſeſſen, die kleine Hand in meiner haltend und ſie ſtreichelnd und pflegend. Da erwachte das liebe Weibchen aus leichtem Schlummer in den ſie geſunken und fühlte keinen Schmerz mehr. Nachdem ich den neuen Verband gemacht, blickte ſie mich an mit vor Freude leuchtenden Augen. Da ſprach ich: Ei gnädige Frau Dogareſſa, ihr habt ja auch ſchon einmal einen Knaben gerettet, da ihr die kleine Schlange tödtetet, die ihn ſtechen wollte zum Tode als er ſchlief. — Tonino! da hätteſt du ſehen ſollen wie, als leuchte ein Strahl des Abendroths hinein, das blaſſe Antlitz ſich ſchnell färbte — wie die Augen funkelndes Feuer blitzten. — „Ach ja, Alte, ſprach ſie, ach ja — ich war noch ein Kind — auf meines Vaters Landhauſe. — Ach es war ein holder lieber Knabe — o wie gedenk ich noch ſeiner — es iſt mir, als ſey ſeit der Zeit mir gar nichts Glückliches mehr begegnet.“ — Nun ſprach ich von dir, daß du in Venedig wärſt, daß du noch alle Liebe, alle Wonne jenes Augenblicks im Herzen trügeſt — daß du, nur um noch einmal in die Himmelsaugen des rettenden Engels zu ſchauen, die gefährliche Luftfahrt gewagt, daß du ihr den Blumenſtrauß gegeben hätteſt am Giovedi graſſo! — Tonino — Tonino! da rief ſie wie in Begeiſterung: „ich hab' es gefühlt — ich hab' es gefühlt — als er meine Hand an ſeine Lippen drückte, als er meinen Namen nannte — ach ich wußt' es ja nur nicht, was ſo ſeltſam mein Innerſtes durchdrang, es war wohl Luſt, aber auch zugleich Schmerz! — Bring' ihn her — her zu mir — den holden Knaben.“ — Antonio warf ſich, als die Alte dies ſprach, auf die Knie nieder, und rief wie wahnſinnig: Herr des Himmels! nur jetzt, nur jetzt laß mich nicht untergehen in irgend einem ungeheuern Schickſal — nur nicht, bis ich ſie geſchaut, bis ich ſie an meine Bruſt gedrückt. Er wollte, daß die Alte ihn gleich andern Tages hinführen ſollte, was ſie ihm aber rund abſchlug, da der alte Falieri beinahe zu jeder Stunde die kranke Gemahlin zu beſuchen pflegte.

Mehrere Tage waren vergangen, die Dogareſſa war von der Alten ganz geheilt, aber noch immer blieb es unmöglich, den Antonio hinzuführen. So gut ſie es nur vermochte, tröſtete die Alte den Ungeduldigen, immer wiederholend, wie ſie mit der holden Annunziata von dem Antonio ſpreche, den ſie gerettet und der ſie ſo inbrünſtig liebe. Antonio, von tauſend Qualen der Sehnſucht, des Verlangens gefoltert, gondelte, lief auf den Plätzen umher. Unwillkührlich lenkten ihn ſeine Schritte immer und immer wieder nach dem herzoglichen Pallaſt. An der Brücke neben der hintern Seite des Pallaſtes, den Gefängniſſen gegenüber, ſtand Pietro auf ein buntes Ruder gelehnt, im Kanal wogte an Säulen befeſtigt eine Gondel, die zwar klein, aber mit zierlichem Verdeck, buntem Schnitzwerk, ja mit der venetianiſchen Flagge geſchmückt war, und beinahe dem Bucentoro glich. So wie Pietro den ehemaligen Kameraden gewahrte, rief er ihm laut zu: „Ei Signor Antonio, ſeyd mir tauſendmal gegrüßt! — mit euern Zecchinen iſt mir das Glück gekommen!“ Antonio fragte ganz zerſtreut, was er für ein Glück meine, erfuhr aber nichts geringeres als daß Pietro beinahe täglich in den Abendſtunden den Dogen mit der Dogareſſa hinüber gondeln mußte nach der Giudekka, wo unfern von San Giorgio Maggiore der Doge ein artiges Haus beſaß. Antonio blickte den Pietro ſtarr an, und fuhr dann ſchnell heraus: Kamerad, du kannſt wieder zehn Zecchinen verdienen und mehr wenn du willſt. Laß mich deine Stelle vertreten — ich will den Dogen hinüberrudern; Pietro meinte, daß das gar nicht anginge, da der Doge ihn kenne und eben nur ihm ſich anvertrauen wolle; endlich, als Antonio mit dem wilden Zorn, wie er aus dem von tauſend Liebesqualen aufgeregten Gemüth hervorſprudelte, in ihn drang, wie er ganz unſinnig ſchwur, daß er der Gondel nachſpringen und ihn herabreißen werde ins Meer, da rief Pietro lachend: „Ei Signor Antonio! Signor Antonio! wie habt ihr Euch verguckt in die ſchönen Augen der Dogareſſa!“ und willigte ein, daß Antonio mitkommen ſolle als ſein Gehülfe beim Rudern, er wolle die Schwere des Fahrzeugs ſo wie kränkliche Schwäche vorſchützen bei dem alten Falieri, dem ſo bei ſolcher Fahrt das Gondeln immer zu langſam ginge. Antonio rannte fort und kaum war er wieder an der Brücke in ſchlechten Schifferkleidern, mit gefärbtem Geſicht, einen langen Zwickelbart über die Lippen gehängt, als der Doge herabſtieg mit der Dogareſſa, beide in herrlichen bunten glänzenden Kleidern. „Wer iſt der fremde Menſch dort, fuhr der Doge den Pietro zornig an und nur die heiligſten Verſicherungen Pietros, daß er heute eines Gehülfen bedürfe, konnten den Alten endlich bewegen zu erlauben, daß Antonio mit gondle.

Es pflegt wohl zu geſchehen, daß gerade im Uebermaß alles Entzückens, aller Seligkeit das Gemüth wie geſtärkt durch die Macht des Augenblicks, ſich ſelbſt bezwingt und den Flammen gebietet die aus dem Innern hervorlodern wollen. So vermochte Antonio, dicht neben der holden Annunziata, berührt von dem Saume ihres Kleides, ſeine Liebesglut zu verbergen, indem er mit kräftiger Fauſt das Ruder regierte und größeres Wagſtück ſcheuend, kaum die Geliebte dann und wann flüchtig anblickte. Der alte Falieri ſchmunzelte und lächelte, küßte und ſtreichelte die kleinen weißen Händchen der holden Annunziata, legte den Arm um ihren ſchlanken Leib. Mitten auf dem Meere, als der Marcusplatz, das prächtige Venedig mit all' ſeinen ſtolzen Thürmen und Palläſten ſich vor den Schiffenden ausbreitete, da erhob der alte Falieri das Haupt und ſprach, indem er mit ſtolzen Blicken umherſchaute: Ei mein Liebchen, iſt es nicht ſchön zu ſchiffen auf dem Meer mit dem Herrn, mit dem Gemahl des Meers? — Ja mein Liebchen, ſey nicht eiferſüchtig auf die Gattin, die demüthig uns auf ihrem Nacken trägt. Hör' nur daß ſüße Plätſchern der Wellen, ſind das nicht Liebesworte, die ſie dem Gemahl zuflüſtert, der ſie beherrſcht? — Ja ja Liebchen, du trägſt meinen Ring am Finger, aber die da unten bewahrt in ihrem tiefſten Buſen den Trauring, den ich ihr zuwarf. „Ach mein fürſtlicher Herr, fing Annunziata an, ach wie ſollte denn die kalte böſe Flut deine Gemahlin ſeyn, es wird mir gar ſchauerlich zu Muthe dabei, daß du dich dem ſtolzen herriſchen Element vermählteſt.“ Der alte Falieri lachte, daß Kinn und Bart wackelten. „Aengſtige dich nicht, Täubchen, ſprach er dann, beſſer ruht ſichs ja wohl in deinen weichen warmen Armen als in dem eiskalten Schooß der Gattin da unten, aber ſchön iſts zu ſchiffen auf dem Meer mit dem Herrn des Meers.“ In dem Augenblick, als der Doge dies ſprach, fing eine ferne Muſik zu ſäuſeln an. Ueber die Meereswellen gleitend, kamen näher die Töne einer ſanften Männerſtimme, es wurden die Worte geſungen:

Ah! senza amare
Andare sul mare
Col sposo del' mare
Non púo consolare.

Andere Stimmen fielen ein und in ſtetem Wechſelgeſange wurden jene Worte immer und immer wiederholt, bis der Geſang wie im Hauch des Windes ſtarb. Der alte Falieri ſchien auf den Geſang gar nicht zu achten, er erzählte der Dogareſſa vielmehr ſehr weitläuftig, was es mit der Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn der Doge von dem Bucentoro den Ring hinabwerfend, ſich dem Meer vermähle, für eine Bewandtniß habe.

Er ſprach von den Siegen der Republik, wie ehemals Iſtrien und Dalmatien erobert worden unter der Regentſchaft Peter Urſeolus des Zweiten, und wie in dieſer Eroberung jener Feierlichkeit erſter Urſprung liege. Achtete nun der alte Falieri aber nicht auf jenen Geſang, ſo ging dafür ſeine Erzählung ganz verloren der Dogareſſa. Die ſaß da, den Sinn ganz zugewendet den ſüßen Tönen, die über das Meer ſchwammen; ſie ſtarrte als der Geſang geendet, mit ſeltſamem Blick vor ſich hin, wie jemand der aus tiefem Traum erwacht, die Bilder noch zu ſchauen, zu deuten, ſtrebt, die ihn umgaukelten. — „Senza amare — senza amare — non può consolare liſpelte ſie leiſe und Thränen glänzten wie helle Perlen in den Himmelsaugen und Seufzer entflohen der Bruſt, die auf und niederwallte vor innerer Beklemmung. — Noch immer in vollem Schmunzeln und Lächeln fort erzählend trat der Alte, die Dogareſſa an der Seite, heraus auf die Baluſtrade vor ſeinem Hauſe bei San Giorgio Maggiore und gewahrte nicht, wie von ſeltſamen dunklen Gefühlen im Innern aufgeregt, Annunziata ſprachlos, den thränenſchweren Blick in ein fernes Land gerichtet, wie im Traume neben ihm ſtand. — Ein junger Menſch in Schifferkleidung ſtieß in ein muſchelartig gewundenes Horn, daß die Töne weit über das Meer hin hallten. Auf dies Zeichen näherte ſich eine andere Gondel. Unterdeſſen war ein Mann, der einen Sonnenſchirm trug und eine Frau heran getreten, und ſo begleitet ſchritt der Doge mit der Dogareſſa nach dem Palaſt. Jene Gondel landete, Marino Bodoeri mit vielen Perſonen, unter denen ſich Kaufleute, Künſtler, ja Leute aus der niedrigſten Volksklaſſe befanden, ſtieg aus und folgte dem Doge.

Antonio konnte kaum den andern Abend erwarten, weil er auf frohe Botſchaft hoffte von ſeiner geliebten Annunziata. Endlich, endlich hinkte die Alte herein, ſetzte ſich keuchend in den Lehnſeſſel, ſchlug die dürren Knochenhände einmal über das andere zuſammen und rief: Tonino — ach Tonino, was iſt denn geſchehen mit unſerm armen Täubchen! — So wie ich heute hineintrete, liegt ſie da auf dem Polſter mit halbgeſchloſſenen Augen, das Köpfchen auf den Arm geſtützt, nicht ſchlummernd, nicht wachend, nicht krank, nicht geſund. — Ich nahe mich ihr, „ei gnädige Frau Dogareſſa, ſpreche ich, was iſt Euch denn Schlimmes begegnet? — ſchmerzt Euch wohl noch die kaum geheilte Wunde?“ — Aber da blickt ſie mich an mit Augen — Tonino! — mit Augen, wie ich ſie noch gar nicht geſehen und kaum hab’ ich hineingeſchaut in die feuchten Mondesſtrahlen, ſo bergen ſie ſich hinter die ſeidnen Wimpern, wie hinter dunkles Gewölk. Und dann ſeufzt ſie aus tiefſter Bruſt, und kehrt das holde blaſſe Antlitz der Wand zu und lispelt leiſe, ganz leiſe, aber ſo wehmüthig, daß es mir gerade ins Herz ſticht: Amare — amare — ah senza amare! — Ich hole mir einen kleinen Stuhl, ich ſetze mich hin zu ihr, ich fange an von dir zu erzählen. — Sie hüllt ſich ein in die Polſter — die ſchnelleren und ſchnelleren Athemzüge werden zu Seufzern. — Ich ſag's ihr unverholen, daß du verkleidet bei ihr warſt in der Gondel, daß ich dich, der vor Liebe und Sehnſucht verſchmachtet, nun ungeſäumt zu ihr bringen würde. Da fährt ſie plötzlich auf von den Polſtern und indem ein Strom heißer Thränen aus ihren Augen ſtürzt, ruft ſie heftig: Um Chriſtus, um aller Heiligen willen — nein — nein ich kann ihn nicht ſehen — Alte! — ich beſchwöre dich, ſag' ihm, er ſolle niemals, niemals mehr ſich mir nahen — niemals, das ſag ihm, er ſolle Venedig verlaſſen, ſchnell verlaſſen. — „Nun, fall' ich ihr ins Wort, nun, ſo muß denn mein armer Tonino ſterben." Da ſinkt ſie wie von den unſäglichſten Schmerzen gefaßt in die Polſter und ſchluchzt mit von Thränen erſtickter Stimme: Muß ich denn nicht auch ſterben des bitterſten Todes? Da trat der alte Herr Falieri ins Gemach und ich mußte mich auf ſeinen Wink entfernen. „Sie hat mich verworfen — fort — fort aufs Meer, ſchrie Antonio auf in heller Verzweiflung.“ Die Alte kicherte und lachte nach ihrer gewöhnlichen Art und rief: Du einfältig Kind, du einfältig Kind! — wirſt du denn nicht geliebt von der holden Annunziata mit aller Inbrunſt, mit aller Liebesqual, die jemals ein weiblich Herz ergriff? — Einfältig Knäblein, morgen am tiefen Abend ſchleiche dich in den herzoglichen Palaſt. In der zweiten Gallerie rechts der großen Treppe wirſt du mich finden — und dann wollen wir ſehen was ſich weiter begibt. —

Als Antonio bebend vor Sehnſucht am andern Abend die große Treppe hinaufſchlich, war es ihm plötzlich als wolle er einen ungeheuern Frevel beginnen. Ganz betäubt vermochte er kaum zitternd und ſchwankend die Stufen zu erſteigen. Er mußte ſich dicht vor der ihm bezeichneten Gallerie an eine Säule lehnen. Plötzlich umſloß ihn heller Fackelſchein und noch ehe er ſeinen Platz verlaſſen konnte, ſtand der alte Bodoeri dicht vor ihm, von einigen Dienern begleitet, die Fackeln trugen. Bodoeri ſah dem Jünglinge ſtarr ins Angeſicht und ſprach dann: Ha! du biſt Antonio, man hat dich her beſtellt, ich weiß es, folge mir nur! — Antonio, überzeugt, daß die Zuſammenkunft mit der Dogareſſa verrathen, folgte nicht ohne Zagen. Wie erſtaunte er, als in ein entferntes Gemach getreten, Bodoeri ihn umarmte und von dem wichtigen Poſten ſprach, der ihm anvertraut worden und denn er noch in dieſer Nacht mit Muth und Entſchloſſenheit behaupten ſolle. Sein Erſtaunen ging aber in Angſt über und Entſetzen, da er erfuhr, daß ſchon ſeit langer Zeit eine Verſchwörung wider die Signorie gereift, an deren Spitze der Doge ſelbſt ſtehe, daß, wie es in Falieris Hauſe auf der Giudekka beſchloſſen, noch in dieſer Nacht die Signorie fallen und der alte Marino Falieri als ſouverainer Herzog von Venedig ausgerufen wer-

werden ſolle. Antonio ſtarrte den Bodoeri ſprachlos an, dieſer hielt des Jünglings Schweigen für eine Weigerung Theil zu nehmen an der Ausführung der entſetzlichen That, und rief entrüſtet: „Feigherz'ger Thor! aus dem Pallaſt kommſt du nun nicht mehr, entweder du ſtirbſt oder ergreifſt mit uns die Waffen, aber ſprich erſt mit dieſem!“ Aus dem dunklen Hintergrunde des Zimmers trat eine hohe edle Geſtalt hervor. So wie Antonio das Antlitz des Mannes, den er nur erſt im Schein der Kerzen bemerken und erkennen konnte, erblickte, ſtürzte er nieder auf die Knie und rief, ganz außer ſich ſelbſt gebracht durch die nicht geahnte Erſcheinung: O heiliger Herr des Himmels! mein Vater Bertuccio Nenolo, mein theurer Pfleger! — Nenolo hob den Jüngling auf, ſchloß ihn in ſeine Arme und ſprach dann mit ſanfter Stimme: Wohl bin ich Bertuccio Nenolo, den du vielleicht auch in dem Meeresgrunde begraben glaubteſt und der erſt ſeit kurzer Zeit der ſchmählichen Gefangenſchaft des wilden Morbaſſan entgangen. Bertuccio Nenolo, der dich aufnahm und der nicht ahnen konnte, daß die unvernünftigen Diener, die Bodoeri abſchickte, als er das ihm verkaufte Landhaus in Beſitz nehmen wollte, dich hinausſtoßen würden aus dem Hauſe. — Verblendeter Jüngling! du ſtehſt an, die Waffen zu ergreifen gegen eine despotiſche Kaſte, deren Grauſamkeit dir den Vater raubte? — Ja, gehe hin in den Hof des Fontego, es iſt deines Vaters Blut, deſſen Spuren du noch ſchauen kannſt auf den Steinen des Bodens. Als die Signorie den deutſchen Kaufleuten das Kaufhaus, welches du unter dem Namen des Fontego kennſt, übermachte, wurde Jedem, dem man Gemächer einräumte, verboten, die Schlüſſel bei der Abreiſe an ſich zu behalten, er mußte ſie bei dem Fontegaro laſſen. Dieſem Geſetz hatte dein Vater entgegengehandelt und war ſchon deshalb ſchwerer Strafe verfallen. Als nun aber bei der Rückkunft des Vaters die Gemächer geöffnet wurden, fand ſich unter ſeinen Waaren eine Kiſte venetianiſcher falſchausgeprägter Münzen. Vergebens betheuerte er ſeine Unſchuld, es war nur zu gewiß, daß irgend ein hämiſcher Teufel, vielleicht der Fontegaro ſelbſt die Kiſte hineingebracht hatte, um deinen Vater zu verderben. — Die unerbittlichen Richter mit dem Beweiſe, daß die Kiſte in deines Vaters Gemächern gefunden, zufrieden, verurtheilten ihn zum Tode! — Auf dem Hofe des Fontego wurde er hingerichtet. — Auch du wärſt nicht mehr, wenn die treue Margarethe dich nicht rettete. — Ich, deines Vaters treuſter Freund, nahm dich auf; damit du dich der Signorie nicht ſelbſt verrathen möchteſt, verſchwieg man dir deines Vaters Namen. — Aber nun, nun Anton Dalbirger, nun iſt es Zeit, nun ergreiſe die Waffen und räche an den Häuptern der Signorie den ſchmählichen Tod deines Vaters.“ Antonio, vom Geiſt der Rache beſeelt, gelobte den Verſchwornen Treue und unbezwingbaren Muth. — Es iſt bekannt, daß der Schimpf, den Bertuccio Nenolo von dem über die Seerüſtungen geſetzten Dandulo, der ihm bei einem Streit ins Geſicht ſchlug, erfahren, ihn bewog, mit dem ehrgeizigen Schwiegerſohn ſich wider die Signorie zu verſchwören. Beide, Nenolo und Boderi wünſchten dem alten Falieri den Fürſtenmantel, um ſelbſt mit ihm zu ſteigen. — Man wollte (ſo war der Plan der Verſchwornen) die Nachricht ausbreiten, die genueſiſche Flotte liege vor den Lagunen. In der Nacht ſollte dann die große Glocke auf dem Marcusthurm gezogen und die Stadt zu erdichteten Vertheidigungen gerufen werden. Auf dieſes Zeichen ſollten die Verſchwornen, deren Anzahl beträchtlich und durch ganz Venedig verbreitet war, den Marcusplatz beſetzen, ſich der Hauptplätze der Stadt bemächtigen, die Häupter der Signorie ermorden, und den Dogen als ſouverainen Herzog von Venedig ausrufen. Der Himmel wollte aber nicht, daß dieſer Mordanſchlag gelingen und die Grundverfaſſung des bedrängten Staats durch den alten von Stolz und Uebermuth entflammten Falieri in den Staub getreten werden ſollte. Die Verſammlungen auf der Giudecca in Falieris waren der Wachſamkeit des Raths der Zehen nicht entgangen, aber unmöglich blieb es, etwas Gewiſſes zu erfahren. Da rührte einen der Verſchwornen, einen Pelzhändler aus Piſa, Bentian geheißen, das Gewiſſen, er wollte ſeinen Freund und Gevatter, den Nicolao Leoni, der im Rathe der Zehen ſaß, vom Untergange retten. In der Abenddämmerung begab er ſich zu ihm, und beſchwor ihn in der Nacht nicht das Haus zu verlaſſen, es möge auch geſchehen was da wolle. Leoni, von Argwohn ergriffen, hielt den Pelzhändler feſt und erfuhr, als er in ihn drang, den ganzen Anſchlag. In Gemeinſchaft mit Giovanni Gradenigo und Marco Cornaro berief er nun den Rath der Zehen nach St. Salvator und von hier aus wurden in weniger als drei Stunden Maaßregeln ergriffen, die alle Unternehmungen der Verſchwornen im erſten Aufglimmen erſticken mußten.

Dem Antonio war es aufgetragen, mit einem Trupp nach dem Marcusthurm zu gehen und die Glocken anziehen zu laſſen. So wie er hinkam, fand er den Thurm ſtark beſetzt von Arſenaltruppen, die, als er ſich nahen wollte, mit Hellebarden auf ihn eindrangen. Von plötzlichem Todesſchreck ergriffen ſtäubte ſein Haufen auseinander, er ſelbſt entwiſchte in der Dunkelheit der Nacht. Dicht hinter ſich hörte er Tritte eines Menſchen, der ihm nachſetzte, er fühlte ſich ergriffen, ſchon wollte er den Verfolger niederſtoßen, als er bei einem plötzlich aufſchimmernden Licht den Pietro erkannte. „Rette dich, rief dieſer, rette dich Antonio! in meine Gondel, es iſt Alles verrathen — Bodoeri — Nenolo — ſind in der Gewalt der Signorie — die Thore des herzoglichen Pallaſtes geſchloſſen — der Doge eingeſperrt in ſein Gemach — wie ein Verbrecher bewacht von ſeinen eignen treuloſen Trabanten — fort fort.“ — Halb ſinnlos ließ ſich Antonio hineinſchleppen in die Gondel. — Dumpfe Stimmen — Klirren der Waffen — einzelne Angſtrufe — dann trat mit der tiefſten Finſterniß der Nacht lautloſe ſchauerliche Stille ein. Am andern Morgen erblickte der von Todesſchrecken zermalmte Pöbel das entſetzliche Schauſpiel, das jedes Blut in den Adern gerinnen machte. Der Rath der Zehen hatte noch in derſelben Nacht das Todesurtheil über die Häupter der Verſchwornen, die ergriffen worden, gefällt. Erdroſſelt wurden ſie auf dem kleinen Platze zur Seite des Pallaſtes von der Gallerie herabgelaſſen, wo der Doge ſonſt den Feierlichkeiten zuzuſchauen pflegte — ach! wo Antonio vor der holden Annunziata ſchwebte, wo ſie von ihm den Blumenſtrauß empfing. — Unter den Leichnamen befanden ſich Marino Bodoeri und Bertuccio Nenolo. Zwei Tage nachher wurde der alte Marino Falieri von dem Rathe der Zehn verurtheilt und auf der ſogenannten Rieſentreppe des Pallaſtes hingerichtet. —

Wie bewußtlos war Antonio umhergeſchlichen, niemand griff ihn an, denn niemand kannte ihn als einen der Verſchwornen. Als er des alten Falieri graues Haupt fallen ſah, da fuhr er auf, wie aus ſchwerem Todestraum. — Mit dem Schrei des wildeſten Entſetzens — mit dem Ausruf: Annunziata! ſtürzte er in den Pallaſt, durch die Gallerieen. — Niemand hielt ihn auf, die Trabanten ſtarrten ihn an wie betäubt von dem Fürchterlichen, das ſich ſo eben zugetragen. Die Alte hinkte ihm entgegen laut jammernd und klagend, ſie ergriff ſeine Hand, noch einige Schritte und er trat mit ihr in Annunziata's Gemach. Da lag die Arme entſeelt auf den Polſtern. Antonio ſtürzte hin zu ihr, er bedeckte ihre Hände mit glühenden Küſſen, er rief die Geliebte mit den ſüßeſten, zärtlichſten Namen. Da ſchlug ſie die holden Himmelsaugen langſam auf, ſie ſah Antonio — erſt war es, als müſſe ſie ſich auf ihn beſinnen, doch plötzlich raffte ſie ſich auf, umſchlang ihn mit beiden Armen, drückte ihn an ihre Bruſt — benetzte ihn mit heißen Thränen — küßte ſeine Wangen — ſeine Lippen. „Antonio — mein Antonio — ich liebe dich unausſprechlich — ja es giebt noch einen Himmel auf Erden! — Was iſt des Vaters — des Oheims — des Gatten Tod gegen die Seligkeit deiner Liebe — o laß uns fliehen — von dieſer blutigen Mordſtätte! — So rief Annunziata, zerriſſen von dem bitterſten Schmerz und der glühendſten Liebe. Unter tauſend Küſſen, unter tauſend Thränen ſchwuren ſich die Liebenden ewige Treue, ſie vergaßen die furchtbaren Ereigniſſe der ſchrecklichſten Tage, den Blick von der Erde abgewandt ſchauten ſie auf in den Himmel, den ihnen der Geiſt der Liebe erſchloſſen. Die Alte rieth nach Chiozza zu fliehen, Antonio wollte dann zu Lande in umgekehrter Richtung weiter herauf nach ſeinem Vaterlande. Freund Pietro verſchaffte ihm eine kleine Barke, die an der Brücke bei der hintern Seite des Pallaſtes angelegt wurde. Eingehüllt in tiefe Schleier ſchlich Annunziata als es Nacht worden, mit dem Geliebten, von der alten Margaretha, die in der Kapuze reiche Juwelenkäſtchen trug, begleitet, über die Treppen hinab. Unbemerkt kamen ſie an die Brücke, ſtiegen ſie hinein in die Barke. Antonio ergriff das Ruder und fort ging es in ſchneller rüſtiger Fahrt. Wie ein fröhlicher Liebesbote tanzte der helle Mondesſchimmer auf den Wellen vor ihnen her. Sie waren auf hoher See. Da begann es ſeltſam zu pfeifen und zu ſauſen in hoher Luft — finſtere Schatten kamen gezogen und hingen ſich wie dunkle Schleier über das leuchtende Antlitz des Mondes. Der tanzende Schimmer, der fröhliche Liebesbote ſank herab in die ſchwarze Tiefe voll dumpfer Donner.

Der Sturm erhob ſich und jagte die düſtern, zuſammengeballten Wolken mit zornigem Toben vor ſich her. Hoch auf und nieder flog die Barke. „O hilf, o Herr des Himmels!“ ſchrie die Alte. Antonio, des Ruders nicht mehr mächtig, umſchlang die holde Annunziata, die, von ſeinen glühenden Küſſen erweckt, ihn mit der Inbrunſt der ſeligſten Liebe an ihren Buſen drückte. „O mein Antonio! — o meine Annunziata!“ So riefen ſie des Sturms nicht achtend, der immer entſetzlicher tobte und brauſte. Da ſtreckte das Meer, die eiferſüchtige Wittwe des enthaupteten Falieri, die ſchäumenden Wellen wie Rieſenarme empor, erfaßte die Liebenden und riß ſie ſammt der Alten hinab in den bodenloſen Abgrund! —

Als der Mann im Mantel auf dieſe Weiſe ſeine Erzählung geendet hatte, ſprang er ſchnell auf und verließ mit ſtarken raſchen Schritten das Zimmer. Die Freunde ſahen ihm ſtillſchweigend und ganz verwundert nach, dann traten ſie aufs neue vor das Gemälde. Der alte Doge ſchmunzelte ſie wieder an, in thörigtem Prunk und faſelnder Eitelkeit, aber als ſie nun der Dogareſſa recht ins Antlitz ſchauten, da gewahrten ſie wohl, wie die Schatten eines unbekannten, nur geahnten Schmerzes auf der Lilienſtirn lagen, wie ſehnſüchtige Liebesträume unter den dunklen Wimpern hervorleuchteten und um die ſüßen Lippen ſchwebten. Aus dem fernen Meer, aus den duftigen Wolken, die San Marco einhüllten, ſchien die feindliche Macht Tod und Verderben zu drohen. Die tiefere Bedeutung des anmuthigen Bildes ging ihnen klar auf, aber auch alle Wehmuth der Liebesgeſchichte Antonio's und Annunziata's kehrte, ſo oft ſie das Bild auch noch anblicken mochten, wieder und erfüllte ihr innerſtes Gemüth mit ſüßen Schauern.

Die Freunde lobten die Erzählung und waren einſtimmig im Urtheil, daß Ottmar die wahre Geſchichte des ehrſüchtigen, unglücklichen Dogen Marino Falieri auf ächt ſerapiontiſche Weiſe benutzt habe.

Ottmar, ſprach Lothar, ließ es ſich aber ſauer werden, als er die Erzählung ſchrieb. Denn außerdem daß ihn das hübſche Bild unſeres wackern Kolbe zu dem Ganzen begeiſtert, lag Le Bret's Geſchichte von Venedig immer aufgeſchlagen auf dem Tiſche und das ganze Zimmer hatte er mit pittoresken Anſichten von den Straßen und Plätzen Venedigs geſchmückt die er Gott weiß wo überall aufgetrieben. Deshalb iſt die Erzählung ſo individuell lokal geworden wie ſie ſeyn mußte.

Die Mitternachtsſtunde hatte geſchlagen, die Freunde ſchieden in der froheſten Stimmung.

Vierter Abſchnitt.

Vinzenz und Sylveſter hatten ſich eingefunden. Lothar hielt ihnen eine lange Rede, worinn er auf höchſt ergötzliche Weiſe ſehr weitläuftig die Pflichten eines würdigen Serapions-Bruders entwickelte: „Und nun,“ ſchloß er, „verſprecht mir, theure würdige Novizen, mittelſt feierlichen Handſchlags der Regel des heiligen Serapion treu zu ſeyn, d. h. Euer ganzes Beſtreben dahin zu richten, bey den Verſammlungen des ſchönen Bundes Euch ſo geiſtreich, lebendig, gemüthlich, anregbar und witzig zu zeigen, als es nur in Euern Kräften ſteht.“

Ich, nahm Vinzenz das Wort, ich für mein Theil verſpreche das mit voller Seele. Ich will meine ganze Haabe an Geiſt und Gemüth zur Bundes-Kaſſe tragen, aus der Ihr mich dann ernähren, ja ordentlicher Weiſe mäſten könnt. Ich will jedesmal, wenn ich bey Euch einzutreten gedenke, wie man im Sprüchwort ſagt, vorher meinem Affen reichlichen Zucker darbieten, damit er Luſt bekomme zu allerlei zierlichen Capriolen. Und da Euer Schutzpatron allen Ruhm, alle Ehre erworben durch geziemlichen Wahnſinn, will ich mich vorzüglich bemühn ihm nachzueifern, ſo daß es dem Bunde nie an lobenswerther Tollheit fehlen ſoll. Ich kann, verlangſt du es, mein würdiger Lothar, wünſcht Ihr es, meine geſchätzteſten Serapions-Brüder mit den ſauberſten fixen Ideen wechſeln. Ich kann mir wie der Profeſſor Titel, einbilden, römiſcher Kaiſer, oder wie der Pater Sgambari, Cardinal zu ſeyn. Ich kann wie jene Frau des Trallianus glauben, das Weltall ruhe auf meinem linken Daumen oder meine Naſe ſey von Glas und leuchte in den ſchönſten Farben prismatiſch hinauf, an Wand und Decke, oder mich wie der kleine Schotte Donald Monro, für einen Spiegel halten, und alle Blicke, Grimaſſen, Poſituren deſſen nachmachen, der mir ins Geſicht ſchaut. Ja ich kann überzeugt ſeyn, meine anima sensitiva habe mir, wie dem Chevalier D'Epernay, den Kopf kahl geſchoren und ich flöße Euch nur Reſpekt ein durch die wenigen Haare, die ich noch auf den Zähnen behalten. — Ihr werdet als würdige Serapions-Brüder all' dieſen Wahnſinn zu ehren wiſſen! — Thut das Leute! und verfallt nicht etwa darauf mich kuriren und gar Mittel anwenden zu wollen nach der Methode des Börhave des Merkurialis des Antius von Amyda, des Friedrich Kraft, des Herrn Richter, welche ſämtlich ſattſames Prügeln anrathen und ſanftes Maulſchelliren. Und doch wirken Prügel wohlthätig auf Verſtand und Herz und beleben den Körper zu den wichtigſten Funktionen. — Was wäre aus uns geworden, hätten wir eine einzige Vokabel in den Kopf gebracht in Quinta ohne nützliches Prügeln? — Ja! ich gedenke noch daß, wie ich in meinem zwölften Jahre Werthers Leiden geleſen, hatte ich mich ſtracks in ein dreißigjähriges Fräulein verliebte und mich todtſchießen wollte. Mein Vater heilte glücklich die zu große Reizbarkeit meines Herzens nach Rhaſes und Valuscus de Taranta, welche eine gute Tracht Schläge auf den H— als ein kräftiges Mittel wider die Liebe empfehlen. Zu gleicher Zeit weinte der Alte heiße Vaterthränen vor Freude über die Entdeckung daß ſein Söhnlein wirklich kein Eſel ſey, denn dieſes Thier wird nach bekannter Erfahrung deſto verliebter, je mehr und beſſer man es prügelt! — Und was den Körper anlangt und deſſen Funktionen! — O ruft Euch doch nur jenen Venuſiniſchen Prinzen ins Gedächtniß, deſſen Campanella erwähnt! — Der gute Fürſt konnte nicht anders zu Stuhle gehn als wenn er vorher von einem dazu ausdrücklich beſoldeten Mann erklecklich abgeprügelt worden! —

O aller Fabulanten ergötzlichſter Fabulant, rief Theodor, du ganzes Geſchwornengericht des ſkurilen Spaßes, wie luſtig verführſt du deine

deine Capriolen und Courbetten! Aber thue das immerhin — Blitze hinein, ſollte es manchmal zu ſtill und dunkel unter uns werden mit den abſonderlichſten Redensarten und belebe vorzüglich unſern Sylveſter, der nach ſeiner gewöhnlichen Art und Weiſe bis jetzt noch kein einziges Wort geſprochen.

Ueberhaupt, ſprach Ottmar, habe ich mich kaum überzeugen können, daß es wirklich Sylveſter iſt der dort auf dem Stuhle ſitzt und uns ſo freundlich anlächelt. Denn ganz unmöglich ſcheint es mir, daß er ſobald ſeinen ländlichen Aufenthalt verlaſſen konnte, deſſen Vorzüge vor unſerer Stadt er ſo hoch pries und ich denke immer, am Ende iſt es nur ein hübſcher Spuk und Sylveſter verſchwindet uns plötzlich vor unſern ſehenden Augen in den zierlichen Dampfwolken die er aus dem Zigarro bläſ't! —

Gott behüte und bewahre, rief Sylveſter lachend, glaubſt Du denn daß ich friedlicher ruhiger Mann mich [illegible] habe in einen Hexenmeiſter, der ehrliche Leute neckt mit ſeiner werthen Perſon? Glaubſt Du, daß ich die mindeſte Anlage habe zu einem Philadelphia oder Svedenborg? — Beklagſt Du Dich Theodor, über meine Wortkargheit, ſo wiſſe, daß ich gerade heute mit Bedacht den Athem ſpare, weil ich nichts geringeres im Sinn trage, als Euch eine ziemlich lange Erzählung vorzuleſen, zu der mich ein ſehr hübſches Bild unſeres wackern Karl Kolbe entzündete und die ich während meines ländlichen Aufenthalts niederſchrieb. — Wunderſt Du Dich darüber, Ottmar, daß ich, unerachtet ich die Muße des Landlebens ſo hoch ſtelle, doch wieder hieher kam, ſo bedenke, daß, iſt auch das ewige raſtloſe Gewühl, die leere Geſchäftigkeit der großen Stadt meinem ganzen innern Weſen zuwider, ich doch auch dagegen, will ich als Dichter und Schriftſteller beſtehen mancher Anregung bedarf, die ich nur hier finde. Jene Erzählung, die ich für gut halte, wäre nimmermehr entſtanden, hätte ich nicht Kolbes Bild auf der Kunſtausſtellung geſchaut, und hätte ich nachher mich nicht der Muße des Landlebens hingegeben.

Sylveſter hat Recht, nahm Lothar das Wort, wenn er als Schauſpiel als Romandichter die Anregungen in dem bunten Gewühl der großen Stadt, ſucht und dann dem Geiſt ruhige Muße gönnt das zu ſchaffen wozu er angeregt worden. Jenes Bild konnte Sylveſter auch auf dem Lande ſchauen, aber nicht die lebendigen Perſonen, die ſich darum herbewegten und in die hinein jene gemahlten Perſonen des Bildes traten. Dichter jener Art dürfen ſich nicht zurückziehen in die Einſamkeit, ſie müſſen in der Welt leben, in der bunteſten Welt, um ſchauen und auffaſſen zu können ihre unendlich mannigfachen Erſcheinungen! —

Ha! rief Vinzenz, wie jauchzt der Herr von Jaques im Shakspeare, als er den Monſieur Probſtein im Walde gefunden? — Ein Narr, ein Narr! — Ich traf 'nen Narrn im Walde, 'nen ſcheckigen Narrn — o jämmerliche Welt. So jauchze ich: ein Poet! — ein Poet! — ich traf einen Poeten! — Der taumelte zu hoher Mittagszeit aus dem dritten Weinhauſe, ſchaute hinauf mit den trunkfeuchten Augen zur Sonne, rief begeiſtert: o ſüßes mildes Mondenlicht, wie fallen Deine Strahlen in mein Innres hinein und erleuchten ſattſam die ganze Welt, die ich darinn hege und pflege! — Wandle vor mir her, wackres Geſtirn damit ich nach dem Ort hinſteure wo mir Lebenserfahrung, Menſchenkenntniß zuſtrömt in Fülle zum nützlichen Gebrauch — Charakter! — lebendige Zeichnung ohne Studien nicht möglich — Herrliches Getränk, vortrefflicher Eilfer der die Herzen erſchließt und die Fantaſie entzündet! — Ja er lebt in mir, der dort in jenem Zimmer Salami genießt. Es iſt ein großer hagrer Mann, trägt einen blauen Frack mit gelben Knöpfen, engliſche Stiefel, ſchnupft Taback aus einer ſchwarzlackirten Doſe, ſpricht geläufig Deutſch und iſt daher, unerachtet jener Stiefel und der italiäniſchen Wurſt ein deutſcher herrlicher lebensvoller Charakter für meinen neueſten Roman! — Aber — mehr Menſchenkenntniß — mehr Charaktere! — Und damit lief mein Poet mit günſtigem Winde ein, in die Bucht des vierten Weinhauſes! —

Schweige, rief Lothar, ſchweige Du Olivarius Textdreher! — So nenne ich Dich, weil Du mir in der That meinen ganzen Text verdrehſt! — Ich weiß recht gut, was Du mit Deinem trunknen Poeten, der Lebenserfahrung in den Weinhäuſern ſammelt und mit ſeinem Mann im blauen Frack meinſt, und mag über dieſes Thema gar nichts mehr ſagen. Aber ganz andere Leute glauben ebenfalls, daß ſie, haben ſie die Perſönlichkeit dieſes, jenes unbedeutenden Subjekts das ihnen in den Weg kam, genau abgeſchrieben, ins Leben greifende Charaktere aufſtellten. Mit dem beſonderen Zopf, den dieſer, jener alte Mann trägt, mit der Farbe, in die ſich dieſes, jenes Mädchen kleidet, iſt es noch gar nicht gethan. Es gehört ein eigner Sinn, ein durchdringender Blick dazu, die Geſtalten des Lebens in ihrer tieferen Eigenthümlichkeit zu erſchauen und auch mit dieſem Erſchauen iſt es noch nicht gethan. All die aufgefaßten Bilder wie ſie im ewigen bunten Wechſel ſich ihm zeigten bringt der Geiſt, der in dem wahren Dichter wohnt, erſt auf die Kapelle und wie aus dem Niederſchlag des Chemiſchen Prozeſſes gehen als Subſtrat die Geſtalten hervor, die der Welt, dem Leben in ſeiner ganzen Extenſion angehören. Das ſind die wunderbaren Perſonen, die ohne Rückſicht auf Ort, auf Zeit ein jeder kennt, mit denen ein jeder befreundet iſt, die fort und fort unter uns lebendig wandeln! — Darf ich wohl des herrlichen Sancho Panſa, des Fallſtaff erwähnen? — Und weil Du, Vinzenz, gerade vom blauen Frack ſprachſt, es iſt wohl ein eigen Ding, daß die Geſtalt, die der wahre Dichter auf jene Weiſe ſchuf, ſich von ſelbſt ganz artig und ihrem Charakter gemäß kleidet — Ey, ſprach Ottmar, das iſt im Leben auch nicht anders. Gewiß haben wir alle bey irgend einer beſondern Erſcheinung, die uns in den Weg trat, ſehr lebhaft gefühlt, daß der Mann vermöge ſeines ganzen Weſens nun ganz unmöglich eine andere Mütze, einen andern Hut, einen anderen Rock tragen dürfe als wie er ihn eben trägt. Daß dies geſchieht iſt eben nicht ſo wunderbar als daß wir es erkennen.

Liegt, unterbrach Cyprian den Freund, liegt es denn aber nicht bloß in unſerer Erkenntniß daß es geſchieht? — O Spitzfündigkeit ohne Gleichen, rief Vinzenz. Und, ſprach Sylveſter mit lebhafteren Ton als es ſonſt ſeine Art war, und Alles was Lothar behauptet iſt doch ſo wahr, ſo recht aus meiner Seele genommen. — Vergeßt aber nicht, daß nächſt unſerm erquicklichen Zuſammenſeyn ich auch auf dem Lande einen Genuß entbehre, der mein ganzes Weſen, es ganz und gar durchdringend, hoch erhebt. Ich meine nichts anders als die mannigfachen muſikaliſchen Produktionen, die Aufführungen der herrlichſten Meiſterwerke des Geſanges. Erſt heute hat mich Beethovens Meſſe, die, wie Ihr wißt, in der katholiſchen Kirche aufgeführt wurde, wahrlich im höchſten Sinn des Worts ergriffen.

Und das, ſprach Cyprian mürriſch, verwundert mich nur deshalb nicht, weil Dir, Sylveſter, die Entbehrung dergleichen Dinge im beſſern Licht erſcheinen läßt. Dem Hungrigen ſchmekt die geringere Koſt. Denn aufrichtig geſagt, Beethoven hat in ſeinem Hochamt eine gar hübſche auch wohl geniale Muſik geliefert aber nur durchaus kein Hochamt. — Wo iſt der ſtrenge Kirchenſtyl geblieben! —

Ich weiß es ſchon, nahm Theodor das Wort, Du Cyprian! ſtatuirſt nur die alten Tonſetzer, erſchrickſt in der Kirchen-Partitur vor allen ſchwarzen Noten und treibſt die Strenge gegen alles Neuere bis zur Ungerechtigkeit.

Wahr iſt es indeſſen, ſprach Lothar, daß in Beethovens Meſſe mir vieles zu jubilirend zu irdiſch jauchzend klingt. Ueberhaupt möchte ich wiſſen woher die völlige mit einander kontraſtirende Verſchiedenheit des Geiſtes liegt in dem die Meiſter die einzelnen Sätze des Hochamts komponirt haben?

Ey, rief Sylveſter, das iſt es auch, was mir ſo oft als unerklärlich aufgefallen iſt. Man ſollte meinen, daß z. B. die Worte: Benedictus qui venit in nomine domini nur auf gleiche fromme ruhige Weiſe geſetzt werden könnten und doch weiß ich nicht allein, daß dieſe Worte von den größten Meiſtern in ganz verſchiedenem Charakter komponirt werden ſind, ſondern auch daß, von den verſchiedenſten Empfindungen durchdrungen, ich niemals die Compoſition dieſes, jenes großen Mannes, als verfehlt zu verwerfen vermochte. — Theodor könnte uns hierüber aufklären.

Das wollte ich wohl, ſprach Theodor ſo gut ich's vermag, aber ich müßte Euch eine kleine Abhandlung vortragen, die mit ihrem Ernſt ſonderbar abſtechen würde gegen die luſtige Weiſe, in der heute unſere Verſammlung begann.

Iſt es, erwiederte Ottmar, iſt es denn nicht eben recht ſerapionsmäßig, daß Ernſt und Scherz wechſele? Sprich Dich daher nur getroſt aus Theodor, über einen Gegenſtand, der uns Alle, nehme ich etwa unſern Vinzenz aus, der nichts von der Muſik verſteht, höchlich intereſſirt. — Ich bitte auch den neuen Serapions-Bruder Vinzenz, daß er den ſkurilen Spaß, der ihm eben auf den Lippen ſchwebt, verſchlucke und unſern Redner nicht unterbreche! —

O Serapion! ſeufzte Vinzenz mit aufwärts gerichtetem Blick; Theodor begann aber ohne weiteres in folgender Art.

Das Gebet, die Andacht, regt gewiß das Gemüth, nach ſeiner eigenthümlich in ihm herrſchenden oder auch augenblicklichen Stimmung, wie ſie von phyſiſchem oder pſychiſchem Wohlſeyn, oder von eben ſolchem Leiden erzeugt wird auf. Bald iſt daher die Andacht, innere Zerknirſchung bis zur Selbſtverachtung und Schmach, Hinſinken in den Staub vor dem vernichtenden Blitzſtrahl des, dem Sünder zürnenden Herrn der Welten, bald kräftige Erhebung zu dem Unendlichen, kindliches Vertrauen auf die göttliche Gnade, Vorgefühl der verheißenen Seeligkeit. Die Worte des Hochamts geben in einem Cyklus nur den Anlaß, höchſtens den Leitfaden der Erbauung und in jeder Stimmung werden ſie den richtigen Anklang in der Seele erwecken. Im Kyrie wird die Barmherzigkeit Gottes angerufen; das Gloria preiſet ſeine Allmacht und Herrlichkeit, das Credo ſpricht den Glauben aus, auf den die fromme Seele feſt bauet und nachdem im Sanctus und Benedictus die Heiligkeit Gottes erhoben und Seegen denen verheißen worden, die voll Vertraun ſich ihm nahen, wird im Agnus und im Dona noch zum Mittler gefleht, daß er Beruhigung und ſeinen Frieden ſchenke der frommen glaubenden, hoffenden Seele. Schon dieſer Allgemeinheit wegen, die der tieferen Beziehung, der inneren Bedeutung, welche ein jeder nach ſeiner individuellen Gemüthsſtimmung hineinlegt, nicht vorgreift, ſchmiegt ſich der Text der mannigfaltigſten muſikaliſchen Behandlung an und eben deshalb giebt es ſo ganz, in Charakter und Haltung von einander abweichende Kyrie, Gloria u. ſ. w. Man vergleiche nur z. B. die beiden Kyrie in den Meſſen aus C dur und D Moll von Joſeph Haydn und eben ſo ſeine Benedictus. — Schon hieraus folgt, daß der Componiſt der, wie es ſtets ſeyn ſollte, von wahrer Andacht begeiſtert zur Compoſition eines Hochamts ſchreitet, die individuelle religiöſe Stimmung ſeines Gemüths, der ſich jedes Wort willig ſchmiegt, vorherrſchen und ſich durch das

Miserere, Gloria, Qui tollis u. ſ. w. nicht zum bunten Gemiſch des herzzerſchneidendſten Jammers der zerknirſchten Seele mit jubilirendem Geklingel verleiten laſſen wird. Alle Arbeiten dieſer letzten Art, wie ſie in neuerer Zeit auf höchſt frivole Weiſe gemacht wurden, ſind Mißgeburten von einem unreinen Gemüth erzeugt, die ich eben ſo lebhaft verwerfe als Cyprian. Aber hohe Bewundrung zolle ich den herrlichen Kirchen-Compoſitionen Michael und Joſeph Haydns, Haſſes, Naumanns u. a. ohne der alten Werke der frommen italiäniſchen Meiſter (Leo, Durante, Benevoli, Perli u. a.) zu vergeſſen, deren hohe würdige Einfachheit, deren wunderbare Kunſt ohne bunte Ausweichungen eingreifend ins Innerſte zu moduliren, in neuerer und neueſter Zeit ganz verloren gegangen zu ſeyn ſcheint. Daß, ohne an den urſprünglichen reinen Kirchenſtyl ſchon deshalb feſthalten zu wollen, weil das Heilige den bunten Schmuck irdiſcher Spitzfündigkeiten verſchmäht, auch ſchon jene einfache Muſik in der Kirche muſikaliſch mehr wirkt, iſt nicht zu bezweifeln, da die Töne, je ſchneller ſie aufeinander folgen deſto mehr im hohen Gewölbe verhallen und das Ganze undeutlich und unverſtändlich machen. Daher zum Theil die große Wirkung des Chorals in der Kirche. Mit Dir Cyprian räume ich auch den erhabenen Kirchengeſängen aus der älteren Zeit, ſchon ihres wahrhaft heiligen immer feſtgehaltenen Styls halber den Vorzug vor der neueren Kirchenmuſik unbedingt ein, indeſſen bin ich doch der Meinung, daß man mit dem Reichthum den die Muſik, was hauptſächlich die Anwendung der Inſtrumente betrifft, in neuerer Zeit erworben, in der Kirche zwar nicht prunkenden Staat treiben dürfe, ihn doch aber auf edle, würdige Weiſe anwenden könne. Das gewagte Gleichniß, daß die ältere Kirchenmuſik der Italiäner ſich zu der neueren deutſchen verhalte wie die Peterskirche zum Straßburger Münſter, möchte ziemlich treffend ſeyn. Die grandioſen Verhältniſſe jenes Baues erheben das Gemüth, indem ſie commenſurabel bleiben; aber mit einer ſeltſamen inneren Beunruhigung ſtaunt der Beſchauer den Münſter an, der ſich in den kühnſten Windungen, in den ſonderbarſten Verſchlingungen bunter phantaſtiſcher Figuren und Zierrathen hoch in die Lüfte erhebt. Allein ſelbſt dieſe Unruhe regt ein, das Unbekannte, das Wunderbare ahnendes Gefühl auf und der Geiſt überläßt ſich willig dem Traume, in dem er das Ueberirdiſche, das Unendliche zu erkennen glaubt. Nun! und eben dies iſt ja der Eindruck des Rein-Romantiſchen wie es in Mozarts in Haydns Kompoſitonen lebt und webt. — Daß es jetzt einem Komponiſten nicht ſo leicht gelingen wird in jenem hohen einfachen Styl der alten Italiener einen Kirchen Geſang zu ſetzen iſt leicht zu erklären. Nicht daran denken will ich, daß der wahrhafte fromme Glaube, der jenen Meiſtern die Kraft gab das Heiligſte in hohen würdigen Tönen zu verkünden, wohl ſelten in dem Gemüth des Künſtlers aus der neueſten Zeit wohnen dürfte, ich will nur des Unvermögens das der Mangel des wahren Genies herbeiführt und dann eben ſo des Mangels an Selbſtverleugnung erwähnen. Regt nicht in der höchſten Einfachheit der tiefe Genius ſeine kräftigſten Schwingen? Wer aber läßt auch nicht gern den Reichthum der ihm zu Gebote ſteht, vor Aller Augen glänzen und iſt zufrieden mit dem Beifall des einzelnen Kenners, dem auch ohne Prunk das Gediegene, das Liebſte oder vielmehr das einzig Liebe iſt? Dadurch daß man anfing ſich überall derſelben Mittel des Ausdrucks zu bedienen, iſt es nun beinahe dahin gekommen, daß es gar keinen Styl mehr giebt. In der komiſchen Oper hört man oft feierliche gravitätiſch daher ſchreitende Sätze, in der ernſten Oper tändelnde Liedchen und in der Kirche Oratorien und Aemter nach Opernzuſchnitt. Aber es gehört auch eine ſeltene Tiefe des Geiſtes, ein hoher Genius dazu, ſelbſt bey der Anwendung des figurirteſten Geſanges, des ganzen Reichthums der Inſtrumente ernſt und würdevoll, kurz, kirchenmäßig zu bleiben. Mozart, ſo galant er in ſeinen beiden bekannteren Meſſen aus C dur iſt, hat im Requiem jene Aufgabe herrlich gelöſt: es iſt dies in Wahrheit eine romantiſch heilige Muſik, aus dem Innerſten des Meiſters hervorgegangen. Wie vortrefflich auch Haydn in manchem ſeiner Aemter von dem Heiligſten und Erhabenſten in herrlichen Tönen redet, darf ich wohl nicht erſt ſagen, obgleich man ihm mit Recht hier und da manche Spielerei vorwerfen mag. — So wie ich nur vernahm, Beethoven habe ein Amt geſetzt, ehe ich eine Note davon gehört oder geleſen hatte, vermuthete ich gleich, daß, was Styl und Haltung betrifft, der Meiſter ſich den alten Joſeph zum Vorbilde nehmen würde. Und doch fand ich mich getäuſcht in Anſehung deſſen wie Beethoven die Worte des Hochamts aufgefaßt hat. Beethovens Genius bewegt ſonſt gern die Hebel des Schauers, des Entſetzens. So, dachte ich, würde auch die Anſchauung des Ueberirdiſchen ſein Gemüth mit innerem Schauer erfüllen und er dies Gefühl in Tönen ausſprechen. Im Gegentheil hat aber das ganze Amt den Ausdruck eines kindlich heitern Gemüths, das auf ſeine Reinheit bauend, gläubig der Gnade Gottes vertraut und zu ihm fleht wie zu dem Vater, der das Beſte ſeiner Kinder will und ihre

ihre Bitten erhört. Nächſt dieſem allgemeinen Charakter der Kompoſition iſt die innere Struktur, ſo wie die verſtändige Inſtrumentirung, wenn man nur einmal von der Tendenz, wie ich ſie erſt Hinſichts des in der Kirche anzuwendenden muſikaliſchen Reichthums aufſtellte, ausgeht, ganz des genialen Meiſters würdig.

Aber eben dieſe Tendenz, nahm Cyprian das Wort, iſt nach meiner Ueberzeugung ganz verkehrt und kann zur ruchloſen Entheiligung des Höchſten führen. — Laß mich es ſagen wie ich über Kirchenmuſik denke, und Du wirſt finden daß ich wenigſtens mit mir ſelbſt darüber ganz im Reinen bin. — Keine Kunſt, glaube ich, geht ſo ganz und gar aus der inneren Vergeiſtigung des Menſchen hervor, keine Kunſt bedarf nur einzig rein geiſtiger ätheriſcher Mittel, als die Muſik. Die Ahnung des Höchſten und Heiligſten, der geiſtigen Macht, die den Lebensfunken in der ganzen Natur entzündet, ſpricht ſich hörbar aus im Ton und ſo wird Muſik, Geſang, der Ausdruck der höchſten Fülle des Daſeins — Schöpferlob!

— Ihrem innern eigenthümlichen Weſen nach iſt daher die Muſik religiöſer Cultus und ihr Urſprung einzig und allein in der Religion, in der Kirche zu ſuchen und zu finden. Immer reicher und mächtiger ins Leben tretend, ſchüttete ſie ihre unerſchöpflichen Schätze aus über den Menſchen und auch das Profane durfte ſich dann, wie mit kindiſcher Luſt in dem Glanz putzen, mit dem ſie nun das Leben ſelbſt in all' ſeinen kleinen und kleinlichen irdiſchen Beziehungen durchſtrahlte. Aber ſelbſt das Profane erſchien in dieſem Schmuck, wie ſich ſehnend nach dem göttlichen höheren Reich und ſtrebend einzutreten in ſeine Erſcheinungen. — Eben dieſes ihres eigenthümlichen Weſens halber konnte die Muſik nicht das Eigenthum der antiken Welt ſeyn, wo alles auf ſinnliche Verleiblichung ausging, ſondern mußte dem modernen Zeitalter angehören. Die beiden einander entgegengeſetzten Pole des Heidenthums und des Chriſtenthums ſind in der Kunſt die Plaſtik und die Muſik. Das Chriſtenthum vernichtete jene und ſchuf dieſe ſo wie die ihr zunächſt ſtehende Malerei. In der Malerei kannten die Alten weder Perſpektive noch Colorit, in der Muſik weder Melodie noch Harmonie Melodie nehme ich im höhern Sinn als Ausdruck des inneren Affekts, ohne Rückſicht auf Worte und ihren rythmiſchen Verhalt. Aber es iſt nicht dieſe Mangelhaftigkeit, die etwa nur die geringere Stufe auf der damals Muſik und Malerei ſtanden, bezeichnet, ſondern, wie in unfruchtbarem Boden ruhend, nicht entfalten konnte ſich der Keim dieſer Künſte, der im Chriſtenthum herrlich aufging und Blüthen und Früchte trug in üppiger Fülle. Beide Künſte, Muſik und Malerei, behaupteten in der antiken Welt nur ſcheinbar ihren Platz: ſie wurden von der Gewalt der Plaſtik erdrückt, oder vielmehr in den gewaltigen Maſſen der Plaſtik konnten ſie keine Geſtalt gewinnen; beide Künſte waren nicht im mindeſten das, was wir jetzt Malerei und Muſik nennen, ſo wie die Plaſtik durch die, jeder Verleiblichung entgegen ſtrebende Tendenz der chriſtlichen Welt, gleichſam zum Geiſtigen verflüchtigt, aus dem körperlichen Leben entwich. Aber ſelbſt der erſte Keim der heutigen Muſik, in dem das Heilige nur der Chriſtlichen Welt auflösbare Geheimniß verſchloſſen, konnte ſchon der antiken Welt nur nach ſeiner eigenthümlichſten Beſtimmung, d. h. zum religiöſen Kultus dienen. Denn nichts anders als dieſer waren ja ſelbſt in der frühſten Zeit ihre Dramen, welche Feſt-Darſtellungen der Leiden und Freuden eines Gottes enthielten. Die Deklamation wurde von Inſtrumentiſten unterſtützt und ſchon dieſes beweiſet, daß die Muſik der Alten rein rythmiſch war, wenn ſich nicht auch anderweitig darthun ließe, daß, wie ich ſchon vorhin ſagte, Melodie und Harmonie, die beiden Angeln, in denen ſich unſere Muſik bewegt, der antiken Welt unbekannt blieben. Mag es daher ſeyn daß Ambroſius und ſpäter Gregor um das Jahr fünfhundert und ein und neunzig antike Hymnen den chriſtlichen Hymnen zum Grunde legten und daß wir die Spuren jenes bloß rythmiſchen Geſanges noch in dem ſogenannten Canto Fermo, in den Antiphonien antreffen: ſo heißt das doch nichts anders, als daß ſie den Keim, der ihnen überkommen, benutzten und es bleibt gewiß, daß das tiefere Beachten jener antiken Muſik nur für den forſchenden Antiquar Interreſſe haben kann, den ausübenden praktiſchen Componiſten ging aber die heiligſte Tiefe ſeiner herrlichen ächtchriſtlichen Kunſt erſt da auf, als in Italien das Chriſtenthum in ſeiner höchſten Glorie ſtrahlte und die hohen Meiſter in der Weihe göttlicher Begeiſterung das heiligſte Geheimniß der Religion in herrlichen nie gehörten Tönen verkündeten. — Merkwürdig iſt es, daß bald nachher, als Guido von Arezzo tiefer in die Geheimniſſe der Tonkunſt eingedrungen, dieſe den Unverſtändigen ein Gegenſtand mathematiſcher Spekulationen und ſo ihr eigenthümliches inneres Weſen, als es kaum begonnen ſich zu entfalten, verkannt wurde. Die wunderbaren Laute der Geiſterſprache waren erwacht und hallten hin über die Erde; ſchon war es gelungen, ſie feſtzubannen, die Hieroglyphe des Tons in ſeiner melodiſchen und harmoniſchen Verkettung war gefunden. Ich meine die Muſikſchrifft der Noten. Aber nun galt die Bezeichnung für das Bezeichnete ſelbſt; die Meiſter vertieften ſich in harmoniſche Künſteleien und auf dieſe Weiſe hätte die Muſik, zur ſpekulativen Wiſſenſchaft entſtellt, aufhören müſſen Muſik zu ſeyn. Der Kultus wurde, als endlich jene Künſteleien aufs Höchſte geſtiegen waren, durch das, was ſie ihm als Muſik aufdrang, entweiht, und doch war dem, von der heiligen Kunſt durchdrungenen Gemüth nur die Muſik wahrer Kultus. So konnte es alſo nur ein kurzer Kampf ſeyn, der mit dem glorreichen Siege der ewigen Wahrheit über das Unwahre endete. Ausgeſöhnt mit der Kunſt wurde der Pabſt Marcellus der zweite, der im Begriff ſtand alle Muſik aus den Kirchen zu verbannen, ſo aber dem Kultus den herrlichſten Glanz zu rauben, als der hohe Meiſter Paleſtrina, ihm die heiligen Wunder der Tonkunſt in ihrem eigenthümlichſten Weſen erſchloß. Auf immer wurde nun die Muſik der eigentlichſte Kultus der katholiſchen Kirche und ſo war damals die tiefſte Erkenntniß jenes innern Weſens der Tonkunſt in dem frommen Gemüth der Meiſter aufgegangen und in wahrhaftiger heiliger Begeiſterung ſtrömten aus ihrem Innern ihre unſterblichen unnachahmlichen Geſänge. Du weißt Theodor, daß die ſechsſtimmige Meſſe, die Paleſtrina damals (es war ja wohl im Jahr 1555?) komponirte um dem erzürnten Pabſt wahre Muſik hören zu laſſen, unter dem Namen Missa Papae Marcelli ſehr bekannt geworden iſt. Mit Paleſtrina hob unſtreitig die herrlichſte Periode der Kirchenmuſik, mithin der Muſik überhaupt an, die ſich beinahe zweihundert Jahre bey immer zunehmendem Reichthum in ihrer frommen Würde und Kraft erhielt, wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß ſchon in dem erſten Jahrhundert nach Paleſtrina jene hohe unnachahmliche Einfachheit und Würde ſich in eine gewiſſe Eleganz verlor, um die ſich die Componiſten bemühten. Welch ein Meiſter iſt Paleſtrina! — Ohne allen Schmuck, ohne melodiſchen Schwung folgen in ſeinen Werken meiſtens vollkommen konſonirende Akkorde aufeinander, von deren Stärke und Kühnheit das Gemüth mit unnennbarer Gewalt ergriffen und zum Höchſten erhoben wird. —

Die Liebe, der Einklang alles Geiſtigen in der Natur, wie er dem Chriſten verheißen, ſpricht ſich aus im Akkord, der daher auch erſt im Chriſtenthum zum Leben erwachte, und ſo wird der Akkord, die Harmonie, Bild und Ausdruck der Geiſtergemeinſchaft, der Vereinigung mit dem Ewigen, dem Idealen, das über uns thront und doch uns einſchließt. Am reinſten, heiligſten, kirchlichſten muß daher die Muſik ſeyn, welche nur als Ausdruck jener Liebe aus dem Innern aufgeht, alles Weltliche nicht beachtend und verſchmähend. So ſind aber Paleſtrina's einfache, würdevolle Werke die in der höchſten Kraft der Frömmigkeit und Liebe empfangen das Göttliche verkünden mit Macht und Herrlichkeit. Auf ſeine Muſik paßt eigentlich das, womit die Italiäner das Werk manches, gegen ihn ſeichten, ärmlichen Componiſten bezeichnen; es iſt wahrhafte Muſik aus der andern Welt — Musica dell' altro mondo.

Die Folge conſonirender, vollkommener Dreiklänge iſt uns jetzt in unſerer Verweichlichung ſo fremd geworden, daß mancher deſſen

Gemüth dem Heiligen ganz verſchloſſen, darinn nur die Unbehülflichkeit der techniſchen Struktur erblickt. Indeſſen auch ſelbſt von jeder höheren Anſicht abgeſehen, nur das beachtend, was man im Kreiſe des Gemeinen Wirkung zu nennen pflegt, liegt es am Tage, daß wie Du ſchon erſt bemerkteſt, Theodor! in der Kirche, in dem großen weithallenden Gebäude, gerade alles Verſchmelzen durch Uebergänge, durch kleine Zwiſchennoten, die Kraft des Geſanges bricht. In Paleſtrinas Muſik trifft jeder Akkord den Zuhörer mit der ganzen Gewalt, und die künſtlichſten Modulationen werden nie ſo, wie eben jene kühnen, gewaltigen, wie blendende Strahlen hereinbrechenden, Akkorde, auf das Gemüth zu wirken vermögen. Paleſtrina iſt einfach, wahrhaft, kindlich fromm, ſtark und mächtig, ächtchriſtlich in ſeinen Werken wie in der Malerei Pietro von Cortona und unſer Albrecht Dürer. Sein Componiren war Religions-Uebung. Doch will ich auch nicht der hohen Meiſter, Caldara, Barnabei, Scarlatti, Marcello, Lotti, Parpora, Bernardo, Leo, Valotti u. a. vergeſſen die alle ſich einfach würdig und kräftig erhielten. — Lebhaft geht in dieſem Augenblick die Erinnerung an die ſiebenſtimmige alla Capella geſetzte Meſſe des Aleſſandro Scarlatti in mir auf, die Du einmahl Theodor unter deiner Leitung von deinen guten Schülern und Schülerinnen ſingen ließeſt. Dies Hochamt iſt ein Muſter des wahren mächtigen Kirchenſtyls, unerachtet es ſchon den melodiſchen Schwung, den die Muſik zu der Zeit (1705) gewonnen, in ſich hat.

Und, ſprach Theodor, des mächtigen Händel, des unnachahmlichen Haſſe des tiefſinnigen Sebaſtian Bach gedenkſt Du gar nicht?

Ey, erwiederte Cyprian, dieſe rechne ich eben noch ganz zu der heiligen Schaar, deren Inneres die Kraft des Glaubens ſtärkte und der Liebe. Eben dieſe Kraft ſchuf die Begeiſterung in der ſie in Gemeinſchaft traten mit dem Höheren und entflammt wurden zu den Werken, die nicht weltlicher Abſicht dienen, ſondern nur Lob und Preis der Religion, des höchſten Weſens, ſeyn ſollten. Daher tragen jene Werke das Gepräge der Wahrhaftigkeit und kein ängſtliches Streben nach ſogenannter Wirkung, keine geſuchte Spielerei und Nachäffung entweiht das rein vom Himmel Empfangene, daher kommt nichts vor von dem ſogenannten frappirenden Modulationen, von den bunten Figuren, von den weichlichen Melodien, von dem kraftloſen verwirrenden Geräuſch der Inſtrumente, das den Zuhörer betäuben ſoll, damit er die innere Leere nicht bemerke, und daher wird nur von den Werken dieſer Meiſter und der wenigen die noch in neuerer Zeit treue Diener der von der Erde verſchwundenen Kirche blieben, das fromme Gemüth wahrhaft erhoben und erbaut. Ich will auch hier des herrlichen Meiſters Faſch gedenken, der der alten frommen Zeit angehört und deſſen tiefſinnige Werke nach ſeinem Tode von der leichtſinnigen Menge ſo wenig beachtet wurden, daß die Herausgabe ſeiner ſechszehnſtimmigen Meſſe aus Mangel an Unterſtützung nicht einmal zu Stande kam. —

Sehr Unrecht thuſt du mir, Theodor! wenn du glaubſt, daß mein Sinn verſchloſſen iſt für die neuere Muſik. Haydn, Mozart, Beethoven entfalteten in der That eine neue Kunſt, deren Keim ſich wohl eben erſt in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zeigte. Daß der Leichtſinn, der Unverſtand mit dem erworbenen Reichthum übel haushaltete, daß endlich Falſchmünzer ihrem Rauſchgolde das Anſehen der Gediegenheit geben wollten, war nicht die Schuld jener Meiſter, in denen ſich der Geiſt herrlich offenbarte. Wahr iſt es, daß beinahe in eben dem Grade, als die Inſtrumental-Muſik ſtieg, der Geſang vernachläſſigt wurde und daß mit dieſer Vernachläſſigung, jenes völlige Ausgehn der guten Chöre, das von mancher kirchlichen Einrichtung (Aufhebung der Klöſter u. ſ. w.) herrührte, gleichen Schritt hielt; daß es unmöglich iſt, jetzt zu Paleſtrina's Einfachheit und Größe zurückzukehren bleibt ausgemacht, in wie fern aber der neu erworbene Reichthum ohne Oſtentation in die Kirche getragen werden darf, das fragt ſich noch. — Nun! — immer weiter fort und fort treibt der waltende Weltgeiſt; nie kehren die verſchwundenen Geſtalten, ſo wie ſie ſich in der Luſt des Lebens bewegten, wieder: aber ewig, unvergänglich iſt das Wahrhaftige, und eine wunderbare Geiſtergemeinſchaft ſchwingt ihr geheimnißvolles Band um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Noch leben geiſtig die alten hohen Meiſter; nicht verklungen ſind ihre Geſänge: nur nicht vernommen wurden ſie im brauſenden toſenden Geräuſch des ausgelaſſenen wilden Treibens, das über uns einbrach. Mag die Zeit der Erfüllung unſeres Hoffens nicht mehr fern ſeyn, mag ein frommes Leben in Friede und Freudigkeit beginnen und die Muſik frey und kräftig ihre Seraphsſchwingen regen, um aufs neue den Flug zu dem Jenſeits zu beginnen das ihre Heimath iſt und von welchem Troſt und Heil in die unruhvolle Bruſt des Menſchen hinabſtralt! —

Cyprian ſprach die letzten Worte mit einer Salbung die deutlich erkennen ließ, daß alles wahrhaft aus ſeinem Innern ſtrömte. Von ſeiner Rede tief ergriffen ſchwiegen die Freunde einige Augenblicke, dann begann Sylveſter. In der That, ohne Muſiker zu ſeyn wie ihr, Theodor und Cyprian, es ſeyd, habe ich doch Alles was ihr über Beethovens Meſſe und über Kirchenmuſik überhaupt geſagt, ſehr gut verſtanden. So wie du Cyprian aber klagſt, daß es beinahe gar keinen eigentlichen Kirchen-Komponiſten mehr giebt, ſo möcht ich behaupten, daß jetzt ſchwer ein Dichter zu finden ſeyn möchte, der einen würdigen Kirchentext ſchreibt.

Sehr wahr, nahm Theodor das Wort, und eben der deutſche Text, den man der Beethovenſchen Meſſe untergelegt hat, beweiſet dieſes nur zu ſehr. Die drey Haupttheile des Hochamts ſind bekanntlich das Kyrie, das Credo und das Sanctus. Zwiſchen dem Erſten und Zweiten tritt das Graduale (meiſtens eine Kirchenſymphonie) zwiſchen dem Zweiten und Dritten das Offertorium (gewöhnlich als Kirchen-Arie behandelt) ein.

So iſt, wahrſcheinlich um der herrlichen Muſik auch in proteſtantiſchen Kirchen ja wohl ſogar in Konzertſälen Eingang zu verſchaffen auch in der deutſchen Bearbeitung das Ganze in drey Hymnen getheilt. Was aber die Worte betrifft, ſo mußten ſie, um den Sinn, die Bedeutung des Ganzen nicht zu verletzen ſo einfach als möglich und zwar am beſten und kräftigſten rein bibliſch ſeyn. Händel ließ bekanntlich dem Biſchoff, der ſich erbot ihm den Text zum Meſſias zu dichten, ſagen, ob die Eminenz denn ſich getraue beſſere Worte zu erſinnen als er, Händel, ſie in der Bibel finde. Richtiger wurde nie die wahre Tendenz der Kirchentexte ausgeſprochen. Was iſt in der Beethovenſchen Meſſe aus dem einfachen Kyrie eleison, Christe eleison geworden? — da heißt es:

Tief im Staub' anbeten wir
Dich den ew'gen Weltenherrſcher
Dich den Allgewaltigen.
Wer kann dich nennen, wer dich faſſen?
Unendlicher! — Wer dich ermeſſen,
Unnennbar iſt deine Macht!
Wir ſtammeln nur mit Kindeslallen,
Den Namen Gott! —

Das iſt, rief Sylveſter, modern, geſucht preziös und weitſchweifig zu gleicher Zeit. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß mir das innere Weſen der alten lateiniſchen Hymnen ganz unerreichbar ſcheint und daß mir ſelbſt die Ueberſetzungen die vortreffliche Dichter verſucht haben, keinesweges gnügen. Die treueſte Ueberſetzung klingt oft wenigſtens wunderlich wie z. B. Ave maris stella: Meerſtern ich dich grüße! —

Eben daher, ſprach Theodor, würd' ich mich nie entſchließen können, hab' ich es im Sinn Kirchenmuſik zu ſetzen, von jenen alten Hymnen abzulaſſen.

Aber nun, rief Vinzenz indem er vom Stuhle aufſprang, nun verbanne ich, ein zweiter ergrimmter Pabſt Marcellus, alles fernere Geſpräch über Muſik aus der Kapelle des heiligen Serapion! — Ihr habt beide ſehr ſchön geſprochen, du ſowohl Theodor als du Cyprian, aber dabey läßt es bewenden; kehren wir zur alten Ordnung zurück, auf die eben ich als Neuling ganz erſtaunlich halte! —

Vinzenz, nahm Lothar das Wort, hat Recht. Für muſikaliſche Layen waren Eure Abhandlungen eben nicht ganz genießbar und daher iſt es gut, daß wir ſie abbrechen. Sylveſter beſſer ſoll uns nun die Erzählung vorleſen die er uns mitgebracht.

Die Freunde ſtimmten ein in Lothars Begehren, und Sylveſter begann ohne weiteres in folgender Art.

Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen.

Wohl mag dir auch, geliebter Leſer! das Herz aufgehen in ahnungsvoller Wehmuth, wenn du über eine Stätte wandelſt, wo die herrlichen Denkmäler altdeutſcher Kunſt, wie beredte Zeugen, den Glanz, den frommen Fleiß, die Wahrhaftigkeit einer ſchönen vergangenen Zeit verkünden. Iſt es nicht ſo als träteſt du in ein verlaſſenes Haus? — Noch liegt aufgeſchlagen auf dem Tiſche das fromme Buch, in dem der Hausvater geleſen, noch iſt das reiche bunte Gewebe aufgehängt, das die Hausfrau gefertigt; allerlei köſtliche Gaben des Kunſtfleißes, an Ehrentagen beſcheert, ſtehen umher in ſaubern Schränken Es iſt, als würde nun gleich einer von den Hausgenoſſen eintreten und mit treuherziger Gaſtlichkeit dich empfangen. Aber vergebens warteſt du auf die, welche das ewig rollende Rad der Zeit fortriß, du magſt dich denn überlaſſen dem ſüßen Traum, der dir die alten Meiſter zuführt, die zu dir reden fromm und kräftig, daß es dir recht durch Mark und Bein dringt. Und nun verſtehſt du erſt den tiefen Sinn ihrer Werke, denn du lebſt in ihrer Zeit und haſt die Zeit begriffen, welche Meiſter und Werk erzeugen konnte. Doch ach! geſchieht es nicht, daß die holde Traumgeſtalt eben als du ſie zu umfangen gedachteſt, mit liebenden Armen, auf lichten Morgenwolken ſcheu entflieht vor dem polternden Treiben des Tages und du, brennende Thränen im Auge, dem immer mehr verbleichenden Schimmer nachſchaueſt? — So erwachſt du auch plötzlich hart berührt von dem um dich wogenden Leben, aus dem ſchönen Traum und nichts bleibt dir zurück, als die tiefe Sehnſucht, welche mit ſüßen Schauern deine Bruſt durchbebt.

Solche Empfindungen erfüllten den, der für dich, geliebter Leſer! dieſe Blätter ſchreibt, jedesmal, wenn ihn ſein Weg durch die weltberühmte Stadt Nürnberg führte. Bald vor dem wundervollen Bau des Brunnens am Markte verweilend, bald das Grabmal in St. Sebald, das Sakramenthäuslein in St. Laurenz, bald auf der Burg, auf dem Rathhauſe Albrecht Dürers tiefſinnige Meiſterwerke betrachtend, gab er ſich ganz hin der ſüßen Träumerei die ihn mitten in alle Herrlichkeit der alten Reichsſtadt verſetzte. Er gedachte jener treuherzigen Verſe des Paters Roſenblüth:

O Nurnberg, du edler Fleck,
Deiner Ehren Bolz ſteckt am Zweck,
Den hat die Weisheit daran geſchoſſen,
Die Wahrheit iſt in dir entſproſſen.

Manches Bild des tüchtigen Bürgerlebens zu jener Zeit, wo Kunſt und Handwerk ſich in wackerm Treiben die Hände boten, ſtieg hell empor und prägte ſich in dem Gemüth mit beſonderer Luſt und Heiterkeit. Laß es dir nun gefallen, geliebter Leſer! daß eins dieſer Bilder vor dir aufgeſtellt werde. Vielleicht magſt du es mit Behaglichkeit, ja wohl mit gemüthlichem Lächeln anſchauen, vielleicht wirſt du ſelbſt heimiſch in Meiſter Martins Hauſe und verweilſt gern bei ſeinen Kufen und Kannen. Nun! — dann geſchähe ja das das wirklich, was der Schreiber dieſer Blätter ſo recht aus Grund des Herzens wünſcht.

Wie Herr Martin zum Kerzenmeiſter erwählt wurde und ſich dafür bedankte.

Am erſten May des Jahres Ein tauſend fünf hundert und achtzig hielt die ehrſame Zunft der Böttcher, Küper oder Küfner in der freien Reichsſtadt Nürnberg, alter Sitte und Gewohnheit gemäß, ihre feierliche Gewerks-Verſammlung. Kurze Zeit vorher war einer der Vorſteher oder ſogenannten Kerzenmeiſter zu Grabe getragen worden, deßhalb mußte ein neuer gewählt werden. Die Wahl fiel auf den Meiſter Martin. In der That mochte es beinahe keiner ihm gleich thun an feſtem und zierlichen Bau der Fäſſer, keiner verſtand ſich ſo wie er, auf die Weinwirthſchaft im Keller, weshalb er denn die vornehmſten Herren unter ſeinen Kunden hatte und in dem blühendſten Wohlſtande, ja wohl in vollem Reichthum lebte. Deshablb ſprach, als Meiſter Martin gewählt worden, der würdige Rathsherr Jacobus Paumgartner, der der Zunft als Handwerksherr vorſtand: Ihr habt ſehr wohl gethan, meine Freunde! den Meiſter Martin zu euerm Vorſteher zu erkieſen, denn in beſſern Händen kann ſich gar nicht das Amt befinden. Meiſter Martin iſt hochgeachtet von allen, die ihn kennen, ob ſeiner großen Geſchicklichkeit und ſeiner tiefen Erfahrniß in der Kunſt den edlen Wein zu hegen und zu pflegen. Sein wackrer Fleiß, ſein frommes Leben, trotz alles Reichthums, den er erworben, mag euch allen zum Vorbilde dienen. So ſeyd denn, mein lieber Meiſter Martin, viel tauſendmal begrüßt, als unſer würdiger Vorſteher!" Mit dieſen Worten ſtand Paumgartner von ſeinem Sitze auf und trat einige Schritte vor mit offnen Armen, erwartend, daß Meiſter Martin ihm entgegen kommen werde. Dieſer ſtemmte denn auch alsbald beide Aerme auf die Stuhllehnen und erhob ſich langſam und ſchwerfällig, wie es ſein wohlgenährter Körper nur zulaſſen wollte. Dann ſchritt er eben ſo langſam hinein in Paumgartners herzliche Umarmung, die er kaum erwiederte. „Nun, ſprach Paumgartner darob etwas befremdet, nun Meiſter Martin, iſt's euch etwa nicht recht, daß wir euch zu unſerm Kerzenmeiſter erwählet?“ — Meiſter Martin warf, wie es ſeine Gewohnheit war, den Kopf in den Nacken, fingerte mit beiden Händen auf dem dicken Bauche und ſchaute mit weit aufgeriſſenen Augen, die Unterlippe vorgekniffen, in der Verſammlung umher. Dann fing er zu Paumgartner gewendet alſo an: Ei, mein lieber würdiger Herr, wie ſollt' es mir denn nicht recht ſeyn, daß ich empfange was mir gebührt. Wer verſchmäht es den Lohn zu nehmen für wackere Arbeit, wer weiſet den böſen Schuldner von der Schwelle, der endlich kömmt, das Geld zu zahlen, das er ſeit langer Zeit geborgt. Ei, ihr lieben Männer (ſo wandte ſich Martin zu den Meiſtern, die rings umher ſaßen) ei, ihr lieben Männer, iſt's euch denn nun endlich eingefallen, daß ich — ich der Vorſteher unſerer ehrbaren Zunft ſeyn muß? — Was verlangt ihr vom Vorſteher? — Soll er der geſchickteſte ſeyn im Handwerk? Geht hin und ſchaut mein zweifudriges Faß ohne Feuer getrieben, mein wackres Meiſterſtück an, und dann ſagt, ob ſich einer von euch rühmen darf, was Stärke und Zierlichkeit der Arbeit betrifft, ähnliches geliefert zu haben. Wollt ihr, daß der Vorſteher Geld und Gut beſitze? Kommt in mein Haus, da will ich meine Kiſten und Kaſten aufſchließen und ihr ſollt euch erfreuen an dem Glanz des funkelnden Goldes und Silbers. Soll der Vorſteher geehrt ſeyn von Großen und Niedern? — Fragt doch nur unſere ehrſamen Herren des Raths, fragt Fürſten und Herren, rings um unſere gute Stadt Nürnberg her, fragt den hochwürdigen Biſchoff von Bamberg, fragt was die alle von dem Meiſter Martin halten. Nun! — ich denke, ihr ſollt nichts Arges vernehmen!“ — Dabey klopfte ſich Herr

Martin recht behaglich auf den dicken Bauch, ſchmunzelte mit halbgeſchloſſenen Augen und fuhr dann, da alles ſchwieg und nur hin und wieder ein bedenkliches Räuspern laut wurde, alſo fort: aber ich merk' es, ich weiß es wohl, daß ich mich nun noch ſchönſtens bedanken ſoll dafür, daß der Herr endlich bei der Wahl eure Köpfe erleuchtet hat. — Nun! — wenn ich den Lohn empfange für die Arbeit, wenn der Schuldner mir das geborgte Geld bezahlt, da ſchreib' ich wohl unter die Rechnung, unter den Schein: zu Dank bezahlt, Thomas Martin, Küpermeiſter allhier! — So ſeyd denn alle von Herzen bedankt dafür, daß ihr mir, indem ihr mich zu euerm Vorſteher und Kerzenherrn wählet, eine alte Schuld abtruget. Uebrigens verſpreche ich euch, daß ich mein Amt mit aller Treue und Frömmigkeit verwalten werde. Der Zunft, jedem von euch, ſtehe ich, wenn es Noth thut, bei, mit Rath und That, wie ich es nur vermag mit allen meinen Kräften. Mir ſoll es recht anliegen, unſer berühmtes Gewerk in vollen Ehren und Würden, wie es jetzt beſteht, zu erhalten.

Ich lade euch, mein würdiger Handwerksherr, euch alle, ihr lieben Freunde und Meiſter, zu einem frohen Mahle auf künftigen Sonntag ein. Da laßt uns frohen Muths bei einem tüchtigen Glaſe Hochheimer, Johannisberger, oder was ihr ſonſt an edlen Weinen aus meinem reichen Keller trinken möget, überlegen, was jetzt forderſamſt zu thun iſt für unſer aller Beſtes! — Seyd nochmals alle herzlichſt eingeladen.

Die Geſichter der ehrſamen Meiſter, die ſich bei Martins ſtolzer Rede merklich verfinſtert hatten, heiterten ſich nun auf, und dem dumpfen Schweigen folgte ein fröhliches Geplapper, worin vieles von Herrn Martins hohen Verdienſten und ſeinem auserleſenen Keller vorkam. Alle verſprachen am Sonntag zu erſcheinen und reichten dem neuerwählten Kerzenmeiſter die Hände, der ſie treuherzig ſchüttelte und auch wohl dieſen, jenen Meiſter ein klein wenig an ſeinen Bauch drückte, als woll' er ihn umarmen. Man ſchied fröhlich und guter Dinge.

Was ſich darauf weiter in Meiſter Martins Hauſe begab.

Es traf ſich, daß der Rathsherr Jacobus Paumgartner, um zu ſeiner Behauſung zu gelangen, bei Meiſter Martins Hauſe vorübergehen mußte. Als beide, Paumgartner und Martin, nun vor der Thüre dieſes Hauſes ſtanden und Paumgartner weiter fortſchreiten wollte, zog Meiſter Martin ſein Mützlein vom Kopf und ſich ehrfurchtsvoll ſo tief neigend, als er es nur vermochte, ſprach er zu dem Rathsherrn: O wenn ihr es doch nicht verſchmähen wolltet, in mein ſchlechtes Haus auf ein Stündchen einzutreten, mein lieber würdiger Herr! — Laßt es euch gefallen, daß ich mich an euern weiſen Reden ergötze und erbaue. Ey lieber Meiſter Martin, erwiederte Paumgartner lächelnd, gern mag ich bei euch verweilen, aber warum nennt ihr euer Haus ein ſchlechtes? Ich weiß es ja, daß an Schmuck und köſtlicher Geräthſchaft es keiner der reichſten Bürger euch zuvorthut? habt ihr nicht erſt vor kurzer Zeit den ſchönen Bau vollendet, der euer Haus zur Zierde unſerer berühmten Reichsſtadt macht, und von der inneren Einrichtung mag ich gar nicht reden, denn deren dürft' ſich ja kein Patrizier ſchämen.

Der alte Paumgartner hatte Recht, denn ſo wie man die hell gebohnte, mit reichem Meſſingwerk verzierte Thür geöffnet hatte, war der geräumige Flur mit ſauber ausgelegten Fußboden, mit ſchönen Bildern an den Wänden, mit kunſtvoll gearbeiteten Schränken und Stühlen beinahe anzuſehen wie ein Prunkſaal. Da folgte denn auch jeder gern der Weiſung, die alter Sitte gemäß ein Täfelchen, das gleich neben der Thüre hing, in den Verſen gab:

Wer tretten wil die Stiegen hinein
Dem ſollen die Schue fein ſauber ſeyn
Oder vorhero ſtreiffen ab,
Daß man nit druber zu klagen hab.
Ein Verſtändiger weiß das vorhin,
Wie er ſich halten ſoll darinn.

Der Tag war heiß, die Luft in den Stuben, jetzt, da die Abenddämmerung einbrach, ſchwül und dunſtig, deshalb führte Meiſter Martin ſeinen edlen Gaſt in die geräumige kühle Prangkuchen. So hieß zu jener Zeit der Platz in den Häuſern der reichen Bürger, der zwar wie eine Küche eingerichtet, aber nicht zum Gebrauch, ſondern nur zur Schau mit allerlei köſtlichen Geräthſchaften des Hausbedarfs ausgeſchmückt war. Kaum eingetreten, rief Meiſter Martin mit lauter Stimme: Roſa — Roſa! — alsbald öffnete ſich denn auch die Thür und Roſa, Meiſter Martins einzige Tochter, kam hineingegangen. —

Möchteſt du, vielgeliebter Leſer! in dieſem Augenblick doch recht lebhaft dich der Meiſterwerke unſeres großen Albrecht Dürers erinnern. Möchten dir doch die herrlichen Jungfrauengeſtalten voll hoher Anmuth, voll ſüßer Milde und Frömmigkeit, wie ſie dort zu finden, recht lebendig aufgehen. Denk' an den edlen zarten Wuchs, an die ſchön gewölbte, lilienweiße Stirn, an das Inkarnat, das wie Roſenhauch die Wangen überfliegt, an die feinen kirſchroth brennenden Lippen, an das in frommer Sehnſucht hinſchauende Auge von dunkler Wimper halb verhängt wie Mondesſtrahl von düſterm Laube — denk' an das ſeidne Haar in zierlichen Flechten kunſtreich aufgeneſtelt — denk' an alle Himmelsſchönheit jener Jungfrauen und du ſchaueſt die holde Roſa. Wie vermöchte auch ſonſt der Erzähler dieſer Geſchichte dir das liebe Himmelskind zu ſchildern? — Doch ſey es erlaubt hier noch eines wackern jungen Künſtlers zu gedenken, in deſſen Bruſt ein leuchtender Strahl aus jener ſchönen alten Zeit gedrungen. Es iſt der deutſche Maler Cornelius in Rom gemeint. — „Bin weder Fräulein noch ſchön!" — So wie in Cornelius Zeichnungen zu Goethes gewaltigem Fauſt Margarethe anzuſchauen iſt, als ſie dieſe Worte ſpricht, ſo mochte auch wohl Roſa anzuſehen ſeyn, wenn ſie in frommer züchtiger Scheu übermüthigen Bewerbungen auszuweichen ſich gedrungen fühlte.

Roſa verneigte ſich in kindlicher Demuth vor Paumgartner, ergriff ſeine Hand und drückte ſie an ihre Lippen. Die blaſſen Wangen des alten Herrn färbten ſich hochroth und wie der Abendſchein im Verſinken noch einmal aufflackernd das ſchwarze Laub plötzlich vergoldet, ſo blitzte das Feuer längſt vergangener Jugend auf in ſeinen Augen. „Ei, rief er mit heller Stimme, ei mein lieber Meiſter Martin, ihr ſeyd ein wohlhabender, ein reicher Mann, aber die ſchönſte Himmelsgabe, die euch der Herr beſcheert hat, iſt doch eure holde Tochter Roſa. Geht uns alten Herren, wie wir alle im Rath ſitzen, das Herz auf und können wir nicht die blöden Augen wegwenden, wenn wir das liebe Kind ſchauen, wer mag's denn den jungen Leuten verargen, daß ſie verſteinert und erſtarrt ſtehen bleiben, wenn ſie auf der Straße eurer Tochter begegnen, daß ſie in der Kirche eure Tochter ſehen, aber nicht den geiſtlichen Herrn, daß ſie auf der Allerwieſe, oder wo es ſonſt ein Feſt giebt, zum Verdruß aller Mägdlein, nur hinter eurer Tochter her ſind mit Seufzern, Liebesblicken und honigſüßen Reden. — Nun Meiſter Martin! ihr möget euch euren Eidam wählen unter unſern jungen Patriziern, oder wo ihr ſonſt wollet."

Meiſter Martins Geſicht verzog ſich in finſtre Falten, er gebot der Tochter edlen alten Wein herzubringen und ſprach, als ſie über und über glühend im Geſicht, den Blick zu Boden geſenkt, fortgegangen, zu dem alten Paumgartner: ei, mein lieber Herr, es iſt zwar in der Wahrheit, daß mein Kind geſchmückt iſt mit ausnehmender Schönheit und daß auch hierin mich der Himmel reich gemacht hat, aber wie mögt ihr denn davon ſprechen in des Mägdleins Gegenwart, und mit dem Eidam Patrizier iſt es nun ganz und gar nichts. Schweigt, erwiederte Paumgartner lachend, ſchweigt Meiſter Martin, wovon das Herz voll iſt, davon geht der Mund über! — glaubt ihr denn nicht, daß mir auch das träge Blut im alten Herzen zu hüpfen beginnt, wenn ich Roſa ſehe, und wenn ich dann treuherzig herausſage, was ſie ja ſelbſt recht gut wiſſen muß, daraus wird kein Arges entſtehen.

Roſa brachte den Wein und zwei ſtattliche Trinkgläſer herbei. Martin rückte dagegen den ſchweren, mit wunderlichem Schnitzwerk verzierten Tiſch in die Mitte. Kaum hatten die alten Herren indeſſen Platz genommen, kaum hatte Meiſter Martin die Gläſer vollgeſchenkt, als ſich ein

Pferdegetrappel vor dem Hauſe vernehmen ließ. Es war, als hielte ein Reuter an, deſſen Stimme im Flur laut wurde: Roſa eilte hinab und kam bald mit der Nachricht zurück, der alte Junker Heinrich von Spangenberg ſey da und wünſche bei dem Meiſter Martin einzuſprechen. Nun, rief Martin, ſo iſt das heute ein ſchöner glücklicher Abend, da mein wackerer älteſter Kundmann bei mir einkehrt. Gewiß neue Beſtellungen, gewiß ſoll ich neu aufſagern. — Und damit eilte er, ſo ſchnell als es gehen wollte, dem willkommnen Gaſt entgegen.

Wie Meiſter Martin ſein Handwerk über alle andere erhob.

Der Hochheimer perlte in den ſchmucken geſchliffenen Trinkgläſern und erſchloß den drei Alten Zunge und Herz. Zumahl wußte der alte Spangenberg, bey hohen Jahren noch von friſchem Lebensmuth durchdrungen, manchen luſtigen Schwank aus froher Jugendzeit aufzutiſchen, ſo daß Meiſter Martins Bauch weidlich wackelte und er vor ausgelaſſenem La-

Lachen ſich einmal über das andere die Thränen aus den Augen wiſchen mußte. Auch Herr Paumgartner vergaß mehr als ſonſt den rathsherrlichen Ernſt und that ſich gütlich mit dem edlen Getränk und dem luſtigen Geſpräch. Als nun aber Roſa wieder eintrat, den ſaubern Handkorb unter dem Arm, aus dem ſie Tiſchzeug langte, blendend weiß, wie friſchgefallener Schnee; als ſie mit häuslicher Geſchäftigkeit hin und her trippelnd den Tiſch deckte und ihn mit allerlei würzreichen Speiſen beſetzte, als ſie mit holdem Lächeln die Herren einlud, nun auch nicht zu verſchmähen, was in der Eil bereitet worden, da ſchwieg Geſpräch und Gelächter. Beide, Paumgartner und Spangenberg wandten die leuchtenden Blicke nicht ab von der lieblichen Jungfrau und ſelbſt Meiſter Martin ſchaute zurückgelehnt in den Seſſel, die Hände zuſammengefaltet, ihrem wirthlichen Treiben zu mit behaglichem Lächeln. Roſa wollte ſich entfernen, da ſprang aber der alte Spangenberg raſch auf wie ein Jüngling, faßte das Mädchen bei beiden Schultern und rief, indem die hellen Thränen ihm aus dem Augen rannen, einmal über das andere: o du frommes holdes Engelskind — du herzliges liebes Mägdlein, — dann küßte er ſie zwey — dreimal auf die Stirne und kehrte wie in tiefem Sinnen auf ſeinen Platz zurück. Paumgartner brachte Roſa's Geſundheit aus. — Ja, fing Spangenberg an, als Roſa hinausgegangen, ja Meiſter Martin, der Himmel hat euch in eurer Tochter ein Kleinod beſcheert, das ihr gar nicht hoch genug ſchätzen könnet. Sie bringt euch noch zu hohen Ehren, wer, ſey es aus welchem Stande es wolle, möchte nicht euer Eidam werden. Seht ihr wohl, fiel Paumgartner ein, ſeht ihr wohl Meiſter Martin, daß der edle Herr von Spangenberg ganz ſo denkt wie ich? — Ich ſehe ſchon meine liebe Roſa als Patrizierbraut mit dem reichen Perlenſchmuck in den ſchönen blonden Haaren. Liebe Herren, fing Meiſter Martin ganz verdrießlich an, liebe Herren, wie möget ihr denn nur immer von einer Sache reden, an die ich zur Zeit noch gar nicht denke. Meine Roſa hat nun das achtzehnte Jahr erreicht und ſolch ein blutjunges Ding darf noch nicht ausſchauen nach dem Bräutigam. Wie es ſich künftig fügen mag, überlaſſe ich ganz dem Willen des Herrn, aber ſo viel iſt gewiß daß weder ein Patrizier, noch ein anderer, meiner Tochter Hand berühren wird, als der Küper, der ſich mir als den tüchtigſten, geſchickteſten Meiſter bewährt hat. Vorausgeſetzt, daß ihn meine Tochter mag, denn zwingen werde ich mein liebes Kind zu nichts in der Welt, am wenigſten zu einer Heirath, die ihr nicht anſteht. Spangenberg und Paumgartner ſchauten ſich an, voll Erſtaunen über dieſen ſeltſamen Ausſpruch des Meiſters. Endlich nach einigem Räuſpern fing Spangenberg an: alſo aus euerm Stande heraus ſoll eure Tochter nicht freien? Gott ſoll ſie dafür bewahren, erwiederte Martin. Aber, fuhr Spangenberg fort, wenn nun ein junger, tüchtiger Meiſter aus einem edlen Handwerk, vielleicht ein Goldſchmidt, oder gar ein junger wackrer Künſtler, um eure Roſa freite und ihr ganz ausnehmend gefiele vor allen andern jungen Geſellen, wie dann?

Zeigt mir, erwiederte Martin, indem er den Kopf in den Nacken warf, zeigt mir lieber junger Geſell, würde ich ſprechen, das ſchöne zweifudrige Faß, welches ihr als Meiſterſtück gebaut habt, und wenn er das nicht könnte, würd' ich freundlich die Thür öffnen und ihn höflichſt bitten, doch ſich anderswo zu verſuchen. Wenn aber, ſprach Spangenberg weiter, wenn aber der junge Geſell ſpräche, ſolch einen kleinen Bau kann ich euch nicht zeigen, aber kommt mit mir auf den Markt, ſchaut jenes ſtattliche Haus, das die ſchlanken Gipfel kühn emporſtreckt in die hohen Lüfte — das iſt mein Meiſterbau. — Ach lieber Herr, unterbrach Meiſter Martin ungeduldig Spangenbergs Rede, ach lieber Herr, was gebt ihr euch denn für Mühe, mich eines andern zu überzeugen. Aus meinem Handwerk ſoll nun einmal mein Eidam ſeyn, denn mein Handwerk halt ich für das herrlichſte, was es auf der Welt geben kann. Glaubt ihr denn, daß es genug iſt die Bände aufzutreiben auf die Dauben, damit das Faß zuſammenhalte? Ei, iſt es nicht ſchon herrlich und ſchön, daß unſer Handwerk den Verſtand vorausſetzt, wie man die ſchöne Himmelsgabe, den edlen Wein, hegen und pflegen muß, damit er gedeihe und mit aller Kraft und Süßigkeit, wie ein wahrer glühender Lebensgeiſt uns durchdringe? Aber dann der Bau der Fäſſer ſelbſt. Müſſen wir, ſoll der Bau gelingen, nicht erſt alles fein abzirkeln und abmeſſen? Wir müſſen Rechenmeiſter und Meßkünſtler ſeyn, denn wie möchten wir ſonſt Proportion und Gehalt der Gefäße einſehen. Ei Herr, mir lacht das Herz im Leibe, wenn ich ſolch ein tüchtig Faß auf den Endſtuhl bringe, nachdem die Stäbe mit dem Klöbeiſen und dem Lenkbeil tüchtig bereitet, wenn dann die Geſellen die Schlägel ſchwingen und klipp, klapp, — klipp, klapp es niederfällt auf die Treiber, hei! das iſt luſtige Muſik. Da ſteht nun das wohlgerathene Gebäude und wohl mag ich ein wenig ſtolz umſchauen, wenn ich den Reißer zur Hand nehme und mein Handwerkszeichen, gekannt und geehrt von allen wackern Weinmeiſtern, in des Faſſes Boden einreiße. — Ihr ſpracht von Baumeiſtern lieder Herr! ei nun, ſolch ein ſtattliches Haus iſt wohl ein herrliches Werk, aber wär' ich ein Baumeiſter, ginge ich vor meinem Werke vorüber und oben vom Erker ſchaute irgend ein unſaubrer Geiſt, ein nichtsnütziger ſchuftiger Geſelle, der das Haus erworben, auf mich herab, ich würde mich ſchämen ins Innerſte hinein, mir würde vor lauter Aerger und Verdruß die Luſt ankommen, mein eignes Werk zu zerſtören. Doch ſo etwas kann mir nicht geſchehen mit meinen Gebäuden. Da drinnen wohnt ein für allemal nur der ſauberſte Geiſt auf Erden, der edle Wein. — Gott lobe mir mein Handwerk. Eure Lobrede, ſprach Spangenberg, war recht tüchtig und wacker gemeint. Es macht euch Ehre, wenn ihr euer Handwerk recht hoch haltet, aber werdet nur nicht ungeduldig, wenn ich euch noch nicht loslaſſen kann. Wenn nun doch wirklich ein Patrizier käme und um eure Tochter anhielte? – Wenn das Leben einem ſo recht auf den Hals tritt, da geſtaltet ſich denn wohl manches ganz anders, als wie man es geglaubt. — Ach, rief Meiſter Martin ziemlich heftig, ach wie könnt' ich denn anders thun, als mich höflich neigen und ſprechen: lieber Herr! wäret ihr ein tüchtiger Küper, aber ſo — Hört weiter, fiel ihm Spangenberg in die Rede, wenn aber nun gar an einem ſchönen Tage ein ſchmucker Junker auf ſtolzem Pferde, mit glänzendem Gefolge, in prächtigen Kleidern angethan, vor euerm Hauſe hielte, und begehrte eure Roſa zur Hausfrau? Hei, hei, rief Meiſter Martin noch heftiger als vorher, hei, hei, wie würd' ich haſtig, wie ich nur könnte, rennen und die Hausthür verſperren mit Schlöſſern und Riegeln — wie würd' ich rufen und ſchreien: reitet weiter! reitet weiter, geſtrenger Herr Junker, ſolche Roſen wie die meinige blühen nicht für euch, ei mein Weinkeller, meine Goldbatzen mögen euch anſtehen, das Mägdlein nehmt ihr in den Kauf — aber reitet weiter! reitet weiter! — Der alte Spangenberg erhob ſich blutroth im ganzen Geſicht, er ſtemmte beide Hände auf den Tiſch und ſchaute vor ſich nieder. Nun, fing er nach einer Weile an, nun noch die letzte Frage Meiſter Marein. Wenn der Junker vor euerm Hauſe mein eigner Sohn wäre, wenn ich ſelbſt mit ihm vor euerm Hauſe hielte, würdet ihr da auch die Thür verſchließen, würdet ihr da auch glauben, wir wären nur gekommen eures Weinkellers, eurer Goldbatzen wegen? Mit nichten, erwiederte Meiſter Martin, mit nichten mein lieber gnädiger Herr, ich würde euch freundlich die Thür öffnen, alles in meinem Hauſe ſollte zu euerm und euers Herrn Sohns Befehl ſeyn, aber was meine Roſa betrifft, da würde ich ſprechen: möchte es doch der Himmel gefügt haben, daß euer wackrer Herr Junker ein tüchtiger Küper hätte werden können, keiner auf Erden ſollte mir dann ſolch ein willkommner Eidam ſeyn, als er, aber jetzt! — Doch lieber würdiger Herr, warum neckt und quält ihr mich denn mit ſolchen wunderlichen Fragen. — Seht nur, wie unſer luſtiges Geſpräch ganz und gar ein Ende genommen, wie die Gläſer gefüllt ſtehen bleiben. Laſſen wir doch den Eidam und Roſa's Hochzeit ganz bei Seite, ich bringe euch die Geſundheit euers Junkers zu, der, wie ich höre, ein ſchmucker Herr ſeyn ſoll. Meiſter Martin ergriff ſein Trinkglas, Paumgartner folgte ſeinem Beiſpiel, indem er rief: alles verfängliche Geſpräch ſoll ein Ende haben und euer wackrer Junker hoch leben! — Spangenberg ſtieß an und ſprach dann mit erzwungenem Lächeln: ihr könnet denken, daß ich im Scherze zu euch ſprach, denn nur frecher Liebeswahnſinn könnte wohl meinen Sohn, der unter den edelſten Geſchlechtern ſeine Hausfrau erkieſen darf, dazu treiben, Rang und Geburt nicht achtend, um eure Tochter zu freien. Aber etwas freundlicher hättet ihr mir doch antworten können. Ach, lieber Herr, erwiederte Meiſter Martin, auch im Scherz konnt' ich nicht anders reden, als wie ich es thun würde, wenn ſolch wunderliches Zeug, wie ihr es fabeltet, wirklich geſchähe. Laßt mir übrigens meinen Stolz, denn ihr ſelbſt müßt mir doch bezeugen, daß ich der tüchtigſte Küper bin, auf weit und breit, daß ich mich auf den Wein verſtehe, daß ich an unſeres in Gott ruhenden Kaiſers Maximilian tüchtige Weinordnung feſt und getreulich halte, daß ich alle Gottloſigkeit als ein frommer Mann verſchmähe, daß ich in mein zweifudriges Faß niemals mehr verdampfe als ein Löthlein lautern Schwefels, welches Noth thut zur Erhaltung, das alles, ihr lieben würdigen Herrn, werdet ihr wohl genüglich koſten an meinem Wein. — Spangenberg verſuchte, indem er wieder ſeinen Platz einnahm, ein heitres Geſicht anzunehmen, und Paumgartner brachte andere Dinge aufs Tapet. Aber wie es geſchieht, daß die einmal verſtimmten Saiten eines Inſtruments ſich immer wieder verziehn und der Meiſter ſich vergebens müht, die wohltönenden Accorde, wie ſie erſt erklangen, aufs neue hervorzurufen, ſo wollte auch unter den drei Alten nun keine Rede, kein Wort mehr zuſammenpaſſen. Spangenberg rief nach ſeinen Knechten und verließ ganz mißmuthig Meiſter Martins Haus, in das er fröhlich und guter Dinge getreten.

Die Weißagung der alten Großmutter.

Meiſter Martin war über das unmuthige Scheiden ſeines alten wackern Kundmanns ein wenig betreten, und ſprach zu Paumgartner, der eben das letzte Glas ausgetrunken hatte, und nun auch ſcheiden wollte: ich weiß doch nun aber gar nicht, was der alte Herr wollte mit ſeinen Reden und wie er darüber am Ende noch verdrüßlich werden konnte. Lieber Meiſter Martin, begann Paumgartner, ihr ſeyd ein tüchtiger frommer Mann, und wohl mag der was halten darauf, was er mit Gottes Hülfe wacker treibt und was ihm Reichthum und Ehre gebracht hat. Nur darf dies nicht ausarten in prahleriſchen Stolz, das ſtreitet gegen allen chriſtlichen Sinn. Schon in der Gewerksverſammlung heute war es nicht recht von euch, daß ihr euch ſelbſt über alle übrige Meiſter ſetztet: möget ihr doch wirklich mehr verſtehen von eurer Kunſt als die anderen, aber daß ihr das geradezu ihnen an den Hals werfet, das kann ja nur Aerger und Mißmuth erregen. Und nun vollends heute Abend! — So verblendet konntet ihr doch wohl nicht ſeyn, in Spangenbergs Reden etwas anders zu ſuchen als die ſcherzhafte Prüfung, wie weit ihr es wohl treiben würdet mit euerm ſtarrſinnigen Stolz. Schwer mußte es ja den würdigen Herrn verletzen, als ihr in der Bewerbung jedes Junkers um eure Tochter nur niedrige Habſucht finden wolltet. Und noch wäre alles gut gegangen, wenn ihr eingelenkt hättet, als Spangenberg von ſeinem Sohne zu reden begann. Wie, wenn ihr ſpracht: ja mein lieber würdiger Herr, wenn ihr ſelbſt kämt als Brautwerber mit euerm Sohne, ja auf ſolche hohe Ehre wär' ich nimmer gefaßt, da würd' ich wanken in meinen feſteſten Entſchlüſſen. Ja! wenn ihr ſo ſpracht, was wäre dann davon anders die Folge geweſen, als daß der alte Spangenberg die vorige Unbill ganz vergeſſend, heiter gelächelt und guter Dinge geworden wie vorher. Scheltet mich nur, ſprach Meiſter Martin, ſcheltet mich nur wacker aus, ich hab' es wohl verdient, aber als der

Alte ſolch abgeſchmacktes Zeug redete, es ſchnürte mir die Kehle zu, ich konnte nicht anders antworten. — Und dann, fuhr Paumgartner fort, und dann der tolle Vorſatz ſelbſt, eure Tochter durchaus nur einem Küper geben zu wollen. Dem Himmel, ſpracht ihr, ſoll eurer Tochter Schickſal anheim geſtellt ſeyn und doch greift ihr mit irdiſcher Blödſinnigkeit dem Rathſchluß der ewigen Macht vor, indem ihr eigenſinnig vorher feſtſetzt, aus welchem kleinen Kreiſe ihr den Eidam nehmen wollt. Das kann euch und eure Roſa ins Verderben ſtürzen Laßt ab Meiſter Martin, laßt ab von ſolcher unchriſtlicher kindiſcher Thorheit, laßt die ewige Macht gebieten, die in eurer Tochter frommes Herz ſchon den richtigen Ausſpruch legen wird. Ach mein würdiger Herr, ſprach Meiſter Martin ganz kleinmüthig, nun erſt ſehe ich ein, wie übel ich daran that, nicht gleich alles herauszuſagen. Ihr meint, nur die Hochſchätzung meines Handwerks habe mich zu dem unabänderlichen Entſchluß gebracht, Roſa nur an einen Küpermeiſter zu verheirathen, es iſt dem aber nicht ſo, noch ein anderer, gar wunderbarer geheimnißvoller Grund dazu iſt vorhanden. — Ich kann euch nicht fortlaſſen ohne daß ihr alles erfahren habt, ihr ſollt nicht über Nacht auf mich grollen. Setzt euch, ich bitte gar herzlich darum, verweilt noch einige Augenblicke. Seht, hier ſteht noch eine Flaſche des älteſten Weins, den der mißmuthige Junker verſchmäht hat, laßt es euch noch bei mir gefallen. Paumgartner erſtaunte über Meiſter Martins zutrauliches Eindringen, das ſonſt gar nicht in ſeiner Natur lag, es war als laſte dem Mann etwas gar ſchwer auf dem Herzen, das er los ſeyn wollte. Als nun Paumgartner ſich geſetzt und ein Glas Wein getrunken hatte, fing Meiſter Martin auf folgende Weiſe an: ihr wißt, mein lieber würdiger Herr, daß meine brave Hausfrau bald nachdem Roſa geboren, an den Folgen des ſchweren Kindbettes ſtarb. Damals lebte meine uralte Großmutter noch, wenn ſtocktaub und blind, kaum der Sprache fähig, gelähmt an allen Gliedern, im Bette liegen Tag und Nacht, anders leben genannt zu werden verdient.

Meine Roſa war getauft worden und die Amme ſaß, mit dem Kinde in der Stube, wo die Großmutter lag. Mir war es ſo traurig und wenn ich das ſchöne Kind anblickte, ſo wunderbar freudig und wehmüthig zu Sinn, ich war ſo tief bewegt, daß ich zu jeder Arbeit mich untauglich fühlte und ſtill, in mich gekehrt, neben dem Bett der alten Großmutter ſtand, die ich glücklich pries, da ihr ſchon jetzt aller irdiſche Schmerz entnommen. Und als ich ihr nun ſo ins bleiche Antlitz ſchaue, da fängt ſie mit einem Mal an ſeltſam zu lächeln, es iſt, als glätteten ſich die verſchrumpften Züge aus, als färbten ſich die blaſſen Wangen. — Sie richtet ſich empor, ſie ſtreckt, wie plötzlich beſeelt von wunderbarer Kraft die gelähmten Aerme aus, wie ſie es ſonſt nicht vermochte, ſie ruft vernehmlich mit leiſer lieblicher Stimme: Roſa — meine liebe Roſa! — Die Amme ſteht auf und bringt ihr das Kind, das ſie in den Armen auf und nieder wiegt. Aber nun, mein würdiger Herr, nun denkt euch mein Erſtaunen, ja meinen Schreck, als die

Alte mit heller kräftiger Stimme ein Lied in der hohen fröhlichen Lobeweiß Herren Hans Berchlers, Gaſtgebers zum Geiſt in Straſburg zu ſingen beginnt, das alſo lautet:

Mägdlein zart mit rothen Wangen,
Liebe, hör das Gebot.
Magſt dich wahren vor Noth und Bangen.
Halt' im Herzen nur Gott,
Treib keinen Spott,
Heg' kein übereil't Verlangen.
Ein glänzend Häuslein wird er bringen,
Würzige Kuchen treiben drinn,
Schlanke Englein gar luſtig ſingen,
Mit frommem Sinn
Horch treulich hin
Bei fröhlichem Liebesklingen.
Das Häuslein mit goldnem Prangen,
Der hat's ins Haus getrag'n
Den wirſt du ſüß umfangen,
Darfſt nicht den Vater frag'n
Iſt dein Bräut'gam minniglich.
Ins Haus das Knäblein bringt allwegen
Reichthum, Glück, Heil und Hort,
Jungfräulein! — Achte klar!
Schwöre auf der treuen Wort,
Magſt wohl hinfort,
Bleiben in Gottes Segen!

Und als ſie dies Lied ausgeſungen hat, legt ſie das Kind leiſe und behutſam auf das Deck-

Deckbette nieder, und die welke zitternde Hand auf ſeine Stirn gelegt, liſpelt ſie unverſtändliche Worte, aber das ganz verklärte Antlitz der Alten zeigt wohl, daß ſie Gebete ſpricht. Nun ſinkt ſie nieder mit dem Kopfe auf die Bettkiſſen und in dem Augenblick als die Amme das Kind fortträgt, ſeufzte ſie tief auf. Sie iſt geſtorben! — Das iſt, ſprach Paumgartner, als Meiſter Martin ſchwieg, das iſt eine wunderbare Geſchichte, aber doch ſehe ich gar nicht ein, wie das weiſſagende Lied der alten Großmutter mit eurem ſtarrſinnigen Vorſatz, Roſa nur einem Küpermeiſter geben zu wollen zuſammenhängen kann. Ach, erwiederte Meiſter Martin, was kann denn klarer ſeyn, als daß die Alte in dem letzten Augenblick ihres Lebens von dem Herrn ganz beſonders erleuchtet, mit weiſſagender Stimme verkündete, wie es mit Roſa, ſollte ſie glücklich ſeyn, ſich fügen müſſe. Der Bräutigam der mit dem blanken Häuslein Reichthum, Glück, Heil und Hort ins Haus bringt: wer kann das anders ſeyn, als der tüchtige Küper, der bei mir ſein Meiſterſtück, ſein blankes Häuslein gefertigt hat? In welchem andern Häuslein treiben würzige Fluten als in dem Weinfaß? Und wenn der Wein arbeitet, dann rauſcht und ſummt es wohl auch und plätſchert, das ſind die lieben Englein, die in den Fluten auf- und abſahren und luſtige Liedlein ſingen. Ja, ja! — keinen andern Bräutigam hat die alte Großmutter gemeint als den Küpermeiſter, und dabei ſoll es denn auch bleiben. Ihr erklärt, ſprach Paumgartner, ihr erklärt, lieber Meiſter Martin, die Worte der alten Großmutter nun einmal nach eurer Weiſe. Mir will eure Deutung gar nicht recht zu Sinn und ich bleibe dabei, daß ihr alles der Fügung des Himmels und dem Herzen eurer Tochter, in dem gewiß der richtige Ausſpruch verborgen liegt, lediglich überlaſſen ſollt. Und ich, fiel Martin ungeduldig ein, ich bleibe dabei, daß mein Eidam nun ein für allemal kein anderer ſeyn ſoll, als ein tüchtiger Küper. Paumgartner wäre beinahe zornig geworden über Martins Eigenſinn, doch hielt er an ſich, und ſtand auf vom Sitze, indem er ſprach: es iſt ſpät geworden Meiſter Martin, laßt uns jetzt aufhören mit Trinken und Reden, beides ſcheint uns nicht mehr dienlich zu ſeyn. — Als ſie nun hinaustraten auf den Flur, ſtand ein junges Weib da mit fünf Knaben, von denen der älteſte kaum acht, der jüngſte kaum ein halbes Jahr alt ſeyn mochte. Das Weib jammerte und ſchluchzte. Roſa eilte den Eintretenden entgegen und ſprach: ach Gott im Himmel, Valentin iſt nun doch geſtorben, dort ſteht ſein Weib mit den Kindern. Was? — Valentin geſtorben? rief Meiſter Martin ganz beſtürzt — ei über das Unglück — über das Unglück! — Denkt euch, wandte er ſich dann zu Paumgartner, denkt euch, mein würdiger Herr! Valentin war der geſchickteſte Geſelle, den ich in der Arbeit hatte, und dabei fleißig und fromm. Vor einiger Zeit verwundete er ſich bei dem Bau eines großen Faſſes gefährlich mit dem Lenkbeil, die Wunde wurde ſchlimmer und ſchlimmer, er verfiel in ein heftiges Fieber und hat nun gar ſterben müſſen, in ſeinen blühendſten Jahren. Darauf ſchritt Meiſter Martin zu auf das troſtloſe Weib, die in Thränen gebadet, klagte, daß ſie nun wohl verderben werde, in Noth und Elend. Was, ſprach Martin, was denkt ihr denn von mir, in meiner Arbeit brachte ſich euer Mann die gefährliche Wunde bei, und ich ſollte euch verlaſſen in eurer Noth? — Nein ihr alle gehört fortan zu meinem Hauſe. Morgen, oder wenn ihr wollt, begraben wir euern armen Mann, und dann zieht ihr mit euern Knaben auf meinen Meierhof vor dem Frauenthor, wo ich meine ſchöne offne Werkſtatt habe und täglich mit meinen Geſellen arbeite. Da könnt ihr dann meiner Hauswirthſchaft vorſtehen, und eure tüchtigen Knaben will ich erziehen, als wären es meine eigenen Söhne. Und daß ihrs nur wißt, euern alten Vater nehme ich auch in mein Haus. Das war ſonſt ein tüchtiger Küpergeſelle, als er noch Kraft in den Aermen hatte. Nun! — wenn er auch nicht mehr Schlägel, Kimmkeule oder Bandhake regieren, oder auf der Fügbank arbeiten kann, ſo iſt er doch wohl noch des Degſels mächtig, oder ſchabt mir mit dem Krummmeſſer die Bände aus. Genug, er ſoll mit euch zuſammen in meinem Hauſe aufgenommen ſeyn. Hätte Meiſter Martin das Weib nicht erfaßt, ſie wäre ihm vor Schmerz und tiefer Rührung beinahe entſeelt zu Füßen geſunken. Die älteſten Jungen hingen ſich an ſein Wamms, und die beiden jüngſten, die Roſa auf den Arm genommen, ſtreckten die Händchen nach ihm aus, als hätten ſie alles verſtanden. Der alte Paumgartner ſprach lächelnd, indem ihm die hellen Thränen in den Augen ſtanden: Meiſter Martin, man kann euch nicht gram werden; und begab ſich dann nach ſeiner Behauſung.

Wie die beiden jungen Geſellen, Friedrich und Reinhold, mit einander bekannt wurden.

Auf einer ſchönen graſigten, von hohen Bäumen beſchatteten Anhöhe, lag ein junger Geſell von ſtattlichem Anſehen, Friedrich geheißen. Die Sonne war ſchon herabgeſunken und roſige Flammen leuchteten auf aus dem tiefen Himmelsgrunde. Ganz deutlich konnte man in der Ferne die berühmte Reichsſtadt Nürnberg ſehen, die ſich im Thale ausbreitete und ihre ſtolzen Thürme kühn in das Abendroth hinausſtreckte, das ſein Gold ausſtrömte auf ihre Spitzen. Der junge Geſell hatte den Arm geſtützt auf das Reiſebündel, das neben ihm lag, und ſchaute mit ſehnſuchtsvollen Blicken herab in das Thal. Dann pflückte er einige Blumen, die um ihn her in dem Graſe ſtanden, und warf ſie in die Lüfte dem Abendroth zu, dann ſah er wieder traurig vor ſich hin und heiße Thränen perlten in ſeinen Augen. Endlich erhob er den Kopf, breitete beide Arme aus, als wolle er eine geliebte Geſtalt umfangen und ſang mit heller gar lieblicher Stimme folgendes Lied:

Schau ich dich wieder,
O Heimath hold,
Nicht von dir ließ
Mein Herz getreu und bieder.
O goldnes Roth, geh' mir auf,
Wie aus ſchönen Roſen,
Blüh'nde Liebesblum',
Neig' dem Gemüth
Dich zu mit wonnigem Koſen.
Willſt du ſpringen o ſchwellende Bruſt?

Haſt dich feſt im Schmerz und ſüßer Luſt.
O goldnes Abendroth!
Schöner Strahl ſey mein frommer Bot'
Seufzer — Thränen mußt
Treulich zu ihr tragen.
Und ſtürb' ich nun,
Möchten Röslein dich fragen,
Sprich! — in Lieb' verging ſein Herz.

Nachdem Friedrich dies Lied geſungen, zog er aus ſeinem Reiſebündel ein Stücklein Wachs hervor, erwärmte es an ſeiner Bruſt und begann eine ſchöne Roſe mit hundert feinen Blättern ſauber und kunſtvoll auszukneten. Während der Arbeit ſummte er einzelne Strophen aus dem Liede vor ſich hin, das er geſungen, und ſo ganz in ſich ſelbſt vertieft, bemerkte er nicht den hübſchen Jüngling, der ſchon lange hinter ihm ſtand und emſig ſeiner Arbeit zuſchaute. Ei mein Freund, fing nun der Jüngling an, ei mein Freund, das iſt ein ſauberes Stück, was ihr da formt. Friedrich ſchaute ganz erſchrocken um ſich, als er aber dem fremden Jüngling in die dunklen freundlichen Augen ſah, war es ihm, als kenne er ihn ſchon lange; lächelnd erwiederte er: ach lieber Herr, wie möget ihr nur eine

Spielerei beachten, die mir zum Zeitvertreibe dient auf der Reiſe. Nun, fuhr der fremde Jüngling fort, nun wenn ihr die ſo getreulich nach der Natur zart geformte Blume eine Spielerei nennt, ſo müßt ihr ein gar wackrer geübter Bildner ſeyn. Ihr ergötzt mich auf doppelte Art. Erſt drang mir euer Lied, das ihr nach der zarten Buchſtabenweis Martin Häſchers ſo lieblich abſanget, recht durch die Bruſt und jetzt muß ich eure Kunſtfertigkeit im Formen hoch bewundern. Wo gedenkt ihr denn noch heute hinzuwandern? Das Ziel, erwiederte Friedrich, das Ziel meiner Reiſe liegt dort uns vor Augen. Ich will hin nach meiner Heimath, nach der berühmten Reichsſtadt Nürnberg. Doch die Sonne iſt ſchon tief hinabgeſunken, deshalb will ich unten im Dorfe übernachten, morgen in aller Frühe gehts dann fort, und zu Mittag kann ich in Nürnberg ſeyn. Ei, rief der Jüngling freudig, ei wie ſich das ſo ſchön trifft, wir haben denſelben Weg, auch ich will nach Nürnberg. Mit euch übernachte ich auch hier im Dorfe, und dann ziehen wir morgen weiter. Nun laßt uns noch eins plaudern. Der Jüngling, Reinhold geheißen, warf ſich neben Friedrich ins Gras und fuhr dann fort: nicht wahr, ich irre mich nicht, ihr ſeyd ein tüchtiger Gießkünſtler, das merk' ich an der Art zu modelliren, oder ihr arbeitet in Gold und Silber? Friedrich ſah ganz traurig vor ſich nieder und fing dann kleinmüthig an: ach lieber Herr, ihr haltet mich für etwas viel beſſeres und höheres, als ich wirklich bin. Ich will es euch nur geradehin ſagen, daß ich die Küperprofeſſion erlernt habe und nach Nürnberg zu einem bekannten Meiſter in die Arbeit gehen will. Ihr werdet mich nun wohl verachten, da ich nicht herrliche Bilder zu modelliren und zu gießen vermag, ſondern nur Reiſe um Fäſſer und Kufen ſchlage. Reinhold lachte laut auf und rief, nun das iſt in der That luſtig. Ich ſoll euch verachten, weil ihr ein Küper ſeyd, und ich — ich bin ja ſelbſt gar nichts anderes, als das. Friedrich blickte ihn ſtarr an, er wußte nicht was er glauben ſollte, denn Reinholds Aufzug paßte freilich zu nichts weniger, als zu einem reiſenden Küpergeſellen. Das Wamms von feinem ſchwarzen Tuch mit geriſſenem Sammt beſetzt, die zierliche Halskrauſe, das kurze breite Schwert, das Barett mit einer langen herabhängenden Feder, ließen eher auf einen wohlbegüterten Handelsmann ſchließen, und doch lag wieder in dem Antlitz, in der ganzen Geſtalt des Jünglings ein wunderbares Etwas, das dem Gedanken an den Handelsmann nicht Raum gab. Reinhold merkte Friedrichs Zweifel, er riß ſein Reiſebündel auf, holte das Küperſchurzfell, ſein Meſſerbeſteck hervor und rief: ſchau doch her mein Freund, ſchau doch nur her! — zweifelſt du noch daran, daß ich dein Camerad bin? — Ich weiß, dir iſt mein Anzug befremdlich, aber ich komme von Straßburg, da gehen die Küper ſtattlich einher wie Edelleute. Freilich hatte ich ſonſt, gleich dir, auch wohl Luſt zu etwas anderm, aber nun geht mir das Küperhandwerk über alles, und ich habe manch' ſchöne Lebenshoffnung darauf geſtellt. Gehts dir nicht auch ſo Kamerad? — Aber beinahe ſcheint es mir, als habe ſich unverſehens ein düſtrer Wolkenſchatten in dein heiteres Jugendleben hineingehängt, vor dem du nicht fröhlich um dich zu blicken vermagſt. Das Lied, das du vorhin ſangſt, war voll Liebesſehnſucht und Schmerz, aber es kamen Klänge darin vor, die wie aus meiner eignen Bruſt hervorleuchteten und es iſt mir, als wiſſe ich ſchon alles, was in dir verſchloſſen. Um ſo mehr magſt du mir alles vertrauen, werden wir denn nicht ohnedies in Nürnberg wackre Kumpane ſeyn und bleiben? Reinhold ſchlang einen Arm um den Friedrich und ſah ihm freundlich ins Auge. Darauf ſprach Friedrich: je mehr ich dich anſchaue frommer Geſelle, deſto ſtärker zieht es mich zu dir hin, ich vernehme deutlich die wunderbare Stimme in meinem Innern, die wie ein treues Echo wiederklingt vom Ruf des befreundeten Geiſtes. Ich muß dir alles ſagen! — Nicht als ob ich armer Menſch dir wichtige Geheimniſſe zu vertrauen hätte, aber weil nur die Bruſt des treueſten Freundes Raum giebt dem fremden Schmerz und ich in den erſten Augenblicken unſrer jungen Bekanntſchaft dich eben für meinen treueſten Freund halte. — Ich bin nun ein Küper worden und darf mich rühmen mein Handwerk zu verſtehen, aber einer andern wohl ſchönern Kunſt war mein ganzer Sinn zugewandt von Kindheit auf. Ich wollte ein großer Meiſter im Bildergießen und in der Silberarbeit werden, wie Peter Fiſcher oder der italiſche Benvenuto Cellini. Mit glühendem Eifer arbeitete ich beim Herrn Johannes Holzſchuer, dem berühmten Silberarbeiter in meiner Heimath, der ohne gerade ſelbſt Bilder zu gießen mir doch alle Anleitung dazu zu geben wußte. In Herrn Holzſchuers Haus kam nicht ſelten Herr Tobias Martin der Küpermeiſter mit ſeiner Tochter, der holdſeligen Roſa. Ohne daß ich es ſelbſt ahnete, kam ich in Liebe. Ich verließ die Heimath und ging nach Augsburg, um die Bildgießerei recht zu erlernen, aber nun ſchlugen erſt recht die hellen Liebesflammen in meinem Innern auf. Ich ſah und hörte nur Roſa; alles Streben, alles Mühen, das mich nicht zu ihrem Beſitz führte, ekelte mich an. Den einzigen Weg dazu ſchlug ich ein. Meiſter Martin gibt ſeine Tochter nur dem Küper, der in ſeinem Hauſe das tüchtigſte Meiſterſtück macht und übrigens der Tochter wohl anſteht. Ich warf meine Kunſt bei Seite und erlernte das Küperhandwerk. Ich will hin nach Nürnberg und bei Meiſter Martin in Arbeit gehen. Aber nun die Heimath vor mir liegt und Roſa's Bild recht in lebendigem Glühen mir vor Augen ſteht, nun möcht' ich vergehen in Zagen, Angſt und Noth. Nun ſeh' ich klar das Thörichte meines Beginnens. Weiß ich's denn, ob Roſa mich liebt, ob ſie mich jemals lieben wird? — Reinhold hatte Friedrichs Geſchichte mit ſteigender Aufmerkſamkeit angehört. Jetzt ſtützte er den Kopf auf den Arm und indem er die flache Hand vor die Augen hielt, fragte er dumpf und düſter: hat Roſa euch denn niemals Zeichen der Liebe gegeben? Ach, erwiederte Friedrich, ach Roſa war, als ich Nürnberg verließ, mehr Kind als Jungfrau. Sie mochte mich zwar gern leiden, ſie lächelte mich gar holdſelig an, wenn ich in

Herrn Holzſchuers Garten unermüdlich mit ihr Blumen pflückte und Kränze wand, aber — Nun ſo iſt ja noch gar keine Hoffnung verloren, rief auf einmal Reinhold ſo heftig und mit ſolch widrig gellender Stimme, daß Friedrich ſich faſt entſetzte. Dabei raffte er ſich auf, das Schwert klirrte an ſeiner Seite und als er nun hoch aufgerichtet da ſtand, fielen die tiefen Nachtſchatten auf ſein verblaßtes Antlitz und verzerrten die milden Züge des Jünglings auf recht häßliche Weiſe, ſo daß Friedrich ganz ängſtlich rief: was iſt dir denn nun auf einmal geſchehen? dabei trat er ein paar Schritte zurück, und ſtieß mit dem Fuß an Reinholds Reiſebündel. Da rauſchte aber ein Saitenklang auf und Reinhold rief zornig: du böſer Geſelle, zerbrich mir nicht meine Laute. Das Inſtrument war an dem Reiſebündel befeſtigt, Reinhold ſchnallte es los und griff ſtürmiſch hinein, als wolle er alle Saiten zerſprengen. Bald wurde aber das Spiel ſanft und melodiſch. Laß uns, ſprach er ganz in dem mildem Ton, wie zuvor, laß uns, lieber Bruder, nun hinabgehen in das Dorf.

Hier trage ich ein gutes Mittel in den Händen, die böſen Geiſter zu bannen, die uns etwa in den Weg treten und vorzüglich mir was anhaben könnten. Ei lieber Bruder, erwiederte Friedrich, was ſollten uns denn auf unſerm Wege böſe Geiſter anhaben. Aber dein Spiel iſt gar lieblich, fahr nur damit fort. — Die goldnen Sterne waren hinaufgezogen an des Himmels dunklem Azur. Der Nachtwind ſtrich im dumpfen Geſäuſel über die duftenden Wieſen. Lauter murmelten die Bäche, rings umher rauſchten die düſtern Bäume des fernen Waldes. Da zogen Friedrich und Reinhold hinab, ſpielend und ſingend, und hell und klar wie auf leuchtenden Schwingen wogten die ſüßen Töne ihrer ſehnſüchtigen Lieder durch die Lüfte. Im Nachtlager angekommen, warf Reinhold Laute und Reiſebündel ſchnell ab und drückte Friedrich ſtürmiſch an ſeine Bruſt, der auf ſeinen Wangen die brennenden Thränen fühlte, die Reinhold vergoſſen.

Wie die beiden jungen Geſellen, Reinhold und Friedrich, in Meiſter Martins Hauſe aufgenommen wurden.

Als am andern Morgen Friedrich erwachte, vermißte er den neuerworbnen Freund, der ihm zur Seite ſich auf das Strohlager geworfen hatte, und da er auch Laute und Reiſebündel nicht mehr ſah, ſo glaubte er nicht anders, als daß Reinhold aus ihm unbekannten Urſachen ihn verlaſſen und einen andern Weg eingeſchlagen habe. Kaum trat Friedrich aber zum Hauſe heraus, als ihm Reinhold, Reiſebündel auf dem Rücken, Laute unterm Arm, ganz anders gekleidet als geſtern, entgegentrat. Er hatte die Feder vom Barete genommen, das Schwert abgelegt und ſtatt des zierlichen Wamſes mit dem Sammtbeſatz ein ſchlichtes Bürgerwamms von unſcheinbarer Farbe angezogen. Nun, rief er fröhlich lachend dem verwunderten Freunde entgegen, nun, Bruder, hältſt du mich doch gewiß für deinen wahren Kumpan und wackern Kameraden.

raben. — Aber höre, für einen, der in Liebe iſt, haſt du tüchtig genug geſchlafen. Sieh' nur, wie hoch ſchon die Sonne ſteht. Laß' uns nur gleich fortwandern. — Friedrich war ſtill und in ſich gekehrt, er antwortete kaum auf Reinholds Fragen, achtete kaum auf ſeine Scherze. Ganz ausgelaſſen ſprang Reinhold hin und her jauchzte und ſchwenkte das Barett in den Lüften. Doch auch er wurde ſtiller und ſtiller, je näher ſie der Stadt kamen. „Ich kann vor Angſt, vor Beklommenheit, vor ſüßem Weh nicht weiter, laß uns hier unter dieſen Bäumen ein wenig ruhen.“ So ſprach Friedrich, als ſie ſchon beinahe das Thor von Nürnberg erreicht hatten, und warf ſich ganz erſchöpft nieder in das Gras. Reinhold ſetzte ſich zu ihm und fing nach einer Weile an: Ich muß dir, mein herziger Bruder, geſtern Abend recht verwunderlich vorgekommen ſeyn. Aber als du mir von deiner Liebe erzählteſt, als du ſo troſtlos warſt, da ging mir allerlei einfältiges Zeug durch den Kopf, welches mich verwirrte und am Ende hätte toll machen können, vertrieb nicht dein ſchöner Geſang und meine Laute die böſen Geiſter. Heute als mich der erſte Strahl der Morgenſonne weckte, war nun vollends, da ſchon von Abend der ſchlimme Spuck gewichen, alle Lebensluſt in mein Gemüth zurückgekehrt. Ich lief hinaus, und im Gebüſch umher kreuzend, kamen mir allerlei herrliche Dinge in den Sinn. Wie ich dich ſo gefunden, wie mein ganzes Gemüth ſich dir zugewandt! — Eine anmuthige Geſchichte, die ſich vor einiger Zeit in Italien zutrug, eben als ich dort war, fiel mir ein, ich will ſie dir erzählen, da ſie recht lebendig zeigt, was wahre Freundſchaft vermag. Es begab ſich, daß ein edler Fürſt, eifriger Freund und Beſchützer der ſchönen Künſte, einen ſehr hohen Preis ausgeſetzt hatte, für ein Gemälde, deſſen herrlicher, aber gar ſchwer zu behaltender Gegenſtand genau beſtimmt war. Zwei junge Maler, die durch das engſte Freundſchaftsband verbunden, zuſammen zu arbeiten pflegten, beſchloſſen um den Preis zu ringen. Sie theilten ſich ihre Entwürfe mit und ſprachen viel darüber, wie die Schwierigkeit des Gegenſtandes zu überwinden. Der ältere, im Zeichnen, im Ordnen der Gruppen erfahrner, hatte bald das Bild erfaßt und entworfen und ſtand nun bei dem Jüngern, der ſchon im Entwurf ganz verzagt von dem Bilde abgelaſſen, hätte der Aeltere ihn nicht unabläſſig ermuntert und guten Rath ertheilt. Als ſie nun zu malen begannen, wußte der Jüngere, ein Meiſter in der Kunſt der Farbe, dagegen dem Aeltern manchen Wink zu geben, den dieſer mit tüchtigem Erfolg benutzte, ſo daß der Jüngere nie ein Bild beſſer gezeichnet, der Aeltere nie ein Bild beſſer gefärbt hatte. Als die Gemälde vollendet waren, fielen ſich beide Meiſter in die Arme, jeder war innig erfreut — entzückt über die Arbeit des andern, jeder dem andern den wacker verdienten Preis zuerkennend. Es begab ſich aber, daß der Jüngere den Preis erhielt, da rief er ganz beſchämt: o wie konnte ich denn den Preis erringen, was iſt mein Verdienſt gegen das meines Freundes, wie hätte ich denn nur ohne ſeinen Rath, ohne ſeinen wackern Beiſtand etwas tüchtiges hervorbringen können? Da ſprach aber der ältere: und haſt du mir denn nicht auch beigeſtanden mit tüchtigem Rath? mein Gemälde iſt wohl auch nichts ſchlechtes, aber du haſt den Preis davon getragen, wie ſichs gebührt. Nach gleichem Ziel zu ſtreben, wacker und offen, das iſt recht Freundes Sache, der Lorbeer, den der Sieger erhält, ehrt auch den Beſiegten; ich liebe dich nun noch mehr, da du ſo tapfer gerungen, und mit deinem Siege mir auch Ruhm und Ehre gebracht haſt. — Nicht wahr Friedrich, der Maler hatte Recht? — Wacker, ohne allen tückiſchen Hinterhalt um gleichen Preis ringen, ſollte das wahre Freunde nicht noch mehr, recht aus der Tiefe des Herzens einigen, ſtatt ſie zu entzweien? ſollte in edlen Gemüthern wohl kleinlicher Neid oder gar hämiſcher Haß Raum finden können?. Niemals, erwiederte Friedrich, gewiß niemals. Wir ſind nun recht liebende Brüder geworden, in kurzer Zeit fertigen wir beide wohl das Nürnberger Meiſterſtück, ein tüchtiges zweifudriges Faß ohne Feuer getrieben, aber der Himmel mag mich davor bewahren, daß ich auch nur den kleinſten Neid ſpüren ſollte, wenn das deinige, lieber Bruder Reinhold, beſſer geräth, als das meinige. Ha, ha, ha, lachte Reinhold laut auf, geh mir mit deinem Meiſterſtück, das wirſt du ſchon fertigen, zur Luſt aller tüchtigen Küper. Und das du's nur weißt, was das Berechnen der Größe, der Proportion, das Abzirkeln der hübſchen Rundung betrifft, da findeſt du an mir deinen Mann. Und auch in Anſehung des Holzes kannſt du dich auf mich verlaſſen. Stabholz von im Winter gefällten Steineichen, ohne Wurmſtich, ohne weiße oder rothe Streifen, ohne Flammen, das ſuchen wir aus, du kannſt meinem Auge trauen. Ich ſteh dir in allem bei mit Rath und That. Und darum ſoll mein Meiſterſtück nicht geringer ausfallen. Aber du Herr im Himmelsthrone, unterbrach hier Friedrich den Freund, was ſchwatzen wir denn davon, wer das beſte Meiſterſtück machen ſoll? — Sind wir denn im Streit deshalb? — Das beſte Meiſterſtück — um Roſa zu verdienen! — Wie kommen wir denn darauf! — mir ſchwindelte im Kopfe — ei Bruder, rief Reinhold immer noch lachend, an Roſa war ja gar nicht gedacht. Du biſt ein Träumer. Komm nur, daß wir endlich die Stadt erreichen. Friedrich raffte ſich auf, und wanderte ganz verwirrten Sinnes weiter. Als ſie im Wirthshauſe ſich wuſchen und abſtäubten, ſprach Reinhold zu Friedrich: eigentlich weiß ich für mein Theil gar nicht, bei welchem Meiſter ich in Arbeit gehen ſoll, es fehlt mir hier an aller Bekanntſchaft und da dächt' ich, du nähmſt mich nur gleich mit zum Meiſter Martin, lieber Bruder! Vielleicht gelingt es mir bei ihm anzukommen. Du nimmſt mir, erwiederte Friedrich, eine ſchwere Laſt vom Herzen, denn, wenn du bei mir bleibſt, wird es mir leichter werden, meine Angſt, meine Beklommenheit zu beſiegen. So ſchritten nun beide junge Geſellen rüſtig fort nach dem Hauſe des berühmten Küpers, Meiſter Martin. — Es war gerade der Sonntag, an dem Meiſter Martin ſeinen Kerzenmeiſter-Schmaus gab, und hohe Mittagszeit. So kam es, daß, als Reinhold und Friedrich in Martins Haus hineintraten, ihnen Gläſergeklirr und das verwirrte Getöſe einer luſtigen Tiſchgeſellſchaft entgegenklang. Ach, ſprach Friedrich ganz kleinmüthig, da ſind wir wohl zur unrechten Stunde gekommen. Ich denke, erwiederte Reinhold, gerade zur rechten, denn beim frohen Mahl iſt Meiſter Martin gewiß guter Dinge und aufgelegt, unſere Wünſche zu erfüllen. Bald trat auch Meiſter Martin, dem ſie hatten ſich ankündigen laſſen, in feſtlichen Kleidern angethan, mit nicht geringer Gluth auf Naſ' und Wange heraus auf den Flur. So wie er Friedrich gewahrte, rief er laut: Sieh da Friedrich! guter Junge, biſt du wieder heimgekommen? — Das iſt brav! — Und haſt dich auch zu dem hochherrlichen Küperhandwerk gewandt! — Zwar zieht Herr Holzſchuer, wenn von dir die Rede iſt, verdammte Geſichter und meint, an dir ſey nun gar ein großer Künſtler verdorben und du hätteſt wohl ſolche hübſche Bildlein und Geländer gießen können, wie ſie in St. Sebald und an Fuggers Hauſe zu Augsburg zu ſehen, aber das iſt nur dummes Gewäſche, du haſt recht gethan dich zu dem Rechten zu wenden. Sey mir viel tauſend Mal willkommen.“ Und damit faßte ihn Herr Martin bei den Schultern und drückte ihn an ſich, wie er es zu thun pflegte, in herzlicher Freude. Friedrich lebte ganz auf bei Meiſter Martins freundlichem Empfang, alle Beklommenheit war von ihm gewichen, und er trug frei und unverzagt dem Meiſter nicht allein ſein Anliegen vor, ſondern empfahl auch Reinhold zur Aufnahme. Nun, ſprach Meiſter Martin, nun in der That, zu gelegnerer Zeit hättet ihr gar nicht kommen können, als eben jetzt, da ſich die Arbeit häuft und es mir an Arbeitern gebricht. Seyd mir beide herzlich willkommen. Legt nur eure Reiſebündel ab und tretet hinein, die Mahlzeit iſt zwar beinahe geendet, aber ihr könnt doch noch Platz nehmen an der Tafel und Roſa ſoll für euch noch ſorgen. Damit ging Herr Martin mit den beiden Geſellen hinein. Da ſaßen denn nun die ehrſamen Meiſter, oben an der würdige Handwerksherr Jacobus Paumgartner, mit glühenden Geſichtern. Der Nachtiſch war eben aufgetragen und ein edlerer Wein perlte in den großen Trinkgläſern. Es war an dem, daß jeder Meiſter mit lauter Stimme von etwas anderm ſprach und doch alle meinten ſich zu verſtehen, und daß bald dieſer oder jener laut auflachte, er wußte nicht warum. Aber wie nun der Meiſter Martin, beide Jünglinge an der Hand, laut verkündete, daß ſo eben ſich ganz erwünſcht die beiden, mit guten Handwerkszeugniſſen verſehenen Geſellen bei ihm eingefunden hätten, wurde alles ſtill und jeder betrachtete die ſchmucken Leute mit behaglichem Wohlgefallen. Reinhold ſchaute mit hellen Augen beinahe ſtolz umher, aber Friedrich ſchlug die Augen nieder und drehte das Barett in den Händen. Meiſter Martin wies den Jünglingen Plätze an dem unterſten Ende der Tafel an, aber das waren wohl gerade die herrlichſten, die es nur gab, denn alsbald erſchien Roſa, ſetzte ſich zwiſchen beiden und bediente ſie ſorglich mit köſtlichen Speiſen und edlem Getränk. — Die holde Roſa, in hoher Anmuth, in vollem Liebreiz prangend, zwiſchen den beiden bildſchönen Jünglingen, mitten unter den alten bärtigen Meiſtern — das war gar lieblich anzuſchauen, man mußte an ein leuchtendes Morgenwölklein denken, das einzeln am düſtern Himmel heraufgezogen, oder es mochten auch wohl ſchöne Frühlingsblumen ſeyn, die ihre glänzenden Häupter aus trübem, farbloſen Graſe erhoben. Friedrich vermochte vor lauter Wonne und Seligkeit kaum zu athmen, nur verſtohlen blickte er dann und wann nach der, die ſein ganzes Gemüth erfüllte: er ſtarrte vor ſich hin auf den Teller — wie wär es ihm möglich geweſen, nur einen Biſſen herunter zu bringen. Reinhold dagegen wandte die Augen, aus denen funkelnde Blitze ſtrahlten, nicht ab von der lieblichen Jungfrau. Er fing an von ſeinen weiten Reiſen zu erzählen auf ſolch wunderbare Art, wie es Roſa noch niemals gehört hatte. Es war ihr, als wenn alles, wovon Reinhold nur ſprach, lebendig aufginge in tauſend ſtets wechſelnden Geſtalten. Sie war ganz Aug', ganz Ohr, ſie wußte nicht wie ihr geſchah, wenn Reinhold in vollem Feuer der Rede ihre Hand ergriff und ſie an ſeine Bruſt drückte. Aber, brach Reinhold plötzlich ab, aber Friedrich, was ſitzeſt du da ſtumm und ſtarr. Iſt dir die Rede vergangen? Komm! — laß uns anſtoßen auf das Wohl der lieben holden Jungfrau, die uns ſo gaſtlich bewirthet. Friedrich ergriff mit zitternder Hand das große Trinkglas, das Reinhold bis an den Rand gefüllt hatte und das er, (Reinhold ließ nicht nach) bis auf den letzten Tropfen leeren mußte. Nun ſoll unſer brave Meiſter leben, rief Reinhold, ſchenkte wieder ein und abermals mußte Friedrich das Glas austrinken. Da fuhren die Feuergeiſter des Weins durch ſein Inneres und regten das ſtockende Blut an, daß es ſiegend in allen Pulſen und Adern hüpfte. Ach mir iſt ſo unbeſchreiblich wohl, lispelte er, indem glühende Röthe in ſein Antlitz ſtieg, ach ſo gut iſt es mir auch ja noch nicht geworden. Roſa, die ſeine Worte wohl ganz anders deuten mochte, lächelte ihn an mit unbeſchreiblicher Milde. Da ſprach Friedrich befreit von aller

Bangigkeit: liebe Roſa, ihr möget euch meiner wohl gar nicht mehr erinnern? Ei, lieber Friedrich, erwiederte Roſa mit niedergeſchlagenen Augen, ei wie wär's denn möglich, daß ich euch vergeſſen haben ſollte in ſo kurzer Zeit. Bei dem alten Herrn Holzſchuer — damals war ich zwar noch ein Kind, aber ihr verſchmähtet es nicht, mit mir zu ſpielen und wußtet immer was hübſches, was artiges aufs Tapet zu bringen. Und das kleine allerliebſte Körblein von ſeinem Silberdrath, das ihr mir damals zu Weihnachten ſchenktet, das habe ich noch und verwahre es ſorglich als ein theures Andenken. Thränen glänzten in den Augen des wonnetrunknen Jünglings, er wollte ſprechen, aber, nur wie ein tiefer Seufzer, entquollen der Bruſt die Worte: o Roſa — liebe, liebe — Roſa! — Immer, fuhr Roſa fort, immer hab ich recht herzlich gewünſcht euch wieder zu ſehen, aber daß ihr zum Küperhandwerk übergehen würdet, das hab ich nimmermehr geglaubt. Ach wenn ich an die ſchönen Sachen denke, die ihr damals bei dem Meiſter Holzſchuer verfertigtet, es iſt doch Schade, daß ihr nicht bei eurer Kunſt geblieben ſeyd. Ach Roſa, ſprach Friedrich, nur um euretwillen wurde ich ja untreu meiner lieben Kunſt. — Kaum waren dieſe Worte heraus, als Friedrich hätte in die Erde ſinken mögen vor Angſt und Scham! — Das unbeſonnenſte Geſtändniß war auf ſeine Lippen gekommen. Roſa, wie alles ahnend, wandte das Geſicht von ihm weg, er rang vergebens nach Worten. Da ſchlug Herr Paumgartner mit dem Meſſer hart auf den Tiſch und verkündete der Geſellſchaft, daß Herr Vollrad, ein würdiger Meiſterſinger, ein Lied anſtimmen werde. Herr Vollrad ſtand denn auch alsbald auf, räusperte ſich und ſang ſolch ein ſchönes Lied in der güldnen Tonweis Hanns Vogelgeſangs, daß allen das Herz vor Freuden hüpfte und ſelbſt Friedrich ſich wieder erholte von ſeiner ſchlimmen Bedrängniß. Nachdem Herr Vollrad noch mehrere ſchöne Lieder in andern herrlichen Weiſen, als da iſt, der ſüße Ton: die Krummzinkenweis, die geblümte Paradiesweis, die friſch Pomeranzenweis u. a. geſungen, ſprach er, daß, wenn jemand an der Tafel was von der holdſeligen Kunſt der Meiſterſinger verſtehe, er nun auch ein Lied anſtimmen möge. Da ſtand Reinhold auf und ſprach, wenn es ihm erlaubt ſey, ſich auf italiſche Weiſe mit der Laute zu begleiten, ſo wolle er wohl auch ein Lied anſtimmen und dabei die deutſche Weis ganz beibehalten. Er holte, als niemand etwas dagegen hatte, ſein Inſtrument herbei und hub, nachdem er in gar lieblichen Klängen präludiret hatte, folgendes Lied an:

Wo ſteht das Brünnelein
Was ſprudelt würzigen Wein?
Im tiefen Grund,
Da kunt
Ihr fröhlich ſchau'n
Sein lieblich golden Rinnen.
Das ſchöne Brünnelein,
Das ſprudelt goldner Wein,
Wer hat's gemacht,
Bedacht,
Mit hoher Kunſt,
Und wackrem Fleiß daneben?
Das luſt'ge Brünnelein
Mit hoher Kunſt gar fein,
Allein

Thät es der Küper machen.
Erlabt von edlem Wein,
Im Herzen Liebe rein,
Jung Küpers Art,
Gar zart
Iſt das in allen Sachen.

Das Lied gefiel allen über die Maßen wohl, aber keinem ſo ſehr als dem Meiſter Martin, dem die Augen vor Freude und Entzücken glanzten. Ohne auf Vollrad zu achten, der beinahe zu viel von der ſtumpfen Schoßweis Hans Müllers ſprach, die der Geſelle gut genug getroffen — ohne auf ihn zu achten ſtand Meiſter Martin auf von ſeinem Sitze und ſchrie, indem er ſein Paßglas in die Höhe hob: komm her — du wackrer Küper und Meiſterſinger — komm her, mit mir, mit deinem Meiſter Martin ſollſt du dies Glas leeren! Reinhold mußte thun, wie ihm geboten. Als er zu ſeinem Platz zurückkehrte, raunte er dem tiefſinnigen Friedrich ins Ohr: nun mußt du ſingen — ſing' das Lied von geſtern Abend. Biſt du raſend, erwiederte Friedrich ganz erzürnt. Da ſprach Reinhold mit lauter Stimme zur Geſellſchaft: ihr ehrbaren Herren und Meiſter! hier mein lieber Bruder Friedrich iſt noch viel ſchönerer Lieder mächtig und hat eine viel lieblichere Stimme als ich, aber die Kehle iſt ihm verſtaubt von der Reiſe, und da wird er ein ander mal ſeine Lieder in den herrlichſten Weiſen euch auftiſchen! — Nun fielen alle mit Loberhebungen über Friedrich her, als ob er ſchon geſungen hätte. Manche Meiſter meinten ſogar endlich, daß ſeine Stimme in der That doch lieblicher ſey, als die des Geſellen Reinhold, ſo wie Herr Vollrad, nachdem er noch ein volles Glas geleert hatte, überzeugt war, daß Friedrich doch die deutſchen ſchönen Weiſen beſſer treffe, als Reinhold, der gar zu viel italiſches an ſich habe. Aber Meiſter Martin warf den Kopf in den Nacken, ſchlug ſich auf den runden Bauch, daß es klatſchte, und rief: das ſind nun *meine* Geſellen — *meine* ſag ich, des Küpermeiſters Tobias Martin zu Nürnberg, Geſellen! — Und alle Meiſter nickten mit den Häuptern und ſprachen, die letzten Tropfen aus den hohen Trinkgläſern nippend: ja, ja! — eure, des Meiſter Martins brave wackre

Geſellen! — Man begab ſich endlich zur Ruhe. Reinhold und Friedrich, jedem wies Meiſter Martin eine ſchmucke helle Kammer in ſeinem Hauſe an.

Wie der dritte Geſell zum Meiſter Martin ins Haus kam, und was ſich darauf weiter begab.

Als die beiden Geſellen Reinhold und Friedrich einige Wochen hindurch in Meiſter Martins Werkſtatt gearbeitet hatten, bemerkte dieſer, daß, was Meſſung mit Lineal und Zirkel, Berechnung und richtiges Augenmaaß betraf, Reinhold wohl ſeines Gleichen ſuchte, doch anders war es bei der Arbeit auf der Fügbank, mit dem Lenkbeil, oder mit dem Schlägel. Da ermattete Reinhold ſehr bald und das Werk förderte nicht, er mochte ſich mühen wie er wollte. Friedrich dagegen hobelte und hämmerte friſch darauf los, ohne ſonderlich zu ermüden. Was ſie aber mit einander gemein hatten, war ein ſittiges Betragen, in das vorzüglich auf Reinholds Anlaß, viel unbefangne Heiterkeit und gemüthliche Luſt kam. Dazu ſchonten ſie in voller Arbeit, zumal wenn die holde Roſa zugegen war, nicht ihre Kehlen, ſondern ſangen mit ihren lieblichen Stimmen, die gar anmuthig zuſammen gingen, manches herrliche Lied. Und wollte dann auch Friedrich, indem er hinüberſchielte nach Roſen, in den ſchwermüthigen Ton verfallen, ſo ſtimmte Reinhold ſogleich ein Spottlied an, das er erſonnen und das anfing: das Faß iſt nicht die Zither, die Zither nicht das Faß; ſo daß der alte Herr Martin oft den Degſel, den er ſchon zum Schlage erhoben, wieder ſinken ließ und ſich den wackelnden Bauch hielt vor innigem Lachen. Ueberhaupt hatten die beiden Geſellen, vorzüglich aber Reinhold, ſich ganz in Martins Gunſt feſtgeniſtet, und wohl konnte man bemerken daß Roſa auch manchen Vorwand ſuchte, um öfter und länger in der Werkſtatt zu verweilen, als ſonſt wohl geſchehen ſeyn mochte.

Eines Tages trat Herr Martin ganz nachdenklich in ſeine offne Werkſtatt vor dem Thore hinein, wo Sommer über gearbeitet wurde. Eben ſetzten Reinhold und Friedrich ein kleines Faß auf. Da ſtellte ſich Meiſter Martin vor ſie hin, mit übereinander geſchlagenen Armen und ſprach: ich kann euch gar nicht ſagen, ihr lieben Geſellen, wie ſehr ich mit euch zufrieden bin, aber nun komme ich doch in große Verlegenheit. Vom Rhein her ſchreiben ſie, daß das heurige Jahr, was den Weinbau betrifft, geſegneter ſeyn werde, als je eins geweſen. Ein weiſer Mann hat geſagt, der Comet, der am Himmel herauf gezogen, befruchte mit ſeinen wunderbaren Strahlen die Erde, ſo daß ſie aus den tiefſten Schachten alle Glut, die die edlen Metalle kocht, herausſtrömen und ausdunſten werde, in die durſtigen Reben, die in üppigem Gedeihen Traub' auf Traube hervorarbeiten, und das flüſſige Feuer, von dem ſie getränkt, hineinſprudeln würden in das Gewächs. Erſt nach beinahe dreihundert Jahren werde ſolch' günſtige Conſtellation wieder eintreten. — Da wird's nun Arbeit geben die Hülle und die Fülle. Und dazu kommt noch, daß auch der hochwürdige Herr Biſchoff von

Bamberg an mich geſchrieben und ein großes Faß bei mir beſtellt hat. Damit können wir nicht fertig werden und es thut Noth, daß ich mich noch nach einem tüchtigen Geſellen umſchaue. Nun möcht' ich aber auch nicht gleich dieſen oder jenen von der Straße unter uns aufnehmen und doch brennt mir das Feuer auf den Nägeln. Wenn ihr einen wackern Geſellen irgendwo wißt, den ihr unter euch leiden möchtet, ſo ſagts nur, ich ſchaff ihn her und ſollt' es mir auch ein gut Stück Geld koſten. Kaum hatte Meiſter Martin dies geſprochen, als ein junger Menſch von hohem kräftigen Bau mit ſtarker Stimme hinein rief: He da! iſt das hier Meiſter Martins Werkſtatt? Freilich erwiederte Meiſter Martin, indem er auf den jungen Geſellen losſchritt, freilich iſt ſie das, aber ihr braucht gar nicht ſo mörderlich hinein zu ſchreien und hinein zu tappen, ſo kommt man nicht zu den Leuten. Ha, ha, ha, lachte der junge Geſell, ihr ſeyd wohl Meiſter Martin ſelbſt, denn ſo mit dem dicken Bauche, mit dem ſtattlichen Unterkinn, mit den blinzelnden Augen, mit der rothen Naſe, gerade ſo iſt er mir beſchrieben worden. Seyd mir ſchön gegrüßt Meiſter Martin. „Nun was wollt ihr denn vom Meiſter Martin," fragte dieſer ganz unmuthig. Ich bin, antwortete der junge Menſch, ich bin ein Küpergeſell und wollte nur fragen, ob ich bei euch in Arbeit kommen könnte. Meiſter Martin trat vor Verwunderung, daß gerade in dem Augenblick, als er geſonnen war einen Geſellen zu ſuchen, ſich einer meldete, ein paar Schritte zurück, und maß den jungen Menſchen von Kopf bis zum Fuße. Der ſchaute ihn aber keck an mit blitzenden Augen. Als nun Meiſter Martin die breite Bruſt, den ſtarken Gliederbau, die kräftigen Fäuſte des jungen Menſchen bemerkte, dachte er bei ſich ſelbſt, gerade ſolch einen tüchtigen Kerl brauche ich ja, und fragte ihn ſogleich nach den Handwerkszeugniſſen. Die hab' ich nicht zur Hand, erwiederte der junge Menſch, aber ich werde ſie beiſchaffen in kurzer Zeit, und geb' euch jetzt mein Ehrenwort, daß ich treu und redlich arbeiten will, das muß euch gnügen. Und damit, ohne Meiſter

Martins Antwort abzuwarten, ſchritt der junge Geſell zur Werkſtatt hinein, warf Barett und Reiſebündel ab, zog das Wamms herunter, band das Schurzfell vor und ſprach: ſagt nur gleich an Meiſter Martin, was ich jetzt arbeiten ſoll. Meiſter Martin, ganz verdutzt über des fremden Jünglings keckes Betragen, mußte ſich einen Augenblick beſinnen, dann ſprach er: nun Geſelle, beweiſet einmal gleich, daß ihr ein tüchtiger Küper ſeyd, nehmt den Gargelkamm zur Hand und fertigt an dem Faß, das dort auf dem Endſtuhl liegt, die Kröſe. Der fremde Geſell vollführte das, was ihm geheißen, mit beſonderer Stärke, Schnelle und Geſchicklichkeit und rief dann, indem er hell auflachte: nun Meiſter Martin zweifelt ihr noch daran, das ich ein tüchtiger Küper bin? — Aber, fuhr er fort, indem er in der Werkſtatt auf- und abgehend mit den Blicken Handwerkzeug und Holzvorrath muſterte, aber habt ihr auch tüchtiges Geräth und — was iſt denn das für ein Schlägelchen dort, damit ſpielen wohl eure Kinder? — und das Lenkbeilchen, hei! das iſt wohl für die Lehrburſchen — Und damit ſchwang er den großen ſchweren Schlägel den Reinhold gar nicht regieren konnte und mit dem Friedrich nur mühſam handthierte, das wuchtige Lenkbeil, mit dem Meiſter Martin ſelbſt arbeitete, hoch in den Lüften. Dann rollte er ein paar große Fäſſer, wie leichte Bälle bei Seite und ergriff eine von den dicken noch nicht ausgearbeiteten Dauben. Ei rief er, ei Meiſter, das iſt gutes Eichenſtabholz, das muß ſpringen wie Glas! Und damit ſchlug er die Daube gegen den Schleifſtein, daß ſie mit lautem Schall glatt ab in zwei Stücke zerbrach. O wollt ihr doch, ſprach Meiſter Martin, wollt ihr doch, lieber Geſell, nicht etwa jenes zweifudrige Faß herausſchmeißen oder gar die ganze Werkſtatt zuſammenſchlagen. Zum Schlägel könnt ihr ja den Balken dort brauchen und damit ihr auch ein Lenkbeil nach eurem Sinn bekommt, will ich euch das drei Ellen lange Rolandsſchwert vom Rathhauſe herunterholen. Das wär' mir nun eben Recht, rief der junge Menſch, indem ihm die Augen funkelten, aber ſogleich ſchlug er den Blick nieder und ſprach mit geſenkter Stimme: ich dachte nur, lieber Meiſter, daß ihr zu eurer großen Arbeit recht ſtarke Geſellen nöthig hättet und da bin ich wohl mit meiner Leibeskraft etwas zu vorlaut, zu prahleriſch geweſen. Nehmt mich aber immerhin in Arbeit, ich will wacker ſchaffen, was ihr von mir begehrt. Meiſter Martin ſah dem Jüngling ins Geſicht und mußte ſich geſtehen, daß ihm wohl nie edlere und dabei grundehrlichere Züge vorgekommen. Ja es war ihm, als rege ſich bei dem Anblick des Jünglings die dunkle Erinnerung irgend eines Mannes auf, den er ſchon ſeit langer Zeit geliebt und hochverehrt, doch konnte er dieſe Erinnerung nicht ins Klare bringen, wiewohl er deshalb des Jünglings Verlangen auf der Stelle erfüllte und ihm nur aufgab ſich nächſtens durch glaubhafte Atteſte zum Handwerk gehörig auszuweiſen. Reinhold und Friedrich waren indeſſen mit dem Aufſetzen des Faſſes fertig geworden und trieben nun die erſten Bände auf. Dabei pflegten ſie immer ein Lied anzuſtimmen und thaten es nun auch, indem ſie ein ſeines Lied in der Stieglitzweis Adam Puſchmanns begonnen. Da ſchrie aber Conrad (ſo war der neue Geſell geheißen) von der Fügbank, an die ihn Meiſter Martin geſtellt, herüber: ei was iſt denn das für ein Quinkeliren? Kommt es mir doch vor, als wenn die Mäuſe pfeifen hier in der Werkſtatt. Wollt ihr was ſingen, ſo ſingt ſo, daß es einem das Herz erfriſcht und Luſt macht zur Arbeit. Solches mag ich auch wohl bisweilen thun." Und damit begann er ein tolles Jagdlied mit Halloh und Huſſah! und dabei ahmte er das Gebell der Hundekoppeln, die gellenden Rufe der Jäger mit ſolch durchdringender, ſchmetternder Stimme nach, daß die großen Fäſſer wieder klangen und die ganze Werkſtatt erdröhnte. Meiſter Martin verhielt ſich mit beiden Händen die Ohren und der Frau Marthe (Valentins Wittwe) Knaben, die in der Werkſtatt ſpielten, verkrochen ſich furchtſam unters Stabholz. In dem Augenblick trat Roſa hinein, verwundert, erſchrekken über das fürchterliche Geſchrei, was gar nicht Singen zu nennen. So wie Conrad

Roſa gewahrte, ſchwieg er augenblicklich, ſtand von der Fügbank auf und nahte ſich ihr, ſie mit dem edelſten Anſtande grüßend. Dann ſprach er mit ſanfter Stimme, leuchtendes Feuer in den hellen braunen Augen: mein holdes Fräulein, welch ein ſüßer Roſenſchimmer ging denn auf in dieſer ſchlechten Arbeitshütte, als ihr eintratet, o wäre ich euer doch nur früher anſichtig geworden, nicht eure zarten Ohren hätt' ich beleidigt mit meinem wilden Jagdliede! — O, (ſo rief er, ſich zu Meiſter Martin und den andern Geſellen wendend) o hört doch nur auf mit euerm abſcheulichen Geklapper! — So lange euch das liebe Fräulein ihres Anblicks würdigt, mögen Schlägel und Treiber ruhn. Nur ihre ſüße Stimme wollen wir hören, und mit gebeugtem Haupt erlauſchen, was ſie gebietet uns demüthigen Knechten. „ Reinhold und Friedrich ſchauten ſich ganz verwundert an, aber Meiſter Martin lachte hell auf und rief: nun Conrad! — nun iſts klar, daß ihr der allernärriſchte Kauz ſeyd, der jemals ein Schurzfell vorgebunden. Erſt kommt ihr her und wollt mir wie ein ungeſchlachter Rieſe alles zerſchmeißen, dann brüllt ihr dermaßen, daß uns allen die Ohren gellen und zum würdigen Schluß aller Tollheit ſeht ihr mein Töchterlein Roſa für ein Edelfräulein an, und gebehrdet euch wie ein verliebter Junker! Eure holde Tochter, erwiederte Conrad gelaſſen, eure holde Tochter kenne ich gar wohl lieber Meiſter Martin, aber ich ſage euch, daß ſie das hochherrlichſte Fräulein iſt, das auf Erden wandelt, und mag der Himmel verleihen, daß ſie den edelſten Junker würdige in treuer, ritterlicher Liebe ihr Paladin zu ſeyn. „Meiſter Martin hielt ſich die Seiten, er wollte erſticken bis er dem Lachen Luft gab, durch Krächzen und Hüſteln. Kaum der Sprache mächtig, ſtotterte er dann: gut — ſehr gut, mein allerliebſter Junge, magſt du meine Roſa immerhin für ein hochadlich Fräulein halten, ich gönn' es dir — aber dem unbeſchadet — ſey ſo gut und gehe fein zurück an deine Fügbank!“ Conrad blieb eingewurzelt ſtehen mit niedergeſchlagenem Blick, rieb ſich die Stirn, ſprach leiſe: es iſt ja wahr, und that dann wie ihm geheißen. Roſa ſetzte ſich, wie ſie immer in der Werkſtatt zu thun pflegte, auf ein klein Fäßlein, das Reinhold ſorglich abgeſtäubt und Friedrich herbeigeſchoben hatte. Beide fingen, Meiſter Martin gebot es ihnen, nun aufs neue das ſchöne Lied an, in dem ſie der wilde Conrad unterbrochen, der nun ſtill und ganz in ſich verſunken, an der Fügbank fort arbeitete.

Als das Lied geendet, ſprach Meiſter Martin: euch hat der Himmel eine ſchöne Gabe verliehn, ihr lieben Geſellen! — ihr glaubt gar nicht, wie hoch ich die holdſelige Singekunſt achte. Wollt' ich doch auch einmal ein Meiſterſinger werden, aber das ging nun ganz und gar nicht, ich mochte es auch anſtellen, wie ich wollte. Mit aller meiner Mühe erntete ich nur Hohn und Spott ein. Beim Freiſingen machte ich bald falſche Anhänge, bald Klebſylben, bald ein falſch Gebände, bald falſche Blumen, oder verfiel ganz und gar in falſche Melodei. — Nun ihr werdet es beſſer machen und es wird heißen, was der Meiſter nicht vermag, das thun doch ſeine

Geſellen. Künftigen Sonntag iſt zur gewöhnlichen Zeit nach der Mittagspredigt ein Meiſterſingen in der St. Catharinenkirche, da könnet ihr beide, Reinhold und Friedrich, Lob und Ehre erlangen mit eurer ſchönen Kunſt, denn vor dem Hauptſingen wird ein Freiſingen gehalten, woran ihr, ſo wie jeder Fremde, der der Singekunſt mächtig, ungehindert Theil nehmen könnet. Nun Geſell Conrad (ſo rief Meiſter Martin herüber zur Fügbank), nun Geſell Conrad, möcht' ihr nicht auch den Singſtuhl beſteigen und euer ſchönes Jagdlied anſtimmen? Spottet nicht, erwiederte Conrad ohne aufzublicken, ſpottet nicht lieber Meiſter! jedes an ſeinem Platze. Während ihr euch an dem Meiſterſingen erbaut, werde ich auf der Allerwieſe meinem Vergnügen nachgehn.

Es kam ſo, wie Meiſter Martin wohl vermuthet. Reinhold beſtieg den Singeſtuhl und ſang Lieder in unterſchiedlichen Weiſen, die alle Meiſterſinger erfreuten, wiewohl ſie meinten, daß dem Sänger zwar kein Fehler, aber eine gewiſſe ausländiſche Art, ſelbſt könnten ſie nicht ſagen, worin die eigentlich beſtehe, vorzuwerfen ſey. Bald darauf ſetzte ſich Friedrich auf den Singeſtuhl, zog ſein Baret ab und begann, nachdem er einige Sekunden vor ſich hingeſchaut, dann aber einen Blick in die Verſammlung geworfen, der wie ein glühender Pfeil der holden Roſa in die Bruſt traf, daß ſie tief aufſeufzen mußte, ein ſolches herrliches Lied im zarten Ton Heinrich Frauenlobs, daß alle Meiſter einmüthiglich bekannten, keiner unter ihnen vermöge den jungen Geſellen zu übertreffen.

Als der Abend herangekommen und die Singſchule geendigt, begab ſich Meiſter Martin, um den Tag recht zu genießen, in heller Fröhlichkeit, mit Roſa nach der Allerwieſe. Die beiden Geſellen Reinhold und Friedrich durften mitgehen. Roſa ſchritt in ihrer Mitte. Friedrich ganz verklärt von dem Lobe der Meiſter, in ſeliger Trunkenheit, wagte man, ches kühne Wort, das Roſa, die Augen verſchämt niederſchlagend, nicht vernehmen zu wollen ſchien. Sie wandte ſich lieber zu Reinhold, der nach ſeiner Weiſe allerlei Luſtiges ſchwatzte und ſich nicht ſcheute, ſeinen Arm um Roſas Arm zu ſchlingen. Schon in der Ferne hörten ſie das jauchzende Getöſe auf der Allerwieſe. An den Platz gekommen, wo die Jünglinge ſich in allerlei zum Theil ritterlichen Spielen ergötzten, vernahmen ſie wie das Volk einmal über das andere rief: gewonnen, gewonnen — er iſts wieder der Starke! – ja gegen den kommt niemand auf! — Meiſter Martin gewahrte, als er ſich durchs Volk gedrängt hatte, daß alles Lob, alles Jauchzen des Volks niemanden anders galt, als ſeinem Geſellen Conrad. Der hatte im Wettrennen, im Fauſtkampf, im Wurfſpießwerfen alle übrige übertroffen. Als Martin herankam, rief Conrad eben: ob es jemand mit ihm aufnehmen wolle im luſtigen Kampfſpiel mit ſtumpfen Schwertern? Mehrere wackre Patrizier Jünglinge, ſolch ritterlichen Spiels gewohnt, ließen ſich ein auf die Forderung. Nicht lange dauerte es aber, ſo hatte Conrad auch hier ohne alle große Mühe und Anſtrengung ſämmtliche Gegner überwunden, ſo daß des Lobpreiſens ſeiner Gewandtheit und Stärke gar kein Ende war.

Die Sonne war herabgeſunken, das Abendroth erlöſchte und die Dämmerung ſtieg mit Macht herauf. Meiſter Martin, Roſa und die beiden Geſellen hatten ſich an einem plätſchernden Springquell gelagert. Reinhold erzählte viel Herrliches von dem fernen Italien, aber Friedrich ſchaute ſtill und ſelig der holden Roſa in die Augen. Da kam Conrad heran, leiſen zögernden Schrittes, wie mit ſich ſelbſt uneins, ob er ſich zu den andern lagern ſolle oder nicht. Meiſter Martin rief ihm entgegen: nun Conrad, kommt nur immer heran, ihr habt euch tapfer gehalten auf der Wieſe, ſo kann ichs wohl leiden an meinen Geſellen, ſo ziemt es ihnen auch. Scheut euch nicht Geſelle! ſetzt euch zu uns, ich erlaub' es euch! „Conrad warf einen durchbohrenden Blick auf den Meiſter, der ihm gnädig zunickte; und ſprach dann mit dumpfer Stimme: vor euch ſcheue ich mich nun ganz und gar nicht, hab euch auch noch gar nicht nach der Erlaubniß gefragt, ob ich mich hier lagern darf oder nicht, komme überhaupt auch gar nicht zu euch. Alle meine Gegner hab ich in den Sand geſtreckt im luſtigen Ritterſpiel, und da wollt ich nur das holde Fräulein fragen, ob ſie mir nicht auch wie zum Preis des luſtigen Spiels den ſchönen Straus verehren wollte, den ſie an der Bruſt trägt. Damit ließ ſich Conrad vor Roſa auf ein Knie nieder, ſchaute mit ſeinen klaren braunen Augen ihr recht ehrlich ins Antlitz und bat: gebt mir immer den ſchönen Straus als Siegespreis holde Roſa, ihr dürft mir das nun durchaus nicht abſchlagen. Roſa neſtelte auch gleich den Straus los und gab ihn Conrad, indem ſie lachend ſprach: ei, ich weiß ja wohl, daß einem ſolchen tapfern Ritter wie ihr ſeyd, ſolch ein Ehrenzeichen von einer Dame gebührt und ſo nehmt immerhin meine welkgewordenen Blumen. Conrad küßte den ihm dargebotenen Straus und ſteckte ihn dann an ſein Barett, aber Meiſter Martin rief, indem er aufſtand: nun ſeht mir einer die tollen Poſſen! — doch laßt uns nach Hauſe wandeln, die Nacht bricht ein. Herr

Martin ſchritt vorauf, Conrad ergriff mit ſittigem, zierlichem Anſtande Roſa's Arm, Reinhold und Friedrich ſchritten ganz unmuthig hinterher. Die Leute, denen ſie begegneten, blieben ſtehn und ſchauten ihnen nach, indem ſie ſprachen: ei ſeht nur, ſeht, das iſt der reiche Küper Thomas Martin, mit ſeinem holden Töchterlein und ſeinen wackern Geſellen. Das nenn' ich mir hübſche Leute! —

Wie Frau Marthe mit Roſa von den drei Geſellen ſprach. Conrads Streit mit dem Meiſter Martin.

Junge Mägdlein pflegen wohl alle Luſt des Feſttages erſt am andern Morgen ſich ſo recht durch Sinn und Gemüth gehen zu laſſen und dieſe Nachfeier dünkt ihnen dann beinahe noch ſchöner als das Feſt ſelbſt. So ſaß auch die holde Roſa am andern Morgen einſam in ihrem Gemach und ließ, die gefalteten Hände auf dem Schooß, das Köpfchen ſinnend vor ſich hingeneigt, Spindel und Nätherei ruhen. Wohl mocht' es ſeyn, daß ſie bald Reinholds und Friedrichs Lieder hörte, bald den gewandten

Conrad ſah, wie er ſeine Gegner beſiegte, wie er ſich von ihr den Preis des Siegers holte, denn bald ſummte ſie ein paar Zeilen irgend eines Liedleins, bald liſpelte ſie: meinen Strauß wollt ihr? und dann leuchtete höheres Roth auf ihren Wangen, ſchimmerten Blitze durch die niedergeſenkten Wimpern, ſtahlen ſich leiſe Seufzer fort aus der innerſten Bruſt. Da trat Frau Marthe hinein und Roſa freute ſich nun, recht umſtändlich erzählen zu können, wie alles ſich in der St. Catharinenkirche und auf der Allerwieſe begeben. Als Roſa geendet, ſprach Frau Marthe lächelnd: nun, liebe Roſa, nun werdet ihr wohl bald unter drei ſchmucken Freiern wählen können. Um Gott, fuhr Roſa auf, ganz erſchrocken und blutroth im Geſicht bis unter die Augen, um Gott Frau Marthe, wie meint ihr denn das? — ich! — drei Freier? — Thut nur nicht ſo, ſprach Frau Marthe weiter, thut nur nicht ſo liebe Roſa, als ob ihr gar nichts wiſſen, nichts ahnen könntet. Man müßte ja wahrhaftig gar keine Augen haben, man müßte ganz verblendet ſeyn, ſollte man nicht ſchauen, daß unſere Geſellen Reinhold, Friedrich und Conrad, ja daß alle drei in der heftigſten Liebe zu euch ſind. Was bildet ihr euch ein, Frau Marthe, lispelte Roſa, indem ſie die Hand vor die Augen hielt. Ei, fuhr Frau Marthe fort, indem ſie ſich vor Roſa hinſetzte und ſie mit einem Arm umſchlang, ei du holdes, verſchämtes Kind, die Hände weg, ſchau' mir recht feſt in die Augen und dann läugne, daß du es längſt gut gemerkt haſt, wie die Geſellen dich in Herz und Sinn tragen, läugne das? — Siehſt du wohl daß du das nicht kannſt? — nun es wär auch wirklich wunderbar, wenn eines Mägdleins Augen nicht ſo was gleich erſchauen ſollten. Wie die Blicke von der Arbeit weg dir zufliegen, wie ein raſcherer Takt alles belebt, wenn du in die Werkſtatt trittſt. Wie Reinhold und Friedrich ihre ſchönſten Lieder anſtimmen, wie ſelbſt der wilde Conrad fromm und freundlich wird, wie jeder ſich müht dir zu nahen, wie flammendes Feuer aufflackert im Antlitz deſſen, den du eines holden Blicks, eines freundlichen Worts würdigſt! Ei, mein Töchterchen, iſt es denn nicht ſchön, daß ſolche ſchmucke Leute um dich buhlen? — Ob du überhaupt einen und wen von den dreien du wählen wirſt, das kann ich in der That gar nicht ſagen, denn freundlich und gut biſt du gegen alle, wiewohl ich — doch ſtill ſtill davon. Kämſt du nun zu mir und ſprächſt: rathet mir Frau Marthe, wem von dieſen Jünglingen, die ſich um mich mühen, ſoll ich Herz und Hand zuwenden, da würd' ich denn freilich antworten: ſpricht dein Herz nicht ganz laut und vernehmlich: der iſt es, dann laß' ſie nur alle drei laufen. Sonſt aber gefällt mir Reinhold ſehr wohl, auch Friedrich, auch Conrad, und dann hab' ich gegen alle drei auch manches einzuwenden. — Ja in der That, liebe Roſa, wenn ich die jungen Geſellen ſo tapfer arbeiten ſehe, gedenke ich immer meines lieben armen Valentins und da muß ich doch ſagen, ſo wenig er vielleicht noch beſſere Arbeit ſchaffen mochte, ſo war doch in allem, was er förderte, ſolch ein ganz anderer Schwung, eine andere Manier. Man merkte, daß er bei dem Dinge war mit ganzer Seele, aber bei den jungen Geſellen iſt es mir immer, als thäten ſie nur ſo und hätten ganz andere Sachen im Kopfe als ihre Arbeit, ja als ſey dieſe nur eine Bürde, die ſie freiwillig ſich aufgelaſtet und nun mit wackerm Muthe trügen. Mit Friedrich kann ich mich nun am beſten vertragen, das iſt ein gar treues herziges Gemüth. Es iſt, als gehöre der am mehrſten zu uns, ich verſtehe alles was er ſpricht, und daß er euch ſo ſtill, mit aller Schüchternheit eines frommen Kindes liebt, daß er kaum wagt euch anzublicken, daß er erröthet, ſo wie ihr ein Wort mit ihm redet, das iſts, was ich ſo ſehr an dem lieben Jungen rühme. Es war als trete eine Thräne in Roſa's Auge, als Frau Marthe dies ſagte. Sie ſtand auf und ſprach zum Fenſter gewendet: Friedrich iſt mir auch recht lieb, aber daß du mir ja nicht den Reinhold verachteſt. Wie könnte ich denn das, erwiederte Frau Marthe, Reinhold iſt nun offenbar der ſchönſte von allen. Was für Augen! nein, wenn er einen ſo durch und durch blitzt mit den leuchtenden Blicken, man kann es gar nicht ertragen! — Aber dabei iſt in ſeinem ganzen Weſen ſo etwas verwunderliches, das mir ordentlich Schauer erregt und mich vom ihm zurückſchreckt. Ich denke, Herrn Martin müßte, wenn Reinhold in ſeiner Werkſtatt arbeitet und er ihn dieſes, jenes fördern heißt, ſo zu Muthe ſeyn, wie mir es ſeyn würde wenn jemand in meine Küche ein von Gold und Edelſteinen funkelndes Geräth hingeſtellt hätte und das ſolle ich nun brauchen wie gewöhnliches ſchlechtes Hausgeräth, da ich denn doch gar nicht wagen möchte, es nur anzurühren. Er erzählt und ſpricht und ſpricht und das alles klingt wie ſüße Muſik und man wird ganz hingeriſſen davon, aber wenn ich nun ernſtlich daran denke, was er geſprochen, ſo hab' ich am Ende kein Wörtlein davon verſtanden. Und wenn er denn auch wohl einmal nach unſerer Weiſe ſcherzt und ich denke, nun iſt er denn doch ſo wie wir, ſo ſieht er mit einem Mal ſo vornehm darein, daß ich ordentlich erſchrecke. Und dabei kann ich gar nicht ſagen, daß ſein Anſehn der Art gliche, wie mancher Junker, mancher Patrizier ſich bläht, nein es iſt etwas ganz anderes. Mit einem Wort, es kommt mir Gott weiß es ſo vor, als habe er Umgang mit höheren Geiſtern, als gehöre er überhaupt einer andern Welt an. Conrad iſt ein wilder, übermüthiger Geſelle und hat dabei in ſeinem ganzen Weſen auch ganz etwas verdammt vornehmes, was zum Schurzfell nicht recht paſſen will. Und dabei thut er ſo, als wenn nur er allein zu gebieten hätte und die andern ihm gehorchen müßten. Hat er es doch in der kurzen Zeit ſeines Hierſeyns dahin gebracht, daß Meiſter Martin von Conrads ſchallender Stimme angedonnert, ſich ſeinem Willen fügt. Aber dabei iſt Conrad wieder ſo gutmüthig und grundehrlich, daß man ihm gar nicht gram werden kann. Vielmehr muß ich ſagen, daß er mir trotz ſeiner Wildheit beinahe lieber iſt, als Reinhold, denn zwar ſpricht er auch oft gewaltig hoch, aber man verſtehts doch recht gut. Ich wette, der iſt einmal, mag er ſich auch ſtellen wie er will, ein Kriegsmann geweſen. Deshalb verſteht er ſich noch ſo gut auf die Waffen und hat ſogar was vom Ritterweſen angenommen, das ihm gar nicht übel ſteht. — Nun ſagt mir nur ganz unverholen liebe Roſa, wer von den drei Geſellen euch am beſten gefällt? Fragt, erwiederte Roſa, fragt mich nicht ſo verfänglich, liebe Frau Marthe. Doch ſo viel iſt gewiß, daß es mir mit Reinhold gar nicht ſo geht, wie euch. Zwar iſt es richtig, daß er ganz anderer Art iſt, als ſeines gleichen, daß mir bei ſeinen Geſprächen zu Muthe wird, als thue ſich mir plötzlich ein ſchöner Garten auf voll herrlicher glänzender Blumen, Blüthen und Früchten, wie ſie auf Erden gar nicht zu finden, aber ich ſchaue gern hinein. Seit Reinhold hier iſt, kommen mir auch manche Dinge ganz anders vor, und manches, was ſonſt trübe und geſtaltlos in meiner Seele lag, iſt nun ſo hell und und klar geworden, daß ich es ganz deutlich zu erkennen vermag. Frau Marthe ſtand auf und im Davongehen Roſen mit dem Fingrr drohend, ſprach ſie: ei, ei Roſa, alſo wird wohl Reinhold dein Auserwählter ſeyn. Das hatte ich nicht vermuthet, nicht geahnet. Ich bitte euch, erwiederte Roſa, ſie zur Thüre geleitend, ich bitte euch liebe Frau Marte, vermuthet, ahnet gar nichts, ſondern überlaſſet alles den kommenden Tagen. Was die bringen, iſt Fügung des Himmels, der ſich jeder ſchicken muß in Frömmigkeit und Demuth. — In Meiſter Martins Werkſtatt war es indeſſen ſehr lebhaft worden. Um alles Beſtellte fördern zu können, hatte er noch Handlanger und Lehrburſchen angenommen und nun wurde gehämmert und gepocht, daß man es weit und breit hören konnte. Reinhold war mit der Meſſung des großen Faſſes, das für den Biſchoff von Bamberg gebaut werden ſollte, fertig worden und hatte es mit Friedrich und Conrad ſo geſchickt aufgeſetzt, daß dem Meiſter Martin das Herz im Leibe lachte und er einmal über das andere rief: das nenn' ich mir ein Stück Arbeit, das wird ein Fäßlein, wie ich noch keines gefertigt, mein Meiſterſtück ausgenommen. — Da ſtanden nun die drei Geſellen und trieben die Bände auf die geſägten Dauben, daß alles vom lauten Getöſe der Schlägel wiederhallte. Der alte Valentin ſchabte emſig mit dem Krummmeſſer und Frau

Marthe, die beiden kleinſten Kinder auf dem Schooße, ſaß dicht hinter Conrad, während die andern muntern Buben ſchreiend und lärmend ſich mit den Reifen herumtummelten und jagten. Das gab eine luſtige Wirthſchaft ſo daß man kaum den alten Herrn Johannes Holzſchuer bemerkte, der zur Werkſtatt hineintrat. Meiſter Martin ſchritt ihm entgegen, und fragte höflich nach ſeinem Begehren. Ei, erwiederte Holzſchuer, ich wollte einmal meinen lieben Friedrich wiederſchauen, der dort ſo wacker arbeitet. Aber dann lieber Meiſter Martin, thut in meinem Weinkeller ein tüchtiges Faß Noth, um deſſen Fertigung ich euch bitten wollte. — Seht nur, dort wird ja eben ſolch ein Faß errichtet, wie ich es brauche, das könnt ihr mir ja überlaſſen, ihr dürft mir nur den Preis ſagen. Reinhold der ermüdet einige Minuten in der Werkſtatt geruht hatte, und nun wieder zum Gerüſt heraufſteigen wollte, hörte Holzſchuers Worte und ſprach, den Kopf nach ihm wendend: ei lieber Herr Holzſchuer, die Luſt nach unſerm Fäßlein laßt euch nur vergehen, das arbeiten wir für den hochwürdigen Herrn Biſchoff von Bamberg! — Meiſter Martin die Arme über den Rücken zuſammen geſchlagen, den linken Fuß vorgeſetzt, den Kopf in den Nacken geworfen, blinzelte nach dem Faß hin und ſprach dann mit ſtolzem Ton: mein lieber Meiſter, ſchon an dem ausgeſuchten Holz, an der Sauberkeit der Arbeit hättet ihr bemerken können, daß ſolch ein Meiſterſtück nur dem fürſtlichen Keller ziemt. Mein Geſelle Reinhold hat richtig geſprochen, nach ſolchem Werk laßt euch die Luſt vergehn, wenn die Weinleſe vorüber, werd' ich euch ein tüchtiges ſchlichtes Fäßlein fertigen laſſen, wie es ſich für euern Keller ſchickt. Der alte Holzſchuer, aufgebracht über Meiſter Martins Stolz, meinte dagegen, daß ſeine Goldſtücke gerade ſo viel wögen, als die des Biſchoffs von Bamberg, und daß er anderswo auch wohl für ſein baares Geld gute Arbeit zu bekommen hoffe. Meiſter Martin, überwallt von Zorn, hielt mühſam an ſich, er durfte den alten, vom Rath, von allen Bürgern hochverehrten Herrn Holzſchuer wohl nicht beleidigen. Aber in dem Augenblick ſchlug Conrad immer gewaltiger mit dem Schlägel zu, daß alles dröhnte und krachte, da ſprudelte Meiſter Martin den innern Zorn aus und ſchrie mit heftiger Stimme: Conrad — du Tölpel, was ſchlägſt du ſo blind und toll zu, willſt du mir das Faß zerſchlagen? Ho, ho, rief Conrad, indem er mit trotzigem Blick umſchaute, nach dem Meiſter! ho, ho du komiſches Meiſterlein, warum denn nicht? Und damit ſchlug er ſo entſetzlich auf das Faß los, daß klirrend der ſtärkſte Band des Faſſes ſprang und den Reinhold hinabwarf vom ſchmalen Brette des Gerüſtes, während man am hohlen Nachklange wohl vernahm, daß auch eine Daube geſprungen ſeyn müßte. Uebermannt von Zorn und Wuth ſprang Meiſter Martin hinzu, riß dem Valentin den Stab, an dem er ſchabte, aus der Hand und verſetzte, lautſchreiend: Verfluchter Hund! dem Conrad einen tüchtigen Schlag über den Rücken. So wie Conrad den Schlag fühlte, drehte er ſich raſch um und ſtand da einen Augenblick wie ſinnlos, dann aber flammten die Augen vor wilder

Wuth, er knirſchte mit den Zähnen, er heulte: geſchlagen? Dann war er mit einem Sprunge herab vom Gerüſt, hatte ſchnell das auf dem Boden liegende Lenkbeil ergriffen und führte einen gewaltigen Schlag gegen den Meiſter, der ihm den Kopf geſpalten haben würde, hätte Friedrich nicht den Meiſter bei Seite geriſſen, ſo daß das Beil nur den Arm ſtreifte, aus dem aber das Blut ſogleich hinausſtrömte. Martin, dick und unbehülfen wie er war, verlor das Gleichgewicht und ſtürzte über die Fußbank, wo eben der Lehrburſche arbeitete, nieder zur Erde. Alles warf ſich nun dem wüthenden Conrad entgegen, der das blutige Lenkbeil in den Lüften ſchwang und mit entſetzlicher Stimme heulte und kreiſchte: zur Hölle muß er fahren — zur Hölle! Mit Rieſenkraft ſchleuderte er alle von ſich, er holte aus zum zweiten Schlage, der ohne Zweifel dem armen Meiſter, der auf den Boden keuchte und ſtöhnte, das Garaus gemacht haben würde, da erſchien aber, vor Schrecken bleich wie der Tod, Roſa in der Thüre der Werkſtatt. So wie Conrad Roſa gewahrte, blieb er mit dem hochgeſchwungnen Beil ſtehen, wie zur todten Bildſäule erſtarrt. Dann warf er das Beil weit von ſich, ſchlug die beiden Hände zuſammen vor der Bruſt, rief mit einer Stimme, die jedem durch das Innerſte drang: o du gerechter Gott im Himmel, was habe ich denn gethan und aus der Werkſtatt heraus ins Freie. Niemand gedachte ihn zu verfolgen.

Nun wurde der arme Meiſter Martin mit vieler Mühe aufgerichtet, es fand ſich indeſſen gleich, daß das Beil nur ins dicke Fleiſch des Arms gedrungen und die Wunde durchaus nicht bedeutend zu nennen war. Den alten Herrn Holzſchuer, den Martin im Fall niedergeriſſen, zog man nun auch unter den Holzſpänen hervor und beruhigte ſo viel möglich der Frau Marthe Kinder, die unaufhörlich um den guten Vater Martin ſchrieen und heulten. Der war ganz verblüfft und meinte, hätte der Teufel von böſem Geſellen nur nicht das ſchöne Faß verdorben, aus der Wunde mache er ſich nicht ſo viel.

Man brachte Tragſeſſel herbei für die alten Herren, denn auch Holzſchuer hatte ſich im Fall ziemlich zerſchlagen. Er ſchmälte auf ein Handwerk, dem ſolche Mordinſtrumente zu Gebote ſtänden, und beſchwor Friedrich, je eher deſto lieber ſich wieder zu der ſchönen Bildgießerei, zu den edlen Metallen zu wenden.

Friedrich und mit ihm Reinhold, den der Reif hart getroffen und der ſich an allen Gliedern wie gelähmt fühlte, ſchlichen, als ſchon tiefe Dämmerung den Himmel umzog, unmuthig nach der Stadt zurück. Da hörten ſie hinter einer Hecke ein leiſes Aechzen und Seufzen. Sie blieben ſtehen und es erhob ſich alsbald eine lange Geſtalt vom Boden, die ſie augenblicklich für Conrad erkannten und ſcheu zurückprallten. Ach ihr lieben Geſellen, rief Conrad mit weinerlicher Stimme, entſetzet euch doch nur nicht ſo ſehr vor mir! — Ihr haltet mich für einen teufliſchen Mordhund! — ach ich bin es ja nicht, ich bin es ja nicht — ich konnte nicht anders! ich mußte den dicken Meiſter todtſchlagen, eigentlich

müßt'

müßt' ich mit euch gehen und es noch thun, wie es nur möglich wäre! — Aber nein — nein, es iſt alles aus, ihr ſeht mich nicht wieder! — grüßt die holde Roſa, die ich ſo über die Maßen liebe! — ſagt ihr, daß ich ihre Blumen zeitlebens auf dem Herzen tragen, mich damit ſchmücken werde, wenn ich — doch ſie wird vielleicht künftig von mir hören! — lebt wohl, lebt wohl, ihr meine lieben wackern Geſellen! — Damit rannte Conrad unaufhaltſam fort über das Feld.

Reinhold ſprach, es iſt was beſonderes mit dieſem Jüngling, wir können ſeine That gar nicht abwägen oder abmeſſen nach gewöhnlichem Maßſtab. Vielleicht erſchließt ſich künftig das Geheimniß, das auf ſeiner Bruſt laſtete.

Reinhold verläßt Meiſter Martins Haus.

So luſtig es ſonſt in Meiſter Martins Werkſtatt herging, ſo traurig war es jetzt geworden. Reinhold, zur Arbeit unfähig, blieb in ſeiner Kammer eingeſchloſſen; Martin, den wunden Arm in der Binde, ſchimpfte und ſchmälte unaufhörlich auf den Ungeſchick des böſen fremden Geſellen. Roſa, ſelbſt Frau Marthe mit ihren Knaben, ſcheuten den Tummelplatz des tollen Beginnens und ſo tönten dumpf und hohl wie im einſamen Walde zur Winterszeit der Holzſchlag, Friedrichs Arbeit, der nun das große Faß allein mühſam genug fördern mußte.

Tiefe Traurigkeit erfüllte bald Friedrichs ganzes Gemüth, denn nun glaubte er deutlich zu gewahren, was er längſt gefürchtet. Er trug keinen Zweifel, daß Roſa Reinhold liebe. Nicht allein, daß alle Freundlichkeit, manches ſüße Wort ſchon ſonſt Reinhold allein zugewendet wurde, ſo war es jetzt ja ſchon Beweiſes genug, daß Roſa, da Reinhold nicht hinaus konnte zur Werkſtatt, ebenfalls nicht mehr daran dachte, herauszugehen und lieber im Hauſe blieb, wohl gar um den Geliebten recht ſorglich zu hegen und und pflegen. Sonntags, als alles luſtig hinauszog, als Meiſter Martin von ſeiner Wunde ziemlich geneſen, ihn einlud mit ihm und Roſa nach der Allerwieſe zu wandeln, da lief er, die Einladung ablehnend, ganz vernichtet von Schmerz und banger Liebesnoth einſam heraus nach dem Dorfe, nach dem Hügel, wo er zuerſt mit Reinhold zuſammengetroffen. Er warf ſich nieder in das hohe blumigte Gras und als er gedachte, wie der ſchöne Hoffnungsſtern, der ihm vorgeleuchtet auf ſeinem ganzen Wege nach der Heimath, nun am Ziel plötzlich in tiefer Nacht verſchwunden, wie nun ſein ganzes Beginnen dem troſtloſen Mühen des Träumers gleiche, der die ſehnſüchtigen Arme ausſtrecke nach leeren Luftgebilden, da ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen und herab auf die Blumen, die ihre kleinen Häupter neigten, wie klagend um des jungen Geſellen herbes Leid. Selbſt wußte Friedrich nicht, wie es geſchah, daß die tiefen Seufzer, die der gedrückten Bruſt entquollen, zu Worten, zu Tönen wurden. Er ſang folgendes Lied:

Wo biſt du hin
Mein Hoffnungsſtern?
Ach mir ſo fern.

Biſt mit ſüßem Drangen
Andern entgegangen!
Erhebt euch, rauſchende Abendwinde,
Schlagt an die Bruſt,
Weckt alle tödtende Luſt,
Allen Todesſchmerz,
Daß das Herz,
Getränkt von blut'gen Thränen
Brech' in troſtloſem Sehnen.
Was liſpelt ihr ſo linde
So traulich ihr dunklen Bäume?
Was blickt ihr goldne Himmelsſäume
So freundlich hinab?
Zeigt mir mein Grab!
Das iſt mein Hoffnungshafen,
Werd' unten ruhig ſchlafen.

Wie es ſich denn wohl begiebt, daß die tiefſte Traurigkeit, findet ſie nur Thränen und Worte, ſich auflöſt in mildes ſchmerzliches Weh, ja daß dann wohl ein linder Hoffnungsſchimmer durch die Seele leuchtet, ſo fühlte ſich auch Friedrich, als er das Lied geſungen, wunderbar geſtärkt und aufgerichtet. Die Abendwinde, die dunklen Bäume, die er im Liede angerufen, rauſchten und liſpelten wie mit tröſtenden Stimmen, und wie ſüße Träume von ferner Herrlichkeit, von fernem Glück, zogen goldne Streifen herauf am düſtern Himmel. Friedrich erhob ſich und ſtieg den Hügel herab nach dem Dorfe zu. Da war es, als ſchritte Reinhold wie damals, als er ihn zuerſt gefunden, neben ihm her. Alle Worte, die Reinhold geſprochen, kamen ihm wieder in den Sinn. Als er nun aber der Erzählung Reinholds von dem Wettkampf der beiden befreundeten Maler gedachte, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Es war ja ganz gewiß, daß Reinhold Roſa ſchon früher geſehen und geliebt haben mußte. Nur dieſe Liebe trieb ihn nach Nürnberg in Meiſter Martins Haus, und mit dem Wettſtreit der beiden Maler meinte er nichts anders, als beider, Reinholds und Friedrichs, Bewerbung um die ſchöne Roſa. — Friedrich hörte aufs Neue die Worte, die Reinhold damals ſprach: wacker ohne allen tückiſchen Hinterhalt um gleichen Preis ringen, muß wahre Freunde recht aus der Tiefe des Herzens einigen, ſtatt ſie zu entzweien, in edlen Gemüthern kann niemals kleinlicher Neid, hämiſcher Haß Statt finden. — Ja, rief

Friedrich laut, ja, du Herzensfreund, an dich ſelbſt will ich mich wenden ohne allen Rückhalt, du ſelbſt ſollſt mir es ſagen, ob jede Hoffnung für mich verſchwunden iſt. — Es war ſchon hoher Morgen, als Friedrich an Reinholds Kammer klopfte. Da alles ſtill drinnen blieb, drückte er die Thür, die nicht wie ſonſt verſchloſſen war, auf und trat hinein. Aber in demſelben Augenblick erſtarrte er auch zur Bildſäule. Roſa in vollem Glanz aller Anmuth, alles Liebreizes, ein herrliches lebensgroßes Bild ſtand vor ihm aufgerichtet auf der Staffeley, wunderbar beleuchtet von den Strahlen der Morgenſonne. Der auf den Tiſch geworfene Malerſtock, die naſſen Farben auf der Pallette zeigten, daß eben an dem Bilde gemalt worden. O Roſa — Roſa — o du Herr des Himmels, ſeufzte Friedrich, da klopfte ihm Reinhold, der hinter ihm hineingetreten, auf die Schulter und fragte lächelnd: nun Friedrich, was ſagſt du zu meinem Bilde. Da drückte ihn Friedrich an ſeine Bruſt und rief: o du herrlicher Menſch — du hoher Künſtler! ja nun iſt mir alles klar! du, du haſt den Preis gewonnen, um den zu ringen ich Aermſter keck genug war! — was bin ich denn gegen dich, was iſt meine Kunſt gegen die Deinige? — Ach ich trug auch wohl manches im Sinn! — lache mich nur nicht aus, lieber Reinhold! — ſieh ich dachte, wie herrlich müßt' es ſeyn, Roſas liebliche Geſtalt zu formen und zu gießen im feinſten Silber, aber das iſt ja ein kindiſches Beginnen, doch du! — du! — wie ſie ſo hold, ſo in ſüßem Prangen aller Schönheit dich anlächelt! — ach Reinhold — Reinhold du überglücklicher Menſch! — ja, wie du damals es ausſprachſt, ſo begibt es ſich nun wirklich! wir haben beide gerungen, du haſt geſiegt, du mußteſt ſiegen, aber ich bleibe dein mit ganzer Seele. Doch verlaſſen muß ich das Haus, die Heimath, ich kann es ja nicht ertragen, ich müßte ja vergehen, wenn ich nun Roſa wiederſehen ſollte. Verzeih das mir, mein lieber, lieber hochherrlicher Freund. Noch heute — in dieſem Augenblick fliehe ich fort — fort in die weite Welt, wohin mein Liebesgram, mein troſtloſes Elend mich treibt!

— Damit wollte Friedrich zur Stube hinaus, aber Reinhold hielt ihn feſt, indem er ſanft ſprach: du ſollſt nicht von hinnen, denn ganz anders, wie du meinſt, kann ſich alles noch fügen. Es iſt nun an der Zeit, daß ich dir alles ſage, was ich bis jetzt verſchwieg. Daß ich kein Küper, ſondern ein Maler bin, wirſt du nun wohl wiſſen, und, wie ich hoffe, an dem Bilde gewahren, daß ich mich nicht zu den geringen Künſtlern rechnen darf. In früher Jugend bin ich nach Italien gezogen, dem Lande der Kunſt, dort gelang es mir, daß hohe Meiſter ſich meiner annahmen und den Funken, der in mir glühte, nährten mit lebendigem Feuer. So kam es, daß ich mich bald aufſchwang, daß meine Bilder berühmt wurden in ganz Italien und der mächtige Herzog von Florenz mich an ſeinen Hof zog. Damals wollte ich nichts wiſſen von deutſcher Kunſt, und ſchwazte, ohne eure Bilder geſehen zu haben, viel von der Trockenheit, von der ſchlechten Zeichnung, von der Härte eurer Dürer, eurer Cranache. Da brachte aber einſt ein Bilderhändler ein Madonnenbildchen von dem alten Albrecht in die Gallerie des Herzogs, welches auf wunderbare Weiſe mein Innerſtes durchdrang, ſo daß ich meinen Sinn ganz abwandte von der Ueppigkeit der italiſchen Bilder und zur Stunde beſchloß, in dem heimatliſchen Deutſchland ſelbſt die Meiſterwerke zu ſchauen, auf die nun mein ganzes Trachten ging. Ich kam hieher nach Nürnberg und als ich Roſa erblickte, war es mir, als wandle jene Maria, die ſo wunderbar in mein Inneres geleuchtet, leibhaftig auf Erden. Mir ging es ſo wie dir, lieber Friedrich, mein ganzes Weſen loderte auf in hellen Liebesflammen. Nur Roſa ſchaute, dachte ich, alles übrige war aus meinem Sinn verſchwunden und ſelbſt die Kunſt mir nur deshalb was werth, weil ich hundertmal immer wieder und wieder Roſa zeichnen, malen konnte. Ich gedachte mich der Jungfrau zu nahen nach kecker italiſcher Weiſe, all' mein Mühen deshalb blieb aber vergebens. Es gab kein Mittel ſich in Meiſter Martins Hauſe bekannt zu machen auf unverfängliche Weiſe. Ich gedachte endlich geradezu mich um Roſa als

Freier zu bewerben, da vernahm ich, daß Meiſter Martin beſchloſſen, ſeine Tochter nur einem tüchtigen Küpermeiſter zu geben. Da faßte ich den abenteuerlichen Entſchluß, in Straßburg das Küperhandwerk zu erlernen und mich dann in Meiſter Martins Werkſtatt zu begeben. Das übrige überließ ich der Fügung des Himmels. Wie ich meinen Entſchluß ausgeführt, weißt du, aber erfahren mußt du noch, daß Meiſter Martin mir vor einigen Tagen geſagt hat: ich würd' ein tüchtiger Küper werden, und ſolle ihm als Eidam recht lieb und werth ſeyn, denn er merke wohl, daß ich mich um Roſas Gunſt bemühe und ſie mich gern habe. Kann es denn wohl anders ſeyn, rief Friedrich in heftigem Schmerz, ja, ja, dein wird Roſa werden, wie konnte auch ich Aermſter auf ſolch ein Glück nur hoffen. Du vergiſſeſt, ſprach Reinhold weiter, du vergiſſeſt, mein Bruder, daß Roſa ſelbſt noch gar nicht das beſtätigt hat, was der ſchlaue Meiſter Martin bemerkt haben will. Es iſt wahr, daß Roſa ſich bis jetzt gar anmuthig und freundlich betrug, aber anders verräth ſich ein liebend Herz! — Verſprich mir, mein Bruder, dich noch drei Tage ruhig zu verhalten und in der Werkſtatt zu arbeiten wie ſonſt. Ich könnte nun ſchon auch wieder arbeiten, aber ſeit ich emſiger an dieſem Bilde gemalt, ekelt mich das ſchnöde Handwerk da draußen unbeſchreiblich an. Ich kann fürder keinen Schlägel mehr in die Fauſt nehmen, mag es auch nun kommen wie es will. Am dritten Tage will ich dir offen ſagen, wie es mit mir und Roſa ſteht. Sollte ich wirklich der Glückliche ſeyn, dem Roſa in Liebe ſich zugewandt, ſo magſt du fortziehen und erfahren, daß die Zeit auch die tiefſten Wunden heilt! — Friedrich verſprach ſein Schickſal abzuwarten.

Am dritten Tage (ſorglich hatte Friedrich Roſas Anblick vermieden) bebte ihn das Herz vor Furcht und banger Erwartung. Er ſchlich wie träumend in der Werkſtatt umher und wohl mochte ſein Ungeſchick dem Meiſter Martin gerechten Anlaß geben, mürriſch zu ſchelten, wie es ſonſt gar nicht ſeine Art war. Ueberhaupt ſchien dem Meiſter etwas begegnet zu ſeyn, das ihm alle Luſt benommen. Er ſprach viel von ſchnöder Liſt und Undankbarkeit, ohne ſich deutlicher zu erklären, was er damit meine. Als es endlich Abend geworden und Friedrich zurückging nach der Stadt, kam ihm unfern des Thors ein Reiter entgegen, den er für Reinhold erkannte. So wie Reinhold Friedrich anſichtig wurde, rief er: ha da treffe ich dich ja, wie ich wollte. Darauf ſprang er vom Pferde herab, ſchlang die Zügel um den Arm und faßte den Freund bei der Hand. Laß uns, ſprach er, laß uns eine Strecke mit einander fortwandeln. Nun kann ich dir ſagen, wie es mit meiner Liebe ſich gewandt hat. Friedrich bemerkte, daß Reinhold dieſelben Kleider, die er beim erſten Zuſammentreffen trug, angelegt und das Pferd mit einem Mantelſack bepackt hatte. Er ſah blaß und verſtört aus. Glück auf, rief Reinhold etwas wild, Glück auf, Bruderherz, du kannſt nun tüchtig loshämmern auf deine Fäſſer, ich räume dir den Platz, eben hab' ich Abſchied genommen von der ſchönen Roſa und dem würdigen Meiſter Martin. Wie, ſprach

Friedrich, dem es durch alle Glieder fuhr wie ein elektriſcher Strahl, wie, du willſt fort, da Martin dich zum Eidam haben will und Roſa dich liebt? — Das, lieber Bruder, erwiederte Reinhold, hat dir deine Eiferſucht nur vorgeblendet. Es liegt nun am Tage, daß Roſa mich genommen hätte zum Mann aus lauter Frömmigkeit und Gehorſam, aber kein Funke von Liebe glüht in ihrem eiskalten Herzen. Ha, ha! — ich hätte ein tüchtiger Küper werden können. Wochentags mit den Jungen Bände geſchabt und Dauben behobelt, Sonntags mit der ehrbaren Hausfrau nach St. Catharina oder St. Sebald und Abends auf die Allerwieſe gewandelt, Jahr aus, Jahr ein. — Spotte nicht, unterbrach Friedrich den laut auflachenden Reinhold, ſpotte nicht über das einfache, harmloſe Leben des tüchtigen Bürgers. Liebt dich Roſa wirklich nicht, ſo iſt es ja nicht ihre Schuld, du biſt aber ſo zornig, ſo wild. — „Du haſt Recht, ſprach Reinhold, es iſt auch nur meine dumme Art, daß ich, fühle ich mich verletzt, lärme wie ein verzogenes Kind. Du kannſt denken, daß ich mit Roſa von meiner Liebe und von dem guten Willen des Vaters ſprach. Da ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, ihre Hand zitterte in der meinigen. Mit abgewandtem Geſicht lispelte ſie: ich muß mich ja in des Vaters Willen fügen! ich hatte genug. — Mein ſeltſamer Aerger muß dich lieber Friedrich, recht in mein Inneres blicken laſſen, du mußt gewahren, daß das Ringen nach Roſas Beſitz eine Täuſchung war, die mein irrer Sinn ſich bereitet. Als ich Roſas Bild vollendet, ward es in meinem Innern ruhig und oft war freilich auf ganz verwunderliche Art mir ſo zu Muthe, als ſey Roſa nun das Bild, das Bild aber die wirkliche Roſa geworden. Das ſchnöde Handwerk wurde mir abſcheulich, und wie mir das gemeine Leben ſo recht auf den Hals trat, mit Meiſterwerden und Heirath, da kam es mir vor, als ſolle ich ins Gefängniß geſperrt und an den Block feſtgekettet werden. Wie kann auch nur das Himmelskind, wie ich es im Herzen trage, mein Weib werden? Nein! in ewiger Jugend, Anmuth und Schönheit ſoll ſie in Meiſterwerken prangen, die mein reger Geiſt ſchaffen wird. Ha wie ſehne ich mich darnach! wie konnt' ich auch nur der göttlichen Kunſt abtrünnig werden! — bald werd' ich mich wieder baden in deinen glühenden Düften, herrliches Land, du Heimath aller Kunſt!" — Die Freunde waren an den Ort gekommen, wo der Weg, den Reinhold zu nehmen gedachte, links ſich abſchied. Hier wollen wir uns trennen, rief Reinhold, drückte Friedrich heftig und lange an ſeine Bruſt, ſchwang ſich aufs Pferd und jagte davon. Sprachlos ſtarrte ihm Friedrich nach und ſchlich dann von den ſeltſamſten Gefühlen beſtürmt, nach Hauſe.

Wie Friedrich vom Meiſter Martin aus der Werkſtatt fortgejagt wurde.

Andern Tages arbeitete Meiſter Martin in mürriſchem Stillſchweigen an dem großen Faſſe für den Biſchoff von Bamberg und auch Friedrich, der nun erſt Reinholds Scheiden recht bitter fühlte, vermochte kein Wort, viel weniger ein Lied herauszubringen. Endlich warf Martin den Schlägel bei Seite, ſchlug die Aerme übereinander und ſprach mit geſenkter Stimme: der Reinhold iſt nun auch fort — es war ein vornehmer Maler und hat mich zum Narren gehalten mit ſeiner Küperei. — Hätt' ich das nur ahnen können, als er mit dir in mein Haus kam und ſo anſtellig that, wie hätte ich ihm die Thür weiſen wollen. Solch ein offnes ehrliches Geſicht und voll Lug und Trug im Innern! — Nun er iſt fort und nun wirſt du mit Treue und Redlichkeit an mir und am Handwerk halten. Wer weiß, auf welche Weiſe du mir noch näher trittſt. Wenn du ein tüchtiger Meiſter geworden und Roſa dich mag — nun du verſtehſt mich und darfſt dich mühen um Roſa's Gunſt — Damit nahm er den Schlägel wieder zur Hand und arbeitete emſig weiter. Selbſt wußte Friedrich nicht, wie es kam, daß Martins Worte ſeine Bruſt zerſchnitten, daß eine ſeltſame Angſt in ihm aufſtieg und jeden Hoffnungsſchimmer verdüſterte. Roſa erſchien nach langer Zeit zum erſten Mal wieder in der Werkſtatt, aber tief in ſich gekehrt und, wie Friedrich zu ſeinem Gram bemerkte, mit roth-

rothverweinten Augen. Sie hat um ihn geweint, ſie liebt ihn doch wohl, ſo ſprach es in ſeinem Innern und er vermochte nicht den Blick aufzuheben zu der, die er ſo unausſprechlich liebte.

Das große Faß war fertig geworden und nun erſt wurde Meiſter Martin, als er das wohlgelungene Stück Arbeit betrachtete, wieder luſtig und guter Dinge. Ja mein Sohn, ſprach er, indem er Friedrich auf die Schulter klopfte, ja mein Sohn, es bleibt dabei, gelingt es dir Roſa's Gunſt zu erwerben und fertigſt du ein tüchtiges Meiſterſtück, ſo wirſt du mein Eidam. Und zur edlen Zunft der Meiſterſinger kannſt du dann auch treten und dir große Ehre gewinnen.

Meiſter Martins Arbeit häufte ſich nun über alle Maßen, ſo daß er zwei Geſellen annehmen mußte, tüchtige Arbeiter, aber rohe Burſche, ganz entartet auf langer Wanderſchaft. Statt manches anmuthig luſtigen Geſprächs, hörte man jetzt in Meiſter Martins Werkſtatt gemeine Späße, ſtatt der lieblichen Geſänge Reinholds und Friedrichs häßliche

Zotenlieder. Roſa vermied die Werkſtatt, ſo daß Friedrich ſie nur ſelten und flüchtig ſah. Wenn er dann in trüber Sehnſucht ſie anſchaute, wenn er ſeufzte: ach liebe Roſa, wenn ich doch nur wieder mit euch reden könnte, wenn ihr wieder ſo freundlich wäret, als zu der Zeit, da Reinhold noch bei uns war, da ſchlug ſie verſchämt die Augen nieder und liſpelte: habt ihr mir denn was zu ſagen, lieber Friedrich? — Starr, keines Wortes mächtig, ſtand Friedrich dann da und der ſchöne Augenblick war ſchnell entflohn, wie ein Blitz, der aufleuchtet im Abendroth und verſchwindet als man ihn kaum gewahrt.

Meiſter Martin beſtand nun darauf, daß Friedrich ſein Meiſterſtück beginnen ſollte. Er hatte ſelbſt das ſchönſte reinſte Eichenholz, ohne die mindeſten Adern und Streifen, das ſchon über fünf Jahre im Holzvorrath gelegen, ausgeſucht und niemand ſollte Friedrichen bei der Arbeit zur Hand gehen, als der alte Valentin. War indeſſen dem armen Friedrich durch die Schuld der rohen Geſellen das Handwerk immer mehr und mehr verleidet worden, ſo ſchnürte es ihm jetzt die Kehle zu, wenn er daran dachte, daß nun das Meiſterſtück auf immer über ſein Leben entſcheiden ſolle. Jene ſeltſame Angſt, die in ihm aufſtieg, als Meiſter Martin ſeine treue Anhänglichkeit an das Handwerk rühmte, geſtaltete ſich nun auf furchtbare Weiſe immer deutlicher und deutlicher. Er wußte es nun, daß er untergehen werde in Schmach bei einem Handwerk, das ſeinem von der Kunſt ganz erfüllten Gemüth von Grund aus widerſtrebte. Reinhold, Roſas Gemälde kam ihm nicht aus den Sinn. Aber ſeine Kunſt erſchien ihm auch wieder in voller Glorie. Oft wenn das zerreißende Gefühl ſeines erbärmlichen Treibens ihn während der Arbeit übermannen wollte, rannte er, Krankheit vorſchützend, fort und hin nach St. Sebald. Da betrachtete er Stundenlang Peter Fiſchers wundervolles Monument und rief dann wie verzückt: o Gott im Himmel, ſolch ein Werk zu denken – auszuführen, gibt es denn auf Erden Herrlicheres noch? Und wenn er nun zurückkehren mußte zu ſeinen Dauben und Bänden und daran dachte, daß nur ſo Roſa zu erwerben, dann war es als griffen glühende Krallen hinein in ſein blutendes Herz und er müſſe troſtlos vergehen in der ungeheuern Qual. In Träumen kam oft Reinhold und brachte ihm ſeltſame Zeichnungen zu künſtlicher Bildereiarbeit, in der Roſas Geſtalt auf wunderbare Weiſe, bald als Blume, bald als Engel mit Flügelein verflochten war. Aber es fehlte was daran und er erſchaute, daß Reinhold in Roſas Geſtaltung das Herz vergeſſen, welches er nun hinzuzeichnete. Dann war es als rührten ſich alle Blumen und Blätter des Werks ſingend und ſüße Düfte aushauchend und die edlen Metalle zeigten ihm in funkelndem Spiegel Roſas Bildniß! als ſtrecke er die Aerme ſehnſüchtig aus nach der Geliebten, als verſchwände das Bildniß, wie in düſtern Nebel, und ſie ſelbſt, die holde Roſa, drücke ihn voll ſeligen Verlangens an die liebende Bruſt. — Tödtender und tödtender wurde ſein Zuſtand bei der heilloſen Böttcherarbeit, da ſuchte er Troſt und Hülfe bei ſeinem alten Meiſter Johannes Holzſchuer. Der erlaubte, daß Friedrich in ſeiner Werkſtatt ein Werklein beginnen durfte, das er erdacht und wozu er ſeit langer Zeit den Lohn des Meiſter Martin erſpart hatte, um das dazu nöthige Silber und Gold anſchaffen zu können. So geſchah es, daß Friedrich, deſſen todtenbleiches Geſicht das Vorgeben, wie er von einer zehrenden Krankheit befallen, glaublich machte, beinahe gar nicht in der Werkſtatt arbeitete und Monate vergingen, ohne daß er ſein Meiſterſtück, das große zweifudrige Faß nur im mindeſten förderte. Meiſter Martin ſetzte ihm hart zu, daß er doch wenigſtes ſo viel, als es ſeine Kräfte erlauben wollten, arbeiten möge und Friedrich war freilich gezwungen, wieder einmal an den verhaßten Haublock zu gehen und das Lenkbeil zur Hand zu nehmen. Indem er arbeitete, trat Meiſter Martin hinzu, und betrachtete die bearbeiten Stäbe, da wurde er aber ganz roth im Geſicht und rief: was iſt das? — Friedrich, welche Arbeit! hat die Stäbe ein Geſelle gelenkt, der Meiſter werden will, oder ein einfältiger Lehrburſche, der vor drei Tagen in die Werkſtatt hineingekrochen? — Friedrich beſinne dich, welch ein Teufel iſt in dich gefahren und hudelt dich? — mein ſchönes Eichenholz, das Meiſterſtück! ei du ungeſchickter, unbeſonnener Burſche. Ueberwältigt von allen Qualen der Hölle, die in ihm brannten, konnte Friedrich nicht länger an ſich halten, er warf das Lenkbeil weit von ſich und rief: Meiſter! — es iſt nun alles aus — nein und wenn es mir das Leben koſtet, wenn ich vergehen ſoll in namenloſem Elend — ich kann nicht mehr — nicht mehr arbeiten im ſchnöden Handwerk, da es mich hinzieht zu meiner herrlichen Kunſt mit unwiderſtehlicher Gewalt. Ach ich liebe eure Roſa unausſprechlich, wie ſonſt keiner auf Erden es vermag — nur um ihretwillen habe ich ja hier die gehäßige Arbeit getrieben — ich habe ſie nun verloren, ich weiß es, ich werde auch bald dem Gram um ſie erliegen, aber es iſt nicht anders, ich kehre zurück zu meiner herrlichen Kunſt, zu meinem würdigen alten Meiſter Johannes Holzſchuer, den ich ſchändlich verlaſſen. Meiſter Martins Augen funkelnden wie flammende Kerzen. Kaum der Worte mächtig vor Wuth, ſtotterte er: — was? - auch du? — Lug und Trug? mich hintergangen — ſchnödes Handwerk? — Küperei? — fort aus meinen Augen ſchändlicher Burſche — fort mit dir! — Und damit packte Meiſter Martin den armen Friedrich bei den Schultern und warf ihn zur Werkſtatt hinaus. Das Hohngelächter der rohen Geſellen und der Lehrburſchen folgte ihm nach. Nur der alte Valentin faltete die Hände, ſah gedankenvoll vor ſich hin und ſprach: gemerkt hab' ich wohl, daß der gute Geſell höheres im Sinn trug als unſre Fäſſer. Frau Marthe weinte ſehr und ihre Buben ſchrien und jammerten um Friedrich, der mit ihnen freundlich geſpielt und manches gute Stück Backwerk ihnen zugetragen hatte.

Beſchluß.

So zornig nun auch Meiſter Martin auf Reinhold und Friedrich ſeyn mochte, geſtehen mußte er doch ſich ſelbſt, daß mit ihnen alle Freude, alle Luſt aus der Werkſtatt gewichen.

Von den neuen Geſellen erfuhr er täglich nichts als Aergerniß und Verdruß. Um jede Kleinigkeit mußte er ſich kümmern und hatte Mühe und Noth, daß nur die geringſte Arbeit gefördert wurde nach ſeinem Sinn. Ganz erdrückt von den Sorgen des Tages ſeufzte er dann oft: ach Reinhold, ach Friedrich, hättet ihr doch mich nicht ſo ſchändlich hintergangen, wäret ihr doch nur tüchtige Küper geblieben! Es kam ſo weit, daß er oft mit dem Gedanken kämpfte, alle Arbeit gänzlich aufzugeben.

In ſolch düſterer Stimmung ſaß er einſt am Abend in ſeinem Hauſe, als Herr Jacobus Paumgartner und mit ihm Meiſter Johannes Holzſchuer ganz unvermuthet eintraten. Er merkte wohl, daß nun von Friedrich die Rede ſeyn würde und in der That lenkte Herr Paumgartner ſehr bald das Geſpräch auf ihn und Meiſter Holzſchuer fing denn nun gleich an den Jüngling auf alle nur mögliche zu preiſen. Er meinte, gewiß ſey es, daß bei ſolchem Fleiß, bei ſolchen Gaben Friedrich nicht allein ein trefflicher Goldſchmidt werden, ſondern auch als herrlicher Bildgießer geradezu in Peter Fiſchers Fußtapfen treten müßte. Nun begann Herr Paumgartner an heftig über das unwürdige Betragen zu ſchelten, das der arme Geſell von Meiſter Martin erlitten und beide drangen darauf, daß wenn Friedrich ein tüchtiger Goldſchmidt und Bildgießer geworden, er ihm Roſa, falls nämlich dieſe dem von Liebe ganz durchdrungenen Friedrich hold ſey, zur Hausfrau geben ſolle. Meiſter Martin ließ beide ausreden, dann zog er ſein Käpplein ab und ſprach lächelnd: ihr lieben Herren nehmt euch des Geſellen wacker an, der mich auf ſchändliche Weiſe hintergangen hat. Doch will ich ihm das verzeihen, verlangt indeſſen nicht, daß ich um ſeinetwillen meinen feſten Entſchluß ändere, mit Roſa iſt es nun einmal ganz und gar nichts. In dieſem Augenblick trat Roſa hinein, leichenblaß mit verweinten Augen und ſetzte ſchweigend Trinkgläſer und Wein auf den Tiſch. Nun, begann Herr Holzſchuer, nun ſo muß ich denn wohl den armen Friedrich nachgeben, der ſeine Heimath verlaſſen will auf immer. Er hat ein ſchönes Stück Arbeit gemacht bei mir, das will er, wenn ihr es lieber Meiſter erlaubt, eurer Roſa verehren zum Gedächtniß, ſchaut es nur an. Damit holte Meiſter Holzſchuer einen kleinen, überaus künſtlich gearbeiteten ſilbernen Pokal hervor und reichte ihn dem Meiſter Martin hin, der großer Freund von köſtlicher Geräthſchaft, ihn nahm und wohlgefällig von allen Seiten beäugelte. In der That konnte man auch kaum herrlichere Silberarbeit ſehen, als eben dies kleine Gefäß. Zierliche Ranken von Weinblättern und Roſen ſchlangen ſich rings herum und aus den Roſen, aus den brechenden Knospen ſchauten liebliche Engel, ſo wie inwendig auf dem vergoldeten Boden ſich anmuthig liebkoſende Engel gravirt waren. Goß man nun hellen Wein in den Pokal, ſo war es, als tauchten die Engelein auf und nieder in lieblichem Spiel. Das Geräth, ſprach Meiſter Martin, iſt in der That gar zierlich gearbeitet und ich will es behalten, wenn Friedrich in guten Goldſtücken den zwiefachen Werth von mir annimmt. Dies ſprechend füllte Meiſter Martin den Pokal und ſetzte ihn an den Mund. In demſelben Augenblick öffnete ſich leiſe die Thür und Friedrich, den tödtenden Schmerz ewiger Trennung von dem Liebſten auf Erden im leichenblaſſen Antlitz, trat in dieſelbe. So wie Roſa ihn gewahrte, ſchrie ſie laut auf mit ſchneidenden Ton: o mein liebſter Friedrich und ſtürzte ihm halb entſeelt an die Bruſt. Meiſter Martin ſetzte den Pokal ab und als er Roſa in Friedrichs Armen erblickte, riß er die Augen weit auf, als ſäh er Geſpenſter. Dann nahm er ſprachlos den Pokal wieder und ſchaute hinein. Dann raffte er ſich vom Stuhl in die Höhe und rief mit ſtarker Stimme: Roſa — Roſa liebſt du den Friedrich? ach, liſpelte Roſa, ach ich kann es ja nicht länger verheelen, ich liebe ihn wie mein Leben, das Herz wollte mir ja brechen, als ihr ihn verſtießet. So umarme deine Braut Friedrich — ja, ja deine Braut, rief Meiſter Martin. Paumgartner und Holzſchuer ſchauten ſich ganz verwirrt vor Erſtaunen an, aber Meiſter Martin ſprach weiter, den Pokal in den Händen: o du

Herr des Himmels, iſt denn nicht alles ſo gekommen, wie die Alte es geweiſſagt? Ein glänzend Häuslein wird er bringen, würzge Fluthen treiben drinn, blanke Englein gar luſtig ſingen — das Häuslein mit güldnem Prangen, der hat's ins Haus getrag'n, den wirſt du ſüß umfangen, darf'ſt nicht den Vater frag'n, iſt dein Bräutgam minniglich, o ich blöder Thor. — Da iſt das glänzende Häuslein, die Engel — der Bräutgam — hei, hei ihr Herren, nun iſt alles gut, alles gut, der Eidam iſt gefunden! —

Weſſen Sinn jemals ein böſer Traum verwirrte, daß er glaubte in tiefer ſchwarzer Grabesnacht zu liegen und nun erwacht er plötzlich im hellen Frühling voll Duft, Sonnenglanz und Geſang und die, die ihm die Liebſte auf Erden, iſt gekommen und hat ihn umſchlungen und er ſchaut in den Himmel ihres holden Antlitzes, wem das jemals geſchah, der begreift es wie Friedrich zu Muthe war, der faßt ſeine überſchwengliche Seligkeit. Keines Worts mächtig hielt er Roſa feſt in ſeinen Armen, als wolle er ſie nimmer laſſen, bis ſie ſich ſanft von ihm loswand und ihn hinführte zum Vater. Da rief er: o mein lieber Meiſter, iſt es denn auch wirklich ſo? — Roſa gebt ihr mir zur Hausfrau und ich darf zurückkehren zu meiner Kunſt? — Ja, ja, ſprach Meiſter Martin, glaube es doch nur, kann ich denn anders thun, da du die Weiſſagung der alten Großmutter erfüllt haſt? — dein Meiſterſtück bleibt nun liegen. Da lächelte Friedrich ganz verklärt von Wonne und ſprach: nein lieber Meiſter, iſt es euch recht, ſo vollende ich nun mit Luſt und Muth mein tüchtiges Faß, als meine letzte Küperarbeit und kehre dann zurück zum Schmelzofen. O du mein guter braver Sohn rief Meiſter Martin, dem die Augen funkelten vor Freude, ja dein Meiſterſtück fertige und dann gibts Hochzeit.

Friedrich hielt redlich ſein Wort, er vollendete das zweifudrige Faß und alle Meiſter erklärten, ein ſchöneres Stück Arbeit ſey nicht leicht gefertigt worden, worüber dann Meiſter Martin gar innig ſich freute und überhaupt meinte, einen trefflicheren Eidam hätte ihm die Fügung des Himmels gar nicht zuführen können.

Der Hochzeitstag war endlich herangekommen, Friedrichs Meiſterfaß mit edlem Wein gefüllt und mit Blumen bekränzt, ſtand auf dem Flur des Hauſes aufgerichtet, die Meiſter des Gewerks, den Rathsherrn Jacobus Paumgartner an der Spitze, fanden ſich ein mit ihren Hausfrauen, denen die Meiſter Goldſchmiede folgten. Eben wollte ſich der Zug nach der St. Sebalduskirche begeben, wo das Paar getraut werden ſollte, als Trompetenſchall auf der Straße erklang und vor Martins Hauſe Pferde wieherten und ſtampften. Meiſter Martin eilte an das Erkerfenſter. Da hielt vor dem Hauſe Herr Heinrich von Spangenberg, in glänzenden Feſtkleiden und einige Schritte hinter ihm auf einem muthigen Roſſe ein junger hochherrlicher Ritter, das funkelnde Schwert an der Seite, hohe bunte Federn auf dem mit ſtrahlenden Steinen beſetzten Barett. Neben dem Ritter erblickte Herr Martin eine wunderſchöne Dame, ebenfalls herrlich gekleidet auf einem Zelter, deſſen Farbe friſch gefallner Schnee war. Pagen und Diener in bunten glänzenden Röcken bildeten einen Kreis rings umher. Die Trompeten ſchwiegen und der alte Herr von Spangenberg rief herauf: hei, hei Meiſter Martin, nicht eures Weinkellers, nicht eurer Goldbatzen halber komme ich her, nur weil Roſa's Hochzeit iſt; wollt ihr mich einlaſſen lieber Meiſter? Meiſter Martin erinnerte ſich wohl ſeiner Worte, ſchämte ſich ein wenig und eilte herab den Junker zu empfangen. Der alte Herr ſtieg vom Pferde und trat grüßend ins Haus. Pagen ſprangen herbei, auf deren Armen die Dame herabglitt vom Pferde, der Ritter bot ihr die Hand und folgte dem alten Herrn. Aber ſo wie Meiſter Martin den jungen Ritter anblickte, prallte er drei Schritte zurück, ſchlug die Hände zuſammen und rief: o Herr des Himmels! — Conrad! Der Ritter ſprach lächelnd: ja wohl, lieber Meiſter, bin ich euer Geſelle Conrad. Verzeiht mir nur die Wunde, die ich euch beigebracht. Eigentlich, lieber Meiſter, mußt ich euch todtſchlagen, das werdet ihr wohl einſehen, aber nun hat ſich ja alles ganz anders gefügt. Meiſter Martin erwiederte ganz verwirrt, es ſey doch beſſer, daß er nicht todtgeſchlagen worden, aus dem bischen Ritzen mit dem Lenkbeil habe er ſich gar nichts gemacht. Als Martin nun mit den neuen Gäſten eintrat in das Zimmer, wo die Brautleute mit den übrigen verſammelt waren, gerieth alles in ein frohes Erſtaunen über die ſchöne Dame, die der holden Braut ſo auf ein Haar glich, als ſey es ihre Zwillingsſchweſter. Der Ritter nahte ſich mit edlem Anſtande der Braut und ſprach: erlaubt holde Roſa, daß Conrad euerm Ehrentag beiwohne. Nicht wahr, ihr zürnt nicht mehr auf den wilden unbeſonnenen Geſellen, der euch beinahe großes Leid bereitet? Als nun aber Braut und Bräutgam und der Meiſter Martin ſich ganz verwundert und verwirrt anſchauten, rief der alte Herr von Spangenberg: nun, nun, ich muß euch wohl aus dem Traum helfen. Das iſt mein Sohn Conrad, und hier möget ihr ſeine liebe Hausfrau, ſo wie die holde Braut, Roſa geheißen, ſchauen.

Erinnert

Erinnert euch, Meiſter Martin, unſers Ge-
Als ich euch frug, ob ihr auch meinem Sohne eure Roſa verweigern würdet, das hatte wohl einen beſonderen Grund. Ganz toll war der Junge in eure Roſa verliebt, er brachte mich zu dem Entſchluß, alle Rückſicht aufzugeben, ich wollte den Freiwerber machen. Als ich ihm aber ſagte, wie ſchnöde ihr mich abgefertigt, ſchlich er ſich auf ganz unſinnige Weiſe bei euch ein als Küper, um Roſas Gunſt zu erwerben und ſie euch dann wohl gar zu entführen. Nun! — ihr habt ihn geheilt, mit dem tüchtigen Hiebe über'n Rükken! — Habt Dank dafür, zumal er ein edles Fräulein fand, die wohl am Ende die Roſa ſeyn mochte, die eigentlich in ſeinem Herzen war von Anfang an.

Die Dame hatte unterdeſſen mit anmuthiger Milde die Braut begrüßt und ihr ein reiches Perlenhalsband als Hochzeitsgabe eingehängt. Sieh liebe Roſa, ſprach ſie dann, indem ſie einen ganz verdorrten Strauß aus den blühenden Blumen, die an ihrer Bruſt prangten, hervorholte, ſieh liebe Roſa, das ſind die Blumen, die du einſt meinem Conrad gabſt, als Kampfpreis, getreu hat er ſie bewahrt, bis er mich ſah, da wurd' er dir untreu und hat ſie mir verehrt, ſey deshalb nicht böſe! Roſa, hohes Roth auf den Wangen, verſchämt die Augen niederſchlagend, ſprach: ach edle Frau, wie möget ihr doch ſo ſprechen, konnte denn wohl der Junker jemals mich armes Mägdlein lieben? Ihr allein wart ſeine Liebe und weil ich nun eben auch Roſa heiße und euch, wie ſie hier ſagen, etwas ähnlich ſehen ſoll, warb er um mich, doch nur euch meinend.

Zum zweiten Mal wollte ſich der Zug in Bewegung ſetzen, als ein Jüngling eintrat, auf italiſche Weiſe, ganz in ſchwarzen, geriſſenen Sammt gekleidet, mit zierlichem Spitzenkragen und reiche goldene Ehrenketten um den Hals gehängt. O Reinhold, mein Reinhold, ſchrie Friedrich und ſtürzte dem Jüngling an die Bruſt. Auch die Braut und Meiſter Martin riefen und jauchzten: Reinhold, unſer wackrer Reinhold iſt gekommen. Hab' ich's dir nicht geſagt, ſprach Reinhold, die Umarmung feurig erwiedernd, hab' ich's dir nicht geſagt, mein herzlieber Freund, daß ſich noch alles gar herrlich für dich fügen könnte? — Laß mich deinen Hochzeitstag mit dir feiern, weil komm ich deshalb her und zum ewigen Gedächtniß häng' das Gemälde in deinem Hauſe auf, das ich für dich gemalt und dir mitgebracht. Damit rief er heraus und zwei Diener brachten ein großes Bild in einem prächtigen goldenen Rahmen hinein, das den Meiſter Martin in ſeiner Werkſtatt mit ſeinen Geſellen Reinhold, Friedrich und Conrad darſtellte, wie ſie an dem großen Faß arbeiten und die holde Roſa eben hineinſchreitet. Alles gerieth in Erſtaunen über die Wahrheit, über die Farbenpracht des Kunſtwerks. Ei, ſprach Friedrich lächelnd, das iſt wohl dein Meiſterſtück als Küper, das Meinige liegt dort unten im Flur, aber bald ſchaff ich ein anderes. Ich weiß alles, erwiederte Reinhold, und preiſe dich glücklich. Halt nur feſt an deiner Kunſt, die auch wohl mehr Hausweſen und dergleichen leiden mag, als die meinige. —

Bei dem Hochzeitsmahl ſaß Friedrich zwiſchen den beiden Roſen, ihm gegenüber aber Meiſter Martin, zwiſchen Conrad und Reinhold. Da füllte Herr Paumgartner Friedrichs Pokal bis an den Rand mit edlem Wein und trank auf das Wohl Meiſter Martins und ſeiner wackern Geſellen. Dann ging der Pokal herum und zuerſt der edle Junker Heinrich von Spangenberg, nach ihm aber alle ehrſamen Meiſter, wie ſie zu Tiſche ſaßen leerten ihn auf das Wohl Meiſter Martins und ſeiner wackern Geſellen.

Die Freunde waren, als Sylveſter geendet, darüber einig, daß die Erzählung des Serapions-Clubbs würdig ſey und rühmten vorzüglich den gemüthlichen Ton, der darin herrſche.

Muß ich, ſprach Lothar, muß ich denn immer mäkeln? Aber es iſt nicht anders, ich meine, daß der Meiſter Martin zu ſehr ſeinen Urſprung verräth, nehmlich daß er aus einem Bilde entſtanden. Sylveſter hat, angeregt durch das Gemälde unſeres wackeren

Kolbe, eine feine Gallerie anderer Gemälde aufgeſtellt, zwar mit lebhaften Farben, aber es bleiben doch nur Bilder, die niemals Situationen in lebendiger Bewegung werden können, wie ſie die Erzählung des Drama verlangt. Conrad mit ſeiner Roſa, ſo wie Reinhold kommen zuletzt doch nur lediglich hinzu, damit Friedrichs Hochzeittafel recht anmuthig und glänzend anzuſchauen ſeyn möge. — Ueberhaupt, was den Conrad betrifft, würd ich, kennt' ich nicht Dein unbefangenes Gemüth, Sylveſter, hätteſt Du nicht in Deiner ganzen Erzählung Dich mit gutem Erfolg bemüht, treu und ehrlich zu bleiben — ja! da würd' ich glauben, Du hätteſt mit Deinem Conrad jene wunderlichen Perſonen ironiren wollen, die, ein Gemiſch von Tölpelei, Galanterie, Barbarei und Empfindſamkeit in manchen von unſeren neuen Romanen Hauptrollen ſpielen. Leute die ſich Ritter nennen, von denen es aber, glaub' ich, eben ſo wenig jemals ein Urbild gegeben als von jenen Bramarbaſſen, die ſonſt Veit Weber und ſeine Nachfolger alles ohne weiteres kurz und klein ſchlagen ließen. — Die Berſicker Wuth, unterbrach Vinzenz den Freund, haſt Du, o Sylveſter! aber mit vielem Glück eintreten laßen, doch iſt und bleibt es unverzeihlich, daß Du wirklich einen adlichen Rücken mit einem Tonnenreif-zerbläuen läßeſt, ohne daß der abgebläuete Ritter dem ſchnöden Prügelanten den Kopf ſpaltet. Nachher hätte er den Verwundeten höflich um Verzeihung bitten oder ihn gar mit einem Arkanum bedienen können das den Kopf augenblicklich zuſammengezogen, woran er nachher merklichen Verſtand geſpürt! — Der einzige Mann, auf den Du Dich einigermaßen berufen kannſt, iſt der berühmte mannhafte Ritter Don Quixote, der ſeiner Tapferkeit, Großmuth, Galanterie unbeſchadet ungemein viel Prügel erhielt. —

Tadelt nur, rief Sylveſter lachend, tadelt nur friſch zu, ich gebe mich ganz in eure Hände, aber daß Ihr's nur wißt, Troſt finde ich bei den holden Frauen, denen ich meinen Meiſter Martin mittheilte und die über die ganze Geſtaltung recht inniges Wohlgefallen ausſprachen und mich mit Lob überhäuften.

Solches Lob, ſprach Ottmar, von ſchönen Lippen iſt ganz unwiderſtehlich und kann manchen Romantiker zu allerlei abſonderlichen Thorheiten und geſchriebenen tollen Sprüngen verleiten. Doch irr ich nicht, ſo verſprach Lothar unſeren heutigen Abend mit irgend einem Erzeugniß ſeiner fantaſtiſchen Träumerei zu beſchließen.

So iſt es, erwiederte Lothar. Erinnert Euch, daß ich es unternehmen wollte für die Kinder meiner Schweſter ein zweites Mährchen zu ſchreiben und weniger in fantaſtiſchem Uebermuth zu luxuriren, frömmer, kindlicher zu ſeyn als im Nußknacker und Mauſekönig. Das Mährchen iſt fertig, Ihr ſollt es hören.

Lothar las:

Das fremde Kind.

Der Herr von Brakel auf Brakelheim.

Es war einmal ein Edelmann der hieß Herr Thaddäus von Brakel und wohnte in dem kleinen Dörfchen Brakelheim, daß er von ſeinem verſtorbenen Vater dem alten Herrn von Brakel geerbt hatte, und das mithin ſein Eigenthum war. Die vier Bauern die außer ihm noch in dem Dörfchen wohnten, nannten ihn den gnädigen Herrn, unerachtet er wie ſie, mit ſchlicht ausgekämmten Haaren einherging und nur Sonntags wenn er mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Kindern Felix und Chriſtlieb geheißen, nach dem benachbarten großen Dorfe zur Kirche fuhr, ſtatt der groben Tuchjacke die er ſonſt trug, ein feines grünes Kleid und eine rothe Weſte mit goldenen Treſſen anlegte, welches ihm recht gut ſtand. Eben dieſ[illegible] Bauern pflegten auch, fragte man [illegible] komme ich denn hin zum Herrn von [illegible] jedesmal zu antworten: Nur immer v[illegible] durch das Dorf den Hügel hinauf [illegible] ſtehen, da iſt des gnädigen Herrn [illegible] doch aber jedermann[illegible] großes hohes Gebäude ſ[illegible] mu[illegible] Fenſtern und Thüren, ja wohl [illegible] Thürmen und funkelnden Windfahnen, von dem allen war aber auf den Hügel mit den Birken gar nichts zu ſpären, vielmehr ſtand da nur ein niedriges Häuschen mit wenigen kleinen Fenſtern, das man kaum früher als dicht davor angekommen, erblicken konnte. Geſchieht es aber wohl, daß man vor dem hohen Thor eines großen Schloſſes plötzlich ſtill ſteht und, angehaucht von der herausſtrömenden eiskalten Luft, angeſtarrt von den todten Augen der ſeltſamen Steinbilder die wie grauliche Wächter ſich an die Mauer lehnen, alle Luſt verliert hineinzugehen, ſondern lieber umkehrt, ſo war das bey dem kleinen Hauſe des Herr Thaddäus von Brakel ganz und gar nicht der Fall. Hatten nehmlich ſchon im Wäldchen die ſchönen ſchlanken Birken mit ihren belaubten Aeſten, wie mit zum Gruß ausgeſtreckten Armen uns freundlich zugewinkt, hatten ſie im frohen Rauſchen und Säuſeln uns zugewispert: Willkommen, willkommen unter uns! ſo war es denn nun vollends bey dem Hauſe, als riefen holde Stimmen aus den ſpiegelhellen Fenſtern, ja überall aus dem dunklen dicken Weinlaube, das die Mauern bis zum Dach herauf bekleidete, ſüßtönend heraus: Komm doch nur herein, komm doch nur herein, du lieber müder Wanderer, hier iſt es gar hübſch und gaſtlich! Das beſtätigten denn auch die Neſt hinein Neſt hinaus luſtig zwitſchernden Schwalben und der alte ſtattliche Storch ſchaute ernſt und klug vom Rauchfange herab und ſprach: Ich wohne nun ſchon manches liebe Jahr hindurch zur Sommerszeit hier, aber ein beſſeres Logement finde ich nicht auf Erden, und könnte ich nur die mir angeborne Reiſeluſt bezwingen, wär's nur nicht zur Winterszeit hier ſo kalt und das Holz ſo theuer, niemahls rührt' ich mich von der Stelle. — So anmuthig und hübſch, wenn auch gleich gar kein Schloß, war das Haus des Herrn von Brakel.

Der vornehme Beſuch.

Die Frau von Brakel ſtand eines Morgens ſehr früh auf und buk einen Kuchen, zu dem ſie viel mehr Mandeln und Roſinen verbrauchte als ſelbſt zum Oſterkuchen, weshalb er auch viel herrlicher gerieth als dieſer. Während deſſen klopfte und bürſtete der Herr von Brakel ſeinen grünen Rock und ſeine rothe Weſte an und Felix und Chriſtlieb wurden mit den beſten Kleidern angethan, die ſie nur beſaßen. „Ihr dürft, ſo ſprach dann der Herr von Brakel zu den Kindern, ihr dürft heute nicht herauslaufen in den Wald wie ſonſt, ſondern müßt in der Stube ruhig ſitzen bleiben, damit ihr ſauber und hübſch ausſeht wenn der gnädige Herr Onkel kommt!“ — die Sonne war hell und freundlich aufgetaucht aus dem Nebel und ſtrahlte golden hinein in die Fenſter, im Wäldchen ſauſte der Morgenwind und Fink und Zeiſig und Nachtigall jubilirten durcheinander und ſchmetterten die luſtigſten Liedchen. Chriſtlieb ſaß ſtill und in ſich gekehrt am Tiſche: bald zupfte ſie die rothen Bandſchleifen an ihrem Kleidchen zurecht, bald verſuchte ſie ämſig fortzuſtricken welches heute nicht recht gehen wollte. Felix, dem der Papa ein ſchönes Bilderbuch in die Hände gegeben, ſchaute über die Bilder hinweg nach dem ſchönen Birkenwäldchen in dem er ſonſt jeden Morgen ein paar Stunden nach Herzensluſt herumſpringen durfte. „Ach draußen iſt's ſo ſchön, ſeufzte er in ſich hinein doch als nun vollends der große Hofhund, Sultan geheißen, klaffend und knurrend vor dem Fenſter herumſprang, eine Strecke nach dem Walde hinlief, wieder umkehrte und aufs neue knurrte und bellte als wolle er dem kleinen Felix zurufen: Kommſt du denn nicht heraus in den Wald? was machſt du denn in der dumpfigen Stube? da konnte ſich Felix gar nicht laſſen vor Ungeduld. „Ach liebe Mama, laß mich doch nur ein paar Schritte hinausgehen! So rief er laut, aber die Frau von Brakel erwiederte: Nein nein, bleibe nur fein in der Stube. Ich weiß ſchon wie es geht, ſo wie du hinausläufſt muß Chriſtlieb hinterdrein und dann huſch huſch durch Buſch und Dorn, hinauf auf die Bäume! Und dann kommt ihr zurück erhizt und beſchmuzt und der Onkel ſagt: was ſind das für häßliche Bauernkinder, ſo dürfen keine Brakels ausſehen, weder große noch kleine. Felix klappte voll Ungeduld das Bilderbuch zu, und ſprach, indem ihm die Thränen in die Augen traten, kleinlaut, wenn der gnädige Herr Onkel von häßlichen Bauerkindern redet, ſo hat er wohl nicht Vollrads Peter oder Hentſchels Annliſe oder alle unſere Kinder hier im Dorfe geſehen, denn ich wüßte doch nicht, wie es hübſchere Kinder geben ſollte als dieſe. „Ja wohl, rief Chriſtlieb, wie plötzlich aus einem Traume erwacht, und iſt nicht auch des Schulzen Grete ein hübſches Kind, wie wohl ſie lange nicht ſolche ſchöne rothe Bandſchleifen hat als ich: „Sprecht nicht ſolch dummes Zeug, rief die Mutter halb erzürnt, ihr verſteht das nicht wie es der gnädige Onkel meint — Alle weitere Vorſtellungen, wie es grade heute gar zu herrlich im Wäldchen ſey, halfen nichts, Felix und Chriſtlieb mußten in der Stube bleiben und das war um ſo peinlicher, als der Gaſtkuchen, der auf dem Tiſche ſtand, die ſüßeſten Gerüche verbreitete und doch nicht früher angeſchnitten werden durfte bis der Onkel angekommen. „Ach wenn er doch nur käme, wenn er doch nur endlich käme! ſo riefen beide Kinder und weinten beinahe vor Ungeduld. Endlich ließ ſich ein ſtarkes Pferdegetrappel vernehmen, und eine Kutſche fuhr vor, die ſo blank und mit goldenen Zierathen reich geſchmückt war, daß die Kinder in das größte Erſtaunen geriethen, denn ſie hatten dergleichen noch gar nicht geſehen. Ein großer hagerer Mann glitt an den Armen des Jägers, der den Kutſchenſchlag geöffnet, heraus in die Arme des Herrn von Brakel, an deſſen Wange er zweimahl ſanft die ſeinige legte und leiſe liſpelte: Bon jour mein lieber Vetter, nur gar keine Umſtände, bitte ich. Unterdeſſen hatte der Jäger noch eine kleine dicke Dame mit ſehr rothen Backen und zwey Kinder, einen Knaben und ein Mädchen aus der Kutſche zur Erde hinab gleiten laſſen, welches er ſehr geſchickt zu machen wußte, ſo daß jeder auf die Füße zu ſtehen kam. Als ſie nun alle ſtanden, traten, wie es ihnen von Vater und Mutter eingeſchärft worden, Felix und Chriſtlieb hinzu, faßten jeder eine Hand des langen hagern Mannes und ſprachen dieſelbe küſſend: Seyn Sie uns recht ſchön willkommen, lieber gnädiger Herr Onkel! dann machten ſie es mit den Händen der kleinen dicken Dame eben ſo und ſprachen:

Seyn ſie uns recht ſchön willkommen, liebe gnädige Frau Tante! dann traten ſie zu den Kindern, blieben aber ganz verblüfft ſtehen, denn ſolche Kinder hatten ſie noch niemahls geſehen. Der Knabe trug lange Pumphoſen und ein Jäckchen von ſcharlachrothen Tuch über und über mit goldenen Schnüren und Treſſen beſezt und einem kleinen blanken Säbel an der Seite, auf dem Kopf aber eine ſeltſame rothe Mütze mit einer weißen Feder unter der er mit ſeinem blaßgelben Geſichtchen und den trüben ſchläfrigen Augen blöd und ſcheu hervorkuckte. Das Mädchen hatte zwar ein weißes Kleidchen an wie Chriſtlieb, aber mit erſchrecklich viel Bändern und Spitzen, auch waren ihre Haare ganz ſeltſam in Zöpfe geflochten und ſpitz in die Höhe heraufgewunden, oben funkelte aber ein blankes Krönchen. Chriſtlieb faßte ſich ein Herz und wollte die Kleine bey der Hand nehmen, die zog aber die Hand ſchnell zurück und zog ſolch ein verdrüßliches weinerliches Geſicht, daß Chriſtlieb ordentlich davor erſchrak und von ihr abließ. Felix wollte auch nur des

Knaben ſchönen Säbel ein bischen näher beſehen und faßt darnach, aber der Junge fing an zu ſchreien: Mein Säbel, mein Säbel, er will mir den Säbel nehmen, und lief zum hagern Mann, hinter den er ſich verſteckte. Felix wurde darüber roth im Geſicht und ſprach ganz erzürnt: Ich will dir ja deinen Säbel nicht nehmen — dummer Junge! Die lezten Worte murmelte er nur ſo zwiſchen den Zähnen, aber der Herr von Brakel hatte wohl alles gehört und ſchien ſehr verlegen darüber zu ſeyn, denn er knöpfelte an der Weſte hin und her und rief: Ey Felix! Die dicke Dame ſprach: Adelgundchen, Herrmann, die Kinder thun euch ja nichts, ſeid doch nicht ſo blöde; der hagere Herr liſpelte aber: Sie werden ſchon Bekanntſchaft machen, ergriff die Frau von Brakel bey der Hand und führte ſie ins Haus, ihr folgte Herr von Brakel mit der dicken Dame an deren Schleppkleid ſich Adelgundchen und Herrmann hingen. Chriſtlieb und Felix gingen hinterdrein. „Jezt wird der Kuchen angeſchnitten, flüſterte Felix der Schweſter ins Ohr. Ach ja, ach ja, erwiederte dieſe voll Freude und dann laufen wir auf und davon in den Wald fuhr Felix fort, und bekümmern uns um die fremden blöden Dinger nicht, ſezte Chriſtlieb hinzu. Felix machte einen Luſtſprung, ſo kamen ſie in die Stube. Adelgunde und Hermann durften keinen Kuchen eſſen, weil ſie, wie die Aeltern ſagten, das nicht vertragen könnten, ſie erhielten dafür jeder einen kleinen Zwieback, den der Jäger aus einer mitgebrachten Schachtel heraus nehmen mußte. Felix und Chriſtlieb, biſſen tapfer in das derbe Stück Kuchen, das die gute Mutter jedem gereicht und waren guter Dinge.

Wie es weiter bey dem vornehmen Beſuche herging.

Der hagere Mann, Cyprianus von Brakel geheißen, war zwar der leibliche Vetter des Herrn Thaddäus von Brakel, indeſſen weit vornehmer als dieſer. Denn auſſerdem daß er den Grafen-Titel führte trug er auch auf jeden Rock, ja ſogar auf dem Pudermantel, einen großen ſilbernen Stern. Deshalb hatte, als er ſchon ein Jahr früher, jedoch ganz allein ohne die dicke Dame, die ſeine Frau war und ohne die Kinder, bey dem Herrn Thaddäus von Brakel ſeinem Vetter auf eine Stunde einſprach, Felix ihn auch gefragt: Hör' mahl gnädiger Herr Onkel, du biſt wohl König geworden? Felix hatte nehmlich in ſeinem Bilderbuche einen abgemahlten König, der einen dergleichen Stern auf der Bruſt trug, und ſo mußte er wohl glauben, daß der Onkel nun auch König geworden ſey, weil er das Zeichen trug. Der Onkel hatte damals ſehr über die Frage gelacht und geantwortet: Nein mein Söhnchen, König bin ich nicht aber des Königs treuſter Diener und Miniſter, der über viele Leute regiert. Gehörteſt du zu der Gräflich von Brakelſchen Linie, ſo könnteſt du vielleicht auch künftig ſolch' einen Stern tragen wie ich, aber ſo biſt du freilich nur ein ſimpler Von, aus dem nicht viel rechtes werden wird. Felix hatte den Onkel gar nicht verſtanden und Herr Thaddäus von Brakel meinte, das ſey auch gar nicht vonnöthen. — Jezt erzählte der Onkel ſeiner dicken Frau, wie ihn Felix für den König gehalten, da rief ſie: O ſüße liebe rührende Unſchuld! Und nun mußten beide Felix und Chriſtlieb hervor aus dem Winkel wo ſie unter Kichern und Lachen den Kuchen verzehrt hatten. Die Mutter ſäuberte beiden ſogleich den Mund von manchen Kuchenkrumen und Roſinenreſten und übergab ſie ſo dem gnädigen Onkel und der gnädigen Tante die ſie unter lauten Anrufungen: O ſüße liebe Natur! o ländliche Unſchuld! küßten und ihnen große Tüten in die Hände drückten. Dem Herrn Thaddäus von Brakel und ſeiner Frau ſtanden die Thränen in die Augen über die Güte der vornehmen Verwandten. Felix hatte indeſſen die Tüte geöffnet und Bonbons darin gefunden auf die er tapfer zubiß, welches ihm Chriſtlieb ſogleich nachmachte. „Söhnchen, mein Söhnchen, rief der gnädige Onkel, ſo geht das nicht, du verdirbſt dir ja die Zähne, du mußt fein ſo lange an dem Zuckerwerke latſchen, bis es im Munde zergeht. Da lachte aber Felix beinahe laut auf und ſprach: Ey lieber gnädiger Onkel, glaubſt du denn, daß ich ein kleines Wickelkind bin und lutſchen muß weil ich noch keine tüchtige Zähne habe zum beißen? Und damit ſteckte er ein neues Bonbon in den Mund und biß ſo gewaltig zu, daß es knitterte und knatterte. „O liebliche Naivität, rief die dicke Dame, der Onkel ſtimmte ein, aber den Herrn Thaddäus ſtanden die Schweißtropfen auf der Stirne; er war über Felixens Unart ganz beſchämt und die Mutter raunte ihm ins Ohr: Knirſche nicht ſo mit den Zähnen unartiger Junge! Das machte den armen Felix, der nichts Uebles zu thun glaubte, ganz beſtürzt, er nahm das noch nicht ganz verzehrte Bonbon langſam aus dem Munde legte es in die Tüte und reichte dieſe dem Onkel hin, indem er ſprach: Nimm nur deinen Zucker wieder mit wenn ich ihn nicht eſſen ſoll! Chriſtlieb, gewohnt in Allem Felixens Beiſpiel zu folgen, that mit ihrer Tüte daſſelbe. Das war dem Herrn Thaddäus zu arg, er brach los: Ach mein geehrteſter gnädiger Herr Vetter, halten Sie nur dem einfältigen Jungen die Tölpelei zu Gute, aber freilich auf dem Lande und in ſo beſchränkten Verhältniſſen — Ach wer nur ſolche geſittete Kinder erziehen könnten wie Sie! — Der Graf Cyprianus lächelte ſelbſtgefällig und vornehm indem er auf Herrmann und Adelgunden hinblickte. Die hatten längſt ihren Zwieback verzehrt und ſaßen nun ſtumm und ſtill auf ihren Stühlen ohne eine Miene zu verziehen, ohne ſich zu rühren und zu regen. Die dicke Dame lächelte ebenfalls, indem ſie liſpelte: Ja lieber Herr Vetter, die Erziehung unſerer lieben Kinder liegt uns mehr als Alles am Herzen. Sie gab dem Grafen Cyprianus einen Wink, der ſich alsbald an Herrmann und Adelgunden wandte und allerley Fragen an ſie richtete, die ſie mit der größten Schnelligkeit beantworteten: Da war von vielen Städten, Flüſſen und Bergen die Rede, die viele tauſend Meilen ins Land hinein liegen ſollten und die ſeltſamſten Namen trugen. Eben ſo wußten beide ganz genau zu beſchreiben, wie die Thiere ausſähen die in wilden Gegenden der entfernteſten Länmelsſtriche wohnen ſollten. Dann ſprachen ſie von fremden Gebüſchen, Bäumen und Früchten, als ob ſie ſelbſt geſehn, ja wohl die Früchte ſelbſt gekoſtet hätten. Herrmann beſchrieb ganz genau wie es vor dreihundert Jahren in einer großen Schlacht zugegangen und wußte alle Generale die dabey zugegen geweſen mit Nahmen zu nennen. Zuletzt ſprach Adelgunde ſogar von den Sternen und behauptete, am Himmel ſäßen allerley ſeltſame Thiere und andere Figuren. Dem Felix wurde dabei ganz Angſt und bange, er näherte ſich der Frau von Brakel und fragte leiſe ins Ohr: Ach Mama! liebe Mama! was iſt denn das Alles was die dort ſchwatzen und plappern? Halts Maul dummer Junge, raunte ihm die Mutter zu, das ſind die Wiſſenſchaften! Felix verſtummte. „Das iſt erſtaunlich, das iſt unerhört! in dem zarten Alter! ſo rief der Herr von Brakel einmahl über das andere, die Frau von Brakel aber ſeufzete: o mein Herr Jemine! o was ſind das für Engel! o was ſoll denn aus unſern Kleinen werden, hier auf dem öden Lande. Als nun der Herr von Brakel in die Klagen der Mutter mit einſtimmte, tröſtete beide der Graf Cyprianus, indem er verſprach, binnen einiger Zeit ihnen einen gelehrten Mann zuzuſchicken, der ganz umſonſt den Unterricht der Kinder übernehmen werde. Unterdeſſen war die ſchöne Kutſche wieder vorgefahren. Der Jäger trat mit zwey großen Schachteln hinein, die nahmen Adelgunde und Herrmann und überreichten ſie der Chriſtlieb und dem Felix. „Lieben Sie Spielſachen mon cher? hier habe ich Ihnen welche mitgebracht von der feinſten Sorte: ſo ſprach Herrmann ſich zierlich verbeugend. Felix hatte die Ohren hängen laſſen, er ward traurig, ſelbſt wußte er nicht warum. Er hielt die Schachtel gedankenlos in den Händen und murmelte, ich heiße nicht Mon ſchär ſondern Felix und auch nicht Sie ſondern du. — Der Chriſtlieb war auch das Weinen näher als das Lachen unerachtet aus der Schachtel, die ſie von Adelgunden erhalten, die ſüßeſten Düfte ſtrömten wie von allerley ſchönen Näſchereien. An der Thüre ſprang und bellte nach ſeiner Gewohnheit Sultan Felixens getreuer Freund und Liebling, Herrmann entſetzte ſich aber ſo ſehr vor dem Hunde, daß er ſchnell in die Stube zurücklief und laut zu weinen anfing. „Er thut dir ja nichts, ſprach Felix, er thut dir ja nichts, warum heulſt und ſchreiſt du ſo? es iſt ja nur ein Hund, und du haſt ja ſchon die ſchrecklichſten Thiere geſehn? Und wenn er auch auf dich zufahren wollte, du haſt ja einen Säbel?“ Felixens Zureden half gar nichts, Herrmann ſchrie immerfort, bis ihn der Jäger auf den Arm nehmen und in die Kutſche tragen mußte, Adelgunde plötzlich von dem Schmerz des Bruders ergriffen oder Gott weiß aus welcher andern Urſache, fing ebenfalls an heftig zu heulen, welches die arme Chriſtlieb ſo anregte, daß ſie auch zu ſchluchzen und zu weinen begann. Unter dieſem Geſchrei und Gejammer der drei Kinder fuhr der Graf Cyprianus von Brakel ab von Brakelheim, und ſo endete der vornehme Beſuch.

Die neuen Spielſachen.

So wie die Kutſche mit dem Grafen Cyprianus von Brakel und ſeiner Familie den Hügel herabgerollt war, warf der Herr Thaddäus ſchnell den grünen Rock und die rothe Weſte ab, und als er eben ſo ſchnell die weite Tuchjacke angezogen und zwei bis dreimahl mit dem breiten Kamm die Haare durchfahren hatte, da holte er tief Athem, dehnte ſich und rief: „Gott ſey gedankt!“ Auch die Kinder zogen ſchnell ihre Sonntagsröckchen aus und fühlten ſich froh und leicht. „In den Wald, in den Wald! rief Felix, indem er ſeine höchſten Luftſprünge verſuchte. „Wollt ihr denn nicht erſt ſehen was euch Herrmann und Adelgunde mitgebracht haben? So ſprach die Mutter und Chriſtlieb, die ſchon während des Ausziehens die Schachteln mit neugierigen Augen betrachtet hatte, meinte, daß das wohl erſt geſchehen könne, nachher ſey es ja wohl noch Zeit genug in den Wald zu laufen. Felix war ſehr ſchwer zu überreden. Er ſprach: was kann uns denn der alberne pumphoſigte Junge mit ſammt ſeiner bebänderten Schweſter großes mitgebracht haben. Was die Wiſſenſchaften betrifft. I nun die plappert er gut genug weg, aber erſt ſchwatzt er von Löw' und Bär und weiß wie man die Elephanten fängt und dann fürchtet er ſich vor meinem Sultan, hat einen Säbel an der Seite und heult und ſchreit und kriecht unter den Tiſch. Das mag mir ein ſchöner Jäger ſeyn! „Ach lieber guter Felix, laß uns doch nur ein ganzes kleines bischen die Schachteln öffnen! So bat Chriſtlieb, und da ihr Felix alles nur mögliche zu Gefallen that, ſo gab er das in den Wald laufen vor der Hand auf und ſetzte ſich mit Chriſtlieb geduldig an den Tiſch auf dem die Schachteln ſtanden. Sie wurden von der Mutter geöffnet, aber da —

Nun, o meine vielgeliebten Leſer! Euch allein iſt es gewiß ſchon ſo gut geworden zur Zeit des fröhlichen Jahrmarkts oder doch gewiß zu Weihnachten von den Aeltern oder andern lieben Freunden mit allerlei ſchmucken Sachen reichlich beſchenkt zu werden. Denkt Euch, wie ihr vor Freude jauchztet, als blanke Soldaten, Männchen mit Drehorgeln, ſchön gepuzte Puppen, zierliche Geräthſchaften, herrliche bunte Bilderbücher u. a. m. um euch lagen und ſtanden! Solche große Freude wie ihr damals, hatten jezt Felix und Chriſtlieb, denn eine ganz reiche Beſcheerung der niedlichſten glänzendſten Sachen ging aus den Schachteln hervor, und dabey gab es noch allerlei Naſchwerk, ſo daß die Kinder einmahl über das andere die Hände zuſammenſchlugen und ausrieſen: Ey wie ſchön iſt das! Nur eine Tüte mit Bonbons legte Felix mit Verachtung bey Seite, und als Chriſtlieb bat den gläſernen Zucker doch wenigſtens nicht zum Fenſter heraus zu werfen, wie er es eben thun wollte, ließ er zwar davon ab, öffnete aber die Tüte und warf einige Bonbons dem Sultan hin, der indeſſen hineingeſchwänzelt war. Sultan roch daran und wandte dann unmuthig die Schnauze weg. „Siehſt du wohl Chriſtlieb, rief Felix nun triumphirend, ſiehſt du wohl, nicht einmahl Sultan mag das garſtige Zeug freſſen. Uebrigens machte es dem Felix von den Spielſachen nichts mehr

Freude als ein ſtattlicher Jägersmann, der, wenn man ein kleines Fädchen das hinten unter ſeiner Jacke hervorragte, anzog, die Büchſe anlegte und in ein Ziel ſchoß, das drei Spannen weit vor ihm angebracht war. Nächſtdem ſchenkte er ſeine Liebe einem kleinen Männchen, das Complimente zu machen verſtand und auf einer Harfe quinkelirte wenn man an einer Schraube drehte; vor allen Dingen gefiel ihm aber eine Flinte und ein Hirſchfänger, beides von Holz und überſilbert, ſo wie eine ſtattliche Huſaren-Mütze und eine Patrontaſche. Chriſtlieb hatte große Freude an einer ſehr ſchön geputzten Puppe und einem ſaubern vollſtändigen Hausrath. Die Kinder vergaßen Wald und Flur und ergötzten ſich an den Spielſachen bis in den ſpäten Abend hinein. Dann gingen ſie zu Bette.

Was ſich mit den neuen Spielſachen im Walde zutrug.

Tages darauf fingen die Kinder es wieder da an, wo ſie es Abends vorher gelaſſen hatten: das heißt, ſie holten die Schachteln herbei, kramten ihre Spielſachen aus und ergözten ſich daran auf mancherlei Weiſe. Eben ſo wie geſtern ſchien die Sonne hell und freundlich in die Fenſter hinein, wiſperten und liſpelten die vom rauſchenden Morgenwind begrüßten Birken, jubilirten Zeiſig, Fink und Nachtigall in den ſchönſten luſtigſten Liedlein. Da wurd' es dem Felix bei ſeinem Jäger, ſeinem kleinen Männchen, ſeiner Flinte und Patrontaſche ganz enge und wehmüthig ums Herz. „Ach, rief er auf einmal, da draußen iſt's doch ſchöner, komm Chriſtlieb! laß uns in den Wald laufen! Chriſtlieb hatte eben die große Puppe ausgezogen und war im Begriff ſie wieder anzukleiden, welches ihr viel Vergnügen machte, deshalb wollte ſie nicht heraus, ſondern bat: Lieber Felix, wollen wir denn nicht noch hier ein bißchen ſpielen? Weißt du was, Chriſtlieb, ſprach Felix, wir nehmen das beſte von unſern Spielſachen mit hinaus. Ich ſchnalle meinen Hirſchfänger um, und hänge das Gewehr über die Schulter, da ſeh' ich aus wie ein Jäger. Der kleine Jäger und Harfenmännlein können mich begleiten, du Chriſtlieb kannſt deine große Puppe und das beſte von deinen Geräthſchaften mitnehmen. Komm nur, komm! Chriſtlieb zog hurtig die Puppe vollends an und nun liefen beide Kinder mit ihren Spielſachen hinaus in den Wald, wo ſie ſich auf einem ſchönen grünen Plätzchen lagerten. Sie hatten eine Weile geſpielt und Felix ließ eben das Harfenmännlein ſein Stückchen orgeln, als Chriſtlieb anfing: Weißt du wohl, lieber Felix, daß dein Harfenmann gar nicht hübſch ſpielt? Hör nur, wie das hier im Walde häßlich klingt, das ewige Ting-Ting-Ping-Ping, die Vögel kucken ſo neugierig aus den Büſchen, ich glaube, ſie hatten ſich ordentlich auf über den albernen Muſikanten, der hier zu ihrem Geſange ſpielen will. Felix drehte ſtärker und ſtärker an der Schraube und rief endlich: du haſt Recht, Chriſtlieb! es klingt abſcheulich, was der kleine Kerl ſpielt, was können mir ſeine Dienerchen helfen — ich ſchäme mich ordentlich vor dem Finken dort drüben, der mich mit ſolch ſchlauen Augen anblinzelt. — Aber der Kerl ſoll beſſer ſpielen — ſoll beſſer ſpielen! — Und damit drehte Felix ſo ſtark an der Schraube, daß Krack. krack — der ganze Kaſten in tauſend Stücke zerbrach auf dem das Harfenmännlein ſtand und ſeine Arme zerbröckelt herabfielen. „Oh — Oh!“ rief Felix; „Ach das Harfenmännlein!“ rief Chriſtlieb. Felix beſchaute einen Augenblick das zerbrochene Spielwerk, ſprach dann: „Es war ein dummer alberner Kerl, der ſchlechtes Zeug aufſpielte und Geſichter und Diener machte, wie Vetter Pumphoſe“ und warf den Harfenmann weit fort in das tiefſte Gebüſch. „Da lob' ich mir meinen Jägersmann,“ ſprach er weiter, „der ſchießt einmal über das andere ins Ziel.“ Nun ließ Felix den kleinen Jäger tüchtig exerziren. Als das eine Weile gedauert, fing Felix an: „Dumm iſt's doch, daß der kleine Kerl immer nur nach dem Ziele ſchießt, welches, wie Papa ſagt, gar keine Sache für einen Jägersmann iſt. Der muß im Walde ſchießen nach Hirſchen — Rehen — Haaſen, und ſie treffen im vollen Lauf. — Der Kerl ſoll nicht mehr nach dem

Ziele ſchieſen.“ Damit brach Felix die Zielſchiebe los, die vor dem Jäger angebracht war. „Nun ſchieß' ins Freie,“ rief er, aber er mochte an dem Fädchen ziehn, ſo viel als er wollte, ſchlaff hingen die Arme des kleinen Jägers herab. Er legte nicht mehr die Büchſe an, er ſchoß nicht mehr los. „Ha ha, rief Felix, nach dem Ziel, in der Stube, da konnteſt du ſchieſen, aber im Walde, wo des Jägers Heimath iſt, da gehts nicht. Fürchteſt dich auch wohl vor Hunden und würdeſt, wenn einer käme, davon laufen mit ſammt deiner Büchſe, wie Vetter Pumphoſe mit ſeinem Säbel! — Ey du einfältiger nichtsnutziger Burſche,“ damit ſchleuderte Felix den Jäger dem Harfenmännlein nach ins tiefe Gebüſch. „Komm! laß uns ein wenig laufen, ſprach er dann zu Chriſtlieb. Ach ja lieber Felix, erwiederte dieſe, meine hübſche Puppe ſoll mit laufen, das wird ein Spaß ſeyn.“ Nun faßte jeder, Felix und Chriſtlieb, die Puppe an einem Arm, und ſo gings fort in vollem Laufe durchs Gebüſch den Hügel herab, und fort und fort bis an den mit hohem

Schilf

Schilf umkränzten Teich, der noch zu dem Beſitzthum des Herrn Thaddäus von Brakel gehörte und wo er zuweilen wilde Enten zu ſchießen pflegte. Hier ſtanden die Kinder ſtill und Felix ſprach: Laß uns ein wenig paſſen, ich habe ja nun eine Flinte, wer weiß ob ich nicht im Röhricht eine Ente ſchießen kann ſo gut wie der Vater. In dem Augenblick ſchrie aber Chriſtlieb laut auf: Ach meine Puppe, was iſt aus meiner ſchönen Puppe geworden! Freilich ſah das arme Ding ganz miſerabel aus. Weder Chriſtlieb noch Felix hatten im Laufen die Puppe beachtet und ſo war es gekommen, daß ſie ſich an dem Geſtrüpp die Kleider ganz und gar zerriſſen, ja beide Beinchen gebrochen hatte. Von dem hübſchen Wachsgeſichtchen war auch beinahe keine Spur, ſo zerſezt und häßlich ſah es aus. Ach meine Puppe, meine ſchöne Puppe, klagte Chriſtlieb. „Da ſiehſt du nun, ſprach Felix, was für dumme Dinger uns die fremden Kinder mitgebracht haben. Das iſt ja eine ungeſchickte einfältige Trine, deine Puppe, die nicht einmahl mit uns laufen kann, ohne ſich gleich Alles zu zerreißen und zu zerſetzen — gieb ſie nur her.“ Chriſtlieb reichte die verunſtaltete Puppe traurig dem Bruder hin und konnte ſich eines lauten Schreies: Ach Ach! nicht enthalten, als der ſie ohne Weiteres fortſchleuderte in den Teich. „Gräme dich nur nicht, tröſtete Felix die Schweſter, gräme dich nur ja nicht um das alberne Ding, ſchieße ich eine Ente, ſo ſollſt du die ſchönſten Federn bekommen die ſich nur in den bunten Flügeln finden wollen. Es rauſchte im Röhricht, da legte ſtracks Felix ſeine hölzerne Flinte an, ſezte ſie aber in demſelben Augenblick wieder ab, und ſchaute nachdenklich vor ſich hin. „Bin ich nicht auch ſelbſt ein thörichter Junge, fing er dann leiſe an, gehört denn nicht zum Schießen Pulver und Bley und habe ich denn beides? — Kann ich denn auch wohl Pulver in eine hölzerne Flinte laden? — Wozu iſt überhaupt das dumme hölzerne Ding? — Und der Hirſchfänger? — Auch von Holz! — der ſchneidet und ſticht nicht — des Vetters Säbel war gewiß auch von Holz, deshalb mochte er ihn nicht ausziehn als er ſich vor dem Sultan fürchtete. Ich merke ſchon, Vetter Pumphoſe hat mich nur zum Beſten gehabt mit ſeinen Spielſachen die was vorſtellen wollen und nichtsnütziges Zeug ſind.“ Damit ſchleuderte Felix Flinte, Hirſchfänger und zulezt noch die Patrontaſche in den Teich. Chriſtlieb war doch betrübt über den Verluſt der Puppe, und auch Felix konnte ſich des Unmuths nicht erwehren. So ſchlichen ſie nach Hauſe, und als die Mutter frug: Kinder wo habt ihr Eure Spielſachen, erzählte Felix ganz treuherzig, wie ſchlimm er mit dem Jäger, mit dem Harfenmännlein, mit Flinte, Hirſchfänger und Patrontaſche, wie ſchlimm Chriſtlieb mit der Puppe angeführt worden. „Ach, rief die Frau von Brakel halb erzürnt, ihr einfältigen Kinder, ihr wißt nur nicht mit den ſchönen zierlichen Sachen umzugehen.“ Der Herr Thaddäus von Brakel, der Felixens Erzählung mit ſichtbarem Wohlgefallen angehört hatte, ſprach aber: Laſſe die Kinder nur gewähren, im Grunde genommen iſts mir recht lieb, daß ſie die fremdartigen Spielſachen die ſie nur verwirrten und beängſteten, los ſind. Weder die Frau von Brakel noch die Kinder wußten, was der Herr von Brakel mit dieſen Worten eigentlich ſagen wollte.

Das fremde Kind.

Felix und Chriſtlieb waren in aller Frühe nach dem Walde gelaufen. Die Mutter hatte es ihnen eingeſchärft ja recht bald wiederzukommen, weil ſie nun viel mehr in der Stube ſitzen, und viel mehr ſchreiben und leſen müßten als ſonſt, damit ſie ſich nicht gar zu ſehr zu ſchämen brauchten vor dem Hofmeiſter der nun nächſtens kommen werde, deshalb ſprach Felix: Laß uns nun das Stündchen über, das wir draußen bleiben dürfen, recht tüchtig ſpringen und laufen! Sie begannen auch gleich ſich als Hund und Häschen herumzujagen, aber ſo wie dieſes Spiel, erregten auch alle übrigen Spiele die ſie anfingen nach wenigen Sekunden ihnen nur Ueberdruß und Langeweile. Sie wußten ſelbſt gar nicht wie es denn nur kam, daß ihnen gerade heute tauſend ärgerliches Zeug geſchehen mußte. Bald flatterte Felixens Mütze vom Winde getrieben ins Gebüſch, bald ſtrauchelte er und fiel auf die Naſe im beſten Rennen, bald blieb Chriſtlieb mit den Kleidern hängen am Dornſtrauch oder ſtieß ſich den Fuß am ſpitzen Stein, daß ſie laut aufſchreien mußte. Sie gaben bald alles Spielen auf, und ſchlichen mißmüthig durch den Wald. „Wir wollen nur in die Stube kriechen ſprach Felix, warf ſich aber, ſtatt weiter zu gehen, in den Schatten eines ſchönen Baums. Chriſtlieb folgte ſeinem Beiſpiel. Da ſaßen die Kinder nun voller Unmuth und ſtarrten ſtumm in den Boden hinein. „Ach, ſeufzete Chriſtlieb endlich leiſe, ach hätten wir doch noch die ſchönen Spielſachen!“ — Die würden, murrte Felix, die würden uns gar nichts nützen, wir müßten ſie doch nur wieder zerbrechen und verderben. Höre Chriſtlieb! — die Mutter hat doch wohl recht — die Spielſachen waren gut, aber wir wußten nur nicht damit umzugehen, und das kommt daher weil uns die Wiſſenſchaften fehlen. „Ach lieber Felix, rief Chriſtlieb, du haſt recht, könnten wir die Wiſſenſchaften ſo hübſch auswendig, wie der blanke Vetter und die geputzte Muhme, ach da hätteſt du noch deinen Jäger, dein Harfenmännlein, da läg' meine ſchöne Puppe nicht im Ententeich! — wir ungeſchickten Dinger — ach wir haben keine Wiſſenſchaften! und damit fing Chriſtlieb an jämmerlich zu ſchluchzen und zu weinen und Felix ſtimmte mit ein und beide Kinder heulten und jammerten daß es im Walde wiedertönte, wir armen Kinder wir haben keine Wiſſenſchaften! Doch plötzlich hielten ſie inne und fragten voll Erſtaunen: Siehſt du's Chriſtlieb? — Hörſt du's Felix? — Aus dem tiefſten Schatten des dunkeln Gebüſches, das den Kindern gegenüber lag, blickte ein wunderſamer Schein, der wie ſanfter Mondesſtrahl über die vor Wonne zitternden Blätter gaukelte und durch das Säuſeln des Waldes ging ein ſüßes Getön, wie wenn der Wind über Harfen hinſtreift und im Liebkoſen die ſchlummernden Akkorde weckt. Den Kindern wurde ganz ſeltſam zu Muthe, aller Gram war von ihnen gewichen, aber die Thränen ſtanden ihnen in den Augen vor ſüßem nie gekanntem Weh. So wie lichter und lichter der Schein durch das Gebüſch ſtrahlte, ſo wie lauter und lauter die wundervollen Töne erklangen, klopfte den Kindern höher das Herz, ſie ſtarrten hinein in den Glanz und ach! ſie gewahrten daß es das von der Sonne hell erleuchtete holde Antlitz des lieblichſten Kindes war, welches ihnen aus dem Gebüſch zulächelte und zuwinkte. „O komm doch nur zu uns — komm doch nur zu uns, du liebes Kind! ſo riefen beide, Chriſtlieb und Felix, indem ſie aufſprangen und voll unbeſchreiblicher Sehnſucht die Hände nach der holden Geſtalt ausſtreckten. „Ich komme — ich komme,“ rief es mit ſüßer Stimme aus dem Gebüſch und leicht wie vom ſäuſelnden Morgenwinde getragen ſchwebte das fremde Kind herüber zu Felix und Chriſtlieb.

Wie das fremde Kind mit Felix und Chriſtlieb ſpielte.

„Ich hab' Euch wohl aus der Ferne weinen und klagen gehört, ſprach das fremde Kind, und da hat es mir recht Leid um Euch gethan, was fehlt Euch denn liebe Kinder?

Ach wir wußten es ſelbſt nicht recht, erwiederte Felix, aber nun iſt es mir ſo, als wenn nur Du uns gefehlt hätteſt, — Das iſt wahr, fiel Chriſtlieb ein, nun du bey uns biſt, ſind wir wieder froh! warum biſt du aber auch ſo lange ausgeblieben? — Beiden Kindern war es in der That ſo, als ob ſie ſchon lange das fremde Kind gekannt und mit ihm geſpielt hätten, und als ob ihr Unmuth nur daher gerührt hätte, daß der liebe Spielkamerad ſich nicht mehr blicken laſſen. „Spielſachen, ſprach Felix weiter, haben wir nun freilich gar nicht, denn ich einfältiger Junge habe geſtern die ſchönſten, die Vetter Pumphoſe mir geſchenkt hatte, ſchändlich verdorben und weggeſchmiſſen, aber ſpielen wollen wir doch wohl. Ey Felix ſprach das fremde Kind, indem es laut auflachte, ey wie magſt du nur ſo ſprechen. Das Zeug das du weggeworfen haſt, das hat gewiß nicht viel getaugt, du ſo wie Chriſtlieb, ihr ſeid ja beide ganz umgeben von dem herrlichſten Spielzeuge, das man nur ſehen kann. Wo denn? — Wo denn? — rieſen Chriſtlieb und Felix — Schaut doch um euch, ſprach das fremde Kind. — Und Felix und Chriſtlieb gewahrten, wie aus dem dicken Graſe, aus dem wolligen Mooſe allerley herrliche Blumen wie mit glänzenden Augen hervorguckten, und dazwiſchen funkelten bunte Steine und kryſtallne Muſcheln, und goldene Käferchen tanzten auf und nieder und ſummten leiſe Liedchen. — Nun wollen wir einen Pallaſt bauen, helft mir hübſch die Steine zuſammentragen! ſo rief das fremde Kind indem es zur Erde gebückt bunte Steine aufzuleſen begann. Chriſtlieb und Felix halfen, und das fremde Kind wußte ſo geſchickt die Steine zu fügen, daß ſich bald hohe Säulen erhoben, die in der Sonne funkelten wie polirtes Metall, und darüber wölbte ſich ein luſtiges goldenes Dach. — Nun küßte das fremde Kind die Blumen die aus dem Boden hervorguckten, da rankten ſie im ſüßem Gelispel in die Höhe und ſich in holder Liebe verſchlingend bildeten ſie duftende Bogengänge in denen die Kinder voll Wonne und Entzücken umherſprangen. Das fremde Kind klatſchte in die Hände, da ſumſte das goldene Dach des Pallaſtes — Goldkäferchen hatten es mit ihren Flügeldecken gewölbt — auseinander und die Säulen zerfloſſen zum rieſelnden Silberbach, an deſſen Ufer ſich die bunten Blumen lagerten und bald neugierig in ſeine Wellen kuckten, bald ihre Häupter hin und her wiegend auf ſein kindiſches Plaudern horchten. Nun pflückte das fremde Kind Grashalme, und brach kleine Aeſtchen von den Bäumen die es hinſtreute vor Felix und Chriſtlieb. Aber aus den Grashalmen wurden bald die ſchönſten Puppen, die man nur ſehen konnte und aus den Aeſtchen kleine allerliebſte Jäger. Die Puppen tanzten um Chriſtlieb herum und ließen ſich von ihr auf den Schooß nehmen und liſpelten mit feinen Stimmchen: ſey uns gut, ſey uns gut, liebe Chriſtlieb. Die Jäger tummelten ſich und klirrten mit den Büchſen und blieſen auf ihren Hörnern und riefen: Halloh! — Halloh! zur Jagd zur Jagd! — Da ſprangen Häschen aus den Büſchen und Hunde ihnen nach, und die Jäger knallten hinterdrein! — Das war eine Luſt — Alles verlor ſich wieder, Chriſtlieb und Felix riefen:

wo ſind die Puppen, wo ſind die Jäger. Das fremde Kind ſprach, o! die ſtehen euch Alle zu Gebote, die ſind jeden Augenblick bei Euch wenn ihr nur wollt, aber möchtet ihr nicht lieber jetzt ein bischen durch den Wald laufen? — Ach ja, Ach ja! riefen beide, Felix und Chriſtlieb. Da faßte das fremde Kind ſie bei den Händen und rief: Kommt, kommt! und damit ging es fort. Aber das war ja gar kein Laufen zu nennen! — Nein! Die Kinder ſchwebten im leichten Fluge durch Wald und Flur und die bunten Vögel flatterten laut ſingend und jubilirend um ſie her. Mit einem mahl ging es hoch — hoch in die Lüfte. „Guten Morgen Kinder! Guten Morgen Gevatter Felix! rief der Storch im Vorbeiſtreifen! Thut mir nichts, thut mir nichts — ich freß' Euer Täublein nicht! kreiſchte der Geyer, ſich in banger Scheu vor den Kindern durch die Lüfte ſchwingend — Felix jauchzte laut, aber der Chriſtlieb wurde bange. „Mir vergeht der Athem — ach ich falle wohl! ſo rief ſie und in demſelben Augenblick ließ ſich das fremde Kind mit den

Geſpielen nieder, und ſprach: nun ſinge ich Euch das Waldlied zum Abſchiede für heute, morgen komm ich wieder. Nun nahm das Kind ein kleines Waldhorn hervor, deſſen goldne Windungen beinahe anzuſehen waren, wie leuchtende Blumenkränze und begann darauf ſo herrlich zu blaſen, daß der ganze Wald wunderſam von den lieblichen Tönen wiederhallte, und dazu ſangen die Nachtigallen, die wie auf des Waldhorns Ruf herbeiflatterten und ſich dicht neben dem Kinde in die Zweige ſetzten, ihre herrlichſten Lieder. Aber plötzlich verhallten die Töne mehr und mehr und nur ein leiſes Säuſeln quoll aus den Gebüſchen, in die das fremde Kind hingeſchwunden. „Morgen — morgen kehr' ich wieder!“ ſo rief es aus weiter Ferne den Kindern zu, die nicht wußten wie ihnen geſchehen, denn ſolch innere Luſt hatten ſie nie empfunden. Ach wenn es doch nur ſchon wieder morgen wäre, ſo ſprachen beide, Felix und Chriſtlieb, indem ſie voller Haſt zu Hauſe liefen um den Eltern zu erzählen, was ſich im Walde begeben.

Was der Herr von Brakel und die Frau von Brakel zu dem fremden Kinde ſagten, und was ſich weiter mit demſelben begab.

„Beinahe möchte ich glauben, daß den Kindern das alles nur geträumt hat! So ſprach der Herr Thaddäus von Brakel zu ſeiner Gemahlin, als Felix und Chriſtlieb ganz erfüllt von dem fremden Kinde nicht aufhören konnten, ſein holdes Weſen, ſeinen anmuthigen Geſang, ſeine wunderbaren Spiele zu preiſen. „Denk ich aber wieder daran, fuhr Herr von Brakel fort, daß beide doch nicht auf einmahl und auf gleiche Weiſe geträumt haben können, ſo weiß ich am Ende ſelbſt nicht, was ich von dem Allen denken ſoll. „Zerbrich dir den Kopf nicht, o mein Gemahl!“ erwiederte die Frau von Brakel, ich wette, das fremde Kind iſt niemand anders als Schulmeiſters Gottlieb aus dem benachbarten Dorfe. Der iſt herübergelaufen und hat den Kindern allerlei tolles Zeug in den Kopf geſetzt, aber das ſoll er künftig bleiben laſſen. Herr von Brakel war gar nicht der Meinung ſeiner Gemahlin, um indeſſen mehr hinter die eigentliche Bewandtniß der Sache zu kommen, wurden Felix und Chriſtlieb herbeigerufen und aufgefordert genau anzugeben, wie das Kind ausgeſehen habe und wie es gekleidet geweſen ſey. Rückſichts des Ausſehens ſtimmten beide überein, daß das Kind ein lilienweißes Geſicht, roſenrothe Wangen, kirſchrothe Lippen, blauglänzende Augen und goldgelocktes Haar habe, und ſo ſchön ſey, wie ſie es gar nicht ausſprechen könnten; in Anſehung der Kleider wußten ſie aber nur ſo viel, daß das Kind ganz gewiß nicht eine blaugeſtreifte Jacke, eben ſolche Hoſen und eine ſchwarz lederne Mütze trage, wie Schulmeiſters Gottlieb. Dagegen klang alles, was ſie über den Anzug des Kindes ungefähr zu ſagen vermochten, ganz fabelhaft und unklug. Chriſtlieb behauptete nämlich, das Kind trage ein wunderſchönes leichtes glänzendes Kleidchen von Roſenblättern; Felix meinte dagegen, das Kleid des Kindes funkle in hellem goldenen Grün wie Frühlingslaub im Sonnenſchein. Daß das Kind, fuhr Felix weiter fort, irgend einem Schulmeiſter angehören könne, daran ſey gar nicht zu denken, denn zu gut verſtehe ſich der Knabe auf die Jägerei, ſtamme gewiß aus der Heimath aller Wald und Jagdluſt und werde der tüchtigſte Jägersmann werden, den es wohl gebe. „Ey Felix, unterbrach ihn Chriſtlieb, wie kannſt du nur ſagen, daß das kleine liebe Mädchen ein Jägersmann werden ſoll. Auf das Jagen mag ſie ſich auch wohl verſtehen, aber gewiß noch viel beſſer auf die Wirthſchaft im Hauſe, ſonſt hätte ſie mir nicht ſo hübſch die Puppen angekleidet und ſo ſchöne Schüſſeln bereitet!“ So hielt Felix das fremde Kind für einen Knaben, Chriſtlieb behauptete dagegen es ſey ein Mädchen und beide konnten darüber nicht einig werden. - Die Frau von Brakel ſagte, es lohnt gar nicht, daß man ſich mit den Kindern auf ſolche Narrheiten einläßt, der Herr von Brakel meinte dagegen: ich dürfte ja nur den Kindern nachgehen in den Wald und erlauſchen, was denn das für ein ſeltſames Wunderkind iſt, das mit ihnen ſpielt, aber es iſt mir ſo, als könnte ich den Kindern dadurch eine große Freude verderben und deshalb will ich es nicht thun.“ Andern

Tages, als Felix und Chriſtlieb zu gewöhnlicher Zeit in den Wald lieſen, wartete das fremde Kind ſchon auf ſie, und wußte es geſtern herrliche Spiele zu beginnen, ſo ſchuf es vollends heute die anmuthigſten Wunder, ſo daß Felix und Chriſtlieb einmal über das andere vor Freude und Entzücken laut aufjauchzten. Luſtig und ſehr hübſch zugleich war es, daß das fremde Kind während des Spielens ſo zierlich und geſcheut mit den Bäumen, Gebüſchen, Blumen, mit dem Waldbach zu ſprechen wußte. Alle antworteten auch ſo vernehmlich, daß Felix und Chriſtlieb alles verſtanden. Das fremde Kind rief ins Erlengebüſch hinein: Ihr ſchwatzhaftes Volk, was flüſtert und wispert ihr wieder untereinander? Da ſchüttelten ſtärker ſich die Zweige und lachten und liſpelten: Ha — ha ha — wir freuen uns über die artigen Dinge, die uns Freund Morgenwind heute zugeraunt hat, als er von den blauen Bergen vor den Sonnenſtrahlen daherrauſchte. Er brachte uns tauſend Grüße und Küſſe von der goldnen Königin und einige tüchtige Flügelſchläge voll der ſüßeſten Düfte. „O ſchweigt doch, ſo unterbrachen die Blumen das Geſchwätz der Büſche, o ſchweigt doch von dem Flatterhaften der mit den Düften prahlt, die ſeine falſchen Liebkoſungen uns entlocken. Laßt die Gebüſche liſpeln und ſäuſeln, ihr Kinder, aber ſchaut uns an, horcht auf uns, wir lieben Euch gar zu ſehr und putzen uns heraus, mit den ſchönſten glänzendſten Farben Tag für Tag nur damit wir Euch recht gefallen. — Und lieben wir Euch denn nicht auch, ihr holden Blumen? So ſprach das fremde Kind, aber Chriſtlieb kniete zur Erde nieder und ſtreckte beide Aerme weit aus, als wollte ſie all' die herrlichen Blumen, die um ſie her ſproßten, umarmen, indem ſie rief: Ach ich lieb' Euch ja allzumal! — Felix ſprach: auch mir gefallt ihr wohl, in Euren glänzenden Kleidern, ihr Blumen, aber doch halt' ich es mit dem Grün, mit den Büſchen, mit den Bäumen, mit dem Walde, er muß Euch doch ſchützen und ſchirmen, ihr kleinen bunten Kindlein! Da ſauſte es in den hohen ſchwarzen Tannen: „Das iſt ein wahres Wort, du tüchtiger Junge, und du mußt dich nicht vor uns fürchten, wenn der Gevatter Sturm daher gezogen kommt und wir ein bischen ungeſtüm mit dem groben Kerl zanken. „Ey, rief Felix, knarrt und ſtöhnt und ſauſet nur recht wacker, ihr grünen Rieſen, dann geht ja dem tüchtigen Jägersmann erſt das Herz recht auf.“ Da haſt du ganz Recht, ſo rauſchte und plätſcherte der Waldbach, da haſt du ganz Recht, aber wozu immer jagen, immer rennen im Sturm und im wilden Gebraus! — Kommt! ſezt euch fein ins Moos und hört mir zu. Von fernen fernen Landen aus tiefem Schacht komm ich her — ich will euch ſchöne Mährchen erzählen und immer was Neues, Well' auf Welle und immerfort und fort. Und die ſchönſten Bilder zeig' ich Euch, ſchaut mir nur recht ins blanke Spiegelantlitz — duftiges Himmelblau — goldenes Gewölk — Buſch und Blum und Wald — Euch ſelbſt, ihr holden Kinder zieh ich liebend hinein tief in meinen Buſen! — „Felix, Chriſtlieb, ſo ſprach das fremde Kind, indem es mit wunderſamer Holdſeeligkeit um ſich blickte, Felix, Chriſtlieb, o hört doch nur, wie alles uns liebt. Aber ſchon ſteigt das Abendroth auf hinter den Bergen und Nachtigall ruft mich nach Hauſe. „O laß uns noch ein bischen fliegen, bat Felix. „Aber nur nicht ſo ſehr hoch, da ſchwindelts mir gar zu ſehr, ſprach Chriſtlieb. Da faßte wie geſtern das fremde Kind beide, Felix und Chriſtlieb, bei den Händen und nun ſchwebten ſie auf im goldenen Purpur des Abendroths und das luſtige Volk der bunten Vögel ſchwärmte und lärmte um ſie her — das war ein Jauchzen und Jubeln! — In den glänzenden Wolken, wie in wogenden Flammen erblickte Felix die herrlichſten Schlöſſer von lauter Rubinen und andern funkelnden Edelſteinen: Schau o ſchau doch Chriſtlieb, rief er voll Entzücken, das ſind prächtige, prächtige Häuſer, nur tapfer laß uns fliegen, wir kommen gewiß hin. Chriſtlieb gewahrte auch die Schlöſſer und vergaß alle Furcht, indem ſie nicht mehr hinab, ſondern unverwandt in die Ferne blickte. „Das ſind meine lieben Luftſchlöſſer, ſprach das fremde Kind, aber hinkommen wir heute wohl nicht mehr! — Felix und Chriſtlieb waren wie im Traume und wußten ſelbſt nicht wie es geſchah, daß ſie unverſehens ſich zu Hauſe bei Vater und Mutter befanden.

Von der Heimath des fremden Kindes.

Das fremde Kind hatte auf dem anmuthigſten Platz im Walde zwiſchen ſäuſelndem Gebüſch, dem Bach unfern, ein überaus herrliches Gezelt von hohen ſchlanken Lilien, glühenden Roſen und bunten Tulipanen erbaut. Unter dieſem Gezelt ſaßen mit dem fremden Kinde Felix und Chriſtlieb und horchten darauf, was der Waldbach allerlei ſeltſames Zeug durcheinander plauderte. „Recht verſtehe ich doch nicht, fing Felix an, was der dort unten erzählt und es iſt mir ſo, als wenn du ſelbſt, mein lieber lieber Junge alles, was er nur ſo unverſtändlich murmelt, recht hübſch mir ſagen könnteſt. Ueberhaupt möcht' ich dich doch wohl fragen, wo du denn herkommſt und wo du immer ſo ſchnell hinverſchwindeſt, daß wir ſelbſt niemals wiſſen wie das geſchieht? — „Weißt du wohl, liebes Mädchen, fiel Chriſtlieb ein, daß Mutter glaubt, du ſeyſt Schulmeiſters Gottlieb? „Schweig doch nur dummes Ding, rief Felix, Mutter hat den lieben Knaben niemals geſehen, ſonſt würde ſie gar nicht von Schulmeiſters Gottlieb geſprochen haben. — Aber nun ſage mir geſchwind, du lieber Junge, wo du wohnſt, damit wir zu dir ins Haus kommen können, zur Winterszeit, wenn es ſtürmt und ſchneit und im Walde nicht Steg nicht Weg zu finden iſt. „Ach ja! ſprach Chriſtlieb, nun mußt du uns fein ſagen, wo du zu Hauſe biſt, wer deine Aeltern ſind und hauptſächlich wie du denn eigentlich heißeſt. Das fremde Kind ſah ſehr ernſt, beinahe traurig vor ſich hin und ſeufzte recht aus tiefer Bruſt. Dann, nachdem es einige Augenblicke geſchwiegen, fing es an: Ach lieben Kinder, warum fragt ihr nach meiner Heimath? Iſt es denn nicht genug, daß ich tagtäglich zu Euch komme und mit Euch ſpiele? — Ich könnte Euch ſagen, daß ich dort hinter den blauen Bergen, die wie krauſes, zackiges Nebelgewölk anzuſehen ſind, zu Hauſe bin, aber wenn ihr Tagelang und immer fort und fort laufen wolltet, bis ihr auf den Bergen ſtündet, ſo würdet ihr wieder eben ſo fern ein neues Gebirge ſchauen, hinter dem ihr meine Heimath ſuchen müßtet, und wenn ihr auch dieſes Gebürge erreicht hättet, würdet ihr wiederum ein neues erblicken, und ſo würde es Euch immer fort und fort gehen und ihr würdet niemals meine Heimath erreichen. „Ach, rief Chriſtlieb weinerlich aus, ach ſo wohnſt du wohl viele hundert hundert Meilen von uns und biſt nur zum Beſuch in unſerer Gegend? Sieh nur, liebe Chriſtlieb! fuhr das fremde Kind fort, wenn du dich recht herzlich nach mir ſehnſt, ſo bin ich gleich bei dir und bringe dir alle Spiele, alle Wunder aus meiner Heimath mit, und iſt denn das nicht eben ſo gut als ob wir in meiner Heimath ſelbſt zuſammen ſäßen und mit einander ſpielten? Das nun wohl eben nicht, ſprach Felix, denn ich glaube, daß deine Heimath ein gar herrlicher Ort ſein muß, ganz voll von den herrlichen Dingen, die du uns mitbringſt. Du magſt mir nun die Reiſe dahin ſo ſchwürig vorſtellen wie du willſt, ſo wie ich es nur vermag, mache ich mich doch auf den Weg. So durch Wälder ſtreichen und auf ganz wilden verwachſenen Pfaden, Gebürge erklettern, durch Bäche waren, über ſchroffes Geſtein und dornigt Geſtrüpp, das iſt ſo recht Waldmanns Sache — ich werd's ſchon durchführen. Das wirſt du auch, rief das fremde Kind, indem es freudig lachte, und wenn du es dir ſo recht feſt vornimmſt, dann iſt es ſo gut als hätteſt du es ſchon wirklich ausgeführt. Das Land, in dem ich wohne iſt in der That ſo ſchön und herrlich, wie ich es gar nicht zu beſchreiben vermag. Meine Mutter iſt es, die als Königin über dieſes Reich voller Glanz und Pracht herrſcht. — So biſt du ja ein Prinz, — So biſt du ja eine Prinzeſſin — riefen zu gleicher Zeit verwundert, ja beinahe erſchrokken, Felix und Chriſtlieb. „Allerdings, ſprach das fremde Kind. So wohnſt du wohl in einen ſchönen Pallaſt! fragte Felix weiter. Ja wohl, erwiederte das fremde Kind, noch viel ſchöner iſt der Pallaſt meiner Mutter, als die glänzenden Schlöſſer die du in den Wolken geſchaut haſt, denn ſeine ſchlanken Säulen aus purem Kryſtall erheben ſich hoch — hoch hinein in das Himmelsblau das auf ihnen ruht wie ein weites Gewölbe. Unter dem ſegelt glänzendes Gewölk mit goldnem Schwingen hin und her und das purpurne Morgen- und Abendroth ſteigt auf und nieder und in klingenden Kreiſen tanzen die funkelnden Sterne. — Ihr habt, meine lieben Geſpielen, ja wohl ſchon von Feen gehört, die, wie es ſonſt kein Menſch vermag, die herrlichſten Wunder hervorrufen können, und ihr werdet es auch wohl ſchon gemerkt haben, daß meine Mutter nichts anders iſt, als eine Fee. Ja! das iſt ſie wirklich und zwar die mächtigſte die es giebt. Alles was auf der Erde webt und lebt hält ſie mit treuer Liebe umfangen doch zu ihrem innigen Schmerz wollen viele Menſchen gar nichts von ihr wiſſen. Vor allen liebt meine Mutter aber die Kinder und daher kommt es, daß die Feſte, die ſie in ihrem Reiche den Kindern bereitet, die ſchönſten und herrlichſten ſind. Da geſchieht es denn wohl, daß ſchmucke Geiſter aus dem Hofſtaate meiner Mutter keck ſich durch die Wolken ſchwingen und von einem Ende des Pallaſtes bis zum andern einen in den ſchönſten Farben ſchimmernden Regenbogen ſpannen. Unter dem bauen ſie den Thron meiner Mutter aus lauter Diamanten, die aber ſo anzuſehen ſind und ſo herrlich duften wie Lilien Nelken und Roſen. So wie meine Mutter den Thron beſteigt, rühren die Geiſter ihre goldnen Harfen, ihre kryſtallenen Zimbeln und dazu ſingen die Kammerſänger meiner Mutter mit ſolch wunderbaren Stimmen, daß man vergehen möchte vor ſüßer Luſt. Dieſe Sänger ſind aber ſchöne Vögel, größer noch als Adler, mit ganz purpurnem Gefieder, wie ihr ſie wohl noch nie geſehen habt. Aber ſo wie die Muſik losgegangen, wird alles im Pallaſt, im Walde, im Garten laut und lebendig. Viele tauſend blank gepuzte Kinder tummeln ſich im Jauchzen und Jubeln umher. Bald jagen ſie ſich durch's Gebüſch und werfen ſich neckend mit Blumen, bald klettern ſie auf ſchlanke Bäumchen und laſſen ſich vom Winde hin und her ſchaukeln, bald pflücken ſie goldglänzende Früchte, die ſo ſüß und herrlich ſchmecken wie ſonſt nichts auf der Erde, bald ſpielen ſie mit zahmen Rehen — mit andern ſchmucken Thieren, die ihnen aus dem Gebüſch entgegenſpringen; bald rennen ſie keck den Regenbogen auf und nieder oder beſteigen gar als kühne Reuter die ſchönen Gold-Faſanen, die ſich mit ihnen durch die glänzenden Wolken ſchwingen. „Ach das muß herrlich ſeyn, ach nimm uns mit in deine Heimath, wir wollen immer dort bleiben! — So riefen Felix und Chriſtlieb voll Entzücken, das fremde Kind ſprach aber: Mitnehmen nach meiner Heimath kann ich Euch in der That nicht, es iſt zu weit, ihr müßtet ſo gut und unermüdlich fliegen können wie ich ſelbſt. Felix und Chriſtlieb wurden ganz traurig und blickten ſchweigend zur Erde nieder.

Von dem böſen Miniſter am Hofe der Feen-Königin.

Ueberhaupt, fuhr das fremde Kind fort, überhaupt möchtet ihr Euch in meiner Heimath vielleicht gar nicht ſo gut befinden, als ihr es Euch nach meiner Erzählung vorſtellt. Ja der Aufenthalt könnte euch ſogar verderblich ſeyn. Manche Kinder vermögen nicht den Geſang der purpurrothen Vögel, ſo herrlich er auch iſt, zu ertragen, ſo daß er ihnen das Herz zerreißt, und ſie augenblicklich ſterben müſſen. Andere, die gar zu keck auf den Regenbogen rennen, gleiten aus und ſtürzen herab, und manche ſind ſogar albern genug im beſten Fliegen dem Goldfaſan der ſie trägt weh zu thun. Das nimmt denn der ſonſt friedliche Vogel dem dummen Kinde übel und reißt ihm mit ſeinem ſcharfen Schnabel die Bruſt auf, ſo daß es blutend aus dem Wolken herabfällt. Meine Mutter härmt ſich gar ſehr ab, wenn Kinder auf ſolche Weiſe, freilich durch ihre eigne Schuld, verunglücken. Gar zu gern wollte ſie, daß alle Kinder auf der ganzen Welt die Luſt ihres Reichs genießen möchten, aber wenn viele auch tüchtig fliegen können, ſo ſind ſie nachher doch entweder zu keck oder zu furchſam und verurſachen ihr nur Sorge und Angſt. Eben deshalb erlaubt ſie mir, daß ich hinausfliegen aus meiner Heimath und tüchtigen Kindern allerley ſchöne Spielſachen daraus mitbringen darf, wie ich es denn auch mit Euch gemacht habe. „Ach, rief Chriſtlieb, ich könnte gewiß keinem ſchönem Vogel Leides thun, aber auf dem Regenbogen rennen möchte ich doch nicht. Das wäre, — fiel ihr Felix ins Wort, — das wäre nun gerade meine Sache und eben deshalb möchte ich zu deiner Mutter Königin. Kannſt du nicht einmahl den Regenbogen mitbringen? Nein, erwiederte das fremde Kind, das geht nicht an, und ich muß dir überhaupt ſagen, daß ich mich nur ganz heimlich zu Euch ſtehlen darf. Sonſt war ich überall ſicher als ſey ich bey meiner Mutter, und es war überhaupt ſo, als ſey überall ihr ſchönes Reich ausgebreitet, ſeit der Zeit aber daß ein arger Feind meiner Mutter, den ſie aus ihrem Reiche verbannt hat, wild umherſchwärmt, bin ich vor arger Nachſtellung nicht geſchützt. „Nun, rief Felix, indem er aufſprang und den Dornenſtock, den er ſich geſchnitzt, in der Luft ſchwenkte, nun den wollt' ich denn doch ſehen, der dir hier Leides zufügen ſollte. Fürs erſte hätt' er es mit mir zu thun und denn rief ich Papa zu Hülfe, der ließe den Kerl einfangen und in den Thurm ſperren. „Ach, erwiederte das fremde Kind, ſo wenig der arge Feind in meiner Heimath mir etwas anthun kann, ſo gefährlich iſt er mir außerhalb derſelben, er iſt gar mächtig und wider ihn hilft nicht Stock nicht Thurm. Was iſt denn das für ein garſtig Ding, das dich ſo bange machen kann? fragte Chriſtlieb. Ich habe Euch geſagt, fing das fremde Kind an, daß meine Mutter eine mächtige Königin iſt, und ihr wißt, daß Königinnen ſo wie Könige einen Hofſtaat und Miniſter, um ſich haben. Ja wohl ſprach Felix, der Onkel Graf iſt ſelbſt ſolch' ein Miniſter, und trägt einen Stern auf der Bruſt. Deiner Mutter Miniſter tragen auch wohl recht funkelnde Sterne? Nein, erwiederte das fremde Kind, nein das eben nicht, denn die mehrſten ſind ſelbſt ganz und gar funkelnde Sterne und andere tragen gar keine Röcke woran ſich ſo etwas anbringen ließe. Daß ichs nur ſage, alle Miniſter meiner Mutter ſind mächtige Geiſter, die theils in der Luft ſchweben, theils in Feuerflammen, theils in den Gewäſſern wohnen, und überall das ausführen was meine Mutter ihnen gebietet. Es fand ſich vor langer Zeit ein fremder Geiſt bey uns ein, der nannte ſich Pepaſilio und behauptete, er ſey ein großer Gelehrter, er wiſſe mehr und würde größere Dinge bewirken als alle übrige. Meine Mutter nahm ihn in die Reihe ihrer Miniſter auf, aber bald entwickelte ſich immer mehr ſeine innere Tücke. Außerdem daß er alles was die übrigen Miniſter thaten, zu vernichten ſtrebte, ſo hatte er es vorzüglich darauf abgeſehen, die frohen Feſte der Kinder recht hämiſch zu verderben. Er hatte der Königin vorgeſpiegelt, daß er die Kinder erſt recht luſtig und geſcheut machen wellte, ſtatt deſſen hing er ſich centnerſchwer an den Schweif der Faſanen, ſo daß ſie ſich nicht aufſchwingen konnten, zog er die Kinder wenn ſie auf Roſenbüſchen hinaufgeklettert, bey den Beinen herab, daß ſie ſich die Naſen blutig ſchlugen, zwang er die, welche luſtig laufen und ſpringen wollten, auf allen Vieren mit zur Erde gebeugtem Haupte herum zu kriechen. Den Sängern ſtopfte er allerlei ſchädliches Zeug in die Schnäbel, damit ſie nur nicht ſingen ſollten, denn Geſang konnte er nicht ausſtehen und die armen zahmen Thierchen wollte er ſtatt mit ihnen zu ſpielen auffreſſen, denn nur dazu, meinte er, wären ſie da. Das Abſcheulichſte war aber wohl, daß er mit Hülfe ſeiner Geſellen die ſchönen funkelnden Edelſteine des Pallaſtes, die bunt ſchimmernden Blumen, die Roſen und Lilienbüſche, ja ſelbſt den glänzenden Regenbogen mit einem ekelhaften ſchwarzen Saft zu überziehn wußte, ſo daß alle Pracht verſchwunden und alles todt und traurig anzuſehen war. Und wie er dies vollbracht, erhob er ein ſchallendes Gelächter und ſchrie, nun ſey erſt alles ſo wie es ſein ſolle, denn er habe es beſchrieben. Als er nun vollends erklärte, daß er meine Mutter nicht als Königinn anerkenne, ſondern daß ihm allein die Herrſchaft gebühre, und ſich in der Geſtalt einer ungeheuren Fliege mit blitzenden Augen und vorgeſtrecktem ſcharfen Rüſſel emporſchwang in abſcheulichem Summen und Brauſen auf den Thron meiner Mutter, da erkannte ſie ſo wie alle, daß der hämiſche Miniſter, der ſich unter dem ſchönen Nahmen Pepaſilio eingeſchlichen, niemand anders war, als der finſtere mürriſche Gnomen König Pepſer. Der Thörichte hatte aber die Kraft ſo wie die Tapferkeit ſeiner Geſellen viel zu hoch in Anſchlag gebracht. Die Miniſter des Luftdepartements umgaben die Königinn und fächelten ihr ſüße Düfte zu, indem die Miniſter des Feuerdepartements in Flammenwogen auf und nieder rauſchten und die Sänger, deren Schnäbel gereinigt, die volltönendſten Geſänge anſtimmten, ſo, daß die Königin den häßlichen Pepſer weder ſah noch hörte noch ſeinen vergifteten übelriechenden Athem ſpürte. In dem Augenblick auch faßte der Faſanenfürſt den böſen Pepſer mit dem leuchtenden Schnabel und drückte ihn ſo gewaltig

zu-

zuſammen, daß er vor Wuth und Schmerz laut aufkreiſchte, dann ließ er ihn aus der Höhe von dreitauſend Ellen zur Erde niederfallen. Er konnte ſich nicht regen noch bewegen, bis auf ſein wildes Geſchrei ſeine Muhme, die große blaue Kröte herbeikroch, ihn auf den Rücken nahm und nach Hauſe ſchleppte. Fünfhundert luſtige kecke Kinder erhielten tüchtige Fliegenklatſchen, mit denen ſie Pepſers häßliche Geſellen, die noch umherſchwärmten und die ſchönen Blumen verderben wollten, todtſchlugen. So wie nun Pepſer fort war, zerfloß der ſchwarze Saft womit er alles überzogen, von ſelbſt und bald blühete und glänzte und ſtrahlte alles ſo herrlich und ſchön wie zuvor. Ihr könnt denken, daß der garſtige Pepſer nun in meiner Mutter Reich nichts mehr vermag, aber er weiß, daß ich mich oft hinauswage und verfolgt mich raſtlos unter allerlei Geſtalten, ſo daß ich ärmſtes Kind oft auf der Flucht nicht weiß, wo ich mich hin verbergen ſoll, und darum, ihr lieben Geſpielen, entfliehe ich oft ſo ſchnell, daß ihr nicht ſpürt wo ich hingekommen. Dabey muß es denn auch bleiben und wohl kann ich euch ſagen, daß, ſollte ich es auch unternehmen, mich mit Euch in meine Heimath zu ſchwingen; Pepſer uns gewiß aufpaſſen und uns todtmachen würde. Chriſtlieb weinte bitterlich über die Gefahr in der das fremde Kind immer ſchweben mußte. Felix meinte aber: iſt der garſtige Pepſer weiter nichts als eine große Fliege, ſo will ich ihm mit Papa's großer Fliegenklatſche ſchon zu Leibe gehn, und habe ich ihm eins tüchtig auf die Naſe verſetzt, ſo mag Muhme Kröte zuſehen wie ſie ihn nach Hauſe ſchleppt.

Wie der Hofmeiſter angekommen war und die Kinder ſich vor ihm fürchten.

In vollem Sprunge eilten Felix und Chriſtlieb nach Hauſe, in dem ſie unaufhörlich riefen: Ach das fremde Kind iſt ein ſchöner Prinz! — Ach das fremde Kind iſt eine ſchöne Prinzeſſin! Sie wollten das jauchzend den Eltern verkünden, aber wie zur Bildſäule erſtarrt blieben ſie in der Hausthüre ſtehen, als ihnen Herr Taddäus von Brakel entgegentrat und an ſeiner Seite einen fremden verwunderlichen Mann hatte, der halb vernehmlich in ſich hinein brummte: das ſind mir ſaubere Rangen! — Das iſt der Herr Hofmeiſter, ſprach Herr von Brakel indem er den Mann bei der Hand ergriff, das iſt der Herr Hofmeiſter, den Euch der gnädige Onkel geſchickt hat. Grüßt ihn fein artig! — Aber die Kinder ſahen den Mann von der Seite an und konnten ſich nicht regen und bewegen. Das kam daher, weil ſie ſolch eine wunderliche Geſtalt noch niemals geſchaut. Der Mann mochte kaum mehr als einen halben Kopf höher ſeyn als Felix, dabei war er aber unterſezt; nur ſtachen gegen den ſehr ſtarken breiten Leib die kleinen ganz dünnen Spinnenbeinchen ſeltſam ab. Der unförmliche Kopf war beinahe viereckig zu nennen, und das Geſicht faſt gar zu häßlich, denn außerdem, daß zu den dicken braunrothen Backen und dem breiten Maule die viel zu lange ſpitze Naſe gar nicht paſſen wollte, ſo glänzten auch die kleinen hervorſtehenden Glasaugen ſo graulich, daß man ihn gar nicht gern anſehen mochte. Uebrigens hatte der Mann eine pechſchwarze Perücke auf den viereckigten Kopf geſtülpt, war auch von Kopf bis zu Fuß pechſchwarz gekleidet und hieß: Magiſter Tinte. Als nun die Kinder ſich nicht rückten und rührten, wurde die Frau von Brakel böſe und rief: Potztauſend ihr Kinder, was iſt denn das? der Herr Magiſter wird Euch für ganz ungeſchliffene Bauernkinder halten müſſen. — Fort! gebt dem Herrn Magiſter fein die Hand!" Die Kinder ermannten ſich, und thaten was die Mutter befohlen, ſprangen aber, als der Magiſter ihre Hände faßte, mit dem lauten Schrei: O weh o weh! zurück. Der Magiſter lachte hell auf und zeigte eine heimlich in der Hand verſteckte Nadel vor, womit er die Kinder, als ſie ihm die Hände reichten, geſtochen. Chriſtlieb weinte, Felix aber grollte den Magiſter von der Seite an: Verſuche das nur noch einmal kleiner Dickbauch. — Warum thaten ſie das lieber Herr Magiſter Tinte, fragte etwas mißmüthig der Herr von Brakel. Der Magiſter erwiederte: Das iſt nun einmal ſo meine Art, ich kann davon gar nicht laſſen. Und dabei ſtemmte er beide Hände in die Seite und lachte immer fort, welches aber zuletzt ſo widerlich klang wie der Ton einer verdorbenen Schnarre. „Sie ſcheinen ein ſpaßhafter Mann zu ſein, lieber Herr Magiſter Tinte, ſprach der Herr von Brakel, aber ihm ſowohl als der Frau von Brakel, vorzüglich den Kindern, wurde ganz unheimlich zu Muthe. „Nun nun, rief der Magiſter, wie ſtehts denn mit den kleinen Krabben, ſchon tüchtig in den Wiſſenſchaften vorgerückt? — Wollen doch gleich ſehen.“ Damit fing er an, den Felix und die Chriſtlieb ſo zu fragen, wie es der Onkel Graf mit ſeinen Kindern gethan. Als nun aber beide verſicherten, daß ſie die Wiſſenſchaften noch gar nicht auswendig wüßten, da ſchlug der Magiſter Tinte die Hände über den Kopf zuſammen daß es klatſchte, und ſchrie wie beſeſſen: Das iſt was ſchönes! — keine Wiſſenſchaften. — Das wird Arbeit geben! Wollens aber ſchon kriegen!! Felix, ſo wie Chriſtlieb, beide ſchrieben eine ſaubere Handſchrift, und wußten aus manchen alten Büchern die ihnen der Herr von Brakel in die Hände gab und die ſie ämſig laſen, manche ſchöne Geſchichte zu erzählen, das achtete aber der Magiſter Tinte für gar nichts, ſondern meinte, das alles wäre nur dummes Zeug. — Ach! nun war an kein in den Wald laufen mehr zu denken! — Statt deſſen mußten die Kinder beinahe den ganzen Tag zwiſchen den vier Wänden ſitzen und den Magiſter Tinte Dinge nachplappern die ſie nicht verſtanden. Es war ein wahres Herzeleid! — Mit welchen ſehnſuchtsvollen Blicken ſchauten ſie nach dem Walde! Oft war es ihnen, als hörten ſie mitten unter den luſtigen Liedern der Vögel, im Rauſchen der Bäume, des fremden Kindes ſüße Stimme rufen: Wo ſeid ihr denn, Felix — Chriſtlieb — ihr lieben Kinder! wo ſeid ihr denn! wollt ihr nicht mehr mit mir ſpielen! — Kommt doch nur! — ich habe Euch einen ſchönen Blumenpallaſt gebaut — da ſetzen wir uns hinein und ich ſchenk' Euch die herrlichſten bunteſten Steine — und dann ſchwingen wir uns auf in die Wolken und bauen ſelbſt funkelnde Luftſchlöſſer! — Kommt doch! Kommt doch nur!" Darüber wurden die Kinder mit allen ihren Gedanken ganz hingezogen nach dem Walde, und ſahen und hörten nicht mehr auf den Magiſter. Der wurde aber denn ganz zornig, ſchlug mit beiden Fäuſten auf den Tiſch und brummte und ſummte und ſchnarrte und knarrte: Pim — Sim — Prr — Srrr — Knurr — Krrr — Was iſt das! aufgepaßt!" Felix hielt das aber nicht lange aus, er ſprang auf und rief: laß mich los mit deinem dummen Zeuge, Herr Magiſter Tinte, fort will ich in den Wald — ſuch' dir den Vetter Pumphoſe, das iſt was für den! — Komm Chriſtlieb, das fremde Kind wartet ſchon auf uns. — Damit ging es fort, aber der Magiſter Tinte ſprang mit ungemeiner Behendigkeit hinten her und erfaßte die Kinder dicht vor der Hausthüre. Felix wehrte ſich tapfer und der Magiſter Tinte war im Begriff zu unterliegen, da dem Felix der treue Sultan zu Hülfe geeilt war. Sultan, ſonſt ein frommer geſitteter Hund, hatte gleich vom erſten Augenblick an einen entſchiedenen Abſcheu gegen den Magiſter Tinte bewieſen. So wie dieſer ihm nur nahe kam, knurrte er, und ſchlug mit dem Schweif ſo heftig um ſich, daß er den Magiſter, den er geſchickt an die dünnen Beinchen zu treffen wußte, beinahe umgeſchmiſſen hätte. Sultan ſprang hinzu und packte den Magiſter, der Felix bey beiden Schultern hielt, ohne Umſtände beym Rockkragen. Der Magiſter Tinte erhob ein klägliches Geſchrei, auf das Herr Thaddäus von Brakel ſchnell hinzueilte. Der Magiſter ließ ab von Felix, Sultan von dem Magiſter. „Ach wir ſollen nicht mehr in den Wald, klagte Chriſtlieb, indem ſie bitterlich weinte. So ſehr auch der Herr von Brakel den Felix ausſchalt, thaten ihm doch die Kinder leid, die nicht mehr in Flur und Hain herumſchwärmen ſollten. Der Magiſter Tinte mußte ſich dazu verſtehen, täglich mit den Kindern den Wald zu beſuchen. Es ging ihm ſchwer ein. „Hätten ſie nur, Herr von Brakel, ſprach er, einen vernünftigen Garten mit Buchsbaum und Staketen am Hauſe, ſo könnte man in der Mittagsſtunde mit den Kindern ſpazieren gehen, was in aller Welt ſollen wir aber in dem wilden Walde? — Die Kinder waren auch ganz unzufrieden und die ſprachen nun wieder: was ſoll uns der Magiſter Tinte in unſerm lieben Walde? —

Wie die Kinder mit dem Herrn Magiſter Tinte im Walde ſpazieren gingen und was ſich dabey zutrug.

Nun? — gefällt es dir nicht in unſerm Walde Herr Magiſter? So fragte Felix den Magiſter Tinte, als ſie daher zogen durch das rauſchende Gebüſch. Der Magiſter Tinte zog aber ein ſaures Geſicht und rief: Dummes Zeug, hier iſt kein ordentlicher Steg und Weg, man zerreißt ſich nur die Strümpfe und kann vor dem häßlichen Gekreiſch der dummen Vögel gar kein vernünftiges Wort ſprechen. „Haha, Herr Magiſter, ſprach Felix, ich merk' es ſchon, du verſtehſt dich nicht auf den Geſang und hörſt es auch wohl gar nicht einmahl, wenn der Morgenwind mit den Büſchen plaudert und der alte Waldbach ſchöne Mährchen erzählt. Und, fiel Chriſtlieb dem Felix ins Wort, ſag es nur

Herr Magiſter, du liebſt auch wohl nicht die Blumen? Da wurde der Herr Magiſter noch kirſchbrauner im Antlitz als er ſchon von Natur war, er ſchlug mit den Händen um ſich und ſchrie ganz erboſt: Was ſprecht ihr da für tolles albernes Zeug? — wer hat Euch die Narrheiten in den Kopf geſezt? das fehlte noch, daß Wälder und Bäche dreiſt genug wären ſich in vernünftige Geſpräche zu miſchen und mit dem Geſange der Vögel iſt es auch nichts; Blumen lieb' ich wohl wenn ſie fein in Töpfe geſteckt ſind und in der Stube ſtehen, dann duften ſie und man erſpart das Räucherwerk. Doch im Walde wachſen ja gar keine Blumen. „Aber Herr Magiſter, rief Chriſtlieb, ſiehſt du denn nicht die lieben Mayblümchen die dich recht mit hellen freundlichen Augen ankucken? Was was, ſchrie der Magiſter — Blumen? Augen? — ha ha ha — ſchöne Augen — ſchöne Augen! Die nichtsnutzigen Dinger riechen nicht einmahl!" — Und damit bückte ſich der Magiſter Tinte zur Erde nieder, riß einen ganzen Strauß Mayblümchen ſammt den Wurzeln heraus und warf ihn fort ins Gebüſch. Den Kindern war es, als ginge in dem Augenblick ein wehmüthiger Klagelaut durch den Wald; Chriſtlieb mußte bitterlich weinen, Felix biß unmuthig die Zähne zuſammen. Da geſchah es daß ein kleiner Zeiſig dem Magiſter Tinte dicht bey der Naſe vorbeyflatterte, ſich dann auf einen Zweig ſezte und ein luſtiges Liedchen anſtimmte. Ich glaube gar, ſprach der Magiſter, ich glaube gar das iſt ein Spottvogel? Und damit nahm er einen Stein von der Erde auf, warf ihn nach den Zeiſig und traf den armen Vogel, daß er zum Tode verſtummt von dem grünen Zweige herabfiel. Nun konnte Felix ſich gar nicht mehr halten. „Ey du abſcheulicher Herr Magiſter Tinte, rief er ganz erboßt, was hat dir der arme Vogel gethan daß du ihn todtſchmeißeſt? — O wo biſt du denn, du holdes fremdes Kind, o komm doch nur, laß uns weit weit fortfliegen, ich mag nicht mehr bey dem garſtigen Menſchen ſeyn; ich will fort nach deiner Heimath! — Und mit vollem Schluchzen und Weinen ſtimmte Chriſtlieb ein: O du liebes holdes Kind, komm doch nur, komm doch nur zu uns, Ach! Ach! — rette uns — rette uns, der Herr Magiſter Tinte macht uns ja todt wie die Blumen und Vögel! — „Was iſt das mit dem fremden Kinde, rief der Magiſter. Aber in dem Augenblick ſäuſelte es ſtärker im Gebüſch und in dem Säuſeln erklangen wehmüthige herzzerſchneidende Töne, wie von dumpfen in weiter Ferne angeſchlagenen Glocken. — In einem leuchtenden Gewölk das ſich herabließ wurde das holde Antlitz des fremden Kindes ſichtbar — dann ſchwebte es ganz hervor, aber es rang die kleinen Händchen, und Thränen rannen wie glänzende Perlen aus den holden Augen über die roſigten Wangen. „Ach, jammerte das fremde Kind, ach ihr lieben Geſpielen, ich kann nicht mehr zu Euch kommen — ihr werdet mich nicht wiederſehen — lebt wohl! lebt wohl! — Der Gnome Pepſer hat ſich Eurer bemächtigt, o ihr armen Kinder, lebt wohl — lebt wohl! — Und damit ſchwang ſich das fremde Kind hoch in die Lüfte. Aber hinter den Kindern brummte und ſummte und knarrte und ſchnarrte es auf entſetzliche grauſige Weiſe. Der Magiſter Tinte hatte ſich umgeſtaltet in eine große ſcheusliche Fliege, und recht abſcheulich war es, daß er dabey doch noch ein menſchliches Geſicht, und ſogar auch einige Kleidungsſtücke behalten. Er ſchwebte langſam und ſchwerfällig auf, offenbar um das fremde Kind zu verfolgen. Von Entſetzen und Graus erfaßt rannte Felix und Chriſtlieb fort aus dem Walde. Erſt auf der Wieſe wagten ſie empor zu ſchauen. Sie wurden einen glänzenden Punkt in den Wolken gewahr, der wie ein Stern funkelte und herabzuſchweben ſchien. „Das iſt das fremde Kind, rief Chriſtlieb. Immer größer wurde der Stern und dabey hörten ſie ein Klingen wie von ſchmetternden Trompeten. Bald konnten ſie nun erkennen, daß der Stern ein ſchöner in gleißendem Goldgefieder prangender Vogel war, der, die mächtigen Flügel ſchüttelnd und laut ſingend, ſich auf den Wald herabſenkte. Ha, ſchrie Felix, das iſt der Faſanenfürſt, der beißt den Herrn Magiſter Tinte todt — ha ha, das fremde Kind iſt geborgen und wir ſind es auch! — Komm Chriſtlieb — ſchnell laß uns nach Hauſe laufen und dem Papa erzählen was ſich zugetragen.

Wie der Herr von Brakel den Magiſter Tinte fortjagte.

Der Herr von Brakel und die Frau von Brakel beide ſaßen vor der Thüre ihres kleinen Hauſes, und ſchauten in das Abendroth, das ſchon hinter den blauen Bergen in goldenen Strahlen aufzuſchimmern begann. Vor ihnen ſtand auf einen kleinen Tiſch das Abendeſſen aufgetragen, das aus nichts anderem als einem tüchtigen Napf voll herrlicher Milch und einer Schüſſel mit Butterbrödten beſtand. „Ich weiß nicht, fing der Herr von Brakel an, ich weiß nicht, wo der Magiſter Tinte ſo lange mit den Kindern ausbleibt. Erſt hat er ſich geſperrt und durchaus nicht in den Wald gehen wollen, und jetzt kommt er gar nicht wieder heraus. Ueberhaupt iſt das ein ganz wunderlicher Mann der Herr Magiſter Tinte und es iſt mir beinahe ſo, als ſey es beſſer geweſen, er wäre ganz davon geblieben. Daß er gleich anfangs die Kinder ſo heimtückiſch ſtach, das hat mir gar nicht gefallen, und mit ſeinen Wiſſenſchaften mag es auch nicht weit her ſeyn, denn allerlei ſeltſame Wörter und unverſtändliches Zeug plappert er her und weiß was der Großmogul für Kamaſchen trägt; kommt er aber heraus, ſo vermag er nicht die Linde vom Kaſtanienbaum zu unterſcheiden und hat ſich überhaupt ganz albern und abgeſchmackt. Die Kinder können unmöglich Reſpekt vor ihm haben. „Mir geht es, erwiederte die Frau von Brakel, mir geht es ganz wie dir lieber Mann! So ſehr es mich freute, daß der Herr Vetter ſich unſerer Kinder annehmen wollte, ſo ſehr bin ich jetzt davon überzeugt, daß das auf andere und beſſere Weiſe hätte geſchehen können, als daß er uns den Herrn Magiſter Tinte über den Hals ſchickte. Wie es mit ſeinen Wiſſenſchaften ſtehen mag, das weiß ich nicht, aber ſo viel iſt gewiß, daß das kleine ſchwarze dicke Männlein mit den kleinen dünnen Beinchen mir immer mehr und mehr zuwider wird. Vorzüglich iſt es garſtig, daß der Magiſter ſo entſetzlich naſchhaftig iſt. Keine Neige Bier oder Milch kann er ſtehen ſehen, ohne ſich darüber her zu machen, merkt er nun vollends den geöffneten Zuckerkaſten, ſo iſt er gleich bei der Hand und ſchnurpert und naſcht ſo lange an dem Zucker, bis ich ihm den Deckel vor der Naſe zuſchlage; dann iſt er auf und davon, und ärgert ſich und brummt und ſummt ganz ſeltſam und fatal.“ Der Herr von Brakel wollte fortfahren im Geſpräch, als Felix und Chriſtlieb in vollem Rennen durch die Birken kamen. „Heyſa! — heyſa! — ſchrie Felix unaufhörlich, heyſa heyſa! der Faſanenfürſt hat den Herrn Magiſter Tinte todtgebiſſen! Ach — Ach Mama, rief Chriſtlieb athemlos, ach! — der Herr Magiſter Tinte iſt kein Herr Magiſter, das iſt der Gnomen-König Pepſer, eigentlich aber eine abſcheuliche große Fliege, die eine Perücke trägt, und Schuhe und Strümpfe.“ Die Aeltern ſtaunten die Kinder an, die nun ganz aufgeregt und erhitzt durcheinander von dem fremden Kinde, von ſeiner Mutter der Feen-Königin, von dem Gnomen-

König Pepſer und von dem Kampf des Faſanenfürſten mit ihm erzählten. „Wer hat Euch denn die tollen Dinge in den Kopf geſezt. habt ihr geträumt oder was geſchah ſonſt mit Euch?“ So fragte Herr von Brakel einmahl über das andere; aber die Kinder blieben dabey, daß ſich alles ſo zugetragen wie ſie es erzählten, und daß der häßliche Pepſer der ſich für den Herrn Magiſter Tinte fälſchlich ausgegeben, todt im Walde liegen müſſe. Die Frau von Brakel ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und rief ganz traurig, Ach Kinder, Kinder, was ſoll aus Euch werden, wenn Euch ſolche entſezliche Dinge in den Sinn kommen und ihr Euch davon nichts ausreden laſſen wollt! — Aber der Herr von Brakel wurde ſehr nachdenklich und ernſthaft. „Felix du biſt nun ſchon ein ganz verſtändiger Junge, und ich kann es dir wohl ſagen, daß auch mir der Herr Magiſter Tinte von Anfang an ganz ſeltſam und verwunderlich vorgekommen iſt. Ja es ſchien mir oft, als habe es mit ihm eine beſondere Bewandtniß und er ſey gar nicht ſo wie andere

Magiſter. Noch mehr! — ich ſowohl als die Mutter, beide ſind wir mit dem Herrn Magiſter Tinte nicht ganz zufrieden, die Mutter vorzüglich, weil er ein Naſchmaul iſt, alle Süßigkeiten beſchnuppert und dabey ſo häßlich brummt und ſummt, er wird daher auch wohl nicht lange bey uns bleiben können. Aber nun, lieber Junge, beſinne dich einmahl, geſezt auch, es gebe ſolche garſtige Dinger wie Gnomen ſeyn ſollen wirklich in der Welt, beſinne dich einmahl ob ein Herr Magiſter wohl eine Fliege ſeyn kann? — Felix ſchaute dem Herrn von Brakel mit ſeinen blauen klaren Augen ernſthaft ins Geſicht. Der Herr von Brakel wiederholte die Frage: Sag' mein Junge! kann wohl ein Herr Magiſter eine Fliege ſeyn? Da ſprach Felix: Ich habe ſonſt nie daran gedacht, und hätte es auch wohl nicht geglaubt wenn mir es nicht das fremde Kind geſagt, und ich es mit eigenen Augen geſehen hätte, daß Pepſer eine garſtige Fliege iſt und ſich nur für den Magiſter Tinte ausgegeben hat. — Und Vater, fuhr Felix weiter fort, als Herr von Brakel wie einer, der vor Verwunderung gar nicht weiß was er ſagen ſoll, ſtillſchweigend den Kopf ſchüttelte, und Vater, ſage, hat dir der Herr Magiſter Tinte ſelbſt nicht einmahl entdeckt daß er eine Fliege ſey? — habe ich's denn nicht ſelbſt gehört, daß er dir hier vor der Thüre ſagte, er ſey auf der Schule eine muntre Fliege geweſen? Nun was man einmahl iſt, das muß man, denk ich, auch bleiben. Und daß der Herr Magiſter, wie die Mutter zugeſteht ſo ein Naſchmaul iſt und an allem Süßen ſchnuppert, nun Vater! wie machen's denn die Fliegen anders? und das häßliche Summen und Brummen. „Schweig, rief der Herr von Brakel ganz erzürnt, mag der Herr Magiſter Tinte ſeyn was er will, aber ſo viel iſt gewiß, daß der Faſanenfürſt ihn nicht todtgebiſſen hat, denn dort kommt er eben aus dem Walde! Auf dieſes Wort ſchrien die Kinder laut auf und flüchteten ins Haus hinein. In der That kam der Magiſter Tinte den Birken-Gang herauf, aber ganz verwildert mit funkelnden Augen, zerzauſter Perücke im abſcheulichen Summen und Brummen ſprang er von einer Seite zur andern hoch auf und prallte mit dem Kopf gegen die Bäume an, daß man es krachen hörte. So herangekommen, ſtürzte er ſich ſofort in den Napf, daß die Milch überſtrömte die er einſchlürfte mit widrigem Rauſchen. „Aber um tauſend Gotteswillen, Herr Magiſter Tinte, was treiben ſie? rief die Frau von Brakel. Sind Sie toll geworden, Herr Magiſter, plagt ſie der böſe Feind? ſchrie der Herr von Brakel. Aber alles nicht achtend ſchwang ſich der Magiſter aus dem Milchnapf, ſezte ſich auf die Butterbrödte hin, ſchüttelte die Rockſchöße und wußte mit den dünnen Beinchen geſchickt darüber hinzufahren und ſie glatt zu ſtreichen und zu fälteln. Dann ſtärker ſummend ſchwang er ſich gegen die Thüre, aber er konnte nicht hineinfinden ins Haus, ſondern ſchwankte wie betrunken hin und her und ſchlug gegen die Fenſtern an, daß es klirrte und ſchwirrte. „Ha Patron,“ rief der Herr von Brakel, das ſind dumme unnütze Streiche, wart' das ſoll dir übel bekommen. Er ſuchte den Magiſter bei dem Rockſchoß zu haſchen, der wußte ihm aber geſchickt zu entgehen. Da ſprang Felix aus dem Hauſe mit der großen Fliegenklatſche in der Hand, die er dem Vater gab. „Nimm Vater, nimm,“ rief er, ſchlag ihn todt den häßlichen Pepſer. Der Herr von Brakel ergriff auch wirklich die Fliegenklatſche, und nun ging es her hinter dem Herrn Magiſter. Felix, Chriſtlieb die Frau von Brakel hatten die Servietten vom Tiſche genommen und ſchwangen ſie, den Magiſter hin und hertreibend, in den Lüften, während Herr von Brakel unaufhörlich Schläge gegen ihn führte die leider nicht trafen, weil der Magiſter ſich hütete auch nur einen Augenblick zu ruhen. Und wilder und wilder wurde die tolle Jagd — Summ — Summ — Simm — Simm — Trrr — Trrr — ſtürmte der Magiſter auf und nieder — und Klipp — Klapp fielen hageldichter des Herrn von Brakels Schläge und huß — huß — hezten Felix, Chriſtlieb und die Frau von Brakel den Feind. Endlich gelang es dem Herrn von Brakel den Magiſter am Rockſchoß zu treffen Aechzend ſtürzte er zu Boden aber in dem Augenblick daß der Herr von Brakel ihn mit einem zweiten Schlage treffen wollte, ſchwang er ſich mit erneuter doppelter Kraft in die Höhe, ſtürmte ſauſend und brauſend nach den Birken hin und ließ ſich nicht wieder ſehen. „Gut daß wir den fatalen Herrn Magiſter Tinte los ſind ſprach der Herr von Brakel, über meine Schwelle ſoll er nicht wieder kommen. „Nein das ſoll er nicht, fiel die Frau von Brakel ein, Hofmeiſter mit ſolchen abſcheulichen Sitten können nur Unheil ſtiften, da wo ſie Gutes wirken ſollen. — Prahle mit den Wiſſenſchaften und ſpringt in den Milchnapf! — Das nenne ich mir einen ſchönen Magiſter! — Aber die Kinder jauchzten und jubelten und riefen: Heyſa — Papa hat den Herrn Magiſter Tinte mit der Fliegenklatſche eins auf die Naſe verſetzt und da hat er Reißaus genommen! — Heyſa — heyſa! —

Was ſich weiter im Walde begab, nachdem der Magiſter Tinte fortgejagt worden.

Felix und Chriſtlieb athmeten frei auf, als ſei ihnen eine ſchwere drückende Laſt vom Herzen genommen. Vor allem dachten ſie aber daran, daß nun, da der häßliche Pepſer von dannen geflohen, das fremde Kind gewiß wiederkehren und ſo wie ſonſt mit ihnen ſpielen würde. Ganz erfüllt von freudiger Hoffnung gingen ſie in den Wald; aber es war alles ſtill und wie verödet drin, kein luſtiges Lied von Fink und Zeiſig ließ ſich hören und ſtatt des fröhlichen Rauſchens der Gebüſche, ſtatt des frohen tönenden Wogens der Waldbäche wehten angſtvolle Seufzer durch die Lüfte. Nur bleiche Strahlen warf die Sonne durch den dunſtigen Himmel. Bald thürmte ſich ein ſchwarzes Gewölk auf, der Sturm heulte, der Donner begann in der Ferne zürnend zu murmeln, die hohen Tannen dröhnten und krachten. Chriſtlieb ſchloß ſich zitternd und zagend an Felix an; der ſprach aber:

Was fürchteſt du dich ſo, Chriſtlieb, es zieht ein Wetter auf, wir müſſen machen, daß wir nach Hauſe kommen. Sie fingen an zu laufen, doch wußten ſie ſelbſt nicht wie es geſchah, daß ſie ſtatt aus dem Walde herauszukommen immer tiefer hineingeriethen. Es wurde finſterer und finſterer, dicke Regentropfen fielen herab und Blitze fuhren ziſchend hin und her! — Die Kinder ſtanden an einem dicken dichten Geſtrüpp, „Chriſtlieb, ſprach Felix, laß uns hier ein bischen unten ducken, nicht lange kann das Wetter dauern. Chriſtlieb weinte vor Angſt, that aber doch was Felix geheißen. Aber kaum hatten ſie ſich hingeſetzt in das dicke Gebüſch, als es dicht hinter ihnen mit häßlich knarrenden Stimmen ſprach: Dumme Dinger! — einfältig Volk — habt uns verachtet — habt nicht gewußt was ihr mit uns anfangen ſollt, nun könnt ihr ſitzen ohne Spielſachen ihr einfältigen Dinger!“ Felix ſchaute ſich um und es wurde ihm ganz unheimlich zu Muthe, wie er den Jäger und den Harfenmann erblickte, die ſich aus dem Geſtrüpp, wo er ſie hineingeworfen, erhoben, ihn mit todten Augen anſtarrten und mit den kleinen Händchen herumfochten und handthierten. Dazu griff der Harfenmann in die Saiten, daß es widrig zwitſcherte und klirrte, und der Jägersmann legte gar die kleine Flinte auf Felix an. Dazu krächzten beide: Wart — Wart du Junge, du Mädel, wir ſind die gehorſamen Zöglinge des Herrn Magiſter Tinte, gleich wird er hier ſein und da wollen wir Euch euren Trotz ſchon eintränken! — Entſetzt, des Regens der nun herabſtrömte, der krachenden Donnerſchläge, des Sturms der mit dumpfen Brauſen durch die Tannen fuhr, nicht achtend, rannten die Kinder von dannen und geriethen an das Ufer des großen Teichs der den Wald begränzte. Aber kaum waren ſie hier, als ſich aus dem Schilf Chriſtliebs große Puppe, die Felix hineingeworfen, erhob und mit häßlicher Stimme quäkte: dumme Dinger, einfältig Volk — habt mich verachtet — habt nicht gewußt was ihr mit mir anfangen ſollt, nun könnt ihr ſitzen ohne Spielſachen, ihr einfältigen Dinger; Wart' wart' du Junge, du Mädel ich bin der gehorſame Zögling des Herrn Magiſter Tinte, gleich wird er hier ſein und da werden wir Euch euren Trotz ſchon eintränken! — Und dann ſpritzte die häßliche Puppe den armen Kindern, die ſchon vom Regen ganz durchnäßt waren, ganze Ströme Waſſer ins Geſicht. Felix konnte dieſen entſetzlichen Spuk nicht vertragen, die arme Chriſtlieb war halb todt, aufs neue rannten ſie davon, aber bald mitten im Walde ſanken ſie vor Angſt und Erſchöpfung nieder. Da ſummte und brauſte es hinter ihnen. „Der Magiſter Tinte kommt, ſchrie Felix, aber in dem Augenblick vergingen ihm auch ſo wie der armen Chriſtlieb die Sinne. Als ſie wieder aus tiefem Schlafe erwachten, befanden ſie ſich auf einem weichen Moosſitz. Das Wetter war vorüber, die Sonne ſchien hell und freundlich und die Regentropfen hingen wie funkelnde Edelſteine an den glänzenden Büſchen und Bäumen. Hoch verwunderten ſich die Kinder darüber, daß ihre Kleider ganz trocken waren und ſie gar nichts von der Kälte und Näſſe ſpürten. „Ach, rief Felix indem er beide Aerme hoch in die Lüfte emporſtreckte: Ach das fremde Kind hat uns beſchützt! Und nun riefen beide, Felix und Chriſtlieb, laut, daß es im Walde wiedertönte: Ach du liebes Kind, komme doch nur wieder zu uns, wir ſehnen uns ja ſo herzlich nach dir, wir können ja ohne dich gar nicht leben! — Es ſchien auch, als wenn ein heller Strahl durch die Gebüſche funkelte von dem berührt die Blumen ihre Häupter erhoben; aber riefen auch wehmüthiger die Kinder nach dem holden Geſpielen, nichts ließ ſich weiter ſehen. Traurig ſchlichen ſie nach Hauſe, wo die Aeltern, nicht wenig wegen des Ungewitters um ſie bekümmert, ſie mit voller Freude empfingen. Der Herr von Brakel ſprach: Es iſt nur gut, daß ihr da ſeid, ich muß geſtehen, daß ich fürchtete, der Herr Magiſter Tinte ſchwärme noch im Walde umher, und ſey Euch auf der Spur. Felix erzählte alles, was ſich im Walde begeben. „Das ſind tolle Einbildungen, rief die Frau von Brakel, wenn Euch draußen im Walde ſolch verrücktes Zeug träumt ſollt ihr gar nicht mehr hingehen, ſondern im-

Hauſe bleiben.“ Das geſchah denn nun freilich nicht, denn wenn die Kinder baten: Liebe Mutter laß' uns ein bischen in den Wald laufen, ſo ſprach die Frau von Brakel: Geht nur, geht und kommt hübſch verſtändig zurück. Es geſchah aber, daß die Kinder in kurzer Zeit ſelbſt gar nicht mehr in den Wald gehen mochten. Ach! — das fremde Kind ließ ſich nicht ſehen und ſo wie Felix und Chriſtlieb ſich nur tiefer ins Gebüſch wagten oder ſich dem Ententeich nahten, ſo wurden ſie von dem Jäger, dem Harfenmännlein, der Puppe ausgehöhnt: Dumme Dinger, einfältig Volk nun könnt ihr ſitzen ohne Spielzeug — habt nichts mit uns artigen gebildeten Leuten anzufangen gewußt — dumme Dinger, einfältig Volk!“ — Das war gar nicht auszuhalten, die Kinder blieben lieber im Hauſe.

Beſchluß.

Ich weiß nicht, ſprach der Herr Thaddäus von Brakel eines Tages zu der Frau von Brakel, ich weiß nicht, wie mir ſeit einigen

Tagen ſo ſeltſam und wunderlich zu Muthe iſt. Beinahe möchte ich glauben, daß der böſe Magiſter Tinte mir es angethan hat, denn ſeit dem Augenblick, als ich ihm eins mit der Fliegenklatſche verſezte und ihn forttrieb, liegt es mir in allen Gliedern wie Blei.“ In der That wurde auch der Herr von Brakel mit jedem Tage matter und bläſſer. Er durchſtrich nicht mehr wie ſonſt die Flur, er polterte und wirthſchaftete nicht mehr im Hauſe umher, ſondern ſaß ſtundenlang in tiefe Gedanken verſenkt und dann ließ er ſich von Felix und Chriſtlieb erzählen wie es ſich mit dem fremden Kinde begeben. Sprachen die denn nun recht mit vollem Eifer von den herrlichen Wundern des fremden Kindes, von dem prächtigen glänzenden Reiche, wo es zu Hauſe, dann lächelte er wehmüthig und die Thränen traten ihm in die Augen. Daruber konnten ſich Felix und Chriſtlieb aber gar nicht zufrieden geben, daß das fremde Kind nun davon bleibe und ſie der Quälerei der häßlichen Puppen im Gebüſch und im Ententeiche bloß ſtelle, weshalb ſie gar nicht mehr ſich in den Wald wagen möchten. „Kommt, meine Kinder, wir wollen zuſammen in den Wald gehen, die böſen Zöglinge des Herrn Magiſter Tinte ſollen Euch keinen Schaden thun! So ſprach an einem ſchönen hellen Morgen der Herr von Brakel zu Felix und Chriſtlieb, nahm ſie bey der Hand und ging mit ihnen in den Wald, der heute mehr als jemahl's voller Glanz, Wohlgeruch und Geſang war. Als ſie ſich ins weiche Gras und duftenden Blumen gelagert hatten, fing der Herr von Brakel in folgender Art an: Ihr lieben Kinder, es liegt mir recht am Herzen und ich kann es nun gar nicht mehr aufſchieben Euch zu ſagen, daß ich eben ſo gut wie ihr das holde fremde Kind, das Euch hier im Walde ſo viel Herrliches ſchauen ließ, kannte. Als ich ſo alt war wie ihr, hat es mich ſo wie Euch beſucht und die wunderbarſten Spiele geſpielt. Wie es mich dann verlaſſen hat, darauf kann ich mich gar nicht beſinnen und es iſt mir ganz unerklärlich, wie ich das holde Kind ſo ganz und gar vergeſſen konnte, daß ich, als ihr mir von ſeiner Erſcheinung erzähltet, gar nicht daran glaubte; wiewohl ich oftmals die Wahrheit davon leiſe ahnte. Seit einigen Tagen gedenke ich aber ſo lebhaft meiner ſchönen Jugendzeit wie ich es ſeit vielen Jahren gar nicht vermochte. Da iſt denn auch das holde Zauberkind ſo glänzend und herrlich wie ihr es geſchaut habt, mir in den Sinn gekommen und dieſelbe Sehnſucht von der ihr ergriffen, erfüllt meine Bruſt, aber ſie wird mir das Herz zerreißen! — Ich fühl' es, daß ich zum leztenmahl hier unter dieſen ſchönen Bäumen und Büſchen ſitze, ich werde Euch bald verlaſſen ihr Kinder! — Haltet, wenn ich todt bin, nur recht feſt an dem holden Kinde! — Felix und Chriſtlieb waren außer ſich vor Schmerz, ſie weinten und jammerten und riefen laut: Nein Vater — nein Vater, du wirſt nicht ſterben, du wirſt nicht ſterben, du wirſt noch lange lange bey uns bleiben und ſo wie wir mit dem fremden Kinde ſpielen! — Aber Tages darauf lag der Herr von Brakel ſchon krank im Bette. Es erſchien ein langer hagerer Mann der dem Herrn von Brakel an dem Puls fühlte und darauf ſprach:

das wird ſich geben! Es gab ſich aber nicht, ſondern der Herr von Brakel war am dritten Tage todt. Ach wie jammerte die Frau von Brakel, wie rangen die Kinder die Hände, wie ſchrien ſie laut: Ach unſer Vater — unſer lieber Vater! — Bald darauf als die vier Bauern von Brakelheim ihren Herrn zu Grabe getragen hatten, erſchienen ein paar häßliche Männer im Hauſe, die beinahe ausſahen wie der Magiſter Tinte. Die erklärten der Frau von Brakel, daß ſie das ganze Gütchen und alles im Hauſe in Beſchlag nehmen müßten, weil der verſtorbene Herr Thaddäus von Brakel das alles und noch vielmehr dem Herrn Grafen Cyprianus von Brakel ſchuldig geworden ſey, der nun das Seinige zurückverlange. So war denn nun die Frau von Brakel bettelarm geworden und mußte das ſchöne Dörfchen Brakelheim verlaſſen. Sie wollte zu einem Verwandten hin der nicht fern wohnte, und ſchnürte daher ein kleines Bündelchen mit der wenigen Wäſche und den geringen Kleidungsſtücken die man ihr gelaſſen; Felix und Chriſtlieb mußten ein gleiches thun, und ſo zogen ſie unter vielen Thränen fort aus dem Hauſe. Schon hörten ſie das ungeſtüme Rauſchen des Waldſtroms über deſſen Brücke ſie wollten, als die Frau von Brakel vor bitterm Schmerz ohnmächtig zu Boden ſank. Da fielen Felix und Chriſtlieb auf die Knie nieder und ſchluchzten und jammerten: O wir armen unglücklichen Kinder! nimmt ſich denn keiner unſers Elends an? In dem Augenblick war es, als werde das ferne Rauſchen des Waldſtroms zu lieblicher Muſik, das Gebüſch rührte ſich in ahnungsvollem Säuſeln — und bald ſtrahlte der ganze Wald in wunderbarem funkelnden Feuer. Das fremde Kind trat aus dem ſüßduftenden Laube hervor, aber von ſolchem blendenden Glanz umfloſſen, daß Felix und Chriſtlieb die Augen ſchließen mußten. Da fühlten ſie ſich ſanft berührt und des fremden Kindes holde Stimme ſprach: O klagt nicht ſo, ihr meine lieben Geſpielen! Lieb' ich Euch denn nicht mehr? Kann ich Euch denn wohl verlaſſ'n? Nein! — ſeht ihr mich auch nicht mit leiblichen Augen, ſo umſchwebe ich Euch doch beſtändig und helfe Euch mit meiner Macht, daß ihr froh und glücklich werden ſollet immerdar. Behaltet mich nur treu im Herzen, wie ihr es bis jezt gethan, dann vermag der böſe Pepſer und kein anderer Widerſacher etwas über Euch! — liebt mich nur ſtets recht treulich! „O das wollen wir, das wollen wir! riefen Felix und Chriſtlieb, wir lieben dich ja mit ganzer Seele. Als ſie die Augen wieder aufzuſchlagen vermochten, war das fremde Kind verſchwunden, aber aller Schmerz war von ihnen gewichen und ſie empfanden die Wonne des Himmels, die in ihrem Innerſten aufgegangen. Die Frau von Brakel richtete ſich nun auch langſam empor und ſprach: Kinder! ich habe Euch im Traum geſehen, wie ihr wie in lauter funkelndem Golde ſtandet und dieſer Anblick hat mich auf wunderbare Weiſe erfreut und getröſtet. Das Entzücken ſtrahlte in der Kinder Augen, glänzte auf ihren hochrothen Wangen. Sie erzählten wie eben das fremde Kind bey ihnen geweſen ſey und ſie getröſtet habe; da ſprach die Mutter: ich weiß nicht, warum ich heute an Euer Mährchen glauben muß, und warum dabey ſo aller Schmerz, alle Sorgen von mir weichen. Laßt uns nun getroſt weiter gehen. Sie wurden von dem Verwandten freundlich aufgenommen, dann kam es wie das fremde Kind es verheißen. Alles was Felix und Chriſtlieb unternahmen, gerieth ſo überaus wohl, daß ſie ſammt ihrer Mutter froh und glücklich wurden und noch in ſpäter Zeit ſpielten ſie in ſüßen Träumen mit dem fremden Kinde, das nicht aufhörte, ihnen die lieblichſten Wunder ſeiner Heimath mitzubringen.

Es iſt wahr, ſprach Ottmar, als Lothar geendet hatte, es iſt wahr, Dein fremdes Kind iſt ein reineres Kindermährchen als Dein Nußknacker, aber verzeih mir, einige verdammte Schnörkel, deren tieferen Sinn das Kind nicht zu ahnen vermag, haſt Du doch nicht weglaſſen können.

Das kleine Teufelchen, rief Sylveſter das wie ein zahmes Eichhörnlein unſerm Lothar auf der Schulter ſitzt, kenne ich noch von Alters her. Er kann ſein Ohr doch nun einmal nicht verſchließen den ſeltſamen Sachen die das Ding ihm zuraunt!

Wenigſtens, nahm Cyprian das Wort, ſollte Lothar, unternimmt er es, Mährchen zu ſchreiben, doch ſich nur ja des Titels: Kinder-Mährchen enthalten! — Vielleicht: Mährchen für kleine und große Kinder!

Oder, nahm Vinzenz das Wort, Mährchen für Kinder und für die, die es nicht ſind, ſo kann die ganze Welt ungeſcheut ſich mit dem Buche abgeben und jeder dabei denken was er will. — Alle lachten und Lothar ſchwur in komiſchen Zorn, daß da die Freunde ihn nun einmal verloren gäben, er ſich im nächſten Mährchen rückſichtslos aller fantaſtiſchen Tollheit überlaßen wolle.

Die Mitternachtsſtunde hatte geſchlagen. Die Freunde wechſelſeitig angeregt durch allen Ernſt, durch allen Scherz, der heute vorgekommen, ſchieden in der gemüthlichſten Stimmung.

Ende des zweiten Bandes.

Die

Serapions-Brüder

Geſammelte
Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben
von
E. T. A. Hoffmann.

Dritter Band.

Berlin 1820.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Uni...
. München
Bibliothek

Fünfter Abſchnitt.

Aufs neue hatte das Leben in ſeiner ſtets wechſelnden Geſtaltung die Freunde auseinander geworfen. Sylveſter war zurückgegangen aufs Land, Ottmar in Geſchäften verreiſet, Cyprian desgleichen, Vinzenz zwar am Orte, aber wieder einmal nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe im Gewühl verſchwunden und nicht aufzufinden. Nur Lothar pflegte den kranken Theodor, den ein lange bekämpftes Uebel doch zuletzt auf das Lager gebracht, das er nun ſo bald nicht wieder verlaſſen durfte.

Mehrere Monate waren vergangen, da kehrte Ottmar, der eigentlich durch ſeine ſchnelle unerwartete Abreiſe die Zerſtörung des Klubbs begonnen, zurück und fand, ſtatt wie er gehofft die Serapionsbrüderſchaft in vollem Flor anzutreffen, einen kaum geneſenen Freund, der die Spuren harter Krankheit noch im bleichen Antlitz trug und den die Brüder verlaſſen, bis auf einen, der ihm mit allen Ergießungen einer mürriſchen Laune gar hart zuſetzte.

Lothar befand ſich nemlich wieder in der ſeltſamen Seelenſtimmung, in der er überzeugt war, das ganze Leben werde ſchaal und ungenießbar durch die ewigen moraliſchen Foppereien des feindlichen Dämons, den die Natur dem Menſchen, den ſie behandle wie ein unmündiges Kind, zur Seite geſtellt als pedantiſchen Hofmeiſter, und der nun wie dieſer die ſüßen Makronen verſetze mit bittrer Arzeney, damit der Junker einen Ekel davor empfinde, nicht mehr davon genieße und ſo den guten Magen conſervire.

Was für eine heilloſe Idee, ſo rief Lothar, als Ottmar ihn bei Theodor traf, im höchſten Unmuth aus, was für eine heilloſe Idee war es, uns, jede Kluft, die die Zeit geſchaffen, ſchnell überſpringend, ſo nahe wieder aneinander, ineinander, möcht' ich ſagen, zu rücken. Dem Cyprian verdanken wir den Grundſtein des heiligen Serapion, auf den wir ein Gebäude ſtützten, das für das Leben gebaut ſchien und zuſammenſtürzte in wenig Monden. Man ſoll ſein Herz an nichts hängen, ſein Gemüth nicht hingeben dem Eindruck fremder Erregung, und ich war ein Narr, daß ich es that. Denn geſtehen muß ich euch, daß die Art, wie wir an unſern Serapions-Abenden zuſammenkamen, mein ganzes Innres, mein ganzes Weſen ſo in Anſpruch genommen hatte, daß, als die würdigen Brüder ſich ſo plötzlich zerſtreut in alle Welt, mir wirklich das Leben ohne unſere Brüderſchaft eben ſo erſchien wie dem melancholiſchen Prinzen Hamlet, nehmlich ekel, ſchaal und oberflächlich!

Da, nahm Ottmar lachend das Wort, da kein Geiſt aus dem Grabe geſtiegen iſt und dich in mitternächtlicher Weile zur Rache gemahnt hat, da du keine Geliebte ins Kloſter ſchicken, keinen meuchelmörderiſchen König mit einem vergifteten Rappier niederſtoßen darfſt, ſo magſt du auch die Melancholie des Prinzen Hamlet aufgeben und bedenken, daß es der gröbſte Egoismus ſeyn würde, jedem Bunde, den in Herz und Gemüth gleich geſtimmte Seelen ſchließen, deshalb zu entſagen, weil der Sturm des Lebens ihn zerſtören kann. Der Menſch darf nicht bei jeder leiſeſten unſanften Berührung die Fühlhörner einziehen, wie ein ſchüchternes überempfindliches Käferlein. Und gilt dir die Erinnerung an in froher herrlicher Gemüthlichkeit verlebte Stunden denn für gar nichts? Stets auf meiner ganzen Reiſe habe ich an Euch gedacht. An den Abenden des Serapions-Klubbs, den ich in vollem Flor glaubte, habe ich mich unter Euch verſetzt, allerlei buntes ergötzliches vernommen und Euch auch wohl mit manchem erfreut, was mir gerade der Geiſt gegeben. — Doch was ſchwatze ich! — was ſchwatze ich! — Iſt denn wohl in Lothars Seele nur das mindeſte von dem, was der augenblickliche Unmuth aus ihm ſpricht? — Sagt er nicht ſelbſt, daß nur unſere Trennung ihn verſtimmt hat?

Theodors Krankheit, fiel Lothar dem Ottmar ins Wort, die ihn dem Grabe nahe brachte, war eben auch nicht dazu geeignet, mich in eine fröhliche Stimmung zu verſetzen.

Nun, ſprach Ottmar, Theodor iſt geneſen, und was den Serapions-Klubb betrifft, ſo weiß ich gar nicht, warum er nicht für ſchön und vollſtändig geachtet werden ſollte, wenn drei würdige Brüder ſich verſammeln und ſo die Brüderſchaft aufrecht erhalten?

Ottmar, ſprach Theodor, hat vollkommen Recht, es iſt ganz unumgänglich nothwendig, daß wir nächſtens uns verſammeln auf ſerapiontiſche Weiſe. Was gilts, dem wackern Keim, den wir bilden, entkeimt wieder ein lebensfriſcher Baum mit Blüten und Früchten. Ich meine, der Zugvogel Cyprian kehrt wieder heim, dem Sylveſter wird es draußen bange und er ſehnt ſich, wenn die Nachtigallen ſchweigen, nach anderer Muſik, und Vinzenz taucht auch wohl wieder auf aus den Wogen und gackert ſein Liedchen!

Thut, ſprach Lothar etwas ſanfter als zuvor, thut was ihr wollt, nur verlangt nicht, daß ich etwas damit zu ſchaffen haben ſoll. Dabei will ich aber ſeyn, wenn ihr Euch ſerapiontiſch verſammelt, und ich ſchlage vor, daß, da Freund Theodor ſo viel als möglich in der freien Luft ſeyn ſoll, dies im Freien geſchehe.

Die Freunde beſtimmten den letzten May, der in wenigen Tagen einfiel, als die Zeit, einen ſchönen beinahe gar nicht beſuchten Gaſtgarten aber, als den Ort ihrer nächſten ſerapiontiſchen Zuſammenkunft.

Ein Gewitter hatte, ſchnell vorüberziehend und Baum und Gebüſch nur mit einigen ſchweren Tropfen Himmelsbalſams beſprengend, die drückende Schwüle des Tages abgekühlt. Im herrlichſten Glanz ſtand der ſchöne Garten, den der liebliche Wohlgeruch des Laubes, der Blumen durchſtrömte und frölich zwitſchernd und trillerirend rauſchten die bunten Vögel durch die Büſche und badeten ſich in den benezten Zweigen.

Wie, rief Theodor, nachdem er mit den Freunden in dem Schatten dickbelaubter Linden Platz genommen, wie fühle ich mich ſo durch und durch erquickt, jede Spur des leiſeſten Uebelbefindens iſt verſchwunden, es iſt als ſey mir ein doppeltes Leben aufgegangen, das in reger Wechſelwirkung ſich ſelbſt erſt recht faßt und empfindet. In der That man muß ſo krank geweſen ſeyn als ich, um dieſes Gefühls fähig zu werden, das Geiſt und Gemüth ſtärkend die eigentliche Lebensarzeney ſcheint, welche die ewige Macht, der waltende Weltgeiſt uns ſelbſt unmittelbar ſpendet. — Aus meiner eigenen Bruſt weht der belebende Hauch der Natur, es iſt mir, als ſchwämme ich, aller Laſt entnommen, in dem herrlichen Himmelsblau, das über uns ſich wölbt! — Dieſe Begeiſterung, nahm Ottmar das Wort, zeigt, daß du vollkommen geneſen biſt, mein lieber theurer Freund, und Dank der ewigen Macht, die dich mit einem Organism ausſtattete, ſtark genug, dergleichen Krankheit, wie ſie dich überfiel, zu überſtehen. Schon daß du überhaupt geneſen, iſt zu verwundern, noch mehr aber, daß dies ſo ſchnell geſchah.

Was mich betrifft, ſprach Lothar, ſo verwundere ich mich über Theodors ſchnelle Herſtellung ganz und gar nicht, da ich auch nicht einen Augenblick daran gezweifelt. Du kannſt es mir glauben, Ottmar, ſo erbärmlich es auch mit Theodors phyſiſchem Zuſtande ausſehen mochte, pſychiſch iſt er niemals recht krank geweſen und ſo lange der Geiſt ſich aufrecht erhält — nun es war eigentlich zum Todtärgern, daß der kranke Theodor ſich immer in viel beſſerer Stimmung befand, als ich kerngeſunder Menſch, und daß er oft, war nur der Schmerz vorüber, ſich in tollen Späßen erluſtigte, wie er denn auch die ſeltene geiſtige Kraft beſaß, ſich manchmal ſeiner Fieberfantaſien zu erinnern. — Viel zu ſprechen, das hatte ihm der Arzt verboten; wollt' ich ihm aber dieſes, jenes, erzählen in ruhigen Stunden, ſo winkte er mir Stillſchweigen zu, meinte auch wohl, ich ſolle ihn ſeinen Gedanken überlaſſen, er arbeite an einer großen Compoſition oder ſonſt. —

Ja, rief Theodor lachend, ja mit Lothars Erzählen, da hatte es eine ganz beſondere Bewandtniß! — Daß Lothar gleich, nachdem die Serapionsbrüder ſich zerſtreut hatten, von dem Dämon der böſen Laune gepackt wurde, weißt du, unmöglich kannſt du aber errathen, welchen beſonderen Gedanken er in dieſer Zeit des Unmuths faßte? — Eines Tages trat er an mein Bett (ich lag ſchon darnieder) und ſprach: die ſchönſten reichſten Fundgruben für Erzählungen, Mährchen, Novellen, Dramen, ſind alte Chroniken. Cyprian hat das längſt geſagt, und er hat Recht. — Gleich den andern Tag bemerkte ich, unerachtet mir die Krankheit hart zuſetzte, doch ſehr gut, daß Lothar da ſaß, in einen alten Folianten vertieft. Genug, er lief jeden Tag nach der öffentlichen Bibliothek, und ſchleppte alle Chroniken zuſammen, deren er nur habhaft werden konnte. Mochte das nun ſeyn, aber ſeine ganze Fantaſie wurde erfüllt von den ſeltſamen tollen Mähren jener verjährten Bücher, und ich bekam, mühte er ſich mir in ruhigeren Stunden aufheiternde Dinge zu erzählen, von nichts anderm zu hören, als von Krieg und Peſtilenz, von Mißgeburten, Stürmen, Cometen, Feuer und Waſſersnoth, Hexen Auto da Fe's, Zaubereien, Wundern, vorzüglich aber von den mannigfachen Thaten des Gott ſey bei uns! der bekanntlich in allen alten Chroniken eine ſtarke bedeutende Rolle ſpielt, ſo daß man gar nicht begreifen kann, warum er ſich jetzt ſo ſtill verhält, hat er vielleicht nicht ein anderes Koſtüm angelegt, das ihn zur Zeit unkenntlich macht. Man ſage mir, Ottmar, ſind ſolche Geſpräche wohl für einen Kranken meiner Art geeignet?

Ihr möget, nahm Lothar das Wort, ihr möget mich nicht ungehört verdammen. Wahr iſt es und keck zu behaupten, daß in alten Chroniken viel Herrliches ſteckt für ſchreibluſtige Novelliſten, aber ihr wißt es, niemals hab' ich mich darum ſonderlich bekümmert und am wenigſten um Teufeleien nebſt ihrem Anhang, ohne die eine kurze Zeit hindurch kein Novelliſt fertig werden konnte. Nun gerieth ich aber mit Cyprian den Abend vorher, ehe er uns verließ, in großen Streit darüber, daß er es eben zu viel mit dem Teufel und ſeiner Familie zu thun habe, und geſtand ihm offenherzig, daß ich ſeine Erzählung, der Kampf der Sänger, die ich damals, als er ſie uns vorlas, mit allerlei Scheingründen ſchützte, für ein durchaus verfehltes Machwerk halte. Da fuhr er aber auf mich los, machte den wahrhaftigen Advocatum diaboli und erzählte mir ſo viel aus alten Chroniken und andern verſchollenen Büchern, daß ich ganz wirr wurde im Kopf. Als nun Theodor erkrankte, als mich gerechter bittrer Unmuth ergriff, da kam mir, ſelbſt weiß ich nicht wie es geſchah, Cyprians Kampf der Sänger wieder in den Sinn, ja der Teufel ſelbſt erſchien mir in ſchlafloſer Nacht, und indem mir entſetzlich vor dem böſen Kerl graute, konnt' ich ihm doch als ſtets bereiter Aide de Camp hülfsbedürftiger Novelliſten meine Achtung nicht verſagen. Ich beſchloß Euch allen zum Tort im Grauenhaften und Entſetzlichen unſern Cyprianus noch zu überbieten.

Du, rief Ottmar lachend, du Lothar wollteſt grauenhaft ſeyn und entſetzlich? — Du, deſſen grelle ſkurile Fantaſie nur den Jokusſtab zu ſchwingen vermag?

Ja, erwiederte Lothar, ſo hatt' ich es im Sinn, und der erſte Schritt, den ich dazu that, war, daß ich den alten Chroniken nachſtöberte, die Cyprian als wahre Schatzkäſtlein der Teufelei geprieſen. Aber, ich will Euchs nur geſtehen, daß mir unter der Hand alles ganz anders wurde, als ich es gewollt, gedacht. — Das kann, rief Theodor lebhaft, das kann ich bezeugen. O es iſt herrlich wie der Teufel, wie der gräulichſte Hexenprozeß ſich gefügt hat der Laune des Schöpfers von Nußknacker und Mauſekönig! — Vernimm, o mein Ottmar, wie ich zu einem kleinen Teufelsprobeſtücklein unſeres wackern Lothar gekommen! — Lothar hatte mich eines Tages eben verlaſſen, als ich, der ich ſchon ziemlich bei Kräften in der Stube auf und abzuwandeln vermochte, auf ſeinem Schreibtiſch das in der That ſehr merkwürdige Buch: Hafftitii Microchronicon berolinense, und gerade das Blatt aufgeſchlagen fand, auf dem unter andern ſteht:

„In dieſem Jahr wandelte auch der
„Deuvel öffentlich auf den Straßen von
„Berlin, folgte den Leichenbegängniſſen
„und gebehrdete ſich traurig ꝛc.“

Du wirſt glauben, mein Ottmar, daß mich dieſe kurze erbauliche Nachricht ſehr erfreute, noch mehr aber zogen mich einige von Lothars Hand beſchriebene Blätter an, die daneben lagen, und in denen Lothar, wie ich mich bei ſchneller Durchſicht überzeugte, jene ſeltſame Laune des Teufels oder Deuvels mit einer gräulichen Mißgeburt und einem noch gräulicheren Hexenprozeß in die angenehmſte artigſte Verbindung geſetzt hat. Hier ſind dieſe Blätter, ich habe ſie mitgebracht, dir, mein Ottmar, zur Ergötzlichkeit.

Theodor zog ein Paar Blätter aus der Seitentaſche und reichte ſie Ottmar'n hin.

Was, rief Lothar heftig, was, die Nachricht aus dem Leben eines bekannten Mannes, die ich längſt vernichtet glaubte als mißlungenes Produkt einer ſchillernden Laune, die haſt du mir malitiöſer Weiſe entwendet und aufbewahrt, um mich in Mißkredit zu ſetzen bei verſtändigen Leuten von Bildung und Geſchmack? — Her damit! — her mit dem unſeeligen Geſchreibſel, damit ich es in hunderttauſend kleine Stückchen zerreiße und Preis gebe dem Spiel der Winde! —

Mit nichten, ſprach Theodor, vielmehr ſollſt du mir, den du in böſer Krankheit hinlänglich gequält mit dem Teufelsſpuk deiner Chroniken, zu einiger Genugthuung, deine Nachricht unſerm Ottmar vorleſen, indem ich dagegen dieſem aufgebe, nichts anders darin zu ſuchen und zu finden als einen tollen Schwank.

Kann ich dir, ſprach Ottmar, indem ein ſeltſames Lächeln auf ſeinem Geſicht vibrirte, kann ich dir denn etwas abſchlagen, o mein Theodor? Du willſt, daß ich mich vor dieſem ungemein ernſten und ſittſamen Mann was weniges blamire. — Wohlan, es geſchehe alſo!

Lothar nahm die Blätter und las.

Im Jahr Eintauſend fünfhundert und ein und fünfzig ließ ſich, zumal in der Abenddämmerung und des Nachts, auf den Gaſſen von Berlin ein Mann blicken, von feinem ſtattlichen Anſehen. Er trug ein ſchönes Wamms mit Zobel verbrämt, weite Pluderhoſen und geſchlitzte Schuhe, auf dem Kopf aber ein bauſchigtes Sammtbarett mit einer rothen Feder. Seine Gebehrden waren angenehm und ſittig, er grüßte höflich jedermann, vorzüglich aber die Frauen und Mädchen, pflegte auch wohl dieſe mit verbindlichen wohlgeſetzten Reden auf anmuthige Weiſe anzuſprechen. „Donna, gebietet doch nur über Euern unterthänigen Diener, wenn Ihr in Euerm Herzen einen Wunſch traget, damit er ſeine geringen Kräfte dazu verwende, Euch ganz zu Willen zu ſeyn!“ So ſprach er zu den vornehmen Weibern. Und dann zu den Jungfrauen: „Der Himmel möge Euch doch einen Eheliebſten beſcheeren, der Eurer Schönheit und Tugend ganz würdig!" Eben ſo artig bezeigte er ſich gegen die Männer, und ſo war es kein Wunder, daß jeder den Fremden lieb gewann und ihm gern zu Hülfe kam, wenn er verlegen an einer breiten Goſſe ſtand und nicht wußte, wie hinüber kommen. Denn unerachtet er ſonſt groß und ſchön gewachſen, hatte er doch einen lahmen Fuß und mußte ſich auf einen Krückſtock ſtützen. Reichte ihm nun einer die Hand, ſo ſprang er mit ihm wohl an die ſechs Ellen hoch in die Luft, und kam über die Goſſe hinweg zwölf Schritte davon auf die Erde nieder. Das verwunderte denn die Leute wohl ein wenig und mancher verſtauchte ſich hin und wieder auch wohl das Bein, der Fremde entſchuldigte ſich aber damit, daß er ſonſt, als noch ſein Fuß nicht lahm, an dem Hofe des Königs von Ungarn Vortänzer geweſen, daß ihm daher, verhelfe man ihm nur zu einigem Springen, gleich die alte arge Luſt anwandle, und daß er wider ſeinen Willen dann erklecklich in die Luft fahren müſſe, als tanze er noch zu

ſelbiger

ſelbiger Zeit. Dabei beruhigten ſich die Leute und ergötzten ſich zuletzt daran, wenn bald ein Rathsherr, bald ein Pfaff, bald ein anderer ehrenwerther Mann mit dem Fremden hopſte. So luſtig und guter Laune aber auch der Fremde ſchien, ſo änderte ſich doch ſein Betragen manchmal auf ganz verwunderliche Weiſe. Denn es begab ſich, daß er Nachts umherging auf den Gaſſen und an die Thüren klopfte. Und öffneten die Leute, ſo ſtand er vor ihnen in weißen Todtenkleidern und erhob ein jämmerliches Geheul und Geſchrei, worüber ſie ſich gar ſehr entſetzten. Andern Tages entſchuldigte er ſich aber, und verſicherte, er ſey genöthigt, das zu thun, um ſich und die guten Bürger an den ſterblichen Leib zu erinnern und an ihre unſterbliche Seele, zu deren Beſten ſie auf ihrer Hut ſeyn müßten. Dabei pflegte er ein wenig zu weinen, welches die Leute ungemein rührte. Bei jedem Begräbniß fand ſich der Fremde ein, folgte der Leiche mit ehrbaren Schritten und gebehrdete ſich gar traurig, ſo daß er vor lauter Wehklagen und Schluchzen nicht vermochte, in die geiſtlichen Lieder einzuſtimmen. So wie er ſich aber bei ſolcher Gelegenheit ganz dem Mitleiden überließ und dem Gram, ſo war er auch ganz Vergnügen und Luſt bei den Hochzeiten der Bürger, die damals gar ſtattlich auf dem Rathhauſe ausgerichtet wurden. Da ſang er mit lauter anmuthiger Stimme die unterſchiedlichſten Weiſen, ſpielte auf der Zither, tanzte wohl ſtundenlang mit der Braut und den Jungfrauen auf dem geſunden Beine, das lahme geſchickt an ſich ziehend, und betrug ſich dabei ſehr ehrbar und ſittig. Das beſte und weshalb die Brautleute den Fremden gar gern ſahen, war aber, daß er bei jeder Hochzeit dem Brautpaar die ſchönſten Verehrungen machte, von güldenen Ketten und Spangen und anderm köſtlichen Geräth. Es konnte nicht fehlen, daß die Frömmigkeit, Tugend, Freigebigkeit, Sittlichkeit des Fremden in der ganzen Stadt Berlin bekannt wurde, und ſelbſt dem Churfürſten zu Ohren kam. Der meinte, ein ſolcher ehrenwerther Mann, wie der Fremde, müſſe ſeinen

Hof gar ſehr ſchmücken, und ließ ihn fragen, ob er nicht eine Hofbedienung annehmen wolle. Der Fremde ſchrieb aber mit zinnoberrothen Buchſtaben auf einem Pergamentblättlein von anderthalb Ellen in der Breite und eben ſo viel in der Länge zurück, er danke unterwürfig für die ihm angebotene Ehre, bitte aber den Hochwürdigen Durchlauchtigſten Herrn, ihn das ruhige Bürgerleben, welches ſeinem Gemüth ganz und gar zuſage, in Frieden genießen zu laſſen. Berlin habe er vor vielen andern Städten zu ſeinem Aufenthalt gewählt, weil er nirgends ſo liebe Menſchen gefunden und ſo viel Treue und Aufrichtigkeit, ſo viel Sinn für ſeine anmuthige Sitten, wie ſie ganz in ſeiner eignen Art und Weiſe lägen. Der Churfürſt und mit ihm der ganze Hof bewunderte höchlich die ſchönen Redensarten, in denen das Schreiben des Fremden verfaßt, und dabei behielt es ſein Bewenden.

Es begab ſich, daß zur ſelben Zeit des Rathsherrn Walther Lütkens Ehefrau zum erſtenmal geſegneten Leibes war. Die alte

Wehmutter Barbara Roloffin prophezeihte, daß die hübſche geſunde Frau gewiß eines holden Knäbleins geneſen würde, und ſo war Herr Walther Lütkens ganz Freude und Hoffnung.

Der Fremde, der auf Herrn Lütkens Hochzeit geweſen, pflegte dann und wann bei ihm einzuſprechen, und ſo kam es denn, daß er einmal in der Abenddämmerung unvermuthet eintrat, als eben die Barbara Roloffin zugegen.

So wie die alte Barbara den Fremden erblickte, erhob ſie ein lautes helles Freudengeſchrei, und es war, als wenn plötzlich die tiefen Runzeln ihres Angeſichts ſich ausglätteten, als wenn die weißen Lippen und Wangen ſich rötheten, kurz als wenn Jugend und Schönheit, der ſie längſt Valet gegeben, noch einmal wiederkehren wolle. „Ach, ach, Herr Junker, ſeh ich Euch denn wirklich hier zur Stelle? Ey! — ſeyd mir doch ſchönſtens gegrüßt! — ſo rief die Barbara Roloffin und wäre beinahe dem Fremden zu Füßen geſunken. Der fuhr ſie aber an mit zornigen Worten, indem Feuerflammen aus ſeinen Augen ſprühten. Doch niemand verſtand, was er mit der Alten ſprach, die bleich und runzlicht, wie vorher, ſich leiſe wimmernd in ein Winkelchen zurückzog.

Lieber Herr Lütkens, ſprach nun der Fremde zu dem Rathsherrn, ſeht Euch wohl vor, daß in Eurem Hauſe nichts Böſes geſchehe, und daß zumal bei der Niederkunſt Eurer lieben Hausfrau alles glücklich von ſtatten gehe. Die alte Barbara Roloffin iſt in ihrer Kunſt gar nicht ſo geſchickt, wie Ihr wohl vermeinen möget. Ich kenne ſie ſchon lange und weiß es wohl, daß ſie ſchon manchmal Wöchnerin und Kind verwahrloſte. Beiden, dem Herrn Lütkens und ſeiner Hausfrau, war bei dem ganzen Vorgange ſehr ängſtlich und unheimlich zu Muthe geworden, und ſchöpften ſie gegen die Barbara Roloffin, zumal wenn ſie daran dachten, wie die Alte ſich in Gegenwart des Fremden ſo ſeltſamlich verwandelt, nicht geringen Verdacht, daß ſie wohl gar böſe Künſte treibe. Deshalb verboten ſie ihr, wieder über die Schwelle des Hauſes zu kommen, und ſahen ſich nach einer andern Wehmutter um.

Als dies geſchah, wurde die alte Barbara Roloffin ſehr zornig und rief: Herr Lütkens und ſeine Hausfrau ſollten das Unrecht, das ſie ihr anthäten, noch ſchwer bereuen,

Alle Freude und Hoffnung des Herrn Lütkens wurde aber verwandelt in bittres Herzeleid und tiefen Gram, als ſeine Hausfrau ſtatt des holden Knäbleins, das die Barbara Roloffin prophezeiht, einen abſcheulichen Wechſelbalg zur Welt brachte. Das Ding war ganz kaſtanienbraun, hatte zwei Hörner, dicke große Augen, keine Naſe, ein weites Maul, eine weiße verkehrte Zunge und keinen Hals. Der Kopf ſtand ihm zwiſchen den Schultern, der Leib war runzlicht und geſchwollen, die Arme hingen an den Lenden, und es hatte lange dünne Schenkel.

Herr Lütkens klagte und lamentirte gar ſehr. O du gerechter Himmel, rief er, was ſoll denn daraus werden! Kann mein Kleines wohl jemals in des Vaters würdige Fußſtapfen treten? Hat man jemals einen kaſtanienbraunen Rathsherrn geſehen mit zwei Hörnern auf dem Kopfe?

Der Fremde tröſtete den armen Herrn Lütkens, ſo gut es gehen wollte. Eine gute Erziehung, meinte er, vermöge viel. Unerachtet, was Form und Geſtaltung beträfe, der neugeborne Knabe ein arger Schismatiker zu nennen, getraue er ſich doch zu behaupten, daß er mit ſeinen dicken großen Augen gar verſtändig umherblicke, und auf der Stirn zwiſchen den Hörnern habe viel Weisheit geräumigen Platz. Wenn auch nicht Rathsherr, ſo könne doch der Junge ein großer Gelehrter werden, denen oft abſonderliche Garſtigkeit ſehr wohl anſtehe und ihnen tiefe Verehrung erwerbe.

Es konnte wohl nicht anders ſein, Herr Lütkens mußte im Herzen ſein Unglück der alten Barbara Roloſſin zuſchreiben, zumal als er vernahm, daß ſie während der Niederkunft ſeiner Hausfrau vor der Thüre auf der Schwelle geſeſſen, und Frau Lütkens unter vielen Thränen verſicherte, daß ſie während den Geburtsſchmerzen das häßliche Geſicht der alten Barbara ſtets vor Augen gehabt und ſolches nicht los werden können.

Zur gerichtlichen Anklage wollte zwar der Verdacht des Herrn Lütkens nicht hinreichen, der Himmel fügte es jedoch, daß bald darauf alle Schandthaten der alten Barbara Roloffin an das helle Tageslicht kamen.

Es begab ſich nemlich, daß nach einiger Zeit ſich um die Mittagsſtunde ein grauſames Wetter und ungeſtümer Wind erhob. Und die Leute auf den Straßen ſahen, wie die Barbara Roloffin, die eben zu einer Kindbetterin gehen wollen, brauſend durch die Lüfte über die Hausdächer und Thürme hinweg geführt und auf einer Wieſe vor Berlin unverſehrt niedergeſetzt wurde.

Nun war an den böſen Höllenkünſten der alten Barbara Roloffin nicht mehr zu zweifeln, Herr Lütkens trat mit ſeiner Anklage hervor und die Alte wurde zur gefänglichen Haft gebracht.

Sie läugnete hartnäckig alles, bis man mit der ſcharfen Frage wider ſie verfuhr. Da vermochte ſie nicht, die Schmerzen zu erdulden und geſtand, daß ſie im Bündniß mit dem leidigen Satan ſchon ſeit langer Zeit allerlei heilloſe Zauberkünſte treibe. Sie hätte allerdings die arme Frau Lütkens verhext, und ihr die abſcheuliche Mißgeburt untergeſchoben, außerdem aber mit zwei andern Hexen aus Blumberg, denen vor einiger Zeit der teufliſche Galan den Hals umgedreht, viele Chriſtenkinder geſchlachtet und gekocht, um Theurung im Lande zu erregen.

Nach dem Urtheilsſpruch, der bald erfolgte, ſollte das alte Hexenweib auf dem Neumarkt lebendig verbrannt werden.

Als nun der Tag der Hinrichtung herangekommen, wurde die alte Barbara unter dem Zulauf einer unzähligen Menge Volks auf den Neumarkt und auf das daſelbſt erbaute Gerüſt geführt. Man befahl ihr, den ſchönen Pelz, den ſie angethan, abzulegen, das wollte ſie aber durchaus nicht thun, ſondern beſtand darauf, daß die Henkersknechte ſie, gekleidet wie ſie war, an den Pfahl binden ſollten, welches denn auch geſchah.

Schon brannte der Scheiterhaufen an allen vier Ecken, da gewahrte man den Fremden, der rieſengroß unter dem Volke hervorragte und mit funkelnden Blicken hinſtarrte nach der Alten.

Hoch wirbelten die ſchwarzen Rauchwolken auf, die praſſelnden Flammen ergriffen die Kleider des Weibes, da ſchrie ſie mit gellender entſetzlicher Stimme: Satan — Satan! hältſt Du ſo den Pakt, den Du mit mir geſchloſſen! — Hilf, Satan, hilf! meine Zeit iſt noch nicht aus!

Und plötzlich war der Fremde verſchwunden, und von dem Ort, wo er geſtanden, rauſchte eine große ſchwarze Fledermaus auf, fuhr in die Flammen hinein, erhob ſich kreiſchend mit dem Pelz der Alten in die Lüfte, und krachend fiel der Scheiterhaufen in ſich zuſammen und verlöſchte.

Grauſen und Entſetzen hatte alles Volk erfaßt. Jeder wurde nun wohl inne, daß der ſtattliche Fremde kein anderer geweſen, als der Teufel ſelbſt, der Arges gegen die guten Berliner im Schilde geführt haben mußte, da er ſich ſo lange Zeit hindurch fromm und freundlich gebehrdet, und mit hölliſcher Argliſt den Rathsherrn Walter Lütkens und viele andere weiſe Männer und kluge Frauen betrogen.

So groß iſt die Macht des Teufels, vor deſſen Argliſt uns Alle der Himmel in Gnaden bewahren wolle!

Als Lothar geendet, ſchaute er dem Ottmar ins Geſicht mit dem unbeſchreiblich komiſchen ſüßſauern Blick, der ihm zu Gebote ſtand in reger Selbſtironie.

Nun was ſagſt du, rief Theodor, als Ottmar ſchwieg, nun was ſagſt du, Ottmar, zu Lothars artiger Teufeley, an der das Beſte iſt, daß ſie ſich nicht zu breit macht?

Ottmar hatte, während Lothar las, recht aus dem Innern gelächelt, bei dem Schluß war er ganz ſtill und ernſt geworden. Ich geſtehe, ſprach er jetzt, daß in Lothars Erzählung — Schwank — ich weiß nicht, wie ich das Ding nennen ſoll — ein hin und wieder nicht ganz verfehltes Streben nach einer gewiſſen drolligen Naivetät vorherrſcht, die eigentlich dem Charakter des deutſchen Teufels ganz angemeſſen iſt, daß ferner bei dem Hopſen des Teufels mit ehrenwerthen Männern über die Goſſe, bei dem kaſtanienbraunen Schismatiker, der nicht ein ſchöner glauer Rathsherr, wohl aber ein garſtiger Gelehrter werden kann, u. ſ. w. daſſelbe Pferdlein Capriolen macht, das der würdige Lothar ritt, als er den Nußknacker ſchrieb, doch eben ein anders Pferdlein, mein' ich, hätte er reiten ſollen, und ſelbſt kann ich nicht ſagen, worin es liegt, daß immer mehr und mehr der gemüthlich komiſche Eindruck, den vielleicht die erſten Zeilen hervorbringen können, hinſchwindet in Nichts, und aus dieſem Nichts ſich dann zuletzt etwas ganz ungemüthliches, unbehagliches entwickelt, das die Schlußworte, welche wiederum zu jener

Naivetät zurückführen ſollen, nicht zu vertilgen vermögen.

O du aller weiſen Kritiker allerweiſeſter, rief Lothar, der du dem Unbedeutendſten, das ich jemals ſchrieb, die Ehre anthuſt, es Brill auf der Naſe ſorglich zu ſeciren, vernimm daß es mir ſelbſt längſt zum anatomiſchen Präparat gedient hat! — Nannte ich denn nicht ſelbſt mein kleines Machwerk das Produkt einer ſchillernden Laune, habe ich nicht ſelbſt das Anathem darüber ausgeſprochen? — Doch es iſt gut, daß ich es Euch vorlas, denn es giebt mir Gelegenheit, über Geſchichten der Art mich recht auszuſprechen und ich hoffe Euern Beifall einzuärndten, ihr guten Serapionsbrüder! — Zuförderſt will ich dir alſo, geliebter Ottmar, recht genau den Keim des unbehaglichen oder beſſer unheimlichen Gefühls entwickeln, das dich ergriff, als du dich erſt ergötzen wollteſt daran, was du drollige Naivetät zu nennen beliebſt. — Mag der ehrliche alte Haſſtitz Anlaß gehabt haben, jenes ſeltſame Ereigniß wie der Teufel in Berlin ein bürgerliches Leben geführt, anzumerken, welchen er will, genug, die Sache bleibt für uns rein fantaſtiſch, und ſelbſt das unheimliche ſpukhafte, das ſonſt dem „furchtbar verneinenden Prinzip der Schöpfung" beiwohnt, kann, durch den komiſchen Contraſt in dem es erſcheint, nur jenes ſeltſame Gefühl hervorbringen, das, eine eigenthümliche Miſchung des Grauenhaften und Ironiſchen, uns auf gar nicht unangenehme Weiſe ſpannt. Anders verhält es ſich mit den leidigen Hexengeſchichten. Hier tritt das wirkliche Leben ein mit allen ſeinen Schrecken. Mir wars als ich von der Hinrichtung der Barbara Roloffin las, als ſäh' ich noch den Scheiterhaufen auf dem Neumarkt dampfen und alle Gräuel der fürchterlichen Hexenprozeſſe traten mir vor die Seele. Ein paar roth funkelnde Augen, ein ſtruppiges ſchwarzes oder graues Haar, ein ausgedörrter Knochenleib, das reichte hin, ein altes armes Weib für eine Hexe zu erklären, alles Unheil ihren Teufelskünſten zuzuſchreiben, ihr in aller juriſtiſchen Form zu Leibe zu gehen und ſie auf den Scheiterhaufen zu bringen. Die ſcharfe Frage (Tortur) beſtätigte die unſinnigſten Anklagen und entſchied alles.

Merkwürdig, unterbrach Theodor den Lothar, höchſt merkwürdig bleibt es aber doch, daß viele angebliche Hexen ganz freimüthig ohne allen Zwang ihr Bündniß mit dem Böſen eingeſtanden. Vor ein paar Jahren fielen mir über Hexerei verhandelte Original-Akten in die Hände, und ich traute meinen Augen kaum als ich Geſtändniſſe las, vor denen mir die Haut ſchauderte. Da war von Salben, deren Gebrauch den menſchlichen Körper in irgend ein Thier verwandelt, von Ritten auf dem Beſenſtiel, kurz von allen den Teufelskünſten, wie ſie in alten Mähren vorkommen, die Rede. Vorzüglich hatten aber immer die angeklagten Weiber ganz frei und frech das unzüchtige Verhältniß mit dem unſaubern hölliſchen Galan, zuweilen ſogar unaufgefordert eingeſtanden. Sagt, wie konnte das geſchehen?

Mit, erwiederte Lothar, mit dem Glauben an das teufliſche Bündniß kam das Bündniß ſelbſt.

Wie? — was ſagſt du? riefen beide, Ottmar und Theodor.

Verſteht, fuhr Lothar fort, verſteht mich nur recht. Gewiß iſt es, daß in jener Zeit, als niemand an der unmittelbaren Einwirkung des Teufels, an ſeiner ſichtbaren Erſcheinung zweifelte, auch jene unglücklichen Weſen, die man ſo grauſam mit Feuer und Schwerdt verfolgte, an allem dem wirklich glaubten, deſſen man ſie beſchuldigte. Ja daß manche in böſem Sinn durch allerlei vermeintliche Hexenkünſte nach dem Bündniſſe mit dem Satan trachteten, Gewinnſtes halber oder um Unheil anzurichten, und dann im Zuſtande des Wahnſinns, den Sinn verſtörende Tränke, entſetzliche Beſchwörungen erzeugt, den Böſen erblickten und jenes Bündniß wirklich ſchloſſen, das ihnen übermenſchliche Macht geben ſollte, iſt eben ſo gewiß. Die tollſten Hirngeſpinnſte, wie ſie jene Geſtändniſſe enthalten, die auf innerer Ueber-

Ueberzeugung beruhten, erſcheinen nicht zu toll, wenn man bedenkt, welche ſeltſame Einbildungen, ja welche grauenhafte Bethörungen ſchon der Hyſterismus der Weiber hervorzubringen vermag. So büßten jene vermeintlichen Hexen ihren boshaften Sinn, wiewol zu hart, mit dem grauſamſten Tode. Es iſt unmöglich, jenen alten Hexenprozeſſen den Glauben abzuſprechen, in ſofern ſie durch Zeugen oder ſonſt ganz ins Klare geſetzte Thatſachen enthalten, und da findet ſich denn auch häufig, daß manche der Zauberei Angeklagte wirklich todeswürdige Verbrechen begingen. Erinnert Euch der ſchauderhaften Erzählung unſeres herrlichen Tieck, Liebeszauber benannt. Die grauenhafte fürchterliche That des entſetzlichen Weibes, die das unſchuldige liebliche Kind ſchlachtet, kommt auch in jenen gerichtlichen Verhandlungen zur Sprache, und ſo war oft der Feuertod nur die gerechte Strafe des grauſamſten Mordes.

Mir ſteigt, nahm Theodor das Wort, die Erinnerung auf an einen Moment, in dem mir eine ſolche fluchwürdige That recht

recht dicht vor Augen gerückt wurde und mich mit dem tiefſten Entſetzen erfüllte! — Während meines Aufenthalts in W. beſuchte ich das reizende Luſtſchloß L., von dem es irgendwo mit Recht heißt, es ſchwimme in dem ſpiegelhellen See, wie ein herrlicher ſtolzer Schwan. Man hatte mir ſchon erzählt, daß nach einem dunklen Gerücht der unglückliche Beſitzer deſſelben, der nicht vor gar zu langer Zeit ſtarb, mit Hülfe eines alten Weibes allerlei Zauberkünſte getrieben haben ſolle, und daß der alte Kaſtellan, verſtehe man ſein Vertrauen zu gewinnen, manches darüber andeute. Gleich beim Eintritt war mir dieſer Alte höchſt merkwürdig. Denkt Euch einen eisgrauen Mann, die Spuren des tiefſten Grams im Antlitz, ärmlich nach Art des gemeinen Volks gekleidet, dabei im Betragen ungewöhnliche Bildung verrathend, denkt Euch, daß dieſer Mann, den Ihr auf den erſten Blick für einen gemeinen Diener hieltet, mit Euch, die Ihr die Landesſprache nicht verſteht, wie Ihr wollt, entweder das reinſte eleganteſte Franzöſiſch, oder eben ſo italiäniſch redet! — Es gelang mir, da ich mit ihm allein die Säle durchwanderte, dadurch, daß ich der verworrenen Schickſale ſeines Herrn gedachte, und mich dabei in die Geſchichte jener Zeit eingeweiht zeigte, ihn zu beleben. Er erklärte mir den tieferen Sinn mancher Gemählde, mancher Verzierung, die dem Nichteingeweihten nur als Schmuck erſcheinen, und wurde immer wärmer und zutraulicher. Endlich ſchloß er ein kleines Kabinett auf, deſſen Fußboden aus weißen Marmortafeln beſtand und in dem nichts weiter als ein einfach gearbeiteter Keſſel von Bronze befindlich. Die Wände ſchienen ihres vormaligen Schmuckes beraubt. Ich wußte, daß ich mich an dem Orte befand, wo der unglückliche Herr des Schloſſes verblendet, bethört durch die Luſt an den üppigen Genüſſen des Lebens, ſich herabgewürdigt haben ſollte zu hölliſchen Verſuchen. Als ich einige Worte darüber fallen ließ, blickte der Alte mit dem Ausdruck der ſchmerzlichſten Wehmuth gen Himmel, und ſprach dann tief aufſeufzend: O heilige Jungfrau, haſt du denn verziehen? — Dann wies er ſchweigend auf eine größere Marmorplatte, die in der Mitte des Fußbodens eingefugt lag. Ich betrachtete die Platte genau und wurde gewahr, daß ſich einige röthliche Adern durch den Stein zogen. Als ich aber immer ſchärfer und ſchärfer hinblickte, hilf Himmel, da traten, wie aus einem deformirten Gemählde, deſſen verſtreute Lineamente ſich nur einen, wenn man es durch ein beſonders vorbereitetes Glas betrachtet, die Züge eines menſchlichen Antlitzes hervor. Es war das Antlitz eines Kindes, das mich mit dem herzzerſchneidenden Jammer des Todeskampfes aus dem Stein anſchaute. Aus der Bruſt quollen Blutstropfen, der übrige Theil des Körpers verlor ſich wie in ein Gewäſſer hinein. Mit Mühe überwand ich das Grauen, das Entſetzen, das mich übermannen wollte. Ich war keines Wortes mächtig, ſchweigend verließen wir den ſchauerlichen verhängnißvollen Ort. — Erſt im Park luſtwandelnd überwand ich das unheimliche Gefühl, das mir beinahe das ganze kleine

Paradies verleidet hätte. Aus manchen Worten des alten Kaſtellans konnt' ich ſchließen, daß jenes verruchte Weſen, das ſich dem ſonſt großherzigen gemüthvollen Herrn anzudrängen wußte, ihm den ſchönſten ſeiner Wünſche, unfehlbares dauerndes Glück in der Liebe, ewige Liebesluſt zu erfüllen verhieß, mittelſt ſchwarzer Künſte, und ihn da, durch verlockte zum Entſetzlichen.

Das iſt, rief Ottmar, das iſt etwas für unſern Cyprian, der würde ſich erfreuen an dem blutigen Kinde in Marmor gebildet, und nebenher den alten Kaſtellan ſehr lieb gewinnen.

Mag, fuhr Theodor fort, mag alles auf thörichter Einbildung beruhen, mag alles eine im Volk verſtreute Fabel ſeyn, mag der beſonders geaderte Stein das Kind ſo darſtellen, wie eine lebendige Fantaſie aus buntem Marmor allerlei Figuren und Bilder herausfindet, irgend etwas unheimliches muß ſich doch wirklich begeben haben, da ſonſt der alte treue Diener unmöglich die Schuld des Herrn ſo tief in der Seele getragen, ja jenem wunderbaren Stein ſolch eine gräßliche Bedeutung gegeben hätte.

Wir wollen, ſprach Ottmar, wir wollen gelegentlich den heiligen Serapion darüber befragen, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit der Sache hat, für jetzt aber die Herren Hexen ſeyn laſſen, und uns nur noch einmal zum teutſchen Teufel wenden, über den ich noch einiges beizubringen gedenke. — Ich meine nehmlich, daß die wahrhafte teutſche Gemüthlichkeit ſich recht in der Art ausſpricht, wie der leidige Satan dargeſtellt wird im menſchlichen Leben handthierend. Er verſteht ſich auf alles Unheil, Grauen und Entſetzen, auf alle Verführungskünſte, er vergißt nicht den frommen Seelen nachzuſtellen, um ſo viele als möglich für ſein Reich zu gewinnen; aber dabei iſt er doch ein ganz ehrlicher Mann, denn auf das genaueſte, pünktlichſte hält er ſich an den geſchloſſenen Kontrakt, und ſo kommt es denn, daß er gar oft überliſtet wird und wirklich als dummer Teufel erſcheint, woher denn auch die Redensart kommen mag: das iſt ein dummer Teufel! — Aber noch mehr, der Charakter des teutſchen Satans hat eine wunderbare Beimiſchung des Burlesken, durch die das eigentlich ſinnverſtörende Grauen, das Entſetzen, das die Seele zermalmt, aufgelöſt, verquickt wird. Die Kunſt, den Teufel ganz auf dieſe deutſch gemüthliche Weiſe darzuſtellen, ſcheint aber verloren, denn in den neuen Teufelsſpukgeſchichten iſt jene Miſchung niemals gerathen. Entweder wird der Teufel zum gemeinen Hanswurſt, oder das Grauenhafte, Unheimliche, zerreißt das Gemüth.

Du vergiſſeſt, unterbrach Lothar den Ottmar, du vergiſſeſt eine neue Erzählung, in der jene Miſchung des wunderbar Gemüthlichen, das wenigſtens an das Komiſche anſtreift, mit dem Grauenhaften gar herrlich gerathen iſt, und die Wirkung jener einfachen alterthümlichen Teufelsſpukgeſchichten in ganzem Maaß hervorbringt. Ich meine Fouque's meiſterhafte Erzählung: das Galgenmännlein, für deſſen Brüderlein, könnt' es noch geboren werden, ich gern einige Harniſchmänner eintauſchen möchte. Trotz des kleinen grauenhaft muntern Kerls in der Flaſche, der in der Nacht herauswächſt und ſich rauhhaarig an die Backe des von fürchterlichen Träumen geängſteten Herrn legt, trotz des entſetzlichen Mannes in der Bergſchlucht, deſſen mächtiger Rappe wie eine Fliege die ſteile Felſenwand hinanklimmt, trotz alles Unheimlichen, das in der Geſchichte gar reichlich vorhanden, iſt die Spannung, die ſie im Gemüth erzeugt, nichts weniger als verſtörend. Die Wirkung gleicht der eines ſtarken Getränks, das die Sinne heftig aufreizt, zugleich aber im Innern eine wohlthuende Wärme verbreitet. In dem durchaus gehaltenen Ton, in der Lebenskraft der einzelnen Bilder liegt es; daß, iſt man beim Schluß ſelbſt von der Wonne des armen Teufels, der ſich glücklich aus den Klauen des böſen Teufels gerettet, durchdrungen, nochmals all' die Szenen, die in das Gebiet des gemüthlich Komiſchen ſtreifen, z. B. die Geſchichte vom Halbheller, hell aufleuchten. Ich erinnere mich kaum, daß irgend eine Teufelsgeſchichte mich auf ſo ſeltſam wohlthuende Weiſe geſpannt, aufgeregt hätte, als eben Fouque's Galgenmännlein.

Es iſt, nahm Theodor das Wort, es iſt gar nicht zu bezweifeln, daß Fouque den Stoff ſeines Galgenmännleins aus irgend einem alten Buch, aus irgend einer alten Chronik entnommen.

Ich will, erwiederte Lothar, ich will nicht glauben, daß du, ſollte das wirklich der Fall ſeyn, deshalb das Verdienſt des Dichters auch nur im mindeſten geſchmälert achteſt, und ſo mit gewöhnlichen Rezenſenten gleichen Sinnes biſt, deren ganz eigentliche Praxis es erfordert gleich nachzuſpüren, wo etwa der Grundſtoff zu dieſem und jenem poetiſchen Werk liegen könne. Den Fund verkündigen ſie dann mit vielem Pomp, ſtolz auf den armen Dichter hinabſehend, der nichts that, als die Figur kneten aus einem Teig, der ſchon vorhanden war. Als ob es darauf ankommen könnte, daß der Dichter den Keim, den er irgendwo fand, in ſein Inneres aufnahm, als ob die Geſtaltung des Stoffs nicht eben den wahrhaften Dichter bewähren müſſe! — Doch wir wollen uns an unſern Schutzpatron, den heiligen Serapion erinnern, der ſelbſt Geſchichtliches ſo aus ſeinem Innern herauserzählte, wie er Alles ſelbſt mit eignen Augen lebendig erſchaut und nicht wie er es geleſen. —

Du thuſt, ſprach Theodor, du thuſt mir großes Unrecht, Lothar, wenn du glaubſt, ich ſey andrer Meinung. Wie ein Stoff bearbeitet oder vielmehr lebendig geſtaltet werden kann, hat niemand herrlicher bewieſen als Heinrich Kleiſt in ſeiner vortrefflichen klaſſiſch gediegenen Erzählung von dem Roßhändler Kohlhaas.

Und, unterbrach Lothar den Freund, und um ſo mehr gehört der Kohlhaas ganz dem herrlichen Dichter, den ein düſtres Verhängniß uns viel zu früh entriß, als die Nachrichten von jenem furchtbaren Menſchen, ſo wie ſie im Hafftitz ſtehen, ganz mager und ungenügend ſind. Doch weil ich eben des Hafftitz gedenke, ſo will ich Euch nur gleich eine Erzählung vorleſen, zu der ich manche Grundzüge eben aus dem Microchronicon entnahm, und die ich in dem Anfall einer durchaus bizarren Laune, der mehrere Tage anhielt, aufſchrieb. Magſt du, o mein Ottmar, daraus entnehmen, daß es mit dem Spleen, den mir Theodor andichten will, eben nicht ſo arg iſt, als man wohl meinen möchte.

Lothar zog ein Manuſcript hervor und las.

Die Brautwahl,

eine Geſchichte,
in der mehrere ganz unwahrſcheinliche Abentheuer vorkommen.

Erſtes Kapitel.

Welches von Bräuten, Hochzeiten, Geheimen Kanzlei-Sekretären, Turnieren, Hexenprozeſſen, Zauberteufeln und andern angenehmen Dingen handelt.

In der Nacht des Herbſt-Aequinoktiums kehrte der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann aus dem Kaffeehauſe, wo er regelmäßig jeden Abend ein paar Stunden zuzubringen pflegte, nach ſeiner Wohnung zurück, die in der Spandauerſtraße gelegen. In allem, was er that, war der Geheime Kanzlei-Sekretär pünktlich und genau. Er hatte ſich daran gewöhnt, gerade während es auf den Thürmen der Marien- und Nikolai-Kirchen eilf Uhr ſchlug, mit dem Rock- und Stielelnausziehen fertig zu werden, ſo daß er, in die geräumigen Pantoffeln gefahren, mit dem letzten dröhnenden Glockenſchlage ſich die Nachtmütze über die Ohren zog.

Um das heute nicht zu verſäumen, da die Uhren ſich ſchon zum Eilfſchlagen anſchickten, wollte er eben mit einem raſchen Schritt (beinahe war es ein behender Sprung zu nennen) aus der Königsſtraße in die Spandauerſtraße hineinbiegen, als ein ſeltſames Klopfen, das ſich dicht neben ihm hören ließ, ihn an den Boden feſtwurzelte.

Unten an dem Thurm des alten Rathhauſes wurde er in dem hellen Schimmer der Reverberen eine lange hagere, in einen dunkeln Mantel gehüllte Geſtalt gewahr, die an die verſchloſſene Ladenthüre des Kaufmanns Warnatz, der dort bekanntlich ſeine Eiſenwaaren feil hält, ſtark und ſtärker pochte, zurücktrat, tief ſeufzte, hinaufblickte nach den verfallenen Fenſtern des Thurms.

„Mein beſter Herr“ wandte ſich der Geheime Kanzlei-Sekretär gutmüthig zu dem Mann, „mein beſter Herr, Sie irren ſich, dort oben in dem Thurm wohnt keine menſchliche Seele, ja, nehme ich wenige Ratten und Mäuſe und ein Paar kleine Eulen aus, kein lebendiges Weſen. Wollen Sie von dem Herrn Warnatz einiges Vortreffliche in Eiſen oder Stahl erſtehen, ſo müſſen Sie Sich morgen wieder herbemühen.“

„Verehrter Herr Tusmann“ — Geheimer Kanzlei-Sekretär ſeit mehreren Jahren, fiel Tusmann dem Fremden unwillkührlich ins Wort, ungeachtet er etwas verdutzt darüber war, von dem Fremden gekannt zu ſeyn. Der achtete darauf aber gar nicht im mindeſten, ſondern begann von neuem: „Verehrter Herr Tusmann, Sie belieben ſich in meinem Beginnen hier ganz und gar zu irren. Weder der Eiſen- noch der Stahlwaaren bin ich bedürftig, habe es auch gar nicht mit dem Herrn Warnatz zu thun. Es iſt heute das Herbſt-Aequinoktium und da will ich die Braut ſchauen. Sie hat ſchon mein ſehnſüchtiges Pochen, meine Liebesſeufzer vernommen, und wird gleich oben am Fenſter erſcheinen.“

Der dumpfe Ton, in dem der Mann dieſe Worte ſprach, hatte etwas ſeltſam feierliches, ja geſpenſtiſches, ſo daß es dem Geheimen Kanzlei-Sekretär eiskalt durch alle Glieder rieſelte. Der erſte Schlag der eilften Stunde dröhnte von dem Marien Kirchthurm herab, in dem Augenblicke klirrte und rauſchte es an dem verfallenen Fenſter des Rathhausthurms und eine weibliche Geſtalt wurde ſichtbar. So wie der volle Laternenglanz ihr ins Antlitz fiel, wimmerte Tusmann ganz kläglich: O du gerechter Gott im Himmel, o all' ihr himmliſchen Heerſchaaren, was iſt denn das!

Mit dem letzten Schlage, und alſo im ſelbigen Augenblick, wo Tusmann, wie ſonſt, die Schlafmütze aufzuſetzen gedachte, war auch die Geſtalt verſchwunden.

Es war, als hätt' die verwunderliche Erſcheinung den Geheimen Kanzlei-Sekretär ganz außer ſich ſelbſt gebracht. Er ſeufzte, ſtöhnte, ſtarrte hinauf nach dem Fenſter, lispelte in ſich hinein: Tusmann — Tusmann, Geheimer Kanzlei-Sekretär! — beſinne dich doch nur! werde nicht verrückt, mein Herz! — Laß dich vom Teufel nicht blenden, gute Seele! —

Sie ſcheinen, begann der Fremde, von dem, was Sie ſahen, ſehr ergriffen worden zu ſeyn, beſter Herr Tusmann? — Ich habe bloß die Braut ſchauen wollen, und ihnen ſelbſt, Verehrter, muß dabei noch anderes aufgegangen ſeyn.

Bitte, bitte, wimmerte Tusmann, wollen Sie mir nicht meinen ſchlichten Titel vergönnen, ich bin Geheimer Kanzlei-Sekretär, und zwar in dieſem Augenblick ein höchſt alterirter, ja wie ganz von Sinnen gekommener. Bitte ergebenſt, mein wertheſter Herr, gebe ich Ihnen ſelbſt nicht den gebührenden

Rang, ſo geſchieht das lediglich aus völliger Unbekanntſchaft mit ihrer werthen Perſon; aber ich will Sie Herr Geheimer Rath nennen, denn deren giebt es in unſerm lieben Berlin ſo gar abſonderlich viele, daß man mit dieſem würdigen Titel ſelten irrt. Bitte alſo, Herr Geheimer Rath mögen es mir nicht länger verhehlen, was für eine Braut ſie hier zu der unheimlichen Stunde zu ſchauen gedachten!

Sie ſind, ſprach der Fremde mit erhöhter Stimme, Sie ſind ein beſonderer Mann mit ihren Titeln, mit ihrem Rang. Iſt man dann Geheimer Rath, wenn man ſich auf manches Geheimniß verſteht und auch wohl nebenher guten Rath zu ertheilen vermag, ſo kann ich wohl billigen Fugs mich ſo nennen. Mich nimmt es Wunder, daß ein ſo in alten Schriften und ſeltenen Manuſcripten beleſener Mann wie Sie, wertheſter Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, es nicht weiß, daß wenn ein Kundiger — verſtehen Sie wohl! — ein Kundiger, zur eilften Stunde in der Nacht des Aequinoktiums

hier

hier unten an die Thüre oder auch nur an die Mauer des Thurms klopft, ihm oben am Fenſter dasjenige Mädchen erſcheint, das bis zum Frühlings-Aequinoktium die glücklichſte Braut in Berlin wird.

Herr Geheimer Rath, rief Tusmann wie plötzlich begeiſtert von Freude und Entzücken, verehrungswürdigſter Herr Geheimer Rath, ſollte das wirklich der Fall ſeyn?

Es iſt nicht anders, erwiederte der Fremde, aber was ſtehen wir hier länger auf der Straße. Sie haben Ihre Schlafſtunde bereits verſäumt, wir wollen uns ſtracks in das neue Weinſtübchen auf dem Alexander-Platz begeben. Es iſt nur darum, daß Sie mehr von mir über die Braut erfahren, wenn Sie wollen, und wieder in die Gemüthsruhe kommen, aus der Sie, ſelbſt weiß ich nicht recht warum, ganz und gar herausgebracht zu ſeyn ſcheinen. —

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war ein höchſt mäßiger Mann. Seine einzige Erholung beſtand, wie ſchon erwähnt wurde, darin, daß er jeden Abend ein paar Stunden in einem Kaffeehauſe zubrachte, und politiſche Blätter, Flugſchriften durchlaufend, ja auch in mitgebrachten Büchern ämſig leſend ein Glas gutes Bier genoß. Wein trank er beinahe gar nicht, nur Sonntags nach der Predigt pflegte er in einem Weinkeller ein Gläschen Malaga mit etwas Zwieback zu ſich zu nehmen. Des Nachts zu ſchwärmen war ihm ſonſt ein Gräuel; unbegreiflich ſchien es daher, daß er ſich ohne Widerſtand, ja ohne auch nur ein einziges Wort zu ſagen, von dem Fremden fortziehen ließ, der mit ſtarken durch die Nacht dröhnenden Schritten forteilte nach dem Alexander-Platz.

Als ſie in die Weinſtube eintraten, ſaß nur noch ein einziger Mann einſam an einem Tiſch und hatte ein großes Glas mit Rheinwein gefüllt vor ſich ſtehen. Die tief eingefurchten Züge ſeines Antlitzes zeugten von ſehr hohem Alter. Sein Blick war ſcharf und ſtechend, und nur der ſtattliche Bart verrieth den Juden, der alter Sitte und Gewohnheit treu geblieben. Dabei war er ſehr altfränkiſch, ungefähr wie man ſich ums

Jahr Eintauſend ſiebenhundert und zwanzig bis dreißig trug, gekleidet, und daher mocht' es wohl kommen, daß er aus längſt vergangener Zeit zurückgekehrt ſchien.

Noch ſeltſamer war aber wohl der Fremde anzuſchauen, auf den Tusmann getroffen.

Ein großer, hagerer, dabei kräftiger, in Gliedern und Muskeln ſtark gebauter Mann, ſcheinbar in den funfziger Jahren. Sein Antlitz mochte ſonſt für ſchön gegolten haben, noch blitzten die großen Augen unter den ſchwarzen buſchigten Augenbrauen mit jugendlichem Feuer hervor — eine freie offene Stirn — eine ſtark gebogene Adlers-Naſe ein fein geſchlitzter Mund — ein gewölbtes Kinn — das Alles hätte den Mann vor hundert andern eben nicht ausgezeichnet; während aber Rock und Unterkleid nach Art der neueſten Zeit zugeſchnitten waren, gehörten Kragen, Mantel und Baret dem Ende des ſechszehnten Jahrhunderts an; vorzüglich mocht' es aber wohl der eigne, wie aus tiefer ſchauerlicher Nacht hinaus ſtralende Blick des Fremden, der dumpfe Ton ſeiner Stim me, ſein ganzes Weſen, das durchaus gegen jede Form der jetzigen Zeit grell abſtach, vorzüglich mochte es das alles ſeyn, was in ſeiner Nähe jedem ein ſeltſames beinahe unheimliches Gefühl einflößen mußte.

Der Fremde nickte dem Alten, der am Tiſche ſaß, zu, wie einem alten Bekannten.

Seh' ich Euch einmal wieder nach langer Zeit, rief er, ſeyd Ihr noch immer wohl auf?

Wie Ihr mich findet, erwiederte der Alte mürriſch, wohl und geſund und noch zur rechten Zeit auf den Beinen, und munter und thätig, wenn es darauf ankommt!

Das fragt ſich, das fragt ſich, rief der Fremde laut lachend und beſtellte bei dem aufwartenden Burſchen eine Flaſche des älteſten Franzweins, der im Keller vorhanden.

Mein beſter, verehrungswürdigſter Herr Geheimer Rath! — begann Tusmann deprezirend.

Aber der Fremde fiel ihm ſchnell in die Rede: Laſſen wir doch jetzt alle Titel, beſter Herr Tusmann. Ich bin weder Geheimer

Rath noch Geheimer Kanzlei-Sekretär, ſondern nichts mehr und nichts weniger als ein Künſtler, der in edlen Metallen und köſtlichem Geſtein arbeitet, und heiße mit Namen Leonhard.

Alſo ein Goldſchmidt, ein Juwelier, murmelte Tusmann vor ſich hin. Er beſann ſich nun auch, daß er bei dem erſten Anblick des Fremden in der erleuchteten Weinſtube es hätte wohl einſehen müſſen, wie der Fremde unmöglich ein ordentlicher Geheimer Rath ſeyn könne, da er in altdeutſchem Mantel, Kragen und Barett angethan, wie ſolches bei Geheimen Räthen nicht üblich.

Beide, Leonhard und Tusmann, ſetzten ſich nun hin zu dem Alten, der ſie mit einem grinſenden Lächeln begrüßte.

Nachdem Tusmann auf vieles Nöthigen Leonhards ein paar Gläſer des gehaltigen Weins getrunken, trat Röthe auf ſeine blaſſen Wangen; vor ſich hinblickend, den Wein gemüthlich einſchlürfend, lächelte und ſchmunzelte er überaus freundlich, als gingen die angenehmſten Bilder in ſeinem Inneren auf.

Und nun, begann Leonhard, und nun ſagen Sie mir unverholen, beſter Herr Tusmann, warum Sie ſo gar beſonders ſich gebehrdeten, als die Braut im Fenſter des Thurms erſchien, und was jetzt ſo ganz und gar Ihr Inneres erfüllt? Wir ſind, Sie mögen das nun glauben oder nicht, alte Freunde und Bekannte, und vor dieſem guten Mann brauchen Sie ſich gar nicht zu geniren.

O Gott, erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, o Gott, mein verehrteſter Herr Profeſſor — laſſen Sie mich Ihnen dieſen Titel geben; denn da Sie, wie ich überzeugt bin, ein ſehr wackrer Künſtler ſind, könnten Sie mit Fug und Recht Profeſſor bei der Akademie der Künſte ſeyn — Alſo! mein verehrteſter Herr Profeſſor — vermag ich denn zu ſchweigen? Wovon das Herz voll iſt, davon geht der Mund über! — Erfahren Sie es! — Ich gehe, wie man ſprüchwörtlich zu ſagen pflegt, auf Freiers Füßen, und gedenke zum Frühlings-Aequinoktium ein glückliches Bräutlein heim zu führen. Konnt' es denn nun wohl fehlen, daß es mir durch alle Adern fuhr, als Sie, verehrteſter Herr Profeſſor, beliebten, mir eine glückliche Braut zu zeigen?

Was, unterbrach der Alte den Geheimen Kanzlei-Sekretär mit kreiſchender, krächzender Stimme, was? — Sie wollen heirathen? Sie ſind ja viel zu alt dazu, und häßlich wie ein Pavian.

Tusmann erſchrak über die entſetzliche Grobheit des jüdiſchen Alten ſo ſehr, daß er kein Wort heraus zu bringen vermochte.

Nehmen Sie, ſprach Leonhard, dem Alten da das harte Wort nicht übel, lieber Herr Tusmann, er meint es nicht ſo böſe als es wohl den Anſchein haben möchte. Aufrichtig geſagt muß ich aber auch ſelbſt geſtehen, wie es mich bedünken will, daß Sie etwas ſpät ſich zur Heirath entſchloſſen haben, da Sie mir beinahe ein Funfziger zu ſeyn ſcheinen.

Auf den 9ten Oktober am Tage des heiligen Dionyſius erreiche ich mein acht und vierzigſtes Jahr, fiel Tusmann etwas empfindlich ein. Dem ſey, wie ihm wolle, fuhr Leonhard fort, es iſt auch nicht das Alter allein, das Ihnen entgegen ſteht. Sie haben bisher ein einfaches, einſames Junggeſellen-Leben geführt, Sie kennen das weibliche Geſchlecht nicht, Sie werden ſich nicht zu rathen, nicht zu helfen wiſſen.

Was rathen, was helfen, unterbrach Tusmann den Goldſchmidt, ei beſter Herr Profeſſor. Sie müſſen mich für ungemein leichtſinnig und unverſtändig halten, wenn Sie glauben, daß ich blindlings ohne Rath und Ueberlegung zu handeln im Stande wäre. Jeden Schritt, den ich thue, erwäge und bedenke ich weislich, und als ich mich in der That von dem Liebespfeil des loſen Gottes, den die Alten Cupido nannten, getroffen fühlte, ſollte da nicht all mein Dichten und Trachten dahin gegangen ſeyn, mich für dieſen Zuſtand gehörig auszubilden? — Wird jemand, der ein ſchweres Examen zu überſtehen gedenkt, nicht ämſig alle Wiſſenſchaften ſtudiren, aus denen er befragt werden ſoll? — Nun, verehrteſter Herr Profeſſor, meine Heirath iſt ein Examen, zu dem ich mich gehörig vorbereite, und wohl zu beſtehen glaube. Sehen Sie, beſter Mann, dieſes kleine Buch, das ich, ſeit ich mich zu lieben und zu heirathen entſchloſſen, beſtändig bei mir trage, und unaufhörlich ſtudire, ſehen Sie es an, und überzeugen Sie ſich, daß ich die Sache gründlich und geſcheut beginne, und keinesweges als ein Unerfahrner erſcheinen werde, ungeachtet mir, wie ich geſtehen will, das ganze weibliche Geſchlecht bis dato fremd geblieben.

Mit dieſen Worten hatte der Geheime Kanzlei-Sekretär ein kleines in Pergament gebundenes Buch aus der Taſche gezogen und den Titel aufgeſchlagen, welcher folgendermaßen lautete:

„Kurzer Entwurff der politiſchen Klugheit, ſich ſelbſt und andern in allen Menſchlichen Geſellſchafften wohl zu rathen und zu einer geſcheiden Con-

„duite zu gelangen; Allen Menſchen,
„die ſich klug zu ſeyn dünken, oder
„noch klug werden wollen, zu höchſt
„nöthiger Bedürfniß und ungemeinem
„Nutzen, aus dem Lateiniſchen des
„Herrn Thomasii überſetzt. Nebſt
„einem ausführlichen Regiſter. Frank-
„furt und Leipzig. In Verlag Jo-
„hann Großens Erben. 1710.“

Bemerken Sie, ſprach Tusmann mit ſüßem Lächeln, bemerken Sie, wie der würdige Autor im ſiebenten Kapitel, das lediglich vom Heirathen und von der Klugheit eines Hausvaters handelt, §. 6. ausdrücklich ſagt:

„Zum wenigſten ſoll man damit nicht
„eilen. Wer bei vollkommenem männ-
„lichem Alter heirathet, wird ſo viel
„klüger, weil er ſo viel weiſer wird.
„Frühzeitige Heirathen machen unver-
„ſchämte oder argliſtige Leute, und
„werffen ſowohl des Leibes, als des
„Gemüths Kräffte übern Hauffen.
„Das männliche Alter iſt zwar nicht

„ein Anfang der Jugend, dieſelbe aber
„ſoll nicht eher, als mit demſelben zugleich
„ſich enden.“

Und dann, was die Wahl des Gegenſtandes betrifft, den man zu lieben und zu heirathen geſonnen, ſo ſagt der vortreffliche Thomaſius §. 9.

„Die Mittelſtraße iſt die ſicherſte, man
„nehme keine allzu Schöne noch Häßliche,
„keine ſehr Reiche noch ſehr
„Arme, keine Vornehmere noch Geringere,
„ſondern, die mit uns gleichen
„Standes iſt, und ſo wird auch
„bey den meiſten übrigen Eigenſchaften
„die Mittelſtraße zu treffen das
„Beſte ſeyn.“

Dem bin ich denn auch gefolgt, und habe mit der anmuthigen Perſon, die ich erwählet, nach dem Rath, den Herr Thomaſius im §. 17. ertheilet, nicht nur einmal Converſation gepfleget, weil man durch Verſtellung der Fehler und Annehmung von allerhand Scheintugenden leicht hintergangen werden kann, ſondern zum öftern, da es denn unmöglich iſt, ſich gänzlich in die Länge zu bergen.

Aber, ſprach der Goldſchmidt, aber mein werther Herr Tusmann, eben dieſer Umgang, oder wie Sie es zu nennen belieben, dieſe Converſation mit den Weibern ſcheint mir, ſoll man nicht getäuſcht werden auf ſchnöde Weiſe, langer Erfahrung und Uebung zu bedürfen.

Auch hierin, erwiederte Tusmann, ſteht der große Thomaſius zur Seite, indem er ſattſam lehrt, wie eine vernünftige angenehme Converſation einzurichten und wie vorzüglich, converſirt man mit Frauenzimmern, dabei einiger Scherz auf liebliche Art einzumiſchen. Aber Scherzreden, ſagt mein Autor im fünften Kapitel, ſoll man ſich bedienen, wie ein Koch des Salzes, ja ſelbſt der ſpitzigen Redensarten wie eines Gewehrs, nicht andere damit anzutaſten, ſondern zu unſerer Beſchützung, ebenmäßig als ein Igel ſeine Stacheln zu brauchen pfleget. Und ſoll man dabei als ein kluger Mann auf die Gebehrden faſt noch mehr, als auf die Worte regardiren, indem öfters das, was einer in Discurſen verbirget, durch Gebehrden hervorbricht, und die Worte gemeiniglich nicht ſo viel als die übrige Aufführung zu Erweckung Freund- oder Feindſchaft vermögen.

Ich merk' es ſchon, nahm der Goldſchmidt das Wort, man kommt Ihnen auf keine Weiſe bei, Sie ſind gegen Alles gewappnet und gerüſtet. Wetten will ich daher auch, daß Sie durch Ihr Betragen die Liebe der von Ihnen erkornen Dame ganz und gar gewonnen.

Ich befleißige mich, ſprach Tusmann, nach Thomaſii Rath einer ehrerbietigen und freundlichen Gefälligkeit, denn dieſe iſt ſowohl das natürlichſte Merkmal der Liebe, als der natürlichſte Zug und Erweckung der Gegenliebe, gleich wie das Hojanen oder Gähnen eine ganze Geſellſchaft zur Nachahmung antreibt. Doch gehe ich in der allzugroßen Ehrerbietung nicht zu weit, denn ich bedenke wohl, daß, wie Thomaſius lehrt, die Weiber weder gute noch böſe Engel, ſondern bloße Menſchen, und zwar, den Leibes- und Gemüthskräften nach, ſchwächere Creaturen ſind, als wir, welches der Unterſchied des Geſchlechts ſattſam anzeiget.

Ein ſchwarz Jahr, rief der Alte ergrimmt, komme über Euch, daß Ihr läppiſches Zeug ſchwatzt ohne Aufhören und mir die gute Stunde verderbt, in der ich hier mich zu erlaben gedachte nach vollbrachtem großen Werk! —

Schweigt nur Alter, ſprach der Goldſchmidt mit erhöhter Stimme, ſeyd froh, daß wir Euch hier leiden; denn mit Euerm brutalen Weſen ſeyd Ihr ein unangenehmer Gaſt, den man eigentlich hinauswerfen ſollte. — Laſſen Sie ſich, wertheſter Herr Tusmann, durch den Alten nicht irren. Sie ſind der alten Zeit hold, Sie lieben den Thomaſius; was mich betrifft, ſo gehe ich noch viel weiter zurück, da ich nur auf die Zeit etwas gebe, der, wie Sie ſehen, zum Theil meine Kleidung angehört. Ja, Verehrter, jene Zeit war wohl herrlicher, als die jetzige, und aus ihr ſtammt noch jener ſchöne Zauber her, den Sie heute am alten Rathhausthurm geſchaut haben.

Wie das, wertheſter Herr Profeſſor? fragte der Geheime Kanzlei-Sekretär.

Ei, fuhr der Goldſchmidt fort, damals gab es gar öfters fröhliche Hochzeit auf dem Rathhauſe, und ſolche Hochzeiten ſahen ein wenig anders aus, als die jetzigen. — Nun! manche glückliche Braut blickte damals zum Fenſter heraus, und ſo iſt es ein anmuthiger Spuk, wenn noch jetzt ein luſtiges Gebilde das, was ſich jetzt begeben wird, weiſſagt aus dem was vor langer Zeit geſchehen. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß damals unſer Berlin bei weitem luſtiger und bunter ſich ausnahm, als jetzt, wo alles auf einerlei Weiſe ausgeprägt wird, und man in der Langeweile ſelbſt die Luſt ſucht und findet, ſich zu langweilen. Da gabs Feſte, andere Feſte, als man ſie jetzt erſinnen mag. Ich will nur daran denken, wie im Jahr Eintauſend fünfhundert und ein und achtzig zu Oculi in der Faſten der Churfürſt Auguſtus zu Sachſen mit ſeinem Gemahl und Sohne

Chriſtian von allen anweſenden Herrn herrlich und prächtig zu Cölln eingeholt wurde mit etlichen hundert Pferden. Und die Bürger beider Städte, Berlin und Cölln ſammt den Spandauiſchen, ſtanden zu beiden Seiten vom Cöpenicker Thore bis zum Schloſſe in vollſtändiger Rüſtung. Tages darauf gab es ein ſtattliches Ringrennen, bei dem der Churfürſt zu Sachſen und Graf Joſt zu Barby mit mehreren vom Adel in goldener Kleidung, hohen goldnen Stirnhauben, an Schultern, Ellenbogen und Knien mit goldenen Löwenköpfen, ſonſt an Armen und Beinen mit fleiſchfarbener Seide, als wären ſie bloß geweſen, angethan, wie man die heidniſchen Kämpfer zu malen pflegt. Sänger und Inſtrumentiſten ſaßen verborgen in einer goldenen Arche Noahs, und darauf ein kleiner Knabe mit fleiſchfarbener Seide bekleidet, mit Flügeln, Bogen, Köcher und mit verbundenen Augen, wie der Cupido gemalt wird. Zwei andere Knaben mit ſchönen weißen Straußfedern bekleidet, goldenen Augen und Schnäbeln wie Täubelein führten

die

die Arche, in welcher, wenn der Fürſt gerannt und getroffen, die Muſik ertönte. Darauf ließ man etliche Tauben aus der Arche, von denen ſich eine auf die ſpitze Zobelmütze unſers gnädigen Herrn Churfürſten ſetzte, mit den Flügeln ſchlug und eine welſche Arie zu ſingen begann, gar lieblich und viel ſchöner, als ſiebenzig Jahre ſpäter unſer Hofſänger Bernhard Pasquino Groſſo aus Mantua zu ſingen pflegte, wiewohl nicht ſo anmuthig, als zu jetziger Zeit unſere Theaterſängerinnen, die freilich, zeigen ſie ihre Kunſt, beſſer placirt ſind, als jenes Täubelein. Dann gab es ein Fußturnier, zu dem zog der Churfürſt von Sachſen mit dem Grafen von Barby in einem Schiffe auf, das war mit gelbem und ſchwarzem Zeuge bekleidet, und hatte ein Segel von goldenem Zindel. Und es ſaß hinter dem Herrn der kleine Knabe, der Tages zuvor Cupido geweſen, mit einem langen bunten Rocke und ſpitzigem Hute von gelbem und ſchwarzem Zeuge und langem grauen Barte. Sänger und Inſtrumentiſten waren eben ſo gekleidet. Aber rings um das Schiff tanzten und ſprangen viele Herren vom Adel her, mit Köpfen und Schwänzen von Lachſen, Heringen und andern luſtigen Fiſchen angethan, welches ſich gar anmuthig ausnahm. Am Abend um die zehnte Stunde wurde ein ſchönes Feuerwerk angezündet, welches einige tauſend Schüſſe hatte, in der Geſtalt einer viereckigen Feſtung mit Landsknechten beſetzt, die alle voller Schüſſe waren, und trieben die Büchſenmeiſter viel merkliche Poſſen mit Stechen und Fechten, und ließen feurige Roſſe und Männer, ſeltſame Vögel und andere Thiere in die Höhe fahren mit ſchrecklichem Geraſſel und Gepraſſel. Das Feuerwerk dauerte an die zwei Stunden. — Während der Goldſchmidt dies alles erzählte, gab der Geheime Kanzlei-Sekretär alle Zeichen der innigſten Theilnahme, des höchſten Wohlgefallens von ſich. Er rief mit feiner Stimme: Ei — O — Ach — dazwiſchen, ſchmunzelte, rieb ſich die Hände, rutſchte auf dem Stuhle hin und her, und ſchlürfte dabei ein Glas Wein nach dem andern hinunter.

Mein verehrteſter Herr Profeſſor, rief er endlich im Fallſett, den ihm die höchſte Freude abzunöthigen pflegte, mein theuerſter, verehrteſter Herr Profeſſor, was ſind das für herrliche Dinge, von denen Sie ſo lebhaft zu erzählen belieben, als wären Sie ſelbſt perſönlich dabei geweſen.

Ei, erwiederte der Goldſchmidt, ſoll ich denn vielleicht nicht dabei geweſen ſeyn?

Tusmann wollte, den Sinn dieſer verwunderlichen Rede nicht faſſend, eben weiter fragen, als der Alte mürriſch zum Goldſchmidt ſprach: Vergeßt doch die ſchönſten Feſte nicht, an denen ſich die Berliner ergötzten in jener Zeit, die Ihr ſo hoch erhebt. Wie auf dem Neumarkt die Scheiterhaufen dampften, und das Blut floß der unglücklichen Schlachtopfer, die auf die entſetzlichſte Weiſe gemartert alles geſtanden, was der tollſte Wahn, der plumpſte Aberglaube nur ſich erträumen konnte.

Ach, nahm der Geheime Kanzlei-Sekretär das Wort, ach, Sie meinen gewiß die ſchnöden Hexen- und Zauberprozeſſe, wie ſie in alter Zeit ſtatt fanden, mein beſter Herr! — Ja, das war freilich ein ſchlimmes Ding, dem unſere ſchöne Aufklärung ein Ende gemacht hat.

Der Goldſchmidt warf ſeltſame Blicke auf den Alten und auf Tusmann, und fragte endlich mit geheimnißvollem Lächeln dieſen: kennen Sie die Geſchichte vom Münzjuden Lippold, wie ſie ſich im Jahr Eintauſend fünfhundert und zwei und ſiebenzig zutrug?

Noch ehe Tusmann antworten konnte, fuhr der Goldſchmidt weiter fort: großen Betruges und arger Schelmerei war der Münzjude Lippold angeklagt, der ſonſt das Vertrauen des Churfürſten beſaß, dem ganzen Münzweſen im Lande vorſtand, und allemal, wenn es Noth that, gleich mit bedeutenden Summen bei der Hand war. Sey es aber nun, daß er ſich gut auszureden wußte, oder daß ihm andere Mittel zu Gebote ſtanden, ſich vor den Augen des Churfürſten rein zu waſchen von aller Schuld, oder daß, wie man damals ſich auszudrücken pflegte, etzliche, die beim Herrn Thun und

Laſſen waren, mit der ſilbernen Büchſe geſchoſſen; genug, es war an dem, daß er als unſchuldig loskommen ſollte; er wurde nur noch in ſeinem kleinen in der Stralauer Straße belegenen Hauſe von Bürgern bewacht. Da trug es ſich zu, daß er ſich mit ſeinem Weibe erzürnte, und daß dieſe in zornigem Muthe ſprach: Wenn der gnädige Herr Churfürſt nur wüßte, was du für ein böſer Schelm biſt, und was für Bubenſtücke du mit deinem Zauberbuche kannſt zu Wege bringen, würdeſt du lange kalt ſeyn. Das wurde dem Churfürſten berichtet, der ließ ſtrenge nachforſchen in Lippolds Hauſe nach dem Zauberbuche, das man endlich fand, und das, als es Leute, die deſſen Verſtand hatten, laſen, ſeine Schelmerei klar an den Tag brachte. Böſe Künſte hatte er getrieben, um den Herrn ſich ganz zu eigen zu machen, und das ganze Land zu beherrſchen, und nur des Churfürſten Gottſeligkeit hatte dem ſataniſchen Zauber widerſtanden. Lippold wurde auf dem Neumarkt hingerichtet, als aber die Flamme ſeinen Körper und das Zauberbuch verzehrten, kam unter dem Gerüſt eine große Maus hervor, und lief ins Feuer. Viele Leute hielten die Maus für Lippolds Zauberteufel.

Während der Goldſchmidt dies erzählte, hatte der Alte beide Arme auf den Tiſch geſtützt, die Hände vors Geſicht gehalten, und geſtöhnt und geächzt, wie einer, der große unerträgliche Schmerzen leidet.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär ſchien dagegen nicht ſonderlich auf des Goldſchmidts Worte zu achten. Er war über die Maßen freundlich, und in dem Augenblick von ganz andern Gedanken und Bildern erfüllt. Als nemlich der Goldſchmidt geendet, fragte er ſchmunzelnd mit ſüß lispelnder Stimme: Aber ſagen Sie mir nur, mein allerwertheſter hochverehrteſter Herr Profeſſor, war denn das wirklich die Demoiſelle Albertine Voßwinkel, die aus dem verfallenen Fenſter des Rathhaus-Thurmes mit ihren ſchönen Augen auf uns herniederblickte?

Was, fuhr ihn der Goldſchmidt wild an, was haben Sie mit der Albertine Voßwinkel?

Nun, erwiederte Tusmann kleinlaut, nun du mein lieber Himmel, das iſt ja eben diejenige holde Dame, die ich zu lieben und zu heirathen unternommen.

Herr, rief nun der Goldſchmidt blutroth im ganzen Geſicht und glühenden Zorn in den feuerſprühenden Augen, Herr, ich glaube, Sie ſind vom Teufel beſeſſen oder total wahnſinnig? Sie wollen die ſchöne blutjunge Albertine Voßwinkel heirathen? Sie alter abgelebter armſeliger Pedant? Sie, der Sie mit all' Ihrer Schulgelehrſamkeit, mit ſammt Ihrer aus dem Thomaſius geſchöpften politiſchen Klugheit nicht drei Schritt über Ihre eigne Naſe wegſehen können? — Solche Gedanken laſſen Sie ſich nur vergehen, ſonſt könnte Ihnen noch in dieſer Aequinoktial-Nacht das Genick gebrochen werden.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war ſonſt ein ſanfter friedfertiger, ja furchtſamer Mann, der niemanden, wurde er auch angegriffen, ein hartes Wort ſagen konnte. Zu ſchnöde waren aber wohl des Goldſchmidts Worte, und kam noch hinzu, daß Tusmann mehr ſtarken Wein als er gewohnt, getrunken hatte, ſo konnt' es nicht fehlen, daß er, wie ſonſt niemals, zornig auffuhr, und mit gellender Stimme rief: Ich weiß gar nicht, wie Sie mir vorkommen, mein unbekannter Herr Goldſchmidt, was Sie berechtigt, mir ſo zu begegnen? — Ich glaube gar, Sie wollen mich äffen durch allerhand kindiſche Künſte, und vermeſſen ſich, die Demoiſelle Albertine Voßwinkel ſelbſt lieben zu wollen, und haben die Dame portraitirt auf Glas und mir mittelſt einer Laterna magica, die Sie unter dem Mantel verborgen, das angenehme Bildniß gezeigt am Rathhausthurm! — O mein Herr, auch ich verſtehe mich auf ſolche Dinge, und Sie verfehlen den Weg, wenn Sie glauben, mich durch Ihre Künſte, durch Ihre groben Redensarten einzuſchüchtern! —

Nehmen Sie ſich in Acht, ſprach nun der Goldſchmidt gelaſſen und ſonderbar lächelnd, nehmen Sie ſich in Acht, Tusmann, Sie haben es hier mit kurioſen Leuten zu thun.

Aber in dem Augenblick grinzte, ſtatt des Goldſchmidts, ein abſcheuliches Fuchsgeſicht den Geheimen Kanzlei-Sekretär an, der, von dem tiefſten Entſetzen erfaßt, zurück ſank in den Seſſel.

Der Alte ſchien ſich über des Goldſchmidts Verwandlung weiter gar nicht zu verwundern, vielmehr hatte er auf einmal ſein mürriſches Weſen ganz verloren, und rief lachend: Sehen Sie doch, welch hübſcher Spaß; — aber das ſind brodloſe Künſte, da weiß ich beſſeres, und vermag Dinge, die Dir ſtets zu hoch geblieben ſind, Leonhard.

Laß doch ſehen, ſprach der Goldſchmidt, der nun wieder ſein menſchliches Geſicht angenommen, ſich ruhig an den Tiſch ſetzend, laß doch ſehen, was Du kannſt.

Der Alte holte einen großen ſchwarzen Rettig aus der Taſche, putzte und ſchälte ihn mit einem kleinen Meſſer, das er ebenfalls hervorgezogen, ſauber ab, zerſchnitt ihn in dünne Scheiben, und legte dieſe auf den Tiſch.

Aber ſo wie er mit geballter Fauſt auf eine Rettigſcheibe ſchlug, ſprang klappernd ein ſchön ausgeprägtes flimmerndes Goldſtück hervor, das er faßte, und dem Goldſchmidt zuwarf. Doch, ſo wie dieſer das Goldſtück auffing, zerſtäubte es in tauſend kniſternde Funken. Das ſchien den Alten zu ärgern, immer raſcher und ſtärker prägte er die Rettigſcheiben aus, immer praſſelnder zerſprangen ſie in des Goldſchmidts Hand.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war ganz außer ſich betäubt von Entſetzen und Angſt; endlich raffte er ſich mit Gewalt auf aus der Ohnmacht, der er nahe war, und ſprach mit bebender Stimme: da will ich mich doch den hochzuverehrenden Herren lieber ganz gehorſamſt empfehlen; ſprang alsbald, nachdem er Hut und Stock ergriffen, ſchnell zur Thüre heraus.

Auf der Straße hörte er, wie die beiden Unheimlichen hinter ihm her eine gellende Lache aufſchlugen, vor der ihm das Blut in den Adern gefror.

Zweites Kapitel.

Worin erzählt wird, wie eines Zigarros halber, der nicht brennen wollte, ſich ein Liebesverſtändniß erſchloß, nachdem die Verliebten ſchon früher mit den Köpfen an einander gerannt.

Auf weniger verfängliche Weiſe, als der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann, hatte der junge Maler Edmund Lehſen die Bekanntſchaft des alten wunderlichen Goldſchmidts Leonhard gemacht.

Edmund entwarf gerade an einer einſamen Stelle des Thiergartens eine ſchöne Baumgruppe nach der Natur, als Leonhard zu ihm trat, und ohne Umſtände ihm über die Schulter ins Blatt hineinſah. Edmund ließ ſich gar nicht ſtören, ſondern zeichnete emſig fort, bis der Goldſchmidt rief: das iſt ja eine ganz ſonderbare Zeichnung, lieber junger Mann, das werden ja am Ende keine Bäume, das wird ja ganz etwas anders.

Merken Sie etwas, mein Herr? ſprach Edmund mit leuchtenden Blicken. Nun, fuhr der Goldſchmidt fort, ich meine, aus den dicken Blättern da kukten allerlei Geſtalten heraus im bunteſten Wechſel, bald Genien, bald ſeltſame Thiere, bald Jungfrauen, bald Blumen. Und doch ſollte das Ganze wohl nur ſich zu jener Baumgruppe uns gegenüber geſtalten, durch die die Stralen der Abendſonne ſo lieblich funkeln.

Ei, mein Herr, rief Edmund, Sie haben entweder einen gar tiefen Sinn, ein durchſchauendes Auge für dergleichen, oder ich war in dieſen Augenblicken glücklicher im Darſtellen meiner innerſten Empfindung, als jemals. Iſt es Ihnen nicht auch ſo, wenn Sie ſich in der Natur ganz Ihrem ſehnſüchtigen Gefühl überlaſſen, als ſchauten durch die Bäume, durch das Gebüſch, allerlei wunderbare Geſtalten Sie mit holden Augen an? — Das war es, was ich in dieſer Zeichnung recht verſinnlichen wollte, und ich merke, es iſt mir gelungen.

Ich verſtehe, ſprach Leonhard etwas kalt und trocken, Sie wollten frei von allem eigentlichen Studium ſich Raſt geben, und in einem anmuthigen Spiel Ihrer Fantaſie ſich erheitern und erkräftigen.

Keinesweges, mein Herr! erwiederte Edmund, gerade dieſe Art nach der Natur zu zeichnen, halte ich für mein beſtes, nutzenvollſtes Studiren. Aus ſolchen Studien trag' ich das wahrhaft Poetiſche, Fantaſtiſche in die Landſchaft. Dichter muß der Landſchaftsmaler eben ſo gut ſeyn, als der Geſchichtsmaler, ſonſt bleibt er ewig ein Stümper.

Hilf Himmel, rief Leonhard, auch Sie, lieber Edmund Lehſen. —

Wie, unterbrach Edmund den Goldſchmidt, wie, Sie kennen mich, mein Herr!

Warum, erwiederte Leonhard, ſoll ich Sie denn nicht kennen? — Ich machte Ihre erſte werthe Bekanntſchaft in einem Augenblick, auf den Sie ſich wahrſcheinlich nicht ſehr deutlich beſinnen werden, nemlich, als Sie ſo eben geboren waren. Für die wenige Welterfahrung, die Sie damals beſitzen konnten, hatten Sie ſich überaus ſittig und klug betragen, Ihrer Frau Mama ungemein wenig Mühe gemacht, und ſogleich ein ſehr wohlklingendes Freudengeſchrei erhoben, auch heftig aus Tageslicht verlangt, das man Ihnen nach meinem Rath nicht verweigern durfte, da nach dem Ausſpruch der neueſten Aerzte dieſes den neugebornen Kindern nicht nur keinesweges ſchadet, ſondern vielmehr wohlthätig auf Ihren Verſtand, auf Ihre phyſiſchen Kräfte überhaupt wirkt. Ihr Herr Papa war auch dermaßen fröhlich, daß er auf einem Beine im Zimmer herumhopste, und aus der Zauberflöte ſang: Bei Männern, welche Liebe fühlen ꝛc. Nachher gab er mir Ihre kleine Perſon in die Hände und bat mich, Ihr Horoskop zu ſtellen, welches ich auch that. Dann kam ich noch öfters in Ihres Vaters Haus und Sie verſchmahten nicht, manche Tüte Roſinen und Mandeln aufzunaſchen, die ich Ihnen mitbrachte. Nachher ging ich auf Reiſen, Sie mochten damals ſechs oder acht Jahr alt ſeyn. Dann kam ich hieher nach Berlin, ſah Sie und vernahm mit Vergnügen, daß Ihr Vater Sie aus Müncheberg hieher geſchickt, um die edle Malerkunſt zu ſtudiren, für welches

Studium in Nürnberg eben nicht ſonderlicher Fond vorhanden an Bildern, Marmorn, Bronzen, Gemmen und andern bedeutenden Kunſtſchätzen. Ihre gute Vaterſtadt kann ſich darin nicht mit Rom, Florenz oder Dresden meſſen, wie vielleicht künftig Berlin, wenn funkelnagelneue Antiken aus der Tiber gefiſcht und hieher transportirt werden. —

Mein Gott, ſprach Edmund, jetzt gehen mir alle Erinnerungen aus meiner früheſten Jugend lebhaft auf. Sind Sie nicht Herr Leonhard?

Allerdings, erwiederte der Goldſchmidt, heiße ich Leonhard und nicht anders, indeſſen möcht' es mich doch wundern, wenn Sie ſich aus ſo früher Zeit meiner noch erinnern ſollten.

Und doch, fuhr Edmund fort, iſt es der Fall. Ich weiß, daß ich mich jedesmal, wenn Sie in meines Vaters Hauſe erſchienen, ſehr freute, weil Sie mir immer allerlei Näſchereien mitbrachten, und ſich überhaupt viel mit mir abgaben, und dabei verließ mich nicht eine ſcheue Ehrfurcht, ja eine gewiſſe Angſt und Beklommenheit, die oft noch fortdauerte, wenn Sie ſchon weggegangen waren. Aber noch mehr ſind es die Erzählungen meines Vaters von Ihnen, die Ihr Andenken in meiner Seele friſch erhalten haben. Er rühmte ſich Ihrer Freundſchaft, da Sie ihn mit beſonderer Gewandtheit aus allerlei verdrießlichen Vorfällen und Verwickelungen, wie ſie im Leben wohl vorkommen, glücklich gerettet hatten. Mit Begeiſterung ſprach er aber davon, wie Sie in die tiefen geheimen Wiſſenſchaften eingedrungen, über manche verborgene Naturkraft geböten nach Willkühr, und manchmal — verzeihen Sie — gab er nicht undeutlich zu verſtehen, Sie wären wohl am Ende, das Ding bei Lichte beſehen, Ahasverus, der ewige Jude! —

Warum nicht gar der Rattenfänger von Hameln, oder der Alte Ueberall und Nirgends, oder das Petermännchen, oder ſonſt ein Kobold, unterbrach der Goldſchmidt den Jüngling; aber wahr mag es ſeyn und ich will es gar nicht leugnen, daß es mit mir

eine

eine gewiſſe eigene Bewandtniß hat, von der ich nicht ſprechen darf, ohne Aergerniß zu erregen. Ihrem Herrn Papa habe ich in der That viel Gutes erzeigt durch meine geheimen Künſte; vorzüglich erfreute ihn gar ſehr das Horoskop, das ich Ihnen ſtellte nach Ihrer Geburt.

Nun, ſprach der Jüngling, indem hohe Röthe ſeine Wangen überflog, nun, mit dem Horoskop war es eben nicht ſo ſehr erfreulich. Mein Vater hat es mir oft wiederholt, Ihr Ausſpruch ſey geweſen, es würde was Großes aus mir werden, entweder ein großer Künſtler, oder ein großer Narr. — Wenigſtens hab' ich es aber dieſem Ausſpruch zu verdanken, daß mein Vater meiner Neigung zur Kunſt freien Lauf ließ, und glauben Sie nicht, daß Ihr Horoskop zutreffen wird?

O ganz gewiß, erwiederte der Goldſchmidt ſehr kalt und gelaſſen, es iſt gar nicht daran zu zweifeln, denn Sie ſind eben jetzt auf dem ſchönſten Wege, ein großer Narr zu werden.

Wie, mein Herr, rief Edmund betroffen, wie mein Herr, Sie ſagen mir das ſo gerade zu ins Geſicht? Sie —

Es liegt, fiel ihm der Goldſchmidt ins Wort, nun gänzlich an Dir, der ſchlimmen Alternative meines Horoſkops zu entgehen und ein tüchtiger Künſtler zu werden. Deine Zeichnungen, Deine Entwürfe, verrathen eine reiche lebendige Fantaſie, eine rege Kraft des Ausdrucks, eine kecke Gewandtheit der Darſtellung; auf dieſe Fundamente läßt ſich ein wackeres Gebäude aufführen. Laß' ab von aller modiſchen Ueberſpanntheit, und gieb Dich ganz hin dem ernſten Studium. Ich rühm' es, daß Du nach der Würde und Einfachheit der alten deutſchen Maler trachteſt, aber auch hier magſt Du ſorglich die Klippe vermeiden, an der ſo viele ſcheitern. Es gehört wohl ein tiefes Gemüth, eine Seelenkraft, die der Erſchlaffung der modernen Kunſt zu widerſtehen vermag, dazu, ganz aufzufaſſen den wahren Geiſt der alten deutſchen Meiſter, ganz einzudringen in den Sinn ihrer Gebilde. Nur dann wird ſich aus dem Innerſten heraus der Funke entzünden, und die wahre Begeiſterung Werke ſchaffen, die ohne blinde Nachahmerei eines beſſeren Zeitalters würdig ſind. Aber jetzt meinen die jungen Leute, wenn ſie irgend ein bibliſches Bild mit klapperdürren Figuren, ellenlangen Geſichtern, ſteifen eckigten Gewändern und falſcher Perſpektive zuſammenſtoppeln, ſie hätten gemalt in der Manier der alten deutſchen hohen Meiſter. Solche geiſtestodte Nachähmler mögen dem Bauerjungen zu vergleichen ſeyn, der in der Kirche bei dem Vater-Unſer den Hut vor die Naſe hielt, ohne es auswendig beten zu können, angebend, wiſſe er auch das Gebet nicht, ſo kenne er doch die Melodie davon.

Der Goldſchmidt ſprach noch viel Wahres und Schönes über die edle Kunſt der Malerei, und gab dem künſtleriſchen Edmund weiſe vortreffliche Lehren, ſo daß dieſer, ganz durchdrungen, zuletzt fragte, wie es möglich ſey, daß Leonhard ſo viel Kenntniß habe erwerben können, ohne ſelbſt Maler zu ſeyn, und daß er ſo im Verborgenen lebe, ohne ſich Einfluß zu verſchaffen auf die Kunſtbeſtrebungen aller Art?

Ich habe, erwiederte der Goldſchmidt mit ſehr mildem ernſten Ton, ich habe Dir ſchon geſagt, daß eine lange, ja in der That ſehr wunderbar lange Erfahrung meinen Blick, mein Urtheil geſchärft hat. Was aber meine Verborgenheit betrifft, ſo bin ich mir bewußt, daß ich überall etwas ſeltſam auftreten würde, wie es nun einmal nicht nur meine ganze Organiſation, ſondern auch das Gefühl einer gewiſſen mir inwohnenden Macht gebietet, und dies könnte mein ganzes ruhiges Leben hier in Berlin verſtören. Ich gedenke noch eines Mannes, der in gewiſſer Hinſicht mein Ahnherr ſeyn könnte, und der mir ſo in Geiſt und Fleiſch gewachſen iſt, daß ich zuweilen im ſeltſamen Wahn glaube, ich ſey es eben ſelbſt. Niemanden anders meine ich, als jenen Schweizer Leonhard Turnhäuſer zum Thurm, der ums Jahr Eintauſend fünfhundert und zwei und achtzig hier in Berlin am Hofe des Churfürſten Johann George lebte. Damals war, wie Du wiſſen wirſt, jeder Chemiker ein Alchymiſt, und jeder Aſtronom ein Aſtrolog genannt, und ſo mochte Turnhäuſer auch beides ſeyn. So viel iſt indeſſen gewiß, daß Turnhäuſer die merkwürdigſten Dinge zu Stande brachte, und außerdem ſich als tüchtiger Arzt bewies. Er hatte indeſſen den Fehler, ſeine Wiſſenſchaft überall geltend machen zu wollen, ſich in alles zu miſchen, überall mit Rath und That bei der Hand zu ſeyn. Das zog ihm Haß und Neid zu, wie der Reiche, der mit ſeinem Reichthum, iſt er auch wohl erworben, eitlen Prunk treibt, ſich am erſten Feinde auf den Hals zieht. Nun begab es ſich, daß man dem Churfürſten eingeredet hatte, Turnhäuſer vermöge Gold zu machen, und daß dieſer, ſey es nun, weil er ſich wirklich nicht darauf verſtand, oder weil andere Gründe ihn dazu trieben, hartnäckig verweigerte, zu laboriren. Da kamen Turnhäuſers Feinde, und redeten zum Churfürſten: Seht Ihr wohl, was das für ein verſchmitzter unverſchämter Geſelle iſt? Er prahle mit Kenntniſſen, die er nicht beſitzt, und treibt allerlei zauberiſche Poſſen und jüdiſche Händel, die er büßen ſollte, mit ſchmachvollem Tode, wie der Jude Lippolt. Turnhäuſer war ſonſt wirklich ein Goldſchmidt geweſen, das kam heraus, und nun beſtritt man ihm vollends alle Wiſſenſchaft, die er doch ſattſam an den Tag gelegt. Man behauptete ſogar, daß er all' die ſcharfſinnigen Schriften, die bedeutungsvollen Prognoſtica, die er herausgegeben, nicht ſelbſt verfertigt, ſondern ſich habe machen laſſen von andern Leuten um baares Geld. Genug Haß, Neid, Verläumdung, brachten es dahin, daß er, um dem Schickſal des Juden Lippolt zu entgehen, in aller Stille Berlin und die Mark verlaſſen mußte. Da ſchrien die Widerſacher, er habe ſich zum päbſtiſchen Haufen begeben, das iſt aber nicht wahr. Er ging nach Sachſen und trieb ſein Goldſchmidts-Handwerk, ohne der Wiſſenſchaft zu entſagen. —

Edmund fühlte ſich auf wunderbare Weiſe zu dem alten Goldſchmidt hingezogen, und dieſer lohnte ihm das ehrfurchtsvolle Vertrauen, wie er es gegen ihn äußerte, dadurch, daß er nicht allein in ſeinem Kunſtſtudium ſein ſtrenger, aber tief belehrender Kritiker blieb, ſondern ihm auch in Anſehung der Bereitung und Miſchung der Farben gewiſſe Geheimniſſe, die den alten Malern zu Gebote ſtanden, entdeckte, welche ſich in der Ausführung auf das herrlichſte bewährten.

So bildete ſich nun zwiſchen Edmund und dem alten Leonhard das Verhältniß, in dem der hoffnungsvolle geliebte Zögling mit dem väterlichen Lehrer und Freunde ſteht.

Bald darauf begab es ſich, daß an einem ſchönen Sommerabende bei dem Hofjäger im Thiergarten dem Commiſſionsrath Herrn Melchior Voßwinkel kein einziger von den mitgebrachten Zigarren brennen wollte. Sie hatten ſämmtlich keine Luft. Mit ſteigendem Unwillen warf der Commiſſionsrath einen nach dem andern an die Erde, und rief zuletzt: O Gott, hab' ich darum mit vieler Mühe und nicht unbedeutenden Koſten Zigarren direkte aus Hamburg verſchrieben, damit mich die ſchmählichen Dinger in meiner beſten Luſt ſtören ſollten? — Kann ich jetzt wohl auf vernünftige Weiſe die ſchöne Natur genießen, und einen nützlichen Diskurs führen? — Es iſt doch entſetzlich!

Er hatte dieſe Worte gewiſſermaßen an Edmund Lehſen gerichtet, der neben ihm ſtand, und deſſen Zigarro ganz fröhlich dampfte.

Edmund, ohne den Commiſſionsrath weiter zu kennen, zog ſogleich ſeine gefüllte Zigarrenbüchſe hervor und reichte ſie freundlich dem Verzweifelnden hin, mit der Bitte, zuzulangen, da er für die Güte und Brennbarkeit der Zigarren einſtehe, ungeachtet er ſie nicht direkte von Hamburg bekommen, ſondern aus einem Laden in der Friedrichsſtraße erkauft habe.

Der Commiſſionsrath, ganz Freude und Fröhlichkeit, langte mit einem: bitt' ganz ergebenſt, wirklich zu, und als nur kaum mit dem brennenden Fidibus berührt die feinen lichtgrauen Wolken aus dem angenehmen Glimmſtengel oder Tabacksröhrlein, wie die Puriſten den Zigarro benannt haben wollen, ſich emporkräuſelten, rief der Mann ganz entzückt: O mein wertheſter Herr, Sie reiſſen mich wirklich aus arger Verlegenheit! — Tauſend Dank dafür, und beinahe möcht' ich unverſchämt genug ſeyn, Sie, wenn dieſer Zigarro verraucht, um einen zweiten zu bitten.

Edmund verſicherte, daß er über ſeine Zigarrenbüchſe gebieten könne, und beide trennten ſich dann.

Als nun aber, da es ſchon ein wenig zu dämmern begann, Edmund den Entwurf eines Bildes im Kopfe, mithin ziemlich abweſend und die bunte Geſellſchaft nicht beachtend, ſich durch Tiſche und Stühle drängte, um ins Freie zu kommen, ſtand plötzlich der Commiſſionsrath wieder vor ihm und fragte ſehr freundlich, ob er nicht an ſeinem Tiſch Platz nehmen wolle. Im Begriff, es auszuſchlagen, weil er ſich hinausſehnte in den Wald, fiel ihm ein Mädchen ins Auge, das die Jugend, Anmuth, der Liebreiz ſelbſt, an dem Tiſche ſaß, von dem der Commiſſionsrath aufgeſtanden war.

Meine Tochter Albertine, ſprach der Commiſſionsrath zu Edmund, der regungslos das Mädchen anſtarrte und beinahe vergaß, ſie zu begrüßen. Er erkannte auf den erſten Blick in Albertinen das bildſchöne mit der höchſten Eleganz gekleidete Frauenzimmer wieder, das er in der vorjährigen Kunſtausſtellung vor einer von ſeinen Zeichnungen antraf. Sie erklärte mit Scharfſinn der ältern Frau und den beiden jungen Mädchen, die mit ihr gekommen, den Sinn des fantaſtiſchen Gebildes, ſie ging ein auf Zeichnung, Gruppirung, ſie rühmte den Meiſter, der das Werk geſchaffen, und bemerkte, daß es ein ſehr junger hoffnungsvoller Künſtler ſeyn ſolle, den ſie wohl kennen zu lernen wünſche. Edmund ſtand dicht hinter ihr, und ſog begierig das Lob ein, das von den ſchönſten Lippen floß. Vor lauter ſüßer Angſt und bangem Herzklopfen vermochte er es nicht über ſich, hervorzutreten als Schöpfer des Bildes. — Da läßt Albertine den Handſchuh, den ſie eben von der Hand gezogen, auf die Erde fallen; ſchnell bückt ſich Edmund ihn aufzuheben, Albertine ebenfalls, beide fahren mit den Köpfen zuſammen, daß es knackt und kracht! — Herr Gott im Himmel, ruft Albertine vor Schmerz ſich den Kopf haltend.

Entſetzt prallt Edmund zurück, tritt bei dem erſten Schritt den kleinen Mops der alten Dame wund, daß er laut aufquiekt, bei dem zweiten einem podagriſchen Profeſſor auf die Füße, der ein furchtbares Gebrülle erhebt und den unglücklichen Edmund zu allen tauſend Teufeln in die flammende Hölle wünſcht. Und aus allen Sälen laufen die Menſchen herbei und alle Lorgnetten ſind auf den armen Edmund gerichtet, der unter dem troſtloſen Wimmern des wunden Mopſes, unter dem Fluchen des Profeſſors, unter dem Schelten der alten Dame, unter dem Kickern und Lachen der Mädchen über und über glühend vor Schaam, ganz verzweifelt herausſtürzt, während mehrere Frauenzimmer ihre Riechfläſchchen öffnen und Albertinen die hoch aufgelaufene Stirn mit ſtarkem Waſſer reiben. —

Schon damals, in dem kritiſchen Augenblick des lächerlichen Auftritts, war Edmund, ohne doch deſſen ſich ſelbſt deutlich bewußt zu ſeyn, in Liebe gekommen, und nur das ſchmerzliche Gefühl ſeiner Tölpelei hielt ihn zurück, das Mädchen an allen Ecken und Enden der Stadt aufzuſuchen. Er konnte ſich Albertinen nicht anders denken, als mit rother wunder Stirn und den bitterſten Vorwurf, den entſchiedenſten Zorn im Geſicht, im ganzen Weſen.

Davon war aber heute nicht die mindeſte Spur anzutreffen. Zwar erröthete Albertine über und über, als ſie den Jüngling erblickte, und ſchien eben ſo ſehr außer Faſſung; als aber der Commiſſionsrath ihn um Stand und Namen fragte, fiel ſie holdlächelnd mit ſüßer Stimme ein, daß ſie ſehr irren müßte, wenn ſie nicht Herrn Lehſen vor ſich ſähe, den vortrefflichen Künſtler, deſſen Zeichnungen, deſſen Gemälde ihr tiefſtes Gemüth ergriffen.

Man kann denken, daß dieſe Worte Edmunds Inneres zündend durchfuhren wie ein elektriſcher Schlag. Begeiſtert wollte er ausbrechen in die vortrefflichſten Redensarten, der Commiſſionsrath ließ es aber nicht dazu kommen, ſondern drückte den Jüngling ſtürmiſch an die Bruſt und ſprach: Beſter! um den verſprochenen Zigarro! — Und dann weiter, während er den Zigarro, den ihm Edmund darbot, geſchickt mit dem Brennſtoff, der noch in der Aſche des eben verrauchten enthalten, anzündete: alſo ein Maler ſind Sie, und zwar ein vortrefflicher, wie meine Tochter Albertine behauptet, die ſich auf dergleichen Dinge genau verſteht. — Nun das freut mich außerordentlich, ich liebe die Malerei, oder um mit meiner Tochter Albertine zu reden, die Kunſt überhaupt ganz ungemein, ich habe einen wahren Narren daran gefreſſen! — bin auch Kenner — ja wahrhaftig ein tüchtiger Kenner von Gemälden, mir kann eben ſo wenig, als meiner Tochter Albertine, jemand ein X vor ein U machen, wir haben Augen — wir haben Augen! — Sagen Sie mir, theurer Maler, ſagen Sie mirs ehrlich ohne Scheu.

nicht wahr, Sie ſind der wackre Künſtler, vor deſſen Gemälden ich täglich vorbeigehe und jedesmal ſtehen bleibe wohl einige Minuten lang, weil ich vor lauter Freude über die ſchönen Farben gar nicht loskommen kann?

Edmund begriff nicht recht, wie es der Commiſſionsrath anſtellen ſollte, täglich bei ſeinen Gemälden vorüber zu gehen, da er ſich nicht erinnern konnte, jemals Aushängeſchilder gemalt zu haben. Nach einigem Hin- und Herfragen kam es aber heraus, daß Melchior Voßwinkel nichts anders meinte, als die lackirten Theebretter, Ofenſchirme und dergleichen in dem Stobwaſſerſchen Laden unter den Linden, die er in der That jeden Morgen um eilf Uhr, wenn er bei Sala Tarone vier Sardellen gegeſſen und ein Gläschen Danziger genommen, mit wahrem Entzücken betrachtete. Dieſe Kunſtfabrikate galten ihm für das höchſte, was jemals die Kunſt geleiſtet. — Das verſchnupfte den Edmund nicht wenig, er verwünſchte den Commiſſionsrath, der mit ſeinem faden Wortſchwall ihm jede Annäherung an Albertinen unmöglich machte.

Endlich erſchien ein Bekannter des Commiſſionsraths, der ihn in ein Geſpräch zog. Dieſen Moment nutzte Edmund und ſetzte ſich hin dicht neben Albertinen, die das gar gern zu ſehen ſchien.

Jeder, der die Demoiſelle Albertine Voßwinkel kennt, weiß, daß ſie, wie geſagt die Jugend, Schönheit und Anmuth ſelbſt iſt, daß ſie ſich, wie die Berliner Mädchen überhaupt, nach der beſten Mode ſehr geſchmackvoll zu kleiden weiß, daß ſie in der Zelterſchen Akademie ſingt, von Herrn Lauska Unterricht auf dem Fortepiano erhält, in den niedlichſten Sprüngen der erſten Tänzerin nachtanzt, ſchon eine ſchön geſtickte Tulpe nebſt diverſen Vergißmeinnicht und Veilchen zur Kunſtausſtellung geliefert hat, und, von Natur heitern aufgeweckten Temperaments, doch, zumal beim Thee, genügende Empfindſamkeit an den Tag legen kann. Jeder weiß auch endlich, daß ſie mit niedlicher, ſauberer Perlſchrift Gedichte und Sentenzen, die ihr in Göthe's, Jean Paul's und anderer geiſtreicher Männer und Frauen Schriften vorzüglich wohlgefallen, in ein Büchlein mit einem goldverzierten Maroquindeckel einträgt, und das Mir und Mich, Sie und Ihnen niemals verwechſelt.

Wohl war es natürlich, daß Albertine an die Seite des jungen Malers, dem das Entzücken der ſcheuen Liebe aus dem Herzen ſtrömte, in noch höhere als in die gewöhnliche Thee- und Vorleſe-Empfindſamkeit gerathen mußte, und daß ſie daher von Kindlichkeit, poetiſchem Gemüth, Lebenstiefe u. d. g. auf die artigſte Weiſe melodiſch liſpelnd ſprach.

Der Abendwind hatte ſich erhoben und wehete ſüße Blüthendüfte vor ſich her, und im dichten dunkeln Gebüſch duettirten zwei Nachtigallen in den zärtlichſten Liebesklagen.

Da begann Albertine aus Fouque's Gedichten:

Ein Flüſtern, Rauſchen, Klingen,
Geht durch den Frühlingshain,
Fängt wie mit Liebesſchlingen
Geiſt, Sinn und Leben ein!

Küh-

Kühner geworden in der tiefen Dämmerung, die nun eingebrochen, faßte Edmund Albertinens Hand, drückte ſie an ſeine Bruſt und ſprach weiter:

Säng' ich es nach, was leiſe
Solch ſtilles Leben ſpricht,
So ſchien aus meiner Weiſe
Das ew'ge Liebeslicht. —

Albertine entzog ihm ihre Hand, aber nur, um ſie von dem feinen Glace-Handſchuh zu befreien, und dann dem Glücklichen wieder zu überlaſſen, der ſie eben feurig küſſen wollte, als der Commiſſionsrath dazwiſchen fuhr: Potz tauſend, das wird kühl! — Ich wollte, ich hätt' einen Mantel oder einen Ueberrock zu mir geſteckt, oder mit mir genommen, will ich vielmehr ſagen. Hülle Dich in Deinen Schawl, Tinchen, — es iſt ein türkiſcher, beſter Maler, und koſtet 50 baare Dukaten. — Hülle Dich wohl ein, ſag' ich, Tinchen, wir wollen uns auf den Weg machen. Leben Sie wohl, mein Beſter. —

Von einem richtigen Takt getrieben, griff in dieſem Augenblick Edmund nach der

Zigarrenbüchſe und bot dem Commiſſions-Rath den dritten Glimmſtengel an.

O ich bitte ganz gehorſamſt, rief Voßwinkel, Sie ſind ja ein überaus artiger gefälliger Mann. Die Polizei will nicht erlauben, daß man im Thiergarten wandelnd rauche, damit man das ſchöne Gras nicht verſenge; aber deshalb ſchmeckt ein Pfeifchen oder ein Zigarro nur deſto ſchöner.

In dem Augenblick, als der Commiſſionsrath ſich der Laterne nahte, um den Zigarro anzuzünden, bat Edmund leiſe und ſcheu, Albertinen nach Hauſe begleiten zu dürfen. Sie nahm ſeinen Arm, beide ſchritten vor, und der Commiſſionsrath ſchien, als er hinantrat, es vorausgeſetzt zu haben, daß Edmund mit ihnen nach der Stadt gehen würde.

Jeder, der jung war und verliebt, oder beides noch iſt (manchem paſſirt das niemals) wird es ſich einbilden können, daß es dem Edmund an Albertinens Seite dünkte, er gehe nicht durch den Wald, ſondern ſchwebe hoch über den Bäumen im ſchimmernden Gewölk mit der Schönſten daher. —

Nach Roſalindens Ausſpruch in Shakſpeares: Wie es Euch gefällt, ſind die Kennzeichen eines Verliebten: Eingefallene Wangen, Augen mit blauen Rändern, ein gleichgültiger Sinn, ein verwilderter Bart, loſe hängende Kniegürtel, eine ungebundene Mütze, aufgeknüpfte Aermel, nicht zugeſchnürte Schuhe und eine nachläſſ'ge Troſtloſigkeit in allem Thun und Laſſen. Dies alles traf nun zwar bei Edmund eben ſo wenig zu, als bei dem verliebten Orlando, aber ſo wie dieſer die junge Baumzucht ruinirte, indem er den Namen Roſalinde in alle Rinden grub, Oden an Weißdornen hing und Elegien an die Brombeerſträuche; ſo verdarb Edmund eine Menge Papier, Pergament, Leinwand und Farben, ſeine Geliebte in hinlänglich ſchlechten Verſen zu beſingen und ſie zu zeichnen, zu malen, ohne ſie jemals zu treffen, da ſeine Fantaſie ſeine Kunſtfertigkeit überflügelte. Kam nun noch der ſeltſam ſomnambule Blick des Liebeskranken und ein erkleckliches Seufzen zu jeder Zeit und Stunde hinzu, ſo konnte es nicht fehlen, daß der alte Goldſchmidt den Zuſtand ſeines jungen Freundes ſehr bald errieth. Als er ihn darüber befragte, nahm Edmund gar keinen Anſtand, ihm ſein ganzes Herz zu erſchließen.

Ei, rief Leonhard, als Edmund geendet, ei Du denkſt wohl nicht daran, daß es ein ſchlimmes Ding iſt, ſich in eine Braut zu verlieben: Albertine Voßwinkel iſt ſo gut wie verſprochen an den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann.

Edmund gerieth über dieſe entſetzliche Nachricht ſogleich in ganz ungemeine Verzweiflung. Leonhard wartete ſehr ruhig den erſten Paroxismus ab und fragte dann, ob er wirklich die Demoiſelle Albertine Voßwinkel zu heirathen gedenke? Edmund verſicherte, daß die Verbindung mit Albertinen der höchſte Wunſch ſeines Lebens ſey, und beſchwor den Alten, ihm beyzuſtehen mit aller Kraft, um den Geheimen Kanzlei-Sekretär aus dem Felde zu ſchlagen, und die Schönſte für ſich zu gewinnen.

Der Goldſchmidt meinte, verlieben könne ein blutjunger Künſtler ſich wohl, aber ganz unerſprießlich ſey es für denſelben, wenn er gleich ans Heirathen dächte. Eben deshalb habe auch der junge Sternbald zur Heirath ſich durchaus nicht bequemen wollen, und er ſey, ſo viel er wiſſe, bis dato unverheirathet geblieben.

Der Stich traf; denn Tiecks Sternbald war Edmunds Lieblings-Buch, und er wäre gar zu gern ſelbſt der Held des Romans geweſen. Daher kam es denn, daß er ein gar betrübtes Geſicht ſchnitt, und beinahe ausgebrochen wäre in herbe Thränen.

Nun, ſprach der Goldſchmidt, mag es kommen wie es will, den Geheimen Kanzlei-Sekretär ſchaff' ich Dir vom Halſe; in das Haus des Commiſſionsraths auf dieſe oder jene Weiſe zu dringen und dich Albertinen mehr und mehr anzunähern, das iſt Deine Sache. Uebrigens können meine Operationen gegen den Geheimen Kanzlei-Sekretär erſt in der Aequinoktial-Nacht beginnen.

Edmund war über des Goldſchmidts Zuſicherung außer ſich vor Freuden, denn er wußte, daß der Alte Wort hielt, wenn er etwas verſprach.

Auf welche Weiſe der Goldſchmidt ſeine Operationen gegen den Geheimen Kanzlei-Sekretär begann, hat der geneigte Leſer bereits im erſten Kapitel erfahren.

Drittes Kapitel.

Enthält das Signalement des Geheimen Kanzlei-Sekretärs Tusmann, ſo wie die Urſache, warum derſelbe vom Pferde des großen Kurfürſten herabſteigen mußte, nebſt andern leſenswerthen Dingen.

Eben aus dem allen, was du, mein ſehr günſtiger Leſer! über den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann bereits erfahren, magſt Du den Mann wohl ganz und gar vor Augen haben nach ſeinem ganzen Sinn und Weſen. Doch will ich, was ſein Aeußeres betrifft, noch nachbringen, daß er von kleiner Statur war, kahlköpfig, etwas krummbeinig und ziemlich grotesk im Anzuge. Zu einem altväteriſch zugeſchnittenen Rock mit ungewöhnlich langen Schößen und einem überlangen Gilet trug er lange weite Beinkleider und Schuhe, die aber im Gehen den Klang von Kourierſtiefeln von ſich gaben, wobei zu bemerken, daß er nie gemeſſenen Schrittes über die Straße ging, vielmehr in großen unregelmäßigen Sprüngen mit unglaublicher Schnelligkeit forthüpfte, ſo daß oben beſagte Schöße vom Winde erfaßt ſich ausbreiteten wie ein paar Flügel. Ungeachtet in ſeinem Geſicht etwas unbeſchreiblich drolliges lag, ſo mußte das ſehr gutmüthige Lächeln, das um ſeinen Mund ſpielte, doch jeden für ihn einnehmen, ſo daß man ihn lieb gewann, während man über ſeine Pedanterie, über ſein linkiſches Benehmen, das ihn der Welt entfremdete, von Herzen lachte. Seine Hauptleidenſchaft war — Leſen! — Er ging nie aus, ohne beide Rocktaſchen voll Bücher geſtopft zu haben. Er las wo er ging und ſtand, auf dem Spaziergange, in der Kirche, in dem Kaffeehauſe, er las ohne Auswahl alles was ihm vorkam, wiewohl nur aus der ältern Zeit, da ihm das Neue verhaßt war. So ſtudirte er heute auf dem Kaffeehauſe ein algebraiſches Buch, morgen das Cavallerie-Reglement Friedrich Wilhelms des erſten, und dann das merkwürdige Buch: Cicero, als großer Windbeutel und Rabuliſt dargeſtellt in zehn Reden, aus dem Jahre 1720. Dabei war Tusmann mit einem ungeheuren Gedächtnißvermögen begabt. Er pflegte alles, was ihn bei dem Leſen eines Buchs auffiel, zu zeichnen und dann das Gezeichnete wieder zu durchlaufen, welches er nun nie wieder vergaß. Daher kam es, daß Tusmann ein Polyhiſtor, ein lebendiges Converſations-Lexikon wurde, das man aufſchlug, wenn es auf irgend eine hiſtoriſche oder wiſſenſchaftliche Notiz ankam. Traf es ſich ja etwa einmal, daß er eine ſolche Notiz nicht auf der Stelle zu geben vermochte, ſo ſtöberte er ſo lange unermüdet in allen Bibliotheken umher, bis er das, was man zu wiſſen verlangte, aufgefunden, und ruckte dann mit der verlangten Auskunft ganz fröhlich heran. Merkwürdig war es, daß er in Geſellſchaft leſend und ſcheinbar ganz in ſein Buch vertieft, doch alles vernahm was man ſprach. Oft fuhr er mit einer Bemerkung dazwiſchen, die ganz an ihrem Orte ſtand, und wurde irgend etwas witziges, humoriſtiſches vorgebracht, gab er, ohne von dem Buche aufzublicken, durch eine kurze Lache im höchſten Tenor ſeinen Beifall zu erkennen.

Der Commiſſionsrath Voßwinkel war mit dem Geheimen Kanzlei-Sekretär zuſammen auf der Schule im grauen Kloſter geweſen, und von dieſer Schulkameradſchaft ſchrieb ſich die enge Verbindung her, in welcher ſie geblieben. Tusmann ſah Albertinen aufwachſen und hatte ihr wirklich an ihrem zwölften Geburtstage, nachdem er ihr ein duftendes Blumenbouquet, das der berühmteſte Kunſtgärtner in Berlin ſelbſt mit Geſchmack geordnet, überreicht, zum erſtenmal die Hand geküßt mit einem Anſtande, mit einer Galanterie, die man ihm gar nicht hätte zutrauen ſollen. Von dieſem Augenblick an entſtand bei dem Commiſſionsrath der Gedanke, daß ſein Schulfreund wohl Albertinen heirathen könne. Er meinte, ſo würde Albertinens Verheirathung, die er wünſchte, am wenigſten Umſtände machen und der genügſame Tusmann ſich auch mit einem geringen Heirathsgut abfinden laſſen. Der Commiſſionsrath war über die Maßen bequem, fürchtete ſich vor jeder neuen Bekanntſchaft und hielt dabei als Commiſſionsrath das Geld viel mehr zu Rathe als nöthig. An Albertinens achtzehntem Geburtstage eröffnete er dieſen Plan, den er ſo lange für ſich behalten, dem Geheimen Kanzlei Sekretär. Der erſchrak erſt darüber gewaltig. Er vermochte den kühnen Gedanken zur Ehe zu ſchreiten, und noch dazu mit einem blutjungen bildſchönen Mädchen gar nicht zu ertragen. Nach und nach gewöhnte er ſich daran, und als ihm eines Tages auf des Commiſſionsraths Veranlaſſung Albertine eine kleine Börſe, die ſie ſelbſt in den anmuthigſten Farben geſtrickt, überreichte und ihn dabei mit: Lieber Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär anredete, entzündete ſich ſein Inneres ganz und gar in Liebe zu der Holden. Er erklärte ſofort insgeheim dem Commiſſionsrath, daß er Albertinen zu heirathen geſonnen, und da dieſer ihn als ſeinen Schwiegerſohn umarmte, ſah er ſich als Albertinens Bräutigam an, wiewohl der kleine Umſtand vielleicht noch zu berückſichtigen geweſen wäre, daß Albertine von dem ganzen Handel zur Zeit auch nicht ein Sterbenswörtchen wußte, ja wohl nicht gut eine Ahnung davon haben konnte.

Am frühſten Morgen, als in der Nacht vorher ſich das ſeltſame Abentheuer am Rathhausthurme und in der Weinſtube auf dem Alexanderplatz begeben, ſtürzte der Geheime Kanzlei-Sekretär bleich und entſtellt in des Commiſſionsraths Zimmer. Der Commiſſionsrath erſchrak nicht wenig, da Tusmann noch niemals ihn um dieſe Zeit beſucht hatte, und ſein ganzes Weſen irgend ein unglückliches Ereigniß zu verkünden ſchien.

„Geheimer! (ſo pflegte der Commiſſionsrath den Geheimen Kanzlei-Sekretär abgekürzt zu benennen) Geheimer! wo kommſt Du her? wie ſiehſt Du aus? was iſt geſchehen?“

So rief der Commiſſionsrath, aber Tusmann warf ſich erſchöpft in den Lehnſeſſel, und erſt, nachdem er ein paar Minuten Athem geſchöpft, begann er mit fein wimmernder Stimme:

„Commiſſionsrath, wie Du mich hier ſiehſt in dieſen Kleidern, mit der politiſchen Klugheit in der Taſche, komme ich her aus der Spandauer Straße, wo ich die ganze Nacht auf und ab gerannt ſeit geſtern Punkt zwölf Uhr! — Nicht mit einem Schritt bin ich in mein Haus gekommen, kein Bette habe ich geſehen, kein Auge zugethan!“ —

Und nun erzählte Tusmann dem Commiſſionsrath genau, wie ſich in der abgewichenen Nacht alles begeben von dem erſten Zuſammentreffen mit dem fabelhaften Goldſchmidt an, bis zu dem Augenblick, als er entſetzt über das tolle Treiben der unheimlichen Schwarzkünſtler aus dem Weinhauſe herausſtürzte.

„Geheimer,“ rief der Commiſſionsrath, „Du haſt Deiner Gewohnheit zuwider ſtarkes Getränk zu Dir genommen am ſpäten Abend und verfielſt nachher in wunderliche Träume.“

„Was ſprichſt Du,“ erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, „was ſprichſt Du Commiſſionsrath? — Geſchlafen, geträumt ſollt' ich haben? Meinſt Du, daß ich nicht wohl unterrichtet bin über den Schlaf und den Traum? Ich will Dirs aus Nudows Theorie des Schlafes beweiſen, was Schlaf heißt, und daß man ſchlafen kann ohne zu träumen, weshalb denn auch der Prinz Hamlet ſagt: Schlafen, vielleicht auch träumen. Und was es mit dem Traume für eine Bewandtniß hat, würdeſt Du eben ſo gut wiſſen als ich, wenn Du das Somnium Scipionis geleſen hätteſt und Artemidori berühmtes Werk von Träumen, und das Frankfurter Traumbüchlein. Aber Du lieſeſt nichts und daher ſchießeſt Du fehl überall auf ſchnöde Weiſe.“

Nun, nun Geheimer, nahm der Commiſſionsrath das Wort, ereifre Dich nur nicht; ich will Dirs ſchon glauben, daß Du geſtern Dich bereden ließeſt, etwas über die Schnur zu hauen und unter ſchadenfrohe Taſchenſpieler gerietheſt, die Unfug mit Dir trieben, als der Wein Dir zu ſehr geſchmeckt hatte. Aber ſage mir Geheimer, als Du nun glücklich zur Thüre heraus wareſt, warum in aller Welt gingſt Du nicht gerade zu nach Hauſe, warum triebſt Du Dich auf der Straße umher?

O Commiſſionsrath, lamentirte der Geheime Kanzlei-Sekretär, o theurer Commiſſionsrath, getreuer Schulkamerad aus dem grauen Kloſter! — Inſultire mich nicht mit ſchnöden Zweifeln, ſondern vernimm ruhig, daß der tolle unſelige Teufelsſpuk erſt recht losging, da ich mich auf der Straße befand. Als ich nämlich an das Rathhaus komme, bricht durch alle Fenſter helles blendendes Kerzenlicht und eine luſtige Tanzmuſik mit der Janitſcharen-, oder richtiger geſprochen, Jenjitſcherik-Trommel ſchallt herab. Ich weiß ſelbſt nicht wie es geſchah, daß, ungeachtet ich mich nicht einer ſonderlichen Größe erfreue, ich doch auf den Zehen mich ſo hoch aufzurichten vermochte, daß ich in die Fenſter hineinſchauen konnte. Was ſehe ich! — O du gerechter Schöpfer im Himmel! — wen erblicke ich! — niemanden anders als Deine Tochter, die Demoiſelle Albertine Voßwinkel, welche im ſauberſten Brautſchmuck mit einem jungen Menſchen unmäßig walzt. Ich klopfe ans Fenſter, ich rufe: Wertheſte Demoiſelle Albertine Voßwinkel, was thun Sie, was beginnen Sie hier in ſpäter Nacht! — Aber da kommt eine niederträchtige Menſchenſeele die Königsſtraße herab, reißt mir im Vorbeigehen beide Beine unterm Leibe weg, und rennt damit laut lachend ſpornſtreichs fort. Ich armer Geheimer Kanzlei-Sekretär plumpe nieder in den ſchnöden Gaſſenkoth, ich ſchreie: Nachtwächter — hochlöbliche Polizei — verehrbare Patrouille — — lauft herbei — lauft herbei —

haltet den Dieb, haltet den Dieb! er hat mir meine Beine geſtohlen! Aber oben im Rathhauſe iſt alles plötzlich ſtill und finſter geworden und meine Stimme verhallt unvernommen in den Lüften! — Schon will ich verzweifeln, als der Menſch zurückkehrt, und wie raſend vorbeilaufend mir meine Beine ins Geſicht wirft. Nun raffe ich mich, ſo ſchnell es in der totalen Beſtürzung gehen will, vom Boden auf, renne in die Spandauer Straße hinein. Aber ſo wie ich, den herausgezogenen Hausſchlüſſel in der Hand, an meine Hausthür gelange, ſtehe ich — ja ich ſelbſt — ſchon vor derſelben und ſchaue mich wild an mit denſelben großen ſchwarzen Augen, wie ſie in meinem Kopf befindlich. Entſetzt pralle ich zurück und auf einen Mann zu, der mich mit ſtarken Armen umfaßt. An dem Spieß, den er in der Hand trägt, gewahre ich, daß es der Nachtwächter iſt. Getröſtet ſpreche ich, theurer Nachtwächter, Herzensmann, treiben Sie mir doch gefälligſt den Filu von Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann dort von der Thüre

weg,

weg, damit der ehrliche Kanzlei-Sekretär Tusmann, der ich ſelbſt bin, in ſeine Wohnung hinein kann. „Ich glaube, ihr ſeyd beſeſſen, Tusmann!“ So ſchnarcht mich der Mann an mit hohler Stimme und ich merke, daß es nicht der Nachtwächter, nein, daß es der furchtbare Goldſchmidt iſt, der mich umfaßt hält. Da übernimmt mich die Angſt, die kalten Schweißtropfen ſtehen mir auf der Stirne, ich ſpreche: mein verehrungswürdiger Herr Profeſſor, verübeln Sie es mir doch nur ja nicht, daß ich Sie in der Finſterniß für den Nachtwächter gehalten. O Gott! nennen Sie mich wie Sie wollen, nennen Sie mich auf die ſchnödeſte Weiſe — Monſieur Tusmann oder gar, mein Lieber, traktiren Sie mich barbariſch per Ihr, wie Sie es ſo eben zu thun belieben, alles, alles will ich mir gefallen laſſen, nur befreien Sie mich von dieſem entſetzlichen Spuk, welches ganz in Ihrer Macht ſteht. „Tusmann“, beginnt der ſchnöde Schwarzkünſtler, mit ſeiner fatalen hohlen Stimme, „Tusmann, Ihr ſollt fortan unangetaſtet bleiben, wenn Ihr hier auf der Stelle ſchwört, an die Heirath mit der Albertine Voßwinkel gar nicht mehr zu denken.“ Commiſſionsrath, du kannſt es dir vorſtellen, wie mir zu Muthe wurde bei dieſer abſcheulichen Propoſition. Allerliebſter Herr Profeſſor, bitte ich, Sie greifen mir ans Herz, daß es blutet. Das Walzen iſt ein häßlicher, unanſtändiger Tanz, und eben walzte die Demoiſelle Albertine Voßwinkel, und noch dazu als meine Braut, mit einem jungen Menſchen auf eine Weiſe, daß mir Hören und Sehen verging; doch kann ich indeſſen von der Schönſten nicht laſſen, nein ich kann nicht von ihr laſſen. Kaum habe ich aber dieſe Worte ausgeſprochen, als mir der verruchte Goldſchmidt einen Stoß giebt, daß ich mich ſofort zu drehen beginne. Und wie von unwiderſtehlicher Gewalt gehetzt, walze ich die Spandauer Straße auf und ab, und halte in meinen Armen ſtatt der Dame einen garſtigen Beſenſtiel, der mir das Geſicht zerkratzt, während unſichtbare Hände mir den Rücken zerbläuen, und um mich her wimmelt es von

Geheimen Kanzlei-Sekretären Tusmanns, die mit Beſenſtielen walzen. Endlich ſinke ich erſchöpft, ohnmächtig nieder. Der Morgen dämmert mir in die Augen, ich ſchlage ſie auf und — Commiſſionsrath, entſetze dich mit mir, fall' in Ohnmacht, Schulkamerad! und finde mich wieder ſitzend hoch oben auf dem Pferde vor dem großen Churfürſten, mein Haupt an ſeine kalte eherne Bruſt gelehnt. Zum Glück ſchien die Schildwache eingeſchlafen, ſo daß ich unbemerkt mit Lebensgefahr hinabklettern und mich davon machen konnte. Ich rannte nach der Spandauer Straße, aber mich überfiel aufs neue unſinnige Angſt, die mich dann endlich zu Dir trieb.

Geheimer, nahm nun der Commiſſionsrath das Wort, Geheimer, und Du vermeineſt, daß ich all' das tolle abgeſchmackte Zeug glauben ſoll, was du da vorbringſt? — Hat man jemals von ſolchen Zauberpoſſen gehört, die ſich hier in unſerm guten aufgeklärten Berlin ereignet haben ſollten?

Siehſt Du, erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, ſiehſt Du nun wohl Commiſſionsrath, in welche Irrthümer Dich der Mangel aller Lektüre ſtürzt? Hätteſt Du wie ich Haftitii, des Rektors beider Schulen zu Berlin und Cölln an der Spree, Microchronicon marchicum geleſen, ſo würdeſt Du wiſſen, daß ſich ſonſt noch ganz andere Dinge begeben haben. — Commiſſionsrath, am Ende glaube ich ſchier, daß der Goldſchmidt der verruchte Satan ſelbſt iſt, der mich foppt und neckt.

Ich bitte Dich, ſprach der Commiſſionsrath, ich bitte dich, Geheimer, bleibe mir vom Leibe mit den dummen abergläubiſchen Poſſen. Beſinne Dich! — nicht wahr, Du hatteſt Dich berauſcht und ſtiegſt im Uebermuth der Betrunkenheit zum großen Churfürſten hinauf? —

Dem Geheimen Kanzlei-Sekretär traten die Thränen in die Augen über Voßwinkels Verdacht, den er ſich bemühte, mit aller Kraft zu widerlegen.

Der Commiſſionsrath wurde ernſter und ernſter. Endlich als der Geheime Kanzlei-Sekretär nicht aufhörte zu betheuern, daß ſich wirklich alles ſo begeben wie er es erzählt, begann er: hör' einmal, Geheimer, je mehr ich darüber nachdenke, wie Du mir den Goldſchmidt und den alten Juden, mit denen Du ganz Deiner ſonſt ſittigen und frugalen Lebensart zuwider, in ſpäter Nacht zechteſt, beſchrieben, deſto klarer wird es mir, daß der Jude unbezweifelt mein alter Manaſſe iſt, und daß der ſchwarzkünſtleriſche Goldſchmidt niemand anders ſeyn kann, als der Goldſchmidt Leonhard, der ſich zuweilen in Berlin ſehen läßt. Nun habe ich zwar nicht ſo viel Bücher geleſen als du Geheimer, deſſen bedarf es aber auch nicht, um zu wiſſen, daß beide, Manaſſe und Leonhard, einfache ehrliche Leute ſind und nichts weniger als Schwarzkünſtler. Es wundert mich ganz ungemein, daß Du, Geheimer, der Du doch in den Geſetzen erfahren ſeyn ſollteſt, nicht weißt, daß der Aberglaube auf das ſtrengſte verboten iſt und ein Schwarzkünſtler nimmer mehr von der Regierung einen Gewerbſchein erhalten würde, auf deſſen Grund er ſeine Kunſt treiben dürfte. — Höre, Geheimer, ich will nicht hoffen, daß der Verdacht gegründet iſt, der in mir aufſteigt! — Ja! — ich will nicht hoffen, daß Du die Luſt verloren haſt zur Heirath mit meiner Tochter? — daß Du nun Dich hinter allerlei tolles Zeug verbergen, mir ſeltſame Dinge vorfabeln, daß Du ſagen willſt: Commiſſionsrath, wir ſind geſchiedene Leute, denn heirathe ich Deine Tochter, ſo ſtiehlt mir der Teufel die Beine weg und zerbläut mir den Rücken! Geheimer, es wäre arg, wenn Du ſo mit Lug und Trug umgehen ſollteſt.

Der Geheime Kanzlei Sekretär gerieth ganz außer ſich über des Commiſſionsrathes ſchlimmen Verdacht. Er betheuerte einmal übers andere, daß er die Demoiſelle Albertine ganz ungemeſſen liebe, daß er ein zweiter Leander, ein zweiter Troilus in den Tod gehen für ſie und ſich daher als ein unſchuldiger Märtyrer vom leidigen Satan ſattſam zerbläuen laſſen wolle, ohne ſeiner Liebe zu entſagen.

Während dieſer Betheurungen des Geheimen Kanzlei-Sekretärs klopfte es ſtark an die Thür und hinein trat der alte Manaſſe, von dem der Commiſſionsrath vorher geſprochen.

So wie Tusmann den Alten erblickte, rief er: O du Herr des Himmels, das iſt ja der alte Jude, der geſtern aus dem Rettig Goldſtücke prägte und dem Goldſchmidt ins Geſicht warf! — Nun wird auch wohl gleich der alte verruchte Schwarzkünſtler hereintreten!

Er wollte ſchnell zur Thüre hinaus, der Commiſſionsrath hielt ihn aber feſt, indem er ſprach: nun werden wir ja gleich hören.

Dann wandte der Commiſſionsrath ſich zu dem alten Manaſſe und erzählte, was Tusmann von ihm behauptet und was ſich zur Nachtzeit in der Weinſtube auf dem Alexanderplatz zugetragen haben ſollte.

Manaſſe lächelte den Geheimen Kanzlei-Sekretär von der Seite hämiſch an und ſprach: Ich weiß nicht, was der Herr will, der Herr kam geſtern ins Weinhaus mit dem Goldſchmidt Leonhard, eben als ich mich erquickte mit einem Glaſe Wein nach mühſeligem Geſchäft, das bis beinahe Mitternacht gedauert. Der Herr trank über den Durſt, konnte nicht auf den Füßen ſtehn und taumelte hinaus auf die Straße.

Siehſt Du wohl, rief der Commiſſionsrath, ſiehſt Du wohl, Geheimer, ich hab' es gleich gedacht. Das kommt von dem abſcheulichen Saufen, das Du laſſen mußt ganz und gar, wenn Du meine Tochter heiratheſt.

Der Geheime Kanzlei Sekretär, ganz vernichtet von dem unverdienten Vorwurf, ſank athemlos in den Lehnſeſſel, ſchloß die Augen und quäckte auf unverſtändliche Weiſe.

Da haben wirs, ſprach der Commiſſionsrath, erſt die Nacht durchſchwärmt und dann matt und elend.

Aller Proteſtationen ungeachtet mußte Tusmann es leiden, daß der Commiſſionsrath ein weißes Tuch um ſein Haupt band und ihn in eine herbeigerufene Droſchke packte, in der er fortrollte nach der Spandauer Straße.

Was bringen Sie neues, Manaſſe, fragte der Commiſſionsrath nun den Alten.

Manaſſe ſchmunzelte freundlich und meinte, daß der Commiſſionsrath wohl nicht ahnen werde, welches Glück er ihm zu verkünden gekommen.

Als der Commiſſionsrath eifrig weiter forſchte, eröffnete ihm Manaſſe, daß ſein Neffe Benjamin Dümmerl, der ſchöne junge Mann, der Beſitzer von beinahe einer Million, den man ſeiner unglaublichen Verdienſte halber in Wien baroniſirt, der nicht längſt aus Italien zurückgekehrt — ja! daß dieſer Neffe ſich plötzlich in die Demoiſelle Albertine ſterblich verliebt habe und ſie zur Frau begehre.

Den jungen Baron Dümmerl ſieht man häufig im Theater, wo er ſich in einer Loge des erſten Rangs brüſtet, noch häufiger in allen nur möglichen Konzerten; jeder weiß daher, daß er lang und mager iſt wie eine

Bohnenſtange, daß er im ſchwarzgelben Geſicht von pechſchwarzen krauſen Haaren und Backenbart beſchattet, im ganzen Weſen den ausgeſprochenſten Charakter des Volks aus dem Orient trägt, daß er nach der letzten bizarrſten Mode der engliſchen Stutzer gekleidet geht, verſchiedene Sprachen in gleichem Dialekt unſerer Leute ſpricht, die Violine kratzt, auch wohl das Piano hämmert, miſerable Verſe zuſammenſtoppelt, ohne Kenntniß und Geſchmack den äſthetiſchen Kunſtrichter ſpielt und den litterariſchen Mäzen gern ſpielen möchte, ohne Geiſt witzig und ohne Witz geiſtreich ſeyn will, dummdreiſt, vorlaut, zudringlich, kurz, nach dem derben Ausdruck derjenigen verſtändigen Leute, denen er gar zu gern ſich annähern möchte — ein unausſtehlicher Bengel iſt. Kommt nun noch hinzu, daß trotz ſeines vielen Geldes aus Allem was er beginnt, Geldſucht und eine ſchmutzige Kleinlichkeit hervorblickt, ſo kann es nicht anders geſchehen, als daß ſelbſt niedere Seelen, die ſonſt vor dem Mammon ſich beugen, ihn bald einſam ſtehen laſſen.

Dem Commiſſionsrath fuhr nun freilich in dem Augenblick, wo Manaſſe ihm die Abſicht ſeines liebenswürdigen Neffen kund that, ſehr lebhaft der Gedanke an die halbe Million, die Benſchchen wirklich beſaß, durch den Kopf, aber auch zugleich kam ihm das Hinderniß ein, welches ſeiner Meinung nach die Sache ganz unmöglich machen müßte.

Lieber Manaſſe, begann er, Sie bedenken nicht, daß Ihr werther Herr Neveu von altem Glauben iſt und — Ei, unterbrach ihn Manaſſe, ei Herr Commiſſionsrath, was thut das? — Mein Neffe iſt nun einmal verliebt in Ihre Demoiſelle Tochter und will ſie glücklich machen, auf ein paar Tropfen Waſſer wird es ihm daher wohl nicht ankommen, er bleibt ja doch derſelbe. Ueberlegen ſie ſich die Sache, Herr Commiſſionsrath, in ein paar Tagen komm ich wieder mit meinem kleinen Baron und hole mir Beſcheid.

Damit ging Manaſſe von dannen.

Der Commiſſionsrath fing ſofort an zu überlegen. Trotz ſeiner gränzenloſen Habſucht, ſeiner Charakter- und Gewiſſenloſigkeit, empörte ſich doch ſein Inneres, wenn er ſich lebhaft Albertinens Verbindung mit dem widerwärtigen Draſch vorſtellte. In einem Anfall von Rechtlichkeit beſchloß er dem alten Schulkameraden Wort zu halten.

Viertes Kapitel.

Handelt von Porträts, grünen Geſichtern, ſpringenden Mäuſen und jüdiſchen Fluchen.

Bald, nachdem ſie bei dem Hofjäger mit Edmund Lehſen bekannt geworden, fand Albertine, daß des Vaters großes, in Oel gemaltes Bildniß, welches in ihrem Zimmer hing, durchaus unähnlich und auf unausſtehliche Weiſe geklext ſey. Sie bewies dem Commiſſionsrath, daß, ungeachtet mehrere Jahre darüber vergangen, als er gemalt worden, er doch noch in dieſem Augenblicke viel jünger und hübſcher ausſehe, als ihn der Maler damals aufgefaßt, und tadelte vorzüglich den finſtern, mürriſchen Blick des

Bildes, ſo wie die altfränkiſche Tracht und das unnatürliche Roſenbouquet, welches der Commiſſionsrath auf dem Bilde ſehr zierlich zwiſchen zwei Fingern hielt, an denen ſtattliche Brillantringe prangten.

Albertine ſprach ſo viel und ſo lange über das Bild, daß der Commiſſionsrath zuletzt ſelbſt fand, das Gemälde ſei abſcheulich und nicht begreifen konnte, wie der ungeſchickte Maler ſeine liebenswürdige Perſon in ſolch' ein häßliches Zerrbild habe umwandeln können. Und je länger er das Porträt anblickte, deſto mehr ereiferte er ſich über die fatale Sudelei; er beſchloß das Bild herunter zu nehmen und in die Polterkammer zu werfen.

Da meinte nun Albertine, das ſchlechte Bild verdiene dies wohl, indeſſen habe ſie ſich ſo daran gewöhnt, Väterchens Bildniß in ihrem Zimmer zu haben, daß die leere Wand ſie gänzlich ſtören würde in all' ihrem Thun. Kein anderer Rath ſey vorhanden, Väterchen müſſe ſich noch einmal malen laſſen von einem geſchickten, im genauen Trefſen glücklichen Künſtler und dieſer dürfe kein anderer ſeyn, als der junge Edmund Lehſen, der ſchon die ſchönſten, wohlgetroffenſten Bildniſſe gemalt.

Tochter, fuhr der Commiſſionsrath auf, Tochter, was verlangſt du! Die jungen Künſtler kennen ſich nicht vor Stolz und Uebermuth, wiſſen gar nicht, was ſie für ihre geringen Arbeiten an Geld fordern ſollen, ſprechen von nichts anderm als blanken Friedrichsd'oren, ſind mit dem ſchönſten Courant, ſollten es ſogar neue Thalerſtücke ſeyn, nicht zufrieden!

Albertine verſicherte dagegen, daß Lehſen, da er die Malerei mehr aus Neigung als aus Bedürfniß treibe, gewiß ſich ſehr billig finden laſſen würde, und mahnte den Commiſſionsrath ſo lange, bis er ſich entſchloß, zu Lehſen hinzugehen, und mit ihm über das Gemälde zu ſprechen.

Man kann denken, mit welcher Freude Edmund ſich bereit erklärte, den Commiſſionsrath zu malen, und zum hohen Entzücken ſtieg dieſe Freude, als er vernahm, daß Albertine den Commiſſionsrath auf den Gedanken gebracht, ſich von ihm malen zu laſſen. Er ahnte richtig, daß Albertine auf dieſe Weiſe ihm die Annäherung an ſie verſtatten wollen. Ganz natürlich war es auch, daß Edmund, als der Commiſſionsrath etwas ängſtlich von dem zu bezahlenden Preiſe des Gemäldes ſprach, verſicherte, daß er durchaus gar kein Honorar nehmen werde, ſondern ſich glücklich ſchätze, durch ſeine Kunſt Eingang zu finden in das Haus eines ſo vortrefflichen Mannes als der Commiſſionsrath ſey.

Gott! begann der Commiſſionsrath im tiefſten Erſtaunen, was höre ich? — beſter Herr Lehſen — gar kein Geld, gar keine Friedrichsd'ore für Ihr Bemühen? — nicht einmal eine Entſchädigung für verbrauchte Leinwand und Farben in gutem Courant?

Edmund meinte lächelnd, dieſe Auslage ſey zu unbedeutend, als daß davon nur im mindeſten die Rede ſeyn könne.

Aber, fiel der Commiſſionsrath kleinlaut ein, aber Sie wiſſen vielleicht nicht, daß hier von einem Knieſtück in Lebensgröße — Das ſey alles gleich, erwiederte Lehſen.

Da drückte ihn der Commiſſionsrath ſtürmiſch an die Bruſt und rief, indem ihm die Thränen vor inniger Rührung in die Augen traten: O Gott im Himmel! – giebt es denn auf dieſer im Argen liegenden Welt noch ſolche erhabene uneigennützige Menſchenſeelen! — Erſt die Zigarren, dann das Gemälde! — Sie ſind ein vortrefflicher Mann oder Jüngling, vielmehr, beſter Herr Lehſen, in Ihnen wohnt deutſche Tugend und Biederkeit, von der, wie ſie zu unſerer Zeit aufgeblüht ſeyn ſoll, in mehreren Schriften viel angenehmes zu leſen. Doch glauben Sie mir, ungeachtet ich Commiſſionsrath bin und mich durchaus franzöſiſch kleide, dennoch hege ich gleichen Sinn, weiß Ihren Edelmuth zu ſchätzen, und bin uneigennützig und gaſtfrei wie einer. —

Die ſchlaue Albertine hatte die Art, wie ſich Edmund bei des Commiſſionsrathes Antrag nehmen würde, vorausgeſehen. Ihre Abſicht war erreicht. Der Commiſſionsrath ſtrömte

ſtrömte über vom Lobe des vortrefflichen Jünglings, der entfernt ſey von jeder gehäſſigen Habſucht, und ſchloß damit, daß, da junge Leute, vorzüglich Maler, immer etwas fantaſtiſches, romanhaftes in ſich trügen, viel auf verwelkte Blumen, Bänder, die an ein hübſches Mädchen geheftet geweſen, hielten, über irgend ein von ſchönen Händen verfertigtes Fabrikat aber ganz außer ſich gerathen könnten, Albertine dem Edmund ja ein Geldbeutelchen häkeln möchte, und, ſey es ihr nicht unangenehm, ſogar eine Locke von ihrem ſchönen kaſtanienbraunen Haar hinein thun, ſo aber jede etwanige Verpflichtung gegen Lehſen quitt machen könne. Er erlaube das ausdrücklich und wolle es ſchon bei dem Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann verantworten.

Albertine, noch immer nicht von des Commiſſionsraths Abſichten und Plänen unterrichtet, verſtand nicht, was er mit dem Tusmann wollte, und fragte auch weiter nicht darnach.

Noch denſelben Abend ließ Edmund ſeine Malergeräthſchaften ins Haus des Commiſſionsrathes tragen, und am andern Morgen fand er ſich ein zur erſten Sitzung.

Er bat den Commiſſionsrath, ſich im Geiſt in den heiterſten, frohſten Moment ſeines Lebens zu verſetzen, etwa wie ihm ſeine verſtorbene Gattin zum erſtenmal ihre Liebe verſichert, oder wie ihm Albertine geboren, oder wie er vielleicht einen verloren geglaubten Freund unvermuthet wieder geſehen. —

Halt, rief der Commiſſionsrath, halt Herr Lehſen, vor ungefähr drei Monaten erhielt ich den Aviſo aus Hamburg, daß ich in der dortigen Lotterie einen bedeutenden Gewinnſt gemacht. — Mit dem offnen Briefe in der Hand lief ich zu meiner Tochter! — Einen froheren Augenblick habe ich in meinem Leben nicht gehabt; wählen wir alſo denſelben, und damit mir und Ihnen alles beſſer vor Augen komme, will ich den Brief holen und ihn wie damals offen in der Hand halten.

Edmund mußte den Commiſſionsrath wirklich in dieſer Stellung malen, auf den offnen Brief aber ganz deutlich und leſerlich deſſen Inhalt hinſchreiben:

Ew. Wohlgeb. habe ich die Ehre zu avertiren u. ſ. w.

Auf einem kleinen Tiſch daneben mußte (ſo wollt' es der Commiſſionsrath) das geöffnete Couvert liegen, ſo daß man die Aufſchrift:

Des Herrn Commiſſionsraths, Stadtverordneten und Feuerherrn Melchior Voßwinkel, Wohlgeboren
zu
Berlin

deutlich leſen konnte und auch das Poſtzeichen: Hamburg, durfte Edmund nicht vergeſſen nach dem Leben zu copiren. Edmund malte übrigens einen ſehr hübſchen, freundlichen, ſtattlich gekleideten Mann, der in der That einige entfernte Züge von dem Commiſſionsrath im Geſichte trug, ſo daß jeder, der jenes Brief-Couvert las, unmöglich in der Perſon irren konnte, welche das Bild vorſtellen ſollte.

Der Commiſſionsrath war ganz entzückt über das Bild. Da ſehe man, ſprach er, wie ein geſchickter Maler die anmuthigen Züge eines hübſchen Mannes, ſey er auch ſchon etwas in die Jahre gekommen, aufzufaſſen wiſſe, und nun erſt merke er, was der Profeſſor gemeint, den er einmal in der Humanitäts-Geſellſchaft behaupten gehört, daß ein gutes Portrait zugleich ein tüchtiges hiſtoriſches Bild ſeyn müſſe. Blicke er nämlich ſein Bildniß an, ſo falle ihm jedesmal die angenehme Hiſtorie von dem gewonnenen Lotterieloos ein und er verſtehe das liebenswürdige Lächeln ſeines Ichs, das ſich auf ſeinem eigenen Geſicht dann abſpiegle.

Noch ehe Albertine ausführen konnte, was weiter in ihrem Plane lag, kam der Commiſſionsrath ihren Wünſchen zuvor, indem er Edmund bat, nun auch ſeine Tochter zu malen.

Edmund begann ſogleich das Werk. Indeſſen ſchien es mit Albertinens Bildniß gar nicht ſo leicht, ſo glücklich von Statten gehen zu wollen, als es bei des Commiſſionsraths Portrait der Fall geweſen.

Er zeichnete, löſchte aus, zeichnete wieder, fing an zu malen, verwarf das Ganze, begann von neuem, veränderte die Stellung, bald war es ihm zu hell im Zimmer, bald zu dunkel ꝛc., bis der Commiſſionsrath, der ſo lange den Sitzungen beigewohnt, die Geduld verlor und davon blieb.

Edmund kam nun Vormittags und Nachmittags und rückte auch das Bild auf der Staffelei nicht ſonderlich vor, ſo geſchah dies doch mit dem innigen Liebesverſtändniß, das ſich zwiſchen Edmund und Albertinen immer feſter und feſter knüpfte.

Du wirſt es, vielgeneigter Leſer! ganz gewiß ſelbſt erfahren haben, daß, iſt man verliebt, es oftmals durchaus nöthig wird, um allen Betheurungen, allen ſüßen, ſchmachtenden Worten und Redensarten, allen ſehnſüchtigen Wünſchen die gehörige Kraft zu geben, ſo daß ſie eindringen mit unwiderſtehlicher Gewalt ins tiefſte Herz, die Hand der Geliebten zu faſſen, zu drücken, zu küſſen, und daß dann im Liebkoſen, wie vermöge eines elektriſchen Prinzips, unvermuthet Lipp' an Lippe ſchlägt und dies Prinzip ſich entladet im glühenden Feuerſtrom des ſüßeſten Kuſſes. Nicht allein, daß Edmund deshalb oft das Malen ganz laſſen mußte, er wurde auch oft ſogar gezwungen, von der Staffelei aufzuſtehen.

So kam es denn, daß er an einem Vormittage mit Albertinen an dem mit weißen Gardinen verzogenen Fenſter ſtand und um, wie geſagt, ſeinen Betheurungen mehr Kraft zu geben, Albertinen umfaßt hielt und ihre Hand unaufhörlich an den Mund drückte.

Zu ſelbiger Stunde und zu ſelbigem Augenblick ging der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann mit der politiſchen Klugheit und andern pergamentnen Büchern, worin das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, in der Taſche, vor dem Hauſe des Commiſſionsrathes vorüber. Ungeachtet er ſcharf zuſprang, da gerade die Uhr auf dem Punkte ſtand die Stunde zu ſchlagen, mit der er in das Büreau einzutreten gewohnt war, hielt er doch einen Augenblick an und warf den ſchmunzelnden Blick hinauf nach dem Fenſter ſeiner vermeintlichen Braut.

Da gewahrte er wie im Nebel Albertinen mit Edmund, und ungeachtet er durchaus nichts deutlich zu erkennen vermochte, ſchlug ihm doch das Herz, er wußte ſelbſt nicht warum. Eine ſeltſame Angſt trieb ihn an, das Unerhörte zu beginnen, nämlich zu ganz ungewöhnlicher Stunde hinauf und geradezu nach Albertinens Zimmer zu ſteigen.

Als er hineintrat, ſprach Albertine ſo eben ſehr vernehmlich: Ja Edmund! ewig, ewig werd' ich dich lieben! Und damit drückte ſie Edmund an ſeine Bruſt und ein ganzes Feuerwerk von elektriſchen Schlägen, wie ſie oben beſchrieben, begann zu rauſchen und zu kniſtern.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär ſchritt unwillkührlich vor und blieb dann ſtarr, ſprachlos, wie von der Katalepſie befallen, in der Mitte des Zimmers ſtehen.

Im Taumel des höchſten Entzückens hatten die Liebenden den eiſenſchweren Tritt der Stiefelſchuhe des Geheimen Kanzlei-Sekretärs nicht vernommen, nicht gehört, wie er die Thür öffnete, wie er ins Zimmer trat, bis in deſſen Mitte vorſchritt.

Nun quälte er plötzlich im höchſten Falſett: aber Demoiſelle Albertine Voßwinkel! —

Erſchrocken fuhren die Liebenden auseinander, Edmund an die Staffelei, Albertine auf den Stuhl, wo ſie Behufs des Malens ſitzen ſollte.

Aber, begann der Geheime Kanzlei-Sekretär nach einer kleinen Pauſe, in der er Athem geſchöpft, aber Demoiſelle Albertine Voßwinkel, was thun Sie, was beginnen Sie? Erſt walzen Sie mit dem jungen Herrn da, den ich zu kennen nicht die Ehre habe, auf dem Rathhauſe in tiefer Mitternacht, daß mir armen Geheimen Kanzlei-Sekretär und geſchlagenen Bräutigam Hören und Sehen vergeht, und nun am hellen lichten Tage hier am Fenſter hinter den Gardienen — o Gerechter! — Iſt das ein ziemliches, ſittiges Betragen für eine Demoiſelle Braut? „Wer iſt Braut, fuhr Albertine auf, „wer iſt Braut? — von wem ſprechen Sie, Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, reden Sie!“

O du mein Schöpfer im Himmelsthrone, lamentirte der Geheime Kanzlei-Sekretär, Sie fragen noch, wertheſte Demoiſelle, wer Braut iſt, von wem ich ſpreche? — Von wem anders kann ich denn hier jetzt reden als von Ihnen. Sind Sie denn nicht meine verehrte, im Stillen angebetete Braut? Hat nicht Ihr wertheſter Herr Papa mir Ihr liebe, weiße, küſſenswürdige Hand zugeſagt ſchon ſeit langer Zeit?

Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, rief Albertine ganz außer ſich, Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, entweder ſind ſie ſchon am Vormittage in die Weinſtube gerathen, die Sie, wie mein Vater ſagt, jetzt zu häufig beſuchen ſollen, oder von einem ſeltſamen Wahnſinn heimgeſucht. Mein Vater hat, kann nicht daran gedacht haben, Ihnen meine Hand zuzuſagen.

Allerliebſte Demoiſelle Voßwinkel, fiel der Geheime Kanzlei-Sekretär ein, bedenken

Sie doch nur! — Sie kennen mich ja ſchon ſeit ſo vielen Jahren, bin ich denn nicht jederzeit ein mäßiger, beſonnener Mann geweſen und ſoll jetzt auf einmal mich dem ſchnöden Weintrinken und ungeziemlicher Verrücktheit hingeben? Beſte Demoiſelle, ein Auge will ich zudrücken, ſchweigen ſoll mein Mund darüber, was hier ſo eben geſchehen! — Alles vergeben und vergeſſen! — Aber beſinnen Sie ſich doch, angebetete Braut, daß Sie mir ja ſchon Ihr Jawort gaben, aus dem Fenſter des Rathhausthurms zur mitternächtlichen Stunde, und wenn Sie daher auch im Brautſchmuck mit dieſem jungen Herrn da ſtark walzten, ſo —

Sehn Sie wohl, unterbrach Albertine den Geheimen Kanzlei-Sekretär, ſehn Sie wohl, merken Sie wohl, daß Sie unſinniges Zeug durch einander ſchwatzen, wie ein der Charité Entſprungener? — Gehen Sie — es wird mir bange in Ihrer Gegenwart — gehen Sie, ſag' ich, verlaſſen Sie mich!

Die Thränen ſtürzten dem armen Tusmann aus den Augen. O Gerechter, ſchluchzte er, ſolche ſchnöde Behandlung von der verehrteſten Demoiſelle Braut! Nein, ich gehe nicht, ich bleibe ſo lange, bis Sie, wertheſte Demoiſelle Voßwinkel, was meine geringe Perſon betrifft, zu beſſerer Ueberzeugung gekommen ſind.

Gehen Sie! ſprach Albertine mit halb erſtickter Stimme, indem ſie das Schnupftuch vor die Augen gedrückt in eine Ecke des Zimmers flüchtete.

Nein, erwiederte der Geheime Kanzlei-Sekretär, nein, wertheſte Demoiſelle Braut, nach Thomaſii politiſch klugem Rath muß ich bleiben, ich gehe nun durchaus nicht eher bis — Er machte Miene Albertinen zu verfolgen.

Edmund hatte kochend vor Wuth indeſſen an dem dunkelgrünen Hintergrunde des Gemäldes hin und her geſtrichen. Nun konnte er ſich nicht länger halten. „Verrückter, überläſtiger Satan!“ — So ſchrie er ganz außer ſich, ſprang los auf Tusmann, fuhr ihm mit dem dicken, in jene dunkelgrüne Farbe getunkten Pinſel drei, viermal übers Geſicht, faßte ihn, gab ihm, nachdem er die Thür geöffnet, ſolch einen derben Stoß, daß er hinausflog wie ein abgeſchoſſener Pfeil.

Entſetzt prallte der Commiſſionsrath, der eben aus der Thür gegenüber heraustreten wollte, zurück, als der grüne Schulkamerad in ſeine Arme ſtürzte.

Geheimer, rief er aus, Geheimer, um des Himmels willen, wie ſiehſt Du aus?

Der Geheime Kanzlei-Sekretär, beinahe von Sinnen über alles, was ſich eben zugetragen, erzählte in kurzen, abgebrochenen Sätzen, wie Albertine ihn behandelt, was er von Edmund erlitten.

Der Commiſſionsrath, ganz Aerger und Zorn, nahm ihn bei der Hand, ging mit ihm zurück in Albertinens Zimmer, fuhr los auf das Mädchen: Was muß ich hören, was muß ich vernehmen? Führt man ſich ſo auf, behandelt man ſo den Bräutigam?

Bräutigam? ſchrie Albertine auf im jähſten Schreck.

Nun ja, ſprach der Commiſſionsrath, Bräutigam freilich. Ich weiß gar nicht, was Du dich alterirſt über eine Sache, die ja längſt beſchloſſen. Mein lieber Geheimer iſt dein Bräutigam und in wenigen Wochen feiern wir die vergnügte Hochzeit.

Nimmermehr, rief Albertine, nimmermehr heirathe ich den Geheimen Kanzlei-Sekretär. Wie ſollt' ich ihn denn lieben können den alten Mann — nein —

Was lieben, was alter Mann, fiel der Commiſſionsrath ins Wort, von Lieben iſt gar nicht die Rede, ſondern von Heirathen. Freilich iſt mein lieber Geheimer kein leichtſinniger Jüngling mehr, aber ſo wie ich, eben in den Jahren, die man mit Recht die beſten nennt und dabei ein rechtſchaffener, geſcheuter, beleſener, liebenswürdiger Mann und mein Schulkamerad.

Nein, ſprach Albertine in der heftigſten Bewegung, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten, nein, ich kann ihn nicht leiden, er iſt mir unausſtehlich, ich haſſe, ich verabſcheue ihn! — O mein Edmund —

Und damit fiel das Mädchen ganz außer ſich, beinahe ohnmächtig dem Edmund in die Arme, der ſie mit Heftigkeit an ſeine Bruſt drückte.

Der Commiſſionsrath, ganz erſtarrt, riß die Augen weit auf, als ſäh' er Geſpenſter, dann brach er los: Was iſt das, was gewahre ich —

Ja, fiel der Geheime Kanzlei-Sekretär mit kläglicher Stimme ein, ja die Demoiſelle Albertine ſcheinen ganz und gar nichts von mir wiſſen zu wollen, ſcheinen eine ungemeine Inklination zu dem jungen Herrn Maler zu hegen, da ſie ihn ohne Scheu küſſen, mir ärmſten aber kaum die liebe Hand reichen wollen, da ich doch bald den Trauring an Dero angenehmen Goldfinger zu ſtecken gedenke.

„Heda – Heda, aus einander ſage ich, ſchrie der Commiſſionsrath und riß Albertinen aus Edmunds Armen. Der rief aber, daß er Albertinen nicht laſſen werde und ſolle es ihm das Leben koſten. – So? ſprach der Commiſſionsrath mit ſpottendem Ton, ſeht doch, eine ſaubere Liebesgeſchichte hinter meinem Rücken! — Schön, herrlich, mein junger Herr Lehſen, darum Ihre Uneigennützigkeit, darum die Zigarren und die Bilder. — Sich in mein Haus einzuſchleichen, mit loſen Künſten meine Tochter zu verführen. Feiner Gedanke, daß ich meine Tochter an den Hals hängen ſoll einem dürftigen, armſeligen, nichtswürdigen Farbenkleckſer! —

Außer ſich vor Wuth über des Commiſſionsraths Schimpfreden, ergriff Edmund den Malerſtock, hob ihn in die Höhe; da rief mit donnernder Stimme der zur Thüre hereinbrechende Leonhard: Halt Edmund! Keine Uebereilung, Voßwinkel iſt ein alberner Narr und wird ſich beſinnen.

Der Commiſſionsrath, erſchrocken über Leonhards unvermuthete Erſcheinung, rief aus dem Winkel, in den er zurückgeprallt: Ich weiß gar nicht, Herr Leonhard, wie Sie ſich unterfangen können —

Aber der Geheime Kanzlei-Sekretär war ſchnurſtracks hinter den Sopha geflüchtet, ſo wie er den Goldſchmidt erblickt, hatte ſich tief niedergeduckt und quälte mit ängſtlicher, weinerlicher Stimme: O du Gott im Himmel! — Commiſſionsrath ſieh Dich vor — ſchweige — halt das Maul, geliebter Schulkamerad. — O du Gott im Himmel, das ſind ja der Herr Profeſſor — der grauſame Ball-Entrepreneur aus der Spandauer Straße —

Kommt nur hervor, ſprach der Goldſchmidt lachend, kommt nur hervor, Tusmann, fürchtet Euch nicht, Euch ſoll nichts mehr angethan werden, Ihr ſeyd ja ſchon beſtraft genug für Eure alberne Heirathsluſt, da Ihr nun Euer Lebelang ein grünes Geſicht behaltet.

„O Gott" ſchrie der Geheime Kanzlei-Sekretär ganz außer ſich, „o Gott, ein grünes Geſicht immerdar! — Was werden die Leute, was wird Sr. Excellenz der Herr Miniſter ſagen? Werden Sr. Excellenz nicht glauben, ich hätte mir aus purer, ſchnöder, weltlicher Eitelkeit das Geſicht grün gefärbt? — Ich bin ein geſchlagener Mann, ich komme um meinen Dienſt, denn nicht dulden

kann

kann der Staat Geheime Kanzlei-Sekretärs mit grünen Geſichtern — O ich Aermſter —

Nun, nun, unterbrach der Goldſchmidt Tusmanns Klagen, nun, nun, Tusmann, lamentirt nur nicht ſo ſehr, es kann doch wohl noch Rath geben für Euch, wenn Ihr geſcheut ſeyd und dem tollen Gedanken, Albertinen zu heirathen, entſagt.

Das kann ich nicht — das ſoll er nicht, ſo riefen beide durcheinander, der Commiſſionsrath und der Geheime Kanzlei-Sekretär.

Der Goldſchmidt ſah beide an mit funkelndem, durchbohrendem Blick; doch eben als er losbrechen wollte, öffnete ſich die Thür und hinein trat der alte Manaſſe mit ſeinem Neffen, dem Baron Benjamin Dümmerl aus Wien. — Benſch ging gerade los auf Albertinen, die ihn zum erſtenmal in ihrem Leben ſah und ſprach in ſchnarrendem Ton, indem er ihre Hand faßte: Ha, beſtes Mädchen, da bin ich nun ſelbſt, um mich Ihnen zu Füßen zu werfen. — Verſtehen Sie! das iſt nur ſolch' eine Redensart, der Baron Dümmerl wirſt ſich niemanden zu

Füßen, auch nicht Sr. Majeſtät dem Kaiſer. Ich meine, Sie ſollen mir einen Kuß geben. — Damit trat er noch näher an Albertinen heran und beugte ſich nieder, doch in demſelben Moment geſchah etwas, worüber ſich alle, den Goldſchmidt ausgenommen, tief entſetzten.

Benſch's anſehnliche Naſe ſchoß plötzlich zu einer ſolchen Länge hervor, daß ſie dicht bei Albertinens Geſicht vorbeifahrend mit einem lauten Knack hart anſtieß an die gegenüber ſtehende Wand. Benſch prallte einige Schritte zurück, ſogleich zog ſich die Naſe wieder ein. Er näherte ſich Albertinen, daſſelbe Ereigniß; kurz hinaus, hinein ſchob ſich die Naſe wie eine Baßpoſaune.

Verruchter Schwarzkünſtler, brüllte Manaſſe, und indem er einen verſchlungenen Strick aus der Taſche zog und ihn dem Commiſſionsrath zuwarf, rief er: Ohne Umſtände, werfen Sie dem Kerl die Schlinge über den Hals, dem Goldſchmidt, mein ich, dann ziehen wir ihn ohne Widerſtand zur Thür hinaus und alles iſt in Ordnung. —

Der Commiſſionsrath ergriff den Strick, ſtatt aber dem Goldſchmidt, warf er dem alten Juden den Strick über den Hals, und ſogleich prallten beide auf in die Höhe bis an die Stubendecke und wieder herab, und ſo immerfort herauf und herab, während Benſch ſein Naſen-Conzert fortſetzte und Tusmann wie wahnſinnig lachte und plapperte, bis der Commiſſionsrath ohnmächtig, ganz erſchöpft in den Lehnſeſſel niederſank.

Nun iſts Zeit, nun iſts Zeit, ſchrie Manaſſe, ſchlug an die Taſche und mit einem Satze ſprang eine übergroße abſcheuliche Maus hervor und gerade los auf den Goldſchmidt. Aber noch im Sprunge durchſtach ſie der Goldſchmidt mit einer ſpitzen, goldnen Nadel, worauf ſie mit einem gellenden Schrei verſchwand, man wußte nicht wohin.

Da ballte Manaſſe die Fäuſte gegen den ohnmächtigen Commiſſionsrath und rief, indem Zorn und Wuth aus ſeinen feuerrothen Augen ſprühten: Ha, Melchior Voßwinkel, du haſt dich gegen mich verſchworen, du biſt im Bunde mit dem verruchten

Schwarzkünſtler, den du in dein Haus gelockt; aber verflucht, verflucht ſollſt du ſeyn, du und dein ganzes Geſchlecht hinweggenommen wie die hülfloſe Brut eines Vogels. Gras ſoll vor deiner Thür wachſen und alles, was du unternimmſt, ſoll gleichen dem Thun des Hungernden, der ſich im Traum erſättigen will an erdichteten Speiſen und der Dales ſoll ſich einlagern in dein Haus und wegzehren deine Habe, und du ſollſt betteln in zerriſſenen Kleidern vor den Thüren des verachteten Volks Gottes, das dich verſtößt wie einen räudigen Hund. Und du ſollſt ſeyn wie ein verachteter Zweig zur Erde geworfen und ſtatt des Klanges der Harfen Motten deine Geſellſchaft! — Verflucht, verflucht, verflucht du Commiſſionsrath Melchior Voßwinkel! — Damit faßte der wüthende Manaſſe den Neffen und ſtürmte mit ihm zur Thüre hinaus.

Albertine hatte im Grauſen und Entſetzen ihr Geſicht verborgen an Edmunds Bruſt, der ſie umſchlungen hielt mit Mühe Faſſung erringend.

Der Goldſchmidt trat nun hin zu dem Paar und ſprach lächelnd mit ſanfter Stimme: Laßt Euch nur durch alle dieſe Narrenſtreiche nicht irren. Es wird alles gut werden, ich ſtehe Euch dafür. Aber nun iſt es nöthig, daß Ihr Euch trennt, ehe Voßwinkel und Tusmann aus ihrer Schreckenserſtarrung erwachen.

Darauf verließ er mit Edmund Voßwinkels Haus.

Fünftes Kapitel.

Worin der geneigte Leſer erfährt, wer der Dales iſt, auf welche Weiſe aber der Goldſchmidt den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann rettet vom ſchmachvollen Tode und den verzweifelnden Commiſſionsrath tröſtet.

Der Commiſſionsrath war durch und durch erſchüttert von Manaſſes Fluch mehr, als von dem tollen Spuk, den, wie er wohl einſah, der Goldſchmidt getrieben. Jener Fluch war auch in der That gräßlich genug, da er dem Commiſſionsrath den Dales über den Hals geſchickt.

Ich weiß nicht, ob Du ſehr geneigter Leſer die Bewandniß kennſt, die es mit dieſem Dales der Juden hat?

Das Weib eines armen Juden (ſo erzählt ein Talmudiſt) fand, als ſie eines Tages auf den Boden ihres kleinen Hauſes ſtieg, daſelbſt einen dürren, ganz ausgemergelten, nackten Menſchen, der ſie bat, ihm Obdach zu gönnen, ihn zu nähren mit Speiſ' und Trank. Erſchrocken lief das Weib herab und ſprach wehklagend zu ihrem Mann: Ein nackter, ausgehungerter Menſch iſt in unſer Haus gekommen und verlangt von uns Obdach und Nahrung. Wie ſollen wir aber den Fremden nähren, da wir ſelbſt kaum unſer mühſeliges Leben von Tag zu Tag durchfriſten. Ich will, erwiederte der Mann, hinaufſteigen zu dem fremden Menſchen und ſehen wie ich ihn hinausſchaffe aus unſerm Hauſe. Warum, ſprach er dann zu dem fremden Menſchen, warum biſt Du geflüchtet in mein Haus, der ich arm bin und nicht vermag Dich zu ernähren? Hebe Dich fort und gehe in das Haus des Reichthums, wo die Schlachtthiere längſt gemäſtet und die Gäſte geladen ſind zum Gaſtmahl. Wie kannſt Du, erwiederte der Menſch, mich fortreiben wollen aus dem Obdach, das ich gefunden? Du ſiehſt, daß ich nackt bin und bloß, wie kann ich fortziehen in das Haus des Reichthums? Doch laß mir ein Kleid machen, das mir paßt und ich will Dich verlaſſen. — Beſſer iſt es, dachte der Jude, daß ich mein Letztes daran wende, den Menſchen bald fortzuſchaffen, als daß er bliebe und verzehre, was ich mit Noth zu erwerben vermag. Er ſchlachtete ſein letztes Kalb, wovon er mit ſeinem Weibe viele Tage hindurch ſich zu nähren gedachte, verkaufte das Fleiſch und ſchaffte von dem gelöſten Gelde ein gutes Kleid an für den fremden Menſchen. Als er aber hinaufging mit dem Kleide, war der Menſch, der erſt klein und dürr geweſen, groß geworden und ſtark, ſo daß das Kleid ihm überall zu kurz war und zu enge. Darüber entſetzte ſich der arme Jude gar ſehr, aber der fremde Menſch ſprach: Laß ab von der Thorheit mich fortſchaffen zu wollen aus

Deinem Hauſe, denn wiſſe ich bin der Dales. Da rang der arme Jude die Hände und jammerte und ſchrie: Gott meiner Väter, ſo bin ich gezüchtigt mit der Ruthe des Zorns und elend immerdar, denn biſt du der Dales, ſo wirſt du nicht weichen, ſondern all' unſer Hab und Gut wegzehrend, immer größer und ſtärker werden. Der Dales iſt aber die Armuth, die, wo ſie ſich einmal eingeniſtet, niemals wieder weicht und immer mehr zunimmt. —

Entſetzte ſich nun der Commiſſionsrath darüber, daß ihm Manaſſe in der Wuth die Armuth auf den Hals geflucht, ſo fürchtete er dagegen auch den alten Leonhard, der, die ſeltſamen Zauberkünſte abgerechnet, die ihm zu Gebote ſtanden, auch außerdem in ſeinem ganzen Weſen etwas hatte, was wohl eine ſcheue Ehrfurcht erwecken mußte. Gegen beide, das fühlte er, konnte er nichts ſonderliches ausrichten; ſein ganzer Zorn fiel daher auf Edmund Lehſen, dem er alles Unheil, was ihm widerfahren, in die Schuhe ſchob. Kam noch hinzu, daß Albertine ganz unverholen und mit entſchiedener Feſtigkeit erklärte, wie ſie Edmund über die Maßen liebe und niemals weder den alten, pedantiſchen Geheimen Kanzlei-Sekretär, noch den unausſtehlichen Baron Benſch heirathen werde, ſo konnt' es gar nicht fehlen, daß der Commiſſionsrath ſich über die Gebühr erboßte und den Edmund fort wünſchte, dahin, wo der Pfeffer wächſt. Da er aber dieſen Wunſch nicht ſo verwirklichen konnte, wie es unter der vorigen franzöſiſchen Regierung geſchah, welche Leute, die ſie los ſeyn wollte, in der That fortſchickte nach dem Ort, wo der Pfeffer wächſt, ſo begnügte er ſich damit, dem Edmund ein angenehmes Billet zu ſchreiben, worin er all' ſein Gift, all' ſeine Galle ergoß und damit endete, daß er ſich nicht unterſangen ſolle, jemals die Schwelle ſeines Hauſes zu betreten.

Man kann denken, daß Edmund über dieſe grauſame Trennung von Albertinen ſofort in die gehörige Verzweiflung gerieth, in welcher ihn denn Leonhard fand, als er ihn ſeiner Gewohnheit gemäß in der Abenddämmerung beſuchte.

„Was habe ich," rief Edmund dem Goldſchmidt entgegen, „was habe ich nun von euerm Schutz, von euerm Mühen, mir die gehäſſigen Nebenbuhler vom Leibe zu ſchaffen? Durch eure unheimlichen Taſchenſpielerkünſte verwirrt und entſetzt ihr alle, ſelbſt mein holdes Mädchen, und euer Treiben iſt es allein, das mir als ein unüberſteigliches Hinderniß in den Weg tritt. Ich fliehe, ich fliehe den Dolch im Herzen fort nach Rom!"

Nun, ſprach der Goldſchmidt, nun dann thäteſt du ja wirklich das, was ich recht von Herzen wünſche. Erinnere Dich, daß ich ſchon damals, als Du zum erſtenmale von Deiner Liebe zu Albertinen ſprachſt, Dir verſicherte, daß meiner Meinung nach ein junger Künſtler ſich wohl verlieben könne, aber nicht gleich ans Heirathen denken müſſe, da dies ganz unerſprießlich ſey. Ich rückte Dir damals halb im Scherz das Beiſpiel des jungen Sternbald vor Augen, aber ganz ernſthaft ſage ich Dir jetzt, daß, gedenkſt Du ein tüchtiger Künſtler zu werden, Du durchaus alle Heirathsgedanken Dir aus dem Kopf ſchlagen mußt. Frei und froh ziehe in das Vaterland der Kunſt, ſtudire in voller Begeiſterung ihr innerſtes Weſen und dann erſt wird Dir die techniſche Fertigkeit, die Du vielleicht auch hier erlangen kannſt, etwas nützen.

Ha, rief Edmund, was für ein Thor war ich, euch meine Liebe anzuvertrauen! Nun ſehe ich es wohl ein, daß gerade Ihr, von dem ich Beiſtand erwarten durfte mit Rath und That, daß gerade Ihr, ſage ich, abſichtlich mir entgegen handelt und meine ſchönſten Hoffnungen mit hämiſcher Schadenfreude zerſtört. —

Hoho, erwiederte der Goldſchmidt, hoho junger Herr! mäßigt Euch in euren Ausdrükken, ſeyd weniger heftig und bedenkt, daß Ihr viel zu unerfahren ſeyd, um mich zu durchſchauen. Aber ich will Euern irren Zorn Eurer wahnſinnigen Verliebtheit zu Gute halten —

Und, fuhr Edmund fort, und was die Kunſt betrifft, ſo ſehe ich gar nicht ein, warum ich, da es mir dazu, wie Ihr wißt, gar nicht an Mitteln fehlt, der innigen Verbindung mit Albertinen unbeſchadet, nicht nach Rom gehen und dort die Kunſt ſtudiren ſollte. Ja, ich gedachte gerade dann, wenn ich Albertinens Beſitz gewiß ſeyn konnte, nach Italien zu wandern und dort ein ganzes Jahr hindurch zu verweilen, dann aber bereichert mit wahrer Kunſtkenntniß zurückzukehren in die Arme meiner Braut.

Wie, rief der Goldſchmidt, wie Edmund, war das in der That dein wirklicher, ernſthafter Vorſatz?

Allerdings, erwiederte der Jüngling, ſo ſehr mein Inneres entbrannt iſt in Liebe zu der holden Albertine, ſo ſehr erfüllt mich doch die Sehnſucht nach dem Lande, das die Heimath meiner Kunſt iſt.

Könnt, fuhr der Goldſchmidt fort, könnet Ihr euer treues Wort mir darauf geben, daß, wird Albertine Euer, Ihr ſogleich die Reiſe nach Italien antreten wollt?

Warum ſollte ich das nicht, erwiederte der Jüngling, da es mein feſter Entſchluß war und es bleiben würde, ſollte das geſchehen, woran ich verzweifeln muß.

Nun, rief der Goldſchmidt lebhaft, nun Edmund, ſo ſey guten Muthes, dieſe feſte Geſinnung erwirbt Dir die Geliebte. Ich gebe Dir mein Wort, daß in wenigen Tagen Albertine Deine Braut ſeyn ſoll. Daß ich das zu bewirken verſtehen werde, daran magſt Du nicht zweifeln.

Die Freude, das Entzücken ſtrahlte aus Edmunds Augen. Der räthſelhafte Goldſchmidt überließ, ſchnell davon eilend, den Jüngling all' den ſüßen Hoffnungen und Träumen, die er in ſeinem Innern aufgeregt. —

In einem abgelegenen Theil des Thiergartens, unter einem großen Baum, lag, um mit Celia in Wie es Euch gefällt zu reden, wie eine abgefallene Eichel, oder wie ein verwundeter Ritter der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann und klagte ſein tiefes Herzeleid den treuloſen Herbſtwinden.

„O Gott gerechter! lamentirte er, unglücklicher, bedauernswürdiger Geheimer Kanzlei-Sekretär, womit haſt Du all' dieſe Schmach verdient, die Dir über den Hals gekommen. Sagt denn nicht Thomaſius, daß der Eheſtand an Erlangung der Weisheit keineswegs hindern ſolle und doch haſt Du ſchon jetzt, da Du nur den Eheſtand zu intendiren begonnen, beinahe Deinen ganzen angenehmen Verſtand verloren. Woher der entſetzliche Widerwille der werthen Demoiſelle Albertine Voßwinkel gegen Deine geringe, aber mit löblichen Eigenſchaften ſattſam ausgeſtattete Perſon? Biſt Du etwa ein Politikus, der keine Frau haben, oder gar ein Rechtsgelehrter, der nach der Lehre des Cleobulus ſeine Frau, ſobald ſie unartig, was weniges prügeln ſoll, daß die Schönſte deshalb einige Scheu tragen könnte, Dich zu ehelichen? O Gerechter, welchem Jammer gehſt Du entgegen! — Warum mußt Du, o geliebter Geheimer Kanzlei-Sekretär, in offne Fehde gerathen mit ſchnöden Schwarzkünſtlern und mahleriſchen Wüthrichen, die

Dein zartes Geſicht für ein aufgeſpanntes Pergament halten und mit frechem Pinſel einen wilden Salvator Roſa darauf ſchmeißen, ohne Geſchick, Haltung und Manier! Ja, das iſt das ärgſte! Alle meine Hoffnung hatte ich auf meinen intimen Freund geſetzt, auf den Herrn Streccius, der in der Chemie wohl erfahren iſt und in jedem Malheur zu helfen weiß, aber es iſt alles vergebens. Je mehr ich mich mit dem Waſſer waſche, das er mir angerathen, deſto grüner werde ich, wiewohl das Grün ſich in den verſchiedenſten Nüancen und Schattirungen ändert, ſo daß es bereits Frühling, Sommer und Herbſt auf meinem Antlitz geweſen! — Ja, dieſes Grün iſt es, was mich ins Verderben ſtürzt, und erlange ich nicht den weißen Winter wieder, welcher die ſchicklichſte Jahreszeit für mein Geſicht, ſo gerathe ich in Deſperation, ſtürze mich hier in den ſchnöden Froſchlaich und ſterbe einen grünen Tod! —

Tusmann hatte wohl Recht, ſo bittre Klagen auszuſtoßen, denn in der That war es arg mit der grünen Farbe ſeines Antlitzes.

die gar nicht gewöhnliche Oelfarbe, ſondern irgend eine künſtlich zuſammengeſetzte Tinktur zu ſeyn ſchien, die, in die Haut eingedrungen, durchaus nicht verſchwinden wollte. Zur Tageszeit durfte der arme Geheime Kanzlei Sekretär gar nicht anders ausgehen, als mit tief in die Augen gedrücktem Hut und vorgehaltenem Schnupftuch, und ſelbſt wenn die Dämmerung eingebrochen, wagte er es nur in geſtrecktem Galopp durch die entlegenen Gaſſen zu rennen. Theils fürchtete er den Hohn der Straßenbuben, theils mußte er ſich ängſtigen, irgend jemanden aus dem Büreau, in dem er arbeitete, zu begegnen, da er ſich krank melden laſſen.

Es geſchieht wohl, daß wir das Ungemach, welches uns getroffen, ſtärker und tödtender fühlen in der ſtillen, ſchwarzen Nacht, als am geräuſchvollen Tage. So kam es auch, daß, ſo wie immer dunkler und dunkler die Wolken heraufzogen, wie ſchwärzer und ſchwärzer die Schatten des Waldes ſich ausbreiteten, wie recht ſchauerlich verhöhnend der rauhe Herbſtwind durch Bäume

und

und Gebüſche pfiff, Tusmann ſein ganzes Elend bedenkend in vollkommene Troſtloſigkeit gerieth.

Der entſetzliche Gedanke, in den grünen Froſchlaich zu ſpringen und ſo ein verſtörtes Leben zu enden, trat dem Geheimen Kanzlei-Sekretär ſo lebendig in die Seele, daß er ihn für einen entſcheidenden Wink des Schickſals hielt, dem er folgen müſſe.

„Ja,“ rief er mit gellender Stimme, indem er haſtig aufſprang vom Boden, wo er ſich hingelagert, „ja, Geheimer Kanzlei-Sekretär, mit Dir iſt es aus! — Verzweifle guter Tusmann! — Kein Thomaſius kann Dich retten, fort mit Dir in den grünen Tod! — Leben Sie wohl, grauſame Demoiſelle Albertine Voßwinkel! — Sie ſehen Ihren Bräutigam, den Sie verſchmähe auf ſchnöde Weiſe, niemals wieder! — Er wird ſogleich in den Froſchlaich ſpringen!“ —

Wie raſend rannte er fort nach dem nahe gelegenen Baſſin, das in der tiefen Dämmerung anzuſehen war wie ein breiter, ſchön bewachſener Weg und blieb dicht am Rande ſtehen.

Der Gedanke an den nahen Tod mochte wohl ſeine Sinne zerrütten, denn er ſang mit hoher, durchdringender Stimme das engliſche Volkslied, deſſen Refrain lautet: Grün ſind die Wieſen, grün ſind die Wieſen, warf dann die politiſche Klugheit, das Handbuch für Hof und Staat, ſo wie Hufelands Kunſt das Leben zu verlängern, in das Waſſer und war eben im Begriff, mit einem tüchtigen Anſatz nachzuſpringen, als er ſich von hinten her mit ſtarken Armen umfaßt fühlte.

Zugleich vernahm er die ihm wohlbekannte Stimme des ſchwarzkünſtleriſchen Goldſchmidts: Tusmann, was habt Ihr vor? Ich bitte Euch, ſeyd doch kein Eſel und macht doch nicht tolle Streiche!

Der Geheime Kanzlei-Sekretär bot alle Kraft auf, ſich aus des Goldſchmidts Armen loszuwinden, indem er, kaum der Sprache mehr mächtig, krächzte: Herr Profeſſor, ich bin in der Deſperation und da hören alle Rückſichten auf, Herr Profeſſor, nehmen Sie es einem deſperaten Geheimen Kanzlei-Sekretär, der ſonſt wohl weiß, was Anſtand und Sitte heiſcht, nicht übel, aber Herr Profeſſor — ich ſag' es unverholen, ich wünſchte, daß Sie der Teufel hole ſammt Ihren Hexenkünſten, ſammt Ihrer Grobheit, ſammt Ihrem verdammten Ihr — Ihr — Ihr und Tusmann! —

Der Goldſchmidt ließ den Geheimen Kanzlei-Sekretär los und alsbald taumelte er erſchöpft nieder in das hohe durch und durch feuchte Gras.

Wähnend, er liege im Baſſin, rief er: O kalter Tod, o grüne Wieſe — Adieu! — Mich ganz gehorſamſt zu empfehlen, wertheſte Demoiſelle Albertine Voßwinkel — Lebe wohl, wackrer Commiſſionsrath — Der unglückliche Bräutigam liegt bei den Fröſchen, die den Herrn loben zur Sommerszeit! —

Seht Ihr wohl, ſprach der Goldſchmidt mit ſtarker Stimme, ſeht Ihr wohl Tusmann, daß Ihr von Sinnen ſeyd, und matt und elend dazu! — Zum Teufel wollt Ihr mich ſchicken, wie wenn ich nun ſelbſt der Teufel wäre und Euch den Hals umdrehte hier auf der Stelle, wo Ihr wähnt im Baſſin zu liegen?

Tusmann ächzte, ſtöhnte, ſchüttelte ſich wie im ſtärkſten Fieberfroſt.

Aber, fuhr der Goldſchmidt fort, aber ich mein' es gut mit Euch, Tusmann, und vergebe Eurer Deſperation alles, richtet Euch auf, kommt mit mir.

Der Goldſchmidt half dem armen Geheimen Kanzlei-Sekretär auf die Beine. Ganz vernichtet lispelte er: Ich bin in Ihrer Gewalt, verehrteſter Herr Profeſſor, machen Sie mit meinem geringen ſterblichen Leichnam was Sie wollen, aber meine unſterbliche Seele bitte ich ganz gehorſamſt gütigſt verſchonen zu wollen.

Schwatzt nicht ſolch aberwitziges Zeug, ſondern kommt raſch fort, rief der Goldſchmidt, faßte den Geheimen Kanzlei-Sekretär unterm Arm und ſchritt mit ihm von dannen. Doch mitten in dem Wege, der quer durch den Thiergarten nach den Zelten führt, hielt er inne und ſprach: Halt Tusmann! Ihr ſeyd ganz naß und ſeht abſcheulich aus, ich will Euch wenigſtens das Geſicht abtrocknen.

Damit holte der Goldſchmidt ein blendend weißes Tuch aus der Taſche, und that, wie er verheißen.

Als nun ſchon die hellen Laternen des Weberſchen Zeltes durch die Gebüſche funkelten, rief Tusmann plötzlich ganz erſchröcken: um tauſend Gotteswillen, verehrteſter Herr Profeſſor, wo führen Sie mich denn hin? — Nicht nach der Stadt? Nicht nach meiner Wohnung? — Doch nicht etwa in Geſellſchaft? unter Menſchen? — Gerechter! Ich kann mich ja gar nicht blicken laſſen — Ich errege ja Aergerniß — ein Scandalum —

Ich weiß nicht, erwiederte der Goldſchmidt, ich weiß nicht Tusmann, was Ihr wollt mit euerm menſchenſcheuen Weſen, ſeyd doch kein Haſe! Ihr müßt durchaus etwas ſtarkes genießen. — Vielleicht ein Glas warmen Punſch, ſonſt bekommt Ihr das Fieber vor Erkältung. Kommt nur mit! —

Der Geheime Kanzlei-Sekretär lamentirte, ſprach unaufhörlich von ſeinem grünen Geſicht, von ſeinem ſchnöden Salvator Roſa im Antlitz, der Goldſchmidt achtete aber nicht im mindeſten darauf, ſondern zog ihn fort mit unwiderſtehlicher Gewalt.

Als ſie nun in den erleuchteten Saal traten, bedeckte Tusmann mit dem Schnupftuch ſein ganzes Geſicht, da noch ein paar Gäſte an der langen Tafel ſpeiſten.

Was habt Ihr denn, ſprach der Goldſchmidt dem Geheimen Sekretär ins Ohr, was habt Ihr denn, Tusmann, daß Ihr euer rechtſchaffenes Antlitz ſo verhüllen wollt und verbergen?

Ach Gott, ſtöhnte der Geheime Kanzlei-Sekretär, ach Gott, verehrteſter Herr Profeſſor, Sie wiſſen es ja, mein Geſicht, das der jähzornige junge Herr Maler mit grüner Farbe überſtrichen —

Poſſen, rief der Goldſchmidt aus, indem er den Geheimen Kanzlei-Sekretär mit gewaltiger Fauſt packte und hinſtellte vor den großen Spiegel am Ende des Saals und hinleuchtete mit der Kerze, die er ergriffen.

Tusmann ſchaute unwillkührlich hinein und konnte ſich eines lauten Ach! nicht erwehren.

Nicht allein, daß die häßliche grüne Farbe gänzlich verſchwunden war, Tusmanns Geſicht hatte überdieß noch ein lebhafteres Colorit erhalten als jemals, ſo daß er in der That um einige Jahre jünger ausſah, als ſonſt. Im Uebermaß des Entzückens ſprang der Geheime Kanzlei-Sekretär mit beiden Füßen zugleich in die Höhe und ſprach dann mit ſüßweinerlicher Stimme: O Gerechter, was ſehe, was erblicke ich! — Wertheſter, ungemein verehrter Herr Profeſſor, das Glück habe ich gewiß Ihnen allein zu verdanken! — Ja! — nun wird die Demoiſelle Albertine Voßwinkel, um derentwillen ich beinahe hinabgeſprungen in den Abgrund zu den Fröſchen, gewiß keinen Anſtand nehmen, mich zu Ihrem Gemahl zu erkieſen! — Ja, wertheſter Herr Profeſſor, Sie haben mich geborgen aus tiefem Elend! — Ich fühlte ſogleich eine gewiſſe Behaglichkeit, als Sie über mein geringes Antlitz mit Dero ſchneeweißem Schnupftuch zu fahren beliebten. — O ſprechen Sie, gewiß waren Sie mein Wohlthäter? —

Nicht läugnen, erwiederte der Goldſchmidt, nicht läugnen will ich, Tusmann, daß ich es war, der Euch die grüne Farbe wegwuſch und Ihr könnt daraus abnehmen, daß ich gar nicht ſo feindlich wider Euch geſinnt bin, als Ihr es wohl vermeinen möget. Bloß eure alberne Faſelei, daß Ihr Euch von dem Commiſſionsrath überreden laſſet, Ihr könntet Euch noch mit einem blutjungen, hübſchen Mädchen, welche aufſprudelt vor Lebensluſt, verheirathen, bloß dieſe Faſelei, ſage ich, kann ich an Euch gar nicht leiden und möchte Euch, da Ihr ſelbſt jetzt kaum den Schabernack los, den man Euch anthat, wiederum gleich ans Heirathen denkt, den Appetit dazu auf nachdrückliche Weiſe vertreiben, welches ganz und gar in meiner Macht ſteht. Doch will ich das nicht thun, ſondern Euch rathen, ruhig zu ſeyn bis zum künftigen Sonntag in der Mittagsſtunde, da werdet Ihr denn das Weitere hören. Wagt Ihr es, früher Albertinen zu ſehen, ſo laß ich Euch vor ihren Augen erſt tanzen, daß Euch Sinn und Athem vergeht, verwandle Euch dann in den grünſten Froſch und ſchmeiße Euch hier im Thiergarten in das Baſſin oder gar in die Spree, wo Ihr quaken könnet bis an Euer Lebensende! — Gehabt Euch wohl! Ich habe heute noch etwas vor, das mich nach der Stadt eilen heißt. Ihr würdet meinen Schritten nicht folgen können. Gehabt Euch wohl!

Der Goldſchmidt hatte Recht, daß wohl keiner ſo leicht ihm hätte folgen können, denn als hätte er Schlemihls berühmte Siebenmeilen-Stiefel an den Füßen, war er mit einem einzigen Schritt, den er zur Saalthür hinaus machte, dem beſtürzten Geheimen Kanzlei-Sekretär aus den Augen verſchwunden. —

So mochte es denn auch geſchehen, daß er ſchon in der nächſten Minute wie ein Geſpenſt plötzlich in dem Zimmer des Commiſſionsrathes ſtand und ihm mit ziemlich rauher Stimme einen guten Abend bot.

Der Commiſſionsrath erſchrak heftig, ſaßte ſich jedoch bald zuſammen und fragte den Goldſchmidt ungeſtüm, was er ſo ſpät in der Nacht noch wolle, er möge ſich fortſcheren und ihn in Ruhe laſſen mit den albernen Taſchenſpielerſtückchen, die ihm vorzugaukeln er vielleicht im Sinne habe.

So ſind, erwiederte der Goldſchmidt ſehr gelaſſen, ſo ſind nun die Menſchen und vorzüglich die Commiſſionsräthe. Gerade diejenigen Perſonen, die ſich Ihnen wohlwollend nähern, denen Sie ſich zutrauensvoll in die Arme werfen ſollten, gerade dieſe Perſonen ſtoßen Sie von ſich; — Sie ſind, beſter Commiſſionsrath, ein armer, unglücklicher, bedauernswürdiger Mann, ich komme — renne her noch in tiefer Nacht, um mich mit Ihnen zu berathen, wie vielleicht noch der tödtende Schlag abzuwenden iſt, der Sie eben treffen will und Sie —

O Gott, ſchrie der Commiſſionsrath ganz außer ſich, o Gott, gewiß ſchon wieder ein Falliment in Hamburg, Bremen oder London, das mich vollends zu ruiniren droht, o ich geſchlagener Commiſſionsrath — das fehlte noch —

Nein, unterbrach der Goldſchmidt Voßwinkels Klagen, nein, es iſt hier noch von etwas anderm die Rede. Sie wollen alſo Albertinens Hand durchaus nicht dem jungen Edmund Lehſen geben?

Wie kommen Sie, rief der Commiſſionsrath, auf dieſen albernen, ärgerlichen Schnack? Ich! meine Tochter dem armſeligen Pinsler!

Nun, ſprach der Goldſchmidt, er hat doch Sie und Albertinen recht wacker gemalt.

Hoho! erwiederte der Commiſſionsrath, das wäre ein ſchöner Kauf, meine Tochter für ein paar bunte Bilder! — Ich habe ihm die Dinger ins Haus zurückgeſchickt.

Edmund, fuhr der Goldſchmidt fort, Edmund wird, verſagen Sie ihm Albertinen, ſich rächen.

Nun, rief der Commiſſionsrath, nun das möcht' ich doch wiſſen, welche Rache der Schlucker, der Kiek in die Welt an den Commiſſionsrath Melchior Voßwinkel zu nehmen vermöchte!

Das will, erwiederte der Goldſchmidt, das will ich Ihnen gleich ſagen, mein ſehr wackrer Herr Commiſſionsrath. Edmund iſt eben im Begriff, Ihr liebes Bild auf würdige Weiſe zu retouchiren. Das fröhliche, lächelnde Antlitz verkehrt er in ein bittergrämliches, mit heraufgezogenen Brauen, trüben Augen, herunter hängenden Lippen. Stärker markirt er die Runzeln auf Stirn und Wangen, vergißt nicht die vielen grauen Haare, die der Puder verbergen ſoll, hinlänglich anzudeuten durch gehörige Färbung. Statt der freudigen Botſchaft von dem Lotteriegewinſt ſchreibt er die höchſt betrübte Nachricht in den Brief, die Sie vorgeſtern erhielten, nämlich: daß das Haus Campbell et Compagnie in London fallirt und auf dem Couvert ſteht: An den verfehlten Stadt- und Commiſſionsrath u. ſ. f., denn er weiß, daß Sie vor einem halben Jahre vergebens darnach trachteten, Stadtrath zu werden. Aus den zerriſſenen Weſtentaſchen fallen Dukaten, Thaler und Treſorſcheine heraus, den Verluſt andeutend, den Sie erlitten. So wird das Bild dann ausgehängt bei dem Bilderhändler am Bankgebäude in der Jägerſtraße. —

Der Satan, ſchrie der Commiſſionsrath, der Hallunke, nein, das ſoll er nicht unternehmen! — Polizei, Juſtiz rufe ich zu Hülfe —

Haben, fuhr der Goldſchmidt gelaſſen fort, haben nur funfzig Menſchen eine Viertelſtunde hindurch das Bild geſehen, dann dringt die Kunde davon mit tauſend ſtärkeren Nüancen, die dieſer, jener Witzbold hinzufügt, durch die ganze Stadt. Alles Lächerliche, alles Alberne, das man von Ihnen erzählt hat und noch erzählt, wird aufgefriſcht mit neuen, glänzenden Farben, jeder, dem Sie begegnen, lacht Ihnen ins Geſicht und was das ſchlimmſte iſt, man ſpricht dabei unaufhörlich von dem Verluſt, den Sie durch Campbells Fall erlitten und Ihr Credit iſt hin.

O Gott, rief der Commiſſionsrath, o Gott! — Aber er muß mir das Bild herausgeben, der Böſewicht, ja das muß er morgen mit dem frühſten Tage.

Und, ſprach der Goldſchmidt weiter, und thäte er das wirklich, woran ich ſehr zweifle, was würd' es Ihnen helfen? Er radirt Ihre werthe Perſon, wie ich es erſt beſchrieben, auf eine Kupferplatte, beſorgt viele hundert Abdrücke, illuminirt ſie ſelbſt recht con amore und ſchickt ſie in die ganze Welt, nach Hamburg, Bremen, Lübek, Stettin, ja nach London —

Halten Sie ein, unterbrach der Commiſſionsrath den Goldſchmidt, halten Sie ein! — Gehen Sie hin zu dem entſetzlichen Menſchen, bieten Sie ihm funfzig — ja — bieten Sie ihm hundert Thaler, wenn er die Sache mit meinem Bilde ganz unterläßt —

Ha ha ha! lachte der Goldſchmidt, Sie vergeſſen, daß ſich Lehſen ganz und gar nichts macht aus dem Gelde, daß ſeine Eltern wohlhabend ſind, daß ſeine Großtante, die Demoiſelle Lehſen, die in der breiten Straße wohnt, ihm längſt ihr ganzes Vermögen vermacht hat, das nicht weniger als baare achtzig tauſend Thaler beträgt! —

Was, rief der Commiſſionsrath erbleicht vor plötzlichem Erſtaunen, was ſagen Sie — achtzig — Hören Sie, Herr Leonhard, ich glaube, Albertinchen iſt ganz vernarrt in den jungen Lehſen — Ich bin nun einmal ein guter Kerl — ein weichmüthiger Vater — kann keinen Thränen, keinen Bitten widerſtehen - Zudem gefällt mir der junge Menſch. Er iſt ein tüchtiger Künſtler — Sie wiſſen, was die Kunſt betrifft, da bin ich ein rechter Narr mit meiner Vorliebe — Er hat hübſche Eigenſchaften, der liebe, gute Lehſen — Achtzig — Nun, wiſſen Sie was, Leonhard, aus purer Herzensgüte geb' ich ihm meine Tochter, dem artigen Jungen! —

Hm, ſprach der Goldſchmidt, ich muß Ihnen doch etwas Spaßhaftes erzählen. So eben komme ich aus dem Thiergarten. Dicht an dem großen Baſſin fand ich Ihren alten Freund und Schulkameraden, den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann, der darüber, daß ihn Albertine verſchmäht, in wilde Verzweiflung gerathen, ſich ins Waſſer ſtürzen wollte. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn von der Ausführung ſeines ſchrecklichen Entſchluſſes abzuhalten, indem ich ihm vorſtellte, daß Sie, mein wackrer Commiſſionsrath, gewiß Ihr treugegebenes Wort halten und durch väterliche Ermahnungen Albertinen dahin bringen würden, ihm unverweigerlich die Hand zu reichen. Geſchieht dies nun nicht, geben Sie Albertinens Hand dem jungen Lehſen, ſo ſpringt Ihr Geheimer in das Baſſin, das iſt ſo gut wie gewiß. Denken Sie, was dieſer entſetzliche Selbſtmord des ſoliden Mannes für Aufſehn erregen würde? — Jeder klagt Sie — Sie allein als Tusmanns Mörder an und begegnet Ihnen mit tiefer Verachtung. Sie werden nirgends mehr zur Tafel geladen und finden Sie ſich auf irgend einem Kaffehauſe ein, um Neues zu erwiſchen, ſo wirft man Sie zur Thür hinaus — die Treppe hinunter. Aber noch mehr! — Der Geheime Kanzlei-Sekretär iſt hochgeachtet von allen ſeinen Vorgeſetzten, ſein

ſein Ruf als tüchtiger Geſchäftsmann hat alle Büreaus durchdrungen. Haben Sie nun durch Ihren Wankelmuth, durch Ihre Falſchheit den Aermſten zum Selbſtmorde gebracht, ſo iſt gar nicht daran zu denken, daß Sie jemals in Ihrem ganzen Leben noch einen Geheimen Legations-, einen Geheimen Ober-Finanz-Rath zu Hauſe finden ſollten, die Wirklichen am allerwenigſten. Keine Behörde, deren Geneigtheit Ihr Geſchäft bedarf, nimmt ſich hinfort Ihrer mehr im mindeſten an. Von ſimplen Commerzien-Räthen werden Sie verhöhnt, Expedienten verfolgen Sie mit Mordwaffen und Kanzleiboten drücken, Ihnen begegnend, die Hüte feſter auf den Kopf. Man nimmt Ihnen den Titel als Commiſſionsrath, Stoß erfolgt auf Stoß, Ihr Credit iſt hin, Ihr Vermögen geräth in Verfall, ſchlechter und ſchlechter gehts, bis Sie zuletzt in Verachtung, Armuth und Elend —

Hören Sie auf, ſchrie der Commiſſionsrath, Sie martern mich! — Wer hätte denken ſollen, daß der Geheime noch in ſeinen Jahren ſolch ein verliebter Affe ſeyn würde!

— Aber Sie haben Recht. — Mag es nun gehen, wie es in der Welt will, ich muß dem Geheimen Wort halten, ſonſt bin ich ein ruinirter Mann. — Ja, es iſt beſchloſſen, der Geheime erhält Albertinens Hand. —

Sie vergeſſen, ſprach der Goldſchmidt, die Bewerbung des Barons Dümmerl. Sie vergeſſen den fürchterlichen Fluch des alten Manaſſe! — An dieſem haben Sie, wird Benſch verſchmäht, den fürchterlichſten Feind. In allen Ihren Spekulationen tritt Ihnen Manaſſe entgegen. Er ſcheut kein Mittel, Ihren Credit zu ſchmälern, er benutzt jede Gelegenheit Ihnen zu ſchaden, er ruht nicht, bis er Sie in Schimpf und Schande heruntergebracht hat, bis der Dales, den er Ihnen auf den Hals geflucht hat, wirklich eingekehrt iſt in Ihr Haus. — Genug, Sie mögen nun Albertinens Hand dieſem oder jenem der drei Freier geben, immer gerathen Sie in Noth und eben deshalb nannte ich Sie vorhin einen armen, bedauernswürdigen Mann.

Der Commiſſionsrath rannte wie unſinnig im Zimmer auf und ab, rief einmal über das andere: Ich bin verloren — ein unglücklicher Menſch, ein ruinirter Commiſſionsrath — Hätt' ich nur das Mädchen gar nicht auf dem Halſe. Möge ſie alle der Satan davon führen, den Lehſen, den Benſch und — meinen Geheimen dazu —

Nun, nun, begann der Goldſchmidt, noch giebt es wohl ein Mittel, Sie aus aller Verlegenheit zu reißen.

Welches, ſprach der Commiſſionsrath, indem er plötzlich ſtill ſtand und den Goldſchmidt ſtarr anblickte, welches? Ich gehe alles ein.

Haben Sie, fragte der Goldſchmidt, haben Sie in dem Theater den Kaufmann von Venedig geſehen?

Das iſt, erwiederte der Commiſſionsrath, das iſt das Stück, in welchem Herr Devrient einen mordſüchtigen Juden ſpielt, Namens Shylock, dem es gelüſtet nach friſchem Negozianten Fleiſch. — Allerdings habe ich dies Stück geſehen, aber was ſollen jetzt die Poſſen?

Kennen Sie, fuhr der Goldſchmidt fort, den Kaufmann von Venedig, ſo werden Sie ſich erinnern, daß darin ein gewiſſes reiches Fräulein Porzia vorkommt, deren Vater vermöge teſtamentlicher Verfügung die Hand ſeiner Tochter zum Gewinnſt in einer Art von Lotterie gemacht hatte. Drei Käſtchen werden hingeſtellt, unter denen die Bewerber eins wählen und öffnen müſſen. Derjenige von den Bewerbern erhält Porzia's Hand, der in dem Käſtchen, das er gewählt, ihr Porträt eingeſchloſſen findet. Machen Sie es, Commiſſionsrath, als lebendiger Vater wie Porzia's verſtorbener. Sagen Sie den drei Freiern, daß, da Ihnen einer ſo lieb wäre als der andere, Sie die Entſcheidung dem Zufall überlaſſen wollten. Drei verſchloſſene Käſtchen werden hingeſtellt den Freiern zur Wahl und der, der Albertinens Bildniß gefunden, erhält ihre Hand.

Welch ein abenteuerlicher Vorſchlag, rief der Commiſſionsrath. Und ginge ich wirklich darauf ein, glauben Sie denn, werther Herr Leonhard, daß mir das im mindeſten etwas helfen, daß ich mir nicht, hat auch der Zufall entſchieden, den Zorn und Haß derjenigen auf den Hals laden würde, die das Porträt nicht getroffen, hinfolglich abziehen müſſen? —

Halt, ſprach der Goldſchmidt, das iſt eben der wichtigſte Punkt! — Sehn Sie Commiſſionsrath, ich verſpreche Ihnen hiermit feierlichſt, die Sache mit den Käſtchen ſo einzurichten, daß ſich alles glücklich und friedlich enden ſoll. Die beiden, welche fehlgegriffen, werden in ihren Käſtchen keinesweges, wie die Prinzen von Marocco und Arragon, eine ſchnöde Abfertigung finden, vielmehr etwas erhalten, welches ſie dermaßen befriedigt, daß ſie an die Heirath mit Albertinen gar nicht mehr denken, und noch dazu, Sie, Commiſſionsrath, für den Schöpfer eines gar nicht geahnten Glücks halten.

Wäre das möglich! rief der Commiſſionsrath.

Nicht allein möglich, erwiederte der Goldſchmidt, es wird, es muß ſo kommen, wie ich es Ihnen ſage, mein feſtes Wort darauf.

Nun nahm der Commiſſionsrath keinen Anſtand mehr einzugehen in des Goldſchmides Plan und beide kamen darin überein, daß in der Mittagsſtunde des nächſten Sonntags die Wahl vor ſich gehen ſolle.

Die drei Käſtchen verſprach der Goldſchmidt herbeizuſchaffen.

Sechstes Kapitel.

Worin von der Art, wie die Brautwahl vor ſich ging, gehandelt, dann aber die Geſchichte geſchloſſen wird.

Man kann denken, daß Albertine ganz und gar in Verzweiflung gerieth, als der Commiſſionsrath ſie mit der unglückſeligen Lotterie, in der ihre Hand gewonnen werden ſollte, bekannt machte, als alles Bitten, alles Flehen, alles troſtloſe Weinen nicht vermochte, ihn von dem einmal gefaßten Entſchluß abzubringen. Dazu kam, daß Lehſen ihr ſo gleichgültig, ſo indolent ſchien, wie es keiner ſeyn kann, der wirklich liebt, da er nicht das mindeſte verſuchte, ſie heimlich zu ſehen, oder ihr wenigſtens eine Liebesbotſchaft zuzuſtecken. Am Sonnabend vor dem verhängnißvollen Sonntage, der ihr Schickſal entſcheiden ſollte, ſaß, als ſchon tiefe Abenddämmerung eingebrochen, Albertine einſam in ihrem Zimmer. Ganz erfüllt von dem Gedanken an das Unglück, von dem ſie bedroht, kam es ihr ein, ob es nicht beſſer ſey, einen raſchen Entſchluß zu faſſen, ſchnell aus dem väterlichen Hauſe zu entfliehen, als das fürchterlichſte abzuwarten, zur Heirath gezwungen zu werden mit dem alten, pedantiſchen Geheimen Kanzlei-Sekretär, oder gar mit dem ekelhaften Baron Benſch. Da kam ihr aber auch plötzlich der räthſelhafte Goldſchmidt in den Sinn und die ſeltſame zauberiſche Art, wie er den zudringlichen Benſch ihr vom Leibe gehalten. Es war ihr nur zu gewiß, daß er dem Lehſen beigeſtanden und ſo dämmerte in ihr die Hoffnung auf, daß es eben der Goldſchmidt ſeyn müſſe, von dem Hülfe zu hoffen in dem kritiſchen Moment. Sie empfand den lebhaften Wunſch, den Goldſchmidt zu ſprechen und war im Innern überzeugt, daß ſie ſich nicht im mindeſten entſetzen würde, ſollte der Goldſchmidt ſich ihr auch im Augenblick offenbaren auf geſpenſtige Weiſe.

Es geſchah auch wirklich, daß Albertine nicht im mindeſten erſchrak, als ſie gewahrte, daß das, was ſie für den Ofen gehalten, eigentlich der Goldſchmidt Leonhard war, der ſich ihr näherte und mit ſanfter, ſonorer Stimme folgendermaßen begann:

„Laß, mein liebes Kind! all' Deine Traurigkeit, all' Dein Herzeleid fahren. Wiſſe, daß Edmund Lehſen, den Du wenigſtens jetzt zu lieben vermeinſt, wiſſe, daß er mein Schützling iſt, dem ich mit aller Macht beiſtehe. Wiſſe ferner, daß ich es bin, der Deinen Vater auf den Gedanken der Lotterie gebracht, daß ich es bin, der die verhängnißvollen Käſtchen beſorgt hat und nun kannſt Du es Dir doch wohl denken, daß niemand anders Dein Bild finden wird, als eben Edmund.“ — Albertine wollte aufjauchzen vor Entzücken; der Goldſchmidt fuhr fort:

„Edmund Deine Hand zu verſchaffen, wäre mir auch auf andere Weiſe gelungen; es war mir aber daran gelegen, zu gleicher Zeit die Mitbewerber, den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann und den Baron Benſch ganz und gar zufrieden zu ſtellen. Auch das wird geſchehen, und ihr beide, Du und Dein Vater, werdet vor jeder Anfechtung der verſchmähten Freier ſicher ſeyn.“

Albertine ſtrömte über in heißen Dank. Sie wäre dem alten Goldſchmidt beinahe zu Füßen geſunken, ſie drückte ſeine Hand an ihre Bruſt, ſie verſicherte, daß ſie trotz aller Zauberkünſte, die er treibe, ja ſelbſt bei der geſpenſtigen Art, wie er auch heute Abend plötzlich in ihrem Zimmer erſchienen, durchaus nichts unheimliches in ſeiner Nähe fühle und ſchloß mit der naiven Frage, was es denn eigentlich für eine Bewandtniß mit ihm habe, wer er denn eigentlich ſey?

Ei, mein liebes Kind, begann der Goldſchmidt lächelnd, ſehr ſchwer wird es mir zu ſagen, wer ich eigentlich bin. Mir geht es ſo wie Vielen, die weit beſſer wiſſen, wofür ſie die Leute halten, als was ſie eigentlich ſind! — Erfahre alſo, mein liebes Kind, daß manche mich für niemand anders halten, als für jenen Goldſchmidt Leonhard Turnhäuſer, der in den funfzehnhundert und achtziger Jahren am Hofe des Churfürſten Johann George in ſolch großem Anſehen ſtand, und der, als Neid und Bosheit ihn zu verderben trachteten, verſchwunden war, man wußte nicht wie und wohin. Geben mich nun ſolche Leute, die man Romantiker oder Fantaſten zu nennen pflegt, für jenen Turnhäuſer, mithin für einen geſpenſtiſchen Mann aus, ſo kannſt Du Dir denken, welchen Verdruß ich von den ſoliden, aufgeklärten Leuten, die als tüchtige Bürger und Geſchäftsmänner den Teufel was nach Romantik und Poeſie fragen, auszuſtehen habe. Ja ſelbſt handfeſte Aeſthetiker wollen mir zu Leibe, verfolgen mich wie die Dokteren und Schriftgelehrten zu Johann Georgs

Zeiten, und ſuchen mir das Bischen Exiſtenz, das ich mir anmaße, zu verbittern und zu verkümmern, wie ſie nur können.

Ach, mein liebes Kind, ich merk es ſchon, ungeachtet ich mich des jungen Edmund Lehſen und Deiner ſo ſorglich annehme und überall wie ein ächter Deus ex machina erſcheine; ſo werden doch viele, die mit jenen Aeſthetikern gleichen Sinnes ſind, mich in der Geſchichte gar nicht leiden wollen, da ſie an meine wirkliche Exiſtenz nun einmal durchaus nicht glauben können! — Um mich nur einigermaßen ſicher zu ſtellen, habe ich niemals geradehin zugeſtehen mögen, daß ich der ſchweizeriſche Goldſchmidt Leonhard Turnhäuſer aus dem ſechzehnten Jahrhundert bin. Jenen Leuten bleibt es daher vergönnt anzunehmen, ich ſey ein geſchickter Taſchenſpieler und die Erklärung aller Spukereien, wie ſie vorgekommen, in Wieglebs natürlicher Magie oder ſonſt aufzuſuchen. Freilich habe ich in dieſem Augenblick noch ein Kunſtſtück vor, das mir kein Philidor, kein Philadelphia, kein Caglioſtro nachmacht, und das als durchaus unerklärlich jenen Leuten ein ewiger Anſtoß bleiben wird; indeſſen kann ich davon deshalb keineswegs abſtehen, da es zur Vollendung der Berliniſchen Geſchichte, welche von der Brautwahl dreier bekannten Perſonen, die ſich um die Hand der hübſchen Demoiſelle Albertine Voßwinkel bewerben, handelt, unumgänglich nöthig iſt. — Nun alſo Muth gefaßt, mein liebes Kind, ſtehe morgen fein früh auf, ziehe das Kleid an, das Du am liebſten trägſt, weil es Dir am beſten ſteht, flechte Dein Haar auf in den zierlichſten Zöpfen und erwarte das übrige, wie es ſich dann begeben mag, ruhig und in beſcheidener Geduld. —

Hierauf verſchwand der Goldſchmidt wie er gekommen.

Sonntags um die beſtimmte Stunde, d. h. Punkt eilf Uhr, fanden ſich ein der alte Manaſſe mit ſeinem hoffnungsvollen Neffen, der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann und Edmund Lehſen mit dem Goldſchmidt. Die Freier, den Baron Benſch nicht ausgenommen, erſchraken beinahe, als ſie Albertinen erblickten, denn noch niemals war ſie ihnen ſo überaus ſchön und anmuthig vorgekommen. Jedem Mädchen, jeder Dame, die etwas hält auf geſchmackvollen Anzug und zierlichen Schmuck, (und wo wäre diejenige hier in Berlin zu finden, die das nicht thäte) kann ich aber auch verſichern, daß die Garnitur des Kleides, welches Albertine trug, von ausnehmender Eleganz, das Kleid aber gerade kurz genug war, um den niedlichen, weiß beſchuhten Fuß zu zeigen, daß die kurzen Aermel, ſo wie der Buſenſtreif aus den koſtbarſten Spizzen beſtanden, daß die weißen franzöſiſchen Glacé-Handſchuhe nur was weniges über die Ellbogen heraufgeſtreift, den ſchönſten Oberarm ſehen ließen, daß der Kopfputz in nichts weiter, als in einem zierlichen, goldenen, mit Steinen beſetzten Kamm beſtand, kurz, daß zu dem bräutlichen Schmuck nichts weiter fehlte, als die Myrthenkrone in den dunkeln Flechten. Warum aber Albertine eigentlich viel reizender ausſah als ſonſt, kam wohl daher, daß Liebe und Hoffnung in den Augen ſtrahlten, auf den Wangen blühten.

In einem Anfall von Gaſtlichkeit hatte

der Commiſſionsrath ein Gabelfrühſtück bereiten laſſen. Mit hämiſchen, ſcheelen Blikken betrachtete der alte Manaſſe den gedeckten Tiſch, und da der Commiſſionsrath ihn einlud, zuzulangen, las man auf ſeinem Antlitz jene Antwort Shylocks: „Ja, um Schinken zu riechen, von der Behauſung zu eſſen, wo euer Prophet, der Nazarener, den Teufel hineinbeſchwor. Ich will mit Euch handeln und wandeln, mit Euch ſtehen und gehen und was dergleichen mehr iſt; aber ich will nicht mit Euch eſſen, mit Euch trinken, noch mit Euch beten!“ —

Baron Benſch war weniger gewiſſenhaft, denn er aß viel mehr Beefſtakes als ziemlich, und ſchwatzte dabei ſehr läppiſches Zeug wie es in ſeiner Art lag.

Der Commiſſionsrath verläugnete in der verhängnißvollen Stunde ganz und gar ſeine Natur; denn außerdem, daß er rückſichtlos Madera und Portwein einſchenkte, ja ſogar verrieth, daß er hundertjährigen Malaga im Keller habe, machte er auch, nachdem das Frühſtück beendet, den Freiern die Art, wie über die Hand ſeiner Tochter entſchieden werden ſollte, in einer ſolchen wohlgeſetzten Rede bekannt, wie man es ihm gar nicht hätte zutrauen ſollen. Die Freier mußten es ſich einprägen, daß nur der Albertinens Beſitz errungen, der das Käſtchen, worin ihr Bild befindlich, gewählt.

Mit dem Glockenſchlage zwölf ging die Thüre des Saals auf und man erblickte in der Mitte deſſelben einen mit einem reichen Teppich behängten Tiſch, auf welchem drei kleine Käſtchen ſtanden.

Das eine von gleißendem Gold hatte auf dem Deckel einen Kranz von funkelnden Dukaten, in deſſen Mitte die Worte ſtanden:

Wer mich erwählt, Glück ihm nach ſeines
Sinnes Art!

Das zweite Käſtchen war ſehr zierlich in Silber gearbeitet. Auf dem Deckel ſtanden zwiſchen mancherlei Schriftzügen fremder Sprachen die Worte:

Wer mich erwählt, bekömmt viel mehr als
er gehofft!

Das dritte Käſtchen, ſauber aus Elfenbein geſchnitzt, trug die Aufſchrift:

Wer mich erwählt, dem wird geträumte Seeligkeit!

Albertine nahm Platz auf einem Lehnſeſſel hinter dem Tiſch, ihr zur Seite ſtellte ſich der Commiſſionsrath; Manaſſe und der Goldſchmidt zogen ſich zurück in den Hintergrund des Zimmers.

Als das Loos entſchieden, daß der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann zuerſt wählen ſollte, mußten Benſch und Lehſen abtreten ins Nebenzimmer.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär trat bedächtig an den Tiſch, betrachtete mit Sorgfalt die Käſtchen, las einmal über das andere die Inſchriften. Bald fühlte er ſich aber durch die ſchönen verſchlungenen Schriftzüge, die auf dem ſilbernen Käſtchen befindlich, unwiderſtehlich angezogen. „Gerechter,“ rief er begeiſtert aus, welch' ſchöne Schrift, wie angenehm paart ſich hier das Arabiſche mit römiſcher Fraktur!“ Und „wer mich erwählt, bekömmt viel mehr als er gehofft. —

Habe ich denn noch gehofft, daß Demoiſelle Albertine Voßwinkel mich mit ihrer werthen Hand jemals beglücken werde? Bin ich nicht vielmehr in totale Verzweiflung gerathen? Habe ich mich nicht — im Baſſin — Nun! hier iſt Troſt, hier iſt mein Glück! — Commiſſionsrath! — Demoiſelle Albertine — ich wähle das ſilberne Käſtchen! —

Albertine ſtand auf und reichte dem Geheimen Kanzlei-Sekretär einen kleinen Schlüſſel, mit dem er ſofort das Käſtchen öffnete. Doch wie erſchrak er, als er keinesweges Albertinens Bild, wohl aber ein kleines, in Pergament gebundenes Buch vorfand, das, als er es aufſchlug, nur leere, weiße Blätter enthielt.

Dabei lag ein Zettel mit den Worten:

War Dein Treiben auch verkehrt,
Großes Heil Dir widerfährt.
Was Du findeſt, iſt bewährt,
Ignorantiam macht's gelehrt,
Sapientiam Dir's beſcheert!

Gerechter, ſtammelte der Geheime Kanzlei-Sekretär, ein Buch — nein kein Buch

— gebundenes Papier ſtatt des Bildes — alle Hoffnung zerſtört. — O geſchlagener Geheimer Kanzlei-Sekretär! mit Dir iſt es aus, rein aus! — fort in den Froſchteich! —

Tusmann wollte davon, da vertrat ihm aber der Goldſchmidt den Weg und ſprach: Tusmann, Ihr ſeyd nicht geſcheut, kein Schatz kann Euch erſprießlicher ſeyn, als der, den Ihr gefunden! Die Verſe hätten Euch ſchon darauf aufmerkſam machen ſollen. Thut mir den Gefallen und ſteckt das Buch, das Ihr aus dem Käſtchen nahmt, in die Taſche. — Tusmann that es.

Nun, fuhr der Goldſchmidt fort, nun denkt Euch ein Buch, das Ihr gern in dieſem Augenblick bei Euch tragen möchtet.

O Gott, ſprach der Geheime Kanzlei-Sekretär verdutzt, o Gott, unbeſonnener, unchriſtlicher Weiſe warf ich Thomaſii kurzen Entwurf der politiſchen Klugheit in den Froſchteich! —

Faßt in die Taſche, zieht das Buch hervor, rief der Goldſchmidt.

Tusmann that, wie ihm geheißen und ſiehe — das Buch war eben kein anderes, als Thomaſii Entwurf.

Ha, was iſt das, rief der Geheime Kanzlei-Sekretär ganz außer ſich, o Gott, mein lieber Thomaſius gerettet vor den feindlichen Rachen ſchnöder Fröſche, die doch nimmermehr daraus Conduite gelernt!

Still, unterbrach ihn der Goldſchmidt, ſteckt das Buch wieder in die Taſche. — Tusmann that es.

Denkt, fuhr der Goldſchmidt fort, denkt Euch jetzt irgend ein ſeltnes Werk, dem ihr vielleicht lange vergebens nachgetrachtet, das Ihr aus keiner Bibliothek erhalten konntet.

O Gott, ſprach der Geheime Kanzlei-Sekretär beinahe wehmüthig, o Gott, da ich nun auch zu meiner Erheiterung bisweilen die Oper zu beſuchen geſonnen, wollte ich mich vorher etwas in der edlen Musica feſtſtellen und trachtete bis jetzt vergebens, ein kleines Büchlein zu erhalten, das allegoriſcher Weiſe die ganze Kunſt des Komponiſten und Virtuoſen darlegt. Ich meine nichts anders, als Johannes Beers muſikaliſchen Krieg oder die Beſchreibung des Haupttreffens zwiſchen beiden Heroinen, als der Compoſition und Harmonie, wie dieſe gegen einander zu Felde gezogen, geſcharmützirer und endlich nach blutigem Treffen wieder verglichen worden. —

Faßt in die Taſche, rief der Goldſchmidt, und vor Freude jauchzte der Geheime Kanzlei-Sekretär laut auf, als er das Buch aufſchlug, das nun eben wieder Johannes Beers muſikaliſchen Krieg enthielt.

Seht Ihr wohl, ſprach nun der Goldſchmidt, mittelſt des Buchs, das Ihr in dem Käſtchen gefunden, habt Ihr die reichſte, vollſtändigſte Bibliothek erlangt, die jemals einer beſeſſen und die ihr noch dazu beſtändig bei Euch tragen könnt. Denn habt Ihr dieſes merkwürdige Buch in der Taſche, ſo wird es, zieht Ihr es hervor, jedesmal das Werk ſeyn, das Ihr eben zu leſen wünſcht.

Ohne auf Albertine, ohne auf den Commiſſionsrath zu achten, ſprang der Geheime Kanzlei-Sekretär ſchnell in die Ecke des Zimmers, warf ſich in einen Lehnſeſſel, ſteckte das Buch in die Taſche, zog es wieder hervor, und man ſah an dem Entzücken, das in ſeinen Augen ſtrahlte, wie herrlich eintraf, was der Goldſchmidt verheißen.

Nun kam die Reihe der Wahl an den Baron Benſch. Er trat hinein, ſchritt nach ſeiner läppiſchen tölpelhaften Manier geradezu los auf den Tiſch, beſchaute mit der Lorgnette die Käſtchen und murmelte die Inſchriften her. Aber bald feſſelte ihn ein natürlicher unwiderſtehlicher Inſtinkt an das goldene Käſtchen mit den blinkenden Dukaten auf dem Deckel. „Wer mich erwählt, Glück ihm nach ſeines Sinnes Art — Nun ja Dukaten, die ſind nach meinem Sinn, und Albertine, die iſt auch nach meinem Sinn, was iſt da lange zu wählen und zu überlegen!" So ſprach Benſch, griff nach dem goldenen Käſtchen, empfing von Albertinen den Schlüſſel, öffnete und fand — eine kleine ſaubere engliſche Feile! Dabei lag ein Zettel mit den Verſen:

Haſt gewonnen was Dein Herz
Wünſchen konnt' mit wehem Schmerz.
Alles andre iſt nur Scherz,
Immer vor, niemals rückwärts
Geht ein blühendes Commerz.

He, rief er erboßt, was thu' ich mit der Feile? — iſt die Feile ein Portrait, iſt die Feile Albertinens Portrait? Ich nehm' das Käſtchen und ſchenk es Albertinen als Brautgabe — Kommen Sie, mein Mädchen —

Damit wollt er los auf Albertinen, aber der Goldſchmidt hielt ihn bei den Schultern zurück, indem er ſprach: Halt mein Herr, das iſt wider die Abrede. Sie müſſen mit der Feile zufrieden ſeyn und werden es unbezweifelt ſeyn, ſobald Sie den Werth, den unſchätzbaren Werth des köſtlichen Kleinods, das ſie erhalten, erkannt haben, den ſchon die Verſe andeuten. — Haben Sie einen ſchönen rändigen Dukaten in der Taſche? —

Nun ja, erwiederte Benſch verdrießlich, nun ja, was ſolls?

Nehmen Sie, fuhr der Goldſchmidt fort, einen ſolchen Dukaten aus der Taſche und feilen Sie den Rand ab. —

Benſch that es mit einer Geſchicklichkeit, die von langer Uebung zeugte. Und ſiehe — noch ſchöner kam der Rand des Dukatens zum Vorſchein und ſo ging es mit dem zweiten, dritten Dukaten, je mehr Benſch feilte, deſto rändiger wurden ſie.

Manaſſe hatte bis jetzt ruhig alles, was ſich begeben, mit angeſehen, doch jetzt ſprang er mit wildfunkelnden Augen los auf den Neffen und ſchrie mit hohler entſetzlicher Stimme: Gott meiner Väter — was iſt das — mir her die Feile — mir her die Feile — es iſt das Zauberſtück, für das ich meine Seele verkauft vor mehr als dreihundert Jahren. — Gott meiner Väter — her mit der Feile.

Damit wollte er die Feile dem Benſch entreißen, der ſtieß ihn aber zurück und ſchrie: Weg von mir alter Narr, ich habe die Feile gefunden, nicht du —

Darauf Manaſſe in voller Wuth: Natter — wurmſtichige Frucht meines Stammes, her mit der Feile! — Alle Teufel über Dich, verfluchter Dieb! —

Unter einem Strom hebräiſcher Schimpfwörter krallte ſich Manaſſe nun feſt an den Baron und ſtrengte knirſchend und ſchäumend alle ſeine Kraft an, ihm die Feile zu entwinden. Benſch vertheidigte aber das Kleinod wie die Löwin ihr Junges, bis zuletzt Manaſſe ſchwach ward. Da packte der Neffe den lieben Onkel mit derben Fäuſten, warf ihn zur Thüre hinaus, das ihm die Glieder knackten, kehrte pfeilſchnell zurück, ſchob einen kleinen Tiſch in die Ecke des Zimmers dem Geheimen Kanzlei-Sekretär gegenüber, ſchüttete eine ganze Handvoll Dukaten aus und fing mit Eifer an zu feilen.

„Nun, ſprach der Goldſchmidt, nun ſind wir den entſetzlichen Menſchen, den alten Manaſſe auf immer los. Man will behaupten, er ſey ein zweiter Ahasverus, und ſpuke ſeit dem Jahre Eintauſend fünf hundert und zwei und ſiebzig umher. Damals wurde er unter dem Namen des Münzjuden Lippolt wegen teufliſcher Zauberei hingerichtet. — Aber der Teufel rettete ihn vom Tode um den Preis ſeiner unſterblichen Seele. Viele Leute, die ſich auf ſo etwas verſtehen, haben ihn hier in Berlin unter verſchiedenen Geſtalten bemerkt, woher denn die Sage entſteht, daß es noch zur Zeit nicht einen, ſondern viele, viele Lippolts gäbe. — Nun! — ich habe ihm, da ich auch einige Erfahrung in geheimnißvollen Dingen beſitze, den Garaus gemacht! —

Es würde dich, ſehr geliebter Leſer, ungemein langweilen müſſen, wenn ich nun noch weitläuftig erzählen wollte, was Du, da es ſich von ſelbſt verſteht, ſchon längſt weißt. Ich meine, daß Edmund Lehſen das elfenbeinerne Käſtchen mit der Aufſchrift:

„Wer mich erwählt, dem wird geträumte
Seeligkeit,“

wählte und darin Albertinens wohlgetroffenes Miniaturbild mit den Verſen fand:

Ja Du trafſt es, lies Dein Glück
In der Schönſten Liebesblick.

Was da war, kommt nie zurück,
So wills irdiſches Geſchick.
Was Dein Traum Dir ſchaffen muß
Lehrt Dich der Geliebten Kuß.

Daß ferner Edmund dem Baſſanio gleich der Anweiſung der letzten Worte folgte, und die in glühendem Purpur erröthende Geliebte an ſein Herz drückte — küßte und daß der Commiſſionsrath ganz vergnügt war und glücklich über den fröhlichen Ausgang der verwickeltſten aller Heiraths-Angelegenheiten.

Der Baron Beuſch hatte eben ſo emſig fortgefeilt als der Geheime Kanzlei-Sekretär fortgeleſen. Beide nahmen von dem, was ſich eben begeben, nicht eher Notiz, als bis der Commiſſionsrath laut verkündete, daß Edmund Lehſen das Käſtchen, worin Albertinens Portrait befindlich, gewählt, folglich ihre Hand erhalte. Der Geheime Kanzlei-Sekretär ſchien darüber außer ſich vor Freuden, indem er nach der Art, wie er ſein Vergnügen zu äußern pflegte, ſich die Hände rieb, zwei, drei Mal etwas weniges in die Höhe ſprang und eine feine Lache aufſchlug.

Den Baron Benſch ſchien die Heirath gar nicht weiter zu intereſſiren; dafür umarmte er aber den Commiſſionsrath, nannte ihn einen vortrefflichen Gentleman, der ihn durch das ſolide Geſchenk der Feile ganz und gar glücklich gemacht habe und verſicherte, daß er in jedem Geſchäft auf ihn rechnen könne. Dann entfernte er ſich ſchnell.

Eben ſo dankte der Geheime Kanzlei-Sekretär dem Commiſſionsrath unter vielen Thränen der innigſten Rührung, daß er ihn durch das ſeltenſte aller Bücher, welches er ihm aus ſeiner Bibliothek verehrt habe, zum glücklichſten aller Menſchen gemacht und folgte, nachdem er ſich noch in galanter Höflichkeit gegen Albertine, Edmund und den alten Goldſchmidt erſchöpft, dem Baron eiligſt nach.

Benſch quälte von nun an nicht mehr die literariſche Welt mit äſthetiſchen Mißgeburten wie er ſonſt gethan, ſondern verwandte lieber die Zeit Dukaten abzufeilen. Tusmann fiel dagegen nicht mehr den Bibliothekaren zur Laſt, die ihm ſonſt Tage lang alte längſt vergeſſene Bücher herbeiſchaffen mußten.

Nach einigen Wochen des Entzückens und der Freude ging in des Commiſſionsraths Hauſe aber ſchreckliches Herzeleid los. Der Goldſchmidt hatte nehmlich den jungen Edmund dringend ermahnt ſeiner Kunſt, ſich ſelbſt zur Ehre, ſein gegebenes Wort zu halten und nach Italien zu gehen.

Edmund, ſo ſchmerzlich ihm die Trennung von der Geliebten werden mußte, fühlte doch den dringenden Trieb zu wallfahrten nach dem Lande der Kunſt und auch Albertine dachte, während ſie die bitterſten Thränen vergoß, daran, wie intereſſant es ſeyn würde, in dieſem, jenem Thee, Briefe, die ſie aus Rom erhalten, aus dem Strickkörbchen hervorzuziehen.

Edmund iſt nun ſchon länger als ein Jahr in Rom und man will behaupten, daß der Briefwechſel mit Albertinen immer ſeltener und kälter werde. Wer weiß, ob am Ende einmal gar aus der Heirath der beiden jungen Leute etwas wird. Ledig bleibt

Albertine auf keinen Fall, dazu iſt ſie viel zu hübſch, viel zu reich. Ueberdies bemerkte man auch, daß der Referendarius Gloxin, ein hübſcher junger Mann, mit ſchmaler engeingeſchnürter Taille, zwei Weſten und auf engliſche Art geknüpftem Halstuch, die Demoiſelle Albertine Voßwinkel, mit der er den Winter hindurch auf den Bällen die angenehmſten Françoiſen getanzt, häufig nach dem Thiergarten führt und daß der Commiſſionsrath dem Pärchen nachtrippelt mit der Miene des zufriedenen Vaters. Zudem hat der Referendarius Gloxin ſchon das zweite Examen bei dem Kammergericht gemacht und iſt nach der Ausſage der Examinatoren, die ihn in der frühſten Morgenſtunde ſattſam gequält, oder wie man zu ſagen pflegt, auf den Zahn gefühlt haben, welches weh thut, vorzüglich wenn der Zahn hohl, vortrefflich beſtanden. Eben aus dieſem Examen ſoll ſich denn auch ergeben haben, daß der Referendarius offenbar Heirathsgedanken im Kopfe hat, da er in der Lehre von gewagten Geſchäften ganz vorzüglich bewandert.

Vielleicht heirathet Albertine gar den artigen Referendarius, wenn er einen guten Poſten erſchwungen. — Nun! man muß abwarten, was geſchieht! —

Das iſt, ſprach Ottmar, als Lothar geendet hatte, das iſt ein wunderlich tolles Ding, was Du da aufgeſchrieben haſt. Mir will Deine ſogenannte Geſchichte mit den unwahrſcheinlichen Abentheuern vorkommen, wie eine aus allerlei bunten Steinen willkührlich zuſammengefügte Moſaik, die das Auge verwirrt, ſo daß es keine beſtimmte Figur zu erfaſſen vermag. Was mich betrifft, nahm Theodor das Wort, ſo läugne ich nicht, daß ich manches in Lothars Erzählung ergötzlich genug finde und es iſt ſogar möglich, daß das Ganze hätte ziemlich gut gerathen können, wenn Lothar nicht unvorſichtiger Weiſe den Hafftitz las. Die beiden ſpukhaften Männer aus jener Zeit, der Goldſchmidt und der Münzjude, mußten nun einmal hinein in die Brautwahl, es half nichts und nun erſcheinen die beiden unglückſeeligen Revenants als fremdartige Prinzipe, die mit ihren Zauberkräften nur auf gezwungene Weiſe einwirken in die Handlung. Es iſt gut, daß deine Erzählung nicht gedruckt wird, Lothar, ſonſt würdeſt Du ſchlecht wegkommen vor dem ſtrengen Richterſtuhl der Kritik.

Könnte, ſprach Lothar nach ſeiner ſkurilen Art lächelnd, könnte meine angenehme Geſchichte von den ſeltſamen Drangſalen des Geheimen Kanzlei-Sekretärs Tusmann nicht wenigſtens einen Berliner Almanach zieren? Ich würde nicht unterlaſſen, die Lokalität noch lokaler zu machen, einige celebre Namen hinzuzufügen und mir ſo den Beifall, wenigſtens des literariſch-äſthetiſchen Theaterpublikums erwerben *). Doch nun im

---

*) Dieſe Aeußerung Lothars zeigt, was er ſchon damals im Sinne trug. Seine Erzählung, die Brautwahl erſchien nehmlich in der That abgedruckt in dem Berliner Taſchenbuch für das Jahr 1820, und es ſind wirklich celebre Namen aus der Berliner Kunſtwelt genannt und manche Lokalitäten hinzugefügt. Wie gerecht aber der Tadel der Freunde, beweiſet der Umſtand, daß die Redaktion jenes Taſchenbuchs den Verfaſſer dringend bat, ſich künftig doch im Gebiet der Möglichkeit zu halten. D. H.

Ernſte geſprochen, Leute! Habt Ihr nicht, während ich las, manchmal recht herzlich gelacht und ſollte das nicht die Strenge eurer Kritik beugen? — Vergleichſt du, Ottmar, meine Geſchichte mit einer bunten willkührlich zuſammengefügten Moſaik, ſo ſey wenigſtens nachgiebig genug, dem Dinge, das Du wunderlich toll nennſt, eine kaleidoscopiſche Natur einzuräumen, nach welcher die heterogenſten Stoffe willkührlich durcheinander geſchüttelt, doch zuletzt artige Figuren bilden. Wenigſtens für artig ſollt Ihr nemlich manche Figur in meiner Brautwahl erkennen und an der Spitze dieſer artigen Perſonen ſtelle ich den liebenswürdigen Baron Benſch, der durchaus der Familie des Münzjuden Lippolt entſproſſen ſeyn muß. — Doch ſchon viel zu viel von meinem Machwerk, das Euch nur als ein bizarrer Scherz für den Augenblick aufregen ſollte. Uebrigens gewahrt Ihr, daß ich meinem Hange das Mährchenhafte in die Gegenwart, in das wirkliche Leben zu verſetzen, wiederum treulich gefolgt bin.

Und dieſen Hang, begann Theodor, nehme ich gar ſehr in Schutz. Sonſt war es üblich, ja Regel, alles was nur Mährchen hieß, ins Morgenland zu verlegen und dabei die Mährchen der Dſchehezerade zum Muſter zu nehmen. Die Sitten des Morgenlandes nur eben berührend, ſchuf man ſich eine Welt, die haltlos in den Lüften ſchwebte und vor unſern Augen verſchwamm. Deshalb geriethen aber jene Mährchen meiſtens froſtig, gleichgültig und vermochten nicht den innern Geiſt zu entzünden und die Fantaſie aufzuregen. Ich meine, daß die Baſis der Himmelsleiter, auf der man hinaufſteigen will in höhere Regionen, befeſtigt ſeyn müſſe im Leben, ſo daß jeder nachzuſteigen vermag. Befindet er ſich dann immer höher und höher hinaufgeklettert, in einem fantaſtiſchen Zauberreich, ſo wird er glauben, dies Reich gehöre auch noch in ſein Leben hinein, und ſey eigentlich der wunderbar herrlichſte Theil deſſelben. Es iſt ihm der ſchöne prächtige Blumengarten vor dem Thore, in dem er zu ſeinem hohen Ergötzen luſtwandeln kann, hat er ſich nur entſchloſſen, die düſtern Mauern der Stadt zu verlaſſen.

Vergiß, ſprach Ottmar, vergiß aber nicht, Freund Theodor! daß mancher gar nicht die Leiter beſteigen mag, weil das Klettern einem verſtändigen geſetzten Manne nicht ziemt, mancher ſchon auf der dritten Sproſſe ſchwindligt wird, mancher aber auch wohl die auf der breiten Straße des Lebens befeſtigte Leiter, bei der er täglich, ja ſtündlich vorübergeht, gar nicht bemerkt! — Was aber die Mährchen der Tauſend und Einen Nacht betrifft, ſo iſt es ſeltſam genug, daß die mehrſten Nachahmer gerade das überſehen, was ihnen Leben und Wahrheit giebt und was eben auf Lothars Prinzip hinausläuft. All' die Schuſter, Schneider, Laſtträger, Derwiſche, Kaufleute ꝛc., wie ſie in jenen Mährchen vorkommen, ſind Geſtalten, wie man ſie täglich auf den Straßen ſah und da nun das eigentliche Leben nicht von Zeit und Sitte abhängt, ſondern in der tieferen Bedingung ewig daſſelbe bleibt und bleiben muß, ſo kommt es, daß wir glauben, jene

Leute, denen ſich mitten in der Alltäglichkeit der wunderbarſte Zauber erſchloß, wandelten noch unter uns. So groß iſt die Macht der Darſtellung in jenem ewigen Buch. —

Der Abend wurde kühler und kühler. Des kaum geneſenen Theodors halber fanden es daher die Freunde gerathen in den Gartenſaal zu treten und ſtatt jedes ſtarken nervenreizenden Getränks in aller Demuth und Milde Thee zu genießen.

Als die Theemaſchine auf dem Tiſche ſtand und wie gewöhnlich ihr Liedchen ziſchte und ſummte, ſprach Ottmar: Wahrhaftig, keinen beſſern Anlaß hätte ich finden können, Euch eine Erzählung vorzuleſen, die ich ſchon vor langer Zeit aufſchrieb und die gerade mit einem Thee beginnt. Zum Voraus bemerke ich, daß ſie in Cyprians Manier abgefaßt iſt

Ottmar las:

Der unheimliche Gaſt.

Der Sturm brauſte durch die Lüfte, den heranziehenden Winter verkündigend, und trieb die ſchwarzen Wolken vor ſich her, die ziſchende, praſſelnde Ströme von Regen und Hagel hinabſchleuderten.

„Wir werden, ſprach, als die Wanduhr ſieben ſchlug, die Obriſtin von G. zu ihrer Tochter, Angelika geheißen, wir werden heute allein bleiben, das böſe Wetter verſcheucht die Freunde. Ich wollte nur, daß mein Mann heimkehrte.“ In dem Augenblick trat der Rittmeiſter Moritz von R. hinein. Ihm folgte der junge Rechtsgelehrte, der durch ſeinen geiſtreichen, unerſchöpflichen Humor den Zirkel belebte, der ſich jeden Donnerſtag im Hauſe des Obriſten zu verſammeln pflegte, und ſo war, wie Angelika bemerkte, ein einheimiſcher Kreis beiſammen, der die größere Geſellſchaft gern vermiſſen ließ. — Es war kalt im Saal, die Obriſtin ließ Feuer im Kamin anſchüren und den Theetiſch hinanrücken: „Euch beiden Männern, ſprach ſie nun, Euch beiden Männern, die ihr mit wahrhaft ritterlichem Heroismus durch Sturm und Braus zu uns gekommen, kann ich wohl gar nicht zumuthen, daß ihr vorlieb nehmen ſollt mit unſerm nüchternen, weichlichen Thee, darum ſoll Euch Mademoiſelle Marguerite das gute nordiſche Getränk bereiten, das allem böſen Wetter widerſteht.

Marguerite, Franzöſin, der Sprache, anderer weiblicher Kunſtfertigkeiten halber, Geſellſchafterin des Fräuleins Angelika, dem ſie an Jahren kaum überlegen, erſchien und that, wie ihr geheißen.

Der Punſch dampfte, das Feuer kniſterte im Kamin, man ſetzte ſich enge beiſammen an den kleinen Tiſch. Da fröſtelten und ſchauerten alle, und ſo munter und laut man erſt im Saal auf und niedergehend geſprochen, entſtand jetzt eine augenblickliche Stille, in der die wunderlichen Stimmen, die der Sturm in den Rauchfängen aufgeſtört hatte, recht vernehmbar pfiffen und heulten.

Es iſt, fing Dagobert, der junge Rechtsgelehrte, endlich an, es iſt nun einmal ausgemacht, daß Herbſt, Sturmwind, Kaminfeuer und Punſch ganz eigentlich zuſammen gehören, um die heimlichſten Schauer in unſerm Innern aufzuregen. — Die aber gar angenehm ſind, fiel ihm Angelika in die Rede. Ich meines Theils kenne keine hübſchere Empfindung, als das leiſe Fröſteln, das durch alle Glieder fährt, und indem man, der Himmel weiß wie, mit offnen Augen einen jähen Blick in die ſeltſamſte Traumwelt hineinwirft: „Ganz recht, fuhr Dagobert fort, ganz recht“. Dieſes angenehme Fröſteln überfiel uns eben jetzt alle, und bei dem Blick, den wir dabei unwillkührlich in die Traumwelt werfen mußten, wurden wir ein wenig ſtille. Wohl uns, daß das vorüber iſt, und daß wir ſobald aus der Traumwelt zurück gekehrt ſind in die ſchöne Wirklichkeit, die uns dies herrliche Getränk darbietet! Damit ſtand er auf und leerte, ſich anmuthig gegen die Obriſten verneigend, das vor ihm ſtehende Glas. „Ey, ſprach nun Moritz, ey, wenn Du, ſo wie das Fräulein, ſo wie ich ſelbſt, alle Süßigkeit jener Schauer, jenes träumeriſchen Zuſtandes empfindeſt, warum nicht gerne darin verweilen? – Erlaube, nahm Dagobert das Wort, erlaube, mein Freund, zu bemerken, daß hier von jener

Träumerei, in welcher der Geiſt ſich in wunderlichem wirrem Spiel ſelbſt erluſtigt, gar nicht die Rede iſt. Die ächten Sturmwind- Kamin- und Punſchſchauer ſind nichts anders, als der erſte Anfall jenes unbegreiflichen geheimnißvollen Zuſtandes, der tief in der menſchlichen Natur begründet iſt, gegen den der Geiſt ſich vergebens auflehnt, und vor dem man ſich wohl hüten muß. Ich meine das Grauen — die Geſpenſterfurcht. Wir wiſſen alle, daß das unheimliche Volk der Spukgeiſter nur des Nachts, vorzüglich gern aber bei böſem Unwetter der dunklen Heimath entſteigt und ſeine irre Wanderung beginnt; billig iſt's daher, daß wir zu ſolcher Zeit irgend eines grauenhaften Beſuchs gewärtig ſind. Sie ſcherzen, ſprach die Obriſtin, Sie ſcherzen Dagobert, und auch das darf ich Ihnen nicht einräumen, daß das kindiſche Grauen, von dem wir manchmal befallen, ganz unbedingt in unſerer Natur begründet ſeyn ſollte, vielmehr rechne ich es den Ammenmährchen und tollen Spukgeſchichten zu, mit denen uns in der früheſten Jugend unſere Wärterinnen überſchütteten.

Nein, rief Dagobert lebhaft, nein, gnädige Frau! Nie würden jene Geſchichten, die uns als Kinder doch die allerliebſten waren, ſo tief und ewig in unſerer Seele wiederhallen, wenn nicht die wiedertönenden Saiten in unſerm eignen Innern lägen. Nicht wegzuläugnen iſt die geheimnißvolle Geiſterwelt, die uns umgiebt, und die oft in ſeltſamen Klängen, ja in wunderbaren Viſionen ſich uns offenbart. Die Schauer der Furcht, des Entſetzens mögen nur herrühren von dem Drange des irdiſchen Organismus. Es iſt das Weh des eingekerkerten Geiſtes, das ſich darin ausſpricht. „Sie ſind, ſprach die Obriſten, ein Geiſterſeher wie alle Menſchen von reger Phantaſie. Gehe ich aber auch wirklich ein in Ihre Ideen, glaube ich wirklich, daß es einer unbekannten Geiſterwelt erlaubt ſey, in vernehmbaren Tönen, ja in Viſionen uns zu offenbaren, ſo ſehe ich doch nicht ein, warum die Natur die Vaſallen jenes geheimnißvollen Reichs ſo feindſelig uns gegenüber geſtellt haben ſollte, daß ſie nur Grauen, zerſtörendes Entſetzen über uns zu bringen vermögen.“ Vielleicht, fuhr Dagobert fort, vielleicht liegt darin die Strafe der Mutter, deren Pflege, deren Zucht wir entartete Kinder entflohen. Ich meine, daß in jener goldnen Zeit, als unſer Geſchlecht noch im innigſten Einklange mit der ganzen Natur lebte, kein Grauen, kein Entſetzen uns verſtörte, eben weil es in dem tiefſten Frieden, in der ſeligſten Harmonie alles Seins keinen Feind gab, der dergleichen über uns bringen konnte. Ich ſprach von ſeltſamen Geiſterſtimmen, aber wie kommt es denn, daß alle Naturlaute, deren Urſprung wir genau anzugeben wiſſen, uns wie der ſchneidendſte Jammer tönen und unſere Bruſt mit dem tiefſten Entſetzen erfüllen? — Der merkwürdigſte jener Naturtöne iſt die Luftmuſik oder ſogenannte Teufelsſtimme auf Ceylon und in den benachbarten Ländern, deren Schubert in ſeinen Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft gedenkt. Dieſe Naturſtimme läßt ſich in ſtillen heitern Nächten, den Tönen einer tiefklagenden Menſchenſtimme ähnlich, bald wie aus weiter — weiter Ferne daherſchwebend, bald ganz in der Nähe ſchallend, vernehmen. Sie äußert eine ſolche tiefe Wirkung auf das menſchliche Gemüth, daß die ruhigſten, verſtändigſten Beobachter ſich eben des tiefſten Entſetzens nicht erwehren können. „So iſt es, unterbrach hier Moritz den Freund, ſo iſt es in der That. Nie war ich auf Ceylon, noch in den benachbarten Ländern, und doch hörte ich jenen entſetzlichen Naturlaut, und nicht ich allein, jeder, der ihn vernahm, fühlte die Wirkung, wie ſie Dagobert beſchrieben.“ So wirſt Du, erwiederte Dagobert, mich recht erfreuen und am beſten die Frau Obriſtin überzeugen, wenn Du erzählſt, wie ſich alles begeben.

Sie wiſſen, begann Moritz, daß ich in Spanien unter Wellington wider die Franzoſen focht. Mit einer Abtheilung ſpaniſcher und engliſcher Kavallerie bivouacquirte ich vor der Schlacht bei Viktoria zur Nachtzeit auf offenem Felde. Ich war von dem Marſch am geſtrigen Tage, bis zum Tode ermüdet, feſt eingeſchlafen, da weckte mich ein ſchneidender Jammerlaut. Ich fuhr auf, ich glaubte nichts anders, als daß ſich dicht neben mir ein Verwundeter gelagert, deſſen Todesſeufzer ich vernommen, doch ſchnarchten die Cameraden um mich her, und nichts ließ ſich weiter hören. Die erſten Strahlen des Frühroths brachen durch die dicke Finſterniß, ich ſtand auf und ſchritt über die Schläfer wegſteigend weiter vor, um vielleicht den Verwundeten oder Sterbenden zu finden. Es war eine ſtille Nacht, nur leiſe, leiſe fing ſich der Morgenwind an zu regen und das Laub zu ſchütteln. Da ging zum zweitenmal ein langer Klagelaut durch die Lüfte und verhallte dumpf in tiefer Ferne. Es war, als ſchwängen ſich die Geiſter der Erſchlagenen von den Schlachtfeldern empor und riefen ihr entſetzliches Weh durch des Himmels weiten Raum. Meine Bruſt erbebte, mich erfaßte ein tiefes namenloſes Grauen. — Was war aller Jammer, den ich jemals aus menſchlicher Kehle ertönen gehört, gegen dieſen herzſchneidenden Laut! Die Cameraden rappelten ſich nun auf aus dem Schlafe. Zum dritten Mal erfüllte ſtärker und gräßlicher der Jammerlaut die Lüfte. Wir erſtarrten im tiefſten Entſetzen, ſelbſt die Pferde wurden unruhig und ſchnaubten und ſtampften. Mehrere von den Spaniern ſanken auf die Knie nieder und beteten laut. Ein engliſcher Offizier verſicherte, daß er dies Phänomen, das ſich in der Athmoſphäre erzeuge, und elektriſchen Urſprungs ſey, ſchon öfters in ſüdlichen Gegenden bemerkt habe, und daß wahrſcheinlich die Witterung ſich ändern werde. Die Spanier, zum Glauben an das Wunderbare geneigt, hörten die gewaltigen Geiſterſtimmen überirdiſcher Weſen, die das Ungeheure verkündeten, das ſich nun begeben werde. Sie fanden ihren Glauben beſtätigt, als folgenden Tages die Schlacht mit all' ihren Schrecken daher donnerte.

Dürfen wir, ſprach Dagobert, dürfen wir denn nach Ceylon gehen oder nach Spanien, um die wunderbaren Klagetöne der

Natur zu vernehmen? Kann uns das dumpfe Geheul des Sturmwinds, das Gepraſſel des herabſtürzenden Hagels, das Aechzen und Krächzen der Windfahnen nicht eben ſo gut, wie jener Ton mit tiefem Grauſen erfüllen? — Ey! gönnen wir doch nur ein geneigtes Ohr der tollen Muſik, die hundert abſcheuliche Stimmen hier im Kamin aborgeln, oder horchen wir doch nur was weniges auf das geſpenſtiſche Liedlein, das eben jetzt die Theemaſchine zu ſingen beginnt!

O herrlich! rief die Obriſtin, o überaus herrlich! — Sogar in die Theemaſchine bannt unſer Dagobert Geſpenſter, die ſich uns in grauſigen Klagelauten offenbaren ſollen! Ganz unrecht, nahm Angelika das Wort, ganz unrecht, liebe Mutter, hat unſer Freund doch nicht. Das wunderliche Pfeifen und Knattern und Ziſchen im Kamin könnte mir wirklich Schauer erregen, und das Liedchen, was die Theemaſchine ſo tiefklagend abſingt, iſt mir ſo unheimlich, daß ich nur gleich die Lampe auslöſchen will, damit es ſchnell ende.

Angelika ſtand auf, ihr entfiel das Tuch, Moritz bückte ſich ſchnell darnach und überreichte es dem Fräulein. Sie ließ den ſeelenvollen Blick ihrer Himmelsaugen auf ihn ruhen, er ergriff ihre Hand und drückte ſie mit Inbrunſt an die Lippen.

In demſelben Augenblicke zitterte Marguerite, wie berührt von einem elektriſchen Schlag, heftig zuſammen, und ließ das Glas Punſch, das ſie ſo eben eingeſchenkt und Dagobert darreichen wollte, auf den Boden fallen, daß es in tauſend Stücke zerklirrte. Laut ſchluchzend warf ſie ſich der Obriſtin zu Füßen, nannte ſich ein dummes ungeſchicktes Ding, und bat ſie, zu vergönnen, daß ſie ſich in ihr Zimmer entferne. Alles was eben jetzt erzählt worden, habe ihr, unerachtet ſie es keinesweges ganz verſtanden, innerlichen Schauer erregt; ihre Angſt hier am Kamin ſey unbeſchreiblich, ſie fühle ſich krank, ſie wolle ſich ins Bett legen. Und dabei küßte ſie der Obriſtin die Hände, und benetzte ſie mit den heißen Thränen, die ihr aus den Augen ſtürzten.

Dagobert fühlte das Peinliche des ganzen Auftritts und die Nothwendigkeit, der Sache einen andern Schwung zu geben. Auch er ſtürzte plötzlich der Obriſtin zu Füßen und flehte mit der weinerlichſten Stimme, die ihm nur zu Gebote ſtand, um Gnade für die Verbrecherin, die ſich unterfangen, das köſtlichſte Getränk zu verſchütten, das je eines Rechtsgelehrten Zunge genetzt und ſein froſtiges Herz erwärmt. Was den Punſchfleck auf dem gebohnten Fußboden betreſſe, ſo ſchwöre er morgenden Tages ſich Wachsbürſten unter die Füße zu ſchrauben und in den göttlichſten Touren, die jemals in eines Hoftanzmeiſters Kopf und Beine gekommen, eine ganze Stunde hindurch den Saal zu durchrutſchen.

Die Obriſtin, die erſt ſehr finſter Marguerite angeblickt, erheiterte ſich bei Dagoberts klugem Beginnen. Sie reichte lachend beiden die Hände und ſprach: Steht auf, und trocknet Eure Thränen, ihr habt Gnade gefunden vor meinem ſtrengen Richterſtuhl! — Du, Marguerite, haſt es allein Deinem geſchickten Anwald und ſeiner heroiſchen Aufopferung Rückſichts des Punſchflecks zu verdanken, daß ich Dein ungeheures Verbrechen nicht ſchwer ahnde. Aber ganz erlaſſen kann ich Dir die Strafe nicht. Ich befehle daher, daß Du ohne an Kränkelei zu denken, fein im Saal bleibeſt, unſern Gäſten fleißiger als bisher Punſch einſchenkeſt, vor allen Dingen aber Deinem Retter zum Zeichen der innigſten Dankbarkeit einen Kuß giebſt!

So bleibt die Tugend nicht unbelohnt, rief Dagobert mit komiſchem Pathos, indem er Margueritens Hand ergriff. Glauben Sie, ſprach er dann, glauben Sie nur, Holde! daß es noch auf der Erde heroiſche Jurisconſulten giebt, die ſich rückſichtslos aufopfern für Unſchuld und Recht! — Doch! — geben wir nun unſerer ſtrengen Richterin nach — vollziehen wir ihr Urtheil, von dem keine Appellation möglich. Damit drückte er einen flüchtigen Kuß auf Margueritens Lippen, und führte ſie ſehr feierlich auf den Platz zurück, den ſie vorher eingenommen. Marguerite über und über roth, lachte laut auf,

auf, indem ihr noch die hellen Thränen in den Augen ſtanden. „Alberne Thörin, rief ſie auf franzöſiſch, alberne Thörin, die ich bin! — muß ich denn nicht alles thun, was die Frau Obriſtin befiehlt? Ich werde ruhig ſeyn, ich werde Punſch einſchenken und von Geſpenſtern ſprechen hören, ohne mich zu fürchten. „Bravo, nahm Dagobert das Wort, bravo engliſches Kind, mein Heroismus hat Dich begeiſtert, und mich die Süßigkeit Deiner holden Lippen! — Meine Phantaſie iſt neu beſchwingt und ich fühle mich aufgelegt, das Schauerlichſte aus dem regno di pianto aufzutiſchen zu unſerer Ergötzlichkeit. Ich dächte, ſprach die Obriſtin, ich dächte, wir ſchwiegen von dem fatalen unheimlichen Zeuge. Bitte, fiel ihr Angelika ins Wort, bitte, liebe Mutter, laſſen Sie unſern Freund Dagobert gewähren. Geſtehen will ich's nur, daß ich recht kindiſch bin, daß ich nichts lieber hören mag, als hübſche Spukgeſchichten, die ſo recht durch alle Glieder fröſteln. O wie mich das freut, rief Dagobert, o wie mich das freut! Nichts iſt liebenswürdiger bei jungen Mädchen, als wenn ſie recht graulich ſind, und ich möchte um Alles in der Welt keine Frau heirathen, die ſich nicht vor Geſpenſtern recht tüchtig ängſtigt. Du behaupteteſt, ſprach Moritz, Du behaupteteſt, lieber Freund Dagobert, vorhin, daß man ſich vor jedem träumeriſchen Schauer, als dem erſten Anfall der Geſpenſterfurcht, wohl hüten müſſe, und biſt uns die nähere Erklärung weshalb? noch ſchuldig. Es bleibt, erwiederte Dagobert, ſind nur die Umſtände darnach, niemals bei jenen angenehmen träumeriſchen Schauern, die der erſte Anfall herbeiführt. Ihnen folgt bald Todesangſt, haarſträubendes Entſetzen und ſo ſcheint jenes angenehme Gefühl nur die Verlockung zu ſeyn, mit der uns die unheimliche Geiſterwelt beſtrickt. Wir ſprachen erſt von uns erklärlichen Naturtönen und ihrer gräßlichen Wirkung auf unſere Sinne. Zuweilen vernehmen wir aber ſeltſamere Laute, deren Urſache uns durchaus unerforſchlich iſt, und die in uns ein tiefes Grauen erregen. Alle beſchwichtigende Gedanken, daß irgend ein verſtecktes Thier, die Zugluft oder ſonſt etwas jenen Ton auf ganz natürliche Art hervorbringen könne, hilft durchaus nichts. Jeder hat es wohl erfahren, daß in der Nacht das kleinſte Geräuſch, was in abgemeſſenen Pauſen wiederkehrt, allen Schlaf verjagt, und die innerliche Angſt ſteigert und ſteigert bis zur Verſtörtheit aller Sinne. — Vor einiger Zeit ſtieg ich auf der Reiſe in einem Gaſthof ab, deſſen Wirth mir ein hohes, freundliches Zimmer einräumte. Mitten in der Nacht erwachte ich plötzlich aus dem Schlafe. Der Mond warf ſeine hellen Strahlen durch die unverhüllten Fenſter, ſo daß ich alle Möbeln, auch den kleinſten Gegenſtand im Zimmer deutlich erkennen konnte. Da gab es einen Ton, wie wenn ein Regentropfen hinabfiele in ein metallnes Becken. Ich horchte auf! — In abgemeſſenen Pauſen kehrte der Ton wieder. Mein Hund, der ſich unter dem Bette gelagert, kroch hervor und ſchnupperte winſelnd und ächzend im Zimmer umher und kratzte bald an den Wänden, bald an dem Boden. Ich fühlte, wie

Eisſtröme mich durchglitten, wie kalte Schweißtropfen auf meiner Stirne hervortröpfelten. Doch, mich mit Gewalt ermannend, rief ich erſt laut, ſprang dann aus dem Bette und ſchritt vor bis in die Mitte des Zimmers. Da fiel der Tropfe dicht vor mir, ja wie durch mein Inneres nieder in das Metall, das in gellendem Laut erdröhnte. Uebermannt von dem tiefſten Entſetzen taumelte ich nach dem Bett, und barg mich halb ohnmächtig unter der Decke. Da war es, als wenn der immer noch in gemeſſenen Pauſen zurückkehrende Ton leiſer und immer leiſer hallend in den Lüften verſchwebe. Ich fiel in tiefen Schlaf, aus dem ich erſt am hellen Morgen erwachte, der Hund hatte ſich dicht an mich geſchmiegt, und ſprang erſt, als ich mich aufrichtete, herab vom Bette luſtig blaffend, als ſey auch ihm jetzt erſt alle Angſt entnommen. Mir kam der Gedanke, daß vielleicht mir nur die ganz natürliche Urſache jenes wunderbaren Klangs verborgen geblieben ſeyn könne, und ich erzählte dem Wirth mein wichtiges Abentheuer, deſſen Grauſen ich in allen Gliedern fühlte. Er werde, ſchloß ich, gewiß mir alles erklären können und habe Unrecht gethan, mich nicht darauf vorzubereiten. Der Wirth erblaßte, und bat mich um des Himmelswillen, doch niemanden mitzutheilen, was ſich in jenem Zimmer begeben, da er ſonſt Gefahr laufe, ſeine Nahrung zu verlieren. Mehrere Reiſende, erzählte er, hätten ſchon vormals über jenen Ton, den ſie in mondhellen Nächten vernommen, geklagt. Er habe alles auf das Genaueſte unterſucht, ja ſelbſt die Dielen in dieſem Zimmer und den anſtoßenden Zimmern aufreiſſen laſſen, ſo wie in der Nachbarſchaft emſig nachgeforſcht, ohne auch im Mindeſten der Urſache jenes grauenvollen Klangs auf die Spur kommen zu können. Schon ſeit beinahe Jahresfriſt ſey es ſtill geblieben, und er habe geglaubt, von dem böſen Spuk befreit zu ſeyn, der nun, wie er zu ſeinem großen Schrecken vernehmen müſſe, ſein unheimliches Weſen aufs Neue treibe. Unter keiner Bedingung werde er mehr irgend einen Gaſt in jenem verrufenen Zimmer beherbergen! —

Ach, ſprach Angelika, indem ſie ſich wie im Fieberfroſt ſchüttelte, das iſt ſchauerlich, das iſt ſehr ſchauerlich, nein ich wäre geſtorben, wenn mir dergleichen begegnet. Oft iſt es mir aber ſchon geſchehen, daß ich aus dem Schlaf plötzlich erwachend eine unbeſchreibliche innere Angſt empfand, als habe ich irgend etwas Entſetzliches erfahren. Und doch hatte ich auch nicht die leiſeſte Ahnung davon, ja nicht einmal die Erinnerung irgend eines fürchterlichen Traumes, vielmehr war es mir, als erwache ich aus einem völlig bewußtloſen todtähnlichen Zuſtande.

Dieſe Erſcheinung kenne ich wohl, fuhr Dagobert fort. Vielleicht deutet gerade das auf die Macht fremder pſychiſcher Einflüſſe, denen wir uns willkührlos hingeben müſſen. So wie die Somnambule ſich durchaus nicht ihres ſomnambulen Zuſtandes erinnert und deſſen, was ſich in demſelben mit ihr begeben, ſo kann vielleicht jene grauenhafte Angſt, deren Urſache uns verborgen bleibt, der Nachhall irgend eines gewaltigen Zaubers ſeyn, der uns uns ſelbſt entrückte.

Ich erinnere mich, ſprach Angelika, noch ſehr lebhaft, wie ich, es mögen wohl vier Jahre her ſeyn, in der Nacht meines vierzehnten Geburtstages in einem ſolchen Zuſtande erwachte, deſſen Grauen mich einige Tage hindurch lähmte. Vergebens rang ich aber darnach, mich auf den Traum zu beſinnen, der mich ſo entſetzt hatte. Deutlich bin ich mir bewußt, daß ich eben auch im Traum jenen ſchrecklichen Traum dieſem, jenem, vor allen aber meiner guten Mutter öfters erzählt habe, aber nur, daß ich jenen Traum erzählt hatte, ohne mich auf ſeinen Inhalt beſinnen zu können, war mir beim Erwachen erinnerlich. Dieſes wunderbare pſychiſche Phänomen, erwiederte Dagobert, hängt genau mit dem magnetiſchen Prinzip zuſammen. Immer ärger, rief die Obriſtin, immer ärger wird es mit unſerm Geſpräch, wir verlieren uns in Dinge, an die nur zu denken mir unerträglich iſt. Ich fordere Sie auf, Moritz, ſogleich etwas recht Luſtiges, Tolles zu erzählen, damit es nur mit den unheimlichen Spukgeſchichten einmal ende.

Wie gern, ſprach Moritz, wie gern will ich mich Ihrem Befehl, Frau Obriſtin, fügen, wenn es mir erlaubt iſt, nur noch einer einzigen ſchauerlichen Begebenheit zu gedenken, die mir ſchon lange auf den Lippen ſchwebt. Sie erfüllt in dieſem Augenblick mein Inneres ſo ganz und gar, daß es ein vergebliches Mühen ſeyn würde, von andern heitern Dingen zu ſprechen.

So entladen Sie ſich denn, erwiederte die Obriſtin, alles Schauerlichen, von dem Sie nun einmal befangen. Mein Mann muß bald heimkehren, und dann will ich in der That recht gern irgend ein Gefecht noch einmal mit Euch durchkämpfen, oder mit verliebtem Enthuſiasmus von ſchönen Pferden ſprechen hören, um nur aus der Spannung zu kommen, in die mich das ſpukhafte Zeug verſetzt, wie ich nicht läugnen mag.

In dem letzten Feldzuge, begann Moritz, machte ich die Bekanntſchaft eines ruſſiſchen Obriſtlieutenants, Liefländers von Geburt, kaum dreißig Jahre alt, die, da der Zufall es wollte, daß wir längere Zeit hindurch vereint dem Feinde gegenüber ſtanden, ſehr bald zur engſten Freundſchaft wurde. Bogislav, ſo war der Obriſtlieutenant mit Vornamen geheißen, hatte alle Eigenſchaften, um ſich überall die höchſte Achtung, die innigſte Liebe zu erwerben. Er war von hoher, edler Geſtalt, geiſtreichem, männlich ſchönem Antlitz, ſeltner Ausbildung, die Gutmüthigkeit ſelbſt, und dabei tapfer wie ein Löwe. Er konnte vorzüglich bei der Flaſche ſehr heiter ſeyn, aber oft übermannte ihn plötzlich der Gedanke an irgend etwas Entſetzliches, das ihm begegnet ſeyn mußte, und das die Spuren des tiefſten Grams auf ſeinem Geſicht zurück gelaſſen hatte. Er wurde dann ſtill, verließ die Geſellſchaft und ſtreifte einſam umher. Im Felde pflegte er Nachts raſtlos von Vorpoſten zu Vorpoſten zu reiten, nur nach der erſchöpfendſten Anſtrengung überließ er ſich dem Schlaf. Kam nun noch hinzu, daß er oft ohne dringende Noth ſich der drohendſten Gefahr ausſetzte, und den Tod in der Schlacht zu ſuchen ſchien, der ihn floh, da im härtſten Handgemenge ihn keine Kugel, kein Schwerdſtreich traf, ſo war es wohl gewiß, daß irgend ein unerſetzlicher Verluſt, ja wohl gar eine raſche That ſein Leben verſtört hatte.

Wir nahmen auf franzöſiſchem Gebiet ein befeſtigtes Schloß mit Sturm, und harrten dort ein paar Tage, um den erſchöpften Truppen Erholung zu gönnen. Die Zimmer, in denen ſich Bogislav einquartirt hatte, lagen nur ein paar Schritte von dem meinigen entfernt. In der Nacht weckte mich ein leiſes Pochen an meine Stubenthüre. Ich forſchte, man rief meinen Namen, ich erkannte Bogislavs Stimme, ſtand auf und öffnete. Da ſtand Bogislav vor mir im Nachtgewande, den Leuchter mit der brennenden Kerze in der Hand, entſtellt – bleich wie der Tod — bebend an allen Gliedern — keines Wortes mächtig! — Um des Himmelswillen — was iſt geſchehen – was iſt Dir, mein theuerſter Bogislav! So rief ich, führte den Ohnmächtigen zum Lehnſtuhl, ſchenkte ihm zwei – drei – Gläſer von dem ſtarken Wein ein, der gerade auf dem Tiſche ſtand, hielt ſeine Hand in der meinigen feſt, ſprach tröſtende Worte, wie ich nur konnte, ohne die Urſache ſeines entſetzlichen Zuſtandes zu wiſſen.

Bogislav erholte ſich nach und nach, ſeufzte tief auf und begann mit leiſer, hohler Stimme. Nein! — Nein! — Ich werde wahnſinnig, faßt mich nicht der Tod, dem ich mich ſehnend in die Arme werfe! — Dir, mein treuer Moritz, vertraue ich mein entſetzliches Geheimniß. — Ich ſagte Dir ſchon, daß ich mich vor mehreren Jahren in Neapel befand. Dort ſah ich die Tochter eines der angeſehenſten Häuſer und kam in glühende Liebe. Das Engelsbild gab ſich mir ganz hin, und von den Eltern begünſtigt wurde der Bund geſchloſſen, von dem ich alle Seligkeit des Himmels hoffte. Schon war der Hochzeittag beſtimmt, da erſchien ein ſizilianiſcher Graf, und drängte ſich zwiſchen uns mit eifrigen Bewerbungen um meine Braut. Ich ſtellte ihn zur Rede, er verhöhnte mich. Wir ſchlugen uns, ich ſtieß ihm den Degen durch den Leib. Nun eilte ich zu meiner Braut. Ich fand ſie in Thränen gebadet, ſie nannte mich den verruchten Mörder ihres Geliebten, ſtieß mich von ſich mit allen Zeichen des Abſcheus, ſchrie auf in troſtloſem Jammer, ſank ohnmächtig nieder wie vom giftigen Skorpion berührt, als ich ihre Hand faßte! — Wer ſchildert mein Entſetzen! Den Eltern war die Sinnesänderung ihrer Tochter ganz unerklärlich. Nie hatte ſie den Bewerbungen des Grafen Gehör gegeben. Der Vater verſteckte mich in ſeinem Pallaſt, und ſorgte mit großmüthigem Eifer dafür, daß ich unentdeckt Neapel verlaſſen konnte. Von allen Furien gepeitſcht, floh ich in einem Strich fort bis nach Petersburg! — Nicht die Untreue meiner Geliebten, nein! — ein furchtbares Geheimniß iſt es, das mein Leben verſtört! — Seit jenem unglücklichen Tage in Neapel verfolgt mich das Grauen, das Entſetzen der Hölle! — Oft bei Tage, doch öfter zur Nachtzeit vernehme ich bald aus der Ferne, bald dicht neben mir ein tiefes Todesächzen. Es iſt die Stimme des getödteten Grafen, die mein Innerſtes mit dem tiefſten Grauſen durchbebt. Durch den ſtärkſten Kanonendonner, durch das praßelnde Musketenfeuer der Bataillone, vernehme ich dicht vor meinen Ohren den gräßlichen Jammerton, und alle Wuth, alle Verzweiflung des Wahnſinns erwacht in meinem Buſen! — Eben in dieſer Nacht — Bogislav hielt inne und mich, wie ihn, faßte das Entſetzen, denn ein lang ausgehaltener herzzerſchneidender Jammerton ließ ſich, wie vom Gange herkommend, vernehmen. Dann war es, als raffe ſich jemand ächzend und ſtöhnend mühſam vom Boden empor, und nahe ſich ſchweren, unſichern Trittes. Da erhob ſich Bogislav plötzlich von aller Kraft beſeelt vom Lehnſtuhl und rief, wilde Gluth in den Augen, mit donnernder Stimme: Erſcheine mir, Verruchter! wenn Du es vermagſt — ich nehm' es auf mit Dir und mit allen Geiſtern der Hölle, die Dir zu Gebote ſtehn — Nun geſchah ein gewaltiger Schlag. —

In dem Augenblick ſprang die Thüre des Saals auf mit dröhnendem Geraſſel.

— So wie Ottmar dieſe Worte las,

ſprang auch die Thüre des Gartenſaals wirklich dröhnend auf und die Freunde erblickten eine dunkle verhüllte Geſtalt, die ſich langſam mit unhörbaren Geiſterſchritten nahte. Alle ſtarrten etwas entſetzt hin, jedem ſtockte der Athem.

„Iſt es recht, ſchrie endlich Lothar, als der volle Schein der Lichter der Geſtalt ins Geſicht fiel und den Freund Cyprianus erkennen ließ, iſt es recht, ehrbare Leute foppen zu wollen mit ſchnöder Geiſterſpielerei? — Doch ich weiß es, Cyprian, du begnügſt Dich nicht mit Geiſtern und allerlei ſeltſamen Viſionen und tollem Spuk zu handthieren, Du möchteſt ſelbſt gern manchmal ein Spuk, ein Geſpenſt ſeyn. Aber ſage, wo kamſt Du ſo plötzlich her, wie haſt Du uns hier auffinden können? Ja! das ſage, das ſage! wiederholten Ottmar und Lothar.

Ich komme, begann Cyprian, heute von meiner Reiſe zurück, ich laufe zu Theodor, zu Lothar, zu Ottmar, keinen treffe ich an! In vollem Unmuth renne ich heraus ins Freie und der Zufall will, daß ich, nach der

Stadt zurückkehrend, den Weg einſchlage, der bei dem Gartenhauſe dicht vorbeiführt. Es iſt mir, als höre ich eine wohlbekannte Stimme, ich gucke durchs Fenſter und erblicke meine würdigen Serapionsbrüder und höre meinen Ottmar den unheimlichen Gaſt vorleſen.

Wie, unterbrach Ottmar den Freund, wie Du kennſt ſchon meine Geſchichte?

Du vergiſſeſt, fuhr Cyprian fort, daß Du die Ingredienzien zu dieſer Erzählung von mir ſelbſt empfingeſt. Ich bin es, der Dich mit der Teufelsſtimme, mit der Luftmuſik bekannt machte, der Dir ſogar die Idee der Erſcheinung des unheimlichen Gaſtes gab, und ich bin begierig, wie Du mein Thema ausgeführt haſt. Uebrigens werdet Ihr finden, daß als Ottmar die Thüre des Saals aufſpringen ließ, ich nothwendig ein Gleiches thun und Euch erſcheinen müßte.

Doch, nahm Theodor das Wort, doch gewiß nicht als unheimlicher Gaſt, ſondern als treuer Serapionsbruder, der, unerachtet er mich, wie ich gern geſtehen will, nicht wenig erſchreckt hat, mir tauſendmal willkommen ſeyn ſoll.

Und wenn, ſprach Ottmar, er durchaus heute ein Geiſt ſeyn will, ſo ſoll er wenigſtens nicht zu den unruhigen Geiſtern gehören, ſondern ſich niederlaſſen Thee trinkend, ohne zu ſehr mit der Taſſe zu klappern, dem Freunde Ottmar zuhorchen, auf deſſen Geſchichte ich um ſo begieriger bin, da er diesmal ein ihm gegebenes fremdes Thema bearbeitet hat.

Auf Theodor, der von ſeiner Krankheit her noch ſehr reizbar, hatte der Scherz des Freundes in der That mehr gewirkt als dienlich. Er war todtenbleich und man gewahrte, daß er ſich einige Gewalt anthun mußte, um heiter zu ſcheinen.

Cyprian bemerkte dies und war nun über das, was er begonnen, nicht wenig betreten. In der That, ſprach er, ich dachte nicht daran, daß mein theurer Freund kaum von einer böſen Krankheit erſtanden. Ich handelte gegen meinen eignen Grundſatz, welcher total verbietet, dergleichen Scherz zu

trei-

treiben, da es ſich oft ſchon begeben, daß der fürchterliche Ernſt der Geiſterwelt eingriff in dieſen Scherz und das Entſetzliche gebahr. Ich erinnere mich zum Beiſpiel —

Halt, halt, rief Lothar, ich leide durchaus keine längere Unterbrechung. Cyprian ſteht im Begriff, uns nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe zu entführen in ſeinem einheimiſchen ſchwarzen Zauberwald. Ich bitte Dich, Ottmar, fahre fort.

Ottmar las weiter: Hinein trat ein Mann von Kopf bis zu Fuß ſchwarz gekleidet, bleichen Antlitzes, ernſten, feſten Blickes. Er nahte ſich mit dem edelſten Anſtande der vornehmen Welt der Obriſtin, und bat in gewählten Ausdrücken um Verzeihung, daß er früher geladen, ſo ſpät komme, ein Beſuch, den er nicht los werden können, habe ihn zu ſeinem Verdruß aufgehalten. — Die Obriſtin, nicht fähig, ſich von dem jähen Schreck zu erholen, ſtammelte einige unvernehmliche Worte, die ungefähr andeuten ſollten, der Fremde möge Platz nehmen. Er rückte einen Stuhl dicht neben der Obriſtin, Angelika gegenüber, hin, ſetzte ſich, ließ ſeinen Blick den Kreis durchlaufen. Keiner vermochte, wie gelähmt, ein Wort hervorzubringen. Da begann der Fremde: doppelt müſſe er ſich entſchuldigen, einmal daß er in ſo ſpäter Stunde, und dann daß er mit ſo vielem Ungeſtüm eingetreten ſey. Nicht ſeine Schuld ſey aber auch das letzte, da nicht er, ſondern der Diener, den er auf den Vorſaal getroffen, die Thüre ſo heftig aufgeſtoßen. Die Obriſtin, mit Mühe das unheimliche Gefühl, von dem ſie ergriffen, bekämpfend, fragte, wen ſie bei ſich zu ſehen das Vergnügen habe. Der Fremde ſchien die Frage zu überhören auf Margueriten achtend, die, in ihrem ganzen Weſen plötzlich verändert, laut auflachte, dicht an den Fremden hinantänzelte, und immerfort kichernd auf franzöſiſch erzählte, daß man ſich eben in den ſchönſten Spukgeſchichten verluſtigt, und daß nach dem Willen des Herrn Rittmeiſters eben ein böſes Geſpenſt erſcheinen ſollen, als er, der Fremde, hineingetreten. Die Obriſtin, das Unſchickliche fühlend, den Fremden, der ſich als eingeladen angekündigt, nach Stand und Namen zu fragen, mehr aber noch von ſeiner Gegenwart beängſtigt, wiederholte nicht ihre Frage, verwies Margueriten nicht ein Betragen, das beinahe den Anſtand verletzte. Der Fremde machte Margueritens Geſchwätz ein Ende, indem er ſich zur Obriſtin, dann zu den übrigen wendend von irgend einer gleichgültigen Begebenheit zu ſprechen begann, die ſich gerade am Orte zugetragen. Die Obriſtin antwortete, Dagobert verſuchte ſich ins Geſpräch zu miſchen, das endlich in einzelnen abgebrochenen Reden mühſam fortſchlich. Und dazwiſchen trillerte Marguerite einzelne Couplets franzöſiſcher Chanſons und figurirte, als beſönne ſie ſich auf die neueſten Touren einer Gavotte, während die andern ſich nicht zu regen vermochten. Jeder fühlte ſeine Bruſt beengt, jeden drückte wie eine Gewitterſchwüle die Gegenwart des Fremden, Jedem erſtarb das Wort auf den Lippen, wenn er in das todtbleiche Antlitz des unheimlichen Gaſtes ſchaute. Und doch hatte dieſer in Ton und Gebehrde durch aus nichts Ungewöhnliches, vielmehr zeigte ſein ganzes Betragen den vielerfahrnen gebildeten Weltmann. Der fremde ſcharfe Accent, mit dem er deutſch und franzöſiſch ſprach, ließ mit Recht ſchließen, daß er weder ein Deutſcher, noch ein Franzoſe ſeyn konnte.

Auf athmete die Obriſtin, als endlich Reuter vor dem Hauſe hielten, und die Stimme des Obriſten ſich vernehmen ließ.

Bald darauf trat der Obriſt in den Saal. So wie er den Fremden erblickte, eilte er auf ihn zu und rief: Herzlich willkommen in meinem Hauſe, lieber Graf! – Auf das Herzlichſte willkommen. Dann ſich zur Obriſtin wendend. Graf S—i, ein theurer, treuer Freund, den ich mir im tiefen Norden erwarb, und im Süden wiederfand.

Die Obriſtin, der nun erſt alle Bangigkeit entnommen, verſicherte dem Grafen mit anmuthigem Lächeln, nur der Schuld ihres Mannes, der unterlaſſen, ſie auf ſeinen Beſuch vorzubereiten, habe er es beizumeſſen, wenn er vielleicht etwas ſeltſam und gar nicht auf die Weiſe, wie es dem vertrauten Freunde gebühre, empfangen worden: Dann erzählte ſie dem Obriſten, wie den ganzen Abend über von nichts anderm, als von Spukereien und unheimlichem Weſen die Rede geweſen ſey, wie Moritz eine ſchauerliche Geſchichte erzählt, die ihm und einem ſeiner Freunde begegnet, wie eben in dem Augenblick, als Moritz geſprochen: Nun geſchah ein entſetzlicher Schlag, die Thüre des Saals aufgeſprungen und der Graf eingetreten ſey.

Allerliebſt! rief der Obriſt laut lachend, allerliebſt, man hat Sie, lieber Graf, für ein Geſpenſt gehalten! In der That mir ſcheint, als wenn meine Angelika noch einige Spuren des Schrecks im Geſicht trüge, als wenn der Rittmeiſter ſich noch nicht ganz von den Schauern ſeiner Geſchichte erholen könnte, ja als wenn ſogar Dagobert ſeine Munterkeit verloren. Sagen Sie, Graf! iſt es nicht arg, Sie für einen Spuk, für einen ſchnöden Revenant zu nehmen?

Sollte ich, erwiederte der Graf mit ſeltſamen Blick, ſollte ich vielleicht etwas Geſpenſtiſches an mir tragen? — Man ſpricht ja jetzt viel von Menſchen, die auf Andere vermöge eines beſondern pſychiſchen Zaubers einzuwirken vermögen, daß ihnen ganz unheimlich zu Muthe werden ſoll. Vielleicht bin ich gar ſolchen Zaubers mächtig.

Sie ſcherzen, lieber Graf, nahm die Obriſtin das Wort, aber wahr iſt es, daß man jetzt wieder Jagd macht auf die wunderlichſten Geheimniſſe.

So wie, erwiederte der Graf, ſo wie man überhaupt wieder an Ammenmährchen und wunderlichen Einbildungen kränkelt. Ein Jeder hüte ſich vor dieſer ſonderbaren Epidemie. — Doch ich unterbrach den Herrn Rittmeiſter bei dem ſpannendſten Punkt ſeiner Erzählung und bitte ihn, da niemand von ſeinen Zuhörern den Schluß — die Auflöſung gern miſſen würde, fortzufahren.

Dem Rittmeiſter war der fremde Graf nicht nur unheimlich, ſondern recht im Grunde der Seele zuwider. Er fand in ſeinen Worten zumal, da er recht fatal dabei lächelte, etwas Verhöhnendes und erwiederte mit flammendem Blick und ſcharfem Ton, daß er befürchten müſſe, durch ſein Ammenmährchen die Heiterkeit, die der Graf in den düſter geſtimmten Zirkel gebracht, zu verſtören, er wolle daher lieber ſchweigen.

Der Graf ſchien nicht ſonderlich des Rittmeiſters Worte zu beachten. Mit der goldenen Doſe, die er zur Hand genommen, ſpielend, wandte er ſich an den Obriſten mit der Frage, ob die aufgeweckte Dame nicht eine geborne Franzöſin ſey?

Er meinte Margueriten, die immerfort trällernd im Saal herumhüpfte. Der Obriſt trat an ſie heran und fragte halblaut, ob ſie wahnſinnig geworden? Marguerite ſchlich erſchrocken an den Theetiſch, und ſetzte ſich ſtill hin.

Der Graf nahm nun das Wort und erzählte auf anziehende Weiſe von dieſem, jenem, was ſich in kurzer Zeit begeben. — Dagobert vermochte kaum ein Wort herauszubringen. Moritz ſtand da über und über roth, mit blitzenden Augen, wie das Zeichen zum Angriff erwartend. Angelika ſchien ganz in die weibliche Arbeit vertieft, die ſie begonnen, ſie ſchlug kein Auge auf! — Man ſchied in vollem Mißmuth auseinander.

Du biſt ein glücklicher Menſch, rief Dagobert, als er ſich mit Moritz allein befand, zweifle nicht länger, daß Angelika Dich innig liebt. Tief habe ich es heute in ihren Blicken erſchaut, daß ſie ganz und gar in Liebe iſt zu Dir. Aber der Teufel iſt immer geſchäftig und ſäet ſein giftiges Unkraut unter den ſchön blühenden Weizen. Marguerite iſt entbrannt in toller Leidenſchaft. Sie liebt Dich mit allem wüthenden Schmerz, wie er nur ein brünſtiges Gemüth zerreißen kann. Ihr heutiges wahnſinniges Beginnen war der nicht niederzukämpfende Ausbruch der raſendſten Eiferſucht. Als Angelika das Tuch fallen ließ, als Du es ihr reichteſt, als Du ihre Hand küßteſt, kamen die Furien der Hölle über die arme Marguerite. Und daran biſt Du Schuld. Du bemühteſt Dich ſonſt mit aller möglichen Galanterie um die bildhübſche Franzöſin. Ich weiß, daß Du immer nur Angelika meinteſt, daß alle Huldingungen, die Du an Margueriten verſchwendeteſt, nur ihr galten, aber die falſch gerichteten Blitze trafen und zündeten. — Nun iſt das Unheil da und ich weiß in der That nicht, wie das Ding enden ſoll ohne ſchrecklichen Tumult und gräßlichen Wirrwarr! —

Geh doch nur, erwiederte der Rittmeiſter, geh doch nur mit Margueriten. Liebt mich Angelika wirklich — ach! woran ich wohl noch zweifle — ſo bin ich glücklich und ſelig, und frage nichts nach allen Margueriten in der Welt mit ſammt ihrer Tollheit! Aber eine andere Furcht iſt in mein Gemüth gekommen! Dieſer fremde unheimliche Graf, der wie ein dunkles düſtres Geheimniß eintrat, der uns alle verſtörte, ſcheint er nicht ſich recht feindlich zwiſchen uns zu ſtellen? — Es iſt mir, als träte aus dem tiefſten Hintergrunde eine Erinnerung — faſt möcht' ich ſagen — ein Traum hervor, der mir dieſen Grafen darſtellt unter grauenvollen Umſtänden! Es iſt mir, als müſſe da, wo er ſich hinwendet, irgend ein entſetzliches Unheil von ihm beſchworen aus dunkler Nacht vernichtend hervorblitzen. — Haſt Du wohl bemerkt, wie oft ſein Blick auf Angelika ruhte, und wie dann ein fahles Roth ſeine bleichen Wangen färbte, und ſchnell wieder verſchwand? Auf meine Liebe hat es der Unhold abgeſehen, darum klangen die Worte, die er an mich richtete, ſo höhnend, aber ich ſtelle mich ihm entgegen auf den Tod!

Dagobert nannte den Grafen einen geſpenſtiſchen Patron, dem man aber keck unter die Augen treten müſſe, doch vielleicht ſey auch, meinte er, viel weniger dahinter, als man glaube und alles unheimliche Gefühl nur der beſondern Spannung zuzuſchreiben, in der man ſich befand, als der Graf eintrat. „Laß uns, ſo ſchloß Dagobert, allem verſtörenden Weſen mit feſtem Gemüth, mit unwandelbarem Vertrauen auf das Leben begegnen. Keine finſtere Macht wird das Haupt beugen, was ſich kräftig und mit heiterm Muth emporhebt! —“

Längere Zeit war vergangen. Der Graf hatte ſich, immer öfter und öfter das Haus des Obriſtin beſuchend, beinahe unentbehrlich gemacht. Man war darüber einig, daß der Vorwurf des unheimlichen Weſens auf die zurückfalle, die ihm dieſen Vorwurf gemacht. „Konnte, ſprach die Obriſtin, konnte der Graf nicht mit Recht uns ſelbſt mit unſern blaſſen Geſichtern, mit unſerm ſeltſamen Betragen unheimliche Leute nennen?“ — Der Graf entwickelte in jedem Geſpräch einen Schatz der reichhaltigſten Kenntniſſe, und ſprach er, Italiener von Geburt, zwar im fremden Accent, ſo war er doch des geübteſten Vortrags vollkommen mächtig. Seine Erzählungen riſſen in lebendigem Feuer unwiderſtehlich hin, ſo daß ſelbſt Moritz und Dagobert, ſo feindlich ſie gegen den Fremden geſinnt, wenn er ſprach und über ſein blaſſes, aber ſchön geformtes ausdrucksvolles Geſicht ein anmuthiges Lächeln flog, allen Groll vergaßen, und wie Angelika, wie alle übrige, an ſeinen Lippen hingen.

Des Obriſten Freundſchaft mit dem Grafen war auf eine Weiſe entſtanden, die dieſen als den edelmüthigſten Mann darſtellte. Im tiefen Norden führte beide der Zufall zuſammen, und hier half der Graf den Obriſten auf die uneigennützigſte Weiſe aus einer Verlegenheit, die was Geld und Gut, ja was den guten Ruf und die Ehre betrifft, die verdrüßlichſten Folgen hätte haben können. Der Obriſt, tief fühlend was er dem Grafen verdankte, hing an ihm mit ganzer Seele.

Es iſt, ſprach der Obriſt eines Tages zu der Obriſtin, als ſie ſich eben allein befanden, es iſt nun an der Zeit, daß ich Dir ſage, was es mit dem Hierſein des Grafen für eine tiefere Bewandniß hat. — Du weißt, daß wir, ich und der Graf in P., wo ich mich vor vier Jahren befand, uns immer enger und enger an einander geſchloſſen, ſo daß wir zuletzt zuſammen in an einander ſtoßenden Zimmern wohnten. Da geſchah es, daß der Graf mich einſt an einem frühen Morgen beſuchte, und auf meinem Schreibtiſch das kleine Miniatur-Bild Angelikas gewahrte, das ich mitgenommen. So wie er es ſchärfer anblickte, gerieth er auf ſeltſame Weiſe außer aller Faſſung. Nicht vermögend, mir zu antworten, ſtarrte er es an, er konnte den Blick nicht mehr davon abwenden, er rief begeiſtert aus: Nie habe er ein ſchöneres, herrliches Weib geſehen, nie habe er gefühlt, was Liebe ſey, die erſt jetzt tief in ſeinem Herzen in lichten Flammen aufgelodert. Ich ſcherzte über die wunderbare Wirkung des Bildes, ich nannte den Grafen einen neuen Kalaf und wünſchte ihm Glück, daß meine gute Angelika wenigſtens keine Turandot ſey. Endlich gab ich ihm nicht undeutlich zu verſtehen, daß in ſeinen Jahren, da er, wenn auch nicht gerade im Alter vorgerückt, doch kein Jüngling mehr zu nennen, mich dieſe romantiſche Art, ſich urplötzlich in ein Bild zu verlieben, ein wenig befremde. Nun ſchwor er aber mit Heftigkeit, ja mit allen Zeichen des leidenſchaftlichen Wahnſinns, wie er ſeiner Nation eigen, daß er Angelika unausſprechlich liebe und daß ich, ſolle er nicht in den tiefſten Abgrund der Verzweiflung ſtürzen, ihm erlauben müſſe, ſich um Angelikas Liebe, um ihre Hand zu bewerben. Deshalb iſt nun der Graf hieher und in unſer Haus gekommen. Er glaubt der Zuneigung Angelikas gewiß zu ſeyn, und hat geſtern ſeine Bewerbung förmlich bei mir angebracht. Was hältſt Du von der Sache?

Die Obriſtin wußte ſelbſt nicht, warum des Obriſten letzte Worte ſie wie ein jäher Schreck durchbebten. Um des Himmels willen, rief ſie, der fremde Graf unſere Angelika?

Fremd, erwiederte der Obriſte mit verdüſterter Stirn, der Graf fremd, dem ich Ehre, Freiheit, ja vielleicht das Leben ſelbſt verdanke? — Ich geſtehe ein, daß er im hohen Mannesalter, vielleicht Rückſichts der Jahre, nicht ganz für unſer blutjunges Täubchen paßt, aber er iſt ein edler Menſch, und dabei reich — ſehr reich —

Und ohne Angelika zu fragen? fiel ihm die Obriſtin ins Wort, und ohne Angelika zu fragen, die vielleicht gar nicht ſolche Neigung zu ihm hegt, als er ſich in verliebter Thorheit einbildet.

Habe ich, rief der Obriſt, indem er vom Stuhle aufſprang, und ſich mit glühenden Augen vor die Obriſtin hinſtellte, habe ich Dir jemals Anlaß gegeben, zu glauben, daß ich, ein toller, tyranniſcher Vater, mein liebes Kind auf ſchnöde Weiſe verkuppeln könnte? — Aber mit Euren romanhaften Empfindeleien und Euren Zartheiten bleibt mir vom Halſe. Es iſt gar nichts Ueberſchwengliches, das tauſend phantaſtiſche Dinge vorausſetzt, wenn ſich ein Paar heirathet! — Angelika iſt ganz Ohr, wenn der Graf ſpricht, ſie blickt ihn an mit der freundlichſten Güte, ſie erröthet, wenn er die Hand, die ſie gern in der ſeinigen läßt, an die Lippen drückt. So ſpricht ſich bei einem unbefangenen Mädchen die Zuneigung aus, die den Mann wahrhaft beglückt. Es bedarf keiner romanesker Liebe, die manchmal auf recht verſtörende Weiſe in Euren Köpfen ſpukt!

Ich glaube, nahm die Obriſtin das Wort, ich glaube, daß Angelikas Herz nicht mehr ſo frei iſt, als ſie vielleicht noch ſelbſt wähnen mag.

Was? — rief der Obriſt erzürnt, und wollte eben heftig losbrechen, in dem Augenblick ging die Thüre auf, und Angelika trat ein mit dem holdſeligſten Himmelslächeln der unbefangenſten Unſchuld.

Der Obriſt, plötzlich von allem Unmuth, von allem Zorn verlaſſen, ging auf ſie zu, küßte ſie auf die Stirn, faßte ihre Hand, führte ſie in den Seſſel, ſetzte ſich traulich hin dicht neben das liebe ſüße Kind. Nun ſprach er von dem Grafen, rühmte ſeine edle Geſtalt, ſeinen Verſtand, ſeine Sinnesart, und fragte dann, ob Angelika ihn wohl leiden möge? Angelika erwiederte, daß der Graf anfangs ihr gar fremd und unheimlich erſchienen ſey, daß ſie dieß Gefühl aber ganz überwunden und ihn jetzt recht gern ſähe! —

Nun, rief der Obriſt voller Freude, nun, dem Himmel ſey es gedankt, ſo mußt' es kommen zu meinem Troſt, zu meinem Heil! — Graf S — i, der edle Mann liebt Dich, mein holdes Kind, aus dem tiefſten Grunde ſeiner Seele, er bewirbt ſich um

Deine Hand, Du wirſt ſie ihm nicht verweigern — kaum ſprach aber der Obriſt dieſe Worte, als Angelika mit einem tiefen Seufzer wie ohnmächtig zurückſank Die Obriſtin faßte ſie in ihre Arme, indem ſie einen bedeutenden Blick auf den Obriſten warf, der verſtummt das arme todtbleiche Kind anſtarrte. — Angelika erholte ſich, ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen, ſie rief mit herzzerſchneidender Stimme: der Graf — der ſchreckliche Graf! — Nein, nein — nimmermehr! —

Mit aller Sanftmuth fragte der Obriſt einmal über das andere, warum in aller Welt der Graf ihr ſo ſchrecklich ſey? Da geſtand Angelika, in dem Augenblick, als der Obriſt es ausgeſprochen, daß der Graf ſie liebe, ſey ihr mit vollem Leben der fürchterliche Traum in die Seele gekommen, den ſie vor vier Jahren in der Nacht ihres vierzehnten Geburtstages geträumt und aus dem ſie in entſetzlicher Todesangſt erwacht, ohne ſich auf ſeine Bilder auch nur im Mindeſten beſinnen zu können. „Es war mir, ſprach An=

gelika, als durchwandle ich einen ſehr anmuthigen Garten, in dem fremdartige Büſche und Blumen ſtanden. Plötzlich ſtand ich vor einem wunderbaren Baum mit dunklen Blättern und großen, ſeltſam duftenden Blüten beinahe dem Hollunder ähnlich. Der rauſchte mit ſeinen Zweigen ſo lieblich, und winkte mir zu, wie mich einladend in ſeine Schatten. Von unſichtbarer Kraft unwiderſtehlich hingezogen, ſank ich hin auf die Raſen unter dem Baume. Da war es, als gingen ſeltſame Klagelaute durch die Lüfte und berührten, wie Windeshauch, den Baum, der in bangen Seufzern aufſtöhnte. Mich befing ein unbeſchreibliches Weh, ein tiefes Mitleid regte ſich in meiner Bruſt, ſelbſt wußte ich nicht weshalb. Da fuhr plötzlich ein brennender Strahl in mein Herz, wie es zerſpaltend! — Der Schrei, den ich ausſtoßen wollte, konnte ſich nicht der, mit namenloſer Angſt belaſteten Bruſt entwinden, er wurde zum dumpfen Seufzer. Der Strahl, der mein Herz durchbohrt, war aber der Blick eines menſchlichen Augenpaars, das mich aus dem dunklen Gebüſch anſtarrte. In dem Augenblick ſtanden die Augen dicht vor mir, und eine ſchneeweiße Hand wurde ſichtbar, die Kreiſe um mich her beſchrieb. Und immer enger und enger wurden die Kreiſe und umſpannen mich mit Feuerfaden, daß ich zuletzt in dem dichten Geſpinnſt mich nicht regen und bewegen konnte. Und dabei war es, als erfaſſe nun der furchtbare Blick der entſetzlichen Augen mein innerſtes Weſen und bemächtige ſich meines ganzen Seyns; der Gedanke, an dem es nur noch, wie an einer ſchwachen Faſer, hing, war mir marternde Todesangſt. Der Baum neigte ſeine Blüten tief zu mir herab und aus ihnen ſprach die liebliche Stimme eines Jünglings: Angelika, ich rette Dich – ich rette Dich! — Aber —

Angelika wurde unterbrochen; man meldete den Rittmeiſter von P., der den Obriſten in Geſchäften ſprechen wollte. So wie Angelika des Rittmeiſters Namen nennen hörte, rief ſie, indem ihr aufs Neue die Thränen aus den Augen ſtrömten, mit dem

Ausdruck des ſchneidendſten Wehs, mit der Stimme, die nur aus der vom tiefſten Liebesſchmerz wunden Bruſt ſtöhnt; Moritz — ach Moritz! —

Der Rittmeiſter hatte eintretend dieſe Worte gehört. Er erblickte Angelika, in Thränen gebadet, die Arme nach ihm ausſtreckend. Wie außer ſich ſtieß er das Kaskett vom Haupte, daß es klirrend zu Boden fiel, ſtürzte Angelika zu Füßen, faßte ſie, als ſie von Wonne und Schmerz übermannt niederſank, in ſeine Arme, drückte ſie mit Inbrunſt an ſeine Bruſt. — Der Obriſt betrachtete ſprachlos vor Erſtaunen die Gruppe. „Ich habe geahnet, lispelte die Obriſtin leiſe, ich habe es geahnet, daß ſie ſich lieben, aber ich wußte kein Wort davon.“

Rittmeiſter von R., fuhr nun der Obriſt zornig heraus, was haben Sie mit meiner Tochter?

Moritz, ſchnell zu ſich ſelbſt kommend, ließ die halbtodte Angelika ſanft in den Lehnſtuhl nieder, dann raffte er das Kaskett vom Boden auf, trat gluthroth im Antlitz mit niedergeſenktem Blick vor den Obriſten hin, und verſicherte auf Ehre, daß er Angelika unausſprechlich, aus der Tiefe ſeines Herzens liebe, daß aber auch bis zu dieſem Augenblick nicht das leiſeſte Wort, das einem Geſtändniſſe ſeines Gefühls gleiche, über ſeine Lippen gekommen ſey. Nur zu ſehr habe er gezweifelt, daß Angelika ſein Gefühl erwiedern könne. Erſt dieſer Moment, deſſen Anlaß er nicht zu ahnen vermöge, habe ihm alle Seligkeit des Himmels erſchloſſen, und er hoffe nicht von dem edelmüthigſten Mann, von dem zärtlichſten Vater zurückgeſtoßen zu werden, wenn er ihn anflehe, einen Bund zu ſegnen, den die reinſte, innigſte Liebe geſchloſſen.

Der Obriſt maß den Rittmeiſter, maß Angelika mit finſtern Blicken, dann ſchritt er, die Arme über einander geſchlagen, im Zimmer ſchweigend auf und ab, wie einer, der ringt, irgend einen Entſchluß zu faſſen. Er blieb ſtehen vor der Obriſtin, die Angelika in die Arme genommen und ihr tröſtend zuredete: „Was für einen Bezug, ſprach er dumpf mit zurückgehaltenem Zorn, was für einen Bezug hat Dein alberner Traum auf den Grafen?“

Da warf ſich Angelika ihm zu Füßen, küßte ſeine Hände, benetzte ſie mit Thränen, ſprach mit halberſtickter Stimme: Ach mein Vater! — mein geliebteſter Vater, jene entſetzlichen Augen, die mein Innerſtes erfaßten, es waren die Augen des Grafen; ſeine geſpenſtiſche Hand umwob mich mit dem Feuergeſpinnſt! — Aber die tröſtende Jünglingsſtimme, die mir zurief aus den duftenden Blüten des wunderbaren Baums — das war Moritz — mein Moritz!

Dein Moritz? rief der Obriſt, indem er ſich raſch umwandte, ſo daß Angelika beinahe zu Boden geſtürzt. Dann ſprach er dumpf vor ſich hin: Alſo kindiſchen Einbildungen, verſtohlner Liebe wird der weiſe Beſchluß des Vaters, die Bewerbung eines edlen Mannes geopfert! — Wie zuvor ſchritt er nun ſchweigend im Zimmer auf und ab. Endlich zu Moritz: Rittmeiſter von R., Sie wiſſen, wie hoch ich Sie achte, keinen liebern Eidam, als eben

Sie, hätte ich mir gewünſcht, aber ich gab mein Wort dem Grafen von S—i, dem ich verpflichtet bin, wie es nur ein Menſch ſeyn kann dem andern. Doch glauben Sie ja nicht, daß ich den eigenſinnigen tyranniſchen Vater ſpielen werde. Ich eile hin zum Grafen, ich entdecke ihm Alles. Ihre Liebe wird mir eine blutige Fehde, vielleicht das Leben koſten, doch es ſey nun einmal ſo ich gebe mich! — Erwarten Sie hier meine Zurückkunft! —

Der Rittmeiſter verſicherte mit Begeiſterung, daß er lieber hundertmal in den Tod gehen, als dulden werde, daß der Obriſt ſich auch nur der mindeſten Gefahr ausſetze. Ohne ihm zu antworten, eilte der Obriſt von dannen.

Kaum hatte der Obriſt das Zimmer verlaſſen, als die Liebenden im Uebermaaß des Entzückens ſich in die Arme fielen, und ſich ewige unwandelbare Treue ſchworen. Dann verſicherte Angelika, erſt in dem Augenblick, als der Obriſt ſie mit der Bewerbung des Grafen bekannt gemacht, habe ſie es in der tiefſten Seele gefühlt, wie unausſprechlich ſie Moritz liebe, und daß ſie lieber ſterben, als eines andern Gattin werden könne. Es ſey ihr geweſen, als wiſſe ſie ja längſt, daß auch Moritz ſie eben ſo ſehr liebe. Nun erinnerten ſich beide jedes Augenblicks, in dem ſie ihre Liebe verrathen, und waren entzückt, alles Widerſpruchs, alles Zorns des Obriſten vergeſſend, und jauchzten wie frohe ſelige Kinder. Die Obriſtin, die die aufkeimende Liebe längſt bemerkt und mit vollem Herzen Angelikas Neigung billigte, gab tief gerührt ihr Wort, ihrer Seits Alles aufzubieten, daß der Obriſt abſtehe von einer Verbindung, die ſie, ſelbſt wiſſe ſie nicht warum, verabſcheue.

Es mochte eine Stunde vergangen ſeyn, als die Thüre aufging, und zum Erſtaunen aller, der Graf S i eintrat. Ihm folgte der Obriſt mit leuchtenden Blicken. Der Graf näherte ſich Angeliken, ergriff ihre Hand, blickte ſie mit bitterm ſchmerzlichem Lächeln an Angelika bebte zuſammen und murmelte kaum hörbar einer Ohnmacht nahe: Ach — dieſe Augen! —

Sie verblaſſen, begann nun der Graf, Sie verblaſſen, mein Fräulein, wie damals, als ich zum erſtenmal in dieſen Kreis trat. — Bin ich Ihnen denn wirklich ein grauenhaftes Geſpenſt? — Nein! — entſetzen Sie ſich nicht, Angelika! fürchten Sie nichts von einem harmloſen Mann, der Sie mit allem Feuer, mit aller Inbrunſt des Jünglings liebte, der nicht wußte, daß Sie Ihr Herz verſchenkt, der thörigt genug war, ſich um Ihre Hand zu bewerben. — Nein! — ſelbſt das Wort des Vaters giebt mir nicht das kleinſte Recht auf eine Seligkeit, die Sie nur zu ſpenden vermögen. Sie ſind frei, mein Fräulein! — Selbſt mein Anblick ſoll Sie nicht mehr an die trüben Augenblicke erinnern, die ich Ihnen bereitet. Bald, vielleicht morgen ſchon kehre ich zurück in mein Vaterland! — Moritz — mein Moritz, rief Angelika im Jubel der höchſten Wonne, und warf ſich dem Geliebten an die Bruſt. Durch alle Glieder zuckte es dem Grafen, ſeine Augen glühten auf in ungewöhnlichem Feuer, ſeine Lippen bebten, er ſtieß einen leiſen unartikulirten Laut aus. Sich ſchnell zur Obriſtin mit einer gleichgültigen Frage wendend, gelang es ihm, ſein aufwallendes Gefühl niederzukämpfen.

Aber der Obriſt rief einmal über das andere: Welch ein Edelmuth! — welch hoher Sinn! wer gleicht dieſem herrlichen Mann! — meinem Herzensfreunde immerdar! — Dann drückte er den Rittmeiſter, Angelika, die Obriſtin an ſein Herz, und verſicherte lachend, er wolle nun von dem garſtigen Complott, das ſie im Augenblick gegen ihn geſchmiedet, nichts weiter wiſſen, und hoffe übrigens, daß Angelika fürder nicht mehr Leid erfahren werde von geſpenſtiſchen Augen.

Es war hoher Mittag worden, der Obriſt lud den Rittmeiſter, den Grafen ein, das Mahl bei ihm einzunehmen. Man ſchickte hin nach Dagobert, der ſich bald in voller Freude und Fröhlichkeit einſtellte.

Als man ſich zu Tiſche ſetzen wollte, fehlte Marguerite. Es hieß, daß ſie ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen und erklärt habe, ſie fühle ſich krank und ſey unfähig in der

Geſellſchaft zu erſcheinen. „Ich weiß nicht, ſprach die Obriſtin, was ſich mit Margueriten ſeit einiger Zeit begiebt, ſie iſt voll der eigenſinnigſten Launen, ſie weint und lacht ohne Urſache, ja toller ſeltſamer Einbildung kann ſie es oft bis zum Unerträglichen treiben.“ Dein Glück, liſpelte Dagobert dem Rittmeiſter leiſe ins Ohr, Dein Glück iſt Margueritens Tod! „Geiſterſeher, erwiederte der Rittmeiſter eben ſo leiſe, Geiſterſeher, ſtöre mir nicht meinen Frieden.“

Nie war der Obriſt froher geweſen, nie hatte auch die Obriſtin, manchmal wohl um ihr liebes Kind beſorgt und nun dieſer Sorge entnommen, ſich ſo in tiefer Seele glücklich gefühlt. Kam nun noch hinzu, daß Dagobert in heller Fröhlichkeit ſchwelgte, daß der Graf, den Schmerz der ihm geſchlagenen Wunde vergeſſend, das vollſte Leben ſeines vielgewandten Geiſtes herausſtrahlen ließ, ſo konnt' es nicht fehlen, daß alle ſich um das ſelige Paar ſchloſſen, wie ein heitrer, herrlich blühender Kranz.

Die Dämmerung war eingebrochen, der edelſte Wein perlte in den Gläſern, man trank jubelnd und jauchzend auf das Wohl des Brautpaars. Da ging die Thüre des Vorſaals leiſe auf und hinein ſchwankte Marguerite, im weißen Nachtkleide, mit herabhängenden Haaren, bleich, entſtellt wie der Tod. „Marguerite, was für Streiche, rief der Obriſt, doch ohne auf ihn zu achten, ſchritt Marguerite langſam gerade los auf den Rittmeiſter, legte ihre eiskalte Hand auf ſeine Bruſt, drückte einen leiſen Kuß auf ſeine Stirne, murmelte dumpf und hohl: Der Kuß der Sterbenden bringt Heil dem frohen Bräutigam! und ſank hin auf den Boden.

„Da haben wir das Unheil, ſprach Dagobert leiſe zu dem Grafen, die Thörin iſt verliebt in den Rittmeiſter." „Ich weiß es, erwiederte der Graf, wahrſcheinlich hat ſie die Narrheit ſo weit getrieben, Gift zu nehmen." „Um Gotteswillen! ſchrie Dagobert entſetzt, ſprang auf und eilte hin zu dem Lehnſeſſel, in dem man die Arme hineingetragen. Angelika und die Obriſtin waren um ſie beſchäftigt, ſie beſprengend, ihr die Stirn reibend mit geiſtigen Waſſern. Als Dagobert hinzutrat, ſchlug ſie gerade die Augen auf. Die Obriſtin ſprach: Ruhig, mein liebes Kind, Du biſt krank, es wird vorüber gehen! Da erwiederte Marguerite mit dumpfer hohler Stimme: Ja! bald iſt es vorüber – ich habe Gift! — Angelika, die Obriſtin ſchrien laut auf, der Obriſt rief wild: Tauſend Teufel, die Wahnſinnige! — Man renne nach dem Arzt — fort! den erſten beſten, der aufzutreiben iſt, hergebracht zur Stelle! — Die Bedienten, Dagobert ſelbſt wollten forteilen. — Halt! — rief der Graf, der bisher ruhig geblieben war, und mit Behaglichkeit den mit ſeinem Lieblingswein, dem feurigen Syrakuſer, gefüllten Pokal geleert hatte, halt! — Hat Marguerite Gift genommen, ſo bedarf es keines Arztes, denn ich bin in dieſem Fall der beſte, den es geben kann. Man laſſe mich gewähren.″ Er trat zu Marguerite, die in tiefer Ohnmacht lag und nur zuweilen krampfhaft zuckte. Er bückte ſich über ſie hin, man bemerkte, daß er ein kleines Futteral aus der Taſche zog, etwas heraus und zwiſchen die Finger nahm, und leiſe hinſtrich über Margueritens Nacken und Herzgrube. Dann ſprach der Graf, indem er von ihr abließ, zu den übrigen: „Sie hat Opium genommen, doch iſt ſie zu retten durch beſondere Mittel, die mir zu Gebote ſtehen“ Marguerite wurde auf des Grafen Geheiß in ihr Zimmer heraufgebracht, er blieb allein bei ihr. — Die Kammerfrau der Obriſtin hatte indeſſen in Margueritens Gemach das Fläſchchen gefunden, in dem die Opiumtropfen, die der Obriſtin vor einiger Zeit verſchrieben, enthalten waren, und das die Unglückliche ganz geleert hatte.

Der Graf, ſprach Dagobert mit etwas ironiſchem Ton, der Graf iſt wahrhaftig ein Wundermann. Er hat alles errathen. Wie er Margueriten nur erſchaute, wußte er gleich, daß ſie Gift genommen, und dann erkannte er gar von welcher Sorte und Farbe.

Nach einer halben Stunde trat der Graf in den Saal und verſicherte, daß alle Gefahr für Margueritens Leben vorüber ſey. Mit einem Seitenblick auf Moritz ſetzte er hinzu, daß er auch hoffe, den Grund alles Uebels aus ihrem Innern wegzubannen. Er wünſche, daß die Kammerfrau bei Margueriten wache, er ſelbſt werde die Nacht über in dem anſtoßenden Zimmer bleiben, um ſo bei jedem Zufall, der ſich noch etwa ereignen ſollte, gleich bei der Hand ſeyn zu können. Zu dieſer ärztlichen Hülfe wünſchte er ſich aber noch durch ein paar Gläſer edlen Weins zu ſtärken.

Damit ſetzte er ſich zu den Männern an den Tiſch, während Angelika und die Obriſtin im Innerſten ergriffen von dem Vorgang ſich entfernten.

Der Obriſt ärgerte ſich über den verfluchten Narrenſtreich, wie er Margueritens Beginnen nannte, Moritz, Dagobert fühlten ſich auf unheimliche Weiſe verſtört. Je verſtimmter aber dieſe waren, deſto mehr ließ der Graf eine Luſtigkeit ausſtrömen, die man ſonſt gar nicht an ihm bemerkt hatte, und die in der That etwas Grauenhaftes in ſich trug.

Dieſer Graf, ſprach Dagobert zu ſeinem Freunde, als ſie nach Hauſe gingen, bleibt mir unheimlich auf ſeltſame Weiſe. Es iſt, als wenn es irgend eine geheimnißvolle Bewandtniß mit ihm habe.

Ach! erwiederte Moritz, zentnerſchwer liegt es mir auf der Bruſt — die finſtre Ahnung irgend eines Unheils, das meiner Liebe droht, erfüllt mein Innres! —

Noch in derſelben Nacht wurde der Obriſt durch einen Courier aus der Reſidenz geweckt. Andern Morgens trat er etwas bleich zur Obriſtin: Wir werden, ſprach er mit erzwungener Ruhe, wir werden abermals getrennt, mein liebes Kind! — Der Krieg beginnt nach kurzer Ruhe von Neuem In der Nacht erhielt ich die Ordre. Sobald als es nur möglich iſt, vielleicht ſchon in künftiger Nacht, breche ich auf mit dem Regiment. Die Obriſtin erſchrak heftig, ſie brach in Thränen aus. Der Obriſt ſprach tröſtend, daß er überzeugt ſey, wie dieſer Feldzug eben ſo glorreich enden werde, als der frühere, daß der frohe Muth im Herzen ihn an kein Unheil denken

ken laſſe, das ihm wiederfahren könne. Du magſt, ſetzte er dann hinzu, Du magſt indeſſen, bis wir den Feind aufs Neue gedemüthigt und der Friede geſchloſſen, mit Angelika auf unſere Güter gehen. Ich gebe Euch einen Begleiter mit, der Euch alle Einſamkeit, alle Abgeſchiedenheit Eures Aufenthalts vergeſſen laſſen wird. Der Graf S—i geht mit Euch! — Wie, rief die Obriſtin, um des Himmels willen! Der Graf ſoll mit uns gehen? Der verſchmähte Bräutigam? — der ränkeſüchtige Italiener, der tief im Innerſten ſeinen Groll zu verſchließen weiß, um ihn bei der beſten Gelegenheit mit aller Macht ausſtrömen zu laſſen? Dieſer Graf, der mir in ſeinem ganzen Weſen, ſelbſt weiß ich nicht warum, ſeit geſtern wieder aufs Neue widerwärtiger geworden iſt, als jemals! — Nein, fiel der Obriſt ihr ins Wort, nein, es iſt nicht auszuhalten mit den Einbildungen, mit den tollen Träumen der Weiber! — Sie begreifen nicht die Seelengröße eines Mannes von feſtem Sinn! Der Graf iſt die ganze Nacht, ſo wie er ſich vorgeſetzt, in dem Nebenzimmer bei Margueriten geblieben. Er war der erſte, dem ich die Nachricht brachte vom neuen Feldzuge. Seine Rückkehr ins Vaterland iſt nun kaum möglich. Er war darüber betreten. Ich bot ihm den Aufenthalt auf meinen Gütern an. Nach vieler Weigerung entſchloß er ſich dazu und gab mir ſein Ehrenwort, Alles aufzubieten, Euch zu beſchirmen, Euch die Zeit der Trennung zu verkürzen, wie es nur in ſeiner Macht ſtehe. Du weißt, was ich dem Grafen ſchuldig, meine Güter ſind ihm jetzt eine Freiſtatt, darf ich die verſagen? — Die Obriſtin konnte – durfte hierauf nichts mehr erwiedern. — Der Obriſt hielt Wort. Schon in der folgenden Nacht wurde zum Aufbruch geblaſen, und aller namenloſe Schmerz und herzzerſchneidende Jammer der Trennung kam über die Liebenden.

Wenige Tage darauf, als Marguerite völlig geneſen, reiſte die Obriſtin mit ihr und Angelika nach den Gütern. Der Graf folgte mit mehrerer Dienerſchaft.

Mit der ſchonendſten Zartheit ließ ſich der Graf in der erſten Zeit nur bei den Frauen ſehen, wenn ſie es ausdrücklich wünſchten, ſonſt blieb er in ſeinem Zimmer, oder machte einſame Spaziergänge.

Der Feldzug ſchien erſt dem Feinde günſtig zu ſeyn, bald wurden aber glorreiche Siege erfochten. Da war nun der Graf immer der erſte, der die Siegesbotſchaften erhielt, ja der die genaueſten Nachrichten über die Schickſale des Regiments hatte, das der Obriſt führte. In den blutigſten Kämpfen hatte weder den Obriſten, noch den Rittmeiſter eine Kugel, ein Schwerdtſtreich getroffen; die ſicherſten Briefe aus dem Hauptquartier beſtätigten das.

So erſchien der Graf bei den Frauen immer wie ein Himmelsbote des Sieges und des Glücks. Dazu kam, daß ſein ganzes Betragen die innigſte reinſte Zuneigung ausſprach, die er für Angelika hegte, daß er ſich wie der zärtlichſte, um ihr Glück beſorgteſte Vater zeigte. Beide, die Obriſtin und Angelika, mußten ſich geſtehen, daß der Obriſt wohl den bewährten Freund richtig beurtheilt hatte, und daß jenes Vorurtheil gegen ihn die lächerlichſte Einbildung geweſen. Auch Marguerite ſchien von ihrer thörigten Leidenſchaft geheilt, ſie war wieder ganz die muntere geſprächige Franzöſin.

Ein Brief des Obriſten an die Obriſtin, dem ein Brief vom Rittmeiſter an Angelika beilag, verſcheuchte den letzten Reſt der Beſorgniß. Die Hauptſtadt des Feindes war genommen, der Waffenſtillſtand geſchloſſen.

Angelika ſchwamm in Wonne und Seligkeit, und immer war es der Graf, der mit hinreißender Lebendigkeit von den kühnen Waffenthaten des braven Moritz, von dem Glück ſprach, das der holden Braut entgegen blühe. Dann ergriff er Angelikas Hand, und drückte ſie an ſeine Bruſt und fragte, ob er ihr denn noch ſo verhaßt ſey, als ehemals? Vor Scham hoch erröthend, Thränen im Auge verſicherte Angelika, ſie armes Kind habe ja niemals gehaßt, aber zu innig, zu ſehr mit ganzer Seele ihren Moritz geliebt, um ſich nicht vor jeder andern Bewerbung zu entſetzen. Sehr ernſt und feierlich ſprach dann der Graf: Sieh mich an, Angelika, für Deinen treuen väterlichen Freund, und hauchte einen leiſen Kuß auf ihre Stirne, welches ſie, ein frommes Kind, gern litt, da es ihr war, als ſey es ihr Vater ſelbſt, der ſie auf dieſe Weiſe zu küſſen pflegte.

Man konnte beinahe hoffen, der Obriſt werde wenigſtens auf kurze Zeit in das Vaterland zurückkehren, als ein Brief von ihm anlangte, der das Gräßlichſte enthielt. Der Rittmeiſter war, als er mit ſeinem Reitknecht ein Dorf paſſirte, von bewaffneten Bauern angefallen worden, die ihn an der Seite des braven Reuters, dem es gelang ſich durchzuſchlagen, niederſchoſſen und fortſchleppten. — So wurde die Freude, die das ganze Haus beſeelte, plötzlich in Entſetzen, in tiefes Leid, in troſtloſen Jammer verkehrt.

Das ganze Haus des Obriſten war in geräuſchvoller Bewegung. Trepp auf Trepp ab lieſen die in reicher Staats-Liverei geputzten Diener, raſſelnd fuhren die Wagen auf den Schloßhof mit den geladenen Gäſten, die der Obriſt, die neuen Ehrenzeichen auf der Bruſt, die ihm der letzte Feldzug erworben, feierlich empfing.

Oben im einſamen Zimmer ſaß Angelika bräutlich geſchmückt in der vollendetſten Schönheit üppiger Jugendblüthe prangend, neben ihr die Obriſtin.

Du haſt, ſprach die Obriſtin, Du haſt mein liebes Kind, in voller Freiheit den Grafen S—i zu Deinem Gatten gewählt. So ſehr ehemals Dein Vater dieſe Verbindung wünſchte, ſo wenig hat er jetzt nach dem Tode des unglücklichen Moritz darauf beſtanden. Ja, es iſt mir jetzt, als theile er mit mir daſſelbe ſchmerzliche Gefühl, das ich Dir nicht verhehlen darf. — Es bleibt mir unbegreiflich, daß Du ſo bald Deinen Moritz vergeſſen konnteſt. — Die entſcheidendſte Stunde naht — Du giebſt Deine Hand dem Grafen — prüfe wohl Dein Herz — noch iſt es Zeit! — Möge nie das Andenken an den Vergeſſenen wie ein finſtrer Schatten Dein heitres Leben vertrüben!

Niemals! rief Angelika, indem Thränen wie Thautropfen in ihren Augen perlten, niemals werde ich meinen Moritz vergeſſen, ach niemals mehr lieben, wie ich ihn geliebt. Das Gefühl, was ich für den Grafen hege, mag wohl ein ganz anderes ſeyn! — Ich weiß nicht, wie der Graf meine innigſte Zuneigung ſo ganz und gar gewonnen! Nein! — ich liebe ihn nicht, ich kann ihn nicht lieben, wie ich Moritz liebte, aber es iſt mir, als könne ich ohne ihn gar nicht leben, ja nur durch ihn denken — empfinden! Eine Geiſterſtimme ſagt es mir unaufhörlich, daß ich mich ihm als Gattin anſchließen muß, daß ſonſt es kein Leben mehr hienieden für mich giebt — Ich folge dieſer Stimme, die ich für die geheimnißvolle Sprache der Vorſehung halte —

Die Kammerfrau trat herein mit der Nachricht, daß man Margueriten, die ſeit dem frühen Morgen vermißt worden, noch immer nicht gefunden, doch habe der Gärtner ſo eben ein kleines Briefchen an die Obriſtin gebracht, das er von Margueriten erhalten mit der Anweiſung, es abzugeben, wenn er ſeine Geſchäfte verrichtet und die letzten Blumen nach dem Schloſſe getragen.

In dem Billet, daß die Obriſtin öffnete, ſtand:

> Sie werden mich nie wiederſehen. — Ein düſtres Verhängniß treibt mich fort aus Ihrem Hauſe. Ich flehe Sie an, Sie, die mir ſonſt eine theure Mutter waren, laſſen Sie mich nicht verfolgen, mich nicht zurückbringen mit Gewalt. Der zweite Verſuch, mir den Tod zu geben, würde beſſer gelingen als der erſte. — Möge Angelika das Glück genießen, in vollen Zügen, das mir das Herz durchbohrt. Leben Sie wohl auf ewig — Vergeſſen Sie die unglückliche
>
> Marguerite.

Was iſt das, rief die Obriſtin heftig, was iſt das? Hat es die Wahnſinnige darauf abgeſehen, unſere Ruhe zu verſtören? — Tritt ſie immer feindſelig dazwiſchen, wenn Du die Hand reichen willſt dem geliebten Gatten? — Möge ſie hinziehen, die undankbare Thörin, die ich wie meine Tochter gehegt und gepflegt, möge ſie hinziehen, nie werd' ich mich um ſie kümmern.

Angelika brach in laute Klagen aus um die verlorne Schweſter, die Obriſtin bat ſie um des Himmels willen, nicht Raum zu geben dem Andenken an eine Wahnſinnige in dieſen wichtigen entſcheidenden Stunden. — Die Geſellſchaft war im Saal verſammelt, um, da eben die beſtimmte Stunde ſchlug, nach der kleinen Kapelle zu ziehen, wo ein katholiſcher Geiſtlicher das Paar trauen ſollte. Der Obriſt führte die Braut herein, alles erſtaunte über ihre Schönheit, die noch erhöht wurde durch die einfache Pracht des Anzuges. Man erwartete den Grafen. Eine Viertelſtunde verging nach der andern, er ließ ſich nicht blicken. Der Obriſt begab ſich nach ſeinem Zimmer. Er traf auf den Kammerdiener, welcher berichtete, der Graf habe ſich, nachdem er völlig angekleidet, plötzlich unwohl gefühlt und einen Gang nach dem

Park gemacht, um ſich in freier Luft zu erholen, ihm, dem Kammerdiener, aber zu folgen verboten.

Selbſt wußte er nicht, warum ihm des Grafen Beginnen ſo ſchwer aufs Herz fiel, warum ihm der Gedanke kam, irgend etwas Entſetzliches könne dem Grafen begegnen.

Er ließ hinein ſagen, der Graf würde in weniger Zeit erſcheinen und den berühmten Arzt, der ſich in der Geſellſchaft befand, insgeheim herausrufen. Mit dieſem und dem Kammerdiener ging er nun in den Park, um den Grafen aufzuſuchen. Aus der Hauptallee ausbiegend, gingen ſie nach einem von dichtem Gebüſch umgebenen Platz, der, wie ſich der Obriſt erinnerte, der Lieblingsaufenthalt des Grafen war. Da ſaß der Graf ganz ſchwarz gekleidet, den funkelnden Ordensſtern auf der Bruſt, mit gefalteten Händen auf einer Raſenbank, den Rücken an den Stamm eines blühenden Hollunderbaums gelehnt, und ſtarrte ſie regungslos an. Sie erbebten vor dem gräßlichen Anblick, denn des Grafen hohle, düſter funkelnde Augen ſchienen ohne Sehkraft, „Graf S—i! — was iſt geſchehen!“ rief der Obriſt, aber keine Antwort, keine Bewegung, kein leiſer Athemzug! — Da ſprang der Arzt hinzu, riß dem Grafen die Weſte auf, die Halsbinde, den Rock herab, rieb ihm die Stirne — Er wandte ſich zum Obriſten mit den dumpfen Worten: „hier iſt menſchliche Hülfe nutzlos — er iſt todt — der Nervenſchlag hat ihn getroffen in dieſem Augenblick“ — der Kammerdiener brach in lauten Jammer aus. Der Obriſt, mit aller Manneskraft ſein tiefes Entſetzen niederkämpfend, gebot ihm Ruhe. „Wir tödten Angelika auf der Stelle, wenn wir nicht mit Vorſicht handeln.“ So ſprach der Obriſt, packte die Leiche an, trug ſie auf einſamen Nebenwegen zu einem entfernten Pavillon, deſſen Schlüſſel er bei ſich hatte, ließ ſie dort unter Acht des Kammerdieners, begab ſich mit dem Arzt nach dem Schloſſe zurück. Von Entſchluß zu Entſchluß wankend, wußte er nicht, ob er der armen Angelika das Entſetzliche, was geſchehen, verſchweigen, ob er es wagen ſollte, ihr Alles mit ruhiger Faſſung zu ſagen.

Als er in den Saal trat, fand er Alles in größter Angſt und Beſtürzung. Mitten im heitern Geſpräch hatte Angelika plötzlich die Augen geſchloſſen, und war in tiefer Ohnmacht niedergeſunken. Sie lag in einem Nebenzimmer auf dem Sopha. — Nicht bleich — nicht entſtellt, nein höher, friſcher als je blühten die Roſen ihrer Wangen, eine unbeſchreibliche Anmuth, ja die Verklärung des Himmels war auf ihrem ganzen Geſicht verbreitet. Sie ſchien von der höchſten Wonne durchdrungen. — Der Arzt, nachdem er ſie lange mit geſpannter Aufmerkſamkeit betrachtet, verſicherte, es ſey hier nicht die mindeſte Gefahr vorhanden, das Fräulein befinde ſich, freilich auf eine unbegreifliche Weiſe, in einem magnetiſchen Zuſtande. Sie gewaltſam zu erwecken, getraue er ſich nicht, ſie werde bald von ſelbſt erwachen.

Indeſſen entſtand unter den Gäſten ein geheimnißvolles Flüſtern. Der jähe Tod des Grafen mochte auf irgend eine Weiſe bekannt geworden ſeyn. Alle entfernten ſich nach und nach ſtill und düſter, man hörte die Wagen fortrollen.

Die Obriſtin, über Angelika hingebeugt, fing jeden ihrer Athemzüge auf. Es war, als lispele ſie leiſe Worte, die niemanden verſtändlich. Der Arzt litt nicht, daß man Angelika entkleide, ja daß man ſie auch nur von den Handſchuhen befreie, jede Berührung könne ihr ſchädlich ſeyn.

Plötzlich ſchlug Angelika die Augen auf, fuhr in die Höhe, ſprang mit dem gellenden Ruf: Er iſt da — er iſt da! — vom Sopha, rannte in voller Furie zur Thüre heraus — durch den Vorſaal — die Stiegen herab — „Sie iſt wahnſinnig, ſchrie die Obriſtin entſetzt, o Herr des Himmels, ſie iſt wahnſinnig! — „Nein, nein, tröſtete der Arzt, das iſt nicht Wahnſinn, aber irgend etwas Unerhörtes mag ſich begeben!“ Und damit ſtürzte er dem Fräulein nach! —

Er ſah wie Angelika durch das Thor des Schloſſes auf dem breiten Landweg mit hoch empor geſtreckten Armen pfeilſchnell fortlief, daß das reiche Spitzengewand in den Lüften flatterte und das Haar ſich losneſtelte, ein Spiel der Winde.

Ein Reuter ſprengte ihr entgegen, warf ſich herab vom Pferde, als er ſie erreicht, ſchloß ſie in ſeine Arme. Zwei andere Reuter folgten, hielten und ſtiegen ab.

Der Obriſt, der in voller Haſt dem Arzte gefolgt, ſtand in ſprachloſem Erſtaunen vor der Gruppe, rieb ſich die Stirne, als mühe er ſich die Gedanken feſtzuhalten!

Moritz war es, der Angelika feſt gedrückt hielt an ſeiner Bruſt; bei ihm ſtanden Dagobert und ein junger ſchöner Mann in reicher ruſſiſcher Generalsuniform.

„Nein, rief Angelika einmal über das andere, indem ſie den Geliebten umklammerte, nein! niemals war ich Dir untreu, mein geliebter, theurer Moritz!“ Und Moritz: Ach ich weiß es ja! — ich weiß es ja! Du mein holdes Engelsbild. Er hat Dich verlockt durch ſataniſche Künſte! —

Und damit trug mehr, als führte er Angelika nach dem Schloſſe, während die andern ſchweigend folgten. Erſt im Thor des

Schloſſes ſeufzte der Obriſt tief auf, als gewänne er nun erſt ſeine Beſinnung wieder, und rief ſich mit fragenden Blicken umſchauend. Was für Erſcheinungen, was für Wunder! —

Alles wird ſich aufklären, ſprach Dagobert und ſtellte dem Obriſten den Fremden vor als den ruſſiſchen General Bogislav von S — en, des Rittmeiſters vertrauteſten innigſten Freund.

In den Zimmern des Schloſſes angekommen, fragte Moritz, ohne der Obriſtin ſchreckhaftes Staunen zu beachten, mit wildem Blick: Wo iſt der Graf S — i? „Bei den Todten! erwiederte der Obriſt dumpf, vor einer Stunde traf ihn der Nervenſchlag! — Angelika bebte zuſammen. Ja, ſprach ſie, ich weiß es, in demſelben Augenblick, als er ſtarb, war es mir, als bräche in meinem Innern ein Cryſtall klingend zuſammen — ich fiel in einen ſonderbaren Zuſtand — ich mag wohl jenen entſetzlichen Traum fortgeträumt haben, denn als ich mich wieder beſann, hatten die furchtbaren Augen keine

Macht mehr über mich, das Feuergeſpinnſt zerriß — ich fühlte mich frei — Himmelsſeligkeit umfing mich — ich ſah Moritz — meinen Moritz — er kam — ich flog ihm entgegen!“ — Und damit umklammerte ſie den Geliebten, als fürchte ſie, ihn aufs Neue zu verlieren.

„Gelobt ſey Gott, ſprach die Obriſtin mit zum Himmel gerichteten Blick, nun iſt mir die Laſt vom Herzen genommen, die mich beinahe erdrückte, ich bin frei von der unausſprechlichen Angſt, die mich überfiel in dem Augenblick, als Angelika ihre Hand dem unſeligen Grafen reichen ſollte. Immer war es mir, als würde mein Herzenskind mit dem Trauringe unheimlichen Mächten geweiht.“

Der General von S – en verlangte die Leiche zu ſehen, man führte ihn hin. Als man die Decke, womit der Leichnam verhüllt, hinabzog und der General das zum Tode erſtarrte Antlitz des Grafen ſchaute, bebte er zurück, indem er laut ausrief: Er iſt es! — Bei Gott im Himmel, er iſt es! – In des Rittmeiſters Arme war Angelika in ſanftem

Schlaf geſunken. Man brachte ſie zur Ruhe Der Arzt meinte, daß nichts wohlthätiger über ſie kommen könne, als dieſer Schlaf, der die bis zur Ueberſpannung gereizten Lebensgeiſter wieder beruhige. So entgehe ſie gewiß bedrohlicher Krankheit.

Keiner von den Gäſten war mehr im Schloſſe. Nun iſt es, rief der Obriſt, nun iſt es einmal Zeit, die wunderbaren Geheimniſſe zu löſen. Sage, Moritz, welch' ein Engel des Himmels rief Dich wieder ins Leben.

Sie wiſſen, begann Moritz, auf welche meuchelmörderiſche Weiſe ich, als ſchon der Waffenſtillſtand geſchloſſen, in der Gegend von S. überfallen wurde. Von einem Schuß getroffen, ſank ich entſeelt vom Pferde. Wie lange ich in tiefer Todesohnmacht gelegen haben mag, weiß ich nicht. Im erſten Erwachen des dunklen Bewußtſeyns hatte ich die Empfindung des Fahrens. Es war finſtre Nacht. Mehrere Stimmen flüſterten leiſe um mich her. Es war franzöſiſch, was ſie ſprachen. Alſo ſchwer verwundet und in der

Gewalt des Feindes! — Der Gedanke faßte mich mit allen Schrecken, und ich verſank abermals in tiefe Ohnmacht. Nun folgte ein Zuſtand, der mir nur einzelne Momente des heftigſten Kopfſchmerzes als Erinnerung zurückgelaſſen hat. Eines Morgens erwachte ich zum hellſten Bewußtſeyn. Ich befand mich in einem ſaubern, beinahe prächtigen Bette mit ſeidenen Gardinen und großen Quaſten und Troddeln verziert. So war auch das hohe Zimmer mit ſeidenen Tapeten und ſchwer vergoldeten Tiſchen und Stühlen auf altfränkiſche Weiſe ausſtaffirt. Ein fremder Menſch ſchaute mir, ganz hingebeugt, ins Geſicht und ſprang dann an eine Klingelſchnur, die er ſtark anzog. Wenige Minuten hatte es gewährt, als die Thüre aufging und zwei Männer hinein traten, von denen der bejahrtere ein altmodiſch geſticktes Kleid und das Ludwigskreuz trug. Der jüngere trat auf mich zu, fühlte meinen Puls und ſprach zu dem ältern auf franzöſiſch: Alle Gefahr iſt vorüber — er iſt gerettet!

Nun kündigte ſich mir der Aeltere als

den Chevalier von T. an, in deſſen Schloß ich mich befände. Auf einer Reiſe begriffen, ſo erzählte er, kam er durch das Dorf gerade in dem Augenblick, als die meuchelmörderiſchen Bauern mich niedergeſtreckt hatten und mich auszuplündern im Begriff ſtanden. Es gelang ihm, mich zu befreien. Er ließ mich auf einen Wagen packen und nach ſeinem Schloß, das weit entfernt aus aller Communikation mit den Militairſtraßen lag, bringen. Hier unterzog ſich ſein geſchickter Haus-Chirurgus mit Erfolg der ſchwierigen Cur meiner bedeutenden Kopfwunde. Er liebe, beſchloß er, meine Nation, die ihm einſt in der verworrenen bedrohlichen Zeit der Revolution Gutes erzeigt, und freue ſich, daß er mir nützlich ſeyn könne. Alles, was zu meiner Bequemlichkeit, zu meinem Troſt gereichen könne, ſtehe mir in ſeinem Schloß zu Dienſten, und dulden werde er unter keiner Bedingung, daß ich ihn früher verlaſſe, als bis alle Gefahr, die meine Wunde ſowohl, als die fortdauernde Unſicherheit der Straßen herbeiführe, vorüber ſey.

Er bedauerte übrigens die Unmöglichkeit, meinen Freunden zur Zeit Nachricht von meinem Aufenthalt zu geben.

Der Chevalier war Wittwer, ſeine Söhne abweſend, ſo daß nur er allein mit dem Chirurgus und zahlreicher Dienerſchaft das Schloß bewohnte. Ermüden könnt' es nur, wenn ich weitläuftig erzählen wollte, wie ich unter den Händen des grundgeſchickten Chirurgus immer mehr und mehr geſundete, wie der Chevalier alles aufbot, mir das einſiedleriſche Leben angenehm zu machen. Seine Unterhaltung war geiſtreicher und ſein Blick tiefer, als man es ſonſt bei ſeiner Nation findet. Er ſprach über Kunſt und Wiſſenſchaft, vermied aber ſo wie es nur möglich war, ſich über die neuen Ereigniſſe auszulaſſen. Darf ichs denn verſichern, daß mein einziger Gedanke Angelika war, daß es in meiner Seele brannte, ſie in Schmerz verſunken zu wiſſen über meinen Tod! — Ich lag dem Chevalier unaufhörlich an, Briefe von mir zu beſorgen nach dem Hauptquartier. Er wies das von der Hand, indem er für die Richtigkeit der Beſorgung nicht einſtehen könne, zumal der neue Feldzug ſo gut als gewiß ſey. Er vertröſtete mich, daß er, ſo wie ich nur ganz geneſen, dafür ſorgen werde, mich, geſchehe auch was da wolle, wohlbehalten in mein Vaterland zurückzubringen. Aus ſeinen Aeußerungen mußt' ich beinahe ſchließen, daß der Krieg wirklich aufs Neue begonnen und zwar zum Nachtheil der Verbündeten, was er mir aus Zartgefühl verſchwiege.

Doch nur der Erwähnung einzelner Momente bedarf es, um die ſeltſamen Vermuthungen zu rechtfertigen, die Dagobert in ſich trägt.

Beinahe Fieberfrei war ich ſchon, als ich auf einmal zur Nachtzeit in einen unbegreiflichen träumeriſchen Zuſtand verfiel, vor dem ich noch erbebe, unerachtet mir nur die dunkle Erinnerung daran blieb. Ich ſah Angelika, aber es war, als verginge die Geſtalt in zitternden Schimmer, und vergebens ränge ich darnach ſie feſtzuhalten. Ein anderes Weſen drängte ſich dazwiſchen und legte ſich an meine Bruſt, und erfaßte in meinem Innerſten mein Herz, und in der glühendſten Qual untergehend, wurde ich durchdrungen von einem fremden wunderbaren Wonnegefühl. — Andern Morgens fiel mein erſter Blick auf ein Bild, das dem Bette gegenüber hing, und das ich dort niemals bemerkt. Ich erſchrak bis in tiefſter Seele, denn es war Marguerite, die mich mit ihren ſchwarzen, lebendigen Augen anſtrahlte. Ich fragte den Bedienten, wo das Bild herkomme und wen es vorſtelle? Er verſicherte, es ſey des Chevaliers Nichte, die Marquiſe von T. und das Bild habe immer da gehangen, nur ſey es von mir bisher nicht bemerkt worden, weil es erſt geſtern vom Staube gereinigt. Der Chevalier beſtätigte dies. So wie ich nun Angelika, wachend, träumend erſchauen wollte, ſtand Marguerite vor mir. Mein eignes Ich ſchien mir entfremdet, eine fremde Macht gebot über mein Seyn, und in dem tiefen Entſetzen, das mich erfaßte, war es mir, als könne ich Margueriten nicht laſſen. Nie vergeſſe ich die Qual dieſes grauenhaften Zuſtandes.

Eines Morgens liege ich im Fenſter, mich erlabend in den ſüßen Düften, die der Morgenwind mir zuweht; da erſchallen in der Ferne Trompetenklänge. — Ich erkenne den fröhlichen Marſch ruſſiſcher Reuterei, mein ganzes Herz geht mir auf in heller Luſt, es iſt, als wenn auf den Tönen freundliche Geiſter zu mir wallen und zu mir ſprechen mit lieblichen tröſtenden Stimmen, als wenn das wiedergewonnene Leben mir die Hände reicht, mich aufzurichten aus dem Sarge, in dem mich eine feindliche Macht verſchloſſen! — Mit Blitzesſchnelle ſprengen einzelne Reuter daher – auf den Schloßhof! – Ich ſchaue herab – Bogislav! — mein Bogislav! ſchrie ich auf im Uebermaaß des höchſten Entzückens! — Der Chevalier tritt ein, bleich — verſtört — von unverhoffter Einquartierung — ganz fataler Unruhe ſtammelnd! — Ohne auf ihn zu achten, ſtürze ich herab und liege meinem Bogislav in den Armen! —

Zu meinem Erſtaunen erfuhr ich nun, daß der Friede ſchon längſt geſchloſſen und der größte Theil der Truppen in vollem Rückmarſch begriffen. Alles das hatte mir der Chevalier verſchwiegen und mich auf dem Schloſſe wie ſeinen Gefangenen gehalten. Keiner, weder ich noch Bogislav konnten irgend ein Motiv dieſer Handlungsweiſe ahnen, aber Jeder fühlte dunkel, daß hier irgend Unlauteres im Spiel ſeyn müſſe. Der Chevalier war von Stund' an nicht mehr derſelbe, bis zur Unart mürriſch, langweilte er uns mit Eigenſinn und Kleinigkeitskrämerei, ja, als ich im reinſten Gefühl der Dankbarkeit mit Enthuſiasmus davon ſprach, wie er mir das Leben gerettet, lächelte er recht hämiſch dazwiſchen und gebehrdete ſich, wie ein launiſcher Grillenfänger.

Nach acht und vierzigſtündiger Raſt brach Bogislav auf, ich ſchloß mich ihm an. Wir waren froh, als wir die altväteriſche Burg, die mir nun vorkam, wie ein düſtres unheimliches Gefängniß, im Rücken hatten. — Aber nun fahre Du fort, Dagobert, denn recht eigentlich iſt nun an Dir die Reihe, die ſeltſamen Ereigniſſe, die uns betroffen, fortzuſpinnen.

Wie mag, begann Dagobert, wie mag man doch nur das wunderbare Ahnungsvermögen bezweifeln, das tief in der menſchlichen Natur liegt. Nie habe ich an meines Freundes Tod geglaubt. Der Geiſt, der in Träumen verſtändlich aus dem Innern zu uns ſpricht, ſagte es mir, daß Moritz lebe, und daß die geheimnißvollſten Bande ihn irgendwo umſtrickt hielten. Angelikas Verbindung mit dem Grafen zerſchnitt mir das Herz. — Als ich vor einiger Zeit herkam, als ich Angelika in einer Stimmung fand, die mir, ich geſtehe es, ein inneres Entſetzen erregte, weil ich, wie in einem magiſchen Spiegel, ein fürchterliches Geheimniß zu erblicken glaubte — ja! da reifte in mir der Entſchluß, das fremde Land ſo lange zu durchpilgern, bis ich meinen Moritz gefunden. — Kein Wort von der Seligkeit, von dem Entzücken, als ich ſchon in A. auf deutſchem Grund und Boden meinen Moritz wieder fand und mit ihm den General von S - en.

Alle Furien der Hölle erwachten in meines Freundes Bruſt, als er Angelikas Verbindung mit dem Grafen vernahm. Aber alle Verwünſchungen, alle herzzerſchneidende Klagen, daß Angelika ihm untreu worden, ſchwiegen, als ich ihm gewiſſe Vermuthungen mittheilte, als ich ihm verſicherte, daß es in ſeiner Macht ſtehe, alles Unweſen auf einmal zu zerſtören. Der General S—en bebte zuſammen, als ich den Namen des Grafen nannte, und als ich auf ſein Geheiß, ſein Antlitz, ſeine Figur beſchrieben, rief er aus, ja, kein Zweifel mehr, er iſt es, er iſt es ſelbſt. —

Vernehmen Sie, unterbrach hier der General den Redner, vernehmen Sie mit Erſtaunen, daß Graf S—i mir vor mehreren Jahren in Neapel eine theure Geliebte raubte durch ſataniſche Künſte, die ihm zu Gebote ſtanden. Ja, in dem Augenblick, als ich ihm den Degen durch den Leib ſtieß, erfaßte ſie und mich ein Höllenblendwerk, das uns auf ewig trennte! — Längſt wußte ich, daß die Wunde, die ich ihm beigebracht, nicht einmal gefährlich geweſen, daß er ſich um meiner Geliebten Hand beworben, ach! —

daß ſie an demſelben Tage, als ſie getraut werden ſollte, vom Nervenſchlag getroffen, niederſank! —

Gerechter Gott, rief die Obriſtin, drohte denn nicht wohl gleiches Schickſal meinem Herzenskinde? — Doch wie komme ich denn darauf, dies zu ahnen?

Es iſt, ſprach Dagobert, es iſt die Stimme des ahnenden Geiſtes, Frau Obriſtin, die wahrhaft zu Ihnen ſpricht.

Und die gräßliche Erſcheinung, fuhr die Obriſtin fort, von der uns Moritz erzählte an jenem Abende, als der Graf ſo unheimlich bei uns eintrat?

Es fiel, nahm Moritz das Wort, es fiel, ſo erzählte ich damals, ein entſetzlicher Schlag, ein eiskalter Todeshauch wehte mich an, und es war als rauſche eine bleiche Geſtalt in zitternden, kaum kenntlichen Umriſſen durch das Zimmer. Mit aller Kraft des Geiſtes bezwang ich mein Entſetzen. Ich behielt die Beſinnung, mein Bogislav war erſtarrt zum Tode. Als er nach vielem Mühen zu ſich ſelbſt gebracht wurde vom herbeigerufenen Arzt, reichte er mir wehmüthig die Hand und ſprach: Bald — morgen ſchon enden meine Leiden! — Es geſchah, wie er vorausgeſetzt, aber wie die ewige Macht des Himmels es beſchloſſen, auf ganz andere Weiſe, als er es wohl gemeint. Im dickſten wüthendſten Gefecht am andern Morgen traf ihn eine matte Kartätſchenkugel auf die Bruſt, und warf ihn vom Pferde. Die wohlthätige Kugel hatte das Bild der Ungetreuen, das er noch immer auf der Bruſt trug, in tauſend Stücken zerſplittert. Leicht war die Contuſion geheilt, und ſeit der Zeit hat mein Bogislav niemals etwas Unheimliches verſpürt, das verſtörend in ſein Leben getreten ſeyn ſollte.

So iſt es, ſprach der General, und ſelbſt das Andenken an die verlorne Geliebte erfüllt mich nur mit dem milden Schmerz, der dem innern Geiſt ſo wohl thut. — Doch mag unſer Freund Dagobert nur erzählen, wie es ſich weiter mit uns begab.

Wir eilten, nahm Dagobert das Wort, wir eilten fort von X. Heute in der früheſten Morgendämmerung trafen wir ein in dem kleinen Städtchen P., das ſechs Meilen von hier entfernt. Wir gedachten einige Stunden zu raſten, und dann weiter zu reiſen geradesweges hieher. Wie ward uns, meinem Moritz und mir, als aus einem Zimmer des Gaſthofes uns Marguerite entgegen ſtürzte, den Wahnſinn im bleichen Antlitz. Sie fiel dem Rittmeiſter zu Füßen, umſchlang heulend ſeine Knie, nannte ſich die ſchwärzeſte Verbrecherin, die hundertmal den Tod verdient, flehte ihn an, ſie auf der Stelle zu ermorden. Moritz ſtieß ſie mit dem tiefſten Abſcheu von ſich und rannte fort. — Ja! fiel der Rittmeiſter dem Freunde ins Wort, ja, als ich Marguerite zu meinen Füßen erblickte, kamen alle Qualen jenes entſetzlichen Zuſtandes, den ich im Schloſſe des Chevaliers erlitten, über mich und entzündeten eine nie gekannte Wuth in mir. Ich war im Begriff Margueriten den Degen durch die Bruſt zu ſtoßen, als ich mich mit Gewalt bezähmend, davon rannte.

Ich hob, fuhr Dagobert fort, ich hob Margueriten von der Erde auf, ich trug ſie in das Zimmer, es gelang mir, ſie zu beruhigen und in abgeriſſenen Reden von ihr zu erfahren, was ich geahnet. Sie gab mir einen Brief, den ſie von dem Grafen geſtern um Mitternacht erhalten. Hier iſt er!

Dagobert zog einen Brief hervor, ſchlug ihn auseinander und las:

Fliehen Sie, Marguerite! — Alles iſt verloren! — Er naht der Verhaßte. Alle meine Wiſſenſchaft reicht nicht hin gegen das dunkle Verhängniß, das mich erfaßt am höchſten Ziel meines Seyns. — Marguerite! ich habe Sie in Geheimniſſe eingeweiht, die das gewöhnliche Weib, das darnach ſtrebte, vernichtet haben würden. Aber mit beſonderer geiſtiger Kraft, mit feſtem ſtarkem Willen ausgerüſtet, waren Sie eine würdige Schülerin des tief erfahrnen Meiſters. Sie haben mir beigeſtanden. Durch Sie herrſchte ich über Angelikas Gemüth, über ihr ganzes inneres Weſen. Dafür wollt' ich Ihnen das Glück des Lebens bereiten, wie es in Ihrer Seele lag, und betrat die geheimnißvollſten gefährlichſten Kreiſe, begann Operationen, vor denen ich oft mich ſelbſt entſetzte. Umſonſt! — fliehen Sie, ſonſt iſt Ihr Untergang gewiß. — Bis zum höchſten Moment trete ich kühn der feindlichen Macht entgegen. Aber ich fühl' es, dieſer Moment giebt mir den jähen Tod! — Ich werde einſam ſtreben. So wie der Augenblick gekommen, wandre ich zu jenem wunderbaren Baum, unter deſſen Schatten ich oft von den wunderbaren Geheimniſſen zu Ihnen ſprach, die mir zu Gebote ſtehen. Marguerite! — entſagen Sie für immer dieſen Geheimniſſen. Die Natur, die grauſame Mutter, die abhold geworden den entarteten Kindern, wirft den vorwitzigen Spähern, die mit kecker Hand an ihrem Schleier zupfen, ein glänzendes Spielzeug hin, das ſie verlockt und ſeine verderbliche Kraft gegen ſie ſelbſt richtet. — Ich erſchlug einſt ein Weib, in dem Augenblick, als ich wähnte, es in der höchſten Inbrunſt aller Liebe zu umfangen. Das lähmte meine Kraft, und doch hoffte ich wahnſinniger Thor, noch auf irdiſches Glück! — Leben Sie wohl, Marguerite! — Gehen Sie in Ihr Vaterland zurück. — Gehen Sie nach S. Der Chevalier von T. wird für Ihr Glück ſorgen — Leben Sie wohl! —

Als Dagobert den Brief geleſen, fühlten ſich Alle von innerm Schauer durchbebt.

So muß ich, begann endlich die Obriſtin leiſe, ſo muß ich an Dinge glauben, gegen die ſich mein innerſtes Gemüth ſträubt. Aber gewiß iſt es, daß es mir ganz unbegreiflich blieb, wie Angelika ſobald ihren Moriz vergeſſen und ſich ganz dem Grafen zuwenden konnte. Nicht entgangen iſt mir indeſſen, daß ſie ſich faſt beſtändig in einem exaltirten Zuſtande befand, und eben dies erfüllte mich mit den quälendſten Beſorgniſſen. Ich erinnere mich, daß ſich Angelikas Neigung zum Grafen zuerſt äußerte auf beſondere Weiſe. Sie vertraute mir nämlich, wie ſie beinahe in jeder Nacht von dem Grafen ſehr lebhaft und angenehm träume.

Ganz recht, nahm Dagobert das Wort, Marguerite geſtand mir ein, daß ſie auf des Grafen Geheiß Nächte über bei Angelika zugebracht und leiſe, leiſe, mit lieblicher Stimme ihr des Grafen Namen ins Ohr gehaucht. Ja, der Graf ſelbſt ſey manchmal um Mitternacht in die Thüre getreten, habe Minuten lang den ſtarren Blick auf die ſchlafende Angelika gerichtet, und ſich dann wieder entfernt. — Doch bedarf es jetzt, da ich des Grafen bedeutungsvollen Brief vorgeleſen, wohl noch eines Commentars? — Gewiß iſt es, daß er darauf ausging, durch allerlei geheime Künſte auf das innere Gemüth pſychiſch zu wirken, und daß ihm dies vermöge beſonderer Naturkraft gelang. Er ſtand mit dem Chevalier von T. in Verbindung, und gehörte zu jener unſichtbaren Schule, die in Frankreich und Italien einzelne Glieder zählt, und aus der alten P – ſchen Schule entſtanden ſeyn ſoll. — Auf ſeinen Anlaß hielt der Chevalier den Rittmeiſter ſeſt in ſeinem Schloſſe, und übte an ihm allerlei böſen Liebeszauber. — Ich könnte weiter eingehen in die geheimnißvollen Mittel, vermöge der der Graf wußte, ſich des fremden pſychiſchen Prinzips zu bemeiſtern, wie ſie Marguerite mir entdeckte, ich könnte Manches erklären aus einer Wiſſenſchaft, die mir nicht unbekannt, deren Namen ich aber nicht nennen mag, aus Furcht mißverſtanden zu werden — doch man erlaſſe mir dieſes wenigſtens für heute. — O für immer, rief die Obriſtin mit Begeiſterung, nichts mehr von dem finſtern unbekannten Reich, wo das Grauen wohnt und das Entſetzen! — Dank der ewigen Macht des Himmels, die mein liebes Herzenskind gerettet, die uns befreit hat von dem unheimlichen Gaſt, der ſo verſtörend in unſer Haus trat. — Man beſchloß andern Tages nach der Stadt zurückzukehren. Nur der Obriſt und Dagobert blieben, um die Beerdigung des Grafen zu beſorgen.

Längſt war Angelika des Rittmeiſters glückliche Gattin. Da geſchah es, daß an einem ſtürmiſchen Novemberabend die Familie mit Dagobert in demſelben Saal am lodernden Kaminfeuer ſaß wie damals, als Graf S—i ſo geſpenſtiſch durch die Thüre hineinſchritt. Wie damals heulten und pfiffen wunderliche Stimmen durch einander, die der Sturmwind in den Rauchfängen aus dem Schlafe aufgeſtört. „Wißt Ihr wohl noch, fragte die Obriſtin mit leuchtenden Blicken — erinnert Ihr Euch noch?“ — „Nur keine Geſpenſtergeſchichten! rief der Obriſt, aber Angelika und Moritz ſprachen davon, was ſie an jenem Abende empfunden, und wie ſie ſchon damals ſich über alle Maßen geliebt, und konnten nicht aufhören, des kleinſten Umſtandes zu erwähnen, der ſich damals begeben, wie in allem nur der reine Strahl ihrer Liebe ſich abgeſpiegelt, und wie ſelbſt die ſüßen Schauer des Grauens ſich nur aus liebender ſehnſüchtiger Bruſt erhoben, und wie nur der unheimliche Gaſt, von den geſpenſtiſchen Unkenſtimmen verkündigt, alles Entſetzen über ſie gebracht. Iſt es, ſprach Angelika, iſt es mein Herzens Moritz, denn nicht ſo, als wenn die ſeltſamen Töne des Sturmwindes, die ſich eben jetzt hören laſſen, gar freundlich zu uns von unſerer Liebe ſprächen? Ganz recht, nahm Dagobert das Wort, ganz recht, und ſelbſt das Pfeifen und Zirpen und Ziſchen der Theemaſchine klingt gar nicht im Mindeſten mehr graulich, ſondern, wie mich dünkt, ungefähr ſo, als beſänne ſich das darin verſchloſſene artige Hausgeiſtlein auf ein hübſches Wiegenlied.

Da barg Angelika das in hellen Roſenflammen aufglühende Antlitz, im Buſen des überglücklichen Moritz. Der ſchlang aber den Arm um die holde Gattin und lispelte leiſe: Giebt es denn noch hienieden eine höhere Seligkeit als dieſe?

Ich merk' es wohl, ſprach Ottmar, als er die Erzählung geendet hatte und die Freunde in mürriſchem Stillſchweigen verharrten, ich merk' es wohl, ihr ſeyd von meinem Geſchichtlein eben nicht ſonderlich erbaut. Wir wollen daher nicht weiter viel darüber reden, ſondern es der Vergeſſenheit hingeben.

Das beſte, was wir thun können, erwiederte Lothar.

Und doch, nahm Cyprian das Wort, und doch muß ich meinen Freund in Schutz nehmen. Zwar könntet Ihr ſagen, daß ich in gewiſſer Art Parthey bin, da Ottmar zu ſeinem Gericht manches Gewürz von mir empfing und diesmal ganz eigentlich in meiner Küche kochte, mir alſo gar kein Urtheil anmaßen darf, indeſſen werdet Ihr doch ſelbſt, wollt Ihr nicht ächte Radamanthen, alles ſchonungslos verdammen, zugeſtehen müſſen, daß manches in Ottmars Erzählung für ſerapiontiſch gelten kann, wie zum Beiſpiel gleich der Anfang —

Ganz recht, unterbrach Theodor den Freund, die Geſellſchaft bei der Theemaſchine mag für lebendig gelten, ſo wie manches andere im Verlauf der Geſchichte, aber aufrichtig geſtanden, mit dergleichen geſpenſtiſchen unheimlichen Geſtalten, wie der fremde Graf, ſind wir ſchon ein wenig ſtark geſchoren worden, und es möchte ſchwer fallen, ihnen noch fürder Neuheit und Originalität zu geben. Der fremde Graf gleicht dem Alban in dem Magnetiſeur (ihr kennt die Geſchichte), ſo wie überhaupt dieſe Erzählung mit Ottmars ſeiner eigentlich dieſelbe Baſis hat. Ich möchte daher ſowohl unſern Ottmar als Dich mein Cyprianus bitten, dergleichen Unholde künftig ganz aus dem Spiel zu laſſen. Ottmarn wird das möglich ſeyn, Dir Cyprian aber, glaub ich niemals. Dir werden wir daher wohl erlauben müſſen, dann und wann ſolch einen Spuk aufzuſtellen, und nur die Bedingung machen können, daß er wahrhaft ſerapiontiſch, das heißt, recht aus der Tiefe deiner Fantaſie hervorgegangen ſey. Außerdem aber ſcheint der Magnetiſeur rhapſodiſch, der unheimliche Gaſt iſt es aber in der That.

Auch hier, ſprach Theodor, muß ich meinen Freund in Schutz nehmen. – Wißt, daß unlängſt hier ganz in der Nähe ſich wirklich eine Begebenheit zutrug, die ähnliches hat mit dem Inhalt des unheimlichen Geſtes. In einen ſtillen gemüthlichen Familienkreis trat, als eben allerlei Geſpenſtergeſchichten aufgetiſcht wurden, plötzlich ein Fremder, der allen unheimlich und grauenhaft erſchien, ſeiner ſcheinbaren Flachheit und Alltäglichkeit unerachtet. Dieſer Fremde verſtörte aber durch ſein Erſcheinen nicht nur den frohen Abend, ſondern dann das Glück, die Ruhe der ganzen Familie auf lange Zeit. Ein glückliches Weib ergreifen noch heute Todesſchauer, wenn ſie an die Argliſt und Bosheit denkt, mit der jener Fremde ſie in ſein Netz verlocken wollte. Dieſe Begebenheit erzählte ich nun damals Ottmar'n und nichts wirkte auf ihn mehr, als der Moment, wie der Fremde plötzlich geſpenſtiſch hineintritt und mit dem jähen Schreck, zu dem das aufgeregte Gemüth geneigt, die Ahnung des feindlichen Prinzips alle ergreift. Dieſer Moment ging lebendig auf in Ottmars Innern und ſchuf die ganze Erzählung.

Da aber, unterbrach Ottmar lächelnd den Freund, ein einzelner Moment, eine Situation noch lange keine Erzählung iſt, vielmehr dieſe in ihrem ganzen Umfange mit allen Einzelnheiten, Beziehungen u. ſ. fix und fertig hervorſpringen muß wie Minerva aus Jupiters Haupt, ſo konnte das Ganze nicht beſonders gerathen und es half mir wenig, daß ich einzelne Züge aus der Wirklichkeit nutzte und doch vielleicht nicht ohne alles Geſchick in das Fantaſtiſche hineinſchob.

Ja, ſprach Lothar, Du haſt Recht, mein Freund! Ein einzelner frappanter Moment iſt noch lange keine Erzählung, ſo wie eine einzelne glücklich erfundene dramatiſche Situation noch lange kein Theaterſtück. Mir fällt dabei die Art ein, wie ein Theaterdichter, der nicht mehr auf der Erde wandelt und deſſen Schauer und Entſetzen erregender Tod wohl ſeine ärgſten Widerſacher verſöhnt, ſein Schuldbuch vertilgt haben mag, wie der ſeine Theaterſtücke zu fabriziren pflegte. In einer Geſellſchaft, der ich ſelbſt beiwohnte, geſtand er ohne Hehl, daß er irgend eine gute dramatiſche Situation, die ihm aufgegangen, erfaſſe, und dann dieſer allein zu Gefallen irgend einen Cannevas zuſammenkeime, gleichſam ſo drum herum hinge. — Seine eigenen Worte! — Dieſe Erklärung gab mir den vollſtändigſten Aufſchluß über das innerſte Weſen, den eigenthümlichſten Charakter der Stücke jenes Dichters, vorzüglich aus der letzten Zeit. Keinem derſelben fehlt es an irgend einer ſehr glücklich, ja oft genial erfundenen Situation. Um dieſe herum ſind aber die Szenen, welche einen magern alltäglichen Stoff mühſam fortſchleppen, gewoben wie ein lockres loſes Geſpinnſt, jedoch iſt die im Techniſchen vielgeübte Hand des Webers niemals zu verkennen.

Niemals? ſprach Theodor, ich dächte doch jedesmal da, wo der nur Gemeinplätzen und alltäglicher Erbärmlichkeit huldigende Dichter ſich ins romantiſche, wahrhaft poetiſche verſteigen wollte. Das merkwürdigſte traurigſte Beiſpiel davon giebt das ſogenannte romantiſche Schauſpiel Deodata, ein kurioſer Wechſelbalg, an dem ein wackrer Komponiſt nicht gute Muſik hätte verſchwenden ſollen. Es giebt kein naiveres Bekenntniß des gänzlichen Mangels an innerer Poeſie, des gänzlichen Nichtahnens höheren dramatiſchen Lebens, als wenn der Dichter der Deodata in dem Vorwort, die Oper deshalb verwirft, weil es unnatürlich ſey, daß die Leute auf dem Theater ſängen und dann verſichert, er habe ſich bemüht in folgendem romantiſchem Schauſpiel den Geſang, den er eingemiſcht, natürlich herbeizuführen. —

Laß ruh'n, laß ruh'n die Todten, rief Cyprian.

Und das, ſprach Lothar, und das um ſo mehr, als wie mich dünkt, ſchon die Mitternachtsſtunde naht, die der ſeelige Mann nutzen könnte, uns wie er es im Leben ſeinen Rezenſenten anzuthun pflegte, einige Ohrfeigen zuzutheilen mit unſichtbarer Krallenfauſt. In dem Augenblick rollte der Wagen heran, den Lothar des noch entkräfteten Theodors halber herausbeſtellt hatte und in dem die Freunde zurückkehrten nach der Stadt.

Sechſter Abſchnitt.

Den Sylveſter, den ſonſt nichts in der Welt zu bewegen vermochte, zur ſchönen Jahreszeit das Land zu verlaſſen, hatte doch eine unwiderſtehliche pſychiſche Gewalt nach der Stadt gezogen. Es ſollte nehmlich ein kleines Theaterſtück, das er unlängſt gedichtet, aufgeführt werden, und es ſcheint unmöglich, daß ein Dichter die erſte Darſtellung ſeines Werks verſäume, hat er auch dabei mit vieler Angſt und Noth zu kämpfen.

Auch Vinzenz hatte ſich wieder aus dem Gewühl' hervorgefunden, ſo war aber der Serapionsklubb wenigſtens für den Augenblick wieder hergeſtellt und die Brüder verſammelten ſich in demſelben freundlichen Gaſtgarten, indem ſie ihre letzte Zuſammenkunft gehalten.

Sylveſter ſchien nicht derſelbe, er war heitrer, geſprächiger als jemals und ſchien überhaupt wie einer, dem ein großes Glück widerfahren.

War es, ſprach Lothar, war es nicht vernünftig, daß wir unſere Zuſammenkunft aufſchoben, bis unſeres Freundes Stück aufgeführt worden? — Wir hätten unſern guten Serapionsbruder zerſtreut, theilnahmlos, ja wie von einer ſchweren Laſt gedrückt gefunden. Immer hätte ihn ſein eignes Werk wie ein böſer Popanz geneckt und geſoppt, aber nun nachdem es eigentlich erſt entpuppt und als ſchöner Schmetterling emporgeflattert, der um mannigfache Gunſt nicht umſonſt gebuhlt hat, nun iſt alles klar und hell in ſeinem Gemüth. Er ſteht verklärt in dem Glanz des verdienten, ihm reichlich geſpendeten Beifalls, und wir wollen es ihm nicht einen Augenblick verdenken, wenn er heute etwas ſtolz auf uns herabſieht, da keiner im Stande, es ihm nachzumachen und ſechs oder achthundert Menſchen mit einem Schlage zu elektriſiren. — Aber jedem das Seine, dein kleines Stück iſt gut, Sylveſter, aber Du mußt es geſtehen, daß die vortreffliche Aufführung dem Werk erſt recht tüchtige Flügel anſetzte. Du biſt gewiß mit den Schauſpielern im höchſten Grade zufrieden.

„Allerdings, erwiederte Sylveſter, wiewohl es ſehr ſchwer iſt, daß ein Theaterdichter mit der Aufführung ſeines Werks zufrieden ſeyn ſolle. Iſt er nicht ſelbſt jede Perſon ſeines Stücks, deren eigenthümlichſte Charakteriſtik mit allen ihren Bedingungen ſich in ſeinem eignen Innern erzeugt hat, und ſcheint es nicht unmöglich, daß ein anderer ſich jenen innerſten Gedanken, der die Perſon gebohren, ſo aneigne oder vielmehr ſo ganz in ſich aufnehme, um ihn rein und unverſtört zum regen Leben herauszufördern? — Aber der ſtörriſche Dichter will, daß dies geſchehe und je lebendiger die Perſon des Stücks in ihm aufgegangen, deſto unzufriedener wird er mit der geringſten Abweichung ſeyn, die er in der Geſtaltung, in dem Spiel des Schauſpielers findet. Gewiß iſt es, daß daher der Dichter an einer Befangenheit leidet, die ihm den Genuß ſeines Werks verdirbt und daß nur dann, wenn er ſich dieſer Befangenheit zu entſchwingen, wenn er ſeine Dichtung, ſeine Perſonen als losgelöſt von ſeinem Innern, objektiv zu betrachten vermag, ſein Werk ihn nach Umſtänden erfreuen kann.

Aber, nahm Ottmar das Wort, aller Aerger, den ein Theaterdichter empfinden mag, wenn er ſtatt ſeiner, andere und noch dazu den ſeinen ganz unähnliche Perſonen auftreten ſieht, wird reichlich aufgewogen durch den Beifall des Publikums, für den ſich kein Künſtler verſchließen kann und ſoll.

Allerdings, ſprach Sylveſter weiter, allerdings, und da der Beifall zunächſt dem darſtellenden Künſtler gezollt wird, ſo überzeugt ſich der Dichter, der auf ſeinem entfernten Plätzchen mit Zittern und Zagen, ja oft mit Aerger und Unmuth zuſchaut, zuletzt: auch die fremde Perſon, die auf den Brettern der ſeinigen wenigſtens die Worte nachſpricht, ſey gar nicht ſo übel, wie man denken ſolle. Gewiß iſt es auch, und kein humaner, nicht in ſich ſelbſt ganz verſeſſener Dichter wird es läugnen, daß mancher geniale Schauſpieler, dem die Perſon des Stücks in wahrer Lebensfarbe aufgegangen, dem Dichter eine Charakteriſtik zu erſchließen vermag, an die er ſelbſt, wenigſtens nicht deutlich dachte, und dennoch für wahr anerkennen muß. Der Dichter ſchaut eine Perſon, die aus ſeinen innerſten Elementen geboren, jedoch in ihm fremdartiger Geſtaltung, aber eben dieſe Geſtaltung entſpricht jenen Elementen, ja es ſcheint unmöglich, daß ſie anders ſeyn könne, und er geräth über das, was ohne ſein zu ſcheinen, doch ſein iſt, in ein freudiges Erſtaunen, als ob er im engen Stüblein plötzlich einen Schatz gefunden, deſſen Exiſtenz er nicht geahnet.

Da, nahm Ottmar das Wort, da höre ich meinen lieben gutmüthigen Sylveſter, dem jene Eitelkeit völlig fremd iſt, an der manches große wahrhafte Talent den Erſtickungstod ſtirbt. Irgend ein Theaterdichter hat einmal unverholen geäußert, daß es durchaus keine Schauſpieler gebe, die im Stande ſeyn ſollten, den ihm inwohnenden Geiſt zu erkennen, und die Perſonen, die er ſchaffe, darzuſtellen. — Wie ſo ganz anders war es mit unſerm großen herrlichen Schiller! Der gerieth einmal wirklich in jenes freudige Erſtaunen, von dem Sylveſter ſpricht, als er den Wallenſtein darſtellen ſah, und verſicherte, nun erſt ſtehe kein Held ihm recht lebendig in Fleiſch und Blut vor Augen. Der den Wallenſtein darſtellte, war aber Fleck, der ewig unvergeßliche Heros unſrer Bühne.

Ueberhaupt, ſprach Lothar, bin ich überzeugt, und das Beiſpiel, welches Ottmar ſo eben anführt, giebt den beſten Beweis davon, daß der Dichter, dem in der Tiefe des Gemüths die wahrhaftige Erkenntniß der Kunſt und mit ihr auch die Andacht ausgegangen, die den ſchaffenden Geiſt im Univerſum anbetet, ſich nicht herabzuwürdigen vermag zu dem ſchnöden Götzendienſt, der nichts verehrt als ſein eignes Ich, als einzig alles Vortreffliche gebährenden Fetiſch. — Sehr leicht wird ein großes Talent für ein wahrhaftes Genie geachtet, aber die Zeit vernichtet jede Täuſchung, indem das Talent ihren Angriffen erliegt, während ſie über das wahrhafte Genie, das in unverletzlicher Schönheit und Stärke fortlebt, nichts vermag! — Um aber wieder auf unſern Sylveſter und ſein Theaterſtück zurückzukommen, ſo muß ich Euch bekennen, daß ich gar nicht zu begreifen vermag, wie jemand zu dem heroiſchen Entſchluß kommen kann, ein Opus, das er ſeiner regen Fantaſie und glücklichen ſchöpferiſchen Augenblicken verdankt, vor ſich auf den ſchlüpfrigen ſchwankenden Brettern des Theaters heragiren zu laſſen!

Die Freunde lachten und meinten, daß Lothar nach ſeiner gewöhnlichen Art und Weiſe wieder mit einer ganz abſonderlichen Meinung hervortreten würde.

Bin ich, ſprach Lothar, bin ich denn ſolch ein abſonderlicher Menſch, der manchmal meint, was kein anderer zu meinen gerade aufgelegt iſt? — Nun mag es dem ſeyn wie ihm wolle, ich wiederhole, daß wenn ein ordentlicher Dichter mit treuem wahrhaftem Gemüth wie unſer Sylveſter, ein Stück aufs

Theater bringt, es mich bedünken will, als entſchlöſſe er ſich auf gut Glück durchs Fenſter zu ſpringen aus dem dritten Stock des Hauſes! — Ich will es Euch nur geſtehen! — Als ich Euch verſicherte, ich ſey, da Sylveſters Stück gegeben wurde, gar nicht im Theater geweſen, ſondern urtheile nur von Hörenſagen, ſo habe ich Euch mit Eurer gütigen Erlaubniß belogen! — Allerdings ſaß ich auf einem entfernten Plätzchen, ein zweiter Sylveſter, ein zweiter Dichter des Stücks. Denn unmöglich war bei ihm ſelbſt die Spannung, das ſeltſame aus Luſt und Unmuth, aus beinahe bis zur Angſt geſteigerter Befangenheit zuſammengeſetzte Gefühl ſtärker als bei mir. Jedes Wort des Schauſpielers, jede ſeiner Bewegungen, die mir nicht richtig ſchien, verſetzte mir den Athem und ich dachte: o du mein Himmel, kann das wirken, kann das gefallen? — und iſt denn der Dichter daran Schuld?

Du machſt, nahm Sylveſter das Wort, das Ding zu arg. Auch mir verſetzt, vorzüglich fängt das Stück an, eine ſchlimme

Beklommenheit den Athem, die ſich, geht das Ding gut von Statten, äußert ſich das Publikum gnädig, aber immer mehr und mehr verliert und einem ſehr angenehmen Gefühl Platz macht, woran freilich das egoiſtiſche Wohlgefallen an der eignen Schöpfung den größten Antheil haben mag.

O Ihr Theaterdichter, rief Vinzenz, Ihr ſeyd die eitelſten, die es giebt, Euch iſt der Beifall der Menge der wahre Honig von Hybla, den Ihr genießt mit ſüßen Mienen! — Doch ich will den Advocatum diaboli machen und beibringen, daß Euch Eure Angſt, Eure Beklommenheit, die mancher bloß für den Krampf der Eitelkeit, der Gefallſucht halten möchte, eben ſo wenig zu verdenken iſt, als jedem, der ein hohes gewagtes Spiel ſpielt. Ihr ſetzt Euer Ich ein, und Beifall iſt der Gewinn, der Verluſt aber nicht allein verwundender Tadel, ſondern noch, ſteigt dieſer bis zu unverholner öffentlicher Aeußerung, jener Makel des Lächerlichen, der das ärgſte und wenigſtens nach der Meinung der Franzoſen die fürchterlichſte Verdammniß iſt, die ein Menſch hienieden dulden kann. — Tugendhafte Franzmänner wollen daher ja auch viel lieber für ausgemachte Schurken gelten, als lächerlich erſcheinen. — Ganz gewiß iſt es, daß den ausgepochten Theaterdichter immer der Fluch des Lächerlichen trifft, den er oft Zeit ſeines Lebens nicht abſchüttelt. Selbſt nachheriger Beifall bleibt zweideutig, und ſchon mancher, dem dergleichen geſchah, iſt verzweiflungsvoll in die triſte Einöde jener Dichtungen geflohen, die ſich wie Schauſpiele gebehrden, indeſſen wie der Autor auf das heiligſte verſichert, durchaus nicht für das Theater beſtimmt ſind.

Ich gebe, ſprach Theodor, Euch beiden, Lothar und Vinzenz, aus tiefer Ueberzeugung vollkommen recht, daß es für einen Dichter, zumal aber einen Componiſten, ein gar gewagtes Spiel iſt, ein Werk auf das Theater zu bringen. Es heißt ſein Eigenthum Preis geben dem Winde und den Wellen. Bedenkt man nehmlich, von welchen tauſend Zufälligkeiten die Wirkung eines Stücks abhängt, wie oft der gedachte und wohlberechnete Effekt irgend einer Stelle an dem Ungeſchick eines einzigen Sängers, eines einzigen Inſtrumentaliſten ſcheitert, wie oft —

Hört! hört! unterbrach Vinzenz den Freund, hört! hört! rufe ich wie die edlen Lords im engliſchen Parlement, wenn ein edler Lord im Begriff ſteht, recht aus der Schule zu ſchwatzen. Theodor hat eben nichts im Sinn als die Oper, die er vor ein paar Jahren auf das Theater brachte! Da ich nun, ſprach er, ein Dutzend mißlungene Proben angeſchaut habe, da noch ſelbſt in der letzten Hauptprobe der Maestro mit meiner Partitur nicht ganz im Reinen war, ſo wie mit dem Verſtändniß des ganzen Werks überhaupt, ſo bin ich über die Zweideutigkeit des Schickſals, das gleich einer ſchwarzen Wolke über meiner Dichtung hängt, ganz beruhigt. Fällt mein Werk, ſo falle es denn! mir iſt alle Beſorgniß deshalb benommen, ich bin hinweg über alle Angſt und Beklommenheit des Autors — und was dergleichen ſchöne Redensarten noch mehr waren. Genug, als ich am Tage der Aufführung meinen Freund ſah, und die Zeit da war, nach dem Theater zu gehen, wurde er plötzlich leichenblaß, lachte aber dabei ungemein, niemand wußte recht worüber, verſicherte ſehr heftig, beinahe habe er vergeſſen, daß ſeine Oper heute gegeben würde, wollte durchaus, als er den Ueberrock anzuziehen unternahm, den rechten Arm in den linken Aermel ſtecken, ſo daß ihm meine Beihülfe nöthig, rannte dann, ohne ein Wort zu ſprechen, wie beſeſſen über die Straße, und fiel, als in dem Augenblick, da er in die Loge treten wollte, der erſte Akkord der Ouverture losſchlug, dem erſchrokkenen Logenſchließer in die Arme, dann aber —

Still! ſtill! rief Theodor, was meine Oper und deren Aufführung betrifft, ſo will ich Euch, ſollt' es Euch einmal wieder gemüthlich ſeyn über Muſik zu ſprechen, manches darüber ſagen, aber heute kein Wort davon, kein einziges Wörtchen —

Schon viel zu viel, nahm Lothar das Wort, haben wir überdem über ein und daſſelbe geſchwatzt und zum Schluß will ich nur noch bemerken, daß mir das Anekdötchen von

Voltaire ſehr wohl gefällt, der einmal als ein Trauerſpiel — irr' ich nicht, ſo war es Zaire — über das Schickſal ſeines Werks in ſolch ſchrecklicher Angſt war, daß er es gar nicht wagte, in das Theater zu gehen. Auf dem ganzen Wege von dem Theater bis zu ſeiner Wohnung waren aber Boten ausgeſtellt, die von Moment zu Moment ihm telegraphiſche Nachrichten von dem Gange des Stücks zubringen mußten, ſo daß er auf ſeiner Stube im Schlafrock alle Quaalen, alle Luſt des Autors gemächlich zu empfinden im Stande war.

Sollte, ſprach Sylveſter, ſollte dies Anekdötlein nicht eine gute Theaterſzene geben, und zugleich eine tüchtige Aufgabe für einen Schauſpieler ſeyn, der die ſogenannten Charakterrollen ſpielt? — Man denke ſich Voltaire auf der Bühne — er empfängt die Nachrichten — „das Publikum iſt unruhig! —" „Ha, ruft er, iſt es möglich, deine Theilnahme zu erregen, leichtſinniges Volk! —" Das Publikum applaudirt, ſchreit vor Entzücken! — „Ha! wackre Franzoſen, ihr verſteht Euern Voltaire und habt ihn —" das Publikum ziſcht, auch laſſen ſich Pfeiflein hören! – „Verräther, treuloſe! — das mir, das mir –"

Halt, halt, rief Ottmar, Sylveſter macht uns hier in der Begeiſterung des Beifalls, den er errungen, auf der Stelle ein ganzes Luſtſpiel, ſtatt daß er als ein würdiger Serapionsbruder für uns ſorgen und die Erzählung vorleſen ſoll, deren ſehr anziehenden Stoff er mir vor einiger Zeit brieflich mittheilte und die er, wie ich weiß, ausgearbeitet und mitgebracht hat.

Wir haben, ſprach Sylveſter, ſo eben an Voltaire gedacht, Ihr möget daher, meine theuren Serapionsbrüder, an ſein Siecle de Louis XIV. und an dies Zeitalter überhaupt ſelbſt denken, aus dem ich die Erzählung entnommen, die ich demüthigſt Eurer gütigen Aufnahme empfehle.

Sylveſter las:

Das Fräulein von Scuderi.

Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten.

In der Straße St. Honorée war das kleine Haus gelegen, welches Magdaleine von Scuderi, bekannt durch ihre anmuthigen Verſe, durch die Gunſt Ludwig des XIV. und der Maintenon, bewohnte.

Spät um Mitternacht — es mochte im Herbſte des Jahres 1680 ſeyn — wurde an dieſes Haus hart und heftig angeſchlagen, daß es im ganzen Flur laut wiederhallte. — Baptiſte, der in des Fräuleins kleinem Haushalt Koch, Bedienten und Thürſteher zugleich vorſtellte, war mit Erlaubniß ſeiner Herrſchaft über Land gegangen zur Hochzeit ſeiner Schweſter, und ſo kam es, daß die Martiniere, des Fräuleins Kammerfrau, allein im Hauſe noch wachte. Sie hörte die wiederholten Schläge, es fiel ihr ein, daß Baptiſte fortgegangen, und ſie mit dem Fräulein ohne weitern Schutz im Hauſe geblieben ſey; aller Frevel von Einbruch, Diebſtahl und Mord, wie er jemals in Paris verübt worden kam ihr in den Sinn, es wurde ihr gewiß, daß irgend ein Haufen Meuter, von der Einſamkeit des Hauſes unterrichtet, da draußen tobe, und eingelaſſen ein böſes Vorhaben gegen die Herrſchaft ausführen wolle, und ſo blieb ſie in ihrem Zimmer zitternd und zagend, und den Baptiſte verwünſchend ſammt ſeiner Schweſter Hochzeit. Unterdeſſen donnerten die Schläge immer fort, und es war ihr, als rufe eine Stimme dazwiſchen: So macht doch nur auf um Chriſtuswillen, ſo macht doch nur auf! Endlich in ſteigender Angſt ergriff die Martiniere ſchnell den Leuchter mit der brennenden Kerze, und rannte hinaus auf den Flur; da vernahm ſie ganz deutlich die Stimme des Anpochenden: Um Chriſtuswillen, ſo macht doch nur auf! „In der That, dachte die Martiniere, ſo ſpricht doch wohl kein Räuber; wer weiß, ob nicht gar ein Verfolgter Zuflucht ſucht bei meiner Herrſchaft, die ja geneigt iſt zu jeder Wohlthat. Aber laßt uns vorſichtig ſeyn!“ — Sie öffnete ein Fenſter und rief hinab, wer denn da unten in ſpäter Nacht ſo an der Hausthür tobe, und alles aus dem Schlafe wecke, indem ſie ihrer tiefen Stimme ſo viel Männliches zu geben ſich bemühte, als nur möglich. In dem Schimmer der Mondesſtrahlen, die eben durch die finſtern Wolken brachen, gewahrte ſie eine lange, in einen hellgrauen Mantel gewickelte Geſtalt, die den breiten Hut tief in die Augen gedrückt hatte. Sie rief nun mit lauter Stimme, ſo, daß es der unten vernehmen konnte: Baptiſte, Claude, Pierre, ſteht auf, und ſeht einmal zu, welcher Taugenichts uns das Haus einſchlagen will! Da ſprach es aber mit ſanfter, beinahe klagender Stimme von unten herauf: Ach! la Martiniere, ich weiß ja, daß Ihr es ſeyd, liebe Frau, ſo ſehr Ihr Eure Stimme zu verſtellen trachtet, ich weiß ja, daß Baptiſte über Land gegangen iſt, und Ihr mit Eurer Herrſchaft allein im Hauſe ſeyd. Macht mir nur getroſt auf, befürchtet nichts. Ich muß durchaus mit Eurem Fräulein ſprechen, noch in dieſer Miunte. „Wo denkt Ihr hin, erwiederte die Martiniere, mein Fräulein wollt Ihr ſprechen mitten in der Nacht? Wißt Ihr denn nicht, daß ſie längſt ſchläft, und daß ich ſie um keinen Preis wecken werde aus dem erſten ſüßeſten Schlummer, deſſen ſie in ihren Jahren wohl bedarf.“ „Ich weiß, ſprach der Untenſtehende, ich weiß, daß Euer Fräulein ſo eben das Manuſcript ihres Romans, Clelia geheißen, an dem ſie raſtlos arbeitet, bei Seite gelegt hat, und jetzt noch einige Verſe aufſchreibt, die ſie morgen bei der Marquiſe de Maintenon vorzuleſen gedenkt. Ich beſchwöre Euch, Frau Martiniere, habt die Barmherzigkeit, und öffnet mir die Thüre. Wißt, daß es darauf ankommt, einen Unglücklichen vom Verderben zu retten, wißt, daß Ehre, Freiheit, ja das Leben eines Menſchen abhängt von dieſem Augenblick, in dem ich Euer Fräulein ſprechen muß. Bedenkt, daß Eurer Gebieterin Zorn ewig auf Euch laſten würde, wenn Sie erführe, daß Ihr es waret, die den Unglücklichen, welcher kam, ihre Hülfe zu erflehen, hartherzig von der

Thüre wieſet.“ Aber warum ſprecht ihr denn meines Fräuleins Mitleid an in dieſer ungewöhnlichen Stunde, kommt morgen zu guter Zeit wieder“, ſo ſprach die Martiniere herab; da erwiederte der unten: „Kehrt ſich denn das Schickſal, wenn es verderbend wie der tödtende Blitz einſchlägt, an Zeit und Stunde? Darf, wenn nur ein Augenblick Rettung noch möglich iſt, die Hülfe aufgeſchoben werden? Oeffnet mir die Thüre, fürchtet doch nur nichts von einem Elenden, der ſchutzlos, verlaſſen von aller Welt, verfolgt, bedrängt von einem ungeheuern Geſchick Euer Fräulein um Rettung anflehen will aus drohender Gefahr!“ Die Martiniere vernahm, wie der Untenſtehende bei dieſen Worten vor tiefem Schmerz ſtöhnte und ſchluchzte; dabei war der Ton von ſeiner Stimme der eines Jünglings, ſanft und eindringend tief in die Bruſt. Sie fühlte ſich im Innerſten bewegt, ohne ſich weiter lange zu beſinnen, holte ſie die Schlüſſel herbei.

So wie ſie die Thüre kaum geöffnet, drängte ſich ungeſtüm die im Mantel gehüllte

Geſtalt hinein und rief, der Martiniere vorbeiſchreitend in den Flur, mit wilder Stimme: „Führt mich zu Euerm Fräulein!“ Erſchrocken hob die Martiniere den Leuchter in die Höhe, und der Kerzenſchimmer fiel in ein todtbleiches, furchtbar entſtelltes Jünglingsantlitz. Vor Schrecken hätte die Martiniere zu Boden ſinken mögen, als nun der Menſch den Mantel auseinanderſchlug, und der blanke Griff eines Stilets aus dem Bruſtlatz hervorragte. Es blitzte der Menſch ſie an mit funkelnden Augen und rief noch wilder als zuvor: „Führt mich zu Euerm Fräulein, ſage ich Euch!“ Nun ſah die Martiniere ihr Fräulein in der dringendſten Gefahr, alle Liebe zu der theuren Herrſchaft, in der ſie zugleich die fromme, treue Mutter ehrte, flammte ſtärker auf im Innern, und erzeugte einen Muth, deſſen ſie wohl ſelbſt ſich nicht fähig geglaubt hätte. Sie warf die Thüre ihres Gemachs, die ſie offen gelaſſen, ſchnell zu, trat vor dieſelbe und ſprach ſtark und feſt: „In der That, Euer tolles Betragen hier im Hauſe paßt ſchlecht zu Euern kläglichen Worten da draußen, die, wie ich nun wohl merke, mein Mitleiden ſehr zu unrechter Zeit erweckt haben. Mein Fräulein ſollt und werdet ihr jetzt nicht ſprechen. Habt Ihr nichts Böſes im Sinn, dürft ihr den Tag nicht ſcheuen, ſo kommt morgen wieder, und bringt Eure Sache an! — jetzt ſchert Euch aus dem Hauſe! Der Menſch ſtieß einen dumpfen Seufzer aus, blickte die Martiniere ſtarr an mit entſetzlichem Blick, und griff nach dem Stilet. Die Martiniere befahl im Stillen ihre Seele dem Herrn, doch blieb ſie ſtandhaft, und ſah dem Menſchen keck ins Auge, indem ſie ſich feſter an die Thüre des Gemachs drückte, durch welches der Menſch gehen mußte, um zu dem Fräulein zu gelangen. „Laßt mich zu Euerm Fräulein, ſage ich Euch, rief der Menſch nochmals.“ „Thut was ihr wollt, erwiederte die Martiniere, ich weiche nicht von dieſem Platz, vollendet nur die böſe That, die ihr begonnen, auch ihr werdet den ſchmachvollen Tod finden auf dem Greveplatz, wie Eure verruchten Spießgeſellen.“ „Ha, ſchrie der

Menſch auf, ihr habt recht, la Martiniere! ich ſehe aus, ich bin bewaffnet wie ein verruchter Räuber und Mörder, aber meine Spießgeſellen ſind nicht gerichtet, ſind nicht gerichtet! — Und damit zog er, giftige Blicke ſchießend, auf die zum Tode geängſtete Frau, das Stilet heraus. Jeſus! rief ſie, den Todesſtoß erwartend, aber in dem Augenblick ließ ſich auf der Straße das Geklirr von Waffen, der Huftritt von Pferden hören. „Die Marechauſſee — die Marechauſſee. Hülfe, Hülfe!“ ſchrie die Martiniere. „Entſetzliches Weib, du willſt mein Verderben — nun iſt Alles aus, alles aus!“ nimm! — nimm; gieb das dem Fräulein heute noch — morgen wenn du willſt — dieß leiſe murmelnd hatte der Menſch der Martiniere den Leuchter weggeriſſen, die Kerzen verlöſcht und ihr ein Käſtchen in die Hände gedrückt. Um deiner Seligkeit willen, gieb das Käſtchen dem Fräulein, rief der Menſch und ſprang zum Hauſe hinaus. Die Martiniere war zu Boden geſunken, mit Mühe ſtand ſie auf, und tappte ſich in der Finſterniß zurück in ihr Gemach, wo ſie ganz erſchöpft, keines Lautes mächtig, in den Lehnſtuhl ſank. Nun hörte ſie die Schlüſſel klirren, die ſie im Schloß der Hausthüre hatte ſtecken laſſen. Das Haus wurde zugeſchloſſen und leiſe unſichere Tritte nahten ſich dem Gemach. Feſt gebannt, ohne Kraft ſich zu regen, erwartete ſie das Gräßliche; doch wie geſchah ihr, als die Thüre aufging und ſie bei dem Scheine der Nachtlampe auf den erſten Blick den ehrlichen Baptiſte erkannte; der ſah leichenblaß aus und ganz verſtört. „Um aller Heiligen willen, fing er an, um aller Heiligen willen, ſagt mir Frau Martiniere, was iſt geſchehen? Ach die Angſt! die Angſt! — Ich weiß nicht was es war, aber fortgetrieben hat es mich von der Hochzeit geſtern Abend mit Gewalt! — Und nun komme ich in die Straße. Frau Martiniere, denk ich, hat einen leiſen Schlaf, die wird's wohl hören, wenn ich leiſe und ſäuberlich anpoche an die Hausthüre, und mich hineinlaſſen. Da kommt mir eine ſtarke Patrouille entgegen, Reuter, Fußvolk bis an die Zähne bewaffnet, und hält mich an und will mich nicht fortlaſſen. Aber zum Glück iſt Desgrais dabei, der Marechauſſee-Lieutnant, der mich recht gut kennt; der ſpricht, als ſie mir die Laterne unter die Naſe halten: Ei Baptiſte, wo kommſt du her des Wegs in der Nacht? Du mußt fein im Hauſe bleiben und es hüten. Hier iſt es nicht geheuer, wir denken noch in dieſer Nacht einen guten Fang zu machen. Ihr glaubt gar nicht, Frau Martiniere, wie mir dieſe Worte aufs Herz fielen. Und nun trete ich auf die Schwelle, und da ſtürzt ein verhüllter Menſch aus dem Hauſe, das blanke Stilet in der Fauſt, und rennt mich um und um — das Haus iſt offen, die Schlüſſel ſtecken im Schloſſe — ſagt, was hat das Alles zu bedeuten?“ Die Martiniere, von ihrer Todesangſt befreit, erzählte, wie ſich Alles begeben. Beide, ſie und Baptiſte, gingen in den Hausflur, ſie fanden den Leuchter auf dem Boden, wo der fremde Menſch ihn im Entfliehen hingeworfen. „Es iſt nur zu gewiß, ſprach Baptiſte, daß unſer Fräulein beraubt und wohl gar ermordet werden ſollte. Der Menſch wußte, wie ihr erzählt, daß ihr allein wart mit dem Fräulein, ja ſogar, daß ſie noch wachte bei ihren Schriften; gewiß war es einer von den verfluchten Gaunern und Spitzbuben, die bis ins Innere der Häuſer dringen, alles liſtig auskundſchaftend, was ihnen zur Ausführung ihrer teufliſchen Anſchläge dienlich. Und das kleine Käſtchen, Frau Martiniere, das, denk ich werfen wir in die Seine, wo ſie am tiefſten iſt. Wer ſteht uns dafür, daß nicht irgend ein verruchter Unhold unſerm guten Fräulein nach dem Leben trachtet, daß ſie, das Käſtchen öffnend, nicht todt niederſinkt, wie der alte Marquis von Tournay, als er den Brief aufmachte, den er von unbekannter Hand erhalten! —“ Lange rathſchlagend, beſchloſſen die Getreuen endlich, dem Fräulein am andern Morgen Alles zu erzählen und ihr auch das geheimnißvolle Käſtchen einzuhändigen. das ja mit gehöriger Vorſicht geöffnet werden könne. Beide, erwägten ſie genau jeden Umſtand der Erſcheinung des verdächtigen Fremden, meinten, daß wohl ein beſonderes Geheimniß im Spiele ſeyn könne, über das ſie eigenmächtig nicht ſchalten dürften, ſondern die Enthüllung ihrer Herrſchaft überlaſſen müßten. —

Baptiſte's Beſorgniſſe hatten ihren guten Grund. Gerade zu der Zeit war Paris der Schauplatz der verruchteſten Greuelthaten, gerade zu der Zeit bot die teufliſchſte Erfindung der Hölle die leichteſten Mittel dazu dar.

Glaſer, ein teutſcher Apotheker, der beſte Chemiker ſeiner Zeit, beſchäftigte ſich, wie es bei Leuten von ſeiner Wiſſenſchaft wohl zu geſchehen pflegt, mit alchymiſtiſchen Verſuchen. Er hatte es darauf abgeſehen, den Stein der Weiſen zu finden. Ihm geſellte ſich ein Italiener zu, Namens Exili. Dieſem diente aber die Goldmacherkunſt nur zum Vorwande. Nur das Miſchen, Kochen, Sublimiren der Giftſtoffe, in denen Glaſer ſein Heil zu finden hoffte, wollt' er erlernen.

und es gelang ihm endlich, jenes feine Gift zu bereiten, das ohne Geruch, ohne Geſchmack, entweder auf der Stelle oder langſam tödtend, durchaus keine Spur im menſchlichen Körper zurückläßt, und alle Kunſt, alle Wiſſenſchaft der Aerzte täuſcht, die, den Giftmord nicht ahnend, den Tod einer natürlichen Urſache zuſchreiben müſſen. So vorſichtig Exili auch zu Werke ging, ſo kam er doch in den Verdacht des Giftverkaufs, und wurde nach der Baſtille gebracht. In daſſelbe Zimmer ſperrte man bald darauf den Hauptmann Godin de Sainte Croix ein. Dieſer hatte mit der Marquiſe de Brinvillier lange Zeit in einem Verhältniſſe gelebt, welches Schande über die ganze Familie brachte, und endlich, da der Marquis unempfindlich blieb für die Verbrechen ſeiner Gemahlin, ihren Vater, Dreux d'Aubray, Civil-Lieutnant zu Paris, nöthigte, das verbrecheriſche Paar durch einen Verhaftsbefehl zu trennen, den er wider den Hauptmann auswirkte. Leidenſchaftlich, ohne Charakter, Frömmigkeit heuchelnd und zu Laſtern aller

Art geneigt von Jugend auf, eiferſüchtig, rachſüchtig bis zur Wuth, konnte dem Hauptmann nichts willkommner ſeyn als Exilis teufliſches Geheimniß, das ihm die Macht gab, alle ſeine Feinde zu vernichten. Er wurde Exilis eifriger Schüler, und that es bald ſeinem Meiſter gleich, ſo daß er, aus der Baſtille entlaſſen, allein fortzuarbeiten im Stande war.

Die Brinvillier war ein entartetes Weib, durch Sainte Croix wurde ſie zum Ungeheuer. Er vermochte ſie nach und nach, erſt ihren eignen Vater, bei dem ſie ſich befand, ihn mit verruchter Heuchelei im Alter pflegend, dann ihre beiden Brüder, und endlich ihre Schweſter zu vergiften; den Vater aus Rache, die andern der reichen Erbſchaft wegen. Die Geſchichte mehrerer Giftmörder giebt das entſetzliche Beiſpiel, daß Verbrechen der Art zur unwiderſtehlichen Leidenſchaft werden. Ohne weitern Zweck, aus reiner Luſt daran, wie der Chemiker Experimente macht zu ſeinem Vergnügen, haben oft Giftmörder Perſonen gemordet, deren Leben oder Tod ihnen völlig gleich ſeyn konnte. Das plötzliche Hinſterben mehrerer Armen im Hotel Dieu erregte ſpäter den Verdacht, daß die Brodte, welche die Brinvillier dort wöchentlich auszutheilen pflegte, um als Muſter der Frömmigkeit und des Wohlthuns zu gelten, vergiftet waren. Gewiß iſt es aber, daß ſie Taubenpaſteten vergiftete, und ſie den Gäſten, die ſie geladen, vorſetzte. Der Chevalier du Guet und mehrere andere Perſonen fielen als Opfer dieſer hölliſchen Mahlzeiten. Sainte Croix, ſein Gehülfe la Chauſſee, die Brinvillier wußten lange Zeit hindurch ihre gräßliche Unthaten in undurchdringliche Schleier zu hüllen; doch welche verruchte Liſt verworfener Menſchen vermag zu beſtehen, hat die ewige Macht des Himmels beſchloſſen, ſchon hier auf Erden die Frevler zu richten! — Die Gifte, welche Sainte Croix bereitete, waren ſo fein, daß, lag das Pulver (poudre de succession nannten es die Pariſer) bei der Bereitung offen, ein einziger Athemzug hinreichte, ſich augenblicklich den Tod zu geben. Sainte Croix trug deshalb bei ſeinen Operationen eine

Maske von ſeinem Glaſe. Dieſe fiel eines Tags, als er eben ein fertiges Giftpulver in eine Phiole ſchütten wollte, herab, und er ſank, den feinen Staub des Giftes einathmend, augenblicklich todt nieder. Da er ohne Erben verſtorben, eilten die Gerichte herbei, um den Nachlaß unter Siegel zu nehmen. Da fand ſich in einer Kiſte verſchloſſen das ganze hölliſche Arſenal des Giftmords, das dem verruchten Sainte Croix zu Gebote geſtanden, aber auch die Briefe der Brinvillier wurden aufgefunden, die über ihre Unthaten keinen Zweifel ließen. Sie floh nach Lüttich in ein Kloſter. Desgrais, ein Beamter der Marechauſſee, wurde ihr nachgeſendet. Als Geiſtlicher verkleidet, erſchien er in dem Kloſter, wo ſie ſich verborgen. Es gelang ihm, mit dem entſetzlichen Weibe einen Liebeshandel anzuknüpfen, und ſie zu einer heimlichen Zuſammenkunft in einem einſamen Garten vor der Stadt zu verlocken. Kaum dort angekommen, wurde ſie aber von Desgrais Häſchern umringt, der geiſtliche Liebhaber verwandelte ſich plötzlich in den Beamten der Marechauſſee, und nöthigte ſie in den Wagen zu ſteigen, der vor dem Garten bereit ſtand, und von den Häſchern umringt, gerades Wegs nach Paris abfuhr. La Chauſſee war ſchon früher enthauptet worden, die Brinvillier litt denſelben Tod, ihr Körper wurde nach der Hinrichtung verbrannt, und die Aſche in die Lüfte zerſtreut.

Die Pariſer athmeten auf, als das Ungeheuer von der Welt war, das die heimliche mörderiſche Waffe ungeſtraft richten konnte gegen Feind und Freund. Doch bald that es ſich kund, daß des verruchten La Croix entſetzliche Kunſt ſich fort vererbt hatte. Wie ein unſichtbares tückiſches Geſpenſt ſchlich der Mord ſich ein in die engſten Kreiſe, wie ſie Verwandtſchaft — Liebe — Freundſchaft nur bilden können, und erfaßte ſicher und ſchnell die unglücklichen Opfer. Der, den man heute in blühender Geſundheit geſehen, wankte morgen krank und ſiech umher, und keine Kunſt der Aerzte konnte ihn vor dem Tode retten. Reichthum — ein einträgliches Amt — ein ſchönes, vielleicht zu jugendli ches Weib — das genügte zur Verfolgung auf den Tod. Das grauſamſte Mißtrauen trennte die heiligſten Bande. Der Gatte zitterte vor der Gattin — der Vater vor dem Sohn — die Schweſter vor dem Bruder. — Unberührt blieben die Speiſen, blieb der Wein bei dem Mahl, das der Freund den Freunden gab, und wo ſonſt Luſt und Scherz gewaltet, ſpähten verwilderte Blicke nach dem verkappten Mörder. Man ſah Familienväter ängſtlich in entfernten Gegenden Lebensmittel einkaufen, und in dieſer, jener ſchmutzigen Garküche ſelbſt bereiten, in ihrem eigenen Hauſe teufliſchen Verrath fürchtend. Und doch war manchmal die größte, bedachteſte Vorſicht vergebens.

Der König, dem Unweſen, das immer mehr überhand nahm, zu ſteuern, ernannte einen eigenen Gerichtshof, dem er ausſchließlich die Unterſuchung und Beſtrafung dieſer heimlichen Verbrechen übertrug. Das war die ſogenannte Chambre ardente, die ihre Sitzungen unfern der Baſtille hielt, und welcher la Regnie als Präſident vorſtand. Mehrere Zeit hindurch blieben Regnies Bemühungen, ſo eifrig ſie auch ſeyn mochten, fruchtlos, dem verſchlagenen Desgrais war es vorbehalten, den geheimſten Schlupfwinkel des Verbrechens zu entdecken. — In der Vorſtadt Saint Germain wohnte ein altes Weib, la Voiſin geheißen, die ſich mit Wahrſagen und Geiſterbeſchwören abgab, und mit Hülfe ihrer Spießgeſellen, le Sage und le Vigoureux, auch ſelbſt Perſonen, die eben nicht ſchwach und leichtgläubig zu nennen, in Furcht und Erſtaunen zu ſetzen wußte. Aber ſie that mehr als dieſes. Exilis Schülerin wie la Croix, bereitete ſie wie dieſer, das feine, ſpurloſe Gift, und half auf dieſe Weiſe ruchloſen Söhnen zur frühen Erbſchaft, entarteten Weibern zum andern jüngern Gemahl. Desgrais drang in ihr Geheimniß ein, ſie geſtand alles, die Chambre ardente verurtheilte ſie zum Feuertode, den ſie auf dem Greveplatze erlitt. Man fand bei ihr eine Liſte aller Perſonen, die ſich ihrer Hülfe bedient hatten; und ſo kam es, daß nicht allein Hinrichtung auf Hinrichtung folgte, ſondern auch ſchwerer Verdacht ſelbſt auf Perſonen von hohem Anſehen lauerte. So glaubte man, daß der Cardinal Bonzy bei der la Voiſin das Mittel gefunden, alle Perſonen, denen er als Erzbiſchof von Narbonne Penſionen bezahlen mußte, in kurzer Zeit hinſterben zu laſſen. So wurden die Herzogin von Bouillon, die Gräfin von Soiſſons, deren Namen man auf der Liſte gefunden, der Verbindung mit dem teufliſchen Weibe angeklagt, und ſelbſt François Henri de Montmorenci, Boudevelle, Herzog von Luxemburg, Pair und Marſchall des Reichs, blieb nicht verſchont. Auch ihn verfolgte die furchtbare Chambre ardente. Er ſtellte ſich ſelbſt zum Gefängniß in der Baſtille, wo ihn Louvois und la Regnies Haß in ein ſechs Fuß langes Loch einſperren ließ. Monate vergingen, ehe es ſich vollkommen ausmittelte, daß des Herzogs Verbrechen keine Rüge verdienen konnte. Er hatte ſich einmal von le Sage das Horoskop ſtellen laſſen.

Gewiß iſt es, daß blinder Eifer den Präſidenten la Regnie zu Gewaltſtreichen und Grauſamkeiten verleitete. Das Tribunal nahm ganz den Charakter der Inquiſition an, der geringfügigſte Verdacht reichte hin zu ſtrenger Einkerkerung, und oft war es dem Zufall überlaſſen, die Unſchuld des auf den Tod Angeklagten darzuthun. Dabei war Regnie von garſtigem Anſehen und heimtückiſchem Weſen, ſo daß er bald den Haß derer auf ſich lud, deren Rächer oder Schützer zu ſeyn er berufen wurde. Die Herzogin von Bouillon, von ihm im Verhöre gefragt, ob ſie den Teufel geſehen? erwiederte: mich dünkt, ich ſehe ihn in dieſem Augenblick!

Während nun auf dem Greveplatz das Blut Schuldiger und Verdächtiger in Strömen floß, und endlich der heimliche Giftmord ſeltner und ſeltner wurde, zeigte ſich ein Unheil andrer Art, welches neue Beſtürzung verbreitete. Eine Gaunerbande ſchien es darauf angelegt zu haben, alle Juwelen in ihren Beſitz zu bringen. Der reiche Schmuck, kaum gekauft, verſchwand auf unbegreifliche Weiſe, mochte er verwahrt ſeyn wie er wollte.

Noch viel ärger war es aber, daß Jeder, der es wagte, zur Abendzeit Juwelen bei ſich zu tragen, auf offener Straße oder in finſtern Gängen der Häuſer beraubt, ja wohl gar ermordet wurde. Die mit dem Leben davon gekommen, ſagten aus, ein Fauſtſchlag auf den Kopf habe ſie wie ein Wetterſtrahl niedergeſtürzt, und aus der Betäubung erwacht, hätten ſie ſich beraubt, und am ganz andern Orte als da, wo ſie der Schlag getroffen, wieder gefunden. Die Ermordeten, wie ſie beinahe jeden Morgen auf der Straße oder in den Häuſern lagen, hatten alle dieſelbe tödtliche Wunde. Einen Dolchſtich ins Herz, nach dem Urtheil der Aerzte ſo ſchnell und ſicher tödtend, daß der Verwundete keines Lautes mächtig zu Boden ſinken mußte. Wer war an dem üppigen Hofe Ludwig des XIV., der nicht in einen geheimen Liebeshandel verſtrickt, ſpät zur Geliebten ſchlich, und manchmal ein reiches Geſchenk bei ſich trug? – Als ſtünden die Gauner mit Geiſtern im Bunde, wußten ſie genau, wenn ſich ſo etwas zutragen ſollte. Oft erreichte der Unglückliche nicht das Haus, wo er Liebesglück zu genießen dachte, oft fiel er auf der Schwelle, ja vor dem Zimmer der Geliebten, die mit Entſetzen den blutigen Leichnam fand.

Vergebens ließ Argenſon, der Polizeiminiſter, Alles aufgreifen in Paris, was von dem Volk nur irgend verdächtig ſchien, vergebens wüthete la Regnie, und ſuchte Geſtändniſſe zu erpreſſen, vergebens wurden Wachen, Patrouillen verſtärkt, die Spur der Thäter war nicht zu finden. Nur die Vorſicht, ſich bis an die Zähne zu bewaffnen, und ſich eine Leuchte vortragen zu laſſen, half einigermaßen, und doch fanden ſich Beiſpiele, daß der Diener mit Steinwürfen geängſtet, und der Herr in demſelben Augenblick ermordet und beraubt wurde.

Merkwürdig war es, daß aller Nachforſchungen auf allen Plätzen, wo Juwelenhandel nur möglich war, unerachtet nicht das mindeſte von den geraubten Kleinodien zum Vorſchein kam, und alſo auch hier keine Spur ſich zeigte, die hätte verfolgt werden können.

Desgrais ſchäumte vor Wuth, daß ſelbſt ſeiner Liſt die Spitzbuben zu entgehen wußten. Das Viertel der Stadt, in dem er ſich gerade befand, blieb verſchont, während in dem andern, wo Keiner Böſes geahnt, der Raubmord ſeine reichen Opfer erſpähte.

Desgrais beſann ſich auf das Kunſtſtück, mehrere Desgrais zu ſchaffen, ſich untereinander ſo ähnlich an Gang, Stellung, Sprache, Figur, Geſicht, daß ſelbſt die Häſcher nicht wußten, wo der rechte Desgrais ſtecke. Unterdeſſen lauſchte er, ſein Leben wagend, allein in den geheimſten Schlupfwinkeln, und folgte von weitem dieſem oder jenem, der auf ſeinen Anlaß einen reichen Schmuck bei ſich trug. Der blieb unangefochten; alſo auch von dieſer Maaßregel waren die Gauner unterrichtet. Desgrais gerieth in Verzweiflung.

Eines Morgens kommt Desgrais zu dem Präſidenten la Regnie, blaß entſtellt außer ſich. — Was habt Ihr, was für Nachrichten? — Fandet Ihr die Spur? ruft ihm der Präſident entgegen. „Ha — gnädiger Herr,

Herr, fängt Desgrais an, vor Wuth ſtammelnd, ha gnädiger Herr — geſtern in der Nacht — unfern des Louvres iſt der Marquis de la Fare angefallen worden in meiner Gegenwart. Himmel und Erde, jauchzt la Regnie auf vor Freude — wir haben ſie! — O hört nur, fällt Desgrais mit bitterm Lächeln ein, o hört nur erſt, wie ſich Alles begeben. — Am Louvre ſteh ich alſo, und paſſe, die ganze Hölle in der Bruſt, auf die Teufel, die meiner ſpotten. Da kommt mit unſicherm Schritt immer hinter ſich ſchauend eine Geſtalt dicht bei mir vorüber, ohne mich zu ſehen. Im Mondesſchimmer erkenne ich den Marquis de la Fare. Ich konnt' ihn da erwarten, ich wußte, wo er hinſchlich. Kaum iſt er zehn — zwölf Schritte bei mir vorüber, da ſpringt wie aus der Erde herauf eine Figur, ſchmettert ihn nieder und fällt über ihn her. Unbeſonnen, überraſcht von dem Augenblick, der den Mörder in meine Hand liefern konnte, ſchrie ich laut auf, und will mit einem gewaltigen Sprunge aus meinem Schlupfwinkel heraus auf ihn zuſetzen; da verwickle ich mich in den Mantel und falle hin. Ich ſehe den Menſchen wie auf den Flügeln des Windes forteilen, ich rapple mich auf, ich renne ihm nach — laufend ſtoße ich in mein Horn — aus der Ferne antworten die Pfeifen der Häſcher — es wird lebendig — Waffengeklirr, Pferdegetrappel von allen Seiten. — Hierher — hierher — Desgrais — Desgrais! ſchreie ich, daß es durch die Straßen hallt. Immer ſehe ich den Menſchen vor mir im hellen Mondſchein, wie er, mich zu täuſchen, da — dort — einbiegt; wir kommen in die Straße Nicaiſe, da ſcheinen ſeine Kräfte zu ſinken, ich ſtrenge die meinigen doppelt an — noch funfzehn Schritte höchſtens hat er Vorſprung — „Ihr holt ihn ein — ihr packt ihn, die Häſcher kommen" ruft la Regnie mit blitzenden Augen, indem er Desgrais beim Arm ergreift, als ſey *der* der fliehende Mörder ſelbſt. — „Funfzehn Schritte, fährt Desgrais mit dumpfer Stimme und mühſam athmend fort, funfzehn Schritte vor mir ſpringt der Menſch auf die Seite in den Schatten und verſchwindet durch die Mauer. „Verſchwindet? — durch die Mauer! — Seyd ihr raſend,“ ruft la Regnie, indem er zwei Schritte zurück tritt und die Hände zuſammenſchlägt. „Nennt mich, fährt Desgrais fort, ſich die Stirne reibend wie einer, den böſe Gedanken plagen, nennt mich, gnädiger Herr, immerhin einen Raſenden, einen thörichten Geiſterſeher, aber es iſt nicht anders, als wie ich es Euch erzähle. Erſtarrt ſtehe ich vor der Mauer, als mehrere Häſcher athemlos herbeikommen; mit ihnen der Marquis de la Fare, der ſich aufgerafft, den bloßen Degen in der Hand. Wir zünden die Fackeln an, wir tappen an der Mauer hin und her; keine Spur einer Thüre, eines Fenſters, einer Oeffnung. Es iſt eine ſtarke ſteinerne Hofmauer, die ſich an ein Haus lehnt, in dem Leute wohnen, gegen die auch nicht der leiſeſte Verdacht aufkommt. Noch heute habe ich Alles in genauen Augenſchein genommen. — Der Teufel ſelbſt iſt es, der uns foppt.“ Desgrais Geſchichte wurde in Paris bekannt. Die Köpfe waren erfüllt von den Zaubereien, Geiſterbeſchwörungen, Teufelsbündniſſen der Voiſin, des Vigoureux, des berüchtigten Prieſters le Sage; und wie es denn nun in unſerer ewigen Natur liegt, daß der Hang zum Uebernatürlichen, zum Wunderbaren alle Vernunft überbietet, ſo glaubte man bald nichts Geringeres, als daß, wie Desgrais nur im Unmuth geſagt, wirklich der Teufel ſelbſt die Verruchten ſchütze, die ihm ihre Seelen verkauft. Man kann es ſich denken, daß Desgrais Geſchichte mancherlei tollen Schmuck erhielt. Die Erzählung davon mit einem Holzſchnitt darüber, eine gräßliche Teufelsgeſtalt vorſtellend, die vor dem erſchrockenen Desgrais in die Erde verſinkt, wurde gedruckt und an allen Ecken verkauft. Genug, das Volk einzuſchüchtern, und ſelbſt den Häſchern allen Muth zu nehmen, die nun zur Nachtzeit mit Zittern und Zagen die Straßen durchirrten, mit Amuletten behängt, und eingeweicht in Weihwaſſer.

Argenſon ſah die Bemühungen der Chambre ardente ſcheitern, und ging den König an, für das neue Verbrechen einen Gerichtshof zu ernennen, der mit noch ausgedehnterer Macht den Thätern nachſpüre und ſie ſtrafe. Der König, überzeugt, ſchon der Chambre ardente zu viel Gewalt gegeben zu haben, erſchüttert von dem Greuel unzähliger Hinrichtungen, die der blutgierige la Regnie veranlaßt, wies den Vorſchlag gänzlich von der Hand.

Man wählte ein anderes Mittel, den König für die Sache zu beleben.

In den Zimmern der Maintenon, wo ſich der König Nachmittags aufzuhalten, und wohl auch mit ſeinen Miniſtern bis in die ſpäte Nacht hinein zu arbeiten pflegte, wurde ihm ein Gedicht überreicht im Namen der gefährdeten Liebhaber, welche klagten, daß, gebiete ihnen die Galanterie, der Geliebten ein reiches Geſchenk zu bringen, ſie allemal ihr Leben daran ſetzen müßten. Ehre und Luſt ſey es, im ritterlichen Kampf ſein Blut für die Geliebte zu verſpritzen; anders verhalte es ſich aber mit dem heimtückiſchen Anfall des Mörders, wider den man ſich nicht wappnen könne. Ludwig, der leuchtende Polarſtern aller Liebe und Galanterie, der möge hellausſtrahlend die finſtre Nacht zerſtreuen, und ſo das ſchwarze Geheimniß, das darin verborgen, enthüllen. Der göttliche Held, der ſeine Feinde niedergeſchmettert, werde nun auch ſein ſiegreich funkelndes Schwerdt zucken, und wie Herkules die Lernäiſche Schlange, wie Theſeus den Minotaur, das bedrohliche Ungeheuer bekämpfen, das alle Liebesluſt wegzehre, und alle Freude verdüſtre in tiefes Leid, in troſtloſe Trauer.

So ernſt die Sache auch war, ſo fehlte es dieſem Gedicht doch nicht, vorzüglich in der Schilderung, wie die Liebhaber auf dem heimlichen Schleichwege zur Geliebten ſich ängſtigen müßten, wie die Angſt ſchon alle Liebesluſt, jedes ſchöne Abentheuer der Galanterie im Aufkeimen tödte, an geiſtreichwitzigen Wendungen. Kam nun noch hinzu, daß beim Schluß Alles in einen hochtrabenden Panegyrikus auf Ludwig den XIV. ausging, ſo konnte es nicht fehlen, daß der König das Gedicht mit ſichtlichem Wohlgefallen durchlas. Damit zu Stande gekommen, drehte er ſich, die Augen nicht wegwendend von dem Papier, raſch um zur Maintenon, las das Gedicht noch einmal mit lauter Stimme ab, und fragte dann anmuthig lächelnd, was ſie von den Wünſchen der gefährdeten Liebhaber halte? Die Maintenon, ihrem ernſten Sinne treu und immer in der Farbe einer gewiſſen Frömmigkeit, erwiederte, daß geheime verbotene Wege eben keines beſondern Schutzes würdig, die entſetzlichen Verbrecher aber wohl beſonderer Maaßregeln zu ihrer Vertilgung werth wären. Der König, mit dieſer ſchwankenden Antwort unzufrieden, ſchlug das Papier zuſammen, und wollte zurück zu dem Staatsſekretair, der in dem andern Zimmer arbeitete, als ihm bei einem Blick, den er ſeitwärts warf, die Scuderi ins Auge fiel, die zugegen war, und eben unfern der Maintenon auf einem kleinen Lehnſeſſel Platz genommen hatte. Auf dieſe ſchritt er nun los; das anmuthige Lächeln, das erſt um Mund und Wangen ſpielte, und das verſchwunden, gewann wieder Oberhand, und dicht vor dem Fräulein ſtehend, und das Gedicht wieder auseinander faltend, ſprach er ſanft: Die Marquiſe mag nun einmal von den Galanterien unſerer verliebten Herren nichts wiſſen, und weicht mir aus auf Wegen, die nichts weniger als verboten ſind. Aber Ihr, mein Fräulein, was haltet Ihr von dieſer dichteriſchen Supplik? — Die Scuderi ſtand ehrerbietig auf von ihrem Lehnſeſſel, ein flüchtiges Roth überflog wie Abendpurpur die blaſſen Wangen der alten würdigen Dame, ſie ſprach, ſich leiſe verneigend, mit niedergeſchlagenen Augen:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.

Der König, ganz erſtaunt über den ritterlichen Geiſt dieſer wenigen Worte, die das ganze Gedicht mit ſeinen ellenlangen Tiraden zu Boden ſchlugen, rief mit blitzenden Augen: Beim heiligen Dionys, Ihr habt Recht, Fräulein! Keine blinde Maaßregel, die den Unſchuldigen trifft mit dem Schuldigen, ſoll die Feigheit ſchützen; mögen Argenſon und la Regnie das Ihrige thun! —

Alle die Greuel der Zeit ſchilderte nun die Martiniere mit den lebhafteſten Farben, als ſie am andern Morgen ihrem Fräulein erzählte, was ſich in voriger Nacht zugetragen, und übergab ihr zitternd und zagend das geheimnißvolle Käſtchen. Sowohl ſie als Baptiſte, der ganz verblaßt in der Ecke ſtand, und vor Angſt und Beklommenheit die Nachtmütze in den Händen knetend, kaum ſprechen konnte, baten das Fräulein auf das wehmüthigſte um aller Heiligen willen, doch nur mit möglichſter Behutſamkeit das Käſtchen zu öffnen. Die Scuderi, das verſchloſſene Geheimniß in der Hand wiegend und prüfend, ſprach lächelnd: Ihr ſeht Beide Geſpenſter! — Daß ich nicht reich bin, daß bei mir keine Schätze, eines Mordes werth, zu holen ſind, das wiſſen die verruchten Meuchelmörder da drauſſen, die, wie ihr ſelbſt ſagt, das Innerſte der Häuſer erſpähen, wohl eben ſo gut als ich und ihr. Auf mein Leben ſoll es abgeſehen ſeyn? Wem kann was an dem Tode liegen einer Perſon von drei und ſiebzig Jahren, die niemals andere verfolgte als die Böſewichter und Friedenſtörer in den Romanen, die ſie ſelbſt ſchuf, die mittelmäßige Verſe macht, welche niemandes Neid erregen können, die nichts hinterlaſſen wird, als den Staat des alten Fräuleins, das bisweilen an den Hof ging, und ein paar Dutzend gut eingebundener Bücher mit vergoldetem Schnitt! Und du, Martiniere! du magſt nun die Erſcheinung des fremden Menſchen ſo ſchreckhaft beſchreiben wie du willſt, doch kann ich nicht glauben, daß er Böſes im Sinne getragen.

Alſo! —

Die Martiniere prallte drei Schritte zurück, Baptiſte ſank mit einem dumpfen Ach! halb in die Knie, als das Fräulein nun an einen hervorragenden ſtählernen Knopf drückte, und der Deckel des Käſtchens mit Geräuſch aufſprang.

Wie erſtaunte das Fräulein, als ihr aus dem Käſtchen ein Paar goldne, reich mit Juwelen beſetzte Armbänder, und eben ein ſolcher Halsſchmuck entgegen funkelten. Sie nahm das Geſchmeide heraus, und indem ſie die wundervolle Arbeit des Halsſchmucks lobte, beäugelte die Martiniere die reichen Armbänder, und rief einmal über das andere, daß ja ſelbſt die eitle Montespan nicht ſolchen Schmuck beſitze. Aber was ſoll das, was hat das zu bedeuten, ſprach die Scuderi. In dem Augenblick gewahrte ſie auf dem Boden des Käſtchens einen kleinen zuſammengefalteten Zettel. Mit Recht hoffte ſie den Aufſchluß des Geheimniſſes darin zu finden. Der Zettel, kaum hatte ſie, was er enthielt, geleſen, entfiel ihren zitternden Händen. Sie warf einen ſprechenden Blick zum Himmel, und ſank dann wie halb ohnmächtig in den Lehnſeſſel zurück. Erſchrocken ſprang die Martiniere, ſprang Baptiſte ihr bei. „O, rief ſie nun mit von Thränen halb erſtickter Stimme, o der Kränkung, o der tiefen Beſchämung! Muß mir das noch geſchehen im hohen Alter! Hab ich denn im thörichten Leichtſinn gefrevelt, wie ein junges, unbeſonnenes Ding? — O Gott, ſind Worte, halb im Scherz hingeworfen, ſolcher gräßlichen Deutung fähig! — Darf dann mich, die ich der Tugend getreu und der Frömmigkeit tadellos blieb von Kindheit an, darf dann mich das Verbrechen des teufliſchen Bündniſſes zeihen?

Das Fräulein hielt das Schnupftuch vor die Augen und weinte und ſchluchzte heftig, ſo daß die Martiniere und Baptiſte ganz verwirrt und beklommen nicht wußten, wie ihrer guten Herrſchaft beiſtehen in ihrem großen Schmerz.

Die Martiniere hatte den verhängnißvollen Zettel von der Erde aufgehoben. Auf demſelben ſtand:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.

„Euer ſcharfſinniger Geiſt, hochgeehrte „Dame, hat uns, die wir an der Schwäche „und Feigheit das Recht des Stärkern üben, „und uns Schätze zueignen, die auf unwürdige Weiſe vergeudet werden ſollten, von „großer Verfolgung errettet. Als einen Beweis unſerer Dankbarkeit nehmet gütig dieſen Schmuck an. Es iſt das Koſtbarſte, „was wir ſeit langer Zeit haben auftreiben

„können, wiewohl Euch, würdige Dame!
„viel ſchöneres Geſchmeide zieren ſollte, als
„dieſes nun eben iſt. Wir bitten, daß Ihr
„uns Eure Freundſchaft und Euer huldvol-
„les Andenken nicht entziehen möget.“

Die Unſichtbaren.

Iſt es möglich, rief die Scuderi, als ſie ſich einigermaßen erholt hatte, iſt es möglich, daß man die ſchamloſe Frechheit, den verruchten Hohn ſo weit treiben kann? — Die Sonne ſchien hell durch die Fenſtergardinen von hochrother Seide, und ſo kam es, daß die Brillanten, welche auf dem Tiſche neben dem offenen Käſtchen lagen, in röthlichem Schimmer aufblitzten. Hinblickend verhüllte die Scuderi voll Entſetzen das Geſicht, und befahl der Martiniere, das fürchterliche Geſchmeide, an dem das Blut der Ermordeten klebe, augenblicklich fortzuſchaffen. Die Martiniere, nachdem ſie Halsſchmuck und Armbänder ſogleich in das Käſtchen verſchloſſen, meinte, daß es wohl am gerathenſten ſeyn würde, die Juwelen dem Polizeiminiſter zu übergeben, und ihm zu vertrauen, wie ſich alles mit der beängſtigenden Erſcheinung des jungen Menſchen und der Einhändigung des Käſtchens zugetragen.

Die Scuderi ſtand auf und ſchritt ſchweigend langſam im Zimmer auf und nieder, als ſinne ſie erſt nach, was nun zu thun ſey. Dann befahl ſie dem Baptiſte, einen Tragſeſſel zu holen, der Martiniere aber, ſie anzukleiden, weil ſie auf der Stelle hin wolle zur Marquiſe de Maintenon.

Sie ließ ſich hintragen zur Marquiſe gerade zu der Stunde, wenn dieſe, wie die Scuderi wußte, ſich allein in ihren Gemächern befand. Das Käſtchen mit den Juwelen nahm ſie mit ſich.

Wohl mußte die Marquiſe ſich hochverwundern, als ſie das Fräulein, ſonſt die Würde, ja trotz ihrer hohen Jahre, die Liebenswürdigkeit, die Anmuth ſelbſt, eintreten ſah blaß, entſtellt, mit wankenden Schritten. „Was um aller Heiligen willen iſt Euch widerfahren?“ rief ſie der armen, beängſteten Dame entgegen, die, ganz auſſer ſich ſelbſt, kaum im Stande, ſich aufrecht zu erhalten, nur ſchnell den Lehnſeſſel zu erreichen ſuchte, den ihr die Marquiſe hinſchob. Endlich des Wortes wieder mächtig, erzählte das Fräulein, welche tiefe, nicht zu verſchmerzende Kränkung ihr jener unbedachtſame Scherz, mit dem ſie die Supplik der gefährdeten Liebhaber beantwortet, zugezogen habe. Die Marquiſe, nachdem ſie Alles von Moment zu Moment erfahren, urtheilte, daß die Scuderi ſich das ſonderbare Ereigniß viel zu ſehr zu Herzen nehme, daß der Hohn verruchten Geſindels nie ein frommes, edles Gemüth treffen könne, und verlangte zuletzt den Schmuck zu ſehen.

Die Scuderi gab ihr das geöffnete Käſtchen, und die Marquiſe konnte ſich, als ſie das köſtliche Geſchmeide erblickte, des lauten Ausrufs der Verwunderung nicht erwehren. Sie nahm den Halsſchmuck, die Armbänder heraus und trat damit an das Fenſter, wo ſie bald die Juwelen an der Sonne ſpielen ließ, bald die zierliche Goldarbeit ganz nahe vor die Augen hielt, um nur recht zu erſchauen, mit welcher wundervollen Kunſt jedes kleine Häkchen der verſchlungenen Ketten gearbeitet war.

Auf einmal wandte ſich die Marquiſe raſch um nach dem Fräulein und rief: „Wißt ihr wohl, Fräulein! daß dieſe Armbänder, dieſen Halsſchmuck niemand anders gearbeitet haben kann, als René Cardillac? — René Cardillac war damals der geſchickteſte Goldarbeiter in Paris, einer der kunſtreichſten und zugleich ſonderbarſten Menſchen ſeiner Zeit. Eher klein als groß, aber breitſchultrig und von ſtarkem, muskulöſem Körperbau hatte Cardillac, hoch in die funfziger Jahre vorgerückt, noch die Kraft, die Beweglichkeit des Jünglings. Von dieſer Kraft, die ungewöhnlich zu nennen, zeugte auch das dicke, krauſe, röthliche Haupthaar und das gedrungene, gleißende Antlitz. Wäre Cardillac nicht in ganz Paris als der rechtlichſte Ehrenmann, uneigennützig, offen, ohne Hinterhalt, ſtets zu helfen bereit, bekannt geweſen, ſein ganz beſonderer Blick aus kleinen, tiefliegenden, grün funkelnden Augen hätten ihn in den Verdacht heimlicher Tücke und

Bos-

Bosheit bringen können. Wie geſagt, Cardillac war in ſeiner Kunſt der Geſchickteſte nicht ſowohl in Paris, als vielleicht überhaupt ſeiner Zeit. Innig vertraut mit der Natur der Edelſteine, wußte er ſie auf eine Art zu behandeln und zu faſſen, daß der Schmuck, der erſt für unſcheinbar gegolten, aus Cardillacs Werkſtatt hervorging in glänzender Pracht. Jeden Auftrag übernahm er mit brennender Begierde und machte einen Preis, der, ſo geringe er war, mit der Arbeit in keinem Verhaltniß zu ſtehen ſchien. Dann ließ ihm das Werk keine Ruhe, Tag und Nacht hörte man ihn in ſeiner Werkſtatt hämmern und oft, war die Arbeit beinahe vollendet, mißfiel ihm plötzlich die Form, er zweifelte an der Zierlichkeit irgend einer Faſſung der Juwelen, irgend eines kleinen Häkchens — Anlaß genug, die ganze Arbeit wieder in den Schmelztiegel zu werfen und von neuem anzufangen. So wurde jede Arbeit ein reines, unübertreffliches Meiſterwerk, das den Beſteller in Erſtaunen ſetzte. Aber nun war es kaum möglich, die fertige Arbeit von ihm zu erhalten. Unter tauſend Vorwänden hielt er den Beſteller hin von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Vergebens bot man ihm das Doppelte für die Arbeit, nicht einen Louis mehr als den bedungenen Preis wollte er nehmen. Mußte er dann endlich dem Andringen des Beſtellers weichen, und den Schmuck herausgeben, ſo konnte er ſich aller Zeichen des tiefſten Verdruſſes, ja einer innern Wuth, die in ihm kochte, nicht erwehren. Hatte er ein bedeutenderes, vorzüglich reiches Werk, vielleicht viele Tauſende an Werth, bei der Koſtbarkeit der Juwelen, bei der überzierlichen Goldarbeit abliefern müſſen, ſo war er im Stande, wie unſinnig umherzulaufen, ſich, ſeine Arbeit, Alles um ſich her verwünſchend. Aber ſo wie einer hinter ihm herrannte und laut ſchrie: „René Cardillac, möchtet Ihr nicht einen ſchönen Halsſchmuck machen für meine Braut — Armbänder für mein Mädchen u. ſ. w.“ dann ſtand er plötzlich ſtill, blitzte den an mit ſeinen kleinen Augen und fragte, die Hände reibend: „Was habt ihr denn?“ Der zieht nun ein Schächtelchen hervor und ſpricht: „Hier ſind Juwelen, viel Sonderliches iſt es nicht, gemeines Zeug, doch unter euern Händen“ — Cardillac läßt ihn nicht ausreden, reißt ihm das Schächtelchen aus den Händen, nimmt die Juwelen heraus, die wirklich nicht viel werth ſind, hält ſie gegen das Licht und ruft voll Entzücken: „Ho ho — gemeines Zeug? — mit nichten! — hübſche Steine — herrliche Steine, laßt mich nur machen! — und wenn es Euch auf eine Handvoll Louis nicht ankommt, ſo will ich noch ein paar Steinchen hineinbringen, die Euch in die Augen funkeln ſollen wie die liebe Sonne ſelbſt —“ Der ſpricht: „Ich überlaſſe Euch Alles, Meiſter René, und zahle, was ihr wollt!“ Ohne Unterſchied, mag er nun ein reicher Bürgersmann oder ein vornehmer Herr vom Hofe ſeyn, wirft ſich Cardillac ungeſtüm an ſeinen Hals, und drückt und küßt ihn und ſpricht, nun ſey er wieder ganz glücklich und in acht Tagen werde die Arbeit fertig ſeyn. Er rennt über Hals und Kopf nach Hauſe, hinein in die Werkſtatt, und hämmert darauf los, und in acht Tagen iſt ein Meiſterwerk zu Stande gebracht. Aber ſo wie der, der es beſtellte, kommt, mit Freuden die geforderte geringe Summe bezahlen, und den fertigen Schmuck mitnehmen will, wird Cardillac verdrüßlich, grob, trotzig. — Aber Meiſter Cardillac, bedenkt, morgen iſt meine Hochzeit. Was ſchert mich Eure Hochzeit, fragt in vierzehn Tagen wieder nach. — Der Schmuck iſt fertig, hier liegt das Geld, ich muß ihn haben. — Und ich ſage Euch, daß ich noch manches an dem Schmuck ändern muß, und ihn heute nicht heraus geben werde. — Und ich ſage Euch, daß wenn ihr mir den Schmuck, den ich Euch allenfalls doppelt bezahlen will, nicht herausgebt im Guten, ihr mich gleich mit Argenſons dienſtbaren Trabanten anrücken ſehen ſollt. Nun ſo quäle Euch der Satan mit hundert glühenden Kneipzangen, und hänge drei Centner an den Halsſchmuck, damit er Eure Braut erdroſſle! — Und damit ſteckt Cardillac dem Bräutigam den Schmuck in die Buſentaſche, ergreift ihn beim Arm, wirft ihn zur Stubenthür hinaus, daß er die ganze Treppe hinabpoltert, und lacht wie der Teufel zum Fenster hinaus, wenn er ſieht, wie der arme junge Menſch, das Schnupftuch vor der blutigen Naſe, aus dem Hauſe hinaus hinkt. — Gar nicht zu erklären war es auch, daß Cardillac oft, wenn er mit Enthuſiasmus eine Arbeit übernahm, plötzlich den Beſteller mit allen Zeichen des im Innerſten aufgeregten Gemüths, mit den erſchütterndſten Betheurungen, ja unter Schluchzen und Thränen, bei der Jungfrau und allen Heiligen beſchwor, ihm das unternommene Werk zu erlaſſen. Manche der von dem Könige, von dem Volke hochgeachtetſten Perſonen hatten vergebens große Summen geboten, um nur das kleinſte Werk von Cardillac zu erhalten. Er warf ſich dem Könige zu Füßen und flehte um die Huld, nichts für ihn arbeiten zu dürfen. Eben ſo verweigerte er der Maintenon jede Beſtellung, ja mit dem Ausdruck des Abſcheues und Entſetzens verwarf er den Antrag derſelben, einen kleinen, mit den Emblemen der Kunſt verzierten Ring zu fertigen, den Racine von ihr erhalten ſollte.

„Ich wette, ſprach daher die Maintenon, ich wette, daß Cardillac, ſchicke ich auch hin zu ihm, um wenigſtens zu erfahren, für wen er dieſen Schmuck fertigte, ſich weigert herzukommen, weil er vielleicht eine Beſtellung fürchtet und doch durchaus nichts für mich arbeiten will. Wiewohl er ſeit einiger Zeit abzulaſſen ſcheint von ſeinem ſtarren Eigenſinn, denn wie ich höre, arbeitet er jetzt fleißiger als je, und liefert ſeine Arbeit ab auf der Stelle, jedoch noch immer mit tiefem Verdruß und weggewandtem Geſicht.“ Die Scuderi, der auch viel daran gelegen, daß, ſey es noch möglich, der Schmuck bald in die Hände des rechtmäßigen Eigenthümers komme, meinte, daß man dem Meiſter Sonderling ja gleich ſagen laſſen könne, wie man keine Arbeit, ſondern nur ſein Urtheil über Juwelen verlange. Das billigte die Marquiſe. Es wurde nach Cardillac geſchickt, und, als ſey er ſchon auf dem Wege geweſen, trat er nach Verlauf weniger Zeit in das Zimmer.

Er ſchien, als er die Scuderi erblickte, betreten und wie einer, der, von dem Unerwarteten plötzlich getroffen, die Anſprüche des Schicklichen, wie ſie der Augenblick darbietet, vergißt, neigte er ſich zuerſt tief und ehrfurchtsvoll vor dieſer ehrwürdigen Dame, und wandte ſich dann erſt zur Marquiſe. Die frug ihn haſtig, indem ſie auf das Geſchmeide wies, das auf dem dunkelgrün behängten Tiſch funkelte, ob das ſeine Arbeit ſey? Cardillac warf kaum einen Blick darauf und packte, der Marquiſe ins Geſicht ſtarrend, Armbänder und Halsſchmuck ſchnell ein in das Käſtchen, das daneben ſtand, und das er mit Heftigkeit von ſich weg ſchob. Nun ſprach er, indem ein häßliches Lächeln auf ſeinem rothen Antlitze gleißte: „In der That, Frau Marquiſe, man muß René Cardillac's Arbeit ſchlecht kennen, um nur einen Augenblick zu glauben, daß irgend ein anderer Goldſchmidt in der Welt ſolchen Schmuck faſſen könne. Freilich iſt das meine Arbeit.“ So ſagt denn, fuhr die Marquiſe fort, für wen Ihr dieſen Schmuck gefertigt habt. Für mich ganz allein, erwiederte Cardillac, ja Ihr möget, fuhr er fort, als beide, die Maintenon und die Scuderi ihn ganz verwundert anblickten, jene voll Mißtrauen, dieſe voll banger Erwartung, wie ſich nun die Sache wenden würde, ja ihr möget das nun ſeltſam finden, Frau Marquiſe, aber es iſt dem ſo. Bloß der ſchönen Arbeit willen ſuchte ich meine beſten Steine zuſammen, und arbeitete aus Freude daran fleißiger und ſorgfältiger als jemals. Vor weniger Zeit verſchwand der Schmuck aus meiner Werkſtatt auf unbegreifliche Weiſe. „Dem Himmel ſey es gedankt“, rief die Scuderi, indem ihr die Augen vor Freude funkelten, und ſie raſch und behende wie ein junges Mädchen von ihrem Lehnſeſſel aufſprang, auf den Cardillac losſchritt, und beide Hände auf ſeine Schultern legte, „empfangt, ſprach ſie dann, empfangt, Meiſter René, das Eigenthum, das Euch verruchte Spitzbuben raubten, wieder zurück.“ Nun erzählte ſie ausführlich, wie ſie zu dem Schmuck gekommen. Cardillac hörte alles ſchweigend mit niedergeſchlagenen Augen an. Nur mitunter ſtieß er ein unvernehmliches Hm! — So! — Ey! — Hoho! — aus und warf bald die Hände auf den Rücken, bald ſtreichelte er leiſe Kinn und Wange. Als nun die Scuderi geendet, war es, als kämpfe Cardillac mit ganz beſondern Gedanken, die während deſſen ihm gekommen, und als wolle irgend ein Entſchluß ſich nicht fügen und fördern. Er rieb ſich die Stirne, er ſeufzte, er fuhr mit der Hand über die Augen, wohl gar um hervorbrechenden Thränen zu ſteuern. Endlich ergriff er das Käſtchen, das ihm die Scuderi darbot, ließ ſich auf ein Knie langſam nieder und ſprach: „Euch, edles, würdiges Fräulein! hat das Verhängniß dieſen Schmuck beſtimmt. Ja nun weiß ich es erſt, daß ich während der Arbeit an Euch dachte, ja für Euch arbeitete. Verſchmäht es nicht, dieſen Schmuck als das Beſte, was ich wohl ſeit langer Zeit gemacht, von mir anzunehmen und zu tragen.“ Ei, ei, erwiederte die Scuderi anmuthig ſcherzend, wo denkt ihr hin, Meiſter Rene, ſteht es mir denn an, in meinen Jahren mich noch ſo herauszuputzen mit blanken Steinen? — Und wie kömmt Ihr denn dazu, mich ſo überreich zu beſchenken? Geht, geht, Meiſter René, wär' ich ſchön wie die Marquiſe de Fontange und reich, in der That, ich ließe den Schmuck nicht aus den Händen, aber was ſoll dieſen welken Armen die eitle Pracht, was ſoll dieſem verhüllten Hals der glänzende Putz? Cardillac hatte ſich indeſſen erhoben und ſprach, wie außer ſich, mit verwildertem Blick, indem er fortwährend das Käſtchen der Scuderi hinhielt: „Thut mir die Barmherzigkeit, Fräulein, und nehmt den Schmuck. Ihr glaubt es nicht, welche tiefe Verehrung ich für Eure Tugend, für Eure hohe Verdienſte im Herzen trage! Nehmt doch mein geringes Geſchenk nur für das Beſtreben an, Euch recht meine innerſte Geſinnung zu beweiſen." — Als nun die Scuderi immer noch zögerte und zögerte, nahm die Maintenon das Käſtchen aus Cardillac's Händen, ſprechend: „Nun beim Himmel, Fräulein, immer redet Ihr von Euern hohen Jahren, was haben wir, ich und Ihr mit den Jahren zu ſchaffen und ihrer Laſt! — Und thut Ihr denn nicht eben wie ein junges verſchämtes Ding, das gern zulangen möchte nach der dargebotnen ſüßen Frucht, könnte das nur geſchehen ohne Hand und ohne Finger. — Schlagt dem wackern Meiſter René nicht ab, das freiwillig als Geſchenk zu empfangen, was tauſend Andere nicht erhalten können, alles Goldes, alles Bittens und Flehens unerachtet — “

Die Maintenon hatte der Scuderi das Käſtchen während deſſen aufgedrungen und nun ſtürzte Cardillac nieder auf die Knie — küßte der Scuderi den Rock — die Hände — ſtöhnte — ſeufzte — weinte — ſchluchzte — ſprang auf — rannte wie unſinnig, Seſſel — Tiſche umſtürzend, daß Porzellan, Gläſer zuſammenklirrten, in toller Haſt von dannen. —

Ganz erſchrocken rief die Scuderi: Um aller Heiligen willen, was widerfährt dem Menſchen! Doch die Marquiſe, in beſonderer heiterer Laune bis zu ſonſt ihr ganz fremdem Muthwillen, ſchlug eine helle Lache auf und ſprach: „Da haben wir's Fräulein, Meiſter René iſt in Euch ſterblich verliebt, und beginnt nach richtigem Brauch und bewährter Sitte ächter Galanterie Euer Herz zu beſtürmen mit reichen Geſchenken.“ Die Maintenon führte dieſen Scherz weiter aus, indem ſie die Scuderi ermahnte, nicht zu grauſam zu ſeyn gegen den verzweifelten Liebhaber, und dieſe wurde, Raum gebend angeborner Laune, hingeriſſen in den ſprudelnden Strom tauſend luſtiger Einfälle. Sie meinte, daß ſie, ſtünden die Sachen nun einmal ſo, endlich beſiegt wohl nicht werde umhin können, der Welt das unerhörte Beiſpiel einer drei und ſiebzigjährigen Goldſchmidts-Braut von untadelichem Adel aufzuſtellen. Die Maintenon erbot ſich, die Brautkrone zu flechten und ſie über die Pflichten einer guten Hausfrau zu belehren, wovon freilich ſo ein kleiner Kick in die Welt von Mädchen nicht viel wiſſen könne.

Da nun endlich die Scuderi aufſtand, um die Marquiſe zu verlaſſen, wurde ſie alles lachenden Scherzes ungeachtet doch wieder ſehr ernſt, als ihr das Schmuckkäſtchen zur Hand kam. Sie ſprach: Doch, Frau Marquiſe! werde ich mich dieſes Schmuckes niemals bedienen können. Er iſt, mag es ſich nun zugetragen haben wie es will, einmal in den Händen jener hölliſchen Geſellen geweſen, die mit der Frechheit des Teufels, ja wohl gar in verdammtem Bündniß mit ihm, rauben und morden. Mir graußt vor dem Blute, das an dem funkelnden Geſchmeide zu kleben ſcheint. — Und nun hat ſelbſt Cardillacs Betragen, ich muß es geſtehen, für mich etwas ſonderbar Aengſtliches und Unheimliches. Nicht erwehren kann ich mir einer dunklen Ahnung, daß hinter dieſem allem irgend ein grauenvolles, entſetzliches Geheimniß verborgen, und bringe ich mir die ganze Sache recht deutlich vor Augen mit jedem Umſtande, ſo kann ich doch wieder gar nicht auch nur ahnen, worin das Geheimniß beſtehe, und wie überhaupt der ehrliche, wackere Meiſter René, das Vorbild eines guten, frommen Bürgers, mit irgend etwas

Böſem, Verdammlichem zu thun haben ſoll. So viel iſt aber gewiß, daß ich niemals mich unterſtehen werde, den Schmuck anzulegen.

Die Marquiſe meinte, das hieße die Scrupel zu weit treiben; als nun aber die Scuderi ſie auf ihr Gewiſſen fragte, was ſie in ihrer, der Scuderi Lage, wohl thun würde, antwortete ſie ernſt und feſt: weit eher den Schmuck in die Seine werfen, als ihn jemals tragen.

Den Auftritt mit dem Meiſter Rene brachte die Scuderi in gar anmuthige Verſe, die ſie den folgenden Abend in den Gemächern der Maintenon dem Könige vorlas. Wohl mag es ſeyn, daß ſie auf Koſten Meiſter Rene's, alle Schauer unheimlicher Ahnung beſiegend, das ergötzliche Bild der drei und ſiebzigjährigen Goldſchmidts-Braut von uraltem Adel mit lebendigen Farben darzuſtellen gewußt. Genug, der König lachte bis ins Innerſte hinein und ſchwur, daß Boileau Despreux ſeinen Meiſter gefunden, weshalb der Scuderi Gedicht für das Witzigſte galt, das jemals geſchrieben.

Mehrere Monate waren vergangen, als der Zufall es wollte, daß die Scuderi in der Glaskutſche der Herzogin von Montanſier über den Pontneuf fuhr. Noch war die Erfindung der zierlichen Glaskutſchen ſo neu, daß das neugierige Volk ſich zudrängte, wenn ein Fuhrwerk der Art auf den Straßen erſchien. So kam es denn auch, daß der gaffende Pöbel auf dem Pontneuf die Kutſche der Montanſier umringte, beinahe den Schritt der Pferde hemmend. Da vernahm die Scuderi plötzlich ein Geſchimpfe und Gefluche und gewahrte, wie ein Menſch mit Fauſtſchlägen und Rippenſtößen ſich Platz machte durch die dickſte Maſſe. Und wie er näher kam, trafen ſie die durchbohrenden Blicke eines todtbleichen, gramverſtörten Jünglings-Antlitzes. Unverwandt ſchaute der junge Menſch ſie an, während er mit Ellbogen und Fäuſten rüſtig vor ſich wegarbeitete, bis er an den Schlag des Wagens kam, den er mit ſtürmender Haſtigkeit aufriß, der Scuderi einen Zettel in den Schoß warf, und Stöße, Fauſtſchläge austheilend und empfangend, verſchwand wie er gekommen. Mit einem Schrei des Entſetzens war, ſo wie der Menſch am Kutſchenſchlage erſchien, die Martiniere, die ſich bei der Scuderi befand, entſeelt in die Wagenkiſſen zurück geſunken. Vergebens riß die Scuderi an der Schnur, rief dem Kutſcher zu, der, wie vom böſen Geiſte getrieben, peitſchte auf die Pferde los, die den Schaum von den Mäulern wegſpritzend, um ſich ſchlugen, ſich bäumten, endlich in ſcharfem Trab fortdonnerten über die Brücke. Die Scuderi goß ihr Riechfläſchchen über die ohnmächtige Frau aus, die endlich die Augen aufſchlug und zitternd und bebend, ſich krampfhaft feſtklammernd an die Herrſchaft, Angſt und Entſetzen im bleichen Antlitz, mühſam ſtöhnte: Um der heiligen Jungfrau willen! was wollte der fürchterliche Menſch? — Ach! er war es ja, er war es, derſelbe, der Euch in jener ſchauervollen Nacht das Käſtchen brachte! — Die Scuderi beruhigte die Arme, indem ſie ihr vorſtellte, daß ja durchaus nichts Böſes geſchehen, und daß es nur darauf ankomme, zu wiſſen, was der Zettel ent-

enthalte. Sie ſchlug das Blättchen auseinander und fand die Worte:

Ein böſes Verhängniß, das Ihr abwenden konntet, ſtößt mich in den Abgrund! — Ich beſchwöre Euch, wie der Sohn die Mutter, von der er nicht laſſen kann, in der vollſten Glut kindlicher Liebe, den Halsſchmuck und die Armbänder, die Ihr durch mich erhieltet, unter irgend einem Vorwand — um irgend etwas daran beſſern — ändern zu laſſen, zum Meiſter René Cardillac zu ſchaffen; Euer Wohl, Euer Leben hängt davon ab. Thut Ihr es nicht bis übermorgen, ſo dringe ich in Eure Wohnung und ermorde mich vor Euern Augen!

Nun iſt es gewiß, ſprach die Scuderi, als ſie dies geleſen, daß, mag der geheimnißvolle Menſch auch wirklich zu der Bande verruchter Diebe und Mörder gehören, er doch gegen mich nichts Böſes im Schilde führt. Wäre es ihm gelungen, mich in jener Nacht zu ſprechen, wer weiß, welches ſonderbare Ereigniß, welch' dunkles Verhältniß der Dinge mir klar worden, von dem ich jetzt auch nur die leiſeſte Ahnung vergebens in meiner Seele ſuche. Mag aber auch die Sache ſich nun verhalten, wie ſie will, das was mir in dieſem Blatt geboten wird, werde ich thun, und geſchähe es auch nur, um den unſeligen Schmuck los zu werden, der mir ein hölliſcher Talismann des Böſen ſelbſt dünkt. Cardillac wird ihn doch wohl nun, ſeiner alten Sitte getreu, nicht ſo leicht wieder aus den Händen geben wollen.

Schon andern Tages gedachte die Scuderi, ſich mit dem Schmuck zu dem Goldſchmidt zu begeben. Doch war es, als hätten alle ſchönen Geiſter von ganz Paris ſich verabredet, gerade an dem Morgen das Fräulein mit Verſen, Schauſpielen, Anekdoten zu beſtürmen. Kaum hatte la Chapelle die Szene eines Trauerſpiels geendet, und ſchlau verſichert, daß er nun wohl Racine zu ſchlagen gedenke, als dieſer ſelbſt eintrat, und ihn mit irgend eines Königs pathetiſcher Rede zu Boden ſchlug, bis Boileau ſeine Leuchtkugeln in den ſchwarzen tragiſchen Himmel ſteigen ließ, um nur nicht ewig von der Colonnade des Louvre ſchwatzen zu hören, in die ihn der architektiſche Doktor Perrault hineingeengt.

Hoher Mittag war geworden, die Scuderi mußte zur Herzogin Montanſier, und ſo blieb der Beſuch bei Meiſter René Cardillac bis zum andern Morgen verſchoben.

Die Scuderi fühlte ſich von einer beſondern Unruhe gepeinigt. Beſtändig vor Augen ſtand ihr der Jüngling und aus dem tiefſten Innern wollte ſich eine dunkle Erinnerung aufregen, als habe ſie dies Antlitz, dieſe Züge ſchon geſehen. Den leiſeſten Schlummer ſtörten ängſtliche Träume, es war ihr, als habe ſie leichtſinnig, ja ſtrafwürdig verſäumt, die Hand hülfreich zu erfaſſen, die der Unglückliche, in den Abgrund verſinkend, nach ihr emporgeſtreckt, ja als ſey es an ihr geweſen, irgend einem verderblichen Ereigniß, einem heilloſen Verbrechen zu ſteuern. — So wie es nur hoher Morgen, ließ ſie ſich ankleiden, und fuhr, mit dem Schmuckkäſtchen verſehen, zu dem Goldſchmidt hin.

Nach der Straße Nicaiſe, dorthin, wo Cardillac wohnte, ſtrömte das Volk, ſammelte ſich vor der Hausthüre — ſchrie, lärmte, tobte — wollte ſtürmend hinein, mit Mühe abgehalten von der Marechauſſee, die das Haus umſtellt. Im wilden, verwirrten Getöſe riefen zornige Stimmen: Zerreißt, zermalmt den verfluchten Mörder! — Endlich erſcheint Desgrais mit zahlreicher Mannſchaft, die bildet durch den dickſten Haufen eine Gaſſe. Die Hausthüre ſpringt auf, ein Menſch mit Ketten belaſtet, wird hinausgebracht und unter den greulichſten Verwünſchungen des wüthenden Pöbels fortgeſchleppt. — In dem Augenblick, als die Scuderi halb entſeelt vor Schreck und furchtbarer Ahnung dies gewahrt, dringt ein gellendes Jammergeſchrei ihr in die Ohren. „Vor! — weiter vor! ruft ſie ganz außer ſich dem Kutſcher zu, der mit einer geſchickten, raſchen Wendung den dicken Haufen auseinanderſtäubt und dicht vor Cardillacs Hausthüre hält. Da ſieht die Scuderi Desgrais und zu ſeinen Füßen ein junges Mädchen, ſchön wie der Tag, mit aufgelöſten Haaren, halb entkleidet, wilde Angſt, troſtloſe Verzweiflung im Antlitz, die hält ſeine Knie umſchlungen und ruft mit dem Ton des entſetzlichſten, ſchneidendſten Todesſchmerzes: Er iſt ja unſchuldig! — er iſt unſchuldig! Vergebens ſind Desgrais, vergebens ſeiner Leute Bemühungen, ſie loszureiſſen, ſie vom Boden aufzurichten. Ein ſtarker, ungeſchlachter Kerl ergreift endlich mit plumpen Fäuſten die Arme, zerrt ſie mit Gewalt weg von Desgrais, ſtrauchelt ungeſchickt, läßt das Mädchen fahren, die hinabſchlägt die ſteinernen Stufen, und lautlos — todt auf der Straße liegen bleibt. Länger kann die Scuderi ſich nicht halten. In Chriſtus Namen, was iſt geſchehen, was geht hier vor? ruft ſie, öffnet raſch den Schlag, ſteigt aus. — Ehrerbietig weicht das Volk der würdigen Dame, die, als ſie ſieht, wie ein paar mitleidige Weiber das Mädchen aufgehoben, auf die Stufen geſetzt haben, ihr die Stirne mit ſtarkem Waſſer reiben, ſich dem Desgrais nähert, und mit Heftigkeit ihre Frage wiederholt. „Es iſt das Entſetzliche geſchehen, ſpricht Desgrais, René Cardillac wurde heute Morgen durch einen Dolchſtich ermordet gefunden. Sein Geſelle Olivier Brußon iſt der Mörder. Eben wurde er fortgeführt ins Gefängniß. Und das Mädchen, ruft die Scuderi? iſt, fällt Desgrais ein, iſt Madelon, Cardillacs Tochter. Der verruchte Menſch war ihr Geliebter. Nun weint und heult ſie, und ſchreit einmal übers andere, daß Olivier unſchuldig ſey, ganz unſchuldig. Am Ende weiß ſie von der That und ich muß ſie auch nach der Conciergerie bringen laſſen.“ Desgrais warf, als er dies ſprach, einen tückiſchen, ſchadenfrohen Blick auf das Mädchen, vor dem die Scuderi erbebte. Eben begann das Mädchen leiſe zu athmen, doch keines Lauts, keiner Bewegung mächtig, mit geſchloſſenen Augen lag ſie da, und man wußte nicht, was zu thun, ſie ins Haus bringen, oder ihr noch länger beiſtehen bis zum Erwachen. Tief bewegt, Thränen in den Augen, blickte die Scuderi den unſchuldsvollen Engel an, ihr graute vor Desgrais und ſeinen Geſellen.

Da polterte es dumpf die Treppe herab, man brachte Cardillacs Leichnam. Schnell entſchloſſen rief die Scuderi laut: „Ich nehme das Mädchen mit mir, ihr möget für das Uebrige ſorgen, Desgrais! Ein dumpfes Murmeln des Beifalls lief durch das Volk. Die Weiber hoben das Mädchen in die Höhe, alles drängte ſich hinzu, hundert Hände mühten ſich, ihnen beizuſtehen, und wie in den Lüften ſchwebend wurde das Mädchen in die Kutſche getragen, indem Segnungen der würdigen Dame, die die Unſchuld dem Blutgericht entriſſen, von allen Lippen ſtrömten.

Serons, des berühmteſten Arztes in Paris, Bemühungen gelang es endlich, Madelon, die ſtundenlang in ſtarrer Bewußtloſigkeit gelegen, wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Die Scuderi vollendete, was der Arzt begonnen, indem ſie manchen milden Hoffnungsſtrahl leuchten ließ in des Mädchens Seele, bis ein heftiger Thränenſtrom, der ihr aus den Augen ſtürzte, ihr Luft machte. Sie vermochte, indem nur dann und wann die Uebermacht des durchbohrendſten Schmerzes die Worte in tiefem Schluchzen erſtickte, zu erzählen, wie ſich alles begeben.

Um Mitternacht war ſie durch leiſes Klopfen an ihrer Stubenthüre geweckt worden, und hatte Oliviers Stimme vernommen, der ſie beſchworen, doch nur gleich aufzuſtehen, weil der Vater im Sterben liege. Entſetzt ſey ſie aufgeſprungen und habe die Thüre geöffnet. Olivier, bleich und entſtellt, von Schweiß triefend, ſey, das Licht in der Hand, mit wankenden Schritten nach der Werkſtatt gegangen, ſie ihm gefolgt. Da habe der Vater gelegen mit ſtarren Augen und geröchelt im Todeskampfe. Jammernd habe ſie ſich auf ihn geſtürzt, und nun erſt ſein blutiges Hemde bemerkt. Olivier habe ſie ſanft weggezogen und ſich dann bemüht, eine Wunde auf der linken Bruſt des Vaters mit Wundbalſam zu waſchen und zu verbinden. Während deſſen ſey des Vaters Beſinnung zurückgekehrt, er habe zu röcheln aufgehört, und ſie, dann aber Olivier mit ſeelenvollem Blick angeſchaut, ihre Hand ergriffen, ſie in Oliviers Hand gelegt und beide heftig gedrückt. Beide, Olivier und ſie, wären bei dem Lager des Vaters auf die Knie gefallen, er habe ſich mit einem ſchneidenden Laut in die Höhe gerichtet, ſey aber gleich wieder zurückgeſunken und mit einem tiefen Seufzer verſchieden. Nun hätten ſie Beide laut gejammert und geklagt. Olivier habe erzählt, wie der Meiſter auf einem Gange, den er mit ihm auf ſein Geheiß in der Nacht habe machen müſſen, in ſeiner Gegenwart ermordet worden, und wie er mit der größten Anſtrengung den ſchweren Mann, den er nicht auf den Tod verwundet gehalten, nach Hauſe getragen. So wie der Morgen angebrochen, wären die Hausleute, denen das Gepolter, das laute Weinen und Jammern in der Nacht aufgefallen, heraufgekommen und hätten ſie noch ganz troſtlos bei der Leiche des Vaters knieend gefunden. Nun ſey Lärm entſtanden; die Marechauſſee eingedrungen und Olivier als Mörder ſeines Meiſters ins Gefängniß geſchleppt worden. Madelon fügte nun die rührendſte Schilderung von der Tugend, der Frömmigkeit, der Treue ihres geliebten Oliviers hinzu. Wie er den

Meiſter, als ſey er ſein eigener Vater, hoch in Ehren gehalten, wie dieſer ſeine Liebe in vollem Maaß erwiedert, wie er ihn trotz ſeiner Armuth zum Eidam erkohren, weil ſeine Geſchicklichkeit ſeiner Treue, ſeinem edlen Gemüth gleichgekommen. Das Alles erzählte Madelon aus dem innerſten Herzen heraus und ſchloß damit, daß, wenn Olivier in ihrem Beiſeyn dem Vater den Dolch in die Bruſt geſtoßen hätte, ſie dies eher für ein Blendwerk des Satans halten, als daran glauben würde, daß Olivier eines ſolchen entſetzlichen, grauenvollen Verbrechens fähig ſeyn könne.

Die Scuderi, von Madelons namenloſen Leiden auf das tiefſte gerührt und ganz geneigt, den armen Olivier für unſchuldig zu halten, zog Erkundigungen ein, und fand Alles beſtätigt, was Madelon über das häusliche Verhältniß des Meiſters mit ſeinem Geſellen erzählt hatte. Die Hausleute, die Nachbaren rühmten einſtimmig den Olivier als das Muſter eines ſittigen, frommen, treuen, fleißigen Betragens, niemand wußte

Böſes von ihm, und doch, war von der gräßlichen That die Rede, zuckte jeder die Achſeln und meinte, darin liege etwas Unbegreifliches.

Olivier, vor die Chambre ardente geſtellt, läugnete, wie die Scuderi vernahm, mit der größten Standhaftigkeit, mit dem hellſten Freimuth die ihm angeſchuldigte That, und behauptete, daß ſein Meiſter in ſeiner Gegenwart auf der Straße angefallen und niedergeſtoßen worden, daß er ihn aber noch lebendig nach Hauſe geſchleppt, wo er ſehr bald verſchieden ſey. Auch dies ſtimmte alſo mit Madelons Erzählung überein.

Immer und immer wieder ließ ſich die Scuderi die kleinſten Umſtände des ſchrecklichen Ereigniſſes wiederholen. Sie forſchte genau, ob jemals ein Streit zwiſchen Meiſter und Geſellen vorgefallen, ob vielleicht Olivier nicht ganz frei von jenem Jähzorn ſey, der oft wie ein blinder Wahnſinn die gutmüthigſten Menſchen überfällt und zu Thaten verleitet, die alle Willkühr des Handelns auszuſchließen ſcheinen. Doch je begeiſterter Madelon von dem ruhigen häuslichen Glück ſprach, in dem die drei Menſchen in innigſter Liebe verbunden lebten, deſto mehr verſchwand jeder Schatten des Verdachts wider den auf den Tod angeklagten Olivier. Genau alles prüfend, davon ausgehend, daß Olivier unerachtet alles deſſen, was laut für ſeine Unſchuld ſpräche, dennoch Cardillacs Mörder geweſen, fand die Scuderi im Reich der Möglichkeit keinen Beweggrund zu der entſetzlichen That, die in jedem Fall Oliviers Glück zerſtören mußte. — Er iſt arm, aber geſchickt. — Es gelingt ihm, die Zuneigung des berühmteſten Meiſters zu gewinnen, er liebt die Tochter, der Meiſter begünſtigt ſeine Liebe, Glück, Wohlſtand für ſein ganzes Leben wird ihm erſchloſſen! — Sey es aber nun, daß, Gott weiß, auf welche Weiſe gereizt, Olivier vom Zorn übermannt, ſeinen Wohlthäter, ſeinen Vater mörderiſch anfiel, welche teufliſche Heuchelei gehört dazu, nach der That ſich ſo zu betragen, als es wirklich geſchah! — Mit der feſten Ueberzeugung von Oliviers Unſchuld faßte die Scuderi den Entſchluß, den unſchuldigen Jüngling zu retten, koſte es, was es wolle.

Es ſchien ihr, ehe ſie die Huld des Königs ſelbſt vielleicht anrufe, am gerathenſten, ſich an den Präſidenten la Regnie zu wenden, ihn auf alle Umſtände, die für Oliviers Unſchuld ſprechen mußten, aufmerkſam zu machen, und ſo vielleicht in des Präſidenten Seele eine innere, dem Angeklagten günſtige Ueberzeugung zu erwecken, die ſich wohlthätig den Richtern mittheilen ſollte.

La Regnie empfing die Scuderi mit der hohen Achtung, auf die die würdige Dame, von dem Könige ſelbſt hoch geehrt, gerechten Anſpruch machen konnte. Er hörte ruhig alles an, was ſie über die entſetzliche That, über Oliviers Verhältniſſe, über ſeinen Charakter vorbrachte. Ein feines, beinahe hämiſches Lächeln war indeſſen Alles, womit er bewies, daß die Betheurungen, die von häufigen Thränen begleiteten Ermahnungen, wie jeder Richter nicht der Feind des Angeklagten ſeyn, ſondern auch auf Alles achten müſſe, was zu ſeinen Gunſten ſpräche, nicht an gänzlich tauben Ohren vorüber glitten. Als das Fräulein nun endlich ganz erſchöpft, die Thränen von den Augen wegtrocknend, ſchwieg, fing Regnie an: Es iſt ganz Eures vortrefflichen Herzens würdig, mein Fräulein, daß Ihr, gerührt von den Thränen eines jungen, verliebten Mädchens, alles glaubt, was ſie vorbringt, ja daß Ihr nicht fähig ſeyd, den Gedanken einer entſetzlichen Unthat zu faſſen, aber anders iſt es mit dem Richter, der gewohnt iſt, frecher Heuchelei die Larve abzureißen. Wohl mag es nicht meines Amts ſeyn, jedem, der mich frägt, den Gang eines Kriminalprozeſſes zu entwickeln. Fräulein! ich thue meine Pflicht, wenig kümmert mich das Urtheil der Welt. Zittern ſollen die Böſewichter vor der Chambre ardente, die keine Strafe kennt als Blut und Feuer. Aber vor Euch, mein würdiges Fräulein, möcht' ich nicht für ein Ungeheuer gehalten werden an Härte und Grauſamkeit, darum vergönnt mir, daß ich Euch mit wenigen Worten die Blutſchuld des jungen Böſewichts, der, dem Himmel ſey es gedankt!

der Rache verfallen iſt, klar vor Augen lege. Euer ſcharfſinniger Geiſt wird dann ſelbſt die Gutmüthigkeit verſchmähen, die Euch Ehre macht, mir aber gar nicht anſtehen würde. — Alſo! — Am Morgen wird René Cardillac durch einen Dolchſtoß ermordet gefunden. Niemand iſt bei ihm, als ſein Geſelle Olivier Bruſſon und die Tochter. In Oliviers Kammer, unter andern, findet man einen Dolch von friſchem Blute gefärbt, der genau in die Wunde paßt. „Cardillac iſt, ſpricht Olivier, in der Nacht vor meinen Augen niedergeſtoßen worden. — Man wollte ihn berauben? Das weiß ich nicht! — Du gingſt mit ihm, und es war dir nicht möglich, dem Mörder zu wehren? — ihn feſt zu halten? um Hülfe zu rufen? Funfzehn, wohl zwanzig Schritte vor mir ging der Meiſter, ich folgte ihm. Warum in aller Welt ſo entfernt? — Der Meiſter wollt' es ſo. Was hatte überhaupt Meiſter Cardillac ſo ſpät auf der Straße zu thun? — Das kann ich nicht ſagen. Sonſt iſt er aber doch niemals nach neun Uhr Abends aus dem Hauſe gekommen? — Hier ſtockt Olivier, er iſt beſtürzt, er ſeufzt, er vergießt Thränen, er betheuert bei allem, was heilig, daß Cardillac wirklich in jener Nacht ausgegangen ſey, und ſeinen Tod gefunden habe.“ Nun merkt aber wohl auf, mein Fräulein. Erwieſen iſt es bis zur vollkommenſten Gewißheit, daß Cardillac in jener Nacht das Haus nicht verließ, mithin iſt Oliviers Behauptung, er ſey mit ihm wirklich ausgegangen, eine freche Lüge. Die Hausthüre iſt mit einem ſchweren Schloß verſehen, welches bei dem Auf- und Zuſchließen ein durchdringendes Geräuſch macht, dann aber bewegt ſich der Thürflügel widrig knarrend und heulend in den Angeln, ſo daß, wie es angeſtellte Verſuche bewährt haben, ſelbſt im oberſten Stock des Hauſes das Getöſe wiederhallt. Nun wohnt in dem unterſten Stock, alſo dicht neben der Hausthüre, der alte Meiſter Claude Patru mit ſeiner Aufwärterin, einer Perſon von beinahe achtzig Jahren, aber noch munter und rührig. Dieſe beiden Perſonen hörten, wie Cardillac nach ſeiner gewohnlichen Weiſe an jenem

Abend

Abend Punkt neun Uhr die Treppe hinab kam, die Thüre mit vielem Geräuſch verſchloß und verrammelte, dann wieder hinauf ſtieg, den Abendſegen laut las und dann, wie man es an dem Zuſchlagen der Thüre vernehmen konnte, in ſein Schlafzimmer ging. Meiſter Claude leidet an Schlafloſigkeit, wie es alten Leuten wohl zu gehen pflegt. Auch in jener Nacht konnte er kein Auge zuthun. Die Aufwärterin ſchlug daher, es mochte halb zehn Uhr ſeyn, in der Küche, in die ſie über den Hausflur gehend gelangt, Licht an und ſetzte ſich zum Meiſter Claude an den Tiſch mit einer alten Chronik, in der ſie las, während der Alte ſeinen Gedanken nachhängend bald ſich in den Lehnſtuhl ſetzte, bald wieder aufſtand, und um Müdigkeit und Schlaf zu gewinnen, im Zimmer leiſe und langſam auf und ab ſchritt. Es blieb alles ſtill und ruhig bis nach Mitternacht. Da hörte ſie über ſich ſcharfe Tritte, einen harten Fall, als ſtürze eine ſchwere Laſt zu Boden, und gleich darauf ein dumpfes Stöhnen. In Beide kam eine ſeltſame Angſt und Beklommenheit. Die Schauer der entſetzlichen That, die eben begangen, gingen bei ihnen vorüber. — Mit dem hellen Morgen trat dann ans Licht, was in der Finſterniß begonnen. — Aber, fiel die Scuderi ein, aber um aller Heiligen willen, könnt ihr bei allen Umſtänden, die ich erſt weitläuftig erzählte, Euch denn irgend einen Anlaß zu dieſer That der Hölle denken? — Hm, erwiederte la Regnie, Cardillac war nicht arm — im Beſitz vortrefflicher Steine. Bekam, fuhr die Scuderi fort, bekam denn nicht alles die Tochter? — Ihr vergeßt, daß Olivier Cardillacs Schwiegerſohn werden ſollte. Er mußte vielleicht theilen oder gar nur für Andere morden, ſprach la Regnie. Theilen, für Andere morden? fragte die Scuderi in vollem Erſtaunen. Wißt, fuhr der Präſident fort, wißt mein Fräulein! daß Olivier ſchon längſt geblutet hätte auf dem Greveplatz, ſtünde ſeine That nicht in Beziehung mit dem dicht verſchleierten Geheimniß, das bisher ſo bedrohlich über ganz Paris waltete. Olivier gehört offenbar zu jener verruchten Bande, die alle Aufmerkſamkeit, alle Mühe, alles Forſchen der Gerichtshöfe verſpottend ihre Streiche ſicher und ungeſtraft zu führen wußte. Durch ihn wird — muß Alles klar werden. Die Wunde Cardillacs iſt denen ganz ähnlich, die alle auf der Straße, in den Häuſern Ermordete und Beraubte trugen. Dann aber das Entſcheidendſte, ſeit der Zeit, daß Olivier Brußon verhaftet iſt, haben alle Mordthaten, alle Beraubungen aufgehört. Sicher ſind die Straßen zur Nachtzeit wie am Tage. Beweis genug, daß Olivier vielleicht an der Spitze jener Mordbande ſtand. Noch will er nicht bekennen, aber es giebt Mittel, ihn ſprechen zu machen wider ſeinen Willen. Und Madelon, rief die Scuderi, und Madelon, die treue, unſchuldige Taube. — Ei, ſprach la Regnie mit einem giftigen Lächeln, ei wer ſteht mir dafür, daß ſie nicht mit im Complott iſt. Was iſt ihr an dem Vater gelegen, nur dem Mordbuben gelten ihre Thränen. Was ſagt ihr, ſchrie die Scuderi, es iſt nicht möglich; den Vater! dieſes Mädchen! — O! fuhr la Regnie fort, o! denkt doch nur an die Brinvillier! Ihr möget es nur verzeihen, wenn ich mich vielleicht bald genöthigt ſehe, Euch Euern Schützling zu entreiſſen und in die Conciergerie werfen zu laſſen. — Der Scuderi ging ein Grauſen an bei dieſem entſetzlichen Verdacht. Es war ihr, als könne vor dieſem ſchrecklichen Manne keine Treue, keine Tugend beſtehen, als ſpähe er in den tiefſten, geheimſten Gedanken Mord und Blutſchuld. Sie ſtand auf. Seyd menſchlich, das war Alles, was ſie beklommen, mühſam athmend hervorbringen konnte. Schon im Begriff, die Treppe hinabzuſteigen, bis zu der der Präſident ſie mit zeremoniöſer Artigkeit begleitet hatte, kam ihr, ſelbſt wußte ſie nicht wie, ein ſeltſamer Gedanke. „Würd' es mir wohl erlaubt ſeyn, den unglücklichen Olivier Brußon zu ſehen?" So fragte ſie den Präſidenten ſich raſch umwendend. Dieſer ſchaute ſie mit bedenklicher Miene an, dann verzog ſich ſein Geſicht in jenes widrige Lächeln, das ihm eigen. „Gewiß, ſprach er, gewiß wollt Ihr nun, mein würdiges Fräulein, Euerm

Gefühl, der innern Stimme mehr vertrauend als dem, was vor unſern Augen geſchehen, ſelbſt Oliviers Schuld oder Unſchuld prüſen. Scheut ihr nicht den düſtern Aufenthalt des Verbrechens, iſt es Euch nicht gehäſſig, die Bilder der Verworfenheit in allen Abſtufungen zu ſehen, ſo ſollen für Euch in zwei Stunden die Thore der Conciergerie offen ſeyn. Man wird Euch dieſen Olivier, deſſen Schickſal Eure Theilnahme erregt, vorſtellen.“

In der That konnte ſich die Scuderi von der Schuld des jungen Menſchen nicht überzeugen. Alles ſprach wider ihn, ja kein Richter in der Welt hätte anders gehandelt, wie la Regnie, bei ſolch entſcheidenden Thatſachen. Aber das Bild häuslichen Glücks, wie es Madelon mit den lebendigſten Zügen der Scuderi vor Augen geſtellt, überſtrahlte jeden böſen Verdacht, und ſo mochte ſie lieber ein unerklärliches Geheimniß annehmen, als daran glauben, wogegen ihr ganzes Inneres ſich empörte.

Sie gedachte, ſich von Olivier noch einmal Alles, wie es ſich in jener verhängnißvollen Nacht begeben, erzählen zu laſſen, und ſo viel möglich in ein Geheimniß zu dringen, das vielleicht den Richtern verſchloſſen geblieben, weil es werthlos ſchien, ſich weiter darum zu bekümmern.

In der Conciergerie angekommen, führte man die Scuderi in ein großes, helles Gemach. Nicht lange darauf vernahm ſie Kettengeraſſel. Olivier Brußon wurde gebracht. Doch ſo wie er in die Thüre trat, ſank auch die Scuderi ohnmächtig nieder. Als ſie ſich erholt hatte, war Olivier verſchwunden. Sie verlangte mit Heftigkeit, daß man ſie nach dem Wagen bringe, fort, augenblicklich fort wollte ſie aus den Gemächern der frevelnden Verruchtheit. Ach! – auf den erſten Blick hatte ſie in Olivier Brußon den jungen Menſchen erkannt, der auf dem Pontneuf jenes Blatt ihr in den Wagen geworfen, der ihr das Käſtchen mit den Juwelen gebracht hatte. — Nun war ja jeder Zweifel gehoben, la Regnies ſchreckliche Vermuthung ganz beſtä tigt. Olivier Bruſſon gehört zu der fürchterlichen Mordbande, gewiß ermordete er auch den Meiſter! — Und Madelon? — So bitter noch nie vom innern Gefühl getäuſcht, auf den Tod angepackt von der hölliſchen Macht auf Erden, an deren Daſeyn ſie nicht geglaubt, verzweifelte die Scuderi an aller Wahrheit. Sie gab Raum dem entſetzlichen Verdacht, daß Madelon mit verſchworen ſeyn und Theil haben könne an der gräßlichen Blutſchuld. Wie es denn geſchieht, daß der menſchliche Geiſt, iſt ihm ein Bild aufgegangen, ämſig Farben ſucht und findet, es greller und greller auszumalen, ſo fand auch die Scuderi, jeden Umſtand der That, Madelons Betragen in den kleinſten Zügen erwägend, gar Vieles, jenen Verdacht zu nähren. So wurde Manches, was ihr bisher als Beweis der Unſchuld und Reinheit gegolten, ſicheres Merkmal frevelicher Bosheit, ſtudirter Heuchelei. Jener herzzerreißende Jammer, die blutigen Thränen konnten wohl erpreßt ſeyn von der Todesangſt, nicht den Geliebten bluten zu ſehen, nein — ſelbſt zu fallen unter der Hand des Henkers. Gleich ſich die Schlange, die ſie im Buſen nährte, vom Halſe zu ſchaffen; mit dieſem Entſchluß ſtieg die Scuderi aus dem Wagen. In ihr Gemach eingetreten, warf Madelon ſich ihr zu Füßen. Die Himmelsaugen, ein Engel Gottes hat ſie nicht treuer, zu ihr emporgerichtet, die Hände vor der wallenden Bruſt zuſammengefaltet, jammerte und flehte ſie laut um Hülfe und Troſt. Die Scuderi ſich mühſam zuſammenfaſſend, ſprach, indem ſie dem Ton ihrer Stimme ſo viel Ernſt und Ruhe zu geben ſuchte, als ihr möglich: Geh' — geh' — tröſte dich nur über den Mörder, den die gerechte Strafe ſeiner Schandthaten erwartet — Die heilige Jungfrau möge verhüten, daß nicht auf dir ſelbſt eine Blutſchuld ſchwer laſte. „Ach nun iſt alles verloren!“ -- Mit dieſem gellenden Ausruf ſtürzte Madelon ohnmächtig zu Boden. Die Scuderi überließ die Sorge um das Mädchen der Martiniere und entfernte ſich in ein anderes Gemach. —

Ganz zerriſſen im Innern, entzweit mit

allem Irdiſchen wünſchte die Scuderi, nicht mehr in einer Welt voll hölliſchen Truges zu leben. Sie klagte das Verhängniß an, das in bitterm Hohn ihr ſo viele Jahre vergönnt, ihren Glauben an Tugend und Treue zu ſtärken, und nun in ihrem Alter das ſchöne Bild vernichte, welches ihr im Leben geleuchtet.

Sie vernahm, wie die Martiniere Madelon fortbrachte, die leiſe ſeufzte und jammerte: Ach! — auch ſie — auch ſie haben die Grauſamen bethört. — Ich Elende — armer, unglücklicher Olivier! — Die Töne drangen der Scuderi ins Herz, und aufs neue regte ſich aus dem tiefſten Innern heraus die Ahnung eines Geheimniſſes, der Glaube an Oliviers Unſchuld. Bedrängt von den widerſprechendſten Gefühlen, ganz außer ſich rief die Scuderi: Welcher Geiſt der Hölle hat mich in die entſetzliche Geſchichte verwikkelt, die mir das Leben koſten wird! — In dem Augenblick trat Baptiſte hinein, bleich und erſchrocken, mit der Nachricht, daß Desgrais draußen ſey. Seit dem abſcheulichen

Prozeß der la Voiſin war Desgrais Erſcheinung in einem Hauſe der gewiſſe Vorbote irgend einer peinlichen Anklage, daher kam Baptiſte's Schreck, deshalb fragte ihn das Fräulein mit mildem Lächeln: Was iſt dir, Baptiſte? — Nicht wahr! — der Name Scuderi befand ſich auf der Liſte der la Voiſin? Ach um Chriſtus willen, erwiederte Baptiſte, am ganzen Leibe zitternd, wie möget Ihr nur ſo etwas ausſprechen, aber Desgrais — der entſetzliche Desgrais, thut ſo geheimnißvoll, ſo dringend, er ſcheint es gar nicht erwarten zu können, Euch zu ſehen! — Nun, ſprach die Scuderi, nun Baptiſte, ſo führt ihn nur gleich herein den Menſchen, der Euch ſo fürchterlich iſt, und der mir wenigſtens keine Beſorgniß erregen kann. — Der Präſident, ſprach Desgrais, als er ins Gemach getreten, der Präſident la Regnie ſchickt mich zu Euch, mein Fräulein, mit einer Bitte, auf deren Erfüllung er gar nicht hoffen würde, kennte er nicht Eure Tugend, Euern Muth, läge nicht das letzte Mittel, eine böſe Blutſchuld an den

Tag zu bringen, in Euern Händen, hättet Ihr nicht ſelbſt ſchon Theil genommen an dem böſen Prozeß, der die Chambre ardente, uns alle in Athem hält. Olivier Bruſſon, ſeitdem er Euch geſehen hat, iſt halb raſend. So ſehr er ſchon zum Bekenntniß ſich zu neigen ſchien, ſo ſchwört er doch jetzt aufs neue bei Chriſtus und allen Heiligen, daß er an dem Morde Cardillacs ganz unſchuldig ſey, wiewohl er den Tod gern leiden wolle, den er verdient habe. Bemerkt, mein Fräulein, daß der letzte Zuſatz offenbar auf andere Verbrechen deutet, die auf ihm laſten. Doch vergebens iſt alle Müve, nur ein Wort weiter herauszubringen, ſelbſt die Drohung mit der Tortur hat nichts gefruchtet. Er fleht, er beſchwört uns, ihm eine Unterredung mit Euch zu verſchaffen, Euch nur, Euch allein will er Alles geſtehen. Laßt Euch herab, mein Fräulein, Bruſſons Bekenntniß zu hören. Wie! rief die Scuderi ganz entrüſtet, ſoll ich dem Blutgerichte zum Organ dienen, ſoll ich das Vertrauen des unglücklichen Menſchen mißbrauchen, ihn aufs

Blutgerüſt zu bringen? — Nein Desgrais! mag Brußon auch ein verruchter Mörder ſeyn, nie wär' es mir doch möglich, ihn ſo ſpitzbübiſch zu hintergehen. Nichts mag ich von ſeinen Geheimniſſen erfahren, die wie eine heilige Beichte in meiner Bruſt verſchloſſen bleiben würden. Vielleicht, verſetzte Desgrais mit einem feinen Lächeln, vielleicht, mein Fräulein, ändert ſich Eure Geſinnung, wenn Ihr Brußon gehört habt. Batet Ihr den Präſident nicht ſelbſt, er ſollte menſchlich ſeyn? Er thut es, indem er dem thörichten Verlangen Brußons nachgibt, und ſo das letzte Mittel verſucht, ehe er die Tortur verhängt, zu der Brußon längſt reif iſt. Die Scuderi ſchrak unwillkührlich zuſammen. Seht, fuhr Desgrais fort, ſeht, würdige Dame, man wird Euch keineswegs zumuthen, noch einmal in jene finſtere Gemächer zu treten, die Euch mit Grauſen und Abſcheu erfüllen. In der Stille der Nacht, ohne alles Aufſehen bringt man Olivier Brußon wie einen freien Menſchen zu Euch in Euer Haus. Nicht einmal belauſcht, doch wohl bewacht, mag er Euch dann zwanglos Alles bekennen. Daß Ihr für Euch ſelbſt nichts von dem Elenden zu fürchten habt, dafür ſtehe ich Euch mit meinem Leben ein. Er ſpricht von Euch mit inbrünſtiger Verehrung. Er ſchwört, daß nur das düſtre Verhängniß, welches ihm verwehrt habe, Euch früher zu ſehen, ihn in den Tod geſtürzt. Und dann ſteht es ja bei Euch, von dem, was Euch Brußon entdeckt, ſo viel zu ſagen, als Euch beliebt. Kann man Euch zu mehrerem zwingen?

Die Scuderi ſah tief ſinnend vor ſich nieder. Es war ihr, als müſſe ſie der höheren Macht gehorchen, die den Aufſchluß irgend eines entſetzlichen Geheimniſſes von ihr verlange, als könne ſie ſich nicht mehr den wunderbaren Verſchlingungen entziehen, in die ſie willenlos gerathen. Plötzlich entſchloſſen ſprach ſie mit Würde: Gott wird mir Faſſung und Standhaftigkeit geben; führt den Brußen her, ich will ihn ſprechen.

So wie damals, als Brußon das Käſtchen brachte, wurde um Mitternacht an die

Hausthüre der Scuderi gepocht. Baptiſte, von dem nächtlichen Beſuch unterrichtet, öffnete. Eiskalter Schauer überlief die Scuderi, als ſie an den leiſen Tritten, an dem dumpfen Gemurmel wahrnahm, daß die Wächter, die den Brußon gebracht, ſich in den Gängen des Hauſes vertheilten.

Endlich ging leiſe die Thüre des Gemachs auf. Desgrais trat herein, hinter ihm Olivier Brußon, feſſelfrei, in anſtändigen Kleidern. Hier iſt, ſprach Desgrais, ſich ehrerbietig verneigend, hier iſt Brußon, mein würdiges Fräulein! und verließ das Zimmer.

Brußon ſank vor der Scuderi nieder auf beide Knie, flehend erhob er die gefalteten Hände, indem häufige Thränen ihm aus den Augen rannen.

Die Scuderi ſchaute erblaßt, keines Wortes mächtig, auf ihn herab. Selbſt bei dem entſtellten, ja durch Gram, durch grimmen Schmerz verzerrten Zügen ſtrahlte der reine Ausdruck des treuſten Gemüths aus dem Jünglingsantlitz. Je länger die Scuderi ihre Augen auf Brußons Geſichte ruhen ließ, deſto lebhafter trat die Erinnerung an irgend eine geliebte Perſon hervor, auf die ſie ſich nur nicht deutlich zu beſinnen vermochte. Alle Schauer wichen von ihr, ſie vergaß, daß Cardillacs Mörder vor ihr knie, ſie ſprach mit dem anmuthigen Tone des ruhigen Wohlwollens, der ihr eigen: Nun Brußon, was habt ihr mir zu ſagen? Dieſer, noch immer knieend, ſeufzte auf vor tiefer, inbrünſtiger Wehmuth und ſprach dann: O mein würdiges, mein hochverehrtes Fräulein, iſt denn jede Spur der Erinnerung an mich verflogen? Die Scuderi, ihn noch aufmerkſamer betrachtend, erwiederte, daß ſie allerdings in ſeinen Zügen die Aehnlichkeit mit einer von ihr geliebten Perſon gefunden, und daß er nur dieſer Aehnlichkeit es verdanke, wenn ſie den tiefen Abſcheu vor dem Mörder überwinde und ihn ruhig anhöre. Brußon, ſchwer verletzt durch dieſe Worte, erhob ſich ſchnell und trat, den finſtern Blick zu Boden geſenkt, einen Schritt zurück. Dann ſprach er mit dumpfer Stimme: Habt ihr denn Anne Guiot ganz vergeſſen? — ihr Sohn Olivi-

— der Knabe, den Ihr oft auf Euern Knien ſchaukeltet, iſt es, der vor Euch ſteht. „O um aller Heiligen willen!“ rief die Scuderi, indem ſie mit beiden Händen das Geſicht bedeckend in die Polſter zurückſank. Das Fräulein hatte wohl Urſache genug, ſich auf dieſe Weiſe zu entſetzen. Anne Guiot, die Tochter eines verarmten Bürgers, war von klein auf bei der Scuderi, die ſie, wie die Mutter das liebe Kind, erzog mit aller Treue und Sorgfalt. Als ſie nun herangewachſen, fand ſich ein hübſcher ſittiger Jüngling, Claude Brußon geheißen, ein, der um das Mädchen warb. Da er nun ein grundgeſchickter Uhrmacher war, der ſein reichliches Brod in Paris finden mußte, Anne ihn auch herzlich lieb gewonnen hatte, ſo trug die Scuderi gar kein Bedenken, in die Heirath ihrer Pflegetochter zu willigen. Die jungen Leute richteten ſich ein, lebten in ſtiller, glücklicher Häuslichkeit, und was den Liebesbund noch feſter knüpfte, war die Geburt eines wunderſchönen Knaben, der holden Mutter treues Ebenbild.

Einen Abgott machte die Scuderi aus dem kleinen Olivier, den ſie Stunden, Tage lang der Mutter entriß, um ihn zu liebkoſen, zu hätſcheln. Daher kam es, daß der Junge ſich ganz an ſie gewöhnte, und eben ſo gern bei ihr war, als bei der Mutter. Drei Jahre waren vorüber, als der Brodneid der Kunſtgenoſſen Brußons es dahin brachte, daß ſeine Arbeit mit jedem Tage abnahm, ſo daß er zuletzt kaum ſich kümmerlich ernähren konnte. Dazu kam die Sehnſucht nach ſeinem ſchönen heimatlichen Genf, und ſo geſchah es, daß die kleine Familie dorthin zog, des Widerſtrebens der Scuderi, die alle nur mögliche Unterſtützung verſprach, unerachtet. Noch ein paarmal ſchrieb Anne an ihre Pflegmutter, dann ſchwieg ſie, und dieſe mußte glauben, daß das glückliche Leben in Brußons Heimat das Andenken an die früher verlebten Tage nicht mehr aufkommen laſſe.

Es waren jetzt gerade drei und zwanzig Jahre her, als Brußon mit ſeinem Weibe und Kinde Paris verlaſſen und nach Genf gezogen.

O entſetzlich, rief die Scuderi, als ſie ſich einigermaßen wieder erholt hatte, o entſetzlich! — Olivier biſt du? — der Sohn meiner Anne! — Und jetzt! — „Wohl, verſetzte Olivier ruhig und gefaßt, wohl, mein würdiges Fräulein, hättet Ihr nimmermehr ahnen können, daß der Knabe, den Ihr wie die zärtlichſte Mutter hätſcheltet, dem Ihr, auf Euerm Schooß ihn ſchaukelnd, Näſcherei auf Näſcherei in den Mund ſtecktet, dem Ihr die ſüßeſten Namen gabt, zum Jünglinge gereift dereinſt vor Euch ſtehen würde, gräßlicher Blutſchuld angeklagt! — Ich bin nicht vorwurfsfrei, die Chambre ardente kann mich mit Recht eines Verbrechens zeihen; aber, ſo wahr ich ſelig zu ſterben hoffe, ſey es auch durch des Henkers Hand, rein bin ich von jeder Blutſchuld, nicht durch mich, nicht durch mein Verſchulden fiel der unglückliche Cardillac!" — Olivier gerieth bei dieſen Worten in ein Zittern und Schwanken. Stillſchweigend wies die Scuderi auf einen kleinen Seſſel, der Olivier zur Seite ſtand. Er ließ ſich langſam nieder.

Ich hatte Zeit genug, fing er an, mich auf die Unterredung mit Euch, die ich als die letzte Gunſt des verſöhnten Himmels betrachte, vorzubereiten, und ſo viel Ruhe und Faſſung zu gewinnen als nöthig, Euch die Geſchichte meines entſetzlichen, unerhörten Mißgeſchicks zu erzählen. Erzeigt mir die Barmherzigkeit, mich ruhig anzuhören, ſo ſehr Euch auch die Entdeckung eines Geheimniſſes, das Ihr gewiß nicht geahnet, überraſchen, ja mit Grauſen erfüllen mag. — Hätte mein armer Vater Paris doch niemals verlaſſen! — So weit meine Erinnerung an Genf reicht, finde ich mich wieder, von den troſtloſen Eltern mit Thränen benetzt, von ihren Klagen, die ich nicht verſtand, ſelbſt zu Thränen gebracht. Später kam mir das deutliche Gefühl, das volle Bewußtſeyn des drükkendſten Mangels, des tiefen Elends, in dem meine Eltern lebten. Mein Vater fand ſich in allen ſeinen Hoffnungen getäuſcht. Von tiefem Gram niedergebeugt, erdrückt, ſtarb er in dem Augenblick, als es ihm gelungen war, mich bei einem Goldſchmidt als Lehrjunge unterzubringen. Meine Mutter ſprach viel von Euch, ſie wollte Euch Alles klagen, aber dann überfiel ſie die Muthloſigkeit, welche vom Elend erzeugt wird. Das und auch wohl falſche Scham, die oft an dem todtwunden Gemüthe nagt, hielt ſie von ihrem Entſchluß zurück. Wenige Monden nach dem Tode meines Vaters folgte ihm meine Mutter ins Grab.“ Arme Anne! arme Anne! rief die Scuderi von Schmerz überwältigt. „Dank und Preis der ewigen Macht des Himmels, daß ſie hinüber iſt, und nicht fallen ſieht den geliebten Sohn unter der Hand des Henkers, mit Schande gebrandmarkt.“ So ſchrie Olivier laut auf, indem er einen wilden, entſetzlichen Blick in die Höhe warf. Es wurde draußen unruhig, man ging hin und her. „Ho ho, ſprach Olivier mit einem bittern Lächeln, Desgrais weckt ſeine Spießgeſellen, als ob ich hier entfliehen könnte. — Doch weiter! — Ich wurde von meinem Meiſter hart gehalten, unerachtet ich bald am beſten arbeitete, ja wohl endlich den Meiſter weit übertraf. Es begab ſich, daß einſt ein

Fremder in unſere Werkſtatt kam, um einiges Geſchmeide zu kaufen. Als der nun einen ſchönen Halsſchmuck ſah, den ich gearbeitet, klopfte er mir mit freundlicher Miene auf die Schultern, indem er, den Schmuck beäugelnd, ſprach: Ei, ei! mein junger Freund, das iſt ja ganz vortreffliche Arbeit. Ich wüßte in der That nicht, wer Euch noch anders übertreffen ſollte, als René Cardillac, der freilich der erſte Goldſchmid iſt, den es auf der Welt gibt. Zu dem ſolltet Ihr hingehen; mit Freuden nimmt er Euch in ſeine Werkſtatt, denn nur Ihr könnt ihm beiſtehen in ſeiner kunſtvollen Arbeit, und nur von ihm allein könnt Ihr dagegen noch lernen. Die Worte des Fremden waren tief in meine Seele gefallen. Ich hatte keine Ruhe mehr in Genf, mich zog es fort mit Gewalt. Endlich gelang es mir, mich von meinem Meiſter los zu machen. Ich kam nach Paris. René Cardillac empfing mich kalt und barſch. Ich ließ nicht nach, er mußte mir Arbeit geben, ſo geringfügig ſie auch ſeyn mochte. Ich ſollte einen kleinen

Ring fertigen. Als ich ihm die Arbeit brachte, ſah er mich ſtarr an mit ſeinen funkelnden Augen, als wollt' er hineinſchauen in mein Innerſtes. Dann ſprach er: Du biſt ein tüchtiger, wackerer Geſelle, Du kannſt zu mir ziehen und mir helfen in der Werkſtatt. Ich zahle Dir gut, Du wirſt mit mir zufrieden ſeyn. Cardillac hielt Wort. Schon mehrere Wochen war ich bei ihm, ohne Madelon geſehen zu haben, die, irr' ich nicht, auf dem Lande bei irgend einer Muhme Cardillacs damals ſich aufhielt. Endlich kam ſie. O du ewige Macht des Himmels, wie geſchah mir, als ich das Engelsbild ſah! — Hat je ein Menſch ſo geliebt als ich! Und nun! — O Madelon!"

Olivier konnte vor Wehmuth nicht weiter ſprechen. Er hielt beide Hände vors Geſicht und ſchluchzte heftig. Endlich mit Gewalt den wilden Schmerz, der ihn erfaßt, niederkämpfend ſprach er weiter.

„Madelon blickte mich an mit freundlichen Augen. Sie kam öfter und öfter in die Werkſtatt. Mit Entzücken gewahrte ich ihre

Liebe. So ſtreng der Vater uns bewachte, mancher verſtohlne Händedruck galt als Zeichen des geſchloſſenen Bundes, Cardillac ſchien nichts zu merken. Ich gedachte, hätte ich erſt ſeine Gunſt gewonnen, und konnte ich die Meiſterſchaft erlangen, um Madelon zu werben. Eines Morgens, als ich meine Arbeit beginnen wollte, trat Cardillac vor mich hin, Zorn und Verachtung im finſtern Blick. Ich bedarf Deiner Arbeit nicht mehr, fing er an, fort aus dem Hauſe noch in dieſer Stunde, und laß Dich nie mehr vor meinen Augen ſehen. Warum ich Dich hier nicht mehr dulden kann, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Für Dich armen Schlucker hängt die ſüße Frucht zu hoch, nach der Du trachteſt! Ich wollte reden, er packte mich aber mit ſtarker Fauſt und warf mich zur Thüre hinaus, daß ich niederſtürzte und mich hart verwundete an Kopf und Arm. — Empört, zerriſſen vom grimmen Schmerz verließ ich das Haus, und fand endlich am äußerſten Ende der Vorſtadt St. Martin einen gutmüthigen Bekannten, der mich aufnahm in ſeine Bo=

denkammer. Ich hatte keine Ruhe, keine Raſt. Zur Nachtzeit umſchlich ich Cardillacs Haus, wähnend, daß Madelon meine Seufzer, meine Klage vernehmen, daß es ihr vielleicht gelingen werde, mich vom Fenſter herab unbelauſcht zu ſprechen. Allerlei verwogene Pläne kreuzten in meinem Gehirn, zu deren Ausführung ich ſie zu bereden hoffte. An Cardillacs Haus in der Straße Nicaiſe ſchließt ſich eine hohe Mauer mit Blenden und alten, halb zerſtückelten Steinbildern darin. Dicht bei einem ſolchen Steinbilde ſtehe ich in einer Nacht und ſehe hinauf nach den Fenſtern des Hauſes, die in den Hof gehen, den die Mauer einſchließt. Da gewahre ich plötzlich Licht in Cardillacs Werkſtatt. Es iſt Mitternacht, nie war ſonſt Cardillac zu dieſer Stunde wach, er pflegte ſich auf den Schlag neun Uhr zur Ruhe zu begeben. Mir pocht das Herz vor banger Ahnung, ich denke an irgend ein Ereigniß, das mir vielleicht den Eingang bahnt. Doch gleich verſchwindet das Licht wieder. Ich drücke mich an das Steinbild, in die Blende hinein, doch entſetzt pralle ich zurück, als ich einen Gegendruck fühle, als ſey das Bild lebendig worden. In dem dämmernden Schimmer der Nacht gewahre ich nun, daß der Stein ſich langſam dreht, und hinter demſelben eine finſtere Geſtalt hervorſchlüpft, die leiſen Trittes die Straße hinabgeht. Ich ſpringe an das Steinbild hinan, es ſteht wie zuvor dicht an der Mauer. Unwillkührlich, wie von einer innern Macht getrieben, ſchleiche ich hinter der Geſtalt her. Gerade bei einem Marienbilde ſchaut die Geſtalt ſich um, der volle Schein der hellen Lampe, die vor dem Bilde brennt, fällt ihr ins Antlitz. Es iſt Cardillac! Eine unbegreifliche Angſt, ein unheimliches Grauen überfällt mich. Wie durch Zauber feſt gebannt muß ich fort — nach — dem geſpenſtiſchen Nachtwanderer. Dafür halte ich den Meiſter, unerachtet nicht die Zeit des Vollmonds iſt, in der ſolcher Spuck die Schlafenden bethört. Endlich verſchwindet Cardillac ſeitwärts in den tiefen Schatten. An einem kleinen, wiewohl bekannten Räuspern gewahre ich indeſſen, daß er in die Einfahrt eines Hauſes getreten iſt. Was bedeutet das, was wird er beginnen? — So frage ich mich ſelbſt voll Erſtaunen, und drücke mich dicht an die Häuſer. Nicht lange dauerts, ſo kommt ſingend und trillerirend ein Mann daher mit leuchtendem Federbuſch und klirrenden Sporen. Wie ein Tiger auf ſeinen Raub, ſtürzt ſich Cardillac aus ſeinem Schlupfwinkel auf den Mann, der in demſelben Augenblick röchelnd zu Boden ſinkt. Mit einem Schrei des Entſetzens ſpringe ich heran, Cardillac iſt über den Mann, der zu Boden liegt, her. Meiſter Cardillac, was thut ihr, rufe ich laut. „Vermaledeiter!" brüllt Cardillac, rennt mit Blitzesſchnelle bei mir vorbei und verſchwindet. Ganz außer mir, kaum der Schritte mächtig, nähere ich mich dem Niedergeworfenen. Ich knie bei ihm nieder, vielleicht, denk' ich, iſt er noch zu retten, aber keine Spur des Lebens iſt mehr in ihm. In meiner Todesangſt gewahre ich kaum, daß mich die Marechauſſee umringt hat. „Schon wieder einer von den Teufeln niedergeſtreckt — he he — junger Menſch, was machſt du da — biſt einer von der Bande? — fort mit dir!" So ſchrien ſie durcheinander und packen mich an. Kaum vermag ich zu ſtammeln, daß ich ſolche gräßliche Unthat ja gar nicht hätte begehen können, und daß ſie mich im Frieden ziehen laſſen möchten. Da leuchtet mir einer ins Geſicht und ruft lachend: Das iſt Olivier Brußon, der Goldſchmidtsgeſelle, der bei unſerm ehrlichen, braven Meiſter René Cardillac arbeitet! – ja – der wird die Leute auf der Straße morden! ſieht mir recht darnach aus — iſt recht nach der Art der Mordbuben, daß ſie beim Leichnam lamentiren und ſich fangen laſſen werden. Wie war's Junge? — erzähle dreiſt. „Dicht vor mir, ſprach ich, ſprang ein Menſch auf den dort los, ſtieß ihn nieder und rannte blitzſchnell davon, als ich laut aufſchrie. Ich wollt' doch ſehen, ob der Niedergeworfene noch zu retten wäre." Nein, mein Sohn, ruft einer von denen, die den Leichnam aufgehoben, der iſt hin, durchs Herz, wie gewöhnlich, geht der Dolchſtich. Teufel, ſpricht ein anderer, kamen wir doch wieder zu ſpät wie vorgeſtern; damit entfernen ſie ſich mit dem Leichnam.

Wie mir zu Muthe war, kann ich gar nicht ſagen; ich fühlte mich an, ob nicht ein böſer Traum mich necke, es war mir, als müßt' ich nun gleich erwachen und mich wundern über das tolle Trugbild. — Cardillac — der Vater meiner Madelon, ein verruchter Mörder! — Ich war kraftlos auf die ſteinernen Stufen eines Hauſes geſunken. Immer mehr und mehr dämmerte der Morgen herauf, ein Offizierhut, reich mit Federn geſchmückt, lag vor mir auf dem Pflaſter. Cardillacs blutige That, auf der Stelle begangen, wo ich ſaß, ging vor mir hell auf. Entſetzt rannte ich von dannen.

Ganz verwirrt, beinahe beſinnungslos ſitze ich in meiner Dachkammer, da geht die Thür auf und René Cardillac tritt herein. Um Chriſtus willen! was wollt ihr? ſchrie ich ihm entgegen. Er, das gar nicht achtend, kommt auf mich zu und lächelt mich an mit einer Ruhe und Leutſeligkeit, die meinen innern Abſcheu vermehrt. Er rückt einen alten, gebrechlichen Schemel heran und ſetzt ſich zu mir, der ich nicht vermag, mich von dem Strohlager zu erheben, auf das ich mich geworfen. „Nun Olivier, fängt er an, wie geht es dir armer Junge? Ich habe mich in der That garſtig übereilt, als ich dich aus dem Hauſe ſtieß, du fehlſt mir an allen Ecken und Enden. Eben jetzt habe ich ein Werk vor, das ich ohne deine Hülfe gar nicht vollenden kann. Wie wär's, wenn du wieder in meiner Werkſtatt arbeiteteſt? — Du ſchweigſt? — Ja ich weiß, ich habe dich beleidigt. Nicht verheelen wollt' ich's dir, daß ich auf dich zornig war, wegen der Liebelei mit meiner Madelon. Doch recht überlegt habe ich mir das Ding nachher, und gefunden, daß bei deiner Geſchicklichkeit, deinem Fleiß, deiner Treue ich mir keinen beſſern Eidam wünſchen kann als eben dich. Komm alſo mit mir und ſiehe zu, wie du Madelon zur Frau gewinnen magſt.“

Cardillacs Worte durchſchnitten mir das Herz, ich erbebte vor ſeiner Bosheit, ich konnte kein Wort hervorbringen. „Du zauderſt, fuhr er nun fort mit ſcharfem Ton, indem ſeine funkelnden Augen mich durchbohren, du zauderſt? — du kannſt vielleicht heute noch nicht mit mir kommen, du haſt andere Dinge vor! — du willſt vielleicht Desgrais beſuchen, oder dich gar einführen laſſen bei d'Argenſon oder la Regnie. Nimm dich in Acht, Burſche, daß die Krallen, die du hervorlocken willſt zu anderer Leute Verderben, dich nicht ſelbſt faſſen und zerreiſſen." Da macht ſich mein tief empörtes Gemüth plötzlich Luft. Mögen die, rufe ich, mögen die, die ſich gräßlicher Unthat bewußt ſind, jene Namen fühlen, die Ihr eben nanntet, ich darf das nicht — ich habe nichts mit ihnen zu ſchaffen. „Eigentlich, ſpricht Cardillac weiter, eigentlich, Olivier, macht es dir Ehre, wenn du bei mir arbeiteſt, bei mir, dem berühmteſten Meiſter ſeiner Zeit, überall hochgeachtet wegen ſeiner Treue und Rechtſchaffenheit, ſo daß jede böſe Verläumdung ſchwer zurückfallen würde auf das Haupt des Verläumders. — Was nun Madelon betrifft, ſo muß ich dir nur geſtehen, daß du meine Nachgiebigkeit ihr allein verdankeſt. Sie liebt dich mit einer Heftigkeit, die ich dem zarten Kinde gar nicht zutrauen konnte. Gleich als du fort warſt, fiel ſie mir zu Füßen, umſchlang meine Knie und geſtand unter tauſend Thränen, daß ſie ohne dich nicht leben könne. Ich dachte, ſie bilde ſich das nur ein, wie es denn bei jungen verliebten Dingern zu geſchehen pflegt, daß ſie gleich ſterben wollen, wenn das erſte Milchgeſicht ſie freundlich angeblickt. Aber in der That, meine Madelon wurde ſiech und krank, und wie ich ihr denn das tolle Zeug ausreden wollte, rief ſie hundertmal deinen Namen. Was konnt' ich endlich thun, wollt' ich ſie nicht verzweifeln laſſen. Geſtern Abend ſagt' ich ihr, ich willige in Alles und werde dich heute holen. Da iſt ſie über Nacht aufgeblüht wie eine Roſe, und harrt nun auf dich ganz außer ſich vor Liebesſehnſucht" — Mag es mir die ewige Macht des Himmels verzeihen, aber ſelbſt weiß ich nicht, wie es geſchah, daß ich plötzlich in Cardillacs Hauſe ſtand, daß Madelon laut aufjauchzend: Olivier — mein Olivier — mein Geliebter — mein Gatte auf mich geſtürzt, mich mit beiden Armen umſchlang, mich feſt an ihre Bruſt drückte, daß ich im Uebermaaß des höchſten Entzückens bei der Jungfrau und allen Heiligen ſchwor, ſie nimmer, nimmer zu verlaſſen!“

Erſchüttert von dem Andenken an dieſen entſcheidenden Augenblick mußte Olivier inne halten. Die Scuderi, von Grauſen erfüllt über die Unthat eines Mannes, den ſie für die Tugend, die Rechtſchaffenheit ſelbſt gehalten, rief: Entſetzlich! — René Cardillac gehört zu der Mordbande, die unſere gute Stadt ſo lange zur Räuberhöhle machte? „Was ſagt ihr, mein Fräulein, ſprach Olivier, zur Bande? Nie hat es eine ſolche Bande gegeben. Cardillac allein war es, der mit verruchter Thätigkeit in der ganzen Stadt ſeine Schlachtopfer ſuchte und fand. Daß er es allein war, darin liegt die Sicherheit, womit er ſeine Streiche führte, die unüberwundene Schwierigkeit, dem Mörder auf die Spur zu kommen. — Doch laßt mich fortfahren, der Verfolg wird Euch die Geheimniſſe des verruchteſten und zugleich unglücklichſten aller Menſchen aufklären. — Die Lage, in der ich mich nun bei dem Meiſter befand, jeder mag die ſich leicht denken. Der Schritt war geſchehen, ich konnte nicht mehr zurück. Zuweilen war es mir, als ſey ich ſelbſt Cardillacs Mordgehülfe geworden, nur in Madelons Liebe vergaß ich die innere Pein, die mich quälte, nur bei ihr konnt' es mir gelingen, jede äuſſere Spur namenloſen Grams weg zu tilgen. Arbeitete ich mit dem Alten in der Werkſtatt, nicht ins Antlitz vermochte ich ihm zu ſchauen, kaum ein Wort zu reden vor dem Grauſen, das mich durchbebte in der Nähe des entſetzlichen Menſchen, der alle Tugenden des treuen, zärtlichen Vaters, des guten Bürgers erfüllte, während die Nacht ſeine Unthaten verſchleierte. Madelon, das fromme, engelsreine Kind, hing an ihm mit abgöttiſcher Liebe. Das Herz durchbohrt' es mir, wenn ich daran dachte, daß, träfe einmal die Rache den verlarvten Böſewicht, ſie ja, mit aller hölliſchen Liſt des Satans getäuſcht, der gräßlichſten Verzweiflung unterliegen müſſe. Schon das verſchloß mir den Mund, und hätt' ich den Tod des Verbrechers darum dulden müſſen. Unerachtet ich aus den Reden der Marechauſſee genug entnehmen konnte, waren mir Cardillacs Unthaten, ihr Motiv, die Art, ſie auszuführen, ein Räthſel: die Aufklärung blieb nicht lange aus. Eines Tages war Cardillac, der ſonſt meinen Abſcheu erregend, bei der Arbeit in der heiterſten Laune, ſcherzte und lachte, ſehr ernſt und in ſich gekehrt. Plötzlich warf er das Geſchmeide, woran er eben arbeitete, bei Seite, daß Stein und Perlen auseinander rollten, ſtand heftig auf und ſprach: Olivier! — es kann zwiſchen uns Beiden nicht ſo bleiben, dies Verhältniß iſt mir unerträglich. — Was der feinſten Schlaugkeit Desgrais und ſeiner Spießgeſellen nicht gelang zu entdecken, das ſpielte dir der Zufall in die Hände. Du haſt mich geſchaut in der nächtlichen Arbeit, zu der mich mein böſer Stern treibt, kein Widerſtand iſt möglich. — Auch dein böſer Stern war es, der dich mir folgen ließ, der dich in undurchdringliche Schleier hüllte, der deinem Fußtritt die Leichtigkeit gab, daß du unhörbar wandelteſt wie das kleinſte Thier, ſo daß ich, der ich in der tiefſten Nacht klar ſchaue wie der Tiger, der ich Straßen weit das kleinſte Geräuſch, das Sumſen der Mücke vernehme, dich nicht bemerkte. Dein böſer Stern hat dich, meinen Gefährten, mir zugeführt. An Verrath iſt, ſo wie du jetzt ſtehſt, nicht mehr zu denken. Darum magſt du Alles wiſſen. „Nimmermehr werd' ich dein Gefährte ſeyn, heuchleriſcher Böſewicht.“ So wollt' ich aufſchreien, aber das innere Entſetzen, das mich bei Cardillacs Worten erfaßt, ſchnürte mir die Kehle zu. Statt der Worte vermochte ich nur einen unverſtändigen Laut auszuſtoßen. Cardillac ſetzte ſich wieder in ſeinen Arbeitsſtuhl. Er trocknete ſich den Schweiß von der Stirne. Er ſchien, von der Erinnerung des Vergangenen hart berührt, ſich mühſam zu faſſen. Endlich fing er an: Weiſe Männer ſprechen viel von den ſeltſamen Eindrücken, deren Frauen in guter Hoffnung fähig ſind, von dem wunderbaren Einfluß ſolch lebhaften, willenloſen Eindrucks von auſſen her auf das Kind. Von meiner Mutter erzählte man mir eine wunderliche Geſchichte. Als die mit mir im erſten Monat ſchwanger ging, ſchaute ſie mit andern Weibern einem glänzenden Hoffeſt zu, das in Trianon gegeben wurde. Da fiel ihr Blick auf einen Cavalier in ſpaniſcher Kleidung mit einer blitzenden Juwelenkette um den Hals, von der ſie die Augen gar nicht mehr abwenden konnte. Ihr ganzes Weſen war Begierde nach den funkelnden Steinen, die ihr ein überirdiſches Gut dünkten. Derſelbe Cavalier hatte vor mehreren Jahren, als meine Mutter noch nicht verheirathet, ihrer Tugend nachgeſtellt, war aber mit Abſcheu zurückgewieſen worden. Meine Mutter erkannte ihn wieder, aber jetzt war es ihr, als ſey er im Glanz der ſtrahlenden Diamanten ein Weſen höherer Art, der Inbegriff aller Schönheit Der Cavalier bemerkte die ſehnſuchtsvollen, feurigen Blicke meiner Mutter. Er glaubte jetzt glücklicher zu ſeyn als vormals. Er wußte ſich ihr zu nähern, noch mehr, ſie von ihren Bekannten fort an einen einſamen Ort zu locken. Dort ſchloß er ſie brünſtig in ſeine

Arme, meine Mutter faßte nach der ſchönen Kette, aber in demſelben Augenblick ſank er nieder und riß meine Mutter mit ſich zu Boden. Sey es, daß ihn der Schlag plötzlich getroffen, oder aus einer andern Urſache; genug, er war todt. Vergebens war das Mühen meiner Mutter, ſich den im Todeskrampf erſtarrten Armen des Leichnams zu entwinden. Die hohlen Augen, deren Sehkraft erloſchen, auf ſie gerichtet, wälzte der Todte ſich mit ihr auf dem Boden. Ihr gellendes Hülfsgeſchrei drang endlich bis zu in der Ferne Vorübergehenden, die herbeieilten und ſie retteten aus den Armen des grauſigen Liebhabers. Das Entſetzen warf meine Mutter auf ein ſchweres Krankenlager. Man gab ſie, mich verloren, doch ſie geſundete und die Entbindung war glücklicher, als man je hatte hoffen können. Aber die Schrecken jenes fürchterlichen Augenblicks hatten *mich* getroffen. Mein böſer Stern war aufgegangen und hatte den Funken hinabgeſchoſſen, der in mir eine der ſeltſamſten und verderblichſten Leidenſchaften entzündet. Schon in der früheſten Kindheit gingen mir glänzende Diamanten, goldenes Geſchmeide über Alles. Man hielt das für gewöhnliche kindiſche Neigung. Aber es zeigte ſich anders, denn als Knabe ſtahl ich Gold und Juwelen, wo ich ſie habhaft werden konnte. Wie der geübteſte Kenner unterſchied ich aus Inſtinkt unächtes Geſchmeide von ächtem. Nur dieſes lockte mich, unächtes ſo wie geprägtes Gold ließ ich unbeachtet liegen. Den grauſamſten Züchtigungen des Vaters mußte die angeborne Begierde weichen. Um nur mit Gold und edlen Steinen handthieren zu können, wandte ich mich zur Goldſchmidts-Profeſſion. Ich arbeitete mit Leidenſchaft und wurde bald der erſte Meiſter dieſer Art. Nun begann eine Periode, in der der angeborne Trieb, ſo lange niedergedrückt, mit Gewalt empordrang und mit Macht wuchs, Alles um ſich her wegzehrend. So wie ich ein Geſchmeide gefertigt und abgeliefert, fiel ich in eine Unruhe, in eine Troſtloſigkeit, die mir Schlaf, Geſundheit — Lebensmuth raubte. — Wie ein Geſpenſt ſtand Tag und Nacht die

Perſon, für die ich gearbeitet, mir vor Augen, geſchmückt mit meinem Geſchmeide, und eine Stimme raunte mir in die Ohren: Es iſt ja dein — es iſt ja dein — nimm es doch — was ſollen die Diamanten dem Todten! — Da legt' ich mich endlich auf Diebeskünſte. Ich hatte Zutritt in den Häuſern der Großen, ich nützte ſchnell jede Gelegenheit, kein Schloß widerſtand meinem Geſchick und bald war der Schmuck, den ich gearbeitet, wieder in meinen Händen. — Aber nun vertrieb ſelbſt das nicht meine Unruhe. Jene unheimliche Stimme ließ ſich dennoch vernehmen und höhnte mich und rief: Ho ho, dein Geſchmeide trägt ein Todter! — Selbſt wußte ich nicht, wie es kam, daß ich einen unausſprechlichen Haß auf die warf, denen ich Schmuck gefertigt. Ja! im tiefſten Innern regte ſich eine Mordluſt gegen ſie, vor der ich ſelbſt erbebte. — In dieſer Zeit kaufte ich dieſes Haus. Ich war mit dem Beſitzer Handels einig geworden, hier in dieſem Gemach ſaßen wir erfreut über das geſchloſſene Geſchäft beiſammen, und tranken eine Flaſche Wein. Es war Nacht worden, ich wollte aufbrechen, da ſprach mein Verkäufer: Hört, Meiſter René, ehe Ihr fortgeht, muß ich Euch mit einem Geheimniß dieſes Hauſes bekannt machen. Darauf ſchloß er jenen in die Mauer eingeführten Schrank auf, ſchob die Hinterwand fort, trat in ein kleines Gemach, bückte ſich nieder, hob eine Fallthür' auf. Eine ſteile, ſchmale Treppe ſtiegen wir hinab, kamen an ein ſchmales Pförtchen, das er aufſchloß, traten hinaus in den freien Hof. Nun ſchritt der alte Herr, mein Verkäufer, hinan an die Mauer, ſchob an einem nur wenig hervorragenden Eiſen, und alsbald drehte ſich ein Stück Mauer los, ſo daß ein Menſch bequem durch die Oeffnung ſchlüpfen und auf die Straße gelangen konnte. Du magſt einmal das Kunſtſtück ſehen, Olivier, das wahrſcheinlich ſchlaue Mönche des Kloſters, welches ehemals hier lag, fertigen ließen, um heimlich aus- und einſchlüpfen zu können. Es iſt ein Stück Holz, nur von außen gemörtelt und getüncht, in das von auſſenher eine Bildſäule, auch nur von Holz, doch ganz wie Stein, eingefügt iſt, welches ſich mit ſammt der Bildſäule auf verborgenen Angeln dreht. — Dunkle Gedanken ſtiegen in mir auf, als ich dieſe Einrichtung ſah, es war mir, als ſey vorgearbeitet ſolchen Thaten, die mir ſelbſt noch Geheimniß blieben. Eben hatt' ich einem Herrn vom Hofe einen reichen Schmuck abgeliefert, der, ich weiß es, einer Operntänzerin beſtimmt war. Die Todesfolter blieb nicht aus — das Geſpenſt hing ſich an meine Schritte — der lispelnde Satan an mein Ohr! — Ich zog ein in das Haus. In blutigem Angſtſchweiß gebadet, wälzte ich mich ſchlaflos auf dem Lager! Ich ſeh' im Geiſte den Menſchen zu der Tänzerin ſchleichen mit meinem Schmuck. Voller Wuth ſpringe ich auf — werfe den Mantel um — ſteige herab die geheime Treppe — fort durch die Mauer nach der Straße Nicaiſe. — Er kommt, ich falle über ihn her, er ſchreit auf, doch von hinten feſtgepackt ſtoße ich ihm den Dolch ins Herz — der Schmuck iſt mein! — Dies gethan fühlte ich eine Ruhe, eine Zufriedenheit in meiner Seele, wie ſonſt niemals. Das Geſpenſt war verſchwunden, die Stimme des Satans ſchwieg. Nun wußte ich, was mein böſer Stern wollte, ich mußt' ihm nachgeben oder untergehen! — Du begreifſt jetzt mein ganzes Thun und Treiben, Olivier! — Glaube nicht, daß ich darum, weil ich thun muß, was ich nicht laſſen kann, jenem Gefühl des Mitleids, des Erbarmens, was in der Natur des Menſchen bedingt ſeyn ſoll, rein entſagt habe. Du weißt, wie ſchwer es mir wird, einen Schmuck abzuliefern; wie ich für manche, deren Tod ich nicht will, gar nicht arbeite, ja wie ich ſogar, weiß ich, daß am morgenden Tage Blut mein Geſpenſt verbannen wird, heute es bei einem tüchtigen Fauſtſchlage bewenden laſſe, der den Beſitzer meines Kleinods zu Boden ſtreckt, und mir dieſes in die Hand liefert. —" Dies alles geſprochen, führte mich Cardillac in das geheime Gewölbe und gönnte mir den Anblick ſeines Juwelen-Kabinets. Der König beſitzt es nicht reicher. Bei jedem Schmuck war auf einem kleinen, daran gehängten Zettel genau bemerkt, für wen es gearbeitet, wann es durch Diebſtahl, Raub oder Mord genommen worden. „An deinem Hochzeitstage, ſprach Cardillac dumpf und feierlich, an deinem Hochzeitstage, Olivier, wirſt du mir, die Hand gelegt auf des gekreuzigten Chriſtus Bild, einen heiligen Eid ſchwören, ſo wie ich geſtorben, alle dieſe Reichthümer in Staub zu vernichten durch Mittel, die ich dir dann bekannt machen werde. Ich will nicht, daß irgend ein menſchlich Weſen, und am wenigſten Madelon und Du, in dem Beſitz des mit Blut erkauften Horts komme.“ Gefangen in dieſem Labyrinth des Verbrechens, zerriſſen von Liebe und Abſcheu, von Wonne und Entſetzen, war ich dem Verdammten zu vergleichen, dem ein holder Engel mild lächelnd hinaufwinkt, aber mit glühenden Krallen feſtgepackt hält ihn der Satan, und des frommen Engels Liebeslächeln, in dem ſich alle Seligkeit des hohen Himmels abſpiegelt, wird ihm zur grimmigſten ſeiner Qualen. — Ich dachte an Flucht — ja an Selbſtmord — aber Madelon! — Tadelt mich, tadelt mich, mein würdiges Fräulein, daß ich zu ſchwach war, mit Gewalt eine Leidenſchaft niederzukämpfen, die mich an das Verbrechen feſſelte; aber büße ich nicht dafür mit ſchmachvollem Tode? — Eines Tages kam Cardillac nach Hauſe ungewöhnlich heiter. Er liebkoſte Madelon, warf mir die freundlichſten Blicke zu, trank bei Tiſche eine Flaſche edlen Weins, wie er es nur an hohen Feſt- und Feiertagen zu thun pflegte, ſang und jubilirte. Madelon hatte uns verlaſſen, ich wollte in die Werkſtatt: „Bleib ſitzen, Junge, rief Cardillac, heut' keine Arbeit mehr, laß uns noch eins trinken auf das Wohl der allerwürdigſten, vortrefflichſten Dame in Paris.“ Nachdem ich mit ihm angeſtoßen und er ein volles Glas geleert hatte, ſprach er: Sag' an, Olivier! wie gefallen dir die Verſe:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour!

Er erzählte nun, was ſich in den Gemächern der Maintenon mit Euch und dem Könige begeben und fügte hinzu, daß er Euch von jeher verehrt habe, wie ſonſt kein menſchliches Weſen, und daß Ihr, mit ſolch hoher Tugend begabt, vor der der böſe Stern kraftlos erbleiche, ſelbſt den ſchönſten von ihm gefertigten Schmuck tragend, niemals ein böſes Geſpenſt, Mordgedanken in ihm erregen würdet. „Höre, Olivier, ſprach er, wozu ich entſchloſſen. Vor langer Zeit ſollt' ich Halsſchmuck und Armbänder fertigen für Henriette von England und ſelbſt die Steine dazu liefern. Die Arbeit gelang mir wie keine andere, aber es zerriß mir die Bruſt, wenn ich daran dachte, mich von dem Schmuck, der mein Herzenskleinod geworden, trennen zu müſſen. Du weißt der Prinzeſſin unglücklichen Tod durch Meuchelmord. Ich behielt den Schmuck und will ihn nun als ein Zeichen meiner Ehrfurcht, meiner Dankbarkeit dem Fräulein von Scuderi ſenden im Namen der verfolgten Bande. — Außerdem, daß die Scuderi das ſprechende Zeichen ihres Triumphs erhält, verhöhne ich auch Desgrais und ſeine Geſellen, wie ſie es verdienen. – Du ſollſt ihr den Schmuck hintragen.“ So wie Cardillac Euern Namen nannte, Fräulein, war es, als würden ſchwarze Schleier weggezogen, und das ſchöne, lichte Bild meiner glücklichen frühen Kindergänge wieder auf in bunten, glänzenden Farben. Es kam ein wunderbarer Troſt in meine Seele, ein Hoffnungsſtrahl, vor dem die finſtern Geiſter ſchwanden. Cardillac mochte den Eindruck, den ſeine Worte auf mich gemacht, wahrnehmen und nach ſeiner Art deuten. „Dir ſcheint, ſprach er, mein Vorhaben zu behagen. Geſtehen kann ich wohl, daß eine tief innere Stimme, ſehr verſchieden von der, welche Blutopfer verlangt wie ein gefräßiges Raubthier, mir befohlen hat, daß ich ſolches thue. — Manchmal wird mir wunderlich im Gemüthe — eine innere Angſt, die Furcht vor irgend etwas Entſetzlichem, deſſen Schauer aus einem fernen Jenſeits herüber wehen in die Zeit, ergreiſt mich gewaltſam. Es iſt mir dann ſogar, als ob das, was der böſe Stern begonnen durch mich, meiner unſterblichen Seele, die daran keinen Theil hat, zugerechnet werden könne. In ſolcher Stimmung beſchloß ich, für die heilige Jungfrau in der Kirche St. Euſtache eine ſchöne Diamanten-Krone zu fertigen. Aber jene unbegreifliche Angſt überfiel mich ſtärker, ſo oft ich die Arbeit beginnen wollte, da unterließ ich's ganz. Jetzt iſt es mir, als wenn ich der Tugend und Frömmigkeit ſelbſt demuthsvoll ein Opfer bringe und wirkſame Fürſprache erflehe, indem ich der Scuderi den ſchönſten Schmuck ſende, den ich jemals gearbeitet. —" Cardillac, mit Eurer ganzen Lebensweiſe, mein Fräulein, auf das genaueſte bekannt, gab mir nun Art und Weiſe ſo wie die Stunde an, wie und wann ich den Schmuck, den er in ein ſauberes Käſtchen ſchloß, abliefern ſolle. Mein ganzes Weſen war Entzücken, denn der Himmel ſelbſt zeigte mir durch den frevelichen Cardillac den Weg, mich zu retten aus der Hölle, in der ich, ein verſtoßener Sünder, ſchmachte. So dacht' ich. Ganz gegen Cardillacs Willen wollt' ich bis zu Euch dringen. Als Anne Brußons Sohn, als Euer Pflegling gedacht ich, mich Euch zu Füßen zu werfen und Euch Alles — Alles zu entdecken. Ihr hättet, gerührt von dem namenloſen Elend, das der armen, unſchuldigen Madelon drohte bei der Entdeckung, das Geheimniß beachtet, aber Euer hoher, ſcharfſinniger Geiſt fand gewiß ſichre Mittel, ohne jene Entdeckung der verruchten Bosheit Cardillacs zu ſteuern. Fragt mich nicht, worin dieſe Mittel hätten beſtehen ſollen, ich weiß es nicht — aber daß Ihr Madelon und mich retten würdet, davon lag die Ueberzeugung feſt in meiner Seele, wie der Glaube an die troſtreiche Hülfe der heiligen Jungfrau. — Ihr wißt, Fräulein, daß meine Abſicht in jener Nacht fehlſchlug Ich verlor nicht die Hoffnung, ein andermal glücklicher zu ſeyn. Da geſchah es, daß Cardillac plötzlich alle Munterkeit verlor. Er ſchlich trübe umher, ſtarrte vor ſich hin, murmelte unverſtändliche Worte, focht mit den Händen, Feindliches von ſich abwehrend, ſein Geiſt ſchien gequält von böſen Gedanken. So hatte er es einen ganzen Morgen getrieben. Endlich ſetzte er ſich an den Werktiſch, ſprang unmuthig wieder auf, ſchaute durch's Fenſter, ſprach ernſt und düſter:

düſter: Ich wollte doch, Henriette von England hätte meinen Schmuck getragen! — Die Worte erfüllten mich mit Entſetzen. Nun wußt ich, daß ſein irrer Geiſt wieder erfaßt war von dem abſcheulichen Mordgeſpenſt, daß des Satans Stimme wieder laut worden vor ſeinen Ohren. Ich ſah Euer Leben bedroht von dem verruchten Mordteufel. Hatte Cardillac nur ſeinen Schmuck wieder in Händen, ſo war't Ihr gerettet. Mit jedem Augenblick wuchs die Gefahr. Da begegnete ich Euch auf dem Pontneuf, drängte mich an Eure Kutſche, warf Euch jenen Zettel zu, der Euch beſchwor, doch nur gleich den erhaltenen Schmuck in Cardillacs Hände zu bringen. Ihr kamt nicht. Meine Angſt ſtieg bis zur Verzweiflung, als andern Tages Cardillac von nichts anderm ſprach, als von dem köſtlichen Schmuck, der ihm in der Nacht vor Augen gekommen. Ich konnte das nur auf Euern Schmuck deuten, und es wurde mir gewiß, daß er über irgend einen Mordanſchlag brüte, den er gewiß ſchon in der Nacht auszuführen ſich vorgenommen.

Euch retten mußt' ich, und ſoll' es Cardillacs Leben koſten. So wie Cardillac nach dem Abendgebet ſich wie gewöhnlich eingeſchloſſen, ſtieg ich durch ein Fenſter in den Hof, ſchlüpfte durch die Oeffnung in der Mauer und ſtellte mich unfern in den tiefen Schatten. Nicht lange dauerte es, ſo kam Cardillac heraus und ſchlich leiſe durch die Straße fort. Ich hinter ihm her. Es ging nach der Straße St. Honorée, mir bebte das Herz. Cardillac war mit einemmal mir entſchwunden. Ich beſchloß, mich an Eure Hausthüre zu ſtellen. Da kommt ſingend und trillernd, wie damals, als der Zufall mich zum Zuſchauer von Cardillacs Mordthat machte, ein Offizier bei mir vorüber, ohne mich zu gewahren. Aber in demſelben Augenblick ſpringt eine ſchwarze Geſtalt hervor und fällt über ihn her. Es iſt Cardillac. Dieſen Mord will ich hindern, mit einem lauten Schrei bin ich in zwei — drei Sätzen zur Stelle — Nicht der Offizier — Cardillac ſinkt zum Tode getroffen röchelnd zu Boden. Der Offizier läßt den Dolch fallen, reißt den Degen aus der Scheide, ſtellt ſich, wähnend ich ſey des Mörders Geſelle, kampffertig mir entgegen, eilt aber ſchnell davon, als er gewahrt, daß ich, ohne mich um ihn zu kümmern, nur den Leichnam unterſuche. Cardillac lebte noch. Ich lud ihn, nachdem ich den Dolch, den der Offizier hatte fallen laſſen, zu mir geſteckt, auf die Schultern und ſchleppte ihn mühſam fort nach Hauſe, und durch den geheimen Gang hinauf in die Werkſtatt. — Das Uebrige iſt Euch bekannt. Ihr ſeht, mein würdiges Fräulein, daß mein einziges Verbrechen nur darin beſteht, daß ich Madelons Vater nicht den Gerichten verrieth und ſo ſeinen Unthaten ein Ende machte. Rein bin ich von jeder Blutſchuld. — Keine Marter wird mir das Geheimniß von Cardillacs Unthaten abzwingen. Ich will nicht, daß der ewigen Macht, die der tugendhaften Tochter des Vaters gräßliche Blutſchuld verſchleierte, zum Trotz, das ganze Elend der Vergangenheit, ihres ganzen Seyns noch jetzt tödtend auf ſie einbreche, daß noch jetzt die weltliche Rache den Leichnam aufwühle aus der Erde, die ihn deckt, daß noch jetzt der Henker die vermoderten Gebeine mit Schandbrandmarke. — Nein! — mich wird die Geliebte meiner Seele beweinen als den unſchuldig Gefallenen, die Zeit wird ihren Schmerz lindern, aber unüberwindlich würde der Jammer ſeyn über des geliebten Vaters entſetzliche Thaten der Hölle! —"

Olivier ſchwieg, aber nun ſtürzte plötzlich ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen, er warf ſich der Scuderi zu Füßen und flehte: „Ihr ſeyd von meiner Unſchuld überzeugt — gewiß Ihr ſeyd es! — Habt Erbarmen mit mir, ſagt, wie ſteht es um Madelon? —" Die Scuderi rief der Martiniere, und nach wenigen Augenblicken flog Madelon an Oliviers Hals. „Nun iſt alles gut, da du hier biſt — ich wußt' es ja, daß die edelmüthigſte Dame dich retten würde!" So rief Madelon einmal über das andere, und Olivier vergaß ſein Schickſal, alles was ihm drohte, er war frei und ſelig. Auf das rührendſte klagten Beide ſich, was ſie um einander gelitten, und umarmten ſich dann aufs neue und weinten vor Entzücken, daß ſie ſich wieder gefunden.

Wäre die Scuderi nicht von Oliviers Unſchuld ſchon überzeugt geweſen, der Glaube daran müßte ihr jetzt gekommen ſeyn, da ſie die Beiden betrachtete, die in der Seligkeit des innigſten Liebesbündniſſes die Welt vergaßen und ihr Elend und ihr namenloſes Leiden. „Nein, rief ſie, ſolch ſeliger Vergeſſenheit iſt nur ein reines Herz fähig.“

Die hellen Strahlen des Morgens brachen durch die Fenſter. Desgrais klopfte leiſe an die Thüre des Gemachs und erinnerte, daß es Zeit ſey, Olivier Brußon fortzuſchaffen, da ohne Aufſehen zu erregen das ſpäter nicht geſchehen könne. Die Liebenden mußten ſich trennen. —

Die dunklen Ahnungen, von denen der Scuderi Gemüth befangen ſeit Brußons erſtem Eintritt in ihr Haus, hatten ſich nun zum Leben geſtaltet auf furchtbare Weiſe. Den Sohn ihrer geliebten Anne ſah ſie ſchuldlos verſtrickt auf eine Art, daß ihn vom ſchmachvollen Tod zu retten kaum denkbar ſchien. Sie ehrte des Jünglings Heldenſinn, der lieber ſchuldbeladen ſterben, als ein Geheimniß verrathen wollte, das ſeiner Madelon den Tod bringen mußte. Im ganzen Reiche der Möglichkeit fand ſie kein Mittel, den Aermſten dem grauſamen Gerichtshofe zu entreiſſen. Und doch ſtand es feſt in ihrer Seele, daß ſie kein Opfer ſcheuen müſſe, das himmelſchreiende Unrecht abzuwenden, das man zu begehen im Begriffe war. — Sie quälte ſich ab mit allerlei Entwürfen und Plänen, die bis an das Abentheuerliche ſtreiften, und die ſie eben ſo ſchnell verwarf als auffaßte. Immer mehr verſchwand jeder Hoffnungsſchimmer, ſo daß ſie verzweifeln wollte. Aber Madelons unbedingtes, frommes kindliches Vertrauen, die Verklärung, mit der ſie von dem Geliebten ſprach, der nun bald, freigeſprochen von jeder Schuld, ſie als Gattin umarmen werde, richtete die Scuderi in eben dem Grad wieder auf, als ſie davon bis tief ins Herz gerührt wurde.

Um nun endlich etwas zu thun, ſchrieb die Scuderi an la Regnie einen langen

Brief, worin ſie ihm ſagte, daß Olivier Bruſſon ihr auf die glaubwürdigſte Weiſe ſeine völlige Unſchuld an Cardillacs Tode dargethan habe, und daß nur der heldenmüthige Entſchluß, ein Geheimniß in das Grab zu nehmen, deſſen Enthüllung die Unſchuld und Tugend ſelbſt verderben würde, ihn zurückhalte, dem Gericht ein Geſtändniß abzulegen, das ihn von dem entſetzlichen Verdacht nicht allein, daß er Cardillac ermordet, ſondern daß er auch zur Bande verruchter Mörder gehöre, befreien müſſe. Alles was glühender Eifer, was geiſtvolle Beredſamkeit vermag, hatte die Scuderi aufgeboten, la Regnie hartes Herz zu erweichen. Nach wenigen Stunden antwortete la Regnie, wie es ihn herzlich freue, wenn Olivier Brußon ſich bei ſeiner hohen, würdigen Gönnerinn gänzlich gerechtfertigt habe. Was Oliviers heldenmüthigen Entſchluß betreffe, ein Geheimniß, das ſich auf die That beziehe, mit ins Grab nehmen zu wollen, ſo thue es ihm leid, daß die Chambre ardente dergleichen Heldenmuth nicht ehren könne, denſelben vielmehr durch die kräftigſten Mittel zu brechen ſuchen müſſe. Nach drei Tagen hoffe er in dem Beſitz des ſeltſamen Geheimniſſes zu ſeyn, das wahrſcheinlich geſchehene Wunder an den Tag bringen werde.

Nur zu gut wußte die Scuderi, was der fürchterliche la Regnie mit jenen Mitteln, die Bruſſons Heldenmuth brechen ſollen, meinte. Nun war es gewiß, daß die Tortur über den Unglücklichen verhängt war. In der Todesangſt fiel der Scuderi endlich ein, daß, um nur Aufſchub zu erlangen, der Rath eines Rechtsverſtändigen dienlich ſeyn könne. Pierre Arnaud d'Andilly war damals der berühmteſte Advokat in Paris. Seiner tiefen Wiſſenſchaft, ſeinem umfaſſenden Verſtande war ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Tugend gleich. Zu dem begab ſich die Scuderi und ſagte ihm Alles, ſo weit es möglich war, ohne Bruſſons Geheimniß zu verletzen. Sie glaubte, daß d'Andilly mit Eifer ſich des Unſchuldigen annehmen werde, ihre Hoffnung wurde aber auf das bitterſte getäuſcht. D'Andilly hatte ruhig alles angehört und erwiederte dann lächelnd mit Boileaus Worten: Le vrai peut quelque fois n'etre pas vraisemblable. — Er bewies der Scuderi, daß die auffallendſten Verdachtsgründe wider Brußon ſprächen, daß la Regnies Verfahren keineswegs grauſam und übereilt zu nennen, vielmehr ganz geſetzlich ſey, ja daß er nicht anders handeln könne, ohne die Pflichten des Richters zu verletzen. Er, d'Andilly, ſelbſt getraue ſich nicht durch die geſchickteſte Vertheidigung Brußon von der Tortur zu retten. Nur Brußon ſelbſt könne das entweder durch aufrichtiges Geſtändniß oder wenigſtens durch die genaueſte Erzählung der Umſtände bei dem Morde Cardillacs, die dann vielleicht erſt zu neuen Ausmittelungen Anlaß geben würden. „So werfe ich mich dem Könige zu Füßen, und flehe um Gnade," ſprach die Scuderi ganz außer ſich mit von Thränen halb erſtickter Stimme. „Thut das, rief d'Andilly, thut das um des Himmels willen nicht, mein Fräulein! — Spart Euch dieſes letzte Hülfsmittel auf, das, ſchlug es einmal fehl, Euch für immer verloren iſt.

Der König wird nimmer einen Verbrecher der Art begnadigen, der bitterſte Vorwurf des gefährdeten Volks würde ihn treffen. Möglich iſt es, daß Brußon durch Entdekkung ſeines Geheimniſſes oder ſonſt Mittel findet, den wider ihn ſtreitenden Verdacht aufzuheben. Dann iſt es Zeit, des Königs Gnade zu erflehen, der nicht darnach fragen, was vor Gericht bewieſen iſt, oder nicht, ſondern ſeine innere Ueberzeugung zu Rathe ziehen wird. — Die Scuderi mußte dem tief erfahrnen d'Andilly nothgedrungen beipflichten. — In tiefen Kummer verſenkt, ſinnend und ſinnend, was um der Jungfrau und aller Heiligen willen ſie nun anfangen ſolle, um den unglücklichen Brußon zu retten, ſaß ſie am ſpäten Abend in ihrem Gemach, als die Martiniere eintrat und den Grafen von Mioſſens, Obriſten von der Garde des Königs, meldete, der dringend wünſche, das Fräulein zu ſprechen.

„Verzeiht, ſprach Mioſſens, indem er ſich mit ſoldatiſchem Anſtande verbeugte, verzeiht, mein Fräulein, wenn ich Euch ſo ſpät, ſo zu ungelegener Zeit überlaufe. Wir Soldaten machen es nicht anders, und zu dem bin ich mit zwei Worten entſchuldigt. — Olivier Brußon führt mich zu Euch.“ Die Scuderi, hochgeſpannt, was ſie jetzt wieder erfahren werde, rief laut: Olivier Brußon? der Unglücklichſte aller Menſchen? — was habt ihr mit dem? — Dacht' ich's doch, ſprach Mioſſens lächelnd weiter, daß Eures Schützlings Namen hinreichen würde, mir bei Euch ein geneigtes Ohr zu verſchaffen. Die ganze Welt iſt von Brußons Schuld überzeugt. Ich weiß, daß Ihr eine andere Meinung hegt, die ſich freilich nur auf die Betheurungen des Angeklagten ſtützen ſoll, wie man geſagt hat. Mit mir iſt es anders. Niemand als ich kann beſſer überzeugt ſeyn von Brußons Unſchuld an dem Tode Cardillacs. „Redet, o redet, rief die Scuderi, indem ihr die Augen glänzten vor Entzücken. „Ich, ſprach Mioſſens mit Nachdruck, ich war es ſelbſt, der den alten Goldſchmidt niederſtieß in der Straße St. Honorée unfern Eurem Hauſe.“ Um aller Heili gen wollen, Ihr — Ihr! rief die Scuderi. „Und, fuhr Mioſſens fort, und ich ſchwöre es Euch, mein Fräulein, daß ich ſtolz bin auf meine That. Wiſſet, daß Cardillac der verruchteſte, heuchleriſchte Böſewicht, daß er es war, der in der Nacht heimtückiſch mordete und raubte, und ſo lange allen Schlingen entging. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, daß ein innerer Verdacht ſich in mir gegen den alten Böſewicht regte, als er voll ſichtlicher Unruhe den Schmuck brachte, den ich beſtellt, als er ſich genau erkundigte, für wen ich den Schmuck beſtimmt, und als er auf recht liſtige Art meinen Kammerdiener ausgefragt hatte, wenn ich eine gewiſſe Dame zu beſuchen pflege. — Längſt war es mir aufgefallen, daß die unglücklichen Schlachtopfer der abſcheulichſten Raubgier alle dieſelbe Todeswunde trugen. Es war mir gewiß, daß der Mörder auf den Stoß, der augenblicklich tödten mußte, eingeübt war und darauf rechnete. Schlug der fehl, ſo galt es den gleichen Kampf. Dies ließ mich eine Vorſichtsmaßregel brauchen, die ſo einfach iſt, daß ich nicht begreife, wie andere nicht längſt darauf fielen und ſich retteten von dem bedrohlichen Mordweſen. Ich trug einen leichten Bruſtharniſch unter der Weſte. Cardillac fiel mich von hinten an. Er umfaßte mich mit Rieſenkraft, aber der ſicher geführte Stoß glitt ab an dem Eiſen. In demſelben Augenblick entwand ich mich ihm, und ſtieß ihm den Dolch, den ich in Bereitſchaft hatte, in die Bruſt.“ „Und Ihr ſchwiegt, fragte die Scuderi, Ihr zeigtet den Gerichten nicht an, was geſchehen?“ „Erlaubt, ſprach Mioſſens weiter, erlaubt mein Fräulein, zu bemerken, daß eine ſolche Anzeige mich, wo nicht geradezu ins Verderben, doch in den abſcheulichſten Prozeß verwickeln konnte. Hätte la Regnie, überall Verbrechen witternd, mir's denn geradehin geglaubt, wenn ich den rechtſchaffenen Cardillac, das Muſter aller Frömmigkeit und Tugend, des verſuchten Mordes angeklagt? Wie wenn das Schwerdt der Gerechtigkeit ſeine Spitze wider mich ſelbſt gewandt?“ „Das war nicht möglich, rief die Scuderi, Eure Geburt

— Euer Stand —“ „O, fuhr Mioſſens fort, denkt doch an den Marſchall von Luxemburg, den der Einfall, ſich von le Sage das Horoskop ſtellen zu laſſen, in den Verdacht des Giftmordes und in die Baſtille brachte. Nein, beim St. Dionys, nicht eine Stunde Freiheit, nicht meinen Ohrzipfel geb ich Preis dem raſenden la Regnie, der ſein Meſſer gern an unſerer aller Kehlen ſetzte.“ „Aber ſo bringt Ihr ja den unſchuldigen Brußon auf's Schaffott?“ fiel ihm die Scuderi ins Wort. „Unſchuldig, erwiederte Mioſſens, unſchuldig, mein Fräulein, nennt Ihr des verruchten Cardillacs Spießgeſellen? — der ihm beiſtand in ſeinen Thaten? der den Tod hundertmal verdient hat? — Nein in der That, der blutet mit Recht, und daß ich Euch, mein hochverehrtes Fräulein, den wahren Zuſammenhang der Sache entdeckte, geſchah in der Vorausſetzung, daß Ihr, ohne mich in die Hände der Chambre ardente zu liefern, doch mein Geheimniß auf irgend eine Weiſe für Euren Schützling zu nützen verſtehen würdet.“

Die Scuderi, im Innerſten entzückt, ihre Ueberzeugung von Brußons Unſchuld auf ſolch entſcheidende Weiſe beſtätigt zu ſehen, nahm gar keinen Anſtand, dem Grafen, der Cardillacs Verbrechen ja ſchon kannte, alles zu entdecken und ihn aufzufordern, ſich mit ihr zu d'Andilly zu begeben. Dem ſollte unter dem Siegel der Verſchwiegenheit Alles entdeckt werden, der ſolle dann Rath ertheilen, was nun zu beginnen.

D'Andilly, nachdem die Scuderi ihm Alles auf das genaueſte erzählt hatte, erkundigte ſich nochmals nach den geringfügigſten Umſtänden. Insbeſondere fragte er den Grafen Mioſſens, ob er auch die feſte Ueberzeugung habe, daß er von Cardillac angefallen, und ob er Olivier Brußon als denjenigen würde wieder erkennen können, der den Leichnam fortgetragen. Auſſerdem, erwiederte Mioſſens, daß ich in der mondhellen Nacht den Goldſchmidt recht gut erkannte, habe ich auch bei la Regnie ſelbſt den Dolch geſehen, mit dem Cardillac niedergeſtoßen wurde. Es iſt der meinige, ausgezeichnet durch die zierliche Arbeit des Greiſes. Nur einen Schritt von ihm ſtehend gewahrte ich alle Züge des Jünglings, dem der Hut vom Kopf gefallen, und würde ihn allerdings wieder erkennen können.“

D'Andilly ſah ſchweigend einige Augenblicke vor ſich nieder, dann ſprach er: „Auf gewöhnlichem Wege iſt Brußon aus den Händen der Juſtiz nun ganz und gar nicht zu retten. Er will Madelons halber Cardillac nicht als Mordräuber nennen. Das mag er thun, denn ſelbſt, wenn es ihm gelingen müßte, durch Entdeckung des heimlichen Ausgangs, des zuſammengeraubten Schatzes dies nachzuweiſen, würde ihn doch als Mitverbundenen der Tod treffen. Daſſelbe Verhältniß bleibt ſtehen, wenn der Graf Mioſſens die Begebenheit mit dem Goldſchmidt, wie ſie wirklich ſich zutrug, den Richtern entdecken ſollte. Aufſchub iſt das Einzige, wornach getrachtet werden muß. Graf Mioſſens begiebt ſich nach der Conciergerie, läßt ſich Olivier Brußon vorſtellen und erkennt ihn für den, der den Leichnam Cardillacs fortſchaffte.

ſchaffte. Er eilt zu la Regnie und ſagt: In der Straße St. Honorée ſah ich einen Menſchen niederſtoßen, ich ſtand dicht neben dem Leichnam, als ein Anderer hinzuſprang, ſich zum Leichnam niederbückte, ihn, da er noch Leben ſpürte, auf die Schultern lud und fortrug. In Olivier Brußon habe ich dieſen Menſchen erkannt. Dieſe Ausſage veranlaßt Brußons nochmalige Vernehmung, Zuſammenſtellung mit dem Grafen Mioſſens. Genug, die Tortur unterbleibt und man forſcht weiter nach. Dann iſt es Zeit, ſich an den König ſelbſt zu wenden. Euerm Scharfſinn, mein Fräulein! bleibt es überlaſſen, dies auf die geſchickteſte Weiſe zu thun. Nach meinem Dafürhalten würd' es gut ſeyn, dem Könige das ganze Geheimniß zu entdecken. Durch dieſe Ausſage des Grafen Mioſſens werden Brußons Geſtändniſſe unterſtützt. Daſſelbe geſchieht vielleicht durch geheime Nachforſchungen in Cardillacs Hauſe. Keinen Rechtsſpruch, aber des Königs Entſcheidung, auf inneres Gefühl, das da, wo der Richter ſtrafen muß, Gnade ausſpricht, geſtützt, kann das alles begründen. —" Graf Mioſſens befolgte genau, was d'Andilly gerathen, und es geſchah wirklich, was dieſer vorhergeſehen.

Nun kam es darauf an, den König anzugehen, und dies war der ſchwierigſte Punkt, da er gegen Brußon, den er allein für den entſetzlichen Raubmörder hielt, welcher ſo lange Zeit hindurch ganz Paris in Angſt und Schrecken geſetzt hatte, ſolchen Abſcheu hegte, daß er, nur leiſe erinnert an den berüchtigten Prozeß, in den heftigſten Zorn gerieth. Die Maintenon, ihrem Grundſatz, dem Könige nie von unangenehmen Dingen zu reden, getreu, verwarf jede Vermittlung, und ſo war Brußons Schickſal ganz in die Hand der Scuderi gelegt. Nach langem Sinnen faßte ſie einen Entſchluß eben ſo ſchnell als ſie ihn ausführte. Sie kleidete ſich in eine ſchwarze Robe von ſchwerem Seidenzeug, ſchmückte ſich mit Cardillacs köſtlichem Geſchmeide, hing einen langen, ſchwarzen Schleier über, und erſchien ſo in den Gemächern der Maintenon zur Stunde, da eben der König zugegen. Die edle Geſtalt des ehrwürdigen Fräuleins in dieſem feierlichen Anzuge hatte eine Majeſtät, die tiefe Ehrfurcht erwecken mußte ſelbſt bei dem loſen Volk, das gewohnt iſt, in den Vorzimmern ſein leichtſinnig nichts beachtendes Weſen zu treiben. Alles wich ſcheu zur Seite, und als ſie nun eintrat, ſtand ſelbſt der König ganz verwundert auf und kam ihr entgegen. Da blitzten ihm die köſtlichen Diamanten des Halsbands, der Armbänder ins Auge und er rief: Beim Himmel, das iſt Cardillacs Geſchmeide! Und dann ſich zur Maintenon wendend, fügte er mit anmuthigem Lächeln hinzu: Seht Frau Marquiſe, wie unſere ſchöne Braut um ihren Bräutigam trauert. „Ei gnädiger Herr, fiel die Scuderi wie den Scherz fortſetzend ein, wie würd' es ziemen einer Schmerz erfüllten Braut, ſich ſo glanzvoll zu ſchmücken? Nein, ich habe mich ganz losgeſagt von dieſem Goldſchmidt, und dächte nicht mehr an ihn, träte mir nicht manchmal das abſcheuliche Bild, wie er ermordet dicht bei mir vorübergetragen wurde, vor Augen. Wie, fragte der König, wie! Ihr habt ihn geſehen, den armen Teufel? Die Scuderi erzählte nun mit kurzen Worten, wie ſie der Zufall (noch erwähnte ſie nicht der Einmiſchung Brußons) vor Cardillacs Haus gebracht, als eben der Mord entdeckt worden. Sie ſchilderte Madelons wilden Schmerz, den tiefen Eindruck, den das Himmelskind auf ſie gemacht, die Art, wie ſie die Arme unter Zujauchzen des Volks aus Desgrais Händen gerettet. Mit immer ſteigendem und ſteigendem Intereſſe begannen nun die Szenen mit la Regnie — mit Desgrais — mit Olivier Brußon ſelbſt. Der König, hingeriſſen von der Gewalt des lebendigſten Lebens, das in der Scuderi Rede glühte, gewahrte nicht, daß von dem gehäßigen Prozeß des ihm abſcheulichen Brußons die Rede war, vermochte nicht ein Wort hervorzubringen, konnte nur dann und wann mit einem Ausruf Luft machen der innern Bewegung. Ehe er ſichs verſah, ganz auſſer ſich über das Unerhörte, was er erfahren und noch nicht vermögend alles zu ordnen, lag die

Scuderi ſchon zu ſeinen Füßen und flehte um Gnade für Olivier Brußon. „Was thut Ihr, brach der König los, indem er ſie bei beiden Händen faßte und in den Seſſel nöthigte, was thut Ihr, mein Fräulein! — Ihr überraſcht mich auf ſeltſame Weiſe! — Das iſt ja eine entſetzliche Geſchichte! — Wer bürgt für die Wahrheit der abentheuerlichen Erzählung Brußons?“ Darauf die Scuderi: Mioſſens Ausſage — die Unterſuchung in Cardillacs Hauſe — innere Ueberzeugung — ach! Madelons tugendhaftes Herz, das gleiche Tugend in dem unglücklichen Brußon erkannte! — Der König, im Begriff, etwas zu erwiedern, wandte ſich auf ein Geräuſch um, das an der Thüre entſtand. Louvois, der eben im andern Gemach arbeitete, ſah hinein mit beſorglicher Miene. Der König ſtand auf und verließ, Louvois folgend, das Zimmer. Beide, die Scuderi, die Maintenon hielten dieſe Unterbrechung für gefährlich, denn einmal überraſcht, mochte der König ſich hüten, in die geſtellte Falle zum zweitenmal zu gehen. Doch nach einigen Minuten trat der König wieder hinein, ſchritt raſch ein paarmal im Zimmer auf und ab, ſtellte ſich dann, die Hände über den Rücken geſchlagen, dicht vor der Scuderi hin und ſprach, ohne ſie anzublicken, halb leiſe: Wohl möcht' ich Eure Madelon ſehen! — Darauf die Scuderi: O mein gnädiger Herr, welches hohen — hohen Glücks würdigt Ihr das arme, unglückliche Kind — ach, nur Eures Winks bedurft es ja, die Kleine zu Euren Füßen zu ſehen. Und trippelte dann, ſo ſchnell ſie es in den ſchweren Kleidern vermochte, nach der Thür und rief hinaus, der König wolle Madelon Cardillac vor ſich laſſen, und kam zurück und weinte und ſchluchzte vor Entzücken und Rührung. Die Scuderi hatte ſolche Gunſt geahnet, und daher Madelon mitgenommen, die bei der Marquiſe Kammerfrau wartete mit einer kurzen Bittſchrift in den Händen, die ihr d'Andilly aufgeſetzt. In wenig Augenblicken lag ſie ſprachlos dem Könige zu Füßen. Angſt — Beſtürzung — ſcheue Ehrfurcht — Liebe und Schmerz — trieben der Armen raſcher und raſcher das ſiedende Blut durch alle Adern. Ihre Wangen glühten in hohem Purpur — die Augen glänzten von hellen Thränenperlen, die dann und wann hinabfielen durch die ſeidenen Wimpern auf den ſchönen Lilienbuſen. Der König ſchien betroffen über die wunderbare Schönheit des Engelskinds. Er hob das Mädchen ſanft auf, dann machte er eine Bewegung, als wolle er ihre Hand, die er gefaßt, küſſen. Er ließ ſie wieder und ſchaute das holde Kind an mit thränenfeuchtem Blick, der von der tiefſten innern Rührung zeugte. Leiſe lispelte die Maintenon der Scuderi zu: Sieht ſie nicht der la Valliere ähnlich auf ein Haar, das kleine Ding? — Der König ſchwelgt in den ſüßeſten Erinnerungen. Euer Spiel iſt gewonnen. — So leiſe dies auch die Maintenon ſprach, doch ſchien es der König vernommen zu haben. Eine Röthe überflog ſein Geſicht, ſein Blick ſtreifte bei der Maintenon vorüber, er las die Supplik, die Madelon ihm überreicht, und ſprach dann mild und gütig: Ich will's wohl glauben, daß du, mein liebes Kind, von deines Geliebten Unſchuld überzeugt biſt, aber hören wir, was die Chambre ardente dazu ſagt! — Eine ſanfte Bewegung mit der Hand verabſchiedete die Kleine, die in Thränen verſchwimmen wollte. — Die Scuderi gewahrte zu ihrem Schreck, daß die Erinnerung an die Valliere, ſo erſprießlich ſie anfangs geſchienen, des Königs Sinn geändert hatte, ſo wie die Maintenon den Namen genannt. Mocht' es ſeyn, daß der König ſich auf unzarte Weiſe daran erinnert fühlte, daß er im Begriff ſtehe, das ſtrenge Recht der Schönheit aufzuopfern, oder vielleicht ging es dem Könige wie dem Träumer, dem, hart angerufen, die ſchönen Zauberbilder, die er zu umfaſſen gedachte, ſchnell verſchwinden. Vielleicht ſah er nun nicht mehr ſeine Valliere vor ſich, ſondern dachte nur an die Soeur Louise de la misericorde (der Valliere Kloſtername bei den Carmeliternonnen), die ihn peinigte mit ihrer Frömmigkeit und Buße. — Was war jetzt anders zu thun, als des Königs Beſchlüſſe ruhig abzuwarten.

Des Grafen Mioſſens Ausſage vor der Chambre ardente war indeſſen bekannt geworden, und wie es zu geſchehen pflegt, daß das Volk leicht getrieben wird von einem Extrem zum andern, ſo wurde derſelbe, den man erſt als den verruchteſten Mörder verfluchte und den man zu zerreiſſen drohte, noch ehe er die Blutbühne beſtiegen, als unſchuldiges Opfer einer barbariſchen Juſtiz beklagt. Nun erſt erinnerten ſich die Nachbarsleute ſeines tugendhaften Wandels, der großen Liebe zu Madelon, der Treue, der Ergebenheit mit Leib und Seele, die er zu dem alten Goldſchmidt gehegt. — Ganze Züge des Volks erſchienen oft auf bedrohliche Weiſe vor la Regnies Pallaſt und ſchrien: Gieb uns Olivier Brußon heraus, er iſt unſchuldig, und warfen wohl gar Steine nach den Fenſtern, ſo daß la Regnie genöthigt war, bei der Marechauſſee Schutz zu ſuchen vor dem erzürnten Pöbel.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß der Scuderi von Olivier Brußons Prozeß nur das mindeſte bekannt wurde. Ganz troſtlos begab ſie ſich zur Maintenon, die aber verſicherte, daß der König über die Sache ſchweige, und es gar nicht gerathen ſcheine, ihn daran zu erinnern. Fragte ſie nun noch mit ſonderbarem Lächeln, was denn die kleine Vallière mache? ſo überzeugte ſich die Scuderi, daß tief im Innern der ſtolzen Frau ſich ein Verdruß über eine Angelegenheit regte, die den reizbaren König in ein Gebiet locken konnte, auf deſſen Zauber ſie ſich nicht verſtand. Von der Maintenon konnte ſie daher gar nichts hoffen.

Endlich mit d'Andilly's Hülfe gelang es der Scuderi, auszukundſchaften, daß der König eine lange geheime Unterredung mit dem Grafen Mioſſens gehabt. Ferner, daß Bontems, des Königs vertrauteſter Kammerdiener und Geſchäftsträger in der Conciergerie geweſen, und mit Brußon geſprochen, daß endlich in einer Nacht eben derſelbe Bontems mit mehreren Leuten in Cardillacs Hauſe geweſen und ſich lange darin aufgehalten. Claude Patru, der Bewohner des untern Stocks, verſicherte, die ganze Nacht habe es über ſeinem Kopfe gepoltert, und gewiß ſey Olivier dabei geweſen, denn er habe ſeine Stimme genau erkannt. So viel war alſo gewiß, daß der König ſelbſt dem wahren Zuſammenhange der Sache nachforſchen ließ, unbegreiflich blieb aber die lange Verzögerung des Beſchluſſes. La Regnie mochte alles aufbieten, das Opfer, das ihm entriſſen werden ſollte, zwiſchen den Zähnen feſt zu halten. Das verdarb jede Hoffnung im Aufkeimen.

Beinahe ein Monat war vergangen, da ließ die Maintenon der Scuderi ſagen, der König wünſche ſie heute Abend in ihren, der Maintenon, Gemächern zu ſehen.

Das Herz ſchlug der Scuderi hochauf, ſie wußte, daß Brußons Sache ſich nun entſcheiden würde. Sie ſagte es der armen Madelon, die zur Jungfrau, zu allen Heiligen inbrünſtig betete, daß ſie doch nur in dem König die Ueberzeugung von Brußons Unſchuld erwecken möchten.

Und doch ſchien es, als habe der König die ganze Sache vergeſſen, denn wie ſonſt, weilend in anmuth'gen Geſprächen mit der Maintenon und der Scuderi, gedachte er nicht mit einer Sylbe des armen Brußons. Endlich erſchien Bontems, näherte ſich dem Könige und ſprach einige Worte ſo leiſe, daß beide Damen nichts davon verſtanden. — Die Scuderi erbebte im Innern. Da ſtand der König auf, ſchritt auf die Scuderi zu und ſprach mit leuchtenden Blicken: Ich wünſche Euch Glück, mein Fräulein! — Euer Schützling, Olivier Brußon, iſt frei! — Die Scuderi, der die Thränen aus den Augen ſtürzten, keines Wortes mächtig, wollte ſich dem Könige zu Füßen werfen. Der hinderte ſie daran, ſprechend: Geht, geht! Fräulein, Ihr ſolltet Parlementsadvokat ſeyn und meine Rechtshändel ausfechten, denn, beim heiligen Dionys, Eurer Beredſamkeit widerſteht Niemand auf Erden. — Doch, fügte er ernſter hinzu, doch, wen die Tugend ſelbſt in Schutz nimmt, mag der nicht ſicher ſeyn vor jeder böſen Anklage, vor der Chambre ardente und allen Gerichtshöfen in der Welt! — Die Scuderi fand nun Worte, die ſich in den glühendſten Dank ergoſſen. Der König unterbrach ſie, ihr ankündigend, daß in ihrem Hauſe ſie ſelbſt viel feurigerer Dank erwarte, als er von ihr fordern könne, denn wahrſcheinlich umarme in dieſem Augenblick der glückliche Olivier ſchon ſeine Madelon. „Bontems, ſo ſchloß der König, Bontems ſoll Euch tauſend Louis auszahlen, die gebt in meinem Namen der Kleinen als Brautſchatz. Mag ſie ihren Brußon, der ſolch ein Glück gar nicht verdient, heirathen, aber dann ſollen Beide fort aus Paris. Das iſt mein Wille.“

Die Martiniere kam der Scuderi entgegen mit raſchen Schritten, hinter ihr her Baptiſte, Beide mit vor Freude glänzenden Geſichtern, Beide jauchzend, ſchreiend: Er iſt hier — er iſt frei! — o die lieben jungen Leute! Das ſeelige Paar ſtürzte der Scuderi zu Füßen. O ich habe es ja gewußt, daß Ihr, Ihr allein mir den Gatten retten würdet, rief Madelon. Ach der Glaube an Euch, meine Mutter, ſtand ja feſt in meiner Seele, rief Olivier, und Beide küßten der würdigen Dame die Hände und vergoſſen tauſend heiße Thränen. Und dann umarmten ſie ſich wieder und betheuerten, daß die überirdiſche Seligkeit dieſes Augenblicks alle namenloſe Leiden der vergangenen Tage aufwiege; und ſchworen, nicht von einander zu laſſen bis in den Tod.

Nach wenigen Tagen wurden ſie verbunden durch den Segen des Prieſters. Wäre es auch nicht des Königs Wille geweſen, Brußon hätte doch nicht in Paris bleiben können, wo ihn Alles an jene entſetzliche Zeit der Unthaten Cardillacs erinnerte, wo irgend ein Zufall das böſe Geheimniß, nun noch mehreren Perſonen bekannt worden, feindſelig enthüllen und ſein friedliches Leben auf immer verſtören konnte. Gleich nach der Hochzeit zog er, von den Segnungen der Scuderi begleitet, mit ſeinem jungen Weibe nach Genf. Reich ausgeſtattet durch Madelons Brautſchatz, begabt mit ſeltner Geſchicklichkeit in ſeinem Handwerk, mit jeder bürgerlichen Tugend, ward ihm dort ein glückliches, ſorgenfreies Leben. Ihm wurden die Hoffnungen erfüllt, die den Vater getäuſcht hatten bis in das Grab hinein.

Ein Jahr war vergangen ſeit der Abreiſe Bruſſons, als eine öffentliche Bekanntmachung erſchien, gezeichnet von Harloy de Chanvalon, Erzbiſchof von Paris, und von dem Parlaments-Advokaten Pierre Arnaud d'Andilly, des Inhalts, daß ein reuiger Sünder unter dem Siegel der Beichte, der Kirche einen reichen geraubten Schatz an Juwelen und Geſchmeide übergeben. Jeder, dem etwa bis zum Ende des Jahres 1680 vorzüglich durch mörderiſchen Anfall auf öffentlicher Straße ein Schmuck geraubt worden, ſolle ſich bei d'Andilly melden, und werde, treffe die Beſchreibung des ihm geraubten Schmucks mit irgend einem vorgefundenen Kleinod genau überein, und finde ſonſt kein Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit des Anſpruchs ſtatt, den Schmuck wieder erhalten. — Viele, die in Cardillacs Liſte als nicht ermordet, ſondern bloß durch einen Fauſtſchlag betäubt aufgeführt waren, fanden ſich nach und nach bei dem Parlamentsadvokaten ein, und er hielten zu ihrem nicht geringen Erſtaunen das ihnen geraubte Geſchmeide zurück. Das Uebrige fiel dem Schatz der Kirche zu St. Euſtache anheim.

Sylveſters Erzählung erhielt den vollen Beifall der Freunde. Man nannte ſie deshalb wahrhaft ſerapiontiſch, weil ſie auf geſchichtlichen Grund gebaut, doch hinausſteige ins Fantaſtiſche.

Es iſt, ſprach Lothar, unſerm Sylveſter in der That ein mißliches Wageſtück gut genug gelungen. Für ein ſolches halte ich nehmlich die Schilderung eines alten gelehrten Fräuleins, die in der Straße St. Honoré eine Art von Bureau d'Esprit aufgeſchlagen, in das uns Sylveſter blicken laſſen. Unſere Schriftſtellerinnen, denen ich übrigens, ſind ſie zu hohen Jahren gekommen, alle Liebenswürdigkeit, Würde und Anmuth der alten Dame in der ſchwarzen Robe recht herzlich wünſche, würden gewiß mit Dir, o mein Sylveſter, hätten ſie Deine Geſchichte angehört, zufrieden ſeyn und Dir auch allenfalls den etwas gräßlichen und grauſigen Cardillac verzeihen, den du wahrſcheinlich ganz und gar fantaſtiſcher Inſpiration verdankeſt

Doch, nahm Ottmar das Wort, doch erinnere ich mich irgendwo von einem alten Schuſter zu Venedig geleſen zu haben, den die ganze Stadt für einen fleißigen frommen Mann hielt und der der verruchteſte Mörder und Räuber war. So wie Cardillac, ſchlich er ſich zur Nachtzeit fort aus ſeiner Wohnung und hinein in die Palläſte der Reichen. In der tiefſten Finſterniß traf ſein ſicher geführter Dolchſtoß den, den er berauben wollte, ins Herz, ſo daß er auf der Stelle lautlos niederſank. Vergebens blieb alles Mühen der ſchlauſten und thätigſten Polizei, den Mörder, vor dem zuletzt ganz Venedig erbebte, zu erſpähen, bis endlich ein Umſtand die Aufmerkſamkeit der Polizei erregte und den Verdacht auf den Schuſter leitete. Der Schuſter erkrankte nemlich und ſonderbar ſchien es, daß ſo lange er ſein Lager nicht verlaſſen konnte, die Mordthaten aufhörten, ſo wie er geſundet, aber wieder begannen. Unter irgend einem Vorwande warf man ihn ins Gefängniß und das Vermuthete traf ein. So lange der Schuſter verhaftet, blieben die Palläſte ſicher, ſo wie man ihn, da es an jedem Beweiſe ſeiner Unthaten mangelte, losgelaſſen, fielen die unglücklichen Opfer verruchter Raubſucht aufs neue. Endlich erpreßte ihm die Folter das Geſtändniß und er wurde hingerichtet. Merkwürdig genug war es, daß er von dem geraubten Gut, das man unter dem Fußboden ſeines Zimmers fand, durchaus keinen Gebrauch gemacht hatte. Sehr naiv verſicherte der Kerl, er habe dem Schutzpatron ſeines Handwerks, dem heiligen Rochus gelobt, nur ein gewiſſes rundes Sümmchen zuſammenzurauben, dann aber einzuhalten, und Schade ſey es nur, daß man ihn ergriffen, ehe er es zu jenem Sümmchen gebracht. —

Von dem venetianiſchen Schuſter, ſprach Sylveſter, weiß ich nichts, ſoll ich Euch aber treu und ehrlich die Quellen angeben, aus denen ich ſchöpfte, ſo muß ich Euch ſagen, daß die Worte der Scuderi: Un amant qui craint etc. wirklich von ihr und zwar beinahe auf denſelben Anlaß, wie ich es erzählt, geſprochen worden ſind. Auch iſt die Sache mit dem Geſchenk von Räuberhänden durchaus keine Geburt des von günſtiger Luft befruchteten Dichters. Die Nachricht davon findet ihr in einem Buche, wo ihr ſie gewiß nicht ſuchen würdet, nehmlich in Wagenſeils Chronik von Nürnberg. Der alte Herr erzählt nemlich von einem Beſuch, den er während ſeines Aufenthalts in Paris bei dem Fräulein von Scuderi abgeſtattet, und iſt es mir gelungen, das Fräulein würdig und anmuthig darzuſtellen, ſo habe ich das lediglich der angenehmen Courtoiſie zu verdanken, mit der Wagenſeilius von der alten geiſtreichen Dame ſpricht.

Wahrhaftig, rief Theodor lachelnd, wahrhaftig, in einer Nürnberger Chronik das Fräulein von Scuderi anzutreffen, dazu gehört ein Dichterglück, wie es unſerm Sylveſter beſchieden. Ueberleuchtet er uns heute nicht in ſeiner Zweiheit als Theaterdichter und Erzähler wie das Geſtirn der Dioskuren?

Das iſt, ſprach Vinzenz, das iſt das, was ich eben impertinent finde. Der, der ein gutes Stück geſchrieben, muß ſich auch nicht noch herausnehmen wollen, gut zu erzählen.

Seltſam, nahm Cyprian das Wort, ſeltſam iſt es aber doch, daß Schriftſteller, die lebendig erzählen, die Charakter und Situation gut zu halten wiſſen, oft an dem Dramatiſchen gänzlich ſcheitern.

Sind, ſprach Lothar, ſind die Bedingniſſe des Drama's und der Erzählung aber nicht in ihren Grund-Elementen ſo von einander verſchieden, daß ſelbſt der Verſuch, den Stoff einer Erzählung zu einem Drama zu verarbeiten, oft mißlingt und mißlingen muß? — Ihr verſteht mich, daß ich von der eigentlichen Erzählung ſpreche und alles Novellenartige ausſchließe, das oft den Keim in ſich trägt, aus dem das wahre Drama hervorſprießt, wie ein ſchöner herrlicher Baum.

Was haltet, begann Vinzenz, was haltet ihr von der angenehmen Idee, aus einem Schauſpiel eine Erzählung zu machen? —

Vor mehreren Jahren las ich Ifflands Jäger als Erzählung bearbeitet, und ihr könnt gar nicht glauben, wie ungemein allerliebſt und rührend ſich das Antonchen mit dem blanken Hirſchfänger und das Riekchen mit dem verlornen Schuh ausnahmen. Sehr herrlich war es auch, daß der Verfaſſer oder Bearbeiter ganze Szenen beibehalten und nur das: ſprach er — erwiederte ſie, — zwiſchen die verſchiedenen Reden geſetzt hatte. Ich verſichere Euch, daß ich erſt dann, als ich dieſe Erzählung geleſen, die wahrhafte poetiſche Schwärmerei, das tief gefühlte und großartig rührende von Ifflands Jägern eingeſehen. Nebenher iſt mir aber auch die wiſſenſchaftliche Tendenz dieſes Drama's aufgegangen und ich kann es nicht tadeln, daß in jener Bibliothek unter der Rubrik: Forſtwiſſenſchaft, ſich auch Ifflands Jäger befanden.

Schweige, rief Lothar, ſchweige Skurilität, und gönne mit uns ein gütiges Ohr dem würdigen Serapionsbruder, der, wie ich bemerke, ſo eben ein Manuſkript aus der Taſche gezogen hat.

Ich habe, ſprach Theodor, mich diesmal in ein anderes Feld gewagt, und bitte im voraus um Eure Nachſicht. Uebrigens liegt meiner Erzählung eine wirkliche Begebenheit zum Grunde, die mir indeſſen durch kein Buch, ſondern durch Tradition zugekommen.

Theodor las:

Spieler-Glück.

Mehr als jemals war im Sommer 18.. Pyrmont beſucht. Von Tage zu Tage mehrte ſich der Zufluß vornehmer reicher Fremden und machte den Wetteifer der Spekulanten jeder Art rege. So kam es denn auch, daß die Unternehmer der Farobank dafür ſorgten, ihr gleißendes Gold in größern Maſſen aufzuhäufen als ſonſt, damit die Lockſpeiſe ſich bewähre auch bei dem edelſten Wilde, das ſie, gute geübte Jäger, anzukörnen gedachten.

Wer weiß es nicht, daß, zumal zur Badezeit an Badeörtern, wo jeder, aus ſeinem gewöhnlichen Verhältniß getreten, ſich mit

Vorbedacht hingiebt freier Muße, ſinnzerſtreuendem Vergnügen, der anziehende Zauber des Spiels unwiderſtehlich wird. Man ſieht Perſonen, die ſonſt keine Karte anrühren, an der Bank als die eifrigſten Spieler, und überdem will es auch, wenigſtens in der vornehmeren Welt, der gute Ton, daß man jeden Abend bei der Bank ſich einfinde und einiges Geld verſpiele.

Von dieſem unwiderſtehlichen Zauber, von dieſer Regel des guten Tons ſchien allein ein junger deutſcher Baron — wir wollen ihn Siegfried nennen — keine Notiz zu nehmen. Eilte alles an den Spieltiſch, wurde ihm jedes Mittel, jede Ausſicht ſich geiſtreich zu unterhalten, wie er es liebte, abgeſchnitten, ſo zog er es vor, entweder auf einſamen Spaziergängen ſich dem Spiel ſeiner Phantaſie zu überlaſſen, oder auf dem Zimmer dieſes, jenes Buch zur Hand zu nehmen, ja wohl ſich ſelbſt im Dichten — Schriftſtellen zu verſuchen.

Siegfried war jung, unabhängig, reich, von edler Geſtalt, anmuthigem Weſen, und ſo konnte es nicht fehlen, daß man ihn hochſchätzte, liebte, daß ſein Glück bei den Weibern entſchieden war. Aber auch in allem, was er nur beginnen, unternehmen mochte, ſchien ein beſonderer Glücksſtern über ihn zu walten. Man ſprach von allerlei abentheuerlichen Liebeshändeln, die ſich ihm aufgedrungen und die, ſo verderblich ſie allem Anſchein nach jedem Andern geweſen ſeyn würden, ſich auf unglaubliche Weiſe leicht und glücklich auflöſten. Vorzüglich pflegten aber die alten Herrn aus des Barons Bekanntſchaft, wurde von ihm, von ſeinem Glück geſprochen, einer Geſchichte von einer Uhr zu erwähnen, die ſich in ſeinen erſten Jünglingsjahren zugetragen. Es begab ſich nemlich, daß Siegfried, als er noch unter Vormundſchaft ſtand, auf einer Reiſe ganz unerwartet in ſolch dringende Geldnoth gerieth, daß er, um nur weiter fortzukommen, ſeine goldne mit Brillanten reich beſetzte Uhr verkaufen mußte. Er war darauf gefaßt, die koſtbare Uhr um geringes Geld zu verſchleudern; da es ſich aber traf, daß in demſelben Hotel, wo er eingekehrt, gerade ein junger Fürſt ſolch ein Kleinod ſuchte, ſo erhielt er mehr, als der eigentliche Werth betrug. Ueber ein Jahr war vergangen, Siegfried ſchon ſein eigner Herr worden, als er an einem andern Ort in den öffentlichen Blättern las, daß eine Uhr ausgeſpielt werden ſolle. Er nahm ein Loos, das eine Kleinigkeit koſtete und — gewann die goldne mit Brillanten beſetzte Uhr, die er verkauft. Nicht lange darauf vertauſchte er dieſe Uhr gegen einen koſtbaren Ring. Er kam bei dem Fürſten von G. auf kurze Zeit in Dienſte und dieſer ſchickte ihm bei ſeiner Entlaſſung als ein Andenken ſeines Wohlwollens — dieſelbe goldne mit Brillanten beſetzte Uhr mit reicher Kette! —

Von dieſer Geſchichte kam man denn auf Siegfrieds Eigenſinn, durchaus keine Karte anrühren zu wollen, wozu er bei ſeinem entſchiedenen Glück um ſo mehr Anlaß habe, und war bald darüber einig, daß der Baron bei ſeinen übrigen glänzenden Eigenſchaften ein Knicker ſey, viel zu ängſtlich, viel zu engherzig, um ſich auch nur dem geringſten Verluſt auszuſetzen. Darauf, daß das Betragen des Barons jedem Verdacht des Geizes ganz entſchieden widerſprach, wurde nicht geachtet und wie es denn nun zu geſchehen pflegt, daß die mehrſten recht darauf erpicht ſind, dem Ruhm irgend eines hochbegabten Mannes ein bedenkliches Aber hinzufügen zu können und dies Aber irgendwo aufzufinden wiſſen, ſollte es auch in ihrer eignen Einbildung ruhen, ſo war man mit jener Deutung von Siegfrieds Widerwillen gegen das Spiel gar höchlich zufrieden.

Siegfried erfuhr ſehr bald, was man von ihm behauptete, und da er, hochherzig und liberal wie er war, nichts mehr haßte, verabſcheute, als Knickerei, ſo beſchloß er nun die Verläumder zu ſchlagen, ſo ſehr ihn auch das Spiel anekeln mochte, ſich mit ein paar hundert Louisd'or und auch wohl mehr loszukaufen von dem ſchlimmen Verdacht. — Er fand ſich bei der Bank ein mit dem feſten Vorſatz, die bedeutende Summe, die er eingeſteckt, zu verlieren; aber auch im Spiel wurde ihm das Glück, das ihm in Allem, was er unternahm, zur Seite ſtand, nicht untreu. Jede Karte, die er wählte, gewann. Die kabbaliſtiſchen Berechnungen alter geübter Spieler ſcheiterten an dem Spiel des Barons. Er mochte die Karten wechſeln, er mochte dieſelbe fortſetzen, gleichviel, immer war ſein der Gewinn. Der Baron gab das ſeltene Schauſpiel eines Ponteurs, der darüber außer ſich gerathen will, weil die Karten ihm zuſchlagen, und ſo nahe die Erklärung dieſes Benehmens lag, ſchaute man ſich doch an mit bedenklichen Geſichtern und gab nicht undeutlich zu verſtehen, der Baron könne, von dem Hange zum Sonderbaren fortgeriſſen, zuletzt in einigen Wahnſinn verfallen, denn wahnſinnig müßte doch der Spieler ſeyn, der ſich über ſein Glück entſetze.

Eben der Umſtand, daß er eine bedeutende Summe gewonnen, nöthigte den Baron fortzuſpielen und ſo, da aller Wahrſcheinlichkeit gemäß dem bedeutenden Gewinn ein noch bedeutenderer Verluſt folgen mußte, das durchzuſetzen, was er ſich vorgenommen. Aber keinesweges traf das ein, was man vermuthen konnte, denn ſich ganz gleich blieb das entſchiedene Glück des Barons.

Ohne daß er es ſelbſt bemerkte regte ſich in dem Innern des Barons die Luſt an dem Faroſpiel, das in ſeiner Einfachheit das verhängnißvollſte iſt, mehr und mehr auf.

Er war nicht mehr unzufrieden mit ſeinem Glück, das Spiel feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit und hielt ihn feſt ganze Nächte hindurch, ſo daß er, da nicht der Gewinn, ſondern recht eigentlich das Spiel ihn anzog, nothgedrungen an den beſondern Zauber, von dem ſonſt ſeine Freunde geſprochen und den er durchaus nicht ſtatuiren wollen, glauben mußte.

Als er in einer Nacht, da der Bankier gerade eine Taille geendet, die Augen aufſchlug, gewahrte er einen ältlichen Mann, der ſich ihm gegenüber hingeſtellt hatte und den wehmüthig ernſten Blick feſt und unverwandt auf ihn richtete. Und jedesmal, wenn der Baron während des Spiels aufſchaute, traf ſein Blick das düſtre Auge des Fremden, ſo daß er ſich eines drückenden unheimlichen Gefühls nicht erwehren konnte. Erſt als das Spiel beendet, verließ der Fremde den Saal. In der folgenden Nacht ſtand er wieder dem Baron gegenüber und ſtarrte ihn an unverwandt mit düſtren geſpenſtiſchen Augen. Noch hielt der Baron an ſich; als aber in der dritten Nacht der Fremde ſich wieder eingefunden und zehrendes Feuer im Auge den Baron anſtarrte, fuhr dieſer los: Mein Herr, ich muß Sie bitten, ſich einen andern Platz zu wählen. Sie geniren mein Spiel.

Der Fremde verbeugte ſich ſchmerzlich lächelnd und verließ, ohne ein Wort zu ſagen, den Spieltiſch und den Saal.

Und in der folgenden Nacht ſtand doch der Fremde wieder dem Baron gegenüber, mit dem düſter glühenden Blick ihn durchbohrend.

Da fuhr noch zorniger als in der vorigen Nacht der Baron auf: Mein Herr, wenn es Ihnen Spaß macht, mich anzugaffen, ſo bitte ich eine andere Zeit und einen andern Ort dazu zu wählen, in dieſem Augenblick aber ſich —

Eine Bewegung mit der Hand nach der Thüre diente ſtatt des harten Worts, das der Baron eben ausſtoßen wollte.

Und wie in der vorigen Nacht, mit demſelben ſchmerzlichen Lächeln ſich leicht verbeugend, verließ der Fremde den Saal.

Vom Spiel, vom Wein, den er genoſſen, ja ſelbſt von dem Auftritt mit dem Fremden aufgeregt, konnte Siegfried nicht ſchlafen. Der Morgen dämmerte ſchon herauf, als die ganze Geſtalt des Fremden vor ſeine Augen trat. Er erblickte das bedeutende ſcharf gezeichnete gramverſtörte Geſicht, die tiefliegenden düſtern Augen, die ihn anſtarrten, er bemerkte, wie trotz der ärmlichen Kleidung der edle Anſtand den Mann von feiner Erziehung verrieth. — Und nun die Art, wie der Fremde mit ſchmerzhafter Reſignation die harten Worte aufnahm und ſich, das bitterſte Gefühl mit Gewalt niederkämpfend, aus dem Saal entfernte! — Nein, rief Siegfried, ich that ihm Unrecht — ſchweres Unrecht! — Liegt es denn in meinem Weſen, wie ein roher Burſche in gemeiner Unart aufzubrauſen, Menſchen zu beleidigen ohne den mindeſten Anlaß? — Der Baron kam dahin, ſich zu überzeugen, daß der Mann ihn ſo angeſtarrt habe in dem erdrückendſten Gefühl des ſchneidenden Contraſtes, daß in dem Augenblick, als er vielleicht mit der bitterſten Noth kämpfe, er, der Baron, im übermüthigen Spiel Gold über Gold aufgehäuft. Er beſchloß, gleich den andern Morgen den Fremden aufzuſuchen und die Sache auszugleichen.

Der Zufall fügte es, daß gerade die erſte Perſon, der der Baron in der Allee luſtwandelnd begegnete, eben der Fremde war.

Der Baron redete ihn an, entſchuldigte eindringlich ſein Benehmen in der geſtrigen Nacht und ſchloß damit, den Fremden in aller Form um Verzeihung zu bitten. Der Fremde meinte, er habe gar nichts zu verzeihen, da man dem im eifrigen Spiel begriffenen Spieler vieles zu Gute halten müſſe, überdem er aber allein ſich auch dadurch, daß er hartnäckig auf dem Platze geblieben, wo er den Baron geniren müſſen, die harten Worte zugezogen.

Der Baron ging weiter, er ſprach davon, daß es oft im Leben augenblickliche Verlegenheiten gäbe, die den Mann von Bildung auf das empfindlichſte niederdrückten, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß er bereit ſey, das Geld, das er gewonnen oder auch noch mehr, herzugeben, wenn dadurch vielleicht dem Fremden geholfen werden könnte.

Mein Herr, erwiederte der Fremde, Sie halten mich für bedürftig, das bin ich gerade nicht, denn mehr arm als reich habe ich doch ſo viel als meine einfache Weiſe zu leben fordert. Zudem werden Sie ſelbſt erachten, daß ich, glauben Sie mich beleidigt zu haben und wollen es durch ein gut Stück Geld abmachen, dies unmöglich als ein Mann von Ehre würde annehmen können, wäre ich auch nicht Cavalier.

Ich glaube, erwiederte der Baron betreten, ich glaube Sie zu verſtehen, und bin bereit, Ihnen Genugthuung zu geben, wie Sie es verlangen.

O Himmel, fuhr der Fremde fort, o Himmel, wie ungleich würde der Zweikampf zwiſchen

ſchen uns beiden ſeyn! Ich bin überzeugt, daß Sie eben ſo wie ich den Zweikampf nicht für eine kindiſche Raſerei halten und keinesweges glauben, daß ein Paar Tropfen Blut, vielleicht dem geritzten Finger entquollen, die befleckte Ehre rein waſchen können. Es giebt mancherlei Fälle, die es zweien Menſchen unmöglich machen können, auf dieſer Erde neben einander zu exiſtiren, und lebe der eine am Caucaſus und der andere an der Tiber, es giebt keine Trennung, ſo lange der Gedanke die Exiſtenz des Gehaßten erreicht. Hier wird der Zweikampf, welcher darüber entſcheidet, wer dem andern den Platz auf dieſer Erde räumen ſoll, nothwendig. — Zwiſchen uns beiden würde, wie ich eben geſagt, der Zweikampf ungleich ſeyn, da mein Leben keinesweges ſo hoch zu ſtellen als das Ihrige. Stoße ich Sie nieder, ſo tödte ich eine ganze Welt der ſchönſten Hoffnungen, bleibe ich, ſo haben Sie ein kümmerliches von den bitterſten qualvollſten Erinnerungen verſtörtes Daſeyn geendet! Doch die Hauptſache bleibt, daß ich mich durchaus nicht für beleidigt halte. — Sie hießen mich gehen und ich ging! —

Die letzten Worte ſprach der Fremde mit einem Ton, der die innere Kränkung verrieth. Grund genug für den Baron, nochmals ſich vorzüglich damit zu entſchuldigen, daß, ſelbſt wiſſe er nicht warum, ihm der Blick des Fremden bis ins Innerſte gedrungen ſey, daß er ihn zuletzt gar nicht habe ertragen können.

Möchte, ſprach der Fremde, möchte doch mein Blick in ihrem Innerſten, drang er wirklich hinein, den Gedanken an die bedrohliche Gefahr aufgeregt haben, in der Sie ſchweben. Mit frohem Muthe, mit jugendlicher Unbefangenheit ſtehen Sie am Rande des Abgrundes, ein einziger Stoß und Sie ſtürzen rettungslos hinab. — Mit einem Wort Sie ſind im Begriff, ein leidenſchaftlicher Spieler zu werden und ſich zu verderben.

Der Baron verſicherte, daß der Fremde ſich ganz und gar irre. Er erzählte umſtändlich, wie er an den Spieltiſch gerathen und behauptete, daß ihm der eigentliche Spiel ſinn ganz abgehe, daß er gerade den Verluſt von ein Paar Hundert Louisd'or wünſche, und wenn er dies erreicht, aufhören werde zu pontiren. Bis jetzt habe er aber das entſchiedenſte Glück gehabt.

Ach, rief der Fremde, ach eben dieſes Glück iſt die entſetzlichſte hämiſchſte Verlockung der feindlichen Macht! — eben dieſes Glück, womit Sie ſpielen, Baron! die ganze Art, wie Sie zum Spiel gekommen ſind, ja ſelbſt Ihr ganzes Weſen beim Spiel, welches nur zu deutlich verräth, wie immer mehr und mehr Ihr Intereſſe daran ſteigt — alles — alles erinnert mich nur zu lebhaft an das entſetzliche Schickſal eines Unglücklichen, welcher, Ihnen in vieler Hinſicht ähnlich, eben ſo begann als Sie. Deshalb geſchah es, daß ich mein Auge nicht verwenden konnte von Ihnen, daß ich mich kaum zurückzuhalten vermochte, mit Worten das zu ſagen, was mein Blick Sie errathen laſſen ſollte! — O ſieh doch nur die Dämonen ihre Krallenfäuſte ausſtrecken, dich hinabzureißen in den Orkus! — So hätt' ich rufen mögen. —

Ich wünſchte Ihre Bekanntſchaft zu machen, das iſt mir wenigſtens gelungen. — Erfahren Sie die Geſchichte jenes Unglücklichen, deſſen ich erwähnte, vielleicht überzeugen Sie ſich dann, daß es kein leeres Hirngeſpinnſt iſt, wenn ich Sie in der dringendſten Gefahr erblicke und Sie warne.

Beide, der Fremde und der Baron, nahmen Platz auf einer einſam ſtehenden Bank, dann begann der Fremde in folgender Art.

Dieſelben glänzenden Eigenſchaften, die Sie, Herr Baron! auszeichnen, erwarben dem Chevalier Menars die Achtung und Bewunderung der Männer, machten ihn zum Liebling der Weiber. Nur, was den Reichthum betrifft, hatte das Glück ihn nicht ſo begünſtigt wie Sie. Er war beinahe dürftig und nur durch die geregeltſte Lebensart wurde es ihm möglich, mit dem Anſtande zu erſcheinen, wie es ſeine Stellung als Abkömmling einer bedeutenden Familie erforderte. Schon deshalb, da ihm der kleinſte Verluſt empfindlich ſeyn, ſeine ganze Lebensweiſe verſtören mußte, durfte er ſich auf kein

Spiel einlaſſen, zudem fehlte es ihm auch an allem Sinn dafür, und er brachte daher, wenn er das Spiel vermied, kein Opfer. Sonſt gelang ihm alles, was er unternahm, auf beſondere Weiſe, ſo daß das Glück des Chevalier Menars zum Sprüchwort wurde.

Wider ſeine Gewohnheit hatte er ſich in einer Nacht überreden laſſen, ein Spielhaus zu beſuchen. Die Freunde, die mit ihm gegangen, waren bald ins Spiel verwickelt.

Ohne Theilnahme, in ganz andere Gedanken vertieft, ſchritt der Chevalier bald den Saal auf und ab, ſtarrte bald hin auf den Spieltiſch, wo dem Bankier von allen Seiten Gold über Gold zuſtrömte. Da gewahrte plötzlich ein alter Obriſter den Chevalier und rief laut: Alle Teufel! Da iſt der Chevalier Menars unter uns und ſein Glück, und wir können nichts gewinnen, da er ſich weder für den Bankier noch für die Ponteurs erklärt hat, aber das ſoll nicht länger ſo bleiben, er ſoll gleich für mich pontiren!

Der Chevalier mochte ſich mit ſeiner Ungeſchicklichkeit, mit ſeinem Mangel an jeder

Erfahrung, entſchuldigen wie er wollte, der Obriſt ließ nicht nach, der Chevalier mußte heran an den Spieltiſch.

Gerade wie Ihnen, Herr Baron, ging es dem Chevalier, jede Karte ſchlug ihm zu, ſo daß er bald eine bedeutende Summe für den Obriſten gewonnen hatte, der ſich gar nicht genug über den herrlichen Einfall freuen konnte, daß er das bewährte Glück des Chevalier Menars in Anſpruch genommen.

Auf den Chevalier ſelbſt machte ſein Glück, das alle übrigen in Erſtaunen ſetzte, nicht den mindeſten Eindruck; ja er wußte ſelbſt nicht wie es geſchah, daß ſein Widerwillen gegen das Spiel ſich noch vermehrte, ſo daß er am andern Morgen, als er die Folgen der mit Anſtrengung durchwachten Nacht in der geiſtigen und körperlichen Erſchlaffung fühlte, ſich auf das ernſtlichſte vornahm, unter keiner Bedingung jemals wieder ein Spielhaus zu beſuchen.

Noch beſtärkt wurde dieſer Vorſatz durch das Betragen des alten Obriſten, der, ſo wie er nur eine Karte in die Hand nahm, das entſchiedenſte Unglück hatte, und dies Unglück nun in ſeltſamer Bethörtheit dem Chevalier auf den Hals ſchob. Auf zudringliche Weiſe verlangte er, der Chevalier ſolle für ihn pontiren oder ihm, wenn er ſpiele, wenigſtens zur Seite ſtehen, um durch ſeine Gegenwart den böſen Dämon, der ihm die Karten in die Hand ſchob, die niemals trafen, wegzubannen. — Man weiß, daß nirgends mehr abgeſchmackter Aberglaube herrſcht als unter den Spielern. — Nur mit dem größten Ernſt, ja mit der Erklärung, daß er ſich lieber mit ihm ſchlagen als für ihn ſpielen wollte, konnte ſich der Chevalier den Obriſten, der eben kein Freund von Duellen war, vom Leibe halten. — Der Chevalier verwünſchte ſeine Nachgiebigkeit gegen den alten Thoren.

Uebrigens konnt' es nicht fehlen, daß die Geſchichte von dem wunderbar glücklichen Spiel des Barons von Mund zu Mund lief, und daß noch allerlei räthſelhafte geheimnißvolle Umſtände hinzu gedichtet wurden, die den Chevalier als einen Mann, der mit den höheren Mächten im Bunde, darſtellten. Daß aber der Chevalier ſeines Glücks unerachtet keine Karte berührte, mußte den höchſten Begriff von der Feſtigkeit ſeines Charakters geben, und die Achtung, in der er ſtand, noch um vieles vermehren.

Ein Jahr mochte vergangen ſeyn, als der Chevalier durch das unerwartete Ausbleiben der kleinen Summe, von der er ſeinen Lebensunterhalt beſtritt, in die drückendſte peinlichſte Verlegenheit geſetzt wurde. Er war genöthigt, ſich ſeinem treueſten Freunde zu entdecken, der ohne Anſtand ihm mit dem, was er bedurfte, aushalf, zugleich ihn aber den ärgſten Sonderling ſchalt, den es wohl jemals gegeben.

Das Schickſal, ſprach er, giebt uns Winke, auf welchem Wege wir unſer Heil ſuchen ſollen und finden, nur in unſrer Indolenz liegt es, wenn wir dieſe Winke nicht beachten, nicht verſtehen. Dir hat die höhere Macht, die über uns gebietet, ſehr deutlich ins Ohr geraunt: Willſt du Geld und Gut erwerben, ſo geh hin und ſpiele, ſonſt bleibſt du arm, dürftig, abhängig immerdar.

Nun erſt trat der Gedanke, wie wunderbar das Glück ihn an der Farobank begünſtigt hatte, lebendig vor ſeine Seele und träumend und wachend ſah er Karten, hörte er das eintönige — gagne - perd des Bankiers, das Klirren der Goldſtücke!

Es iſt wahr, ſprach er zu ſich ſelbſt, eine einzige Nacht, wie jene, reißt mich aus der Noth, überhebt mich der drückenden Verlegenheit, meinen Freunden beſchwerlich zu fallen; es iſt Pflicht, dem Winke des Schickſals zu folgen.

Eben der Freund, der ihm zum Spiel gerathen, begleitete ihn ins Spielhaus, gab ihm, damit er ſorglos das Spiel beginnen könne, noch zwanzig Louisd'or.

Hatte der Chevalier damals, als er für den alten Obriſten pontirte, glänzend geſpielt, ſo war dies jetzt doppelt der Fall. Blindlings, ohne Wahl zog er die Karten, die er ſetzte, aber nicht er, die unſichtbare Hand der höhern Macht, die mit dem Zufall vertraut oder vielmehr das ſelbſt iſt, was wir Zufall nennen, ſchien ſein Spiel zu ordnen. Als das Spiel geendet, hatte er tauſend Louisd'or gewonnen.

In einer Art von Betäubung erwachte er am andern Morgen. Die gewonnenen Goldſtücke lagen aufgeſchüttet neben ihm auf dem Tiſche. Er glaubte im erſten Moment zu träumen, er rieb ſich die Augen, er erfaßte den Tiſch, rückte ihn näher heran. Als er ſich nun aber beſann, was geſchehen, als er in den Goldſtücken wühlte, als er ſie wohlgefällig zählte und wieder durchzählte, da ging zum erſtenmal wie ein verderblicher Gifthauch die Luſt an dem ſchnöden Mammon durch ſein ganzes Weſen, da war es geſchehen um die Reinheit der Geſinnung, die er ſo lange bewahrt! —

Er konnte kaum die Nacht erwarten, um an den Spieltiſch zu kommen. Sein Glück blieb ſich gleich, ſo daß er in wenigen Wochen, während welcher er beinahe jede Nacht geſpielt, eine bedeutende Summe gewonnen hatte.

Es giebt zweierlei Arten von Spieler. Manchen gewährt, ohne Rückſicht auf Gewinn, das Spiel ſelbſt als Spiel eine unbeſchreibliche geheimnißvolle Luſt. Die ſonderbaren Verkettungen des Zufalls wechſeln in dem ſeltſamſten Spiel, das Regiment der höhern Macht tritt klarer hervor, und eben dieſes iſt es, was unſern Geiſt anregt, die Fittige zu rühren und zu verſuchen, ob er ſich nicht hineinſchwingen kann in das dunkle Reich, in die verhängnißvolle Werkſtatt jener Macht, um ihre Arbeiten zu belauſchen. — Ich habe einen Mann gekannt, der Tage, Nächte lang einſam in ſeinem Zimmer Bank machte und gegen ſich ſelbſt pontirte, der war meines Bedünkens ein ächter Spieler. Andere haben nur den Gewinnſt vor Augen und betrachten das Spiel als ein Mittel, ſich ſchnell zu bereichern. Zu dieſer Claſſe ſchlug ſich der Chevalier und bewährte dadurch den Satz, daß der eigentliche tiefere Spielſinn in der individuellen Natur liegen, angeboren ſeyn muß.

Eben daher war ihm der Kreis, in dem ſich der Ponteur bewegt, bald zu enge. Mit der ſehr beträchtlichen Summe, die er ſich erſpielt, etablirte er eine Bank, und auch hier begünſtigte ihn das Glück dergeſtalt, daß in kurzer Zeit ſeine Bank die reichſte war in ganz Paris. Wie es in der Natur der Sache liegt, ſtrömten ihm, dem reichſten, glücklichſten Bankier, auch die mehrſten Spieler zu.

Das wilde wüſte Leben des Spielers vertilgte bald alle die geiſtigen und körperlichen Vorzüge, die dem Chevalier ſonſt Liebe und Achtung erworben hatten. Er hörte auf ein treuer Freund, ein unbefangener heitrer Geſellſchafter, ein ritterlich galanter Verehrer der Damen zu ſeyn. Erloſchen war ſein Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt, dahin all ſein Streben, in tüchtiger Erkenntniß vorzuſchreiten. Auf ſeinem todtbleichen Geſicht, in ſeinen düſtern, dunkles Feuer ſprühenden Augen lag der volle Ausdruck der verderblichſten Leidenſchaft, die ihn umſtrickt hielt — Nicht Spielſucht, nein, der gehäſſigſte Geldgeiz war es, den der Satan ſelbſt in ſeinem Innern entzündet! — Mit einem Wort, es war der vollendetſte Bankier, wie es nur einen geben kann!

In einer Nacht war dem Chevalier, ohne daß er gerade bedeutenden Verluſt erlitten, doch das Glück weniger günſtig geweſen als ſonſt. Da trat ein kleiner, alter, dürrer Mann, dürftig gekleidet, von beinahe garſtigem Anſehen an den Spieltiſch, nahm mit zitternder Hand eine Karte und beſetzte ſie mit einem Goldſtück. Mehrere von den Spielern blickten den Alten an mit tiefem Erſtaunen, behandelten ihn aber dann mit auffallender Verachtung, ohne daß der Alte auch nur eine Miene verzog, viel weniger mit einem Wort ſich darüber beſchwerte.

Der Alte verlor – verlor einen Satz nach dem andern, aber je höher ſein Verluſt ſtieg, deſto mehr freuten ſich die andern Spieler. Ja, als der Alte, der ſeine Sätze immerfort doublirte, einmal fünfhundert Louisd'or auf eine Karte geſetzt und dieſe in demſelben Augenblick umſchlug, rief einer laut lachend: Glück zu, Signor Vertua, Glück zu, verliert den Muth nicht, ſetzt immerhin weiter fort. Ihr ſeht mir ſo aus, als würdet Ihr doch noch am Ende die Bank ſprengen durch ungeheuern Gewinnſt!

Der Alte warf einen Baſiliskenblick auf den Spötter und rannte ſchnell von dannen, aber nur um in einer halben Stunde wiederzukehren, die Taſchen mit Gold gefüllt. In der letzten Taille mußte indeſſen der Alte aufhören, da er wiederum alles Gold verſpielt, das er zur Stelle gebracht.

Dem Chevalier, der, aller Verruchtheit ſeines Treibens unerachtet, doch auf einen gewiſſen Anſtand hielt, der bei ſeiner Bank beobachtet werden mußte, hatte der Hohn, die Verachtung, womit man den Alten behandelt, im höchſten Grade mißfallen. Grund genug nach beendetem Spiel, als der Alte ſich entfernt hatte, darüber jenen Spötter ſo wie ein paar andere Spieler, deren verächtliches Betragen gegen den Alten am mehrſten aufgefallen und die vom Chevalier dazu aufgefordert, noch da geblieben, ſehr ernſtlich zur Rede zu ſtellen.

Ei, rief der eine, Ihr kennt den alten Francesco Vertua nicht, Chevalier! ſonſt würdet Ihr Euch über uns und unſer Betragen gar nicht beklagen, es vielmehr ganz und gar gut heißen. Erfahrt, daß dieſer Vertua, Neapolitaner von Geburt, ſeit funfzehn Jahren in Paris, der niedrigſte, ſchmutzigſte, bösartigſte Geizhals und Wucherer iſt, den es geben mag. Jedes menſchliche Gefühl iſt ihm fremd, er könnte ſeinen eignen Bruder im Todeskrampf ſich zu ſeinen Füßen krümmen ſehen und vergebens würd' es bleiben, ihm, wenn auch dadurch der Bruder gerettet werden könnte, auch nur einen einzigen Louisd'or entlocken zu wollen. Die Flüche und Verwünſchungen einer Menge Menſchen, ja ganzer Familien, die durch ſeine ſataniſchen Spekulationen ins tiefſte Verderben geſtürzt wurden, laſten ſchwer auf ihm. Er iſt bitter gehaßt von allen, die ihn kennen, jeder wünſcht, daß die Rache für alles Böſe, das er that, ihn erfaſſen und ſein ſchuldbeſlecktes Leben enden möge. Geſpielt hat er, wenigſtens ſo lange er in Paris iſt niemals und Ihr dürft Euch nach alle dem über das tiefe Erſtaunen gar nicht verwundern, in das wir geriethen, als der alte Geizhals an den Spieltiſch trat. Eben ſo mußten wir uns wohl über ſeinen bedeutenden Verluſt freuen, denn arg, ganz arg würde es doch geweſen ſeyn, wenn das Glück den Böſewicht begünſtigt hätte. Es iſt nur zu gewiß, daß der Reichthum eurer Bank, Chevalier! den alten Thoren verblendet hat. Er gedachte Euch zu rupfen und verlor ſelbſt die Federn. Unbegreiflich bleibt es mir aber doch, wie Vertua, dem eigentlichen Charakter des Geizhalſes entgegen, ſich entſchließen konnte zu ſolch hohem Spiel. Nun! er wird wohl nicht wiederkommen, wird ſind ihn los!

Dieſe Vermuthung traf jedoch keineswegs ein, denn ſchon in der folgenden Nacht ſtand Vertua wiederum an der Bank des Chevaliers, und ſetzte und verlor viel bedeutender als geſtern. Dabei blieb er ruhig, ja er lächelte zuweilen mit einer bittern Ironie, als wiſſe er im Voraus, wie bald ſich alles ganz anders begeben würde. Aber wie eine Lavine wuchs ſchneller und ſchneller in jeder der folgenden Nächte der Verluſt des Alten, ſo daß man zuletzt nachrechnen wollte, er habe an dreißig tauſend Louisd'or zur Bank bezahlt. Da kam er einſt, als ſchon längſt das Spiel begonnen, todtenbleich mit verſtörtem Blick in den Saal und ſtellte ſich fern von dem Spieltiſch hin, das Auge ſtarr auf die Karten gerichtet, die der Chevalier abzog. Endlich als der Chevalier die Karten gemiſcht hatte, abheben ließ und eben die Taille beginnen wollte, rief der Alte mit kreiſchendem Ton: Halt! daß Alle beinahe entſetzt ſich umſchauten. Da drängte ſich der Alte durch bis dicht an den Chevalier hinan und ſprach ihm mit dumpfer Stimme ins Ohr: Chevalier! mein Haus in der Straße St. Honoré nebſt der ganzen Einrichtung und meiner Habe an Silber, Gold und Juwelen iſt geſchätzt auf achtzig tauſend Franken, wollt Ihr den Satz halten?“ „Gut,“ erwiederte der Chevalier kalt, ohne ſich umzuſehen nach dem Alten, und begann die Taille.

„Die Dame,“ ſprach der Alte und in dem nächſten Abzug hatte die Dame verloren! — Der Alte prallte zurück und lehnte ſich an die Wand regungs und bewegungslos, der ſtarren Bildſäule ähnlich. Niemand kümmerte ſich weiter um ihn.

Das Spiel war geendet, die Spieler verloren ſich, der Chevalier packte mit ſeinen Croupiers das gewonnene Gold in die Caſſette; da wankte wie ein Geſpenſt der alte Vertua aus dem Winkel hervor auf den Chevalier zu und ſprach mit hohler dumpfer Stimme: „Noch ein Wort, Chevalier! ein einziges Wort!“

„Nun was giebts?“ erwiederte der Chevalier, indem er den Schlüſſel abzog von der Caſſette und dann den Alten verächtlich maß von Kopf bis zu Fuß.

„Mein ganzes Vermögen, fuhr der Alte fort, verlor ich an Eure Bank, Chevalier, nichts, nichts blieb mir übrig, ich weiß nicht, wo ich morgen mein Haupt hinlegen, wo von ich meinen Hunger ſtillen ſoll. Zu Euch, Chevalier, nehme ich meine Zuflucht. Borgt mir von der Summe, die Ihr von mir gewonnen, den zehnten Theil, damit ich mein Geſchäft wieder beginne und mich emporſchwinge aus der tiefſten Noth.“

„Wo denkt Ihr hin, erwiederte der Chevalier, wo denkt Ihr hin, Signor Vertua, wißt Ihr nicht, daß ein Bankier niemals Geld wegborgen darf von ſeinem Gewinnſt? Das läuft gegen die alte Regel, von der ich nicht abweiche.“

„Ihr habt Recht, ſprach Vertua weiter, Ihr habt Recht, Chevalier, meine Forderung war unſinnig — übertrieben! — den zehnten Theil! — nein! den zwanzigſten Theil borgt mir!“ — „Ich ſage Euch ja, antwortete der Chevalier verdrießlich, daß ich von meinem Gewinnſt durchaus nichts verborge!“

„Es iſt wahr, ſprach Vertua, indem ſein Antlitz immer mehr erbleichte, immer ſtierer und ſtarrer ſein Blick wurde, es iſt wahr, Ihr dürft nichts verborgen — ich that es ja auch ſonſt nicht! — Aber dem Bettler gebt ein Almoſen gebt ihm von dem Reichthum, den Euch heute das blinde Glück zuwarf, hundert Louisd'or."

„Nun in Wahrheit, fuhr der Chevalier zornig auf, Ihr verſteht es, die Leute zu quälen, Signor Vertua! Ich ſage Euch, nicht hundert, nicht funfzig — nicht zwanzig — nicht einen einzigen Louisd'or erhaltet Ihr von mir. Raſend müßt' ich ſeyn, Euch auch nur im mindeſten Vorſchub zu leiſten, damit Ihr Euer ſchändliches Gewerbe wieder von neuem beginnen könntet. Das Schickſal hat Euch niedergetreten in den Staub wie einen giftigen Wurm, und es wäre ruchlos, Euch wieder empor zu richten. Geht hin und verderbt, wie Ihr es verdient!"

Beide Hände vors Geſicht gedrückt, ſank mit einem dumpfen Seufzer Vertua zuſammen. Der Chevalier befahl den Bedienten, die Caſſette in den Wagen hinabzubringen und rief dann mit ſtarker Stimme: „Wann übergebt Ihr mir Euer Haus, Eure Effekten, Signor Vertua?"

Da raffte ſich Bertua auf vom Boden und ſprach mit feſter Stimme: „Jetzt gleich — in dieſem Augenblick, Chevalier! kommt mit mir!“

„Gut, erwiederte der Chevalier, Ihr könnt mit mir fahren nach Eurem Hauſe, das Ihr dann am Morgen auf immer verlaſſen möget.“

Den ganzen Weg über ſprach keiner, weder Bertua noch der Chevalier, ein einziges Wort. — Vor dem Hauſe in der Straße St Honoré angekommen, zog Bertua die Schelle. Ein altes Mütterchen öffnete und rief, als ſie Bertua gewahrte: „O Heiland der Welt, ſeyd Ihr es endlich, Signor Bertua! Halb todt hat ſich Angela geängſtet Euerthalben!“ —

„Schweige, erwiederte Bertua, gebe der Himmel, daß Angela die unglückliche Glocke nicht gehört hat! Sie ſoll nicht wiſſen, daß ich gekommen bin“

Und damit nahm er der ganz verſteinerten Alten den Leuchter mit den brennenden

Kerzen aus der Hand und leuchtete dem Chevalier vorauf ins Zimmer.

„Ich bin, ſprach Vertua, auf alles gefaßt. Ihr haßt, Ihr verachtet mich, Chevalier! Ihr verderbt mich, Euch und andern zur Luſt, aber Ihr kennt mich nicht. Vernehmt denn, daß ich ehemals ein Spieler war wie Ihr, daß mir das launenhafte Glück eben ſo günſtig war als Euch, daß ich halb Europa durchreiſte, überall verweilte, wo hohes Spiel, die Hoffnung großen Gewinnſtes mich anlockte, daß ſich das Gold in meiner Bank unaufhörlich häufte wie in der Eurigen. Ich hatte ein ſchönes treues Weib, die ich vernachläßigte, die elend war mitten im glänzendſten Reichthum. Da begab es ſich, daß, als ich einmal in Genua meine Bank aufgeſchlagen, ein junger Römer ſein ganzes reiches Erbe an meine Bank verſpielte. So wie ich heute Euch, bat er mich, ihm Geld zu leihen, um wenigſtens nach Rom zurückreiſen zu können. Ich ſchlug es ihm mit Hohngelächter ab und er ſtieß mir in der wahnſinnigen Wuth der Verzweiflung das Stilet, welches er bei ſich trug, tief in die Bruſt. Mit Mühe gelang es den Aerzten, mich zu retten, aber mein Krankenlager war langwierig und ſchmerzhaft. Da pflegte mich mein Weib, tröſtete mich, hielt mich aufrecht, wenn ich erliegen wollte der Quaal, und mit der Geneſung dämmerte ein Gefühl in mir auf und wurde mächtiger und mächtiger, das ich noch nie gekannt. Aller menſchlichen Regung wird entfremdet der Spieler, ſo kam es, daß ich nicht wußte, was Liebe, treue Anhänglichkeit eines Weibes heißt Tief in der Seele brannte es mir, was mein undankbares Herz gegen die Gattin verſchuldet und welchem frevelichen Beginnen ich ſie geopfert. Wie quälende Geiſter der Rache erſchienen mir alle die, deren Lebensglück, deren ganze Exiſtenz ich mit verruchter Gleichgültigkeit gemordet, und ich hörte ihre dumpfen heiſern Grabesſtimmen, die mir vorwarfen alle Schuld, alle Verbrechen, deren Keim ich gepflanzt! Nur mein Weib vermochte den namenloſen Jammer, das Entſetzen zu bannen, das mich dann erfaßte! — Ein Gelübde that ich, nie mehr eine Karte zu berühren. Ich zog mich zurück, ich riß mich los von den Banden, die mich feſthielten, ich widerſtand den Lockungen meiner Croupiers, die mich und mein Glück nicht entbehren wollten. Ein kleines Landhaus bei Rom, das ich erſtand, war der Ort, wohin ich, als ich vollkommen geneſen, hinflüchtete mit meinem Weibe. Ach! nur ein einziges Jahr wurde mir eine Ruhe, ein Glück, eine Zufriedenheit zu Theil, die ich nie geahnet! Mein Weib gebar mir eine Tochter, und ſtarb wenige Wochen darauf. Ich war in Verzweiflung, ich klagte den Himmel an und verwünſchte dann wieder mich ſelbſt, mein verruchtes Leben, das die ewige Macht rächte, da ſie mir mein Weib nahm, das mich vom Verderben gerettet, das einzige Weſen, das mir Troſt gab und Hoffnung. Wie den Verbrecher, der das Grauen der Einſamkeit fürchtet, trieb es mich fort von meinem Landhauſe hieher nach Paris. Angela blühte auf, das holde Ebenbild ihrer Mutter, an ihr hing mein ganzes Herz, für ſie ließ ich es mir angelegen ſeyn, ein bedeutendes Vermögen nicht nur zu erhalten, ſondern zu vermehren. Es iſt wahr, ich lieh Geld aus auf hohe Zinſen, ſchändliche Verläumdung iſt es aber, wenn man mich des betrügeriſchen Wuchers anklagt. Und wer ſind dieſe Ankläger? Leichtſinnige Leute, die mich raſtlos quälen, bis ich ihnen Geld borge, das ſie wie ein Ding ohne Werth verpraſſen und dann außer ſich gerathen wollen, wenn ich das Geld, welches nicht mir, nein, meiner Tochter gehört, für deren Vermögensverwalter ich mich nur anſehe, mit unerbittlicher Strenge eintreibe. Nicht lange iſt es her, als ich einen jungen Menſchen der Schande, dem Verderben entriß, dadurch daß ich ihm eine bedeutende Summe vorſtreckte. Nicht mit einer Sylbe gedachte ich, da er, wie ich wußte, blutarm war, der Forderung, bis er eine ſehr reiche Erbſchaft gemacht. Da trat ich ihn an wegen der Schuld. — Glaubt Ihr wohl, Chevalier, daß der leichtſinnige Böſewicht, der mir ſeine Exiſtenz zu verdanken hatte, die Schuld ableugnen wollte, daß er mich einen niederträchtigen Geizhals ſchalt, als er mir, durch die Gerichte dazu angehalten, die Schuld bezahlen mußte? — Ich könnte Euch mehr dergleichen Vorfälle erzählen, die mich hart gemacht haben und gefühllos da, wo mir der Leichtſinn, die Schlechtigkeit entgegentritt. Noch mehr! ich könnte Euch ſagen, daß ich ſchon manche bittre Thräne trocknete, daß manches Gebet für mich und für meine Angela zum Himmel ſtieg, doch Ihr würdet das für falſche Prahlerei halten und ohnedem nichts darauf geben, da Ihr ein Spieler ſeyd! — Ich glaubte, daß die ewige Macht geſühnt ſey – es war nur Wahn! denn freigegeben wurd' es dem Satan, mich zu verblenden auf entſetzlichere Weiſe als jemals. – Ich hörte von Euerm Glück, Chevalier! Jeden Tag vernahm ich, daß dieſer, jener an Eurer Bank ſich zum Bettler herabpontirt, da kam mir der Gedanke, daß ich beſtimmt ſey, mein Spieler-Glück, das mich noch niemals verlaſſen, gegen das Eure zu ſetzen, daß es in meine Hand gelegt ſey, Eurem Treiben ein Ende zu machen, und dieſer Gedanke, den nur ein ſeltſamer Wahnſinn erzeugen konnte, ließ mir fürder keine Ruhe, keine Raſt. So gerieth ich an Eure Bank, ſo verließ mich nicht eher meine entſetzliche Bethörung, bis meine — meiner Angela Habe Euer war! — Es iſt nun aus! — Ihr werdet doch erlauben, daß meine Tochter ihre Kleidungsſtücke mit ſich nehme?“

„Die Garderobe Eurer Tochter, erwiederte der Chevalier, geht mich nichts an. Auch könnt Ihr Betten und nothwendiges Hausgeräth mitnehmen. Was ſoll ich mit dem Rumpelzeuge, doch ſeht Euch vor, daß nichts von einigem Werth mit unterlaufe, das mir zugefallen.“

Der alte Vertua ſtarrte den Chevalier ein paar Sekunden ſprachlos an, dann aber ſtürzte ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen, ganz vernichtet, ganz Jammer und Verzweiflung ſank er nieder vor dem Chevalier und ſchrie mit aufgehobenen Händen: „Chevalier, habt Ihr noch menſchliches Gefühl in Eurer Bruſt — ſeyd barmherzig — barmherzig! — Nicht mich, meine Tochter, meine Angela, das unſchuldige Engelskind ſtürzt Ihr ins Verderben! — o ſeyd gegen dieſe barmherzig, leiht ihr, ihr, meiner Angela, den zwanzigſten Theil ihres Vermögens, das Ihr geraubt! — O ich weiß es, Ihr laßt Euch erflehen — O Angela, meine Tochter!" —

Und damit ſchluchzte — jammerte — ſtöhnte der Alte und rief mit herzzerſchneidendem Ton den Namen ſeines Kindes.

„Die abgeſchmackte Theater-Szene fängt an mich zu langweilen," ſprach der Chevalier gleichgültig und verdrießlich, aber in demſelben Augenblick ſprang die Thür auf und hinein ſtürzte ein Mädchen im weißen Nachtgewande, mit aufgelöſten Haaren, den Tod im Antlitz, ſtürzte hin auf den alten Vertua, hob ihn auf, faßte ihn in die Arme und rief: „O mein Vater — mein Vater — ich hörte — ich weiß alles — Habt Ihr denn alles verloren? alles? — Habt Ihr nicht Eure Angela? Was bedarf es Geld und Gut, wird Angela Euch nicht nähren, pflegen? — O Vater, erniedriget Euch nicht länger vor dieſem verächtlichen Unmenſchen. — Nicht wir ſind es, er iſt es, der arm und elend bleibt im vollen ſchnöden Reichthum, denn verlaſſen in grauenvoller troſtloſer Einſamkeit ſteht er da, kein liebend Herz giebt es auf der weiten Erde, das ſich anſchmiegt an ſeine Bruſt, das ſich ihm aufſchließt, wenn er verzweifeln will an dem Leben, an ſich ſelbſt! — Kommt mein Vater — verlaßt dies Haus mit mir, kommt, eilen wir hinweg, damit der entſetzliche Menſch ſich nicht weide an Eurem Jammer!"

Vertua ſank halb ohnmächtig in einen Lehnſeſſel, Angela kniete vor ihm nieder, faßte ſeine Hände, küßte, ſtreichelte ſie, zählte mit kindlicher Geſchwätzigkeit alle die Talente, alle die Kenntniſſe auf, die ihr zu Gebote ſtanden und womit ſie den Vater reichlich ernähren wolle, beſchwor ihn unter heißen Thränen, doch nur ja allem Gram zu entſagen, da nun das Leben, wenn ſie nicht zur Luſt, nein, für ihren Vater ſticke, nähe, ſinge, Guitarre ſpiele, erſt rechten Werth für ſie haben werde.

Wer, welcher verſtockte Sünder hätte gleichgültig bleiben können bei dem Anblick der in voller Himmelsſchönheit ſtrahlenden Angela, wie ſie mit ſüßer holder Stimme den alten Vater tröſtete, wie aus dem tiefſten Herzen die reinſte Liebe ausſtrömte und die kindlichſte Tugend.

Noch anders ging es dem Chevalier. Eine ganze Hölle voll Quaal und Gewiſſensangſt wurde wach in ſeinem Innern. Angela erſchien ihm der ſtrafende Engel Gottes, vor deſſen Glanz die Nebelſchleier freveler Bethörtheit dahinſchwanden, ſo daß er mit Entſetzen ſein elendvolles Ich in widriger Nacktheit erblickte.

Und mitten durch dieſe Hölle, deren Flammen in des Chevaliers Innerm wütheten, fuhr ein göttlich reiner Strahl, deſſen Leuchten die ſüßeſte Wonne war und die Seeligkeit des Himmels, aber bei dem Leuchten dieſes Strahls wurde nur entſetzlicher die namenloſe Quaal!

Der Chevalier hatte noch nie geliebt. Als er Angela erblickte, das war der Moment, in dem er von der heftigſten Leidenſchaft und zugleich von dem vernichtenden Schmerz gänzlicher Hoffnungsloſigkeit erfaßt werden ſollte. Denn hoffen konnte der Mann wohl nicht, der dem reinen Himmelskinde, der holden Angela ſo erſchien, wie der Chevalier. —

Der Chevalier wollte ſprechen, er vermochte es nicht, es war als lähme ein Krampf ſeine Zunge. Endlich nahm er ſich mit Gewalt zuſammen und ſtotterte mit bebender Stimme: „Signor Vertua — hört mich! — Ich habe nichts von Euch gewonnen, gar nichts — da ſteht meine Caſſette — die iſt Euer — nein! — ich muß Euch noch mehr zahlen — ich bin Euer Schuldner — nehmt — nehmt“ —

„O meine Tochter,“ rief Vertua, aber Angela erhob ſich, trat hin vor den Chevalier, ſtrahlte ihn an mit ſtolzem Blick, ſprach ernſt und gefaßt: „Chevalier, erfahrt, daß es Höheres giebt als Geld und Gut, Geſinnungen, die Euch fremd ſind, die uns, indem ſie unſere Seele mit dem Troſt des

Himmels erfüllen. Euer Geſchenk, Eure Gnade mit Verachtung zurückweiſen laſſen! — Behaltet den Mammon, auf dem der Fluch laſtet, der Euch verfolgt, den herzloſen verworfenen Spieler!"

„Ja! — rief der Chevalier ganz außer ſich mit wildem Blick, mit entſetzlicher Stimme, ja verflucht — verflucht will ich ſeyn, hinabgeſchleudert in die tiefſte Hölle, wenn jemals wieder dieſe Hand eine Karte berührt! — Und wenn Ihr mich dann von Euch ſtoßt, Angela! ſo ſeyd Ihr es, die rettungsloſes Verderben über mich bringt — o Ihr wißt nicht — Ihr verſteht mich nicht — wahnſinnig müßt Ihr mich nennen — aber Ihr werdet es fühlen, alles wiſſen, wenn ich vor Euch liege mit zerſchmettertem Gehirn — Angela! Tod oder Leben gilt es! — Lebt wohl!" —

Damit ſtürzte der Chevalier fort in voller Verzweiflung. Vertua durchblickte ihn ganz, er wußte, was in ihm vorgegangen, und ſuchte der holden Angela begreiflich zu machen, daß gewiſſe Verhältniſſe eintreten könnten, die die Nothwendigkeit herbeiführen müßten, des Chevaliers Geſchenk anzunehmen. Angela entſetzte ſich, den Vater zu verſtehen. Sie ſah nicht ein, wie es möglich ſeyn könnte, dem Chevalier jemals anders als mit Verachtung zu begegnen. Das Verhängniß, welches ſich oft aus der tiefſten Tiefe des menſchlichen Herzens, ihm ſelbſt unbewußt, geſtaltet, ließ das nicht Gedachte, das nicht Geahndete geſchehen.

Dem Chevalier war es, als ſey er plötzlich aus einem fürchterlichen Traum erwacht, er erblickte ſich nun am Rande des Höllenabgrundes und ſtreckte vergebens die Arme aus nach der glänzenden Lichtgeſtalt, die ihm erſchienen, nicht ihn zu retten — nein! — ihn zu mahnen an ſeine Verdammniß.

Zum Erſtaunen von ganz Paris verſchwand die Bank des Chevalier Menars aus dem Spielhauſe, man ſah ihn ſelbſt nicht mehr und ſo kam es, daß ſich die verſchiedenſten abentheuerlichſten Gerüchte verbreiteten, von denen eins lügenhafter war als das andere. Der Chevalier vermied alle Geſellſchaft, ſeine Liebe ſprach ſich aus in dem tiefſten unverwindlichſten Gram. Da geſchah es, daß ihm in den einſamen finſtern Gängen des Gartens von Malmaiſon plötzlich der alte Vertua in den Weg trat mit ſeiner Tochter. —

Angela, welche geglaubt, den Chevalier nicht anders anblicken zu können, als mit Abſcheu und Verachtung, fühlte ſich auf ſeltſame Weiſe bewegt, als ſie den Chevalier vor ſich ſah, todtenbleich, ganz verſtört, in ſcheuer Ehrfurcht kaum ſich ermuthigend, die Augen aufzuſchlagen. Sie wußte recht gut, daß der Chevalier ſeit jener verhängnißvollen Nacht das Spiel ganz aufgegeben, daß er ſeine ganze Lebensweiſe geändert. Sie, ſie allein hatte dies alles bewirkt, ſie hatte den Chevalier gerettet aus dem Verderben, konnte etwas wohl mehr der Eitelkeit des Weibes ſchmeicheln?

So geſchah es, daß, als Vertua mit dem Chevalier die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen gewechſelt, Angela mit dem Ton des ſanften wohlthuenden Mitleids fragte: „Was iſt Euch, Chevalier Menars, Ihr ſeht krank, verſtört aus? In Wahrheit, Ihr ſolltet Euch dem Arzt vertrauen.“

Man kann denken, daß Angela's Worte den Chevalier mit tröſtender Hoffnung durchſtrahlten. In dem Moment war er nicht mehr derſelbe. Er erhob ſein Haupt, er vermochte jene aus dem tiefſten Gemüth hervorquellende Sprache zu ſprechen, die ihm ſonſt alle Herzen erſchloß. Vertua erinnerte ihn daran, das Haus, das er gewonnen, in Beſitz zu nehmen.

„Ja, rief der Chevalier begeiſtert, ja Signor Vertua, das will ich! — Morgen komme ich zu Euch, aber erlaubt, daß wir über die Bedingungen uns recht ſorglich berathen, und ſollte das auch Monate lang dauern.“

„Mag das geſchehen, Chevalier, erwiederte Vertua lächelnd, mich dünkt, es könnte mit der Zeit dabei allerlei zur Sprache kommen, woran wir zur Zeit noch nicht denken mögen.“ — Es konnte nicht fehlen, daß der Chevalier im Innern getröſtet, von neuem auflebte in aller Liebenswürdigkeit, wie ſie ihm ſonſt eigen, ehe ihn die wirre, verderbliche Leidenſchaft fortriß. Immer häufiger wurden ſeine Beſuche bei dem alten Signor Vertua, immer geneigter wurde Angela dem, deſſen rettender Schutzgeiſt ſie geweſen, bis ſie endlich glaubte, ihn recht mit ganzem Herzen zu lieben, und ihm ihre Hand zu geben verſprach, zur großen Freude des alten Vertua, der nun erſt die Sache wegen ſeiner Habe, die er an den Chevalier verloren, als völlig ausgeglichen anſah.

Angela, des Chevalier Menars glückliche Braut, ſaß eines Tages in allerlei Gedanken von Liebeswonne und Seligkeit, wie ſie wohl Bräute zu haben pflegen, vertieft am Fenſter. Da zog unter luſtigem Trompetenſchall ein Jägerregiment vorüber, beſtimmt zum Feldzug nach Spanien. Angela betrachtete mit Theilnahme die Leute, die dem Tode geweiht waren in dem böſen Kriege, da ſchaute ein blutjunger Menſch, indem er das Pferd raſch zur Seite wandte, herauf zu Angela, und ohnmächtig ſank ſie zurück in den Seſſel.

Ach niemand anders war der Jäger, der dem blutigen Tod entgegen zog, als der junge Duvernet, der Sohn des Nachbars, mit dem ſie aufgewachſen, der beinahe täglich in dem Hauſe geweſen und der erſt ausgeblieben, ſeitdem der Chevalier ſich eingefunden.

In dem vorwurfsſchweren Blick des Jünglings, der bittre Tod ſelbſt lag in ihm, erkannte Angela nun erſt, nicht allein wie unausſprechlich er ſie geliebt — nein wie gränzenlos ſie ſelbſt ihn liebe, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, nur bethört, verblendet von dem Glanze, den der Chevalier immer mehr um ſich verbreitet. Nun erſt verſtand ſie des Jünglings bange Seufzer, ſeine ſtillen anſpruchsloſen Bewerbungen, nun erſt verſtand ſie ihr eignes befangenes Herz, wußte ſie, was ihre unruhige Bruſt bewegt, wenn Duvernet kam, wenn ſie ſeine Stimme hörte.

„Es iſt zu ſpät — er iſt für mich verloren!“ — ſo ſprach es in Angela's Innerm. Sie hatte den Muth, das troſtloſe Gefühl, das ihr Inneres zerreißen wollte, niederzu=

kämpfen, und eben deshalb, weil ſie den Muth dazu hatte, gelang es ihr auch.

Daß irgend etwas Verſtörendes vorgegangen ſeyn müſſe, konnte deßungeachtet dem Scharfblick des Chevaliers nicht entgehen, er dachte indeſſen zart genug, ein Geheimniß nicht zu enträthſeln, das Angela ihm verbergen zu müſſen glaubte, ſondern begnügte ſich damit, um jedem bedrohlichen Feinde alle Macht zu nehmen, die Hochzeit zu beſchleunigen, deren Feier er mit feinem Takt, mit tiefem Sinn für Lage und Stimmung der holden Braut einzurichten wußte, ſo daß dieſe ſchon deshalb aufs neue die hohe Liebenswürdigkeit des Gatten anerkannte.

Der Chevalier betrug ſich gegen Angela mit der Aufmerkſamkeit für den kleinſten ihrer Wünſche, mit der ungeheuchelten Hochſchätzung, wie ſie aus der reinſten Liebe entſpringt, und ſo mußte Duvernets Andenken in ihrer Seele bald ganz und gar erlöſchen. Der erſte Wolkenſchatten, der in ihr helles Leben trat, war die Krankheit und der Tod des alten Vertua.

Seit jener Nacht, als er ſein ganzes Vermögen an des Chevaliers Bank verlor, hatte er nicht wieder eine Karte berührt, aber in den letzten Augenblicken des Lebens ſchien das Spiel ſeine Seele zu erfüllen ganz und gar. Während der Prieſter, der gekommen, den Troſt der Kirche ihm zu geben im Dahinſcheiden, von geiſtlichen Dingen zu ihm ſprach, lag er da mit geſchloſſenen Augen, murmelte zwiſchen den Zähnen — perd — gagne — machte mit den im Todeskampf zitternden Händen die Bewegungen des Taillirens, des Ziehens der Karten. Vergebens beugte Angela, der Chevalier ſich über ihn her, rief ihn mit den zärtlichſten Namen, er ſchien beide nicht mehr zu kennen, nicht mehr zu gewahren. Mit dem innern Seufzer — gagne — gab er den Geiſt auf.

In dem tiefſten Schmerz konnte ſich Angela eines unheimlichen Grauens über die Art, wie der Alte dahinſchied, nicht erwehren. Das Bild jener entſetzlichen Nacht, in der ſie den Chevalier zum erſtenmal als den abgehärteſten, verruchteſten Spieler erblickte, trat wieder lebhaft ihr vor Augen und der fürchterliche Gedanke in ihre Seele, daß der Chevalier die Maske des Engels abwerſen und in urſprünglicher Teufelsgeſtalt ſie verhöhnend, ſein altes Leben wieder beginnen könne.

Nur zu wahr ſollte bald Angela's ſchreckliche Ahnung werden.

Solche Schauer auch der Chevalier bei dem Dahinſcheiden des alten Franceſco Vertua, der den Troſt der Kirche verſchmähend in der letzten Todesnoth nicht ablaſſen konnte von dem Gedanken an ein früheres ſündhaftes Leben, ſolche Schauer er auch dabei empfand, ſo war doch dadurch, ſelbſt wußte er nicht wie das geſchah, das Spiel lebhafter als jemals wieder ihm in den Sinn gekommen, ſo daß er allnächtlich im Traume an der Bank ſaß und neue Reichthümer aufhäufte.

In dem Grade, als Angela von jenem Andenken, wie der Chevalier ihr ſonſt erſchienen, erfaßt befangener, als es ihr unmöglich wurde, jenes liebevolle zutrauliche Weſen, mit dem ſie ihm ſonſt begegnet, beizubehalten, in eben dem Grade kam Mißtrauen in des Chevaliers Seele gegen Angela, deren Befangenheit er jenem Geheimniß zuſchrieb, das einſt Angela's Gemüthsruhe verſtörte und das ihm unenthüllt geblieben. Dies Mißtrauen gebar Mißbehagen und Unmuth, den er ausließ in allerlei Aeußerungen, die Angela verletzten. In ſeltſamer pſychiſcher Wechſelwirkung friſchte ſich in Angela's Innerm das Andenken auf an den unglücklichen Duvernet und mit ihm das troſtloſe Gefühl der auf ewig zerſtörten Liebe, die, die ſchönſte Blüthe, aufgekeimt im jugendlichen Herzen. Immer höher ſtieg die Verſtimmung der Ehegatten, bis es ſo weit kam, daß der Chevalier ſein ganzes einfaches Leben langweilig, abgeſchmackt fand und ſich mit aller Gewalt hinausſehnte in die Welt.

Des Chevaliers Unſtern fing an zu walten. Was inneres Mißbehagen, tiefer Unmuth begannen, vollendete ein verruchter Menſch, der ſonſt Croupier an des Chevaliers Bank geweſen und der es durch allerlei argliſtige Reden dahin brachte, daß der Chevalier ſein Beginnen kindiſch und lächerlich fand. Er konnte nicht begreifen, wie er eines Weibes halber eine Welt verlaſſen können, die ihm allein des Lebens werth ſchien. —

Nicht lange dauerte es, ſo glänzte die reiche Goldbank des Chevalier Menars prächtiger als jemals. Das Glück hatte ihn nicht verlaſſen, Schlachtopfer auf Schlachtopfer fielen und Reichthümer wurden aufgehäuft. Aber zerſtört, auf furchtbare Weiſe zerſtört war Angela's Glück, das einem kurzen ſchönen Traum zu vergleichen. Der Chevalier behandelte ſie mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung! Oft ſah ſie ihn Wochen, Monate lang gar nicht, ein alter Hausverweſer beſorgte die häuslichen Geſchäfte, die Dienerſchaft wechſelte nach der Laune des Chevaliers, ſo daß Angela ſelbſt im eignen Hauſe fremd nirgends Troſt fand. Oft wenn ſie in ſchlafloſen Nächten vernahm, wie des Chevaliers Wagen vor dem Hauſe hielt, wie die ſchwere Caſſette heraufgeſchleppt wurde, wie der Chevalier mit einſylbigen rauhen Worten um ſich warf und dann die Thüren des entfernten Zimmers klirrend zugeſchlagen wurde, dann brach ein Strom bitterer Thränen aus ihren Augen, im tiefſten herzzerſchneidendſten Jammer rief ſie hundertmal den Namen Duvernet, flehte, daß die ewige Macht enden möge ihr elendes gramverſtörtes Leben! —

Es geſchah, daß ein Jüngling von gutem Hauſe ſich, nachdem er ſein ganzes Vermögen an der Bank des Chevaliers verloren, im Spielhauſe und zwar in demſelben Zimmer, wo des Chevaliers Bank etablirt war, eine Kugel durch den Kopf jagte, ſo daß Blut und Hirn die Spieler beſpritzte, die entſetzt auseinander fuhren. Nur der Chevalier blieb gleichgültig und fragte, als alles ſich entfernen wollte, ob es Regel und Sitte wäre eines Narren halber, der keine Conduite im Spiel beſeſſen, die Bank vor der beſtimmten Stunde zu verlaſſen. —

Der Vorfall machte großes Aufſehn. Die verſuchteſten abgehärtetſten Spieler waren indignirt von des Chevaliers beiſpielloſem Betragen. Alles regte ſich wider ihn. Die Polizei hob die Bank des Chevaliers auf. Man beſchuldigte ihn überdem des falſchen Spiels, ſein unerhörtes Glück ſprach für die Wahrheit der Anklage. Er konnte ſich nicht reinigen, die Geldſtrafe, die er erlegen mußte, raubte ihm einen bedeutenden Theil ſeines Reichthums. Er ſah ſich beſchimpft, verachtet — da kehrte er zurück in die Arme ſeines Weibes, die er mißhandelt und die ihn, den Reuigen, gern aufnahm, da das Andenken an den Vater, der auch noch zurückkam von dem wirren Spielerleben, ihr einen Schimmer von Hoffnung aufdämmern ließ, daß des Chevaliers Aenderung nun, da er älter worden, wirklich von Beſtand ſeyn könne.

Der Chevalier verließ mit ſeiner Gattin Paris und begab ſich nach Genua, Angela's Geburtsort.

Hier lebte der Chevalier in der erſten Zeit ziemlich zurückgezogen. Vergebens blieb es aber, jenes Verhältniß der ruhigen Häuslichkeit mit Angela, das ſein böſer Dämon zerſtört hatte, wieder herzuſtellen. Nicht lange dauerte es, ſo erwachte ſein innerer Unmuth und trieb ihn fort aus dem Hauſe in raſtloſer Unſtetigkeit. Sein böſer Ruf war ihm gefolgt von Paris nach Genua, er durfte es gar nicht wagen, eine Bank zu etabliren, ungeachtet es ihn dazu hintrieb mit unwiderſtehlicher Gewalt. —

Zu der Zeit hielt ein franzöſiſcher Obriſter, durch bedeutende Wunden zum Kriegsdienſt untauglich geworden, die reichſte Bank in Genua. Mit Neid und tiefem Haß im Herzen trat der Chevalier an dieſe Bank, gedenkend, daß ſein gewohntes Glück ihm bald beiſtehen werde, den Nebenbuhler zu verderben. Der Obriſt rief dem Chevalier mit einem luſtigen Humor, der ihm ſonſt gar nicht eigen, zu, daß nun erſt das Spiel was werth, da der Chevalier Menars mit ſeinem Glück hinangetreten, denn jetzt gelte es den Kampf, der allein das Spiel intereſſant mache.

In der That ſchlugen dem Chevalier in den erſten Taillen die Karten zu wie ſonſt. Als er aber vertrauend auf ſein unbezwingbares Glück endlich Va banque rief, hatte er mit einem Schlage eine bedeutende Summe verloren.

Der Obriſt, ſonſt ſich im Glück und Unglück gleich, ſtrich das Geld ein mit allen lebhaften Zeichen der äußerſten Freude. Von dieſem Augenblick an hatte ſich das Glück von dem Chevalier abgewendet ganz und gar.

Er ſpielte jede Nacht, verlor jede Nacht, bis ſeine Habe geſchmolzen war auf die Summe von ein paar tauſend Dukaten, die er noch in Papieren bewahrte.

Den ganzen Tag war der Chevalier umhergelaufen, hatte jene Papiere in baares Geld umgeſetzt und kam erſt am ſpäten Abend nach Hauſe. Mit Einbruch der Nacht wollte er, die letzten Goldſtücke in der Taſche, fort, da trat ihm Angela, welche wohl ahnte was vorging, in den Weg, warf ſich, indem ein Thränenſtrom aus ihren Augen ſtürzte, ihm zu Füßen, beſchwor ihn bei der Jungfrau und allen Heiligen abzulaſſen von böſem Beginnen, ſie nicht in Noth und Elend zu ſtürzen.

Der Chevalier hob ſie auf, drückte ſie mit ſchmerzlicher Inbrunſt an ſeine Bruſt und ſprach mit dumpfer Stimme: „Angela, meine ſüße liebe Angela! es iſt nun einmal nicht anders, ich muß thun, was ich nicht zu laſſen vermag. Aber morgen — morgen iſt all deine Sorge aus, denn bei dem ewigen Verhängniß, das über uns waltet, ſchwör' ich's, ich ſpiele heut zum letztenmal! — Sey ruhig, mein holdes Kind — ſchlafe — träume von glückſeligen Tagen, von einem beſſern Leben, dem du entgegen gehſt, das wird mir Glück bringen!“ —

Damit küßte der Chevalier ſein Weib und rannte unaufhaltſam von dannen. —

Zwei Taillen und der Chevalier hatte alles — alles verloren! —

Regungslos blieb er ſtehen neben dem Obriſten und ſtarrte in dumpfer Sinnloſigkeit hin auf den Spieltiſch.

„Ihr pontirt nicht mehr, Chevalier?“ ſprach der Obriſt, indem er die Karten meſirte zur neuen Taille. „Ich habe alles verloren,“ erwiederte der Chevalier mit gewaltſam erzwungener Ruhe.

„Habt ihr denn gar nichts mehr?“ fragte der Obriſt bei der nächſten Taille.

„Ich bin ein Bettler?“ rief der Chevalier mit vor Wuth und Schmerz zitternder Stimme, immerfort hinſtarrend auf den Spieltiſch und nicht bemerkend, daß die Spieler immer mehr Vortheil erſiegten über den Bankier.

Der Obriſt ſpielte ruhig weiter.

„Ihr habt ja aber ein ſchönes Weib,“ ſprach der Obriſt leiſe, ohne den Chevalier anzuſehen, die Karten melirend zur folgenden Taille.

„Was wollt Ihr damit ſagen?“ fuhr der Chevalier zornig heraus. Der Obriſt zog ab, ohne dem Chevalier zu antworten.

„Zehntauſend Dukaten oder — Angela,“ ſprach der Obriſt halb umgewendet, indem er die Karten coupiren ließ.

„Ihr ſeyd raſend!“ rief der Chevalier, der nun aber, mehr zu ſich ſelbſt gekommen,

zu

zu gewahren begann, daß der Obriſt fortwährend verlor und verlor.

„Zwanzigtauſend Dukaten gegen Angela“ ſprach der Obriſt leiſe, indem er mit dem Meliren der Karten einen Augenblick inne hielt.

Der Chevalier ſchwieg, der Obriſt ſpielte weiter und beinahe alle Karten ſchlugen den Spielern zu.

„Es gilt,“ ſprach der Chevalier dem Obriſten ins Ohr, als die neue Taille begann und ſchob die Dame auf den Spieltiſch. —

Im nächſten Abzug hatte die Dame verloren.

Zähneknirſchend zog ſich der Chevalier zurück und lehnte Verzweiflung und Tod im bleichen Antlitz ſich ins Fenſter.

Das Spiel war geendet, mit einem höhniſchen: „Nun wie wirds weiter?“ trat der Obriſt hin vor den Chevalier.

„Ha, rief der Chevalier, ganz außer ſich, Ihr habt mich zum Bettler gemacht, aber wahnſinnig müßt Ihr ſeyn, Euch einzubilden, daß Ihr mein Weib gewinnen konntet. Sind wir auf den Inſeln, iſt mein Weib eine Sklavin, ſchnöder Willkühr des verruchten Mannes Preis gegeben, daß er ſie zu verhandeln, zu verſpielen vermag? Aber es iſt wahr, zwanzigtauſend Dukaten mußtet Ihr zahlen, wenn die Dame gewann, und ſo habe ich das Recht jedes Einſpruchs verſpielt, wenn mein Weib mich verlaſſen und Euch folgen will. — Kommt mit mir und verzweifelt, wenn mein Weib mit Abſcheu den zurückſtößt, dem ſie folgen ſoll als ehrloſe Maitreſſe!"

„Verzweifelt ſelbſt, erwiederte der Obriſt hohnlachelnd, verzweifelt ſelbſt, Chevalier, wenn Angela Euch — Euch, den verruchten Sünder, der ſie elend machte, verabſcheuen und mit Wonne und Entzücken mir in die Arme ſtürzen wird — verzweifelt ſelbſt, wenn Ihr erfahrt, daß der Seegen der Kirche uns verbunden, daß das Glück unſere ſchönſten Wünſche krönt! — Ihr nennt mich wahnſinnig! — Ho ho! nur das Recht des Einſpruchs wollt' ich gewinnen, Euer Weib war mir gewiß! — Ho ho, Chevalier, vernehmt, daß mich Euer Weib, ich weiß es, unausſprechlich liebt — vernehmt, daß ich jener Duvernet bin, des Nachbars Sohn, mit Angela erzogen, in heißer Liebe mit ihr verbunden, den Ihr mit Euern Teufelskünſten vertriebt! — Ach! erſt als ich fort mußte in den Krieg, erkannte Angela, was ich ihr war, ich weiß alles. Es war zu ſpät! — Der finſtre Geiſt gab mir ein, im Spiel könnte ich Euch verderben, deshalb ergab ich mich dem Spiel — folgte Euch nach Genua — es iſt mir gelungen! — Fort nun zu Euerm Weibe!“ —

Vernichtet ſtand der Chevalier, von tauſend glühenden Blitzen getroffen. Offen lag vor ihm jenes verhängnißvolle Geheimniß, nun erſt ſah er das volle Maaß des Unglücks ein, das er über die arme Angela gebracht.

Angela, mein Weib, mag entſcheiden, ſprach er mit dumpfer Stimme und folgte dem Obriſten, welcher fortſtürmte.

Als ins Haus gekommen der Obriſt die Klinke von Angela's Zimmer erfaßte, drängte der Chevalier ihn zurück und ſprach: „Mein Weib ſchläft, wollt Ihr ſie aufſtören aus ſüßem Schlafe?“ — Hm, erwiederte der Obriſt, hat Angela wohl jemals gelegen in ſüßem Schlaf, ſeit ihr von Euch namenloſes Elend bereitet wurde?“

Der Obriſt wollte ins Zimmer, da ſtürzte der Chevalier ihm zu Füßen, und ſchrie in heller Verzweiflung: „Seid barmherzig! — Laßt mir, den Ihr zum Bettler gemacht, laßt mir mein Weib!“ —

„So lag der alte Vertua vor Euch, dem gefühlloſen Böſewicht, und vermochte Euer ſteinhartes Herz nicht zu erweichen, dafür die Rache des Himmels über Euch!“ — So ſprach der Obriſt und ſchritt aufs neue nach Angela's Zimmer!

Der Chevalier ſprang nach der Thür, riß ſie auf, ſtürzte hin zu dem Bette, in dem die Gattin lag, zog die Vorhänge auseinander, rief: „Angela, Angela!“ — beugte ſich hin über ſie, faßte ihre Hand — bebte wie im plötzlichen Todeskrampf zuſammen, rief dann mit fürchterlicher Stimme: „Schaut hin! — den Leichnam meines Weibes habt Ihr gewonnen!“ —

Entſetzt trat der Obriſt an das Bette — keine Spur des Lebens — Angela war todt — todt.

Da ballte der Obriſt die Fauſt gen Himmel, heulte dumpf auf, ſtürzte fort. — Man hat nie mehr etwas von ihm vernommen! —

So hatte der Fremde geendet und verließ nun ſchnell die Bank, ehe der tief erſchütterte Baron etwas zu ſagen vermochte.

Wenige Tage darauf fand man den Fremden vom Nervenſchlag getroffen in ſeinem Zimmer. Er blieb ſprachlos bis zu ſeinem Tode, der nach wenigen Stunden erfolgte, ſeine Papiere zeigten, daß er, der ſich Bandaſſon ſchlechthin nannte, niemand anders geweſen als eben jener unglückliche Chevalier Menars.

Der Baron erkannte die Warnung des Himmels, der ihm, als er eben ſich dem Abgrund näherte, den Chevalier Menars in den

Weg führte zu ſeiner Rettung, und gelobte, allen Verlockungen des täuſchenden Spielerglücks zu widerſtehen.

Bis jetzt hat er getreulich Wort gehalten.

Sollte, ſprach Lothar, als Theodor geendet, ſollte man nicht glauben, du verſtündeſt dich recht ordentlich auf das Spiel, wärſt ſelbſt wohl gar ein tüchtiger Spieler, dem nur zuweilen die Moral in den Nacken ſchlägt und doch weiß ich, daß du keine Karte anrührſt. So iſt es, erwiederte Theodor und dennoch half mir bei der Erzählung ein merkwürdiges Ereigniß aus meinem eignen Leben. — Den beſten, nahm Ottmar das Wort, den beſten Nachklang des Erzählten könnteſt du daher wohl tönen laſſen, wenn du uns dies Ereigniß noch mittheilteſt.

Ihr wißt, begann Theodor, daß ich mich, um meine Studien zu vollenden, eine Zeitlang in G. bei einem alten Onkel aufhielt. Ein Freund dieſes Onkels fand der Ungleichheit unſerer Jahre unerachtet großes Wohlgefallen an mir und zwar wohl vorzüglich deshalb, weil mich damals eine ſtets frohe, oft bis zum Muthwillen ſteigende Laune beſeelte. Der Mann war in der That eine der ſonderbarſten Perſonen, die mir jemals aufgeſtoßen ſind. Kleinlich in allen Angelegenheiten des Lebens, mürriſch, verdrießlich, mit großem Hange zum Geiz, war er doch im höchſten Grade empfänglich für jeden Scherz, für jede Ironie. Um mich eines franzöſiſchen Ausdrucks zu bedienen — der Mann war durchaus amuſable, ohne im mindeſten amuſant zu ſeyn. Dabei trieb er, hoch an Jahren, eine Eitelkeit, die ſich vorzüglich in ſeiner nach den Bedingniſſen der lezten Mode ſorglich gewählten Kleidung ausſprach, beinahe bis zum Lächerlichen und eben dieſe Lächerlichkeit traf ihn, wenn man ſah, wie er im Schweiß ſeines Angeſichts jedem Genuß nachjagte und mit komiſcher Gier ſoviel davon auf einmal einzuſchnappen ſtrebte, als nur möglich. Zu lebhaft gehen mir in dieſem Augenblick zwei drollige Züge dieſer Eitelkeit, dieſer Genußgier auf, als daß ich ſie Euch nicht mittheilen ſollte. — Denkt Euch, daß mein Mann, als er während ſeines Aufenthalts an einem Gebirgsort von einer Geſellſchaft, in der ſich freilich auch Damen befanden, aufgefordert wurde, eine Fußwanderung zu machen, um die nahe liegenden Waſſerfälle zu ſchauen, ſich in einen noch gar nicht getragenen ſeidenen Rock warf mit ſchönen blinkenden Stahlknöpfen, daß er weißſeidene Strümpfe anzog, Schuhe mit Stahlſchnallen und die ſchönſten Ringe an die Finger ſteckte. In dem dickſten Tannenwalde, der zu paſſiren, wurde die Geſellſchaft von einem heftigen Gewitter überfallen. Der Regen ſtrömte herab, die Waldbäche ſchwollen an und brauſten in die Wege hinein und ihr möget Euch wohl vorſtellen, in welchem Zuſtand mein armer Freund während weniger Augenblicke gerathen war. — Es begab ſich ferner, daß zur Nachtzeit der Blitz in den Thurm der Dominikaner-Kirche zu G. einſchlug. Mein Freund war entzückt über den herrlichen Anblick der Feuerſäule, die ſich erhob in den ſchwarzen Himmel und alles ringsumher magiſch beleuchtete, fand aber bald, daß das Tableau erſt von einem gewiſſen Hügel vor der Stadt angeſchaut, die gehörige maleriſche Wirkung thun müſſe. Alsbald kleidete er ſich ſo ſchnell an, als es bei der nie zu verläugnenden Sorglichkeit geſchehen konnte, vergaß nicht eine Tüte Makronen und ein Fläſchchen Wein in die Taſche zu ſtecken, nahm einen ſchönen Blumenſtrauß in die Hand, einen leichten Feldſtuhl aber unter den Arm und wanderte getroſt heraus vor das Thor, auf den Hügel. Da ſetzte er ſich hin und betrachtete, indem er bald an den Blumen roch, bald ein Makrönchen naſchte, bald ein Gläschen Wein nippte, in voller Gemüthlichkeit das mahleriſche Schauſpiel. Ueberhaupt war dieſer Mann —

Halt, halt, rief Lothar, du wollteſt uns das Ereigniß erzählen, das dir bei deinem Spielerglück half, und kommſt nicht los von einem Mann, der eben ſo poſſierlich geweſen ſeyn muß als widerwärtig.

Du kannſt, erwiederte Theodor, du kannſt es mir nicht verdenken, daß ich bei einer

Figur verweilte, die mir eben ſo lebendig entgegentrat. — Doch zur Sache! — Der Mann, den ich Euch geſchildert, forderte mich auf, ihn auf einer Reiſe nach einem Badeort zu begleiten, und unerachtet ich wohl einſah, daß ich ſeinen Beſänftiger, Aufheiterer, Maitre de plaisir ſpielen ſollte, war es mir doch gelegen, die anziehende Reiſe durch das Gebirge zu machen, ohne allen Aufwand an Koſten. — An dem Badeort fand damals ein ſehr bedeutendes Spiel ſtatt, da die Bank mehrere tauſend Friedrichsdor betrug. Mein Mann betrachtete mit gierigem Schmunzeln das aufgehäufte Gold, ging auf und ab im Saal, umkreiſte dann wieder näher und näher den Spieltiſch, griff in die Taſche, hielt einen Friedrichsdor zwiſchen den Fingern, ſteckte ihn wieder ein — genug, ihn gelüſtete es nach dem Golde. Gar zu gern hätte er ſich ein Sümmchen exponirt von dem aufgeſchütteten Reichthum und doch mißtraute er ſeinem Glücksſtern. Endlich machte er dem drolligen Kampf zwiſchen Wollen und Fürchten, der ihm Schweißtropfen auspreßte, dadurch ein Ende, daß er mich aufforderte, für ihn zu pontiren und mir zu dem Behuf fünf — ſechs Stück Friedrichsdor in die Hand ſteckte. Erſt dann, als er mich verſichert, daß er meinem Glück durchaus nicht vertrauen, ſondern das Gold, das er mir gegeben, für verloren achten wolle, verſtand ich mich zum Pontiren. Was ich gar nicht gedacht, das geſchah. Mir, dem ungeübten, unerfahrnen Spieler, war das Glück günſtig, ich gewann in kurzer Zeit für meinen Freund etwa dreißig Stück Friedrichsdor, die er ſehr vergnügt einſteckte. Am andern Abend bat er mich wiederum, für ihn zu pontiren. Bis zur heutigen Stunde weiß ich aber nicht, wie es mir herausfuhr, daß ich nun mein Glück für mich ſelbſt verſuchen wolle. Nicht in den Sinn war es mir gekommen, zu ſpielen, vielmehr ſtand ich eben im Begriff, aus dem Saal ins Freie zu laufen, als mein Freund mich anging mit ſeiner Bitte. Erſt, als ich erklärt, heute für mich ſelbſt zu pontiren, trat ich auch entſchloſſen an die Bank und holte aus der engen Taſche meines Gillets, die beiden einzigen Friedrichsdor hervor, die ich beſaß. War mir das Glück geſtern günſtig, ſo ſchien es heute, als ſey ein mächtiger Geiſt mit mir im Bunde, der dem Zufall gebiete. Ich mochte Karten nehmen, pontiren, biegen wie ich wollte, kein Blatt ſchlug mir um, kurz — mir geſchah ganz daſſelbe, was ich von dem Baron Siegfried gleich im Anfange meines Spielerglücks erzählt. — Mir taumelten die Sinne; oft wenn mir neues Gold zuſtrömte, war es mir, als läg' ich im Traum und würde nun gleich, indem ich das Gold einzuſtecken gewähnt, erwachen. — Mit dem Schlage zwei Uhr wurde wie gewöhnlich das Spiel geendet. — In dem Augenblick, als ich den Saal verlaſſen wollte, faßte mich ein alter Offizier bei der Schulter und ſprach, mich mit ernſtem ſtrengen Blick durchbohrend: Junger Mann! verſtanden Sie es, ſo hätten ſie die Bank geſprengt. Aber wenn ſie das verſtehen werden, wird Sie auch wohl der Teufel holen wie alle übrigen. Damit verließ er mich, ohne abzuwarten, was ich wohl darauf erwiedern werde.

Der Morgen war ſchon heraufgedämmert, als ich auf mein Zimmer kam und aus allen Taſchen das Gold ausſchüttete auf dem Tiſch. — Denkt Euch die Empfindung eines Jünglings, der in voller Abhängigkeit auf ein kärgliches Taſchengeld beſchränkt iſt, das er zu ſeinem Vergnügen verwenden darf, und der plötzlich wie durch einen Zauberſchlag ſich in dem Beſitz einer Summe befindet, die bedeutend genug iſt, um wenigſtens von ihm in dem Augenblick für einen großen Reichthum gehalten zu werden! — Indem ich aber nun den Goldhaufen anſchaute, wurde plötzlich mein ganzes Gemüth von einer Bangigkeit, von einer ſeltſamen Angſt erfaßt, die mir kalten Todesſchweiß auspreßte. Die Worte des alten Offiziers gingen mir nun erſt auf in der entſetzlichſten Bedeutung. Mir war es, als ſey das Gold, das auf dem Tiſche blinkte, das Handgeld, womit die finſtre Macht meine Seele erkauft, die nun nicht mehr dem Verderben entrinnen könne. Meines Lebens Blüte ſchien mir angenagt von einem giftigen Wurm, und ich gerieth in vernichtende Troſtloſigkeit. — Da flammte das Morgenroth höher auf hinter den Bergen, ich legte mich ins Fenſter, ich ſchaute mit inbrünſtiger Sehnſucht der Sonne entgegen, vor der die finſtern Geiſter der Nacht fliehen mußten. So wie nun Flur und Wald aufleuchteten in den goldnen Strahlen, wurd' es auch wieder Tag in meiner Seele. Mir kam das beſeeligende Gefühl der Kraft jeder Verlockung zu widerſtehen und mein Leben zu bewahren vor jenem dämoniſchen Treiben, in dem es, ſey es wie und wenn es wolle, rettungslos untergeht! — Ich gelobte mir ſelbſt auf das heiligſte, nie mehr eine Karte zu berühren, und habe dies Gelübde ſtreng gehalten. — Der erſte Gebrauch, den ich übrigens von meinem reichen Gewinnſt machte, beſtand darin, daß ich mich von meinem Freunde zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen trennte, und jene Reiſe nach Dresden, Prag und Wien unternahm, von der ich euch ſchon oft erzählt.

Wohl, nahm Sylveſter das Wort, wohl kann ich es mir denken, welchen Eindruck das unerwartete zweideutige Glück auf dein jugendliches Gemüth machen mußte. Daß du der Verlockung widerſtandeſt, daß du eben in jenem Glück die bedrohliche Gefahr erkannteſt, es bringt dir Ehre, aber verzeih, deine eigene Erzählung, die Art wie du darin die wahren Spieler ſehr richtig charakteriſirt haſt, muß dir ſelbſt darthun, daß du doch niemals den eigentlichen Sinn fürs Spiel in dir getragen, da dir ſonſt die bewieſene Tapferkeit ſehr ſchwer, vielleicht unmöglich geworden. — Vinzenz, der ſich, wie ich glaube, von uns allen noch am beſten auf das Spiel verſteht, wird mir darin beiſtimmen.

Was, erwiederte Vinzenz, mich betrifft, ſo habe ich gar nicht einmal recht darauf gehört, was Theodor von ſeinem Glück am Spieltiſch erzählt hat, denn ich denke immer nur an den höchſt vortrefflichen Mann, der in ſeidenen Strümpfen durch die Berge ſtreicht, und mit Wein, Makronen und Blumen Feuersbrünſte betrachtet wie ſchöne Gemählde. — In der That, ich war froh aus dem ſchauerlichen Hintergrunde unſerer heutigen Erzählungen doch einmal eine ergötzliche Geſtalt hervorſpringen zu ſehen, und hätte gewünſcht, den Mann als Helden irgend eines drolligen Schauſpiels zu erblicken.

Konnte, ſprach Lothar, konnte uns denn nicht das Bild des vortrefflichen Mannes genügen? — Ueberhaupt ſollten wir Serapionsbrüder es uns vergönnen, einander einzelne Charaktere, wie ſie uns wohl im Leben vorkamen, aufzuſtellen zur gemeinſamen Ergötzlichkeit und Erholung von der den Sinn anſtrengenden Erzählung.

Guter Vorſchlag, nahm Vinzenz das Wort, guter Vorſchlag, dem ich ganz beipflichte. Dieſe einzelnen hingeworſenen Zeichnungen mögen als Studium betrachtet werden zu größeren Gemählden, die denn jeder herauspinſeln kann nach ſeiner Art und Weiſe. Auch mögen ſie als milde Beiträge gelten zur gemeinſamen Serapions-Fantaſie-Kaſſe. Und damit ihr einſeht, wie ernſtlich ich es mit dieſen Beiträgen meine, will ich nur gleich vorfahren mit einem gar närriſchen Kauz, den ich auf meiner Reiſe durch das

ſüd-

ſüdliche Deutſchland traf. Es begab ſich, daß ich während meines Aufenthalts in B. durch ein nahgelegenes Wäldchen luſtwandelnd auf eine Anzahl Bauern ſtieß, die beſchäftigt waren ein dichtes Geſtripp zu durchhauen und den Bäumen von beiden Seiten die Aeſte wegzuſägen. Ich weiß ſelbſt nicht, warum ich eben fragte, ob hier etwa ein neuer Weg angelegt werden ſolle, da lachten aber die Leute und meinten: ich möge nur meinen Weg weiter verfolgen, vor dem Walde auf einer Anhöhe ſtehe ein Herr, der würde mir Beſcheid geben. Wirklich ſtieß ich auf einen kleinen ältlichen Mann blaſſen Antlitzes, im Oberrock, eine Reiſemütze auf dem Kopf, einen Büchſenſack umgeſchnallt, der durch ein Fernrohr unverwandt nach dem Orte hinblickte, wo die Leute arbeiteten. So wie er meine Nähe gewahrte, ſchob er ſchnell das Fernrohr zuſammen und fragte haſtig: Sie kommen aus dem Walde, mein Herr, wie ſteht es mit der Arbeit? — Ich berichtete, was ich geſehen. „Das iſt gut, ſprach er, das iſt gut. Schon ſeit drei Uhr Morgens (es mochte etwa ſechs Uhr Abends ſeyn) ſtehe ich hier und glaubte ſchon, die Eſel, die ich doch theuer genug bezahle, würden mich im Stiche laſſen. Aber nun hoffe ich, daß ſich die Ausſicht noch im rechten Augenblick öffnen wird. Er ſchob das Fernrohr auseinander und ſchaute wiederum unverwandt hin nach dem Walde. Ein paar Minuten währte es, da fiel ſtarkes Buſchwerk nieder, und wie auf einen Zauberſchlag, öffnete ſich die Durchſicht nach dem fernen Gebürge und den Ruinen eines Bergſchloſſes, die im Feuer der Abendſonne wirklich einen herrlichen magiſchen Anblick gewährten. — In einzelnen abgebrochenen Lauten gab der Mann ſein höchſtes Entzücken zu erkennen. Nachdem er aber ſich ungefähr eine ſtarke Viertelſtunde an der Ausſicht geweidet, ſteckte er das Fernrohr ein und lief, ohne mich zu grüßen, ohne meiner im mindeſten zu achten, haſtig als wolle er gefährlichen Verfolgern entrinnen, von dannen. — Später ſagte man mir, der Mann ſey niemand anders geweſen als der Baron von R., einer der wunderlichſten Kauze, der ſich wie der bekannte Baron Grotthus ſchon ſeit mehreren Jahren auf einer ununterbrochenen Fußwanderung befinde, und mit einer Art von Wuth Jagd mache auf ſchöne Ausſichten. Komme er nun in eine Gegend, wo er, um ſich ſolch' eine ſchöne Ausſicht zu verſchaffen, es für nöthig halte, Bäume fällen, einen Wald durchhauen zu laſſen, ſo ſcheue er keine Koſten, ſich mit dem Eigenthümer abzufinden und Arbeiter zu bezahlen. — Ja er habe es ſchon einmal mit aller Gewalt durchſetzen wollen, einen ganzen Meierhof, der ſeiner Meinung nach die Gegend verunſtaltet und die ferne Ausſicht gehemmt, niederbrennen zu laſſen, welches ihm denn freilich nicht gelungen. Habe er aber wirklich ſeinen Zweck erreicht, ſo ſchaue er höchſtens eine halbe Stunde in die Gegend hinein, laufe aber dann unaufhaltſam weiter und komme niemals mehr wieder an denſelben Ort. —

Die Freunde waren darin einig, daß nichts ſo toll und wunderlich zu erſinnen, als was ſich von ſelbſt im Leben darbiete.

Recht artig, nahm Cyprian das Wort, recht artig und hübſch iſt es aber doch, daß ich den beiden wunderlichen Leuten noch einen dritten Mann hinzuzufügen vermag, von dem ich vor einiger Zeit Kunde erhielt durch einen uns allen hinlänglich bekannten Virtuoſen. Mein dritter Mann iſt kein anderer als der Baron von B., der ſich in den Jahren 1789 oder 1790 in Berlin aufhielt und offenbar zu den ſeltſamſten, merkwürdigſten Erſcheinungen gehörte, die es jemals in der muſikaliſchen Welt gegeben. — Ich werde der größeren Lebendigkeit halber in der erſten Perſon erzählen, als ſey ich ſelbſt der Virtuoſe, dem alles geſchehen und hoffe, daß mein würdiger Serapionsbruder Theodor es nicht übel deuten wird, wenn ich ganz in ſein Gebiet hineinzuſtreifen genöthigt bin.

Ich war (ſo erzählte der Virtuoſe) damals, als der Baron von B. ſich in Berlin befand, noch ſehr jung, kaum ſechzehn Jahre alt und im eifrigſten Studium meines Inſtruments begriffen, dem ich mich mit ganzer Seele, mit aller Kraft, wie ſie nur in mir lebte, hingab. Der Concertmeiſter Haak, mein würdiger, aber ſehr ſtrenger Lehrer, wurde immer zufriedener und zufriedener mit mir. Er rühmte die Fertigkeit meines Strichs, die Reinheit meiner Intonation, er ließ mich endlich in der Oper, ja ſogar in den königlichen Kammerconcerten mitgeigen. Bei dieſer Gelegenheit hörte ich oft, daß Haak mit dem jüngern Duport, mit Ritter und anderen großen Meiſtern aus der Kapelle von den muſikaliſchen Unterhaltungen ſprach, die der Baron von B. in ſeinem Hauſe mit Einſicht und Geſchmack anordne, ſo daß der König ſelbſt nicht verſchmähe, öfters daran Theil zu nehmen. Sie erwähnten der herrlichen Compoſitionen alter, beinahe vergeſſener Meiſter, die man ſonſt nirgends zu hören bekomme, als bei dem Baron von B., der, was vorzüglich Muſik für die Geige betreffe, wohl die vollſtändigſte Sammlung von Compoſitionen jeder Art, aus der älteſten bis zur neueſten Zeit, beſitze, die irgendwo zu finden. Sie kamen dann auf die ſplendide Bewirthung in dem Hauſe des Barons, auf die würdige Art, auf die unglaubliche Liberalität, mit der der Baron die Künſtler behandle, und waren zuletzt darin ganz einig, daß der Baron in Wahrheit ein leuchtender Stern zu nennen, der an dem muſikaliſchen Himmel von Berlin aufgegangen.

Alles dieſes machte meine Neugierde rege, noch mehr ſpannte es mich aber, wenn dann in ſolchem Geſpräch die Meiſter näher zuſammentraten, und ich in dem geheimnißvollen Geflüſter nur den Namen des Barons unterſcheiden und aus einzelnen abgebrochenen Worten errathen konnte, daß vom Unterricht in der Muſik — von Stundengeben die Rede. Es ſchien mir, als wenn dann vorzüglich auf Duports Geſicht ein ſarkaſtiſches Lächeln rege würde, und als wenn alle mit irgend einer Neckerei wider den Concertmeiſter zu Felde zögen, der ſeiner Seits ſich nur ſchwach vertheidigend, auch das Lachen kaum unterdrücken konnte, bis er zuletzt ſich ſchnell wegwendend und die Geige ergreifend zum Einſtimmen laut rief: Es iſt und bleibt doch ein herrlicher Mann!

Ich konnt' es nicht laſſen: der Gefahr unerachtet auf ziemlich derbe Weiſe abgefertigt zu werden, bat ich den Concertmeiſter, mich doch, wenns nur irgend möglich, bei dem Baron von B. einzuführen und mich mitzunehmen in ſeine Concerte.

Haak maaß mich mit großen Augen, ich fürchtete ſchon, ein kleines Donnerwetter werde losbrechen, ſtatt deſſen ging jedoch ſein Ernſt in ein ſeltſames Lächeln über und er ſprach: Nun! — Du magſt wohl Recht haben mit deiner Bitte, du kannſt viel lernen bei dem Baron. Ich will mit ihm von dir reden und glaube wohl, daß er dir den Zutritt verſtatten wird, da er gar gern es mit jungen Zöglingen der Muſik zu thun hat. —

Nicht lange darauf hatte ich eben mit Haak einige ſehr ſchwere Violinduetten geſpielt. Da ſprach er, die Geige aus der Hand legend: Nun Carl! heute Abend ziehe deinen Sonntagsrock an und ſeidene Strümpſe. Komm' dann zu mir, wir wollen zuſammen hingehen zum Baron von B. Es ſind nur wenige Leute da und das giebt gute Gelegenheit, dich vorzuſtellen. — Das Herz bebte mir vor Freude, denn ich hoffte, ſelbſt wußt' ich nicht warum, Außerordentliches, Unerhörtes zu erfahren.

Wir gingen hin. Der Baron, ein nicht zu großer Mann, hoch in den Jahren, im altfränkiſch buntgeſtickten Gallakleide kam uns, als wir in das Zimmer traten, entgegen und ſchüttelte meinem Lehrer treuherzig die Hand.

Nie hatt' ich bei dem Anblick irgend eines vornehmen Mannes mehr wahre Ehrfurcht, mehr inneres wohlthuendes Hinneigen empfunden. Auf dem Geſicht des Barons lag der volle Ausdruck der herzlichſten Gutmüthigkeit, während aus ſeinen Augen jenes dunkle Feuer blitzte, das ſo oft den von der Kunſt wahrhaft durchdrungenen Künſtler verräth. Alle Scheu, mit der ich ſonſt wohl als ein unerfahrener Jüngling zu kämpfen hatte, wich im Augenblick von mir.

„Wie geht es Euch, begann der Baron mit heller wohlklingender Stimme, wie geht es Euch, mein guter Haak, habe Ihr wol mein Concert wacker geübt? — Nun! — wir werden ja morgen hören! — Ha! das iſt wol der junge Menſch, der kleine wackre Virtuoſe, von dem Ihr mit mir ſpracht?

Ich ſchlug beſchämt die Augen nieder, ich fühlte, daß ich über und über erröthete.

Haak nannte meinen Namen, rühmte meine Anlagen, ſo wie die ſchnellen Fortſchritte, die ich in kurzer Zeit gemacht.

Alſo, wandte ſich der Baron zu mir, alſo die Geige haſt du zu deinem Inſtrument gewählt, mein Söhnchen? — Haſt du auch wol bedacht, daß die Geige das allerſchwerſte Inſtrument iſt, das jemals erfunden? ja, daß dies Inſtrument, in dürftig ſcheinender Einfachheit den üppigſten Reichthum des Tons verſchließend, ein wunderbares Geheimniß iſt, das ſich nur wenig gen, von der Natur beſonders dazu auserſehenen, Menſchen erſchließt? Weißt du gewiß, ſagt es dir dein Geiſt mit Beſtimmtheit, daß du Herr werden wirſt des wunderbaren Geheimniſſes? — Das haben ſchon viele geglaubt und ſind erbärmliche Stümper geblieben ihr Lebenlang. Ich wollte nicht, mein Söhnchen, daß du die Anzahl dieſer Miſerablen vermehrteſt. — Nun: du magſt immerhin mir etwas vorſpielen, ich werde dir dann ſagen, wie es mit dir ſteht und du wirſt meinem Rath folgen. Es kann dir ſo gehen, wie dem Carl Stamitz, der Wunder glaubte, was für ein entſetzlicher Virtuos auf der Violin aus ihm werden würde. Als ich dem das Verſtändniß eröffnet, warf er geſchwinde, geſchwinde die Geige hinter den Ofen, nahm dafür Bratſche und Viol d'Amour zur Hand und that wohl daran. Auf dieſen Inſtrumenten konnte er herumgreifen mit ſeinen breitgeſpannten Fingern und ſpielte ganz paſſabel. Nun — ich werde dich hören, mein Söhnchen! —

Ueber dieſe erſte, etwas beſondere Anrede des Barons mußte ich wol betreten werden. Seine Worte drangen mir tief in die Seele und ich fühlte mit innerm Unmuth, daß ich, trotz meines Enthuſiasmus vielleicht, indem ich mein Leben dem ſchwerſten, geheimnißvollſten aller Inſtrumente zugewandt, ein Wageſtück unternommen, dem ich gar nicht gewachſen.

Man ſchickte nun ſich an, die drei neuen Quartetten von Haydn, welche damals gerade im Stich erſchienen, durchzuſpielen.

Mein Meiſter nahm die Geige aus dem Kaſten; kaum ſtrich er aber Stimmens halber die Saiten an, als der Baron ſich beide Ohren mit den Händen zuhielt und wie außer ſich ſchrie: Haak, Haak! — ich bitte Euch um Gotteswillen, wie könnt Ihr nur mit Eurer erbärmlichen ſchnarrenden, knarrenden Strohfiedel Euer ganzes Spiel verderben!

Nun hatte aber der Concertmeiſter eine der allerherrlichſten Geigen, die ich jemals geſehen und gehört, einen ächten Antonio Stradivari, und nichts konnte ihn mehr entrüſten, als wenn irgend jemand ſeinem Liebling nicht die gehörige Ehre erwies. Wie nahm es mich daher Wunder, als er lächelnd ſogleich die Geige wieder einſchloß. Er mochte ſchon wiſſen, wie es ſich nun zutragen würde: Er zog eben den Schlüſſel aus dem Schloſſe des Violinkaſtens, als der Baron, der ſich aus dem Zimmer entfernt, wieder eintrat, einen mit ſcharlachrothem Sammt und goldnen Treſſen überzogenen Kaſten auf beiden Armen, wie ein Hochzeits-Carmen, oder einen Täufling, vor ſich hertragend.

Ich will, rief er, ich will Euch eine Ehre anthun, Haak! Ihr ſollt heute auf meiner älteſten ſchönſten Violine ſpielen. Es iſt ein wahrhafter Granuelo und gegen den alten Meiſter iſt ſein Schüler, Euer Stradivari, nur ein Lump. Tartini mochte auf keinen andern Geigen ſpielen, als auf Granuelo's. Nehmt Euch nur zuſammen, damit der Granuelo ſich willig finden läßt, alle ſeine Pracht aus dem Innern heraus aufzuthun.

Der Baron öffnete den Kaſten und ich erblickte ein Inſtrument, deſſen Form von hohem Alter zeugte. Daneben lag aber ſolch ein ganz wunderlicher Bogen, der mit ſeiner übermäßigen Krümmung mehr dazu geeignet ſchien, Pfeile darauf abzuſchießen, als damit zu geigen. Der Baron nahm mit feierlicher Behutſamkeit das Inſtrument aus dem Kaſten und reichte es dem Concertmeiſter hin, der es eben ſo feierlich in die Hände nahm.

„Den Bogen, ſprach der Baron, indem er anmuthig lächelnd den Meiſter auf die Schulter klopfte, den Bogen geb' ich Euch nicht, denn den verſteht Ihr doch nun einmal nicht zu führen, und werdet daher auch in Eurem Leben zu keiner ordentlichen wahren Strichart gelangen. —

Solchen Bogen, fuhr der Baron fort, den Bogen herausnehmend und ihn mit glänzendem verklärten Blick betrachtend, ſolchen Bogen führte der große unſterbliche Tartini und nach ihm giebt es auf der ganzen weiten Erde nur noch zwei ſeiner Schüler, denen es glückte, in das Geheimniß jener markigten, tonvollen, das ganze Gemüth ergreifenden Strichart zu dringen, die nur mit einem ſolchen Bogen möglich. Der eine iſt Nardini, jetzt ein ſiebzigjähriger Greis, nur noch innerer Muſik mächtig, der andere, wie Sie, meine Herren, wol ſchon wiſſen werden, bin ich ſelbſt. Ich bin alſo nun der einzige, in dem die Kunſt des wahrhaften Violinſpielers fortlebt, und an meinen eifrigen Beſtrebungen fehlt es gewiß nicht, jene Kunſt, die in Tartini ihren Schöpfer fand, fortzupflanzen. — Doch! — fangen wir an, meine Herren! —

Die Haydnſchen Quartetten wurden nun durchgeſpielt und, wie man es wol denken kann, mit ſolch hoher Vollkommenheit, daß gar nichts zu wünſchen übrig blieb.

Der Baron ſaß da, mit geſchloſſenen Augen ſich hin und herwiegend. Dann ſprang er auf, ſchritt näher heran an die Spieler, kuckte in die Notenblätter mit gerunzelter Stirn, dann trat er leiſe, leiſe wieder zurück, lies ſich nieder auf den Stuhl, ſtützte den Kopf in die Hand — ſtöhnte — ächzte! — Halt! rief er plötzlich bei irgend einer geſangreichen Stelle im Adagio! — Halt! bei den Göttern, das war Tartiniſcher Geſang, aber ihr habt ihn nicht verſtanden. Noch einmal bitt' ich! —

Und die Meiſter wiederholten lächelnd die Stelle mit gezognerem Strich und der Baron ſchluchzte und weinte, wie ein Kind! —

Als die Quartetten geendigt, ſprach der Baron: Ein göttlicher Menſch, der Haydn, er weiß das Gemüth zu ergreifen, aber für die Violine verſteht er nicht zu ſchreiben. Er will das vielleicht auch gar nicht, denn thät' er es wirklich und ſchrieb' er in der einzigen wahren Manier, wie Tartini, ſo würdet ihr es doch nicht ſpielen können. —

Nun mußte ich einige Variationen vortragen, die Haak für mich aufgeſetzt. —

Der Baron ſtellte ſich dicht neben mir hin und ſchaute in die Noten. Man kann denken, mit welcher Beklommenheit ich, den ſtrengen Kritiker zur Seite, begann. Doch bald riß mich ein tüchtiger Allegroſatz ganz hin. Ich vergaß den Baron und vermochte, mich frei zu bewegen in dem Kreiſe aller Kraft, die mir damals zu Gebote ſtand.

Als ich geendet, klopfte mir der Baron auf die Achſel und ſprach lächelnd: „Du kannſt bei der Violine bleiben, Söhnchen, aber von Strich und Vortrag verſtehſt du noch gar nichts, welches wol daher kommen mag, daß es dir bis jetzt an einem tüchtigen Lehrer gemangelt. —

Man ging zu Tiſche. In einem andern Zimmer war ein Mahl bereitet, das, beſonders Rückſichts der mannigfachen feinen Weine, die geſpendet wurden, beinahe ſchwelgeriſch zu nennen. Die Meiſter ließen es ſich wacker ſchmecken. Das Geſpräch, immer heller und heller aufſteigend, betraf ausſchließlich die Muſik. Der Baron entwickelte einen Schatz der herrlichſten Kenntniſſe. Sein Urtheil, ſcharf und durchgreifend, zeigte nicht nur den gebildetſten Kenner, nein, den vollendeten, geiſtreichen, geſchmackvollen Künſt-

ler

ler ſelbſt. Vorzüglich merkwürdig war mir die Gallerie der Violinſpieler, die er aufſtellte. — So viel ich davon noch weiß, will ich zuſammenfaſſen.

Corelli (ſo ſprach der Baron) bahnte zuerſt den Weg. Seine Compoſitionen können nur auf Tartiniſche Weiſe geſpielt werden, und das iſt hinlänglich, zu beweiſen, wie er das Weſen des Violinſpielens erkannt. Pugnani iſt ein paſſabler Geiger. Er hat Ton und viel Verſtand, doch iſt ſein Strich zu weichlich bei ziemlichem Appoggiamento. Was hatte man mir alles von Geminiani geſagt! Als ich ihn vor dreißig Jahren zum letztenmal in Paris hörte, ſpielte er wie ein Nachtwandler, der im Traume herumſteigt, und es wurde einem ſelbſt zu Muthe, als läg' man im Traume. Lauter tempo rubato ohne Styl und Haltung. Das verdammte ewige tempo rubato verdirbt die beſten Geiger, denn ſie vernachläßigen darüber den Strich. Ich ſpielte ihm meine Sonaten vor, er ſah ſeinen Irrthum ein und wollte Unterricht bei mir nehmen, wozu ich mich willig verſtand.

Doch der Knabe war ſchon zu vertieft in ſeine Methode, zu alt darüber worden. Er zählte damals ein und neunzig Jahre. — Gott möge es dem Giardini verzeihen und es ihm nicht entgelten laſſen in der Ewigkeit, aber er war es, der zuerſt den Apfel vom Baum des Erkenntniſſes fraß und alle nachfolgende Violinſpieler zu ſündigen Menſchen machte. Er iſt der erſte Schwebler und Schnörkler. Er iſt nur bedacht auf die linke Hand und auf die ſpringfertigen Finger und weiß nichts davon, daß die Seele des Geſanges in der rechten Hand liegt, daß in ihren Pulſen alle Empfindungen, wie ſie in der Bruſt erwacht ſind, alle Herzſchläge ausſtrömen. Jedem Schnörkler wünſch' ich einen tapfern Jomelli zur Seite, der ihn aus ſeinem Wahnſinn weckt durch eine tüchtige Ohrfeige, wie es denn Jomelli wirklich that, als Giardini in ſeiner Gegenwart einen herrlichen Geſang verdarb durch ſeine Sprünge, Läufe, närriſche Triller und Mordenten. Ganz verrückt gebehrdet ſich Lolli. Der Kerl iſt ein fataler Luftſpringer, kann kein Adagio ſpielen und ſeine Fertigkeit iſt allein das, weshalb ihn unwiſſende Maulaufſperrer ohne Gefühl und Verſtand bewundern. Ich ſage es, mit Nardini und mir ſtirbt die wahrhafte Kunſt der Geiger aus. Der junge Viotti iſt ein herrlicher Menſch voll Anlagen. Was er weiß, hat er mir zu verdanken, denn er war mein fleißiger Schüler. Doch was hilfts! Keine Ausdauer, keine Geduld! — Er lief mir aus der Schule. Den Kreuzer hoff' ich noch anzuziehen. Er hat meinen Unterricht fleißig genützt und wird ihn nützen, wenn ich zurückgekehrt ſeyn werde nach Paris. Mein Concert, das Ihr jetzt mit mir einübt, Haak, ſpielte er neulich gar nicht übel. Doch zu meinem Bogen fehlt ihm immer noch die Fauſt. — Der Giarnovichi ſoll mir nicht mehr über die Schwelle, das iſt ein unverſtändiger Haſenfuß, der ſich erfrecht, über den großen Tartini, über den Meiſter aller Meiſter die Naſe zu rümpfen und meinen Unterricht zu verſchmähen. — Mich ſoll nur verlangen, was aus dem Knaben, aus dem Rhode werden wird, wenn er meinen Unterricht genoſſen. Er verſpricht viel und es iſt möglich, daß er Herr wird meines Bogens.

Er iſt (der Baron wandte ſich zu mir) in deinem Alter, mein Söhnchen, aber ernſterer, tiefſinnigerer Natur. — Du ſcheinſt mir, nimms nicht übel, ein kleiner Springinsfeld zu ſeyn. — Nun, das giebt ſich. — Von Euch, mein lieber Haak! hoffe ich nun gar viel! Seit ich Euch unterrichte, ſeyd Ihr ſchon ein ganz andrer worden. Fahrt nur fort in Eurem raſtloſen Eifer und Fleiß, und verſäumt ja keine Stunde: Ihr wißt, das mich das ärgert. —

Ich war erſtarrt vor Verwunderung über alles das, was ich gehört. Nicht die Zeit konnte ich erwarten, den Concertmeiſter zu fragen, ob es denn wahr ſey, ob denn der Baron wirklich die größten Violoniſten der Zeit ausgebildet, ob er, der Meiſter ſelbſt, denn wirklich Unterricht nehme bei ihm!

Allerdings, erwiederte Haak, verſäume er nicht, den wohlthätigen Unterricht zu genießen, den ihm der Baron angeboten und ich würde ſehr wohlthun, an einem guten

Morgen zu ihm hinzugehen und ihn anzuflehen, daß er auch mich ſeines Unterrichts würdige.

Auf alles, was ich noch ſonſt auf den Baron und über ſein Kunſttalent erfragen wollte, ließ Haak ſich gar nicht ein, ſondern wiederholte nur, daß ich thun möge, was er mir geheißen und das übrige denn wohl erfahren werde.

Mir entging das ſeltſame Lächeln nicht, das dabei Haak's Geſicht überflog und das, ohne den Grund davon nur zu ahnen, meine Neugierde im höchſten Grade reizte.

Als ich denn nun gar demüthig dem Baron meinen Wunſch vortrug, als ich verſicherte, daß der regſte Eifer, ja der glühendſte Enthuſiasmus mich beſeele für meine Kunſt, ſah er mich erſt ſtarr an, bald aber gewann ſein ernſter Blick den Ausdruck der wohlthuendſten Gemüthlichkeit. „Söhnchen, Söhnchen, ſprach er, daß du Dich an mich, an den einzigen Violinſpieler, den es noch giebt, wendeſt, das beweiſet, wie in dir der ächte Künſtlertrieb rege worden, wie in deiner Seele das Ideal des wahrhaften Violinſpielers aufgegangen. Wie gern wollt' ich dir aufhelfen, aber wo Zeit hernehmen, wo Zeit hernehmen! — Der Haak macht mir viel zu ſchaffen und da iſt jetzt der junge Menſch hier, der Durand, der will ſich öffentlich hören laſſen, und hat wohl eingeſehen, daß das ganz und gar nicht angeht, bevor er nicht bei mir einen tüchtigen Curſus gemacht. — Nun! — warte, warte — zwiſchen Frühſtück und Mittag, oder beim Frühſtück — ja, da hab' ich noch eine Stunde übrig! — Söhnchen, komme zu mir Punkt zwölf Uhr alle Tage, da geige ich mit dir bis ein Uhr; dann kommt Durand!“ —

Sie können ſichs vorſtellen, wie ich ſchon andern Tages um die beſtimmte Stunde hineilte zum Baron mit klopfendem Herzen.

Er litt nicht, daß ich auch nur einen einzigen Ton anſtrich auf meiner Geige, die ich mitgebracht. Er gab mir ein uraltes Inſtrument von Antonio Amati in die Hände. Nie hatte ich auf einer ſolchen Geige geſt'. Der himmliſche Ton, der den Salten entquoll, begeiſterte mich. Ich verlor mich in kunſtreichen Paſſagen, ließ den Strom der Töne ſtärker auſſteigen in brauſenden Wellen, verrauſchen im murmelnden Geplätſcher! — Ich glaube, ich ſpielte ganz gut, beſſer, als manchmal nachher. Der Baron ſchüttelte unmuthig den Kopf und ſprach, als ich endlich nachlies: Söhnchen, Söhnchen, das mußt du alles vergeſſen. Fürs erſte hältſt du den Bogen ganz miſerabel. — Er wies mir praktiſch, wie man nach Tartini's Art den Bogen halten müßte. Ich glaubte auf dieſe Weiſe keinen Ton herausbringen zu können. Doch nicht gering war mein Erſtaunen, als ich, auf Geheiß des Barons meine Paſſagen wiederholend, in einigen Sekunden den großen Vortheil einſah, den mir die Art den Bogen zu führen gewährte.

„Nun, ſprach der Baron, wollen wir den Unterricht beginnen. Streiche, mein Söhnchen, einmal das eingeſtrichene g an und halte den Ton aus, ſo lange du kannſt. Spare den Bogen, ſpare den Bogen. Was der Athem dem Sänger, das iſt der Bogen dem Violinſpieler.“

Ich that wie mir geheißen, und freute mich ſelbſt, daß es mir glückte, den Ton kraftvoll herauszuziehen, ihn vom Pianissimo zum Fortissimo ſteigen und wieder abnehmen zu laſſen, mit gar langem, langem Bogen. „Siehſt du wohl, ſiehſt du wohl, Söhnchen! rief der Baron, ſchöne Paſſagen kannſt du machen, Läufe, Sprünge und neumodiſche, einfältige Triller und Zierrathen, aber keinen Ton ordentlich aushalten, wie es ſich ziemt. Nun will ich dir zeigen, was es heißt, den Ton aushalten auf der Geige!“ — Er nahm mir das Inſtrument aus der Hand, ſetzte den Bogen dicht am Froſch an! — Nein! — hier fehlen mir wahrlich die Worte, es auszuſprechen, wie es ſich nun begab.

Dicht am Stege rutſchte er mit dem zitternden Bogen hinauf, ſchnarrend, pfeifend, quäkend, miauend — der Ton war dem zu vergleichen, wenn ein altes Weib, die Brille auf der Naſe, ſich abquält, den Ton irgend eines Liedes zu faſſen.

Und dabei ſchaute er himmelwärts, wie in ſeliger Verzückung, und als er endlich aufhörte, mit dem Bogen auf den Saiten hin und her zu fahren und das Inſtrument aus der Hand legte, glänzten ihm die Augen und er ſprach tief bewegt: „das iſt Ton — das iſt Ton!“ —

Mir war ganz wunderlich zu Muthe. Wollte ſich auch der innere Trieb zum Lachen regen, ſo verſchwand er wieder bei dem Anblick des ehrwürdigen Antlitzes, das die Begeiſterung verklärte. Und dabei wirkte überdem das Ganze auf mich wie ein unheimlicher Spuk, ſo daß ich meine Bruſt bewegt fühlte und kein Wort herauszubringen vermochte.

„Nicht wahr, begann der Baron, nicht wahr, mein Söhnchen, das ging hinein in dein Inneres, das ſtellteſt du dir nicht vor, daß ſolche zauberiſche Gewalt hinauf beſchworen werden könne aus dem kleinen Dinge da mit vier armſeligen Saiten. Nun — trinke, trinke, mein Söhnchen! —

Der Baron ſchenkte mir ein Glas Madera ein. Ich mußte trinken und von dem Backwerk genießen, das auf dem Tiſche ſtand. In dem Augenblick ſchlug es ein Uhr.

Für heute mags genug ſeyn, rief der Baron, geh', geh', mein Söhnchen, komme bald wieder. — Da! — nimm, nimm!

Der Baron ſteckte mir ein Papierchen zu, in dem ich einen blanken, ſchön geränderten, holländiſchen Dukaten fand.

Ganz beſtürzt rannte ich hin zum Concertmeiſter und erzählte ihm, wie ſich alles begeben. Der lachte aber laut auf und rief: Siehſt du nun wohl, wie es mit unſerm Baron beſchaffen und mit ſeinem Unterricht? — Dich hält er für einen Anfänger, deshalb erhältſt du nur einen Dukaten für die Stunde. So wie, nach des Barons Idee, die Meiſterſchaft ſteigt, erhöht er auch das Honorar. Ich bekomme jetzt einen Louis und Durand, wenn ich nicht irre, gar zwei Dukaten.

Nicht umhin konnte ich zu äußern, daß es doch ein eignes Ding ſey, den guten alten Baron auf dieſe Weiſe zu myſtifiziren, und ihm die Dukaten aus der Taſche zu ziehen.

„Du mußt wiſſen, erwiederte der Concertmeiſter, du mußt wiſſen, daß des Barons ganze Glückſeligkeit darin beſteht, auf die

Weiſe, die du nun kennſt, Unterricht zu geben; daß er mich und andere Meiſter, wollten ſie ſeinen Unterricht verſchmähen, in der ganzen Welt, für die er kompetenter Kunſtrichter iſt und bleibt, als erbärmliche, unwiſſende Stümper ausſchreien würde, daß endlich, den Wahn des Violinſpiels abgerechnet, der Baron ein Mann iſt, deſſen kunſtverſtändiges Urtheil auch den Meiſter über manches zu ſeinem großen Nutzen aufklären kann. Urtheile nun ſelbſt, ob ich Unrecht thue, mich trotz ſeiner Thorheit an ihn zu halten und mir zuweilen meinen Louis zu holen. — Beſuche ihn fleißig, höre nicht auf die alberne Gaukelei des Wahnſinnigen, ſondern nur auf die verſtändigen Worte des mit dem innern Sinn die Kunſt beherrſchenden Mannes. Es wird dir wohl thun!" —

Ich folgte dem Rath des Meiſters. Manchmal wurde es mir doch ſchwer, das Lachen zu unterdrücken, wenn der Baron mit den Fingern, ſtatt auf dem Griffbrett, auf dem Violindeckel herum tapſte und dabei mit dem Bogen auf den Saiten queer über fuhr, verſichernd, er ſpiele jetzt Tartini's allerherrlichſtes Solo und er ſey nun der einz'ge auf der Welt, der dieſes Solo vorzutragen im Stande.

Aber dann legte er die Geige aus der Hand und ergoß ſich in Geſprächen, die mich mit tiefer Kenntniß bereicherten und meine Bruſt entflammten für die hochherrliche Kunſt.

Spielte ich dann in einem ſeiner Concerte mit allem Eifer und gelang mir dieſes — jenes vorzüglich gut, ſo blickte der Baron ſtolz lächelnd umher und ſprach: Das hat der Junge mir zu verdanken, mir, dem Schüler des großen Tartini!

So gewährten mir Nutzen und Freude des Barons Lehrſtunden und auch wohl ſeine — geränderten holländiſchen Dukaten. —

Nun, ſprach Theodor lachend, nun in der That, ich ſollte meinen, daß mancher unſerer jetzigen Virtuoſen, der ſich weit erhaben über jegliche Lehre dünken möchte, ſich doch noch einen Unterricht gefallen laſſen würde auf die Weiſe, wie ihn der Baron von B. zu ertheilen pflegte.

Dem Himmel ſey es gedankt, nahm Vinzenz das Wort, daß unſer Clubb doch noch, was ich gar nicht mehr erwartete, heiter ſchließt und ich will hiemit meine würdigen Brüder ermahnt haben, künftig fein dafür zu ſorgen, daß das ſchauerliche mit dem heitern wechsle, welches heute ganz und gar nicht geſchehen.

Deine Ermahnung, ſprach Ottmar, mag ſehr gut ſeyn, indeſſen lag es lediglich an dir, den Fehler, in den wir heute verfielen, gut zu machen, und uns etwas von dir mitzutheilen, das deiner humoriſtiſchen Laune würdig.

Ueberhaupt, ſprach Lothar weiter, biſt du mein vortrefflicher, wiewohl ſchreibefauler Vinzenz, das Aufnahme-Geld in die Serapions-Brüderſchaft, das eben in einer ſerapiontiſchen Erzählung beſtehen mußte, noch ſchuldig.

Still, ſtill, erwiederte Vinzenz, ihr wißt nicht, was meiner Bruſt entglomm, und vorläufig in dieſer Bruſttaſche verborgen ruhet! — Ein gar ſeltſames Ding von Mährchen, das ich insbeſondere der Gunſt unſeres Lothar empfehle, hätte ich Euch ſchon heute mitgetheilt, aber habt ihr nicht des Wirths bleiches Antlitz geſehen, das durch das Fenſter ſchon öfters mahnend hineinblickte, wie in Fouqué's Undine der Spukgeiſt Kühleborn durch das Fenſter in die Fiſcherhütte kuckt? Habt ihr nicht das verdrießliche O Jemines Geſicht des Kellners bemerkt? Stand, wenn er uns die Lichter putzte, auf ſeiner Stirn nicht deutlich geſchrieben: Werden ſie denn hier ewig ſitzen, und nicht endlich einmal einem ehrlichen Menſchen die Ruhe gönnen? — Die Leute haben Recht, Mitternacht iſt vorüber, unſere Scheideſtunde hat geſchlagen.

Die Freunde gaben ſich das Wort, in weniger Zeit ſich wieder ſerapiontiſch zu verſammeln und brachen dann auf.

Druckfehler.

Seite 320 Zeile 8 lies: ſein, ſtatt kein.

Die

Serapions-Brüder

Geſammelte

Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Vierter Band.

Berlin 1821.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Siebenter Abſchnitt.

Der trübe Spätherbſt war längſt eingebrochen, als Theodor in ſeinem Zimmer beim kniſternden Kaminfeuer der würdigen Serapionsbrüder harrte, die ſich dann zur gewöhnlichen Stunde nach und nach einfanden.

„Welch abſcheuliches Wetter, ſprach der zulezt eintretende Cyprian, troz meines Mantels bin ich beinahe ganz durchnäßt und nicht viel fehlte, ſo hätte ein tüchtiger Windſtoß mir den Hut entführt.“

Und das, nahm Ottmar das Wort, und das wird lange ſo währen, denn unſer Meteorolog, der, wie ihr wißt, in meiner Straße wohnt, hat einen hellen freundlichen Spätherbſt verkündigt.

„Recht, ſprach Vinzenz, ganz recht haſt du mein Freund Ottmar. Wenn unſer vortreffliche Prophet ſeine Nachbaren damit tröſtet, daß der Winter durchaus nicht ſtrenge Kälte bringen, ſondern ganz ſüdlicher Natur ſeyn würde, ſo läuft jeder erſchrocken hin und kauft ſo viel Holz als er nur beherbergen kann. So iſt aber der meteorologiſche Seher ein weiſer hochbegabter Mann, auf den man ſich verlaſſen darf, wenn man nur jedesmal das Gegentheil von dem vorausſetzt was er verkündigt.

„Mich, ſprach Sylveſter, mich machen dieſe Herbſtſtürme, dieſe Herbſtregen immer ganz unmuthig, matt und krank und dir, Freund Theodor, glaube ich, geht es eben ſo? Allerdings, erwiederte Theodor. Dieſe Witterung —

„Herrliches, ſchrie Lothar dazwiſchen, herrliches geiſtreiches Beginnen unſeres Serapionklubbs! Vom Wetter ſprechen wir wie die alten Muhmen am Kaffeetiſch!

Ich weiß nicht, nahm Ottmar das Wort, warum wir nicht vom Wetter ſprechen ſollen?

Du kannſt das nur tadeln, weil ſolcher Anfang des Geſprächs als ein verjährter Schlendrian erſcheint, den das Bedürfniß zu ſprechen bei ſterilem Geiſt, beim gänzlichen Mangel an Stoff herbeigeführt hat. Ich meine aber, daß ein kurzes Geſpräch über Wind und Wetter auf recht gemüthliche Weiſe vorangeſchickt werden darf, um alles nur Mögliche einzuleiten und daß eben die Allgemeinheit ſolcher Einleitung von ihrer Natürlichkeit zeugt. Ueberhaupt, ſprach Theodor, möcht' es wohl ziemlich gleichgültig ſeyn auf welche Weiſe ſich ein Geſpräch anſpinnt. Gewiß iſt es aber, daß die Begierde recht geiſtreich zu beginnen, ſchon im Voraus alle Freiheit tödtet, die die Seele jedes Geſprächs zu nennen. — Ich kenne einen jungen Mann — ich glaube, ihr kennt ihn alle — dem es gar nicht an jenem leicht beweglichen Geiſt fehlt, der zum ſprechen, ſo recht zum converſiren nöthig. Den quält in der Geſellſchaft, vorzüglich ſind Frauen zugegen, jene Begierde gleich mit dem erſten Wort funkelnd hineinzublitzen dermaßen, daß er unruhig umherläuft, von innerer Quaal gefoltert die ſeltſamſten Geſichter ſchneidet, die Lippen bewegt und — keine Sylbe herausbringt!

„Halt ein, Unglücklicher, rief Cyprian mit komiſchem Pathos, reiße nicht mit mörderiſcher Hand Wunden auf, die kaum verharſcht ſind.“ — Er ſpricht, fuhr er dann lächelnd fort, er ſpricht von mir, das müßt ihr ja bemerken, und bedenkt nicht, daß vor wenigen Wochen, als ich jener Begierde, die ich als lächerlich anerkennen will, widerſtehen und ein Geſpräch in recht gewöhnlicher Art anknüpfen wollte, ich dafür büßte mit gänzlicher Vernichtung! — Ich will es Euch lieber nur gleich ſelbſt erzählen wie es ſich begab, damit es nicht Ottmar thut und allerlei feine Anmerkungen beifügt. — Bei dem Thee, den wir, Ottmar und ich beſuchten, war die gewiſſe hübſche geiſtreiche Frau zugegen, von der ihr behauptet, ſie intereſſire mich manchmal mehr als gut und dienlich. — Es zog mich zu ihr hin und geſtehen will ichs, ich war um das erſte Wort verlegen ſo wie ſie boshaft genug mir mit freundlich fragendem Blick ſtumm in die Augen zu ſchauen. „Der Mondwechſel hat uns in der That recht angenehme Witterung gebracht“. So fuhr es mir heraus, da erwiederte die Dame ſehr mild: Sie ſchreiben wohl dieſes Jahr den Kalender?

Die Freunde lachten ſehr.

Dagegen, fuhr Ottmar fort, kenne ich einen andern jungen Mann und ihr kennt ihn alle, der, vorzüglich bei Frauen, niemals um das erſte Wort verlegen iſt. Ja es will mich bedünken daß, was die Unterhaltung mit Frauen betrifft, er ſich ganz im Stillen ein lebenskluges Syſtem gebaut hat, das ihn ſo leicht nicht im Stiche läßt. So pflegt er z. B. die Schönſte, die es kaum wagt etwas Zuckerbrodt in den Thee einzuſtippen, die höchſtens der Nachbarin ins Ohr flüſtert: es iſt recht heiß, meine Liebe, worauf dieſe eben ſo leiſe ins Ohr erwiedert: recht heiß, meine Gute!, deren Rede nicht hinausgehen will über ein ſüßes „Ja ja! und Nein, nein, künſtlich zu erſchrecken und dadurch ihr Inneres plötzlich zu revolutioniren, ſo daß ſie nicht mehr dieſelbe ſcheint. „Mein Gott, Sie ſehn ſo blaß! fährt er neulich auf ein hübſches kirchhofſtilles Fräulein los, die eben den Silberfaden einhäkelt zum künſtlichen Geſtrick eines Beutels. Das Fräulein läßt vor Schreck das Geſtrick auf den Schooß fallen, geſteht, daß ſie heute ein wenig gefiebert, Fieber — ja Fieber, darauf verſteht ſich eben mein Freund; er weiß geiſtreich und anziehend davon zu ſprechen, frägt ſorglich nach allen Erſcheinungen, rathet, warnt und ſiehe ein ganz anmuthiges munteres Geſpräch ſpinnt ſich fort. —

Ich danke dir, rief Theodor, daß du mein Talent gehörig beobachteſt und würdigſt. Die Freunde lachten aufs neue.

Es hat, nahm jezt Sylveſter das Wort, es hat mit der geſellſchaftlichen Unterhaltung wohl eine ganz eigne Bewandtniß. Die Franzoſen werfen uns vor, daß eine gewiſſe Schwerfälligkeit des Charakters uns niemals den Takt, den Ton, der dazu nöthig, treffen laſſe und ſie mögen einigermaßen darin Recht haben. Geſtehen muß ich indeſſen, daß mich die gerühmte Lebendigkeit der franzöſiſchen Zirkel betäubt und unmuthig macht und daß ich ihre Bonmots, ihre Calembours, die ſich machen laſſen auf den Kauf, auch nicht einmal für ſolchen geſellſchaftlichen Witz halten kann, aus dem wahres friſches Leben der Unterhaltung ſprüht. Ueberhaupt iſt mir der eigentlich ächt franzöſiſche Witz im höchſten Grade fatal.

Dieſe Meinung, ſprach Cyprian, kommt recht tief aus deinem ſtillen freundlichen Gemüth, mein herzensliebſter Sylveſter. Du haſt aber noch vergeſſen, daß außer den größtentheils höchſt nüchternen Bonmots der Geſellſchaftswitz der Franzoſen auf eine gegenſeitige Verhöhnung baſirt iſt, die wir mit dem Worte „Aufziehen, bezeichnen und die, leicht die Gränzen der Zartheit überſchreitend, unſerer Unterhaltung ſehr bald alles wahrhaft Erfreuliche rauben würde. Dafür haben die Franzoſen auch nicht den mindeſten Sinn für den Witz, deſſen Grundlage der ächte Humor iſt und es iſt kaum zu begreifen wie ihnen manchmal die Spitze irgend eines gar nicht etwa tiefen, ſondern oberflächlich drolligen Geſchichtleins entgeht.

Vergiß nicht, ſprach Ottmar, daß eben eine ſolche Spitze oft ganz unüberſetzbar iſt.

Oder, fuhr Vinzenz fort, ungeſchickt überſetzt wird. — Nun mir fällt dabei ein gar luſtiges Ding ein, das ſich vor wenigen Tagen zutrug und das ich Euch auftiſchen will, wenn ihr zu hören geneigt ſeid.

Erzähle, erzähle, theurer Anekdotiſt, ergötzlicher Fabulant! So riefen die Freunde.

Ein junger Menſch, erzählte Vinzenz, den die Natur mit einer tüchtigen kräftigen Baßſtimme begabt und der zum Theater gegangen, ſollte gleich das erſte Mal als Saraſtro auftreten. Im Begriff in den Wagen zu ſteigen, überfiel ihn aber eine ſolche fürchterliche Angſt, daß er zitterte und bebte, ja daß er als er herausgefahren werden ſollte, ganz in ſich zuſammenſank und alle Ermahnungen des Direktors doch ſich zu ermuthigen und wenigſtens aufrecht im Wagen zu ſtehen, blieben vergebens. Da begab es ſich daß das eine Rad des Wagens den weit überhängenden Mantel Saraſtros faßte und den Ehrwürdigen, je weiter es vorwärts ging, deſto mehr rücklings überzog, wogegen er ſich im Wagen feſtfußend ſträubte, ſo daß er in der Mitte des Theaters da ſtand mit vorwärts gedrängtem Untertheil und rückwärts gedrängtem Obertheil des Körpers. Und alle Welt war entzückt über den königlichen Anſtand des unerfahrnen Jünglings, und hoch erfreut ſchloß der Direktor mit ihm einen günſtigen Contrakt. Dies einfache Anekdötlein wurde neulich in einer Geſellſchaft erzählt, der eine Franzöſin beiwohnte, die keines deutſchen Wortes mächtig. Als nun beim Schluß alles lachte, ſo verlangte die Franzöſin zu wiſſen, worüber man lache; und unſer ehrliche D., der, ſpricht er franzöſiſch, mit dem ächteſten Accent, mit der treueſten Nachbildung von Ton und Gebehrde den Franzoſen herrlich ſpielt, dem aber jeden Augenblick Worte fehlen, übernahm es den Dolmetſcher zu machen. Als er nun auf das Rad kam, das den Mantel Saraſtros gefaßt und dieſen zur majeſtätiſchen Stellung genöthigt, ſprach er: le rat ſtatt la roue. Das Geſicht der Franzöſin verfinſterte ſich, die Augenbraunen zogen ſich zuſammen und in ihren Blicken las man das Entſetzen, das ihr die Erzählung verurſachte, wozu noch freilich beitrug, daß unſer gute D. alle Regiſter des tragikomiſchen Maskelſpiels auf ſeinem Geſicht angezogen hatte. Als wir beim Schluß alle noch ſtärker über das ſeltſame Mißverſtändniß, das zu heben ſich jeder wohl hütete, lachten, lispelte die Franzöſin: Ah! — les barbares! — Für Barbaren mußte die Gute uns wohl halten, wenn wir es ſo überaus belachenswerth fanden, daß ein abſcheuliches ratzenhaftes Unthier den armen Jüngling, in dem verhängnißvollſten Augenblick des beginnenden Theaterlebens ſeinen Mantel erfaſſend, halb zu Tode geängſtigt.

Wir wollen, ſprach, als die Freunde ſich ſatt gelacht, Vinzenz weiter, wir wollen aber nun die franzöſiſche Converſation mit all ihren Bonmots, Calembours und ſonſtigen Beſtandtheilen und Ingredienzien ruhen laſſen und geſtehen, daß es wohl hohe Luſt zu nennen, wenn unter geiſtreichen von ächtem Humor beſeelten Deutſchen das Geſpräch wie ein nie erlöſchendes Feuerwerk auſſtrahlt in tauſend kniſternden Leuchtkugeln, Schwärmern und Raketen.

Wohl zu merken, nahm Theodor das Wort, wohl zu merken iſt aber, daß eine ſolche Luſt nur dann ſtatt finden kann, wenn die Freunde nicht allein geiſtreich und humoriſtiſch ſind, ſondern auch das Talent haben, nicht allein zu ſprechen, ſondern auch zu hören. Dies Talent bildet das Haupt-Prinzip jeder Unterhaltung.

Ganz gewiß, fuhr Lothar fort, die Wortführer tödten jede Unterhaltung. Ganz auf niedriger Stufe ſtehen aber jene Witzbolde, die mit Anekdoten, allerlei ſchaalen Redensarten vollgeſtopft von Geſellſchaft zu Geſellſchaft laufen und den unberufenen Pagliaſſo machen. Ich kannte einen Mann, der als geiſtreich und witzig geltend und dabei ein gewaltiger Vielſprecher überall eingeladen wurde, mit dem Anſpruch, die Geſellſchaft zu beluſtigen, ſo daß, ſchon wenn er eintrat, jeder ihm ins Geſicht blickend, wartete, was für ein Witzwort er von ſich geben würde. Der Arme war genöthigt ſich abzuquälen, um nur, gleichviel auf welche Weiſe, ſeinen Beruf zu erfüllen und ſo konnte es nicht fehlen, daß er bald matt und ſtumpf wurde, und man ihn bei Seite warf wie ein verbrauchtes Möbel. Jetzt ſchleicht er trübe und unmuthig umher und kommt mir vor wie jener Stutzer in Rabeners Traum von abgeſchiedenen Seelen, der ſo ſehr er im Leben geglänzt, nun im Jenſeits traurig und werthlos daſteht, weil er die goldne mit Spaniol gefüllte Doſe, einen integrirenden Theil ſeines innern Selbſt, bei der ſchnellen unvermutheten Abfahrt ſtehen laſſen.

Es giebt, ſprach Ottmar, es giebt ferner gar wunderliche Leute, die, wenigſtens wenn ſie Gäſte bewirthen, das Wort führen nicht aus Arroganz, ſondern in ſeltſam falſcher Gutmüthigkeit von der Angſt getrieben, daß man ſich nicht unterhalten werde; die beſtändig fragen, ob man auch vergnügt ſey u. ſ. und die eben deshalb jede Heiterkeit, jede Luſt im Aufkeimen tödten.

Dieſe Methode, ſagte Theodor, dieſe Methode zu langweilen, iſt die ſicherſte und ich habe ſie einmal von meinem alten humoriſtiſchen Onkel, den ihr, glaub ich aus meinen Geſprächen ſchon kennt, mit dem glänzendſten Erfolg anwenden geſehn. — Es hatte ſich nehmlich ein alter Schulfreund eingefunden, der, ganz unausſtehlich in allem was er ſprach, in ſeinem ganzen Benehmen, den Onkel jeden Morgen beſuchte, ihn in ſeinen Geſchäften ſtörte, auf das ärgſte langweilte, und dann ungebeten ſich mit zu Tiſche ſetzte. Der Onkel war mürriſch, verdrießlich, in ſich gekehrt, gab dem Ueberläſtigen nur zu deutlich zu verſtehen, daß ſeine Beſuche ihm eben nicht erfreulich wären, aber alles wollte nichts helfen. Ich meinte endlich, als der Alte einmal nach ſeiner Art kräftig genug auf den Schulfreund ſchimpfte, er ſolle dem Unverſchämten geradehin die Thüre weiſen. „Das geht nicht, Vetterchen, erwiederte der Alte, freundlich ſchmunzelnd, er iſt einmal mein Schulfreund, aber es giebt noch ein anderes Mittel ihn los zu werden, das will ich anwenden, das wird helfen!“ Nicht wenig verwundert war ich, als am andern Morgen mein Alter den Schulfreund mit offnen Armen empfing, als er alles bei Seite warf und nun unabläſſig auf ihn hineinſprach, wie es ihn freue den treuen Bruder zu ſehen und ſich der alten Zeit zu erinnern. Alle Geſchichten aus der Jugendzeit, die der Schulfreund bis zum höchſten Ueberdruß ewig und ewig zu wiederholen pflegte, gingen nun über des Onkels Lippen wie ein unaufhaltſamer Strom, ſo daß der Schulfreund alles Mühens unerachtet zu keiner Sylbe kommen konnte: Und dazwiſchen fragte der Onkel beſtändig: Aber du biſt heute nicht vergnügt? — Du biſt ſo einſylbig? — Sey doch heiter, laß uns heute recht ſchwelgen in Rückerinnerungen!“ Aber ſo wie der Schulfreund nur den Mund öffnen wollte, ſchnitt ihm der Onkel das Wort ab mit einer neuen endloſen Geſchichte. Endlich wurde ihm das Ding zu arg, er wollte fort, da lud ihn aber der Onkel ſo dringend zu Tiſche daß er, nicht fähig der Verlockung guter Schüſſeln und noch beſſern Weins zu widerſtehen, wirklich blieb. Kaum hatte der Schulfreund aber ein Paar Löffel Suppe genoſſen, als der Onkel ganz ergrimmt rief: Was zum Teufel iſt das für eine verdammte Waſſerſuppe? — Iß nicht Bruder, ich bitte dich, iß nicht, es kommt was beſſeres — Johann, die Teller weg! — Und wie ein Blitz war dem Schulfreund der Teller vor der Naſe weg verſchwunden! — So ging es aber bei allen Gerichten, die mit unter lecker genug waren, um den Appetit auf das ſtärkſte zu reizen, bis das beſſere was noch kommen ſollte, in Cheſterkäſe beſtand, gegen den ſo wie gegen Käſe überhaupt der Schulfreund einen Abſcheu hegte. Vor lauter anſcheinender Sorge den Schulfreund recht üppig zu bewirthen, hatte dieſer nicht zwei Biſſen verſchlucken dürfen, und eben ſo war es mit dem Wein. Kaum hatte der Schulfreund das erſte Glas an die Lippen gebracht, als der Onkel rief: Bruder, du ziehſt ein ſaures Geſicht? — Du haſt Recht, der Wein taugt nichts — Johann eine höhere Sorte! —

Und eine Sorte nach der andern kam — franzöſiſche Weine — Rheinweine und immer hieß es: Bruder, der Wein ſchmeckt dir nicht ꝛc., bis bei dem Cheſterkäſe der Schulfreund ungeduldig aufſprang. Da ſprach der Onkel im gutmüthigſten Ton: Bruder, du biſt heute gar nicht vergnügt, gar nicht wie ſonſt? — Nun! — weil wir einmal ſo fröhlich bei einander ſind, ſo laß uns eine Flaſche alten Sorgenbrechers ausſtechen! — Der Schulfreund plumpte in den Seſſel nieder. Der hundertjährige Rheinwein perlte herrlich und klar in den beiden Gläſern, die der Onkel einſchenkte. „Teufel! ſprach der Onkel aber, nun ein Glas gegen das Licht haltend, Teufel! der Wein iſt mir trübe geworden, nein Bruder, den kann ich dir nicht vorſetzen, und ſchlürfte mit ſichtlichem Wohlgefallen beide Gläſer hinunter. – Der Schulfreund fuhr in die Höhe, plumpte aber aufs neue in den Seſſel nieder, als der Onkel rief: Johann! Tokaier! — Der Tokaier kam, der Onkel ſchenkte ein und reichte dem Schulfreunde das Glas hin, indem er ſprach:

Nun alter Junge, wirſt du wohl endlich einmal vergnügt werden, wenn du den Nektar eingeſchlürft! — Kaum ſetzte aber der Schulfreund das Glas an die Lippen, als der Onkel ſchrie: Donner! — da iſt eine große Kreuzſpinne in der Flaſche geweſen! — Da ſchleuderte der Schulfreund in voller Wuth das Glas gegen die Wand, das es in tauſend Scherben zerſplitterte, rannte wie beſeſſen von dannen und kam niemals wieder. — —

Die Ironie deines alten Onkels in Ehren, ſprach Sylveſter, aber mich will bedünken, daß doch etwas konſequente Bosheit dazu gehört, ſich einen Ueberläſtigen auf dieſe Art vom Halſe zu ſchaffen. Ich hätte dem langweiligen Schulfreunde lieber gerade hin die Thüre gewieſen, wiewohl ich zugeſtehen will, daß es gerade in deines Onkels humoriſtiſchem Charakter lag, ſtatt des vielleicht ärgerlichen Auftritts, den es gegeben, ſich eine ſkurile Theaterſzene zu bereiten. Denn dafür erkläre ich den ominöſen Mittag, wie du ihn geſchildert. Lebhaft kann ich mir den alten Paraſit denken, wie er die Qualen des Tantalus duldet, wie der Onkel immer neue Hoffnungen zu erregen und in demſelben Augenblick zu vernichten weiß, wie endlich ihn die Verzweiflung ergreift —

Du kannſt, erwiederte Theodor, im nächſten Luſtſpiel Gebrauch machen von dieſer artigen Szene.

Die, fuhr Vinzenz fort, mich übrigens lebhaft an jenes herrliche Mahl in Katzenbergers Badereiſe und an den armen Gevatter Einnehmer erinnert, der an den Biſſen, die über die Trompeten-Muskel glitten, beinahe erſticken mußte. Wiewohl dieſe Szene unſerm Sylveſter für ein neues Luſtſpiel eben nicht dienlich ſeyn dürfte.

Den vortrefflichen Katzenberger, den nur ſeiner robuſten Cynik halber die Frauen nicht mögen, ſprach Theodor, habe ich übrigens perſönlich gekannt. Er war ein Intimus meines alten Onkels und ich kann künftig manches ergötzliche von ihm beibringen. — Cyprian hatte in tiefen Gedanken geſeſſen und ſchien kaum gehört zu haben, was Theodor und die übrigen geſprochen — Theodor munterte die Freunde auf, von dem warmen Punſch zu genießen, den er bereitet, weil dies Getränk das beſte Gegengift gegen den böſen Einfluß der Witterung ſey.

„Allerdings, ſprach nun Cyprian, wie plötzlich aus dem Traum erwachend, allerdings iſt auch dieſes der Keim des Wahnſinns, wo nicht ſchon Wahnſinn ſelbſt.“ — Die Freunde ſchauten ſich bedenklich an.

Ha, fuhr Cyprian fort, indem er von ſeinem Sitz aufſtand und lächelnd rund umher blickte, ha ich merke, daß ich den Schlußſatz laut werden ließ von dem, was ich ſtill im Innern dachte. — Nachdem ich dieſes Glas Punſch geleert und Theodors geheimnißvolle Kunſt dies Getränk nach ſeinen myſtiſchen Verhältniſſen der Stärke, Süße und Säure zu bereiten gehörig gelobt, will ich nur beibringen, daß einiger Wahnſinn, einige Narrheit ſo tief in der menſchlichen Natur bedingt iſt, daß man dieſe gar nicht beſſer erkennen kann als durch ſorgfältiges Studium der Wahnſinnigen und Narren, die wir gar nicht in den Tollhäuſern aufſuchen dürfen, ſondern die uns täglich in den Weg laufen, ja am beſten durch das Studium unſeres eigenen Ichs, indem jener Niederſchlag aus dem chemiſchen Prozeß des Lebens genugſam vorhanden.

Sage, rief Lothar verdrießlich, ſage, wie kamſt du ſchon wieder auf Wahnſinn und Wahnſinnige?

Erzürne, erwiederte Cyprian, erzürne dich nicht, lieber Lothar. Wir ſprachen über das Talent des geſellſchaftlichen Geſprächs und da dachte ich an zwei ſich einander entgegengeſetzte Charaktere, die ſo häufig jede geſellſchaftliche Unterhaltung tödten. — Es giebt nehmlich Perſonen, die von der Idee, von der Vorſtellung, die ſie etfaßt, ſich durchaus nicht wieder trennen können, die ſtundenlang, ohne Rückſicht wie ſich das Geſpräch gewandt hat, immer daſſelbe und wieder daſſelbe wiederholen. Alles Mühen ſie mit dem Strom des Geſprächs fortzureißen, bleibt umſonſt, glaubt man endlich ihre Theilnahme an dem, was der fortſchreitende Austauſch der Ideen ſchafft, gewonnen zu haben, ſo kommen ſie plötzlich, ehe man ſichs verſieht, um an den Bürgermeiſter in jenem Luſtſpiel zu erinnern, auf beſagten Hammel zurück, und verdämmen ſo jenen ſchönen rauſchenden Strom. Ihnen entgegengeſetzt ſind ſolche, die in der nächſten Sekunde vergeſſen, was ſie in der vorigen geſprochen, welche fragen und ohne die Antwort abzuwarten, das davon heterogenſte vorbringen, denen bei jedem Anlaß alles, mithin eigentlich nichts einfällt, das in die Form des Geſprächs taugt, die in wenigen Worten einen bunten Plunderkram von Ideen zuſammenwerfen, aus dem ſich nichts, das nur einigermaßen deutlich, herausfinden läßt. Auch dieſe tödten jede gemüthliche Unterhaltung und bringen zur Verzweiflung, wenn jene die ärgſte Langeweile, ja wahrhaften Ueberdruß erregen. Aber ſagt, liegt in ſolchen Leuten nicht der Keim dort des fixen Wahns, hier der Narrheit, deren Charakter eben das iſt, was die pſychologiſchen Aerzte Ideenflucht nennen?

Wohl, nahm Theodor das Wort, wohl

möcht' ich noch manches ſagen von der in der That geheimnißvollen Kunſt in Geſellſchaft gut zu erzählen, die von Ort, Zeit, individuellen Verhältniſſen abhängig, ſich ſchwer in feſte Prinzipe einfugen laſſen würde, mich dünkt aber es möchte uns zu weit führen, und ſo der eigentlichen Tendenz des würdigen Serapionsklubbs entgegen ſeyn.

Ganz gewiß, ſprach Lothar, wir wollen uns dabei beruhigen, daß wir weder von dem Wahnſinn noch von der Narrheit, deren unſer Freund Cyprianus erwähnt hat, behaftet, daß wir vielmehr unter einander höchſt vortreffliche Geſellſchafter ſind, die nicht allein zu ſprechen, ſondern auch zu hören verſtehen. Ja noch mehr! — Jeder von uns hört ſogar ordentlich zu, wenn der andere vorlieſet, und das will viel heißen. Freund Ottmar ſagte mir vor einigen Tagen, daß er eine Novelle aufgeſchrieben, in welcher der berühmte dichteriſche Maler Salvator Roſa die Hauptrolle ſpiele. Mag er uns dieſe Novelle jetzt vorleſen.

Nicht ohne Furcht, ſprach Ottmar, indem er ein Manuſkript aus der Taſche zog, nicht ohne Furcht bin ich, daß ihr meine Novelle nicht ſerapiontiſch finden werdet. Ich hatte im Sinn, jene gemächliche aber anmuthige Breite nachzuahmen, die in den Novellen der alten Italiäner, vorzüglich des Boccaccio, herrſcht und über dieſes Mühen bin ich, wie ich nur lieber gleich ſelbſt geſtehen will, weitſchweifig geworden. Auch werdet ihr mir mit Recht vorwerfen, daß ich den eigentlichen Novellenton nur hin und wieder, vielleicht gar nur in den Ueberſchriften der Kapitel getroffen. Bei dieſen freien Selbſtgeſtändniſſen eines edlen Gemüths werdet ihr gewiß nicht zu ſtrenge mit mir verfahren, ſondern Euch an das halten, was Euch doch etwa ergötzlich und lebendig vorkommen möchte.

Was für Vorreden, rief Lothar, was für eine unnütze Captatio benevolentiae! Lies nur deine Novelle, mein guter Freund Ottmar, und gelingt es dir uns recht lebendig anzuregen, daß wir deinen Salvator Roſa recht wahrhaft vor uns erſchauen, ſo wollen wir dich als einen würdigen Serapionsbruder anerkennen, und das übrige mürriſchen, tadelſüchtigen Kunſtrichtern überlaſſen. Nicht wahr, meine vortrefflichen Serapionsbrüder?

Die Freunde ſtimmten Lothar bei und Ottmar begann:

Signor Formica.

Eine Novelle.

Der berühmte Maler Salvator Roſa kommt nach Rom und wird von einer gefährlichen Krankheit befallen. Was ihm in dieſer Krankheit begegnet.

Berühmten Leuten wird gemeiniglich viel Böſes nachgeſagt, gleichviel ob aus wahrhaftigem Grunde, oder nicht. — So erging es auch dem wackern Maler Salvator Roſa, deſſen lebendige Bilder Du, geliebter Leſer, gewiß nie ohne gar beſondere, herzinnigliche Luſt angeſchaut haben wirſt.

Als Salvators Ruf, Neapel, Rom, Toskana, ja ganz Italien durchdrang, als die

Maler, wollten ſie gefallen, ſeinen abſonderlichen Styl nachzuahmen ſtreben mußten, gerade zu der Zeit trugen ſich hämiſche Neider mit allerlei böſen Gerüchten, die in die herrliche Glorie ſeines Künſtlerruhms häßliche Schattenflecke werfen ſollten. Sie behaupteten, Salvator habe in einer früheren Zeit ſeines Lebens ſich zu einer Räuberbande geſchlagen, und dieſem ruchloſen Verkehr all' die wilden, trotzigen, abenteuerlich gekleideten Geſtalten zu verdanken, die er auf ſeinen Gemälden angebracht, ſo wie er auch die düſtern, grauenvollen Einöden, dieſe selve selvagge, um mit Dante zu reden, wo er ſich verbergen müſſen, getreulich in ſeiner Landſchafterei nachgebildet. Am ſchlimmſten war es, daß man ihm auf den Kopf zuſagte, er ſey in die heilloſe, blutige Verſchwörung verwickelt geweſen, die der berüchtigte Mas'Aniello in Neapel anzettelte. Man erzählte, wie das zugegangen, mit den kleinſten Umſtänden.

Aniello Falcone, der Bataillenmaler (ſo hieß es) einer der beſten Lehrmeiſter Salvators, entbrannte in Wuth und blutdürſtige Rache, als die ſpaniſchen Soldaten in einem Handgemenge einen ſeiner Verwandten getödtet hatten. Zur Stelle rottete er einen Haufen junger verwegener Leute, mehrentheils Maler, zuſammen, gab ihnen Waffen und nannte ſie die Compagnie des Todes. In der That verbreitete dieſer Haufe alle Schauer, alles Entſetzen, das ſchon ſein fürchterlicher Name verkündete. Truppweiſe durchſtreiften den ganzen Tag die Jünglinge Neapel, und ſtießen ohne Gnade jeden Spanier nieder, den ſie antrafen. Noch mehr! — Sie drangen ein in die geheiligten Freiſtätten, und mordeten auch da ſchonungslos den unglücklichen Gegner, der von der Todesangſt getrieben, ſich dorthin geflüchtet. Nachts begaben ſie ſich zu ihrem Haupt, dem blutgierigen, wahnſinnigen Mas Aniello, den ſie bei dem Schein angezündeter Fackeln abmalten, ſo daß in kurzer Zeit Hunderte dieſer Abbildungen in Neapel und der Gegend umher ausgeſtreut wurden.

Bei dieſem mörderiſchen Haufen ſoll nun

Salvator Roſa geweſen ſeyn und Tages tüchtig gemetzelt, Nachts aber eben ſo tüchtig gemalt haben. Wahr iſt es, was ein berühmter Kunſtrichter, ich glaube Taillasſon, von unſerm Meiſter ſagt. Seine Werke tragen den Charakter eines wilden Stolzes, einer bizarren Energie der Gedanken und ihrer Ausführung. Nicht in der lieblichen Anmuth grüner Wieſen, blühender Felder, duftender Haine, murmelnder Quellen, nein, in den Schauern gigantiſch aufgethürmter Felſen, oder Meeresſtrände, wilder unwirthbarer Forſten thut ſich ihm die Natur auf, und nicht das Flüſtern des Abendwindes, das rauſchende Säuſeln der Blätter, nein, das Brauſen des Orkans, der Donner der Katarakte iſt die Stimme, die er vernimmt. Betrachtet man ſeine Einöden, und die Männer von fremdem, wilden Anſehn, die bald einzeln, bald truppweiſe umherſchleichen, ſo kommen von ſelbſt die unheimlichen Gedanken. Hier geſchah ein gräßlicher Mord, dorten wurde der blutende Leichnam in den Abgrund geſchleudert u. ſ. w.

Mag das alles nun ſeyn, mag Taillaſſon ſogar Recht haben, wenn er behauptet, Salvators Platon, ja ſelbſt ſein heiliger Johannes, der in der Wüſte die Geburt des Heilands verkündet, ſähe ein klein wenig aus wie ein Straßenräuber; mag das alles nun ſeyn, ſage ich, unrecht bliebe es doch, von den Werken auf den Meiſter ſelbſt zu ſchließen, und zu wähnen, er, der das Wilde, Entſetzliche in vollem Leben dargeſtellt, müſſe auch ſelbſt ein wilder entſetzlicher Menſch geweſen ſeyn. Wer viel von dem Schwerdte ſpricht, führt es oft am ſchlechteſten; wer tief in der Seele alle Schreckniſſe blutiger Grauel fühlt, daß er ſie, Palette, Pinſel oder Feder in der Hand, in das Leben zu rufen vermag, iſt ſie zu üben am wenigſten fähig! — Genug! — ich glaube von allen böſen Gerüchten, die den wackern Salvator einen ruchloſen Räuber und Mörder ſchelten, durchaus nicht ein Wörtlein, und wünſche, daß Du, geliebter Leſer, gleichen Sinnes mit mir ſeyn mögeſt. Außerdem würde ich befürchten müſſen, daß Du vielleicht gegen alles, was ich von dem Meiſter Dir zu erzählen, eben im Begriff ſtehe, einige Zweifel hegen könnteſt, da Dir mein Salvator, wie ich gedenke, als ein Mann erſcheinen ſoll, in Feuer und Leben glühend und ſprühend, aber dabei mit dem treuſten, herrlichſten Gemüth begabt, das oft ſelbſt die bittre Ironie zu beherrſchen weiß, die ſich, wie bei allen Menſchen tiefen Geiſtes, aus der klarſten Anſchauung des Lebens geſtaltet. Uebrigens iſt es ja wohl bekannt, daß Salvator ein eben ſo guter Dichter und Tonkünſtler, als Maler war. Sein innerer Genius that ſich kund in herrlicher Strahlenbrechung. — Noch einmal, ich glaube nicht daran, daß Salvaort Theil gehabt an Mas'Aniellos blutigen Gräueln, ich denke vielmehr, daß die Schrekken der entſetzlichen Zeit ihn fortrieben von Neapel nach Rom, wo er, ein armer bedürftiger Flüchtling gerade zu der Zeit ankam, als Mas'Aniello gefallen.

Eben nicht ſonderlich gekleidet, ein ſchmales Beutelchen mit ein Paar blaſſen Zechinen in der Taſche, ſchlich er durch das Thor, als die Nacht ſchon eingebrochen. Er gerieth, ſelbſt wußte er nicht wie, auf den Platz Navona. Dort hatte er ſonſt zu guter Zeit in einem ſchönen Hauſe, dicht neben dem Pallaſt Pamfili gewohnt. Unmuthig ſchaute er hinauf nach den großen Spiegelfenſtern, die im Glanz der Mondesſtralen funkelten und blitzten: „Hm! rief er mürriſch, das wird bunte Leinwand koſten, ehe ich dort oben wieder meine Werkſtatt aufſchlage!“ — Aber da fühlte er ſich auf einmal wie an allen Gliedern gelähmt, und dabei kraft- und muthlos, wie noch niemals in ſeinem Leben. „Werd' ich wohl, murmelte er zwiſchen den Zähnen, indem er ſich niederließ auf die ſteinernen Stufen vor der Thüre des Hauſes; werde ich denn aber wohl bunte Leinwand genug fördern können, wie ſie die Narren wollen? — Hm! — mich wille bedünken, es wär' damit am Ende! — “

Ein kalter ſchneidender Nachtwind durchſtrich die Straßen. Salvator fühlte die Nothwendigkeit, ein Obdach zu finden. Er ſtand mühſam auf, wankte fort, kam nach dem

Corſo, bog ein in die Straße Bergognona. Da ſtand er ſtill vor einem kleinen, nur zwei Fenſter breiten Hauſe, das eine arme Wittwe mit ihren beiden Töchtern bewohnte. Die hatte ihn aufgenommen für geringes Geld, als er zum erſten Mal nach Rom kam, von Niemanden gekannt und geachtet, und bei dieſer Wittwe gedachte er wohl wieder ein Unterkommen zu finden, wie es nun gerade ſeiner ſchlimmen Lage angemeſſen.

Er klopfte getroſt an die Thür, und rief mehrmals ſeinen Namen hinein. Endlich hörte er, wie die Alte ſich mühſam aus dem Schlafe ermunterte. Sie pantoffelte hinan ans Fenſter und ſchalt heftig, welcher Schelm ſie mitten in der Nacht turbire, ihr Haus ſey keine Schenke u. ſ. w. Da koſtete es viel Hin- und Herreden, bis ſie ihren alten Hausgenoſſen an der Stimme wieder erkannte; und als nun Salvator klagte, wie er von Neapel fortgeflüchtet, und in Rom kein Obdach finden könne, da rief die Alte: Ach um Chriſtus und Aller Heiligen willen! — Seyd Ihr es Signor Salvator? — Nun! Euer

Stübchen oben nach dem Hofe heraus ſteht noch leer und der alte Feigenbaum hat nun ganz und gar ſeine Zweige und Blätter in die Fenſter hineingehängt, ſo daß Ihr ſitzen und arbeiten könnt wie in einer ſchönen kühlen Laube! — Ei, was werden ſich meine Töchter freuen, daß Ihr wieder da ſeyd Signor Salvator. — Aber wißt Ihr wohl, daß die Margerita recht groß und ſchön geworden iſt? — Die werdet Ihr nicht mehr auf dem Knie ſchaukeln! — Euer Kätzchen, denkt Euch, iſt vor drei Monaten an einer Fiſchgräte erſtickt. Nun das Grab iſt unſer aller Erbtheil. Aber wißt Ihr wohl, daß die dicke Nachbarin, über die Ihr ſo oft gelacht, die Ihr ſo oft gar poſſierlich abgezeichnet; wißt Ihr wohl, daß ſie doch noch den jungen Menſchen, den Signor Luigi, heirathet? Nun! nozze e magistrati sono da Dio destinati! — Ehen werden im Himmel geſchloſſen, ſage ich. —

„Aber, unterbrach Salvator die Alte, aber Signora Caterina, ich bitte Euch um Aller Heiligen willen, laßt mich doch nur erſt

hin-

hinein, und erzählt mir dann von Euerm Feigenbaum, von Euern Töchtern, vom Kätzchen und der dicken Nachbarin! — Ich vergehe vor Müdigkeit und Froſt. —

Nun ſeht mir die Ungeduld, rief die Alte. Chi va piano, va sano, chi va presto, more lesto — Eile mit Weile, ſage ich! Doch Ihr ſeyd müde, Ihr friert; alſo raſch die Schlüſſel, raſch die Schlüſſel! —

Aber nun mußte die Alte erſt die Töchter wecken, dann langſam, langſam Feuer anſchlagen! — Endlich öffnete ſie dem armen Salvator die Thür; doch kaum war der in die Hausflur getreten, als er von Ermattung und Krankheit überwältigt, wie todt zu Boden niederſtürzte. Zum Glück war der Sohn der Wittwe, der ſonſt in Tivoli wohnte, gerade bei ihr eingekehrt. Der wurde nun auch aus dem Bette geholt, das er gar gern dem kranken Hausfreund einräumte.

Die Alte liebte den Salvator gar ſehr, ſetzte ihn, was ſeine Kunſt betraf, über alle Maler in der Welt und hatte überhaupt an Allem, was er begann, die herzlichſte Freude.

Ganz außer ſich war ſie daher über ſeinen bejammernswerthen Zuſtand; und wollte gleich fortrennen nach dem nahe gelegenen Kloſter und ihren Beichtvater holen, daß er komme und mit geweihten Kerzen, oder irgend einem tüchtigen Amulet die feindliche Macht bekämpfe. Der Sohn meinte dagegen, es ſey beinahe beſſer, ſich gleich nach einem tüchtigen Arzt umzuſehen, und ſprang auf der Stelle fort nach dem ſpaniſchen Platz, wo, wie er wußte, der berühmte Doctor Splendiano Accoramboni wohnte. So wie der hörte, daß der Maler Salvator Roſa in der Straße Borgognona krank danieder läge, war er ſogleich bereit, ſich bald bei dem Patienten einzufinden.

Salvator lag beſinnungslos im ſtärkſten Fieber. Die Alte hatte ein Paar Heiligenbilder über dem Bette aufgehängt und betete eifrig. Die Töchter, in Thränen ſchwimmend, mühten ſich, dem Kranken dann und wann einige Tropfen von der kühlenden Limonade einzuflößen, die ſie bereitet, während der Sohn, der am Kopfende Platz genommen, ihm den kalten Schweiß von der Stirne trocknete. So war der Morgen herangekommen, als die Thür mit vielem Geräuſch aufging, und der berühmte Doctor Signor Splendiano Accoramboni eintrat.

Wäre nur Salvator nicht ſo auf den Tod krank, und darüber ſo gar großes Herzeleid geweſen, die beiden Dirnen, mein' ich, hätten, muthwillig und luſtig, wie ſie ſonſt waren, laut aufgelacht über des Doctors verwunderliches Anſehn, ſtatt daß ſie ſich jetzt ganz erſchrocken, ſcheu in die Ecke zurückzogen. Es iſt der Mühe werth zu ſagen, wie das Männlein ausſah, das in der Morgendämmerung bei der Frau Caterina in der Straße Bergognona erſchien. Aller Anlagen zum vortrefflichſten Wachsthum unerachtet, hatte es der Herr Doctor Splendiano Accoramboni doch nicht ganz bis zu der anſehnlichen Größe von vier Schuh bringen können. Dabei war er aber in ſeinen jungen Jahren von dem zierlichſten Gliederbau, und ehe der von Haus aus etwas unförmliche Kopf durch die dicken Backen und das ſtattliche Doppelkinn zu viel Anwuchs gewonnen, ehe die Naſe durch überreichliche Spaniol-Atzung ſich zu ſehr in die Breite gemäſtet, ehe das Bäuchlein ſich durch Maccaroni-Futter zu ſehr in die Spitze hinausgetrieben, ſtand ihm die Abbaten-Kleidung, die er damals trug, allerliebſt. Er war mit Recht ein niedliches Männlein zu nennen, und die römiſchen Damen hießen ihn deshalb auch in der That ihren *caro puppazetto*, ihren lieben Püppling. —

Jetzt war das nun freilich vorüber, und ein deutſcher Maler meinte, als er den Herrn Doctor Splendiano über den ſpaniſchen Platz wandeln ſah, nicht ganz mit Unrecht, der Mann ſähe aus, als ſey ein baumſtarker, ſechs Fuß hoher Kerl unter ſeinem eignen Kopf davon gelaufen, und der ſey auf den Körper eines kleinen Marionetten-Pulcinells gefallen, der ihn nun wie ſeinen eignen herumtragen müſſe. — Dieſe kleine abſonderliche Figur hatte ſich in eine unbillige Menge großgeblümten venetianiſchen Damaſtes, die zu einem Schlafrock verſchnitten, geſteckt, dicht unter der Bruſt einen breiten ledernen Gurt umgeſchnallt, an dem ein drei Ellen langer Stoßdegen hing, und auf der ſchneeweißen Perücke eine hohe ſpitze Mütze, die dem Obeliſk auf dem Petersplatz nicht unähnlich, aufgerichtet. Da beſagte Perücke, einem wirren, zerzauſten Gewebe gleich, dick und breit über den ganzen Rücken herabbauſchte, ſo konnte ſie füglich für den Cocon gelten, aus dem der ſchöne Seidenwurm hervorgekrochen.

Der würdige Splendiano Accoramboni glotzte durch ſeine großen funkelnden Brillengläſer erſt den kranken Salvator, dann die Frau Caterina an, und rief dieſe bei Seite. „Da liegt, ſchnarrte er halbleiſe, da liegt nun der tüchtige Maler Salvator Roſa todtkrank bei Euch, Frau Caterina, und er iſt verloren, wenn ihn nicht meine Kunſt rettet!“ — Sagt mir doch, ſeit wann iſt er bei Euch eingekehrt? — Hat er viel ſchöne große Bilder mitgebracht? —

Ach, lieber Herr Doctor, erwiederte Frau Caterina, erſt in dieſer Nacht kehrte mein armer Sohn bei mir ein, und was die Bilder betrifft, ſo weiß ich noch nichts davon; aber unten ſteht eine große Kiſte, die bat mich Salvator, ehe er ſo beſinnungslos wurde, wie Ihr ihn jetzt ſeht, wohl und ſorgfältig zu bewahren. Es iſt wohl ein gar ſchönes Gemälde darein gepackt, das er in Neapel gemalt.

Das war nun eine Lüge, die Frau Caterina vorbrachte; aber wir werden ſchon erfahren, welchen guten Grund ſie dazu hatte, dem Herrn Doctor dergleichen aufzubinden.

So ſo, ſprach der Doctor, ſtrich ſich ſchmunzelnd den Bart, näherte ſich ſo gravitätiſch, als es der lange Stoßdegen, mit dem er überall an Stühlen und Tiſchen hängen blieb, nur zulaſſen wollte, dem Kranken, faßte ſeine Hand, befühlte ſeinen Puls, indem er dabei ächzte und ſchnaufte, welches in der andächtigen Todesſtille, in die alle verſunken, wunderlich genug klang. Dann nannte er einhundert und zwanzig Krankheiten auf lateiniſch und griechiſch, die Salvator nicht habe, dann beinahe eben ſo viel, von denen er hätte befallen werden können, und ſchloß damit, daß er die Krankheit Salvators zwar vor der Hand nicht zu nennen wiſſe, binnen einiger Zeit aber ſchon einen paſſenden Namen dafür, und mit dieſem auch die gehörigen Mittel dagegen finden werde. — Dann ging er eben ſo gravitätiſch ab, wie er gekommen, und ließ Alle in Angſt und Beſorgniß zurück.

Unten verlangte der Doctor Salvators Kiſte zu ſehen. Frau Caterina zeigte ihm wirklich eine, in der ein Paar abgelegte Mäntel ihres ſeligen Eheherrn, nebſt einigem zerriſſenen Schuhwerk wohl eingepackt lagen. Der Doctor klopfte lächelnd auf der Kiſte hin und her und ſprach zufrieden: Wir werden ſehen, wir werden ſehen! — Nach einigen Stunden kehrte der Doctor zurück mit einem ſehr ſchönen Namen für Salvators Krankheit und einigen großen Flaſchen eines übelriechenden Tranks, den er dem Kranken unaufhörlich einzuflößen befahl. Das koſtete Mühe, denn der Kranke gab ſeinen größten Widerwillen, ja ſeinen höchſten Abſcheu gegen die Arzenei zu erkennen, die aus dem Acheron ſelbſt geſchöpft ſchien. Sey es aber, daß Salvators Krankheit nun, da ſie einen Namen erhalten, und alſo wirklich was vorſtellte, ſich erſt recht herriſch bewies, oder daß Splendiano's Trank zu kräftig in den Eingeweiden tobte, genug, mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde wurde der arme Salvator ſchwächer und ſchwächer, ſo, daß unerachtet der Doctor Splendiano Accoramboni verſicherte, wie nach dem gänzlichen Stillſtehen des Lebensprozeſſes er der Maſchine, gleich dem Perpendikel einer Uhr, einen Stoß zu neuer Schwangkraft geben werde, alle an Salvators Aufkommen zweifelten, und meinten, der Herr Doctor möge vielleicht dem Perpendikel ſchon einen ſolchen unziemlichen Stoß gegeben haben, daß er gänzlich erlahmt ſey.

Eines Tages begab es ſich, daß Salvator, der kaum ein Glied zu rühren fähig ſchien, plötzlich in brennende Fieberglut gerieth, erkräftigt aus dem Bette ſprang, die vollen Arzneiflaſchen ergriff, und ſie wüthend durch das Fenſter ſchleuderte. Der Doctor

Splendiano Accoramboni wollte gerade ins Haus treten, und ſo geſchah es, daß ein Paar Flaſchen ihn treffend auf ſeinem Kopfe zerklirrten, und der braune Trank ſich in reichen Strömen über Geſicht, Perücke und Halskrauſe ergoß. Der Doctor ſprang ſchnell ins Haus und ſchrie wie beſeſſen: Signor Salvator iſt toll geworden, in Raſerei gefallen, keine Kunſt kann ihn retten, er iſt todt in zehn Minuten. Her mit dem Bilde Frau Caterina, her mit dem Bilde, das iſt mein, der geringe Lohn meiner Mühe! — Her mit dem Bilde, ſag' ich! —

Als nun aber Frau Caterina die Kiſte öffnete, und der Doctor Splendiano die alten Mäntel und das zerriſſene Schuhwerk zu Geſichte bekam, rollten ſeine Augen wie ein Paar Feuerräder im Kopfe; er knirſchte mit den Zähnen, ſtampfte mit den Füßen, übergab den armen Salvator, die Wittwe, das ganze Haus, allen Teufeln der Hölle, und ſtürzte pfeilſchnell, wie aus der Mündung einer Kanone geſchoſſen, fort zum Hauſe hinaus. —

Salvator fiel, da der wüthende Paroxismus des heftigſten Fiebers vorüber, aufs neue in einen todtähnlichen Zuſtand. Frau Caterina glaubte nicht anders, als Salvators Ende ſey nun wirklich herangekommen; rannte daher ſchnell nach dem Kloſter und holte den Pater Bonifacio, daß er dem Sterbenden das Sacrament reiche. Als Pater Bonifaz den Kranken erblickte, meinte er, die gar beſondern Züge, die der Tod auf des Menſchen Antlitz zeichne, wenn er ihn erfaſſen wolle, kenne er gar gut; bei dem ohnmächtigen Salvator ſey zur Zeit nichts davon zu ſpüren, und Hülfe noch möglich, die er ihm gleich verſchaffen wolle, nur dürfe der Herr Doctor Splendiano Accoramboni mit ſeinen griechiſchen Namen und hölliſchen Flaſchen nicht mehr über die Schwelle. Der gute Pater machte ſich ſogleich auf den Weg und wir werden erfahren, daß er, was die verſprochene Hülfe betraf, Wort hielt. —

Salvator erwachte aus ſeiner Ohnmacht, und da dünkte es ihm, er läge in einer ſchönen duftigen Laube, denn über ihm rankten ſich grüne Zweige und Blätter. Er fühlte, wie eine wohlthätige Lebenswärme ihn durchſtrömte, nur war es ihm, als ſey ſein linker Arm gefeſſelt — Wo bin ich, rief er mit matter Stimme; — da ſtürzte ein junger Menſch von hübſchem Anſehn, der an ſeinem Bette geſtanden, und den er jetzt erſt gewahrte, nieder auf die Knie, ergriff ſeine rechte Hand, küßte ſie, benetzte ſie mit heißen Thränen, rief ein Mal über das andere: O mein beſter Herr! mein hoher Meiſter! — nun iſt alles gut — Ihr ſeyd gerettet, Ihr werdet geſunden! —

Aber ſagt mir nur, fing Salvator an — doch der junge Menſch bat ihn, ſich ja in ſeiner großen Mattigkeit nicht durch Reden anzuſtrengen, er wolle erzählen, wie es ſich mit ihm begeben. „Seht, begann der junge Menſch, ſeht mein lieber hoher Meiſter, Ihr wart wohl ſehr krank, als Ihr von Neapel hier ankamt; aber ſo zum Tode gefährlich mochte doch wohl Euer Zuſtand nicht ſeyn und geringe Mittel angewandt, hätte Euch Eure ſtarke Natur in kurzer Zeit wieder auf die Beine geholfen, wäret Ihr nicht durch Karlos gutgemeintes Ungeſchick, der gleich nach dem nächſten Arzte rannte, dem unſeligen Pyramiden-Doctor in die Hände gerathen, der alle Anſtalten machte, Euch unter die Erde zu bringen.

„Was, rief Salvator und lachte, ſo matt wie er war, recht herzlich, was ſagt Ihr? — dem Pyramiden-Doctor? — Ja ja, trotz meiner Krankheit habe ich es wohl geſehen, der kleine damaſtne Kerl, der mich zu dem abſcheulichen ekelhaften Höllengeſöff verdammte, trug den Obelisk vom Petersplatz auf dem Kopfe, und darum heißt Ihr ihn den Pyramiden-Doctor!“ —

O heiliger Gott, ſprach der junge Menſch, indem er ebenfalls laut auflachte, da iſt Euch der Doctor Splendiano Accoramboni in ſeiner heilloſen verhängnißvollen Nachtmütze erſchienen, in der er, wie ein unheilbringendes Meteor, jeden Morgen auf dem ſpaniſchen Platz zum Fenſter hinausleuchtet. Aber dieſer Mütze wegen heißt er keinesweges der Pyramiden-Doctor, vielmehr hat es damit eine ganz andere Bewandtniß. — Der Doctor Splendiano iſt ein großer Liebhaber von Gemälden, und beſitzt auch in der That eine ganz auserleſene Gemäldeſammlung, die er ſich durch eine beſondere Praktik erworben. Er ſtellt nämlich den Malern und ihren Krankheiten mit Schlauigkeit und Eifer nach. Vorzüglich fremde Meiſter, haben ſie nur einmal ein Paar Maccaroni zu viel gegeſſen, oder ein Glas Syrakuſer mehr als dienlich getrunken, weiß er in ſein Garn zu locken, und hängt ihnen bald dieſe, bald jene Krankheit an, die er mit einem ungeheuern Namen tauft und darauf los curirt. Für die Cur läßt er ſich ein Gemälde verſprechen, das er, da nur beſonders hartnäckige Naturen ſeinen kräftigen Mitteln widerſtehen, gewöhnlich aus dem Nachlaß des armen fremden Malers holt, den ſie nach der Pyramide des Ceſtius getragen und eingeſcharrt. Daß Signor Splendiano dann immer das Beſte wählt, was der Maler gefertigt, und dann noch manches andere Bild mitgehen heißt, verſteht ſich von ſelbſt. Der

Begräbnißplatz bei der Pyramide des Ceſtius iſt das Saatfeld des Doctors Splendiano Accoramboni, das er fleißig beſtellt, und deshalb wird er der Pyramiden-Doctor genannt. Zum Ueberfluß hatte Frau Caterina, freilich in guter Abſicht, dem Doctor eingebildet, Ihr hättet ein ſchönes Gemälde mitgebracht, und nun könnt Ihr denken, mit welchem Eifer er für Euch ſeine Tränke kochte. — Euer Glück, daß Ihr im Fieberparoxismus dem Doctor ſeine Flaſchen auf den Kopf warft, ein Glück, daß er zornig Euch verließ, ein Glück, daß Frau Caterina den Pater Bonifacio holte, Euch, den ſie in Todesnöthen glaubte, mit dem Sacrament zu verſehen. Pater Bonifacio verſteht ſich etwas auf die Heilkunde, er beurtheilte Euern Zuſtand ganz richtig, er holte mich. —

Alſo ſeyd Ihr auch ein Doctor? fragte Salvator mit matter weinerlicher Stimme.

Nein, erwiederte der Jüngling, indem ihm hohe Röthe ins Geſicht ſtieg, nein mein lieber, hoher Meiſter, ich bin keinesweges ein Doctor wie Signor Splendiano Accoramboni, aber wohl ein Wundarzt. Ich dachte, ich müſſe in die Erde verſinken vor Schreck — vor Freude, als Pater Bonifacio mir ſagte, Salvator Roſa liege todtkrank in der Straße Bergognona und bedürfe meiner Hülfe. Ich eilte her, ich ſchlug Euch eine Ader am linken Arm; Ihr wart gerettet! — Wir brachten Euch hieher in das kühle luftige Zimmer, das Ihr ſonſt bewohntet. Schaut um Euch, dort ſteht noch die Staffelei, die Ihr zurückließet; dort liegen noch ein Paar Handzeichnungen, die Frau Caterina aufbewahrt hat, wie ein Heiligthum. — Eure Krankheit iſt gebrochen; einfache Mittel, die Euch Pater Bonifacio bereitet, und gute Pflege werden Euch bald ganz erkräftigen. — Und nun erlaubt, daß ich noch einmal dieſe Hand küſſe, dieſe ſchöpferiſche Hand, die die verborgenſten Geheimniſſe der Natur ins rege Leben zaubert! — Erlaubt, daß der arme Antonio Scacciati ſein ganzes Herz ausſtrömen laſſe in Entzücken und feurigen Dank, daß der Himmel es ihm verſtattete, dem hohen, herrlichen Meiſter Salvator Roſa das Leben zu retten. — Und damit ſtürzte der Jüngling aufs Neue nieder auf die Knie, ergriff Salvators Hand, küßte ſie, und benetzte ſie mit heißen Thränen, wie zuvor.

Ich weiß nicht, ſprach Salvator, indem er ſich mühſam etwas in die Höhe richtete, ich weiß nicht, lieber Antonio, welcher beſondere Geiſt Euch treibt, daß Ihr mir ſo gar große Verehrung beweiſet. Ihr ſeyd, wie Ihr ſagt, ein Wundarzt, und dies Gewerbe pflegt ſich doch ſonſt mit der Kunſt ſchwer zu paaren? —

Wenn Ihr, erwiederte der Jüngling mit niedergeſchlagenen Augen, wenn Ihr, mein lieber Meiſter, wieder mehr bei Kräften ſeid, ſo werde ich Euch manches ſagen, was mir jetzt ſchwer auf dem Herzen liegt. —

Thut das, ſprach Salvator, faßt volles Vertrauen zu mir. Ihr könnt das; denn ich wüßte nicht, welches Menſchen Anblick mir mehr ins treue Gemüth gedrungen, als der Eurige. — Je mehr ich Euch anſchaue, deſto klarer geht es mir auf, daß Euer Antlich Spuren trägt einer Aehnlichkeit mit dem göttlichen Jüngling — ich meine den Sanzio! — Antonios Augen leuchteten hoch auf in blitzendem Feuer — er ſchien vergebens nach Worten zu ringen.

In dem Augenblick trat Frau Caterina mit dem Pater Bonifacio herein, der dem Salvator ein Getränk brachte, das er kunſtverſtändig zubereitet, und das dem Kranken beſſer mundete und bekam, als das acherontiſche Waſſer des Pyramiden-Doctors Splendiano Accoramboni.

Antonio Scacciati kommt durch Salvator Roſa's Vermittlung zu hohen Ehren. Er entdeckt die Urſache ſeiner fortdauernden Betrübniß dem Salvator, der ihn tröſtet und zu helfen verſpricht.

Es kam ſo, wie Antonio vorausgeſagt. Die einfachen, heilbringenden Mittel des Pater Bonifacio, die ſorgſame Pflege der guten Frau Caterina und ihrer Töchter, die milde Jahreszeit, die eben eintrat, Alles ſchlug bei dem von Natur kräftigen Salvator ſo gut an, daß er ſich bald geſund genug fühlte, an ſeine Kunſt zu denken, und fürs Erſte tüchtige Handzeichnungen entwarf, die er künftig auszuführen gedachte.

Antonio verließ beinahe gar nicht Salvators Zimmer, er war ganz Aug', wenn Salvator ſeine Skizzen entwarf; und ſein Urtheil über Manches zeigte, daß er eingeweiht ſeyn mußte in die Geheimniſſe der Kunſt.

Hört, ſprach Salvator eines Tages zu ihm, hört Antonio, Ihr verſteht Euch ſo gut auf die Kunſt, daß ich glaube, Ihr habt nicht allein Vieles mit richtigem Verſtande angeſchaut, ſondern wohl gar ſelbſt den Pinſel in der Hand gehabt.

Erinnert, erwiederte Antonio, erinnert Euch, mein lieber Meiſter, daß ich ſchon damals, als Ihr aus tiefer Ohnmacht zur Geneſung erwachtet, Euch ſagte, ſchwer läge manches auf meinem Herzen. Nun iſt es wohl an der Zeit, daß ich mein Inneres Euch ganz und gar offenbare! — Seht, ſo wie ich der Wundarzt Antonio Scacciati bin, der Euch die Ader ſchlug, ſo gehöre ich doch ganz und gar der Kunſt an, der ich mich nun auch ganz ergeben will, das verhaßte Handwerk bei Seite werfend! —

Hoho, rief Salvator, hoho Antonio, bedenkt, was Ihr thut. Ihr ſeyd ein geſchickter Wundarzt, und werdet vielleicht ein ſtümperhafter Maler werden und bleiben; denn verzeiht, ſo jung Ihr noch an Jahren ſeyn möget, ſo ſeyd Ihr doch ſchon zu alt, um jetzt noch die Kohle zur Hand zu nehmen. Reicht doch kaum ein Menſchenalter hin, um nur zu einiger Erkenntniß des Wahrhaftigen — und noch mehr zur practiſchen Fähigkeit es darzuſtellen, zu gelangen! —

Ei, erwiederte Antonio mild lächelnd, ei, mein lieber Meiſter, wie ſollte mir der wahnſinnige Gedanke kommen, jetzt mich zur ſchweren Malerkunſt zu wenden, hätt' ich nicht, wie ich nur konnte, ſchon von Kindesbeinen an die Kunſt getrieben, hätt' es nicht der Himmel gewollt, daß ich, durch meines Vaters Starrſinn von Allem zurückgehalten, was Kunſt heißt, doch in die Nähe berühmter Meiſter kam. Wißt, daß der große Annibal ſich des verlaßnen Knaben annahm, wißt, daß ich mich wohl recht eigentlich Guido Reni's Schüler nennen darf.

Nun, ſprach Salvator etwas ſcharf, wie es zuweilen in ſeiner Art lag, nun wackerer Antonio, ſo habt Ihr ja gar große Lehrer gehabt, und ſo kann es gar nicht fehlen, daß Ihr, Eurer Wundarzneikunſt unbeſchadet, auch ein großer Schüler ſeyn müßt. — Nur begreife ich nicht, wie Ihr, ein treuer Anhänger des ſanften, zierlichen Guido, den Ihr vielleicht, — die Schüler thun ja das wohl im Enthuſiasmus, — in Euern Gemälden noch überzierlicht, wie Ihr da einiges Wohlgefallen an meinen Bildern finden, wie Ihr mich wirklich für einen Meiſter der Kunſt halten könnt.

Dem Jüngling ſtieg hohe Glut ins Geſicht bei dieſen Worten Salvators, die auch wohl beinahe klangen wie verhöhnender Spott.

Laßt, ſprach er, laßt mich jetzt alle Scheu, die ſonſt mir den Mund verſchließt, bei Seite ſetzen, laßt mich alles frei herausſagen, wie ich es in mir trage. — Seht, Salvator, niemals habe ich einen Meiſter ſo aus dem tiefſten Grunde meiner Seele verehrt, als eben Euch. Es iſt die oft übermenſchliche Größe der Gedanken, die ich in Euren Werken anſtaune. Ihr erfaßt die tiefſten Geheimniſſe der Natur, Ihr erſchaut die wunderbaren Hieroglyphen ihrer Felſen, ihrer Bäume, ihrer Waſſerfälle, Ihr vernehmt ihre heilige Stimme, Ihr verſteht ihre Sprache, und habt die Macht, es aufzuſchreiben, was ſie zu Euch geſprochen. — Ja ein Aufſchreiben möcht' ich Euer keckes, kühnes Malen nennen. — Der Menſch allein mit ſeinem Treiben genügt Euch nicht, Ihr ſchaut den Menſchen nur in dem Kreiſe der Natur, und inſofern ſein innerſtes Weſen durch ihre Erſcheinungen bedingt iſt; deshalb, Salvator, ſeyd Ihr auch nur wahrhaft groß in Euern wunderbar ſtaffirten Landſchaften. Das hiſtoriſche Bild ſetzt Euch Gränzen, die Euern Flug hemmen zum Nachtheil der Darſtellung —

Das, unterbrach Salvator den Jüngling, das redet Ihr den neidiſchen Hiſtorien-

Malern nach, Antonio, die mir die Landſchaft hinwerfen, wie einen guten Biſſen, an dem ich kauen und ihr eigenes Fleiſch verſchonen ſoll! — Ob ich mich wohl auf menſchliche Figuren, und auf Alles, was dem anhängig, verſtehe? — Aber das tolle Nachreden —

Werdet, fuhr Antonio fort, werdet nicht ungehalten, mein lieber Meiſter, ich rede Niemanden etwas blindlings nach, und am wenigſten darf ich jetzt dem Urtheil unſerer Meiſter hier in Rom trauen! — Wer wird die kühne Zeichnung, den wunderbaren Ausdruck, vorzüglich aber die lebendige Bewegung Eurer Figuren nicht hoch bewundern! — Man merkt es, daß Ihr nicht nach dem ſteifen, ungelenken Modell, oder gar nach der todten Gliederpuppe arbeitet; man merkt es, daß Ihr ſelbſt Euer reges lebendiges Modell ſeyd, indem Ihr, wann Ihr zeichnet oder malt, vor einem großen Spiegel die Figur darſtellt, die Ihr auf die Leinwand zu bringen im Sinne habt! —

Der Tauſend! Antonio, rief Salvator lachend, ich glaube, Ihr habt ſchon öfters, ohne daß ich es eben gewahr worden, in meine Werkſtatt geguckt, da Ihr ſo genau wiſſet, wie es darin hergeht? —

Könnte das nicht ſeyn? erwiederte Antonio, doch laßt mich weiter ſprechen! — Die Bilder, die Euch Euer mächtiger Geiſt eingiebt, möcht' ich gar nicht ſo ängſtlich in ein Fach ſtellen, wie die pedantiſchen Meiſter zu thun ſich mühen. In der That, was man gewöhnlich Landſchaft nennt, paßt ſchlecht auf Eure Gemälde, die ich lieber hiſtoriſche Darſtellungen im tiefern Sinne nennen möchte. Scheint oft dieſer, jener Felſen, dieſer, jener Baum, wie ein rieſiger Menſch mit ernſtem Blick uns anzuſchauen, ſo gleicht dieſe, jene Gruppe ſeltſam gekleideter Menſchen wiederum einem wunderbaren, lebendig gewordnen Geſtein; die ganze Natur im harmoniſchen Einklang ſich regend, ſpricht den erhabenen Gedanken aus, der in Euch aufglühte. So hab' ich Eure Gemälde betrachtet, und auf dieſe Weiſe verdanke ich ih nen, Euch, mein hoher, herrlicher Meiſter, allein das tiefere Verſtändniß der Kunſt. — Glaubt deshalb nicht, daß ich in kindiſche Nachahmerei verfallen. — So ſehr ich mir die Freiheit, die Keckheit Eures Pinſels wünſche, ſo muß ich doch geſtehen, daß mir die Färbung in der Natur anders erſcheint, als ich ſie auf Euern Gemälden erblicke. Iſt es, meine ich, auch der Praktik wegen, dem Schüler heilſam, den Styl dieſes oder jenes Meiſters nachzuahmen, ſo muß er, ſteht er nur einigermaßen auf eigenen Füßen, doch darnach ringen, die Natur ſo darzuſtellen, wie er ſie erſchaut! — Dieſes wahrhafte Schauen, dieſe Einigkeit mit ſich ſelbſt, kann ja nur allein Charakter und Wahrheit erzeugen. — Guido war dieſer Meinung, und der unruhige Preti, den ſie, wie Euch bekannt iſt, den Calabreſe nennen, ein Maler, der gewiß, wie kein andrer über ſeine Kunſt nachgedacht hat, warnte mich eben ſo vor aller Nachahmerei! — Nun wißt Ihr, Salvator, warum ich Euch ſo überaus verehre, ohne Euer Nachahmer zu ſeyn. —

Salvator hatte dem Jüngling, während er ſprach, ſtarr in die Augen geſchaut, jetzt riß er ihn ſtürmiſch an die Bruſt.

Antonio, ſprach er dann, Ihr habt in dieſem Augenblick gar weiſe tiefſinnige Worte geſagt — So jung Ihr an Jahren ſeyd, ſo möget Ihr es doch, was das wahre Verſtändniß der Kunſt betrifft, manchem von unſern alten, hochgeprieſenen Meiſtern zuvorthun, die viel Abenteuerliches von ihrem Malen faſeln, ohne jemals der Sache auf den Grund zu kommen. Wahrhaftig! als Ihr von meinen Bildern ſpracht, war es, als würde ich mir ſelbſt erſt recht klar, und daß Ihr meinen Styl nicht nachahmt, daß Ihr nicht, wie manche andere, den ſchwarzen Farbentopf zur Hand nehmt, grelle Lichter aufſetzet, oder gar ein Paar verkrüppelte Geſtalten mit abſcheulichen Geſichtern aus der kothigen Erde herausgucken laßt und dann meint, der Salvator ſey fertig: eben darum ſchätze ich Euch gar hoch — Wie Ihr da ſeyd, habt Ihr an mir den treuſten Freund gefunden! — Ich gebe mich Euch hin mit ganzer Seele! —

Antonio war außer ſich vor Freude über das Wohlwollen, das ihm der Meiſter ſo mit aller Gemüthlichkeit bezeugte. Salvator äußerte lebhaftes Verlangen, Antonios Bilder zu ſehen. Antonio führte ihn zur Stelle in ſeine Werkſtatt.

Nicht Geringes hatte Salvator von dem Jünglinge erwartet, der ſo verſtändig über die Kunſt geſprochen, in dem ein beſonderer Geiſt ſich zu regen ſchien; und doch wurde der Meiſter durch Antonios reiche Bilder gar höchlich überraſcht. Er fand überall kühne Gedanken, correcte Zeichnung, und das friſche Colorit, der große Geſchmack in dem breiten Faltenwurf, die ungemeine Zierlichkeit der Extremitäten, die hohe Anmuth der Köpfe zeigte den würdigen Schüler des großen Reni, wiewohl das Beſtreben Antonios nicht, wie jenes Meiſters, der das wohl zu thun pflegte, den Ausdruck der Schönheit zu opfern, oft zu ſichtlich, hervortrat. Man ſah, Antonio rang nach Annibals Stärke, ohne ſie zur Zeit erreichen zu können.

In ernſtem Schweigen hatte Salvator jedes von Antonios Gemälden lange Zeit hindurch betrachtet, dann ſprach er: Hört Antonio, es iſt wohl nun nicht anders, Ihr ſeyd recht eigentlich für die edle Malerkunſt geboren. Denn nicht allein, daß die Natur Euch den ſchöpferiſchen Geiſt gegeben hat, der in unverſiegbarem Reichthum die herrlichſten Gedanken entflammt, ſie verlieh Euch auch das ſeltene Talent, das in kurzer Zeit die Schwierigkeiten der Praktik überwindet. — Ich würde lügenhaft ſchmeicheln, wenn ich Euch ſagen ſollte, daß Ihr jetzt ſchon Eure Meiſter, daß Ihr Guidos wunderbare Anmuth, daß Ihr Annibals Stärke erreicht habt; aber gewiß iſt es, daß Ihr unſere Meiſter, die ſich hier in der Akademie San Luca ſo brüſten, den Tiarini, den Geſſi, den Sementa und wie ſie alle heißen, ja ſelbſt den Lanfranco nicht ausgenommen, der nur auf Kalk zu malen verſteht, weit übertrefft. — Und doch Antonio! und doch würde ich mich, wär' ich an Eurer Stelle, beſinnen, ob ich die Lanzette ganz und gar wegwerfen und den Pinſel allein zur Hand nehmen ſolle! — Das klingt ſonderbar, aber hört mich an! — Es iſt jetzt in der Kunſt eine böſe Zeit eingetreten, oder vielmehr, der Teufel ſcheint geſchäftig zu ſeyn unter unſern Meiſtern, und ſie wacker zu hetzen! — Seyd Ihr nicht darauf gefaßt, Kränkungen jeder Art zu erfahren, je höher Ihr in der Kunſt ſteigt, deſto mehr Hohn und Verachtung zu leiden, überall, ſo wie Euer Ruhm ſich verbreitet, auf hämiſche Böſewichter zu ſtoßen, die mit freundlicher Miene ſich an Euch drängen, um Euch deſto ſicherer zu verderben, ſeyd Ihr, ſage ich, auf Alles das nicht gefaßt, ſo bleibt weg von der Malerei! — Denkt an das Schickſal Eures Lehrers, des großen Annibal, den ein ſchurkiſcher Hauſe von Kunſtgenoſſen in Neapel tückiſch verfolgte, ſo daß er kein einziges großes Werk auszuführen bekam, ſondern überall mit Verachtung abgewieſen wurde, was ihm denn den frühen Tod zuzog! — Denkt doch nur daran, wie es unſerm Dominichino erging, als er die Kuppel in der Kapelle des heiligen Januars malte. Beſtachen nicht die Böſewichter von Malern — ich will nun eben keinen nennen, auch nicht den Schurken Beliſario und den Ribera! — beſtachen die nicht Dominichinos Diener, daß er Aſche unter den Kalk werfen ſolle? So konnte das Bewerfen der Mauer nicht binden und die Malerei keinen Beſtand haben. — Denkt an das Alles und prüft Euch wohl, ob Euer Gemüth ſtark genug iſt, dergleichen zu ertragen, denn ſonſt wird Eure Kraft gebrochen, und mit dem feſten Muth zu ſchaffen, geht auch die Fähigkeit dazu verloren! —

Ach Salvator, erwiederte Antonio, es iſt wohl kaum möglich, daß ich, habe ich mich dann ganz und gar zu den Malern geſchlagen, mehr Hohn und Verachtung erdulden kann, als es jetzt ſchon geſchehen iſt, da ich noch Wundarzt bin. — Ihr habt Wohlgefallen gefunden an meinen Gemälden, ja Ihr habt es, und doch wohl aus innerer Ueberzeugung ausgeſprochen, daß ich Tüchtigeres zu ſchaffen vermag, als manche von unſern Lucanern; und doch ſind es eben dieſe, die über Alles, was ich mit großem Fleiß hervorgebracht, die Naſe rümpfen und verächtlich ſprechen: Seht doch, der Wundarzt will malen! — Eben darum ſteht aber mein Entſchluß feſt, mich von einem Gewerbe ganz zu trennen, das mir mit jedem Tage verhaßter wird! — Auf Euch, mein würdiger Meiſter, habe ich aber nun meine ganze Hoffnung geſtellt! — Euer Wort gilt viel, Ihr könnt, wollt Ihr für mich ſprechen, mit einem Mal meine neidiſchen Verfolger zu Boden ſchlagen, Ihr könnt mich hinſtellen an den Platz, wo ich hin gehöre! —

Ihr habt, erwiederte Salvator, Ihr habt viel Vertrauen zu mir; aber, nachdem wir uns ſo recht über unſere Kunſt verſtändigt, nachdem ich Eure Werke geſehen, wüßte ich auch in der That nicht, für wen ich lieber mit aller meiner Kraft in den Kampf gehen ſollte, als eben für Euch! —

Salvator betrachtete noch einmal Antonios Gemälde, und blieb vor einem ſtehen, das eine Magdalena zu des Heilands Füßen darſtellte, und das er ganz beſonders pries.

„Ihr ſeyd, ſprach er, von der gewöhnlichen Art, wie man dieſe Magdalena darſtellt, abgewichen. Eure Magdalena iſt nicht die ernſte Jungfrau, ſondern mehr ein unbefangenes, liebliches Kind, aber ein ſo wunderbares, wie es Guido nur hätte ſchaffen können — Es liegt ein beſonderer Zauber in der holden Geſtalt; Ihr habt mit Begeiſterung gemalt, und irr' ich nicht, ſo lebt das Original dieſer Magdalena und iſt hier in Rom zu finden — Geſteht es Antonio! — Ihr ſeyd in Liebe!“ — Antonio ſchlug den Blick zu Boden und ſprach leiſe und ſchüchtern: Eurem Scharfblick entgeht nichts, mein lieber Meiſter, es mag wohl ſo ſeyn, wie Ihr ſaget; aber tadelt mich nicht darum. — Jenes Bild halt' ich am höchſten, und ich habe es wie ein heiliges Geheimniß zur Zeit verborgen gehalten vor Jedermanns Auge.

Was ſagt Ihr, unterbrach Salvator den Jüngling, Niemand von den Malern hat Euer Bild geſchaut?

So iſt es, erwiederte Antonio.

Nun, fuhr Salvator fort, indem ihm die Augen vor Freude blitzten, nun Antonio, ſo ſeyd gewiß, daß ich Eure neidiſchen, hochmüthigen Verfolger zu Boden ſchlage, und Euch zu verdienten Ehren bringe. Vertraut mir Euer Bild an, ſchafft es zur Nachtzeit heimlich in meine Wohnung, und für das Uebrige laßt mich dann ſorgen — Wollt Ihr das thun?

Mit tauſend Freuden, erwiederte Antonio. Ach ich möchte nun auch gleich von dem Ungemach meiner Liebe zu Euch reden; aber es iſt mir ſo, als wenn ich das nun gerade heute, da in der Kunſt unſeres Inneres ſich gegenſeitig erſchloſſen, nicht dürfe. Künftig flehe ich Euch wohl an, auch was meine Liebe betrifft, mir beizuſtehen mit Rath und That —

Mit beidem, ſprach Salvator, ſtehe ich Euch zu Dienſten, wo und wenn es Noth thut! —

thut! — Im Davonſchreiten wandte ſich Salvator noch einmal um und ſprach lächelnd: Hört Antonio, als Ihr mir entdecktet, daß Ihr ein Maler wäret, da fiel es mir ſchwer aufs Herz, daß ich von Eurer Aehnlichkeit mit dem Sanzio geſprochen. Ich glaubte ſchon, Ihr könntet ſo faſelig thun, wie manche von unſern jungen Leuten, die, tragen ſie eine flüchtige Aehnlichkeit mit dieſem, jenem großen Meiſter im Geſicht, ſich ſogleich den Bart ſo ſtutzen oder die Haare, wie der es that, und darin den Beruf finden, jenes Meiſters Manier auch in der Kunſt nachzuahmen, widerſtrebt dem gleich ihre Natur! — Wir haben beide den Namen Raphael nicht genannt, aber glaubt mir, in Euern Bildern habe ich die deutliche Spur gefunden, wie der ganze Himmel der göttlichen Gedanken in den Werken des größten Malers der Zeit Euch aufgegangen! — Ihr verſteht den Raphael, Ihr werdet mir nicht ſo antworten, wie der Velasquez, den ich neulich fragte, was er von dem Sanzio halte. Titian, erwiederte er mir, ſey der größte Maler, Raphael wiſſe nichts von der Carnation. — In dieſem Spanier iſt das Fleiſch, aber nicht das Wort; und doch erheben ſie ihn in San Luca bis in den Himmel, weil er einmal Kirſchen gemalt, die die Spatzen angepickt! — —

Es begab ſich, daß nach einigen Tagen die Akademiſten von San Luca ſich in ihrer Kirche verſammelten, um über die Werke der Maler, die ſich zur Aufnahme gemeldet, zu urtheilen: Dort hatte Salvator das ſchöne Bild Scacciatis aufſtellen laſſen. Unwillkührlich wurden die Maler von der Stärke und Anmuth des Gemäldes hingeriſſen und von allen Lippen ertönte das ungemeſſenſte Lob, als Salvator verſicherte, daß er das Bild aus Neapel mitgebracht, als den Nachlaß eines jungen, früh verſtorbenen Malers. —

Wenige Zeit dauerte es, ſo ſtrömte ganz Rom hin, das Gemälde des jungen unbekannt verſtorbenen Malers zu bewundern; man war darüber einig, daß ſeit Guido Reni's Zeiten ein ſolches Bild nicht geſchaffen worden, ja man ging im gerechten Enthuſiasmus ſo weit, die wunderliebliche Magdalena noch über Guido's Schöpfungen der Art zu ſtellen. — Unter der Menge von Menſchen, die immer vor Scacciatis Gemälde verſammelt, bemerkte Salvator eines Tages einen Mann, der bei ſeinem übrigens gar beſonderen Anſehen ſich wie närriſch gebehrdete. Er war hoch in den Jahren, groß, dürr wie eine Spindel, bleichen Angeſichts, mit langer ſpitzer Naſe, mit eben ſo langem Kinn, das überdies in einen kleinen Bart ſich zuſpitzte, und grauen, blitzenden Augen. Auf die dicke, hellblonde Perücke hatte er einen hohen Hut mit einer ſtattlichen Feder geſetzt, er trug ein kleines, dunkelrothes Mäntelchen mit vielen blanken Knöpfen, ein himmelblaues, ſpaniſch geſchlitztes Wamms, große, mit ſilbernen Frangen beſetzte Stülphandſchuhe, einen langen Stoßdegen an der Seite, hellgraue Strümpfe über die ſpitzen Knie gezogen, und mit gelben Bändern gebunden, und eben ſolche gelbe Bandſchleifen auf den Schuhen.

Dieſe ſeltſame Figur ſtand nun wie entzückt vor dem Bilde, erhob ſich auf den Zehen, duckte ſich ganz klein nieder — hüpfte dann mit beiden Beinen zugleich auf — ſtöhnte — ächzte — kniff die Augen feſt zu, daß die Thränen hervorperlten, riß ſie dann wieder weit auf, ſchaute unverwandt hin nach der lieblichen Magdalena, ſeufzte, lispelte mit feiner, klagender Caſtraten Stimme: Ah carissima — benedettissima — ah Marianna — Mariannina — bellissima etc. Salvator, auf ſolche Figuren beſonders erpicht, drängte ſich zu dem Alten, wollte ſich mit ihm in ein Geſpräch einlaſſen über Scacciatis Bild, das ihn ſo zu entzücken ſchien. Ohne ſonderlich auf Salvator zu achten, verfluchte aber der Alte ſeine Armuth, die ihm nicht erlaube, das Bild für eine Million zu erſtehen, und zu verſchließen, damit nur kein Anderer ſeine ſataniſchen Blicke darauf richte. Und dann hüpfte er wieder auf und nieder, und dankte der Jungfrau und allen Heiligen, daß der verruchte Maler todt ſey, der das himmliſche Bild gemalt, das ihn in Verzweiflung und Raſerei ſtürze.

Salvator ſchloß, der Mann müſſe wahnſinnig, oder ein ihm unbekannter Akademiſt von San Luca ſeyn. —

Ganz Rom war erfüllt von dem wunderbaren Gemälde Scacciatis; es war kaum von etwas Anderm die Rede, und dies mußte wohl ſchon zur Gnüge die Vortrefflichkeit des Werkes beweiſen. Als nun die Maler aufs Neue in der Kirche des heiligen Lucas verſammelt waren, um über die Aufnahme Verſchiedener, die ſich dazu gemeldet, zu entſcheiden, fragte Salvator Roſa plötzlich: ob nicht der Maler, deſſen Werk die Magdelena zu des Heilands Füßen, würdig geweſen in die Akademie aufgenommen zu werden? Alle Maler, ſelbſt den über die Gebühr kritiſchen Ritter Joſepin nicht ausgenommen, verſicherten einſtimmig, daß ſolch ein hoher Meiſter eine Zierde der Akademie geweſen ſeyn würde, und bedauerten in den ausgeſuchteſten Redensarten ſeinen Tod, wiewohl ſie eben ſo gut, als jener tolle Alte, im Herzen den Himmel dafür prieſen. — Ja ſie gingen in ihrem Enthuſiasmus ſo weit, daß ſie beſchloſſen, den vortrefflichen Jüngling, den der Tod zu früh der Kunſt entriſſen, noch im Grabe zum Akademiker zu ernennen, und zum Heil ſeiner Seele Meſſen leſen zu laſſen in der Kirche des heiligen Lucas. Sie erbaten ſich daher von dem Salvator den vollſtändigen Namen des Verſtorbenen, ſein Geburtsjahr, den Ort ſeiner Herkunft u. ſ. w.

Da erhob ſich Salvator Roſa und ſprach mit lauter Stimme: Ei, Ihr Herren, die Ehre, die Ihr einem Todten im Grabe erweiſen wollet, könnet Ihr beſſer einem Lebendigen zuwenden, der unter Euch wandelt. — Wißt, die Magdalena zu des Heilands Füßen, das Gemälde, das Ihr mit Recht ſo hoch, ſo über alle Malereien ſtellt, die die neueſte Zeit hervorgebracht hat, es iſt nicht das Werk eines neapolitaniſchen Malers, der ſchon verſtorben, wie ich vorgab, damit Euer Urtheil unbefangen ſeyn möchte — jenes Gemälde, das Meiſterwerk, welches ganz Rom bewundert, iſt von der Hand Antonio Scacciatis des Wundarztes! —

Stumm und ſtarr, wie von jähem Blitz getroffen, ſchauten die Maler den Salvator an. Der weidete ſich einige Augenblicke an ihrer Verlegenheit und fuhr dann fort: Nun Ihr Herren, Ihr habt den wackern Antonio nicht unter Euch dulden wollen, weil er ein Wundarzt iſt, nun mein' ich aber, ein Wundarzt thäte der erhabenen Akademie von San Luca eben recht Noth, um den verkrüppelten Figuren, wie ſie aus der Werkſtatt von manchen Eurer Maler hervorgehen, die Glieder einzurenken! — Jetzt werdet Ihr aber wohl nicht länger anſtehen, zu thun, was Ihr längſt hättet thun ſollen, nämlich den tüchtigen Maler Antonio Scacciati aufnehmen in die Akademie San Luca.

Die Akademiker verſchluckten Salvators bittere Pille, ſtellten ſich hoch erfreut, daß Antonio ſein Talent auf ſolch entſcheidende Weiſe beurkundet, und ernannten ihn mit vielem Gepränge zum Mitgliede der Akademie.

Kaum ward es in Rom bekannt, daß Antonio das wunderbare Bild geſchaffen, als ihm von allen Seiten Lobeserhebungen, ja

Anerbieten, große Werke zu unternehmen, zuſtrömten. So wurde nun der Jüngling durch Salvators kluge, liſtige Handlungsweiſe auf einmal aus dem Dunkel hervorgezogen, und kam im Augenblick, als er ſeine eigentliche Künſtler-Laufbahn beginnen wollte, zu hohen Ehren.

Antonio ſchwamm in Seligkeit und Wonne. Deſto mehr nahm es den Salvator Wunder, als, da einige Tage vergangen, der Jüngling bei ihm ſich einfand, bleich, entſtellt, ganz Gram und Verzweiflung. Ach Salvator, ſprach Antonio, was hilft es mir nun, daß Ihr mich empor gebracht habt, wie ich es gar nicht ahnen konnte, daß ich überhäuft werde mit Lob und Ehre, daß die Ausſicht des herrlichſten Künſtler-Lebens ſich mir geöffnet, da ich doch gränzenlos elend bin, da eben das Bild, dem ich nächſt Euch, mein lieber Meiſter, meinen Sieg verdanke, mein Unglück rettungslos entſchieden hat!

Still, erwiederte Salvator, verſündigt Euch nicht an der Kunſt und an Euerm Bilde! An das entſetzliche Unglück, das Euch betroffen, glaube ich ganz und gar nicht. Ihr ſeyd in Liebe, und da mag ſich denn nicht gleich Alles Euern Wünſchen fügen wollen: das wird Alles ſeyn. Verliebte ſind wie die Kinder, die gleich weinen und ſchreien, wenn man nur ihr Püppchen berührt. Laßt, ich bitt' Euch, laßt das Lamentiren, ich kann es durchaus nicht leiden. Dort ſetzt Euch hin und erzählt mir ruhig, wie es ſich verhält mit Eurer holden Magdalena, mit Eurer Liebesgeſchichte überhaupt, und wo die Steine des Anſtoßes liegen, die wir wegräumen müſſen, denn ich ſage Euch im Voraus meine Hülfe zu. Je abenteuerlicher die Dinge ſind, die wir unternehmen müſſen, deſto lieber iſt es mir. — In der That, das Blut wallt wieder raſch in meinen Adern, und meine Diät will es, daß ich einige tolle Streiche unternehme. — Aber nun erzählt, Antonio! und wie geſagt fein ruhig ohne O — Ach und Weh! —

Antonio nahm Platz in dem Seſſel, den ihm Salvator an die Staffelei, an der er arbeitete, hingeſchoben, und begann in folgender Art:

In der Straße Ripetta, in dem hohen Hauſe, deſſen weit vorſtehenden Balcon man gleich erblickt, wenn man durch die Porta del Popolo tritt, wohnt der närriſchſte Kauz, den es vielleicht in ganz Rom giebt. Ein alter Hageſtolz, alle Gebrechen ſeines Standes in ſich tragend, geizig, eitel, den Jüngling ſpielend, verliebt, geckenhaft! — Er iſt groß, dürr wie eine Gerte, geht in buntſchäckig ſpaniſcher Tracht, mit blonder Perücke, ſpitzem Hute, Stülphandſchuhen, Stoßdegen an der Seite —

Halt, halt, rief Salvator, den Jüngling unterbrechend, erlaubt einige Augenblicke Antonio! — Und damit drehte er das Bild, an dem er eben malte, um, nahm die Kohle zur Hand, und zeichnete auf die Kehrſeite mit einigen kecken Strichen den ſeltſamen alten Mann hin, der ſich vor Antonios Gemälde ſo närriſch gebehrdete.

Bei allen Heiligen, ſchrie Antonio, indem er aufſprang vom Stuhl, und ſeiner

Verzweiflung unbeſchadet hell auflachte, bei allen Heiligen, das iſt er, das iſt Signor Pasquale Capuzzi, von dem ich eben ſpreche, wie er leibt und lebt! —

Nun ſeht Ihr wohl, ſprach Salvator ruhig, ich kenne ſchon den Patron, der höchſt wahrſcheinlich Euer arger Widerſacher iſt; doch fahrt nur fort.

Signor Pasquale Capuzzi, ſprach Antonio weiter, iſt ſteinreich, dabei, wie ich ſchon ſagte, ſchmutziger Geizhals und ein ausgemachter Geck. Das Beſte an ihm iſt noch, daß er die Künſte liebt, vorzüglich Muſik und Malerei; aber es läuft dabei ſo viel Narrheit mitunter, daß auch in dieſer Hinſicht mit ihm gar nicht auszukommen iſt. Er hält ſich für den größten Componiſten der Welt, und für einen Sänger, wie er in der päpſtlichen Kapelle gar nicht zu finden. Deshalb ſieht er unſern alten Frescobaldi nur über die Schultern an, und meint, wenn die Römer von dem wunderbaren Zauber ſprechen, der in Ceccarellis Stimme liege, Ceccarelli verſtehe vom Geſange ſo viel wie ein

Reitſtiefel, und er, Capuzzi, wiſſe wohl, wie man die Leute zu bezaubern vermöge. Weil aber der erſte Sänger des Papſtes den ſtolzen Namen Odoardo Ceccarelli di Merania führt, ſo hört es unſer Capuzzi gern, wenn man ihn Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia heißt. Denn in Senigaglia, und zwar wie die Leute ſagen, auf einem Fiſcherkahn, jäh erſchreckt durch einen auftauchenden Seehund, gebar ihn ſeine Mutter, weshalb viel Seehündiſches in ſeine Natur gekommen. In frühern Jahren brachte er eine Oper aufs Theater, die jämmerlich ausgepfiffen wurde, das hat ihn aber nicht geheilt von ſeiner Sucht, abſcheuliche Muſik zu machen; vielmehr ſchwur er, als er Francesco Cavalli's Oper, Le Nozze di Teti e di Peleo gehört, der Capellmeiſter habe die ſublimſten Gedanken aus ſeinen unſterblichen Werken entlehnt, worüber er beinahe Prügel oder gar Meſſerſtiche bekommen. Noch iſt er wie beſeſſen darauf, Arien zu ſingen und dazu eine arme ſchwindſüchtige Chitarre abzumartern, daß ſie zu ſeinem abſcheulichen Gequarre ſtöhnen und ächzen muß. Sein treuer Pylades iſt ein mißrathener zwerghafter Caſtrat, den die Römer Pitichinaccio nennen. Zu den beiden geſellt ſich — denkt Euch wer! — Nun! kein andrer, als der Pyramiden-Doctor, der Töne von ſich gibt, wie ein melancholiſcher Eſel, und dennoch meint, er ſänge einen vortrefflichen Baß, trotz dem Martinelli in der päpſtlichen Capelle. Die drei würdigen Leute kommen nun zuſammen Abends, und ſtellen ſich hin auf den Balcon und ſingen die Motetten von Cariſſimi, daß alle Hunde und Katzen in der ganzen Nachbarſchaft in ein lautes Jammergeſchrei ausbrechen, und die Menſchen das hölliſche Trio zu allen tauſend Teufeln wünſchen.

Bei dieſem närriſchen Signor Pasquale Capuzzi, den Ihr aus meiner Schilderung hinlänglich kennen gelernt haben werdet, ging nun mein Vater aus und ein, weil er ihm Perücke und Bart zuſtutzte. Als mein Vater geſtorben, übernahm ich das Geſchäft, und Capuzzi war gar ſehr mit mir zufrieden, einmal, weil er behauptete, ich verſtehe, wie kein Andrer, ſeinem Zwickelbart unter der Naſe einen kühnen Schwung aufwärts zu geben, dann aber wohl, weil ich mit den elenden Paar Quattrinos zufrieden war, die er mir für meine Mühe gab. Doch glaubte er mich überreich zu belohnen, weil er mir jedesmal, wenn ich ihm ſeinen Bart geſtutzt, mit feſt zugedrückten Augen eine Arie von ſeiner Compoſition vorkrähte, die mir die Ohren zerriß, wiewohl mir die tollen Gebehrden des Alten viel Spaß machten, weshalb ich auch immer wieder hinging. — Eines Tages ſteige ich ganz ruhig die Treppen herauf, klopfe an die Thür, öffne ſie — da tritt mir ein Mädchen — ein Engel des Lichts entgegen! — Ihr kennt meine Magdalena! — ſie war es! — Erſtarrt, feſt in den Boden gewurzelt, bleibe ich ſtehen. — Nein Salvator! — Ihr möget kein O und Ach! — Genug, ſo wie ich die wunderlieblichſte der Jungfrauen ſchaute, ergriff mich die heißeſte glühendſte Liebe. Der Alte ſagte mir ſchmunzelnd, das Mädchen ſey die Tochter ſeines Bruders Pietro, der in Senigaglia geſtorben, heiße Marianna, ſey mutter- und geſchwiſterlos; als Onkel und Vormund habe er ſie daher zu ſich ins Haus genommen. Ihr könnt denken, daß von nun an Capuzzis Haus mein Paradies war. Ich mocht' es anſtellen, wie ich wollte, nie glückte es mir, mit Marianna auch nur einen Augenblick allein zu ſeyn. Doch ihre Blicke, mancher verſtohlne Seufzer, ja mancher Händedruck ließen mich mein Glück nicht bezweifeln. — Der Alte errieth mich, und das konnte ihm wohl nicht ſchwer fallen. Er meinte, mein Betragen gegen ſeine Nichte gefiele ihm ganz und gar nicht, und fragte, was ich denn eigentlich wolle? — Offen geſtand ich ihm, daß ich Marianna mit voller Seele liebe, und kein höheres Glück auf Erden kenne, als mich mit ihr zu verbinden. Da maß mich Capuzzi von oben bis unten, brach dann in ein höhniſches Gelächter aus, und meinte, er habe gar nicht geglaubt, daß in dem Kopf eines armſeligen Bartkratzers ſolche hohe Ideen ſpuken könnten. Der Zorn wollte in mir überwallen, ich ſagte, er wiſſe wohl, daß ich kein armſeliger Bratkratzer, vielmehr ein tüchtiger Wundarzt, und überdem, was die herrliche Malerkunſt betreffe, ein treuer Schüler des großen Annibal Caracci, des unübertroffenen Guido Reni ſey. Noch in ein ſtärkeres Gelächter brach nun der niederträchtige Capuzzi aus, und quiekte in ſeinem ſcheußlichen Falſett: Ei mein ſüßer Signor Bratkratzer, mein vortrefflicher Signor Wundarzt, mein holdſeliger Annibal Caracci, mein geliebteſter Guido Reni, ſcheert Euch zu allen Teufeln und laßt Euch hier nicht mehr ſehen, wenn Ihr mit geſunden Beinen davon kommen wollt! — Damit packte mich der alte wahnſinnige Knickebein, und hatte nichts Geringeres im Sinn, als mich zur Thüre hinaus, die Treppe hinabzuwerfen. — Nein! das war nicht zu dulden! — Wüthend faßte ich den Alten, ſtülpte ihn um, daß er laut aufkreiſchend die Beine in die Höhe ſtreckte, rannte die Treppe hinab, zur Thüre hinaus, die nun freilich für mich verſchloſſen blieb.

So ſtanden die Sachen, als Ihr nach Rom kamt, und als der Himmel dem guten Pa-

Pater Bonifacio es eingab, mich zu Euch zu führen. — Nun da durch Eure Geſchicklichkeit das gelungen, wornach ich vergebens getrachtet hätte, als die Akademie von San Luca mich aufgenommen, als ganz Rom mir Lob und Ehre in überreichem Maaß geſpendet hatte, ging ich gerades Weges zum Alten und ſtand plötzlich vor ihm in ſeinem Zimmer, wie ein bedrohliches Geſpenſt. — So mußte ich ihm nämlich vorkommen, denn er wurde leichenblaß, und zog ſich zurück, an allen Gliedern zitternd, hinter einen großen Tiſch. Mit ernſtem, feſten Ton hielt ich ihm nun vor, daß es jetzt keinen Bartkratzer und Wundarzt, wohl aber einen berühmten Maler und Akademiker von San Luca, Antonio Scacciati gebe, dem er die Hand ſeiner Nichte Marianna nicht verweigern werde. Da hättet ihr die Wuth ſehen ſollen, in die der Alte gerieth. Er heulte, er ſchlug mit den Armen um ſich wie vom Teufel beſeſſen; er ſchrie: ich trachte, ein ruchloſer Mörder, nach ſeinem Leben, ich habe ihm ſeine Marianna geſtohlen, da ich ſie in dem Gemälde abkonterfeit, das ihn in Raſerei und Verzweiflung ſtürze, da nun alle Welt — alle Welt ſeine Marianna — ſein Leben — ſeine Hoffnung — ſein Alles mit gierigen, lüſternen Blicken anſchaue; — aber ich ſolle mich hüten, das Haus über den Kopf wolle er mir anzünden, damit ich verbrenne ſammt meinem Gemälde. — Und damit fing er ſo übermäßig an zu ſchreien: Feuer — Mörder — Diebe — Hülfe — daß ich ganz beſtürzt nur eilte, um aus dem Hauſe zu kommen. —

Der alte, wahnſinnige Capuzzi iſt bis über die Ohren verliebt in ſeine Nichte, er ſchließt ſie ein, er wird, gelingt es ihm Dispenſation zu bekommen, ſie zu der abſcheulichſten Verbindung zwingen. — Alle Hoffnung iſt verloren. —

Warum nicht gar, ſprach Salvator lachend, ich meine vielmehr, daß Eure Sachen gar nicht beſſer ſtehen können! — Marianna liebt Euch, davon ſeyd Ihr überzeugt, und es kommt nur darauf an, ſie dem alten, tollen Signor Pasquale Capuzzi zu entreißen. Nun wüßt' ich aber doch in der That nicht, warum ein Paar unternehmende rüſtige Leute, wie wir, das nicht bewerkſtelligen ſollten! — Faßt Muth, Antonio ſtatt zu klagen, ſtatt liebeskrank zu ſeufzen und zu ohnmächteln, iſt es beſſer, emſig zu ſinnen auf Mariannas Rettung. — Gebt Acht, Antonio, wie wir den alten Geck bei der Naſe herumführen wollen: das Tollſte iſt mir kaum toll genug bei derlei Unternehmungen! — Gleich auf der Stelle will ich ſehen, wie ich mehr über den Alten und über ſeine ganze Lebensweiſe erfahre. Ihr dürft Euch dabei nicht blicken laſſen, Antonio; geht nur fein nach Hauſe und kommt morgen in aller Frühe zu mir, damit wir den Plan zum erſten Angriff überlegen.

Damit ſchnickte Salvator den Pinſel aus, warf den Mantel um, und eilte nach dem Corſo, während Antonio, getröſtet, lebensfriſche Hoffnung in der Bruſt, ſich, wie ihm Salvator geheißen, in ſeine Wohnung begab.

Signor Pasquale Capuzzi erſcheint in Salvator Roſa's Wohnung. Was ſich dabei begiebt. Liſtiger Streich den Roſa und Scacciati ausführen und deſſen Folgen.

Antonio verwunderte ſich nicht wenig, als am andern Morgen Salvator ihm auf das genaueſte Capuzzis ganze Lebensweiſe beſchrieb, die er indeſſen erforſcht. Die arme Marianna, ſprach Salvator, wird von dem wahnſinnigen Alten auf hölliſche Weiſe gequält. Er ſeufzt und liebelt den ganzen Tag, und was das Aergſte, ſingt, um ihr Herz zu rühren, ihr alle mögliche verliebte Arien vor, die er jemals komponirt hat oder komponiren wollen. Dabei iſt er ſo bis zur Tollheit eiferſüchtig, das er dem bedauernswerthen Mädchen ſogar nicht einmal die gewöhnliche weibliche Bedienung verſtattet, aus Furcht vor Liebesintriguen, zu denen die Zofe vielleicht verleitet werden könnte. Statt deſſen erſcheint jeden Morgen und jeden Abend ein kleines ſcheußliches Geſpenſt mit hohlen Augen und bleichen, ſchlotternden Wangen, das Zofendienſte bei der holden Marianna verrichtet

Und dies Geſpenſt iſt Niemand anders, als der winzige Däumling, der Pitichinaccio, der ſich in Weiberkleider werfen muß. Iſt Capuzzi abweſend, ſo verſchließt und verriegelt er ſorgfältig alle Thüren, und außerdem hält ein verfluchter Kerl Wache, der ehemals ein Bravo, dann aber Sbirre war, und der unten in Capuzzis Hauſe wohnt. In ſeine Wohnung einzudringen ſcheint daher unmöglich, und doch verſpreche ich Euch, Antonio, daß Ihr ſchon in künftiger Nacht bei Capuzzi im Zimmer ſeyn und Eure Marianna ſchauen ſollt, wiewohl für diesmal nur in Capuzzis Gegenwart —

Was ſagt Ihr, rief Antonio ganz begeiſtert, was ſagt Ihr, Salvator in künftiger Nacht ſollte geſchehen, was mir unmöglich dünkt? —

Still, fuhr Salvator fort, ſtill Antonio, laßt uns ruhig überlegen, wie wir den Plan mit Sicherheit ausführen, den ich entworfen; — Fürs erſte muß ich Euch ſagen, daß ich mit dem Signor Pasquale Capuzzi in Verbindung ſtehe, ohne daß ich es wußte. Jenes erbärmliche Spinett, das dort im Winke ſteht, gehört dem Alten, und ich ſoll ihm den ungeheuern Preis von zehn Ducaten dafür bezahlen. — Als ich geſund geworden, ſehnte ich mich nach der Muſik, die mir Troſt und Labſal iſt; ich bat meine Wirthin mir ſolch ein Inſtrument, wie das Spinett dort, zu beſorgen. Frau Caterina mittelte gleich aus, daß in der Straße Ripetta ein alter Herr wohne, der ein ſchönes Spinett verkaufen wolle. Das Inſtrument wurde hergeſchafft. Ich kümmerte mich weder um den Preis, noch um den Beſitzer. Erſt geſtern Abend, erfuhr ich ganz zufällig, daß es der ehrliche Signor Capuzzi ſei, der mich mit ſeinem alten, gebrechlichen Spinett zu prellen beſchloſſen. Frau Caterina hatte ſich an eine Bekannte gewendet, die im Hauſe des Capuzzi, und noch dazu in demſelben Stockwerk wohnt, und nun könnt Ihr Euch wohl denken, wo ich alle meine ſchöne Nachrichten her habe! —

Ha! rief Antonio, ſo iſt der Zugang gefunden, Eure Wirthin —

Ich weiß, fiel ihm Salvator ins Wort, ich weiß Antonio, was Ihr ſagen wollt; durch Frau Caterina meint Ihr den Weg zu finden zu Eurer Marianna. Damit iſt es aber gar nichts; Frau Caterina iſt viel zu geſchwätzig, ſie bewahrt nicht das kleinſte Geheimniß und iſt daher in unſern Angelegenheiten ganz und gar nicht zu brauchen. Hört mich nur ruhig an! — Jeden Abend in der Finſterniß trägt Signor Pasquale, wird ihm das bei ſeiner Knickbeinigkeit auch blutſauer, ſeinen kleinen Caſtraten, wenn ſein Zofendienſt beendigt iſt, auf den Armen nach Hauſe. Nicht um die Welt würde der furchtſame Pitichinaccio um dieſe Zeit keinen Fuß auf das Pflaſter ſetzen. Nun alſo wenn —

In dieſem Augenblicke wurde an Saltors Thür geklopft, und zu nicht geringem Erſtaunen beider trat Signor Pasquale Capuzzi herein in voller Pracht und Herrlichkeit. — So wie er den Scacciati erblickte, blieb er, wie an allen Gliedern gelähmt, ſtehen, riß die Auge weit auf, und ſchnappte nach Luft, als wollte ihm der Athem vergehen. Doch Salvator ſprang haſtig auf ihn zu, faßte ihn bei beiden Händen und rief: Mein beſter Signor Pasquale, wie fühle ich mich beehrt durch Eure Gegenwart in meiner ſchlechten Wohnung! — Gewiß iſt es die Liebe zur Kunſt, die Euch zu mir führt — Ihr wollt ſehen, was ich Neues geſchaffen, vielleicht gar eine Arbeit auftragen — Sprecht, mein beſter Signor Pasquale, worin kann ich Euch gefällig ſein —

Ich habe, ſtammelte Capuzzi mühſam, ich habe mit Euch zu reden, beſter Signor Salvator! aber — allein — wenn Ihr allein ſeyd. Erlaubt, daß ich mich jetzt entferne und zu gelegnerer Zeit wiederkomme —

Mit nichten, ſprach Salvator, indem er den Alten feſthielt, mit nichten mein beſter Signor! Ihr ſollt nicht von der Stelle; Ihr konntet zu keiner gelegneren Stunde kommen, denn da Ihr ein großer Verehrer der edeln Mahlerkunſt, der Freund aller tüchtigen Mahler ſeyd, ſo wird es Euch nicht wenig Freude machen, wenn ich Euch hier den Antonio Scacciati vorſtelle, den erſten Maler unſerer Zeit, deſſen herrliches Gemälde, deſſen wundervolle Magdalena zu des Heilands Füßen ganz Rom mit dem glühendſten Enthuſiasmus bewundert. Gewiß ſeid auch Ihr ganz und gar von dem Bilde erfüllt, und habt wohl eifrig gewünſcht, den wackern Meiſter ſelbſt zu kennen!

Den Alten überfiel ein heftiges Zittern, er ſchüttelte ſich wie im Fieberfroſt, während er glühende, wüthende Blicke auf den armen Antonio ſchoß. Der trat aber auf den Alten zu, verbeugte ſich mit freiem Anſtande, verſicherte, daß er ſich glücklich ſchätze, den Signor Pasquale Capuzzi, deſſen tiefe Kenntniſſe in der Muſik ſowohl, als in der Malerei, nicht allein Rom, ſondern ganz Italien bewundere, ſo unvermutheter Weiſe anzutreffen, und empfahl ſich ſeiner Protection.

Daß Antonio ſo that, als ſähe er ihn zum erſtenmahl, daß er ihn mit ſo ſchmeichelhaften Worten anredete, das brachte den Alten auf einmal wieder zu ſich ſelbſt. Er zwang ſich zum ſchmunzelnden Lächeln, ſtrich ſich, da nun Salvator ſeine Hände fahren laſſen, zierlich den Zwickelbart in die Höhe, ſtotterte einige unverſtändliche Worte, und wandte ſich dann zum Salvator, den er um die Zahlung der zehn Dukaten für das verkaufte Spinett anging.

Wir wollen, erwiederte Salvator, die lumpige Kleinigkeit nachher abmachen, beſter Signor! Erſt laßt es Euch gefallen, die Skizze eines Gemähldes zu betrachten, die ich entworfen, und dabei ein Glas edeln Syrakuſer-Weines zu trinken. Damit ſtellte Salvator ſeine Skizze auf die Staffelei, rückte dem Alten einen Stuhl hin und reichte ihm, als er ſich niedergelaſſen, einen großen ſchönen Pokal, in dem der edle Syrakuſer perlte.

Der Alte trank gar zu gern ein Glas guten Weins, wenn er kein Geld dafür ausgeben durfte; hatte er nun noch dazu die Hoffnung im Herzen, für ein abgelebtes morſches Spinett zehn Ducaten zu erhalten, und ſaß er vor einem herrlich und kühn entworfenen Gemälde, deſſen wunderbare Schönheit er ſehr gut zu ſchätzen verſtand, ſo mußte ihm wohl ganz behaglich zu Muthe werden. Dieſe

Behaglichkeit äußerte er denn auch, indem er gar lieblich ſchmunzelte, die Aeuglein halb zudrückte, ſich fleißig Kinn und Zwickelbart ſtrich, einmal über das Andere lispelte: Herrlich, köſtlich! ohne daß man wußte, was er meinte, das Gemälde oder den Wein! —

So wie denn nun der Alte ganz fröhlich geworden, fing Salvator plötzlich an: Sagt mir doch, mein beſter Signor, Ihr ſollt ja eine wunderſchöne, wunderliebliche Nichte haben, Marianna geheißen? — Alle unſere jungen Herren rennen, vom verliebten Wahnſinn getrieben, unaufhörlich durch die Straße Ripetta, und renken ſich, nach Eurem Balcon hinaufſchauend, beinahe die Hälſe aus, nur, um Eure holde Marianna zu ſehen, um einen einzigen Blick ihrer Himmelsaugen zu erhaſchen.

Fort war aus dem Geſichte des Alten plötzlich alles liebliche Schmunzeln, alle Fröhlichkeit, die der gute Wein entzündet. Finſter vor ſich hinblickend, ſprach er barſch: Da ſieht man das tiefe Verderbniß unſerer ſündigen Jugend. Auf Kinder richten ſie ihre ſataniſchen Blicke, die abſcheulichen Verführer! — Denn ich ſage Euch, mein beſter Signor, ein pures Kind iſt meine Nichte Marianna, ein pures Kind, kaum der Amme entwachſen.

Salvator ſprach von was Anderm; der Alte erholte ſich. Aber ſo wie er, neuen Sonnenſchein im Antlitz, den vollgefüllten Pokal an die Lippen ſetzte, fing Salvator aufs neue an: ſagt mir doch, mein beſter Signor, hat Eure ſechszehnjährige Nichte, die holde Marianna, wirklich ſolche wunderſchöne kaſtanienbraune Haare und ſolche Augen voll Wonne und Seeligkeit des Himmels, wie Antonios Magdalena? — Man will das allgemein behaupten! —

Ich weiß das nicht, erwiederte der Alte in noch barſcherem Ton als vorher, ich weiß das nicht, doch laßt uns von meiner Nichte ſchweigen, wir können ja bedeutendere Worte wechſeln über die edle Kunſt, wozu mich Euer ſchönes Gemälde von ſelbſt auffordert! —

Als nun aber Salvator jedesmal, wenn der Alte den Pokal anſetzte, und einen tüchtigen Schluck thun wollte, aufs neue von der ſchönen Marianna zu ſprechen anfing, ſprang der Alte endlich in voller Wuth vom Stuhle auf, ſtieß den Pokal heftig auf den Tiſch nieder, daß er beinahe zerbrochen wäre, ſchrie mit gellender Stimme: Beim ſchwarzen hölliſchen Pluto, bei allen Furien, zu Gift, zu Gift macht Ihr mir den Wein! Aber ich merk' es, Ihr und der ſaubere Signor Antonio mit Euch, Ihr wollt mich foppen! — Das ſoll Euch aber ſchlecht gelingen. Zahlt mir ſogleich die zehn Ducaten, die Ihr mir ſchuldig ſeyd, und dann überlaſſe ich Euch ſammt Eurem Kumpan, dem Bartkratzer Antonio, allen Teufeln! —

Salvator ſchrie, als übermanne ihn der wüthendſte Zorn: Was? — Ihr unterſteht Euch, mir hier in meiner Wohnung ſo zu begegnen? — Zehn Dukaten ſoll ich Euch zahlen für jenen morſchen Kaſten, aus dem die Holzwürmer ſchon längſt alles Mark, allen Ton, weggezehrt haben? — Nicht zehn —

nicht fünf — nicht drei — nicht einen Ducaten ſollt Ihr für das Spinett erhalten, das kaum einen Quattrino werth iſt; — fort mit dem lahmen Dinge! — Und damit ſtieß Salvator das kleine Spinett mit dem Fuße um und um, daß die Seiten einen lauten Jammerton von ſich gaben. —

Ha, kreiſchte Capuzzi, noch gibt es Geſetze in Rom; — zur Haft — zur Haft laß ich Euch bringen, in den tiefeſten Kerker werfen, und wollte brauſend, wie eine Hagelwolke, zur Thüre hinausſtürmen. Salvator umfaßte ihn aber feſt mit beiden Armen, drückte ihn in den Lehnſeſſel nieder, und liſpelte ihm mit ſüßer Stimme in die Ohren: Mein beſter Signor Pasquale, merkt Ihr denn nicht, daß ich nur Scherz treibe? — Nicht zehn, dreißig baare Dukaten ſollt Ihr für Euer Spinett haben! — Und ſo lange wiederholte er: dreißig blanke baare Dukaten, bis Capuzzi mit matter, ohnmächtiger Stimme ſprach: Was ſagt Ihr, beſter Signor? — Dreißig Dukaten für das Spinett, ohne Reparatur? Da ließ Salvater den

Alten los, und verſicherte, er ſetze ſeine Ehre zum Pfande, daß das Spinett binnen einer Stunde dreißig vierzig Ducaten werth ſeyn, und daß Signor Pasquale ſo viel dafür erhalten ſolle.

Der Alte mit einem tiefen Seufzer, neuen Athem ſchöpfend murmelte: — Dreißig — vierzig Ducaten? Dann begann er: Aber Ihr habt mich ſchwer geärgert, Signor Salvator! — Dreißig Ducaten, wiederholte Salvator. — Der Alte ſchmunzelte, aber dann wieder: Ihr habt mir ins Herz gegriffen, Signor Salvator! — Dreißig Ducaten, fiel ihm Salvator ins Wort, und wiederhohlte immer: dreißig Ducaten, dreißig Ducaten, ſo lange der Alte noch ſchmollen wollte, bis er endlich ganz fröhlich ſprach: Kann ich für mein Spinett dreißig — vierzig Ducaten erhalten, ſo ſey alles vergeben und vergeſſen, beſter Signor! —

Doch, begann Salvator, doch habe ich, ehe ich mein Verſprechen erfülle, noch eine kleine Bedingung zu machen, die Ihr, mein würdigſter Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia, ſehr leicht erfüllen könnt. Ihr ſeyd der erſte Componiſt in ganz Italien und dabei der vortrefflichſte Sänger den es geben mag. Mit Entzücken habe ich die große Szene in der Oper Le npzze di Teti e Peleo gehört, die der verruchte Francesco Cavalli Euch diebiſcher Weiſe entwandt hat, und für ſein Arbeit ausgiebt. — Wolltet Ihr, während ich hier das Spinett in Stand ſetze, mir dieſe Arie vorſingen, ich wüßte in der That nicht, was mir Angenehmeres erzeigt werden könnte.

Der Alte verzog den Mund zu dem ſüßeſten Lächeln, blinzelte mit den grauen Aügelein und ſprach: man merkt es, daß Ihr ſelbſt ein tüchtiger Muſiker ſeyd, beſter Signor; denn Ihr habt Geſchmack und wißt würdige Leute beſſer zu ſchätzen, als die undankbaren Römer. — Hört! — Hört! die Arie aller Arien! —

Damit ſtand der Alte auf, erhob ſich auf den Fußſpitzen, breitete die Arme aus, drückte beide Augen zu, daß er ganz einem Hahn zu vergleichen, der ſich zum Krähen rüſtet, und fing ſogleich an, dermaßen zu kreiſchen, daß die Wände klangen, und alsbald Frau Caterina mit ihren beiden Töchtern hereinſtürzte, nicht anders meinend, als daß das entſetzliche Jammergeſchrei irgend ein geſchehenes Unheil verkünde. – Ganz erſtaunt blieben ſie in der Thüre ſtehen, als ſie den krähenden Alten erblickten und bildeten ſo das Publikum des unerhörten Virtuoſen Capuzzi.

Während deſſen hatte aber Salvator das Spinett aufgerichtet, den Deckel zurückgeſchlagen, die Pallette zur Hand genommen, und mit kecker Fauſt in kräftigen Pinſelſtrichen auf eben dem Spinettdeckel die wunderbarſte Malerei begonnen, die man nur ſehen konnte. Der Hauptgedanke war eine Szene aus der Cavalli'ſchen Oper Le nozze di Teti. aber darunter miſchten ſich auf ganz fantaſtiſche Weiſe eine Menge anderer Perſonen. Unter ihnen Capuzzi, Antonio, Marianna treu nach Antonios Gemälde, Salvator, Frau Caterina und ihre beiden Töchter in kenntlichen Zügen, ja ſogar der Pyramiden-Doctor fehlte nicht, und alles ſo verſtändig, ſinnig, genial geordnet, daß Antonio ſein Erſtaunen über den Geiſt, über die Practik des Meiſters nicht bergen konnte.

Der Alte ließ es gar nicht bei der Szene bewenden, die Salvator hören wollte, ſondern ſang oder kreiſchte vielmehr, von dem muſikaliſchen Wahnſinn fortgeriſſen, ohne Aufhören indem er durch die gräulichſten Recitative ſich von einer hölliſchen Arie zur andern durcharbeitete. Das mochte wohl beinahe zwei Stunden gedauert haben, da ſank er, kirſchbraun im Geſicht, athemlos in den Lehnſeſſel. In dem Augenblicke hatte aber auch Salvator ſeine Skizze ſo herausgearbeitet, daß Alles lebendig geworden und in einiger Entfernung das Ganze einem vollendeten Gemälde glich.

„Ich habe Wort gehalten wegen des Spinetts, beſter Signor Pasquale!“ — ſo liſpelte nun Salvator dem Alte in die Ohren. Der fuhr, wie aus tiefem Schlummer, in die Höhe. Sogleich fiel ſein Blik auf das bemalte Spinett, das ihm gerade über ſtand. Da riß er die Augen weit auf, als ſähe er Wunder, ſtülpte den ſpitzen Hut auf die Perücke, nahm den Krückſtock unter den Arm, ſprang hin mit einem Satz ans Spinett, riß den Deckel aus den Scharnieren, hob ihn hoch über den Kopf und rannte ſo wie beſeſſen zur Thür hinaus, die Treppe hinab, fort, fort aus dem Hauſe, indem Frau Caterina und ihre beiden Töchter laut hinter ihn her lachten. —

Der alte Geizhals weiß, ſprach Salvator, daß er den bemalten Deckel nur zum Grafen Colonna, oder zu meinem Freunde Roſſi tragen darf, um vierzig Ducaten, und auch wohl noch mehr, dafür zu erhalten. —

Beide, Salvator und Antonio, überlegten nun den Angriffsplan, der noch in kommender Nacht ausgeführt werden ſollte. — Wir werden gleich ſehen was die beiden Abenteurer begannen, und wie ihnen der Anſchlag glückte.

Als es Nacht geworden, trug Signor Pasquale nachdem er ſeine Wohnung wohl verſchloſſen und verriegelt, wie gewöhnlich, das kleine Ungeheuer von Caſtraten nach Hauſe. Den ganzen Weg über miaute und ächzte der Kleine, und klagte, daß, nicht geung, daß er ſich an Capuzzis Arien die Schwindſucht an den Hals ſingen, und bei dem Maccaronikochen die Hände verbrennen müſſe, er jetzt noch zu einem Dienſt gebraucht werde, der ihm nichts einbringe, als tüchtige Ohrfeigen und derbe Fußtritte, die ihm Marianna, ſo wie er ſich nur ihr nähere, in reichlichem Maaß zutheile. Der Alte tröſtete ihn, wie er nur konnte, verſprach ihn beſſer mit Zuckerwerk zu verſorgen, als es bisher geſchehen, verpflichtete ſich ſogar, als der Kleine gar nicht aufhören wollte zu quäken und zu lamentiren, ihm aus einer alten ſchwarzen Plüſchweſte, die er, der Kleine, ſchon oft mit begehrlichen Blicken angeſchaut, ein nettes Abbaten-Röcklein machen zu laſſen. Der Kleine forderte noch eine Perücke und einen Degen. Darüber capitulirend kamen ſie in der Straße Bergognona an, denn eben da wohnte Pitichinaccio und zwar nur vier Häuſer von Salvators Wohnung.

Der Alte ſetzte den Kleinen behutſam nieder, öffnete die Hausthür, und nun ſtiegen beide, der Kleine voran, der Alte hinterher, die ſchmale Treppe hinauf, die einer elenden Hünerleiter zu vergleichen. Aber kaum hatten ſie die Hälfte der Stiege erreicht, als oben auf dem Hausflur ein entſetzliches Gepolter entſtand, und ſich die rauhe Stimme eines wilden beſoffenen Kerls vernehmen ließ, der alle Teufel der Hölle beſchwor, ihm den Weg aus dem verwünſchten Hauſe zu zeigen. Pitichinaccio drückte ſich dicht an die Wand und bat den Capuzzi um aller Heiligen willen, voraus zu gehen. Doch kaum hatte Capuzzi noch ein Paar Stufen erſtiegen, als der Kerl von oben die Treppe herunterſtürzte, den Capuzzi wie ein Wirbelwind erfaßte, und ſich mit ihm hinabſchleuderte durch die offen ſtehende Hausthüre bis mitten auf die Straße. Da blieben ſie liegen; Capuzzi unten, der beſoffene Kerl auf ihm wie ein ſchwerer Sack. — Capuzzi ſchrie erbärmlich um Hülfe, und alsbald fanden ſich auch zwei Männer ein, die mit vieler Mühe den Signor Pasquale von ſeiner Laſt befreiten; der Kerl taumelte, als ſie ihn aufgerichtet, fluchend fort.

„Jeſus was iſt Euch geſchehen, Signor Pasquale. — wie kommt Ihr zur Nachtzeit hieher — was habt Ihr für ſchlimme Händel gehabt in dem Hauſe? — So fragten Antonio und Salvator; denn Niemand anders waren die beiden Männer.

„Das iſt mein Ende, ächzte Capuzzi; alle meine Glieder hat mir der Höllenhund zerſchellt, ich kann mich nicht rühren.“

„Laßt doch ſehen, ſprach Antonio, betaſtete den Alten am ganzen Leibe und kniff ihm dabei plötzlich ſo heftig ins rechte Bein, daß Capuzzi laut aufſchrie —

Alle Heiligen! rief Antonio ganz erſchrocken, alle Heiligen! beſter Signor Pasquale, Ihr habt das rechte Bein gebrochen an der gefährlichſten Stelle. Wird Euch nicht ſchleunige Hülfe geleiſtet, ſo ſeyd Ihr binnen weniger Zeit des Todes, oder bleibt doch wenigſtens auf immer lahm. —

Capuzzi ſtieß ein fürchterliches Geheul aus. Beruhigt Euch nur, beſter Signor, fuhr Antonio fort; unerachtet ich jetzt Maler bin, ſo habe ich doch den Wundarzt noch nicht vergeſſen. Wir tragen Euch nach Salvators Wohnung und ich verbinde Euch augenblicklich. —

Mein beſter Signor Antonio, wimmerte Capuzzi, Ihr ſeyd mir feindlich geſinnt, ich weiß es — Ach, fiel Salvator ihm ins Wort, hier iſt von keiner Feindſchaft weiter die Rede; Ihr ſeyd in Gefahr, und das iſt dem ehrlichen Antonio genug, alle ſeine Kunſt aufzubieten zu Eurer Hülfe — Faßt an, Freund Antonio! —

Beide hoben nun den Alten, der über die unſäglichſten Schmerzen ſchrie, die der gebrochene Fuß verurſache, ſanft und behutſam auf, und trugen ihn nach Salvators Wohnung.

Frau Caterina verſicherte, daß ſie irgend ein Unheil geahnt und deswegen ſich nicht zur Ruhe begeben. So wie ſie den Alten anſichtig wurde und hörte, wie es ihm ergangen, brach ſie in Vorwürfe aus über ſein Thun und Treiben. „Ich weiß es wohl, ſprach ſie, ich weiß es wohl, Signor Pasquale, wen Ihr wieder nach Hauſe gebracht habt! — Ihr denkt, iſt gleich Eure ſchöne Nichte Marianna bei Euch im Hauſe, der weiblichen Bedienung gar nicht zu bedürfen, und mißbraucht recht ſchändlich und gotteslästerlich den armen Pitichinaccio, den Ihr in den Weiberrock ſteckt. Aber ſeht Ihr wohl: ogni carne ha il suo osso, jedes Fleiſch hat ſeinen Knochen! — Wollt Ihr ein Mädchen bei Euch haben, ſo bedürft Ihr auch der Weiber! Fate il passo secondo la gamba, ſtreckt Euch nach der Decke, und verlangt nicht mehr und nicht weniger, als was recht iſt, von Eurer Marianna. Sperrt ſie nicht ein wie eine Gefangene, macht Euer Haus nicht zum Kerker, asino punto convien che trotti, wer auf der Reiſe iſt, muß fort; Ihr habt eine ſchöne Nichte und müßt Euer Leben darnach einrichten, das heißt, nur lediglich thun, was die ſchöne Nichte will. Aber Ihr ſeyd ein ungalanter hartherziger Mann, und wohl gar, wie ich nicht hoffen will, in Eurem hohen Alter noch verliebt und eiferſüchtig — Verzeiht, daß ich das Alles Euch gerade heraus ſage, aber: chi ha nel petto fiele, non puo sputar miele, weſſen das Herz voll iſt, geht der Mund über! — Nun, wenn Ihr nicht, wie bei Eurem hohen Alter zu vermuthen ſteht, an Eurem Beinbruch ſterbt, ſo wird Euch das wohl zur Warnung dienen, und Ihr werdet Eurer Nichte die Freiheit laſſen, zu thun, was ſie will und den hübſchen jungen Menſchen zu heirathen, den ich wohl ſchon kenne —

So ging es in einem Strome fort, während Salvator und Antonio den Alten behutſam entkleideten und aufs Bette legten. Der Frau Caterina Worte waren lauter Dolchſtiche, die ihm tief in die Bruſt fuhren; aber ſo wie er etwas dazwiſchen reden wollte, bedeutete ihm Antonio, daß alles Sprechen ihm Gefahr bringe, er mußte daher alle bittere Galle in ſich ſchlucken. Salvator ſchickte endlich Frau Caterina fort, um, wie Antonio geboten, Eiswaſſer zu beſorgen.

Salvator und Antonio überzeugten ſich, daß der in Pitichinaccios Wohnung abgeſendete Kerl ſeine Sachen vortreflich gemacht. Außer einigen blauen Flecken hatte Capuzzi nicht die mindeſte Beſchädigung davon getragen, ſo fürchterlich der Sturz auch dem Anſcheine nach geweſen. Antonio ſchiente und ſchnürte dem Alten den rechten Fuß zuſammen, daß er ſich nicht regen konnte. Und dabei umwickelten ſie ihn mit in Eiswaſſer genetzten Tüchern, angeblich um der Entzündung zu wehren, daß der Alte wie im Fieberfroſt ſich ſchüttelte.

„Mein guter Signor Antonio, ächzte er leiſe, ſagt mir, iſt es um mich geſchehn? — muß ich ſterben?“

Beruhigt Euch nur, erwiederte Antonio, beruhigt Euch nur, Signor Pasquale, da Ihr den erſten Verband mit ſo vieler Standhaftigkeit, und ohne in Ohnmacht zu ſinken, ausgehalten, ſo ſcheint die Gefahr vorüber; doch iſt die ſorgſamſte Pflege nöthig: Ihr dürft fürs erſte nicht aus den Augen des Wundarztes kommen.

Ach Antonio, wimmerte der Alte, Ihr wißt, wie ich Euch lieb habe! — wie ich Eure Talente ſchätze! — Verlaßt mich nicht! — reicht mir Eure liebe Hand! — ſo! — Nicht wahr, mein guter, lieber Sohn, Ihr verlaßt mich nicht? —

Bin ich, ſprach Antonio, bin ich gleich nicht mehr Wundarzt, hab' ich gleich das mir verhaßte Gewerbe ganz aufgegeben, ſo will ich doch bei Euch, Signor Pasquale, eine Ausnahme machen und mich Eurer Cur unterziehen, wofür ich nichts verlange, als daß Ihr mir wieder Eure Freundſchaft, Euer Zutrauen ſchenkt, — Ihr waret ein wenig barſch gegen mich —

Schweigt, liſpelte der Alte, ſchweigt davon beſter Antonio! —

Eure Nichte, ſprach Antonio weiter, wird ſich, da Ihr nicht ins Haus zurückgekehrt ſeyd, halb tod ängſtigen! — Ihr ſeyd für Euern Zuſtand munter und ſtark genug, wir wollen Euch daher, ſo wie der Tag anbricht in Eure Wohnung tragen. Dort ſehe ich noch einmal nach dem Verbande, bereite Euch das Lager, wie es ſeyn muß, und ſage Eurer Nichte Alles, was ſie für Euch zu thun hat, damit Ihr recht bald geneſet.

Der Alte ſeufzte recht tief auf, ſchloß die Augen und blieb einige Augenblicke ſtumm. Dann ſtreckte er die Hand aus nach Antonio, zog ihn dicht an ſich und ſprach ganz leiſe: Nicht wahr, beſter Signor, das mit Marianna, das war nur Euer Scherz, ſolch ein luſtiger Einfall, wie ihn junge Leute haben —

Denkt doch, erwiederte Antonio, denkt doch jetzt nicht an ſo etwas, Signor Pasquale! Es iſt wahr, Eure Nichte ſtach mir in die Augen; aber jetzt habe ich ganz andere Dinge im Kopfe, und bin — ich muß es Euch nur aufrichtig geſtehen — recht ſehr damit zufrieden, daß Ihr mich mit meinem thörichten Antrage ſo kurz abgefertigt habt. Ich dachte in Eure Marianna verliebt zu ſeyn, und erblickte in ihr doch nur ein ſchönes Modell zu meiner Magdalena. Daher mag es denn kommen, daß Marianna mir, nachdem ich das Gemälde vollendet, ganz gleichgültig geworden iſt! —

Antonio, rief der Alte laut, Antonio, Geſegneter des Himmels! Du biſt mein Troſt — meine Hülfe, mein Labſal! Da Du Marianna nicht liebſt, iſt mir aller Schmerz entnommen! —

In der That, ſprach Salvator, in der That, Signor Pasquale, kennte man Euch nicht als einen ernſten, verſtändigen Mann, welcher wohl weiß, was ſeinen hohen Jahren ziemt, man ſollte glauben, Ihr wäret wahnſinniger Weiſe ſelbſt in Eure ſechszehnjährige Nichte verliebt. —

Der Alte ſchloß aufs neue die Augen und ächzte und lamentirte über die gräßlichen Schmerzen, die mit verdoppelter Wuth wiederkehrten.

Das Morgenroth dämmerte auf und ſtrahlte durch das Fenſter. Antonio ſagte dem Alten, es ſey nun Zeit, ihn in die Straße Ripetta nach ſeiner Wohnung zu ſchaffen. Signor Pasquale antwortete mit einem tiefen kläglichen Seufzer. Salvator und Antonio hoben ihn aus dem Bette und wickelten ihn in einen weiten Mantel, den Frau Catherinas Eheherr getragen, und den ſie dazu hergab. Der Alte bat um aller Heiligen willen, doch nur die ſchändlichen Eiſ tücher, womit ſein kahles Haupt umwickelt, weg zu nehmen, und ihm Perücke und Federhut aufzuſetzen. Auch ſollte Antonio ihm wo möglich den Zwickelbart in Ordnung richten, damit Marianna ſich nicht ſo ſehr vor ſeinem Anblick entſetze.

Zwei Träger mit einer Bahre ſtanden bereits vor dem Hauſe. Frau Caterina, immerfort den Alten ausſcheltend und unzählige Sprüchwörter einmiſchend, trug Betten herab, in die der Alte wohl eingepackt, und ſo von Salvator und Antonio begleitet, in ſein Haus geſchafft wurde.

So wie Marianna den Oheim in dem erbärmlichen Zuſtande erblickte, ſchrie ſie laut auf; ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen; ohne auf den Geliebten, der mitgekommen, zu achten, faßte ſie des Alten Hände, drückte ſie an die Lippen, jammerte über das entſetzliche Unglück, das ihn betroffen. — So tiefes Mitleiden hatte das fromme Kind mit dem Alten, der ſie mit ſeinem verliebten Wahnſinn marterte und quälte. Aber in demſelben Augenblick that ſich auch die ihr angeborne innerſte Natur des Weibes kund; denn ein Paar bedeutende Blicke Salvators reichten hin, ſie über das Ganze vollkommen zu verſtändigen. Nun erſt ſchaute ſie den glücklichen Antonio verſtohlen an, indem ſie hoch erröthete, und es war wunderlieblich anzuſchauen, wie durch die Thränen ein ſchalkhaftes Lächeln ſiegend hervorbrach. Ueberhaupt hatte Salvator ſich die Kleine doch nicht ſo gar anmuthig, ſo wunderbar hübſch gedacht, der Magdalena unerachtet, als er ſie nun wirklich fand, und indem er den Antonio um ſein Glück beinahe hätte beneiden mögen, fühlte er doppelt die Nothwendigkeit, die arme Marianna dem verdammten Capuzzi zu entreißen, koſte es was es wolle. —

Signor Pasquale, von ſeiner ſchönen Nichte ſo zärtlich empfangen, wie er es gar nicht verdiente, vergaß ſein Ungemach. Er ſchmunzelte, er ſpitzte die Lippen, daß der Zwickelbart wackelte, und ächzte und winſelte nicht vor Schmerz, ſondern vor lauter Verliebtheit.

Antonio bereitete kunſtmäßig das Lager, ſchnürte, als man den Capuzzi hinein gelegt, den Verband noch feſter, und umwickelte auch das linke Bein ſo, daß der Alte regungslos da liegen mußte, wie eine Holzpuppe. Salvator begab ſich fort und überließ die Liebenden ihrem Glücke. —

Der Alte lag in Kiſſen begraben, zum Ueberfluß hatte ihm aber noch Antonio ein dickes, mit ſtarkem Waſſer benetztes Tuch um den Kopf gebunden, ſo daß er das Geflüſter der Liebenden nicht vernehmen konnte, die nun zum erſten Mal ihr ganzes Herz ausſtrömen ließen und ſich unter Thränen und ſüßen Küſſen ewige Treue ſchwuren. Nicht ahnen mochte der Alte, was vorging, da Marianna dazwiſchen ſich unaufhörlich nach ſeinem Befinden erkundigte, und es ſogar zuließ, das er ihre kleine weiße Hand an ſeine Lippen drückte.

Als der Tag hoch heraufgekommen, eilte Antonio fort, um, wie er ſagte, die nöthigen Mittel für den Alten herbeizuſchaffen, eigentlich aber um zu erſinnen, wie er wenigſtens

auf

auf einigen Stunden den Alten in noch hülfloſeren Zuſtand verſetzen ſolle, und mit Salvator zu überlegen, was dann weiter anzufangen ſey.

Neuer Anſchlag, den Salvator Roſa und Antonio Scacciati wider den Signor Paſquale Capuzzi und wider ſeine Geſellſchaft ausführen, und was ſich darauf weiter begiebt.

Am andern Morgen kam Antonio zum Salvator, ganz Mißmuth und Gram. —

Nun wie geht es, rief Salvator ihm entgegen, warum hängt Ihr ſo den Kopf? — was iſt Euch Ueberglücklichen, der Ihr nun jeden Tag Euer Liebchen ſchauen, küſſen und herzen könnt, denn wiederfahren?

Ach Salvator, rief Antonio, mit meinem Glück iſt es aus, rein aus; der Teufel hat ſein Spiel mit mir! Geſcheitert iſt unſere Liſt, und wir ſtehen nun mit dem verdammten Capuzzi in offner Fehde!

Deſto beſſer, ſprach Salvator, deſto beſſer! Aber ſprecht Antonio, was hat ſich denn begeben? —

Stellt Euch vor, begann Antonio, ſtellt Euch vor, Salvator, als ich geſtern nach einer Abweſenheit von höchſtens zwei Stunden mit allerlei Eſſenzen zurückkehre nach der Straße Ripetta, erblicke ich den Alten ganz angekleidet in der Thüre ſeiner Wohnung. — Hinter ihm ſteht der Pyramiden-Doctor und der verfluchte Sbirre, und zwiſchen ihren Beinen zappelt noch etwas Buntes. Das war, glaub' ich, die kleine Mißgeburt, der Pitichinaccio. So wie der Alte mich anſichtig wurde drohte er mit der Fauſt, ſtieß die grimmigſten Flüche und Verwünſchungen aus, und ſchwur, daß er mir alle Glieder zerbrechen laſſen würde, ſo wie ich nur vor ſeiner Thür erſchiene. „Scheert Euch zu allen Teufeln, verruchter Bartkratzer — kreiſchte er; mit Lug und Trug gedenkt Ihr mich zu überliſten; wie der leidige Satan ſelbſt ſtellt Ihr meiner armen frommen Marianna nach, und gedenkt ſie in Eure hölliſchen Schlingen zu locken — aber wartet! — meine letzten Dukaten wende ich dran, Euch', ehe Ihrs Euch verſeht, das Lebenslicht ausblaſen zu laſſen! — Und Euer ſauberer Patron, der Signor Salvator, der Mörder, der Räuber, der dem Strange entflohen, der ſoll zur Hölle fahren zu ſeinem Hauptmann Mas'Aniello, den ſchaffe ich fort aus Rom, das iſt mir leichte Mühe!“ —

So tobte der Alte, und da der verfluchte Sbirre, vom Pyramiden-Doctor angehetzt, Anſtalt machte, auf mich loszugehen, da das neugierige Volk ſich zu ſammeln begann, was blieb mir übrig als in aller Schnelligkeit das Feld zu räumen? Ich mochte in meiner Verzweiflung gar nicht zu Euch gehen: denn ich weiß ſchon, Ihr hättet mich nur mit meinen troſtloſen Klagen ausgelacht. Könnt Ihr doch jetzt kaum das Lachen unterdrücken! —

So wie Antonio ſchwieg, lachte Salvator auch in der That hell auf.

Jetzt, rief er, jetzt wird die Sache erſt recht ergötzlich! Nun will ich aber Euch, mein wackerer Antonio, auch umſtändlich ſagen wie ſich alles begab in Capuzzi's Hauſe, als Ihr fortgegangen. Kaum wart Ihr nämlich aus dem Hauſe, als Signor Splendiano Accoramboni, der — Gott weiß auf welche Weiſe — erfahren, daß ſein Buſenfreund Capuzzi in der Nacht das rechte Bein gebrochen, feierlichſt mit einem Wundarzt heranrückte. Euer Verband, die ganze Art, wie Signor Pasquale behandelt worden, mußte Verdacht erregen. Der Wundarzt nahm die Scheinen, die Bandagen ab, und man fand, was wir beide wiſſen, daß nämlich an dem rechten Fuß des würdigen Capuzzi auch nicht ein Knöchelchen verrenkt, viel weniger zerbrochen war! — Das Uebrige ließ ſich nun ohne ſonderlichen Scharfſinn erklären.

Aber, ſprach Antonio voll Erſtaunen, aber mein beſter Meiſter, aber ſagt mir nur, wie Ihr das alles erfahren konntet, wie Ihr eindringt in Capuzzis Wohnung und Alles wißt was ſich dort begiebt?

Ich habe Euch geſagt, erwiederte Salvator, daß in Capuzzis Hauſe, und zwar in demſelben Stock, eine Bekannte der Frau Caterina wohnt. Dieſe Bekannte, die Wittwe eines Weinhändlers, hat eine Tochter, zu der meine kleine Margarita öfters hingeht. Die Mädchen haben nun einen beſondern Inſtinkt ihres Gleichen aufzuſuchen und zu finden, und ſo mittelten denn auch Roſa — ſo heißt die Tochter der Weinhändlers-Wittwe — und Margarita gar bald ein kleines Luftloch in der Speiſekammer aus, das in eine finſtere Kammer geht, die an Mariannas Gemach ſtößt. Mariannas Aufmerkſamkeit entging keinesweges das Wispern und Flüſtern der Mädchen, ſo wie das Luftloch, und ſo wurde dann bald der Weg gegenſeitiger Mitthellung eröffnet und benutzt. Hält der Alte ſein Mittagsſchläfchen, ſo ſchwatzen ſich die Mädchen recht nach Herzensluſt aus. Ihr werdet bemerkt haben, daß die kleine Margarita, der Frau Caterina und mein Liebling, gar nicht ſo ernſt und ſpröde, wie ihre ältere Schweſter Anna, ſondern ein drolliges, munteres, pfiffiges Ding iſt. Ohne gerade von Eurer Liebſchaft zu ſprechen, habe ich ſie unterrichtet, wie ſie alles, was ſich in Cappuzzu Hauſe begiebt, von Marianna ſich erzählen laſſen ſoll. Sie beweiſt ſich dabei gar anſtellig, und wenn ich vorhin über Euren Schmerz, über Eure Verzweiflung lachte, ſo geſchah es, weil ich Euch zu tröſten, Euch zu beweiſen vermag, daß Eure Angelegenheiten jetzt erſt in einen Gang kommen, der recht erſprießlich iſt. — Ich habe einen ganzen Sack voll der trefflichſten Neuigkeiten für Euch —

Salvator, rief Antonio, indem ihm die Augen vor Freude glänzten, welche Hoffnungen gehen mir auf! — Geſegnet ſey das Luftloch in der Speiſekammer! — Ich ſchreibe an Marianna; — Margerita nimmt das Brieflein mit ſich —

Nichts davon, entgegnete Salvator, nichts davon Antonio! Margerita ſoll uns nützlich werden, ohne gerade Eure Liebesbotin zu machen. Zudem könnte auch der Zufall, der oft ſein wunderliches Spiel treibt, dem Alten Euer Liebesgeſchwätz in die Hände bringen und der armen Marianna tauſend neues Unheil bereiten, da ſie in dieſem An genblick im Begriff ſteht, den alter verliebten Gecken ganz und gar unter ihr Sammtpantöffelchen zu bringen. Denn hört nur an, wie ſich ferner alles begeben. Die Art, wie Marianna den Alten, als wir ihn ins Haus brachten, empfing, hat ihn ganz und gar bekehrt. Er glaubt nichts Geringeres, als daß Marianna Euch nicht mehr liebt, ſondern ihm wenigſtens zur Hälfte ihr Herz geſchenkt hat, ſo daß es nur darauf ankommt, noch die andere Hälfte zu erobern. Marianna iſt, nachdem ſie das Gift Eurer Küſſe eingeſogen, ſogleich um drei Jahre klüger, ſchlauer, erfahrener geworden. Sie hat den Alten nicht allein überzeugt, daß ſie gar keinen Antheil hatte an unſerm Streich, ſondern, daß ſie unſer Verfahren verabſcheut, und mit tiefer Verachtung jede Liſt, die Euch in ihre Nähe bringen könnte, zurückweiſen wird. Der Alte hat im Uebermaß des Entzückens ſich übereilt und geſchworen, daß wenn er ſeiner angebeteten Marianna eine Freude bereiten könne, es zur Stelle geſchehen ſolle, ſie mög' nur irgend einen Wunſch ausſprechen. Da hat denn

Marianna ganz beſcheiden nichts weiter verlangt, als daß der Zio carissimo ſie in das Theater vor der Porta del Popolo zum Signor Formica führen ſolle. Darüber iſt der Alte etwas verdutzt worden; es hat Berathſchlagungen gegeben mit dem Pyramiden-Doctor und dem Pitichinaccio; endlich haben beide, Signor Pasquale und Signor Splendiano, beſchloſſen, Marianna wirklich morgenden Tages in jenes Theater zu bringen. Pitichinaccio ſoll ſie in Zofentracht begleiten, wozu er ſich nur unter der Bedingung verſtanden, daß Signor Pasquale außer der Plüſchweſte ihm noch eine Perücke ſchenken, in der Nacht ihn aber abwechſelnd mit dem Pyramiden-Doctor nach Hauſe tragen ſolle. darüber ſind ſie eins geworden und morgen wird ſich das merkwürdige Kleeblatt mit der holden Marianna wirklich in das Theater vor der Porta del Popolo zum Signor Formica begeben. — Es iſt nöthig zu ſagen was für eine Bewandniß es mit dem Theater vor der Porta del Popolo und mit dem Signor Fermica hatte.

Nichts iſt betrübter, als wenn zur Zeit des Carnevals in Rom die Impreſſarien in der Wahl ihrer Compoſitori unglücklich waren, wenn der Primo Tenore in der Argentina ſeine Stimme unterwegs gelaſſen, wenn der Primo Uomo da Donna in dem Teatro Valle am Schnupfen darniederliegt, kurz wenn das Hauptvergnügen, das die Römer zu finden glaubten, fehlſchlägt, und der Giovedi graſſo alle Hoffnungen, die ſich vielleicht noch aufthun könnten, mit einem Male abſchneidet. Gerade nach einem ſolchen betrübten Carneval — kaum waren die Faſten vorüber — eröffnete ein gewiſſer Nicolo Muſſo vor der Porta del Popolo ein Theater, auf dem er nichts darzuſtellen verſprach, als kleine improviſirte Buffonaden. Die Ankündigung war in einem geiſtreichen, witzigen Styl abgefaßt, und dadurch bekamen die Römer ein günſtiges Vorurtheil für Muſſo's Unternehmen, hätten ſie auch ſonſt nicht ſchon im ungeſtillten dramatiſchen Heißhunger begierig nach der geringſten Speiſe der Art gehaſcht. Die Einrichtung des Theaters, oder vielmehr der kleinen Bude, zeugte eben nicht von den glänzenden Umſtänden des Unternehmers. Es gab weder ein Orcheſter noch Logen. Statt derſelben war im Hintergrunde eine Gallerie angebracht, an der das Wappen des Hauſes Colonna prangte, ein Zeichen, das der Conte Colonna den Muſſo und ſein Theater in beſondern Schutz genommen. Eine mit Teppichen verkleidete Erhöhung, auf welcher rund umher einige bunte Tapeten gehängt waren, die nach dem Bedürfniſſe des Stücks, Wald, Saal, Straße vorſtellen mußten: das war die Bühne. Kam noch hinzu, daß die Zuſchauer es ſich gefallen laſſen mußten, auf harten, unbequemen, hölzernen Bänken zu ſitzen, ſo konnt' es nicht fehlen, daß die Eintretenden ziemlich laut über Signor Muſſo murrten, der eine elende Bretterbude ein Theater nenne. Kaum hatten aber die beiden erſten Schauſpieler, welche auftraten, einige Worte geſprochen, ſo wurden die Zuſchauer aufmerkſam; ſo wie das Stück fortging, ſtieg die Aufmerkſamkeit zum Beifall, der Beifall zur Bewunderung, die Bewunderung zum höchſten Enthuſiasmus, der ſich durch das anhaltendſte, wüthendſte Gelächter, Klatſchen, Bravorufen Luft machte.

In der That konnte man auch nichts Vollkommneres ſehen, als dieſe improviſirten Darſtellungen des Nicolo Muſſo, die von Witz, Laune und Geiſt überſprudelten und die Thorheiten des Tages mit ſcharfer Geißel züchtigten. Jeder Schauſpieler gab ſeine Rolle mit unvergleichlicher Characteriſtik, vorzüglich riß aber der Pasquarello, durch ſein unnachahmliches Gebehrdenſpiel, durch das Talent in Stimme, Gang und Stellung bekannte Perſonen bis zur höchſten Täuſchung nachzuahmen, durch ſeine unerſchöpfliche Laune, durch das Schlagende ſeiner Einfälle, alle Zuſchauer mit ſich fort. Den Mann, der die Rolle des Pasquarello ſpielte, und der ſich Signor Formica nannte, ſchien ein ganz beſonderer, ungewöhnlicher Geiſt zu beſeelen; oft war in Ton und Bewegung ſo etwas Seltſames, daß die Zuſchauer, im tollſten Gelächter, ſich von Schauern durchfröſtele fühlten. Ihm zur Seite ſtand würdig der Doctor Graziano mit einem Mienenſpiel, mit einem Organ, mit einem Talent in dem anſcheinend ungereimteſten Zeuge die ergötzlichſten Dinge zu ſagen, dem nichts in der Welt zu vergleichen. Dieſen Doctor Graziano ſpielte ein alter Bologneſer Maria Agli mit Namen. Es konnte nicht fehlen, daß in kurzer Zeit die gebildete Welt von Rom unabläſſig hinſtrömte nach Nicolo Muſſos kleinem Theater vor der Porta del Popolo, daß jeder den Namen Formica im Munde führte und auf der Straße wie im Theater in voller Begeiſtrung ausrief: Oh Formica! — Formica benedetto! — oh Formicissimo! — Man betrachtete den Formica als eine überirdiſche Erſcheinung, und manche alte Frau, die im Theater ſich vor Lachen ausgeſchüttet, wurde, wagte ja einer nur das Mindeſte zu tadeln an Formica's Spiel, plötzlich ernſthaft und ſprach feierlich: Scherza coi fanti e lascia star santi! — Das kam daher, weil Signor Formica außer dem Theater ein unerforſchliches Geheimniß blieb. Man ſah ihn durchaus nirgends, und vergebens blieb alles Mühen ihm auf die Spur zu kommen. Nicolo Muſſo ſchwieg unerbittlich über Formicas Aufenthalt.

So war das Theater beſchaffen nach dem ſich Marianna ſehnte.

Laßt uns, ſprach Salvator, unſern Feinden geradezu auf den Hals gehen: der Gang aus dem Theater nach der Stadt bietet uns die bequemſte Gelegenheit dazu dar.

Er theilte jetzt dem Antonio einen Plan mit, der gar abenteuerlich und gewagt ſchien, den aber Antonio mit Freuden ergriff, weil er hoffte, dabei ſeine Marianna dem niederträchtigen Capuzzi zu entreißen. Auch war es ihm Recht, daß Salvator es vorzüglich darauf angelegt, den Pyramiden-Doctor zu züchtigen.

Als es Nacht worden, nahmen beide, Salvator und Antonio, Chitarren, gingen nach der Straße Ripetta, und brachten, um den alten Capuzzi recht zu ärgern, der holden Marianna die ſchönſte Serenata, die man nur hören konnte. Salvator ſpielte und ſang nämlich meiſterhaft und Antonio that es, was einen ſchönen Tenor betrifft, beinahe dem Odoardo Ceccarelli gleich. Signor Pasquale erſchien zwar auf dem Bälcon, und wollte hinabſchimpfend den Sängern Stillſchweigen gebieten; die Nachbaren, die der ſchöne Geſang in die Fenſter gelockt, riefen ihm aber zu: weil er mit ſeinen Gefährten ſo heule und ſchreie wie alle hölliſche Geiſter zuſammen, wolle er wohl keine gute Muſik in der Straße leiden? er möge ſich hineinſcheren und die Ohren verſtopfen, wenn er den ſchönen Geſang nicht hören wolle. — So mußte Signor Pasquale zu ſeiner Marter dulden, daß Salvator und Antonio beinahe die ganze Nacht hindurch Lieder ſangen, die bald die ſüßeſten Liebesworte enthielten, bald die Thorheit verliebter Alten verhöhnten. Sie gewahrten deutlich Marianna im Fenſter, die Signor Pasquale vergebens mit den ſüßeſten Worten und Betheurungen beſchwor, ſich doch nicht der böſen Nachtluft auszuſetzen.

Am folgenden Abend wandelte dann die merkwürdigſte Geſellſchaft, die man jemals geſehen, durch die Straße Ripetta nach der Porta del Popolo Sie zog aller Augen auf ſich, und man fragte, ob denn der Carneval noch einen Reſt toller Masken zurückgelaſſen. — Signor Pasquale Capuzzi in ſeinen bunten, ſpaniſchen, wohl gebürſteten Kleidern, mit einer neuen gelben Feder auf dem ſpitzen Huth prangend, geſchniegelt und gebügelt, durch und durch Zierlichkeit und Grazie, in zu engen Schuhen wie auf Eiern daher tretend, führte am Arm die holde Marianna, deren ſchlanken Wuchs, viel weniger deren Antlitz man nicht erſchauen konnte, weil ſie auf ungewöhnliche Weiſe in Schleier verhüllt war. Auf der andern Seite ſchritt Signor Splendiano Accaramboni in ſeinen großen Perücke, die den ganzen Rücken bedeckte, ſo daß es von hinten anzuſehen war, als wandle ein ungeheurer Kopf daher auf zwei kleinen Beinchen. Dicht hinter Marianna, ſich beinahe an ſie anklammend, krebſte das kleine Scheuſal, der Pitichinaccio, nach, in feuerfarbnen Weiberkleidern, und den ganzen Kopf auf widerwärtige Art mit bunten Blumen beſteckt.

Signor Formica übertraf ſich den Abend ſelbſt, und was noch nie geſchehn, er miſchte kleine Lieder ein, die er bald in dem Ton dieſes, bald jenes bekannten Sängers vortrug. In dem alten Capuzzi erwachte alle Theaterluſt, die früher in jungen Jahren beinahe ausartete in Wahnſinn. Er küßte in Entzücken der Marianna einmal über das andere die Hände und ſchwur, daß er keinen Abend verſäumen werde, mit Ihr Nicolo Muſſos Theater zu beſuchen. Er erhob den Signor Formica bis über die Sterne und ſtimmte mit aller Gewalt ein in den lärmenden Beifall der übrigen Zuſchauer. Weniger zufrieden war der Signor Splendiano, der unabläſſig den Signor Capuzzi und die ſchöne Marianna ermahnte, nicht ſo übermäßig zu lachen. Er nannte in einem Athem etliche zwanzig Krankheiten, welche die zu große Erſchütterung des Zwerchfells herbeiführen könne. Beide, Marianna und Capuzzi, kehrten ſich aber daran

daran ganz und gar nicht. Ganz unglücklich fühlte ſich Pitichinaccio. Er hatte hinter dem Pyramiden Doctor Platz nehmen müſſen, der ihn mit ſeiner großen Perücke ganz und gar umſchattete. Er ſah auch nicht das Mindeſte von der Bühne und den ſpielenden Perſonen, und wurde überdem von zwei muthwilligen Weibern, die ſich neben ihn geſetzt, unaufhörlich geängſtigt und gequält. Sie nannten ihn eine artige liebe Signora, fragten, ob er, trotz ſeiner Jugend, ſchon verheirathet ſey, und Kinderchen habe, die allerliebſte Weſen ſeyn müßten u. ſ. w. Dem armen Pitichinaccio ſtanden die kalten Schweißtropfen auf der Stirne, er wimmerte und winſelte, und verfluchte ſein elendes Daſeyn.

Als die Vorſtellung geendet, wartete Signor Pasquale, bis ſich alle Zuſchauer aus dem Hauſe entfernt hatten. Man löſchte das letzte Licht aus, an dem Signor Splendiano noch eben ein Stückchen von einer Wachsfackel angezündet hatte, als Capuzzi mit ſeinen würdigen Freunden und der Marianna langſam und bedächtig den Rückweg antrat.

Pitichinaccio weinte und ſchrie; Capuzzi mußte ihn zu ſeiner Qual auf den linken Arm nehmen, mit dem rechten faßte er Marianna. Voran zog der Doctor Splendiano mit ſeinem Fackelſtümpfchen, das mühſam und erbärmlich genug brannte, ſo daß ſie bei dem matten Schein die dicke Finſterniß der Nacht erſt recht gewahr wurden.

Noch ziemlich weit entfernt waren ſie von der Porta del Popolo, als ſie ſich urplötzlich von mehreren hohen, in Mäntel dicht verhüllten Geſtalten umringt ſahen. In dem Augenblick wurde dem Doctor die Fackel aus der Hand geſchlagen, daß ſie am Boden verlöſchte. — Lautlos blieb Capuzzi, blieb der Doctor ſtehen. Da fiel, man wußte nicht woher er kam, ein blaſſer röthlicher Schimmer auf die Vermummten und vier bleiche Todtengeſichter ſtarrten den Pyramiden-Doctor mit hohlen, gräßlichen Augen an. „Wehe — wehe — wehe Dir Splendiano Accoramboni! — So heulten die entſetzlichen Geſpenſter in tiefem, dumpfen Ton; dann wimmerte einer: Kennſt Du mich, kennſt Du mich, Splendiano? – Ich bin Cordier, der franzöſiſche Maler, der in voriger Woche begraben wurde, den Du mit deiner Arznei unter die Erde brachteſt! Dann der Zweite: Kennſt Du mich, Splendiano? ich bin Küſner, der deutſche Maler, den Du mit deinen hölliſchen Latwergen vergifteteſt! Dann der Dritte: Kennſt Du mich, Splendiano? Ich bin Liers, der Flamländer, den Du mit Deinen Pillen umbrachteſt und ſeinen Bruder um die Gemälde betrogſt. Dann der Vierte: Kennſt Du mich, Splendiano? Ich bin Ghigi, der Neapolitaniſche Maler, den Du mit Deinen Pulvern tödteteſt! — Und nun alle Vier zuſammen: Wehe, wehe, — wehe Dir, Splendiano Accoramboni, verfluchter Pyramiden-Doctor! — Du mußt hinab — hinab zu uns unter die Erde — Fort — fort — fort mit Dir! — Halloh — Halloh! — und damit ſtürzten ſie auf den unglücklichen Doctor, hoben ihn hoch in die Luft, und fuhren mit ihm ab wie der Sturmwind.

So ſehr das Entſetzen den Signor Pasquale übermannen wollte, ſo faßte er ſich doch mit wunderbarem Muthe, als er ſah, daß es nur auf ſeinen Freund Accoramboni abgeſehen war. Pitichinaccio hatte den Kopf ſammt dem Blumenbeet, das darauf befindlich, unter Capuzzis Mantel geſteckt, und ſich ſo feſt um ſeinen Hals geklammert, daß alle Mühe ihn abzuſchütteln vergebens blieb.

„Erhole Dich, ſprach Capuzzi zu Marianna, als nichts mehr zu ſchauen war von den Geſpenſtern und dem Pyramiden-Doctor, erhole dich, komm zu mir; mein ſüßes, liebes Täubchen! — Mein würdiger Freund Splendiano, der iſt nun hin; Sanct Bernardus, der ſelbſt ein tüchtiger Doctor war und Vielen zur Seligkeit verholfen, möge ihm beiſtehen, wenn ihm die rachſüchtigen Maler, die er zu raſch nach ſeiner Pyramide befördert hat, den Hals umdrehen! — Wer wird nun zu meinen Canzonen den Baß ſingen? — Und der Bengel, der Pitichinaccio, drückt mir dermaßen die Kehle zu, daß ich den Schreck, den mir Splendianos Transport verurſacht, mit eingerechnet, vielleicht binnen ſechs Wochen keinen reinen Ton werde hervorbringen können! — Sei nur nicht bange, meine Marianna! mein ſüßes Hoffen! — es iſt Alles vorüber! —

Marianna verſicherte, daß ſie den Schreck ganz überwunden, und bat, ſie nur allein, ohne Hülfe gehen zu laſſen, damit Capuzzi ſich von ſeinem läſtigen Schooßkinde befreien könne. Signor Pasquale faßte aber das Mädchen nur noch feſter, und meinte, daß er um keinen Preis der Welt ſie in dieſer bedrohlichen Finſterniß auch nur einen Schritt von ſich laſſen würde.

In demſelben Augenblicke, als nun Signor Pasquale ganz wohlgemüthlich weiter fort wollte, tauchten dicht vor ihm, wie aus tiefer Erde, vier gräßliche Teufelsgeſtalten auf, in kurzen rothgleißenden Mänteln, die ihn mit funkelnden Augen anblitzten und ein abſcheuliches Gekrächze und Gepfeife erhoben. „Huy, huy! — Pasquale Capuzzi, verfluchter Narr! — Alter verliebter Teufel! — Wir ſind Deine Kumpane, wir ſind Liebesteufel, wir kommen Dich zu holen in die Hölle, in die glühende Hölle, ſammt Deinem Spießgeſellen Pitichinaccio! — So kreiſchten die Teufel und fielen über den Alten her. Capuzzi ſtürzte mit dem Pitichinaccio zu Boden, und beide erhoben ein gellendes, durchdringendes Jammergeſchrei, wie eine ganze Heerde geprügelter Eſel.

Marianna hatte ſich mit Gewalt vom Alten losgeriſſen, und war auf die Seite geſprungen. Da ſchloß ſie Einer von den Teufeln ſanft in die Arme und ſprach mit ſüßer lieblicher Stimme: Ach Marianna! — meine Marianna! — endlich iſts gelungen! — Die Freunde tragen den Alten weit weit fort, während wir eine ſichere Zuflucht finden! — Mein Antonio! lispelte Marianna leiſe.

Aber plötzlich wurd' es rings umher hell von Fackeln, und Antonio fühlte einen Stich in das Schulterblatt. Mit Blitzesſchnelle wandte er ſich um, riß den Degen aus der Scheide und ging dem Kerl, der eben mit dem Stilet in der Hand den zweiten Stoß führen wollte, zu Leibe. Er gewahrte, wie ſeine drei Freunde ſich gegen eine Ueberzahl von Sbirren vertheidigten. Es gelang ihm, den Kerl, der ihn angegriffen, fortzutreiben, und ſich zu den Freunden zu geſellen. So tapfer ſie ſich aber auch hielten, der Kampf war doch zu ungleich; die Sbirren mußten unfehlbar ſiegen, hätten ſich nicht plötzlich mit lautem Geſchrei zwei Männer in die Reihe der Jünglinge geſtürzt, von denen der Eine ſogleich den Sbirren, der dem Antonio am härteſten zuſetzte, niederſtieß.

Der Kampf war nun in wenigen Augenblicken zum Nachtheil der Sbirren entſchieden. Wer von ihnen nicht hart verwundet auf dem Platze lag, floh mit lautem Geſchrei der Porta del Popolo zu.

Salvator Roſa (niemand anders war der, der dem Antonio zu Hülfe eilte und den Sbirren niederſtieß) wollte mit Antonio und den jungen Malern, die in den Teufelsmasken ſteckten, ohne Weiteres hinter den Sbirren her, nach der Stadt.

Maria Agli, der mit ihm gekommen und, ſeines hohen Alters unerachtet, den Sbirren zugeſetzt hatte, trotz jedem Andern, meinte indeſſen, dies ſey nicht rathſam, da die Wache bei der Porta del Popolo von dem Vorfall unterrichtet, ſie Alle unbezweifelt verhaften würde. Sie begaben ſich nun alle zum Nicolo Muſſo, der ſie in ſeinem kleinen, engen Hauſe, unfern des Theaters, mit Freuden aufnahm. Die Maler legten ihre Teufelslarven und ihre mit Phosphor beſtrichenen Mäntel ab, und Antonio, der außer dem unbedeutenden Stich im Schulterblatt gar nicht verwundet war, machte den Wundarzt geltend, indem er den Salvator, den Agli und die Jünglinge, welche alle Wunden davon getragen, mit denen es aber nicht die mindeſte Gefahr hatte, verband.

Der Streich, ſo toll und keck angelegt, wäre gelungen, hätten Salvator und Antonio nicht eine Perſon außer Acht gelaſſen, die ihnen alles verdarb. Michele der geweſene Bravo und Sbirre, der unten in Capuzzis Hauſe wohnte, und in gewiſſer Art ſeinen

Hausknecht machte, war, wie es Capuzzi gewollt, hinter ihm hergegangen nach dem Theater, wiewohl in einiger Entfernung, da der Alte ſich des zerlumpten Tagediebes ſchämte. Eben ſo hatte Michele den Alten zurückbegleitet. Als nun die Geſpenſter erſchienen, merkte Michele, der ganz eigentlich weder Tod noch Teufel fürchtete, gleich Unrath, lief in finſtrer Nacht ſpornſtreichs nach der Porta del Popolo, machte Lärm und kam mit den Sbirren, die ſich zuſammengefunden, wie wir wiſſen, gerade in dem Augenblick an, als die Teufel über den Signor Pasquale herfielen und ihn entführen wollten, wie die Todten den Pyramiden-Doctor.

In dem hitzigſten Gefecht hatte doch einer von den jungen Malern ſehr deutlich wahrgenommen, daß ein Kerl, die ohnmächtige Marianna auf den Armen, fortlief nach dem Thore, und daß ihm Signor Pasquale mit unglaublicher Haſt, als ſey Queckſilber in ſeine Beine gefahren, nachrannte. Dabei hatte etwas im Fackelſchein hell Aufgleißendes an ſeinem Mantel gehangen und gewimmert; das mochte wohl der Pulchinaccio geweſen ſeyn.

Am andern Morgen wurde bei der Pyramide des Ceſtius der Doctor Splendiano gefunden, ganz zuſammengekugelt und in ſeine Perücke hineingedrückt, feſt eingeſchlafen, wie in einem warmen, weichen Neſt. Als man ihn weckte, redete er irre, und war ſchwer zu überzeugen, daß er ſich noch auf der Oberwelt, und zwar in Rom befinde, und als man ihn endlich nach Hauſe gebracht, dankte er der Jungfrau und allen Heiligen für ſeine Errettung, warf alle ſeine Tincturen, Eſſenzen, Latwergen und Pulver zum Fenſter hinaus, verbrannte ſeine Recepte und gelobte künftig ſeine Patienten nicht anders zu heilen, als durch Beſtreichen und Auflegen der Hände, wie es einmal ein berühmter Arzt, der zugleich ein Heiliger war, deſſen Namen mir aber nicht beifallen will, vor ihm mit vielem Erfolg gethan. Denn ſeine Patienten ſtarben eben ſo gut, wie die Patienten der Andern, und ſahen ſchon vor dem Tode den Himmel offen und Alles was der Heilige nur wollte.

Ich weiß nicht, ſprach Antonio andern Tages zum Salvator, ich weiß nicht, welcher Grimm in mir entbrannt iſt, ſeitdem mein Blut gefloſſen! — Tod und Verderben dem niederträchtigen Capuzzi! — Wißt Ihr Salvator, daß ich entſchloſſen bin, mit Gewalt einzudringen in Capuzzis Haus? — Ich ſtoße den Alten nieder, wenn er ſich widerſetzt, und entführe Marianna! —

Herrlicher Anſchlag, rief Salvator lachend, herrlicher Anſchlag! — Vortrefflich ausgedacht! — Ich zweifle gar nicht, daß Du auch das Mittel gefunden haben wirſt, Deine Marianna durch die Luft nach dem ſpaniſchen Platz zu bringen, damit ſie Dich nicht, ehe Du dieſe Freiſtatt erreicht haſt, greifen und aufhängen! — Nein, mein lieber Antonio! — mit Gewalt iſt hier gar nichts auszurichten, und Ihr könnt es Euch wohl denken, daß Signor Pasquale jetzt jedem öffentlichen Angriff auszuweichen wiſſen wird. Zudem hat unſer Streich gar gewaltiges

Aufſehen gemacht, und gerade das unmäßige Gelächter der Leute über die tolle Art, wie wir den Splendiano und den Capuzzi gehetzt haben, weckte die Polizei aus dem ſanften Schlummer, die uns nun, ſo viel ſie es mit ihren ſchwächlichen Mitteln vermag, nachſtellen wird. — Mein Antonio, laßt uns zur Liſt unſre Zuflucht nehmen. Con arte e con inganno si vive mezzo l'anno, con inganno e con arte si vive l'altra parte. (Es bringen Trug und Künſte des Sommers uns Gewinnſte, und ſchlaue Kunſt, betrügen, ſchafft Winters uns Vergnügen!) — So ſpricht Frau Caterina und ſie hat Recht. — Ueberdem muß ich lachen, daß wir recht wie junge unbedachtſame Leute gehandelt haben, welches mir vorzüglich zur Laſt fällt, da ich ein gut Theil älter bin als Ihr. Sagt Antonio, wäre uns der Streich wirklich gelungen, hättet Ihr Marianna dem Alten wirklich entriſſen, ſagt, wohin mit ihr fliehen, wo ſie verborgen halten, wie es anfangen, ſo raſch die Verbindung durch den Prieſter herbeizuführen, daß der Alte ſie nicht mehr zu hinvertreiben vermochte? — Ihr ſollt in wenigen Tagen Eure Marianna wirklich entführen. Ich habe den Nicolo Muſſo, den Formica, in Alles eingeweiht und mit ihnen gemeinſchaftlich einen Streich erſonnen, der kaum fehlſchlagen kann. Tröſtet Euch nur Antonio! — Signor Formica wird Euch helfen!

Signor Formica? ſprach Antonio mit gleichgültigem, beinahe verächtlichem Ton, Signor Formica? — Was kann mir der Spaßmacher nützen.

Hoho, rief Salvator, habt Ehrfurcht vor dem Signor Formica, das bitte ich mir aus! — Wißt Ihr denn nicht, daß Formica eine Art von Zaubrer iſt, der ganz im Verborgnen über die wunderbarſten Künſte gebietet? — Ich ſage Euch, Signor Formica wird helfen! Auch der alte Maria Agli, der vortreffliche Doctor Graziano Bologneſe, iſt in unſer Complot gezogen und wird dabei eine gar bedeutende Rolle ſpielen. Aus Muſſos Theater, Antonio, ſollt Ihr Eure Marianna entführen.

Salvator, ſprach Antonio, Ihr ſchmeichelt mir mit trügeriſchen Hoffnungen! — Ihr ſagtet ſelbſt, daß Signor Pasquale jetzt ſorglich jedem öffentlichen Angriff ausweichen wird. Wie iſt es denn nun möglich, daß er ſich entſchließen könnte, nachdem ihm ſo Arges widerfahren, noch einmal Muſſos Theater zu beſuchen?

Den Alten dahin zu verlocken, erwiederte Salvator, iſt ſo ſchwer nicht, als Ihr denken möget. Viel ſchwerer wird es halten, zu bewirken, daß er ohne ſeine Kumpanen in das Theater ſteigt. — Doch dem ſey, wie ihm wolle, jetzt iſt es nöthig, daß Ihr, Antonio, Euch vorbereitet mit Marianna, ſo wie der günſtige Moment da iſt, aus Rom entfliehen zu können. — Ihr ſollt nach Florenz, Ihr ſeyd dort ſchon durch Eure Kunſt empfohlen, und daß es Euch nach Eurer Ankunft nicht an Bekanntſchaft, nicht an würdiger Unterſtützung und Hülfe mangeln ſoll, dafür laßt mich ſorgen! — Einige Tage müſſen wir ruhen, dann wollen wir ſehen, was ſich weiter begiebt. — Noch einmal, Antonio! — faßt Hoffnung; Formica wird helfen! —

Neuer Unfall, der den Signor Paſquale Capuzzi betrifft. Antonio Scacciati führt einen Anſchlag im Theater des Niccolo Muſſo glücklich aus und flüchtet nach Florenz.

Signor Paſquale wußte zu gut, wer ihm das Unheil, das ihn und den armen Pyramiden-Doctor vor der Porta del Popolo betroffen, bereitet hatte, und man kann denken, in welchem Grimm er entbrannt war gegen Antonio und gegen Salvator Roſa, den er mit Recht für dem Anſtifter von Allem hielt. Er mühte ſich ab, die arme Marianna zu tröſten, die ganz erkrankt war vor Schreck, wie ſie ſagte; aber eigentlich vor Betrübniß, daß der verdammte Michele mit ſeinen Sbirren ſie ihrem Antonio entriſſen hatte. Margarita brachte ihr indeſſen fleißig Nachricht von dem Geliebten, und auf den unternehmenden Salvator ſetzte ſie Ihre ganze Hoffnung. — Mit Ungeduld wartete ſie von einem

Tage zum andern auf irgend ein neues Ereigniß und ließ dieſe Ungeduld aus an dem Alten durch tauſend Quälereien, die ihn in ſeiner wahnſinnigen Verliebtheit kirre und kleinmüthig genug machten, ohne indeſſen etwas über den Liebesteufel zu vermögen, der in ſeinen Innern ſpukte. Hatte Marianna alle üble Laune des eigenſinnigſten Mädchens im reichlichſten Maße ausgegoſſen, und litt ſie dann nur ein einziges Mal, daß der Alte ſeine welken Lippen auf ihre kleine Hand drückte, ſo ſchwur er im Uebermaße des Entzückens, daß er nicht ablaſſen wolle vom Pantoffel des Papſtes mit inbrünſtigen Küſſen, bis er die Dispenſation zur Heirath mit ſeiner Nichte, dem Ausbunde aller Schönheit und Liebenswürdigkeit, erhalten. Marianna hütete ſich, ihn in dieſem Entzücken zu ſtören, denn eben in dieſem Hoffnungsſchimmer des Alten leuchtete auch ihre Hoffnung auf, ihm deſto leichter zu entfliehen, je feſter er ſie mit unauflöslichen Banden verſtrickt glaubte.

Einige Zeit war vergangen, als eines Tages zur Mittagsſtunde Michele die Treppe her-

heraufſtampfte, und dem Signor Pasquale, der ihm nach vielem Klopfen die Thür öffnete, mit vieler Weitläuftigkeit meldete, daß ein Herr unten ſey, der durchaus verlange, den Signor Pasquale Capuzzi, der wie er wiſſe in dieſem Hauſe wohne, zu ſprechen.

O all' ihr himmliſchen Heerſchaaren, ſchrie der Alte erboßt, ob der Schlingel nicht weiß, daß ich in meiner Wohnung durchaus keinen Fremden ſpreche! —

Der Herr, meinte Michele, ſey aber von gar feinem Anſehen, etwas ältlich, führe eine hübſche Sprache und nenne ſich Nicolo Muſſo! —

Nicolo Muſſo, ſprach Capuzzi nachdenklich in ſich hinein, Nicolo Muſſo, der das Theater vor der Porta del Popolo hat, was mag der nur von mir wollen? Damit verſchloß und verriegelte er ſorgfältig die Thüre und ſtieg mit Michele die Treppe herab, um mit Nicolo unten vor dem Hauſe auf der Straße zu ſprechen.

Mein beſter Signor Pasquale, kam ihm Nicolo, ſich mit freiem Anſtande verneigend, entgegen, wie hoch erfreut bin ich, daß Ihr mich Eurer Bekanntſchaft würdigt! Wie vielen Dank bin ich Euch ſchuldig! — Seit die Römer Euch, den Mann von dem bewährteſten Geſchmack, von der durchdringendſten Wiſſenſchaft und Virtuoſen in der Kunſt, in meinem Theater geſehen haben, verdoppelte ſich mein Ruf und meine Einnahme. Um ſo mehr ſchmerzt es mich tief, daß böſe muthwillige Buben Euch und Eure Geſellſchaft auf mörderiſche Weiſe angefallen haben, als Ihr aus meinem Theater Nachts nach der Stadt zurückkehrtet! — Um aller Heiligen willen, Signor Pasquale, werft dieſes Streichs halber, der ſchwer geahndet werden wird, nicht einen Groll auf mich und mein Theater! — Entzieht mir nicht Euren Beſuch! —

Beſter Signor Nicolo, erwiederte der Alte ſchmunzelnd, ſeyd verſichert, daß ich noch nie mehr Vergnügen empfand, als in Eurem Theater. Euer Formica, Euer Agli, das ſind Schauſpieler, wie ihres Gleichen nicht zu finden. Doch der Schreck, der meinem

Freunde, dem Signor Splendiano Accoramboni, ja mir ſelbſt beinahe den Tod gebracht hat, war zu groß; er hat mir nicht Euer Theater, wohl aber den Gang dahin auf immer verleidet. Schlagt Ihr Euer Theater auf dem Platze del Popolo oder in der Straße Babuina, in der Straße Ripetta auf, ſo fehle ich gewiß keinen Abend, aber vor das Thor del Popolo bringt mich zur Nachtzeit keine Macht der Erde.

Nicolo ſeufzte auf, wie von tiefem Kummer erfaßt. Das trifft mich hart, ſprach er dann, härter, als Ihr vielleicht glaubt, Signor Pasquale: — Ach! — auf Euch hatte ich alle meine Hoffnung geſetzt! — Um Euern Beiſtand wollte ich flehen! —

Um meinen Beiſtand, fragte der Alte verwundert, um meinen Beiſtand, Signor Nicolo? Auf welche Weiſe hätte der Euch frommen können?

Mein beſter Signor Pasquale, erwiederte Nicolo, indem er mit dem Schnupftuch über die Augen fuhr, als trockne er hervorquellende Thränen, mein beſter vortrefflichſter

Signor Pasquale, Ihr werdet bemerkt haben, daß meine Schauſpieler hin und wieder Arien einmiſchten. Das gedachte ich denn ſo ganz unvermerkt weiter und weiter hinaufzutreiben, ein Orcheſter anzuſchaffen, kurz, zuletzt alle Verbote umgehend, eine Oper einzurichten. Ihr, Signor Capuzzi, ſeyd der erſte Componiſt in ganz Italien, und nur der unglaubliche Leichtſinn der Römer, der hämiſche Neid der Maeſtri iſt Schuld daran, daß man auf den Theatern etwas anders hört als Eure Compoſitionen. Signor Pasquale, um Eure unſterblichen Werke wollte ich Euch fußfällig bitten, um ſie, wie es nur in meinen Kräften ſtand, auf mein geringes Theater zu bringen! —

Beſter Signor Nicolo, ſprach der Alte, den vollſten Sonnenſchein im Antlitz, was unterreden wir uns denn hier auf öffentlicher Straße! — Laßt es Euch gefallen, ein Paar ſteile Treppen hinauf zu ſteigen! — Kommt mit mir in meine ſchlechte Wohnung!

Kaum mit Nicolo im Zimmer angelangt, holte der Alte ein großes Pack beſtändter Noten hervor, ſchlug es aus einander, nahm die Chitarre zur Hand, und begann das entſetzliche, gellende Gekreiſch, welches er Singen nannte.

Nicolo gebehrdete ſich wie ein Verzückter! — Er ſeufzte — er ſtöhnte — er ſchrie dazwiſchen: bravo! — bravissimo! — benedettissimo Capuzzi! — bis er endlich, wie im Uebermaß der ſeligſten Begeiſterung, dem Alten zu Füßen ſtürzte, und ſeine Knie umfaßte, die er aber ſo heftig drückte, daß der Alte in die Höhe fuhr, vor Schmerz aufjauchzte, laut aufſchrie: Alle Heiligen! — laßt ab von mir, Signor Nicolo, Ihr bringt mich um!

Nein, rief Nicolo, nein Signor Pasquale, nicht eher ſtehe ich auf, bis Ihr mir die göttlichen Arien verſprecht, die Ihr ſo eben vorgetragen, damit ſie übermorgen Formica in meinem Theater ſingen kann!

Ihr ſeyd ein Mann von Geſchmack, ächzte Pasquale, ein Mann von tiefer Einſicht! — Wem könnte ich beſſer meine Compoſitionen anvertrauen als Euch! — Ihr ollt alle meine Arien mit Euch nehmen — laßt mich nur los! — Aber o Gott ich werde ſie nicht hören, meine göttliche Meiſterwerke! — laßt mich nur los, Signor Nicolo! —“

Nein, rief Nicolo, noch immer auf den Knien und des Alten dürre Spindelbeine feſt umklammernd, nein Signor Pasquale, ich laſſe Euch nicht, bis Ihr Euer Wort gebt, übermorgen in meinem Theater zu ſeyn! — Beſorgt doch nur nicht einen neuen Anfall! Glaubt Ihr denn nicht, daß die Römer, haben ſie Eure Arien gehört, Euch im Triumph mit hundert Fackeln zu Hauſe bringen werden? — Aber ſollte das auch nicht geſchehen, ich ſelbſt und meine getreuen Kameraden, wir bewaffnen uns, und geleiten Euch bis in Euer Haus!

Ihr ſelbſt, fragte Pasquale, wollt mich begleiten mit Euern Kameraden! — Wie viel Leute ſind das wohl?

Acht bis zehn Perſonen ſtehen Euch zu Befehl, Signor Pasquale! Entſchließt Euch, erhört mein Flehen? —

Formica, liſpelte Pasquale, hat eine ſchöne Stimme! — Wie er nur meine Arien vortragen wird!

Entſchließt Euch, rief Nicolo noch einmal, indem er feſter des Alten Beine packte! — Ihr ſteht mir, ſprach der Alte, Iht ſteht mir dafür, daß ich unangefochten mein Haus erreiche?

Ehre und Leben zum Pfande, rief Nicolo, indem er den Beinen einen ſchärfern Druck gab! —

Topp! — ſchrie der Alte, ich bin übermorgen in Eurem Theater! —

Da ſprang Nicolo auf und drückte den Alten an die Bruſt, daß er ganz außer Athem ächzte und keuchte.

In dem Augenblick trat Marianna herein. Signor Pasquale wollte ſie zwar mit einem grimmigen Blick, den er ihr zuwarf, zurückſcheuchen; ſie kehrte ſich aber gar nicht daran, ſondern ging geradezu auf den Muſſo los, und ſprach wie im Zorn: Vergebens, Signor Nicolo, verſucht Ihr, meinen lieben Oheim in Euer Theater zu locken! — Ihr vergeßt, daß der abſcheuliche Streich, den ruchloſe Verführer, die mir nachſtellen, neulich uns ſpielten, meinem herzgeliebten Oheim, ſeinem würdigen Freunde Splendiano, ja mir ſelbſt beinahe das Leben koſtete! Nimmermehr werde ich zugeben, daß mein Oheim ſich aufs neue ſolcher Gefahr ausſetze! Steht nur ab von Euern Bitten Nicolo! — Nicht wahr mein geliebteſter Oheim, Ihr bleibt fein im Hauſe, und wagt Euch nicht mehr vor die Porta del Popolo in der verrätheriſchen Nacht, die Niemands Freund iſt?

Signor Pasquale war wie vom Donner gerührt. Er ſtarrte ſeine Nichte mit weit aufgeriſſenen Augen an. Darauf gab er ihr die ſüßeſten Worte, und ſetzte weitläuftig auseinander, wie Signor Nicolo ſich dazu verpflichtet, ſolche Maßregeln zu treffen, die jeder Gefahr beim Rückwege vorbeugen ſollten.

Und doch, ſprach Marianna, bleibe ich bei meinem Wort, indem ich Euch, geliebteſter Oheim auf das flehentlichſte bitte, nicht in das Theater vor der Porta del Popolo zu gehen. — Verzeiht, Signor Nicolo, daß ich in Eurer Gegenwart geradezu herausſage, welche ſchwarze Ahnung in meiner Seele iſt! — Ihr ſeyd, ich weiß es, mit Salvator Roſa, und auch wohl mit dem Antonio Scacciati bekannt. — Wie, wenn Ihr mit unſern Feinden, unter einer Decke ſtecktet, wie, wenn Ihr meinen Oheim, der, ich weiß es, ohne mich Euer Theater nicht beſuchen wird, nur auf hämiſche Weiſe verlocken wolltet, damit deſto ſicherer ein neuer verruchter Anſchlag ausgeführt werde?

Welcher Verdacht, rief Nicolo ganz erſchrocken, welcher entſetzliche Verdacht Signora? — Kennt Ihr mich denn von ſolch' einer ſchlimmen Seite? Hab' ich ſolch' einen böſen Ruf, daß Ihr mir den abſcheulichſten Verrath zutraut? — Aber denkt Ihr einmal ſo ſchlecht von mir, ſetzt Ihr Mißtrauen in den Beiſtand, den ich Euch zugeſagt, nun gut, ſo laßt Euch von Michele, der, wie ich weiß, Euch aus den Händen der Räuber gerettet hat, begleiten, und Michele ſoll eine gute Anzahl Sbirren mitnehmen, die Euch ja vor dem Theater erwarten können, da Ihr doch nicht verlangen werdet, daß ich meine Plätze mit Sbirren füllen ſoll.

Marianna ſah dem Nicolo ſtarr in die Augen, dann ſprach ſie ernſt und feierlich: Was ſagt Ihr? — Michele und Sbirren ſollen uns begleiten? — Nun ſehe ich wohl, Signor Nicolo, daß Ihr es ehrlich meint, daß mein ſchlimmer Verdacht ungerecht iſt! — Verzeiht mir nur meine unbeſonnenen Reden! — Und doch kann ich die Angſt, die Beſorgniß für meinen geliebten Oheim nicht überwinden, und doch bitte ich ihn den bedrohlichen Gang nicht zu wagen! —

Signor Pasquale hatte das ganze Geſpräch mit ſeltſamen Blicken, die deutlich von dem Kampf in ſeinen Innern zeugten, angehört. Jetzt konnte er ſich nicht länger halten, er ſtürzte vor der ſchönen Nichte auf die Kniee, ergriff ihre Hände, küßte ſie, benetzte ſie mit Thränen, die ihm aus den Augen quollen, rief wie außer ſich: Himmliſche angebetete Marianna, lichterloh ſchlagen die Flammen hervor, die in meinem Herzen brennen! — Ach dieſe Angſt, dieſe Beſorgniß, das iſt ja das ſüßeſte Geſtändniß, daß Du mich liebſt! — Und nun fleht er ſie an, doch nur keiner Furcht Raum zu geben und von dem Theater herab die ſchönſte der Arien zu hören, die jemals der göttlichſte Componiſt erſunden.

Auch Nicolo ließ nicht nach mit den wehmüthigſten Bitten, bis Marianna ſich für überwunden erklärte und verſprach, alle Furcht bei Seite geſetzt, dem zärtlichen Oheim in das Theater vor der Porta del Popolo zu folgen. — Signor Pasquale war verzückt in den höchſten Himmel der Wonne. Er hatte die Ueberzeugung von Mariannas Liebe, die Hoffnung im Theater ſeine Muſik zu hören und Lorbeern zu erhaſchen, nach denen er ſo lange vergebens getrachtet; er ſtand daran, ſeine ſüßeſten Träume erfüllt zu ſehen! — Nun wollte er auch ſein Licht recht hell leuchten laſſen vor den treu verbundenen Freunden, er dachte daher gar nicht anders, als daß Signor Splendiano und der kleine Pitichinaccio eben ſo mit ihm gehen ſollten, wie das erſte Mal.

Außer den Geſpenſtern, die ihn entführten, waren dem Signor Splendiano in der Nacht, als er neben der Pyramide des Ceſtius in ſeiner Perücke ſchlief, allerlei böſe Erſcheinungen gekommen. Der ganze Todtenacker war lebendig worden und hundert Leichen hatten die Knochenarme nach ihm ausgeſtreckt, laut jammernd über ſeine Eſſenzen und Latwergen, deren Qual ſie noch im Grabe nicht verwinden konnten. Daher kam es, daß der Pyramiden-Doctor, konnte er gleich dem Signor Pasquale nicht ableugnen wie nur der ausgelaſſenſte Muthwille verruchter Buben ihm den Streich ſpielte, doch trübſinnig blieb, und, ſonſt eben nicht zum abergläubiſchen Weſen geneigt, jetzt überall Geſpenſter ſah und von Ahnungen und böſen Träumen hart geplagt wurde.

Pitichinaccio war nun durchaus nicht zu überzeugen, daß das nicht wirkliche Teufel aus der flammende Hölle geweſen ſeyn ſollten, die über den Signor Pasquale und über ihn herfielen, und ſchrie laut auf, wenn man nur an jene verhängnißvolle Nacht dachte. Alle Betheurungen des Signor Pasquale, daß niemand anders, als Antonio Scacciati und Salvator Roſa hinter den Teufelsmaſken geſteckt, ſchlugen nicht an, denn Pitichinaccio ſchwur unter vielen Thränen, daß ſeiner Angſt, ſeines Entſetzens ungeachtet, er an der Stimme und an dem ganzen Weſen den Teufel Fanfarell ſehr gut erkannt habe, der ihm den Bauch braun und blau gezwickt.

Man kann denken, wie Signor Pasquale ſich abmühen mußte, beide, den Pyramiden-Doctor und den Pitichinaccio zu überreden, noch einmal mit ihm zu wandern. Splendiano entſchloß ſich erſt dazu, als es ihm gelungen, von einem Bernardiner-Mönch ein geweihtes Biſam-Säckchen zu erhalten, deſſen Geruch weder Todte noch Teufel ertragen können, und mit dem er ſich wappnen wollte gegen alle Anfechtungen; Pitichinaccio vermochte dem Verſprechen einer Büchſe mit in Zucker eingemachten Trauben nicht zu widerſtehen, außerdem mußte aber Signor Pasquale ausdrücklich nachgeben, daß er ſtatt der Weiberkleider, die ihm wie er ſagte den Teufel recht auf den Hals gelockt hätten, ſeine neue Abbatenkleidung anlegen dürfte.

Was Salvator gefürchtet, ſchien alſo wirklich eintreffen zu wollen, und doch hing, wie er verſicherte, ſein ganzer Plan davon ab, daß Signor Pasquale mit Marianna allein, ohne die getreuen Kumpane, im Theater des Nicolo ſeyn müſſe.

Beide, Antonio und Salvator, zerbrachen ſich weidlich den Kopf, wie ſie den Splendiano und den Pitichinaccio von dem Signor Pasquale abwendig machen ſollten. Zur Ausführung jedes Streichs, der dies hätte bewirken können, reichte aber die Zeit nicht hin, da ſchon am Abende des folgenden Tages der Anſchlag im Theater des Nicolo ausgeführt werden mußte. Der Himmel, der ſich oft der ſonderbarſten Werkzeuge bedient um die Narren zu züchtigen, ſchlug ſich aber zu Gunſten des bedrängten Liebespaars ins Mittel und regierte den Michele, daß er ſeiner Tölpelei Raum gab und dadurch bewirkte, was Salvators und Antonios Kunſt nicht zu erringen vermochte.

In ſelbiger Nacht entſtand in der Straße Ripetta vor dem Hauſe des Signor Pasquale auf einmal ein ſolch' entſetzliches Jammergeſchrei, ein ſolch' fürchterliches Fluchen, Toben und Schimpfen, daß alle Nachbaren auffuhren aus dem Schlafe, und die Sbirren, die eben einen Mörder verfolgt hatten, der ſich nach dem ſpaniſchen Platz gerettet, neue Mordthat vermuthend, ſchnell mit ihren Fackeln herbeieilten. Als dieſe nun, und mit ihnen eine Menge anderer Leute, die der Lärm herbeigelockt, ankamen auf den vermeinten Mordplatz, lag der arme kleine Pitichinaccio wie entſeelt auf dem Boden, Michele aber ſchlug mit einem furchtbaren Knittel auf den Pyramiden Doctor los, der in demſelben Augenblick niederſtürzte, als Signor Pasquale ſich mühſam aufrappelte, den Stoßdegen zog, und wüthend auf Michele eindrang. Rund umher lagen Stücke zerſplitterter Ch tarren. Mehrere Leute fielen dem Alten in den Arm, ſonſt hätte er den Michele unfehlbar durch und durch gerannt. Michele, der nun erſt bei dem Schein der Fackeln gewahrte, wen er vor ſich hatte, ſtand da zur Bildſäule erſtarrt mit herausglotzenden Augen, ein gemalter Wüthrich, partheilos zwiſchen Kraft und Willen, wie es irgendwo heißt. Dann ſtieß er ein entſetzliches Geheul aus, zerraufte ſich die Haare, flehte um Gnade und Barmherzigkeit. — Keiner von beiden, weder der Pyramiden-Doctor noch der Kleine waren bedeutend beſchädigt, aber ſo zerbläut, daß ſie ſich nicht rücken noch regen konnten und nach Hauſe getragen werden mußten.

Signor Pasquale hatte ſich das Unglück ſelbſt auf den Hals geladen.

Wir wiſſen, daß Salvator und Antonio der Marianna die ſchönſte Nachtmuſik brachten, die man nur hören konnte; ich habe aber vergeſſen zu ſagen, daß ſie dies zum entſetzlichſten Ingrimm des Alten in jeder der folgenden Nächte wiederholten. Signor Pasquale,

quale, deſſen Wuth die Nachbarn in Schranken hielten, war toll genug ſich an die Obrigkeit zu wenden, die den beiden Malern das Singen in der Straße Ripetta verbieten ſollte. Die Obrigkeit meinte aber, unerhört ſey es in Rom, daß irgend Jemanden verwehrt ſeyn ſolle, zu ſingen, und Chitarre zu ſpielen wo es ihm beliebe, und es ſey unſinnig, ſo etwas zu verlangen. Da beſchloß Signor Pasquale ſelbſt dem Dinge ein Ende zu machen, und verſprach dem Michele ein gut Stück Geld, wenn er bei der erſten Gelegenheit über die Sänger herfallen und ſie tüchtig abprügeln werde. Michele ſchaffte ſich auch ſofort einen tüchtigen Knittel an, und lauerte jede Nacht hinter der Thüre. Nun begab es ſich aber, daß Salvator und Antonio es für rathſam hielten, die Nächte vor der Ausführung ihres Anſchlages ſelbſt die Nachtmuſiken in der Straße Ripetta einzuſtellen, damit dem Alten auch kein Gedanke an ſeine Widerſacher einkomme. Marianna äußerte ganz unſchuldig, ſo ſehr ſie den Antonio, den Salvator haſſe, ſo habe ſie doch ihren Geſang gar gern gehört, da ihr Muſik, die ſo zur Nachtzeit in den Lüften hinaufſchwebe, über alles gehe.

Signor Pasquale ſchrieb ſich das hinter die Ohren, und wollte als ein Ausbund von Galanterie ſein Liebchen mit einer Serenata überraſchen, die er ſelbſt componirt und mit ſeinen Getreuen ſorglich eingeübt hatte. Gerade in der Nacht vor dem Tage, an dem er im Theater des Nicolo Muſſo ſeinen höchſten Triumph zu feieren gedachte, ſchlich er ſich heimlich fort und holte ſeine Getreuen herbei, die ſchon darauf vorbereitet waren. Kaum ſchlugen ſie aber die erſten Töne auf den Chitarren an, als Michele, dem Signor Pasquale unbedachtſamer Weiſe nichts von ſeinem Vorhaben geſagt, in voller Freude, endlich das ihm verſprochne Stück Geld verdienen zu können, aus der Hausthür herausſtürzte, auf die Muſiker unbarmherzig losprügelte, und ſich folglich das begab, was wir wiſſen. Daß nun weder Signor Splendiano, noch Pitichinaccio, die über und über bepflaſtert in den Betten lagen, den Signor

Pasquale in Nicolos Theater begleiten konnten, war keine Frage. Doch vermochte Signor Pasquale nicht davon zu bleiben, ohnerachtet ihm Schultern und Rücken von den erhaltenen Prügeln nicht wenig ſchmerzten; jeder Ton ſeiner Arie war ein Band, das ihn unwiderſtehlich hinzog.

Nun das Hinderniß, ſprach Salvator zu Antonio, das wir für unüberſteiglich hielten, ſich von ſelbſt aus dem Wege geräumt hat, kommt es nur auf Eure Geſchicklichkeit an, daß Ihr nicht den günſtigen Moment verſäumt, Eure Marianna aus dem Theater des Nicolo zu entführen. — Doch Ihr werdet nicht fehlen, und ich begrüße Euch ſchon als Bräutigam der holden Nichte Capuzzis, die in wenigen Tagen Eure Gattin ſein wird. Ich wünſche Euch Glück, Antonio, wiewohl es mir durch Mark und Bein fröſtelt, wenn ich an Eure Heirath denke! —

Wie meint Ihr das, Salvator? fragte Antonio voll Erſtaunen.

Nennt es Grille, erwiederte Salvator, nennt es thörichte Einbildung, oder wie Ihr ſonſt wollt, Antonio, genug ich liebe die Weiber; aber jede, ſelbſt die, in die ich bis zum Wahnſinn vernarrt bin, für die ich ſterben möchte, macht in meinem Innerſten einen Argwohn rege, der mich in den unheimlichſten Schauern erbeben läßt, ſo bald ich an eine Verbindung mit ihr denke, wie ſie die Ehe herbeiführt. Das Unerforſchliche in der Natur der Weiber ſpottet jeder Waffe des Mannes. Die, von der wir glauben, daß ſie ſich uns mit ihrem ganzen Weſen hingab, daß ihr Inneres ſich uns erſchloſſen, betrügt uns am erſten, und mit dem ſüßeſten Kuß ſaugen wir das verderblichſte Gift ein.

Und meine Marianna? rief Antonio beſtürzt.

Verzeiht Antonio, fuhr Salvator fort, eben Eure Marianna, die die Holdſeligkeit und Anmuth ſelbſt iſt, hat mir aufs neue bewieſen, wie bedrohlich uns die geheimnißvolle Natur des Weibes iſt! — Bedenkt, wie das unſchuldige, unerfahrne Kind ſich benahm, als wir den Oheim ihr ins Haus trugen, wie ſie auf einen Blick von mir, Alles — Alleerrieth, und ihre Rolle, wie ihr mir ſelbſt ſagtet, mit der größten Klugheit fortſpielte. Doch nicht mag dies in Anſchlag kommen gegen das, was ſich bei Muſſos Beſuch bei dem Alten begab! — Die geübteſte Gewandtheit, die undurchdringlichſte Schlauheit, kurz alle erſinnliche Kunſt des welterfahrenſten Weibes vermag nicht mehr, als was die kleine Marianna that, um den Alten mit voller Sicherheit hinters Licht zu führen. — Sie konnte gar nicht klüger handeln, um uns den Weg zu Unternehmungen jeder Art zu bahnen. Die Fehde gegen den alten wahnſinnigen Thoren — jede Liſt erſcheint gerechtfertigt, aber — doch! — geliebter Antonio! — Laßt Euch durch meine träumeriſchen Grillen nicht irren, ſondern ſeyd glücklich mit Eurer Marianna, wie Ihrs nur zu ſeyn vermöget!

Geſellte ſich nur noch irgend ein Mönch zum Signor Pasquale, als er mit ſeiner Nichte Marianna herauszog nach dem Theater des Nicolo Muſſo, alle Welt hätte glauben müſſen, das ſeltſame Paar würde zum Richtplatz geführt. Denn vorauf ging der tapfere

Michele barſchen Anſehens, bis an die Zähne bewaffnet, und ihm folgten, den Signor Pasquale und Marianna einſchließend, wohl an zwanzig Sbirren.

Nicolo empfing den Alten mit ſeiner Dame ſehr feierlich an dem Eingange des Theaters, und führte ſie auf die dicht vor der Bühne befindlichen Sitze, die für ſie aufbewahrt waren. Signor Pasquale fühlte ſich durch dieſe Ehrenbezeugung ſehr geſchmeichelt, er blickte mit ſtolzen leuchtenden Blicken umher, und ſein Vergnügen, ſeine Luſt ſtieg um Vieles höher, als er gewahrte, daß neben und hinter Marianna durchaus nur Frauen Platz genommen hatten. — Hinter den Tapeten der Bühne wurden ein Paar Geigen und ein Baß eingeſtimmt; das Herz ſchlug dem Alten vor Erwartung, und wie ein elektriſcher Schlag durchfuhr es ihm Mark und Bein, als urplötzlich das Ritornell ſeiner Arie begann.

Formica trat heraus als Pasquarello und ſang — ſang mit der Stimme, mit dem eigenthümlichſten Geberdenſpiel Capuzzis die heilloſeſte aller Arien! — Das Theater dröhnte von dem ſchallenden, ſchmetternden Gelächter der Zuſchauer. Man ſchrie, man raſte: Ah Pasquale Capuzzi! — compositore, virtuoso celeberrimo bravo! — bravissimo! — Der Alte, das verfängliche Lachen nicht beachtend, war ganz Wonne und Entzücken. Die Arie war beendigt, man rief zur Ruhe; denn Doctor Graziano, diesmal von Nicolo Muſſo ſelbſt dargeſtellt, trat auf, ſich die Ohren zuhaltend, ſchrieend, daß Pasquarello endlich einhalten ſollte mit ſeinem tollen Gekrächze.

Der Doctor fragte nun den Pasquarello, ſeit wann er ſich das verfluchte Singen angewöhnt, und wo er die abſcheuliche Arie her habe?

Darauf Pasquarello: Er wiſſe nicht, was der Doctor wolle, es ginge ihm, ſo wie den Römern, die keinen Geſchmack für wahrhafte Muſik hätten und die größten Talente unbeachtet ließen. Die Arie ſey von dem größten jetzt lebenden Componiſten und Virtuoſen geſetzt, bei dem er das Glück habe, in

Dienſten zu ſtehen, und der ihn ſelbſt in der Muſik, im Geſang unterrichte!

Nun rieth Graziano hin und her, nannte eine Menge bekannter Componiſten und Virtuoſen; aber bei jedem berühmten Namen ſchüttelte Pasquarello verächtlich den Kopf. —

Endlich Pasquarello: der Doctor zeige ſeine grobe Unwiſſenheit, da er nicht einmal den größten Componiſten der Zeit kenne. Das ſey kein andrer als der Signor Pasquale Capuzzi, der ihm die Ehre erwieſen, ihn in ſeine Dienſte zu nehmen. Ob er es nicht einſehe, daß Pasquarello Freund und Diener des Signor Pasquale ſeyn müſſe?

Da brach der Doctor Graziano in ein ungemeſſenes Gelächter aus und rief: Was? nachdem Pasquarello ihm, dem Doctor, aus dem Dienſte gelaufen, wo ihm außer Lohn und Nahrung doch noch mancher Quattrino ins Maul geflogen, ſey er hingegangen zu dem allergrößten, ausgemachteſten alten Gecken, der jemals ſich mit Maccaroni geſtopft, zu dem buntſchäckigen Faſtnachts-Narren, der einher ſtolziere wie ein ſatter Haushahn nach dem Regenwetter, zu dem knurrigen Geizhals, zu dem alten verliebten Haſenfuß, der mit dem widerlichen Bocksgeſchrei, das er Singen nenne, die Luft in der Straße Ripetta verpeſte u. ſ. w.

Darauf Pasquarello ganz erzürnt: Nur der Neid ſpreche aus dem Doctor er rede mit dem Herzen in der Hand (parla col cuore in mano) der Doctor ſey gar nicht der Mann, der den Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia zu beurtheilen im Stande ſey, — er rede mit dem Herzen in der Hand — der Doctor ſelbſt habe einen ſtarken Beiſchmack von dem allem, was er an dem vortrefflichen Signor Pasquale tadle — er rede mit dem Herzen in der Hand — er habe es ſelbſt oft genug erfahren, daß über den Herrn Doctor Graziano an ſechshundert Perſonen auf einmal aus voller Kehle gelacht u. ſ. w. Nun hielt Pasquarello eine lange Lobrede auf ſeinen neuen Herrn, den Signor Pasquale in der er ihm alle nur mögliche Tugenden beilegte und mit der Beſchreibung ſeiner Perſon ſchloß, die er als die Liebenswürdigkeit und Anmuth ſelbſt herausſtrich.

Geſegneter Formica, lispelte Signor Capuzzi vor ſich hin, geſegneter Formica, ich merke, Du haſt es darauf abgeſehen, meinen Triumph vollſtändig zu machen, da Du den Römern allen Neid und Undank, mit dem ſie mich verfolgen, gehörig in die Naſe reibſt, und ihnen ſagſt, wer ich bin!

Da kommt mein Herr ſelbſt, rief in dem Augenblick Pasquarello, und es trat herein — Signor Pasquale Capuzzi, wie er leibte und lebte, in Kleidung, Geſicht, Gebehrde, Gang, Stellung, dem Signor Capuzzi unten ſo völlig gleich, daß dieſer ganz erſchrokken, Marianna, die er ſo lange mit der einen Hand feſtgehalten, losließ, und ſich ſelbſt Naſe und Perücke, betaſtete, um zu erſpüren, ob er nicht im Traum liege und ſich doppelt ſehe, ob er wirklich im Theater des Nicolo Muſſo ſitze, und dem Wunder trauen dürfe.

Capuzzi auf dem Theater umarmte den Doctor Graziano mit vieler Freundlichkeit und fragte, wie es ihm ginge. Der Doctor erwiederte, ſein Appetit ſey gut, ſein Schlaf ruhig, ihm zu dienen (per servirlo), was aber ſeinen Beutel betreffe, der leide an einer gänzlichen Auszehrung. Geſtern hab' er, ſeiner Liebe zu Ehren, den letzten Ducaten für ein Paar roſmarinfarbne Strümpfe ausgegeben, und eben wolle er zu dem und dem Banquier wandern, um zu ſehen, ob er dreißig Ducaten geborgt erhalten könne!

„Wie könnt Ihr, ſprach nun Capuzzi, bei Eurem beſten Freunde vorbeigehen! — Hier, mein beſter Signor, ſind funfzig Ducaten, nehmt ſie hin! —

Pasquale, was thuſt Du! rief der Capuzzi unten halb laut! —

Der Doctor Graziano ſprach nun von Schuldſchein, von Zinſen; Signor Capuzzi erklärte aber, daß er beides nicht verlange von einem Freunde, wie der Doctor ſey.

Pasquale biſt Du von Sinnen, rief der Capuzzi unten noch lauter.

Doctor Graziano ſchied nach vielen dankbaren Umarmungen. Nun nahte ſich Pasquarello, machte viele Bücklinge, erhob den

Signor Capuzzi bis in den Himmel, meinte, daß ſein Beutel an eben derſelben Krankheit leide, wie der Beutel Grazianos, bat auch, ihm doch mit der vortreflichen Arznei aufzuhelfen! — Capuzzi auf dem Theater lachte, freute ſich, daß Pasquarello ſeine gute Laune zu nutzen verſtehe, und warf ihm einige blanke Ducaten hin! —

„Pasquale, Du biſt raſend — vom Teufel beſeſſen, rief der Capuzzi unten überlaut. Man gebot ihm Stillſchweigen.

Pasquarello ſtieg noch höher in Capuzzis Lob, und kam zuletzt auf die Arie, die er, Capuzzi componirt habe, und womit er, Pasquarello, alle Welt zu bezaubern hoffe. Capuzzi auf dem Theater klopfte dem Pasquarello treuherzig auf die Schulter, und ſprach: ihm, als ſeinem treuen Diener, könne er es wohl vertrauen, daß er von der Kunſt der Muſik eigentlich gar nichts verſtehe und die Arie, von der er ſpreche, ſo wie alle Arien, die er jemals componirt, aus Frescobaldis Canzonen und Cariſſimis Motetten geſtohlen habe.

„Das lügſt Du in Deinen eignen Hals hinein, Du Hallunke! ſchrie der Capuzzi unten, indem er ſich von ſeinem Sitze erhob. Man gebot ihm aufs neue Stillſchweigen, und die Frau, welche neben ihm ſaß, zog ihn auf die Bank nieder.

Es ſey nun Zeit, fuhr der Capuzzi auf dem Theater fort, an andere wichtigere Dinge zu denken. Er wolle morgen einen großen Schmaus geben und Pasquarello müſſe ſich friſch daran halten, alles Nöthige herbeizuſchaffen. Nun holte er ein Verzeichniß der köſtlichſten, theuerſten Speiſen hervor, welches er ablas; bei jeder Speiſe mußte Pasquarello anmerken, wie viel ſie koſten würde, und erhielt auf der Stelle das Geld.

„Pasquale! — Unſinniger! — Raſender! — Taugenichts! — Verſchwender! — ſo rief der Capuzzi unten dazwiſchen und wurde immer zorniger und zorniger, je höher die Summe der Koſten ſtieg für das Unſinnigſte aller Mittagsmahle.

Pasquarello fragte, als endlich das Verzeichniß geſchloſſen, wodurch denn Signor

Paſquale bewogen würde, ſolch ein glänzendes Feſt zu geben?

„Es iſt, ſprach der Capuzzi auf dem Theater, morgen der glücklichſte, freudenvollſte Tag meines Lebens. Wiſſe, mein guter Paſquarello, daß ich morgen den ſegenreichen Hochzeitstag meiner lieben Nichte Marianna feiere. Ich gebe ihre Hand dem braven jungen Menſchen, dem vortrefflichſten aller Künſtler, dem Antonio Scacciati!

Kaum hatte der Capuzzi oben das Wort ausgeſprochen, als der Capuzzi unten ganz außer ſich, ganz von Sinnen, alle Wuth der Hölle im feuerrothen Antlitz, aufſprang, beide Fäuſte gegen ſein Ebenbild ballte, und mit gellender Stimme aufkreiſchte: Das thuſt du nicht, das thuſt du nicht, du ſchurkiſcher hallunkiſcher Paſquale! — Willſt du dich um deine Marianna betrügen, du Hund? — willſt du ſie dem verdammten Schuft an den Hals werfen — die ſüße Marianna, dein Leben — dein Hoffen — dein Alles? — Ha ſieh zu — ſieh zu — bethörter Narr! ſieh zu, wie du bei dir ankommſt! — Deine

Fäuſte ſollen dich zerbläuen, daß Du ſchon Mittagsmahl und Hochzeit vergeſſen wirſt!

Aber Capuzzi oben ballte eben ſo wie der Capuzzi unten die Fäuſte, und ſchrie eben ſo in voller Wuth, mit derſelben gellenden Stimme: Alle Teufel dir in den Leib, du verfluchter, unſinniger Pasquale, du verruchter Geizhals — alter verliebter Geck — bunt geputzter Eſel mit der Schellenkappe um die Ohren — ſieh dich vor, daß ich dir nicht das Lebenslicht ausblaſe, damit deine niederträchtigen Streiche, die du dem ehrlichen, guten, frommen Pasquale Capuzzi auf den Hals ſchieben willſt, endlich einmahl aufhören.

Unter den gräßlichſten Flüchen und Verwünſchungen des Capuzzi unten, erzählte nun der Capuzzi oben ein ſauberes Stückchen von ihm nach dem andern.

„Verſuche es einmal, ſchrie endlich der Capuzzi oben, verſuche es einmal, Pasquale, Du alter verliebter Affe, das Glück dieſer beiden Leute, die der Himmel ſelbſt für einander beſtimmt, zu ſtören!“

In dem Augenblicke erſchienen im Hintergrunde des Theaters Antonio Scacciati und Marianna, ſich mit den Armen umſchlingend. So ſchwächlich der Alte ſonſt auf den Beinen war, die Wuth gab ihm Behendigkeit und Kraft. Mit einem Satze war er auf der Bühne, riß den Stoßdegen aus der Scheide, und rannte auf den vermeintlichen Antonio los. Er fühlte ſich indeſſen von hinten feſtgehalten. Ein Offizier von der päpſtlichen Garde hatte ihn erfaßt, und ſprach mit ernſtem Ton: Beſinnt Euch, Signor Pasquale, Ihr ſeyd auf dem Theater des Nicolo Muſſo! — Ohne es zu wollen, habt Ihr heute eine gar ergötzliche Rolle geſpielt! — Weder Antonio noch Marianna werdet Ihr hier finden. — Die beiden Perſonen, die Capuzzi dafür gehalten, waren mit den übrigen Schauſpieleren näher getreten. Capuzzi ſchaute in lauter unbekannte Geſichter! — Der Degen fiel ihm aus der zitternden Hand, er holte tief Athem, wie aus einem ſchweren Traum erwachend, er faßte ſich an die Stirne — riß die Augen weit auf.

Die Ahnung deſſen, was geſchehen, ergriff hin: er ſchrie mit fürchterlicher Stimme, daß die Wände dröhnten: Marianna!

Bis zu ihr konnte aber ſein Ruf nicht mehr dringen. Antonio hatte nämlich den Zeitpunkt, als Paſquale alles um ſich her, ſich ſelbſt vergeſſend, mit ſeinem Doppelgänger zankte, ſehr gut wahrgenommen, ſich an Marianna hinan durch die Zuſchauer fort, und zu einer Seitenthüre hinauszuſchleichen, wo der Vetturino mit dem Wagen bereit ſtand. Fort ging es im ſchnellſten Lauf, fort nach Florenz.

Marianna ſchrie der Alte nochmals, Marianna! — Sie iſt fort — ſie iſt entflohen — der Spitzbube Antonio hat ſie mir geſtohlen! — Auf — ihr nach! — Habt die Barmherzigkeit — Leute, nehmt Fackeln, ſucht mir mein Täubchen — ha die Schlange! —

Damit wollte der Alte fort. Der Offizier hielt ihn aber feſt, indem er ſprach: Meint Ihr das junge, holde Mädchen, das neben Euch ſaß, ſo iſt es mir, als hätte ich ſie längſt, und zwar als Ihr den unnützen Zank mit dem Schauſpieler, der eine Euch ähnliche Maske trug, anfinget, mit einem jungen Menſchen, mich dünkt es war Antonio Scacciati, herausſchlüpfen geſehen. Sorgt nicht dafür; es ſollen ſogleich alle nur mögliche Nachforſchungen angeſtellt und Marianna ſoll Euch zurückgeliefert werden, ſo wie man ſie findet. Was aber jetzt Euch ſelbſt betrifft, Signor Pasquale, ſo muß ich Euch, Eures Betragens, Eures mordgierigen Anſchlags auf das Leben jenes Schauſpielers halber verhaften! —

Signor Pasquale, dem bleichen Tod im Antlitz, keines Wortes, keines Lautes mächtig, wurde von denſelben Sbirren abgeführt, die ihn ſchützen ſollten wider verkappte Teufel und Geſpenſter, und ſo kam in derſelben Nacht, in der er ſeinen Triumph zu feiern hoffte, tiefe Betrübniß über ihn, und alle wahnſinnige Verzweiflung alter, verliebter, betrogner Thoren.

Salvator Roſa verläßt Rom und begiebt ſich nach Florenz. Beſchluß der Geſchichte.

Alles hienieden unter der Sonne iſt ſtetem Wechſel unterworfen; doch nichts mag wankelmüthiger genannt werden, als die Geſinnung der Menſchen, die ſich in ewigem Kreiſe fortdreht, wie das Rad der Glücksgöttin. Bittrer Tadel trifft morgen den, der heute großes Lob einerntete, mit Füßen tritt man heute den, der morgen hoch erhoben wird! —

Wer war in Rom, der nicht den alten Pasquale Capuzzi, mit ſeinem ſchmutzigen Geiz, mit ſeiner närriſchen Verliebtheit, mit ſeiner wahnſinnigen Eiferſucht, verſpottete und verhöhnte, der nicht der armen, gequälten Marianna die Freiheit wünſchte. Und nun Antonio die Geliebte glücklich entführt hatte, wandte ſich aller Hohn, aller Spott plötzlich um in Mitleid für den alten Thoren, den man mit zur Erde geſenktem Haupte ganz troſtlos durch die Straßen von Rom ſchleichen ſah. Ein Unglück kommt ſelten allein: ſo begab es ſich denn auch, daß Signor Pasquale bald darauf, als ihm Marianna entführt worden, ſeine beſten Buſenfreunde verlor. Der kleine Pitichinaccio erſtickte nämlich an einem Mandelkern, den er unvorſichtiger Weiſe verſchlucken wollte, als er eben in einer Cadenz begriffen; dem Leben des berühmten Pyramiden-Doctors Signor Splendiano Accoramboni ſetzte aber das plötzliche Ziel ein Schreibfehler, deſſen er ſich ſelbſt ſchuldig machte. Micheles Prügel waren ihm ſo ſchlecht bekommen, daß er in ein Fieber verfiel. Er beſchloß, ſich ſelbſt durch ein Mittel zu heilen, das er erfunden zu haben glaubte, verlangte Feder und Dinte, und ſchrieb ein Recept auf, in welchem er durch ein unrichtiges Zeichen die Doſis einer ſtark wirkenden Subſtanz auf unbillige Weiſe erhöhte. Kaum hatte er indeſſen die Arznei verſchluckt, als er in die Bettkiſſen zurückſank und dahin ſchied, ſo aber die Wirkung der letzten Tinktur, die er verordnete, durch den eignen Tod auf würdige, herrliche Weiſe bewährte.

Wie geſagt, nun waren alle, die ſonſt am ärgſten gelacht und tauſendmal dem wakkern Antonio das Gelingen ſeines Anſchlags gewünſcht hatten, ganz Mitleid für den Alten, und nicht ſowohl den Antonio, als den Salvator Roſa, den ſie freilich mit Recht für den Anſtifter des ganzen Streichs hielten, traf der bitterſte Tadel.

Salvators Feinde, deren es eine gute Anzahl gab, unterließen nicht das Feuer zu ſchüren, wie ſie nur konnten. Seht, ſprachen ſie, das iſt Mas'Aniello's ſauberer Spießgeſelle, der zu allen ſchlechten Streichen, zu allen räuberiſchen Unternehmungen willig die Hand bietet, deſſen bedrohlichen Aufenthalt in Rom wir nächſtens ſchwer fühlen werden! —

In der That gelang es der neidiſchen Rotte, die ſich wider Salvator verſchworen, den kecken Flug, den ſonſt ſein Ruhm genommen, zu hemmen. Ein Gemälde nach dem anderen kühn erfunden, herrlich ausgeführt, ging aus ſeiner Werkſtatte hervor; aber immer zuckten die ſogenannten Kenner die

Achſeln, fanden bald die Berge zu blau, die Bäume zu grün, die Figuren bald zu lang, bald zu breit, tadelten alles, was nicht zu tadeln war, und ſuchten Salvators wohlerworbnes Verdienſt auf jede Weiſe zu ſchmälern. Vorzüglich verfolgten ihn die Akademiker von San Luca, die ihm den Wundarzt nicht vergeſſen konnten, und gingen weiter, als es ihres Berufs ſchien, da ſie ſelbſt die artigen Verſe, die Salvator damals aufſchrieb, herabſetzten, ja ſogar zu verſtehen gaben, daß Salvator die Früchte nicht auf eignem Boden pflücke, ſondern fremdes Gebiet plündere. Daher kam es denn auch, daß es Salvator durchaus nicht gelingen wollte, ſich mit dem Glanz zu umgeben, wie es wohl ehemals in Rom geſchehen. Statt der großen Werkſtatt, in der ihn ſonſt die vornehmſten Römer aufſuchten, blieb er bei der Frau Caterina, bei ſeinem grünen Feigenbaum, und gerade in dieſer Beſchränktheit mochte er manchmal Troſt finden und Beruhigung.

Mehr, als billig, ging dem Salvator das hämiſche Betragen ſeiner Feinde zu Herzen, ja er fühlte, wie eine ſchleichende Krankheit, von Aerger und Mißmuth erzeugt, an ſeinem beſten Lebensmark zehrte. In dieſer böſen Stimmung entwarf und führte er zwei große Gemälde aus, die ganz Rom in Aufruhr ſetzten. Das eine dieſer Gemälde ſtellte die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge dar, und man erkannte in der Hauptfigur, einer leichtſinnigen Weibsperſon, die alle Zeichen des niederträchtigen Gewerbes an ſich trug, die Geliebte eines Cardinals. Auf dem andern Gemälde war die Glücksgöttin abgebildet, die ihre reichen Gaben verſpendet. Doch Cardinalshüte, Biſchoffsmützen, goldne Münzen, Ehrenzeichen, fielen herab auf blökende Schafe, ſchreiende Eſel und andere verachtete Thiere, während ſchön geſtaltete Menſchen in zerriſſenen Kleidern vergebens hinaufblickten nach der geringſten Gabe. Salvator hatte ganz Raum gegeben ſeiner verbitterten Laune, und jene Thierköpfe trugen die ähnlichſten Züge dieſer, jener vornehmen Perſon. Man kann denken, wie der Haß gegen ihn ſtieg, wie er ärger verfolgt wurde als jemals.

Frau Caterina warnte ihn mit Thränen in den Augen. Sie hatte es wohl bemerkt, daß, ſobald es Nacht geworden verdächtiges Geſindel um das Haus ſchlich, das jeden Schritt Salvators zu belauſchen ſchien. Salvator ſah ein, das es Zeit ſey, Rom zu verlaſſen und Frau Caterina mit ihren herzlieben Töchtern, waren die einzige Perſonen, von denen er ſich mit Schmerz trennte. Er begab ſich, eingedenk der wiederholten Aufforderung des Herzogs von Toskana, nach Florenz. Hier war es nun, wo dem gekränkten Salvator aller Verdruß, der ihm in Rom zugefügt worden war, reichlich vergütigt, wo ihm alle Ehre, aller Ruhm, ſeinem Verdienſt gemäß, in reichlichem Maaß geſpendet wurde. Die Geſchenke des Herzogs, die hohen Preiſe, die er für ſeine Gemälde erhielt, ſetzten ihn bald in den Stand, ein großes Haus zu beziehen und auf das prächtigſte einzurichten. Da verſammelten ſich um ihn her die berühmteſten Dichter und Gelehrten der Zeit; es iſt genug, den Evangeliſta Coricelli, den Valerio Chimentelli, den Battiſta Ricciardi, den Andrea Cavalcanti, den Pietro Salvati, den Filippo Apolloni, den Volumnio Bandelli, den Francesco Rovai zu nennen, die ſich darunter befanden. Man trieb Kunſt und Wiſſenſchaft im ſchönen Bunde vereinigt, und Salvator Roſa wußte den Zuſammenkünften ein fantaſtiſches Anſehen zu geben, das den Geiſt auf eigene Weiſe belebte und anfeuerte. So glich der Speiſeſaal einem ſchönen Luſthain mit duftenden Büſchen und Blumen und plätſchernden Springbrunnen, und ſelbſt die Speiſen, die von ſeltſam gekleideten Pagen aufgetragen wurden, ſahen wunderbar aus, als kämen ſie aus einem fernen Zauberlande. Dieſe Verſamlungen der Dichter und Gelehrten in Salvator Roſas Hauſe nannte man damals die Academia de' Percossi.

Wandte nun auf dieſe Weiſe Salvator ſeinen Geiſt ganz zu der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo lebte ſein innigſtes Gemüth auf bei ſeinem Freunde Antonio Scacciati, der mit der holden Marianna ein anmuthiges, ſorgenfreies Künſtlerleben führte. Sie gedachten des alten betrogenen Signor Pasquale, und wie ſich alles im Theater des Nicolo Muſſo begeben. Antonio fragte den Salvator, wie er es denn angeſtellt, den Muſſo nicht allein, ſondern auch den vortrefflichen Formica, den Agli, für ſeine, des Antonios, Sache zu beleben; Salvator meinte indeſſen, das ſey ein Leichtes geweſen, da eben Formica ſein innigſt verbundner Freund in Rom geweſen, ſo daß er alles mit Luſt und Liebe auf dem Theater ausgeführt, was er, Salvator, ihm angegeben. Antonio verſicherte dagegen, daß, ſo ſehr er noch über jenen Auftritt lachen müſſe, der ſein Glück herbeigeführt, er doch von Herzen wünſche, den Alten zu verſöhnen, wenn er übrigens auch nicht einen Quattrinno von Mariannas Vermögen, das der Alte in Beſchlag genommen, heraus haben wolle, da ſeine Kunſt ihm Geld genug einbringe. Auch Marianna könne ſich oft nicht der Thränen enthalten, wenn ſie daran denke, daß der Bruder ihres Vaters ihr im Grabe den Streich nicht verzeihen werde, der ihm geſpielt worden, und ſo werfe Pasquales Haß einen trüben Wolkenſchatten in ſein helles Leben. Salvator tröſtete beide, Antonio und Marianna, damit, daß die Zeit noch viel ärgere Dinge ausgleichen, und daß der Zufall vielleicht auf weniger gefährliche Weiſe den Alten in ihre Nähe bringen werde, als es geſchehen, wenn ſie in Rom geblieben, oder jetzt nach Rom zurückkehren wollten.

Wir werden ſehen, daß in dem Salvator ein weißſagender Geiſt wohnte.

Mehrere Zeit war vergangen, als eines Tages Antonio athemlos, bleich wie der Tod in Salvators Werkſtatt hereinſtürzte. „Salvator, rief er, Salvator, mein Freund! — mein Beſchützer! — ich bin verloren, wenn ihr nicht helft! — Pasquale Capuzzi iſt hier; er hat gegen mich, als den Entführer ſeiner Nichte, einen Verhaftsbefehl ausgewirkt! —

Aber, ſprach Salvator, was kann Signor Pasquale jetzt gegen Euch ausrichten? — Seyd Ihr denn nicht durch die Kirche mit Eurer Marianna verbunden?

Ach, erwiederte Antonio, ganz in Verzweiflung, ſelbſt der Segen der Kirche ſchützt mich nicht vor dem Verderben! — Weiß der Himmel, welchen Weg der Alte gefunden hat, ſich dem Nepoten des Papſtes zu nähern. Genug, der Nepote iſts, der den Alten in ſeinen Schutz genommen, der ihm Hoffnung gemacht hat, daß der heilige Vater das Bündniß mit Marianna für nichtig erklären, noch mehr, daß er ihm, dem Alten, Diſpenſation geben werde, ſeine Nichte zu heirathen!

Halt, rief Salvator, nun verſtehe ich Alles! Es iſt der Haß des Nepoten gegen mich, der Euch, Antonio, zu verderben droht! — Wißt, daß der Nepote, dieſer ſtolze, rohe, bäuriſche Tölpel ſich unter jenen Thieren auf meinem Gemälde befand, die die Glücksgöttin mit ihren Gaben überſchüttet! — Daß ich es war, der Euch zu Eurer Marianna, wenn auch mittelbar verhalf, das weiß nicht allein der Nepote, das weiß Jedermann in Rom; Grund genug, Euch zu verfolgen, da ſie mir ſelbſt eben nichts anha den können! — Liebte ich Euch auch nicht als meinen beſten innigſten Freund, Antonio! doch müßte ich ſchon darum, weil ich den Unſtern auf Euch herabgezogen, alle meine Kräfte aufbieten, Euch beizuſtehen! — Aber bei allen Heiligen, ich weiß nicht, auf welche Weiſe ich Euern Gegnern das Spiel verderben ſoll! —

Damit legte Salvator, der ſo lange, ohne ſich zu unterbrechen an einem Gemälde gearbeitet, Pinſel, Pallette, Malſtock weg, ſtand auf von der Staffelei und ging, die Arme übereinander geſchlagen, im Zimmer einigemal auf und ab, während Antonio ganz in ſich verſunken, ſtarren Blicks den Boden betrachtete.

Endlich blieb Salvator vor Antonio ſtehen und rief lächelnd: Hört Antonio, ich kann nichts ausrichten gegen Eure mächtige Feinde, aber einer iſt noch, der Euch helfen kann und helfen wird, und das iſt — Signor Formica!—

Ach, ſprach Antonio, ſcherzt nicht mit einem Unglücklichen, für den es keine Rettung mehr gibt! —

Wollt Ihr ſchon wieder verzweifeln? rief Salvator, indem er, auf einmal in die heiterſte Laune verſetzt, laut auflachte; ich ſage Euch Antonio! — Freund Formica wird helfen in Florenz, wie er in Rom geholfen! — Geht fein nach Hauſe, tröſtet Eure Marianna, und erwartet ruhig wie ſich alles fügen wird. Ich hoffe Ihr ſeyd auf jeden Wink bereit das zu thun, was Signor Formica, der ſich in der That eben hier befindet, von Euch verlangen wird! Antonio verſprach das mit vollem Herzen, indem aufs neue die Hoffnung in ihm aufdämmerte und das Vertrauen.

Signor Paſquale Capuzzi gerieth nicht in geringes Erſtaunen, als er eine feierliche Einladung von der Academia de' Percossi erhielt. „Ha, rief er aus, hier in Florenz iſt es alſo, wo man Verdienſte zu ſchätzen weiß, wo man den mit den vortrefflichſten Gaben ausgeſtatteten Paſquale Capuzzi di

Senigaglia kennt und würdigt! — So überwand der Gedanke an ſeine Wiſſenſchaft, an ſeine Kunſt, an die Ehre, die ihm deshalb erzeigt wurde, den Widerwillen, den er ſonſt gegen eine Verſammlung hegen mußte, an deren Spitze Salvator Roſa ſtand. Das ſpaniſche Ehrenkleid wurde ſorglicher ausgebürſtet als jemals, der ſpitze Hut mit einer neuen Feder geſchmückt, die Schuhe wurden mit neuen Bandſchleifen verſehen, und ſo erſchien Signor Pasquale, glänzend wie ein Goldkäfer, vollen Sonnenſchein im Antlitz, in Salvators Hauſe. Die Pracht von der er ſich umgeben ſah, ſelbſt Salvator der ihn in reichern Kleidern angethan empfing, flößte ihm Ehrfurcht ein, und wie es bei kleinen Seelen zu geſchehen pflegt, die erſt ſtolz und aufgeblaſen, ſich gleich im Staube winden, ſobald ſie irgend eine Uebermacht fühlen, Pasquale war ganz Demuth und Ergebung gegen denſelben Salvator, dem er in Rom tücklich zu Leibe gehen wollen.

Man erwies von allen Seiten dem Signor Pasquale ſo viel Aufmerkſamkeit, man berief ſich ſo unbedingt auf ſein Urtheil, man ſprach ſo viel von ſeinen Verdienſten um die Kunſt, daß er ſich wie neu belebt fühlte, ja daß ein beſonderer Geiſt in ihm wach wurde und er über Manches viel geſcheuter ſprach, als man es hätte denken ſollen. Kam noch hinzu, daß er in ſeinem Leben nicht herrlicher bewirthet worden, daß er niemals begeiſterndern Wein getrunken, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſeine Luſt höher und höher ſtieg, und er alle Unbill vergaß, die ihm in Rom widerfahren, und die böſe Angelegenheit, weshalb er ſich in Florenz befand. Die Akademiker pflegten oft nach der Mahlzeit zu ihrer Luſt kleine theatraliſche Darſtellungen aus dem Steggreiſe zu geben, und ſo forderte denn auch heute der berühmte Schauſpiel-Dichter Filippo Apolloni diejenigen, die gewöhnlich daran Theil nahmen, auf, das Feſt mit einer ſolchen Darſtellung zu beſchließen. Salvator entfernte ſich ſogleich, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Nicht lange dauerte es, ſo regten ſich am Ende des Speiſeſaals die Büſche, ſchlugen

gen die belaubten Zweige auseinander und ein kleines Theater mit einigen Sitzen für die Zuſchauer wurde ſichtbar.

„Alle Heiligen, rief Pasquale Capuzzi erſchrocken, wo bin ich! — das iſt das Theater des Nicolo Muſſo! —

Ohne auf ſeinen Ausruf zu achten, faßten ihn Evangeliſta Toricelli und Andrea Cavalcanti, beides ernſte Männer von würdigem, ehrfurchtgebietenden Anſehen bei den Armen, führten ihn zu einem Sitz dicht vor dem Theater, und nahmen von beiden Seiten neben ihm Platz.

Kaum war dies geſchehen, ſo erſchien — Formica auf dem Theater als Pasquarello! —

„Verruchter Formica! ſchrie Pasquale, indem er aufſprang und mit geballter Fauſt nach dem Theater hindrohte. Toricellis und Cavalcantis ernſte, ſtrafende Blicke geboten ihm Ruhe und Stillſchweigen.

Pasquarello ſchluchzte, weinte, fluchte auf das Schickſal, das ihm lauter Jammer und Herzeleid bereitet, verſicherte, er wiſſe gar nicht mehr, wie er es anſtellen ſolle, um zu lachen, und ſchloß damit, daß er ſich in heller Verzweiflung ganz gewiß den Hals abſchneiden, wenn er ohne ohnmächtig zu werden, Blut ſehen, oder in die Tiber ſtürzen würde, wenn er nur im Waſſer das verfluchte Schwimmen laſſen könne.

Nun trat Doctor Graziano ein und fragte den Pasquarello nach der Urſache ſeiner Betrübniß.

Darauf Pasquarello: ob er nicht wiſſe, was ſich alles im Hauſe ſeines Herrn, des Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia begeben, ob er nicht wiſſe, daß ein verruchter Böſewicht die holde Marianna, ſeines Herrn Nichte entführt? —

„Ha, murmelte Capuzzi, ich merk' es, Signor Formica, ihr wollt Euch bei mir entſchuldigen, Ihr wollt meine Verzeihung! — Nun wir wollen ſehen!

Doctor Graziano gab ſeine Theilnahme zu erkennen, und meinte, der Böſewicht müſſe es ſehr ſchlau angefangen haben, um allen Nachforſchungen Capuzzis zu entgehen.

Hoho, erwiederte Pasquarello, das möge der Doctor ſich nicht einbilden, daß es dem Böſewicht Antonio Scacciati gelungen, dem ſchlauen, von mächtigen Freunden unterſtützten Signor Pasquale Capuzzi zu entkommen; Antonio ſey verhaftet, ſeine Ehe mit der entführten Marianna für nichtig erklärt worden und Marianna wieder in Capuzzis Gewalt gekommen! —

„Hat er ſie wieder? ſchrie Capuzzi außer ſich, hat er ſie wieder, der gute Pasquale? hat er ſein Täubchen wieder, ſeine Marianna? — Iſt der Schurke Antonio verhaftet? — O geſegneter Formica!

Ihr nehmt, ſprach Cavalcanti ſehr ernſt, Ihr nehmt zu lebhaften Antheil, an dem Schauſpiel, Signor Pasquale! — Laßt doch die Schauſpieler reden, ohne ſie auf ſtörende Weiſe zu unterbrechen! —

Signor Pasquale ließ ſich beſchämt auf den Sitz nieder, von dem er ſich erhoben.

Doctor Graziano fragte, was es denn weiter gegeben?

Hochzeit, fuhr Pasquarello fort, Hochzeit habe es gegeben. Marianna habe bereut, was ſie gethan, Signor Pasquale die gewünſchte Dispenſation von dem heiligen Vater erhalten und ſeine Nichte geheiratet! —

Ja ja, murmelte Pasquale Capuzzi vor ſich hin, indem ihm die Augen glänzten vor Entzücken, ja ja mein geliebteſter Formica, er heirathet die ſüße Marianna, der glückliche Pasquale! — Er wußte ja, daß das Täubchen ihn liebte immerdar, daß nur der Satan ſie verführte.

So ſey, ſprach Doctor Graziano, ja Alles in Ordnung und kein Grund zur Betrübniß vorhanden.

Da begann aber Pasquarello viel ärger zu ſchluchzen und zu weinen als vorher, und fiel endlich wie übermannt von dem entſetzlichen Schmerz in Ohnmacht.

Doctor Graziano lief ängſtlich umher, bedauerte, kein Riechfläſchchen bei ſich zu tragen, ſuchte in allen Taſchen, brachte endlich eine gebratene Kaſtanie hervor, und hielt ſie dem ohnmächtigen Pasquarello unter die Naſe. Dieſer erholte ſich ſofort unter ſtarkem Nieſen, bat ihn, dies ſeinen ſchwachen Nerven zu Gute zu halten, und erzählte, wie Marianna gleich nach der Hochzeit in die tiefſte Schwermuth gefallen, beſtändig den Namen Antonio genannt und dem Alten mit Abſchen und Verachtung begegnet. Der Alte von Verliebtheit und Eiferſucht ganz verblendet, habe aber nicht nachgelaſſen, ſie mit ſeiner Tollheit auf die entſetzlichſte Weiſe zu quälen. Nun führte Pasquarello eine Menge wahnſinniger Streiche an, die Pasquale begangen und die man ſich in Rom wirklich von ihm erzählte. Signor Capuzzi rückte unruhig auf ſeinem Sitze hin und her, murmelte dazwiſchen: „Verfluchter Formica — Du lügſt — welcher Satan regiert Dich!“ — Nur Toricelli und Cavalcanti, die den Alten mit ernſten Blicken bewachten, hielten den wilden Ausbruch ſeines Zorns zurück.

Pasquarello ſchloß damit, daß die unglückliche Marianna endlich der ungeſtillten

Liebesſehnſucht, dem tiefen Gram, und den tauſendfältigen Qualen, die ihr der fluchwürdige Alte bereitet, erlegen, und in der Blüte ihrer Jahre geſtorben ſey.

In dem Augenblicke vernahm man ein ſchauerliches de profundis, von dumpfen heiſeren Kehlen angeſtimmt, und Männer in langen ſchwarzen Talaren erſchienen auf der Bühne, die einen offnen Sarg trugen. In demſelben erblickte man die Leiche der holden Marianna in weiße Todtengewänder gehüllt. Signor Pasquale Capuzzi in der tiefſten Trauer wankte hinterher laut heulend, ſich die Bruſt zerſchlagend, in Verzweiflung rufſend: O Marianna, Marianna!

So wie der Capuzzi unten die Leiche ſeiner Nichte erblickte, brach er in ein lautes Jammern aus, und beide Capuzzis, der auf dem Theater und der unten, heulten und ſchrieen im herzzerſchneidendſten Ton: O Marianna — o Marianna! — O ich Unglückſeliger! — Wehe mir! Wehe mir! —

Man denke ſich den offnen Sarg mit der Leiche des holden Kindes, von den Trauermännern umgeben, ihr ſchauerliches krächzendes de profundis, dabei die närriſchen Masken, den Pasquarello und den Doctor Graziano, die ihren Schmerz durch das lächerlichſte Geberdenſpiel ausdrücken, und nun die beiden Capuzzi's in Verzweiflung heulend und ſchreiend! — In der That alle, die das ſeltſamſte Schauſpiel anſahen, mußten ſelbſt in dem tollſten Gelächter, in das ſie über den wunderlichen Alten ausgebrochen, ſich von tiefen, unheimlichen Schauern durchbebt fühlen.

Nun verfinſterte ſich plötzlich das Theater mit Blitz und Donnerſchlag, und aus der Tiefe ſtieg eine bleiche, geſpenſtiſche Geſtalt hervor, welche die deutlichſten Züge von Capuzzis in Senigaglia verſtorbenem Bruder, Pietro, dem Vater der Marianna trug.

„Verruchter Pasquale, heulte die Geſtalt in hohlem, gräßlichen Tone, wo haſt Du meine Tochter, wo haſt Du meine Tochter? — Verzweifle, verdammter Mörder meines Kindes! — In der Hölle findeſt Du Deinen Lohn! —

Der Capuzzi oben ſank wie vom Blitze getroffen, nieder, aber in demſelben Augenblicke ſtürzte auch der Capuzzi unten bewußtlos von ſeinem Sitze herab. Das Gebüſch rauſchte in einander und verſchwunden war die Bühne, und Marianna und Capuzzi und das gräßliche Geſpenſt Pietros. Signor Pasquale Capuzzi lag in ſolch ſchwerer Ohnmacht, daß es Mühe koſtete, ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen.

Endlich erwachte er mit einem tiefen Seufzer, ſtreckte beide Hände vor ſich hin, als wolle er das Entſetzen von ſich abwehren, das ihn erfaßt, und rief mit dumpfer Stimme: Laßt ab von mir, Pietro! — Dann ſtürzte ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen und er weinte und ſchluchzte: Ach Marianna — mein holdes liebes Kind! — meine Marianna! —

Beſinnt Euch, ſprach nun Cavalcanti, beſinnt Euch, Signor Pasquale, nur auf dem Theater habt Ihr ja Eure Nichte todt geſehen. Sie lebt, ſie iſt hier, um Verzeihung zu erflehen wegen des unbeſonnenen Streichs, zu der ſie Liebe und auch wohl Euer unüberlegtes Betragen trieb.

Nun ſtürzte Marianna, und hinter ihr Antonio Scacciati hervor aus dem Hintergrunde des Saals dem Alten, den man in einen Polſterſtuhl geſetzt, zu Füßen. Marianna in hohem Liebreiz prangend, küßte ſeine Hände, benetzte ſie mit heißen Thränen, und flehte ihr und ihrem Antonio, mit dem ſie durch den Seegen der Kirche verbunden, zu verzeihen.

In des Alten todtbleichem Geſicht ſchlugen plötzlich Feuerflammen auf, Wuth blitzte aus ſeinen Augen, er rief mit halberſtickter Stimme: Ha Verruchter! — giftige Schlange, die ich im Buſen nährte zu meinem Verderben! — Da trat aber der alte ernſte Toricelli in voller Würde vor Capuzzi hin und ſprach: er, Capuzzi, habe im Bilde das Schickſal geſehen, das ihn unbedingt, rettungslos erfaſſen würde, wenn er es wage, ſeinen heilloſen Anſchlag gegen Mariannas und Antonios Ruhe und Glück auszuführen. Er ſchilderte mit grellen Farben die Thorheit, den Wahnſinn verliebter Alten, die das verderblichſte Unheil, welches der Himmel über einen Menſchen verhängen könne, auf ſich herabzögen, da alle Liebe, die ihm noch zu Theil werden könne, verloren ginge, Haß und Verachtung aber von allen Seiten die todtbringenden Pfeile auf ſie richte.

Und dazwiſchen rief die holde Marianna mit tief ins Herz dringender Stimme: „O mein Oheim, ich will Euch ja ehren und lieben wie meinen Vater, Ihr gebt mir den bittern Tod, wenn Ihr mir meinen Antonio raubt!“ Und alle Dichter, von denen der Alte umgeben, riefen einſtimmig, es ſey unmöglich, daß ein Mann, wie Signor Pasquale Capuzzi di Senigaglia, der Kunſt hold, ſelbſt der vortrefflichſte Künſtler, nicht verzeihen, daß er, der Vaterſtelle bei der Holdeſten der Frauen vertrete, nicht mit Freuden einen ſolchen Künſtler, wie den Antonio Scacciati, der von ganz Italien hochgeſchätzt, mit Ruhm und Ehre überhäuft werde, zu ſeinem Eidam annehmen ſolle.

Man merkte deutlich, wie es in dem Innerſten des Alten arbeitete und wühlte. Er ſeufzte, er ächzte, er hielt die Hände vors Geſicht, er ſchaute während Toricelli mit den eindringlichſten Reden fortfuhr, während Marianna auf das rührendſte flehte, während die Uebrigen den Antonio Scacciati herausſtrichen, wie ſie nur konnten, bald auf ſeine Nichte, bald auf den Antonio herab, deſſen glänzende Kleider und reiche Gnadenketten das bewährten, was dem Alten über den von ihm erlangten Künſtlerruhm geſagt wurde.

Verſchwunden war alle Wuth aus Capuzzis Antlitz, er ſprang auf mit leuchtenden Blicken, er drückte Marianna an ſeine Bruſt, er rief: Ja ich verzeihe Dir, mein geliebtes Kind; ich verzeihe Euch, Antonio! — Fern ſey es von mir, Euer Glück zu ſtören. Ihr habt Recht mein würdiger Signor Toricelli; im Bilde auf dem Theater, hat mir Formica alles Unheil, alles Verderben gezeigt, das mich getroffen, hätt' ich meinen wahnſinnigen Anſchlag ausgeführt. — Ich bin geheilt, ganz geheilt, von meiner Thorheit! — Aber wo iſt Signor Formica, wo iſt mein würdiger Arzt, daß ich ihm tauſend Mal für meine Heilung danke, die nur er vollbracht. Das Entſetzen, das er über mich zu bringen wußte, hat mein ganzes Inneres umgewandelt! —

Pasquarello trat hervor. Antonio warf ſich ihm an den Hals, indem er rief: O Signor Formica, dem ich mein Leben, mein Alles verdanke, werft ſie ab, dieſe Euch entſtellende Maske, daß ich Euer Geſicht ſchaue, daß nicht länger Formica für mich ein Geheimniß bleibe.

Pasquarello zog die Kappe und die künſtliche Larve, die ein natürliches Geſicht ſchien, da ſie dem Gebehrdenſpiel keinen Eintrag that, herab, und dieſer Formica, dieſer Pasquarello war verwandelt in — Salvator Roſa! —

Salvator! riefen voll Erſtaunen Marianna, Antonio, Capuzzi. —

„Ja, ſprach der wunderbare Mann, Salvator Roſa iſt es, den die Römer nicht anerkennen wollten, als Maler, als Dichter, und der ſie, ohne daß ſie es wußten, als Formica, auf dem kleinen erbärmlichen Theater des Nicolo Muſſo länger als ein Jahr beinahe jeden Abend zum lauteſten, ungemeſſenſten Beifall begeiſterte, von dem ſie jeden Spott, jede Verhöhnung des Schlechten, die ſie in Salvators Gedichten und Gemählden nicht leiden wollten, willig hinnahmen! — Salvator Formica iſt es, der Dir, mein geliebter Antonio, geholfen!

Salvator, begann nun der alte Capuzzi, Salvator Roſa, ſo ſehr ich Euch für meinen ſchlimmſten Feind gehalten, ſo habe ich Eure Kunſt doch immer hoch geehrt, aber jetzt liebe ich Euch als den würdigſten Freund, und darf Euch wohl bitten, Euch meiner anzunehmen! —

Sprecht, erwiederte Salvator, ſprecht mein würdiger Signor Pasquale, welchen Dienſt ich Euch erzeigen kann, und ſeyd im voraus verſichert, daß ich alle meine Kräfte aufbieten werde, das zu erfüllen, was Ihr von mir verlangt.

Nun dämmerte in Capuzzis Antlitz jenes ſüßliche Lächeln, das entſchwunden, ſeitdem Marianna ihm entführt worden, wieder auf. Er nahm Salvators Hand und lispelte leiſe: Mein beſter Signor Salvator, Ihr vermöget Alles über den wackern Antonio; ſtehet ihn in meinem Namen an, er ſolle erlauben, daß ich den kurzen Reſt meiner Tage bei ihm und meiner lieben Tochter Marianna verlebe, und die mütterliche Erbſchaft, der ich einen guten Brautſchatz hinzuzufügen gedenke, von mir annehmen! — Dann ſolle er aber auch nicht ſcheel ſehen, wenn ich dem holden ſüßen Kinde zuweilen die kleine weiße Hand küſſe und — mir wenigſtens jeden Sonntag, wenn ich in die Meſſe wandle, meinen verwilderten Zwickelbart aufſtutzen, welches niemand auf der ganzen Erde ſo verſteht, als er!

Salvator hatte Mühe, das Lachen über den wunderlichen Alten zu unterdrücken; ehe er aber etwas erwiedern konnte, verſicherten Antonio und Marianna, den Alten umarmend, daß ſie erſt dann an ſeine völlige Verſöhnung glauben und recht glücklich ſeyn würden, wenn er als geliebter Vater in ihr Haus trete, und es nie wieder verlaſſe. Antonio ſetzte noch hinzu, daß er nicht nur Sonntags, ſondern jeden Tag Capuzzis Zwickelbart auf das zierlichſte aufſtutzen werde, und nun war der Alte ganz Wonne und Seeligkeit. Unterdeſſen hatte man ein köſtliches Nachtmahl bereitet, zu dem ſich nun alle in der fröhlichſten Stimmung hinſetzten.

Indem ich von Dir, vielgeliebter Leſer, ſcheide, wünſche ich recht von Herzen, daß die Freudigkeit, welche nun den Salvator und alle ſeine Freunde begeiſterte, in Deinem eignen Gemüth, während Du die Geſchichte von dem wunderbaren Signor Formica laſeſt, recht hell aufgegangen ſeyn möge.

Da — nahm Lothar das Wort als Ottmar geendet hatte — da unſer Freund ehrlich und unbefangen genug geweſen iſt, gleich von Haus aus die Schwächen ſeines Produkts das „Novelle“, zu nennen, ihm beliebt hat, einzugeſtehen ſo, entwaffnet freilich dieſer Anſpruch an unſere Gutmüthigkeit unſere Kritik, die wohlgerüſtet ihm gegenüber ſtand. Er ſtreckt die offne Bruſt der Partiſane entgegen und eben darum dürfen wir, ein großmüthiger Feind, nicht zuſtoßen, ſondern müſſen ſeiner ſchonen.

Nicht, ſprach Cyprian, nicht allein das, ſondern wir können, um ihn aufzurichten in ſeinem Schmerz, ſogar mit Fug ihm einiges wiewohl ſpärliches Lob zu Theil werden laſſen. Ich für mein Theil finde manches ergötzlich und ſerapiontiſch, wie z. B. Capuzzis eingebildeter Beinbruch mit ſeinen Folgen, Capuzzis verhängnißvolle Serenate —

Die, unterbrach Vinzenz den Freund, vorzüglich deshalb einen ächtſpaniſchen oder auch italiäniſchen Beiſchmack hat, weil ſie ſich mit gewaltigen Prügeln endet. Gehörige

Prügel dürfen aber in keiner Novelle der Art fehlen und ich nehme dieſelben gar ſehr in Schutz als ein beſonderes kräftiges Reizmittel, das die geiſtreichſten Dichter ſtets in Anſpruch nahmen. Im Boccaccio geht es ſelten ohne Prügel ab; wo fallen aber mehr Schläge, Stöße, Püffe als in dem Roman aller Romane, im Don Quixote, ſo daß Cervantes es ſelbſt für nöthig fand, ſich bei dem Leſer deshalb zu entſchuldigen! Aber jetzt mögen gebildete Damen, für die geiſtiger Thee, den ſie genießen können, mit leiblichem ohne allen Nachtheil für ihre Ruhe bereitet wird in Maſſe, derlei nicht mehr, und eine ehrliche Haut von beliebtem Dichter, will er ſich erhalten in Thees und Taſchenbüchern, darf höchſtens mit Mühe ein Paar Naſenſtüber oder ein Ohrfeiglein einſchwärzen. Wo dergleichen vorkommt, das iſt dann gleich eine ſogenannte komiſche Geſchichte. — Aber was Thee, — was gebildete Damen! — Sieh in mir, o mein Ottmar, deinen gewappneten Beſchützer und prügle erklecklich in allen Novellen, die Du noch etwa zu ſchreiben entſchloſſen, und der Prügel halber rühme ich Dich! —

Und ich, fuhr Theodor fort, und ich des anmuthigen Trios halber, das Capuzzi, der Pyramiden-Doctor und die etwas greuliche kaſtratiſche Mißgeburt bilden, ſo wie auch deshalb, weil die verwunderliche Art, wie Salvator Roſa, der nie als Held des Stücks, ſondern nur als Vermittler eingreift, ſehr mit dem Charakter übereinſtimmt, wie er geſchildert wird und wie er auch aus ſeinen Werken ſpricht.

Ottmar, ſagte Sylveſter, hat ſich mehr an das Abentheuerliche gehalten, das in Salvators Charakter lag, und weniger die ernſte finſtre Seite herausgekehrt. Mir fällt bei dieſer Gelegenheit das berühmte Sonnett ein, in dem Salvator ſeinen Namen (Salvator) allegoriſirend den tiefen Unmuth ausſpricht über ſeine Feinde und Verfolger, welche behaupteten, daß er in ſeinen Gedichten, denen man mit Recht Schroffheit und Mangel an innerem Zuſammenhang vorwirft, Werke älterer Meiſter geplündert. Es heißt ungefähr:

Wohl darum nur, weil Heiland man mich nannte
Hör': kreuzigt ihn! das wilde Volk ich toben?
Doch recht! — der Brut aus Haß und Neid gewoben,
Verzoll mit Schmerz ich Ruhm, den ſie nie kannte.

Es fragen dem Pilatus treu Verwandte,
Ob mir der Lieder Lorbeer ſey erhoben?
Und manches Petrus Treu' ſeh' ich zerſtoben,
Judaſſe nahn ſich mir, der Höll' Geſandte.

Es ſchwört der Juden treulos finſtre Rotte,
Daß aus dem Heiligthum geraubt ich hätte,
Den Glanz, die Herrlichkeit dem mächtgern Gotte.

Doch anders reiht ſich Glied an Glied der Kette.
Die Schächer ſie, nicht Heiland ich zum Spotte,
Was Pindus mir, iſt ihnen Schädelſtätte!

Ich erinnere mich, ſprach Lothar, dieſes Sonnetts in der Urſprache ſehr wohl, und finde, daß unſer Sylveſter das Rauhe, das Harte des Originals nicht übel wiedergegeden hat. — Doch um noch einmal auf Ottmars ſogenannte Novelle zurück zu kommen, ſo halte ich meinestheils es für den größten Uebelſtand, daß Ottmar ſtatt einer in allen Theilen zum Ganzen ſich ründenden Erzählung, nur vielmehr eine Reihe Bilder geliefert hat, die indeſſen manchmal ergötzlich genug ſind.

Muß ich, rief Ottmar, muß ich Dir denn nicht Recht geben, mein Lothar? Aber geſtehen werdet Ihr mir alle, daß ein gar geſchickter Seegler dazu gehört, um die Klippe zu umſchiffen, an der ich geſcheitert.

Gefährlicher, ſagte Sylveſter, möchte dieſe Klippe wohl noch dramatiſchen Dichtern ſeyn. Nichts iſt wenigſtens für mich verdrießlicher, als z. B. ſtatt eines Luſtſpiels in dem alles, was geſchieht feſt an den Faden gereiht ſeyn, der ſich durch das Ganze zieht, in dem alles als unbedingt zum Gebilde des Ganzen nothwendig erſcheinen ſoll, nur eine Reihe willkührlicher Begebenheiten oder gar einzelner Situationen zu ſchauen. Und auch zu dieſer leichtſinnigen Behandlung des Luſtſpiels, hat der rüſtigſte Theaterſchreiber der letzt vergangenen Zeit das Signal gegeben. Enthalten z. B. die Pagenſtreiche denn mehr als eine Reihe poſſenhafter Einfälle, die nach Willkür zuſammengewürfelt ſcheinen? — In älterer Zeit, der man überhaupt, rückſichts der dramatiſchen Kunſt, wohl den tiefern Ernſt nicht wird abſprechen können, mühte ſich jeder Luſtſpieldichter um einen tüchtigen Plan, aus dem ſich dann das Komiſche, Drollige oder auch nur Poſſenhafte von ſelbſt ergab, weil dies unerläßlich ſchien. Bei Jünger, der nur oft gar zu flach erſcheint, war dies gewiß der Fall, und auch dem nur zu proſaiſchen Bretzner fehlte es gar nicht an Talent, das Luſtige aus dem dazu geſchickt erfundenen Plane hervorſtrömen zu laſſen. Auch haben ſeine Charaktere oft wahre, der regen Wirklichkeit entnommene Lebenskraft, wie z. B. der Eheprokurator. Nur möchten uns ſeine geſcheut parlirenden Damen jetzt völlig ungenießbar ſeyn. Darum ſchätze ich ihn dennoch ſehr. —

Mit mir, nahm Theodor das Wort, hat er es durch ſeine Opern ganz und gar verdorben, die als Muſter gelten können, wie Opern nicht gedichtet werden müſſen.

Rührt, ſprach Vinzenz, rührt bloß davon her, weil der Wohlſelige, wie Sylveſter ſehr richtig bemerkt hat, etwelche Poeſie nicht ſonderlich verſpüren ließ, und in dem romantiſchen Gebiet der Oper nicht Steg und Weg zu finden wußte. — Weil Ihr aber nun ſo über das Luſtſpiel ſprecht, ſo könnte ich mit Nutzen beibringen, daß Ihr die Zeit verderbt mit Raiſoniren über ein Nonens und Euch zurufen, wie Romeo dem Merkutio: Still, o ſtill, Ihr guten Leut! — Ihr ſprecht von einem Nichts! — Ich vermeine nehmlich, daß wir allzumal gar kein eigentliches wahrhaftes deutſches Luſtſpiel repräſentiren ſehen, aus dem einfachen Grunde, weil die verjährten nicht mehr verdaut werden können, der Schwäche unſerer Magen halber, und neue nicht mehr geſchrieben werden. Woher letzteres kommt, das werde ich ganz kürzlich in einer Abhandlung von höchſtens vierzig Bogen darthun, Euch aber vor der Hand mit einem Wortſpiel abfertigen. Es fehlt, ſage ich nemlich, uns am Luſtſpiel hauptſächlich deßhalb, weil es uns an der Luſt fehlt, die mit ſich ſelbſt ſpielt, und an dem Sinn dafür.

Dixi, rief Sylveſter lachend, dixi und der Name: Vinzenz darunter, und geſtempelt und geſiegelt! — Ich denke aber eben daran, daß in die unterſte Claſſe dramatiſcher oder vielmehr zur Darſtellung auf der Bühne beſtimmter Erzeugniſſe, wohl die ſogenannten Schubladen-Stückchen gehören möchten, in denen irgend ein gewandter Pfiffikus einen ehrſamen Oheim — Theater-Director u. ſ. w. durch mancherlei zum Theil alberne Verkleidungen neckt und foppt. Und doch war vor gar nicht langer Zeit derlei nüchternes mageres Zeug beinahe das tägliche Brod jeder Bühne. Jetzt ſcheint es damit ein wenig nachzulaſſen.

Aufhören, nahm Theodor das Wort, aufhören wird es nie, ſo lange es eitle Schauſpieler giebt, denen ja in der Welt nichts gelegener ſeyn kann, als an einem und demſelben Abend, Geſtalt und Farbe auf das verſchiedenartigſte wechſelnd, ſich als chamäleontiſche Wunder anſtaunen zu laſſen. Recht in das Innerſte hinein habe ich jedesmal über die ſich apotheoſirende Selbſtgenügſamkeit lachen müſſen, mit der nach überſtandener Seelenwanderung dann der letzten Puppe das Ich des Schauſpielers als ſchöner Schmetterling entfliegt. Gewöhnlich iſt es ein netter, geſchniegelter Nachtfalter, ſchwarz gekleidet, in ſeidenen Strümpfen, den Dreieck unterm Arm, der es von dem Augenblick an nur mit dem in Erſtaunen geſetzten Publikum zu thun hat, und ſich nicht mehr um den kümmert, der ihm Frohndienſte geleiſtet. Kann, wie in Wilhelm Meiſters Lehrjahren zu leſen, ein beſtimmtes Fach einen Schauſpieler dazu verbinden, alle diejenigen Rollen zu übernehmen, in denen es Prügel oder irgend eine andere Mißhandlung giebt, ſo könnte und müßte auch jede Bühne ein, jenem Alten im Meiſter ähnliches Subjekt beſitzen, das jenes Frohndienſt ein für allemal zu verrichten, und die nöthigen Theater-Directoren u. ſ. w. zu ſpielen hätte. Zu thun gäbs immer, denn wenigſtens jeder gaſtirende Schauſpieler hat gewiß ſolch ein Stück in der Taſche als Eingangs-Paß und Creditbrief.

Mir fällt, ſprach Lothar, dabei ein gar abſonderlicher Mann ein, den ich in einer kleinen ſüddeutſchen Stadt, bei einer Schauſpieler-Truppe fand, und in dem mir ganz und gar jener vortreffliche Pedant aus dem Wilhelm Meiſter auflebte. So unausſtehlich er jetzt auf dem Theater war, wenn er ſeine kleinen Rollen in heilloſer Monotonie herbetete, ſo ſagte man doch, er ſey ſonſt in jüngeren Jahren ein ſehr guter Schauſpieler geweſen, und habe z. B. jene ſchlauen ſpitzbübiſchen Gaſtwirthe, wie ſie in alter Zeit beinahe in jedem Luſtſpiel vorkamen, und über deren gänzliches Verſchwinden von der Bühne ſchon der Wirth in Tiecks verkehrter Welt klagt, und ſich mehr auf den Hofrath gelegt zu haben wünſcht, ganz vortrefflich geſpielt. Jetzt ſchien er mit dem Schickſal, das ihn freilich hart verfolgt hatte, gänzlich abgeſchloſſen zu haben, und in gänzlicher Apathie auf nichts in der Welt, am wenigſten aber auf ſich ſelbſt einigen Werth zu legen. Nichts durchdrang die Kruſte, die der Anwurf der gemeinſten Erbärmlichkeit um ſein beſſeres Ich gebildet, und er gefiel ſich darinn wohl. Und doch ſtrahlte aus ſeinen tiefliegenden, geiſtreichen Augen, oft der Funke eines höheren Geiſtes und ſchnell zuckte dann der Ausdruck einer bittern Ironie über ſein Geſicht hin, ſo daß das übertrieben unterwürfige Weſen, das er gegen alle, vorzüglich aber gegen ſeinen Director, einen jungen geckhaft eiteln Mann annahm, nur ſchalkiſche Verhöhnung ſchien. Sontags pflegte er in einem reinlichen wohlgebürſteten Anzuge, deſſen abentheuerliche Farbe und noch abentheuerlicherer Zuſchnitt den Schauſpieler aus verjährter Zeit verkündete, am unterſten Ende der Wirthstafel des erſten Gaſthofes in der Stadt zu ſitzen, und ohne ein einziges Wort zu ſprechen es ſich wohl ſchmecken zu laſſen, wiewohl er, vorzüglich was den Wein betraf, ſehr mäßig war, und beinahe nur zur Hälfte die Flaſche leerte, die man ihm hingeſtellt. Bei jedem Glaſe, das er ſich einſchenkte bückte er ſich demüthig gegen den Wirth, der ihm Sontags einen Freitiſch gab, da er die Kinder im Schreiben und Rechnen unterrichtete. Es begab ſich, daß ich an einem Sontage die Wirthstafel beſetzt, und nur noch einen Platz leer fand neben dem Alten. Flugs ſetzte ich mich hin, hoffend daß es mir gelingen werde, den beſſern Geiſt, der in dem Mann verſchloſſen ſeyn mußte, heraufzutagen. Es war ſchwer, beinahe unmöglich, dem Alten beizukommen, glaubte man ihn zu faſſen, ſo duckte er ſchnell unter, und verkroch ſich in lauter Demuth und Unterwürfigkeit. Endlich, nachdem ich ihm mit großer Mühe ein Paar Gläſer kräftigen Weins eingenöthigt, ſchien er etwas aufzuthauen, und ſprach mit ſichtlicher Rührung von der alten guten Theaterzeit, die nun verſchwunden ſey und nie wiederkehre. Die Tafel wurde aufgehoben, ein Paar Freunde fanden ſich zu mir, der Schauſpieler wollte fort. Ich hielt ihn feſt, unerachtet er auf das wehmüthigſte proteſtirte: ein armer abgelebter Schauſpieler ſey keine Geſellſchaft für ſolche würdige Herren, es ſchicke ſich ja gar nicht für ihn zu bleiben, er gehöre ja gar nicht hieher, und könne nur geduldet werden des Bischen Eſſens halber u. ſ. w. Nicht ſowohl meiner Ueberredungs-Kraft, als der unwiderſtehlichen Verlockung einer Taſſe Kaffee, und einer Pfeife des feinſten Knaſters, den ich bei mir führte, durfte ich es wohl zuſchreiben, daß er blieb. Er ſprach mit Lebhaftigkeit und Geiſt von der alten Theaterzeit, er hatte noch Eckhof geſehen mit Schrödern geſpielt — genug es offenbarte ſich, daß ſeine ihn vernichtende Verſtimmung wohl daher rührte, daß jene Zeit die abgeſchloſſene Welt war, in der er frei athmete, frei ſich bewegte, und daß aus ihr herausgeworfen er durchaus keinen feſten Standpunkt zu faſſen vermochte. — Wie ſehr überraſchte uns aber der Mann, als er endlich, ganz heiter und treuherzig geworden, mit einer Kraft des Ausdrucks, die das Innerſte durchdrang, die Rede des Geiſtes aus dem Hamlet nach der Schröderſchen Bearbeitung (die Schlegelſche Ueberſetzung kannte er gar nicht) herſagte. Bewundern müßten wir ihn aber auf das Höchſte, als er mehrere Stellen aus der Rolle des Oldenholm (den Nahmen Polonius wollte er nicht gelten laſſen) auf eine Weiſe ſprach, daß wir den kindiſch gewordenen Höfling', dem es ſonſt gewiß nicht an Lebensweisheit fehlte, und der noch ſichtliche Spuren davon blicken läßt, ganz vor Augen hatten, welches manchmahl bey der wirklichen Erſcheinung auf der Bühne nicht der Fall iſt. — Das alles war aber nur das Vorſpiel einer Szene, wie ich ſie niemals ſah, und die mir unvergeßlich bleiben wird! — Hier komme ich nun erſt eigentlich darauf was mich jetzt bei unſerm Geſpräch an meinen alten Schauſpieler erinnerte, und verzeihen möget Ihr mirs, meine würdigen Serapionsbrüder, wenn die Einleitung etwas zu lang ausfiel. — Mein Mann mußte nun eben auch jene erbärmliche Hülfsrollen übernehmen, von denen Ihr ſpracht und ſo ſollte er auch einige Tage darauf den Schauſpiel-Director in den Proberollen ſpielen, die ſich der Theater-Director ſelbſt, der darin zu glänzen glaubte, nach ſeiner Art und Weiſe zugerichtet hatte. Sey es nun, daß jener Nachmittag ſeinen innern beſſern Sinn aufgeregt hatte oder daß er vielleicht ſelbigen Tages, wie es nachher verlauten wollte, ſeiner Gewohnheit ganz entgegen ſeine Geiſteskraft geſtählt hatte durch Wein, genug, ſchon bei ſeinem erſten Auftreten erſchien er ein ganz anderer, als der er ſonſt geweſen. Seine Augen funkelten und die hohle ſchwankende Stimme des abgelebten Hypochonders war umgewandelt in einen hellen tönenden Baß wie ihn joviale Leute älteren Schlags z. B. reiche Onkel, die die poetiſche Gerechtigkeit handhabend die Narrheit züchtigen und die Tugend belohnen, zu ſprechen pflegen. Der Eingang ließ ſonſt nichts beſonders ahnen. Doch wie erſtaunte das Publikum, als ſich, nachdem die erſte Verkleidungsſzene vorüber, der ſeltſame Menſch mit ſarkaſtiſchem Lächeln zu ihm wandte und ungefähr alſo ſprach: „Sollte ein hochverehrtes Publikum nicht eben ſo gut wie ich auf den erſten Blick unſern guten (er nannte den Namen des Direktors) erkannt haben? — Iſt es möglich, die Kraft der Täuſchung auf einen ſo und wieder anders zugeſchnittenen Rock, auf eine mehr oder minder zerzauſte Perücke zu baſiren und dadurch ein dürftiges Talent, dem kein tüchtiger Geiſt Nahrung ſpendet, mühſam aufpäppeln zu wollen, wie ein von der nährenden Mutter verlaſſenes Kind? — Der junge Menſch, der auf ſolch' ungeſchickte Weiſe ſich mir als ein vielſeitiger Künſtler, als ein chamäleontiſches Genie darſtellen will, hätte nun gleich nicht ſo übermäßig mit den Händen fechten, nicht bei jeder Rede wie ein Taſchenmeſſer zuſammenfallen, das R nicht ſo ſchnarren ſollen, und ich glaube, ein hochverehrtes Publikum ſowohl als ich, hätte unſern kleinen Direktor nicht ſtracks erkannt, wie es nun ſo geſchehen iſt, daß es zum Erbarmen! — Doch da das Stück noch eine halbe Stunde ſpielen muß, ſo will ich mich noch dieſe Zeit hindurch ſo ſtellen, als merkte ich nichts, unerachtet mir das Ding herzlich langweilig iſt und zuwider!" — Genug! — nach jedem neuen Auftritt des Direktors ironirte der Alte ſein Spiel auf die ergötzlichſte Weiſe und man kann denken, daß dies unter dem ſchallenden Gelächter des Publikums geſchah. Sehr luſtig war es auch, daß der, mit dem beſtändigen Umkleiden beſchäftigte Direktor, bis zur letzten Szene nichts von dem Streich merkte, der ihm auf dem Theater geſpielt wurde. Es mochte ſeyn, daß der Alte mit dem Theaterſchneider ſich im böſen Complott befand, denn ſo viel war gewiß, daß die Garderobe des unglückſeeligen Directors in die größte Unordnung gerathen, ſo daß die Zwiſchenſzenen, die der Alte ausfüllen mußte, viel länger dauerten als gewöhnlich, und er Zeit genug hatte, eine Fülle des bitterſten Spotts über den armen Direktor ausſtrömen zu laſſen, ja ſogar ihm manches mit einer ſchalkiſchen Wahrheit nachzuſprechen und nachzuſpielen, die das Publikum außer ſich ſelbſt ſetzte. Das ganze Stück war auf den Kopf geſtellt, ſo daß die lückenbüſſeriſchen Zwiſchenſzenen zur Hauptſache wurden. —

Herrlich war es auch wohl, daß der Alte zuweilen dem Publikum ſchon vorherſagte, wie nun der Direktor erſcheinen würde, Miene und Stellung nachahmend, und daß dieſer das ſchallende Gelächter das ihn empfing, und das der treffenden Schilderung galt, die der Alte gegeben, zu ſeiner großen Zufriedenheit, lediglich ſeiner gelungenen Maske zuſchrieb. — Zuletzt mußte denn nun wohl das Beginnen des Alten dem Direktor klar werden, und man kann denken, daß er auf ihn losfuhr wie ein gehetzter Eber, ſo daß der Alte ſich kaum vor Mißhandlungen retten konnte, und die Bühne nicht mehr betreten durfte. Dagegen hatte den Alten aber das Publikum ſo lieb gewonnen und nahm ſeine Parthie ſo lebhaft, daß der Direktor noch dazu ſeit jenem Abend mit dem Fluch des Lächerlichen belaſtet, es gerathen fand, ſein kleines Theater zu ſchließen und weiter zu ziehen. Mehrere ehrſame Bürger, an ihrer Spitze ſtand jener Gaſtwirth, traten aber zuſammen, und verſchafften dem Alten ein artiges Auskommen, ſo daß er der Theaterhudelei auf immer entſagend ein ruhiges ſorgenfreies Leben am Orte führen konnte. Doch wunderlich, ja unergründlich iſt das Gemüth eines Schauſpielers. Nicht ein Jahr war vergangen als der Alte plötzlich vom Orte verſchwand, niemand wußte wohin! — Nach einiger Zeit wollte man ihn bei irgend einer erbärmlichen herumziehenden Schauſpieler-Truppe geſehen haben, ganz in demſelben nichtswürdigen Verhältniß, dem er kaum entgangen.

Mit, nahm Ottmar das Wort, mit geringer angefügter Nutzanwendung gehört dieſes Anekdoton von dem Alten in den Moral-Codex für Schauſpieler und für die, die es werden wollen.

— Cyprian war indeſſen ſchweigend aufgeſtanden, und hatte ſich, nachdem er einigemal im Zimmer auf und abgeſchritten, hinter die herabgelaſſenen Gardienen ins Fenſter geſtellt. In dem Augenblick als Ottmar ſchwieg ſtürmte es heulend und tobend hinein, die Lichter drohten zu verlöſchen, Theodors ganzer Schreibtiſch wurde lebendig, hundert Papierchen rauſchten auf und trieben im Zimmer umher und die Saiten des offenſtehenden Fortepianos ächzten laut auf.

Hei — hei! rief Theodor, als er ſeine litterariſchen Notizen, und wer weiß was ſonſt noch Geſchriebenes, dem tobenden Herbſtſturm Preis gegeben ſah, hei hei, Cyprianus, was machſt Du! — Und alle Freunde mühten ſich, die Lichter zu retten, und ſich ſelbſt vor dem hereintoſenden Schneegeſtöber? —

Es iſt wahr, ſprach Cyprian, indem er das geöffnete Fenſter wieder zuwarf, es iſt wahr, das Wetter leidet es nicht, daß man hinausſchaue wie es damit ſtehe. „Sage, nahm Sylveſter das Wort, indem er den ganz zerſtreuten Cyprian bei beiden Händen faßte und ihn nöthigte den verlaſſenen Platz wieder einzunehmen, ſage mir nur Cyprian, wo Du weilteſt, in welche fremde Region Du Dich verirrt hatteſt, denn ferne gar ferne von uns hatte Dich dein unſteter Geiſt doch wieder fortgetragen.

Nicht, erwiederte Cyprian, nicht ſo fern von Euch befand ich mich, als Du wohl denken magſt, und gewiß iſt es, daß eben Euer

Geſpräch mir das Thor öffnete zur Abfahrt. — Eben da Ihr ſo viel von dem Luſtſpiel ſprachet, und Vinzenz den richtigen Erfahrungsſatz aufſtellte, daß uns die Luſt abhanden gekommen, die mit ſich ſelbſt ſpielt, ſo fiel mir ein, daß ſich dagegen in neuerer und neuſter Zeit doch in der Tragödie manches wackre Talent erhoben. Mit dieſem Gedanken faßte mich aber die Erinnerung an einen Dichter, der mit wahrhafter hochſtrebender Genialität begann, aber plötzlich, wie von einem verderblichen Strudel ergriffen unterging, ſo daß ſein Name kaum mehr genannt wird. Da, ſprach Ottmar, ſtößeſt Du gerade an gegen Lothars Prinzip, welcher zu behaupten pflegt, daß das wahrhafte Genie niemals untergehe.

Und, fuhr Cyprian fort, und Lothar hat Recht, wenn er meint, daß der wildeſte Sturm des Lebens nicht vermag, die Flamme zu verlöſchen die wahrhaft aus dem Innerſten emporgelodert, daß die bitterſten Widerwärtigkeiten, die bedrängteſten Verhältniſſe vergebens ankämpfen, gegen die innere Göttermacht des

Geiſtes, daß der Bogen ſich nur ſpannt, um deſto kräftiger loszuſchnellen. Wie aber, wenn in dem erſten tiefſten Keim der Embryo des giftigen Wurms lag, der entwickelt mitgebohren mit der ſchönen Blüte an ihrem Leben nagt, ſo daß ſie ihren Tod in ſich ſelber trägt, und es keines Sturms bedarf ſie zu vernichten?

So fehlte, rief Lothar, es deinem Genius an dem erſten Bedingniß, das dem Tragödien-Dichter, der frei und kräftig ins Leben treten will, unerläßlich iſt. Ich meine nemlich, daß ſolch eines Dichters Gemüth unbedingt vollkommen geſund, frei von jedem Kränkeln ſeyn müſſe, wie es wohl pſychiſche Schwächlichkeit oder um mit Dir zu reden, auch wohl irgend ein mitgebohrnes Gift erzeugen mag. Wer konnte und kann ſich ſolcher Geſundheit des Gemüths wohl mehr rühmen, als unſer Altvater Göthe? — Mit ſolcher ungeſchwächten Kraft, mit ſolcher innern Reinheit wurden Helden erzeugt wie Götz von Berlichingen — Egmont! — Und will man unſerm Schiller vielleicht jene Herdenkraft nicht in dem Grade einräumen, ſo iſt es wieder der reine Sonnenglanz des innigſten Gemüths, der ſeine Helden umſtralt, in dem wir uns wohlthätig erwärmt, eben ſo kräftig und ſtark fühlen als es der Schöpfer im Innerſten ſeyn mußte. Doch vergeſſen muß man ja nicht den Räuber Moor, den Ludwig Tieck mit vollem Recht, das titanenartige Geſchöpf einer jungen und kühnen Imagination nennt. — Wir kommen indeſſen ganz von deinem Tragödien-Dichter ab, Cyprianus, und ich wollte Du rückteſt nun ohne weiteres damit heraus wen Du meinſt, unerachtet ich es zu ahnen glaube.

Beinahe, ſprach Cyprian, wäre ich, wie ich es heute ſchon einmal gethan, aufs neue hineingefahren in Euer Geſpräch mit abſonderlichen Worten, die Ihr nicht zu deuten wußtet, da Ihr die Bilder meines wachen Traums nicht geſchaut. — Aber ich rufe nun dennoch: Nein! ſeit Shakſpears Zeiten ging ſolch ein Weſen nicht über die Bühne, wie dieſer übermenſchliche fürchterlich grauenhafte Greis! — Und damit Ihr nicht einen

Augenblick länger in Zweifel bleibt, ſo füge ich gleich hinzu, daß kein Dichter der neueren Zeit ſich einer ſolchen hochtragiſchen gewaltigen Schöpfung erfreuen kann als der Dichter der Söhne des Thales.

Die Freunde ſahen ſich verwundert an. Sie ließen in der Geſchwindigkeit die vorzüglichſten Charaktere aus Zacharias Werners Dichtungen die Muſterung paſſiren, und waren dann darin einig, daß doch überall dem wahrhaft Großen, dem wahrhaft Starken tragiſchen, irgend etwas Seltſames, Abentheuerliches, ja oft Gemeines beigemiſcht, was davon zeuge, daß der Dichter zu keiner ganz reinen Anſchauung ſeines Helden gekommen, und daß ihm wohl eben jene vollkommene Geſundheit des inneren Gemüths gemangelt, die Lothar bei jedem Tragödien-Dichter als unerläßlich vorausſetze.

Nur Theodor hatte in ſich hineingelächelt, als ſei er anderer Meinung, und begann nun: Halt halt! Ihr würdigen Serapionsbrüder — keine Uebereilung! — Ich weiß es ja, ich allein von Euch kann es wiſ ſen, daß Cyprian von einer Dichtung ſpricht, die der Dichter nicht vollendete, die mithin der Welt unbekannt geblieben, wiewohl Freunde, die in des Dichters Nähe lebten und denen er entworfene Hauptſzenen mittheilte, Grund genug hatten überzeugt zu ſeyn, daß dieſe Dichtung ſich zu dem Größeſten und Stärkeſten erheben werde, nicht allein was der Dichter geliefert, ſondern was überhaupt in neuerer Zeit geſchrieben worden.

Allerdings, nahm Cyprian das Wort, allerdings ſpreche ich von dem zweiten Theil des Kreuzes an der Oſtſee, in dem eben jenes furchtbar gigantiſche grauenhafte Weſen auftrat, nehmlich der alte König der Preußen, Waldewuthis. Es möchte mir unmöglich ſeyn Euch ein deutliches Bild von dieſem Charakter zu geben, den der Dichter, des gewaltigſten Zaubers mächtig, aus der ſchauervollen Tiefe des unterirdiſchen Reichs heraufbeſchworen zu haben ſchien. Mag es Euch genügen wenn ich Euch in dem innern Mechanismus die Spiralfeder erblicken laſſe, die der Dichter hineingelegt um ſein Werk in rege Thätigkeit zu ſetzen. — Geſchichtlicher Tradition gemäß ging die erſte Kultur der alten Preußen von ihrem König Waidewuthis aus. Er führte die Rechte des Eigenthums ein, die Felder wurden umgränzt, Ackerbau getrieben, und auch einen religiöſen Kultus gab er den Volk, indem er ſelbſt drei Götzenbilder ſchnitzte, denen unter einer uralten Eiche, an die ſie befeſtigt, Opfer dargebracht wurden. Aber eine grauſe Macht erfaßt den, der ſich ſelbſt allgewaltig, ſich ſelbſt Gott des Volkes glaubt, das er beherrſcht. — Und jene einfältige ſtarre Götzenbilder, die er mit eignen Händen ſchnitzte, damit des Volkes Kraft und Wille ſich beuge der ſinnlichen Geſtaltung höherer Mächte, erwachen plötzlich zum Leben. Und was dieſe todten Gebilde zum Leben entflammt, es iſt das Feuer, das der ſataniſche Prometheus aus der Hölle ſelbſt ſtahl. Abtrünnige Leibeigne ihres Herren, ihres Schöpfers ſtrecken die Götzen nun die bedrohlichen Waffen, womit er ſie ausgerüſtet, ihm ſelbſt entgegen, und ſo beginnt der ungeheure Kampf des Uebermenſchlichen im menſchlichen Prinzip. — Ich weiß nicht, ob ich Euch ganz deutlich geworden bin, ob es mir ganz gelang die koloſſale Idee des Dichters Euch darzuſtellen. Doch als Serapionsbrüder muthe ich es Euch zu, daß ihr ganz ſo wie ich ſelbſt in den fürchterlichen Abgrund geblickt, den der Dichter erſchloſſen, und eben das Entſetzen, das Grauſen empfunden habt, das mich überfällt, ſo wie ich nur an dieſen Waidewuthis denke.

In der That, nahm Theodor das Wort, unſer Cyprianus iſt ganz bleich geworden, und das beweiſt allerdings wie die ganze große Skizze des wunderbaren Gemähldes, die der Dichter ihm entfaltet, von der er uns aber nur eine einzige Hauptgruppe blicken laſſen, ſein tiefſtes Gemüth aufgeregt hat. Was aber den Waidewuthis betrifft, ſo würd' es, denk' ich, genügt haben zu ſagen, daß der Dichter mit ſtaunenswerther Kraft und Originalität den Dämon ſo groß, gewaltig, gigantiſch erfaßt hätte, daß er des Kampfs vollkommen würdig erſchien und der Sieg, die Glorie des Chriſtenthums, um deſto herrlicher glänzender ſtralen mußte. Wahr iſt es, in manchen Zügen iſt mir der alte König ſo erſchienen, als ſey er, um mit Dante zu reden, der imperador del doloroso regno ſelbſt, der auf Erden wandle. Die Kataſtrophe ſeines Unterganges, jenen Sieg des Chriſtenthums mithin den wahrhaftigen Schluß-Akkord nach dem alles hinſtrebt im ganzen Werke, das mir wenigſten nach der Anlage des zweiten Theils einer andern Welt anzugehören ſchien, habe ich mir in der dramatiſchen Geſtaltung niemals recht denken können. Wiewohl in ganz andern Anklängen fühlt ich erſt die Möglichkeit eines Schluſſes, der in grauſenhafter Erhabenheit alles hinter ſich läßt, was man vielleicht ahnen wollte, als ich Calderons großen Magus geleſen. — Uebrigens hat der Dichter über die Art, wie er ſein Werk ſchließen wolle, ſich nicht ausgelaſſen. Wenigſtens iſt mir darüber nichts zu Ohren gekommen.

Mich, ſprach Vinzenz, will es überhaupt bedünken, als wenn es dem Dichter mit ſeinem Werk ſo gegangen ſey, wie dem alten König Waidewuthis mit ſeinen Götzenbildern. Es iſt ihm über den Kopf gewachſen, und daß er der eignen Kraft nicht mächtig werden konnte, beweiſt eben die Verkränkelung des inneren Gemüths, die nicht zuläßt daß etwas reines, tüchtiges zu Tage gefördert werde. Ueberhaupt kann ich, ſollte Cyprian auch wirklich Recht haben, daß der Alte die glücklichſten Anlagen zu einem vortrefflichen gewaltigen Satan gehabt, mir doch nicht gut vorſtellen, wie er wiederum mit dem Menſchlichen ſo verknüpft werden konnte um wahrhaftes dramatiſches Leben verſpüren zu laſſen, ohne das keine Anregung des Zuſchauers oder Leſers denkbar iſt. Der Satan müßte zugleich ein großer gewaltiger königlicher Heros ſeyn. —

Und, erwiederte Cyprian, das war er auch in der That. Um dir dies zu beweiſen, müßt' ich ganze Szenen, wie ſie der Dichter uns mittheilte, noch auswendig wiſſen. Lebhaft erinnere ich mich noch eines Moments, der mir vortrefflich ſchien. König Waidewuthis weiß, daß keiner ſeiner Söhne die Krone erben wird, er erzieht daher einen Knaben — ich glaube er erſcheint erſt zwölf Jahre alt — zum künftigen Thronfolger. In der Nacht liegen beide, Waidewuthis und der Knabe, am Feuer und Waidewuthis bemüht ſich des Knaben Gemüth für die Idee der Göttermacht eines Volksherrſchers zu entzünden. — Dieſe Rede des Waidewuthis ſchien mir ganz meiſterhaft, ganz vollendet. — Der Knabe, einen jungen zahmen Wolf, den er auferzogen, ſeinen treuen Spielkameraden im Arm, horcht der Rede des Alten aufmerkſam zu, und als dieſer zuletzt frägt, ob er um ſolcher Macht willen wohl ſeinen Wolf opfern könne, da ſieht der Knabe ihn ſtarr an, ergreift dann den Wolf, und wirft ihn ohne weiteres in die Flammen.

Ich weiß, rief Theodor, als Vinzenz gar ſeltſam lächelte und Lothar wie von innerer Ungeduld getrieben losbrechen wollte, ich weiß, was ihr ſagen wollt, ich höre das harte abſprechende Urtheil womit ihr den Dichter von Euch wegweiſet, und ich will

Euch geſtehen, daß ich noch vor wenigen Tagen in dies Urtheil eingeſtimmt hätte, weniger aus Ueberzeugung, als aus Verdruß, daß der Dichter auf Bahnen gerieth, die ihn mir auf immer entrücken mußten, ſo daß ein Wiederfinden kaum denkbar, und auch beinahe nicht wünſchenswerth ſcheint. Mit Recht muß der Welt des Dichter Beginnen als ſein Ruhm ſich erhoben, verworren, einem wahrhaftigen Geiſt fremd, unwürdig erſchienen, mit Recht mag ſich der Verdacht regen, daß ein wetterwendiſches Gemüth, der Lüge, ſündhafter Heuchelei ergeben, geneigt ſey die Schleier, die die Selbſttäuſchung gewoben, andern überzuwerfen, daß aber die That dieſe Schleier mit roher Gewalt zerreiße, ſo daß man im Innern den böſen Geiſt kraſſer Selbſtſucht an der gleißneriſch glänzenden Glorie arbeiten ſehe zur eignen Beatification — Doch! — Nun! — Entwaffnet, ganz entwaffnet hat mich des Dichters Vorrede zu dem geiſtlichen Schauſpiel: die Mutter der Makkabäer, die, wohl nur den wenigen Freunden, die ſich dem Dichter in ſeiner ſchönſten Blütezeit ſeſter angeſchloſſen hatten, ganz verſtändlich, das rührendſte Selbſtbekenntniß verſchuldeter Schwäche, die wehmüthigſte Klage über unwiederbringlich verlornes Gut enthält. Willkürlos mag dies dem Dichter entſchlüpft ſeyn, und er ſelbſt mochte die tiefere Bedeutung nicht ahnen, die den Freunden, die er verließ, in ſeinen Worten aufgehen mußte. Dieſe merkwürdige Vorrede leſend, war es mir, als ſäh ich durch ein trübes farbloſes Wolkenmeer glänzende Stralen dämmern eines hohen edlen über alle aberwitzige Faſeleien unmündiger Verkehrtheit erhabenen Geiſtes, der ſich ſelbſt wenn auch nicht mehr zu erkennen, doch noch zu ahnen vermag. Der Dichter erſchien mir, wie der vom fixen Wahn Verſtörte, der im hellen Augenblick ſich des Wahns bewußt wird, aber den troſtloſen Gram dieſes Bewußtſeyns beſchwichtigend ſich ſelbſt mit erkünſtelten Sophismen zu beweiſen trachtet, in jenem Wahn rühre und rege ſich ſein eigentliches höhers Weſen, und dieſes Bewußtſeyn ſey nur der kränkelnde Zweifel des im Irrdiſchen befangenen Menſchen. — Eben vom zweiten

Theil des Kreuzes an der Oſtſee ſpricht der Dichter in jener Vorrede, und geſteht — ſchneide kein ſolch tolles Geſicht, Lothar — bleibe ruhig auf deinem Stuhle ſitzen, Ottmar — trommle nicht den ruſſiſchen Grenadiermarſch auf der Stuhllehne Vinzenz! — Ich dächte der Dichter der Söhne des Thales verdiene wohl, daß von ihm unter uns recht ordentlich geſprochen würde und ich muß Euch nur ſagen, daß mir das Herz nun eben recht voll iſt und daß ich noch den brauſenden Giſcht wacker überlaufen laſſen muß. —

Ha! rief Vinzenz ſehr laut und pathetiſch, indem er aufſprang, Ha wie der Giſcht — emporziſcht! — Das kommt vor im Kreuz an der Oſtſee und die heidniſchen Prieſter ſingen es ab in ſehr greulicher abſcheulicher Weiſe. Und Du magſt nun ſchelten, ſchmähen, toben, mich verfluchen und verwünſchen o mein theurer Serapionsbruder Theodor! — ich muß! — ich muß Dir in deinen tiefſinnigen Vortrag, ein kleines Anekdoton hineinſchmeißen, das wenigſtens einen minutenlangen Sonnenſchein auf alle dieſe Lei-

Leichenbittergeſichter werfen wird. — Unſer Dichter hatte einige Freunde geladen um ihnen das Kreuz an der Oſtſee im Manuſkript vorzuleſen wovon ſie bereits einige Bruchſtücke kannten, die ihre Erwartung auf das höchſte geſpannt hatte. Wie gewöhnlich in der Mitte des Kreiſes an einem kleinen Tiſchchen, auf dem zwei helle Kerzen in hohe Leuchter geſteckt brannten, ſaß der Dichter, hatte das Manuſkript aus dem Buſen gezogen, die ungeheure Tabacksdoſe, das blaugewürfelte, geſchickt an oſtpreußiſches Gewebe, wie es zu Unterröcken und andern nützlichen Dingen üblich, erinnernde Schnupftuch vor ſich hingeſtellt und hingelegt. — Tiefe Stille rings umher! — Kein Athemzug! — Der Dichter ſchneidet eins ſeiner abſonderlichſten jeder Schilderung ſpottenden Geſichter, und beginnt! — Ihr erinnert Euch doch, daß in der erſten Szene beim Aufgehen des Vorhangs die Preußen am Ufer der Oſtſee zum Bernſteinfang verſammelt ſind und die Gottheit, die dieſen Fang beſchützt, anrufen? — Alſo — und beginnt:

Bankputtis! — Bankputtis! — Bankputtis! —

— Kleine Pauſe! — Da erhebt ſich aus der Ecke die ſanfte Stimme eines Zuhörers: Mein theuerſter geliebteſter Freund! — Mein allervortreflichſter Dichter! haſt Du dein ganzes liebes Poëm in dieſer verfluchten Sprache abgefaßt, ſo verſteht keiner von uns den Teufel was davon und bitte, Du wolleſt nur lieber gleich mit der Ueberſetzung anfangen! —

Die Freunde lachten, nur Cyprian und Theodor blieben ernſt und ſtill, noch ehe dieſer aber das Wort wieder gewinnen konnte, ſprach Ottmar: Nein es iſt unmöglich, daß ich nicht hiebei an das wunderliche ja beinahe poſſierliche Zuſammentreffen zweier, wenigſtens rückſichts ihres Kunſtgefühls, ihrer Kunſtanſichten ganz heterogener Naturen denken ſollte. Unumſtößlich gewiß mag es ſeyn, daß der Dichter die Idee zum Kreuz an der Oſtſee, früher, lange Zeit hindurch in ſich herumtrug, ſo viel ich erfahren, gab aber den nächſten Anlaß zum wirklichen Aufſchreiben des Stücks, eine Aufforderung Ifflands an den Dichter, ein Trauerſpiel für die Berliner Bühne anzufertigen. Die Söhne des Thals machten gerade damals großes Aufſehen, und man mochte dem Theatermann wegen des neü zum Tageslicht aufgekeimten Talents hart zugeſetzt oder er ſelbſt mochte gar zu verſpüren gemeint haben, der junge Menſch könne auf die gewöhnlichen beliebten Handgriffe einexerzirt werden, und eine tüchtige Theaterfauſt bekommen. — Genug er hatte Vertrauen gefaßt und nun denke man ihn ſich mit dem erhaltenen Manuſkript des Kreuzes an der Oſtſee in der Hand! — Iffland, dem die Trauerſpiele Schillers, die ſich damals trotz alles Widerſtrebens hauptſächlich durch den großen Fleck Bahn gebrochen hatten, eigentlich in tiefſter Seele ein Gräuel waren, Iffland, der, durfte er es auch nicht wagen, mit ſeiner innerſten Meinung offen hervorzutreten, ohne befürchten zu müſſen von jener ſcharfen Geißel, die er ſchon gefühlt, noch härter getroffen zu werden, doch irgendwo drucken ließ: Trauerſpiele mit großen geſchichtlichen Akten und einer großen

Perſonenzahl wären das Verderbniß der Theater — des zu bedeutenden ſchwer zu erſchwingenden Koſtenaufwandes wegen, ſetzte er zwar hinzu, aber er dachte doch: dixi et salvavi — Iffland, der gar zu gern ſeinen Geheimenräthen, ſeinen Sekretarien u. ſ. w. den nach ſeiner Art zugeſchnittenen tragiſchen Kothurn angezogen hätte — Iffland ließ das Kreuz an der Oſtſee in dem Sinn, daß es ein für die Berliner Bühne ausdrücklich geſchriebenes Trauerſpiel ſey, das er in Szenen ſetzen, und in dem er ſelbſt nichts weniger ſpielen ſoll, als den Geiſt des von den heidniſchen Preußen erſchlagenen Biſchoffs Adalbert, der als Zitterſpielmann ſehr häufig über die Bühne zieht, mit vielen, zum Theil erbaulichen zum Theil myſtiſchen Reden gar nicht karg iſt, und über deſſen Haupt ſo oft der Nahme Chriſtus ausgeſprochen wird, eine helle Flamme auflodert und wieder verſchwindet! — Das Kreuz an der Oſtſee, ein Stück deſſen Romantik ſich nur zu oft ins Abenteuerliche, in geſchmackloſe Bizarrerie verirrt, deſſen ſzeniſche Einrichtung wirklich, wie es bei den gigantiſchen Schöpfungen Shakſpears oft nur den Schein hat, allen unbeſiegbaren Bedingniſſen der Bühnen-Darſtellungen ſpottet. — Geradezu verwerfen, unartig abſprechen, alles für tolles verwirrtes Zeug erklären, wie man es ſonſt wohl den diis minorum gentium geboten, das durfte man nicht. — Ehren — loben — ja bis an den Himmel erheben, und dann mit tiefſter Betrübniß erklären, daß die ſchwachen Theaterbretter den Rieſenbau nicht zu tragen vermöchten, darauf kam es an. — Der Brief den Iffland dem Dichter ſchrieb, und deſſen Struktur nach jener bekannten Widerſpruchs-Form der Italiener: — ben parlato ma — eingerichtet, ſoll ein claſſiſches Meiſterwerk der Theater Diplomatik geweſen ſeyn. Nicht aus dem Inneren des Stücks heraus hatte der Direktor die Unmöglichkeit der Bühnen-Darſtellung demonſtrirt, ſondern höflicher Weiſe nur den Maſchiniſten angeklagt, deſſen Zauberei ſolch enge Schranken geſetzt wären, daß er nicht einmal Chriſtus-Flämmchen in der Luft aufleuchten laſſen könne u. ſ. w.

Doch kein Wort mehr! — Theodor ſoll nun die Irrwege ſeines Freundes entſchuldigen, wie er mag und kann!

Entſchuldigen? erwiederte Theodor, meinen Freund entſchuldigen? das würde ſehr ungeſchickt, vielleicht gar albern und abgeſchmackt herauskommen. Laßt mich ſtatt deſſen ein pſychiſches Problem aufſtellen, das Euch darauf hinbringen ſoll, wie beſondere Umſtände auf die Bildung des pſychiſchen Organismus wirken können oder recht eigentlich um auf Cyprians Gleichniß zurückzukommen wie mit dem Keim der ſchönſten Blüte der Wurm mitgebohren werden kann, der ſie zum Tode vergiftet. — Man ſagt daß der Hiſterismus der Mütter ſich zwar nicht auf die Söhne vererbe in ihnen aber eine vorzüglich lebendige ja ganz exzentriſche Fantaſie erzeuge, und es iſt einer unter uns, glaube ich, an dem ſich die Richtigkeit dieſes Satzes bewährt hat. Wie mag es nun mit der Wirkung des hellen Wahnſinns der Mutter auf die Söhne ſeyn, die ihn auch, wenigſtens der Regel nach, nicht erben? — Ich meine nicht jenen kindiſchen albernen Wahnſinn der Weiber, der bisweilen als Folge des gänzlich geſchwächten Nervenſyſtems eintritt, ich habe vielmehr jenen abnormen Seelenzuſtand im Sinn, in dem das pſychiſche Prinzip durch das Glühfeuer überreizter Fantaſie, zum Sublimat verflüchtigt, ein Gift worden, das die Lebensgeiſter angreift, ſo daß ſie zum Tode erkranken und der Menſch in dem Delirium dieſer Krankheit den Traum eines andern Seyns für das wache Leben ſelbſt nimmt. Ein Weib ſonſt hochbegabt mit Geiſt und Fantaſie mag in dieſem Zuſtande oft mehr eine göttliche Seherinn als eine Wahnſinnige ſcheinen, und in dem Kitzel des Krampfs pſychiſch geiler Verzückung Dinge ausſprechen, die gar viele geneigt ſeyn werden für die unmittelbaren Eingebungen höherer Mächte zu halten. Denkt Euch, daß der fixe Wahn einer auf dieſe Weiſe geiſteskranken Mutter darin beſtünde, daß ſie ſich für die Jungfrau Maria, den Knaben den ſie gebahr aber für Chriſtus, den Sohn Gottes hält. Und dies verkündet ſie täglich, ſtündlich dem Knaben, den man nicht von ihr trennt, ſo wie ſein Faſſungsvermögen mehr und mehr erwacht. Der Knabe iſt überreich ausgeſtattet mit Geiſt und Gemüth, vorzüglich aber mit einer glühenden Fantaſie. Verwandte, Lehrer, für die er Achtung und Vertrauen hegt, alle ſagen ihm, daß ſeine arme Mutter wahnſinnig ſey, und er ſieht ſelbſt den Aberwitz jener Einbildung der Mutter ein, die ihm nicht einmal neu ſeyn kann, da ſie ſich in den mehreſten Irrenhäuſern wiederholt. Aber die Worte der Mutter dringen tief in ſein Herz, er glaubt Verkündigungen aus einer andern Welt zu hören, und fühlt lebhaft wie im Inneren ſich der Glaube entzündet, der den richtenden Verſtand zu Boden tritt. Vorzüglich erfaßt ihn das mit unwiderſtehlicher Gewalt, was die mütterliche Seherinn über das irdiſche Treiben der Welt, über die Verachtung, den Hohn, den die Gottgeweihten dulden müßten, ſagt, und er findet alles beſtättigt im Leben, und dünkt ſich im jugendlich unreifen Unmuth ſchon ein göttlicher Dulder, wenn die Burſche ihn, den etwas ſeltſam und abentheuerlich gekleideten Fuchs im Collegio auslachen oder gar auspfeifen — Was weiter! — muß nicht in der Bruſt eines ſolchen Jünglings der Gedanke aufkeimen, daß jener ſogenannte Wahnſinn der Mutter, die ihm hoch erhaben dünkt über die Erkenntniß, über das Urtheil der gemeinen irdiſchen Welt, nichts anders ſey als der in metaphoriſchen Worten prophetiſch verkündete Aufſchluß ſeines höhern im Innern verſchloſſenen Seyns und ſeiner Beſtimmung? — Ein Auserwählter der höhern Macht — Heiliger — Prophet. — Giebt es für einen in glühender Einbildungskraft entbrannten Jüngling einen ſtärkeren Anlaß zu myſtiſcher Schwärmerei? — laßt mich ferner annehmen, daß dieſer Jüngling phyſiſch und pſychiſch reizbar bis zum verderblichſten Grade, hingeriſſen wird, von dem unwiderſtehlichſten, raſendſten Trieb zur Sünde, zu aller böſen Luſt der Welt! — Mit abgewandtem Geſicht will ich hier vorübereilen bei dem ſchauerlichen Abgrunde der menſchlichen Natur aus dem der Keim jenes ſündhaften Triebes emporwachſen und in die

Bruſt des unglücklichen Jünglings hineinranken mochte, ohne daß er andere Schuld trug, als die ſeines zu heißen Bluts, das für das fortwuchernde Giftkraut ein nur zu üppiger Dünger war. — Ich darf nicht weiter gehen, ihr fühlt das Entſetzen des furchtbaren Widerſpruchs, der das Innere des Jünglings zerſpaltet. Himmel und Hölle ſtehen kämpfend gegen einander auf und dieſer Todeskampf iſt es, der im Innern verſchloſſen auf der Oberfläche Erſcheinungen erzeugt, die im grellen Abſtich gegen alles, was ſonſt durch die menſchliche Natur bedingt, keiner Deutung fähig ſind. — Wie, wenn nun des zum Manne gereiften Jünglings glühende Einbildungskraft, die in früher Kindheit aus dem Wahnſinn der Mutter den Keim jenes exzentriſchen Gedankens des Heiligthums einſog, wie, wenn dieſe, da die Zeit gekommen, in der die Sünde all ihres Prunks beraubt in ekelhafter Nacktheit ſich ſelbſt des Höllentrugs anklagt, von der Angſt troſtloſer Zerknirſchung getrieben, in die Myſtik eines Religions Cultus hereinflüchtete, der ihr entgegenkommt mit Siegeshymnen und duftendem Rauchopfer? Wie, wenn hier aus der verborgenſten Tiefe, die Stimme eines dunkeln Geiſtes vernommen würde, die alſo ſpricht: Nur irdiſche Verblendung war es, die Dich an einen Zwieſpalt in deinem Innern glauben ließ. Die Schleier ſind gefallen, und Du erkenneſt, daß die Sünde das Stigma iſt deiner göttlichen Natur, deines überirdiſchen Berufs, womit die ewige Macht den Auserwählten gezeichnet. Nur dann, wenn Du Dich unterfingſt Widerſtand zu leiſten, dem ſündigen Trieb, zu widerſtreben der ewigen Macht, mußte ſie den Entarteten, — Verblendeten verwerfen — das geläuterte Feuer der Hölle ſelbſt ſtralt in der Glorie des Heiligen! — Und ſo giebt dieſe grauenvolle Hypermyſtik dem Verlornen den Troſt der das morſche Gebäude in furchtbarer Zerrüttung vollends zertrümmert, ſo wie der Wahnſinnige dann unheilbar erſcheint, wenn ihm der Wahnſinn Wohlſeyn und Gedeihen gewährt.

O, rief Sylveſter, o ich bitte Dich Theodor! nicht weiter, nicht weiter! — Mit abgewandtem Geſicht, eilteſt Du vorhin bei einem Abgrund vorüber, in den Du nicht blikken wollteſt, aber mir iſt es überhaupt, als führteſt Du uns auf ſchmalem ſchlüpfrigem Wege, auf deſſen beiden Seiten grauenvolle bedrohliche Abgründe uns entgegengähnten. Deine letzten Worte erinnerten mich an die furchtbare Myſtik des Pater Molinos, an die abſcheuliche Lehre vom Quietismus. Ich erbebte im Innerſten als ich den Hauptſatz dieſer Lehre las: Il ne faut avoir nul regard aux tentations, ni leur oppoſer aucune resistance. Si la nature se meut, il faut la laisſer agir; ce n'est que la nature! *) Dies führt ja —

---

*) Toute opération active est absolument interdite par Molinos. C'est meme offenser Dieu, que de ne pas tellement s'abandonner a lui, que l'on soit comme un corps inanimé. De la vient, suivant cet hérésiarque, que le voeu de faire quelque bonne oeuvre, est un obstacle a la perfection; parceque l'activite naturelle est ennemie de la grace; c'est un obstacle aux

Uns, fiel Lothar dem Freunde ins Wort, viel zu weit und in die Region der böſeſten

---

operations de Dieu et a la vraie perfection, parcequr Dieu veut agir en nous sans nous. Il ne faut connôitre, ni lumière, ni amour, ni résignation. Pour être parfait, il ne faut pas même connôitre Dieu; il ne faut penser, ni au paradis, ni à l'enfer, ni à la mort, ni à l'eternité. On ne doit point desirer de sçavoir si on marche dans la volonté de Dieu, si on est assez resigné ou non. En un mot, il ne faut point que l'ame connoisse, ni son etat, ni son neant; il faut qu'elle soit comme un corps inanimé. Toute reflexion est nuisible, même celle, qu'on fait sur ses propres actions et sur ses défauts. Ainsi on doit point s'embarasser du scandale que l'on peut causer, pourvu que l'on n'ait pas intention de scandaliser. Quand une fois on à donné son libre arbitre à Dieu, on ne doit avoir aucun desir de sa propre perfection, ni des vertus, ni de sa sanctification, ni de son salut; il faut même se defaire de l'esperance, parcequ'il faut abandonner à Dieu tout le soin de ce que nous regarde, même celui de fair en nous et sans nous sa divine volonté. Ainsi c'est une imperfection que de demander, c'est avoir une volonté et vouloir que celle de Dieu s'y conforme. Par la même raison, il ne faut lui rendre grace d'aucune chose; c'est le remercier d'avoir fait notre volonte; et nous n'en devons point avoir.

Histoire du proces de la Cadiere.
(Causes célèbres, par Richer Tom. II.)

Träume und überhaupt jenes überſchwenglichen Wahnſinns von dem unter uns Serapionsbrüdern gar nicht die Rede ſeyn ſollte, da wir ſonſt unſern leichten und leuchtenden Sinn aufs Spiel ſetzen, und am Ende nicht vermögen, gleich blinkenden Goldfiſchlein im hellen Waſſer luſtig zu ſpielen und zu plätſchern, ſondern verſinken in farbloſen Moraſt! — Darum ſtill, ſtill von allem ſublimtollen, das religiöſer Wahn erzeugen konnte.

Ottmar und Vinzenz ſtimmten dem Freunde bei, indem ſie noch hinzufügten, daß Theodor ganz gegen die Serapiontiſche Regel gehandelt da er ſo viel von einem den andern zum Theil fremden Gegenſtande geſprochen, ſo ſich augenblicklicher Anregung gänzlich hingebend und andere Mittheilungen hemmend.

Nur Cyprian nahm ſich Theodors an, indem er behauptete, daß der Gegenſtand worüber Theodor vorzüglich zuletzt geſprochen, wohl ein ſolches, freilich wie er zugeben müſſe, unheimliches Interreſſe habe, daß ſelbſt diejenigen, denen die Perſon von der alles ausgegangen, unbekannt geblieben, ſich doch nicht wenig angeregt fühlen dürften.

Ottmar meinte, daß ihn, dächte er ſich das alles was Theodor geſprochen, in einem Buche gedruckt, ein kleiner Schauer anwandle. Cyprian wandte aber dagegen ein, daß hier das: Sapienti sat, alles gut machen dürfte.

Theodor hatte ſich unterdeſſen in das Nebenzimmer entfernt, und kam jetzt mit einem verhüllten Bilde zurück, das er auf einen Tiſch gegen die Wand lehnte, und zwei Lichter ſeitwärts davor ſtellte. Aller Blicke waren dahin gerichtet und als nun Theodor das Tuch von dem Bilde ſchnell hinwegzog, entfloh den Lippen aller ein lautes: Ah!

Es war der Dichter der Söhne des Thales, Bruſtbild in Lebensgröße, auf das ſprechendſte getroffen, ja wie aus dem Spiegel geſtolen.

Iſt es möglich, rief Ottmar ganz begeiſtert, iſt es möglich! — Ja unter dieſen buſchigten Augenbraunen glimmt aus den dunklen Augen das unheimliche Feuer jener unſeligen

Myſtik hervor, die den Dichter ins Verderben reißt! — Aber dieſe Gemüthlichkeit, die aus allen übrigen Zügen ſpricht, ja dieſes ſchalkiſche Lächeln des wahren Humors, das um die Lippen ſpielt, und ſich vergebens zu verbergen ſtrebt im lang gezogenen Kinn das die Hand behaglich ſtreicht? — Wahrhaftig, ich fühle mich ſeltſam hingezogen zu dem Myſtiker, der, je mehr ich ihn anſchaue, deſto menſchlicher wird —

Geht es uns denn anders — geht es uns denn anders? ſo riefen Lothar und Vinzenz. Ja fuhr Vinzenz dann fort, das Bild ſtarr anblickend, ja immer heller werden dieſe trüben Augen. — Du haſt Recht Ottmar, er wird menſchlich — et homo factus est — Seht er blinkt mit den Augen, er lächelt — gleich wird er etwas ſprechen, das uns erfreut — ein göttlicher Spaß — ein fulminantes Witzwort ſchwebt auf den Lippen — nur zu — nur zu, werther Zacharias — genire Dich nicht, wir lieben Dich verſchloſſener Ironiker! — Ha! Freunde! — Serapionsbrüder! — Die Gläſer zur Hand, wir wol-

wollen ihn aufnehmen zum Ehrenmitglied unſers Serapionsklubbs, auf die Brüderſchaft anſtoßen, und für keinen Frevel wird es der Humoriſt achten, wenn ich vor ſeinem Bildniß eine Libation vornehme, was weniges Punſch mit zierlicher Andacht auf meinen blank gewichsten Pariſer Stiefel vergießend.

Die Freunde ergriffen die gefüllten Gläſer, um zu thun wie Vinzenz geheißen.

Halt, rief Theodor dazwiſchen, halt! vergönnt mir zuvor noch einige Worte. Fürs erſte bitte ich Euch, das pſychiſche Problem, das ich vorhin in vielleicht zu grellen Farben aufſtellte, keinesweges geradehin auf meinen Dichter anzuwenden. Denkt vielmehr daran, daß es mir darum zu thun war, Euch recht lebhaft, recht eindringend zu zeigen, wie gefährlich es iſt über Erſcheinungen in einem Menſchen abzuſprechen, deren tiefe pſychiſche Motive man nicht kennt, ja wie herz- und gemüthlos es ſcheint den mit aberwitzigem Hohn, mit kindiſcher Verſpottung zu verfolgen, der einer niederdrückenden Gewalt erlag, welcher man ſelbſt vielleicht noch viel weniger wiverſtanden hatte. — Wer hebt den erſten Stein auf wider den, der wehrlos geworden, weil ſeine Kraft mit dem Herzblut fortſtrömte, das Wunden entquoll, die eigner Selbſtverrath ihm geſchlagen. — Nun! meine Zweck iſt erreicht. Selbſt Euch, Lothar, Ottmar, Vinzenz, Euch ſtrengen unerbittlichen Richtern, iſt es ganz anders zu Sinn geworden, als ihr meinen Dichter von Angeſicht zu Angeſicht erblicktet. — Sein Geſicht ſpricht wahr. In jener ſchönen Zeit als er mir noch befreundet näher ſtand, mußte ich, was ſeinen Umgang betrifft, ihn für den gemüthlichſten liebenswürdigſten Menſchen anerkennen, den es nur geben mag und all die ſeltſamen fantaſtiſchen Schnörkel ſeiner äußern Erſcheinung, ſeines ganzen Weſens, die er ſelbſt mit ſeiner Ironie, mehr recht ins Licht zu ſtellen, als zu verbergen ſuchte, trugen nur dazu bei, daß er in der verſchiedenſten Umgebung, unter den verſchiedenſten Bedingniſſen auf höchſt anziehende Weiſe ergötzlich blieb. Dabei beſeelte ihn ein tiefer aus dem Innerſten ſtrömender Humor, in dem man den würdigen Landemann Hamanns, Hippels, Scheffners, wiederfand. — Nein es iſt nicht möglich, daß alle dieſe Blüten abgeſtorben ſeyn ſollten, angeweht von dem Gifthauch einer heilloſen Bethörung! — Nein! könnte ſich jenes Bild beleben, ſäße der Dichter plötzlich hier unter uns, Geiſt und Leben ginge funkenſprühend auf in ſeinem Geſpräch wie ſonſt. — Mag ich die Dämmerung geſchaut haben, die den aufglühenden Tag verkündigt! — Mögen die Stralen wahrer Erkentniß ſtärker und ſtärker hervorbrechen, mag wiedergewonnene Kraft, friſcher Lebensmuth ein Werk erzeugen das uns den Dichter in der reinen Glorie des wahrhaft begeiſterten Sängers erblicken läßt, und ſey dies auch erſt am Spätabend ſeiner Tage. Und darauf, Ihr Serapionsbrüder, laßt uns anſtoßen in fröhlicher Hoffnung.

Die Freunde ließen die Gläſer hell erklingen, indem ſie einen Halbkreis um des Dichters Bild ſchloſſen.

Und, ſprach Vinzenz, und dann iſt es ganz gleich, ob der Dichter Geheime Sekretair oder Abbé, oder Hofrath, oder Cardinal, oder gar der Papſt ſelbſt iſt, oder auch nur Biſchoff in partibus infidelium, z. B. von Paphos.

Es ging dem Vinzenz wie gewöhnlich, er hatte ohne es zu wollen, ohne eigentlich daran zu denken, der ernſthaften Sache ein Haſenſchwänzchen angehängt. Die Freunde fühlten ſich aber zu ſeltſam angeregt um darauf ſonderlich zu achten, ſondern ſetzten ſich ſtillſchweigend wieder an den Tiſch, während Theodor das Bild des Dichters in das Nebenzimmer zurück trug.

Ich hatte vor, ſprach nun Sylveſter, euch heute eine Erzählung vorzuleſen, deren Entſtehung ich einem beſonderen Zufall oder vielmehr einer beſonderen Erinnerung verdanke. Es iſt indeſſen ſo ſpät geworden, daß ehe ich geendet, die Serapionsſtunde längſt vorüber ſeyn müßte.

Eben, nahm Vinzenz das Wort, ebe ſo geht es mir mit dem längſt verſprochene Märchen, das ich hier wie ein liebes Schoßkind an meinen Buſen gedrückt trage in de Seitentaſche meines Fracks, dem gewöhnliche

Schmollwinkel aller zarten Geiſtesprodukte. Der Bengel hat ſich an der nährenden Muttermilch meiner Fantaſie dick und fett geſogen und iſt dabei ſo vorlaut geworden, daß er bis zum Anbruch des Tages fortquäken würde, ließe ich ihn einmal zu Worte kommen. Darum ſoll er warten bis zum nächſten Serapionsklubb. — Sprechen, ich meine converſiren, ſcheint heute gefährlich, denn ehe wirs uns verſehen, ſitzt wieder ein Heidenkönig, oder der Pater Molinos oder der Teufel oder ſonſt ein mauvais sujet unter uns und ſchwatzt allerlei verwirrtes und verwirrendes Zeug, und wer weiß ob es dann Hamanns Landsmann wieder gelingen würde, den Filu wegzulächeln. Iſt daher jemand von uns etwa eines Mannſkripts mächtig, das Ergötzliches enthält, und vor allen Dingen von der Art, das es mit einer Achtels Elle guten Buchbinderzwirns zuſammengeheftet werden könnte, ſo rücke er getroſt damit hervor und leſe.

Erſcheint, ſprach Cyprian, das, was einer von uns jetzt noch vortragen wollte, eigentlich nur als Lückenbüßer oder als andere Melodien einleitendes Zwiſchenſpiel, ſo darf ich Muth faſſen Euch eine Kleinigkeit mittheilen, die ich vor mehreren Jahren als ich verhängnißvolle, bedrohliche Tage überſtanden, niederſchrieb. Das Blatt das ich rein vergeſſen, fiel mir erſt vor wenigen Tage wieder in die Hände und jene Zeit ging mir wieder auf in der hellſten Erinnerung. Ich glaube, daß der nächſte Anlaß der chimärlichen Dichtung, bei weitem anziehender iſt, als die Dichtung ſelbſt, und ich werde Euch, wenn ich geendet mehr darüber ſagen.

Cyprian las:

Erſcheinungen.

Gedachte man der letzten Belagerung von Dresden, ſo wurde Anſelmus noch bläſſer als er ſchon ſonſt war. Er faltete die Hände auf dem Schooß, er ſtarrte vor ſich hin ganz verloren in trübe Gedanken, er grollte und murmelte ſich ſelbſt an: „Herr des Himmels! fuhr ich zur rechten Zeit in die neuen Klappſtiefel hinein mit beiden Beinen, rannte ich, brennendes Stroh und derzende Granaten nicht achtend, ſchnell hinaus über die Brücke nach der Neuſtadt, ſo bog ſich gewiß dieſer, jener große Mann aus dem Kutſchenſchlage, und rief, mir freundlich zuwinkend: Steigen Sie nur getroſt ein, mein Guter! Aber ſo wurd' ich eingeſperrt in den verfluchten Hamſterbau von Wällen, Parapets, Sternſchanzen, verdeckten Gängen und mußte Noth und Elend ertragen wie Einer. — Kam es denn nicht ſo weit: daß der müßige Magen, ſtieß er, zum Zeitvertreib in Roux Diktionaire blätternd, auf das Wort: Eſſen, ganz verwundert ausrief: Eſſen? was iſt denn das? — Leute, die ſonſt wohlbeleibt geweſen, knöpften ihr eignes Fell über als breiten Bruſtlatz und natürlichen Spencer. — O Gott! wär' nicht noch der Archivarius Lindhorſt geweſen! — Popowicz wollte mich zwar todtſchlagen, aber der Delphin ſprizte wunderbaren Lebensbalſam aus den ſilberblauen Nüſtern. — Und Agafia!“ — Bei dieſem Namen pflegte Anſelmus vom Stuhl aufzufahren, ein ganz klein wenig — zwei — dreimal zu ſpringen und ſich dann wieder zu ſetzen. Es blieb ganz vergebens, den Anſelmus zu fragen: was er eigentlich mit dieſen verwunderlichen Redensarten und Grimaſſen meine, er ſagte bloß: Kann ichs denn erzählen, wie alles ſich begab mit Popowicz und Agafia, ohne für närriſch gehalten zu werden? Alle lächelten zweideutig, als wollten ſie ſagen: Ei Lieber! das geſchieht ja ſchon ohnedem. — An einem trüben neblichen Oktoberabend trat Anſelmus, den man fern glaubte, ganz unvermuthet bei ſeinem Freunde zur Stubenthür hinein. Er ſchien im tiefſten Gemüth aufgeregt, er war freundlicher, weicher als ſonſt, beinahe wehmüthig, ſein zu Zeiten vielleicht gar zu wild herumfahrender Humor beugte ſich gezähmt und gezügelt dem mächtigen Geiſt, der ſein Innerſtes erfaßt. — Es war ganz finſter worden, der Freund wollte Lichter herbei ſchaffen, da ſprach Anſelmus, indem er den Freund bei beiden Armen ergriff: „Willſt Du mir einmal ganz zu Willen ſeyn, ſo ſteck keine Lichter an, laß es bewenden bei dem matten Schein deiner Aſtral Lampe, der dort aus jenem Cabinet zu uns herüberſchimmert. Du kannſt machen was Du willſt — Thee trinken, Tabak rauchen, aber zerſchmeiße keine Taſſe und wirf mir keinen brennenden Fidibus auf die neue Weiſe. Beides könnte mich nicht allein kränken, ſondern auch unnützer Weiſe hineinlärmen in den Zaubergarten, wo ich nun heute einmal hineingerathen bin und mich ſattſam erluſtire. — Ich ſetze mich hier ins Sopha!“ — Er that das. Nach einer ziemlich langen Pauſe fing er an: Morgen früh um acht Uhr ſind es gerade zwei Jahre her, als der Graf von der Lobau mit zwölftauſend Mann und vier und zwanzig Kanonen aus Dresden auszog, um ſich nach den Meißner Bergen hin durch zu ſchlagen — Nun, das muß ich geſtehen, rief der Freund laut lachend, mit wahrer Andacht hab' ich gewartet auf irgend eine himmliſche Erſcheinung, die Deinem Zaubergarten entſchweben würde und nun! — Was geht mich der Graf von der Lobau und ſein Ausfall an? — und daß Du es behalten haſt, daß es gerade zwölftauſend Mann und vier und zwanzig Kanonen waren! Seit wann kleben denn kriegeriſche Ereigniſſe feſt in Deinem Kopfe? — Iſt Dir denn, ſprach Anſelmus, iſt Dir denn die ſo kurz vergangene verhängnißvolle Zeit ſchon ſo fremd geworden, daß Du es nicht mehr weißt, wie das geharniſchte Ungethüm uns alle erreichte und erfaßte? — Das: Noli turbare rettete uns nicht mehr vor eigner Gewaltanſtrengung und wir wollten nicht gerettet ſeyn, denn in Jedes Bruſt ſchnitt der Dämon tiefe Wunden, und aufgereizt von wildem Schmerz ergriff Jedes Fauſt die ungewohnte Waffe, nicht nur zum Schutz, nein, zum Trutz, damit die heilloſe Schmach gebüßt und gerächt werde im Tode. — Lebendig geſtaltet in Fleiſch und Blut tritt mich eben heute die Macht an, welche in jenen dunklen Tagen waltete und mich fort trieb von Kunſt und Wiſſenſchaft in das wilde blutige Getümmel. — War es mir denn möglich am Schreibtiſch ſitzen zu bleiben? — Ich trieb mich auf den Gaſſen umher, ich lief den ausziehenden Truppen nach, ſo weit ich durfte, nur um ſelbſt zu ſchauen und aus dem was ich geſchaut Hoffnung zu ſchöpfen, erbärmliche prahlhafte Anſchlagszettel und Nachrichten nicht achtend. Als nun vollends jene Schlacht aller Schlachten geſchlagen war, als ringsumher alles hoch aufjauchzte im entzückenden Gefühl wieder gewonnener Freiheit, und wir noch gefeſſelt in Sklavenketten lagen, da wollte mir die Bruſt zerſpringen. Es war mir, als müſſe ich durch irgend eine entſetzliche That, mir und Allen, die mir gleich an die Stange gekettet, Luft und Freiheit verſchaffen. — Es mag Dir jetzt und ſo wie Du mich überhaupt zu kennen glaubſt, abentheuerlich, ſpaßhaft vorkommen, aber ich kann es Dir ſagen, daß ich mich mit dem wahnſinn'gen Gedanken trug: irgend ein Fort, das der Feind, wie ich wußte, mit ſtarken Pulvervorräthen verſehen, anzuzünden, und in die Luft zu ſprengen. — Der Freund mußte unwillkührlich ein wenig lächeln über den wilden Heroismus des friedfertigen Anſelmus, der konnte das aber nicht bemerken, da es finſter war, und fuhr nachdem er einige Angenblicke geſchwiegen, in folgender Art fort: Ihr habt es ja Alle oft geſagt, daß ein eigner Stern, der über mir waltet, mir in wichtigen Momenten fabelhaftes Zeug dazwiſchen ſchiebt, woran Niemand glaubt und das mir ſelbſt oft wie aus meinem eignen innern Weſen hervorgegangen erſcheint, unerachtet es ſich dann auch wieder außer mir als myſtiſches Symbol des Wunderbaren, das uns im Leben überall entgegentritt, geſtaltet. — So ging es mir heute vor zwei Jahren in Dresden — Der ganze Tag verſtrich in dumpfer ahnungsvoller Stille, vor den Thoren blieb alles ruhig, kein Schuß fiel. Spät Abends, es mochte beinahe zehn Uhr ſeyn, ſchlich ich nach einem Kaffehauſe auf dem Altmarkt, wo in einem entlegenen Hinterſtübchen, das keiner der verhaßten Fremden betreten durfte, gleichgeſinnte Freunde ſich einander in Troſt und Hoffnung ermuthigten. Dort war es, wo, allen Lügen zum Trotz, die wahren Berichte der Schlachten an der Katzbach, bei Culm ꝛc. mitgetheilt wurden, wo unſer R. ſchon zwei Tage nachher den Triumph bei Leipzig verkündete, den er, Gott weiß, auf welche geheimnißvolle Art erfahren. Mein Weg führte mich bei dem Brühlſchen Pallaſt, in welchem der Marſchall wohnte, vorüber, und es fiel mir die ganz beſonders helle Beleuchtung der Säle, ſo wie das rege Getümmel im Flur des Hauſes auf. Eben ſagte ich dies den Freunden mit der Bemerkung: daß gewiß etwas bei dem Feinde im Werke ſeyn müſſe, als N. ganz erhitzt und außer Athem ſchnell eintrat. „Hört das Neueſte, fing er ſogleich an: ſo eben hielt man bei dem Marſchall großen Kriegsrath. Der General Mouton (Graf von der Lobau) will ſich mit zwölftauſend Mann und vier und zwanzig Kanonen nach Meißen hin durch ſchlagen. Morgen früh geſchieht der Ausfall.“ Vieles wurde nun hin und her geredet und man pflichtete endlich N.s Meinung bei, daß dieſer Anſchlag, der bei der regen Wachſamkeit unſerer Freunde draußen, ſehr leicht dem Feinde verderblich werden könnte, vielleicht früher den Marſchall zur Kapitulation zwingen und unſer

Elend enden würde. Wie kann R. in demſelben Augenblick des Beſchluſſes erfahren haben, was beſchloſſen worden, dachte ich, als ich um Mitternacht zurückkehren wollte in mein Haus, aber bald vernahm ich, wie es durch die Grabesſtille der Nacht dumpf zu raſſeln begann. Geſchütz und Pulverwagen, reichlich mit Fourage bepackt, zogen langſam bei mir vorüber nach der Elbbrücke zu. „R. hat doch recht,“ ſo mußt' ich mir ſelbſt ſagen. Ich folgte dem Zuge und kam bis auf die Mitte der Brücke an den damals geſprengten Bogen, der durch hölzerne Gerüſte erſetzt war. Von beiden Seiten des Gerüſts, hüben und drüben, befand ſich auf der Brücke eine ſtarke Verſchanzung von hohen Pallisaden und Erdwällen. Hier vor der Verſchanzung drückte ich mich dicht an das Geländer der Brücke, um nicht bemerkt zu werden. Da war es mir, als finge eine der hohen Pallisaden an ſich hin und her zu bewegen und ſich herab zu beugen zu mir, dumpfe unverſtändliche Worte murmelnd. Die dicke Finſterniß der neblichten Nacht ließ mich nichts deutlich erkennen, aber als nun das Geſchütz vorüber und es todtenſtill auf der Brücke worden, als ich tiefe ſchwere Athemzüge, ein leiſes ahnungsvolles Gewimmer dicht neben mir vernahm, als ſich der dunkle Holzblock höher und höher aufrichtete, da überlief mich eiskaltes Grauen und wie vom ſchweren Traum geängſtet vermochte ich, in Bleyangeln feſtgefußt, mich nicht zu regen. Der Nachtwind erhob ſich und trieb den Nebel über die Berge, der Mond warf bleiche Strahlen durch die zerriſſenen Wolken. Da gewahrte ich, unfern von mir, die Geſtalt eines hohen Greiſes mit ſilberweißem Haupthaar und langem Bart. Er hatte den knapp über die Hüften reichenden Mantel in vielen dicken Falten um Bruſt und Schultern geworfen, einen weißen langen Stab hielt er, den nackten Arm weit vorgeſtreckt, über den Strom hinaus. Er war es, der ſo wimmerte und murmelte. In dem Augenblick ſah ich von der Stadt her Gewehre blinken und hörte Tritte. Ein franzöſiſches Bataillon marſchirte in tiefem Schweigen über die Brücke.

Da kauerte der Alte nieder und fing an mit kläglicher Stimme zu jammern, indem er den Vorüberziehenden eine Mütze hinhielt wie um Allmoſen bettelnd. Ein Offizier rief lachend: Voila St. Pierre, qui veut pécher! der ihm folgte, blieb ſtehen und ſprach ſehr ernſt, indem er dem Alten Geld in die Mütze warf: Eh bien moi pécheur, je lui aiderai à pécher. — Mehrere Offiziere und Soldaten, aus den Gliederen heraustretend, warfen nun ſtill und nur manchmal leiſe aufſeufzend, wie in banger Todeserwartung, dem Alten Geld hin, der dann jedesmahl mit dem Kopf ſeltſam hin und her nickte und dabei ein dumpfes Geheul ausſtieß. Endlich ſprengte ein Offizier (ich erkannte den General Mouton), ſo dicht heran an den Alten, daß mir bangte, das ſchäumende Roß werde ihn zertreten und fragte indem er mit ſchneller Wendung nach dem Adjudanten hin, ſich den ſchwankenden Hut auf dem Kopfe feſtſchlug, ſtark und wild: Qui est cet homme? — Die Reiter, die ihm folgten, blieben alle ſtill, aber ein alter bärtiger Sappeur, der außer

Glied

Glied und Reihe mit der Art auf der Schulter ſo neben her ſchlenderte, ſprach ruhig und ernſt: C'est un pauvre maniaque bien connû ici. On l'appelle St. Pierre pêcheur. Damit wogte der Zug nicht wie ſonſt wohl in faſelndem Scherz und frechem Jubel, nein, in trüber Unluſt die Brücke entlang vorüber. So wie der letzte Ton verhallte, ſo wie der letzte Schein der Waffen in fernem Dunkel verblinkte, hob ſich der Alte langſam in die Höhe und ſtand das Haupt aufgerichtet, den Stab empor geſtreckt in grauenvoller Majeſtät da, als wolle er, ein wunderthätiger Heiliger, den 'ſtürmenden Wellen gebieten. Mächtiger und mächtiger rauſchten wie aus tiefſtem Grunde bewegt die Wogen des Stroms. Es war mir als vernähm' ich mitten im Rauſchen eine dumpfe Stimme. Michael Popowicz — Michael Popowicz — ſiehſt Du noch nicht den Feuermann? — So tönte es von unten herauf in ruſſiſcher Sprache. — Der Alte murmelte in ſich hinein, er ſchien zu beten. Doch plötzlich ſchrie er laut auf: Agaſia! und in demſelben Augenblick erglänzte ſein Antlitz wie in blutrothem Feuer, das aus der Elbe herauf ihn anſtrahlte. Auf den Meißner Bergen loderten mächtige flackernde Flammen hoch in die Lüfte, ihr Wiederſchein ſtrahlte in der Elbe, in dem Antlitz des Greiſes. Nun fing es an ganz nahe bei mir am Gerüſt der Brücke zu plätſchern und zu plätſchern, immer ſtärker und ſtärker und ich gewahrte wie eine dunkle Geſtalt mühſam heraufkletterte und ſich mit wunderbarer Gewandtheit über das Geländer hinüber ſchwang. — Agafia! ſchrie der Alte noch einmal. — Mädchen, um des Himmels willen! — Dorothee wie — ſo fing ich an, aber in dem Augenblick fühlte ich mich umfaßt, und mit Gewalt fort gezogen. O um Jeſus! — Sey doch nur ſtille, lieber Anſelmus, Du biſt ja ſonſt des Todes! liſpelte die Kleine, die nun vor mir ſtand, zitternd und bebend vor Froſt. Die langen ſchwarzen Haare hingen triefend herab, die ganz durchnäßten Kleider ſchloſſen eng an den ſchlanken Leib. Sie ſank nieder vor Mattigkeit und klagte leiſe: Ach, es iſt drunten ſo kalt — ſprich nur nichts mehr, lieber Anſelmus, ſonſt müſſen wir ja ſterben! — Der Feuerſchein glühte in ihrem Geſicht, ja es war Dorothee, das hübſche Bauermädchen, die ſich, da ihr Dorf geplündert, ihr Vater erſchlagen, zu meinem Hauswirth geflüchtet, der ſie in ſeine Dienſte genommen. „Das Unglück hat ſie ganz ſtupid gemacht, ſonſt wäre ſie ein gutes Ding" pflegte mein Hauswirth zu ſagen, und er hatte recht, denn außerdem, daß ſie beinahe gar nicht und nur konfuſes Zeug ſprach, entſtellte auch ein nichtsſagendes unheimliches Lächeln das ſonſt wunderſchöne Antlitz. Sie brachte mir jeden Morgen den Kaffee aufs Zimmer und da bemerkte ich denn freilich, daß ihr Wuchs, ihre Farbe, ihre Haut durchaus ſich nicht zur Bäuerin reimen wollten. „Ei" pflegte mein Wirth dann weiter zu ſagen „ei Herr Anſelmus, ſie iſt ja auch eines Pächters Tochter und noch dazu aus Sachſen" — Als nun die Kleine triefend, bebend, halbentſeelt vor mir mehr lag als kniete, da riß ich ſchnell meinen Mantel herab und hüllte ſie ein, indem ich leiſe liſpelte: Erwärme Dich doch nur, ach, erwärme Dich doch nur, liebe Dorothee! Du mußt ja ſonſt umkommen. — Aber was machſt Du auch im kalten Strom! — Still doch nur, erwiederte die Kleine, indem ſie den Kragen des Mantels, der ihr übers Geſicht gefallen, wegſchlug und mit den Fingerchen die triefenden Haare zurück kämmte, ſtill doch nur! — Komm auf jene ſteinerne Bank! — Vater ſpricht jetzt mit dem heiligen Andreas und hört uns nicht. — Wir ſchlichen leiſe hin. Ganz erfaßt von den wunderbarſten Gefühlen, ganz übermannt von Graus und Entzücken, ſchloß ich die Kleine in meine Arme, ſie ſetzte ſich ohne Umſtände auf meinen Schooß, ſie ſchlang ihren Arm um meinen Hals, ich fühlte wie das Waſſer eiskalt aus ihren Haaren über meinen Nacken hinab rann, aber wie Tropfen in flammendes Feuer hinein geſpritzt die Glut nur vermehren, ſiedete ſtärker in mir Liebe und Verlangen. Anſelmus, liſpelte die Kleine, Anſelmus, Du biſt doch wohl ein guter Menſch, Du ſingſt, daß es mir recht zu Herzen geht, und biſt auch ſonſt manierlich. Du wirſt mich nicht verrathen. Wer ſollte Dir denn auch wohl Kaffee kochen? — Und höre! wenn ihr bald alle hungern werdet, wenn kein Menſch Dich ſpeiſen wird, dann komm' ich zu Dir Nachts ganz allein, daß es Niemand weiß, und backe Dir im Ofen recht ſchöne Piroggen — ich habe Mehl, feines Mehl verſteckt in meinem Kämmerlein; — dann wollen wir Hochzeitskuchen eſſen, ſo weiß und ſchön! — Die Kleine lachte, aber dann fing ſie an zu ſchluchzen: Ach, wie in Moskau! — O mein Alexei, mein Alexei, Du ſchöner Delphin — ſchwimme — ſchwimme auf den Fluten, harrt denn deiner nicht die treue Braut? - Sie neigte das Köpfchen und leiſer und leiſer ſchluchzend, und auf und nieder athmend wie in ſehnſuchtsvollen Seufzern ſchien ſie einzuſchlummern. Ich blickte nach dem Alten, der ſtand mit weit ausgeſpreizten Armen und ſprach in tiefem hohlen Ton: Er winkt Euch! — Er winkt Euch, ſeht wie mächtig er ſeines Flammenbarts feurige Locken ſchüttelt, wie er ungeduldig die Feuerſäulen, auf denen er das Land durchwandelt, in den Boden ſtampft — hört ihr nicht ſeine ſtönenden Tritte, fühlt ihr nicht den belebenden Athem, der wie ein funkenſprühender Heerrauch Euch voraufzieht? — heran! — heran — ihr tüchtigen Brüder! — Des Alten Worte waren anzuhören wie das dumpfe Brauſen der heranziehenden Windsbraut, und indem er ſprach, flackerte immer lebendiger und höher das Feuer auf den Meißner Bergen. Hilf, heiliger Andreas, hilf! ſtöhnte die Kleine im Schlaf, dann fuhr ſie auf, wie plötzlich ſchreckhaft berührt, und indem ſie mich feſter mit dem linken Arm umſchlang, raunte ſie mir ins Ohr: Anſelmus, ich will Dich doch lieber ermorden! Ich ſah in ihrer Rechten ein Meſſer blinken. — Entſetzt ſtieß ich ſie zurück, indem ich laut aufſchrie: Raſende, was beginnſt Du? — Da kreiſchte ſie auf: Ach ich kann es ja doch nicht thun — aber jetzt biſt Du verloren — In demſelben Augenblick ſchrie der Alte: Agafia! mit wem ſprichſt Du? und ehe ich mich beſinnen konnte, ſtand er dicht vor mir und führte mit hochgeſchwungenem Stabe einen entſetzlichen Schlag, der mein Haupt zerſchmettert haben würde, hätte mich Agafia nicht von hinten erfaßt und ſchnell fort geriſſen. Der Stab zerſplitterte auf dem Steinpflaſter in tauſend Stücke, der Alte ſank in die Knie! — Allons! — Allons! erſcholl es von allen Seiten; ich mußte mich aufraffen und ſchnell auf die Seite ſpringen um nicht von aufs Neue heran ziehenden Kanonen und Pulverwagen, gerädert zu werden. Andern Morgens trieben die Ruſſen den übermüthigen Heerführer mit Schmach herab von den Bergen und hinein in die Schanzen. — Es iſt eigen, ſagte man, daß die Freunde draußen von dem Vorhaben des Feindes wußten, denn das Signalfeuer auf den Meißner Bergen zog die Truppen zuſammen, um mit voller Kraft da widerſtehen und ſiegen zu können wo der Feind den unerwarteten Hauptſtreich auszuführen gedachte. — Dorothee brachte mir mehrere Tage hinter einander nicht den Kaffee. Ganz erblaßt vor Schrecken erzählte mir der Hauswirth, daß er Dorotheen und den wahnſinnigen Betler von der Elbbrücke mit ſtarker Wache aus dem Hauſe des Marſchalls nach der Neuſtadt führen geſehen. — O Herr des Himmels! — ſie wurden erkannt und hingerichtet! rief hier der Freund aus; aber Anſelmus lächelte ſeltſam und ſprach: Agafia wurde gerettet, aus ihren Händen empfing ich, als die Kapitulation geſchloſſen, ein ſchönes weißes Hochzeitsbrod, das ſie ſelbſt gebacken. —

Mehr war aus dem ſtörriſchen Anſelmus von dieſer wunderlichen Begebenheit nicht herauszubringen.

Du haſt, ſprach Lothar als Cyprian geendet, Du haſt uns auf den Anlaß deiner Dichtung verwieſen, der anziehender ſeyn ſoll als dieſe, eben dieſen Anlaß halte ich daher für einen integrirenden Theil der Dichtung ſelbſt, ohne den ſie nicht beſtehen kann. Füge alſo Dein Warum und Weswegen nur gleich als tüchtige Note hinzu.

Findet Ihr, nahm Cyprian das Wort, findet Ihr es denn nicht eben ſo ſeltſam als merkwürdig, daß alles was ich Euch vorlas bis auf den kleinen fantaſtiſchen Zuſatz, buchſtäblich wahr iſt, und daß ſelbſt dieſer auch ſeinen Keim in der Wirklichkeit findet?

Wie, was ſagſt Du, riefen die Freunde durch einander.

Fürs erſte, ſprach Cyprian weiter, wißt Ihr alle, daß mich wirklich das Schickſal traf, das ich den fabelhaften Anſelmus als das ſeinige erzählen ließ. Eine Verſpätung von zehn Minuten entſchied mein Schickſal, ich wurde eingeſperrt in das bald von allen Seiten hart belagerte Dresden. Wahr iſts, daß nach der Leipziger Schlacht, als mit jedem Tage unſer Schickſal beängſtigender, drückender wurde, Freunde oder vielmehr Bekannte, die ein gleiches Loos, gleicher Sinn einander näher gebracht hatte, ſich wie die Jünger zu Emaus am ſpäten Abend in dem Hinterſtübchen eines Kaffeehauſes verſammelten. Der Wirth hieß Eichelkraut, war ein feſter gerader Mann, verheelte ganz und gar nicht ſeinen entſchiedenen Franzoſenhaß und wußte die fremden Gäſte, die ihn beſuchten, in Reſpekt, ja was noch mehr ſagen will, ſich ganz vom Leibe zu halten. In jenes Stübchen durfte nun vollends gar kein Franzmann eindringen, und gelang es zufällig einem hineinzuſchlüpfen, ſo bekam er, er mochte bitten, fluchen wie er wollte, durchaus nichts an Speiſe und Trank. Und dabei herrſchte eine tiefe Todtenſtille und alle blieſen mit angeſtrengter Kraft dicke Tabakswolken aus den Pfeifen, ſo daß bald ein erſtickender Dampf das kleine Zimmer erfüllte, und der Franzoſe im eigentlichſten Sinn des Worts weggeräuchert wurde, wie eine Wespe, wirklich auch wie dieſe brummend und ſummend durch die Thüre abfahrend. — Dann wurde der Qualm durch die Fenſter gelaſſen und man kam wieder in Ruhe und Behaglichkeit. Ein ſehr gemüthlicher liebenswürdiger Dichter, der ſonſt mit ſeinen Kapitelchen die Leſewelt fütterte, wie mit würzhaften Bonbons, war die Seele dieſes heimlichen und heimiſchen Klubbs und mit Vergnügen erinnere ich mich noch der Augenblicke, wenn wir auf den oberſten Boden des Hauſes geſtiegen durch das kleine Dachfenſter hinausſchauten in die Nacht und ringsumher die Wachtfeuer der Belagerer aufleuchten ſahen; wenn wir dann uns ſelbſt noch allerlei wunderliches vorfabelten, das in dem räthſelhaften Schimmer des Mondes und jener Feuer uns aufgehen wollte und dann den unten harrenden Freunden all die Wunderdinge erzälten, die wir geſchaut. — Wahr iſts, daß in einer Nacht einer von uns (ein Advokat), der, mag der Himmel wiſſen aus welchen Quellen, immer die ſchnellſten und gewiſſeſten Nachrichten hatte, zu uns hineintrat, und uns von dem eben im Kriegsrath beſchloſſenen Ausfall des Grafen von der Lobau gerade ſo erzählte, wie ich es Euch vorlas. Wahr iſt es, daß ich dann, als ich Mitternachts nach Hauſe zurückkehrend auf der Straße mit Fourage bepacktem Geſchütz begegnete; als die franzöſiſchen Bataillone im dumpfen Schweigen ſich ſammelten (es wurde kein Generalmarſch geſchlagen) als ſie über die Brücke zu marſchieren begannen, nicht länger an der Richtigkeit jener Nachricht zweifeln konnte. Wahr iſt es endlich, daß auf der Brücke ein greiſer Bettler lag, den ich mich nicht erinneren konnte vorher in Dresden geſehen zu haben, und die verüberziehenden Franzoſen anbettelte. — Wahr iſt es endlich und zugleich das allerwunderbarſte, daß als ich mit aufgeregtem Gemüth in meiner Wohnung angekommen, auf den oberſten Boden kletterte und hinausſchaute, ich auf den Meißner Bergen ein Feuer gewahrte, das eben ſo wenig ein brennendes Gebäude als ein Wachtfeuer ſeyn konnte. Hoch auf loderte pyramidaliſch eine Flamme, die nicht abnahm nicht zunahm, und ein Bekannter, der in demſelben Hauſe wohnte und mit mir heraufgeſtiegen war, verſicherte: die Flamme müſſe ein Signalfeuer ſeyn. Der Erfolg lehrte, daß die Ruſſen durchaus von dem Ausfall, der am andern Morgen ſtatt finden ſollte, ſchon in der Nacht unterrichtet ſeyn mußten, denn gerade auf den Meißner Bergen hatten ſie zum Theil ſehr entfernt liegende Bataillone heran gezogen, ihre Kraft auf dieſe Weiſe concentrirt, und es war vorzüglich ruſſiſche Landwehr, die nach kurzem Kampf die franzöſiſchen Bataillone von den Meißner Bergen hinabjagte, als wenn der Sturm über ein Stoppelfeld brauſt. Als der Ueberreſt der Korps die Schanzen erreicht, zogen ſich die Ruſſen ruhig in ihre Stellung zurück. Alſo in demſelben Augenblick als der Kriegsrath bei Gouvion St. Cyr gehalten wurde, erfuhren oder noch wahrſcheinlicher, hörten den Beſchluß ſelbſt an, Leute, die keineswegs dazu berufen. Merkwürdig genug wußte der Advokat jedes Detail der gepflegten Berathung, ſo wie vorzüglich, daß Gouvion anfangs gegen den Ausfall geweſen und nur nachgegeben um nicht einer Muthloſigkeit beſchuldigt zu werden da wo es einen kühnen Entſchluß galt. Der Graf von der Lobau hatte ſich übrigens durchſchlagen und zur Armee des Kaiſers ſtoßen wollen. — Wie erfuhren aber die belagernden Truppen ſo ſchnell — in dem Zeitraum einer Stunde — den Anſchlag? — Außerdem daß, da die eng verſchanzte Brücke unbemerkt zu paſſiren un möglich, der Strom durchſchwommen daß die Schanzen und Wälle durchſchlichen werden mußten, war ganz Dresden in beträchtlicher Ausdehnung dicht verpalliſadirt und mit Wachen umſtellt. Wie war es irgend einem Menſchen möglich, in ganz kurzer Zeit alle dieſe Hinderniſſe zu überwinden und ins Freie zu kommen? — Man möchte an telegraphiſche Zeichen denken, die von irgend einem hohen Hauſe, oder von einem Thurm in Dresden mittelſt angezündeter Lichter gegeben wurden. Aber wie ſchwürig iſt auch dies und gefährlich oben ein, da dieſe Zeichen ſo leicht bemerkt werden konnten. — Genug! — es bleibt unbegreiflich wie ſich das begeben konnte was ſich wirklich begab und das iſt genug um eine lebhafte Einbildungskraft zu allerlei geheimnißvollen und genugſam abentheuerlichen Hypotheſen zu entzünden.

Ich beuge, ſprach Lothar lächelnd, ich beuge in tiefer Ehrfurcht meine Kniee vor dem heiligen Serapion und vor dem vortrefflichſten ſeiner Jünger und bin überzeugt, daß eine ſerapiontiſche Erzälung, der gewaltigen Kriegsbegebenheiten, die derſelbe geſchaut hat, nach ſeiner Weiſe, ungemein anziehend, dabei aber ſehr lehrreich für fantaſtiſche Militairs ſeyn müßte. — Ich wette, die Sache mit dem Ausfall, könnte man ihr auf den Grund kommen, begab ſich ganz einfach und natürlich. Doch deines Wirths Hausmädchen, die hübſche Dorothee mußte in den Strom als verfänglicher Nix? —

Spotte nicht, erwiederte Cyprian ſehr feierlich, ſpotte nicht, Lothar, noch ſteht mir das holde Mädchen — das lieblich furchtbare Geheimniß, ja anders kann ich nicht ſagen was ſie war, vor Augen! — Ich war es, der den Hochzeitskuchen empfing! — Strahlend im Schmuck blitzfunkelnder Diamanten — im reichen Zobelpelz —

Hört, hört, rief Vinzenz, da haben wirs! — Sächſiſches Hausmädchen — ruſſiſche Prinzeſſinn — Moskau — Dresden! — hat Cyprian nicht immer von einer gewiſſen Zeit, die er unmittelbar nach dem erſten franzöſiſchen Feldzuge verlebt, in gar geheimnißvollen Worten und Andeutungen geſprochen? — Nun kommts heraus — rede — laß ausſtrömen dein volles Herz mein Cyprianiſcher Serapion und ſerapiontiſcher Cyprian! — rede, ſprich — Du mußt reden, Du mußt durchaus reden!

Und wenn, erwiederte Cyprian plötzlich verdüſtert und in ſich gekehrt, und wenn ich nun ſchwiege? — und wenn ich nun ſchweigen müßte? — und ich werde ſchweigen! —

Die letzten Worte ſprach Cyprian mit ſeltſam erhobenem Ton, indem er nach ſeiner gewohnten Art, wenn er tief bewegt war, ſich zurücklehnte in den Stuhl und die Decke anſtarrte.

Die Freunde ſahen ſich ſchweigend an mit bedenklichen Mienen.

Es iſt, begann Lothar endlich, es iſt nun heute einmal mit unſerm Serapionsklubb ein verzwicktes Weſen und alles Beſtreben zu irgend einer gemüthlichen Freudigkeit zu gelangen umſonſt. — Muſik wollen wir machen — erſchrecklich ſingen irgend was tolles! —

Recht,

Recht, rief Theodor indem er das Pianoforte öffnete, laßt uns ſingen und wenn es auch kein Kanon iſt, der, wie Junker Tobias vorſchlägt, einem Leinweber drei Seelen aus dem Leibe haspeln kann, ſo ſoll es doch toll genug ſeyn, um dem Signor Capuzzi und ſeinen Kumpanen Ehre zu machen. — Laßt uns aus dem Stegreif ein italiäniſches Terzetto buffo aufführen. Ich nehme die Parthie der Liebhaberin und fange an, Ottmar ſingt den Liebhaber, und dann mag Lothar als komiſcher Alter dreinfahren und in kurzen Noten toben und ſchmälen.

Aber, die Worte, die Worte, ſprach Ottmar. - Singt was Ihr wollt, erwiederte Theodor: Oh dio! addio — lasciami mia vita —

Nein, nein, rief Vinzenz, ſoll ich nicht mitſingen, unerachtet ich ein göttliches Talent in mir verſpüre, dem bloß das Organ der Catalani fehlt um ſich mit draſtiſcher Wirkung kund zu thun, ſo laßt mich wenigſtens Euer Verſifex, Euer Hofpoet ſeyn und empfangt hier das Opernbuch aus meinen Händen! —

Vinzenz hatte auf Theodors Schreibtiſch den Indice de' teatrali spettacoli von 1791 gefunden, den er Theodor'n überreichte.

Dieſer Indice, ſo wie alle übrigen, die Jahr aus Jahr ein in Italien erſcheinen, enthielt nichts, als die Namenverzeichniſſe der gegebenen Opern, der Componiſten, Dekorateurs, Sänger und Sängerinnen. Man ſchlug das Theater von Mailand auf und kam darin überein, daß die Geliebte die Namen der Sänger mit untermiſchten Oh'dio's und ah cielo's, der Liebhaber die Namen der Sängerinnen auf dieſelbe Weiſe abſingen, der komiſche Alte aber ſehr erzürnt mit den Titeln der gegebenen Opern und Scheltworten dazwiſchen losbrechen ſollte.

Theodor ſpielte ein Ritornell nach Zuſchnitt, Form und Weſen, wie ſie ſich zu hunderten in der Opera buffa der Italiäner befinden, und begann dann in ungemein ſüßer zärtlicher Melodie: Lorenzo Coleoni, Gaspare Rossari — oh dio — Giuseppe

Marelli — Francesco Sedini etc. Darauf Ottmar: Giuditta Paracca, Teresa Ravini — Giovanna Velati — oh dio etc. Darauf aber Lothar in lauter Achtelnoten hinter einander weggeſtoßen: Le Gare generose del Maestro Paesiello — che vedo — la Donna di spirito del Maestro Mariella — briconaccio — Pirro Re di Epiro — maledetti — del Maestro Zingarelli etc.

Der Geſang, den Lothar und Ottmar mit gehöriger Geſtikulation begleiteten, während Vinzenz der Rolle Theodors die allerpoſſierlichſten Geſten hinzufügte, die man nur ſehen konnte, erhitzte die Freunde immer mehr. In einer Art von komiſcher Wuth der Begeiſterung faßte einer des andern Sinn und Gedanken; alle Gänge, Imitationen u. ſ. w. wie ſie in derlei Compoſitionen vorzukommen pflegen, wurden auf das genaueſte ausgeführt, ſo daß jemand, den der Zufall herbeigeführt, wohl nicht leicht hätte ahnen können, er höre Muſik aus dem Stegreife, mußte ihm auch das tolle Durcheinander der Namen gar befremdlich vorkommen.

Immer ſtärker und ausgelaſſener tobte alle italiäniſche Rabbia bis, wie man denken kann, das Ganze ſich mit einem unmäßigen Gelächter ſchloß, in das auch Cyprian einſtimmte.

Die Freunde ſchieden diesmal mehr gewaltſam aufgeregt zu toller Luſt, als im Innern wahrhaft gemüthlich froh, wie es ſonſt wohl geſchehen.

Achter Abſchnitt.

Die Serapionsbrüder hatten ſich wiederum verſammelt.

Sehr irren, ſprach Lothar, ſehr irren müßt' ich und überhaupt gar nicht der geübte, geniale Phyſiognomiker ſeyn, der ich wirklich bin, wenn ich nicht aus jedem von unſern Geſichtern, das meinige, das ich ſo eben magiſch ſchimmernd im Spiegel erblickt, nicht ausgenommen, mit Leichtigkeit herausbuchſtabiren ſollte, daß wir alle vieles im Sinn tragen und jeder nur auf das Commando-Wort harret, um ſogleich loszufeuern. Ich fürchte daß vielleicht auch heute dieſer, jener in dieſem, jenem verſchloſſene excentriſche Sprühteufel aufſteigen, kniſternd und knallend umherfahren und dann erſt zu ſpät ſich durchs Fenſter davon machen könnte, wenn er uns alle bereits erklecklich angeſengt; ich fürchte ſogar einen Nachtrag zum neulichen Geſpräch, den der heilige Serapion von uns abwenden möge! Damit wir aber keinesfalls ſogleich in wilde ſtürmende Wogen hineingerathen, ſondern unſere ſerapiontiſche Sitzung fein ruhigen Geiſtes beginnen mögen, ſchlage ich vor, daß Sylveſter uns ſogleich die Erzählung vorleſe, zu deren Mittheilung neulich die Zeit nicht mehr hinreichen wollte.

Die Freunde waren mit Lothars Vorſchlag einverſtanden.

Mein Geſpinnſt, ſprach Sylveſter indem er einige Blätter hervorzog, mein Geſpinnſt beſteht diesmal aus mancherlei Faden von gar verſchiedener Farbe und es wird darauf ankommen, ob Ihr dennoch dem Ganzen Ton und Haltung zugeſtehen wollt. Einem urſprünglich, wie ich zugeſtehen will, etwas magern Stoff glaube ich dadurch mehr Fleiſch und Blut zuzuwenden, daß ich aus einer großen verhängnißvollen Zeit Gebilde herbeiholte, deren Rahmen das nun eigentlich nur iſt, was als ſich in dem Augenblick begebend dargeſtellt wird.

Sylveſter las:

Der Zuſammenhang der Dinge.

Im Weltſyſtem bedingter Fall über eine Baumwurzel. Mignon und der Zigeuner aus Lorca, nebſt dem General Palafox. Erſchloſſenes Paradies bei dem Grafen Walther Puck.

„Nein,“ ſprach Ludwig zu ſeinem Freunde Euchar, „nein, es giebt gar keinen ſolchen ungeſchlachten tölpiſchen Begleiter der holden Glücksgöttinn, der radſchlagend die Tiſche umwirft, die Tintenflaſchen zerbricht, dem Präſidenten in den Wagen hineinpolternd, Kopf und Arm verletzt, wie Herr Tieck, der mit Vornahmen ſo wie ich Ludwig geheißen, ihn in dem Prolog zum zweiten Theil des Fortunat aufzuſtellen beliebt hat. Nein es giebt keinen Zufall. Ich bleibe dabei, das ganze Weltſyſtem mit allem, was ſich darin begiebt, der ganze Makrokosmus gleicht einem großen künſtlich zuſammengeſügten Uhrwerk, das augenblicklich ſtocken müßte, ſobald es irgend einem fremden willkührloſen Prinzip vergönnt wäre, auch nur das kleinſte Rädchen feindlich zu berühren.“

„Ich weiß nicht,“ erwiederte Euchar lächelnd, „ich weiß nicht, Freund Ludwig! wie Du auf einmal zu dieſer fatalen, längſt veralteten mechaniſtiſchen Idee kommſt, und Goethe’s ſchönen Gedanken vom rothen Faden, der ſich durch unſer Leben zieht, und an dem wir, ihn in lichten Augenblicken gewahrend, den über uns, in uns waltenden höheren Geiſt erkennen, ſo entſtellen darfſt.“ „Das Gleichniß,“ ſprach Ludwig weiter, „das Gleichniß iſt mir anſtößig, weil es von der engliſchen Marine entnommen. Durch das kleinſte Tau ihrer Schiffe, ich weiß es ja eben aus Goethe’s Wahlverwandtſchaften, zieht ſich ein rother Faden, der es als Staatseigenthum bezeichnet. Nein, nein, mein lieber Freund! Alles was ſich begiebt, iſt von Urſprung an als nothwendig bedingt, eben weil es ſich begiebt, und das iſt der Zuſammenhang der Dinge, auf dem das Prinzip alles Seyns, des ganzen Lebens beruht! — Da man nähmlich — In dem Moment —

Doch es iſt nöthig dem geneigten Leſer zuförderſt zu ſagen, daß beide, Ludwig und Euchar alſo mit einander redend, durch einen Laubgang des ſchönen Parks vor W. luſtwandelten. Es war Sonntag. Die Dämmerung begann einzubrechen, der Abendwind ſtrich ſäuſelnd durch die Büſche, die ſich von der Glut des Tages erholend, aufathmeten in leiſen Seufzern; durch den ganzen Wald ertönten luſtig die frohen Stimmen geputzter Bürgersleute, die ſich hinausgemacht, und bald ins blumigte Gras hingelagert ein mäßiges Abendbrod verzehrten, bald in dieſes, in jenes der zahlreichen Wirthshäuſer eingekehrt, ſich nach den Kräften des Gewinns der Woche etwas mehr zu Gute thaten.

In dem Moment alſo, da Ludwig weiter reden wollte, über die tiefſinnigen Lehren vom Zuſammenhang der Dinge, ſtolperte er über eine dicke Baumwurzel, die er, brillbewaffnet, wie er war, doch überſehen, und fiel der Länge nach zur Erde nieder. „Das lag im Zuſammenhang der Dinge; ſchlugſt Du nicht ſchmählich hin, ſo ging die Welt unter im nächſten Augenblick." So ſprach Euchar ernſthaft und gelaſſen, hob Stock und Hut des Freundes auf, beides war ihm beim Fall entflogen, und reichte ihm die Hand zum Aufſtehen. Ludwig fühlte aber das rechte Knie ſo verletzt, daß er zu hinken genöthigt, und dabei blutete die Naſe heftig genug. Dies bewog ihn dem Rathe des Freundes zu folgen, und einzukehren in das nächſte Wirthshaus, unerachtet er ſonſt dergleichen, vorzüglich an Sonntagen ſorgfältig vermied, da ihm der Jubel der ſonntäglichen Bürgerwelt eine ſeltſame innere Aengſtlichkeit einflößte, als befinde er ſich an einem Orte, der nicht recht geheuer, wenigſtens für Leute ſeines Gleichen.

Auf dem mit Bäumen beſetzten Raſen vor dem Hauſe hatten die Gäſte einen dichten bunten Kreis geſchloſſen, aus deſſen Mitte die Töne eine Chitarre und eines Tamburins erklangen. Das Schnupftuch vor dem Geſicht, vom Freunde geführt, hinkte Ludwig hinein in das Haus, und bat ſo kläglich um Waſſer, und um ein geringes Etwas von Weineſſig, daß die erſchrockene Wirthin ihn in den letzten Zügen glaubte. Während er mit dem Verlangten bedient wurde, ſchlich Euchar, auf den Chitarren- und Tambourin-Töne einen mächtigen unwiderſtehlichen Zauber übten, man wird erfahren warum, hinaus, und ſuchte in den geſchloſſenen Kreis zu kommen. Euchar gehörte zu den wenigen hochbeglückten Lieblingen der Natur, denen ihr äußeres Anſehen, ihr ganzes Weſen überall freundliches Zuvorkommen verſchafft, und ſo geſchah es denn auch, daß einige Handwerksburſche, ſonſt eben nicht am Sonntage zu graziöſer Höflichkeit aufgelegt, als er fragte, was ſich in dem Kreiſe begebe, ſogleich Platz machten, damit er nur auch das kleine närriſche Ding ſchauen könne, das ſo hübſch und ſo künſtlich ſpiele und tanze. Nun that ſich vor Euchar ein Schauſpiel auf, das ſeltſam und anmuthig zugleich, ſeinen ganzen Sinn gefangen nahm.

In der Mitte des Kreiſes tanzte ein Mädchen mit verbundenen Augen zwiſchen neun Eyern, die zu drei und drei hinter einander auf dem Boden lagen, den Fandango, indem ſie das Tambourin dazu ſchlug. Zur Seite ſtand ein kleiner verwachſener Menſch mit einem häßlichen Zigeunergeſicht, und ſpielte die Chitarre. Die Tänzerin ſchien höchſtens fünfzehn Jahre alt, ſie ging fremdartig gekleidet, im rothen goldſtaffirten Mieder, und kurzem weißen mit bunten Bändern beſetzten Rock. Ihr Wuchs, jede ihrer Bewegungen war die Zierlichkeit, die Anmuth ſelbſt. Sie wußte dem Tambourin, das ſie bald hoch über dem Kopfe, bald mit in mahleriſcher Stellung ausgeſtreckten Armen ſeitwärts, bald vor ſich hin, bald hinter dem Rücken hielt, wunderbar mannigfaltige Töne zu entlocken. Zuweilen glaubte man den dumpfen Ton einer in weiter Ferne angeſchlagenen Pauke, dann das klagende Girren der Turteltauben, dann wieder das Brauſen des nahenden Sturmes zu vernehmen; dazu erklangen die wohlgeſtimmten hellen

Glöckchen gar lieblich. Der kleine Chitarriſt gab dem Mädchen in der Virtuoſität des Spiels nichts nach, denn auch er wußte ſein Inſtrument auf ganz eigene Weiſe zu behandeln, indem er die eigenthümliche Melodie des Tanzes bald klar und kräftig hervortreten, bald, indem er nach ſpaniſcher Weiſe mit der ganzen Hand über die Saiten fuhr, verrauſchen ließ, bald volle helle Akkorde anſchlug. Immer ſtärker und mächtiger ſauſte und brauſte das Tambourin, rauſchten die Saiten der Chitarre, immer kühner wurden die Wendungen, die Sprünge des Mädchens; haardicht bei den Eyern ſetzte ſie zuweilen feſt und beſtimmt den Fuß auf, ſo daß die Zuſchauer oft ſich eines lauten Schreies nicht erwehren konnten, meinend, nun ſey eines von den zerbrechlichen Dingern zerſtoßen. Des Mädchens ſchwarze Locken hatten ſich losgeneſtelt, und flogen im wilden Tanz um ihr Haupt, ſo daß ſie beinahe einer Mänade glich. „Endige!" rief ihr der Kleine auf ſpaniſch zu. Da berührte ſie tanzend jedes der Eyer, ſo daß ſie in einen Haufen zuſammenrollten; dann aber mit einem ſtarken Schlag auf das Tambourin mit einem mächtigen Akkord der Chitarre, blieb ſie plötzlich ſtehen wie feſtgezaubert. Der Tanz war geendet.

Der Kleine trat hinzu und löſte ihr das Tuch von den Augen, ſie neſtelte ihr Haar auf, nahm das Tambourin und ging mit niedergeſchlagenen Augen im Kreiſe umher, um einzuſammeln. Niemand hatte ſich weggeſchlichen, jeder legte mit vergnügter Miene ein Stück Geld auf das Tambourin. Bey Euchar ging ſie vorüber, und als er ſich hinzudrängte, um ihr auch etwas zu geben, lehnte ſie es ab. „Warum willſt Du von mir nichts annehmen, Kleine?“ fragte Euchar. Das Mädchen ſchaute auf, und durch die Nacht ſchwarzer ſeidener Wimper blitzte der glühende Blick der ſchönſten Augen. „Der Alte,“ ſprach ſie ernſt, beinahe feierlich, mit tiefer Stimme und fremdem Akzent, „der Alte hat mir geſagt, daß Sie, mein Herr, erſt dann kamen, als die beſte Hälfte meines Tanzes vorüber, und da darf ich nichts nehmen.“ Damit machte ſie dem Euchar eine zierliche Verbeugung, und wandte ſich zu dem Kleinen, dem ſie die Chitarre abnahm, und ihn an einen entfernten Tiſch führte. Als Euchar hinblickte, gewahrte er Ludwig, der nicht weit davon zwiſchen zwei ehrſamen Bürgersleuten ſaß, ein großes Glas Bier vor ſich ſtehen hatte, und ihm ängſtlich zuwinkte. Euchar ging hinan und rief lachend: „Nun Ludwig, ſeit wann ergibſt Du Dich denn dem ſchnöden Biertrinken?“ Aber Ludwig winkte ihm zu, und ſprach mit bedeutendem Ton: „Wie kannſt Du nur ſo etwas reden? das ſchöne Bier gehört zu den edelſten Getränken, und ich liebe es über alle Maßen, wenn es ſo vortrefflich gebraut wird als eben hier.“

Die Bürger ſtanden auf, Ludwig begrüßte ſie mit ungemeiner Höflichkeit, und zog ein ſüßſaures Geſicht, als ſie ihm beim Weggehen, nochmals den gehabten Unfall bedaurend, treuherzig die Hände ſchüttelten. „Immer,“ begann nun Ludwig, „immer bringſt Du mich mit deinem unbedachtſamen Weſen in unnütze Gefahr! Ließ ich mir nicht ein Glas Bier geben, würgte ich nicht das ſchnöde Getränk hinunter, konnten das nicht die handfeſten Meiſter übel nehmen, grob werden, mich als einen Ungeweihten hinauswerfen? Und nun bringſt Du mich, nachdem ich ſo geſchickt meine Rolle geſpielt, doch in Verdacht!“ „Ei,“ erwiederte Euchar lachend, „wärſt Du hinausgeworfen, oder gar was weniges abgeprügelt worden, hätte das nicht im Zuſammenhang der Dinge gelegen? Doch höre welch hübſches Schauſpiel mir dein im Makrokosmus bedingter Sturz über die Baumwurzel verſchafft hat.“

Euchar erzählte von dem anmuthigen Eyertanz des kleinen ſpaniſchen Mädchens — „Mignon!“ rief Ludwig begeiſtert, „himmliſche, göttliche Mignon!“

Gar nicht weit von den Freunden ſaß der Chitarriſt, und zählte emſig das eingenommene Geld, während das Mädchen vor dem Tiſche ſtand, und eine Apfelſine in ein Glas Waſſer ausdrückte. Der Alte ſtrich endlich das Geld zuſammen, und nickte der Kleinen zu mit vor Freude funkelnden Blik-

ken.

ken, die aber reichte dem Alten das bereitete Getränk hin, indem ſie ihm die runzlichten Wangen ſtreichelte. Ein widriges mäckerndes Gelächter ſchlug der Alte auf, und ſchlürfte den Trank ein mit durſtigen Zügen. Die Kleine ſetzte ſich hin, und klimperte auf der Chitarre. — „O Mignon! rief Ludwig von neuem, „göttliche, himmliſche Mignon! — Ja ich rette ſie, ein zweiter Wilhelm Meiſter, aus den Händen des heimtückiſchen Böſewichts, dem ſie dienſtbar!“ — „Woher,“ ſprach Euchar ruhig und gelaſſen, „woher weißt Du, daß jener kleine Buckelmann ein heimtückiſcher Böſewicht iſt?“ — „Kalter Menſch,“ erwiederte Ludwig, „kalter Menſch, den nichts ergreift, der nichts auffaßt, der keinen Sinn hat für das Geniale, Fantaſtiſche. Siehſt Du, gewahrſt Du denn nicht, wie aller Hohn aller Neid, alle Bosheit, der ſchmutzigſte Geiz aus den kleinen grünen Katzenaugen der zigeuneriſchen Mißgeburt herausblitzt, ſich aus den Runzeln des unheimlichen Antlitzes herausfältelt? — Ja ich rette es — ich rette es aus den ſataniſchen

Fäuſten des braunen Unholds, das liebe Kind! — Könnt' ich nur reden mit der kleinen Huldinn!" „Nichts iſt leichter ins Werk zu ſtellen als das," ſprach Euchar, und winkte das Mädchen herbei.

Sofort legte die Kleine das Inſtrument auf den Tiſch, näherte und verbeugte ſich dann mit züchtig niedergeſenktem Blick. „Mignon!" rief Ludwig wie außer ſich ſelbſt, „Mignon, holde ſüße Mignon!" „Sie nennen mich Emanuela," ſprach das Mädchen. „Und der abſcheuliche Kerl dort," ſprach Ludwig weiter, „wo hat er Dich Aermſte geraubt, wo hat er Dich in ſeine verfluchten Schlingen verlockt?" „Ich verſtehe," erwiederte die Kleine, indem ſie die Augen aufſchlug, und Ludwig mit ernſtem Blick durchſtrahlte, „ich verſtehe Euch nicht, mein Herr, ich weiß nicht, was Ihr meint, warum Ihr mich ſo fragt." „Du biſt Spanierinn mein Kind," begann Euchar. „Ja wohl," erwiederte das Mädchen mit zitternder Stimme, „ja wohl bin ich das, Ihr ſeht, Ihr hört mirs wohl an, und da mag ich es nicht längnen.“ „So,“ ſprach Euchar weiter, „ſo ſpielſt Du auch Chitarre, und vermagſt ein Lied zu ſingen?“ Das Mädchen hielt die Hand vor die Augen, und liſpelte kaum hörbar: Ach ich möcht' Euch, meine lieben Herren, wohl eins vorſpielen und vorſingen, aber meine Lieder ſind glühend heiß, und hier iſt es ſo kalt — ſo kalt!“ „Kennſt Du,“ ſprach nun Euchar auf ſpaniſch mit erhöhter Stimme, „kennſt Du das Lied: L'aure l'immortal?“ Das Mädchen ſchlug die Hände zuſammen, hob den Blick gen Himmel, Thränen perlten in ihren Augen, ſtürzte fort, riß die Chitarre vom Tiſch, flog mehr, als ſie ging, zu den Freunden zurück, ſtellte ſich vor Euchar, und begann:

L'aure l'immortal al gran Palafox,
Gloria de Espanna, de Francia terror! etc.

In der That, unbeſchreiblich zu nennen war der Ausdruck, mit dem die Kleine das Lied vortrug. Aus dem tiefſten Todesſchmerz flammte glühende Begeiſterung auf, jeder Ton ſchien ein Blitz, vor dem jede Eisdecke zerſpringen mußte, die ſich über die erkaltete

Bruſt gelegt. Ludwig wollte vor lauter Entzücken, wie man zu ſagen pflegt, aus der Haut fahren. Er unterbrach den Geſang des Mädchens durch überlaute Bravas, Braviſſimas, und hundert ähnliche Ausrufungen des Beifalls.„ Habe, ſprach Euchar zu ihm, „habe die Gnade, mein Gönner, und halt jetzt ein wenig das Maul!“ „Ich weiß es ſchon,“ erwiederte Ludwig mürriſch, „daß Muſik Dich unempfindlichen Menſchen ganz und gar nicht zu rühren vermag,“ that aber übrigens wie ihm Euchar geheißen.

Das Mädchen lehnte ſich, als das Lied geendet, ermattet an einen nahe ſtehenden Baum, und indem ſie die Akkorde fortſäuſeln ließ, bis ſie im Pianiſſimo verhauchten, fielen große Thränen auf das Inſtrument!

„Du biſt,“ ſprach Euchar mit dem Tone, der nur aus tief bewegter Bruſt zu kommen pflegt, „Du biſt bedürftig, mein armes holdes Kind, habe ich nicht deinen Tanz von Anfang an geſehen, ſo haſt Du das jetzt durch deinen Geſang überreichlich erſetzt, und darfſt Dich nun nicht mehr weigern, etwas von mir anzunehmen.“

Euchar hatte ein kleines Beutelchen hervorgezogen, aus dem ſchöne Dukaten herausblinkten, das ſteckte er nun der Kleinen zu, als ſie ſich ihm genähert. Das Mädchen heftete den Blick auf Euchars Hand, faßte ſie mit beiden Händen, bedeckte ſie mit dem lauten Ausruf: „Oh Dios!“ vor Euchar niederſtürzend, mit tauſend heißen Küſſen. „Ja,“ rief Ludwig begeiſtert, „ja nur Gold, nichts als Gold dürfen die ſüßen Händchen empfangen, fragte aber dann, ob Euchar ihm nicht einen Thaler wechſeln könne, da er gerade kein kleines Geld bei ſich führe.

Indeſſen war der Bucklichte hinangehinkt, hob die Chitarre auf, die Emanuela zu Boden fallen laſſen, und verbeugte ſich nun ſchmunzelnd ein Mahl über das andere vor Euchar, der gewiß das Töchterlein reichlich beſchenkt habe, da ſie ſo gerührt danke.

„Böſewicht, Spitzbube,“ grollte ihn Ludwig an. Erſchrocken fuhr der Kleine zurück, und ſprach weinerlich: „Ach Herr, warum ſeyd Ihr denn ſo böſe? Verdammt doch nicht den armen ehrlichen Biagio Cubas! kehrt Euch ja nicht an meine Farbe, an mein ich weiß es wohl, häßliches Geſicht! Ich bin in Lorca geboren, und eben ſolch ein alter Chriſt, als Ihr es ſelbſt nur irgend ſeyn könnt.“ Das Mädchen ſprang ſchnell auf, rief dem Alten auf ſpaniſch zu: „O fort — nur ſchnell fort, Väterchen!“ und beide entfernten ſich, indem Cubas noch allerlei wunderliche Bücklinge verführte, Emanuela aber dem Euchar den ſeelenvollſten Blick zuwarf deſſen die ſchönſten Augen mächtig.

Als der Wald ſchon das ſeltſame Paar verbarg, begann Euchar: „Siehſt Du wohl Ludwig, daß Du Dich mit deinem ſchlimmen Urtheil, das Du über den kleinen Kobold fällteſt, übereilt haſt? Es iſt wahr, der Menſch hat etwas Zigeunerartiges, er iſt, wie er ſelbſt ſagt, aus Lorca. Nun mußt Du aber wiſſen, daß Lorca eine alt mauriſche Stadt iſt, und daß die Lorcaner, ſonſt ganz hübſche Leute, die Spuren ihrer Abkunft nicht verläugnen können. Nichts nehmen ſie jedoch übler auf, als wenn man ihnen das zu verſtehen giebt, weßhalb ſie unaufhörlich verſichern, daß ſie alte Chriſten wären. So ging es dem Kleinen, in deſſen Geſicht ſich freilich der mauriſche Stamm in der Karikatur abſpiegelt." „Nein," rief Ludwig, „ich bleibe dabei, der Kerl iſt ein verruchter Spitzbube, und ich werde Alles daran ſetzen, meine holde ſüße Mignon aus ſeinen Klauen zu retten." „Hältſt Du," ſprach Euchar, „den Kleinen durchaus für einen Spitzbuben, ſo traue ich meines Theils, wieder nicht recht der holden ſüßen Mignon" — „Was ſagſt Du?" fuhr Ludwig auf, „was ſagſt Du Euchar? dem lieben Himmelskinde nicht trauen, aus deren Augen die unſchuldsvollſte Holdſeeligkeit hervorleuchtet? Aber daran erkennt man den eiskalten Proſaiker, der für dergleichen keinen Sinn hat, und der mißtrauiſch iſt gegen Alles, was nicht hineinpaßt, in ſeinen gewöhnlichen alltäglichen Kram!" „Nun," erwiederte Euchar gelaſſen, „ereifere Dich nur nicht ſo ſehr, mein enthuſiaſtiſcher Herzensfreund. Du wirſt freilich ſagen, daß das

Mißtrauen gegen die ſüße Mignon keinen recht haltbaren Grund hat. Es entſtand nur deshalb, weil ich eben jetzt gewahrte, daß die Kleine in eben dem Augenblick, als ſie meine Hand faßte, mir den kleinen Ring mit dem ſeltenen Stein, den ich, wie Du weißt, beſtändig trug, vom Finger gezogen. Ungern vermiſſe ich das theure Andenken aus einer verhängnißvollen Zeit.“ „Was um des Himmels willen,“ ſprach Ludwig kleinlaut, „es iſt wohl gar nicht möglich! Nein,“ fuhr er dann heftig fort, „nein, es iſt nicht möglich! Nicht täuſchen kann ein ſolches Antlitz, ein ſolches Auge, ein ſolcher Blick! Du haſt den Ring fallen laſſen - verloren.“ „Nun,“ ſprach Euchar, „wir wollen ſehen, uns aber, da es ſtark zu dunkeln beginnt, nach der Stadt zurückbegeben!

Unterwegs hörte Ludwig nicht auf von Emanuela zu ſprechen, die er mit den ſüßeſten Namen nannte, und verſicherte, wie er deutlich an einem gewiſſen unbeſchreiblichen Blick, den ſie ſcheidend ihm zugeworfen, bemerkt, daß er einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht habe, welches ihm wohl in dergleichen Fällen, wenn nähmlich die Romantik ins Leben trete, arrivire. Euchar unterbrach den Freund nicht mit einem Wort. Der exaltirte ſich ſelbſt aber immer mehr und mehr, bis er gerade unter dem Thore, als eben der Tambour der Wache den abendlichen Trommelſchlag begann, dem Freunde um den Hals fiel, und Thränen in den Augen mit kreiſchender Stimme, um den dröhnenden Wirbel des militäriſchen Virtuoſen zu überbieten, ins Ohr ſchrie, er ſey ganz und gar in Liebe zur ſüßen Mignon, und er wolle ſein Leben daran ſetzen, ſie wieder aufzufinden, und der alten Mißgeburt zu entreißen.

Vor dem Hauſe, in welchem Ludwig wohnte, ſtand ein Diener in reicher Livree, der näherte ſich ihm mit einer Karte. Kaum hatte Ludwig geleſen und den Diener abgefertigt, als er den Freund eben ſo heftig umhalſte, als es ſchon unter dem Thore geſchehen, dann aber rief: „Nenne mich, o mein Euchar! aller Sterblichen glücklichſten, beneidenswertheſten! Erſchließe deine Bruſt

— faſſe meine Seeligkeit, habe Sinn für Himmelswonne, Guter! Miſche deine Freudenzähren mit den meinigen!“ „Aber,“ fragte Euchar, „was kann Dir den ſo hochherrliches auf einer Karte verkündet werden?“ „Erſchrick nicht,“ fuhr Ludwig murmelnd fort, „erſchrick nicht, wenn ich Dir das zauberiſch ſtrahlende Paradies von tauſend Wonnen aufthue, das ſich mir aufthun wird, mittelſt dieſer Karte!“ „So möcht' ich doch nur wiſſen,“ ſprach Euchar weiter, „welch ein hohes Glück Dir beſchieden!“ „Wiſſe es,“ rief Ludwig, „erfahr' es, vernimm es! Staune — zweifle — rufe — ſchreie — brülle. Ich bin auf morgen eingeladen zum Soupee und Ball bei dem Grafen Walther Puck! Viktorine — Viktorine holde ſüße Viktorine!“ „Und die holde ſüße Mignon?“ So fragte Euchar, doch Ludwig ächzte gar weinerlich: „Viktorine, Du mein Leben!“ und ſtürzte hinein in das Haus.

Die Freunde Ludwig und Euchar. Böſer Traum von dem Verluſt eines ſchönen Paars Beine im Piquett. Leiden eines enthuſiaſtiſchen Tänzers. Troſt, Hoffnung und Monſieur Cochenille.

Es möchte nöthig ſeyn, dem geneigten Leſer zuerſt etwas mehr über die beiden Freunde zu ſagen, damit derſelbe von Haus aus wenigſtens einigermaßen wiſſe, wie er mit ihnen daran iſt, was er von jedem zu halten.

Beide hatten einen Stand, der eigentlich chimäriſch zu nennen, da er keinem Sterblichen auf dieſer Welt beſchieden, ſie waren Freiherren. Zuſammen erzogen, in enger Freundſchaft aufgewachſen, konnten ſie ſich auch dann nicht trennen, als mit dem Zunehmen der Jahre die ausgeſprochenſte Verſchiedenheit der innern Gemüthsart immer mehr und mehr hervortrat, die ſich ſelbſt im äußeren Weſen offenbarte. Euchar gehörte als Knabe zu den ſogenannten artigen Kindern, die alſo genannt werden, weil ſie in der Geſellſchaft Stunden lang auf einem Fleck ſtill ſitzen, nichts fragen, begehren u. ſ. w. und dann ſich herrlich ausbilden zu hölzernen Dummköpfen. Mit Euchar hatte es eine andere Bewandtniß. Wurde er, wenn er, ein artiges Kind mit niedergeſchlagenen Augen, gebeugtem Haupt da ſaß, angeſprochen, ſo fuhr er erſchrocken auf, ſtotterte, weinte manchmal gar, er ſchien aus tiefen Träumen zu erwachen. War er allein, ſo ſchien er ein ganz anderes Weſen. Man hatte ihn belauſcht, als er heftig ſprach, wie mit mehreren Perſonen, die zugegen, ja als er ganze Geſchichten, die er gehört oder geleſen, wie ein Schauſpiel aufführte, da mußten Tiſche, Schränke, Stühle, alles was ſich eben im Zimmer vorfand, Städte, Wälder, Dörfer, Perſonen vorſtellen. Eine beſondere Begeiſterung ergriff aber den Knaben, wenn es ihm vergönnt wurde, allein im Freien umherzuſtreifen. Dann ſprang, jauchzte er durch den Wald, umarmte die Bäume, warf ſich ins Gras, küßte die Blumen, u. ſ. w. In irgend ein Spiel mit Knaben ſeines Alters ließ er ſich ungern ein, und galt deshalb für furchtſam und träge, weil er irgend ein gefährliches Unternehmen, einen gewaltigen Sprung, eine kühne Kletterei niemals mitmachen wollte. Aber auch hier war es beſonders, daß, wenn es am Ende jedem an Muth gefehlt hatte, das Unternehmen wirklich zu wagen, Euchar ſtill zurückblieb, und einſam mit Geſchicklichkeit das vollbrachte, was die Andern nur gewollt. Galt es z. B. einen hohen ſchlanken Baum zu erklettern, und hatte keiner hinauf gemocht, ſo ſaß Euchar gewiß im nächſten Augenblick, ſo wie er ſich allein befand, oben auf der Spitze. Aeußerlich kalt, theilnahmlos erſcheinend, ergriff der Knabe alles mit ganzem Gemüth, mit einer Beharrlichkeit, wie ſie nur ſtarken Seelen eigen, und brach in manchen Momenten das im Inneren Empfundene hervor, ſo geſchah es mit unwiderſtehlich hinreißender Gewalt, ſo daß jeder Kundige über die Tiefe des Gefühls, das der Knabe in der verſchloſſenen Bruſt trug, erſtaunen mußte. Mehrere grundgeſcheidte Hofmeiſter konnten aus ihrem Zöglinge gar nicht klug werden, und nur ein einziger (der letzte) verſicherte, der

Knabe ſey eine poetiſche Natur, worüber Euchars Papa gar ſehr erſchrak, indem er befürchten zu müſſen glaubte, daß der Knabe am Ende das Naturell der Mutter haben werde, die bei den glänzendſten Couren Kopfſchmerz und Ekel empfunden. Des Papas Intimus, ein hübſcher glatter Kammerherr, verſicherte jedoch beſagter Hofmeiſter thäte ein Eſel ſeyn, in dem jungen Baron Euchar flöſſe echt adeliges Blut, mithin ſey ſeine Natur freiherrlich, und nicht poetiſch. Das beruhigte den Alten merklich. Man kann denken wie ſich aus ſolchen Grundanlagen des Knaben der Jüngling entwickeln mußte. Auf Euchars Antlitz hatte die Natur die bedeutungsvolle Chiffer gedrückt, mit der ſie ihre Lieblinge bezeichnet. Aber Lieblinge der Natur ſind die, welche die unendliche Liebe der guten Mutter, ihr tiefſtes Weſen ganz zu faſſen vermögen, und dieſe Lieblinge werden nur von Lieblingen verſtanden. So kam es denn auch, daß Euchar von der Menge nicht verſtanden, für gleichgültig, kalt, keiner rechtſchaffenen Extaſe über ein neues Trauerſpiel fähig, und daher auch für proſaiſch verſchrien wurde. Vorzüglich konnten es ganze Zirkel der eleganteſten ſcharfſinnigſten Damen, denen ſonſt dergleichen Kenntniß wohl zuzutrauen, durchaus nicht begreifen, wie es möglich ſey, daß dieſe Apollo-Stirne, dieſe ſcharf gebogenen gebietenden Brauen, dieſe düſtres Feuer ſprühenden Augen, dieſe ſanft aufgeworfenen Lippen, nur einem lebloſen Bilde angehören ſollten. Und doch ſchien es ſo, denn Euchar verſtand durchaus nicht die Kunſt, über nichts, nichts in nichtsſagenden Worten mit ſchönen Weibern ſo zu reden, und ſo ſich darzuſtellen, als ſey er Rinaldo in Feſſeln.

Ganz anders verhielt es ſich mit Ludwig. Der gehörte zu den wilden, ausgelaſſenen Knaben von denen man zu prophezeyen pflegt, daß ihnen dereinſt die Welt zu enge ſeyn würde. Er war es, der immer den Geſpielen die tollſten Streiche angab, man hätte denken ſollen, daß der kühne Junge doch einmal Schaden leiden würde, er war es aber auch immer, der mit unverbrannter Naſe davon kam, da er bei der Ausführung ſich geſchickt hinten an zu ſtellen, oder ganz davon zu machen wußte. Er ergriff alles ſchnell mit großer Begeiſterung, ließ es aber eben ſo ſchnell wieder; ſo kam es, das er vieles lernte, aber nicht viel. Zum Jüngling herangewachſen machte er ganz artige Verſe, ſpielte paſſabel manches Inſtrument, mahlte ganz hübſch, ſprach ziemlich fertig mehrere Sprachen, war daher ein wahrer Ausbund von Bildung. Ueber alles konnte er in die erſtaunlichſte Extaſe gerathen, und dieſe in den mächtigſten Worten verkünden. Aber es war mit ihm, wie mit der Pauke, die angeſchlagen deſto ſtärker tönt, je größer der innere hohle Raum. Der Eindruck, den alles Schöne, Herrliche auf ihn machte, glich dem äußern Kitzel, der die Haut berührt, ohne die innern Fibern zu erfaſſen. Ludwig gehörte zu den Leuten, die man ſehr oft ſagen hört: „Ich wollte!“ und die vor dieſem wollenden Prinzip nie zum Handeln kommen. Da aber in dieſer Welt diejenigen Menſchen, welche ſehr laut und breit verkündigen, was ſie thun wollen, viel mehr gelten, als die, welche in al-

ler

ler Stille hingehen und es wirklich thun, ſo geſchah es auch, daß man Ludwig jeder großen Handlung fähig hielt, und ihn deßhalb höchlich bewunderte, ohne weiter darnach zu fragen, ob er denn wirklich das gethan, was er ſo laut verkündet. Freilich gab es auch wohl Leute, die Ludwig durchſchauten, und ihn feſthaltend bei ſeinen Worten ſich darnach ämſig erkundigten, ob er dies oder jenes ausgeführt. Dies verdroß ihn aber um ſo mehr, als er in einſamen Stunden bisweilen ſelbſt ſich geſtehen mußte, daß das ewige Wollen und Wollen ohne That miſerabel ſey. Da gerieth er über ein verſchollenes Buch, worin die mechaniſtiſche Lehre vom Zuſammenhang der Dinge vorgetragen wurde. Begierig griff er dieſe Lehre auf, die ſein Treiben, oder vielmehr ſein Wollen, bei ſich ſelbſt und bei andern entſchuldigte. Denn war nicht ausgeführt, was er verſprochen, ſo trug nicht er die Schuld, ſondern es hatte nur allein im Zuſammenhang der Dinge gelegen, daß es nicht geſchehen konnte.

Der geneigte Leſer wird ſich wenigſtens von der großen Bequemlichkeit jener weiſen Lehren überzeugen.

Da Ludwig übrigens ein ganz hübſcher Jüngling mit rothen blühenden Wangen war, ſo würde er, vermöge ſeiner Eigenſchaften, der Abgott jedes eleganten Zirkels geweſen ſeyn, hätte nicht ſein kurzes Geſicht ihn manches ſeltſame Quidproquo begehen laſſen, das ihm oft verdrießliche Folgen zuzog. Er tröſtete ſich jedoch mit dem unbeſchreiblichen Eindruck, den er auf jedes weibliche Herz zu machen glaubte, und überdem galt die Gewohnheit, daß er, eben ſeines kurzen Geſichts halber, um nicht in der Perſon zu irren, mit der er ſprach, welches ihm manchmal zu großem Aerger geſchehen, ſelbſt den Damen näher trat, als ſchicklich für die unbefangne Dreiſtigkeit des genialen Menſchen.

Tages darauf, als Ludwig auf dem Ball bei dem Grafen Walther Puck geweſen, in aller Frühe erhielt Euchar ein Billet von ihm, worin es hieß:

„Theurer! Geliebteſter! Ich bin elend, geſchlagen, verloren, herabgeſtürzt von dem blumigten Gipfel der ſchönſten Hoffnungen in den bodenloſen nächtlichen Abgrund der Verzweifſlung. Das, was mein namenloſes Glück bereiten ſollte, iſt mein Unglück! — Komme! eile, tröſte mich, wenn Du es vermagſt!“

Euchar fand den Freund mit verbundenem Haupt auf dem Sopha ausgeſtreckt, blaß, übernächtig. „Kommſt Du,“ rief Ludwig ihm mit matter Stimme entgegen, indem er den Arm nach ihm ausſtreckte, „kommſt Du mein edler Freund? Ja, Du haſt doch gewiß einigen Sinn für meinen Schmerz für meine Leiden! Laß Dir wenigſtens erzählen, was mir begegnet, und ſprich das Urtheil, wenn Du glaubſt, daß ich verloren bin total!“ „Gewiß,“ begann Euchar lächelnd, „gewiß iſt es auf dem Ball nicht ſo gegangen, wie Du gedachteſt?“ Ludwig ſeufzte tief auf. „Hat,“ ſprach Euchar weiter, „hat die holde Viktorine ſcheel geſehen, Dich nicht beachtet?“ „Ich habe ſie,“ er wiederte Ludwig mit tiefem Grabeston, „ich habe ſie ſchwer, ich habe ſie unverſöhnlich beleidigt!“ „Mein Gott,“ rief Euchar, „wie hat ſich das nur begeben können?“ Ludwig holte nochmals einen tiefen Seufzer, ächzte was weniges, und begann leiſe, aber mit gehörigem Pathos:

Wie ſich der Sonne Scheinbild in dem Dunſtkreis
Mahlt, eh' ſie kommt; ſo ſchreiten auch den großen
Geſchicken ihre Geiſter ſchon voran.
Und in dem Heute wandelt ſchon das Morgen.

„Ja,“ fuhr er dann wehmüthig fort, „ja, Euchar, wie das geheimnißvolle Schnurren des Räderwerks den Schlag der Uhr verkündet, ſo gehen warnende Ereigniſſe dem einbrechenden Malheur vorher. Schon in der Nacht vor dem Ball hatte ich einen ſchrecklichen, fürchterlichen Traum! Mir war es, als ſey ich ſchon bei dem Grafen, und könne, eben im Begriff zu tanzen, plötzlich keinen Fuß von der Stelle rühren. Im Spiegel werde ich zu meinem Schrecken gewahr, daß ich ſtatt des zierlichen Fußgeſtells, das mir die Natur verliehen, des alten Konſiſtorial-Präſidenten dick umwickelte podagriſtiſche Beine unter dem Leibe trage. Und während daß ich an den Boden feſt gebannt ſtehe, ländert der Konſiſtorial-Präſident, Viktorinen im Arm, leicht wie ein Vogel daher, lächelt mich hämiſch an, und behauptet zuletzt, auf freche Weiſe, daß er mir meine Füße abgewonnen habe im Piquett. Ich erwachte, Du kannſt es denken, in Angſtſchweiß gebadet! Noch ganz tiefſinnig über das böſe Nachtgeſicht bringe ich die Taſſe, in der glühende Chokolade dampft, an den Mund, und verbrenne mir dermaßen die Lippen, daß Du trotz aller Pomade, die ich verbraucht, die Spuren davon noch ſehen kannſt. Nun ich weiß es ja, daß Du nicht viel Antheil nimmſt an fremden Leiden, ich übergehe daher alle die fatalen Ereigniſſe, womit mich das Schickſal den Tag über neckte, und ſage Dir nur, daß, als es endlich Abends zum Anziehen kam, eine Maſche des ſeidenen Strumpfs platzte, mir zwei Weſtenknöpfe ſprangen, daß ich, im

Begriff in den Wagen zu ſteigen, meinen Wellington in die Goße warf, und endlich im Wagen ſelbſt, als ich die Patentſchnallen feſter auf die Schuhe drücken wollte, zu meinem nicht geringen Entſetzen an der Façon fühlte, daß der Eſel von Kammerdiener mir ungleiche Schnallen aufgedrückt. Ich mußte umkehren. und verſpätete mich wohl um eine gute halbe Stunde. Viktorine kam mir entgegen im vollſten Liebreiz — ich bat ſie um den nächſten Tanz. Wir länderten — ich war im Himmel. Aber da fühlte ich plötzlich die Tücke des feindlichen Schickſals" Zuſammenhanges der Dinge," fiel ihm Euchar ins Wort. „Nenne es," fuhr Ludwig fort, „nenne es wie Du willſt, heute iſt mir alles gleich. Genug, es war ein tückiſches Verhängniß, das mich vorgeſtern über die fatale Baumwurzel hinſtürzte. Tanzend fühlte ich meinen Schmerz im Knie ſich erneuern, und immer ſtärker und heftiger werden. Aber in demſelben Augenblick ſpricht Viktorine ſo laut, daß es die andern Tänzer hören: „Das geht ja zum Einſchlafen!" Man winkt, man klatſcht den Muſikanten zu, und raſcher und raſcher wirbelt ſich der Tanz! Mit Gewalt kämpfe ich die Höllenqual nieder, hüpfe zierlich, und mache ein freundliches Geſicht. Und doch raunt mir Viktorine einmal über das andere zu: warum ſo ſchwerfällig heute, lieber Baron? ſie ſind gar nicht mehr derſelbe Tänzer wie ſonſt!" Glühende Dolchſtiche in mein Herz hinein. „Armer Freund," ſprach Euchar lächelnd, „ich faſſe deine Leiden im ganzen Umfange."

Und doch," fuhr Ludwig fort, war dieß alles nur Vorſpiel des unſeligſten Ereigniſſes! Du weißt, wie lange ich mich mit den Touren einer Seize herumgetragen, Du weißt, wie ich vieles Glas und Porzellan, das ich, hier in meinem Zimmer mich in jenen Touren, in den kühnſten Wendungen und Sprüngen verſuchend, von den Tiſchen warf, nicht geachtet habe, bloß um die geträumte Vollkommenheit zu erringen. Eine dieſer Touren iſt das Herrlichſte, das jemals der menſchliche Geiſt in dieſer Art erſonnen. Vier Paar ſtehen in maleriſcher Stellung, der Tänzer auf der rechten Fußſpitze balanzirend, umfaßt ſeine Tänzerinn mit dem rechten Arm, während er den linken graziös gekrümmt über das Haupt erhebt, die andern machen Ronde. Veſtris und Gardel haben an ſo etwas nicht gedacht. Auf dieſe Seize hatte ich den höchſten Moment der Seligkeit gebaut! Zum Nahmenstag des Grafen Walter Puck hatte ich ſie beſtimmt — Viktorinen im Arm bei jener überirdiſchen Tour, wollte ich flüſtern: „Göttliche — himmliſche Komteß, ich liebe Sie unausſprechlich, ich bete Sie an! ſeyn ſie mein, Engel des Lichts!“ Daher, lieber Euchar, gerieth ich in ſolch Entzücken, als ich nun wirklich zum Ball eingeladen wurde, woran ich beinahe zweifeln mußte, da Graf Puck kurz zuvor auf mich ſehr erzürnt ſchien, als ich ihm die Lehre vom Zuſammenhang der Dinge, vom Räderwerk des Makrokosmus, vortrug, die er ſeltſamer Weiſe dahin verſtand, als vergleiche ich ihn mit einem Perpendikel. Er nannte das eine malitiöſe Anſpielung, die er nur meiner Jugend verzeihe, und drehte mir den Rücken. Nun alſo! Der unglückliche Ländler war geendet, ich tanzte keinen Schritt mehr, entfernte mich in die Nebenzimmer, und wer mir auf dem Fuße folgte war der gute Cochenille, der mir ſogleich Champagner kredenzte. Der Wein goß neue Lebenskraft mir in die Adern, ich fühlte keinen Schmerz mehr. Die Seize ſollte beginnen, ich flog in den Saal zurück, ſtürzte hin zu Viktorinen, küßte ihr feurig die Hand, ſtellte mich in die Ronde. Jene Tour kommt, ich übertreffe mich ſelbſt - ich ſchwebe — balanzire der Gott des Tanzes ſelbſt — ich umſchlinge meine Tänzerinn, ich lispele: „Göttliche, himmliſche Komteß,“ wie ichs mir vorgenommen. Das Geſtändniß der Liebe iſt meinen Lippen entflohen, ich ſchaue der Tänzerinn tief in die Augen — Herr des Himmels! es iſt nicht Viktorine, mit der ich getanzt, es iſt eine ganz andere, mir völlig unbekannte Dame, nur gewachſen, gekleidet wie Viktorine! Du kannſt denken, daß mir war, als träfe mich der Blitz! Alles um mich her ſchwamm chaotiſch zuſammen, ich hörte keine Muſik mehr, ſprang wild durch die Reihen, bald hier bald dort hört' ich Schmerzensrufe, bis ich mich mit ſtarken Armen feſt gehalten fühlte und eine dröhnende Stimme mir ins Ohr donnerte: „Himmel tauſend ſapperment, ich glaube, Sie haben neun Teufel in den Beinen Baron!“ Es war der verhängnißvolle Conſiſtorial-Präſident, den ich ſchon im Traum geſehen, der mich in einer ganz entfernten Ecke des Saals feſthielt und alſo fortfuhr: „Kaum bin ich vom Spieltiſch aufgeſtanden und in den Saal getreten, als ſie wie das böſe Wetter, aus der Mitte herausfahren und wie beſeſſen auf meinen Füßen herumſpringen, daß ich vor Schmerz brüllen möchte, wie ein Stier, wär' ich nicht ein Mann von feiner Konduite. Sehen Sie nur, welche Verwirrung Sie angerichtet haben.“ In der That hatte die Muſik aufgehört, die ganze Seize war aus einander und ich bemerkte, wie mehrere Tänzer umher hinkten, Damen ſich zu den Seſſeln führen ließen und mit Odeurs bedient wurden. — Ich hatte die Tour der Verzweiflung über die Füße der Tanzenden genommen, bis der baumſtarke Präſident dem tollen Lauf ein Ziel ſetzte. — Viktorine nahte ſich mir mit zornfunkelnden Augen. „In der That,“ ſprach ſie, „eine Artigkeit ohne gleichen, Herr Baron! Sie fordern mich zum Tanz auf, tanzen dann mit einer andern Dame und verwirren den ganzen Ball.“ Du kannſt Dir meine Betheurungen denken. „Dieſe Myſtifikationen,“ erwiederte Viktorine ganz außer ſich, „ſind Ihnen eigen, Herr Baron, ich kenne Sie, aber ich bitte, mich nicht weiter zum Gegenſtande Ihrer tiefen ſchneidenden Ironie zu wählen.“ — So ließ ſie mich ſtehen. Nun kam meine Tänzerin, die Artigkeit, ja ich mochte ſagen die Zuthulichkeit ſelbſt! — Das arme Kind hat Feuer gefaßt, ich kann es ihr nicht verdenken, aber bin ich denn Schuld? — O Viktorine, Viktorine! O Unglücks-Geige! — Furientanz, der mich in den Orkus hinabreißt!

Ludwig ſchloß die Augen, und ſeufzte und ächzte, der Freund war aber gutmüthig genug, nicht auszubrechen in lautes Gelächter. Er wußte über dem wohl, das Unfälle der Art, wie ſie den armen Ludwig bei dem Ball des Grafen Walther Puck betroffen, ſelbſt auf Menſchen von geringerer Geckenhaftigkeit die Wirkung ſpaniſcher Fliegen äußern in pſychiſchem Sinn.

Nachdem Ludwig ein Paar Taſſen Chokolade eingeſchlürft, ohne ſich, wie Tages zuvor, die Lippen zu verbrennen, ſchien er mehr Faſſung zu gewinnen, ſein ungeheures Schickſal mit größerem Muthe zu tragen. „Höre," begann er zu Euchar, der ſich indeſſen in ein Buch vertieft, „höre Freund, Du warſt ja auch zum Ball eingeladen?" — „Allerdings," entgegnete Euchar gleichgültig, kaum von den Blättern aufblickend. — „Und kamſt nicht, und haſt mir nicht einmal von der Einladung etwas geſagt," ſprach Ludwig weiter. — „Eine Angelegenheit," erwiederte Euchar, „hielt mich feſt, die mir wichtiger war, als jeder Ball in der Welt, und hätt' ihn der Kaiſer von Japan gegeben." — „Gräfin Viktorine," fuhr Ludwig fort, „erkundigte ſich ſehr angelegentlich, weshalb Du wohl ausbliebeſt. Sie war ſo unruhig, blickte ſo oft nach der Thüre. In der That, ich hätte eiferſüchtig werden, ich hätte glauben können, Dir wärs zum erſten Mahl gelungen, ein weibliches Herz zu rühren, wenn ſich nicht alles aufgeklärt hätte. — Kaum mag ichs Dir wieder erzählen, auf welche ſchonungsloſe Art ſich die holde Viktorine über Dich äußerte. — Nichts geringeres behauptete ſie, als daß Du ein kalter, herzloſer Sonderling ſeyſt, deſſen Gegenwart ſie oft mitten in der Luſt ängſtige; weshalb ſie denn gefürchtet hätte, Du würdeſt auch an dem Abend ihr Freudenſtörer ſeyn. Nun ſey ſie aber recht froh, daß Du nicht gekommen. — Aufrichtig geſprochen, ſeh ich doch gar nicht ein, warum Du, lieber Euchar, dem der Himmel doch ſo viel körperliche und geiſtige Vorzüge verliehen, ſolch entſchiedenes Unglück bei den Damen haſt, warum ich Dir überall den Rang ablaufe! — Kalter Menſch! Kalter Menſch, ich glaube, Du haſt keinen Sinn für das hohe Glück der Liebe, und darum wirſt Du nicht geliebt. Ich dagegen! — Glaube mir, ſelbſt Viktorines aufglühender

Zorn, erzeugte er ſich nicht aus den Liebesflammen, die in ihrem Innern lodern, für mich den Glücklichen, den Seligen?"

Die Thüre öffnete ſich, und es trat ein ſeltſames Männlein in das Zimmer, im rothen Rock mit großen Stahlknöpfen, ſchwarz ſeidenen Unterkleidern, ſtark gepuderter hoher Friſur mit kleinem runden Haarbeutel! „Beſter Cochenille," rief ihm Ludwig entgegen, „beſter Monſieur Cochenille, wie habe ich das ſeltne Vergnügen" —

Euchar verſicherte, daß wichtige Angelegenheiten ihn fortriefen, und ließ den Freund mit dem Kammerdiener des Grafen Walther Puck allein.

Cochenille verſicherte ſüß lächelnd mit niederſchlagenen Augen, wie hochgräfliche Gnaden überzeugt wären, daß der verehrteſte Herr Baron während der Setze von einer ſeltſamen Krankheit befallen, deren Nahmen im Lateiniſchen beinahe ſo klinge, wie Raptus, und wie er, Monſieur Cochenille, gekommen, Nachfrage zu halten, nach des verehrteſten Herrn Barons gnädigem Wohlbefin den. „Was Raptus, o Cochenille, was Raptus,“ rief Ludwig, erzählte nun ausführlich, wie ſich alles begeben und ſchloß damit, daß er den gewandten Kammerdiener des Grafen Walter Puck bat, die Sache möglichſt ins Geleiſe zu bringen.

Ludwig erfuhr, daß ſeine Tänzerin eine Kuſine der Gräfin Viktorine geweſen, die vom Lande hineingekommen, zum Nahmenfeſt des Grafen, daß ſie und Gräfin Viktorine ein Herz und eine Seele wären, und ſich, wie bei jungen Damen der Einklang der Gemüther wohl in Seide und Flor ans Licht zu treten pflege, öfters ganz gleich kleideten. Cochenille meinte ferner, daß es mit dem Zorn der Gräfin Viktorine doch nicht rechter Ernſt ſeyn müſſe. Er habe ihr nähmlich bei dem Schluß des Balls, gerade als ſie mit der Kuſine zuſammengeſtanden, Gefrornes ſervirt, und dabei bemerkt, wie beide herzlich gekichert und gelacht, ſo wie gehört, wie ſie beide mehrmals ganz deutlich den Nahmen des hochverehrteſten Herrn Barons genannt hätten. Freilich ſey [illegible] [illegible] vorkommen, die gräfliche Kuſine ungemein verliebter Komplexion, und werde nun verlangen, daß der Herr Baron das fortſetze, was er begonnen nemlich daß er der Kuſine fortan erklecklich den Hof mache, und zuletzt Glacéhandſchuhe anziehe, und ſie zum Brautaltar führe, Indeſſen wolle er das Seinige thun, daß ſie davon abgebracht werde. Morgenden Tages wollte er hochgräfliche Gnaden, wenn er dieſelbe zu friſiren die Ehre habe, gerade beim Lockenbau auf der linken Seite, die ganze Sache vortragen, und bitten, der Kuſine unter eindringenden oheimlichen Ermahnungen vorzuſtellen, das des Herrn Barons Liebeserklärung nichts anders geweſen ſey, als was dergleichen Erklärungen gewöhnlich wären, nähmlich ein angenehmer Tanzſchnörkel der geraden Tour beigefügt, als liebenswürdiger Exceß. Das werde helfen. Cochenille gab endlich dem Baron den Rath, Viktorinen ſo bald als nur möglich zu ſehen, und dazu finde ſich noch am heutigen Tage Gelegenheit. Die Konſiſtorial-Präſidentin Veehs gäbe nemlich Abends äſthetiſchen Thee, den ſie, wie

wie er von dem Kammerdiener des ruſſiſchen Geſandten erfahren, durch die ruſſiſche Geſandtſchaft direkt von der chineſiſchen Grenze kommen laſſe, und der einen ungemein ſüßen Geruch verbreite. Dort werde er Viktorine finden, und alles retabliren können.

Ludwig ſah ein, daß nur unwürdige Zweifel den Glauben an ſein Liebesglück verſtört haben konnten, und beſchloß beim äſthetiſchen Thee der Konſiſtorial-Präſidentin ſo bezaubernd liebenswürdig zu ſeyn, daß es Viktorinen nicht einfallen werde, auch nur was weniges zu ſchmollen.

Der äſthetiſche Thee. Stickhuſten eines tragiſchen Dichters. Die Geſchichte nimmt einen ernſten Schwung, und ſpricht von blutigen Schlachten, Selbſtmord u. dgl.

Der geneigte Leſer muß es ſich ſchon gefallen laſſen, den beiden Freunden, Ludwig und Euchar, zu folgen in den äſthetiſchen Thee, der nun bei der Frau Conſiſtorial-Präſidentin Veehs wirklich angegangen. Ungeſähr ein Dutzend hinlänglich gepußter Damen ſitzen in einem Halbkreis. Eine lächelt gedankenlos, die andere iſt vertieft in den Anblick ihrer Schuhſpitzen, mit denen ſie geſchickt die neueſten Pas irgend einer Françoiſe ganz in der Stille zu probiren weiß, die dritte ſcheint ſüß zu ſchlafen, noch ſüßer zu träumen, die vierte läßt den Feuerblick ihrer Augen umherſtreiſen, damit er nicht einen ſondern wo möglich alle jungen Männer treffe, die im Saal verſammelt, die fünfte liſpelt: „Göttlich — herrlich - ſublim“ — dieſe Ausrufungen gelten aber dem jungen Dichter, der eben mit allem nur möglichen Pathos eine neue Schickſals-Tragödie vorlieſt, die langweilig und abgeſchmackt genug iſt, um ſich ganz zu ſolcher Vorleſung zu eignen. Hübſch war es, daß man oft ein Brummen vernahm, fernem Donner zu vergleichen. Dieß war aber die Stimme des Konſiſtorial-Präſidenten, der in einem entfernten Zimmer mit dem Grafen Walter Puck Piquett ſpielte, und ſich auf jene Weiſe grollend, murrend vernehmen ließ. Der

Dichter las mit dem ſüßeſten Ton, deſſen er mächtig:

Nur noch einmal, nur noch einmal
Laß dich hören, holde Stimme,
Ja o Stimme, ſüße Stimme,
Stimme aus dem tiefen Grunde,
Stimme aus den Himmelslüften.
Horch, o horch —

Da ſchlug aber der Donner los, der längſt bedrohlich gemurmelt. „Himmel tauſend Saperment!“ dröhnte des Konſiſtorial-Präſidenten Stimme durch das Zimmer, ſo daß alles erſchrocken von den Sitzen aufſprang. Wieder war es hübſch, daß der Dichter ſich gar nicht ſtören ließ, ſondern fortfuhr:

Ja es iſt ſein Liebesathem,
Iſt ſein Ton, den Honiglippen
Iſt der ſüße Laut entflohen —

Ein höheres Schickſal als das, was in des Dichters Tragödie waltete, litt es aber nicht, daß der Dichter ſeine Vorleſung ende. Gerade, als er bei einem gräßlichen Fluch, den der Held des Stücks ausſpricht, ſeine Stimme erheben wollte zur höchſten tragiſchen

Kraft, kam ihm, der Himmel weiß was, in den Hals, ſo daß er in einen fürchterlichen, nicht zu beſchwichtigenden Huſten ausbrach, und halb tod weggetragen wurde.

Der Präſidentin, der man längſt Ueberdruß und Langweile angemerkt, ſchien die plötzliche Unterbrechung nicht ungelegen. Sobald die Ruhe der Geſellſchaft wieder hergeſtellt, erinnerte ſie, wie es nun an der Zeit ſey, daß irgend etwas nicht vorgeleſen ſondern recht lebendig erzählt werde, und meinte, daß Euchar recht eigentlich der Geſellſchaft dazu verpflichtet, da er ſonſt bei ſeiner hartnäckigen Schweigſamkeit wenig zur Unterhaltung beitrage.

Euchar erklärte beſcheiden, daß er ein ſehr ſchlechter Erzähler ſey, und daß das, was er vielleicht zum beſten geben könne, ſehr ernſten, vielleicht gar graulichen Inhalts ſeyn, ſo aber der Geſellſchaft wenig Luſt erregen werde. Da riefen aber vier blutjunge Fräuleins mit einer Stimme: „O graulich! nur recht graulich, o was ich mich gar zu gern graue!“

Euchar nahm den Rederſtuhl ein, und begann: „Wir haben eine Zeit geſehen, die wie ein wüthender Orkan über die Erde dahin brauſte. Die menſchliche Natur, in ihrer tiefſten Tiefe erſchüttert, gebar das Ungeheure, wie das ſturmbewegte Meer die entſetzlichen Wunder des Abgrunds emporſchleudert auf den toſenden Wellen. Alles was Löwenmuth, unbezwingbare Tapferkeit, Haß, Rache, Wuth, Verzweiflung im mörderiſchen Todeskampf vollbringen können, geſchah im ſpaniſchen Freiheitskriege. Es ſey mir erlaubt von den Abentheuern meines Freundes — ich will ihn Edgar nennen — zu erzählen, der dort unter Wellingtons Fahnen mitfocht. Edgar hatte im tiefen ſchneidenden Gram über die Schmach ſeines deutſchen Vaterlandes, ſeine Vaterſtadt verlaſſen, und war nach Hamburg gezogen, wo er in einem kleinen Stübchen, das er in einer entlegenen Gegend gemiethet, einſam lebte. Von dem Nachbar, mit dem er Wand an Wand wohnte, wußte er eben nichts weiter, als daß es ein alter kranker Mann ſey, der niemals ausgehe. Er hörte ihn öfters ſtöhnen, und in ſanfte rührende Klagen ausbrechen, ohne die Worte zu verſtehen. Später ging der Nachbar fleißig in der Stube auf und ab, und ein Zeichen wiedergekehrter Geneſung ſchien es, als er eines Tages eine Chitarre ſtimmte, und dann leiſe Lieder begann, die Edgar für ſpaniſche Romanzen erkannte.

Auf näheres Befragen vertraute ihm die Wirthin, daß der Alte ein Krankheits halber von dem Romanaſchen Korps zurückgebliebener ſpaniſcher Offizier ſey, der freilich nun insgeheim bewacht werde, und ſich nicht viel hinaus wagen dürfe.

Mitten in der Nacht hörte Edgar den Spanier die Chitarre ſtärker anſchlagen als ſonſt. Er begann in mächtiger, ſeltſam wechſelnder Melodie, die Profecia del Pirineo des Don Juan Baptiſta de Arriaza. Es kamen die Strophen:

Y oye que el gran rugido
Es ya trueno en los campos de Castilla
En las Asturias belico alarido,
Voz de venganza en la imperial Sevilla

Junto a Valencia es rayo.
Y terremoto horrisono en Monsayo.

Mira en hares guererras,
La Espanna toda hieriendo hasta sus fines,
Batir tambores, tremolar banderas,
Estallar bronçes, resonar clarines,
Y aun las antiguas lanzas,
Salir del polvo à renovar venganzas.

„Möge,“ unterbrach die Präſidentin den Redner, „möge es doch unſerm Freunde, bevor er weiter erzählt, gefallen, uns die mächtigen Verſe deutſch zu wiederholen, da ich mit mehreren meiner lieben Gäſte, die äſthetiſche Unart theile, kein Spaniſch zu verſtehen.“ „Der mächtige Klang,“ erwiederte Euchar, „den jene Verſe haben, geht in der Ueberſetzung verloren, doch würden ſie gut genug alſo verdeutſcht:“ *)

Horch, wie des Leuen Töne,
Zum Donner in Caſtiliens Regionen,
Zum Heulen werden für Aſturias Söhne,
Nachſchrei für die, die in Sevilla wohnen.

---

*) Durch S. H. Friedländer.

Valenzia iſt erſchüttert,
Indeß Moncayos Boden dröhnt und zittert.

Sieh bis an ſeine Grenzen
Das ganze Land in Kriegesglut ſich röthen,
Die Trommeln wirbeln und die Fahnen glänzen,
Die Erze krachen, ſchmettern die Trompeten,
Selbſt die im Staube lagen,
Die Lanzen braucht man in den Rachetagen. —

„Edgars Innerſtes entzündete die Glut der Begeiſtrung, die aus dem Geſange des Alten ſtrömte. Eine neue Welt ging ihm auf, er wußte nun, wie er ſich aufraffen von ſeiner Siechheit, wie er ermannt zu kühner That, den Kampf, der ſeine Bruſt zerfleiſchte, auskämpfen konnte im regen Leben. „Ja, nach Spanien — nach Spanien!“ ſo rief er überlaut, aber in demſelben Augenblick verſtummte Geſang und Spiel des Alten. Edgar konnte der Begierde nicht widerſtehen, den zu kennen, der ihm neues Leben eingehaucht. Die Thüre wich dem Druck ſeiner Hand. Doch in dem Moment, als er hineintrat in des Alten Zimmer, ſprang dieſer mit dem Schrei: „traidor!“ (Verräther) vom

Bette auf, und ſtürzte mit gezogenem Dolch los auf Edgar.

Dieſem gelang es indeſſen durch eine geſchickte Wendung dem gutgezielten Stoß auszuweichen, dann aber den Alten feſt zu packen und nieder zu drücken auf das Bett.

Während er nun den kraftloſen Alten feſt hielt, beſchwor er ihn in den rührendſten Ausdrücken ſein ſtürmiſches Einbrechen ihm zu verzeihen. Kein Verräther ſey er, vielmehr habe das Lied des Alten allen Gram, allen troſtloſen Schmerz, der ſeine Bruſt zerriſſe entflammt zu glühender Begeiſterung, zu unerſchütterlichem Kampfesmuth. Er wolle hin nach Spanien, und freudig fechten für die Freiheit des Landes. Der Alte blickte ihn ſtarr an, ſprach leiſe: „Wär' es möglich?“ drückte Edgarn, der nicht nachließ auf das eindringendſte zu betheuern, daß ihn nichts abhalten werde, ſeinen Entſchluß auszuführen, heftig an die Bruſt, indem er den Dolch, den er noch in der Fauſt hielt, weit von ſich ſchleuderte.

Edgar erfuhr nun, daß der Alte Baldaſſare de Luna geheißen, und aus einem der edelſten Geſchlechter Spaniens entſproſſen war. Hülflos, ohne Freunde, ohne die geringſte Unterſtützung bei der drückendſten Bedürftigkeit hatte er die troſtloſe Ausſicht, fern von ſeinem Vaterlande ein elendes Leben zu verſchmachten. Nicht gelingen wollt' es Edgarn den bedaurenswürdigen Alten zu beſchwichtigen, als er aber zuletzt auf das heiligſte verſprach, beider Flucht nach England möglich zu machen, da ſchien neues belebendes Feuer durch alle Glieder des Spaniers zu ſtrömen. Er war nicht mehr der ſieche Alte, nein, ein begeiſterter Jüngling, der Hohn ſprach der Ohnmacht ſeiner Unterdrücker.

Edgar hielt, was er verſprochen. Es gelang ihm die Wachſamkeit der argliſtigen Hüter zu täuſchen, und mit Baldaſſare de Luna zu entfliehen nach England. Das Schickſal vergönnte aber nicht dem wackern, vom Unglück verfolgten Mann, daß er ſein Vaterland wiederſehe. Aufs neue erkrankt, ſtarb er in London in Edgars Armen. Ein prophetiſcher Geiſt ließ ihn die Glorie des geretteten Vaterlandes ſchauen. In den letzten Seufzern des Gebets, das ſich den zum Tode erſtarrten Lippen mühſam entrang, vernahm Edgar den Nahmen: Vittoria! und die Verklärung des Himmels leuchtete auf de Lunas lächelndem Antlitz

Gerade in dem Zeitraum, als Suchets ſiegreiche Heere allen Widerſtand niederzuſchmettern, das ſchmachvolle fremde Joch auf ewige Zeit zu befeſtigen drohten, langte Edgar mit der Brigade des engliſchen Obriſten Sterret vor Tarragona an. Es iſt bekannt, daß der Obriſt die Lage des Platzes zu bedenklich fand, um die Truppen auszuſchiffen. Das vermochte der nach kühnen Waffenthaten dürſtende Jüngling nicht zu ertragen. Er verließ die Engländer und begab ſich zu dem ſpaniſchen General Contreras, der mit acht tauſend der beſten ſpaniſchen Truppen in der Feſtung lag. Man weiß daß des heftigſten Widerſtandes unerachtet, Suchets Truppen Tarragona mit Sturm nahmen, daß

Contreras ſelbſt durch einen Bajonnetſtich verwundet den Feinden in die Hände fiel.

Alles furchtbare Entſetzen der Hölle bieten die gräuelvollen Scenen dar, die vor Edgars Augen ſich aufthaten. War es ſchändliche Verrätherei, war es unbegreifliche Nachläſſigkeit der Befehlshaber — genug, den zur Vertheidigung des Hauptwalls aufgeſtellten Truppen fehlte es bald an Munition. Lange widerſtanden ſie mit dem Bajonnet dem durch das erbrochne Thor einſtürmenden Feinde, als ſie aber endlich ſeinem wüthenden Feuer weichen mußten, da ging es fort in wilder Verwirrung nach dem Thore gegenüber, in das, da es zu klein für die durchdringenden Maſſen, eingekeilt ſie Stich halten mußten dem fürchterlichen Gemetzel. Doch gelang es etwa viertauſend Spaniern, das Regiment Almeira war dabei und mit ihm Edgar, hinauszukommen. Mit der Wuth der Verzweiflung durchbrachen ſie die dort aufgeſtellten feindlichen Bataillone, und ſetzten ihre Flucht fort auf dem Wege nach Barcellona. Schon glaubten ſie ſich gerettet, als ein fürchterliches Feuer aus Feldſtücken, die der Feind hinter einem tiefen Graben, der den Weg durchſchnitt, aufgeſtellt hatte, unentrinnbaren Tod in ihre Reihen brachte. Edgar ſtürzte getroffen nieder.

Ein wüthender Kopfſchmerz war das Gefühl, indem er zur Beſinnung erwachte. Es war tiefe Nacht, alle Schauer des Todes durchbebten ihn, als er das dumpfe Aechzen, den herzzerſchneidenden Jammer vernahm. Es gelang ihm ſich aufzuraffen, und fortzuſchleichen. Als endlich die Morgendämmerung anbrach, befand er ſich in der Nähe einer tiefen Schlucht. Eben im Begriff hinabzuſteigen, kam ein Trupp feindlicher Reiter langſam hinauf. Nun der Gefangenſchaft zu entgehen, ſchien unmöglich, doch wie ward ihm, als plötzlich aus dem dickſten Gebüſch Schüſſe fielen, die einige der Reiter niederſtreckten, und nun ein Trupp Guerillas auf die übrig gebliebenen losſtürzte. Laut rief er ſeinen Befreiern auf ſpaniſch zu, die ihn freudig aufnahmen. Nur ein Streifſchuß hatte ihn getroffen, von dem er bald genas, ſo daß er vermochte ſich Don Joachim Blakes Truppen anzuſchließen, und nach vielen Gefechten mit ihm einzuziehen in Valenzia.

Wer weiß es nicht, daß die vom Guadalaviar durchſtrömte Ebene, in der das ſchöne Valenzia mit ſeinen ſtolzen Thürmen gelegen, das Paradies der Erde zu nennen iſt. Alle Götterluſt eines ewig heitern Himmels ſtrahlt hinein in das Gemüth der Bewohner, denen das Leben ein ununterbrochener Feſttag wird. Und dies Valenzia war nun der Waffenplatz des mörderiſchen Krieges! Statt der ſüßen Liebesklänge, die ſonſt in der ſtillen Nacht hinauf girrten zu den Gitterfenſtern, hörte man nur das dumpfe Geraſſel des Geſchützes, der Pulverkarren, die wilden Rufe der Wachen, das unheimliche Murmeln der durch die Straßen ziehenden Truppen. Alle Freude war verſtummt, die Ahnung des Entſetzlichen, was ſich begeben werde, lag auf den bleichen von Gram und Wuth verſtörten Geſichtern, der fürchterlichſte Ingrimm brach aus in tauſend gräßlichen Verwünſchungen des Feindes. Die Alameda (ein reizender Spaziergang in Valenzia), ſonſt der Tummelplatz der ſchönen Welt, diente jetzt zur Muſterung eines Theils der Truppen. Hier war es, wo Edgar, als er eines Tages einſam an einen Baum gelehnt ſtand, und nachſann über das dunkle feindliche Verhängniß, das über Spanien zu walten ſchien, einen hochbejahrten Mann von hohem ſtolzen Wuchs bemerkte, der langſam auf und ab ſchritt, und bei ihm vorübergehend jedesmal einen Augenblick ſtehen blieb und ihn ſcharf ins Auge faßte. Edgar trat endlich auf ihn zu, und fragte mit beſcheidenem Ton, wodurch er des Mannes beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. „So habe,“ ſprach der Mann, indem ein düſtres Feuer unter den buſchigten ſchwarzen Braunen hervorblitzte, „ſo habe ich mich doch nicht getäuſcht, Ihr ſeyd kein Spanier, und doch muß ich, lägt nicht Euer Rock, Euch für einen unſerer Mitkämpfer halten. Das kommt mir aber etwas wunderlich vor.“ Edgar zwar ein wenig verletzt durch des Alten barſche Anrede, erzählte doch gelaſſen genug, was ihn nach Spanien gebracht.

Kaum hatte er indeſſen den Nahmen Baldaſſare de Luna genannt, als der Alte in voller Begeiſtrung laut rief: „Was ſagt Ihr? — Baldaſſare de Luna — Baldaſſare de Luna? mein würdiger Vetter! ach mein innigſter einziger Freund, der mir hienieden noch übrig geblieben!“ Edgar wiederholte, wie ſich alles begeben, und unterließ nicht zu erwähnen, mit welchen Himmelshoffnungen Baldaſſare de Luna geſtorben.

Der Alte faltete die Hände, ſchlug die Augen voller Thränen auf zum Himmel, ſeine Lippen bebten, er ſchien mit dem dahin geſchiedenen Freunde zu reden; „Verzeiht,“ wandte er ſich dann zu Edgar, „verzeiht, wenn mich ein düſtres Mißtrauen zu einem Betragen gegen Euch zwang, das mir ſonſt nicht eigen. Man wollte vor einiger Zeit ahnen, daß die verruchte Argliſt des Feindes ſo weit gehe, fremde Offiziere ſich in unſere Heere ſchleichen zu laſſen, um verderblichen Verrath zu bereiten. Die Vorfälle in Tarra gona haben dieſe Ahnung nur zu ſehr beſtätigt, und ſchon hat die Junta beſchloſſen alle fremde Offiziere zu entfernen. Don Joachim Blake hat indeſſen erklärt, daß vorzüglich fremde Ingenieure ihm unentbehrlich wären, dagegen aber feierlich verſprochen, jeden Fremden, auf den der leiſeſte Verdacht des Verraths kommen werde, augenblicklich niederſchießen zu laſſen. Seyd Ihr wirklich ein Freund meines Baldaſſare, ſo meint Ihr es gewiß tapfer und ehrlich — ich habe Euch indeſſen Alles geſagt, und Ihr möget Euch darnach achten.“ Damit ließ ihn der Alte ſtehen.

Alles Waffenglück ſchien von den Spaniern gewichen, der Todesmuth der Verzweiflung vermochte nichts auszurichten gegen den immer näher andringenden Feind. Enger und enger wurde Valenzia von allen Seiten umzingelt, ſo daß Blake, auf das äußerſte gebracht, beſchloß, ſich mit zwölftauſend Mann der auserleſenſten Truppen durchzuſchlagen. Es iſt bekannt, daß nur wenige durchkamen, daß die übrigen zum Theil getödtet, zum Theil zurückgedrängt wurden in die Stadt. Hier war es, wo Edgar an der Spitze des tapfern Jägerregiments Ovihuela noch dem Feinde einige Momente Trotz zu bieten vermochte, ſo daß die wilde Verwirrung der Flucht weniger verderblich wurde. Aber wie bei Tarragona ſtreckte ihn in dem Moment des wüthendſten Kampfes eine Gewehrkugel nieder. — Den Zuſtand von dieſem Augenblick an bis zum klaren Bewußtſeyn beſchrieb mir Edgar als unerklärlich ſeltſam. Oft war es ihm, als ſey er in wilder Schlacht, er hörte den Donner des Geſchützes, das wilde Geſchrei der Kämpfenden, die Spanier rückten ſiegreich vor, aber als er von freudiger Kampfesluſt entflammt, ſein Bataillon ins Feuer führen wollte, war er plötzlich gelähmt, und verſank in bewußtloſe Betäubung: dann fühlte er wieder deutlich, daß er auf weichem Lager liege, daß man ihm kühles Getränk einflöße, er hörte ſanfte Stimmen ſprechen, und konnte ſich doch nicht aufraffen aus den Träumen. Einmal, als er wieder in dem dickſten Getümmel der Schlacht zu ſeyn wähnte, war es ihm, als packe man ihn feſt bei der Schulter, während ein feindlicher Jäger ſein Gewehr auf ihn abſchoß, ſo daß die Kugel ſeine Bruſt traf, und ſich auf unglaubliche Weiſe langſam einwühlte in das Fleiſch unter den unſäglichſten Schmerzen, bis alles Gefühl unterging im tiefen Todesſchlaf.

Aus dieſem Todesſchlaf erwachte Edgar plötzlich zu vollem Bewußtſeyn, doch in ſolcher ſeltſamer Umgebung, daß er durchaus nicht ahnen konnte, wo er ſich befinde. Zu dem weichen und üppigen Lager mit ſeidenen Decken paßte nämlich gar ſchlecht das niedrige, kleine, gefängnißartige Gewölbe von rohen Steinen, in dem es ſtand. Eine düſtere Lampe verbreitete nur ein ſparſames Licht rings umher, weder Thüre noch Fenſter war bemerkbar. Edgar richtete ſich mühſam in die Höhe, da gewahrte er einen Franziskaner, der in einer Ecke des Gewölbes auf einem Lehnſtuhl ſaß, und zu ſchlafen ſchien. „Wo bin ich?“ rief Edgar mit aller Kraftanſtrengung, deren er nur fähig.

Der Mönch fuhr auf aus dem Schlafe, ſchürete den Docht der Lampe, nahm ſie, leuchtete Edgarn in's Geſicht, fühlte ſeinen Puls und murmelte etwas, das Edgar nicht verſtand. Edgar war im Begriff den Mönch zu befragen um alles, was ſich mit ihm begeben, als geräuſchlos ſich die Wand zu öffnen ſchien, und ein Mann hereintrat, den Edgar augenblicklich für den Alten von der Alameda her erkannte. Der Mönch rief ihm zu, daß die Kriſis vorüber ſey, und nun alles gut gehen werde. „Gelobt ſey Gott!“ erwiederte der Alte, und näherte ſich Edgars Lager.

Edgar wollte ſprechen, der Alte bat ihn aber zu ſchweigen, weil die mindeſte Anſtrengung zur Zeit ihm noch gefährlich ſey. Zu denken ſey es, daß es ihm unerklärlich ſeyn müſſe, ſich in ſolchen Umgebungen wieder zu finden, wenig Worte würden aber hinreichen, ihn nicht nur ganz zu beruhigen, ſondern ihm auch die Nothwendigkeit zu zeigen, daß man ihn in dieſen traurigen Kerker lagern müſſen.

Edgar erfuhr nun Alles. Als er von einer Kugel in die Bruſt getroffen nieder ſank, hatten ihn die unerſchrockenen Kampfesbrüder, des fürchterlichſten Feuers ungeachtet, aufgerafft, und in die Stadt hineingetragen. Es begab ſich, daß hier im dickſten Getümmel Don Rafaele Marchez (ſo war der Alte geheißen) den verwundeten Edgar gewahrte, und ihn, ſtatt nach dem Spital, ſogleich in ſein Haus tragen ließ, um dem Freunde ſeines Baldaſſare alle nur mögliche Hülfe und Pflege angedeihen zu laſſen. Die Wunde war zwar gefährlich genug, was aber Edgars Zuſtand beſonders bedenklich machte, war das hitzige Nervenfieber, deſſen Spuren ſich ſchon früher gezeigt, und das nun in voller Wuth ausbrach. Man weiß daß Valenzia drei Tage und drei Nächte hindurch mit dem gräßlichſten Erfolg beſchoſſen wurde, daß alles Schrecken, alles Entſetzen der furchtbarſten Belagerung, ſich in der von Menſchen überfüllten Stadt verbreitete, daß derſelbe Pöbel, der von der Junta zur Wuth aufgereizt, unter den fürchterlichſten Drohungen verlangte, Blake ſolle ſich aufs äußerſte vertheidigen, nun bewaffnet den General zur augenblicklichen Uebergabe zwingen wollte; daß Blake mit der Faſſung eines Helden den zuſammengerotteten Haufen durch walloniſche Garden aus einander treiben ließ, dann aber mit Suchet ehrenvoll genug kapitulirte. Don Rafaele Marchez wollte nicht daß der todkranke Edgar dem Feinde in die Hände fallen ſollte. So wie die Kapitulation geſchloſſen, und der Feind einrückte in Valenzias Mauern, ſchafte er Edgarn hinab in das entlegene, jedem Fremden unentdeckbare Gewölbe. „Freund meines verklärten Baldaſſare (ſo ſchloß Don Rafaele Marchez ſeine Erzählung), ſeyd auch der meinige, Euer Blut iſt gefloſſen für mein Vaterland, jeder Tropfen fiel ſiedend heiß in meine Bruſt, und vertilgte jede Spur des Mißtrauens, das in dieſer verhängnißvollen Zeit ſich nur zu leicht erzeugen muß. Dieſelbe Glut, die den Spanier entflammt zum wüthendſten Haß, lodert auch auf in ſeiner Freundſchaft, und macht ihn jeder That, jedes Opfers fähig für den Verbundenen. In meinem Hauſe wirthſchaften die Feinde, doch Ihr ſeyd in Sicherheit, denn ich ſchwöre Euch, geſchieht Entſetzliches, ſo laſſe ich mich eher unter den Trümmern von Valenzia begraben, als daß ich Euch verriethe. Glaubt mir das!“

Zur Tageszeit herrſchte rings um Edgars verborgenes Gemach die tiefſte Grabesſtille, Nachts dagegen war es Edgar oft, als höre er aus der Ferne den Wiederhall leiſer Tritte, das dumpfe Murmeln mehrerer Stimmen durch einander, das Oeffnen und Schließen von Thüren, das Geklirre von Waffen. Ein unterirdiſches Treiben ſchien zum Leben erwacht in den Stunden des Schlafes. Edgar befragte darum den Franziskaner, der ihn ſehr ſelten nur auf Augenblicke verließ, und ihn mit der unermüdlichſten Sorgfalt pflegte. Der meinte aber, ſey er nur erſt mehr geneſen, ſo würde er wohl durch Don Rafaele Marchez erfahren, was in ſeiner Nachbarſchaft ſich begebe. Das geſchah denn auch wirklich. Als nämlich Edgar ſo weit hergeſtellt, daß er ſein Lager verlaſſen konnte, kam eines Nachts Don Rafaele mit einer angezündeten Fackel, und lud Edgar ein ſich anzukleiden, und ihm nebſt dem Pater Euſebio, ſo hieß der Franziskaner, der ſein Arzt und Krankenwärter, zu folgen.

Don Rafaele führte ihn durch einen ſchmalen ziemlich langen Gang, bis ſie an eine verſchloſſene Thür kamen, die auf Don Rafaels Klopfen geöffnet wurde.

Wie erſtaunte Edgar, als er in ein geräumiges, hell erleuchtetes Gewölbe trat, in dem ſich eine zahlreiche Geſellſchaft von Leuten befand, die größten Theils ein ſchmutziges, wildes, trotziges Anſehen hatten. Mitten ſtand ein Mann, der, wie der gemeinſte Bauer gekleidet, mit verwildertem Haar, alle Spuren eines heimathloſen Nomadenlebens an ſich tragend, doch in ſeinem ganzen Weſen etwas kühnes, Ehrfurcht gebiethendes hatte. Die Züge ſeines Geſichtes waren dabei edel, und aus ſeinen Augen blitzte jenes kriegeriſche Feuer, das den Helden verräth. Zu dieſem Mann führte Don Rafaele ſeinen Freund hin, und kündigte ihn als den jungen tapferen Deutſchen an, den er dem Feinde entriſſen, und der bereit ſey, den großen Kampf für die Freiheit von Spanien mit zu kämpfen. Dann ſprach Don Rafaele ſich zu Edgar wendend; „Ihr ſeht hier im Herzen von Valenzia von Feinden umlagert den Heerd, auf dem ewig das Feuer geſchürt wird, deſſen unlöſchbare Flammen immer mit verdoppelter Kraft auflodernd, den verruchten Feind vertilgen ſollen, in der Zeit, wenn er, durch ſein trügeriſches Waffenglück kühn und ſicher geworden, ſchwelgen wird in trotzigem Uebermuth. Ihr befindet Euch in den unterirdiſchen Gewölben des Franziskaner-Kloſters. Auf hundert, jeder Argliſt verborgenen Schleichwegen kommen hier die Häupter der Tapfern zuſammen, und ziehen dann wie aus einem Brennpunkt ſchießende Stralen hinaus nach allen Enden, um den verrätheriſchen Fremdlingen, ſelbſt nach durch Uebermacht erzwungenen Siegen, Tod und Verderben zu bereiten. Wir betrachten Euch, Don Edgar, als der Unſrigen einen. Nehmt Theil an der Glorie unſerer Unternehmungen!“

Empecinado — niemand anders als das berühmte Haupt der Guerillas war jener Mann in Bauerntracht, Empecinado, deſſen unerſchrockene Kühnheit bis zum mährchenhaften Wunder ſtieg, der wie der unvernichtbare Geiſt der Rache ſelbſt allen Anſtrengungen der Feinde trotz bot, und plötzlich, wenn er ſpurlos verſchwunden ſchien, mit verdoppelter Stärke hervorbrach, der in dem Augenblick, als die Feinde die vollkommene Niederlage ſeiner Haufen verkündeten, vor den Thoren von Madrid erſchien, und den Afterkönig in Todesſchrecken ſetzte — alſo Empecinado reichte Edgarn die Hand, und redete zu ihm mit begeiſterten Worten.

Man führte jetzt einen Jüngling gebunden herbei. Auf ſeinem todtbleichen Antlitz lagen alle Spuren troſtloſer Verzweiflung, er ſchien zu beben, nur mit Mühe ſich aufrecht zu erhalten, als man ihn hinſtellte vor Empecinado. Der durchbohrte ihn ſchweigend mit ſeinem Flammenblick, und begann endlich mit einer fürchterlichen, herzzermalmenden Ruhe: „Antonio! Ihr ſteht in Eintracht mit dem Feinde, Ihr wart mehrmals zu ungewöhnlichen Stunden bei Suchet, Ihr habt unſre Waffenplätze in der Provinz Cuenca verrathen wollen!“ „Es iſt ſo,“ erwiederte Antonio mit einem ſchmerzlichen Seufzer, ohne das geſenkte Haupt empor zu richten. „Iſt es möglich?“ rief nun Empecinado in wildem Zorn aufbrauſend, „iſt es möglich, daſt Du ein Spanier biſt, daß das Blut Deiner Vorfahren dir in den Adern rinnt? War Deine Mutter nicht die Tugend ſelbſt? wäre der leiſeſte Gedanke, daß ſie die Ehre ihres Hauſes hätte beflecken können, nicht verruchter Frevel: ich würde glauben du ſeyſt ein Baſtard aus dem Samen des verworfenſten Volks der Erde entſproſſen! Du haſt den Tod verdient. Mache dich gefaßt zu ſterben!“ Da ſtürzte Antonio ganz Jammer und Verzweiflung hin zu Empecinados Füßen, indem er laut ſchrie: „Oheim — Oheim! glaubt Ihr denn nicht, daß alle Furien der Hölle meine Bruſt zerfleiſchen? Habt Barmherzigkeit, habt Mitleiden! Bedenkt, daß die Argliſt des Teufels iſt alles vermag! — Ja, Oheim, ich bin ein Spanier, laßt mich das beweiſen! — Seyd barmherzig, vergönnt, daß ich die Schande, die Schmach, die die verruchteſten Künſte der Hölle über mich gebracht, tilge, daß ich Euch, daß ich den Brüdern gereinigt erſcheinen möge! — Oheim, Ihr verſteht mich, Ihr wißt, warum ich Euch anflehe!“

Empecinado ſchien durch des Jünglings Flehen erweicht. Er hob ihn auf, und ſprach ſanft: „Du haſt Recht, die Argliſt des Teufels vermag viel. Deine Reue iſt wahr, muß wahr ſeyn. Ich weiß, warum du flehſt, ich verzeihe dir, Sohn der geliebten Schweſter! komm an meine Bruſt.“ Empecinado löſte ſelbſt die Bande des Jünglings, ſchloß ihn in ſeine Arme, und reichte ihm dann den Dolch, den er am Gürtel trug. „Habe Dank,“ ſchrie der Jüngling, küßte Empecinados Hände, benetzte ſie mit Thränen, hob den Blick betend gen Himmel, ſtieß ſich den Dolch tief in die Bruſt, und ſank lautlos zuſammen. Den kranken Edgar erſchütterte der Auftritt dermaßen, daß er ſich der

Ohnmacht nahe fühlte. Pater Euſebio brachte ihn zurück in ſein Gewölbe.

Als einige Wochen vergangen, glaubte Don Rafaele Marchez ſeinen Freund ohne Gefahr aus ſeinem Kerker, in dem er nicht geneſen konnte, befreien zu dürfen. Er brachte ihn zur Nachtzeit herauf, in ein einſames Zimmer, deſſen Fenſter in eine ziemlich entlegene Straße hinausgingen, und warnte ihn, wenigſtens den Tag über nicht aus der Thür zu treten, der Franzoſen halber, die im Hauſe einquartirt ſeyen.

Selbſt wußte Edgar nicht, woher die Luſt kam, die ihn eines Tages anwandelte, auf den Corridor hinauszugehen. In demſelben Augenblick, als er aus dem Zimmer trat, öffnete ſich aber die Thür gegenüber, und ein franzöſiſcher Offizier trat ihm entgegen.

„Freund Edgar, welches Geſchick bringt Euch hieher? Seyd tauſendmal willkommen!“ ſo rief der Franzoſe, ſtürzte auf ihn zu, umarmte ihn voller Freude. Edgar hatte augenblicklich den Obriſt la Combe von der kaiſerlichen Garde erkannt. Der Zufall hatte den Obriſten gerade in der verhängnißvollſten Zeit der tiefen Erniedrigung des deutſchen Vaterlandes in das Haus des Oheims geführt, bei dem Edgar, als er die Waffen ablegen müſſen, ſich aufhielt. La Combe war im ſüdlichen Frankreich geboren. Durch ſeine unzweideutige Gutmüthigkeit, durch die, ſeiner Nation ſonſt eben nicht eigene Zartheit, womit er die tief Verletzten zu behandeln wußte, gelang es ihm den Widerwillen, ja den unverſöhnlichen Haß, der in Edgars Innerm gegen die übermüthigen Feinde feſtgewurzelt, zu überwinden, und zuletzt durch einige Züge, die La Combes wahrhaft edlen Sinn außer Zweifel ſetzten, ſeine Freundſchaft zu gewinnen. „Edgar, wie kommſt du hieher nach Valenzia?“ rief der Obriſt. Man kann denken wie ſehr Edgar in Verlegenheit gerieth; er vermochte nicht zu antworten. Der Obriſt ſah ihn ſtarr an, und ſprach dann ernſt: „Ha! ich weiß, was dich her gebracht. Du haſt deinem Haß Luft gemacht, du haſt das Schwert der Rache gezückt für die vermeintliche Freiheit eines wahnſinnigen Volks – und ich kann dir das nicht verdenken. Ich müßte deine Freundſchaft nicht für ächt halten, wenn du etwa glauben ſollteſt, ich könnte dich verrathen. Nein, mein Freund! nun ich dich gefunden, biſt du erſt in voller Sicherheit. Denn wiſſe, du ſollſt von nun an kein anderer ſeyn, als der reiſende Geſchäftsführer eines deutſchen Handelshauſes in Marſeille, den ich längſt gekannt, und damit gut!" So ſehr es Edgarn peinigte, La Combe ruhte nicht, bis er ſeine Klauſe verließ, und mit ihm die beſſern Zimmer bezog, die Don Rafaele Marchez ihm eingeräumt.

Edgar eilte den mißtrauiſchen Spanier von dem ganzen Hergang der Sache, von dem Verhältniß mit La Combe, zu unterrichten. Don Rafaele begnügte ſich ernſt und trocken zu erwiedern: „In der That, das iſt ein ſonderbarer Zufall!"

Der Obriſt fühlte Edgars Lage ganz; indeſſen konnte er doch den ſeiner Nation eigenthümlichen Sinn dem lebendiges Bewegen in Luſt und zerſtreuendem Vergnügen als die tiefſte Herzenswunde heilend erſcheint, nicht verläugnen. So kam es, daß der Obriſt mit dem Marſeiller Kaufmann Arm in Arm täglich in der Alameda ſpazierte, ihn fortriß in die luſtigen Gelage der bis zum tollen Uebermuth leichtſinnigen Kameraden.

Edgar bemerkte wohl, wie ihn manche ſeltſame Geſtalten mit mißtrauiſchen Blicken verfolgten, und es fiel ihm nicht wenig aufs Herz, als er, mit dem Obriſten in eine Poſada eintretend, ganz deutlich hinter ſich ziſcheln hörte: „acqui esta el traidor!“ (da iſt der Verräther).

Don Rafaele wurde immer kälter und einſilbiger gegen Edgar, bis er zuletzt ſich gar nicht mehr ſehen, und ihm ſagen ließ, er könne von nun an, ſtatt daß er ſonſt mit ihm allein gegeſſen, mit dem Obriſten La Combe ſpeiſen.

Eines Tages, als der Dienſt den Obriſten abgerufen, und Edgar ſich allein in dem Zimmer befand, klopfte es leiſe an der Thür,

und

und Pater Euſebio trat herein. Euſebio fragte nach Edgar's Geſundheit, und ſprach dann von allerlei gleichgültigen Dingen, bis er plötzlich inne hielt, und Edgarn tief ins Auge blickte, dann rief er tief bewegt: „Nein Don Edgar! Ihr ſeyd kein Verräther! Es iſt des Menſchen Natur, daß er im wachen Traum, im bethörenden Wahnſinn des Fiebers, wenn der Lebensgeiſt im harten Kampf begriffen mit der irdiſchen Hülle, wenn die ſtärker und ſtärker geſpannten Fibern nicht mehr den fortbrauſenden Gedanken zu hemmen vermögen — ja — daß er dann ſein Innerſtes zu erſchließen gezwungen! Wie oft hab' ich, Don Edgar, an Eurem Lager Nächte durchwacht, wie oft habt Ihr mich unbewußt in Eure tiefſte Seele blicken laſſen! Nein, Don Edgar, Ihr könnt kein Verräther ſeyn. Aber ſeht Euch vor — ſeht Euch vor!“ Edgar beſchwor Euſebio ihm zu ſagen, welcher Verdacht auf ihm laſte, welche Gefahr ihm drohe. „Nicht verhelen,“ ſprach Euſebio, „nicht verhelen will ich Euch, daß Euer Umgang mit dem Obriſten La Combe und ſeinen Gefährten Euch verdächtig gemacht hat, daß man fürchtet, Ihr könntet, wenn auch nicht aus böſem Willen, doch im fröhlichen Uebermuth bei irgend einem luſtigen Gelage, wenn Ihr zu viel des ſtarken ſpaniſchen Weins genoſſen, die Geheimniſſe dieſes Hauſes verrathen, in die Euch Don Rafaele eingeweiht. Ihr ſeyd allerdings in einiger Gefahr! Doch," fuhr Euſebio, da Edgar nachdenklich ſchwieg, nach einer Weile mit niedergeſenktem Blicke fort, „doch giebt es ein Mittel Euch aller Gefahr zu entreißen, Ihr dürft Euch nur dem Franzoſen ganz in die Arme werfen, er wird Euch fortſchaffen aus Valenzia." „Was ſagt Ihr?" fuhr Edgar heftig auf, „Ihr vergeßt, daß ich ein Deutſcher bin! Nein, lieber vorwurfsfrei ſterben, als Rettung ſuchen in elender Schmach!" „Don Edgar!" rief der Mönch begeiſtert, „Don Edgar, Ihr ſeyd kein Verräther!" Dann drückte er Edgarn an die Bruſt, und verließ mit Thränen in den Augen das Zimmer.

Noch in derſelben Nacht, Edgar war einſam geblieben, der Obriſt nicht zurückgekehrt, hörte Edgar Tritte ſich nähern, und Don Rafaels Stimme rief: „Macht auf, Don Edgar, macht auf!“ Als Edgar öffnete, ſtand Don Rafaele vor ihm, mit einer Fackel in der Hand, neben ihm Pater Euſebio. Don Rafaele lud Edgarn ein ihm zu folgen, da er einer wichtigen Berathung im Gewölbe des Franziskaner-Kloſters beiwohnen müſſe. Schon waren ſie im unterirdiſchen Gange, Don Rafaele ſchritt mit der Fackel voraus, als Euſebio Edgarn leiſe zufliſterte: „O Gott, Don Edgar, Ihr geht zum Tode, Ihr könnet nicht mehr entrinnen!“

Edgar hatte in manchem mörderiſchen Kampf ſich fröhlichen Todesmuth erhalten, doch hier mußte ihn wohl alle Bangigkeit, aller Schrecken des Meuchelmords, der auf ihn wartete, durchbeben, ſo daß ihn Euſebio mit Mühe aufrecht erhielt. Und doch gelang es ihm, da der Gang noch weit, nicht allein Faſſung zu gewinnen, ſondern auch zum feſten Entſchluß zu kommen, der ihn zum gefährlichen Spiel beſtimmte. Als die Thüren des Gewölbes ſich öffneten, erblickte Edgar den furchtbaren Empecinado, aus deſſen Augen Wuth und Rache blitzten. Hinter ihm ſtanden mehrere Guerillas und einige Franziskaner-Mönche. Nun ganz ermuthigt, trat Edgar keck und feſt dem Haupt der Guerillas entgegen, und ſprach ernſt und ruhig: „Es ſchickt ſich ſehr gut, daß ich Euch heute zu Geſicht bekomme, Don Empecinado, ſchon wollt' ich Don Rafaele ein Geſuch vortragen, deſſen Gewährung ich nun von Euch ſelbſt einholen kann. Ich bin — Vater Euſebio, mein Arzt und treuer Pfleger wird es mir bezeugen — nun ganz geneſen, ich fühle mich ganz erkräftigt, und vermag die langweilige Ruhe meines Aufenthalts unter verhaßten Feinden nicht länger zu ertragen. Ich bitte Euch, Don Empecinado, laßt mich auf den Euch bekannten Schleichwegen hinausbringen, damit ich zu Euern Haufen ſtoße, und Thaten vollbringe, nach denen meine ganze Seele dürſtet.“ „Hm,“

erwiederte Empecinado, mit beinahe hämiſchem Ton, „haltet Ihr es denn noch mit dem wahnſinnigen Volke, das lieber in den Tod gehen, als der großen Nation huldigen will? haben Euch Eure Freunde nicht eines Beſſern belehrt?“ „Euch iſt,“ ſprach Edgar gefaßt, „Euch iſt der deutſche Sinn fremd, Don Empecinado, Ihr wißt nicht, daß der deutſche Muth, der in heller reiner Naphtaflamme unauslöſchbar fortbrennt, daß die deutſche felſenfeſte Treue der undurchdringliche Harniſch iſt, von dem alle vergifteten Pfeile der Argliſt und Bosheit wirkungslos abprallen. Ich bitte Euch nochmals, Don Empecinado, laßt mich hinaus ins Freie, damit ich die gute Meinung bewähre, die ich wohl ſchon verdient zu haben glaube,“ Empecinado blickte Edgarn verwundert an, während ein dumpfes Murmeln durch die Verſammlung lief. Don Rafaele wollte mit Empecinado ſprechen, er wies ihn zurück, näherte ſich Edgarn, faßte ſeine Hand und ſprach bewegt: „Ihr waret wohl heute zu etwas Anderm berufen — doch — Don Edgar! denkt an Euer Vaterland! die Feinde, die es in Schmach verſenkten, ſtehen auch hier vor Euch; denkt daran, daß zu dem Phönix, der mit leuchtendem Gefieder aus den Flammen emporſteigen wird, die hier gen Himmel lodern, auch Eure deutſchen Brüder aufblicken werden, ſo daß dann die Verzweiflung glühende Sehnſucht werden muß, Todesmuth und Todeskampf gebährend." „Ich habe," erwiederte Edgar ſanft, „ich habe das Alles bedacht, ehe ich mein Vaterland verließ, um mein Blut für Eure Freiheit zu verſpritzen, mein ganzes Weſen löſte ſich auf in Rachedurſt, als Don Baldaſſare de Luna ſterbend in meinen Armen lag." „Iſt es Euch," rief nun Empecinado wie plötzlich in Zorn auflodernd, „iſt es Euch Ernſt, ſo müßt Ihr noch in dieſer Nacht fort — in dieſem Augenblick — Ihr dürft nicht mehr zurück in Don Rafaele's Haus." Edgar erklärte, daß dies eben ſein Wunſch ſey, und ſogleich wurde er von einem Mann, der Iſidor Mirr geheißen, ſpäter ſich zu einem Haupt der Guerillas emporſchwang, und dem Pater Euſebio fortgebracht.

Nicht herzlich genug konnte auf dem Wege der gute Euſebio Edgarn ſeine Theilnahme an ſeiner Rettung verſichern. „Der Himmel,“ ſprach er, „nahm ſich Eurer Tugend an, und ſenkte den Muth in Eure Bruſt, der mir als ein göttliches Wunder erſchien.“ Viel näher vor Valenzia, als geahnt worden, als der Feind wohl träumen mochte, fand Edgar den erſten Haufen Guerillas, dem er ſich anſchloß.

Ich ſchweige von Edgars kriegeriſchen Abentheuern, die manchmal einem ritterhaften Fabelbuch entlehnt ſcheinen möchten, und komme gleich zu dem Augenblick, als Edgar ganz unverhofft den Don Rafaele Marchez unter den Guerillas erblickte. „Man hat Euch wirklich Unrecht gethan, Don Edgar,“ ſprach Don Rafaele. Edgar drehte ihm den Rücken.

So wie die Dämmerung einbrach, gerieth Don Rafaele in eine Unruhe, die immer mehr und mehr ſtieg, bis zur qualvollſten Angſt. Er lief hin und her, ſtöhnte, ſeufzte, hob die Hände gen Himmel, betete. „Was iſt dem Alten? „fragte Edgar. „Es iſt ihm gelungen,“ erwiederte Iſidor Mier, nachdem er ſelbſt ſich fortgeſchlichen, ſeine beſten Habſeligkeiten aus Valenzia zu retten, und auf Maulthiere laden zu laſſen, die erwartet er in dieſer Nacht und mag wohl Böſes fürchten.“ Edgar wunderte ſich über Don Rafaele's Geiz, der ihn alles Uebrige vergeſſen zu laſſen ſchien. Es war Mitternacht, der Mond leuchtete hell durch das Gebirge, als man aus der Schlucht herauf ein ſtarkes Schießen vernahm. Bald hinkten ſchwer verwundete Guerillas hinan, welche verkündeten, daß der Trupp, der Don Rafaele's Maulthiere geführt, ganz unerwartet von franzöſiſchen Jägern überfallen worden ſey. Beinahe alle Kameraden wären niedergemacht, die Maulthiere ſchon in des Feindes Gewalt. „Heiliger Gott, mein Kind, mein armes unglückliches Kind!“ So kreiſchte Don Rafaele auf, und ſank beſinnungslos zu Boden.

„Was iſt da zu thun? rief Edgar laut, „auf — auf — Brüder, hinab in die Schlucht — hinab, den Tod unſerer Tapfern zu rächen, den Hunden die gute Beute aus den Zähnen zu reißen.“ „Der brave Deutſche hat Recht!“ rief Iſidor Mirr, „der brave Deutſche hat Recht!“ erſcholl es rings umher, und hinab in die Schlucht ging es wie brauſender Gewitterſturm!

Nur noch wenige Guerillas wehrten ſich im Todesmuth der Verzweiflung. Mit dem Schrei: „Valenzia!“ ſtürzte ſich Edgar in den dickſten Haufen der Feinde, und mit dem todverkündenden Gebrüll blutdürſtiger Tieger ſtürzten die Guerillas ihm nach, ſtießen den von jähem Todesſchreck gelähmten Feinden ihre Dolche in die Bruſt, ſchlugen ſie nieder mit den Büchſenkolben. Die ſchnell Entrinnenden trafen wohlgezielte Schüſſe. Das waren die Valenzier, die die Küraſſiere des General Moncey auf dem Marſche einholten, ihnen in die Flanke ſprangen, ſie, ehe ihnen die Beſinnung kam, mit Dolchſtößen niedermachten, und Meiſter der Waffen und Pferde zurückkehrten in ihre Schlupfwinkel.

Schon war alles entſchieden, als Edgar
aus dem tiefſten Dickicht heraus ein durch-
dringendes Geſchrei vernahm; ſchnell eilte e
hin, und gewahrte, wie ein kleiner Menſch
den Zügel des Maulthiers, das hinter ihm
ſtand, zwiſchen den Zähnen, mit einem Fran
zoſen rang. In demſelben Augenblick, eh
noch Edgar hervor gekommen, ſtieß der Fran
zoſe den Kleinen mit einem Dolch, den e
ihm wahrſcheinlich entwunden, nieder, un
wollte nun das Maulthier fortzerren, tief
in den Wald hinein. Edgar ſchrie laut au
der Franzoſe ſchoß, fehlte, Edgar rannte ih
ſein Bayonnet durch den Leib. Der Klei
winſelte. Edgar hob ihn auf, machte m
Mühe den Zügel los, in den er krampfha
gebiſſen, und wurde nun erſt, als er i
auf das Maulthier legen wollte, gewahr, d
eine verhüllte Geſtalt darauf ſaß, die nied
gebeugt den Hals des Thieres umklamm
hatte, und leiſe wimmerte. Hinter d
Mädchen, das war die Geſtalt, der Stim
nach zu urtheilen, legte nun Edgar den k
nen wunden Menſchen, faßte die Zügel

Maulthiers, und ſo gings hinauf zu dem Waffenplatz, wo Iſidor Mirr, da ſich kein Feind mehr ſpüren laſſen, mit den Kameraden ſchon angekommen.

Man hob den Kleinen, der ohnmächtig geworden vom Blutverluſt, ungeachtet die Wunde nicht tödtlich ſchien, und dann das Mädchen hinab von dem Maulthiere. Aber in dem Augenblick ſtürzte Don Rafaele ganz außer ſich, laut ſchreiend: „mein Kind — mein ſüßes Kind!“ herbei. Er wollte die Kleine, kaum acht bis zehn Jahre ſchien das Mädchen alt zu ſein, in ſeine Arme ſchließen, doch als nun der helle Fackelglanz Edgarn ins Geſicht leuchtete, fiel er plötzlich dieſem zu Füßen, und rief: „O Don Edgar, Don Edgar, vor keinem Sterblichen hat ſich dieſes Knie gebeugt, aber Ihr ſeyd kein Menſch, Ihr ſeyd ein Engel des Lichts, geſandt mich zu retten vor tödtendem Gram, troſtloſer Verzweiflung! O Don Edgar, hämiſches Mißtrauen wurzelte in dieſer unheilbrütenden Bruſt! O fluchwürdiges Unternehmen, Euch, den Edelſten der Menſchen, Ehre und

Muth im treueſten Herzen, ſtürzen zu wollen in ſchmachvollen Tod! Stoßt mich nieder, Don Edgar, nehmt blutige Rache an mir Elenden! Niemals könnt Ihr vergeben, was ich that.“

Edgar im vollen Bewußtſein nichts mehr vollbracht zu haben, als was Pflicht und Ehre geboten, fühlte ſich gepeinigt von Don Rafaele's Betragen. Er ſuchte ihn auf alle nur mögliche Weiſe zu beſchwichtigen, welches ihm endlich mit Mühe gelang.

Don Rafaele erzählte, daß der Obriſt La Combe ganz außer ſich geweſen über Edgars Verſchwinden, daß er geſchehenes Unheil ahnend im Begriff geſtanden, das ganze Haus durchwühlen, und ihn, den Don Rafaele, ſelbſt zur Haft bringen zu laſſen. Dieß habe ihn genöthigt zu fliehen, und nur den Bemühungen der Franziskaner ſey es gelungen auch die Tochter, den Diener, und manches deſſen er bedurfte herauszuſchaffen aus Valenzia.

Man hatte unterdeſſen den wunden Diener ſo wie auch Don Rafaele's Tochter weiter fortgeſchafft: Don Rafaele zu alt, die kühnen Züge der Guerillas mit zu machen, ſollte ihnen folgen. Beim wehmüthigen Scheiden von Edgar händigte er ihm einen Talismann ein, der ihn aus mancher dringenden Gefahr rettete.“ — — So endigte Euchar ſeine Erzählung, die die Theilnahme der ganzen Geſellſchaft erregt zu haben ſchien.

Der Dichter, der ſich von ſeinem Stickhuſten erholt hatte, und wieder hereingetreten war, meinte, daß in Edgar's ſpaniſchen Abentheuern viel guter Tragödienſtoff enthalten, nur wünſche er einen geziemlichen Zuſatz von Liebe und einen tüchtigen Schluß, einen honnetten Mord, hinlänglichen Wahnſinn, Schlagfluß oder ſonſt dergleichen. „Ach ja, Liebe!“ ſprach ein Fräulein, indem ſie verſchämt erröthete; „ein hübſches Liebesabentheuer fehlte Ihrer ſonſt ſehr artigen Erzählung, lieber Baron“ „Habe ich,“ erwiederte Euchar lächelnd, „habe ich denn aber, meine Gnädige, einen Roman auftiſchen wollen? waren es nicht die Schickſale meines Freundes Edgar, von denen ich ſprach, und deſſen Leben in den wilden Gebirgen Spaniens war leider ganz arm an Abentheuern der Art. „Ich glaube,“ murmelte Viktorine dumpf vor ſich hin, „ich glaube dieſen Edgar zu kennen, der arm geblieben, weil er die reichſte Gabe verſchmähte.“

Keiner war aber ſo in Enthuſiasmus gerathen, als Ludwig. Der rief überlaut: „Ja ich kenne ſie, die verhängnißvolle Profecia del Pirineo des göttlichen Don Juan Bautiſta de Arlaza! O — ſie goß Flammen in mein Inneres, ich wollte hin nach Spanien, wollte in den heißen Kampf treten, hätt' es nur im Zuſammenhange der Dinge gelegen. Ha! ich kann mich ganz in Edgars Lage verſetzen, wie hätte ich in dem fatalen Augenblick im Franziskaner Gewölbe zu dem furchtbaren Empecinado geſprochen!“ Ludwig begann nun eine Rede, die ſo pathetiſch war, daß Alles in Erſtaunen gerieth, und nicht genug Ludwigs Muth, ſeine heroiſche Entſchloſſenheit bewundern konnte. „Aber es lag nicht im Zuſammenhange der

Dinge,“ unterbrach ihn die Präſidentinn, „doch mag es in dieſem Zuſammenhange liegen, oder vielmehr ſich wohl ſchicken, daß ich eben heute meinen lieben Gäſten eine Unterhaltung zugedacht, die der Erzählung unſers Euchar einen ganz charakteriſtiſchen erheiternden Schluß gibt.“

Die Thüren öffneten ſich, herein trat Emanuela, und hinter ihr der kleine verwachſene Biagio Cubas, mit der Chitarre in den Händen, ſich auf ſeltſame Weiſe verbeugend. Doch mit jener unbeſchreiblichen Anmuth, die die Freunde Ludwig und Euchar ſchon im Park bewundert, trat Emanuela in den Kreis, verbeugte ſich, und ſprach mit holder ſüßer Stimme, daß ſie gekommen, vor der Geſellſchaft ein Talent zu zeigen, das vielleicht nur durch ſeine Fremdartigkeit ergötze.

Das Mädchen ſchien ſeit den wenigen Tagen, da die Freunde ſie ſahen, größer, reizender, vollendeter im Wuchs geworden zu ſeyn, auch war ſie ſehr ſauber, beinahe reich gekleidet. „Nun kannſt du,“ ziſchelte Ludwig dem Freunde ins Ohr, während

Eubas unter hundert ſehr poſſirlichen Geberden die Anſtalten zum Fandango zwiſchen neun Eiern traf, „nun kannſt du ja deinen Ring wieder fordern, Euchar!“ „Haſenfuß,“ erwiederte dieſer, „du ſiehſt ihn ja an meinem Finger, ich hatte ihn mit dem Handſchuh abgeſtreift, und fand ihn eben in dem Handſchuh noch denſelben Abend wieder.“ Emanuela's Tanz riß Alles hin, denn niemand hatte ähnliches jemals geſehen. Während Euchar den ernſten Blick unabgewandt auf die Tänzerinn richtete, brach Ludwig los in laute Ausrufe des höchſten Entzückens. Da ſprach Viktorine, neben der er ſaß, ihm ins Ohr: „Heuchler, Sie wagen es, mir von Liebe vorzureden, und ſind verliebt in das kleine trotzige Ding, in die ſpaniſche Seiltänzerinn? Wagen Sie es nicht mehr ſie anzuſchauen.“ Ludwig wurde nicht wenig verlegen über Viktorinens ungeheure Liebe zu ihm, die ſo ohne alle vernünftige Urſache aufflammen konnte in Eiferſucht. „Ich bin ſehr glücklich,“ liſpelte er vor ſich ſelbſt hin, „aber es genirt.“

Nachdem der Tanz geendigt, nahm Emanuela die Chitarre und begann ſpaniſche Romanzen heitern Inhalts. Ludwig bat, ob es ihr nicht gefallen wolle, jenes hübſche Lied zu wiederholen, das ſie ſeinem Freunde Euchar vorgeſungen; Emanuela begann ſogleich:

L'aure l'immortal al gran Palafox etc.

Immer glühender wurde ihre Begeiſterung, immer mächtiger ihrer Stimme Klang, immer ſtärker rauſchten die Akkorde. Endlich kam die Strophe, die des Vaterlandes Befreiung verkündet, da fiel ihr ſtrahlender Blick auf Euchar, ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen, ſie ſank nieder auf die Knie. Schnell ſprang die Präſidentinn hinzu hob das Mädchen auf, ſprach: „Nicht weiter, nicht weiter, mein ſüßes holdes Kind!“ führte ſie zum Sopha, küßte ſie auf die Stirne, ſtreichelte ihr die Wangen.

„Sie iſt wahnſinnig, ſie iſt wahnſinnig!“ rief Viktorine Ludwigen in's Ohr; „du liebſt keine Wahnſinnige — nein! — ſag es mir, ſag es mir gleich auf der Stelle, daß du keine Wahnſinnige zu lieben. vermaßt!“ „Ach Gott, nein nein!“ erwiederte Ludwig ganz erſchrocken. Er konnte ſich in den Ausbruch der heftigſten Liebe Viktorinen's gar nicht recht finden.

Während die Präſidentinn Emanuelen ſüßen Wein und Biskuit einnöthigte, damit ſie ſich nur erhole, wurde auch der wackre Chitarriſt Biagio Cubas, der in einer Ecke des Zimmers niedergeſunken war, und ſehr geſchluchzt hatte, mit einem tüchtigen Glaſe echten Xeres bedient, das er mit einem fröhlichen: „Donna, viva listed mil annos.“ bis auf den letzten Tropfen leerte.

Man kann denken, daß die Frauen nun herfielen über Emanuele, und ſie mit Fragen beſtürmten, nach ihrem Vaterlande, ihren Verhältniſſen u. ſ. w. Die Präſidentinn fühlte die peinliche Lage des Mädchens zu ſehr, um ſie nicht gleich daraus zu befreien, dadurch, daß ſie den feſtgeſchloſſenen Kreis in mancherlei Wirbel aufzulöſen wußte, in denen ſich nun alle, ſelbſt die Piquettſpieler drehten. Der Konſiſtorial-Präſident meinte, die kleine Spanierin ſey ein ſchmuckes allerliebſtes Ding, nur ihr verwünſchtes Tanzen ſey ihm in die Beine gefahren, und ihm manchmal ſo ſchwindlich zu Muthe geworden, als ländre mit ihm der leidige Satan. Das Singen ſey dagegen ganz was Apartes geweſen, und habe ihn ſehr ergötzt.

Graf Walther Puck war andrer Meinung. Er verachtete Emanuelens Geſang, da ihm das Trillo gemangelt, und rühmte dagegen höchlich ihren Tanz, den er, wie er ſich ausdrückte, ganz deliziös gefunden. Er bezog ſich darauf, daß er ſich auf ſo etwas ſehr gut verſtehe, da er ſonſt es dem beſten Balletmeiſter gleich gethan. „Kannſt du,“ ſprach Graf Walther Puck, „kannſt du es dir vorſtellen, Bruder Konſiſtorial-Präſident, daß ich, als ein juveniler Ausbund aller Geſchwindigkeit und Stärke, den Fiocco ſprang, und mit dem zarteſten der Beine ein neun Fuß über meiner Naſenſpitze aufgehängtes Tamburin hinabſchlug? Und was den Fandango zwiſchen Eiern betrifft, ſo hab ich tanzend oft mehr Eier zerſtampft, als ſieben Hennen des Tages legen konnten.“ „Alle Teufel, das waren Kunſtſtücke!“ ſchrie der Konſiſtorial-Präſident. „Und da,“ fuhr der Graf fort, „der gute Cochenille ſehr amön das Flageolet bläſt, ſo tanze ich noch zuweilen ausgelaſſen nach ſeinem Pfeiflein, wie wohl nur in meinem Zimmer ganz insgeheim.“ „Das glaub' ich,“ rief der Konſiſtorial-Präſident laut lachend, „das glaub' ich, Bruder Graf!“ Unterdeſſen war Emanuele mit ihrem Cubas verſchwunden.

Als die Geſellſchaft ſich trennen wollte, ſprach die Präſidentinn: „Freund Euchar! ich wette, Sie wiſſen noch mehr Intereſſantes von Ihrem Freunde Edgar! Ihre Erzählung war ein Bruchſtück, das uns alle ſo geſpannt hat, daß wir eine ſchlafloſe Nacht haben werden. Nicht länger als bis morgen Abend gönne ich Ihnen Friſt uns zu beruhigen. Wir müſſen mehr erfahren von Don Rafaele, Empecinado, den Guerillas, und iſt es möglich, daß Edgar ſich verlieben kann, ſo halten Sie damit nicht zurück.“ „Das wäre herrlich!“ rief es von allen Seiten, und Euchar mußte verſprechen, ſich am folgenden Abend mit dem zur Ergänzung ſeines Bruchſtücks nöthigen Material einzufinden.

Auf dem Heimwege konnte Ludwig nicht genug von Viktorianens bis an Wahnſinn gränzender Liebe zu ihm ſprechen. „Aber,“ rief er, „ſie hat mir durch ihre Eiferſucht mein eignes Innres aufgeſchloſſen, ich habe einen tiefen Blick hinein gethan, und gefunden, daß ich Emmanuelen unausſprechlich liebe. Ich werde ſie aufſuchen, ihr meine Liebe geſtehen — ſie an mein Herz drücken!“ „Thue das, mein Kind,“ erwiederte Euchar gelaſſen.

Als am andern Abend die Geſellſchaft bei der Präſidentinn verſammelt, verkündigte ſie mit Bedauern, daß Baron Euchar ihr geſchrieben, wie ihn ein unvorhergeſehenes Ereigniß genöthigt plötzlich abzureiſen, weshalb er die Ergänzung des Bruchſtücks bis zu ſeiner Rückkunft verſchieben müſſe.

Euchar's Rückkehr. Scenen einer durchaus glücklichen Ehe. Beſchluß der Geſchichte.

Zwei Jahre mochten vergangen ſeyn, als vor dem goldnen Engel, dem vornehmſten Wirthshauſe in W., ein ſtattlicher, ſchwer bepackter Reiſewagen hielt, aus dem ein junger Mann, eine verſchleierte Dame und ein alter Herr ſtiegen. Ludwig kam gerade des Weges und konnte nicht unterlaſſen, ſtehen zu bleiben und die Ankömmlinge mit der Lorgnette zu betrachten. In dem Augenblick drehte ſich der junge Mann um und ſtürzte mit dem Ausruf: „Ludwig, mein Ludwig, ſey mir tauſendmal gegrüßt,“ Ludwigen in die Arme. —

Der war aber nicht wenig verwundert, ſo ganz unerwartet ſeinen Freund Euchar wieder zu ſehen. Denn Niemand anders, war der junge Mann, der aus dem Reiſewagen geſtiegen. „Beſter,“ ſprach Ludwig, wer iſt denn die verſchleierte Dame, wer der alte Herr, der mit dir gekommen? — Alles erſcheint mir ſo ſeltſam und — da kommt ja noch ein Packwagen heran und auf ihm ſitzt — hilf Himmel! — ſeh' ich recht?" —

Euchar nahm Ludwigen unter den Arm, führte ihn einige Schritte über die Straße fort und ſprach: „Du wirſt alles zu ſeiner Zeit erfahren, geliebter Freund, aber für jetzt ſage mir nur, was mit dir vorgegangen? — Du ſiehſt leichenblaß aus, das Feuer deiner Augen iſt erloſchen, du biſt, aufrichtig ſag' ich's dir, um zehn Jahre älter geworden. Hat dich eine ſchwere Krankheit heimgeſucht? Drückt dich ſonſt ein böſer Kummer?" „Ach nein," erwiederte Ludwig, „ich bin vielmehr der glücklichſte Menſch unter der Sonne und führe ein wahres Schlaraffenleben in lauter Liebe und Luſt. Denn wiſſe, ſeit länger als einem Jahr hat mir die himmliſche Viktorine ihre zarte liebe Hand gereicht. Dort das ſchöne Haus mit den hellen Spiegelfenſtern iſt meine Reſidenz, und du könnteſt nichts geſcheidteres thun, als gleich mit mir kommen, und mich beſuchen in meinem irdiſchen Paradieſe. Wie wird ſich mein gutes Weib freuen, dich wieder zu ſehen. Ueberraſchen wir ſie!" Euchar bat nur um Friſt, die Kleider zu wechſeln, und verſprach dann zu kommen, und zu vernehmen, wie ſich alles zu Ludwig's Glück gefügt.

Ludwig empfing den Freund unten an der Treppe, und bat ſo leiſe als möglich aufzutreten, da Viktorine häufig, und jetzt eben ſtärker, an nervöſen Kopfſchmerzen leide, die ſie in ſolch reizbaren Zuſtand verſetzten, daß ſie die leiſeſten Tritte im Hauſe vernehme, unerachtet ihre Gemächer im entfernteſten Theile des Flügels befindlich. Beide ſchlichen nun ſachte ſachte über die mit Decken belegten Stufen durch den Corridor, und in Ludwig's Zimmer hinein. Nach herzlichen Ergießungen der Freude, des Wiederſehens zog Ludwig an der Schelle, rief aber auch gleich: „Gott! — Gott! was hab' ich gethan — ich Unglücklicher!" und hielt beide Hände vor's Geſicht. Es dauerte auch nicht lange, ſo ſtürzte ein ſchnippiſches Ding von Kammermädchen hinein, und ſchrie Ludwigen mit gemeinem kreiſchenden Ton an: „Herr Baron, was fangen Sie an? wollen Sie die arme Frau Baroninn tödten, die ſchon in Krämpfen liegt?“ „Ach Gott,“ lamentirte Ludwig, „beſtes Nettchen, in der Freude hab' ich nicht daran gedacht! Nun — hier der Herr Baron, mein beſter Herzensfreund iſt angekommen — ſeit Jahren haben wir uns nicht geſehen — ein alter intimer Freund deiner Frau — bitte ſie, flehe ſie an, daß ſie vergönne ihn ihr vorzuſtellen. Thue das, beſtes Nettchen!“ Ludwig drückte ihr Geld in die Hand, und ſie verließ mit einem ſchnippiſchen: „ich will ſehen, was zu machen iſt,“ das Zimmer.

Euchar, der hier einen Auftritt ſah, wie er ſich nur zu oft im Leben begibt, und daher in hundert Romanen und Komödien aufgetiſcht wird, hatte ſeine beſonderen Gedanken über des Freundes häusliches Glück. Er fühlte mit Ludwig die Pein des Moments, und begann ſich nach gleichgültigen Dingen zu erkundigen. Ludwig ließ ſich aber gar nicht darauf ein, ſondern meinte, es ſey ihm doch gar zu merkwürdig in der Zwiſchenzeit ergangen, und das müſſe er erzählen.

„Du erinnerſt,“ begann er, „du erinnerſt dich gewiß jenes Abends bei der Präſidentinn Vehs, als du die Geſchichte aus dem Leben deines Freundes Edgar erzählteſt. Du erinnerſt dich auch, wie dann, als Viktorine in Eiferſucht erglühte, und ihr von Liebe zu mir entflammtes Herz ganz und gar erſchloß. Und ich Thor, ich geſtand dir's ja, ich Thor verliebte mich ſehr in die kleine ſpaniſche Tänzerinn, und las wohl in ihren Blicken, daß ich nicht hoffnungslos liebe. Du wirſt bemerkt haben, daß, als ſie beim Schluß des Fandango die Eier in eine Pyramide zuſammen ſchob, die Spitze dieſer Pyramide mir, der ich gerade in der Mitte des Kreiſes hinter dem Stuhle der Vehs ſtand, zugerichtet war. Nun, konnte ſie beſſer ausdrücken, wie ſehr ich ſie intereſſire? Ich wollte den andern Tag das liebe Ding aufſuchen, aber es lag nicht im Zuſammenhang der Dinge, daß es geſchah. Ich hatte die Kleine beinahe ganz vergeſſen, als der Zufall“ —

„Der Zuſammenhang der Dinge,“ fiel ihm Euchar in's Wort.

„Nun ja wohl,“ ſprach Ludwig weiter, „genug, ich ging einige Tage darauf durch unſern Park, vor dem Wirthshauſe vorüber, wo wir damals unſere kleine Spanierinn zum erſten Mal ſahen. Da ſprang die Wirthinn — du glaubſt gar nicht, was die gute Frau, die mir damals Eſſig und Waſſer für mein wundes Knie reichte, für ein Intereſſe für mich gefaßt hatte — ja die Wirthinn ſprang auf mich zu, und fragte ſehr angelegentlich, wo denn die Tänzerinn mit ihrem Begleiter geblieben ſey, die ihr ſo vielen Beſuch verſchafft, ſie ließe ſich ſchon ſeit mehreren Wochen gar nicht ſehen. Ich wollte mir andern Tages alle Mühe geben zu erforſchen, ob ſie noch im Orte oder nicht, es lag aber nicht im Zuſammenhang der Dinge, daß es geſchah. Mein Herz bereute auch jetzt gar ſehr die Thorheit, die ich begehen wollen, und wandte ſich wieder ganz der himmliſchen Viktorine zu. In ihr nur zu reizbares Gemüth war aber mein Attenrar der Untreue ſo tief eingedrungen, daß ſie mich gar nicht ſehen, nichts von mir hören wollte. Der liebe Cochenille verſicherte, daß ſie in tiefe Melancholie verfallen, daß ſie oft in Thränen erſticken wolle, daß ſie ganz troſtlos rufe: „Ich habe ihn verloren ich habe ihn verloren!“ Du kannſt denken, welche Wirkung dies auf mich machte, wie ich ganz aufgelöſt war in Schmerz über das unglückliche Mißverſtändniß. Cochenille bot mir ſeine Hülfe an, er wollte die Baroneſſe auf ſchlaue Weiſe von meiner wahren Geſinnung unterrichten, ihr meine Verzweiflung ſchildern, ihr ſagen, daß ich nicht mehr derſelbe ſey, daß ich auf den Bällen höchſtens viermal tanze, im Theater gedankenlos in die Kuliſſen hineinſtarre, meinen Anzug vernachläſſige u. ſ. f. Ich ließ ihm reichlich Goldſtücke zufließen und er brachte mir dafür jeden Morgen eine neue Hoffnung. Endlich ließ ſich Viktorine wieder ſehen. Ach wie ſchön ſie war! O Viktorine, mein holdes, liebes, ſüßes Weib die Anmuth ſelbſt und die Güte!“ —

Nettchen trat herein und kündigte Ludwigen an, daß die Frau Baroninn ganz erſtaunt wären über die ſeltſamen Einfälle, die den Herrn Baron heute bethörten. Erſt klingelten Sie, als ſey Feuer im Hauſe und dann verlangten Sie, daß die todtkranke Frau Baroninn von Beſuchen beläſtigt werden ſolle. Sie könne heute niemanden ſehen und ließe ſich bei dem fremden Herrn entſchuldigen. Nettchen ſah Eucharn ſtarr in die Augen, maß ihn von Kopf bis zu Fuß und verließ dann das Zimmer.

Ludwig ſah ſchweigend vor ſich nieder und fuhr dann etwas kleinlaut fort: Du glaubſt gar nicht, mit welcher beinahe verhöhnenden Kälte mir Viktorine begegnete. Hätten nicht die früheren Ausbrüche der glühendſten Liebe mich überzeugt, daß die Kälte erheuchelt um mich zu ſtrafen, in der That, ich wäre in manche Zweifel gerathen. Endlich wurde ihr die Verſtellung zu ſchwer, ihr Betragen freundlicher und freundlicher, bis ſie zuletzt auf einem Ball mir ihren Shawl anvertraute. Da war mein Triumph entſchieden. Ich arrangirte jene verhängnißvolle Seize zum zweiten Mal, tanzte göttlich mit ihr, mit ihr der Himmliſchen, flüſterte ihr auf der rechten Fußſpitze balanzirend und die Holde umfangend zu: Göttliche, himmliſche Komteß, ich liebe ſie unausſprechlich, ich bete Sie an — Seyn Sie mein Engel des Lichts! — Viktorine lachte mir in's Geſicht, das hielt mich aber nicht ab den andern Morgen zu ſchicklicher Zeit, das heißt um ein Uhr hinzugehen, mir durch meinen Freund Cochenille den Zutritt zu ihr zu verſchaffen und ſie anzuflehen um ihre Hand. Sie ſah mir ſchweigend ins Geſicht, ich warf mich vor ihr nieder, faßte die Hand, die mein werden ſollte, bedeckte ſie mit glühenden Küſſen. Sie ließ das geſchehen, aber es wurde mir in der That ſeltſam zu Muthe, als ihr ernſter, ſtarrer Blick mir wie ohne Sehkraft, als ſey ſie ein lebloſes Bild, ſchien. Doch endlich traten ein Paar große Thränen ihr in die Augen, ſie drückte mir die Hand ſo heftig, daß ich, da ich gerade einen wunden Finger, hätte aufſchreien mögen, ſtand auf, verließ, das Schnupftuch vor dem Geſicht, das Zimmer. — Mein Glück war mir nicht zweideutig, ich eilte zum Grafen und hielt um die Tochter an. Schön, ſehr ſchön, allerliebſt beſter Baron, ſprach der Graf wohlgefällig lächelnd, aber haben Sie der Gräſin ſchon etwas merken laſſen, ſind Sie geliebt? ich bin, als ein wahrer Thor, ungemein portirt für die Liebe! Ich erzählte den Grafen, wie es ſich mit der Seize begeben. Seine Augen funkelten vor Freude. „Das iſt deliziös, das iſt ganz deliziös,“ rief er einmal über das andere. „Wie war die Tour, beſter Baronetto?“ fragte er mich dann. Ich tanzte die Tour und blieb ſtehen in der Stellung, wie ich ſie erſt beſchrieben. Scharmant, engliſcher Freund, in der That ganz ſcharmant, rief der Graf voll Entzükken, ſchellte, ſchrie laut zur Thür hinaus: Cochenille, Cochenille!

Als Cochenille gekommen, mußte ich ihm die Muſik zu meiner Seize vorſingen, die ich ſelbſt komponirt. Nehmen Sie Ihr Flageolet zur Hand, Cochenille, und blaſen Sie dasjenige, was der Herr Baron Ihnen vorgeſungen. So ſprach der Graf. Cochenille führte gut genug aus, was ihm geboten, ich mußte mit dem Grafen tanzen, ſeine Dame vorſtellen und, ich hätt' es dem Alten nicht zugetraut, auf der rechten Fußſpitze ſchwebend flüſterte er mir zu: Auserwählteſter der Barone, meine Tochter Viktorine iſt die Ihrige!

Die holde Viktorine zierte ſich, wie das nun einmal Mädchen zu thun pflegen. Sie blieb ſtumm und ſtarr, ſagte nicht nein, nicht ja, und betrug ſich überdem gegen mich ſo, daß auf's neue meine Hoffnungen ſanken. Dazu kam, daß ich eben jetzt erfuhr, wie damals, als ich in der Seize die Kuſine faßte ſtatt Viktorinen, die Mädchen den heilloſen Spaß verabredet hatten um mich auf entſetzliche Weiſe zu myſtifiziren. In der That, ich wurde ganz betrübt und wollte beinahe meinen, daß es im Zuſammenhang der Dinge läge mich bei der Naſe herumführen zu laſſen. — Unnütze Zweifel — ehe ich mir's verſah — ganz unerwartet, gerade als ich in das tiefſte

Leid

Leid verſunken, bebte das himmliſche Ja! von den ſüßeſten Lippen! — Nun wurde ich recht gewahr, welchen Zwang ſich Viktorine angethan, denn ſie war nun ſo ausgelaſſen luſtig und heiter, wie man ſie niemals geſehen. Daß ſie mir die unſchuldigſte Liebkoſung verſagte, daß ich kaum ihre Hand zu küſſen wagen durfte — nun das war wohl übertriebene Sprödigkeit. Manche von meinen Freunden wollten mir zwar allerlei dummes Zeug in den Kopf ſetzen, der Tag vor meiner Vermählung war aber dazu beſtimmt die letzten Zweifel aus meiner Seele zu vertilgen. — Am frühen Morgen eilte ich zu meiner Braut. Ich fand ſie nicht in ihrem Zimmer. Auf ihrem Arbeitstiſch liegen Papiere. — Ich werfe einen Blick darauf, es iſt Viktorinens ſaubere, niedliche Handſchrift — ich leſe — es iſt ein Tagebuch — o Himmel — o all ihr Götter! jeder Tag giebt mir einen neuen Beweis, wie glühend, wie unausſprechlich mich Viktorine von jeher liebte — der kleinſte Vorfall iſt aufgezeichnet und immer heißt es: Du verſtehſt dies Herz nicht

— Unempfindlicher! ſoll ich, im Wahnſinn der Verzweiflung alle Scham verläugnend, dir zu Füßen ſinken, dir ſagen, daß ohne deine Liebe mir das friſche Leben Grabesnacht dünkt? — Und in dieſem Ton ging es weiter fort! — Eben an dem Abende, als ich in Liebe entbrannte zur kleinen Spanierinn, leſe ich: Alles iſt verloren — er liebt ſie, nichts iſt gewiſſer. Wahnſinniger, weißt du nicht, daß der Blick des liebenden Weibes das Innerſte zu durchſchauen vermag? — Ich leſe das laut; in dem Augenblicke tritt Viktorine hinein, mit dem Tagebuch in der Hand ſtürze ich vor ihr nieder, ſchreie: Nein, nein, niemals liebte ich jenes ſeltſame Kind, du, du allein warſt mein Abgott immerdar!" — Da ſtarrt mich Viktorine an, ruft mit einer gellenden Stimme, die mir noch in die Ohren klingt: „Unglückſeliger, dich habe ich nicht gemeint!" verläßt mich ſchnell, in das andre Zimmer eilend. — Vermagſt du dir es zu denken, daß weibliche Ziererei ſo weit gehen kann! —

Nettchen kam in dieſem Moment und

erkundigte ſich im Namen der Frau Baroninn, woran es denn liege, daß der Herr Baron ihr nicht den Fremden zuführe, ſie warte ſchon eine halbe Stunde vergebens auf den ihr zugedachten Beſuch. „Ein herrliches, treffliches Weib,“ ſprach der Baron gerührt, „ſie opfert ſich für meine Wünſche.“ Euchar verwunderte ſich nicht wenig, die Baroninn völlig angekleidet, beinahe geputzt, anzutreffen.

„Hier bringe ich dir unſern theuern Euchar, wir haben ihn wieder!“ ſo rief Ludwig; als aber Euchar ſich der Baronin näherte, ihre Hand faßte, überfiel ſie ein heftiges Zittern, und mit einem leiſen: „O Gott!“ ſank ſie ohnmächtig in den Lehnſeſſel.

Euchar, der die Pein des Augenblicks nicht zu ertragen vermochte, entfernte ſich ſchnell. „Unglückſeliger,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „nein! du warſt nicht gemeint!“ Er überſah nun das grenzenloſe Elend, in das Mißverſtändniſſe der unbegreiflichen Eitelkeit den Freund geſtürzt hatten, er wußte nun, wem Viktorinens Liebe gegolten, und fühlte ſich auf ſeltſame Weiſe bewegt. Jetzt erſt wurde ihm mancher Moment klar, den er in ſeiner unbefangenen Geradheit nicht beachtet, jetzt erſt durchſchaute er die leidenſchaftliche Viktorine ganz und gar, und begriff ſelbſt kaum, daß er ihre Liebe nicht geahnt. Jene Momente, in denen ſich Viktorinens Liebe beinahe rückſichtslos offenbarte, gingen ihm hell in der Seele auf, und er empfand lebhaft, daß gerade dann ein ſeltſamer unerklärlicher Widerwille gegen das ſchöne holde Mädchen ihn in die unmuthigſte Stimmung verſetzt hatte. Dieſen bittern Unmuth richtete er nun gegen ſich ſelbſt, indem ihn tiefes Mitleiden für die Arme, über die ein finſtrer Geiſt gewaltet, durchdrang.

Gerade denſelben Abend war die Geſellſchaft bei der Präſidentinn Behs verſammelt, der Euchar vor zwei Jahren von Edgars Abentheuern in Spanien erzählt hatte. Man empfing ihn mit dem fröhlichſten Jubel, doch wie ein elektriſcher Schlag traf es ihn, als er Viktorinen erblickte, die er durchaus nicht vermuthet. Keine Spur von

Krankheit war an ihr zu bemerken, ihre Augen ſtrahlten feurig wie ſonſt, und ein ſorgfältig gewählter geſchmackvoller Putz erhöhte ihre Schönheit und Anmuth. Euchar, von ihrer Gegenwart gepeinigt, ſchien, wie es ſonſt gar nicht ſeine Art war, gedrückt, verlegen. Viktorine wußte geſchickt ſich ihm zu nähern, faßte plötzlich ſeine Hand, zog ihn bei Seite, ſprach ernſt und ruhig: „Sie kennen meines Mannes Syſtem vom Zuſammenhange der Dinge. Den wahren Zuſammenhang unſers ganzen Seyns bilden, denk ich, die Thorheiten, die wir begehen, bereuen, und wieder begehen, ſo daß unſer Leben ein toller Spuk ſcheint, der uns, unſer eigenes Ich, raſtlos verfolgt, bis er uns zu Tode neckt und hetzt! — Euchar! ich weiß Alles, ich weiß, wen ich noch dieſen Abend ſehen werde — ich weiß, daß Sie erſt heute mich verſtanden haben. — Nicht Sie, nein, ein böſer Geiſt nur brachte bittern hoffnungsloſen Schmerz über mich! — Der Dämon iſt gewichen in dem Augenblick, als ich Sie wieder ſah! — Frieden und Ruhe über uns, Euchar!“ — Ja, erwiederte Euchar gerührt, ja Viktorine, Frieden und Ruhe über uns, die ewige Macht läßt kein mißverſtandenes Leben ohne Hoffnung. — Es iſt nun alles vorüber und gut, ſprach Viktorine, drückte eine Thräne aus dem Auge und wandte ſich zur Geſellſchaft.

Die Präſidentinn hatte das Paar beobachtet und flüſterte nun Eucharn zu: Ich habe ihr Alles geſagt, that ich Recht? Muß ich, erwiederte Euchar, muß ich mich denn nicht Allem unterwerfen?

Die Geſellſchaft nahm nun, wie es wohl zu geſchehen pflegt, einen neuen Anlauf zur Freude und Verwunderung über Euchars unverhoffte Rückkunft, und beſtürmte ihn mit Fragen, wo er geweſen, was ſich mit ihm unter der Zeit begeben.

„Eigentlich,“ hob jetzt Euchar an, „bin ich nur gekommen, um das vor zwei Jahren gegebene Wort zu löſen, nämlich noch manches von meines Freundes Edgar Schickſalen zu erzählen, ja jene Erzählung ordentlich abzurunden und ihr einen Schlußſtein zu geben, den der Herr Dichter dort damals vermißte. Darf ich nun noch verſichern, daß keine finſtere Gewölber, keine Mordthaten und dergleichen fürder vorkommen werden, ja daß dagegen nach dem Wunſche der Damen von hinlänglich romantiſcher Liebe die Rede ſeyn wird, ſo kann ich wohl auf einigen gerechten Beifall hoffen.„ Alle applaudirten ſehr und rückten ſchnell in einen engen Kreis zuſammen. Euchar nahm den Rednerſtuhl ein und begann ohne weiteres.

Die ſeltſamen, zum Theil mährchenhaften Kriegesabentheuer, welche Edgar beſtand, während er mit den Guerillas focht, übergehe ich, und bemerke nur, daß der Talismann, den ihm Don Rafaele Marchez bei dem Abſchiede einhändigte, ein kleiner Ring mit geheimnißvollen Chiffern war, der ihn als einen, in die geheimſten Bündniſſe Eingeweihten, bezeichnete, eben daher ihm aber überall bei den Kundigen das unbedingteſte Vertrauen erwarb, und ferner eine Gefahr, der ähnlich, der er in Valenzia ausgeſetzt geweſen, unmöglich machten. Später begab er ſich zu den engliſchen Truppen und focht unter Wellington. Keine feindliche Kugel traf ihn mehr, friſch und geſund kehrte er nach dem beendigten Feldzuge in ſein Vaterland zurück. Den Don Rafaele Marchez hatte er weder ſelbſt wieder geſehen, noch von ſeinen Schickſalen weiter etwas vernommen. Längſt war Edgar in ſeiner Vaterſtadt, als ihm eines Tages der kleine Ring des Don Rafaele, den er beſtändig am Finger trug, auf beſondere Weiſe abhanden gekommen war. Den andern Morgen in aller Frühe trat ein kleiner ſeltſamer Menſch ins Zimmer, hielt ihm den verlornen Ring vor Augen, und fragte, ob es nicht der ſeinige ſey. So wie Edgar dies aber freundlich bejahte, rief der Menſch ganz außer ſich auf ſpaniſch: „O Don Edgar, Ihr ſeyd es — Ihr ſeyd es, es iſt gar kein Zweifel mehr!“ Nun kamen Edgar des kleinen Menſchen Geſichtszüge, ſeine Geſtalt ins Gedächtniß zurück, es war Don Rafaeles treuer Diener, der mit dem Löwenmuth der Verzweiflung

Don Rafaeles Kind zu retten trachtete. „Um aller Heiligen willen, Ihr ſeyd der Diener des Don Rafaele Marchez! ich kenne Euch wieder — wo iſt er? ha! eine ſeltſame Ahnung will ſich bewähren!“ So rief Edgar, doch der Kleine beſchwor ihn nur gleich mit ihm zu gehen!

Der Kleine führte Edgarn in die entfernteſte Vorſtadt, ſtieg mit ihm herauf bis zur Bodenkammer eines elenden Hauſes. Welch ein Anblick! Siech, abgezehrt, alle Spuren des tödtenden Grams auf dem todbleichen Antlitz, lag Don Rafaele Marchez auf einem Strohlager, vor dem ein Mädchen — ein Kind des Himmels kniete! So wie Edgar eintrat, ſtürzte das Mädchen auf ihn zu, riß ihn hin zu dem Alten, rief mit dem Ton des inbrünſtigſten Entzückens: „Vater — Vater, er iſt es, nicht wahr, er iſt es?“ „Ja“ ſprach der Alte, indem ſeine erloſchenen Augen aufleuchteten, und er mühſam die gefalteten Hände zum Himmel erhob, „ja er iſt es, unſer Retter! — O Don Edgar, wer hätt' es gedacht, daß die Flamme die in mir aufglühte für Vaterland und Freiheit, ſich verderblich gegen mich ſelbſt richten ſollte! —

Nach den erſten Ausbrüchen des höchſten Entzückens, des tiefſten Schmerzes erfuhr Edgar, daß es der ausgedachteſten Bosheit der Feinde Don Rafaeles gelungen war, ihn nach hergeſtellter Ruhe der Regierung verdächtig zu machen, die das Verbannungsurtheil über ihn ausſprach und ſein Vermögen konfiszirte. Er gerieth in das tiefſte Elend. Die fromme Tochter, der treue Diener ernährten ihn durch Geſang und Spiel. Das iſt Emanuele, das iſt Biaggio Cubas, rief Ludwig laut, und alle riefen ihm durcheinander nach: ja ja, das iſt Emanuele — das iſt Cubas!

Die Präſidentinn gebot Ruhe, indem der Redner, wenn ſich auch manches nach und nach aufzuklären ſcheine, doch nicht unterbrochen werden dürfe, vielmehr zum völligen Schluß der Geſchichte kommen müſſe. Uebrigens glaube ſie zu errathen, daß Edgar, ſo wie er die holde Emanuele erblickt, in die glühendſte Liebe gekommen. So iſt es, nahm Euchar das Wort, indem eine leichte Röthe ſein Geſicht überflog, ſo iſt es in der That. Schon früher, als er das wunderbare Kind ſchaute, durchbebten ſüße Ahnungen ſeine Bruſt, und das noch nie gekannte Gefühl der inbrünſtigſten Liebe entzündete ſein ganzes Weſen! — Edgar mußte, konnte helfen. Er brachte den Don Rafaele, Emanuelen, ſo wie den treuen Cubas (ich ſelbſt half das vermitteln) auf das Gut ſeines Oheims. Don Rafaeles Glücksſtern ſchien nun wieder aufgehen zu wollen, denn bald darauf erhielt er einen Brief von dem frommen Vater Euſebio, in dem es hieß, daß die Brüder, bekannt mit den verborgenen Winkeln ſeines Hauſes, den nicht unbeträchtlichen Schatz an Gold und Juwelen, den er vor ſeiner Flucht eingemauert, in das Kloſter geborgen hätten, und daß es nur darauf ankäme, ihn durch eine ſichere Perſon abholen zu laſſen. Edgar entſchloß ſich augenblicklich mit dem treuen Cubas hinzureiſen nach Valenzia. Er ſah ſeinen frommen Pfleger, den Vater Euſchlo wieder, Don Rafaeles Schatz wurde ihm ausgehändigt. Doch er wußte, daß wohl mehr als aller Reichthum, dem Rafaele Marchez ſeine Ehre galt. Es gelang ihm in Madrid der Regierung die völlige Unſchuld Don Rafaeles darzuthun, der Bann wurde aufgehoben.“

Die Thüren gingen auf, hinein trat eine prächtig gekleidete Dame, hinter ihr ein alter Mann, von hohem ſtolzen Anſehen. Die Präſidentinn eilte ihnen entgegen, führte die Dame in den Kreis — Alle waren von ihren Plätzen aufgeſtanden — und ſprach: Donna Emanuela Marchez, die Gemalinn unſers Euchar — Don Rafaele Marchez!“

„Ja,“ ſprach Euchar, indem die Seligkeit des gewonnenen Glücks aus ſeinen Augen leuchtete, auf ſeinen Wangen ſchimmerte in glühendem Roth: „ja es blieb wirklich nur noch übrig zu ſagen, daß der, den ich Edgar nannte, niemand anders iſt als ich ſelbſt.“ Viktorine ſchloß die in dem mächtigſten Liebreiz ſtrahlende Emanuela in die Arme, drückte ſie heftig an ihre Bruſt, beide ſchienen ſich ſchon zu kennen, Ludwig ſprach aber, indem er einen etwas trüben Blick auf die Gruppe warf: „Das alles lag im Zuſammenhang der Dinge!“

Die Freunde waren mit Sylveſters Erzählung zufrieden und ſtimmten vorzüglich darin überein, daß Edgars Schickſale in Spanien während des Befreiungskrieges, die, ſo epiſodiſch ſie eingeflochten ſchienen, doch der Kern des Ganzen wären und deshalb von guter Wirkung, weil Alles darin auf wahrhaft hiſtoriſcher Baſis beruhe.

Es iſt, nahm Lothar das Wort, es iſt gar nicht zu bezweifeln, daß die Geſchichte Eigenthümliches darbietet, das der ohne Halt im Leeren ſchwebende Geiſt zu ſchaffen ſich vergebens bemüht. Eben ſo giebt das geſchickte Benutzen der hiſtoriſch wahren Gebräuche, Sitten, herkömmlichen Gewohnheiten irgend eines Volkes oder einer beſondern Klaſſe deſſelben der Dichtung eine beſondere Lebensfarbe, die ſonſt ſchwer zu erlangen

Doch ſag' ich ausdrücklich, das geſchickte Benutzen, denn in der That, das Erfaſſen des geſchichtlich Wahren, der Wirklichkeit in einer Dichtung deren Begebniſſe ganz der Fantaſie angehören, iſt nicht ſo leicht als mancher wohl denken möchte und erfordert allerdings ein gewiſſes Geſchick, das nicht jedem eigen und ohne welches ſtatt einer friſchen Lebendigkeit nur ein mattes ſchielendes Scheinleben zu Tage gefördert wird. So kenne ich Dichtungen, vorzüglich von ſchriftſtelleriſchen Frauen, in denen man jeden Augenblick gewahrt, wie in jenen Farbentopf getunkt und doch am Ende nichts heraus gebracht wurde, als ein wirres Gemengſel von bunten Strichen, da, wo es abgeſehen war auf ein recht lebendiges Bild.

Ich gebe, ſprach Ottmar, dir vollkommen Recht und nachdem ich flüchtig an einen gewiſſen Roman einer ſonſt genugſam geiſtreichen Frau gedacht, dem es trotz aller Pinſelei aus jenem Farbentopfe durchaus an aller Lebendigkeit, an aller poetiſchen Wahrheit mangelt, und ihn ſchnell wieder vergeſſen, will ich dir nur ſagen, daß gerade das Geſchick die Wirklichkeit, das geſchichtlich Wahre aufzufaſſen die Werke eines Dichters auszeichnen mag, der ſeit nicht gar langer Zeit unter uns bekannt worden. Ich meine den engländiſchen Walther Scott. Zwar las ich erſt ſeinen Aſtrologen aber — ex ungue leonem. — Gleich die Expoſition in dieſem Roman iſt gegründet auf ſchottiſche Sitten, dem Lande eigenthümliche Einrichtungen, aber ohne dieſe zu kennen wird man von der friſchen Lebendigkeit aller Gebilde ergriffen auf wunderbare Weiſe und um ſo mehr iſt dieſe Expoſition durchaus meiſterhaft zu nennen, als man, wie durch einen Zauberſchlag verſetzt wird — ich bediene mich da keine Frauen zugegen, eines zweiten lateiniſchen Ausſpruchs — medias in res. Dabei beſitzt Scott eine ſeltene Kraft mit wenigen ſtarken Strichen ſeine Figuren ſo hinzuſtellen, daß ſie alsbald lebendig herausſchreiten aus dem Rahmen des Gemäldes und ſich bewegen in dem eigenthümlichſten Charakter. Scott iſt eine herrliche Erſchenung in der engliſchen Litteratur, er iſt eben ſo lebendig als Smollet, wiewohl viel klaſſiſcher und edler, doch fehlt ihm nach meiner Meinung das Brillantfeuer des tiefen Humors der aus Sterne's und Swifts Werken hervorblitzt.

Mir, begann Vinzenz, mir geht es zur Zeit eben ſo wie dir, Ottmar! Nur den Aſtrologen allein habe ich von Scotts Werken geleſen, aber auch mich hat der originelle Roman gar ſehr angeſprochen. der, in ſeinem methodiſchen Fortſchreiten einem Knäuel zu vergleichen der ruhig abgewickelt wird und deſſen feſtgeſponnener Faden niemals reißt. Was mir zu tadeln aber recht aus der engliſchen Lebensweiſe hervorzugehen ſcheint iſt, daß, außer der in der That erhaben grauenhaften Zigeunerin, die jedoch nicht ſo wohl ein Weib als eine geſpenſtiſche Erſcheinung zu nennen, die Weiber flach und blaß gehalten ſind. Die beiden Mädchen im Aſtrologen gemahnen mich an die Frauenzimmer auf den engliſchen colorirten Kupferſtichen in punktirter Manier, die ſich alle ähnlich, das

heißt

heißt eben ſo hübſch als ganz bedeutungslos ſind, und denen man es anſieht, daß aus dem kleinen zugeſpizten Mündchen nichts weiter hervorzukommen wagt, als das unſchuldigſte: Ja Ja und Nein Nein, da alles übrige vom Uebel. Hogarths Milchverkäuferin iſt der Prototypus aller dieſer Geſchöpflein. Es fehlt jenen beiden Mädchen der eigentliche Geiſt, der göttlich belebende Athem.

Möchte man, ſprach Theodor, nicht dagegen den Weibern eines unſerer geiſtreichſten Dichter, vorzüglich wie ſie in ältern Werken vorkommen, etwas mehr Körper wünſchen, da ſie oft im Anſchaun zerfließen zu Nebelgebilden? — Nun wir wollen dennoch beide, dieſen heimiſchen Dichter ſo wie jenen fremden, deshalb recht hoch ehren und lieben, weil ſie wahres und herrliches ſchaffen.

Sehr merkwürdig, nahm Sylveſter das Wort, iſt es doch, daß, irre ich nicht, mit Walther Scott beinahe zu gleicher Zeit ein engländiſcher Dichter auftrat, der in ganz anderer Tendenz das Große, Herrliche leiſtet. Es iſt Lord Byron den ich meine, und der mir kräftiger und gediegener ſcheint als Thomas Moore. Seine Belagerung von Corinth iſt ein Meiſterwerk voll der lebendigſten Bilder, der genialſten Gedanken. Vorherrſchend ſoll ſein Hang zum Düſtern, ja Grauenhaften und Entſetzlichen ſeyn, und ſeinen Vampyr hab' ich gar nicht leſen mögen, da mir die bloße Idee eines Vampyrs, habe ich ſie richtig aufgefaßt, ſchon eiskalte Schauer erregt. So viel ich weiß, iſt ein Vampyr nämlich nichts anders als ein lebendiger Todter der Lebendigen das Blut ausſaugt.

Hoho, rief Lothar lachend, ein Dichter wie du mein theurer Freund Sylveſter, muß wohl bewandert ſeyn in allen möglichen Zauber- und Hexengeſchichten und andern Teufeleien, ja ſich ſelbſt was weniges auf das Zaubern und Hexen verſtehen, da ſolches zu manchem Dichten und Trachten nützlich. Was nun inſonderheit den Vampyrismus betrifft, ſo will ich dir, damit du meine ungemeine Beleſenheit in derlei Dingen erkennen mögeſt, gleich ein anmuthiges Werklein anführen, aus dem du dich auf das vollſtändigſte über dieſe dunkle Materie belehren kannſt. Der vollſtändige Titel dieſes Werkleins heißt: „M. Michael Ranfts Diaconi zu Nebra, Traktat von dem Kauen und Schmatzen der Todten in Gräbern, worin die wahre Beſchaffenheit derer Hungariſchen Vampyrs und Blutſauger gezeigt, auch alle von dieſer Materie bisher zum Vorſchein gekommene Schriften rezenſirt werden.“ — Schon dieſer Titel wird dich von der Gründlichkeit des genannten Werks überzeugen, und du wirſt daraus entnehmen, daß ein Vampyr nichts anders iſt, als ein verfluchter Kerl, der ſich als Todter einſcharren läßt, und demnächſt aus dem Grabe aufſteigt und den Leuten im Schlafe das Blut ausſaugt, die dann auch zu Vampyrs werden, ſo daß nach den Berichten aus Ungarn, die der Magiſter beibringt, ſich die Bewohner ganzer Dörfer umſetzten in ſchändliche Vampyrs. Um einen ſolchen Vampyr unſchädlich zu machen, muß er ausgegraben, ihm ein Pfahl durchs Herz geſchlagen, und der Körper zu Aſche verbrannt werden. Dieſe ſcheußlichen Creaturen erſcheinen oft nicht in eigner Geſtalt, ſondern en masque. So heißt es, wie ich mich ſehr lebhaft erinnere, in einem Briefe, den ein Offizier aus Belgrad an einen berühmten Doktor nach Leipzig ſchrieb, um ſich nach der eigentlichen Natur des Vampyrismus zu erkundigen, ungefähr: „In dem Dorfe, Kinklina genannt, „hat es ſich zugetragen, daß zwei Brüder „von einem Vampyr geplaget worden, weswegen einer um den andern gewachet, da „es denn wie ein Hund die Thüre geöffnet, „auf Anſchreien aber gleich wieder davon gelaufen, bis endlich einmal beide eingeſchlafen, da es denn dem einen in einem Augenblick einen rothen Fleck unter dem rechten „Ohr geſauget, worauf er denn in drei Tagen davon geſtorben.“ Zum Schluß ſagt der Offizier: „Weil man nun hier ein ungemeines Wunder daraus machet, als unterſtehe mich Dero Partikular-Meinung „mir gehorſamſt auszubitten, ob ſolches sympathetiſcher, teufliſcher oder aſtraliſcher Geiſter Wirkung ſey, der ich mit vieler Hochachtung verharre ꝛc.“ Nimm dir ein Beiſpiel an dieſem wißbegierigen Offizier. — Jezt fällt mir ſogar ſein Name ein; es war der Fähndrich des Prinz Alexandriniſchen Regiments, Sigismund Alexander Friedrich von Kottwitz. Ueberhaupt beſchäftigte ſich damals das Militair ganz ungemein mit dem Vampyrismus. Eben in Magiſter Ranfts Werk befindet ſich nehmlich ein in gerichtlicher Form von Regimentsärzten in Gegenwart zweier Offiziere eben jenes Alexandriniſchen Regiments aufgenommener Akt über die Auffindung und Vernichtung eines Vampyrs. Unter andern heißt es in dieſem Akt: „Weil „ſie nun daraus erſehen, daß er ein wirklicher Vampyr ſey, ſo haben ſie denſelben „einen Pfahl durchs Herz geſchlagen, wobei „er einen wohlvernehmlichen Gächzer gethan und häufiges Geblüte von ſich gelaſſen." — Iſt das nicht merkwürdig und lehrreich zugleich? Es mag, erwiederte Sylveſter, es mag ſich das alles im Magiſter Ranft nur abentheuerlich oder vielmehr aberwitzig ausnehmen, indeſſen erſcheint, hält man ſich an die Sache ſelbſt, ohne den Vortrag zu beachten, der Vampyrismus als eine der furchtbar grauenhafteſten Ideen, ja das furchtbar grauenhafte dieſer Idee artet aus ins Entſetzliche, ſcheußlich Widerwärtige.

Und, fiel Cyprian dem Freunde ins Wort, und demunerachtet kann aus dieſer Idee ein Stoff hervorgehen, der von einem phantaſiereichen Dichter, dem poetiſcher Takt nicht fehlt, behandelt, die tiefen Schauer jenes geheimnißvollen Grauens erregt, das in unſerer eigenen Bruſt wohnt, und berührt von den elektriſchen Schlägen einer dunkeln Geiſterwelt den Sinn erſchüttert, ohne ihn zu verſtören. Eben der richtige poetiſche Takt des Dichters wird es hindern, daß das Grauenhafte nicht ausarte ins Widerwärtige und Ekelhafte; das dann aber meiſtentheils zugleich aberwitzig genug erſcheint, um auch die leiſeſte Wirkung auf unſer Gemüth zu verfehlen. Warum ſollte es dem Dichter nicht vergönnt ſeyn, die Hebel der Furcht, des Grauens, des Entſetzens zu bewegen? Etwa weil hie und da ein ſchwaches Gemüth dergleichen nicht verträgt? Soll ſtarke Koſt gar nicht aufgetragen werden, weil einige am Tiſche ſitzen, die ſchwächlicher Natur ſind oder ſich den Magen verdorben haben.

Es bedarf, nahm Theodor das Wort, es bedarf deiner Apologie des Grauenhaften gar nicht, mein lieber fantaſtiſcher Cyprianus! Wir wiſſen ja alle, wie wunderbar die größten Dichter vermöge jener Hebel das menſchliche Gemüth in ſeinem tiefſten Innern zu bewegen wußten. Man darf ja nur an Shakspeare denken! — Und wer verſtand ſich auch darauf beſſer, als unſer herrliche Tieck in mancher ſeiner Erzählungen. Ich will nur des Liebeszaubers erwähnen. Die Idee dieſes Mährchens muß in jeder Bruſt eiskalte Todesſchauer, ja der Schluß das tiefſte Entſetzen erregen, und doch ſind die Farben ſo glücklich gemiſcht, daß trotz alles Grauens und Entſetzens uns doch der geheimnißvolle Zauberreiz des Tragiſchen befängt, dem wir uns willig und gern hingeben. Wie wahr iſt das, was Tieck ſeinem Manfred in den Mund legt, um die Einwürfe der Frauen gegen das Schauerliche in der

Poeſie zu widerlegen. Ja wohl iſt das Entſetzliche, was ſich in der alltäglichen Welt begiebt, eigentlich dasjenige, was die Bruſt mit unverwindlichen Qualen foltert, zerreißt. Ja wohl gebährt die Grauſamkeit der Menſchen das Elend, was große und kleine Tyrannen ſchonungslos mit dem teufliſchen Hohn der Hölle ſchaffen, die ächten Geſpenſtergeſchichten. Und wie ſchön ſagt nun der Dichter: In dergleichen mährchenhaften Erfindungen aber kann ja dieſes Elend der Welt nur wie von muntern Farben gebrochen hineinſpielen, und ich dächte, auch ein nicht ſtarkes Auge müßte es auf dieſe Weiſe ertragen! — Oft ſchon, ſprach Lothar, gedachten wir des tiefen genialen Dichters, deſſen Anerkennung in ſeiner ganzen hohen Vortrefflichkeit der Nachwelt vorbehalten bleibt, während ſchnell aufflackernde Irrlichter, die mit erborgtem Glanz das Auge im Augenblick zu blenden vermochten, eben ſo ſchnell wieder verlöſchen. — Uebrigens meine ich, daß die Fantaſie durch ſehr einfache Mittel aufgeregt werden könne, und daß das Grauenhafte oft mehr im Gedanken, als in der Erſcheinung beruhe. Kleiſts Bettelweib von Lokarno trägt für mich wenigſtens das Entſetzlichſte in ſich, was es geben mag, und doch, wie einfach iſt die Erfindung! — Ein Bettelweib das man mit Härte hinter den Ofen weiſet, wie einen Hund, und das geſtorben, nun jeden Tag über den Boden wegrappt, und ſich hinter den Ofen ins Stroh legt, ohne daß man irgend etwas erblickt! — Doch iſt es auch freilich die wunderbare Färbung des Ganzen, welche ſo kräftig wirkt. Kleiſt wußte in jenen Farbentopf nicht allein einzutunken, ſondern auch die Farben mit der Kraft und Genialität des vollendeten Meiſters auftragend ein lebendiges Bild zu ſchaffen wie keiner. Er durfte keinen Vampyr aus dem Grabe ſteigen laſſen, ihm genügte ein altes Bettelweib. — Es iſt, nahm Cyprian das Wort, es iſt mir bei dem Geſpräch über den Vampyrismus eine gräßliche Geſchichte eingefallen, die ich vor langer Zeit entweder las oder hörte. Doch glaube ich beinahe das letztere, denn wie ich mich erinnere, ſetzte der Erzähler hinzu, daß die Geſchichte ſich wirklich zugetragen, und nannte die gräfliche Familie und das Stammhaus, wo ſich alles begeben. Sollte die Geſchichte dennoch gedruckt und euch bekannt ſeyn, ſo fallt mir nur gleich in die Rede, denn es giebt nichts langweiligeres, als ſich längſt bekannte Dinge auftiſchen zu laſſen. — Ich merke, ſprach Ottmar, daß du wieder etwas ſehr tolles und gräuliches zu Markte bringen wirſt; denke wenigſtens an den heiligen Serapion, ſey ſo kurz als du nur vermagſt, um unſern Vinzenz zu Worte kommen zu laſſen, der, wie ich merke, ſchon ungeduldig darauf harrt, uns das längſt verſprochene Mährchen mitzutheilen.

Still, ſtill, rief Vinzenz. Nichts beſſeres kann ich mir wünſchen, als daß Cyprian einen rechten ſchwarzen Teppich als Hintergrund aufhänge, auf dem dann die mimiſch-plaſtiſche Darſtellung meiner bunten, und wie ich meine, genugſam bockſpringenden Figuren ſich ganz hübſch ausnehmen muß. Darum beginne, o mein Cyprianus, und ſey düſter, ſchrecklich, ja entſetzlich, trotz den vampyriſchen Lord Byron, den ich nicht geleſen.

Graf Hyppolit, ſo begann Cyprian, war zurückgekehrt von langen weiten Reiſen, um das reiche Erbe ſeines Vaters, der unlängſt geſtorben, in Beſitz zu nehmen. Das Stammſchloß lag in der ſchönſten anmuthigſten Gegend, und die Einkünfte der Güter reichten hin zu den koſtſpieligſten Verſchönerungen. Alles was der Art dem Grafen auf ſeinen Reiſen, vorzüglich in England, als reizend, geſchmackvoll, prächtig aufgefallen, ſollte nun vor ſeinen Augen noch einmal entſtehen. Handwerker und Künſtler, wie ſie gerade nöthig, fanden ſich auf ſeinen Ruf bei ihm ein, und es begann alsbald der Umbau des Schloſſes, die Anlage eines weitläuftigen Parks in dem größten Styl, ſo daß ſelbſt Kirche, Todtenacker und Pfarrhaus eingegränzt wurden und als Parthie des künſtlichen Waldes erſchienen. Alle Arbeiten leitete der Graf, der die dazu nöthigen Kenntniſſe beſaß, ſelbſt, er widmete ſich dieſen Beſchäftigungen mit Leib und Seele, und ſo war ein Jahr vergangen, ohne daß es ihm eingefallen, dem Rath eines alten Oheims gemäß in der Reſidenz ſein Licht leuchten zu laſſen vor den Augen der Jungfrauen, damit ihm die ſchönſte, beſte, edelſte zufalle als Gattin. Eben ſaß er eines Morgens am Zeichentiſch, um den Grundriß eines neuen Gebäudes zu entwerfen, als eine alte Baroneſſe, weitläuftige Verwandte ſeines Vaters, ſich anmelden ließ. Hyppolit erinnerte ſich, als er den Namen der Baroneſſe hörte, ſogleich, daß ſein Vater von dieſer Alten immer mit der tiefſten Indignation, ja mit Abſcheu geſprochen, und manchmal Perſonen, die ſich ihr nähern wollen, gewarnt, ſich von ihr fern zu halten, ohne jemals eine Urſache der Gefahr anzugeben. Befragte man den Grafen näher, ſo pflegte er zu ſagen, es gäbe gewiſſe Dinge, über die es beſſer ſey zu ſchweigen als zu reden. So viel war gewiß, daß in der Reſidenz dunkle Gerüchte von einem ganz ſeltſamen und unerhörten Criminalprozeß gingen, in den die Baroneſſe befangen, der ſie von ihrem Gemahl getrennt, aus ihrem entfernten Wohnort vertrieben, und deſſen Unterdrückung ſie nur der Gnade des Fürſten zu verdanken habe. Sehr unangenehm berührt fühlte ſich Hyppolit durch die Annäherung einer Perſon, die ſein Vater verabſcheut, waren ihm auch die Gründe dieſes Abſcheus unbekannt geblieben. Das Recht der Gaſtfreundſchaft, das vorzüglich auf dem Lande gelten mag, gebot ihm indeſſen, den läſtigen Beſuch anzunehmen. Niemals hatte eine Perſon, ohne im mindeſten häßlich zu ſeyn, in ihrer äußern Erſcheinung ſolch einen widerwärtigen Eindruck auf den Baron gemacht, als eben die Baroneſſe. Bei dem Eintritt durchbohrte ſie den Baron mit einem glühenden Blick, dann ſchlug ſie die Augen nieder und entſchuldigte ihren Beſuch in beinahe demüthigen Ausdrücken. Sie klagte, daß der Vater des Grafen von den ſeltſamſten Vorurtheilen befangen, die ihm, gegen ſie feindlich Geſinnte, auf hämiſche Weiſe beizubringen gewußt, ſie bis in den Tod gehaßt, und ihr, unerachtet ſie in der bitterſten Armuth beinahe verſchmachtet, und ſich ihrer

Standes ſchämen müſſen, niemals auch nur die mindeſte Unterſtützung zufließen laſſen. Endlich, ganz unerwartet in den Beſitz einer kleinen Geldſumme gekommen, ſey es ihr möglich geworden, die Reſidenz zu verlaſſen und in ein entferntes Landſtädtchen zu fliehen. Auf dieſer Reiſe habe ſie dem Drange nicht widerſtehen können, den Sohn eines Mannes zu ſehen, den ſie ſeines ungerechten unverſöhnlichen Haſſes unerachtet ſtets hochverehrt. — Es war der rührende Ton der Wahrheit, mit dem die Baroneſſe ſprach, und der Graf fühlte ſich um ſo mehr bewegt, als er weggewandt von dem widrigen Antlitz der Alten, verſunken war in den Anblick des wunderbar lieblichen anmuthigen Weſens, das mit der Baroneſſe gekommen. Die Baroneſſe ſchwieg; der Graf ſchien es nicht zu bemerken, er blieb ſtumm. Da bat die Baroneſſe, es ihrer Befangenheit an dieſem Orte zu verzeihen, daß ſie dem Grafen nicht gleich bei ihrem Eintritt ihre Tochter Aurelie vorgeſtellt. Nun erſt gewann der Graf Worte, und beſchwor, roth geworden bis an die Augen, in der Verwirrung des liebeentzückten Jünglings, die Baroneſſe, ſie möge ihm vergönnen, das gut zu machen, was ſein Vater nur aus Mißverſtand verſchulden können, und vor der Hand es ſich auf ſeinem Schloſſe gefallen laſſen. Seinen beſten Willen betheuernd faßte er die Hand der Baroneſſe, aber das Wort, der Athem ſtockte ihm, eiskalte Schauer durchbebten ſein Innerſtes. Er fühlte ſeine Hand von im Tode erſtarrten Fingern umkrallt, und die große knochendürre Geſtalt der Baroneſſe, die ihn anſtarrte mit Augen ohne Sehkraft, ſchien ihm in den häßlich bunten Kleidern eine angeputzte Leiche. „O mein Gott, welch ein „Ungemach gerade in dieſem Augenblick!“ So rief Aurelie und klagte dann mit ſanfter herzdurchdringender Stimme, daß ihre arme Mutter zuweilen plötzlich vom Starrkrampf ergriffen werde, daß dieſer Zuſtand aber gewöhnlich ohne Anwendung irgend eines Mittels in ganz kurzer Zeit vorüber zu gehen pflege. Mit Mühe machte ſich der Graf los von der Baroneſſe, und alles glühende Leben ſüßer Liebesluſt kam ihm wieder, als er Aureliens Hand faßte und feurig an die Lippen drückte. Beinahe zum Mannesalter gereift, fühlte der Graf zum erſtenmal die ganze Gewalt der Leidenſchaft, um ſo weniger war es ihm möglich, ſeine Gefühle zu verbergen, und die Art, wie Aurelie dies aufnahm in hoher kindlicher Liebenswürdigkeit, entzündete in ihm die ſchönſten Hoffnungen. Wenige Minuten waren vergangen, als die Baroneſſe aus dem Starrkrampf erwachte, und ſich des vorübergegangenen Zuſtandes völlig unbewußt, den Grafen verſicherte, wie ſie der Antrag, einige Zeit auf dem Schloſſe zu verweilen, hoch ehre, und alles Unrecht, das ihr der Vater angethan, mit einem mal vergeſſen laſſe. So hatte ſich nun plötzlich der Hausſtand des Grafen verändert, und er mußte glauben, daß ihm eine beſondere Gunſt des Schickſals die einzige auf dem ganzen Erdenrund zugeführt, die als heißgeliebte angebetete Gattin ihm das höchſte Glück des irdiſchen Seyns gewähren könne. Das Betragen der alten Baroneſſe blieb ſich gleich, ſie war ſtill, ernſt, ja in ſich verſchloſſen, und zeigte, wenn es die Gelegenheit gab, eine milde Geſinnung, und ein jeder unſchuldigen Luſt erſchloſſenes Herz. Der Graf hatte ſich an das in der That ſeltſam gefurchte todtenbleiche Antlitz, an die geſpenſtiſche Geſtalt der Alten gewöhnt, er ſchrieb alles ihrer Kränklichkeit zu, ſo wie dem Hange zu düſtrer Schwärmerei, da ſie, wie er von ſeinen Leuten erfahren, oft nächtliche Spaziergänge machte durch den Park nach dem Kirchhofe zu. Er ſchämte ſich, daß das Vorurtheil des Vaters ihn ſo habe befangen können, und die eindringlichſten Ermahnungen des alten Oheims, das Gefühl, das ihn ergriffen, zu beſiegen, und ein Verhältniß aufzugeben, das ihn über kurz oder lang ganz unvermeidlich ins Verderben ſtürzen werde, verfehlten durchaus ihre Wirkung. Von Aureliens innigſter Liebe auf das lebhafteſte überzeugt, bat er um ihre Hand, und man kann denken, mit welcher Freude die Baroneſſe, die ſich aus tiefer Dürftigkeit geriſſen, im Schooße des Glücks ſah, dieſen Antrag aufnahm. Die Bläße und jener beſondere Zug, der auf einen ſchweren innern unverwindlichen Gram deutet, war verſchwunden aus Aureliens Antlitz, und die Seeligkeit der Liebe ſtrahlte aus ihren Augen, ſchimmerte roſigt auf ihren Wangen. Am Morgen des Hochzeitstages vereitelte ein erſchütternder Zufall die Wünſche des Grafen. Man hatte die Baroneſſe im Park unfern des Kirchhofes leblos am Boden auf dem Geſicht liegend gefunden, und brachte ſie nach dem Schloſſe, eben als der Graf aufgeſtanden und im Wonnegefühl des errungenen Glücks hinausſchaute. Er glaubte die Baroneſſe nur von ihrem gewöhnlichen Uebel befallen; alle Mittel, ſie wieder zurückzurufen ins Leben blieben aber vergeblich, ſie war todt. Aurelie überließ ſich weniger den Ausbrüchen eines heftigen Schmerzes, als daß ſie verſtummt, thränenlos durch den Schlag, der ſie getroffen, in ihrem innerſten Weſen gelähmt ſchien. Dem Grafen bangte für die Geliebte, und nur leiſe und behutſam wagte er es, ſie an ihr Verhältniß als gänzlich verlaſſenes Kind zu erinnern, welches erfordere, das Schickliche aufzugeben, um das noch Schicklichere zu thun, nehmlich des Todes der Mutter unerachtet den Hochzeitstag ſo viel nur möglich zu beſchleunigen. Da fiel aber Aurelie dem Grafen in die Arme und rief, indem ihr ein Thränenſtrom aus den Augen ſtürzte, mit ſchneidender, das Herz durchbohrender Stimme: Ja — Ja! — um aller Heiligen, um meiner Seeligkeit willen, ja! — Der Graf ſchrieb dieſen Ausbruch innerer Gemüthsbewegung dem bittern Gedanken zu, daß ſie verlaſſen, heimathslos nun nicht wiſſe wohin, und auf dem Schloſſe zu bleiben doch der Anſtand verbiete. Er ſorgte dafür, daß Aurelie eine alte würdige Matrone zur Geſellſchafterin erhielt, bis nach wenigen Wochen aufs neue der Hochzeitstag heran kam, den weiter kein böſer Zufall unterbrach, ſondern der Hyppolits und Aureliens Glück krönte. Aurelie hatte ſich indeſſen immerwährend in einem geſpannten Zuſtande befunden. Nicht der Schmerz über den Verluſt der Mutter, nein eine innere, namenloſe, tödtende Angſt ſchien ſie raſtlos zu verfolgen. Mitten im ſüßeſten Liebesgeſpräch fuhr ſie plötzlich, wie von jähem Schreck erfaßt, zum Tode erbleicht auf, ſchloß den Grafen, indem ihr Thränen aus den Augen quollen, in ihre Arme, als wolle ſie ſich feſthalten, damit eine unſichtbare feindliche Macht ſie nicht fortreiße ins Verderben, und rief: Nein — nimmer — nimmer! — Erſt jetzt, da ſie verheirathet mit dem Grafen, ſchien der geſpannte Zuſtand aufgehört, jene innere entſetzliche Angſt ſie verlaſſen zu haben. Es konnte nicht fehlen, daß der Graf irgend ein böſes Geheimniß vermuthete, von dem Aureliens Inneres verſtört, doch hielt er es mit Recht für unzart, Aurelien darnach zu fragen, ſo lange ihre Spannung anhielt und ſie ſelbſt darüber ſchwieg. Jetzt wagte er es leiſe, darauf hinzudeuten, was wohl die Urſache ihrer ſeltſamen Gemuthsſtimmung geweſen ſeyn möge. Da verſicherte Aurelie, daß es ihr eine Wohlthat ſey, ihm, dem geliebten Gemahl, jetzt ihr ganzes Herz zu erſchließen. Nicht wenig erſtaunte der Graf, als er nun erfuhr, daß nur das heilloſe Treiben der Mutter allen ſinnverſtörenden Gram über Aurelien gebracht. „Giebt es, rief Aurelie, etwas entſetzlicheres, „als die eigne Mutter haſſen, verabſcheuen „zu müſſen?“ Alſo war der Vater, der Oheim von keinem falſchen Vorurtheil befangen, und die Baroneſſe hatte mit durchdachter Heuchelei den Grafen getäuſcht. Für eine ſeiner Ruhe günſtige Schickung mußte es nun der Graf halten, daß die böſe Mutter an ſeinem Hochzeitstage geſtorben. Er hatte deſſen kein Hehl; Aurelie erklärte aber, daß gerade bei dem Tode der Mutter ſie ſich von düſtern furchtbaren Ahnungen ergriffen gefühlt, daß ſie die entſetzliche Angſt nicht verwinden können, die Todte werde erſtehn aus dem Grabe, und ſie hinabreißen aus den Armen des Geliebten in den Abgrund. Aurelie erinnerte ſich (ſo erzählte ſie) ganz dunkel aus ihrer früheren Jugendzeit, daß eines Morgens, da ſie eben aus dem Schlafe erwacht, ein furchtbarer Tumult im Hauſe entſtand. Die Thüren wurden auf und zugeworfen, fremde Stimmen riefen durcheinander. Endlich als es ſtiller geworden, nahm die Wärterin Aurelien auf den Arm und trug ſie in ein großes Zimmer, wo viele Menſchen verſammelt, in der Mitte auf einem langen Tiſch ausgeſtreckt lag aber der Mann, der oft mit Aurelien geſpielt, ſie mit Zuckerwerk gefüttert, und den ſie Papa genannt. Sie ſtreckte die Händchen nach ihm aus und wollte ihn küſſen. Die ſonſt warmen Lippen waren aber eiskalt, und Aurelie brach, ſelbſt wußte ſie nicht warum, aus in heftiges Weinen. Die Wärterin brachte ſie in ein fremdes Haus, wo ſie lange Zeit verweilte, bis endlich eine Frau erſchien, und ſie in einer Kutſche mitnahm. Das war nun ihre Mutter, die bald darauf mit Aurelien nach der Reſidenz reiſte. Aurelie mochte ungefähr ſechszehn Jahre alt ſeyn, als ein Mann bei der Baroneſſe erſchien, den ſie mit Freude und Zutraulichkeit empfing, wie einen alten geliebten Bekannten. Er kam oft und öfter, und bald veränderte ſich der Hausſtand der Baroneſſe auf ſehr merkliche Weiſe. Statt daß ſie ſonſt in einem Dachſtübchen gewohnt, und ſich mit armſeligen Kleidern und ſchlechter Koſt beholfen, bezog ſie jetzt ein hübſches Quartier in der ſchönſten Gegend der Stadt, ſchaffte ſich prächtige Kleider an, aß und trank mit dem Fremden, der ihr täglicher Tiſchgaſt war, vortrefflich, und nahm Theil an allen öffentlichen Luſtbarkeiten, wie ſie die Reſidenz darbot. Nur auf Aurelien hatte dieſe Verbeſſerung der Lage ihrer Mutter, die dieſe offenbar dem Fremden verdankte, gar keinen Einfluß. Sie blieb eingeſchloſſen in ihrem Zimmer zurück, wenn die Baroneſſe mit dem Fremden dem Vergnügen zueilte, und mußte ſo armſelig einhergehen als ſonſt. Der Fremde hatte, unerachtet er wohl beinahe vierzig Jahre alt ſeyn mochte, ein ſehr friſches jugendliches Anſehen, war von hoher ſchöner Geſtalt, und auch ſein Antlitz mochte männlich ſchön genannt werden. Demunerachtet war er Aurelien widrig, weil oft ſein Benehmen, ſchien er ſich auch zu einem vornehmen Anſtande zwingen zu wollen, linkiſch, gemein, pöbelhaft wurde. Die Blicke, womit er aber Aurelien zu betrachten begann, erfüllten ſie mit unheimlichem Grauen, ja mit einem Abſcheu, deſſen Urſache ſie ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte. Nie hatte bisher die Baroneſſe es der Mühe werth geachtet, Aurelien auch nur ein Wort über den Fremden zu ſagen. Jetzt nannte ſie Aurelien ſeinen Namen mit dem Zuſatz, daß der Baron ſteinreich und ein entfernter Verwandter ſey. Sie rühmte ſeine Geſtalt, ſeine Vorzüge, und ſchloß mit der Frage: wie er Aurelien gefalle? Aurelie verſchwieg nicht den innern Abſcheu, den ſie gegen den Fremden hegte, da blitzte ſie aber die Baroneſſe an mit einem Blick, der ihr tiefen Schreck einjagte, und ſchalt ſie ein dummes einfältiges Ding. Bald darauf wurde die Baroneſſe freundlicher gegen Aurelien, als ſie es jemals geweſen. Sie erhielt ſchöne Kleider, reichen modiſchen Putz jeder Art, man ließ ſie Theil nehmen an den öffentlichen Vergnügungen. Der Fremde bemühte ſich nun um Aureliens Gunſt auf eine Weiſe, die ihn nur immer widerwärtiger ihr erſcheinen ließ. Tödtlich wurde aber ihr zarter jungfräulicher Sinn berührt, als ein böſer Zufall ſie geheime Zeugin ſeyn ließ, einer empörenden Abſcheulichkeit des Fremden und der verderbten Mutter. Als nun einige Tage darauf der Fremde in halbtrunknem Muth ſie auf eine Art in ſeine Arme ſchloß, daß die verruchte Abſicht keinem Zweifel unterworfen, da gab ihr die Verzweiflung Manneskraft, ſie ſtieß den Fremden zurück, daß er rücklings überſtürzte, entfloh und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein. Die Baroneſſe erklärte Aurelien ganz kalt und beſtimmt, daß, da der Fremde ihren ganzen Haushalt beſtritte, und ſie gar nicht Luſt habe, zurück zu kommen in die alte Dürftigkeit, hier jede alberne Ziererei verdrießlich und unnütz ſeyn werde; Aurelie müſſe ſich dem Willen des Fremden hingeben, der ſonſt gedroht, ſie zu verlaſſen. Statt auf Aureliens wehmüthigſtes Flehen, ſtatt auf ihre heiße Thränen zu achten, begann die Alte in frechem Spott laut auflachend über ein Verhältniß, das ihr alle Luſt des Lebens erſchließen werde, auf eine Art zu ſprechen, deren zügelloſe Abſcheulichkeit jedem ſittlichen Gefühl Hohn ſprach, ſo daß Aurelie ſich davor entſetzte. Sie ſah ſich verloren, und das einzige Rettungsmittel ſchien ihr ſchleunige Flucht. Aurelie hatte ſich den Hausſchlüſſel zu verſchaffen gewußt, die wenigen Habſeligkeiten, die dringendſte Nothwendigkeit erforderte, zuſammen gepackt, und ſchlich nach Mitternacht, als ſie die Mutter in tiefem Schlaf glaubte, über den matt erleuchteten Vorſaal. Schon wollte ſie leiſe, leiſe hinaustreten, als die Hausthüre raſſelnd aufſprang und es die Treppe hinauf polterte. Hinein in den Vorſaal, hin zu Aureliens Füßen ſtürzte die Baroneſſe, in einen ſchlechten ſchmutzigen Kittel gekleidet, Bruſt und Aerme entblößt, das greiſe Haar aufgelöſt, wild flatternd. Und dicht hinter ihr her der Fremde, der mit dem gellenden Ruf: Warte verruchter Satan, hölliſche Hexe, ich werd dir dein Hochzeitmal eintränken! ſie bei den Haaren mitten ins Zimmer ſchleifte, und mit dem dicken Knittel, den er bei ſich trug, auf die grauſamſte Weiſe zu mißhandeln begann. Die Baroneſſe ſtieß ein fürchterliches Angſtgeſchrei aus, Aurelie ihrer Sinne kaum mächtig, rief laut durch das geöffnete Fenſter nach Hülfe. Es traf ſich, daß gerade eine Patrouille bewaffneter Polizei vorüber ging. Dieſe drang ſogleich ins Haus. „Faßt ihn, rief die Baroneſſe, ſich vor Wuth und Schmerz krümmend, den Polizei-Soldaten entgegen, faßt ihn — haltet ihn feſt! — ſchaut ſeinen bloßen Rücken an! — es iſt —“ So wie die Baroneſſe den Namen nannte, jauchzte der Polizei-Sergeant, der die Patrouille führte, laut auf: Hoho — haben wir dich endlich, Urian! Und damit packten ſie den Fremden feſt, und ſchleppten ihn, ſo ſehr er ſich ſträuben mochte, fort. Dem allem was ſich zugetragen unerachtet, hatte die Baroneſſe Aureliens Abſicht doch ſehr wohl bemerkt. Sie begnügte ſich damit, Aurelien ziemlich unſanft beim Arm zu faſſen, ſie in ihr Zimmer zu werfen, und dieſes dann abzuſchließen, ohne weiter etwas zu ſagen. Andern Morgens war die Baroneſſe ausgegangen, und kam erſt am ſpäten Abend wieder, während Aurelie in ihr Zimmer wie in ein Gefängniß eingeſchloſſen, niemanden ſah und hörte, ſo daß ſie den ganzen Tag zubringen mußte ohne Speiſe und Trank. Mehrere Tage hinter einander ging das ſo fort. Oft blickte die Baroneſſe ſie mit zornfunkelnden Augen an, ſie ſchien mit einem Entſchluß zu ringen, bis ſie an einem Abend Briefe fand, deren Inhalt ihr Freude zu machen ſchien. „Aberwitzige Creatur, du biſt an allem Schuld, aber es iſt nun gut, und ich wünſche ſelbſt, daß die fürchterliche Strafe dich nicht treffen mag, die der böſe Geiſt über dich verhängt hatte.“ So ſprach die Baroneſſe zu Aurelien, dann wurde ſie wieder freundlicher, und Aurelie, die, da nun der abſcheuliche Menſch von ihr gewichen, nicht mehr an die Flucht dachte, erhielt auch wieder mehr Freiheit. — Einige Zeit war vergangen, als eines Tages, da Aurelie gerade einſam in ihrem Zimmer ſaß, ſich auf der Straße ein großes Geräuſch erhob. Das Kammermädchen ſprang hinein und berichtete, daß man eben den Sohn des Scharfrichters aus — vorbeibringe, der wegen Raubmord dort gebrandmarkt und nach dem Zuchthauſe gebracht, ſeinen Wächtern auf dem Transport aber entſprungen ſey. Aurelie wankte, ergriffen von banger Ahnung, an das Fenſter, ſie hatte ſich nicht betrogen, es war der Fremde, der umringt von zahlreichen Wachen, auf dem Leiterwagen feſt angeſchloſſen vorübergefahren wurde. Man brachte ihn zurück zur Abbüßung ſeiner Strafe. Der Ohnmacht nahe ſank Aurelie zurück in den Lehnſeſſel, als der furchtbar wilde Blick des Kerls ſie traf, als er mit drohender Gebehrde die geballte Fauſt aufhob gegen das Fenſter. — Immer noch war die Baroneſſe viel außer dem Hauſe, Aurelien ließ ſie aber jedesmal zurück, und ſo führte ſie von manchen Betrachtungen über ihr Schickſal, über das, was bedrohliches, ganz unerwartet, plötzlich ſie treffen könne, ein trübes trauriges Leben. Von dem Kammermädchen, das übrigens erſt nach jenem nächtlichen Ereigniß in das Haus gekommen, und der man nun erſt wohl erzählt haben mochte, wie jener Spitzbube mit der Frau Baroneſſe in vertraulichem Verhältniß gelebt, erfuhr Aurelie, daß man in der Reſidenz die Frau Baroneſſe gar ſehr bedaure, von einem ſolchen niederträchtigen Verbrecher auf ſolche verruchte Weiſe getäuſcht worden zu ſeyn. Aurelie wußte nur zu gut, wie ganz anders ſich die Sache verhielt, und unmöglich ſchien es, daß wenigſtens die Polizeiſoldaten, welche damals den Menſchen im Hauſe der Baroneſſe ergriffen, nicht, als dieſe ihn nannte und den gebrandtmarkten Rücken angab, als gewiſſes Kennzeichen des Verbrechers, nicht von der guten Bekanntſchaft der Baroneſſe mit dem Scharfrichterſohn überzeugt worden ſeyn ſollten. Daher äußerte ſich denn auch jenes Kammermädchen bisweilen auf zweideutige Weiſe darüber, was man ſo hin und her denke, und daß man auch wiſſen wolle, wie der Gerichtshof ſtrenge Nachforſchung gehalten, und ſogar die gnädige Frau Baroneſſe mit Arreſt bedroht haben ſolle, weil der verruchte Scharfrichterſohn gar ſeltſames erzählt. — Aufs neue mußte die arme Aurelie der Mutter verworfene Geſinnung darin erkennen, daß es ihr möglich geweſen, nach jenem entſetzlichen Ereigniß auch nur noch einen Augenblick in der

Reſidenz zu verweilen. Endlich ſchien ſie gezwungen, den Ort, wo ſie ſich von ſchmachvollem, nur zu gegründeten Verdacht verfolgt ſah, zu verlaſſen und in eine entfernte Gegend zu fliehen. Auf dieſer Reiſe kam ſie nun in das Schloß des Grafen, und es geſchah, was erzählt worden. Aurelie mußte ſich überglücklich, aller böſer Sorge entronnen, fühlen; wie tief entſetzte ſie ſich aber, als da ſie in dieſem ſeligen Gefühl von der gnadenreichen Schickung des Himmels zur Mutter ſprach, dieſe, Höllenflammen in den Augen, mit gellender Stimme rief: „Du biſt mein Unglück, verworfenes heilloſes Geſchöpf, aber mitten in deinem geträumten Glück trifft Dich die Rache, wenn mich ein ſchneller Tod dahin gerafft. In dem Starrkrampf, den deine Geburt mich koſtet, hat die Liſt des Satans“ — hier ſtockte Aurelie, ſie warf ſich an des Grafen Bruſt und flehte, ihr es zu erlaſſen, das ganz zu wiederholen, was die Baroneſſe noch ausgeſprochen in wahnſinniger Wuth. Sie fühle ſich im Innern zermalmt, gedenke ſie der fürchterlichen, jede Abnung des Entſetzlichſten überbietenden Drohung der von böſen Mächten erfaßten Mutter. Der Graf tröſtete die Gattin ſo gut er es vermochte, unerachtet er ſelbſt ſich von kaltem Todesſchauer durchbebt fühlte. Geſtehen mußte er es ſich, auch ruhiger geworden, daß die tiefe Abſcheulichkeit der Baroneſſe doch, war ſie auch geſtorben, einen ſchwarzen Schatten in ſein Leben warf, das ihm ſonnenklar gedünkt.

Kurze Zeit war vergangen, als Aurelie ſich gar merklich zu ändern begann. Während die Todtenbläſſe des Antlitzes, das ermattete Auge auf Erkrankung zu deuten ſchien, ließ wieder Aureliens wirres, unſtetes, ja ſcheues Weſen auf irgend ein neues Geheimniß ſchließen, das ſie verſtörte. Sie floh ſelbſt den Gemahl, ſchloß ſich bald in ihr Zimmer ein, ſuchte bald die einſamſten Plätze des Parks, und ließ ſie ſich dann wieder blicken, ſo zeugten die verweinten Augen, die verzerrten Züge des Antlitzes von irgend einer entſetzlichen Qual, die ſie gelitten. Vergebens mühte ſich der Graf, die Urſache von dem Zuſtande der Gattin zu erforſchen, und aus der völligen Troſtloſigkeit, in die er endlich verfiel, konnte ihn nur die Vermuthung eines berühmten Arztes retten, daß bei der großen Reizbarkeit der Gräfin all die bedrohlichen Erſcheinungen eines veränderten Zuſtandes nur auf eine frohe Hoffnung der beglückten Ehe deuten könnten. Derſelbe Arzt erlaubte ſich, als er einſt mit dem Grafen und der Gräfin bei Tiſche ſaß, allerlei Anſpielungen auf jenen vermutheten Zuſtand guter Hoffnung. Die Gräfin ſchien alles theilnahmlos zu überhören, doch plötzlich war ſie ganz aufmerkſam, als der Arzt von den ſeltſamen Gelüſten zu ſprechen begann, die zuweilen Frauen in jenem Zuſtande fühlten, und denen ſie ohne Nachtheil ihrer Geſundheit, ja ohne die ſchädlichſte Einwirkung auf das Kind, nicht widerſtehen dürften. Die Gräfin überhäufte den Arzt mit Fragen, und dieſer wurde nicht müde, aus ſeiner praktiſchen Erfahrung die ergötzlichſten drolligſten Fälle mitzutheilen. „Doch, ſprach er, hat man auch Beiſpiele von den abnormſten Gelüſten, durch die Frauen verleitet wurden zu der entſetzlichſten That. So hatte die Frau eines Schmidts ein ſolch unwiderſtehliches Gelüſte nach dem Fleiſch ihres Mannes, daß ſie nicht eher ruhte, als bis ſie ihn einſt, da er betrunken nach Hauſe kam, unvermuthet mit einem großen Meſſer überfiel, und ſo grauſam zerfleiſchte, daß er nach wenigen Stunden den Geiſt aufgab.“

Kaum hatte der Arzt dieſe Worte geſprochen, als die Gräfin ohnmächtig in den Seſſel ſank, und aus den Nervenzufällen, die dann eintraten, nur mit Mühe gerettet werden konnte. Der Arzt ſah nun, daß er ſehr unvorſichtig gehandelt, im Beiſeyn der nervenſchwachen Frau jener fürchterlichen That zu erwähnen.

Wohlthätig ſchien indeſſen jene Kriſe auf den Zuſtand der Gräfin gewirkt zu haben, denn ſie wurde ruhiger, wiewohl bald darauf ein ganz ſeltſames ſtarres Weſen, ein düſtres Feuer in den Augen, und die immer mehr zunehmende Todtenfarbe den Grafen in neue gar quälende Zweifel über den Zuſtand der

Gattin ſtürzte. Das Unerklärlichſte dieſes Zuſtandes der Gräfin lag aber darin, daß ſie auch nicht das mindeſte an Speiſe zu ſich nahm, vielmehr gegen alles, vorzüglich aber gegen Fleiſch, den unüberwindlichſten Abſcheu bewies, ſo daß ſie ſich jedesmal mit den lebhafteſten Zeichen dieſes Abſcheues vom Tiſche entfernen mußte. Die Kunſt des Arztes ſcheiterte, denn das dringendſte, liebevollſte Flehen des Grafen, nichts in der Welt konnte die Gräfin vermögen, auch nur einen Tropfen Medizin zu nehmen. Da nun Wochen, Monate vergangen, ohne daß die Gräfin auch nur einen Biſſen genoſſen, da es ein unergründliches Geheimniß, wie ſie ihr Leben zu friſten vermochte, ſo meinte der Arzt, daß hier etwas im Spiele ſey, was außer dem Bereich jeder getreu menſchlichen Wiſſenſchaft liege. Er verließ das Schloß unter irgend einem Vorwande, der Graf konnte aber wohl merken, daß der Zuſtand der Gattin dem bewährten Arzt zu räthſelhaft, ja zu unheimlich bedünkt, um länger zu harren und Zeuge einer unergründlichen Krankheit zu ſeyn, ohne

Macht zu helfen. Man kann es ſich denken, in welche Stimmung dies alles den Grafen verſetzen mußte; aber es war dem noch nicht genug. — Gerade um dieſe Zeit nahm ein alter treuer Diener die Gelegenheit wahr, dem Grafen, als er ihn gerade allein fand, zu entdecken, daß die Gräfin jede Nacht das Schloß verlaſſe, und erſt beim Anbruch des Tages wiederkehre. Eiskalt erfaßte es den Grafen. Nun erſt dachte er daran, wie ihn ſeit einiger Zeit jedesmal zur Mitternacht ein ganz unnatürlicher Schlaf überfallen, den er jetzt irgend einem narkotiſchen Mittel zuſchrieb, das die Gräfin ihm beibringe, um das Schlafzimmer, das ſie vornehmer Sitte entgegen, mit dem Gemahl theilte, unbemerkt verlaſſen zu können. Die ſchwärzeſten Ahnungen kamen in ſeine Seele; er dachte an die teufliſche Mutter, deren Sinn vielleicht erſt jetzt in der Tochter erwacht, an irgend ein abſcheuliches ehebrecheriſches Verhältniß, an den verruchten Scharfrichterknecht — Die nächſte Nacht ſollte ihm das entſetzliche Geheimniß erſchließen, das allein die Urſache des unerklärlichen Zuſtandes der Gattin ſeyn konnte. Die Gräfin pflegte jeden Abend ſelbſt den Thee zu bereiten, den der Graf genoß, und ſich dann zu entfernen. Heute nahm er keinen Tropfen, und als er ſeiner Gewohnheit nach im Bette las, fühlte er keineswegs um Mitternacht die Schlafſucht, die ihn ſonſt überfallen. Demunerachtet ſank er zurück in die Kiſſen, und ſtellte ſich bald, als ſey er feſt eingeſchlafen. Leiſe, leiſe verließ nun die Gräfin ihr Lager, trat an das Bett des Grafen, leuchtete ihm ins Geſicht, und ſchlüpfte hinaus aus dem Schlafzimmer. Das Herz bebte dem Grafen, er ſtand auf, warf einen Mantel um, und ſchlich der Gattin nach. Es war eine ganz mondhelle Nacht, ſo daß der Graf Aureliens, in ein weißes Schlafgewand gehüllte Geſtalt, unerachtet ſie einen beträchtlichen Vorſprung gewonnen, auf das deutlichſte wahrnehmen konnte. Durch den Park nach dem Kirchhofe zu, nahm die Gräfin ihren Weg, dort verſchwand ſie an der Mauer. Schnell rannte der Graf hinter ihr her, durch die Pforte der Kirchhofsmauer, die er offen fand. Da gewahrte er im hellſten Mondesſchimmer dicht vor ſich einen Kreis furchtbar geſpenſtiſcher Geſtalten. Alte halbnackte Weiber mit fliegendem Haar hatten ſich niedergekauert auf den Boden, und mitten in dem Kreiſe lag der Leichnam eines Menſchen, an dem ſie zehrten mit Wolfesgier. — Aurelie war unter ihnen! — Fort ſtürzte der Graf in wildem Grauſen, und rannte beſinnungslos, gehetzt von der Todesangſt, von dem Entſetzen der Hölle, durch die Gänge des Parks, bis er ſich am hellen Morgen im Schweiß gebadet, vor dem Thor des Schloſſes wiederfand. Unwillkührlich, ohne einen deutlichen Gedanken faſſen zu können, ſprang er die Treppe herauf, ſtürzte durch die Zimmer, hinein in das Schlafgemach. Da lag die Gräfin, wie es ſchien, in ſanftem, ſüßem Schlummer, und der Graf wollte ſich überzeugen, daß nur ein abſcheuliches Traumbild, oder, da er ſich der nächtlichen Wanderung bewußt, für die auch der von dem Morgenthau durchnäßte Mantel zeugte, vielmehr eine ſinnetäuſchende Erſcheinung ihn zum Tode geängſtigt. Ohne der Gräfin Erwachen abzuwarten, verließ er das Zimmer, kleidete ſich an, und warf ſich aufs Pferd. Der Spatzierritt an dem ſchönen Morgen durch duftendes Geſträuch, aus dem heraus muntrer Geſang der erwachten Vögel ihn begrüßte, verſcheuchte die furchtbaren Bilder der Nacht; getröſtet und erheitert kehrte er zurück nach dem Schloſſe. Als nun aber beide, der Graf und die Gräfin ſich allein zu Tiſche geſetzt, und dieſe, da das gekochte Fleiſch aufgetragen, mit den Zeichen des tiefſten Abſchens aus dem Zimmer wollte, da trat die Wahrheit deſſen, was er in der Nacht geſchaut, gräßlich vor die Seele des Grafen. In wildem Grimm ſprang er auf, und rief mit fürchterlicher Stimme: „Verfluchte Ausgeburt der Hölle, ich kenne deinen Abſchen vor des Menſchen Speiſe, aus den Gräbern zerrſt du deine Aetzung, teufliſches Weib!“ Doch ſo wie der Graf dieſe Worte ausſtieß, ſtürzte die Gräfin laut heulend auf ihn zu, und biß ihn mit der Wuth der Hyäne in die Bruſt.

Der Graf ſchleuderte die Raſende von ſich zur Erde nieder, und ſie gab den Geiſt auf unter grauenhaften Verzuckungen. — Der Graf verfiel in Wahnſinn.

Ey, ſprach Lothar, nachdem es einige Augenblicke ſtill geweſen unter den Freunden, Ey mein vortrefflicher Cyprianus, du haſt vortrefflich Wort gehalten. Gegen deine Geſchichte iſt der Vampyrismus ein wahrer Kinderſpaß, ein drolliges Faſtnachtsſpiel zum Todtlachen. Nein, alles darin iſt ſcheußlich intereſſant, und mit Assa foetida ſo überreichlich gewürzt, daß ein überreizter Gaumen, dem alle geſunde natürliche Koſt nicht mehr mundet, ſich daran ſehr erluſtiren mag.

Und doch, nahm Theodor das Wort, hat unſer Freund gar manches verſchleiert, und iſt über anderes ſo ſchnell hinweg geſchlüpft, daß es nur eine vorübergehende ſchreckhaft ſchauerliche Ahnung erregt, wofür wir ihm dankbar ſeyn wollen. Ich erinnere mich nun wirklich, die gräßlich geſpenſtiſche Geſchichte in einem alten Buche geleſen zu haben. Alles darin war aber mit weitſchweifiger Genauigkeit erzählt, und es wurden vorzüglich die Abſcheulichkeiten der Alten recht con amore auseinander geſetzt, ſo daß das Ganze einen überaus widerwärtigen Eindruck zurück ließ, den ich lange nicht verwinden konnte. — Ich war froh, als ich das garſtige Zeug vergeſſen, und Cyprian hätte mich nicht wieder daran erinnern ſollen, wiewohl ich geſtehen muß, daß er ſo ziemlich an unſern Schutzpatron, den heiligen Serapion, gedacht, und uns tüchtige Schauer erregt hat, wenigſtens beim Schluß. Wir wurden alle ein wenig blaß, am mehrſten aber der Erzähler ſelbſt.

Nicht geſchwind genug, ſprach Ottmar, können wir hinwegkommen über das entſetzliche Bild, das, da es ſelbſt nur zu grelle Figuren darſtellt, nicht mehr, wie Vinzenz meinte, zum ſchwarzen Hintergrunde dienen kann. Laßt mich, um gleich einen tüchtigen Seitenſprung zu thun, hinweg von dem Höllenbreughel, den uns Cyprianus vor Augen gebracht, während ſich Vinzenz, wie ihr hört, recht ausräuspert, damit ſeine Rede fein glatt dem Munde entſtröme, Euch zwei Worte über eine äſthetiſche Theegeſellſchaft ſagen, an die mich ein kleines Blättchen erinnerte, das ich heute zufällig unter meinen Papieren vorfand. — Du erlaubſt das auch, Freund Vinzenz?

Eigentlich, erwiederte Vinzenz, iſt es aller Serapiontiſchen Regel entgegen, daß Ihr hin und her ſchwatzt — ja nicht allein das, ſondern auch daß ohne ſonderlichen Anlaß, ganz Unziemliches vorgebracht wird von grauſlichen Vampyren und andern höͤlliſchen Sachen, ſo daß ich ſchweigen muß, da ich ſchon den Mund geöffnet. — Doch rede, mein Ottmar! Die Stunden fliehen, und ich werde Euch zum Trotz das letzte Wort behalten, wie eine zänkiſche Frau. Darum rede, mein Ottmar, rede.

Der Zufall, begann Ottmar, oder vielmehr eine gutgemeinte Empfehlung, führte mich in jenen äſthetiſchen Thee, und gewiſſe Verhältniſſe geboten mir, ſo ſehr mich darin auch Langeweile und Ueberdruß quälten, wenigſtens eine Zeitlang nicht davon zu bleiben. Ich ärgerte mich, daß, als einſt ein wahrhaft geiſtreicher Mann eine Kleinigkeit vorlas, die voll ächten ergötzlichen Witzes recht zu ſolcher Mittheilung ſich eignete, alles gähnte und ſich langweilte, daß dagegen die ſaft- und kraftloſen Machwerke eines jungen eitlen Dichters alles entzückten. Dieſer Menſch war ſtark im Gemüthlichen und Ueberſchwenglichen, hielt aber dabei auch gar viel auf ſeine Epigramme. Da dieſen nun immer nichts weiter fehlte, als die Spitze, ſo gab er jedesmal ſelbſt das Zeichen zum Lachen durch das Gelächter, was er aufſchlug, und in das nun alles einſtimmte. — An einem Abend fragte ich ganz beſcheiden an, ob es mir vielleicht vergönnt ſeyn dürfte, ein Paar kleine Gedichte mitzutheilen, die mir in einer Stunde der Begeiſtrung zu Sinn gekommen. Man that mir die Ehre an, mich für genial zu halten, und ſo wurde mir mit Jubel verſtattet, warum ich gebeten. Ich nahm mein Blättlein und las mit feierlichem Ton:

Italiens Wunder.

Wenn ich mich nach Morgen wende,
Scheint die liebe Abendſonne

Mir gerade in den Rücken.
Dreh' ich mich denn um nach Abend,
Fallen mir die goldnen Strahlen
Gradezu ins Angeſicht —
Heilig Land, wo ſolche Wunder,
Andacht ganz und Lieb' zu ſchauen
Die Natur den Menſchen würdigt!

„O herrlich, göttlich, mein lieber Ottmar, und ſo tief gefühlt, ſo empfunden in der bewegten Bruſt!“ So rief die Dame vom Hauſe und mehrere weiße Damen und ſchwarze Jünglinge (ich meine nur ſchwarzgekleidete mit vortrefflichen Herzen unterm Jabbot) riefen nach: Herrlich — Göttlich. — Ein junges Fräulein ſeufzte aber tief auf und drückte eine Thräne aus dem Auge. Auf Verlangen las ich weiter, indem ich meiner Stimme den Ausdruck eines tief bewegten Gemüths zu geben mich bemühte:

Lebenstiefe.

Der kleine Junker Max
Hatt' einen bunten Spatz,
Den ließ er geſtern fliegen,
Konnt ihn nicht wieder kriegen.

Jetzt hat der Junker Matz
Nicht mehr den bunten Spatz!

Neuer Tumult des Beifalls, neue Lobeserhebungen! Man wollte mehr hören, ich verſicherte dagegen beſcheidner Weiſe, wie ich wohl einſehe, daß ſolche Strophen, die mit Allgewalt das ganze Leben in allen ſeinen Tendenzen erfaßten, auf die Länge das Gemüth zarter Frauen zu ſchmerzhaft ergriffen, ich würde es deshalb vorziehen, noch zwei Epigramme mitzutheilen, in denen man die eigentliche Bedeutung des Epigramms, die auf dem plötzlichen Hervorſpringen der funkelnden Spitze beruhe, wohl nicht verkennen würde. Ich las:

Schlagender Witz.

Der dicke Meiſter Schrein
Trank manches Gläschen Wein,
Bis ihn erfaßt die Todesnoth.
Da ſprach der Nachbar Grau,
Ein feiner Kunde, liſtig, ſchlau,
„Der dicke Meiſter Schrein,
„Der trank manch Gläschen Wein,
„Der iſt nun wirklich todt: —“

Nachdem der funkelnde Witz dieſes ſchelmiſchen Epigramms gehörig bewundert worden, gab ich noch folgendes Epigramm zum Beſten:

Beißende Replik.

„Von Hanſens Buch macht man ja großes Weſen,
„Haſt Du das Wunderding denn ſchon geleſen?"
So Humm zu Hamm, — doch Spötter Hamm der ſpricht,
„Nein, guter Humm, geleſen hab ich's nicht! —"

Alles lachte ſehr, aber die Dame vom Hauſe rief mir, mit dem Finger drohend, zu: Spötter, ſchalkiſcher Spötter, muß denn der Witz ſo beißend, ſo durchbohrend ſeyn? — Der geiſtreiche Mann drückte mir, da ſich nun alles erhoben, im Vorübergehen die Hand und ſprach: „Gut getroffen! — Ich danke Ihnen!" Der junge Dichter drehte mir verächtlich den Rücken. Dagegen nahte ſich das junge Fräulein, das erſt über Italiens Wunder Thränen vergoſſen, und verſicherte, indem ſie erröthend die Augen niederſchlug: die jungfräuliche Bruſt erſchlöſſe ſich mehr dem Gefühl ſüßer Wehmuth als dem Scherſie bäte mich daher um das erſte Gedicht, das ich geleſen, es wär' ihr dabei ſo ſeltſam wohlig, ſchaurig zu Muthe geworden!“ Ich verſprach das, indem ich dem artigen und dabei genugſam hübſchen Fräulein mit dem höchſten Entzücken des von einem Mädchen geprieſenen Dichters die kleine Hand küßte, bloß um den Poeten noch mehr zu ärgern, der mir Blicke zuwarf, wie ein ergrimmter Baſilisk.

Merkwurdig, nahm Vinzenz das Wort, merkwürdig genug ſcheint es, daß Du, lieber Freund Ottmar, ohne es zu ahnen, ſo eben einen guten Goldſchmieds Prolog zu meinem Mährlein gegeben haſt. Du merkſt, daß ich zierlich auf jenen Ausſpruch Hamlets anſpiele: Iſt dies ein Prolog oder ein Denkſpruch auf einem Ringe? Ich meine nehmlich, daß Dein Prolog nur in den Paar Worten beſteht, die Du über den ergrimmten Poeten geſagt haſt. Denn irren müßte ich mich ſehr, wenn ſolch ein überſchwenglicher Poet nicht ein Hauptheld ſeyn ſollte in meinem Mährchen, das ich nun ohne Weiteres beginnen und nicht eher nachlaſſen will, bis das letzte Wort, das eben ſo ſchwer zu ſchaffen als das erſte, glücklich heraus iſt. — Vinzenz las:

Die Königsbraut.

Ein nach der Natur entworfenes Mährchen.

Erſtes Kapitel

in dem von verſchiedenen Perſonen und ihren Verhältniſſen Nachricht gegeben, und alles Erſtaunliche und höchſt Wunderbare, das die folgenden Kapitel enthalten ſollen, vorbereitet wird auf angenehme Weiſe.

Es war ein geſegnetes Jahr. Auf den Feldern grünte und blühte gar herrlich Korn und Waizen und Gerſte und Hafer, die Bauerjungen gingen in die Schoten, und das liebe Vieh in den Klee; die Bäume hingen ſo voller Kirſchen, daß das ganze Heer der Sperlinge trotz dem beſten Willen, alles kahl zu picken, die Hälfte übrig laſſen mußte zu ſonſtiger Verſpeiſung. Alles ſchmauste ſich ſatt

ſatt tagtäglich an der großen offnen Gaſttafel der Natur. — Vor allen Dingen ſtand aber in dem Küchengarten des Herrn Dapſul von Zabelthau das Gemüſe ſo über die Maßen ſchön, daß es kein Wunder zu nennen, wenn Fräulein Aennchen vor Freude darüber ganz außer ſich gerieth. —

Nöthig ſcheint es gleich zu ſagen, wer beide waren, Herr Dapſul von Zabelthau und Fräulein Aennchen.

Es iſt möglich, daß du, geliebter Leſer, auf irgend einer Reiſe begriffen, einmal in den ſchönen Grund kamſt, den der freundliche Main durchſtrömt. Laue Morgenwinde hauchen ihren duftigen Athem hin über die Flur, die in dem Goldglanz ſchimmert der emporgeſtiegenen Sonne. Du vermagſt es nicht auszuharren in dem engen Wagen, du ſteigſt aus und wandelſt durch das Wäldchen, hinter dem du erſt, als du hinabfuhrſt in das Thal, ein kleines Dorf erblickteſt. Plötzlich kommt dir aber in dieſem Wäldchen ein langer hagerer Mann entgegen, deſſen ſeltſamer Aufzug dich feſtbannt. Er trägt einen kleinen grauen Filzhut, aufgeſtülpt auf eine pechſchwarze Perücke, eine durchaus graue Kleidung, Rock, Weſte und Hoſe, graue Strümpfe und Schuhe, ja ſelbſt der ſehr hohe Stock iſt grau lakirt. So kommt der Mann mit weit ausgeſpreizten Schritten auf dich los, und indem er dich mit großen tief liegenden Augen anſtarrt, ſcheint er dich doch gar nicht zu bemerken. „Guten Morgen, mein Herr! rufſt du ihm entgegen, als er dich beinahe umrennt. Da fährt er zuſammen, als würde er plötzlich geweckt aus tiefem Traum, rückt dann ſein Mützchen und ſpricht mit holer weinerlicher Stimme: Guten Morgen? O mein Herr! wie froh können wir ſeyn, daß wir einen guten Morgen haben — die armen Bewohner von Santa Cruz — ſo eben zwei Erdſtöße, und nun gießt der Regen in Strömen herab!“ — Du weißt, geliebter Leſer, nicht recht, was du dem ſeltſamen Manne antworten ſollſt, aber indem du darüber ſinneſt, hat er ſchon mit einem: Mit Verlaub, mein Herr! deine Stirn ſanft berührt und in deinen Handteller gekuckt. „Der Himmel ſegne Sie, mein Herr, Sie haben eine gute Conſtellation,“ ſpricht er nun eben ſo hohl und weinerlich als zuvor, und ſchreitet weiter fort. — Dieſer abſonderliche Mann war eben niemand anders als der Herr Dapſul von Zabelthau, deſſen einziges ererbtes ärmliches Beſitzthum das kleine Dorf Dapſulheim iſt, das in der anmuthigſten lachendſten Gegend vor dir liegt und in das du ſo eben eintrittſt. Du willſt frühſtücken, aber in der Schenke ſieht es traurig aus. Zu der Kirchweih iſt aller Vorrath aufgezehrt und da du dich nicht mit bloßer Milch begnügen willſt, ſo weiſet man dich nach dem Herrenhauſe, wo das gnädige Fräulein Anna dir gaſtfreundlich darbieten werde, was eben vorräthig. Du nimmſt keinen Anſtand, dich dort hin zu begeben. — Von dieſem Herrenhauſe iſt nun eben nichts mehr zu ſagen, als daß es wirklich Fenſter und Thüren hat, wie weiland das Schloß des Herrn Baron von Tondertonktonk in Weſtphalen. Doch prangt über der Hausthür das mit Neuſeeländiſcher Kunſt in Holz geſchnitte ne Wappen der Familie von Zabelthau. Ein ſeltſames Anſehn gewinnt aber dieſes Haus dadurch, daß ſeine Nordſeite ſich an die Ringmauer einer alten verfallenen Burg lehnt, ſo daß die Hinterthüre die ehemalige Burgpforte iſt, durch die man unmittelbar in den Burghof tritt, in deſſen Mitte der hohe runde Wachthurm noch ganz unverſehrt da ſteht. Aus jener Hausthür mit dem Familienwappen tritt dir ein junges rothwangiges Mädchen entgegen, die mit ihren klaren blauen Augen und blondem Haar ganz hübſch zu nennen und deren Bau vielleicht nur ein wenig zu rundlich derb gerathen. Die Freundlichkeit ſelbſt, nöthigt ſie dich ins Haus, und bald, ſo wie ſie nur dein Bedürfniß merkt, bewirthet ſie dich mit der trefflichſten Milch, einem tüchtigen Butterbrod, und dann mit rohem Schinken, der dir in Bayonne bereitet ſcheint und einem Gläschen aus Runkelrüben gezogenen Brandtweins. Dabei ſpricht das Mädchen, die nun eben keine andre iſt als das Fräulein Anna von Zabelthau, ganz munter und frei von allem, was die Landwirthſchaft betrifft und zeigt dabei gar keine unebene Kenntniſſe. Doch plötzlich erſchallt wie aus den Lüften eine ſtarke, fürchterliche Stimme: Anna — Anna! Anna! — Du erſchrickſt, aber Fräulein Anna ſpricht ganz freundlich: Papa iſt zurückgekommen von ſeinem Spaziergange und ruft aus ſeiner Studierſtube nach dem Frühſtück: „Ruft — aus ſeiner Studierſtube,“ frägſt du erſtaunt. Ja, erwiedert Fräulein Anna oder Fräulein Aennchen, wie ſie die Leute nennen, ja Papa's Studierſtube iſt dort oben auf dem Thurm, und er ruft durch das Rohr! — Und du ſiehſt, geliebter Leſer! wie nun Aennchen des Thurmes enge Pforte öffnet und mit demſelben Gabelfrühſtück, wie du es ſo eben genoſſen, nehmlich mit einer tüchtigen Portion Schinken und Brod nebſt dem Runkelrübengeiſt hinaufſpringt. Eben ſo ſchnell iſt ſie aber wieder bei dir, und dich durch den ſchönen Küchengarten geleitend, ſpricht ſie ſo viel von bunter Plümage, Rapuntika, engliſchem Turneps, kleinem Grünkopf, Montrue, großem Mogul, gelbem Prinzenkopf, u. ſ. f., daß du in das größeſte Erſtaunen gerathen mußt, zumal, wenn du nicht weißt, daß mit jenen vornehmen Namen nichts anders gemeint iſt, als Kohl und Sallat. —

Ich meine, daß der kurze Beſuch, den du, geliebter Leſer, in Dapſulheim abgeſtattet, hinreichen wird, dich die Verhältniſſe des Hauſes, von dem allerlei ſeltſames, kaum glaubliches Zeug ich dir zu erzählen im Begriff ſtehe, ganz errathen zu laſſen. Der Herr Dapſul von Zabelthau war in ſeiner Jugend nicht viel aus dem Schloſſe ſeiner Eltern gekommen, die anſehnliche Güter beſaßen. Sein Hofmeiſter, ein alter wunderlicher Mann, nährte, nächſtdem daß er ihn in fremden, vorzüglich orientaliſchen Sprachen unterrichtete, ſeinen Hang zur Myſtik, oder vielmehr beſſer geſagt, zur Geheimnißkrämerei. Der Hofmeiſter ſtarb und hinterließ dem jungen Dapſul eine ganze Bibliothek der geheimen Wiſſenſchaften, in die er ſich vertiefte. Die Eltern ſtarben auch, und nun begab ſich der junge Dapſul auf weite Reiſen, und zwar wie es der Hofmeiſter ihm in die Seele gelegt, nach Egypten und Indien. Als er endlich nach vielen Jahren zurückkehrte, hatte ein Vetter unterdeſſen ſein Vermögen mit ſo großem Eifer verwaltet, daß ihm nichts übrig geblieben als das kleine Dörfchen Dapſulheim. Herr Dapſul von Zabelthau ſtrebte zu ſehr nach dem ſonnegebornen Golde einer höhern Welt, als daß er ſich hätte aus irdiſchem viel machen ſollen, er dankte vielmehr dem Vetter mit gerührtem Herzen dafür, daß er ihm das freundliche Dapſulheim erhalten mit dem ſchönen hohen Wartthurm, der zu aſtrologiſchen Operationen erbaut ſchien und in deſſen höchſter Höhe Herr Dapſul von Zabelthau auch ſofort ſein Studierzimmer einrichten ließ. Der ſorgſame Vetter bewies nun auch, daß Herr Dapſul von Zabelthau heirathen müſſe. Dapſul ſah die Nothwendigkeit ein und heirathete ſofort das Fräulein, das der Vetter für ihn erwählt. Die Frau kam eben ſo ſchnell ins Haus als ſie es wieder verließ. Sie ſtarb, nachdem ſie ihm eine Tochter geboren. Der Vetter beſorgte Hochzeit, Taufe und Begräbniß, ſo daß Dapſul auf ſeinem Thurm von allen dem nicht ſonderlich viel merkte, zumal die Zeit über gerade ein ſehr merkwürdiger Schwanzſtern am Himmel ſtand, in deſſen Conſtellation ſich der melancholiſche, immer Unheil ahnende Dapſul verflochten glaubte. Das Töchterlein entwickelte unter der Zucht einer alten Großtante, zu deren großen Freude einen entſchiedenen Hang zur Landwirthſchaft. Fräulein Aennchen mußte, wie man zu ſagen pflegt, von der Pike an dienen. Erſt als Gänſemädchen, dann als Magd, Großmagd, Haushälterin, bis zur Hauswirthin herauf, ſo daß die Theorie erläutert und feſtgeſtellt wurde, durch eine wohlthätige Praxis. Sie liebte Gänſe und Enten, und Hühner und Tauben, Rindvieh und Schaafe ganz ungemein, ja ſelbſt die zarte Zucht wohlgeſtalteter Schweinlein war ihr keinesweges gleichgültig, wiewohl ſie nicht wie einmal ein Fräulein in irgend einem Lande ein kleines weißes Ferkelchen mit Band und Schelle verſehen und erkieſet hatte zum Schooßthierchen. Ueber alles und auch weit über den Obſtbau ging ihr aber der Gemüſegarten. Durch der Großtante landwirthſchaftliche Gelehrſamkeit hatte Fräulein Aennchen, wie der geneigte Leſer in dem Geſpräch mit ihr bemerkt haben wird, in der That ganz hübſche theoretiſche Kenntniſſe vom Gemüſebau erhalten, beim Umgraben des Ackers, beim Einſtreuen des Saamens, Einlegung der Pflanzen ſtand Fräulein Aennchen nicht allein der ganzen Arbeit vor, ſondern leiſtete auch ſelbſt thätige Hülfe. Fräulein Aennchen führte einen tüchtigen Spaten, das mußte ihr der hämiſche Neid laſſen. Während nun Herr Dapſul von Zabelthau ſich in ſeine aſtrologiſchen Beobachtungen und in andere myſtiſche Dinge vertiefte, führte Fräulein Aennchen, da die alte Großtante geſtorben, die Wirthſchaft auf das beſte, ſo daß wenn Dapſul dem Himmliſchen nachtrachtete, Aennchen mit Fleiß und Geſchick das Irdiſche beſorgte.

Wie geſagt, kein Wunder war es zu nennen, wenn Aennchen vor Freude über den diesjährigen ganz vorzüglichen Flor des Küchengartens beinahe außer ſich gerieth. An üppiger Fülle des Wachsthums übertraf aber alles andere ein Mohrrüben-Feld, das eine ganz ungewöhnliche Ausbeute verſprach.

Ei, meine ſchönen lieben Mohrrüben! ſo rief Fräulein Aennchen einmal über das andere, klatſchte in die Hände, ſprang, tanzte umher, gebehrdete ſich wie ein zum heiligen Chriſt reich beſchenktes Kind. Es war auch wirklich, als wenn die Möhrenkinder ſich in der Erde über Aennchens Luſt mit freuten, denn das feine Gelächter, das ſich vernehmen ließ, ſtieg offenbar aus dem Acker empor. Aennchen achtete nicht ſonderlich darauf, ſondern ſprang dem Knecht entgegen, der, einen Brief hoch emporhaltend, ihr zurief: „An Sie, Fräulein Aennchen, Gottlieb hat ihn mitgebracht aus der Stadt.“ Aennchen erkannte gleich an der Aufſchrift, daß der Brief von niemanden anders war als von dem jungen Herrn Amandus von Nebelſtern, dem einzigen Sohn eines benachbarten Gutsbeſitzers, der ſich auf der Univerſität befand Amandus hatte ſich, als er noch auf dem Dorfe des Vaters hauſte und täglich hinüberlief nach Dapſulheim, überzeugt, daß er in ſeinem ganzen Leben keine andere lieben könne als Fräulein Aennchen. Eben ſo wußte Fräulein Aennchen ganz genau, daß es ihr ganz unmöglich ſeyn werde, jemals einem andern, als dem braunlockigten Amandus auch nur was weniges gut zu ſeyn. Beide, Aennchen und Amandus, waren daher übereingekommen, ſich je eher, deſto lieber zu heirathen und das glücklichſte Ehepaar zu werden auf der ganzen weiten Erde. — Amandus war ſonſt ein heiterer unbefangner Jüngling, auf der Univerſität gerieth er aber, Gott weiß wem in die Hände, der ihm nicht nur einbildete, er ſey ein ungeheures poetiſches Genie, ſondern ihn auch verleitete, ſich auf die Ueberſchwenglichkeit zu legen. Das gelang ihm auch ſo gut, daß er ſich in kurzer Zeit hinweggeſchwungen hatte über alles, was ſchnöde Proſaiker Verſtand und Vernunft nennen, und noch dazu irriger Weiſe behaupten, daß beides mit der regſten Fantaſie ſehr wohl beſtehen könne. — Alſo von dem jungen Herrn Amandus von Nebelſtern war der Brief, den Fräulein Aennchen voller Freude öffnete und alſo las:

Himmliſche Maid!

Sieheſt du — empfindeſt du — ahneſt du deinen Amandus, wie er ſelbſt Blum' und Blüte vom Orangenblüthauch des duftigen Abends umfloſſen, im Graſe auf dem Rücken liegt und hinaufſchaut mit Augen voll frommer Liebe und ſehnender Andacht! — Thymian und Lavendel, Roſen und Nelken, wie auch gelbäugigte Narziſſen und ſchaamhafte Veilchen flicht er zum Kranz. Und die Blumen ſind Liebesgedanken, Gedanken an dich, o Anna! — Doch geziemt begeiſterten Lippen die nüchterne Proſe? — Hör, o höre, wie ich nur ſonnettiſch zu lieben, von meiner Liebe zu ſprechen vermag.

Flammt Liebe auf in tauſend durſt'gen Sonnen,
Buhlt Luſt um Luſt im Herzen ach ſo gerne:
Hinab aus dunklem Himmel ſtrahlen Sterne
Und ſpiegeln ſich im Liebes-Thränen-Bronnen.

Entzücken, ach! zermalmen ſtarke Wonnen
Die ſüße Frucht entſproſſen bittrem Kerne,

Und Sehnſucht winkt aus violetter Ferne,
In Liebesſchmerz mein Weſen iſt zerronnen.

In Feuerwellen toſ't die ſtürm'ſche Brandung
Dem kühnen Schwimmer will es keck gemuthen
Im jähen mächt'gen Sturz hinabzupurzeln.

Es blüht die Hyazinth der nahen Landung;
Das treue Herz keimt auf, will es verbluten,
Und Herzensblut iſt ſelbſt die ſchönſt' der Wurzeln!

Möchte o Anna, dich, wenn du dieſes Sonnett aller Sonnette lieſeſt, all' das himmliſche Entzücken durchſtrömen, in das mein ganzes Weſen ſich auflöſte, als ich es niederſchrieb und es nachher mit göttlicher Begeiſterung vorlas, gleichgeſtimmten des Lebens Höchſtes ahnenden Gemüthern. Denke, o denke, ſüßeſte Maid, an deinen getreuen, höchſt entzückten Amandus von Nebelſtern.

N. S. Vergiß nicht, o hohe Jungfrau, wenn du mir antworteſt, einige Pfund von dem Virginiſchen Taback beizupacken, den du ſelbſt zieheſt. Er brennt gut, und ſchmeckt beſſer als der Portoriko, den hier die Burſche dampfen, wenn ſie kneipen gehn.

Fräulein Aennchen drückte den Brief an die Lippen und ſprach dann: Ach wie lieb, wie ſchön! — Und die allerliebſten Verschen, alles ſo hübſch gereimt. Ach wenn ich nur ſo klug wäre, alles zu verſtehen, aber das kann wohl nur ein Student. — Was das nur zu bedeuten haben mag mit den Wurzeln. Ach gewiß meint er die langen rothen engliſchen Karotten, oder am Ende gar die Rapuntika, der liebe Menſch!

Noch denſelben Tag ließ es ſich Fräulein Aennchen angelegen ſeyn, den Taback einzupacken und dem Schulmeiſter zwölf der ſchönſten Gänſefedern einzuhändigen, damit er ſie ſorglich ſchneide. Fräulein Aennchen wollte ſich noch heute hinſetzen, um die Antwort auf den köſtlichen Brief zu beginnen. — Uebrigens lachte es dem Fräulein Aennchen, als ſie aus dem Küchengarten lief, wieder ſehr vernehmlich nach, und wäre Aennchen nur was weniges achtſam geweſen, ſie hätte durchaus das feine Stimmchen hören müſſen, welches rief: „Zieh mich heraus, zieh mich heraus — ich bin reif — reif — reif!“ Aber wie geſagt, ſie achtete nicht darauf. —

Zweites Kapitel.

Welches das erſte wunderbare Ereigniß und andere leſenswerthe Dinge enthält, ohne die das verſprochene Mährchen nicht beſtehen kann.

Der Herr Dapſul von Zabelthau ſtieg gewöhnlich Mittags hinab von ſeinem aſtronomiſchen Thurm, um mit der Tochter ein frugales Mahl einzunehmen, das ſehr kurz zu dauern und wobei es ſehr ſtill herzugehen pflegte, da Dapſul das Sprechen gar nicht liebte. Aennchen fiel ihm auch gar nicht mit vielem Reden beſchwerlich, und das um ſo weniger, da ſie wohl wußte, daß, kam der Papa wirklich zum Sprechen, er allerlei ſeltſames unverſtändliches Zeug vorbrachte, wovon ihr der Kopf ſchwindelte. Heute war ihr ganzer Sinn aber ſo aufgeregt durch den Flor des Küchengartens und durch den Brief des geliebten Amandus, daß ſie von beiden durch einander ſprach ohne Aufhören. Meſſer und Gabel ließ endlich Herr Dapſul von Zabelthau fallen, hielt ſich beide Ohren zu und rief: „o des leeren, wüſten, verwirrten Geſchwätzes!“ Als nun aber Fräulein Aennchen ganz erſchrocken ſchwieg, ſprach er mit dem gedehnten weinerlichen Tone, der ihm eigen: Was das Gemüſe betrifft, meine liebe Tochter, ſo weiß ich längſt, daß die diesjährige Zuſammenwirkung der Geſtirne ſolchen Früchten beſonders günſtig iſt und der irdiſche Menſch wird Kohl und Radieſe und Kopfſallat genießen, damit der Erdſtoff ſich mehre und er das Feuer des Weltgeiſtes aushalte wie ein gut gekneteter Topf. Das gnomiſche Prinzip wird widerſtehen dem ankämpfenden Salamander, und ich freue mich darauf Paſtinak zu eſſen, den du vorzüglich bereiteſt. Anlangend den jungen Herrn Amandus von Nebelſtern, ſo habe ich nicht das mindeſte dagegen, daß du ihn heiratheſt, ſobald er von der Univerſität zurückgekehret. Laß es mir nur durch Gottlieb hinaufſagen, wenn du zur Trauung geheſt mit deinem Bräutigam, damit ich euch geleite nach der

Kirche. — Herr Dapſul ſchwieg einige Augenblicke und fuhr dann ohne Aennchen, deren Geſicht vor Freude glühte über und über, anzublicken, lächelnd und mit der Gabel an ſein Glas ſchlagend — beides pflegte er ſtets zu verbinden, es kam aber gar ſelten vor — alſo fort: Dein Amandus iſt einer, der da ſoll und muß, ich meine ein Gerundium, und ich will es dir nur geſtehen, mein liebes Aennchen! daß ich dieſem Gerundio ſchon ſehr früh das Horoskop geſtellt habe. Die Conſtellationen ſind ſonſt alle ziemlich günſtig. Er hat den Jupiter im aufſteigenden Knoten, den die Venus im Geſechſtſchein anſiehet. Nur ſchneidet die Bahn des Sirius durch und gerade auf dem Durchſchneidungspunkt ſteht eine große Gefahr, aus der er ſeine Braut rettet. Die Gefahr ſelbſt iſt unergründlich, da ein fremdartiges Weſen dazwiſchen tritt, das jeder aſtrologiſchen Wiſſenſchaft Trotz zu bieten ſcheint. Gewiß iſt es übrigens, daß nur der abſonderliche pſychiſche Zuſtand, den die Menſchen Narrheit oder Verrücktheit zu nennen pflegen, dem

Amandus jene Rettung möglich machen wird. O meine Tochter, (hier fiel Herr Dapſul wieder in ſeinen gewöhnlichen weinerlichen Ton) o meine Tochter, daß doch keine unheimliche Macht, die ſich hämiſch verbirgt vor meinen Seheraugen, der plötzlich in den Weg treten, daß der junge Herr Amandus von Nebelſtern doch nicht nöthig haben möge, dich aus einer andern Gefahr zu retten als aus der, eine alte Jungfer zu werden! — Herr Dapſul ſeufzte einigemal hinter einander tief auf, dann fuhr er fort: Plötzlich bricht aber nach dieſer Gefahr die Bahn des Sirius ab und Venus und Jupiter, ſonſt getrennt, treten verſöhnt wieder zuſammen. —

So viel als heute, ſprach der Herr Dapſul von Zabelthau ſchon ſeit Jahren nicht. Ganz erſchöpft ſtand er auf und beſtieg wieder ſeinen Thurm.

Aennchen wurde andern Tages ganz frühe mit der Antwort an den Herrn von Nebelſtern fertig. Sie lautete alſo:

Mein herzlieber Amandus!

Du glaubſt gar nicht, was dein Brief mir wieder Freude gemacht hat. Ich habe dem

Papa davon geſagt und der hat mir verſprochen, uns in die Kirche zur Trauung zu geleiten. Mache nur, daß du bald zurückkehrſt von der Univerſität. Ach, wenn ich nur deine allerliebſten Verschen, die ſich ſo hübſch reimen, ganz verſtünde! — Wenn ich ſie ſo mir ſelbſt laut vorleſe, dann klingt mir alles ſo wunderbar und ich glaube dabei, daß ich alles verſtehe und dann iſt alles wieder aus und verſtoben und verflogen und mich dünkts, als hätt' ich bloß Worte geleſen, die gar nicht zuſammen gehörten. Der Schulmeiſter meint, das müſſe ſo ſeyn, das ſey eben die neue vornehme Sprache, aber ich — ach! — ich bin ein dummes einfältiges Ding! — Schreibe mir doch, ob ich nicht vielleicht Student werden kann auf einige Zeit, ohne meine Wirthſchaft zu vernachläſſigen? Das wird wohl nicht gehen? Nun, ſind wir nur erſt Mann und Frau, da kriege ich wohl was ab von deiner Gelehrſamkeit und von der neuen vornehmen Sprache. Den virginiſchen Taback ſchicke ich dir, mein herziges Amandchen. Ich habe meine Hutſchachtel ganz vollgeſtopft, ſo viel hinein gehen wollte und den neuen Strohhut derweile Carl dem Großen aufgeſetzt, der in unſerer Gaſtſtube ſteht, wiewohl ohne Füße, denn es iſt, wie du weißt, nur ein Bruſtbild. — Lache mich nicht aus, Amandchen, ich habe auch Verschen gemacht und ſie reimen ſich gut. Schreib' mir doch, wie das kommt, daß man ſo gut weiß was ſich reimt, ohne gelehrt zu ſeyn. Nun höre einmal:

Ich lieb' dich, biſt du mir auch ferne
Und wäre gern recht bald deine Frau.
Der heitre Himmel iſt ganz blau,
Und Abends ſind golden alle Sterne.
Drum mußt du mich ſtets lieben
Und mich auch niemals betrüben.
Ich ſchick dir den Virginiſchen Taback
Und wünſche, daß er dir recht wohl ſchmecken mag!

Nimm vorlieb mit dem guten Willen, wenn ich die vornehme Sprache verſtehen werde, will ichs ſchon beſſer machen. — Der gelbe Steinkopf iſt dieſes Jahr über alle

Maaßen ſchön gerathen und die Kruppbohnen laſſen ſich herrlich an, aber mein Dachshündchen, den kleinen Feldmann, hat geſtern der große Gänſekicht garſtig ins Bein gebiſſen. Nun — es kann nicht alles vollkommen ſeyn auf dieſer Welt — hundert Küſſe in Gedanken, mein liebſter Amandus, deine treueſte Braut. Anna von Zabelthau.

N. S. Ich habe in gar großer Eil geſchrieben, deswegen ſind die Buchſtaben hin und wieder etwas krumm gerathen.

N. S. Du mußt mir das aber bei Leibe nicht übel nehmen, ich bin dennoch, ſchreibe ich auch etwas krumm, geraden Sinnes und ſtets deine getreue Anna. —

N. S. Der Tauſend, das hätte ich doch bald vergeſſen, ich vergeßliches Ding. Der Papa läßt dich ſchönſtens grüßen und dir ſagen, du ſeyſt einer, der da ſoll und muß, und würdeſt mich einſt aus einer großen Gefahr retten. Nun darauf freue ich mich recht und bin nochmals deine dich liebendſte, allergetreueſte Anna von Zabelthau.

Dem Fräulein Aennchen war eine ſchwere Laſt entnommen, als ſie dieſen Brief fertig hatte, der ihr nicht wenig ſauer geworden. Ganz leicht und froh wurde ihr aber zu Muthe, als ſie auch das Couvert zu Stande gebracht, es geſiegelt ohne das Papier oder die Finger zu verbrennen und den Brief nebſt der Tabacksſchachtel, auf die ſie ein ziemlich deutliches M. v. N. gepinſelt, dem Gottlieb eingehändigt, um beides nach der Stadt auf die Poſt zu tragen. — Nachdem das Federvieh auf dem Hofe gehörig beſorgt, lief Fräulein Aenchen geſchwind nach ihrem Lieblingsplatz, dem Küchengarten. Als ſie nach dem Mohrrüben-Acker kam, dachte ſie daran, daß es nun offenbar an der Zeit ſey, für die Lekkermäuler in der Stadt zu ſorgen und die erſten Mohrrüben auszuziehen. Die Magd wurde herbeigerufen, um bei der Arbeit zu helfen. Fräulein Aennchen ſchritt behutſam bis in die Mitte des Ackers, faßte einen ſtattlichen Krautbuſch. Doch ſo wie ſie zog, ließ ſich ein ſeltſamer Ton vernehmen. — Man denke ja nicht an die Alraun-Wurzel und an das entſetzliche Gewinſel und Geheul, das, wenn man ſie herauszieht aus der Erde, das menſchliche Herz durchſchneidet. Nein, der Ton, der aus der Erde zu kommen ſchien, glich einem feinen, freudigen Lachen. Doch aber ließ Fräulein Aennchen den Krautbuſch wieder fahren und rief etwas erſchreckt: J! — wer lacht denn da mich aus? Als ſich aber weiter nichts vernehmen ließ, faßte ſie noch einmal den Krautbuſch, der höher und ſtattlicher emporgeſchoſſen ſchien als alle andere, und zog beherzt, das Gelächter, das ſich wieder hören ließ, gar nicht achtend die ſchönſte, die zarteſte der Mohrrüben aus der Erde. Doch ſo wie Fräulein Aennchen die Mohrrübe betrachtete, ſchrie ſie laut auf vor freudigem Schreck, ſo daß die Magd herbeiſprang und eben ſo wie Fräulein Aennchen laut aufſchrie über das hübſche Wunder, das ſie gewahrte. Feſt der Mohrrübe aufgeſtreift, ſaß nehmlich ein herrlicher goldner Ring mit einem feuerfunkelnden Topas. „Ei, rief die Magd, der iſt für ſie beſtimmt. Fräulein Aennchen, das iſt ihr Hochzeitsring, den müſſen ſie nur gleich anſtecken!" Was ſprichſt du für dummes Zeug, erwiederte Fräulein Aennchen, den Trauring, den muß ich ja von dem Herrn Amandus von Nebelſtern empfangen, aber nicht von einer Mohrrübe! — Je länger Fräulein Aennchen den Ring betrachtete, deſto mehr gefiel er ihr. Der Ring war aber auch wirklich von ſo feiner zierlicher Arbeit, daß er alles zu übertreffen ſchien, was jemals menſchliche Kunſt zu Stande gebracht. Den Reif bildeten hundert und hundert winzig kleine Figürchen in den mannichfaltigſten Gruppen verſchlungen, die man auf den erſten Blick kaum mit dem bloßen Auge zu unterſcheiden vermochte, die aber, ſahe man den Ring länger und ſchärfer an, ordentlich zu wachſen, lebendig zu werden, in anmuthigen Reihen zu tanzen ſchienen. Dann aber war das Feuer des Edelſteins von ſolch ganz beſonderer Art, daß ſelbſt unter den Topaſen im grünen Gewölbe zu Dresden ſchwerlich ein ſolcher aufgefunden werden möchte. Wer weiß, ſprach die Magd, wie lange der ſchöne Ring tief in der Erde gelegen haben mag, und da iſt er denn herausgeſpatelt worden und die Mohrrübe iſt durchgewachſen. Fräulein Aennchen zog nun den Ring von der Mohrrübe ab und ſeltſam genug war es, daß dieſe ihr zwiſchen den Fingern durchglitſchte und in dem Erdboden verſchwand. Beide, die Magd und Fräulein Aennchen achteten aber nicht ſonderlich darauf, ſie waren zu ſehr verſunken in den Anblick des prächtigen Ringes, den Fräulein Aennchen nun ohne weiteres anſteckte an den kleinen Finger der rechten Hand. So wie ſie dies that, empfand ſie von der Grundwurzel des Fingers bis in die Spitze hinein einen ſtechenden Schmerz, der aber in demſelben Augenblick wieder nachließ als ſie ihn fühlte.

Natürlicherweiſe erzählte ſie Mittags dem Herrn Dapſul von Zabelthau, was ihr ſeltſames auf dem Mohrrübenfelde begegnet, und zeigte ihm den ſchönen Ring, den die Mohrrübe aufgeſteckt gehabt. Sie wollte den Ring, damit ihn der Papa beſſer betrachten könne, vom Finger herabziehn. Aber einen ſtechenden Schmerz empfand ſie, wie damals, als ſie den Ring aufſteckte, und dieſer Schmerz hielt an, ſo lange ſie am Ringe zog, bis er zuletzt ſo unerträglich wurde, daß ſie davon abſtehen mußte. Herr Dapſul betrachtete den Ring an Aennchens Finger mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, ließ Aennchen mit dem ausgeſtreckten Finger allerlei Kreiſe nach allen Weltgegenden beſchreiben, verſank dann in tiefes Nachdenken und beſtieg, ohne nur ein einziges Wort weiter zu ſprechen, den Thurm. Fräulein Aennchen vernahm wie der Papa im Hinaufſteigen beträchtlich ſeufzte und ſtöhnte.

Andern Morgens, als Fräulein Aennchen ſich gerade auf dem Hofe mit dem großen Hahn herumjagte, der allerlei Unfug trieb, und hauptſächlich mit den Täubern krakelte, weinte der Herr Dapſul von Zabelthau ſo erſchrecklich durch das Sprachrohr herab, daß Aennchen ganz bewegt wurde und durch die hohle Hand hinauf rief: Warum heulen Sie denn ſo unbarmherzig, beſter Papa, das Federvieh wird ja ganz wild! — Da ſchrie der Herr Dapſul durch das Sprachrohr herab: Anna, meine Tochter Anna, ſteige ſogleich zu mir herauf. Fräulein Aennchen verwunderte ſich höchlich über dieſes Gebot, denn noch nie hatte ſie der Papa auf den Thurm beſchieden, vielmehr deſſen Pforte ſorgfältig verſchloſſen gehalten. Es überfiel ſie ordentlich eine gewiſſe Bangigkeit, als ſie die ſchmale Wendeltreppe hinaufſtieg und die ſchwere Thür öffnete, die in das einzige Gemach des Thurmes führte. Herr Dapſul von Zabelthau ſaß von allerlei wunderlichen Inſtrumenten und beſtaubten Büchern umgeben, auf einem großen Lehnſtuhl von ſeltſamer Form. Vor ihm ſtand ein Geſtell, das ein in einem Rahmen geſpanntes Papier trug, auf dem verſchiedene Linien gezeichnet. Er hatte eine hohe, ſpitze, graue Mütze auf dem Kopfe, trug einen weiten Mantel von grauem Kalmank und hatte einen langen weißen Bart am Kinn, ſo daß er wirklich ausſah wie ein Zauberer. Eben wegen des falſchen Bartes kannte Fräulein Aennchen den Papa anfangs gar nicht und blickte ängſtlich umher, ob er etwa in einer Ecke des Gemachs vorhanden; nachher, als ſie aber gewahrte, daß der Mann mit dem Barte wirklich Papachen ſey, lachte Fräulein Aennchen recht herzlich und fragte: obs denn ſchon Weihnachten ſey und ob Papachen den Knecht Ruprecht ſpielen wolle?

Ohne auf Aennchens Rede zu achten, nahm Herr Dapſul von Zabelthau ein kleines Eiſen zur Hand, berührte damit Aennchens Stirne und beſtrich dann einige mal ihren rechten Arm von der Achſel bis in die Spitze des kleinen Zingefingers herab. Hierauf mußte ſie ſich auf den Lehnſtuhl ſetzen, den Herr Dapſul verlaſſen und den kleinen beringten Finger auf das in den Rahmen geſpannte Papier in der Art ſtellen, daß der Topas den Centralpunkt, in den alle Linien zuſammenlieſen, berührte. Alsbald ſchoſſen aus dem Edelſtein gelbe Strahlen rings umher, bis das ganze Papier dunkelgelb gefärbt war. Nun kniſterten die Linien auf und nieder, und es war, als ſprangen die kleinen Männlein aus des Ringes Reif luſtig umher auf dem ganzen Blatt. Der Herr Dapſul, den Blick von dem Papier nicht wegwendend, hatte indeſſen eine dünne Metallplatte ergriffen, hielt ſie mit beiden Händen hoch in die Höhe und wollte ſie niederdrücken auf das Papier, doch in demſelben Augenblick glitſchte er auf dem glatten Steinboden aus und fiel ſehr unſanft auf den Hintern, während die Metallplatte, die er inſtinktmäßig losgelaſſen, um wo möglich den Fall zu brechen und das Steißbein zu conſerviren, klirrend zur Erde fiel. Fräulein Aennchen erwachte mit einem leiſen Ach! aus dem ſeltſamen träumeriſchen Zuſtande, in den ſie verſunken. Herr Dapſul richtete ſich mühſam in die Höhe, ſetzte den grauen Zukkerhut wieder auf, der ihm entfallen, brachte den falſchen Bart in Ordnung und ſetzte ſich dem Fräulein Aennchen gegenüber auf einige Folianten, die über einander gethürmt. „Meine Tochter, ſprach er dann, meine Tochter Anna, wie war dir ſo eben zu Muthe? was dachteſt, was empfandeſt du? welche Geſtaltungen erblickteſt du mit den Augen des Geiſtes in deinem Innern?“ —

Ach, erwiederte Fräulein Aennchen, mir war ſo wohl zu Muthe, ſo wohl, wie mir noch niemals geweſen. Dann dachte ich an den Herrn Amandus von Nebelſtern. Ich ſah ihn ordentlich vor Augen, aber er war noch viel hübſcher als ſonſt und rauchte eine Pfeife von den virginiſchen Blättern, die ich ihm geſchickt, welches ihm ungemein wohl ſtand. Dann bekam ich plötzlich einen ungemeinen Appetit nach jungen Mohrrüben und Bratwürſtlein und war ganz entzückt, als das Gericht vor mir ſtand. Eben wollte ich zulangen, als ich wie mit einem jähen ſchmerzhaften Ruck aus dem Traum erwachte.

— Amandus von Nebelſtern — Virginiſcher Kanaſter — Mohrrüben — Bratwürſte! — So ſprach Herr Dapſul von Zabelthau ſehr nachdenklich, und winkte der Tochter, die ſich entfernen wollte, zu bleiben.

„Glückliches unbefangenes Kind, begann er dann mit einem Ton, der noch viel weinerlicher war, als ſonſt jemals, das du nicht eingeweiht biſt in die tiefen Myſterien des Weltalls, die bedrohlichen Gefahren nicht kennſt, die dich umgeben. Du weißt nichts von jener überirdiſchen Wiſſenſchaft der heiligen Cabbala. Zwar wirſt du auch deshalb niemals der himmliſchen Luſt der Weiſen theilhaftig werden, die zur höchſten Stufe gelangt, weder eſſen noch trinken dürfen als nur zur Luſt, und denen niemals menſchliches begegnet, du ſtehſt aber auch dafür nicht die Angſt des Erſteigens jener Stufe aus, wie dein unglücklicher Vater, den noch viel zu ſehr menſchlicher Schwindel anwandelt, und dem das, was er mühſam erforſcht, nur Grauen und Entſetzen erregt und der noch immer aus purem irdiſchen Bedürfniß, eſſen und trinken und — überhaupt menſchliches thun muß. — Erfahre mein holdes mit Unwiſſenheit beglücktes Kind, daß die tiefe Erde, die Luft, das Waſſer, das Feuer erfüllt iſt mit geiſtigen Weſen höherer und doch wieder beſchränkterer Natur als die Menſchen. Es ſcheint unnöthig, dir, mein Dümmchen, die beſondere Natur der Gnomen, Salamander, Sylphen und Undinen zu erklären, du würdeſt es nicht faſſen können. Um dir die Gefahr anzudeuten, in der du vielleicht ſchwebſt, iſt es genug, dir zu ſagen, daß dieſe Geiſter nach der Verbindung mit den Menſchen trachten, und da ſie wohl wiſſen, daß die Menſchen in der Regel ſolch eine Verbindung ſehr ſcheuen, ſo bedienen ſich die erwähnten Geiſter allerlei liſtiger Mittel, um den Menſchen, dem ſie ihre Gunſt geſchenkt, zu verlocken. Bald iſt es ein Zweig, eine Blume, ein Glas Waſſer, ein Feuerſtahl oder ſonſt etwas ganz geringfügig ſcheinendes, was ſie zum Mittel brauchen, um ihren Zweck zu erreichen. Richtig iſt es, daß eine ſolche Verbindung oft ſehr erſprießlich ausſchlägt, wie denn einſt zwei Prieſter, von denen der Fürſt von Mirandola erzählt, vierzig Jahre hindurch mit einem ſolchen Geiſt in der glücklichſten Ehe lebten. Richtig iſt es ferner, daß die größten Weiſen einer ſolchen Verbindung eines Menſchen mit einem Elementargeiſt entſproſſen. So war der große Zoroaſter ein Sohn des Salamanders Oromaſis, ſo waren der große Appollonius, der weiſe Merlin, der tapfre Graf von Cleve, der große Kabbaliſt

baliſt Benſyra herrliche Früchte ſolcher Ehen, und auch die ſchöne Meluſine war, nach dem Ausſpruch des Parazelſus, nichts anders, als eine Sylphide. Doch demungeachtet iſt die Gefahr einer ſolchen Verbindung nur zu groß, denn abgeſehen davon, daß die Elementargeiſter von dem, dem ſie ihre Gunſt geſchenkt, verlangen, daß ihm das hellſte Licht der profundeſten Weisheit aufgehe, ſo ſind ſie auch äußerſt empfindlich, und rächen jede Beleidigung ſehr ſchwer. So geſchah es einmal, daß eine Sylphide, die mit einem Philoſophen verbunden, als er mit ſeinen Freunden von einem ſchönen Frauenzimmer ſprach, und ſich vielleicht dabei zu ſehr erhitzte, ſofort in der Luft ihr ſchneeweißes ſchön geformtes Bein ſehen ließ, gleichſam um die Freunde von ihrer Schönheit zu überzeugen, und dann den armen Philoſophen auf der Stelle tödtete. Doch ach — was ſpreche ich von anderen? warum ſpreche ich nicht von mir ſelbſt? — Ich weiß, daß ſchon ſeit zwölf Jahren mich eine Sylphide liebt, aber iſt ſie ſcheu und ſchüchtern, ſo quält mich der Gedanke an die Gefahr, durch kabbaliſtiſche Mittel ſie zu feſſeln, da ich noch immer viel zu ſehr an irdiſchen Bedürfniſſen hänge, und daher der gehörigen Weisheit ermangle. Jeden Morgen nehme ich mir vor zu faſten, laſſe auch das Frühſtück glücklich vorüber gehen, aber wenn dann der Mittag kommt — O Anna, meine Tochter Anna — Du weißt es ja — ich freſſe erſchrecklich! — Dieſe letzten Worte ſprach der Herr Dapſul von Zabelthau mit beinahe heulendem Ton, indem ihm die bitterſten Thränen über die hagern eingefallenen Backen liefen; dann fuhr er beruhigter fort: doch bemühe ich mich gegen den mir gewogenen Elementargeiſt des feinſten Betragens, der ausgeſuchteſten Galanterie. Niemals wage ich es eine Pfeife Taback ohne die gehörigen kabbaliſtiſchen Vorſichtsmaßregeln zu rauchen, denn ich weiß ja nicht, ob mein zarter Luftgeiſt die Sorte liebet und nicht empfindlich werden könnte über die Verunreinigung ſeines Elements, weshalb denn auch alle diejenigen, die Jagdknaſter rauchen, oder: Es blühe Sachſen, niemals weiſe und der Liebe einer Sylphide theilhaftig werden können. Eben ſo verfahre ich, wenn ich mir einen Haſelſtock ſchneide, eine Blume pflücke, eine Frucht eſſe oder Feuer anſchlage, da all mein Trachten dahin geht, es durchaus mit keinem Elementargeiſt zu verderben. Und doch — ſiehſt du wohl jene Nußſchale über die ich ausglitſchte und rücklings umſtülpend das ganze Experiment verdarb, das mir das Geheimniß des Ringes ganz erſchloſſen haben würde? Ich erinnere mich nicht, jemals in dieſem nur der Wiſſenſchaft geweihten Gemach (du weißt nun, weshalb ich auf der Treppe frühſtücke) Nüſſe genoſſen zu haben, und um ſo klarer iſt es, daß in dieſen Schalen ein kleiner Gnome verſteckt war, vielleicht um bei mir zu hoſpitiren und meinen Experimenten zuzulauſchen. Denn die Elementargeiſter lieben die menſchlichen Wiſſenſchaften, vorzüglich ſolche, die das uneingeweihte Volk wo nicht albern und aberwitzig, ſo doch die Kraft des menſchlichen Geiſtes überſteigend, und eben deshalb gefährlich nennt. Deshalb finden ſie ſich auch häufig ein bei den göttlichen magnetiſchen Operationen. Vorzüglich ſind es aber die Gnomen, die ihre Fopperei nicht laſſen können, und dem Magnetiſeur, der noch nicht zu der Stufe der Weisheit gelangt iſt, die ich erſt beſchrieben, und zu ſehr hängt an irdiſchem Bedürfniß, ein verliebtes Erdenkind unterſchieben in dem Augenblick, da er glaubte in völlig reiner abgeklärter Luft eine Sylphide zu umarmen. — Als ich nun dem kleinen Studenten auf den Kopf trat, wurde er böſe und warf mich um. Aber einen tiefern Grund hatte wohl der Gnome, mir die Entzifferung des Geheimniſſes mit dem Ringe zu verderben. — Anna! — meine Tochter Anna! — vernimm es — herausgebracht hatte ich, daß ein Gnome dir ſeine Gunſt zugewandt, der, nach der Beſchaffenheit des Ringes zu urtheilen, ein reicher, vornehmer, und dabei vorzüglich fein gebildeter Mann ſeyn muß. Aber, meine theure Anna, mein vielgeliebtes herziges Dümmchen, wie willſt du es anfangen, dich ohne die entſetzlichſte Gefahr mit einem ſolchen Elementargeiſt in irgend eine Verbindung einzulaſſen? Hätteſt du den Caſſiodorus Remus geleſen, ſo könnteſt du mir zwar entgegnen, daß nach deſſen wahrhaftigem Bericht die berühmte Magdalena de la Croix, Aebtiſſin eines Kloſters zu Cordua in Spanien dreißig Jahre mit einem kleinen Gnomen in vergnügter Ehe lebte, daß ein gleiches ſich mit einem Sylphen und der jungen Gertrud, die Nonne war im Kloſter Nazareth bei Cölln, zutrug, aber denke an die gelehrten Beſchäftigungen jener geiſtlichen Damen und an die deinigen. Welch ein Unterſchied! ſtatt in weiſen Büchern zu leſen, fütterſt du ſehr oft Hühner, Gänſe, Enten und andere jeden Kabbaliſten moleſtirende Thiere; ſtatt den Himmel, den Lauf der Geſtirne zu beobachten, gräbſt du in der Erde; ſtatt in künſtlichen horoskopiſchen Entwürfen, die Spur der Zukunft zu verfolgen, ſtampfeſt du Milch zu Butter und macheſt Sauerkraut ein, zu ſchnödem winterlichen Bedürfniß, wiewohl ich ſelbſt dergleichen Speiſung ungern vermiſſe. Sage! kann das alles einem feinfühlenden philoſophiſchen Elementargeiſt auf die Länge gefallen? — Denn, o Anna! durch dich blüht Dapſulheim, und dieſem irdiſchem Beruf mag und kann dein Geiſt ſich nimmer entziehen. Und doch empfandeſt du über den Ring, ſelbſt da er dir jähen böſen Schmerz erregte, eine ausgelaſſene unbeſonnene Freude! — Zu deinem Heil wollt' ich durch jene Operation die Kraft des Ringes brechen, dich ganz von dem Gnomen befreien, der dir nachſtellt. Sie mißlang durch die Tücke des kleinen Studenten in der Nußſchale. Und doch! — mir kommt ein Muth, den Elementargeiſt zu bekämpfen, wie ich ihn noch nie geſpürt! — Du biſt mein Kind — das ich zwar nicht mit einer Sylphide, Salamandrin oder ſonſt einem Elementargeiſt erzeugt, ſondern mit jenem armen Landfräulein aus der beſten Familie, die die gottvergeßenen Nachbarn mit dem Spottnamen: Ziegenfräulein, verhöhnten, ihrer idylliſchen Natur halber, die ſie vermochte, jeden Tages eine kleine Heerde weißer ſchmucker Ziegen ſelbſt zu weiden auf grünen Hügeln, wozu ich, damals ein verliebter Narr, auf meinem Thurm die

Schallmey blies. — Doch du biſt und bleibſt mein Kind, mein Blut! — Ich rette dich, hier dieſe myſtiſche Feile ſoll dich befreien von dem verderblichen Ringe!

Damit nahm Herr Dapſul von Zabelthau eine kleine Feile zur Hand, und begann an dem Ringe zu feilen. Kaum hatte er aber einigemal hin und her geſtrichen, als Fräulein Aennchen vor Schmerz laut aufſchrie: „Papa — Papa, Sie feilen mir ja den Finger ab!“ So rief ſie, und wirklich quoll dunkles dickes Blut unter dem Ringe hervor. Da ließ Herr Dapſul die Feile aus der Hand fallen, ſank halb ohnmächtig in den Lehnſtuhl und rief in aller Verzweiflung: „O! — o! — o! — es iſt um mich geſchehn! Vielleicht noch in dieſer Stunde kommt der erzürnte Gnome und beißt mir die Kehle ab, wenn mich die Sylphide nicht rettet! — O Anna — Anna! — geh — flieh!“ —

Fräulein Aennchen, die ſich bei des Papas wunderlichen Reden ſchon längſt weit weg gewünſcht hatte, ſprang hinab mit der Schnelle des Windes. —

Drittes Kapitel.

Es wird von der Ankunft eines merkwürdigen Mannes in Dapſulheim berichtet und erzählt, was ſich dann ferner begeben. —

Der Herr Dapſul von Zabelthau hatte eben ſeine Tochter unter vielen Thränen umarmt und wollte den Thurm beſteigen, wo er jeden Augenblick den bedrohlichen Beſuch des erzürnten Gnomen befürchtete. Da ließ ſich heller luſtiger Hörnerklang vernehmen, und hinein in den Hof ſprengte ein kleiner Reiter von ziemlich ſonderbarem poſſirlichen Anſehen. Das gelbe Pferd war gar nicht groß und von feinem zierlichen Bau, deshalb nahm ſich auch der Kleine trotz ſeines unförmlich dicken Kopfs gar nicht ſo zwergartig aus, ſondern ragte hoch genug über den Kopf des Pferdes empor. Das war aber bloß dem langen Leibe zuzuſchreiben, denn was an Beinen und Füßen über den Sattel hing, war ſo wenig, daß es kaum zu rechnen. Uebrigens trug der Kleine einen ſehr angenehmen Habit von goldgelbem Atlas, eine eben ſolche hohe Mütze mit einem tüchtigen grasgrünen Federbuſch und Reitſtiefel von ſchön polirtem Mahagoniholz. Mit einem durchdringendem Prrrrrr! hielt der Reiter dicht vor dem Herrn von Zabelthau. Er ſchien abſteigen zu wollen, plötzlich fuhr er aber mit der Schnelligkeit des Blitzes unter dem Bauch des Pferdes hinweg, ſchlenderte ſich auf der andern Seite zwei, dreimal hintereinander zwölf Ellen hoch in die Lüfte, ſo daß er ſich auf jeder Elle ſechsmal überſchlug, bis er mit dem Kopf auf dem Sattelknopf zu ſtehen kam. So galoppirte er, indem die Füßchen in den Lüften, Trochäen, Pyrrhichien, Daktylen u. ſ. w. ſpielten, vorwärts, rückwärts, ſeitwärts in allerlei wunderlichen Wendungen und Krümmungen. Als der zierliche Gymnaſtiker und Reitkünſtler endlich ſtill ſtand und höflich grüßte, erblickte man auf dem Boden des Hofes die Worte: Seyn Sie mir ſchönſtens gegrüßt ſammt ihrem Fräulein Tochter, mein hochverehrteſter Herr Dapſul von Zabelthau! Er hatte dieſe Worte mit ſchönen römiſchen Unzial Buchſtaben in das Erdreich geritten. Hierauf ſprang der Kleine vom Pferde, ſchlug dreimal Rad und ſagte dann, daß er ein ſchönes Compliment auszurichten habe an den Herrn Dapſul von Zabelthau, von ſeinem gnädigen Herrn, dem Herrn Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, genannt Corduanſpitz, und wenn es dem Herrn Dapſul von Zabelthau nicht unangenehm wäre, ſo wolle der Herr Baron auf einige Tage freundlich bei ihm einſprechen, da er künftig ſein nächſter Nachbar zu werden hoffe. —

Herr Dapſul von Zabelthau glich mehr einem Todten als einem Lebendigen, ſo bleich und ſtarr ſtand er da an ſeine Tochter gelehnt. Kaum war ein: Wird — mir — ſehr — erfreulich ſeyn, mühſam ſeinen bebenden Lippen entflohen, als der kleine Reiter ſich mit denſelben Ceremonien wie er gekommen, blitzſchnell entfernte. —

„Ach meine Tochter, rief nun Herr Dapſul von Zabelthau heulend und ſchluchzend, ach meine Tochter, meine arme unglückſelige Tochter, es iſt nur zu gewiß, es iſt der Gnome, welcher kommt dich zu entführen und mir den Hals umzudrehen! — Doch wir wollen den lezten Muth aufbieten, den wir etwa noch beſitzen möchten! Vielleicht iſt es möglich, den erzürnten Elementargeiſt zu verſöhnen, wir müſſen uns nur ſo ſchicklich gegen ihn benehmen als es irgend in unſerer Macht ſteht. — Sogleich werde ich dir, mein theures Kind, einige Kapitel aus dem Laktanz oder aus dem Thomas Aquinas vorleſen über den Umgang mit Elementargeiſtern, damit du keinen garſtigen Schnitzer machſt — Noch ehe aber der Herr Dapſul von Zabelthau den Laktanz, den Thomas Aquinas oder einen andern elementariſchen Knigge herbeiſchaffen konnte, hörte man ſchon ganz in der Nähe eine Muſik erſchallen, die beinahe der zu vergleichen, die hinlänglich muſikaliſche Kinder zum lieben Weihnachten aufzuführen pflegen. Ein ſchöner langer Zug kam die Straße herauf. Voran ritten wohl an ſechszig, ſiebzig kleine Reiter auf kleinen gelben Pferden, ſämmtlich gekleidet wie der Abgeſandte in gelben Habiten, ſpitzen Mützen und Stiefeln von polirtem Mahagoni. Ihnen folgte eine mit acht gelben Pferden beſpannte Kutſche von dem reinſten Kryſtall, der noch ungefähr vierzig andere minder prächtige, theils mit ſechs, theils mit vier Pferden beſpannte Kutſchen folgten. Noch eine Menge Pagen, Läufer und andere Diener ſchwärmten neben her auf und nieder in glänzenden Kleidern angethan, ſo daß das Ganze einen eben ſo luſtigen als ſeltſamen Anblick gewährte. Herr Dapſul von Zabelthau blieb verſunken in trübes Staunen. Fräulein Aennchen, die bisher nicht geahnt, daß es auf der ganzen Erde ſolch niedliche ſchmucke Dinger geben könne, als dieſe Pferdchen und Leutchen, gerieth ganz außer ſich und vergaß alles, ſogar den Mund, den ſie zum freudigen Ausruf weit genug geöffnet, wieder zuzumachen. —

Die achtſpännige Kutſche hielt dicht vor dem Herrn Dapſul von Zabelthau. Reiter ſprangen von den Pferden, Pagen, Diener eilten herbei, der Kutſchenſchlag wurde geöffnet, und wer nun aus den Armen der

Dienerſchaft herausſchwebte aus der Kutſche, war niemand anders, als der Herr Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, genannt Corduanſpitz. — Was ſeinen Wuchs betraf, ſo war der Herr Baron bei weitem nicht dem Apollo von Belvedere, ja nicht einmal dem ſterbenden Fechter zu vergleichen. Denn außerdem, daß er keine volle drei Fuß maß, ſo beſtand auch der dritte Theil dieſes kleinen Körpers aus dem offenbar zu großen dicken Kopfe, dem übrigens eine tüchtige lang gebogene Naſe, ſo wie ein paar große kugelrund hervorquellende Augen keine üble Zierde waren. Da der Leib auch etwas lang, ſo blieben für die Füßchen nur etwa vier Zoll übrig. Dieſer kleine Spielraum war aber gut genuzt, denn an und vor ſich ſelbſt waren die freiherrlichen Füßchen die zierlichſten, die man nur ſehen konnte. Freilich ſchienen ſie aber zu ſchwach, das würdige Haupt zu tragen; der Baron hatte einen ſchwankenden Gang, ſtülpte auch wohl manchmal um, ſtand aber gleich wieder wie ein Stehaufmännchen auf den Füßen, ſo daß jenes Umſtülpen mehr der angenehme Schnörkel eines Tanzes ſchien. Der Baron trug einen enge anſchließenden Habit von gleißendem Goldſtoff und ein Mützchen, das beinahe einer Krone zu vergleichen mit einem ungeheuren Buſch von vielen krautgrünen Federn. So wie der Baron nun auf der Erde ſtand, ſtürzte er auf den Herrn Dapſul von Zabelthau los, faßte ihn bei beiden Händen, ſchwang ſich empor bis an ſeinen Hals, hing ſich an dieſen, und rief mit einer Stimme, die viel ſtärker dröhnte als man es hätte der kleinen Statur zutrauen ſollen: O mein Dapſul von Zabelthau — mein theurer, innigſt geliebter Vater! Darauf ſchwang der Baron ſich eben ſo behende und geſchickt wieder herab von des Herrn von Dapſuls Halſe, ſprang oder ſchleuderte ſich vielmehr auf Fräulein Aennchen los, faßte die Hand mit dem beringten Finger, bedeckte ſie mit laut ſchmatzenden Küſſen und rief eben ſo dröhnend als zuvor: „O mein allerſchönſtes Fräulein Anna von Zabelthau, meine geliebteſte Braut!“ Darauf klatſchte der Baron in die Händchen und alsbald ging die gellende lärmende Kindermuſik los, und über hundert kleine Herrlein, die den Kutſchen und den Pferden entſtiegen, tanzten wie erſt der Courier zum Theil auf den Köpfen, dann wieder auf den Füßen, in den zierlichſten Trochäen, Spondäen, Jamben, Pyrrhichien, Anapäſten, Tribrachen, Bachien, Antibachien, Choriamben und Daktylen, daß es eine Luſt war. Während dieſer Luſt erholte ſich aber Fräulein Aennchen von dem großen Schreck, den ihr des kleinen Barons Anrede verurſacht und gerieth in allerlei wohlgegründete ökonomiſche Bedenken. „Wie, dachte ſie, iſt es möglich, daß das kleine Volk Platz hat in dieſem kleinen Hauſe? — Wäre es auch mit der Noth entſchuldigt, wenn ich wenigſtens die Dienerſchaft in die große Scheune bettete, hätten ſie auch da wohl Platz? Und was fange ich mit den Edelleuten an, die in den Kutſchen gekommen und gewiß gewohnt ſind, in ſchönen Zimmern ſanft und weich gebettet zu ſchlafen? — Sollten auch die beiden Ackerpferde heraus aus dem Stall, ja wäre ich unbarmherzig genug, auch den alten lahmen Fuchs herauszujagen ins Gras, iſt dennoch wohl Platz genug für alle dieſe kleinen Beſtien von Pferden, die der häßliche Baron mitgebracht? Und eben ſo geht es ja mit den ein und vierzig Kutſchen! — Aber nun noch das ärgſte! — Ach du lieber Gott, reicht denn der ganze Jahresvorrath wohl hin, all' dieſe kleine Kreaturen auch nur zwei Tage hindurch zu ſättigen?" Dies lezte Bedenken war nun wohl das allerſchlimmſte. Fräulein Aennchen ſah ſchon alles aufgezehrt, alles neue Gemüſe, die Hammelheerde, das Federvieh, das eingeſalzene Fleiſch, ja ſelbſt den Runkelrüben-Spiritus und das trieb ihr die hellen Thränen in die Augen. Es kam ihr vor, als ſchnitte ihn eben der Baron Corduanſpitz ein rechtes freches, ſchadenfrohes Geſicht und das gab ihr den Muth, ihm, als ſeine Leute noch im beſten Tanzen begriffen waren, in dürren Worten zu erklären, daß, ſo lieb dem Vater auch ſein Beſuch ſeyn möge, an einen längern als zweiſtündigen Aufenthalt in Dapſulheim doch gar nicht

nicht zu denken, da es an Raum und an allen übrigen Dingen, die zur Aufnahme und zur ſtandesmäßigen Bewirthung eines ſolchen vornehmen reichen Herrn nebſt ſeiner zahlreichen Dienerſchaft nöthig, gänzlich mangle. Da ſah aber der kleine Korduanſpitz plötzlich ſo ungemein ſüß und zart aus wie ein Marzipanbrödchen und verſicherte, indem er mit zugedrückten Augen Fräulein Aennchens etwas rauhe und nicht zu weiße Hand an die Lippen drückte, daß er weit entfernt ſey, dem lieben Papa und der ſchönſten Tochter auch nur die mindeſte Ungelegenheit zu verurſachen. Er führe alles mit ſich, was Küche und Keller zu leiſten habe, was aber die Wohnung betreffe, ſo verlange er nichts als ein Stückchen Erde und den freien Himmel darüber, damit ſeine Leute den gewöhnlichen Reiſepallaſt bauen könnten, in dem er mit ſammt ſeiner ganzen Dienerſchaft und was derſelben noch an Vieh anhängig, hauſen werde.

Ueber dieſe Worte des Baron Porphyrio von Ockerodaſtes wurde Fräulein Aennchen ſo vergnügt, daß ſie, um zu zeigen, es käme ihr auch eben nicht darauf an, ihre Leckerbiſſen Preis zu geben, im Begriff ſtand, dem Kleinen, Krapfkuchen, den ſie von der lezten Kirchweih aufgehoben und ein Gläschen Runkelrübengeiſt anzubieten, wenn er nicht doppelten Bitter vorzlehe, den die Großmagd aus der Stadt mitgebracht und als magenſtärkend empfohlen. Doch in dem Augenblick ſetzte Korduanſpitz hinzu, daß er zum Aufbau des Pallaſtes den Gemüſegarten erkoren, und hin war Aennchens Freude! — Während aber die Dienerſchaft um des Herrn Ankunft auf Dapſulheim zu feiern, ihre olympiſchen Spiele fortſetzte, indem ſie bald mit den dicken Köpfen ſich in die ſpitzen Bäuche rannten und rückwärts überſchlugen, bald ſich in die Lüfte ſchleuderten, bald unter ſich kegelten, ſelbſt Kegel, Kugel und Kegler vorſtellend u. ſ. w., vertiefte ſich der kleine Baron Porphyrio von Ockerodaſtes mit dem Herrn Dapſul von Zabelthau in ein Geſpräch, das immer wichtiger zu werden ſchien, bis beide Hand in Hand ſich fortbegaben und den aſtronomiſchen Thurm beſtiegen.

Voller Angſt und Schreck lief nun Fräulein Aennchen eiligſt nach dem Gemüſegarten, um zu retten, was noch zu retten möglich. Die Großmagd ſtand ſchon auf dem Felde und ſtarrte mit offnem Munde vor ſich her, regungslos, als ſey ſie verwandelt in eine Salzſäule wie Loths Weib. Fräulein Aennchen neben ihr erſtarrte gleichermaßen. Endlich ſchrien aber beide, daß es weit in den Lüften umherſchallte: Ach mein Herr Jemine, was iſt denn das für ein Unglück! — Den ganzen ſchönen Gemüſegarten fanden ſie verwandelt in eine Wüſteney. Da grünte kein Kraut, blühte keine Staude; es ſchien ein ödes verwüſtetes Feld. „Nein, ſchrie die Magd ganz erboßt, es iſt nicht anders möglich, das haben die verfluchten kleinen Creaturen gethan, die ſo eben angekommen ſind — in Kutſchen ſind ſie gefahren? wollen wohl vornehme Leute vorſtellen? — Ha ha! — Kobolde ſind es, glauben Sie mir, Fräulein Aennchen, nichts als unchriſtliche Hexenkerls, und hätt' ich nur ein Stückchen Kreuzwurzel bei der Hand, ſo ſollten ſie ihre Wunder ſehen. — Doch ſie ſollen nur kommen, die kleinen Beſtien, mit dieſem Spaten ſchlage ich ſie todt!" Damit ſchwang die Großmagd ihre bedrohliche Waffe hoch in den Lüften, indem Fräulein Aennchen laut weinte.

Es nahten ſich indeſſen jezt vier Herren aus Corduanſpitzes Gefolge mit ſolchen angenehmen zierlichen Mienen und höflichen Verbeugungen, ſahen auch dabei ſo höchſt wunderbar aus, daß die Großmagd ſtatt wie ſie gewollt, gleich zuzuſchlagen, den Spaten langſam ſinken ließ, und Fräulein Aennchen einhielt mit Weinen.

Die Herren kündigten ſich als die den Herrn Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, genannt Korduanſpitz, zunächſt umgebende Freunde an, waren, wie es auch ihre Kleidung wenigſtens ſymboliſch andeutete, von vier verſchiedenen Nationen und nannten ſich: Pan Kapuſtowicz aus Polen, Herr von Schwarzrettig aus Pommern, Signor di Broccoli aus Italien, Monſieur de Roccambolle aus Frankreich. Sie verſicherten in ſehr wohlklingenden Redensarten, daß ſogleich die Bauleute kommen und dem allerſchönſten Fräulein das hohe Vergnügen bereiten würden, in möglichſter Schnelle einen hübſchen Pallaſt aus lauter Seide aufbauen zu ſehen.

„Was kann mir der Pallaſt aus Seide helfen, rief Fräulein Aennchen laut weinend im tiefſten Schmerz, was geht mich überhaupt Euer Baron Corduanſpitz an, da ihr mich um alles ſchöne Gemüſe gebracht habt, ihr ſchlechten Leute, und alle meine Freude dahin iſt.“ Die höflichen Leute tröſteten aber Fräulein Aennchen und verſicherten, daß ſie durchaus gar nicht Schuld wären an der Verwüſtung des Gemüſegartens, daß derſelbe im Gegentheil bald wieder in einem ſolchen Flor grünen und blühen werde, wie ihn Fräulein Aennchen noch niemals und überhaupt noch keinen in der Welt geſehen.

Die kleinen Bauleute kamen auch wirklich und nun ging ein ſolches tolles wirres Durcheinandertreiben auf dem Acker los, daß Fräulein Aennchen ſowohl als die Großmagd ganz erſchrocken davon rannten bis an die Ecke eines Buſches, wo ſie ſtehen blieben und zuſchauen wollten, wie ſich dann alles begeben würde.

Ohne daß ſie aber auch nur im mindeſten begriffen, wie das mit rechten Dingen zugehen konnte, formte ſich vor ihren Augen in wenigen Minuten ein hohes prächtiges Gezelt aus goldgelbem Stoff mit bunten Kränzen und Federn geſchmückt, das den ganzen Raum des großen Gemüſegartens einnahm, ſo daß die Zeltſchnüre über das Dorf weg bis in den nahgelegenen Wald gingen und dort an ſtarken Bäumen befeſtigt waren.

Kaum war das Gezelt fertig, als der Baron Porphyrio von Ockerodaſtes mit dem Herrn Dapſul von Zabelthau hinabkam von dem aſtronomiſchen Thurm, nach mehreren Umarmungen in die achtſpännige Kutſche ſtieg, und nebſt ſeinem Gefolge in derſelben Ordnung wie er nach Dapſulheim gekommen, hineinzog in den ſeidenen Pallaſt, der ſich hinter dem lezten Mann zuſchloß.

Nie hatte Fräulein Aennchen den Papa ſo geſehen. Auch die leiſeſte Spur der Betrübniß, von der er ſonſt ſtets heimgeſucht, war weggetilgt von ſeinem Antlitz, es war beinahe als wenn er lächelte und dabei hatte ſein Blick in der That etwas verklärtes, das denn wohl auf ein großes Glück zu deuten pflegt, das jemanden ganz unvermuthet über den Hals gekommen. — Schweigend nahm Herr Dapſul von Zabelthau Fräulein Aennchens Hand, führte ſie hinein in das Haus, umarmte ſie dreimal hinter einander und brach dann endlich los: Glückliche Anna — überglückliches Kind! — glücklicher Vater! — O Tochter, alle Beſorgniß, aller Gram, alles Herzeleid iſt nun vorüber! — Dich trifft ein Loos, wie es nicht ſo leicht einer Sterblichen vergönnt iſt! Wiſſe dieſer Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, genannt Korduanſpitz, iſt keinesweges ein feindſeliger Gnome, wiewohl er von einem dieſer Elementargeiſter abſtammt, dem es aber gelang, ſeine höhere Natur durch den Unterricht des Salamanders Oromaſis zu reinigen. Aus dem geläuterten Feuer ging aber die Liebe zu einer Sterblichen hervor, mit der er ſich verband und Ahnherr der illüſterſten Familie wurde, durch deren Namen jemals ein Pergament geziert wurde. — Ich glaube Dir, geliebte Tochter Anna, ſchon geſagt zu haben, daß der Schüler des großen Salamanders Oromaſis, der edle Gnome Tſilmenech — ein Chaldäiſcher Name, der in ächtem reinen Deutſch ſo viel heißt, als Grützkopf — ſich in die berühmte Magdalena de la Croix, Aebtiſſin eines Kloſters zu Cordua in Spanien, verliebte, und wohl an die dreißig Jahre mit ihr in einer glücklichen vergnügten Ehe lebte. Ein Sprößling der ſublimen Familie höherer Naturen, die aus dieſer Verbindung ſich fortpflanzte, iſt nun der liebe Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, der den Zunamen Korduanſpitz angenommen, zur Bezeichnung ſeiner Abſtammung aus Cordua in Spanien, und um ſich von einer mehr ſtolzen, im Grunde aber weniger würdigen Seitenlinie zu unterſcheiden, die den Beinamen Saffian trägt. Daß dem Korduan ein Spitz zugeſetzt worden, muß ſeine beſonderen elementariſch-aſtrologiſchen Urſachen haben; ich dachte noch nicht darüber nach. Dem Beiſpiel ſeines großen Ahnherrn, des Gnomen Tſilmenech, der die Magdalena de la Croix auch ſchon ſeit ihrem zwölften Jahre liebte, hat dir auch der vortreffliche Ockerodaſtes ſeine Liebe zugewandt, als du erſt zwölf Jahre zähleteſt. Er war ſo glücklich von dir einen kleinen goldnen Fingerreif zu erhalten, und nun haſt du auch ſeinen Ring angeſteckt, ſo daß du unwiderruflich ſeine Braut geworden: „Wie, rief Fräulein Aennchen voll Schreck und Beſtürzung, wie? — ſeine Braut? — den abſcheulichen kleinen Kobolt ſoll ich heirathen? Bin ich denn nicht längſt die Braut des Herrn Amandus von Nebelſtern? — Nein! — nimmermehr nehme ich den häßlichen Hexenmeiſter zum Mann, und mag er tauſendmal aus Corduan ſeyn oder aus Saffian!“ „Da, erwiederte Herr Dapſul von Zabelthau ernſter werdend, da ſehe ich denn zu meinem Leidweſen, wie wenig die himmliſche Weisheit deinen verſtockten irdiſchen Sein zu durchdringen vermag! Häßlich, abſcheulich nennſt du den edlen elementariſchen Porphyrio von Ockerodaſtes, vielleicht weil er nur drei Fuß hoch iſt, und außer dem Kopf an Leib, Arm und Bein und anderen Nebenſachen nichts erkleckliches mit ſich trägt, ſtatt daß ein ſolcher irdiſcher Geck wie du ihn dir wohl denken magſt, die Beine nicht lang genug haben kann, der Rockſchöße wegen? O meine Tochter, in welchem heilloſen Irrthum biſt du befangen! — Alle Schönheit liegt in der Weisheit, alle Weisheit in dem Gedanken, und das phyſiſche Symbol des Gedankens iſt der Kopf! — Je mehr Kopf, deſto mehr Schönheit und Weisheit, und könnte der Menſch alle übrigen Glieder als ſchädliche Luxusartikel die vom Uebel, wegwerfen, er ſtände da als höchſtes Ideal! Woraus entſteht alle Beſchwerde, alles Ungemach, alle Zwietracht, aller Hader, kurz alles Verderben des Irdiſchen, als aus der verdammten Ueppigkeit der Glieder? — O welcher Friede, welche Ruhe, welche Seeligkeit auf Erden, wenn die Menſchheit exiſtirte ohne Leib, Steiß, Arm und Bein! — wenn ſie aus lauter Büſten beſtünde! — Glücklich iſt daher der Gedanke der Künſtler, wenn ſie große Staatsmänner oder große Gelehrte als Büſte darſtellen, um ſymboliſch die höhere Natur anzudeuten, die ihnen inwohnen muß vermöge ihrer Charge oder ihrer Bücher! — Alſo! meine Tochter Anna, nichts von Häßlichkeit, Abſcheulichkeit oder ſonſtigem Tadel des edelſten der Geiſter, des herrlichen Porphyrio von Ockerodaſtes, deſſen Braut du biſt und bleibſt! — Wiſſe, daß durch ihn auch dein Vater in kurzem die höchſte Stufe des Glücks, dem er ſo lange vergebens nachgetrachtet, erſteigen wird. Porphyrio von Ockerodaſtes iſt davon unterrichtet, daß mich die Sylphide Nehahilah (Syriſch, ſo viel als Spitznaſe) liebt, und will mir mit allen Kräften beiſtehen, daß ich der Verbindung mit dieſer höheren geiſtigen Natur ganz würdig werde. — Du wirſt, mein liebes Kind, mit deiner künftigen Stiefmutter wohl zufrieden ſeyn. — Möge ein günſtiges

Verhängniß es ſo fügen, daß unſere beiden Hochzeiten zu einer und derſelben glücklichen Stunde gefeiert werden könnten!“ — Damit verließ der Herr Dapſul von Zabelthau, indem er der Tochter noch einen bedeutenden Blick zugeworfen, pathetiſch das Zimmer. —

Dem Fräulein Aennchen fiel es ſchwer aufs Herz, als ſie ſich erinnerte, daß ihr wirklich vor langer Zeit, da ſie noch ein Kind, ein kleiner Goldreif vom Finger weg abhanden gekommen auf unbegreifliche Weiſe: Nun war es ihr gewiß, daß der kleine abſcheuliche Hexenmeiſter ſie wirklich in ſein Garn verlockt, ſo daß ſie kaum mehr entrinnen könne, und darüber gerieth ſie in die alleräußerſte Betrübniß. Sie mußte ihrem gepreßten Herzen Luft machen und das geſchah mittelſt eines Gänſekiels, den ſie ergriff und flugs an den Herrn Amandus von Nebelſtern ſchrieb in folgender Weiſe.

Mein herzliebſter Amandus!

Es iſt alles rein aus, ich bin die unglücklichſte Perſon auf der ganzen Erde und ſchluchze und heule vor lauter Betrübniß ſo ſehr, daß das liebe Vieh ſogar Mitleid und Erbarmen mit mir hat, viel mehr wirſt du davon gerührt werden; eigentlich geht das Unglück auch dich eben ſo gut an als mich, und du wirſt dich eben ſo betrüben müſſen! Du weißt doch, daß wir uns ſo herzlich lieben als nur irgend ein Liebespaar ſich lieben kann und daß ich deine Braut bin und daß uns der Papa zur Kirche geleiten wollte? — Nun! da kommt plötzlich ein kleiner garſtiger gelber Menſch in einer achtſpännigen Kutſche, von vielen Herrn und Dienern begleitet, angezogen und behauptet, ich hätte mit ihm Ringe gewechſelt und wir wären Braut und Bräutigam! — Und denke einmal wie ſchrecklich! der Papa ſagt auch, daß ich den kleinen Unhold heirathen müſſe, weil es aus einer ſehr vornehmen Familie ſey. Das mag ſeyn, nach dem Gefolge zu urtheilen und den glänzenden Kleidern die ſie tragen, aber einen ſolchen greulichen Namen hat der Menſch, daß ich ſchon deshalb niemals ſeine Frau werden mag. Ich kann die unchriſtlichen Wörter, aus denen der Namen beſteht, gar nicht einmal nachſprechen. Uebrigens heißt er aber auch Corduanſpitz und das iſt eben der Familienname. Schreib mir doch, ob die Corduanſpitze wirklich ſo erlaucht und vornehm ſind, man wird das wohl in der Stadt wiſſen. Ich kann gar nicht begreifen, was dem Papa einfällt in ſeinen alten Tagen, er will auch noch heirathen und der häßliche Corduanſpitz ſoll ihn verkuppeln an eine Frau die in den Lüften ſchwebt. — Gott ſchütze uns! — Die Großmagd zuckt die Achſeln und meint, von ſolchen gnädigen Frauen, die in der Luft flögen und auf dem Waſſer ſchwämmen, halte ſie nicht viel, ſie würde gleich aus dem Dienſt gehen und wünſche meinetwegen, daß die Stiefmama wo möglich den Hals brechen möge bei dem erſten Luſtritt zu St. Walpurgis. — Das ſind ſchöne Dinge! — Aber auf dich ſteht meine ganze Hoffnung! — Ich weiß ja daß du derjenige biſt, der da ſoll und muß, und mich retten wirſt aus

großer Gefahr. Die Gefahr iſt da, komm, eile, rette
deine bis in den Tod betrübte aber
getreueſte Braut
Anna von Zabelthau.

N. S. Könnteſt du den kleinen gelben Corduanſpitz nicht herausfordern? Du wirſt gewiß gewinnen, denn er iſt etwas ſchwach auf den Beinen.

N. S. Ich bitte dich nochmals, ziehe dich nur gleich an und eile zu deiner unglückſeeligſten, ſo wie oben, aber getreueſten Braut, Anna von Zabelthau.

Viertes Kapitel.

In welchem die Hofhaltung eines mächtigen Königs beſchrieben, nächſtdem aber von einem blutigen Zweikampf und andern ſeltſamen Vorfällen Nachricht gegeben wird.

Fräulein Aennchen fühlte ſich vor lauter Betrübniß wie gelähmt an allen Gliedern. Am Fenſter ſaß ſie mit übereinander geſchlagenen Aermen und ſtarrte hinaus ohne des

Gackerns, Krähens, Mauzens und Piepens des Federviehs zu achten, das, da es zu dämmern begann, wie gewöhnlich von ihr zur Ruhe gebracht werden wollte. Ja, ſie ließ es mit der größten Gleichgültigkeit geſchehen, daß die Magd dies Geſchäft beſorgte und dem Haushahn, der ſich in die Ordnung der Dinge nicht fügen, ja ſich gegen die Stellvertreterin auflehnen wollte, mit der Peitſche einen ziemlich derben Schlag verſetzte. Der eigne Liebesſchmerz, der ihre Bruſt zerriß, raubte ihr alles Gefühl für das Leid des liebſten Zöglings ihrer ſüßeſten Stunden, die ſie der Erziehung gewidmet ohne den Cheſterfield oder den Knigge zu leſen, ja ohne die Frau von Genlis oder andere ſeelenkenneriſche Damen zu Rathe zu ziehen, die auf ein Haar wiſſen, wie junge Gemüther in die rechte Form zu kneten. — Man hätte ihr das als Leichtſinn anrechnen können. —

Den ganzen Tag hatte ſich Corduanſpitz nicht ſehen laſſen, ſondern war bei dem Herrn Dapſul von Zabelthau auf dem Thurm blieben, wo ſehr wahrſcheinlich wichtige Operationen vorgenommen ſeyn mußten. Jetzt aber bemerkte Fräulein Aennchen den Kleinen, wie er im glühenden Schein der Abendſonne über den Hof wankte. Er kam ihr in ſeinem hochgelben Habit garſtiger vor als jemals und die poſſirliche Art, wie er hin und her hüpfte, jeden Augenblick umzuſtülpen ſchien, ſich wieder empor ſchleuderte, worüber ein anderer ſich krank gelacht haben würde, verurſachte ihr nur noch mehr Gram. Ja ſie hielt endlich beide Hände vors Geſicht, um den widerwärtigen Popanz nur nicht ferner zu ſchauen. Da fühlte ſie plötzlich, daß jemand ſie an der Schürze zupfe. „Kuſch, Feldmann!“ rief ſie, meinend es ſey der Hund, der ſie zupfe. Es war aber nicht der Hund, vielmehr erblickte Fräulein Aennchen, als ſie die Hände vom Geſicht nahm, den Herrn Baron Porphyrio von Ockerodaſtes, der ſich mit einer beiſpielloſen Behendigkeit auf ihren Schooß ſchwang und ſie mit beiden Armen umklammerte. Vor Schreck und Abſcheu ſchrie Fräulein Aennchen laut auf und fuhr von dem Stuhl in die Höhe. Corduanſpitz blieb aber an ihrem Halſe hängen und wurde in dem Augenblick ſo fürchterlich ſchwer, daß er mit einem Gewicht von wenigſtens zwanzig Centnern das arme Aennchen pfeilſchnell wieder herabzog auf den Stuhl, wo ſie geſeſſen. Jetzt rutſchte Corduanſpitz aber auch ſogleich herab von Aennchens Schooß, ließ ſich ſo zierlich und manierlich, als es bei einigem Mangel an Gleichgewicht nur in ſeinen Kräften ſtand, nieder auf ſein rechtes kleines Knie und ſprach dann mit einem klaren etwas beſonders aber nicht eben widerlich klingenden Ton: „Angebetetes Fräulein Anna von Zabelthau, vortrefflichſte Dame, auserwählteſte Braut, nur keinen Zorn, ich bitte, ich flehe! — nur keinen Zorn, keinen Zorn! — Ich weiß, ſie glauben, meine Leute hätten ihren ſchönen Gemüſegarten verwüſtet um meinen Pallaſt zu bauen? O Mächte des Alls! — Könnten ſie doch nur heineinſchauen in meinen geringen Leib und mein in lauter Liebe und Edelmuth hüpfendes Herz erblicken! —

Könnten ſie doch nur alle Kardinaltugenden entdecken, die unter dieſem gelben Atlas in meiner Bruſt verſammelt ſind! — O wie weit bin ich von jener ſchmachvollen Grauſamkeit entfernt, die ſie mir zutrauen! — Wie wär' es möglich, daß ein milder Fürſt ſeine eignen Unterthа — doch halt! — halt! — Was ſind Worte, Redensarten! — Schauen müſſen ſie ſelbſt o Braut! ja ſchauen ſelbſt die Herrlichkeiten, die ihrer warten! Sie müſſen mit mir gehen, ja mit mir gehen auf der Stelle, ich führe ſie in meinen Pallaſt, wo ein freudiges Volk lauert auf die angebetete Geliebte des Herrn!"

Man kann denken, wie Fräulein Aennchen ſich vor Corduanſpitzes Zumuthung entſetzte, wie ſie ſich ſträubte dem bedrohlichen Popanz auch nur einen Schritt zu folgen. Corduanſpitz ließ aber nicht nach, ihr die außerordentliche Schönheit, den grenzenloſen Reichthum des Gemüſegartens, der eigentlich ſein Pallaſt ſey, mit ſolchen eindringlichen Worten zu beſchreiben, daß ſie endlich ſich entſchloß, wenigſtens etwas hinein.

zukucken in das Gezelt, welches ihr denn doch ganz und gar nicht ſchaden könne. — Der Kleine ſchlug vor lauter Freude und Entzücken wenigſtens zwolfmal hinter einander Rad, faßte dann aber ſehr zierlich Fräulein Aennchens Hand und führte ſie durch den Garten nach dem ſeidnen Pallaſt.

Mit einem lauten: Ach! blieb Fräulein Aennchen wie in den Boden gewurzelt ſtehen, als die Vorhänge des Einganges aufrollten und ſich ihr die Ausſicht eines unabſehbaren Gemüſegartens erſchloß von ſolcher Herrlichkeit, wie ſie auch in den ſchönſten Träumen von blühendem Kohl und Kraut, keinen jemals erblickt. Da grünte und blühte alles, was nur Kraut und Kohl und Rübe und Sallat und Erbſe und Bohne heißen mag, in funkelndem Schimmer und ſolcher Pracht, daß es gar nicht zu ſagen. — Die Muſik von Pfeifen und Trommeln und Cymbeln ertönte ſtärker und die vier artigen Herrn, die Fräulein Aennchen ſchon kennen gelernt, nämlich der Herr von Schwarzrettig, der Monſieur de Roccambolle, der Slgnor di Broccoli und der Pan Kapuſtowicz, nahten ſich unter vielen zeremoniöſen Bücklingen.

„Meine Kammerherrn,“ ſprach Porphyrio von Ockerodaſtes lächelnd, und führte, indem die genannten Kammerherrn voranſchritten, Fräulein Aennchen durch die Doppelreihe, welche die rothe Engliſche Carottengarde bildete bis in die Mitte des Feldes, wo ſich ein hoher prächtiger Thron erhob. Um dieſen Thron waren die Großen des Reichs verſammelt, die Salatprinzen mit den Bohnenprinzeſſinnen, die Gurkenherzoge mit dem Melonenfürſten an ihrer Spitze, die Kopfkohlminiſter, die Zwiebel- und Rübengeneralität, die Federkohldamen ꝛc. alle in den glänzendſten Kleidern ihres Ranges und Standes. Und dazwiſchen liefen wohl an hundert allerliebſte Lawendel- und Fenchelpagen umher und verbreiteten ſüße Gerüche. Als Ockerodaſtes mit Fräulein Aennchen den Thron beſtiegen, winkte der Oberhofmarſchall Turneps mit ſeinem langen Stabe und ſogleich ſchwieg die Muſik und alles horchte in ſtiller Ehrfurcht. Da erhob Ockerodaſtes ſeine Stimme und ſprach ſehr feierlich: „Meine getreuen und ſehr lieben Unterthanen! Seht hier an meiner Seite das edle Fräulein Anna von Zabelthau, das ich zu meiner Gemahlin erkohren. Reich an Schönheit und Tugend, hat ſie euch ſchon lange mit mütterlich liebenden Augen betrachtet, ja euch weiche, fette Lager bereitet und gehegt und gepflegt. Sie wird euch ſtets eine treue würdige Landesmutter ſeyn und bleiben. Bezeigt jetzt den ehrerbietigen Beifall, ſo wie ordnungsmäßigen Jubel über die Wohlthat, die ich im Begriff ſtehe euch huldvoll zufließen zu laſſen!“ Auf ein zweites Zeichen des Oberhofmarſchalls Turneps ging nun ein tauſendſtimmiger Jubel los, die Bollenartillerie feuerte ihr Geſchütz ab und die Muſiker der Carottengarde ſpielten das bekannte Feſtlied: Sallat Sallat und grüne Peterſilie! — Es war ein großer erhabener Moment, der den Großen des Reichs, vorzüglich aber den Federkohldamen Thränen der Wonne entlockte. Fräulein Aennchen hätte beinahe auch alle Faſſung verloren, als ſie gewahrte, daß der Kleine eine von Diamanten funkelnde Krone auf dem Haupte, in der Hand aber ein goldnes Szepter trug. „Ei, ſprach ſie, indem ſie voll Erſtaunen die Hände zuſammenſchlug, ei du mein Herr Jemine! Sie ſind ja wohl viel mehr als ſie ſcheinen, mein lieber Herr von Corduanſpitz?“— „Angebetete Anna, erwiederte Ockerodaſtes ſehr ſanft, die Geſtirne zwangen mich, bei ihrem Herrn Vater unter einem erborgten Namen zu erſcheinen. Erfahren ſie, beſtes Kind, daß ich einer der mächtigſten Könige bin und ein Reich beherrſche, deſſen Grenzen gar nicht zu entdecken ſind, da ſie auf der Karte zu illuminiren vergeſſen worden. Es iſt der Gemüſekönig Daucus Carota der erſte, der ihnen, o ſüßeſte Anna, ſeine Hand und ſeine Krone darreicht. Alle Gemüſefürſten ſind meine Vaſallen und nur einen einzigen Tag im Jahre regiert, nach einem uralten Herkommen, der Bohnenkönig. „Alſo, rief Fräulein Aennchen freudig, alſo eine Königin ſoll ich werden und dieſen herrlichen prächtigen Gemüſegarten beſitzen?" König Daucus Carota verſicherte nochmals, daß dies allerdings der Fall ſey und fügte hinzu, daß ſeiner und ihrer Herrſchaft alles Gemüſe unterworfen ſeyn werde, das nur emporkeime aus der Erde. So was hatte nun Fräulein Aennchen wohl gar nicht erwartet und ſie fand, daß der kleine Corduanſpitz ſeit dem Augenblick, als er ſich in den König Daucus Carota den Erſten umgeſetzt, gar nicht mehr ſo häßlich war als vorher und daß ihm Krone und Szepter ſo wie der Königsmantel ganz ungemein artig ſtanden. Rechnete noch Fräulein Aennchen ſein artiges Benehmen und die Reichthümer hinzu, die ihr durch dieſe Verbindung zu Theil wurden, ſo mußte ſie wohl überzeugt ſeyn, daß kein Landfräulein hienieden eine beſſere Parthie zu machen im Stande als eben ſie, die im Umſehn eine Königsbraut geworden. Fräulein Aennchen war deshalb auch über alle Maaßen vergnügt und fragte den königlichen Bräutigam, ob ſie nicht gleich in dem ſchönen Pallaſt bleiben, und ob nicht morgenden Tages die Hochzeit gefeiert werden könne. König Daucus erwiederte indeſſen, daß, ſo ſehr ihn die Sehnſucht der angebeteten Braut entzücke, er doch gewiſſer Conſtellationen halber ſein Glück noch verſchieben müſſe. Der Herr Dapſul von Zabelthau dürfe nämlich für jetzt den königlichen Stand ſeines Eidams durchaus nicht erfahren, da ſonſt die Operationen, die die gewünſchte Verbindung mit der Sylphide Nehahilah bewirken ſollten, geſtört werden könnten. Ueberdem habe er auch dem Herrn Dapſul von Zabelthau verſprochen, daß beide Vermählungen an einem Tage gefeiert werden ſollten. Fräulein Aennchen mußte feierlich geloben, dem Herrn Dapſul von Zabelthau auch nicht eine Silbe davon zu verrathen, was ſich mit ihr begeben ſie verließ dann den ſeidnen Pallaſt unter dem lauten lärmenden Jubel des durch ihre Schönheit, durch ihr leutſeliges herablaſſendes Betragen ganz in Wonne berauſchten Volks.

Im Traume ſah ſie das Reich des allerliebſten Königs Daucus Carota noch einmal und ſchwamm in lauter Seeligkeit. —

Der Brief, den ſie dem Herrn Amandus von Nebelſtern geſendet, hatte auf den armen Jüngling eine fürchterliche Wirkung gemacht. Nicht lange dauerte es, ſo erhielt Fräulein Aennchen folgende Antwort:

Abgott meines Herzens, himmliſche Anna!

Dolche, ſpitze, glühende, giftige, tödtende Dolche waren mir die Worte deines Briefes, die meine Bruſt durchbohrten. O Anna! du ſollſt mir entriſſen werden? Welch ein Gedanke! Ich kann es noch gar nicht begreifen, daß ich nicht auf der Stelle unſinnig geworden bin und irgend einen fürchterlichen grauſamen Spektakel gemacht habe! — Doch floh ich ergrimmt über mein todbringendes Verhängniß die Menſchen, und lief gleich nach Tiſche ohne wie ſonſt Billiard zu ſpielen, hinaus in den Wald, wo ich die Hände rang und tauſendmal deinen Namen rief! — Es fing gewaltig an zu regnen und ich hatte gerade eine ganz neue

Mütze von rothem Sammt mit einer prächtigen goldnen Troddel aufgeſetzt. Die Leute ſagen, daß noch keine Mütze ſo mir zu Geſicht geſtanden, als dieſe. — Der Regen konnte das Prachtſtück des Geſchmacks verderben, doch was frägt die Verzweiflung der Liebe nach Mützen, nach Sammt und Gold! — So lange lief ich umher, bis ich ganz durchnäßt und durchkältet war und ein entſetzliches Bauchgrimmen fühlte. Das trieb mich in das nahgelegene Wirthshaus, wo ich mir exzellenten Glühwein machen ließ und dazu eine Pfeife deines himmliſchen Virginiers rauchte. — Bald fühlte ich mich von einer göttlichen Begeiſterung erhoben, ich riß meine Brieftaſche hervor, warf in aller Schnelle ein Dutzend herrliche Gedichte hin und, o wunderbare Gabe der Dichtkunſt! — beides war verſchwunden, Liebesverzweiflung und Bauchgrimmen. — Nur das letzte dieſer Gedichte will ich dir mittheilen und auch dich, o Zierde der Jungfrauen, wird, wie mich, freudige Hoffnung erfüllen!

Winde mich in Schmerzen,
Ausgelöſcht im Herzen,
Sind die Liebeskerzen,
Mag nie wieder ſcherzen!
Doch der Geiſt, er neigt ſich,
Wort und Reim erzeugt ſich,
Schreibe Verslein nieder.
Froh bin ich gleich wieder,
Tröſtend in dem Herzen,
Flammen Liebeskerzen,
Weg ſind alle Schmerzen,
Mag auch freundlich ſcherzen.

Ja, meine ſüße Anna! — bald eile ich, ein ſchützender Ritter herbei, und entreiße dich dem Böſewicht, der dich mir rauben will! — Damit du indeſſen bis dahin nicht verzweifelſt, ſchreibe ich dir einige göttliche troſtreiche Kernſprüche aus meines herrlichen Meiſters Schatzkäſtlein her; du magſt dich davon erlaben.

Die Bruſt wird weit, dem Geiſte wachſen Flügel?
Sey Herz, Gemüth, doch luſt'ger Eulenſpiegel!

Liebe kann die Liebe haſſen,
Zeit auch wohl die Zeit verpaſſen.

Die Lieb iſt Blumenduft, ein Seyn ohn Unterlaß,
O Jungling, waſch den Pelz, doch mach' ihn ja nicht naß!

Sagſt du, im Winter weht froſtiger Wind?
Warm ſind doch Mäntel, wie Mäntel nun ſind!

Welche göttliche, erhabene, überſchwengliche Maximen! — Und wie einfach, wie anſpruchslos, wie körnigt ausgedrückt! — Nochmals alſo, meine ſüßeſte Maid! Sey getroſt, trage mich im Herzen wie ſonſt. Es kommt, es rettet dich, es drückt dich an ſeine im Liebesſturm wogende Bruſt

dein getreueſter

Amandus von Nebelſtern.

N. S. Herausfordern kann ich den Herrn von Corduanſpitz auf keinen Fall. Denn, o Anna! jeder Tropfen Bluts, der deinem Amandus entquillen könnte bei dem feindlichen Angriff eines verwogenen Gegners, iſt herrliches Dichterblut, der Ichor der Götter, der nicht verſpritzt werden darf. Die Welt hat den gerechten Anſpruch, daß ein Geiſt wie ich ſich für ſie ſchone, auf alle mögliche Weiſe conſervire. — Des Dichters Schwert iſt das Wort, der Geſang. Ich will meinen Nebenbuhlern auf den Leib fahren mit tyrtäiſchen Schlachtliedern, ihn niederſtoßen mit ſpitzen Epigrammen, ihn niederhauen mit Dythiramben voll Liebeswuth — das ſind die Waffen des ächten wahren Dichters, die immerdar ſiegreich ihn ſicherſtellen gegen jeden Angriff, und ſo gewaffnet und gewappnet werde ich erſcheinen und mir deine Hand erkämpfen o Anna!

Lebe wohl, nochmals drücke ich dich an meine Bruſt! — Hoffe alles von meiner Liebe und vorzüglich von meinem Heldenmuth, der keine Gefahr ſcheuen wird, dich zu befreien aus den ſchändlichen Netzen, in die dich allem Anſchein nach ein dämoniſcher Unhold verlockt hat! —

Fräulein Aennchen erhielt dieſen Brief, als ſie gerade mit dem bräutigamlichen König Daucus Carota dem Erſten auf der Wieſe hinter dem Garten Haſchemännchen ſpielte und große Freude hatte, wenn ſie ſich in vollem Lauf ſchnell niederduckte und der kleine König über ſie wegſchoß. Aber nicht wie ſonſt ſteckte ſie das Schreiben des Geliebten ohne es zu leſen in die Taſche und wir werden gleich ſehen, daß es zu ſpät gekommen.

Gar nicht begreifen konnte Herr Dapſul von Zabelthau, wie Fräulein Aennchen ihren Sinn ſo plötzlich geändert und den Herrn Porphyrio von Ockerodaſtes, den ſie erſt ſo abſcheulich gefunden, liebgewonnen hatte. Er befragte darüber die Geſtirne, da dieſe ihm aber auch keine befriedigende Antwort gaben, ſo mußte er dafürhalten, daß des Menſchen Sinn unerforſchlicher ſey als alle Geheimniſſe des Weltalls und ſich durch keine Conſtellation erfaſſen laſſe. — Daß nämlich bloß die höhere Natur des Bräutigams auf Aennchen zur Liebe gewirkt haben ſolle, konnte er, da es dem Kleinen an Leibesſchönheit gänzlich mangelte, nicht annehmen. War, wie der geneigte Leſer ſchon vernommen, der Begriff von Schönheit, wie ihn Herr Dapſul von Zabelthau ſtatuirte, auch himmelweit von dem Begriff verſchieden, wie ihn junge Mädchen in ſich tragen, ſo hatte er doch wenigſtens ſo viel irdiſche Erfahrung, um zu wiſſen, daß beſagte Mädchen meinen, Verſtand, Witz, Geiſt, Gemüth, ſeyen gute Miethsleute in einem ſchönen Hauſe, und daß ein Mann, dem ein modiſcher Frack nicht zum beſten ſteht, und ſollte er ſonſt ein Shakspeare, ein Göthe, ein Tiek, ein Friedrich Richter ſeyn, Gefahr läuft, von jedem hinlänglich angenehm gebauten Huſarenlieutnant in der Staatsuniform gänzlich aus dem Felde geſchlagen zu werden, ſobald es ihm einfällt, einem jungen Mädchen entgegen zu rücken. — Bei Fräulein Aennchen hatte ſich nun zwar das ganz anders zugetragen und es handelte ſich weder um Schönheit noch um Verſtand, indeſſen trifft es ſich wohl ſelten, daß ein armes Landfräulein plötzlich Königin werden ſoll und konnte daher von dem Herrn Dapſul von Zabelthau nicht wohl vermuthet werden, zumal ihn auch hier die Geſtirne im Stich ließen.

Man kann denken, daß die drei Leute, Herr Porphyrio von Ockerodaſtes, Herr Dapſul von Zabelthau und Fräulein Aennchen ein Herz und eine Seele waren. Es ging ſo weit, daß Herr Dapſul von Zabelthau öfter als ſonſt jemals geſchehn, den Thurm verließ, um mit dem geſchätzten Eidam über allerlei vergnügliche Dinge zu plaudern und vorzüglich pflegte er nun ſein Frühſtück jedesmal unten im Hauſe einzunehmen. Um dieſe Zeit kam dann auch Herr Porphyrio von Ockerodaſtes aus ſeinem ſeldenen Pallaſt hervor, und ließ ſich von Fräulein Aennchen mit Butterbrod füttern: „Ach ach, kickerte Fräulein Aennchen ihm oft ins Ohr, ach ach, wenn Papa wüßte, daß ſie eigentlich ein König ſind, beſter Corduanſpitz.“ — „Halt dich Herz, erwiederte Daucus Carota der Erſte, halt dich, Herz, und vergeh' nicht in Wonne. — Nah', nah' iſt dein Freudentag!“ —

Es begab ſich, daß der Schulmeiſter dem Fräulein Aennchen einige Bund der herrlichſten Radieſe aus ſeinem Garten verehrt hatte.

Dem Fräulein Aennchen war das über alle Maaßen lieb, da Herr Dapſul von Zabelthau ſehr gern Radieſe aß, Aennchen aber aus dem Gemüſegarten, über den der Pallaſt erbaut war, nichts entnehmen konnte. Ueberdem fiel ihr aber auch jetzt erſt ein, daß ſie unter den mannigfaltigſten Kräutern und Wurzeln im Pallaſt, nur allein Radieſe nicht gewahrt hatte.

Fräulein Aennchen putzte die geſchenkten Radieſe ſchnell ab, und trug ſie dem Vater auf zum Frühſtück. Schon hatte Herr Dapſul von Zabelthau mehreren unbarmherzig die Blätterkrone weggeſchnitten, ſie ins Salzfaß geſtippt und vergnüglich verzehrt, als Corduanſpitz hereintrat. „O mein Ockerodaſtes, genießen ſie Radieſe!“ ſo rief ihm Herr Dapſul von Zabelthau entgegen. Es lag noch ein großer, vorzüglich ſchöner Radies auf dem Teller. Kaum erblickte Corduanſpitz aber dieſen, als ſeine Augen grimmig zu funkeln begannen und er mit fürchterlich dröhnender Stimme rief: „Was, unwürdiger Herzog, ihr wagt es noch, vor meinen Augen zu erſcheinen, ja euch mit verruchter Unverſchämtheit einzudrängen in ein Haus, das beſchirmt iſt von meiner Macht? Habe ich euch, der mir den rechtmäßigen Thron ſtreitig machen wollte, nicht verbannt auf ewige Zeiten? — Fort, fort mit euch, verrätheriſcher Vaſall!“ Dem Radies waren plötzlich zwei Beinchen unter dem dicken Kopf gewachſen, mit denen er ſchnell aus dem Teller hinabſprang, dann ſtellte er ſich dicht hin vor Corduanſpitz und ließ ſich alſo vernehmen: „Grauſamer Daucus Carota der Erſte, der du vergebens trachteſt, meinen Stamm zu vernichten! Hat je einer deines Geſchlechts einen ſolchen großen Kopf gehabt als ich und meine Verwandten? — Verſtand, Weisheit, Scharfſinn, Courtoiſie, mit allem dem ſind wir begabt, und während ihr euch herumtreibt in Küchen und in Ställen und nur in hoher Jugend etwas geltet, ſo daß recht eigentlich der diable de la jeunesse nur euer ſchnell vorüberfliehendes Glück macht, ſo genießen wir des Umgangs hoher Perſonen und mit Jubel werden wir begrüßt, ſo wie wir nur unſere grünen Häupter erheben! — Aber ich trotze dir, o Daucus Carota, biſt du auch gleich ein ungeſchlachter Schlingel wie alle deines gleichen! — Laß ſehen, wer hier der ſtärkſte iſt!“ — Damit ſchwang der Radiesherzog eine lange Peitſche und ging ohne weiteres dem König Daucus Carota dem Erſten zu Leibe. Dieſer zog aber ſchnell ſeinen kleinen Degen und vertheidigte ſich auf die tapferſte Weiſe. In den ſeltſamſten tollſten Sprüngen balgten ſich nun die beiden Kleinen im Zimmer umher, bis Daucus Carota den Radiesherzog ſo in die Enge trieb, daß er genöthigt wurde, mit einem kühnen Sprung durchs offne Fenſter das Weite zu ſuchen. König Daucus Carota, deſſen ganz ungemeine Behendigkeit dem geneigten Leſer ſchon bekannt iſt, ſchwang ſich aber nach und verfolgte den Radiesherzog über den Acker. — Herr Dapſul von Zabelthau hatte dem ſchrecklichen Zweikampf zugeſchaut in dumpfer lautloſer Erſtarrung. Nun brach er aber heulend und ſchreiend los: „O Tochter

Anna! — o meine arme unglückſelige Tochter Anna! — verloren — ich — du — beide ſind wir verloren, verloren.“ — Und damit lief er aus der Stube und beſtieg ſo ſchnell als er es nur vermochte den aſtronomiſchen Thurm. —

Fräulein Aennchen konnte gar nicht begreifen, gar nicht vermuthen, was in aller Welt den Vater auf einmal in ſolch gränzenloſe Betrübniß verſetzt. Ihr hatte der ganze Auftritt ungemeines Vergnügen verurſacht und ſie war noch in ihrem Herzen froh, bemerkt zu haben, daß der Bräutigam nicht allein Stand und Reichthum ſondern auch Tapferkeit beſaß, wie es denn wohl nicht leicht ein Mädchen auf Erden geben mag, die einen Feigling zu lieben im Stande. Nun ſie eben von der Tapferkeit des Königs Daucus Carota des Erſten überzeugt worden, fiel es ihr erſt recht empfindlich auf, daß Herr Amandus von Nebelſtern ſich nicht mit ihm ſchlagen wollen.

Hätte ſie noch geſchwankt den Herrn Amandus dem Könige Daucus dem Erſten aufzuopfern, ſie würde ſich jetzt dazu entſchloſſen haben, da ihr die ganze Herrlichkeit ihres neuen Brautſtandes einleuchtete. Sie ſetzte ſich flugs hin und ſchrieb folgenden Brief:

Mein lieber Amandus

Alles in der Welt kann ſich ändern, alles iſt vergänglich, ſagt der Herr Schulmeiſter und er hat vollkommen Recht. Auch du, mein lieber Amandus biſt ein viel zu weiſer und gelehrter Student, als daß du dem Herrn Schulmeiſter nicht beipflichten und dich nur im mindeſten verwundern ſollteſt, wenn ich dir ſage, daß auch in meinem Sinn und Herzen ſich eine kleine Veränderung zugetragen hat — du kannſt es mir glauben, ich bin dir noch recht ſehr gut und kann es mir recht vorſtellen, wie hübſch du ausſehen mußt in der rothen Sammtmütze mit Gold, aber was das Heirathen betrifft — ſieh lieber Amandus, ſo geſcheut du auch biſt und ſo hübſche Verslein du auch zu machen verſtehſt, König wirſt du doch nun und nimmermehr werden, und —

erſchrick nicht, liebſter — der kleine Herr von Corduanſpitz iſt nicht der Herr von Corduanſpitz, ſondern ein mächtiger König, Namens Daucus Carota der Erſte, der da herrſcht über das ganze große Gemüsreich und mich erkoren hat zu ſeiner Königin! — Seit der Zeit, daß mein lieber kleiner König das Inkognito abgeworfen, iſt er auch viel hübſcher geworden und ich ſehe jetzt erſt recht ein, daß der Papa Recht hatte, wenn er behauptete, daß der Kopf die Zierde des Mannes ſey und daher nicht groß genug ſeyn könne. Dabei hat aber Daucus Carota der Erſte — du ſiehſt, wie gut ich den ſchönen Namen behalten und nachſchreiben kann, da er mir ganz bekannt vorkommt — ja, ich wollte ſagen, dabei hat mein kleiner königlicher Bräutigam ein ſo angenehmes allerliebſtes Betragen daß es gar nicht auszuſprechen. Und welch einen Muth, welche Tapferkeit beſitzt der Mann! Vor meinen Augen hat er den Radiesherzog, der ein unartiger, auffälliger Menſch zu ſeyn ſcheint, in die Flucht geſchlagen und hei! wie er ihm nachſprang durchs Fenſter! du hätteſt das nur ſehen ſollen! — Ich glaube auch nicht, daß mein Daucus Carota ſich aus deinen Waffen etwas machen wird, er ſcheint ein feſter Mann, dem Verſe, ſind ſie auch noch ſo fein und ſpitzig, nicht viel anhaben können. — Nun alſo, lieber Amandus, füge dich in dein Schickſal wie ein frommer Menſch und nimm es nicht übel, daß ich nicht deine Frau, ſondern vielmehr Königin werde. Sey aber getroſt, ich werde immer deine wohlaffektionirte Freundin bleiben und willſt du künftig bei der Carottengarde, oder da du nicht ſowohl die Waffen als die Wiſſenſchaften liebſt, bei der Paſtinakakademie oder bei dem Kürbisminiſterium angeſtellt ſeyn, ſo koſtet dichs nur ein Wort und dein Glück iſt gemacht. Lebe wohl und ſey nicht böſe auf deine

ſonſtige Braut jetzt aber wohlmeinende
Freundin und künftige Königin
Anna von Zabelthau
(bald aber nicht mehr von Zabelthau,
ſondern bloß Anna.)

N. S. Auch mit den ſchönſten virginiſchen Blättern ſollſt du gehörig verſorgt werden, du kannſt dich darauf feſtiglich verlaſſen. So wie ich beinahe vermuthen muß, wird zwar an meinem Hofe gar nicht geraucht werden, deshalb ſollen aber doch ſogleich nicht weit vom Thron unter meiner beſondern Aufſicht einige Beete mit virginiſchem Taback angepflanzt werden. Das erfordert die Kultur und die Moral und mein Daucuschen ſoll darüber ein beſonderes Geſetz ſchreiben laſſen.

Fünftes Kapitel.

In welchem von einer fürchterlichen Kataſtrophe Nachricht gegeben und mit dem weitern Verlauf der Dinge fortgefahren wird.

Fräulein Aennchen hatte gerade ihr Schreiben an den Herrn Amandus von Nebelſtern fortgeſendet, als Herr Dapſul von Zabelthau hereintrat und mit dem weinerlichſten Ton des tiefſten Scherzes begann: „O meine Tochter Anna! auf welche ſchändliche

Weiſe ſind wir beide betrogen! Dieſer Verruchte, der dich in ſeine Schlingen verlockte, der mir weißmachte, er ſey der Baron Porphyrio Ockerodaſtes, genannt Corduanſpitz, Sprößling jenes illüſtren Stammes, den der überherrliche Gnome Tſilmenech im Bündniß ſchuf mit der edlen corduaniſchen Aebtiſſin, dieſer Verruchte — erfahr es und ſinke ohnmächtig nieder! — er iſt ſelbſt ein Gnome aber jenes niedrigſten Geſchlechts, das die Gemüſe bereitet! — Jener Gnome Tſilmenech war von dem edelſten Geſchlecht, nämlich von dem, dem die Pflege der Diamanten anvertraut iſt. Dann kommt das Geſchlecht derer, die im Reich des Metallkönigs die Metalle bereiten, dann folgen die Bluiſten, die deshalb nicht ſo vornehm ſind, weil ſie von den Sylphen abhängen. Die ſchlechteſten und unedelſten ſind aber die Gemüſegnomen, und nicht allein daß der betrügeriſche Corduanſpitz ein ſolcher Gnome iſt, nein er iſt König dieſes Geſchlechts und heißt Daucus Carota!“ —

Fräulein Aennchen ſank keinesweges in Ohnmacht, erſchrack auch nicht im allermindeſten, ſondern lächelte den lamentirenden Papa ganz freundlich an; der geneigte Leſer weiß ſchon warum! — Als nun aber der Herr Dapſul von Zabelthau ſich darüber höchlich verwunderte und immer mehr in Fräulein Aennchen drang, doch nur um des Himmelswillen ihr fürchterliches Geſchick einzuſehn und ſich zu grämen, da glaubte Fräulein Aennchen nicht länger das ihr anvertraute Geheimniß bewahren zu dürfen. Sie erzählte dem Herrn Dapſul von Zabelthau, wie der ſogenannte Herr Baron von Corduanſpitz ihr längſt ſelbſt ſeinen eigentlichen Stand entdeckt und ſeit der Zeit ihr ſo liebenswürdig vorgekommen ſey, daß ſie durchaus gar keinen andern Gemahl wünſche. Sie beſchrieb dann ferner all' die wunderbaren Schönheiten des Gemüsreichs, in das ſie König Daucus Carota der Erſte eingeführt, und vergaß nicht die ſeltſame Anmuth der mannigfachen Bewohner dieſes großen Reichs gehörig zu rühmen.

Herr Dapſul von Zabelthau ſchlug einmal über das andere die Hände zuſammen und weinte ſehr über die tückiſche Bosheit des Gnomenkönigs, der die künſtlichſten ja für ihn ſelbſt gefährlichſten Mittel angewandt, die unglückſeelige Anna hinabzuziehen in ſein finſtres dämoniſches Reich. —

„So herrlich, erklärte jetzt Herr Dapſul von Zabelthau der aufhorchenden Tochter, ſo herrlich, ſo erſprießlich die Verbindung irgend eines Elementargeiſtes mit einem menſchlichen Prinzip ſeyn könne, ſo ſehr die Ehe des Gnomen Tſilmenech mit der Magdalena de la Croix davon ein Beiſpiel gebe, weshalb denn auch der verrätheriſche Daucus Carota ein Sprößling dieſes Stammes zu ſeyn behauptet, ſo ganz anders verhalte es ſich doch mit den Königen und Fürſten dieſer Geiſtervölkerſchaften. Wären die Salamanderkönige bloß zornig, die Sylphenkönige bloß hoffärtig, die Undinenköniginnen blos ſehr verliebt und eiferſüchtig, ſo wären dagegen die Gnomenkönige tückiſch, boshaft und grauſam, bloß um ſich an den Erdenkindern zu rächen, die ihnen Vaſallen entführt, trachteten ſie darnach irgend eines zu verlocken, das dann die menſchliche Natur ganz ablege und eben ſo mißgeſtaltet wie die Gnomen ſelbſt, hinunter müſſe in die Erde und nie wieder zum Vorſchein komme.

Fräulein Aennchen ſchien all' das Nachtheilige, deſſen Herr Dapſul von Zabelthau ihren lieben Daucus beſchuldigte, gar nicht recht glauben zu wollen, vielmehr begann ſie noch einmal von den Wundern des ſchönen Gemüsreichs zu ſprechen, über das ſie nun bald zu herrſchen gedenke.

„Verblendetes, rief aber nun Herr Dapſul von Zabelthau voller Zorn, verblendetes thörichtes Kind! — Traueſt du deinem Vater nicht ſo viel kabbaliſtiſche Weisheit zu, daß er nicht wiſſen ſollte, wie alles, was der verruchte Daucus Carota dir vorgegaukelt hat, nichts iſt, als Lug und Trug? — Doch du glaubſt mir nicht, um dich mein einziges Kind zu retten, muß ich dich überzeugen, dieſe Ueberzeugung verſchaffe ich dir aber durch die verzweifeltſten Mittel. — Komm mit mir!“ —

Zum zweitenmal mußte nun Fräulein Aennchen mit dem Papa den aſtronomiſchen Thurm beſteigen. Aus einer großen Schachtel holte Herr Dapſul von Zabelthau eine Menge gelbes, rothes, weißes und grünes Band hervor, und umwickelte damit unter ſeltſamen Ceremonien Fräulein Aennchen von Kopf bis zu Fuß. Mit ſich ſelbſt that er ein gleiches und nun nahten beide, Fräulein Aennchen und der Herr Dapſul von Zabelthau ſich behutſam dem ſeidnen Pallaſt des Königs Daucus Carota des Erſten. Fräulein Aennchen mußte auf Geheiß des Papas mit der mitgebrachten feinen Scheere eine Nath auftrennen und durch die Oeffnung hineinkucken.

Hilf Himmel! was erblickte ſie ſtatt des ſchönen Gemüſegartens, ſtatt der Carottengarde, der Plümagedamen, der Lavendelpagen, der Sallatprinzen und alles deſſen was ihr ſo wunderbar herrlich erſchienen war? — In einen tiefen Pfuhl ſah ſie hinab, der mit einem farbloſen ekelhaften Schlamm gefüllt ſchien. Und in dieſem Schlamm regte und bewegte ſich allerlei häßliches Volk aus dem Schooß der Erde. Dicke Regenwürmer ringelten ſich langſam durcheinander, während käferartige Thiere ihre kurzen Beine ausſtreckend ſchwerfällig fortkrochen. Auf ihrem Rücken trugen ſie große Zwiebeln, die hatten aber häßliche menſchliche Geſichter und grinſten und ſchielten ſich an mit trüben gelben Augen und ſuchten ſich mit den kleinen Krallen, die ihnen dicht an die Ohren gewachſen waren, bei den langen krummen Naſen zu packen und hinunterzuziehen in den Schlamm, während lange nackte Schnekken in ekelhafter Trägheit ſich durcheinander wälzten und ihre langen Hörner emporſtreckten aus der Tiefe. — Fräulein Aennchen wäre bei dem ſcheußlichen Anblick vor Grauen bald in Ohnmacht geſunken. Sie hielt beide Hände vors Geſicht und rannte ſchnell davon. —

„Siehſt du nun wohl, ſprach darauf der Herr Dapſul von Zabelthau zu ihr, ſiehſt du nun wohl, wie ſchändlich dich der abſcheuliche Daucus Carota betrogen hat, da er dir eine Herrlichkeit zeigte, die nur ganz kurze Zeit dauert? — O! Feſtkleider ließ er ſeine Vaſallen anziehen und Staatsuniformen ſeine Garden um dich zu verlocken mit blendender Pracht! Aber nun haſt du das Reich im Negligée geſchaut, das du beherrſchen wirſt und biſt du nun einmal die Gemahlin des entſetzlichen Daucus Carota, ſo mußt du in dem unterirdiſchen Reiche bleiben und kommſt nie mehr auf die Oberfläche der Erde! — Und wenn — ach — ach! was muß ich erblicken, ich unglückſeligſter der Väter!" —

Der Herr Dapſul von Zabelthau gerieth nun plötzlich ſo außer ſich, daß Fräulein Aennchen wohl errathen konnte, es müſſe noch ein neues Unglück im Augenblick hereingebrochen ſeyn. Sie fragte ängſtlich, worüber denn der Papa ſo entſetzlich lamentire; der konnte aber vor lauter Schluchzen nichts als ſtammeln: — O — o — To — ch — ter — wie — ſi — ehſt — d — u a — u — s! Fräulein

Aenn-

Aennchen rannte ins Zimmer, ſah in den Spiegel und fuhr zurück von jähem Todesſchreck erfaßt —

Sie hatte Urſache dazu, die Sache war dieſe: eben als Herr Dapſul von Zabelthau der Braut des Königs Daucus Carota die Augen öffnen wollte über die Gefahr, in der ſie ſchwebe nach und nach ihr Anſehen, ihre Geſtalt zu verlieren und ſich allmälig umzuwandeln in das wahrhafte Bild einer Gnomenkönigin, da gewahrte er, was ſchon Entſetzliches geſchehen. Viel dicker war Aennchens Kopf geworden und ſafrangelb ihre Haut, ſo daß ſie jetzt ſchon hinlänglich garſtig erſchien. War nun auch Fräulein Aennchen nicht gar beſonders eitel, ſo fühlte ſie ſich doch Mädchen genug, um einzuſehen, daß Häßlichwerden das allergrößeſte entſetzlichſte Unglück ſey, das einen hienieden treffen könne. Wie oft hatte ſie an die Herrlichkeit gedacht, wenn ſie künftig als Königin mit der Krone auf dem Haupt in atlaſſenen Kleidern, mit diamantnen und goldnen Ketten und Ringen geſchmückt in der achſpännigen Karoſſe an der Seite des königlichen Gemahls Sonntags nach der Kirche fahren und alle Weiber, des Schulmeiſters Frau nicht ausgenommen, in Erſtaunen ſezzen, ja auch wohl der ſtolzen Guthsherrſchaft des Dorfs, zu deſſen Kirchſprengel Dapſulheim gehörte, Reſpekt einflößen werde; ja! — wie oft hatte ſie ſich in ſolchen und andern exzentriſchen Träumen gewiegt! — Fräulein Aennchen zerfloß in Thränen! —

„Anna — meine Tochter Anna, komme ſogleich zu mir herauf!“ So rief Herr Dapſul von Zabelthau durch das Sprachrohr herab. —

Fräulein Aennchen fand den Papa angethan in einer Art von Bergmannstracht. Er ſprach mit Faſſung: „Gerade wenn die Noth am größten, iſt die Hülfe oft am nächſten. Daucus Carota wird, wie ich ſo eben ermittelt, heute, ja wohl bis Morgen Mittag nicht ſeinen Pallaſt verlaſſen. Er hat die Prinzen des Hauſes, die Miniſter und andere Große des Reichs verſammelt, um Rath zu halten über den künftigen Winterkohl. Die Sitzung iſt wichtig und wird vielleicht ſo lange dauern, daß wir dieſes Jahr gar keinen Winterkohl bekommen werden. Dieſe Zeit, wenn Daucus Carota in ſeine Regierungsarbeit vertieft auf mich und meine Arbeit nicht zu merken vermag, will ich benutzen, um eine Waffe zu bereiten, mit der ich vielleicht den ſchändlichen Gnomen bekämpfe und beſiege, ſo daß er entweichen und dir die Freiheit laſſen muß. Blicke, während ich hier arbeite, unverwandt durch jenen Tubus nach dem Gezelt und meld' es mir ungeſäumt, wenn du bemerkſt, daß jemand hinausſchaut oder gar hinausſchreitet.“ — Fräulein Aennchen that wie ihr geboten, das Gezelt blieb aber verſchloſſen; nur vernahm ſie, unerachtet Herr Dapſul von Zabelthau wenige Schritte hinter ihr ſtark auf Metallplatten hämmerte, oft ein wildes verwirrtes Geſchrei, das aus dem Gezelt zu kommen ſchien und dann helle klatſchende Töne, gerade als würden Ohrfeigen ausgetheilt. Sie ſagte das dem Herrn Dapſul von Zabelthau, der war damit ſehr zufrieden und meinte, jetoller ſie ſich dort drinnen unter einander zankten, deſto weniger könnten ſie bemerken was draußen geſchmiedet würde zu ihrem Verderben. —

Nicht wenig verwunderte ſich Fräulein Aennchen, als ſie gewahrte, daß der Herr Dapſul von Zabelthau ein paar ganz allerliebſte Kochtöpfe und eben ſolche Schmorpfannen aus Kupfer gehämmert hatte. Als Kennerin überzeugte ſie ſich, daß die Verzinnung außerordentlich gut gerathen, daß der Papa daher die den Kupferſchmieden durch die Geſetze auferlegte Pflicht gehörig beobachtet habe und fragte, ob ſie das feine Geſchirr nicht mitnehmen könne zum Gebrauch in der Küche? Da lächelte aber Herr Dapſul von Zabelthau geheimnißvoll und erwiederte weiter nichts, als: zur Zeit, zur Zeit, meine Tochter Anna, gehe jetzt herab, mein geliebtes Kind! und erwarte ruhig, was ſich morgen weiteres in unſerm Hauſe begeben wird. —

Herr Dapſul von Zabelthau hatte gelächelt und das war es, was dem unglückſeeligen Aennchen Hoffnung einflößte und Vertrauen.

Andern Tages, als die Mittagszeit nahte, kam Herr Dapſul von Zabelthau herab mit ſeinen Kochtöpfen und Schmorpfannen, begab ſich in die Küche und gebot dem Fräulein Aennchen nebſt der Magd hinauszugehen, da er allein heute das Mittagsmahl bereiten wolle. Dem Fräulein Aennchen legte er es beſonders ans Herz, gegen den Corduanſpitz, der ſich wohl bald einſtellen werde, ſo artig und liebevoll zu ſeyn als nur möglich.

Corduanſpitz oder vielmehr König Daucus Carota der Erſte kam auch wirklich bald und hatte er ſonſt ſchon verliebt genug gethan, ſo ſchien er heute ganz Entzücken und Wonne. Zu ihrem Entſetzen bemerkte Fräulein Aennchen, wie ſie ſchon ſo klein geworden, daß Daucus ſich ohne große Mühe auf ihren Schooß ſchwingen und ſie herzen und küßen konnte, welches die Unglückliche dulden mußte trotz ihres tiefen Abſcheus gegen den kleinen abſcheulichen Unhold.

Endlich trat Herr Dapſul von Zabelthau ins Zimmer und ſprach: O mein vortrefflichſter Porphyrio von Ockerodaſtes, möchten ſie ſich nicht mit mir und meiner Tochter in die Küche begeben um zu beobachten, wie ſchön und wirthlich ihre künftige Gemahlin alles darin eingerichtet hat?

Noch niemals hatte Fräulein Aennchen in des Papas Antlitz den hämiſchen ſchadenfrohen Blick bemerkt, mit dem er den kleinen Daucus beim Arm faßte und beinahe mit Gewalt hinauszog aus der Stube in die Küche. Fräulein Aennchen folgte auf den Wink des Vaters.

Das Herz kochte dem Fräulein Aennchen im Leibe, als ſie das herrlich kniſternde Feuer, die glühenden Kohlen, die ſchmucken kupfernen Kochtöpfe und Schmorpfannen auf dem Heerde bemerkte. So wie der Herr Dapſul von Zabelthau den Corduanſpitz dicht heran führte an den Heerd, da begann es ſtärker und ſtärker in den Töpfen und Pfannen zu ziſchen und zu brodeln und das Ziſchen und Brodeln wurde zu ängſtlichem Winſeln und Stöhnen. Und aus einem Kochtopfe heulte es heraus: O Daucus Carota! o mein König, rette deine getreuen Vaſallen, rette uns arme Mohrrüben! — Zerſchnitten, in ſchnödes Waſſer geworfen, mit Butter und Salz gefüttert zu unſerer Quaal ſchmachten wir in unnennbarem Leid, das edle Peterſilienjünglinge mit uns theilen! Und aus der Schmorpfanne klagte es: O Daucus Carota! o mein König! rette deine getreuen Vaſallen, rette uns arme Mohrrüben! — in der Hölle braten wir und ſo wenig Waſſer gab man uns, daß der fürchterliche Durſt uns zwingt unſer eignes Herzblut zu trinken. Und aus einem andern Kochtopf wimmerte es wieder: O Daucus Carota! o mein König! rette deine getreuen Vaſallen, rette uns arme Mohrrüben! — Ausgehölt hat uns ein grauſamer Koch, unſer Innerſtes zerhackt und es mit allerlei fremdartigem Zeug von Eiern, Sahne und Butter wieder hineingeſtopft, ſo daß alle unſere Geſinnungen und ſonſtige Verſtandeskräfte in Konfuſion gerathen und wir ſelbſt nicht mehr wiſſen, was wir denken! Und nun heulte und ſchrie es aus allen Kochtöpfen und Schmorpfannen durcheinander: O Daucus Carota, mächtiger König, rette o rette deine getreue Vaſallen, rette uns arme Mohrrüben!" Da kreiſchte Corduanſpitz laut auf: „Verfluchtes dummes Narrenſpiel!" ſchwang ſich mit ſeiner gewöhnlichen Behendigkeit auf den Heerd, ſchaute in einen der Kochtöpfe und plumpte plötzlich hinein. Raſch ſprang Herr Dapſul von Zabelthau hinzu und wollte den Deckel des Topfs ſchließen, indem er aufjauchzte: „Gefangen!" Doch mit der Schnellkraft einer Spiralfeder fuhr Corduanſpitz aus dem Topfe in die Höhe und gab dem Herrn Dapſul von Zabelthau ein Paar Maulſchellen daß es krachte, indem er rief: „Einfältiger naſeweiſer Kabbaliſt, dafür ſollſt du büßen! — Heraus, heraus ihr Jungen allzumal!"

Und da brauſte es aus allen Töpfen, Tiegeln und Pfannen heraus wie das wilde Heer und hundert und hundert kleine fingerlange garſtige Kerlchen hakten ſich feſt an dem ganzen Leibe des Herrn Dapſul von Zabelthau und warfen ihn rücklings nieder in eine große Schüſſel und richteten ihn an, indem ſie aus allen Geſchirren die Brühen über ihn ausgoſſen und ihn mit gehackten Eiern, Muskatenblüten und geriebener Semmel beſtreuten. Dann ſchwang ſich Daucus Carota zum Fenſter hinaus und ſeine Vaſallen thaten ein gleiches.

Entſetzt ſank Fräulein Aennchen bei der Schüſſel nieder auf der der arme Papa angerichtet lag; ſie hielt ihn für tod, da er durchaus nicht das mindeſte Lebenszeichen von ſich gab. Sie begann zu klagen: „Ach mein armer Papa — ach nun biſt du tod, und nichts rettet mich mehr vom hölliſchen Daucus!“ Da ſchlug aber Herr Dapſul von Zabelthau die Augen auf, ſprang mit verjüngter Kraft aus der Schüſſel und ſchrie mit einer entſetzlichen Stimme, wie ſie Fräulein Aennchen noch niemals von ihm vernommen: „Ha verruchter Daucus Carota, noch ſind meine Kräfte nicht erſchöpft! — Bald ſollſt du fühlen, was der einfältige naſeweiſe Kabbaliſt vermag!" — Schnell mußte Fräulein Aennchen ihm mit dem Küchenbeſen die gehackten Eier, die Muskatenblüten, die geriebene Semmel abkehren, dann ergriff er einen kupfernen Kochtopf, ſtülpte ihn wie einen Helm auf den Kopf, nahm eine Schmorpfanne in die linke, in die rechte Hand aber einen großen eiſernen Küchenlöffel und ſprang ſo gewaffnet und gewappnet hinaus ins Freie. Fräulein Aennchen gewahrte, wie Herr Dapſul von Zabelthau im geſtreckteſten Lauf nach Corduanſpitzes Gezelt rannte und doch nicht von der Stelle kam. Darüber vergingen ihr die Sinne.

Als ſie ſich erholte, war Herr Dapſul von Zabelthau verſchwunden und ſie gerieth in entſetzliche Angſt als er den Abend, die Nacht, ja den andern Morgen nicht wiederkehrte. Sie mußte den noch ſchlimmern Ausgang eines neuen Unternehmens vermuthen.

Sechstes Kapitel

Welches das letzte und zugleich das erbaulichſte iſt von allen.

In tiefes Leid verſenkt ſaß Fräulein Aennchen einſam in ihrem Zimmer als die Thüre aufging und niemand anders hineintrat, als der Herr Amandus von Nebelſtern. Ganz Reue und Schaam vergoß Fräulein Aennchen einen Thränenſtrom und bat in den kläglichſten Tönen: „O mein herzlieber Amandus, verzeihe doch nur, was ich dir in meiner Verblendung geſchrieben! Aber ich war ja verhext und bin es wohl noch. Rette mich, rette mich mein Amandus! — Gelb ſeh ich aus und garſtig, das iſt Gott zu klagen, aber mein treues Herz habe ich bewahrt und will keine Königsbraut ſeyn!“ —

„Ich weiß nicht, erwiederte Amandus von Nebelſtern, ich weiß nicht, worüber ſie ſo klagen, mein beſtes Fräulein, da ihnen das ſchönſte, herrlichſte Loos beſchieden.“ — „O ſpotte nicht, rief Fräulein Aennchen, ich bin für meinen einfältigen Stolz, eine Königin werden zu wollen, hart genug beſtraft!" —

„In der That, ſprach Herr Amandus von Nebelſtern weiter, ich verſtehe ſie nicht, mein theures Fräulein? — Soll ich aufrichtig ſeyn, ſo muß ich bekennen, daß ich über ihren letzten Brief in Wuth gerieth und Verzweiflung. Ich prügelte den Burſchen, dann den Pudel, zerſchmiß einige Gläſer — und ſie wiſſen, mit einem racheſchnaubenden Studenten treibt man keinen Spaß! Nachdem ich mich aber ausgetobt, beſchloß ich hierher zu eilen, und mit eignen Augen zu ſehen wie, warum und an wen ich die geliebte Braut verloren. — Die Liebe kennt nicht Stand nicht Rang, ich wollte ſelbſt den König Daucus Carota zur Rede ſtellen und ihn fragen, ob das Tuſch ſeyn ſolle oder nicht, wenn er meine Braut heirathe. — Alles geſtaltete ſich hier indeſſen anders. Als ich nämlich bei dem ſchönen Gezelt vorüberging das draußen aufgeſchlagen, trat König Daucus Carota aus demſelben heraus und bald gewahrte ich, daß ich den liebenswürdigſten

Fürſten vor mir hatte, den es geben mag wiewohl mir bis jetzt noch eben keiner vorgekommen: denn denken ſie ſich, mein Fräulein, er ſpürte gleich in mir den ſublimen Poeten, rühmte meine Gedichte, die er noch nicht geleſen, über alle Maaßen und machte mir den Antrag als Hofpoet in ſeine Dienſte zu gehen. Ein ſolches Unterkommen war ſeit langer Zeit meiner feurigſten Wünſche ſchönes Ziel, mit tauſend Freuden nahm ich daher den Vorſchlag an. O mein theures Fräulein! mit welcher Begeiſterung werde ich ſie beſingen! Ein Dichter kann verliebt ſeyn in Königinnen und Fürſtinnen, oder vielmehr es gehört zu ſeinen Pflichten, eine ſolche hohe Perſon zur Dame ſeines Herzens zu erkieſen und verfällt er darüber in einigen Aberwitz, ſo ergiebt ſich eben daraus das göttliche Delirium, ohne das keine Poeſie beſtehen mag und niemand darf ſich über die vielleicht etwas ſeltſamen Gebehrden des Dichters wundern, ſondern vielmehr an den großen Taſſo denken, der auch etwas am gemeinen Menſchenverſtande gelitten haben ſoll, da er ſich verliebt hatte in die Prinzeſſin Leonore d'Eſte. — Ja mein theures Fräulein, ſind ſie auch bald eine Königin, ſo ſollen ſie doch die Dame meines Herzens bleiben, die ich bis zu den hohen Sternen erheben werde in den ſublimſten göttlichſten Verſen!" —

„Wie, du haſt ihn geſehen, den hämiſchen Kobold und er hat" — ſo brach Fräulein Aennchen los im tiefſten Erſtaunen, doch in dem Augenblick trat er ſelbſt, der kleine gnomiſche König hinein und ſprach mit dem zärtlichſten Ton: „O meine ſüße liebe Braut, Abgott meines Herzens, fürchten ſie ja nicht, daß ich der kleinen Unſchicklichkeit halber, die Herr Dapſul von Zabelthau begangen, zürne. Nein! — ſchon deshalb nicht, weil eben dadurch mein Glück befördert worden, ſo daß, wie ich gar nicht gehofft, ſchon morgen meine feierliche Vermählung mit ihnen, Holdeſte! erfolgen wird. Gern werden ſie es ſehen, daß ich den Herrn Amandus von Nebelſtern zu unſerm Hofpoeten erkoren und ich wünſche, daß er gleich eine Probe ſeines Talents ablegen und uns eins vorſingen möge. Wir wollen aber in die Laube gehen denn ich liebe die freie Natur, ich werde mich auf ihren Schooß ſetzen und ſie können mich, geliebteſte Braut, während des Geſanges, etwas im Kopfe krauen, welches ich gern habe bei ſolcher Gelegenheit!“ —

Fräulein Aennchen ließ erſtarrt vor Angſt und Entſetzen, alles geſchehen. Daucus Carota ſetzte ſich draußen in der Laube auf ihren Schooß, ſie kratzte ihn im Kopfe und Herr Amandus von Nebelſtern begann, ſich auf der Guitarre begleitend, das erſte der zwölf Dutzend Lieder, die er ſämmtlich ſelbſt gedichtet und komponirt und in ein dickes Buch zuſammengeſchrieben hatte.

Schade iſt es, daß in der Chronik von Dapſulheim, aus der dieſe ganze Geſchichte geſchöpft, dieſe Lieder nicht aufgeſchrieben, ſondern nur bemerkt worden, daß vorübergehende Bauern ſtehen geblieben und neugierig gefragt, was für ein Menſch denn in der Laube des Herrn Dapſul von Zabelthau ſolche Qualen litte, daß er ſolch entſetzliche Schmerzeslaute von ſich geben müſſe.

Daucus Carota wand und krümmte ſich auf Fräulein Aennchens Schooß und ſtöhnte und winſelte immer jämmerlicher als litte er an fürchterlichem Bauchgrimmen. Auch glaubte Fräulein Aennchen zu ihrem nicht geringen Erſtaunen zu bemerken, daß Corduanſpitz während des Geſanges immer kleiner und kleiner wurde. Endlich ſang Herr Amandus von Nebelſtern (das einzige Lied ſteht wirklich in der Chronik) folgende ſublime Verſe:

Ha! wie ſingt der Sänger froh!
Blütendüfte, blanke Träume,
Ziehn durch roſ'ge Himmelsräume,
Seelig, himmliſch Irgendwo!
Ja du goldnes Irgendwo,
Schwebſt im holden Regenbogen,
Hauſeſt dort auf Blumenwogen
Biſt ein kindliches ſo ſo!
Hell Gemüth, ein Herz ſo ſo,
Mag nur lieben, mag nur glauben,
Tändeln, girren mit den Tauben,
Und das ſingt der Sänger froh.

Seel' zum fernem Irgendwo
Zieht er nach durch goldne Räume,
Ihn umſchweben ſüße Träume
Und er wird ein ew'ges So!
Geht ihm auf der Sehnſucht wo
Lodern bald die Liebesflammen,
Gruß und Kuß, ein traut Zuſammen
Und die Blüten, Düfte, Träume
Lebens-, Liebens, Hoffens Keime
Und —

Laut kreiſchte Daucus Carota auf, ſchlüpfte zum kleinen, kleinen Mohrrübchen geworden, herab von Aennchens Schooß und in die Erde hinein, ſo daß er in einem Moment ſpurlos verſchwunden. Da ſtieg auch der graue Pilz, der dicht neben der Raſenbank in der Nacht gewachſen ſchien, in die Höhe, der Pilz war aber nichts anders als die graue Filzmütze des Herrn Dapſul von Zabelthau und er ſelbſt ſteckte darunter und fiel dem Herrn Amandus von Nebelſtern ſtürmiſch an die Bruſt und rief in der höchſten Extaſe: „O mein theuerſter, beſter, geliebteſter Herr Amandus von Nebelſtern!

Sie haben mit ihrem kräftigen Beſchwörungsgedicht meine ganze kabbaliſtiſche Weisheit zu Boden geſchlagen. Was die tiefſte magiſche Kunſt, was der kühnſte Muth des verzweifelnden Philoſophen nicht vermochte, das gelang ihren Verſen, die wie das ſtärkſte Gift dem verrätheriſchen Daucus Carota in den Leib fuhren, ſo daß er trotz ſeiner gnomiſchen Natur vor Bauchgrimmen elendiglich umkommen müſſen, wenn er ſich nicht ſchnell gerettet hätte in ſein Reich! Befreit iſt meine Tochter Anna, befreit bin ich von dem ſchrecklichen Zauber der mich hier gebannt hielt, ſo daß ich ein ſchnöder Pilz ſcheinen und Gefahr laufen mußte, von den Händen meiner eignen Tochter geſchlachtet zu werden! — Denn die Gute vertilgt ſchonungslos mit ſcharfem Spaten alle Pilze in Garten und Feld, wenn ſie nicht gleich ihren edlen Charakter an den Tag legen wie die Champignons. Dank, meinen innigſten heißeſten Dank und — nicht wahr mein verehrteſter Herr Amandus von Nebelſtern, es bleibt alles beim Alten Rückſichts meiner

Tochter?“ — Zwar iſt ſie, dem Himmel ſey es geklagt, um ihr hübſches Anſehn durch die Schelmerei des feindſeeligen Gnomen betrogen worden, ſie ſind indeſſen viel zu ſehr Philoſoph um — „O Papa, mein beſter Papa, jauchzte Fräulein Aennchen, ſchauen ſie doch nur hin, ſchauen ſie doch nur hin, der ſeidne Pallaſt iſt ja verſchwunden. Er iſt fort, der häßliche Unhold mit ſammt ſeinem Gefolge von Sallatprinzen und Kürbisminiſtern und was weiß ich ſonſt alles!“ — Und damit ſprang Fräulein Aennchen fort nach dem Gemüſegarten. Herr Dapſul von Zabelthau lief der Tochter nach ſo ſchnell es gehen wollte und Herr Amandus von Nebelſtern folgte, indem er für ſich in den Bart hinein brummte: Ich weiß gar nicht was ich von dem allem denken ſoll, aber ſo viel will ich feſt behaupten, daß der kleine garſtige Mohrrübenkerl ein unverſchämter proſaiſcher Schlingel iſt, aber kein dichteriſcher König, denn ſonſt würde er bei meinem ſublimſten Liede nicht Bauchgrimmen bekommen und ſich in die Erde verkrochen haben.

— Fräulein Aennchen fühlte, als ſie in dem Gemüſegarten ſtand wo keine Spur eines grünenden Hälmchens zu finden, einen entſetzlichen Schmerz in dem Finger, der den verhängnißvollen Ring trug. Zu gleicher Zeit ließ ſich ein herzzerſchneidender Klagelaut aus der Tiefe vernehmen und es kukte die Spitze einer Mohrrübe hervor. Schnell ſtreifte Fräulein Aennchen, von ihrer Ahnung richtig geleitet, den Ring, den ſie ſonſt nicht vom Finger bringen können, mit Leichtigkeit ab, ſteckte ihn der Mohrrübe an, dieſe verſchwand und der Klagelaut ſchwieg. Aber o Wunder! ſogleich war auch Fräulein Aennchen hübſch wie vorher, wohlproportionirt und ſo weiß, als man es nur von einem wirthlichen Landfräulein verlangen kann. Beide, Fräulein Aennchen und Herr Dapſul von Zabelthau jauchzten ſehr, während Herr Amandus von Nebelſtern ganz verdutzt da ſtand, und immer noch nicht wußte, was er von allem denken ſollte. —

Fräulein Aennchen nahm der herbeigelaufenen Großmagd den Spaten aus der

Hand und ſchwang ihn mit dem jauchzenden Ausruf: „Nun laß uns arbeiten!“ in den Lüften, aber ſo unglücklich, daß ſie den Herrn Amandus von Nebelſtern hart vor den Kopf (gerade da, wo das Sensorium commune ſitzen ſoll) traf, ſo daß er wie todt niederfiel. Fräulein Aennchen ſchleuderte das Mordinſtrument weit weg, warf ſich neben dem Geliebten nieder und brach aus in verzweifelnden Schmerzeslauten, während die Großmagd eine ganze Gießkanne voll Waſſer über ihn ausgoß und Herr Dapſul von Zabelthau ſchnell den aſtronomiſchen Thurm beſtieg, um in aller Eil die Geſtirne zu befragen, ob Herr Amandus von Nebelſtern wirklich tod ſey. Nicht lange dauerte es indeſſen, als Herr Amandus von Nebelſtern die Augen wieder aufſchlug, aufſprang, ſo durchnäßt wie er war, Fräulein Aennchen in ſeine Arme ſchloß und mit allem Entzücken der Liebe rief: „o mein beſtes theuerſtes Aennchen! nun haben wir uns ja wieder!“ —

Die ſehr merkwürdige, kaum glaubliche Wirkung dieſes Vorfalls auf das Liebespaar zeigte ſich ſehr bald. Beider Sinn war auf eine ſeltſame Weiſe geändert.

Fräulein Aennchen hatte einen Abſcheu gegen das Handhaben des Spatens bekommen und herrſchte wirklich wie eine ächte Königin über das Gemüſereich, da ſie dafür mit Liebe ſorgte, daß ihre Vaſallen gehörig gehegt und gepflegt wurden, ohne dabei ſelbſt Hand anzulegen, welches ſie treuen Mägden überließ. Dem Herrn Amandus von Nebelſtern kam dagegen alles, was er gedichtet, ſein ganz poetiſches Streben, höchſt albern und aberwitzig vor, und vertiefte er ſich in die Werke der großen, wahren Dichter der ältern und neuern Zeit, ſo erfüllte wohlthuende Begeiſterung ſo ſein Inneres ganz und gar, daß kein Platz übrig blieb für einen Gedanken an ſein eignes Ich. Er gelangte zu der Ueberzeugung, daß ein Gedicht etwas anderes ſeyn müſſe, als der verwirrte Wortkram, den ein nüchternes Delirium zu Tage fördert, und wurde, nachdem er alle Dichtereien, mit denen er ſonſt ſich ſelbſt belächelnd und verehrend, vornehm gethan, ins Feuer geworfen, wieder ein beſonnener in Herz und Gemüth klarer Jüngling, wie er es vorher geweſen. —

Eines Morgens ſtieg Herr Dapſul von Zabelthau wirklich von ſeinem aſtronomiſchen Thurm herab, um Fräulein Aennchen und Herrn Amandus von Nebelſtern nach der Kirche zur Trauung zu geleiten.

Sie führten nächſtdem eine glückliche vergnügte Ehe, ob aber ſpäter aus Herrn Dapſuls ehelicher Verbindung mit der Sylphide Nehahilah noch wirklich etwas geworden, darüber ſchweigt die Chronik von Dapſulheim.

Die Freunde hatten, während Vinzenz las, mehrmals hell aufgelacht und waren nun darin einig, daß, wenn die Erfindung des Mährchens auch nicht eben beſonders zu rühmen, doch das Ganze ſich nicht ſowohl im wahrhaft Humoriſtiſchen als im Drolligen rein erhalte ohne fremdartige Beimiſchung und eben daher ergötzlich zu nennen ſey.

Was die Erfindung betrifft, ſprach Vinzenz, ſo hat es damit eine beſondere Bewandtniß. Eigentlich iſt der Stoff mir gegeben, und ich darf euch nicht verſchweigen, wie ſich das begab. Nicht gar zu lange iſt es her, als ich mich an der Tafel einer geiſtreichen fürſtlichen Frau befand. Es war eine Dame zugegen, die einen goldnen Ring mit einem ſchönen Topas am Finger trug, deſſen ganz ſeltſame altväteriſche Form und Arbeit Aufmerkſamkeit erregte. Man glaubte, es ſey ein altes ihr werthes Erbſtück und erſtaunte nicht wenig, als die Dame verſicherte, daß man vor ein Paar Jahren auf ihrem Gute eine Mohrrübe ausgegraben, an der jener Ring geſeſſen. Tief in der Erde hatte alſo wahrſcheinlich der Ring gelegen, war bei dem Umgraben des Ackers heraufgekommen ohne gefunden zu werden und ſo die Mohrrübe durchgewachſen. Die Fürſtin meinte, das müſſe ja einen herrlichen Stoff geben zu einem Mährchen und ich möge nur gleich eins erſinnen, das eben auf den Mohrrübenring baſirt ſey. Ihr ſeht, daß mir nun der Gemüskönig mit ſeinen Vaſallen, deſſen Erfindung ich mir zuſchreibe, da ihr im ganzen Gabalis oder ſonſt in einem andern Buche der Art, keine Spur von ihm finden werdet, ganz nahe lag. —

Nun, nahm Lothar das Wort: an keinem Serapionsabend iſt wohl unſre Unterhaltung krauſer und bunter geweſen, als eben heute. Gut iſt es aber, daß wir aus dem graulichen Dunkel in das wir, ſelbſt weiß ich nicht wie hineingeriethen, uns wieder hinaus gerettet haben in den klaren heitern Tag, wiewohl uns ein etwas zu ernſter, zu vorſichtiger Mann mit Recht den Vorwurf machen würde, daß all das von uns hinter einander fortgearbeitete fantaſtiſche Zeug den Sinn verwirren, ja wohl gar Kopfſchmerz und Fieberanfälle erregen könne.

Mag, ſprach Ottmar, mag jeder tragen was er kann, jedoch nur nicht das Maaß *ſeiner* Kraft für die Norm deſſen halten, was dem menſchlichen Geiſt überhaupt geboten werden darf. Es giebt aber ſonſt ganz wackre Leute, die ſo ſchwerfälliger Natur ſind, daß ſie den raſchen Flug der erregten Einbildungskraft irgend einem krankhaften Seelenzuſtande zuſchreiben zu müſſen glauben und daher kommt es, daß man von dieſem, von jenem Dichter bald ſagt, er ſchriebe nie anders, als berauſchende Getränke genießend, bald ſeine fantaſtiſche Werke auf Rechnung überreizter Nerven und daher entſtandenen Fiebers ſetzt. Wer weiß es denn aber nicht, daß jeder auf dieſe jene Weiſe erregter Seelenzuſtand zwar einen glücklichen genialen Gedanken, nie aber ein in ſich gehaltenes, geründetes Werk erzeugen kann, das eben die größte Beſonnenheit erfordert.

Theodor hatte die Freunde mit einem ſehr edlen Wein bewirthet, den ihm ein Freund vom Rhein her geſendet. Er ſchenkte den Reſt ein in die Gläſer und ſprach dann: Ich weiß in der That nicht, wie mir die wehmüthige Ahnung kommt, daß wir uns auf lange Zeit trennen, vielleicht niemals wiederſehen werden, doch wird wohl das Andenken an dieſe Serapionsabende in unſerer Seele fortleben. Frei überließen wir uns dem Spiel unſerer Laune, den Eingebungen unſerer Fantaſie. Jeder ſprach wie es ihm im Innerſten recht aufgegangen war, ohne ſeine Gedanken für etwas ganz beſonderes und außerordentliches zu halten oder dafür ausgeben zu wollen, wohl wiſſend, daß das erſte Bedingniß alles Dichtens und Trachtens eben jene gemüthliche Anſpruchsloſigkeit iſt, die allein das Herz zu erwärmen, den Geiſt wohlthuend anzuregen vermag. Sollte das Geſchick uns nun wirklich trennen, ſo laßt uns auch geſchieden die Regel des heiligen Serapion treu bewahren und dieß einander gelobend, das letzte Glas leeren. —

Es geſchah wie Theodor geboten. —

Ende des vierten und letzten Bandes.

Druckfehler im dritten Bande.

Seite 327 Zeile 3., fehlen nach dem Worte: Zaire, die Worte: gegeben werden ſollte

Verzeichniß einiger Verlagsbücher von G. Reimer in Berlin.

Palmblätter, erleſene morgenländiſche Erzählungen von A. J. Liebeskind und J. G. Herder. 4 Thle. 2 Rthlr. 18 Gr (1r u. 4r Bd. verb. von F. A. Krummacher.)

Romantiſche Wälder, vom Verf. des Lacrimas. 1 Rtl.

Deutſche Lieder für Jung und Alt gr. 8 6 Gr

Löſt, Heinr., Clorinde, Tragödie in 5 A. gr. 8. 20 Gr.

Koſegarten, Ludw. Theob., Blumen. 8. 1 Rtl 8 Gr.

— Memnons Bildſäule. 8 16 Gr.

Woltmann, Caroline, Heloiſe. Ein kleiner Roman. 8 12 Gr.

Alfieri, Trauerſpiele, überſetzt von Rehfues und Tſcharner. gr. 8 1 Rtl. 12 Gr

Alme oder egyptiſche Mährchen (von Benedictine Naubert.) 5 Thle. 2 Rtl. 12 Gr

Ewalds Roſemonde, von L. Th. Koſegarten. 8. 20 Gr.

Florentin, ein Roman. Herausgegeben von Fr. Schlegel. 8. 1 Rtl. 8 Gr.

Boccaccio, Fiametta. Aus dem Italieniſchen von Sophie Brentano. 8. 1 Rtl. 16 Gr

Bernhardi, S., dramatiſche Phantaſien. 1 Rtl. 12 Gr.

Peregrine Pickle. Aus dem Engliſchen von Mylius. 4 Thle. 8. 3 Rtl. 16 Gr.

Cervantes Saavedra, M. de, die Drangſale des Perſiles u. der Sigismunda. Aus dem Spaniſchen von F. Theremin. 8. 1r Bd. 2 Rtl.

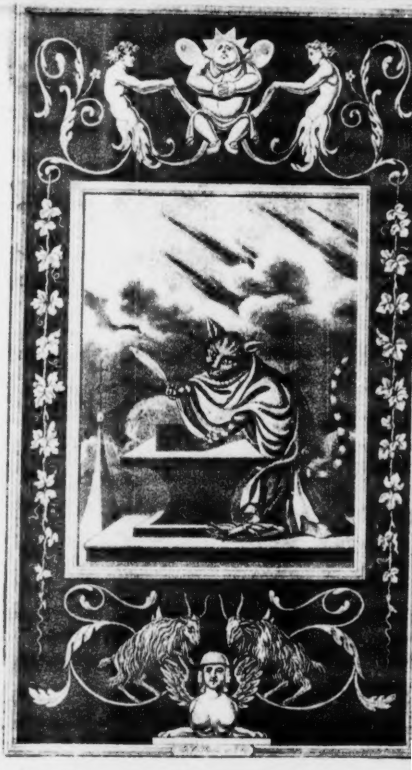
— lehrreiche Erzählungen. Aus dem Spaniſchen von Siebmann. 8. 1 Rtl. 8 Gr

Der Graf und die Gräſin von Gleichen. Tragödie vom Verf. des Lacrimas. 8. 16 Gr.

Glauben und Poeſie 8 1 Rtl. 4 Gr.

Liskow's, C. L., Schriften. Herausgegeben von K. Müchler. 3 Thle. 4 Rtl.

Bibliothek der Robinſone, vom Verf. der grauen Mappe. 5 Thle. 8. 7 Rtl. 12 Gr.
Jakob und ſein Herr, von Diderot. 2 Thle. 8. 2 Rtl.
Journal der Romane. 11 Bände. 8. 13 Rtl.
Kandide oder die beſte Welt. Aus dem Franzöſ. des Voltaire. Mit Kpfrn. v. Chodowiecki. 8. 1 Rtl. 4 Gr.
Die Margarethenhöhle, oder die Nonnenerzählung. 3 Thle. 8. 3 Rtl
Scherz und Liebe, in italieniſchen Novellen. 8. 1 Rtl.
Niobe. Tragödie vom Verf. des Lacrimas. gr. 8. 16 Gr.
Schütz, W. v., Garten der Liebe. 8. 1 Rtl. 8 Gr.
William, Geſchichte jugendlicher Unvorſichtigkeiten. V. Fr Schulz. 8. 1 Rtl. 12 Gr.
Der Wüſtling. Nach dem Engliſchen v. Fr. Schulz. 8. 12 Gr.
Moritz, K P., Andreas Hartknopf, eine Allegorie. 8. 12 Gr.
— Andr. Hartknopfs Predigerjahre. 8. 12 Gr.
— Die neue Cäcilie. 8. 8 Gr.
Das Faſchingskind. Aus dem Franzöſiſchen von Mylius. 2 Thle, mit Kupfern. 8. 2 Rtl. 8 Gr.
Martin Fenroſe, 3 Thle. 8. 2 Rtl.
Meine Geſchichte ehe ich geboren ward. 8. 1 Rtl.
Das Grab, von Miß Radcliff. Aus dem Franzöſiſchen von Oertel. 8. 1 Rtl. 12 Gr.
Fiſcher, C A, Spaniſche Miſcellen. 8. 1 Rtl.
— Spaniſche Novellen. 8. 1 Rtl.
— Gemälde von Madrid. 8. 2 Rtl.
Abentheuer Philipp Quarls. Aus dem Engliſchen. 8. 20 Gr.
Burg von Otranto, eine gothiſche Geſchichte, mit 4 Kupfert. 8. 1 Rtl. 8 Gr.
Roderich Random. Seitenſtück zum Gil-Blas. 2 Thle. 8. 3 Rtl.
Der Gevatter Matthies, oder die Ausſchweifungen des menſchlichen Geiſtes. 3 Thle., mit Kpfrn. 8. 2 Rtl. 6 Gr.



1180. i. 3. D.

Lebens-Anſichten
des
Katers Murr
nebſt
fragmentariſcher Biographie
des
Kapellmeiſters Johannes Kreisler
in
zufälligen Makulaturblättern.

Herausgegeben
von
E. T. A. Hoffmann.

Erſter Band.

Berlin, 1820
bei Ferdinand Dümmler.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Vorwort des Herausgebers.

Keinem Buche iſt ein Vorwort nöthiger, als gegenwärtigem, da es, wird nicht erklärt, auf welche wunderliche Weiſe es ſich zuſammengefügt hat, als ein zuſammengewürfeltes Durcheinander erſcheinen dürfte.

Daher bittet der Herausgeber den günſtigen Leſer, wirklich zu leſen, nämlich dies Vorwort.

Beſagter Herausgeber hat einen Freund, mit dem er ein Herz und eine Seele iſt, den er eben ſo gut kennt, als ſich ſelbſt. Dieſer Freund ſprach eines Tages zu ihm ungefähr alſo. „Da Du, mein Guter, ſchon manches Buch haſt drucken laſſen, und dich auf Verleger verſtehſt, wird es Dir ein leichtes ſeyn, irgend einen von dieſen wackern Herren aufzufinden, der auf Deine Empfehlung etwas druckt, was ein junger Autor von dem glänzendſten Talent, von den vortrefflichſten Gaben vorher aufſchrieb. Nimm Dich des Mannes an, er verdient es.“

Der Herausgeber verſprach, ſein Beſtes zu thun für den ſchriftſtelleriſchen Collegen. Etwas verwunderlich wollt' es ihm nun wohl bedünken, als ſein Freund ihm geſtand, daß das Manuſcript von einem Kater, Murr geheißen, herrühre, und deſſen Lebensanſichten enthalte; das Wort war jedoch gegeben, und da der Eingang der Hiſtorie ihm ziemlich gut ſtyliſirt ſchien, ſo lief er ſofort, mit dem Manuſcript in der Taſche, zu dem Herrn Dümmler unter den Linden, und proponirte ihm den Verlag des Katerbuchs.

Herr Dümmler meinte, bis jetzt habe er zwar nicht unter ſeinen Autoren einen Kater gehabt, wiſſe auch nicht, daß irgend einer ſeiner werthen Collegen mit einem Mann des Schlages bis jetzt ſich eingelaſſen, indeſſen wolle er den Verſuch wohl machen.

Der Druck begann, und dem Herausgeber kamen die erſten Aushängebogen zu Geſicht. Wie erſchrak er aber, als er gewahrte, daß Murrs Geſchichte hin und wieder abbricht, und dann fremde Einſchiebſel vorkommen, die einem andern Buch, die Biographie des Kapellmeiſters Johannes Kreisler enthaltend, angehören.

Nach ſorgfältiger Nachforſchung und Erkundigung erfuhr der Herausgeber endlich folgendes. Als der Kater Murr ſeine Lebensanſichten ſchrieb, zerriß er ohne Umſtände ein gedrucktes Buch, das er bei ſeinem Herrn vorfand, und verbrauchte die Blätter harmlos theils zur Unterlage, theils zum löſchen. Dieſe Blätter blieben im Manuſcript und — wurden, als zu demſelben gehörig, aus Verſehen mit abgedruckt!

De- und wehmüthig muß nun der Herausgeber geſtehen, daß das verworrene Gemiſch fremdartiger Stoffe durcheinander lediglich durch ſeinen Leichtſinn veranlaßt, da er das Manuſcript des Katers hätte genau durchgehen ſollen, ehe er es zum Druck beförderte, indeſſen iſt noch einiger Troſt für ihn vorhanden.

Für's erſte wird der geneigte Leſer ſich leicht aus der Sache finden können, wenn er die eingeklammerten Bemerkungen, Mak. Bl. (Makulatur Blatt) und M. f. f. (Murr fährt fort) gütigſt beachten will, dann iſt aber das zerriſſene Buch höchſt wahrſcheinlich gar nicht in den Buchhandel gekommen, da niemand auch nur das mindeſte davon weiß. Den Freunden des Kapellmeiſters wenigſtens wird es daher angenehm ſeyn, daß ſie durch den litterariſchen Vandalismus des

Katers zu einigen Nachrichten über die ſehr ſeltſamen Lebensumſtände jenes in ſeiner Art nicht unmerkwürdigen Mannes kommen.

Der Herausgeber hofft auf gütige Verzeihung.

Wahr iſt es endlich, daß Autoren ihre kühnſten Gedanken, die außerordentlichſten Wendungen, oft ihren gütigen Setzern verdanken, die dem Aufſchwunge der Ideen nachhelfen durch ſogenannte Druckfehler. So ſprach z. B. der Herausgeber im zweiten Theile ſeiner Nachtſtücke Pag. 326 von geräumigen Bosketts, die in einem Garten befindlich. Das war dem Setzer nicht genial genug, er ſetzte daher das Wörtlein Bosketts um in das Wörtlein Casketts. So läßt in der Erzählung, das Fräulein Scudery *) der Setzer pfiffiger Weiſe beſag-

---

*) Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen bei Gleditſch, 1820.

tes Fräulein ſtatt in einer ſchwarzen *Robe*, in einer ſchwarzen *Farbe* von ſchwerem Seidenzeug erſcheinen u. ſ. w.

Jedem jedoch das Seine! Weder der Kater Murr, noch der unbekannte Biograph des Kapellmeiſters Kreisler ſoll ſich mit fremden Federn ſchmücken, und der Herausgeber bittet daher den günſtigen Leſer dringend, bevor er das Werklein lieſt, nachfolgende Aenderungen zu veranſtalten, damit er von beiden Autoren nicht beſſer oder ſchlechter denke, als ſie es verdienen.

Uebrigens werden nur die Haupterrata bemerkt, geringere dagegen der Diſcretion des gütigen Leſers überlaſſen.

Seite	Zeile	lies	ſtatt
21	17	lüſtige	luſtige
23	4	raſende	rührende
23	21	mir	wie
29	6	ſchreit	ſchallt
30	20	nur	um
—	24	dein	ſein

Seite	Zeile	lies	ſtatt
81	6	neun	neue
—	8	enharmoniſchen	unharmoniſchen
92	5 v. u.	Dero	Pero
107	11	verſtört	zerſtört
152	5	Ey	Es
160	13	ausgeprägt	aufgeprägt
—	19	eingepuppt	eingeputzt
166	6	Projector	Project

Schließlich darf der Herausgeber verſichern, daß er den Kater Murr perſönlich kennen gelernt, und in ihm einen Mann von angenehmen milden Sitten gefunden hat. Er iſt auf dem Umſchlage dieſes Buchs frappant getroffen.

Berlin, im November 1819.

E. T. A. Hoffmann.

Vorrede des Autors.

Schüchtern — mit bebender Bruſt, übergebe ich der Welt einige Blätter des Lebens, des Leidens, der Hoffnung, der Sehnſucht, die in ſüſſen Stunden der Muße, der dichteriſchen Begeiſterung, meinem innerſten Weſen entſtrömten.

Werde, kann ich beſtehen vor dem ſtrengen Richterſtuhl der Critik? Doch Ihr ſeid es, Ihr fühlenden Seelen, Ihr rein kindlichen Gemüther, Ihr mir verwandten treuen Herzen, ja Ihr ſeid es, für die ich ſchrieb, und eine einzige ſchöne Thräne in Eurem Auge wird mich tröſten, wird die Wunde heilen, die der kalte Tadel unempfindlicher Rezenſenten mir ſchlug!

Berlin, im May (18—)

Murr.
(Etudiant en belles lettres)

Vorwort

Unterdrücktes des Autors

Mit der Sicherheit und Ruhe, die dem wahren Genie angebohren, übergebe ich der Welt meine Biographie, damit ſie lerne, wie man ſich zum großen Kater bildet, meine Vortrefflichkeit im ganzen Umfange erkenne, mich liebe, ſchätze, ehre, bewundere, und ein wenig anbete.

Sollte jemand verwegen genug ſeyn, gegen den gediegenen Werth des außerordentlichen Buchs einige Zweifel erheben zu wollen, ſo mag er bedenken, daß er es mit einem Kater zu thun hat, der Geiſt, Verſtand beſitzt, und ſcharfe Krallen.

Berlin, im May (18—)

Murr.
(homme de lettres très renommé.)

N. S. Das iſt zu arg! — Auch das Vorwort des Autors, welches unterdrückt werden ſollte, iſt abgedruckt! — Es bleibt nichts übrig, als den günſtigen Leſer zu bitten, daß er dem ſchriftſtelleriſchen Kater den etwas ſtolzen Ton dieſes Vorworts nicht zu hoch anrechnen, und bedenken möge, daß, wenn manche wehmüthige Vorrede irgend eines andern emſindſamen Autors in die wahre Sprache der innigen Herzensmeinung überſezt werden ſollte, es nicht viel anders herauskommen würde.

d. H.

Erſter Abſchnitt.

Gefühle des Daſeyns, die Monate der Jugend.

Es iſt doch etwas ſchönes, herrliches, erhabenes um das Leben! — „O du ſüſſe Gewohnheit des Daſeyns!“ ruft jener niederländiſche Held in der Tragödie aus. So auch ich, aber nicht wie der Held in dem ſchmerzlichen Augenblik, als er ſich davon trennen ſoll — nein! — in dem Moment, da mich eben die volle Luſt des Gedankens durchdringt, daß ich in jene ſüſſe Gewohnheit nun ganz und gar hineingekommen und durchaus nicht Willens bin, jemals wieder hinauszukommen. — Ich meine nehmlich, die geiſtige Kraft, die unbekannte Macht, oder wie man ſonſt das über uns waltende Prinzip nennen mag, welches mir beſagte Gewohnheit ohne meine Zuſtimmung gewiſſermaßen aufgedrungen hat, kann unmöglich ſchlechtere Geſinnungen haben, als der freundliche Mann bey dem ich in Condition gegangen und der mir das Gericht Fiſche, das er mir vorgeſetzt, niemals vor der Naſe wegzieht, wenn es mir eben recht wohlſchmekt.

O Natur, heilige hehre Natur! wie durchſtrömt all' deine Wonne, all' dein Entzücken, meine bewegte Bruſt, wie umweht mich dein geheimnißvoll ſäuſelnder Athem! — Die Nacht iſt etwas friſch und ich wollte — doch jeder der dies lieſet oder nicht lieſet, begreiſt nicht meine hohe Begeiſterung, denn er kennt nicht den hohen Standpunkt, zu dem ich mich hinaufgeſchwungen! — Hinaufgeklettert wäre richtiger, aber kein Dichter ſpricht von ſeinen Füßen, hätte er auch deren viere ſo wie ich, ſondern nur von ſeinen Schwingen, ſind ſie ihm auch nicht angewachſen, ſondern nur Vorrichtung eines geſchickten Mechanikers. Ueber mir wölbt ſich der weite Sternenhimmel, der Vollmond wirſt ſeine funkelnden Stralen herab und in feurigem Silberglanz ſtehen Dächer und Thürme um mich her! Mehr und mehr verbrauſt das lärmende Gewühl unter mir in den Straßen, ſtiller und ſtiller wird die Nacht — die Wolken ziehen — eine einſame Taube flattert in bangen Liebesklagen girrend um den Kirchthurm! — Wie! — wenn die liebe Kleine ſich mir nähern wollte? — Ich fühle wunderbar es ſich in mir regen, ein gewißer ſchwärmeriſcher Appetit reißt mich hin mit unwiderſtehlicher Gewalt! — O käme ſie die ſüſſe Huldin, an mein liebekrankes Herz wollt ich ſie drücken, ſie nimmer von mir laſſen — ha dort flattert ſie hinein in den Taubenſchlag, die Falſche und läßt mich hoffnungslos ſitzen auf dem Dache! — Wie ſelten iſt doch in dieſer dürftigen, verſtokten, liebeleeren Zeit wahre Sympathie der Seelen. —

Iſt denn das auf zwei Füßen aufrecht einhergehen etwas ſo großes, daß das Geſchlecht, welches ſich Menſch nennt, ſich die Herrſchaft über uns alle, die wir mit ſichererem Gleichgewicht auf Vieren daherwandeln, anmaßen darf? Aber ich weiß es, ſie bilden ſich was Großes ein auf Etwas, was in ihrem Kopfe ſitzen ſoll und das ſie die Vernunft nennen. Ich weiß mir keine rechte Vorſtellung zu machen, was ſie darunter verſtehen, aber ſo viel iſt gewiß, daß wenn, wie ich es aus gewißen Reden meines Herrn und Gönners ſchließen darf, Vernunft nichts anders heißt, als die Fähigkeit mit Bewußtſeyn zu handeln und keine dumme Streiche zu machen, ich mit keinem Menſchen tauſche. — Ich glaube überhaupt, daß man ſich das Bewußtſeyn nur angewöhnt; durch das Leben und zum Leben kommt man doch, man weiß ſelbſt nicht wie. Wenigſtens iſt es mir ſo gegangen und wie ich vernehme, weiß auch kein einziger Menſch auf Erden das Wie und Wo ſeiner Geburt aus eigner Erfahrung, ſondern nur durch Tradition, die noch dazu öfters ſehr unſicher iſt. Städte ſtreiten ſich um die Geburt eines berühmten Mannes und ſo wird es, da ich ſelbſt nichts Entſcheidendes darüber weiß, immerdar ungewiß bleiben, ob ich in dem Keller, auf dem Boden, oder in dem Holzſtall, das Licht der Welt erblickte, oder vielmehr nicht erblickte, ſondern nur in der Welt erblickt wurde von der theuren Mama. Denn wie es unſerm Geſchlecht eigen, waren meine Augen verſchleiert. Ganz dunkel erinnere ich mich gewiſſer knurrender pruhſtender Töne die um mich her erklangen und die ich beinahe wider meinen Willen hervorbringe, wenn mich der Zorn überwältigt. Deutlicher und beinahe mit vollem Bewußtſeyn finde ich mich in einem ſehr engen Behältniß mit weichen Wänden eingeſchloſſen, kaum fähig Athem zu ſchöpfen und in Noth und Angſt ein klägliches Jammergeſchrei erhebend. Ich fühle, daß etwas in das Behältniß hinabgriff und mich ſehr unſanft beim Leibe packte und dieß gab mir Gelegenheit, die erſte wunderbare Kraft, womit mich die Natur begabt, zu fühlen und zu üben. Aus meinen reichen überpelzten Vorderpfoten ſchnellte ich ſpitze gelenkige Krallen hervor und grub ſie ein in das Ding das mich gepackt und das, wie ich ſpäter gelernt, nichts anders ſeyn konnte, als eine menſchliche Hand. Dieſe Hand zog mich aber heraus aus dem Behältniß, und warf mich hin und gleich darauf fühlte ich zwei heftige Schläge auf den beiden Seiten des Geſichts über die jezt ein, wie ich wohl ſagen mag, ſtattlicher Bart herüberragt. Die Hand theilte mir, wie ich jezt beurtheilen kann, von jenem Muskelſpiel der Pfoten verlezt, ein paar Ohrfeigen zu, ich machte die erſte Erfahrung von moraliſcher Urſache und Wirkung und eben ein moraliſcher Inſtinkt trieb mich an, die Krallen eben ſo ſchnell wieder einzuziehen, als ich ſie hervorgeſchleudert. Später hat man dieſes Einziehen der Krallen mit Recht als einen Akt der höchſten Bonhommie und Liebenswürdigkeit anerkannt und mit dem Nahmen „Sammtpfötchen", bezeichnet.

Wie geſagt, die Hand warf mich wieder zur Erde. Bald darauf erfaßte ſie mich aber aufs neue beim Kopf und drückte ihn nieder, ſo daß ich mit dem Mäulchen in eine Flüßigkeit gerieth, die ich, ſelbſt weiß ich nicht, wie ich darauf verfiel, es mußte daher phyſiſcher Inſtinkt ſeyn, aufzulecken begann, welches mir eine ſeltſame innere Behaglichkeit erregte. Es war wie ich jetzt weiß, ſüſſe Milch die ich genoß, mich hatte gehungert und ich wurde ſatt indem ich trank. So trat nachdem die moraliſche begonnen, die phyſiſche Ausbildung ein.

Aufs neue, aber ſanfter als vorher, faßten mich zwei Hände und legten mich auf ein warmes weiches Lager. Immer beßer und beßer wurde mir zu Muthe und ich begann mein inneres Wohlbehagen zu äußern, indem ich jene ſeltſame, meinem Geſchlecht allein eigene, Töne von mir gab, die die Menſchen durch den nicht unebenen Ausdruck, ſpinnen, bezeichnen. So ging ich mit Rieſenſchritten vorwärts in der Bildung für die Welt. Welch ein Vorzug, welch ein köſtliches Geſchenk des Himmels, inneres phyſiſches Wohlbehagen ausdrücken zu können durch Ton und Gebehrde! — Erſt knurrte ich, dann kam mir jenes unnachahmliche Talent den Schweif in den zierlichſten Kreiſen zu ſchlängeln dann die wunderbare Gabe durch das einzige Wörtlein „Miau,“ Freude, Schmerz, Wonne und Entzücken, Angſt und Verzweiflung, kurz alle Empfindungen und Leidenſchaften, in ihren mannigfaltigſten Abſtufungen auszudrücken. Was iſt die Sprache der Menſchen gegen dieſes einfachſte aller einfachen Mittel ſich verſtändlich zu machen! — Doch weiter in der denkwürdigen, lehrreichen Geſchichte meiner ereignißreichen Jugend! —

Ich erwachte aus tiefem Schlaf, ein blendender Glanz umfloß mich, vor dem ich erſchrak, fort waren die Schleier von meinen Augen, ich ſah! —

Ehe ich mich an das Licht, vorzüglich aber an das buntſchäckige Allerlei das ſich meinen Augen darbot, gewöhnen konnte, mußte ich mehrmals hintereinander entſetzlich nieſen, bald ging es indeſſen mit dem Sehen ganz vortreflich, als habe ich es ſchon mehrere Zeit hintereinander getrieben.

O das Sehen! es iſt eine wunderbare herrliche Gewohnheit, eine Gewohnheit, ohne die es ſehr ſchwer werden würde, überhaupt in der Welt zu beſtehen! — Glücklich diejenigen Hochbegabten, denen es ſo leicht wird als mir, ſich das Sehen anzueignen.

Läugnen kann ich nicht, daß ich doch in einige Angſt gerieth und daßelbe Jammergeſchrei erhob, wie damals in dem engen Behältniß. Sogleich erſchien ein kleiner hagerer alter Mann, der mir unvergeßlich bleiben wird, da ich meiner ausgebreiteten Bekanntſchaft unerachtet keine Geſtalt, die ihm gleich oder auch nur ähnlich zu nennen, jemals wieder erblickt habe. Es trift ſich häufig bei meinem Geſchlecht, daß dieſer, jener Mann einen weiß und ſchwarz gefleckten Pelz trägt, ſelten findet man aber wohl einen Menſchen der ſchneeweiſſes Hauptʰaar haben ſollte und dazu Rabenſchwarze Augenbraunen, dies war aber der Fall bei meinem Erzieher. Der Mann trug im Hauſe einen kurzen hochgelben Schlafrock, vor dem ich mich entſetzte und daher, ſo gut es bei meiner damaligen Unbehülflichkeit gehen wollte, von dem weichen Kißen herab, zur Seite kroch. Der Mann bückte ſich herab zu mir mit einer Gebehrde, die mir freundlich ſchien und mir Zutrauen einflößte. Er faßte mich, ich hütete mich wohl vor dem Muskelſpiel der Krallen, die Ideen kratzen und Schläge verbanden ſich von ſelbſt und in der That, der Mann meinte es gut mit mir, denn er ſetzte mich nieder vor einer Schüſſel ſüſſer Milch, die ich begierig auflutſchte, worüber er ſich nicht wenig zu freuen ſchien. Er ſprach vieles mit mir, welches ich aber nicht verſtand, da mir damals als einem jungen unerfahrnen Kiel in die Welt von Käterchen das Verſtehen der menſchlichen Sprache noch nicht eigen. Ueberhaupt weiß ich von meinem Gönner nur wenig zu ſagen. So viel iſt aber gewiß, daß er in vielen Dingen geſchickt — in Wiſſenſchaften und Künſten hocherfahren ſeyn mußte, denn alle die zu ihm kamen (ich bemerkte Leute darunter, die gerade da, wo mir die Natur einen gelblichen Fleck im Pelze beſchert hat, d. h. auf der Bruſt, einen Stern oder ein Kreuz trugen) behandelten ihn ausnehmend artig, ja zuweilen mit einer gewiſſen ſcheuen Ehrfurcht, wie ich ſpäterhin den Pudel Skaramuz, und nannten ihn nicht anders, als mein hochverehrteſter, mein theurer, mein geſchätzteſter Meiſter Abraham! — Nur zwei Perſonen nannten ihn ſchlechtweg „Mein Lieber!“ Ein großer dürrer Mann in Papageigrünen Hoſen und weißſeidenen Strümpfen und eine kleine ſehr dicke Frau mit ſchwarzem Haar und einer Menge Ringe an allen Fingern. Jener Herr ſoll aber ein Fürſt, die Frau hingegen eine jüdiſche Dame geweſen ſeyn.

Dieſer vornehmen Beſucher unerachtet wohnte Meiſter Abraham doch in einem kleinen hochgelegenen Stübchen, ſo daß ich meine erſten Promenaden ſehr bequem durchs Fenſter aufs Dach und auf den Hausboden machen konnte. —

Ja! es iſt nicht anders, auf einen Boden muß ich gebohren ſeyn! — Was Keller, was Holzſtall — ich entſcheide mich für den Boden! — Clima, Vaterland, Sitten, Gebräuche, wie unauslöſchlich iſt ihr Eindruck, ja wie ſind ſie es nur, die des Weltbürgers äußere und innere Geſtaltung bewirken! — Woher kommt in mein Inneres dieſer Höheſinn, dieſer unwiderſtehliche

Trieb zum Erhabenen? Woher dieſe wunderbar ſeltene Fertigkeit im Klettern, dieſe beneidenswerthe Kunſt der gewagteſten genialſten Sprünge? — Ha! es erfüllt eine ſüſſe Wehmuth meine Bruſt! — Die Sehnſucht nach dem heimathlichen Boden regt ſich mächtig! — Dir weihe ich dieſe Zähren o! ſchönes Vaterland, dir dies wemüthig jauchzende Miau! — Dich ehren dieſe Sprünge, dieſe Sätze, es iſt Tugend darin und patriotiſcher Muth! — Du, o! Boden, ſpendeſt mir in freigebiger Fülle manch Mäuslein und nebenher kann man manche Wurſt, manche Speckſeite, aus dem Schornſtein erwiſchen, ja wohl manchen Sperling haſchen, und ſogar hin und wieder ein Täublein erlauren. „Gewaltig iſt die Liebe zu dir o Vaterland!“ —

Doch ich muß Rückſichts meiner —

(Mak. Bl.) — — und erinneren Sie Sich gnädigſter Herr! denn nicht des großen Sturms, der dem Advokaten, als er zur Nachtzeit über den Pontneuf wandelte, den Hut vom Kopfe herunter in die Seine warf? — Aehnliches ſteht im Rabelais, doch war es eigentlich nicht der Sturm, der dem Advokaten den Hut raubte, den er, indem er den Mantel dem Spiel der Lüfte Preis gab, mit der Hand feſt auf den Kopf gedrückt hielt, ſondern ein Grenadier riß, mit dem lauten Ausruf: es weht ein großer Wind mein Herr, vorüber laufend, ſchnell den feinen Caſtor dem Advokaten unter der Hand von der Perücke und nicht dieſer Caſtor war es, der in die Wellen der Seine hinab geſchleudert wurde, ſondern des Soldaten eignen ſchnöden Filz führte wirklich der Sturmwind in den feuchten Tod. Sie wiſſen nun, gnädigſter Herr, daß in dem Augenblick als der Advokat ganz verblüfft da ſtand, ein zweiter Soldat mit demſelben Ausruf: Es weht ein großer Wind mein Herr! vorüberrennend, den Mantel des Advokaten beim Kragen packte und ihn ihm herabriß von den Schultern und daß gleich darauf ein dritter Soldat mit demſelben Ausruf: Es weht ein großer Wind mein Herr! vorbeilaufend, ihm das ſpaniſche Rohr mit dem goldnen Knopf aus den Händen wand. Der Advokat fluchte mit allen Kräften, warf dem letzten Spitzbuben die Perücke nach und ging dann [illegible] ganz ohne Mantel und Stock hin, um das merkwürdigſte aller Teſtamente aufzunehmen, um das ſeltſamſte aller Abentheuer zu erfahren. Sie wiſſen das alles gnädigſter Herr!

Ich weiß, erwiederte der Fürſt, als ich dies geſprochen, ich weiß gar nichts, und begreife überhaupt nicht, wie Ihr, Meiſter Abraham, mir ſolches wirres Zeug verſchwatzen könnt. Den Pontneuf kenne ich allerdings, er befindet ſich zu Paris und bin ich zwar niemals darüber zu Fuße gegangen, wohl aber oft darüber gefahren, wie es meinem Stande geziemt. Den Advokaten Rabelais habe ich niemals geſehen und um Soldatenſtreiche in meinem ganzen Leben mich nicht bekümmert. Als ich in jüngern Jahren noch meine Armee kommandirte, ließ ich wöchentlich einmal ſämmtliche Junkers durchfuchteln für die Dummheiten die ſie begangen oder künftig noch begehen möchten, das Prügeln der gemeinen Leute war aber die Sache der Lieutenants, die damit meinem Beiſpiel gemäß auch allwöchentlich verfuhren, und zwar Sonnabends ſo, daß Sonntags es keinen Junker, keinen gemeinen Kerl in der ganzen Armee gab, der nicht ſeine gehörige Tracht Schläge erhalten, wodurch die Truppen, nächſt der eingeprügelten Moralität, auch ans geſchlagen werden überhaupt gewöhnt wurden, ohne jemals vor dem Feinde geweſen zu ſeyn und in dieſem Fall nichts anders thun konnten als Schlagen. — Das leuchtet Euch ein, Meiſter Abraham, und nun ſagt mir um Tauſend Gotteswillen, was wollt Ihr mit Eurem Sturm, mit Euren auf dem Pontneuf beraubten Advokaten Rabelais, wo bleibt Eure Entſchuldigung, daß das Feſt ſich auflöſte in wilder Verwirrung, daß mir eine Leuchtkugel ins Toupee fuhr, daß mein theurer Sohn in das Baßin gerieth und von verrätheriſchen Delphinen beſpritzt wurde über und über, daß die Prinzeſſin entſchleiert mit aufgeſchürzten Rock wie Atalanta durch den Park fliehen mußte, daß — daß — wer zählt die Unglücksfälle der verhängnißvollen Nacht! — Nun Meiſter Abraham, was ſagt Ihr?

Gnädigſter Herr, erwiederte ich, mich demuthsvoll verbeugend, was war an allem Unheil ſchuld, als der Sturm — das gräßliche Unwetter welches einbrach, als alles im ſchönſten Gange. Kann ich den Elementen gebieten? — Hab' ich denn nicht ſelbſt dabei ſchlimmes Malheur erlitten, habe ich nicht wie jener Advokat, den ich unterthänigſt bitte, nicht mit dem berühmten franzöſiſchen Schriftſteller Rabelais zu verwechſeln, Hut, Rock und Mantel verloren? Habe ich nicht —

Höre, unterbrach hier den Meiſter Abraham, Johannes Kreisler, höre Freund, noch jetzt, unerachtet es ſchon ziemlich lange her iſt, ſpricht man von dem Geburtstage der Fürſtin, deſſen Feier du angeordnet haſt, wie von einem dunklen Geheimniß, und gewiß haſt du nach deiner gewöhnlichen Art und Weiſe viel Abentheuerliches begonnen. Hielt das Volk dich ſchon immer für eine Art von Hexenmeiſter, ſo ſcheint dieſer Glaube durch jenes Feſt noch um vieles ſtärker geworden zu ſeyn. Sage mir nur geradezu wie ſich Alles begeben. Du weißt, ich war damals nicht hier —

Eben das, fiel Meiſter Abraham dem Freunde ins Wort, eben das, daß du nicht hier, daß du, der Himmel weiß, von welchen Furien der Hölle getrieben, fortgerannt warſt wie ein Wahnſinniger, eben das machte mich toll und wild, eben deshalb beſchwor ich die Elemente herauf, ein Feſt zu ſtören, daß meine Bruſt zerſchnitt, da du, der eigentliche Held des Stücks, fehlteſt, ein Feſt das nur erſt dürftig und mühſam daher ſchlich, dann aber über geliebte Perſonen nichts brachte als die Quaal beängſtigender Träume — Schmerz — Entſetzen! — Erfahre es jetzt Johannes, ich habe tief in dein Inneres geſchaut und das gefährliche — bedrohliche Geheimniß erkannt, das darin ruht, ein gährender Vulkan, in jedem Augenblick vermögend loszubrechen in verderblichen Flammen, rückſichtslos alles um ſich her verzehrend! — Es giebt Dinge in unſerm Innern, die ſich ſo geſtalten, daß die vertrauteſten Freunde darüber nicht reden dürfen. Darum verhehlte ich dir ſorglich was ich in dir erſchaut, aber mit jenem Feſt, deſſen tieferer Sinn nicht die Fürſtin, ſondern eine andere geliebte Perſon und dich ſelbſt traf, wollte ich dein ganzes Ich gewaltſam erfaſſen. Die verborgenſten Quaalen ſollten lebendig werden in dir, und wie aus dem Schlaf erwachte Furien mit verdoppelter Kraft deine Bruſt zerfleiſchen. Wie einem zum Tode Siechen ſollte Arzney, dem Orkus ſelbſt entnommen, die im ſtärkſten Paroxismus kein weiſer Arzt ſcheuen darf, dir den Tod bereiten oder Geneſung! —

Wiße

Wiſſe Johannes, daß der Fürſtin Namenstag zuſammentrifft mit dem Namenstage Julias, die auch wie ſie Maria, geheißen.

Ha! rief Kreisler indem er, zehrendes Feuer im Blick, aufſprang, Ha! — Meiſter! iſt dir die Macht gegeben mit mir freches höhnendes Spiel zu treiben? — Biſt du das Verhängniß ſelbſt, daß du mein Inneres erfaſſen wagſt?

Wilder unbeſonner Menſch, erwiederte Meiſter Abraham ruhig, wann wird endlich der verwüſtende Brand in deiner Bruſt zur reinen Naphtaflamme werden, genährt von dem tiefſten Sinn für die Kunſt, für alles Herrliche und Schöne der in dir wohnt! — Du verlangteſt von mir die Beſchreibung jenes verhängnißvollen Feſtes; ſo höre mich denn ruhig an, oder iſt deine Kraft gebrochen ganz und gar, daß du das nicht vermagſt, ſo will ich dich verlaſſen. —

Erzähle, ſprach Kreisler mit halb erſtickter Stimme, indem er, beide Hände vors Geſicht, ſich wieder hinſetzte. Ich will, ſprach Meiſter Abraham, plötzlich einen heitern Ton annehmend, ich will dich, lieber Johannes, gar nicht ermüden mit der Beſchreibung aller der ſinnreichen Anordnungen, die gröſtentheils dem erfindungsreichen Geiſte des Fürſten ſelbſt ihren Urſprung verdankten. Da das Feſt am ſpäten Abend begann, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß der ganze ſchöne Park, der das Luſtſchloß umgiebt, erleuchtet war. Ich hatte mich bemüht, in dieſer Erleuchtung ungewöhnliche Effekte hervorzubringen, das gelang aber nur zum Theil, da auf des Fürſten ausdrücklichen Befehl in allen Gängen, mittelſt auf großen ſchwarzen Tafeln angebrachter buntfarbiger Lampen, der Namenszug der Fürſtin brennen mußte, nebſt der fürſtlichen Krone darüber. Da die Tafeln an hohen Pfählen angenagelt, ſo glichen ſie beinahe illuminirten Warnungsanzeigen, daß man nicht Tabak rauchen oder die Mauth nicht umfahren ſolle. Der Hauptpunkt des Feſtes war das durch Gebüſch und künſtliche Ruinen gebildete Theater in der Mitte des Parks, welches du kennſt. Auf dieſem Theater ſollten die Schauſpieler aus der Stadt etwas Allegoriſches agiren, welches läppiſch genug war, um ganz auſſerordentlich zu gefallen, hätte es auch nicht der Fürſt ſelbſt verfaßt und wäre es daher auch nicht, um mich des geiſtreichen Ausdrucks jenes Schauſpieldirektors, der ein fürſtliches Stück aufführte, zu bedienen, aus einer durchlauchtigen Feder gefloſſen. Der Weg vom Schloß bis zum Theater war ziemlich weit. Nach der poetiſchen Idee des Fürſten ſollte der wandelnden Familie ein in den Lüften ſchwebender Genius mit zwei Fackeln vorleuchten, ſonſt aber kein Licht brennen, ſondern erſt nachdem die Familie und das Gefolge Platz genommen, das Theater plötzlich erleuchtet werden. Deshalb blieb beſagter Weg finſter. Vergebens ſtellte ich die Schwierigkeit dieſer Maſchinerie vor, welche die Länge des Wegs herbeiführte, der Fürſt hatte in der Fêtes de Versailles etwas ähnliches geleſen, und da er hinterher den poetiſchen Gedanken ſelbſt gefunden, beſtand er auf deſſen Ausführung. Um jeden unverdienten Vorwurf zu entgehen, überließ ich den Genius ſamt den Fackeln dem Theater Maſchiniſten aus der Stadt. — So wie nun das fürſtliche Paar, hinter ihm das Gefolge, aus der Thüre des Salons trat, wurde ein kleines pausbackiges Männlein, in die Hausfarben des Fürſten gekleidet, mit zwei brennenden Fackeln in den Händchen, vom Dache des Luſtſchloſſes herabgezogen. Die

Puppe war aber zu ſchwer, und es begab ſich, daß kaum zwanzig Schritt davon die Maſchine ſteckte, ſo daß der leuchtende Schutzgeiſt des fürſtlichen Hauſes hängen blieb, und da die Arbeiter ſtärker anzogen, ſich überkugelte. Nun ſchleuderten die brennenden abwärts gekehrten Wachskerzen glühende Tropfen zur Erde. Der erſte dieſer Tropfen traf den Fürſten ſelbſt, der indeſſen mit ſtoiſchem Gleichmuth den Schmerz verbiß, wiewohl er in der Gravität des Schrittes nachließ und ſchneller vorwärts eilte. Der Genius ſchwebte jetzt fort über der Gruppe, die der Hofmarſchall mit den Kammerjunkern nebſt andern Hofchargen bildete, Füße oben, Kopf unten, ſo daß der Gluthregen aus den Fackeln bald dieſen, bald jenen auf den Kopf und auf die Naſe traf. Den Schmerz zu äuſſern und ſo das frohe Feſt zu ſtören, hätte den Reſpekt verletzt, es war daher hübſch anzuſehen, wie die Unglücklichen, eine ganze Cohorte ſtoiſcher Scävolas, mit gräßlich verzerrten Geſichtern und doch mit Gewalt die Quaal niederkämpfend, ja wohl gar ein Lächeln erzwingend das dem Orkus anzugehören ſchien, daher ſchritten, lautlos, kaum bangen Seufzern Raum gebend. Dazu wirbelten die Pauken, ſchmetterten die Trompeten, rieſen hundert Stimmen: Vivat, vivat die gnädigſte Frau Fürſtin! Vivat der gnädigſte Herr Fürſt! ſo daß der durch den wunderlichen Contraſt jener Laokooniſchen Geſichter mit dem luſtigen Jubel erzeugte tragiſche Pathos der ganzen Szene eine Majeſtät gab, wie kaum zu denken.

Der alte dicke Hofmarſchall konnte es endlich nicht mehr ertragen; als ihn ein glühender Tropſen grade auf die Backe traf, ſprang er in grimmer Wuth der Verzweiflung ſeitwärts, verwickelte ſich aber in die Stricke die zur Flugmaſchine gehörend gerade an der Seite hart über dem Boden fortlieſen und ſtürzte mit dem lauten Ausruf: Alle Teufel! nieder zur Erde. In demſelben Moment hatte auch der luſtige Page ſeine Rolle ausgeſpielt. Der gewichtige Hofmarſchall zog ihn mit Centnerſchwere nieder, er ſtürzte herab mitten unter das Gefolge, das laut aufſchreiend auseinander prallte. Die Fackeln verlöſchten, man befand ſich in der dickſten Finſterniß. Dies alles geſchah dicht vor dem Theater. Ich hütete mich wohl den Zünder anzuſtecken, der alle Lampen, alle Feuerbecken des Platzes auf einmal in Brand ſetzen mußte, ſondern wartete damit ein paar Minuten, um der Geſellſchaft Zeit zu laſſen, ſich in Baum und Gebüſch gehörig zu verwirren. „Licht — Licht“ — rief der Fürſt wie der König im Hamlet, „Licht — Licht“ eine Menge heiſere Stimmen durch einander. Als der Platz erleuchtet, glich der auseinandergeſprengte Haufe einem geſchlagenen Heer, das ſich mühſam zuſammen findet. Der Oberkammerherr bewies ſich als ein Mann von Gegenwart des Geiſtes, als der geſchickteſte Taktiker ſeiner Zeit; denn in wenigen Minuten war vermöge ſeiner Bemühungen die Ordnung wieder hergeſtellt. Der Fürſt trat mit der nächſten Umgebung auf eine Art von erhöhten Blumenthron, der in der Mitte des Zuſchauer-Platzes errichtet. So wie das fürſtliche Paar ſich niederließ, fielen vermöge einer ſehr pfiffigen Vorrichtung jenes Maſchiniſten eine Menge Blumen auf daſſelbe herab. Nun wollte es aber das dunkle Verhängniß, daß eine große Feuerlilie dem Fürſten gerade auf die Naſe fiel und ſein ganzes Geſicht gluthroth überſtäubte, wodurch er ein ungemein majeſtätiſches, der Feierlichkeit des Feſtes würdiges, Anſehen gewann.

Das iſt zu arg — das iſt zu arg, rief Kreisler, indem er eine rührende Lache aufſchlug, daß die Wände dröhnten.

Lache nicht ſo konvulſiviſch, ſprach Meiſter Abraham, auch ich lachte in jener Nacht unmäßiger als jemals, ich fühlte mich eben zu allerlei tollem Muthwillen aufgelegt, und hätte wie der Spuckgeiſt Droll ſelbſt gern alles noch mehr durcheinander jagen, noch mehr verwirren mögen, aber deſto tiefer drangen dann die Pfeile, die ich gegen andere gerichtet, ein in meine eigene Bruſt. — Nun! — ich will es nur ſagen! Den Moment des läppiſchen Blumenbewerfens hatte ich gewählt, um den unſichtbaren Faden feſtzuknüpfen, der ſich nun durch das ganze Feſt ziehen und, wie ein elektriſcher Leiter, das Innerſte der Perſonen durchbeben ſollte, die ich mit meinem Geheimnißvollen geiſtigen Apparat, in den ſich der Faden verlor, wie in Rapport geſetzt denken mußte. — Unterbrich mich nicht Johannes — höre mich ruhig an. — Julia ſaß mit der Prinzeſſin hinter der Fürſtin ſeitwärts, ich hatte beide im Auge. So wie Pauken und Trompeten ſchwiegen, fiel Julien eine unter duftenden Nachtviolen verſteckte aufbrechende Roſenknoſpe in den Schooß, und wie ſtrömender Hauch des Nachtwindes ſchwammen die Töne deines tief ins Herz dringenden Liedes herüber: mi lagnerò tacendo della mia sorte amara. — Julie war erſchrocken, als aber das Lied, das ich, ich ſag' es, damit du über die Art des Vortrags etwa nicht in bange Zweifel geräthſt, von unſern vier vortreflichen Baſſethorniſten ganz in der Ferne ſpielen ließ — begann; entfloh ein leichtes Ach ihren Lippen, ſie drückte den Strauß an die Bruſt, und ich hörte deutlich, daß ſie zur Prinzeſſin ſprach: er iſt gewiß wieder da! — Die Prinzeſſin umarmte Julien mit Heftigkeit und rief ſo laut: Nein nein — ach niemals, daß der Fürſt ſein feuriges Antlitz umdrehte, und ihr ein zorniges Silence! zuwarf. Der Herr mochte auch wohl eben nicht gerade auf das liebe Kind ſehr böſe ſeyn, aber ich will es hier bemerken, daß die wunderbare Schminke, ein Tiranno ingrato in der Oper hätte ſich nicht zweckmäßiger anmalen können, ihm wirklich das Anſehen eines fortwährenden unvertilgbaren Zorns gab, ſo daß die rührendſten Reden, die zarteſten Situationen, welche häusliches Glück auf dem Throne allegoriſch darſtellten, rein verloren ſchienen; Schauſpieler und Zuſchauer geriethen darüber in nicht geringe Verlegenheit. Ja ſelbſt, wenn der Fürſt bei den Stellen, die er ſich zu dem Behuf in dem Exemplar, das er in der Hand hielt, roth angeſtrichen, der Fürſtin die Hand küßte und mit dem Tuch eine Thräne von dem Auge wegdrückte; ſchien es in verbiſſenem Ingrimm zu geſchehen; ſo daß die Kammerherrn, die dienſtthuend ihm zur Seite ſtanden, ſich zuflüſterten: O Jeſus, was iſt unſerm gnädigſten Herrn! — Ich will dir nur ſagen Johannes, daß während die Schauſpieler das alberne Zeug vorne auf dem Theater hertragirten, ich mittelſt magiſcher Spiegel und anderer Vorrichtungen hinterwärts in den Lüften ein Geiſterſchauſpiel darſtellte, zur Verherrligung des Himmelskindes, der holden Julia, daß eine Melodie nach der andern, die du in hoher Begeiſterung geſchaffen, ertönte, ja daß oft ferner, oft näher, wie banger ahnungsvoller Geiſterruf, der Name: Julia, erklang. — Aber du fehlteſt — du fehlteſt, mein Johannes! Und wenn ich auch nachdem das

Schauſpiel geendet, meinen Ariel rühmen, wie Shakſpears Prospero den ſeinigen, wenn ich auch ſagen müßte, daß er alles treflich vollführt, ſo fand ich doch das, was ich mit tiefem Sinn angeordnet zu haben glaubte, ſchaal und matt. — Die Julia hatte alles mit feinem Takt verſtanden. Doch ſchien ſie nur angeregt wie von einem lieblichen Traum, dem man übrigens keine ſonderliche Einwirkung ins wache Leben verſtattet. Die Prinzeſſin war dagegen tief in ſich gekehrt. Arm in Arm luſtwandelte ſie mit Julien in den erleuchteten Gängen des Parks, während der Hof in einem Pavillon Erfriſchungen zu ſich nahm. — Ich hatte den Hauptſchlag in dieſem Moment vorbereitet, aber du fehlteſt — du fehlteſt, mein Johannes. — Voller Unmuth und Zorn rannte ich umher, ich ſah zu, ob alle Anſtalten zu dem großen Feuerwerk, womit das Feſt ſchließen ſollte, gehörig geordnet. Da gewahrte ich, aufſchauend zum Himmel, über dem fernen Geierſtein, im Schimmer der Nacht, die kleine röthliche Wolke, die jedesmal ein Wetter bedeutet, das ſtill heraufzieht und dann hier über uns mit einer fürchterlichen Exploſion losbricht. Zu welcher Zeit dieſe Exploſion geſchehen muß, berechne ich, wie du weißt, nach dem Stand der Wolke, auf die Sekunde. Keine Stunde konnte es mehr dauern, ich beſchloß daher, mit dem Feuerwerk zu eilen. In dem Augenblick vernahm ich, daß mein Ariel mit jener Fantasmagorie begonnen, die alles, alles entſcheiden ſollte, denn ich hörte am Ende des Parks in der kleinen Marienkapelle den Chor dein Ave maris stella ſingen. Ich eilte ſchnell hin. Julia und die Prinzeſſin knieten in dem Betſtuhl, der vor der Kapelle im Freien angebracht. Kaum war ich an Ort und Stelle als — aber Du fehlteſt — du fehlteſt, mein Johannes! — Laß mich darüber ſchweigen, was ſich jetzt begab — Ach! — wirkungslos blieb das, was ich für ein Meiſterſtück meiner Kunſt gehalten, und ich erfuhr, was ich blöder Thor nicht geahnt. —

Heraus mit der Sprache, rief **Kreisler**, alles, alles ſage Meiſter! wie es ſich begeben.

Mit nichten, erwiederte Meiſter Abraham, es nützt dir nichts, Johannes, und mir zerſchneidet es die Bruſt, wenn ich noch ſagen ſoll, wie meine eignen Geiſter mir Graus einjagten, und Entſetzen! — Die Wolke! — glücklicher Gedanke! So ſoll, rief ich wild aus, denn alles in toller Verwirrung enden, und rannte fort nach dem Platz des Feuerwerks. Der Fürſt ließ mir ſagen, wenn alles fertig ſey, ſollte ich das Zeichen geben. Das Auge nicht abwendend von der Wolke, die vom Geierſtein weg höher und höher heraufzog, ließ ich, als ſie mir hoch genug ſchien, die Böller löſen. Bald war der Hof, die ganze Geſellſchaft, an Ort und Stelle. Nach dem gewöhnlichen Spiel mit Feuerrädern, Raketen, Leuchtkugeln und anderm gemeinem Zeuge, ging endlich der Namenszug der Fürſtin in Chineſiſchem Brillantfeuer auf, doch hoch über ihn in den Lüften ſchwamm und verſchwamm in milchweißem Licht der Name Julia. — Nun war es Zeit — Ich zündete die Girandola an, und wie ziſchend und praſſelnd die Raketen in die Höhe fuhren, brach das Wetter los mit gluthrothen Blitzen, mit krachenden Donnern, von denen Wald und Gebürge erdröhnten. Und der Orkan brauſte hinein in den Park und ſtörte auf den tauſendſtimmig heulenden Jammer im tiefſten Gebüſch. Ich riß einem fliehenden Trompeter das Inſtrument aus der Hand und blies luſtig jauchzend darin, während die Artillerieſalven der Feuertöpfe, der Kanonenſchläge, der Böller, wacker dem rollenden Donner entgegenknallten.

Während Meiſter Abraham alſo erzählte, ſprang Kreisler auf, ſchalt heftig im Zimmer auf und ab, focht mit den Armen um ſich, und rief endlich ganz begeiſtert: das iſt ſchön, das iſt herrlich, daran erkenne ich meinen Meiſter Abraham, mit dem ich ein Herz bin und eine Seele!

O, ſprach Meiſter Abraham, ich weiß es ja, das wildeſte, ſchauerlichſte, iſt dir eben recht, und doch habe ich das vergeſſen, was dich ganz und gar den unheimlichen Mächten der Geiſterwelt Preis gegeben hätte. Ich hatte die Wetterharfe, die, wie du weißt, ſich über das große Baſſin hinzieht, anſpannen laſſen, auf der der Sturm als ein tüchtiger Harmoniker gar wacker ſpielte. In dem Geheul, in dem Gebraus des Orkans, in dem Krachen des Donners, erklangen furchtbar die Akkorde der Rieſenorgel. Schneller und ſchneller ſchlugen die gewaltigen Töne los, und man mochte wohl ein Furienballet vernehmen, deſſen Styl ungemein groß zu nennen, wie man es beinahe zwiſchen den leinewandnen Wänden des Theaters nicht zu hören bekommt! — Nun! — in einer halben Stunde war alles vorüber. Der Mond trat hinter den Wolken hervor. Der Nachtwind ſäuſelte tröſtend durch den erſchrockenen Wald, und trocknete die Thränen weg von den dunklen Büſchen. Dazwiſchen ertönte noch dann und wann die Wetterharfe, wie dumpfes, fernes Glockengeläute. — Mir war wunderbarlich zu Muthe. Du, mein Johannes, erfüllteſt mein Inneres ſo ganz und gar, daß ich glaubte, du würdeſt gleich vor mir aufſteigen aus dem Grabhügel verlorner Hoffnungen, unerfüllter Träume, und an meine Bruſt ſinken. Nun in der Stille der Nacht kam der Gedanke, was für ein Spiel ich unternommen, wie ich gewaltſam den Knoten, den das dunkle Verhängniß geſchlungen, zerreiſſen wollen, aus meinem Innern herausgetreten, fremdartig, in anderer Geſtaltung, auf mich los, und indem mich kalte Schauer durchbebten, war ich es ſelbſt, vor dem ich mich entſetzen mußte. — Eine Menge Irrlichter tanzten und hüpften im ganzen Park umher, aber es waren die Bedienten mit Laternen, welche die auf der ſchnellen Flucht verlornen Hüte, Perücken, Haarbeutel, Degen, Schuhe, Shawls, zuſammenſuchten. Ich machte mich davon. Mitten auf der großen Brücke vor unſerer Stadt blieb ich ſtehen, und ſchaute noch einmal zurück nach dem Park, der vom magiſchem Schimmer des Mondes umfloſſen da ſtand, wie ein Zaubergarten, in dem das luſtige Spiel flinker Elfen begonnen. Da fiel mir ein feines Piepen in die Ohren, ein Quäcken, das beinahe dem eines neugebohrnen Kindes glich. Ich vermuthete eine Unthat, bückte mich tief über das Geländer, und entdeckte im hellen Mondſchein ein Kätzchen, das ſich mühſam an den Pfoſten angeklammert, um dem Tod zu entgehen. Warſcheinlich hatte man eine Katzenbrut erſäufen wollen, und das Thierchen war wieder hinaufgekrochen. Nun, dacht ich, iſt's auch kein Kind, ſo iſt es doch ein armes Thier, das dich um Rettung anquäckt und daß du retten mußt.

O du empfindſamer Juſt, rief Kreisler lachend, ſage, wo iſt dein Tellheim?

Erlaube, fuhr Meiſter Abraham fort, erlaube mein Johannes, mit dem Juſt magſt du mich kaum vergleichen. Ich habe den Juſt überjuſict. Er rettete einen Pudel, ein Thier das jeder gern um ſich duldet, von dem ſogar angenehme Dienſtleiſtungen zu erwarten, mittelſt Apportiren, Handſchuhe, Tabaksbeutel und Pfeife nachtragen u. ſ. w. aber ich rettete einen Kater, ein Thier vor dem ſich viele entſetzen, das allgemein als perfid, keiner ſanften, wohlwollenden Geſinnung, keiner offenherzigen Freundſchaft fähig, ausgeſchrieen wird, das niemals ganz und gar die feindliche Stellung gegen den Menſchen aufgiebt, ja, einen Kater rettete ich aus purer uneigennütziger Menſchenliebe. — Ich kletterte über das Geländer griff, nicht ohne Gefahr, herab, faßte das wimmernde Kätzchen, zog es hinauf und ſteckte es in die Taſche. Nach Hauſe gekommen, zog ich mich ſchnell aus, und warf mich ermüdet und erſchöpft wie ich war, aufs Bett. Kaum war ich aber eingeſchlafen, als mich ein klägliches Piepen und Winſeln weckte, das aus meinem Kleiderſchrank herzukommen ſchien. — Ich hatte das Kätzchen vergeſſen und es in der Rocktaſche gelaſſen. Ich befreite das Thier aus dem Gefängniß, wofür es mich dermaßen kratzte, daß mir alle fünf Finger bluteten.

teten. Schon war ich im Begriff den Kater durchs Fenſter zu werfen, ich beſann mich aber und ſchämte mich meiner kleinlichen Thorheit, meiner Rachſucht, die nicht einmal bei Menſchen angebracht iſt, vielweniger bei der unvernünftigen Kreatur. — Genug, ich zog mit aller Mühe und Sorgfalt den Kater groß. Es iſt das geſcheuteſte, artigſte, ja witzigſte Thier der Art, das man ſehen kann, dem es nur noch an der höhern Bildung fehlt, die du, mein lieber Johannes, ihm mit leichter Mühe beibringen wirſt, weshalb ich denn geſonnen, dir den Kater Murr, ſo habe ich ihn benamſet, für die Zeit meiner Abweſenheit zu überlaſſen. Da übrigens Murr zur Zeit, wie die Juriſten ſich ausdrücken, noch kein homo ſui juris iſt, ſo habe ich ihn doch um ſeine Einwilligung gefragt, ob er in deine Dienſte treten wolle. Er iſt durchaus damit zufrieden.

Du faſelſt, ſprach Kreisler, du faſelſt, Meiſter Abraham! du weißt, daß ich Katzen nicht ſonderlich leiden mag, daß ich dem Geſchlecht der Hunde bei weitem den Vorzug gebe. —

Ich bitte, erwiederte Meiſter Abraham, ich bitte dich lieber Johannes, recht von Herzen, nimm meinen hoffnungsvollen Kater Murr wenigſtens ſo lange zu dir, bis ich heimkehre von meiner Reiſe. Ich habe ihn ſchon deßhalb mitgebracht, er iſt drauſſen und wartet auf gütigen Beſcheid. Sieh ihn wenigſtens an.

Damit öffnete Meiſter Abraham die Thüre und auf der Strohmatte zuſammengekrümmt, ſchlafend, lag ein Kater, der wirklich in ſeiner Art ein Wunder von Schönheit zu nennen. Die grauen und ſchwarzen Streifen des Rückens lieſen zuſammen auf dem Scheitel zwiſchen den Ohren und bildeten auf der Stirne die zierlichſte Hieroglyphenſchrift. Eben ſo geſtreift und von ganz ungewöhnlicher Länge und Stärke war der ſtattliche Schweif. Dabei glänzte des Katers buntes Kleid und ſchimmerte von der Sonne beleuchtet, ſo daß man zwiſchen dem Schwarz und Grau noch ſchmale goldgelbe Streifen wahrnahm. Murr! Murr! rief Meiſter Abraham, Krrr — krrr, erwiederte der Kater ſehr vernehmlich, dehnte — erhob ſich, machte den auſſerordentlichſten Katzenpuckel und öffnete ein paar grasgrüne Augen aus denen Geiſt und Verſtand in funkelndem Feuer hervorblitzten. Das behauptete wenigſtens Meiſter Abraham, und auch Kreisler mußte ſo viel einräumen, daß der Kater etwas beſonderes, ungewöhnliches im Antlitz trage, daß ſein Kopf hinlänglich dick um die Wiſſenſchaften zu faſſen ſein Bart aber ſchon jetzt in der Jugend weiß und lang genug ſey, um dem Kater gelegentlich die Autorität eines griechiſchen Weltweiſen zu verſchaffen.

Wie kann man aber auch überall gleich ſchlafen, ſprach Meiſter Abraham zum Kater, du verlierſt alle Heiterkeit darüber, und wirſt vor der Zeit ein grämliches Thier. Putz dich fein Murr!

Sogleich ſetzte ſich der Kater auf die Hinterfüße, fuhr mit den Sammtpfötchen ſich zierlich über Stirn und Wangen, und ſtieß dann ein klares freudiges Miau aus.

Dies iſt, fuhr Meiſter Abraham fort, dieß iſt der Herr Kapellmeiſter Johannes Kreisler, bey dem du in Dienſte treten wirſt. Der Kater glozte den Kapellmeiſter mit ſeinen großen funkelnden Augen an, begann zu knurren, ſprang auf den Tiſch, der neben Kreislern ſtand und, von da ohne weiteres auf ſeine Schulter, als wolle er ihm etwas ins Ohr ſagen. Dann ſetzte er wieder herab zur Erde und umkreiſte ſchwänzelnd, und knurrend den neuen Herrn, als wolle er recht Bekanntſchaft mit ihm machen.

Gott verzeih mir, rief Kreisler, ich glaube gar, der kleine graue Kerl hat Verſtand und ſtammt aus der illuſtren Familie des geſtiefelten Katers her!

So viel iſt gewiß, erwiederte Meiſter Abraham, daß der Kater Murr das poßierlichſte Thier von der Welt iſt, ein wahrer Pulcinell und dabei artig und ſittſam, nicht zudringlich, und unbeſcheiden, wie zuweilen Hunde die uns mit ungeſchickten Liebkoſungen beſchwerlich fallen. —

Indem ich, ſprach Kreisler, dieſen klugen Kater betrachte, fällt es mir wieder ſchwer aufs Herz, in welchen engen Kreis unſere Erkenntniß gebannt iſt. — Wer kann es ſagen, wer nur ahnen, wie weit das Geiſtesvermögen der Thiere geht! — Wenn uns etwas, oder vielmehr alles, in der Natur unerforſchlich bleibt, ſo ſind wir gleich mit Namen bei der Hand, und brüſten uns mit unſerer albernen Schulweisheit, die eben nicht viel weiter reicht als unſere Naſe. So haben wir denn auch das ganze geiſtige Vermögen der Thiere, das ſich oft auf die wunderbarſte Art äußert, mit der Bezeichnung Inſtinkt abgefertigt. Ich möchte aber nur die einzige Frage beantwortet haben, ob mit der Idee des Inſtinkts, des blinden willkührloſen Triebes, die Fähigkeit zu träumen vereinbar ſey. Daß aber z. B. Hunde mit der größten Lebhaftigkeit träumen, weiß jeder, der einen ſchlafenden Jagdhund beobachtet hat, dem im Traum die ganze Jagd aufgegangen. Er ſucht, er ſchnuppert, er bewegt die Füße, als ſey er im vollem Rennen, er keucht, er ſchwitzt. — Von träumenden Katern weiß ich zur Zeit nichts. —

Der Kater Murr, unterbrach Meiſter Abraham den Freund, träumt nicht allein ſehr lebendig, ſondern er geräth auch, wie deutlich zu bemerken, häufig in jene ſanfte Reverien, in das träumeriſche Hinbrüten, in das ſomnambule Deliriren, kurz in jenen ſeltſamen Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen, der poetiſchen Gemüthern für die Zeit des eigentlichen Empfanges genialer Gedanken gilt. In dieſem Zuſtande ſtöhnt und ächzt er ſeit kurzer Zeit ganz ungemein, ſo, daß ich glauben muß, daß er entweder in Liebe iſt, oder an einer Tragödie arbeitet.

Kreisler lachte hell auf, indem er rief: Nun ſo komm denn du kluger, artiger, witziger, poetiſcher Kater Murr, laß uns. —

(M. f. f.) erſten Erziehung, meiner Jugendmonate überhaupt noch vieles anführen.

Es iſt nehmlich wohl höchſt merkwürdig und lehrreich, wenn ein großer Geiſt in einer Autobiographie über alles, was ſich mit ihm in ſeiner Jugend begab, ſollte es auch noch ſo unbedeutend ſcheinen, recht umſtändlich ausläßt. Kann aber auch wohl einem hohen Genius jemals unbedeutendes begegnen? Alles, was er in ſeiner Knabenzeit unternahm oder nicht unternahm, iſt von der höchſten Wichtigkeit, und verbreitet helles Licht über den tiefern Sinn, über die eigentliche Tendenz ſeiner unſterblichen Werke. Herrlicher Muth geht auf in der Bruſt des ſtrebenden Jünglings, den bange Zweifel quälen, ob die innere Kraft auch wohl genüge, wenn er lieſet, daß der große Mann als Knabe auch Soldat ſpielte, ſich in Naſchwerk übernahm und zuweilen was weniges Schläge erhielt, weil er faul war ungezogen und tölpiſch. „Gerade wie ich, gerade „wie ich“, ruft der Jüngling begeiſtert aus und zweifelt nicht länger, daß auch er ein hoher Genius iſt trotz ſeinem angebeteten Idol.

Mancher las den Plutarch oder auch wohl nur den Cornelius Nepos und wurde ein großer Held, mancher die Tragödien-Dichter der Alten in der Ueberſetzung, und nebenher den Calderon und Shakſpeare, den Göthe und Schiller und wurde, wo nicht ein großer Dichter, doch ein kleiner allerliebſter Versmacher, wie ihn die Leute eben ſo gern haben. So werden meine Werke auch gewiß in der Bruſt manches jungen geiſt- und gemüthreichen Katers das höhere Leben der Poeſie entzünden, und nimmt denn der edle Katerjüngling meine biographiſchen Beluſtigungen auf dem Dache vor, geht er ganz ein in die hohen Ideen des Buchs das ich ſo eben unter den Klauen habe, dann wird er im Entzücken der Begeiſterung ausrufen: Murr, göttlicher Murr, größter deines Geſchlechts, dir, dir allein verdanke ich alles, nur dein Beiſpiel macht mich groß. —

Es iſt zu rühmen, daß Meiſter Abraham bei meiner Erziehung ſich weder an den vergeſſenen Baſedow hielt, noch die Peſtalozziſche Methode befolgte, ſondern mir unbeſchränkte Freiheit ließ, mich ſelbſt zu erziehen, in ſofern ich mich nur in gewiſſe Normalprinzipien fügte, die Meiſter Abraham ſich als unbedingt nothwendig für die Geſellſchaft, die die herrſchende Macht auf dieſer Erde verſammelt, dachte, da ſonſt alles blind und toll durcheinander rennen und es überall vertrakte Rippenſtöße und garſtige Beulen ſetzen, eine Geſellſchaft überhaupt nicht denkbar ſeyn würde. Den Inbegriff dieſer Prinzipien nannte der Meiſter die natürliche Artigkeit im Gegenſatz der konventionellen, der gemäß man ſprechen muß: ich bitte ganz gehorſamſt um gütige Verzeihung, wenn man von einem Lümmel angerannt, oder auf den Fuß getreten worden. Mag es ſeyn, daß jene Artigkeit den Menſchen nöthig iſt, ſo kann ich doch nicht begreifen, wie ſich nur auch mein freigebohrnes Geſchlecht fügen ſoll, und war nun das Hauptregens, mittelſt deſſen der Meiſter mir jene Normalprinzipien beibrachte, ein gewiſſes ſehr fatales Birkenreis, ſo kann ich mich wohl mit Recht über Härte meines Erziehers beklagen. Davon gelaufen wäre ich, hätte mich nicht der mir angebohrne Hang zur höhern Cultur an den Meiſter feſtgebunden. — Je mehr Cultur, deſto weniger Freiheit, das iſt ein wahres Wort. Mit der Cultur ſteigen die Bedürfniße, mit den Bedürfnißen — Nun; eben die augenblickliche Befriedigung mancher natürlichen Bedürfniße ohne Rückſicht auf Ort und Zeit, das war das erſte, was mir der Meiſter mittelſt des verhängnißvollen Birkenreiſes total abgewöhnte. Dann kam es an die Gelüſte, die, wie ich mich ſpäter überzeugt habe, lediglich aus einer gewiſſen abnormen Stimmung des Gemüths entſtehen. Eben dieſe ſeltſame Stimmung, die vielleicht von meinem pſychiſchen Organismus ſelbſt erzeugt wurde, trieb mich an, die Milch, ja ſelbſt den Braten, den der Meiſter für mich hingeſtellt, ſtehen zu laſſen, auf den Tiſch zu ſpringen, und das weg zu naſchen, was er ſelbſt genießen wollte. Ich empfand die Kraft des Birkenreiſes, und ließ es bleiben. — Ich ſehe es ein, daß der Meiſter Recht hatte, meinen Sinn von dergleichen abzulenken, da ich weiß, daß mehrere meiner guten Mitbrüder, weniger kultivirt, weniger gut erzogen als ich, dadurch in die abſcheulichſten Verdrießlichkeiten, ja in die traurigſte Lage, auf ihre Lebenszeit gerathen ſind. Iſt es mir doch bekannt worden, daß ein hoffnungsvoller Katerjüngling den Mangel an innerer geiſtiger Kraft ſeinem Gelüſt zu widerſtehen einen Topf Milch auszunaſchen, mit dem Verluſt ſeines Schweifs büßen, und verhöhnt, verſpottet, ſich in die Einſamkeit zurückziehen mußte. Alſo der Meiſter hatte recht, mir dergleichen abzugewöhnen; daß er aber meinem Drange nach den Wiſſenſchaften und Künſten Widerſtand leiſtete, das kann ich ihm nicht verzeihen. —

Nichts zog mich in des Meiſters Zimmer mehr an, als der mit Büchern, Schriften und allerlei ſeltſamen Inſtrumenten bepackte Schreibtiſch. Ich kann ſagen, daß dieſer Tiſch ein Zauberkreis war, in den ich mich gebannt fühlte, und doch empfand ich eine gewiße heilige Scheu, die mich abhielt, meinem Triebe ganz mich hinzugeben. Endlich eines Tages, als eben der Meiſter abweſend war, überwand ich meine Furcht und ſprang herauf auf den Tiſch. Welche Wolluſt, als ich nun mitten unter den Schriften und Büchern ſaß, und darinn wühlte.

Nicht Muthwille, nein nur Begier, wiſſenſchaftlicher Heißhunger war es, daß ich mit den Pfoten ein Manuſkript erfaßte, und ſo lange hin und her zauste, bis es in kleine Stücke zerriſſen vor mir lag. Der Meiſter trat hinein, ſah was geſchehen, ſtürzte, mit dem kränkenden Ausruf: Beſtie, vermaledeite! auf mich los, und prügelte mich mit dem Birkenreis ſo derb ab, daß ich mich winſelnd vor Schmerz unter den Ofen verkroch, und den ganzen Tag über durch kein freundliches Wort wieder hervorzulocken war. Wen hätte dies Ereigniß nicht abgeſchreckt auf immer, ſelbſt die Bahn zu verfolgen, die ihm die Natur vorgezeichnet! Aber kaum hatte ich mich ganz erholt von meinen Schmerzen, als ich, meinem unwiderſtehlichen Drange folgend, wieder auf den Schreibtiſch ſprang. Freilich war ein einziger Ruf meines Meiſters, ein abgebrochner Satz wie z. B. „Will er!" — hinlänglich, mich wieder herab zu jagen, ſo daß es nicht zum Studiren kam; indeſſen wartete ich ruhig auf einen günſtigen Moment, meine Studien anzufangen, und dieſer trat denn auch bald ein. Der Meiſter rüſtete ſich eines Tages zum Ausgehen, alsbald verſteckte ich mich ſo gut im Zimmer, daß er mich nicht fand, als er, eingedenk des zerriſſenen Manuſkripts, mich herausjagen wollte. Kaum war der Meiſter fort, ſo ſprang ich mit einem Satz auf den Schreibtiſch und legte mich mitten hinein in die Schriften, welches mir ein unbeſchreibliches Wohlgefallen verurſachte. Geſchickt ſchlug ich mit der Pfote ein ziemlich dickes Buch auf, welches vor mir lag, und verſuchte, ob es mir nicht möglich ſeyn würde, die Schriftzeichen darin zu verſtehen. Das gelang mir zwar Anfangs ganz und gar nicht, ich ließ aber gar nicht ab, ſondern ſtarrte hinein in das Buch, erwartend, daß ein ganz beſonderer Geiſt über mich kommen, und mir das Leſen lehren werde. So vertieft überraſchte mich der Meiſter. Mit einem lauten: Seht die verfluchte Beſtie, ſprang er auf mich zu. Es war zu ſpät mich zu retten, ich kniff die Ohren an, ich duckte mich nieder, ſo gut es gehen wollte, ich fühlte ſchon die Ruthe auf meinem Rücken. Aber die Hand ſchon aufgehoben hielt der Meiſter plötzlich inne, ſchlug eine helle Lache auf und rief: Kater — Kater du lieſeſt? ja das kann, das will ich dir nicht verwehren. Nun ſieh —

ſieh! — was für ein Bildungstrieb dir inwohnt. — Er zog mir das Buch unter den Pfoten weg, ſchaute hinein, und lachte noch unmäßiger als vorher. Das muß ich ſagen, ſprach er dann, ich glaube gar, du haſt dir eine kleine Handbibliothek angeſchafft, denn ich wußte ſonſt gar nicht, wie das Buch auf meinen Schreibtiſch kommen ſollte? — Nun ſo [illegible] ſtudire fleißig mein Kater, allenfalls kannſt du auch die wichtigen Stellen im Buche durch ſanfte Einriße bezeichnen, ich ſtelle dir das frei! — Damit ſchob er mir das Buch aufgeſchlagen wieder hin. Es war, wie ich ſpäter erfuhr, Knigge über den Umgang mit Menſchen, und ich habe aus dieſem herrlichen Buch viel Lebensweisheit geſchöpft. Es iſt ſo recht aus meiner Seele geſchrieben, und paßt überhaupt für Kater, die in der menſchlichen Geſellſchaft etwas gelten wollen, ganz ungemein. Dieſe Tendenz des Buchs iſt, ſo viel ich weiß, bisher überſehen, und daher zuweilen das falſche Urtheil gefällt worden, daß der Menſch, der ſich ganz genau an die im Buch aufgeſtellten Regeln halten wolle, nothwendig überall als ein ſteifer herzloſer Pedant auftreten müſſe.

Seit dieſer Zeit litt mich der Meiſter nicht allein auf dem Schreibtiſch, ſondern er ſah es ſogar gern, wenn ich, arbeitete er ſelbſt, heraufſprang, und mich vor ihm unter die Schriften hinlagerte.

Meiſter Abraham hatte die Gewohnheit oftmals viel hintereinander laut zu leſen. Ich unterließ dann nicht, mich ſo zu poſtiren, daß ich ihm ins Buch ſehen konnte, welches bei den ſcharfblickenden Augen, die mir die Natur verliehen, möglich war, ohne ihm beſchwerlich zu fallen. Dadurch, daß ich die Schriftzeichen mit den Worten verglich die er ausſprach, lernte ich in kurzer Zeit leſen, und wem dies etwa unglaublich vorkommen möchte, hat keinen Begriff von dem ganz beſonderem Ingenium womit mich die Natur ausgeſtattet. Genies die mich verſtehen und würdigen, werden keinen Zweifel hegen. Rückſichts einer Art Ausbildung, die vielleicht der ihrigen gleich iſt. Dabei darf ich auch nicht unterlaſſen, die merkwürdige Beobachtung mitzutheilen, die ich Rückſichts des vollkommenen Verſtehens der menſchlichen Sprache gemacht. Ich habe nehmlich mit vollem Bewußtſeyn beobachtet, daß ich gar nicht weiß wie ich zu dieſem Verſtehen gekommen bin. Bei den Menſchen ſoll dies auch der Fall ſeyn, das nimmt mich aber gar nicht Wunder, da dies Geſchlecht in den Jahren der Kindheit beträchtlich dümmer und unbeholfener iſt, als wir. Als ein ganz kleines Käterchen iſt es mir niemals geſchehen, daß ich mir ſelbſt in die Augen gegriffen, ins Feuer oder ins Licht gefaßt, oder Stiefelwichſe ſtatt Kirſchmus gefreſſen, wie das wohl bei kleinen Kindern zu geſchehen pflegt.

Wie ich nun fertig las, und ich mich täglich mehr mit fremden Gedanken vollſtopfte, fühlte ich den unwiderſtehlichſten Drang, auch meine eignen Gedanken, wie ſie der mir inwohnende Genius gebahr, der Vergeſſenheit zu entreißen, und dazu gehörte nun allerdings die freilich ſehr ſchwere Kunſt des Schreibens. So aufmerkſam ich auch meines Meiſters Hand, wenn er ſchrieb, beobachten mochte, durchaus wollte es mir doch nicht gelingen, ihm die eigentliche Mechanik abzulauren. Ich ſtudirte den alten Hilmar Curas, das einzige Schreibevorſchriftsbuch, welches mein Meiſter beſaß, und wäre beinahe auf den Gedanken gerathen, daß die räthſelhafte Schwierigkeit des Schreibens nur durch die große Manſchette gehoben werden könne, welche die darin abgebildete ſchreibende Hand trägt, und daß es nur beſonders erlangte Fertigkeit ſei, wenn mein Meiſter ohne Manſchette ſchriebe, ſo wie der geübte Seiltänzer zuletzt nicht mehr der Balancirſtange bedarf. Ich trachtete begierig nach Manſchetten, und war im Begriff die Dormeuſe der alten Haushälterin für meine rechte Pfote zuzureißen und zu aptiren, als mir plötzlich in einem Moment der Begeiſterung, wie es bei Genies zu geſchehen pflegt, der geniale Gedanke einkam der alles löste. Ich vermuthete nehmlich, daß die Unmöglichkeit die Feder, den Stift, ſo zu halten, wie mein Meiſter, wohl in dem verſchiedenen Bau unſerer Hände liegen könne, und dieſe Vermuthung traf ein. Ich mußte einen andern dem Bau meines rechten Pfötchens angemeſſene Schreibart erfinden, und erfand ſie wirklich, wie man wohl denken mag. — So entſtehen aus der beſonderen Organiſation des Individuums neue Syſteme. —

Eine zweite böſe Schwierigkeit fand ich in dem Eintunken der Feder in das Tintenfaß. Nicht glücken wollt' es mir nehmlich, bei dem Eintunken das Pfötchen zu ſchonen, immer kam es mit hinein in die Tinte, und ſo konnte es nicht fehlen, daß die erſten Schriftzüge mehr mit der Pfote, als mit der Feder gezeichnet, etwas groß und breit geriethen. Unverſtändige mochten daher meine erſten Manuſkripte beinahe nur für mit Tinte beflecktes Papier anſehen. Genies werden den genialen Kater in ſeinen erſten Werken leicht errathen, und über die Tiefe, über die Fülle des Geiſtes, wie er zuerſt aus unverſiegbarer Quelle ausſprudelte, erſtaunen, ja ganz außer ſich gerathen. Damit die Welt ſich dereinſt nicht zanke über die Zeitfolge meiner unſterblichen Werke, will ich hier ſagen, daß ich zuerſt den philoſophiſch ſentimental didaktiſchen Roman ſchrieb: „Gedanke und Ahnung oder Kater und Hund." Schon dieſes Werk hätte ungeheures Aufſehen machen können. Dann, in allen Sätteln gerecht, ſchrieb ich ein politiſches Werk unter dem Titel: „Ueber Mauſefallen und deren Einfluß auf Geſinnung und Thatkraft der Katzheit," hierauf fühlt' ich mich begeiſtert zu der Tragödie: „Rattenkönig Kawdallor.“ Auch dieſe Tragödie hätte auf allen nur erdenklichen Theatern unzähliche mal mit dem lärmendſten Beifall gegeben werden können. Den Reihen meiner ſämmtlichen Werke ſollen dieſe Erzeugniße meines hoch emporſtrebenden Geiſtes eröffnen, über den Anlaß ſie zu ſchreiben werde ich mich gehörigen Orts auslaſſen können.

Als ich die Feder beſſer zu halten gelernt, als das Pfötchen rein blieb von Tinte, wurde auch freilich mein Styl anmuthiger, lieblicher, heller, ich legte mich ganz vorzüglich auf Muſenalmanache, ſchrieb verſchiedene freundliche Schriften, und wurde übrigens ſehr bald der liebenswürdige gemüthliche Mann, der ich noch heute bin. Beinahe hätte ich ſchon damals ein Heldengedicht gemacht, in vier und zwanzig Geſängen, doch als ich fertig, war es etwas anderes worden, wofür Taßo und Arioſt noch im Grabe dem Himmel danken können. Sprang wirklich ein Heldengedicht unter meinen Klauen hervor, beide hätte kein Menſch mehr geleſen.

Ich komme jezt auf die —

(Mak. Bl.) — zum beßern Verſtändniß doch nöthig ſeyn, dir, geneigter Leſer das ganze Verhältniß der Dinge klar und deutlich aus einander zu ſetzen.

Jeder der nur ein einzigesmal im Gaſthofe des anmuthigen Landſtädtchens Sieghartsweiler abgeſtiegen iſt, hat ſogleich von dem Fürſten Irenäus reden gehört. Beſtellte er nehmlich bei dem Wirth nur ein Gericht Forellen, die in der Gegend vorzüglich, ſo erwiederte derſelbe gewiß: Sie haben recht mein Herr! unſer gnädigſter Fürſt eſſen auch dergleichen ungemein gern, und ich vermag die angenehmen Fiſche gerade ſo zu bereiten, wie es bei Hofe üblich. Aus den neueſten Geographieen, Landcharten, ſtatiſtiſchen Nachrichten, wußte der unterrichtete Reiſende aber nichts anders, als daß das Städtchen Sieghartsweiler ſamt dem Geierſtein und der ganzen Umgebung längſt dem Großherzogthum, das er ſo eben durchreiſet, einverleibet worden; nicht wenig mußte es ihm daher verwundern, hier einen gnädigſten Herrn Fürſten, und einen Hof zu finden. Die Sache hatte aber folgenden Zuſammenhang. Fürſt Irenäus regierte ſonſt wirklich ein artiges

Ländchen nicht fern von Sieghartsweiler, und da er mittelſt eines guten Dollonds von dem Belvedere ſeines Schloſſes im Reſidenzmarktflecken ſeine ſämmtlichen Staaten zu überſehen vermochte, ſo konnt' es nicht fehlen daß er das Wohl und Weh ſeines Landes, das Glück der geliebten Unterthanen, ſtets im Auge behielt. Er konnte in jeder Minute wiſſen, wie Peters Waizen in dem entfernteſten Bereich des Landes ſtand, und eben ſo gut beobachten, ob Hans und Kunz ihre Weinberge gut und fleißig beſorgten. Man ſagt, Fürſt Irenäus habe ſein Ländchen, auf einem Spaziergange über die Gränze, aus der Taſche verloren, ſo viel iſt aber gewiß, daß in einer neuen mit mehrern Zuſätzen verſehenen Ausgabe jenes Großherzogthums, das Ländchen des Fürſten Irenäus einfolirt und einregiſtrirt war. Man überhob ihn der Mühe des Regierens, indem man ihm aus den Revenüen des Landes, das er beſeſſen, eine ziemlich reichliche Apanage ausſetzte, die er eben in dem anmuthigen Sieghartsweiler verzehren ſollte.

Außer jenem Ländchen beſaß Fürſt Irenäus noch ein anſehnliches baares Vermögen, das ihm unverkürzt blieb, und ſo ſah er ſich aus dem Stande eines kleinen Regenten plötzlich verſetzt in den Stand eines anſehnlichen Privatmannes, der zwanglos nach freier Willkühr ſich das Leben geſtalten konnte wie er wollte.

Fürſt Irenäus hatte den Ruf eines fein gebildeten Herrn, der empfänglich für Wiſſenſchaft und Kunſt. Kam nun noch hinzu, daß er oft die läſtige Bürde der Regentſchaft ſchmerzlich gefühlt, ja ging auch ſchon einmal von ihm die Rede, daß er den romanhaften Wunſch, in einem kleinen Hauſe, an einem murmelnden Bach, mit einigem Hausvieh ein einſames idylliſches Leben procul negotiis zu führen, in anmuthige Verſe gebracht, ſo hätte man denken ſollen, daß er nun, den regierenden Herrn vergeſſend, ſich einrichten werde mit dem gemüthlichen Hausbedarf, wie es in der Macht ſteht des reichen unabhängigen Privatmannes. Dem war aber ganz und gar nicht ſo!

Es mag wohl ſeyn, daß die Liebe der großen Herrn zur Kunſt und Wiſſenſchaft nur als ein integrirender Theil des eigentlichen Hoflebens anzuſehen iſt. Der Anſtand erfordert es, Gemählde zu beſitzen und Muſik zu hören, und übel würde es ſeyn, wenn der Hofbuchbinder feiern und nicht die neueſte Litteratur fortwährend in Gold und Leder kleiden ſollte. Iſt aber jene Liebe ein integrirender Theil des Hoflebens ſelbſt, ſo muß ſie mit dieſem zugleich untergehen, und kann nicht als etwas für ſich fort beſtehendes Troſt gewähren, für den verlohrnen Thron oder das kleine Regentenſtühlchen, auf dem man zu ſitzen gewohnt.

Fürſt Irenäus erhielt ſich beides, das Hofleben, und die Liebe für die Künſte und Wiſſenſchaften, indem er einen ſüſſen Traum ins Leben treten ließ, in dem er ſelbſt mit ſeiner Umgebung, ſo wie ganz Sieghartsweiler figurirte.

Er that nehmlich ſo, als ſey er regierender Herr, behielt die ganze Hofhaltung, ſeinen Kanzler des Reichs, ſein Finanzcollegium ꝛc. ꝛc. bei, ertheilte ſeinen Hauſorden, gab Cour, Hofbälle, die meiſtentheils aus zwölf bis funfzehn Perſonen beſtanden, da auf die eigentliche Courfähigkeit ſtrenger geachtet wurde, als an den größten Höfen, und die Stadt war gutmüthig genug, dem falſchen Glanz dieſes träumeriſchen Hofes für etwas zu halten, das ihr Ehre und Anſehen bringe.

So nannten die guten Sieghartsweiler den Fürſten Irenäus ihren gnädigſten Herrn, illuminirten die Stadt an ſeinem Namensfeſte, und an den Namenstagen ſeines Hauſes, und opferten ſich überhaupt gern auf für das Vergnügen des Hofes, wie die athenienſiſchen Bürgersleute im Shakſpears Sommernachtstraum.

Es war nicht zu läugnen, daß der Fürſt ſeine Rolle mit dem wirkungsvollſten Pathos durchführte, und dieſen Pathos ſeiner ganzen Umgebung mitzutheilen wußte. — So erſcheint ein fürſtlicher Finanzrath in dem Clubb zu Sieghardsweiler finſter, in ſich gekehrt, wortkarg! — Wolken ruhen auf ſeiner Stirne, er verſinkt oft in ein tiefes Nachdenken, fährt dann auf, wie plötzlich erwachend! — Kaum wagt man es laut zu ſprechen, hart aufzutreten in ſeiner Nähe. Es ſchlägt neun Uhr, da ſpringt er auf, nimmt ſeinen Hut, vergebens ſind alle Bemühungen, ihn feſtzuhalten, er verſichert mit ſtolzem tiefbedeutendem Lächeln, daß ihn Aktenſtöße erwarteten, daß er die Nacht würde opfern müſſen, um ſich zu der morgenden, höchſt wichtigen, letzten Quartalſitzung des Collegiums vorzubereiten; eilt hinweg, und hinterläßt die Geſellſchaft in ehrfurchtsvoller Erſtarrung über die enorme Wichtigkeit und Schwierigkeit ſeines Amts. — Und der wichtige Vortrag, auf den ſich der geplagte Mann die Nacht über vorbereiten muß? — Je nun, die Waſchzettel aus ſämmtlichen Departements, der Küche, der Tafel, der Garderobe ꝛc. fürs verfloſſene Vierteljahr ſind eingegangen, und er iſt es, der in allen Waſchangelegenheiten den Vortrag hat. — So bemitleidet die Stadt den armen fürſtlichen Wagenmeiſter, ſpricht jedoch von dem ſublimen Pathos des fürſtlichen Collegiums ergriffen: ſtrenge aber gerecht! Der Mann hat nehmlich erhaltener Inſtruktion gemäß einen Halbwagen, der unbrauchbar geworden, verkauft, das Finanz-Collegium ihm aber bei Strafe augenblicklicher Caſſation aufgegeben, binnen drei Tagen nachzuweiſen, wo er die andere Hälfte gelaſſen; die vielleicht noch brauchbar geweſen. —

Ein beſonderer Stern, der am Hofe des Fürſten Irenäus leuchtete, war die Räthin Benzon, Wittwe in der Mitte der Dreißiger Jahre, ſonſt eine gebietende Schönheit, auch jetzt nicht ohne Liebreiz, die einzige, deren Adel zweifelhaft und die der Fürſt dennoch ein für allemal als Courſähig angenommen. Der Räthin heller durchdringender Verſtand, ihr lebhafter Geiſt, ihre Weltklugheit, vorzüglich aber eine gewiße Kälte des Charakters, die dem Talent zu herrſchen unerläßlich, übten ihre Macht in voller Stärke, ſo daß ſie es eigentlich war, die die Faden des Puppenſpiels an dieſem Miniaturhofe zog. Ihre Tochter, Julia geheißen, war mit der Prinzeſſin Hedwiga aufgewachſen, und auch auf die Geiſtesbildung dieſer hatte die Räthin ſo gewirkt, daß ſie in dem Kreiſe der fürſtlichen Familie wie eine Fremde erſchien und ſonderbar abſtach gegen den Bruder. Prinz Ignaz war nehmlich zu ewiger Kindheit verdammt, beinahe blödſinnig zu nennen.

Der Benzon gegenüber, eben ſo Einflußreich, eben ſo eingreifend in die engſten Verhältniße des fürſtlichen Hauſes, wiewohl auf ganz andere Weiſe als ſie, ſtand der ſeltſame Mann, den du, geneigter Leſer, bereits kennſt als Maitre de Plaiſir des Irenäusſchen Hofes und ironiſchen Schwarzkünſtler.

Merkwürdig genug iſt es, wie Meiſter Abraham in die fürſtliche Familie gerieth.

Des Fürſten Irenäus hochſeeliger Herr Papa war ein Mann von einfachen milden Sitten. Er ſah es ein, daß irgend eine Kraftäußerung das kleine ſchwache Räderwerk der Staatsmaſchine zerbrechen müße, ſtatt ihm einen beſſern Schwung zu geben. Er ließ es daher in ſeinem Ländlein fortgehen, wie es zuvor gegangen, und fehlt' es ihm dabei an Gelegenheit, einen glänzenden Verſtand oder andere beſondere Gaben des Himmels zu zeigen, ſo begnügte er ſich damit, daß in ſeinem Fürſtenthum jedermann ſich wohl befand, und daß, Rückſichts des Auslandes, es ihm ſo ging wie den Weibern, die dann am tadelfreiſten ſind, wenn man gar nicht von ihnen ſpricht. War des Fürſten kleiner Hof ſteif, zeremoniös, altfränkiſch, konnte der Fürſt gar nicht eingehen in manche loyale Ideen wie ſie die neuere Zeit erzeugt, ſo lag das an der Unwandelbarkeit des hölzernen Geſtelles, das Oberhofmeiſter, Hofmarſchälle, Kammerherrn, in ſeinem Innern mühſam zuſammen gerichtet. In dieſem Geſtelle arbeitete aber ein Triebrad, das kein Hofmeiſter, kein Marſchall, jemals hätte zum Stillſtehen bringen können. Dies war nehmlich ein, dem Fürſten angebohrner, Hang zum Abentheuerlichen, Seltſamen, Geheimnißvollen. — Er pflegte zuweilen, nach dem Beiſpiel des würdigen Califen Harun Al Raſchid, verkleidet Stadt und Land zu durchſtreichen, um jenen Hang, der mit ſeiner übrigen Lebenstendenz in dem ſonderbarſten Widerſpiel ſtand, zu befriedigen, oder wenigſtens Nahrung dafür zu ſuchen. Dann ſezte er einen runden Hut auf, und zog einen grauen Oberrock an, ſo daß jedermann auf den erſten Blick wußte, daß der Fürſt nun nicht zu erkennen.

Es begab ſich, daß der Fürſt alſo verkleidet und unerkennbar die Alleen durchſchritt, die von dem Schloß aus nach einer entfernten Gegend führte, in der einzeln ein kleines Häuschen ſtand, von der Wittwe eines fürſtlichen Mundkochs bewohnt. Gerade vor dieſem Häuschen angekommen, gewahrte der Fürſt zwei in Mäntel gehüllte Männer, die zur Hausthüre hinausſchlichen. Er trat zur Seite, und der Hiſtoriograph des Irenäusſchen Hauſes, dem ich dies nachſchreibe, behauptet, der Fürſt ſey ſelbſt dann nicht bemerkt und erkannt worden, wenn er, ſtatt des grauen Oberrocks, das glänzendſte Staatskleid angehabt mit dem funkelnden Ordensſtern darauf, aus dem Grunde, weil es ſtockfinſterer Abend geweſen. Als die beiden verhüllten Männer dicht vor dem Fürſten langſam vorüber gingen, vernahm dieſer ganz deutlich folgendes Geſpräch. Der eine: Bruder Excellenz, ich bitte dich, nimm dich zuſammen, ſey nur dieſesmal kein Eſel! — Der Menſch muß fort, ehe der Fürſt etwas von ihm erfährt, denn ſonſt behalten wir den verfluchten Hexenmeiſter auf dem Halſe, der uns mit ſeinen Satanskünſten alle ins Verderben ſtürzt. Der andere: mon cher Frere, ereifere dich doch nur nicht ſo, du kennſt meine Sagazität, mein savoir faire. Morgen werf' ich dem gefährlichen Menſchen ein paar Carolin an den Hals, und da mag er ſeine Kunſtſtückchen den Leuten vor machen wo er will. Hier darf er nicht bleiben. Der Fürſt iſt überdies ein —

Die Stimmen verhallten, der Fürſt erfuhr daher nicht, wofür ihn ſein Hofmarſchall hielt, denn kein anderer als dieſer, und ſein Bruder der Oberjägermeiſter, waren die Perſonen, welche aus dem Hauſe ſchlichen, und das verfängliche Geſpräch führten. Der Fürſt hatte beide ſehr genau an der Sprache erkannt.

Man kann denken, daß der Fürſt nichts angelegentlicheres zu thun hatte, als jenen Menſchen, jenen gefährlichen Hexenmeiſter aufzuzuſuchen, deſſen Bekanntſchaft ihm entzogen werden ſollte. Er klopfte an das Häuschen, die Wittwe trat mit einen Licht in der Hand heraus, und fragte, da ſie den runden Hut und den grauen Oberrock des Fürſten gewahrte, mit kalter Höflichkeit: Was ſieht zu Ihren Dienſten Monſieur! Monſieur wurde nehmlich der Fürſt angeredet, wenn er verkleidet war und unkenntlich. Der Fürſt erkundigte ſich nach dem Fremden der bei der Wittwe eingekehrt ſein ſollte, und erfuhr, daß der Fremde kein anderer ſey, als ein ſehr geſchickter, berühmter, mit vielen Atteſtaten, Conceſſionen und Privilegien verſehener, Taſchenſpieler, der hier ſeine Künſte zu produziren gedenke. So eben erzählte die Wittwe, wären zwei Herrn vom Hofe bei ihm geweſen, die er, vermöge der ganz unerklärlichen Sachen, welche er ihnen vorgemacht, dermaßen in Erſtaunen geſetzt, daß ſie ganz blaß, verſtört, ja ganz außer ſich, das Haus verlaſſen hätten.

Ohne weiteres ließ ſich der Fürſt hinauf führen. Meiſter Abraham (niemand anders war der berühmte Taſchenſpieler) empfing ihn wie einen den er längſt erwartet, und verſchloß die Thüre.

Niemand weiß, was nun Meiſter Abraham begonnen, gewiß iſt es aber, daß der Fürſt die ganze Nacht über bei ihm blieb, und daß am andern Morgen Zimmer eingerichtet wurden auf dem Schloſſe, die Meiſter Abraham bezog, und zu denen der Fürſt aus ſeinem Studierzimmer mittelſt eines geheimen Ganges unbemerkt gelangen konnte. Gewiß iſt es ferner, daß der Fürſt den Hofmarſchall nicht mehr: *mon cher ami* nannte, und ſich von dem Oberjägermeiſter niemals mehr die wunderbare Jagdgeſchichte von dem weißen gehörnten Haſen, den er (der Oberjägermeiſter), bei ſeinem erſten jägeriſchen Ausflug in den Wald, nicht ſchießen können, erzählen ließ, welches die Gebrüder in Gram und Verzweiflung ſtürzte, ſo, daß beide ſehr bald den Hof verließen. Gewiß endlich, daß Meiſter Abraham nicht allein durch ſeine Fantasmagorieen, ſondern auch durch das Anſehen, das er ſich immer mehr und mehr bei dem Fürſten zu erwerben wußte, Hof, Stadt und Land in Erſtaunen ſetzte.

Von den Kunſtſtücken, die Meiſter Abraham vollführte, erzählt oben bemeldeter Hiſtoriograph des Irenäusſchen Hauſes ſo viel ganz unglaubliches, daß man es nicht nachſchreiben kann, ohne alles Zutrauen des geneigten Leſers aufs Spiel zu ſetzen. Dasjenige Kunſtſtück, welches aber der Hiſtoriograph für das wunderbarſte von allen hält, ja von dem er behauptet, daß es hinlänglich beweiſe, wie Meiſter Abraham offenbar mit fremden unheimlichen Mächten in bedrohlichen Bunde ſtehe, iſt indeß nichts anders, als jenes akuſtiſche Zauberſpiel, das ſpäter unter der Benennung des unſichtbaren Mädchens ſo viel Aufſehen gemacht, und das Meiſter Abraham ſchon damals ſinnreicher, fantaſtiſcher, das Gemüth ergreifender, aufzuſtellen wußte, als es nachher jemals geſchehen.

Nebenher wollte man auch wiſſen, daß der Fürſt ſelbſt mit dem Meiſter Araham gewiſſe magiſche Operationen unternehme, über deren Zweck unter den Hofdamen, Kammerherrn, und andern Leuten vom Hofe, ein angenehmer Wettſtreit alberner, ſinnloſer Vermuthungen entſtand. Darin waren alle einig, daß Meiſter Abraham dem Fürſten das Goldmachen beibringe, wie aus dem Rauch, der aus dem Laboratorio bisweilen dringe, zu ſchließen, und daß er ihn eingeführt in allerlei nützliche Geiſter-Conferenzen. Alle waren ferner davon überzeugt, daß der Fürſt das Patent für den neuen Bürgermeiſter im Marktflecken nicht vollziehe, ja dem fürſtlichen Ofenheizer keine Zulage bewillige, ohne den Agathodämon, den Spiritum familiarem, oder die Geſtirne zu befragen.

Als der alte Fürſt ſtarb, und Irenäus ihm in der Regierung folgte, verließ Meiſter Abraham das Land. Der junge Fürſt, der von des Vaters Neigung zum Abentheuerlichen, Wunderbaren durchaus nichts vererbt, ließ ihn zwar ziehen, fand aber bald, daß Meiſter Abrahams magiſche Kraft vorzüglich ſich darin bewähre, einen gewiſſen böſen Geiſt zu beſchwören, der ſich an kleinen Höfen nur gar zu gern einniſtet, nehmlich den Höllengeiſt der Langeweile. Dann hatte auch das Anſehen in dem Meiſter Abraham bei dem Vater ſtand, tiefe Wurzel gefaßt in dem Gemüth des jungen Fürſten. Es gab Augenblicke in denen dem Fürſten Irenäus zu Muthe wurde, als ſei Meiſter Abraham ein überirrdiſches Weſen, über alles was menſchlich erhaben, ſtehe es auch noch ſo hoch. Man ſagt, daß dieſe ganz beſondere Empfindung von einem kritiſchen unvergeßlichen Moment in der Jugendgeſchichte des Fürſten herrühre. Als Knabe war er einſt mit kindiſcher überläſtiger Neugier in Meiſter Abrahams Zimmer eingedrungen, und hatte läppiſch eine kleine Maſchine, die der Meiſter eben mit vieler Mühe und Kunſt vollendet, zerbrochen, der Meiſter aber in vollem Zorn über den verderblichen Ungeſchick dem kleinen fürſtlichen Bengel eine fühlbare Ohrfeige zugetheilt, und ihn dann mit einiger nicht ganz ſanfter Schnelligkeit hinausgeführt aus der Stube auf den Corridor. Unter hervorquellenden Thränen konnte der junge Herr nur mit Mühe die Worte hervorſtammeln: Abraham — soufflet — ſo daß der beſtürzte Oberhofmeiſter es für eine gefahrvolle Wagniß hielt, tiefer einzudringen in das fürchterliche

Geheimniß, das zu ahnen er ſich unterſtehen mußte.

Der Fürſt fühlte lebhaft das Bedürfniß, den Meiſter Abraham als das belebende Prinzip der Hofmaſchine bei ſich zu behalten; vergebens waren aber alle ſeine Bemühungen ihn zurükzubringen. Erſt nach jenem verhängnißvollen Spaziergange, als Fürſt Irenäus ſein Ländchen verloren, als er die chimäriſche Hofhaltung zu Sieghartsweiler eingerichtet, fand ſich auch Meiſter Abraham wieder ein, und in der That, zu gelegener Zeit hätte er gar nicht kommen können. Denn außerdem daß —

(M. f. f.) — merkwürdige Begebenheit die, um mich des gewöhnlichen Ausdrucks geiſtreicher Biographen zu bedienen, einen Abſchnitt in meinem Leben machte.

— Leſer! — Jünglinge, Männer, Frauen unter deren Pelz ein fühlend Herz ſchlägt, die ihr Sinn habt für Tugend — die ihr die ſüſſen Bande erkennet, womit uns die Natur umſchlingt, ihr werdet mich verſtehen und — mich lieben!

Der Tag war heiß geweſen, ich hatte ihn unter dem Ofen verſchlafen. Nun brach die

Abenddämmerung ein, und kühle Winde ſauſten durch meines Meiſters geöffnetes Fenſter. Ich erwachte aus dem Schlaf, meine Bruſt erweiterte ſich, durchſtrömt von dem unnennbaren Gefühl, das, Schmerz und Luſt zugleich, die ſüſſeſten Ahnungen entzündet. Von dieſen Ahnungen überwältigt, erhob ich mich hoch in jener ausdruksvollen Bewegung, die der kalte Menſch Katzenpuckel benennet! — Hinaus — hinaus trieb es mich in die freie Natur, ich begab mich daher aufs Dach, und luſtwandelte in den Strahlen der ſinkenden Sonne. Da vernahm ich Töne von dem Boden aufſteigen, ſo ſanft, ſo heimlich, ſo bekannt, ſo anlockend, ein unbekanntes Etwas zog mich hinab mit unwiderſtehlicher Gewalt. Ich verließ die ſchöne Natur, und kroch durch eine kleine Dachlucke hinein in den Hausboden. — Hinabgeſprungen gewahrte ich alsbald eine große, ſchöne, weiß und ſchwarz gefleckte Katze, die, auf den Hinterfüßen ſitzend in bequemer Stellung, eben jene anlockenden Töne von ſich gab, und mich nun mit forſchenden Blicken durchblitzte. Augenblicklich ſetzte ich mich ihr gegen über, und verſuchte, dem innern Trieb nachgebend, in das Lied einzuſtimmen, das die weiß und ſchwarz gefleckte angeſtimmt. Das gelang mir, ich muß es ſelbſt ſagen, über die Maßen wohl, und von dieſem Augenblick an datirt ſich, wie ich für die Pſychologen, die mich und mein Leben ſtudiren, hier bemerke, mein Glaube an mein inneres muſikaliſches Talent, und, wie zu erachten, mit dieſem Glauben, auch das Talent ſelbſt. Die Gefleckte blickte mich an ſchärfer und ämſiger, ſchwieg plötzlich, ſprang mit einem gewaltigen Satz auf mich los! Ich, nichts Gutes erwartend, zeigte meine Krallen, doch in dem Augenblick ſchrie die Gefleckte, indem ihr die hellen Thränen aus den Augen ſtürzten: Sohn — o Sohn! komm! — eile in meine Pfoten! — Und dann, mich umhalſend, mich mit Inbrunſt an die Bruſt drückend: Ja du biſt es, du biſt mein Sohn, mein guter Sohn, den ich ohne ſonderliche Schmerzen geboren! —

Ich fühlte mich tief im Innerſten bewegt, und ſchon dies Gefühl mußte mich überzeugen, daß die Gefleckte wirklich meine Mutter war, dem unerachtet fragte ich doch, ob ſie auch deſſen ganz gewiß ſey.

„Ha, dieſe Aehnlichkeit, ſprach die Gefleckte, dieſe Aehnlichkeit, dieſe Augen, dieſe Geſichtszüge, dieſer Bart, dieſer Pelz, alles erinnert mich nur zu lebhaft an den Treuloſen, Undankbaren, der mich verließ. — Du biſt ganz das getreue Ebenbild deines Vaters, lieber Murr (denn ſo wirſt du ja geheißen) ich hoffe jedoch, daß du mit der Schönheit des Vaters zugleich die ſanftere Denkungsart, die milden Sitten deiner Mutter Mina erworben haben wirſt. — Dein Vater hatte einen ſehr vornehmen Anſtand, auf ſeiner Stirne lag eine imponirende Würde, voller Verſtand funkelten die grünen Augen, und um Bart und Wangen ſpielte oft ein anmuthiges Lächeln. Dieſe körperlichen Vorzüge, ſo wie ſein aufgeweckter Geiſt, und eine gewiße liebenwürdige Leichtigkeit mit der er Mäuſe fing, ließen ihn mein Herz gewinnen. — Aber bald zeigte ſich ein hartes tyranniſches Gemüth, das er ſo lange geſchickt zu verbergen gewußt. — Mit Entſetzen ſag' ich es! — Kaum warſt du gebohren, als dein Vater den unſeeligen Appetit bekam, dich nebſt deinen Geſchwiſtern zu verſpeiſen.

Beſte Mutter, fiel ich der Gefleckten ins Wort, beſte Mutter, verdammen Sie nicht ganz jene Neigung. Das gebildeſte Volk der Erde legte den ſonderbaren Appetit des Kinderfreſſens dem Geſchlecht der Götter bei, aber gerettet wurde ein Jupiter und ſo auch ich! —

Ich verſtehe dich nicht mein Sohn, erwiederte Mina, aber es kommt mir vor, als ſprächeſt du albernes Zeug, oder als wollteſt du gar deinen Vater vertheidigen. Sey nicht undankbar, du wäreſt ganz gewiß erwürgt und gefreſſen worden von dem blutdürſtigen Tyrannen, hätte ich dich nicht ſo tapfer vertheidigt mit dieſen ſcharfen Krallen, hätte ich nicht bald hier, bald dort hinſchleichend in Keller, Boden, Ställe, dich den Verfolgungen des unnatürlichen Barbaren entzogen. — Er verließ mich endlich! nie habe ich ihn wiedergeſehen! Und doch ſchlägt noch mein Herz für ihn! — Es war ein ſchöner Kater! — Viele hielten ihn ſeines Anſtandes, ſeiner feinen Sitten wegen, für einen reiſenden Grafen. — Ich glaubte nun, im kleinen häuslichen Zirkel meine Mutterpflichten übend, ein ſtilles ruhiges Leben führen zu können, doch der entſetzlichſte Schlag ſollte mich noch treffen. — Als ich von einem kleinen Spaziergange einſt heimkehrte, weg warſt du ſammt deinem Geſchwiſter! — Ein altes Weib hatte mich Tages zuvor in meinem Schlupfwinkel entdeckt, und allerlei verfängliche Worte von ins Waſſer werfen, und dergleichen geſprochen! — Nun! ein Glück, daß du mein Sohn gerettet, komm nochmals an meine Bruſt, Geliebter! —

Die gefleckte Mama liebkoſte mich mit aller Herzlichkeit, und fragte mich dann nach den nähern Umſtänden meines Lebens. Ich erzälte ihr alles, und vergaß nicht meiner hohen Ausbildung zu erwähnen, und wie ich dazu gekommen.

Mina ſchien weniger gerührt von den ſeltenen Vorzügen des Sohnes, als man hätte denken ſollen. Ja! ſie gab mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß ich mit ſamt meinem außerordentlichen Geiſte, mit meiner tiefen Wiſſenſchaft, auf Abwege gerathen, die mir verderblich werden könnten. Vorzüglich warnte ſie mich aber, dem Meiſter Abraham ja nicht meine erworbenen Kenntniſſe zu entdecken, da dieſer ſie nur nützen würde, mich in der drückendſten Knechtſchaft zu erhalten.

„Ich kann mich, ſprach Mina, zwar gar nicht deiner Ausbildung rühmen, indeſſen fehlt es mir doch durchaus nicht an natürlichen Fähigkeiten und angenehmen mir von der Natur eingeimpften Talenten. Darunter rechne ich z. B. die Macht, kniſternde Funken aus meinem Pelz hervorſtrahlen zu laſſen, wenn man mich ſtreichelt. Und was für Unannehmlichkeiten hat mir nicht ſchon dieſes einzige Talent bereitet! Kinder und Erwachſene haben unaufhörlich auf meinen Rükken herumhanthiert, jenes Feuerwerks halber, mir zur Quaal, und wenn ich unmuthig wegſprang oder die Krallen zeigte, mußte ich mich ein ſcheues wildes Thier ſchelten, ja wohl gar prügeln laſſen. — So wie Meiſter Abraham erfährt, daß du ſchreiben kannſt, lieber Murr! macht er dich zu ſeinem Copiſten, und als Schuldigkeit wird von dir gefordert, was du jetzt nur aus eigenem Antriebe zu deiner Luſt thuſt.“ —

Mina ſprach noch mehreres über mein Verhältniß zum Meiſter Abraham, und über meine Bildung. Erſt ſpäter habe ich eingeſehen, daß das, was ich für Abſcheu gegen die Wiſſenſchaftſen hielt, wirkliche Lebensweisheit war, die die Gefleckte in ſich trug.

Ich erfuhr, daß Mina bei der alten Nachbarsfrau in ziemlich dürftigen Umſtänden lebe, und daß es ihr oft ſchwer falle, ihren Hunger zu ſtillen. Dies rührte mich tief, die kindliche Liebe erwachte in voller Stärke in meinen Buſen, ich beſann mich auf den ſchönen Heringskopf, den ich vom geſtrigen Mahle erübrigt, ich beſchloß ihn darzubringen der guten Mutter, die ich ſo unerwartet wiedergefunden.

Wer ermißt die Wandelbarkeit der Herzen derer, die da wandeln unter dem Mondſchein! — Warum verſchloß das Schickſal nicht unſere Bruſt dem wilden Spiel unſeeliger Leidenſchaften! — Warum müſſen wir, ein dünnes ſchwankendes Rohr, uns beugen vor dem Sturm des Lebens? — Feindliches Verhängniß! — O Appetit, dein Name iſt Kater! — Den Heringskopf im Maule kletterte ich, ein pius Aeneas, aufs Dach — ich wollte hinein ins Bodenfenſter! — Da gerieth ich in einen Zuſtand, der auf ſeltſame Weiſe mein Ich meinem Ich entfremdend, doch mein eigentliches Ich ſchien. — Ich glaube mich verſtändlich und ſcharf ausgedrückt zu haben, ſo daß in dieſer Schilderung meines ſeltſamen Zuſtandes jeder den die geiſtige Tiefe durchſchauenden Pſychologen erkennen wird. — Ich fahre fort! —

Das ſonderbare Gefühl, gewebt aus Luſt und Unluſt, betäubte meine Sinne — überwältigte mich — kein Widerſtand möglich, — ich fraß den **Heringskopf!** —

Aengſtlich hörte ich Mina miauen, ängſtlich ſie meinen Namen rufen — Ich fühlte mich von Reue, von Scham durchdrungen, ich ſprang zurück in meines Meiſters Zimmer, ich verkroch mich unter den Ofen. Da quälten mich die ängſtlichſten Vorſtellungen. Ich ſah Mina, die wiedergefundene gefleckte Mutter, troſtlos, verlaſſen, lechzend nach der Speiſe, die ich verſprochen, der Ohnmacht nahe — Ha! — der durch den Rauchfang ſauſende Wind rief den Namen Mina — Mina — Mina rauſchte es in den Papieren meines Meiſters, knarrte es in den gebrechlichen Rohrſtühlen, Mina — Mina — lamentirte die Ofenthüre — O! es war ein bitteres herzzerſchneidendes Gefühl, das mich durchbohrte! — Ich beſchloß, die Arme wo möglich einzuladen zur Frühſtücksmilch. Wie kühlender wohlthuender Schatten, kam bei dieſem Gedanken ein ſeeliger Frieden über mich! — Ich kniff die Ohren an und ſchlief ein! —

Ihr fühlenden Seelen, die ihr mich ganz verſteht, ihr werdet es, ſeid ihr ſonſt keine Eſel, ſondern wahrhaftige honnette Kater, ihr werdet es, ſage ich, einſehen, daß dieſer Sturm in meiner Bruſt meinen Jugendhimmel aufheitern mußte, wie ein wohlthätiger Orkan der die finſtern Wolken zerſtäubt und die reinſte Ausſicht ſchafft. O! ſo ſchwer Anfangs der Heringskopf auf meiner Seele laſtete, doch lernte ich einſehen, was Appetit heißt, und daß es Frevel iſt, der Mutter Natur zu widerſtreben. Jeder ſuche ſich ſeine Heringsköpfe und greiſe nicht vor der Sagazität der andern, die, vom richtigen Appetit geleitet, ſchon die ihrigen finden werden.

So ſchließe ich dieſe Epiſode meines Lebens die —

(Mak. Bl.) — — nichts verdrießlicher für einen Hiſtoriographen oder Biographen, als wenn er, wie auf einen wilden Fällen reitend hin und her ſprengen muß, über Stock und Stein, über Aecker und Wieſen, immer nach gebahnten Wegen trachtend, niemals ſie erreichend. So geht es dem, der es unternommen für dich, geliebter Leſer, das aufzuſchreiben, was er von dem wunderlichen Leben des Kapellmeiſters Johannes Kreisler erfahren. Gern hätte er angefangen: In dem kleinen Städchen N. oder B. oder K., und zwar am Pfingſtmontage oder zu Oſtern des und des Jahres, erblickte Johannes Kreisler das Licht der Welt! — Aber ſolche ſchöne chronologiſche Ordnung kann gar nicht aufkommen; da dem unglücklichen Erzähler nur mündlich, Brockenweis mitgetheilte Nachrichten zu Gebote ſtehen, die er, um nicht das Ganze aus dem Gedächtniße zu verlieren, ſogleich verarbeiten muß. Wie es eigentlich mit der Mittheilung dieſer Nachrichten herging, ſollſt du, ſehr lieber Leſer! noch vor dem Schluße des Buchs erfahren, und dann wirſt du vielleicht das rhapſodiſche Weſen des Ganzen entſchuldigen, vielleicht aber auch meinen, daß, trotz des Anſcheins der Abgeriſſenheit, doch ein feſter durchlaufender Faden alle Theile zuſammen halte.

Eben in dieſem Augenblick iſt nichts anders zu erzählen; als daß nicht lange nachher, als

Fürſt Irenäus in Sieghartsweiler ſich niedergelaſſen, an einem ſchönen Sommerabend Prinzeſſin Hedwiga und Julia in dem anmuthigen Park zu Sieghartshof luſtwandelten. Wie ein goldner Schleier lag der Schein der ſinkenden Sonne ausgebreitet über dem Walde. Kein Blättlein rührte ſich. In ahnungsvollem Schweigen harrten Baum und Gebüſch, daß der Abendwind komme und mit ihnen koſe. Nur das Getöſe des Waldbachs, der über weiße Kieſel fortbrauſte, unterbrach die tiefe Stille. Arm in Arm verſchlungen ſchweigend, wandelten die Mädchen fort durch die ſchmalen Blumengänge, über die Brücken, die über die verſchiedenen Schlingungen des Bachs führten, bis ſie an das Ende des Parks, an den großen See kamen, in dem ſich der ferne Geierſtein mit ſeinen maleriſchen Ruinen abſpiegelte.

„Es iſt doch ſchön! rief Julia recht aus voller Seele." Laß uns, ſprach Hedwiga, in die Fiſcherhütte treten. Die Abendſonne brennt entſetzlich und drinn iſt die Ausſicht nach dem Geierſtein aus dem mittlern Fenſter noch ſchöner als hier, da die Gegend dort nicht Panorama, ſondern in gruppirter Anſicht, wahrhaftes Bild erſcheint.

Julia folgte der Prinzeſſin, die kaum hineingetreten und zum Fenſter hinausſchauend, ſich nach Crayon und Papier ſehnte, um die Ausſicht in der Beleuchtung zu zeichnen, welche ſie ungemein pikant nannte.

Ich möchte, ſprach Julia, ich möchte dich beinahe um deine Kunſtfertigkeit beneiden, Bäume und Gebüſche, Berge, Seen, ſo ganz nach der Natur zeichnen zu können. Aber ich weiß es ſchon, könnte ich auch ſo hübſch zeichnen als du, doch wird es mir niemals gelingen, eine Landſchaft nach der Natur aufzunehmen, und zwar um deſto weniger, je herrlicher der Anblick. Vor lauter Freude und Entzücken des Schauens würd' ich gar nicht zur Arbeit kommen. — Der Prinzeſſin Antlitz überflog, bei dieſen Worten Julias, ein gewiſſes Lächeln, das bei einem ſechszehnjährigen Mädchen bedenklich genannt werden dürfte. Meiſter Abraham, der im Ausdruck zuweilen etwas ſeltſam, meinte, ſolch Muskelſpiel im Geſicht ſey dem Wirbel zu vergleichen auf der Oberfläche des Waſſers, wenn ſich in der

Tiefe etwas bedrohliches rührt. — Genug, Prinzeſſin Hedwiga lächelte; indem ſie aber die Roſenlippen öffnete, um der ſanften unkünſtleriſchen Julia etwas zu entgegnen, ließen ſich ganz in der Nähe Akkorde hören, die ſo ſtark und wild angeſchlagen wurden, daß das Inſtrument kaum eine gewöhnliche Guitarre zu ſeyn ſchien.

Die Prinzeſſin verſtummte, und beide, ſie und Julia, eilten vor das Fiſcherhaus.

Nun vernahmen ſie eine Weiſe nach der andern, verbunden durch die ſeltſamſten Uebergänge, durch die fremdartigſte Akkordenfolge. Dazwiſchen ließ ſich eine ſonore männliche Stimme hören, die bald alle Süſſigkeit des italiäniſchen Geſanges erſchöpfte, bald, plötzlich abbrechend, in ernſte düſtere Melodien fiel, bald rezitativiſch, bald mit ſtarken kräftig accentuirten Worten drein ſprach. —

Die Guitarre wurde geſtimmt — dann wieder Akkorde — dann wieder abgebrochen und geſtimmt — dann heftige, wie im Zorn ausgeſprochene Worte — dann Melodieen — dann aufs neue geſtimmt. —

Neugierig auf den ſeltſamen Virtuoſen, ſchlichen Hedwiga und Julia näher und näher heran, bis ſie einen Mann in ſchwarzer Kleidung gewahrten, der, den Rücken ihnen zugewendet, auf einen Felsſtück dicht an dem See ſaß, und das wunderliche Spiel trieb, mit Singen und Sprechen.

Eben hatte er die Guitarre ganz und gar umgeſtimmt, auf ungewöhnliche Weiſe, und verſuchte nun einige Akkorde, dazwiſchen rufend: Wieder verfehlt — keine Reinheit — bald ein Komma zu tief, bald ein Komma zu hoch! —

Dann faßte er das Inſtrument, das er von dem blauen Bande, an dem es ihm um die Schultern hing, losgeneſtelt, mit beiden Händen, hielt es vor ſich hin und begann: ſage mir, du kleines eigenſinniges Ding, wo ruht eigentlich dein Wohllaut, in welchem Winkel deines Innerſten hat ſich die reine Skala verkrochen? — Oder willſt du dich vielleicht auflehnen gegen deinen Meiſter und behaupten, ſein Ohr ſey todtgehämmert worden in der Schmiede der gleichſchwebenden Temperatur, und ſeine Enharmonik nur ein kindiſches Vexierſpiel? Du verhöhnſt mich, glaub' ich, unerachtet ich den Bart viel beſſer geſchoren trage als Meiſter Stefano Pacini, detto il Veneziano, der die Gabe des Wohllauts in ſein In-

ner-

nerſtes legte, die mir ein unerſchließbares Geheimniß bleibt. Und, liebes Ding, daß du es nur weißt, willſt du den uniſonirenden Dualismus von Gis und As oder Cis und Des — oder vielmehr ſämmtlicher Töne durchaus nicht verſtatten, ſo ſchicke ich dir neue tüchtige teutſche Meiſter auf den Hals, die ſollen dich ausſchelten, dich kirre machen mit enharmoniſchen Worten. — Und du magſt dich nicht deinen Stefano Pacini in die Arme werfen, du magſt nicht, wie ein keifendes Weib das letzte Wort behalten wollen. — Oder biſt du vielleicht gar dreiſt und ſtolz genug, zu meinen, daß alle ſchmucke Geiſter, die in dir wohnen, nur dem gewaltigen Zauber folgen der Magier, die längſt von der Erde gegangen, und daß in den Händen eines Haſenfußes —

Bei dem letzten Worte hielt der Mann plötzlich inne, ſprang auf, und ſchaute wie in tiefen Gedanken verſunken, in den See hinein. — Die Mädchen, geſpannt durch des Mannes ſeltſames Beginnen, ſtanden wie eingewurzelt hinter dem Gebüſch; ſie wagten kaum zu athmen.

Die Guitarre, brach der Mann endlich los, iſt doch das miſerabelſte, unvollkommenſte Inſtrument von allen Inſtrumenten, nur werth von girrenden Liebeskrankenden Schäfern in die Hand genommen zu werden, die das Emboucheur zur Schalmey verloren haben, da ſie ſonſt es vorziehen würden, erklecklich zu blaſen, das Echo zu wecken mit den Kuhreigen der ſuſſeſten Sehnſucht und klägliche Melodieen entgegen zu ſenden den Emmelinen in den weiten Bergen, die das liebe Vieh zuſammentreiben mit dem luſtigen Geknalle empfindſamer Hetzpeitſchen! — O Gott! — Schäfer die, „wie ein Ofen ſeufzen mit Jammerlied auf ihrer Liebſten Brau'n" — lehrt ihnen, daß der Dreiklang aus nichts andern beſtehe, als aus drei Klängen, und niedergeſtoßen werde durch den Dolchſtich der Septime, und gebt ihnen die Guitarre in die Hände! — Aber ernſten Männern von leidlicher Bildung, von vorzüglicher Erudition, die ſich abgegeben mit griechiſcher Weltweisheit und wohl wiſſen, wie es am Hofe zu Peking oder Nanking zugeht, aber den Teufel was verſtehen von Schäferei und Schafzucht, was ſoll denen das Aechzen und Klimpern? — Haſenfuß, was beginnſt du? Denke an den ſeeligen Hippel, welcher verſichert, daß, ſäh er einem Mann Unterricht ertheilen im Clavierſchlagen, es ihm zu Muthe werde als ſotte beſagter Lehrherr weiche Eier — und nun Guitarre klimpern — Haſenfuß! — Pfuy Teufel! — Damit ſchleuderte der Mann das Inſtrument weit von ſich ins Gebüſch, und entfernte ſich raſchen Schrittes, ohne die Mädchen zu bemerken.

Nun, rief Julia nach einer Weile, lachend, nun Hedwiga, was ſagſt du zu dieſer verwunderlichen Erſcheinung? Wo mag der ſeltſame Mann her ſeyn, der erſt ſo hübſch mit ſeinem Inſtrument zu ſprechen weiß, und es dann verächtlich von ſich wirſt, wie eine zerbrochene Schachtel?

Es iſt Unrecht, ſprach Hedwiga, wie im plötzlich aufwallenden Zorn, indem ihre verbleichten Wangen ſich blutroth färbten, es iſt Unrecht, daß der Park nicht verſchloſſen iſt, daß jeder Fremde hinein kann.

Wie, erwiederte Julia, der Fürſt ſollte, meinſt du, engherzig, den Sieghartsweilern — nein, nicht dieſen allein, jeden der des Weges wandelt, gerade den anmuthigſten Fleck der ganzen Gegend verſchlieſſen! das iſt unmöglich deine ernſte Meinung! — Du bedenkſt, fuhr die Prin=

zeſſin noch bewegter fort, du bedenkſt die Gefahr nicht, die für uns daraus entſteht. Wie oft wandeln wir ſo wie heute allein, entfernt von aller Dienerſchaft in den entlegenſten Gängen des Waldes umher! — Wie wenn einmal irgend ein Böſewicht —

Ey, unterbrach Julia die Prinzeſſin, ich glaube gar, du **fürchteſt**, aus dieſem, jenem Gebüſch könnte irgend ein ungeſchlachter mährchenhafter Rieſe, oder ein fabelhafter Raubritter, hervorſpringen, und uns entführen auf ſeine Burg! — Nun das wollte, der Himmel verhüten! — Aber ſonſt muß ich dir geſtehen, daß mir irgend ein kleines Abentheuer hier in dem einſamen romantiſchen Walde recht hübſch recht anmuthig bedünken möchte. — Ich denke eben an Shakſpeare's „Wie es Euch gefällt,“ das uns die Mutter ſo lange nicht in die Hände geben wollte, und das uns endlich Lothario vorgeleſen. Was gilt es, du würdeſt auch gern ein bischen Celia ſpielen und ich wollte deine treue Roſalinde ſeyn. — Was machen wir aus unſerm unbekannten Virtuoſen?

O, erwiederte die Prinzeſſin, eben dieſer unbekannte Menſch — Glaubſt du wohl Julia, daß mir ſeine Geſtalt, ſeine wunderlichen Reden ein inneres Grauen erregten, das mir unerklärlich iſt? — Noch jezt durchbeben mich Schauer, ich erliege beinahe einem Gefühl, das, ſeltſam und entſetzlich zugleich, alle meine Sinne gefangen nimmt. In dem tiefſten dunkelſten Gemüth regt ſich eine Erinnerung auf, und ringt vergebens ſich deutlich zu geſtalten. — Ich ſahe dieſen Menſchen ſchon in irgend eine fürchterliche Begebenheit verflochten, die mein Herz zerfleiſchte — vielleicht war es nur ein ſpukhafter Traum, deſſen Andenken mir geblieben — Genug — der Menſch mit ſeinem ſeltſamen Beginnen, mit ſeinen wirren Reden, däuchte mir ein bedrohliches geſpenſtiſches Weſen, das uns vielleicht verlocken wollte in verderbliche Zauberkreiſe.

Welche Einbildungen, rief Julia, ich für mein Theil verwandle das ſchwarze Geſpenſt mit der Guitarre in den Monſieur Jacques oder gar in den ehrlichen Probſtein, deſſen Philoſophie beinahe ſo lautet, wie die wunderlichen Reden des Fremden. — Doch hauptſächlich iſt es nun nöthig, die arme Kleine zu retten, die der Barbar ſo feindſelig in das Gebüſch geſchleudert hat. —

Julia — was beginnſt du — um des Himmelswillen, rief die Prinzeſſin; doch ohne auf ſie zu achten, ſchlüpfte Julia hinein in das Dickigt, und kam nach wenigen Augenblicken triumphirend, die Guitarre, die der Fremde weggeworfen, in der Hand, zurück.

Die Prinzeſſin überwand ihre Scheu und betrachtete ſehr aufmerkſam das Inſtrument, deſſen ſeltſame Form ſchon von hohem Alter zeigte, hätte das auch nicht die Jahrzahl und Namen des Meiſters beſtätigt, den man durch die Schallöffnung auf dem Boden deutlich wahrnahm. Schwarz eingeäzt waren nehmlich die Worte: Stefano Pacini fec. Venet. 1532.

Julia konnte es nicht unterlaſſen, ſie ſchlug einen Akkord auf dem zierlichen Inſtrument an, und erſchrak beinahe über den mächtigen vollen Klang, der aus dem kleinen Dinge heraustönte. O herrlich — herrlich, rief ſie aus und ſpielte weiter. Da ſie aber gewohnt, nur ihren Geſang mit der Guitarre zu begleiten, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie bald unwillkührlich zu ſingen begann, indem ſie weiter fortwandelte. Die Prinzeſſin folgte ihr ſchweigend. Julia hielt inne; da ſprach Hedwiga: ſinge, ſpiele auf dem zauberiſchen Inſtrumente, vielleicht gelingt es dir die böſen, feindlichen Geiſter, die Macht haben wollten über mich, hinabzubeſchwören in den Orkus.

Was willſt du, erwiederte Julia, mit deinen böſen Geiſtern, die ſollen uns beiden fremd ſeyn und bleiben, aber ſingen will ich und ſpielen, denn ich wüßte nicht, daß jemals mir ein Inſtrument ſo zur Hand geweſen, mir überhaupt ſo zugeſagt hätte, als eben dieſes. Mir ſcheint auch, als wenn meine Stimme viel beſſer dazu laute als ſonſt. — Sie begann eine bekannte italieniſche Canzonetta und verlor ſich in allerlei zierliche Melismen, gewagte Läufe und Capriccios, Raum gebend dem vollen Reichthum der Töne, der in ihrer Bruſt ruhte.

War die Prinzeſſin erſchrocken über den Anblick des Unbekannten, ſo erſtarrte Julia zur Bildſäule, als er, da ſie eben in einen andern Gang einbiegen wollte, plötzlich vor ihr ſtand.

Der Fremde, wohl an dreißig Jahre alt, war nach dem Zuſchnitt der lezten Mode ſchwarz gekleidet. In ſeinem ganzen Anzuge fand ſich durchaus nichts ſonderbares, ungewöhnliches, und doch hatte ſein Anſehen etwas ſeltſames, fremdartiges. Trotz der Sauberkeit ſeiner Kleidung war eine gewiſſe Nachläſſigkeit ſichtbar, die weniger von Mangel an Sorgfalt, als davon herzurühren ſchien, daß der Fremde gezwungen worden, einen Weg zu machen, auf den er nicht gerechnet, und zu dem ſein Anzug nicht paßte. Mit aufgeriſſener Weſte das Halstuch nur leicht umgeſchlungen, die Schuhe dick beſtäubt, auf denen die goldnen Schnällchen kaum ſichtbar, ſtand er da, und närriſch genug ſah es aus, daß er an dem kleinen dreieckigen Hütchen, das nur beſtimmt, unter den Armen getragen zu werden, die hintere Krempe herabgeſchlagen hatte, um ſich gegen die Sonne zu ſchützen. Er hatte ſich durchgedrängt durch das tiefſte Dickigt des Parks, denn ſein wirres ſchwarzes Haar hing voller Tannnadeln. Flüchtig ſchaute er die Prinzeſſin an und ließ dann den ſeelenvollen leuchtenden Blick ſeiner großen dunklen Augen auf Julia ruhen, deren Verlegenheit noch dadurch erhöht wurde, ſo daß ihr, wie es in dergleichen Fällen ihr zu geſchehen pflegte, die Thränen in die Augen traten.

„Und dieſe Himmelstöne," begann der Fremde endlich mit weicher ſanfter Stimme, und dieſe „Himmelstöne ſchweigen vor meinem Anblick" und „zerfließen in Thränen?"

Die Prinzeſſin, den erſten Eindruck, den der Fremde auf ſie gemacht, mit Gewalt niederkämpfend, blickte ihn ſtolz an, und ſprach dann mit beinahe ſchneidendem Ton: Allerdings überraſcht uns ihre plötzliche Erſcheinung mein Herr! man erwartet um dieſe Zeit keine Fremden mehr im fürſtlichen Park. — Ich bin die Prinzeſſin Hedwiga. —

Der Fremde hatte ſich, ſo wie die Prinzeſſin zu ſprechen begann, raſch zu ihr gewendet, und ſchaute ihr jetzt in die Augen, aber ſein ganzes Antlitz ſchien ein andres worden. — Vertilgt war der Ausdruck ſchwermüthiger Sehnſucht, vertilgt jede Spur des tief im innerſten aufgeregten Gemüths, ein toll verzerrtes Lächeln ſteigerte den Ausdruck bitterer Ironie bis zum Poßierlichen, bis zum Skurrilen. — Die Prinzeſſin blieb, als träfe ſie ein elektriſcher Schlag, mitten in der

Rede ſtecken, und ſchlug, blutroth im ganzen Geſicht, die Augen nieder.

Es ſchien, als wollte der Fremde etwas ſagen, in dem Augenblick begann indeſſen Julia: bin ich nicht ein dummes thörigtes Ding, daß ich erſchrecke, daß ich weine wie ein kindiſches Kind, das man ertappt über dem Naſchen! — Ja mein Herr! ich habe genaſcht, hier die treflichſten Töne weggenaſcht von ihrer Guitarre — die Guitarre iſt an allem Schuld und unſere Neugier! — Wir haben Sie belauſcht, wie Sie mit dem kleinen Dinge ſo hübſch zu ſprechen wußten, und wie Sie dann im Zorn die Arme wegſchleuderten in das Gebüſch, daß ſie im lauten Klageton ausſeufzte, auch das haben wir geſehen. Und das ging mir ſo recht tief ins Herz, ich mußte hinein in das Dickigt und das ſchöne liebliche Inſtrument aufheben. — Nun, Sie wiſſen wohl wie Mädchen ſind, ich klimpere etwas auf der Guitarre und da fuhr es mir in die Finger — ich konnt' es nicht laſſen. — Verzeihen ſie mir mein Herr und empfangen Sie Ihr Inſtrument zurück.

Julia reichte die Guitarre dem Fremden hin.

Es iſt, ſprach der Fremde, ein ſehr ſeltnes klangvolles Inſtrument, noch aus alter guter Zeit her, das nur in meinen ungeſchickten Händen — doch was Hände — was Hände! — Der wunderbare Geiſt des Wohllauts, der dieſem kleinen ſeltſamen Dinge befreundet, wohnt auch in meiner Bruſt, aber eingepuppt, keiner freien Bewegung mächtig; doch aus Ihrem Innern, mein Fräulein, ſchwingt er ſich auf zu den lichten Himmelsräumen, in tauſend ſchimmernden Farben, wie das glänzende Pfauenauge. — Ha mein Fräulein! als Sie ſangen, aller ſehnſüchtige Schmerz der Liebe, alles Entzücken ſüſſer Träume, die Hoffnung, das Verlangen, wogte durch den Wald, und fiel nieder wie erquickender Thau in die duftenden Blumenkelche, in die Bruſt horchender Nachtigallen! — Behalten ſie das Inſtrument, nur Sie gebieten über den Zauber, der in ihm verſchloſſen! —

Sie warfen das Inſtrument fort, erwiederte Julia hoch erröthend.

Es iſt wahr ſprach der Fremde indem er mit Heftigkeit die Guitarre ergriff, und an ſeine Bruſt drückte, es iſt wahr, ich warf es fort und empfangees geheiligt zurück; nie kommt es mehr aus meinen Händen! —

Plötzlich verwandelte ſich nun das Antlitz des Fremden wieder in jene ſkurrile Larve und er ſprach mit hohen ſchneidenden Ton: Eigentlich hat mir das Schickſal oder mein Kakodämon einen ſehr böſen Streich geſpielt, daß ich hier ſo ganz ex abrupto, wie die Lateiner und noch andere ehrliche Leute ſagen, vor Ihnen erſcheinen muß, meine hochverehrteſten Damen! — O Gott gnädigſte Prinzeſſin, risquiren Sie es, mich anzuſchauen von Kopf bis zu Fuß. Sie werden denn aus meinem Amüſement zu entnehmen geruhen, daß ich mich auf einer großen Viſitenfahrt befinde. — Ha! ich gedachte eben bei Sieghartsweiler vorzufahren, und der guten Stadt, wo nicht meine Perſon, doch wenigſtens eine Viſitenkarte abzugeben. — O Gott! fehlt es mir denn an Konnextionen meine gnädigſte Prinzeſſin? — War nicht ſonſt der Hofmarſchall Pero Herrn Vaters mein Intimus? — Ich weiß es, ſah er mich hier, ſo drückte er mich an ſeine Atlasbruſt und ſagte gerührt, indem er mir eine Priſe darbot: hier ſind wir unter uns, mein Lieber, hier kann ich meinem Herzen und den angenehmſten Geſinnungen freien Lauf laſſen. — Audienz hätte ich erhalten bei dem gnädigſten Herrn Fürſten Irenäus und wäre auch Ihnen vorgeſtellt worden, o Prinzeſſin! Vorgeſtellt worden auf eine Weiſe, daß ich mein beſtes Geſpann von Septime-Akkorden gegen eine Ohrfeige ſetze, ich hätte Ihre Huld erworben! — Aber nun! — hier im Garten am unſchicklichſten Orte, zwiſchen Ententeich und Froſchgraben, muß ich mich ſelbſt präſentiren, mir zum ewigen Malheur! — O Gott, könnt' ich nur was weniges hexen, könnt' ich nur subito dieſe edle Zahnſtocherbüchſe (er zog eine aus der Weſtentaſche hervor) verwandeln in den ſchmuckeſten Kammerherrn des Irenäusſchen Hofes, welcher mich beim Fittig nähme und ſpräche: gnädigſte Prinzeſſin hier iſt der und der! — Aber nun! — che far', che dir'! — Gnade — Gnade, o Prinzeſſin, o Damen! — o Herren!

Damit warf ſich der Fremde vor der Prinzeſſin nieder, und ſang mit kreiſchender Stimme: Ah Pietà pietà signora!

Die Prinzeſſin faßte Julien und rannte mit ihr unter dem lauten Ausruf: Es iſt ein Wahnſinniger, ein Wahnſinniger, der dem Tollhauſe entſprungen, ſo ſchnell von dannen als ſie es nur vermochte.

Dicht vor dem Luſtſchloſſe kam die Räthin Benzon den Mädchen entgegen, die athemlos ihr beinahe zu Füßen ſanken. „Was iſt geſchehen, „um des Himmelswillen, was iſt Euch geſchehen, „was bedeutet die übereilte Flucht?“ So fragte ſie. Die Prinzeſſin vermochte, auſſer ſich, verſtört wie ſie war, nur in abgebrochenen Reden etwas von einem Wahnſinnigen herzuſtammeln, der ſie überfallen. Julia erzählte ruhig und beſonnen, wie ſich alles begeben, und ſchloß damit, daß ſie den Fremden durchaus nicht für wahnſinnig, ſondern nur für einen ironiſchen Schalk, wirklich für eine Art von Monſieur Jacques halte, der zur Comödie im Ardenner Walde paße.

Die Räthin Benzon ließ ſich alles nochmals wiederholen, ſie fragte nach dem kleinſten Umſtande, ſie ließ ſich den Fremden beſchreiben in Gang, Stellung, Gebehrde, Ton der Sprache u. ſ. w. Ja rief ſie dann, ja es iſt nur zu gewiß, er iſt es, er iſt es ſelbſt, kein anderer kann — darf es ſeyn.

Wer — wer iſt es, fragte die Prinzeſſin ungeduldig.

Ruhig, liebe Hedwiga, erwiederte die Benzon, Sie haben ihren Athem umſonſt verkeucht, kein Wahnſinniger iſt dieſer Fremde, der Ihnen ſo bedrohlich erſchien. Welchen bittern unziemlichen Scherz er ſich auch ſeine barokken Manier gemäß erlaubte, ſo glaube ich doch, daß Sie ſich mit ihm ausſöhnen werden.

Nimmermehr, rief die Prinzeſſin, nimmermehr ſehe ich ihn wieder, den — unbequemen Narren.

Ey Hedwiga, ſprach die Benzon lachend, welcher Geiſt gab Ihnen das Wort, unbequem, ein, das nach dem, was vorgegangen, viel beſſer paßt, als Sie vielleich ſelbſt glauben und ahnen mögen.

Ich weiß auch gar nicht, begann Julia, wie du auf den Fremden ſo zürnen magſt, liebe Hedwiga! — Selbſt in ſeinem närriſchen Thun, in ſeinen wirren Reden, lag etwas, das auf ſeltſame und gar nicht unangenehme Weiſe mein

Innerſtes anregte. Wohl dir, erwiederte die Prinzeſſin, indem ihr die Thränen in die Augen traten, wohl dir, daß du ſo ruhig ſeyn kannſt, und unbefangen, aber mir zerſchneidet der Hohn des entſetzlichen Menſchen das Herz! — Benzon! — wer iſt es, wer iſt der Wahnſinnige? „Mit zwei Worten, ſprach die Benzon erkläre ich alles. Als ich mich vor fünf Jahren in —"

(M. f. f.) — mich überzeugte, daß in einem ächten tiefen Dichtergemüth auch kindliche Tugend wohnt und Mitleid mit dem Bedrängniß der Genoſſen.

Eine gewiſſe Schwermuth, wie ſie oft junge Romantiker befällt, wenn ſie den Entwicklungskampf der großen erhabenen Gedanken in ihrem Innern beſtehen, trieb mich in die Einſamkeit. Unbeſucht blieben, mehrere Zeit hindurch, Dach, Keller und Boden. Ich empfand mit jenem Dichter die ſüſſen idylliſchen Freuden im kleinen Häuschen am Ufer eines murmelnden Bachs, umſchattet von düſter belaubten Hängebirken und Trauerweiden, und blieb, mich meinen Träumen hingebend, unter dem Ofen. So kam es aber, daß ich Mina, die ſüſſe ſchöngefleckte Mutter nicht

nicht wiederſah. — In den Wiſſenſchaften fand ich Troſt und Beruhigung. O es iſt etwas herrliches um die Wiſſenſchaften! — Dank, glühender Dank, dem edlen Mann der ſie erfunden. — Wie viel herrlicher wie viel nützlicher iſt dieſe Erfindung, als jene des entſetzlichen Mönchs, der zuerſt es unternahm Pulver zu fabriziren, ein Ding, das mir, ſeiner Natur und Wirkung nach, in den Tod zuwider. Die richtende Nachwelt hat auch den Barbaren, den hölliſchen Barthold, geſtraft mit höhnender Verachtung, indem man noch heutigen Tages, um einen ſcharfſinnigen Gelehrten, einen umſchauenden Statiſtiker, kurz jeden Mann von exquiſiter Bildung, recht hoch zu ſtellen, ſprüchwörtlich ſagt: Er hat das Pulver nicht erfunden!

Zur Belehrung der hoffnungsvollen Katerjugend, kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß ich, wollte ich ſtudiren, mit zugedrückten Augen in die Bibliothek meines Meiſters ſprang, und dann das Buch, was ich angekrallt, herauszupfte und durchlas, mochte es ein Inhalt haben wie es wollte. Durch dieſe Art zu ſtudiren gewann mein Geiſt diejenige Biegſamkeit und Manigfalſigkeit, mein Wiſſen den bunten glänzenden Reichthum, den die Nachwelt an mir bewundern wird. Der Bücher, die ich in dieſer Periode des dichteriſchen Schwermuths hintereinander las, will ich hier nicht erwähnen, theils, weil ſich dazu eine ſchicklichere Stelle vielleicht finden wird, theils, weil ich auch die Titel davon vergeſſen, und dies wieder gewiſſermaßen darum, weil ich die Titel meiſtentheils nicht geleſen, und alſo nie gewußt habe. — Jedermann wird mit dieſer Erklärung zufrieden ſeyn, und mich nicht biographiſchen Leichtſinnes anklagen.

Mir ſtanden neue Erfahrungen bevor.

Eines Tages, als mein Meiſter eben in einen großen Folianten vertieft war, den er vor ſich aufgeſchlagen, und ich dicht bei ihm unter dem Schreibtiſch, auf einem Bogen des ſchönſten Royalpapiers liegend, mich in griechiſcher Schrift verſuchte, die mir vorzüglich in der Pfote zu liegen ſchien, trat raſch ein junger Mann hinein, den ich ſchon mehrmals bei dem Meiſter geſehen, und der mich mit freundlicher Hochachtung, ja mit der wohlthuenden Verehrung, behandelte, die dem ausgezeichneten Talent, dem entſchiedenen

Genie gebührt. Denn nicht allein, daß er jedesmal, nachdem er den Meiſter begrüßt, zu mir ſprach: Guten Morgen Kater! ſo kraute er mir auch jedesmal mit leichter Hand hinter den Ohren, und ſtreichelte mir ſanft den Rücken, ſo daß ich in dieſem Betragen wahre Aufmunterung fand, meine innern Gaben leuchten zu laſſen vor der Welt.

Heute ſollte ſich alles anders geſtalten!

Wie ſonſt niemals ſprang nehmlich heute dem jungen Mann ein ſchwarzes zottiges Ungeheuer mit glühenden Augen nach zur Thüre hinein, und als es mich erblickte, gerade auf mich zu. Mich überfiel eine unbeſchreibliche Angſt, mit einem Satz war ich auf den Schreibtiſch meines Meiſters, und ſtieß Töne des Entſetzens und der Verzweiflung aus, als das Ungeheuer hoch hinaufſprang nach dem Tiſch, und dazu einen mörderlichen Lärm machte. Mein guter Meiſter, dem um mich bange, nahm mich auf den Arm, und ſteckte mich unter den Schlafrock. Doch der junge Mann ſprach: Seid doch nur ganz unbeſorgt, lieber Meiſter Abraham. Mein Pudel thut keiner Katze was, er will nur ſpielen. Sezt den Kater nur hin, ſollt Euch freuen wie die

Leutchen mit einander Bekanntſchaft machen werden, mein Pudel und Euer Kater.

Mein Meiſter wollte mich wirklich niederſetzen, ich klammerte mich aber feſt an, und begann kläglich zu lamentiren, wodurch ich es denn wenigſtens dahin brachte, daß der Meiſter mich, als er ſich niederließ, dicht neben ſich auf dem Stuhle litt.

Ermuthigt durch meines Meiſters Schutz, nahm ich, auf den Hinterpfoten ſitzend, den Schweif umſchlungen, eine Stellung, an deren Würde, deren edler Stolz meinem vermeintlichen ſchwarzen Gegner imponiren mußte. Der Pudel ſezte ſich vor mir hin auf die Erde, ſchaute mir unverwandt ins Auge, und ſprach zu mir in abgebrochnen Worten, die mir freilich unverſtändlich blieben. Meine Angſt verlor ſich nach und nach, ganz und gar und ruhig geworden im Gemüth, vermochte ich zu bemerken, daß in dem Blick des Pudels nichts zu entdecken, als Gutmüthigkeit und biederer Sinn. Unwillkührlich fing ich an, meine zum Vertrauen geneigte Seelenſtimmung durch ſanftes Hin- und Herbewegen des Schweifes an den Tag zu legen, und ſogleich begann auch der Pudel mit dem kurzen Schweiflein zu wedeln auf die anmuthigſte Weiſe.

O! mein Inneres hatte ihn angeſprochen, nicht zu zweifeln war an dem Anklang unſerer Gemüther! — Wie, ſprach ich zu mir ſelbſt, wie konnte dich das ungewohnte Betragen dieſes Fremden ſo in Furcht und Schrecken ſetzen? — Was bewies dieſes Springen, dieſes Klaffen, dieſes Toben, dieſes Rennen, dieſes Heulen anders, als den in Liebe und Luſt, in der freudigen Freiheit des Lebens, heftig und mächtig bewegten Jüngling? — O es wohnt Tugend, edle Pudelthümlichkeit in jener ſchwarz bepelzten Bruſt! — Durch dieſe Gedanken erkräftigt, beſchloß ich den erſten Schritt zu thun zu näherer engerer Einigung unſerer Seelen, und herabzuſteigen von dem Stuhl des Meiſters.

So wie ich mich erhob und dehnte, ſprang der Pudel auf und in der Stube umher, mit lautem Klaffen! — Aeuſſerungen eines herrlichen lebenskräftigen Gemüths! — Es war nichts mehr zu befürchten, ich ſtieg ſogleich herab, und näherte mich behutſam leiſen Schrittes dem neuen Freunde. Wir begannen jenen Akt, der in bedeutender Symbolik die nähere Erkenntniß verwandter Seelen, den Abſchluß des aus dem inneren Gemüth heraus bedingten Bündniſſes ausdrückt, und den der kurzſichtige freveliche Menſch mit dem gemeinen unedlen Ausdruck „Beſchnüffeln", bezeichnet. Mein ſchwarzer Freund bezeigte Luſt, etwas von den Hünerknochen zu genießen, die in meiner Speiſeſchüſſel lagen. So gut ich es vermochte, gab ich ihm zu verſtehen, daß es der Weltbildung, der Höflichkeit gemäß ſey, ihn als meinen Gaſt zu bewirthen. Er fraß mit erſtaunlichem Appetit, während ich von weitem zuſah. — Gut war es doch, daß ich den Bratfiſch bei Seite gebracht und einmagazinirt unter mein Lager. — Nach der Tafel begannen wir die anmuthigſten Spiele, bis wir uns zulezt, ganz ein Herz und eine Seele, umhalsten, und feſt an einander geklammert, uns einmal über das andere überkuzelnd, uns innige Treue und Freundſchaft zuſchworen.

Ich weiß nicht, was dieſes Zuſammentreffen ſchöner Seelen, dieſes Einandererkennen herziger Jünglingsgemüther, Lächerliches in ſich tragen konnte; ſo viel iſt aber gewiß, daß beide, mein Meiſter und der fremde junge Mann, unaufhörlich aus vollem Halſe lachten, zu meinem nicht geringen Verdruß.

Auf mich hatte die neue Bekanntſchaft einen tiefen Eindruck gemacht, ſo daß ich in der Sonne und im Schatten, auf dem Dach, und unter dem Ofen, nichts dachte, nichts ſann, nichts träumte, nichts empfand als, Pudel — Pudel — Pudel! — Dadurch ging mir das innerſte Weſen des Pudelthums mächtig auf, mit glanzenden Farben, und durch dieſe Erkenntniß wurde das tiefſinnige Werk gebohren, deſſen ich ſchon erſt erwähnte, nehmlich: Gedanke und Ahnung, oder Kater und Hund. Sitten, Gebräuche, Sprache beider Geſchlechter, entwickelte ich als tief bedingt durch ihr eigenthümlichſtes Weſen und bewies, wie beide nur diverſe Strahlen, aus einem Prisma geworfen. Vorzüglich faßte ich den Charakter der Sprache auf, und bewies, daß da Sprache überhaupt nur ſymboliſche Darſtellung des Naturprinzips in der Geſtaltung des Lauts ſey, mithin es nur eine Sprache geben könne, auch das kätziſche und hündiſche in der beſondern Formung des pudeliſchen, Zweige eines Baums wären, von höherem Geiſt inſpirirte Kater und

Pudel ſich daher verſtünden. Um meinen Satz ganz ins Klare zu ſtellen, führte ich mehrere Beiſpiele aus beiden Sprachen an und machte auf die gleichen Stammwurzeln aufmerkſam, von: Bau — Bau — Mau — Miau — Blaf blaf — Auvau — Korr — Kurr — Ptſt — Pſchrzi u. ſ. w.

Nachdem das Buch vollendet, fühlte ich die unwiderſtehlichſte Luſt, das Pudeliſche wirklich zu erlernen, welches mir, vermöge meines neu erworbenen Freundes, des Pudels Ponto, wiewol nicht ohne Mühe, gelang, da das pudeliſche für uns Kater wirklich eine ſchwere Sprache. Genies finden ſich indeß in Alles, und eben dieſe Genialität iſt es, die ein berühmter menſchlicher Schriftſteller verkennt, wenn er behauptet, daß, um eine fremde Sprache, mit allen Eigenthümlichkeiten des Volks, dem Volke nachzuſprechen, man durchaus was weniges ein Narr ſeyn müſſe. Mein Meiſter hatte freilich dieſelbe Meinung, und mochte eigentlich nur die gelehrte Kenntniß der fremden Sprache ſtatuiren, welche Kenntniß er dem Parliren entgegenſezte, worunter er die Fertigkeit verſtand, in einer fremden Sprache über Nichts und um Nichts reden zu können. Er ging ſo weit, daß er das Franzöſiſch ſprechen unſerer Herren und Damen vom Hofe für eine Art von Krankheit hielt, die, wie kataleptiſche Zufälle, mit ſchrecklichen Symptomen eintrete, und hörte ich ihn dieſe abſurde Behauptung gegen den Hofmarſchall des Fürſten ſelbſt ausführen.

„Erzeigen Sie", ſprach Meiſter Abraham, erzeigen Sie mir die Güte, beſte Excellenz, und beobachten ſie ſich ſelbſt. Hat Ihnen der Himmel nicht ein ſchönes volltönendes Stimmorgan verliehen, und wenn Ihnen das franzöſiſche ankommt, da beginnen Sie plötzlich zu ziſchen, zu lispeln, zu ſchnarren, und dabei verzerren ſich Dero angenehme Geſichtszüge ganz erſchrecklich, und ſelbſt der hübſche, feſte, ernſte Anſtand, deſſen Dieſelben ſonſt mächtig, wird verſtört durch allerlei ſeltſame Konvulſionen. Was kann dies alles anders bedeuten, als empörtes Treiben irgend eines fatalen Krankheitskobolds im Innern!" — Der Hofmarſchall lachte ſehr, und zum Lachen war auch wirklich Meiſter Abrahams Hypotheſe von der Krankheit fremder Sprachen.

Ein ſinnreicher Gelehrter giebt in irgend einem Buche, den Rath, daß man ſich bemühen möge in der fremden Sprache, die man raſch erlernen will, zu denken. Der Rath iſt vortrefflich, ſeine Ausführung aber nicht ohne Gefahr. Es gelang mir nehmlich ſehr bald, pudeliſch zu denken, ich vertiefte mich aber in dieſe pudeliſche Gedanken ſo ſehr, daß meine eigentliche Sprachfertigkeit zurückblieb, und ich ſelbſt nicht verſtand was ich dachte. Dieſe nicht verſtandenen Gedanken brachte ich meiſtentheils zu Papier, und ich erſtaune über die Tiefe dieſer Sprache, die ich unter dem Titel „Akanthusblätter" geſammelt, und die ich noch nicht verſtehe.

Ich glaube, daß dieſe kurzen Andeutungen über die Geſchichte meiner Jugendmonate hinreichen dürften, dem Leſer ein deutliches Bild davon zu geben, was ich bin und wie ich es wurde.

Unmöglich kann ich mich aber von der Blüthezeit meines merkwürdigen Ereignißreichen Lebens trennen, ohne noch eines Vorfalls zu erwähnen, der gewiſſermaßen meinen Uebertritt in die Jahre der reifern Bildung bezeichnet. Die Katerjugend wird daraus lernen, daß keine Roſe ohne Dornen iſt, und daß dem mächtig emporſtrebenden Geiſte manches Hinderniß gelegt, mancher Stein des Anſtoßes in den Weg geworfen wird, an dem er ſich die Pfoten wund ſtoßen muß. — Und der Schmerz ſolcher Wunden iſt empfindlich, ſehr empfindlich! —

Gewiß, haſt du mich, geliebter Leſer, beinahe beneidet um meine glückliche Jugendzeit, um den günſtigen Stern der über mich wachte! — In Dürftigkeit von vornehmen aber armen Eltern gebohren, dem ſchmachvollem Tode nahe, komme ich plötzlich in den Schooß des Ueberfluſſes, in den Pernſchacht der Litteratur! — Nichts zerſtört meine Bildung, nichts widerſtrebt meinen Neigungen, mit Rieſenſchritten gehe ich der Vollkommenheit entgegen, die mich hoch erhebt über meine Zeit. Da hält mich plötzlich ein Zollverwalter an, und fordert den Tribut, dem alles hienieden unterworfen!

Wer hätte denken ſollen, daß unter den Banden der ſüßeſten, innigſten, Freundſchaft die Dornen verborgen, die mich ritzen, verwunden, blutig verwunden mußten!

Jeder, der ein gefühlvolles Herz im Buſen trägt, wie ich, wird aus dem, was ich über mein

Verhältniß mit dem Pudel Ponto geſagt, ſehr leicht entnehmen können, was der Theure mir war, und doch mußte er es ſeyn, der den erſten Anlaß gab zu der Cataſtrophe, die mich gänzlich verderben konnte, hätte der Geiſt meines großen Ahnherrn nicht über mich gewacht. — Ja mein Leſer! — ich hatte einen Ahnherrn, einen Ahnherrn, ohne den ich gewiſſermaßen gar nicht exiſtiren würde — einen großen vortreflichen Ahnherrn, einen Mann von Stande, Anſehen, Vermögen, ausgebreiteter Wiſſenſchaft, mit einer ganz vortrefflichen Sorte Tugend, mit der feinſten Menſchenliebe begabt, einen Mann von Eleganz und Geſchmack, nach dem neueſten Geſchmack — einen Mann der — doch dies alles jetzt nur beiläufig geſagt, künftig mehr von dem Würdigen, der niemand anders war, als der weltberühmte Premier Miniſter Hinz von Hinzenfeldt der der Welt ſo theuer, ſo über alles werth worden unter dem Namen des geſtiefelten Katers. —

Wie geſagt, künftig mehr von dem edelſten der Kater! —

Konnt' es anders ſeyn; mußt' ich, als ich mich im Pudeliſchen leicht und zierlich auszudrükken vermochte, mit meinem Freunde Ponto nicht davon reden, was mir das Höchſte im Leben war, nehmlich von mir ſelbſt und von meinen Werken? So kam es, daß er mit meinen beſondern Geiſtesgaben, mit meiner Genialität, mit meinem Talent, bekannt wurde, und hier entdeckte ich zu meinem nicht geringen Leid, daß ein unüberwindlicher Leichtſinn, ja ein gewiſſer Uebermuth, es dem jungen Ponto unmöglich machte, in den Künſten und Wiſſenſchaften etwas zu thun. Statt in Erſtaunen zu gerathen über meine Kenntniß, verſicherte er, daß es gar nicht zu begreifen, wie ich darauf fallen können, mich mit derlei Dingen abzugeben, und daß er ſeinerſeits, was Künſte betreffe, ſich lediglich darauf beſchränke, über den Stock zu ſpringen, und ſeines Herrn Mütze aus dem Waſſer zu apportiren, die Wiſſenſchafften anlangend, er aber der Meinung ſey, daß Leute, wie ich und er, ſich nur den Magen dabei verdürben, und allen Appetit gänzlich verlören.

Bei einem ſolchen Geſpräch, in dem ich mich mühte, meinen jungen leichtſinnigen Freund eines Beſſern zu belehren, geſchah das Entſetzliche. Denn ehe ich mir's verſah, ſprang —

(Mak. Bl.) — Und immer werden Sie, erwiederte die Benzon, mit dieſer fantaſtiſchen Ueberſpanntheit, mit dieſer Herz zerſchneidenden Ironie, nichts anſtiften als Unruhe — Verwirrung — völlige Diſſonanz aller konventionellen Verhältniſſe wie ſie nun einmal beſtehen.

O wundervoller Kapellmeiſter, rief Johannes Kreisler lachend, der ſolcher Diſſonanzen mächtig!

Seyn Sie ernſt, fuhr die Räthin fort, ſeyn Sie ernſt, Sie entkommen mir nicht durch bittern Scherz! Ich halte Sie feſt, lieber Johannes! — Ja, ſo will ich Sie nennen, mit dem ſanften Namen Johannes, damit ich wenigſtens hoffen darf, daß hinter der Satyrmaske am Ende ein ſanftes weiches Gemüth verborgen. Und dann! — nimmermehr werde ich mich davon überzeugen, daß der bizarre Name: Kreisler, nicht eingeſchwärzt, nicht einem ganz andern Familien-Namen untergeſchoben ſeyn ſollte! —

Räthin, ſprach Kreisler, indem ſein ganzes Geſicht in einem ſeltſamen Muskelſpiel an tauſend Falten und Furchen vibrirte, theuerſte Räthin, was haben Sie gegen meinen ehrlichen Namen? —

Vielleicht führte ich ſonſt einen andern, aber das iſt lange her, und mir geht es ſo wie dem Rathgeber in Tieks Blaubart, der da ſagt: Ich hatte ſonſt einmal einen ganz vortrefflichen Namen, durch die Länge der Zeit hab ich ihn faſt vergeſſen, ich kann mich nur noch dunkel daran erinnern. —

Beſinnen Sie ſich Johannes! rief die Räthin, ihn mit leuchtenden Blicken durchbohrend, der halbvergeſſene Name kommt Ihnen gewiß wieder in den Gedanken.

Durchaus nicht, Theuerſte, erwiederte Kreisler, es iſt unmöglich, und ich vermuthe beinahe, daß die dunkle Erinnerung, wie ich ſonſt, was eben meine äuſſere Geſtalt Rückſichts des Namens als Lebenspaſſeport betrifft, anders geſtaltet, aus der angenehmen Zeit herrührt, da ich eigentlich noch gar nicht gebohren. — Erzeigen Sie mir die Güte, Verehrungswürdigſte, betrachten Sie meinen ſchlichten Namen im gehörigen Licht, und Sie werden ihn, was Zeichnung, Colorit und Phyſiognomie betrifft, allerliebſt finden! Noch mehr! ſtülpen ſie ihn um, ſeziren ſie ihn mit dem gramatiſchen Anatomirmeſſer, immer herrlicher wird ſich ſein innerer Gehalt zeigen. Es iſt ganz unmöglich, Vortreffliche! daß Sie meinens Namens Abſtammung in dem Worte Kraus finden, und mich, nach der Analogie des Wortes Haarkräusler, für einen Tonkräusler, oder gar für einen Kräusler überhaupt halten können, da ich mich alsdann eben Kräusler ſchreiben müßte. Sie können nicht wegkommen von dem Worte Kreis, und der Himmel gebe, daß Sie denn gleich an die wunderbaren Kreiſe denken mögen, in denen ſich unſer ganzes Seyn bewegt, und aus denen wir nicht herauskommen können, wir mögen es anſtellen wie wir wollen. In dieſen Kreiſen kreiſelt ſich der Kreisler, und wohl mag es ſeyn, daß er oft, ermüdet von den Sprüngen des St. Veits Tanzes, zu dem er gezwungen, rechtend mit der dunklen unerforſchlichen Macht, die jene Kreiſe umſchrieb, ſich mehr als es einem Magen, der ohnedies nur ſchwächlicher Conſtitution, zuſagt, hinausſehnt ins Freie. Und der tiefe Schmerz dieſer Sehnſucht mag nun wieder eben jene Ironie ſeyn, die Sie Verehrte! ſo bitter tadeln, nicht beachtend, daß die kräftige Mutter einen Sohn gebahr, der in das Leben eintritt wie ein gebietender König.

Ich

Ich meine den Humor, der nichts gemein hat mit ſeinem ungerathenen Stiefbruder, dem Spott! — Ja, ſprach die Räthin, eben dieſer Humor, dieſer Wechſelbalg einer ausſchweifenden grillenhaften Fantaſie ohne Geſtalt, ohne Farbe, von dem ihr harten Männerſeelen ſelbſt nicht wißt, für wen ihr ihn ausgeben ſollt nach Stand und Würden, eben dieſer iſt es, den ihr uns gern als etwas großes, herrliches unterſchieben möchtet, wenn ihr alles, was uns lieb und werth, in bittern Hohn zu vernichten trachtet. — Wiſſen Sie wohl Kreisler! daß Prinzeſſin Hedwiga noch jezt ganz außer ſich iſt über Ihre Erſcheinung, über Ihr Betragen im Park? Reizbar wie ſie iſt, verwundet ſie jeder Scherz, in dem ſie nur die leiſeſte Verſpottung ihrer Perſönlichkeit findet, über dies aber beliebten Sie, lieber Johannes, ſich ihr als ein vollkommnen Wahnſinniger darzuſtellen, und ihr ſo ein Entſetzen zu erregen, das ſie hätte auf das Krankenlager werfen können. Iſt das zu entſchuldigen?

Eben ſo wenig, erwiederte Kreisler, als wenn ein Prinzeßlein es unternimmt, in dem offnen Park ihres Herrn Papas einem Fremden von honettem Anſehen, der ihr zufällig begegnet, durch ihre kleine Perſon imponiren zu wollen.

Dem ſey wie ihm wolle, fuhr die Räthin fort, genug, Ihre abentheuerliche Erſcheinung in unſerm Park hätte böſe Folgen haben können. Daß ſie abgewandt, daß die Prinzeſſin wenigſtens ſich an den Gedanken gewöhnt, Sie wieder zuſehen, alles das haben wir meiner Julia zu verdanken. Sie allein nimmt Sie in Schutz, indem ſie in allem, was Sie begonnen, was Sie geſprochen, nur den Erguß einer überſpannten Laune findet, wie ſie oft einem tief verlezten oder zu reizbaren Gemüth eigen. Mit einem Wort, Julia, die erſt vor kurzer Zeit Shakſpeare's: „Wie es Euch gefällt," kennen gelernt, hat Sie gerade mit dem melancholiſchen Monſieur Jacques verglichen.

O du ahnendes Himmelskind, rief Kreisler, indem ihm die Thränen in die Augen traten.

Ueberdies, ſprach die Benzon weiter, hat meine Julia in Ihnen, als Sie auf der Guitarre fantaſirten und wie ſie erzählt, dazwiſchen ſangen und ſprachen, den ſublimen Muſiker und Componiſten erkannt. Sie meint, in dem Augenblick ſey ihr ein ganz beſonderer Geiſt der Muſik aufgegangen, ſie habe, wie von unſichtbarer Macht dazu gezwungen, ſingen und ſpielen müßen, und das ſey ihr gar anders geglückt, als ſonſt jemals. — Erfahren Sie es nur, Julia konnte ſich gar nicht darin finden, daß ſie den ſeltſamen Mann nicht wiederſehen, daß er ihr nur wie ein anmuthig wunderlicher, muſikaliſcher Spuck erſchienen ſeyn ſolle; wogegen die Prinzeſſin mit aller ihr eignen Heftigkeit behauptete, daß ein zweiter Beſuch des geſpenſtiſchen Wahnſinnigen ihr den Tod geben würde. Da die Mädchen ſonſt ein Herz und eine Seele, und niemals eine Entzweiung unter ihnen ſtatt gefunden, ſo konnt' ich mit vollem Recht behaupten, daß ſich jene Szene aus früher Kindheit umgekehrt wiederhole, als Julia einen etwas bizarren Skaramuz, der ihr einbeſcheert worden, durchaus in den Kamin werfen wollte, die Prinzeſſin hingegen ihn in Schutz nahm, und für ihren Liebling erklärte.

Ich laſſe mich, fiel Kreisler der Benzon laut lachend in die Rede, ich laſſe mich, ein zweiter Skaramuz, von der Prinzeſſin in den Kamin werfen, und vertraue der ſüſſen Huld der holden Julia. — Sie müſſen, fuhr die Benzon fort, die Erinnerung an den Skaramuz für einen humoriſtiſchen Einfall halten, und dieſen können Sie Ihrer eignen Theorie gemäß, nicht übel deuten. Uebrigens mögen Sie es ſich wohl vorſtellen, daß ich in der Schilderung, die die Mädchen mir von Ihrer Erſcheinung, von dem ganzen Vorfall im Park machten, Sie augenblicklich wieder erkannte, und daß es Juliens Sehnſucht Sie wieder zu ſehen, gar nicht bedurfte; ohnedies hätte ich in dem nächſten Augenblick alle Leute, die mir zu Gebote ſtanden, in Bewegung geſezt, den ganzen Park, ganz Sieghartsweiler durchſuchen laſſen, um Sie, der mir bei kurzer Bekanntſchaft ſo werth geworden, wiederzufinden. Alle Nachforſchungen blieben vergebens, ich glaubte Sie verloren, um ſo mehr mußte ich erſtaunen, als Sie heute Morgen bei mir eintraten. Julia iſt bei der Prinzeſſin, welch ein Zwieſpalt der verſchiedenſten Empfindungen würde ſich erheben, wenn die Mädchen in dieſem Augenblick Ihre Ankunft erfahren. — Was Sie, den ich als wohlbeſtallten Kapellmeiſter an dem Hofe des Großherzogs glaubte, ſo plötzlich herbringt, darüber verlange ich nur dann Aufſchluß, wenn es Ihnen recht und gemüthlich ſeyn wird, mir darüber etwas zu ſagen.

Kreisler war, als die Räthin dies alles ſprach, in tiefes Nachdenken verſunken. Er ſtarrte zur Erde nieder, und fingerte an der Stirne, wie einer der ſich auf etwas vergeſſenes zu beſinnen trachtet.

Ach, begann er, als die Räthin ſchwieg, ach, das iſt eine ſehr alberne Geſchichte, kaum des Erzählens werth. Doch ſo viel iſt gewiß, daß das, was die kleine Prinzeſſin für die wirren Reden eines Wahnwitzigen zu halten geruht hat, in der Wahrheit begründet iſt. In der That befand ich mich damals, als ich das Unglück hatte die kleine Reizbare im Park zu erſchrecken, auf einer Viſitenfahrt, denn ich kam eben von einer Viſite, die ich niemanden anders abſtattete, als dem Durchlauchtigſten Großherzoge ſelbſt, und hier in Sieghartsweiler wollte ich nun ja eben mit den außerordentlichſten angenehmſten Viſiten kontinuiren.

O Kreisler, rief die Räthin, ein wenig lächelnd, niemals lachte ſie ſtark und laut, o Kreisler, daß iſt gewiß wieder irgend ein bizarrer Einfall, dem Sie freien Lauf geſtattet. Irre ich nicht, ſo liegt die Reſidenz wenigſtens dreißig Stunden entfernt von Sieghartsweiler?

So iſt es, erwiederte Kreisler, aber man wandelt in einem Garten, der mir in ſolch groſſem Styl angelegt ſcheint, daß ſelbſt ein Le Notre darüber erſtaunen müßte. Statuiren Sie nun Verehrte! nicht meine Viſitenfahrt, ſo mögen Sie bedenken, daß ein empfindſamer Kapellmeiſter, Stimme in Kehle und Bruſt, Guitarre in der Hand, luſtwandelnd durch duftende Wälder, über friſch grünende Wieſen, über wild gethürmtes Steingeklüft, über ſchmale Stege, unter denen die Waldbäche ſchäumend fortbrauſen, ja, daß ein ſolcher Kapellmeiſter als Soloſänger einſtimmend in die Chöre die überall ihn umtönen, ſehr leicht hineingerathen kann in einzelne Parthien des Gartens, abſichtslos, ohne es zu wollen. So mag ich hineingerathen ſeyn in den fürſtlichen Park zu Sieghartshof, der nichts iſt, als eine etwas kleinliche Parthie in dem großen Park den die Natur anlegte. — Doch nein, es iſt dem nicht ſo! — Als Sie vorhin davon ſprachen, wie ein ganzes luſtiges Jägervolk aufgeboten worden, mich einzufangen' als jagdbares Wild, das ſich verlaufen, gewann ich erſt die innere feſte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit meines Hierſeyns. Eine Nothwendigkeit, die mich, hätte ich auch meinen irren Lauf fortſetzen wollen, ins Garn treiben mußte. — Sie erwähnten gütig, daß meine Bekanntſchaft Ihnen werth geworden, mußten mir dabei nicht jene verhängnißvollen Tage der Verwirrung, der allgemeinen Noth, einfallen, in denen uns das Schickſal zuſammen' führte? Sie fanden mich damals hin und her ſchwankend, unfähig einen Entſchluß zu faſſen, zerriſſen im innerſten Gemüth. Sie nahmen mich auf mit freundlicher Geſinnung, und indem Sie, mir den klaren wolkenloſen Himmel einer ruhigen in ſich abgeſchloſſenen Weiblichkeit aufthuend, mich zu tröſten gedachten, tadelten und verziehen Sie zugleich die tolle Ausgelaſſenheit meines Treibens, welches Sie durch den Drang der Umſtände herbeigeführter troſtloſer Verzweiflung zuſchrieben. Sie entzogen mich einer Umgebung, die ich ſelbſt für zweideutig anerkennen mußte, Ihr Haus wurde das friedliche freundliche Aſyl, in dem ich, Ihren ſtillen Schmerz ehrend, den meinigen vergaß.

Ihre Geſpräche voll Heiterkeit und Milde wirkten, wohlthuende Arzney, ohne daß Sie meine Krankheit kannten. Nicht die bedrohlichen Ereigniſſe die meine Stellung im Leben vernichten konnten, waren es, die ſo feindlich auf mich wirkten. Längſt hatte ich gewünſcht, Verhältniſſe aufzugeben, die mich druckten und ängſtigten, und nicht zurnen konnte ich auf das Schickſal, welches das bewirkte, was auszufuhren ich ſelbſt ſo lange nicht Muth und Kraft genug gehabt hatte. Nein! — Als ich mich frei fuhlte, da erfaßte mich jene unbeſchreibliche Unruhe, die, ſeit meinen fruhen Jugendjahren, ſo oft mich mit mir ſelbſt entzweit hat. Nicht die Sehnſucht iſt es, die, wie jener tiefe Dichter ſo herrlich ſagt, aus dem höheren Leben entſprungen, ewig währt, weil ſie ewig nicht erfullt wird, weder getäuſcht noch hintergangen, ſondern nur nicht erfullt, damit ſie nicht ſterbe; nein — ein wuſtes wahnſinniges Verlangen bricht oft hervor nach einem Etwas, das ich in raſtloſem Treiben außer mir ſelbſt ſuche, da es doch in meinem eignen Innern verborgen, ein dunkles Geheimniß, ein wirrer räthſelhafter Traum von einem Paradies der höchſten Befriedigung, das ſelbſt der Traum nicht zu nennen, nur zu ahnen vermag, und dieſe Ahnung ängſtigt mich mit den Qualen des Tantalus. Dies Gefühl bemeiſterte ſich ſchon, als ich noch ein Kind, meiner oft ſo plötzlich, daß ich mitten aus dem frohſten Spiel mit meinen Cameraden davon lief in den Wald, auf den Berg, dort mich niederwarf auf die Erde und troſtlos weinte und ſchluchzte, unerachtet ich eben der tollſte ausgelaſſenſte von allen geweſen. Später lernte ich mich ſelbſt mehr bekämpfen, aber nicht auszuſprechen vermag ich die Marter meines Zuſtandes, wenn in der heiterſten Umgebung gemüthlicher wohlwollender Freunde, bei irgend einem Kunſtgenuß, ja ſelbſt in den Momenten, wenn meine Eitelkeit in Anſpruch genommen wurde auf dieſe jene Weiſe, ja! wenn mir dann plötzlich alles elend, nichtig, farblos, todt erſchien, und ich mich verſetzt fühlte in eine troſtloſe Einöde. Nur einen Engel des Lichts giebt es, der Macht hat über den böſen Dämon. Es iſt der Geiſt der Tonkunſt, der oft aus mir ſelbſt ſich ſiegreich erhebt, und vor deſſen mächtiger Stimme alle Schmerzen irdiſcher Bedrängniß verſtummen. —

Immer, nahm die Räthin das Wort, immer habe ich geglaubt, daß die Muſik auf Sie zu ſtark, mithin verderblich wirke; denn indem bei der Aufführung irgend eines vortrefflichen Werks Ihr ganzes Weſen durchdrungen ſchien, veränderten ſich alle Züge Ihres Geſichts. Sie erblaßten, Sie waren keines Wortes mächtig, Sie hatten nur Seufzer und Thränen, und fielen dann her mit dem bitterſten Spott, mit tief verletzendem Hohn, über jeden, der auch nur ein Wort über das Werk des Meiſters ſagen wollte. — Ja wenn —

O beſte Räthin, fiel Kreisler der Benzon ins Wort, indem er, ſo ernſt und tiefbewegt er zuvor geſprochen, plötzlich den beſondern Ton der Ironie wieder aufnahm, der ihm eigen, o beſte Räthin, daß iſt nur alles anders geworden. Sie glauben gar nicht, Verehrte, was ich an dem Großherzoglichen Hofe artig und geſcheut geworden bin. Ich kann mit der größten Seelenruhe und Gemüthlichkeit zum Don Juan und zur Armida den Takt ſchlagen, ich kann der erſten Sängerin freundlich zuwinken, wenn ſie in der merkwürdigſten Cadenz auf den Sproſſen der Tonleiter herumhopſt, ich kann, wenn der Hofmarſchall nach Haydns Jahreszeiten mir zuflüſtert: C'etoit bien ennuyant, mon cher maitre de chapelle, lächelnd mit dem Kopfe nicken, und eine bedeutungsvolle Priſe nehmen, ja ich kann es geduldig anhören, wenn der kunſtverſtändige Kammer- und Spektakelherr mir weitläuftig demonſtrirt, daß Mozart und Beethoven den Teufel was von Geſang verſtanden, und daß Roßini, Pucitta und wie die Männerchen alle heißen mögen ſich a la hauteur aller Opernmuſik geſchwungen. — Ja Verehrte, Sie glauben nicht, was ich während meiner Kapellmeiſterſchaft profitirt, vorzüglich aber die ſchöne Ueberzeugung, wie gut es iſt, wenn Künſtler förmlich in Dienſt treten, der Teufel und ſeine Großmutter könnte es ſonſt mit dem ſtolzen übermüthigen Volke aushalten. Laßt den braven Componiſten Kapellmeiſter oder Muſikdirektor werden, den Dichter Hofpoet, den Maler, Hofportraitiſten, den Bildhauer Hofportraitmeißler und Ihr habt bald keine unnütze Fantaſten mehr im Lande, vielmehr lauter nützliche Bürger von guter Erziehung und milden Sitten! —

Still ſtill, rief die Räthin unmuthig, halten Sie ein, Kreisler, Ihr Steckenpferd fängt wieder an ſich zu bäumen, nach gewöhnlicher Art und Weiſe. Uebrigens merke ich Unrath, und wünſche jezt in der That recht ſehnlich zu wiſſen, welch ein ſchlimmes Ereigniß Sie zur ſchnellen übereilten Flucht aus der Reſidenz nöthigte. Denn auf eine ſolche Flucht deuten alle Umſtände Ihrer Erſcheinung im Park.

Und ich, ſprach Kreisler ruhig, indem er ſeinen Blick feſt auf die Räthin heftete, und ich kann verſichern, daß das ſchlimme Ereigniß, welches mich forttrieb aus der Reſidenz, unabhängig von allen äuſſern Dingen, nur in mir ſelbſt lag.

Eben jene Unruhe, von der ich vorhin vielleicht mehr und ernſter ſprach, als gerade nöthig, überfiel mich mit ſtärkerer Macht als jemals, es war meines Bleibens nicht länger. — Sie wiſſen, wie ich mich auf meine Kapellmeiſterſchaft bei dem Großherzog freute. Thörigter Weiſe glaubte ich, daß, in der Kunſt lebend, meine Stellung eben mich ganz beſchwichtigen, daß der Dämon in meinem Innern beſiegt werden würde. Aus dem wenigen, was ich erſt über meine Bildung am Großherzoglichen Hofe angebracht, werden

Sie, Verehrte, aber entnehmen, wie ſehr ich mich täuſchte. Erlaſſen Sie mir die Schilderung, wie ich durch fade Spielerei mit der heiligen Kunſt, zu der ich nothgedrungen die Hand bieten mußte, durch die Albernheiten ſeelenloſer Kunſtpfuſcher, abgeſchmackter Dilettanten, durch das ganze tolle Treiben einer Welt voll Kunſtglieder-Puppen, immer mehr und mehr dahin gebracht wurde, die erbärmliche Nichtswürdigkeit meiner Exiſtenz einzuſehen. An einem Morgen mußt ich zum Großherzog, um meine Einwirkung bei den Feſtlichkeiten, die in den nächſten Tagen ſtatt finden ſollten, zu erfahren. Der Spektakelherr war, wie natürlich zugegen, und ſtürmte auf mich ein mit allerlei ſinn- und geſchmackloſen Anordnungen, denen ich mich fügen ſollte. Vorzüglich war es ein von ihm ſelbſt verfaßter Prolog, den er, als höchſte Spitze der Theaterfeſte, von mir komponirt verlangte. Da diesmal, ſo ſprach er zum Fürſten, einen ſtechenden Seitenblick auf mich werfend, nicht von gelehrter teutſcher Muſik, ſondern von geſchmackvollem italiäniſchen Geſange die Rede ſein ſolle, ſo habe er ſelbſt einige zarte Melodieen aufgeſetzt, die ich gehörig anzubringen

Der Großherzog genehmigte nicht nur alles, ſondern nahm auch Gelegenheit, mir überhaupt anzudeuten, daß er meine fernere Ausbildung durch eifriges Studium der neuern Italiäner hoffe und erwarte. — Wie ich ſo erbärmlich da ſtand! — ich verachtete mich ſelbſt tief — alle Demüthigungen erſchienen mir gerechte Strafe für meinen kindiſchen aberwitzigen Langmuth! — Ich verließ das Schloß, um nie wieder zurückzukehren. Noch denſelben Abend wollte ich meine Entlaſſung fordern, aber ſelbſt dieſer Entſchluß konnte mich nicht über mich ſelbſt beruhigen, da ich mich ſchon durch einen geheimen Oſtrazismus verbannt ſah. Die Guitarre, die ich zu anderm Behuf mitgenommen, nahm ich aus dem Wagen, den ich, vors Thor gekommen fort ſchickte, und lief hinaus ins Freie, unaufhaltſam fort, immer weiter fort! — Schon ſank die Sonne, immer breiter und ſchwärzer wurden die Schatten der Berge, des Waldes. Unerträglich, ja vernichtend, war mir der Gedanke, zurückzukehren nach der Reſidenz — Welche Macht zwingt mich zum Rückweg, ſo rief ich laut. Ich wußte, daß ich mich auf dem Wege nach Sieghartsweiler befand, ich gedachte meines alten Meiſters Abraham, von dem ich Tages zuvor einen Brief erhalten, worin er, meine Lage in der Reſidenz ahnend, mich wegwünſchte von dort, mich zu ſich einlud. —

Wie, unterbrach die Räthin den Kapellmeiſter, wie, Sie kennen den wunderlichen Alten?

Meiſter Abraham, fuhr Kreisler fort, war der innigſte Freund meines Vaters, mein Lehrer, zum Theil mein Erzieher! — Nun Verehrte, wiſſen Sie ausführlich, wie ich in den Park des wackern Fürſten Irenäus kam, und werden nicht mehr daran zweifeln, daß ich, kommt es darauf an, im Stande bin, ruhig, mit erforderlicher hiſtoriſcher Genauigkeit, und ſo angenehm zu erzählen, daß mir ſelbſt davor graut. Ueberhaupt kommt mir die ganze Geſchichte meiner Flucht aus der Reſidenz, wie geſagt, ſo albern vor, und von ſolch allen Geiſt zerſtörender Nüchternheit, daß man ſelbſt nicht davon ſprechen kann, ohne in erklekliche Schwachheit zu verfallen. — Möchten Sie, Theure, aber die ſeichte Begebenheit als krampfſtillendes Waſſer der erſchrockenen Prinzeſſin beibringen, damit ſie ſich beruhige, und daran denken, daß ein ehrlicher deutſcher Muſikus, den, als er gerade ſeidene Strümpfe angezogen, und ſich in einem ſaubern Kutſchkaſten vornehm gebehrdete, Roſſini und Pucitta und Paveſi und Fioravanti und Gott weiß welche andere inis und itos, in die Flucht ſchlugen, ſich unmöglich ſehr geſcheut betragen kann. Verzeihung iſt zu hoffen, will ich hoffen! — Als poetiſchen Nachklang des langweiligen Abentheuers vernehmen Sie aber, beſte Räthin, daß in dem Augenblick, da ich, gepeitſcht von meinem Dämon, fortrennen wollte, mich der ſüßeſte Zauber feſt bannte. Schadenfroh dachte der Dämon eben das tiefſte Geheimniß meiner Bruſt zu Schanden zu machen, da rührte der mächtige Geiſt der Tonkunſt die Schwingen, und vor dem melodiſchen Rauſchen erwachte der Troſt, die Hoffnung, ja ſelbſt die Sehnſucht, die die unvergängliche Liebe ſelbſt iſt und das Entzücken ewiger Jugend. — Julia ſang! —

Kreisler ſchwieg. Die Benzon horchte auf, geſpannt auf das, was nun nachfolgen würde. Da der Kapellmeiſter ſich in ſtumme Gedanken zu verlieren ſchien, fragte ſie mit kalter Freundlichkeit

keit: Sie finden den Geſang meiner Tochter in der That angenehm, lieber Johannes?

Kreisler fuhr heftig auf, das, was er ſagen wollte, erſtickte aber ein Seufzer aus der tiefſten Bruſt.

Nun, fuhr die Räthin fort, das iſt mir recht lieb. Julia kann von Ihnen, lieber Kreisler, was den wahren Geſang betrifft, recht viel lernen, denn, daß Sie hier bleiben, ſehe ich nun als eine ausgemachte Sache an.

Verehrteſte, begann Kreisler, aber in dem Augenblick öffnete ſich die Thüre und Julia trat hinein.

Als ſie den Kapellmeiſter gewahrte, verklärte ihr holdes Antlitz ein ſüßes Lächeln, und ein leiſes: Ach! hauchte von ihren Lippen.

Die Benzon ſtand auf, nahm den Kapellmeiſter bei der Hand, und führte ihn Julien entgegen, indem ſie ſprach: Nun mein Kind, da iſt der ſeltſame — —

(M. f. f.) — der junge Ponto los auf mein neueſtes Manuſkript, das neben mir lag, faßte es, ehe ich's verhindern konnte, zwiſchen die Zähne, und rannte damit ſpornſtreichs auf und davon. Er ſtieß dabei ein ſchadenfrohes Gelächter aus, und ſchon dies hätte mich vermuthen laſſen ſollen, daß nicht bloßer jugendlicher Muthwille ihn zur böſen That ſpornte, ſondern daß noch etwas mehr im Spiele war. Bald wurde ich darüber aufgeklärt.

Nach ein paar Tagen trat der Mann, bei dem der junge Ponto in Dienſten, hinein zu meinem Meiſter. Es war, wie ich nachher erfahren, Herr Lothario, Profeſſor der Aeſthetik am Gymnaſio zu Sieghartsweiler. — Nach gewöhnlicher Begrüßung ſchaute der Profeſſor im Zimmer umher, und ſprach, als er mich erblickte: wolltet Ihr nicht, lieber Meiſter, den Kleinen dort aus der Stube entfernen? Warum, fragte der Meiſter, warum? — Ihr konntet doch ſonſt die Katzen leiden, Profeſſor, und vorzüglich meinen Liebling, den zierlichen, geſcheuten Kater Murr! — Ja, ſprach der Profeſſor, indem er höhniſch lachte, ja, zierlich und geſcheut, das iſt wahr! — Aber thut mir den Gefallen, Meiſter, und entfernt Euern Liebling, denn ich habe Dinge mit Euch zu reden, die er durchaus nicht hören darf. Wer? rief Meiſter Abraham, indem er den Profeßor anſtarrte. Nun, fuhr dieſer fort, Euer Kater. Ich bitte Euch, fragt nicht weiter, ſondern thut, warum ich Euch bitte. „Das iſt doch ſeltſam," ſprach der Meiſter, indem er die Thüre des Kabinets öffnete, und mich hineinrief. Ich folgte ſeinem Ruf, ohne daß er es gewahrte, ſchlüpfte ich aber wieder hinein, und verbarg mich im unterſten Fach des Bücherſchranks, ſo daß ich unbemerkt das Zimmer überſehen, und jedes Wort, was geſprochen wurde, vernehmen konnte.

Nun möchte ich, ſprach Meiſter Abraham, indem er ſich dem Profeſſor gegen über in ſeinen Lehnſtuhl ſetzte, nun möchte ich doch in aller Welt wiſſen, welch' ein Geheimniß ihr mir zu entdecken habt, das meinem ehrlichen Kater Murr verſchwiegen bleiben ſoll.

Sagt mir, begann der Profeßor ſehr ernſt und nachdenklich, ſagt mir zuförderſt, lieber Meiſter, was haltet Ihr von den Grundſatz, daß, nur körperliche Geſundheit vorausgeſetzt, ſonſt ohne Rückſicht auf angebohrne geiſtige Fähigkeit, auf Talent, auf Genie, vermöge einer beſonders geregelten Erziehung, aus jedem Kinde, in kurzer Zeit, mithin noch in den Knabenjahren, ein Heres in Wiſſenſchaft und Kunſt geſchaffen werden kann?

Es erwiederte der Meiſter, was kann ich von dieſem Grundſatz anders halten, als daß er albern und abgeſchmackt iſt. Möglich, ja ſogar leicht mag es ſeyn, daß man einem Kinde, das die Auffaßungsgabe, wie ſie ungefähr bei den Affen anzutreffen, und ein gutes Gedächtniß, beſitzt, eine Menge Dinge ſyſtematiſch eintrichtern kann, die es dann vor den Leuten auskramt; nur muß es dieſem Kinde durchaus an allem natürlichen Ingenium fehlen, da ſonſt der innere beſſere Geiſt der heilloſen Prozedur widerſtrebt. Wer wird aber jemals ſolch einen einfältigen, mit allerlei verſchluckbaren Brocken des Wiſſens dick gemäſteten, Jungen, einen Gelehrten im ächten Sinne des Worts nennen?

Die Welt, rief der Profeßor heftig, die ganze Welt! — O es iſt entſetzlich! — Aller Glaube an die innere, höhere, angebohrne Geiſteskraft, die allein nur den Gelehrten, den Künſtler ſchafft, geht ja über jenen heilloſen, tollen Grundſatz zum Teufel! —

Ereifert Euch nicht, ſprach der Meiſter lächelnd, ſo viel wie ich weiß, iſt bis jetzt in unſerm guten Teutſchland nur ein einziges Produkt jener Erziehungsmethode aufgeſtellt worden, von dem die Welt eine Zeit lang ſprach, und zu ſprechen aufhörte, als ſie einſah, daß das Produkt eben nicht ſonderlich gerathen. Zudem fiel die Blüthezeit jenes Präparats in die Periode, als gerade die Wunderkinder in die Mode gekommen, die, wie ſonſt mühſam abgerichtete Hunde und Affen, gegen ein billiges Entrée ihre Künſte zeigten.

So ſprecht Ihr nun, nahm der Profeſſor das Wort, ſo ſprecht Ihr nun, Meiſter Abraham, und man würde Euch glauben, kennte man nicht den verborgenen Schalk in Euch, wüßte man nicht, daß Euer ganzes Leben eine Reihe der wunderlichſten Experimente darbietet. Geſteht es nur Meiſter Abraham, geſteht es nur, Ihr habt ganz im Stillen, im geheimſten Geheim, experimentirt nach jenem Grundſatz, aber überbieten wolltet ihr den Mann, den Verfertiger jenes Präparats von dem wir ſprachen. — Ihr wolltet, wart ihr ganz fertig, hervortreten mit Eurem Zögling, und alle Profeſſoren in der ganzen Welt in Erſtaunen verſetzen und Verzweiflung, ihr wolltet den ſchönen Grundſatz, non ex quovis ligno fit Mercurius ganz und gar zu Schanden machen! — Nun! kurz, der quovis iſt da, aber kein Mercurius, ſondern ein Kater! — Was ſagt Ihr, rief der Meiſter, indem er laut auf lachte, was ſagt Ihr, ein Kater?

Leugnet es nur nicht, fuhr der Profeſſor fort, leugnet es nur nicht, an dem Kleinen dort in der Kammer habt Ihr jene abſtrakte Erziehungsmethode verſucht, ihr habt ihn leſen, ſchreiben gelehrt, Ihr habt ihm die Wiſſenſchaften beigebracht, ſo daß er ſich ſchon jezt unterfängt den Autor zu ſpielen, ja ſogar Verſe zu machen.

Nun ſprach der Meiſter, das iſt doch in der That das Tollſte was mir jemals vorgekommen! — Ich meinen Kater erziehen, ich ihm die Wiſſenſchaften beibringen! — Sagt, was für Träume rumoren in Eurem Sinn, Profeſſor? — Ich verſichere Euch, daß ich von meines Katers Bildung nicht das mindeſte weiß, dieſelbe auch für ganz unmöglich halte.

So! fragte der Profeſſor mit gedehntem Ton, zog ein Heft aus der Taſche, das ich angenblicklich für das mir von dem jungen Ponto geraubte Manuſkript erkannte, und las:

Sehnſucht nach dem Höheren.

Ha welch' Gefühl, das meine Bruſt beweget?
Was ſagt dies Unruh — Wonnigvolle Beben,
Will ſich zum kühnen Sprung der Geiſt erheben,
Vom Sporn des mächt'gen Genius erreget?
Was iſt es, was der Sinn im Sinne träget
Was will dem Liebesdrang erfüllten Leben,
Dies raſtlos brennend feurig ſüße Streben,
Was iſt es, das im bangen Herzen ſchläget?
Entrückt werd ich nach fernen Zauberlanden.
Kein Wort, kein Laut, die Zunge iſt gebunden,
Ein ſehnlich Hoffen weht mit Frühlingsfriſche.
Befreit mich bald von drückend ſchweren Banden.
Erträumt, erſpürt, im grünen Laub' gefunden!
Hinauf mein Herz! beim Fittig *ihn* erwiſche!

Ich hoffe, daß jeder meiner gütigen Leſer die Muſterhaftigkeit dieſes herrlichen Sonetts, das aus der tiefſten Tiefe meines Gemüths hervorfloß, einſehen, und mich um ſo mehr bewundern wird, wenn ich verſichere, daß es zu den erſten gehört, die ich überhaupt verfertigt habe. Der Profeſſor las es aber, in ſeiner Bosheit, ſo ohne allen Nachdruck, ſo abſcheulich vor, daß ich mich kaum ſelbſt erkannte, und daß ich von plötzlichem Jähzorn, wie er jungen Dichtern wohl eigen, übermannt, im Begriff war, aus meinem Schlupfwinkel hervor, dem Profeſſor ins Geſicht zu ſpringen, und ihn die Schärfe meiner Krallen fühlen zu laſſen. Der kluge Gedanke, daß ich doch, wenn beide, der Meiſter und der Profeſſor, ſich über mich her machten, nothwendig den Kürzern ziehen müſſe, ließ mich meinen Zorn mit Gewalt niederkämpfen, jedoch entfuhr mir unwillkührlich ein knurrendes Miau, das mich unfehlbar verrathen haben würde, hätte der Meiſter nicht, da der Profeſſor mit dem Sonett fertig, aufs neue eine dröhnende Lache aufgeſchlagen, die mich beinahe noch mehr kränkte, als des Profeſſors Ungeſchick.

Hoho, rief der Meiſter, wahrhaftig das Sonnet iſt eines Katers vollkommen würdig, aber noch immer verſtehe ich nicht Euern Spaß, Profeſſor, ſagt mir nur lieber gerade zu, wo ihr hinaus wollt.

Der Profeſſor, ohne dem Meiſter zu antworten, blätterte im Manuſkript, und las weiter:

Gloſſe.

Liebe ſchwärmt auf allen Wegen.
Freundſchaft bleibt für ſich allein,
Liebe kommt uns raſch entgegen
Aufgeſucht will Freundſchaft ſeyn.

Schmachtend wehe, bange Klagen,
Hör' ich überall ertönen.
Ob den Sinn zum Schmerz gewöhnen,
Ob zur Luſt, ich kann's nicht ſagen.
Möchte oft mich ſelber fragen,
Ob ich träume, ob ich wache.
Dieſem Fühlen, dieſem Regen,
Leih' ihm Herz die rechte Sprache;
Ja im Keller, auf dem Dache,
Liebe ſchwärmt auf allen Wegen!

Doch, es heilen alle Wunden;
Die der Liebesſchmerz geſchlagen
Und in einſam ſtillen Tagen
Mag, von aller Quaal entbunden,
Geiſt und Herz wohl bald geſunden;
Art'ger Kätzchen los Gebudel
Darf es auf die Dauer ſeyn?
Nein! — fort aus dem böſen Strudel,
Unterm Ofen mit dem Pudel,
Freundſchaft bleibt für ſich allein!

Wohl ich weiß es —

Nein, unterbrach hier der Meiſter den leſenden Profeſſor, nein, mein Freund, Ihr macht mich in der That ungeduldig, Ihr oder ein anderer Schalk hat ſich den Spaß gemacht, im Geiſt eines Katers, der nun gerade mein guter Murr ſeyn ſoll, Verſe zu machen, und nun foppt Ihr mich den ganzen Morgen damit herum. Der Spaß iſt übrigens nicht übel, und wird vorzüglich dem Kreisler ſehr wohl gefallen, der wohl nicht unterlaßen dürfte, damit eine kleine Parforcejagd anzuſtellen, in der Ihr am Ende ſelbſt ein gehetztes Wild ſeyn könntet. Aber nun laßt Eure ſinnreiche Einkleidung fahren, und ſagt mir ganz ehrlich und trocken, was es mit Eurem ſeltſamen Spaß eigentlich für eine Bewandniß hat.

Der Profeſſor ſchlug das Manuſkript zuſammen, ſah den Meiſter ernſt ins Auge, und ſprach dann: dieſe Blätter brachte mir vor einigen Tagen mein Pudel Ponto, der, wie Euch bekannt ſeyn wird, mit Eurem Kater Murr in freundſchaftlichen Verhältniſſen lebt. Zwar trug er das Manuſkript zwiſchen den Zähnen, wie er nun einmal alles zu tragen gewohnt iſt, indeſſen legte er es mir doch ganz unverſehrt in den Schooß, und gab mir dabei deutlich zu verſtehen, daß er es von keinem andern habe, als von ſeinem Freunde Murr. Als ich nun einen Blick hineinwarf, fiel mir gleich die ganz beſondere, eigenthümliche Handſchrift auf, als ich aber einiges geleſen, ſtieg in mir, ſelbſt weiß ich nicht, auf welche unbegreifliche Art, der ſeltſame Gedanke auf, Murr könnte das alles ſelbſt gemacht haben. So ſehr mir die Vernunft, ja eine gewiſſe Lebenserfahrung, der wir alle nicht entgehen können, und die am Ende nun wieder weiter nichts iſt, als die Vernunft, ſo ſehr mir alſo eben dieſe Vernunft ſagt: daß jener Gedanke unſinnig, da Kater weder zu ſchreiben noch Verſe zu machen im Stande, ſo konnte ich ihn doch durchaus nicht los werden. Ich beſchloß Euern Kater zu beobachten, und ſtieg, da ich von meinem Ponto wußte, daß Murr viel auf Eurem Boden hauſire, auf meinen Boden, nahm einige Dachziegel herab, ſo daß ich mir die freie Ausſicht in Eure Dachluken verſchafte. Was gewahrte ich! — Hört es und erſtaunt! — In dem einſamſten Winkel des Bodens ſitzt Euer Kater! — ſitzt aufgerichtet vor einem kleinen Tiſch, auf dem Schreibzeug und Papier befindlich, ſitzt und reibt ſich bald mit der Pfote Stirn und Nacken, fährt ſich über's Geſicht, tunkt bald die Feder ein, ſchreibt. hört wieder auf, ſchreibt von neuem, überlieſt das Geſchriebene, knurrt (ich konnte es hören) knurrt und ſpinnt vor lauter Wohlbehagen. — Und um ihn her liegen verſchiedene Bücher, die, nach ihrem Einband, aus Eurer Bibliothek entnommen. —

Das wäre ja der Teufel, rief der Meiſter, nun ſo will dann gleich nachſehen, ob mir Bücher fehlen.

Damit ſtand er auf, und trat an den Bücherſchrank. So wie er mich erblickte, prallte er drei Schritte zurück, und blickte mich an voll Erſtaunen. Aber der Profeſſor rief: ſeht Ihr wohl, Meiſter! Ihr denkt, der Kleine ſitzt harmlos in der Kammer, in die Ihr ihn eingeſperrt, und er hat ſich hinein geſchlichen in den Bücherſchrank, um zu ſtudiren, oder noch wahrſcheinlicher, um uns zu belauſchen. Nun hat er alles gehört was wir geſprochen, und kann ſeine Maaßregeln darnach nehmen. „Kater, begann der

Meiſter, indem er fortwährend den Blick voll Erſtaunen auf mich ruhen ließ, „Kater, wenn ich wüßte daß du, deine ehrliche natürliche Natur ganz und gar verläugnend, dich wirklich darauf verlegteſt, ſolche vertrakte Verſe zu machen, wie ſie der Profeſſor vorgeleſen, wenn ich glauben könnte, daß du wirklich den Wiſſenſchaften nachſtellteſt, ſtatt den Mäuſen, ich glaube, ich könnte dir die Ohren wund zwicken, oder gar —"

Mich überfiel eine ſchreckliche Angſt, ich kniff die Augen zu, und that als ſchliefe ich feſt. —

Aber nein, nein, fuhr der Meiſter fort, ſchaut nur einmal her, Profeſſor, wie mein ehrlicher Kater ſo ſorglos ſchläft, und ſagt ſelbſt, ob er in ſeinem gutmüthigen Antlitz etwas trägt, das auf ſolche geheime wunderbare Schelmereien, wie Ihr ſie ihm Schuld gebt, gedeutet werden könnte — „Murr! — Murr! —"

So rief der Meiſter mich an, und ich unterließ nicht wie gewöhnlich mit meinen Krr — Krr — zu antworten, die Augen aufzuſchlagen, mich zu erheben und einen hohen ſehr anmuthigen, Katzenpuckel zu machen.

Der Profeſſor warf mir, voller Zorn, mein Manuſkript an den Kopf, ich that aber, (die mir angeborne Schlauheit gab es mir ein) als wollte er mit mir ſpielen, und zerrte ſpringend und tänzelnd, die Papiere hin und her, ſo daß die Stücke umher flogen.

Nun ſprach der Meiſter, nun iſt es ausgemacht, daß Ihr ganz Unrecht habt, Profeſſor, und daß Euch Ponto etwas vorlog. Seht nur hin, wie Murr die Gedichte bearbeitet, welcher Dichter würde ſein Manuſkript handhaben auf die Weiſe?

Ich habe Euch gewarnt, Meiſter, thut nun was ihr wollt, erwiederte der Profeſſor, und verließ das Zimmer.

Nun glaubte ich, der Sturm ſey vorüber, wie ſehr war ich im Irrthum! — Meiſter Abraham hatte ſich, mir zum großen Verdruß, gegen meine wiſſenſchaftliche Bildung erklärt, und dem unerachtet er ſo gethan, als glaube er den Worten des Profeſſors gar nicht, ſo wurde ich doch bald gewahr, daß er mir auf allen Gängen nachſpürte, mir den Gebrauch ſeiner Bibliothek dadurch abſchnitt, daß er den Schrank ſorgfältig verſchloß, und es durchaus nicht mehr leiden wollte, daß ich mich, wie ſonſt, auf ſeinen Schreibtiſch unter die Papiere legte.

So kam Leid und Kümmerniß über meine keimende Jugend! Was kann einem Genie mehr Schmerz verurſachen, als ſich verkannt, ja verſpottet zu ſehen, was kann einen großen Geiſt mehr erbittern, als da auf Hinderniſſe zu ſtoßen, wo er nur allen möglichen Vorſchub erwartete! — Doch, je ſtärker der Druck, deſto gewaltiger die Kraft der Entlaſſung, je ſtraffer der Bogen geſpannt, deſto ſchärfer der Schuß! — War mir die Lektüre verſperrt, ſo arbeitete deſto freier mein eigner Geiſt, und ſchuf aus ſich ſelbſt.

Unmuthig wie ich war, brachte ich in dieſer Periode manche Nächte, manche Tage, in den Kellern des Hauſes zu, wo mehrere Mauſefallen aufgeſtellt waren, und ſich überdem viele Kater verſchiedenen Alters und Standes verſammelten.

Einem tapfern philoſophiſchen Kopf entgehen überall nicht die geheimſten Beziehungen des Lebens im Leben, und er erkennt, wie ſich eben aus demſelben das Leben geſtaltet in Geſinnung und That. So gingen mir auch in den Kellern die Verhältniſſe der Mäuſefallen und der Katzen in ihrer Wechſelwirkung auf. Es wurde mir, als einem Kater von edlem ächten Sinn, warm um's Herz, wenn ich gewahren mußte, wie jene todte Maſchinen, in ihrem pünktlichen Treiben, eine große Schlaffheit in den Katerjünglingen hervorbrachten. Ich ergriff die Feder und ſchrieb das unſterbliche Werk, deſſen ich ſchon vorhin gedachte, nehmlich: „Ueber Mäuſefallen, und deren Einfluß auf Geſinnung und Thatkraft der Katzheit." In dieſem Büchlein hielt ich den verweichlichten Katerjünglingen einen Spiegel vor die Augen, in dem ſie ſich ſelbſt erblicken mußten, aller eignen Kraft entſagend, indolent, träge, ruhig es ertragend, daß die ſchnöden Mäuſe nach dem Speck liefen! — Ich rüttelte ſie aus dem Schlafe, mit donnernden Worten. — Nächſt dem Nutzen, den das Werklein ſchaffen mußte, hatte das Schreiben deſſelben auch noch den Vortheil für mich, daß ich ſelbſt indeſſen keine Mäuſe fangen durfte, und auch nachher, da ich ſo kräftig geſprochen, es wohl keinem einfallen konnte, von mir zu verlangen, daß ich ſelbſt ein Beiſpiel des

von

von mir ausgeſprochenen Heroismus im Handeln geben ſolle.

Damit könnte ich nun meine erſte Lebensperiode ſchließen, und zu meinen eigentlichen Jünglingsmonaten, die an das männliche Alter ſtreifen, übergehen; unmöglich kann ich aber den günſtigen Leſern die beiden letzten Strophen der herrlichen Gloſſe vorenthalten, die mein Meiſter nicht hören wollte. Hier ſind ſie:

Wohl, ich weiß es, widerſtehen,
Mag man nicht dem ſüßen Koſen,
Wenn aus Büſchen duft'ger Roſen
Süße Liebeslaute wehen.
Will das trunkne Aug' dann ſehen
Wie die Holde kommt geſprungen,
Die da lauſcht' an Blumenwegen,
Kaum iſt Sehnſuchts Ruf erklungen
Hat ſich ſchnell hinangeſchwungen.
Liebe kommt uns raſch entgegen.

Dieſes Sehnen, dieſes Schmachten
Kann wohl oft den Sinn berücken,
Doch wie lange kann's beglücken,
Dieſes Springen. Rennen, Trachten!
Holder Freundſchaft Trieb' erwachten,
Strahlten auf bei Hesper's Scheine.

Und den Edlen brav und rein,
Ihn zu finden den ich meine,
Klettr' ich über Mau'r und Zäune,
Aufgeſucht will Freundſchaft ſeyn.

(Mal. Bl.) — — gerade den Abend in ſolch' heitrer gemüthlicher Stimmung, wie man ſie an ihm nicht verſpürt hatte ſeit gar geraumer Zeit. Und dieſe Stimmung war es, die das Unerhörte geſchehen ließ. Denn ohne wild aufzufahren, und davon zu rennen, wie er ſonſt in gleichem Fall wohl zu thun pflegte, hörte er ruhig und ſogar mit gutmüthigem Lächeln den langen und noch langweiligern erſten Akt eines entſetzlichen Trauerſpiels an, den ein junger hoffnungsvoller Lieutenant mit rothen Wangen und wohlgekräuſeltem Haupthaar, verfaßt hatte und mit aller Prätenſion des glücklichſten Dichters vortrug. Ja als beſagter Lieutenant, da er geendet, ihn heftig fragte, was er von der Dichtung halte, begnügte er ſich, mit dem mildeſten Ausdruck des innern Ergötzens im ganzen Geſicht, dem jungen Kriegs- und Vershelden zu verſichern, daß der Aushängeakt, das gierigen äſthetiſchen Leckermäulern dargebotene Koſtſtück, in der That herrliche Gedanken enthalte, für deren originelle Genialität ſchon der Umſtand ſpräche, daß auch anerkannt große Dichter w. z. B. Calderon, Shakſpeare und der moderne Schiller darauf gefallen. Der Lieutenant umarmte ihn ſehr, und verrieth mit geheimnißvoller Miene, daß er gedenke, noch denſelben Abend eine ganze Geſellſchaft der auserleſenſten Fräuleins, unter denen ſogar eine Gräfin befindlich, die ſpaniſch leſe, und in Oel mahle, mit dem vortrefflichſten aller erſten Akte zu beglücken. Auf die Verſicherung, daß er daran ungemein wohl thun werde, lief er voller Enthuſiasmus von dannen.

Ich begreiſe, ſprach jetzt der kleine Geheime Rath, ich begreiſe dich heute gar nicht, lieber Johannes, mit deiner unbeſchreiblichen Sanftmuth! — Wie war es dir möglich, das durchaus abgeſchmackte Zeug ſo ruhig, ſo aufmerkſam, anzuhören! — Angſt und bange wurde mir, als der Lieutenant uns, die wir unbewacht keine Gefahr ahnten, überfiel, und uns rettungslos eingarnte in die tauſendfältigen Schlingen ſeiner endloſen Verſe! — Ich dachte, jeden Augenblick würdeſt du dazwiſchen fahren, wie du es ſonſt wohl thuſt bei geringerem Anlaß; aber du bleibſt ruhig, ja, dein Blick ſpricht Wohlgefallen aus, und am Ende, nachdem ich für meine Perſon ganz ſchwach und elend worden, fertigſt du den Unglückſeligen ab mit einer Ironie, die er nicht einmal zu faſſen im Stande, und ſagſt ihm wenigſtens nicht zur Warnung für künftige Fälle, daß das Ding viel zu lang ſei, und merklich amputirt werden müſſe.

Ach, erwiederte Kreisler, ach was hätte ich denn ausgerichtet mit dieſem kläglichen Rath! — Kann den ein prägnanter Dichter wie unſer liebe Lieutenant, wohl mit Nutzen irgend eine Amputation an ſeinen Verſen vornehmen, wachſen ſie ihm nicht nach, unter der Hand? — Und weißt du denn nicht, daß überhaupt die Verſe unſerer jungen Dichter die Reproduktionskraft der Eidexen beſitzen, denen die Schwänze munter wiederum hervor ſchießen, hat man ſie auch an der Wurzel weggeſchnitten! — Wenn du aber meinſt, daß ich des Lieutenants Leſerei ruhig angehört, ſo biſt du in großem Irrthum! — Der Sturm war vorüber, alle Gräſer und Blumen im kleinen Garten erhoben ihre gebeugten Häupter, und ſchlürften begierig den Himmelsnektar ein, der aus den Wolkenſchleiern in einzelnen Tropfen hinabfiel. Ich ſtellte mich unter den großen blühenden Apfelbaum, und horchte auf die verhallende Stimme des Donners in den fernen Bergen, die wie eine Weiſſagung von unausſprechlichen Dingen in meiner Seele wieder klang, und ſchaute auf zu dem Blau des Himmels, das wie mit leuchtenden Augen dort und dort durch die fliehenden Wolken blickte! — Aber dazwiſchen rief der Onkel: ich ſolle ſein ins Zimmer und mir den neuen geblümten Schlafrock nicht verderben durch ungeziemliche Näſſe, und mir nicht den Schnupfen holen im feuchten Graſe. Und dann war es wieder nicht der Onkel, welcher ſprach, ſondern irgend ein Filou von Papagei oder Staarmatz hinterm Buſch oder im Buſch, oder Gott weiß wo ſonſt, machte ſich den unnützen Spaß, mich damit zu necken, daß er mir allerlei köſtliche Gedanken aus dem Shakſpeare zurief nach ſeiner Manier. Und das war nun wieder der Lieutenant und ſein Trauerſpiel! — Geheimer Rath, gieb dir die Mühe zu merken, daß es eine Erinnerung an meine Knabenzeit war, die mich die uns dem Lieutenant entführte. Ich ſtand wirklich, ein Junge von höchſtens zwölf Jahren, in des Onkels kleinem Garten, und hatte den ſchönſten Zitz als Schlafrock an, den jemals eine Kattundruckerſeele erſonnen, und vergebens haſt du, o geheimer Rath! heute dein Königsräucherpulver verſchwendet, denn ich habe nichts verſpürt, als das Aroma meines blühenden Apfelbaums, nicht einmal das Haaröl des Verſifikanten, der ſein Haupt ſalbt, ohne es jemals ſchützen zu können gegen Wind und Wetter durch eine Krone, vielmehr nichts aufſtülpen darf, als Filz und Leder, durch das Reglement aufgeprägt zu einem Tſchako! — Genug Beſter! du warſt von uns dreien das einzige Opferlamm, das ſich dem infernaliſchem Trauerſpielmeſſer des dichteriſchen Helden darbot. Denn, während ich mich, alle Extremitäten ſorglich einziehend, in das kleine Schlafröckchen eingeputzt hatte, und mit zwölfjähriger, zwölflöthiger Leichtigkeit hinein geſprungen war in mehrbeſagten Garten, verbrauchte Meiſter Abraham, wie du ſiehſt, drei bis vier Bogen des ſchönſten Notenpapiers, um allerlei ergötzliche Fantasmata zuzuſchneiden. Auch er iſt alſo dem Lieutenant entwiſcht! —

Kreisler hatte Recht, Meiſter Abraham verſtand ſich darauf, Cartonblätter ſo zuzuſchneiden, daß, fand man auch aus dem Gewirre durchſchnittner Flecke nicht das mindeſte deutlich heraus, doch, hielt man ein Licht hinter das Blatt, in den auf die Wand geworfenen Schatten, ſich die ſeltſamſten Geſtalten in allerlei Gruppen bildeten. Hatte nun Meiſter Abraham ſchon an und für ſich ſelbſt einen natürlichen Abſcheu gegen alles Vorleſen, war ihm noch beſonders des Lieutenants Verſelei im Grunde des Herzens zuwider, ſo konnt' es nicht fehlen, daß er, kaum hatte der Lieutenant begonnen, begierig nach dem ſteifen Notenpapier griff, das zufällig auf dem Tiſche des Geheimen Raths lag, eine kleine Scheere aus der Taſche langte, und eine Beſchäftigung begann, die ihn dem Attentat des Lieutenants gänzlich entzog.

Höre, begann nun der Geheime Rath, höre, Kreisler, — alſo eine Erinnerung an deine Knabenzeit war es, die in deine Seele kam, und dieſer Erinnerung mag ich es wohl zuſchreiben, daß du heute ſo mild biſt, ſo gemüthlich, — höre mein innigſtgeliebter Freund! es wurmt mir, wie allen, die dich ehren und lieben, daß ich von deinem frühern Leben ſo ganz und gar nichts weiß, daß du der leiſeſten Frage darüber ſo unfreundlich ausweichſt, ja, daß du abſichtlich Schleier über die Vergangenheit wirfſt, die doch zuweilen zu durchſichtig ſind, um nicht durch allerlei in ſeltſamer Verzerrung durchſchimmernde Bilder die Neugierde zu reizen. Sey offen gegen die, denen du doch ſchon dein Vertrauen ſchenkteſt. —

Kreisler blickte den Geheimen Rath an mit großen Augen, voll Verwunderung, wie einer, der aus dem tiefen Schlafe erwachend, eine fremde unbekannte Geſtalt vor ſich erblickt, und fing dann ſehr ernſthaft an:

„Am Tage Johannis Chryſoſtomi, das heißt am vier und zwanzigſten Januar des Jahres Ein tauſend ſiebenhundert und etliche dazu, um die Mittagsſtunde, wurde einer gebohren, der hatte ein Geſicht und Hände und Füße. Der Vater aß eben Erbſenſuppe, und goß ſich vor Freuden einen ganzen Löffel voll über den Bart, worüber die Wöchnerin, unerachtet ſie es nicht geſehen, dermaßen lachte, daß von der Erſchütterung dem Lauteniſten, der dem Säugling ſeinen neueſten Murki vorſpielte, alle Saiten ſprangen, und er bei der atlaßnen Nachthaube ſeiner Großmutter ſchwor, was Muſik betreffe, würde der kleine Hans Haaſe ein elender Stümper bleiben ewiglich und immerdar. Darauf wiſchte ſich aber der Vater das Kinn rein und ſprach pathetiſch: Johannes ſoll er zwar heißen, jedoch kein Haaſe ſeyn. Der Lauteniſt —"

Ich bitte dich, unterbrach der kleine Geheime Rath den Kapellmeiſter, ich bitte dich Kreisler! verfalle nicht in die verdammte Sorte von Humor, die mir, ich mags wohl ſagen, den Athen verſezt. Verlange ich denn, daß du mir eine pragmatiſche Selbſtbiographie geben, will ich denn mehr, als daß du mir vergönnen ſollſt, einige Blicke in dein früheres Leben zu thun, ehe ich dich kannte? — In der That magſt du eine Neugierde nicht verargen, die keine andere Quelle hat, als die innigſte Zuneigung recht aus dem tiefſten Herzen. Und nebenher mußt du es dir, da du nun einmal ſeltſam genug auftrittſt, gefallen laſſen, daß jeder glaubt, nur das bunteſte Leben, eine Reihe der fabelhafteſten Ereigniſſe könne die pſychiſche Form ſo ausknéten und bilden wie es bei dir geſchehen. — „O des groben Irrthums, ſprach Kreisler, indem er tief ſeufzte, o des groben Irrthums, meine Jugendzeit gleicht einer dürren Heide ohne Blüthen und Blumen. Geiſt und Gemüth erſchlaffend im troſtloſen Einerlei! —"

Nein nein, rief der Geheime Rath, dem iſt nicht ſo, denn ich weiß wenigſtens, daß in dieſer Heide ein hübſcher kleiner Garten ſteht, mit einem blühenden Apfelbaum, der mein feinſtes Königspulver überduftet. Nun! ich meine, Johannes, du rückſt hervor mit der Erinnerung aus deiner frühern Jugendzeit, die heute, wie du erſt ſagteſt, deine ganze Seele befängt.

Ich dächte, ſprach Meiſter Abraham, indem er dem eben fertig gewordenen Kapuziner die Tonſur einſchnitt, ich dächte auch, Kreisler, daß Ihr in Eurer heutigen paſſablen Stimmung nichts beſſeres thun könntet, als Euer Herz oder Euer Gemüth, oder wie Ihr ſonſt gerade Euer inneres Schatzkäſtlein nennen möget, aufſchlieſſen, und dies.

jenes, daraus hervorlangen. Das heißt, da Ihr nun einmal verrathen, daß Ihr wider den Willen des beſorgten Oheims im Regen hinausliefet, und abergläubiſcher Weiſe, auf die Weiſſagungen des ſterbenden Donners horchtet, ſo möget ihr immer noch mehr erzählen, wie ſich damals Alles begab. Aber lügt nicht, Johannes denn Ihr wißt, daß Ihr, was wenigſtens die Zeit betrifft, als Ihr die erſten Hoſen truget, und dann der erſte Haarzopf Euch eingeflochten wurde, unter meiner Controlle ſtehet.

Kreisler wollte etwas erwiedern, aber Meiſter Abraham wandte ſich ſchnell zum kleinen Geheimen Rath und ſprach: Sie glauben gar nicht, Vortrefflichſter wie unſer Johannes, ſich dem böſen Geiſt des Lügens ganz und gar hingiebt, wenn er, wie es jedoch gar ſelten geſchieht, von ſeiner früheſten Jugendzeit erzählt. Gerade, wenn die Kinder noch ſagen: Pá Pá und Má Má! und mit den Fingern ins Licht fahren, gerade zu der Zeit will er ſchon alles beachtet, und tiefe Blicke gethan haben ins menſchliche Herz.

Ihr thut mir Unrecht, ſprach Kreisler, mild lächelnd, mit ſanfter Stimme, Ihr thut mir groſſes Unrecht, Meiſter! Sollt' es mir denn möglich ſeyn, Euch was weiß machen zu wollen von frühreifem Geiſtesvermögen, wie es wohl eitle Gecken thun? — Und ich frage Dich, Geheimer Rath, ob es es Dir auch nicht wiederfährt, daß oft Momente lichtvoll vor Deine Seele treten aus einer Zeit, die manche erſtaunlich kluge Leute ein bloßes Vegetiren nennen und nichts ſtatuiren wollen, als bloßen Inſtinkt, deſſen höhere Vortrefflichkeit wir den Thieren einräumen müſſen! — Ich meine, daß es damit eine eigene Bewandniß hat! — Ewig unerforſchlich bleibt uns das erſte Erwachen zum klaren Bewußtſeyn! — Wäre es möglich, daß dies mit einem Ruck geſchehen könnte, ich glaube, der Schreck darüber müßte uns tödten. — Wer hat nicht ſchon die Angſt der erſten Momente im Erwachen aus tiefem Traum, bewußtloſen Schlaf, empfunden, wenn er ſich ſelbſt fühlend, ſich auf ſich ſelbſt beſinnen mußte! — Doch, um mich nicht zu weit zu verlieren, ich meine, jeder ſtarke pſychiſche Eindruck in jener Entwicklungszeit läßt wohl ein Saamenkorn zurück, das eben mit dem Emporſproſſen des geiſtigen Vermögens fortgedeiht, und ſo lebt aller Schmerz, alle Luſt jener Stunden der Morgendämmerung, in uns fort, und es ſind wirklich die ſüſſen wehmuthsvollen Stimmen der Lieben, die wir, als ſie uns aus dem Schlafe weckten, nur im Traum zu hören glaubten, und die noch in uns forthallen! — Ich weiß aber, worauf der Meiſter anſpielt. Auf nichts anders, als auf die Geſchichte von der verſtorbenen Tante, die er mir wegſtreiten will, und die ich, um ihn erklecklich zu ärgern, nur gerade Dir, Geheimer Rath erzählen werde, wenn du mir verſprichſt, nur was weniges empfindelnde Kinderei zu Gute zu halten. — Was ich dir von der Erbsſuppe und dem Lauteniſten — O, unterbrach der Geheime Rath dem Kapellmeiſter, o ſtill ſtill, nun merk' ich wohl, du willſt mich foppen, und das iſt denn doch wider alle Sitte und Ordnung.

Keinesweges, fuhr Kreisler fort, keinesweges mein Herz! Aber von dem Lauteniſten muß ich anfangen, denn er bildet den natürlichſten Uebergang zur Laute, deren Himmelstöne das Kind in ſüſſe Träume wiegten. Die jüngere Schweſter meiner Mutter war Virtuoſin auf dieſem zur Zeit in die muſikaliſche Polterkammer verwieſenen Inſtrument. Geſetzte Männer, die ſchreiben und rechnen können, und wohl noch mehr als das, haben in meiner Gegenwart Thränen vergoſſen, wenn ſie bloß dachten an das Lautenſpiel der ſeeligen Mamſell Sophie, mir iſt es deshalb gar nicht zu verdenken, wenn ich ein dürftig Kind, meiner ſelbſt nicht mächtig, noch ohne in Wort und Rede aufgekeimtes Bewußtſeyn, alle Wehmuth des wunderbaren Tonzaubers, den die Lauteniſtin aus ihrem Innerſten ſtrömen ließ, in begierigen Zügen einſchlürfte — Jener Lauteniſt an der Wiege war aber der Lehrer der Verſtorbenen, klein von Perſon, mit hinlänglich krummen Beinen, hieß Monſieur Turtel, und trug eine ſehr ſaubere weiße Perücke mit einem breiten Haarbeutel, ſo wie einen rothen Mantel. — Ich ſage das nur, um zu beweiſen, wie deutlich mir die Geſtalten aus jener Zeit aufgehen, und daß weder Meiſter Abraham, noch ſonſt jemand, daran zweifeln darf, wenn ich behaupte, daß ich, ein Kind von noch nicht drei Jahren, mich finde auf dem Schooß eines Mädchens, deren mildblickende Augen mir recht in die Seele leuchteten, daß ich noch die ſüße Stimme höre, die zu mir ſprach, zu mir ſang, daß ich es noch recht gut weiß, wie ich der anmuthigen Perſon all' meine Liebe, all' meine Zärtlichkeit zuwandte. Dies war aber eben Tante Sophie, die in ſeltſamer Verkürzung „Füßchen" gerufen wurde. Eines Tages lamentirte ich ſehr, weil ich Tante Füßchen nicht geſehen hatte. Die Wärterin brachte mich in ein Zimmer, wo Tante Füßchen im Bette lag, aber ein alter Mann, der neben ihr geſeſſen, ſprang ſchnell auf, und führte, heftig ſcheltend, die Wärterin, die mich auf dem Arm hatte, heraus. Bald darauf kleidete man mich an, hüllte man mich ein in dicke Tücher, brachte man mich ganz und gar in ein anderes Haus zu andern Perſonen, die ſämmtlich Onkel und Tanten von mir ſeyn wollten, und verſicherten, daß Tante Füßchen ſehr krank ſey, und ich, wäre ich bei ihr geblieben, eben ſo krank geworden ſeyn würde. Nach einigen Wochen brachte man mich zurück nach meinem vorigen Aufenthalt. Ich weinte, ich ſchrie, ich wollte zu Tante Füßchen. So wie ich in jenes Zimmer gekommen, trippelte ich hin an das Bette, in dem Tante Füßchen gelegen, und zog die Gardinen aus einander. Das Bette war leer, und eine

Perſon, die nun wieder eine Tante von mir war, ſprach, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten: du findeſt ſie nicht mehr, Johannes, ſie iſt geſtorben, und liegt unter der Erde. —

Ich weiß wohl, daß ich den Sinn dieſer Worte nicht verſtehen konnte, aber noch jetzt, jenes Augenblicks gedenkend, erbebe ich in dem namenloſen Gefühl, das mich damals erfaßte. Der Tod ſelbſt preßte mich hinein in ſeinen Eispanzer, ſeine Schauer drangen in mein Innerſtes und vor ihnen erſtarrte alle Luſt der erſten Knabenjahre. — Was ich begann, weiß ich nicht mehr, wüßte es vielleicht niemals, aber erzählt hat man mir oft genug, daß ich langſam die Gardinen fahren ließ, ganz ernſt und ſtill einige Augenblicke ſtehen blieb, dann aber, wie tief in mich gekehrt und darüber nachſinnend, was man mir eben geſagt, mich auf ein kleines Rohrſtühlchen ſetzte, das mir eben zur Hand. Man fügte hinzu, daß dieſe ſtille Trauer des ſonſt zu den lebhafteſten Ausbrüchen geneigten Kindes, etwas unbeſchreiblich rührendes gehabt, und daß man ſelbſt einen nachtheiligen pſychiſchen Einfluß gefürchtet, da ich mehrere Wochen in demſelben Zuſtande geblieben

ben, nicht weinend, nicht lachend, zu keinem Spiel aufgelegt, kein freundlich Wort erwiedernd, nichts um mich her beachtend. —

In dieſem Augenblick nahm Meiſter Abraham ein in Kreuz- und Querzügen wunderlich durchſchnittenes Blatt zur Hand, hielt es vor die brennenden Kerzen, und auf der Wand reflectirte ſich ein ganzer Chor von Nonnen, die auf ſeltſamen Inſtrumenten ſpielten.

Hoho! rief Kreisler, indem er die ganz artig geordnete Gruppe der Schweſtern erblickte, hoho Meiſter, ich weiß wohl, woran Ihr mich erinnern wollt! — Und noch jezt behaupte ich keck, daß Ihr Unrecht thatet mich auszuſchelten, mich einen ſtörrigen, unverſtändigen Burſchen zu nennen, der durch die diſſonirende Stimme ſeiner Thorheit einen ganzen ſingenden und ſpielenden Convent aus Ton und Takt bringen könne. Hatte ich nicht zu der Zeit, als Ihr mich, zwanzig oder dreißig Meilen weit von meiner Vaterſtadt, in das Clarißen Kloſter führtet, um die erſte wahrhaft katholiſche Kirchenmuſik zu hören; hatte ich, ſag' ich, damals nicht den gerechteſten Anſpruch auf die brillanteſte Lümmelhaftigkeit, da ich gerade mitten in den Lümmeljahren ſtand? War es nicht deſto ſchöner, daß dem unerachtet der längſt verwundene Schmerz des dreijährigen Knaben erwachte mit neuer Kraft, und einen Wahn gebahr, der meine Bruſt mit allem tödtenden Entzücken der herzzerſchneidendſten Wehmuth erfüllte? — Mußte ich nicht behaupten, und alles Einredens unerachtet dabei bleiben, daß niemand anders das wunderliche Inſtrument, die Trompete marine geheißen, ſpiele, als Tante Füßchen, unerachtet ſie längſt verſtorben? — Warum hieltet Ihr mich ab, einzudringen in den Chor, wo ich ſie wiedergefunden hatte in ihrem grünen Kleide mit Ros'farbnen Schleifen! —

Nun ſtarrte Kreisler hin nach der Wand, und ſprach mit bewegter, zitternder Stimme: Wahrhaftig! — Tante Füßchen ragt hervor unter den Nonnen! — Sie iſt auf eine Fußbank getreten um das ſchwierige Inſtrument beſſer handhaben zu können" — Doch der Geheime Rath trat vor ihn hin, ſo daß er ihm den Anblick des Schattenbildes entzog, faßte ihn bei beiden Schultern und begann. In der That Johannes! es wäre geſcheuter, du überließeſt dich nicht deinen ſeltſamen Träumereien, und ſprächeſt nicht von Inſtrumenten die gar nicht exiſtiren, denn in meinem Leben habe ich nichts gehört von einer Trompette marine! —

O, rief Meiſter Abraham lachend, indem er, das Blatt unter den Tiſch werfend, den ganzen Nonnen-Convent ſammt der chimäriſchen Tante Füßchen mit ihrer Trompette marine ſchnell verſchwinden ließ, o mein würdigſter Geheimer Rath, der Herr Kapellmeiſter iſt auch jetzt wie immer, ein vernünftiger, ruhiger Mann, und kein Fantaſt oder Haſelant, wofür ihn gern viele ausgeben möchten. Iſt es nicht möglich, daß die Lauteniſtin, nachdem ſie Todes verblichen, ſich mit Effekt auf das wunderbare Inſtrument verlegte, welches ſie vielleicht noch jetzt hin und wieder in Nonnenklöſtern, wahrnehmen und darüber in Erſtaunen gerathen können? — Wie! — die Trompette marine ſoll nicht exiſtiren? — Schlagen Sie doch nur dieſen Artikel gefälligſt in Kochs muſikaliſchem Lexikon nach, das Sie ja ſelbſt beſitzen.

Der Geheime Rath that es auf der Stelle, und las laut:

„Dieſes alte ganze einfache Bogeninſtrument
„beſtehet aus drei dünnen ſieben Schuh langen
„Brettern, die unten, wo das Inſtrument auf
„dem Fußboden aufſtehet, ſechs bis ſieben Zoll,
„oben aber kaum zwei Zoll breit, und in der
„Form eines Triangels zuſammen geleimt ſind,
„ſo daß das Corpus, welches oben eine Art
„von Wirbelkaſten hat, von unten bis oben
„verjüngt zuläuft. Eins von dieſen drei Brettern
„macht den Sangboden aus, der mit einigen
„Schallöchern verſehen, und mit einer einzigen,
„etwas ſtarken, Darmſaite bezogen iſt.
„Bei dem Spielen ſtellt man das Inſtrument
„ſchief vor ſich hin, und ſtemmt den obern
„Theil deſſelben gegen die Bruſt. Mit dem
„Daumen der linken Hand berührt der Spieler
„die Saite, da wo die zugreifenden Töne
„liegen, ganz gelinde, und ungefähr eben ſo wie
„bei dem Flautino oder Flageolet auf der Geige,
„während mit der rechten Hand die Saite
„mit dem Bogen angeſtrichen wird. Der eigenthümliche
„Ton dieſes Inſtruments, der dem
„Tone einer gedämpften Trompete gleicht,
„wird durch den beſondern Steg hervorge-

„bracht, auf welchem die Saite unten auf dem
„Reſonanzboden ruhet. Dieſer Steg hat beinahe
„die Geſtalt eines kleinen Schuhes, der
„vorn ganz niedrig und dünne, hinten hingegen
„höher und ſtärker iſt. Auf dem hintern
„Theile deſſelben liegt die Saite auf, und verurſacht,
„wenn ſie angeſtrichen wird, durch ihre
„Schwingungen, daß ſich der vordere und
„leichte Theil des Steges auf dem Sangboden
„auf und nieder bewegt, wodurch der
„ſchnarrende, und der gedämpften Trompete
„ähnliche Ton, hervorgebracht wird!" —

Baut mir ein ſolches Inſtrument, rief der Geheime Rath mit glänzenden Augen, baut mir ein ſolches Inſtrument, Meiſter Abraham, ich werfe meine Nagelgeige in den Winkel, berühre nicht mehr den Euphon, ſondern ſetze Hof und Stadt in Erſtaunen, auf der Trompette marine die wunderbarſten Lieder ſpielend! —

Ich thue das, erwiederte Meiſter Abraham, und möge, beſter Geheimer Rath, der Geiſt von Tante Füßchen im grüntaftnen Kleide über Sie kommen, und Sie eben als Geiſt begeiſtern! —

Der Geheime Rath umarmte entzückt den

Meiſter, aber Kreisler trat zwiſchen beide, indem er beinahe ärgerlich ſprach. Ei! ſeid Ihr nicht ärgere Haſelanten, als ich jemals einer geweſen bin, und dabei unbarmherzig gegen den, den Ihr zu lieben vorgebt! — Begnügt Euch doch damit, daß Ihr mit jener Beſchreibung eines Inſtruments, deſſen Ton mein Innerſtes durchbebte, mir Eiswaſſer über die heiße Stirn gegoſſen, und ſchweigt von der Lauteniſtin! — Nun! Du wollteſt ja Geheimer Rath, ich ſollte von meiner Jugend ſprechen, und ſchnitt der Meiſter dazu Schattenbilder, die zu Momenten aus jener Zeit paßten, ſo konnteſt Du mit der ſchönen, mit Kupferſtichen verzierten, Ausgabe meiner biographiſchen Skizzen zufrieden ſeyn. Als du aber den Artikel aus dem Koch laſeſt, fiel mir ſein lexikaliſcher College Gerber ein, und ich erblickte mich, ein Leichnam, ausgeſtreckt auf der Tafel liegend, bereit zur biographiſchen Sektion. — Der Proſpekt könnte ſagen. Es iſt gar nicht zu verwundern, daß in dem Innern dieſes jungen Mannes durch tauſend Adern und Aederchen lauter muſikaliſches Blut läuft, denn das war der Fall bei vielen ſeiner Blutsverwandten, deren Blutsverwandter er eben deshalb iſt. — Ich will nehmlich ſagen, daß die mehrſten von meinen Tanten und Onkels, deren es, wie der Meiſter weiß, und Du eben erſt erfahren haſt, eine nicht geringe Anzahl gab, Muſik trieben, und noch dazu meiſtentheils Inſtrumente ſpielten, die ſchon damals ſehr ſelten waren, jezt aber zum Theil verſchwunden ſind, ſo, daß ich nur noch im Traum die ganz wunderbar klingenden Conzerte vernehme, die ich ungefähr bis zu meinem zehnten, eilften Jahr, hörte. — Mag es ſeyn, daß deshalb mein muſikaliſches Talent ſchon im erſten Aufkeimen die Richtung genommen hat, die in meiner Art zu inſtrumentiren ſich kund thun ſoll, und die man als zu fantaſtiſch verwirft. — Kannſt Du dir, Geheimer Rath, der Thränen enthalten, wenn Du recht ſchön auf dem uralten Inſtrument, auf der Viola d'Amore, ſpielen hörſt, ſo danke dem Schöpfer für deine robuſte Conſtitution; ich für mein Theil flennte beträchtlich, als der Ritter Eſſer ſich darauf hören ließ, früher aber noch mehr, wenn ein großer anſehnlicher Mann, dem die geiſtliche Kleidung ungemein gut ſtand, und der nun wieder mein Onkel war, mir darauf vorſpielte. So war auch eines andern Verwandten Spiel auf der Viola di Gamba gar angenehm und verlockend, wiewohl derjenige Onkel, der mich erzog, oder vielmehr nicht erzog, und der das Spinett mit barbariſcher Virtuoſität zu handthieren wußte, ihm mit Recht Mangel an Takt vorwarf. Der Arme gerieth auch bei der ganzen Familie in nicht geringe Verachtung, als man erfahren, daß er in aller Fröhlichkeit nach der Muſik einer Sarabande, eine Menuett a la Pompadour getanzt. Ich könnte Euch überhaupt viel erzählen von den muſikaliſchen Beluſtigungen meiner Familie, die oft einzig in ihrer Art ſeyn mochten, aber es würde manches Groteske mit unterlaufen, worüber Ihr lachen müßtet, und meine werthen Verwandten Eurem Gelächter Preis zu geben, das verbietet der Reſpectus Parentelan.

Johannes, begann der Geheime Rath, Johannes! Du wirſt es mir in deiner Gemüthlichkeit nicht verargen, wenn ich eine Saite in deinem Innern anſchlage, deren Berührung dich vielleicht ſchmerzt. — Immer ſprichſt Du von Onkeln, von Tanten, nicht gedenkſt du deines Vaters, deiner Mutter! —

O mein Freund, erwiederte Kreisler mit dem Ausdruck der tiefſten Bewegung, o mein Freund, eben heute gedachte ich, — doch nein, nichts mehr von Erinnerungen, von Träumen, nichts von dem Augenblick, der heute alles nur gefühlte, nicht verſtandene, Weh meiner frühen Knabenzeit weckte, aber eine Ruhe kam dann in mein Gemüth, die der ahnungsvollen Stille des Waldes gleicht, wenn der Gewitterſturm vorüber! — Ja Meiſter, Ihr habt Recht, ich ſtand unter dem Apfelbaum, und horchte auf die weiſſagende Stimme des hinſterbenden Donners! — Du kannſt dir deutlicher die dumpfe Betäubung denken, in der ich wohl ein paar Jahre fortleben mochte, als ich Tante Füßchen verloren, wenn ich dir ſage, daß der Tod meiner Mutter, der in dieſe Zeit fällt, keinen ſonderlichen Eindruck auf mich machte. Weshalb aber mein Vater mich ganz dem Bruder meiner Mutter überließ, oder überlaſſen mußte, darf ich dir nicht ſagen, da du ähnliches in manchem verbrauchten Familienroman, oder in irgend einer Ifflandſchen Hauskreuzkomödie nachleſen kannſt. Es genügt, dir zu ſagen, daß, wenn ich meine Knaben- ja einen guten

Theil meiner Jünglingsjahre, im troſtloſen Einerlei verlebte, dies wohl eben dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ich Elternlos war. Der ſchlechte Vater iſt noch immer viel beſſer, als jeder gute Erzieher, mein' ich, und mir ſchauert die Haut, wenn Eltern in liebloſem Unverſtande ihre Kinder von ſich laſſen und verweiſen in dieſe, jene Erziehungsanſtalt, wo die Armen ohne Rückſicht auf ihre Individualität, die ja niemanden anders als eben den Eltern recht klar aufgehen kann, nach beſtimmter Norm zugeſchnitten und appretirt werden. — Was nun eben die Erziehung betrifft, ſo darf ſich kein Menſch auf Erden darüber verwundern, daß ich ungezogen bin, denn der Oheim zog oder erzog mich ganz und gar nicht, ſondern überließ mich der Willkühr der Lehrer die ins Haus kamen, da ich keine Schule beſuchen, und auch durch irgend eine Bekanntſchaft mit einem Knaben meines Alters die Einſamkeit des Hauſes, das der unverheirathete Oheim mit einem alten trübſinnigen Bedienten allein bewohnte, nicht ſtören durfte. — Ich beſinne mich nur auf drei verſchiedene Fälle, in denen der beinahe bis zum Stumpfſinn gleichgültige, ruhige

Oheim einen kurzen Akt der Erziehung vornahm, indem er mir eine Ohrfeige zutheilte, ſo, daß ich wirklich während meiner Knabenzeit drei Ohrfeigen empfangen. Ich könnte dir, mein Geheimer Rath, da ich eben zum Schwatzen ſo aufgelegt, die Geſchichte von den drei Ohrfeigen, als ein romantiſches Kleeblatt auftiſchen, doch hebe ich nur die mittelſte heraus, da ich weiß, daß du auf nichts ſo erpicht biſt, als auf meine muſikaliſchen Studien, und es dir nicht gleichgültig ſeyn kann, zu erfahren, wie ich zum erſten Mal komponirte. — Der Oheim hatte eine ziemlich ſtarke Bibliothek, in der ich nach Gefallen ſtöbern und leſen durfte was ich wollte; mir fielen Rouſſeaus Bekenntniſſe in der deutſchen Ueberſetzung in die Hände. Ich verſchlang das Buch, das eben nicht für einen zwölfjährigen Knaben geſchrieben, und das den Saamen manches Unheils in mein Inneres hätte ſtreuen können. Aber nur ein einziger Moment aus allen, zum Theil ſehr verfänglichen, Begebenheiten erfüllte mein Gemüth ſo ganz und gar, daß ich alles Uebrige darüber vergaß. Gleich elektriſchen Schlägen traf mich nehmlich die Erzählung, wie der Knabe Rouſſeau von dem mächtigen Geiſt ſeiner innern Muſik getrieben, ſonſt aber ohne alle Kenntniß der Harmonik, des Contrapunkts, aller praktiſchen Hülfsmittel, ſich entſchließt, eine Oper zu komponiren, wie er die Vorhänge des Zimmers herabläßt, wie er ſich aufs Bette wirft, um ſich ganz der Inſpiration ſeiner Einbildungskraft hinzugeben, wie ihm nun ſein Werk aufgeht, gleich einem herrlichen Traum! — Tag und Nacht verließ mich nicht der Gedanke an dieſen Moment, mit dem mir die höchſte Seeligkeit über den Knaben Rouſſeau gekommen zu ſeyn ſchien! — Oft war es mir, als ſey ich auch ſchon dieſer Seeligkeit theilhaftig geworden, und dann, nur von meinem feſten Entſchluß hinge es ab, mich auch in dies Paradies hinaufzuſchwingen, da der Geiſt der Muſik in mir eben ſo mächtig beſchwingt. Genug, ich kam dahin, es meinem Vorbilde nach machen zu wollen. Als nehmlich, an einem ſtürmiſchen Herbſtabend, der Oheim wider ſeine Gewohnheit das Haus verlaſſen, ließ ich ſofort die Vorhänge herab, und warf mich auf des Oheims Bette, um, wie Rouſſeau, eine Oper im Geiſte zu empfangen. So vortrefflich aber die Anſtalten waren, ſo ſehr ich mich abmühte, den dichteriſchen Geiſt hinanzulocken, doch blieb er im ſtörriſchem Eigenſinn davon! — Durchaus ſummte mir, ſtatt aller herrlichen Gedanken, die mir aufgehen ſollten, ein altes erbärmliches Lied vor den Ohren, deſſen weinerlicher Text begann: „Ich liebte nur Ismenen, Ismenen liebt' nur mich," und ließ, ſo ſehr ich mich dagegen ſträubte, nicht nach. „Jezt kommt der erhabene Prieſterchor. Hoch von Olympos Höh'n, rief ich mir zu, aber: „Ich liebte nur Ismenen," ſummte die Melodie fort und unaufhörlich fort, bis ich zulezt faſt einſchlief. Mich weckten laute Stimmen, indem ein unerträglicher Geruch mir in die Naſe fuhr und den Athem verſezte! Das ganze Zimmer war von dickem Rauch erfüllt, und in dem Gewölk ſtand der Oheim, und trat die Reſte der flammenden Gardine, die den Kleiderſchrank verbarg, nieder und rief: Waſſer her — Waſſer her, bis der alte Diener Waſſer in reichlicher Fülle herbeibrachte, über den Boden ausgoß, und ſo das Feuer löſchte. Der Rauch zog langſam durch die Fenſter. „Wo iſt nur der Unglücksvogel," fragte der Oheim, indem er im Zimmer umherleuchtete. Ich wußte wohl, welchen Vogel er meinte, und blieb mäuschenſtill im Bette, bis der Oheim hinantrat und mir mit einem zornigen: „Will er wohl gleich heraus!" auf die Beine half. „Steckt mir der Böſewicht das Haus über dem Kopfe an," fuhr der Onkel fort! — Ich verſicherte, auf weiteres Befragen, ganz ruhig, daß ich auf dieſelbe Weiſe wie der Knabe Roußeau nach dem Inhalt ſeiner Bekenntniſſe es gethan, eine Opera ſeria im Bett komponirt hätte, und daß ich durchaus gar nicht wiſſe, wie der Brand entſtanden. „Roußeau? komponirt? Opera ſeria? — Pinſel!" — So ſtotterte der Oheim vor Zorn, und theilte mir die kräftige Ohrfeige zu, die ich als die zweite empfing, ſo daß ich vor Schreck erſtarrt, ſprachlos ſtehen blieb, und in dem Augenblick hörte ich wie einen Nachklang des Schlages ganz deutlich: „Ich liebte nur Ismenen ꝛc. ꝛc." So wohl gegen dieſes Lied, als gegen die Begeiſterung des Componirens überhaupt, empfand ich von dieſem Augenblick an einen lebhaften Widerwillen.

Aber wie war nur das Feuer entſtanden, fragte der Geheime Rath.

Noch, erwiederte Kreisler, noch in dieſem Augenblick iſt es mir unbegreiflich, durch welchen Zufall die Gardine in Brand gerieth, und einen ſchönen Schlafrock des Oheims, ſo wie drei oder vier ſchön friſirte Toupees, die der Oheim als partielle Perücken-Studien aus einer Geſammtfriſur aufzuſetzen pflegte, mit in ihr Verderben riß. Mir iſt es auch immer ſo vorgekommen, als habe ich nicht des unverſchuldeten Feuers, ſondern nur der unternommenen Compoſition halber, die Ohrfeige erhalten. — Seltſam genug war es die Muſik allein, die zu treiben mich der Oheim mit Strenge anhielt, unerachtet der Lehrer, getäuſcht von dem nur momentanen Widerwillen, den ich dagegen äußerte, mich für ein durchaus unmuſikaliſches Prinzip hielt. Was ich übrigens lernen oder nicht lernen mochte, das war dem Oheim völlig gleich. Aeußerte er manchmal lebhaften Unwillen, daß es ſo ſchwer hielt, mich zur Muſik anzuhalten, ſo hätte man denken ſollen, daß er von der Freude hätte durchdrungen ſeyn müſſen, als nach ein paar Jahren der muſikaliſche Geiſt ſich ſo mächtig in mir regte, daß er alles übrige überflügelte, das war aber nun wieder ganz und gar nicht der Fall. Der Oheim lächelte bloß ein wenig, wenn er bemerkte, daß ich bald mehrere Inſtrumente mit einiger Virtuoſität ſpielte, ja daß ich manches kleine Stück aufſetzte zur Zufriedenheit der Meiſter und Kenner. Ja, er lächelte bloß ein wenig, und ſprach, wenn man ihn mit Lobeserhebungen anfuhr, mit ſchlauer Miene. Ja der kleine Neveu iſt närriſch genug. —

So iſt, nahm der Geheime Rath das Wort, ſo iſt es mir aber ganz unbegreiflich, daß der Oheim Deiner Neigung nicht Freiheit ließ, ſondern dich hineinzwang in eine andere Laufbahn. So viel ich nehmlich weiß, iſt Deine Kapellmeiſterſchaft eben nicht von lange her.

Und auch nicht weit her, rief Meiſter Abraham lachend, und fuhr, indem er das Bildniß eines kleinen wunderlich gebauten Mannes an die Wand warf, weiter fort. Aber nun muß ich mich des wackern Oheims, den mancher verruchte Neffe den O weh Onkel nannte, weil er ſich mit Vornahmen Ottfried Wenzel ſchrieb, ja nun muß ich mich ſeiner annehmen; und der Welt verſichern, daß wenn der Kapellmeiſter Johannes Kreisler es ſich einfallen ließ, Legationsrath zu ſeyn

ſeyn und ſich abzuquälen mit ſeiner innerſten Natur ganz widrigen Dingen, niemand weniger daran Schuld iſt, als eben der O weh Onkel. — O ſtill, ſprach Kreisler, o ſtill davon Meiſter, und nehmt mir dort den Oheim von der Wand, denn mecht' er auch wirklich lächerlich genug ausſehen, ſo mag ich doch eben heute über den Alten, der lange im Grabe ruht, nicht lachen! —

Ihr übernehmt Euch heute ja ganz in geziemlicher Empfindſamkeit, erwiederte der Meiſter; Kreisler achtete aber nicht darauf, ſondern ſprach, ſich zum kleinen Geheimen Rath wendend: du wirſt es bedauern, mich zum Schwatzen gebracht zu haben, da ich dir, der vielleicht das Außerordentliche erwartete, nur Gemeines, wie es ſich tauſendmal im Leben wiederholt, auftiſchen kann. — So iſt es auch gewiß, daß es nicht Erziehungszwang, nicht beſonderer Eigenſinn des Schickſals, nein, daß es der gewöhnlichſte Lauf der Dinge war, der mich fortſchob, ſo daß ich unwillkührlich dort hinkam, wo ich eben nicht hin wollte. — Haſt du nicht bemerkt, daß es in jeder Familie einen giebt, der ſich, ſey es durch beſonderes Genie, oder durch das glückliche Zuſammentrefſen günſtiger Ereigniſſe, zu einer gewiſſen Höhe hinaufſchwang, und der nun, ein Heros, in der Mitte des Kreiſes ſteht, zu dem die lieben Verwandten demüthig hinaufblicken, deſſen gebietende Stimme vernommen wird, in entſcheidenden Sprüchen, von denen keine Appellation möglich? — So ging es mit dem jüngern Bruder meines Oheims, der dem muſikaliſchen Familienneſt entflohen war, und in der Reſidenz als Geheimer Legationsrath, in der Nähe des Fürſten, eine ziemlich wichtige Perſon vorſtellte. Sein Emporſteigen hatte die Familie in eine ſtaunende Bewunderung geſetzt, die nicht nachließ. Man nannte den Legationsrath mit feierlichem Ernſt, und wenn es hieß: der Geheime Legationsrath hat geſchrieben, der Geh. Legationsrath hat das und das geäußert, ſo horchte alles in ſtummer Ehrfurcht auf. Dadurch ſchon ſeit meiner früheſten Kindheit daran gewöhnt, den Oheim in der Reſidenz als einen Mann anzuſehen, der das höchſte Ziel alles menſchlichen Strebens erreicht, mußte ich es natürlich finden, daß ich gar nichts anders thun konnte, als in ſeine Fußtapfen treten. Das Bildniß des vornehmen Oheims hing in dem Prunkzimmer, und keinen größern Wunſch hegte ich, als ſo friſirt, ſo gekleidet umher zu gehen, wie der Oheim auf dem Bilde. Dieſen Wunſch gewährte mein Erzieher, und ich muß wirklich, als zehnjähriger Knabe, anmuthig genug ausgeſehen haben, im himmelhoch friſirten Toupee, und kleinen zirkelrunden Haarbeutel, im Zeiſiggrünen Rock mit ſchmaler ſilberner Stickerei, ſeidenen Strümpfen und kleinem Degen. Dies kindiſche Streben ging tiefer ein, als ich älter worden, da, um mir Luſt zur trockenſten Wiſſenſchaft einzuflößen, es genügte, mir zu ſagen, dies Studium ſey mir nöthig, damit ich, dem Oheim gleich, dereinſt Legationsrath werden könne. Daß die Kunſt, welche mein Inneres erfüllte, mein eigentliches Streben, die wahre einzige Tendenz meines Lebens ſeyn dürfe, fiel mir um ſo weniger ein, als ich gewohnt war, von Muſik, Malerei, Poeſie, nicht anders reden zu hören, als von ganz angenehmen Dingen, die zur Erheiterung und Beluſtigung dienen konnten. Die Schnelle, mit der ich, ohne daß ſich jemals auch nur ein einziges Hinderniß offenbart hätte, durch mein erlangtes Wiſſen, und durch den Vorſchub des Oheims in der Reſidenz, in der Laufbahn, die ich gewiſſermaßen ſelbſt gewählt, vorwärts ſchritt, ließ mir keinen Moment übrig, mich umzuſchauen, und die ſchiefe Richtung des Weges, den ich genommen wahrzunehmen. Das Ziel war erreicht, umzukehren nicht mehr möglich, als in einem nicht geahnten Moment die Kunſt ſich rächte, der ich abtrünnig worden, als der Gedanke eines ganzen verlornen Lebens mich mit troſtloſem Weh erfaßte, als ich mich in Ketten geſchlagen ſah, die mir unzerbrechlich dünkten! —

Glückſelig, rief der Geheime Rath, glückſelig, heilbringend alſo die Kataſtrophe, die dich aus den Feſſeln befreite!

Sage das nicht, erwiederte Kreisler, zu ſpät trat die Befreiung ein. Mir geht es, wie jenem Gefangenen, der, als er endlich befreit wurde, dem Getümmel der Welt, ja dem Licht des Tages, ſo entwöhnt war, daß er nicht vermögend, der goldnen Freiheit zu genießen, und ſich wieder zurückſehnte in den Kerker.

Das iſt, nahm Meiſter Abraham das Wort, das iſt nun eine von Euern konfuſen Ideen, Johannes, mit denen Ihr Euch und andere plagt! — Geht! geht! — Immer hat es das Schickſal mit Euch gut gemeint, aber daß Ihr nun einmal nicht im gewöhnlichen Trott bleiben könnt, daß, Ihr rechts, links, herausſpringt aus dem Wege, daran iſt niemand Schuld als Ihr ſelbſt. Recht habt Ihr indeſſen wohl, daß, was Eure Knabenjahre betrifft, Euer Stern beſonders waltete, und — —

Zweiter Abſchnitt.

Lebenserfahrungen des Jünglings. Auch ich war in Arkadien.

(M. f. f.) „Närriſch genug und zugleich ungemein merkwürdig wär' es doch, ſprach eines Tages mein Meiſter zu ſich ſelbſt, wenn der kleine graue Mann dort unter dem Ofen wirklich die Eigenſchaften beſitzen ſollte, die der Profeſſor ihm andichten will! — Hm! ich dächte, er könnte mich dann reich machen, mehr als mein unſichtbares Mädchen es gethan. Ich ſperrt' ihn ein in einen Käficht, er müßte ſeine Künſte machen vor der Welt, die reichlichen Tribut dafür gern zahlen würde. Ein wiſſenſchaftlich gebildeter Kater will doch immer mehr ſagen, als ein frühreifer Junge, dem man die Exercitia eingetrichtert. — Ueberdem erſpart' ich mir einen Schreiber! — Ich muß dem Dinge näher auf die Spur kommen!"

Ich gedachte, als ich des Meiſters verfängliche Worte vernahm, der Warnung meiner unvergeßlichen Mutter Mina, und wohl mich hütend, auch nur durch das geringſte Zeichen zu verrathen, daß ich den Meiſter verſtanden, nahm ich mir feſt vor, auf das ſorgfältigſte meine Bildung zu verbergen. Ich las und ſchrieb daher nur des Nachts, und erkannte auch dabei mit Dank die Güte der Vorſehung, die meinem verachteten Geſchlecht manchen Vorzug vor den zweibeinigten Geſchöpfen, die ſich, Gott weiß warum, die Herren der Schöpfung nennen, gegeben hat. Verſichern kann ich nehmlich, daß ich bei meinen Studien weder des Lichtziehers noch des Oelfabrikanten bedurfte, da der Phosphor meiner Augen hell leuchtet in der finſterſten Nacht. Gewiß iſt es daher auch, daß meine Werke erhaben ſind über den Vorwurf, der irgend einem Schriftſteller aus der alten Welt gemacht wurde, daß nehmlich die Erzeugniſſe ſeines Geiſtes nach der Lampe röchen.

Doch innig überzeugt von der hohen Vortrefflichkeit, mit der mich die Natur begabt hat, muß ich doch geſtehen, daß alles hienieden gewiſſe Unvollkommenheiten in ſich trägt, die wieder ein gewiſſes abhängiges Verhältniß verrathen. Von den leiblichen Dingen, die die Aerzte nicht natürlich nennen, unerachtet ſie mir eben recht natürlich dünken, will ich gar nicht reden, ſondern nur Rückſichts unſers pſychiſchen Organismus bemerken, daß ſich auch darin jene Abhängigkeit recht deutlich offenbaret. Iſt es nicht ewig wahr, daß unſern Flug oft Bleigewichte hemmen, von denen wir nicht wiſſen, was ſie ſind, woher ſie kommen, wer ſie uns angehängt?

Doch beſſer und richtiger iſt es wohl, wenn ich behaupte, daß alles Uebel vom böſen Beiſpiel herrührt, und daß die Schwäche unſerer Natur lediglich darin liegt, daß wir dem böſen Beiſpiel zu folgen gezwungen ſind. Ueberzeugt bin ich auch, daß das menſchliche Geſchlecht recht eigentlich dazu beſtimmt iſt, dies böſe Beiſpiel zu geben.

Biſt du geliebter Katerjüngling, der du dieſes lieſeſt, nicht einmal in deinen Leben in einen Zuſtand gerathen, der dir ſelbſt unerklärlich, dir überall die bitterſten Vorwürfe und vielleicht auch — einige tüchtige Biſſe deiner Kumpane zuzog? Du warſt träge, zänkiſch, ungebehrdig, gefräßig, fandeſt an nichts Gefallen, warſt immer da, wo du nicht ſeyn ſollteſt, fielſt allen zur Laſt, kurz, warſt ein ganz unausſtehlicher Burſche! — Tröſte dich o Kater! Nicht aus deinem, eigentlichen, tiefern Innern formte ſich dieſe heilloſe Periode deines Lebens, nein, es war der Zoll, den du dem über Uns waltenden Prinzip dadurch darbrachteſt, daß auch du dem böſen Beiſpiel der Menſchen, die dieſen vorübergehenden Zuſtand eingeführt haben, folgteſt. Tröſte dich o Kater! denn auch mir iſt es nicht beſſer ergangen!

Mitten in meinen Lucubrationen überfiel mich eine Unluſt — eine Unluſt gleichſam der Ueberſättigung von unverdaulichen Dingen, ſo daß ich ohne Weiteres auf demſelben Buch, worin ich geleſen, auf demſelben Manuſkript, woran ich geſchrieben, mich zuſammenkrümmte und einſchlief. Immer mehr und mehr nahm dieſe Trägheit zu, ſo daß ich zuletzt nicht mehr ſchreiben, nicht mehr leſen, nicht mehr ſpringen, nicht mehr laufen, nicht mehr mit meinen Freunden im Keller, auf dem Dache, mich unterhalten mochte. Statt deſſen fühlte ich einen unwiderſtehlichen Trieb, alles das zu thun, was den Meiſter, was den Freunden nie angenehm ſeyn, womit ich ihnen beſchwerlich fallen mußte. Was den Meiſter anlangt, ſo begnügte er, lange Zeit hindurch, ſich damit, mich fortzujagen, wenn ich zu meiner Laagerſtätte immer Plätze erkohr, wo er mich durchaus nicht leiden konnte, bis er endlich genöthigt wurde, mich etwas zu prügeln. Immer wieder auf des Meiſters Schreibtiſch geſprungen, hatt' ich nehmlich ſo lange hin und her geſchwänzelt, bis die Spitze meines Schweifs in das große Tintenfaß gerathen, mit der ich nun auf Boden und Kanapee die ſchönſten Malereien ausführte. Das brachte den Meiſter, der keinen Sinn für dieſes Genre der Kunſt zu haben ſchien, in Harniſch. Ich flüchtete auf den Hof, aber beinah noch ſchlimmer ging es mir dort. Ein großer Kater, von Ehrfurcht gebietendem Anſehen, hatte längſt ſein Misfallen über mein Betragen geäuſſert; jezt, da ich freilich tölpiſcher Weiſe einen guten Biſſen, den er zu verzehren eben im Begriff, vor dem Maule wegſchnappen wollte, gab er mir ohne Umſtände eine ſolche Menge Ohrfeigen von beiden Seiten, daß ich ganz betäubt wurde, und mir beide Ohren bluteten. — Irre ich nicht, ſo war der würdige Herr mein Oheim, denn Mina's Züge ſtrahlten aus ſeinem Antlitz, und die Familienähnlichkeit des Barts unleugbar. — Kurz, ich geſtehe, daß ich mich in dieſer Zeit in Unarten erſchöpfte, ſo daß der Meiſter ſprach: ich weiß gar nicht, was dir iſt, Murr! ich glaube am Ende, du biſt jetzt in die Lümmeljahre getreten! Der Meiſter hatte Recht, es war meine verhängnißvolle Lümmelzeit, die ich überſtehen mußte, nach dem böſen Beiſpiel der Menſchen, die, wie geſagt, dieſen heilloſen Zuſtand, als durch ihre tiefſte Natur bedingt, eingeführt haben. Lümmeljahre nennen ſie dieſe Periode, unerachtet Mancher Zeit ſeines Lebens nicht herauskommt, unſer eins kann nur von Lümmelwochen reden und ich meiner Seits kam nun auf einmal heraus, mittelſt eines ſtarken Rucks, der mir ein Bein oder ein paar Rippen hätte koſten können. Eigentlich ſprang ich heraus aus den Lümmelwochen auf vehemente Weiſe.

Ich muß ſagen wie das ſich begab:

Auf dem Hofe der Wohnung meines Meiſiers ſtand eine inwendig reich ausgepolſterte Maſchine auf vier Rädern, wie ich nachher einſehen lernte, ein engliſcher Halbwagen. Nichts war in meiner damaligen Stimmung natürlicher, als daß mir die Luſt ankam, mit Mühe hinauf zu klettern und hinein zu kriechen in dieſe Maſchiene. Ich fand die darin befindlichen Kiſſen ſo angenehm, ſo anlockend, daß ich nun die mehrſte Zeit in den Polſtern des Wagens verſchlief, verträumte.

Ein heftiger Stoß, dem ein Knattern, Klirren, Brauſen, wirres Lärmen folgte, weckte mich, als eben ſüße Bilder von Haaſenbraten und dergleichen, vor meine Seele vorüber gingen. Wer ſchildert meinen jähen Schreck, als ich wahrnahm, daß die ganze Maſchine ſich mit Ohr betäubendem Getöſe fortbewegte, mich hin und her ſchleudernd auf meinen Polſtern. Die immer ſteigende und ſteigende Angſt wurde Verzweiflung, ich wagte den entſetzlichen Sprung heraus aus der Maſchiene, ich hörte das wiehernde Hohngelächter hölliſcher Dämonen, ich hörte ihre barbariſchen Stimmen: Katz — Katz, buz buz! hinter mir her kreiſchen, ſinnlos rannte ich in voller Furie von dannen, Steine flogen mir nach, bis ich endlich hineingerieth in ein finſtres Gewölbe, und ohnmächtig niederſank.

Endlich war es mir, als höre ich hin und her gehen über meinem Haupte, und ſchloß aus dem Schall der Tritte, da ich wohl ſchon ähnliches erfahren, daß ich mich unter einer Treppe befinden müſſe. Es war dem ſo! —

Als ich nun aber herausſchlich, Himmel! da dehnten ſich überall unabſehbare Straßen vor mir aus, und eine Menge Menſchen, von denen ich nicht einen einzigen kannte, wogte vorüber. Kam noch hinzu, daß Wagen raſſelten, Hunde laut bellten, ja, daß zuletzt eine ganze Schaar, deren Waffen in der Sonne blitzten, die Straße einengte; daß dicht bei mir einer urplötzlich ſo ganz erſchrecklich auf eine große Trommel ſchlug, daß ich unwillkührlich drei Ellen hoch aufſprang, ja, ſo konnte es nicht fehlen, daß eine ſeltſame Angſt meine Bruſt erfüllte! — Ich merkte nun wohl, daß ich mich in der Welt befand — in der Welt, die ich aus der Ferne von meinem Dache erblickt, oft nicht ohne Sehnſucht, ohne Neugierde, ja mitten in dieſer Welt ſtand ich nun, ein unerfahrner Fremdling. Behutſam ſpazierte ich dicht an den Häuſern die Straße entlang, und begegnete endlich ein Paar Jünglingen meines Geſchlechts. Ich blieb ſtehen, ich verſuchte ein Geſpräch mit ihnen anzuknüpfen, aber ſie begnügten ſich, mich mit funkelnden Augen anzuglotzen, und ſprangen dann weiter. „Leichtſinnige Jugend" dacht' ich, du weißt nicht wer es war, der dir in den Weg trat! — ſo gehen große Geiſter durch die Welt, unerkannt, unbeachtet. — Das iſt das Loos ſterblicher Weisheit! — Ich rechnete auf größere Theilnahme bei den Menſchen, ſprang auf einen hervorragenden Kellerhals, und ſtieß manches fröhliche, wie ich glaubte, anlockende, Miau aus, aber kalt ohne Theilnahme, kaum ſich nach mir umblickend, gingen alle vorüber. Endlich gewahrte ich einen hübſchen blondgelockten Knaben, der mich freundlich anſah, und endlich mit den Fingern ſchnalzend rief: Mies — Mies! — Schöne Seele, du verſtehſt mich, dacht' ich, ſprang herab, und nahte mich ihm freundlich ſchnurrend. Er fing mich an zu ſtreicheln, aber indem ich glaubte, mich dem freundlichen Gemüth ganz hingeben zu können, kniff er mich dermaßen in den Schwanz, daß ich vor raſendem Schmerz aufſchrie. Das eben ſchien dem tückiſchen Böſewicht rechte Freude zu machen, denn er lachte laut, hielt mich feſt, und verſuchte das hölliſche Manoeuvre zu wiederhohlen. Da faßte mich der tiefſte Ingrimm, von dem Gedanken der Rache durchflammt, grub ich meine Krallen tief in ſeine Hände, in ſein Geſicht, ſo, daß er aufkreiſchend mich fahren ließ. Aber in dem Augenblick hörte ich auch rufen: — Tyras — Kartuſch — hez hez! — Und laut blaffend ſezten zwei Hunde hinter mir her. — Ich rannte, bis mir der Athem verging, ſie waren mir auf den Ferſen — keine Rettung. — Blind vor Angſt fuhr ich hinein in das Fenſter eines Erdgeſchoßes, daß die Scheiben zuſammen klirrten, und ein paar Blumentöpfe, die auf der Fenſterbank geſtanden, krachend hinein fielen in das Stübchen. Erſchrocken fuhr eine Frau, die an einem Tiſch ſitzend arbeitete, in die Höhe, rief dann: Seht die abſcheuliche Beſtie, ergriff einen Stock, und ging auf mich los. Aber meine Zornglühenden Augen, meine ausgeſtreckten Krallen, das Geheul der Verzweiflung, das ich ausſtieß, hielten ſie zurück, ſo daß, wie es in jenem Trauerſpiel heißt, der zum Schlagen aufgehobene Stock in der Luft gehemmt ſchien, und ſie da ſtand, ein gemahlter Wüthrich, parteilos zwiſchen Kraft, und Willen! — In dem Augenblick ging die Thüre auf, ſchnellen Entſchluß faſſend, ſchlüpfte ich dem eintretenden Mann zwiſchen den Beinen durch, und war ſo glücklich, mich aus dem Hauſe herauszufinden auf die Straße.

Ganz erſchöpft, ganz entkräftet, gelangte ich endlich zu einem einſamen Plätzchen, wo ich mich ein wenig niederlaſſen konnte. Da fing aber der wüthendſte Hunger an, mich zu peinigen, und ich gedachte nun erſt mit tiefem Schmerz des guten Meiſters Abraham, von dem mich ein hartes Schickſal getrennt. — Aber, wie ihn wiederfinden! — Ich blickte wehmüthig umher, und als ich keine Möglichkeit ſah, den Weg zur Rückkehr zu erforſchen, traten mir die blanken Thränen in die Augen.

Doch neue Hoffnung ging mir auf, als ich an der Ecke der Straße ein junges freundliches Mädchen wahrnahm, die vor einem kleinen Tiſche ſaß, vor dem die appetitlichſten Brödte und Wür-

Würſte lagen. Ich näherte mich langſam, ſie lächelte mich an, und um mich ihr gleich als einen Jüngling von guter Erziehung, von galanten Sitten darzuſtellen, machte ich einen höheren ſchöneren Katzenpuckel als jemals. Ihr Lächeln wurde lautes Lachen. „Endlich eine ſchöne Seele, ein theilnehmendes Herz gefunden! — O Himmel, wie thut das wohl der wunden Bruſt!" So dachte ich, und langte mir eine von den Würſten herab, aber in demſelben Nu ſchrie auch das Mädchen laut auf, und hätte mich der Schlag, den ſie mit einem derben Stück Holz nach mir führte, getroffen, in der That, weder die Wurſt, die ich mir im Vertrauen auf die Loyalität, auf die menſchenfreundliche Tugend des Mädchens, herabgelangt, noch irgend eine andere, hätte ich jemals mehr genoſſen. Meine lezte Kraft ſezte ich daran, der Unholdin, die mich verfolgte, zu entrinnen. Das gelang mir, und ich erreichte endlich einen Platz, wo ich die Wurſt in Ruhe verzehren konnte.

Nach dem frugalen Mahle kam viel Heiterkeit in mein Gemüth, und da eben die Sonne mir warm auf den Pelz ſchien, ſo fühlte ich lebhaft, daß es doch ſchön ſey auf dieſer Erde. Als aber dann die kalte feuchte Nacht einbrach, als ich kein weiches Lager fand wie bei meinem guten Meiſter, als ich, vor Froſt ſtarrend, vom Hunger auf's neue gepeinigt, am andern Morgen erwachte, da überfiel mich eine Troſtloſigkeit, die an Verzweiflung gränzte. „Das iſt (ſo brach ich aus in laute Klagen) das iſt alſo die Welt, in die du dich hineinſehnteſt von dem heimathlichen Dache? — Die Welt, wo du Tugend zu finden hoffteſt, und Weisheit, und die Sittlichkeit der höhern Ausbildung! — O dieſe herzloſen Barbaren! — Worin beſteht ihre Kraft als im Prügeln? Worin ihr Verſtand, als in hohnlachender Verſpottung? Worin ihr ganzes Treiben, als in ſcheelſüchtiger Verfolgung tieffühlender Gemüther? — O fort — fort aus dieſer Welt voll Gleißnerei und Trug! — Nimm mich auf in deine kühle Schatten, ſüßer heimathlicher Keller! — O Boden! — Ofen — o Einſamkeit, die mich erfreut, nach dir mein Herz, ſich ſehnt mit Schmerz! —

Der Gedanke meines Elends, meines hoffnungsloſen Zuſtandes, übermannte mich. Ich kniff die Augen zu, und weinte ſehr.

Bekannte Töne ſchlugen an mein Ohr. „Murr — Murr! — geliebter Freund, wo kommſt du her? was iſt mit dir geſchehen?

Ich ſchlug die Augen auf, der junge Ponto ſtand vor mir!

So ſehr mich Ponto auch gekränkt hatte, doch war mir ſeine unverhoffte Erſcheinung tröſtlich. Ich vergaß die Unbill, die er mir angethan, erzählte ihm, wie ſich alles mit mir begeben, ſtellte ihm unter vielen Thränen meine traurige, hülfloſe Lage vor, ſchloß damit, ihm zu klagen, daß mich ein tödtender Hunger quäle.

Statt mir, wie ich geglaubt, ſeine Theilnahme zu bezeugen, brach der junge Ponto in ein ſchallendes Gelächter aus. „Biſt du, ſprach er dann, biſt du nicht ein ausgemachter thörichter Geck, lieber Murr? — Erſt ſezt ſich der Haaſe in eine Halbchaiſe hinein, wo er nicht hingehört, ſchläft ein, erſchrickt, als er weggefahren wird, ſpringt hinaus in die Welt, wundert ſich gar mächtig, daß ihn, der kaum vor die Thüre ſeines Hauſes geguckt, niemand kennt, daß er mit ſeinen dummen Streichen überall ſchlecht ankommt, und iſt dann ſo einfältig, nicht einmal den Rückweg finden zu können zu ſeinem Herrn. — Sieh Freund Murr, immer haſt du geprahlt mit deiner Wiſſenſchaft, mit deiner Bildung, immer haſt du vornehm gethan gegen mich, und nun ſitzeſt du da, verlaſſen, troſtlos, und all' die großen Eigenſchaften deines Geiſtes reichen nicht hin, dich zu belehren, wie du es anfangen mußt, deinen Hunger zu ſtillen, und nach Hauſe zurückzufinden zu deinem Meiſter! — Und wenn ſich nun der, den du tief unter dir glaubteſt, nicht deiner annimmt, ſo ſtirbſt du zulezt eines elendiglichen Todes, und keine ſterbliche Seele frägt was nach deinem Wiſſen, nach deinem Talent, und keiner von den Dichtern, denen du dich befreundet glaubteſt, ſezt ein freundliches: Hic jacet! auf die Stelle, wo du aus lauter Kurzſichtigkeit verſchmachteteſt! — Siehſt du, daß ich wohl auch durch die Schule gelaufen bin, und lateiniſche Brocken einmiſchen kann, trotz einem? — Aber du hungerſt, armer Kater, und dieſem Bedürfniß muß zuerſt abgeholfen werden, komm nur mit mir.

Der junge Ponto hüpfte fröhlich vorauf, ich folgte niedergeſchlagen, ganz zerknirſcht über ſeine Reden, die mir in meiner hungrigen Stimmung viel wahres zu enthalten ſchienen. Doch wie erſchrak ich als —

(Mak. Bl.) — für den Herausgeber dieſer Blätter das angenehmſte Ereigniß von der Welt, daß er das ganze merkwürdige Geſpräch Kreislers mit dem kleinen Geheimen Rath, brühwarm wieder erfuhr. Dadurch wurde er in den Stand geſezt, dir, geliebter Leſer, wenigſtens ein paar Bilder aus der frühern Jugendzeit des ſeltnen Mannes, deſſen Biographie er aufzuſchreiben gewiſſermaßen genöthigt, vor die Augen zu bringen, und er vermeint, daß, was Zeichnung und Colorit betrifft, dieſe Bilder wohl für charakteriſtiſch und bedeutſam genug gelten können. Wenigſtens mag man nach dem, was Kreisler von Tante Füßchen und ihrer Laute erzählt, nicht daran zweifeln, daß die Muſik mit all' ihrer wunderbaren Wemuth, mit all' ihrem Himmelsentzücken, recht in die Bruſt des Knaben mit tauſend Adern verwuchs, und nicht zum verwundern mag's darum auch ſeyn, daß eben dieſer Bruſt, wird ſie nur leiſe verwundet, gleich heißes Herzblut entquillt. Auf zwei Momente aus dem Leben des geliebten Kapellmeiſters war bemeldeter Herausgeber beſonders begierig, ja wie man zu ſagen pflegt, ganz verſeſſen. Nehmlich, auf welche Weiſe Meiſter Abraham in die Familie gerieth und einwirkte auf den kleinen Johannes, und welche Kataſtrophe den ehrlichen Kreisler aus der Reſidenz warf und umſtempelte zum Kapellmeiſter, welches er hätte von Haus aus ſeyn ſollen, wiewohl man der ewigen Macht trauen darf, die jeden zu rechter Zeit an die rechte Stelle ſezt. Manches iſt darüber ausgemittelt worden, welches du o Leſer! ſogleich erfahren ſollſt.

Fürs erſte iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß zu Göniönesmühl, wo Johannes Kreisler gebohren und erzogen wurde, es einen Mann gab, der in ſeinem ganzen Weſen, in allem was er unternahm, ſeltſam und eigenthümlich erſchien. Ueberhaupt iſt das Städtlein Göniönesmühl ſeit jeher das wahre Paradies aller Sonderlinge geweſen, und Kreisler wuchs auf, umgeben von den ſeltſamſten Figuren, die einen deſto ſtärkern Eindruck auf ihn machen mußten, als er wenigſtens während der Knabenzeit mit ſeines Gleichen keinen Umgang pflegte. Jener Mann trug aber mit einem bekannten Humoriſten gleichen Nahmen, denn er hieß Abraham Liſcov und war ein Orgelbauer, welches Metier er bisweilen tief verachtete, zu anderer Zeit aber hoch in den Himmel erhob, ſo daß man nicht recht wußte, was er eigentlich wollte.

So wie Kreisler erzählt, wurde in der Familie von dem Herrn Liſcov immer mit hoher Bewunderung geſprochen. Man nannte ihn den geſchickteſten Künſtler den es geben könne, und bedauerte nur, daß ſeine tollen Grillen, ſeine ausgelaſſenen Einfälle, ihn von jedermann entfernt hielten. Als einen beſondern Glücksfall rühmte dieſer, jener, daß Herr Liſcov wirklich da geweſen und ſeinen Flügel neu befiedert und geſtimmt habe. Eben von Liſcovs fantaſtiſchen Streichen wurde dann auch manches erzählt, welches auf den kleinen Johannes ganz beſonders wirkte, ſo daß er ſich von dem Mann, ohne ihn zu kennen, ein ganz beſtimmtes Bild entwarf, ſich nach ihm ſehnte, und als der Oheim verſicherte, Herr Liſcov würde vielleicht kommen und den ſchadhaften

Flügel repariren, jeden Morgen fragte, ob Herr Liscov denn nicht endlich erſcheinen werde. Dieſes Intereſſe des Knaben für den unbekannten Herrn Liscov ſteigerte ſich aber bis zur höchſten anſtaunenden Ehrfurcht, als er in der Hauptkirche, die der Oheim in der Regel nicht zu beſuchen pflegte, zum erſtenmal die mächtigen Töne der großen ſchönen Orgel vernahm, und als der Oheim ihm ſagte, niemand anders, als eben Herr Abraham Liscov, habe dies herrliche Werk verfertigt. Von dieſem Augenblick an, verſchwand auch das Bild, das Johannes ſich von Herrn Liscov entworfen, und ein ganz anderes trat an ſeine Stelle. Herr Liscov mußte nach des Knaben Meinung ein großer ſchöner Mann ſeyn, von ſtattlichem Anſehen, hell und ſtark ſprechen, und vor allen Dingen einen Pflaumfarbnen Rock tragen, mit breiten goldnen Treſſen, wie der Pathe Commerzienrath, der ſo gekleidet ging, und vor deſſen reicher Tracht der kleine Johannes den tiefſten Reſpekt hegte.

Als eines Tages der Oheim mit Johannes am offnen Fenſter ſtand, kam ein kleiner hagerer Mann die Straße herab geſchoſſen, in einem

Roquelaur von hellgrünem Berkan, deſſen offne Aermelklappen ſeltſam im Winde auf und nieder flatterten. Dazu hatte er kleines dreieckiges Hütchen martialiſch auf die weißgepuderte Friſur gedrückt, und ein zu langer Haarzopf ſchlängelte ſich herab über den Rücken. Er trat hart auf, daß das Straßenpflaſter dröhnte, und ſtieß auch bei jedem zweiten Schritt mit dem langen ſpaniſchen Rohr, das er in der Hand trug, heftig auf den Boden. Als der Mann vor dem Fenſter vorbeikam, warf er aus ſeinen funkelnden pechſchwarzen Augen dem Oheim einen ſtechenden Blick zu, ohne ſeinen Gruß zu erwiedern. Dem kleinen Johannes bebte es eiskalt durch alle Glieder, und zugleich war es ihm zu Muthe, als müße er über den Mann entſetzlich lachen, und könne nur nicht dazu kommen, weil ihm die Bruſt ſo beengt. „Das war der Herr Liskov" ſprach der Oheim," das wußte ich ja," erwiederte Johannes, und er mochte Recht haben. Weder ein großer ſtattlicher Mann war Herr Liscov, noch trug er einen Pflaumfarbnen Rock mit goldnen Treſſen, wie der Pathe Commerzienrath, ſeltſam, ja wunderbar genug begab es ſich aber, daß

Herr Liſcov ganz genau ſo ausſah, wie der Knabe ſich ihn früher gedacht hatte, ehe er das Orgelwerk vernommen. Noch hatte ſich Johannes nicht von ſeinem Gefühl erholt, das dem eines jähen Schrecks zu vergleichen, als Herr Liſcov plötzlich ſtill ſtand, ſich umdrehte, die Straße entlang hinanpolterte, bis vor das Fenſter, dem Oheim eine tiefe Verbeugung machte, davon rannte unter lautem Gelächter.

Iſt das, ſprach der Oheim, iſt das wohl ein Betragen für einen geſezten Mann, der in den Studiis nicht unerfahren, der als privilegirter Orgelbauer zu den Künſtlern zu rechnen, und dem die Geſetze des Landes verſtatten, einen Degen zu tragen? Sollte man nicht vermeinen, er habe ſchon am lieben frühen Morgen zu tief ins Glas geguckt, oder ſey dem Tollhauſe entſprungen? Aber ich weiß es, nun wird er herkommen und den Flügel in Ordnung bringen.

Der Oheim hatte Recht. Schon andern Tages war Herr Liſcov da, aber ſtatt die Reparatur des Flügels vorzunehmen, verlangte er, der kleine Johannes ſollte ihm vorſpielen. Dieſer wurde auf den mit Büchern bepackten Stuhl geſezt, Herr Liscov ihn gegenüber am ſchmalen Ende des Flügels, ſtüzte beide Arme auf das Inſtrument, und ſah den Kleinen ſtarr ins Antlitz, welches ihn dermaßen außer Faſſung brachte, daß die Menuets, die Arien, die er aus dem alten Notenbuche abſpielte, holpricht genug gingen. Herr Liscov blieb ernſt, aber plötzlich rutſchte der Knabe herab, und verſank unter des Flügels Geſtell, worüber der Orgelbauer, der ihm mit einen Ruck die Fußbank unter den Füßen weggezogen, eine unmäßige Lache aufſchlug. Beſchämt rappelte ſich der Knabe hervor, doch in dem Augenblick ſaß Herr Liscov auch ſchon vor dem Flügel, hatte einen Hammer hervorgezogen, und hämmerte auf das arme Inſtrument ſo unbarmherzig los, als wolle er alles in tauſend Stücken ſchlagen. „Herr Liscov ſind Sie von Sinnen! ſchrie der Onkel,“ aber der kleine Johanneck, ganz entrüſtet, ganz außer ſich über des Orgelbauers Beginnen, ſtemmte ſich mit aller Gewalt gegen den Deckel des Inſtruments, ſo, daß er mit lautem Krachen zuſchlug, und Herr Liscov ſchnell den Kopf zurückziehen mußte, um nicht getroffen zu werden. Dann rief er: Ey lieber Onkel, das iſt nicht der geſchickte Künſtler, der die ſchöne Orgel gebaut hat, er kann es nicht ſeyn, denn dieſer hier iſt ja ein alberner Menſch, der ſich beträgt, wie ein ungezogner Bube! —

Der Oheim verwunderte ſich über die Dreiſtigkeit des Knaben; aber Herr Liſcov ſah ihn lange ſtarr an, ſprach: „Er iſt wohl ein kurioſer Monſieur!" öffnete leiſe und behutſam den Flügel, zog Inſtrumente hervor, begann ſeine Arbeit, die er in ein paar Stunden beendete, ohne ein einziges Wort zu ſprechen.

Seit dieſem Augenblick zeigte ſich des Orgelbauers entſchiedene Vorliebe für den Knaben. Beinahe täglich kam er in's Haus, und wußte den Knaben bald für ſich zu gewinnen, indem er ihm eine ganze neue bunte Welt erſchloß, in der ſich ſein reger Geiſt muthiger und freier bewegen konnte. Eben nicht löblich war es, daß Liſcov, vorzüglich als Johannes ſchon in Jahren mehr vorgerückt, den Knaben anregte zu den ſeltſamſten Foppereien, die oft gegen den Oheim ſelbſt gerichtet waren, der freilich, beſchränkten Verſtandes, und voll der lächerlichſten Eigenheiten, dazu reichen Anlaß bot. Gewiß iſt es aber, daß, wenn Kreisler über die troſtloſe Verlaſſenheit in ſeinen Knabenjahren klagt, wenn er das zerriſſene Weſen, das ihn oft in ſeiner innerſten Natur verſtört, jener Zeit zuſchreibt, wohl das Verhältniß mit dem Oheim in Anſchlag zu bringen iſt. Er konnte den Mann, der, Vaterſtelle zu vertreten, berufen, und der ihm mit ſeinem ganzen Thun und Weſen, lächerlich erſcheinen mußte, nicht achten.

Liscov wollte den Johannes ganz an ſich reißen, und es wäre ihm gelungen, hätte ſich nicht des Knaben edlere Natur dagegen geſträubt. Ein durchdringender Verſtand, ein tiefes Gemüth, eine ungewöhnliche Erregbarkeit des Geiſtes, alles das waren anerkannte Vorzüge des Orgelbauers. Was man aber Humor zu nennen beliebte, war nicht jene ſeltne wunderbare Stimmung des Gemüths, die aus der tieferen Anſchauung des Lebens in all' ſeinen Bedingniſſen, aus dem Kampf der feindlichſten Prinzipe ſich erzeugt, ſondern nur das entſchiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent es in's Leben zu ſchaffen, und der Nothwendigkeit der eignen bizarren Erſcheinung. Dieß war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausſtrömen ließ, der Schadenfreude, mit der er alles als ungehörig erkannte, raſtlos verfolgte bis in die geheimſten Winkel. Eben dieſe ſchadenfrohe Verſpottung verwundete des Knaben zartes Gemüth, und ſtand dem innigſten Verhältniß, wie es der in wahrhafter innerer Geſinnung väterliche Freund herbeigeführt haben würde, entgegen. Zu läugnen iſt aber auch nicht, daß der wunderliche Orgelbauer recht dazu geeignet war, den Keim des tiefern Humors, der in des Knaben Innern lag, zu hegen und zu pflegen, der denn auch ſattſam gedeihte und emporwuchs. —

Herr Liscov pflegte viel von Johannes Vater zu erzählen, deſſen vertrauteſter Freund er in ſeinen Jünglingsjahren geweſen, zum Nachtheil des erziehenden Oheims, der merklich in den Schatten trat, wenn der Bruder in hellem Sonnenlicht erſchien. So rühmte auch eines Tages der Orgelbauer den tiefen muſikaliſchen Sinn des Vaters, und verſpottete die verkehrte Art, wie der Oheim dem Knaben die erſten Elemente der Muſik beigebracht. Johannes, deſſen ganze Seele durchdrungen war von dem Gedanken an den, der ihm der nächſte geweſen, und den er nie gekannt, wollte immer noch mehr hören. Da verſtummte aber Liscov plötzlich, und ſah, wie einer, dem irgend ein das Leben erfaſſender Gedanke vor die Seele tritt, ſtarr zum Boden nieder.

Was iſt Euch Meiſter, fragte Johannes, was bewegt Euch ſo? —

Liscov fuhr auf wie aus einem Traum, und ſprach lächelnd. Weißt Du noch Johannes! wie ich Dir die Fußbank wegzog unter den Beinen, und Du hinabſchobſt unter den Flügel, da Du mir des Oheims abſcheuliche Murkis und Menuetten vorſpielen mußteſt?

Ach, erwiederte Johannes, wie ich Euch zum erſtenmale ſah, daran mag ich gar nicht denken. Es machte Euch gerade Spaß, ein Kind zu betrüben.

Und das Kind, nahm Liscov das Wort, war dafür tüchtig grob. — Doch nimmermehr hätt' ich damals geglaubt, daß in Euch ein ſolch tüchtiger Muſiker verborgen, und darum, Söhnlein, thu' mir den Gefallen und ſpiele mir, einen ordentlichen Choral vor auf dem papiernen Poſitiv. Ich will den Balg treten.

— Es iſt hier nachzuholen, daß Liscov großen Geſchmack fand an allerlei wunderlichen Spielereien, und den Johannes damit ſehr ergözte. Schon, als Johannes noch ein Kind, pflegte Liscov bei jedem Beſuch ihm irgend etwas ſeltſames mitzubringen.

Empfing das Kind bald einen Apfel, der in hundert Stücke zerfiel, wenn er abgeſchält wurde, oder irgend ein ſeltſam geformtes Backwerk, ſo wurde der erwachſene Knabe bald mit dieſem, bald mit jenem überraſchenden Kunſtſtück aus der natürlichen Magie erfreut, ſo half der Jüngling optiſche Maſchinen bauen, ſympathetiſche Tinten kochen u. ſ. w. An der Spitze der mechaniſchen Künſteleien, die der Orgelbauer für den Johannes verfertigte, ſtand aber ein Poſitiv mit achtfüßigem Gedackt, deſſen Pfeifen von Papier geformt, das mithin jenem Kunſtwerk des alten Orgelbauers aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, Eugenius Casparini geheißen, glich, welches in der Kaiſerlichen Kunſtkammer in Wien zu ſehen. Liscov's ſeltſames Inſtrument hatte einen Ton,

der

deſſen Stärke und Anmuth unwiderſtehlich hinriß, und Johannes verſichert noch, daß er niemals darauf ſpielen können, ohne in die tiefſte Bewegung zu gerathen, und daß ihm dabei manche wahrhaft fromme Kirchenmelodie hell aufgegangen. —

Auf dieſem Poſitiv mußte Johannes nun dem Orgelbauer vorſpielen. Nachdem er, wie Liscov verlangt, ein paar Choräle geſpielt, fiel er in den Hymnus: Misericordias domini cantabo, den er vor wenigen Tagen geſezt. — Da Johannes geendet, ſo ſprang Liscov auf, drückte ihn ſtürmiſch an die Bruſt, rief laut lachend: Haſenfuß, was foppſt du mich mit deiner lamentablen Cantilena? Wär' ich nicht immer und ewig dein Calcant geweſen, nichts Vernünftiges hätteſt du jemals herausgebracht. — Aber nun renne ich fort, und laſſe dich im Stich ganz und gar, und du magſt dir in der Welt einen andern Calcanten ſuchen, der es mit dir ſo gut meint als ich! — Dabei ſtanden ihm die hellen Thränen in den Augen. Er ſprang zur Thüre heraus, die er ſehr heftig zuſchlug. Dann ſteckte er aber nochmals den Kopf hinein und ſprach ſehr weich. Es kann nun einmal nicht anders ſeyn. — Adieu Johannes! — Wenn der Oheim ſeine rothgeblümte Gros de Tourweſte vermißt, ſo ſage nur, ich hätte ſie geſtohlen, und ließe mir daraus einen Turban machen, um dem Groß-Sultan vorgeſtellt zu werden! — Adieu Johannes! — Kein Menſch konnte begreifen, warum Herr Liscov ſo plötzlich die angenehme Stadt Göniönesmühl verlaſſen, warum er niemanden entdeckt, wohin er ſich zu wenden entſchloſſen.

Der Oheim ſprach. Längſt hab' ich vermuthet, daß der unruhige Geiſt ſich auf und davon machen würde, denn er hält es, unerachtet er ſchöne Orgeln verfertigt, doch nicht mit dem Spruch: bleibe im Lande und nähre dich redlich! — Es iſt nur gut, daß unſer Flügel im Stande; nach dem überſpannten Menſchen ſelbſt frag' ich nicht viel! — Anders dachte wohl Johannes, dem Liscov überall fehlte, und dem nun ganz Göniönesmühl ein todtes düſtres Gefängniß dünkte.

So kam es, daß er den Rath des Orgelbauers befolgen, und ſich in der Welt einen andern Calcanten ſuchen wollte. Der Oheim meinte, da er ſeine Studien vollendet, könne er in der

Reſidenz ſich unter den Fittig des Geheimen Legationsrathes begeben und vollends ausbrüten laßen. — Es geſchah ſo! —

— In dieſem Augenblick ärgert ſich gegenwärtiger Biograph über alle Maßen, denn indem er an den zweiten Moment aus Kreislers Leben kommt, von dem er dir, geliebter Leſer, zu erzälen verſprochen, nehmlich, wie Johannes Kreisler den wohlerworbenen Poſten eines Legationsrathes verlor, und gewiſſermaßen aus der Reſidenz verwieſen wurde, wird er gewahr, daß alle Nachrichten, die ihm darüber zu Gebothe ſtehen, ärmlich, dürftig, ſeicht, unzuſammenhängend ſind. —

Es genügt indeſſen am Ende wohl, zu ſagen, daß, bald nachdem Kreisler in die Stelle ſeines verſtorbenen Oheims getreten, und Legationsrath geworden, ehe man ſich's verſah, ein gewaltiger gekrönter Coloß den Fürſten in der Reſidenz heimſuchte, und ihn als ſeinen beſten Freund ſo innig und herzlich in ſeine eiſerne Arme ſchloß, daß der Fürſt darüber den beſten Theil ſeines Lebensathems verlor. Der Gewaltige hatte in ſeinem Thun und Weſen etwas ganz unwiderſtehliches, und ſo kam es, daß ſeine Wünſche befriedigt werden mußten, ſollte auch, wie es wirklich geſchah, darüber alles in Noth und Verwirrung gerathen. Manche fanden die Freundſchaft des Gewaltigen etwas verfänglich, wollten ſich wohl gar dagegen auflehnen, geriethen aber ſelbſt darüber in das verfängliche Dilemma, entweder die Vortrefflichkeit jener Freundſchaft anzuerkennen, oder außerhalb Landes einen andern Standpunkt zu ſuchen, um vielleicht den Gewaltigen im richtigeren Licht zu erblicken.

Kreisler befand ſich unter dieſen.

Trotz ſeines diplomatiſchen Charakters hatte Kreisler gewöhnlich die Unſchuld conſervirt, und eben deshalb gab es Augenblicke, in denen er nicht wußte, wozu ſich entſchließen. Eben in einem ſolchen Augenblick erkundigte er ſich bei einer hübſchen Frau in tiefer Trauer, was ſie überhaupt von Legationsräthen halte? Sie erwiederte vieles in zierlichen artigen Worten, am Ende kam aber ſo viel heraus, daß ſie von einem Legationsrath gar nicht viel halten könne, ſobald er ſich auf enthuſiaſtiſche Weiſe mit der Kunſt beſchäftige, ohne ſich ihr ganz zuzuwenden.

„Vortrefflichſte der Wittwen, ſprach darauf Kreisler, ich reiſe aus!"

Als er bereits Reiſeſtiefeln angezogen und mit dem Hut in der Hand ſich empfehlen wollte, nicht ohne Rührung und gehörigen Abſchiedsſchmerz, ſteckte ihm die Wittwe den Ruf zur Capellmeiſter Stelle bei dem Großherzog, der das Ländchen des Fürſten Irenäus verſpeiſt, in die Taſche.

Kaum iſt es nöthig, hinzuzufügen, daß die Dame in Trauer niemand anders war, als die Räthin Benzon, die eben des Rathes verluſtig geworden, da der Gemahl verſtorben.

Merkwürdiger Weiſe trug es ſich zu, daß die Benzon eben zu der Zeit als. —

(M. f. f.) — Ponto gerade zu auf das Brodt und Würſte feil haltende Mädchen loshüpfte, die mich, da ich freundlich bei ihr zulangte, beinahe todtgeſchlagen. „Mein Pudel Ponto, mein Pudel Ponto, was thuſt du, nimm dich in Acht, hüte dich vor der herzloſen Barbarin, vor dem rachedürſtenden Wurſtprinzip! — So rief ich hinter Ponto her, ohne auf mich zu achten, ſezte er aber ſeinen Weg fort, und folgte in der Ferne, um, ſollte er in Gefahr gerathen, mich gleich aus dem Staube machen zu können. — Vor dem Tiſch angekommen, richtete ſich Ponto auf den Hinterfüßen in die Höhe, und tänzelte in den zierlichſten Sprüngen um das Mädchen her, die ſich darüber gar ſehr erfreute. Sie rief ihn an ſich, er kam, legte den Kopf in ihren Schooß, ſprang wieder auf, bellte luſtig, hüpfte wieder um den Tiſch, ſchnupperte beſcheiden, und ſah dem Mädchen freundlich in die Augen.

„Willſt du ein Würſtchen, artiger Pudel?" So fragte das Mädchen, und als nun Ponto anmuthig ſchwänzelnd laut aufjauchzte, nahm ſie zu meinem nicht geringen Erſtaunen, eine der ſchönſten Würſte, und reichte ſie dem Ponto dar. Dieſer tanzte, wie zur Dankſagung noch ein kurzes Ballet, und eilte dann zu mir mit der Wurſt, die er mit den freundlichen Worten hinlegte: „Da, iß, erquicke dich Vetter!" Nachdem ich die Wurſt verzehrt, lud mich Ponto ein, ihm zu folgen, er wolle mich zurückführen zum Meiſter Abraham.

Wir gingen langſam neben einander her, ſo daß es uns nicht ſchwer fiel, wandelnd, vernünftige Geſpräche zu führen.

„Ich ſeh es wohl ein, (ſo begann ich die Unterredung) daß du, geliebter Ponto, es viel beſſer verſtehſt, in der Welt fortzukommen, als ich. Nimmermehr würd' es mir gelungen ſeyn, das Herz jener Barbarin zu rühren, welches dir ſo ungemein leicht wurde. Doch verzeih! — In deinem ganzen Benehmen gegen die Wurſtverkäuferin lag doch etwas, wogegen mein innerer mir angebohrner Sinn ſich auflehnt. Eine gewiſſe unterwürfige Schmeichelei, ein Verläugnen des Selbſtgefühls, der edleren Natur — nein! guter Pudel, nicht entſchließen könnte ich mich, ſo freundlich zu thun, ſo mich außer Athem zu ſetzen mit angreifenden Manoeuvres, ſo recht demüthig zu betteln, wie du es thateſt. Bei dem ſtärkſten Hunger, oder wenn mich ein Appetit nach etwas beſonderem anwandelt, begnüge ich mich, hinter dem Meiſter auf den Stuhl zu ſpringen, und meine Wünſche durch ein ſanftes Knurren anzudeuten. Und ſelbſt dies iſt mehr Erinnerung an die übernommene Pflicht, für meine Bedürfniſſe zu ſorgen, als Bitte um eine Wohlthat.

Ponto lachte laut auf, als ich dies geſprochen und begann denn. O Murr, mein guter Kater, du magſt ein tüchtiger Litteratus ſeyn, und dich wacker auf Dinge verſtehen, von denen ich gar keine Ahnung habe, aber von dem eigentlichen Leben weißt du gar nichts, und würdeſt verderben, da dir alle Weltklugheit gänzlich abgeht. — Fürs erſte würdeſt du vielleicht anders geurtheilt haben, ehe du die Wurſt genoſſen, denn hungrige Leute ſind viel artiger, und fügſamer, als ſatte, dann aber biſt du Rückſichts meiner ſogenannten Unterwürfigkeit in großem Irrthum. Du weißt ja, daß das Tanzen und Springen mir großes Vergnügen macht, ſo, daß ich es oft auf meine eigene Hand unternehme. Treibe ich nun, eigentlich nur zu meiner Motion, meine Künſte vor den Menſchen, ſo macht es mir ungemeinen Spaß, daß die Thoren glauben, ich thäte es aus beſonderm Wohlgefallen an ihrer Perſon, um nur, ihnen Luſt und Freude zu erregen. Ja ſie glauben das, ſollte auch eine andere Abſicht ganz klar ſeyn. Du haſt, Geliebter! das lebendigſte Beyſpiel davon ſo eben erfahren. Mußte das Mädchen nicht gleich einſehen, daß es mir nur um eine Wurſt zu thun war, und doch gerieth ſie in volle Freude, daß ich ihr, der Uebekannten, meine Künſte vormachte, als einer Perſon, die dergleichen zu ſchätzen vermögend, und eben in dieſer Freude that ſie das, was ich bezweckte. Der Lebenskluge muß es verſtehen, allem, was, er bloß ſeinetwegen thut, den Anſchein zu geben als thäte er es um anderer willen, die ſich dann hochverpflichtet glauben, und willig ſind zu allem was man bezweckte. Mancher erſcheint gefällig, dienſtfertig beſcheiden, nur den Wünſchen anderer lebend, und hat nichts im Auge als ſein liebes Ich, dem die andern dienſtbar ſind, ohne es zu wiſſen. Das, was du alſo unterwürfige Schmeichelei zu nennen beliebſt, iſt nichts als weltkluges Benehmen, das in der Erkenntniß und der foppenden Benutzung der Thorheit anderer ſeine eigentlichſte Baſis findet.

O Ponto, erwiederte ich, du biſt ein Weltmann, daß iſt gewiß, und ich wiederhole, daß du dich auf das Leben beſſer verſtehſt als ich, aber dem unerachtet kann ich kaum glauben, daß deine ſeltſamen Künſte dir ſelbſt Vergnügen machen ſollten. Wenigſtens iſt mir das entſetzliche Kunſtſtück durch Mark und Bein gegangen, als du in meiner Gegenwart deinem Herrn ein ſchönes

Stück Braten apportirteſt, es ſauber zwiſchen den Zähnen haltend, und nicht eher einen Biſſen davon genoſſeſt, bis dein Herr dir die Erlaubniß zuwinckte.

Sage mir doch, fragte Ponto, ſage mir doch guter Murr, was ſich nachher begab!

Beide, erwiederte ich, dein Herr und Meiſter Abraham lobten dich über alle Maßen, und ſezten dir einen ganzen Teller mit Braten hin, den du mit erſtaunlichem Appetit verzehrteſt.

Nun, fuhr Ponto fort, nun alſo beſter Kater, glaubſt du wohl, daß, hätt' ich apportirend das kleine Stück Braten gefreſſen, daß ich dann eine ſolch reichliche Portion, und überhaupt Braten erhalten? Lerne, o unerfahrner Jüngling! daß man kleine Opfer nicht ſcheuen darf, um Großes zu erreichen. Mich wundert's, daß bei deiner ſtarken Lektüre dir nicht bekannt worden, was es heißt, die Wurſt nach der Speckſeite werfen. — Pfote aufs Herz, muß ich dir geſtehen, daß, träf' ich einſam im Winkel einen ganzen ſchönen Braten an, ich ihn ganz gewiß verzehren würde, ohne auf die Erlaubniß meines Herrn zu warten, könnt' ich das nur unbelauſcht vollbringen. Es liegt nun einmal in der Natur, daß man im Winkel ganz anders handelt, als auf offner Straße. — Uebrigens iſt es auch ein aus tiefer Weltkenntniß geſchöpfter Grundſatz, daß es rathſam iſt, in Kleinigkeiten ehrlich zu ſeyn.

Ich ſchwieg einige Augenblicke, über Pontos geäußerte Grundſätze nachdenkend, mir fiel ein, irgend wo geleſen zu haben, ein jeder müſſe ſo handeln, daß ſeine Handelsweiſe als allgemeines Prinzip gelten könne, oder wie er wünſche, daß alle Rückſichts ſeiner handeln möchten, und bemühte mich vergebens, dies Prinzip mit Ponto's Weltklugheit in Uebereinſtimmung zu bringen. Mir kam in den Sinn, daß alle Freundſchaft, die mir Ponto in dem Augenblick erzeigte, wohl auch gar zu meinem Schaden, nur ſeinen eignen Vortheil bezwecken könne, und ich äußerte dies unverhohlen.

Kleiner Schüler, rief Ponto lachend, von dir iſt gar nicht die Rede! — Du kannſt mir keinen Vortheil gewähren, keinen Schaden verurſachen. Um deine todten Wiſſenſchaften beneide ich dich nicht, dein Treiben iſt nicht das meinige, und ſollteſt du dir es etwa beikommen laſſen, feindliche Geſinnungen gegen mich zu äußern, ſo bin ich dir an Stärke und Gewandheit überlegen. Ein Sprung, ein tüchtiger Biß meiner ſcharfen Zähne, würde dir auf der Stelle den Garaus machen.

Mich wandelte eine große Furcht, an vor meinem eignen Freunde, die ſich vermehrte, als ein großer ſchwarzer Pudel ihn freundlich nach gewöhnlicher Art begrüßte, und beide, mich mit glühenden Augen anblickend, leiſe mit einander ſprachen.

Die Ohren angekniffen, drückte ich mich an die Seite, doch bald ſprang Ponto, den der Schwarze verlaſſen, wieder auf mich zu, und rief. Komm nur, mein Guter!

Ach Himmel, fragte ich in der Beſtürzung, wer war denn der ernſte Mann, der vielleicht eben ſo weltklug als du?"

„Ich glaube gar, erwiederte Ponto, du fürchteſt dich vor meinem guten Oheim, den Pudel Skaramuz? Ein Kater biſt du ſchon, und willſt nun gar ein Haaſe werden. —"

„Aber, ſprach ich, warum warf der Oheim mir ſolche glühende Blicke zu, und was flüſtertet ihr ſo heimlich, ſo verdächtig mit einander? —"

„Nicht verhehlen, erwiederte Ponto, nicht verhehlen will ich's dir, mein guter Murr, daß mein alter Oheim etwas mürriſch iſt, und wie es denn nun bei alten Leuten gewöhnlich der Fall, an verjährten Vorurtheilen hängt. Er wunderte ſich über unſer Beiſammenſeyn, da die Ungleichheit unſers Standes jede Annäherung verbieten müſſe. Ich verſicherte, daß du ein junger Mann von vieler Bildung und angenehmen Weſen wärſt, der mich bisweilen ſehr beluſtige. Da meinte er, denn könne ich mich wohl dann und wann einſam mit dir unterhalten, nur ſolle ich's mir nicht etwa einfallen laſſen, dich mit zubringen in eine Pudelaſſemblee, da du nun und nimmermehr Aſſembleefähig werden könnteſt, ſchon deiner kleinen Ohren halber, die nur zu ſehr deine niedere Abkunft verriethen, und von tüchtigen großgeehrten Pudeln durchaus für unanſtändig geachtet würden.

Ich verſprach das.

Hätt' ich ſchon damals etwas gewußt von meinem großen Ahnherrn, dem geſtiefelten Kater, der Aemter und Würden erlangte, dem Buſenfreunde König Gottliebs, ich würde dem Freunde Ponto ſehr leicht bewieſen haben, daß jede Pudelaſſemblee ſich geehrt fühlen müſſe durch die Gegenwart eines Abkömmlings aus der illuſterſten Familie, ſo mußte ich, aus der Obſkurität noch nicht hervorgetreten, es aber leiden, daß beide, Skaramuz und Ponto, ſich über mich erhaben dünkten. — Wir ſchritten weiter fort. Dicht vor uns wandelte ein junger Mann, der trat mit einem lauten Ausruf der Freude ſo ſchnell zurück, daß er mich, ſprang ich nicht ſchnell zur Seite, ſchwer verlezt haben würde. Eben ſo laut ſchrie ein anderer junger Mann, der, die Straße herauf, jenem entgegen kam. Und nun ſtürzten ſich beide in die Arme, wie Freunde die ſich lange nicht geſehen, und wandelten dann eine Strecke vor uns her, Hand in Hand, bis ſie ſtill ſtanden, und, eben ſo zärtlich von einander Abſchied nehmend, ſich trennten. Der, der vor uns hergeſchritten, ſah dem Freunde lange nach und ſchlüpfte dann ſchnell in ein Haus hinein. Ponto ſtand ſtill, ich desgleichen. Da wurde im zweiten Stock des Hauſes, in das der junge Mann getreten, ein Fenſter geöffnet, ein bildhübſches

Mädchen ſchaute heraus, hinter ihr ſtand der junge Mann, und beide lachten ſehr, dem Freunde nachſchauend, von dem ſich der junge Mann ſo eben getrennt. Ponto ſah herauf, und murmelte etwas zwiſchen den Zähnen, welches ich nicht verſtand.

Warum weilſt du hier, lieber Ponto, wollen wir nicht weiter gehen? So fragte ich, Ponto ließ ſich aber nicht ſtören, bis er nach einigen Augenblicken heftig den Kopf ſchüttelte, und dann ſchweigend den Weg fortſetzte.

Laß uns, ſprach er, als wir auf einen mit Bäumen umgebenen, mit Statuen verzierten, anmuthigen Platz gelangten, laß uns hier ein wenig verweilen guter Murr. Mir kommen jene beiden jungen Männer, die ſich ſo herzlich auf der Straße umarmten, nicht aus dem Sinn. Es ſind Freunde wie Damon und Pylades.

Damon und Pythias, verbeſſerte ich, Pylades war der Freund des Oreſtes, den er jedesmal getreulich im Schlafrock zu Bette brachte, und mit Camillenthee bediente, wenn die Furien und Dämonen dem armen Mann zu hart zugeſezt. Man merkt guter Ponto, daß Du in der Geſchichte nicht ſonderlich bewandert.

Gleichviel, fuhr der Pudel fort, gleichviel, aber die Geſchichte von den beiden Freunden weiß ich ſehr genau, und will ſie dir erzählen mit allen Umſtänden, ſo wie ich ſie zwanzigmal von meinem Herrn erzählen hörte. Vielleicht wirſt du neben Damon und Pythias, Oreſtes und Pylades, als drittes Paar, Walter und Formoſus nennen. Formoſus iſt nehmlich derſelbe junge Mann, der ſich beinahe zu Boden getreten, in der Freude ſeinen geliebten Walter wieder zuſehen. — Dort in dem ſchönen Hauſe mit den hellen Spiegelfenſtern wohnt der alte ſteinreiche Präſident, bei dem ſich Formoſus durch ſeinen leuchtenden Verſtand, durch ſeine Gewandheit, durch ſein glänzendes Wiſſen, ſo einzuſchmeicheln wußte, daß er dem Alten bald war, wie der eigne Sohn. Es begab ſich, daß Formoſus plötzlich all' ſeine Heiterkeit verlor, daß er blaß ausſah und kränklich, daß er in einer Viertelſtunde zehnmal aus tiefer Bruſt aufſeufzte, als wolle er ſein Leben aushauchen, daß er, ganz in ſich gekehrt, ganz in ſich verloren, für nichts in der

Welt mehr ſeine Sinne aufſchließen zu können ſchien. — Lange Zeit hindurch drang der Alte vergebens in den Jüngling, daß er ihm die Urſache ſeines geheimen Kummers entdecken möge; endlich kam es heraus, daß er bis zum Tode verliebt war in des Präſidenten einzige Tochter. Anfangs erſchrack der Alte, der mit ſeinem Töchterlein ganz andere Dinge im Sinne haben mochte, als ſie an den rang- und amtloſen Formoſus zu verheirathen, als er aber den armen Jüngling immer mehr und mehr hinwelken ſah, ermannte er ſich, und fragte Ulriken, wie ihr der junge Formoſus gefalle, und ob er ihr ſchon etwas von ſeiner Liebe geſagt? — Ulrike ſchlug die Augen nieder, und meinte, erklärt habe ſich der junge Formoſus zwar gar nicht gegen ſie, aus lauter Zurückhaltung und Beſcheidenheit, aber gemerkt habe ſie wohl längſt, daß er ſie liebe, denn ſo was ſey wohl zu bemerken. Uebrigens gefalle ihr der junge Formoſus recht wohl, und wenn ſonſt dem nichts im Wege ſtände, und wenn der Herzenspapa nichts dagegen habe, und — kurz, Ulrike ſagte alles, was Mädchen bei derlei Gelegenheit zu ſagen pflegen, die nicht mehr in der erſten vollſten Blüthe ſtehen, und fleißig denken: Wer wird der ſeyn, der dich heimführt? — Darauf ſprach der Präſident zum Formoſus: Richte dein Haupt auf, mein Junge! — Sey froh und glücklich, du ſollſt ſie haben, meine Ulrike! und ſo wurde Ulrike die Braut des jungen Herrn Formoſus. Alle Welt gönnte dem hübſchen beſcheidenen Jüngling ſein Glück, nur einer gerieth darüber in Gram und Verzweiflung, und das war Walter, mit dem Formoſus ein Herz und eine Seele aufgewachſen. Walter hatte Ulriken einigemal geſehen, auch wohl geſprochen, und ſich in ſie verliebt, vielleicht noch viel ärger, als Formoſus! — Doch ich rede immer von Liebe und verliebt ſeyn, und weiß nicht ob du, mein Kater, ſchon jemals in Liebe geweſen biſt und alſo dies Gefühl kennſt? Was mich betrifft, erwiederte ich, was mich betrifft, lieber Ponto, glaube ich nicht, daß ich ſchon geliebt habe oder liebe, da ich mir bewußt bin noch nicht in den Zuſtand gerathen zu ſeyn, wie ihn mehrere Dichter beſchreiben. Den Dichtern iſt nicht allemal ganz zu trauen, nach dem was ich aber ſonſt darüber weiß und geleſen habe, muß die Liebe eigentlich nichts anders ſeyn, als ein pſychiſcher Krankheitszuſtand, der ſich bei dem menſchlichen Geſchlecht, als partieller Wahnſinn darin offenbart, daß man irgend einen Gegenſtand für etwas ganz anders hält, als was er eigentlich iſt z. B. ein kleines dickes Ding von Mädchen, welche Strümpfe ſtopft, für eine Göttin. Doch fahre nur fort, geliebter Pudel, in deiner Erzählung von den beiden Freunden Formoſus und Walter. —

Walter (ſo ſprach Ponto weiter) ſtürzte dem Formoſus an den Hals, und ſprach unter vielen Thränen: du raubſt mir das Glück meines Lebens, aber daß du es biſt, daß du glücklich wirſt, das iſt mein Troſt, lebe wohl mein Geliebter, lebe wohl auf ewig! — Darauf lief Walter in den Buſch wo er am dickſten war, und wollte ſich todtſchießen. Es unterblieb aber, weil er in der Verzweiflung vergeſſen hatte, das Piſtol zu laden, er begnügte ſich daher mit einigen Ausbrüchen des Wahnſinnes, die jeden Tag wiederkehrten. Eines Tages trat Formoſus, den er in vielen Wochen nicht geſehen, ganz unvermuthet zu ihm hinein, als er eben vor Ulrikens Paſtelgemählde, das unter Glas und Rahmen an der Wand hing, auf den Knieen lag und gräßlich lamentirte. „Nein, rief Formoſus, indem er den Walter an ſeine Bruſt drückte, nein, ich konnte deinen Schmerz deine Verzweiflung nicht ertragen, dir opfere ich gern mein Glück. — Ich habe Ulriken entſagt, ich habe den alten Vater dahin gebracht, daß er dich zum Eidam annimmt! — Ulrike liebt dich, vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen. — Bewirb dich um ſie, ich ſcheide! — lebe wohl! — Er wollte fort, Walter hielt ihn feſt. Es war dieſem als läge er im Traum, er glaubte an Alles nicht früher, als bis Formoſus ein eigenhändiges Billet des alten Präſidenten hervorzog, worin es ungefähr hieß: „Edler Jüngling! du haſt geſiegt, ungern laſſe ich dich, aber ich ehre deine Freundſchaft, die dem Heroismus gleicht, von welchen man in den alten Scribenten lieſet. Mag Herr Walter, der ein Mann iſt von löblichen Eigenſchaften, und ein ſchönes einträgliches Amt hat, ſich um meine Tochter Ulrike bewerben, will ſie ihn ehelichen, ſo habe ich meiner Seits nichts dagegen." Formoſus verreißte wirklich, Walter bewarb ſich um Ulriken, Ulrike wurde wirklich Walters

Frau. — Der alte Präſident ſchrieb nun nochmals an Formoſus, überhäufte ihn mit Lobſprüchen und fragte, ob es ihm vielleicht Vergnügen machen würde, nicht etwa als Entſchädigung, denn er wiſſe wohl, daß es in ſolchem Fall keine gebe, ſondern nur als ein geringes Zeichen ſeiner innigen Zuneigung, drei tauſend Thaler anzunehmen. Formoſus antwortete, der Alte kenne die Geringfügigkeit ſeiner Bedürfniſſe, Geld mache, könne ihn nicht glücklich machen und nur die Zeit ihn tröſten über einen Verluſt, an dem niemand Schuld ſey, als das Schickſal, welches in der Bruſt des theuren Freundes die Liebe zu Ulriken entzündet, und nur dem Schickſal ſey er gewichen, von irgend einer edlen That daher gar nicht die Rede. Uebrigens nehme er das Geſchenk an, unter der Bedingung, daß der Alte es einer armen Wittwe, die da und da mit einer tugendhaften Tochter in troſtloſem Elende lebe, zuwende. Die Wittwe wurde ausfindig gemacht, und erhielt die dem Formoſus zugedachten dreitauſend Reichsthaler. Bald darauf ſchrieb Walter dem Formoſus: „Ich kann nicht leben ohne dich, kehre zurück in meine Arme!“

Formoſus that es und erfuhr, als er gekommen, daß Walter ſeinen ſchönen einträglichen Poſten aufgegeben, unter der Bedingung, daß Formoſus, der ſich längſt einen ähnlichen gewünſcht, ihn erhalte. Formoſus erhielt den Poſten wirklich; und gerieth, rechnete man die getäuſchte Hoffnung Rückſichts der Heirath mit Ulriken ab, in die behaglichſte Lage. Stadt und Land erſtaunte über den Wettſtreit des Edelmuths beider Freunde, ihre That wurde als Nachklang aus einer längſt vergangenen ſchönern Zeit vernommen, als Beyſpiel aufgeſtellt eines Heroismus, deſſen nur hohe Geiſter fähig.

In der That, begann ich, als Ponto ſchwieg, in der That, nach allem was ich geleſen, müſſen Walter und Formoſus edle kräftige Menſchen ſeyn, die in treuer Aufopferung für einander nichts von deiner gerühmten Weltklugheit wiſſen.

Hm, erwiederte Ponto hämiſch lächelnd, es kommt darauf an! — Ein paar Umſtände von denen die Stadt keine Notiz genommen, und die ich zum Theil von meinem Herrn erfahren, theils ſelbſt belauſcht habe, ſind noch nachzuholen. — Mit der Liebe des Herrn Formoſus zu der reichen Präſidententochter muß es es doch nicht ſo arg geweſen ſein, wie der Alte glaubte, denn im höchſten Stadium dieſer tödtenden Leidenſchaft unterließ der junge Mann nicht, nachdem er den Tag über verzweifelt, jeden Abend eine hübſche niedliche Putzmacherin zu beſuchen. Als Ulrike nun aber ſeine Braut worden, fand er bald, daß das engelsmilde Fräulein das eigne Talent beſaß, ſich bei ſchicklicher Gelegenheit plötzlich in einen kleinen Satan zu verwandeln. Außerdem kam ihm aus ſichrer Quelle, die verdrüßliche Nachricht zu, daß Fräulein Ulrike in der Reſidenz, was Liebe und Liebesglück betrifft, ganz beſondere Erfahrungen gemacht, und nun ergriff ihn plötzlich ein unwiderſtehlicher Edelmuth, vermöge deſſen er die reiche Braut dem Freunde abtrat. Walter hatte ſich in ſeltſamer Verwirrung in Ulriken, die er an öffentlichen Orten im höchſten Glanz aller Toilettenkünſte geſehen, wirklich verliebt, und Ulriken ihrer Seits war es ziemlich einerlei, wer von Beiden ſich ihr als Gemahl anheftete, Formoſus oder Walter. Dieſer hatte auch wirklich ein ſchönes einträgliches Amt, bei deſſen Verwaltung aber ſolche krauſe Streiche gemacht, daß er der Entſetzung binnen weniger Zeit entgegen ſehen mußte. Er zog es vor, früher zu Gunſten ſeines Freundes den Abſchied zu nehmen und ſo durch einen Akt, der alle Kennzeichen der edelſten Geſinnung trug, ſeine Ehre zu retten. Die dreitauſend Thaler wurden, in guten Papieren, einer alten ſehr anſtändigen Frau eingehändigt, die zuweilen die Mutter, zuweilen die Muhme, zuweilen die Aufwärterin jener hübſchen Putzmacherin vorſtellte. Bei dieſem Geſchäft erſchien ſie in doppelter Geſtalt. Erſt bei dem Empfang des Geldes als Mutter, dann, als ſie das Geld überbrachte und einen guten Tragelohn empfing, als Aufwärterin des Mädchens, die du kennſt, lieber Murr, da ſie eben erſt mit dem Herrn Formoſus zum Fenſter hinaus ſchaute. — Uebrigens wiſſen beide, Formoſus und Walter längſt, auf welche Weiſe ſie ſich in edelmüthiger Geſinnung überboten, ſie haben ſich, um wechſelſeitigen Lobeserhebungen auszuweichen, lange vermieden, und deshalb waren ihre heutigen Begrüßungen, als der Zufall ſie auf der Straße zuſammen führte, ſo herzlich. —

In dem Augenblick entſtand ein fürchterlicher

Lärm. Die Menſchen liefen durch einander, ſchrien Feuer! — Feuer! Reuter ſprengten durch die Straßen — Wagen raſſelten. — Aus den Fenſtern eines Hauſes, unfern uns, ſtrömten Rauchwolken und Flammen. — Ponto ſprang ſchnell vorwärts, ich aber in der Angſt kletterte eine hohe Leiter hinauf, die an ein Haus gelehnt, und befand mich bald auf dem Dache in voller Sicherheit. Plötzlich kam mir —

(Mak. Bl.) — ganz unvermuthet über den Hals, ſprach Fürſt Irenäus, ohne Anfrage des Hofmarſchalls, ohne Vorwort des dienſtthuenden Kammerherrn, beinahe — ich ſag' Euch das unter uns, Meiſter Abraham, bringt es nicht etwa unter die Leute — beinahe unangemeldet — keine Liverei in den Vorzimmern. Die Eſel ſpielten Brauſebart im Veſtibule. Spielen iſt ein großes Laſter. Schon in die Thüre getreten erwiſchte ihn der Tafeldecker, der zum Glück gerade durchging, beim Rockſchoß, und fragte, wer der Herr ſey, und wie er ihn dem Fürſten ſerviren ſolle. Aber er hat mir wohl gefallen, es iſt ein ganz artiger Menſch. Sagtet Ihr nicht, daß er ſonſt nichts weniger ge-

geweſen wäre, als ein purer ſimpler Muſikant? ſogar von einigem Stande? —

Meiſter Abraham verſicherte, daß Kreisler allerdings ſonſt in ganz anderen Verhältniſſen gelebt, die es ihm ſogar vergönnt an der fürſtlichen Tafel zu ſpeiſen, und daß nur der verwüſtende Sturm der Zeit ihn aus dieſen Verhältniſſen vertrieben. Uebrigens wünſche er aber, daß der Schleier, den er über die Vergangenheit geworfen, unverrückt liegen bleiben möge.

Alſo, nahm der Fürſt das Wort, alſo von Adel, vielleicht Baron — Graf — vielleicht gar — Nun man muß nicht zu weit gehen in träumeriſcher Hoffnung! — Ich habe ein Foible für dergleichen Myſterien! Es war eine ſchöne Zeit nach der franzöſiſchen Revolution als Marquis Siegellack fabricirten, und Comte's Nachtmützen ſtrickten von Filet, und nichts ſeyn wollten als ſimple Monſieur's, und man ſich erluſtigte auf dem großen Maskenball. — Ja, was den Herrn von Kreisler betrifft! — Die Benzon verſteht ſich auf ſo etwas, ſie rühmte ihn, ſie empfahl mir ihn, ſie hat Recht. An der Manier den Hut unter dem Arm zu halten, erkannte ich gleich den Mann von Bildung, von feinem geläutertem Ton.

Der Fürſt ſetzte noch einiges Lob über Kreislers äußere Erſcheinung hinzu, ſo daß Meiſter Abraham überzeugt war, ſein Plan müſſe gelingen. Er hatte nehmlich im Sinn, den Herzensfreund dem eingebildeten Hofſtaat einzuſchieben als Kapellmeiſter, und ihn ſo in Sieghartsweiler feſtzuhalten. Als er nun aber auf's neue davon ſprach, erwiederte der Fürſt ganz entſchieden, daß daraus ganz und gar nichts werden könne.

Sagt ſelbſt, fuhr er dann fort, ſagt ſelbſt, Meiſter Abraham, ob es möglich ſeyn würde den angenehmen Mann in meinen engeren Familienkreis zu ziehen, wenn ich ihn zum Kapellmeiſter, und ſo zu meinen Offizianten mache? — Ich könnte ihm eine Hofcharge verleihen, und ihn zum Maitre de Plaiſirs oder des Spektakles machen, aber der Mann verſteht die Muſik aus dem Grunde, und iſt auch, wie Ihr ſagt, im Theaterweſen wohl erfahren. Nun weiche ich aber nicht ab von dem Grundſatz meines höchſt ſeeligen in Gott ruhenden Herrn Vaters, der immer behauptete, beſagter Maitre müſſe um des Himmels willen ſich auf die Sachen, deren Maitre er repräſentire, nicht verſtehen, da er ſich ſonſt gar zu ſehr darum bekümmere, und ſich viel zu ſehr für die Menſchen, die dabei beſchäftigt, als da ſind, Schauſpieler, Muſikanten u. ſ. w. intereſſire — Alſo dafür behalte Herr von Kreisler die Maske des fremden Kapellmeiſters, und ſchreite damit hinein in die inneren Gemächer des fürſtlichen Hauſes nach dem Beiſpiel eines hinlänglich vornehmen Mannes, der vor einiger Zeit in der freilich verwerflichen Maske eines ſchnöden Hiſtrionen die auserleſenſten Zirkel mit den anmuthigſten Faxen amüſirte.

Und, rief der Fürſt dem Meiſter Abraham, der ſich fort begeben wollte, zu, und, da Ihr gewiſſermaßen den Chargé d'Affaires des Herrn von Kreisler zu machen ſcheint, ſo will ich es Euch nicht verhehlen, daß nur zwei Dinge mir nicht recht an ihm gefallen wollen, die vielleicht mehr Gewohnheiten ſind, als wirkliche Dinge. — Ihr verſteht ſchon, wie ich das meine. — Für's erſte ſtarrt er mir, wenn ich mit ihm ſpreche, gerade zu ins Antlitz. Ich habe doch conſiderable Augen, kann fürchterlich daraus blitzen, wie weiland Friedrich der Große, kein Kammerjunker, kein Page wagt es aufzuſchauen, wenn ich den entſetzlichen Blick auf ihn ſchießend frage, ob das mauvais sujet ſchon wieder Schulden gemacht, oder den Marzipan aufgefreſſen, aber der Herr von Kreisler, den mag ich anblitzen, wie ich will, er macht ſich gar nichts daraus, ſondern lächelt mich an auf eine Weiſe, daß — ich ſelbſt die Augen niederſchlagen muß. Dann hat der Mann eine ſolche beſondere Art zu ſprechen, zu antworten, das Geſpräch fortzuführen, daß man zuweilen ordentlich glaubt, das, was man ſelbſt geſagt, ſey eben nicht ſonderlich geweſen, man wäre gewiſſermaßen ein Be — Beim St. Januar, Meiſter, das iſt ganz unausſtehlich, und Ihr müßt dafür ſorgen, daß Herr von Kreisler ſich dieſe Dinge oder Gewohnheiten abgewöhne.

Meiſter Abraham verſprach, zu thun, was Fürſt Irenäus von ihm verlangte, und wollte aufs neue davon, da erwähnte der Fürſt noch des beſondern Widerwillens, den Prinzeßin Hedwige gegen den Kreisler geäußert, und meinte, daß das Kind ſeit einiger Zeit von ſeltſamen Träumen und Einbildungen geplagt werde, weshalb der Leibarzt die Molkenkur zum nächſten Frühjahr angerathen. Hedwiga ſey nehmlich jetzt auf den ſonderbaren Gedanken gerathen, daß Kreisler dem Tollhauſe entſprungen, und allerlei Unheil anrichten werde bei nächſter Gelegenheit.

Sagt, ſprach der Fürſt, ſagt Meiſter Abraham, ob der vernünftige Mann wohl nur die mindeſte Spur der Geiſteszerrüttung an ſich trägt? Abraham erwiederte, daß Kreisler zwar eben ſo wenig verrückt ſey, als er ſelbſt, jedoch ſich zuweilen etwas ſeltſam gebehrde, und in einen Zuſtand gerathe, der beinahe dem des Prinzen Hamlet zu vergleichen, dadurch aber nur um ſo intereſſanter werde. — So viel wie ich weiß, nahm der Fürſt das Wort, war der junge Hamlet ein vortrefflicher Prinz aus einem alten angeſehenen Regentenhauſe, der ſich nur zu Zeiten mit der ſonderbaren Idee herumtrug, daß ſämmtliche Hofleute ſich auf das Flötenblaſen verſtehen ſollten. Hohen Perſonen ſteht es wohl an, auf ſeltſames zu verfallen, es vermehrt den Reſpekt. Was bei dem Mann ohne Rang und Stand eine Abſurdität zu nennen, iſt bei ihnen bloß die angenehme Capriole eines ungemeinen Geiſtes, welche Stau=

nen erregen muß, und Bewunderung. — Herr von Kreisler ſollte ſein im geraden Wege bleiben, will er aber durchaus den Prinzen Hamlet imitiren, ſo iſt das ein ſchönes Streben nach dem Höheren, vielleicht veranlaßt durch ſeine überwiegende Neigung zu den muſikaliſchen Studien. Man mag es ihm verzeihen, wenn er bisweilen ſich wunderlich betragen will. —

Es ſchien, als wenn Meiſter Abraham heute nun einmal nicht aus dem Zimmer des Fürſten kommen ſollte; denn wiederum rief der Fürſt ihn zurück, als er ſchon die Thüre geöffnet, und verlangte zu wiſſen, woher der ſeltſame Widerwille der Prinzeſſin Hedwiga gegen den Kreisler wohl rühren möge. Meiſter Abraham erzählte die Art wie Kreisler der Prinzeſſin und Julien zum erſtenmal im Park zu Sieghartshof erſchienen und meinte, daß die aufgeregte Stimmung, in der der Kapellmeiſter damals geweſen auf eine Dame vor zarten Nerven wohl habe feindlich wirken müſſen.

Der Fürſt gab mit einiger Heftigkeit zu erkennen, wie er hoffe, daß Herr von Kreisler nicht wirklich zu Fuße nach Sieghartshof gekommen ſondern daß der Wagen hier oder dort im breiten Fahrwege des Parks gehalten, da nur gemeine Abentheurer zu Fuße zu reiſen pflegten.

Meiſter Abraham meinte, daß man zwar das Beiſpiel eines tapfern Offiziers vor Augen habe, der von Leipzig nach Syrakus gelaufen, ohne ſich ein Einzigesmal die Stiefeln verſohlen zu laſſen, was aber den Kreisler betreffe, ſo ſey er überzeugt, daß ein Wagen wirklich im Park gehalten. — Der Fürſt war zufrieden. —

Während ſich dies im Gemach des Fürſten begab, ſaß Johannes bei der Räthin Benzon vor dem ſchönſten Flügel den jemals die kunſtreiche Nannette Streicher gebaut, und begleitete Julien das große leidenſchaftliche Rezitativ der Clytemneſtra aus Gluck's Iphigenia in Aulis. —

Gegenwärtiger Biograph iſt leider genöthigt, ſeinen Helden, ſoll das Portrait richtig ſeyn, als einen extravaganten Menſchen darzuſtellen, der, vorzüglich was die muſikaliſche Begeiſterung bebetrifft, oft dem ruhigen Beobachter beinahe wie ein Wahnſinniger erſcheint. Er hat ihm ſchon die ausſchweifende Redensart nachſchreiben müſſen, daß „als Julia ſang, aller ſehnſüchtige Schmerz

der

der Liebe, alles Entzücken ſüſſer Träume, die Hoffnung, das Verlangen, durch den Wald wogte und niederfiel wie erquickender Thau in die duftenden Blumenkelche, in die Bruſt horchender Nachtigallen. Kreislers Urtheil über Julias Geſang ſcheint hiernach eben nicht von ſonderlichem Werth. Verſichern kann aber bemeldeter Biograph bei dieſer Gelegenheit dem günſtigen Leſer, daß Julias Geſang, den er, dem Himmel ſey's geklagt, niemals ſelbſt hörte, etwas geheimnißvolles, etwas ganz wunderbares, in ſich getragen haben muß. Ungemein ſolide Leute, die ſich erſt ſeit kurzer Zeit den Zopf wegſchneiden laſſen, die, nachdem ſie einen tüchtigen Rechtsfall, eine malitiösmerkwürdige Krankheit, oder einen jungen Ankömmling von Straßburger Paſtete, gehörig erprobt, der Umgang mit Gluck, Mozart, Beethoven, Spontini im Theater nicht im mindeſten aus der ſchicklichen Seelenruhe brachte, ja ſolche Leute haben oft verſichert, daß, ſänge das Fräulein Julia Benzon, ihnen ganz abſonderlich zu Muthe würde, ſie könnten gar nicht ſagen, wie. Eine gewiſſe Beklommenheit, die ihnen denn doch ein unbeſchreibliches Wohlbehagen errege, bemächtige ſich ihrer ganz und gar, und oft kämen ſie auf den Punkt, Narrenſtreiche zu machen, und ſich zu gebehrden, wie junge Fantaſten und Versmacher. Anzuführen iſt auch ferner, daß einmal als Julia bei Hofe ſang, Fürſt Irenäus vernehmlich ächzte, und als der Geſang geendet, gerade zu losſchritt auf Julien, ihre Hand an den Mund drückte, und dabei ſehr weinerlich ſprach: beſtes Fräulein! — Der Hofmarſchall wagte zu behaupten, Fürſt Irenäus habe der kleinen Julia wirklich die Hand geküßt, und dabei wären ihm ein Paar Thränen aus den Augen getröpfelt. Auf Anlaß der Oberhofmeiſterin, wurde aber dieſe Behauptung, als ungeziemend, und dem Wohl des Hofes zuwider, unterdrückt.

Julia, einer vollen metallreichen, glockenreinen Stimme mächtig, ſang mit dem Gefühl, mit der Begeiſterung, die aus dem im Innerſten bewegten Gemüth hervorſtrömt, und darin mochte wohl der wunderbare unwiderſtehliche Zauber liegen, den ſie auch heute übte. Der Athem jedes Zuhörers ſtockte als ſie ſang, jeder fühlte ſeine Bruſt beengt von ſüſſem nahmenloſen Weh. erſt ein paar Augenblicke, nachher als ſie geendet brach das Entzücken los im ſtürmiſchen ungemeſſenſten Beifall. Nur Kreisler ſaß da, ſtumm und ſtarr, zurückgelehnt in den Seſſel: dann ſtand er leiſe und langſam auf, Julia wandte ſich zu ihm mit einem Blick, der deutlich fragte: war es denn auch wohl ſo recht? — Erröthend ſchlug ſie aber die Augen nieder, als Kreisler, die Hand aufs Herz legend, mit zitternder Stimme, lispelte: Julia! und dann mit gebücktem Haupte mehr ſchlich als ging hinter den Kreis den die Damen geſchloſſen.

Mit Mühe hatte die Räthin Benzon Prinzeſſin Hedwiga dahin vermocht, in der Abendgeſellſchaft zu erſcheinen, wo ſie den Kapellmeiſter Kreisler antreffen mußte. Sie gab nur nach, als die Räthin ihr ſehr ernſthaft vorſtellte, wie kindiſch es ſeyn würde, einen Mann zu meiden, bloß weil er nicht zu den, auf eine Art und Weiſe wie Scheidemünze ausgeprägten, zu rechnen, ſondern ſich in freilich hin und wieder bizarrer Eigenthümlichkeit darſtelle. Zudem habe Kreisler auch Eingang gefunden bei dem Fürſten, und unmöglich würd' es daher ſeyn, den ſeltſamen Eigenſinn durchzuführen.

Prinzeſſin Hedwiga wußte ſich den ganzen Abend über ſo geſchickt zu drehen und zu wenden, daß Kreisler dem es, harmlos und gefügig wie er war, wirklich galt, die Prinzeſſin zu verſöhnen, alles Mühens unerachtet, ſich nicht ihr nähern konnte. Den geſchickteſten Manoeuvres wußte ſie zu begegnen mit ſchlauer Taktik. — Deſto mehr mußte der Benzon, die das alles bemerkt, es auffallen, als die Prinzeſſin jezt plötzlich den Kreis der Damen durchbrach, und gerade zu losſchritt auf den Kapellmeiſter. So tief in ſich verſunken ſtand Kreisler da, daß erſt die Anrede der Prinzeſſin, ob er allein denn keine Zeichen, keine Worte habe, für den Beifall, den Julia errungen, ihn aus dem Traume weckte.

„Gnädigſte, erwiederte Kreisler mit einem Ton, der die innere Bewegung verrieth, Gnädigſte, nach der bewährten Meinung berühmter Schriftſteller haben die Seeligen ſtatt des Worts nur Gedanken und Blick. — Ich war, glaub' ich im Himmel!"

„So iſt, erwiederte die Prinzeſſin lächelnd, unſere Julia ein Engel des Lichts, da ſie vermochte Ihnen das Paradies zu erſchließen. —

Jezt bitte ich Sie aber, auf einige Augenblicke den Himmel zu verlaſſen, und einem armen Erdenkinde wie ich es nun einmal bin, Gehör zu geben. —

Die Prinzeſſin hielt inne, als erwarte ſie, daß Kreisler etwas ſage. Da dieſer ſie aber ſchweigend anſchaute mit leuchtendem Blick ſchlug ſie die Augen nieder, und wandte ſich raſch um, ſo daß der leicht umgeworfene Shawl von den Schultern hinabwallte. Kreisler faßte ihn im Fallen. Die Prinzeſſin blieb ſtehen. „Laßen Sie uns, ſprach ſie dann mit unſicherm ſchwankendem Ton, als ringe ſie mit irgend einem Entſchluß, als würd' es ihr ſchwer es herauszuſagen was ſie im innern beſchloßen — laſſen Sie uns von poetiſchen Dingen ganz proſaiſch reden. Ich weiß, Sie geben Julien Unterricht im Geſange, und ich muß geſtehen, daß ſie ſeit der Zeit in Stimme und Vortrag unendlich gewann. Das giebt mir die Hoffnung, daß Sie im Stande wären, ſelbſt ein mittelmäßiges Talent, wie das meinige, zu heben. — Ich meine daß —

Die Prinzeſſin ſtockte hocherröthend, die Benzon trat hinzu, und verſicherte, daß die Prinzeſſin ſich ſelbſt großes Unrecht thue, wenn ſie ihr muſikaliſches Talent mittelmäßig nenne, da ſie das Pianoforte vorzüglich ſpiele, und recht ausdrucksvoll ſinge. Kreisler, dem die Prinzeſſin, in ihrer Verlegenheit, auf einmal über alle Maaßen liebenswürdig erſchien, ergoß ſich in einen Strom freundlicher Redensarten, und ſchloß damit, daß ihm nichts Glücklicheres begegnen könne, als wenn die Prinzeſſin es vergönne, ihr beizuſtehen im Studium der Muſik mit Rath und That.

Die Prinzeſſin hörte den Kapellmeiſter an mit ſichtlichem Wohlgefallen, und als er geendet, und der Benzon Blick ihr die ſeltſame Scheu vor dem artigen Mann vorwarf, da ſprach ſie halbleiſe: ja, ja, Benzon, Sie haben Recht, ich bin wohl oft ein kindiſches Kind! — In demſelben Augenblick faßte ſie, ohne hinzublicken, nach dem Shawl, den Kreisler noch immer in den Händen hielt, und den er ihr nun hinreichte. Selbſt wußte er nicht, wie es ſich begab, daß er dabei der Prinzeſſin Hand berührte. Aber ein heftiger Pulsſchlag dröhnte ihm durch alle Nerven, und es war, als wollten ihm die Sinne vergehen. —

Wie einen Lichtſtrahl, der durch finſtere Wolken bricht, vernahm Kreisler Juliens Stimme. „Ich ſoll, ſprach ſie, ich ſoll noch mehr ſingen lieber Kreisler! man läßt mir keine Ruhe. — Wohl möchte ich das ſchöne Duett verſuchen, das ſie mir lezthin gebracht. Sie dürfen das, nahm die Benzon das Wort, Sie dürfen das meiner Julie nicht abſchlagen, lieber Kapellmeiſter — fort an den Flügel! —"

Kreisler keines Wortes mächtig ſaß am Flügel, ſchlug die erſten Accorde des Duetts an, wie von einem ſeltſamen Rauſch bethört und befangen. Julia begann: Ah che mi manca l'anima in si fatal momento — — Es iſt nöthig zu ſagen, daß die Worte dieſes Duetts nach gewöhnlicher italiſcher Weiſe ganz einfach die Trennung eines liebenden Paars ausſprachen, daß auf momento natürlicherweiſe sento und tormento gereimt war, und daß es wie in hundert andern Duetten ähnlich Art, auch nicht an dem Abbi pietade o cielo und an der pena di morir fehlte. Kreisler hatte indeſſen dieſe Worte, in der höchſten Aufregung des Gemüths, mit einer Inbrunſt komponirt, die beim Vortrage jeden, dem der Himmel nur paßable Ohren gegeben, unwiderſtehlich hinreißen mußte. Das Duett war den leidenſchaftlichſten dieſer Art an die Seite zu ſtellen, und, da Kreisler nur nach dem höchſten Ausdruck des Moments, und nicht darnach ſtrebte, was eben ganz ruhig und bequem von der Sängerin aufzufaſſen, in der Intonation ziemlich ſchwer gerathen. So kam es, daß Julia ſchüchtern, mit beinahe ungewiſſer Stimme, begann, und daß Kreisler eben nicht viel beßer eintrat. Bald erhoben ſich aber beide Stimmen auf den Wellen des Geſanges wie ſchimmernde Schwäne, und wollten bald mit rauſchendem Flügelſchlag emporſteigen zu dem goldnen ſtrahlenden Gewölk, bald in ſüßer Liebesumarmung ſterbend untergehen in dem brauſenden Strom der Accorde, bis tief aufathmende Seufzer den nahen Tod verkündeten, und das lezte Addio in dem Schrei des wilden Schmerzes, wie ein blutiger Springquell herausſtürzte aus der zerriſſenen Bruſt.

Niemand befand ſich in dem Kreiſe, den das Duett nicht tief ergriffen, vielen ſtanden die hellen Thränen in den Augen, ſelbſt die Benzon geſtand, daß ſie ſelbſt im Theater bei irgend einer gut dargeſtellten Abſchiedsſcene ähnliches noch nicht empfunden. Man überhäufte Julien und den Kapellmeiſter mit Lobſprüchen, man ſprach von der wahren Begeiſterung, die beide beſeelt, und ſtellte die Compoſition vielleicht noch höher, als ſie es verdiente.

Der Prinzeſſin Hedwiga hatte man während des Geſanges die innere Bewegung wohl angemerkt, unerachtet ſie bemüht war, ruhig zu ſcheinen, ja durchaus jede Theilnahme zu verbergen. Neben ihr ſaß ein junges Ding von Hofdame mit rothen Wangen, zum Weinen und Lachen gleich aufgelegt, der raunte ſie allerlei in die Ohren, ohne daß es ihr gelang, irgend andere Antwort zu erhalten, als einzelne Wörter, in der Angſt der höfiſchen Convenienz ausgeſtoßen. Auch der Benzon, die an der andern Seite ſaß, flüſterte ſie gleichgültige Dinge zu, als höre ſie gar nicht auf das Duett, die, nach ihrer ſtrengen Manier, bat aber die Gnädigſte, die Unterhaltung aufzuſparen bis nach geendetem Duett. Jetzt aber ſprach die Prinzeſſin, im ganzen Geſicht glühend, mit blitzenden Augen, ſo laut, daß ſie die Lobſprüche der ganzen Geſellſchaft übertönte. „Es wird mir nun wohl erlaubt ſeyn, auch meine Meinung zu ſagen. Ich gebe zu, daß das Duett als Compoſition ſeinen Werth haben mag, daß meine Julie vortrefflich geſungen hat, aber iſt es recht, iſt es billig, daß man im gemüthlichen Zirkel, wo freundliche Unterhaltung oben an ſtehen ſoll, wo mannigfaltige Anregungen Rede, Geſang, forttreiben ſollen wie einen zwiſchen Blumenbeeten ſanft murmelnden Bach, daß man da extravagante Sachen auftiſcht, die das Innere zerſchneiden, deren gewaltſamen zerſtörenden Eindruck man nicht verwinden kann? Ich habe mich bemüht, mein Ohr, meine Bruſt, zu verſchließen dem wilden Schmerz des Delirs, den Kreisler mit, unſer leicht verletzliches Inneres verhöhnender Kunſt in Tönen aufgefaßt hat, aber niemand war ſo gütig, ſich meiner anzunehmen. Gern will ich meine Schwäche Ihrer Ironie Preis geben, Kapellmeiſter, gern will ich geſtehen, daß der üble Eindruck ihres Duetts mich ganz krank gemacht hat. — Giebt es denn keinen Cimaroſa, keinen Paeſiello, deren Compoſitionen recht für die Geſellſchaft geſchrieben ſind?"

O Gott, rief Kreisler, indem ſein Geſicht dem mannigfaltigſten Muſkelſpiel vibrirte, wie es allemal zu geſchehen pflegte, wenn der Humor aufſtieg in dem Innern, o Gott, gnädigſte Prinzeſſin! — wie ganz bin ich ärmſter Kapellmeiſter Ihrer gütigen gnädigen Meinung! — Iſt es nicht gegen alle Sitte und Kleiderordnung, die Bruſt mit all' der Wehmuth, mit all' dem Schmerz, mit all' dem Entzücken, das darin verſchloſſen, anders in die Geſellſchaft zu tragen, als dick verhüllt mit dem Fichu vortrefflicher Artigkeit und Convenienz? Taugen denn alle Löſchanſtalten, die der gute Ton überall bereitet, taugen ſie wohl was, ſind ſie wohl hinlänglich, um das Naphtafeuer zu dämpfen, das hie und da hervorlodern will? Spült man noch ſo viel Thee, noch ſo viel Zuckerwaſſer, noch ſo viel honettes Geſpräch, ja noch ſo viel angenehmes Dudeldumdey hinunter, doch gelingt es dieſem, jenem frevelichen Mordbrenner, eine Congreviſche Rakete ins Innere zu werfen, und die Flamme leuchtet empor, leuchtet und brennt ſogar, welches dem puren Mondſchein niemals geſchieht! — Ja! gnädigſte Prinzeſſin! — ja, ich! — aller Kapellmeiſter hienieden unſeligſter, ich habe ſchändlich geſrevelt mit dem entſetzlichen Duett, das wie ein hölliſches Feuerwerk mit allerlei Leuchtkugeln, Schwanzraketen, Schwärmern und Kanonenſchlägen durch die ganze Geſellſchaft gefahren iſt, und leider merk' ichs, faſt überall gezündet hat! — Ha! — Feuer — Feuer — Mordio! — es brennt — Spritzenhaus auf — Waſſer, — Waſſer — Hülfe rettet!

Kreisler ſtürzte zu auf den Notenkaſten, zog ihn hervor unter dem Flügel, öffnete ihn — warf die Noten umher — riß eine Partitur heraus, es war Paeſiallos Molinara, ſetzte ſich an das Inſtrument, begann das Ritornell der bekannten hübſchen Ariette: La Rachelina, Molinarina, mit der die Müllerin auftritt —

Aber lieber Kreisler! ſprach Julie ganz ſchüchtern und erſchrocken.

Doch Kreisler warf ſich vor Julien nieder auf beide Knie, und flehte. „Theuerſte, holdſeligſte Julia! erbarmen Sie Sich der hochverehrten Geſellſchaft, gießen Sie Troſt in die hoffnungsloſen Gemüther, ſingen Sie die Rachelina! — Thun Sie es nicht, ſo bleibt mir nichts übrig, als mich hier vor Ihren ſichtlichen Augen hinabzuſtürzen in die Verzweiflung, an deren Rand ich mich bereits befinde, und Sie halten den verlohrnen Maitre de la Chapelle vergebens am Rockſchoß, denn indem Sie gutmüthig rufen: Bleibe bei uns o Johannes! ſo iſt er ſchon hinabgefahren zum Acheron, und wagt im dämoniſchen Shawltanz die allerzierlichſten Sprünge: darum ſingen Sie Werthe!"

Julia that, wie wohl, ſo ſchien es, mit einigem Widerwillen, warum Kreisler ſie gebeten.

So wie die Ariette geendet, begann Kreisler ſofort das bekannte komiſche Duett des Notars mit der Müllerin. —

Julias Geſang, in Stimme und Methode, neigte ſich ganz zum Ernſten, Pathetiſchen, demungeachtet ſtand ihr eine Laune zu Gebote, wenn ſie komiſche Sachen vortrug, die die reizendſte Liebenswürdigkeit ſelbſt war. Kreisler hatte ſich den ſeltſamen aber unwiderſtehlich hinreißenden Vortrag der italiäniſchen Buffi zu eigen gemacht, das ging heute aber beinahe bis zur Uebertreibung, denn indem Kreislers Stimme nicht dieſelbe ſchien, da ſie dem höchſten dramatiſchen Ausdruck in tauſend Nuancen ſich fügte, ſo ſchnitt er dabei auch ſolche abſonderliche Geſichter, die einen Cato zum Lachen gebracht hätten.

Es konnte nicht fehlen, daß alle laut aufjauchzten, losbrachen in ſchallendem Gelächter.

Kreisler küßte Julien entzückt die Hand, die ſie ihm ganz unmuthig ſchnell wegzog. „Ach, ſprach Julie, ach Kapellmeiſter, ich kann mich nun einmal in Ihre ſeltſame Launen — abentheuerliche möcht ich ſie nennen, ich kann mich nun einmal gar nicht darin finden! — Dieſer Todesſprung von einem Extrem zum andern zerſchneidet mir die Bruſt! — Ich bitte Sie, lieber Kreisler, verlangen Sie nicht mehr, daß ich mit tief bewegtem Gemüth, wenn noch die Töne der tiefſten Wehmuth wieder klingen in meinem Innern, daß ich dann Komiſches ſinge, ſey es auch noch ſo artig und hübſch. Ich weiß es — ich vermag es, ich ſetze es durch, aber es macht mich ganz matt und krank. — Verlangen Sie es nicht mehr! — nicht wahr, Sie verſprechen mir das, lieber Kreisler? —"

Der Kapellmeiſter wollte antworten, in dem Augenblick umarmte aber die Prinzeſſin Julien ſtärker, ausgelaſſener lachend, als es irgend eine

Oberhofmeiſterin für ſchicklich halten, oder verantworten kann.

„Komm an meine Bruſt, rief ſie, du aller Müllerinnen holdeſte, ſinnreichſte, launigſte! — Du myſtifizirſt alle Barone, Amtsverweſer, Notare in der ganzen Welt, und wohl noch gar —" Das übrige, was ſie noch ſagen wollte, ging unter in der dröhnenden Lache, die ſie von neuem aufſchlug.

Und dann ſich raſch zum Kapellmeiſter wendend: „Sie haben mich ganz mit ſich ausgeſöhnt, lieber Kreisler! — O jetzt verſtehe ich Ihren ſpringenden Humor. — Er iſt köſtlich, in der That köſtlich! — Nur in dem Zwieſpalt der verſchiedenſten Empfindungen, der feindlichſten Gefühle, geht das höhere Leben auf! — Haben Sie Dank, herzlichen Dank — da! — ich erlaube Ihnen, mir die Hand zu küſſen!"

Kreisler faßte die ihm dargebotene Hand, und wiederum, wie wohl nicht ſo heftig als zuvor, durchdröhnte ihn der Pulsſchlag, ſo daß er einen Moment zu zögern genöthigt, ehe er nun die zarten enthandſchuhten Finger an den Mund drückte, ſich mit ſolchem Anſtand verbeugend, als ſey er noch Legationsrath. Selbſt wußte er nun nicht, wie es kam, daß ihm dieſe phyſiſche Empfindung bei dem Berühren der fürſtlichen Hand ungemein lächerlich bedünken wollte. Am Ende, ſprach er zu ſich ſelbſt, als die Prinzeſſin ihn verlaſſen, am Ende iſt die Gnädigſte eine Art von Leidner Flaſche, und walkt honette Leute durch mit elektriſchen Schlägen nach fürſtlichem Belieben! —

Die Prinzeſſin hüpfte, tänzelte im Saal umher, lachte, trällerte da zwiſchen: la Rachelina molinarina, und herzte und küßte bald dieſe bald jene Dame, verſicherte, nie in ihrem Leben ſey ſie froher geweſen, und das habe ſie dem wackern Kapellmeiſter zu verdanken. Der ernſten Benzon war das alles im höchſten Grade zuwider, ſie konnte es nicht laſſen, die Prinzeſſin endlich bei Seite zu ziehen, und ihr ins Ohr zu flüſtern: „Hedwiga, ich bitte Sie, welch ein Betragen!"

Ich dächte, erwiederte die Prinzeſſin mit funkelnden Augen: ich dächte, liebe Benzon, wir ließen heute das Hofmeiſtern und gingen alle zu Bette! — Ja! — zu Bette — zu Bette! Und damit rief ſie nach ihrem Wagen.

Schweifte die Prinzeſſin aus in krampfhafter Luſtigkeit, ſo war Julia indeſſen ſtill und trübe geworden. Den Kopf auf die Hand geſtützt, ſaß ſie am Flügel, und ihr ſichtliches Verbleichen, das umflorte Auge, bewies, daß ihr Unmuth bis zum phyſiſchen Weh ſich geſteigert.

Auch Kreislern war das Brillantfeuer des Humors verlöſcht. Jedem Geſpräch ausweichend tappte er mit leiſen Schritten nach der Thüre. Die Benzon trat ihm in den Weg. Ich weiß nicht, ſprach ſie, welche ſonderbare Verſtimmung heute mir — —

(M. f. f.) alles ſo bekannt, ſo heimiſch vor, ein ſüſſes Aroma, ſelbſt wußt' ich nicht, von welchen vortrefflichen Braten, wallte in bläulichen Wolken über die Dächer daher, und wie aus weiter — weiter Ferne, im Säuſeln des Abendwindes, liſpelten holde Stimmen: Murr mein Geliebter! wo weilteſt du ſo lange. —

Was iſt's das die beengte Bruſt,
Mit Wonneſchauer ſo durchbebt,
Den Geiſt zum Himmel hoch erhebt,
Iſt's Ahnung hoher Götterluſt?
Ja — ſpringe auf, du armes Herz,

Ermuth'ge dich zu kühnen Thaten,
Umwandelt iſt in Luſt und Scherz,
Der troſtlos bitt're Todesſchmerz,
Die Hoffnung lebt — ich rieche Braten!

So ſang ich, und verlor mich, des entſetzlichen Feuerlärms nicht achtend, in die angenehmſten Träume! Doch auch hier auf dem Dache ſollten mich noch die ſchreckhaften Erſcheinungen des groteſken Weltlebens, in das ich hineingeſprungen, verfolgen. Denn, ehe ich mir's verſah, ſtieg aus dem Rauchfange eines jener ſeltſamen Ungethüme empor, die die Menſchen Schornſteinfeger nennen. Kaum mich gewahrend, rief der ſchwarze Schlingel: Huſch Katz! und warf den Beſen nach mir. Dem Wurfe ausweichend, ſprang ich über das nächſte Dach hinweg, und hinunter in die Dachrinne. Doch wer ſchildert mein frohes Erſtaunen, ja meinen freudigen Schreck, als ich wahrnahm, daß ich mich auf dem Hauſe meines wackern Herrn befand. Behende kletterte ich von Dachluke zu Dachluke, doch alle waren verſchloſſen. Ich erhob meine Stimme, jedoch umſonſt, niemand hörte mich. Indeſſen wirbelten die Rauchwolken von dem brennenden Hauſe hoch auf, Waſſerſtrahlen ziſchten dazwiſchen, tauſend Stimmen ſchrieen durch einander, das Feuer ſchien bedrohlicher zu werden. Da öffnete ſich die Dachluke, und Meiſter Abraham ſchaute heraus in ſeinem gelben Schlafrock. „Murr, mein guter Kater Murr, da biſt du ja — Komm hinein, komm hinein, kleiner Graupelz!" So rief der Meiſter freudig, als er mich erblickte. Ich unterließ nicht, ihm durch alle Zeichen, die mir zu Gebote ſtanden, auch *meine* Freude zu erkennen zu geben: es war ein ſchöner herrlicher Moment des Wiederſehens, den wir feierten. Der Meiſter ſtreichelte mich, als ich zu ihm hinein in den Dachboden geſprungen, ſo, daß ich vor Wohlbehagen in jenes ſanfte, ſüße Knurren ausbrach, das die Menſchen in höhnender Verſpottung mit dem Worte „ſpinnen," bezeichnen. „Ha ha, ſprach der Meiſter lachend, ha ha mein Junge, dir iſt wohl, da du vielleicht von weiter Wanderung zurückgekehrt biſt in die Heimath, du erkennſt nicht die Gefahr in der wir ſchweben. — Beinahe möchte ich wie du, ein glücklicher harmloſer Kater ſeyn, der ſich den Teufel was ſcheert um Feuer und Spritzenmeiſter, und dem kein Mobiliare verbrennen kann, da das einz'ge Mobile, deſſen ſein unſterblicher Geiſt mächtig, er ſelbſt iſt." —

Damit nahm mich der Meiſter auf den Arm und ſtieg herab in ſein Zimmer.

Kaum waren wir hineingetreten, als Profeſſor Lothario uns nach ſtürzte, dem noch zwei Männer folgten.

Ich bitte Euch, rief der Profeſſor, ich bitte Euch um des Himmelswillen Meiſter! Ihr ſeid in der dringendſten Gefahr, das Feuer ſchlägt ſchon über Euer Dach. — Erlaubt, daß wir Eure Sachen wegtragen. —

Der Meiſter erklärte ſehr trocken, daß in ſolcher Gefahr der jähe Eifer der Freunde viel verderblicher ſich geſtalte, als die Gefahr ſelbſt, da das, was vor dem Feuer geborgen, gewöhnlich zum Teufel ginge, wiewohl auf ſchnödere Art. Er ſelbſt habe in früherer Zeit einem Freunde, der von Feuer bedroht, in dem wohlwollendſten Enthuſiasmus, beträchtliches Chineſiſches Porzellan durch's Fenſter geworfen, damit es nur ja nicht verbrenne. Wollten Sie aber fein ruhig, drei Nachtmützen, ein paar graue Röcke, und andere Kleidungsſtücke, worunter eine ſeidne Hoſe vorzüglich zu beachten, nebſt einiger Wäſche, in einen Koffer, Bücher und

Manuſkripte in ein paar Körbe packen, ſeine Maſchinen aber nicht mit einem Finger anrühren, ſo werde es ihm lieb ſeyn. Stehe dann das Dach in Flammen, ſo wolle er ſamt dem Mobiliar ſich von dannen machen.

„Erſt aber, (ſo ſchloß er) erſt aber erlaubt, daß ich meinen Hausgenoſſen und Stubenkameraden, der ſo eben von weiten Reiſen müde, ermattet, zurückgekommen, mit Speis und Trank erquicke, nachher möget ihr wirthſchaften!“ —

Alle lachten ſehr, da ſie gewahrten, daß der Meiſter niemanden anders gemeint, als mich.

Es ſchmeckte mir herrlich, und die ſchöne Hoffnung, die ich auf dem Dach in ſehnſuchtsvollen ſüſſen Tönen ausgeſprochen, wurde ganz erfüllt.

Als ich mich erquickt, ſezte mich der Meiſter in einen Korb; neben mir, es war dazu Platz ſtellte er eine kleine Schüſſel mit Milch hin, und deckte den Korb ſorgfältig zu.

Wart's ruhig ab, ſprach der Meiſter, wart's ruhig ab mein Kater! in dunkler Behauſung, was aus uns noch werden wird, nippe zum Zeitvertreib von deinem Lieblingstrank, denn ſpringſt oder trottirſt du hier im Zimmer umher, ſo treten ſie dir den

Schwanz, die Beine entzwei, im Tumult des Rettens. Kommt es zur Flucht, ſo trage ich dich ſelbſt mit mir fort, damit du dich nicht wieder verläufſt, wie es ſchon geſchehen. Sie glauben nicht, wandte ſich nun der Meiſter zu den Andern, Sie glauben nicht verehrteſte Herren und Helfer in der Noth, was der kleine graue Mann im Korbe, was das für ein herrlicher grundgeſcheuter Kater iſt. Naturhiſtoriſche Galls behaupten, daß ſonſt, mit den vortrefflichſten Organen, als da ſind, Mordluſt, Diebsſinn, Schelmerei u. ſ. w., ausgerüſteten Katern von leidlicher Education, doch der Ortſinn gänzlich mangele, daß ſie, einmal ſich verlaufen, die Heimath nie wiederfänden, aber mein guter Murr macht davon eine glänzende Ausnahme. Seit ein paar Tagen vermißte ich ihn, und betrauerte recht herzlich ſeinen Verluſt, heut, ſo eben, iſt er zurückgekehrt, und hat, wie ich mit Recht vermuthen darf, noch dazu die Dächer benutzt, als angenehme Kunſtſtraße. Die gute Seele hat nicht allein Klugheit bewieſen und Verſtand, ſondern auch die treueſte Anhänglichkeit an ſeinen Herrn, weshalb ich ihn nun noch viel mehr liebe als vorher. — Mich erfreute des Meiſters Lob ganz ungemein, mit innerm Wohlbehagen fühlte ich meine Ueberlegenheit über mein ganzes Geſchlecht, über ein ganzes Heer verirrter Kater ohne Ortſinn, und wunderte mich, daß ich ſelbſt das ganz Ungemeine meines Verſtandes nicht hinlänglich eingeſehen. Zwar dacht' ich daran, daß eigentlich der junge Ponto mich auf den rechten Weg, und der Wurf des Schornſteinfegers auf das rechte Dach gebracht, indeſſen glaubte ich doch nicht im mindeſten an meine Sagazität, und an der Wahrheit des Lobes, das mir der Meiſter ertheilte, zweifeln zu dürfen. Wie geſagt, ich fühlte meine innere Kraft, und dies Gefühl bürgte mir für jene Wahrheit. Daß unverdientes Lob viel mehr erfreue, und den Gelobten vielmehr aufblähe als verdientes, wie ich einmal las, oder jemanden behaupten hörte, das gilt wohl nur von den Menſchen, geſcheute Kater ſind frei von ſolcher Thorheit, und ich glaube beſtimmt, daß ich vielleicht ohne Ponto und Schornſteinfeger den Rückweg nach Hauſe gefunden hätte, und daß beide ſogar nur den richtigen Ideengang im Innern verwirrten. Das bischen Weltklugheit, womit der junge Ponto ſo prahlte, wäre mir auch wohl zugekommen auf andere Weiſe, wenn gleich die mancherlei Begebenheiten, die ich mit dem liebenswürdigen Pudel — mit dem aimable roué erlebte, mir guten Stoff gaben zu den freundſchaftlichen Briefen, in welche ich meine Reiſebeſchreibung einkleidete. In allen Morgen- und Abendzeitungen, in allen eleganten und freimüthigen Blättern, könnten dieſe Briefe mit Effekt abgedruckt ſtehen, da mit Geiſt und Verſtand darin die glänzendſten Seiten meines Ich's hervorgehoben ſind, was doch jedem Leſer am intereſſanteſten ſeyn muß. Aber ich weiß es ſchon, die Herren Redakteurs und Verleger fragen: wer iſt dieſer Murr? und erfahren ſie denn, daß ich ein Kater bin, wiewohl der vortrefflichſte auf Erden, ſo ſprechen ſie verächtlich: ein Kater und will ſchreiben! — Und hätt' ich Lichtenbergs Humor und Hamanns Tiefe — von beiden habe ich viel Gutes vernommen, ſie ſollen für Menſchen nicht übel geſchrieben haben, ſind aber Todes verblichen, welches für jeden Schriftſteller und Dichter, der leben will, eine durchaus riskante Sache iſt — und ſag' ich, noch einmal, hätt' ich Lichtenbergs Humor und Hamanns Tieſe, doch erhielte ich das Manuſcript zurück, bloß weil man mir vielleicht meiner Krallen halber keine amüſante Schreibart zutraut. So was chagrinirt! — O Vorurtheil, himmelſchreiendes Vorurtheil, wie befängſt du doch die Menſchen, und vorzüglich diejenigen, die da heißen Verleger!

Der Profeßor, und die, die mit ihm gekommen, machten nun einen grimmigen Spektakel um mich her, der meines Bedünkens wenigſtens bei dem Verpacken der Nachtmützen, und der grauen Röcke, nicht nöthig geweſen wäre.

Auf einmal rief draußen eine hohle Stimme: das Haus brennt! „Hoho, ſprach der Meiſter Abraham, da muß ich auch dabei ſeyn, bleibt nur ruhig, ihr Herren! wenn die Gefahr da iſt, bin ich wieder hier; und wir packen an! —

Und damit verließ er eilig das Zimmer.

Mir wurde in meinem Korbe wirklich bange. Das wilde Getöſe — der Rauch, der nun in das Zimmer zu dringen begann, alles mehrte meine Angſt! — Allerlei ſchwarze Gedanken ſtiegen in mir auf! — Wie wenn der Meiſter mich vergäße, wenn ich ſchmachvoll umkommen müßte in den Flammen! — Ich fühlte, die furchtbare

Angſt mochte es verſchulden, ein beſonderes häßliches Kneifen im Leibe. — Ha! dacht' ich, wenn im Herzen falſch, wenn neidiſch ob meiner Wiſſenſchaft, mich los zu werden, entheben jeder Sorg' zu ſeyn, nun mich der Meiſter noch in dieſen Korb geſponnen. — Wie wenn ſelbſt dieſer unſchuldsweiße Trank — wie, wär' es Gift, das er mit ſchlauer Kunſt hier zubereitet, mir den Tod zu geben? — Herrlicher Murr, ſelbſt in der Todesangſt denkſt du in Jamben, läß'ſt nicht aus der Acht, was du im Shakſpear, Schlegel einſt geleſen! —

Meiſter Abraham ſteckte jetzt den Kopf zur Thüre hinein, und ſprach: die Gefahr iſt vorüber, ihr Herren! Setzt Euch nur ruhig hin an jenen Tiſch, und trinkt die paar Flaſchen Wein aus, die Ihr in dem Wandſchrank gefunden, ich meines Theils begebe mich noch ein wenig aufs Dach, und will erklecklich ſpritzen — Doch halt, erſt muß ich nachſehen, was mein guter Kater macht.

Der Meiſter trat **vollends** hinein, nahm den Deckel von dem Korbe, in dem ich ſaß, ſprach mir zu mit freundlichen Worten, erkundigte ſich nach meinem Wohlbefinden, fragte, ob ich vielleicht noch einen gebratenen Vogel verſpeiſen wolle, welches alles ich mit mehrmaligem ſüßen Miau erwiederte, und mich recht bequem ausſtreckte, welches mein Meiſter mit Recht für das beredte Zeichen nahm, daß ich ſatt ſey, noch im Korbe zu bleiben wünſche, und ſtülpte den Deckel wieder auf.

Wie wurde ich nun von der guten freundlichen Geſinnung überzeugt, die Meiſter Abraham für mich hegte. Ich hätte mich meines ſchnöden Mißtrauens ſchämen müſſen, wenn es überhaupt für einen Mann von Verſtande ſchicklich wäre, ſich zu ſchämen. Am Ende, dacht' ich, war auch die fürchterliche Angſt, das ganze Unheil ahnende Mißtrauen weiter nichts als poetiſche Schwärmerei, wie ſie jungen genialen Enthuſiaſten eigen, die dergleichen oft förmlich brauchen, als berauſchendes Opium. Das beruhigte mich ganz und gar.

Kaum hatte der Meiſter die Stube verlaßen, als der Profeſſor, ich konnt' es durch eine kleine Ritze des Korbes bemerken, ſich mit mißtrauiſchen Blicken nach dem Korbe umſchaute, und dann den andern zuwinkte, als habe er ihnen irgend wichtiges zu entdecken. Dann ſprach er mit ſo leiſer Stimme, daß ich kein Wörtlein verſtanden, hätte der Himmel nicht in meine ſpitze Ohren mir unglaublich ſcharfes Gehör gelegt. Wißt ihr wohl, wozu ich eben jetzt Luſt hätte? — Wißt Ihr wohl, daß ich hingehen zu jenem Korbe, ihn öffnen, und dem verfluchten Kater, der drinnen ſitzt, und der uns jetzt vielleicht alle mit ſeinem übermüthigen Selbſtgenugſeyn verhöhnt, dies ſpitze Meſſer in die Kehle ſtoßen möchte?

Was fällt Euch ein, rief ein anderer, was fällt Euch ein, Lothario, den hübſchen Kater, den Liebling unſeres wackern Meiſters wolltet Ihr umbringen? — Und warum ſprecht Ihr denn ſo leiſe?

Der Profeſſor eben ſo mit gedämpfter Stimme wie vorher, weiter ſprechend, erklärte, daß ich alles verſtehe, daß ich leſen und ſchreiben könne, daß mir Meiſter Abraham auf eine, freilich geheimnißvolle, unerklärliche Weiſe, die Wiſſenſchaften beigebracht, ſo daß ich ſchon jetzt, wie ihm der Pudel Ponto verrathen, ſchriftſtellere und dichte, und daß das alles dem ſchelmiſchen Meiſter zu nichts anderm dienen werde, als zur Verſpottung der vortrefflichſten Gelehrten und Dichter.

O, ſprach Lothario mit unterdrückter Wuth, o ich ſeh es kommen, daß Meiſter Abraham, der ohnedem das Vertrauen des Großherzogs in vollem Maaße beſitzt, daß er mit dem unglückſeligen Kater alles durchſetzt, was er nur will. Die Beſtie wird Magister legens werden, die Doktorwürde erhalten, zuletzt als Profeſſor der Aeſthetik Collegia leſen über den Aeſchylos — Corneille — Shakespear! — ich komme von Sinnen! — der Kater wird in meinen Eingeweiden wühlen, und hat ganz infame Krallen! —

Alle geriethen bei dieſen Reden Lotharios, des Profeſſors der Aeſthetik, in das tiefſte Erſtaunen. Einer meinte, es ſey ganz unmöglich, daß ein Kater leſen und ſchreiben lernen könne, da dieſe Elemente aller Wiſſenſchaft nächſt der Geſchicklichkeit, der nur der Menſch fähig, eine gewiſſe Ueberlegung, man möchte ſagen, Verſtand, erforderten, der ſogar nicht allemal bei dem Menſchen, dem Meiſterſtück der Schöpfung, anzutreffen, vielweniger bei gemeinem Vieh!

Beſter, nahm ein anderer, wie mir's in meinem Korbe ſchien, ſehr ernſthafter Mann, das

Wort, Leſer, was nennen ſie gemeines Vieh? — Es giebt gar kein gemeines Vieh. Oft in ſtille Selbſtbetrachtung verſunken, empfinde ich den tiefſten Reſpekt vor Eſeln und andern nützlichen Thieren. Ich begreife nicht, warum einer angenehmen Hausbeſtie von glücklichen natürlichen Anlagen nicht ſollte das Leſen und Schreiben beigebracht werden, ja warum ſich ein ſolches Thierlein nicht ſolle erheben können zum Gelehrten und Dichter? — Iſt denn das ſo etwas beiſpielloſes? — An Tauſend und Eine Nacht, als der beſten hiſtoriſchen Quelle voll pragmatiſcher Authentizität, mag ich gar nicht denken, ſondern Sie, mein Allerliebſter! nur an den geſtiefelten Kater erinnern, einen Kater, der voll Edelmuth, durchdringendem Verſtande war, und tiefer Wiſſenſchaft.

Vor Freude über dieſes Lob eines Katers, der, wie mir eine deutliche Stimme im Innern ſagte, mein würdiger Ahnherr ſeyn mußte, konnt' ich mir nicht enthalten, zwei, drei mahl ziemlich ſtark zu nieſen. — Der Redner hielt inne, und alle ſchauten ſich ganz verſchüchtert um nach meinem Korbe.

Contentement mon cher, rief endlich der ernſthafte Mann, der eben geſprochen, und fuhr dann weiter fort: Irre ich nicht, ſo erwähnten Sie, theurer Aeſthetiker, vorhin eines Pudels Ponto, der Ihnen des Katers dichteriſches und wiſſenſchaftliches Treiben verrathen. Dies bringt mich denn auf Cervantes höchſt vorzüglichen Berganza, von deſſen neueſten Schickſalen in einem gewiſſen neuen höchſt abentheuerlichen Buche Nachricht gegeben wird. Auch dieſer Hund giebt ein entſcheidendes Beiſpiel über das Naturell, und über die Bildungsfähigkeit der Thiere.

Aber, nahm der andere das Wort, aber mein theurer, liebſter Freund, welche Beiſpiele führen Sie denn da an? Von dem Hunde Berganza ſpricht ja Cervantes, der bekanntlich ein Romanſchreiber war, und die Geſchichte vom geſtiefelten Kater iſt ja ein Kindermährchen, welches Herr Tiek freilich mit ſolcher Lebendigkeit uns vor Augen gebracht hat, daß man beinahe die Thorheit begehen könnte, wirklich daran zu glauben. Alſo zwei Dichter allegiren ſie, als wären es ernſte Naturhiſtoriker und Pſychologen, nun ſind aber Dichter nichts weniger als das, ſondern ausgemachte Fantaſten, die lauter eingebildetes Zeug ausbrüten und vorbringen. Sagen Sie, wie mag denn aber ein verſtändiger Mann wie Sie ſich auf Dichter berufen, um das zu bewahrheiten, was wider Sinn und Verſtand läuft? Lothario iſt Profeſſor der Aeſthetik, und es iſt billig, daß er als ſolcher bisweilen etwas weniges über die Schnur haue, aber Sie —

Halt, ſprach der Ernſte, halt, mein Liebſter, ereifern Sie ſich nicht. Bedenken Sie fein, daß wenn vom Wunderbaren, Unglaublichen die Rede, man füglich Dichter allegiren darf, denn ſimple Hiſtoriker verſtehen den Teufel was davon. Ja, wenn das Wunderbare in Schick und Form gebracht, und als reine Wiſſenſchaft vorgetragen werden ſoll, wird der Beweis irgend eines Erfahrungsſatzes am beſten aus berühmten Dichtern entnommen, auf deren Wort man bauen darf. Ich führe Ihnen, und damit werden Sie, ſelbſt ein gelehrter Arzt, zufrieden ſeyn — ja! ſage ich, ich führe Ihnen das Beiſpiel eines berühmten Arztes an, der in ſeiner wiſſenſchaftlichen Darſtellung des animaliſchen Magnetismus um unſern Rapport mit dem Weltgeiſte, um das Daſein eines wunderbaren Ahnungsvermögens un-

läuglängbar ins Licht zu ſtellen, ſich auf Schiller und deſſen Wallenſtein bezieht, welcher ſagt „Es giebt im Menſchenleben Augenblicke und dergleichen Stimmen giebts — es iſt kein Zweifel" — und wie es denn weiter heißt. Sie können das Weitere ſelbſt nachleſen, in der Tragödie. — Ho ho! erwiederte der Doctor, Sie ſpringen ab — Sie gerathen in den Magnetismus, und ſind im Stande, zuletzt zu behaupten, daß, nächſt allen Wundern die dem Magnetiſeur zu Gebote ſtehen, er auch den Schulmeiſter für empfängliche Kater abgeben könnte. —

Nun, ſprach der Ernſte, wer weiß wie der Magnetismus auf Thiere wirkt. Kater die ſchon das elektriſche Fluidum in ſich tragen, wie Sie ſich gleich überzeugen können. — —

Plötzlich an Mina denkend, die über dergleichen Verſuche, die mit ihr angeſtellt worden, ſo bitter klagte, erſchrack ich ſo heftig, daß ich ein lautes Miau ausſtieß!

Bei dem Orkus, rief der Profeſſor erſchrocken, bei dem Orkus und all' ſeinem Entſetzen, der hölliſche Kater hört uns, verſteht uns — Herz gefaßt — mit dieſen Händen erwürg' ich ihn. —

Ihr ſeid nicht klug, ſprach der Ernſte, Ihr ſeid wahrhaftig nicht klug, Profeſſor. Nimmermehr leide ich, daß ihr dem Kater, den Ihr ſchon jezt herzlich liebgewonnen, ohne das Glück ſeiner nähern Bekanntſchaft zu genießen, daß Ihr ihm nur das geringſte Leid zufügt. Am Ende muß ich glauben, daß Ihr eiferſüchtig ſeid auf ihn, weil er Verſe macht? Profeſſor der Aeſthetik kann ja der kleine graue Mann niemals werden, darüber beruhigen Sie ſich nur ganz. Steht es denn nicht deutlich in den uralten akademiſchen Statuten, daß, überhand genommenen Mißbrauchs halber, keine Eſel mehr zur Profeſſur gelangen ſollen, und iſt dieſe Verordnung nicht auch auf Thiere auszudehnen von jeder Art und Gattung, mithin auch auf Kater?

Mag es ſeyn, ſprach der Profeſſor unmuthig, mag es ſeyn, daß der Kater niemals weder Magister legens, noch Profeſſor der Aeſthetik, werden wird, als Schriftſteller tritt er doch auf über kurz oder lang, findet der Neuheit wegen Verleger und Leſer, ſchnappt uns gute Honorare weg —

Ich finde, erwiederte der Ernſte, ich finde durchaus keine Urſache, warum dem guten Kater, dem aimablen Liebling unſers Meiſters, es verwehrt ſeyn ſolle, eine Bahn zu betreten, auf der ſich ſo viele ohne Rückſicht auf Kraft und Haltung umhertummeln. Die einzige Maaßregel, die dabei zu beobachten, wäre, daß man ihn nöthigte, ſich die ſpitzen Krallen verſchneiden zu laſſen, und das wäre vielleicht das einzige, was wir jezt gleich thun könnten, um ſicher zu ſeyn, daß er uns nie verwunde, wenn er ein Autor worden.

Alle ſtanden auf. Der Aeſthetiker griff nach der Scheere. Man kann ſich meine Lage denken, ich beſchloß, mit Löwenmuth anzukämpfen gegen die Verunglimpfung die man mir zugedacht; den erſten der ſich mir nahen würde, zu zeichnen auf ewige Zeiten, ich rüſtete mich zum Sprunge, ſo wie der Korb geöffnet werden würde.

In dem Augenblick trat Meiſter Abraham hinein, und vorüber war meine Angſt, die ſchon ſich ſteigern wollte zur Verzweiflung. Er öffnete den Korb, und noch ganz außer mir, ſprang ich mit einem Satz hinaus, und ſchoß dem Meiſter wild vorbei, unter den Ofen.

Was iſt dem Thiere widerfahren, rief der

Meiſter, die andern mißtrauiſch anblickend, welche da ſtanden ganz verlegen und vom böſen Gewiſſen geplagt, gar nicht zu antworten vermochten.

So bedrohlich auch meine Lage im Gefängniß war, doch empfand ich inniges Wohlbehagen darüber, was der Profeſſor von meiner muthmaßlichen Laufbahn ſagte, ſo wie ſein deutlich ausgeſprochner Neid mich höchlich erfreute. Ich fühlte ſchon das Doctorhütlein auf meiner Stirne, ich ſah mich ſchon auf dem Catheder! — Sollten meine Vorleſungen denn nicht am häufigſten beſucht werden von der wißbegierigen Jugend? — Sollte wohl ein einziger Jüngling, von milden Sitten, es übel deuten können, wenn der Profeſſor bäte, keine Hunde ins Collegium zu bringen? — Nicht alle Pudel hegen ſolch freundlichen Sinn, wie mein Ponto, und dem Jägervolk mit langen hängenden Ohren iſt nun vollends gar nicht zu trauen, da ſie überall mit den gebildeteſten Leuten meines Geſchlechts unnütze Händel anfangen und ſie mit Gewalt nöthigen, zu den unartigſten Aeußerungen des Zorns, als da iſt Pruhſten — Kratzen — Beißen ꝛc. ꝛc.

Wie höchſt fatal müßt' es —

(Mak. Bl.) — nur der kleinen rothwangigen Hofdame gelten, die Kreisler bei der Benzon geſehen. Thun Sie mir, ſprach die Prinzeſſin, thun Sie mir den Gefallen Nannette, gehen Sie ſelbſt herab, und ſorgen Sie, daß man die Nelkenſtöcke in meinen Pavillon trage, die Leute ſind ſaumſelig genug, um nichts auszurichten. — Das Fräulein ſprang auf, verbeugte ſich ſehr zeremoniös, flog dann aber ſchnell zum Zimmer heraus, wie ein Vogel, dem man den Käfig geöffnet.

Ich kann, wandte ſich die Prinzeſſin zum Kreisler, ich kann nun einmal nichts herausbringen, wenn ich nicht mit dem Lehrer allein bin, der den Beichtvater vorſtellt, dem man ohne Scheu alle Sünden vertrauen kann. Ueberhaupt werden Sie, lieber Kreisler, die ſteife Etiquette bei uns ſeltſam, werden es läſtig finden, daß ich überall von Hofdamen umgeben, gehütet werde, wie die Königin von Spanien. — Wenigſtens ſollte man hier in dem ſchönen Sieghartshof mehr Freiheit genießen. Wäre der Fürſt im Schloſſe, ich hätte Nannette nicht fortſchicken dürfen, die ſich ſelbſt bey unſeren muſikaliſchen Studien eben ſo ſehr langeweilt, als ſie mich genirt. — Fangen wir noch einmal an, jezt wird es beßer gehen. — Kreisler, bey dem Unterricht die Geduld ſelbſt, begann das Geſangſtück, welches die Prinzeſſin einzuſtudiren unternommen, von neuem, aber ſo ſichtlich Hedwiga ſich auch mühte, ſo viel Kreisler auch einhelfen mochte, ſie verirrte ſich in Takt und Ton, ſie machte Fehler über Fehler, bis ſie gluthroth im ganzen Geſicht aufſprang, an das Fenſter lief, und hinausſchaute in den Park. Kreisler glaubte zu bemerken, daß die Prinzeſſin heftig weine, und fand ſeinen erſten Unterricht, den ganzen Auftritt, etwas peinlich. Was konnte er beßers thun, als verſuchen, ob der feindliche unmuſikaliſche Geiſt, der die Prinzeſſin zu verſtören ſchiene, ſich nicht bannen laſſe eben durch Muſik. Er ließ daher allerlei angenehme Melodieen fortſtrömen, variirte die bekannteſten Lieblingslieder in Contrapunktiſchen Wendungen und melismatiſchen Schnörkeln, ſo daß er zulezt ſich ſelbſt darüber wunderte, wie er ſo charmant den Flügel zu ſpielen verſtehe, und die Prinzeſſin vergaß, ſammt ihrer Arie, und ihrer rückſichtsloſen Ungeduld.

„Wie herrlich doch der Geierſtein in der leuchtenden Abendſonne ſteht," ſprach die Prinzeſſin, ohne ſich umzuwenden.

Kreisler war eben in einer Diſſonanz begriffen, natürlicherweiſe mußte er dieſe auflöſen, und konnte daher nicht mit der Prinzeſſin den Geierſtein und die Abendſonne bewundern. „Giebt's wohl einen reizendern Aufenthalt weit und breit, als unſer Sieghartshof, ſprach Hedwiga lauter und ſtärker als vorher! — Nun mußte Kreisler wohl, nachdem er einen tüchtigen Schlußakkord angeſchlagen, zu der Prinzeſſin an das Fenſter treten, der Aufforderung zum Geſpräch höflich genügend.

In der That, ſprach der Kapellmeiſter, in der That, gnädigſte Prinzeſſin, der Park iſt herrlich, und ganz beſonders iſt es mir lieb, daß ſämmtliche Bäume grünes Laub tragen, welches ich überhaupt an allen Bäumen, Sträuchern und Gräſern ſehr bewundere und verehre, und jeden Frühling dem Allmächtigen danke, daß es wieder grün worden, und nicht roth, welches in jeder Landſchaft zu tadeln, und bei den beſten Landſchaften, wie z. B. Claude Lorrain oder Berghem, ja ſelbſt bei Hackert, der bloß ſeine Wieſengründe was weniges pudert, nirgends zu finden.

Kreisler wollte weiter reden, als er aber in den kleinen Spiegel, der zur Seite des Fenſters angebracht, der Prinzeſſin todtbleiches, ſeltſam verſtörtes Antlitz erblickte, verſtummte er vor dem Schauer, der ſein Inneres durchbebte.

Die Prinzeſſin unterbrach endlich das Schweigen, indem ſie, ohne ſich umzuwenden, immerfort hinausſchauend, mit dem rührenden Ton der tiefſten Wehmuth ſprach: Kreisler, das Schickſal will es nun einmal, daß ich Ihnen überall wie von ſeltſamen Einbildungen geplagt — aufgeregt, ich möchte ſagen, albern, erſcheine, daß ich Ihnen Stoff darbieten ſoll, Ihren ſchneidenden Humor an mir zu üben. Es iſt Zeit, Ihnen zu erklären, daß, und warum Sie es ſind, deſſen Anblick mich in einen Zuſtand verſezt, der dem nervenerſchütternden Anfall eines heftigen Fiebers zu vergleichen. Erfahren Sie Alles. Ein offnes Geſtändniß wird meine Bruſt erleichtern, und mir die Möglichkeit verſchaffen, Ihren Anblick, Ihre Gegenwart, zu ertragen. — Als ich Sie zum erſtenmal dort im Park antraf, da erfüllten

Sie, da erfüllte Ihr ganzes Betragen, mich mit dem tiefſten Entſetzen, ſelbſt wußte ich nicht warum! — aber es war eine Erinnerung aus meinen frühſten Kinderjahren, die plötzlich mit all' ihrem Schrecken in mir aufſtieg, und die ſich erſt ſpäter in einem ſeltſamen Traume deutlich geſtaltete. — An unſerm Hofe befand ſich ein Mahler, Ettlinger geheißen, den Fürſt und Fürſtin ſehr hoch hielten, da ſein Talent wunderbar zu nennen. Sie finden auf der Gallerie vortreffliche Gemählde von ſeiner Hand, auf allen erblicken Sie die Fürſtin, in dieſer jener Geſtalt, in der hiſtoriſchen Gruppe angebracht. Das ſchönſte Gemählde, das die höchſte Bewunderung aller Kenner erregt, hängt aber in dem Kabinett des Fürſten. Es iſt das Portrait der Fürſtin, die er, als ſie in der höchſten Blüthe der Jugend ſtand, ohne daß ſie ihm jemals geſeſſen, ſo ähnlich malte, als habe er das Bild aus dem Spiegel geſtolen. Leonhard, ſo wurde der Mahler mit ſeinem Vornahmen am Hofe genannt, muß ein milder guter Menſch geweſen ſeyn. Alle Liebe, deren meine kindiſche Bruſt fähig, ich mochte kaum drei Jahre alt ſeyn, hatte ich ihm zugewandt, ich wollte, er ſollte mich nie verlaſſen. Aber unermüdlich ſpielte er auch mit mir, mahlte mir kleine bunte Bilder, ſchnitt mir allerlei Figuren aus. Plötzlich, es mochte ein Jahr vergangen ſeyn, blieb er aus. Die Frau, der meine erſte Erziehung anvertraut, ſagte mir mit Thränen in den Augen, Herr Leonhard ſey geſtorben. Ich war untröſtlich, ich mochte nicht mehr in dem Zimmer bleiben, wo Leonhard mit mir geſpielt. So wie ich nur konnte, entſchlüpfte ich meiner Erzieherin, den Kammerfrauen, lief im Schloſſe umher rief laut den Nahmen: Leonhard! Denn immer glaubt' ich, es ſey nicht wahr, daß er geſtorben, und er ſey irgendwo im Schloſſe verſteckt. So begab es ſich, daß ich auch an einem Abend, als die Erzieherin ſich nur auf einen Augenblick entfernt, mich aus dem Zimmer ſchlich, um die Fürſtin aufzuſuchen. Die ſollte mir ſagen, wo Herr Leonhard ſey, und mir ihn wieder ſchaffen. Die Thüren des Corridors ſtanden offen, und ſo gelangte ich wirklich zur Haupttreppe, die ich hinauf lief, und oben, auf gut Glück, in das erſte geöffnete Zimmer trat. Als ich mich nun umſchaute, wurde die Thüre, die, wie ich meinte, in die Gemächer der Fürſtin führen mußte, und an die ich zu pochen im Begriff ſtand, heftig aufgeſtoßen, und hinein ſtürzte ein Menſch in zerriſſenen Kleidern, mit verwildertem Haar. Es war Leonhard, der mich mit fürchterlich funkelnden Augen anſtarrte. Todtenbleich, eingefallen, kaum wieder zu erkennen, war ſein Antlitz. „Ach, Herr Leonhard, rief ich, wie ſiehſt du aus, warum biſt du ſo blaß, warum haſt du ſolche glühende Augen, warum ſtarrſt du mich ſo an? — Ich fürchte mich vor dir! — O ſey doch gut wie ſonſt — mahle mir wieder hübſche bunte Bilder! — da ſprang Leonhard mit einem wilden wiehernden Gelächter auf mich los, — eine Kette die um den Leib befeſtigt ſchien, klirrte ihm nach — knauerte nieder auf den Boden, ſprach mit heiſerer Stimme: Ha ha, kleine Prinzeß — bunte Bilder? — ja nun kann ich erſt recht mahlen, mahlen — nun will ich dir ein Bild mahlen und deine ſchöne Mutter! nicht wahr, du haſt eine ſchöne Mutter? — Aber bitte ſie, daß ſie mich nicht wieder verwandelt — ich will nicht der elende Menſch Leonhard Ettlinger ſeyn — der iſt längſt geſtorben. Ich bin der rothe Geier und kann mahlen, wenn ich Farbenſtrahlen geſpeiſt! — ja mahlen kann ich, wenn ich heiſſes Herzblut habe zum Firniß, — und dein Herzblut brauche ich, kleine Prinzeß!" — Und damit faßte er mich, riß mich an ſich, entblößte mir den Hals, mir war's, als ſähe ich ein kleines Meſſer in ſeiner Hand blincken. Auf das durchdringende Angſtgeſchrei, das ich ausſtieß, ſtürzten Diener hinein, und warfen ſich her über den Wahnſinnigen. Der ſchlug ſie aber mit Rieſenkraft zu Boden. In demſelben Augenblick polterte und klirrte es aber die Treppe herauf, ein groſſer ſtarker Mann ſprang hinein mit dem lauten Ausruf: Jeſus, er iſt mir entſprungen! Jeſus, das Unglück! — Warte warte Höllenkerl! — So wie der Wahnſinnige dieſen Mann gewahrte, ſchienen ihn plötzlich alle Kräfte zu verlaſſen, heulend ſtürzte er zu Boden. Man legte ihm die Ketten an, die der Mann mitgebracht, man führte ihn fort, indem er entſetzliche Töne ausſtieß, wie ein gefeſſeltes wildes Thier.

Sie mögen ſich es denken, mit welcher verſtörenden Gewalt dieſer entſetzliche Auftritt das vierjährige Kind erfaſſen mußte. Man verſuchte mich zu tröſten, mir begreiflich zu machen, was wahnſinnig ſey. Ohne dies ganz zu verſtehen, ging doch ein tiefes namenloſes Grauſen durch mein Inneres, das noch jezt wiederkehrt, wenn ich einen Wahnſinnigen erblicke, ja wenn ich nur an den fürchterlichen Zuſtand denke, der einer fortgeſezten ununterbrochenen Todesqual zu vergleichen. — Jenem Unglücklichen ſehen Sie ähnlich Kreisler, als wären Sie ſein Bruder. — Vorzüglich erinnert mich Ihr Blick, den ich oft ſeltſam nennen möchte, nur zu lebhaft an Leonhard, und dies iſt es, was mich, als ich Sie zum erſtenmal erblickte, außer Faſſung brachte, was mich noch jezt in Ihrer Gegenwart beunruhigt — beängſtigt! —

Kreisler ſtand da, tief erſchüttert, keines Wortes mächtig. Von jeher hatte er die fixe Idee, daß der Wahnſinn auf ihn lauere, wie ein nach Beute lechzendes Raubthier, und ihn einmal plözlich zerfleiſchen werde; er erbebte nun in demſelben Grauſen, das die Prinzeſſin bei ſeinem Anblick erfaßt, vor ſich ſelbſt, rang mit dem ſchauerlichen Gedanken, daß er es geweſen, der die Prinzeſſin in der Raſerei ermorden wollen.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens fuhr die Prinzeſſin fort: Der unglückliche Leonhard liebte insgeheim meine Mutter, und dieſe Liebe, ſchon ſelbſt Wahnſinn, brach zuletzt aus in Wuth und Raſerei.

So, ſprach Kreisler ſehr weich und mild wie er pflegte, wenn ein Sturm im Innern vorüber gegangen, ſo war in Leonhards Bruſt nicht die Liebe des Künſtlers aufgegangen.

Was wollen Sie damit ſagen, Kreisler, fragte die Prinzeſſin, indem ſie ſich raſch umwandte.

Ach, erwiederte Kreisler ſanft lächelnd, als ich einſt in einem hinlänglich toll luſtigen Schauſpiel einen Böſewicht von Diener die Spielleute mit der ſüßen Anrede bedienen hörte: „Ihr guten Leute und ſchlechten Muſikanten,“ theilte ich, wie der Weltenrichter, flugs alles Menſchenvolk in zwei verſchiedene Haufen, einer davon beſtand aber aus den guten Leuten, die ſchlechte, oder vielmehr gar keine Muſikanten ſind, der andere aber aus den eigentlichen Muſikanten. Doch niemand ſollte verdammt, ſondern alle ſollten ſeelig werden, wiewohl auf verſchiedene Weiſe. — Die guten Leute verlieben ſich leichtlich in ein Paar ſchöne Augen, ſtrecken beide Aerme aus nach der angenehmen

Perſon, aus deren Antlitz beſagte Augen ſtralen, ſchließen die Holde ein in Kreiſe, die, immer enger und enger werdend, zuletzt zuſammenſchrumpfen zum Trauring, den ſie der Geliebten an den Finger ſtecken, als pars pro toto — Sie verſtehen einiges Latein, gnädigſte Prinzeß — als pars pro toto ſag' ich, als Glied der Kette, an der ſie die in Liebeshaft genommene heimführen in das Eheſtands-Gefängniß. Dabei ſchreien ſie denn ungemein. O Gott — oder o Himmel, oder, ſind ſie der Aſtronomie ergeben, o ihr Sterne! oder haben ſie Inklination zum Heidenthum, o all' ihr Götter, ſie iſt mein, die Schönſte, all mein ſehnend Hoffen erfüllt! — Alſo lärmend, gedenken die guten Leute es nachzumachen den Muſikanten, jedoch vergebens, da es mit der Liebe dieſer durchaus ſich anders verhält. — Es begiebt ſich wohl, daß beſagten Muſikanten unſichtbare Hände urplötzlich den Flor wegziehen, der ihre Augen verhüllte, und ſie erſchauen, auf Erden wandelnd, das Engelsbild, das, ein ſüßes unerforſchtes Geheimniß, ſchweigend ruhte in ihrer Bruſt. Und nun lodert auf in reinem Himmelsfeuer, das nur leuchtet und wärmt, ohne mit verderblichen Flammen zu verachten, alles Entzücken, alle namenloſe Wonne des höheren aus dem Innerſten emporkeimenden Lebens, und tauſend Fühlhörner ſtreckt der Geiſt aus in brünſtigem Verlangen, und umrankt die, die er geſchaut, und hat ſie, und hat ſie nie, da die Sehnſucht ewig dürſtend fortlebt! — Und ſie, ſie ſelbſt iſt es, die Herrliche, die, zum Leben geſtaltete Ahnung, aus der Seele des Künſtlers hervorleuchtet, als Geſang — Bild — Gedicht! — Ach, Gnädigſte, glauben Sie mir, ſeyn Sie überzeugt, daß wahre Muſikanten, die mit ihren leiblichen Armen und den daran gewachſenen Händen nichts thun, als paſſabel muſiziren, ſey es nun mit der Feder, mit dem Pinſel oder ſonſt, in der That nach der wahrhaften Geliebten nichts ausſtrecken, als geiſtige Fühlhörner, an denen weder Hand noch Finger befindlich, die mit convenabler Zierlichkeit einen Trauring erfaſſen und anſtecken könnten an den kleinen Finger der Angebeteten, ſchnöde Meſalliancen ſind daher durchaus nicht zu befürchten, und ſcheint ziemlich gleichgültig, ob die Geliebte, die in dem Innern des Künſtlers lebt, eine Fürſtin iſt oder eine Beckerstochter, in ſo fern leztere nur keine Eule. Beſagte Muſikanten, ſchaffen, ſind ſie in Liebe gekommen, mit der Begeiſterung des Himmels, herrliche Werke, und ſterben weder elendiglich dahin an der Schwindſucht, noch werden ſie wahnſinnig. Sehr verdanke ich es daher dem Herrn Leonhard Ettlinger, daß er in einige Raſerei verfiel, er hätte, nach der Art ächter Muſikanten, die durchlauchtige Frau Fürſtin ohne allen Nachtheil lieben können wie er nur wollte! —

Die humoriſtiſchen Töne, die der Kapellmeiſter anſchlug, gingen bei dem Ohr der Prinzeſſin vorüber, unvernommen oder übertönt von dem Nachhall der Saite, die er berührt, und die in der weiblichen Bruſt ſchärfer geſpannt, ſtärker vibriren mußte als alle übrigen.

„Die Liebe des Künſtlers, ſprach ſie, indem ſie niederſank in den Lehnſtuhl, und wie im Nachſinnen den Kopf auf die Hand ſtüzte, die Liebe des Künſtlers! — ſo geliebt zu werden! — o es iſt ein ſchöner herrlicher Traum des Himmels nur ein Traum, ein leerer Traum. —"

Sie ſcheinen, nahm Kreisler das Wort, Sie ſcheinen, Gnädigſte, für Träume eben nicht ſehr portirt, und doch ſind es lediglich die Träume, in denen uns recht die Schmetterlingsflügel wachſen, ſo daß wir dem engſten feſteſten Kerker zu entfliehen, und bunt und glänzend in die hohen, in die höchſten Lüfte zu erheben vermögen. Jeder Menſch hat doch am Ende einen angebohrnen Hang zum Fliegen, und ich habe ernſte honette Leute gekannt, die am ſpäten Abend ſich blos mit Champagner, als einem dienlichen Gas, füllten um in der Nacht, Luftballon und Paſſagier zugleich, aufſteigen zu können. —

Sich ſo geliebt zu wiſſen, wiederholte die Prinzeſſin noch bewegter als vorher.

Und, ſprach, als die Prinzeſſin ſchwieg, Kreisler weiter, und was die Liebe des Künſtlers betrifft, wie ich ſie zu ſchildern mich bemüht, ſo haben Sie, Gnädigſte! freilich das böſe Beiſpiel des Herrn Leonhard Ettlinger vor Augen, der Muſikant war und lieben wollte, wie die guten Leute, worüber ſein ſchöner Verſtand freilich etwas wackligt werden konnte, aber eben deshalb mein' ich, war Herr Leonhard kein ächter Muſikant. Dieſe tragen die erkohrne Dame im Herzen, und wollen nichts als ihr zu Ehren ſingen, dichten, mahlen, und ſind in der vorzüglichſten Courtoiſie den galanten Rittern zu vergleichen. ja was unſchuldsvolle Geſinnung betrifft, ihnen vorzuziehen, da ſie nicht verfahren wie ſonſt dieſe, die, blutdürſtiger Weiſe, waren nicht gleich Rieſen, Drachen bei der Hand, die ſchätzbarſten Leute niederſtreckten in den Staub, um der Herzensdame zu huldigen! —

Nein, rief die Prinzeſſin, wie erwachend aus einem Traum, nein es iſt unmöglich, daß in der Bruſt des Mannes ein ſolch reines Beſtos Feuer ſich entzünden ſollte! — Was iſt die Liebe des Mannes anders, als die verrätheriſche Waffe, die er gebraucht, einen Sieg zu feiern, der das Weib verdirbt, ohne ihn zu beglücken. —

Kreisler wollte ſich eben über ſolche abſonderliche Geſinnungen einer ſiebzehn- achtzehnjährigen Prinzeſſin höchlich verwundern, als die Thüre aufging, und Prinz Ignatius hineintrat.

Der Kapellmeiſter war froh, ein Geſpräch zu enden, das er ſehr gut mit einem wohlangerichteten Duett verglich, in dem jede Stimme ihrem eigenthümlichen Charakter getreu bleiben muß. Während die Prinzeſſin, ſo behauptete er, im wehmüthigen Adagio beharre, und nur hie und da einen Mordent, einen Pralltriller angebracht, ſowie er als ein vorzüglicher Buffo und erzkomiſcher Chanteur mit einer ganzen Legion kurzer Noten parlando dazwiſchen gefahren, ſo daß er, da das Ganze ein wahres Meiſterſtück der Compoſition und der Ausführung zu nennen, nichts weiter gewünſcht, als der Prinzeſſin und ſich ſelbſt zuhören zu können aus irgend einer Loge oder einem ſchicklichen Sperrſitz.

Alſo Prinz Ignatius trat hinein mit einer zerbrochenen Taſſe in der Hand, ſchluchzend und weinend.

Es iſt nöthig, zu ſagen, daß der Prinz, unerachtet hoch in die zwanzig, doch ſich noch immer nicht von den Lieblingsſpielen der Kinderjahre trennen konnte. Ganz vorzüglich liebte er ſchöne Taſſen, mit denen er Stundenlang in der Art ſpielen konnte, daß er ſie in Reihen vor ſich hinſtellte auf den Tiſch, und dieſe Reihen immer anders und anders ordnete, ſo daß bald die gelbe Taſſe neben der rothen, dann die grüne bei der rothen u. ſ. w. ſtehen mußte. Dabei freute er ſich ſo innig, ſo herzlich, wie ein frohes zufriedenes Kind.

Das Unglück, worüber er jetzt lamentirte, beſtand darin, daß ihm der kleine Mops unverſehens auf den Tiſch geſprungen war, und die ſchönſte der Taſſen herabgeworfen hatte.

Die Prinzeſſin verſprach, dafür zu ſorgen, daß er eine Mundtaße im neueſten Geſchmack aus Paris erhalten ſolle. Da gab er ſich zufrieden, und lächelte mit dem ganzen Geſicht. Jetzt erſt ſchien er den Kapellmeiſter zu bemerken. Er wandte ſich zu ihm mit der Frage, ob er auch viele ſchöne Taßen beſitze. Kreisler wußte ſchon, von Meiſter Abraham hatte es erfahren, was man darauf zu antworten. Er verſicherte nehmlich, daß er keinesweges ſolche ſchöne Taßen beſitze, wie der gnädigſte Herr, und daß es ihm auch ganz unmöglich ſey, ſo viel Geld darauf zu verwenden, als der gnädigſte Herr es thue.

Sehn Sie wohl, erwiederte Ignaz ſehr vergnügt, ſehen Sie wohl, ich bin ein Prinz und kann deshalb ſchöne Taßen haben, wie ich nur mag, aber das können Sie nicht, weil Sie kein Prinz ſind, denn weil ich nun einmal ganz gewiß ein Prinz bin, ſo ſind ſchöne Taßen — Taßen und Prinzen, und Prinzen und Taßen, gingen nun durcheinander in immer mehr verwirrter Rede, und dabei lachte und hüpfte Ignatius und klopfte in die Hände vor ſeligem Vergnügen! — Hedwiga ſchlug erröthend die Augen nieder, ſie ſchämte ſich des imbecillen Bruders, ſie fürchtete mit Unrecht Kreislers Spott, dem, nach ſeiner innerſten Gemüthsſtimmung, des Prinzens Albernheit, als ein Zuſtand des wirklichen Wahnſinnes, nur ein Mitleid erregte, das eben nicht wohlthun konnte, viel mehr die Spannung des Augenblicks vermehren mußte. Um den Armen nur abzubringen von den unſeligen Taſſen, bat die Prinzeſſin ihn, die kleine Handbibliothek in Ordnung zu bringen, die in einem zierlichen Wandſchrank aufgeſtellt ſtand. Ganz vergnügt, unter fröhlichem Gelächter, begann der Prinz ſogleich, die ſauber gebundenen Bücher herauszunehmen, und ſie, nach dem Format ſorglich ordnend, ſo hinzuſtellen, daß die goldnen Schnitte nach außen ſtehend, eine blanke Reihe formten, worüber er ſich über alle Maßen freute.

Fräulein Nannette ſtürzte hinein, und rief laut: der Fürſt, der Fürſt mit dem Prinzen! — O mein Gott, ſprach die Prinzeſſin, meine Toilette, in der That, Kreisler, wir haben die Stunden verplaudert, ohne daran zu denken. — Ich habe mich ganz vergeſſen! — Mich und den Fürſten und den Prinzen. Sie verſchwand mit Nannetten in as Nebengemach. Prinz Ignaz ließ ſich in ſeinem Geſchäft gar nicht ſtören.

Schon rollte der Staatswagen des Fürſten heran, als Kreisler ſich unten an der Haupttreppe befand, ſtiegen eben die beiden Laufer in Staatslivree aus der Wurſt. — Das muß näher erklärt werden.

Fürſt Irenäus ließ nicht ab von dem alten Brauch, und ſo hatte er zur ſelben Zeit, als kein ſchnellfüßiger Hanswurſt in bunter Jacke vor den Pferden herzulaufen genöthigt, wie ein gehetztes Thier, in der zahlreichen Dienerſchaft von allen Waffen, auch noch zwei Laufer, artige hübſche Leute von geſetzten Jahren; wohlgefüttert, und nur zuweilen von Unterleibsbeſchwerden geplagt, wegen der ſitzenden Lebensweiſe. Viel zu menſchenfreundlich war nehmlich der Fürſt geſinnt, um irgend einem Diener zuzumuthen, daß er ſich zu Zeiten umſetze in ein Windſpiel, oder einen andern vergnügten Köter, um indeſſen doch die gehörige Etiquette im Anſehen zu erhalten, mußten die beiden Laufer, fuhr der Fürſt in Galla aus, vorausfahren auf einer paſſablen Wurſt, und an ſchicklichen Stellen, wo z. B. einige Gaffer ſich verſammelt, etwas die Beine rühren, als Andeutung des wirklichen Laufs. — Es war hübſch anzuſehen. —

Alſo, — die Laufer waren eben ausgeſtiegen, die Kammerherrn traten ins Portal, und ihnen folgte Fürſt Irenäus, an deſſen Seite ein junger Mann von ſtattlichem Anſehen daher ſchritt, in reicher Uniform der neapolitaniſchen Garde, Sterne und Kreuze auf der Bruſt. —

„Je vous salue Monsieur de Krosel“ ſprach der Fürſt, als er Kreisler erblickte. — Krosel pflegte er zu ſagen, ſtatt Kreisler, wenn er bei feſtlichen, feierlichen Gelegenheiten franzöſiſch ſprach, und ſich auf keinen deutſchen Nahmen recht beſinnen konnte. Der fremde Prinz — denn den jungen ſtattlichen Mann hatte doch wohl die Fräulein Nannette gemeint, als ſie rief, daß der Fürſt komme mit dem Prinzen — nickte Kreislern im Vorbeigehen flüchtig zu mit dem Kopfe, eine Art der Begrüßung, die Kreislern ſelbſt von den vornehmſten Perſonen ganz unausſtehlich war. Er bückte ſich daher bis tief an die Erde auf ſolch burleske Weiſe, daß der dicke Hofmarſchall, der überhaupt Kreislern für einen ausgemachten Spaßmacher, und alles für Spaß hielt, was er that und ſprach, nicht umhin konnte, etwas zu kickern. Der junge Fürſt warf aus ſeinen dunkeln Augen Kreislern einen glühenden Blick zu, murmelte zwiſchen den Zähnen: Haſenfuß, und ſchritt dann ſchnell dem Fürſten nach, der ſich mit milder Gravität nach ihm umſchaute. — Für einen italieniſchen Gardiſten, rief Kreisler laut lachend dem Hofmarſchall zu, ſpricht der durchlauchtige Herr ein paſſables deutſch, ſagen Sie ihm, beſte Excellenz, daß ich ihm dafür dienen mit dem auserleſenſten Neapolitaniſch und dabei kein artiges Romaniſch, am wenigſten aber als Gozziſche Maske ſchnödes Venetianiſch einſchwärzen, kurz kein X vor ein U machen will. — Sagen Sie ihm beſte Ercellenz — Aber die Excellenz ſtieg ſchon, die Schultern hoch heraufgezogen, als Bollwerk und Schutzſchanze der Ohren, die Treppe herauf. —

Der fürſtliche Wagen, mit dem Kreisler gewöhnlich nach Sieghartshof zu fahren pflegte hielt, der alte Jäger öffnete den Schlag und fragte obs gefällig wäre. In dem Augenblick rannte aber ein Küchenjunge vorbei, heulend und ſchreiend. Ach das Unglück — ach das Malheur! — Was iſt geſchehen, rief ihm Kreisler nach. Ach das Unglück, erwiederte der Küchenjunge noch heftiger weinend, da drinnen liegen der Herr Oberküchenmeiſter, in der Verzweiflung, in purer Raſerei, und wollen ſich durchaus das Ragoutmeſſer in den Leib ſtoßen, weil der gnädigſte Herr plötzlich befohlen hat zu ſoupiren, und es ihm an Muſcheln fehlt zum italiäniſchen Sallat. Er will ſelbſt nach der Stadt, und der Herr Oberſtallmeiſter, weigern ſich anſpannen zu laſſen, da es an einer Ordre des gnädigſten Herrn fehlt — Da iſt zu helfen, ſprach Kreisler, der Herr Oberküchenmeiſter ſteige in gegenwärtigen Wagen, und verſehe ſich mit den ſchönſten Muſcheln in Sieghartsweiler, während ich zu Fuß nach ſelbiger Stadt promenire. — Damit rannte er fort in den Park. —

Große Seele — edles Gemüth — ſcharmanter Herr! rief ihm der alte Jäger nach, indem ihm die Thränen in die Augen traten. —

In den Flammen des Abenroths ſtand das ferne Gebürge, und der goldne glühende Wiederſchein gleitete ſpielend über den Wieſenplan, durch die Bäume, durch die Büſche, wie getrieben von dem Abendwinde der ſich ſäuſelnd erhoben.

Kreisler blieb mitten auf der Brücke ſtehen, die über einen breiten Arm des Sees nach dem Fiſcherhäuschen führte, und ſchaute in das Waſſer hinab, in dem ſich der Park mit ſeinen wunderbaren Baumgruppen, der hoch darüber emporragende Geierſtein, der ſeine weißblinkende Ruinen auf dem Haupte, wie eine ſeltſame Krone trug, abſpiegelte in magiſchem Schimmer. Der zahme Schwan, der auf den Nahmen Blanche hörte, plätſcherte auf dem See daher, den ſchönen Hals ſtolz empor gehoben, rauſchend mit den glänzenden Schwingen. „Blanche, Blanche, rief Kreisler laut in dem er beide Arme weit ausſtreckte, ſinge dein ſchönſtes Lied, glaube ja nicht, daß du dann ſterben mußt! du darfſt dich nur ſingend an meine Bruſt ſchmiegen, dann ſind deine herrlichſten Töne mein, und nur ich gehe unter in brünſtiger Sehnſucht, während du in Liebe und Leben daherſchwebſt auf den koſenden Wellen! —"

Selbſt wußte Kreisler nicht, was ihn plötzlich ſo tief bewegte, er ſtützte ſich auf das Geländer, ſchloß unwillkührlich die Augen. Da hörte er Julias Geſang, und ein unnennbar ſüſſes Weh durchbebte ſein Inneres.

Düſtere Wolken zogen daher, und warfen breite Schatten über das Gebürge, über den Wald, wie ſchwarze Schleier. Ein dumpfer Donner dröhnte im Morgen, ſtärker ſauſte der Nachtwind, rauſchten die Bäche, und dazwiſchen ſchlugen einzelne Töne der Wetterharfe an, wie ferne Orgelklänge, aufgeſcheucht erhob ſich das Geflügel der Nacht, und ſchweifte kreiſchend durch das Dickigt.

Kreisler erwachte aus dem Traume, und erblickte ſeine dunkle Geſtalt im Waſſer. Da war es ihm, als ſchaue ihn Ettlinger, der wahnſinnige Mahler, an aus der Tiefe. „Hoho, rief er herab, hoho, biſt du da geliebter Doppeltgänger, wackerer Kumpan? — Höre mein ehrlicher Junge, für einen Mahler der etwas über die Schnur gehauen, der im ſtolzen Uebermuth fürſtliches Herzblut verbrauchen wollte, ſtatt Firniß, ſiehſt du paßabel genug aus. — Ich glaube am Ende, guter Ettlinger, daß du illuſtre Familien genarrt haſt mit deinem wahnſinnigen Treiben! — Je länger ich dich anſchaue, deſto mehr gewahre ich an dir die vornehmſten Manieren, und ſo du magſt, will ich der Fürſtin Maria verſichern, du wärſt, was deinen Stand oder deine Lage im Waſſer betrifft, ein Mann von dem importanteſten Range, und ſie könne dich lieben ohne alle weitere Umſtände. — Willſt du aber, Kumpan, daß die Fürſtin noch jezt deinem Bilde gleiche, ſo mußt du es nachthun dem fürſtlichen Dilettanten, der ſeine Portraits ausglich mit den zu portraitirenden, durch geſchicktes Anpinſeln der Leztern. — Nun! — haben ſie dich einmal unverdienter Weiſe hinabgeſchickt in den Orkus, ſo trage ich dir hiemit allerlei Neuigkeiten zu! — Wiſſe verehrter Tollhauskoloniſt, daß die Wunde die du dem armen Kinde, der ſchönen Prinzeſſin Hedwiga beibrachteſt, noch immer nicht recht geheilt iſt, ſo daß ſie vor Schmerz manchmal allerlei Faxen macht. Trafſt du denn ihr Herz ſo hart, ſo ſchmerzlich, daß ihr noch jezt heißes Blut entquillt, wenn ſie deine Larve erblickt, ſo wie Leichname Bluten, wenn der Mörder hinantritt? Rechne es mir nicht zu, Guter, daß ſie mich für ein Geſpenſt hält, und zwar für das Deinige. — Aber bin ich ſo recht in voller Luſt ihr zu beweiſen, daß ich kein ſchnöder Revenant bin, ſondern der Kapellmeiſter Kreisler, dann kommt mir der Prinz Ignatius in die Quere, der offenbar an einer Paranoja laborirt, an einer fatuitas, stoliditas, die nach **Kluge** eine ſehr angenehme Sorte der eigentlichen Narrheit iſt. — Mache mir nicht alle Geſten nach, Mahler, wenn ich ernſthaft mit dir rede! — Schon wieder? Fürchtete ich mich nicht vor dem Schnupfen, ich ſpränge zu dir herab, und prügelte dich erklecklich. — Schere dich zum Teufel hallunkiſcher Mimiker! —

Kreisler ſprang ſchnell fort.

Es war nun ganz finſter geworden, Blitze leuchteten durch die ſchwarzen Wolken, der Donner rollte, und der Regen begann in großen Tropfen herabzufallen. Aus dem Fiſcherhäuschen ſtrahlte ein helles blendendes Licht, dem eilte Kreisler ſchnell entgegen.

Unfern der Thüre, im vollen Schimmer des Lichts, erblickte Kreisler ſein Ebenbild, ſein eignes Ich, das neben ihm daherſchritt. Vom tiefſten

Entſetzen erfaßt, ſtürzte Kreisler hinein in das Häuschen, ſank athemlos, zum Tode erbleicht, in den Seſſel.

Meiſter Abraham, der vor einen kleinem Tiſche ſaß, auf dem eine Aſtrallampe ihre blendende Strahlen umher warf, in einem großen Folianten leſend, fuhr erſchrocken in die Höhe, nahte ſich Kreisler, rief. Um des Himmelswillen, was iſt Euch, Johannes, wo kommt ihr her am ſpäten Abend — was hat Euch ſo entſezt! —

Mit Mühe ermannte ſich Kreisler, und ſprach dann mit dumpfer Stimme. Es iſt nun nicht anders, wir ſind unſerer Zwei — ich meine ich und mein Doppeltgänger, der aus dem See geſprungen iſt, und mich verfolgt hat, hieher. — Seid barmherzig Meiſter, nehmt Euern Dolchſtock, ſtoßt den Hallunken nieder — er iſt raſend, glaubt mir das, und kann uns beide verderben. Er hat draußen das Wetter heraufbeſchworen. — Die Geiſter rühren ſich in den Lüften, und ihr Choral zerreißt die menſchliche Bruſt! — Meiſter — Meiſter, lockt den Schwan herbei, — er ſoll ſingen — erſtarrt iſt mein Geſang, denn der Ich hat ſeine weiße kalte Todtenhand auf meine

Bruſt gelegt, die muß er wegziehen, wenn der Schwan ſingt — und ſich wieder untertauchen in den See. — Meiſter Abraham ließ Kreislern nicht weiter reden, er ſprach ihm zu mit freundlichen Worten, nöthigte ihm einige Gläſer eines feurigen italiäniſchen Weins ein, den er eben zur Hand hatte, und fragte ihm dann nach und nach ab, wie ſich alles begeben.

Aber kaum hatte Kreisler geendet, als Meiſter Abraham laut lachend rief. Da ſieht man den eingefleiſchten Fantaſten, den vollendeten Geiſterſeher! — Was den Organiſten betrifft, der Euch draußen in dem Park ſchauerliche Chorale vorgeſpielt hat, ſo iſt das niemand anders geweſen, als der Nachtwind, der durch die Lüfte brauſend daher fuhr, und vor dem die Saiten der Wetterharfe erklangen. Ja ja, Kreisler, die Wetterharfe habt ihr vergeſſen, die zwiſchen den beiden Pavillons am Ende des Parks aufgeſpannt iſt *). Und was Euern Doppeltgänger betrifft,

der

---

*) Der Abt Gattoni zu Mailand ließ, von einem Thurme zum andern, funfzehn eiſerne Saiten ausſpannen und dergeſtalt ſtimmen, daß ſie die diatoniſche Tonleiter angaben. Bei jeder Veränderun

der im Schimmer meiner Aſtrallampe, neben Euch her lief, ſo will ich Euch ſogleich beweiſen, daß, ſobald ich nur vor die Thür trete, auch mein Doppeltgänger bei der Hand iſt, ja, daß ein jeder, der zu mir hineintritt, ſolch einen Chevalier d'Honneur ſeines Ichs, an der Seite leiden muß.

Meiſter Abraham trat vor die Thüre, und ſogleich ſtand in dem Schimmer ein zweiter Meiſter Abraham ihm zur Seite.

Kreisler merkte die Wirkung eines verborgenen Hohlſpiegels, und ärgerte ſich, wie jeder, dem das Wunderbare, woran er geglaubt, zu Waſſer gemacht wird. Dem Menſchen behagt das tiefſte Entſetzen mehr, als die natürliche Aufklärung deſſen, was ihm geſpenſtiſch erſchienen, er will ſich durchaus nicht mit dieſer Welt abfinden laßen; er verlangt etwas zu ſehen aus einer andern, die des Körpers nicht bedarf, um ſich ihm zu offenbaren.

Ich kann, ſprach Kreisler, ich kann nun einmal, Meiſter, Euren ſeltſamen Hang zu ſolchen

---

in der Atmoſphäre, erklangen dieſe Saiten ſtärker oder ſchwächer, nach dem Maaß jener Veränderung. Man nannte dieſe Aeolsharfe im Großen, Rieſen- oder Wetterharfe.

Foppereien nicht begreifen. Ihr präparirt das Wunderbare wie ein geſchickter Mundkoch, aus allerlei ſcharfen Ingredienzien, und meint, daß die Menſchen, deren Fantaſie, wie der Magen der Schlemmer, flau geworden, irritirt werden müßen durch ſolches Unweſen. Nichts iſt abgeſchmackter, als wenn man bei ſolchen vermaledeiten Kunſtſtückchen, die einem die Bruſt zuſammenſchnüren, dahinter kommt, daß alles natürlich zugegangen.

Natürlich! — natürlich, rief Meiſter Abraham, als ein Mann von ziemlichen Verſtande, ſolltet Ihr doch einſehen, daß nichts in der Welt natürlich zugeht, gar nichts! — Oder glaubt Ihr, werther Kapellmeiſter, daß deshalb, weil wir mit uns zu Gebote ſtehenden Mitteln eine beſtimmte Wirkung hervorzubringen vermögen, uns die aus dem geheimnißvollen Organism ſtrömende Urſache der Wirkung klar vor Augen liegt? — Ihr habt doch ſonſt vielen Reſpekt vor meinen Kunſtſtücken gehabt, unerachtet ihr die Krone davon niemals ſchautet. — Ihr meint das unſichtbare Mädchen, ſprach Kreisler.

Allerdings, fuhr der Meiſter fort, eben die ſes Kunſtſtück — es iſt wohl mehr als das — würde Euch bewieſen haben, daß die gemeinſte am leichteſten zu berechnende Mechanik oft mit den geheimnißvollſten Wundern der Natur in Beziehung treten, und dann Wirkungen hervorbringen kann, die unerklärlich, — ſelbſt dies Wort im gewöhnlichen Sinn genommen, bleiben müſſen. Hm, ſprach Kreisler, wenn Ihr nach der bekannten Theorie des Schalls verfuhret, den Apparat geſchickt zu verbergen wußtet, und ein ſchlankes gewandtes Weſen an der Hand hattet. —

O Chiara! rief Meiſter Abraham, indem Thränen in ſeinen Augen perlten, o Chiara mein ſuſſes liebes Kind!

Kreisler hatte noch nie den Alten ſo tief bewegt geſehen, wie dieſer denn von jeher keiner wehmüthigen Empfindung Raum geben wollte, ſondern dergleichen wegzuſpotten pflegte.

Was iſt das mit der Chiara? fragte der Kapellmeiſter.

Es iſt wohl dumm, ſprach der Meiſter lächelnd, es iſt wohl dumm, daß ich Euch heute erſcheinen muß, wie ein alter weinerlicher Geck, aber die Geſtirne wollen es nun einmal, daß ich von einem Moment meines Lebens mit Euch reden ſoll, über den ich ſo lange ſchwieg. — Kommt her Kreisler, ſchaut dieſes große Buch, es iſt das merkwürdigſte was ich beſitze, das Erbſtück eines Tauſendkünſtlers, Severino geheißen, und eben ſitze ich da und leſe die wunderbarſten Sachen, und ſchaue die kleine Chiara an, die darin abgebildet, und da ſtürzt Ihr hinein, außer Euch ſelbſt, und verachtet meine Magie in dem Augenblick, als ich eben in der Erinnerung ſchwelge an ihr ſchönſtes Wunder, das mein war in der Blüthezeit meines Lebens!

Nun erzählt nur, rief Kreisler, damit ich ſtracks mit Euch heulen kann —

Es iſt, begann Meiſter Abraham, es iſt nun eben nicht ſehr merkwürdig, daß ich, ſonſt ein junger kräftiger Mann, von ganz hübſchem Anſehn, aus übertriebenem Eifer und großer Ruhmbegier, mich matt und krank gearbeitet hatte an der großen Orgel in der Hauptkirche zu Göniönesmühl. Der Arzt ſprach, laufen Sie, werther Orgelbauer, laufen Sie über Berg und Thal, weit in die Welt hinein, und das that ich denn wirklich, indem ich mir den Spaß machte, überall als Mechaniker aufzutreten, und den Leuten die artigſten Kunſtſtücke vorzumachen. Dies ging recht gut, und brachte mir viel Geld ein, bis ich auf den Mann ſtieß, Severino geheißen, der mich derb auslachte mit meinen Kunſtſtückchen, und durch manches mich beinahe dahin gebracht hätte, mit dem Volk zu glauben, er ſtehe mit dem Teufel oder wenigſtens mit andern honetteren Geiſtern im Bunde. Das mehreſte Aufſehen erregte ſein weibliches Orakel, ein Kunſtſtück, das eben ſpäter unter dem Nahmen des unſichtbaren Mädchens bekannt worden. Mitten im Zimmer, von der Decke herab, hing frei eine Kugel von dem feinſten klarſten Glaſe, und aus dieſer Kugel ſtrömten, wie ein linder Hauch, die Antworten auf die an das unſichtbare Weſen gerichtete Fragen. Nicht allein das unbegreiflich ſcheinende dieſes Phänomens, ſondern auch die ins Herz dringende, das Innerſte erfaſſende, Geiſterſtimme der Unſichtbaren, das Treffende ihrer Antworten, ja ihre wahrhafte Weiſſagungsgabe, verſchaffte dem Künſtler unendlichen Zulauf. Ich drängte mich an ihn, ich ſprach viel von meinen mechaniſchen Kunſtſtücken, er verachtete aber, wiewohl im andern Sinn, als Ihr es thut Kreisler, all mein Wiſſen, und beſtand darauf, ich ſollte ihm eine Waſſerorgel bauen, zu ſeinem häuslichen Gebrauch, ungeachtet ich ihm bewies, daß, wie auch der verſtorbene Herr Hofrath Meiſter zu Göttingen' in ſeinem Traktat: de veterum Hydraulo verſichere, an einem ſolchen Hydraulos gar nichts ſey, und nichts erſpart werde, als einige Pfund Luft, die man, dem Himmel ſey es gedankt, doch noch überall umſonſt haben könne. Endlich betheuerte Severino, er brauche die ſanfteren Töne eines ſolchen Inſtruments, um der Unſichtbaren beizuſtehen, und er wolle mir das Geheimniß entdecken, wenn ich auf das Sakrament ſchwöre, es weder ſelbſt zu gebrauchen, noch andern zu entdekken, wiewohl er, glaube, daß es nicht leicht möglich ſeyn werde, ſein Kunſtwerk nachzuahmen ohne — hier ſtockte er und machte ein geheimnißvoll ſüſſes Geſicht, wie weiland Caglioſtro, wenn er von ſeinen zaubriſchen Verzückungen zu Weibern ſprach. Voll Begier, die Unſichtbare zu ſchauen, verſprach ich die Waſſerorgel zu verfertigen, ſo gut es ginge, und nun ſchenkte er mir ſein Zutrauen, — gewann mich ſogar lieb, als ich ihm willig Beiſtand leiſtete in ſeinen Arbeiten. Eines Tages, eben wollte ich zu Severino gehen, war das Volk auf der Straße zuſammen gelaufen. Man ſagte mir, ein anſtändig gekleideter Mann ſey ohnmächtig zu Boden gefallen. Ich drängte mich durch, und erkannte Severino, den man eben aufhob und ins nächſte Haus trug. Ein Arzt, der des Weges gekommen, nahm ſich ſeiner an. Severino ſchlug, nachdem verſchiedne Mittel angewandt, mit einem tiefen Seufzer die Augen auf. Der Blick, mit dem er unter den krampfhaft zuſammen gezogenen Augenbraunen, mich anſtarrte, war furchtbar, alle Schrecken des Todeskampfs glühten darinn in düſtrem Feuer. Seine Lippen bebten, er verſuchte zu reden, und vermocht's nicht. Endlich ſchlug er einigemal heftig mit der Hand auf die Weſtentaſche. Ich faßte hinein, und zog einige Schlüſſel hervor. „Das ſind die Schlüſſel Eurer Wohnung,“ ſprach ich, er nickte mit dem Kopfe. Das iſt, fuhr ich fort, indem ich ihm einen von den Schlüſſeln vor Augen hielt, das iſt der Schlüſſel zu dem Kabinett, in das Ihr mich niemals hineinlaſſen wolltet. Er nickte auf's neue. Als ich aber weiter fragen wollte, begann er wie in fürchterlicher Angſt zu ächzen und zu ſtöhnen, kalte Schweißtropfen ſtanden ihm auf der Stirne, er breitete die Arme aus, und bog ſie im Zirkel zuſammen, wie wenn man etwas umfaßt, und wies auf mich. „Er will, ſprach der Arzt, daß Sie ſeine Sachen, ſeine Apparate, in Sicherheit bringen, vielleicht, ſtirbt er, behalten ſollen?“ Severino nickte ſtärker mit dem Kopfe, ſchrie endlich: Corre! und ſank auf's neue ohnmächtig zurück. Schnell eilte ich nun nach Severinos Wohnung, vor Neugier, vor Erwartung bebend, öffnete ich das Kabinet, in dem die geheimnißvolle Unſichtbare verſchloſſen ſeyn mußte, und erſtaunte nicht wenig, als ich es ganz leer fand. Das einzige Fenſter war dicht verhängt, ſo daß das Licht nur hinein dämmerte, und ein großer Spiegel hing an der Wand, der Thüre des Zimmers gegen über. So wie ich zufällig vor dieſen Spiegel trat, und meine Geſtalt im ſchwachen Schimmer erblickte, durchſtrömte mich ein ſeltſames Gefühl, als befände ich mich auf dem Iſolirſtuhl einer Elektriſirmaſchine. In demſelben Augenblick ſprach die Stimme des unſichtbaren Mädchens auf italiäniſch: verſchont mich nur heute Vater! — geißelt mich nicht ſo grauſam, Ihr ſeid ja doch nun geſtorben! — Schnell öffnete ich die Thüre des Zimmers, ſo, daß das volle Licht hineinſtrömte, aber keine lebendige Seele konnt' ich erblicken. „Es iſt gut, ſprach die Stimme, es iſt gut Vater, daß Ihr Herrn Liscov geſchickt habt, aber der läßt es nicht mehr zu, daß Ihr mich geißelt, er zerbricht den Magnet, und Ihr könnt nicht mehr aus dem Grabe heraus, in das er Euch legen läßt, Ihr möget Euch ſträuben wie Ihr wollt, denn Ihr ſeid doch nun ein Verſtorbner, und gehört nicht mehr dem Leben." Ihr könnt wohl denken, Kreisler, daß mich tiefe Schauer durchbebten, da ich niemand ſah, und die Stimme doch dicht vor meinen Ohren ſchwebte. „Teufel, ſprach ich laut, um mich zu ermuthigen, ſäh ich nur irgendwo ein lumpiges Fläſchlein, ſo würd' ich es zerſchmeißen, und der diable boiteux ſtünde, ſeinem Kerker entronnen, leibhaftig vor mir, aber ſo. — Nun kam es mir plötzlich vor, als gingen die leiſen Seufzer, die durch das Kabinett wehten, aus einem Verſchlage hervor der in der Ecke ſtand, und mir viel zu klein ſchien, um ein menſchliches Weſen zu beherbergen. Doch ſpringe ch hin, öffne den Schieber, und zuſammen gekrümmt, wie ein Wurm, liegt ein Mädchen darin, ſtarrt mich an mit großen wunderbar ſchönen Augen, ſtreckt endlich mir den Arm entgegen, als ich rufe: Komm heraus mein Lämmchen, komm heraus meine kleine Unſichtbare! — Ich faßt endlich die Hand, die ſie emporhält, und ein elektriſcher Schlag fährt mir durch alle Glieder. — Halt, rief Kreisler, halt, Meiſter Abraham, was iſt das, als ich das erſtemal zufällig der Prinzeßin Hedwiga Hand berührte, ging es mir eben ſo, und noch immer, wiewohl ſchwächer, fühl' ich dieſelbe Wirkung, wenn ſie mir ſehr gnädig die Hand reicht. — Hoho, erwiederte Meiſter Abraham, hoho, am Ende iſt unſer Prinzeßlein eine Art von Gymnotus electricus oder Raja torpedo oder Trichiurus indicus, wie in gewißer Art meine ſüſſe Chiara es war, oder auch wohl nur eine muntere Hausmaus, wie jene, die dem wackern Signor Cotugno eine tüchtige Ohrfeige verſezte, als er ſie beim Rücken erfaßte, um ſie zu ſeziren, was Ihr freilich mit der Prinzeſſin nicht im Sinn haben konntet! — Doch ſprechen wir ein andermal von der Prinzeſſin, und bleiben wir jetzt bei meiner Unſichtbaren! — Als ich erſchrocken über den unvermutheten Schlag des kleinen Torpedo zurückprallte, ſprach das Mädchen mit wunderbar anmuthigen Ton auf deutſch: Ach nehmet es doch ja nur nicht übel, Herr Liscov, aber ich kann nicht anders, der Schmerz iſt gar zu groß. — Ohne mich weiter mit meinem Erſtaunen aufzuhalten, faßte ich die Kleine ſanft bei den Schultern, zog ſie aus dem abſcheulichen Gefängniß, und ein zart gebautes liebliches Ding in der Größe eines zwölfjährigen Mädchens, nach der körperlichen Ausbildung zu urtheilen, aber wenigſtens ſechszehn Jahre alt, ſtand vor mir. Schaut nur dort in's Buch hinein, das Bild iſt ähnlich, und Ihr werdet geſtehen müſſen, daß es kein lieblicheres ausdrucksvolleres Antlitz geben kann, wozu Ihr aber rechnen müßt, daß das wunderbare, das Innerſte entzündende, Feuer der ſchönſten ſchwarzen Augen in keinem Bilde zu erreichen. Jeder, der nicht auf eine Schneehaut und Flachshaar erpicht iſt, mußte das Geſichtlein für vollendet ſchön anerkennen, denn freilich war die Haut meiner Chiara etwas zu braun, und ihr Haar glänzte im brennenden

Schwarz. — Chiara — Ihr wißt nun ſchon, daß die kleine Unſichtbare ſo geheißen war — Chiara fiel vor mir nieder, ganz Wehmuth und Schmerz, ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen, und ſie ſprach mit einem unnennbaren Ausdruck: je suis sauvée. Ich fühlte mich von dem tiefſten Mitleid durchdrungen, ich ahnte entſetzliche Dinge! — Man brachte jetzt Severinos Leiche, ein zweiter Anfall des Schlages hatte ihn, gleich nachdem ich ihn verlaſſen, getödtet. So wie Chiara den Leichnam gewahrte, verſiegten ihre Thränen, ſie ſchaute den todten Severino an mit ernſtem Blick, und entfernte ſich dann, als die Leute, die mitgekommen, ſie neugierig betrachteten, und lachend meinten, das ſey wohl gar am Ende das unſichtbare Mädchen in dem Kabinett. Ich fand es unmöglich, das Mädchen allein zu laſſen bei dem Leichnam, die gutmüthigen Wirthsleute erklärten ſich bereit, ſie bei ſich aufzunehmen. Als ich nun aber, nachdem ſich alles entfernt, hin in trat in's Kabinett, ſaß Chiara vor dem Spiegel in dem ſeltſamſten Zuſtande. Mit feſt auf den Spiegel gerichteten Augen ſchien ſie nichts zu gewahren, gleich einer Mondſüchtigen. Sie liſpelte unverſtändliche Worte, die aber immer deutlicher und deutlicher wurden, bis ſie, deutſch, franzöſiſch, italieniſch, ſpaniſch, wechſelnd von Dingen ſprach, die ſich auf entfernte Perſonen zu beziehen ſchienen. — Ich bemerkte zu meinem nicht geringen Erſtaunen, daß gerade die Stunde eingetreten, in der Severino das weibliche Orakel reden zu laßen pflegte. — Endlich ſchloß Chiara die Augen, und ſchien in tiefen Schlaf verfallen. Ich nahm das arme Kind in meine Arme, und trug ſie herab zu den Wirthsleuten. Am andern Morgen fand ich die Kleine heiter, und ruhig, erſt jetzt ſchien ſie ihre Freiheit ganz zu begreifen, und erzählte alles, was ich zu wiſſen verlangte. — Es wird Euch nicht verſchnupfen, Kapellmeiſter, unerachtet Ihr ſonſt auf gute Geburt was haltet, daß meine kleine Chiara nichts anders war, als ein Zigeunermägdlein, die mit einer ganzen Bande des ſchmutzigen Volks auf dem Markte in irgend einer großen Stadt, von Häſchern bewacht, ſich von der Sonne braten ließ, als eben Severino vorüberging. „Blanker Bruder, ſoll ich dir wahrſagen?“ rief ihn das achtjährige Mädchen an. Severino ſah der Kleinen lange in die Augen, ließ ſich dann wirklich die Züge ſeines Handtellers deuten, und äußerte ein beſonderes Erſtaunen. Er mußte etwas ganz beſonderes an dem Mädchen gefunden haben, denn ſogleich trat er zu dem Polizei-Lieutenant, der den Zug der verhafteten Zigeuner führte, und meinte, er wolle was erkleckliches geben, wenn es ihm vergönnt würde, das Zigeunermädchen mit ſich zu nehmen. Der Polizei-Lieutenant erklärte barſch, es ſey hier kein Sklavenmarkt, ſetzte indeſſen hinzu, daß da die Kleine doch eigentlich nicht zu den wirklichen Menſchen zu rechnen, und das Zuchthaus nur moleſtire, ſo ſtände ſie zu Befehl, wenn der Herr zehn Dukaten zur Stadtarmenkaſſe zahlen wolle. Severino zog ſogleich ſeinen Beutel hervor, und zählte die Dukaten ab. Chiara und ihre alte Großmutter, beide hatten die ganze Verhandlung gehört, fingen an zu heulen und zu ſchreien, und wollten ſich nicht trennen. Da traten aber die Häſcher hinzu, ſchmiſſen die Alte auf den Leiterwagen, der zum Abfahren bereit ſtand, der Polizei-Lieutenant, der vielleicht ſeinen Beutel in dem Augenblick für die Stadtarmenkaſſe halten mochte, ſteckte die blanken Dukaten ein, und Severino ſchleppte die kleine Chiara fort, die er dadurch möglichſt zu beruhigen ſuchte, daß er ihr auf demſelben Markt, wo er ſie gefunden, ein hübſches neues Röcklein kaufte, und ſie überdies mit Zuckerwerk fütterte. — Es iſt gewiß, daß Severino damals eben das Kunſtſtück mit dem unſichtbaren Mädchen im Kopf hatte, und in der kleinen Zigeunerin alle Anlagen fand, die Rolle der Unſichtbaren zu übernehmen. Neben einer ſorgfältigen Erziehung ſuchte er auf ihren Organism, der zu einem erhöhten Zuſtande beſonders geeignet, zu wirken. Er brachte dieſen erhöhten Zuſtand, in dem ein prophetiſcher Geiſt in dem Mädchen aufglühte, durch künſtliche Mittel hervor, — denkt an Mesmer und ſeine furchtbaren Operationen — und verſetzte ſie jedesmal, wenn ſie wahrſagen ſollte, in dieſen Zuſtand. Ein unglückliches Ungefähr ließ ihn wahrnehmen, daß die Kleine nach empfundenem Schmerz vorzüglich reitzbar war, und daß dann ihre Gabe, das fremde Ich zu durchſchauen, bis zum Unglaublichen ſtieg, ſo daß ſie ganz vergeiſtigt ſchien. Und nun geißelte ſie der entſetzliche Menſch jedesmal, vor der Operation, der ſie in den Zuſtand des höhern Wiſſens verſezte, auf die grauſamſte Weiſe. Zu dieſer Quaal kam noch, daß Chiara, die Aermſte, oft Tagelang, wenn Severino abweſend, ſich zuſammenkrümmen mußte in jenem Verſchlag, damit, dränge ſelbſt jemand in das Kabinett, doch Chiara's Gegenwart ein Geheimniß bliebe. Eben ſo machte ſie die Reiſen mit Severino in jenem Kaſten. Unglücklicher, fürchterlicher, war Chiara's Schickſal, als das jenes Zwerges, den der bekannte Kempelen mit ſich führte, und der, in dem Türken verſteckt, Schach ſpielen mußte. — Ich fand in Severinos Pult eine nahmhafte Summe in Gold und Papieren, es gelang mir, der kleinen Chiara dadurch ein gutes Einkommen zu ſichern, den Apparat zum Orakel, das heißt die akuſtiſchen Vorrichtungen, im Zimmer und Kabinett vernichtete ich, ſo wie manches andere Kunſtwerk, das nicht transportabel, wogegen ich nach Severino's deutlich ausgeſprochenem Vermächtniß, manches Geheimniß aus ſeinem Nachlaß mir zu eigen machte. Dies alles abgethan, nahm ich von der kleinen Chiara, die die Wirthsleute halten wollten wie ihr liebes Kindlein, den wehmüthigſten Abſchied, und verließ den

Ort

Ort. — Ein Jahr war vergangen, ich wollte zurück nach Göniönesmühl, wo der Hochlöbliche Magiſtrat die Reparatur der Stadtörgel von mir verlangte, aber der Himmel hatte ein beſonderes Wohlgefallen daran, mich als Taſchenſpieler hinzuſtellen vor den Leuten, und gab daher einem verſluchten Spitzbuben die Macht, meine Börſe, in der mein ganzer Reichthum befindlich, zu ſtehlen, und mich ſo zu zwingen, noch als berühmter mit vielen Atteſten und Conceſſionen verſehener, Mechaniker, Künſte zu machen des nöthigen Proviants halber. — Das geſchah an einem Oertchen unſern Sieghartsweiler. Eines Abends ſitze ich, und hämmere und feile an einem Zauberkäſtchen, da geht die Thüre auf, ein weibliches Weſen tritt hinein, ruft: nein, ich konnte es nicht länger ertragen, ich mußte Euch nach, Herr Liscov — ich wäre geſtorben vor Sehnſucht! — Ihr ſeid mein Herr, gebietet über mich! — ſtürzt auf mich zu, will mir zu Füßen fallen, ich fange ſie auf in meinen Armen — es iſt Chiara! — Kaum erkenne ich das Mädchen, wohl einen Fuß höher, ſtarker iſt ſie geworden, ohne daß das den zarteſten Formen ihres Wuchſes geſchadet! — Liebe ſüße Chiara! rief ich tief bewegt, und drückte ſie an meine Bruſt! Nicht wahr, ſpricht nun Chiara, Ihr leidet mich bei Euch, Herr Liscov, Ihr verſtoßet nicht die arme Chiara, die Euch Freiheit und Leben zu verdanken hat? — Und damit ſpringt ſie ſchnell an den Kaſten, den eben ein Poſtknecht hineinſchiebt, drückt dem Kerl ſo viel Geld in die Hand, daß er mit einem großen Katzenſprung zur Thüre hinaus, laut ruft: es der Dame, das liebe Mohrenkind, öffnet den Kaſten, nimmt dieſes Buch heraus, giebt mir es ſprechend: da Herr Liscov, nimmt das Beſte aus Severinos Nachlaß, das Ihr vergaßen, fängt an, während ich das Buch aufſchlage, ganz getreu Kleider und Wäſche auszupacken — Ihr möget denken, Kreisler, daß mich die kleine Chiara in nicht geringe Verlegenheit ſetzte; aber — nun iſt es Zeit, Kerl! daß du auf mich was halten lernſt, da du, weil ich dir half dem Oheim die reifen Birnen vom Baume naſchen, und ihm hölzerne mit ſauberer Mahlerei hinhängen, oder ihm gedüngtes Pomeranzenwaſſer hinſtellen in der Gießkanne, womit er die auf dem Raſen zum Bleichen aufgeſpannten weißen Cannevashoſen begoß, und einen ſchönen Marmor herausbrachte ohne Mühe, — kurz weil ich Dich zu tollen Narrenſtreichen anführte, da du, ſag ich, ſonſt dich ſelbſt zu nichts anderm machteſt, als zu einem guten Schalksnarren, der niemals ein Herz, oder wenigſtens die Hanswurſtjacke ſo dick darüber gelegt hatte, daß er nichts von ſeinen Schlägen ſpürte! — Brüſte dich nicht, Menſch, mit deiner Empfindſamkeit, mit deinen Thränen, denn ſiehe, ſchon weiter weiß ich, ſo wie Du es nur zu oft thuſt, niederträchtig flennen, aber der Teufel hole doch alles, wenn man erſt im hohen Alter jungen Leuten das Innere aufſchließen ſoll, wie eine chineſiſche Laterne. — Meiſter Abraham trat ans Fenſter, und ſchaute hinaus in die Nacht. Das Gewitter war vorüber, im Säuſeln des Windes hörte man die einzelnen Tropfen fallen, die der Nachtwind herabſchüttelte. Von fern her aus dem Schloſſe ertönte luſtige Tanzmuſik. Prinz Hektor, ſprach Meiſter Abraham, Prinz Hektor eröffnet die Parthie à la Chaſſe mit einigen Entrechats, glaub' ich —

Und Hedwiga? fragte Kreisler.

Recht fuhr Meiſter Abraham fort, indem er ſich erſchöpft in den Lehnſtuhl niederließ, recht mein

Sohn, daß du mich erinnerſt an Chiara, denn ich muß in dieſer verhängnißvollen Nacht den Kelch der bitterſten Erinnerung noch einmal ausſchlürfen bis auf den letzten Tropfen. — Ach! — ſo wie Chiara geſchäftig hin und her hüpfte, wie aus ihren Blicken die reinſte Freude ſtrahlte, da fühlt' ich es wohl, daß es mir ganz unmöglich ſeyn würde, mich jemals von ihr zu trennen, daß ſie mein Weib werden müſſe. — Und doch ſprach ich: aber Chiara, was ſoll ich mit dir anfangen, wenn du nun hier bleibſt? — Chiara trat vor mich hin und ſprach ſehr ernſt: Meiſter, Ihr findet in dem Buch, das ich Euch gebracht, die genaue Beſchreibung des Orakels, Ihr habt ja ohnedies die Vorrichtungen dazu geſehen. — Ich will Euer unſichtbares Mädchen ſeyn! — Chiara, rief ich ganz beſtürzt, Chiara was ſprichſt du? — Kannſt du mich für einen Severino halten! — „O ſchweigt von Severino," erwiederte Chiara. — Nun was ſoll ich Euch alles umſtändlich erzählen, Kreisler, Ihr wißt ja ſchon, daß ich alle Welt in Erſtaunen ſetzte mit meinem unſichtbaren Mädchen, und mögt mir wohl zutrauen, daß ich es verabſcheute, auch nur durch irgend ein künſtliches Mittel meine liebe Chiara aufzuregen, oder auf irgend eine Weiſe ihre Freiheit zu beſchränken. — Sie deutete mir ſelbſt Zeit und Stunde an, wenn ſie ſich fähig fühlte, oder vielmehr fühlen würde, die Rolle der Unſichtbaren zu ſpielen, und nur dann ſprach mein Orakel. — Ueberdies war meiner Kleinen jene Rolle zum Bedürfniß geworden. Gewiſſe Umſtände, die Ihr künftig erfahren ſollt, brachten mich nach Sieghartsweiler. Es lag in meinem Plan, ſehr geheimnißvoll aufzutreten. Ich bezog eine einſame Wohnung, bei der Wittwe des fürſtlichen Mundkochs, durch die ich ſehr bald das Gerücht von meinen wunderbaren Kunſtſtücken an den Hof brachte. Was ich erwartet hatte, geſchah. Der Fürſt, — ich meine den Vater des Fürſten Irenäus, ſuchte mich auf, und meine weiſſagende Chiara war die Zauberin, die, wie von elektriſcher Kraft beſeelt, ihm oft ſein eignes Inneres erſchloß, ſo daß er manches, was ihm ſonſt verſchleiert geweſen, jetzt klar durchſchaute. Chiara, die mein Weib werden, wohnte bei einem mir vertrauten Mann in Sieghartshof, und kam zu mir im Dunkel der Nacht, ſo daß ihre Gegenwart ein

Geheimniß blieb. Denn ſeht Kreisler, ſo verſeſſen ſind die Menſchen auf Wunder, daß, war auch das Kunſtſtück mit dem unſichtbaren Mädchen nicht anders möglich, als durch die Mitwirkung eines menſchlichen Weſens, ſie doch das ganze Ding für eine dumme Fopperei geachtet haben würden, ſo bald ſie erfuhren, daß das unſichtbare Mädchen von Fleiſch und Bein. So wie denn in jener Stadt den Severino nach ſeinem Tode, alle Leute einen Betrüger ſchalten, da es herausgekommen, daß eine kleine Zigeunerin im Kabinett geſprochen, ohne die künſtliche akuſtiſche Einrichtung, die den Ton aus der Glaskugel kommen ließ, auch nur im mindeſten zu beachten. — Der alte Fürſt ſtarb, ich hatte die Kunſtſtücke, die Geheimnißkrämerei mit meiner Chiara, herzlich ſatt, ich wollte mit meinem lieben Weibe hinziehen nach Göniönesmühl, und wieder Orgeln bauen. Da blieb eine Nacht Chiara, die zum leztenmal, die Rolle des unſichtbaren Mädchens ſpielen ſollte, aus, ich mußte die Neugierigen unbefriedigt fortſchicken. Mir ſchlug das Herz vor banger Ahnung. — Am Morgen lief ich nach Sieghartshof, Chiara war zur gewöhnlichen Stunde fortgegangen. — Nun Kerl! was ſchauſt du mich ſo an? ich hoffe, daß du keine alberne Frage thun wirſt! — Du weiſt es ja — Chiara war ſpurlos verſchwunden, nie — nie — hab' ich ſie wieder geſehen! —

Meiſter Abraham ſprang raſch auf, und ſtürzte ans Fenſter. Ein tiefer Seufzer machte den Blutstropfen Luft, die aus der aufgeriſſenen Herzwunde quollen. Kreisler ehrte den tiefen Schmerz des Greiſes durch Schweigen.

Ihr könnet, begann endlich Meiſter Abraham, ihr könnet nun nicht mehr zurück nach der Stadt, Kapellmeiſter. Mitternacht iſt heran, drauſſen, Ihr wiſt es, hauſen böſe Doppeltgänger, und allerlei anderes bedenkliches Zeug könnt' uns in den Kram pfuſchen. Bleibt bei mir! — Toll, ganz toll muſt es ja —

(M. f. f.) aber ſeyn, wenn dergleichen Unſchicklichkeiten vorfielen an heiliger Stätte — ich meine im Auditorio. — Es wird mir ſo enge, ſo beklommen um's Herz — ich vermag, von den erhabenſten Gedanken durchſtrömt, nicht weiter zu ſchreiben — ich muß abbrechen, muß ein wenig ſpazieren gehen! —

Ich kehre zurück an den Schreibtiſch, mir iſt beſſer — Aber wovon das Herz voll iſt, davon geht der Mund über, und auch wohl der Federkiel des Dichters! — Ich hört' einmal den Meiſter Abraham erzählen, in einem alten Buche ſtände etwas von einem kurioſen Menſchen, dem eine beſondere Materia peccans im Leibe rumorte, die nicht anders abging, als durch die Finger. Er legte aber beſonders weißes Papier unter die Hand, und fing ſo alles, was nur von dem böſen rumorenden Weſen abgehen wollte, auf, und nannte dieſen ſeltſamen Abgang Gedichte, die er aus dem Innern geſchaffen. Ich halte das Ganze für eine boshafte Satyre, aber wahr iſt es, zuweilen fährt mir ein eignes Gefühl, beinahe möcht' ich's geiſtiges Leibkneifen nennen, bis in die Pfoten, die alles aufſchreiben müſſen, was ich denke. — Eben jetzt geht's mir ſo — es kann mir Schaden thun, bethörte Kater können in ihrer Verblendung böſe werden, ſogar mich ihre Krallen fühlen laſſen, aber es muß heraus! —

Mein Meiſter hatte heute den ganzen Vormittag hindurch in einem ſchweinsledernen Quartanten geleſen, als er ſich endlich zur gewöhnlichen

Stunde entfernte, ließ er das Buch aufgeschlagen auf dem Tische liegen. Schnell ſprang ich hinauf, um neugierig, verpicht auf die Wiſſenſchaften, wie ich nun einmal bin, zu erſchauen, was das wohl für ein Buch ſein könne, wenn der Meiſter mit ſo vieler Anſtrengung ſtudire. Es war das ſchöne herrliche Werk des alten Johannes Kunisperger, vom natürlichen Einfluß der Geſtirne, Planeten und zwölf Zeichen. Ja wohl, mit Recht kann ich das Werk ſchön und herrlich nennen, denn, indem ich las, gingen mir da nicht die Wunder meines Seins, meines Wandelns hienieden, auf in voller Klarheit? — Ha! indem ich dieſes ſchreibe, flammt über meinem Haupt das herrliche Geſtirn, das in treuer Verwandſchaft in meine Seele hinein, aus meiner Seele hinaus, leuchtet — ja ich fühle den glühenden, ſengenden Strahl des langgeſchweiften Kometen auf meiner Stirne, — ja ich bin ſelbſt der glänzende Schwanzſtern, das himmliſche Meteor, das in hoher Glorie prophetiſch dräuend durch die Welt zieht. So wie der Comet alle Sterne überleuchtet, ſo verſchwindet ihr, ſtell' ich nur nicht meine Gaben unter den Scheffel, ſondern laſſe mein Licht gehörig leuchten, und das dependirt ganz von mir —

ja ſo verſchwindet ihr alle in finſtre Nacht, ihr Kater, andere Thiere und Menſchen! — Aber trotz der göttlichen Natur, die aus mir, dem geſchwänzten Lichtgeiſt herausſtrahlt, theile ich doch nicht das Loos aller Sterblichen? — Mein Herz iſt zu gut, ich bin ein zu empfindſamer Kater, möchte mich gern gemüthlich anſchließen den Schwächern, und gerathe darüber in Trauer und Herzeleid. — Denn muß ich nicht überall gewahren, daß ich allein ſtehe, wie in der tiefſten Einöde, da ich nicht dem jetzigen Zeitalter, nein einem künftigen der höhern Ausbildung angehöre, da es keine einzige Seele giebt, die mich gehörig zu bewundern verſteht? Und es macht mir doch ſo viel Freude, wenn ich tüchtig bewundert werde, ſelbſt das Lob junger gemeiner ungebildeter Kater thut mir unbeſchreiblich wohl. Ich weiß ſie vor Erſtaunen außer ſich ſelbſt zu ſetzen, aber was hilft's, ſie können doch, bei aller Anſtrengung, nicht den rechten Lobpoſaunenton treffen, ſchreien ſie auch noch ſo ſehr, Mau — Mau! — An die Nachwelt muß ich denken, die mich würdigen wird. Schreib ich jetzt ein philoſophiſches Werk, wer iſt's der die Tiefen meines Geiſtes durchdringt? Laß ich mich herab, ein Schauſpiel zu dichten, wo ſind die Schauſpieler, die es aufzuführen vermögen? Laß ich mich ein auf andere litterariſche Arbeiten; ſchreib ich z. B. Critiken, die mir ſchon deshalb anſtehen, weil ich über alles, was Dichter, Schriftſteller, Künſtler heißt' ſchwebe, mich gleich überall ſelbſt, als, freilich unerreichbares, Muſter, als Ideal der Vollkommenheit, hinſtellen, deshalb auch allein ein kompetentes Urtheil ausſprechen kann, wer iſt's der ſich auf meinen Standpunkt hinaufzuſchwingen, meine Anſichten mit mir zu theilen vermag? — Giebt es denn Pfoten oder Hände, die mir den verdienten Lorbeerkranz auf die Stirne drücken könnten? — Doch dafür iſt guter Rath vorhanden, das thue ich ſelbſt, und laſſe den die Krallen fühlen, der ſich etwa unterſtehen möchte, an der Krone zu zupfen. — Es exiſtiren wohl ſolche neidiſche Beſtien, ich träume oft nur, daß ich von ihnen angegriffen werde, fahre, in der Einbildung mich vertheidigen zu müſſen, mir ſelbſt in's Geſicht mit meinen ſpitzen Waffen und verwunde kläglich das holde Antlitz — Man wird auch wohl im edeln Selbſtgefühl etwas mißtrauiſch, aber es kann nicht anders ſeyn. Hielt ich es doch neulich für einen verſteckten Angriff auf meine Tugend und Vortrefflichkeit, als der junge Ponto, mit mehreren Pudeljünglingen auf der Straße, über die neueſten Erſcheinungen des Tages ſprach, ohne meiner zu erwähnen, unerachtet ich doch kaum ſechs Schritte von ihm an der Kellerluke meiner Heimath ſaß. Nicht wenig ärgerte es mich, daß der Fat, als ich ihm Vorwürfe darüber machte, behaupten wollte, er habe mich wirklich gar nicht bemerkt.

Doch es iſt Zeit, daß ich Euch, mir verwandte Seelen einer ſchönern Nachwelt, — o ich wollte, dieſe Nachwelt befände ſich ſchon mitten in der Gegenwart, und hätte geſcheute Gedanken über Murrs Gröſſe, und ſpräche dieſe Gedanken laut aus, mit ſo heller Stimme, daß man nichts anderes vernehmen könnte vor dem lauten Geſchrei, — ja daß Ihr etwas weiteres davon erfahrt, was ſich mit Eurem Murr zutrug, in ſeinen Jünglingsjahren. — Paßt auf gute Seelen, ein merkwürdiger Lebenspunkt tritt ein. —

Des Märzen Idus war angebrochen, die ſchönen milden Strahlen der Frühlingsſonne fielen auf das Dach, und ein ſanftes Feuer durchglühte mein Inneres. Schon ſeit ein paar Tagen hatte mich eine unbeſchreibliche Unruhe, eine unbekannte wunderbare Sehnſucht geplagt, — jetzt wurde ich ruhiger, doch nur um bald in einen Zuſtand zu gerathen den ich niemals geahnet! —

Aus einer Dachluke, unfern von mir, ſtieg leis und linde ein Geſchöpf heraus, — o, daß ich es vermöchte, die Holdeſte zu mahlen! — Sie war ganz weiß gekleidet, nur ein kleines ſchwarzes Sammtläppchen bedeckte die niedliche Stirn, ſo wie ſie auch ſchwarze Strümpfchen an den zarten Beinen trug. Aus dem lieblichſten Grasgrün der ſchönſten Augen funkelte ein ſüßes Feuer, die ſanften Bewegungen der feingeſpitzten Ohren ließen ahnen, daß Tugend in ihr wohne und Verſtand, ſo wie das wellenförmige Ringeln des Schweifs hohe Anmuth ausſprach, und weiblichen Zartſinn! —

Das holde Kind ſchien mich nicht zu erſchauen, es blickte in die Sonne, blinzelte und nieſte. — O der Ton durchbebte mein Innerſtes mit ſüßen Schauern, meine Pulſe ſchlugen — mein Blut wallte ſiedend durch alle Adern, — mein Herz wollte zerſpringen, — alles unnenn bar ſchmerzliche Entzücken, das mich außer mir ſelbſt ſezte, ſtrömte heraus in dem lang gehaltenen Miau! das ich ausſtieß. — Schnell wandte die Kleine den Kopf nach mir, blickte mich an, Schreck, kindliche ſüße Scheu in den Augen. — Unſichtbare Pfoten rißen mich hin zu ihr mit unwiderſtehlicher Gewalt — aber, ſo wie ich auf die Holde losſprang um ſie zu erfaßen, war ſie, ſchnell wie der Gedanke, hinter dem Schornſtein verſchwunden! — Ganz Wuth und Verzweiflung rannte ich auf dem Dache umher, und ſtieß die kläglichſten Töne aus, alles umſonſt — ſie kam nicht wieder! — Ha welcher Zuſtand! — mir ſchmeckte kein Bißen, die Wißenſchaften ekelten mich an, ich mochte weder leſen noch ſchreiben. — Himmel! rief ich andern Tages aus, als ich die Holde überall geſucht auf dem Dache, auf dem Boden, in dem Keller, in allen Gängen des Hauſes, und nun troſtlos heimkehrte, als, da ich, die Kleine beſtändig in Gedanken, mich nun ſelbſt der Bratfiſch, den mir der Meiſter hingeſezt, aus der Schüßel anſtarrte mit ihren Augen, ſo daß ich laut rief im Wahnſinn des Entzückens: biſt du es, Langerſehnte, und ihn auffraß mit einem

Schluck: ja da rief ich: Himmel o Himmel! ſollte das Liebe ſeyn? ich wurde ruhiger, ich beſchloß als ein Jüngling von Erudition mich über meinen Zuſtand ganz ins Klare zu ſetzen, und begann ſogleich, wiewohl mit Anſtrengung, den Ovid de arte amandi durch zu ſtudiren, ſo wie Manſo's Kunſt zu lieben, aber keines von den Kennzeichen eines Liebenden, wie es in dieſen Werken angegeben, wollte recht auf mich paßen. Endlich fuhr es mir plötzlich durch den Sinn, daß ich in irgend einem Schauſpiel*) geleſen, ein gleichgültiger Sinn und ein verwilderter Bart ſeyen ſichere Kennzeichen eines Verliebten! — Ich ſchaute in einen Spiegel Himmel mein Bart war verwildert! — Himmel mein Sinn war gleichgültig!

Da ich nun wußte, daß es ſeine Richtigkeit hatte mit meinem Verliebtſein, kam Troſt in meine Seele. Ich beſchloß, mich gehörig mit Speiſ' und Trank zu ſtärken, und dann die Kleine aufzuſuchen, der ich mein ganzes Herz zugewandt.

---

*) Der Kater meint Shakſpears. Wie es Euch gefällt: dritter Aufzug, zweite Szene.
A. d. H.

Eine ſüße Ahnung ſagte mir, daß ſie vor der Thüre des Hauſes ſitze, ich ſtieg die Treppe herab, und fand ſie wirklich! — O welch ein Wiederſehen! — wie wallte in meiner Bruſt das Entzücken, die unnennbare Wonne des Liebesgefühls. — Miesmies, ſo wurde die Kleine geheißen, wie ich von ihr ſpäter erfuhr, Miesmies ſaß da in zierlicher Stellung auf den Hinterpfoten, und putzte ſich, indem ſie mit den Pfötchen mehrmals über die Wangen, über die Ohren fuhr. Mit welcher unbeſchreiblichen Anmuth beſorgte ſie vor meinen Augen das, was Reinlichkeit und Eleganz erfordern, ſie bedurfte nicht künſtlicher Toiletten-Künſte, um die Reize, die ihr die Natur verliehen, zu erhöhen! Beſcheidener als das erſte Mal, nahte ich mich ihr, ſetzte mich zu ihr hin! — Sie floh nicht, ſie ſah mich an, mit forſchendem Blick, und ſchlug dann die Augen nieder. — Holdeſte, begann ich leiſe, ſei mein! — „Kühner Kater, erwiederte ſie verwirrt, kühner Kater, wer biſt du? Kennſt du mich denn? — Wenn du aufrichtig biſt, ſo wie ich, und wahr, ſo ſage und ſchwöre mir, daß du mich wirklich liebſt." — O rief ich begeiſtert, ja bei den Schrecken des Or kus, bei dem heiligen Mond, bei allen ſonſtigen Sternen und Planeten, die künftige Nacht ſcheinen werden, wenn der Himmel heiter, ſchwöre ich dir's, daß ich dich liebe! — Ich dich auch, liſpelte die Kleine, und neigte in ſüßer Verſchämtheit das Haupt mir zu. Ich wollte ſie voll Inbrunſt umpfoten, da ſprangen aber mit teufliſchem Geknurre zwei rieſige Kater auf mich los, zerbiſſen, zerkratzten mich kläglich, und wälzten mich zum Ueberfluß noch in die Goſſe, ſo daß das ſchmutzige Spülwaſſer über mich zuſammen ſchlug. Kaum konnt' ich mir aus den Krallen der mordluſtigen Beſtien retten, die meinen Stand nicht achteten, mit vollem Angſtgeſchrei lief ich die Treppe herauf. Als der Meiſter mich erblickte, rief er, laut lachend: Murr, Murr, wie ſiehſt du aus? Ha ha! ich merke ſchon, was geſchehen, du haſt Streiche machen wollen, wie der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier, und dabei iſt's dir übel ergangen! — Und dabei brach der Meiſter zu meinem nicht geringen Verdruß auf's neue aus in ein ſchallendes Gelächter. Der Meiſter hatte ein Gefäß mit lauwarmem Waſſer füllen laſſen, darein ſtülpte er mich ohne

Umſtände einigemal ein, ſo daß mir vor Nieſen und Pruhſten Hören und Sehen verging, wickelte mich dann feſt in Flanell ein, und legte mich in meinen Korb. Ich war beinahe beſinnungslos vor Wuth und Schmerz, ich vermogte kein Glied zu rühren. Endlich wirkte die Wärme wohlthätig auf mich, ich fühlte meine Gedanken ſich ordnen. „Ha, klagte ich, welch neue bittere Täuſchung des Lebens! — Das iſt alſo die Liebe, die ich ſchon ſo herrlich beſungen, die das höchſte ſeyn, die uns mit nahmenloſer Wonne erfüllen, die uns in den Himmel tragen ſoll! — Ha! — mich hat ſie in die Goſſe geworfen! — ich entſage einem Gefühl, das mir nichts eingebracht als Biſſe, ein abſcheuliches Bad, und niederträchtige Einmummung in ſchnöden Flanell! — Aber kaum war ich wieder in Freiheit und geneſen, als auf's neue Miesmies mir unaufhörlich vor Augen ſtand, und ich, jener ausgeſtandenen Schmach wohl eingedenk, zu meinem Entſetzen gewahrte, daß ich noch in Liebe. Mit Gewalt nahm ich mich zuſammen, und las als ein vernünftiger gelehrter Kater den Ovid nach, da ich mich wohl erinnerte in der Ars amandi auch auf Rezepte gegen die Liebe geſtoßen zu ſeyn.

Ich las die Verſe:

Venus otia amat. Qui finem quaeris amoris
Cedit amor rebus, res age, tutus eris!

Mit neuem Eifer wollt' ich mich dieſer Vorſchrift gemäß in die Wiſſenſchaften vertiefen, aber Miesmies hüpfte auf jedem Blatte mir vor den Augen, Miesmies dachte — las — ſchrieb ich! — Der Autor, dacht' ich muß andere Arbeit meinen, und da ich von andern Katern gehört, daß die Mäuſejagd ein ungemein angenehmes zerſtreuendes Vergnügen ſeyn ſolle, war es ja möglich daß unter dem rebus auch die Mäuſejagd begriffen ſeyn konnte. Ich begab mich daher, ſo wie es finſter worden, in den Keller, und durchſtrich die düſtern Gänge indem ich ſang: Im Walde ſchlich ich ſtill und wild, geſpannt mein Feuerrohr —

Ha! — ſtatt des Wildes, das ich zu jagen trachtete, ſchaute ich aber wirklich ihr holdes Bild, aus den tiefen Gründen trat es wirklich überall hervor! Und dabei zerſchnitt der herbe Liebesſchmerz mein nur zu leicht verwundbar Herz! Und ich ſprach: „Lenk' auf mich die holden Blicke, jungfräulichen Morgenſchein, und als

Braut und Bräut'gam wandeln Murr und Miesmies ſelig heim. Alſo ſprach ich, freud'ger Kater, hoffend auf des Sieges Preis. — Armer! mit verhüllten Augen floh ſie ſcheue Katz dachein! — —

So gerieth ich Bedaurenswürdiger immer mehr und mehr in Liebe, die ein feindlicher Stern mir zum Verderben in meiner Bruſt entzündet zu haben ſchien. Wüthend, mich auflehnend gegen mein Schickſal, fiel ich auf's neue her über den Ovid und las die Verſe:

Exige quod cantet, si qua est sine voce puella,
Non didicit chordas tangere, posce lyram.

Ha, rief ich zu ihr hinauf auf's Dach! — Ha ich werde ſie wiederfinden die ſüſſe Huldin, da, wo ich ſie zum erſtenmal erblickte, aber ſingen ſoll ſie, ja ſingen, und bringt ſie nur eine einzige falſche Note heraus, dann iſt's vorbei, dann bin ich geheilt, gerettet. Der Himmel war heiter, und der Mond bei dem ich der holden Miesmeis Liebe zugeſchworen, ſchien wirklich, als ich auf das Dach ſtieg, um ſie zu erlauern. Lange gewahrte ich ſie nicht, und meine Seufzer wurden laute Liebesklagen.

Ich ſtimmte endlich ein Liedlein an im wehmüthigſten Ton, ungefähr folgender maßen:

Rauſchende Wälder, flüſternde Quellen
Strömender Ahnung ſpielende Wellen
Mit mir o klaget!
Saget o ſaget!
Miesmies die Holde, wo iſt ſie gegangen,
Jüngling in Liebe, Jüngling wo hat er,
Miesmies die ſüße Huldin umfangen?
Tröſtet den Bangen.
Tröſtet den Gramverwilderten Kater!
Mondſchein o Mondſchein,
Sag' mir wo thront mein
Artiges Kindlein, liebliches Weſen!
Wüthender Schmerz; kann niemals geneſen!
Troſtloſer liebender kluger Berather
Eil ihn zu retten
Von Liebesketten,
Hilf ihm, o hilf dem verzweifelnden Kater

Seht ein, geliebter Leſer! daß ein wackerer Dichter weder ſich im rauſchendem Walde befinden, noch an einer flüſternden Quelle ſitzen darf, ihm ſtrömen der Ahnung ſpielende Wellen doch zu, und in dieſen Wellen erſchaut er doch alles, was er will, und kann davon ſingen wie er will. Sollte jemand über die hohe Vortrefflichkeit obiger Verſe zu ſehr in Erſtaunen gerathen, ſo will ich beſcheiden ihn darauf aufmerkſam machen, daß ich mich in der Extaſe befand, in verliebter Begeiſterung, und nun weiß jeder, daß jedem, der von dem Liebesfieber ergriffen, konnt' er auch ſonſt kaum Wonne auf Sonne, und Triebe auf Liebe reimen, konnt' er, ſag' ich, auf dieſe nicht ganz ungewöhnlichen Reime trotz aller Anſtrengung, ſich durchaus nicht beſinnen, plötzlich das Dichten ankommt und er die vortrefflichſten Verſe herausſprudeln muß, wie einer der vom Schnupfen befallen, unwiderſtehlich ausbricht in ſchreckliches Nieſen. Wir haben dieſer Extaſe proſaiſcher Naturen ſchon viel Vortreffliches zu verdanken, und ſchön iſt es, daß oft dadurch menſchliche Miesmieſe von nicht ſonderlicher Beauté auf einige Zeit einen herrlichen Ruf erhielten. Geſchicht das nun am dürren Holz, was muß ſich am grünen begeben? — Ich meine, werden ſchon bändiſche Proſaiker, bloß durch die Liebe umgeſezt in Dichter, was muß erſt wirklichen Dichtern geſchehen in dieſem Stadium des Lebens. — Nun! weder im rauſchenden Walde ſaß ich, noch an flüſternder Quelle, ich ſaß auf einem kahlen hohen Dache, das bischen Mondſchein war kaum zu rechnen, und doch flehte ich in jenen meiſterhaften Verſen, Wälder und Quellen und Wellen, und zuletzt meinen Freund Ovid an, mir zu helfen, mir beizuſtehen in der Liebesnoth. Etwas ſchwer wurde es mir, Reime zu den Nahmen meines Geſchlechts zu finden, den gewöhnlichen, Vater, wußte ich ſelbſt in der Begeiſterung nicht anzubringen. Daß ich aber wirklich Reime fand, bewies mir auf's neue den Vorzug meines Geſchlechts vor dem menſchlichen, da auf das Wort Menſch ſich bekanntlich nichts reimt, weshalb, wie ſchon irgend ein Witzbold von Theaterdichter bemerkt hat, der Menſch ein ungereimtes Thier iſt. Ich bin dagegen ein gereimtes. — Nicht vergebens hatte ich die Töne der ſchmerzhaften Sehnſucht angeſchlagen, nicht vergebens Wälder, Quellen, den Mondſchein, beſchworen, mir die Dame meiner Gedanken zuzuführen, hinter dem Schornſtein kam die Holde daher ſpaziert mit leichten anmuthigen Schritten. „Biſt du es lieber Murr, der ſo ſchön ſingt? „So rief mir Miesmies entgegen Wie, erwiederte ich mit freudigem Erſtaunen, wie du kennſt mich ſüßes Weſen? „Ach ſprach ſie, ach ja wohl, du gefielſt mir gleich beim erſten Blick, und es hat mir in der Seele weh gethan, daß meine beiden unartigen Vettern dich ſo unbarmherzig in die Goße" — Schweigen wir, unterbrach ich ſie, ſchweigen wir von der Goße, beſtes Kind — o ſage mir, ſage mir ob du mich liebſt? — „Ich habe mich, ſprach Miesmies weiter, nach deinen Verhältniſſen erkundigt, und erfahren, daß du Murr heißeſt, und bei einem ſehr gütigen Mann nicht allein dein reichliches Auskommen hätteſt, ſondern auch alle Bequemlichkeiten des Lebens genöſſeſt, ja dieſe wohl mit einer zärtlichen Gattin theilen könnteſt! — o ich liebe dich ſehr, guter Murr! — Himmel, rief ich im höchſten Entzücken, Himmel, iſt es möglich, iſt es Traum, iſt es Wahrheit? — O halte dich — halte dich Verſtand, ſchnappe nicht über! — Ha! bin ich noch auf der Erde! — bin ich noch auf dem Dache? — ſchwebe ich nicht in den Wolken? Bin ich noch der Kater Murr! bin ich nicht der Mann im Monde? —

Komm an meinen Buſen Geliebte — doch ſage mir erſt erſt deinen Nahmen Schönſte. — Ich heiße Miesmies, erwiederte die Kleine faſt lispelnd in holder Verſchämtheit, und ſezte ſich traulich neben mir hin. Wie ſchön ſie war! Silbern glänzte ihr weißer Pelz im Mondſchein, in ſanftem ſchmachtendem Feuer funkelten die grünen Aeuglein. Du —

(Mak. Bl.) — Hätteſt, geliebter Leſer, das freilich ſchon etwas früher erfahren können, aber der Himmel gebe, daß ich nicht noch mehr queerfeldein ſpringen muß, als es bis jetzt ſchon geſchehen. — Alſo, wie geſagt, dem Vater des Prinzen Hektor war es eben ſo ergangen, wie dem Fürſten Irenäus, er hatte, ſelbſt wußte er nicht wie, ſein Ländlein aus der Taſche verloren. Prinz Hektor, der zu nichts wenigerem aufgelegt, als zum ſtillen, friedlichen Leben, der, unerachtet ihm der Fürſtenſtuhl unter den Beinen weggezogen, doch gern aufrecht ſtehen, und ſtatt zu regieren, wenigſtens kommandiren wollte, nahm franzöſiſche Dienſte, war ungemein tapfer, ging aber, als ihn eines Tages ein Zittermädel anplärrte: Kennſt du das Land, wo die Zitronen glühn, ſofort nach dem Lande, wo dergleichen Zitronen wirklich glühn, das heißt, nach Neapel, und zog ſtatt der franzöſiſchen Uniform eine neapolitaniſche an. Er wurde nehmlich ſo geſchwinde General, wie es nur irgend einem Prinzen geſchehen kann. — Als der Vater des Prinzen Hektor geſtorben, ſchlug Fürſt Irenäus das große Buch auf, worin er ſelbſt ſämmtliche fürſtliche Häupter in Europa verzeichnet, und notirte den erfolgten Tod ſeines fürſtlichen Freundes und Gefährten im Malheur. Nachdem dies geſchehen, ſchaute er lange den Namen des Prinzen Hektor an, rief dann ſehr laut: Prinz Hektor! und klappte den Folianten ſo heftig zu, daß der Hofmarſchall entſetzt drei Schritte zurückprallte. Nun ſtand der Fürſt auf, ging langſam im Zimmer auf und ab, und ſchnupfte ſo viel Spaniol, als nöthig, um eine ganze Welt von Gedanken in Ordnung zu bringen. Der Hofmarſchall ſprach viel von dem ſeligen Herrn, der nächſt vielen Reichthümern ein aimables Herz beſeſſen, vom jungen Prinzen Hektor, der vergöttert werde in Neapel von dem Monarchen und der Nation u. ſ. w. Fürſt Irenäus ſchien das alles nicht zu beachten, er blieb plötzlich dicht vor dem

Hofmarſchall ſtehen, ſchaute ihn an mit dem entſetzlichen Friedrichsblick, ſprach ſehr ſtark: Penétre und verſchwand in das Nebenkabinet.

Gott, ſprach der Hofmarſchall, der gnädigſte Fürſt haben gewiß die konſiderabelſten Gedanken, vielleicht gar Pläne.

Es war dem ſo. — Fürſt Irenäus dachte an den Reichthum des Prinzen, an ſeine Verwandſchaft mit mächtigen Häuptern, er rief ſich die Ueberzeugung in's Gedächtniß, daß Prinz Hektor gewiß noch den Degen mit dem Szepter vertauſchen werde, und ihm kam der Gedanke, daß die Vermählung des Prinzen mit der Prinzeſſin Hedwiga von den erſprießlichſten Folgen ſeyn könne. Ganz im geheimſten Geheim mußte der Kammerherr, den der Fürſt ſogleich abſandte, um den Prinzen ſeiner Seits nahmhaftes Beileid über den Tod des Vaters zu bezeigen, das bis auf die Farbe der Haut wohlgetroffene Miniaturbild der Prinzeſſin in die Taſche ſtecken. — Es iſt hier zu bemerken, daß die Prinzeſſin in der That eine vollendete Schönheit zu nennen geweſen, hätte ihre Haut weniger ins Gelbe geſpielt. Daher war ihr die Beleuchtung des Kerzenſcheins günſtig. —

Der Kammerherr richtete den geheimen Auftrag des Fürſten — niemanden, ſelbſt nicht der Fürſtin, hatte dieſer das mindeſte von ſeiner Abſicht vertraut, — ſehr geſchickt aus. Als der Prinz das Gemählde ſah, gerieth er beinahe in dieſelbe Extaſe, wie ſein prinzlicher College in der Zauberflöte. Wie Tamino hätte er beinahe, wenn auch nicht geſungen, doch gerufen: „dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön, und dann weiter: ſoll die Empfindung Liebe ſeyn, ja, ja die Liebe iſt's allein!" — Bei Prinzen iſt es ſonſt eben nicht die Liebe allein, die ſie ſtreben läßt nach der Schönſten, indeſſen dachte Prinz Hektor gerade nicht an andere Verhältniſſe, als er ſich hinſetzte und an den Fürſten Irenäus ſchrieb: es möge ihm vergönnet ſeyn, ſich um Herz und Hand der Prinzeſſin Hedwiga zu bewerben.

Fürſt Irenäus antwortete, daß, da er mit Freuden in eine Vermählung willige, die er ſchon ſeines verſtorbenen fürſtlichen Freundes halber aus dem Grunde des Herzens wünſche, es gar keiner weitern Bewerbung eigentlich bedürfe. Da aber die Form ſauvirt werden müſſe, möge der Prinz einen artigen Mann von dem gehörigen Stande nach Sieghartsweiler ſenden, den er ja auch gleich mit Vollmacht verſehen könne, die Trauung zu vollziehen, und nach altem ſchönem Herkommen, geſtiefelt und geſpornt den Bettſprung zu unternehmen. Der Prinz ſchrieb zurück: ich komme ſelbſt, mein Fürſt! —

Dem Fürſten war das nicht recht, er hielt die Trauung durch einen Bevollmächtigten für ſchöner, erhabner, fürſtlicher, hatte ſich im Innerſten auf das Feſt gefreut, und beruhigte ſich nur damit, daß vor dem Beilager ein großes Ordensfeſt gefeiert werden könne. Er wollte nehmlich das Großkreuz eines Hausordens, den ſein Vater geſtiftet hatte, und den kein Ritter mehr trug, nicht tragen durfte, dem Prinzen umhängen auf die ſolenneſte Weiſe.

Prinz Hektor kam alſo nach Sieghartsweiler, um die Prinzeſſin Hedwiga heimzuführen, und nebenher das Großkreuz eines verſchollenen Hausordens zu erhalten. Es ſchien ihm erwünſcht, daß der Fürſt ſeine Abſicht geheim gehalten, er bat vorzüglich Rückſichts Hedwiga's, in dieſem Schweigen zu verharren, da er erſt der vollen

Liebe Hedwiga's verſichert ſeyn müſſe, ehe er mit ſeiner Bewerbung hervortreten könne.

Der Fürſt verſtand nicht recht, was der Prinz damit ſagen wollte, und meinte, daß ſo viel er wiſſe und ſich erinnere, dieſe Form, was nehmlich die Verſicherung der Liebe vor dem Beilager beträfe, in fürſtlichen Häuſern niemals üblich geweſen ſey. Verſtehe der Prinz aber darunter weiter nichts, als die Aeußerung eines gewiſſen Attachements, ſo dürfe das vorzüglich während des Brautſtandes wohl eigentlich nicht ſtatt finden, könne aber, da doch die leichtſinnige Jugend über alles, was die Etiquette gebiete, hinwegzuſpringen geneigt, ja in der Kürze abgemacht werden, drei Minuten vor dem Ringewechſeln. Herrlich und erhaben wär's freilich, wenn das fürſtliche Brautpaar in dieſem Augenblick einigen Abſcheu gegen einander bewieſe, leider wären aber dieſe Regeln des höchſten Anſtandes in neueſter Zeit zu leeren Träumen geworden.

Als der Prinz Hedwiga zum erſtenmal erblickte, flüſterte er ſeinem Adjutanten in den Andern unverſtändlichem neapolitaniſchen Dialekt zu: bei allen Heiligen! ſie iſt ſchön, aber unſern des Beſuvs gebohren, und ſein Feuer blizt aus ihren Augen.

Prinz Ignaz hatte ſich bereits ſehr angelegentlich erkundigt, ob es in Neapel ſchöne Taſſen gebe, und wie viel davon Prinz Hektor beſitze, ſo daß dieſer durch die ganze Tonleiter der Begrüßungen durchgeſtiegen, ſich wieder zu Hedwiga wenden wollte, als die Thüren ſich öffneten, und der Fürſt den Prinzen einlud zu der Prachtſzene, die er durch die Zuſammenberufung ſämtlicher Perſonen, welche nur im mindeſten was hoffähiges an und in ſich tragen, im Prunkſaal bereitet. Er war diesmal in dem Auswählen weniger ſtrenge geweſen als ſonſt, da der Zirkel in Sieghartshof eigentlich für eine Landparthie zu achten. Auch die Benzon war zugegen mit Julien.

Prinzeſſin Hedwiga war ſtill, in ſich gekehrt, theilnahmlos, ſie ſchien den ſchönen Fremdling aus dem Süden nicht mehr nicht weniger zu beachten, als jede andere neue Erſcheinung am Hofe, und fragte ziemlich mürriſch ihr Hoffräulein, die rothwangige Nannette, ob ſie närriſch worden, als dieſe nicht aufhören konnte, ihr ins Ohr zu flüſtern, der fremde Prinz ſey doch gar zu hübſch und eine ſchönere Uniform habe ſie Zeit ihres Lebens nicht geſehen.

Prinz Hektor entfaltete nun vor der Prinzeſſin den bunten prahlenden Pfauenſchweif ſeiner Galanterie, ſie, beinahe verlezt durch den Ungeſtüm ſeiner ſüßlichen Verzücktheit, fragte nach Italien, nach Neapel. Der Prinz gab ihr die Beſchreibung eines Paradieſes, in dem ſie als herrſchende Göttin wandelte. Er bewährte ſich als ein Meiſter in der Kunſt, zu der Dame ſo zu ſprechen, daß alles, alles ſich geſtaltet, als ein Hymnus, der ihre Schönheit, ihre Anmuth preiſt. Mitten aus dieſem Hymnus ſprang aber die Prinzeſſin heraus, und hin zu Julien, die ſie in der Nähe gewahrte. Sie drückte ſie an ihre Bruſt, nannte ſie mit tauſend zärtlichen Nahmen, rief, das iſt meine liebe liebe Schweſter, meine herrliche ſüße Julie! als der Prinz etwas betroffen über Hedwigas Flucht, hinzutrat. Der Prinz heftete einen langen ſeltſamen Blick auf Julien, ſo daß dieſe, über und über erröthend, die Augen niederſchlug, und ſich ſcheu zur Mutter wandte, die hinter ihr ſtand. Aber die Prinzeſſin umarmte ſie auf's neue und rief: Meine liebe liebe Julia, und dabei traten ihr die Thränen in die Augen. Prinzeſſin, ſprach die Benzon leiſe, Prinzeſſin warum dieſes krampfhafte Benehmen? Die Prinzeſſin, ohne die Benzon zu beachten, drehte ſich zu dem Prinzen, dem wirklich über alles das der Strom der Rede verſiegt, und war ſie erſt ſtill, ernſt, müßmüthig geweſen, ſo ſchweifte ſie beinahe jezt aus, in ſeltſamer krampfhafter Luſtigkeit. Endlich ließen die zu ſtark geſpannten Saiten nach, und die Melodieen die nun aus ihrem Innern heraustönten, waren weicher, milder, jungfräulich zarter. Sie war liebenswürdiger als jemals, und der Prinz ſchien ganz und gar hingeriſſen. Endlich begann der Tanz. Der Prinz, nachdem mehrere Tänze gewechſelt, erbot ſich einen neapolitaniſchen Nationaltanz anzuführen, und es gelang ihm bald, den Tanzenden die volle Idee davon zu geben, ſo daß ſich alles gar artig fügte, und ſelbſt der leidenſchaftlich zärtliche Charakter des Tanzes gut hervortrat.

Niemand hatte aber eben dieſen Charakter ſo ganz begriffen, als Hedwiga, die mit dem Prinzen tanzte. Sie verlangte die Wiederholung, und als der Tanz zum zweitenmal geendet, beſtand ſie, des Mahnens der Benzon, die auf ihren Wangen ſchon die verdächtige Bläſſe wahrnahm, nicht achtend, darauf, zum drittenmal den Tanz auszuführen, der ihr nun erſt recht gelingen werde. Der Prinz war entzückt. Er ſchwebte hin mit Hedwiga, die in jeder Bewegung die Anmuth ſelbſt ſchien. Bei einer der vielen Verſchlingungen, die der Tanz gebot, drückte der Prinz die Holde ſtürmiſch an die Bruſt, aber in demſelben Augenblick, ſank auch Hedwiga entſeelt in ſeinen Armen zuſammen. —

Der Fürſt meinte, eine unſchicklichere Störung eines Hofballs könne es nicht geben, und nur das Land entſchuldige vieles. —

Prinz Hektor hatte ſelbſt die Ohnmächtige in ein benachbartes Zimmer auf ein Sopha getragen, wo ihr die Benzon die Stirne rieb mit irgend einem ſtarken Waſſer, das der Leibarzt zur Hand gehabt. Dieſer erklärte übrigens die Ohnmacht für einen Nervenzufall, den die Erhitzung des Tanzes veranlaßt, und der ſehr bald vorüber gehen werde.

Der Arzt hatte Recht, nach wenigen Sekunden ſchlug die Prinzeſſin mit einem tiefen Seufzer die Augen auf. Der Prinz, ſobald er vernommen, die Prinzeſſin habe ſich erholt, drang durch den dichten Kreis der Damen, von dem ſie umſchloſſen, kniete nieder bei dem Sopha, klagte ſich bitter an, daß er allein Schuld ſey an dem Begegniß, das ihm das Herz durchſchneide. So wie die Prinzeſſin ihn aber erblickte, rief ſie mit allen Zeichen des Abſcheues: Fort fort! und ſank auf's neue in Ohnmacht.

Kommen Sie, ſprach der Fürſt, indem er den Prinzen bei der Hand erfaßte, kommen Sie, beſter Prinz, Sie wiſſen nicht, daß die Prinzeſſin oft an den ſeltſamſten Reverien leidet. Weiß der Himmel, auf welche ſonderbare Weiſe Sie ihr in dieſem Augenblick erſchienen ſind! — Imaginiren Sie ſich, beſter Prinz, ſchon als Kind — entre nous soit dit — ſchon als Kind, hielt mich einmal die Prinzeſſin einen ganzen Tag hindurch für den Großmogul, und prätendirte, ich ſolle in Sammtpantoffeln ausreiten, wozu ich mich auch endlich entſchloß, wiewohl nur im Garten.

Prinz Hektor lachte dem Fürſten ohne Umſtände in's Geſicht, und rief nach dem Wagen.

Die Benzon mußte, ſo wollt' es die Fürſtin, aus Beſorgniß für Hedwiga, mit Julien im Schloſſe bleiben. Sie wußte, welche pſychiſche Macht ſonſt die Benzon über die Prinzeſſin übte, und eben ſo, daß dieſer pſychiſchen Macht auch Krankheitszufälle der Art zu weichen pflegten. In der That geſchah es auch dießmal, daß Hedwiga in ihrem Zimmer ſich bald erholte, als die Benzon ihr unermüdlich zugeredet mit ſanften Worten. Die Prinzeſſin behauptete nichts geringeres, als daß im Tanzen der Prinz ſich in ein drachenartiges Ungeheuer verwandelt, und mit ſpitzer glühender Zunge ihr einen Stich ins Herz gegeben habe. „Gott behüte, rief die Benzon, am Ende iſt Prinz Hektor gar das mostro turchino aus der Gozziſchen Fabel! — Welche Einbildungen, zuletzt wird es ſich ſo begeben, wie mit Kreisler, den ſie für einen bedrohlichen Wahnſinnigen hielten!" — „Nimmermehr, rief die Prinzeſſin heftig, und ſetzte dann lachend hinzu, wahrhaftig, ich wollte nicht, daß mein guter Kreisler ſich ſo plötzlich in das mostro turchino verwandelte, wie Prinz Hektor!" —

Als am frühſten Morgen die Benzon, die bei der Prinzeſſin gewacht, in Juliens Zimmer trat, kam ihr dieſe entgegen, erblaßt, übernächtig, das Köpfchen gehängt, wie eine kranke Taube. „Was iſt dir, Julie,“ rief ihr die Benzon, die nicht gewohnt, die Tochter in ſolchem Zuſtande zu ſehen, erſchrocken entgegen. „Ach Mutter, ſprach Julie ganz troſtlos, ach Mutter, niemals mehr in dieſe Umgebungen, mein Herz erbebt, wenn ich an die geſtrige Nacht denke. — Es iſt etwas entſetzliches in dieſem Prinzen; als er mich anblickte, ich kann dir's nicht beſchreiben, was in meinem Innern vorging. — Ein Blitzſtrahl fuhr tödtend aus dieſen dunklen unheimlichen Augen, von dem getroffen ich Aermſte vernichtet werden konnte. — Lache mich nicht aus, Mutter, aber es war der Blick des Mörders, der ſein Opfer erkohren, das mit der Todesangſt getödtet wird, noch ehe der Dolch gezückt! — Ich wiederhol' es, ein ganz fremdes Gefühl, ich vermag es nicht zu nennen, bebte wie ein Krampf mir durch alle Glieder! — Man ſpricht von Baſilisken, deren Blick, ein giftiger Feuerſtrahl, augenblicklich tödtet, wenn man es wagt, ſie anzuſchauen. Der Prinz mag ſolchem bedrohlichen Unthier gleichen.“

„Nun, rief die Benzon laut lachend, nun

muß ich in der That glauben, daß es mit dem maestro Abraham seine Richtigkeit hat, da der Prinz, ist er gleich der schönste liebenswürdigste Mann, zweien Mädchen erschienen ist als Drache, als Basilisk. Der Prinzessin traue ich die tollsten Einbildungen zu, aber daß meine ruhige sanfte Julie, mein süßes Kind, sich hingeben sollte närrischen Träumen."— Und Hedwiga, unterbrach Julie die Benzon, und Hedwiga, ich weiß nicht welch' eine böse feindliche Macht sie losreißen von meinem Herzen, ja mich hineinführen will in den Kampf einer fürchterlichen Krankheit, der in ihrem Innern wüthet! — Ja, Krankheit nenne ich der Prinzessin Zustand, gegen den die Vernunft nichts vermag. Als sie gestern sich schnell abwandte von dem Prinzen, als sie mich liebkoste, umarmte, da fühlte ich, wie sie in Fieberhitze glühte. Und dann das Tanzen, das entsetzliche Tanzen! Du weißt Mutter, wie ich die Tänze hasse, in denen es den Männern vergönnt, uns zu umschlingen. — Es ist mir, als müßten wir in dem Augenblick alles aufgeben, was Sitte und Anstand erfordern und den Männern eine Uebermacht einräumen, die wenigstens den zartfühlenden unter ihnen unerfreulich bleiben wird. — Und nun Hedwiga, die nicht aufhören konnte, jenen ſündlichen Tanz zu tanzen, der mir, je länger er dauerte, deſto abſcheulicher ſchien. Recht teufliſche Schadenfreude war es, die aus den Augen des Prinzen blitzte —"

„Närrin, ſprach die Benzon, was fällt dir alles ein! — Doch! — ich kann deine Geſinnung über das alles nicht tadeln, bewahre ſie treulich, aber ſey nicht ungerecht gegen Hedwiga, denke überhaupt gar nicht weiter nach, was mit ihr iſt und mit dem Prinzen, ſchlage es dir aus dem Sinn! — Willſt du, ſo werd ich dafür ſorgen, daß du eine Zeitlang weder Hedwiga noch den Prinzen ſehen darfſt. Nein, deine Ruhe ſoll nicht geſtört werden, mein gutes liebes Kind! Komm an mein Herz! — Damit umarmte die Benzon Julien mit aller mütterlichen Zärtlichkeit."

„Und, fuhr Julie fort, indem ſie das glühende Antlitz an die Bruſt der Mutter drückte, und aus der entſetzlichen Unruhe, die ich empfand, mochten auch wohl die ſchlimmen Träume kommen, die mich ſo verſtört haben."

„Was träumteſt du denn," fragte die Benzon

„Mir war's, ſprach Julie weiter, mir war's, ich wandle in einem herrlichen Garten, in dem unter dichtem dunklem Gebüſch Nachtviolen und Roſen durcheinander blühten, und ihr ſüßes Aroma in die Lüfte ſtreuten. Ein wunderbarer Schimmer, wie Mondesglanz, ging auf in Ton und Geſang, und wie er die Bäume die Blumen mit goldnem Strahl berührte, bebten ſie vor Entzücken, und die Büſche ſäuſelten, und die Quellen flüſterten in leiſen ſehnſüchtigen Seufzern. Da gewahrte ich aber, daß ich ſelbſt der Geſang ſey, der durch den Garten ziehe, doch ſo wie der Glanz der Töne verbleiche, müſſe ich auch vergehen in ſchmerzlicher Wehmuth! — Nun ſprach aber eine ſanfte Stimme: nein! der Ton iſt die Seeligkeit und keine Vernichtung, und ich halte dich feſt mit ſtarken Armen, und in meinem Weſen ruht mein Geſang, der iſt aber ewig wie die Sehnſucht! — Es war Kreisler, der vor mir ſtand und dieſe Worte ſprach. Ein himmliſches Gefühl von Troſt und Hoffnung ging durch mein Inneres, und ſelbſt wußte ich nicht — ich ſage dir Alles, Mutter! — ja ſelbſt wußte ich nicht, wie es kam, daß ich Kreislern an die Bruſt ſank.

Da fühlte ich plötzlich, wie mich eiſerne Arme feſt umſchlangen, und eine entſetzliche höhnende Stimme rief: Was ſträubſt du dich, Elende, du biſt ja ſchon getödtet, und mußt nun mein ſeyn. — Es war der Prinz, der mich feſthielt. — Mit einem lauten Angſtgeſchrei fuhr ich auf aus dem Schlafe, ich warf mein Nachtkleid über, und lief an's Fenſter, das ich öffnete, da die Luft im Zimmer ſchwül und dunſtig. In der Ferne gewahrte ich einen Mann, der mit einem Perſpectiv nach den Fenſtern des Schloſſes ſchaute, dann aber die Allee hinabſprang auf ſeltſame, ich möchte ſagen närriſche Weiſe, indem er von beiden Seiten allerlei Entrechats und andere Tänzerpas ausführte, mit den Armen in den Lüften herumfocht, und, wie ich zu vernehmen glaubte, laut dazu ſang. Ich erkannte Kreislern, und indem ich über ſein Beginnen herzlich lachen mußte, kam er mir doch vor, wie der wohlthätige Geiſt, der mich ſchützen würde vor dem Prinzen. Ja es war, als würde mir jetzt erſt Kreislers inneres Weſen recht klar, und ich ſähe jetzt erſt ein, wie ſein ſchalkiſch ſcheinender Humor, von dem mancher ſich oft verwundet fühle, aus dem treuſten herrlichſten Gemüthe komme. Ich hätte hinablaufen in den Park, ich hätte Kreislern alle Angſt des entſetzlichen Traums klagen mögen! —“

„Das iſt, ſprach die Benzon ernſt, das iſt ein einfältiger Traum und das Nachſpiel noch einfältiger! — Du bedarfſt der Ruhe, Julie, ein leichter Morgenſchlummer wird dir wohlthun, auch ich gedenke noch ein paar Stunden zu ſchlafen.“

Damit verließ die Benzon das Zimmer und Julie that, wie ihr geheißen.

Als ſie erwachte, ſtrahlte die Mittagsſonne in die Fenſter hinein, und ein ſtarker Duft von Nachtviolen und Roſen ſtrömte durch das Zimmer. „Was iſt das, rief Julie voll Erſtaunen, was iſt das! — mein Traum! —“ Doch wie ſie ſich umſchaute, lag über ihr auf der Lehne des Sophas, auf dem ſie geſchlafen, ein ſchöner Strauß jener Blumen! —

„Kreisler, mein lieber Kreisler,“ ſprach Julie ſanft, nahm den Strauß, und gerieth in träumeriſches Sinnen.

Prinz Ignaz ließ anfragen, ob es ihm nicht erlaubt ſey, Julien ein Stündchen zu ſehen.

Schnell kleidete ſich Julie an, und eilte in das Zimmer, wo Ignaz ſie ſchon mit einem ganzen Korbe voll Porzellaintaſſen und chineſiſcher Puppen erwartete. Julie, das gute Kind, ließ es ſich gefallen, Stundenlang mit dem Prinzen, der ihr tiefes Mitleid einflößte, zu ſpielen. Kein Wort der Neckerei oder wohl gar der Verachtung, entſchlüpfte ihr, wie es wohl andern bisweilen, vorzüglich der Prinzeſſin Hedwiga, geſchah, daher kam es, daß dem Prinzen Julias Geſellſchaft über alles ging, und er ſie oft gar ſeine kleine Braut nannte. — Die Taſſen waren aufgeſtellt, die Puppen geordnet, Julie hielt eben im Namen eines kleinen Harlekins eine Anrede an den Kaiſer von Japan (beide Püppchen ſtanden einander gegenüber) als die Benzon hineintrat.

Nachdem ſie eine Weile dem Spiele zugeſchaut, drückte ſie Julien einen Kuß auf die Stirn und ſprach: „Du biſt doch mein liebes gutes Kind! —“

Es war ſpäte Dämmerung eingebrochen. Julie, die, wie ſie gewünſcht, bei der Mittagstafel nicht erſcheinen dürfen, ſaß einſam in ihrem Zimmer und erwartete die Mutter. Da ſchlichen leiſe Tritte hinan, die Thüre öffnete ſich und todtenbleich, mit ſtarren Augen, in weißem Kleide, geſpenſtiſch, trat die Prinzeſſin hinein. „Julia, ſprach ſie leiſe und dumpf, Julia! — nenne mich thörigt, ausgelaſſen — wahnſinnig, aber entziehe mir nicht dein Herz, ich bedarf deines Mitleids, deines Troſtes! — Es iſt nichts, als der Ueberreiz, die heilloſe Erſchöpfung des abſcheulichen Tanzes, die mich krank gemacht hat, aber es iſt vorüber, mir iſt beſſer! — Der Prinz iſt fort nach Sieghartsweiler! — Ich muß in die Luft, laß uns hinabwandeln in den Park! —"

Als Beide, Julie und die Prinzeſſin, ſich am Ende der Allee befanden, ſtrahlte ein helles Licht ihnen aus dem tiefſten Dickicht entgegen, und ſie vernahmen fromme Geſänge. „Das iſt die Abendlitaney aus der Marien-Kapelle," rief Julia.

„Ja, ſprach die Prinzeſſin, wir wollen hin, laß uns beten! — bete du auch für mich, Julie! —"

„Wir wollen, erwiederte Julie, vom tiefſten Schmerz über der Freundin Zuſtand ergriffen, wir wollen beten, daß nie ein böſer Geiſt

Macht habe über uns, daß unſer reines frommes Gemüth nicht verſtört werden möge durch des Feindes Verlokung.“

Eben zogen, als die Mädchen bei der Kapelle angekommen, die am äußerſten Ende des Parks befindlich, die Landleute von dannen, die die Litaney vor dem mit Blumen geſchmückten, und mit vielen Lampen erleuchteten, Marienbilde geſungen. Sie knieten nieder in dem Betſtuhl. Da begannen die Sänger auf dem kleinen Chor, der zur Seite des Altars angebracht, das Ave maris stella, das Kreiſler erſt vor kurzem componirt.

Leiſe beginnend brauſte der Geſang ſtärker und mächtiger auf in dem dei mater alma, bis die Töne, in dem felix coeli porta dahin ſterbend, fortſchwebten auf den Fittigen des Abendwindes.

Noch immer lagen die Mädchen auf den Knieen, tief verſunken in brünſtige Andacht. Der Prieſter murmelte Gebete, und aus weiter Ferne, wie ein Chor von Engelſtimmen aus dem nächtlichen verſchleierten Himmel, hallte der Hymnus: O sanctissima, den die hereinziehenden Sänger angeſtimmt.

Endlich ertheilte ihnen der Prieſter den Seegen. Da ſtanden ſie auf, und fielen ſich in die Arme. Ein namenloſes Weh, aus Entzücken und Schmerz geweben, ſchien gewaltſam ſich loswinden zu wollen aus ihrer Bruſt, und Blutstropfen, dem wunden Herzen entquollen, waren die heißen Thränen, die aus ihren Augen ſtürzten. „Das war er," liſpelte die Prinzeſſin leiſe. „Er war's," erwiederte Julie. — Sie verſtanden ſich.

In ahnungsvollem Schweigen harrte der Wald, daß die Mondſcheibe aufſteige, und ihr ſchimmerndes Gold über ihn ausſtreue. Der Choral der Sänger, noch immer vernommen in der Stille der Nacht, ſchien entgegenzuziehen dem Gewölk, das glühend aufflammte, und ſich über den Bergen lagerte, die Bahn des leuchtenden Geſtirns bezeichnend, vor dem die Sterne erblaßten.

„Ach, ſprach Julia, was iſt es denn, das uns ſo bewegt, das ſo mit tauſend Schmerzen unſer Inneres durchſchneidet? — Horche doch nur, wie das ferne Lied ſo tröſtend zu uns herüberhallt? Wir haben gebetet, und aus den goldnen Wolken ſprachen fromme Geiſter zu uns herab von himmliſcher Seeligkeit. —“ „Ja meine Julia, erwiederte die Prinzeſſin ernſt und feſt, ja meine Julia, über den Wolken iſt Heil und Seeligkeit, und ich wollte, daß ein Engel des Himmels mich hinauftrüge zu den Sternen, ehe mich die finſtre Macht erfaßte. Ich möchte wohl ſterben, aber ich weiß es, dann trügen ſie mich in die fürſtliche Gruft, und die Ahnherrn, die dort begraben, würden es nicht glauben, daß ich geſtorben bin, und erwachen aus der Todtenerſtarrung zum entſetzlichen Leben, und mich hinaustreiben. Dann gehörte ich ja aber weder den Todten an, noch den Lebendigen, und fände nirgends Obdach.“

„Was ſprichſt du, Hedwiga, um aller Heiligen willen, was ſprichſt du, rief Julie erſchrocken.“

„Mir hat, fuhr die Prinzeſſin fort, in demſelben feſten, beinahe gleichgültigen Ton beharrend, mir hat dergleichen einmal geträumt. Es kann aber auch ſeyn, daß ein bedrohlicher Ahn herr im Grabe zum Vampyr geworden, der mir nun das Blut ausſaugt. Davon mögen meine häufigen Ohnmachten herrühren.“

„Du biſt krank, rief Julia, du biſt ſehr krank, Hedwiga, die Nachtluft ſchadet dir, laß uns forteilen.“

Damit umſchlang ſie die Prinzeſſin, die ſich ſchweigend fortführen ließ.

Der Mond war nun hoch heraufgeſtiegen über den Geierſtein, und in magiſcher Beleuchtung ſtanden die Büſche, die Bäume, und flüſterten und rauſchten, mit dem Nachtwinde koſend, in tauſend lieblichen Weiſen.

„Es iſt doch ſchön, ſprach Julie, o es iſt doch ſchön auf der Erde, beut uns die Natur nicht ihre herrlichſten Wunder dar, wie eine gute Mutter ihren lieben Kindern?“ „Meinſt du? erwiederte die Prinzeſſin, und fuhr dann nach einer Weile fort: Ich wollte nicht, daß du mich erſt ganz verſtanden hätteſt, und bitte, alles nur für den Erguß einer böſen Stimmung zu halten. — Du kennſt noch nicht den vernichtenden Schmerz des Lebens. Die Natur iſt grauſam, ſie hegt und pflegt nur die geſunden Kinder, die kranken verläßt ſie, ja richtet bedrohliche Waffen gegen ihr Daſeyn. — Ha! du weißt, daß mir ſonſt die Natur nichts war, als eine Bildergallerie, hingeſtellt um die Kräfte des Geiſtes und der Hand zu üben, aber jezt iſt es anders worden, da ich nichts fühle, nichts ahne, als ihr Entſetzen. Ich möchte lieber in erleuchteten Sälen zwiſchen bunter Geſellſchaft wandeln, als einſam mit dir in dieſer mondhellen Nacht. —

Julien wurde nicht wenig bange, ſie bemerkte, wie Hedwiga immer ſchwächer, erſchöpfter wurde, ſo daß die Arme all' ihre geringe Kraft anwenden mußte, um ſie im Gehen aufrecht zu erhalten.

Endlich hatten ſie das Schloß erreicht. Unfern deſſelben, auf der ſteinernen Bank, die unter einem Hollunderbuſch ſtand, ſaß eine finſtre verhüllte Geſtalt. So wie Hedwiga dieſe gewahrte, rief ſie voll Freude: Dank der Jungfrau und allen Heiligen, da iſt ſie! und ging plötzlich erkräftigt, und ſich von Julien losmachend, auf die Geſtalt los, die ſich erhob, und mit dumpfer Stimme ſprach: Hedwiga, mein armes Kind! — Julia gewahrte, daß die Geſtalt eine von Kopf bis zu Fuß in braune Gewänder gehüllte Frau war, die tiefen Schatten ließen die Züge ihres Geſichts nicht erkennen. Von innern Schauern durchbebt, blieb Julia ſtehen.

Beide, die Frau und die Prinzeſſin, ließen ſich auf die Bank nieder. Die Frau ſtrich ihr ſanft die Haarlocken von der Stirne, legte dann die Hände darauf, und ſprach langſam und leiſe in einer Sprache, die Julie ſich nicht erinnern konnte, jemals gehört zu haben. Nachdem dies einige Minuten gewährt, rief die Frau Julien zu: Mädchen, eile nach dem Schloß, rufe die Kammerfrauen, ſorge, daß man die Prinzeſſin hineinſchaffe. Sie iſt in ſanften Schlaf geſunken, von dem ſie geſund und froh erwachen wird.

Julie, ihrem Erſtaunen nicht einen Augenblick Raum gebend, that ſchnell, wie ihr geheißen.

Als ſie mit den Kammerfrauen ankam, fand man die Prinzeſſin, ſorgſam in ihren Shawl eingehüllt, wirklich im ſanften Schlaf, die Frau war verſchwunden.

Sage mir, ſprach Julie am andern Morgen, als die Prinzeſſin ganz geneſen erwacht, und keine

Spur innerer Zerrüttung ſich zeigte, was Julie befürchtet, ſage mir um Gott, wer war die wunderbare Frau?

„Ich weiß es nicht, erwiederte die Prinzeſſin, ein einziges Mal in meinem Leben habe ich ſie geſehen. Du erinnerſt dich, wie ich einmal, noch ein Kind, in eine tödliche Krankheit verfallen, ſo daß die Aerzte mich aufgaben. Da ſaß ſie in einer Nacht plötzlich an meinem Bette, und lullte mich, wie heute, ein in ſüßen Schlummer, von dem ich ganz geneſen erwachte. — In der geſtrigen Nacht trat zum erſten Mal das Bild dieſer Frau mir wieder vor die Augen, es war mir, als müſſe ſie mir wieder erſcheinen, und mich retten, und ſo hat es ſich wirklich begeben. — Thu' es mir zur Liebe, und ſchweige ganz von der Erſcheinung, laß' dir auch nichts merken durch Wort oder Zeichen, daß uns etwas wunderbares begegnet. Denke an den Hamlet, und ſey', mein lieber Horatio! — Es iſt gewiß, daß es mit dieſer Frau eine geheimnißvolle Bewandniß haben muß, aber, mag das Geheimniß mir und dir verſchloſſen bleiben, weiteres Forſchen bedünkt mir gefährlich. — Iſt es nicht genug, daß ich geneſen bin, und froh, frei von allen Geſpenſtern, die mich verfolgten?" — Alles verwunderte ſich über der Prinzeſſin ſo plötzlich wieder gekehrte Geſundheit. Der Leibarzt behauptete, der nächtliche Spaziergang nach der Marienkapelle habe durch die Erſchütterung aller Nerven ſo draſtiſch gewirkt, und er nur vergeſſen denſelben ausdrücklich zu verordnen. Die Benzon ſprach aber in ſich hinein: Hm! — die Alte iſt bei ihr geweſen — mag das dies Mal hingehen! — Es iſt nun an der Zeit, daß jene verhängnißvolle Frage des Biographen: Du —

(M. f. f.) liebſt mich alſo, holde Miesmies? O wiederhol' es mir, wiederhol' es mir tauſendmal, damit ich noch in ferneres Entzücken gerathen und ſo viel Unſinn ausſprechen möge, wie es einem von dem beſten Romandichter geſchaffenen Liebeshelden geziemt! — Doch Beſte, du haſt meine erſtaunliche Neigung zum Geſange, ſo wie meine Kunſtfertigkeit darin, ſchon bemerkt, würd' es dir wohl gefällig ſeyn, Theure! mir ein kleines Liedchen vorzuſingen? „Ach, erwiederte Miesmies, ach geliebter Murr, zwar bin ich auch in der Kunſt des Geſanges nicht unerfahren, aber du weißt, wie es jungen Sängerinnen geht, wenn ſie zum erſtenmal ſingen ſollen vor Meiſtern und Kennern! — Die Angſt, die Verlegenheit, ſchnürt ihnen die Kehle zu, und die ſchönſten Töne, Trillos und Mordenten bleiben auf die fatalſte Weiſe in der Kehle ſtecken, wie Fiſchgräten. — Eine Arie zu ſingen iſt dann pur unmöglich, weßhalb der Regel nach mit einem Duett begonnen wird. Laß uns ein kleines Duett verſuchen Theurer! wenns dir gefällig! — Das war mir Recht. — Wir ſtimmten nun gleich das zärtliche Duett an: Bei meinem erſten Blick, flog dir mein Herz entgegen ꝛc. ꝛc. Miesmies begann furchtſam, aber bald ermuthigte ſie mein kräftiges Falſett. Ihre Stimme war allerliebſt, ihr Vortrag gerundet, weich, zart, kurz ſie zeigte ſich als wackre Sängerin. Ich war entzückt, wiewohl ich einſah, daß mich Freund Ovid wiederum im Stich gelaßen. Da Miesmies mit dem cantare ſo herrlich beſtanden, ſo war es mit dem chordas tangere gar nichts, und ich durfte nicht erſt nach der Guitarre verlangen. —

Miesmies ſang nun mit ſeltner Geläufigkeit, mit ungemeinem Ausdruck, mit höchſter Eleganz das bekannte: Di tanti palpiti etc. etc. Von der heroiſchen Stärke des Rezitativs ſtieg ſie herrlich hinein in die wahrhaft kätzliche Süßigkeit des Andantes. Die Arie ſchien ganz für ſie geſchrieben, ſo daß auch mein Herz überſtrömte und ich in ein lautes Freudengeſchrei ausbrach. Ha! — Miesmies mußte mit dieſer Arie eine Welt fühlender Katerſeelen begeiſtern! — Nun ſtimmten wir noch ein Duett an, aus einer ganz neuen Oper, das ebenfalls herrlich gelang, da es ganz und gar für uns geſchrieben ſchien. Die himmliſchen Rouladen gingen glanzvoll aus unſerm Innern heraus, da ſie meiſtentheils aus chromatiſchen Gängen beſtanden. Ueberhaupt muß ich bei dieſer Gelegenheit bemerken, daß unſer Geſchlecht chromatiſch iſt, und daß daher jeder Componiſt, der für uns componiren will, ſehr wohl thun würde, Melodieen und alles übrige, chromatiſch einzurichten. Leider hab' ich den Nahmen des trefflichen Meiſters, der jenes Duett componirt, vergeſſen, das iſt ein wackrer lieber Mann, ein Componiſt nach meinem Sinn. —

Während dieſes Duetts war ein ſchwarzer Kater heraufgeſtiegen, der uns mit glühenden

Augen anfunkelte. „Bleiben Sie gefälligſt von dannen, beſter Freund, rief ich ihm entgegen, ſonſt kratze ich ihnen die Augen aus, und werfe Sie vom Dache herab, wollen Sie aber eins mit uns ſingen, ſo kann das geſchehen. — Ich kannte den jungen ſchwarzgekleideten Mann als einen vortrefflichen Baſſiſten, und ſchlug daher vor, eine Compoſition zu ſingen, die ich zwar ſonſt nicht ſehr liebe, die ſich aber zu der bevorſtehenden Trennung von Miesmies ſehr gut ſchickte. — Wir ſangen: Soll ich dich Theurer nicht mehr ſehen! Kaum verſicherte ich aber mit dem Schwarzen, daß die Götter mich bewahren würden, als eine gewaltige Ziegelſcherbe zwiſchen uns durchfuhr, und eine entſetzliche Stimme rief: wollen die verfluchten Katzen wohl die Mäuler halten! — Wir ſtoben, von der Todesfurcht gehetzt, wild auseinander in den Dachboden hinein. — O der herzloſen Barbaren ohne Kunſtgefühl, die ſelbſt unempfindlich bleiben bei den rührendſten Klagen der unausſprechlichen Liebeswehmuth, und nur Rache und Tod brüten und Verderben! —

Wie geſagt, das, was mich tröſten ſollte von meiner Liebesnoth, ſtürzte mich nur noch tiefer hinein. Miesmies war ſo muſikaliſch, daß wir Beide auf das anmuthigſte mit einander zu fantaſiren vermochten. Zulezt ſang ſie meine eignen Melodieen herrlich nach, darüber wollte ich denn nun ganz und gar närriſch werden, und quälte mich ſchrecklich ab in meiner Liebespein, ſo daß ich ganz blaß, mager und elend wurde. — Endlich, endlich, nachdem ich mich lange genug abgehärmt, fiel mir das lezte, wiewohl verzweifelte, Mittel ein, mich von meiner Liebe zu heilen. — Ich beſchloß meiner Miesmies Herz und Pfote zu bieten. Sie ſchlug ein, und ſobald wir ein Paar worden, merkte ich auch alsbald, wie meine Liebesſchmerzen ſich ganz und gar verloren. Mir ſchmeckte Milchſuppe und Braten vortrefflich, ich gewann meine joviale Laune wieder, mein Bart kam in Ordnung, mein Pelz erhielt wieder den alten ſchönen Glanz, da ich nun die Toilette mehr beachtete als vorher, wogegen meine Miesmies ſich gar nicht mehr putzen mochte. Ich fertigte dem unerachtet, wie zuvor geſchehen, noch einige Verſe auf meine Miesmies, die um ſo hübſcher, um ſo wahrer empfunden waren, als ich den Ausdruck der ſchwärmeriſchen Zärtlichkeit ſo immer mehr und mehr heraufſchrob, bis er mir die höchſte Spitze erreicht zu haben ſchien. Ich dedizirte endlich der Guten noch ein dickes Buch, und hatte ſo auch in literariſch aeſthetiſcher Hinſicht alles abgethan, was von einem honnetten treuverliebten Kater nur verlangt werden kann. Uebrigens führten wir, ich und meine Miesmies, auf der Strohmatte vor der Thüre meines Meiſters, ein häuslich ruhiges, glückliches Leben. — Doch welches Glück iſt hienieden auch nur von einigem Beſtand! — Ich bemerkte bald, daß Miesmies oft in meiner Gegenwart zerſtreut war, daß ſie, wenn ich mit ihr ſprach, verwirrtes Zeug antwortete, daß ihr tiefe Seufzer entflohen, daß ſie nur ſchmachtende Liebeslieder ſingen mochte, ja daß ſie zuletzt ganz matt und krank that. Fragte ich denn, was ihr fehle, ſo ſtreichelte ſie mir zwar die Wangen und erwiederte: „Nichts gar nichts, mein liebes gutes Papachen," aber das Ding war mir doch gar nicht recht. Oft erwartete ich ſie vergebens auf der Strohmatte, ſuchte ſie vergebens im Keller, auf dem Boden, und fand ich ſie denn endlich und machte ihr zärtliche Vorwürfe, ſo entſchuldigte ſie ſich damit, daß ihre Geſundheit weite Spaziergänge erfordere, und daß ein ärztlicher Kater ſogar eine Badereiſe angerathen. Das war mir wieder nicht recht. Sie mochte wohl meinen verſteckten Aerger gewahren, und ließ es ſich angelegen ſeyn, mich mit Liebkoſungen zu überhäufen, aber auch in dieſen Liebkoſungen lag ſo etwas ſonderbares, ich weiß es nicht zu nennen, das mich erkältete, ſtatt mich zu erwärmen, und auch das war mir nicht recht. Ohne zu vermuthen, daß dies Betragen meiner Miesmies ſeinen beſonderen Grund haben könnte, wurde ich nur inne, daß nach und nach auch das letzte Fünkchen der Liebe zu der Schönſten erloſch, und daß in ihrer Nähe mich die tödtendſte Langeweile erfaßte. Ich ging daher meine Wege und ſie die ihrigen; kamen wir aber einmal zufällig auf der Strohmatte zuſammen, ſo machten wir uns die liebevollſten Vorwürfe, waren dann die zärtlichſten Gatten, und beſangen die friedliche Häuslichkeit, in der wir lebten.

Es begab ſich, daß mich einmal der ſchwarze Baßiſt in dem Zimmer meines Meiſters beſuchte.

Er ſprach in abgebrochenen geheimnißvollen Worten, fragte dann ſtürmiſch, wie ich mit meiner Miesmies lebe — kurz, ich merkte wohl, daß der Schwarze etwas auf dem Herzen hatte, das er mir entdecken wollte. Endlich kam es denn auch zum Vorſchein. Ein Jüngling, der im Felde gedient, war zurückgekehrt, und lebte in der Nachbarſchaft von einer kleinen Penſion, die ihm ein dort wohnender Speiſewirth an Fiſchgräten und Speisabgang ausgeworfen. Schön von Figur, herkuliſch gebaut, wozu noch kam, daß er eine reiche fremde Uniform trug, ſchwarz grau und gelb, und wegen bewieſener Tapferkeit, als er mit wenigen Kameraden einen ganzen Speicher von Mäuſen reinigen wollen, das Ehrenzeichen des gebrannten Specks auf der Bruſt trug, fiel er allen Mädchen und Frauen in der Gegend auf. Alle Herzen ſchlugen ihm entgegen, wenn er auftrat keck und kühn, den Kopf emporgehoben, feurige Blicke um ſich werfend. Der hatte ſich, wie der Schwarze verſicherte, in meine Miesmies verliebt, ſie war ihm eben ſo mit Liebe entgegengekommen, und es war nur zu gewiß, daß ſie heimliche verliebte Zuſammenkünfte hielten allnächtlich hinter dem Schornſtein oder im Keller.

„Mich wundert, ſprach der Schwarze, mich wundert, beſter Freund! daß Sie bei Ihrer ſonſtigen Sagazität das nicht längſt bemerkt, aber liebende Gatten ſind oft blind, und es thut mir leid, daß Freundespflicht mir gebot, Ihnen die Augen zu öffnen, da ich weiß, daß Sie in Ihre vortreffliche Gattin ganz und gar vernarrt ſind.“

O Muzius, ſo hieß der Schwarze, o Muzius, rief ich, ob ich ein Narr bin, ob ich ſie liebe, die ſüße Verrätherin! Ich bete ſie an, mein ganzes Weſen gehört ihr! — Nein, ſie kann mir das nicht thun, die treue Seele! — Muzius, ſchwarzer Verläumder, empfange den Lohn deiner Schandthat! — Ich hob die gekrallte Pfote auf, Muzius blickte mich freundlich an und ſprach ſehr ruhig: „ereifern Sie ſich nicht, mein Guter, Sie theilen das Loos vieler vortrefflichen Leute, überall iſt ſchnöder Wankelmuth zu Hauſe, und leider vorzüglich bei unſerm Geſchlecht.“ Ich ließ die aufgehobene Pfote wieder ſinken, ſprang wie in voller Verzweiflung einigemal in die Höhe und ſchrie dann wüthend: wär es möglich, wär es möglich! — O Himmel — Erde! — was noch ſonſt? — nenn' ich die Hölle mit! — Wer hat mir das gethan, der ſchwarz grau gelbe Kater? — Und ſie, die ſüße Gattin, treu und hold ſonſt, ſie konnte, höll'ſchen Trugs voll, den verachten, der oft, an ihrem Buſen eingewiegt, in ſüßen Liebesträumen ſeelig ſchwelgte? — O fließt, ihr Zähren, fließt der Undankbaren! — Himmel tauſend ſapperment, das geht nicht an, den bunten Kerl am Schornſtein ſoll der Teufel holen!

„Beruhigen Sie ſich, ſprach Muzius, beruhigen Sie ſich doch nur, Sie überlaſſen ſich zu ſehr der Wuth des jähen Schmerzes. Als Ihr wahrer Freund mag ich Sie jetzt weiter nicht in Ihrer angenehmen Verzweiflung ſtören. Wollen Sie ſich in Ihrer Troſtloſigkeit ermorden, ſo könnte ich Ihnen zwar mit einem tüchtigen Rattenpulver aufwarten, ich will es aber nicht thun, da Sie ſonſt ein lieber ſcharmanter Kater ſind, und es Jammerſchade wäre um Ihr junges Leben. Tröſten Sie ſich, laſſen Sie Miesmies laufen, es giebt der anmuthigen Katzen noch viele in der Welt. — Adieu Beſter!“

— Damit ſprang Muzius fort durch die geöffnete Thüre.

So wie ich ſtill, unter dem Ofen liegend, mehr nachſann über die Entdeckungen, die mir der Kater Muzius gemacht, fühlte ich wohl etwas in mir regen, wie heimliche Freude. Ich wußte nun, wie ich mit Miesmies daran war, und die Quälerei mit dem ungewiſſen Weſen war am Ende. Hatte ich aber Anſtandshalber erſt die gehörige Verzweiflung geäußert, ſo glaubte ich, daß derſelbe Anſtand es erfordere, dem Schwarzgraugelben zu Leibe zu gehen.

Ich belauſchte zur Nachtzeit das Liebespaar hinter dem Schornſtein, und fuhr mit den Worten: hölliſcher beſtialiſcher Verräther, auf meinen Nebenbuhler grimmig los. Der aber, an Stärke, wie ich leider zu ſpät bemerkte, mir weit überlegen, packte mich, ohrfeigte mich gräßlich ab, daß ich mehreres Pelzwerk einbüßte, und ſprang dann ſchnell fort. Miesmies lag in Ohnmacht, als ich mich ihr aber näherte, ſprang ſie eben ſo behende als ihr Liebhaber auf, und ihm nach in den Dachboden hinein.

Lendenlahm, mit blutigen Ohren, ſchlich ich herab zu meinem Meiſter, und verwünſchte den Gedanken, meine Ehre konſerviren zu wollen, hielt es auch für gar keine Schande, die Miesmies dem Schwarzgraugelben ganz und gar zu überlaſſen.

Welch' ein feindliches Schickſal, dacht, ich, der himmliſch-romantiſchen Liebe halber werde ich in die Goſſe geworfen, und das häusliche Glück verhilft mir zu nichts anderm, als zu gräßlichen Prügeln.

Am andern Morgen erſtaunte ich nicht wenig, als ich, aus dem Zimmer des Meiſters heraustretend, Miesmies auf der Strohmatte fand, „Guter Murr, ſprach ſie ſanft und ruhig, ich glaube zu fühlen, daß ich dich nicht mehr ſo liebe, als ſonſt, welches mich ſehr ſchmerzt.“

O theure Miesmies, erwiederte ich zärtlich, es zerſchneidet mir das Herz, aber ich muß es geſtehen, ſeit der Zeit, daß ſich gewiſſe Dinge begeben, biſt du mir auch gleichgültig geworden.

„Nimm es nicht übel, ſprach Miesmies weiter, nimm es nicht übel, ſüßer Freund, aber es iſt mir ſo, als wärſt du mir ſchon längſt ganz unausſtehlich geweſen.“

Mächt'ger Himmel, rief ich begeiſtert, welche Sympathie der Seelen, mir geht es ſo, wie dir.

Nachdem wir auf dieſe Weiſe einig geworden, daß wir uns einander ganz unausſtehlich wären, und uns nothwendiger Weiſe trennen müßten auf ewig, umpfoteten wir uns auf das Zärtlichſte, und weinten heiße Thränen der Freude und des Entzückens! —

Dann trennten wir uns, jeder war hinfort von der Vortrefflichkeit, von der Seelengröße des andern überzeugt, und pries ſie jedem an, der davon hören mochte.

Auch ich war in Arkadien, rief ich, und legte mich auf die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften eifriger als jemals.

(Mak. Bl.) — Euch, ſprach Kreisler, ja ich ſag' es Euch aus tiefer Seele, dieſe Ruhe ſcheint mir bedrohlicher, als der wüthendſte Sturm. Es iſt die dumpfe taube Schwüle vor dem zerſtörenden Gewitter, in der ſich jetzt alles an dem Hofe bewegt, den Fürſt Irenäus im Duodez-Format mit vergoldetem Schnitt, wie einen Almanach an's Tageslicht gebracht. Vergebens ſteckt der gnädigſte Herr unaufhörlich glänzende Feſte auf, wie Gewitterableiter, als zweiter Franklin, die Blitze werden doch einſchlagen, und vielleicht ſein eignes Staatskleid verſengen. — Es iſt wahr, Prinzeſſin Hedwiga gleicht jetzt in ihrem ganzen Weſen einer hell und klar hinſtrömenden Melodie, ſtatt daß ſonſt wilde unruhige Akkorde durch einander aufſuhren aus ihrer wunden Bruſt, aber — Nun! und Hedwiga ſchreitet jetzt in verklärtem freundlichem Stolz an dem Arm des wackern Neapolitaners daher, und Julia lächelt ihn an auf ihre holdſeelige Weiſe, und läßt ſich ſeine Galanterien gefallen, die der Prinz, ohne ein Auge von der beſtimmten Braut zu laſſen, ihr ſo geſchickt zuzuwenden weiß, daß ſie ein junges unerfahrnes Gemüth wie Ricochet-Schüſſe ſchärfer treffen müſſen, als wenn das bedrohliche Geſchütz geradezu darauf gerichtet! — Und doch glaubte ſich, wie mir die Benzon erzählt, erſt Hedwiga von dem mostro turchino erdrückt, und der ſanften ruhigen Julia, dem Himmelskinde, wurde der ſchmucke General en Chef zum ſchnöden Baſilisk! — O ihr ahnenden Seelen, ihr hattet ja Recht! — Teufel, hab ich denn nicht in Baumgartens Welthiſtorie geleſen, daß die Schlange, die uns um das Paradies gebracht, ſtolzirte in goldgleißendem Schuppenwams? — Das fällt mir ein, wenn ich den goldverbrämten Hektor ſehe. — Hektor hieß übrigens ſonſt ein ſehr würdiger Bullenbeißer, der unbeſchreibliche Liebe und Treue zu mir hegte. — Ich wollt' er wär' bei mir, und ich könnt ihn dem fürſtlichen Namensvetter in die Rockſchöße hetzen, wenn er ſich ſo recht ſpreizt zwiſchen dem holden Schweſterpaar! Oder ſagt, Meiſter, da ihr ſo manches Kunſtſtück wiſſet, ſagt mir, wie ich es anfange, mich bei ſchicklicher Gelegenheit in eine Wespe zu verwandeln, und den fürſtlichen Hund dermaßen zu turbiren, daß er aus ſeinem verfluchten Conzept kommt! —

Ich habe, nahm Meiſter Abraham das Wort, ich habe Euch ausreden laſſen, Kreisler, und frage Euch nun, ob Ihr mich ruhig anhören wollt, wenn ich Euch gewiſſe Dinge entdecke die Eure Ahnungen rechtfertigen?

Bin ich, erwiederte Kreisler, bin ich denn nicht ein geſetzter Kapellmeiſter — ich meine das nicht im philoſophiſchen Sinn, daß ich mein Ich geſetzt als Kapellmeiſter; ſondern beziehe das bloß auf die geiſtige Fähigkeit, in honetter Geſellſchaft ruhig zu bleiben, wenn mich ein Floh ſticht.

Nun alſo, fuhr Meiſter Abraham fort, wiſſet Kreisler, daß ein ſeltſamer Zufall mir tiefe Blicke in des Prinzen Leben vergönnt hat. Ihr habt recht, wenn ihr ihn mit der Schlange im Paradieſe vergleicht. Unter der ſchönen Hülle — die werdet ihr ihm nicht abſprechen — liegt giftige Verderbtheit, ich möchte lieber ſagen, Verruchtheit, verborgen. — Er führt Böſes im Schilde — er hat, aus vielem was ſich zugetragen weiß ich's, er hat es abgeſehen auf die holde Julia. —

Hoho, ſchrie Kreisler, indem er im Zimmer umherſprang, hoho blanker Vogel, ſind das deine ſüßen Lieder? — Wetter, Wetter, der Prinz iſt ein tüchtiger Kerl, er greift zu, mit beiden Krallen auf einmal, nach gebotenen und verbotenen Früchten! — Holla, ſüßer Neapolitaner, du weißt nicht, daß Julien ein wackrer Kapellmeiſter, mit hinlänglicher Muſik im Leibe, zur Seite ſteht, der hält dich, ſo wie du dich ihr näherſt, für einen verdammten Quartquinten-Akkord, der aufgelöſt werden muß. Und der Kapellmeiſter thut, was ſeines Berufs iſt, das heißt, er löſt dich auf, indem er dir eine Kugel durch das Gehirn jagt, oder dir gegenwärtigen Stockdegen durch den Leib rennt! — Damit zog Kreisler ſeine Stockklinge heraus, ſetzte ſich in Fechterpoſitur, und fragte den Meiſter, ob er Anſtand genug beſitze, einen fürſtlichen Hund zu durchſpießen. — „Seyd doch nur ruhig, erwiederte Meiſter Abraham, ſeid doch nur ruhig, Kreisler, es bedarf ſolcher Heldenthaten gar nicht, um dem Prinzen das Spiel zu verderben. Es giebt andere Waffen für ihn, und die geb' ich Euch in die Hand. Geſtern war ich im Fiſcherhäuschen, der Prinz kam mit ſeinem Adjutanten vorüber. Sie gewahrten mich nicht. „Die Prinzeſſin iſt ſchön. ſprach der Prinz, aber die kleine Benzon iſt göttlich! Mein ganzes Blut wallte ſiedend auf, als ich ſie ſah — ha, ſie muß mein werden, noch ehe ich der Prinzeſſin die Hand reiche. — Glaubſt du, daß ſie unerbittlich ſeyn wird?” Welches Weib hat Euch widerſtanden, gnädigſter Herr, erwiederte der Adjutant. „Aber beim Teufel, fuhr der Prinz fort, ſie ſcheint ein frommes Kind zu ſeyn” — und ein argloſes, fiel ihm der Adjutant lachend ins Wort, und die frommen argloſen Kindlein ſind es ja eben, die überraſcht von dem Angriff des ſieggewohnten Mannes duldend unterliegen, und dann alles für Gottes Fügung halten, wohl gar in ungemeine Liebe gerathen zu dem Sieger! — Das kann Euch auch ſo gehen, gnädigſter Herr. — „Das wäre toll genug, rief der Prinz. Aber könnte ich ſie nur allein ſehen, — wie das anfangen?” Nichts, erwiederte der Adjutant, nichts iſt leichter als das. Ich habe bemerkt, daß die Kleine oft allein luſtwandelt in dieſem Park. Wenn nun — Jetzt verhallten die Stimmen in der Ferne, ich konnte nichts mehr verſtehen! — Wahrſcheinlich wird irgend ein hölliſcher Plan ſchon heute ausgeführt, und der muß vereitelt werden. Ich könnte das ſelbſt thun, aber aus gewiſſen Urſachen möchte ich mich zur Zeit dem Prinzen nicht zeigen, daher müßt Ihr Kreisler gleich fort nach Sieghartshof, und aufpaßen, wenn Julia etwa in der Dämmerung, wie ſie zu thun pflegt, nach dem See luſtwandelt, um den zahmen Schwan zu füttern. Dieſen Gang hat wahrſcheinlich der italiäniſche Böſewicht erlauſcht. — Doch, empfangt die Waffe Kreisler, und die höchſt nöthige Inſtruktion, damit Ihr, im Kampf gegen den bedrohlichen Prinzen, als ein guter Feldherr Euch zeigen möget! —

Der Biograph erſchrickt abermals über das total Abrupte der Nachrichten, aus denen er gegenwärtige Geſchichte zuſammenſtoppeln muß. — Wäre hier nicht ſchicklich einzurücken geweſen, welche Inſtruktion Meiſter Abraham dem Kapellmeiſter ertheilte, denn zeigt ſich auch ſpäter die Waffe ſelbſt, ſo wird es dir, geliebter Leſer! doch unmöglich ſeyn, einzuſehen, was es damit für eine Bewandniß hat. Doch kein einziges Wort lein weiß der unglückliche Biograph zur Zeit von jener Inſtruktion, mittelſt der (ſo viel ſcheint gewiß) der wackre Kreisler in ein ganz beſonderes Geheimniß eingeweiht wurde. — Doch! gedulde dich, günſtiger Leſer, noch ein wenig, bemeldeter Biograph ſetzt ſeinen Schreibedaumen zum Pfande, daß noch vor dem Schluß des Buchs auch dieſes Geheimniß an den Tag kommen ſoll. — Es iſt nun zu erzählen, daß, ſo wie die Sonne zu ſinken begann, Julia, ein Körbchen mit Weisbrod am Arm, ſingend durch den Park wandelte, zum See, und ſich mitten auf die Brücke unweit des Fiſcherhäuschens ſtellte. Aber Kreisler lag im Hinterhalt des Gebüſches, und hatte einen tüchtigen Dollond vor den Augen, mit dem er ſcharf hinüberſchaute durch die Sträucher, die ihn verſteckten. Der Schwan plätſcherte heran, und Julie warf ihm Brocken hinab, die er begierig wegnaſchte. Julie fuhr fort im lauten Geſange, und ſo kam es, daß ſie es nicht gewahrte, wie Prinz Hektor ſchnell hinaneilte. Als er plötzlich bei ihr ſtand, fuhr ſie zuſammen, wie im heftigen Schreck. Der Prinz faßte ihre Hand, drückte ſie an die Bruſt, an die Lippen, und legte ſich dann dicht neben Julien über das Geländer der Brücke. Julia fütterte, indem der Prinz eifrig ſprach, den Schwan, in den See hinabſchauend. — „Schneide nicht ſolche infame ſüſſe Geſichter Potentat! merkſt du denn nicht, daß ich dicht vor Dir auf dem Geländer ſitze und Dich erklecklich maulſchelliren kann? — O Gott, warum färben ſich Deine Wangen, in immer höherem Purpur, Du holdes Himmelskind? — Warum blickſt Du jezt den Böſen ſo ſeltſam an? — Du lächelſt? — Ja es iſt der glühende Giſthauch, vor dem ſich deine Bruſt öffnen muß, wie vor dem ſengendem Sonnenſtrahl, ſich die Knoſpe in den ſchönſten Blättern entfaltet, um deſto jäher hinzuſterben! — „So ſprach Kreisler, das Paar beobachtend, das der gute Dollond ihm dicht hinangerückt. — Der Prinz warf jezt auch Brocken hinab, der Schwan verſchmähte ſie aber, und brach in ein lautes widriges Geſchrei aus. Nun ſchlang der Prinz den Arm um Julia, und warf ſo die Brocken herab, als ſolle der Schwan glauben, daß es Julia ſey, die ihn füttere. Dabei berührte ſeine Wange beinahe die Wange Julias. — „Recht ſo, ſprach Kreisler, recht ſo gnädigſter Hallunke, umkralle, würdiger Stoßvogel, nur deine Beute recht feſt, hier liegt aber einer im Buſch, der ſchon auf dich zielt, und ſogleich dir deinen glänzenden Fittig lahm ſchießen wird, und es ſteht denn erbärmlich mit Dir und deiner Freijagd!"

Nun faßte der Prinz Julias Arm, und Beide ſchritten dem Fiſcherhäuschen zu. Dicht vor demſelben trat aber Kreusler aus dem Gebüſch, ſchritt auf das Paar zu und ſprach, indem er ſich vor dem Prinzen tief bückte: ein herrlicher Abend, eine ungemein heitere Luft, ein erquickliches Aroma darin, Sie müſſen ſich gnädigſter Herr hier befinden, wie in dem ſchönen Neapolis. — „Wer ſind ſie mein Herr?" fuhr ihn der Prinz barſch an. Doch in demſelben Augenblick machte ſich auch Julia los von ſeinem Arm, trat freundlich auf Kreislern zu, reichte ihm die Hand und ſprach: o wie herrlich lieber Kreisler, daß Sie wieder da ſind. Wiſſen Sie wohl, daß ich mich recht herzlich nach Ihnen geſehnt habe? — In der That, die Mutter ſchilt, daß ich mich gebehrde wie ein weinerliches ungezogenes Kind, wenn Sie nur einen einzigen Tag ausbleiben.

Ich könnte krank werden vor Verdruß, wenn ich glaube, daß Sie mich, meinen Geſang, aus der Acht laſſen. „Ha, rief der Prinz, giftige Blicke ſchießend, auf Julien, auf Kreislern, ha, Sie ſind Monsieur de Krosel. Der Fürſt ſprach ſehr günſtig von Ihnen!" Geſegnet, ſprach Kreisler, indem ſein ganzes Geſicht in hundert Falten und Fältchen ſeltſam vibrirte, geſegnet ſey der gute Herr dafür, denn ſo wird es mir vielleicht gelingen, das zu erhalten, warum ich Sie gnädigſter Prinz anſiehen wollte, nehmlich Ihre angenehme Protektion. — Ich habe die kühne Ahnung, daß Sie mir auf den erſten Blick Ihr Wohlwollen zuwandten, da Sie im Vorübergehen, aus höchſt eigner Bewegung, mich zum Haſenfuß zu kreiren geruhten, und da nun Haſenfüße, zu allem nur erſinnlichen taugen ſo — „Sie ſind, unterbrach ihn der Prinz, Sie ſind ein ſpaßhafter Mann —" Ganz und gar nicht, fuhr Kreisler fort, ich liebe zwar den Spaß, aber nur den ſchlechten, und der iſt nun wieder nicht ſpaßhaft. Gegenwärtig wollt' ich gern nach Neapel gehen, und beim Molo einige gute Fiſcher- und Banditenlieder aufſchreiben ad usum delphini. Sie ſind, beſter Prinz, ein gütiger kunſtliebender Herr, sollten Sie mir vielleicht durch einige Empfehlungen — „Sie ſind, unterbrach ihn der Prinz aufs neue, Sie ſind ein ſpaßhafter Mann, Monsieur de Krosel, ich liebe das, ich liebe das in der That, aber jetzt mag ich Sie in Ihrem Spaziergange nicht aufhalten — Adieu! — „Mein gnädigſter Herr, rief Kreisler, ich kann die Gelegenheit nicht vorüber laſſen, ohne mich Ihnen in meinem vollſten Luſtre zu zeigen. Sie wollten in das Fiſcherhäuschen treten, dort ſteht ein kleines Pianoforte, Fräulein Julia iſt gewiß ſo gütig, mit mir ein Duett zu ſingen!" Mit tauſend Freuden, rief Julia, und hing ſich an Kreislers Arm. Der Prinz biß die Zähne zuſammen und ſchritt ſtolz voran. Im Gehen flüſterte Julia Kreislern ins Ohr: Kreisler! welche ſeltſame Stimmung. O Gott, erwiederte Kreisler eben ſo leiſe, o Gott, und Du liegſt eingelullt in bethörenden Träumen, wenn die Schlange ſich naht, Dich zu tödten mit giftigem Biß? — Julia blickte ihn an im tiefſten Erſtaunen. Nur ein einziges mal, im Moment der höchſten muſikaliſchen Begeiſterung, hatte Kreisler ſie Du genannt. —

Als das Duett geendet, brach der Prinz, der ſchon während des Geſanges öfters brava, bravissima, gerufen, aus in ſtürmiſchen Beifall. Er bedeckte Julia's Hände mit feurigen Küſſen, er ſchwor, daß kein Geſang jemals ſo ſein ganzes Weſen durchdrungen, und bat Julien, es zu verſtatten, daß er einen Kuß auf die Himmels-Lippen drücke, über die der Nektarſtrom der Paradieſeslaute gefloſſen.

Julia wich ſcheu zurück. Kreisler trat vor den Prinzen hin und ſprach: „Da Sie mir, Gnädigſter! auch nicht ein Wörtlein des Lobes zuwenden wollen, das ich als Komponiſt und wackrer Sänger eben ſo gut verdient zu haben vermeine, als Fräulein Julia, ſo merke ich ſchon, daß ich mit meinen ſchwachen muſikaliſchen Kenntniſſen nicht ſtark genug wirke. Aber auch in der Malerei bin ich erfahren, und werde die Ehre haben, Ihnen ein kleines Bildniß zu zeigen, das eine Perſon vorſtellt, deren merkwürdiges Leben und ſeltſames Ende mir ſo bekannt iſt, daß ich alles jedem erzählen kann, der es nur hören will.“ „Ueberläſtiger Menſch!“ murmelte der Prinz. Kreisler zog ein Käſtchen aus der Taſche, nahm ein kleines Bildniß heraus, und hielt es dem Prinzen entgegen. Er blickte hin, alles Blut ſchwand von dem Antlitz, ſeine Augen ſtarrten, ſeine Lippen bebten, zwiſchen den Zähnen murmelnd: Maledetto! ſtürzte er fort.

„Was iſt das, rief Julia zum Tode erſchrocken, um aller Heiligen willen, was iſt das, Kreisler — ſagen Sie mir alles!“

„Tolles Zeug, erwiederte Kreisler, luſtige Streiche, Teufelsbannerei! Sehn Sie, theures Fräulein, wie der gütige Prinz mit den allerlängſten Schritten, deren ſeine gnädigſten Beine mächtig, über die Brücke läuft. — Gott! er verläugnet ganz ſeine ſüße idylliſche Natur, er ſchaut nicht einmal in den See, er verlangt nicht mehr, den Schwan zu füttern, der liebe gute — Teufel!“

„Kreisler, ſprach Julia, Ihr Ton geht eiskalt durch mein Inneres, ich ahne Unheil — was haben Sie mit dem Prinzen?“

Der Kapellmeiſter trat von dem Fenſter weg, an dem er geſtanden, ſchaute tief bewegt Julia an, die vor ihm ſtand; die Hände gefaltet, als wolle ſie den guten Geiſt anflehen, daß er die Angſt von ihr nehme, die ihr Thränen aus den Augen preßte. „Nein, ſprach Kreisler, kein feindlicher Mißton ſoll den Wohllaut des Himmels verſtören, der in Deinem Gemüth wohnt, du frommes Kind! — In gleißneriſcher Verkappung gehen die Geiſter der Hölle durch die Welt, aber ſie haben keine Macht über Dich, und Du darfſt ſie nicht erkennen in ihrem ſchwarzen Thun und Treiben! — Seyn Sie ruhig, Julia! — laſſen Sie mich ſchweigen, es iſt nun alles vorüber!"

In dem Augenblick trat die Benzon hinein in großer Bewegung. „Was iſt geſchehen, rief ſie, was iſt geſchehen? — Wie raſend ſtürzt der Prinz dicht bei mir vorüber, ohne mich zu ſehen. Dicht bei dem Schloß kommt ihm der Adjutant entgegen, ſie ſprechen beide heftig mit einander, dann giebt der Prinz, ſo glaubt' ich zu bemerken, dem Adjutanten irgend einen wichtigen Auftrag, denn indem der Prinz in das Schloß ſchreitet, ſtürzt der Adjutant in größter Eil nach dem Pavillon, in dem er wohnt. — Der Gärtner ſagte mir, Du hätteſt mit dem Prinzen auf der Brücke geſtanden, da überfiel mich, ſelbſt weiß ich nicht warum, die fürchterliche Ahnung irgend etwas Entſetzlichen, das ſich begeben — ich eilte her, ſagt, was iſt geſchehen? —" Julia erzählte alles. „Geheimniſſe?" fragte die Benzon ſcharf, indem ſie einen durchbohrenden Blick auf Kreislern warf. „Beſte Räthin, antwortete Kreisler, es giebt Augenblicke — Lagen — Situationen vielmehr, mein' ich, in denen der Menſch durchaus das Maul halten muß, da er, ſo bald er es öffnet, nichts herausbringt, als konfuſes Zeug, das die vernünftigen Leute irritirt! —"

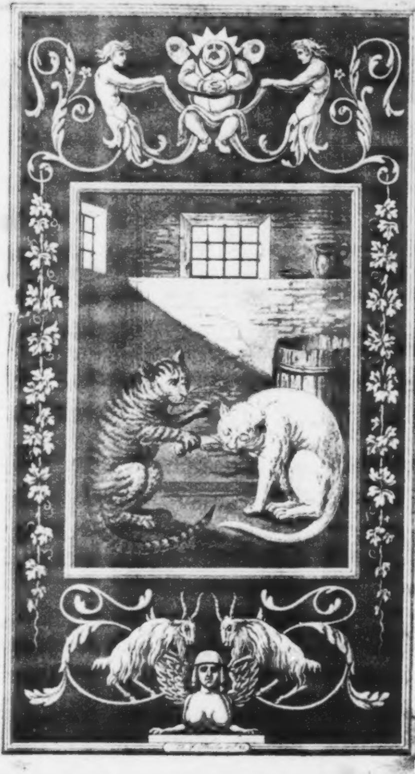
Dabei blieb es, unerachtet die Benzon verletzt ſchien durch Kreislers Schweigen.

Der Kapellmeiſter begleitete die Räthin mit Julien bis an's Schloß, dann begab er ſich auf den Rückweg nach Sieghartsweiler. So wie er in den Laubgängen des Parks verſchwunden, trat der Adjutant des Prinzen aus dem Pavillon und verfolgte denſelben Weg, den Kreisler genommen Bald darauf fiel tief im Walde ein Schuß!

In derſelben Nacht verließ der Prinz Sieghartsweiler, er hatte ſich bei dem Fürſten ſchriftlich beurlaubt, und baldige Rückkehr verſprochen. Als am andern Morgen der Gärtner mit ſeinen Leuten den Park durchſuchte, fand er Kreislers Hut, an dem blutige Spuren befindlich. Er ſelbſt war und blieb verſchwunden. — Man —

Ende des erſten Bandes.

Berlin, gedruckt bei Conrad Feiſter.



8° L. germ. 1186 a
12

Hoffmann

Lebens-Anſichten
des
Katers Murr
nebſt
fragmentariſcher Biographie
des
Kapellmeiſters Johannes Kreisler
in
zufälligen Makulaturblättern
Herausgeben
von
E. T. A. Hoffmann.

Zweiter Band.

Berlin, 1822
bei Ferdinand Dümmler.

AD
BIBL.UNIV:
MONAC.

Universitäts
Münch

Lebens Anſichten

des Katers Murr.

Zweiter Band.

Dritter Abſchnitt.

Die Lehrmonate. Launiſches Spiel des Zufalls.

M. f. f. Sehnſucht, heiſſes Verlangen erfüllt die Bruſt, aber hat man endlich das gewonnen, nach dem man rang mit tauſend Noth und Sorgen, ſo erſtarrt jenes Verlangen alsbald zur todtkalten Gleichgültigkeit, und man wirft das errungene Gut von ſich, wie ein abgenutztes Spielzeug. Und kaum iſt dies geſchehen, ſo folgt bittre Reue der raſchen That, man ringt aufs neue und das Leben eilt dahin in Verlangen und Abſchen. — So iſt einmal der Katz. — Richtig bezeichnet dieſer Ausdruck mein Geſchlecht, zu dem ſich auch der hochmüthige Löwe zählt, den deshalb auch der berühmt Hernvilla in Tieks Oktavian einen großen Katz nennt. — Ja, wiederhole ich, ſo und nicht anders iſt einmal der Katz, und das katzliche Herz ein gar wankelmüthiges Ding.

Des ehrlichen Biographen erſte Pflicht iſt, aufrichtig zu ſeyn, und ſich beileibe nicht ſelbſt zu ſchonen. Ganz aufrichtig, Pfote aufs Herz, will ich daher geſtehen, daß trotz des unſäglichen Eifers mit dem ich mich auf die Künſte und Wiſſenſchaften legte, doch oft der Gedanke an die ſchöne Miesmies, plötzlich in mir aufſtieg und mein Studium unterbrach ganz und gar.

Es war mir, als hätte ich ſie nicht laſſen ſollen, als hätte ich ein treuliebendes Herz verſchmäht, das nur von einem falſchen Wahn augenblicklich verblendet. Ach! oft, wenn ich mich an dem großen Pythagoras erlaben wollte, (ich ſtudirte zu der Zeit viel Mathematik) verſchob plötzlich ein zartes ſchwarzbeſtrumpftes Pfötchen, alle Kateten und Hypothenuſen und vor mir ſtand ſie ſelbſt die holde Miesmies, ihr kleines allerliebſtes Sammtläppchen auf dem Haupt und aus dem anmuthigen Graßgrün der ſchönſten Augen, traf mich der funkelnde Blick des zärtlichſten Vorwurfs. — Welche niedliche Seitenſprünge, welches holdſeelige Wirbeln und Schlängeln des Schweifs. — Umpfoten wollt' ich ſie mit Entzücken neu entflammter Liebe, doch verſchwunden war die neckende Truggeſtalt. —

Nicht fehlen konnt' es, daß dergleichen Träumereien aus dem Arkadien der Liebe mich in eine gewiße Schwermuth verſenkten, die der gewählten Laufbahn als Dichter und Gelehrter ſchädlich werden mußte, zumal ſie bald in eine Trägheit ausartete, der ich nicht zu widerſtehen vermochte. Mit Gewalt wollte ich mich herausreißen, aus dieſem verdrießlichen Zuſtande, einen raſchen Entſchluß faßen, Miesmies wieder aufzuſuchen. Doch, hatte ich ſchon die Pfote auf die erſte Treppenſtufe geſetzt, um hinaufzuſteigen in die obern Regionen, wo ich die Holde zu finden hoffen durfte, ſo wandelte mich Schaam und Scheu an, und ich zog die Pfote wieder zurück, und begab mich traurig unter den Ofen.

Dieſer pſychiſchen Bedrängniße unerachtet erfreute ich mich indeſſen doch eines außerordentlichen körperlichen Wohlſeyns, ich nahm merklich zu, wo nicht in Wiſſenſchaften, ſo doch in der Stärke meines Leibes, und bemerkte wenn ich mich im Spiegel anſchaute mit Vergnügen, daß mein rundbackiges Antlitz nächſt der jugendlichen Friſche, etwas Ehrfurcht gebietendes zu erhalten begann.

Selbſt der Meiſter gewahrte meine veränderte Stimmung. Es iſt wahr, ſonſt knarrte ich und machte luſtige Sprünge, wenn er mir ſchmackhafte Speiſung reichte, ſonſt wälzte ich mich zu ſeinen Füßen, kabolzte und ſprang auch wohl auf ſeinen Schooß, wenn er, nachdem er Morgens aufgeſtanden, mir zurief: Guten Morgen Murr! — Jetzt unterließ ich das alles und begnügte mich mit einem freundlichen Miau! und jener anmuthig ſtolzen Erhebung des Rückens, die dem geneigten Leſer unter dem Namen: Katzenpuckel, bekannt ſein wird. Ja ich verachtete jetzt ſogar das mir ſonſt ſo liebe Vogelſpiel. — Es möchte für junge Gymnaaſtiker oder Turner meines Geſchlechts lehrreich ſein zu ſagen, worin dieſes Spiel beſtand. — Mein Meiſter band nehmlich eine oder ein paar Schreibfedern an einen langen Faden, und ließ ſie ſchnell in der Luft auf und abſteigen, ordentlich fliegen. Im Winkel lauernd und die richtigen Tempos wahrnehmend ſprang ich nun ſo lange nach den Federn, bis ich ſie erwiſchte und wacker zerzauſte. Dies Spiel riß mich oft ganz hin, ich hielt die Federn wirklich für einen Vogel, ich gerieth in Feuer und Flammen, ſo daß Geiſt und Körper zugleich in Anſpruch genommen, ſich bildeten und ſtärkten. — Ja ſelbſt dies Spiel verachtete ich jetzt, und blieb ruhig auf meinem Kiſſen liegen, der Meiſter mochte ſeine Federn fliegen laſſen ſo viel er wollte. — „Kater, ſprach der Meiſter eines Tages zu mir als ich, wenn die Feder an meine Naſe ſtreifend, ſelbſt auf mein Kiſſen flog, kaum blinzelnd die Pfote darnach ausſtreckte, Kater, du biſt gar nicht mehr wie ſonſt, du wirſt mit jedem Tage träger und fauler. Ich glaube, du friſſeſt, du ſchläfſt zu viel.

Ein Lichtſtrahl fiel bei dieſen Worten des Meiſters in meine Seele! — Nur dem Andenken an Miesmies, an das verſcherzte Paradies der Liebe hatte ich meine träge Traurigkeit zugeſchrieben, nun erſt gewahrte ich aber, wie das irrdiſche Leben mich mit meinen aufwärts ſtrebenden Studien entzweit, und ſeine Anſprüche geltend gemacht hatte. Es giebt Dinge in der Natur, die es deutlich erkennen laſſen, wie die gefeſſelte Pſyche dem Tyrannen, Körper genannt, ihre Freiheit hinopfern muß. Zu dieſen Dingen rechne ich nun ganz vorzüglich, den wohlſchmeckenden Brey von Mehl, ſüßer Milch und Butter, ſo wie ein breites mit Roßhaaren wohlgepolſtertes Kiſſen. Jenen ſüßen Brey wußte die Aufwärterin des Meiſters gar herrlich zu bereiten, ſo daß ich jeden Morgen zum Frühſtück zwei tüchtige Teller voll mit dem größten Appetit verzehrte. Hatte ich aber dermaßen gefrühſtückt, dann wollten mir die Wiſſenſchaften gar nicht mehr munden, ſie kamen mir vor wie trockene Speiſe, und nichts half es auch, wenn ich davon ablaßend mich raſch in die Poeſie warf. Die hochgeprieſenſten Werke der neueſten Autoren, die gerühmteſten Trauerſpiele hochgefeierter Dichter, konnten meinen Geiſt nicht feſt halten, ich gerieth in ein ausſchweifendes Gedankenſpiel, unwillkührlich trat die kunſtfertige Aufwärterin des Meiſters in Conflikt mit dem Autor, und es wollte mir gemuthen als verſtehe jene ſich viel beſſer auf die gehörige Gradation und Miſchung der Fettigkeit, Süße und Stärke als dieſer. — Unglückliche träumeriſche Verwechſelung des geiſtigen und leiblichen Genußes! — Ja träumeriſch kann ich ſie nennen dieſe Verwechslung denn Träume ſteigen auf und ließen mich jenes zweite gefährliche Ding, das breite mit Roßhaaren gepolſterte Kiſſen ſuchen, um ſanft darauf zu entſchlummern. Dann erſchien mir das ſüße Bild der holden Miesmies! — Himmel, ſo ſtand wohl alles im Zuſammenhange, Milchbrei, Verachtung der Wiſſenſchaften, Melancholie, Polſter, unpoetiſche Natur, Liebesandenken! — Der Meiſter hatte recht ich fraß, ich ſchlief zu viel! — Mit welchem ſtoiſchen Ernſt nahm ich mir vor, mäßiger zu ſein, aber ſchwach iſt des Katers Natur, die beſten herrlichſten Entſchlüſſe ſcheiterten an dem ſüßen Geruch des Milchbreyes, an dem einladend aufgeſchwellten Polſter. — Eines Tages hört' ich den Meiſter, da er zum Zimmer herrausgetreten, auf dem Flur zu jemanden ſagen: Mag es ſein, meinetwegen, vielleicht heitert ihn Geſellſchaft auf. Aber macht ihr mir dumme Streiche, ſpringt ihr mir auf die Tiſche, ſchmeißt ihr mir das Tintenfaß um, oder ſonſt was herab, ſo werf ich euch alle beide zum Tempel heraus.

Darauf öffnete der Meiſter die Thüre ein wenig und ließ jemanden herein. Dieſer Jemand war aber kein anderer als Freund Muzius. Beinahe hätte ich ihn nicht wieder erkannt. Seine Haare ſonſt glatt und glänzend waren ſtruppig und unſcheinbar, die Augen lagen ihm tief im Kopf und ſein ſonſt, zwar etwas rauhes aber doch ganz leidliches Weſen hatte etwas übermüthiges, brutales angenomen. „Na, prubſtete er mich an, na, findet man Euch einmal! muß man Euch aufſuchen hinter euerm verfluchten Ofen? — „Doch mit Verlaub!“ Er trat an den Teller und verzehrte die Backfiſche die ich mir aufgeſpart hatte zum Abendbrodt, „Sagt, ſprach er dazwiſchen ſagt, mir nur ins Teufels Nahmen, wo ihr ſteckt, warum ihr auf kein Dach mehr kommt, euch nirgends mehr ſehen laßt, wo es munter hergeht?

Ich erklärte, daß nach dem ich die Liebe zur holden Miconnes aufgegeben, mich die Wiſſenſchaften ganz und gar beſchäftigt hätten, weshalb denn an Spaziergänge nicht zu denken ge=

weſen wäre. Nicht im mindeſten ſehne ich mich nach Geſellſchaft, da ich bei dem Meiſter alles hätte, was mein Herz nur wünſchen könnne, Milchbrei, Fleiſch, Fiſche, ein weiches Lager und ſo. w. Ein ruhiges ſorgenfreies Leben, das ſey für einen Kater von meinen Neigungen und Anlagen das erſprießlichſte Gut, und um ſo mehr müßt' ich fürchten, daß dies, ginge ich aus, verſtört werden könne, da, wie ich leider wahrgenommen, meine Inklination zur kleinen Miesmies noch nicht ganz erloſchen, und ihr Wiederſehen mich leicht zu Uebereilungen hinreißen dürfe, die ich nachher villeicht ſehr ſchwer zu bereuen haben würde.

„Ihr könnt mir nachher noch einen Backfiſch aufwixen! So ſprach Muzius, putzte ſich mit gekrümmter Pfote nur ganz obenhin Maul, Bart und Ohren und nahm den Platz dicht neben mir auf dem Polſter.

„Rechnet, began Muzius nach dem er zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit ein paar Sekunden geſponnen, mit ſanfter Stimme und Gebehrde, rechnet es Euch, mein guter Bruder Murr! für ein Glück an, daß ich auf den Einfall gerieth, Euch zu beſuchen in Eurer Clauſe, und daß der Meiſter mich zu Euch ließ ohne Widerrede. Ihr ſeid in der größten Gefahr in die ein tüchtiger junger Kerl von Kater, der Grütz' im Kopfe hat, und Stärke in den Gliedern, nur gerathen kann. Das heißt ihr ſeid in der Gefahr ein arger abſcheulicher Philiſter zu werden. Ihr ſagt, daß Ihr den Wiſſenſchaften zu ſtrenge obliegt um Zeit übrig zu behalten Euch umzuſehen, unter Kater. Verzeiht Bruder, das iſt nicht wahr, ihr ſeht, rund, gemäſtet, ſpiegelglatt wie ich Euch finde, gar nicht aus wie ein Bücherwurm, wie ein Lukubrant. Glaubt mir, das verfluchte bequeme Leben iſt es was Euch faul und träge macht. Ganz anders wird Euch zu Muthe ſeyn, wenn ihr Euch wie unſereins abſtrapaziren müßtet, bis ihr einmal ein Paar Fiſchgräten erwiſchtet oder ein Vögelein finget. —

Ich dachte, unterbrach ich den Freund, daß Ihre Lage gut und glücklich zu nennen, ſie waren ja ſonſt —

„Davon, fuhr mich Muzius zornig an, davon ein andermal, aber nennt mich nicht Sie, das verbitt' ich mir, ſondern Ihr bis wir Schmolles getrunken haben. — Doch ihr ſeid ein Philiſter und verſteht Euch nicht auf den Comment.

Nachdem ich mich bei dem erzürnten Freunde zu entſchuldigen geſucht, fuhr er ſanfter fort: Alſo wie geſagt, Eure Lebensart taugt nichts Bruder Murr. Ihr müßt heraus, ihr müßt heraus in die Welt. —

Himmel rief ich voll Schreck, was ſprecht Ihr, Bruder Muzius! in die Welt ſoll ich? — Habt Ihr vergeſſen was ich Euch vor einigen Monaten im Keller davon erzählte, wie ich einſt hinausſprang aus einem engliſchen Halbwagen in die Welt? Welche Gefahren mir von allen Seiten drohten? wie mich endlich der gute Ponto rettete und zurückbrachte zu meinem Meiſter? Muzius lachte hämiſch. — Ja ſprach er dann, ja das iſt es eben darin liegt es eben, der gute Ponto! — Der ſtutzeriſche, ſuperkluge, narrenhafte, ſtolze Heuchler, der ſich Eurer annahm, weil er gerade nichts beſſeres zu thun wußte, weil es ihn gerade beluſtigte, der, ſuchtet Ihr ihn auf in ſeinen Aſſembleen und Kotterien, Euch gar nicht wiederkennen, ja Euch, weil ihr nicht ſeines Gleichen ſeyd, herausbeißen würde! der gute Ponto der ſtatt Euch einzuführen in das wahre Weltleben, Euch unterhielt mit albernen, menſchlichen Geſchichten! — Nein guter Murr, jenes Ereigniß hat Euch eine ganz andere Welt gezeigt, als die iſt in welche Ihr hineingehört! Glaubt mir aufs Wort, all' Eure einſames Studiren, hilft Euch ganz und gar nichts, und iſt Euch vielmehr noch ſchädlich. Denn Ihr bleibt dennoch ein Philiſter, und es giebt auf der ganzen weiten Erde nichts langweiligeres und abgeſchmackteres als einen gelehrten Philiſter!

Aufrichtig geſtand ich dem Freunde Muzius, daß ich den Ausdruck Philiſter ſo wie ſeine eigentliche Meinung nicht ganz faſſe. „O mein Bruder erwiederte Muzius, indem er anmuthig lächelte, ſo daß er in dem Augenblick ſehr hübſch ausſah, und wieder ganz der alte propre Muzius ſchien, o mein Bruder Murr, ganz vergeblich würde der Verſuch ſein, Euch dieſes alles zu erklären „den nimmermehr könne Ihr begreifen, was ein Philiſter iſt, ſo lange ihr ſelbſt einer ſeid. Wollt ihr indeſſen zur Zeit, mit einigen Grundzügen eines Katzphiliſters vorlieb nehmen, ſo kann —

(Mak. Bl. — — gar ſeltſames Schauſpiel. In der Mitte des Zimmers ſtand Prinzeßin Hedwiga; ihr Antlitz war leichenblaß, todtſtarr ihr Blick. Prinz Ignatius trieb ſein Spiel mit ihr, wie mit einer Gliederpuppe. Er hob ihr den Arm in die Höhe, der ſtehen blieb, und ſank wenn er ihn niederbeugte. Er ſtieß ſie ſanft vorwärts, ſie ging, er ließ ſie ſtehen, ſie ſtand, er ſezte ſie in den Seßel, ſie ſaß. So vertieft war der Prinz in dies Spiel, daß er die Eintretenden gar nicht bemerkte.

„Was machen ſie da, Prinz!“ — So rief ihm die Fürſtin zu, da verſicherte er kichernd und fröhlich ſich die Hände reibend, daß Schweſter Hedwiga jetzt gut und artig geworden und alles thue, was er wünſche, auch ihm gar nicht ſo wiederſpreche und ihn ausſchelte wie ſonſt. — Und damit begann er aufs neue indem er militäriſch kommandirte, die Prinzeſſin in allerlei Stellungen zu bringen, und jedesmal wenn ſie wie feſtgezaubert in der Stellung blieb, die er ihr gegeben, lachte er laut und ſprang vor Freuden in die Höhe. „Das iſt nicht zu ertragen ſprach, die Fürſtin leiſe mit zitternder Stimme, indem Thränen ihr in den Augen glänzten, doch der Leibarzt trat auf den Prinzen zu, und rief mit ſtrengem gebietendem Ton, laßen ſie das bleiben gnädigſter Herr! Dann nahm er die Prinzeſſin in die Arme, ließ ſie ſanft nieder auf die Ottomanne die im Zimmer befindlich, und zog die Vorhänge zu, „Es iſt, wandte er ſich dann zur Fürſtin, es iſt zur Zeit der Prinzeſſin nichts nöthiger als die unbedingteſte Ruhe, ich bitte daß der Prinz das Zimmer verlaſſe.

Prinz Ignatius ſtellte ſich ſehr ungebehrdig an und klagte ſchluchzend, daß jezt allerlei Leute die gar keine Prinzen wären, und nicht einmal von Adel, ſich unterfingen ihm zu wiederſprechen. Er wolle nun bei der Prinzſſin Schweſter bleiben, die ihm lieber geworden ſey, als ſeine ſchönſten Taſſen und der Herr Leibarzt habe ihm gar nichts zu befehlen.

„Gehen ſie lieber Prinz, ſprach die Fürſtin ſanft, gehen ſie in ihre Zimmer, die Prinzeſſin muß jezt ſchlafen, und nach der Tafel kommt Fräulein Julia.

„Fräulein Julia! rief der Prinz indem er kindiſch lachte und hüpfte, Fräulein Julia! — Ha das iſt ſchön, der zeige ich die neuen Kup-

fer-

ferſtiche und wie ich abgebildet bin in der Geſchichte vom Waſſerkönig als Prinz Lachs mit dem großen Orden! — damit küßte er der Fürſtin ceremoniös die Hand und reichte die ſeinige mit ſtolzem Blick dar dem Leibarzt zum Kuß. Der faßte aber die Hand des Prinzen und führte ihn zur Thüre die er öffnete, ſich höflich verneigend. Der Prinz ließ es ſich gefallen auf dieſe Art hinaus gewieſen zu werden.

Die Fürſtin ſank ganz Schmerz und Erſchöpfung nieder in den Lehnſtuhl, ſtützte den Kopf in die Hand und ſprach mit dem Ausdruck des tiefſten Weh's leiſe vor ſich hin: Welche Todſünde laſtet auf mir, daß mich der Himmel ſo hart ſtraft. — Dieſer Sohn zu ewiger Unmündigkeit verdammt — und nun — Hedwiga — meine Hedwiga! — Die Fürſtin verfiel in trübes düſtres Nachdenken.

Der Leibarzt hatte indeſſen mit Mühe der Prinzeßin ein paar Tropfen irgend einer heilſamen Arzenei eingeflößt und die Kammerfrauen herbeigerufen, die die Prinzeßin deren automatiſcher Zuſtand ſich nicht im mindeſten änderte, fortbrachten in ihre Zimmer, nachdem ſie von dem Leibarzt die Weiſung erhalten, bei dem kleinſten Zufall, den die Prinzeſſin erleiden könne, ihn ſogleich herbeizurufen.

Gnädigſte Frau, wandte ſich der Leibarzt zur Fürſtin, ſo höchſt ſeltſam, ſo höchſt beſorglich auch der Zuſtand der Prinzeßin ſcheinen mag, ſo glaube ich doch mit Gewißheit verſichern zu können, daß er bald aufhören wird ohne die mindeſten gefährlichen Folgen zu hinterlaßen. Die Prinzeßin leidet an jener ganz beſondern wunderbaren Art des Starrkrampfs, die in der ärztlichen Praxis ſo ſelten vorkommt, daß mancher hochberühmte Arzt niemals in ſeinem Leben Gelegenheit fand dieſelbe zu beobachten. Ich muß mich daher in der That glücklich ſchätzen — Der Leibarzt ſtockte —

Ha, ſprach die Fürſtin mit bitterm Ton, daran erkenne ich den pracktiſchen Arzt, der gränzenloſes Leiden nicht achtet wenn er nur ſeine Kenntniß bereichert.

Noch, fuhr der Leibarzt fort ohne den Vorwurf der Fürſtin zu beachten, noch vor ganz kurzer Zeit fand ich in einem wiſſenſchaftlichen Buche das Beiſpiel eines Zufalls der ganz dem gleich iſt, in den die Prinzeßin verfallen. Eine

Dame (ſo erzählt mein Autor) kam von Veſoul nach Beſancon um einen Rechtshandel zu betreiben. Die Wichtigkeit der Sache, der Gedanke daß der Verluſt des Prozeßes die letzte höchſte Stufe der empfindlichſten Widerwärtigkeiten die ſie erduldet, ſein und ſie in Noth und Elend ſtürzen mußte, erfüllte ſie mit der lebhafteſten Unruhe die bis zu einer Exaltation ihres ganzen Gemüths ſtieg. Sie brachte die Nächte ſchlaflos zu, aß wenig, man ſah ſie in der Kirche auf ungewöhnliche Weiſe niederfallen und beten, genug, auf verſchiedene Art that ſich der abnorme Zuſtand kund. Endlich aber an demſelben Tage, da ihr Prozeß entſchieden werden ſollte, traf ſie ein Zufall den die anweſenden Perſonen für einen Schlagfluß hielten. Die herbeigerufenen Aerzte fanden die Dame in einem Lehnſtule unbeweglich mit gen Himmel gerichteten funkelnden Augen, offenen und unbeweglichen Augenliedern, mit erhobenen Armen und gefaltenen Händen. Ihr vorher trauriges bleiches Geſicht war blühender, heiterer, angenehmer als ſonſt, ihr Athemzug ungehindert und gleich, der Puls weich, langſam, ziemlich voll beinahe wie bei einer ruhig ſchlaſenden Perſon. Ihre Glieder waren biegſam, leicht und ließen ohne den geringſten Widerſtand ſich in alle Stellungen bringen. Aber darin äußerte ſich die Krankheit und die Unmöglichkeit irgend einer Täuſchung, daß die Glieder von ſelbſt nicht aus der Stellung kamen in die ſie verſetzt worden. Man drückte ihr Kinn abwärts, der Mund öffnete ſich und blieb offen. Man hob einen Arm, nachher den andern auf, ſie fielen nicht abwärts, man bog ſie ihr nach dem Rükken hin, ſtreckte ſie hoch in die Höhe, ſo daß es jedem unmöglich geweſen ſein würde, ſich lange in dieſer Stellung zu behaupten, und doch geſchah es. Man mochte den Körper ſo ſehr herrabbeugen als man wollte, immer blieb er in dem vollkommenſten Gleichgewicht. Sie ſchien gänzlich ohne Empfindung, man rüttelte, kneipte, quälte ſie, ſtellte ihr die Füße auf ein heißes Kohlenbecken, ſchrie ihr in die Ohren, ſie werde ihren Prozes gewinnen, alles umſonſt, ſie gab kein Zeichen des willkührlichen Lebens von ſich. Nach und nach kam ſie zu ſich ſelbſt, doch führte ſie unzuſammenhängende Reden — Endlich —

Fahren ſie fort, ſprach die Fürſtin, als der Leibarzt inne hielt, fahren Sie fort, verſchweigen ſie mir nichts und ſei es das Entſetzlichſte! — Nicht wahr? — in Wahnſinn verfiel die Dame!

Es genügt, ſprach der Leibarzt weiter, es genügt hinzuzufügen, daß ein ſehr böſer Zuſtand der Dame nur vier Tage hindurch anhielt, daß ſie in Veſoul, wohin ſie zurückehrte völlig genas und nicht die mindeſten ſchlimmen Folgen ihrer harten ungewöhnlichen Krankheit verſpürte. —

Während die Fürſtin aufs neue in trübes Nachdenken verſank, verbreitete ſich der Leibarzt weitläuftig über die ärztlichen Mittel die er anzuwenden gedenke, um der Prinzeßin zu helfen und verlohr ſich zuletzt in ſolche wiſſenſchaftliche Demonſtrationen als ſpräche er in einer ärztlichen Berathung zu den tief gelehrteſten Doktoren.

Was, unterbrach endlich die Fürſtin den wortreichen Leibarzt, was helfen alle Mittel, die die ſpekulirende Wiſſenſchaft darbietet wenn das Heil, das Wohl des Geiſtes gefährdet.

Der Leibarzt ſchwieg einige Augenblicke, dann fuhr er fort: Gnädigſte Frau, das Beiſpiel von der wunderbaren Starrſucht jener Dame in Beſancon zeigt, daß der Grund ihrer Krankheit in einer pſychiſchen Urſache lag. Man fing, als ſie zu einiger Beſinnung gekommen, ihre Kur damit an, daß man ihr Muth einſprach und ihr den böſen Prozeß als gewonnen darſtellte. — Einig ſind auch die erfahrenſten Aerzte darüber, daß eben irgend eine plötzliche ſtarke Gemüthsbewegung jenen Zuſtand am erſten hervorbringt. Prinzeſſin Hedwiga iſt reizbar bis zum höchſten ungewöhnlichen Grade, ja ich möchte den Organismus ihres Nervenſyſtems manchmal ſchon an und für ſich ſelbſt abnorm nennen. Gewiß ſcheint es, daß irgend eine heftige Erſchütterung des Gemüths auch den Krankheitszuſtand erzeugte. Man muß die Urſache zu erforſchen ſuchen, um pſychiſch mit Erfolg auf ſie wirken zu können! — Die ſchnelle Abreiſe des Prinzen Hectors — Nun gnädigſte Frau, die Mutter dürfte vielleicht tiefer ſchauen als jeder Arzt, und dieſem die beſten Mittel an die Hand geben können zur heilſamen Kur.

Die Fürſtin erhob ſich und ſprach ſtolz und kalt: Selbſt die Bürgerfrau bewahrt gern die Geheimniſſe des weiblichen Herzens, das Fürſtenhaus erſchließt ſein Inneres nur der Kirche und ihren Dienern, zu denen der Arzt ſich nicht zählen darf!

Wie rief der Leibarzt lebhaft, wer vermag das leibliche Wohl ſo ſcharf zu trennen von dem geiſtigen? Der Arzt iſt der zweite Beichtvater in die Tiefe des pſychiſchen Seyns müſſen ihm Blicke vergönnt werden, wenn er nicht jeden Augenblick Gefahr laufen will zu fehlen. Denken ſie an die Geſchichte jenes kranken Prinzen gnädigſte Frau —

Genug! unterbrach die Fürſtin den Arzt beinahe mit Unwillen, genug! — Nie werde ich mich bewegen laſſen eine Unſchicklichkeit zu begehen; eben ſo wenig als ich glauben kann daß irgend eine Unſchicklichkeit auch nur in Gedanke und Empfindung die Krankheit der Prinzeſſin veranlaßt haben kann.

Damit entfernte ſich die Fürſtin, und ließ den Leibarzt ſtehen.

Wunderliche, ſprach dieſer zu ſich ſelbſt, wunderliche Frau dieſe Fürſtin! Gern möchte ſie andere ja ſich ſelbſt überreden, daß der Kitt womit die Natur Seel' und Körper zuſammeneimt, wenn es darauf ankommt etwas fürſtliches zu bilden, von ganz beſonderer Art ſei, und keineswegs dem zu vergleichen den ſie bei uns armen Erdenſöhnen, bürgerlicher Abkunſt verbraucht. — Man ſoll gar nicht daran denken, daß die Prinzeſſin ein Herz hat, ſo wie jener höfiſche Spanier der das Geſchenk von ſeidnen Strümpfen, das gute niederländiſche Bürger ſeiner Fürſtin machen wollten, deshalb verſchmähte, weil es unſchicklich ſei daran zu erinnern, daß eine ſpaniſche Königin wirklich Füße habe wie andere ehrliche Leute! — Und doch: zu wetten iſt es, daß in dem Herzen, dem Laboratorio alles weiblichen Weh's die Urſache des fürchterlichſten aller Nervenübel zu ſuchen iſt, das die Prinzeſſin befallen. —

Der Leibarzt dachte an Prinz Hektors ſchnelle Abreiſe, an der Prinzeſſin übermäſſige krankhafte Reizbarkeit, an die leidenſchaftliche Art, wie ſie ſich (ſo hatte er es vernommen) gegen den Prinzen betragen haben ſollte, und ſo ſchien es ihm gewiß, daß irgend ein plötzlicher Liebeszwiſt die Prinzeſſin bis zu jäher Krankheit verlezt. — Man wird ſehen ob des Leibarztes Vermuthungen Grund hatten oder nicht. Was die Fürſtin betrifft, ſo mochte ſie Aehnliches vermuthen und eben deshalb alle Nachfrage, alles Forſchen des Arztes für unſchicklich halten, da der Hof überhaupt jedes tiefere Gefühl als unſtatthaft verwirft und gemein. — Die Fürſtin hatte ſonſt Gemüth und Herz, aber das ſeltſam halb lächerliche, halb widrige Ungeheuer, Etiquette genannt, hatte ſich auf ihre Bruſt gelegt wie ein bedrohlicher Alp, und keine Seufzer, kein Zeichen des innern Lebens ſollte mehr hinauf ſteigen aus dem Herzen. Gelingen mußt' es ihr daher ſelbſt Szenen der Art, wie ſie ſich eben mit dem Prinz und der Prinzeſſin begeben, zu verwinden und den ſtolz abzuweiſen, der nichts wollte als helfen.

Während ſich dies im Schloſſe begab, ereignete ſich auch im Park manches, was hier beizubringen iſt.

In dem Gebüſch links bei dem Eingange ſtand der dicke Hofmarſchall, zog ein kleines goldnes Döschen aus der Taſche, wiſchte, nachdem er eine Priſe Taback genommen, mit dem Rockärmel einigemal darüber weg, reichte es dem Leibkammerdiener des Fürſten hin und ſprach alſo: Schätzenswerther Freund, ich weiß, ſie lieben dergleichen artige Pretioſen, nehmen ſie gegenwärtiges Döschen als ein geringes Zeichen meines gnädigen Wohlwollens an, auf das ſie ſtets rechnen können. — Doch ſagen Sie Liebſter! wie kam das mit dem ſeltſamen ungewöhnlichen Spaziergange?

Mich unterthänigſt zu bedanken, erwiederte der Leibkammerdiener indem er die goldne Doſe einſteckte. Dann räusperte er ſich und fuhr fort: Verſichern kann ich, hochgebietende Exellenz, daß unſer gnädigſter Herr ſehr allamirt ſind, ſeit dem Augenblick als der gnädigſten Prinzeßin Hedwiga, man weiß nicht wie, die fünf Sinne abhanden gekommen. Heute ſtanden ſie am Fenſter ganz hoch aufgerichtet wohl eine halbe Stunde und trommelten mit den gnädigſten Fingern der rechten Hand ſchrecklich auf die Spiegelſcheibe, daß es klirrte und krachte. Aber lauter hübſche Märſche von anmuthiger Melodie und friſchem Weſen, wie mein ſeeliger Schwager der Hoftrompeter zu ſagen pflegte. — Excellenz wiſſen, mein ſeeliger Schwager der Hoftrompeter war ein geſchickter Mann, er brachte ſein Flattergrob heraus wie ein Däuschen, ſeine Grobſtimme, ſeine Faulſtimme klang wie Nachtigallſchlag, und was das Prinzipalblaſen betrifft. — Alles, unterbrach der Hofmarſchall den Schwätzer, alles weiß ich, mein Beſter! Ihr ſeeliger Herr Schwager war ein vortrefflicher Hoftrompeter, aber jetzt, was thaten, was ſprachen Durchlaucht, als ſie die Märſche zu trommeln geruht hatten?

Thaten, ſprachen! fuhr der Leibkammerdiener fort, hm! — eben nicht viel. Durchlaucht wandten ſich um, ſahen mich ſtarr an mit recht feurigen Augen, zogen die Klingel auf furchtbare Weiſe und riefen dabei laut: Francois — Francois! Durchlaucht ich bin ſchon hier, rief ich. Da ſprachen aber der gnädigſte Herr ganz zornig: Eſel warum ſagt er das nicht gleich! Und darauf: Mein Promenadenkleid! — Ich that wie mir geheißen. Durchlaucht geruhten den grünſeidenen Ueberock ohne Stern anzulegen und ſich nach den Park zu begeben. Sie verboten mir ihnen zu folgen aber — hochgebietende Excelenz, man muß doch wiſſen wo ſich der gnädigſte Herr befinden, wenn etwa ein Unglück — Nun! — ich folgte ſo ganz von weitem und gewahrte das der gnädigſte Herr ſich in das Fiſcherhäuschen begaben. —

Zum Meiſter Abraham! — rief der Hofmarſchall ganz verwundert. „So iſt es, ſprach der Leibkammerdiener und ſchnitt ein ſehr wichtiges geheimnißvolles Geſicht.

Jns Fiſcherhäusſchen, wiederholte der Hofmarſchall, ins Fiſcherhäuschen zum Meiſter Abraham! — Nie haben Durchlaucht den Meiſter aufgeſucht im Fiſcherhäuschen! —

Ein ahnungsvolles Stillſchweigen folgte, dann ſprach der Hofmarſchall weiter: und ſonſt äußerten Durchlaucht gar nichts? „Gar nichts erwiederte der Leibkamerdiener bedeutungsvoll. Doch, fuhr er ſchlaulächelnd fort, ein Fenſter des Fiſcherhäuschens geht heraus nach dem dickſten Gebüſch, es iſt dort eine Vertiefung, man verſteht jedes Wort, was drinnen im Häuschen geſprochen wird — man kennte — Beſſer, wenn Sie das thun wollten, rief der Hofmarſchall entzückt! — „Jch thue es, ſprach der Kammerdiener und ſchlich leiſe fort. Doch als er aus dem Gebüſch hervortrat, ſtand der Fürſt der eben nach dem Schloß zurückkehrte, dicht vor ihm, ſo daß er ihn beinahe berührte. In ſcheuer Erfurcht prallte er zurück: „Vous etes un grand Tölpel! donnerte ihn der Fürſt an, rief den Hofmarſchall ein kaltes dormez bien! zu und entfernte ſich mit dem Leibkammerdiener der ihm folgte ins Schloß.

Ganz beſtürzt blieb der Hofmarſchal ſtehen, murmelte, Fiſcherhäuschen — Meiſter Abraham — dormez bien — und beſchloß ſogleich zu dem Kanzler des Reichs zu fahren, um ſich über die außerordentliche Begebenheit, zu berathen und wo möglich die Conſtellation heraus zufinden, die am Hofe ob dieſes Ereignißes ſich erzeugen könne. —

Meiſter Abraham hatte den Fürſten bis eben an das Gebüſch begleitet, in dem ſich der Hofmarſchall und der Leibkammerdiener befanden, hier war er umgekehrt auf Geheiß des Fürſten, der nicht wollte, daß man ihn aus den Fenſtern des Schloßes in Geſellſchaft des Meiſters bemerke. — Der geneigte Leſer weiß, wie gut es dem Fürſten gelungen, ſeinen einſamen geheimen

Beſuch bei dem Meiſter Abraham, im Fiſcherhäuschen zu verbergen. Aber noch eine Perſon außer dem Kammerdiener hatte den Fürſten, ohne daß er es ahnen konnte, belauſcht.

Beinahe war Meiſter Abraham angelangt in ſeiner Wohnung, als ihm, ganz unvermuthet aus den Gängen die ſchon zu dunkeln begannen, die Räthin Benzon entgegentrat.

Ha, rief die Benzon mit bittrem Lachen: der Fürſt hat ſich bei Euch Raths erholt, Meiſter Abraham. In der That, Ihr ſeid die wahre Stütze des fürſtlichen Hauſes, dem Vater und dem Sohne laßt Ihr Eure Weißheit und Erfahrung zufließen, und wenn **guter Rath** theuer oder gar nicht zu haben — So, fiel Meiſter Abraham der Benzon ins Wort, ſo giebt es eine Räthin die eigentlich das glanzvolle Geſtirn iſt, das hier alles erleuchtet, und unter deſſen Einfluß auch nur ein armer alter Orgelbauer beſtehen, und ſein einfaches Leben ungeſtört durchfriſten kann.

„Scherzt" ſprach die Benzon, ſcherzt nicht ſo bitter, Meiſter Abraham, ein Geſtirn, das glanzvoll geleuchtet, kann unſerm Horizont entfliehend ſchnell verbleichen, und endlich ganz untergehen. Die ſeltſamſten Ereigniße ſcheinen ſich durchkreuzen zu wollen, in dieſem einſamen Familienkreiſe, den eine kleine Stadt und ein Paar Dutzend Menſchen mehr als eben darin wohnen, Hof zu nennen gewohnt ſind. — Die ſchnelle Abreiſe des ſehnlich erwarteten Bräutigams — Hedwigas bedrohlicher Zuſtand! — In der That, tief niederbeugen mußte dies den Fürſten, wäre er nicht ein ganz gefühlloſer Mann. —

Nicht, unterbrach der Meiſter Abraham die Benzon, nicht immer waren ſie dieſer Meinung Frau Räthin. —

Ich verſtehe Euch nicht, ſprach die Benzon mit verächtlichem Ton, indem ſie dem Meiſter einen ſtechenden Blick zu warf und dann ſchnell das Geſicht abwandte. —“

Fürſt Irenäus hatte im Gefühl des Vertrauens, das er dem Meiſter Abraham ſchenken, ja der geiſtigen Uebermacht, die er ihm zugeſtehen muſte, alle fürſtliche Bedenklichkeiten bei Seite geſtellt, und im Fiſcherhäuschen ſein ganzes Herz ausgeſchüttet, auf alle Aeußerungen der Benzon über die verſtörenden Ereigniſſe des Tages aber geſchwiegen Dies wußte der Meiſter, und um ſo weniger durfte ihm die Empfindlichkeit der Räthin auffallen, wie wohl er ſich verwunderte daß kalt und in ſich verſchloſſen wie ſie war, ſie dieſe Empfindlichkeit nicht beßer zu verbergen vermochte.

Wohl mußte es aber die Räthin tief ſchmerzen, daß ſie das Monopol der Vormundſchaft über den Fürſten das ſie ſich angeeignet, aufs neue und zwar in einem kritiſchen, verhängnißvollen Augenblick gefährdet ſah.

Aus Gründen, die ſich vielleicht ſpäter klar entwickeln dürften, war die Verbindung der Prinzeßin Hedwiga mit dem Prinzen Hector der Räthin feurigſter Wunſch. Auf dem Spiele, ſtand dieſe Verbindung, ſo mußte ſie glauben, und jede Einmiſchung eines dritten in dieſe Angelegenheit ihr bedrohlich erſchienen. Ueberdies ſah ſie ſich zum erſtenmal von unerklärlichen Geheimniſſen umringt, zum erſten mal ſchwieg der Fürſt, konnte ſie die gewohnt das ganze Spiel des fantaſtiſchen Hofes zu regieren, tiefer gekränkt werden?

Meiſter Abraham wußte, daß einem aufgeregtem Weibe nichts beſſer entgegen

gen zu ſetzen iſt als unüberwindliche Ruhe, er ſprach daher kein Wörtchen ſondern ſchritt ſchweigend daher neben der Benzon, die ſich in tiefen Gedanken nach jener Brücke wandte, die der geneigte Leſer ſchon kennt. Sich auf das Geländer ſtützend ſchaute die Räthin hinein in die fernen Büſche, denen die ſinkende Sonne noch wie zum Abſchiede, goldene leuchtende Blicke, zuwarf.

„Ein ſchöner Abend“ ſprach die Räthin ohne ſich umzuwenden. Gewiß erwiederte Meiſter Abraham, gewiß, ſtill, ruhig, heiter wie ein unbefangenes, unverſtörtes Gemüth.

„Sie können fuhr die Räthin fort, das vertraulichere Ihr mit dem ſie ſonſt den Meiſter anredete, aufgebend, Sie können, mein lieber Meiſter es mir nicht verargen, daß ich mich ſchmerzhaft berührt fühlen muß, wenn der Fürſt plötzlich nur Sie zu ſeinem Vertrauten macht, nur Sie zu Rathe zieht, in einer Angelegenheit, über die eigentlich die welterfahrne Frau beſſer zu rathen, zu entſcheiden weiß. Doch vorüber, ganz vorüber iſt die kleinliche Empfindlichkeit, die ich nicht zu bergen vermochte. Ich bin ganz beruhigt, da nur die Form verletzt iſt. Der

Fürſt ſelbſt hätte mir das Alles ſagen ſollen, was ich nun erfahren habe auf andere Weiſe und ich kann in der That alles was Sie lieber Meiſter, ihm erwiederten nur höchlich billigen. — Selbſt will ich geſtehen, daß ich etwas that, was eben nicht lobenswerth iſt. Mag es nicht ſowohl weibliche Neugierde, als die tiefſte Theilnahme an Allem was ſich in dieſer fürſtlichen Familie begiebt entſchuldigen. Erfahren Sie es Meiſter, ich habe Sie belauſcht, Ihre ganze Unterredung mit dem Fürſten angehört, jedes Wort verſtanden —

Den Meiſter Abraham erfaßte bei dieſen Worten der Benzon ein ſeltſames von höhnender Ironie und tiefer Verbitterung gemiſchtes Gefühl. Eben ſo gut wie jener Leibkammerdiener des Fürſten, hatte Meiſter Abraham bemerkt, daß man in der buſchigten Vertiefung, dicht vor dem einen Fenſter des Fiſcherhäuschens verſteckt, jedes Wort vernehmen konnte was drinnen geſprochen wurde. Durch eine geſchickte akuſtiſche Vorrichtung war ihm indeſſen gelungen, es zu bewirken, daß jedes Geſpräch im Innern des Häuschens dem draußen ſtehenden nur wie ein verwirrtes unverſtändliches Geräuſch klang und es ſchlechterdings unmöglich blieb, auch nur eine Sylbe zu unterſcheiden. — Erbärmlich mußte es daher dem Meiſter erſcheinen, wenn die Benzon zu einer Lüge ihre Zuflucht nahm, um hinter Geheimniſſe zu kommen, die, ſie zwar ahnen mochte aber nicht der Fürſt und die dieſer daher auch nicht wohl dem Meiſter Abraham vertrauen konte. — Man wird erfahren, was der Fürſt mit dem Meiſter im Fiſcherhäuschen verhandelte. —

O rief der Meiſter, o meine Gnädige, es war der rege Geiſt der Lebensweiſen unternehmenden Frau ſelbſt, der Sie an das Fiſcherhäuschen führte. Wie kann ich armer alter jedoch unerfahrner Mann mich in allen dieſen Dingen zurecht finden, ohne ihren Beiſtand. Eben wollt ich alles was mir der Fürſt vertraut, weitläuftig hererzählen, aber es bedarf keiner fernern Erläuterungen, da Ihnen ſchon alles bekannt. Möchten Sie Gnädige mich würdig achten, ſich über alles was vielleicht ſchlimmer ſich darſtellen mag, als es wirklich iſt, recht von Herzen auszuſprechen.

Meiſter Abraham traf den Ton der biedern Zutraulichkeit ſo gut, daß die Benzon all' ihrer Scharfſichtigkeit unerachtet, nicht gleich zu entſcheiden wußte, ob es hier auf eine Myſtification abgeſehen ſey oder nicht und die Verlegenheit darüber ſchnitt ihr jeden Faden ab, den ſie erfaßen und zur für den Meiſter verfänglichen Schlinge hätte verknüpfen können. So geſchah es aber, daß ſie vergebens nach Worten ringend wie feſt gebannt auf der Brücke ſtehen blieb, und hinabſchaute in den See.

Der Meiſter weidete ſich einige Augenblicke an ihrer Pein, dann richteten ſich aber ſeine Gedanken auf die Begebniſſe des Tages. Er wußte wohl, wie Kreisler in dem Mittelpunkt eben dieſer Begebniſſe geſtanden, ein tiefer Schmerz über den Verluſt des theuerſten Freundes erfaßte ihn und unwillkührlich entfloh ihm der Ausruf: Armer Johannes!

Da wandte ſich die Benzon raſch zu dem Meiſter und ſprach mit losbrechender Heftigkeit: Wie Meiſter Abraham, Ihr ſeid doch nicht ſo thörigt an Kreislers Untergang zu glauben? Was kann ein blutiger Hut beweiſen? — Was ſollte ihn auch ſo plötzlich zu dem ſchrecklichen Entſchluß gebracht haben ſich ſelbſt zu tödten — man hätte ihn ja auch gefunden. —

Nicht wenig erſtaunte der Meiſter, die Benzon von Selbſtmord ſprechen zu hören, hier wo ein ganz anderer Verdacht ſich zu regen ſchien, ehe er indeßen antworten konnte, fuhr die Räthin fort: Wohl uns, wohl uns daß er fort iſt, der Unglückliche der überall, wo er ſich blicken läßt, nur verſtörendes Unheil anrichtet. Sein leidenſchaftliches Weſen, ſeine Verbitterung, nicht anders kan ich ſeinen hochgeprieſenen Humor bezeichnen, ſteckt jedes reizbare Gemüth an, mit dem er dann ſein grauſames Spiel treibt. Zeugt die höhnende Verachtung aller konventionellen Verhältniße, ja der Trotz gegen alle übliche Formen von Uebergewicht des Verſtandes, ſo müßen wir alle unſere Knie beugen vor dieſem Kapellmeiſter, doch ſoll er uns in Ruhe laſſen und ſich nicht auflehnen gegen alles, was durch die richtige Anſicht des wirklichen Lebens bedingt, und als unſere Zufriedenheit begründend anerkannt wird. Darum! — dem Himmel ſey gedankt, daß er fort iſt, ich hoffe ihn nie wiederzuſehen.

Und doch ſprach der Meiſter ſanft, und doch waren Sie ſonſt die Freundin meines Johannes Frau Räthin und doch nahmen Sie ſich ſeiner an, in einer böſen kritiſchen Zeit und führten ihn ſelbſt auf die Bahn, von der ihn nur eben jene konventionellen Verhältniſſe die ſie ſo eifrig in Schutz nehmen, wegverlockt hatten? — Welch ein Vorwurf trift jetzt ſo plötzlich meinen guten Kreisler? — Was für Böſes hat ſich aus ſeinen Innern aufgethan? Will man ihn darum haſſen, weil in den erſten Augenblicken, da der Zufall ihn in eine neue Region geworfen, das Leben feindlich auf ihn zutrat, weil das Verbrechen ihn bedrohte, weil — ein italiäniſcher Bandit ihm nachſchlich? —

Die Räthin fuhr bei dieſen Worten ſichtlich zuſammen. — Welch', ſprach ſie dann mit zitternder Stimme, welch einen Gedanken der Hölle, hegt Ihr in der Bruſt Meiſter Abraham? .— Aber wäre es ſo, wäre Kreisler wirklich gefallen ſo wurde in dem Augenblick die Braut gerächt die er verdorben. Eine innere Stimme ſagt es mir, Kreisler allein iſt Schuld an dem fürchterlichen Zuſtande der Prinzeſſin. Schonungslos ſpannte er die zarten Seiten im innern Gemüth der Kranken, bis ſie zerſprangen. So war erwiederte Meiſter Abraham giftig, ſo war der italieniſche Herr ein Mann von raſchem Entſchluß, der die Rache der That voraus ausſchickte. Sie haben ja, Gnädige, alles angehört was ich mit dem Fürſten geſprochen im Fiſcherhäuschen, Sie wiſſen daher auch, daß Prinzeßin Hedwiga in demſelben Augenblick als der Schuß im Walde fiel, zur Lebloſigkeit erſtarrte.

In der That ſprach die Benzon, man möchte an all' das Chimäriſche Zeug glauben, das uns jetzt aufgetiſcht wird, an pſychiſche Correſpondenzen und dergleichen! — Doch! noch einmal, wohl uns daß er fort iſt, der Zuſtand der Prinzeßin kann und wird ſich ändern — Das Verhängniß hat den Störer unſerer Ruhe vertrieben und — ſagt ſelbſt Meiſter Abraham, iſt nicht unſer Freund im Innerſten zerrißen auf ſolche Weiſe, daß das Leben ihm keinen Frieden mehr zu geben vermag? — Geſetzt alſo wirklich daß —

Die Räthin endete nicht, aber Meiſter Abraham fühlte den Zorn, den er mit Mühe unterdrückt, hoch aufflammen.

Was rief er mit erhöhter Stimme, was

habt ihr alle gegen dieſen Johannes, was hat er euch Böſes gethan, daß ihr ihm keine Freiſtatt, kein Plätzchen gönnt auf dieſer Erde? — wißt Ihrs nicht? — Nun ſo will ich es euch ſagen. — Seht, der Kreisler, trägt nicht Eure Farben, er verſteht nicht eure Redensarten, der Stuhl den ihr ihm hinſtellt damit er Platz nehme unter euch, iſt ihm zu klein, zu enge; ihr könnt' ihn gar nicht für Eures Gleichen achten, und das ärgert euch. Er will die Ewigkeit der Verträge die ihr über die Geſtaltung des Lebens geſchloſſen, nicht anerkennen, ja er meint, daß ein arger Wahn, von dem ihr befangen, euch gar nicht das eigentliche Leben erſchauen laſſe, und daß die Feierlichkeit mit der ihr über ein Reich zu herrſchen glaubt, das euch unerforſchlich, ſich gar ſpaßhaft ausnehme, und das alles nennt ihr Verbitterung. Vor allen Dingen liebt er jenen Scherz, der ſich aus der tiefern Anſchauung des menſchlichen Seyns erzeugt und der die ſchönſte Gabe der Natur zu nennen, die ſie aus der reinſten Quelle ihres Weſens ſchöpft. Aber ihr ſeid vornehme ernſte Leute, und wollet nicht ſcherzen — Der Geiſt der wahren Liebe wohnt in ihm doch vermag dieſer ein Herz zu erwärmen, das auf ewig zum Tode erſtarret iſt, ja in dem niemals der Funke war, den jener Geiſt zur Flamme aufhaucht? Ihr möget den Kreisler nicht, weil euch das Gefühl des Uebergewichts, das ihr ihm einzuräumen gezwungen, unbehaglich iſt, weil ihr ihn, der Verkehr treibt mit höheren Dingen als die gerade in euern engen Kreis paſſen, fürchtet. —

Meiſter ſprach die Benzon mit dumpfer Stimme, Meiſter Abraham, der Eifer mit dem Du für deinen Freund ſprichſt, führt Dich zu weit. Du wollteſt mich verletzen? — Nun wohl, es iſt Dir gelungen, denn Du haſt Gedanken in mir geweckt die lange, lange ſchlummerten! — Todtſtarr nennſt Du mein Herz? — Weiſt Du denn, ob jemals der Geiſt der Liebe freundlich zu ihm geſprochen, ob ich nicht allein in konventionellen Verhältniſſen des Lebens, die der überſpannte Kreisler verächtlich finden mag, Troſt und Ruhe fand? — Glaubſt Du denn nicht überhaupt, alter Mann, der auch wohl ſo manches Leid erfahren, daß es ein gefährliches Spiel iſt, ſich über jene Verhältniße erheben, und dem Weltgeiſt näher treten zu wollen in der Myſtifikation des eignen Seyns? Ich weiß es, die kälteſte regungsloſeſte Proſa des Lebens ſelbſt, hat mich Kreisler geſcholten und es iſt ſein Urtheil, das ſich in dem Deinigen ausſpricht, wenn Du mich todſtarr nennſt, aber habt ihr jemals dieſes Eis zu durchblicken vermocht, das meiner Bruſt ſchon längſt ein ſchützender Harniſch war? — Mag bei den Männern die Liebe nicht das Leben ſchaffen, ſondern es nur auf eine Spitze ſtellen, von der herab noch ſichre Wege führen, unſer höchſter Lichtpunkt, der unſer ganzes Seyn erſt ſchafft und geſtaltet, iſt der Augenblick der erſten Liebe. Will es das feindliche Geſchick, daß dieſer Augenblick verfehlt wurde, verfehlt iſt das ganze Leben für das ſchwache Weib, das untergeht in troſtloſer Unbedeutſamkeit, während das mit ſtärkerer Geiſteskraft begabte, ſich mit Gewalt emporrafft, und eben in den Verhältniſſen des gewöhnlichen Lebens eine Geſtaltung erringt, die ihm Ruhe und Frieden giebt. — Laß es Dir ſagen, alter Mann — hier in der Dunkelheit der Nacht, die das Vertrauen verſchleiert, laß es Dir ſagen! — Als jener Moment in mein Leben trat, als ich den erblickte, der alle

Gluth der innigſten Liebe, deren die weibliche Bruſt nur fähig, in mir entzündete — da ſtand ich vor dem Traualtar mit jenem Benzon, der ein guter Ehemann wurde wie kein anderer. Seine völlige Bedeutungsloſigkeit gewährte mir alles, was ich, um ein friedfertiges Leben zu führen nur wünſchen konnte und nie iſt eine Klage, ein Vorwurf meinen Lippen entflohen. Nur den Kreis des Gewöhnlichen nahm ich in Anſpruch, und wenn dann ſelbſt in dieſem Kreiſe ſich manches begab, das mich unvermerkt irre leitete, wenn ich manches das ſtrafbar erſcheinen möchte, mit nichts anderm zu entſchuldigen weiß, als mit dem Drange des augenblicklichen Verhältniſſes, ſo mag das Weib mich zuerſt verdammen, die ſo wie ich, den ſchweren Kampf durchkämpfte, der zu gänzlicher Verzichtung auf alles höhere Glück führt, ſollte dies auch nichts anders ſeyn, als ein ſüßer träumeriſcher Wahn. — Fürſt Irenäus machte meine Bekanntſchaft. — Doch ich ſchweige von dem was längſt vergangen, nur von der Gegenwart ſoll noch die Rede ſein. — Ich hab es Dir vergönnt in mein Innerſtes zu ſchauen, Meiſter Abraham, Du weißt nun, warum ich, ſo wie die Dinge ſich hier geſtalten, jedes Hineindrängen eines fremdartigen exotiſchen Prinzips als bedrohlich fürchten muß. Mein eigenes Geſchick in jener verhängnißvollen Stunde grinſet mich an, wie ein furchtbar warnendes Geſpenſt. Retten muß ich die, die mir theuer ſind, ich habe meine Pläne gemacht. — Meiſter Abraham, ſeid mir nicht entgegen, oder, wollt Ihr in den Kampf treten mit mir, ſo ſeht Euch vor, daß ich Eure beſten Taſchenſpielerkünſte nicht zu Schanden mache!

Unglückliche Frau, rief Meiſter Abraham.

Unglücklich nennſt du mich, erwiederte die Benzon, mich, die ich ein feindliches Geſchick zu bekämpfen wußte und mir da, wo alles verlohren ſchien, Ruhe und Zufriedenheit gewann?

Unglückliche Frau, rief Meiſter Abraham nochmals mit einem Ton, der von ſeiner innern Bewegung zeugte, arme unglückliche Frau! Ruhe, Zufriedenheit vermeinſt Du gewonnen zu haben, und ahndeſt nicht, daß es die Verzweiflung war die ein Vulkan, alle flammende Gluthen aus Deinem Innern hinausſtrömen ließ, und daß Du nun die todte Aſche aus der keine Blüthe, keine Blume mehr ſproßt, in ſtarrer Bethörung für das reiche Feld des Lebens hältſt, das Dir noch Früchte ſpenden ſoll. — Ein künſtliches Gebäude willſt Du aufführen auf den Grundſtein, den ein Blitzſtrahl zermalmte und befürchteſt nicht, daß es einſtürzen wird in dem Augenblick, da luſtig bunte Bänder wehen von der Blumenkrone, die den Sieg des Baumeiſters verkünden ſoll? — Julia — Hedwiga — ich weiß es, für ſie wurden jene Pläne künſtlich gewoben! — Unglückliche Frau, hüte Dich, daß jenes unheilbringende Gefühl, jene eigentliche Verbitterung, die Du mit großem Unrecht meinem Johannes vorwirfſt, nicht aus Deinem eignen tiefſten Innern hervortritt, ſo daß Deine weiſen Entwürfe weiter nichts ſind, als das feindliche Auflehnen gegen ein Glück, das Du niemals genoßeſt, und das Du nun ſelbſt Deinen Lieben mißgönnſt. — Ich weiß mehr von deinen Entwürfen als Du es glauben magſt, mehr von deinen gerühmten Verhältnißen des Lebens, die Dir Ruhe bringen ſollen und die — Dich verlockten zu ſtrafbarer Schande! —

Ein dumpfer unartikulirter Schrei den die

Benzon bei dieſen letzten Worten des Meiſters ausſtieß, verrieth ihre tiefe Erſchütterung. Der Meiſter hielt inne, da aber die Benzon ebenfalls ſchwieg ohne ſich von der Stelle zu rühren, fuhr er gelaſſen fort: Zu nichts wenigerm habe ich Luſt, als mich in irgend einen Kampf mit Ihnen zu begeben Gnädige! Was aber meine ſogenannten Taſchenſpielerkünſte betrifft, ſo wiſſen Sie ja recht gut, wehrtheſte Frau Räthin, daß ſeit der Zeit, da mein unſichtbares Mädchen mich verlaſſen — In dem Augenblick erfaßte den Meiſter der Gedanke an die verlohrne Chiara mit einer Gewalt, wie ſeit langer Zeit nicht mehr, er glaubte ihre Geſtalt zu erblicken in der dunklen Ferne, er glaubte ihre ſüße Stimme zu vernehmen. — O Chiara! — meine Chiara! So rief er in der ſchmerzlichſten Wehmuth! —

Was iſt Euch ſprach die Benzon ſich ſchnell nach ihm umwendend, was iſt Euch Meiſter Abraham! — welchen Nahmen nanntet Ihr? — Doch noch einmal, laßt ruhen alles Vergangne, beurtheilt mich nicht nach jenen ſeltſamen Anſichten des Lebens, die Ihr mit Kreislern theilt, verſprecht mir das Vertrauen nicht zu mißbrauchen, das Euch Fürſt Irenäus geſchenkt, verſprecht mir nicht entgegen zu ſeyn, in meinem Thun und Treiben.

So ganz vertieft in das ſchmerzliche Andenken an ſeine Chiara war Meiſter Abraham, daß er kaum vernahm was die Räthin ſprach und nur unverſtändliche Worte zu erwiedern vermochte.

Weiſet, fuhr die Räthin fort, weiſet mich nicht zurück Meiſter Abraham, Ihr ſeid, wie es ſcheint, in der That mit manchem mehr bekannt als ich vermuthen durfte, doch iſt es möglich, daß ich auch noch Geheimniße bewahre, deren Mittheilung Euch ſehr viel werth ſeyn würde, ja daß ich Euch vielleicht einen Liebesdienſt erzeigen könnte an den ihr gar nicht denkt. Laßt uns zuſammen dieſen kleinen Hof beherrſchen, der in der That des Gängelbandes bedarf. — Chiara rieſt Ihr mit einem Ausdruck des Schmerzes der — Ein ſtarkes Geräuſch vom Schloße her unterbrach die Benzon. Meiſter Abraham erwachte aus Träumen, das Geräuſch — —

(M. f. f.) — ich folgendes beibringen. Ein Katzphiliſter beginnt, iſt er auch noch ſo durſtig die Schüſſel Milch vom Rande rund umher an aufzulecken, damit er ſich nicht Schnauze und Bart bemilche und anſtändig bleibe, denn der Anſtand gilt ihm mehr, als der Durſt. Beſuchſt du einen Katzphiliſter, ſo bietet er dir alles nur mögliche an, verſichert dich aber, wenn du ſcheideſt bloß ſeiner Freundſchaft, und frißt nachher heimlich und allein die Leckerbißen die er dir angeboten. Ein Katzphiliſter weiß vermöge eines ſichern untrüglichen Takts überall, auf dem Boden, im Keller u. ſ. den beſten Platz zu finden, wo er ſich ſo wohlbehaglich und bequem hinſtreckt, als es nur geſchehen kann. Er erzählt viel von ſeinen guten Eigenſchaften und wie er, dem Himmel ſey Dank, nicht klagen könne, daß das Schickſal dieſe gute Eigenſchaften überſehen. Sehr wortreich ſetzt er dir auseinander, wie er zu dem guten Platz gekommen den er behaupte und was er noch alles thun werde, um ſeine Lage zu verbeſſern. Willſt du nun aber auch endlich von dir und deinem geringer günſtigem Schickſal etwas ſagen, ſo kneift der Katzphiliſter ſofort die Augen zu und drückt die Ohren an, thut auch wohl, als wenn er ſchliefe oder ſpinnt. Ein Katzphiliſter leckt ſich fleißig den

Pelz rein und glänzend, und paſſirt ſelbſt auf der Mausjagd keine naße Stelle, ohne bei jedem Schritt die Pfoten auszuſchütteln, damit er, geht auch das Wild darüber verlohren, doch in allen Verhältniſſen des Lebens ein feiner, ordentlicher, wohlgekleideter Mann bleibe. Ein Katzphiliſter ſcheut und vermeidet die leiſeſte Gefahr und bedauert, befindeſt du dich in ſolcher, und ſpricht ſeine Hülfe an, unter den heiligſten Betheuerungen ſeiner freundſchaftlichen Theilnahme, daß gerade in dem Augenblick es ſeine Lage, die Rückſichten die er nehmen müße, es ihm nicht erlaubten dir beizuſtehen. Ueberhaupt iſt alles Thun und Treiben des Katzphiliſters bey jeder Gelegenheit abhängig von tauſend und tauſend Rückſichten. Selbſt z. B. gegen den kleinen Mops der ihm in den Schwanz gebiſſen auf empfindliche Weiſe, bleibt er artig und höflich, um es nicht mit dem Hofhunde zu verderben, deſſen Protektion er zu erlangen gewußt, und er nützt nur den nächtlichen Hinterhalt, um jenem Mops ein Auge auszukratzen. Tages darauf bedauert er den theuern Mopsfreund gar von Herzen und ſchmält über die Bosheit argliſtiger Feinde. Uebrigens gelichen dieſe Rückſichten einem wohlangelegten Fuchsbau, der dem Katzphiliſter Gelegenheit giebt, überall zu entwiſchen in dem Augenblick als du ihn zu faßen glaubſt. Ein Katzphiliſter bleibt am liebſten unter den heimiſchen Ofen wo er ſich ſicher fühlt, das freie Dach verurſacht ihm Schwindel — Und ſeht Ihr nun wohl Freund Murr, das iſt euer Fall. Sage ich euch nun, daß der Katzburſch offen, ehrlich, uneigennützig, herzhaft, ſtets bereit dem Freunde zu helfen iſt, daß er keine andere Rückſichten kennt, als die Ehre und redlicher Sinn gebieten, genug, daß der Katzburſch durchaus der Antipode des Katzphiliſters iſt, ſo werdet ihr keinen Anſtand nehmen Euch zu erheben aus dem Philiſterthum um ein ordentlicher tüchtiger Katzburſch zu werden. —

Lebhaft fühlte ich die Wahrheit in Muzius Worten. Ich ſahe ein, daß ich nur das Wort Philiſter, nicht gekannt, wohl aber den Charackter, da mir ſchon manche Philiſter, d. h. ſchlechte Katzkerle vorgekommen waren die ich herzlich verachtet hatte. Um ſo ſchmerzhafter fühlte ich daher den Irrthum von dem befangen ich in die Cathegorie jener verrächtlichen Leute hätte gerathen können und beſchloß, Muzius Rath in allem zu folgen um ſo vielleicht noch ein tüchtiger Katzburſche zu werden. — Ein junger Menſch ſprach einſt zu meinem Meiſter von einem treuloſen Freunde und bezeichnete dieſen mit einem ſehr ſeltſamen mir unverſtändlichen Ausdruck. Er nannte ihn einen pomadigen Kerl. Nun war es mir, als ſei das Beiwort pomadig, ſehr paſſend dem Hauptwort Philiſter hinzuzufügen, und ich befragte Freund Muzius darum. Kaum hatte ich aber das Wort pomadig ausgeſprochen, als Muzius laut jauchzend aufſprang, und, mich kräftig umhalſend rief: Herzensjunge, nun gewahre ich, daß du mich ganz verſtanden haſt — ja, pomadiger Philiſter! das iſt die verächtliche Creatur, die ſich auflegt gegen das edle Burſchenthum und die wir überall wo wir ſie finden todhetzen möchten. Ja Freund Murr, du haſt jetzt ſchon dein inneres wahrhaftes Gefühl für alles Edle, Große! bewieſen, laß dich nochmals an dieſe Bruſt drücken, in der ein treues deutſches Herz ſchlägt. — Damit umhalſte mich Freund Muzius aufs neue und erklärte, wie er in der nächſtfolgenden Nacht mich einzuführen gedenke in das Burſchenthum, ich möge mich nur in der Mitternachtsſtunde einſinden auf dem Dache, wo er mich abholen werde zu einem Feſt, das ein Katzſenior veranſtaltet, nehmlich der Kater Puff.

Der Meiſter trat ins Zimmer. Ich ſprang wie gewöhnlich ihm entgegen, ſchmiegte mich wälzte mich auf dem Boden, um ihm meine Freude zu bezeugen. Auch Muzius glozte ihn an mit zufriedenem Blick. Nachdem der Meiſter etwas weniges mir Kopf und Hals gekraut, ſah er ſich um im Zimmer und ſprach, da er alles in gehöhriger Ordnung fand: Nun das iſt recht! Eure Unterhaltung iſt ſtill und friedlich geweſen wie es anſtändigen gut erzognen Leuten geziemt. Das verdient belohnt zu werden.

Der Meiſter ſchritt zu der Thüre heraus, die nach der Küche führte und wir, Muzius und ich, ſeine gute Abſicht errathend, ſchritten hinter ihm her mit einem fröhlichen Mau — Mau — Mau! Wirklich öfnete auch der Meiſter den Küchenſchrank und holte die Skelette und Knöchelchen von ein paar jungen Hühnern hervor, deren Fleiſch er geſtern verzehrt hatte. Es iſt bekannt, daß mein Geſchlecht Hühnerſeklette zu den allerfeinſten Leckerbiſſen rechnet, die es geben kann und daher kam es, daß Muzius Augen in glanzvollem Feuer ſtrahlten, daß er den Schweif in den anmuthigſten Windungen ſchlängelte, daß er laut ſchnurrte, als der Meiſter die Schüßel vor uns hinſezte auf den Boden. Des pomadigen Philiſters wohl eingedenk, ſchob ich dem Freunde Muzius die beſten Bißen hin, die Hälſe, die Bäuche, die Steiße, und begnügte mich mit den gröbern Schenkel und Flügelknochen. Als wir mit den Hühnern fertig waren, wollte ich den Freund Muzius fragen, ob ihm vielleicht mit einer Taße ſüßer Milch gedient ſey? Doch den pomadigen Philiſter ſtets vor Augen, unterließ ich es und ſchob ſtatt deſſen die Taſſe, welche, wie ich wußte unter dem Schrank ſtand, hervor und lud Muzius freundlich ein zuzuſaufen, indem ich ihm Beſcheid that. — Muzius ſoff die Taſſe rein aus, dann drückte er mir die Pfote und ſprach, während ihm die hellen Thränen in die Augen traten: Freund Murr, ihr lebt Lukulliſch, aber ihr habt mir Euer treues, biederes und edelmüthiges Herz kund gethan, und ſo wird die eitle Luſt der Welt Euch nicht verlocken zum ſchnöden Philiſterthum! Habt Dank, habt innigen Dank! —

Mit einem biedern deutſchen Pfotendruck nach altvörderiſcher Sitte nahmen wir Abſchied. Muzius war gewiß, um die tiefe Rührung die ihm Tränen auspreßte zu verbergen, mit einem Halsbrechenden Satze ſchnell zum offnen Fenſter heraus auf das nächſt anſtoßende Dach. — Selbſt mich, den die Natur doch mit vorzüglicher Schwungkraft begabt, ſetzte dieſer gewagte Satz in Erſtaunen und ich fand Gelegenheit aufs neue mein Geſchlecht zu preiſen, das aus gebohrnen Turnern beſteht, die keines Springſtocks keiner Kletterſtange bedürfen.

Uebrigens gab mir Freund Muzius auch den Beweis, wie oft hinter einem rauhen abſchreckenden Aeußern ſich ein zartes tief fühlendes Gemüth verbirgt. —

Ich kehrte ins Zimmer zu meinem Meiſter zurück und legte mich unter den Ofen. Hier in der Einſamkeit die Geſtaltung meines bisherigen Seyns bedenkend, meine letzte Stimmung, meine ganze Lebensweiſe erwägend, erſchrack ich bey dem Gedanken wie nahe ich dem Abgrunde geweſen, und Freund Muzius erſchien mir trotz ſeines ſtruppigen Balgs, wie ein ſchöner rettender Engel. In eine neue Welt ſollte ich treten, die Leere im Innern ſollte ausgefüllt, ein anderer Kater ſollte ich werden, mir klopfte das Herz vor banger freudiger Erwartung.

Noch lange war es nicht Mitternacht, als ich den Meiſter mit der gewöhnlichen Redensart: Ma — — au, bat mich hinauszulaſſen. Recht gerne, erwiederte er indem er die Thüre öffnete, recht gerne Murr. Aus dem ewigen unterm Ofen liegen und ſchlafen kommt gar nichts heraus. Geh — geh, daß du wieder in die Welt unter Kater kommſt. Vielleicht findeſt du Gemüthsverwandte Katerjünglinge, die ſich mit dir ergötzen in Ernſt und Scherz.

Ach! — der Meiſter ahnte wohl, daß ein neues Leben mir bevorſtand! — Endlich nachdem ich bis Mitternacht gewartet, ſtellte ſich Freund Muzius ein, und führte mich fort über verſchiedene Dächer, bis endlich auf einem beinahe ganz platten italieniſchen Dache uns zehn ſtattliche, nur eben ſo nachläſſig und ſeltſam wie Muzius gekleidete Katerjünglinge, mit lautem

Jubelgeſchrei empfingen. Muzius ſtellte mich den Freunden vor, rühmte meine Eigenſchaften, meinen treuen biedern Sinn, hob vorzüglich hervor, wie ich ihn mit Backfiſchen, Hühnerknochen und ſüßer Milch gaſtlich bewirthet und ſchloß damit, daß ich als tüchtiger Katzburſch aufgenommen ſeyn wolle. Alle gaben ihre Beiſtimmung.

Es erfolgten nun gewiſſe Feierlichkeiten, die ich indeſſen verſchweige, da geneigte Leſer meines Geſchlechts vielleicht argwöhnen, ich ſei in einen verbotenen Orden getreten und noch jetzt Red' und Antwort darüber von mir verlangen könnten. Ich verſichere aber auf Gewiſſen, daß von einem Orden und ſeinen Bedingniſſen, als da ſind Statuten, geheime Zeichen u. ſ. durchaus nicht die Rede war, ſondern daß der Verein lediglich auf Gleichheit der Geſinnung beruhte. Denn es fand ſich bald, daß jeder von uns ſüße Milch lieber zu ſich nahm als Waſſer, Braten lieber als Brod.

Nachdem die Feierlichkeiten vorüber, empfing ich von allen den brüderlichen Kuß und Pfotendruck und ſie nannten mich: Du! — Dann ſezten wir uns zu einem einfachen aber fröhlichen Mahl, dem eine wackere Zecherei folgte. Muzius hatte treflichen Katzpunſch bereitet. — Sollte ein lüſterner Katerjüngling nach dem Rezept dieſes köſtlichen Getränks Begierde tragen, ſo kann ich leider darüber keine genügende Auskunft geben. So viel iſt gewiß, daß die hohe Annehmlichkeit des Geſchmacks, ſo wie die ſiegende Kraft, vorzüglich durch eine derbe Zuthat von Heeringslake hervorgebracht wird.

Mit einer Stimme die weit über viele Dächer hinwegdonnerte, intonirte nun der Senior Puff das ſchöne Lied: Gaudeamus igitur! — Mit Wonne fühlte ich mich im Innern und Aeußern ganz treflicher Juvenis und mochte gar nicht an den tumulus denken, den ein düſtres Verhängniß unſerm Geſchlecht ſelten in der ſtillen friedlichen Erde gönnt. Es wurden noch verſchiedene ſchöne Lieder geſungen w. z. B. Laßt die Politiker nur ſprechen u. ſ. w. bis der Senior Puff mit gewichtiger Pfote auf den Tiſch ſchlug und verkündete, daß nun das wahre ächte Weihelied, nehmlich das Ecce quam bonum geſungen werden müße, und intonirte ſo fort den Chor: Ecce etc. etc, Noch nie hatte ich dieſes Lied gehört deſſen Compoſition eben ſo tief gedacht, ſo harmoniſch und melodiſch richtig, als wunderbar und geheimnißvoll zu nennen. Der Meiſter iſt ſo viel ich weiß, nicht bekannt geworden, doch ſchreiben viele dieſes Lied dem großen Händel zu, andere dagegen behaupten, daß es lange lange, vor Händels Zeit ſchon exiſtirt habe, da nach der Chronik von Wittenberg es ſchon geſungen worden, als Prinz Hamlet noch Fuchs geweſen. Doch gleichviel wer es gemacht hat, das Werk iſt groß und unſterblich und vorzüglich zu bewundern, wie die in den Chor eingeflochtenen Solos den Sängern freien Spielraum laßen, zu den anmuthigſten unerſchöpflichſten Veränderungen. Einige dieſer Veränderungen, die ich in dieſer Nacht hörte, habe ich treu im Gedächtniß behalten.

Als der Chor geendet, fiel ein ſchwarz und weiß geflackter Jüngling ein:

Gar zu ſpitzig klaft der Spitz
Gar zu grob der Pudel.
Jenem gönnt den Steiß zum Sitz
Dem die Schwanz zum Hudel.

Chor. Lyre quam etc. etc

Darauf ein Grauer:
Höflich zieht die Mütz vom Kopf,
Kommt Philiſter gangen.
Froh gebehrdet ſich der Tropf,
Will vor nichts ihm bangen.
Chor. Ecce quam etc. etc.

Darauf ein Gelber:
Schwimmen muß der muntere Fiſch,
Vögelein muß fliegen,
Floß' und Federn wachſen friſch
Werd't ſie nimmer kriegen.
Chor. Ecce quam etc. etc.

Darauf ein Weißer:
Miaut und knurrt und knurrt und Miaut,
Nur bei Leib' nicht kratzen;
Seid galant, daß man euch kraut,
Schonet eure Tatzen.
Chor. Ecce quam etc. etc.

Darauf Freund Muzius:
Denkt Herr Aff' nach ſeinem Maaß,
Alle uns zu meſſen!
Spitzt das Maul, trägt hoch die Naſ',
Wird uns doch nicht freſſen.
Chor. Ecce quam etc. etc.

Ich ſaß neben Muzius, an mir war daher jezt die Reihe mit einem Solo einzufallen. Alle Solos die bis jezt vorgetragen, wichen ſo ſehr von den Verſen ab, die ich ſonſt gedichtet, daß ich in Unruhe und Angſt gerieth, den Ton, die Haltung des Ganzen zu verfehlen. Daher kam es, daß ich als der Chor geendet, noch ſchwieg. Schon erhoben einige die Gläſer und riefen: pro poena, als ich mich mit aller Gewalt zuſammen nahm und ſofort ſang:

Pfot' in Pfot' und Bruſt an Bruſt
Soll uns nichts verdüſtern.
Katzburſch ſein iſt unſere Luſt,
trotzen Katzphiliſtern!

Chor. Ecce quam etc. etc.

Meine Variation fand den lauteſten unerhörteſten Beifall. Die hochherzigen Jungen ſtürmten jubelnd auf mich ein, umpfoteten mich, drückten mich an ihre klopfende Bruſt. Auch hier erkannte man alſo den hohen Genius in meinem Innern. Es war einer der ſchönſten Augenblicke meines Lebens. — Nun wurde noch manchen großen berühmten Katern, vorzüglich ſolchen die ihrer Größe und Berühmtheit unerachtet ſich von aller und jeder Philiſterei entfernt gehalten und es bewieſen hatten durch Wort und That, ein feuriges Lebehoch! gebracht und dann ſchieden wir auseinander.

Der Punſch war mir doch etwas zu Kopfe geſtiegen, die Dächer ſchienen ſich zu drehen, kaum vermochte ich mittelſt des Schweifes, den ich als Balancirſtange benutzte, mich aufrecht zu erhalten. Der treue Muzius, meinen Zuſtand bemerkend, nahm ſich meiner an, und brachte mich glücklich durch die Dachlucke nach Hauſe.

Wüſte im Kopfe wie ich mich noch niemals gefühlt konnte ich lange nicht —

(Mak. Bl.) — — eben ſo gut gewußt, als die ſcharfſinnige Frau Benzon, aber daß ich gerade heute, eben jetzt von dir Nachricht erhalten ſollte du treue Seele das hat mein Herz nicht geahnt„ So ſprach Meiſter Abraham verſchloß den Brief den er erhalten und in deſſen Aufſchrift er mit freudiger Ueberaſchung Kreislers Hand erkannt hatte, ohne ihn zu öffnen in den Schubkaſten ſeines Schreibtiſches und ging hinaus in den Park. — Meiſter Abraham hatte ſchon ſeit vielen Jahren die Gewohnheit Briefe die er erhielt, Stunden, ja, oft Tage lang uneröffnet liegen zu laſſen. Iſt der Inhalt gleichgültig, ſprach er, ſo kommt es auf den Verzug nicht an, enthält der Brief eine böſe Nachricht, ſo gewinn ich noch einige frohe oder wenigſtens ungetrübte Stunden; ſieht eine Freudenpoſt darin, ſo kann ein geſetzter Mann wohl es abwarten, daß die Freude ihm über den Hals komme. Dieſe Gewohnheit des Meiſters iſt zu verwerfen, denn einmal iſt ſolch ein Menſch, der Briefe liegen läßt, ganz untauglich zum Kaufmann, zum politiſchen oder litterariſchen Zeitungsſchreiber, dann leuchtet es aber auch ein, wie manches Unheil ſich ſonſt noch bei Perſonen, die weder Kaufleute ſind noch Zeitungsſchreiber, daraus erzeugen kann. — Was gegenwärtigen Biographen betrifft, ſo glaubt er ganz und gar nicht an Abrahams ſtoiſchen Gleichmuth, ſondern rechnet jene Gewohnheit vielmehr einer gewiſſen ängſtlichen Scheu zu, das Geheimniß eines verſchloßnen Briefes zu entfalten. — Es iſt eine ganz eigene Luſt Briefe zu empfangen und darum ſind uns die Perſonen beſonders angenehm, die zunächſt uns dieſe Luſt verſchaffen, nehmlich, die Briefträger, wie ſchon irgendwo ein geiſtreicher Schriftſteller bemerkt hat. Dies mag eine anmuthige Selbſtmyſtifikation genannt werden. Der Biograph erinnert ſich, daß als er einſt auf der Univerſität mit dem ſehnlichſten Schmerz, lange vergebens auf einen Brief von einer geliebten Perſon gewartet hatte, er den Briefträger mit Thränen im Auge bat, ihm doch recht bald einen Brief aus der Vaterſtadt zu bringen, er ſolle auch dafür ein nahmhaftes Trinkgeld erhalten. Der Kerl verſprach was von ihm verlangt wurde, mit pfiffiger Miene, brachte den Brief, der in der That nach wenigen Tagen einging triumphirend, als habe es nur an ihm gelegen Wort zu halten und ſtrich das verſprochene Trinkgeld ein. — Doch weiß der Biograph der eben vielleicht ſelbſt gewiſſen Selbſtmyſtifikationen zu ſehr Raum giebt — doch weiß er nicht, ob du, geliebter Leſer mit ihm gleichen Sinnes, mit jener Luſt eine ſeltſame Angſt fühleſt, die dir, indem du den erhaltenen Brief öffnen willſt, Herzklopfen verurſacht, ſelbſt wenn es kaum möglich, daß der Brief wichtiges für dein Leben enthalten ſollte. — Mag es ſeyn, das daſſelbe die Bruſt beengende Gefühl, mit dem wir in die Nacht der Zukunft ſchauen, auch hier ſich regt und daß eben deshalb, weil ein leichter Druck der Finger hinreicht, das Verborgene zu enthüllen, der Moment auf einer Spitze ſteht, die uns beunruhigt. Und! — wie viele ſchöne Hoffnungen zerbrachen ſchon mit dem verhängnißvollen Siegel, und die lieblichen Traumbilder, die aus unſerm eignen Innern geſtaltet, unſere brünſtige Sehnſucht ſelbſt ſchienen, zerrannen in Nichts und das kleine Blättchen war der Zauberfluch, vor dem der Blumengarten in dem wir zu wandeln gedachten, verdorrte, und das Leben lag vor uns wie eine unwirthbare troſtloſe Wüſtenei — Scheint es gut den Geiſt zu ſammeln ehe jener leichte Druck der Finger das Verborgene erſchließt, ſo kann dies vielleicht Meiſter Abrahams ſonſt verwerfliche Gewohnheit entſchuldigen, die übrigens auch gegenwärtigem Biographen anklebt aus einer gewiſſen verhängnißvollen Zeit, in der beinahe jeder Brief, den er erhielt, der Büchſe Panderas glich, aus der, ſo wie ſie geöffnet, tauſend Unheil und Ungemach aufſtieg ins Leben. — Hat aber nun auch Meiſter Abraham des Kapellmeiſters Brief verſchloſſen in ſeinen Schreibepult oder Schreibtiſchkaſten und iſt er auch ſpazieren gegangen in den Park, doch ſoll geneigte Leſer den Inhalt ſogleich buchſtäblich erfahren. — Johannes Kreisler hatte folgendes geſchrieben:

Mein herzlieber Meiſter!

„La fin couronne les oeuvres! hätte ich rufen können, wie Lord Clifford in Shakspeares Heinrich dem Sechsten, als ihm der ſehr edle Herzog von York eins verſetzt hatte zum Tode. Denn bei Gott, mein Hut ſtürzte ſchwer verwundet ins Gebüſch und ich ihm nach, rücklings, wie einer, von dem man in der Schlacht zu ſagen pflegt: er fällt oder, er iſt gefallen. — Dergleichen Leute ſtehen aber ſelten wieder auf, dagegen that das aber Euer Johannes, mein lieber Meiſter und das auf der Stelle. — Um meinen ſchwer verwundeten Cameraden, der mir ſowohl an meiner Seite, als über oder von meinem Haupte gefallen, konnte ich mich gar nicht bekümmern da ich genug zu thun hatte, durch einen tüchtigen Seitenſatz (ich nehme das Wort Satz hier weder in philoſophiſchem noch in muſikaliſchem ſondern lediglich in gymnaſtiſchem Sinn) der Mündung einer Piſtole auszuweichen, die jemand etwa drei Schritte davon auf mich hielt. Doch ich that noch mehr als das, ich ging plötzlich aus der Defenſive in die Offenſive über, ſprang auf den Piſtolanten los und ſtieß ihm ohne weitere Umſtände meinen Stockdegen in den Leib. — Immer habt Ihr mir den Vorwurf gemacht Meiſter! daß ich des hiſtoriſchen Styls nicht mächtig, und unfähig etwas zu erzählen, ohne unnütze Phraſen und Abſchweifungen. Was ſagt ihr zu der bündigen Darſtellung meines italieniſchen Abentheuers in dem Park zu Sieghartshof, den ein hochſinniger Fürſt ſo mild beherrſcht, daß er ſelbſt Banditen tolerirt vergnüglicher Abwechslung halber?

Nehmt, lieber Meiſter, das bisher geſagte nur für die vorläufige epitomatiſche Inhaltsanzeige des hiſtoriſchen Kapitels, das ich, erlaubt es meine Ungeduld und der Herr Prior, ſtatt eines ordinairen Briefes für Euch aufſchreiben will. — Wenig nachzuholen iſt über das eigentliche Abentheuer im Walde. — Gewiß war es mir ſogleich, daß, als der Schuß fiel, ich davon profitiren ſollte, denn im Niederſtürzen empfand ich einen brennenden Schmerz an der linken Seite meines Kopfs, den der Conrektor in Gönionesmühl mit Recht einen hartnäckigen nannte. Hartnäckigen Widerſtand hatte der wackere Knochenbau nehmlich geleiſtet dem ſchnöden Blei, ſo, daß die Streifwunde kaum zu achten. — Aber ſagt mir, lieber Meiſter, ſagt mir auf der Stelle oder heute Abend oder wenigſtens Morgen in aller Frühe in weſſen Leib meine Stockklinge gefahren? Sehr lieb würde es mir ſeyn zu vernehmen, daß ich eigentlich gar kein gemeines Menſchenblut vergoſſen, ſondern bloß einigen prinzlichen Ichor; und es will mir ahnen als wäre dem ſo. — Meiſter! — ſo hätte der Zufall mich denn zu der That geführt, die der finſtere Geiſt mir verkündete, bei Euch im Fiſcherhäuschen! — War vielleicht dieſe kleine Stockklinge in dem Augenblick, als ich ſie brauchte, zur Nothwehr gegen Mörder, das furchtbare Schwerdt der, Blutſchuld rächenden Nemeſis? — Schreibt mir Alles, Meiſter und vor allen Dingen was es mit der Waffe, die Ihr mir in die Hand gabt, mit dem kleinen Bilde für eine Bewandniß hat. — Doch nein — nein, ſagt mir davon nichts. Laßt mich dieſes Meduſenbild, vor deſſen Anblick der bedrohliche Frevel erſtarrt, bewahren mir ſelbſt ein unerklärliches Geheimniß. Es iſt mir, als würde dieſer Talismann ſeine Kraft verlieren, ſo bald ich wüßte, was für eine Conſtellation ihn gefeit zur Zauberwaffe! — Wollt ihr mirs glauben Meiſter, daß ich bis jezt Euer kleines Bild noch gar nicht einmal recht angeſchaut? — Iſt es an der Zeit, ſo werdet ihr mir alles ſagen, was mir zu wiſſen nöthig, und dann gebe ich den Talismann zurück in Eure Hände. Alſo für jezt kein Wort weiter davon! — Doch fortfahren will ich nun in meinem hiſtoriſchen Kapitel.

Als ich beſagtem Jemand, beſagtem Piſtolanten meinen Stockdegen in den Leib gerannt, ſo daß er lautlos niederſtürzte, ſprang ich fort mit der Schnellfüßigkeit eins Ajax, da ich Stimmen im Park zu hören und mich noch in Gefahr glaubte. Ich gedachte nach Sieghartsweiler zu lauffen aber die Dunkelheit der

Nacht ließ mich den Weg verfehlen. Schneller und ſchneller rannte ich fort, immer noch hoffend mich zurecht zu finden. Ich durchwatete Feldgraben, ich erklimmte eine ſteile Anhöhe und ſank endlich in einem Gebüſch vor Ermattung nieder. Es war als blitze es dicht vor meinen Augen, ich fühlte einen ſtechenden Schmerz am Kopf, und erwachte aus tiefem Todesſchlaf. Die Wunde hatte ſtark geblutet, ich machte mir, das Taſchentuch benutzend, einen Verband, der dem geſchickteſten Compagnie-Chirurgus auf dem Schlachtfelde zur Ehre gereicht haben würde, und ſchaute nun ganz froh und fröhlich umher. Unfern von mir ſtiegen die mächtigen Ruinen eines Schloßes empor. — Ihr merkt es Meiſter, ich war zu meiner nicht geringen Verwunderung auf den Geierſtein gerathen.

Die Wunde ſchmerzte nicht mehr, ich fühlte mich friſch und leicht, ich trat heraus aus dem Gebüſch, das mir zum Schlafgemach gedient, die Sonne ſtieg empor, und warf blinckende Streiflichter auf Wald und Flur, wie fröhliche Morgengrüße. Die Vögel erwachten in den Gebüſchen und badeten ſich zwitſchernd im kühlen Morgenthau, und ſchwangen ſich auf in die Lüfte. Noch in nächtliche Nebel gehüllt lag tief unter mir Sieghartshof, doch bald ſanken die Schleier und in flammenden Gold ſtanden Bäume und Büſche. Der See des Parks glich einem blendend ſtrahlendem Spiegel: ich unterſchied das Fiſcherhäuschen wie einen kleinen weißen Punkt — ſogar die Brücke glaubte ich deutlich zu ſchauen. — Das Geſtern trat auf mich ein, aber als ſei es eine längſt vergangene Zeit, aus der mir nichts geblieben, als die Wehmuth der Erinnerung an das ewig Verlohrne, die in demſelben Augenblick die Bruſt zerreißt und mit ſüßer Wonne erfüllt. „Haſelant, was willſt du denn eigentlich damit ſagen, was haſt du denn in dem längſt vergangenen Geſtern auf ewig verlohren? So ruft Ihr mich an, Meiſter, ich hör es. — Ach Meiſter, noch einmal ſtelle ich mich hin auf jene hervorragende Spitze des Geierſteins — noch einmal breite ich die Arme aus wie Adlersflügel mich dort hinzuſchwingen, wo ein ſüßer Zauber waltete, wo jene Liebe, die nicht in Raum und Zeit bedingt, die ewig iſt wie der Weltgeiſt mir aufging in den ahnungsvollen Himmelstönen, die die dürſtende Sehnſucht ſelbſt ſind und das Verlangen! — Ich weiß es, dicht vor meiner Naſe ſetzt ſich ein Teufelskerl von hungrigem Opponenten hin, der nur opponirt des irdiſchen Gerſtenbrots halber, und fragt mich höhniſch: ob es möglich ſey, daß ein Ton dunkelblaue Augen haben könne? Ich führe den bündigſten Beweis, daß der Ton eigentlich auch ein Blick ſei, der aus einer Lichtwelt durch zerriſſene Wolkenſchleier hinabſtrahled; der Opponent geht aber weiter, und frägt nach Stirn, nach Haar, nach Mund und Lippen, nach Armen, Händen,Füßen, und zweifelt durchaus mit hämiſchem Lächeln, daß ein bloßer purer Ton mit dieſem allem begabt ſein könne. — O Gott, ich weiß, was der Schlingel meint, nehmlich nichts weiter, als daß, ſo lange ich ein glebae adscriptus ſei, wie er und die übrigen, ſo lange wir alle nicht bloß Sonnenſtrahlen fräßen, und uns manchmal noch auf einen andern Stuhl ſetzen müßten als auf den Lehrſtuhl, es mit jener ewigen Liebe, mit jener ewigen Sehnſucht, die nichts will als ſich ſelbſt und von der jeder Narr zu ſchwatzen weiß — Meiſter! ich wünſchte nicht, daß ihr auf die Seite des hungrigen Opponenten trätet — es würde mir unangenehm ſeyn. — Und ſagt ſelbſt, könnte Euch wohl eine einzige vernünftige Urſache dazu treiben? — hab ich jemals Hang gezeigt zu triſter Sekundaner Narrheit? — Ja hab' ich zu reifen Jahren gekommen, mich nicht ſtets nüchtern zu erhalten gewußt, hab' ich etwa jemals gewünſcht ein Handſchuh zu zu ſeyn bloß um Julias Wange zu küßen wie Vetter Romeo? — Glaubt es nur Meiſter, die Leute mögen auch ſagen was ſie wollen, im Kopf trag' ich nichts als Noten, und im Gemüth und Herzen die Klänge dazu, denn alle Teufel! wie ſollt ich ſonſt im Stande ſeyn, ſolche mauerliche, bändige Kirchenſtücke zu ſetzen, als die Vesper es iſt, die da eben vollendet auf dem Pulte liegt. — Doch — ſchon wieder war es um die Hiſtorie geſchehen — ich erzäle weiter.

Aus der Ferne vernahm ich den Geſang einer kräftigen Männerſtimme, der ſich immer mehr und mehr näherte. Bald gewahrte ich denn auch einen Benediktiner Geiſtlichen der auf dem Fuß ſteig unterwärts fortwandelnd, einen lateiniſchen Hymnus ſang. Nicht weit von meinem Platze ſtand er ſtill, hielt inne mit dem Singen und ſchaute, indem er den breiten Reiſehut vom Kopfe nahm und ſich mit einem Tuch den Schweiß von der Stirne trocknete, in der Gegend umher, dann verſchwand er ins Gebüſch. Mir kam die Luſt an, mich zu ihm zu geſellen, der Mann war mehr als wohlgenährt, die Sonne brannte ſtärker und ſtärker, und ſo konnt' ich wohl denken, daß er ein Ruheplätzchen geſucht haben würde im Schatten. Ich hatte mich nicht geirrt, denn in das Gebüſch tretend, erblickte ich den ehrwürdigen Herrn, der ſich auf einen dick bemooſten Stein niedergelaſſen hatte. Ein höheres Felsſtück dicht daneben diente ihm zum Tiſch; er hatte ein weißes Tuch darüber ausgebreitet, und holte eben aus dem Reiſeſack, Brod und gebratenes Geflügel hervor das er mit vielem Appetit zu bearbeiten begann: Sed praeter omnia bibendum quid, ſo rief er ſich ſelbſt zu und ſchenkte aus einer Korbflaſche Wein ein in den kleinen ſilbernen Becher, den er aus der Taſche hervorgezogen. Eben wollte er trinken, als ich mit einem „Gelobt ſey Jeſus

Chriſt! zu ihm hintrat. Mit dem Becher an den Lippen ſchaute er auf und ich erkannte im Augenblick meinen alten gemüthlichen Freund aus der Benediktiner Abtei zu Kanzheim, den ehrlichen Pater und Präfectus Chori Hilarius. In Ewigkeit' ſtammelte Pater Hilarius, indem er mich mit weit aufgeriſſenen Augen ſtarr anblickte. Ich dachte ſogleich an meinen Kopfputz, der mir vielleicht ein fremdes Anſehen geben mochte und begann: O mein ſehr geliebter würdiger Freund Hilarius, haltet mich nicht für einen verlaufenen vagabondirenden Hindus, auch nicht für ein auf den Kopf gefallnes Landeskind, da ich doch nun einmal nichts anderes bin und ſeyn will, als euer Intimus, der Kapellmeiſter Johannes Kreisler! —

Beim heilgen Benedikt, rief Pater Hiliarus freudig, ich hatte euch gleich erkannt, herrlicher Compoſitor und angenehmer Freund, aber per diem ſagt mir, wo kommt ihr her, was iſt euch geſchehen, Euch, den ich mir in floribus dachte am Hofe des Großherzogs?

Ich nahm gar keinen Anſtand dem Pater kürzlich alles zu erzählen, was ſich mit mir begeben und wie ich genöthigt geweſen dem, dem es beliebt nach mir, wie nach einem aufgeſteckten Ziel, Probeſchüße zu thun, meinen Stockdegen in den Leib zu ſtoßen und wie beſagter Zielſchießer warſcheinlich ein italiäniſcher Prinz geweſen, der Hektor geheißen, wie mancher würdige Pirſchhund. — „Was nun beginnen, zurückkehren nach Sieghartsweiler oder — rathet mir, Pater Hilarius!

So ſchloß ich meine Erzählung. — Pater Hilarius, der manches — Hm! — ſo! — ey! — heiliger Benedikt — dazwiſchen geworfen, ſah jezt vor ſich nieder, murmelte: bibamus! und leerte den ſilbernen Becher auf einen Zug.

Dann rief er lachend: in der That, Kapellmeiſter, der beſte Rath den ich Euch fürs erſte ertheilen kann, iſt, daß Ihr Euch fein zu mir herſezt und mit mir frühſtückt. Ich kann Euch dieſe Feldhühner empfehlen, erſt geſtern ſchoß ſie unſer ehrwürdige Bruder Macarius, der, wie Ihr Euch wohl erinnert, alles trifft nur nicht die Noten in den Reſponſorien und wenn ihr den Kräutereſſig vorſchmeckt mit dem ſie angefeuchtet, ſo verdankt ihr das der Sorgfalt des Bruders Euſebius, der ſie ſelbſt gebraten mir zu Liebe. Was aber den Wein betrifft, ſo iſt er werth die Zunge eines landflüchtigen Kapellmeiſters zu netzen. Aechter Bocksbeutel, carissime Johannes, ächter Bocksbeutel aus dem St. Johannis Hoſpital zu Würzburg, den wir, unwürdige Diener des Herrn, erhalten in beſter Qualität. — Ergo bibamus!

Damit ſchenkte er den Becher voll und reichte ihn mir hin. — Ich ließ mich nicht nöthigen, ich trank und aß wie einer der ſolcher Stärkung bedarf.

Pater Hilarius hatte den anmuthigſten Platz gewählt um ſein Frühſtück einzunehmen. Ein dichtes Birkengebüſch beſchattete den blumigten Raſen des Bodens und der kryſtallhelle Waldbach, der über hervorragendes Geſtein plätſcherte, vermehrte noch die erfriſchende Kühle. Die einſiedleriſche Heimlichkeit des Orts erfüllte mich mit Wohlbehagen und Ruhe, und während Pater Hilarius mir von allem erzählte, was ſich ſeit der Zeit in der

Abtei begeben, wobei er nicht vergaß ſeine gewöhnlichen Schwänke und ſein hübſches Küchenlatein einzumiſchen, horchte ich auf die Stimmen des Waldes, der Gewäſſer, die zu mir ſprachen in tröſtenden Melodieen.

Pater Hilarius mochte mein Schweigen der bittern Sorge zu ſchreiben, die mir das Geſchehene verurſachte.

Seid, begann er, indem er mir den aufs neue gefüllten Becher hinreichte, ſeid guten Muths Kapellmeiſter! Ihr habt Blut vergoſſen, das iſt wahr und Blut vergießen iſt Sünde doch distiguendum est inter et inter — Jedem iſt ſein Leben das Liebſte, er hat es nur einmal. Ihr habt das Eurige vertheidigt, und das verbietet die Kirche keines Weges, wie ſattſam zu erweiſen und weder unſer Hochwürdiger Herr Abt noch irgend ein anderer Diener des Herrn wird Euch die Abſolution verſagen, ſeid Ihr auch unverſehns in fürſtliche Eingeweide gefahren. — Ergo bibamus! — Vir sapiens non te abhorrebit Domine! — Aber theuerſter Kreisler, kehrt ihr zurück nach Sieghardsweiler, ſo wird man Euch garſtig befragen über das cur. quomodo, quando, ubi und wollt Ihr dem Prinzen des mörderiſchen Angriffs zeihen, wird man Euch glauben? Ibi jacet lepus in pipere! — Aber ſeht Kapellmeiſter wie — doch, bibendum quid — Er leerte den vollgeſchenkten Becher und fuhr dann fort: Ja ſeht, Kapellmeiſter, wie der gute Rath kommt mit dem Bocksbeutel. — Erfahrt daß ich mich eben zum Kloſter Allerheiligen begeben wollte, um mir von dem dortigen Präfektus Chori Muſik zu holen zu den nächſten Feſten. Ich habe die Kaſten ſchon zwei, dreimal umgekehrt, es iſt alles alt und verbraucht und was die Muſik betrifft, die Ihr uns komponirt habt während Eures Auffenthalts in der Abtei, ja die iſt gar ſchön und neu, aber — nehmt mir es nicht übel, Kappellmeiſter, ſo auf kurioſe Weiſe geſezt, daß man keinen Blick wenden darf, von der Partitur. Will man nur ein bischen durchs Gitter ſchielen nach dieſer jener hübſchen Dirne unten im Schiff, gleich hat man einen Halt verfehlt oder ſonſt was, und ſchlägt einen falſchen Takt und ſchmeißt das Ganze um — Pump da liegt's und Di — di — Diedel diedel greift Bruder Jakob in die Orgelkaſten! — ad patibulum cum illis — Ich durfte alſo — doch bibamus! —

Nach dem wir beide getrunken, floß der Strom der Rede alſo weiter: Desum die nicht da ſind und die nicht da ſind, können nicht gefragt werden, ich dächte daher, ihr wandertet ſogleich mit mir zurück nach der Abtey die, ſchlägt man Richtwege ein, kaum zwei Stunden von hier entfernt iſt. In der Abtei ſeid ihr geſichert gegen alle Nachſtellungen, contra hostium inisidias, ich bringe euch hin, als lebendige Muſik und ihr bleibt da, ſo lange es euch gefällt oder ſo lange Ihr es gerathen findet. Der Hochwürdige Herr Abt verſorgt euch mit allem Nöthigen. Ihr kleidet Euch in die feinſte Wäſche und zieht das Benediktiner Gewand darüber, das euch ſehr wohl ſtehen wird. Aber damit Ihr nicht unterweges ausſeht wie der wundgeſchlagene auf dem Bilde vom mitleidigen Samariter, ſo ſetzt meinen Reiſehut auf, ich werde mir dem Capuſchon über die Glatze ziehn. — Bibendum quid, liebſter!

Damit leerte er den Becher noch einmal, ſchwenkte ihn aus im nahen Waldbach, packte alles ſchnell in ſeinen Reiſeſack, drückte mir ſeinen Hut auf die Stirne und rief ganz fröhlich: Kapellmeiſter, wir dürfen nur ganz langſam und bequem einen Fuß vor den andern ſetzen und kommen doch grade an, wenn ſie läuten ad conventum conventuales, d. h. wenn der hochwürdige Herr Abt ſich zu Tiſche ſetzt.

Ihr dürft wohl denken lieber Meiſter, daß ich gegen den Vorſchlag des fröhlichen Paters Hilarius nicht das mindeſte einzuwenden hatte, daß es mir vielmehr gar willkommen ſeyn mußte, mich an einen Ort zu begeben, der mir in ſo mancher Hinſicht ein wohlthätiges Aſyl werden konnte.

Wir ſchritten gemächlich fort unter allerlei Geſprächen und langten ſo wie Pater Hilarius es gewollt, in der Abtei an, als man gerade die Tiſchglocke läutete.

Um vor der Hand allen Fragen zuvorzukommen ſagte Pater Hilarius dem Abt, daß, da er zufällig erfahren wie ich mich in Sieghartsweiler aufhalte, er es vorgezogen ſtatt der Muſik aus dem Kloſter Allerheiligen, lieber den Componiſten zu holen, der ja ein ganzes unerſchöpfliches Magazin von Muſik in ſich trage.

Der Abt Chryſoſtomus (mich dünkt, ich hätte Euch ſchon viel von ihm erzählt) empfing mich mit jener gemüthlichen Freude, die nur wahrhaft guter Geſinnung eigen und lobte den Entſchluß des Paters Hilarius. —

Seht mich nun, Meiſter Abraham, wie ich, umgeſchaffen zum paßablen Benediktinermönch, in einem hohen geräumigen Zimmer des Hauptgebäudes der Abtei, ſitze und ämſig Veſpern und Hymnen ausarbeite, ja wie ich ſchon mitunter Gedanken notire zu einem feierlichen Hochamt, wie ſich die ſingenden und ſpielenden Brüder, die Chorknaben verſammeln, wie ich ämſig Proben halte, wie ich hinter dem Gitter des Chors dirigire! In der That, ſo vergraben fühle ich mich in dieſe Einſamkeit, daß ich mich mit Tartini vergleichen möchte der die Rache des Cardinals Cornaro fürchtend, in das Minorittenkloſter zu Aſſiſi floh, wo ihn endlich nach Jahren ein Paduaner entdeckte, der ſich in der Kirche befand und den verlohrnen Freund auf dem Chore erblickte, als ein Windſtoß den Vorhang, der das Orcheſter verhüllte, einige Augenblicke aufhob. — Es hätte Euch ſelbſt Meiſter! ſo mit mir gehen können wie jenem Paduaner, aber ich mußte Euch ja doch ſagen wo ich geblieben, ihr könntet ſonſt Wunder gedacht haben, was aus mir geworden. — Hat man vielleicht meinen Hut gefunden und ſich gewundert, daß ihm der Kopf abhanden gekommen? — Meiſter! Eine beſondere wohlthätige Ruhe iſt in mein Inneres gekommen; ſollte ich vielleicht hier am Anckerplatz gelandet ſeyn? Als ich neulich an dem kleinen See, der in der Mitte des weitläuftigen Gartens der Abtei liegt wandelte und mein Bild neben mir wandelnd im See erblickte, da ſprach ich: der Menſch der da unten neber mir hergeht, das iſt ein ruhiger beſonnener Menſch, der nicht mehr wild umherſchwirrend in vagen unbegrenzten Räumen, die gefundene Bahn feſt hält, und es iſt ein Glück für mich, daß der Menſch kein anderer iſt, als ich ſelbſt. — Aus einem andern See ſchaute mich einſt ein, fataler

Doppeltgänger an — Doch ſtill — ſtill von dem allem. — Meiſter nennt mir keinen Namen — erzählt mir nichts — auch nicht einmal wen ich geſpießt — Aber von euch ſelbſt ſchreibt mir viel — Die Brüder kommen zur Probe, ich ſchließe mein hiſtoriſches Kapitel und zugleich meinen Brief. Lebt wohl mein guter Meiſter und gedenkt meiner! ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

— In den fernen wild verwachſenen Gängen des Parks einſam wandelnd, bedachte Meiſter Abraham das Schickſal des geliebten Freundes und wie er ihn kaum wieder gewonnen aufs neue verlohren. Er ſah den Knaben Johannes, ſich ſelbſt in Gönidsmühl vor dem Flügel des alten Onkels, der Kleine hämmerte mit ſtolzen Blick Sebaſtian Bachs ſchwerſte Sonaten herunter mit beinahe männlicher Fauſt, er ſtekte ihm dafür eine Tüte Zuckerwerk heimlich in die Taſche — Es war ihm als ſei dies erſt wenige Tage her, und er mußte ſich verwundern, daß der Knabe eben kein anderer als der Kreisler, der in ein wunderliches launenhaftes Spiel geheimnißvoller Verhältniße verflochten ſchien. —

Aber mit dem Gedanken an jene vergangene Zeit an die Verhängnißvolle Gegenwart, ſtieg das Bild ſeines eignen Lebens vor ihm auf.

Sein Vater ein ſtrenger eigenſinniger Mann, hatte ihn beinahe mit Zwang zu der Kunſt des Orgelbaues angehalten, die er ſebſt trieb, wie ein gewöhnliches rohes Handwerk. Er litt nicht daß irgend ein anderer als der Orgelbauer ſelbſt Hand anlege an das Werk, und ſo mußten die Lehrlinge geübte Tiſchler, Zinngießer u. ſ. werden, ehe ſie zu der innern Mechanik gelangten. — Genauigkeit, Dauerhaftigkeit, gute Spielart des Werks galt dem Alten für alles; für die Seele, für den Ton hatte er keinen Sinn, und merkwürdig genug ſprach ſich dies aus, in den Orgeln, die er baute, und denen man mit Recht einen harten ſpitzen Klang vorwarf. Nächſt dem war der Alte den Kindiſchen Künſteleien verjährter Zeit ganz und gar ergeben. So hatte er an einer Orgel die Könige David und Salomo angebracht, die während des Spiels wie vor Verwunderung die Köpfe drehten; ſo fehlte es keinem ſeiner Werke an paukenden, poſaunenden tacktirenden, Engeln, mit den Flügeln ſchlagenden krähenden Hähnen u. ſ. w. Abraham konnte oft verdienten oder nicht verdienten Schlägen nicht anders entgehen, und dem Alten eine Äußerung väterlicher Freude entlocken, als wenn er vermöge eigner Erfindungsgabe irgend eine neue Künſtelei, etwa ein ſchärfer tönendes Kickeriki herausgebracht, für den nächſten Orgelhahn. Mit angſtvoller Sehnſucht hatte Abraham die Zeit herbei gewünſcht in der er den Handwerks Gebrauch gemäß auf die Wanderſchaft gehen ſollte. Endlich kam dieſe Zeit heran und Abraham verließ das väterliche Haus um nie wieder zurückzuehren.

Auf dieſer Wanderung die er in Gemeinſchaft mit andern Geſellen, meiſtens wüſten, rohen Burſchen unternahm, ſprach er einſt ein in der Abtei St. Blaſius die im Schwarzwalde belegen und hörte dort das berühmte Orgelwerk des alten Johann Andreas Silbermann. In den vollen herrlichen Tönen dieſes Werks ging zum erſtenmahl der Zauber des Wohllauts auf in ſeinem Innern, er fühlte ſich in eine andere Welt verſetzt, und von dem Augenblick an war er ganz Liebe für eine Kunſt, die er ſonſt mit Widerwillen treiben müſſen. — Nun kam ihm aber auch ſein ganzes Leben in der Umgebung wie er es bis jetzt geführt hatte ſo nichtswürdig vor, daß er alle Kraft aufbot ſich herauszureißen aus dem Schlamm in den er ſich verſunken glaubte. — Sein natürlicher Verſtand, ſeine Faſſungsgabe ließen ihn in der wiſſenſchaftlichen Bildung Rieſenſchritte machen und doch — fühlte er oft die Bleigewichte, die die frühere Erziehung das Forttreiben in der Gemeinheit ihm angehängt. — Chiara, die Verbindung mit dieſem ſeltſamen geheimnißvollen Weſen, das war der zweite Lichtpunkt in ſeinem Leben, und ſo bildete beides, jenes Erwachen des Wohllauts und Chiaras Liebe einen Dualismus ſeines poetiſchen Seyns, der wohlthätig hineinwirkte in ſeine rohe aber kräftige Natur. — Kaum den Herbergen, kaum den Schenken wo im dicken Tabacksqualm Zotenlieder ertönten, entronnen, brachte der Zufall oder vielmehr die Geſchicklichkeit in mechaniſchen Künſteleien denen er den Anſtrich des Geheimnißes zu geben wuſte (wie der geneigte Leſer ſchon erfahren) den jungen Abraham in Umgebungen, die ihm eine neue Welt ſein mußten, und in denen er ewig Fremdling bleibend, ſich nur dadurch aufrecht erhielt, daß er den feſten Ton behauptete, den ſeine innere Natur ihm angegeben. Dieſer feſte Ton wurde mit der Zeit immer feſter, und da er keinesweges der eines ſimplen Grobians, ſondern auf klaren geſunden Menſchenverſtand, richtiger Lebensanſicht, und daraus ſich erzeugenden treffenden Spott baſirt war, ſo konnt es nicht fehlen, daß da, wo der Jüngling ſich nur aufrecht erhalten und tolerirt worden, der Mann als ein zu fürchtendes Prinzip großen Reſpeckt einflößte. Es iſt nichts leichter als gewiſſen vornehmen Leuten zu imponiren, die immer noch weiter unter dem ſtehen, wofür man ſie etwa halten mochte. Daran dachte nun Meiſter Abraham eben in dem Augenblick als er von ſeinem Spaziergange wieder an das Fiſcherhäuschen gekommen, und ſchlug eine laute herzliche Lache auf, die Luft machte ſeiner gepreßten Bruſt.

Zur innigſten Wehmuth die ihm ſonſt wohl gar nicht eigen, hatte den Meiſter nehmlich das lebhafte Andenken an den Moment in der Kirche der Abtey St. Blaſius und an die verlohrne Chiara geſtimmt. „Warum ſprach er zu ſich ſelbſt, warum blutet eben die Wunde jezt ſo häuſig, die ich längſt verharſcht glaubte, warum hänge ich jetzt leeren Träumereien nach, da es mir ſcheint als müße ich thätig eingreifen in das Maſchinenwerk, das ein böſer Geiſt falſch zu treiben ſcheint! — Der Meiſter fühlte ſich beängſtigt durch den Gedanken daß er, ſelbſt wußte er nicht wodurch, in ſeinem eigenthümlichſten Thun und Treiben ſich gefährdet ſah, bis wie geſagt, er im Ideengange, auf die vornehme Leute kam, über die er lachte und augenblicklich merkliche Linderung verſpürte.

Er trat ins Fiſcherhäuschen um nun Kreislers Brief zu leſen. —

In dem fürſtlichen Schloße hatte ſich merkwürdiges begeben. Der Leibarzt ſprach: Wunderbar! — es geht über alle Praxis, über alle Erfahrung hinaus! — Die Fürſtin: So mußte es kommen und die Prinzeßin iſt nicht kompromittirt! der Fürſt: Hätt' ich's nicht ausdrücklich verboten aber die Crapule der dienenden Claſſe hat keine Ohren — Nun — der Oberforſtmeiſter ſoll dafür ſorgen daß der Prinz kein Pulver mehr in die Hände bekommt! die Räthin Benzon: Dank dem Himmel ſie iſt gerettet! — Während deſſen ſchaute Prinzeſſin Hedwiga zum Fenſter ihres Schlafgemachs heraus, indem ſie dann und wann abgebrochene Akkorde anſchlug, auf derſelben Guitarre, die Kreisler im Unmuth von ſich warf und aus Julias Händen, wie er meinte geheiligt zurück empfing. Auf dem Sopha ſaß Prinz Ignatius und weinte und klagte: es thut weh, es thut weh, vor ihm aber Julia, die ämſig beſchäftigt war in eine kleine ſilberne Schüſſel hinein — rohe Kartoffeln zu ſchaben.

Alles dieſes bezog ſich auf ein Ereigniß, das der Leibarzt mit vollem Recht wunderbar nannte, und über alle Praxis erhaben. Prinz Ignatius hatte ſich, wie der geneigte Leſer ſchon mehrmals erfahren den unſchuldig tändelnden Sinn, die glückliche Unbefangenheit des ſechsjährigen Knaben erhalten und ſpielte daher gern wie dieſer. Unter anderm Spielzeuge beſaß er auch eine kleine aus Metall gegoßene Kanone, die ihm zu ſeinem Lieblings-Spiel diente, an dem er ſich jedoch höchſt ſelten ergötzen konnte, da manche Dinge dazu gehörten, die nicht gleich zur Hand waren, nemlich einige Körner Pulver, ein tüchtiges Schrotkorn und ein kleiner Vogel. Hatte er das alles, ſo ließ er ſeine Truppen aufmarſchieren, hielt Kriegsgericht über den kleinen Vogel, der eine Rebellion angezettelt in des fürſtlichen Papas verlohrnem Lande, lud die Kanone und ſchoß den Vogel, den er mit einem ſchwarzen Herzen auf der Bruſt an einen Leuchter gebunden, todt, zuweilen aber auch nicht, ſo daß er mit dem Federmeſſer nachhelfen mußte, um die gerechte Strafe an dem Hochverräther zu vollſtrecken.

Fritz, des Gärtners zehnjähriger Knabe hatte dem Prinzen einen gar hübſchen bunten Hänfling verſchafft, und dafür, wie gewöhnlich eine Krone erhalten. Sogleich war dann aber der Prinz in die Jägerſtube geſchlichen, gerade, wenn die Jäger abweſend, hatte richtig Schrotbeutel und Pulverhorn gefunden, und ſich daraus mit der nöthigen Munition verſehen. Schon wollte er mit der Exekution beginnen, die Beſchleunigung zu fordern ſchien, da der bunte zwitſchernde Rebell alle nur möglichen Mittel verſuchte zu entwiſchen, als es ihm einfiel, daß er der Prinzeſſin Hedwiga, die jezt ſo artig geworden, durchaus nicht die Luſt verſagen dürfe, bei der Hinrichtung des kleinen Hochverräthers gegenwärtig zu ſein.

Er nahm alſo den Kaſten worin ſeine Armee befindlich unter den einen, die Kanone unter den andern Arm, den Vogel aber in die hole Hand und ſchlich, da es ihm von dem Fürſten unterſagt worden, die Prinzeßin zu ſehen, leiſe, leiſe nach Hedwiga's Schlafgemach, wo er ſie in dem fortdauernden Cataleptiſchen Zuſtande, auf dem Ruhebette angekleidet liegend fand. Schlimm, und wie man ſehen wird zugleich gut war es, daß die Kammerfrau die Prinzeßin eben verlaſſen.

Ohne weiteres band nun der Prinz den Vogel an einen Leuchter, ließ die Armee in Reihe und Glied treten, und lud die Kanone, dann hob er die Prinzeßin vom Ruhebette, ließ ſie an den Tiſch treten und erklärte, daß ſie jetzt den kommandirenden General vorſtelle, er ſeiner Seits bleibe der regierende Fürſt und brenne nebenher die Artillerie ab, welche den Rebellen tödte. — Ueberfluß an Munition hatte den Prinzen verführt und er nicht allein das Geſchütz überladen, ſondern auch Pulver rund umher auf den Tiſch verſtreut. So wie er das Stück abprotzte, gab es nicht allein einen ungewöhnlichen Knall, ſondern das umher geſtreute Pulver flog auch auf, und verbrannte ihm tüchtig die Hand, ſo, daß er laut aufſchrie, und gar nicht einmal bemerkte, daß die Prinzeſſin in dem Augenblick der Exploſion hart zu Boden geſtürzt war. Der Schuß hallte durch die Corridors, alles ſtürzte Unglück ahnend herbei und ſelbſt Fürſt und Fürſtin drängten ſich, alle Etiquette im jähen Schreck vergeſſend, mit der Dienerſchafft durch die Thüre hinein. Die Kammerfrauen hoben die Prinzeßin von dem Boden und legten ſie auf das Ruhebett, während man nach dem Leibarzt, nach dem Chirurgus lief. Der Fürſt erſah aus den Anſtalten auf dem Tiſche ſehr bald was geſchehen, und ſprach zum Prinzen, der entſetzlich ſchrie und lamentirte, mit zornfunkelnden Augen: Sieht er Ignaz! das kommt von ſeinen dummen kindiſchen Faxen. Laß' er ſich Brandſalbe auflegen und heul er nicht, wie ein Straßenjunge! — Mit einem Birkenreiß — ſollt — Hint — Die bebenden Lippen ließen keine Deutlichkeit der Sprache zu, der Fürſt wurde unverſtändlich und verließ gravitätiſch das Zimmer. Tiefes Entſetzen hatte die Dienerſchaft erfaßt, denn erſt zum drittenmal redete der Fürſt den Prinzen an, mit Er und Ignaz und jedesmal bewies es den wildeſten, ſchwer zu ſühnenden Zorn.

Als der Leibarzt erklärte, die Criſis ſey eingetreten und er hoffe, daß der bedrohliche Zuſtand der Prinzeßin nun bald vorüber und ſie völlig geneſen werde, ſprach die Fürſtin mit weniger Theilnahme, als man wohl denken ſollte: Dieu soit loué, man gebe mir weitere Nachricht. Den weinenden Prinzen ſchloß ſie aber zärtlich in ihre Arme, tröſtete ihn mit ſüßen Worten und folgte dann dem Fürſten.

Indeſſen war die Benzon, die im Sinn gehabt, mit Julien die unglückliche Hedwiga zu ſehen im Schloße angekommen. Kaum hörte ſie was geſchehen, als ſie hinaufeilte nach dem Zimmer der Prinzeßen, zuflog auf das Ruhebette, niederkniete, Hedwigas Hand faßte und ihr ſtarr in die Augen blickte, während Julia heiße Tränen vergoß wähnend, daß wohl der Todesſchlaf über die Herzensfreundin kommen werde. Da holte Hedwiga tief Athem und ſprach mit dumpfer kaum vernehmlicher Stimme: Iſt er todt? — So gleich hielt Prinz Ignatius ein mit

Weinen. trotz ſeines Schmerzes und erwiederte in voller Freude über die gelungene Exekution lachend und kichernd: Ja ja — Prinzeſſin Schweſter, ganz todt, gerade durch das Herz geſchoſſen. — „Ja ſprach die Prinzeſſin weiter, indem ſie die Augen, die ſie aufgeſchlagen wieder ſinken ließ, ja ich weiß es. Ich ſah den Blutstropfen der aus dem Herzen quoll, aber er fiel in meine Bruſt und ich erſtarrte zu Criſtall und er nur lebte in dem Leichnam! „Hedwiga, begann die Räthin leiſe und zärtlich, Hedwiga, erwachen ſie aus böſen unglücklichen Träumen, Hedwiga erkennen ſie mich? Die Prinzeſſin winkte ſanft mit der Hand, als wolle ſie verlaſſen ſein. Hedwiga, fuhr die Benzon fort, Julia iſt hier. Ein Lächeln ſchimmerte auf Hedwigas Wangen. Julia beugte ſich über ſie hin, drückte einen leiſen Kuß auf die erblaßten Lippen der Freundin. Da liſpelte Hedwiga kaum hörbar: Es iſt nun alles vorüber, in wenigen Minuten bin ich ganz erkräftigt, ich fühl es. —

Niemand hatte ſich bis jetzt um den kleinen Hochverräther bekümmert, der mit zerfleiſchter Bruſt auf dem Tiſch lag. Nun fiel er Julien ins Auge und erſt in dem Augenblick wurde ſie auch inne, daß Prinz Ignatius wieder das abſcheulige ihr verhaßte Spiel geſpielt. Prinz, ſprach ſie, indem ihre Wangen, ſich hoch rötheten, Prinz, was hat ihnen der arme Vogel gethan, daß ſie ihn ohne Erbarmen tödten hier im Zimmer? — Das iſt ein rechtes einfältiges grauſames Spiel — Sie haben mir längſt verſprochen es zu laſſen, und doch nicht Wort gehalten — Aber! thun Sie es noch einmal, niemals ordne ich mehr ihre Taſſen oder lehre ihre Püppchen reden, oder erzähle Ihnen die Geſchichte vom Waſſerkönig! „Nicht böſe ſein wimmerte der Prinz, nicht böſe ſein Fräulein Julia! Aber es war ein bunter Erzſchelm. Er hatte allen Soldaten heimlich die Rockſchöße abgeſchnitten, und überdem eine Rebellion angezettelt Ach es thut weh — es thut weh! — Die Benzon blickte den Prinzen, dann Julien an, mit ſeltſamen Lächeln, dann rief ſie: Was das für ein Wehklagen iſt über ein paar verbrannte Finger! — Aber es iſt wahr, der Chirurgus wird ewig mit ſeiner Brandſalbe nicht fertig. Doch hilft ein gemeines Hausmittel auch wohl ungemeinen Leuten. Man ſchaffe rohe Kartoffeln herbei! — Sie ſchritt nach der Thüre, aber wie plötzlich von irgend einem Gedanken erfaßt, blieb ſie ſtehen, kehrte um, ſchloß Julien in die Arme, küßte ſie auf die Stirne und ſprach: Du biſt mein gutes liebes Kind, und wirſt immer das *ganz* ſein was du ſein ſollſt! — Hüte dich nur vor überſpannten wahnſinnigen Thoren und verſchließe dein Gemüth, dem böſen Zauber ihrer verlockenden Reden! — Damit warf ſie noch einen forſchenden Blick auf die Prinzeſſin, die ſanft und ſüß zu ſchlummern, ſchien und verließ das Zimmer.

Der Chirurgus trat hinein mit einem ungeheuren Pflaſter in den Händen, unter vielen Betheuerungen verſichernd, daß er ſchon ſeit geraumer Zeit gewartet in den Zimmern des gnädigſten Prinzen, da er nicht vermuthen können, daß in dem Schlafgemach der gnädigſten Prinzeſſin — Er wollte mit dem Pflaſter los auf den Prinzen, die Kammerfrau die ein paar ſtattliche Kartoffeln auf einer ſilbernen Schüſſel herbei gebracht, vertrat ihm aber den Weg und verſicherte, daß für Verletzungen durch Brand geſchabte Kartoffeln das allerbeſte Mittel wären. Und ich, fiel Julia der Kammerfrau ins Wort indem ſie ihr die ſilberne Schüſſel abnahm, nud ich ſelbſt will für Sie, mein Prinzchen, das Pflaſter gar fein bereiten.

„Gnädigſter Herr, ſprach der Chirurg erſchrocken: Bedenken Sie! — ein Hausmittel für verbrannte Finger eines hohen fürſtlichen Herrn! — Die Kunſt — die Kunſt ſoll — muß hier allein helfen! Er wollte von neuem auf den Prinzen los, der prallte aber zurück und rief: Weg da, weg da! Fräulein Julia ſoll mir das Pflaſter bereiten, die Kunſt ſoll ſich zum Zimmer hinausſcheeren!

Die Kunſt empfahl ſich ſamt ihrem wohlpräparirten Pflaſter, indem ſie giftige Blicke auf die Kammerfrau warf.

Stärker und ſtärker hörte Julia die Prinzeſſin athmen, doch wie erſtaunte ſie als —

(M. f. f.) — einſchlafen. Hin und her wälzte ich mich auf meinem Lager; ich verſuchte alle nur mögliche Stellungen. Bald ſtreckte ich mich lang aus, bald wickelte ich mich rund zuſammen, ließ den Kopf auf den weichen Pfoten ruhen und ringelte den Schweif zierlich um mich herum, ſo daß er die Augen bedeckte, bald warf ich mich auf die Seite, ließ die Pfoten wegſtarren vom Leibe, den Schweif in lebloſer Gleichgültigkeit hinabhängen vom Lager. Alles — alles vergebens! — Wirrer und wirrer wurden Vorſtellungen, Gedanken, bis ich endlich in jenes Delirium fiel, das kein Schlaf ſondern ein Kampf zwiſchen Schlafen und Wachen zu nennen, wie Moritz, Davidſon, Nudow, Tiedemann, Wienholt, Reil, Schubert, Kluge und andere phyſiologiſche Schriftſteller, die über Schlaf und Traum geſchrieben und die ich nicht geleſen, mit Recht behaupten.

Die helle Sonne ſchien in des Meiſters Zimmer hinein, als ich aus dieſem Delirium, aus dieſem Kampf zwiſchen Schlafen und Wachen, wirklich zum klaren Bewußtſein erwachte. Aber welch ein Bewußtſein, welch ein Erwachen. — O Katerjüngling, der du dieſes lieſeſt, ſpitze die Ohren und lies aufmerkſam, daß dir die Moral nicht entwiſche! — Nimm dir zu Herzen, was ich über einen Zuſtand ſage, deſſen unnennbare Troſtloſigkeit ich dir nur mit ſchwachen Farben ſchildern kann. — Nimm dir dieſen Zuſtand, wiederhole ich, zu Herzen und dich ſelbſt möglichſt in Acht, wenn du zum erſten Mal in einer Katzburſchen-Geſellſchaft, Katzpunſch genießeſt. Nippe mäßig und berufe dich, will man das nicht leiden, auf mich und meine Erfahrung, der Kater Murr ſei deine Autorität, die jeder, hoff' ich, anerkennen und gelten laſſen wird.

Nun alſo! — Was zuförderſt mein phyſiſches Befinden betrifft, ſo fühlte ich mich nicht allein matt und elend, ſondern was mir ganz beſondere Quaalen ſchuf, war ein gewiſſer lecker abnormer Anſpruch des Magens, der eben ſeiner Abnormität halber nicht durchzuſetzen war und nur einen unnützen Rumor im Innern verurſachte, an dem ſogar die affizirten Ganglien Theil nahmen, die in ewigem phyſiſchem Wollen und nicht Vermögen krankhaft zitterten und bebten. — Es war ein heilloſer Zuſtand! —

Aber beinahe noch empfindlicher war die pſychiſche Affektion. Mit der bittern Reue und Zerknirſchung eines Geſtern halber, das ich doch eigentlich gar nicht für tadelnswerth achten konnte, kam eine troſtloſe Gleichgültigkeit in meine Seele gegen alles irrdiſche Wohl! — Ich verachtete alle

Güter der Erde, alle Gaben der Natur, Weisheit, Verſtand, Witz u. ſ. w. Die größten Philoſophen, die geiſtreichſten Dichter galten mir nicht höher als Lumpenpuppen, ſogenannte Hanſemänner und was das ärgſte war, auf mich ſelbſt dehnte ſich jene Verachtung aus und ich glaubte zu erkennen, daß ich nichts ſei, als ein ganz gewöhnlicher miſerabler Mauſekatz! — Niederſchlagenderes giebt es nicht! Der Gedanke, daß ich in dem größten Jammer befangen, daß die ganze irdiſche Erde überhaupt ein Jammerthal ſei, vernichtete mich in namenloſen Schmerz. — Ich kniff die Augen zu und weinte ſehr! —

„Du haſt geſchwärmt, Murr, und nun iſt dir miſerabel zu Muthe? — Ja ja, ſo gehts! — Nun ſchlaf' nur aus alter Junge, dann wird's beſſer werden! — So rief der Meiſter mir zu, als ich das Frühſtück ſtehen ließ und einige Schmerzenstöne von mir gab. Der Meiſter! — o Gott er wußte nicht, er kannte nicht meine Leiden! — er ahnte nicht, wie Burſchenthum und Katzpunſch wirkt auf ein zartfühlendes Gemüth! —

Es mochte Mittag ſein, noch hatte ich mich nicht vom Lager gerührt, als plötzlich, der Himmel weiß wie er ſich hinein zu ſchleichen gewußt, Bruder Muzius vor mir ſtand. — Ich klagte ihm meinen unſeeligen Zuſtand, ſtatt aber, wie ich gehofft mich zu bedauern, mich zu tröſten, ſchlug er eine unmäßige Lache auf und rief: „Hoho, Bruder Murr, es iſt weiter nichts als die Kriſis, der Uebergang von unwürdiger philiſtriger Knabenſchaft zum würdigen Burſchenthum, die dich glauben läßte, daß du krank biſt und elend. Du biſt das edle Commerſchiren noch nicht gewohnt! — Aber thu mir den Gefallen und halte das Maul und klage nicht etwa dem Meiſter dein Leiden. Unſer Geſchlecht iſt überdem ſchon verrufen genug, dieſer Scheinkrankheit halber und der ſchmähſüchtige Menſch hat ihr einen Namen gegeben, der ſich auf uns bezieht und den ich nicht wiederholen mag. Aber raffe dich auf, nimm dich zuſammen, komm mit mir, die friſche Luft wird dir wohl thun und dann mußt' du vor allen Dingen Haare auflegen. Komm nur, du wirſt ſchon praktiſch erfahren, was das heißt.“

Bruder Muzius übte ſeit der Zeit, als er mich dem Philiſterthum entriſſen, eine unbedingte Herrſchaft über mich aus; ich mußte thun was er wollte. Mühſam ſtand ich daher auf von meinem Lager, dehnte mich, ſo gut es bei den erſchlafften Gliedern gehen wollte und folgte dem treuen Bruder aufs Dach. Wir ſpazierten einigemal auf und nieder und in der That, mir wurde etwas wohler, friſcher zu Muthe. Dann führte mich Bruder Muzius hinter den Schornſtein und hier mußte ich, wollte ich mich auch dagegen ſträuben, zwei, drei Schnäpschen reine Heringslacke nehmen. Dies waren die Haare, die ich nach Muzius Ausdruck, auflegen ſollte. — O wunderbarer als wunderbar war die draſtiſche Wirkung dieſes Mittels! Was ſoll ich ſagen? — Des Magens abnorme Anſprüche ſchwiegen, der Rumor war geſtillt, das Gangliensyſtem beruhigt, das Leben wieder ſchön, ich ſchätzte das irrdiſche Wohl, die Wiſſenſchaft, die Weisheit, den Verſtand, den Witz u. ſ. ich war mir ſelbſt wieder gegeben, ich war wieder der herrliche höchſt erzellente Kater Murr! — O Natur Natur! Kann es denn geſchehen, daß ein paar Tropfen, die der leichtſinnige Kater genießt in unzähmbarer freier Willkühr, Rebellion zu erwecken vermögen gegen dich, gegen das wohlthätige Prinzip, das du mit mütterlicher Liebe in ſeine Bruſt gepflanzt haſt und nach dem er überzeugt ſein muß, daß die Welt mit ihren Freuden, als da ſind Bratfiſche, Hühnerknochen, Milchbrei ꝛc. die beſte ſei und er das allerbeſte in dieſer Welt, da ihre Freuden nur für ihn und ſeinethalber geſchaffen ſind? — Aber — ein philoſophiſcher Kater erkennt das, es iſt tiefe Weisheit darinn — jener troſtloſe ungeheure Jammer iſt nur das Gegengewicht, das die zum Forttreiben in der Bedingung des Seins nöthige Reaktion bewirkt und ſo iſt derſelbe (der Jammer nehmlich) in dem Gedanken des ewigen Weltalls begründet! — Legt Haare auf, Katerjünglinge! und tröſtet euch dann mit dieſem philoſophiſchen Erfahrungsſatz eures gelehrten, ſcharfſinnigen Standesgenoſſen.

Es genügt zu ſagen, daß ich nun manche Zeit hindurch ein friſches frohes Burſchenleben führte auf den Dächern rings umher, in Compagnie mit Muzius und andern kreuzbraven, biderben fidelen Jungen, weißen, gelben und bunten. Ich komme zu einer wichtigern Begebenheit meines Lebens, die nicht ohne Folgen blieb.

Als ich nehmlich einmal bei dem Anbruch

der Nacht, im Schimmer des hellen Mondſcheins, mit dem Bruder Muzius zu einer Kneiperei, die die Burſchen angeordnet, gehen wollte, begegnete mir jener ſchwarz, grau, gelbe Verräther, der mir meine Miesmies geraubt. Wohl konnt es ſein, daß ich bei dem Anblick des verhaßten Nebenbuhlers, dem ich noch dazu ſchändlicher Weiſe unterliegen müſſen, etwas ſtutzte. Er ging indeſſen hart an mir vorbei, ohne mich zu grüßen, und es wollte mich bedünken als lächle er mich verhöhnend an; im Gefühl der Uebermacht, die er über mich gewonnen. Ich dachte an die verlorne Miesmies, an die erhaltenen Prügel, das Blut kochte mir in den Adern! Muzius bemerkte meine Aufwallung und da ich ihm mittheilte, was ich bemerkt zu haben glaubte, ſo ſprach er: Du haſt Recht, Bruder Murr. Der Kerl ſchnitt ſolch ein ſchiefes Geſicht und trat dabei ſo keck auf; am Ende wollte er dich wirklich tuſchiren. — Nun das wollen wir bald erfahren. Irre ich nicht, ſo hat der bunte Philiſter hier in der Nähe eine neue Liebſchaft angeſponnen, er ſchleicht alle Abende hier auf dieſem Dache umher. Warten wir ein wenig, vielleicht kommt der Monſieur bald zurück und da kann ſich ja wohl das Uebrige bald finden.

In der That dauerte es nicht lange, ſo kam der Bunte wieder trotzig zurück und maß ſchon von weiten mich mit verächtlichen Blicken. Ich trat ihm herzhaft und keck entgegen, wir gingen ſo hart an einander vorüber, daß unſere Schweife ſich unſanft berührten: Sogleich blieb ich ſtehen; drehte mich um und ſprach mit feſter Stimme: Mau! — Er blieb ebenfalls ſtehen, drehte ſich um und erwiederte trotzig: Mau! — Dann ging ein jeder ſeinen Weg.

„Das war Tuſch, rief Muzius ganz zornig aus, ich werde den bunten trotzigen Kerl morgen coramiren.“

Muzius begab ſich den andern Morgen zu ihm hin und fragte ihn in meinem Namen: ob er meinen Schweif berührt? Er ließ mir erwiedern: er hätte meinen Schweif berührt. Darauf ich: habe er meinen Schweif berührt, ſo müſſe ich das für Tuſch nehmen. Darauf er: ich könne es nehmen wie ich wollte. Darauf ich: ich nehme es für Tuſch. Darauf er: ich ſei gar nicht im Stande zu beurtheilen was Tuſch ſei. Darauf ich: ich wiſſe das ſehr gut und beſſer als er. Darauf er: ich ſei nicht der Mann dazu, daß er mich tuſchiren ſolle. Darauf ich nochmals: ich nenne es aber für Tuſch. Darauf er: ich ſei ein dummer Junge. Darauf ich um mich in Avantage zu ſetzen: wenn ich ein dummer Junge ſei, ſo ſei er ein niederträchtiger Spitz! — Dann kam die Ausforderung.

(Randgloſſe des Herausgebers. O Murr! mein Kater. Entweder hat ſich der Ehrenpunkt ſeit Shakſpear's Zeit nicht geändert oder ich ertappe dich auf einer ſchriftſtelleriſchen Lüge. Das heißt, auf einer Lüge, die dazu dienen ſoll, der Begebenheit, die du erzählſt, mehr Glanz und Feuer zu geben! — Iſt die Art, wie es zum Duell mit dem bunten Penſionair kam, nicht die rein ausgeſprochene Parodie von Probſteins ſiebenmal zurückgeſchobener Lüge in: Wie es euch gefällt? Finde ich nicht in deinem angeblichen Duell Prozeß die ganze Stufenleiter von dem höflichen Beſcheid, dem feinen Stich, der groben Erwiederung, der beherzten Abfertigung, bis zum trotzigen Widerſpruch und kann es dich wohl einigermaßen retten, daß du anſtatt mit der bedingten und offenbaren Lüge, mit ein paar Schimpfreden ſchließeſt? — Murr! mein Kater! die Rezenſenten werden über dich herfallen, aber bewieſen haſt du doch wenigſtens, daß du den Shakſpear mit Verſtand und Nutzen geleſen und das entſchuldigt vieles).

Aufrichtig geſtanden fuhr es mir doch etwas in die Glieder, als ich die Ausforderung erhielt, die auf den Kraiz lautete. Ich dachte daran wie übel mich der bunte Verräther zugerichtet hatte, als von Eiferſucht und Rache getrieben, ich ihn angriff und wünſchte wenigſtens die Avantage, zu der mir Freund Muzius verholfen, hinweg. Muzius mochte gewahren, daß ich beim Leſen des blutfordernden Handbillets erblaßte und überhaupt meine Seelenſtimmung bemerken. „Bruder Murr, ſprach er, mir ſcheint, als ob dir das erſte Duell, das du beſtehn ſollſt, etwas in die Glieder führe?“ — Keinen Anſtand nahm ich dem Freunde mein ganzes Herz zu öffnen, ihm zu ſagen, was meinen Muth erſchütterte.

„O mein Bruder, ſprach Muzius, o mein geliebter Bruder Murr! Du vergiſſeſt, daß damals, als der übermüthige Frevler dich ausprügelte auf ſchnöde Weiſe, du noch ein blutjunger Neuling und kein wackrer, tüchtiger Burſche warſt, wie jetzt. Auch war dein Kampf mit dem Bunten kein ordentliches Duell nach Regel und Recht, ja nicht einmal ein Rencontre zu nennen, ſondern nichts weiter als eine philiſtermäßige Balgerei, die unanſtändig iſt für jeden Katzburſch. Merk' dir's, Bruder Murr, daß der auf unſre beſondre Gaben neidiſche Menſch, uns die Neigung vorwirft, uns auf ehrwidrige beſchimpfende Weiſe zu prügeln und fällt unter ſeinem Geſchlecht dergleichen vor, dies mit dem Schimpf- und Spottnamen: Katzbalgerei, bezeichnet. Eben darum wird und muß ein ordentlicher Kater, der Ehre im Leibe hat und auf gute Sitten hält, jedes böſe Rencontre der Art vermeiden; er beſchämt den Menſchen, der unter gewiſſen Umſtänden ſehr geneigt iſt, zu prügeln und geprügelt zu werden. — Alſo, geliebter Bruder, laß alle Furcht und Scheu fahren, bewahre dein tapfres Herz und ſei überzeugt, daß du im ordentlichen Duell genugſame Rache für alle erfahrne Unbill nehmen und den bunten Gecken dermaßen zerkratzen kannſt, daß er das dumme Liebeln und alberne Daherſtolziren wohl auf einige Zeit laſſen wird. — Doch halt! — Eben will mich bedünken, daß nach dem, was zwiſchen euch vorgefallen, der Zweikampf auf den Kratz keinen genügenden Ausſchlag geben kann, daß ihr euch vielmehr auf entſcheidendere Weiſe, nehmlich auf den Biß, ſchlagen müßt. — Wir wollen die Meinung der Burſchen hören! —

Muzius trug in einer ſehr wohlgeſetzten Rede, den Fall, der ſich mit mir und dem Bunten ereignet, der Burſchenverſammlung vor. Alle ſtimmten dem Redner bei und ich ließ daher dem Bunten durch Muzius ſagen: ich nehme die Ausforderung zwar an, könnte und würde bei der Schwere der erlittenen Beſchimpfung mich aber nicht anders ſchlagen, als auf den Biß. Der Bunte wollte zwar Einwendungen machen, vorſchützen, er habe ſtumpfe Zähne u. ſ. w.; da aber Muzius ihm nach ſeiner ernſten und feſten Weiſe erklärte, daß hier nur durchaus von dem entſcheidenderen Duell auf den Biß die Rede ſein könne und daß wenn er dies nicht eingehen wolle, er den niederträchtigen Spitz auf ſich ſitzen laſſen müßte, entſchloß er ſich zu dieſem Duell auf den Biß. — Die Nacht, in der der Zweikampf vor ſich geben ſollte, kam heran. Ich ſtellte mich auf dem Dache des Hauſes, das an der Gränze des Reviers lag mit Muzius um die beſtimmte Stunde ein. Auch mein Gegner kam bald mit einem ſtattlichen Kater, der beinahe bunter gefleckt war und noch viel trotzigere keckere Züge im Antlitz trug als er ſelbſt. Er war, wie wir vermuthen konnten, ſein Sekundant; beide hatten verſchiedene Feldzüge als Cameraden zuſammen gemacht und befanden ſich auch beide bei der Eroberung des Speichers, die dem Bunten den Orden des gebrannten Specks erwarb. Außerdem hatte ſich, wie ich nachher erfuhr, auf des um und vorſichtigen Muzius Anlaß eine kleine lichtgraue Katze eingefunden, die ſich ganz außerordentlich auf Chirurgie verſtehen und die ſchlimmſten gefährlichſten Wunden zweckmäßig behandeln und in kurzer Zeit heilen ſollte. — Es wurde noch verabredet, daß der Zweikampf in drei Sprüngen ſtatt finden und falls bei dem dritten Sprunge noch nichts entſcheidendes geſchehen, weiter beſchloſſen werden ſollte, ob das Duell in neuen Sprüngen fortzuſetzen, oder die Sache als abgemacht anzuſehen. Die Sekundanten maßen die

Schritte aus und wir ſetzten uns gegen über in Poſitur. Der Sitte gemäß erhoben die Sekundanten ein Zetergeſchrei, und wir ſprangen auf einander los.

Im Augenblick hatte mein Gegner, indem ich ihn faſſen wollte mein rechtes Ohr gepackt, das er dermaßen zerbiß, daß ich wider Willen laut aufſchrie. „Auseinander!“ rief Muzius. Der Bunte ließ ab, wir gingen in die Poſition zurück.

Neuer Zeter der Sekundanten, zweiter Sprung. Nun glaubte ich meinen Gegner beſſer zu faſſen, aber der Verräther duckte ſich und biß mir in die linke Pfote, daß das Blut in dicken Tropfen hervorquoll. — Auseinander! rief Muzius zum zweitenmal. „Eigentlich, ſprach der Sekundant meines Gegners ſich zu mir wendend, eigentlich iſt nun die Sache ausgemacht, da Sie mein Beſter durch die bedeutende Wunde an der Pfote hors de combat geſetzt ſind.“ Doch Zorn, tiefer Ingrimm ließen mich keinen Schmerz fühlen und ich entgegnete, daß es ſich bei dem dritten Sprunge finden würde, in wiefern es mir an Kraft gebräche und die Sache als abgemacht anzuſehen. „Nun, ſprach der Sekundant mit höhniſchem Lachen, nun, wenn ſie denn durchaus von der Pfote ihres ihnen überlegenen Gegners fallen wollen, ſo geſchehe ihr Wille! — Doch Muzius klopfte mir auf die Schulter und rief: Brav, brav mein Bruder Murr, ein echter Burſche achtet ſolch einen Riß nicht! — Halt dich tapfer!

Zum drittenmal Zeter der Sekundanten, dritter Sprung! — Meiner Wuth ungeachtet hatte ich die Liſt meines Gegners gemerkt, der immer etwas ſeitwärts ſprang, weßhalb ich ihn fehlte, während er mich mit Sicherheit packte. — Diesmal nahm ich mich in Acht, ſprang auch ſeitwärts und als er mich zu faſſen glaubte, hatte ich ihn ſchon dermaßen in den Hals gebiſſen, daß er nicht ſchreien, nur ſtöhnen konnte. „Auseinander! rief jetzt der Sekundant meines Gegners.“ Ich ſprang ſogleich zurück, der Bunte ſank aber ohnmächtig, nieder indem das Blut reichlich aus der tiefen Wunde hervorquoll. Die hellgraue Katze eilte ſogleich auf ihn zu und bediente ſich um vor dem Verbande das Blut einigermaßen zu ſtillen, eines Hausmittels, das wie Muzius verſicherte, ihr ſtets zu Gebote ſtand, da ſie es immer bei ſich führte. Sie goß nehmlich ſofort eine Flüßigkeit in die Wunde und beſprengte überhaupt den Ohnmächtigen ganz und gar damit, die ich ihres ſcharfen beizenden Geruchs halber für ſtark und draſtiſch wirkend halten mußte. Thedenſche Arquebuſade war es nicht, auch nicht Eau de Cologne. — Muzius drückte mich feurig an ſeine Bruſt und ſprach: Bruder Murr, du haſt deine Ehrenſache ausgefochten, wie ein Kater dem das Herz auf dem rechten Flecke ſitzt. — Murr du wirſt dich erheben zur Krone des Burſchenthums, du wirſt keinen Makel dulden und ſtets bei der Hand ſein, wenn es darauf ankommt unſre Ehre zu erhalten. — Der Sekundant meines Gegners, der ſo lange dem hellgrauen Chirurgus beigeſtanden, trat nun trotzig auf und behauptete, daß ich im dritten Gange gegen den Comment gefochten. Da ſetzte ſich aber Bruder Muzius in Poſitur und erklärte mit funkelnden Augen und hervorgeſtreckten Krallen, daß der, der ſolches behaupte, es mit ihm zu thun habe und daß die Sache gleich auf der Stelle ausgemacht werden könne. Der Sekundant hielt es für gerathen, nichts weiter darauf zu erwiedern, ſondern packte ſtillſchweigend den wunden Freund, der was weniges zu ſich ſelbſt gekommen, auf den Rücken und marſchirte mit ihm ab durch die Dachlucke. — Der aſchgraue Chirurgus fragte an, ob er meiner Wunden halber mich auch etwa mit ſeinem Hausmittel bedienen ſolle. Ich lehnte das aber ab, ſo ſehr mich auch Ohr und Pfote ſchmerzten, ſondern machte mich im Hochgefühl des errungenen Sieges, der geſtillten Rache für Miesmies Entführung und erhaltene Prügel, auf den Weg nach Hauſe.

Für dich, o Katerjüngling! habe ich mit gutem Bedacht die Geſchichte meines erſten Zweikampfs ſo umſtändlich aufgeſchrieben. Außerdem daß dich dieſe merkwürdige Geſchichte über den Ehrenpunkt belehrt ganz und gar, ſo kannſt du auch noch manche für das Leben höchſt nöthige und nützliche Moral daraus ſchöpfen. Wie z. B. daß Muth und Tapferkeit gar nichts ausrichten gegen Finten und daß daher das genaue Studium der Finten unerläßlich iſt, um nicht zu Boden getreten zu werden, ſondern ſich aufrecht zu erhalten. Chi no se ajuta, se nega, ſagt Brighella in Gozzis glücklichen Bettler und der

Mann hat Recht, vollkommen Recht. — Sieh das ein, Katerjüngling und verachte keinesweges Finten, denn in ihnen liegt, wie im reichen Schacht, die wahre Lebensweisheit verborgen.

— Als ich herab kam, fand ich des Meiſters Thür verſchloſſen und mußte daher mit der Strohmatte die davor lag, als Nachtlager vorlieb nehmen. Die Wunden hatten mir einen ſtarken Blutverluſt verurſacht und mir wurde in der That etwas ohnmächtig zu Muthe. Ich fühlte mich ſanft fortgetragen. Es war mein guter Meiſter, der (ich mochte wohl ohne es zu wiſſen etwas gewinſelt haben) mich vor der Thür gehört, aufgemacht und meine Wunden bemerkt hatte. „Armer Murr, rief er, was haben ſie mit dir gemacht? das hat tüchtige Biſſe gegeben — nun ich hoffe, du wirſt deinen Gegnern nichts geſchenkt haben! „Meiſter, dacht ich, wenn du wüßteſt! und aufs neue fühlte ich mich von dem Gedanken des vollſtändig erfochtenen Sieges, der Ehre die ich mir gewonnen, gar mächtig erhoben. — Der gute Meiſter legte mich auf mein Lager, holte aus dem Schrank eine kleine Büchſe in der Salbe befindlich, hervor, bereitete zwei Pflaſter und legte ſie mir auf Ohr und Pfote. Ruhig und geduldig ließ ich alles geſchehen und ſtieß nur ein kleines leiſes Mrrrr! aus, als der erſte Verband mich etwas ſchmerzen wollte! — „Du biſt, ſprach der Meiſter, ein kluger Kater, Murr! du verkennſt nicht wie andre knurrige Wildfänge deines Geſchlechts, die gute Abſicht deines Herrn. Halt dich nur ruhig und wenn es Zeit iſt, daß du die Wunde an der Pfote heil leckſt, ſo wirſt du ſchon ſelbſt den Verband löſen. Was aber das wunde Ohr betrifft, ſo kannſt du nichts dafür thun armer Geſelle und mußt das Pflaſter leiden.“

Ich verſprach das dem Meiſter und reichte zum Zeichen meiner Zufriedenheit und Dankbarkeit für ſeine Hülfe, ihm meine geſunde Pfote hin, die er wie gewöhnlich nahm und leiſe ſchüttelte, ohne ſie im mindeſten zu drücken. — Der Meiſter verſtand mit gebildeten Katern umzugehen.

Bald ſpürte ich die wohlthätige Wirkung der Pflaſter und war froh, daß ich des kleinen aſchgrauen Chirurgus fatales Hausmittel nicht angenommen. Muzius, der mich beſuchte, fand mich heiter und kräftig. Bald war ich im Stande ihm zu folgen zur Burſchenkneiperei. Man kann denken, mit welchem unbeſchreiblichen Jubel ich empfangen wurde. Allen war ich doppelt lieb geworden.

Von nun an führte ich ein köſtliches Burſchenleben und überſah es gern, daß ich dabei die beſten Haare aus dem Pelze verlor. — Doch giebt es hienieden ein Glück, das von Dauer ſein ſollte. Lauert bei jeder Freude, die man genießt, nicht ſchon der —

(Makl. Bl.) — hohen und ſteilen Hügel, im flachen Lande hätte er für einen Berg gegolten, belegen. Ein breiter, bequemer, von duftendem Gebüſch eingeſchloſſener Weg, an deſſen beiden Seiten häufig angebrachte ſteinerne Sitze und Lauben die gaſtliche Sorge für die wandernden Pilger bewieſen, führte hinauf. Oben angekommen gewahrte man erſt die Größe und Pracht des Gebäudes, das man in der Ferne nur für eine einzeln daſtehende Kirche gehalten. Wappen, Biſchoffsmütze, Krummſtab und Kreuz, über dem Thor in Stein gehauen, zeigten, daß ſonſt hier eine biſchöfliche Reſidenz geweſen und die Inſchrift: Benedictus, qui venit in nomine domini, lud fromme Gäſte ein, zum Eintritt. Aber jeder der eingetreten, blieb wohl unwillkührlich ſtehen, überraſcht, erfaßt von dem Anblick der Kirche, die mit ihrer prächtigen, im Styl des Palladio erbauten Façade, mit ihren beiden hohen luftigen Thürmen in der Mitte ſtand, als Hauptgebäude, an das ſich von beiden Seiten Flügel anſchloſſen. In dem Hauptgebäude befanden ſich noch die Zimmer des Abts, in den Seitenflügeln dagegen die Wohnungen der Mönche, das Refettorium, andere Verſammlungsſäle, ſo wie auch Zimmer zur Aufnahme einkehrender Fremden. Unfern dem Kloſter lagen die Wirthſchaftgebäude, die Meierei, das Haus des Amtmanns; tiefer im Thal umflocht aber das ſchöne Dorf Kanzheim den Hügel mit der Abtei, wie ein bunter üppiger Kranz.

Dieſes Thal breitete ſich aus bis an den Fuß des fernen Gebirges. Zahlreiche Heerden weideten in den, von ſpiegelhellen Bächen durchſchnittenen Wieſengründen, fröhlich zogen die Landleute aus den Dörfern, die hin und wieder verſtreut lagen, durch die reichen Kornfelder, jubelnder Geſang der Vögel ſcholl aus den anmuthigen

Gebüſchen, ſehnſüchtiger Hörnerſchall rief herüber aus der fernen dunklen Waldung, beſchwingt mit weißen Segeln glitten ſchwer beladene Kähne auf dem breiten Fluß, der das Thal durchſtrömte ſchnell vorüber und man vernahm die frohen Grüße der Schiffer. Ueberall üppige Fülle, reichlich geſpendeter Segen der Natur, überall reges ewig forttreibendes Leben. Die Ausſicht in die lachende Landſchaft vom Hügel herab, aus den Fenſtern der Abtei, erhob das Gemüth und erfüllte es zugleich mit innigem Wohlbehagen.

Mocht' es ſein, daß man den innern Schmuck der Kirche, der edlen, grandioſen Grundanlage unerachtet, bei dem vielen bunten, vergoldeten Schnitzwerk und der kleinlichen Bilderei mit Recht den Vorwurf der Ueberladung, des mönchiſchen Ungeſchmacks machen könnte, ſo fiel dafür der reine Styl, in dem die Zimmer des Abts gebaut und verziert waren, deſto mehr ins Auge. Aus dem Chor der Kirche trat man unmittelbar in einen geräumigen Saal, der zur Verſammlung der Geiſtlichen und zugleich zur Aufbewahrung der Inſtrumente und Muſikalien diente. Aus dieſem Saal führte ein langer Corridor der eine joniſche

Säulenſtellung bildete, in die Gemächer des Abts. Seidene Tapeten, auserleſene Gemälde der beſten Meiſter aus verſchiedenen Schulen, Büſten, Statuen großer Männer der Kirche, Teppiche, zierlich ausgelegte Fußböden, koſtbares Geräth, alles deutete hier auf den Reichthum des wohl dotirten Kloſters. Dieſer Reichthum, der in dem Ganzen herrſchte, war aber nicht jener glänzende Prunk, der das Auge blendet ohne ihm wohl zu thun und der Staunen, aber nicht Wohlbehagen erzeugt. Alles war an ſeiner rechten Stelle angebracht, nichts wollte prahleriſch die Aufmerkſamkeit für ſich allein feſſeln und die Wirkung des andern zerſtören, und ſo dachte man nicht an die Koſtbarkeit dieſes, jenes einzelnen Schmucks, ſondern fühlte ſich von dem Ganzen gemüthlich angeregt. Das durchaus Gehörige in der Anordnung brachte dieſen gemüthlichen Eindruck hervor und eben das richtig entſcheidende Gefühl des Gehörigen möchte wohl das ſein, was man guten Geſchmack zu nennen pflegt. Das Bequeme, Wohnliche dieſer Gemächer des Abts gränzte an das Ueppige, ohne in der That üppig zu werden und ſo durfte es keinen Anſtoß geben, daß ein

Geiſtlicher alles dies ſelbſt angeordnet und herbeigeſchafft. Der Abt Chryſoſtomus hatte, als er vor wenigen Jahren nach Kanzheim kam, die abteiliche Wohnung einrichten laſſen, wie ſie ſich jetzt fand und ſein ganzer Charakter, ſeine ganze Art zu ſein, ſprach ſich ſchon lebhaft aus in dieſer Einrichtung, ehe man ihn ſelbſt ſah und bald die hohe Stufe ſeiner geiſtigen Bildung gewahrte. Noch in den vierziger Jahren, groß, wohlgebaut, geiſtvollen Ausdruck im männlich ſchönen Antlitz, Anmuth und Würde im ganzen Betragen, flößte der Abt jedem, der ſich ihm nahte, die Ehrfurcht ein, die ſein Stand forderte. Eifriger Kämpfer für die Kirche, raſtloſer Verfechter der Rechte ſeines Ordens, ſeines Kloſters, ſchien er doch nachgiebig und duldſam. Aber eben dieſe ſcheinbare Nachgiebigkeit war eine Waffe, die er wohl zu führen und damit jeden Widerſtand, ſelbſt den der oberſten Gewalt zu beſiegen wußte. Durfte man denn auch ahnen, daß hinter einfachen ſalbungsreichen Worten, die aus dem treuſten Herzen zu kommen ſchienen, ſich mönchiſche Schlauheit verberge, ſo gewahrte man nur die Gewandtheit eines eminenten Geiſtes, der in die tiefern Verhältniſſe der Kirche eingedrungen. Der Abt war ein Zögling der Propaganda in Rom. — Selbſt gar nicht geneigt den Anſprüchen des Lebens zu entſagen, in ſofern ſie mit geiſtlicher Sitte und Ordnung verträglich, ließ er ſeinen zahlreichen Untergebenen alle Freiheit, die ſie nur nach ihrem Stande fordern konnten. So kam es denn, daß während einige dieſer, jener Wiſſenſchaft ergeben, in einſamer Zelle ſtudirten, andere luſtig umherſchwärmten in dem Park der Abtei und ſich erluſtigten im heitern Geſpräch, während einige zu ſchwärmeriſcher Andacht geneigt, faſteten und ihre Zeit hinbrachten in ſtetem Gebet, andere ſich es wohl ſchmecken ließen an der reichbeſetzten Tafel und ihre religiöſen Uebungen auf die Ordensregel beſchränkten, während einige die Abtei nicht verlaſſen mochten, andere ſich auf weitere Wege begaben, auch wohl, kam die Zeit heran, das lange Prieſtergewand vertauſchten mit dem kurzen Jägerrock und ſich als wackre Waidmänner herumtummelten. Waren nun aber die Meinungen der Brüder verſchieden und durfte jeder der ſeinigen nachhängen, wie er wollte, ſo kamen ſie alle in der enthuſiaſtiſchen Vorliebe für die Muſik über-

Univ. Bibl.
Mü

ein. Beinahe ein jeder war ausgebildeter Muſiker und es gab Virtuoſen unter ihnen, die der beſten fürſtlichen Kapelle Ehre gemacht haben würden. Eine reiche Muſikalien-Sammlung, eine Auswahl der vortrefflichſten Inſtrumente ſetzte jeden in den Stand, die Kunſt zu treiben wie er wollte und häufige Aufführungen auserleſener Werke erhielten jeden in praktiſcher Uebung.

Eben dieſem muſikaliſchen Treiben gab nun Kreislers Ankunft in der Abtei einen neuen Schwung. Die Gelehrten ſchlugen ihre Bücher zu, die Andächtigen kürzten ihre Gebete ab, alle verſammelten ſich um Kreisler, den ſie liebten und deſſen Werke ſie hoch ſchätzten, wie keine anderen. Der Abt ſelbſt hing ihm an mit inniger Freundſchaft und er, ſo wie alle übrigen beeiferten ſich ihm ihre Achtung, ihre Liebe darzuthun, wie ſie es nur vermochten. War nun die Gegend in der die Abtei lag ein Paradies zu nennen, gewährte das Leben im Kloſter die bequemſte Behaglichkeit, wozu ein leckrer Tiſch und edler Wein für den der Vater Hilarius ſorgte, wohl auch zu rechnen, herrſchte unter den Brüdern die gemüthliche Heiterkeit, welche von dem Abt ſelbſt ausging, ſchwamm überdem Kreisler, den die Kunſt raſtlos beſchäftigte, recht in ſeinem Elemente, ſo konnt' es nicht fehlen, daß ſein bewegtes Gemüth ruhig wurde, wie ſeit langer Zeit nicht mehr. Selbſt der Zorn ſeines Humors dämpfte ſich, er wurde ſanft und weich wie ein Kind. Aber noch mehr als das Alles, er glaubte an ſich ſelbſt, verſchwunden war jener geſpenſtiſche Doppeltgänger, der emporgekeimt aus den Blutstropfen der zerriſſenen Bruſt. —

Irgendwo *) heißt es von dem Kapellmeiſter Johannes Kreisler, daß ſeine Freunde es nicht dahin hätten bringen können, daß er eine Kompoſition aufgeſchrieben und ſei dies wirklich einmal geſchehen, ſo habe er doch das Werk, ſo viel Freude er auch über das Gelingen geäußert, gleich nachher in's Feuer geworfen. — So mag es ſich begeben haben, in einer ſehr verhängnißvollen Zeit, die dem armen Johannes den rettungsloſen Untergang drohte, von der gegenwärtiger Biogragh bis jetzt aber nicht recht viel weiß. Jetzt in der Abtei Kanzheim wenigſtens hütete ſich Kreisler wohl

---

*) Fantaſieſtücke in Callots Manier. Neue Ausg. Th. 1. Seite 52.

die Kompoſitionen zu vernichten, die recht aus ſeinem Innerſten hervorgingen und ſeine Stimmung ſprach ſich in dem Charakter ſüßer wohlthuender Wehmuth aus, den ſeine Werke trugen, ſtatt daß er ſonſt nur zu oft im mächtigen Zauber aus der Tiefe der Harmonik, die gewaltigen Geiſter hinaufbeſchwor, die die Furcht, das Entſetzen, alle Quaalen hoffnungsloſer Sehnſucht aufregen in der menſchlichen Bruſt. —

— Man hatte eines Abends im Chor der Kirche die letzte Probe eines Hochamts gehalten, mit dem Kreisler fertig worden und das am folgenden Morgen aufgeführt werden ſollte. Die Brüder waren zurückgekehrt in ihre Zellen, Kreisler allein weilte in dem Säulengange und ſchaute hinaus in die Gegend, die im Schimmer der letzten Strahlen der ſinkenden Sonne vor ihm lag. Da war es ihm, als vernähme er aus weiter Ferne noch einmal ſein Werk, das ihm eben lebendig dargeſtellt von den Brüdern. Als nun aber das Agnus dei kam, da erfaßte ihn aufs neue und ſtärker die namenloſe Wonne jener Augenblicke, in denen ihm dieſes Agnus aufgegangen. „Nein, rief er aus, indem glühende Thränen ſeine Augen füllten; nein! — ich bin es nicht, du allein! du mein einziger Gedanke, du mein einziges Sehnen!" —

Wunderbar war es wohl, auf welche Weiſe Kreisler dieſen Satz in dem der Abt, die Brüder den Ausdruck der brünſtigſten Andacht, der himmliſchen Liebe ſelbſt fanden, hervorgebracht hatte. Ganz erfüllt von dem Hochamt, das er zu ſetzen begonnen, aber noch lange nicht vollendet hatte, träumte er in einer Nacht, der Heiligentag, für den die Compoſition beſtimmt, ſei da, das Hochamt eingeläutet, er ſtehe an dem Pult, die fertige Partitur vor ſich, der Abt, ſelbſt Meſſe leſend, intonire und ſein Kyrie fange an. —

Satz auf Satz folge nun, die Aufführung gediegen und kraftvoll, überraſche ihn, reiße ihn fort bis zum Agnus dei. Da gewahre er zu ſeinem Schreck in der Partitur weiße Blätter, keine Note aufgeſchrieben, die Brüder ſchauten ihn, der plötzlich den Taktſtock ſinken laſſen, an, gewärtig, daß er endlich anfangen, daß die Stockung endlich aufhören werde. Aber bleiſchwer drücke ihn Verlegenheit und Angſt nieder und er könne, ungeachtet er das ganze Agnus fertig in ſeiner

Bruſt bewahre, nur es nicht herausbringen in die Partitur. Da erſchiene aber plötzlich eine holde Engelsgeſtalt, trete an den Pult, ſänge das Agnus mit Tönen des Himmels und dieſe Engelsgeſtalt wäre Julia! — Im Entzücken hoher Begeiſterung erwachte Kreisler und ſchrieb das Agnus auf, das im ſeeligen Traum ihm aufgegangen. — Und dieſen Traum träumte Kreisler nun noch einmal, er vernahm Julias Stimme, höher und höher ſchlugen die Wellen des Geſanges, als nun der Chor einfiel: Dona nobis pacem, er wollte untergehen in dem Meer von tauſend ſeeligen Wonnen, das ihn überſtrömte.

Ein leiſer Schlag auf die Schulter weckte Kreisler aus der Extaſe, in die er gerathen. Es war der Abt, der vor ihm ſtand und ihn mit Wohlgefallen anblickte.

„Nicht wahr, begann der Abt, nicht wahr mein Sohn Johannes! was du tief in deinem Gemüth empfunden, was dir gelang herrlich und kräftig in das Leben zu rufen, das erfreut jetzt deine ganze Seele? — Ich meine, du dachteſt an dein Hochamt, das ich zu den beſten Werken zähle, die du jemals geſchaffen.“

Kreisler ſtarrte den Abt ſtillſchweigend an, noch war er keines Wortes mächtig.

„Nun nun, fuhr der Abt lächelnd fort, ſteige herab aus der obern Region, zu der du dich hinaufgeſchwungen! — Ich glaube gar, du komponirſt in Gedanken und laſſeſt ſo nicht ab von der Arbeit, die dir freilich eine Luſt iſt, wiewohl eine gefährliche, da ſie zuletzt deine Kräfte aufzehrt. Entſchlage dich jetzt aller ſchaffenden Gedanken, laß' uns in dieſem kühlen Gange auf und abwandeln und unbefangen mit einander plaudern.

Der Abt ſprach nun von den Einrichtungen des Kloſters, von der Lebensweiſe der Mönche, rühmte den wahrhaft heiter frommen Sinn, den alle in ſich tragen und fragte zuletzt den Kapellmeiſter, ob er (der Abt) ſich nicht täuſche, wenn er bemerkt zu haben glaube, daß Kreisler ſeit den Monaten, daß er ſich in der Abtei befinde, ruhiger, unbefangener, dem thätigen Forttreiben in der hohen Kunſt, die den Dienſt der Kirche verherrliche, geneigter geworden.

Kreisler konnte nicht anders, als dies zugeben und überdies verſichern, daß die Abtei ſich

ihn

ihn aufgethan, wie ein Aſyl, in das er geflüchtet und daß er ſich ſo heimiſch dünke, als ſei er wirklich Ordensbruder und werde das Kloſter niemals mehr verlaſſen.

„Laſſen Sie, ſo endete Kreisler, laſſen Sie mir, ehrwürdiger Herr! die Täuſchung, die dies Kleid befördert. Laſſen Sie mich glauben, daß von bedrohlichem Sturm verſchlagen, mich die Gunſt des verſöhnten Geſchicks an einem Eilande ſtranden ließ, wo ich geborgen, wo nie mehr der ſchöne Traum zerſtört werden kann, der nichts anders iſt, als die Begeiſterung der Kunſt ſelbſt.

In der That, erwiederte der Abt, indem eine beſondere Freundlichkeit ſein Antlitz überſtrahlte, in der That mein Sohn Johannes, das Kleid das du angelegt, um als unſer Bruder zu erſcheinen, ſteht dir wohl und ich wollte, daß du es nie wieder ablegteſt. Du biſt der würdigſte Benediktiner den man nur ſehen kann.

Doch, fuhr der Abt nach einem kurzen Stillſchweigen fort, indem er Kreislers Hand faßte, doch, kein Scherz iſt hier zu treiben. Sie wiſſen mein Johannes! wie lieb Sie mir geweſen ſind ſeit dem Augenblick, als ich Sie kennen lernte, wie meine innige Freundſchaft, ſich mit der hohen Achtung für Ihr ausgezeichnetes Talent paarend, immer höher geſtiegen iſt. Für den, den man liebt, wird man mit Sorge erfüllt und eben dieſe Sorge war es, die mich Sie ſeit der Zeit ihres Auffenthalts im Kloſter bis zur Aengſtlichkeit beobachten ließ. Das Reſultat dieſer Beobachtungen brachte mich zu einer Ueberzeugung, die ich nicht aufgeben darf! — Längſt wollt' ich Ihnen in dieſer Hinſicht mein ganzes Herz öffnen, ich wartete auf einen günſtigen Augenblick, er iſt gekommen! — Kreisler! Entſagen Sie der Welt, treten Sie in unſern Orden! —

So ſehr ſich auch Kreisler in der Abtei gefiel, ſo willkommen es ihm war, einen Auffenthalt verlängern zu können, der ihm Ruhe und Frieden gab, indem er ſeine rege künſtleriſche Thätigkeit in Anſpruch nahm, doch überraſchte ihn der Antrag des Abts auf beinahe unangenehme Weiſe, da er an nichts weniger mit wirklichem Ernſt gedacht, als ſeine Freiheit aufgebend, ſich unter die Mönche ſtecken zu laſſen auf immer, wiewohl ihm manchmal ſchon ſolch eine Grille aufgeſtiegen und das vom Abt bemerkt ſein mochte.

Ganz verwundert ſchaute er den Abt an, der ihn aber nicht zum Worte kommen ließ, ſondern fortfuhr: Hören Sie mich erſt ruhig an, Kreisler, ehe Sie mir antworten. Wohl muß es mir angelegen ſein der Kirche einen tüchtigen Diener zu gewinnen, indeſſen verwirft die Kirche ſelbſt jede künſtliche Ueberredung und will nur, daß der innere Funke der wahren Erkenntniß angeregt werde, damit er zur hell lodernden Flamme des Glaubens aufleuchte und jede Bethörung vernichte. Und ſo will ich nur das, was dunkel und verworren vielleicht in Ihrer eignen Bruſt liegt, entfalten, Ihnen ſelbſt zur deutlichen Erkenntniß bringen. Darf ich zu Ihnen, mein Johannes! denn von den aberwitzigen Vorurtheilen ſprechen, die man in der Welt gegen das Kloſterleben hegt? — Immer muß den Mönch irgend ein ungeheures Schickſal in die Klauſe getrieben haben, wo er aller Luſt der Welt entſagend unter beſtändiger Qual ein troſtloſes Leben vertrauert. So wäre das Kloſter der finſtre Kerker, wo die troſtloſe Trauer um ewig verlornes Gut, die Verzweiflung, der Wahnſinn erfinderiſcher Selbſtqual ſich eingeſperrt, wo abgehärmte bleiche Todesgeſtalten ein elendes Daſein hinſchleppten und ihre herzzermalmende Angſt aushauchten in dumpfmurmelnden Gebeten!

Kreisler konnte ſich nicht eines Lächelns erwehren, denn er gedachte, als der Abt von abgehärmten bleichen Todesgeſtalten ſprach, ſo manches wohlgenährten Benediktiners und vorzüglich des wackern rothwangigten Hilarius, der keine größere Quaal kannte, als Wein zu trinken von ſchlechtem Gewächs und nur die Angſt, die ihm eine neue Partitur verurſachte, welche er nicht gleich verſtand.

Sie belächeln, ſprach der Abt weiter, Sie belächeln den Contraſt des Bildes, das ich aufſtellte mit dem Kloſterleben, wie Sie es hier kennen gelernt und haben gewiß Urſache dazu. — Mag es auch ſein, daß mancher zerriſſen von irrdiſchem Leid, alles Glück, alles Heil der Welt für immer aufgebend, in das Kloſter flieht, wohl ihm dann, daß die Kirche ihn aufnimmt und er in ihrem Schooß einen Frieden findet, der allein ihn über alles erlittene Ungemach tröſten und ihn erheben kann über das verderbliche Geſchick im weltlichen Treiben. Aber wie viele giebt es, die der wahre innre Hang zum andächtigen contemplativen Leben in das Kloſter führt, die ungefügig in der Welt, jeden Augenblick verſtört durch das Andringen aller kleinlichen Verhältniſſe, wie ſie ſich nun einmal im Leben erzeugen, nur in ſelbſtgewählter Einſamkeit ſich wohl befinden. Dann giebt es aber andere, die ohne entſchiedenen Hang zum klöſterlichen Leben doch nirgends anders hingehören, als eigentlich ins Kloſter. — Ich meine diejenigen, die Fremdlinge in der Welt ſind und bleiben, weil ſie einem höheren Sein angehören und die Anſprüche dieſes höheren Seins für die Bedingung des Lebens halten, ſo aber raſtlos das verfolgend, was hienieden nicht zu finden, ewig dürſtend in nie zu befriedigender Sehnſucht, hin und her ſchwanken und vergeblich Ruhe ſuchen und Frieden, deren offne Bruſt jeder abgeſchoſſene Pfeil trifft, für deren Wunden es keinen Balſam giebt, als die bittre Verhöhnung des ſtets wider ſie bewaffneten Feindes. Nur die Einſamkeit, ein einförmiges Leben ohne feindliche Unterbrechung und vor allem das ſtete freie Aufſchauen zur Lichtwelt, der ſie angehören, kann das Gleichgewicht herſtellen und ſie im Innern eine überirrdiſche Zufriedenheit fühlen laſſen, die in dem wirren Treiben der Welt nicht zu erringen. — Und Sie — Sie mein Johannes gehören zu dieſen Menſchen, die die ewige Macht im Druck des Irrdiſchen hoch erhebt zum Himmliſchen. Das rege Gefühl des höhern Seins, das Sie ewig mit dem ſchaalen irrdiſchen Treiben entzweien wird, entzweien muß, ſtrahlt mächtig heraus in der Kunſt, die einer andern Welt gehört und die, ein heiliges Geheimniß der himmliſchen Liebe mit Sehnſucht in ihrer Bruſt verſchloſſen. Die glühendſte Andacht ſelbſt iſt dieſe Kunſt und ihr ganz ergeben haben Sie nichts mehr gemein mit einer buntſcheckigen Welttändelei, die ſie von ſich werfen mit Verachtung, wie der zum Jüngling gereifte Knabe das abgenutzte Spielzeug. — Entfliehen Sie für immer den aberwitzigen Neckereien hohnlächelnder Thoren, die Sie mein armer Johannes oft gequält haben bis aufs Blut! — Der Freund breitet die Arme aus Sie zu empfangen, Sie einzuführen in den ſichern Port, den kein Gewitterſturm bedroht! —

Tief, ſprach mein Johannes da der Abt ſchwieg, ernſt und düſter, tief fühle ich die Wahrheit ihrer Worte, mein ehrwürdiger Freund! tief, daß ich wirklich nicht in eine Welt tauge, die ſich mir geſtaltet wie ein ewiges räthſelhaftes Mißverſtändniß. Und doch — ich geſtehe es frei, erregt mir der Gedanke Schauer, auf Koſten ſo mancher Ueberzeugung, die ich mit der Muttermilch eingeſogen, dies Kleid zu tragen, wie einen Kerker, aus dem ich nimmer wieder heraus kann. Es iſt mir, als wenn dem Mönch Johannes dieſelbe Welt, in der der Kapellmeiſter Johannes doch ſo manches hübſche Gärtlein voll duftender Blumen fand, plötzlich eine öde unwirthbare Wüſte ſein würde, als wenn einmal in das rege Leben verflochten die Entſagung —

Entſagung, unterbrach der Abt den Kapellmeiſter mit erhöhter Stimme, Entſagung? — Giebt es für dich Johannes, eine Entſagung, wenn der Geiſt der Kunſt immer mächtiger wird in dir, wenn du mit ſtarkem Fittig dich erhebſt in die leuchtenden Wolken? — Welche Luſt des Lebens giebt es denn noch, die dich bethören könnte? — Doch (ſo fuhr der Abt mit ſanfterer Stimme fort) doch wohl hat die ewige Macht ein Gefühl in unſere Bruſt gelegt, das mit unbeſiegbarer Gewalt unſer ganzes Weſen erſchüttert; es iſt das geheimnißvolle Band das Geiſt und Körper verbindet, indem jener nach dem höchſten Ideal einer chimäriſchen Glückſeeligkeit zu ſtreben vermeint und doch nur will, was dieſer als nothwendiges Bedürfniß in Anſpruch nimmt und ſo eine Wechſelwirkung entſteht, die in der Fortexiſtenz des menſchlichen Geſchlechts bedingt iſt. — Nicht hinzufügen darf ich, daß ich von der Geſchlechtsliebe ſpreche und daß ich es allerdings für nichts geringes achte, ihr ganz zu entſagen. — Doch Johannes! wenn du entſagſt, ſo retteſt du dich vom Verderben; niemals, niemals kannſt du, wirſt du des eingebildeten Glücks der irrdiſchen Liebe theilhaftig werden.

Der Abt ſprach die letzten Worte ſo feierlich, mit ſolcher Salbung, als läge das Buch des Schickſals offen vor ihm und er verkündige daraus dem armen Kreisler alles bedrohliche Leid, dem zu entgehen, er ſich hineinretten müſſe ins Kloſter.

Da begann aber auf Kreislers Antlitz jenes ſeltſame Muskelſpiel, das den Geiſt der Ironie zu verkünden pflegte, der ſeiner mächtig worden. Hoho, ſprach er, hoho! Ew. Hochehrwürden haben Unrecht, haben durchaus Unrecht. Ew. Hochwürden irren ſich in meiner Perſon, werden konfuſe durch das Gewand, das ich angelegt, um en masque einige Zeit hindurch die Leute zu foppen und ſelbſt unerkannt, ihnen ihre Namen in die Hand zu ſchreiben, damit ſie wiſſen, woran ſie ſind! — Bin ich denn nicht ein paſſabler Menſch, noch in den beſten Jahren, von leidlich hübſchem Anſehn und ſattſam gebildet und artig? — Kann ich nicht den ſchönſten ſchwarzen Frack ausbürſten, ihn anlegen und was die Unterkleider betrifft, ganz Seide keck hintreten, vor jede rothwangigte Profeſſors, vor jede blau oder braunäugigte Hofraths Tochter, und alle Süßigkeit des zierlichſten Amoroſo in Gebehrde, Antlitz und Ton, ohne weiteres fragen: Allerſchönſte, wollen Sie mir ihre Hand geben und ihre ganze werthe Perſon dazu, als Attinenz derſelben? Und die Profeſſors Tochter würde die Augen niederſchlagen und ganz leiſe liſpeln: Sprechen Sie mit Papa! oder die Hofraths Tochter mir gar einen ſchwärmeriſchen Blick zuwerfen und dann verſichern, wie ſie ſchon lange im Stillen die Liebe bemerkt, der ich nun erſt Sprache geliehen und beiläufig vom Beſatz des Brautkleides ſprechen. Und o Gott! die reſpektiven Herrn Väter, wie gern würden ſie die Töchter losſchlagen auf das Gebot einer ſolchen reſpektablen Perſon, als es ein großherzoglicher Exkapellmeiſter iſt! — Aber ich könnte mich auch verſteigen in das höhere romantiſche, eine Idylle beginnen und der glauen Pachterstochter mein Herz offeriren und meine Hand, wenn ſie eben Ziegenkäſe bereitet, oder ein zweiter Notar Piſtofolus, in die Mühle laufen und meine Göttin ſuchen, in den Himmelswolken des Mehlſtaubs! — Wo würde ein treues ehrliches Herz verkannt werden, das nichts will, nichts verlangt als Hochzeit — Hochzeit — Hochzeit! — Kein Glück in der Liebe? — Ew. Hochehrwürden bedenken gar nicht, daß ich eigentlich recht der Mann dazu bin, um in der Liebe ganz horrend glücklich zu ſein, deren einfaches Thema weiter nichts iſt als: Willſt du mich, ſo nehm' ich dich! deſſen weitere Variationen nach dem Allegro brillante der Hochzeit, dann in der Ehe weiter fortgeſpielt werden. Ew. Hochehrwürden wiſſen ferner nicht, daß ich ſchon vor mehrerer Zeit ſehr ernſthaft daran gedacht, mich zu vermählen. Ich war damals freilich noch ein junger Menſch von weniger Erfahrung und Ausbildung, nehmlich erſt ſieben Jahr alt, aber das drei und dreißigjährige Fräulein, das ich zu meiner Braut erkieſet, verſprach mir doch mit Hand und Mund keinen andern zum Mann zu nehmen als mich und ich weiß ſelbſt nicht, warum ſich die Sache nachher zerſchlug. Bemerken Ew. Hochehrwürden doch nur, daß mir das Glück der Liebe lachte von Kindesbeinen an und nun — Seidene Strümpfe her — ſeidene Strümpfe her — Schuhe her um gleich mit beiden Freiersfüßen hineinzufahren und unmäßig zu rennen nach der, die ſchon den niedlichſten Zeigefinger ausgeſtreckt hat, damit er ſtracks bereift werde. — Wäre es nicht für einen ehrſamen Benediktiner unanſtändig ſich in Haſenſprüngen zu erluſtiren, ich tanzte ſogleich hier auf der Stelle vor Ew. Hochehrwürden Augen einen Matelot, oder eine Gavotte, oder einen Hopswalzer aus purer Freude, die mich ganz übernimmt, wenn ich nur an Braut und Hochzeit denke. — Hoho! — was Liebesglück und Heirath betrifft, da bin ich ein ganzer Kerl! — Ich wünſchte, Ew. Hochehrwürden möchten das einſehen — Ich habe, erwiederte der Abt, als Kreiſler nun endlich inne hielt, ich habe Sie nicht unterbrechen mögen in Ihren ſeltſamen Scherzreden, Kapellmeiſter, die eben das beweiſen, was ich behaupte. — Wohl fühle ich auch den Stachel, der mich verwunden ſollte, aber nicht verwundet hat! — Wohl mir, daß ich nie an jene chimäriſche Liebe geglaubt, die körperlos in den Lüften ſchwebt und nichts gemein haben ſoll mit dem Bedingniß des menſchlichen Prinzips! — Wie iſt es möglich, daß Sie, bei dieſer krankhaften Spannung des Geiſtes — Doch genug hievon! — Es iſt an der Zeit dem bedrohlichen Feinde näher zu treten, der Sie verfolgt — Haben Sie während Ihres Auffenthalts in Sieghardshof nicht von dem Schickſal jenes unglücklichen Malers, jenes Leonhard Ettlinger gehört? — Kreiſlern durchfuhren die Schauer des unheimlichen Grauens, als der Abt dieſen Namen nannte. Weggelöſcht vom Antlitz war jede Spur jener bittern Ironie, die ihn zuvor erfaßt und er fragte mit dumpfer Stimme: Ettlinger? — Ettlinger? was ſoll mir der? — was habe ich mit dem zu ſchaffen? — Nie hab' ich ihn gekannt, nur ein Spiel erhitzter Fantaſie war es, als ich einmal wähnte, er ſpräche zu mir herauf aus dem Waſſer. —

Ruhig, ſprach der Abt ſanft und milde, indem er Kreislers Hand faßte, ruhig mein Sohn Johannes! — Nichts haſt du gemein mit jenem Unglücklichen, den die Verirrung einer zu mächtig gewordenen Leidenſchaft in das tiefſte Verderben ſtürzte. Doch zum warnenden Beiſpiel mag dir ſein entſetzliches Schickſal dienen. Mein Sohn Johannes! — noch auf ſchlüpfrigerem Wege befindeſt du dich, als jener, drum entflieh — entflieh! — Hedwiga! — Johannes! ein böſer Traum hält die Prinzeßin feſt in Banden die unauflöslich ſcheinen, wenn ein freier Geiſt ſie nicht durchſchneidet! — Und du? —

Tauſend Gedanken gingen auf in Kreisler bei dieſen Worten des Abts. Er gewahrte, daß der Abt nicht allein mit allen Begebniſſen des fürſtlichen Hauſes zu Sieghardshof, ſondern auch mit dem bekannt war, was ſich dort während ſeines Auſſenthalts zugetragen. Klar wurd' es ihm, daß die krankhafte Reizbarkeit der Prinzeßin wohl in ſeiner Annäherung eine Gefahr befürchten laſſen, an die er gar nicht gedacht und eben dieſe Furcht, wer anders konnte ſie hegen und darum wünſchen, daß er vom Schauplatz ganz abtrete, als die Benzon? — Eben dieſe Benzon mußte mit dem Abt in Verbindung ſtehen, von ſeinem (Kreislers) Auffenthalt in der Abtei unterrichtet ſein und ſo war ſie die Triebfeder alles Beginnens des ehrwürdigen Herrn. Lebhaft gedachte er aller Momente in denen die Prinzeſſin wirklich, wie von einer im Innern aufkeimenden Leidenſchaft befangen, erſchienen, aber ſelbſt wußte er nicht warum bei dem Gedanken, daß er ſelbſt der Gegenſtand jener Leidenſchaft ſein könne, es ihn erfaßte wie Geſpenſterfurcht. Es war ihm als wolle eine fremde geiſtige Macht gewaltſam in ſein Inneres dringen und ihm die Freiheit des Gedankens rauben. Prinzeſſin Hedwiga ſtand plötzlich vor ihm, ſtarrte ihn an mit jenem ſeltſamen Blick der ihr eigen, aber in dem Augenblick dröhnte ein Pulsſchlag ihm durch alle Nerven, wie damals, als er zum erſtenmal der Prinzeſſin Hand berührte. Doch war ihm auch nun jene unheimliche Angſt entnommen, er fühlte eine elektriſche Wärme wohlthätig ſein Inneres durchgleiten, er ſprach leiſe wie im Traum: Kleiner ſchalkiſcher

Raja torpedo, neckſt du mich ſchon wieder und weißt doch, daß du nicht ungeſtraft verwunden darfſt, da ich aus reiner Liebe zu dir Benediktiner Mönch geworden?

Der Abt betrachtete den Kapellmeiſter mit durchbohrendem Blick, als wolle er ſein ganzes Ich durchſchauen und begann dann ernſt und feierlich: Mit wem redeſt du mein Sohn Johannes?

Kreisler wurde aber wach aus ſeinen Träumen; es fiel ihm ein, daß der Abt, war er von allem was ſich in Sieghartshof zugetragen, unterrichtet, vor allen Dingen den weitern Verlauf der Kataſtrophe, die ihn fortgetrieben, wiſſen mußte, und wohl war ihm daran gelegen, mehr davon zu erfahren.

Mit, erwiederte er dem Abt ſkurril lächelnd, mit niemanden anders, ſprach ich, Hochehrwürdiger Herr, als, wie Sie ja vernommen haben, mit einer ſchalkiſchen Raja torpedo, die ſich ganz unberufener Weiſe in unſer vernünftiges Geſpräch miſchen und mich noch konfuſer machen wollte, als ich es ſchon wirklich bin. — Doch aus allem muß ich ja zu meinem großen Leid gewahren, daß diverſe Leute mich für eben ſolch' einen groſten Narren halten, als den ſeeligen Hofportraitiſten Leonardus Ettlinger, der eine erhabene Perſon, die ſich natürlicher Weiſe aus ihm gar nichts machen konnte, nicht bloß mahlen wollte, ſondern auch lieben und zwar ſo ganz ordinair, wie Hans ſeine Grete. O Gott! hab' ich es denn jemals an Reſpekt fehlen laſſen, wenn ich die ſchönſten Akkorde griff zu ſchnöder Singefaſelei! — Habe ich jemals unziemliche oder grillenhafte Materien aufs Tapet zu bringen gewagt von Entzücken und Schmerz, von Liebe und Haß, wenn der kleine fürſtliche Eigenſinn ſich ſeltſam gebehrden, in allerlei wunderbaren Gemüthsergötzlichkeiten und ehrſame Leute vexiren wollte, mit magnetiſchen Viſionen? — habe ich ſolches jemals gethan? Sagt —

Doch, unterbrach ihn der Abt, doch ſprachſt du, mein Johannes! einſt von der Liebe des Künſtlers —

Kreisler ſtarrte den Abt an, dann rief er, indem er die Hände zuſammenſchlug und den Blick aufwärts richtete: O Himmel! Das alſo! — Schätzbare Leute, ſprach er dann weiter, indem jenes ſkurile Lächeln auf dem Antlitz wieder die Oberhand gewann und dabei die innere Wehmuth die Stimme beinahe erſtickte, ſchätzbare Leute allzumal, habt ihr denn nicht jemals irgendwo, ſei es auch auf ordinairen Brettern, den Prinzen Hamlet zu einem ehrlichen Mann, Güldenſtern geheißen, ſagen gehört: Ihr könnt mich zwar verſtimmen aber nicht auf mir ſpielen? — Wetter! — das iſt ja ganz mein Caſus! — Warum belauſcht ihr den harmloſen Kreisler, wenn der Wohllaut der Liebe, der in ſeiner Bruſt verſchloſſen, euch nur mißtönt? — O Julia! —

Der Abt ſchien, plötzlich von etwas ganz unerwartetem überraſcht, vergebens Worte zu ſuchen, während Kreisler vor ihm ſtand und ganz verzückt in das Feuermeer ſchaute das im Abend emporgewogt.

Da erhoben ſich die Glockentöne von den Thürmen der Abtei und zogen, wunderbare Stimmen des Himmels, durch das golden leuchtende Abendgewölk.

Mit euch, rief Kreisler indem er beide Arme weit ausbreitete, mit euch will ich ziehen ihr Akkorde! Von euch getragen ſoll ſich aller troſtloſe Schmerz emporrichten zu mir und ſich ſelbſt vernichten in meiner eignen Bruſt und eure Stimmen ſollen wie himmliſche Friedensboten es verkünden, daß der Schmerz untergegangen in der Hoffnung, in der Sehnſucht der ewigen Liebe.

Die Abendhora, ſprach der Abt, wird eingeläutet, ich höre die Brüder kommen. Morgen, mein lieber Freund! ſprechen wir vielleicht weiter von manchen Begebniſſen in Sieghartshof. —

Ei, rief Kreisler, dem nun erſt wieder einfiel, was er von dem Abt zu wiſſen verlangt, ei, hochehrwürdiger Herr, ich will viel erfahren von luſtiger Hochzeit und dergleichen! — Prinz Hektor wird doch nun nicht zaudern, die Hand zu ergreifen, nach der er ſchon aus der Ferne gelangt? Dem herrlichen Bräutigam iſt doch nichts Arges wiederfahren?

Da verſchwand alles feierliche aus des Abts Antlitz und er ſprach mit dem gemüthlichen Humor, der ihm ſonſt wohl eigen: Nichts iſt dem herrlichen Bräutigam geſchehen, mein ehrlicher Johannes, aber ſeinem Adjudanten ſoll im Walde eine Wespe geſtochen haben. Hoho, erwiederte Kreisler, hoho! eine Wespe, die er mit Feuer und Dampf vertreiben wollte!

Die Brüder traten in den Corridor und — (M. f. f.) — böſe Feind und ſucht den guten Biſſen einem ehrlichen harmloſen Kater recht vor dem Maule wegzuſchnappen? — Nicht lange dauerte es nehmlich, ſo erhielt unſer gemüthliche Verein auf dem Dache einen Stoß, der ihn erſchütterte zum gänzlichen Verfall. — Jener böſe, alles katzliche Behagen verſtörende Feind, erſchien uns nehmlich in der Geſtalt eines gewaltigen wüthenden Philiſters, Namens Achilles. Mit ſeinem homeriſchen Namensvetter war er in weniger Hinſicht zu vergleichen, man müßte denn annehmen, daß des letzteren Heldenthum vorzüglich auch in einer gewiſſen unbehülflichen Tappigkeit und in groben Topfhohlen Redensarten beſtanden. Achilles war eigentlich ein gemeiner Fleiſcherhund, ſtand aber in Dienſten als Hofhund und der Herr, bei dem er in Dienſt getreten, hatte ihn um ſein Attachement an das Haus zu befeſtigen, anketten laſſen, ſo daß er nur des Nachts frei umher laufen konnte. Mancher von uns bedauerte ihn ſehr, trotz ſeines unleidlichen Weſens, er aber ließ ſich den Verluſt ſeiner Freiheit gar nicht zu Herzen gehen, da er thörigt genug war, zu vermeinen, die ſchwer laſtende Kette gereiche ihm zur Ehre und Zierde. Achilles fand ſich nun zu ſeinem nicht geringen Verdruß durch unſere Convivia in der Nacht, wenn er umherlaufen und das Haus beſchützen ſollte gegen jede Unbill, im Schlafe geſtört, und drohte uns als Ruheſtöhrern Tod und Verderben. Da er aber ſeiner Unbehüflichkeit halber nicht einmal auf den Boden, geſchweige denn auf das Dach kommen konnte, ſo machten wir uns aus ſeinen Drohungen auch nicht das Allermindeſte, ſondern trieben unſer Weſen ſo nach wie vorher. Achilles nahm andere Maaßregeln; er begann den Angriff gegen uns, wie ein guter General manche Schlacht, mit verdeckten Angriffen und dann mit offenbarer Plänkelei.

Verſchiedene Spitze, denen Achilles zuweilen die Ehre anthat, mit ihnen zu ſpielen, indem er ſie mit ſeinen ungeſchickten Tatzen handhabte, mußten nehmlich auf ſein Geheiß, ſobald wir unſern Geſang begannen, dermaßen beſtialiſch bellen, daß wir keine vernünftige Note verſtehen konnten! — Noch mehr! — Bis auf den Dachboden drangen einige dieſer Philiſterknechte und trieben, ohne ſich mit uns, wenn wir ihnen die Krallen zeigten, auf irgend einen offnen ehrlichen Kampf einlaſſen zu wollen, ſolch einen fürchterlichen Lärm mit Schreien und Bellen, daß, wurde erſt nur der Hofhund in ſeinem Schlaf geſtört, jetzt der Herr des Hauſes ſelbſt kein Auge zudrücken konnte, und, da der Zeterſpektakel gar nicht enden wollte, die Hetzpeitſche ergriff, um die Tumultuanten über ſeinem Haupte zu vertreiben.

— O Kater, der du dieſes lieſeſt, iſt dir, trägſt du wahren männlichen Sinn in der Bruſt, hellen Verſtand im Kopf, haſt du keine verwöhnte Ohren, iſt dir, ſage ich, denn jemals etwas abſcheuliger, widriger, verhaßter und dabei erbärmlicher vorgekommen, als das kreiſchende, gellende durch alle Tonarten diſſonirende Gebelle in Harniſch gerathener Spitze? — Dieſe kleinen wedelnden, ſchmatzenden ſich niedlich gebehrdenden Creaturen, nimm dich für ſie in Acht Kater! trau ihnen nicht. Glaube mir, eines Spitzes Freundlichkeit iſt gefährlicher, als die hervorgeſtreckte Kralle des Tigers! — Schweigen wir von bittren Erfahrungen, die wir in dieſer Hinſicht leider! nur zu oft gemacht und kehren wir zurück zu dem ferneren Verlauf unſrer Geſchichte.

Alſo wie geſagt, der Herr ergriff die Peitſche, um die Tumultuanten vom Boden zu vertreiben. Was aber geſchah! die Spitze ſchwanzwedelten dem erzürnten Herrn entgegen, leckten ihm die Füße und ſtellten ihm vor, wie aller Zeterlärm nur ſeiner Ruhe wegen erhoben, unerachtet er eben dadurch aus aller behaglichen Ruhe gekommen. Gebellt hätten ſie bloß um uns, die wir allerlei unduldſamen Unfug trieben auf dem Dache mit Singen von Liedern in allzuhell klingenden Tonarten u. d. zu verjagen. Der Herr ließ ſich leider durch der Spitze geſchwätzige Beredſamkeit um ſo mehr dahin bringen, alles zu glauben, als der Hofhund, den er darum zu befragen nicht unterließ, in dem bittern Haß, den er wider uns im Innern trug es beſtätigte. Uns traf nun die Verfolgung! — Ueberall wurden wir vertrieben, von Hausknechten mit Beſenſtielen, mit geworfenen Dachziegeln, ja! überall waren Schlingen und Fuchseiſen aufgeſtellt, in die wir uns verfangen ſollten, und leider! wirklich verfingen. Selbſt mein lieber Freund Muzius fiel ins Malheur, das heißt in ein Fuchseiſen, welches ihm die rechte Hinterpfote jämmerlich zerquetſchte!

So war es um unſer fröhliches Zuſammenleben geſchehen, und ich kehrte zurück unter den Ofen des Meiſters, beweinend in tiefer Einſamkeit das Schickſal meiner unglücklichen Freunde. —

— Eines Tages trat Herr Lothario, der Profeſſor der Aeſthetik in meines Herrn Zimmer und hinter ihm her — ſprang Ponto hinein.

Gar nicht zu ſagen vermag ich, welch ein unangenehmes unheimliches Gefühl mir Ponto's Anblick verurſachte. War er auch gerade zu ſelbſt weder Hofhund noch Spitz, ſo gehörte er doch zu dem Geſchlecht, deſſen üble feindſelige Geſinnung mein Leben in der luſtigen Katzburſchen-Geſellſchaft verſtört hatte und ſchon deshalb mir mit ſamt aller Freundſchaft, die er mir erwieſen, dennoch zweideutig. Ueberdem ſchien mir in Ponto's Blick, in ſeinem ganzen Weſen etwas übermüthiges, verhöhnendes zu liegen und ich beſchloß daher, ihn lieber gar nicht zu ſprechen. Leiſe, leiſe ſchlich ich weg von meinem Kiſſen, und war mit einem Satz im Ofen, deſſen Thüre gerade offen ſtand, die ich hinter mir anzog.

Herr Lothario ſprach nun mit dem Meiſter ſo manches, was meine Theilnahme um ſo weniger erregte, als ich meine ganze Aufmerkſamkeit auf den jungen Ponto gerichtet hatte, der, nachdem er recht ſtutzermäßig ein Liedchen trällernd, im Zimmer herumgetänzelt, auf die Fenſterbank geſprungen war, zum Fenſter hinausſchaute, und wie es Fanfarons zu thun pflegen, jeden Augenblick vorübergehenden Bekannten zunickte, auch wohl gar ein wenig blaffte, gewiß, um die Blicke vorübergehender Schönen ſeines Geſchlechts auf ſich zu ziehen. — An mich ſchien der Leichtſinnige gar nicht zu denken und unerachtet ich, wie geſagt, ihn gar nicht zu ſprechen wünſchte, ſo war es mir doch gar nicht recht, daß er nicht nach mir fragte, gar keine Notiz von mir nahm.

Ganz anderer und wie es mich bedünken wollte, viel artigerer und vernünftigerer Geſinnung war der äſtethiſche Profeſſor, Herr Lothario, der, nachdem er ſich überall im Zimmer nach mir umhergeſchaut, zu dem Meiſter ſprach: Aber wo iſt denn euer vortrefflicher Monſieur Murr! —

Es giebt für einen ehrlichen Katzburſchen keine ſchnödere Benennung, als das fatale Wort: Monſieur, indeſſen muß man von Aeſtethikern in der Welt viel leiden und ſo verzieh ich dem Profeſſor die Unbill.

Meiſter Abraham verſicherte, daß ich ſeit einiger Zeit meine eignen Gänge gehabt und vorzüglich Nachts ſelten zu Hauſe geweſen, wovon ich denn müde und ermattet geſchienen. So eben habe ich auf dem Kiſſen gelegen und er wiſſe in der That nicht wohin ich eben jetzt ſo ſchnell verſchwunden.

Ich vermuthe, ſprach der Profeſſor weiter, ich vermuthe faſt, Meiſter Abraham, daß euer Murr — Doch iſt er auch hier irgendwo verſteckt und lauſcht? — Laßt uns doch einmal ein wenig nachſehen.

Leiſe zog ich mich in den Hintergrund des Ofens, aber man kann denken wie ich die Ohren ſpitzte, da nun von mir die Rede. — Der Profeſſor hatte vergebens alle Winkel durchſucht zu nicht geringer Verwunderung des Meiſters, der lachend rief: In der That Profeſſor, ihr thut meinem Murr unglaubliche Ehre an!

Hoho, erwiederte der Profeſſor, der Verdacht, den ich gegen euch, Meiſter! hege, wegen des pädagogiſchen Experiments, vermöge deſſen ein

Kater zum Dichter und Schriftſteller wurde, kommt mir nicht aus der Seele. Gedenkt ihr nicht mehr des Sonnetts, der Gloſſe, die mein Ponto Euerm Murr, recht unter den Pfoten weggeraubt? — Doch dem ſei wie ihm wolle, ich nutze Murrs Abweſenheit, um Euch eine ſchlimme Vermuthung mitzutheilen und Euch recht dringend zu empfehlen, achtſam zu ſein auf Murrs Betragen. — So wenig ich mich ſonſt um Katzen bekümmere, doch iſt es mir nicht entgangen, daß manche Kater, die ſonſt ganz artig und manierlich waren, jetzt plötzlich ein Weſen annehmen, das gegen alle Sitte und Ordnung gröblich anſtößt.

Statt wie ſonſt ſich demüthig zu biegen und zu ſchmiegen, ſtolziren ſie trotzig daher und ſcheuen ſich gar nicht, durch funkelnde Blicke durch zorniges Knurren, ihre urſprüngliche wilde Natur zu verrathen, auch wohl gar die Krallen zu zeigen. So wenig ſie auf ein beſcheidenes ſtilles Betragen achten, eben ſo wenig iſt ihnen daran gelegen, was das Aeußere betrifft, als geſittete Weltleute zu erſcheinen. Da iſt an kein Putzen des Bartes, an kein glänzendlecken des Fells, an kein Abbeißen der zu lang gewordenen Krallen zu denken; zottig und rauh mit ſtruppigem Schweif rennen ſie daher, allen gebildeten Katzen ein Greuel und Abſcheu. Was aber vorzüglich tadelnswerth erſcheint und nicht geduldet werden darf, ſind die heimlichen Zuſammenkünfte, die ſie zur Nachtzeit halten und dabei ein tolles Weſen treiben, welches ſie Geſang nennen, unerachtet dabei nichts vernehmbar, als ein widerſinniges Geſchrei, dem es an ſchicklichen Takt, ordnungsmäßiger Melodie und Harmonie gänzlich mangelt. Ich fürchte, ich fürchte, Meiſter Abraham, daß Euer Murr ſich auch auf die ſchlechte Seite gelegt hat und Theil nimmt an jenen unanſtändigen Beluſtigungen, die ihm nichts einbringen können, als tüchtige Prügel. — Es ſollte mir Leid thun, wenn alle Mühe, die Ihr auf den kleinen Grauen verwandt, umſonſt wäre und er ſich trotz aller Wiſſenſchaft, zu dem gewöhnlichen wüſten Treiben gemeiner liederlicher Kater herabließe. — Als ich mich, meinen guten Muzius, meine hochherzigen Brüder verkannt ſah, auf ſo ſchnöde Weiſe, entfloh mir unwillkührlich ein Schmerzenslaut. Was war das, rief der Profeſſor, ich glaube gar, Murr ſitzt doch verſteckt im Zimmer! — Ponto! Allons!

— Such, ſuch! — Mit einem Satz war Ponto herunter von der Fenſterbank und ſchnüffelte im Zimmer umher. Vor der Ofenthüre blieb er ſtehen, knurrte, bellte, ſprang herauf. — Er iſt im Ofen, das hat keinen Zweifel! So ſprach der Meiſter und öffnete die Thüre. Ich blieb ruhig ſitzen und blickte den Meiſter mit klaren glänzenden Augen an. Wahrhaftig, rief der Meiſter, wahrhaftig, da ſitzt er ganz hinten im Ofen. — Nun? — bequemt er ſich hervorzukommen? — Ob er hinaus will!

So wenig ich auch Luſt hatte, meinen Verſteck zu verlaſſen, ſo mußte ich doch wohl dem Befehl des Meiſters gehorchen, wollte ich es nicht auf Gewalt gegen mich ankommen laſſen und dabei den Kürzeren ziehen. Langſam kroch ich daher hervor. Kaum war ich aber an das Tageslicht gekommen, als beide, der Profeſſor und der Meiſter laut riefen: Murr! — Murr! wie ſiehſt du aus! — Was ſind das für Streiche! —

Freilich war ich über und über voller Aſche und kam noch hinzu, daß wirklich mein Aeußeres ſeit einiger Zeit merklich gelitten, ſo daß ich mich in der Schilderung, die der Profeſſor von ſchismatiſchen Katern gemacht, wieder erkennen mußte, ſo konnte ich mir freilich die erbärmliche Figur, in der ich erſchien, wohl denken. Verglich ich nun eben meine erbärmliche Figur mit der meines Freundes Ponto, der in ſeinem ſtattlichen, glänzenden, ſchön gekräuſelten Pelz in der That ganz hübſch anzuſehen, ſo erfüllte mich tiefe Schaam und ich kroch ſtill und betrübt in den Winkel.

Iſt das, rief der Profeſſor, iſt das der geſcheute ſittige Kater Murr? der elegante Schriftſteller, der geiſtreiche Dichter der Sonnette ſchreibt und Gloſſen? — Nein das iſt ein ganz gemeiner Katz, der ſich in Küchen auf den Heerden herumtreibt, und ſich auf ſonſt weiter nichts verſteht, als Mäuſe zu fangen in Kellern und auf Böden! — Hoho! ſag mir doch, mein ſittiges Vieh, ob du bald zu promoviren verlangſt oder gar das Catheder zu beſteigen als Profeſſor der Aeſthetik? — In der That ein netter Doktorhabit, in den du dich geworfen! —

So ging es fort in verhöhnenden Redensarten; was konnt ich thun, als, wie es bei derlei Fällen, nehmlich wenn ich ausgehunzt wurde, meine Sitte war, die Ohren dicht ankneifen an den Kopf.

Beide, der Profeſſor und der Meiſter, ſchlugen zuletzt eine helle Lache auf die mir das Herz durchbohrte. Beinahe noch empfindlicher war mir aber Ponto's Betragen. Nicht allein daß er durch Mienen und Gebehrden den Hohn ſeines Herrn theilte, ſo bewies er auch durch allerlei Seitenſprünge offenbar ſeine Scheu ſich mir zu nahen, wahrſcheinlich fürchtete er ſeinen ſchönen reinen Pelz zu beſchmutzen. Es iſt nichts geringes für einen Kater der ſich ſolcher Vortrefflichkeit bewußt iſt, als ich, von einem ſtutzerhaften Pudel dergleichen Verachtung dulden zu müſſen.

Der Profeſſor gerieth nun mit dem Meiſter in ein weitläuftiges Geſpräch, das ſich nicht auf mich und auf mein Geſchlecht zu beziehen ſchien und von dem ich eigentlich wenig verſtand. Doch ſo viel vernahm ich wohl, daß davon die Rede war, ob es beſſer ſei dem oftmals wirren ungezügelten Treiben exaltirter Jugend mit offner Gewalt entgegenzutreten, oder es nur einzugränzen auf geſchickte unbemerkbare Weiſe und Raum zu geben der eignen Erkenntniß, in der ſich jenes

Treiben alsbald ſelbſt vernichtet. Der Profeſſor war für die offne Gewalt, da die Geſtaltung der Dinge zum äußern Wohl es fordere, daß jeder Menſch alles Widerſtrebens unerachtet ſo zeitig als möglich in die Form gepreßt werde, wie ſie durch das Verhältniß aller einzelnen Theile zum Ganzen bedingt werde, da ſonſt ſogleich eine verderbliche Monſtruoſität entſtehe, die allerlei Unheil verurſachen könne. — Der Profeſſor ſprach dabei etwas von Pereatbringen und Fenſtereinwerfen, welches ich aber durchaus nicht verſtand. — Der Meiſter meinte dagegen, daß es mit jugendlichen exaltirten Gemüthern ſo gehe, wie mit Partiell-Wahnſinnigen, die der offne Widerſtand immer wahnſinniger mache, wogegen die ſelbſt errungene Erkenntniß des Irrthums radikal heile und nie einen Rückfall befürchten laſſe.

Nun, rief der Profeſſor endlich, indem er aufſtand und Stock und Hut ergriff, nun, Meiſter, was die offne Gewalt gegen exaltirtes Treiben betrifft, ſo werdet Ihr mir doch in ſo fern Recht geben, daß ſie da ſchonungslos eintreten muß, wenn jenes Treiben verſtörend hineingreift in das Leben und ſo iſt es nun wieder auf Euern

Kater Murr zurückzukommen, denn doch recht gut, daß wie ich höre, tüchtige Spitze die verwünſchten Kater auseinander getrieben haben, die ſo beſtialiſch ſangen und dabei Wunder ſich große Virtuoſen dünkten.

Wie man es nimmt, erwiederte der Meiſter, hätte man ſie ſingen laſſen, vielleicht wären ſie das geworden, was ſie ſich irrthümlicher Weiſe ſchon zu ſein dünkten, nehmlich in der That gute Virtuoſen, ſtatt daß ſie jetzt vielleicht an der wahren Virtuoſität zweifeln ganz und gar.

Der Profeſſor empfahl ſich, Ponto ſprang hinterdrein, ohne mich einmal, wie er doch ſonſt mit vieler Freundlichkeit gethan, eines Abſchiedsgrußes zu würdigen.

Ich, wandte ſich nun der Meiſter zu mir, ich bin ſelbſt bisher unzufrieden geweſen mit deinem Betragen, Murr und es iſt Zeit, daß du einmal wieder ordentlich und vernünftig wirſt, damit du wieder zu beſſerm Ruf gelangeſt, als in dem du jetzt zu ſtehen ſcheinſt. Wäre es möglich, daß du mich ganz verſtandeſt, ſo würde ich dir rathen immer ſtill, freundlich zu ſein und alles, was du beginnen magſt, ohne alles Ge-

räuſch

räuſch zu vollbringen, denn auf dieſe Weiſe erhält man ſich den guten Ruf am beſten. — Ja ich würde dir als Beiſpiel zwei Leute zeigen, von denen der eine jeden Tag ſtill für ſich allein im Winkel ſitzt und ſo lange eine Flaſche Wein nach der andern trinkt, bis er in völlig trunknen Zuſtand geräth, den er aber vermöge langer praktiſcher Uebung ſo gut zu verbergen weiß, daß ihn niemand ahnet. Der andere trinkt dagegen nur dann und wann in Geſellſchaft fröhlicher gemüthlicher Freunde ein Glas Wein; das Getränk macht ihm Herz und Zunge frei, er ſpricht, indem ſeine Laune ſteigt, viel und eifrig, doch ohne Sitte und Anſtand zu verletzen und eben ihn nennt die Welt einen leidenſchaftlichen Weintrinker, während jener geheime Trunkenbold für einen ſtillen mäßigen Mann gilt. Ach mein guter Kater Murr! Kennteſt du den Lauf der Welt, ſo würdeſt du einſehen, daß ein Philiſter, der ſtets die Fühlhörner einzieht, es am beſten hat. Aber wie kannſt du wiſſen, was ein Philiſter iſt, unerachtet es wohl in deinem Geſchlecht auch dergleichen genug geben mag.

Bei dieſen Worten des Meiſters konnte ich mich im Bewußtſein der vortrefflichen Katerkenntniß, die ich mir durch des wackern Muzius Belehrungen ſowohl, als durch eigne Erfahrung erworben, eines lauten freudigen Pruhſtens und Knurrens nicht erwehren.

Ei, rief der Meiſter laut lachend, ei Murr mein Kater! ich glaube gar, du verſtehſt mich, und der Profeſſor hat Recht, der in dir einen beſondern Verſtand entdeckt haben will und dich gar fürchtet als ſeinen äſtethiſchen Nebenbuhler?

Zur Beſtätigung, daß dem wirklich ſo ſei, gab ich ein ſehr klares, wohltönendes Miau von mir und ſprang ohne weiteres dem Meiſter auf den Schooß. Nicht bedacht hatte ich indeſſen, daß der Meiſter gerade ſeinen Staatsſchlafrock von gelbem, großgeblümtem, ſeidenem Zeuge angezogen, den ich nothwendiger Weiſe beſchmutzen mußte. Mit einem zornigen: Will er wohl! ſchleuderte der Meiſter mich ſo heftig von ſich, daß ich überpurzelte und ganz erſchrocken die Ohren ankneifend, die Augen zudrückend, niederduckte auf den Fußboden. Geprieſen ſei aber die Gutmüthigkeit meines guten Meiſters! Nun, ſprach er freundlich, nun nun Murr mein Kater! ſo böſe war es nicht gemeint! — Ich weiß es, deine Abſicht war gut, du wollteſt mir deine Zuneigung beweiſen, aber das thatſt du auf täppiſche Weiſe und geſchieht dieſes, ſo fragt man freilich den Henker was, nach der Abſicht! — Nun, komm nur her, kleiner Aeſcherling. ich muß dich putzen, damit du wieder ausſiehſt, wie ein honnetter Kater! —

Damit warf der Meiſter den Schlafrock ab, nahm mich in die Arme und ließ es ſich nicht verdrießen, mir mit einer weichen Bürſte den Pelz rein zu bürſten und dann die Haare mit einen kleinen Kamm glänzend zu kämmen.

Als die Toilette geendet und ich bei dem Spiegel vorüber ſpazierte, erſtaunte ich ſelbſt, wie ich ſo plötzlich ein ganz anderer Kater worden. Ich konnt es gar nicht unterlaſſen mich ſelbſt behaglich anzuſchnurren, ſo ſchön kam ich mir vor und nicht leugnen mag ich, daß in dem Augenblick ſich große Zweifel gegen die Anſtändigkeit und Nützlichkeit des Burſchenklubbs in mir regten. Daß ich in den Ofen gekrochen, ſchien mir ein wahrer Barbarismus, den ich nur einer Art Verwilderung zuſchreiben konnte und nicht einmal nöthig war daher die Warnung des Meiſters, der mir zurief: Daß er mir nur nicht wieder in den Ofen kriecht!

In der folgenden Nacht war es mir, als vernehme ich an der Thüre ein leiſes Kratzen und ein furchtſames Miau! das mir ſehr bekannt vorkam. Ich ſchlich heran und fragte, wer da ſei? — Da erwiederte (ich erkannte ihn ſogleich an der Stimme) der wackre Senior Puff: Ich bin es, trauter Bruder Murr, und habe dir eine höchſt betrübte Nachricht zu bringen! — O Himmel, was —

(Mak. Bl.) — großes Unrecht gethan, meine liebe ſüße Freundin. — Nein! mehr biſt du mir als das, meine treue Schweſter! Ich habe dich nicht genug geliebt, dir nicht genug vertraut. Erſt jetzt öffnet ſich dir meine ganze Bruſt, erſt jetzt, da ich weiß —

Die Prinzeſſin ſtockte, ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen, aufs neue drückte ſie Julien zärtlich an ihr Herz.

Hedwiga, ſprach Julie ſanft, haſt du mich denn nicht ſonſt mit ganzer Seele geliebt, trugſt du denn jemals Geheimniſſe in dir, die du mir nicht vertrauen wollteſt? — Was weißt du, was haſt du erſt jezt erfahren! Doch nein, nein! Kein Wort weiter, bis dieſe Pulſe wieder ruhig ſchlagen, bis dieſe Augen nicht mehr ſo düſter glühen. —

Ich weiß nicht, erwiederte die Prinzeſſin plözlich zur Empfindlichkeit gereizt, ich weiß nicht was ihr alle wollt. Krank ſoll ich noch ſein und nie fühlte ich mich kräftiger, geſünder. Der ſeltſame Zufall der mich traf, hat Euch erſchreckt und doch mag es ſein, daß ſolche elektriſche Schläge, die den ganzen Organismus des Lebens ins Stocken bringen, mir gerade nöthig und nützlicher ſind als alle Mittel die eine blöde dürftige Kunſt in unglückſeliger Selbſttäuſchung darbietet. — Wie er mir fatal iſt, dieſer Leibarzt, der die menſchliche Natur zu handhaben vermeint, wie ein Uhrwerk, daß man abſtäuben, aufziehen muß. — Grauenhaft iſt er mir mit ſeinen Tropfen, mit ſeinen Eſſenzen. — Von dieſen Dingen ſoll mein Wohl abhängig ſein? — So wäre ja das Leben hienieden eine entſezliche Neckerei des Weltgeiſtes. —

Und, unterbrach Julie die Prinzeſſin, und eben dieſe Ueberſpannung iſt der Beweis, daß du noch krank biſt, meine Hedwiga und dich viel mehr ſchonen ſollteſt, als du es wirklich thuſt.

Auch du willſt mir weh thun! So rief die Prinzeſſin, ſprang haſtig auf und eilte ans Fenſter, das ſie öffnete und hinausſchaute in den Park. Julia folgte ihr nach, umſchlang ſie mit einem Arm und bat mit der zärtlichſten Wehmuth, daß ſie doch wenigſtens den rauhen Herbſtwind ſcheuen und ſich die Ruhe gönnen möge, die der Leibarzt für ſie heilſam geachtet. Die Prinzeſſin erwiederte indeſſen, daß ſie ſich gerade durch den kalten Luftzug, der zum Fenſter hineinſtröme, erquickt und geſtärkt fühle.

Recht aus dem innigſten Gemüth heraus ſprach nun Julia von der letztvergangenen Zeit, in der ein finſterer bedrohlicher Geiſt gewaltet, und wie ſie alle innere Kraft aufbieten müſſen, um nicht verſtört zu werden von ſo mancher Erſcheinung, die ihr ein Gefühl erregt, dem ſie kein anderes gleich ſtellen könne als die wahre tödtende Geſpenſterfurcht. Dahin rechnete ſie vorzüglich den geheimnißvollen Zwieſpalt, der ſich zwiſchen dem Prinzen Hektor und Kreisler erhoben und der das Entſetzlichſte ahnen laſſen, denn nur zu gewiß ſei es, daß der arme Johannes fallen ſollen, von der Hand des rachſüchtigen Italiäners, und nur, wie Meiſter Abraham verſichere, durch ein Wunder gerettet worden.

Und, ſo ſprach Julia, und dieſer furchtbare Mann; er ſollte dein Gemahl werden? — Nein — nimmermehr! Dank der ewigen Macht! du biſt gerettet! Niemals kehrt er zurück. Nicht wahr, Hedwiga? Niemals!

Niemals! erwiederte die Prinzeſſin mit dumpfer kaum vernehmbarer Stimme. Dann ſeufzte ſie auf aus tiefer Bruſt und ſprach leiſe weiter wie im Traume. Ja dieſes reine Himmelsfeuer ſoll nur leuchten und wärmen, ohne mit verderblichen Flammen zu vernichten und aus der Seele des Künſtlers leuchtet die zum Leben geſtaltete Ahnung — ſie ſelbſt — ſeine Liebe hervor! So ſprachſt du hier an dieſer Stelle. —

Wer, rief Julia ganz beſtürzt, wer ſprach ſo? — An wen dachteſt du Hedwiga?

Die Prinzeſſin fuhr mit der Hand über die Stirne, als müſſe ſie ſich beſinnen auf die Gegenwart, der ſie entrückt. Dann wankte ſie von

Julien unterſtützt zum Sopha, auf dem ſie ſich ganz erſchöpft niederließ. Julia um die Prinzeſſin beſorgt, wollte die Kammerfrauen herbeirufen, Hedwiga zog ſie aber ſanft nieder auf den Sopha, indem ſie leiſe lispelte: Nein Mädchen! — Du du allein ſollſt bei mir bleiben, glaube ja nicht, daß mich etwa Krankheit erfaßt. — Nein es war der Gedanke der höchſten Seligkeit, der zu mächtig wurde, der dieſe Bruſt zerſprengen wollte und deſſen Himmelsentzücken ſich geſtaltete wie tödtender Schmerz. Bleibe bei mir Mädchen, du weißt es ſelbſt nicht, welch einen wunderbaren Zauber du über mich zu üben vermagſt! — Laß mich ſchauen in deine Seele, wie in einen klaren reinen Spiegel, damit ich mich ſelbſt nur wieder erkenne! — Julia! oft iſt es mir, als käme die Begeiſterung des Himmels über dich und die Worte die wie Liebeshauch über deine ſüßen Lippen ſtrömten, wären troſtreiche Prophezeiung. Julia! — Mädchen, bleibe bei mir, verlaſſe mich nie — nie!

Damit ſank die Prinzeſſin, indem ſie Julias Hände feſthielt, mit geſchloſſenen Augen zurück in den Sopha.

Wohl war Julia an Augenblicke gewöhnt, in denen Hedwiga geiſtig krankhafter Ueberſpannung erlag, doch fremd, ganz fremd und räthſelhaft war ihr der Paroxismus, wie er ſich eben jetzt zeigte. Sonſt war es eine leidenſchaftliche Verbitterung, die erzeugt von dem Mißverhältniß des innern Gefühls mit der Geſtaltung des Lebens, beinahe bis zum Gehäßigen ſich ſteigernd, Julias kindliches Gemüth verletzte. Jetzt ſchien Hedwiga, wie ſonſt niemals, ganz aufgelöſt im Schmerz und namenloſer Wehmuth und dieſer troſtloſe Zuſtand rührte Julien in eben dem Grade, als ihre Angſt ſtieg, um die geliebte Freundin.

Hedwiga, rief ſie, meine Hedwiga, ich verlaſſe dich ja nicht, kein treueres Herz neigt ſich zu dir als das meinige, aber ſprich o ſprich doch nur, vertraue mir doch nur, welch eine Quaal dein Inneres zerreißt? — Mit dir will ich klagen, mit dir will ich weinen!

Da verbreitete ſich ein ſeltſames Lächeln auf Hewigas Antlitz, ein ſanftes Roth ſchimmerte auf den Wangen, und ohne die Augen zu öffnen, liſpelte ſie leiſe: Nicht wahr Julia du biſt nicht in Liebe?

Seltſam fühlte ſich Julia von dieſer Frage der Prinzeſſin getroffen, als durchbebe ſie ein jäher Schreck.

In welches Mädchens Bruſt regen ſich nicht Ahnungen einer Leidenſchaft, die das Hauptbedingniß ſcheint, ſeiner Exiſtenz, denn nur das liebende Weib, iſt dieß ganz. Doch ein reiner, kindlicher, frommer Sinn läßt dieſe Ahnungen ruhen, ohne weiter zu forſchen, ohne im lüſternen Vorwitz das ſüße Geheimniß enthüllen zu wollen, das nur in dem Moment aufgeht, den eine dunkle Sehnſucht verheißen. So war es mit Julia, die plötzlich ausgeſprochen hörte, was ſie zu denken nicht gewagt und geängſtigt, als zeihe man ſie einer Sünde, der ſie ſelbſt nicht klar ſich bewußt, ihr eignes Innres ganz zu durchſchauen ſich mühte.

Julia wiederholte die Prinzeſſin, du liebſt nicht? — ſage es mir! — ſei aufrichtig.

Wie ſonderbar, erwiederte Julia, wie ſeltſam du mich fragſt, was kann, was ſoll ich dir antworten.

Sprich o ſprich, flehte die Prinzeſſin! — Da ward' es ſonnenhell in Julias Seele und ſie fand Worte das auszuſprechen, was ſie deutlich erblickte in ihrem eignen Innern.

Was, ſo begann Julia ſehr ernſt und gefaßt, was geht vor in deinem Gemüth Hedwiga, indem du mich ſo fragſt? Was iſt dir die Liebe, von der du ſprichſt? Nicht wahr, man ſoll ſich hingezogen fühlen zu dem Geliebten, mit ſolcher unwiderſtehlichen Macht, daß man nur iſt, nur lebt in dem Gedanken an ihn, daß man ſein ganzes Ich aufgiebt um ihn, daß er allein uns alles Sehnen, alles Hoffen, alles Verlangen, die ganze Welt dünkt? Und dieſe Leidenſchaft ſoll die höchſte Stufe der Seligkeit gewähren? — Mich ſchwindelts vor dieſer Höhe, denn dem Blick herab, gähnt der bodenloſe Abgrund mit allen Schreckniſſen des rettungsloſen Verderbens entgegen. Nein Hedwiga, dieſe Liebe, die eben ſo entſetzlich iſt, als ſündhaft, hat dies Gemüth nicht erfaßt und feſt will ich halten an dem Glauben, daß es ewig rein, ewig davon frei bleiben wird. Doch wohl mag es ſich begeben, daß ein Mann vor allen übrigen, in uns die höchſte

Achtung, ja, bei der männlich eminenten Kraft ſeines Geiſtes wahre Bewunderung erregt. Doch noch mehr als das, wir fühlen uns in ſeiner Nähe von einem gewiſſen gemüthlichen Wohlbehagen geheimnißvoll durchſtrömt, erhoben über uns ſelbſt, es ſcheint als wenn unſer Geiſt dann erſt recht erwache, als wenn uns das Leben dann erſt recht leuchte und ſo ſind wir froh, wenn er kommt und traurig wenn er geht. — Nennſt du dieſes Liebe? — Nun warum ſollte ich es dir nicht geſtehen, daß unſer verlorne Kreiſler mir dies Gefühl erweckt hat und daß ich ihn ſchmerzhaft vermiſſe.

Julia, rief die Prinzeſſin plötzlich auffahrend und Julien mit glühendem Blick durchbohrend, Julia kannſt du ihn dir denken in den Armen einer andern, ohne zu vergehn in namenloſer Qual?

Hoch erröthete Julia und mit einem Ton, der erkennen ließ, wie ſehr ſie ſich verletzt fühlte, erwiederte ſie: Nie habe ich ihn mir gedacht in meinen Armen! —

Ha! — du liebſt ihn nicht — du liebſt ihn nicht! — ſo ſchrie die Prinzeſſin gellend auf und ſank dann wieder zurück in dem Sopha!

O, ſprach Julie, o daß er wiederkehrte! — Rein und ſchuldlos iſt das Gefühl, das ich für den theuern Mann hege in dieſer Bruſt und ſehe ich ihn niemals wieder, ſo wird der Gedanke an ihn, den Unvergeßlichen in mein Leben hineinleuchten, wie ein ſchöner heller Stern. — Doch gewiß, er kehrt zurück! — Denn wie kann —

Niemals, unterbrach die Prinzeſſin Julien mit ſchroffem ſchneidendem Ton, niemals kann, darf er wiederkehren, denn wie man vernimmt, befindet er ſich in der Abtei Kanzheim und wird, ſich der Welt entziehend, in den Orden des heiligen Benedikt treten.

Julien kamen die hellen Thränen in die Augen, ſie ſtand ſchweigend auf und begab ſich an das Fenſter.

Deine Mutter, fuhr die Prinzeſſin fort, deine Mutter hat Recht, ganz Recht. Wohl uns, daß er fort iſt, dieſer Wahnſinnige, der ſich wie ein böſer Geiſt eindrängte in unſeres Herzens Rath, der uns in unſerm eignen Innern zu zerreißen wußte. — Und die Muſik war das Zaubermittel, mit dem er uns umſtrickte. — Nie mag ich ihn wiederſehen. —

Dolchſtiche waren für Julien die Worte der Prinzeſſin, ſie griff nach Hut und Shawl.

Du willſt, rief die Prinzeſſin, du willſt mich verlaſſen, meine ſüße Freundin? — Bleibe — bleibe — tröſte mich wenn du kannſt! — Unheimliches Grauen geht durch dieſe Säle, durch den Park! denn wiſſe — Damit führte Hedwiga Julien an das Fenſter, zeigte nach dem Pavillon hin, in dem der Adjutant des Prinzen Hektor gewohnt hatte und begann mit dumpfer Stimme: Schau dort hin, Julia, jene Mauern verbergen ein bedrohliches Geheimniß; der Kaſtellan, die Gärtner, betheuern, daß ſeit der Abreiſe des Prinzen niemand dort wohne, daß die Thüre feſt verſchloſſen und doch — O ſchau nur hin — ſchau nur hin! — ſiehſt du es nicht, am Fenſter?

In der That gewahrte Julia an dem Fenſter, das in dem Giebel des Pavillons angebracht war, eine dunkle Geſtalt, die in demſelben Augenblick wieder ſchnell verſchwand.

Hier dürfe, meinte Julia, indem ſie fühlte, wie Hedwiga's Hand krampfhaft in der ihrigen bebte, von einem bedrohlichen Geheimniß oder gar von etwas Geſpenſtiſchem durchaus nicht die

Rede ſein, da es nur zu leicht möglich, daß irgend jemand von der Dienerſchaft den leeren Pavillon unbefugter Weiſe benutze. Der Pavillon könne ja augenblicklich durchſucht und ſo auf der Stelle aufgeklärt werden, was es mit der Geſtalt, die ſich am Fenſter blicken laſſe, für eine Bewandniß habe, die Prinzeſſin verſicherte aber dagegen, daß der alte treue Kaſtellan dies längſt auf ihren Wunſch gethan und betheuert, daß er in dem ganzen Pavillon auch nicht die Spur eines menſchlichen Weſens gefunden.

Laß es, ſprach die Prinzeſſin, laß es dir erzählen, was ſich vor drei Nächten begab! — Du weißt, daß mich oft der Schlaf flieht und daß ich dann aufzuſtehen und ſo lange durch die Zimmer zu wandeln pflege, bis mich eine Müdigkeit überfällt, der ich mich überlaſſe und es wirklich zum Einſchlafen bringe. So geſchah es, daß mich vor drei Nächten Schlafloſigkeit in dies Zimmer trieb. Plötzlich zitterte der Wiederſchein eines Lichts an der Wand vorüber, ich ſchaute durch das Fenſter und gewahrte vier Männer, von denen einer eine Blendlaterne trug und die in der Gegend des Pavillons verſchwanden, ohne daß ich bemerken konnte, ob ſie wirklich hineingingen in den Pavillon. Nicht lange dauerte es aber, ſo wurde eben jenes Fenſter hell und Schatten huſchten inwendig hin und her. Dann wurde es wieder finſter, aber durch das Gebüſch ſtrahlte nun bald ein blendender Schimmer der aus der Thüre des geöffneten Pavillons kommen mußte. Immer mehr näherte ſich der Schein, bis endlich aus dem Gebüſch ein Benediktiner-Mönch hinaustrat, der in der linken Hand eine Fakel, in der rechten aber ein Cruzifix trug. Ihm folgten vier Männer eine mit ſchwarzen Tüchern behängte Bahre auf den Schultern. Nur einige Schritte waren ſie gezogen, als ihnen eine in einen weiten Mantel eingehüllte Geſtalt entgegen trat. Sie ſtanden ſtill, ſetzten die Bahre nieder, die Geſtalt zog die Tücher weg und ein Leichnam wurde ſichtbar. Mir wollten die Sinne vergehn, kaum gewahrte ich noch, daß die Männer die Bahre aufhoben und dem Mönch ſchnell nacheilten, auf den breiten Seitenwege, der bald zum Park hinausführt auf die Straße nach der Abtei Kanzheim. Seit dieſer Zeit läßt ſich jene Geſtalt am

Fen-

Fenſter ſehen und vielleicht iſt es der Spuk eines Ermordeten, der mich ängſtigt.

Julia war geneigt, den ganzen Vorgang, wie ihn Hedwiga erzählte, für einen Traum oder, ſtand ſie in der That wach am Fenſter, für das täuſchende Spiel der aufgeregten Sinne zu halten. Wer ſollte, wer konnte der Todte ſein, den man unter ſolchen geheimnißvollen Umſtänden aus dem Pavillon forttrug, da niemand vermißt worden und wer mochte daran glauben, daß dieſer unbekannte Todte noch ſpuken ſolle, in der Behauſung, aus der man ihn fortgebracht? Julia äußerte dieſes alles der Prinzeſſin und fügte noch hinzu, daß jene Erſcheinung am Fenſter auch wohl auf optiſcher Illuſion beruhen, auch wohl gar ein Scherz des alten Magikers, Meiſter Abraham ſein könne, der ja oft ſein Weſen treibe mit ſolchem Spiel und vielleicht dem leeren Pavillon einen geſpenſtiſchen Einſaſſen gegeben habe.

Wie, ſprach die Prinzeſſin, die ihre ganze Faſſung wieder gewonnen, ſanft lächelnd, wie man doch gleich mit der Erklärung bei der Hand iſt, geſchieht das Wunderbare Uebernatürliche! — Was den Todten betrifft, ſo vergiſſeſt du das, was ſich in dem Park begab, ehe Kreisler uns verließ. Um Gott, rief Julia, ſollte denn wirklich eine gräßliche That begangen ſein? — Wer? — von wem? —

Du weißt, fuhr Hedwiga fort, du weißt ja Mädchen, daß Kreisler lebt. — Aber auch er lebt, der in Liebe iſt zu dir — Sieh mich nicht ſo erſchrocken an! — Sollteſt du das nicht längſt ahnen, was ich dir ſagen muß, damit dir es klar werde, was länger verborgen, dich verderben könnte? — Prinz Hektor liebt dich, dich Julia mit all der wilden Leidenſchaft, die ſeiner Nation eigen. Ich war, ich bin ſeine Braut, du aber, Julia, biſt ſeine Geliebte. Die letzten Worte betonte die Prinzeſſin auf eine eigne ſcharfe Weiſe, ohne übrigens jenen beſonderen Accent hineinzulegen, der dem Gefühl innerer Kränkung eigen.

O ewige Macht, rief Julia heftig, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten, Hedwiga, willſt du denn meine Bruſt zerreißen? — Welcher finſtre Geiſt ſpricht aus dir! — Nein, nein, gern will ich es leiden, daß du aller böſen Träume halber, die dich verſtörten, an mir Aermſten Rache nimmſt, aber nie werde ich an die Wahrheit dieſer bedrohlichen Phantome glauben! — Hedwiga! — beſinne dich doch nur, du biſt ja nicht mehr die Braut des entſetzlichen Mannes, der uns erſchien wie das Verderben ſelbſt! Nie kehrt er zurück, niemals wirſt du ſein!

Doch, erwiederte die Prinzeſſin, doch! — Faſſe dich nur Mädchen! — Nur dann wenn die Kirche mich mit dem Prinzen verbunden, löſt ſich vielleicht das ungeheure Mißverſtändniß des Lebens, das mich elend macht! — Dich rettet des Himmels wunderbare Fügung. — Wir trennen uns, ich folge dem Gemahl, du bleibſt! — Die Prinzeſſin verſtummte vor innerer Bewegung, auch Julia war keines Wortes mächtig, beide fielen ſich ſchweigend, in Thränen zerfließend an die Bruſt!

Man meldete daß der Thee ſervirt ſei. Julia war aufgeregter, als es ihr beſonnenes ruhiges Gemüth zuzulaſſen ſchien. Es war ihr unmöglich in der Geſellſchaft zu bleiben und die Mutter erlaubte ihr gern, nach Hauſe zu gehen, da die Prinzeſſin ſich ebenfalls nach Ruhe ſehnte.

Fräulein Nannette verſicherte auf Befragen der Fürſtin, daß die Prinzeſſin den Nachmittag und Abend ſich ſehr wohl befunden, indeſſen mit Julien durchaus allein ſein wollen. So viel ſie im Nebenzimmer beobachten konnen, hätten beide, die Prinzeſſin und Julia ſich allerlei Geſchichten erzählt, auch Comödie geſpielt und bald gelacht und bald geweint.

Die lieben Mädchen, ſprach der Hofmarſchall leiſe. Die aimable Prinzeſſin, das liebe Mädchen! verbeſſerte der Fürſt, indem er den Hofmarſchall mit großen Augen anblitzte. Dieſer wollte in der Beſtürzung über den entſetzlichen Fehlgriff, ein ziemliches Stücklein Zwieback, das er ſattſam in Thee getränkt, auf einmal hinunterſchlucken. Das blieb ihm aber in der Kehle ſtecken und er brach aus in ein fürchterliches Huſten, ſo daß er ſchnell den Saal verlaſſen mußte und nur dadurch gerettet werden konnte vom ſchnöden Erſtickungstode, daß der Hoffourier im Vorſaal mit geübter Fauſt ein wohlgeſetztes Paukenſolo ausführte auf ſeinem Rucken.

Nach zwei Unſchicklichkeiten, deren er ſich ſchuldig gemacht, fürchtete indeſſen der Hofmarſchall noch die dritte zu begehen, er wagte es daher nicht zurückzukehren in den Saal, ſondern ließ ſich bei dem Fürſten mit plötzlich ihm angewandelter Krankheit entſchuldigen.

Durch des Hofmarſchalls Abweſenheit wurde aber die Whiſtparthie zerriſſen, wie ſie der Fürſt gewöhnlich zu ſpielen pflegte.

Als nun die Spieltiſche geordnet, war alles in geſpannter Erwartung, was der Fürſt in dieſem kritiſchen Fall thun werde. Der that aber nichts, als daß er, da auf ſeinen Wink die übrigen ſich zum Spiel geſetzt hatten, die Hand der Räthin Benzon faßte, ſie zum Kanapee führte und Platz nehmen hieß, indem er ſelbſt ſich ihr zur Seite hinſetzte.

Unlieb, ſprach er dann ſanft und leiſe, wie immer zur Benzon, unlieb wäre es mir doch geweſen, wenn der Hofmarſchall erſtickt wäre am Zwiebak. Doch ſchien er Abweſenheiten des Geiſtes zu haben, wie ich es ſchon oftmals bemerkt, da er die Prinzeſſin Hedwiga ein Mädchen nannte und würde daher im Whiſt miſerabel geweſen ſein. — Ueberhaupt liebe Benzon iſt es mir heute recht erwünſcht und angenehm, ſtatt des Spiels mit Ihnen hier in der Einſamkeit einige Worte vertraulich zu wechſeln wie ſonſt. Ach — wie ſonſt! Nun Sie kennen mein Attachement für Sie, geliebte Frau! Nie kann es aufhören, ein fürſtliches Herz iſt jedesmal ein treues, ſo bald nicht unabwendbare Verhältniſſe ein Anderes gebieten.

Bei dieſen Worten küßte der Fürſt der Benzon viel zärtlicher die Hand, als es Stand, Alter und Umgebung zu erlauben ſchienen. Die Benzon verſicherte mit vor Freude funkelnden Augen, daß ſie längſt den Moment erſehnt, mit dem Fürſten vertraulich zu reden, da ſie ihm ſo manches mitzutheilen habe, was ihm nicht unangenehm ſein werde.

Erfahren Sie, ſprach die Benzon, erfahren Sie, gnädigſter Herr, daß der Geheime Legations-Rath aufs neue geſchrieben, daß unſere Angelegenheit plötzlich eine günſtigere Wendung genommen, daß —

Still, unterbrach ſie der Fürſt, ſtill, beſte Frau, nichts von Regierungsgeſchäften! Auch der Fürſt trägt Schlafröcke und ſetzt eine Nachtmütze auf, wenn er beinahe erdrückt von der Laſt des Regierens, ſich zur Ruhe begiebt, wovon freilich Friedrich der Große, König von Preußen eine Ausnahme machte, der, wie es Ihnen als einer beleſenen Frau, bekannt ſein wird, auch im Bette einen Filzhut aufſetzte. Nun ich meine, daß auch der Fürſt immer zu viel von dem in ſich trägt was — nun! was eben, wie die Leute ſagen, das ſogenannte bürgerliche Verhältniß, Ehe, Vaterfreuden u. ſ. w. begründet, um ſich dieſen Gefühlen ganz zu entſchlagen und es iſt mindeſtens pardonabel, wenn er ſich ihnen überläßt in Augenblicken, da der Staat, die Vorſorge für den gehörigen Anſtand am Hofe und im Lande nicht ſein ganzes Selbſt in Anſpruch nimmt, — Gute Benzon! ſolche Augenblicke ſind die jetzigen; fertig liegen ſieben Unterſchrifften in meinem Kabinett, und nun laſſen ſie mich den Fürſten ganz vergeßen, laſſen Sie mich hier beim Thee ganz Hausvater ſein, der deutſche Hausvater vom Freiherrn von Gemmingen. Laſſen Sie mich von meinen — ja von meinen Kindern reden, die mir ſolchen Kummer verurſachen, daß ich oft in eine ganz unſchickliche Gemüthsunruhe verfalle. Von ihren, ſprach die Benzon mit ſpitzem Ton, von ihren Kindern ſoll die Rede ſein, gnädigſter Herr? Das heißt alſo von dem Prinzen Ignaz und von der Prinzeſſin Hedwiga! — Sprechen Sie gnädigſter Herr, ſprechen Sie, vielleicht kann ich Rath und Troſt geben wie Meiſter Abraham. — Ja, ſprach der Fürſt weiter, ja Rath und Troſt, der möchte mir manchmal vonnöthen ſein. — Sehn Sie, gute Benzon, was zuerſt den Prinzen betrifft, ſo bedurfte er freilich nicht beſonderer Geiſtesgaben, die die Natur denjenigen zuzutheilen pflegt, die ſonſt ihres Standeshalber obſcur und fahllos bleiben würden, aber etwas mehr Esprit wäre ihm doch zu wünſchen, er iſt und bleibt ein — Simple! — Sehn Sie nur, da ſitzt er und baumelt mit den Füßen und ſpielt eine falſche Karte aus nach der andern und kichert und lacht wie ein Knabe von ſieben Jahren! — Benzon! entre nous soit dit, nicht die Kunſt des Schreibens in ſo fern ſie ihm nöthig, iſt ihm beizubringen; ſein fürſtlicher Nahme ſieht aus wie eine Eulenkralle. Ewige Barmherzigkeit was ſoll daraus werden! Neulich wurde ich in meinen Geſchäften geſtört durch abſcheuliges Gebelle vor meinem Fenſter, ich ſchaue heraus um den unangenehmen Spitz fortjagen zu laſſen, und was muß ich erblicken!

Sollten Sie es glauben gute Frau! Es iſt der Prinz, der wie wahnſinnig laut bellend hinter dem Gärtnerburſchen herſpringt. — Sie ſpielen mitſammen Haſe und Hund! — Iſt wohl nur einiger Verſtand darin, ſind das fürſtliche Paſſionen? — Kann der Prinz wohl jemals zu der geringſten Selbſtſtändigkeit kommen?

Darum, erwiederte die Benzon, darum iſt es nöthig, daß der Prinz alsbald vermählt werde und eine Gemahlin erhalte, deren Anmuth, deren Liebreiz, deren klarer Verſtand ſeine ſchlafenden Sinne weckt und die gutmüthig genug iſt, ſich ganz zu ihm hinabzuneigen, um ihn dann allmählich zu ſich heraufzuziehen. Dieſe Eigenſchaften ſind dem weiblichen Weſen, das dem Prinzen angehören ſoll, unerläßlich, um ihn aus einem Seelenzuſtande zu retten, der, mit Schmerz ſpreche ich es aus, gnädigſter Herr! zuletzt in wirklichen Wahnſinn ausarten kann. Eben daher dürfen auch nur dieſe ſeltenen Eigenſchaften entſcheiden und der Stand nicht in allzuſtrengen Betracht kommen.

Niemals, ſprach der Fürſt, indem er die Stirn runzelte, niemals gab es Meßallianzen in unſerm Hauſe, laſſen Sie ab von einem Gedanken, den ich nicht billigen kann. Immer war und bin ich noch bereit ſonſt Ihre Wünſche zu erfüllen! —

Daß, erwiederte die Benzon mit ſcharfem Ton, daß ich nicht wüßte gnädigſter Herr! — Wie oft müßten gerechte Wünſche ſchweigen chimäriſcher Rückſichten halber. Aber es giebt Anſprüche, die aller Verhältniſſe ſpotten. —

Laissons cela, unterbrach der Fürſt die Benzon, indem er ſich ausräusperte und Taback nahm. Nach einigen Augenblicken des Stillſchweigens fuhr er fort: Noch mehr Kummer als der Prinz, macht mir die Prinzeſſin. Sagen Sie, Benzon wie war es möglich, daß uns eine Tochter von dieſer ſeltſamen Gemüthsart, noch mehr von dieſer abſonderlichen Krankhaftigkeit, die ſelbſt den Leibarzt in Verlegenheit ſetzt, geboren werden konnte? Hat ſich die Fürſtin nicht immer einer blühenden Geſundheit erfreut, hat ſie zu myſtiſchen Nervenzufällen inklinirt? Bin ich ſelbſt nicht, was Leib und Seele betrifft, ein robuſter Fürſt geweſen? Wie kommen wir zu dem Kinde, das, geſtehen muß ich es zu meinem bittern

Leidweſen, mir oft — ganz verrückt erſcheint, alles fürſtlichen Anſtandes los und ledig? — Auch mir, erwiederte die Benzon, auch mir iſt der Organismus der Prinzeſſin unbegreiflich. — Die Mutter iſt ſich immer klar, verſtändig, von jeder zu heftigen verderblichen Leidenſchaftlichkeit frei geweſen. — Die letzten Worte ſprach die Benzon dumpf und leiſe vor ſich hin, indem ſie den Blick niederſenkte. Sie meinen die Fürſtin, fragte der Fürſt mit Accent, da es ihm nicht anſtändig ſchien, daß dem Worte: Mutter, nicht das Prädikat: Fürſtin, hinzugefügt.

Wen ſonſt, erwiederte die Benzon geſpannt, wen ſonſt ſollte ich meinen.

Hat, ſprach der Fürſt weiter, hat mich nicht der letzte fatale Zufall der Prinzeſſin um den Erfolg meiner Bemühungen, und die Freude ihrer baldigen Vermählung, meinen Wünſchen gemäß, gebracht? — Denn gute Benzon, entre nous soit dit, der Prinzeſſin plötzliche Katalepſie, die ich bloß einer ſtarken Erkältung zuſchreibe, war wohl lediglich Schuld an der plötzlichen Abreiſe des Prinzen Hektor. — Er will abbrechen und — juste ciel! ſelbſt muß ich es geſtehen, ich kann es ihm nicht ganz verdenken, ſo daß, verböte nicht ohnehin der Anſtand jede weitre Annäherung, ſchon dieſes mich, den Fürſten, abhalten müßte jetzt noch Schritte zu thun zur Erfüllung eines Wunſches, den ich freilich ſehr ungern und nur nothgedrungen aufgebe. Recht werden Sie mir nehmlich geben, geliebte Frau, daß es immer etwas Aengſtliches hat mit einer Gemahlin, die ſolchen wunderlichen Zufällen unterworfen. Kann eine ſolche fürſtliche und zugleich kataleptiſche Gemahlin nicht mitten in der glänzendſten Cour davon erfaßt werden, automatiſch da ſtehen und ſämmtliche würdige Anweſende zwingen, es ihr nachzuthun und regungslos zu bleiben? — Freilich kann man wohl auch eine von einer allgemeinen Katalepſie befallene Cour, ſich als die feierlichſte und erhabenſte denken, die es in der Welt nur geben mag, da die leiſeſte Verletzung der nöthigen Würde auch dem Leichſinnigſten unmöglich. Doch ein Gefühl, das mich eben in ſolchen hausväterlichen Augenblicken, wie die jetzigen hier beim Spiel befällt, läßt es mich bemerken daß ein ſolcher Zuſtand der Braut dem fürſtlichen Bräutigam einiges fröſtelndes Grauen erregen kann und darum — Benzon! Sie ſind eine liebenswürdige verſtändige Frau, fänden ſie vielleicht eine Möglichkeit die Sache mit dem Prinzen zu redreſſiren, irgend ein Mittel —

Es bedarf, unterbrach die Benzon lebhaft den Fürſten, es bedarf deſſen gar nicht gnädigſter Herr! Nicht der Prinzeſſin Krankheit trieb den Prinzen ſo ſchnell fort, ein anderes Geheimniß iſt hier im Spiele und in dieſes Geheimniß iſt der Kapellmeiſter Kreisler verflochten.

Wie, rief der Fürſt voll Erſtaunen, wie, was ſagen Sie Benzon? der Kapellmeiſter Kreisler? So ſollte es doch wahr ſein, daß er —

Ja ſprach die Räthin weiter, ja gnädigſter Herr, ein Zwieſpalt zwiſchen ihm und dem Prinzen Hektor, der vielleicht geſchlichtet werden ſollte auf zu heroiſche Weiſe, war es, der den Prinzen entfernte. —

Zwieſpalt, unterbrach der Fürſt die Benzon, Zwieſpalt — geſchlichtet — heroiſche Weiſe! — Der Schuß im Park — der blutige Hut! — Benzon! es iſt ja unmöglich — der Prinz — der Kapellmeiſter! — ein Duell — ein Renkontre, beides iſt ja undenkbar! —

So viel, fuhr die Benzon fort, ſo viel gnädigſter Herr iſt gewiß, daß Kreisler auf der Prinzeſſin Gemüth nur zu mächtig einwirkte, daß jene ſeltſame Angſt, ja jenes Entſetzen, das ſie erſt empfand in Kreislers Gegenwart, ſich geſtalten wollte zur verderblichen Leidenſchaft. Möglich daß der Prinz ſcharf genug ſah, dies zu gewahren, daß er in Kreisler, der ihm von Anfang an entgegen trat mit feindlicher verhöhnender Ironie, einen Widerſacher fand, den er ſich vom Halſe ſchaffen zu müſſen glaubte und daß hieraus ſich eine That erzeugte, die freilich nur dem blutigen Haß des gekränkten Ehrgefühls, der Eiferſucht verziehen werden darf und die, Dank ſei der ewigen Macht, nicht gelang. Ich geſtehe, daß dies alles die ſchnelle Abreiſe des Prinzen nicht erklärt und daß wie geſagt, noch ein dunkles Geheimniß waltet. Der Prinz floh, wie mir Julia erzählt, entſetzt vor einem Bilde das Kreisler bei ſich trug und ihm vorzeigte. — Nun, mag dem ſein wie ihm wolle, Kreisler iſt fort und der Prinzeſſin Criſis iſt vorüber! — Glauben Sie mir, gnädigſter Herr, blieb Kreisler, ſo flammte die heftigſte Leidenſchaft für ihn auf in der Prinzeſſin Bruſt, und ſie wäre lieber geſtorben, als daß ſie dem Prinzen ihre Hand gegeben hätte. Alles hat ſich jetzt anders geſtaltet, bald kehrt Prinz Hektor zurück, und die Vermählung mit der Prinzeſſin endigt alle Beſorgniſſe.

Sehn Sie, rief der Fürſt zornig, ſehn Sie, Benzon, die Inſolenz des ſchnöden Muſikanten! — In ihn will die Prinzeſſin ſich verlieben, ſeinetwegen die Hand des liebenswürdigſten Prinzen ausſchlagen! — Ah le coquin! — Nun verſtehe ich Euch, Meiſter Abraham erſt ganz! — Ihr ſollt mir den fatalen Menſchen vom Halſe ſchaffen, daß er niemals wiederkehrt. —

Jede, ſprach die Räthin, jede Maaßregel die der weiſe Meiſter Abraham deshalb etwa vorſchlagen dürfte, würde überflüſſig ſein, da das Erforderliche deshalb ſchon geſchehen iſt. Kreisler befindet ſich in der Abtei Kanzheim und wie mir der Abt Chryſoſtomus ſchreibt, wird er wahrſcheinlich ſich entſchließen der Welt zu entſagen und in den Orden zu treten. Die Prinzeſſin hat dies ſchon erfahren von mir zur günſtigen Stunde, und daß ich dabei keine ſonderliche Gemüthsbewegung der Prinzeſſin gewahrte, bürgt mir dafür, daß die bedrohliche Criſis wie geſagt, ſchon vorüber.

Herrliche, nahm der Fürſt das Wort, herrliche, liebenswürdige Frau! welches Attachement beweiſen Sie mir und meinen Kindern! Wie ſorgen Sie für das Wohl, für das Beſte meines Hauſes?

Wirklich, ſprach die Benzon mit bittrem Ton, wirklich? — thue ich das? Konnte, durfte ich immer für das Wohl Ihrer Kinder ſorgen?

Die Benzon legte auf die letzten Worte einen beſonderen Nachdruck, der Fürſt ſah ſchweigend vor ſich nieder und ſpielte mit den Daumen der zuſammengefalteten Hände. Endlich murmelte er leiſe: Angela! — noch immer keine Spur? — ganz verſchwunden?

So iſt es, erwiederte die Benzon, und ich fürchte, daß das unglückliche Kind das Opfer irgend einer Schändlichkeit geworden iſt. Man wollte ſie in Venedig geſehen haben aber gewiß war dies ein Irrthum. — Geſtehen Sie es gnädigſter Herr! es war grauſam — entſetzlich, daß Sie Ihr Kind von der Bruſt der Mutter reißen ließen, es in ein troſtloſes Exil verbannten! —

Dieſe Wunde, die mir Ihre Strenge ſchlug, werde ich niemals verſchmerzen!

Benzon, ſprach der Fürſt, habe ich Ihnen, dem Kinde nicht ein anſehnliches Jahrgehalt ausgeſetzt? — konnte ich mehr thun? Mußte ich nicht, blieb Angela bei uns, jeden Augenblick befürchten, daß unſre foiblesses verrathen werden und auf unangenehme Weiſe die anſtändige Ruhe unſeres Hofes zerſtören konnten? — Sie kennen die Fürſtin, gute Benzon! Sie wiſſen, daß ſie manchmal beſondere Grillen hat. —

Alſo, nahm die Benzon das Wort, alſo Geld, ein Jahrgehalt ſoll die Mutter entſchädigen für allen Schmerz, für alle Trauer, für alle bittre Klage um das verlorne Kind? — In der That, gnädigſter Herr! es giebt eine andere Art für ſein Kind zu ſorgen, die die Mutter beſſer zufrieden ſtellt, als alles Gold! —

Die Benzon ſprach dieſe Worte mit einem Blick, mit einem Ton, der den Fürſten in einige Verlegenheit ſetzte.

Vortreffliche Frau, begann er betreten, warum dieſe ſeltſame Gedanken! — Glauben Sie denn nicht, daß mir ebenfalls das ſpurloſe Verſchwinden unſerer lieben Angela ſehr unangenehm, ſehr fatal iſt? Es muß ein artiges ſchönes Mägdlein geworden ſein, da es von hübſchen ſcharmanten Eltern geboren. Aufs neue küßte der Fürſt der Benzon ſehr zärtlich die Hand, die ſie aber ſchnell wegzog und mit funkelndem durchbohrendem Blick dem Fürſten ins Ohr flüſterte: Geſtehen Sie es gnädigſter Herr, Sie waren ungerecht, grauſam, als ſie darauf beſtanden, daß das Kind entfernt werden müſſe. Iſt es nicht Ihre Pflicht, den Wunſch nicht zurückzuweiſen, deſſen Erfüllung ich gutmüthig genug, wirklich für einigen Erſatz all meines Leid's anſehen will? Benzon, erwiederte der Fürſt noch kleinlauter als zuvor, gute herrliche Benzon, kann denn unſere Angela nicht wiedergefunden werden? Ich will heroiſches thun für Ihre Wünſche, theure Frau! Ich will mich dem Meiſter Abraham anvertrauen, mich mit ihm berathen. — Es iſt ein vernünftiger erfahrner Mann, vielleicht kann er helfen.

O, unterbrach die Benzon den Fürſten, o des weiſen Meiſters Abraham! Glauben Sie denn, gnädigſter Herr, daß Meiſter Abraham wirklich aufgelegt iſt, für Sie etwas zu unternehmen, daß er Ihnen, Ihrem Hauſe getreulich anhängt? Und wie ſollte er im Stande ſein etwas herauszubringen über Angela's Schickſal, nachdem in Venedig, in Florenz, alle Nachforſchungen vergeblich geblieben ſind und, was das ſchlimmſte iſt, ihm jenes geheimnißvolle Mittel geraubt wurde, deſſen er ſich ſonſt bediente, um das Unbekannte zu erforſchen.

Sie, ſprach der Fürſt, Sie meinen ſein Weib, die böſe Zauberin Chiara.

Sehr, erwiederte die Benzon, ſehr fraglich möchte es ſein, ob die vielleicht nur inſpirirte, mit höhren wunderbaren Kräften begabte Frau, dieſen Namen verdient. Auf jeden Fall war es ungerecht, unmenſchlich, dem Meiſter das geliebte Weſen zu rauben, an dem er hing mit ganzer Seele, ja die ganz ein Theil ſeines Ich's war.

Benzon, rief der Fürſt ganz erſchrocken, Benzon, ich verſtehe Sie heute nicht! — Mir ſchwindelts im Kopfe! Waren Sie ſelbſt nicht dafür, daß das bedrohliche Geſchöpf, vermöge deſſen der Meiſter bald alle unſere Verhältniſſe beherrſchen möchte, entfernt werden möchte? Billigten

Sie nicht ſelbſt mein Schreiben an den Großherzog, in dem ich vorſtellte, daß, da jede Zauberei im Lande längſt verboten, Perſonen die in dieſer Art beeigenſchaftet ihr Weſen trieben, nicht geduldet werden dürften und Sicherheits halber ein wenig eingeſperrt werden müßten? Geſchah es nicht aus purer Schonung gegen den Meiſter Abraham, daß der myſteriöſen Chiara nicht der öffne Prozeß gemacht, ſondern daß ſie in aller Stille aufgegriffen und fortgeſchafft wurde, wohin weiß ich nicht einmal, da ich mich darum nicht weiter bekümmert? — Welch' ein Vorwurf kann mich hier treffen?

Verzeihung, erwiederte die Benzon, Verzeihung gnädigſter Herr, aber es iſt doch in der That der Vorwurf des wenigſtens übereilten Verfahrens, der Sie wohl mit Recht trifft. — Aber! — erfahren Sie es gnädigſter Herr! Meiſter Abraham iſt davon unterrichtet, daß ſeine Chiara weggeſchafft wurde auf Ihren Anlaß. Er iſt ſtill, er iſt freundlich, aber glauben Sie nicht, gnädigſter Herr, daß Haß und Rache brütet in ſeinem Innern, gegen den, der ihm ſein Liebſtes raubte auf Erden! Und dieſen Mann wollen

Sie vertrauen, wollen ihm Ihr Inneres erſchließen? — Benzon, ſprach der Fürſt, indem er ſich die Schweißtropfen von der Stirne wegtrocknete, Benzon! Sie alteriren mich ſehr — ganz unbeſchreiblich möcht ich ſagen! — Barmherziger! kann ein Fürſt ſo aus der Contenance gebracht werden? Muß beim Teufel — Gott ich glaube gar, ich fluche, wie ein Dragoner hier beim Thee! — Benzon! warum ſprachen Sie nicht früher! — Er weiß ſchon alles! — Im Fiſcherhäuschen, gerade als ich ganz außer mir war, über der Prinzeſſin Zuſtand, da floß mir das Herz, der Mund über. — Ich ſprach von Angela, entdeckte ihm — Benzon, ſchrecklich iſt es! — j'étois un — Eſel! — Voilà tout! —

Und er erwiederte? So fragte die Benzon geſpannt.

Beinahe, ſprach der Fürſt weiter, beinahe iſt es mir ſo, als habe der Meiſter Abraham zuerſt angefangen von unſerm früheren Attachement zu ſprechen und wie ich ein glücklicher Vater ſein können, ſtatt daß ich nun ein malheureuſer ſei. — So viel iſt aber richtig, daß, als ich meine Beichte geendet, er lächelnd erklärte, wie er ſchon längſt alles wiſſe und hoffe, daß ſich vielleicht in ganzer kurzer Zeit aufklären werde, wo Angela geblieben. — Mancher Trug würde dann vernichtet werden, manche Täuſchung zerrinnen. —

Das, ſprach die Benzon mit bebenden Lippen, das ſagte der Meiſter?

Sur mon honneur, erwiederte der Fürſt, das ſprach er. — Tauſend Sapperment — pardonniren Sie Benzon, aber ich bin im Zorn — wenn der Alte es mir nachtragen ſollte? — Benzon, que faire?

Beide, der Fürſt und die Benzon ſtarrten ſich ſprachlos an. Durchlauchtigſter Herr! lispelte leiſe ein Kammerlakai, indem er dem Fürſten Thee präſentirte. Bete! ſchrie aber der Fürſt, im haſtigen Aufſpringen dem Lakai Präſentirteller ſamt der Taſſe aus den Händen ſchleudernd; alles fuhr entſetzt von den Spieltiſchen in die Höhe, das Spiel war geendet, der Fürſt, ſich mit Macht bezwingend, lächelte ein freundliches Adieu den Erſchrockenen zu und begab ſich mit der Fürſtin in die inneren Gemächer. Auf jedem Geſicht las man aber ganz deutlich: Gott was iſt das, was bedeutet das? — Der Fürſt ſpielte nicht, ſprach ſo lange, ſo angelegentlich mit der Räthin und gerieth dann in ſolch entſetzlichen Zorn! —

Unmöglich konnte die Benzon auch nur entfernt ahnen, was ſie in ihrer Wohnung, die in einem Seitengebäude dicht neben dem Schloſſe belegen, für ein Auftritt erwartete. — Kaum eingetreten ſtürzte ihr nehmlich ganz außer ſich Julia entgegen und — Doch! gegenwärtiger Biograph iſt ſehr zufrieden, daß er diesmal das, was ſich mit Julia während des fürſtlichen Thees begeben, viel beſſer und deutlicher zu erzählen vermag, als manches andere Factum, der bis jetzt wenigſtens etwas verworrenen Geſchichte. — Alſo! — Wir wiſſen, daß Julien erlaubt wurde, früher nach Hauſe zurückzukehren. Ein Leibjäger leuchtete ihr mit einer Fackel vor. Kaum waren ſie aber einige Schritte von dem Schloſſe entfernt, als der Leibjäger plötzlich ſtill ſtand und die Fackel hoch emporhob. Was giebt es, fragte Julia. Ei, erwiederte der Leibjäger, ei Fräulein Julia, haben Sie wohl die Geſtalt bemerkt, die dort vor uns ſo ſchnell forthuſchte? Ich weiß gar nicht, was ich davon denken ſoll, ſeit mehreren Abend ſchleicht hier ein Menſch umher, der bei ſeiner Heimlichkeit was böſes im Schilde führen muß. Wir haben ihm ſchon nachgeſtellt auf alle nur mögliche Weiſe, aber er entwiſcht uns unter den Händen, ja er wird vor unſern Augen unſichtbar, wie ein Geſpenſt oder wie der, Gott ſei bei uns! ſelbſt.

Julia dachte an die Erſcheinung im Giebelfenſter des Pavillons und fühlte ſich von unheimlichen Schauern durchbebt. Fort, ach nur ſchnell fort, rief ſie dem Jäger zu, der meinte aber lachend, das liebe Fräulein möge ſich nur nicht fürchten, denn ehe ihr etwas geſchehe, müſſe ihm erſt das Geſpenſt den Hals umdrehen, überdem habe aber wohl das unbekannte Ding, was ſich in der Gegend des Schloſſes blicken laſſe, Fleiſch und Bein wie andere ehrliche Leute und ſei ein furchtſamer lichtſcheuer Haſe.

Julia ſchickte ihr Mädchen, das über Kopfſchmerz und Fieberfroſt klagte, zu Bette und legte ohne ihre Beihülfe die Nachtkleider an.

Nun, als ſie einſam auf ihrem Zimmer, ging noch einmal alles in ihrer Seele auf, was Hedwiga in einem Zuſtande zu ihr geſprochen, den ſie nur krankhafter Ueberſpannung zuſchreiben wollte. Und doch war es gewiß, daß eben jene krankhafte Ueberſpannung nur eine pſychiſche Urſache haben konnte. — Mädchen von ſolch unbefangenem reinem Gemüth, wie Julia, errathen in derlei intrikaten Fällen wohl ſelten das richtige. So glaubte auch Julia, als ſie ſich alles nochmals in den Sinn gerufen, nichts anderes, als daß Hedwiga von jener entſetzlichen Leidenſchaft ergriffen, die ſie ſelbſt ihr ſo furchtbar, als die Ahnung davon in ihrer eignen Seele lag, geſchildert, und daß Prinz Hektor der Mann ſei, dem ſie ihr eignes Selbſt geopfert. — Nun, ſchloß ſie ferner, ſei, der Himmel wiſſe wie, der Wahn in Hedwiga aufgeſtiegen, daß der Prinz in anderer Liebe befangen und habe ſie gequält, wie ein fürchterliches, raſtlos ſie verfolgendes Geſpenſt, ſo daß daraus ſich die heilloſe Zerrüttung im Innern erzeugt. Ach, ſprach Julia zu ſich ſelbſt, ach du gute liebe Hedwiga, kehrte Prinz Hektor zurück, wie bald würdeſt du dich überzeugen, daß du von deiner Freundin nichts zu befürchten! — Doch in dem Augenblick, als Julia dieſe Worte ſprach, trat der Gedanke, daß der Prinz ſie liebe, ſo aus dem Innerſten hervor, daß ſie vor ſeiner Macht und Lebendigkeit erſchrack, daß ſie ſich von unnennbarer Angſt erfaßt fühlte, es könne doch wahr, was die Prinzeſſin glaube, und ihr Verderben gewiß ſein. Jener ſeltſame fremdartige Eindruck, den des Prinzen Blick, ſein ganzes Weſen auf ſie gemacht, kam ihr wieder zu Sinn, jenes Entſetzen durchbebte aufs neue ihre Glieder. Sie gedachte jenes Moments auf der Brücke, als der Prinz ſie umſchlingend den Schwan fütterte, all' der verfänglichen Worte die er damals ſprach und die, ſo harmlos ihr damals alles vorgekommen, ihr jetzt von tieferer Bedeutung ſchienen. Aber auch des verhängnißvollen Traums gedachte ſie, als ſie ſich von eiſernen Armen feſt umſchlungen gefühlt und es der Prinz geweſen, der ſie feſtgehalten, als ſie dann erwacht den Kapellmeiſter im Garten erblickt und ſein ganzes Weſen ihr klar geworden und ſie daran geglaubt, daß er ſie ſchützen werde vor dem Prinzen.

Nein, rief Julia laut, nein es iſt nicht ſo, es kann dem nicht ſo ſein, es iſt nicht möglich! Es iſt der böſe Geiſt der Hölle ſelbſt, der dieſe ſündhaften Zweifel in mir Aermſten aufregt! — Nein er ſoll nicht Macht haben über mich! —

Mit dem Gedanken an den Prinzen, an jene gefahrvollen Augenblicke regte ſich in Julia's tiefſter Bruſt eine Empfindung, deren Bedrohlichkeit nur daran zu erkennen, daß ſie die Schaam weckte, die das wallende Blut ihr in die Wangen, heiße Thränen ihr in die Augen trieb. Wohl der helden frommen Julia, daß ſie Kraft genug beſaß den böſen Geiſt zu beſchwören, ihm keinen Raum zu verſtatten, in dem er feſt fußen können. Es iſt hier noch wiederholt zu bemerken, daß Prinz Hektor der ſchönſte liebenswürdigſte Mann war den man nur ſehen konnte, daß ſeine Kunſt zu gefallen auf die tiefe Weiberkenntniß gegründet war, die ihm das Leben voll glücklicher Abentheuer erworben und daß eben ein junges unbefangenes Mädchen wohl erſchrecken mochte vor der ſiegenden Kraft ſeines Blicks, ſeines ganzen Weſens.

O Johannes, ſprach ſie ſanft, du guter herrlicher Mann, kann ich denn nicht bei dir den Schutz ſuchen, den du mir verſprochen? Kannſt du nicht ſelbſt zu mir tröſtend reden mit den

Himmelstönen, die recht wiederhallen in meiner Bruſt? —

Damit öffnete Julia das Pianoforte und begann die Kompoſitionen Kreislers, die ihr die liebſten waren, zu ſpielen und zu ſingen. In der That fühlte ſie ſich bald getröſtet, erheitert, der Geſang trug ſie fort, in eine andere Welt, es gab keinen Prinzen, ja keine Hedwiga mehr, deren krankhafte Phantome ſie verſtören durften!

— Nun noch meine liebſte Canzonetta! — So ſprach Julia und begann das von ſo vielen Komponiſten geſetzte: Mi lagnero tacendo etc. In der That war Kreislern dieſes Lied vor allen übrigen gelungen. Der ſüße Schmerz der brünſtigſten Liebesſehnſucht war darin in einfacher Melodie, mit einer Wahrheit, mit einer Stärke ausgedrückt, die jedes fühlende Gemüth unwiderſtehlich ergreifen mußte. Julia hatte geendet, in das Andenken an Kreisler ganz und gar verſunken, ſchlug ſie noch einzelne Akkorde an, die ein Echo ſchienen ihrer innern Gefühle. Da ging die Thüre auf, ſie ſchaute hin und ehe ſie ſich vom Sitz erheben konnte, lag Prinz Hektor ihr zu Füßen und hielt ſie feſt, beide Hände erfaſſend. Laut ſchrie ſie auf vor jähem Schreck, doch der Prinz beſchwor ſie bei der Jungfrau und allen Heiligen ruhig zu ſein, ihm nur zwei Minuten den Himmel ihres Anblicks, ihres Worts zu gönnen. Mit Ausdrücken wie ſie nur die Raſerei der heftigſten Leidenſchaft einzugeben vermag, ſagte er ihr dann, daß er nur ſie, nur ſie anbete, daß der Gedanke der Vermählung mit Hedwiga ihm ſchrecklich, todtbringend ſei. Daß er deshalb fliehen wollen, doch bald von der Macht einer Leidenſchaft die erſt mit ſeinem Tode enden könne, getrieben, zurückgekehrt ſei, nur um Julien zu ſehen, zu ſprechen, ihr zu ſagen, daß nur ſie allein ſein Leben, ſein Alles ſei! —

Fort, rief Julia in troſtloſer Herzensangſt, fort — Sie tödten mich Prinz!

Nimmermehr, ſchrie der Prinz indem er in Liebeswuth Julia's Hände an die Lippen drückte, nimmermehr, der Moment iſt da, der Leben über mich bringt oder Tod! — Julia! Kind des Himmels! Kannſt du mich, kannſt du den verwerfen, deſſen ganzes Sein, deſſen Seeligkeit du biſt? — Nein du liebſt mich Julia, ich weiß es, o ſprich es aus daß du mich liebſt und alle Himviel überſchwenglichen Entzückens ſind mir geöffnet!

Damit umſchlang der Prinz die vor Entſetzen und Angſt halb ohnmächtige Julia und drückte ſie heftig an ſeine Bruſt.

Weh mir, rief ſie mit halberſtickter Stimme, weh mir — erbarmt ſich niemand meiner?

Da erhellte Fackelglanz die Fenſter und mehrere Stimmen ließen ſich vor der Thüre hören. Julia fühlte einen glühenden Kuß auf den Lippen brennen und ſchnell war der Prinz entflohen.

Alſo — ganz außer ſich, ſtürzte wie geſagt Julia der eintretenden Mutter entgegen und mit Entſetzen vernahm dieſe, was ſich begeben. Sie begann damit die arme Julia zu tröſten, wie ſie nur vermochte, ihr zu verſichern, daß ſie den Prinzen zu ſeiner Schaam aus dem Verſteck in dem er ſich befinden müſſe, hervorziehen werde.

O, ſprach Julia, o thue das nicht Mutter, ich muß vergehen, wenn der Fürſt, wenn Hedwiga erfährt — Sie fiel ſchluchzend an der Mutter Bruſt ihr Antlitz verbergend.

Du haſt Recht, erwiederte die Räthin, du haſt Recht mein liebes gutes Kind, niemand darf zur Zeit wiſſen, ahnen, daß der Prinz ſich hier befindet, daß er dir nachſtellt du liebe fromme Julia! — Die im Complott ſind müſſen ſchweigen. Denn daß es deren giebt, die im Bunde ſind mit dem Prinzen, hat nicht den mindeſten Zweifel, da er ſonſt eben ſo wenig unbemerkt hier in Sieghardshof ſich hätte aufhalten, als in unſre Wohnung ſchleichen können. — Unbegreiflich iſt es mir wie es den Prinzen möglich wurde aus dem Hauſe zu entfliehen, ohne mir und Friedrich, der mir vorleuchtete, zu begegnen? Den alten Georg fanden wir im tiefen unnatürlichen Schlaf, aber wo iſt Nanny? Weh mir, liſpelte Julia, weh mir, daß ſie krank war und ich ſie fortſchicken mußte.

Vielleicht, ſprach die Benzon, vielleicht kann ich ihr Arzt ſein und ſtieß raſch die Thüre des Nebenzimmers auf. Da ſtand die kranke Nanny völlig angekleidet; ſie hatte gelauſcht und ſank nun vor Schreck und Furcht nieder der Benzon zu Füßen.

Wenige Fragen der Benzon reichten hin, um zu erfahren daß der Prinz durch den alten für ſo treu gehaltenen Caſtellan —

(M. ſ. ſ.) — mußt ich erfahren! — Muzius mein treuer Freund, mein herziger Bruder war an den Folgen der böſen Verwundung am Hinterbeine Todes verblichen. — Die Trauerpoſt traf mich ſehr hart, nun erſt fühlte ich, was mir Muzius geweſen! — In künftiger Nacht ſollte, wie mir Puff ſagte, in dem Keller deſſelben Hauſes, wo der Meiſter wohnte und wo man die Leiche hingeſchafft, die Todtenfeier gehalten werden. Ich verſprach, mich nicht allein zu gehöriger Zeit einzufinden, ſondern auch für Speiſe und Trank zu ſorgen, damit nach alter edler Sitte auch das Trauermahl gehalten werden könne. Ich beſorgte dies auch wirklich, indem ich den Tag über nach und nach, meinen reichlichen Vorrath an Fiſchen, Hünerknochen und Gemüſe hinabtrug. — Für Leſer, die alles gern auf das genaueſte erklärt haben und daher auch wohl wiſſen möchten, wie ich es angefangen, das Getränk hinab zu transportiren bemerke ich, daß ohne weiteres Nahen mir eine freundliche Hausmagd dazu verhalf. Die Hausmagd, welche ich gar oft im Keller zu treffen und auch wohl in ihrer Küche zu beſuchen pflegte, ſchien meinem Geſchlecht

ſchlecht und inſonderheit mir ganz vorzüglich gewogen, ſo daß wir uns nie ſahen ohne auf anmuthige Weiſe miteinander zu ſpielen. Sie reichte mir manchen Biſſen, der eigentlich ſchlechter war, als wie ich ihn von meinen Meiſter empfing, den ich aber doch verzehrte und dabei that als wenn er mir ganz vorzüglich ſchmeckte, aus purer Galanterie. So was rührt wohl das Herz einer Hausmagd und ſie that worauf es eigentlich abgeſehen war. Ich ſprang ihr nehmlich auf den Schooß und ſie kratzte mir ſo lieblich Kopf und Ohren, daß ich ganz Wonne und Seeligkeit war und an die Hand mich gar ſehr gewöhnte, die: Wochtags ihren Beſen führt, und Sonntags denn am beſten careſſirt! — An dieſe freundliche Perſon wandte ich mich nun in dem Augenblick, als ſie aus dem Keller, in dem ich mich gerade befand, einen großen Topf voll ſüßer Milch herauftragen wollte und äußerte auf ihr verſtändliche Weiſe, den lebhaften Wunſch, die Milch für mich zu behalten. „Närriſcher Murr, ſprach das Mädchen, die eben ſo gut wie alle übrigen Leute im Hauſe, ja wie die ganze Nachbarſchaft meinen Namen wußte, närriſcher Murr, du weißt gewiß die Milch nicht für dich allein, du willſt gewiß traktiren! Nun, behalt nur die Milch, kleiner Graukittel, ich muß eben ſchon für andere ſorgen! Damit ſetzte ſie den Topf mit Milch auf den Boden nieder, ſtreichelte mir, der ich in den zierlichſten Purzelbäumen meine Freude und meinen Dank zu erkennen gab, noch was weniges den Rücken und ſtieg denn die Kellertreppe hinauf. — Merke dir o Katerjüngling hiebei, daß die Bekanntſchaft, ja ein gewiſſes ſentimentell gemüthliches Verhältniß mit einer freundlichen Köchin für junge Leute unſeres Standes und Geſchlechts eben ſo angenehm iſt als erſprießlich.

Um die Mitternachtsſtunde begab ich mich hinab in den Keller. Trauriger, herzzerreißender Anblick! Da lag in der Mitte auf einem Katafalk der freilich dem einfachen Sinn, den der Verſtorbene ſtets in ſich trug, gemäß, nur in einem Bündel Stroh beſtand, die Leiche des theuern geliebten Freundes! — Alle Kater waren ſchon verſammelt, wir drückten uns keines Wortes mächtig, die Pfoten, ſetzten uns, heiße Thränen in den Augen in einen Kreis rings um den Katafalk umher und ſtimmten einen Klagegeſang an, deſſen die Bruſt durchſchneidende Töne furchtbar in den Kellergewölben wiederhallten. Es war der troſtloſeſte, entſetzlichſte Jammer, der jemals gehört worden, kein menſchliches Organ vermag ihn heraus zu bringen.

Nachdem der Geſang geendet, trat ein ſehr hübſcher, anſtändig in Weiß und Schwarz gekleideter Jüngling aus dem Kreiſe, ſtellte ſich an das Kopfende der Leiche und hielt nachfolgende Standrede, welche er mir, unerachtet er ſie aus dem Stegreif geſprochen, ſchriftlich mittheilte.

Trauerrede
am Grabe des zu früh verblichenen Katers Muzius,

der Phil. und Geſch. Befliſſ.

gehalten von ſeinem treuen Freunde und Bruder,

dem Kater Hinzmann,

der Poeſ. und Beredſ. Befliſſ.

Theure in Betrübniß verſammelte Brüder!
Wackre hochherzige Burſche!

Was iſt der Kater! — ein gebrechliches vergängliches Ding, wie alles, was geboren auf Erden! — Iſt es wahr, was die berühmteſten Aerzte und Phiſiologen behaupten, daß der Tod, dem alle Kreatur unterworfen, hauptſächlich in dem gänzlichen Aufhören alles Athmens beſtehe, o ſo iſt unſere biedere Freund, unſer wackere Bruder, dieſer treue tapfere Genoſſe in Freud und Leid, o ſo iſt unſer edle Muzius gewiß todt! — Seht da liegt der Edle auf dem kalten Stroh und hat alle Viere von ſich geſtreckt! — Nicht der leiſeſte Athemzug ſtiehlt ſich durch die auf ewig geſchloſſenen Lippen! Eingefallen ſind die Augen, die ſonſt bald ſanftes Liebesfeuer, bald vernichtenden Zorn ſtrahlten in grüngleißendem Gold! Todtenbläſſe überzieht das Antlitz, ſchlaff hängen die Ohren, hängt der Schweif herab! — O Bruder Muzius, wo ſind nun deine luſtigen Sprünge, wo iſt deine Heiterkeit, deine gute Laune, dein klares fröhliches: Miau! das alle Herzen erfreute, dein Muth, deine Standhaftigkeit, deine Klugheit, dein Witz? — Alles, alles hat dir der bittre Tod geraubt und du weißt vielleicht nun nicht einmal genau, ob du gelebt haſt? — Und doch warſt du die Geſundheit, die Kraft ſelbſt, gerüſtet gegen alles körperliche Weh, als ſollteſt du ewig leben! Kein Rädchen des Uhrwerks, das dein Inneres trieb, war ja auch ſchadhaft und der Todesengel hatte ſein Schwerdt nicht über dein Haupt geſchwungen, weil das Räderwerk abgelaufen und nicht mehr wieder aufgezogen werden konnte. — Nein! ein feindliches Prinzip griff gewaltſam hinein in den Organismus und zerſtörte frevelnd, was noch lange hätte beſtehen können. — Ja! — Noch oft hätten dieſe Augen freundlich geſtrahlt, noch oft wären luſtige Einfälle, fröhliche Lieder dieſen Lippen, dieſer erſtarrten Bruſt entſtrömt, noch oft hätte dieſer Schweif, frohen Muthes innere Kraft verkündend, ſich in Wellenlinien geringelt, noch oft hätten dieſe Pfoten Stärke und Gewandheit bewieſen in den mächtigſten gewagteſten Sprüngen — und nun. — — O kann es die Natur zulaſſen, daß das, was ſie auf lange Dauer mühſam konſtruirt hat, vor der Zeit zerſtört werde, oder giebt es wirklich einen finſtren Geiſt, Zufall genannt, der in despotiſcher frevelnder Willkühr hineingreifen darf in die Schwingungen, die alles Sein dem ewigen Naturprinzip gemäß zu bedingen ſcheinen? — O du Todter, könnteſt du das hier der betrübten jedoch lebendigen Verſammlung ſagen! — Doch werthe Anweſende, wackre Brüder, laßt uns ſolchen tiefſinnigen Betrachtungen nicht nachhängen, ſondern uns ganz der Klage um den viel zu früh verlornen Freund Muzius zuwenden. — Es iſt gebräuchlich, daß der Trauerredner den Anweſenden die ganze vollſtändige Biographie mit lobpreiſenden Zuſätzen und Anmerkungen vorträgt und dieſer Gebrauch iſt ſehr gut, da durch einen ſolchen Vortrag auch in dem betrübteſten Zuhörer der Ekel der Langeweile erregt werden muß, dieſer Ekel aber nach der Erfahrung und dem Ausſpruch bewährter Pſychologen am beſten jede Betrübniß zerſtört, weshalb denn auf jene Weiſe der Trauerredner beide Pflichten, die, dem Verewigten die gehörige Ehre zu erweiſen und die, die Hinterlaſſenen zu tröſten, auf einmal erfüllt. Man hat Beiſpiele, und ſie ſind natürlich, daß der Gebeugteſte nach ſolcher Rede ganz vergnügt und munter von hinnen gegangen iſt; über der Freude erlöſt zu ſein von der Quaal des Vortrags, verſchmerzte er den Verluſt des Hingeſchiedenen. — Theure, verſammelte Brüder! wie gern folgte auch ich dem löblichen bewährten Gebrauch, wie gern trüge ich Euch die ganze ausführliche Biographie des erblaßten Freundes und Bruders vor und ſetzte Euch um aus betrübten Katern in vergnügte, aber es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht. — Seht das ein, theure, geliebte Brüder. wenn ich Euch ſage, daß ich von dem eigentlichen Leben des Verblichenen, was Geburt, Erziehung, weiteres Fortkommen betrifft, beinahe gar nichts weiß, daß ich daher Euch lauter Fabeln auftiſchen müßte, wozu der Ort hier bei der Leiche des Erblaßten viel zu ernſt und unſere Stimmung viel zu feierlich iſt. — Nichts für ungut, Burſche, aber ich will ſtatt alles weitern langweiligen Sermons nur mit wenigen ſchlichten Worten ſagen, was für ein ſchmähliches Ende der arme Teufel der hier ſtarr und todt vor uns liegt, nehmen mußte und was es für ein wackrer, tüchtiger Kerl im Leben war! — Doch o Himmel! ich falle aus dem Ton der Beredſamkeit, unerachtet ich derſelben befliſſen, und will es das Schickſal Professor poeseos et eloquentiae zu werden hoffe! —

(Hinzmann ſchwieg, putzte ſich mit der rechten Pfote Ohren, Stirn, Naſe und Bart, betrachtete lange unverwandten Blicks die Leiche, räuſperte ſich aus, fuhr nochmals mit der Pfote übers Geſicht und ſprach dann mit erhöhtem Tone weiter.)

O bittres Verhängniß! — o grauſer Tod! mußteſt du auf ſolch' grauſame Weiſe den verewigten Jüngling hinraffen in der Blüthe ſeiner Jahre? — Brüder! ein Redner darf dem Zuhörer nochmals ſagen, was dieſer ſchon erfahren bis zum Ueberdruß, darum wiederhole ich, was ihr ſchon alle wißt, daß nehmlich der dahin geſchiedene Muzius fiel, als ein Opfer des wüthenden Haſſes der Spitzphiliſter. — Dorthin auf jenes Dach, wo ſonſt wir uns ergötzten in Friede und Freude, wo fröhliche Lieder ſchallten, wo Pfot in Pfot und Bruſt an Bruſt wir ein Herz, eine Seele waren, wollte er hinaufſchleichen um in ſtiller Einſamkeit mit dem Senior Puff das Andenken jener ſchönen Tage, wahrer Tage in Aranjuez, die nun vorüber, zu feiern, da hatten die Spitzphiliſter, die auf jede Weiſe jede Erneuerung unſers frohen Katerbundes hintertreiben wollten, in die dunklen Winkel des Bodens, Fuchseiſen hingeſtellt; in eins derſelben gerieth der unglückliche Muzius, zerquetſchte ſich das Hinterbein und — mußte ſterben! — Schmerzhaft und gefährlich ſind die Wunden, die Philiſter ſchlagen, denn ſie bedienen ſich jederzeit ſtumpfer, ſchartiger Waffen, doch ſtark und kräftig von Natur, hätte der Dahingeſchiedene der bedrohlichen Verletzung unerachtet wieder aufkommen können, aber der Gram, der tieſe Gram ſich von ſchnöden Spitzen überwunden, in ſeiner ſchönen glanzvollen Laufbahn ganz zerſtört zu ſehen, der ſtete Gedanke an die Schmach, die wir alle erlitten, das war es, was an ſeinem Leben zehrte. — Er litt keinen gehörigen Verband, nahm keine Arzenei — man ſagt, er wollte ſterben! —

(Ich, wir alle konnten uns bei dieſen letzten Worten Hinzmanns nicht laſſen vor grimmen Schmerz, ſondern brachen all in ſolch ein klägliches Geheul und Jammergeſchrei aus, daß ein Felſen hätte erweicht werden können. Als wir uns nur einigermaßen beruhigt hatten, ſo daß wir zu hören vermochten, ſprach Hinsmann mit Pathos weiter.)

O Muzius! o ſchau herab! ſchau' die Thränen, die wir um dich vergießen, höre die tröſtloſe Klage, die wir um dich erheben verewigter Kater! — Ja, ſchau auf uns herab oder hinauf, wie es du nun eben vermagſt, ſei im Geiſte unter uns, wenn du noch überhaupt eines Geiſtes mächtig und derſelbige, der dir innegewohnt nicht ſchon anderweitig verbraucht worden! — Brüder! — wie geſagt, ich halte das Maul über die Biographie des Erblaßten, weil ich nichts davon weiß, aber deſto lebhafter ſind mir die vortrefflichen Eigenſchaften des Verewigten im Gedächtniß und die will ich Euch, meine theuerſten geliebteſten Freunde, vor die Naſe rucken, damit ihr den entſetzlichen Verluſt, den ihr durch den Tod des herrlichen Katers erlitten im ganzen Umfange fühlen möget! Vernehmt es, o Jünglinge die ihr geneigt ſeid nie abzuweichen von dem Pfade der Tugend, vernehmt es! — Muzius war, was wenige im Leben ſind, ein würdiges Glied der Katzengeſellſchaft, ein guter treuer Gatte, ein vortrefflicher liebender Vater, ein eifriger Verfechter der Wahrheit und des Rechts, ein unermüdlicher Wohlthäter, eine Stütze der Armen, ein treuer Freund in der Noth! — Ein würdiges Glied der Katzengeſellſchaft? — Ja! denn immer äußerte er die beſten Geſinnungen und war ſo gar zu einiger Aufopferung bereit, wenn geſchah was er wollte, feindete auch nur ausſchließlich diejenigen an, die ihm widerſprachen und ſeinen Willen ſich nicht fügten. Ein guter treuer Gatte? Ja! — denn er lief andern Kätzchen nur dann nach, wenn ſie jünger und hübſcher waren als ſein Gemahl und unwiderſtehliche Luſt ihn dazu trieb. Ein vortrefflicher liebender Vater? Ja! denn niemals hat man vernommen, daß er, wie es wohl von rohen liebloſen Vätern unſers Geſchlechts zu geſchehen pflegt im Anfall eines beſonderen Appetits eines ſeiner erzielten Kleinen verſpeiſet; es war ihm vielmehr ganz Recht, wenn die Mutter ſie ſämmtlich forttrug und er von ihrem dermaligen Auffenthalt weiter nichts erfuhr. Ein eifriger Verfechter der Wahrheit und des Rechts? Ja! — denn ſein Leben hätte er gelaſſen dafür, weshalb er, da man nur einmal lebt, ſich um beides nicht viel kümmerte, welches ihm auch nicht zu verargen. Ein unermüdlicher Wohlthäter, eine Stütze der Armen? Ja! denn Jahr aus Jahr ein, trug er am Neujahrstage ein kleines Heeringsſchwänzlein oder ein Paar ſubtile Knöchelchen hinab in den Hof, für die armen Brüder, die der Speiſung bedurften und konnte wohl, da er auf dieſe Weiſe ſeine Pflicht als würdiger Katzenfreund erfüllte, diejenigen bedürftigen Kater mürriſch anknurren, die außerdem noch etwas von ihm verlangten. Ein treuer Freund in der Noth? Ja! denn gerieth er in Noth, ſo ließ er nicht ab ſelbſt von denjenigen Freunden, die er ſonſt ganz vernachläſſigt, ganz vergeſſen hatte. — Verewigter! was ſoll ich noch ſagen von deinem Heldenmuth, von deinem hohen geläuterten Sinn für alles Schöne und Edle, von deiner Gelehrſamkeit, von deiner Kunſt-Cultur, von all' den tauſend Tugenden, die ſich in dir vereinten! Was, ſag ich, ſoll ich ſagen davon, ohne unſern gerechten Schmerz über dein klägliches Hinſcheiden nicht noch um vieles zu vermehren! — Freunde, gerührte Brüder! — denn in der That an einigen unzweideutigen Bewegungen bemerke ich zu meiner nicht geringen Befriedigung, daß es mir gelang Euch zu rühren. — Alſo! — gerührte Brüder! — Laßt uns ein Beiſpiel nehmen an dieſem Verſtorbenen, laßt uns alle Mühe anwenden, ganz in ſeine würdige

Fußtapfen zu treten, laßt uns ganz das ſein, was der Vollendete war und auch wir werden im Tode die Ruhe des wahrhaft weiſen, des durch Tugenden jeder Art und Gattung geläuterten Katers genießen, wie dieſer Vollendete! — Seht nur ſelbſt wie er ſo ſtill da liegt, wie er keine Pfote rührt, wie ihm all' mein Lob ſeiner Vortrefflichkeit auch nicht ein leiſes Lächeln des Wohlgefallens abgewonnen! — Glaubt Ihr wohl, Traurige! daß der bitterſte Tadel, die gröbſten beleidigendſten Schmähungen eben ſo jeden Eindruck auf den Verewigten verfehlt haben würden? Glaubt Ihr wohl, daß ſelbſt der dämoniſche Spitzphiliſter, träte er hinein in dieſen Kreis, dem er ſonſt unmaßgeblich beide Augen ausgekratzt haben würde, jetzt ihn nur im mindeſten in Harniſch bringen, ſeine ſanfte ſüße Ruhe verſtören dürfte?

Ueber Lob und Tadel, über alle Anfeindungen, alle Foppereien, allen neckhaften Spott und Hohn, über allen wirrigen Spuk des Lebens iſt unſer herrliche Muzius erhaben, er hat kein anmuthiges Lächeln, keine feurige Umarmung, keinen biedern Pfotendruck mehr für den Freund, aber auch keine Krallen, keine Zähne mehr für den Feind! — Er iſt vermöge ſeiner Tugenden zu der Ruhe gelangt, der er im Leben vergebens nachgeſtrebt! — Zwar will es mich beinahe bedünken, daß wir alle, ſo wie wir hier zuſammen ſitzen und heulen um den Freund, zu der Ruhe kommen würden, ohne gerade ſo ein Ausbund von aller Tugend zu ſein als er und daß es wohl noch ein anderes Motiv geben müſſe tugendhaft zu ſein, als gerade die Sehnſucht nach dieſer Ruhe, indeſſen iſt das nur ſolch ein Gedanke, den ich Euch zu fernerer Bearbeitung überlaſſe. — So eben wollte ich Euch an's Herz legen, Euer ganzes Leben vorzüglich dazu anzuwenden um ſo ſchön ſterben zu lernen als Freund Muzius, indeſſen will ich es lieber nicht thun, da Ihr mir ſo manches Bedenkliche entgegenſetzen könntet. Ich meine nehmlich, daß Ihr mir einwenden dürftet, der Verewigte hätte auch lernen ſollen, behutſam zu ſein und Fuchseiſen zu vermeiden, um nicht zu ſterben vor der Zeit. Dann gedenke ich aber auch, wie ein ſehr junger Katerknabe auf gleiche Ermahnung des Lehrers, daß der Kater ſein ganzes Leben darauf verwende müſſe um ſterben zu lernen, ſchnippiſch genug erwiederte: es könne doch ſo gar ſchwer nicht ſein, da es jedem gelinge aufs erſte Mal! — Laßt uns jetzt, hochbetrübte Jünglinge, einige Augenblicke ſtiller Betrachtung widmen! —

(Hinzmann ſchwieg und fuhr ſich wiederum mit der rechten Pfote über Ohren und Geſicht, dann ſchien er in tiefes Nachdenken zu verſinken, indem er die Augen feſt zudrückte. Endlich als es zu lange währte, ſtieß ihn der Senior Puff an und ſprach leiſe: Hinzmann ich glaube gar, du biſt eingeſchlafen. Mache nur, daß du fertig wirſt mit deinem Sermon, denn wir verſpüren alle einen desperaten Hunger. Hinzmann fuhr in die Höhe, ſetzte ſich wieder in die zierliche Rednerſtellung und ſprach weiter.)

Theuerſte Brüder! — ich hoffte noch zu einigen erhabenen Gedanken zu gelangen und gegenwärtige Standrede glänzend zu ſchließen, es iſt mir aber gar nichts eingefallen, ich glaube der große Schmerz, den ich zu empfinden mich bemüht, hat mich ein wenig ſtupid gemacht. Laßt uns daher meine Rede, der ihr den vollkommenſten Beifall nicht verſagen könnet, für geſchloſſen annehmen und jetzt das gewöhnliche De oder Ex profundis anſtimmen! —

So endete der artige Katerjüngling ſeinen Trauer=Sermon, der mir zwar in rhetoriſcher Hinſicht wohl geordnet und von guter Wirkung zu ſein ſchien, an dem ich aber doch manches auszuſetzen fand. Mir kam es nehmlich vor, daß Hinzmann geſprochen, mehr, um ein glänzendes Rednertalent zu zeigen, als den armen Muzius noch zu ehren nach ſeinem betrübten Hinſcheiden. Alles was er geſagt, paßte gar nicht recht auf den Freund Muzius, der ein einfacher, ſchlichter, gerader Kater und, ich hatte es ja wohl recht erfahren, eine treue gutmüthige Seele geweſen. Ueberdem war auch das Lob, das Hinzmann geſpendet, von zweideutiger Art, ſo daß mir eigentlich die Rede hinterher mißfiel, und ich während des Vortrags bloß durch die Anmuth des Redners und, durch ſeine in der That ausdrucksvolle Deklamation beſtochen worden. Auch der Senior Puff ſchien meiner Meinung zu ſein; wir

wir wechſelten Blicke die Hinzmanns Rede betreffend, von unſerm Einverſtändniß zeugten.

Dem Schluß der Rede gemäß, ſtimmten wir ein De profundis an, das wo möglich noch viel jämmerlicher, viel herzzerſchneidender klang, als das entſetzliche Grabeslied vor der Rede. — Es iſt bekannt, daß die Sänger von unſerm Geſchlecht den Ausdruck des tiefſten Weh's, des troſtloſeſten Jammers, mag nun die Klage wegen zu ſehnſüchtiger oder verſchmähter Liebe oder um einen geliebten Verſtorbenen ertönen, ganz vorzüglich in der Gewalt haben, ſo daß ſelbſt der kalte gefühlloſe Menſch von Geſängen ſolcher Art tief durchdrungen wird und der gepreßten Bruſt nur Luft zu machen vermag durch ſeltſames Fluchen. — Als das De profundis geendigt, hoben wir die Leiche des verewigten Bruders auf und ſenkten ſie in ein tiefes in einer Ecke des Kellers befindliches Grab.

In dieſem Augenblick bezab ſich aber das Unerwarteteſte und zugleich anmuthig Rührendſte der ganzen Todtenfeier. Drei Katzenmädchen ſchön wie der Tag, hüpften heran und ſtreuten Kartoffel- und Peterſilienkraut, das ſie im Keller gepflückt, in das offne Grab, während eine ältere ein einfaches herziges Lied dazu ſang. Die Melodie war mir bekannt, irre ich nicht, ſo fängt der Originaltext des Liedes, dem die Stimme untergeſchoben mit den Worten an: O Tannenbaum! o Tannenbaum! u. ſ. w. Es waren, wie mir der Senior Puff ins Ohr ſagte, die Töchter des verſtorbenen Muzius, die auf dieſe Weiſe des Vaters Trauerfeſt mit begingen.

Nicht das Auge abwenden konnte ich von der Sängerin; ſie war allerliebſt, der Ton ihrer ſüßen Stimme, ſelbſt das Rührende tief Empfundene in der Melodie des Trauerliedes riß mich hin, ganz und gar; ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. Doch der Schmerz der mir ſie auspreßte, war von ganz beſonderer ſeltſamer Art, da er mir das ſüßeſte Wohlbehagen erregte.

Daß ich es nur gerade zu heraus ſage! — Mein ganzes Herz neigte ſich der Sängerin hin, es war mir, als habe ich nie eine Katzenjungfrau erblickt von dieſer Anmuth, von dieſem Adel in Haltung und Blick, kurz von dieſer ſiegenden Schönheit! —

Das Grab wurde mit Mühe von vier rüſtigen Katern, die ſo viel Sand und Erde herankrazten als nur möglich, gefüllt, die Beerdigung war vorbei und wir gingen zu Tiſche. Muzius ſchöne liebliche Töchter wollten ſich entfernen, das litten wir jedoch nicht, ſie mußten vielmehr Theil nehmen am Trauermahl und ich wußte es ſo geſchickt anzufangen, daß ich die Schönſte zur Tafel führte und mich dicht neben ihr hinſetzte. Hatte mir erſt ihre Schönheit geglänzt, hatte mich ihre ſüße Stimme bezaubert, ſo verſetzte mich jetzt ihr heller klarer Verſtand, die Innigkeit, die Zartheit ihres Gefühls, das rein weibliche fromme Weſen, das aus ihrem Innern hervorſtrahlte, in den höchſten Himmel des Entzückens. Alles erhielt in ihrem Munde, in ihren ſüßen Worten einen ganz eignen Zauberreiz, ihr Geſpräch war ganz liebliche zarte Idylle. — So ſprach ſie z. B. mit Wärme von einem Milchbrei, den ſie wenige Tage vor des Vaters Tode nicht ohne Appetit genoſſen und als ich ſagte, daß bei meinem Meiſter ſolch ein Brei ganz vorzüglich bereitet würde und zwar mit einer guten Zuthat von Butter, da blickte ſie mich an mit ihren frommen grünſtrahlenden Taubenaugen und fragte mit einem Ton, der mein ganzes Herz durchbebte: O gewiß — gewiß mein Herr! — Sie lieben auch den Milchbrei? — Mit Butter! wiederholte ſie dann, wie in ſchwärmeriſche Träume verſinkend. — Wer weiß nicht, daß hübſchen blühenden Mädchen von ſechs bis acht Monaten (ſo viele konnte die Schönſte zählen) nichts beſſer kleidet, als ein kleiner Anſtrich von Schwärmerei, ja daß ſie denn oft ganz unwiderſtehlich ſind. So geſchah es, daß ich ganz in Liebe entflammt, die Pfote der Schönſten heftig drückend laut rief: Engliſches Kind! frühſtücke mit mir Milchbrei und es giebt keine Seeligkeit des Lebens, gegen die ich mein Glück austauſche! — Sie ſchien verlegen, ſie ſchlug erröthend die Augen nieder, doch ließ ſie ihre Pfote in der meigen, welches die ſchönſten Hoffnungen in mir erregte. Ich hatte nehmlich einmal bei meinem Meiſter einen alten Herrn, der, irre ich nicht, ein Advokat war, ſagen gehört, es ſei für ein junges Mädchen ſehr gefährlich, ihre Hand lange in der Hand eines Mannes zu laſſen, weil dieſer es mit Recht für eine traditio brevi manu ihrer ganzen Perſon anſehen und allerlei Anſprüche darauf begründen könne, die dann nur mit Mühe zurückzuweiſen. — Zu ſolchen Anſprüchen hatte ich nun aber große Luſt und wollte eben damit beginnen, als das Geſpräch durch eine Libation zu Ehren des Verſtorbenen unterbrochen wurde. — Die drei jüngeren Töchter des hingeſchiedenen Muzius hatten indeſſen eine frohe Laune, eine ſchalkhafte Naivität entwickelt, über die alle Kater entzückt waren. Schon durch Speiſe und Trank merklich dem Gram und Schmerz entnommen, wurde nun die Geſellſchaft immer froher und lebendiger. Man lachte, man ſcherzte und als die Tafel aufgehoben, war es der ernſte Senior Puff ſelbſt, welcher vorſchlug, ein Tänzchen zu machen. Schnell war alles fortgeräumt; drei Kater ſtimmten ihre Kehlen und bald ſprangen und drehten ſich Muzius aufgeweckte Töchter mit den Jünglingen wacker herum.

Nicht von der Seite wich ich der Schönſten, ich forderte ſie auf zum Tanz, ſie gab mir die Pfote, wir flogen in die Reihen. — Ha! wie ihr Athem an meiner Wange ſpielte, wie meine Bruſt an der ihrigen bebte! wie ich ihren ſüßen Leib mit meinen Pfoten umſchlungen hielt!

— O des ſeeligen, himmliſch ſeeligen Augenblicks!

Als wir zwei, auch wohl drei Hopſer getanzt, führte ich die Schönſte in eine Ecke des Kellers und bediente ſie galanter Sitte gemäß mit einigen Erfriſchungen, wie ſie ſich eben vorfinden laſſen wollten, da das Feſt eigentlich auf einen Ball nicht eingerichtet. Nun ließ ich meinem innern Gefühl ganz freien Lauf. Einmal übers andere drückte ich ihre Pfote an meine Lippen und verſicherte ihr, daß ich der glücklichſte Sterbliche ſein werde, wenn ſie mich ein bischen lieben wolle.

Unglücklicher, ſprach plötzlich eine Stimme dicht hinter mir, Unglücklicher, was beginnſt du! — es iſt deine Tochter Mina!

Ich erbebte, denn wohl erkannte ich die Stimme! — Es war Miesmies! — Launiſch ſpielte der Zufall mit mir, daß in dem Augenblick, als ich Miesmies ganz vergeſſen zu haben geglaubt, ich erfahren, was ich nicht ahnen können, ich in Liebe kommen mußte, zu eignem Kinde! — Miesmies war in tiefer Trauer, ich wußte ſelbſt nicht, was ich davon denken ſollte.

Miesmies, ſprach ich ſanft, Miesmies was führt Sie hieher, warum in Trauer und — o Gott! — jene Mädchen — Mina's Schweſtern? — Ich erfuhr das Seltſamſte! — Mein gehäſſiger Nebenbuhler, der Schwarzgraugelbe, hatte ſich gleich nachher, als er in jenem mörderiſchen Zweikampf meiner ritterlichen Tapferkeit erlegen von Miesmies getrennt und war, als nur ſeine Wunden geheilt, fortgegangen niemand wußte wohin. Da warb Muzius um ihre Pfote, die ſie ihm willig reichte und es machte ihm Ehre und bewies ſein Zartgefühl, daß er mir dies Verhältniß gänzlich verſchwieg. So waren aber jene muntre naive Kätzchen nur meiner Mina Stiefſchweſtern!

O Murr, ſprach Miesmies zärtlich, nachdem ſie erzählt, wie ſich das Alles ergeben, o Murr! ihr ſchöner Geiſt hat ſich nur in dem Gefühl geirrt, das ihn überſtrömte. Es war die Liebe des zärtlichſten Vaters, nicht des verlangenden Liebhabers, die in ihrer Bruſt erwachte als ſie unſre Mina ſahen. *Unſere* Mina! o welch ein ſüßes Wort! — Murr! können ſie dabei unempfindlich bleiben, ſollte alle Liebe erloſchen ſein in ihrem Innern gegen die, die ſie ſo innig liebte — o Himmel noch ſo innig liebt, die ihnen treu geblieben bis in den Tod, wäre nicht ein anderer dazwiſchen gekommen und hätte ſie verlockt durch ſchnöde Verführungskünſte? — O Schwachheit, dein Name iſt Katz! Das denken ſie, ich weiß es, aber iſt es nicht Katertugend, der ſchwachen Katze zu verzeihen? — Murr! Sie ſehen mich gebeugt, troſtlos über den Verluſt des dritten zärtlichen Gatten, aber in dieſer Troſtloſigkeit flammt aufs neue die Liebe auf, die ſonſt mein Glück, mein Stolz, mein Leben war! — Murr! hören ſie mein Geſtändniß! — ich liebe ſie noch und ich dächte wir verhei — Thränen erſtickten ihre Stimme!

Mir war bei dem ganzen Auftritt ſehr peinlich zu Muthe. Mina ſaß da, bleich und ſchön, wie der erſte Schnee, der manchmal im Herbſte die letzten Blumen küßt und gleich in bittres Waſſer zerfließen wird!

(Anmerkung des Herausgebers. Murr! — Murr! ſchon wieder ein Plagiat! — In Peter Schlemihls wunderſamer Geſchichte beſchreibt der Held des Buchs ſeine Geliebte, auch Mina geheißen, mit denſelben Worten.)

Schweigend betrachtete ich beide, Mutter und Tochter, die letzte gefiel mir doch unendlich viel beſſer und da bei unſerm Geſchlecht die nächſten verwandſchaftlichen Verhältniſſe kein kanoniſches Ehehinderniß — Vielleicht verrieth mich mein Blick, denn Miesmies ſchien meine innerſte Gedanken zu durchſchauen. Barbar! rief ſie, indem ſie ſchnell auf Mina losſprang und ſie heftig umpfotend, an ihre Bruſt riß, Barbar! was willſt du beginnen? — Wie? du kannſt dies dich liebende Herz verſchmähen und Verbrechen häufen auf Verbrechen! — Ungeachtet ich nun gar nicht begriff, was für Anſprüche Miesmies geltend machen und welche Verbrechen ſie mir vorwerfen konnte, ſo fand ich es, um den Jubel, in den ſich das Trauerfeſt aufgelöſt, nicht zu verſtören doch gerathener, gute Miene zu machen zu böſem Spiel. Ich verſicherte daher der ganz aus ſich ſelbſt gekommenen Miesmies, daß bloß die unausſprechliche Aehnlichkeit Mina's mit ihr mich irre geführt und ich geglaubt habe, daſſelbe Gefühl entflamme mein Inneres, das ich für ſie, die noch immer ſchöne Miesmies, in mir trage. Miesmies trocknete alsbald ihre Thränen, ſetzte ſich dicht zu mir und fing ein ſo vertrauliches Geſpräch mit mir an, als ſei nie etwas böſes unter uns vorgefallen. Hatte nun noch der junge Hinzmann die ſchöne Mina zum Tanz aufgefordert, ſo kann man denken, in welcher unangenehmen peinlichen Lage ich mich befand.

Ein Glück für mich war es, daß der Senior Puff endlich Miesmies aufzog zum Kehraus, da ſie mir ſonſt noch allerlei ſeltſame Propoſitionen hätte machen können. Ich ſchlich leiſe leiſe aus dem Keller herauf und dachte, kommt Zeit, kommt Rath!

Ich ſehe dieſes Trauerfeſt für den Wendepunkt an, in dem ſich meine Lehrmonate ſchloſſen und ich eintrat in einen andern Kreis des Lebens.

(Mak. Bl.) — Kreisler veranlaßt, ſich in aller Frühe in die Gemächer des Abts zu begeben. Er fand den hochehrwürdigen Herrn, wie er eben mit Beil und Meißel in der Hand, beſchäftigt war, eine große Kiſte aufzuſchlagen, in welcher der Form nach, ein Gemälde eingepackt ſein mußte. Ha! rief der Abt dem eintretenden Kreisler entgegen, gut, daß ihr kommt, Kapellmeiſter! ihr könnet mir beiſtehen in einer ſchweren mühſeeligen Arbeit. Die Kiſte iſt mit tauſend Nägeln zugehämmert, als ſolle ſie verſchloſſen bleiben in Ewigkeit. Sie kommt gerades Weges aus Neapel und es iſt ein Gemälde darin, das ich vor der Hand in meinem Kabinet aufhängen und den Brüdern nicht zeigen will. Darum rief ich mir keinen zur Hülfe; aber nun ſollt Ihr mir helfen Kapellmeiſter. Kreisler legte Hand an und nicht lange dauerte es, ſo war das große ſchöne Gemälde, das in einen prächtigen vergoldeten Rahmen gefaßt, aus der Kiſte zu Tage gefördert. Nicht wenig verwunderte ſich Kreisler, als er in dem Kabinet des Abts die Stelle über dem kleinen Altar, wo ſonſt ein ſehr anmuthiges Bild von Leonardo da Vinci, die heilige Familie darſtellend, aufgehängt war, leer fand. Der Abt hatte dies Gemälde für eins der beſten geachtet, was die an alten Originalen reiche Sammlung beſaß und doch ſollte dieſes Meiſterſtück Platz machen einem Gemälde, deſſen große Schönheit aber auch entſchiedene Neuheit Kreisler auf den erſten Blick erkannte. —

Mit großer Mühe hatten beide, der Abt und Kreisler das Gemählde an der Wand mit Mauerſchrauben befeſtigt und nun ſtellte ſich der Abt in das rechte Licht und ſchaute das Bild mit einem ſolch innigen Wohlbehagen, mit ſolch ſichtlicher Freude an, daß es ſchien, als ſei, außer der in der That bewundrungswürdigen Mahlerei, noch ein beſonderes Intereſſe hier im Spiele. — Der Gegenſtand des Gemähldes war ein Mirakel. Von der ſtrahlenden Glorie des Himmels umfloſſen, erſchien die heilige Jungfrau; in der linken Hand trug ſie einen Lilienzweig, mit den beiden Mittelfingern der rechten Hand, berührte ſie aber die nakte Bruſt eines Jünglings und man ſah, wie unter den Fingern dickes Blut aus einer offnen Wunde hervortropfte. Der Jüngling erhob ſich halb von dem Lager auf das er ausgeſtreckt, er ſchien aus dem Todesſchlafe zu erwachen, noch hatte er nicht die Augen geöffnet, aber das verklärte Lächeln, das auf ſeinem ſchönen Antlitz ausgebreitet, zeigte, daß er die Mutter Gottes ſchaute im ſeeligen Traum, daß ihm der Schmerz der Wunde entnommen, daß der Tod keine Macht mehr hatte über ihn. — Jeder Kenner muſste die correkte Zeichnung, die geſchickte Anordnung der Gruppe, die richtige Vertheilung des Lichts und Schattens, den grandioſen Wurf der Gewänder, die hohe Anmuth der Geſtalt Maria's, vorzüglich auch die lebensvolle Farbe, die den modernen Künſtlern meiſtens nicht zu Gebote ſteht, höchlich bewundern. Worin ſich aber am meiſten und wie es in der Natur der Sache liegt auch am entſchiedenſten der wahre Genius des Künſtlers offenbarte, war der unbeſchreibliche Ausdruck der Geſichter. Maria war das ſchönſte anmuthigſte Weib, das man nur ſehen konnte und doch lag auf dieſer hohen Stirne des Himmels gebietende Majeſtät, ſtrahlte überirrdiſche Seeligkeit in milden Glanz aus dieſen dunklen Augen. Eben ſo war die himmliſche Verzückung des zum Leben erwachenden Jünglings mit einer ſeltenen Kraft des ſchöpferiſchen Geiſtes vom Künſtler aufgefaßt und dargeſtellt. — Kreisler kannte in der That kein einziges Gemälde der neuern Zeit, das er dieſem herrlichen Bilde hätte an die Seite ſtellen können; er äußerte dies dem Abt, indem er ſich über alle einzelne Schönheiten des Werks weitläuftig ausließ und dann hinzufügte, daß in der neueſten Zeit wohl kaum gediegeneres hervorgebracht worden.

Das, ſprach der Abt lächelnd, das hat ſeinen guten Grund, wie Ihr, Kapellmeiſter! ſogleich erfahren ſollt. — Es iſt ein eignes Ding mit unſern jungen Künſtlern, ſie ſtudiren und ſtudiren, erfinden, zeichnen, machen gewaltige Cartons und am Ende kommt todtes ſtarres hervor, das nicht eindringen kann ins Leben, weil es ſelbſt nicht lebt. Statt des alten großen Meiſters, den ſie ſich zum Muſter und Vorbild gewählt haben, Werke ſorglich zu kopiren und ſo einzudringen in ſeinen eigenthümlichſten Geiſt, wollen ſie gleich die Meiſter ſelbſt ſein und Similia malen, verfallen aber darüber in eine Nachahmerei der Nebendinge, die ſie eben ſo kindiſch und lächerlich erſcheinen läßt, als jenen, der um einem großen Mann gleich zu kommen, eben ſo zu huſten, zu ſchnarren, etwas gebückt zu gehen ſich mühte, wie dieſer. — Es fehlt unſern jungen Malern an der wahren Begeiſterung, die das

Bild in aller Glorie des vollendetſten Lebens aus dem Innern hervorruft und Ihnen vor Augen ſtellt. Man ſieht, wie ſich dieſer, jener vergebens abquält um endlich in jene erhöhte Stimmung des Gemüths zu gerathen, ohne die kein Werk der Kunſt geſchaffen wird. Was dann aber die Aermſten, für wahre Begeiſterung halten, wie ſie den heitern, ruhigen Sinn der alten Maler erhob, iſt nur das ſeltſam gemiſchte Gefühl von hochmüthiger Bewunderung des ſelbſt gefaßten Gedankens und von ängſtlicher, quälender Sorge, nun bei der Ausführung es dem alten Vorbilde auch in der kleinſten Kleinigkeit nachzuthun. — So wird denn oft die Geſtalt, die ſelbſt lebendig, ins helle freundliche Leben treten ſollte, zur widerlichen Fratze. Unſere jungen Maler bringen es nicht zur deutlichen Anſchauung der im Innern aufgefaßten Geſtalt und mag es vielleicht nicht lediglich daher kommen, daß ſie, geräth ihnen auch ſonſt alles ſo ziemlich gut, doch die Färbung verfehlen? — Mit einem Wort, ſie können höchſtens zeichnen, aber durchaus nicht malen. Unwahr iſt es nehmlich, daß die Kenntniß der Farben und ihrer Behandlung verloren gegangen ſein, daß es den jungen Malern an Fleiß fehlen ſollte. Denn was das erſte betrifft ſo iſt es unmöglich, da die Malerkunſt ſeit der chriſtlichen Zeit in der ſie ſich erſt als wahrhaftige Kunſt geſtaltete, nie geruht hat, ſondern Meiſter und Schüler eine ununterbrochene, fortlaufende Reihe bilden und der Wechſel der Dinge, der freilich nach und nach die Abweichungen vom Wahrhaftigen herbeiführte, auf die Uebertragung des Mechaniſchen keinen Einfluß haben konnte. Anlangend aber den Fleiß der Künſtler, ſo möchte ihnen eher Uebermaaß als Mangel daran vorzuwerfen ſein. Ich kenne einen jungen Künſtler der ein Gemälde, läßt es ſich auch ziemlich gut an, ſo lange übermalt und übermalt bis alles in einen ſtumpfen bleiernen Ton hinſchwindet und ſo vielleicht erſt dem innern Gedanken gleicht, deſſen Geſtalten nicht in das vollendete, lebendige Leben treten konnten. — Seht da, Kapellmeiſter, ein Bild, aus dem wahres herrliches Leben haucht und das darum, weil es die wahre fromme Begeiſterung ſchuf! — Das Mirakel iſt Euch deutlich. Der Jüngling der ſich dort vom Lager erhebt, wurde in gänzlicher Hülfloſigkeit von Mör-

dern

dern überfallen und zum Tode getroffen. Laut rief er, der ſonſt ein gottloſer Frevler geweſen, der die Gebote der Kirche in hölliſchem Wahn verachtet, die heilige Jungfrau um Hülfe an und es gefiel der himmliſchen Mutter Gottes, ihn aus dem Tode zu erwecken, damit er noch lebe, ſeine Irrthümer einſehe und ſich in frommer Hingebung der Kirche weihe und ihrem Dienſt. — Dieſer Jüngling, dem die Gottgeſandte ſo viel Gnade angedeihen ließ, iſt zugleich der Maler des Bildes. —

Kreisler bezeugte darüber, was ihm der Abt ſagte, ſeine nicht geringe Verwunderung und ſchloß damit, daß auf dieſe Weiſe das Mirakel ja in der neueſten Zeit ſich zugetragen haben müſſe?

Auch Ihr, ſprach der Abt mit ſanftem milden Ton, auch Ihr, mein lieber Johannes ſeid alſo der thörigten Meinung, daß das Gnadenthor des Himmels jetzt verſchloſſen ſei, ſo daß das Mitleiden, die Barmherzigkeit in der Geſtalt des Heiligen, den der bedrängte Menſch in der zermalmenden Angſt des Verderbens brünſtig anflehte, nicht mehr hindurchwandeln, ſelbſt dem Bedürftigen erſcheinen und ihm Frieden und Troſt bringen könne? — Glaubt mir Johannes, nie haben die Wunder aufgehört aber des Menſchen Auge iſt erblödet in ſündigem Frevel, es kann den überirdiſchen Glanz des Himmels nicht ertragen, und vermag daher nicht die Gnade der ewigen Macht zu erkennen, wenn ſie ſich kund thut in ſichtbarlicher Erſcheinung. — Doch mein lieber Johannes! die herrlichſten göttlichſten Wunder geſchehen in dem innerſten Gemüth des Menſchen ſelbſt und dieſe Wunder ſoll er laut verkünden, wie er es nur vermag, in Wort, Ton oder Farbe. So hat jener Mönch, der das Bild malte, das Wunder ſeiner Bekehrung herrlich verkündet, und ſo — Johannes, ich muß von Euch reden, es ſtrömt mir aus dem Herzen — und ſo verkündet Ihr in mächtigen Tönen das herrliche Wunder der Erkenntniß des ewigen klarſten Lichts aus Euerm tiefſten Innern heraus. Und daß Ihr das vermöget, iſt das nicht auch ein gnadenvolles Wunder, das die ewige Macht geſchehen läßt zu Euerm Heil? —

Kreisler fühlte ſich von des Abts Worten gar ſeltſam erregt; ſo wie es ſelten geſchehen, trat der volle Glauben an ſeine innere ſchöpferiſche Kraft lebendig hervor und ihn durchbebte ein ſeliges Wohlbehagen.

Nicht den Blick hatte Kreisler indeſſen abgewandt von dem wunderbaren Gemälde, aber wie es wohl zu geſchehen pflegt, daß wir auf Bildern, vorzüglich wenn wie es hier der Fall, ſtarke Lichteffekte im Vor- oder Mittelgrunde angebracht ſind, die in den dunklen Hintergrund geſtellten Figuren erſt ſpäter entdecken, ſo gewahrte auch jetzt erſt Kreisler die Geſtalt, die in einen weiten Mantel gehüllt, den Dolch, auf den nur ein Strahl der Glorie der Himmelskönigin zu fallen ſchien, ſo daß er kaum bemerkbar blinkte, in der Hand, durch die Thüre entfloh. Es war offenbar der Mörder; im Entfliehen blickte er rückwärts und ſein Geſicht trug den furchtbaren Ausdruck der Angſt und des Entſetzens.

Wie ein Blitz traf es den Kreisler, als er in dem Antlitz des Mörders die Züge des Prinzen Hektor erkannte; nun war es ihm auch, als habe er den zum Leben erwachenden Jüngling ſchon irgendwo, wiewohl nur ſehr flüchtig, geſehen. Eine ihm ſelbſt unerklärliche Scheu hielt ihn zurück, dieſe Bemerkungen dem Abt mitzutheilen, dagegen fragte er den Abt, ob er es nicht für ſtörend und anſtößig halte, daß der Maler ganz im Vorgrunde, wiewohl im Schlagſchatten, Gegenſtände des modernen Anzuges angebracht und wie er jetzt erſt ſehe auch den erwachenden Jüngling, alſo ſich ſelbſt modern gekleidet?

In der That war auf dem Bilde und zwar zur Seite des Vorgrundes ein kleiner Tiſch und ein dicht daneben ſtehender Stuhl angebracht, auf deſſen Lehne ein türkiſcher Shawl hing, ſo wie auf dem Tiſch ein Offiziershut mit einen Federbuſch und ein Säbel lagen. Der Jüngling trug einen modernen Hemdkragen, eine Weſte, die ganz aufgeknöpft und einen dunklen, ebenfalls ganz aufgeknöpften Ueberrock, deſſen Schnitt aber einen guten Faltenwurf zuließ. Die Himmelskönigin war gekleidet, wie man ſie auf den Bildern der beſten alten Maler zu ſehen gewohnt iſt.

Mir iſt, erwiederte der Abt auf Kreiſlers Frage, mir iſt die Staffage im Vorgrunde ſo wie des Jünglings Ueberrock nicht allein keinesweges anſtößig, ſondern ich meine auch, daß der

Maler nicht von des Himmels Gnade, ſondern von weltlicher Thorheit und Eitelkeit hätte durchdrungen ſein müſſen, wenn er auch nur in dem geringfügigſten Nebenpunkte von der Wahrheit abgewichen wäre. So wie ſich es ſich wirklich begab, getreu nach Ort, Umgebung, Kleidung der Perſonen u. ſ. w. mußte er das Mirakel darſtellen, ſo ſieht auch jeder auf den erſten Blick, daß ſich das Mirakel in unſern Tagen begab und ſo wird das Gemälde des frommen Mönchs zur ſchönen Trophäe der ſiegenden Kirche in dieſen Zeiten des Unglaubens und der Verderbtheit.

Und doch, ſprach Kreisler, und doch iſt mir dieſer Hut, dieſer Säbel, dieſer Shawl, dieſer Tiſch, dieſer Stuhl — iſt mir das alles, ſage ich, fatal und ich wollte, der Maler hätte dieſe Staffage des Vorgrundes weggelaſſen, und ſich ſelbſt ein Gewand umgeworfen, ſtatt des Ueberrocks. Sagt ſelbſt, hochehrwürdiger Herr! könnt Ihr Euch eine heilige Geſchichte denken im modernen Coſtüm, einen heiligen Joſeph im Flauſchrock, einen Heiland im Frack, eine Jungfrau in einer Robe, mit umgeworfenen türkiſchen Shawl? Würde Euch das nicht als eine unwürdige ja abſcheuliche Profanation des Erhabenſten erſcheinen? Und doch ſtellten die alten vorzüglich die deutſchen Maler alle bibliſchen und heiligen Geſchichten in dem Coſtüm ihres Zeitalters dar und ganz falſch möchte die Behauptung ſein, daß ſich jene Trachten beſſer zur maleriſchen Darſtellung eigneten als die jetzigen; die freilich, bis auf manche Kleidung der Weiber, albern und unmaleriſch genug ſind. Doch bis ins Uebertriebene, bis ins Ungeheuere, möcht ich ſagen gingen ja manche Moden der Vorzeit; man denke an jene Ellenhoch aufgekrümmte Schnabelſchue, an jene bauſchigte Pluderhoſen, an jene zerſchnittene Wämſer und Ermel u. ſ. w., vollends unausſtehlich und Antlitz und Wuchs entſtellend wären aber manche Weibertrachten, wie man ſie auf alten Bildern findet, auf denen das junge blühende, bildſchöne Mädchen bloß der Tracht halber das Anſehn hat, einer alten grämlichen Matrone. Und doch ſind gewiß jene Bilder niemanden anſtößig geweſen.

Nun, erwiederte der Abt, nun kann ich Euch, mein lieber Johannes, mit wenigen Worten recht den Unterſchied der alten frommen und der jetzigen verderbteren Zeit vor Augen bringen. — Seht, damals waren die heiligen Geſchichten ſo in das Leben der Menſchen eingedrungen ja, ich möchte ſagen, ſo im Leben bedingt, daß jeder glaubte, vor ſeinen Augen habe ſich das Wundervolle begeben und jeden Tag könne die ewige Allmacht gleiches geſchehen laſſen. So ging dem frommen Maler die heilige Geſchichte, der er ſeinen Sinn zugewendet, in der Gegenwart auf; unter den Menſchen, wie ſie ihn im Leben umgaben, ſah er das Gnadenreiche geſchehen und wie er es lebendig geſchaut, brachte er es auf die Tafel. Heut zu Tage ſind jene Geſchichten etwas ganz entferntes, das als für ſich beſtehend und in die Gegenwart nicht eintretend, nur in der Erinnerung ein mattes Leben mühſam behauptet und vergebens ringt der Künſtler nach lebendiger Anſchauung, da, mag er es ſich auch ſelbſt nicht geſtehen, ſein innerer Sinn durch das weltliche Forttreiben verflacht iſt. — Eben ſo fade und lächerlich iſt es aber hiernach, wenn man den alten Malern Unkenntniß des Coſtüms vorwirft und darin die Urſache findet, warum ſie nur die Trachten ihrer Zeit in ihren Gemälden aufſtellten, als wenn unſere jungen Maler ſich mühen die abentheuerlichſten geſchmackwidrigſten Trachten des Mittelalters in ihren Abbildungen heiliger Geſchichten anzubringen, dadurch aber zeigen, daß ſie das, was ſie abzubilden unternommen nicht unmittelbar im Leben anſchauten, ſondern ſich mit dem Meſſer davon begnüngten wie er ihnen im Gemälde des alten Meiſters aufging. Eben daher, mein lieber Johannes, weil die Gegenwart zu profan, um nicht mit jenen frommen Legenden im häßlichen Widerſpruch zu ſtehen, weil niemand im Stande iſt, ſich jene Wunder als unter uns geſchehen vorzuſtellen, eben daher würde allerdings die Darſtellung in unſerem modernen Coſtüm uns abgeſchmackt, fratzenhaft, ja frevelich bedünken. Ließe es aber die ewige Macht geſchehen, daß vor aller unſer Augen nun wirklich ein Wunder geſchehe, ſo wurde es durchaus unzuläßig ſein, das Coſtüm der Zeit zu ändern, ſo wie die jungen Maler nun freilich, wollen ſie einen Stützpunkt finden, darauf bedacht ſein müſſen, in alten Begebenheiten das Coſtüm des jedesmaligen Zeitalters, ſo wie es erforſchlich, richtig zu beobachten. — Recht, wiederhole ich noch einmal, recht hatte der Maler dieſes Bildes, daß er die Gegenwart andeutete und eben jene Staffage, die Ihr, lieber Johannes, verwerflich findet, erfüllt mich mit frommen heiligen Schauern, da ich ſelbſt einzutreten wähne in das enge Gemach des Hauſes zu Neapel, wo ſich erſt vor ein paar Jahren das Wunder der Erweckung jenes Jünglings begab. —

Kreisler wurde durch die Worte des Abts zu Betrachtungen mancherlei Art veranlaßt; er mußte ihm in Vielem Recht geben, nur meinte er doch, daß was die höhere Frömmigkeit der alten Zeit und die Verderbtheit der jetzigen betreffe, aus dem Abt gar zu ſehr der Mönch ſpreche, der Zeichen, Wunder, Verzückungen verlange und wirklich ſchaue, deren ein frommer kindlicher Sinn, dem die krampfhafte Extaſe eines berauſchenden Cultus fremd bleibe, nicht bedürfe um wahrhafte chriſtliche Tugend zu üben; und eben dieſe Tugend ſei keinesweges von der Erde verſchwunden und könne dies wirklich geſchehen, ſo würde die ewige Macht, die uns aufgegeben und dem finſtren Dämon freie Willkühr gegönnt, uns auch durch kein Mirakel zurückbringen wollen auf den rechten Weg. —

Alle dieſe Betrachtungen behielt indeſſen Kreisler für ſich und betrachtete ſchweigend noch immer das Bild. Aber immer mehr traten auch wie bei näherem und näherem Anſchauen die Züge des Mörders aus dem Hintergrunde hervor und Kreisler überzeugte ſich, daß das lebendige Original der Geſtalt niemand anders ſein könne, als Prinz Hektor.

Mich dünkt, begann Kreisler, mich dünkt, hochehrwürdiger Herr! ich erblicke dort im Hintergrunde einen wackern Freiſchützen, der es abgeſehen hat auf das edelſte Thier, nehmlich auf den Menſchen, den er pirſcht auf mannigfache Weiſe. Er hat diesmal, wie ich ſehe, ein treffliches wohlgeſchliffnes Fangeiſen zur Hand genommen und gut getroffen, mit dem Schießgewehr hapert's aber merklich, da er vor nicht langer Zeit auf dem Anſtand einen muntren Hirſch garſtig fehlte. — In der That, mich gelüſtets gar ſehr nach dem Curriculum vitae dieſes entſchloſſenen Waidmanns, ſei es auch nur ein epitomatiſcher Auszug aus demſelben, der mir ſchon zeigen könnte, wo ich eigentlich meine Stelle finde und ob es nicht gerathen, mich nur gleich an die heilige Jungfrau zu wenden, wegen eines mir vielleicht nöthigen Frei- und Schutzbriefes! —

Laßt, ſprach der Abt, laßt nur die Zeit hingehn, Kapellmeiſter! mich ſollt' es wundern, wenn Euch nicht in Kurzem ſo manches klar würde, das jetzt noch in trübem Dunkel liegt. — Es kann ſich noch vieles Euern Wünſchen, die ich erſt jetzt erkannt, gar freudig fügen. Seltſam — ja ſo viel kann ich Euch wohl ſagen — Seltſam genug ſcheint es, daß man in Sieghardshof über Euch im gröbſten Irrthum iſt. Meiſter Abraham mag vielleicht der Einzige ſein, der Euer Innres durchſchaut.

Meiſter Abraham, rief Kreisler, Ihr kennt den Alten, hochehrwürdiger Herr?

Ihr, erwiederte der Abt lächelnd, Ihr vergeßt, daß unſere ſchöne Orgel ihre neue wirkungsvolle Struktur der Geſchicklichkeit Meiſter Abrahams zu verdanken hat! — Doch künftig mehr! — Wartet nur in Geduld der Dinge, die da kommen werden. —

Kreisler beurlaubte ſich beim Abt; er wollte hinab in den Park um ſo manchen Gedanken nachzuhängen, die ihn durchkreuzten; doch als er ſchon die Treppe hinabgeſtiegen war, hörte er hinter ſich herrufen: Domine, domine Capellmeistere! — paucis te volo! — Es war der Pater Hilarius, welcher verſicherte, daß er mit höchſter Ungeduld auf das Ende der langen Conferenz mit dem Abt gewartet. So eben habe er ſein Kellermeiſteramt verrichtet und den herrlichſten Leiſtenwein abgezogen, der ſeit Jahren im Keller geweſen. Ganz unumgänglich nöthig ſei es, daß Kreisler ſogleich einen Pokal davon leere zum Frühſtück, um die Güte des edlen Gewächſes zu erkennen und ſich zu überzeugen, daß es ein Wein ſei, der, feurig, geiſt- und herzſtärkend, für einen tüchtigen Compoſitor und ächten Muſikanten geboren.

Kreisler wußte wohl, daß es vergeblich ſein würde, dem begeiſterten Pater Hilarius entgehen zu wollen und es war ihm ſelbſt Recht bei der Stimmung in die er ſich verſetzt fühlte, ein Glas guten Wein zu genießen, er folgte daher dem fröhlichen Kellermeiſter, der ihn in ſeine Zelle führte, wo er auf einem kleinen, mit einer ſaudern Serviette bedeckten Tiſchchen ſchon eine Flaſche des edlen Getränks ſo wie friſch gebacknes Weißbrodt und Salz und Kümmel vorfand. — Ergo bibamus! rief Pater Hilar, ſchenkte die zierlichen grünen Römer voll und ſtieß mit Kreislern fröhlich an. Nicht war, begann er, nachdem die Pokale geleert, nicht wahr, Kapellmeiſter, unſer hochwürdiger Herr will Euch gern in den langen Rock hinein vexiren? — Thuts nicht, Kreisler! — Mir iſt wohl in der Kutte, ich möchte ſie um keinen Preis wieder ablegen aber distinguendum est inter et inter! — Für mich iſt ein gut Glas Wein und ein tüchtiger Kirchengeſang die ganze Welt, aber Ihr — Ihr! Nun Ihr ſeid noch zu ganz andern Dingen aufgehoben, Euch lacht noch das Leben auf ganz andre Weiſe, Euch leuchten noch ganz andre Lichter als die Altarskerzen! — Nun Kreisler! kurz von der Sache zu reden — ſtoßt an! — Vivat Euer Mädel und wenn Ihr Hochzeit macht, ſo ſoll Euch der Herr Abt alles Verrufes unerachtet durch mich von dem beſten Wein ſenden, der nur in unſerm reichen Keller befindlich!

Kreisler fühlte ſich durch Hilarius Worte berührt auf unangenehme Weiſe, ſo wie es uns ſchmerzt, wenn wir etwas Zartes, Schneereines erfaßt ſehn von plumpen ungeſchickten Händen. Was, ſprach Kreisler indem er ſein Glas zurückzog, was Ihr nicht alles wißt, nicht alles erfahrt in Euern vier Mauern.

Domine, rief Pater Hilarius, Domine Kreislere, nichts für ungut, video mysterium aber ich will das Maul halten! Wollt Ihr nicht auf Euer — Nun! Laßt uns frühſtücken in Camera et bibamus bonum cherubim. — und bibamus, daß der Herr uns hier in der Abtei die Ruhe und Gemüthlichkeit erhalten möge die bisher geherrſcht.

Iſt, fragte Kreisler geſpannt, iſt denn die jetzt in Gefahr gekommen! —

Domine, ſprach Pater Hilarius leiſe indem er Kreislern vertraulich näher rückte, Domine dilectissime! Ihr ſeid lange genug bei uns um zu wiſſen, in welcher Eintracht wir leben, wie ſich die verſchiedenſten Neigungen der Brüder in einer gewiſſen Heiterkeit einigen, die von allem, von unſerer Umgebung, von der Milde der Kloſterzucht, von der ganzen Lebensweiſe begünſtigt wird. — Vielleicht hat das am längſten gedauert. Erfahrt es Kreisler! eben iſt Pater Cyprianus angekommen, der längſt erwartete, der von Rom aus dem Abt auf das dringendſte empfohlen wurde. Es iſt noch ein junger Mann, aber auf dieſem ausgedörrten ſtarren Antlitz iſt auch nicht eine Spur eines heitern Gemüths zu finden, vielmehr liegt in den finſtren abgeſtorbenen Zügen eine unerbittliche Strenge, die den bis zur höchſten Selbſtqual geſteigerten Asketiker verkündet. Dabei zeugt ſein ganzes Weſen, von einer gewiſſen feindſeligen Verachtung alles deſſen, was ihn umgiebt, die vielleicht wirklich dem Gefühl einer geiſtlichen Uebermacht über uns Alle, ihren Urſprung verdanken mag. — Schon erkundigte er ſich in abgebrochenen Worten nach der Kloſterzucht und ſchien großes Aergerniß an unſerer Lebensweiſe zu nehmen. — Gebt Acht, Kreisler, dieſer Ankömmling wird unſre ganze Ordnung, die uns ſo wohl gethan, verkehren! Gebt Acht, nunc probo! Die Strenggeſinnten werden ſich leicht an ihn anſchließen und bald wird ſich eine Parthei wider den Abt bilden, der vielleicht der Sieg nicht entgehen kann, weil es mir gewiß ſcheint, daß Pater Cyprianus ein Emiſſar Sr. päbſtlichen Heiligkeit iſt, deſſen Willen ſich der Abt beugen muß. — Kreisler! was wird aus unſerer Muſik, aus Eurem gemüthlichen Aufenthalt bei uns werden! — Ich ſprach von unſern wohl eingerichteten Chor und wie wir die Werke der größten Meiſter recht waker auszuführen im Stande, da ſchnitt aber der finſtre Aszetiker ein entſetzliches Geſicht und meinte, dergleichen Muſik ſei für die profane Welt, aber nicht für die Kirche, aus der ſie der Pabſt Marcellus der Zweite mit Recht ganz verbannen wollen. — Per diem wenn es keinen Chor mehr geben ſoll und man mir vielleicht auch den Weinkeller verſchließt ſo — doch vor der Hand, bibamus! — Man muß ſich vor der Zeit keine Gedanken machen, ergo — gluc-gluc.

Kreisler meinte, daß es ſich wohl mit dem neuen Ankommling, der vielleicht ſtrenger ſchiene als er es wirklich ſei, beſſer ſagen und er ſeiner Seits nicht glauben könne, daß der Abt bei dem feſten Charakter, den er ſtets bewieſen, ſo leicht dem Willen eines fremden Mönchs nachgeben werde, zumal es

ihn

ihm ſelbſt an wichtigen, erfolgreichen Verbindungen in Rom gar nicht fehle.

In dem Augenblick wurden die Glocken gezogen, ein Zeichen, daß die feierliche Aufnahme des fremden Bruder Cyprianus in den Orden des heiligen Benedikt vor ſich gehen ſolle.

Kreisler begab ſich mit dem Pater Hilarius, der mit einem halbängſtlichen: bibendum quid noch die Neige ſeines Römers ſchnell hinunter ſchluckte, auf den Weg nach der Kirche. Aus den Fenſtern des Corridors, den ſie durchſchritten, konnte man in die Gemächer des Abts hineinſchauen. Seht, ſeht! rief Pater Hilar, indem er den Kreisler in die Ecke eines Fenſters zog. Kreisler ſchaute herüber und gewahrte in dem Gemach des Abts einen Mönch, mit dem der Abt ſehr eifrig ſprach indem eine dunkle Röthe ſein Antlitz überzog. Endlich kniete der Abt nieder vor dem Mönch, der ihm den Segen gab.

Hab ich Recht, ſprach Hilarius leiſe, hab ich Recht, wenn ich in dieſem fremden Mönch, der mit einemmal hinabſchneit in unſre Abtei, etwas beſonderes, ſeltſames ſuche und finde.

Gewiß, erwiederte Kreisler, gewiß hat es mit dieſem Cyprianus eine eigne Bewandniß und mich ſollt es wundern, wenn nicht gewiſſe Beziehungen ſich ſehr bald kund thun ſollten.

Pater Hilarius begab ſich zu den Brüdern um mit ihnen in feierlicher Prozeſſion, das Kreuz voran, die Laienbrüder mit angezündeten Kerzen und Fahnen an den Seiten in die Kirche zu ziehen.

Als nun der Abt mit dem fremden Mönch dicht bei Kreisler vorüberkam, erkannte dieſer auf den erſten Blick, daß Bruder Cyprianus eben der Jüngling war, den auf jenem Bilde die heilige Jungfrau aus dem Tode zum Leben erweckte. — Doch noch eine Ahnung erfaßte Kreislern plötzlich. Er rannte herauf in ſein Zimmer, er holte das kleine Bildniß hervor, das ihm Meiſter Abraham gegeben; kein Zweifel! er erblickte denſelben Jüngling, nur jünger, friſcher, und in Offizier-Uniform abgebildet. — Als nun —

Vierter Abſchnitt.

Erſprießliche Folgen höherer Cultur. — Die reiferen Monate des Mannes.

Hinzmanns rührender Sermon, das Trauermahl, die ſchöne Mina, Miesmies Wiederfinden, der Tanz, alles das hatte in meiner Bruſt einen Zwieſpalt der widerſprechendſten Gefühle erregt, ſo daß ich, wie man im gewöhnlichen Leben gemeinhin ſagt, mich eigentlich gar nicht zu laſſen wußte und in einer gewiſſen troſtloſen Bangigkeit des Gemüths wünſchte, ich läge im Keller in der Grube, wie Freund Muzius. Das war nun freilich ſehr arg und ich wüßte gar nicht, was aus mir geworden wäre, lebte nicht der wahre, hohe Dichtergeiſt in mir, der ſofort mich mit reichlichen Verſen verſorgte, die ich niederzuſchreiben nicht unterließ. — Die Göttlichkeit der Poeſie offenbart ſich vorzüglich darin, daß das Verſemachen, koſtet auch der Reim hin und wieder manchen Schweißtropfen, doch ein wunderbares inneres Wohlbehagen erregt, das jedes irdiſche

Leid überwindet, ſo wie man denn wiſſen will, daß es ſogar oftmals ſchon Hunger und Zahnſchmerzen beſiegt hat. Jener ſoll, da der Tod ihm den Vater, die Mutter, die Gattin raubte, zwar bei jedem Todesfall, wie billig ganz außer ſich, aber doch bei dem Gedanken an das herrliche Trauer-Carmen, das er nun im Geiſt zu empfangen gedachte, niemals untröſtlich geweſen ſein und bloß noch einmal ſich verheirathet haben, um die Hoffnung abermaliger tragiſcher Begeiſterung derſelben Art nicht aufzugeben. —

Hier ſind die Verſe, die meinen Zuſtand, ſo wie den Uebergang von Leid zur Freude mit poetiſcher Kraft und Wahrheit ſchildern.

Was wandelt horch! durch finſtre Räume,
In öder Keller Einſamkeit?
Was ruft mir zu: Nicht länger ſäume!
Weß' Stimme klagt ein herbes Leid?
Dort liegt der treue Freund begraben,
Nach mir verlangt ſein irrer Geiſt.
Mein Troſt ſoll ihn im Tode laben,
Ich bin's, der Leben ihm verheißt!

Doch nein! — das iſt kein flücht'ger Schatten,
Der ſolche Töne von ſich giebt!

Sie ſeufzen nach dem treuen Gatten,
Nach ihm, der noch ſo heiß geliebt!
In alte Liebesketten fallen,
Rinaldo will's, er kehrt zurück,
Doch wie! — ſchau ich nicht ſpitze Krallen?
Nicht eiferſücht'gen Zornes Blick?

Sie iſt's — die Frau! — wohin entfliehen! —
Ha! welch Gefühl beſtürmt die Bruſt.
Im keuſchen Schnee der Jugend blühen.
Seh' ich des Lebens höchſte Luſt.
Sie ſpringt, ſie nah't und immer heller,
Wird's um mich Hochbeglückten her.
Ein ſüßer Duft durchweht den Keller.
Die Bruſt wird leicht, das Herz wird ſchwer.

Der Freund geſtorben — ſie gefunden —
Entzücken! — Wonne! — bittrer Schmerz!
Die Gattin — Tochter — neue Wunden! —
Ha! — ſollſt du brechen armes Herz?
Doch kann den Sinn wohl ſo bethören,
Ein Trauermahl, ein luſt'ger Tanz?
Nein — dieſem Treiben muß ich wehren,
Mich blendet nur ein falſcher Glanz.

Hinweg ihr eitlen Truggebilde,
Gebt höher'm Streben willig Raum.
Gar manches führt die Katz im Schilde,

Sie liebt, ſie haßt und weiß es kaum.
Kein Ton, kein Blick, ſenkt Eure Augen,
O Mina, Miesmies, falſch Geſchlecht!
Verderblich Gift, nicht will ich's ſaugen,
Ich flieh und Muzius ſei gerächt.

Verklärter! -- ja bei jedem Braten,
Bei jedem Fiſch gedenk ich dein!
Denk deiner Weisheit, deiner Thaten,
Denk Kater ganz wie du zu ſein.
Gelang es hünd'ſchem Frevelwitze,
Dich zu verderben edler Freund,
So trifft die Schmach blutgier'ge Spitze,
Es rächet dich, der um dich weint.

So flau, ſo jammervoll im Buſen,
War mir's, ich wußte gar nicht wie.
Doch hoher Dank den holden Muſen,
Dem kühnen Flug der Fantaſie.
Mir iſt jetzt wieder leidlich beſſer,
Spür' gar nicht g'ringen Appetit,
Bin Muzius gleich ein wackrer Eſſer,
Und ganz in Poeſie erglüht.

Ja Kunſt! du Kind aus hohen Sphären,
Du Tröſt'rin im tiefſten Leid.
O! — Verſe'n laß mich ſtets gebähren,
Mit genialer Leichtigkeit.

Und: Murr, ſo ſprechen edle Frauen,
Hochherz'ge Jünglinge, o Murr;
„Du Dichterherz, ein zart Vertrauen,
„Weckt in der Bruſt dein ſüß Gemurr!“

Die Wirkung des Verslein-Machens war zu wohlthätig, ich konnte mich nicht mit dieſem Gedicht begnügen, ſondern machte mehre hintereinander mit gleicher Leichtigkeit, mit gleichem Glück. Die gelungenſten würd' ich hier dem geneigten Leſer mittheilen, hätte ich nicht im Sinn, dieſelben nebſt mehreren Witzwörtern und Impromptu's, die ich in müßigen Stunden angefertigt und über die ich ſchon beinahe vor Lachen berſten mögen, unter dem allgemeinen Titel: Was ich gebahr in Stunden der Begeiſterung, herauszugeben. — Zu meinem nicht geringen Ruhm muß ich es ſagen, daß ſelbſt in meinen Jünglingsjahren, wenn der Sturm der Leidenſchaft noch nicht verbrauſt iſt, ein heller Verſtand, ein feiner Takt für das Gehörige, die Oberhand behielt, über jeden abnormen Sinnenrauſch. So gelang es mir auch die plötzlich aufgewallte Liebe zu der ſchönen Mina gänzlich zu unterdrücken. Einmal mußte mir denn doch bei ruhiger Ueberlegung dieſe Leidenſchaft in meinen Verhältniſſen etwas thörigt vorkommen; dann erfuhr ich aber auch, daß Mina des äußern Scheins kindlicher Frömmigkeit unerachtet, ein keckes eigenſinniges Ding ſei, die bei gewiſſen Anläßen den beſcheidenſten Katerjünglingen in die blanken Augen fahre. Um mir aber jeden Rückfall zu erſparen, vermied ich ſorglich Mina zu ſehen und da ich Miesmies vermeintliche Anſprüche und ihr ſeltſames überſpanntes Weſen noch mehr ſcheute, ſo hielt ich mich, um ja keiner von beiden zu begegnen, einſam im Zimmer und beſuchte weder den Keller, weder den Boden noch das Dach. Der Meiſter ſchien dies gern zu ſehen; er erlaubte, daß ich, ſtudirte er am Schreibtiſch, mich hinter ſeinem Rücken auf den Lehnſtuhl ſetzen und mit vorgeſtrecktem Halſe durch den Arm in das Buch kuken durfte, welches er eben las. — Es waren ganz hübſche Bücher die wir, ich und mein Meiſter auf dieſe Art zuſammen durchſtudirten, wie z. B. Arpe, de prodigiosis naturae et artis operibus, Talismanes et Amuleta dictis, Beckers bezauberte Welt, Franziſci Petrarka Gedenkbuch u. a. m. Dieſe Lektüre zerſtreute mich ungemein und gab meinem Geiſt einen neuen Schwung. —

Der Meiſter war ausgegangen, die Sonne ſchien ſo freundlich, die Frühlingsdüfte wehten ſo anmuthig zum Fenſter hinein; ich vergaß meine Vorſätze und ſpazierte hinauf auf das Dach. Kaum war ich aber oben, als ich auch ſchon Muzius Wittwe erblickte, die hinter dem Schornſtein hervorkam. — Vor Schreck blieb ich regungslos ſtehen wie eingewurzelt; ſchon hörte ich mich beſtürmt mit Vorwürfen und Betheurungen. — Weit gefehlt. — Gleich hinter her folgte der junge Hinzmann, rief die ſchöne Wittwe mit ſüßen Namen, ſie blieb ſtehen, empfing ihn mit lieblichen Worten, beide begrüßten ſich mit dem entſchiedenen Ausdruck inniger Zärtlichkeit und gingen dann ſchnell an mir vorüber, ohne mich zu grüßen oder ſonſt im mindeſten zu beachten. Der junge Hinzmann ſchämte ſich ganz gewiß vor mir, denn er ſenkte den Kopf zu Boden und ſchlug die Augen nieder, die leichtſinnige kokette Wittwe warf mir aber einen höhniſchen Blick zu.

Der Kater iſt, was ſein pſychiſches Weſen betrifft, doch eine gar närriſche Kreatur. — Hätte ich nicht froh ſein können, ſein müſſen, daß Muzius Wittwe anderweitig mit einem Liebhaber verſehen und doch konnte ich mich eines gewiſſen innern Aergers nicht erwehren, der beinahe das Anſehen hatte von Eiferſüchtelei. — Ich ſchwor, niemals mehr das Dach zu beſuchen, wo ich große Unbill erlebt zu haben glaubte. Statt deſſen ſprang ich nun fleißig auf die Fenſterbank, ſonnte mich, ſchaute um mich zu zerſtreuen auf die Straße herab, ſtellte allerlei tiefſinnige Betrachtungen an und verband ſo das Angenehme mit dem Nützlichen.

Ein Gegenſtand dieſer Betrachtungen war denn auch, warum es mir noch niemals eingefallen, mich aus eignem freien Antriebe vor die Hausthüre zu ſetzen oder auf der Straße zu luſtwandeln, wie ich es doch viele von meinem Geſchlecht thun ſah, ohne alle Furcht und Scheu. Ich ſtellte mir das als etwas höchſt Angenehmes vor und war überzeugt, daß nun, da ich zu reiferen Monaten gekommen und Lebenserfahrung genug geſammelt, von jenen Gefahren in die ich gerieth, als das Schickſal mich, einen unmündigen Jüngling, hinausſchleuderte in die Welt, nicht mehr die Rede ſein könne. Getroſt wandelte ich daher die Treppe herab und ſetzte mich fürs erſte auf die Thürſchwelle, in den hellſten Sonnenſchein. Daß ich eine Stellung annahm, die jedem auf den erſten Blick den gebildeten, wohlerzogenen Kater verrathen mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Es gefiel mir vor der Hausthüre ganz ungemein. Indem die heißen Sonnenſtrahlen meinen Pelz wohlthätig auswärmten, putzte ich mit gekrümmter Pfote zierlich Schnauze und Bart, worüber mir ein Paar vorübergehende junge Mädchen, die den großen mit Schlöſſern verſehenen Mappen nach, die ſie trugen, aus der Schule kommen mußten, nicht allein ihr großes Vergnügen bezeugten, ſondern mir auch ein Stückchen Weißbrodt verehrten, welches ich nach gewohnter Galanterie dankbarlichſt annahm. —

Ich ſpielte mehr mit der mir dargebotenen Gabe, als daß ich ſie wirklich zu verzehren Anſtalt machte, aber wie groß war mein Entſetzen als plötzlich ein ſtarkes Brummen dicht bei mir dieſes Spiel unterbrach und der mächtige Alte, Ponto's Oheim, der Pudel Skaramuz vor mir ſtand. Mit einem Satz wollte ich fort aus der

Thüre, doch Skaramuz rief mir zu: Sei er kein Haſenfuß und bleib er ruhig ſitzen; glaubt er, ich werd ihn freſſen? —

Mit der demüthigſten Höflichkeit fragte ich, worin ich vielleicht dem Hrn. Skaramuz nach meinen geringen Kräften dienen könne. der erwiederte aber barſch: In Nichts in gar nichts kann er mir dienen Moſje Murr, und wie ſollte das auch möglich ſein. Aber fragen wollt' ich ihn, ob er vielleicht weiß, wo mein liederlicher Neffe ſteckt, der junge Ponto. Er hat ſich ja wohl ſchon einmal mit Ihm herumgetrieben und Ihr ſcheinet zu meinem nicht geringen Aerger ein Herz und eine Seele. Nun? — ſag Er nur an, ob er weiß, wo der Junge herumſchwärt; ich habe ihn ſchon ſeit mehreren Tagen mit keinem Auge geſehen.

Verlegen durch des mürriſchen Alten ſtolzes wegwerfendes Betragen, verſicherte ich kalt, daß von einer engen Freundſchaft zwiſchen mir und dem jungen Ponto gar nicht die Rede ſei und auch niemals die Rede geweſen wäre. Zumal in der letzten Zeit habe ſich Ponto, den ich übrigens gar nicht aufgeſucht, ganz von mir zurückgezogen.

Nun, brummte der Alte, nun das freut mich, das zeigt doch, daß der Junge Ehre im Leibe hat und nicht gleich bei der Hand iſt mit Leuten allerlei Gelichters ſein Weſen zu treiben.

Das war denn doch nicht auszuhalten, der Zorn übermannte mich, das Burſchenthum regte ſich in mir, ich vergaß alle Furcht, und prubſtete dem ſchnöden Skaramuz ein tüchtiges: Alter Grobian! ins Geſicht, hob auch die rechte Pfote mit ausgeſpreizten Krallen in die Höhe und zwar in der Richtung nach des Pudels linkem Auge. Der Alte wich zwei Schritte zurück und ſprach weniger barſch, als vorher: Nun, nun Murr! nichts für ungut, Ihr ſeid ſonſt ein guter Kater und da will ich Euch denn rathen, nehmt Euch in Acht vor dem Blitzjungen dem Ponto! Er iſt, Ihr möget es glauben eine ehrliche Haut, aber leichtſinnig! — leichtſinnig! zu allen tollen Streichen aufgelegt, kein Ernſt des Lebens, keine Sitte! — Nehmt Euch in Acht ſag' ich, denn bald wird er Euch verlocken in allerlei Geſellſchaften, wo ihr gar nicht hin gehört und Euch mit unſäglicher Mühe zu einer Art des ſozialen Umgangs zwingen müßt, die Euerer innerſten Natur zuwider und über die Eure Individualität, Eure einfache ungeheuchelte Sitte, wie Ihr ſie mir eben bewieſen, zu Grunde geht. — Seht, guter Murr, Ihr ſeid, wie ich ſchon geſagt, als Kater ſchätzenswerth und habt für gute Lehre ein williges geneigtes Ohr! — Seht! — ſo viel tolle, unangenehme ja zweideutige Streiche auch ein Jüngling verführen mag, zeigt er nur dann und wann jene weichliche ja oft häßliche Gutmüthigkeit, wie ſie Leuten von ſanguiniſchem Temperament immer eigen, ſo heißt es denn gleich mit dem franzöſiſchen Ausdruck: Au fond iſt er doch ein guter Kerl und das ſoll denn alles entſchuldigen, was er beginnt gegen alle Sitte und Ordnung. Aber der fond, in dem der Kern des Guten ſteckt, liegt ſo tief und über ihm hat ſich ſo viel Unrath eines ausgelaſſenen Lebens geſammelt, daß er im Keime erſticken muß. — Für wahrhaftes Gefühl des Guten wird einem aber oft jene alberne Gutmüthigkeit aufgetiſcht, die der Teufel holen ſoll, wenn ſie nicht vermag den Geiſt des Böſen in einer glänzenden Maske zu erkennen. Traut, o Kater! den Erfahrungen eines alten Pudels, der ſich was in der Welt verſucht und laßt Euch nicht durch das verdammte: Au fond iſt er ein guter Kerl, bethören. — Seht Ihr etwa meinen liederlichen Neffen, ſo möget Ihr ihm alles gerade zu herausſagen, was ich mit Euch geſprochen und Euch ſeine fernere Freundſchaft gänzlich verbitten. — Gott befohlen! — Ihr freßt das wohl nicht, guter Murr?

Damit nahm der alte Pudel Skaramuz das Stückchen Weißbrodt das vor mir lag, hurtig ins Maul und ſchritt dann gemächlich von dannen, indem er mit geſenktem Haupt die lang behaarten Ohren an der Erde ſchleppen ließ und ein ganz klein wenig mit dem Schweif wedelte. —

Gedankenvoll ſchaute ich dem Alten nach, deſſen Lebensweisheit mir ganz eingehn wollte. Iſt er fort, iſt er fort? So liſpelte es dicht hinter mir, und ich erſtaunte nicht wenig, als ich den jungen Ponto erblickte, der ſich hinter die Thüre geſchlichen und ſo lange gewartet hatte, bis der Alte mich verlaſſen. Ponto's plötzliche Erſcheinung ſetzte mich gewiſſermaßen in Verlegenheit, da mir des alten Onkels Auftrag, den ich jetzt eigentlich hätte ausrichten müſſen, doch etwas bedenklich ſchien. Ich dachte an jene entſetzlichen Worte, die Ponto mir einſt zugerufen: Sollteſt du es dir etwa beikommen laſſen, feindliche Geſinnungen gegen mich zu äußern, ſo bin ich dir an Stärke und Gewandtheit überlegen. Ein Sprung, ein tüchtiger Biß meiner ſcharfen Zähne, würde dir auf der Stelle den Garaus machen. Ich fand es ſehr rathſam zu ſchweigen. —

Dieſe inneren Bedenklichkeiten mochten mein äußeres Betragen kalt und gezwungen erſcheinen laſſen, Ponto faßte mich an mit ſcharfem Blick. Dann brach er aus in eine helle Lache und rief: Ich merk es ſchon, Freund Murr! Mein Alter hat dir allerlei Böſes vorgeredet von meinem Treiben, er hat mich liederlich, allen tollen Streichen und Ausſchweifungen ergeben, geſchildert. Sei nicht ſo thöricht, von dem allem auch nur ein Wörtchen zu glauben. Fürs erſte! — Schau mich recht aufmerkſam an und ſage mir, was du von meiner äußern Erſcheinung hältſt? — Den jungen Ponto betrachtend fand ich, daß er nie ſo wohlgenährt, ſo glatt ausgeſehen, daß nie dieſe Nettigkeit, dieſe Eleganz in ſeinem Anzuge, nie dieſe wohlthuende Uebereinſtimmung in ſeinem ganzen

ganzen Weſen geherrſcht. Ich äußerte ihm dies unverholen.

Nun wohl, ſprach Ponto, nun wohl, guter Murr, glaubſt du wohl, daß ein Pudel, der ſich in ſchlechter Geſellſchaft umhertreibt, der niedrigen Ausſchweifungen ergeben, der recht ſyſtematiſch liederlich iſt ohne eigentlichen Geſchmack daran zu finden, ſondern bloß aus Langeweile wie es denn nun wirklich bei vielen Pudeln der Fall iſt — glaubſt du wohl, daß ein ſolcher Pudel ſo ausſehen kann wie du mich findeſt? Du rühmſt vorzüglich die Harmonie in meinem ganzen Weſen. Schon das muß dich belehren, wie ſehr mein grämlicher Onkel im Irrthum iſt, denke, da du ein litterariſcher Kater biſt, an jenen Lebensweiſen, welcher dem, der an einen Laſterhaften vorzüglich das Unharmoniſche der ganzen Geſtaltung rügte, erwiederte: Iſt es möglich, daß das Laſter Einheit haben kann? — Wundere dich, Freund Murr, nicht einen Augenblick über die ſchwarzen Verläumdungen meines Alten. Grämlich und geizig, wie denn nun einmal alle Oheime ſind, hat er deshalb ſeinen ganzen Zorn auf mich geworfen, weil er par honneur einige kleine

Spielſchulden bezahlen müſſen, die ich bei einem Wurſtkrämer aufgeborgt hatte, der bei ſich verbotenes Spiel duldete und den Spielern oft in Cervelaten, Grützen und Lebern (zu Würſten aptirt nehmlich) bedeutende Vorſchüſſe machte. Dann aber denkt der Alte auch noch immer an eine gewiſſe Periode, in der meine Lebensweiſe eben nicht rühmlich war, die aber längſt vorüber und dem herrlichſten Anſtande gewichen iſt.

In dem Augenblick kam ein kecker Pintſcher des Weges, kukte mich an, als hab' er meines Gleichen noch niemals geſehen, ſchrie mir die gröbſten Inſolenzen in die Ohren und ſchnappte dann nach dem Schweif, den ich lang aus von mir geſtreckt, welches ihm zu mißfallen ſchien. So wie ich aber hochaufgerichtet mich zur Wehre ſetzen wollte, war Ponto auch ſchon auf den ungeſitteten Krakeler losgeſprungen, hatte ihn zu Boden getreten und zwei, dreimal überrannt, ſo daß er unter dem jammervollſten Lamento, den Schweif feſt eingeklemmt, ſchnell davon fuhr, wie ein abgeſchoſſener Pfeil.

Dieſer Beweis den Ponto mir von ſeiner guten Geſinnung, von ſeiner thätigen Freundſchaft gab, rührte mich ungemein und ich dachte, daß hier das: au fond iſt er ein guter Kerl! welches der Onkel Skaramuz mir hatte verdächtig machen wollen, doch auf Ponto anzuwenden ſei in beſſerm Sinn und ihn mit mehrerem Grunde entſchuldigen könne, als manchen andern. Ueberhaupt wollt' es mich bedünken, daß der Alte gewiß zu ſchwarz geſehen und Ponto zwar leichtſinnige aber nie ſchlechte Streiche machen könne. Alles dieſes äußerte ich meinem Freunde ganz unverholen und dankte ihm dabei dafür, daß er meine Vertheidigung übernommen, in den verbindlichſten Ausdrücken.

Es freut, erwiederte Ponto, indem er, wie es ſeine Art war mit muntren ſchalkiſchen Augen umherblickte, es freut mich, guter Murr! daß der pedantiſche Alte dich nicht irre gemacht hat, ſondern daß du mein gutes Herz erkennſt. — Nicht wahr Murr, ich nahm den übermüthigen Jungen tüchtig vor? — Er wird daran denken lange Zeit. Eigentlich habe ich ihm heute ſchon den ganzen Tag aufgepaßt, der Bengel ſtahl mir geſtern eine Wurſt und mußte dafür gezüchtigt werden. Daß dabei auch nebenher die Unbill gerächt wurde, die du von ihm erfahren und daß ich in dieſer Art dir meine Freundſchaft bewähren konnte, iſt mir gar nicht unlieb; ich ſchlug, wie man im Sprüchwort zu ſagen pflegt, zwei Fliegen mit einer Klappe. — Nun aber wiederum auf unſer voriges Geſpräch zurückzukommen! — Betrachte mich, guter Katz, noch einmahl recht genau, und ſage mir, ob du denn gar keine merkwürdige Veränderung in meinem Aeußern wahrnimmſt? —

Ich ſchaute meinen jungen Freund aufmerkſam an und — ach der Tauſend! nun erſt fiel mir das ſilberne zierlich gearbeitete Halsband ins Auge, das er trug und auf dem die Worte gravirt waren: Baron Alzibiades von Wipp. Marſchallſtraße Nr. 46.

Wie, rief ich erſtaunt, wie Ponto, du haſt deinen Herrn verlaſſen, den äſthetiſchen Profeſſor und dich zu einem Baron begeben?

Verlaſſen, erwiederte Ponto, habe ich nun eigentlich den Profeſſor nicht, ſondern er hat mich von ſich gejagt mit Fußtritten und Prügeln.

Wie konnte das geſchehen, ſprach ich, dein

Herr bewies dir ja ſonſt alle Liebe und Güte wie nur möglich?

Ach, antwortete Ponto, das iſt eine dumme ärgerliche Geſchichte, die nur durch das ſonderbare Spiel des neckenden Zufalls zu meinem Glück ausſchlug. An der ganzen Sache war bloß meine alberne Gutmüthigkeit Schuld, der freilich ein wenig eitle Prahlerei beigemiſcht. Zu jeder Minute wollt' ich meinem Herrn Aufmerkſamkeiten erweiſen und ihm dabei mein Geſchick, meine Ausbildung zeigen. Deshalb war ich auch gewohnt alles, was an Kleinigkeiten am Fußboden lag, dem Herrn ohne weitere Aufforderung zu apportiren. Nun! — Du weißt vielleicht, daß der Profeſſor Lothario eine blutjunge und dabei bildhübſche Frau hat, die ihn auf das zärtlichſte liebt, woran er gar nicht zweifeln darf, da ſie es ihm jeden Augenblick verſichert und ihn gerade dann mit Liebkoſungen überhäuft, wenn er in Büchern begraben, ſich auf die zu haltende Vorleſung vorbereitet. Sie iſt die Häuslichkeit ſelbſt, da ſie das Haus niemals vor zwölf Uhr verläßt da ſie doch ſchon um halb eilf Uhr aufgeſtanden und einfach in ihren Sitten verſchmäht ſie nicht, mit der Köchin, mit dem Stubenmädchen, die häuslichen Angelegenheiten bis ins tiefſte Detail zu berathen und ſich, iſt das Wochengeld gewiſſer nicht etatsmäßiger Ausgaben halber zu früh aus dem Beutel entwiſcht und darf der Herr Profeſſor nicht angegangen werden, ihrer Caſſe zu bedienen. Die Zinſen dieſer Anlehne trägt ſie ab in kaum getragnen Kleidern, ſo wie dieſe und auch wohl Federhüte, in die die erſtaunte Welt der Mägde Sonntags das Stubenmädchen geputzt ſieht, als Lohn für gewiſſe geheime Gänge und andre Gefälligkeiten gelten dürften. Bei ſo vielen Vollkommenheiten mag wohl einer liebenswürdigen Frau die kleine Thorheit (iſt es überhaupt Thorheit zu nennen) kaum verargt werden, daß ihr eifrigſtes Streben, all ihr Tichten und Trachten dahin geht, ſtets nach der letzten Mode gekleidet zu gehen, daß ihr das eleganteſte, das theuerſte, nicht elegant, nicht theuer genug iſt, daß ſie, hat ſie ein Kleid dreimal, einen Hut viermal getragen, den türkiſchen Shawl einen Monat hindurch umgehängt, eine Idioſynkraſie dagegen empfindet und die koſtbarſte Garderobe wegwirft um einen Spottpreis oder wie geſagt, die Mägde ſich darin putzen läßt. Daß die Frau eines Profeſſors der Aeſtethik Sinn hat für ſchöne äußere Geſtaltung iſt wohl gar nicht zu verwundern und nur erfreulich kann es dem Gemahl ſein, wenn dieſer Sinn ſich darin offenbart, daß die Gemahlin mit ſichtlichem Wohlgefallen, den Blick der feuerblitzenden Augen auf ſchönen Jünglingen ruhen läßt, dieſen auch wohl zuweilen etwas nachläuft. Manchmal bemerkte ich, daß dieſer, jener artige junge Mann, der die Vorleſungen des Profeſſors beſuchte, die Thüre des Auditoriums verfehlte und ſtatt dieſer, die Thüre, welche zum Zimmer der Profeſſorin führte, leiſe öffnete und eben ſo leiſe hineintrat. Beinahe mußt ich glauben, daß dieſe Verwechslung nicht ganz abſichtslos geſchah, oder wenigſtens niemanden gereute, denn keiner eilte ſeinen Irrthum zu verbeſſern ſondern jeder, der hineingetreten, kam erſt nach einer guten Zeit heraus und zwar mit ſolch lächelndem zufriednem Blick als ob ihm der Beſuch bei der Profeſſorin eben ſo angenehm und nützlich geweſen als eine äſtethiſche Vorleſung des Profeſſors. Die ſchöne Lätitia (ſo hieß des Profeſſors Frau) war mir nicht ſonderlich gewogen. Sie litt mich nicht in ihrem Zimmer und mochte nicht haben, da freilich der kultivirteſte Pudel nicht dort hingehört, wo er bei jedem Schritt Gefahr läuft Florſpitzen zu zerreißen, Kleider zu beſchmutzen, die auf allen Stühlen umherliegen. Doch wollt es der Profeſſorin böſer Genius, daß ich einmal bis in ihr Boudoir hineindrang. — Der Herr Profeſſor hatte eines Tages bei einem Mittagsmahl mehr Wein getrunken als gerade dienlich und war darüber in eine hochbegeiſterte Stimmung gerathen. Zu Hauſe angekommen, ging er, ganz gegen ſeine Gewohnheit gerade zu in das Kabinet ſeiner Frau und ich ſchlüpfte, ſelbſt wußte ich nicht, was für eine beſondere Luſt mich dazu antrieb, mit hinein durch die Thüre. Die Profeſſorin war in Hauskleidern, deren Weiße dem friſchgefallnen Schnee zu vergleichen, ihr ganzer Anzug zeigte nicht ſowohl eine gewiſſe Sorglichkeit, als die tiefſte Kunſt der Toilette, die ſich hinter dem Einfachen verbirgt und wie ein verſteckter Feind deſto gewiſſer ſiegt. Die Profeſſorin war in der That allerliebſt und ſtärker als ſonſt empfand dieß der halbberauſchte Profeſſor, der ganz Liebe und Entzücken die holde Gattin mit den ſüßeſten Namen nannte, mit den zärtlichſten Liebkoſungen überhäufte und darüber gar nicht eine gewiſſe Zerſtreuung, ein gewiſſes unruhiges Mißbehagen bemerkte, das ſich in dem ganzen Weſen der Profeſſorin nur zu deutlich ausſprach. Mir war die ſteigende Zärtlichkeit des begeiſterten Aeſthetikers unangenehm und läſtig. Ich kam auf meinen alten Zeitvertreib und ſuchte am Boden umher. Gerade als der Profeſſor in der höchſten Extaſe laut rief: Göttliches, hehres, himmliſches Weib, laß uns — tänzelte ich auf den Hinterbeinen zu ihm heran und apportirte ihm zierlich und wie bei dieſem Akt jedesmal ein wenig mit dem Stutzſchweif wedelnd, den feinen pomeranzfarbnen Männerhandſchuh, den ich unter dem Sopha der Frau Profeſſorin gefunden. — Starr blickte der Profeſſor den Handſchuh an und rief wie plötzlich aufgeſchreckt aus einem ſüßen Traum: Was iſt das? — Wem gehört dieſer Handſchuh! wie iſt er in dies Zimmer gekommen? — Damit nahm er den Handſchuh mir aus der Schnautze, beſah ihn, hielt ihn an die Naſe und rief dann wieder: Wo kommt dieſer

Handſchuh her? Lätitia, ſprich, wer iſt bei dir geweſen? — Wie du, erwiederte die holde treue Lätitia mit dem ungewiſſen Ton der Verlegenheit, den ſie ſich vergebens mühte zu unterdrücken, wie du nun auch ſeltſam biſt, lieber Lothar, wem ſoll, wem wird der Handſchuh gehören. Die Majorin war hier und konnte bei dem Abſchiede den Handſchuh nicht finden, den ſie auf der Treppe ausgeſtreut zu haben glaubte. — Die Majorin, ſchrie der Profeſſor ganz außer ſich, die Majorin, die kleine zartgebaute Frau, deren ganze Hand hineingeht in dieſen Daumen! — Höll und Teufel, welcher Zierbengel war hier? — Denn nach parfümirter Seife riecht das verfluchte Ding! — Unglückliche, wer war hier, welcher verbrecheriſcher Trug der Hölle zerſtörte hier meine Ruhe, mein Glück! — Schändliches, verruchtes Weib! —

Die Profeſſorin machte gerade Anſtalt in Ohnmacht zu fallen als das Stubenmädchen hineintrat und ich, froh des fatalen Eheſtandsauftritts, den ich veranlaßt, entledigt zu werden, ſchnell hinausſprang.

Den andern Tag war der Profeſſor ganz ſtumm und in ſich gekehrt; ein einziger Gedanke ſchien ihn zu beſchäftigen, einer einzigen Idee ſchien er nachzugrübeln. Ob er es nur ſein mag! — Das waren die Worte die dann und wann den verſtummten Lippen unwillkührlich entflohen. Gegen Abend nahm er Hut und Stock, ich ſprang und bellte freudig; er ſah mich lange an, helle Thränen traten ihm in die Augen, er ſprach mit dem Ton der tiefſten innigſten Wehmuth: Mein guter Ponto! — treue ehrliche Seele! — Dann lief er ſchnell vors Thor und ich dicht hinter ihm her, feſt entſchloſſen, den armen Mann aufzuheitern mittelſt aller Künſte, die mir nur zu Gebote ſtanden. Dicht vor dem Thore begegnete uns der Baron Alzibiades von Wipp, einer der zierlichſten Herrn in unſerer Stadt, auf einen ſchönen Engländer. So wie der Baron den Profeſſor gewahrte, kurbettirte er zierlich an ihn heran und fragte nach des Profeſſors, dann aber nach der Frau Profeſſerin Wohlbefinden. Der Profeſſor ſtotterte in der Verwirrung einige unverſtändliche Worte hervor. In der That, ſehr heiße Witterung! ſprach nun der Baron und zog ein ſeidnes Tuch aus der Rocktaſche, ſchleuderte aber mit demſelben Schwunge einen Handſchuh heraus, den ich gewohnter Sitte gemäß meinem Herrn apportirte. Haſtig riß mir der Profeſſor den Handſchuh fort und rief: Das iſt Ihr Handſchuh Herr Baron? Allerdings, erwiederte dieſer verwundert über des Profeſſors Heftigkeit, allerdings, ich glaube, ich ſchleuderte ihn in dem Augenblick aus der Rocktaſche und der dienſtfertige Pudel hob ihn auf. So habe ich, ſprach der Profeſſor mit ſchneidendem Ton, indem er den Handſchuh, den ich unter dem Sopha in der Profeſſorin Zimmer hervorgeſucht, ihm hinreichte, ſo habe ich das Vergnügen Ihnen den Zwillingsbruder dieſes Handſchuhs den ſie geſtern verloren, überreichen zu können.

Ohne des ſichtlich betretenen Barons Antwort abzuwarten, rannte der Profeſſor wild von dannen.

Ich hütete mich wohl, dem Profeſſor in das Zimmer ſeiner theuren Gattin zu folgen, da ich den Sturm ahnen konnte, der ſich bald bis auf den Flur hinaufbrauſend vernehmen ließ. Eben in einem Winkel des Flurs lauſchte ich und gewahrte, wie der Profeſſor alle Flammen der Wuth im rothgleißenden Antlitz, das Stubenmädchen zur

Stubenthür, dann aber, als ſie ſich noch unterfing einige keke Worte zu ſprechen, zum Hauſe hinauswarf. Endlich in ſpäter Nacht kam der Profeſſor ganz erſchöpft auf ſeinem Zimmer an. Ich gab ihm meine innige Theilnahme an ſeinem trüben Malheur durch leiſes Winſeln zu verſtehen. Da umhalſte er mich und drückte mich an ſeine Bruſt, als ſei ich ſein beſter innigſter Freund. Guter, ehrlicher Ponto, ſo ſprach er mit ganz kläglichen Ton, treues Gemüth, du, du allein haſt mich aus dem bethörenden Traum geweckt, der mich meine Schande nicht erkennen ließ, du haſt mich dahin gebracht, daß ich das Joch abwerfen, in das ein falſches Weib geſpannt hatte, daß ich wieder ein freier unbefangener Menſch werden kann! Ponto, wie ſoll ich dir das danken! — Nie — nie ſollſt du mich verlaſſen, ich will dich hegen und pflegen wie meinen beſten treuſten Freund, du allein wirſt mich tröſten, wenn ich bei dem Gedanken an mein hartes Mißgeſchick verzweifeln will.

Dieſe rührenden Aeußerungen eines edlen dankbaren Gemüths wurden durch die Köchin unterbrochen, welche mit blaſſem verſtörten Geſicht hineinſtürzte und dem Profeſſor die entſetzliche Botſchaft hinterbrachte, daß die Frau Profeſſorin in den fürchterlichſten Krämpfen liege und den Geiſt aufgeben wolle. Der Profeſſor flog hinab! —

Mehrere Tage hindurch ſah ich nun den Profeſſor beinahe gar nicht. Meine Speiſung, für die ſonſt mein Herr liebreich ſelbſt ſorgte, war der Köchin übertragen die aber, eine mürriſche garſtige Perſon, mir mit Widerwillen ſtatt der ſonſtigen guten Gerichte, nur die elendeſten kaum genießbaren Biſſen zukommen ließ. Zuweilen vergaß ſie mich auch ganz und gar, ſo daß ich genöthigt wurde bei guten Bekannten zu ſchmarotzen auch wohl auf Beute auszugehen, um nur meinen Hunger zu ſtillen.

Endlich ſchenkte mir, als ich eines Tages hungrig und matt mit herabhängenden Ohren im Hauſe herumſchlich, der Profeſſor einige Aufmerkſamkeit. Ponto, rief er lächelnd, wie denn überhaupt ſein Antlitz ganz Sonnenſchein war, Ponto, mein alter ehrlicher Hund, wo haſt du denn geſteckt? Hab' ich dich doch ſo lange nicht geſehen? Ich glaube gar, man hat dich ganz gegen meinen Willen vernachläßigt und nicht ſorgſam gefüttert? — Nun komm nur komm, heute ſollſt du wieder von mir ſelbſt deine Speiſe erhalten.

Ich folgte dem gütigen Herrn in das Eßzimmer. Die Frau Profeſſorin aufgeblüht wie eine Roſe, wie der Herr Gemahl vollen Sonnenglanz im Antlitz kam ihm entgegen. Beide thaten zärtlicher mit einander als jemals, ſie nannte ihn: engliſcher Mann, er ſie aber: mein Mäuschen und dabei herzten und küßten ſie ſich wie ein Turteltaubenpaar. Es war eine rechte Freude, das anzuſehn. Auch gegen mich war die holde Frau Profeſſorin freundlich wie ſonſt niemals und du kannſt denken, guter Murr, daß ich mich bei meiner angebornen Galanterie artig und zierlich zu betragen wußte. — Wer hätte ahnen können, was über mich verhängt war! — Es würde mir ſelbſt ſchwer fallen, dir ausführlich all' dieſe heimtückiſchen Streiche zu erzählen, die meine Feinde mir ſpielten um mich zu verderben und noch mehr als das, es würde dich ermüden. Beſchränken will ich mich darauf nur einiges zu erwähnen, welches dir ein treues Bild meiner unglücklichen Lage geben wird. — Mein Herr war gewohnt, mir im Speiſezimmer während er ſelbſt aß, die gewöhnlichen Portionen an Suppe, Gemüſe und Fleiſch in einem Winkel am Ofen zu verabreichen. Ich aß mit ſolchem Anſtande, mit ſolcher Reinlichkeit, daß auch nicht das kleinſte Fettfleckchen auf dem getäfelten Fußboden ſichtbar. Wie groß war daher mein Entſetzen, als eines Mittags der Napf, kaum hatte ich mich ihm genähert, in hundert Stücke zerſprang und die Fettbrühe ſich ergoß über den ſchönen Fußboden. Zornig fuhr der Profeſſor auf mich los mit argen Scheltworten und unerachtet die Profeſſorin mich zu entſchuldigen ſuchte, las man doch den bittern Verdruß in ihrem blaſſen Geſicht. Sie meinte, dürfte auch der garſtige Flecken nicht wohl fortzubringen ſein, ſo könnte ja doch die Stelle abgehobelt oder eine neue Tafel eingeſetzt werden. Der Profeſſor hegte einen tiefen Abſcheu gegen ſolche Reparaturen, er hörte ſchon die Tiſchlerjungen hobeln und hämmern und ſo waren es die liebreichen Entſchuldigungen der Profeſſorin, die ihn mein vermeintliches Ungeſchick erſt recht fühlen ließen und mir noch

außer

außer jenen Scheltworten ein tüchtiges Paar Ohrfeigen einbrachten. — Ich ſtand da im Bewußtſein meiner Unſchuld, ganz verblüfft, und wußte gar nicht, was ich denken, was ich ſagen ſollte. — Erſt als mir daſſelbe, zwei — dreimal geſchehen, merkte ich die Tücke! — Man hatte mir halb zerbrochene Schüſſeln hingeſtellt, die bei der leiſeſten Berührung in hundert Stücke zerfallen mußten. Ich durfte nicht mehr im Zimmer bleiben, draußen erhielt ich Speiſe von der Köchin aber ſo kärglich, daß ich von nagendem Hunger getrieben manches Stück Brodt, manchen Knochen zu erſchnappen ſuchen mußte. Darüber entſtand denn nun jedesmal ein gewaltiger Lärm und ich mußte mir eigennützigen Diebſtal da vorwerfen laſſen, wo nur von der Befriedigung des dringendſten Naturbedürfniſſes die Rede ſein konnte. Es kam noch ärger! — Mit großem Geſchrei klagte die Köchin, daß ihr eine ſchöne Hammelkeule aus der Küche verſchwunden und daß ich ſie ganz gewiß geſtohlen. Die Sache kam als eine wichtigere häusliche Angelegenheit vor den Profeſſor. Der meinte, daß er ſonſt nie den Hang zum Diebſtal an mir bemerkt und daß auch mein Diebsorgan durchaus nicht ausgebildet ſei. Auch wäre es nicht denkbar, daß ich eine ganze Hammelkeule ſo verſpeiſet, daß keine Spur mehr davon vorhanden. — Man ſuchte nach und — fand in meinem Lager die Ueberbleibſel der Keule! — Murr! ſieh, mit der Pfote auf der Bruſt ſchwere ich's dir, daß ich völlig unſchuldig war, daß es mir nicht in den Sinn gekommen den Braten zu ſtehlen, doch, was halfen die Betheurungen meiner Unſchuld, da der Beweis wider mich ſprach! — Um ſo ergrimmter war der Profeſſor, als er meine Parthie genommen und ſich in ſeiner guten Meinung von mir getäuſcht ſah. — Ich erhielt eine tüchtige Tracht Prügel. — Ließ mich der Profeſſor auch nachher den Widerwillen fühlen, den er gegen mich hegte, ſo war die Frau Profeſſorin deſto freundlicher, ſtreichelte mir, was ſie ſonſt nie gethan, den Nacken und gab mir ſogar dann und wann einen guten Biſſen. Wie konnt' ich ahnen, daß das alles nur gleißneriſcher Trug, und doch ſollte ſich dies bald zeigen. — Die Thüre des Eßzimmers ſtand offen, mit leerem Magen ſchaute ich ſehnſüchtig hinein und gedachte ſchmerzvoll jener guten Zeit, als ich, wenn das ſüße Aroma des Bratens ſich verbreitete, nicht vergebens den Profeſſor bittend anſchaute und dabei, wie man zu ſagen pflegt, ein wenig ſchnüffelte! Da rief die Profeſſorin: Ponto, Ponto! und hielt mir geſchickt zwiſchen dem zarten Daumen und dem niedlichen Zeigefinger ein ſchönes Stück Braten hin. – Mag es ſein, daß ich im Enthuſiasmus des aufgeregten Appetits ein wenig heftiger zuſchnappte als gerade nöthig, doch gebiſſen habe ich nicht die zarte Lilienhand, das kannſt du mir glauben, guter Murr. Und doch ſchrie die Profeſſorin laut auf: der böſe Hund! und fiel wie ohnmächtig zurück in den Seſſel, und doch ſah' ich zu meinem Entſetzen wirklich ein Paar Blutstropfen am Daumen. Der Profeſſor gerieth in Wuth; er ſchlug mich, trat mich mit Füßen, mißhandelte mich ſo unbarmherzig, daß ich mit dir, mein guter Kater hier wohl nicht vor der Thüre ſäße im lieben Sonnenſchein, hätte ich mich nicht durch die ſchleunige Flucht zum Hauſe hinausgerettet. An Rückkehr war nicht zu denken. Ich ſah ein, daß gegen die ſchwarze Cabale, die die Profeſſorin aus reiner Rachgier wegen des freiherrlichen Handſchuhs gegen mich angezettelt, nichts auszurichten und beſchloß mir gleich einen andern Herrn zu ſuchen. Sonſt wäre das der ſchönen Gaben halber die mir die gütige, mütterliche Natur verliehen, ein leichtes geweſen, Hunger und Gram hatten mich aber ſo herunter gebracht, daß ich bei meinem miſerablen Ausſehn in der That befürchten mußte, überall abgewieſen zu werden. Traurig, von drückenden Nahrungsſorgen gequält, ſchlich ich vors Thor. Ich erblickte den Herrn Baron Alzibiades von Wipp, der vor mir herging und ich weiß nicht, wie mir der Gedanke kam, ihm meine Dienſte anzubieten. Vielleicht war es ein dunkles Gefühl, daß ich auf dieſe Weiſe Gelegenheit erhalten würde mich an dem undankbaren Profeſſor zu rächen, wie es ſich ſpäter denn auch wirklich begab. — Ich tänzelte an den Baron heran, wartete ihm auf und folgte, als er mich mit einigem Wohlgefallen betrachtete, ihm ohne Umſtände nach in ſeine Wohnung. Sehen Sie, ſo ſprach er zu einem jungen Menſchen, den er ſeinen Kammerdiener nannte, unerachtet er ſonſt keinen andern Diener hatte, ſehen Sie Friedrich, was ſich da für ein Pudel zu mir eingefunden hat. Wär' er nur hübſcher! Friedrich rühmte dagegen den Ausdruck meines Antlitzes, ſo wie den zierlichen Wuchs und meinte, ich müſſe von meinem Herrn ſchlecht gehalten ſein und habe ihn wahrſcheinlich deshalb verlaſſen. Setzte er noch hinzu, daß Pudel die ſich ſo von ſelbſt aus freiem Antriebe einfänden, gewöhnlich treue rechtſchaffene Thiere wären, ſo konnte der Baron nicht umhin mich zu behalten. Unerachtet ich nun durch Friedrichs Vorſorge ein recht glattes Anſehn gewann, ſo ſchien der Baron doch nicht ſonderlich viel auf mich zu halten und litt es nur eben zur Noth, daß ich ihn auf ſeinen Spaziergängen begleitete. Das ſollte anders kommen. — Wir begegneten auf einem Spaziergange die Profeſſorin. — Erkenne, guter Murr, das gemüthliche Gemüth — ja ſo will ich ſagen — eines ehrlichen Pudels, wenn ich verſichere, daß, unerachtet mir die Frau ſehr weh gethan, ich doch eine ungeheuchelte Freude empfand, ſie wieder zu ſehen. — Ich tanzte vor ihr her, bellte luſtig, und gab ihr meine Freude auf alle nur mögliche Weiſe zu erkennen. Sieh da, Ponto! rief ſie, ſtreichelte mich und blickte den Baron von Wipp, der ſtehen geblieben, bedeutend an. Ich ſprang zu meinen Herrn zurück, der mich liebkoſte. Er ſchien auf beſondere Gedanken zu gerathen; mehrmahls hintereinander murmelte er in ſich hinein: Ponto! — Ponto, wenn das möglich ſein ſollte!

Wir hatten einen nahe gelegenen Luſtort erreicht; die Profeſſorin nahm Platz mit ihrer Geſellſchaft, bei der ſich jedoch der liebe gutmüthige Herr Profeſſor nicht befand. Unfern davon ſetzte ſich Baron Wipp, ſo daß er ohne ſonderlich von den Andern bemerkt zu werden, die Profeſſorin beſtändig im Auge behielt. Ich ſtellte mich vor meinen Herrn und luckte ihn an, indem ich leiſe mit dem Schweif wedelte, als erwarte ich ſeine Befehle. Ponto, wiederholte er, Ponto, ſollte es möglich ſein! — Nun, ſetzte er nach einem kurzen Stillſchweigen hinzu, nun, es kommt auf den Verſuch an! — Damit nahm er einen kleinen Papierſtreifen aus der Brieftaſche, ſchrieb einige Worte mit Bleiſtift darauf, rollte ihn zuſammen, ſteckte ihn mir unter das Halsband, wies nach der Profeſſorin und rief leiſe: Ponto — Allons! — Nicht ein ſolcher kluger, in der Welt gewitzigter Pudel hätte ich ſein müſſen, als ich es wirklich bin, um nicht ſogleich Alles zu errathen. Ich machte mich daher ſogleich an den Tiſch, wo die Profeſſorin ſaß und that, als verſpüre ich großen Appetit nach dem ſchönen Kuchen, der auf dem Tiſche ſtand. Die Profeſſorin war die Freundlichkeit ſelbſt, ſie reichte mir Kuchen mit der einen Hand, während ſie mich mit der andern am Halſe kraute. Ich fühlte, wie ſie den Papierſtreifen hervor zog. Bald darauf verließ ſie die Geſellſchaft und begab ſich in einen Nebengang. Ich folgte ihr. Ich ſah, wie ſie des Barons Worte eifrig las, wie ſie aus ihrem Strickkäſtchen einen Bleiſtift hervorholte, auf denſelben Zettel einige Worte ſchrieb und ihn dann wieder zuſammenrollte. Ponto, ſprach ſie dann, indem ſie mich mit ſchalkiſchem Blick betrachtete, Ponto! du biſt ein ſehr kluger vernünftiger Pudel, wenn du zu rechter Zeit apportirſt! — Damit ſteckte ſie mir das Zettelchen unter das Halsband und ich unterließ nicht eiligſt hinzuſpringen zu meinem Herrn. Der muthmaßte ſogleich, daß ich Antwort brachte, denn er zog alsbald den Zettel unter dem Halsbande hervor. — Der Profeſſorin Worte mußten ſehr tröſtlich lauten und angenehm, denn des Barons Augen funkelten vor lauter Freude und er rief entzückt: Ponto — Ponto, du biſt ein herrlicher Pudel, mein guter Stern hat mir dich zugeführt. Du kannſt denken, guter Murr! daß ich nicht weniger erfreut war, da ich einſah', wie ich nach dem, was ſich ſo eben zugetragen, in der Gunſt meines Herrn hoch ſteigen müſſe.

In dieſer Freude machte ich beinahe unaufgefordert alle nur mögliche Kunſtſtücke. Ich ſprach wie der Hund, ſtarb, lebte wieder auf, verſchmähte das Stück Weißbrodt vom Juden und verzehrte mit Appetit das vom Chriſten u. ſ. w. Ein ungemein gelehriger Hund! So rief eine alte Dame die neben der Profeſſorin ſaß, herüber. Ungemein gelehrig! erwiederte der Baron. Ungemein gelehrig! hallte der Profeſſorin Stimme nach wie ein Echo. — Ich will dir nur ganz kurz ſagen, guter Murr! daß ich den Briefwechſel auf die erwähnte Weiſe fortwährend beſorgte und noch jetzt beſorge, da ich zuweilen ſogar mit

Brieſchen in des Profeſſors Haus laufe, wenn er gerade abweſend. Schleicht aber manchmal in der Abenddämmerung der Herr Baron Alzibiades von Wipp zur holden Lätitia, ſo bleibe ich vor der Hausthüre und mache, läßt ſich der Herr Profeſſor nur in der Ferne blicken, ſolch einen grimmigen Teufelslärm mit Bellen, daß mein Herr eben ſo gut als ich, die Nähe des Feindes wittert und ihm ausweicht. —

Mir kam es vor, als könne ich Ponto's Betragen doch nicht recht billigen, ich dachte an des verewigten Muzius, an meinen eignen tiefen Abſcheu vor jedem Halsbande und ſchon dies ſetzte mich darüber ins Klare, daß ein ehrliches Gemüth, ſo wie es ein rechtſchaffener Kater in ſich trägt, dergleichen Liebeskuppeleien verſchmähe. Alles dieſes äußerte ich dem jungen Ponto ganz unverholen. Der lachte mir aber ins Geſicht und meinte, ob denn die Moral der Katzen ſo gar ſtrenge ſei und ob ich ſelbſt nicht ſchon hin und wieder über die Schnur gehauen, d. h. etwas gethan, was für den engen moraliſchen Schubkaſten etwas zu breit ſei. — Ich dachte an Mina und verſtummte.

Fürs erſte, ſprach Ponto weiter, fürs erſte mein guter Murr! iſt es ein ganz gemeiner Erfahrungsſatz, daß niemand ſeinem Schickſal entgehen kann, er mag es nun anſtellen wie er auch will; du kannſt als ein Kater von Bildung das weitre darüber nachleſen in einem ſehr belehrendem und ganz angenehm ſtyliſirtem Buche, Jaques le fataliste betittelt. War es nach dem ewigen Rathſchluß beſtimmt, daß der Profeſſor der Aeſthetik, Herr Lothario, ein — Nun du verſtehſt mich guter Katz, aber zudem hat ja der Profeſſor durch die Art, wie er ſich bei der merkwürdigen Hundſchuhgeſchichte — ſie ſollte mehr Celebrität erhalten, ſchreib' was darüber Murr — benommen, ſeinen ganz entſchiedenen ihm von der Natur eingepflanzten Beruf bewieſen, in jenen großen Orden zu treten, den ſo viele viele Männer tragen, mit der gebietendſten Würde, mit dem ſchönſten Anſtande, ohne es zu wiſſen. Dieſen Beruf hätte Herr Lothario erfüllt, gäb es auch keinen Baron Alzibiades von Wipp, keinen Ponto. Hatte aber wohl überhaupt Herr Lothario etwas anderes, beſſeres um mich verdient, als daß ich gerade ſeinem Feinde mich in die

Arme warf? — Dann aber fand auch der Baron gewiß andere Mittel, ſich mit der Profeſſorin zu verſtehen und derſelbe Schaden kam über den Profeſſor, ohne mir den Nutzen zu bringen, den ich jetzt wirklich von dem angenehmen Verhältniß des Barons mit der holden Lätitia verſpüre. Wir Pudel ſind nicht ſolche überſtrenge Moraliſten, daß wir in unſerm eignen Fleiſche wühlen und die im Leben ſchon ſonſt knapp genug zugeſchnittene gute Biſſen verſchmähen ſollten. —

Ich fragte den jungen Ponto, ob denn der Nutzen, den ihm ſein Dienſt bei dem Baron Alzibiades von Wipp verſchaffe, in der That ſo groß und wichtig ſei, daß er das Unangenehme, das Drückende der damit verbundenen Knechterei aufwiege. Dabei gab ich ihm nicht undeutlich zu verſtehen, daß eben dieſe Knechterei einem Kater, deſſen Freiheitsſinn in der Bruſt unauslöſchlich, immer widerlich bleiben müſſe.

Du redeſt, erwiederte Ponto ſtolz lächelnd, du redeſt guter Murr, wie du es verſtehſt, oder vielmehr wie es dir deine gänzliche Unerfahrenheit in den höhern Verhältniſſen des Lebens erſcheinen läßt. Du weißt nicht, was es heißt, der Liebling eines ſolchen galanten gebildeten Mannes zu ſein, als es der Baron Alzibiades von Wipp wirklich iſt. Denn, daß ich ſeit der Zeit, als ich mich ſo klug und dienſtfertig benommen, ſein größter Liebling geworden, darf ich dir, o mein Freiheitsliebender Katz, wohl nicht erſt ſagen. Eine kurze Schilderung unſerer Lebensweiſe wird dich das Angenehme, das Wohlthätige meiner jetzigen Lage, ſehr lebhaft fühlen laſſen. — Des Morgens ſtehen wir (ich und mein Herr nehmlich) nicht zu früh aber auch nicht zu ſpät auf; das heißt, auf den Schlag eilf Uhr. — Ich muß dabei bemerken, daß mein breites weiches Lager unfern dem Bette des Barons aufgeſchlagen iſt und daß wir viel zu harmoniſch ſchnarchen, um beim plötzlichen Erwachen zu wiſſen, wer geſchnarcht hat. — Der Baron zieht an der Glocke und ſogleich erſcheint der Kammerdiener, der dem Baron einen Becher rauchender Chokolade mir aber einen Porzellannapf voll des ſchönſten ſüßen Kaffehs mit Sahne bringt, den ich mit demſelben Appetit leere wie der Baron ſeinen Becher. Nach dem Frühſtück ſpielen wir ein halbes Stündchen mit einander, welche Leibesbewegung nicht allein unſerer Geſundheit zuträglich iſt, ſondern auch unſern Geiſt erheitert. Iſt das Wetter ſchön, ſo pflegt der Baron auch wohl zum offnen Fenſter hinauszuſchauen und die Vorübergehenden mit dem Fernglas zu beſucken. Gehen gerade nicht viele vorüber, ſo giebt es noch eine andere Beluſtigung, die der Baron eine Stunde hindurch fortſetzen kann, ohne zu ermüden. — Unter dem Fenſter des Barons iſt ein Stein eingepflaſtert, der ſich durch eine beſonders röthliche Farbe auszeichnet, in der Mitte dieſes Steins befindet ſich aber ein kleines eingebröckeltes Loch. Nun kommt es darauf an, ſo geſchickt herabzuſpucken, daß gerade in dieſes kleine Loch hinein getroffen wird. — Durch viele anhaltende Uebung hat es der Baron dahin gebracht, daß er auf das drittemal Treffen parirt und ſchon manche Wette gewann. Nach dieſer Beluſtigung trifft der ſehr wichtige Moment des Anziehens ein. Das geſchickte Kämmen und Kräuſeln des Haars vorzüglich aber das kunſtmäßige Knüpfen des Halstuchs beſorgt der Baron ganz allein ohne Hülfe des Kammerdieners. Da dieſe beiden ſchwierigen Operationen etwas lange dauern, ſo benutzt Friedrich die Zeit um mich auch anzukleiden. D. h. mit einem in lauwarmes Waſſer eingeweichten Schwamm wäſcht er mir den Pelz, kämmt die langen Haare, die der Friſeur an ſchicklichen Oertern zierlich ſtehen laſſen mit einem genugſam engen Kamme durch und legt mir das ſchöne ſilberne Halsband um, das der Baron mir gleich verehrte, als er meine Tugenden entdeckt. Die folgenden Augenblicke ſind der Literatur und den ſchönen Künſten gewidmet. Wir gehen nehmlich in eine Reſtauration oder in ein Kaffehhaus, genießen Beefſteak oder Carbonade, trinken ein Gläschen Madeira, und lucken etwas weniges in die neueſten Journale, in die neueſten Zeitungen. Dann beginnen die Vormittags-Viſiten. Wir beſuchen dieſe, jene große Schauſpielerin, Sängerin ja auch wohl Tänzerin, um ihr die Neuigkeiten des Tages, hauptſächlich aber den Verlauf irgend eines Debüts von geſtern Abend, zu hinterbringen. Es iſt merkwürdig, mit welchem Geſchick der Baron Alzibiades von Wipp ſeine Nachrichten einzurichten weiß, um die Damen ſtets bei guter Laune zu erhalten. Niemals iſt es der

Gegnerin oder wenigſtens Combattantin gelungen, ſich nur einen Theil des Ruhms anzueignen, der die Gefeierte krönt, die er ſo eben im Schmollzimmerchen heimſucht. — Man hat die Arme ausgeziſcht — ausgelacht — Und iſt denn wirklich erhaltener glänzender Beifall nicht wohl zu verſchweigen, ſo weiß der Baron ganz gewiß ein neues ſkandalöſes Geſchichtchen von der Dame aufzutiſchen, das eben ſo begierig vernommen als verbreitet wird, damit gehöriges Gift die Blumen des Kranzes vor der Zeit tödte. — Die vornehmeren Viſiten bei der Gräfin A., bei der Baroneſſe B., bei der Geſandtin C. u. ſ. w. füllen die Zeit aus bis halb vier Uhr; und nun hat der Baron ſeine eigentlichen Geſchäfte abgemacht, ſo daß er um vier Uhr ſich beruhigt zu Tiſche ſetzen kann. Dies geſchieht gewöhnlich wieder in einer Reſtauration. Nach Tiſche gehen wir zu Kaffeh, ſpielen auch wohl eine Parthie Billard und machen denn, erlaubt es die Witterung, eine kleine Promenade; ich beſtändig zu Fuß, der Baron aber manchmal zu Pferde. So iſt die Theaterſtunde herangekommen, die der Baron niemals verſäumt. Er ſoll im Theater eine überaus wichtige Rolle ſpielen, da er das Publikum nicht allein von allen Verhältniſſen der Bühne und der auftretenden Künſtler in Kenntniß ſetzen, ſondern auch das gehörige Lob, den gehörigen Tadel anordnen, ſo aber überhaupt den Geſchmack im richtigen Geleiſe erhalten muß. Er fühlt einen natürlichen Beruf dazu. Da man den feinſten Leuten meines Geſchlechts ungerechter Weiſe den Eingang in das Theater durchaus nicht verſtattet, ſo ſind die Stunden während der Vorſtellung, die einzigen, in denen ich mich von meinem lieben Baron trenne und mich allein auf meine eigene Hand beluſtige. Wie dies nun geſchieht und wie ich die Connexionen mit Windſpielen, engliſchen Wachtelhunden, Möpſen und andern vornehmen Leuten benutze, das ſollſt du künftig erfahren, guter Murr! — Nach dem Theater ſpeiſen wir wieder in einer Reſtauration und der Baron überläßt ſich in heitrer Geſellſchaft ganz ſeiner frohen Laune. Das heißt, alle ſprechen, alle lachen und finden alles auf Ehre göttlich und keiner weiß, was er ſpricht und worüber er lacht und was als auf Ehre göttlich gerühmt werden darf. Darin beſteht aber

das

das Sublime der Converſation, das ganze ſoziale Leben, die ſich zur eleganten Lehre bekennen, wie mein Herr. Manchmal fährt aber auch wohl der Baron noch in ſpäter Nacht in dieſe, jene Geſellſchaft und ſoll dort ganz exzellent ſein. Auch davon weiß ich nichts, denn der Baron hat mich noch niemals mitgenommen, wozu er vielleicht ſeine guten Gründe haben mag. — Wie ich auf weichem Lager in der Nähe des Barons herrlich ſchlafe, habe ich dir ſchon geſagt. Geſtehe aber nun ſelbſt, guter Katz! wie nach der Lebensweiſe, die ich hier ausführlich beſchrieben, mich der alte mürriſche Oheim eines wüſten, liederlichen Wandels anklagen kann? — Es iſt wahr, daß ich, ſchon hab' ich dir's geſtanden, vor einiger Zeit gerechten Anlaß gab zu allerlei Vorwürfen. Ich trieb mich umher in ſchlechter Geſellſchaft und fand eine beſondere Luſt darinn mich überall, vorzüglich in Vermählungsſchmäuſe ungebeten einzudrängen und ganz unnützen Skandal anzufangen. Alles dies geſchah aber nicht aus reinem Trieb zu wüſter Balgerei, ſondern aus bloßem Mangel an höherer Cultur, die ich bei den Verhältniſſen, wie ſie in dem Hauſe des

Profeſſors beſtanden, nicht erhalten konnte. Jetzt iſt das alles anders. Doch! — wen erblick ich? — Dort geht der Baron Alzibiades von Wipp! — Er ſieht ſich nach mir um — er pfeift! — A revoir Beſter! —

Schnell wie der Blitz ſprang Ponto ſeinem Herrn entgegen. Das Aeußere des Barons entſprach ganz dem Bilde, das ich mir wohl nach dem, was Ponto von ihm geſagt, machen durfte. — Er war ſehr groß und nicht ſo wohl ſchlank gewachſen als ſpindeldürr. Kleidung, Stellung, Gang, Geberde, alles konnte für den Prototypus der letzten Mode gelten die aber, bis ins fantaſtiſche hinaus getrieben, ſeinem ganzen Weſen etwas ſeltſames, abentheuerliches gab. Er trug ein kleines ſehr dünnes Röhrchen mit einer ſtählernen Krücke in der Hand, über das er Ponto einigemal ſpringen ließ. So herabwürdigend mir auch dieſes ſchien, geſtehen mußte ich doch, daß Ponto mit der höchſten Geſchicklichkeit und Stärke jetzt eine Anmuth verband, die ich ſonſt noch niemals an ihm bemerkt. Ueberhaupt wie nun der Baron mit vorgeſtreckter Bruſt, den Leib eingezogen mit einem ſonderbaren ausgeſpreitzten

Hahnentritt weiter fortwandelte und Ponto in ſehr zierlichen Courbetten bald vorwärts bald nebenher ſprang und ſich nur ganz kurze, zum Theil ſtolze Begrüßungen vorübergehender Cameraden erlaubte, ſo ſprach ſich darin ein gewiſſes Etwas aus, das ohne mir deutlich zu werden, dennoch mich imponirte. — Ich ahnte, was mein Freund Ponto mit der höheren Cultur gemeint und ſuchte, ſo viel möglich darüber ganz ins Klare zu kommen. Das hielt aber ſehr ſchwer, oder vielmehr, meine Bemühungen blieben ganz vergebens. —

Später habe ich eingeſehen, daß an gewiſſen Dingen alle Probleme, alle Theorien, die ſich in dem Geiſte bilden mögen, ſcheitern und daß nur durch die lebendige Praxis die Erkenntniß zu erringen; die höhere Cultur die beide, der Baron Alzibiades von Wipp und der Pudel Ponto in der feinen Welt erlangt, gehört aber zu dieſen gewiſſen Dingen. —

Der Baron Alzibiades von Wipp lorgnettirte mich im Vorübergehen ſehr ſcharf. Es ſchien mir, als läs ich Neugierde und Zorn in ſeinen Blick. Sollte er vielleicht Ponto's Unterhaltung mit mir gewahrt und ungnädig vermerkt haben? Mir wurde etwas ängſtlich zu Muthe, ich eilte ſchnell die Treppe hinauf. —

Ich ſollte nun, um alle Pflichten eines tüchtigen Selbſtbiographen zu erfüllen, wiederum meinen Seelenzuſtand beſchreiben und könnte das nicht beſſer thun, als mittelſt einiger ſublimer Verſe, die ich ſeit einiger Zeit ſo recht, wie man zu ſagen pflegt, aus dem Pelzärmel ſchüttle. Ich will —

(Mak. Bl.) — — mit dieſem einfältigen armſeligen Spielwerk den beſten Theil meines Lebens vergeudet. — Und nun jammerſt du alter Thor und klagſt das Geſchick an, dem du vermeſſen Trotz boteſt! — Was gingen dich die vornehmen Leute, was ging dich die ganze Welt an die du verhöhnteſt, weil du ſie für närriſch hielteſt und ſelbſt am närriſchten warſt! — Beim Handwerk, beim Handwerk mußteſt du bleiben, Orgeln bauen und nicht den Hexenmeiſter ſpielen und den Wahrſager. — Sie hätten ſie mir nicht geſtohlen, mein Weib wäre bei mir, ein tüchtiger Arbeiter ſäß' ich in der Werkſtatt und rüſtige Geſellen klopften und hämmerten um mich her und wir förderten Werke, die ſich hören und ſehen ließen wie keine andere weit und breit. — Und Chiara! — vielleicht hingen muntre Knaben mir am Halſe, vielleicht ſchaukelte ich ein ſchmuckes Töchterlein auf den Knien. — Tauſend Teufel, was hält mich ab, daß ich nicht den Augenblick davon renne und das verlorne Weib ſuche in der ganzen weiten Welt! — Damit warf Meiſter Abraham, der dies Selbſtgeſpräch gehalten, das kleine begonnene Automat ſo wie alles Handwerkszeug, unter den Tiſch, ſprang auf und ſchritt heftig hin und her. — Der Gedanke an Chiara, der ihn jetzt beinahe niemals verließ, rief alle ſchmerzliche Wehmuth in ſeinem Innern hervor und wie mit Chiara damals ſein höheres Leben begonnen, verließ ihn auch jetzt jener trotzige dem Gemeinen entſproſſene Unwille darüber, daß er über ſein Handwerk hinweggeſchaut und wirkliche Kunſt zu üben ſich unterfangen. — Er ſchlug Severino's Buch auf und ſchaute lange die holde Chiara an. Wie ein Mondſüchtiger, der der äußeren Sinne beraubt nur nach dem innern Gedanken automatiſch handelt, ging Meiſter Abraham dann zu einem Kaſten, der in einem

Winkel des Zimmers ſtand, räumte Bücher und Sachen, womit er bepackt, herunter, öffnete ihn, nahm die Glaskugel, den ganzen Apparat zum geheimnißvollen Experiment mit dem unſichtbaren Mädchen hervor, befeſtigte die Kugel an einer dünnen ſeidnen Schnur, die von der Decke herabhing, ſtellte im Zimmer alles ſo her, wie es zu dem verſteckten Orakel nöthig. Erſt als er mit Allem fertig geworden, erwachte er aus der träumeriſchen Betäubung und erſtaunte nicht wenig darüber, was er begonnen. Ach, jammerte er dann laut, indem er ganz ermattet, ganz troſtlos in den Lehnſtuhl ſank, ach Chiara, arme verlorne Chiara, niemals werd' ich wieder deine ſüße Stimme verkünden hören, was in des Menſchen tiefſter Bruſt verſchloſſen. Kein Troſt mehr auf Erden, — keine Hoffnung als das Grab! —

Da ſchwankte die Glaskugel hin und her und ein melodiſcher Ton ließ ſich vernehmen wie wenn Windeshauch leiſe hinſtreift über die Saiten der Harfe. Aber bald wurde der Ton zu Worten:

Noch iſt Leben nicht dahin,
Troſt und Hoffnung nicht verſchwunden,
Was vermag der frömmſte Sinn,
Hält ihn ſchwerer Eid gebunden?
Meiſter! Muth! — du wirſt geſunden,
Blick auf zu der Dulderin,
Die da heilt die tiefſten Wunden,
Bitter Schmerz bringt dir Gewinn.

O du barmherziger Himmel, liſpelte der Alte mit bebenden Lippen, ſie iſt es ſelbſt die zu mir ſpricht von dem hohen Himmel herab; ſie wandelt nicht mehr unter den Lebendigen! — Da ließ ſich jener melodiſche Ton abermals vernehmen und noch leiſer, noch entfernter erklangen die Worte:

Nicht erfaßt der bleiche Tod,
Die im Herzen Liebe tragen
Dem glänzt noch das Abendroth,
Der am Morgen wollt' verzagen.
Bald kann dir die Stunde ſchlagen,
Die entreißt dich aller Noth;
Zu vollbringen magſt du wagen,
Was die ew'ge Macht gebot.

Stärker anſchwellend und wieder verhallend lockten die ſüßen Töne den Schlaf herbei, der den Alten einhüllte in ſeinen ſchwarzen Fittig. Aber in dem Dunkel ging ſtrahlend wie ein ſchöner Stern der Traum vergangenen Glücks auf und Chiara lag wieder an des Meiſters Bruſt und beide waren wieder jung und ſelig und kein finſtrer Geiſt vermochte den Himmel ihrer Liebe zu trüben. —

— Hier hat, wie der Herausgeber es dem geneigten Leſer bemerklich machen muß, der Kater wieder ein Paar Makulaturblätter ganz weggeriſſen, wodurch in dieſer Geſchichte voller Lücken wiederum eine Lücke entſtanden. Nach der Seitenzahl fehlen aber nur acht Columnen, die eben nichts beſonders wichtiges enthalten zu haben ſcheinen, da das Folgende ſich im Ganzen noch ſo ziemlich an das Vorhergegangene reiht. Alſo weiter heißt es:

— — — nicht erwarten durfte. Fürſt Irenäus war überhaupt ein abgeſagter Feind von allen ungewöhnlichen Vorfällen, vorzüglich wenn ſeine eigne Perſon in Anſpruch genommen wurde, die Sache näher zu unterſuchen. Er nahm daher, wie er es in kritiſchen Fällen zu thun pflegte, eine Doppelprieſe, ſtarrte den Leibjäger an mit den bekannten niederſchmetternden Friedrichsblick und ſprach: Lebrecht, ich glaube, wir ſind ein mondſüchtiger Träumer und ſehen Geſpenſter und machen einen ganz unnöthigen Hallas?

Durchlauchtigſter Herr, erwiederte der Leibjäger in ſehr ruhiger Faſſung, laſſen Sie mich fortjagen wie einen ordinairen Schuft, wenn nicht alles buchſtäblich wahr iſt, wie ich es erzählt habe. Ich wiederhole es keck und freimüthig. Rupert iſt ein ausgemachter Spitzbube.

Wie, rief der Fürſt in vollem Zorn, wie, Rupert, mein alter treuer Caſtellan, der funfzig Jahre dem Fürſtenhauſe gedient, ohne jemals ein Schloß einroſten zu laſſen oder im Auf- und Zuſchließen zu manquiren, der ſoll ein Spitzbube ſein? Lebrecht! — er iſt beſeſſen, er iſt raſend! Himmeltauſend Sapp —

Der Fürſt ſtockte wie immer, wenn er ſich auf dem Fluchen ertappte, das allem fürſtlichen Anſtande entgegen. Der Leibjäger nutzte dieſen Augenblick um ganz geſchwinde einzufallen: Durchlauchtigſter Herr werden nur gleich ſo hitzig und fluchen denn ſo gräßlich, und man darf über ſo etwas doch nicht ſchweigen, man kann doch nichts behaupten als die reine Wahrheit. — Wer iſt hitzig, ſprach der Fürſt gelaſſener, wer flucht? — Eſel fluchen! — Ich will, daß er mir die ganze Sache in gedrängter Kürze wiederhole, damit ich in einer geheimen Sitzung alles meinen Räthen vortragen kann zur umſtändlichen Berathung und Entſcheidung über die fernerhin zu ergreifenden Maaßregeln. Iſt Rupert wirklich ein Spitzbube, ſo — Nun, das Weitere wird ſich denn finden.

Wie geſagt, begann der Leibjäger, als ich geſtern Fräulein Julien vorleuchtete, ſchlüpfte derſelbe Menſch, der hier ſchon längſt herumſchleicht bei uns vorüber. Halt, dacht ich in meinem Sinn. Den Urian wirſt du doch ertappen, und löſchte, als ich das liebe Fräulein bis oben heraufgebracht, meine Fackel aus und ſtellte mich ins Dunkel. Nicht lange dauerte es, ſo kam derſelbe Menſch aus dem Gebüſch hervor und klopfte leiſe an das Haus. Behutſam ſchlich ich einher. Da wurde das Haus geöffnet und ein Mädchen trat heraus und mit dieſem Mädchen ſchlüpfte der Fremde hinein. Es war die Nanni, Sie kennen ſie doch, durchlauchtigſter Herr, der Frau Räthin ſchöne Nanni?

Coquin, rief der Fürſt, mit hohen gekrönten Häuptern ſpricht man nicht von ſchönen Nanni's, doch! — fahr er fort, mon fils. — Ja, ſprach der Leibjäger weiter, ja die ſchöne Nanni, ich hätt' ihr ſolchen dummen Verkehr gar nicht zugetraut. — Alſo weiter nichts als eine einfältige Liebſchaft, dacht ich in meinem Sinn; aber es wollt mir gar nicht in den Kopf, daß nicht noch was anders dahinter ſtecken ſollte. Ich blieb am Hauſe ſtehen. Da kam nach einer guten Weile die Frau Räthin, zurück und kaum war ſie ins Haus getreten, als oben ein Fenſter geöffnet wurde und mit unglaublicher Behendigkeit der fremde Menſch hinausſprang, gerade in die ſchönen Nelken- und Levkojenſtöcke hinein, die dort vergattert ſtehen und die das liebe Fräulein Julia ſelbſt ſo ſorglich wartet. Der Gärtner lamentirt ſchrecklich; er iſt mit den zerbrochenen Scherben draußen und wollte bei dem durchlauchtigſten Herrn ſelbſt Klage führen. Ich habe ihn aber nicht hinein gelaſſen, denn der Schlingel iſt angeſoffen ſchon am frühen Morgen. Lebrecht, unterbrach der Fürſt den Leibjäger, Lebrecht, das ſcheint eine Imitation zu ſein, denn ſelbiges kommt ſchon in der Oper von Herrn Mozart, Figaro's Hochzeit geheiſſen vor, die ich zu Prag geſchaut. Bleib er der Wahrheit getreu, Jäger! — Auch, ſprach Lebrecht weiter, auch nicht eine Sylbe rede ich anders, als ich es bekräftigen kann mit einem körperlichen Eide. — Der Kerl war hingeſtürzt und ich gedachte ihn nun zu faſſen; doch ſchnell wie der Blitz raffte der Kerl ſich auf und rannte ſpornſtreichs — wohin? was denken Sie wohl, durchlauchtigſter Fürſt, wohin er rannte? Ich denke nichts, erwiederte der Fürſt feierlich, turbir er mich nicht mit läſtigen Fragen nach Gedanken, Jäger! ſondern erzähle er ruhig ſo lange, bis die Geſchichte aus iſt, dann will ich denken.

Gerade, fuhr der Jäger fort, gerade nach dem unbewohnten Pavillon rannte der Menſch. Ja — unbewohnt! — So wie er an die Thüre geklopft, wurd' es inwendig hell und wer nun hinaustrat, war niemand anders als der ſaubere ehrliche Herr Rupert, dem der Fremde hineinfolgte ins Haus, das er nun wieder feſt verſchloß. Sie ſehen, durchlauchtigſter Herr, daß Rupert Verkehr treibt mit fremden gefährlichen Gäſten, die bei ihrer Schleicherei gewiß böſes im

Schilde führen. Wer weiß, worauf alles abzielt und es iſt ja möglich, daß ſelbſt mein durchlauchtigſter Fürſt, hier in dem ſtillen ruhigen Sieghartshof von ſchlechten Menſchen bedroht wird.

Da Fürſt Irenäus ſich für eine höchſt bedeutende fürſtliche Perſon hielt, ſo konnt' es nicht fehlen, daß er manchmal von allerlei höfiſchen Cabalen und böſen Nachſtellungen träumte. Des Jägers letzte Aeußerung fiel ihm deshalb gar ſchwer aufs Herz und er verſank einige Augenblicke in tiefes Nachſinnen. Jäger, ſprach er dann mit weit aufgeriſſenen Augen, Jäger! er hat Recht. Die Sache mit dem fremden Menſchen der hier herumſchleicht, mit dem Licht, das ſich zur Nachtzeit im Pavillon ſehen läßt, iſt bedenklicher als ſie im erſten Augenblick erſcheint. — Mein Leben ſteht in Gottes Hand! aber mich umgeben treue Diener und ſollte einer ſich für mich aufopfern, ſo würde ich ganz gewiß die Familie reichlich bedenken! — Verbreit' er das unter meinen Leuten guter Lebrecht! — Er weiß, ein fürſtliches Herz iſt frei von jeder Bangigkeit, von jeder menſchlichen Todesfurcht, aber man hat auch Pflichten gegen ſein Volk, ihm muß man ſich konſerviren, zumal wenn der Thronerbe noch unmündig. Darum will ich das Schloß nicht eher verlaſſen, bis die Kabale im Pavillon zerſtört iſt. — Der Förſter ſoll mit den Revierjägern und allen übrigen Forſtbedienten herankommen, alle meine Leute ſollen ſich bewaffnen. Der Pavillon ſoll ſogleich umſtellt, das Schloß feſt verſchloſſen werden. Beſorg' er das guter Lebrecht. Ich ſelbſt ſchnalle meinen Hirſchfänger um, lade er meine Doppeltpiſtolen, aber vergeſſe er nicht den Schieber vorzulaſſen, damit kein Unglück geſchieht. — Und daß man mir Nachricht giebt, wenn etwa die Zimmer des Pavillons erſtürmt und ſo die Verſchwornen gezwungen werden ſollen, ſich zu ergeben, damit ich mich zurückziehen kann in die innern Gemächer. Und daß man die Gefangenen auf das ſorglichſte durchſucht, ehe ſie vor den Thron gebracht werden, damit keiner etwa in der Verzweiflung — doch, was ſteht er, was ſieht er mich an, was lächelt er, was ſoll das heißen Lebrecht?

Ei, erwiederte der Leibjäger mit pfiffiger Miene, ei, durchlauchtigſter Herr, ich meine nur, daß es gar nicht vonnöthen, den Förſter mit ſeinen Leuten herzubeordern.

Warum nicht, fragte der Fürſt erzürnt, warum nicht? — Ich glaube gar, er unterſteht ſich mir zu widerſprechen? — Und in jeder Sekunde ſteigt die Gefahr! Tauſend Sapp — Lebrecht, werf er ſich aufs Pferd — der Förſter — ſeine Leute — geladene Büchſen — den Augenblick ſollen ſie einrücken. —

Sie ſind, ſprach der Leibjäger, ſie ſind aber ſchon da, durchlauchtigſter Herr!

Wie — was! — rief der Fürſt, indem er den Mund offen behielt um dem Erſtaunen Luſt zu gönnen.

Schon, fuhr der Jäger fort, ſchon als der Morgen graute, war ich draußen beim Förſter. Schon iſt der Pavillon ſo ſorglich umſtellt, daß keine Katze herauskann, vielweniger ein Menſch.

Er iſt, ſprach der Fürſt gerührt, er iſt ein vortrefflicher Jäger, Lebrecht und ein treuer Diener des fürſtlichen Hauſes. Rettet er mich aus dieſer Gefahr, ſo kann er ſicher auf eine Verdienſtmedaille rechnen, die ich ſelber erfinden und ausprägen laſſen werde, von Silber oder von

Geld, je nachdem bei der Erſtürmung des Pavillons weniger oder mehr Menſchen geblieben ſind.

Erlauben, ſprach der Jäger, erlauben Sie es, durchlauchtigſter Herr, ſo gehen wir nun gleich ans Werk. Das heißt, wir ſchlagen die Thüre des Pavillons ein, nehmen das Geſindel, das darin hauſet, gefangen und alles iſt vorüber. Ja, ja, den Kerl, der mir ſo oft entſchlüpft, der ſolch ein verfluchter Springer iſt, den verdammten Kerl, der ſich dort im Pavillon als ein ungebetener Gaſt ſelbſt einquartiert hat, den will ich ſchon faſſen, den Spitzbuben den, der Fräulein Julien turbirt hat! —

Welcher Spitzbube, fragte die Räthin Benzon in das Zimmer tretend, welcher Spitzbube hat Julien turbirt? Wovon ſprecht Ihr, guter Lebrecht? — Der Fürſt ſchritt feierlich, bedeutſam, wie jemand, dem Großes, Ungeheures begegnet, das er mit aller Stärke des Geiſtes bemüht iſt zu tragen, der Benzon entgegen. Er faßte ihre Hand, drückte ſie zärtlich und ſprach dann mit ſehr weicher Stimme: Benzon! Selbſt in der einſamſten, tiefſten Zurückgezogenheit folgt die Gefahr dem fürſtlichen Haupt! — Es iſt das Loos der Fürſten, daß alle Würde, alle Güte des Herzens, ſie nicht ſchützt vor dem feindlichen Dämon der den Neid, die Herrſchſucht entflammt in der Bruſt verrätheriſcher Vaſallen! — Benzon, die ſchwärzeſte Verrätherei hat ihr ſchlangenhaariges Meduſenhaupt erhoben gegen mich, Sie finden mich in der dringendſten Gefahr! — Aber bald iſt der Augenblick der Kataſtrophe da, dieſem Getreuen verdanke ich vielleicht bald mein Leben, meinen Thron! — Und iſt es anders beſchloſſen — nun ſo ergebe ich mich in mein Schickſal. — Ich weiß, Benzon, Sie conſerviren Ihre Geſinnungen gegen mich und ſo kann ich wie jener König in dem Trauerſpiel eines deutſchen Dichters, mit dem Prinzeſſin Hedwiga mir neulich den Thee verdarb, hochſinnig rufen: Nichts iſt verloren, denn Sie blieben mein! — Küſſen Sie mich gute Benzon! — Theures Malchen, wir ſind und bleiben die Alten! — Guter Gott, ich radottire wohl in der Seelenangſt! — Laſſen Sie uns gefaßt ſein, meine Liebe, wenn die Verräther gefangen ſind, werd ich ſie mit einem Blick vernichten. — Leibjäger, es beginne der

Angriff auf den Pavillon. — Der Leibjäger wollte ſchnell fort. Halt, rief die Benzon, was für ein Angriff? — auf welchen Pavillon?

Der Leibjäger mußte auf den Befehl des Fürſten nochmals ,über den ganzen Vorfall genauen Rappert abſtatten.

Immer mehr und mehr ſchien die Benzon durch des Leibjägers Erzählung geſpannt zu werden. Als er geendet, rief die Benzon lachend: Nun das iſt das drolligſte Mißverſtändniß, das es wohl geben mag. Ich bitte, gnädigſter Herr, daß der Förſter mit ſeinen Leuten ſogleich nach Hauſe geſchickt werde. — Es iſt von gar keiner Verſchwörung die Rede, Sie befinden ſich nicht in der mindeſten Gefahr gnädigſter Herr! — Der unbekannte Bewohner des Pavillons iſt ſchon Ihr Gefangener.

Wer, fragte der Fürſt voll Erſtaunen, wer, welcher Unglückſelige bewohnt den Pavillon ohne meine Erlaubniß? —

Es iſt, raunte die Benzon dem Fürſten ins Ohr, es iſt Prinz Hektor, der ſich im Pavillon verbirgt!

Der Fürſt prallte einige Schritte zurück, als träfe ihn plötzlich ein Schlag von unſichtbarer Hand, dann rief er: Wer? — wie? est il possible! — Benzon! träume ich? — Prinz Hektor? Des Fürſten Blicke fielen auf den Leibjäger, der ganz verblüfft den Hut in der Hand zuſammenknillte. — Jäger, ſchrie der Fürſt ihn an, Jäger! Scheer, er ſich herab, der Förſter, die Leute, ſie ſollen fort — fort nach Hauſe! kein Menſch ſoll ſich blicken laſſen! — Benzon, wandte er ſich dann zur Räthin, gute Benzon, können Sie, es Sich vorſtellen, einen Kerl, einen Spitzbuben hat Lebrecht den Prinzen Hektor genannt! — Der Unglückliche! — Doch es bleibt unter uns Benzon, es iſt ein Staatsgeheimniß. — Sagen Sie, erklären Sie mir nur, wie es geſchehen konnte, daß der Prinz vorgiebt abzureiſen, und ſich hier verſteckt, als wolle er auf Abentheuer ausgehen?

Die Benzon ſah ſich durch die Beobachtungen des Leibjägers aus großer Verlegenheit gerettet. Hatte ſie ſich vollkommen überzeugt, daß es ihrer Seits nicht rathſam, dem Fürſten die Gegenwart des Prinzen in Sieghartshof, am wenigſten aber ſeinen Anſchlag auf Julien zu entdecken, ſo konnte doch auch die Sache nicht in der Lage bleiben, die mit jeder Minute ſich für Julien, für das ganze Verhältniß das ſie, die Benzon ſelbſt, mit aller Mühe aufrecht erhielt, bedrohlicher geſtalten mußte. Jetzt, da der Leibjäger den Schlupfwinkel des Prinzen erlauſcht und dieſer Gefahr lief, auf nicht ſehr ehrenvolle Weiſe hervorgezogen zu werden, konnte, durfte ſie ihn verrathen, ohne Julia Preis zu geben. Sie erklärte alſo dem Fürſten, daß wahrſcheinlich ein Liebeszwiſt mit der Prinzeſſin Hedwiga den Prinzen vermocht, eine ſchnelle Abreiſe vorzugeben und ſich mit ſeinem treuſten Kammerdiener ganz in der Nähe der Geliebten zu verſtecken. Daß dies Beginnen etwas Romanhaftes, Abentheuerliches in ſich trage, ſei nicht zu läugnen, doch welcher Liebende habe nicht Hang zu dergleichen. Uebrigens ſei des Prinzen Kammerdiener ein ſehr eifriger Liebhaber ihrer Kamm und durch dieſe ihr das Geheimniß verrathen worden.

Ha! rief der Fürſt, dem Himmel ſei es gedankt, ſo war es der Kammerdiener und nicht der Prinz ſelbſt, der ſich zu Ihnen ins Haus ſtahl und dann durchs Fenſter ſprang in die Blumentöpfe, wie der Page Cherubim. — Mir ſtiegen ſchon allerlei unangenehme Gedanken auf. Ein Prinz und durchs Fenſter ſpringen, wie könnte ſich das wohl in aller Welt räumen!

Ei, erwiederte die Benzon ſchalkiſch lachend, ich kenne doch eine fürſtliche Perſon, die den Weg zum Fenſter heraus nicht verſchmähte, als —

Sie, unterbrach der Fürſt die Räthin, Sie alteriren mich Benzon, Sie alteriren mich ganz ungemein!" — Schweigen wir von vergangenen Dingen, überlegen wir lieber, was jetzt mit dem Prinzen anzufangen! Alle Diplomatie, alles Staatsrecht, alles Hofgeſetz holt der Teufel in dieſer verdammten Lage! — Soll ich ihn ignoriren? — ſoll ich ihn zufällig finden? — ſoll ich — ſoll ich? Alles dreht ſich in meinem Kopfe wie ein Wirbel. Das kommt davon, wenn fürſtliche Häupter ſich zu wunderlichen Romanſtreichen herabwürdigen!

Die Benzon wußte in der That nicht, wie das weitere Verhältniß mit dem Prinzen zu formen. Doch auch dieſer Verlegenheit wurde abgeholfen. Noch ehe die Räthin nehmlich dem

Fürſten antworten konnte, trat der alte Caſtellan Rupert hinein und überreichte dem Fürſten ein klein zuſammengefaltetes Billet, indem er ſchelmiſch lächelnd verſicherte, es käme von einer hohen Perſon, die er gar nicht weit von hier die Ehre hätte unter Schloß und Riegel zu bewahren. Er wußte, ſprach der Fürſt ſehr gnädig zu dem Alten, er wußte alſo Rupert, daß? — Nun ich habe ihn immer für einen ehrlichen treuen Diener meines Hauſes gehalten und er hat ſich auch jetzt als einen ſolchen bewährt, da er, wie es ſeine Pflicht war, dem Befehl meines erhabenen Eidams gehorchet. — Ich werde an ſeine Belohnung denken. Rupert dankte in den demüthigſten Ausdrücken und entfernte ſich aus dem Zimmer.

Es begiebt ſich gar oft im Leben, daß einer für beſonders ehrlich und tugendhaft gehalten wird, gerade in dem Augenblick, wenn er einen Spitzbubenſtreich begangen. Daran dachte die Benzon, die von des Prinzen böſem Anſchlage beſſer unterrichtet und überzeugt war, daß der alte heuchleriſche Rupert in das böſe Geheimniß eingeweiht.

Der Fürſt erbrach das Billet und las:

Che dolce più, che più giocondo stato
Saria, di quel d'un amoroso core?
Che viver più felice, e più beato,
Che ritrovarsi in servitù d'Amore?
Se non fosse l'huom sempre stimulato
Da quel sospetto rio, da quel timore,
Da quel martir, da quella frenesia
Da quella rabbia, detta gelosia.

In dieſen Verſen eines großen Dichters finden Sie mein Fürſt die Urſache meines geheimnißvollen Beginnens. Ich glaubte mich nicht geliebt von der, die ich anbete, die mein Leben iſt, all mein Sehnen und Hoffen, für die alle brünſtige Gluth lodert in der entflammten Bruſt. Wohl mir! — ich habe mich eines beſſern überzeugt, ich weiß ſeit wenigen Stunden, daß ich geliebt bin, und trete aus meinen Schlupfwinkel hervor. — Liebe und Glück, das ſei das Loſungswort, das mich ankündigt. — Bald begrüße ich Sie mein Fürſt! mit der Ehrfurcht des Sohnes.

Hektor.

Vielleicht iſt es dem geneigten Leſer nicht ganz unlieb, wenn der Biograph hier auf zwei

Sekunden die Geſchichte ruhen läßt und den Verſuch einer Ueberſetzung jener italiäniſchen Verſe einſchiebt. — Sie könnten ungefähr alſo lauten:

Gäb's ſüßres noch, gäbs höheres Entzücken,
Als wenn das Herz entbrannt in brünſt'ger Liebe?
Könnt' den ein ſeel'gres Himmelsloos beglücken,
Der in des mächt'gen Gottes Feſſeln bliebe?
Vermöchte nicht den Menſchen zu berücken,
Der finſtre Geiſt, Verdacht! der Furcht Getriebe,
Troſtloſe Quaal, Wahnſinns wuchernder Samen,
Der Hölle Furie, Eiferſucht ihr Namen!

Der Fürſt las das Billet zwei, dreimal ſehr aufmerkſam durch und je öfter er es las, deſto finſtrer zogen ſich die Falten auf ſeiner Stirne zuſammen. Benzon, ſprach er endlich, Benzon! was iſt das mit dem Prinzen? Verſe, italiäniſche Verſe an ein fürſtliches Haupt, an einen gekrönten Schwiegervater, ſtatt deutlicher vernünftiger Erklärung? — Was ſoll das! — Es iſt kein Verſtand darin. — Der Prinz ſcheint überſpannt zu ſein auf ganz ungebührliche Weiſe. Die Verſe ſprechen, ſo viel ich davon verſtehe, von dem Glück der Liebe und von den Quaalen der Eiferſucht. Was will der Prinz mit der

Eiferſucht, auf wen um tauſend Himmels Willen kann er hier eiferſüchtig ſein? — Sagen Sie mir gute Benzon, finden Sie in dieſem Billet des Prinzen auch nur ein Fünkchen geſunden Menſchenverſtand? —

Die Benzon entſetzte ſich über den tiefern Sinn, der in den Worten des Prinzen lag und den ſie nach dem, was ſich geſtern in ihrem Hauſe begeben, leicht errathen konnte. Zugleich mußte ſie aber die feine Wendung bewundern, die der Prinz erſonnen, um ohne weitern Anſtoß aus ſeinem Verſteck hervortreten zu dürfen. Weit entfernt, ſich auch nur leiſe darüber gegen den Fürſten zu äußern, mühte ſie ſich aber aus der Lage der Dinge ſo viel Vortheil zu ziehen als nur möglich. Kreisler und Meiſter Abraham, das waren die Perſonen, von denen ſie Verwirrung ihrer geheimen Pläne befürchtete und gegen dieſe glaubte ſie jede Waffe brauchen zu müſſen, die ihr der Zufall in die Hand ſpielte. Sie erinnerte den Fürſten daran, was ſie ihm über die Leidenſchaft geſagt hatte, die in der Prinzeſſin Bruſt empor gelodert. Dem Scharfblick des Prinzen, führte ſie ferner an, könne die Stimgung der Prinzeſſin eben ſo wenig entgangen ſein, als Kreislers ſeltſames überſpanntes Betragen ihm Anlaß genug gegeben haben müſſe, irgend ein wahnſinniges Verhältniß zwiſchen beiden zu vermuthen. So ſei hinlänglich erklärt, warum der Prinz den Kreisler auf den Tod verfolgt, warum er, da er den Kreisler getödtet zu haben geglaubt, dem Schmerz, der Verzweiflung der Prinzeſſin aus dem Wege gegangen, dann aber, als er von Kreislers Leben unterrichtet, von Liebe und Sehnſucht getrieben zurückgekehrt ſei und die Prinzeſſin heimlich beobachtet habe. Niemanden anders als Kreislern habe daher die Eiferſucht gegolten, von der die Verſe des Prinzen ſprächen und es ſei um ſo nöthiger und rathſamer, dem Kreisler forthin keinen Aufenthalt in Sieghartshof zu geſtatten, als er mit dem Meiſter Abraham ein gegen alle Verhältniſſe des Hofes gerichtetes Complot geſchmiedet zu haben ſcheine.

Benzon, ſprach der Fürſt ſehr ernſthaft, Benzon, ich habe darüber nachgedacht, was Sie mir über die unwürdige Neigung der Prinzeſſin geſagt haben und glaube jetzt von allem auch nicht ein Wort. Fürſtliches Blut wallt in den Adern der Prinzeſſin. —

Glauben Sie, fuhr die Benzon heftig auf, indem ſie bis unter die Augen erröthete, glauben Sie, gnädigſter Herr, daß das fürſtliche Weib über den Pulsſchlag, über die innere Ader des Lebens gebieten könne wie kein anderes?

Sie ſind, ſprach der Fürſt verdrießlich, Sie ſind heute in ſehr ſeltſamer Stimmung, Räthin! — Ich wiederhole es, entſtand in dem Herzen der Prinzeſſin irgend eine abgeſchmackte Leidenſchaft, ſo war das nur ein krankhafter Zufall — ein Krampf ſo zu ſagen — ſie leidet ja an Spasmen — von dem ſie ſich ſehr bald ganz erholt haben würde. Was aber den Kreisler betrifft, ſo iſt das ein ganz amüſanter Menſch, dem nur gehörige Kultur fehlt. Ich kann ihm gar nicht ſolche übermüthige Keckheit zutrauen, ſich der Prinzeſſin annähern zu wollen. Keck iſt er, aber auf ganz andere Weiſe. Glauben Sie wohl, Benzon, daß nach ſeiner wunderlichen Art gerade eine Prinzeſſin bei ihm gar kein Glück machen würde, ſollt' es denkbar ſein, daß eine dergleichen hohe Perſon ſich herablaſſen könnte, in ihn verliebt zu werden. Denn — Benzon, entre nous soit dit — er macht ſich gar nicht ſonderlich viel aus uns hohen Häuptern und das iſt eben die lächerliche abgeſchmackte Thorheit, die ihn unfähig macht am Hofe zu verweilen. Mag er daher entfernt bleiben; kehrt er aber zurück, ſo ſei er mir herzlich willkommen. Denn nicht genug, daß er denn doch, wie ich vom Meiſter Abraham — ja den Meiſter Abraham, den laſſen Sie mir aus dem Spiele, Benzon, die Complotte die er geſchmiedet, haben immer zum Wohl des fürſtlichen Hauſes gereicht. — Wie ich doch ſagen wollte! Ja! — Nicht genug, daß der Kapellmeiſter, wie mir Meiſter Abraham geſagt, fliehen müſſen auf ungebührliche Weiſe, unerachtet er von mir freundlich aufgenommen, ſo iſt und bleibt er ein ganz geſcheuter Menſch der mich amüſirt trotz ſeines närriſchen Weſens et cela suffit!

Die Räthin erſtarrte vor innerer Wuth, ſich ſo kalt abgefertigt zu ſehen. Ohne es zu ahnen war ſie, als ſie fröhlich den Strom hinabſchwimmen wollte, auf eine verborgene Klippe geſtoßen. —

Es entſtand auf dem Schloßhofe ein großes

Geräuſch. Eine lange Reihe Wagen raſſelte heran, begleitet von einem ſtarken Commando Großherzoglicher Huſaren. Der Oberhofmarſchall, der Präſident, die Räthe des Fürſten, mehrere von der vornehmen Welt aus Siegbartsweiler ſtiegen aus. Dorthin war die Nachricht gekommen, daß in Siegbartshof eine wider das Leben des Fürſten gerichtete Revolution ausgebrochen und nun kamen die Getreuen nebſt andern Verehrern des Hofes, ſich um die Perſon des Fürſten zu ſtellen und brachten die Vertheidiger des Vaterlandes mit, die ſie ſich vom Gouverneur mit vieler Mühe erbeten.

Vor lauter Betheurungen der Verſammelten, daß ſie Leib und Leben für den gnädigſten Herrn zu opfern bereit wären, kam der Fürſt gar nicht zu Worte. Eben wollt' er endlich beginnen als der Offizier, der das Commando führte hineintrat und den Fürſten nach dem Operations-Plan fragte.

Es liegt in der menſchlichen Natur, daß wenn die Gefahr die uns Furcht einjagte, ſich vor unſern Augen auflöſt in einen eitlen nichtigen Popanz, uns dies immer mit großem Unmuth erfüllt. Der Gedanke der wirklichen Gefahr glücklich entgangen zu ſein, nicht, daß gar keine vorhanden, erregt uns Freude.

So geſchah es denn auch, daß der Fürſt ſeinen Unmuth, ſeinen Verdruß über den unnöthigen Tumult kaum unterdrücken konnte.

Daß der ganze Lärm über ein Stelldichein eines Kammerdieners mit einer Zofe, über die romanhafte Eiferſüchtelei eines verliebten Prinzen entſtanden, ſollte, konnte er das ſagen? Er ſann hin und her, die ahnungsvolle Stille im Saal, nur unterbrochen von dem muthigen Sieg verſprechenden Wiehern der Huſarenpferde die draußen hielten, drückte ihn bleiern nieder.

Endlich räusperte er ſich und begann ſehr pathetiſch: Meine Herren! Die wunderbare Fügung des Himmels — Was wollen Sie mon ami?

Mit dieſer an den Hofmarſchall gerichteten Frage unterbrach der Fürſt ſich ſelbſt. Wirklich hatte der Hofmarſchall ſich mehrmals gebückt und durch Blicke zu verſtehen gegeben, daß er was wichtiges zu hinterbringen. Es kam heraus, daß ſo eben ſich Prinz Hektor melden laſſen.

Des Fürſten Geſicht heiterte ſich auf, er ſah, daß er über die vermeintliche Gefahr in der ſein Thron geſchwebt, ſehr kurz ſein und die ehrwürdige Verſammlung wie mit einem Zauberſchlage in eine Bewillkommungs-Cour umſetzen könne. Er that dies! —

Nicht lange dauerte es ſo trat Prinz Hektor hinein, in Galla-Uniform glänzend gekleidet, ſchön, kräftig, ſtolz wie der fernhintreffende Götter-Jüngling. Der Fürſt machte ein Paar Schritte vorwärts Ihm entgegen, fuhr aber auch gleich zurück als träfe ihn der Blitz. Dicht hinter dem Prinzen Hektor her ſprang Prinz Ignatius in den Saal. Der fürſtliche Herr wurde leider mit jedem Tage dämiſcher und abgeſchmackter. Die Huſaren auf dem Schloßhofe mußten ihm ganz ausnehmend gefallen haben, denn er hatte einen Huſaren vermocht ihm Säbel, Taſche und Tſchacko zu geben und ſich in dieſe Herrlichkeiten geputzt. — So kurbettirte er, als ſäße er zu Pferde, in kurzen Sprüngen mit dem blanken Säbel in der Fauſt im Saal umher, indem er die eiſerne Scheide tüchtig auf dem Boden nachklirren ließ und lachte und kicherte dabei ganz ungemein anmuthig. Partez — decampez! — Allez vous en — tout de suite. So rief der Fürſt mit glühenden Augen und donnernder Stimme dem erſchrockenen Ignatz entgegen, der ſich ganz geſchwind davon machte.

Keiner von den Anweſenden hatte ſo wenig Takt, den Prinzen Ignatz, die ganze Szene zu bemerken. —

Der Fürſt im vollſten Sonnenglanz der vorigen Milde und Freundlichkeit, ſprach nun mit dem Prinzen einige Worte und dann gingen beide, der Fürſt und der Prinz im Kreiſe der Verſammelten umher und redeten mit dieſem, jenem ein Paar Worte. Die Cour war beendigt, d. h. die geiſtreichen, tiefſinnigen Redensarten, deren man ſich bei ſolcher Gelegenheit zu bedienen pflegt, waren gehörig verſpendet und der Fürſt begab ſich mit dem Prinzen in die Gemächer der Fürſtin, dann aber, da der Prinz darauf beſtand, die geliebte Braut zu überraſchen, in das Gemach der Prinzeſſin. Sie fanden Julia bei ihr. —

Mit der Haſt des feurigſten Liebhabers flog der Prinz hin zur Prinzeſſin, drückte ihre Hand hundertmal zärtlich an die Lippen, ſchwur, daß er nur in dem Gedanken an ſie gelebt, daß ein unglückliches Mißverſtändniß ihm die Quaalen der Hölle bereitet, daß er die Trennung von der, die er anbete, nicht länger ertragen könne, daß nun ihm alle Seligkeit des Himmels aufgegangen. —

Hedwiga empfing den Prinzen mit unbefangener Heiterkeit, die ihr ſonſt eben nicht eigen. Sie begegnete den zärtlichen Liebkoſungen des Prinzen gerade ſo, wie es eine Braut wohl thun mag, ohne ſich im Voraus zu viel zu vergeben; ja ſie verſchmähte es nicht dem Prinzen mit ſeinem Verſteck ein wenig aufzuziehn und zu verſichern, daß ſie keine Verwandlung hübſcher und anmuthiger ſich denken könne, als die eines Haubenſtocks in einen Prinzenkopf. Denn für einen Haubenſtock habe ſie den Kopf gehalten, der ſich in dem Giebelfeſter des Pavillons blicken laſſen. Dies gab Anlaß zu allerlei artigen Neckereien des glücklichen Paars, die ſelbſt den Fürſten zu ergötzen ſchienen. Nun glaubte er den großen Irrthum der Benzon Rückſichts des Kreisler erſt recht einzuſehen, da nach ſeiner Meinung Hedwiga's Liebe zu dem ſchönſten der Männer ſich deutlich genug ausſprach. Geiſt und Körper der

Prinzeſſin ſchienen in der ſeltenen hohen Blüthe zu ſtehen, wie ſie glücklichen Bräuten ganz beſonders eigen. — Gerade entgegengeſetzt verhielt es ſich mit Julien. So wie ſie den Prinzen erblickte, bebte ſie zuſammen von innerm Schauer erfaßt. Blaß wie der Tod ſtand ſie da mit tief zu Boden geſenkten Augen, keiner Bewegung mächtig, kaum fähig, ſich aufrecht zu erhalten. —

Nach einer guten Weile wandte ſich der Prinz zu Julien mit den Worten: Fräulein Benzon, wenn ich nicht irre?

Eine Freundin der Prinzeſſin von der früheſten Kindheit her, gleichſam ein Schweſtern-Paar! — Während der Fürſt dieſe Worte ſprach, hatte der Prinz Julia's Hand gefaßt und ihr leiſe, leiſe zugehaucht: Nur Du biſt's, die ich meine! — Julia ſchwankte, Thränen der bitterſten Angſt drängten ſich unter den Wimpern hervor; ſie wäre niedergeſtürzt, hätte die Prinzeſſin nicht ſchnell einen Seſſel herbeigeſchoben.

Julia, ſprach die Prinzeſſin leiſe, indem ſie ſich über die Aermſte hinüberbeugte, Julia, faſſe dich doch nur! — Ahneſt du denn nicht den harten Kampf den ich kämpfe. — Der Fürſt öff nete die Thüre und rief nach Eau de Luce. Solches, ſprach der ihm entgegentretende Meiſter Abraham, ſolches führe ich nicht bei mir, aber guten Aether. Iſt Jemand ohnmächtig geworden? — Aether hilft auch!

So kommt, erwiederte der Fürſt, ſo kommt ſchnell hinein, Meiſter Abraham und helft Fräulein Julien.

Doch ſo wie Meiſter Abraham in den Saal trat, ſollte ſich das Unerwartete begeben.

Geiſterbleich ſtarrte Prinz Hektor den Meiſter an, ſein Haar ſchien ſich zu ſträuben, kalter Angſtſchweiß ihm auf der Stirne zu ſtehen. Einen Schritt vorwärts, den Leib zurückgebogen, die Arme dem Meiſter entgegengeſtreckt, war er dem Meakbeth zu vergleichen, wenn plötzlich Banko's entſetzliches blutiges Geſpenſt den leeren Platz der Tafel füllt. — Ruhig holte der Meiſter ſein Fläſchchen hervor und wollte ſich Julien nahen.

Da war es, als ermanne ſich der Prinz wieder zum Leben. Severino, ſeid Ihr's ſelbſt? — So rief der Prinz mit dem dumpfen Ton des tiefſten Entſetzens. Allerdings, erwiederte

Meiſter Abraham, ohne im mindeſten aus ſeiner Ruhe zu kommen, ohne nur die Miene zu verändern, allerdings. Es iſt mir lieb, daß Ihr Euch meiner erinnert, gnädigſter Herr; ich hatte die Ehre Euch vor etlichen Jahren in Neapel einen kleinen Dienſt zu erzeugen.

Der Meiſter trat noch einen Schritt vorwärts, da faßte ihn der Prinz beim Arm, zog ihn mit Gewalt auf die Seite und nun erfolgte ein kurzes Geſpräch, von dem niemand der im Saal befindlichen etwas verſtand, da es zu ſchnell und im neapolitaniſchen Dialekt geführt wurde.

Severino! — wie kam der Menſch zu dem Bildniß?

Ich gab es ihm zur Schutzwehr gegen Euch.

Weiß er?

Nein!

Werdet Ihr ſchweigen?

Zur Zeit — ja!

Severino! — Alle Teufel ſind mir auf den Hals gehetzt! — Was nennt Ihr zur Zeit?

So lange Ihr artig ſeid und den Kreisler in Ruhe laßt und auch jene da! —

— Nun ließ der Prinz den Meiſter los

und trat an ein Fenſter. — Julia hatte ſich indeſſen erholt. Mit dem unbeſchreiblichen Ausdruck herzzerreißender Wehmuth den Meiſter Abraham anſchauend, lispelte ſie mehr als daß ſie ſprach: O mein guter lieber Meiſter, Ihr könnt mich wohl retten! — Nicht wahr Ihr gebietet über ſo manches? — Eure Wiſſenſchaft kann noch alles zum Guten lenken! — Der Meiſter gewahrte in Julia's Worten den wunderbarſten Zuſammenhang mit jenen Geſpräch, als habe ſie in der höhern Erkenntniß des Traums alles verſtanden und wiſſe um das ganze Geheimniß!

Du biſt, ſprach der Meiſter Julien leiſe ins Ohr, du biſt ein frommer Engel und darum hat der finſtre Höllengeiſt der Sünde keine Macht über Dich. Vertraue dich mir ganz; fürchte nichts und faſſe dich mit aller Kraft des Geiſtes. — Denke auch an unſern Johannes.

Ach, rief Julia ſchmerzlich, ach Johannes! — er kehrt zurück, nicht wahr Meiſter? ich werde ihn wiederſehen!

Gewiß, erwiederte der Meiſter und legte den Finger auf den Mund; Julia verſtand ihn. —

Der Prinz mühte ſich unbefangen zu ſcheinen; er erzählte, daß der Mann, den man hier, wie er vernehme Meiſter Abraham nenne, vor mehreren Jahren in Neapel Zeuge einer ſehr tragiſchen Begebenheit geweſen ſei, in die er der Prinz ſelbſt verflochten, wie er geſtehen müſſe. — Dieſe Begebenheit zu erzählen ſei jetzt nicht an der Zeit, doch wolle er künftig damit nicht zurückhalten. —

Der Sturm im Innern war zu heftig, als daß ſein Toſen nicht auf der Oberfläche hätte ſichtbar ſein ſollen, und ſo ſtimmte des Prinzen verſtörtes Antlitz, dem jeder Blutstropfen entſchwunden ſchien, ſehr ſchlecht überein mit dem gleichgültigen Geſpräch, zu dem er ſich nun zwang um nur über den kritiſchen Moment hinwegzukommen. Beſſer als dem Prinzen gelang es der Prinzeſſin die Spannung des Augenblicks zu beſiegen. Mit der Ironie, die ſelbſt den Argwohn, die Verbittrung verflüchtigt zum feinſten Hohn, neckte Hedwiga den Prinzen umher in dem Labyrinth ſeiner eignen Gedanken. Er, der gewandteſte Weltmann, noch mehr, ausgerüſtet mit allen Waffen einer Ruchloſigkeit, die alles Wahrhafte, jede Geſtaltung des Lebens vernichtet, vermochte nicht dieſem ſeltſamen Weſen zu widerſtehen. Je lebhafter Hedwiga ſprach, je feuriger und zündender die Blitze des geiſtreichſten Spottes einſchlugen, deſto verwirrter, beängſtigter ſchien ſich der Prinz zu fühlen, bis dies Gefühl zum Unerträglichen ſtieg und er ſich ſchnell entfernte.

Dem Fürſten geſchah das, was ihm bei ſolchen Anſtößen jedesmal zu geſchehen pflegte; er wußte gar nicht, was er von dem Allem denken ſollte. Er begnügte ſich mit einigen franzöſiſchen Brocken ohne ſonderliche Bedeutung, die er dem Prinzen zuwarf und die dieſer mit eben ſolchen erwiederte.

Der Prinz war ſchon zur Thüre heraus, als Hedwiga plötzlich im ganzen Weſen verändert zum Fußboden niederſtarrte und mit einem ſeltſamen das Herz durchſchneidenden Ton laut rief: Ich ſehe die blutige Spur des Mörders! — Dann ſchien ſie aus dem Traum zu erwachen, drückte Julien ſtürmiſch an ihre Bruſt und lispelte ihr zu: Kind, mein armes Kind, laß dich nicht bethören!

Geheimniſſe, ſprach der Fürſt verdrießlich, Geheimniſſe, Einbildungen, Albernheiten, Romanenſtreiche! Ma foi, ich kenne meinen Hof nicht mehr! — Meiſter Abraham! Ihr bringt meine Uhren in Ordnung wenn ſie nicht richtig gehen, ich wollt' Ihr könntet hier nachſehen, was für Schaden das Räderwerk genommen, das ſonſt niemals ſtockte. — Doch was iſt das mit dem Severino?

Unter dieſem Namen, erwiederte der Meiſter, ließ ich in Neapel meine optiſche und mechaniſche Kunſtſtücke ſehen.

So — ſo, ſprach der Fürſt, ſah den Meiſter ſtarr an als ſchwebe ihm eine Frage auf den Lippen, drehte ſich aber dann ſchnell um und verließ ſchweigend das Zimmer. —

Man hatte geglaubt, die Benzon befinde ſich bei der Fürſtin, dem war aber nicht ſo, ſie hatte ſich in ihre Wohnung begeben.

Julia ſehnte ſich nach der freien Luft; der Meiſter führte ſie in den Park und luſtwandelnd durch die halb entlaubten Gänge ſprachen ſie von Kreisler und ſeinem Auffenthalt in der Abtei. Sie waren an das Fiſcherhäuschen gekommen. Julia trat hinein, um ſich zu erholen;

Kreislers Brief lag auf dem Tiſch, der Meiſter meinte, es ſei gar nichts darin, das Julia Scheu tragen dürfe zu erfahren.

Während Julia den Brief geleſen, hatten ſich ihre Wangen höher gefärbt und ſanftes Feuer, Abglanz des erheiterten Gemüths, ſtrahlte aus ihren Augen.

Siehſt du, ſprach der Meiſter freundlich, ſiehſt du wohl, mein liebes Kind, wie der gute Geiſt meines Johannes auch aus der Ferne tröſtend zu dir ſpricht? Was haſt du von bedrohlichen Anſchlägen zu fürchten, wenn Standhaftigkeit, Liebe und Muth dich ſchützen vor den Böſen, die dir nachſtellen.

Barmherziger Himmel, rief Julia mit emporgerichteten Blick, ſchütze mich nur vor mir ſelber! Sie erbebte wie im jähen Schreck über die Worte die ſie Willenlos ausgeſtoßen. Halb ohnmächtig ſank ſie in den Seſſel und bedeckte mit beiden Händen ihr glühendes Antlitz.

Ich verſtehe, ſprach der Meiſter, ich verſtehe dich nicht Mädchen, du verſtehſt dich vielleicht ſelbſt nicht und darum magſt du dein eignes Innres recht auf den Grund erforſchen und dir nichts etwa verſchweigen aus weichlicher Schonung. —

Der Meiſter überließ Julien dem tiefen Nachſinnen, in das ſie verſunken und ſchaute mit übereinander geſchlagenen Armen hinauf zu der geheimnißvollen Glaskugel. — Da ſchwoll ihm die Bruſt vor Sehnſucht und wunderbarer Ahnung.

Dich, ſprach er, dich muß ich ja fragen, mit dir muß ich mich ja berathen, mit dir, du meines Lebens ſchönes, herrliches Geheimniß! Schweige nicht, laß deine Stimme hören! — Du weißt es ja, niemals war ich ein gemeiner Menſch, unerachtet mich manche dafür hielten. Denn in mir glühte alle Liebe, die der ewige Weltgeiſt ſelbſt iſt und der Funke glimmte in meiner Bruſt, den der Hauch deines Weſens anfachte zur hellen fröhlichen Flamme! — Glaube nicht, Chiara, daß dieß Herz darum, weil es älter worden, vereiſet iſt und nicht mehr ſo raſch zu ſchlagen vermag als damals, da ich dich dem unmenſchlichen Severino entriß; glaube nicht daß ich jetzt weniger deiner werth geworden, als ich es damals war da du ſelbſt mich aufſuchteſt! — Ja! — laß nur deine Stimme hören und ich will mit der Haſt des Jünglings dem Ton ſo lange nachrennen, bis ich dich gefunden, und dann wohnen wir wieder zuſammen und treiben in zauberiſcher Gemeinſchaft die höhere Magie, welche alle Menſchen, ſelbſt die allergemeinſten nothgedrungen erkennen ohne daran zu glauben. — Und wandelſt du nicht mehr leiblich hier auf Erden, ſpricht deine Stimme aus der Geiſterwelt zu mir herab, ſo bin ich auch damit zufrieden und werde auch denn wohl noch ein tüchtigerer Kerl, als ich jemals geweſen. — Doch nein nein! — Wie lauteten die tröſtenden Worte die du zu mir ſprachſt?

Nicht erfaßt der bleiche Tod
Die im Herzen Liebe tragen,
Dem glänzt noch das Abendroth,
Der am Morgen wollt' verzagen!

Meiſter, rief Julia, die ſich aus dem Seſſel erhoben, und dem Alten in tiefem Erſtaunen zugehorcht hatte, Meiſter! mit wem redet Ihr? was wollt Ihr beginnen? — Ihr nanntet den Namen: Severino, güt'ger Himmel! redete der Prinz, als er ſich von ſeinem Entſetzen erholt hatte, Euch nicht ſelbſt an mit dieſem Namen? Welches furchtbare Geheimniß liegt hier verborgen?

Der Alte kam bei dieſen Worten Julia's augenblicklich aus dem erhöhten Zuſtande zurück und auf ſeinem Geſicht verbreitete ſich, wie es ſchon lange nicht mehr geſchehen, jene ſeltſame beinahe grinſende Freundlichkeit, die mit ſeinem übrigens treuherzigen Weſen in dem wunderlichſten Zwieſpalt ſtand und ſeine ganze Erſcheinung den Anſtrich einer etwas unheimlichen Karrikatur gab.

Mein ſchönes Fräulein, ſprach er mit dem grellen Ton, in dem aufſchneideriſche Geheimnißkrämer gewöhnlich ihre Wunder anzupreiſen pflegen, mein ſchönes Fräulein, nur ein wenig Geduld, ich werde bald die Ehre haben Ihnen hier im Fiſcherhäuschen die allerwunderbarſten Dinge zu zeigen. — Dieſe tanzenden Männlein, dieſer kleine Türke, welcher weiß wie alt jeder in der Geſellſchaft iſt, dieſe Automate, dieſe Palingeneſien, dieſe deformirten Bilder, dieſe optiſchen Spiegel — alles hübſches magiſches Spielzeug, aber das beſte fehlt mir noch. Mein unſichtbares Mädchen iſt da! — Bemerken Sie, dort oben ſitzt ſie bereits in der Glaskugel. Sie ſpricht aber noch nicht, ſie iſt noch müde von der weiten Reiſe, denn ſie kommt gerades Weges aus dem fernen Indien. — In einigen Tagen, mein ſchönes Fräulein, kommt meine Unſichtbare und dann wollen wir ſie befragen wegen des Prinzen Hektor, wegen Severino und andern Begebniſſen der Vergangenheit und Zukunft! — Für jetzt nur etwas weniges ſchlichtes Amüſement.

Damit ſprang der Meiſter mit der Schnelle und Lebendigkeit eines Jünglings im Zimmer umher, zog die Maſchienen an, ordnete die magiſchen Spiegel. Und in allen Winkeln wurde es rege und lebendig, die Automaten ſchritten daher und drehten die Köpfe und ein künſtlicher Hahn ſchlug mit den Flügeln und krähte, während Papageien gellend dazwiſchen kreiſchten und Julia ſelbſt und der Meiſter ſtanden drauſſen ſo gut wie im Zimmer. Julien wollte, unerachtet ſie an dergleichen Poſſen genugſam gewöhnt, dennoch bei der ſeltſamen Stimmung des Meiſters, ein Grauen anwandeln. Meiſter, ſprach ſie ganz erſchrocken, Meiſter, was iſt Euch widerfahren?

Kind, erwiederte der Meiſter in ſeiner ernſten Manier, Kind etwas ſchönes und wunderbares, aber es taugt nicht recht, daß du es erfährſt. Doch! — Laß die lebendigtodten Dinger hier ihre Faxen ausſpielen, während ich dir von manchem ſo viel vertraue, als dir zu wiſſen nöthig und nützlich. — Meine liebe Julia, deine eigne Mutter hat dir ihr mütterliches Herz verſchloſſen, ich will es dir öffnen, daß du hinein zu blicken, daß du die Gefahr in der du ſchwebſt zu erkennen und dich ihr zu entziehen vermagſt. — Erfahre alſo fürs erſte ohne weitere Umſchweife, daß deine Mutter nichts geringeres feſt in ihrem Sinn beſchloſſen hat, als dich — —

(M. f. f.) — es indeſſen lieber bleiben laſſen. — Katerjüngling, ſei beſcheiden wie ich, und nicht gleich überall bei der Hand mit deinen Verſen, wenn die ſchlichte ehrliche Proſa hinreicht, deine Gedanken auszuſpinnen. — Verſe ſollen in dem in Proſa geſchriebenen Buche das leiſten was der Speck in der Wurſt, nehmlich hin und wieder in kleinen Stückchen eingeſtreut, dem ganzen Gemengſel mehr Glanz der Fettigkeit, mehr ſüße Anmuth des Geſchmacks verleihen. Ich fürchte nicht, daß dichteriſche Collegen dies Gleichniß zu gemein und unedel finden werden, da es von unſrer Lieblingsſpeiſe entnommen und in der That manchmal ein guter Vers einem mittelmäßigen Roman eben ſo dienlich ſein kann, als ein fetter Speck einer magern Wurſt. Ich ſage das als ein Kater von äſtethiſcher Bildung und Erfahrung. — So ſehr es nach meinen bisherigen philoſophiſchen und moraliſchen Grundſätzen Ponto's ganzes Verhältniß, ſeine Lebensweiſe, ſeine Art ſich in der Gunſt des Herrn zu erhalten mir unwürdig, ja ein wenig miſerabel vorkommen mochte, doch hatte mich ſein ungezwungener Anſtand, ſeine Eleganz, ſeine anmuthige Leichtigkeit im ſozialen Umgange gar ſehr beſtochen. Mit aller Gewalt wollte ich mich ſelbſt überreden, daß ich bei meiner wiſſenſchaftlichen Bildung, bei meinem Ernſt in allem Thun und Treiben auf einer viel höheren Stufe ſtehe als der unwiſſende Ponto, der nur hier und da etwas von den Wiſſenſchaften aufgeſchnappt. Ein gewiſſes gar nicht zu unterdrückendes Gefühl ſagte mir aber ganz unverholen, daß Ponto überall mich in den Schatten ſtellen würde; ich fühlte mich gedrungen einen vornehmern Stand anzuerkennen und den Pudel Ponto zu dieſem Stande zu rechnen. —

Ein genialer Kopf wie der meinige hat bei jedem Anlaß, bei jeder Lebenserfahrung immer ſeine beſonderen eigenthümlichen Gedanken und ſo gerieth ich auch, meine innere Seelenſtimmung, mein ganzes Verhältniß mit Ponto wohl überlegend, in allerlei ſehr artige Betrachtungen die der ferneren Mittheilung wohl werth ſind. — Wie kommt es, ſprach ich zu mir ſelbſt indem ich ſinnig die Pfote an die Stirn legte, wie kommt es, daß große Dichter, große Philoſophen ſonſt geiſtreich, Lebensweiſe, ſich im ſozialen Verhältniß mit der ſogenannten vornehmeren Welt ſo unbehülflich zeigen? Sie ſtehen jederzeit da, wo ſie eben in dem Augenblick nicht hingehören, ſie ſprechen wenn ſie gerade ſchweigen ſollten, und ſchweigen umgekehrt da, wo gerade Worte nöthig, ſie ſtoßen in, der Form der Geſellſchaft, wie ſie ſich nun eben geſtaltet hat, entgegengeſetztem Streben überall an und verletzen ſich

ſelbſt

ſelbſt und andere; genug ſie gleichen dem, der, wenn eben eine ganze Reihe muntrer Spaziergänger einträchtig hinauswandelt, ſich allein zum Thore hineindrängt und nun mit Ungeſtüm ſeinen Weg verfolgend dieſe ganze Reihe verſtört. Man ſchreibt, ich weiß es, dies dem Mangel geſellſchaftlicher Cultur zu, die am Schreibtiſche nicht zu erlangen, ich meine indeſſen, daß dieſe Cultur gar leicht zu erlangen ſein, und daß jene unbeſiegbare Unbehülflichkeit wohl noch einen andern Grund haben müſſe. — Der große Dichter oder Philoſoph müßte es nicht ſein, wenn er ſeine geiſtige Ueberlegenheit nicht fühlen ſollte; aber eben ſo müßte er nicht das jedem geiſtreichen Menſchen eigne tiefe Gefühl beſitzen um nicht einzuſehen, daß jene Ueberlegenheit deshalb nicht anerkannt werden darf, weil ſie das Gleichgewicht aufhebt, das ſtets zu erhalten die Haupt-Tendenz der ſogenannten vornehmeren Geſellſchaft iſt. Jede Stimme darf nur eingreifen in den vollkommenen Akkord des Ganzen aber des Dichters Ton diſſonirt, und iſt, kann er unter andern Umſtänden auch ein ſehr guter ſein, dennoch in dem Augenblick ein ſchlechter Ton, weil er nicht zum Ganzen paßt. — Der gute Ton beſteht aber ſo wie der gute Geſchmack in der Unterlaſſung alles Ungehörigen. Nun meine ich ferner, daß der Unmuth, der ſich aus dem widerſprechenden Gefühl der Ueberlegenheit und der ungehörigen Erſcheinung, bildet, den in dieſer ſozialen Welt unerfahrnen Dichter oder Philoſophen, hindert, das Ganze zu erkennen und darüber zu ſchweben. Es iſt nöthig, daß er in dem Augenblick ſeine innere geiſtige Ueberlegenheit nicht zu hoch anſchlage und unterläßt er dies, ſo wird er auch die ſogenannte höhere geſellſchaftliche Cultur, die auf nichts anders hinausläuft als auf das Bemühen, alle Ecken, Spitzen wegzuhobeln, alle Phiſiognomien zu einer einzigen zu geſtalten die eben deshalb aufhört eine zu ſein, nicht zu hoch anſchlagen. Dann wird er, verlaſſen von jenem Unmuth, unbefangen, das innerſte Weſen dieſer Cultur und die armſeligen Prämiſſen, worauf ſie beruhet, leicht erkennen und ſchon durch die Erkenntniß ſich einbürgern in die ſeltſame Welt, welche eben dieſe Cultur als unerläßlich fordert. — Auf eigne Weiſe verhält es ſich mit den Künſtlern, die, ſo wie Dichter, Schriftſteller, der Vornehme hie und da in ſeine Zirkel ladet, um der guten Sitte nach auf eine Art von Mäzenat Anſpruch machen zu können. Dieſen Künſtlern klebt leider gewöhnlich etwas vom Handwerk an und deshalb ſind ſie entweder demüthig bis zur Kriecherei oder ungezogen bis zur Bengelhaftigkeit.

(Anmerk. des Herausgeb: — Murr, es thut mir leid, daß du dich ſo oft mit fremden Federn ſchmückſt. Du wirſt, wie ich mit Recht befürchten muß, dadurch bei den geneigten Leſern merklich verlieren. — Kommen alle dieſe Betrachtungen mit denen du dich ſo brüſteſt nicht gerade hin aus dem Munde des Kapellmeiſters Johannes Kreisler und iſt es überhaupt möglich, daß du ſolche Lebensweisheit ſammeln konnteſt, um eines menſchlichen Schriftſtellers Gemüth, das wunderlichſte Ding auf Erden, ſo tief zu durchſchauen!)

Warum, dacht ich ferner, ſollt es aber einem geiſtreichen Kater, iſt er auch Dichter, Schriftſteller, Künſtler, nicht gelingen können, ſich zu jener Erkenntniß der höhern Cultur in ihrer ganzen Bedeutſamkeit hinaufzuſchwingen und ſie ſelbſt zu üben mit aller Schönheit und Anmuth der äußern Erſcheinung? — Hat denn die Natur dem Geſchlecht der Hunde allein den Vorzug jener Cultur gegönnt? Sind wir Kater, was Tracht, Lebensweiſe, Art und Gewohnheit betrifft auch etwas von dem ſtolzen Geſchlecht verſchieden, ſo haben wir doch eben ſo gut Fleiſch und Blut, Körper und Geiſt, und am Ende können es die Hunde auch gar nicht anders anfangen als wir, ihr Leben fortzuſetzen. Auch Hunde müßen eſſen, trinken, ſchlafen u. ſ. w. und es thut ihnen weh, wenn ſie geprügelt werden. — Was weiter! — ich beſchloß mich dem Unterricht meines jungen vornehmen Freundes, des Pudels Ponto hinzugeben und ganz mit mir einig, begab ich mich zurück in meines Meiſters Zimmer; ein Blick in den Spiegel überzeugte mich, daß der bloße ernſte Wille nach höherer Cultur zu ſtreben, ſchon vortheilhaft auf meine äußere Haltung gewirkt. — Ich betrachtete mich mit dem innigſten Wohlgefallen. — Giebt es einen behaglichern Zuſtand, als wenn man mit ſich ſelbſt ganz zufrieden iſt? — Ich ſpann! —

Andern Tages begnügte ich mich nicht damit, vor der Thüre zu ſitzen, ich luſtwandelte die Straße herab, da erblickte ich in der Ferne den Herrn Baron Alzibiades von Wipp, und hinter ihm her ſprang mein munterer Freund Ponto. Gelegeneres konnte mir nichts kommen; ich nahm mich ſo viel wie möglich in Anſtand und Würde zuſammen und näherte mich dem Freund mit jener unnachahmlichen Grazie die, unſchätzbares Geſchenk der gütigen Natur, keine Kunſt zu lehren vermag. — Doch! — entſetzlich! Was mußte geſchehen! — So wie mich der Baron gewahrte, blieb er ſtehen und betrachtete mich ſehr aufmerkſam durch die Lorgnette, dann rief er aber: Allons — Ponto! Huß — Huß — Katz! Katz! — Und Ponto, der falſche Freund ſprang in voller Furie auf mich los! — Entſetzt, aus aller Faſſung gebracht durch den ſchändlichen Verrath, war ich keines Widerſtandes fähig, ſondern duckte mich ſo tief nieder als ich konnte, um Pontos ſcharfen Zähnen zu entgehen, die er mir knurrend zeigte. Ponto ſprang aber mehrmals über mich hinweg ohne mich zu faſſen, und flüſterte mir in die Ohren: Murr! Sei doch kein Thor und fürchte dich etwa! — du ſiehſt ja, daß es kein

Ernſt iſt, ich thue das nur meinem Herrn zu Gefallen! Nun wiederholte Ponto ſeine Sprünge und that ſogar, als packe er mich bei den Ohren ohne mir indeſſen im mindeſten wehe zu thun. Jetzt, raunte mir Ponto endlich zu, jezt trolle dich ab, Freund Murr! dort hinein ins Kellerloch! — Ich ließ mir das nicht zweimal ſagen, ſondern fuhr ſchnell davon, wie der Blitz. — Unerachtet der Verſicherung Ponto's, mir keinen Schaden zuzufügen, war mir doch nicht wenig bange, denn wiſſen kann man in ſolchen kritiſchen Fällen immer nicht recht, ob die Freundſchaft ſtark genug ſein wird, das angebohrne Naturel zu beſiegen. —

Als ich hinein gehuſcht war in den Keller, ſpielte Ponto die Komödie, die er ſeinem Herrn zu Ehren begonnen, weiter fort. Er knurrte und bellte nehmlich vor dem Kellerfenſter, ſteckte die Schnauze durch das Gitter, that, als ſei er ganz außer ſich darüber, daß ich ihm entwiſcht ſei und er mich nun nicht verfolgen könne. Siehſt du ſprach aber Ponto zu mir in den Keller hinein, ſiehſt du, erkennſt du nun aufs neue die erſprißlichen Folgen der höhern Cultur? —

In dem Augenblick habe ich mich gegen meinen Herrn artig, folgſam bewieſen, ohne mir deine Feindſchaft zuzuziehen guter Murr. So macht es der wahre Weltmann, den das Schickſal beſtimmt hat, Werkzeug in der Hand eines Mächtigeren zu ſein. Angehetzt muß er losfahren aber dabei ſoviel Geſchick beweiſen, daß er nur dann wirklich beißt, wenn es gerade auch in ſeinen eigenen Kram taugt. — In aller Schnelle eröffnete ich meinem jungen Freunde Ponto, wie ich geſonnen ſei etwas von ſeiner höhern Cultur zu profitiren und fragte, ob und auf welche Weiſe er mich vielleicht in die Lehre nehmen könne. — Ponto ſann einige Minuten nach und meinte denn, am beſten ſei es, wenn mir gleich Anfangs ein lebendiges deutliches Bild der höheren Welt aufgehe, in der er jetzt zu leben das Vergnügen habe, und dies könne nicht beſſer geſchehen, als wenn ich ihn heute Abend zur niedlichen Badine begleite, die gerade während der Theaterzeit Geſellſchaft bei ſich ſähe. — Badine war aber Windſpiel in Dienſten der fürſtlichen Oberhofmeiſterin. —

Ich putzte mich heraus ſo gut ich es vermochte, las noch etwas im Knigge und durchlief auch ein Paar ganz neue Luſtſpiele von Picard um nöthigenfalls auch mich im Franzöſiſchen geübt zu zeigen und ging dann hinab vor die Thüre. Ponto ließ nicht lange auf ſich warten. Wir wandelten einträchtig die Straße hinab und gelangten bald in Badinens hell erleuchtetes Zimmer, wo ich eine bunte Verſammlung von Pudeln, Spitzen, Möpſen, Bologneſern, Windſpielen vorfand, theils im Kreiſe ſitzend, theils gruppenweiſe in die Winkel vertheilt. —

Das Herz klopfte mir nicht wenig in dieſer fremdartigen Geſellſchaft mir feindlicher Naturen. Mancher Pudel blickte mich an mit einer gewiſſen verächtlichen Verwunderung, als wolle er ſagen: Was will ein gemeiner Kater unter uns ſublimen Leuten. Hin und wieder fletſchte auch wohl ein eleganter Spitz die Zähne, ſo daß ich merken konnte, wie gern er mir in die Haare gefahren wäre, hätte der Anſtand, die Würde, die ſittige Bildung der Gäſte nicht jede Prügelei, als unſchicklich verboten. — Ponto riß mich aus der Verlegenheit, indem er mich der ſchönen Wirthin vorſtellte, die mit anmuthiger Herablaſſung verſicherte, wie ſehr ſie ſich freue einen Kater von meinem Ruf bei ſich zu ſehen. — Nun erſt, als Badine einige Worte mit mir geſprochen, ſchenkte mir dieſer, jener mit wahrhaft hündiſcher Bonhommie mehr Aufmerkſamkeit, redete mich auch wohl an und gedachte meiner Schriftſtellerei, meiner Werke, die ihm zuweilen ordentlichen Spaß gemacht. Das ſchmeichelte meiner Eitelkeit und ich gewahrte kaum, daß man mich fragte ohne meine Antworten zu beachten, daß man mein Talent lobte, ohne es zu kennen, daß man meine Werke pries ohne ſie zu verſtehen. — Ein natürlicher Inſtinkt lehrte mich antworten wie ich gefragt wurde, nehmlich ohne Rückſicht auf dieſe Frage überall kurz abſprechen in ſolch' allgemeinen Ausdrücken, daß ſie auf alles nur Mögliche bezogen werden konnten, durchaus keiner Meinung ſein und nie das Geſpräch von der glatten Oberfläche hinunterziehen wollen in die Tiefe. — Ponto verſicherte mir im Vorbeiſtreifen, daß ein alter Spitz ihm verſichert, wie ich für einen Kater amüſant genug ſei und Anlagen zur guten Converſation zeige. — So etwas erfreut auch den Mißmüthigen! —

— Jean Jaques Rouſſeau geſteht, als er

in ſeinen Bekenntniſſen auf die Geſchichte von dem Bande kommt, das er ſtahl und ein armes unſchuldiges Mädchen für den Diebſtahl züchtigen ſah, den er begangen ohne die Wahrheit zu geſtehen, wie ſchwer es ihm werde über dieſe Untiefe ſeines Gemüths hinweg zu kommen. — Ich befinde mich eben jetzt in gleichem Fall mit jenem verehrten Selbſtbiographen. — Habe ich auch kein Verbrechen zu geſtehen, ſo darf ich doch, will ich wahrhaft bleiben, die große Thorheit nicht verſchweigen, die ich an demſelben Abende beging und die lange Zeit hindurch mich verſtörte, ja meinen Verſtand in Gefahr ſetzte. — Iſt es aber nicht eben ſo ſchwer ja oft noch ſchwerer eine Thorheit zu geſtehen als ein Verbrechen?

— Nicht lange dauerte es, ſo überfiel mich ſolch eine Unbehaglichkeit, ſolch ein Unmuth, daß ich mich weit fort wünſchte unter den Ofen des Meiſters. Es war die gräßlichſte Langeweile, die mich zu Boden drückte und die endlich mich alle Rückſichten vergeſſen ließ. Ganz ſtill ſchlich ich mich in eine entfernte Ecke um dem Schlummer nachzugeben, zu dem mich das Geſpräch rund umher einlud. Daſſelbe Geſpräch nehmlich, daß ich erſt in meinen Unmuth vielleicht gar irrthümlich für das geiſtloſeſte fadeſte Geſchwätz gehalten, kam mir nun vor, wie das eintönige Geklapper einer Mühle, bei dem man ſehr leicht in ein ganz angenehmes gedankenloſes Hinbrüten geräth, dem dann der wirkliche Schlaf bald folgt. — Eben in dieſem gedankenloſen Hinbrüten, in dieſem ſanften Deliriren war es mir, als funkle plötzlich ein helles Licht vor den geſchloſſenen Augen. Ich blickte auf und dicht vor mir ſtand ein anmuthiges ſchneeweißes Windſpielfräulein, Badine's ſchöne Nichte, Minona geheißen, wie ich ſpäter erfuhr.

Mein Herr, ſprach Minona mit jenem ſüßliſpelnden Ton, der nur zu ſehr wiederklingt in des feurigen Jünglings erregbarer Bruſt, mein Herr, Sie ſitzen hier ſo einſam, Sie ſcheinen ſich zu ennuyiren? — Das thut mir leid! — Aber freilich, ein großer tiefer Dichter wie Sie, mein Herr! muß, in höhern Sphären ſchwebend, das Treiben des gewöhnlichen ſozialen Lebens ſchaal und oberflächlich finden.

Ich erhob mich etwas beſtürzt und es that mir weh, daß mein Naturell, ſtärker als alle

Theorien des gebildeten Anſtandes, mich zwang wider meinen Willen den Rücken hoch zu erheben, einen ſogenannten Katzenpuckel zu machen, worüber Minona zu lächeln ſchien.

Gleich mich zur beſſern Sitte erholend faßte ich aber Minona's Pfote, drückte ſie leiſe an meine Lippen und ſprach von begeiſterten Augenblicken, denen der Dichter oft erliege. Minona hörte mich an mit ſolchen entſcheidenden Zeichen der innigſten Theilnahme, mit ſolcher Andacht, daß ich mich ſelbſt immer höher ſteigerte zur ungemeinen Poeſie und zuletzt mich ſelbſt nicht recht verſtand. — Minona mochte mich eben ſo wenig verſtehen, aber ſie gerieth ins höchſte Entzücken und verſicherte, wie oft es ſchon ihr inniger Wunſch geweſen, den genialen Murr kennen zu lernen, und daß einer der glücklichſten herrlichſten Momente ihres Lebens der gegenwärtige ſei. — Was ſoll ich ſagen! — Bald fand ſich's, daß Minona meine Werke, meine ſublimſten Gedichte geleſen — nein! nicht nur geleſen ſondern in der höchſten Bedeutung aufgefaßt hatte! Mehreres davon wußte ſie auswendig und ſagte es her mit einer Begeiſterung, mit einer Anmuth, die mich in einen ganzen Himmel voll Poeſie verſetzte, vorzüglich, da es meine Verſe waren die die Holdeſte ihres Geſchlechts mir anzuhören gab.

Mein beſtes, rief ich ganz hingeriſſen, mein beſtes holdeſtes Fräulein, Sie haben dies Gemüth verſtanden! Sie haben meine Verſe auswendig gelernt; o all ihr Himmel! giebt es eine höhere Seeligkeit für den aufwärts ſtrebenden Dichter?

Murr, liſpelte Minona, genialer Kater, können Sie glauben, daß ein fühlendes Herz, ein poetiſch gemüthliches Gemüth ihnen entfremdet bleiben kann? — Minona ſeufzte nach dieſen Worten aus tiefer Bruſt und dieſer Seufzer gab mir den Reſt. — Was anders? — Ich verliebte mich in das ſchöne Windſpielfräulein dermaßen, daß ich ganz toll und verblendet nicht bemerkte, wie ſie mitten in der Begeiſterung plötzlich abbrach, um mit einem kleinen Zierbengel von Mops gänzlich fades Zeug zu ſchwatzen, wie ſie mir den ganzen Abend auswich, wie ſie mich auf eine Art behandelte, die mich hätte deutlich erkennen laſſen ſollen, wie ſie mit jenem Lobe, mit jenem Enthuſiasmus niemand anders gemeint, als ſich ſelbſt. — Genug ich war und blieb ein verblendeter Thor, lief der ſchönen Minona nach wie und wo ich nur konnte, beſang ſie in den ſchönſten Verſen, machte ſie zur Heldin mancher anmuthig verrückten Geſchichte, drängte mich in Geſellſchaften ein, wo ich nicht hingehörte und ärntete dafür ſo manchen bittern Verdruß, ſo manche Verhöhnung, ſo manches kränkende Ungemach.

Oft in kühlen Stunden trat mir ſelbſt die Albernheit meines Beginnens vor Augen; dann kam mir aber wieder närriſcher Weiſe der Taſſo und mancher neuere Dichter von ritterlicher Geſinnung ein, dem es an einer hohen Herrin liegt, der ſeine Lieder gelten und die er aus der Ferne anbetet, wie der Manchaner ſeine Dulzinea und da wollt ich denn wieder nicht ſchlechter und unpoetiſcher, ſein als dieſer und ſchwur dem Gaukelbilde meiner Liebesträume, dem anmuthigen weißen Windſpielfräulein unverbrüchliche Treue und Ritterdienſt bis in den Tod. Einmal von dieſem ſeltſamen Wahnſinn erfaßt, fiel ich aus einer Thorheit in die andere, und ſelbſt mein Freund Ponto fand für nöthig, ſich, nachdem er mich ernſtlich vor den heilloſen Myſtifikationen gewarnt, in die man mich überall zu verſtricken ſuchte, von mir zurückzuziehen. Wer weiß was noch aus mir geworden wäre, wenn nicht ein guter Stern über mich gewaltet! — Dieſer gute Stern ließ es nehmlich geſchehen, daß ich einſt am ſpäten Abend zur ſchönen Badine hinſchlich, nur um die geliebte Minona zu ſehen. Ich fand indeſſen alle Thüren verſchloſſen und alles Warten, alles Hoffen bei irgend einer Gelegenheit hineinzuſchlüpfen, blieb ganz vergebens. Das Herz voll Liebe und Sehnſucht wollte ich der Holden wenigſtens meine Nähe kund thun und begann unter dem Fenſter eine der zärtlichſten ſpaniſchen Weiſen, die jemals empfunden und gedichtet worden ſind. Es muß gar lamentabel anzuhören geweſen ſein!

Ich hörte Badine bellen, auch Minonas ſüſſe Stimme knurrte etwas dazwiſchen. Ehe ich aber mir's verſah, wurde das Fenſter raſch geöffnet, und ein ganzer Eimer eiskaltes Waſſer über mich ausgeleert. Man kann denken mit welcher Schnelle ich abfuhr in meine Heimath. Die volle Gluth im Innern und Eiswaſſer auf den Pelz harmonirt aber ſo ſchlecht mit einander, daß unmöglich jemals Gutes, und wenigſtens ein Fieber daraus entſtehen kann. So ging es mir. Im Hauſe meines Meiſters angekommen ſchüttelte mich der Fieberfroſt tüchtig. Der Meiſter mochte aus der Bläße meines Antlitzes, aus dem erloſchenem Feuer meiner Augen, aus der brennenden Gluth der Stirne. an meinem unregelmäßigen Puls, meine Krankheit ahnen. Er gab mir warme Milch, die ich, da mir die Zunge am Gaumen klebte vor Durſt, eifrig verzehrte; dann wikkelte ich mich ein in die Decke meines Lagers und gab ganz der Krankheit nach, die mich erfaßt. Erſt verfiel ich in allerlei Fieberfantaſien von vornehmer Cultur, Windſpielen u. ſ. w. nachher wurde mein Schlaf ruhiger und endlich ſo tief, daß ich ohne Uebertreibung glauben muß, ich habe drei Tage und drei Nächte hinter einander fort geſchlafen

Als ich endlich erwachte, fühlte ich mich frei und leicht, ich war von meinem Fieber und — wie wundervoll! auch von meiner thörichten Liebe ganz geneſen! Ganz klar wurde mir die Narrheit, zu der mich der Pudel Ponto verleitet, ich ſah ein wie albern es war, mich als einen gebohrnen Kater unter Hunde zu miſchen, die mich verhöhnten, weil ſie nicht meinen Geiſt zu erkennen vermochten und die ſich bei der Bedeutungsloſigkeit ihres Weſens an die Form halten mußten, mir alſo nichts darbieten konnten, als eine Schaale ohne Kern. — Die Liebe zur Kunſt und Wiſſenſchaft erwachte in mir mit neuer Stärke und meines Meiſters Häuslichkeit zog mich mehr an als jemals. Die reiferen Monate des Mannes kamen und weder Katzburſch noch kultivirter Elegant, fühlte ich lebhaft daß man beides nicht ſein dürfe um ſich gerade ſo zu geſtalten, wie es die tieferen und beßern Anſprüche des Lebens erfordern.

Mein Meiſter mußte verreiſen und fand es für gut, mich auf die Zeit ſeinem Freunde, dem Kapellmeiſter Johannes Kreisler in die Koſt zu geben. Da mit dieſer Veränderung meines Aufenthalts eine neue Periode meines Lebens anfängt, ſo ſchließe ich die jetzige, aus der du, o Katerjüngling! ſo manche gute Lehre für deine Zukunft entnommen haben wirſt. —

(Mak. Bl.) — — als ſchlügen entfernte dumpfe Töne an ſein Ohr und er höre die Mönche durch die Gänge ſchreiten. Als Kreisler ſich völlig aus dem Schlaf emporraffte gewahrte er denn au aus ſeinem Fenſter, daß die Kirche erleuchtet und vernahm den murmelnden Geſang des Chors. Die Mitternachtshora war vorüber es mußte daher irgend etwas Ungewöhnliches ſich ereignet haben, und Kreisler durfte mit Recht vermuthen, daß vielleicht ein ſchneller unvermutheter Tod einen der alten Mönche dahin gerafft, den man jetzt der Kloſterſitte gemäß in die Kirche getragen. Raſch warf der Kapellmeiſter ſich in die Kleider und begab ſich nach der Kirche. — Auf dem Gange begegnete er dem Pater Hilarius, der laut gähnend und ganz ſchlaftrunken hin und her wankte, keines feſten Schrittes mächtig und die angezündete Kerze, ſtatt aufrecht, abwärts zu Boden hielt, daß das Wachs praßelnd herabtropfte und jeden Augenblick drohte das Licht zu verlöſchen. „Hochehrwürdiger Herr, ſtammelte Hilarius, als Kreisler ihn anrief, hochehrwürdiger Herr Abt, das iſt gegen alle bisherige Ordnung. Exequien in der Nacht! — zu dieſer Stunde — Und bloß weil es Bruder Enprianus darauf beſteht! — Domine — libera nos de hoc monacho! — —

Es gelang endlich dem Kapellmeiſter den halbträumenden Hilarius zu überzeugen, daß er nicht der Abt ſondern Kreisler ſei, und nun erfuhr er von ihm mit Mühe, daß man in der Nacht, von woher, wiße er nicht, den Leichnam eines Fremden nach dem Kloſter gebracht, den Bruder Cyprianus allein zu kennen ſchiene und der kein gemeiner Mann geweſen ſein müßte, da ſich der Abt auf Cyprianus dringendes Geſuch dazu verſtanden, die Exequien auf der Stelle zu halten, damit morgen nach der erſten Hora die Exportation erfolgen könne.

Kreisler folgte dem Pater in die Kirche, die nur ſparſam beleuchtet einen ſeltſamen ſchauerlichen Anblick gewährte.

Man hatte nur die Kerzen des großen metallenen Kronleuchters, der vor dem Hochaltar von der hohen Decke herabhing, angezündet, ſo daß der flackernde Schein kaum das Schiff der Kirche vollkommen erhellte, in die Seitengänge aber nur geheimnißvolle Streiflichter warf, in denen die Statuen der Heiligen zum geſpenſtiſchen Leben erwacht, ſich zu bewegen und daherzuſchreiten ſchienen. Unter dem Kronleuchter in der hellſten Beleuchtung ſtand der offne Sarg, in dem der Leichnam lag und die Mönche die ihn umringten ſchienen bleich und regungslos ſelbſt Todte, in der Geiſterſtunde den Gräbern entſtiegen. Mit dumpfer heiſeren Stimme ſangen ſie die eintönigen Strophen des Requiems und wenn ſie dazwiſchen ſchwiegen, vernahm man nur von außen her das ahnungsvolle Rauſchen des Nachtwindes und die hohen Fenſter der Kirche kniſterten ſeltſam, als klopften die Geiſter der Verſtorbenen an das Haus, in dem ſie die fromme Todtenklage vernahmen. Kreisler nahte ſich bis an die Reihe der Mönche und erkannte in dem Todten den Adjutanten des Prinzen Hektor. —

Da regten ſich die finſtern Geiſter, die ſo oft Macht hatten über ihn und griffen ſchonungslos mit ſcharfen Krallen in ſeine wunde Bruſt. —

Neckender Spuk, ſprach er zu ſich ſelbſt, treibſt du mich her, damit jener erſtarrte Jüngling bluten ſoll, weil man ſagt, daß der Leichnam blute, wenn der Mörder ſich nahe? — Hoho! weiß ich denn nicht, daß er all' ſein Blut wegbluten mußte, in den ſchlimmen Tagen, als er ſeine Sünden abbüßte auf dem Siechbette? — Er hat keinen böſen Tropfen mehr übrig, mit dem er ſeinen Mörder vergiften könnte, käme er ihm auch in die Nähe, den Johannes Kreisler aber am wenigſten, denn der hat mit der Natter nichts zu ſchaffen, die er zu Boden trat, als ſie ſchon die ſpitze Zunge ausgeſtreckt zur Todeswunde! — Schlage die Augen auf, Todter damit ich dir feſt ins Antlitz blicke, damit du gewahrſt daß die Sünde keinen Theil hat an mir; — aber du vermagſt es nicht! — Wer hieß dich das Leben einſetzen gegen das Leben? Warum ſpielteſt du trügeriſches Spiel mit dem Morde und warſt nicht gefaßt es zu verlieren? — Aber deine Züge ſind ſanft und gut, du ſtiller blaſſer Jüngling, der Todesſchmerz hat jede Spur verruchter Sünde weggelöſcht von deinem ſchönen Antlitz, und ich könnte ſagen, der Himmel hätte dir ſein Gnadenthor geöffnet, weil die Liebe in deiner Bruſt geweſen, wenn ſich das jetzt ziemte. — Doch wie! — wenn ich mich in dir geirrt? — Wenn nicht du, kein böſer Dämon, nein wenn mein guter Stern deinen Arm gegen mich erhoben, um mich dem entſetzlichſten Verhängniß zu entreißen, das im ſchwarzen Hintergrunde auf mich lauert? — Nun magſt du die Augen aufſchlagen, blaßer Jüngling, nun magſt du mit einem Blick der Verſöhnung alles, alles entdecken und ſollt ich untergehen in Wehmuth um dich oder aus entſetzlicher furchtbarer Angſt, daß der ſchwarze Schatten der hinter mir ſchleicht, mich nun gleich erfaſſen wird. — Ja! ſchaue mich an, — doch! nein nein, du könnteſt mich anblicken wie Leonhart Etlinger, ich könnte glauben, du ſeiſt er ſelbſt und da müßteſt du mit mir herab in die Tiefe, aus der ich oft ſeine hohle Geiſterſtimme vernehme. — Doch wie, du lächelſt? — deine Wangen, deine Lippen färben ſich? Trifft dich nicht die Waffe des Todes? — Nein, nicht noch einmal will ich mit dir ringen, aber —

Kreisler der während dieſes Selbſtgeſprächs unbewußt auf einem Knie gelegen, beide Ellbogen auf das andere geſtützt, und die Hände unter das Kinn geſtemmt hatte, fuhr haſtig auf und würde gewiß ſeltſames, wildes begonnen haben; doch in demſelben Augenblick ſchwiegen die Mönche und die Knaben auf dem Chor intonirten mit ſanfter Begleitung der Orgel das Salve regina. Der Sarg wurde verſchloſſen und die Mönche ſchritten feierlich von dannen. — Da ließen die finſtern Geiſter ab von dem armen Johannes und ganz aufgelöſt in Wehmuth und Schmerz folgte er mit gebeugtem Haupt den Mönchen. Eben wollte er hinausſchreiten zur Thüre, als ſich in einem finſtern Winkel eine Geſtalt erhob und haſtig auf ihn losſchritt.

Die Mönche ſtanden ſtill und der volle Schein ihrer Lichter fiel auf einen großen ſtämmigen Burſchen, der etwa achtzehn bis zwanzig Jahre alt ſein mochte. Sein Antlitz nichts weniger als häßlich zu nennen, trug den Ausdruck des wildeſten Trotzes; die ſchwarzen Haare hingen ihm ſtruppig um den Kopf, das zerriſſene Wamms von buntgeſtreifter Leinwand bedeckte kaum ſeine Blöße und eben ſolche Schifferhoſen gingen nur bis an die bloßen Waden, ſo daß der herkuliſche Bau ſeines Körpers völlig ſichtbar.

Du Verdammter, wer hieß dich meinen Bruder ermorden? So ſchrie der Burſche wild auf, daß es in der Kirche wiederhallte, ſprang wie ein Tiger auf Kreisler los und packte ihn mit einem mörderiſchen Handgriff bei der Kehle.

Doch ehe Kreisler, ganz entſetzt über den unerwarteten Angriff an Gegenwehr denken konnte, ſtand ſchon Pater Cyprianus bei ihm und ſprach mit ſtarker gebietender Stimme: Giuſeppo, verruchter ſündhafter Menſch! was machſt du hier? Wo haſt du die Altmutter gelaſſen? — Packe dich augenblicklich fort! — Hochehrwürdiger Herr Abt, laßt die Kloſterknechte herbeirufen, ſie ſollen den mörderiſchen Buben zum Kloſter hinauswerfen!

Der Burſche hatte, ſo wie Cyprianus vor ihm ſtand, ſogleich von Kreisler abgelaſſen. Nun nun, rief er mürriſch, macht nur nicht gleich ein ſolches tolles Weſen davon, wenn man ſein Recht behaupten will Herr Heiliger! — Ich gehe ja ſchon von ſelbſt, Ihr dürft keine Kloſterknechte auf mich loshetzen. — Damit ſprang der Burſche ſchnell davon durch eine Pforte, die man zu verſchließen vergeſſen und durch die er wahrſcheinlich ſich in die Kirche geſchlichen hatte. Die Kloſterknechte kamen, man fand aber keinen Anlaß den Verwegenen in tiefer Nacht weiter zu verfolgen.

Es lag in Kreislers Natur, daß gerade die Spannung des Außerordentlichen, des Geheimnißvollen wohlthätig auf ſein Gemüth wirkte, ſo bald er den Sturm des Augenblicks der ihn zu vernichten drohte, ſiegreich bekämpft.

So geſchah es, daß dem Abt die Ruhe wunderbar und befremdlich vorkommen mußte, mit der Kreisler andern Tages vor ihm ſtand, und von dem erſchütternden Eindruck ſprach, den unter ſolchen ſeltſamen Umſtänden der Anblick des Leichnams deſſen auf ihn gemacht, der ihn ermorden wollen und den er in gerechter Nothwehr erſchlagen.

Weder, ſprach der Abt, weder die Kirche noch das weltliche Geſetz kann Euch, lieber Johannes, irgend eine ſtrafbare Schuld an dem Tode jenes ſündhaften Menſchen beimeſſen. Doch werdet Ihr aber lange nicht die Vorwürfe einer innern Stimme verwinden können, die Euch ſagt, es ſei beſſer geweſen ſelbſt zu fallen als den Gegner zu tödten und dies beweiſet, daß der ewigen Macht das Opfer des eignen Lebens wohlgefälliger iſt, als ſeine Erhaltung, kann dies nur durch eine raſche blutige That geſchehen. — Doch laßt uns zur Zeit davon abbrechen, da ich anderes näher liegendes mit Euch zu reden. —

Welcher ſterbliche Menſch ermißt, wie der kommende Augenblick die Geſtaltung der Dinge ändern kann. — Nicht lange iſt es her, als ich feſt überzeugt war, daß dem Heil Eurer Seele nichts zuträglicher ſein könne, als der Welt zu entſagen und in unſern Orden zu treten. — Ich bin jetzt anderer Meinung und würde Euch rathen, ſo lieb und werth Ihr mir auch geworden, die Abtei recht bald zu verlaſſen. — Werdet nicht irre an mir, lieber Johannes! Fragt mich nicht, warum ich meiner Geſinnung entgegen dem Willen eines andern, der alles umzuſtoßen droht, was ich mit Mühe geſchaffen, mich unterwerfe. — Tief müßtet Ihr in die Geheimniſſe der Kirche eingeweiht ſein, um mich zu verſtehen, wollt' ich auch mit Euch über die Motive meiner Handlungsweiſe reden. — Doch freier kann ich wohl mit Euch ſprechen als mit jedem andern. Vernehmt alſo, daß in kurzer Zeit der Auffenthalt in der Abtei Euch nicht mehr die wohlthätige

Ruhe gewähren, wie bisher, ja daß Euer innerſtes Streben einen tödtlichen Stoß erhalten und das Kloſter Euch ein öder troſtloſer Kerker dünken wird. Die ganze Kloſterordnung ändert ſich, die mit frommer Sitte vereinbare Freiheit hört auf und der finſtre Geiſt fanatiſcher Möncherei herrſcht bald mit unerbittlicher Strenge in dieſen Mauern. — O mein Johannes, Eure herrlichen Geſänge werden nicht mehr unſern Geiſt erheben zur höchſten Andacht, der Chor wird abgeſchafft und bald hört man nichts als die eintönigen Reſponſorien von den älteſten Brüdern mühſam gelallt mit heiſerer unreiner Stimme. —

Und, fragte Kreisler, und alles dieſes geſchieht auf Anlaß des fremden Mönchs Cyprianus?

Es iſt, erwiederte der Abt beinahe wehmüthig, indem er die Augen niederſchlug, es iſt dem ſo, guter Johannes und daß es nicht anders ſein kann, daran bin ich nicht Schuld. — Doch, ſetzte der Abt nach kurzem Stillſchweigen mit erhöhter feierlicher Stimme hinzu, doch alles, wodurch der feſte Bau, der Glanz der Kirche befördert werden kann, muß geſchehen und kein Opfer iſt zu groß! —

Wer iſt, ſprach Kreisler unmuthig, wer iſt denn der hohe mächtige Heilige, der über Euch gebietet, der im Stande war, durch das bloße Wort, mir jenen mörderiſchen Burſchen vom Leibe zu ſchaffen? —

Ihr ſeid, erwiederte der Abt, Ihr ſeid, lieber Johannes, in ein Geheimniß verflochten ohne es zur Zeit ganz zu kennen. Doch bald erfahrt Ihr mehr, vielleicht mehr als ich ſelbſt davon weiß und zwar durch den Meiſter Abraham. — Cyprianus, den wir noch jetzt unſern Bruder nennen, iſt einer der Erkohrnen. Er wurde gewürdigt mit den ewigen Mächten des Himmels in unmittelbare Berührung zu treten und wir müſſen ſchon jetzt in ihm den Heiligen verehren. — Was jenen verwogenen Burſchen betrifft, der ſich während der Exequien in die Kirche geſchlichen hatte und Euch mörderiſch anpackte, ſo iſt er ein verlaufener halb wahnſinniger Zigeunerbube, den unſer Vogt ſchon einige Mal hat derb auspeitſchen laſſen, weil er den Leuten im Dorfe die fetten Hühner aus den Ställen geſtohlen.

Um den zu vertreiben, bedurfte es eben nicht eines beſondern Mirakels. — Indem der Abt die letzten Worte ſprach, zuckte ein leiſes ironiſches Lächeln in den Mundwinkeln, und verſchwand eben ſo ſchnell.

Kreislern erfüllte der tiefſte bitterſte Unmuth; er ſah ein, daß der Abt bei allen Vorzügen ſeines Geiſtes, ſeines Verſtandes lügneriſche Gaukelei trieb und daß alle Gründe, die er damals anführte, um ihn zum Eintritt ins Kloſter zu bewegen, eben ſo nur einer verſteckten Abſicht zum Vorwand dienen ſollten als diejenigen die er nun für das Gegentheil aufſtellte. — Kreisler beſchloß die Abtei zu verlaſſen, und ſich aller bedrohlichen Geheimniſſe die ihm bei längerem Bleiben noch verſtricken konnten in ein Gewebe dem nicht mehr zu entrinnen, völlig entſchlagen. Als er aber nun gedachte, wie er ja gleich zurückehren könne nach Sieghartshof zum Meiſter Abraham, wie er ſie ja wiederſehen, wieder hören könne, ſie ſeinen einzigen Gedanken, da fühlte er in der Bruſt jene ſüße Bellemmung, in der ſich die glühendſte Liebesſehnſucht kund thut. —

Ganz vertieft wandelte Kreisler den Hauptgang des Parks hingab, als ihn der Pater Hilarius ereilte, und ſogleich begann: Ihr wart beym Abt Kreisler, er ſagte Euch Alles! — Nun hatte ich Recht? — Wir ſind alle verloren! — Dieſer geiſtliche Comödiant — es iſt heraus, das Wort, wir ſind unter uns! — Als er — ihr wißt, wen ich meine — in der Kutte nach Rom kam, ließ ihn die päpſtliche Heiligkeit ſogleich zur Audienz. Er fiel nieder auf die Knie und küßte den Pantoffel. Ohne einen Wink aufzuſtehen, ließ ihn aber die päbſtliche Heiligkeit eine ganze Stunde lang liegen. „Das ſei deine erſte kirchliche Strafe, fuhr die Heiligkeit ihn an, als er ſich endlich erheben durfte und hielt nun eine lange Predigt über die ſündlichen Irrthümer in die Cyprianus verfallen. — Nachher erhielt er langen Unterricht in gewiſſen geheimen Gemächern und zog dann aus! — Es hat lange keinen Heiligen gegeben! — Das Mirakel — nun ihr habt das Bild geſehen, Kreisler — das Mirakel, ſage ich hat erſt in Rom ſeine wahre Geſtalt erhalten. — Ich bin nichts als ein ehrlicher Benediktiner Mönch ein tüchtiger prefectus chori wie ihr mir einräumen werdet und trinke der allein ſeligmachenden Kirche zu Ehren gern ein Gläschen Nierenſteiner oder Bocksbeutel, aber' — Mein Troſt iſt, daß er nicht lange hier bleiben wird. — Herumziehen muß er. Monachus in claustro non valet ovae duo: sed quando est extra bene valet triginta. — Er wird denn auch wohl Wunder thun — Seht, Kreisler, ſeht, da kommt er den Gang herauf — Er hat uns erblickt und weiß wie er ſich gebehrden muß. —

Kreisler erblickte den Mönch Cyprianus der langſam feierlichen Schrittes, den ſtieren Blick zum Himmel gerichtet, die Hände gefaltet wie in einer frommen Extaſe begriffen den Laubgang hinauf kam.

Hilarius entfernte ſich ſchnell, Kreisler blieb aber verloren in den Anblick des Mönchs, der in ſeinem Antlitz, in ſeinem Weſen etwas ſeltſames, fremdartiges trug, das ihn unter allen übrigen Menſchen auszuzeichnen ſchien. Ein großes ungewöhnliches Verhängniß ließ lesbare Spuren zurück und ſo mocht' es auch ſein, daß ein wunderbares Geſchick des Mönchs äußere Erſcheinung geſtaltet hatte, wie ſie ſich nun eben zeigte.

Der Mönch wollte vorüberſchreiten, ohne in ſeiner Verzückung Kreislern zu bemerken, der fühlte ſich aber aufgelegt, dem ſtrengen Abgeſandten des Oberhaupts der Kirche dem feindlichen Verfolger der herrlichſten Kunſt in den Weg zu treten.

Er that es mit den Worten: Erlaubt ehrwürdiger Herr, daß ich Euch meinen Dank abſtatte. Ihr befreitet mich durch euer kräftiges Wort zur rechten Zeit aus den Händen des groben Lümmels von Zigeunerbuben; er hätte mich erwürgt, wie ein geſtohlnes Huhn! —

Der Mönch ſchien aus einem Traume zu erwachen, er fuhr mit der Hand über die Stirne und blickte Kreislern lange ſtarr an, als müße er ſich auf ihn beſinnen. Dann verzog ſich aber ſein Antlitz zum furchtbaren durchbohrenden Ernſt und Flammen des Zorns in den Augen, rief er mit ſtarker Stimme: Verwegener frevelhafter Menſch, Ihr hättet verdient, daß ich Euch hinfahren ließ in Euern Sünden! Seid ihr nicht der, der den heiligen Cultus der Kirche, die vornehmſte Stütze der Religion profanirt durch weltlichen Klingklang? Seid ihr es nicht, der hier durch eitle Kunſtſtücke die frömſten Gemüther

der

bethörte, daß ſie ſich abwandten von dem Heiligen und weltlicher Luſt fröhnten in üppigen Liedern? Kreisler fühlte ſich durch dieſe wahnſinnigen Vorwürfe eben ſo verletzt, als erhoben durch den albernen Hochmuth des fanatiſchen Mönchs, der, mit ſolchen leichten Waffen zu bekämpfen.

Iſt es ſprach Kreisler ſehr ruhig und dem Mönch feſt ins Auge blickend, iſt es ſündhaft, die ewige Macht zu preiſen in der Sprache die ſie uns ſelbſt gab, damit das Himmelsgeſchenk die Begeiſterung der brünſtigſten Andacht, ja die Erkenntniß des Jenſeits in unſerer Bruſt erwecke, iſt es ſündhaft ſich auf den Seraphsfittigen des Geſanges hinwegzuſchwingen über alles Irrdiſche und in frommer Sehnſucht und Liebe hinaufzuſtreben nach dem Höchſten, ſo habt ihr Recht ehrwürdiger Herr, ſo bin ich ein arger Sünder. Erlaubt aber, daß ich der entgegengeſetzten Meinung bin, und feſt glaube, daß dem Cultus der Kirche die wahrhafte Glorie der heiligſten Begeiſterung fehlen würde, wenn der Geſang ſchweigen ſollte.

So flehet, erwiederte der Mönch ſtrenge und kalt, ſo flehet zur heiligen Jungfrau, daß ſie die Decke von Euern Augen nehmen und euch den verdammlichen Irrthum erkennen laſſen möge.

Ein Komponiſt *) ſprach Kreisler ſanft lächelnd, wurde von jemanden gefragt, wie er es den anfange, daß ſeine geiſtlichen Kompoſitionen durchaus andächtige Begeiſterung athmeten. Wenn es, erwiederte darauf der fromme kindliche Meiſter, mit dem Komponiren nicht ſo recht fort will, ſo bete ich im Zimmer auf und ab gehend einige Ave und dann kommen mir die Ideen wieder. Derſelbe Meiſter ſagte von einem andern großen geiſtlichen Werk **): Erſt als ich zur Hälfte in meiner Kompoſition vorgerückt war, merkte ich, daß ſie gerathen wäre; ich war auch nie ſo fromm als während der Zeit da ich daran arbeitete; täglich fiel ich auf meine Knie nieder und bat Gott, daß er mir Kraft zur glücklichen Ausführung dieſes Werkes verleihen möge. — Mich will bedünken, ehrwürdiger Herr, als wenn weder dieſer Meiſter noch der alte Paläſtrina ſich um ſündhaftes bemüht, und daß nur ein in sazetiſcher Verſtocktheit erkaltetes Herz nicht zu der höchſten Frömmigkeit des Geſanges entflammt werden kann.

---

*) Joſeph Haydn.

**) die Schöpfung.

Menſchlein, fuhr der Mönch zornig auf, wer biſt du denn, daß ich mit dir, der du dich hinwerfen müßteſt in den Staub, rechten ſoll? — Fort aus der Abtei, damit du nicht länger das Heilige verſtörſt! —

Tief empört über des Mönchs gebieteriſchen Ton, rief Kreisler heftig: Und wer biſt du denn, wahnſinniger Mönch, daß du dich erheben willſt über alles was menſchlich? — Biſt du frei geboren von der Sünde? — Haſt du nie über Gedanken der Hölle gebrütet? Biſt du nie ausgewichen auf dem ſchlüpfrigen Pfad den du wandelteſt? Und wenn die heilige Jungfrau dich wirklich gnadenvoll dem Tode entriß, den du vielleicht irgend einer grauenvollen That verdankteſt, ſo geſchah es, daß du in Demuth deine Sünde erkennen und ſie büßen, nicht aber mit frevelicher Prahlerei dich der Gnade des Himmels, ja der heiligen Krone rühmen ſollteſt, die du niemals erwerben wirſt.

Der Mönch ſtierte Kreislern an mit Tod

und Verderben ſprühenden Blicken, indem er unverſtändliche Worte lallte.

Und, fuhr Kreisler fort mit ſteigendem Affekt, und ſtolzer Mönch, als du noch dieſen Rock trugſt. —

— Damit hielt Kreisler das Bild, das er vom Meiſter Abraham erhalten, dem Mönch vor Augen; doch ſo wie dieſer es erblickte, ſchlug er ſich wie in wilder Verzweiflung mit beiden Fäuſten vor die Stirn, und ſtieß einen Herzzermalmenden Schmerzenslaut aus, als träfe ihn ein Todesſtreich. —

Fort mit dir, rief nun Kreisler, fort mit dir aus der Abtei, du verbrecheriſcher Mönch! — Hoho mein Heiliger, wenn du vielleicht auf den Hühnerdieb ſtößeſt, mit dem du in Gemeinſchaft, ſo ſage ihm, du könnteſt und wollteſt ein andermal mich nicht wieder ſchützen, doch ſolle er ſich in Acht nehmen und von meiner Kehle wegbleiben, ſonſt würde ich ihn ſpießen wie eine Lerche oder wie ſeinen Bruder, denn aufs Spießen — Kreisler entſetzte ſich in dieſem Augenblick vor ſich ſelber; der Mönch ſtand vor ihm ſtarr, regungslos, noch immer beide Fäuſte vor die Stirn gedrückt, keines Wortes, keines Lautes mächtig, es war Kreislern als rauſche es im nahen Gebüſch, als werde gleich der wilde Giuſeppo auf ihn losſtürzen. Er rannte von dannen; die Mönche ſangen eben im Chor die Abendhora und Kreisler begab ſich in die Kirche, weil er hoffte dort ſein tief aufgeregtes, tief verletztes Gemüth zu beruhigen.

Die Hora war geendet, die Mönche verließen den Chor, die Lichter verlöſchten. Kreislers Sinn hatte ſich zu den alten frommen Meiſtern gewendet, deren er in dem Streit mit dem Mönch Cyprianus gedacht. — Muſik — fromme Muſik war aufgegangen in ihm, Julia hatte geſungen und nicht mehr brauſte der Sturm in ſeinen Innern. Er wollte fort durch eine Seitenkapelle deren Thüre in den langen Gang ging, welcher zu einer Treppe und hinauf in ſein Zimmer führte.

Als Kreisler in die Kapelle trat, erhob ſich ein Mönch mühſam vom Boden, auf dem er ausgeſtreckt vor dem wunderthätigen Marienbilde gelegen hatte, das dort aufgeſtellt war. In dem Schein der ewigen Lampe erkannte Kreisler den

Mönch Cyprianus, aber matt und elend ſchien er eben aus einer Ohnmacht zu ſich ſelbſt gekommen. Kreisler leiſtete ihm hülfreiche Hand; da ſprach der Mönch mit leiſer wimmernder Stimme: Ich erkenne Euch — Ihr ſeid Kreisler! Habt Barmherzigkeit, verlaßt mich nicht, helft mir zu jenen Stufen, ich will mich dort niederlaſſen, aber ſetzt Euch zu mir, dicht zu mir, denn nur die Gebenedeite darf uns hören. — Uebt Mitleiden, fuhr nun der Mönch fort, als beide auf den Stufen des Altars ſaßen, übt Mitleiden, Gnade, vertraut mir, ob Ihr nicht das verhängnißvolle Bildniß von dem alten Severino erhieltet, ob Ihr um Alles, um das ganze furchtbare Geheimniß wiſſet?

Frei und offen verſicherte Kreisler, daß er das Bildniß vom Meiſter Abraham Liscow erhalten und erzählte ohne Scheu alles, was ſich in Sieghartshof begeben, und wie er nur aus mancherlei Combinationen auf irgend eine Greuelthat ſchließe, deren lebhafte Erinnerung ſo wie die Furcht des Verraths das Bildniß wecke. Der Mönch, der bei einigen Momenten in Kreislers Erzählung tief erſchüttert geſchienen, ſchwieg jetzt einige Augenblicke. Dann begann er ermuthigt mit feſterer Stimme: Ihr wißt zu viel Kreisler um nicht alles erfahren zu müſſen. Vernehmt, Kreisler, jener Prinz Hektor, der Euch auf den Tod verfolgte, es iſt mein jüngerer Bruder. Wir ſind Söhne eines fürſtlichen Vaters, deſſen Thron ich geerbt haben würde, hätte ihn nicht der Sturm der Zeit umgeworfen. Wir nahmen, da eben der Krieg ausgebrochen beide Dienſte, und der Dienſt war es, der zuerſt mich und dann auch meinen Bruder nach Neapel brachte. — Ich hatte mich damals aller böſen Luſt der Welt hingegeben und vorzüglich die wilde Leidenſchaft zu den Weibern riß mich ganz und gar hin. Eine Tänzerin, eben ſo ſchön als verrucht, war meine Geliebte und überdem lief ich den liederlichen Dirnen nach, wo ich ſie fand.

So geſchah es, daß ich eines Tages, als es ſchon zu dunkeln begann auf dem Molo ein Paar Geſchöpfe dieſer Art verfolgte. Beinahe hatte ich ſie erreicht, als dicht neben mir eine Stimme gellend rief: Was das Prinzchen doch für ein allerliebſter Taugenichts iſt! — Da läuft er gemeinen Dirnen nach und könnte in den Armen der ſchönſten Prinzeſſin liegen! — Mein Blick fiel auf ein altes abgelumptes Zigeunerweib, die ich vor wenigen Tagen in der Straße Toledo von den Sbirren wegführen geſehen, weil ſie einen Waſſerverkäufer, ſo kräftig er ſchien, im Zank mit ihrer Krücke zu Boden geſchlagen. — Was willſt du von mir alte Hexe? So rief ich das Weib an, die mich aber in dem Augenblick mit einem Strom der abſcheuligſten niedrigſten Schimpfreden überſchüttete, ſo daß das müßige Volk bald ſich um uns verſammelte und über meine Verlegenheit ausbrach in ein tolles Gelächter. — Ich wollte fort, da hielt mich aber das Weib beim Kleide feſt, ohne vom Boden aufzuſtehen, und ſprach, plötzlich mit den Schimpfreden einhaltend leiſe, indem ſich ihr abſcheuliges Antlitz zum grinſenden Lächeln verzog: Ei, mein ſüßes Prinzlein, willſt du denn nicht bei mir bleiben? Willſt du nichts hören von dem ſchönſten Engelskinde, das in dich vernarrt iſt? — Damit erhob ſich das Weib mühſam, indem ſie ſich an meinen Armen feſtklammerte und ziſchelte mir von einem jungen Mädchen in die Ohren, das ſchön und anmuthig wie der Tag und noch unſchuldig ſei. — Ich hielt das Weib für eine gemeine Kupplerin und wollte mich, da gerade mein Sinn nicht dahin ſtand ein neues Abentheuer anzuknüpfen, mit ein Paar Dukaten von ihr losmachen. Sie nahm aber das Geld nicht, und rief, als ich mich entfernte, mir laut lachend nach: Geht nur geht, mein feiner Herr, ihr werdet mich bald aufſuchen mit großem Kummer und Weh im Herzen! — Einige Zeit war vergangen, ich hatte nicht mehr an das Zigeunerweib gedacht, als eines Tages auf dem Spaziergange Villa reale genannt, eine Dame vor mir herging, die mir in ihrem Weſen ſo wunderbar anmuthig ſchien, wie ich noch keine geſehen. Ich eilte ihr voraus und als ich ihr Antlitz erblickte war es mir, als öffne ſich der leuchtende Himmel aller Schönheit. — So dachte ich nehmlich damals als ein ſündiger Menſch und daß ich den frevelhaften Gedanken wiederhole, mag Euch ſtatt aller Beſchreibung des Liebreizes mit dem die ewige Macht die holde Angela geſchmückt hatte um ſo mehr dienen, als es mir jetzt nicht geziemen und auch wohl nicht gelingen würde viel zu reden über irrdiſche Schönheit. Zur Seite der Dame ging oder hinkte vielmehr an einem Stabe eine ſehr alte ehrbar gekleidete Frau, die nur durch ihre ganz ungewöhnliche Größe und ſeltſame Unbehülflichkeit auffiel. Trotz des völlig veränderten Anzuges, trotz der tiefen Haube, die einen Theil des Antlitzes verhüllte, erkannte ich in der alten Frau doch augenblicklich das Zigeunerweib vom Molo. Das fratzenhafte Lächeln der Alten, ihr leiſes Kopfnicken bewies mir, daß ich mich nicht irre. — Ich konnte den Blick nicht abwenden von dem anmuthigen Wunder; die Holde ſchlug die Augen nieder, der Fächer entfiel ihrer Hand. Schnell hob ich ihn auf; indem ſie ihn nahm berührte ich ihre Finger; ſie zitterten, da loderte das Feuer meiner verdammlichen Leidenſchaft in mir auf und ich ahnte nicht, daß die erſte Minute der ſchrecklichen Prüfung gekommen, die mir der Himmel auferlegt. Ganz betäubt, ganz im Sinn verwirrt ſtand ich da und bemerkte kaum, daß die Dame mit ihrer alten Begleiterin in eine Kutſche ſtieg, die am Ende der Allee gehalten hatte. Erſt als der Wagen fortrollte, kam ich zur Beſinnung, und ſtürzte nach wie ein Raſender. Ich kam noch zu rechter Zeit um zu ſehen, daß der Wagen vor einem Hauſe in der engen kurzen Straße hielt, die nach dem großen Platz Largo delle Piane führt. Beide, die Dame und ihre Begleiterin ſtiegen aus, und da der Wagen ſogleich fortfuhr als ſie in das Haus getreten, konnte ich mit Recht vermuthen, daß dort ihre Wohnung. Auf dem Platz Largo delle Piane wohnte mein Banquier, Signore Aleſſandro Sperzi und ſelbſt weiß ich nicht wie ich auf den Einfall gerieth dieſen Mann jetzt gerade heimzuſuchen. Er glaubte ich käme Geſchäfte halber und begann ſehr weitläuftig über mein Verhältniß zu reden. Mein ganzer Kopf war aber erfüllt von der Dame, ich dachte, ich hörte nichts anders und ſo kam es, daß ich dem Signor Sperzi ſtatt aller Antwort das anmuthige Abentheuer des Augenblicks erzählte. Signor Sperzi wußte mir mehr von meiner Schönen zu ſagen, als ich hatte ahnen können. Er war es, der jedes halbe Jahr von einem Handelshauſe in Augsburg eine anſehnliche Rimeſſe für eben jene Dame erhielt. Sie wurde Angela Benzoni genannt die Alte aber mit dem Namen Frau

Magdala Sigrun bezeichnet. Signor Sperzi mußte dagegen dem Augsburger Handlungshauſe über das ganze Leben des Mädchens die genaueſte Nachricht geben, ſo daß er, da es ihm auch früher obgelegen ihre ganze Erziehung, ſo wie jetzt ihren Haushalt zu leiten, in gewißer Art als ihr Vormund anzuſehen. Der Bankier hielt das Mädchen für die Frucht eines verbotenen Verhältnißes unter Perſonen des vornehmſten Standes. — Ich bezeigte dem Signor Sperzi meine Verwunderung darüber, daß man ein ſolches Kleinod einem ſo zweideutigen Weibe anvertraue als die Alte ſei, die ſich in ſchmutzigen zerlumpten Zigeunerkleidern auf den Straßen herum treibe und vielleicht gar die Kupplerin ſpielen wollte. Der Bankier verſicherte dagegen, daß es keine treuere ſorgſamere Pflegerin gebe als die Alte, die mit dem Mädchen hergekommen, als es erſt zwei Jahr alt geweſen. Daß die Alte ſich zuweilen als Zigeunerin vermumme, ſei eine wunderliche Grille, die man ihr wohl in dieſem Lande der Maskenfreiheit nachſehen könne. — Ich darf, ich muß kurz ſein! — Die Alte ſuchte mich bald auf in ihrem Zigeunerhabit und führte mich ſelbſt zu

Angela, die mir in holder jungfräulicher Schaam hocherröthend ihre Liebe geſtand. Noch immer hatte ich in meinem verirrten Weſen geglaubt, die Alte ſei eine ruchloſe Nährerinn der Sünde, aber bald wurde ich des Gegentheils überführt. Angela war keuſch und rein wie Schnee, und da wo ich ſündhaft zu ſchwelgen gedachte, lernte ich an eine Tugend glauben, die ich freilich jetzt für ein hölliſches Blendwerk des Teufels erkennen muß. In eben dem Grade als meine Leidenſchaft höher und höher ſtieg, neigte ich mich auch mehr und mehr der Alten hin, die mir unaufhörlich in die Ohren raunte, daß ich mich mit Angela vermählen ſolle. Mußte dies auch zur Zeit heimlich geſchehen, ſo komme doch wohl der Tag an dem ich öffentlich der Gemahlin das fürſtliche Diadem auf die Stirn drücken werde. — Angela's Geburt ſei der meinigen gleich. —

— Wir wurden in einer Kapelle der Kirche San Filippo getraut. — Ich glaubte den Himmel gefunden zu haben, ich entzog mich allen Verbindungen, ich gab den Dienſt auf, man ſah mich nicht mehr in jenen Kreiſen in denen ich ſonſt frevelnd allen Lüſten gefröhnt. — Eben dieſe veränderte Lebensweiſe verrieth mich. Jene Tänzerin von der ich mich losgeſagt, forſchte aus, wohin ich mich jeden Abend begab und ahnend, daß daraus ſich vielleicht der Keim ihrer Rache entwickeln könne, entdeckte ſie meinem Bruder das Geheimniß meiner Liebe. — Mein Bruder ſchlich mir nach, überraſchte mich in Angela's Armen. — Mit einer ſcherzhaften Wendung entſchuldigte Hektor ſeine Zudringlichkeit und machte mir Vorwürfe daß ich gar zu ſelbſtſüchtig, ihm nicht einmal das Vertrauen eines aufrichtigen Freundes geſchenkt; doch ich merkte nur zu deutlich, wie betroffen er war über Angela's hohe Schönheit. Der Funke war gefallen, die Flamme der wüthenſten Leidenſchaft angefacht in ſeinem Innern. — Er kam oft, wiewohl nur in den Stunden, wenn er mich zu finden wußte. — Ich glaubte zu bemerken, daß Hektors wahnſinnige Liebe erwiedert wurde, und alle Furien der Eiferſucht zerfleiſchten meine Bruſt. — Da war ich dem Graus der Hölle verfallen! — Einſt, als ich eintrat in Angelas Gemach, glaubte ich Hektors Stimme im Nebenzimmer zu vernehmen. — Den Tod im Herzen blieb ich eingewurzelt ſtehen. Doch plötzlich

ſtürz-

ſtürzte Hektor aus dem Nebengemach hinein mit gluthrothem Antlitz und wildrollenden Augen wie ein Raſender. Verdammter, du ſollſt mir fernerhin nicht in den Weg treten! So rief er ſchäumend vor Wuth und ſtieß mir den Dolch, den er ſchnell hervorgezogen in die Bruſt bis an das Heft. — Der herbeigerufene Wundarzt fand, daß der Stoß durch das Herz gegangen. Die Hochgebenedeite hat mich gewürdigt, mir das Leben wieder zu ſchenken durch ein Mirakel. —

Die letzten Worte ſprach der Mönch mit leiſer zitternder Stimme, und ſchien dann in trübes Sinnen verloren.

Und, fragte Kreisler, und was wurde aus Angela?

Als, erwiederte der Mönch mit hohler Geiſterartiger Stimme, als der Mörder die Früchte ſeiner Greuelthat genießen wollte, da erfaßte die Geliebte der Todeskrampf und ſie verſchied in ſeinen Armen. — Gift —

Dies Wort geſprochen, fiel der Mönch nieder aufs Geſicht und röchelte wie ein Sterbender. — Kreisler ſetzte durch die Glocke, die er anzog, das Kloſter in Bewegung. Man eilte herbei und ſchaffte den ohnmächtigen Cyprianus in den Krankenſaal. —

Kreisler fand am andern Morgen den Abt in ganz beſonders heitrer Laune. — Ha ha, rief er ihm entgegen, ha ha mein Johannes, Ihr wollt an kein Mirakel der neueſten Zeit glauben und Ihr habt geſtern in der Kirche ſelbſt das wunderbarſte Mirakel bewirkt, das es nur geben mag. — Sagt, was habt Ihr mit unſerm ſtolzen Heiligen gemacht, der da liegt wie ein reuiger zerknirſchter Sünder und uns alle in kindiſcher Todesangſt höchlich um Verzeihung gebeten hat, daß er ſich über uns erheben wollen! — Habt Ihr ihn, der von Euch nun Beichte verlangte, vielleicht ſelbſt beichten laſſen? —

Kreisler fand gar keine Urſache, auch nur das mindeſte von dem zu verſchweigen, was ſich mit ihm und dem Mönch Cyprianus begeben. Er erzählte daher umſtändlich alles, von der freimüthigen Strafpredigt an, die er dem einbildiſchen Mönch gehalten, als er die heilige Tonkunſt herabgewürdigt, bis auf den ſchrecklichen Zuſtand in den er verfallen, als er das Wort: Gift! ausgeſprochen. Dann erklärte Kreisler, daß er eigentlich doch noch immer nicht wiſſe, warum das Bild, habe ſich auch Prinz Hektor davor entſetzt, gleiche Wirkung auf den Mönch Cyprianus hervorgebracht. Eben ſo ſei er darüber noch ganz im Dunkeln geblieben, auf welche Weiſe Meiſter Abraham in jene grauenvolle Begebenheiten verflochten.

In der That, ſprach der Abt anmuthig lächelnd, in der That mein lieber Sohn Johannes, wir ſtehen jetzt ganz anders gegenüber, als noch vor wenigen Stunden. Ein ſtandhaftes Gemüth, ein feſter Sinn, vorzüglich aber wohl ein tiefes richtiges Gefühl, das wie eine wunderbar wahrſagende Erkenntniß in unſerer Bruſt verborgen, richtet vereint mehr aus, als der ſchärfſte Verſtand, der geübteſte alles ſcheidende Blick. Du haſt es bewieſen mein Johannes in dem du die Waffe, die man dir in die Hand gab, ohne dich ganz über ihre Wirkung zu belehren, ſo geſchickt in dem richtigen Moment zu gebrauchen wußteſt, daß du auf der Stelle den Feind zu Boden ſchlugſt, den vielleicht der durchdachteſte Plan nicht ſo leicht aus dem Felde getrieben haben würde. Ohne es zu wiſſen haſt du mir, dem

Kloſter, vielleicht auch der Kirche überhaupt, einen Dienſt erwieſen, deſſen erſprießliche Folgen nicht zu überſehen ſind. — Ich will, ich darf jetzt gegen dich ganz aufrichtig ſein, ich wende mich ab von denen, die mir Falſches vorſpiegeln wollten zu deinem Nachtheil, du kannſt auf mich rechnen, Johannes! — Daß der ſchönſte Wunſch der in deiner Bruſt ruht, erfüllt werde, dafür laß mich ſorgen. Deine Cecilia, du weißt welches holde Weſen ich meine — doch ſtill jezt davon! — Das was du noch von jener entſezlichen Begebenheit in Neapel zu wiſſen verlangſt, iſt mit wenigen Worten geſagt. — Fürs erſte hat es unſerm würdigen Bruder Cyprianus beliebt in ſeiner Erzählung einen kleinen Umſtand zu übergehen. — Angela ſtarb an dem Gift, das er ihr beigebracht in dem hölliſchen Wahnſinn der Eiferſucht. — Meiſter Abraham befand ſich damals in Neapel unter dem Namen Severino. Er glaubte Spuren ſeiner verlornen Chiara zu finden, und fand ſie wirklich, da ihm jene alte Zigeunerin in den Weg kam, Magdala Sigrun geheißen, die du ſchon kennſt. An den Meiſter wandte ſich die Alte, als das ſchrecklichſte geſcheben und ihm vertraute ſie, ehe ſie Neapel verließ jenes Bildniß, deſſen Geheimniſſe du noch nicht kennſt. Drücke den ſtählernen Knopf an dem Rande, dann ſpringt Antonio's Bildniß, das nur einer Kapſel zum Deckel dient auf, und du erblickſt nicht allein Angela's Bildniß, ſondern dir fallen auch noch ein Paar Blättchen in die Hände, die von der äußerſten Wichtigkeit ſind, da ſie dir den Beweis des doppelten Mordes liefern. — Du ſiehſt nun warum dein Talisman ſo kraftvoll wirkt. — Meiſter Abraham ſoll noch mit dem Bruderpaar in mancherlei Berührung gekommen ſein, doch davon wird er dir ſelbſt noch beſſer erzählen können als ich. — Laß' uns jetzt hören, Johannes, wie es mit dem kranken Bruder Cyprianus ſteht! —

Und das Mirakel? So fragte Kreisler indem er den Blick auf die Stelle der Wand über dem kleinen Altar warf, wo er ſelbſt mit dem Abt das Bild, deſſen ſich der geneigte Leſer wohl noch erinnert, befeſtigt hatte. Nicht wenig verwunderte er ſich aber, als er ſtatt dieſes Bildes wieder Leonardo da Vinci's heilige Familie erblickte, die ihren alten Platz eingenommen. — Und das Mirakel? — fragte Kreisler zum zweiten Mal. Ihr meint, erwiederte der Abt mit ſeltſamen Blick, Ihr meint das ſchöne Bild, welches ſonſt hier aufgehängt war? — Ich habe es unterdeſſen in den Krankenſaal aufſtellen laſſen. Vielleicht ſtärkt der Anblick unſern armen Bruder Cyprianus, vielleicht hilft ihm die Hochgebenedeite zum zweiten Mal. —

Kreisler fand auf ſeinem Zimmer ein Schreiben des Meiſters Abraham, des Inhalts:

Mein Johannes!

Auf! — auf! — verlaßt die Abtei, eilt her ſo ſchnell Ihr könnt! — Der Teufel hat hier zu ſeiner Luſt eine ganz beſondere Hetzjagd angeſtellt! — Mündlich mehr, das Schreiben wird mir blutſauer denn es ſteckt mir alles im Halſe und droht mich zu erſticken. Von mir, von dem Hoffnungsſtern, der mir aufgegangen, nicht ein Wort. Nur ſo viel in aller Eil. — Die Räthin Benzon findet Ihr nicht mehr, wohl aber die Reichsgräfin von Eſchenau. Das Diplom aus Wien iſt angekommen und die künftige Heirath Julia's mit dem würdigen Prinzen Ignatz ſo gut wie erklärt. Fürſt Irenäus beſchäftigt ſich mit der Idee des neuen Throns, auf dem er ſitzen wird als regierender Herr. Die Benzon, oder vielmehr die Gräſin von Eſchenau hat ihm das verſprochen. Prinz Hektor hat indeſſen Verſteckens geſpielt bis er nun wirklich fortmußte zur Armee. — Bald kehrt er wieder und dann ſoll eine Doppelthochzeit gefeiert werden. — Es wird luſtig ſein. — Die Trompeter ſpülen ſich ſchon die Gurgeln aus, die Fiedler ſchmieren die Bogen, die Lichtzieher in Sieghartsweiler gießen die Fackeln — aber! — Nächſtens iſt der Namenstag der Fürſtin, da unternehm ich großes, aber Ihr müßt hier ſein. Kommt nur lieber gleich auf der Stelle, wenn Ihr dies geleſen habt! Lauft was Ihr könnt. Bald ſeh' ich Euch. — Apropos! — Nehmt Euch doch vor den Pfaffen in Acht, aber den Abt lieb' ich ſehr. — Adieu!

So kurz und ſo Inhaltsreich war dies Brieflein des alten Meiſters, daß —

Nachſchrift des Herausgebers.

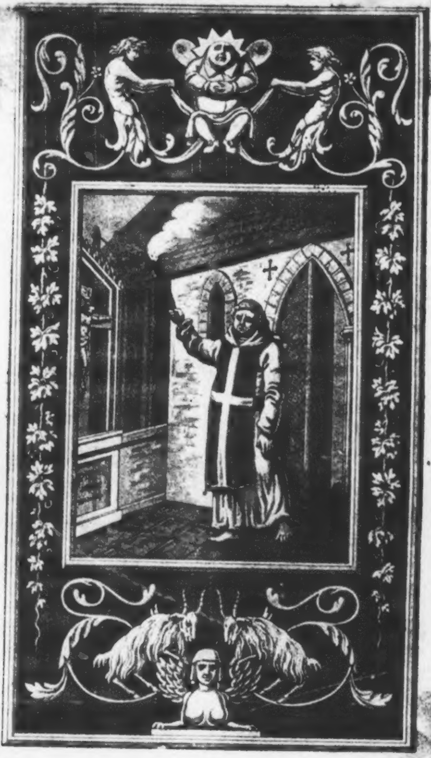
Am Schluß des zweiten Bandes iſt der Herausgeber genöthigt den geneigten Leſer eine ſehr betrübte Nachricht mitzutheilen. — Den klugen, wohlunterrichteten philoſophiſchen, dichteriſchen Kater Murr hat der bittre Tod dahin gerafft mitten in ſeiner ſchönen Laufbahn. Er ſchied in der Nacht vom neun und zwanzigſten bis zum dreißigſten November nach kurzen aber ſchweren Leiden mit der Ruhe und Faſſung eines Weiſen dahin. — So giebt es wieder einen Beweis, daß es mit den frühreifen Genies immer nicht recht fort will; entweder ſie ſteigen in einem Klimax hinab zur Charakter- und Geiſtloſen Alltäglichkeit und verlieren ſich in der Maſſe, oder ſie [illegible] Jahren nicht [illegible] — [illegible] Murr! [illegible] Freundes M[illegible] der Herz[illegible] eigenen, und ſoll ich an [illegible] Trauer[illegible] halten, er würde mir ganz anders aus dem Herzen kommen als dem Theilnahmeloſen Hinzmann; denn ich habe dich lieb gehabt und lieber als manchen — Nun! — ſchlafe wohl — Friede deiner Aſche! —

Schlimm iſt es, daß der Verblichene ſeine Lebens-Anſichten nicht geendet hat, die alſo Fragment bleiben müſſen. Dagegen haben ſich in den nachgelaſſenen Papieren des verewigten Katers noch ſo manche Reflexionen und Bemerkungen gefunden, die er in der Zeit aufgeſchrieben zu haben ſcheint, als er ſich bei dem Kapellmeiſter Kreisler befand. Ferner war aber auch noch ein guter Theil des von dem Kater zerriſſenen Buchs vorhanden, welches Kreislers Biographie enthält.

Der Herausgeber findet es daher der Sache nicht unangemeſſen, wenn er in einem dritten Bande, der zur Oſtermeſſe erſcheinen ſoll, dies von Kreislers Biographie noch vorgefundene den geneigten Leſern mittheilt und nur hin und wieder an ſchicklichen Stellen das einſchiebt, was von jenen Bemerkungen und Reflexionen des Katers der weitern Mittheilung werth erſcheint.

Ende des zweiten Bandes.

Berlin, gedruckt bei Conrad Feiſter.



Nachlaß

des

Katers Murr.

Eine Fortſetzung

der

Lebensanſichten des Katers Murr

von

E. T. A. Hoffmann

nebſt

einer Vorrede

des

Herausgebers.

Leipzig 1826.
bei Wilhelm Lauffer.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Bibliothek

Nothwendige
Vorrede des Herausgebers.

Meine tiefſte Reverenz dem geehrten Leſer, welche wahrlich nicht tief genug ſeyn kann, wenn ſie nur einigermaßen die Ehrfurcht ſymboliſiren ſoll, die ich für ihn hege. — Wahrlich die Hand zittert mir, indem ich dieſe Worte an ihn richte. — O! daß dieſer ſprechende Beweis von meiner Handſchrift ſich den Lettern nicht mittheilen, ſich nicht mit abdrucken läßt! — das würde mehr, als alles Reden gelten.

Aber ſoll man denn dem Leſer Alles ſagen? — Welche Sprache hat denn die Scheu, die ſich nur im Schweigen und Zurückziehen kund giebt? deshalb — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — alles iſt, was ich ſagen kann, was aber mehr als alle Worte gilt, die ich aufzubringen im Stande bin.

Du ſiehſt, geehrter Leſer, wie ich mein Möglichſtes gethan habe, Dich meiner Hochachtung zu verſichern, weshalb Du Deinerſeits meinen Vorſtellungen Gehör geben und folgende Punkte nicht unberückſichtigt laſſen wirſt:

Für's erſte muß ich dringend bitten, keineswegs jenes Werk als das Meinige zu betrachten, ſondern es mir auf mein Wort zu glauben, daß es gewiß und wahrhaftig von einem Kater geſchrieben, von mir aber nur herausgegeben iſt. Um ſo dringender muß ich dieſe Berückſichtigung anempfehlen, weil in dem Werke wahrlich ein Ton angeſtimmt iſt, der keinem jungen Autor ziemt und der mir auch ganz und gar nicht eigen iſt — wie Du ohne Zweifel ſchon aus den erſten Zeilen der Vorrede erſehen haben wirſt.

Ich würde mich ſehr betrüben, wenn Du dadurch, daß Du dieſe Vorrede überſchlügeſt, auf dergleichen Gedanken verfielſt; es unberückſichtiget ließeſt, wie der Kater, vermöge ſeiner Individualität, die er als bekannter Schriftſteller nicht zu verläugnen Urſach hatte, nicht anders ſchreiben konnte, und daß Du endlich die ganze wegwerfende Art zu reden mir zur Laſt legteſt.

Aber ich ſehe, wie Du ungläubig Dein Haupt ſchüttelſt, da Thiere nur in der Fabel zu reden pflegen. — Nun gut, geehrter Leſer! — Ich weiß, daß Du ſicher ſo gelehrt biſt, nichts anderes für wirklich zu halten, als wovon die Exiſtenz ſich erweiſen läßt, aber dann auch von derſelben feſt überzeugt biſt. — Ich habe alſo weiter nichts zu thun, als jedesmal den Beweis der möglichen Exiſtenz vorauszuſchicken, um mich mit Recht auf Ausſagen der Augenzeugen, auf Originaldokumente und Atteſte berufen zu können, weshalb ich in dieſer Vorrede — ohne mich zu rühmen — eine höchſt ſcharfſinnige, gründliche Abhandlung Dir vorlege, ſobald ich noch die zweite Vorſtellung hinzugefügt.

Sie betrifft den Inhalt dieſes Bandes. Dieſer beſteht aus dem erſten Hefte der Reiſen unſeres Katers, nebſt den hindurchlaufenden Makulaturblättern, (vermuthlich eines Manuſcripts, welches der Autor auf ſeinen Reiſen gefunden und verbraucht hat.) Merkwürdig indeſſen bleibt es, daß der Herausgeber der Lebensanſichten dieſe Reiſe nirgends in Erwähnung gebracht.

Dieſes erſte Heft war bereits abgedruckt, als es ſich ergab, daß es zu einem Bande wegen ſeiner Unanſehnlichkeit nicht hinreichte, vereinte man es mit dem zweiten Hefte, ſo entſtand der entgegengeſetzte Fehler, nämlich ein unförmlicher Band; ſo daß der Verleger ſowohl, wie der Herausgeber, wohl wiſſend, daß bei einem guten Buche nächſt dem Titel, vorzüglich auf das Format zu ſehen ſey — lange nachdachten, wie man es dahin bringen könnte, daß das Buch nur halbwegs würdig ſcheine gekauft und in Bibliotheken aufgeſtellt zu werden; bis Letzterer auf ein bisher noch unbekanntes aber in der Natur der Sache tief begründetes Mittel verfiel, welches zur Anwendung bei ähnlichen Fällen hier öffentlich mitgetheilt wird.

Nämlich zu dieſem Behufe nahm er ein anderes Heft des Katers, riß von ſelbigem ſo viel ab, als zu der, im ſchönſten Ebenmaße vollendet gedachten Form eines Buches nöthig war. Da aber ein gedruckter Bogen gemeiniglich mehr enthält, als ein geſchriebener, berechnete er das vorhandene Verhältniß und riß noch dazu die Differenz ab. — So entſtanden die beiden Makulaturblätter des Anhanges, ein großes das Complement und ein kleines, die Differenz. Das zerriſſene Heft war aber kein anderes, als die Biographie des Kapellmeiſters Johannes Kreißler, deren Hoffmann noch zuletzt erwähnt.

Der Herausgeber nun, beſeelt von Liebe zum reinen Schönen, überreicht mit frohem Herzen dem Leſer ein Buch vollendet — in ſeiner Form.

Obendrein folgt die

Scharfſinnige, gründliche Abhandlung über die wirkliche Exiſtenz des Kater Murr nebſt allen Beweiſen, daß dieſelbe möglich war.

Einleitung. Ueber die Entſtehung des Lebens überh. v. ſeinem niedrigſten Grade bis zur höchſten Ausbildung.

I) Wie entſteht die Seele?

1) an und für ſich.

A) Ihre reine Entſtehung als naturnothwendige Bedingniß.

B) In ſo fern ſie die verſchieden modificirte Emanation eines und deſſelben Grundprincips erſcheint, unter folgenden Bedingungen.

a) die menſchliche in ihren Bedingungen.

α) völlige Verſtandesloſigkeit, als bloſes Leben gedacht.

β) Stumpfſinn.

γ) alltäglicher Verſtand.

δ) Genialität.

ε) geſunder Menſchenverſtand.

Anmerkung. Ueber die Veranlaſſung des Irrthums, daß die Genialität über dem geſunden Menſchenverſtande ſtehe. Ein Irrthum, der nur in der Bücherwelt herrſchet, da in der wirklichen die Genies ſich nicht ſonderlich benehmen. Dort aber herrſcht er meiſtens daher, weil die Menſchen von geſundem Verſtande ſelten Bücher ſchreiben, ſondern meiſtens die Genialen.

b) Die thieriſche.

α) (Das bloße Leben. Siehe vorher). Gelehrigkeit.

β) Inſtinkte nebſt deſſen Spielarten, z. B. das Genie unſeres Autors.

C) In ihren Aeußerungen.

a) Subjektiv dem Menſchen, als ſittliches Prinzip.

b) Objektiv in ſeiner allgemeinen Wirkung als abſolut gedacht.

c) Die thieriſche in eben der Hinſicht.

D) Künſtliche Experimente, angeſtellt über die Entſtehung der Seele.

Verunglückte, wovon die meiſten dem Herausgeber ſelbſt gehören, nebſt den kurzen Beweiſen, daß ſie gar nicht gelingen konnten.

2) Leider läßt ſich über die Entſtehung der Seele von des Verfaſſers nichts Gewiſſes nachweiſen.

II) Ueber die Entwickelung der Seele.

1) Ueberhaupt.

A) Während dieſes Lebens, alſo in ihrer Beziehung auf den ſubſtantiellen Organismus.

a) Einfluß der ganzen extenſiven Lebensthätigkeit auf die Entwickelung der Seele.
  α) Bei Thieren.
  β) Bei Menſchen.
    aa) Durch Erziehung.
    bb) Durch Erfahrung.
      αα) Perſönliche.
      ββ) Fremde.
b) Einfluß der ganzen intenſiven Lebensthätigkeit (nach eben der Abtheilung).

B) Nach dieſem Leben, alſo als abgeſondert vom ſubſtantiellen Organismus.
  a) Acht und ſechzig Beweiſe der Unſterblichkeit der Seele, worunter nur ein einziger *abſolut* unverſtändlich iſt.
  2) Ueber die Erziehung des Katers.
  a) Teſtimonien und Nachrichten vom Meiſter Abraham.
  b) Ueber ſeine Briefe und Werke.
  c) Geſammelte Beiſpiele, daß Menſchen durch Erziehung völlig zu Thieren wurden, nebſt dem Beweiſe, daß ebenfalls das Gegentheil möglich iſt, und ein Thier einmal zum Menſchenverſtande gelangen kann, wie unſer Kater.

Schluß: Beweis durch die Exiſtenz dieſes Katers, daß die Kultur nicht dem Menſchen allein angehört, ſondern der ganzen Welt.

O glückliche Zeiten, wo die Cultur das All durchdringt! — Wie ſie jetzt die ſchönſten Lichteffekte, die beſten Perſpektive giebt, wird ſie da die maleriſchſten Landſchaften, die romantiſchſten Wildniſſe darſtellen. Jedes Samenkorn pflanzt ſich da ein, wo der Baum die Ausſicht verſchönern wird, der mit ſeinen Aeſten dann die graciöſeſten Attitüden annimmt. Der Waſſerfall, die Flüſſe gehorchen nicht mehr der Schwerkraft, ſondern der Schönheit. Jener wählt ſich den wildeſten Ort zu ſeinem Erguſſe, dieſer das idylliſche Bette. Die Wälder wachſen nach franzöſiſcher Gartenbaukunſt auf, und kein rebelliſcher Aſt darf die liebliche Durchſicht ſtören. Wilde Thiere exerciren und manövriren in demſelben (denn Krieg giebt es nicht mehr), während die zahmen als Domeſtiken ſerviren und apportiren — und ſiehe! umfächelt von parfumirten Zephirn ſitzen auf lieblichen Auen, welche die Natur zu Boskets geſchoren, die Kater, um Gänſen, Tauben und Enten äſthetiſche Vorleſungen zu halten. — (Wahrlich! man glaubt ſich ins Fabelreich verſetzt — nur bleibt jede Schilderung zurück). — Rohrſperlinge tiriliren mit Ciſtern in lateiniſcher Sprache! ſelbſt Schweine und Böcke ſind ſo cultivirt, daß ſie die Collegien beſuchen. — Aber wohin eilt mein Geiſt? Wahrlich ganze Jahrtauſende voraus, ich wollte doch eine höchſt ſcharfſinnige gründliche Abhandlung ſchreiben! — —

Ey was! eine ſcharfſinnige gründliche Abhandlung! Wie gehört die zu dieſem Buche? — Lieber die tollſte, die je geſchrieben worden iſt. — Wäre es nicht langweilig, wenn es nichts als Einheit gäbe? Aber in der Einheit, wie ſie über Mannigfaltigkeit ſchwebt, erkennt man die Gottheit. Drum rühre ich jetzt alles in einander, jede Geſtalt hebt ſich dennoch zur Zeit klar aus dem Chaos hervor. — Die tragiſche Maſke beginnt ſchon Geſichter zu ſchneiden, und der Jokus will durch wahrhaften, tiefen Scherz das Innerſte erſchüttern — vermählet euch, ihr beiden! — Doch du, geliebte Ironie! laß dein freundliches Antlitz aus dem chaotiſchen Nebel hervorleuchten, zeig deinen Purpurmund mit dem himmliſchen, perlweißen Lächeln, und recke die runden Händchen heraus, der ganzen Welt ein Rübchen zu ſchaben. — Dich ruf ich an, wie der Ritter ſeine Dame, wenn es Kampf gilt.

So! — nun iſt mir wohl! — nun fange ich an.

I.

Reiſen des Katers

nebſt

zufälligen Makulaturblättern

und

in einem Anhange

die

fragmentariſche Biographie

des Kapellmeiſters

Johannes Kreißler.

Erſter Abſchnitt.

Murr geht auf Reiſen.

Seitdem ertönt ſie nicht wieder, ſprach Meiſter Abraham, und wieß auf die Glaskugel, welche ſeit jenem Abende noch unverändert im Zimmer des Fiſcherhäuschens hing. — Die Stimme, die ſo wunderbar, ſo wohlthätig erklang, damals, als der Mißmuth in ſeiner ganzen Unerträglichkeit mich umfing; dieſe Stimme, dieſer Troſt iſt verhallt. — Da liegt mein beſtes, einziges Kunſtwerk entſeelt vor mir und mein ferneres Thun und Treiben erſcheint mir als leeres, unnützes Spielwerk. Nur die Gewohnheit iſt es, die mich beſchäftiget, aber unmuthig greife ich zu dem, zu jenem, und finde an keinem mehr Luſt. — Sie!

die wundervolle Chiara, die Verborgenes und Zukünftiges errieth und jedes Herzens tiefſtes Geheimniß offenbarte — Sie, die alle meine Wünſche und Gedanken in ſich ſelbſt erfüllte, — ſie hat mich nun ganz verlaſſen. Da ſitze ich nun mir ſelbſt zur Laſt, ich alter Mann mit grauen Haaren, da winſele ich mit einem Jünglingsherzen nach der Geliebten, und ſchäme mich ſelbſt der tröſtenden Klage! — Möchte man nicht ſagen, Johannes, daß wir dieſe Weſen, die alle unſere Wünſche in ſich verwirklichen, nur darum finden, um ſie zu verlieren und an unſeren eigenen ſchönſten Empfindungen zu ſcheitern? — Haſtig und ſchweigend trat Kreißler ans Poſitiv und begann: mi Lagnerò tacendo della mia sorte amara, Juliens Lieblingslied.

Meiſter Abraham ſchnitt während der Zeit aus ſteifem Papier Cartons. Eine einzige Lampe brannte im Zimmer. Dieſe ſtellte er auf die Erde, ordnete die Cartons um ſie her, daß ihre Schatten auf die farbeloſen Wände fielen, und geſpenſtiſche Geſtalten erſchienen an denſelben in rieſiger Größe und unſicheren Umriſſen. Der Raum des Zimmers ſchien in ungewiſſem Lichte ſich endlos auszudehnen; ihre eigenen Schatten befanden ſich mit unter den geiſterartigen Weſen, die an den Wänden hin und her ſchwebten, je nachdem ſich die Flamme im Zugwind regte.

Kreißler gewahrte es und lachte laut auf. Recht ſo, Meiſter! rief er. Eure wunderbaren Erſindungen bleiben unerſchöpflich; nun ſoll auch meinerſeits das unterirdiſche Reich in unheimlichen, herzzerſchneidenden Klängen aufgehen.

Du kennſt dieſe Scene, Johannes, ſprach Meiſter Abraham mit erhöheter Stimme; gedenke nur jenes verhängnißvollen Bildes, wodurch dir das ganze gräuelvolle Geheimniß in wahrhafter Ahnung aufging. Was dir das Bild zeigte, was du da in düſteren Schatten um dich ſiehſt, das habe ich in ſeinen natürlichen Farben, wie wirklich und lebend, ganz in der Zeitfolge wie es ſich ereignete, dem ſchauluſtigen Publikum durch Hohlſpiegel und Zauberlaternen vor Augen geſtellt. — Du kennſt die Scene, Johannes! O, es gab bleiche Geſichter und Keiner wagte es, dem Mitſchuldigen ins Auge zu blicken. Während ich als Prospero da ſtand und ſprach: Freilich ſind es nur meine Phantaſien, die ſich da außer mir verkörpern. Solche Luftgebilde ſind wir ſelbſt. An unſerem Entſtehen und Daſeyn ſind ähnliche Urſachen wirkſam. — Was willſt du, mein lieber Kater, wandte er ſich hierauf zu mir, da ich auf ſeinen Schoß kletterte, um ihm etwas ins Ohr zu ſagen, denn vor ſeinem gewaltigen Schreien konnte ich mit meinem dünnen Stimmchen gar nicht zu Worte kommen.

Lieber Meiſter, hub ich an, du ſagſt zwar, daß du bei deinem grauen Haupte ein Jünglingsherz beſitzeſt; du mußt aber wahrlich hinzufügen, daß du obendrein noch einen Kinderſinn haſt. Du ſiehſt aus wie ein alter Mann, ſtöhnſt wie ein verliebter Jüngling und ſpielſt wie ein Kind mit Papierpüppchen. — Sag doch nur einmal, was ſoll ich, als kälterer Zuſchauer, von ſolchen Widerſprüchen denken?

O weiſer Kater! entgegnete Meiſter Abraham — nur zu; recht haſt du mit dieſem Ausſpruche. — Keine Empfindung, die je in meine Bruſt einzog, hat ſie wieder verlaſſen, und alles geſammte Elend eines Menſchenlebens vereine ich hier, damit, je älter ich werde, ich deſto unglücklicher bin.

Meiſter, entgegnete Kreißler haſtig mit dem ihm eigenthümlichen Humor, hört nur ſorgfältig auf das Katzenorakel, daß kein Wort euch entgehe, ſintemal er, ſeitdem er die Sprache erlernt, einen zuckerſüßen Gebrauch davon macht, und eine abſonderliche Seeligkeit darin findet, das Höchſte und Edelſte mit einer feinen Nüancirung als abgeſchmackt darzuſtellen. — Wie haben wir uns doch beide vergeſſen, ihr klagt eure bitteren Schmerzen, und mir dringt es tief in die Seele. Schämen wir uns vor dem weiſen Kater. Seht nur, er lacht der Kindereien, die uns die Bruſt zu zerſprengen drohen, und ſchickt ſich an, uns durch teufliſchen Hohn freundſchaftlichſt zurecht zu weiſen.

Ei freilich iſt das auch mein Wille, erwiederte ich ihm; denn ich meine es gut mit euch und ſage es deshalb gerade heraus, ihr ſeyd verzogene Kinder. Aber niemand anders als ihr ſelbſt habt euch verzogen. — Ihr wißt nun einmal alle Beide von euch, daß ihr Genie's ſeyd, und glaubt, daß, um es zu bleiben, ihr nicht wie andere redliche Leute in die Nichterfüllung eurer Wünſche reſigniren dürftet. Mit beſonderer Eitelkeit haltet ihr auf alle diejenigen Empfindungen, die eigentlich euer Unglück ausmachen, und thut euch etwas beſonderes zu gute, wenn ihr ſie ſchön und ergreifend klagen könnt. — Um was dreht ſich eigentlich dein ganzes Künſtlergefühl, deine ganze muſikaliſche Begeiſterung? — Doch du zuckſt die Achſeln, wenn ich von der Muſik rede. — Glaube nicht, daß ich die Tonkunſt verkenne. Nur was du einzig und allein die eigentliche, wahre Tonkunſt nennſt, iſt was deiner Sphäre zuſagt, und wenn du dich nicht auf dieſe allein beſchränkteſt, würdeſt du auch nicht ein ſo deſpotiſches Genie ſeyn. — Frage dich einmal ſelbſt, ob nicht der Schlag der Nachtigall ſchon Muſik iſt? — Genau genommen, iſt ein Künſtler nichts beſſeres als eine Nachtigall; denn beide ſingen in den Stimmen oder Formen, die ihnen Gott verliehen hat, ihre Gefühle auszuſprechen. Beſonders ein ſolcher Künſtler, wie du, der ſich immer nur mit ſeinen eigenen Empfindungen echauffirt.

Elendes Thier! entgegnete Kreißler ingrimmig — du wagſt dich an Dinge, zu denen deine thieriſche Bruſt nicht geſchaffen iſt. Du kannſt das heilige Feuer, welches die Bruſt des Künſtlers ſanft durchwallt, nicht begreifen. Du weißt nicht, in welcher Götterwolluſt er erglühet, wenn die reine Naphthaflamme beſeeligend emporlodert. —

Schilt meinen Kater nicht, ſprach Meiſter Abraham mit ſanfter Stimme. Ich hab ihn lieb. Weiß ich es doch ſelbſt kaum, was mich ſo innig an ihn feſſelt, ob es die Gewohnheit iſt ihn um mich zu ſehen, oder die Seltenheit einer ſolchen Erſcheinung, wie er. Aber ich weiß, daß er es gut meint, und mir iſt es manchmal, als würde es beſſer um mich ſtehen, wenn ich ihm gehorchen könnte. — Doch leider vermag ich das nicht. Mein Wille reicht nicht ſo weit.

Als ob die muſikaliſche Begeiſterung der höchſte Zweck des Daſeyns wäre — ſprach ich. — Du würdeſt dich ihrer nicht freuen, wenn du ſie mit allen Menſchen theilteſt, obgleich du dich beklagſt, daß die Menſchen nicht ſo empfinden, wie du; denn alles Glück, welches du mit ihnen theilſt, ſcheint dir gemein und gleichgültig. Wäre ſie aber mehr als aller gewöhnliche Tand des Lebens, wäre ſie der eigentliche Zweck des Daſeyns, warum wärſt du der Einzige vor Tauſenden, der ein beglücktes Daſeyn führte, indem der Schöpfer deinethalben gegen alle ſeine Geſchöpfe ungerecht ſeyn mußte? — Wie durfte es Menſchen geben, die in ihrem ganzen Leben keine Componiſten werden können? Ja, wie darf Taubheit exiſtiren, dem Zwecke der Welt zum Trotz? —

Verfluchtes Thier! rief Kreißler, ſeines Zornes nicht mehr Herr. Bleib in dem Staube, in dem du geboren biſt, und beſchmutze nicht mit deinem thieriſchen Geifer die Wunderwerke, die nicht für dich geſchaffen ſind.

Bei dieſen Worten warf er mich unvermuthet durch einen fürchterlichen Schlag von dem Tiſche herunter, auf den ich mich geſetzt.

Ey! rief ich, Schmerz und Unmuth verbeißend, das iſt eine herrliche Manier, ſeine Gefühle geltend zu machen. Zum Glück, daß ich noch, meiner Natur nach, auf die Pfoten gefallen bin, ſonſt hätteſt du die größten Gefühle in mir zeitlebens geweckt, denn keine Rippe wäre an mir ganz geblieben.

Schlange! falſche Katze! ſchrie Kreiſler im höchſten Zorn, ſchlag deine ſcharfen Krallen in meine Bruſt, zerkratze, zerſchneide mit deinen Tatzen mir die Gurgel. Aber fürchterlicher weiß er mich zu morden; er wählt qualvollere Waffen, den Hohn. — Hoho! ich will ihn aber zertreten, den ſataniſchen Molch, bevor er ſein hölliſches Gift auf mich ausleert.

Wie wahnſinnig ſprang er im Zimmer umher, ergriff ſeinen Stock. — Vergebens hielt ihn Meiſter Abraham zurück. — Mit einem Satze hatte ich mich unter den Schrank verkrochen, Kreiſler ſah es, und boshaft, wie ich ihn zuvor nie geſehen, ſtieß und ſchlug er nach mir, ſo daß ich mich nur mit der größten Mühe hinter den Füßen des Schrankes ſichern konnte. Ja, wer weiß, was noch geſchehen wäre, hätte nicht Meiſter Abraham durch Worte und Gewalt mich geſchützt und mir endlich die Thüre geöffnet, daß ich mein Leben durch ſchleunige Flucht retten konnte.

Dahin alſo war es zwiſchen uns gekommen. Er hatte mich einſt ſeinen Freund genannt; er wollte in mir das einzige fühlende Weſen gefunden haben, welches ihn ganz begriff, und jetzt, da ich ihn dem Verderben entreißen wollte, dem er blindlings zulief — denn wo hinaus will es anders mit dieſem Enthuſiasmus, als zum Wahnſinn — jetzt! — O Himmel! ſteht es ſo um deine höchſten Gaben, daß die Vernunft den Tod bringt von Freundes Hand, ſobald man ſie merken läßt? — O! dann wäre mir beſſer, ich theilte die niedrige Geiſtesſtufe mit meinem Geſchlechte, das ſich von Trieben blindlings leiten läßt, und glücklicher iſt, als die Menſchen, welche ſo wenig mit ihrem vernünftigen Leben ſich begnügen, daß ſie ſchon ein beſſeres begehren, bevor ſie dies noch begriffen. — O! der Geiſt, berechtiget uns zu weiter nichts, als zur zwangvollen Selbſtbeherrſchung; denn die ganze Faſſungskraft ſogar, wie ſich die Welt in unſerm Innern ſpiegelt, müſſen wir gewaltſam zurückdrängen und dürfen ſie dem trauten Freunde nicht einmal eröffnen.

Mein Entſchluß war gefaßt. Ich wollte ihn und meine ganze bisherige Umgebung verlaſſen, mein Glück in der weiten Welt verſuchen. Nicht umſonſt, hoffte ich, hat die Natur mir dieſe großen Gaben alle verliehen. Sie muß hohe Pläne mit mir im Sinne, ja zu einem ganz beſondern Zwecke mich ſo vor allen andern Weſen meiner Gattung ausgezeichnet haben. — Ich ſprang noch einmal auf mein Pult hinauf und ſchrieb:

„Mein lieber Johannes! Wir müſſen ſcheiden.
„Mein Herz blutet — aber ich kann
„nicht anders. Mein Leben muß ich vor deiner
„künſtleriſchen Glut ſichern. Nimmer
„wirſt du es vergeſſen, wenn du nur bei kaltem
„Blute biſt, daß eben ſie mein Tod
„geweſen wäre. — Ich ſcheide ohne Groll.
„Ja ich fühle mich noch ſehr verpflichtet der
„vielfachen Mühe, die du an meine Erziehung
„verwendeteſt, und ſelbſt deine höchſte gegen
„mich gerichtete Wuth wird dieſe meine Gefühle
„für dich nicht zu tilgen vermögen. —
„So lebe denn wohl! — mögeſt du recht
„ſanft aus der Täuſchung erwachen. Denn
„erwachen mußt du einſt, wie ſehr auch dein
„Enthuſiasmus dich blendet und für die Gegengründe
„unempfänglich macht. — Sey
„aber aufrichtig, und frage dich: was eigentlich
„deine Muſik ſey? — Iſt dir niemals ein
„ſchwärmender Jüngling begegnet, den du

„verlachen mußteſt? Oder iſt jede Regung darum
„ſchon gut, daß ſie die Bruſt nur innerlich
„recht heiß macht und ſchwellt? Welchen
„Beweis haſt du, o mein theurer Johannes!
„daß deine muſikaliſche Gluth nicht ebenfalls
„Schwärmerei ſey; und du nimmſt ſie zur
„ganzen Tendenz deines Lebens. — Sie iſt
„nur eine Form des Höheren, aber nicht das
„Höhere ſelbſt, und du hältſt dich an dieſe
„Form, wie an das Weſentliche; verlierſt
„einmal dieſe Form, und wirſt ſodann an allem
„verzweifeln, was dir nur als dunkle Ahnung
„aufgehn konnte. — Wahrlich das iſt alles ſo einfach,
„daß ich mich ſchäme es niederzuſchreiben.
„Aber du, einer der höheren Geiſter, wirſt
„dennoch nicht fühlen, wie viel dieſe Erkenntniß
„dir werth iſt. — Aber vielleicht
„drückt meine Entfernung ein Siegel der Wahrheit
„für deine Augen darauf. Vielleicht daß
„die Sehnſucht nach mir in voller Liebe dir
„wieder aufgeht und du die Ermahnungen
„des Freundes nicht von dir ſtößeſt. — Vielleicht
„treibt dich Reue an, mich und meine
„Worte höher zu achten; oder vielleicht

„wendet irgend ein unvorhergeſehenes Ereigniß
„alles zum Glück — das iſt mein ſehnlichſter
„Wunſch. So lebe denn wohl, mein theurer
„Johannes, ewig wohl.

„Dennoch dein Freund bis in den Tod
Murr.“

Eine ſehr wehmüthige Stimmung umfing mich, nachdem ich dieſen Brief geendet. Nicht nur der Gedanke, Kreißler und Meiſter Abraham nun gänzlich zu verlaſſen, that mir weh, ſondern jeder lebloſe Gegenſtand ſchien mich mit einer Art von Freundſchaft anzuſehen und mir zuzurufen: Wir hätten dich gerne bei uns behalten. — Ich erklomm die höchſte Spitze des Daches, um mich durch den Anblick der Nacht und der Sterne erhaben zu ſtimmen — vergebens! ich ſtieg hinab, indem ich, jeder Etage freundlich zunickend, ſprach: lebt wohl! ich verlaſſe euch nun, ihr Gegenſtände, die ich täglich zu ſehen gewohnt war. Dies iſt vielleicht mein letzter Blick, der auf euch ruht, und ich ſehe euch nun nie wieder. — Ich erreichte die Straße, und machte mich mit ſchwerem Herzen auf den Weg.

Es war finſtere Nacht, als ich die Stadt verließ und munter längs der Chauſſee dahin zu traben begann. Schon ein paar Stunden Weges lagen hinter mir, als die Sonne aufging. — Ich ſollte eigentlich ſagen, daß ein ſanfter Purpur den Morgen färbte, indem die Lerche ſich erhob, dem Schöpfer ein Loblied zu ſingen. — Doch warum ſoll ich dem Leſer Dinge ſagen, die er längſt weiß? Sollte es ihm aber um meine Individualität zu thun ſeyn (wenn der Leſer ein ſolcher iſt, wie ich ihn mir wünſche), ſo ſage ich ihm denn hiermit, daß die Lerche meinen Appetit nach Frühſtück rege machte, während ich mich des Nebels freute, hinter welchem die Sonne wie eine kupferrothe Scheibe aufging. Denn das volle Sonnenlicht, ſo angenehm es jedem meiner Leſer ſeyn mag, iſt mir zuwider, ja ſchlägt mich ſogar mit Blindheit. — Je höher die Sonne ſtieg, je mehr der Nebel fiel, um ſo mehr mußte ich ſchattige Seitenpfade wählen; ich ſchlug mich daher immer links, und gelangte immer tiefer in dicke Waldungen. Immer behaglicher ward mirs, und ich konnte meinen Phantaſien freien Lauf laſſen. Ich wunderte mich, daß ich nicht ſchon früher auf den Gedanken gekommen war, in die weite Welt zu gehen, da es mit ſo wenigen Schwierigkeiten verknüpft iſt, indem ich ſo wenig Bedürfniſſe gegen einen Menſchen habe, und es für die Ausbildung meines Geiſtes ſo unumgänglich nothwendig iſt. Ich erkannte das Verhängniß, welches meiner Unentſchloſſenheit zu Hülfe kam, und durch den Zank mit Johannes Kreißler dahin leitete, wozu meine eigene Erkenntniß mich freiwillig hätte bringen müſſen. — O! welches Entzücken empfand ich darüber, daß die Vorſehung es ſo gut mit mir im Sinne hatte. Muthig beſchloß ich, mich ihr ganz hinzugeben, mich blindlings ihren Fügungen zu überlaſſen, da ſie es ja weiſer und zweckmäßiger anrichtet, als ein einzelner Geiſt, der die hierzu erforderliche Allwiſſenheit unmöglich beſitzen kann. Ein beſonderes Gelüſten trieb mich, alle Pfade links zu wählen. Auch darin erkannte ich die liebevolle Vorſehung, folgte ihr blindlings, und gerieth immer tiefer in den dunkeln Wald, und immer wohler ward mir. — Da hielt ich plötzlich gedankenvoll inne, denn folgendes hatte mein Nachdenken veranlaßt. Im muthigen Vertrauen meines günſtigen Geſchicks hatte ich alle Pfade ſo lange links gewählt, daß mein Schatten, der anfangs hinter mich fiel, jetzt munter vor mir herſchritt. — Wie leicht hätte mich nun die liebevolle Vorſehung dieſen Mittag dahin zurückführen können, von wo ich vergangene Nacht ausging. — Deshalb wählte ich nun ein anderes Geſtirn zu meiner Leitung, nämlich die Sonne.

Dieſe erhob ſich höher und höher. Die vollen Strahlen fielen durch die Ritzen der Zweige, ſo daß ich oft geblendet ſtille ſtehen mußte. — Noch immer hatte ich kein Frühſtück gefunden. — Die Mittagshitze ward mir beſchwerlich und ein dickes Geſträuch bot mir ein ſchattiges Ruheplätzchen. Ich folgte der Einladung, und ſtreckte mich auf den Raſen der Länge nach hin.

Die Ruhe umfing mich nach der anhaltenden ſtarken Bewegung in einer wohlthuenden angenehmen Stille, — leiſe Lüftchen zogen über mich dahin, berührten ſanft die Haare meines Felles und kräuſelten ſie leicht zuſammen. — Ein Ziehen wie ein leichter Kitzel lief über das Rückgrat nach meinem Haupte hin, und über daſſelbe ſchienen ſich die Lüfte in ſanftem Wirbel zu drehen. — Mücken wollten mich beunruhigen; aber wo ſie ſich auch niederließen, reckten die Geſträuche ihre belaubten Zweige hin, ſie zu verſcheuchen. — Da rief eine Stimme: Murr, mein Kater! warum haſt du uns verlaſſen? Sie gehörte Meiſter Abraham, der ſich neben mir niederließ, um mir ſanft den Nacken zu ſtreicheln.

Theurer Meiſter, rief ich, du warſt ja gegenwärtig, du weißt ja, daß — daß — —. Alle meine Erinnerung ging in der einzigen ſüßen Empfindung unter, welche das Streicheln meines Nackens gewährte.

Mein guter Murr, nahm der Meiſter das Wort, was iſt denn ſo Entſetzliches geſchehen? Bedenke doch, daß ein Verhängniß geſtern Kreißler zu allem trieb, was er that, und hätte er dich auch todt geſchlagen, deinen unſterblichen Geiſt beſitzeſt du nun einmal allen Verhängniſſen und Mordinſtrumenten zum Trotz; oder zweifelſt du vielleicht an deiner Unſterblichkeit, da die thieriſche noch nicht erwieſen iſt? — Wohlan denn, ſo will ich dirs entdecken, daß du nicht eigentlich ein Kater biſt, ſondern der Sohn einer Prinzeſſin, die, während ſie in eine weiße Katze verwandelt, von einem unbändigen Kater, der ihr die Ehe verſprach, verführt worden. — Doch warte nur, ich will zuvor alle Einrichtungen treffen, daß du mich geduldig anhören kannſt, und jedes meiner Worte glaubwürdig findeſt. Bei dieſen Worten faßte er mit beiden Händen eine Pappel. Ich glaubte anfangs, daß er ſie entwurzeln wollte, doch ſchob er ſie nur von der Stelle und näher zu mir hin. Auf eben dieſe Art rückte er alle Pappeln, die ſich in der Nähe befanden, in einen Kreis um mich zuſammen, und fuhr während dieſer ſonderbaren Beſchäftigung alſo fort: Das Nähere über die Prinzeſſin, deine Mutter, (denn über deinen Vater, läßt ſich nichts Beſtimmtes nachweiſen, der Meineidige verſchwand ſpurlos, ohne der armen Prinzeſſin auch nur das Wochenbette zu bezahlen) — das Nähere darüber findeſt du ausführlich in einem altperſiſchen Mährchenbuche, dem aber der Titel fehlt; jedoch kann dir jede Amme die gültigen Urkunden liefern, die den Titel des Buches hinlänglich aufwiegen. — Bei dieſen Worten hatte Meiſter Abraham die Gipfel der Pappeln zu einer ſchönen Kuppel zuſammengeflochten, die Stämme bildeten die Säulen und ſo ruhte ich unter einem künſtlich natürlichen Tempel. — Nun langte Meiſter Abraham in ein Gebüſch, und holte eine fette, ſehr fette Ratze heraus mit langem Schwanze, in welchen ſich eine eben ſo große fette Ratze eingebiſſen, deren Schwanz wieder im Maule einer dritten befeſtiget war, und ſo ging es fort in einer langen, langen Kette, mit der er die Säulen wie mit Guirlanden decorirte. Jetzt pfiff Meiſter Abraham auf dem Finger, und ſiehe da — Vöglein aller Art flogen von den Bäumen herab; ſie trugen goldene Körbe in den Schnäbeln, die theils mit gebratenen Fiſchen, mit zarten Vögeln und mit Speck angefüllt waren, und die ſie zu meinen Füßen niederſetzten. Andere trugen in Gefäßen von Rubinen und Smaragden warmes Mäuſeblut und ſüße Milch auf, und ordneten mir anmuthig das Mahl auf dem grünen Raſen. Während ich mich darüber hermachte, ließen ſich einige Vögel auf benachbarten Zweigen nieder und pfiffen muntere Lieder, wozu die andern in der Luft auf- und niederſchwebten, und Flügel und Köpfe anmuthig bewegten. Oft bildeten ſie insgeſammt eine Figur, als Kronen, Sterne, Blumen, wozu jeder die ſeinen Federn eigenthümliche Farbe lieh, während ſie die gehörige Entfernung wählten, ſo daß man die Figur aufs Täuſchendſte am Himmel ſchwebend gewahrte. Ich hatte eben mein köſtliches Mahl verzehrt und ſtreckte mich verdauend auf den Raſen nieder, als Meiſter Abraham mich auf einen Schmetterling aufmerkſam machte, der in goldenem Glanze mitten unter der Kuppel ſchwebte. Dies, geliebter Murr, ſprach er, iſt die Unſterblichkeit; iſt es dir möglich, ſie ſpringend zu erreichen, ſo biſt du Prinz, und die ſchönſte Prinzeſſin iſt dein. — Ach! entgegnete ich meine Glieder reckend, ich möchte viel lieber ein Mittagsſchläfchen halten, denn ich bin zu müde, als daß ich jetzt ſo hoch ſpringen könnte, auch gelüſtet mich gar nicht ſehr nach der Prinzeſſin; die Wahrheit zu geſtehen: ein hübſches Kätzchen wäre mir lieber. — Wie! rief Meiſter Abraham entrüſtet, ſo wenig reizt dich die Unſterblichkeit? und durch Trägheit willſt du das Verhängniß verſchmähen, das dir die reichſten Gaben bietet, und dafür nichts als einen einzigen Katzenſprung verlangt? — Nun, lieber Meiſter! bevor du böſe wirſt, und wenn das Schickſal einmal will, daß ich ſpringen ſoll, ſo will ich denn in Gottes Namen ſpringen. — Halte ein! rief haſtig der Meiſter. Springe nicht eher, als bis ich, wie ſichs gebührt, Muſik dazu mache. Bei dieſen Worten klatſchte er mehrere Male heftig in die Hände. Die Bäume fingen an, ein luſtiges Jägerſtück zu muſiciren; ermuthigt ſetzte ich zum Sprunge an und — — —

(Mak. Bl.) Se. Durchlaucht der Erbherzog, erwiederte der Kämmerling indem er zuvorkommend einen Schritt näher trat, haben ſogleich bei Anbeginn des Tanzes das Feſt verlaſſen.

Ich meine den Prinzen Ludovigo, unterbrach ihn der Herzog.

Se. Hoheit verherrlichten noch das Feſt durch ihre Gegenwart, erwiederte der Kämmerling eben ſo. —

So heiter ſah ich ihn ſeit langer Zeit nicht, nahm der Herzog das Wort; dieſen Wechſel der Heiterkeit und Schwermuth hat er von uns; völlig ſo waren wir in unſerm 19ten Jahre. Er iſt die Wiederholung unſerer Jugend.

Schönheit, entgegnete der Kämmerling, iſt das Erbtheil des hohen herzoglichen Hauſes.

Selbſt den ſchwärmeriſchen Zug um die Braunen und die Stirn, fuhr der Herzog fort, du weißt, wenn er ganz ſeinen Worten und Gefühlen ſich hingiebt, — lobten die Weiber damals an mir; nicht wahr? — auch an ihm lieben ſie dieſe ſchöne Schwermuth.

Freilich! entgegnete haſtig der Kämmerer. Eine Jede wünſcht der Gegenſtand zu ſeyn, dem ſie gilt, und möchte kein Opfer ſcheuen, ſie zu lindern.

Und dennoch kann er ſchwermüthig ſeyn bei allen ſeinen hohen Gaben.

O! hub der Kammerherr an, heut entzückt er Alles durch ſeine frohe Laune; — man ſagt, die Anordnung des Feſtes gehöre ihm. — Welch ſinnreicher Einfall, unſere ſchönen Damen und Fräulein als Bäuerinnen, Gärtnerinnen und Schäferinnen zu kleiden! — Man glaubt ſich bei dem heutigen Feſte nach Arkadien verſetzt, wenn die arkadiſche Sonne eine ſolche würzige Kühle geſtattet, als die heutge Nacht, wenn ſie überhaupt einen ſo magiſchen Glanz verbreitet, wie die prächtige Erleuchtung des Parkes, wo das Unſchöne ſich unſicher verliert, und das Schöne im blendenden Lichte verklärt erſcheint. — Wie liebreizend die Schäferinnen darin herumwandeln! — Dieſe rührt durch liebliche Fröhlichkeit, jene durch ſüße Schwermuth, jene durch wohl erkünſtelte Naivität. — Ich zweifle gar ſehr, daß die Arkadierinnen auch ſo fein und zart gebaut, ſo liebreizend waren in ihrem Anſtand und ihren Geberden. — Die Männer freilich, die muß der Prinz oft zu rechte weiſen, denn ſie können ihre militäriſche Haltung und ihre Reverenzen nicht vergeſſen; doch ſcheint es faſt, als begriffen ſie ihn allmählig, und Alles müſſe ſich in der allgemeinen Täuſchung finden und vergeſſen.

Ja! rief der Herzog aus; ſo iſt er. Seine feurige Phantaſie will die Täuſchung ſtets zur Wirklichkeit ſteigern.

Liebenswerth, fuhr der Kämmerling fort, in ſeinem ganzen Weſen. Selbſt was an Andern ungeſchickt, unfein ſcheinen würde, erhält, wenn er es nur begeht, einen eigenen Liebreiz. — Als er heute fiel bei einer Quadrille, die er als Schäſer mit einem Humor aufführte, daß Tänzer und Zuſchauer vor Vergnügen frohlockten —

Was ſagſt du? unterbrach ihn der Herzog mit wichtiger Miene, — der Prinz fiel im Tanze? Er fiel, wandte der Höfling ein; aber mit einem Anſtand einer Grazie! — ſo fällt nur Prinz Ludovigo! das linke Bein war untergeſchlagen, die Bruſt auf der linken Hand geſtützt; ſo ſtreckte er die Rechte mit ſchelmiſcher Sehnſucht nach ſeiner Tänzerin aus, der Prinzeſſin **—. Dieſe aber betrachtete wohlgefällig eine Weile den ſchönen, zu ihren Füßen ruhenden Prinzen, dann riß ſie eine Roſe von ihrem Buſen, und warf ſie ihm zu. Die übrigen Tänzerinnen folgten dem Beiſpiele, und alle Damen beraubten ſich eines Theiles ihres Blumenſchmuckes, ſo daß der Prinz ganz mit Blumen bedeckt da lag. — Behutſam erhob er ſich, ließ die Blumen von einem Pagen ſorgſam aufnehmen und forttragen, und ſetzte dann die Quadrille fort.

Wohlgefällig lächelte der Herzog. — Der Kämmerling gewahrte es und fuhr fort: Einige Damen waren ſo raſch dabei zu Werke gegangen, daß Putz und Friſur darunter gelitten. Aber der Prinz merkte nicht ſo bald ihre Entfernung, als er in die weiblichen Kabinetter eindrang, und trotz allem Bitten, Schreien und Beſchwören unter dem Vorwande, daß ländliche Schönheiten keines ſorgfältigen Putzes bedürften, Alle in den Garten zurücktrieb.

Noch einmal lächelte der Herzog. — Ja! die Prinzen ſind unſere größten Schätze. Der eine iſt die Stütze, der zweite die Freude unſeres Alters.

Kaum hatte ſich der Höfling dieſer Stimmung ſeines Fürſten auf dieſe Art verſichert, als er ſeinen zuverſichtlichen Ton in den allerdemüthigſten verwandelte.

Heil Eurer Durchlaucht und Heil den Fürſtlichen Söhnen! — Aber auch ich habe Vaterfreuden, welche, kommen ſie auch den Euren bei weitem nicht gleich, dennoch mein ganzes Herz erfüllen. Mein Sohn aber ſteht nicht an dem Platze, Eurer Durchlaucht und ſeinem Vaterlande gehörig zu dienen; darf ich demüthig dieſe ſchriftliche Bitte einreichen?

Gieb! ſprach der wohlgelaunte Herzog und entließ ihn, um ſich zur Ruhe zu begeben.

Der herzogliche Garten brannte in prächtiger Beleuchtung. An allen Bäumen glänzten, wie tauſend goldne Früchte, hellgeſchliffene Lampen, die den gelblich warmen Schein der Sonne nachahmten. Alle Raſenplätze waren mit Grün eingefaßt, und auf den Blumenbeeten empfingen die Blumen ein erhöhtes Licht durch ihren Farben gleiche Lampen, die man verborgen angebracht, wie Silber glänzten die blühenden Orangenalleen, und dunkel glühten die Roſenhecken im künſtlichen purpurnen Widerſchein, und hie und da wohl verborgene Spiegel verunſicherten den ſchärfſten Blick. So ſah man ſich in einen Feengarten verſetzt, wo alles in diamanthellen Farben aus der nächtlichen Finſterniß und dem dunkel überhin gebreiteten Himmel hervorbrannte.

Die älteren Gäſte hatten ſich gleich nach dem Herzoge zurückgezogen — für die übrig gebliebenen eine Aufforderung zur höheren Luſt und Leichtfertigkeit, wozu das Rang und Titel verbannende Feſt, die genoſſenen Getränke und die raſche Bewegung des Tanzes ſie anreizten. Schon hatten ſich mehrere einzelne Paare gebildet, die ſich ausſchließlich vor anderen begünſtigten. In allen Gängen ſah man ſie auf- und niederwallen in zärtlichem Gekoſe, welches weit inniger gefühlt wurde, als man es dem Anſchein zu vertrauen wagte. Nur Ludovigo war frei, und machte es ſich zum beſonderen Vergnügen, ein Paar, welches ſich unbelauſcht glaubte, mitten in ſeiner zärtlichen Vertraulichkeit zu erſchrecken.

Hinter einer Hecke verborgen, belauſchte er Laelio, ſeinen Vertrauten, der ſtürmiſch dringend von ſeiner Tänzerin einen Kuß begehrte. Es war eine ausgezeichnete Sängerin des Hoftheaters, die man, um dem Feſte Leben und Mannichfaltigkeit zu geben, hinzuzuziehen pflegte. — Sie vertröſtete ihn mit Verſprechen; aber Laelio beſtand auf ſeinem Willen. Jetzt, ſprach er, oder nie! So ſchön habe ich dich nimmer geſehen wie in dieſer Tracht, in dieſem goldnen Lichte. Wie deine Wange glüht; wie du da ſo matt und ſüß athmeſt aus dem halbgeöffneten Purpurmunde. Bei Gott, Giovanina, du mußt, du mußt! — Giovanina ſtieß ihn zurück und wandte ſich raſch zur Flucht. Da trat Ludovigo hervor, fing ſie auf und ſprach ſcherzend:

Dieſer Mund iſt zu ſchön, als daß es ihm nicht zum Verbrechen gereiche Küſſe zu weigern, was jeden anderen als Tugend zieren würde. Trotz Laelios heimlichen Winken und eiferſüchtigen Gebehrden küßte er hiermit die Glühende, die wehrlos in ſeinen Armen lag. — Siehſt du es, Schäfer, wandte er ſich hierauf zu Laelio, wie man einen ſchönen Mund küſſen lehrt? — Bitte künftig eben ſo fromm, wie ich. Aber ich kann die Holde noch nicht laſſen; denk dir, welch' eine Wonne im raſchen Tanz an ihrer Seite, Arm in Arm, Aug' in Auge mit ihr dahinzuſchweben. Kann man dieſen Wunſch unterdrücken indem man dieſe reizende Schäferin ſieht? — Mit dieſen Worten entführte er ſie dem Laelio, der, ärgerlich auf ſeinen fürſtlichen Freund und wüthend gegen Giovanina, zurückblieb.

Auf dem Platze, zu dem der Prinz ſie entführte, war der Tanz ſo eben unterbrochen. Die Hirten und Bauern hatten den Hofnarren in ihrer Mitte und zwangen ihn unter vielem Geräuſch und großem Gelächter, halb bittend und halb gewaltſam zum Tanze; ein

Schauſpiel, an welchem die Damen insgeſammt mit eben ſo großer Luſt theil nahmen. Der Narr hatte ſein kleines verkrüppeltes Figürchen durch eine ſpaniſche Bauerntracht herausgeputzt; doch ſtatt des Netzes hatte er die vielgezipfelte Schellenkappe aufgeſetzt. So hatte man ihn, ſeiner Weiſe nach, melancholiſch in den verborgenſten Gängen des Gartens umherirrend gefunden und ans Licht gezogen, wie poſſierlich er ſich auch geſträubt und noch immer fortſträubte, bis er endlich mit einem Male dem allgemeinen Willen nachgab und auf die lächerlichſte, tollſte Weiſe an ſeinen Krücken herumzuſpringen und ſich zu drehen anfing, wobei er ſich ſo übernahm, daß er oft umkugelte, aber mit lächerlicher Geſchäftigkeit ſich wieder erhob, um in ſeinem Treiben fortzufahren, wozu ihn das herzliche, lärmende Lachen immer mehr anzuregen ſchien. Da hielt er plötzlich inne und fing erbärmlich zu ſchreien an. Man drang in ihn fortzufahren, doch Bitten und Gewalt waren jetzt vergebens; er erwiederte Alles mit deſto heftigerem, erbärmlicherem Geſchrei. Bei ſeinem tollen Umherſpringen nämlich hatte er ſich einen Fuß vertreten;

dieſe Glieder waren ohnedieß ſeine ſchwächſten. Er erblickte den Prinzen nicht ſobald, als er auf ihn zuhinkte und ſchrie: O Sonne der Prinzen! Sieh, wie jeder Scherz mir zum Schmerz wird. Wehe dem, der ſcherzen muß. Sieh meinen grauen Kopf; ich bin zum Scherzen zu alt und zu ſchwach.

Geh mit deinem trocknen Witze, rief der Prinz ihm zu.

O! entgegnete der Narr hitzig, der trockne iſt der beſte; aber mit dem Spaß iſts vorbei, denn ich bin zu alt.

Jede Wiederholung iſt läſtig, erwiederte der Prinz.

Ey Tauſend! rief der Narr, nimmſt du meinen bitterſten Ernſt für Scherz? — Ach! ich habe nun zwanzig Jahre lang die Mundwinkel zum Lachen gehoben, und kann nicht mehr traurig ausſehen. Seht! ich ſuche nach der traurigſten Miene, und — reize dadurch alles zum Lachen. — Er warf ſich vor dem Prinzen zu Boden, bedeckte ſein Angeſicht mit beiden Händen, und ſprach eintönig: Prinz Ludovigo! Ich bin funfzig Jahre alt; das Spaßmachen geht nicht mehr.

Sein trockner Ton reizte alle Anweſende und ſelbſt den Prinzen zum Gelächter. Da ſtand er in komiſcher Verzweiflung auf und ſtampfte mit dem Fuße; aber er hatte zum Unglück ſein ſchlimmes Bein gewählt und ſchrie laut auf (indem er das Bein mit beiden Händen hielt, zum nochmaligen Gelächter) o weh! o weh! ach! es iſt Alles verloren.

Nun, ſprach Ludovigo, biſt du erſt ein vollkommener Narr.

So vollkommen, daß es mit meiner Narrheit aus iſt, entgegnete der Narr im weinerlichen und ärgerlichen Tone. So vollkommen, daß mir nichts zu thun übrig bleibt. Ich bin ſo vollkommen, daß ich meine ganze Narrheit in Regel und Schrift faſſen will, und da laßt nur einen Stallknecht es auswendig lernen, und ihr habt einen Narren, wie ich es bin. Wäre ich ein Mechanikus, ich wollte euch eine Witzmaſchine erfinden, die könntet ihr ſo lange mit euch herumnehmen, als ihr wolltet; ſie würde euch dieſelben Dienſte leiſten und nicht alt werden.

Du ſollſt deinen Willen haben, nahm der

Prinz das Wort, ſobald du dieſe Vollendung durch die That erweiſeſt.

Das will ich! bei meiner Narrheit, betheuerte jener. Entweder ich halte Wort, und bin darüber hinaus; oder ich halte nicht Wort, und habe ſie verſchworen.

Oder auch umgekehrt, rief Laelio. Entweder du hältſt nicht Wort, dann bleibſt du, was du biſt; aber hältſt du Wort, ſo biſt du darum ein Narr.

Ich gehe auch nicht, ohne einen Nachfolger zu hinterlaſſen, verſetzte jener (denn Wortgefechte waren ſein Element), Don Laelio pfuſcht ſchon in mein Handwerk. Ihr ſeht nun ſelbſt ein, daß es kinderleicht iſt.

In dieſem Augenblick — — — —

(M. ſ. f.) — erwachte. O Himmel! die Waldhörner blieſen fort, ich vernahm Peitſchengeknall und Hundegebell, ein ganzer Jagdtroß nahte ſich mir. — Mit Entſetzen ſprang ich auf und entfloh. O Angſt meines Herzens! die Hunde hatten meine Spur und folgten mir ſchneller, als ich fliehen konnte. Vergebens drängte ich mich durch Dornen und Geſtrüpp, ſetzte über Gräben und an Abhängen hinab, immer näher und näher kamen meine Verfolger. Rettungslos ſah ich meinen Tod unter den Zähnen der wüthenden Hunde vor Augen. Vergebens war meine Anſtrengung, den Gipfel eines Baumes zu gewinnen — zu ſpät! ich war ſchon zu matt. Meine Angſt grenzte an Verzweiflung, ich ergab mich dem Tode, da raſſelte ein Wagen daher. Welch ein Hoffnungsſtrahl! die Todesangſt verlieh mir Kraft; ich ſprang auf den Sitz des Kutſchers. Der fühlloſe Barbar ſchleuderte mich eben ſo raſch wieder zurück. Ich wollte reden; aber das Wagengeraſſel übertäubte mein dünnes Stimmchen. — Ein Herr und eine Dame ſaßen in der Chaiſe. Verzweiflungsvoll richtete ich mich auf den Oberleib, und ſtreckte flehend meine Pfoten gegen die ſo gemächlich Reiſenden aus. Gnädigſte Herrſchaft, rief ich kläglich, um alles in der Welt nehmen Sie ſich eines zu Tode geängſtigten Geſchöpfes an! Die Hülfe iſt Ihnen ſo leicht. — Ach! meine Stimme drang nicht bis zu ihnen; nur die Dame vernahm die unarticulirten Laute der Angſt. Sieh! ſprach ſie zu ihrem Begleiter, welch ein ſchönes Kätzchen. Wie lieblich es ſich mit den Pfötchen gebehrdet, wie ſehnſüchtig es uns aus ſeinen klaren Augen anblickt. Ich möchte wohl wiſſen, was dem armen Thierchen fehlt. Das war mir genug. — Meine tödtlichen Verfolger entſtürzten dem Dickicht; ich wagte es, ſprang auf den Schooß der Dame und ſchmiegte mich, halbtodt vor Entſetzen und Ermattung, an ſie, indem ich ihre ſchöne Hand mit Liebkoſungen überhäufte. — In demſelben Augenblicke ſtürzte eine ganze Koppel Hunde um den Wagen her, ſo daß er halten mußte. Mehrere Jäger ritten heran. Habe ich es nicht geſagt, ſprach der eine, daß wir auf einer falſchen Spur waren? Ein anderer grüßte kalt in den Wagen hinein, entſchuldigte ſich mit wenigen Worten wegen des Aufenthalts, dann lockte er die Hunde zurück und rief ſeinen Gefährten zu: eine Katze haben wir verfolgt. — Das Alles war das Werk eines Augenblicks. — Wir fuhren weiter. Ich athmete auf. Noch aus der Ferne hörte ich, wie es mit Hetzpeitſchen über die Hunde herging. — Ich war immer noch keines Wortes mächtig, während mich die ſchöne Dame wohlgefällig ſtreichelte, indem ſie mich alſo anredete: Laß alle Angſt jetzt fahren, mein Kätzchen, du biſt hier in Sicherheit. Sieh, Lieber! ſprach ſie zu ihrem Gefährten, welch ein ſchönes Thierchen! wie klug es meine Liebkoſungen erwiedert, wie zärtlich es mich anblickt, als wollte es mir danken für den Dienſt, den ich ihm erzeigt. — Mir kommt dieſes Abentheuer wie der Anfang eines Mährchens vor. — Ein Kätzchen, verfolgt von einem Jagdtroß, flüchtet ſich in meinen Schooß. Es gelingt mir, es zu retten. — Wahrlich! es fehlt weiter nichts, als daß es in dieſem Augenblicke zu reden anfängt, um ſich als wohlthätige Fee zu präſentiren, die alsdann mein Glück macht.

Wertheſte Dame! begann ich, indem ich Worte gewann. Halten Sie es meiner Angſt zu gute, die mich bis jetzt der Sprache beraubte, daß ich nur durch Gebehrden den Dank kund zu geben vermochte, der mein Inneres beſeelt. Schon Ihr Anblick, der ſich wie eine rettende Gottheit mir darbot, berechtigte mich mitten in meiner Todesangſt zu aller Erwartung. Ihrer ſchönen Seele mag eine That klein erſcheinen, die mir die höchſte Wohlthat iſt, und doppelten Werth hat jetzt das Leben für mich, da es durch eine ſo ſchöne Hand mir erhalten ward.

So ſprach ich, indem ich durch lebhafte Geſtikulation mit Kopf und Pfoten, wie auch durch die richtigſte Declamation jedem meiner Worte den gehörigen Nachdruck gab. Der Wagen ging in tiefem Sande, ſo daß jede Sylbe deutlich zu hören war; und ſtumm vor Erſtaunen, ja ich möchte ſagen, ſtarr vor Schrecken, ſaß das Paar vor mir, da ich alſo geſprochen. Selbſt der Kutſcher brummte etwas, was einer Verwunderung glich.

Kätzchen! rief die Dame, Kätzchen! träume ich, oder haſt du wirklich eben geſprochen?

Allerdings, verſetzte ich, war ich es, der ſo eben ſprach; und das darf ſie nicht wundern; ja ich ſchmeichele mir, Ihnen nicht ganz unbekannt zu ſeyn, ſobald ich Ihnen meinen Namen nenne.

Die Dame ſah mich mit großen Augen an, als könne ſie vor Erſtaunen ſich noch immer nicht erholen. Aber der Herr fragte mich ſehr höflich: Wen haben wir denn die Ehre vor uns zu ſehen? Mein Name iſt Murr, entgegnete ich. Ich bin der Verfaſſer der Lebensanſichten, welche **Hoffmann** herausgegeben.

Ey! rief der Herr, wie ſehr freue ich mich dieſer Gelegenheit, die mir die Ehre Ihrer Bekanntſchaft gewährt. Solche Männer kennen zu lernen, iſt immer mein Beſtreben. Ich ſchätze mich glücklich, mit ſehr vielen Autoren auf freundſchaftlichem Fuße zu ſtehen; und da uns einmal ein günſtiger Zufall zuſammengeführt, ſo werden Sie es auch nicht verſchmähen, geehrter Herr Murr, eine Zeitlang mein Gaſt zu ſeyn.

Ich hatte inzwiſchen den Rückſitz eingenommen, dem Paare gegenüber, und erklärte, daß ich mit Freuden eine ſolche Einladung annehme, die mich mit vielen Künſtlern bekannt macht; denn da ich mich gegenwärtig auf einer Kunſtreiſe befinde, ſo laſſe ich ſolche erwünſchte Gelegenheiten nicht unbenutzt vorüberſtreichen.

Wenn ich Sie fragen darf, geehrter Herr Murr, — unterbrach mich der Herr — halten Sie es dem Eifer zu gute, den ich für die Kunſt hege, und der Begierde, mich zu unterrichten

Was haben Sie eigentlich für eine Tendenz mit ihrem Werke gehabt; oder was haben Sie damit ſagen wollen; oder warum haben Sie es geſchrieben? — Deuten Sie meine Frage ja nicht übel; dergleichen Geſpräche mit dem Herrn Verfaſſer ſelbſt zu führen, war mir immer höchſt lehrreich.

Ihnen ganz dieſe Fragen zu beantworten, erwiederte ich, bin ich nicht im Stande. Man ſchreibt um zu ſchreiben — und das iſt alles. Doch hatte ich dabei allerdings auch eine Tendenz; nämlich: die Gedanken und Gefühle eines Katers poetiſch auszudrücken. Ich mußte nun nothwendig die menſchliche Sprache wählen, da die unſrige eine zu allgemeine Form des Ausdrucks hat, um ſich darin völlig mittheilen zu können.

Ich habe Sie nicht ganz verſtanden, ſprach der Herr. Wäre es möglich, daß außer der menſchlichen Sprache noch eine ganz andere Art und Weiſe ſich mitzutheilen exiſtirte?

Ey! entgegnete ich, denken Sie ſich den poetiſchen Geiſt unabhängig von Allem, was Form heißt, nämlich von den Worten, der Geſchichte, den Gedanken, der Phantaſie u. ſ. w. Setzen Sie nun dieſes Produkt auf eine ganz andere Welt, wo es auf eine ganz andere Weiſe hergeht, wie in der unſrigen, wo es ganz andere Mittel giebt, ſich mitzutheilen, und ganz andere Formen als die der Sprache — und ſeyn Sie verſichert, er wird auf dieſer fremden Welt (von der wir uns gar keine Idee machen können) ein Dichter werden. — Wir haben nun einmal auf Erden keine andere und beſſere Form, die Welt, die wir in uns fühlen, wieder zu geben, als die menſchliche Sprache. — Dieſe fand ich vor, und wählte ſie zur Bahn meines Genies; — hätte ich eine andere vorgefunden, — ich würde eine andere gewählt haben. — Allerdings hat der Herausgeber meiner Werke das Publikum oft irre geführt; unter andern dadurch, daß er mich ſo oft der Plagiate*) beſchuldigte. — Wie durfte er aber von Plagiaten reden, da eine Ueberſetzung (ſo zu ſagen) meiner Gefühle in die menſchliche Sprache keine andere als eine freie ſein konnte. — Die deutſche Literatur nun iſt an gewiſſen Stellen und Gedanken ungemein reich, die weit beſſer auf die Gefühle einer Katze wie auf menſchliche paſſen. Dieſe glaubte ich geradewegs benutzen zu dürfen. Ich ſah es an, als ob man mir ſchon vorgearbeitet hätte. — Welche Freude für die Autoren, ihre Werke von einem ganz fremden, ungewöhnlichen Geiſte alſo anerkannt zu finden!

---

*) Z. B. Th. II. S. 355. der Lebensanſichten des Katers Murr.

Was Sie da ſagen, beſter Herr Murr, nahm die Dame das Wort, klingt mir ſo fremdartig, und doch iſt es ſo richtig. Mir iſt es, als ob Sie mich für leichtgläubig genug hielten, mir ſelbſt das Wunderbarſte glaublich machen zu können. Doch da Sie ſelbſt reden! — Es würde mir wirklich unglaublich ſeyn, wenn ich es nicht mit eignen Augen ſähe. — Alſo Thiere haben auch eine Sprache, worin ſie ſich ihre Empfindungen, ſo gut wie Menſchen, mittheilen?

Allerdings; verſetzte ich. Verſtehen Sie nicht ebenfalls jedes Thier, wenn es Freude, Schmerz, Zorn, Behaglichkeit u. dgl. ausdrückt? — Dieß ſind alle ſeine Bedürfniſſe, und es kann dazu mit der unartikulirten Sprache ausreichen, die gewiſſermaßen eine allgemein lyriſche iſt, wie Inſtrumentalmuſik; wenn wiederum die menſchliche mehr der Vocalmuſik gleicht, wo die allgemeine Empfindung durch Worte ſpecialiſirt und vermannigfacht wird; denn der Menſch complicirt ſeine Bedürfniſſe und reicht mit der unartikulirten Sprache jetzt nicht mehr aus, obgleich er ſich ihrer zuerſt ebenfalls bedienen mußte, wie jetzt noch ein jedes Kind zeigt. — Aber die Verſchiedenartigkeit der Menſchen giebt dieſer artikulirten Sprache erſt die größte Mannigfaltigkeit. Es giebt einige, die weiter nichts als ihre unentbehrlichſten Bedürfniſſe damit zu fordern verſtehen, dieſe kämen mit der unartikulirten aus, während wieder andere einen ſolchen Gebrauch davon machen, daß man ſie Ungewöhnliche oder Ueberſpannte nennt. — So gering iſt der Vorzug der Sprache, den das Menſchengeſchlecht über die Thiere zu haben wähnt, und wie ſehr ſchwindet er noch, wenn man bedenkt, wie trotz aller Abwechſelung und Mannigfaltigkeit aller ſtets ein und daſſelbe bleibt. — Das begreifen nur wenige. Die meiſten fühlen einen Vorzug in dem, was eigentlich ihr Unglück ausmacht, nämlich in der Verſchiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit der Bedürfniſſe, die die artikulirte Sprache bewirken — ſo eingebildet iſt nun einmal dies Geſchlecht. — Doch wird es nicht dabei bleiben, wenn nur erſt mehrere Thiere als Schriftſteller aufgetreten ſind.

Wunderbar! rief die Dame. Bei Gott! ganz unerhört.

Keineswegs! liebes Kind, nahm der Herr das Wort. Ich bin ganz des Herrn Murr's Meinung, und ſeine Anſichten gefallen mir ausnehmend. Der Menſch hat ſehr wenig Urſache, ſich ſo hoch über ſeine Mitgeſchöpfe zu erheben. — Du ſollteſt nur wiſſen, wie nahe ſich alle Weſen verwandt ſind. Der Menſch findet ſich ſelbſt in jedem einzelnen Weſen der Schöpfung, in ſeinen Aeußerungen und Bedingungen wieder. Ja, unſere Naturphiloſophen haben eine Stufenleiter von Weſen aufgeſtellt, und der Menſch ſelbſt durchläuft mehrere dieſer Stufen, *) bis er auf der höchſten Sproſſe ſteht. Was iſt darum na-

---

*) So hat ein Embryo zu einer gewiſſen Zeit ſehr große Aehnlichkeit mit einer Eidechſe.

türlicher, als daß auch einmal ein anderes Weſen, außer dem Menſchen, ſich zu einer ſolchen Stufe hinaufſchwingt.

Freilich! entgegnete die Dame, ich bin nicht gelehrt, und weiß das alles nicht; ich habe aber noch niemals ein Thier reden hören, und zwar mit ſo vielem Verſtande, wie den Herrn Murr.

Meiner Seele! brummte der Kutſcher, gerade ſo pflegte mein Schulmeiſter auch zu reden, nur mit ein bischen andern Worten.

Woher denn, ſchöne Dame, fuhr ich fort, iſt es Ihnen ſo auffallend, daß ein Thier Menſchenverſtand hat, da es doch ſo viele Menſchen mit Thierverſtand giebt. Freilich iſt das Beſſere immer ſelten, aber dafür bin ich auch das einzige Thier gegen eine ganze Legion ſolcher Menſchen.

Meine Verwunderung ſteigt, je mehr ich Sie höre, entgegnete ſie, beſonders da Ihre Stimme ſo ganz zu Ihrer Geſtalt paßt, und da ſie noch obendrein Schriftſteller ſind. — Aufrichtig geſagt, Herr Murr, ich habe Sie immer nur für eine poetiſche Idee von Hoffmann, für ein bloßes Buch gehalten. Ich ſehe nun freilich meinen Irrthum ein.

Aber ich kann Ihnen verſichern, das ganze Leſepublikum theilt ihn.

Das iſt freilich ſehr ſchlimm, erwiederte ich, aber ſo geht es einmal in der Leſewelt. Es mag etwas noch ſo wirklich und wahrhaft exiſtiren — in der Hand des Leſers wird es immer zu einem Buche. — Und man frage einmal einen gewöhnlichen Leſer, was ein Buch ſey? Er wird die Definition geben: zuſammengeheftete Blätter mit gedruckten Worten, nebſt einem Pappband darum.

Hm! brummte der Kutſcher, ſo ein Ding habe ich auch immer für ein Buch gehalten.

Leider! entgegnete der Herr, paßt dieſe Definition auf manches Buch nur allzugut.

Wahrlich! verſetzte ich, das ſind Dinge, die ich nicht zu begreifen vermag, und die ich nur als Widerſprüche nebeneinander in meinem Gehirn dulden kann.

Ich, ſprach die Dame halblaut, indem ſie mich mit großen Augen anſah, werde in Zukunft nichts mehr für ſo bizarr halten, als daß ich es nicht glauben wollte.

Ich auch, meinte der Kutſcher. — Hm! gedruckte Blätter, zuſammengeheftete Worte und doch kein Buch? — das begreiſe der Teufel! Was man doch in der Welt nicht alles zulernt! — Mein lieber Herr! ſprach er zu mir ſich wendend, als ſie vorhin hierher auf den Bock ſprangen, da habe ich Ihnen einen Tüchtigen ausgelangt. Es thut mir Leid. Aber ich habe Sie für einen Kater angeſehen, ſonſt hätte ich mir es nicht unterſtanden.

Guter Freund! entgegnete ich. Ich bin ja wirklich ein Kater, wie er ſieht.

Ach! erwiederte der Kutſcher, was wollte der Herr ein Kater ſeyn. Ich weiß es ja aus Ihrem eignen Munde, daß Sie ein Verfaſſer ſind. Wenn ich auch nichts gelernt habe, ſo bin ich darum doch nicht von geſtern. Aber ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen Verfaſſer geſehen, darum nehme mirs der Herr nicht übel.

Wir fanden dies ungemein ſpaßhaft, und erhoben darüber ein herzliches Gelächter. Er aber blieb dabei, daß er ſich nichts weiß machen ließe.

Unter ſolchen angenehmen Unterhaltungen gelangten wir zu einem Wirthshauſe, welches dicht an der Straße lag. Meine ſchöne Retterin lud mich ein, mit einem Mittagsmale vorlieb zu nehmen, was ich dankbar und verbindlich annahm. — Der Wagen hielt. Ich ſtand ehrerbietig auf, die Dame einzuladen, vor mir hinabzuſteigen. — Vor der Thüre des Gaſthauſes ſaßen mehrere Bauern mit kurzen Pfeifen vor den Bierkrügen. — Da die Gnädige ſich von dem Diener den Wagentritt hinableiten ließ, erhoben ſie ſich ehrerbietig, nahmen die Hüte ab und die Pfeifen aus dem Munde. — Laßt euch nicht ſtören, ihr guten Leute, redete ſie die liebenswürdige Gräfin an. Hier im Freien hat euer Vergnügen keine Beſchwerde für mich. Laßt euch nur nieder und raucht fort. Es würde mir leid ſeyn, wenn meine Gegenwart euch ein Vergnügen raubte und Zwang auflegte. Die Bauern ſetzten ſogleich wieder ihre Hüte auf und ſteckten die Pfeifen in den Mund, ſo unempfindlich für die Güte der Gnädigen, daß mich die liebenswürdigen Worte verdroſſen, welche ſie an dieſe Rohen verſchwendete.

Während der Zeit war ich mit eben der Beſcheidenheit und Gewandtheit vor dem Herrn Grafen zurückgewichen, der ſich ebenfalls herabheben ließ. — Noch einmal erhoben ſich die Bauern, und nahmen Hüte und Pfeifen herunter. Ein einziger leiſer und vornehmer Wink gebot ihnen, ſich wieder ungeſtört nieder zu laſſen.

Da faßte mich der Bediente unter dem Vorderbeine, mich hinab zu geleiten. — Zum drittenmale erhoben ſich die Bauern. Ich dankte ihnen, indem ich mit dem Kopfe auf eine ſehr verbindliche Art nickte. — Die eingebildeten Tölpel ſchlugen ein bäuriſches Gelächter auf. Toffel! Michel! Klaus! riefen ſie ſich untereinander zu, habt ihr's geſehen, wie der Kater grüßt? Gerade wie ein Menſch. Wir wollen alle miteinander noch einmal aufſtehen, dann grüßt er noch einmal. Dies thaten ſie. — Aber ich warf einen Blick der tiefſten Verachtung auf die Elenden. Der Graf hatte es gemerkt. Wie! rief er den Bauern zornig zu, was ſoll das heißen! — Dieſe Worte brachten ſie zur Ruhe — während er mich bei der Pfote faßte und zur

Gräfin führte. Ich denke, liebes Kind, redete er ſie an, wir thäten wohl im Freien zu ſpeiſen.

Mein Theurer! entgegnete die Gnädige — allerdings! ſobald es dir Freude macht. Das Wetter iſt lau; es iſt windſtill und ſtäubt nicht im mindeſten. Doch was meinen Sie, Herr Murr?

Ich vermochte nur durch eine ſtumme Verbeugung, indem ich die Pfote aufs Herz legte, darzuthun, wie ſehr ich mich geehrt fühlte, daß man meine Meinung zu berückſichtigen geſonnen ſei, die ich aber in keinem Falle zu geben mich unterſtände.

Das iſt ja etwas Kurioſes mit der Katze, riefen die Bauern. Sie grüßt und bewegt ſich wie ein Menſch. — Ein anderer meinte: es mag ſchweres Geld gekoſtet haben, eine Katze ſo abzurichten, aber darum hält auch der gnädige Herr ſo viel darauf, daß man ſie nicht einmal ſcheel anſehen darf. — In dieſem Augenblicke vermißte die Gräfin das Schnupftuch und glaubte es im Wagen vergeſſen zu haben. Mit einem Satze war ich im Wagen, fand das Schnupftuch und präſentirte es auf eine anmuthige Art der gnädigen Gräfin mit der Vorderpfote.

Welch ein kluges Thier, riefen die Bauern; mit den Pfoten zu apportiren, das habe ich noch von keinem Hunde geſehen.

Der Graf ſah es mir deutlich an, wie dieſe Worte mich kränkten. Er gebot den Bauern, ſich nicht um das zu bekümmern, was zwiſchen uns vorging. Ueberdieß trieb ſie der Wirth von ihren Plätzen fort, um einen Tiſch für uns zu decken. — Sie zogen ſich geduldig in einen Winkel zurück, ohne daß des Grafen Zorn, noch das gebieteriſche Weſen des Wirthes ſie rührte oder kränkte. — Die Gräfin hatte die Mahlzeit beſtellt. Sie beſtand in einer Milchſuppe, Tauben, Eiern, Fiſchen; kurz, aus allen meinen Leibgerichten. Wie rührte mich dieſe zarte Aufmerkſamkeit. — Wie hatte ſich mit einem Male meine ganze Lebensart verändert. Zu Hauſe behandelte man mich wie einen alltäglichen Kater; ſprach ich irgend eine Meinung aus, ſo trat irgend ein Menſch mit einer ſelbſtgefälligen Autorität vor mich hin und ſtrafte mich Lügen. Ja eben dieſe Meinungen die mir alle Arten von Mißhandlungen zuzogen, waren es welche mir jezt eine ſo ſchmeichelhafte freundſchaftliche Aufnahme verſchafften und noch größere Freuden mir verhießen. — Der Tiſch war mit drei Couverts beſtellt. So fand auch ich Löffel, Meſſer und Gabel vor mir. Es war zum erſten Male in meinem Leben, daß ich auf dieſe Art ſpeiſen ſollte; denn zu Hauſe pflegte man mir in einem Napfe alles untereinander zu rühren und es auf die Erde zu ſtellen. Doch eine Pfote, welche die Feder zu führen weiß, vermag Alles. So konnte ich, obſchon langſam, mit dem gehörigen Anſtande Meſſer, Gabel und Löffel gebrauchen; — das ſahen die Bauern, und ſtanden nun da mit aufgeſperrten Mäulern, die Blicke unbeweglich auf mich gerichtet. Vergebens gebot ihnen der Graf, uns ungeſtört zu laſſen. Wie ein Zauber mußten ſie ihre Blicke unbeweglich auf mich geheftet laſſen, obgleich ich ſie verächtlich anblinzte. — Die Gräfin lächelte mir freundlich zu und ſprach gütiger Weiſe:

„Wie er räuſpert und wie er ſpuckt.“

O! rief ich aus, das iſt nur allzuwahr; und ſo will denn auch ich mich tröſten, indem ich das

Schickſal aller großen Männer dulde. Man freut ſich, wenn man einen Solchen ſitzen und eſſen ſieht. Sein Händedruck begeiſtert, nicht ſeine Empfindung. Man merkt ſeine Worte. Ein Stammblatt, ſeine Handſchrift ſind Merkwürdigkeiten, aber den Sinn ſtaunt man nicht an. — Glücklich aber der Geiſt, der Menſchen findet, die die Regungen ſeines Innern begreifen, die ihn verſtehen, wenn er das Univerſum malt, wie es in ſeinem Innern ſich ſpiegelt. — Beneidenswerth iſt mein Loos, daß ſchon meine erſte Ausflucht Sie mir ſogleich entgegenführte; und Sie begreifen es ganz, welch wehmüthiges Vergnügen und ſchmerzhafte Luſt hier auf und abwogen, indem ich die unbegreiflichen höheren Mächte denke, ihre Aeußerung erfaſſe und ſie kühn in ihrer Größe abſchildere, indem ſich mein Geiſt heiter darüber hinaushebt; während ich ſelbſt als irdiſches Weſen ihnen unterworfen bin und den gemeinſten Schmerz mittragen muß mit allen denen, die keine Ahnung meiner höheren Freude haben. Dieſer ungeheure Widerſpruch, dieſe Verbindung des höchſten Geiſtes mit der niedrigſten Sinnlichkeit iſt das Allerwunderbarſte.

Beide Widerſprüche ſtehen ſich in der Wirklichkeit abſolut entgegen; doch laufen ſie von der menſchlichen Bruſt aus, um in ihrer Unbegrenztheit das Gebiet der dichteriſchen Wolluſt zu bilden. — Nur wenigen Menſchen, außer den kindlich poetiſchen Gemüthern, iſt es vergönnt, dieſe Wolluſt mitzufühlen. Selbſt die Kenner erfaſſen oft nur die Form, in der ſich der Künſtler ausgeſprochen, ohne die Wahrheit desjenigen, was er geſchildert. — Doch Sie, Sie gehören zu denen, die es vermögen, die leiſeſten Regungen des Künſtlers zu theilen, ſeine Ahnungen zu erfaſſen nebſt alle den Gefühlen, die ſeine Bruſt während des Schaffens anſchwellen. Und in ſolch einer Welt wünſcht —

Plötzlich unterbrachen uns in dieſem Verein zu den höchſten Gefühlen, zu denen ich meine gnädigen Reiſegefährten mit mir zugleich erhoben, die tölpiſchen Bauern von neuem.

Was Teufel! Ich glaube der Kater ſpricht? — Er ſpricht! Es iſt Hexerei! Der Teufel ſteckt dahinter. So erſcholl es von allen Seiten. — Der Graf ſprang auf. — Wollt ihr mir hier auf den Leib rücken, Canaillen? donnerte er ihnen entgegen: — Zurück! oder ich ſchieße darunter: — Er eilte zum Wagen, ſeine Piſtolen zu ſuchen.

Die Bauern entgegneten: Gegen eure Gnaden haben wir nichts im Sinne; aber Hexerei leiden wir in unſerem ehrlichen Dorfe nicht. — Vergebens verwandte der Graf ſein Anſehn, redete die Gräfin dazwiſchen; vergebens kreiſchte ich ſelbſt: ich bin ja der Kater Murr, der Verfaſſer der Lebensanſichten, die Hoffmann herausgegeben hat; vergebens bekräftigte es der Kutſcher, indem er brüllte: Kinder! das iſt kein Kater, ſondern ein Verfaſſer; laßt euch durch die Aehnlichkeit nicht irre führen. — Die Bauern ließen ſich nicht beruhigen. Sie warfen Steine nach mir und ſchrieen: Hexerei! der Teufel ſteckt in der Katze! Schlagt ſie todt, damit ſie unſer Seelenheil nicht verderbe. Es fehlte auch nicht an Bannſprüchen, Bekreuzigungen und Stoßgebeten, die mich aber bei weitem nicht ſo rührten, als die Steinwürfe. Dieſen entfloh ich, indem es mir unbemerkt gelang, mich in den Wagen zu verkriechen.

Es war das Beſte, was ich thun konnte, denn den Bauern fehlte nun der Gegenſtand ihres Zornes. — Sie tröſteten ſich damit, daß der

Teufel verſchwunden ſey. Zitternd aber ſtanden ſie nun vor dem Grafen, der ihnen entgegendonnerte: Mußte ich das von euch erleben? Canaillen! Das kommt daher, daß ich zu gnädig gegen euch geweſen. Aber von nun an ſollt ihr mich auch kennen lernen.

Es war ſchon alles ſo weit beruhigt, daß die Polizey ſich heranwagen durfte, um ſich nach dem Aufruhr zu erkundigen. Noch einmal klagte der Graf Alles, dann rief er nach mir: Herr Murr! Herr Murr! kommen Sie nur zum Vorſchein. Mein Leben für das Ihrige. Eine Kugel demjenigen, der es wagt, Sie ferner zu beleidigen! — Ich vernahm es. Doch befürchtete ich durch mein Erſcheinen den Lärm zu erneuen, und verhielt mich ruhig in meinem Schlupfwinkel.

Es iſt vergebens. Lieber! entgegnete die Gnädige; wir ſind um die ſchönſte Bekanntſchaft gekommen, die wir je gemacht, und zwar durch den Aberglauben unſerer eigenen Leute. — Welch Unheil hat der Aberglaube nicht ſchon angerichtet — und jetzt hätte er faſt das Leben des größten Schriftſtellers gekoſtet. — Iſt es darum ein

Wunder, daß ſolch ein Mann uns flieht? — Ach! gerade in einem Augenblicke, wo ſein Geiſt ſich mit dem unſrigen im höchſten Entzücken vermählte. — Ich hörte dieſes und Thränen der Freude entſtürzten meinen Augen, indem ich beſchloß, die Worte der Holden mit unauslöſchlicher Schrift in mein Herz zu graben.

Seyd, ihr Tölpel, denn um ganze Jahrhunderte zurück, daß ihr noch an Zauberei glaubt? fuhr der Graf fort. Dieſer Kater, Namens Murr, iſt ein Schriftſteller, wenn ihr es nicht wißt. — Habe ich nicht Wagners Geſpenſterbuch unter euch verbreiten laſſen, damit ihr lernt, wie alles in der Welt ganz natürlich zugehe? Und doch haltet ihr es für Hexerei, wenn ein Kater ſpricht! — Aber wartet nur, den Angriff auf das Leben dieſes berühmten Schriftſtellers ſollt ihr mir theuer bezahlen. — Nehmt ſie feſt (befahl er der Polizey). Das Recht ſoll ſeinen Gang gehen. Ich will ein Exempel ſtatuiren.

Unmuthig beſtieg man den Wagen und machte ſich auf den Weg. Dieſen Augenblick hatte ich erwartet, aus meinem Schlupfwinkel hervor den Gnädigen zu Füßen zu ſtürzen. —

O! ſchluchzte ich, indem ich zahlreiche Thränen vergoß. Dieſer Augenblick iſt der ſchönſte meines Lebens. Unverſchuldet war ich Horcher, mein eignes Lob zu vernehmen. Das hätten meine kühnſten Wünſche nie erreicht. Wie ſehr mich auch in meinem fernern Leben die Hunde verfolgen; ich werde der ſchönen weiblichen Hand gedenken, die mich errettet, und bedarf keines beſſeren Troſtes. Und wenn mich Bauern verkennen, gedenke ich dieſer edlen, mächtigen Hand, die einſt mir ſo großen Schutz verlieh.

Ja, Herr Murr, ſprach der Graf; und verlaſſen Sie ſich darauf, Sie ſollen völlige Satisfaction empfangen. — Doch ich ging in meinem Edelmuthe ſo weit, für meine eigenen Verfolger um Gnade zu bitten. Der Graf war gerührt von meiner ſchönen Geſinnung. Er gewährte mir ohne weiteres die Bitte; doch, fuhr er fort, ſetzen Sie die Betrachtungen gütigſt fort, in welchen meine Bauern Sie unterbrachen, damit wir den Verluſt nicht empfinden.

Vergebens aber bemühte ich mich den Faden anzuknüpfen, der durch gewaltſame Ereigniſſe fern von mir lag. Ich wog meine vorige Lage mit meiner jetzigen ab, und fühlte mich glücklich, ſo viel durch meine perſönlichen Gaben zu gelten. Das Gefühl der ruhigen Freude erfüllte mich dergeſtalt, daß ich alle äußern Umgebungen vergaß. Hierzu kam noch die Ermattung und die völlige Sättigung an zahlreich genoſſenen Lieblingsſpeiſen — wie ein ſeeliges Gfühl umfing mich der Schlaf.

Die Gräfin merkte, wie mir die Augen zufielen. — Deine Bitte zu erfüllen, wandte ſie ſich zum Grafen, fällt dem Herrn Murr beſchwerlich; er bedarf der Ruhe jetzt nach ſo vielen Mühſeligkeiten und Verfolgungen. Wenn Ihnen das Sitzen beſchwerlich wird, legen Sie ſich doch gefälligſt nieder. — Hier auf dieſer Saloppe wird es Ihnen recht behaglich werden. Machen Sie doch keine Umſtände, bat ſie, indem ſie ihre weißen Hände ausſtreckte, mich ſanft niederzudrücken. — O! welch ſüßes Gefühl! O! daß mir meine letzte Stunde würde, wie ich mich jetzt — — —

(Mak. Bl.) zur Ruhe begeben; auch das Feſt endete bald, nachdem der Prinz es verlaſſen, und allmählig verödete ſich der glänzende Schauplatz des bunten Gewühls und der hohen Luſt.

Nur einzelne Diener gingen noch umher, Kleinigkeiten anzuordnen; andere löſchten die Lampen, begaben ſich dann auch zurück und alles verlor ſich in die Ruhe und das Dunkel der Nacht.

Aber Ludovigo hatte noch den höchſten Gipfel des Felſens erklommen, von wo hinab er in die weite Gegend blickte, die in brauner Dämmerung klar, aber farblos, rings um ihn dalag. Breite Wolkenſchatten verhüllten hin und wieder die klar hervorſchimmernde Himmelskugel. Unter ihnen thürmten Gebirge ihre gewaltigen Maſſen und Waldungen übereinander und hoben ſich dunkel vom Waſſerſpiegel ab; der aber fernhin mit dem Himmel ſich vermählte, eben ſo wie Fels und Wolken in ihren Schatten ſich vereinten, daß die Anſicht ringsum zu einem einzigen rieſigen Ganzen ward.

Wie viel ſchöner als der Tag iſt doch die Nacht, ſprach Ludovigo, wo nur das Große wirkt, wo das Einzelne ſich in der Maſſe verliert, der Fels im Gebirge ſchwindet, der Wald in der Waldung, die bis fernhin ſich ſelbſt durchkreuzt wie Adern des Marmors. Aber der Nachtwind wühlt in den tauſendfachen Verzweigungen und weht den lieblich friſchen Duft hieher zu mir, meine Bruſt zu erweitern.“

„Wie erhaben iſt die Nacht! Iſt es doch, als ob das Sonnenlicht nur die Kleinlichkeiten des Lebens uns vor Augen führte! — Hier in der Dämmerung ahne ich das Unendliche! — Auch die Menſchen haben nun ihr kleinliches Streben, Freuden und Leiden vergeſſen, ſie ruhen und ſchweigen wie die Welt, und liegen feſt und unbeweglich am Boden, wie Pflanzen; wie dieſe Düfte umſchweben, ſo umgaukeln jene Traumbilder, ihre Beſchaffenheit und ihren Werth beſtimmend. — Nur mir ganz allein, mir iſt es vergönnt, die Erhabenheit der Nacht zu erfaſſen.“

„Erfaſſen? — Ha! was ſind meine Gedanken Beſſeres, als jene Traumbilder? — Eitelkeit und Wahn dehnt meinen Buſen, aber nicht die Erkenntniß dieſer hohen Umgebungen, wie! — zu meinen Füßen in dem groſen Waſſerſpiegel des Sees noch einmal die ganze Unendlichkeit des Himmels! die Berge! die Wolken! — Neues und Größeres zeigt ſich mir, wie ich nur den Standpunkt wechſele! und mir iſt nur der Schatten, der fahle Schein einer weſenreichen Unendlichkeit verliehen, den die Schranke meines Blickes zuläßt? Und die Welle lebt nicht? kann ſich der Faſſungskraft nicht freuen? und ich bin nicht der See? — Und wird die Erkenntniß der Sehnſucht entſprechen? — Gieb mir ein Zeichen, erhabenes Weſen! und ich will alle vorgeblichen Verheißungen, alle angedeuteten Erfüllungen noch einmal in meine Bruſt faſſen; meinen Buſen, geſchwollen von höchſter Sehnſucht, will ich öffnen, will mein Herzblut hingeben, um bewußtlos in Erfüllung zu ſinken.

Warum verkünden jene Wolkenmaſſen: Wir können dich erſticken! — Jene Gebirge: Wir wollen tauſend und tauſendfach dich begraben? und rings um mich an gähnt ſchwindelnde Tiefe und verſpricht mir ſchmerzloſen Tod im raſchen Falle! — Einen Schritt nur! — hohe Ahnung des Todes! — Aber Ahnung nur, und nichts als ewiger Wechſel zwiſchen Ahnung und Erwachen, Genuß und Ekel! — Bleibt das Daſeyn ewig ſo armſelig! Folgt auch der unendlichen Erkenntniß Erwachen und Ekel!? — Fort! fort! flieh die Berge! flieh alles Große! Flieh die Nacht, wo die Geheimniſſe des Jenſeits mit ſüßen Syrenenſtimmen locken! — Geheimniß heißt der Zauber, womit ſich die Alltäglichkeit beſtändig übertüncht, und die Dämmerung verhüllt die Leere. — Hinab in die Thäler! — Ha! es giebt Zephyrn, die erhitzte Wange zu kühlen, Orangenduft, die Naſe zu kitzeln — was will das Herz mehr!? — Pfuy dem unerträglichen Daſeyn! dem hoffnungsloſen, rettungsloſen Elend!

Er hatte den Abhang des Felſens gewonnen, als er, den Weg nach ſeinem Schloſſe fehlend, in einen umgitterten Garten gerieth. Die Taxusalleen deſſelben waren winkelrecht zu ſymetriſchen Hallen beſchnitten, die in unſicherem Mondenlichte alle Reflexe und Schlagſchatten ſo genau bildeten, als ob ſie in Stein gehauen da ſtänden. — Dieſe Gänge zu durcheilen ſagte ſeiner Stimmung zu. Da gerieth er an eine Oeffnung, die überraſchend wieder einen weiten Proſpeckt über's Meer und zwiſchen die Berge darbot. — Unwillig wandte er ſich einem anderen Gange zu. — Aber er hatte eine Laube betreten; im ſelben Augenblicke brach der Mond aus den Wolken hervor und warf ſein volles Licht durch eine fenſterartige Oeffnung der Baumwand; und ſiehe! auf einer Raſenbank ruhte eine himmliſch ſchöne weibliche Geſtalt, weiß gekleidet, wie eine Verklärte vom ſilbernen Lichte des Vollmonds umfloſſen. — Der Prinz trat näher und immer näher, und jemehr er die reizvolle Geſtalt der Schlafenden, ihre zauberiſchen Züge betrachtete; deſto gewaltiger fühlte er ſich von einer niegekannten Wehmuth ergriffen; und er ſah Thränen auf ihren zarten Wangen glänzen und in den langen ſchwarzen Wimpern hängen, als ob die Reizende im Schlafe geweint, oder gar über Thränen eingeſchlafen. Da brachen alle gewaltſam unterdrückten Empfindungen vereint hervor. Wie! rief er in ſich: Fühlſt du wie ich? Wärſt du die Einzige, die meine Schmerzen begreifen könnte!? Welch eine Gewalt übt der Anblick dieſer Züge über mein Herz, was ich allen Empfindungen verſchloſſen? — Hat ein Gott ſich meines Leides erbarmt und zeigte mir dieſes Wunder? — O ſchlafe tief und feſt! Ich will ewig hier ſtehen, ewig dich betrachten! Bei Gott! ich kenne mich ſelbſt nicht! einmal nur muß den zarten Gliederbau ich umfaſſen, einmal leiſe einen Kuß auf die ſüßen Wangen drücken.

Aber wie er, ſie umfaſſend, näher trat, entzog ſich ihr Ellbogen der ſtützenden Lehne; ſie ſank vorüber an ſeinen Buſen, ihr Haar hatte ſich gelößt und umfloß ſeine Arme und ſeine Bruſt, während er ſie mit Entzücken an ſich drückte. — Darüber ſchlug die Reizende ihr Auge auf. Betäubt vom erſten mitternächtlichen Schlafe ſprach ſie leiſe: Ich höre dich wohl, Mutter. — Hier im Garten bin ich eingeſchlafen. Keiner hat mich vermißt und Keiner geweckt. — Sie erblickte Ludovigo, der halb ängſtlich, halb liebevoll ſie betrachtete. Ach! fuhr ſie fort, ich träume noch; und ließ das ſchöne Haupt wieder ſinken. Bald darauf aber ſprang ſie heftig wieder auf. O Jeſus Maria! rief ſie, blickte auf Ludovigo, gewahrte die reizende Unordnung ihrer Kleider, ihres Haares. — Was iſt mit mir geſchehen? Woher bin ich allein mit dir, kein Bekannter um mich?

Höre mich! flehte Ludovigo, und blieb vor ihr auf den Knien liegen — ich bin nicht ſchuldig; — ein Zufall — nein, — ein Gott hat ſich meines Leides erbarmt. — Blick hinauf dort nach jener Klippe. Dort ſtand ich und fragte verzweifelnd nach dem Gotte in ſeiner Schöpfung! — verſchmähte ſeine Unendlichkeit! ſeinen Himmel! Mich ſelbſt wollte ich hinabſtürzen auf jene Felszacken. — Ich weiß nicht woher ich noch lebe, — wie ich hieher kam, — dich fand, — du ſchlafend an meine Bruſt ſankſt. Ich erinnere mich nur meiner Verzweiflung da droben und der Wonne, hier dich umfaßt zu haben. — Ich, der ich die Seeligkeit unſterblicher Geiſter verſchmäht, fühle nun, welch hohes Glück mir hienieden blüht, — unreif jener hohen Seeligkeit, kenne ich keine andere, als dich.

Gottesläſterer! Raſender! flieh! — Mein Hülferuf iſt dir verderblich.

Kennteſt du den Prinzen Ludovigo beſſer, du würdeſt wiſſen, wie wenig ihn ſein Verderben rührt, wie viel ſeine Wünſche ihm gelten.

Prinz! rief die Schöne ungerührt. Bei deinem Blute! Verlaſſe den Ort, der dir nicht ziemt.

Dein zweites Wort iſt härter noch als dein erſtes, entgegnete Ludovigo ängſtlich, denn darin lag milde, ſchonende Warnung. — Mädchen! ich rede zu dir, wie ich zu Keinem rede. Mich begreift niemand: ich verachte alle; aber *du*, nur *du* darfſt mich bei Gott nicht von dir ſtoßen.

Ich *ſoll* deine Liebe anhören; du *zwingſt* mich! — oder hat man dich ſo eitel gemacht, zu glauben, daß dies zweite Zudringen dein erſtes rechtfertige?

O Himmel! rief Ludovigo und ſprang auf. Ich gehe. — So ſtößt mich denn Alles aus, begreift mich Keiner; auch du nicht, du? — Wüßteſt du, welch fürchterliche Nacht mir die heutige iſt — meine rettungsloſe Verzweiflung! — Deine Seele iſt zu klein, das zu faſſen. — Tod und Hölle! überall teufliſche Lüge, und nirgends der Gott!

Beſtürzt blickte die Reizende dem ſchönen Zürnenden nach. — Ich habe ihm weh gethan, klagte ſie! — ich möchte ihn zurückrufen, die Worte ihm abbitten — und doch habe ich nur gethan, was ich thun mußte; ihn zu kränken war doch meine Abſicht nicht. Ach! — — —

Laelio und Giuſeppo waren am andern Morgen die Erſten um den Prinzen. — Wie befindet deine Hoheit ſich? fragte dieſer ehrerbietig. Doch die Roſen deiner Wangen, der Glanz deiner dunkeln Augen ſtrahlen mir die Antwort heiter entgegen.

Siehe da! ſprach der Prinz, du guter Laelio, kommſt gewiß mir deinen Dank abzuſtatten für die Küſſe, die dir geſtern durch meine Fürſprache geworden ſind.

Nein! ſprach Laelio. Ich bin bitterböſe darüber. Die halbe Nacht war ich noch um ſie und hoffte irgend eine Gunſtbezeigung zu erhaſchen. Aber wollte ich noch ſo zärtlich ſeyn, ſo ſeufzte ſie: ach! Prinz Ludovigo umarmt ganz anders! — ſo zart, und doch ſo unwiderſtehlich. — Ich bat, ich flehte. — Ach! hieß es: der Prinz Ludovigo ſpricht kein Wort; aber ſein Blick ſagt Alles. — Kurz, Ludovigo! entweder lehre mich deine Umarmung und deinen Blick, oder verdirb mir die ſchönſten Aventuren nicht.

Doch vor allen Dingen — wie geht es dir? rief Laelio. Du ſcheinſt munter, aber nicht heiter.

Ich befinde mich wohl! entgegnete Ludovigo; ſo, was man ſich wohl befinden nennt. Mir thut nichts weh; ich bin auch paſſabel munter, und das iſt alles.

Aber, fragte Laelio weiter, worüber klagſt du eigentlich denn?

Ich wünſche, daß es jetzt ſchon wieder Abend wäre. Und wäre es Abend, ſo würde ich eben ſo wie geſtern Abend wünſchen, daß der andere Morgen tage.

Aber — fuhr Laelio fort — haſt du Appetit zum Eſſen und Trinken?

Auch das, entgegnete Ludovigo.

Aber dein Schlaf — richtig dein Schlaf.

In der That, erwiederte der Prinz; es gelingt mir immer ſpät erſt einzuſchlafen — doch erquickt mich die Ruhe.

Ey da haben wir das ganze Uebel, verſicherte Laelio. — Du mußt weniger nahrhafte Speiſen eſſen, die Weine meiden, ſtatt deſſen Waſſer trinken; auch Cremor Tartari wäre dir gut, nicht? rede ich nicht wie der Leibarzt?

Laelio, unterbrach ihn verdrießlich der Prinz, wir ſind weder bei Tanze noch bei Tafel, daß mich dein Geſchwätz unterhält.

Dafür, daß ich es ſo gut meine, murrte dieſer.

Giuſeppo! fuhr der Prinz fort, indem er ſich, ohne auf Laelio zu achten, in einen Seſſel warf, erzähle mir von deinen Reiſen das Anziehendſte, — Ergreifendſte, — ſelbſt auf Koſten der Wahrheit.

Prinz! ich habe wenig nach Abentheuern geſucht, noch weniger gefunden.

So erzähle mir von ſolchen Momenten, wo du vor irgend einer Größe ſtaunteſt. Beſchreibe mir, wie und warum du in hohen Empfindungen ſchwelgteſt. — Weißt du noch, wie wir als Knaben halbe Nächte hindurch von Reiſen wachend träumten? — Wie wir den Ocean durchſchiffen wollten, wo ſich der Erdball in ſeiner weiteſten Ausdehnung vor unſerm Blick entfaltet, und tauſend ſolcher Welten neben und über uns unſere Leiter ſind, wenn wir zwiſchen ihnen hindurchſchweben. Und wenn gar ein Sturm, Fels und Thäler wechſelnd, in jedem Momente vor uns bildet. — O! daß ein ſolcher Augenblick ſich halten ließe, wo das Schiff auf dem höchſten

Wogengipfel eine ganzen Schweiz von durchſichtigen Alpen zeigt, deren Gipfel, wie Felſen, Wolken verhüllen und Schaum wie ewiger Schnee deckt.

Solch wilden Sturm habe ich nie geſehen, erwiederte Giuſeppo.

Wenn du an Orten dich befandeſt, geheiligt durch merkwürdige Begebenheiten, haben ſich dieſe vor deinen Augen nicht wiederholt, ſo daß dein Herz in Mitleid verbluten wollte, wenn nicht der einzige Gedanke dich getröſtet hätte, daß die Zeit längſt verſöhnend darüber hinzog. Standeſt du vor den Ruinen Athens und hörteſt nicht, wie die Geiſter der ehemaligen Beſitzer ſie umſchwebten, ſeufzend, daß die Zeugen ihrer vergangenen Freuden alſo zerfielen? — Haſt du die Pyramiden Egyptens geſehen, und gewahrteſt nicht, wie die tauſend Unglücklichen, die ſie errichten mußten, aus ihrem beſſeren Wohnſitz mit Rührung auf die unvergänglichen Denkmäler ihrer Sklaverei herabblickten und wehmüthig ihres vergangenen ſchweren Erdenlebens dachten? — Dergleichen gieb mir; das erzähle; ſo will ich jetzt unterhalten ſeyn.

O mein Prinz! die Wirklichkeit iſt die größte

Feindin aller dieſer Gefühle. Mit kalter, ſtrenger Gerechtigkeit ſtellt ſie, ſtatt der geträumten Wunderdinge, — Felder und Steine vor unſere Augen. O fort damit, rief der Prinz und ſprang auf; — ich kenne die Weisheit, mit der du jetzt anziehſt und mich zu ſchlagen gedenkſt. Wohl dem, dem ſie genügt. Ich aber ſtehe im größten Treiben verlaſſen da. Alles zieht mich an, um mich durch Alltäglichkeit zurückzuſtoßen. So muß ich immer zu mir und meinen Wünſchen zurückkehren; und meine Wünſche wie meine Träume, ſie äffen mich mit ſchmeichleriſchen Gaukeleien. Ich wähne Alles, Alles erfüllt, und ſchäme mich, erwachend, — geträumt zu haben.

Laß dir einmal erzählen, Giuſeppo, fuhr er fort, indem er ſich von neuem niederließ und Laelio und Giuſeppo ihm folgten.

Ich träumte mich in einem leichten Nachen auf offenem Meere. Nur Waſſer und Luft bot ſich meinen Augen dar, und kein lebendes Weſen weit und breit um mich zu erſpähen, als ein mürriſcher alter Fährmann. Da ſprach dieſer: Die Ruder ſind unnütz, denn es zieht ein Sturm auf — bei dieſen Worten zog er die Ruder ein

— und ein Sturm erhob ſich und zog in Tönen durch das Gewölbe des Himmels, und ſchwoll, bis er mit den gewaltigen Orgeltönen des Donners dahin ſchmetterte; eine Muſik, die die Bruſt erweiterte und das Herz höher ſchlagend machte. — O! rief ich aus, welch herrliches Gefühl iſt ein Sturm auf offner See! Aber der Fährmann unterbrach mein Jauchzen mit der ernſten Warnung: Ruhig Prinz! Wir müſſen den Nachen im Gleichgewicht zu erhalten ſuchen, ſonſt iſt es um uns geſchehn. Und horch! der Sturm erſtarb in ſüßen Melodien, die ſanft und rührend wie die Töne der Aeolsharfe dahinzogen. — Blicke links, ſprach der Fährmann, da geht die Sonne unter; es iſt das herrlichſte Schauſpiel der See. — — Die Sonne glühte in goldenem Feuer und ſandte ihre Strahlen über den ganzen Horizont. Sie brannten in allen Farben, und waren von ſchlängelnden Blitzen umzuckt. Leichte Wolken zogen vorüber und ſpielten in Regenbogen-Farben. Aus ihnen quollen die ſüßen Melodien hervor, denn Engelsköpfe lächelten aus ihnen heraus, die, mit ihren Fittigen wehend, dieſe Töne anſchlugen. — Hat je ein Menſchenohr ſolche entzückende Muſik vernommen? rief ich aus, und von neuem ertönte die Warnung des Fährmannes. — — Halb war die Sonnenſcheibe geſunken, da flammte dunkele Purpurgluth aus dem Kern und färbte die Strahlen und Wolken — Es war der Abſchiedsblick, den das ſcheidende Licht mit glühender Sehnſucht dem Meere zuwarf, daß es ſich davon durchdrungen fühlte, und in ſeinem Spiegel ganz ihn erwiederte. — Die Engel waren den Wolken entſtiegen; ſie reihten ſich in einen Halbkreis um die Sonne, mit ihr dahin zu ſinken, und ein Silberaccord hallte in ſüßer, langgezogener Klage. — Da ward das Meer zum klarſten Spiegel, erſetzte die fehlende Hälfte der Sonnenſcheibe, und fügte dem ſchwebenden Engelkranze die gleiche Hälfte unterwärts zu. — Mäßige dich, Prinz! rief noch einmal der Fährmann. — Doch ich ſah die Spiegelfläche des Meeres verſchwinden; — mich umgabs wie Wahnſinn, — Unendlichkeit unter und über mir, und nur eine Sonne brannte darin; — aber der ſchöne Kranz der Engel neigte ſich anbetend hernieder, denn der helle Kern der Sonnenſcheibe ſprang, und die Königin der

Schönheit trat aus dem Feenpalaſte. — Ich war meiner Beſinnung nicht mächtig; — noch einmal ertönte die Warnung des Fährmanns — aber ſie hatte einmal ſchon an dieſer Bruſt geruht; dieſe Arme hatten ſie einmal ſchon umſchlungen, und Bruſt und Arme, die dieſe Wonne kannten, entſagten meiner Willkühr, und breiteten ſich unaufhaltſam zu ihr hin. — Ich hörte noch die Stimme des Fährmanns: Prinz! du ſinkſt in den kalten feuchten Tod.

Nun? fragte Laelio.

Da iſt's aus, ſprach der Prinz, — ich erwachte.

Ein ſchöner Traum, ſprach Laelio, und was die Töne betrifft, ſo kannſt du ſie nächſtens verwirklicht hören, und zwar in der Oper dieſes Carnevals, denn eine junge Sängerin iſt hier. Ludovigo, ich verſichere dich, daß auf ihre Stimme alles das paßt, was du von deinem Traume geſagt haſt. Die ſollteſt du hören in der neuen Oper, die ihre Mutter für ſie componirt. Ich beſuche alle Proben; aber du kümmerſt dich um nichts; du bleibſt immer mit dir ſelbſt allein. Was Wunder, wenn man ſo auf alle mögliche curioſe Gedanken verfällt.

In der That, fügte Giuſeppo hinzu, ein Künſtlerpaar einzig in ſeiner Art, die Mutter vollbringt alles, was von einer ſchaffenden Künſtlerin gefordert werden kann, während die Tochter mit dem höchſten Liebreiz die ganze Sphäre der Darſtellung erfüllt.

Es iſt unmöglich! rief Ludovigo, welcher bisher in tiefen Gedanken ſaß, unaufmerkſam auf Alles, was um ihn geſchah; — Der Widerſpruch iſt nicht zu faſſen. In dieſer Geſtalt kann kein gewöhnlicher Geiſt ſich bergen. Ich war zu raſch; — ich that ihr unrecht. Aber ich muß ſie wiederſehen! — Ich will ſie ſuchen, ihr Alles, Alles abzubitten.

Was meint der Prinz? fragte Giuſepp.

Still! ſprach Laelio mit wichtiger Miene, du ſiehſt, der Prinz denkt an ſeine Träume. Da darfſt Du nicht ſtören; du mußt wieder vorfragen, wenn von etwas Wirklichem die Rede iſt.

Die Stunde rief zur Audienz, man begab ſich dahin, und faſt die ſämmtliche Jugend des Adels drängte ſich fröhlich um den Prinzen.

Da hieß es, der Herzog würde nur wenigen Privataudienz ertheilen und der Erbherzog hier deſſen Stelle vertreten.

Sogleich entfernte ſich Ludovigo, ihm folgten faſt alle Jünglinge außer dem Giuſeppo, welcher ſich dem Erbherzoge vorſtellte, gnädig von ihm empfangen ward, und zur — — —

(Murr f. f.) zum Schlummer eingeladen fühlte, der ſeine wohlthätige Ruhe über mich ergoß.

Ich erwachte und befand mich in einem prächtigen Zimmer, ruhend auf dem Sopha unter weichen Kiſſen, bedeckt mit eben der Pelzſaloppe, auf der ich eingeſchlafen zu ſeyn mich erinnerte. — Grüne Chalouſien waren heruntergezogen, die eine liebliche Dämmerung im Zimmer verbreiteten, welches meinen Augen wohl that. — Mir kam Alles ſo wunderbar vor, als wäre ich aus einem Kater wirklich in einen Prinzen verwandelt worden. Ich erhob mich aus der Saloppe, um meinen Körper in Augenſchein zu nehmen. Sogleich ſprang ein Diener herbei, welcher mir mit unterthänigen Complimenten erzählte, wie ich ſchlafend im Schloſſe der Gräfin angelangt ſey, auf Befehl der Herrſchaft behutſam hierher getragen worden, wie er den Befehl ſo pünktlich ausgerichtet, daß ich, trotz meines leiſen Schlafes, nicht erwacht wäre. — Die Gräfin und der Graf ließen ſich mir beſtens empfehlen. Sie hätten ſich jetzt in ihre Zimmer zurückgezogen, um ſich von der Reiſe zu erholen, erwarteten mich aber Abends zur Aſſemblee, wo ſie ſich das Vergnügen machen würden, mich mehreren Belletriſten der Umgegend vorzuſtellen. Bis dahin ſollte ich mir irgend einen beliebigen Zeitvertreib erwählen. Sie würden mir in Allem, was ſie vermöchten, zu Dienſten ſtehen. — Der Diener zeigte mir ferner eine Bibliothek neben dieſem Zimmer. Das war mir genug und ich erbat mir nichts als Einſamkeit. — Der Diener verließ mich, während ich mich über die Bücher hermachte und über die Zeitſchriften, die ich vorfand. Meine Ausbeute hierüber habe ich in einem beſondern Werke mitgetheilt. Unter dieſer Beſchäftigung verſtrich die Zeit, ich weiß nicht wie, denn ehe ich mir's verſah, berief mich der Diener zur Aſſemble nach dem andern Flügel des Schloſſes.

Ein hell erleuchteter Saal eröffnete ſich. Ich trat ein. Die Gnädige ſelbſt ging mir entgegen, faßte mich bei der Pfote, und präſentirte mich den Anweſenden, ſchwarz gekleideten Herren, indem ſie ſprach: der Herr Kater Murr, Verfaſſer der Lebensanſichten. — Ich bemerkte einen großen Unterſchied zwiſchen ihrem Betragen an an dieſem Abend und an dieſem Morgen. Dort nämlich hatte ſie mich geſtreichelt und geduldig meine Liebkoſungen gelitten; jetzt ſchien es mir unmöglich, mich ihr mit eben der herzlichen Vertraulichkeit zu nahen, und nicht die fremdartige Umgebung allein, da ich mich zum erſten Male in einer Aſſemble befand, ſondern auch ihr Weſen, welches ganz in dieſen Ton einſtimmte, übten eine ſo ehrfurchtgebietende Macht über mich aus. — Die jungen Leute überhäuften mich dergeſtalt mit Lobeserhebungen, daß ich nichts zu erwiedern vermochte. Sie nannten mich den größten Geiſt im kleinſten Körper und ſicherten mir die Unſterblichkeit zu aus dem, was ich ſchon geleiſtet.

Dieſe Herren alle, nahm der Graf das Wort, waren kaum von ihrer Ankunft unterrichtet, als ſie Ihr Erſcheinen mit der größten Ungeduld erwarteten. Sie ſegneten den Zufall, der uns das Glück gewährt, Sie in Perſon kennen zu lernen.

Reden Sie nichts über den Zufall, flüſterte mir die Gnädige zu; vermeiden Sie alles, was Sie mir geſtern mit aufrichtigem Gemüthe von Ihrem vorigen Zuſtande offenbaret, und laſſen Sie alle dieſe Herren fühlen, daß Sie ihres Gleichen ſind. — Ich begriff die Gütige ganz. Ich ſollte mich nämlich dem ceremoniellen Tone förmlich unterworfen, den ſie ſich ſelbſt auflegte. — Das Erſte, demzufolge war, den Lobſprüchen, die ich empfing, nicht mehr zu widerſprechen, ſondern ſie als ſchuldigen Weihrauch und abzuſtattenden Tribut der Dankbarkeit anzunehmen; und was ich nie geglaubt hätte, die jungen Leute fingen mit einem Male nun an, ihre Complimente für wahr zu halten. Meine Achtung, mein Anſehen wuchs, jemehr ich zu ihrem Lobe, in welchem ſie ſich einander überboten, ſchwieg. Und da einer dem andern, nächſt ſich ſelbſt, eine große Autorität beilegte, ſo vereinigten ſich alle darin, daß ich die Zierde des Zeitalters wäre und der Stolz der ſchaffenden Natur. — Noch hatte ich kein Wort geredet.

Man las darauf einige poetiſche Erzeugniſſe vor und lobte ſie, wodurch ein Geſpräch entſtand voll der ſchönſten wohlklingenden Worte und

Phraſen. — Doch davon ein andermal, wie ſchon geſagt.

Ich hatte bis jetzt ununterbrochen ein ſtolzes Schweigen beobachtet, da nahte man ſich mir mit der Frage: warum die Makulaturblätter der Lebensgeſchichte des Capellmeiſters Johannes Kreißler ſo abgebrochen und verworren erſchienen wären. Der Herausgeber Ihrer Werke, fügte man hinzu, ſcheint hier mit Ihnen unter einer Decke zu ſtecken, indem er ſagt, daß Sie das Manuſcript bloß gefunden hätten.

Allerdings, meine Herren, entgegnete ich, hat es hiermit eine eigene Bewandniß, über die ich mich aber nicht weiter auslaſſe; die Geſchichte aber ſchrieb ich in meiner erſten Schriftſteller-Periode, wo das Leben und die Poeſie mich nur in ihren Einzelnheiten anzogen, wo ich, wie alle Anfänger, ganz beſonders auf ſchöne Stellen hielt. — Man verſicherte mir, daß gerade dieſe Blätter am meiſten Effekt im Publikum gemacht hätten, indem man meine Anſichten nur wenig beachtete, welches mir allerdings ſehr begreiflich war. Denn iſt nicht das Menſchengeſchlecht ſo eingebildet auf ſeine Lebensart, daß es einmal ganz was beſonderes ſeyn, und es gar nicht begreifen will und kann, welche Aehnlichkeit zwiſchen demſelben und allen Mitgeſchöpfen ſtatt findet.

Werden Sie Ihre folgenden Lebensanſichten ebenfalls mit ſolchen Makulaturblättern durchſchießen? fragte ein junger Autor.

Ich kann es nicht ſagen, entgegnete ich; dergleichen phantaſtiſche Manuſcripte ſind nicht meine Lieblingsſchriften. Aber — fügte ich vornehm hinzu — ſie zu Makulaturblättern zu zerreißen mögen ſie angehen, und dergleichen hoffe ich Tauſende zu finden.

Wir ſetzten uns endlich zur Tafel, und ich freute mich einem ſo langweiligen Geſpräche auf meine Koſten entgangen zu ſeyn.

Bald jedoch fragte man mich, wie ich mein Genie entdeckt?

Meine Herren! hub ich an, und es entſtand ein tiefes Schweigen. Wer kann ſagen, woher und wie er ſich zu dem gefunden, was er iſt. Wir erwachen eben ſo zum Daſeyn, indem das Bewußtſeyn erſt erfolgt, wenn wir uns in demſelben befinden. So finden wir uns in allen

Lebensverhältniſſen, welche zuvor als rohe Begriffe, als Phantaſie-Gebilde, als bloße Namen vor uns ſchwebten. So ſchrieb und ſprach ich, ehe ich noch den Glauben haben konnte, in beiden jemals eine Fertigkeit zu beſitzen.

Welche Beſcheidenheit! welche philoſophiſche Klarheit! welche einfache, natürliche und dennoch edle Art des Ausdrucks! — Dieſe Ausrufungen der Begeiſterung über das Erſte, was man mich reden hörte, unterbrachen eine Weile die Stille.

Anziehend wird es vielleicht für Sie ſeyn, fuhr ich fort, wenn ich hinzufüge, daß ich weit eher ſchreiben als reden konnte. Aber eben ſo, wie ich anfangs einen unbeſiegbaren Trieb fühlte, Bücher zu leſen, die Charactere nachzuahmen, dann die Werke, wie ſie mir aufgingen, und den Sinn; eben ſo ging es mit der Sprache, aber viel ſchneller, und ich hatte auf einmal, ohne zu wiſſen wie, die ſchnellere leichtere Form, meine Gedanken mitzutheilen. — Ich geſtehe, daß ich mich noch verwundere, wenn ich mich erinnere, wie unglücklich meine erſten Verſuche waren, die menſchliche Sprache nachzuahmen.

O beſter Herr Murr! rief die Gräfin aus, wie viel wunderbarer iſt alles, was Sie da ſagen, als Ihre erſte Erſcheinung ſelbſt. Wie glücklich ſind Sie doch, daß in Ihrem Leben Alles ſo bedeutungsvoll iſt!

Vergeben Sie, Gnädigſte, unterbrach ich ſie. Mein Leben iſt keineswegs bedeutungsvoller, ſondern ſcheint es nur, weil es einzeln daſteht, wenn ſich das Ihrige in jedem Ihrer Mitmenſchen abgeſpiegelt wiederfindet. — Doch laſſen Sie mich davon ſchweigen; ich glaube dadurch Ihr früheres Gebot zu erfüllen. —

Nein! rief die Gräfin, nein! reden Sie jetzt frei, da wir einmal dahin gekommen. Wahrlich! daß der Menſch ſich ſo hoch über die Thiere erhebt, iſt ein Vorurtheil, in welchem wir zu dieſer Zeit befangen ſind, wie ehedem da wir den Adel ſo hoch über Bürger und Bauern ſtellten. So wie wir damals unſere Mitmenſchen zu Dienſtleiſtungen und Arbeiten zwangen, ſo daß ſie an höhere Ausbildung nicht denken konnten, und wir ſie alſo unſere Verachtung auf ſich zu ziehen nöthigten, eben ſo machen wir es jetzt mit den Thieren. — Aber ſeht da! ein Kater iſt aufgeſtanden, die Rechte ſeiner Mitgeſchöpfe gegen die übermüthigen Menſchen geltend zu machen.

O theure Gattin! rief der Graf. Wie hat dich dein Gefühl wieder ſo richtig geleitet, indem du einen ſo tiefen Blick in die Wahrheit des Ganzen gethan, wie ich, troz aller meiner Naturwiſſenſchaft, nicht vermochte! Ich kann dir nur folgen und ſehe ein, wie ſcharfſinnig du gleichſam einen göttlichen Lichtblick über Alles verbreitet haſt. — Er begann jezt die ungeheure Verwandtſchaft aller Weſen abzuhandeln und die Einheit der ganzen Schöpfung zu erweiſen, indem ein und daſſelbe ſich immer in anderer Form wiederholte, was mir um ſo auffallender war, da ich nichts als Widerſprüche in der Welt bemerke. So verſchieden ſind die Anſichten. — Er bewieß, wie nahe der Menſch den Thieren, der Pflanze u. ſ. w. ſtände; ja, daß die Steine in ihrer Kryſtalliſation, Kontraction und Expanſion die Seele völlig nachahmten in ihrem Denken, Empfinden und Wollen, welches eigentlich eine Kryſtalliſation, Kontraction, Expanſion wäre, nur in einer höeren Form. Kurz, er ſprach, als ob er die Welt erſchaffen.

Da er nun das bewieſen, was die Gräfin gefühlt, vereinten ſich Herzen und Geiſter der ganzen Aſſemblee dahin, daß die Schöpfung von den Menſchen mit einem unerträglichen Uebermuth behandelt würde, und alle jungen Scribenten nahmen ſich vor darüber zu ſchreiben, — was ihnen große Freude zu machen ſchien.

O! rief ich aus, wenn dieſe Meinung durchdränge, welch großer Vortheil würde daraus erwachſen, indem die Hausthiere nicht mehr ſo verwildert blieben, ſondern alle von Jugend auf etwas Erziehung empfingen. Ach wie oft ſchnitt es mir durchs Herz, wenn ich mit anſehen mußte, wie man unſer zartes Geſchlecht gleich bei ſeiner Geburt zu ertränken eilt. Ich ſchrieb in meiner jugendlichen Unerfahrenheit allen Weſen, die mir gleich ſahen, ein gleiches Innere zu; deshalb konnte ich mich nie der ſchmerzlichen Frage erwehren: o! welch eine Anzahl von Wilhelminen von Chezy, von Johannen Schopenhauer, Frauen von Stael, Weiſſenthurn und ſo weiter unſeres Geſchlechts mögen in dem naſſen Elemente ſchon ihren Tod gefunden haben?! — Dieſe Worte, aus vollem Herzen und mit aufrichtigem Schmerze geſprochen, vollendeten es, Alle zu begeiſtern. — Fort mit allen Vorurtheilen, ertönte es am ganzen Tiſche wie aus einem Munde. Die Welt werde zu einer einzigen großen Familie, wo das Große, Schöne und Gute die väterliche Liebe des Lenkers beſtimmt. Wir ſtießen klirrend die Gläſer zuſammen auf das Wohl der kommenden Generationen, die das genießen würden, was wir viele Jahrtauſende vorausgewußt, dann fielen wir uns in die Arme und ſchloſſen ſchweigend einen Bund, den unſere Nachkommen nach tauſend und abertauſend Jahren erſt in ihrem ganzen Umfange begreifen werden, der eigentlich weit über das Daſeyn unſeres Planeten hinausreicht. — — —

Sehr bald verbreitete ſich mein Name und meine Anweſenheit in der Nachbarſchaft umher, und wie einladend auch alle Umgebungen, das ganze Leben auf dem gräflichen Schloſſe zu meiner Berufsbeſchäftigung waren, neugierige Beſuche plagten mich nur allzuſehr, ſo daß ich nichts zu unternehmen im Stande war. Zwar beſtimmte ich gewiſſe Stunden, in welchen ich mich gewöhnlich den Herzuſtrömenden zeigte; aber alles dieß blieb fruchtlos, da ich ſo viele Ausnahmen zu machen Veranlaſſung fand. So ſehr man aber begierig war, mich in meiner Perſönlichkeit kennen zu lernen, das Andrängen erreichte erſt ſeine volleſte Größe, als ich, einer Einladung der Gräfin folgend, in der Stadt im Theater mich zeigte. — Um anſtändig erſcheinen zu können, waren mir Kleidungsſtücke nach der neueſten Mode beſorgt. Ich trug ſeidene Strümpfe, ſeidene kurze Pantalons, einen ſchwarzen Frack, und eine gepuderte Peruque, meine Ohren zu bedecken. — Kaum hatte ich, mit Hülfe des Kammerdieners, dieſe Tracht angelegt, als ich mich in derſelben der Gräfin präſentirte, die vor Freude ſo außer ſich gerieth, daß ſie, um nicht gegen den Anſtand zu verſtoßen, ſich ſchnell das Tuch vor das Geſicht halten mußte. —

Mehr als ein Heiligenſchein wirkte dieſer Anzug; es war, als ob ſie nun erſt begriffen, daß ich wirklich Schriftſteller ſeyn könnte, da ich eben ſo ein Kleid trug, wie dieſe. — Alles Fremdartige, was meine Tracht für mich hatte, wurde für Genialität meines Weſens gehalten; denn früher erregte es immer einiges Befremden, wenn man einen ſchriftſtelleriſchen Kater zu ſehen herkam, und zwar einen Kater fand, der aber trotz aller Auszeichnung dennoch nur ein Kater war. — Mein Anzug erregte auch unter der Dienerſchaft unglaublichen Reſpekt. So beſtieg ich den Wagen mit der Gräfin, um nach dem Schauſpielhauſe der benachbarten Reſidenz zu fahren.

Was dort geſchah, hat zwar ein Zeitungsblatt dem ganzen Deutſchland ſchon mitgetheilt; doch will ich es hier noch einmal wiederholen.

(Zeitungsblatt.) Geſtern ward uns eine freudige Ueberraſchung bereitet. Der berühmte Schriftſteller Kater Murr, Verfaſſer der Lebensanſichten und anderer Mode-Werke philoſophiſch-poetiſchen Inhalts, der anjetzt auf einer Kunſtreiſe begriffen iſt, langte innerhalb unſerer Mauern an, und zeigte ſich im Schauſpielhauſe einem zahlreichen Publikum. Gleich bei ſeinem Eintritte feſſelte — —

(Mak. Bl.) — unter lautem Beifall die Ouvertüre. Der Vorhang flog auf, und zeigte eine Schlucht mit finſterer Waldung. Der Sturm dauerte fort. Ein Jüngling, verfolgt vom Unwetter, erſchien in dieſer wilden Einöde. Er hatte ſich von ſeinen Jagdgefährten verirrt und ſtieß ins

Horn, ſie zu rufen. Vergebens! keine Antwort ertönte. Mit ſeiner letzten Kraft blies er den muntern Jagdruf, der mit ſeinem vorigen Verdruß im grellſten Widerſpruche ſtand. Fruchtlos war ſein geſpanntes Lauſchen; es ließ ſich nichts vernehmen. — Unmuthig und erſchöpft warf er ſich auf eine Erhöhung des Raſens, und lehnte ſein Haupt an die Moosrinde einer uralten Eiche, deren breite Aeſte und dicht verflochtene Zweige ihn als Obdach gegen das Unwetter ſchützten. Die erſterbenden Töne verkünden, wie Müdigkeit ihn umfängt und der Schlummer Unmuth und Erſchöpfung lindert. Da ſenkt ſich von dem trüben Himmel ein dicker Nebelflor tiefer und tiefer hinab. Plötzlich zertheilte er ſich in der Mitte und enthüllte, wie einen heiteren Traum, ein mildes, freundliches Licht. — Und ſiehe! ein Weſen von überirdiſcher Schönheit ſtand da im reichen Feenſchmucke, von Genien in leichten Tänzen umgaukelt. Die herrliche Geſtalt, welche Aller Augen mehr als alles Feenhafte ihrer Umgebung auf ſich zog, erregte, bei der Ueberraſchung, welche ſie bewirkt, die größte Erwartung, die ſich in der tiefſten Stille ankündigte.

Da erhob ſie eine volle, reine Silberſtimme zu folgender Arie:

Aus dieſen lichten, heimathlichen Räumen
Treibt mich Verlangen
Hinab zu dir. In deinen ſtillen Träumen
Dich zu umfangen.
Du ſiehſt mein Bild, hörſt meine Stimm' erklingen
Nimm hin der Liebe Gruß!
Laß gänzlich ſie dein Inneres durchdringen,
Wo Leid verſtummen muß.
Und glaube nicht, wenn ich dem Blick entſchwunden,
Kein Pfand der Wahrheit bliebe:
Der Traum hat uns vereiniget, verbunden
In Liebe! in Liebe!

Die Arie, welche ſich zu immer größern Melodieen ſteigerte, ſchloß in Rouladen; und hier erſt, wo die Silbertöne, ohne Beimiſchung der Worte, dem Munde der reizenden Sängerin entquollen, hier erſt fand die Bewunderung der Zuhörer ein Ziel, daß einzelne, abgeriſſene Laute des Entzückens durch das tiefe Schweigen hindurch ſchlüpften.

Die Sängerin fuhr in veränderter Tonart fort, indem ſie dem Schlafenden näher trat:

Ich zieh von hinnen.
Mein Bild im reinen Herzen heiß geliebt,
Kein Zweifel kann es rauben;
Du wirſt mir glauben,

Wenn auch vor deinen Sinnen
Des Traumes luft'ger Stoff verfliegt.

Da macht der Jüngling eine Bewegung im Schlafe. — Der Nebel verhüllt eben ſo plötzlich alles wieder und zieht hinauf, während der Jüngling erwacht, ſich an die Stirn greift, mit ganzem Gemüthe noch bei dem lieblichen Traume verweilend. — Leiſe Flöten wiederholen ihm die letzten Rouladen, ſie wehen ihm zu: in Liebe! in Liebe! und ſchwinden dahin, wie jene Traumbilder, deren Zauber auch die Zuhörer noch in tiefer Stille befangen hielt. — Da ſpringt der Jüngling auf. — Er iſt völlig erwacht, und zu dem vollen Sturm der Inſtrumente geſellt ſich der unmäßige Beifall.

Das alles fühlte Ludovigo doppelt. Ihm war, als hätte die ganze Erſcheinung nur ihm gegolten, als wären die Geſtalt, die Stimme dem Himmel entſtiegen, ſein Inneres beſeelend zu durchdringen und alle Zweifel zu bannen, alle Qualen zu lindern und mit wahrhaften Verheißungen ſeine Sehnſucht zu ſtillen. Er mußte fort. Der Sturm ſeines Inneren *) — — —

---

*) Lag als bloßes Löſchblatt im Manuſcript.

(M. ſ. ſ.) —— er die Anweſenden mit Erſtaunen. Die Vorſtellung war ſchon angegangen. Man war gekommen, einen Pudel in der Rolle als Hund des Aubri zu bewundern; aber man erſtaunte vor dem großen Kater dergeſtalt, daß kein Zuſchauer die geringſte Aufmerkſamkeit für unſern braven Hund behielt. — Nichts verräth mehr den gebornen Kater außer dem behaarten Geſichte. Bei der Kleinheit des Wuchſes kann man ſich allenfalls denken, daß die Rieſenkraft ſeines Genie's auf Koſten des Körpers ſich ausbildete. Beſonders liebenswürdig iſt dieſer Schriftſteller, wenn er ſich einem lebhaften Geſpräche ergiebt, wo er ſeine Worte jedesmal ſo zu ſetzen weiß, daß man ſie auf der Stelle drucken laſſen könnte. Er hat alle ſeine Bewegungen in die Wellenthale des Anſtandes gewöhnt, ſo daß ſelbſt im höchſten Affekte ihm kein unrichtiger Geſtus entſchlüpft; doch am liebenswürdigſten iſt er, wenn er durch ſeine prächtige Lorgnette die Zuſchauer muſtert. Man muß es geſehen haben, um das Hinreiſſende dieſes Anblicks ganz genieſſen zu können.

Unſerm braven Pudel hat er völlige Gerechtigkeit widerfahren laſſen, indem er ihn einen trefflichen Schauſpieler nannte. — Ein Acteur, der ſich zufällig in der Lage befand, nahm es übel, daß man einen Lobſpruch, den er ſo oft empfangen, auch einem Hunde beilegte.

Aber unſer Schriftſteller wußte dieſe Eitelkeit zu ſtrafen. Spielt er nicht ſeine Rolle, waren ſeine Worte, „wie Sie die Ihrigen? Können Sie etwas an ſeiner Action ausſetzen? Fällt er nicht bei jedem Stichwort mit einer ſo leidenſchaftlichen Stimme ein, daß ſein Charakter nebſt deſſen Affekt ſogleich hervortritt? — Die zu ſprechenden Worte gehören übrigens dem Dichter und nicht dem Schauſpieler an, folglich fällt bei dieſer Kunſt der Unterſchied der artikulirten und unartikulirten Sprache weg. Ja, es iſt eine weit größere Kunſt für den Schauſpieler, wenn er in einer unartikulirten Rolle auftritt (z. B. als Victorin in: Die Waiſe und der Mörder, als Taubſtummer im Abbé de l'Epée und hier im Hund des Aubri), wo er ohne Beihülfe des Dichters ganz allein ſeine Kunſt muß walten laſſen, indem er ſtöhnt, brüllt, brummt u. ſ. w.

Jedoch läßt es ſich nicht läugnen, daß der

Dichter auch Verdienſte hat, welcher dergleichen dramatiſche Charactere auftreten läßt, die ſich in Worten gar nicht ausſprechen und auch gar keine Worte verſtehn. Eine Idee, deren Kühnheit uns zum Erſtaunen zwingt, indem wir glauben ſollten, daß ein Dichter gar keine andern Mittel hat, Charaktere zu ſchaffen, als indem er ſie mit den Worten, die ihrer Individualität nach ihnen zukommen, auftreten läßt.„

Er fügte noch mehreres zum Lobe des Stückes hinzu, welches ſeiner Meinung nach allen und jedem gefallen müſſe; der Gallerie, da ein wenig Mord und Todtſchlag darin vorkäme; den Damen, weil es Verſöhnung enthielte; den Herren, weil in dem Pudel der Dichter eigentlich das Ideal der Dienſttreue dargeſtellt hätte.

Wie es heißt, wird dieſer große, herrliche Schriftſteller keinen Aufenthalt hier nehmen, ſondern ſeine Reiſe unmittelbar fortſetzen.

Brief an Johannes Kreißler.

„Mein theurer Johannes! da Du keine Zei-
„tungen lieſeſt, weil es Dir unerträglich iſt zu
„erfahren, wie die hohen Perſonen ſich befin-
„den, heirathen oder reiſen, ſo daß ſelbſt das

„Schickſal ganzer Nationen den Mißmuth, der
„Dich bei ſolchen Nachrichten umfängt, nicht
„zu unterdrücken vermag, — ſo weißt Du nun
„auch nicht, mit welchem Glück und Ruhm
„Dein Freund Murr ſich in der Welt gezeigt
„hat. Deshalb laſſe ich Dir ein Zeitungsblatt
„beifolgen, welches du immerhin leſen magſt,
„unbeſchadet Deiner Stimmung. — Du wirſt
„daraus ſehen, wie die Welt über ein Genie
„denkt, in welcher Geſtalt es ſich auch zeigen
„mag, während Du mich noch immer als einen
„gewöhnlichen Kater betrachteſt. Aber
„von dieſem Verhältniſſe kann gar nicht mehr
„die Rede ſeyn; das wirſt Du einſehen und
„meinen Worten die gehörige Kraft verleihen,
„die ihnen von der ganzen Welt zugeſtanden
„wird; und ſiehe da — ich will alles Anſehen,
„was ich erlangt, nur für Dich erlangt haben.
„Aus übergroßer Liebe zu Dir ſoll mein ganzes
„Glück nur dazu dienen, die Worte zu
„beſiegeln, die ich zu Deinem Beſten verwende.

„Darum höre! — Hüte Dich, mein Johannes,
„vor dem Wahnſinn. Ich habe neulich da
„eine Correſpondenz mit dem tollen Baron

„Wallborn geleſen. Theurer Johannes! — ich
„wage kaum es auszuſprechen, aber es ſteht
„ſchlimm um Dich — Du fängſt ſchon an
„mit dem Wahnſinn zu ſcherzen, Dich an dem-
„ſelben zu freuen. Da iſt denn wahrlich nur
„ein einziger Schritt bis zum wirklichen
„übrig — daß Du das aus Gewohnheit
„thuſt, was Dir jetzt Vergnügen macht.

„Sag doch in aller Welt, über was haſt Du
„Dich zu beklagen, Du biſt geſund, haſt Talent
„und Vermögen, was Dich zum Genuß der
„Welt berechtigt. — Was nun Deine uner-
„füllten Wünſche betrifft, Deine Liebe ꝛc. —
„Mußt Du nothwendig ihrethalben toll wer-
„den? — wäre es nicht viel geſcheuter zu
„reſigniren.

„Dann wärſt Du freilich ein Menſch wie
„alle andere, und würdeſt manche Damen nicht
„intereſſiren und von manchen Herren nicht
„geleſen werden, — darum klagſt Du nun
„mit Uebertreibung und Affektation über
„verfehlte Hoffnungen und diejenigen Men-
„ſchen, die Deine Klagen für ungegründet hal-
„ten, ſchiltſt Du Alltagsmenſchen, obgleich

„ſie trotz Deiner überwiegenden Genialität „zehnmal klüger ſind als Du. — Wer ſind „aber diejenigen, die Du als gleich empfindende „Weſen mit Polypenarmen (wie J. Paul ſagt) „an Deine Bruſt ziehen willſt?

„Ein Beiſpiel für alle wähle ich, den Baron von „Wallborn, dem Du Dich ſo innig vor aller Welt „anſchlieſſeſt, daß Du die brüderliche Correſpon„denz haſt drucken laſſen *).

„Wie iſt es möglich, die Affektation ſeiner „Tollheit nicht auf der Stelle zu entdecken!

— „Sich für den Irion zu halten, der ſeine „Hände nach der Juno ausſtreckt und ſtatt „deſſen eine Wolke in die Arme ſchließt.“ — Iſt „das Tollheit? So heißt in unſern Zeiten Toll„heit, was man ehemals Poeſie nannte; und die „modernen fixen Ideen ſind identiſch mit den an„tikpartiſchen. — Allerdings kann man behaup„ten, daß Tolle und Künſtler verwandt ſind. „— Beide leben in der Phantaſie, und laſſen „ſich nur in wenigen lichten Augenblicken zu „der Proſa des gemeinen Lebens herab. —

---

*) S. Gefühle, Bilder und Anſichten v. Fried. Bar. de la Motte Fouque. 1819 8. S. 145.

„Der Unterſchied iſt, daß der Tolle ſeine Phantaſie über die Vernunft herrſchen läßt, während der Künſtler ſie der Vernunft unterwirft. Bei Dir aber, Johannes, weiß man nicht, ob man Dich einen Künſtler oder einen Tollen nennen ſoll; ob Deine Phantaſie über die Vernunft, oder die Vernunft über Deine Phantaſie herrſcht; ob Du ein tollgewordenes Genie oder ein genialer Tollhäusler biſt. Du ſtehſt zwiſchen Beiden, und bildeſt gewiſſermaaßen den Uebergang von dem Einen zum Andern.

„Was aber Deinen Buſenfreund, den Herrn Baron von Wallborn betrifft, ſo iſt es gar keinem Zweifel unterworfen, daß er kein wirklich exiſtirender Menſch ſey, ſondern nur das Phantaſiegebilde eines Autors, der ſich auf die Aeußerungen der Tollheit ſchlecht verſteht: mit ſolchen Subjekten läßt Du Dich ein! — Hat nun nicht die Leſewelt vollkommen recht, wenn ſie Dich für ein bloßes Buch hält? wie es mir einmal geſchehen iſt zu meinem großen Verdruſſe.

„Ich habe geſagt, daß jener Autor ſich auf

„die Aeußerungen der Tollheit nicht verſteht,
„und führe deshalb eins ſeiner andern Phan-
„taſiegebilde an; nämlich den tollen Aulus Fa-
„bius, den eben der Verfaſſer in ſeinem Helden-
„ſpiel, „die Hermannsſchlacht“ auftreten läßt.

„Dieſer tritt nämlich mit der fixen Idee
„auf die Bühne, daß die Welt ein Theater
„ſei. — Näher kann ſicher kein Autor ſeinem
„Publikum den Wahnſinn ans Herz legen,
„denn es bedarf keines beſonders guten Schau-
„ſpielers, um einen oder den andern Zuſchauer
„ſo zu ergreifen, daß er ſich mit Schrecken
„zu ſeinem Nachbar wendet und ihn fragt:
„das alles da kommt mir wie ein Theater
„vor; ich bin doch nicht auch etwa toll?

„Jedoch das war die Abſicht des Verfaſſers
„nicht, dieſer giebt vielmehr ſelbſt an, wie er
„ſeine Narren gedacht haben will.

„Segeſt (dem der Narr das Compliment
„gemacht, er ſey ein trefflicher Schauſpieler,
„weil ſein Blick völlig der eines Tyrannen
„ſey) wird vom Nuthur gefragt:

„Wer iſt das bleiche Bild?“
„und erwiedert darauf

„Ein Narr.“

,,Das heißt, wie mich bedünkt, ein Menſch wie and'res
,,Nur daß er meiſtens klügere Dinge ſpricht
,,Und dümm're dabei denkt *):

,,Dieſer Fabius iſt der Bruder deines Barons von Wallborn und aus dieſer Sippſchaft laſſen ſich mehrere anführen, die ſich innerlich und äußerlich ähnlich ſind. Dieſen affektirten Weſen ſchließeſt Du Dich an, während Du mich, der es ſo redlich meint, von Dir ſtößeſt. Aber den Glauben, den die Welt jetzt jedem meiner Worte beimißt, wirſt Du mir nicht vorenthalten. Ich will nicht hoffen, daß Du Dein eigenes Glück ſo aus den Augen ſetzen wirſt, dieſe meine Worte in den Wind zu ſchlagen.

,,Dein dich innigliebender Kater
Murr."

N. S. ,,Oeffentliche Blätter werden Dir meinen Aufenthalt anzeigen, meine Adreſſe läßt ſich nicht näher beſtimmen. Ueberſchreibe meine Briefe nicht: Sr. Wohlgeb., ſondern Sr.

---

*) Wie leicht iſt der Beweis zu führen, daß jener Dichter kein Narr iſt, denn er ſchreibt dumme Dinge, mag ſich aber klügere dabei denken.

„Unſterblichkeit, ein Titel, den jeder Schrift„ſteller mit eben ſo großem Rechte führt.

Laß mich, geehrter Leſer, von den Abſchiedsthränen, die man mir ſo häufig widmete, da ich mich der gräflichen Familie empfahl, von den Segenswünſchen und dem Dank, den man mir ertheilte, gänzlich ſchweigen; Du ſiehſt mich hier im Freyen die Bruſt hoher Empfindungen voll, tauſend Pläne durchkreuzten —

(Mak. Bl.) mit ſtrenger Stimme die Mutter, der Paola nichts zu verhehlen vermochte, — Du liebſt den Prinzen?

Ueberraſcht erwiederte jene: ich liebe dich, ich liebe die Kunſt, und liebe auch ihn. Ihr drei ſeyd mir ſo innig vereint, daß ich keines hingeben kann, ohne alle zu verlieren. Was wären die ſchönen Gaben alle, die Gott mir verliehen, die du ſo ſorgfältig entwickelteſt, wenn ich ſie in mir verſchlöſſe? Soll ich mich nicht freuen, daß es mir gegeben iſt, alle Menſchenherzen zu erheben? — Er aber faßt alle Gefühle, die ich in tauſend Zuhörern nur zu erregen im Stande bin, in ſeine Bruſt. — O ſäheſt du ihn, wie er auf jeden Ton, jede Gebehrde lauſcht, und alles ſorgſam wie ein Heiligthum empfängt! — Wie vermochteſt du es, dich in den Beſitz meines tiefſten Geheimniſſes zu ſetzen, was ich doch weder durch Wort noch Blick meinem Innern entſteigen ließ? — Ich kann mich nur in deinem Erkenntnißkreiſe bewegen, und dir, liebe Mutter, nicht die leiſeſte Regung verbergen. So wiſſe denn: — deine Oper iſt es, dein eigenes Werk, was uns vereinte. Ich ſah ihn in ſtummem Entzücken daſtehen; ihn nur erkannte ich in dem Nebel vor mir und wer ſieht nicht ihn allein vor allen Menſchen. Da empfing er nun alle die Verheißungen mit eben dem feſten Glauben, in welchem ich ſie ausſprach, in welchem du ſelbſt ſie fühlteſt und in den Tönen ſchufſt, und wir allein erkannten die Wahrheit der Kunſt und jene hohen Mächte, die wir durch ſie nur zu ahnen vermögen, verwirklichten ſich in uns.

Paola, unterbrach ſie die Mutter, traue dem Scheine nicht zu ſehr. Die Täuſchungen, die uns da erwarten, ſind herbe. Wer ſagt dir, daß er ſo iſt, wie du ihn glaubſt.

Ich ſah ihn ſchon einmal, fuhr Paola im Fluſſe der Rede fort, wie er ſein Daſeyn als Qual verfluchte und von mir Rettung forderte. — Ich ſtieß ihn zurück; aber unwillkührlich mußt ich ihm dennoch Alles geben. Unwillkührlich mußteſt du ſelbſt es alſo ſchaffen, wie ſeine wahrhafte Ahnung es ſchon damals von mir forderte.

Unglückliche! rief die ſtrenge Mutter; mit welcher entſetzlichen Beredſamkeit vertheidigſt du die Leidenſchaft? — So weit mußte es kommen, und du haſt mir Alles verſchwiegen?

Wie konnte ich es ſagen, fuhr Paola begeiſtert fort. Wie ſcheint es mir ſchon ſo alltäglich in dem, was ich geſagt habe. Müſſen wir nicht die Sprache da aufgeben, wo es den Gefühlen, der Muſik des Herzens gilt? und ſtimmen wir nicht immer ſtillſchweigend da überein, wo die Sprache uns verläßt? — Wir haben uns ja jetzt wieder da gefunden, wenn ſchon kein Blick mich verrieth.

Aber ſeine Blicke! erwiederte die Mutter unmuthig. Zu ſpät! zu ſpät! Dein eigenes Herz verräth dich, und die Kunſt iſt das ſchlimmſte

Gift und ich Unglückſelige, ich ſelbſt habe den Hang zur Schwärmerei in dir genährt!

Mutter! erwiederte Paola erſtaunt; bei Gott! ich begreiſe dich heute nicht, oder ich habe dich nimmer begriffen!

Genug! rief die Mutter ihr zornig entgegen. — Alle Worte ſind vergebens. Thue, was dir recht ſcheint; — doch deine Ehre! — ich habe (ſetzte ſie mit bitterem Tone hinzu), ich habe noch nie dies Wort gegen dich erwähnt; deine Ehre mußt du fleckenlos und ſpiegelhell erhalten, wie ſie bis jetzt erſchien mitten unter den Verführungen, denen deine Bahn dich Preiß giebt. — O! ich fühle nur zu gut, wie Alles hier auf dem Spiele ſteht. Wiſſe darum: mit deiner Ehre iſt auch deine Mutter für dich verloren. — Gieb ſie hin, deine Kunſt, wenn ſie ſo innig mit dem Prinzen verbunden iſt! ich glaube, es iſt das einzige Rettungsmittel. Bedenke es, ich bitte dich! — Es iſt mein voller, mein ſtrenger Ernſt. — Der Liebe des Prinzen ſtelle ich meinen Fluch entgegen.

Aber Paola begriff nun das Entſetzlichſte und wußte nicht, wieviel Laune und Krankheit zum

Zorn ihrer Mutter beitrugen. — So habe ich denn deine ganze Liebe verloren? fragte ſie mit ihrer weichen Stimme, und die Augen, die ängſtlichen Mienen, die reizvollen Gebehrden fragten es noch rührender.

Du wirſt ſie verlieren! entgegnete die Mutter, und erhob ſich, um ſich in ihr Zimmer zurückzuziehen. — Bittend ging Paola ihr nach; doch ein gebieteriſches: „folge mir nicht!“ wieß ſie zurück. — Da ſtand nun Paola im Gefühl unſchuldig erlittener Kränkung, zum erſtenmale unwillig auf ihre Mutter; und ſo endete das erſte Mißverſtändniß zwiſchen Mutter und Tochter, weil dieſe zu aufrichtig, jene zu ſtreng war. — Die Zeit rief ſie zu einer Muſik-Probe. Ihre Mutter fand ſich nicht, wie gewöhnlich, ein, ſie zu begleiten; aber nicht nur aus Zorn, ſondern der Unpäßlichkeit halber. Paola ging allein zum Wagen, nicht ohne Troz, aber auch mit bitterem Unmuthe, der ſich über ihr ganzes Weſen verbreitete, daß die Lilienſtirn ungewohnte Falten zog, und die allbelebenden Blicke des ſchönen Auges am Boden ruhten.

Man hatte ſie längſt ſchon erwartet, das ganze Perſonal war ſchon im Saal verſammelt. Auch der Prinz und Laelio nebſt anderen Jünglingen, denen man ihres Ranges oder ihrer Liebhaberei halber den Zutritt in die Proben nicht verſagen konnte, hatten ſich eingefunden — Alles war noch in lebhaftem Geſpräche begriffen, außer dem Prinzen, der ſtolz auf die wirre Geſchäftigkeit hinzublicken ſchien; der Maeſtro gab das Zeichen, welches dieſe bunte Verwirrung löſte. Die Zuhörer trennten ſich von den Sängern, dieſe ordneten ſich reihenweiß. — Da ſchwang der Maeſtro ſeinen Zauberſtab und die mächtigen Töne erhoben ſich, alle Anweſenden zu einer einzigen höheren Stimmung zu vereinen.

Hier nun war es, als ob Paola neues Leben empfing. — Sie, die ſtill und anſpruchlos zuvor unter der lebhaften Menge ſtand, übertraf jetzt alle in jeder künſtleriſchen Leiſtung. Inniger als heute hatte ſie ſich nie der Tonkunſt zugewandt. Sie ergab ſich gänzlich dieſen Gefühlen, ihren ganzen Unmuth in ihnen zu vergeſſen. Selbſt der Maeſtro ſtaunte ſie mehreremale verwundert an. Der Prinz ſchwamm in Entzücken. ———

Wie ein Augenblick rauſchte die Zeit an Paola vorüber, ſchon donnerten die Schlußakkorde daher. Sie erwachte aus ihrer Selbſtvergeſſenheit. Ihre Lieblingsſphäre ſchloß ſich, und ſie ſollte auch der Gegenwart des Geliebten ſich wieder entziehen, ohne daß ſie ſelbſt es vermochte, ſich Rechenſchaft zu geben von dem Gefühle, was jetzt mit unerträglicher Schwere ſie umfing und ihren Buſen beengte.

Man überhäufte ſie mit Complimenten, die ſie ihrer Gewohnheit nach kurz und achtlos erwiederte, ſo daß ſie bald allein ſtand und ſich gedankenvoll zum Rückweg anſchickte. Da trat Laelio zu ihr. Er beſchwor ſie, bei ihrer Erhitzung den Saal nicht zu verlaſſen. Es ſchien, als wäre es ſeine Abſicht, dem Prinzen eine Gelegenheit zu ſchaffen, ſich der Geliebten zu nahen, denn trotz ihrer Einſilbigkeit hielt er ſie ſo lange hin, bis der Saal leer war, dann entfernte er ſich, indem er in ſie drang, zu verweilen, bis er ihr ein kühlendes Getränk beſorgt. So befanden ſich denn die Liebenden zum erſtenmal allein in dem weiten Saale, wo ſie oft ſchon ihr heimlich inniges Verſtändniß ſchweigend ſich ſelbſt eingeſtehn mußten.

Paola gewahrte es und erſchrak, doch der Prinz vermochte nicht länger ſich zu zügeln.

Mädchen! rief er — nur ein Wort gönne mir! — Ich, der dich ſo entſetzlich verkannt. — O wüßteſt du, welche Strafe dieſes ſelbſtgeſchaffne Mißverſtändniß in ſich trug! — Gedenke der Nacht, wo ich mein Inneres dir, der Einzigen, öffnete. — O! weißt du es, welches die Verheißungen waren, die ich unwillkührlich von dir empfing, himmliſche Geliebte! weißt du es, welche Verheißungen?

Ich weiß Alles! entgegnete Paola, gerührt von dem ſchönen, ihr ſo zuſagenden Eifer, unbefangen und herzlich, wie es nur die größte Unkenntniß des äußern Lebens vermag.

Du weißt Alles! rief der Prinz erſtaunt. Ganz hätteſt du mich begriffen, und haſt ſo lange ohne die leiſeſte Erwiederung mich ſchmachten laſſen? O! dann ſprich es aus bei dem günſtigen Moment, der nie ſchöner wiederkehren kann! — Er faßte flehend ihre Hände, indem er ihr zu Füßen fiel — ſprich es aus, daß du mich liebſt!

Paola gab keine Empfindung hin, ohne ſie zu erſchöpfen. Das reinſte Entzücken beſeelte ihre himmliſchen Züge, und im vollen Liebreiz ſich zu ihm neigend, rief ſie mit ſteigender Heftigkeit: „Wie könnte ich dich der Verzweiflung, in der ich dich fand, zurückgeben und widerrufen, was ich unwillkührlich durch höhere Fügung dir verkünden mußte? — Nein! nein! ich verhehle es nicht: dein Bild hat mich immer umſchwebt, und nie geahndete Tiefen haben ſich mir nun offenbart, in der Welt wie in der Kunſt. Darum ertönt hier Alles von Liebe, wie dort eine alldurchdringende Gottheit herrſcht.

Bewegungslos lag Ludovigo anfangs immer noch vor ihr, und drückte ihre Hände an ſeine Bruſt. Er fürchtete, wie ein leeres Traumbild würde dieſer Moment vorüberziehen; dann umſchlang er ſie heftig, und ihre Lippen fanden ſich, das Bekenntniß zu beſiegeln.

Da entriß ſich ihm Paola, die in dem Wechſel der Empfindungen die Extreme umſpannte, eben ſo plötzlich. — Mutter! Mutter! rief ſie und rang ängſtlich die Hände — ſo habe ich deinen Befehl übertreten, ſo wenig deinen Fluch geachtet!

Erſtaunt und mit theilnehmender Liebe nahte der Prinz ſich von neuem.

Fort! rief Paola. Du wirfſt die Qualen, von denen ich dich befreit, auf mich zurück. Deine Liebe iſt der Mutter Fluch.

Bewegungslos ſtand der Prinz auf ihren Befehl. Sein Ungeſtüm ſchien ihrem mächtigen Willen unterworfen, er ließ ſie ungehindert enteilen. — Lelio trat wieder zu ihm.

Das, rief er, iſt mehr, als ich gedacht hätte. Die iſt ja ſo ſpröde, daß ſie dem freundlichſten Manne nichts erwiedert, als: Ja! mein Herr — Nein! mein Herr. — Nun ich geſtehe, bei Weibern hat deine Hoheit den Teufel im Leibe!

Die tiefſte Reue im Herzen, fuhr Paola nach Hauſe, als unterwegs ein Bote von ihrer Mutter ſie anhielt, der ihr den Befehl brachte, jetzt nicht heimzukehren, ſondern bis auf weitere Nachricht bei einer Bekannten zu bleiben, eines beſondern Grundes halber, den der Ueberbringer nicht anzugeben vermochte. — Das eben Vergefallene, der Zorn der Mutter und der jetzige geheimnißvolle Befehl ſteigerten Paola's Empfindung zur quälenden Unruhe. Sie vermochte nicht zu gehorchen, denn ſie mußte ihre Mutter ſogleich ſehen, um ihr Alles abzubitten.

Sie langte an. — Wäre ſie minder mit ſich ſelbſt beſchäftigt geweſen, ſo hätte ſie aus der ungewöhnlichen Verwirrung, den zerſtreuten Medikamenten und Apparaten, der geheimnißvollen Stille und den fremden, geſchäftig hin und her laufenden Dienern etwas errathen können, — aber ſie vermochte ſtets nur einem Gedanken Raum zu geben.

Wo iſt die Mutter? fragte ſie die vorübereilende Wärterin.

Auf ihrem Zimmer. — Doch, Fräulein, Ihr könnt nicht zu ihr. Hat der Bote Euch verfehlt? — Dies war die kurze Antwort der geſchwätzigen Dienerin, die ſchon auf und davon war.

Wie Centnerlaſt fiel dieß Paola auf die Seele. — Schon in ihrer Kindheit hatte ſie die Mutter damit immer am kränkendſten beſtraft, daß ſie ſie aus ihrer Gegenwart auf einige Zeit verbannte. — Paola, die mit der größten Leidenſchaft an ihrer Mutter hing, empfand mit einem Male wieder ihre damalige kindiſche Angſt, aber ernſter und drückender, denn ſie glaubte, die Mutter würde alles erfahren haben und wolle den ganzen Zorn an ihr vollziehen, indem ſie ſie verließ und den angedrohten Fluch ausſpräche. Eine Angſt, die zur Verzweiflung ſtieg, wenn ſie die Feſtigkeit ihrer Mutter bedachte. — Sie eilte der Thüre zu, und fand ſie zu ihrem Entſetzen verſchloſſen. Da warf ſie ſich vor derſelben nieder und flehte: „Mutter! willſt du mich wirklich verlaſſen, ohne mich zu hören, ohne deine Liebe für mich reden zu laſſen? wirſt du denn ohne mich leben können? Ich vermag es nicht ohne dich, theure Mutter. — Vergieb mir darum und bleibe! o bleibe!

Die Wärterin trat wieder ein. — Aber mein Gott, Fräulein! was treibt Ihr? — wollt Ihr die Mutter noch vor der Zeit ins Grab bringen? rief ſie aus und ſuchte Paola von der Thüre zu entfernen. —

Wie? rief dieſe befremdet. Willſt du dich zwiſchen Mutter und Tochter drängen?

Fräulein! fuhr dieſe fort — es iſt nun einmal nicht anders, und darum müßt Ihr Euch in Geduld faſſen, Ihr mögt wollen oder nicht.

Ich ſoll ſie nie wiederſehen! — Es iſt alſo ihr eigner Wille mich zu verſtoßen? klagte troſtlos Paola.

Aber, Fräulein! nehmt doch um aller Heiligen willen Vernunft an, denn ſo gerecht auch Euer Schmerz iſt, ſo können doch die Klagen nun einmal ganz und gar nichts helfen. — Der liebe Gott thut, was er Luſt hat, und dem muß ein frommer Chriſt ſich unterwerfen. — Da tretet Ihr ſo gerade recht vor die Thür Eurer Mutter und lamentirt, als ob ſie Euch nicht früh genug ſterben könnte.

Ich glaube, wir verſtehen uns alle beide nicht, ſprach Paola, indem der Schreck ihr alles Blut aus dem Haupte ſog.

Wie! rief die Wärterin, Ihr wüßtet nicht? — Ihr klagt, daß Euch die Mutter verließe, ohne Euch zu ſehen, und Ihr wüßtet nicht? — und heiliger Gott! — wie wird Euch? — Wie ſeht Ihr aus!?

Nichts weiß ich, entgegnete Paola ruhig, aber leichenblaß, und die Wärterin unterſtützte ſie, um ſie zur Ottomane zu führen und ſie auf derſelben nieder zu laſſen.

Ja! fuhr ſie fort; ich weiß nicht, ſoll ich's Euch ſagen oder nicht?

Du ſiehſt, wie mich die Ungewißheit martert, entgegnete Paola wie oben.

Aber ich will warten, bis Ihr gefaßt ſeyd, nahm jene das Wort.

Ich bin auf Alles gefaßt!

Nun ſo vernehmt denn, brach die Wärterin weinend aus, doch nur ſo laut, daß ihre Klagen bis zur Thüre des Nebenzimmers drangen: Eure Mutter liegt am tödtlichen Nervenfieber darnieder. Es muß ihr ſchon lange in den Gliedern geſteckt haben, da es ſo plötzlich und gleich ſo verzehrend ausbrach, daß gar keine Rettung möglich iſt; und Ihr dürft nicht zu ihr, weil die Krankheit anſteckend iſt. — Wenn Ihr darum klagen wollt, ſo geht wenigſtens in ein Nebenzimmer; bedenkt, daß Eure todtkranke Mutter nicht das geringſte Geräuſch vertragen kann.

Ich klage nicht, rief Paola. — Es iſt alſo entſchieden, was ich beſorgt! — Keine Rettung! — ich darf ſie nicht ſehen! ſowohl Bitten als Klagen ſind vergebens! Doch ſprich: weiß die Mutter Alles? — zürnt ſie? flucht ſie mir? —

Ach! ich glaube, es iſt nur erſonnen, mich zu ängſtigen, weil ich die Mutter ſo lieblos verrieth. — Grauſame! du treibſt den Strafbefehl zu weit. Dank der Heiligen! — es iſt Alles nur Lüge. Wie könnteſt du ſonſt ſo kalt es ausſprechen. O! du ſpielſt deine Rolle ſchlecht. Wenn es wahr wäre, würde die Stimme dir nicht verſagen und den zitternden Lippen die Worte fehlen?

Fräulein! ſprecht nur nicht ſo laut, verſetzte die Wärterin. — Was ſoll ich Euch erwiedern? Heute roth morgen todt. Mit ſolchen Dingen ſcherzt man nie.

Zu viel! rief Paola und ſprang auf, belebt durch Verzweiflung. — Mutter! Mutter! erbarme dich jetzt der zu hart geſtraften Tochter und beruhige ſie jetzt, bei Gott jetzt! denn im folgenden Augenblick iſt es zu ſpät.

Ich komme! — ſtöhnte ein Sterbeſeufzer die Erwiederung aus dem Nebenzimmer hervor. — Er beruhigte Paola's grenzenloſe Quaal durch ſchreckliche Gewißheit.

Nach einer erwartungsvollen Stille öffnete ſich die Thüre, die zu betreten Paola heute zweimal verſagt war. — Rauchfäſſer qualmten ihr einen dicken Dampf entgegen. — Da erſchien die Mutter, geſtützt auf fremde Wärter. Ihre hohe Geſtalt war gebeugt; die Glieder hingen mit aufgelöſter Kraft hernieder; das wohlbekannte theure Antlitz trug alle Kennzeichen des Todes, der ſchon aus den matten Augen hervorblickte. — So hatte die kurze Zeit ſie verändert, daß ſie ſchon mehr der Erde, wie dem inwohnenden Leben angehörte.

Geliebte Tochter! ſtöhnte ſie mit abgebrochenem Laute — ich muß dich verlaſſen. Gottes Wille geſchehe. Nimm meinen Mutterſeegen, du meine einzige, meine ganze Freude auf Erden. Meine ſchönſten Gedanken und Wünſche — Du haſt ſie in dir erfüllt und verwirklicht, und warſt der Troſt meines leidvollen Lebens. Dafür gebe dir der Schöpfer ſein beſtes Glück, wenn er das Gebet der Sterbenden erhört. — Aber verachte die Warnung der Mutter nicht. Du weißt zwar mein trauriges Loos, wie Eltern, Freunde und Bekannte mich verſtießen, welchen Kummer und welche Schande ich erduldete. — Geliebte Tochter! du läufſt Gefahr, demſelben Unglück zu unterliegen. — Wir haben ſchon davon geſprochen; — ich ſterbe beruhigt, — denn die Worte — der ſterbenden Mutter — werden dir — heilig ſeyn. — Könnte ich doch durch meinen Tod — dein Unglück verhüten, — dich — — — ich kann nicht mehr — lebe wohl!

O! ich verdiene es nicht! rief Paola troſtlos, und wollte ſich an den Hals der Mutter werfen, die Wärterin aber hielt ſie zurück.

Ich kann dich nicht umarmen, — meine Tochter. Dank den Heiligen, daß die Krankheit mir nicht — deinen letzten Anblick raubt. — Aber die Umarmung — der Mutter bringt — dir den Tod.

Den Tod! den Tod! rief Paola vernichtet. — Noch einen Abſchiedsblick warf die Mutter der geliebten Tochter zu, ein matter Schimmer von Zärtlichkeit leuchtete noch einmal aus den gebrochenen Augen — dann führte man ſie fort, die Thür ſchloß ſich wieder, und Paola ſank bewußtlos zu Boden. — — — —

Erſt nach einigen Tagen erlangte ſie die völlige Beſinnung, um alles wieder im gewöhnlichen Gleiſe zu finden. Die Ceremonien waren vorüber, und nichts deutete mehr auf den entſetzlichen Vorfall, als die Trauerkleider. — Paola klagte nicht, ſprach nicht von ihrer Mutter, aber äuſſerte auch nicht die geringſte Theilnahme für irgend etwas, nicht einmal für Muſik, der ſie früher ſo ganz ergeben war. Dem um ſie beſorgten Aerzte beantwortete ſie, was er forderte, willfahrte ihm in allem, was er ihr auflegte, — aber nichts vermochte ſie in ihre vorige Lebendigkeit zurück zu bringen.

Der Prinz, indeſſen von der größten Beſorgniß über Paola's Zuſtand gemartert, hatte mit Entzücken ihr Erwachen vernommen, und eilte die wiedergewonnene Geliebte zu ſehen und ſich von ihrem Befinden zu überzeugen. — Sie empfing ihn. — Er trat ein, ohne ſie zu entdecken. Die Dämmerung war ſchon eingebrochen und ſie lag in ihren Trauerkleidern auf der ebenfalls ſchwarzen Ottomane. — Ein ſüßes Gefühl empfing ihn an dem Orte, unter den Gegenſtänden, die, der Geliebten ſo nahe, ihrem Liebreiz ſo angemeſſen waren. — Das Zimmer war mit Blumen und Stauden an allen Wänden geſchmückt; auch die Tapeten ſtellten ſchön gemalte Blumen dar, die in dem geheimnißvollen Dämmerlichte mit den wirklichen, denen ſie ſo nahe lagen, ſich vereinten und dem Zimmer einen weit größeren Umfang gaben. Einige Caiſſetains enthielten mehrere muſikaliſche Werke in prächtig gezierten Bänden, auf denen gefeierte Namen prangten. Und der Prinz, Paolen's Sinn theilend, ergriffen von Allem, was ihn umgab, glaubte nur einen jener Bände aufſchlagen zu dürfen, um jedes ſogleich anſtimmen zu hören, wie es in der vollſten, reinen Begeiſterung entſprungen war. — Da ſtand plötzlich, ohne daß er wußte, wie ſie hergekommen, ſie, die Herrliche ſelbſt, vor ihm, die dieſe Meiſterwerke alle mit dem höchſten Reize verwirklichte. Immer noch ſchweigend, ergriff ſie heftig Ludovigo's dargebotene Hand.

Verſunken in ihren Anblick, ſprach der Prinz mit ſanfter, inniger Stimme: O wie rührt ſchon der ſchöne Schmerz, wie er ſich in deinen himmliſchen Zügen malt, die ſo milde aus dem nächtlichen Kleide hervorſcheinen. — O ich möchte den Schöpfer anklagen, daß er ſolche Trauer geſtattet!

Es hat ſich alles grauenvoll verändert, ſeit wir uns nicht geſehen, begann Paola, indem ſie ſich von neuem auf die Ottomane niederließ, und der Prinz neben ihr. — Ach! es giebt Schreckniſſe, die wir mit dieſem Gehirn nicht faſſen! — gewaltig und gräßlich ziehen ſie an uns vorüber. Wir wähnen, unſer Daſeyn hätte eine höhere, bedeutungsvollere Geſtalt gewonnen — aber wir erwachen in der langbekannten, gewohnten Alltäglichkeit.

O halt ein, Geliebte! rief heftig der Prinz. Muß ich das auch aus deinem ſüßen Munde vernehmen?

Die Mutter, fuhr Paola mit weicher Stimme fort — meine theure Mutter todt! — Ich kann es nicht faſſen, hier wo mich alles ſo unverändert umgiebt. — Mir iſt's, wenn ich nach der Thüre ſehe, als müſſe ſie gleich heraustreten, ſich zu mir ſetzen wie ſonſt, und — rief ſie erſchreckend — fände dich neben mir? — Aber es muß ſeyn, denn wir ſehen uns heute zum letztenmale.

Wie! rief der Prinz beſorgt, Du willſt mich verlaſſen?

So iſt's, entgegnete ſie feſt. So erfülle ich den Willen der Mutter. Du und ſie — fuhr ſie mit weicher Stimme fort — ihr ſeyd beide für mich geſtorben; aber was Ihr meinem Innern ſeyd, iſt unvergänglich. — Meine Freuden richten ſich alle auf das Jenſeits. Dort gewährt uns die Unſterblichkeit, was wir hier ſo dunkel und unſicher nur geahnet. Bis dahin folgen mir eure Bilder zum ganzen hinlänglichen Erſatz für die Entbehrung hienieden.

Und ich! rief der Prinz — mich haſt du vergeſſen, ſtößeſt mich von dir? raubſt mir alles Glück, was du mir verliehen?

Unterbrich mich nicht, gebot Paola, indem ſie ſich begeiſtert erhob. — Auf dieſes Leben geht nichts von allem, was ich dir verliehen. Der Fluch der Mutter ſteht drohend zwiſchen uns. Ich ſchwur es ihr, ſchwur es, als ſie die letzte Lebenskraft in Liebe zu mir hinhauchte. — Da trug man ſie dort hinein in ihr Schlafgemach; die Thür ſchloß ſich hinter ihr. — Von dem ganzen entſetzlichen Geheimniß ſah ich nichts, als daß die Mutter ins Schlafgemach zurück ſich zog.

In ſich ſelbſt verſunken blickte ſie nach der Thüre, während Ludovigo mit ehrfurchtsvollem

Schauer eine tiefe Stille beobachtete, die Augen auf die ſchöne Geliebte geheftet, die ſo rührend und ſo erhaben zugleich in dem dunkeln Kleide in dem geheimnißvollen Dämmerlichte vor ihm ſtand. — Ich ſcheue mich, fuhr ſie mit leiſer Stimme fort, dies Geheimniß zu lüften. — O Gott! wenn ich das Zimmer leer fände. — Nein! nein! jene Thüre bleibe mir verſchloſſen. Nicht einmal den Schlüſſel wage ich in meinen Händen zu behalten, und — irre ich gleich in meinen Begriffen, die Mutterliebe iſt dennoch ewig, ihr Geiſt umſchwebt mich unſichtbar. — Aber den Schwur wiederhole ich ihr (ſie zog den Prinzen gegen die Thür): Mutter! du hörſt mich, wo du auch ſeyſt, nie! nie! werden wir uns je wieder nahen.

Tiefe Wehmuth und Schauer umfingen Ludovigo, da Paola, die er ſtets wie ein höheres Weſen anbetete, alſo vor ihm ſtand. — Wer vermochte ihrer Macht zu widerſtehen, die ſie ſo unendlich reizend über alle Gemüther übte, daß es Wolluſt zu ſeyn ſchien, ſein Glück ihr zu opfern.

Ich ſchwöre es, ſprach er mit bebender Stimme, du ſollſt mir fremd ſeyn! — ich nahe mich dir nie. Aber gehe nicht von hier; deinen Anblick, laß von ferne mich beſeligen und ermuthigen; ich kann nicht ganz ohne dich leben, du nur biſt das, was einzig für mich Werth hat. O ich weiß dennoch, daß ich fortan das Leben als eine läſtige Bürde mit mir umhertrage.

Ich bleibe! wandte ſich Paola ſanft zu dem ſchönen Bittenden; denn dein Bild und der Mutter Geiſt — hier nur umgeben ſie mich bleibend.

Flehend fuhr der Prinz fort: entlaß mich mit einer Umarmung, mit einem Kuſſe, zum Zeichen, daß ich deine Liebe wirklich und für die Ewigkeit beſitze.

Zu ſpät! erwiederte ſie. Meine Liebe lebt nur in den Bildern der Erinnerung. Dieſe Umarmung mit ſchlaffer Hand, ein Kuß von kalten Lippen muß dir genügen. — Aber Ludovigo preßte ſie ſtürmiſch an ſich, und ſchloß ihren Mund mit brennenden Küſſen.

Das iſt ſträfliche Gluth, rief ſie beängſtigt. Deine Küſſe ſind Sünde. — Mit einem heftigen Schrei riß ſie ſich aus ſeinen Armen und [illegible] nach dem Zimmer. Ludovigo blickte hin.

Univ. [illegible]
Mü

Von dem lebensgroßen Bilde der Mutter war der Vorhang geſunken, und wie ein warnender Geiſt blickte das Bild aus dem finſteren Hintergrunde des Zimmers auf die Liebenden.

Man hat uns beim Wort genommen, liſpelte Paola mit ſeltſamen Lächeln.

Himmliſche Geliebte, lebe wohl! entgegnete Ludovigo.

Er verließ ſie. Die ſchmerzlichſte Wehmuth war die erſte lebendige Empfindung, die Paolens Buſen bewegte. Ihre Blicke richteten ſich immer wieder dem Bilde zu. — Biſt du es wirklich, Mutter! ſiehſt du es, wie ich deinen Willen vollbracht? — Welch heuchleriſche Macht hat dieſen Anblick ſo wahr vor meine Augen gezaubert! — Du biſt es nicht. — Wo iſt dein Mutterherz mit der vollen Liebe zu mir. — Doch! und doch, Mutter! du haſt mich gehört. Dein Geiſt umſchwebt mich immer; ich wußte es ja. Du haſt dieß dein Bild entſchleiert, den Schwur zu empfangen. So theilt ſich ein Geiſt den Lebenden mit! Das vermag Mutterliebe nach dem Tode! —

Neu belebt erhob ſie ſich, und die ſchwere

Stunde war vorüber. Das Daſeyn hatte wieder Reiz für ſie gewonnen, denn in all' der vorigen Beſchäftigung ahnete ſie die Gegenwart der Mutter. Ungeſäumt richtete ſie Alles wieder ins Werk.

Sie betrat die Bühne. Hatte ſie aber vorher allen Bewunderung abgezwungen, jetzt vermochte ſie alle Herzen ganz in wehmüthiger Rührung hinzureißen. Und wenn es wahr iſt, wie man ſagt, daß ein Künſtler dann erſt, wenn ſchweres Herzeleid — — — —

(Murr f. f.) — — meinen Kopf und dehnten meinen Buſen. Hingeriſſen von dem Gefühle meines Daſeyns, einzig in ſeiner Art, malte die heiße Phantaſie ſich alle Fernen aus und reihte immer lebhafter Bilder an Bilder. Du, geliebter Lehrer, biſt es, dem ich mein Leben weihe, einzig und allein für dich will ich Abentheuern, Gefahren, Thaten mich unterziehen, wobei mein einziger Zweck derjenige bleibt, dieſes mein Tagebuch damit anzufüllen, die dein Wohlgefallen erregen. Bedenke nur ſelbſt, welchen Verwickelungen und Entwickelungen, welchen ſonderbaren und wunderbaren Situationen ich entgegengehe. Ich ziehe mein Galakleid aus und bin ein gewöhnlicher Kater und niemand wird in mir etwas Außerordentliches erkennen, ja ſich nur einfallen laſſen, es zu ſuchen. Deshalb bin ich im Stande, hiermit feierlich zu verſprechen, daß meine Lebensgeſchichte Wunderdinge enthalten ſoll. Bedenke ſelbſt, geliebter Leſer! welch einen deus ex machina ich zu Luſtſpielen abgebe, denen ich aber hier in der wirklichen Welt entgegengehe. Was du bis jetzt von meiner Lebensgeſchichte erfahren haſt, iſt gar nichts gegen das, was nun kommen wird; z. B. irgend ein Pärchen, wie, wann und wo ich es auf meinen Reiſen antreffe, welches ſich durch Schönheit und andere Vorzüge auszeichnet und ganz dazu eignet dein Wohlgefallen auf ſich zu ziehen und deine Theilnahme zu erwecken, ſoll — verlaß dich darauf — trotz aller Schwierigkeiten und Hinderniſſe (denn unter uns geſagt, dieſe laſſe ich nur zu, um deine Neugierde zu reizen) ſich doch endlich heirathen, ſo wie du es gerne haſt. Indem ich ſelbſt bald als Poſtillon d' amour auftrete, zum Vortheil der Liebenden, bald als unſichtbarer Kobold mehrerlei Spuk anrichte, bald als unerwartete zwerghafte Erſcheinung die Abergläubiſchen ſchrecke und endlich im Galakleid auftrete, um die letzte Situation herbei zu führen und unter den Seegenswünſchen der Beglückten zu ſcheiden und weiter zu reiſen. Zugleich werde ich Abwechſelung halber mich nach ſchauerlichen Situationen umſehen. So werde ich denn das Verbrechen in ſeinem Schlupfwinkel aufſuchen, es den Händen der Gerechtigkeit überliefern und in einer Perſon eine ganze geheime Polizey unübertreſſlich in ihren Leiſtungen darſtellen — Wie ein Heros werde ich die Welt von moraliſchen Unthieren ſäubern und einſt ach! wenn man ſich von dieſem unſern jetzigen Leben nur dunkel noch wie von einem Mythos erzählt, wird mein Name unter den Heroen, meine Biographie unter den Sagen ſich fortpflanzen. Auch ſoll es an Schlachten, Gefechten und Krieg nicht fehlen, indem ich ſelbſt als Spion aufzutreten gedenke, auch nicht an politiſchen Operationen. Obgleich ich eigentlich im Ganzen ſo gut wie nichts davon verſtehe, ſo bin ich meiner Perſönlichkeit halber im Stande, mich in Beſitz des wichtigſten Kabinetsgeheimniſſes zu ſetzen, und finde Gelegenheit, trotz Schlöſſer und Riegel, die wichtigſten Papiere zu durchleſen, die gültigſten Documente zu entwenden, den geheimſten Staatsrath zu behorchen. Das, Menſchen, ſind eure Werke, das Glück das euch zur Seite ſtand, hat euch kühn genug gemacht, daß ihr im Uebermuthe mit euren Menſchenaugen der Natur Zuſammenhang zu überſchauen, und mit Menſchenhand euer und der Völker Glück zu lenken wagt. — Aber ſeht einmal, nun verändert die Natur den allergewöhnlichſten Gang, und während ihr noch die Erfüllung eurer ſtolzen Pläne überlegt, ſind ſie ſchon untergraben, und ſtürzen vor euren Blicken zuſammen.

Und habe ich dann ein ſolches Werk zum Heil eines ganzen Landes und Volkes vollbracht und der beglückte Fürſt ruft mich zu ſich, den Dank ſeines Landes mir abzutragen und den ſeinen durch öffentliche Ehrenbezeugungen mir zu verkünden, ſo werde ich ihm entgegnen:

Willſt du mir eine Gnade gewähren, o mein Fürſt! — laß mich, wie ich bin, und vernichte nicht durch öffentliche Gunſt meine ferneren Leiſtungen alle. Um groß zu ſeyn, muß ich verborgen bleiben. Nach meinem Tode erſt darf die gebührende Verehrung hervortreten, meinen unſterblichen Namen zu heiligen, bis dahin bin ich auf mein Bewußtſeyn hier zurückgewieſen.

Erhabenes Thier! ruft dann erſtaunt der Herrſcher: ja ich fühle es, ich bin zu ſchwach, dir zu lohnen; nur Menſchliches kann ich vergelten, und übermenſchlich war dein Werk.

Großer Herrſcher, werde ich ihm dann erwiedern, ich will dir mein Herz eröffnen, alle meine Wünſche ſollſt du erkennen. Vernimm denn, daß ich an deinem Hofe eine Katze ſah, die alles in ſich vereint, was ſie zur Königin meines Herzens würdigen kann. O begreifſt du, mein Fürſt, den ſüßen Zauber, mit dem eine Katze uns zu umſtricken vermag, daß unſer ganzes Sehnen und Trachten nur nach ihr ſich richtet, unſer Leben nur ihr gehört, unſer Glück ihre Nähe iſt?

Blüthenhauch deucht uns ihr Athem,
Ihrer Augen gelbes Licht
Sternenglanz in Sommernacht.

Schon einmal nahte ich mich ihr, und es iſt wahr und ich muß mit Erröthen bekennen, daß ich all zu kühn war. Dieß ſind die Spuren, die ſie mit ihren ſüßen Krallen mir eingrub;

und wie theuer ſind mir dieſe Andenken jungfräulicher Keuſchheit! Weiß ich doch nun, daß Tugend in ihrem zarten Buſen wohnt; — du lachſt, mein Fürſt? — Sind eure menſchlichen Neigungen nicht dieſelben, in denen man ſein Glück und Unglück findet? — Wie du mir jetzt durch eine Katze alles verleihſt, ſo giebt ein höheres Weſen dem Menſchen mit Wenigem ſo viel zum ſchönen Traume des Lebens und nimmt in allem ſo wenig, zur hohen Beruhigung derer, die aus einem ſchweren Erdentraume in einer beſſeren Welt erwachen werden. — So, mein Fürſt, denke ich über Menſchenleben und Menſchenglück. Das iſt die miſchende Schöpfungskraft, wo nichts und alles ſich gleich ſind, daß man in dieſem Nichts ſein Alles gewinnt und verliert. — Und dennoch, wo alles ſchwindet, läßt das Schöne, das Große den unvergänglichen Eindruck zurück, und wir müſſen in Erhebung des Herzens dem Schöpfer für ein Daſeyn danken, deſſen Beruf es iſt, das Schöne und Große ſeiner Werke zu erfaſſen.

Dir, o große Lenkerin, Natur! dir weihe ich mich ganz, leite du mich zum Glücke, zum Untergang, ich fühle mich wohl in deinem Willen.

Wenn ich gleich ſterblich bin, die Wünſche meiner Bruſt ſind ewig und gehen ohne mein Zuthun in Erfüllung, und was ich vollbringe, vollbringe ich als dein Werkzeug, denn ſie ſind nimmer eines Irrdiſchen Werk, hienieden ſollen wir ſie nur ſehen und uns ihrer freuen.

Nun, wer macht denn da ein ſo großes Weſen von der Natur? regte ſich mit einem Male ein ſpöttiſches Stimmchen und eine noch widrigere Geſtalt trat hinter den Bäumen hervor, ſie war auf Krücken geſtützt, trug einen wohlgefütterten Eremiten-Rock und eine Pelzmütze ſtatt der Kapuze. Was ſeh ich, fuhr ſie fort, es iſt wohl gar der Kater Murr?

In der That, der bin ich, entgegnete ich ſtolz; iſt der Ruhm meines Namens ſchon bis zu dir gedrungen?

Ein ſpöttiſches Lächeln verunzierte den Mund des Kleinen noch ärger, der Ruhm deines Namens — ſpottete er mir nach, — der iſt nicht weit her, — doch — es läßt ſich ja nicht läugnen, daß du ein vernünftiges Thier biſt. — Je nun, bei Menſchen bin ich oft genug ſchlimm angekommen, ſo will ich es denn mit den Thieren — —

(Mak. Bl.) in eine Felsſchlucht von ödem Geſtein und wildem Geſtrüppe. Eine Strohhütte lag darunter, umgeben von einigen Beeten, die mit Kohlpflanzen und Kräutern unregelmäßig beſetzt waren und die ganze dürftige Nahrung des einſiedleriſchen Bewohners auszumachen ſchienen. In der Mitte des Bodens zeigte ſich ſeinem Auge ein offnes Grab. Die Seiten deſſelben liefen in gleicher Richtung mit der Felsſchlucht, als wäre das Grab eine nochmalige Wiederholung derſelben, oder die Schlucht ſchon vorläufig ein Grab vor dem Grabe.

Wie bin ich hierher gerathen? fragte Ludovigo. Welch feierlicher Schauer umfängt mich in dieſer erhabenen Einſamkeit und heißt mein Inneres laut werden? — Hier iſt's, wo die Alltäglichkeit mit ihren immer wiederkehrenden Formen und die unerträglichen Zierden meines Standes mich nicht erreichen. Neben dieſem Grabe läßt ſich auch für mich eins öffnen. Schon bin ich ein Abgeſchiedener, der die Laſt des Daſeyns mit dem Körper mühſam umherſchleppt und nur geſpenſtiſch noch auf der Erde weilt, bis er reif iſt für das Jenſeits.

Wer ſtört hier meine Einſamkeit? fragte eine tiefe kräftige Stimme.

Du ſprichſt? erwiederte Ludovigo. Haſt du nur zum Schein das ſchwere Gelübde dieſes Ordens angenommen?

Gedenke des Todes! ertönte die Stimme von neuem, und eine kleine Geſtalt erſchien, abgezehrt zum Gerippe, der man nimmer eine ſolche Stimme zugetraut hätte. — Ich erfülle die Gelübde alle, fuhr ſie fort, und habe ſie mir ſelbſt aufgelegt, denn ich bin keines Ordens Unterthan, aber das Schweigen nicht. Allen Menſchen will ich das Mirakel verkünden, in welchem mir das Göttliche aufging. Den Glauben will ich überall erneuern, die Zuverſicht bekräftigen, denn das Göttliche iſt dieſen meinen irdiſchen Augen ſichtbar erſchienen, und wer das erſchaut hat, dem iſt das ganze Leben bedeutungslos; er muß fort aus der Welt, hierher, um ungeſtört täglich, ſtündlich immerfort des Göttlichen eingedenk zu ſeyn.

O! rief Ludovigo — Unglücksbruder! laß mich dein Geſelle ſeyn. Hier will ich mein Grab graben, während wir uns zurufen: gedenke des

Todes, als hätten wir das höchſte Räthſel erfaßt. — Ich habe dich ganz begriffen, auch ich habe das Göttliche im Leben erſchaut, ſo daß mir mein ferneres Daſeyn ſchaal und elend ſcheinen muß. O freilich! dieſe Geſtalt mußte das Göttliche annehmen, wenn es ſich verkörpern will; und was es ſonſt noch Schönes, Liebes, Groſies giebt, — ich habe es nie begriffen, ſo freundlich prangend es mir die Schöpfung vorwies, bis ſie in klaren Worten es mich lehrte, ſie, die Königin, und ſich huldreich lächelnd zu mir neigte, mit ihren himmliſchen Lippen meinen Mund zu berühren und mit ihren himmliſchen Armen mich zu umſchlingen. — Drum theile deine Zelle mit mir, damit die Stille, die einförmigen Wände mich ungeſtört jener Erſcheinung gedenken laſſen, und ihr Lächeln, ihre Umarmung ſo meiner Einbildungskraft ſich einprägen, daß ich keiner andern Vorſtellung als dieſer fähig bin.

Ein zweites Mirakel! rief der Einſiedler. Ja, ihr ſeyd recht bey mir! — Doch jener Eifer iſt nicht rein. Gottesfurcht; jene Seeligkeit erwirbt ſich nicht im Taumel der Bewunderung und des Entzückens. Ihr müßt beten und faſten, Euch kaſteien, bis die Röthe dieſer Wangen ſchwindet, eure Augen tief in den Kopf ſich ſenken, und eure Glieder ſo in einander fallen, wie hier die meinigen.

Was ſprichſt du! entgegnete Ludovigo erſtaunt.

Seht euch um, fuhr der Einſiedler fort. — Seht hier dieſes Muttergottes = Bild! Mühſam haben es dieſe Hände geſchnitzt. Seht hin! Iſt die Geſtalt einer heiligen Jungfrau nicht würdig?

Dies Holzbild? — fragte Ludovigo eben ſo.

Iſt meiner Hände Werk — fügte der Einſiedler hinzu. — So erſchien ſie mir, um mir die Seeligkeit des Jenſeits zu verkünden. — O Fremdling! wenn jemals Zweifel in deiner Bruſt gewohnt, ſo arg wie in dieſem Buſen haben ſie nimmermehr gewüthet, daß die Himmliſche ſelbſt Erbarmen haben mußte und mir erſchien. — Zwar umarmte ſie mich nicht und küßte mich eben ſo wenig (eine Begünſtigung, die dir allein zu Theil ward. Ja, man ſieht dir's an, daß dich die Heiligen lieben) aber dafür hat ſie mir die Seeligkeit verheißen. — Und ſieh dich hier um, und ſprich: iſt es noch ein Zweifel, daß ich ſelig werde? — und dies Bild wird, auch nach meinem Tode, die ſegensreiche Kraft ſeines Urbilds erben. Dann wandern Pilger nach den Reſten eines Leibes, in welchem dem einwohnenden Geiſte die Seeligkeit verſprochen, und Kranke nach dem Werke dieſer Hände, deſſen belebende und beſeeligende Kraft zu empfinden. — Doch vor allen Dingen: hat dir die Himmliſche keine Verheißungen gegeben? oder iſt ihre Erſcheinung ſchweigend vorübergegangen? denn ſonſt iſt die Umarmung und der Kuß minder zu achten als ſolche Verſprechungen, wie ich ſie empfing. Gab ſie dir aber Verheißungen, nun, ſo theile ſie mir mit.

Wie iſt mir? murmelte Ludovigo. Iſt es eine hölliſche Truggeſtalt; iſt es Bosheit, die mit dem bitterſten Hohne meine ſchönſten Gefühle vernichtet? O Paola, umgieb mich! Paola erſcheine du, daß er anbetend vor deiner Schönheit niederſinke.

Ich glaube gar, du rufſt ein irdiſches Weib an? ſprach der Einſiedler verwundert. Denn das iſt doch der Name einer Heiligen nicht.

Sie, ja ſie rufe ich an, Paola! entgegnete Ludovigo im vollſten Unmuth.

Alſo das iſt's mit der Umarmung und dem Kuß geweſen? erwiederte jener höhniſch: Iſts möglich! Ein Mädchen mit einem Leibe von Staub wagſt du mit meiner himmliſchen Erſcheinung zu vergleichen und eine thieriſche Brunſt der göttlichen Huld an die Seite zu ſtellen?

Wahnwitziger Thor! rief Ludovigo aus. Dieß plumpe Bild von deiner Hand ſtellſt du dem vollendetſten Geſchöpfe aus der Hand Gottes gleich!

Halt ein, Fremdling! ſonſt ſoll die Inquiſition den Unglimpf rächen, den du dem Muttergottes-Bilde zufügſt. — Sieh! ich weiß nicht, was mich an dich feſſelt; aber ich meine es gut mir dir: bete zu Gott um Glauben. — Meine Zweifel waren ſchlimmer, wie die deinen, und dennoch hat man ſich meiner erbarmt, und hat mich ſo begünſtigt. — Gehe in dich. Deinem feſten Willen wird es gelingen, und ich — fügte er mit wichtiger Miene hinzu — ich will für dich beten. Bedenke, was mein Gebet vermag, der ich ein ſo Gottgeweihtes Leben führe.

Hiermit verließ er den Prinzen in einer Betäubung, aus der er ſich allmählig erſt erholte.

Raſe ich, rief er, oder eine Welt um mich? — Aber dieſe Bäume recken doch nicht die Wurzeln gen Himmel; ſtatt der Felſen umgiebt mich keine Wüſtenei? Aber wenn Menſchen von Holzpuppen träumen, ſo graben ſie darüber ihr Grab und rufen: Gedenke des Todes! und Paola iſt Staub, ihre Liebe thieriſche Brunſt!

Ludovigo! rief eine wohlbekannte Stimme ihm in der wachſenden Verzweiflung zu. Was Teufel machſt du hier bei dem tollen Einſiedler? und Laelio flog den Berg hinab zu ihm.

Nicht wahr! rief Ludovigo, er iſt toll, er raſet. — O Laelio! ſo tröſtend waren nimmer deine Worte

Du haſt ihn kennen lernen, und er hat dich etwas verſtört. Ja, ob er toll iſt, oder nicht, das läßt ſich nicht beſtimmen.

Wie ſo? fragte Ludovigo ängſtlich.

Wer kann das entſcheiden? fuhr Laelio fort. Der Ehrenmann hat ſich in der Philoſophie ſo übernommen, daß man ihn an Ketten legen mußte, damit er nicht Hand an ſich ſelbſt lege, bis er plötzlich umſchlug und am hellen lichten Tage vorgab: er ſähe die heilige Jungfrau und ſie verheiße ihm Seligkeit, obgleich keinem der Anweſenden das mindeſte zu Geſicht kam. Seitdem iſt er ein Heiliger, den der böſe Geiſt ſo mit Zweifeln gequält, daß ſich die heilige Jungfrau ſeiner erbarmen mußte. — Nun fragen zwar die Augenzeugen: Wie kommt es, daß wir nichts geſehen? — Ihr vermögt das Höhere nicht zu erſchauen, wenden die andern ein. — Alſo jemand, der früher wahnſinnig war, ſieht mit einem male mehr, als wir. — Was den Menſchen unbegreiflich ſcheint, hält er für Wahnſinn. — Aber wenn man mit ſeinen eignen Augen ſehen kann? — Die Augen ſind Sinne, und trügen; aber untrüglich iſt das Herz. — Mich aber, ach! hat mein Herz ſehr oft betrogen, und jener Einſiedler lebt glücklich durch das ſeinige, und beſtärkt damit die Menſchen in ihrem Glauben. — Doch das ſind Dinge, mit denen ſich ein redlicher Mann den Kopf nicht warm machen muß. — Von etwas Anderem alſo. Weißt du was Neues?

O gieb mir etwas Neues; an allem Alten verzweifle ich, brach der Prinz klagend aus.

Wir haben nächſtens, plauderte Laelio fort, eine Redoute im Garten des Opernhauſes. Ludovigo! brillant wie noch keine. Signor Paſtali beſorgt Alles. — Das iſt ſchon Empfehlung genug.

Höre, Laelio! rief Ludovigo haſtig mit verſchloſſenem Ingrimm. Du mußt mir eine Gefälligkeit erweiſen; ich kenne keinen gewandteren Boten, als dich. Es iſt ein Liebeshandel, an dem mir vieles liegt. Er riß ein Blatt aus ſeiner Schreibtafel und ſchrieb:

„Paola, die Verheißungen, die Du mir
„gabſt, ſind Lügen; Du kannſt ſie nicht hal-
„ten, und ich meinen Schwur eben ſo wenig,
„und Deine Mutter iſt todt und hat Deinen
„Eid mit ins Grab genommen. Darum
„höre den Lebenden. Erbarme Dich mein!
„Vergebens ſchmachte ich nach einem einzigen
„Labſal. O! ein Sirocko weht durchs All
„und beantwortet allein die Seufzer der ver-
„dorrenden Bruſt.“

Laelio! — fuhr er mit anſcheinender Kälte fort — wer hätte es wohl jemals gedacht, daß auch ich ſchwärmen könnte. Aber fürchterlich iſt es doch, ſeufzte er, daß unſere eigenen Irrthümer uns wie die höchſte Wahrheit erſcheinen.

Habe ich es nicht immer geſagt? entgegnete Laelio mit ſelbſtgefälligem Lächeln.

Gieb mir dein Pferd, nahm Ludovigo das Wort; es iſt noch roh, wie ich ſehe, und ich will mir Bewegung machen.

Wie? entgegnete dieſer. Soll ich deine Botſchaft zu Fuße ausrichten?

O eile! rief der Prinz — eile! vor Sonnenuntergang mußt du zurückſeyn, ſonſt vernichtet mich die Ungewißheit. Hiermit ſprengte er davon.

Doch vergebens ſuchte er im wilden Ritte ſeine Unruhe zu betäuben. —— Schon ſank die Sonne, die wachſenden Nebel umhüllten alle Farben und die herrlichen Gegenden vor ihm verſchwanden in unſicherer Finſterniß. Da der Zeitpunct zu Laelios Rückkehr verſtrichen, brachen ſeine Zweifel, durch keinen Troſt mehr gezähmt, mit erneueter Gewalt hervor.

„So — rief er aus — erblinden alle ſchöne Farben zu dem Grau des Staubes. Das Schickſal iſt nur ein Sturm, der Wolkengebilde häuft und trennt und verweht, aber nimmermehr die verlangende Bruſt befriedigt. — O! Leben giebt es nur darum, damit die Empfindung aus Bewußtſeyn ſich der Vernichtung ergiebt. — — Ungewißheit! wer gab dir dieſe Macht über das menſchliche Herz, oder warum ſind die Gränzen des Erträglichen ſo enge geſteckt? — Ruhig, armes Herz! noch iſt Laelio nicht zurück und ſpricht: es ſey Alles verloren!“

„Alles verloren!“ ertönte ein Widerhall.

„Was war das?“ fragte Ludovigo. „Wer leiht hier der Natur ſeine Stimme, und ſpricht, daß ſie nicht Leben und Schönheit kenne?“

Er gewahrte in der Dämmerung die Geſtalt eines Sängers; die Zitter hielt ſie in der Linken und begann mit kräftiger Stimme folgendes Lied, nachdem er wie zur Antwort geſprochen hatte:

Pygmalion.

Meinem Herzen iſt entnommen,
Was es Liebes und Schönes erkannt,
Und ein Bild iſt draus gekommen,
Herrlicher ſchafft nichts Gottes Hand.

Aber das Herz iſt leer geblieben,
Leer — es paßt Nichts mehr hinein,
Das Bildniß nur, das will es lieben,
Und das — iſt leblos kalter Stein.

Du kennſt vielleicht ſeit lange ſchon
Dies Mährchen von Pygmalion,
Und haſt auch ſicherlich gehört,
Wie Leben in das Bild gekehrt.

Was glich Pygmalions Seeligkeit!
Selbſt Götter neiden ſolch Vergnügen.
Nach einer kleinen Spanne Zeit
Sieht er die Leiche modernd liegen.

Bei den letzten Worten, die der Sänger aus hohler Bruſt mehr geſprochen als geſungen, brach er kurz ab, zerſchlug ſein Inſtrument — und entſchwand.

„Du biſt verſtanden“ rief Ludovigo, guter oder böſer Geiſt. Das iſt ja die erſehnte Entſcheidung. Wenn Leben Empfinden heißt, — ſo lebt man für die Vernichtung.

Unmuthsvoll eilte er fort, und gelangte ermüdet und erhitzt, auf ſein Zimmer.

Paola, hub er an, ſey mein! und ich will des ganzen Lebens der Welt ſo ſpotten, wie die Weisheit es uns gebietet. Ich will ſo weiſe ſeyn, daß ich aller Schmerzen lache. — Ich begreiſe meinen Wahn, meine blinde Schwärmerei. O! könnte man nur des eignen Leides lachen? Eben ſo wenig wie der Mund noch lächelt, den Todeskampf verzerrt. — Eine leidenſchaftliche Gebehrde, mit der er die letzten Worte begleitete, erſchütterte den Tiſch, an den er ſich gelehnt. Eine chineſiſche Pagode, welche ſich auf demſelben befand, ward darüber in Bewegung geſetzt und nickte mit dem zum grinſenden Lachen verzerrten Geſichte.

Ha! rief Ludovigo wild, ſeht den lachenden Weiſen! das hohe menſchliche Ziel! — Warum kann ich nicht ſo ſelbſtgefällig dahingrinzen, ſtatt mit verzehrender Sehnſucht nach meinem Traumbilde zu fragen?

Er warf ſich auf ſein Lager und drückte die geballte Fauſt wider die Stirne, als ob er mit Gewalt die Gedanken aus ſeinem Hirn verbannen wollte. — Nimm mich in deinen Schutz, Bewußtloſigkeit! ſprach er mit erſtickter Stimme. Der Schlummer gehorchte endlich ſeinem Willen. Aber er rächte den Zwang. — Traumbilder führten die vorigen Gegenſtände auf. — Er ſah ſich in ſeinem Zimmer; aber alle Zierrathen der Wände, des Bettes, der Tiſche — menſchliche und Thier-Figuren darſtellend — ſchienen belebt, aber regungslos, als ob ihnen ein Zauberer die willkührliche Bewegung genommen, deren Hebung ſie mit jedem Augenblick erwarteten, um ſie ſogleich wieder anzunehmen. — Eben ſo ſtarr erblickte er ſein eignes Bild im Spiegel; nur die Pagode unter demſelben hatte Bewegung und ſchaukelte ſich unter herzlichem Lachen.

Mit einem male fing ſie an laut zu werden und ſprach kichernd: Ludovigo! erſchrick nicht; mußt ja nicht erſchrecken, ſonſt zeigt der Spiegel nichts, und der Spiegel kann dir Gewißheit zeigen, zuverläſſige Gewißheit, ſo wie der Sänger.

Ludovigo blickte in den Spiegel. Ein Skelett grinzte ihm entgegen, und wie er zurückſchauderte, folgte es ſeinen Bewegungen.

Das Männchen lachte immer fort. Das iſt noch eine Strecke Zeit hin! — Aber jetzt, artiger Spiegel, zeige doch einmal dem Ludovigo, was Sehnſucht iſt.

Jetzt vervielfältigten ſich Skelette, auch halbvermoderte Körper kamen zum Vorſchein, und männliche und weibliche Stimmen riefen weibliche und männliche Namen. Vor allen andern aber zwei halbvermoderte Körper, Paola und Ludovigo; und wie ſie ſich mit ausgebreiteten Armen entgegeneilen, um ſich zu umfaſſen, ſchrecken ſie zurück, wenden ſich mit Abſcheu von einander. — Das Männchen wieherte darüber vor Lachen. Ein kleiner Anachronismus, Ludovigo, weiter nichts; aber jetzt merk auf, nun kömmt das Beſte.

Welch ſchrecklicher Traum! ſprach Ludovigo. — Wird mich denn Keiner erwecken?

O! nimm dich vor dem Erwachen in acht, denn das iſt gerade das Beſte, was kommen ſoll, erwiederte das Porcellainmännchen.

Zu Hülfe! zu Hülfe! rief Ludovigo, und breitete die Arme aus. — Sie wurden ergriffen. — Er erwachte, und fand ſich in Laelio's Armen.

Ey! ſprach dieſer mit Beſorgniß, das war ein böſer Schlaf.

Aber Ludovigo alles vergeſſend, rief: welche Botſchaft bringſt du mir?

Ludovigo! hub Laelio an — mit der iſt's ganz und gar nichts. Im Theater floh ſie mich bei dem erſten Worte, daß ich von dir käme. Ich folgte ihr immerwährend. Denke dir! eine gute Stunde mußte ich antichambriren, weil es der Prinzeſſin nicht gefiel, mich vorzulaſſen, bis ich ſagte: ich käme in deinem Namen und wollte ſie ſprechen. — Deinen Brief hat ſie nicht geleſen. Einige wenige Worte ſchrieb ſie, ſchlug ſie um deinen ungeleſenen Brief, und ſchickt ſie hieher.

Ludovigo öffnete es, ſand ſeinen eigenen Brief unerbrochen, nebſt den wenigen Worten:

Gedenke des Schwurs!
Die Deinige jenſeits
Paola.

Es iſt gut, ſprach er; ich wußte wohl, daß es ſo enden würde. — Habe Dank, lieber Laelio.

Warum läßt du dich auch mit ſolch einer ſpröden Dirne ein, fuhr Laelio fort; denn wenn ſie gleich ſchön iſt — ſo traktirt man doch keinen fürſtlichen Liebhaber. Da ſind tauſend andere, die ich dir ſchaffen will, und die —

Schweig! unterbrach ihn Ludovigo gebieteriſch. Doch, fügte er ſanft hinzu, ruf mir den Narren her. — Doch nein! bleib bei mir. Laß ihn rufen.

So ſpät in der Nacht, murmelte Laelio, und gehorchte. — Der Narr erſchien. —

Verkürze mir die Zeit, gebot Ludovigo. Zerſtreue mich; ich kann nicht ſchlafen. — Weißt du keine neuen Spiele, neue Späße? — Was du willſt.

Neues! ſprach der Narr, indem er gähnend die Augen rieb. Neues giebt es nicht unter der Sonne. Oder iſt dir das alte Sprüchwort neu: entweder (fuhr er lebhafter fort) du biſt luſtig oder traurig, tertium non datur. Der Braten iſt gut oder ſchlecht, und ein Mädchen iſt ſchön oder häßlich, tertium non datur. — Aber (rief er ſchnell) warum giebt es kein tertium? — Warum giebt es nicht noch ein quartum, quintum, sextum, septimum und ſo fort ins Unendliche? — Da freuen ſich nun gefühlvolle Seelen, daß der Himmel blau iſt und die Bäume grün — lauter Kunſtſtücke, die der Schöpfer alle Tage wiederholt, ſo daß ich es nicht begreiſe, wie er in 6000 Jahren ſeiner eignen Welt nicht überdrüßig geworden? Aber ein Dichter kann 6000 Jahr in ſeinen eignen Verſen leſen, und hat immer noch keine Langeweile.

Genug! unterbrach ihn Ludovigo, geht nur, geht alle zur Ruhe. Ich muß allein ſeyn.

Sie verließen ihn.

Es iſt vorüber! ſeufzte er. Ich bin geheilt. — So preſſe ich denn in dieſer Hand alles ein, was für das Daſeyn in ſeiner Grenzenloſigkeit mich entſchädigen ſoll. Aber! es ſind ja nur Worte, und ſie iſt nur ein Weib. — Es giebt Zerſtreuungen für den Luſtigen und Phantaſieen für den Trüben. — Tod und Hölle! Ich wähle die Luſt. — Seine Augen rollten wild umher. Da fiel ihm von allen Gegenſtänden die bunte Pagode in die Augen, die ſtarr und gedankenlos vor ſich dahin grinzte. — Nicht wahr, kleines Männchen! rief er wild — nicht wahr! nun iſt das Beſte gekommen? — Und er erſchrak vor ſeinen eignen Worten, denn er ſtand vor den Gegenſtänden ſeines ſchrecklichen Traumes, und der Spiegel zeigte ihm ſein Bild von Todtenbläſſe entſtellt. — — — —

(Murr f. f.) — — einmal verſuchen; zumal da du ein von der Natur ſonderbar gezeichnetes Weſen biſt.

Ey, mein Herr! entgegnete ich, beleidigt über dieſe Anrede, wer Sie auch ſein mögen, Ihren vertrauten Umgang zu gewinnen ſcheint nicht beſonders ſchwierig.

Schweig, entgegnete der Kleine, denn gegen mich biſt du ein Kind, ſelbſt die Menſchen ſind Kinder gegen mich, und die Greiſe. — Und ſo wie du mich hier ſiehſt in dieſer Greiſengeſtalt, dem Grabe ſo nahe — ſo verſichere ich dich, gedenke ich noch einmal über die Erde zu gehen, um alle Erfahrungen zu benutzen, die ich in drei Menſchenleben geſammelt, denn ich bin ein Neſtor im ſtrengeren Sinne des Wortes, als es der wirkliche Neſtor war. Meinerſeits, entgegnete ich ihm ſpöttiſch, bin ich ſehr zufrieden mit der Kürze meines Lebens, und freue mich, eine Welt, wo nichts als Einförmigkeit und Widerſpruch herrſcht, um ſo viel zeitiger als ein Menſch zu verlaſſen. — Aber, fügte ich hinzu, ſehr auffallend iſt es mir, mich ein ſonderbares Thier nennen zu hören, denn ſchon in meiner frühſten Jugend, wo alle meine andern Fähigkeiten noch unentwickelt waren, nannte man mich den Wunderkater.

Der Alte lächelte. Ich betrachte alles, entgegnete er, in ſeiner reinen natürlichen Bedeutung, und habe ich gleich ſelbſt eine ſolche Bedeutung, lange Gewohnheit hat mich an dieſen überirrdiſchen Standpunkt gefeſſelt.

Hm! entgegnete ich mit ſehr vornehmer Miene, du ſprichſt nicht übel, man ſieht, daß du nachdenkſt.

Der Kleine kehrte ſich aber nicht daran, ſondern fragte mich ganz unbefangen: Haſt du gar keine Erinnerung aus deiner frühſten Jugend, wo du unter deines Gleichen lebteſt, daß ſich an dieſen irgend eine Fähigkeit zu reden zeigte, freilich ſehr roh und gänzlich unentwickelt?

Du haſt vermuthlich meine Lebensgeſchichte nicht geleſen, entgegnete ich ihm, ſonſt würdeſt du wiſſen, daß ich gleich von dem erſten Augenblick meines Bewußtſeins an mich unter Menſchen befand. Sollteſt du aber durch meine Worte auf dieſe Meinung hingeleitet ſein, ſo haſt du mich darin mißverſtanden, daß du das Sprechen der Thiere zu ernſt genommen, die Thiere laſſe ich daſelbſt nur in einem gewiſſen poetiſchen Sinne reden, wie auch handeln. Denn eben ſo wie ich die Sprache der Thiere in eine menſchliche übertrug, um ſie dem Leſer anſchaulicher zu machen, ſo zog ich eine gewiſſe Parallele zwiſchen unſerem und dem menſchlichen Thun und Treiben, eine Erfindung, in der ich ganz originell bin.

Glaube nicht, entgegnete der Kleine, daß deine Werke mir unverſtändlich ſind. Aber dieſe Parallele, die du, danke es deinem Talente, geahnet haſt, iſt wirklich vorhanden. Die Gelehrten ſind ſeit kurzem auch darauf verfallen; aber ihre Begriffe darüber ſind noch dunkel und verworren — doch du weißt wohl nicht das Mindeſte von der Naturphiloſophie?

Wie! rief ich aus, und ein eiſiger Schreck überfiel mich bei dieſem Gedanken, wäre es möglich, daß die Natur mehr Geſchöpfe hervorgebracht, die mir gleich ſind?

Allerdings, entgegnete der Alte zu meinem Erſtaunen. — Dieſer Erſcheinungen, die dir völlig gleich ſind, hat es ſchon mehrere gegeben und giebt es noch immer. — Mein überlanges Verweilen auf der Erde, meine Fähigkeiten und das beſondere Glück, was meine Entdeckungen unterſtützt, hat mir es vergönnt, den natürlichen Zuſammenhang dabei zu faſſen, den du jetzt wieder beſtätigſt, indem du ſelbſt ſagſt, daß du ſeit deinem erſten Bewußtſein unter Menſchen warſt. Ich will dir einmal in der Folge, wenn es dir anſteht, länger bei mir zu verweilen, nachweiſen, wie die Natur in der unvollkommnen Organiſation der Thiere ſo ſehr ſchon auf dieß Vermögen hinarbeitet.

Alſo ich bin nicht das einzige Thier? fragte ich ängſtlich, was redet und Vernunſt beſitzt?

Nein, entgegnete der Alte trocken.

O! rief ich aus, es iſt unmöglich! So überzeuge mich davon. Es wird dir aber nicht gelingen; habe ich doch mit den größten Geiſtern meiner Zeit zuſammengelebt und keiner von Allen hat das nur geahnet.

Das iſt möglich, ſprach der Alte und nahm eine Miene an, die trotz ſeiner widrigen Geſtalt nicht ehrwürdiger ſein konnte. Man ahnet vieles nicht und doch, o Freund! ein Geheimniß giebt es nicht in der ganzen Welt, alles ſteht offen da; aber dem Menſchenauge, — dem Menſchengeiſte fehlt die Kraft, es zu erkennen. Alles, was ich entdeckte, ſo wichtig es auch ſein mochte, ihnen blieb es unbegreiflich, denn ihr Geiſt war durch kein ſo langes Leben wie der meine geſchärft. Sie hörten meine Worte, aber was ich fühlte, war ihnen verborgen, ſie bemerkten zwar den Zuſammenhang, dennoch wurde er ihnen nicht zur

Anſchauung, und ich mußte es erleben, daß man mich einen Schwärmer nannte.

O! rief ich aus. Biſt du ein überirrdiſches Weſen? — wie groß, wie unendlich über mich erhaben ſtehſt du da!

Der Kleine ſchüttelte lächelnd den Kopf.

Inzwiſchen waren wir auf Nebenpfaden, indem ich oft anhalten mußte, weil der Alte mit ſeinen Krücken nicht nachkommen konnte, vor einer geräumigen Hütte angelangt, die für eine Eremitage viel zu groß ſchien, obgleich ganz in der Art erbaut. Sie war mit Baumrinde ausgelegt, die um Thüre und Fenſter einfache Einfaſſungen bildete, und mit einem Schilfdache bedeckt. Der Kleine klopfte. Die Thüre öffnete ſich und der erſte Gegenſtand, der ſich meinen Augen darbot, war ein groſer, ſchwarzer Hund. — Ich fürchtete ſchon ſo einem vernünftigen Thiere zu begegnen; doch es ſchien nicht der Fall, denn in den Manieren des Hundes lag nichts weniger als Geiſt; mit einem Worte, er war noch ganz Hund. Um deſto mehr aber fühlte ich mich bewogen, in Gegenwart des Alten darzuthun, wie hoch ich ſelbſt als Kater über einem Hund ſtehe, und indem ich die natürliche feindliche Abneigung unterdrückte, ſprach ich mit dem zierlichſten Katzenbuckel. Mi hiji Jaa!

Hier wird es wohl am paſſendſten ſein, dem geehrten Leſer den Unterſchied der artikulirten und unartikulirten Sprache, von der ich ſo viel zu reden mich bewogen fühle, beiſpielsweiſe darzuthun; und wenn er nur einigermaßen im Stande iſt, ſich von ſeinem Standpunkt aus zu einer höheren Anſicht zu erheben, ſo wird er einſehen, daß alle Gemeinplätze, alle conventionelle Redensarten, kurz alle Phraſen, die man ſpricht, um nichts zu ſagen, für Thiere wie für Menſchen exiſtiren. — Ja, wenn es nur möglich wäre, die Thierſprache zu ſchreiben (welches aber, wie der Leſer ſehen wird, bedeutende Schwierigkeiten hat), ſo könnte man ganze Bücher, beſonders Comödien, darin ſchreiben, indem man die Thiere in ihren verſchiedenen Eigenheiten und Sprachen gegen einander auftreten ließ. Wahrlich ganz neue dramatiſche Arbeiten! würdig der Feder eines Ifflands, Schröders, Kotzebue, die in dieſer vorbeſtimmten Art ſo unnachahmlich ſind.

Was ich dem Pudel ſagte, war: Vergeben Sie einem Kater, der es wagt, Sie in der Einſamkeit zu ſtören. Ich erwartete nun ſicher, er würde antworten ua huauh, (o ich bitte) und ſtatt deſſen entgegnete der Grobian! Rau haurr wauhau! (So ſcheere er ſich fort, wenn er ſtören will.)

Verdrießlich, aber dennoch mit großer Mäßigung, fragte ich Jauh au Miaau? (Sie ſind übler Laune?)

Err! Swerrr! entgegnete der Grobian (das ſcheert ihn nicht.)

Nun riß mir die Geduld: Phſrr! Phſttg! Thrrſſ! thrhipſſ! rief ich aus. Das heißt ſo viel als: mein Herr! wenn es Ihre Abſicht iſt, mich zu beleidigen, ſo habe ich ſcharfe Krallen.

Rrr! rrh! ahrrrahrah! (und hier ſind ſcharfe Zähne) entgegnete jener und wollte auf mich los. Aber der Alte rief dazwiſchen:

Heda Scipio! komm hier! Iſt das ein Betragen für einen Philoſophen? Biſt du eine zerſtörende Naturkraft, die nichts als zerſetzen kann? oder ein ordinairer Köter vom Dorfe.

Scipio brach bei dieſen Worten in lautes Wehklagen aus: Wie kannſt du mich ſo verkennen, da ich doch dir zu liebe und für deinen Dienſt alles thue.

So verſtanden wir beide, der Alte und ich, obgleich der Hund weiter nichts hören ließ als jenes wahrhaft klaſſiſche Hunde Geheul heu! ele! leu! ele! leu! ele! leu . . .

Deine Treue und deine Liebe ſind mir bekannt, wandte der Alte ein, aber auch die Tugenden müſſen in Demuth gefühlt werden, wir dürfen uns nichts damit wiſſen wollen. Jetzt geh an deine Arbeit.

Der Hund zog ſich auf dieſe Worte in die Ecke des Zimmers zurück und bewachte ſorgſam einen ſonderbar geformten Ofen, in welchem mehrere Retorten über Kohlen erhitzt wurden. Umher lagen allerlei Retorten, Röhren, Gläſer, Kolben und andere chemiſche Inſtrumente von dem wunderlichſten Anſehen.

Des Hundes Treiben, ſein Hören auf Worte, der Name Scipio, der mich an eine dunkle Erinnerung mahnte, alles ängſtigte mich, ich fürchtete das Weſen ſchon gefunden zu haben, das mir gleich war. Doch ein Troſt war noch vorhanden — wohl mir! der Hund konnte ja nicht ſprechen. —

Ich ſah mich im Zimmer um, die Wände deſſelben waren mit Moos gefüttert, welches eine behagliche Wärme verbreitete. Mehrere Schränke ſtanden umher von gewöhnlichem Holze und höchſt einfach, aber vollgeſtopft mit Geräthen oder Kleidern, andere Behältniſſe enthielten kalte Speiſen und volle Weinflaſchen; kurz, alles war ſo neben einandergeſtellt, daß es ſehr auffallen mußte und Befremden erregte, ſich in einer ſo wunderbaren Eremitage zu befinden.

Der Alte bemerkte dieß nicht alſobald, als er anhub, dieſe Wohnung gilt meinem dritten Leben, das erſte weihte ich dem Genuſſe, das zweite der Entbehrung und Buße, im dritten vereinte ich beide!

Und das vierte? fragte ich?

Wird der Wirkung und den Früchten geweiht.

Dieſes unheimliche Treiben des Alten, das Fremdartige, Geheimnißvolle, ſeine Worte, die ganze Umgebung erfüllten mich mit tiefem Schauer. Ich wußte nicht, was ich aus dem allen machen ſollte, da kam der Hund auf uns zu und ſprach mit ganz vernehmlicher Stimme: „Nun iſt es Zeit,“ und ein beſonderer Ernſt umfing den Alten.

Das hatte ich nicht erwartet; verzweiflungsvoll warf ich mich zu Boden und brach in Thränen aus. O! klagte ich, wohin ſind meine ſchönſten Träume! warum hat der Tod mich im vorigen Moment nicht übereilt! da dieſer mir alle Hoffnung auf Glück geraubt hat.

Der Alte trat raſch zu mir. Murr! redete er mich mit hochernſter Miene an, entweihe nicht dieſen wichtigen Moment durch thieriſches Wehklagen. Faſſe dich, wie es einem Jünger der Weisheit ziemt.

Ende des erſten Abſchnitts.

(Mak. Bl.) raſete der Carneval in vollem Jubel. In den verſchiedenartigſten, prächtigſten Coſtümen flogen die Masken im rauſchenden Tanze dahin; andere drängten ſich um die reich beladenen Schenktiſche, noch andere ſtanden in Gruppen, trieben Scherz und Kurzweil, und lächelten und lachten überlaut. Arlequins liefen geſchäftig zwiſchen durch, alles umher zu necken; ſtießen dann zwei von ungefähr zuſammen, ſo entſtand ein lächerlicher Kampf mit Pritſchen, daß die Schellen klirreten und die vielen Zipfel ihrer Kleider ſich ſträubten.

Der Park war faſt auf eine ähnliche Art wie der herzogliche, erleuchtet, aber nach ſeiner Anlage gab er eine weit größere feenhafte Wirkung. Die Taxusalleen mit ihren gewölbten Laubdächern bildeten, von grünen Lampen erhellt, ſmaragdne Wände und Hallen; ſie waren überall mit goldnen Leiſten verziert, und Kronen, oder andere von bunten Lampen gebildete Figuren hingen von den Wölbungen herab. Wo Quergänge ſich durchkreuzten, brannten Pechfackeln in hohen eiſernen Opferpfannen.

Alle Hauptgänge liefen in gerader Richtung ſternartig nach dem Tanzplatze zuſammen; und gewährten den völligen Ueberblick. Der lichte, überall gleiche Glanz, verunſicherte die Ausdehnung, und große, an jedem Ende angebrachte Spiegel verdoppelten, vervielfachten die Entfernung. So ſah man ſich in einem Feenpalaſte von unabſehbarer Größe, der aus den ſchönſten, bunteſten Feuern erbaut war.

Jetzt dämpfte ſich die gellende Tanzmuſik, ein Lautenton vermiſchte ſich mit ihr, und ein Tänzer, die Laute ſchlagend, ſchwebte anmuthig über den Platz. Die Paare begaben ſich auf die Seite und beobachteten ſeine Künſte mit Vergnügen. Da verkleinerten ſich ſeine Schritte, die Muſik nahm einen ernſteren Charakter an. Der Tänzer ſtand und ſchwang die Lautentöne zu einer ungewöhnlichen, dem Inſtrumente fremd ſcheinenden Stärke, und begann folgenden Geſang:

Eine Frage: — Was iſt Zeit?
Zwiefache Unendlichkeit!
Du magſt vor-, magſt rückwärts ſchauen,
Gränzenloſes macht dich grauen.
Doch von dieſer großen Gabe
Bleibt uns nur zu unſerm Glück,
Bleibt zu unſrer ganzen Habe
Nichts mehr — als der Augenblick. —

Die Vergangenheit entſchwindet,
Läßt zurück ein leeres Bild,
Und das Menſchenaug' erblindet
Von der Zukunft nachtumhüllt.
Such im Bilde nicht dein Glück!
Hoff' nicht, Zukunft werd' es geben;
Suche es in deinem Leben,
Halt' dich an den Augenblick. —
Und ſprich: was kann dir Freude reichen
Von alle dem, was wirklich iſt? —
Genuß kannſt du nur dann erreichen,
Wenn du das Wirkliche vergißt. —
Verweſung herrſcht da aller Orte,
Ein weit geöffnet düſtres Grab
Reißt in die ewig offne Pforte
Das Groß' und Schöne mit hinab. —
Und glaubſt du an ein ewig Leben?
Der Troſt iſt ſüß! — doch Zuverſicht
Iſt uns vom Tode nur gegeben
Und von dem künft'gen Leben nicht. —

Schwelge drum immer, ſo lang es noch geht,
Und jage nach Luſt und Vergnügen,
Der Freudenkelch noch vor der Lippe dir ſteht,
Den leere mit durſtigen Zügen.
Und ſchwindet der Augenblick einmal dahin,
Mit ihm muß Alles zerrinnen,
Und iſt ein Rauſch gleich aller Gewinn,
Mehr läßt ſich nicht gewinnen.

Jetzt, Wahn! — umſchleire mein Geſicht,
Nicht Wahrheit mag ich ſchauen;
Bewußtſeyn! du erweck mich nicht
Und mach' den Muth'gen grauen; —

Süß iſt ſcherzen, ſpielen, lachen,
Kalt und ſchrecklich iſt's — zu wachen.

Jubelnd wiederholten die Masken die letzten Verſe, und ſtießen klirrend die Becher zuſammen. Auch Ludovigo hatte einen Becher ergriffen; da tritt eine Maske auf ihn zu, den Pokal in der Hand. Es war ein Bandit. Das Aeußere deſſelben war abſchreckend wild. Er trug einen Gürtel mit Piſtolen beſteckt, und ein breites Schwerdt begleitete hörbar jeden ſeiner Schritte.

Edler Ritter! ſprach er, Ihr ſeyd der Schönſte hier, und der Kleidung nach auch der Reichſte; ich der Häßlichſte und Verachtetſte ohne Zweifel. Trinkt einmal mit mir, und zeigt, daß nichts als der Menſch heut gelte.

Ich trinke nicht mit dir, erwiederte Ludovigo, in den Geiſt des Spieles eingehend; denn klebt nicht unſchuldiges Blut an deiner verruchten Hand?

Der Bandit lachte wild. — Ei! ei! mein zärtlicher Ritter! und wenn es nun wäre? Ich bin nicht ſo zärtlich erzogen, wie Ihr, dem ſchon in der früheſten Jugend alle Bedürfniſſe entgegengebracht wurden, darum fühle ich auch nicht ſo fein. Ich muß täglich mein Leben an meinen Unterhalt ſetzen; darum liegt mir nicht viel an ſo einem Menſchenleben. — Hört einmal! mein zärtlicher Ritter, lag ſchon jemals ein Menſch unter eurem gezückten Dolche? Dann laßt nur den Eifer, die Zerſtörungsluſt ein wenig rege werden — das iſt es, was man Mord nennt.

Entſetzlicher Menſch! ſprach Ludovigo und packte ihn. Du biſt, was du ſcheinſt.

Maskenfreiheit! rief der Bandit, und entfernte ſich. Zweifelhaft ſah ihm Ludovigo nach.

Wer biſt du? fragte eine andere Maske — es war der Sänger — daß dich die Freude, das Getümmel nicht rührt? Kannſt du dich nicht hineinſtürzen? — Er brachte einen großen Pokal. — Trink! trink doch! das raſchere Jagen des Blutes durch die Adern heißt Freude!

Ludovigo! flüſterte eine dritte Maske ihm zu — ſieh! dort die Zauberin; es iſt Giovanina. Ach! ſie iſt wahrlich eine Zauberin! Sieh, wie ihr das Gewand ſitzt! — welch ein Wuchs! Heute iſt ſie wieder ſo recht nach meinem Sinn. — Sie ſucht dich; — verbirg dich, Ludovigo! verdirb mir heute nicht wieder meine Amour, ich bitte dich!

Eine allgemeine Bewegung entſtand unter den Masken. — Ein Arlequin war aufgetreten, und hatte zu reden verlangt. Es ſchien ein dürrer, alter Mann, unter der Schellenkappe blickte ein runzliges, zahnloſes Antlitz hervor. Die Masken hatten ſich in einen Kreis geordnet und beobachteten Stille, während der Arlequin die Mütze von einem halbnackten Schädel zog, deſſen einzelne Haare borſtenartig auf die Schulter herabſielen.

Werthe Masken! hub er an. Der Stifter des Feſtes wünſcht nichts ſehnlicher, als daß dieſer letzte Carnevalstag in einer Luſt begangen werde, die ſich zu dem höchſten, nur erreichbaren Gipfel ſchwinge. Wer deshalb aus Ihrer Mitte ſich im Stande fühlt, in ſeiner Freude ganz Narr zu ſeyn und uns ebenfalls dahin zu bringen, der ſey unſer König. Und wie wir ihn in dieſen Stunden unterthänigſt gehorchen, ſo wollen wir ihm in Zukunft ſtets dafür verpflichtet bleiben.

So ſprach er. — Aber lange übernahm keine der Masken die angebotene Königsrolle. — Endlich ſchleppte ſich ein Krüppel mühſam heraus. Wenn Keiner ſich entſchließt, kreiſchte er, ſo bin ich bereit und beſitze unbändige Freudigkeit genug, euch alle zu Narren zu machen. — Er ergriff einen Becher, der ihm ſelbſt an Größe wenig nachgab, faßte ſeine Krücken in die Linke und rief, den Becher hoch emporhebend: — der Narrheit, die uns da noch ergötzt, wo der Weiſe, der Kluge vor Vernichtung ſchaudert.

Mit lautem Gejauchze antworteten die Masken, und riefen ihn zum König aus. — Während der Zeit ſank ein Teppich von der Dekoration des Tanzplatzes. Ein Triumphbogen wurde ſichtbar in heller Lampen-Beleuchtung und mit allem nur erdenklichen Narrenſchmucke, als Schellenkappen, bunten Jacken, Narrenſtäben u. dergl. ſymmetriſch verziert. Unter dieſem war ein Thron in eben dem Geſchmack errichtet. Die Masken hoben den kleinen König auf ihre Schultern und ſchleppten ihn nach dem Throne; ſeine Krücken wurden ihm hinaufgereicht, — da erhob ſich ein Marſch von dem mittleren Gange aus, deſſen anhaltende Akkorde und Forte's mit einer Menge von Kinderinſtrumenten begleitet wurden.

Und ſiehe! — ein ſchreckhafter Anblick, der die jubelnde Menge zu plötzlicher tiefer Stille zwang. — Im grünlichen Lichte der Baumhallen ſchwebte ein Krönungszug, ohne Farben, ohne Schatten, geſpenſterartig daher. Nur in den äußeren Umriſſen erkannte man die abentheuerlichſten Geſtalten, die mit den tollſten Capriolen laut jauchzend untereinander umherwogten.

Erſt auf dem Tanzplatze erhielten dieſe Geſtalten Farbe wieder. Zwölf Greiſe und zwölf Mütterchen zogen reihenweis daher. Sie waren es, welche die Kinderinſtrumente ſpielten, die ſie bei den Pauſen in den Mund ſteckten, oder ſich auf kindiſche Weiſe über die bunten Farben freueten. Ihnen folgten Arlequins, Policinellos, Pagliaſſen, Tartaglio's in den widrigſten, tollſten Aufzügen, Ausſchmückungen und Larven. — Jetzt ertönte Kettengeklirr. Raſende, im abentheuerlichſten Schmuck ihrer Raſerei, zogen einen Wagen, an den ſie geſchloſſen. Ein breitſchultriger Mann, der ihnen zur Seite folgte, ſchien ihr Wärter, denn kindiſch fürchteten ſie ſich vor ſeiner Peitſche, wie unbändig ſie ſich auch ſonſt gegen die Ketten ſträubten und gegen die

Deichſel, an die ſie geſchloſſen. — Auf dem Wagen ſaß das ſchönſte Mädchen Italiens. Sie ſollte die Narrheit darſtellen. Aber die rothe Kappe mit langem Zipfel ſtand dem reichen ſchwarzen Haare zu ſchön, die Augen blickten zu unſchuldig aus dem abentheuerlichem Schmuck hervor; die ſanften Züge des feinen Geſichts, die üppigen und dennoch zarten Formen des Wuchſes vereinten ſich allzuſehr zu dem Ideal der Weiblichkeit, als daß man nicht weit eher geglaubt hätte, eine fremde Liebesgöttin zu ſehen, als die groteske Figur der Narrheit.

Die Masken ſchloſſen ſich dem Zuge an, und nachdem ſie mehrmal unter lautem Vivat umhergezogen, hielten ſie ſo, daß der Wagen dem Throne gegenüber ſtand. Zu den Füßen der Narrheit lagen Scepter, Krone und Mantel, mit bunten Lappen alles übertrieben verziert, und ſtatt der Edelſteine mit Schellen beſetzt. Arlequins verrichteten das Geſchäft der Krönung bei Trompeten- und Paukenſchall, unter lautem Beifallsruf und unter allen nur erdenklichen Poſſen der Masken.

Der König, um ſich gnädig zu beweiſen,

theilte ſogleich mehrere Orden für jede wohlgelungene Poſſe aus. Jeder Ordensritter hatte das Recht, mit dem König aus deſſen übergroßem Pokal zu trinken, und Keiner verabſäumte es ſo wenig, daß der Thron bald zum ächten Sitz der Narrheit wurde, den jeder Ritter für den Augenblick in der That für das beſte Reich hielt und mit ganz aufrichtigem Gemüthe ſeinem König Leben und Blut anbot, der bald in die Stimmung gerieth, es eben ſo aufrichtig anzunehmen.

Aber mehrere Stimmen erhoben ſich jetzt laut, indem ſie riefen: oho! oho! was iſt das! Die Narrheit iſt zu ernſt! — Das muß ſie ſeyn, entgegnete der Sänger, denn ſie iſt unſer Ernſt.

Da erſt gewahrte Ludovigo, daß Paola, die er ſo lange vergebens unter allen Masken geſucht, ſo reizend zur Liebe wie zum Lachen, im Coſtüme der Narrheit auf dem Wagen ſaß. Sie zwang ſich zum Lächeln — aber nur Ludovigo allein fühlte, wie ſchwer ihr das gelingen konnte. — Da war es ihm, als ob er plötzlich Sinn in dem tollen Jubel fände; und wenn gleich der ganze zahlloſe Kreis gedankenlos ſich demſelben ergeben — ihm ſchien die Ueberlegung zu gebieten ſich hinein zu ſtürzen. Haſtig drängte er ſich durch die Masken dem Wagen zu.

Du biſt es ja — rief er mit aller Leidenſchaft zu Paola — was ich immer erſehnt, wie Keiner von dieſen! Ihre Huldigung iſt Ausdruck allgemeiner Fröhlichkeit; aber was bei ihnen der Rauſch thut, dahin bringt mich die Erkenntniß meines Schickſals. Du biſt es, was mich in der Spanne Zeit bis zur Vernichtung zum Gott machen kann. O ſo thue es!

Ein lauter Beifall folgte dieſen Worten. Der König wollte ihm ſeinen beſten Orden geben. Er ließ ſich aber nicht darauf ein, ſondern ſetzte ſich auf den Wagen zu den Füßen der Narrheit.

Paola! hub er an, gekränkt, daß ſie ihm nichts erwiederte. — Du dauerſt mich, liebes Mädchen, da du dich hier nicht freuen kannſt. — Ich möchte dir wohl von einem Wahnſinnigen erzählen, der ſein Leben in Entſagung und in Hoffnungen auf zukünftige Verheißungen verbringt, und der dir ſehr ähnlich iſt. — Aber bei Gott! man kann die Narrheit nicht beſſer perſonificiren, als du mit deinem dunkeln, ſchwärmeriſchen, himmelwärts gerichteten Auge, hier unter der freudigen Menge, die jubelnd den Augenblick genießt. —

Neuer Beifall ertönte unter lautem, unmäßigem Gelächter. —

Darfſt auch du ſo ſcherzen? fragte Paola leiſe. —

Scherz! o Himmel! Scherz! Der fürchterlichſte Ernſt, den es geben kann; du biſt doch eine treffliche Schauſpielerin, denn jedes Coſtüm begeiſtert dich für deine Rolle.

O! rief Paola ſchmerzhaft. — Dahin konnte es kommen. —

Ludovigo fühlte ſich tief gerührt, und, ſeine ganze Wildheit vergeſſend, wandte er mit ſanftem Tone ein: vergieb mir, Paola! ich liebe noch wie ſonſt; aber ich bin ſehr unglücklich.

Den Ludovigo, entgegnete ſie, habe ich nie geliebt, und zwei Thränen glitten an den zarten Wangen nieder.

Ich gehe! rief Ludovigo, armes, unglückliches Mädchen! — ich ſehe, auch du kannſt mich nicht mehr begreifen, der doch mehr noch tragen muß.

Er entzog ſich dem Getümmel. — Eine Geſtalt folgte ihm, die ihn plötzlich umfaßte. Dich ſuch ich, ſüßer Geliebter, liſpelte Giovanina mit zärtlicher Stimme. Biſt du dem geräuſchvollen Feſte enteilt, ſo ſollſt du einſam bei mir, in meiner glühenden Liebe, die reichlichſte Entſchädigung finden.

Einen Augenblick nur ſchwankte Ludovigo, da die ſchöne Verführerin ihn ſchlangenhaft umwand; dann aber ſtieß er ſie kräftig zurück. — Ludovigo! rief ſie ängſtlich zu ſeinen Füßen, verſage mir die Gegenliebe nicht! — morde mich, oder gieb mir deine Liebe!

Ich werde dir Laelio ſenden, entgegnete er mit Ingrimm und ließ ſie zu Boden ſinken.

Vernichtung, rief Ludovigo, nimm mich zu deinem Geliebten; umſchlinge du mich feſt und ganz. Reizt dich meine Jugend nicht, mein zur höchſten Glut aufgekochtes Blut?

Da trat ihm eine andre Geſtalt in den Weg. Es war der Sänger. — Jetzt nütze den Augenblick, rief er ihm mit wichtiger Miene zu und zog ihn mit ſich fort.

Was begehrſt du! fragte der Prinz.

Ich will dich glücklich machen, erwiederte jener kalt.

Ludovigo folgte ihm in ein Kabinet, wo ihm der Sänger eine Teufelsmaske anlegte, ihm ſeine Rolle lehrte und was er dadurch erlangen konnte.

„Wer biſt du?“ fragte Ludovigo.

Wir haben uns neulich ſchon geſehen. Ich ſang dir ein Lied vor.

„Wer biſt du?“ drang Ludovigo heftiger in ihn.

Ehemals dein Nebenbuhler, jetzt dein Kuppler, einſt Paola's eifrigſter Anbeter, doch jetzt ihr größter Feind. Hiermit verließ er den Prinzen. Paola's Untergang ruhte nun in ſeiner Hand. Er ſelbſt fühlte ſich ein Werkzeug ihres Feindes. — — —

Nur der Erbprinz blieb ohne Theilnahme an dem Lärm, der ihn umgab. Noch ein ſolcher Carneval, ſprach er zu Giuſeppo, und das ganze Land hat nichts mehr zu verwenden. — Und wie Zucht- und Sittenloſigkeit ihren Gipfel hier erreicht! — Wir müſſen anderen Höfen zum Geſpötte werden.

Ihr ſeyd bei übler Laune, entgegnete Giuſeppo.

Soll ich es ertragen, rief dieſer zornig, daß man das Land ſo vernichtet? — Es iſt mein Eigenthum. Und der Knabe, der ſo ſchön auf Alltagsmenſchen zu ſchelten weiß, — begreift er ſich ſelbſt? — Begreift er, daß er nur Prinz iſt und kein römiſcher Tyrann? — Und ihm kommt man mit aller Liebe entgegen, während man mich in meinen Plänen anfeindet. Ihm wird Alles gereicht zur ſinnloſen Verſchwendung, und mir kaum das Unentbehrlichſte. — Kannſt du es mit anſehen, wie man hier auf den Untergang losſchwelgt, ſo geſelle auch du dich zu ihm, der dem Heldenmuthe und der Thätigkeit unſrer Jugend ſo glänzende Feſte giebt. — Doch mein Grimm iſt vergebens. Geh hin zu ihm. Ich bin mir ſelbſt genug in meinem Bewußtſeyn. Die Herrſchaft währt nicht ewig, und bei Gott! man ſoll mich einſt anerkennen.

Sie waren im Begriff das Feſt zu verlaſſen, als ein neuer Tumult ſie zurückhielt. — Der König hatte inzwiſchen immer neue Ordensritter geſchaffen, und immer neue Huldigungen ſich darbringen laſſen, als plötzlich ein ſchwarzer Domino eintrat und ſich unverzüglich auf dem Wagen, neben der Narrheit, niederließ. Der König gebot den Frechen zurückzuwerfen. Da fiel der Domino und eine feuerrothe Teufelsmaſke rief mit donnernder Stimme: der Morgen graut! das Feſt iſt zu Ende! — und die Wahnſinnigen brachen die Ketten und rannten fort mit dem Wagen. Die Maſken erſchraken und wußten nicht, ob Scherz oder Wirklichkeit ſie umgäbe. Und als der kleine König dem Teufel entgegengehen wollte und plötzlich niederſtürzte — ob es Wirkung des Rauſches oder des Teufels ſey. — Man eilte ihm indeß zu Hülfe, und half ihm wieder zurecht. — Wie? kreiſchte der Narr, der in der Königsmaſke ſtak; ſoll ich es zugeben, daß der Teufel mir meine Narrheit vor der Naſe wegholt, vor dieſer meiner Naſe dieſe meine Narrheit. Was ſoll nun ferner aus mir werden? ich bin doch nun ein ruinirter, geſchlagener, banquerotirter Narr.

Der Teufel iſt Signor Piaſtali, verſicherte man ihm.

Nein! kreiſchte der Narr; ich ſage euch, der Teufel iſt ein Prinz; ich kenne ſeine Stimme;

und wenn er nur kein Regent iſt, ſo mag er meinetwegen ein Teufel ſeyn, und ich ſchenke ihm meine Narrheit noch in den Kauf. — — —

Indeſſen war der Wagen aus dem Garten. Die Teufelsmaske hob Paola herab und geleitete ſie auf ihr Zimmer, ohne daß irgend jemand ſie aufhielt.

Da riß Ludovigo Coſtüm und Larve ab, und warf ſich, ſinnlos vor Entzücken, Paola zu Füßen.

Meineidiger! rief die zum Tode erſchreckte, Flieh! du raſeſt! O erbarme dich mein, und ſchütze mich vor dir ſelber.

Der Prinz lachte wild auf und ſpottete ihr nach: Erbarmen? Erbarmen? — Hätte ich jetzt Allmacht und es käme mir das Gelüſten, den unſterblichen Gott wollte ich tödten, die Qualen durch die Endloſigkeit jagen und aus dem All' eine Hölle machen. Mein! mein! biſt du ewig. —

Ludovigo's Schönheit, die Ueberraſchung, die Betäubung des Feſtes, ſeine ſtürmiſche Liebe, feſt in ſeinen Armen, Bruſt an Bruſt an ihm zu ruhen; Paola, ihrer unbewußt, ſank in Ludovigo's Umarmung.

Aber der Taumel verrauſchte. — Verzweiflungsvoll riß ſie ſich aus Ludovigo's Armen. — Fluch! Fluch dir! rief ſie in Zorn und Entſetzen. Ich haße dich, wie die Sünde, mein zeitliches, mein ewiges Heil — du haſt es zerſtört! Vergebe mir Gott nie, wenn ich dir je vergebe. — Sie ſtürzte fort. — — —

So eben hatten ſich die Höflinge über den zweifelhaften Schluß des Feſtes beruhigt; ſie rieben ſcherzend die Schminke vom Geſicht und erſchienen als lebenskräftige junge Leute, ſtatt abgelebter Greiſe, da fiel ein Schuß. —

Wie! tobte der Narr noch immer fort. Noch bin ich König! und in meinem Reiche darf kein Piſtolenſchuß ohne meine Bewilligung geſchehen.

Mord! Mord! riefen Stimmen im Schloſſe.

Man dringt hin. Der Herzog unter den erſten. — Da wirft ſich Paola athemlos und bleich zu ſeinen Füßen: Eure Feſte ſind entſetzlich! — Der Mutter Fluch wird mich zermalmen. O! erbarmt euch mein und tödtet mich!

Während der Zeit war man nach der Gegend hingedrungen. In Paola's Gemach liegt Ludovigo in ſeinem Blute, das abgefeuerte Terzerol in der Hand. Das Blut entquoll noch friſch der Wunde. Der Schuß hatte das Herz getroffen und alle Rettung war vergeblich. — Giuſeppo bemühte ſich umſonſt den Herzog zurückzuhalten. — Willſt du dich gewaltſam dem Willen deines Herrſchers widerſetzen? rief dieſer. Giuſeppo trat zurück. Die Höflinge gingen auseinander, und da lag jenem das Unglück, ſeinem Willen gemäß, vor Augen.

Was zittert ihr? rief er mit ſtierem Blicke. Kennt ihr den Prinzen nicht beſſer? Er will den Carneval ſchließen — mit der ſchrecklichſten Maskerade. Wißt ihr's nicht, wie grauſam, wie entſetzlich er ſpaßt?

Er kniete vor der Leiche nieder, wuſch ſelbſt mit ſeinem Mantel das Blut ab, riß die Kleider zurück, und die zerſchmetterte Bruſt ſeines geliebten Sohnes lag bloß vor ihm. Er mußte den Blick abwenden. Da fand ſich ein Brief von Ludovigo's Hand, überſchrieben an Paola. Man las:

„Du fluchſt mir? — Ich ſelbſt fluche mir, dem Verbrecher, wie es keinen zweiten je gegeben. — So ſollſt Du Rache haben an mir, wie ich an jedem anderen Dich gerächt hätte. — Vernichtung, nimm mich hin! Und doch ſagt mein Herz mir beim Bewußtſeyn des größten Verbrechens, es heißt Ewigkeit, wo alle Gefühle, die die Bruſt dunkel gehegt, frei und unbegränzt ausbrechen, Du ſelbſt haſt es geſagt, Paola; Du hatteſt recht — hinauf zur Freiheit, nach der ich ſtets gedurſtet. — Du mußt vergeben. Mit der Ewigkeit zerfallen, darf nicht in den Gränzen der Möglichkeit liegen."

O! rief der Herzog. Nehmt mein Leben, mein Reich, rettet, rettet mir den theuren Sohn! — Man eilte ihm zu Hülfe; doch ſtrenge verweigerte er Alles.

Mein theurer Vater! — nahte ſich der Erbprinz.

Fort! entgegnete der Herzog wild, fort! Ich habe nur einen Sohn, da liegt er todt.

Aufgebracht entfernte ſich der Prinz. Die Höflinge ſahen es, und ihre Convenienz verließ ſie bei der Leiche des fürſtlichen Selbſtmörders. Eine nie geahndete hohe Stimmung umfing ſie Alle in einer feierlichen Stille. Der Herzog hatte ihre Hülfe verweigert. Da ſtanden ſie nun ohne zu wiſſen, was zu thun ſey, und jeder traf auf geiſterbleiche Geſichter rings um ihn, ſeine eigene Verlegenheit und ſein Entſetzen darauf abgeſpiegelt zu ſehen.

Da ſchleppte Laelio Paola herein. Man war der Ohnmächtigen zu Hülfe geeilt und wollte ſie auf ihr Zimmer geleiten, ohne zu wiſſen, daß es der Schauplatz des Schreckens war. — Aber Laelio, der im Vorzimmer wie ſinnlos fluchte, weinte und tobte, hatte ſie nicht ſobald geſehen, als er ſie wüthend aus den Händen ihrer Frauen riß und mit ſich fortzog vor Ludovigo's Leiche. — Nun! ſchrie er ihr ins Ohr, Ihre Theaterhoheit! — Hier iſt hinreichende Satisfaktion für dero durchlauchtige Unſchuld.

Die holde Geſtalt zog alle Blicke auf ſich, und wie ſehr auch der Moment Alle niederbeugte, ſo war doch Keiner unter ihnen, der nicht, mitten in ſeinem Entſetzen, Laelios Härte verwünſchte. — Da traf ihr Auge den blutigen, entſeelten Geliebten, ſah die offene, zerſchmetterte Bruſt. — Ein einziger herzdurchdringender Schrei entfuhr ihr; — er ſprach die ganze Klage aus. Sie ſank in Laelios Arme zurück, und preßte beide Hände gegen das Herz, als ob ihre Bruſt mit der des Geliebten zerſchmettert ſey. Ihr zauberiſches Weſen übte noch einmal ſeine volle Gewalt über die aus, welche ſie ſahen, in einem um ſo höheren Grade, da der hohe Ernſt, die gewaltige Wahrheit ihrer Empfindungen, dießmal jedem Zuſchauer vor Augen lag. Das Entſetzen wich der innigſten Rührung, kein Auge blieb trocken, ſelbſt der Herzog ſchluchzte laut; nur auf Laelio ſchien alle Angſt und alle Verlegenheit hinüber gewichen.

Helft mir! klagte die Silberſtimme leiſe. Sie klemmte die Hände immer noch vor die Bruſt und ihr Auge eilte irrig umher, als ob es noch einmal dem entſetzlichen Gegenſtande zu begegnen fürchtete. — Helft mir! verbindet mich! o! ich verblute! — Ohnmächtig entſank ſie Laelios Armen, und lag leblos zu den Füßen des Herzogs, deſſen grimmig verſchloſſener Schmerz in tiefe Wehmuth nun ſich auflöſte. Mit verhülltem Haupte erhob er ſich, um ſich zu entfernen. Die Höflinge folgten ihm; nur Laelio blieb noch.

Ums Himmels willen! rief er den Weibern zu, rettet das liebe, holde Weſen. — O verfluchtes

Gaukelſpiel des Lebens! Da liegt mein fürſtlicher Freund! — und ſeine Mörderin? — vor einem Augenblicke noch hätte ich ſie zertreten können und fühle jetzt für ſie, was ich noch für kein Weib empfunden. — Hätte ich doch mein Leben eher verloren, als mich in dieſe gräßliche Geſchichte gemiſcht.

Paola erwachte unter den Händen der Wärterin, bevor man noch Ludovigos Körper entfernt hatte. — Ich lebe? klagte ſie. Zu ſolcher Quaal muß ch erwachen?

Seyd ruhig, mein Fräulein! entgegnete die Wärterin.

Nicht einmal verbunden haſt du mich! fuhr Paola fort, — unaufhaltſam fließt das Blut noch immer, und ich muß leben?!

O hilf Gott! rief die Wärterin. — Fräulein! Ihr redet irre. Euch fehlt ja nichts. Ihr ſeyd nicht verwundet, und blutet auch nicht.

Sahſt du ihn liegen? Sahſt du ſeine Bruſt, zerſchlagen von der kleinen lebloſen Waffe? fuhr ſie fort. Mir war's, als ob Mitleid und Entſetzen auch die meinige ſprengen müßte — ſie iſt geſprungen.

Aber beſinnt Euch doch! redete die Wärterin zu. Beſinnt Euch nur. Ihr ſeyd ja ganz wohl, und habt nicht die mindeſte Verletzung.

Grauſame! fuhr Paola auf. Warum regſt du die Beſinnung in mir an? — Ich glaube, ich habe den Fluch der Mutter auf mich geladen! — Wie? o freilich! es war kein Traum, und die Mutter hat mich verlaſſen. Sie iſt fort, und ich ſehe ſie nicht wieder.

O Fräulein! — nehmt Euch doch zuſammen! rief die Wärterin erſchrocken. Ihr redet ja ganz irre. Wißt Ihr nicht mehr, daß Eure Mutter todt iſt?

Nein! erwiederte ſie leiſe. Die Mutter iſt nicht todt. Er nur lag mit zerſchlagener Bruſt da. — Die Mutter iſt nicht todt. Ich muß ſie ja noch einmal ſehen, damit ſie mir nicht flucht! damit ſie vergiebt! — Sieh doch — da! oh da! — Dank ſey dem Himmel! da iſt ja die Mutter.

Wo denn? rief die Wärterin entſetzt, während ſich Paola vor dem Bilde an der Thüre niederwarf und haſtig flehte: o Mutter! Ich weiß es ja, dein Zorn war nie dein Ernſt; im Hintergrunde wohnt dennoch die Liebe. Bei allen Heiligen, geliebte Mutter! nur jetzt nicht dieſen zürnenden Blick! — Du regſt dich nicht? — Höre mich doch, theure Mutter! — Ich fühle mein Vergehen zu tief. Hat es denn deine Liebe ganz erſchöpft? — O! dein Zorn bringt mich um.

Fräulein! Gerechter Gott! Ihr ſeyd ja ganz und gar wahnſinnig, und haltet das Bild für Eure Mutter.

O Mutter! — Sieh! ihr Geſicht iſt bleich, ſie weint Thränen um mich — und du bleibſt ungerührt! Sie neigt ſich erbarmend zu mir — du bleibſt regungslos, den zornigen Blick noch immer auf mich gerichtet. — Weh mir! Iſt denn Liebe ein lebloſes Geſetz, das blindlings ſeiner Drohung folgt? — Du bleibſt unbewegt? — Du willſt deine Tochter nicht mehr kennen? Mit dieſer kalten Unerbittlichkeit willſt du mich vernichten? — Erbarmen, Mutter! Erbarmen!

Während Paola ſo rührend, ſo troſtlos flehte, hatte die Wärterin das Bild an der Wand gelöſet. — Seht doch nur, Fräulein! ſprach ſie weinend, mit dieſem Bilde habt Ihr geſprochen; das kann Euch doch nicht vergeben!

Paola ſah es, und umarmte die Wärterin freudig. — Ja! rief ſie, ja! und lächelte in ſeltſamer Freudigkeit — es war nur ein Bild. Die Mutter hätte mir gewiß auch vergeben. Komm zu ihr! zu ihr!

Wohin? rief die Wärterin, von neuem entſetzt. Wie macht Ihr mich alte Frau doch ſo bange — Zur Mutter? — Sie liegt ja im Grabe.

Ach nein; du irrſt! verſetzte Paola heiter. Sie hat ſich in ihr Kabinet zurückgezogen; ich ſelbſt ſah ſie hineingehen; gewiß und wahrhaftig! Aber wo iſt der Schlüſſel? Ich gab ihn dir. Den Schlüſſel! geſchwind! den Schlüſſel!

Ihr fallt von einer Raſerei in die andere. Es iſt aus! jammerte die Wärterin.

Nun? widerſetzeſt auch du dich mir? Was habe ich denn dir zuwider gethan? ſprach Paola mit ſolchem Mitleid erheiſchenden Tone, daß die Wärterin weinend ihr den Willen thun mußte.— Ich ertrage es nicht mehr! ſchluchzte ſie. Hier! hier habt ihr den Schlüſſel. Ihr ſeyd wie ein Kind. Thut mir aber die Liebe, und geht jetzt nicht gleich hinein. Bedenket! es iſt Nacht. Ihr wollt in das Sterbezimmer Eurer Mutter. Wie leicht könnte Euch etwas Entſetzliches vorkommen.

Paola ergriff eine Kerze, deren Schein ihr entzückt lächelndes Geſicht auf eine ſeltſame Art umſpielte. Zuverſichtlich trat ſie ins Zimmer, und rief, da ſie es leer fand, mit voller Zärtlichkeit: Liebe Mutter, wo biſt du? — Es erfolgte keine Antwort. — Der Zugwind ſpielte mit den Bettvorhängen. Sie eilte dieſelben wegzuziehen. Das Sterbelager ihrer Mutter aber war leer. — Mutter! rief ſie angſtvoll zum zweitenmale. Da fühlte ſie ſich von einem kalten Arm umfaßt. Furchtlos blickte ſie um. Die zitternde Wärterin war ihr nachgeeilt, die mit wahrer Tobeängſt bat: Ruft nicht zum drittenmale; treibt es nicht zu weit. Ihr beſchwört ja den Geiſt eurer Mutter, daß ihre armen Glieder nicht einmal im Grabe Ruhe finden.

Noch einmal belebte ſich Paola's Geſicht. — Mutter! rief ſie außer ſich — ich beſchwöre dich! deine Tochter verzweifelt! — — Alles blieb ſtill. Die Wärterin wollte vor Entſetzen zu Boden ſinken. Es war, als ob Paola alle Kraft zu dem letzten Ruf verſchwendet. — Alles! alles leer! klagte ſie mit gebrochener Stimme, und ſank auf die Wärterin zurück, die ſie, ſo ſchnell ſie konnte, aus dieſem Zimmer führte.

Gott! betete Paola mit kaum ſichtbarer Bewegung der Lippen — Du erbarmſt dich ja aller deiner Geſchöpfe, wirſt du mich einſt mit der theuern Mutter verſöhnen? — Erhörung! ſtöhnte ſie plötzlich, Erhörung! — Mein Leid verläßt mich. — Ich fühle Ruhe — mit — entſetzlicher Beklemmung. — Ein Flor vor meinen Augen. — Gott — ſey mir gnädig!

Es war der letzte Seufzer; — entſeelt lag die reizende Hülle im Arme der rohen Wärterin.

Im Vorzimmer des Herzogs ſtand Laelio unmuthsvoll. — Ja! rief er; ich verlaſſe dieſen Hof. Hier blüht ohnehin für Keinen eine Freude mehr.

Da trat der Narr mit ſeinem geſtrigen Schmuck ein. — Laelio! ſagte er, ich ſuche den Prinzen Ludovigo überall. Weißt du nicht, wo er iſt?

Narr! wage dich nicht an ſo ernſte Dinge, entgegnete Laelio mürriſch.

Iſt da Scherz oder Ernſt? fuhr der Narr fort? — Ich frage: wo iſt der Prinz Ludovigo?

Nun er iſt todt, wenn du es noch nicht weißt.

Der Narr aber blieb dabei, ich frage: wo iſt der Prinz Ludovigo?

Wo du nie hingelangen wirſt, im Himmel! rief Laelio zornig.

Ey das weiß ich ſehr wohl, fuhr der Narr fort, daß ein Prinz nach ſeinem Tode an einen ganz andern Ort kommt, wie ein Narr; indeſſen hätte er immer ſeinen Narren mitnehmen können. Denn war ihm ſchon die Zeitlichkeit langweilig mit ſeinem Narren, wie wird er ſich die Ewigkeit vertreiben ohne mich. — Doch ich wollte dich um eine Gefälligkeit bitten: mit dem erſten Prinzen, der ſtirbt, ſtelle Ludovigo dieſe dreifache Narrenkrone zu. — Ja! wundere dich nur, was es ſoll. — Aber Recht muß ſeyn, und Verdienſt ſeinen Lohn finden. — Ich bin mein ganzes Lebenlang ein Narr geweſen, und geſtern König ſogar, habe mir einen Mantel von bunten Fetzen genommen, mich mit Schellen behängt und drei Narrenkronen übereinander aufgeſtülpt; doch ſo weit, wie Er, habe ich's nicht gebracht. Er hat die Narrheit gen —— Aber ſagteſt du nicht, mein Scherz würde ſchon zu ernſt? — Du magſt Recht haben, denn ich bin ſogar allegoriſch. Es iſt Zeit, daß ich zur Ruhe komme. Leg' ein gut Wort für meinen Abſchied ein.

Ein Page trat aus dem Herzoglichen Cabinet.

Wie gehts drinnen? fragte Laelio.

Mit wichtiger Miene berichtete der Page:

der Herzog wird die Krone niederlegen. Der Erbprinz übernimmt die Herrſchaft. Es iſt ſo gut, wie gewiß.

So iſt keines Bleibens mehr für mich, ſprach Laelio.

Und ich, meinte der Narr, brauche den Abſchied nicht erſt zu fordern, man jagt mich ohnedieß zum — — —

Das Uebrige des Manuſcriptes fehlt, nur auf dem Umſchlag des Heftes befinden ſich noch folgende Worte, welche der Herausgeber für Pflicht hält, dem Leſer mitzutheilen.

— — — nachſichtig genug warſt bis hieher zu leſen; geehrter Leſer! nimm den Dank des Autors dafür hin, dem es wohl bewußt iſt, daß ſein Werk ſo manche Fehler der Jugend trägt. Der Jugend halte es ebenfalls zu gute, wenn er ſeinem Uebermuthe oft den Zügel ſchießen läßt, und nimm dafür ſeine Verſicherung, daß ſein ganzes lebenslängliches Streben dahinausgehen wird, Dein Wohlgefallen zu erlangen. Möge es ihm in dieſem ſeinem Erſtlings-Werke gelungen ſeyn, eine günſtige Meinung für ſeine ferneren Produkte bei dir zu erwecken. Höhere Ausbildung, reichere Erfahrung werden ihn — nächſt der göttlichen Hülfe — in den Stand ſetzen, Vollkommneres und Werthvolleres Dir darzulegen. D. Schiff.

Ende des erſten Heftes.

Anhang

zum Erſten Bande

enthält

Makulaturblätter

aus der Biographie des Kapellmeiſters

Johannes Kreißler.

— — Mit welcher man hieſelbſt mein unſichtbares Mädchen betrachtete. Dem Fürſten Irenaeus hatte ſie ſich gleich auf eine ganz eigenthümliche Art kund gegeben. Sie ſpielte nämlich auf ein geheimes Verhältniß zwiſchen dieſem und der Benzon an, welches beide mit der größten Vorſicht ſtets verborgen gehalten. Daher wußte die Benzon dem ſchwachſinnigen Fürſten einleuchtend darzuſtellen, wie ein Mann von meinem Schlage auf alle mögliche Weiſe nach geheimen Verhältniſſen umherſpüre, um ſelbige durch Bauchrednerei, als Orakel anzugreifen. Ja, ie fügte noch allerlei hinzu — von gewiſſen politiſchen Operationen, von ſehr wichtigen Staats- und Cabinetsgeheimniſſen, die durch meine Gegenwart gefährdet würden, daß der geängſtigte Fürſt ie dringend bat, nur irgend eine Maaßregel anugeben, die er gegen einen ſo formidabeln Mann ergreifen könne. — Was aber den Fürſten am meiſten in Angſt ſetzte, war etwas ganz anderes. Er hatte meinem Orakel nämlich die ſehr wichtige Frage vorgelegt: si mon coeur étoit petit passage que ſeriez-vous y passer. Worauf mein Orakel nicht nur auf eine Paſſion anſpielte, die wirklich paſſirt war, ſondern die Antwort auf deutſch gab, da der Fürſt doch franzöſiſch es angeredet und noch obendrein gar ihn duzte. — Das war es, wie mir der Fürſt damals ſelbſt verſicherte, was ihn ſo aufgebracht, daß es immer noch jetzt ihn wurme, ſo oft er nur daran dächte.

Aber, Meiſter Abraham, unterbrach ihn Kreisler, was erzählt ihr daran? si mon coeur étoit petit passage; von dem Geſellſchaftsſpiel iſt gar die Rede nicht. Ich meine das weit ſchönere tableaux et devises, nämlich das Bildniß des Prinzen Hektor mit der Unterſchrift: trinke den Tod aus ſeinen Zügen, gerade ſo wie es mir in die Hände fiel, als ich nach der Vorſchrift des Abtes das Medaillon öffnete, welches Ihr mir als Conſervationsmittel gegen ein gewiſſes Schlangenpaar gegeben — o Himmel! Julia's Bildniß fiel mir in die Hände. Ich ſah die

Spuren des Giftes, welches durch die Oeffnungen des Medaillons in den Buſen eines Engels todbringend eingedrungen war — um Gottes willen, Meiſter! ſagt mir, was hat es damit für eine Bewandtniß? — Bedenkt doch, daß ich, der ich für einen Kapellmeiſter ein ganz paſſabeler Menſch bin, in dem Augenbicke Gift und Galle ſprühte, und in der Raſerei des erſten Zornes das Sterbegeröchel des verbrecheriſchen Mönches für ein wohlthätiges Funebre hielt, oder für eine lobpreiſende Hymne auf eine gerechte Allmacht die mich das Geheimniß nicht eher ahnen ließ, als ſie mir auch die Rache zugleich zeigte; denn das nur erhielt mich mir ſelbſt.

Hey! rief Meiſter Abraham, laßt immer luſtig den tollen Muth aufflackern, der euer beſſeres Ich verzehrt. Nein, Kapellmeiſter! fügte er hinzu, wenn Ihr es nicht möglich machen könnt, daß ich meine Gedanken in euch hinüberhauche, ſo müßt ihr euch geduldig darin fügen; Wort für Wort mir zuzuhören; indem ich Euch eine artige neapolitaniſche Novelle erzähle, an welcher Ihr gewiß weiter nichts auszuſetzen finden werdet, als daß ſie ſich unbefriedigt ſchließet, daß keine Verſöhnung darin ſey; eben ſo wenig wie im Leben und daß eine auf alle Art und Weiſe erregte Sehnſucht ewig unbefriedigt bleibt und uns auf eine oder die andere Weiſe vernichtet.

Ein tiefer Seufzer verrieth, wie viel dem Meiſter Abraham dieſer Scherz koſtete. Er gewahrte, welchen Eindruck ſeine Worte auf Kreisler gemacht, deſſen Schickſal ſie auszuſprechen ſchienen, und begann raſch ſeine Erzählung.

Doch möge man dem Biographen erlauben, ſich hier zu unterbrechen, um ſelbſt zu erzählen, was der Leſer hier aus dem Munde des Meiſters Abraham erfahren ſollte.

Wir haben oft auf dieſe Begebenheiten angeſpielt und uns auf die Berührungen bezogen, in welche Meiſter Abraham während ſeines Aufenthalts in Neapel mit den fürſtlichen Brüdern gerieth. Eben ſo wird ſich der geneigte Leſer erinnern, wie es dem Autor eigentlich darum zu thun war, den Prinzen Hektor gleich bei ſeinem Erſcheinen in ſeinen Eigenthümlichkeiten darzuſtellen. Eben daſelbſt ſind die Urſachen und Umſtände ſeines Aufenthalts zu Neapel erwähnt, und es bleibt hier nur noch übrig, ein Abentheuer kund zu thun, wie es ſich ganz dazu eignete, das flatterhafte Gemüth des Jünglings zu einem tieferen Gefühl zu ſtimmen und eines dauerndern edleren Eindrucks fähig zu machen, der, wenn er auch oft den wilderen Trieben unterlag, dennoch immer wieder ſeine Oberherrſchaft geltend machte.

Es war, wie der Prinz ſeiner Gewohnheit nach auf einſamen Pfaden luſtwandelte und zu einer alterthümlichen, faſt in Schutt liegenden Villa gelangte, wo ſeiner dieß Abentheuer harrte, was von zerſtörender Wirkung für ſein ganzes künftiges Leben ſeyn ſollte.

Eine an mehreren Seiten verfallene Mauer gewährte ihm eine Ausſicht auf einen kleinen geebneten Platz, der Spuren einer ehemaligen Gartenanlage zeigte. Zwei Geſtalten mitten in demſelben zogen ſeine Blicke auf ſich.

Auf einem breiten Seſſel in einer faſt liegenden Stellung erblickte er die herrliche Geſtalt einer Jungfrau, das Antlitz derſelben zeugte von zarter, unentweihter Jugend. Ihre Züge waren von einem unbeſchreiblich ſanften, rührenden Ausdrucke, und faſt zu zart im Vergleich mit dem vollen majeſtätiſchen

Wuchſe. In dem blond gelockten Haare, eine daſelbſt nicht heimiſche Schönheit, blitzte ein reicher Schmuck. Ihr weißer, voller Arm ruhte im Schooße und unterſtützte einen Spiegel. Das geſenkte Auge mit den langen Wimpern zeigte, daß ſie im Anſchauen der eignen durch den Schmuck erhöhten Reize verweile. Ein holdes Lächeln zog leiſe Grübchen in den zarten, roſigen Wangen und in der That, es konnte nichts Reizenderes geben, als dieſe holde Freude an der eignen Schönheit, die jeder, dem ein ſolcher Anblick zu theil wird, mit empfinden muß. Zu ihren Füßen war eine alte Zigeunerin niedergekauert. Sie hielt das Schmückkäſtchen. Ihr braunes runzliges Geſicht bei der widrigen Geſtalt und Lage bildete einen ſonderbaren Contraſt zu den Reizen jenes ſchönen Kindes, eben ſo parodirte ein widriges Schmunzeln jene holde Freude.

Plötzlich aber verfinſterte ſich das liebliche Antlitz, der Spiegel entfiel ihrer Hand und mit einer Stimme, in der das reine Italieniſch wie Geſang ertönte, klagte ſie: Deine Mühe iſt vergebens, wenn du glaubſt, jene eiteln Tändeleien vermögen es meine Wünſche ſchweigen zu machen.

O hätteſt du mir doch nie das Geheimniß meiner Geburt offenbart, die ſüßen, dunkeln Erinnerungen der Kindheit in mir rege zu machen, daß ich mit unbeſiegbarem Verlangen jener ſchönen Zeit eingedenk ſeyn muß. — Was habe ich verbrochen, daß man mich hier einſam und öde mein Leben verſeufzen läßt? O hätteſt du doch nie mich auf höhere Anſprüche geleitet, hätte ich doch nimmer geahnet, daß mir ein beſſeres Loos als dieſes zuſtehe.

Durchlauchtigſte Prinzeſſin! entgegnete die Alte, wollet doch nicht wieder in eure alte Krankheit verfallen. — —

Halte ein! unterbrach ſie jene, deine Benennungen, deine Ehrfurcht klingen wie zu meinem Hohne, und wie ſehr du auch ſeitdem dein Betragen verändert haſt, ich bleibe ja doch nur eine Gefangene, und ganz in deiner Gewalt — Soll ich denn wirklich deinen Worten trauen, die mich das Unwahrſcheinlichſte glauben machen? Habe ich eine andere Stütze meiner Hoffnungen, als deine Worte? O! wer weiß nicht, daß euer Streben nur Gewinn iſt? wer bürgt mir, ob nicht alle Anſtalten meinem

Verderben gelten, dem ich Unerfahrene nur allzu leicht mich preißgebe.

Allerhöchſte Prinzeſſin! wandte die Alte ein, wenn Gewinnſucht unſer Streben iſt, warum würden wir dieſe Reichthümer alle an euch verſchwenden? Haben wir Eurer Gnaden Winke nicht als Befehle reſpektirt? Und habt Ihr uns irgend etwas vorzuwerfen? — Wenn ich euch da ſo anſehe, überläuft mich ein freudiger Schauer; o meine goldne Prinzeſſin! der Zeitpunkt, der alle eure Wünſche erfüllt, kann gar nicht mehr ſehr ferne ſeyn. — Wenn ihr's nur wüßtet, wie ſchön ihr ſeyd, welche Haut! welch ein Haar! welch ein Antlitz! welch ein Buſen! jedes eurer Glieder iſt die Maſche zu einem Zaubernetz, worin ein Prinzenherz ſich ſelbſt fangen muß, und trotz allem Zappeln ſich nicht wieder zu befreien vermag.

Die Schöne entgegnete ſchmerzlich: Ich weiß es nur allzu gut, wie leicht du mich mit deiner Zunge übertäuben kannſt, aber deine Künſte erſchöpfen ſich heute vergebens. Ich will mich nicht überreden laſſen, will unaufhörlich klagen, ich will auch unausſtehlich ſeyn, du ſollſt mich verwünſchen, haſſen, tödten, denn ein Leden kann mir nicht theuer ſeyn, was ich ſo verbringen muß. — Indem ſie alſo ihrem Schmerz ſich hingab, erhob ſie die runden Händchen zu dem bewegten Antlitz, und der Prinz ſah die glänzenden Thränen zwiſchen den roſigen Fingern hindurch rinnen. Wie Ihr Euch nur wieder habt, ſprach die Alte. Ihr ſollt ja doch euren Willen haben, hohe Gebieterin, eben deshalb bringe ich Euch ja dieſen koſtbaren Schmuck; ja! ja! Ihr ſollt unter Menſchen, Ihr ſollt eurem Stande angemeſſen leben, und keine Luſt und keine Annehmlichkeit deſſelben entbehren, aber — ſie hielt inne, indem ſie mit einem ſtechenden Blick die hohe Jungfrau betrachtete, deren Leid eben ſo ſchnell wieder zur klarſten Freude ſich verwandelte. Alles, alles will ich thun, rief ſie liebreich und dankbar lächelnd.

Die Alte fuhr fort: Ihr dürft keinen Schritt thun ohne meine Begleitung, nichts unternehmen ohne meine Bewilligung, nirgend verweilen ohne meine Gegenwart, nichts beginnen ohne meine Aufſicht; — bis ein Prinz, durch eure tauſendfachen Reize hingeriſſen, ſeine Hand euch bietet, wie es eurer Geburt und euren hohen Gaben angemeſſen iſt. Dann iſt die ganze Verwünſchung gelöſt, die ein Schickſal über euch verhängt, der Prinz (wenn ihr ihn liebt) wird euch befreien, im ſelben Augenblicke ſollt ihr den Namen eures durchlauchtigen Vaters erfahren, auch eure Mutter ſollt ihr kennen lernen, — doch dürft ihr ſie nie Mutter nennen. Ich eile, Euer Geräthe, Eure Garderobe nun zu beſorgen, daß alles Eurem hohen Range würdig ſey. Bei dieſen Worten ſtand die Alte von der Erde auf und wollte ſich entfernen. Die Jungfrau rief freudig: So iſt dennoch alles, alles wahr? was ich unmöglich glaubte!

Aber dem Prinzen ſchienen die Worte der Alten viel wichtiger und bedeutungsvoller, als jene ſelbſt es hätte wollen können. Der geheimnißvolle Sinn derſelben, die abentheuerliche Umgebung, und die wirklich wunderbare Schönheit der Prinzeſſin ſchienen ihm eines feenhaften Auftritts würdig. In dem erſten Gefühl eines ſolchen Eindrucks pflegte er ſich gewöhnlich darzuſtellen, wohl wiſſend, wie ſehr ſolch ein ſchwärmeriſches Weſen ſeine Liebenswürdigkeit erhöhte. Um ſo hurtiger überſchritt er jetzt die Mauer und warf ſich vor die überraſchte Jungfrau nieder. Theures holdes Weſen! rief er aus, in wirrer Selbſtvergeſſenheit. Täuſche ich mich? Träume ich mit wachen Sinnen? Aber ſprach man nicht von mir, von dem Prinzen, den du gänzlich mit deinen Reizen umſtrickteſt? — Der Zauber iſt gelöſt in dem Augenblicke, als du ihn erfuhrſt. Vernimm! mein Stolz, mein Glück iſt es, dir Blut und Leben zu opfern und deine Wünſche zu krönen, — dich von allem zu befreien, was ein ſchweres Geſchick über dich verhängt hat.

Ey! Prinz Hektor von — unterbrach ihn die Alte (indem ſie ſeinen völligen Namen nannte), Allerdings vermögt ihr es, dieſe unvergleichliche Prinzeſſin zu erlöſen; Eure Geburt berechtigt euch dazu, und wie es ſcheint die ganze über euch verhängte Conſtellation, aber — drohte ſie mit dem Finger und lächelte widrig dazu — Ich traue euch nicht, ihr ſeyd mir ein lockerer Flüchtling. Schöne Worte zu reden iſt euch leicht und eben ſo leicht vergeßt ihr ſie.

Der Hohn, mit dem ſie die Worte ſprach, die Worte ſelbſt, da ſie den Namen des Prinzen genannt, und ſeine trügeriſche Geſinnung ſo genau angegeben, überraſchten und erſchütterten den Prinzen. Solch eine Allwiſſenheit war ihm zu wunderbar, und ernſtlich rief er jetzt aus: Bin ich denn wirklich in eine Feenwelt gerathen? — aber dieſer Augenblick hat mich umgeſchaffen, ich bin ein anderer, denn alle flüchtige Neigungen haben ſich zu einer ewig wahren Empfindung vereint und befeſtigt.

Das iſt's eben, ſprach die Alte, der Augenblick ändert euch um.

Aber die Prinzeſſin nahte ſich ihm zutrauensvoll. Ich glaube euch, ſprach ſie. Eure Stimme kann nicht lügen und dieſe Blicke ſind kein Betrug. O, ich ahne es gewiß! gewiß! Ihr werdet mich erlöſen.

Bei dieſen Worten hatte ſie ſich liebevoll über ihn hingeneigt, der Prinz ergriff ihre Hand, er wußte nicht mehr, was er von allem denken ſollte, und in dieſer Verirrung ſeiner Sinne und von der Nähe und den liebevollen Blicken der reizenden Jungfrau entflammt, ſtreckte er verlangend die Arme nach der Holden hin, ſie an ſeine ſtürmende Bruſt zu ziehen. — Aber die Alte drängte ſich dazwiſchen. Haltet ein! kreiſchte ſie. Ihr, wandte ſie ſich zur Prinzeſſin, wißt viel von Zigeunerkünſten, daß ihr es unternehmt, aus Geſichtszügen wahrzuſagen. Ihr, mein Prinz, wandte ſie ſich zu Hektor, habt die erforderlichen Bedingungen erfahren, die ganz und gar nicht halsbrechend ſind; ſobald ihr angefangen habt, ernſtliche Anſtalten zu treffen, ſo ſollt ihr die klarſten Beweiſe haben, daß Prinzeſſin Angela durch hohe Geburt eurer völlig würdig iſt. — Lebt wohl! Ihr wißt, daß alles nun auf Euch beruht.

Bei dieſen Worten entfernte ſie ſich mit der Prinzeſſin und ließen den Prinzen in Aufruhr und Verwirrung der Gefühle und Sinne.

Als ſich der Prinz beruhiget, und kälter über ſein Abentheuer nachdachte, ſo hielt er es für eine gewöhnliche Miſtifikation, wie Zigeuner ſich deren oft bei ihren Betrügereien bedienen. Er war unwillig auf ſich ſelbſt, daß er noch immer die holde Geſtalt nicht aus den Gedanken bringen konnte; — dann war es ihm wieder undenkbar, daß ſolch ein Weſen einen Betrug unterſtützen konnte, und er verwünſchte die Gaukeleien des Zigeunervolkes, welche ſo ſehr das menſchliche Gemüth zu beunruhigen vermochſen; dann aber deuchte es ihm, als müſſe er ſich gänzlich ihrem Vertrauen hingeben — endlich verwünſchte er die Frechheit, mit der man nichts weniger, als ſeine Hand gefordert, und endete damit, das ganze ruheſtörende Begegniß zu verwünſchen und, als ſeinem Stand und ſeiner Ehre zuwider, völlig zu verwerfen.

Dieſe Erſcheinungen alle, ſo ſehr ſie den Prinzen befremden mußten, ſo wenig dürfen ſie es den Leſer, der die alte Magdala Ligrun eben ſo genau kennt, als die Angela Benzoni, die Tochter des Fürſten Irenäus, welche er als Frucht einer unfürſtlichen Neigung zu einer unadeligen Räthin (die dem Leſer ebenfalls nicht fremd iſt) aus ſeiner Nähe ſchaffen ließ und ſie jener Zigeunerin übergab, damit ſie allerlei Anſtalten träfe, durch ein Mittel, wie das einer Heirath, den Flecken der Geburt, welcher auf dieſer fürſtlichen Tochter annoch ruhte, auszulöſchen.

Hätte doch der Prinz nur einmal ſeinem Herzen getraut! — aber er würdigte die Empfindungen deſſelben zum Spiel, zur Kurzweil herab; ſie waren ihm nie in ihrer Wahrheit aufgegangen, und er ſchämte ſich derſelben, wie ein erwachſenes Kind ſeiner Puppe. Sein Wille war oft, das Abentheuer näher zu unterſuchen, doch es verſtrich eine Zeit nach der anderen, und je länger der Prinz es aufſchob, eine ernſte Maßregel zu ergreifen, deſto mehr verlor er den muthigen Willen, etwas Entſcheidendes zu unternehmen.

In dieſem Gemüthszuſtande von Zweifeln und halben Entſchlüſſen hin und her gequält, hatte der Prinz ohngefähr einen Monat zugebracht, als man in Neapel oft und viel von einer höchſt räthſelhaften Zigeunerin ſprach, welche die Wahrſagerkunſt in einem hohen Grade beſitzen ſollte. Der Prinz war ein geſchworener Widerſacher von allem Miſticismus, und gerieth deshalb mit einem vornehmen jungen Neapolitaner, welcher von dieſer Zigeunerin Wunder erlebt zu haben vorgab, in einen lebhaften Wortwechſel, der ſich mit dem Verſprechen von Seiten des Prinzen endete, dieß Wunder ſelbſt in Augenſchein zu nehmen.

Aber wie erſtaunte er, als jener ihm als Ort des Wunders jene Villa angab, welche dem Prinzen ſchon einmal ſo räthſelhaft erſchienen. Seine ganze Unruhe löſte ſich mit einem Male in die einzige Sehnſucht auf, die ſchöne Unbekannte wieder zu ſehen.

Zu der angegebenen Zeit begab er ſich nach der Villa, ſie ſchien jetzt unbewohnt, aber auf das Zeichen, welches jener Neapolitaner ihn gelehrt, öffnete ſich eine Hinterthüre, die jener ebenfalls angegeben hatte.

Ein finſterer Gang führte alsdann unmittelbar in ein Gewölbe hinab, welches jenes Wunder enthielt. Wie der Prinz vernommen hatte, ſollte kein Führer erſcheinen; demungeachtet war er kaum eingetreten, als er die alte Zigeunerin erblickte, welche ihn alſo anredete: Ey! willkommen, mein Prinz, ich wußte wohl, daß wir uns dennoch einmal wiederſehn würden. Nun, die ſchöne Prinzeſſin läßt euch grüßen; wir haben noch manchen Streit gehabt, aber in dem letzten habe ich Recht behalten. — Ich hoffe, ihr werdet nicht läugnen, daß die alte Magdala ihre Kunſt verſtehe, denn trotz eurer ſchönen Worte hat ſie wahrgeſagt und ha! ha! mein Prinz, nicht wahr, er iſt völlig ſo eingetroffen, wie die alte Magdala geſprochen?

Und wo iſt ſie? fragte der Prinz nicht ohne ſchauerliche Empfindung über den höhniſchen Ton der Alten.

Sie, entgegnete die Alte, ſie zu ſehen, ſeyd ihr ja nicht gekommen, — aber faßt euch und ſeyd ruhig hier unten, denn ſonſt ſind euch dieſe Operationen unerträglich.

Bei dieſen Worten traten ſie in ein Gewölbe, wohin kein Tageslicht fiel; eine einzige Ampel leuchtete von der Decke herab, mit unſicherem Lichte, und erhellte einen engen Raum; das übrige war dichte Finſterniß, worin Wände, Aus- und Eingang des Gewölbes verborgen lagen, daß man nicht wußte, wo man ſich befand. In dem erhellten Raume ſaß eine bleiche Geſtalt; ihre Arme waren mit Ketten an den Seſſel geſchloſſen; die Augen ſtierten unbeweglich vor ſich nieder, der Mund war wie zum Reden geöffnet, das aufgelöſte Rabenhaar floß über das weiße Gewand herab, aber kein Zucken der Mienen, kein Flattern des Haares oder der Falten ihres Kleides zeugte vom Leben, nichts bewegte ſich, nicht einmal die Schatten vor der immer gleichbrennenden Ampel. Vor dieſes Weſen ward der Prinz hingeführt und blieb zweifelhaft, ob es lebte, oder nur ein Bild ſey. Zu ihren Füßen befand ſich ein Spiegel, es war der Gegenſtand, auf den ſich ihr ſtieres, dunkles Auge richtete. Blickt hinein in dieſen Spiegel, ſprach die Alte, und dann fragt, was ihr wollt und in welcher Sprache ihr wollt, und ihr werdet eine völlig befriedigende und zugleich höchſt wunderbare Antwort erhalten. — Als der Prinz das Auge auf den Spiegel heftet, umfängt ihn eine unnennbare innere Angſt, er kann nichts unterſcheiden, ein leichter blauer Dampf ſteigt wirbelnd vor ſeinen Augen auf, der durchſichtig iſt, — weit, weit hin, und zeigt keine Gränze für den Blick, und wie der Prinz ängſtlich in das Ungewiſſe, in das Nichts des Spiegels hineinſchaut, da ſtarrt vervielfacht ſein Augenpaar ihm entgegen mit dem Blicke ſeines eignen Entſetzens. Schwindelnd wendet er ſich davon ab, — ſogleich iſt alles verſchwunden, alle vorigen Umgebungen ſind wieder da und die bleiche Geſtalt ſchaut noch unverwandt vor ſich hin.

Ihr müßt etwas fragen, meinte die Alte, und unverwandt in den Spiegel ſehen.

Noch einmal blickt der Prinz in den Spiegel, noch einmal tritt dieſelbe Vorbereitung ein. Seine Frage ſtockt auf den Lippen. Eine fremde Macht ſcheint aus dem Spiegel auf ihn einzuwirken. Ein ſchwindelerregendes Ziehen fühlt er an den Augen, um das Geſicht, vergeblich ſucht er im Spiegel irgend ein ſicheres Bild; es war, als ob ſein eignes Ich in einer fremden Grauſen erregenden Geſtalt ihm entgegentreten würde, um alles, was er geheim im Herzen bewahrte, laut auszuſprechen. — Noch einmal hört er die Zigeunerin ſagen: So fragt doch, fragt doch etwas! Aber wie er ſeine Gedanken zu einer Frage ſammeln will, verdickt ſich der Nebel zu einer feſten Geſtalt, gewinnt Form und Farbe, und das Bild ſeiner ſelbſtverkannten Sehnſucht ſteht vor ihm, eine Klage ſpricht aus all ihren Zügen, deutlich fühlt er den Vorwurf: „du haſt mich der Lüge gezeiht, weil du ihrer ſchuldig warſt,“ und der Prinz, wie in Verzweiflung, ſchlug die Hände vor's Geſicht und ſtöhnte: o! Gott o Gott! — In dieſem Augenblick iſt alles wieder verſchwunden. Da ſitzt die bewegungsloſe Geſtalt vor ihm und die alte

Zigeunerin fragte ihn mit zudringlicher Neugier: Was habt ihr geſehen?— Führe mich fort, rief der Prinz, den ein nie gekanntes Entſetzen durchfuhr, indem er die Alte nach einer ganz anderen Richtung hinzog. — Hieher! Hieher! mein Prinz, rief dieſe und führte ihn zurück zu jenem dunklen Gang.

Als beide wieder ans Tageslicht gelangt waren, ergriff der Prinz ihre Hand und begehrte dringend die Holde zu ſehen, die nun ausſchließlich ſein Innerſtes erfüllte. Eine Börſe und ein koſtbarer Ring, den er vom Finger zog, ſollten der Alten den Mund öffnen. Sie wog die Börſe in der Hand und ließ die Steine in der Sonne blitzen. O! rief ſie freudig ſchmunzelnd aus: Ihr ſeid ein großmüthiger Herr; aber was ihr da verlangt, jetzt iſt es zu ſpät. Hättet ihr euch nur gleich von einer ſolchen Seite gezeigt, jetzt kann ich euch mit dem beſten Willen nicht mehr helfen.

Wie, rief der Prinz entſetzt, giebt es kein Mittel? keinen Ausweg? und fodere, was du willſt.

Es iſt zu ſpät, entgegnete die Alte, den Kopf ſchüttelnd; aber bei jeder anderen Sache fragt nur nach der alten Magdala Sigrun und euch ſoll geholfen werden.

Es iſt gut! murmelte der Prinz und ſtampfte mit dem Fuße. Die Alte entfernte ſich, indem ſie an den klingenden Inhalt der Börſe ſchlug und mit dem Ringe in ihren Fingern ſpielte.

Zu der Zeit gelangte Meiſter Abraham unter dem Namen Severino nach Neapel und zeigte daſelbſt ſeine Kunſtſtücke (die dem Leſer längſt ſchon bekannt ſind), um dieſe Stadt noch mehr in dem Wunderglauben, wovon ſie bis jetzt nur heimliche Proben gehabt, durch ſeine öffentlichen zu beſtärken. Ein Gerücht von dem wunderbaren Zigeunermädchen hatte ihn erreicht und hergelockt. Jenes Buch, welches er aus dem Nachlaß des Severino, als das vorzüglichſte Erbſtück beſaß, enthielt die Beſchreibung des Magnetismus durch Spiegel, und nicht nur, daß dieſes Verfahren von jener Zigeunerin ſtrenge beobachtet zu werden ſchien, war es auch Meiſter Abrahams feſte Ueberzeugung, daß nur eine Divinationsgabe wie die ſeiner Chiara, ſo das fremde Ich bis in ſein innerſtes Sein zu durchſchauen vermochte und ſolche Wunder zu bewirken, wie die Gerüchte davon meldeten.

Prinz Hektor hatte indeſſen vergebens ſeine ſchöne Unbekannte wieder anzutreffen ſich bemüht, vergebens hatte er die Alte aufgeſucht; ſo oft er jetzt zur Villa kam, fand er ſie völlig unbewohnt, und es war unmöglich eine Spur zu finden, wohin ſich ihre ehemaligen Bewohner begeben. Gewiß iſt es, daß eine Leidenſchaft erſt dann ſich klar und völlig äußert, wenn ihr alle Hoffnung fehlt. Nun erſt empfand Prinz Hektor, wie ſehr er ſie liebte, und ihm blieb nur eine Hoffnung noch, der Beiſtand des Meiſters Abraham.

Er begab ſich zu ihm. Die Geſtalt des Prinzen, damals noch von keiner unreinen Leidenſchaft, von keinem zerſtörten Gewiſſen entſtellt, ſeine ſchwärmeriſche Hinneigung zum Wunderglauben gewannen ihm ſchnell des Meiſters Zuneigung.

Severino! flehte der Prinz, leiht mir euren Beiſtand zu einer Sache, die mir theuer iſt, wie das Leben, welches ohne ſie keinen Werth für mich hat. Ihr ſollt euch keinen Undankbaren verpflichten, aber ich bedarf einer übermenſchlichen Hülfe — Iſt es denn wahr, alles was das Gerücht von Euch ſagt? ſeyd Ihr der Wunderthäter, für den man euch preiſet? Ihr, der vor aller Welt Augen geſtorben. Severino! Ihr ſteht nun lebend, leibhaftig vor mir da?

Allerdings, entgegnete ihm Meiſter Abraham mit jener grinzenden, marktſchreieriſchen Freundlichkeit, allerdings bin ich eben derſelbe Severino, der vor aller Welt geſtorben, begraben und beigeſetzt iſt; und wenn ihr wollt, ſo will ich das Kunſtſtück vor Euren Augen wiederholen. — Seht nur her, mein graues Haar, mein runzliches Antlitz, flugs wollte ich beides mit roſigen Wangen und kaſtanienbraunem Haare vertauſchen, wenn ich nicht fände, daß Runzeln und graues Haar mir ſo ſehr ehrwürdig ließen.

O! rief der Prinz, ich glaube Euch, Eure Friſche, die brennenden Augen zeugen ja von jugendlicher Lebenskraft; ich glaube Euch, da ich noch viel wunderbarere Dinge erlebt, als ihr bis jetzt mir erzählt.

Er berichtete ihm hierauf ausführlich ſein ganzes Abentheuer. Anfänglich hörte Meiſter Abraham mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu; als er aber ſein zweites Abentheuer, von jener wahrſagenden Zigeunerin in jenem Gewölbe, erzählte, da konnte ſich Meiſter Abraham vor Freude kaum noch halten.

Sie iſt's, Sie iſt's! rief er aus und umarmte den Prinzen. Ich meine jene Geiſterfürſtin, fuhr er plötzlich mit verändertem Tone fort, die auf eine ſchändliche Art mir entriſſen worden, unbewußt habt ihr mir einen großen Dienſt geleiſtet, indem ihr euer Abentheuer mir berichtetet. Was jene Prinzeſſin betrifft, ſo iſt ſie mir gar nicht unbekannt und durch ganz beſondere Fügungen des Schickſals bin ich mit vielen wichtigen in die Sache eingreifenden Mitteln verſehen, und ſage euch meine Hülfe als einen Gegendienſt zu.

Der Prinz fühlte ſich durch dieſes Verſprechen beruhigt und verſprach Alles der Führung des Meiſters Abraham anheimzuſtellen, ohne ſelbſt etwas in dieſer Abſicht zu unternehmen. Meiſter Abraham ſetzte nun ſeinerſeits alles in Bewegung und ſeiner raſtloſen Anſtrengung gelang es bald, Spuren jener alten Magdala zu finden. Er gewann ſogar einen Zigeunerburſchen, der ihm verſprach, ihn unmittelbar zu ihr ſelbſt zu führen.

Dieſe hatte ſogleich nach Meiſter Abrahams Ankunft, die ihr beſonders ungelegen war, die Villa verlaſſen und ein Quartier in einer kleinen Gaſſe bei dem Platze Largo delle Piane genommen; dort lebte ſie während Meiſter Abrahams Aufenthalt ſehr eingezogen. Sehr groß war daher ihr Erſtaunen, dieſen plötzlich vor ſich zu ſehen. Er hatte ſie überraſcht, gerade da ſie um die Prinzeſſin beſchäftigt war. Dieſe zog des Meiſters ganze Aufmerkſamkeit an. Er trat zu ihr hin, und ſie freundlich betrachtend rief er: Angela!

Ueberraſcht blickte dieſe ihn an. Ihr kennt mich? fragte ſie, und Eure ehrwürdige Geſtalt knüpft ſich an dunkle Erinnerungen meiner erſten freundlichen Kindheit. Seid ihr von meinen hohen Eltern geſandt mich zu ihnen zu rufen? — Ich habe mich nun ihrem Willen geopfert, dennoch was mir ſo wünſchenswerth vor kurzem ſchien, zu ihnen zurück zu kehren, hat nun allen Reiz für mich verloren.

Ich weiß es, was dir wünſchenswerth erſchien, nahm Meiſter Abraham das Wort, und komme, es dir zu gewähren. Noch mehr erſtaunte Angela; da drängte ſich die Alte zum Meiſter Abraham und unter dem Vorwande, daß ſie ihm Dinge von der größten Wichtigkeit zu eröffnen habe, zog ſie ihn in den Vorſaal.

Dort nun begann ſie zu ihm, daß ſie recht wohl wiſſe, weshalb er herkomme, nämlich in Angelegenheiten des Prinzen Hektor, aber es wäre nun alles vergebens und er möge Angela nicht beunruhigen, welche jetzt die Gattin des Prinzen Antonio wäre.

Und das, fragte Meiſter Abraham unwillig, das haſt du bewirkt?

So lautet die Vorſchrift des Fürſten ihres Vaters, deſſen Stelle ich hier vertrete. Angela empfängt aus der Hand des Prinzen ein Reich.

Weh dir, rief Meiſter Abraham aus, du haſt zwei Herzen gekränkt und verrathen, pflegteſt du doch ſonſt ſolche Neigungen zu begünſtigen, alles Unheil über dich! was daraus entſpringt.

Ich thue, was man von mir fordert, entgegnete höhniſch die Alte. — Meiſter Abraham fragte jetzt nach Chiara, aber die Alte wollte ſich durchaus hierauf nicht einlaſſen; vergebens waren Bitten und Drohungen, vergebens ſtellte er ihr alle Verbindlichkeiten vor, die ſie gegen ihn hätte, er empfing nicht den mindeſten Aufſchluß und verließ ſie unbefriedigt mit der feſten Abſicht, offne Gewalt gegen ſie zu gebrauchen. Doch bevor es hierzu kam, gab ein neuer Umſtand allen dieſen Verwirrungen ein fürchterliches, tragiſches Ende.

Prinz Hektor, aufgeregt durch die abentheuerlichſten Erſcheinungen, von Liebesſchmerzen und Hoffnungsloſigkeit gequält, machte in dieſem Zuſtande eine Entdeckung, die wohl ein ruhigeres Gemüth, als das ſeine, zur höchſten Wuth entflammt hätte. Er lebte mit ſeinem Bruder, dem Prinzen Antonio, von jeher in keinem brüderlichen Verhältniſſe und nichts weniger, als ein offnes Vertrauen herrſchte zwiſchen beiden, weshalb ſie ſich gegenſeitig ihre Liebeshändel verſchwiegen und ſo unbewußt, einer der Nebenbuhler des andern wurden. Antonio war der Glückliche, wenn es Glück genannt werden kann, die Hand der Geliebten, ohne ihr Herz zu beſitzen und ahnete ſo wenig einen Gegner in ſeinem Bruder, daß er dieſem nicht einmal das Bildniß der Geliebten welches er in einem Medaillon vor der Bruſt trug, verbarg. Antonio hatte überdieß lange Zeit gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit ohne Begleitung gewiſſe Gänge unternommen, ohne daß jemand ſagen konnte, wohin er ſich begab. Hektors Haß und Eiferſucht bedurften keines Spornes weiter, er ſpürte ſeinem Bruder auf alle mögliche Weiſe nach, und es gelang ihm endlich unvermerkt demſelben zu folgen und mit ihm in jenes Haus ſich einzuſchleichen. Wir wiſſen ſchon aus der Erzählung des Mönches, wie er dies Paar überraſchte. — Angela ſtürzte mit einem Schrei ihm entgegen; da iſt er! rief ſie aus, er hat mich nicht vergeſſen, aber entſetzlich, entſetzlich bin ich betrogen. Antonio ſchleuderte glühende Blicke auf beide, während ſie ihre Regung zu verbergen ſuchte, und die Angſt ſich verrathen zu haben. Hektor er=

holte ſich zuerſt, ſtotterte einige Entſchuldigungen gegen ſeinen Bruder, indem er ihm auf eine höhniſche Art zu einer ſolchen Wahl Glück wünſchte und ihm ſeiner herzlichſten Theilnahme verſicherte. Hierauf entfernte er ſich, Tod und Rache im Herzen; auch an überirrdiſchen Mächten mußte er nun verzweifeln und war entſchloſſen, ſelbſt zu handeln und das Aeußerſte zu wagen. In dieſem Zuſtande ſchrieb er Angela. Nur ein Bruchſtück dieſes Briefes kann mitgetheilt werden, welches folgende Worte enthält:

„Deinen Beſitz zu erlangen, iſt mir nichts
„heilig, nichts unausführbar: ſprich es, daß Du
„mich noch liebſt und derjenige, den man Dir auf-
„drang, ſinkt in den Staub; Thron und Hand,
„was er Dir geben konnte, Du empfängſt ſie
„von mir.“ — —

Eben jener Zigeuner, den Meiſter Abraham gewonnen, ließ ſich dazu bereden, einen Brief zu beſtellen, benahm ſich aber ſo ſchlecht bei der Sache, daß Prinz Antonio ihn auffing und Giuſeppo nur mit genauer Noth entfliehen konnte, aber ſogleich dem Prinzen Hektor alles berichtete, der ſich nun, um ſein und Angela's Leben zu ſichern, ſein Vorhaben zu beſchleunigen gedrungen ſah, Giuſeppo verpflichtete ſich gegen eine anſehnliche Summe, mit Leib und Leben dem Prinzen beizuſtehen. Und kaum war die Nacht angebrochen, ſo ſchlichen beide, in ihre Mäntel gehüllt, der Wohnung zu.

Sie überraſchten Antonio, wie er die ſchlummernde Angela an ſeiner Bruſt hielt. Hektor war außer ſich vor Eiferſucht und Rachedurſt. Dieſe Liebe, fühlte er, konnte Antonio nur heucheln, um Angela arglos in ihr Verderben zu locken; kein Augenblick durfte verloren werden, mit den Worten: Länger ſollſt du mir nicht im Wege ſtehen! ſtieß er dem Bruder den Dolch in die Bruſt.

Antonio ſank blutend zu Boden; in dieſem Augenblick erwachte Angela, ſah ihren Gatten in ſeinem Blute ſchwimmen und die bewaffneten Männer. Sie wäre ohnmächtig auf Antonio geſunken, wenn nicht Hektor ſie aufgefangen — Holde Angela, rief er, deinethalben habe ich das gethan — Dein und mein Daſein forderte die That. Nun komm! Laß uns fliehen und reich mir den Lohn.

In dieſem Augenblick trat die Alte ein und rief bei dem Anblick, Mörder! Mörder! aber Giuſeppo ſtellte ſich vor ſie und ſchwur ihr, daß dieſer Verſuch ihr das Schickſal des Prinzen Antonio zuzöge; geduldig ſetzte ſie ſich nieder und heftete den Blick an den Boden, als wolle ſie nichts von allem ſehen, was vorfiele.

Angela hatte ſich unterdeſſen erholt, der Prinz fuhr fort zu flehen, aber zitternd lag ſie in ſeinen Armen; er fühlte es, wie ſie ſeine feurigſten Umarmungen und Liebkoſungen unerwiedert ließ.

Du haſſeſt mich, rief er verzweifelnd, du verabſcheueſt den Mörder, der es dir zu Liebe ward. Nein! Nein! erwiederte Angela; aber ihre unbeſiegbare Angſt ſtrafte ihre Worte Lügen.

Der Prinz gewahrte es und ſtampfte mit dem Fuße; mach mich nicht raſend, flehte er, wie in Verzweiflung; fliehe! fliehe mit mir; bei Gott, du mußt es!

Ich bin in deiner Gewalt, entgegnete die Geängſtete, und Hektor ſchleppte ſie mehr, als ſie ging, zur Thüre. Giuſepp bewachte noch immer die Alte, die ſtarr vor ſich hin zu Boden ſah.

Bevor ſie aber die Thüre erreicht, ſtieß Angela einen jähen Schrei aus und ſank, von Krämpfen ergriffen, zu Boden; der Prinz wandte ſich mit Entſetzen. Sie riß den Buſen auf und ſchleuderte ein Medaillon fort, als ob ſie einen giftigen Skorpion losriſſe. Ich ſterbe: ich ſterbe! ſtöhnte ſie. Das Medaillon war offen zu Boden gefallen.

Antonio hatte es zum Werkzeug ſeiner Rache gemacht. Angela trug es an der Bruſt. Schon einmal, da er, während ſie ſchlief, es geöffnet, hatte er unter ſeinem Bildniß das ſeines Bruders gefunden. — Er hatte Angela gefragt, die, ohne zu wiſſen, daß Hektor ihres Gatten Bruder ſey, ihm nach einigen Umſchweifen geſtand, es ſey das Bild eines Jünglings, den ſie geſehen, bevor ſie ihn gekannt.

Jetzt hatte er es Angela von neuem entwandt und es mit einem Gifte, welches durch die Körperwärme flüſſig wurde, angefüllt. Auf der Rückſeite des Bildniſſes ſeines Bruders ſchrieb er: Trinke den Tod aus ſeinen Zügen!

und fügte das Bruchſtück jenes Briefes hinzu, welches ihn zu dieſer teufliſchen Rache trieb. Kaum aber hatte er ſie ausgeführt, als auch ihn der tödtliche Stahl traf.

Die Alte hatte das Medaillon aufgenommen und mit lautem Geheul den Inhalt dem ſchreckensſtarren Prinzen angegeben. Da ſchloß ſie es wieder und mit höhniſchem Triumphe in die Höhe es hebend, rief ſie: Nun habe ich dein Verderben in Händen, und nur mit meinem Leben laſſe ich es. Fluch dir, Mörder! O! daß meine himmliſche Prinzeſſin ſo hingeſchlachtet werden mußte, um dieſe teufliſche Brut! Aber es ſoll dir nicht ungeſtraft hingehen. Noch fühle ich Leben in meinen alten Gliedern und will eurer Gewalt nicht weichen. Nach dieſen Worten entfloh ſie dem Giuſepp, bevor ſich dieſer beſinnen konnte, und der Prinz, wie ſinnlos, flehte ihn, nur das Bildniß zu ſchaffen und müßte er auch die Alte darüber tödten. Ich war es ſchon lange Willens, entgegnete dieſer, und habe nur euren Befehl hiezu abgewartet; nach dieſen Worten ſetzte er der Enteilenden nach.

Nicht lange darauf hörte man in den Gaſſen ein Mordgeſchrei, von allen Seiten ſtürzten Leute hinzu; ſie ſahen eine wunderentſetzliche Scene. Die blutige Alte, halb aufgerichtet, ſtreckte ihre welken Hände gegen den Mörder aus, der regungslos, wie von einem Zauber gefeſſelt, da ſtand, das blutige Meſſer in der Hand. — Die Alte hatte ihr mattes Auge ſtarr auf ihn gerichtet; Wuth und Rache ſprachen aus allen grellen Zügen ihres bleichen Geſichtes, dazu ſtöhnte ſie wie mit der letzten Kraft: Den Wahnſinn über dich, Teufelsgeſelle, der das Mordmeſſer gegen ſein eignes Volk kehrt. Der Rauch meines Herzblutes, das du vergoſſen, ſoll dich beſtändig umgeben, deine Sinne umnebeln und verwirren; ich ſelbſt will nicht im Grabe ruhen, mit dieſer meiner Todtengeſtalt will ich dich ſtets quälen und grauſig dich anblicken, dich mitten in der Ruhe wecken und dich angrinſen, daß du raſend werdeſt. —

Regungslos, mit wirrem Blicke ſtand Giuſepp da und ließ ſich ohne Widerſtand fortführen — — — —

Wir kehren jetzt zu Meiſter Abraham zurück. Alles dieſes hat er dem Kapellmeiſter erzählt und fuhr darauf alſo fort: — Ich traf die Alte in ihren letzten Zügen, ſie erzählte mir alles, forderte mich zur Rache auf, und übergab mir das Bild. Ich hatte ihre Ausſage ſorgſam niedergeſchrieben und bewahre ſie hier in dem Käſtchen, aus welchem ich dir das Bildniß übergab. Dringend fragte ich nun nach Chiara. — Dieſe, entgegnete mir die Alte hätte mir vielleicht geholfen, aber ſie iſt entflohen, da ich die Wohnung verließ, in dem Augenblicke, als ich die tödtliche Wunde empfing. — Nur ſo viel erfuhr ich, daß, auf Veranlaſſung der Benzon, der Fürſt ſie der Alten übergeben ließ, mit der Bedingung, ſie ſorgſam zu bewachen und ſie ſtrenge vor mir verborgen zu halten. — Dieß war die ganze Frucht meiner Reiſe. Die Sache gerichtlich zu verfolgen, hinderte mich das Wunder, wodurch Antonio das Leben wieder erhielt, welches er einem neuen bußevollen Wandel weihte. So war das Abentheuer wundererregend und aufſchließend und wieder neue knüpfend. —

Und, unterbrach ihn Kreißler, dennoch wahrhaft wunderbar iſt euer unſichtbares Mädchen und der Fluch der Alten, der den Giuſepp traf. Doch das Wunderbarſte von allen iſt das grauſame Spiel des menſchlichen Lebens ſelbſt. Sagt mir nur um Gotteswillen, wie man ſich ſtellen ſoll? Prinz Hektor fand ſein Verderben indem er keine beſſern Gefühle anzuerkennen fähig war, während mich dieß Anerkennen zerrüttet.

Laßt ſolche Gedanken, Kapellmeiſter, die zu nichts Gutem führen, ſprach Meiſter Abraham, und hört weiter. — Von allen Wundern, welche den Prinzen damals umgaben, hat er noch bis heut keines enträthſelt, der Eindruck erloſch mit der Zeit. Aber ich habe dieſen Eindruck erneut, ich habe tief in ſein Inneres gegriffen, und habe es zu allen Qualen wieder aufgerührt — Eine neue Wunderwelt, aber fremder und ſchauerlicher als die erſte, ſchloß ihm mein Geiſterſchauſpiel auf. — Wohlbekannte Geſtalten ließ ich aus den Gräbern treten, und nach der Sühnung eines Verbrechers, was ſie noch an ihre dunkle Wohnung kettete, ſeufzen und ächzen. Dann wiederholten ſie im mitternächtlichen Spiel eine Scene, welche dieſe geheimnißvolle Beziehung auf die meiſten Zuſchauer äußerte. Die Benzon fühlte ſich in all' ihren Planen angefeindet, der

Fürſt ſaß da, als ob er etwas errathen möchte, aber nicht könne, Prinz Hektor aber glich völlig meinen geiſtigen Schauſpielern. Julia ſah in der geſpenſtiſchen Angela ihr Ebenbild und ſaß bebend neben Hektor den die Angſt entlarvte. Ihrer Mutter Ueberredung zufolge, hatte ſie in die Verlobung mit dem Prinzen gewilligt, mistraute nun auch dieſer und fühlte ſich ſo von allen verlaſſen. — O Johannes! wärſt du doch da erſchienen. Vor allen Augen hätte ſie dich um deinen Schutz angefleht denn nur dir konnte ſie noch trauen, — du kamſt nicht und alle Anſtalten, die mein wuthentbranntes Innere, deſſen Gepräge ſie auch trugen, getroffen; alles, was ich deinethalben, dir zu Liebe gethan, war vergebens und weiter nichts als ein ſchreckenerregendes Gaukelſpiel. Darum ſchloß ich raſch den entſetzlichen Spuk, wobei mich der Himmel mit Blitz und Donner unterſtützte; und mein Publikum, geblendet vom doppelten Feuer, betäubt vom Brüllen und Krachen, ſtob auseinander als ob die Poſaunen des Jüngſten Tages es erreicht.

Tod und Hölle! Meiſter Abraham, wie konnte ich denn kommen; ihr wißt ja, daß mich der Teufel einmal aus beſonderem Wohlgefallen zu ſeinem Leibpferd erleſen, und ſo kam es, daß ich mich auch einmal, von nichtiger Eitelkeit aufgebläht, mein Geſchick zuleiten unterfing, aber da courbetirte ich nur mit den zierlichſten Kabriolen an meinem Lebensglück vorüber, dahin, wohin mich mein Reuter begehrte, und glaubt nur, er läßt mich nicht ehr, als bis ich alt und ſteif bin, oder bis er mich gar zu Tode gehetzt.

Stille, Kapellmeiſter, ſprach Meiſter Abraham; dergleichen Gedanken taugen für uns beide nicht und führen zu nichts Gutem. — Laßt uns abbrechen. — A propos! Was ſagt ihr zu unſerem **Kater Murr**? Sein Erſcheinen in der Welt ſoll vieles Aufſehen machen. Der gute Junge hat mir geſchrieben, ein Brief an euch liegt dabei, den ihr ſchleunigſt —— —

— — — waren es ja, die mich zum offenen Kampfe forderten und mich alle Taſchenſpielereien aufbieten hießen! Weh dem, der im Gefühle geiſtiger Ueberlegenheit mit dem Geſchick zu ſpielen ſich unterfängt. Wer hat dies bitterer erfahren, als ich heute? Ich wähnte mich berufen das Unheil einer tragiſchen Verwickelung zu löſen; aber ich vermochte weiter nichts, als Verwirrungen anzurichten, da der Wille eines mir ganz Ergebenen, meines Buſenfreundes ſich mir entzog. — Das hatte ich nicht berechnet. — O Gräſin! Wie wir zu handeln gedachten, vermag es nur ein Allwiſſender; auch Sie müſſen nun einſehen, wie Ihre Pläne ſcheitern. Beklagenswerthe, troß der allgewaltigen Politik kann ſich Ihr Mutterherz nicht verläugnen und ſtatt der Kaltblütigkeit, die ganz allein ein ſo gewagtes Spiel gelingen macht, fragen Sie mit ängſtlicher Sehnſucht nach der verlornen Angela.

Ich ſehe wohl ſprach die Benzon, daß ich Ihnen mit Vertrauen entgegenkommen muß — wohlan! — wir ſind hier ungeſtört; von Furcht und Entſetzen iſt alles im Schloſſe umfangen; Dank ſey es den ſinnreichen Anordnungen, mit denen Sie die Feier des Namenstages verherrlicht, indem Sie ſich nebenbei als vortrefflicher Geiſterſeher qualificirt haben —

Der ſelbſt politiſche Geiſter natürliche Gefühle anzuerkennen beſchwören konnte — unterbrach ſie Meiſter Abraham unmuthig, da er ſo wenig verſtanden war. —

Wir wollen uns deshalb nicht ſtreiten, lenkte die Benzon raſch ein; doch da Sie ſelbſt des Wortwechſels zwiſchen uns erwähnt haben; geſetzt ich hätte nicht gehört, was Sie mit dem Fürſten geſprochen, glauben Sie, daß er mir es bis auf den heutigen Tag verſchwiegen hätte? — Genug, ich war längſt überzeugt, daß Sie von Angela wußten; ja Ihre Geiſterſeherei hat mich darüber zur Gewißheit gebracht, darum — fuhr ſie zutraulich fort, in der Abſicht da nichts zu verlieren ſey, durch Vertrauen wenigſtens ſo viel zu erlangen, als zu erlangen ſey — laſſen Sie uns Geheimniß gegen Geheimniß austauſchen. Sie ſollen Chiara aus meiner Hand empfangen, glauben Sie nicht, daß ich Sie mit leeren Verheißungen äffen will, ſie iſt euch näher, als ihr glaubt — fragt nur nach bei der Prinzeſſin Hedwiga, dieſe —

Halten Sie ein! unterbrach ſie haſtig der Meiſter, nimmer will ich dieſe Belohnung empfangen, obgleich Sie mir ſelbe ſo großmüthig aufdringen — zumal da Ihr Begehren unmöglich erfüllt werden kann. Unglückliche Mutter! fuhr er in großer Bewegung fort, wiſſe denn, alle deine Bemühungen ſind fruchtlos, nie, nie! ſiehſt du deine Tochter wieder. Doch auch ich habe Zeugen für die Bündigkeit meiner Ausſage; haben Sie mich auf die Prinzeſſin verwieſen, ſo verweiſe ich ſie meinerſeits auf den Prinz Hektor, der kann ihnen alle Auskunft geben. Er trat hierauf einige Schritte zurück, indem er der Gräfin eine ſtumme Verbeugung machte, dieſe wußte nun wohl, daß alle Mühe, ferner etwas von ihm zu erfahren, vergeblich ſeyn würde, da er ſich das Schweigen zur Pflicht gemacht und verließ ihn.

Aber ſeine Worte hallten noch immer vor ihren Ohren und erfüllten ſie mit jenem ängſtlichem Unmuth, der uns bei der plötzlichen und gänzlichen Vereitelung eines ſehnſuchtsvollen Wunſches umfängt. Zum erſtenmal fühlte ſie eine fremde, feindliche Macht eingreifen in ihre wohlerſonnenen Pläne und bei allen Gedanken, denen ſie mit Luſt nachzuhängen pflegte, deren Erfüllung ihre höchſten Hoffnungen waren, wandelte ihr heute ein unbeſiegbares Grauen an — Ihr Entſchluß war, Meiſter Abrahams Worten Folge zu leiſten und den Prinzen Hektor zur Rede zu ſtellen. ——

Die Prinzeſſin und Julie hatten ſich indeſſen zuerſt von der allgemeinen Beſtürzung und Verwirrung erholt, doch ſchien es, als hätten ſie ihre Gemüther ausgetauſcht. Während die Prinzeſſin in einer hohen Ruhe daſtand (denn nach einem ſo außerordentlichen Reize, wie Meiſter Abrahams Geiſterſchauſpiel, befand ſie ſich am wohlſten), lehnte ſich Julie kummervoll an ſie und verbarg ihre naſſen Augen an ihrem Buſen.

So ungeahnet, ſprach die Prinzeſſin zu Julie, belauſcht man oft das Geiſterreich und ſucht die heilloſen Weſen, welche ein einziges Strafgeſetz an ihre dunkele Stätte feſſelt. Aber welche Unthat noch zu ſühnen iſt, welches Verbrechen Rache fordert, ich glaube es zu wiſſen und dennoch vermag ich nicht es dir mitzutheilen. Daß es aber ſeine furchtbare Beziehung habe, das kann dir ſelbſt nicht verborgen ſeyn. Sahſt du nicht die geiſterbleichen Zuſchauer um und neben uns, die wie entſeelt nach dem Schauplatze ſtarrten, als ob ihr Geiſt mit dahinüber gewichen wäre, oder als ob ſie mit unwillkührlichem ſtarren Blicke vorläufig das Bild ihrer künftigen Strafe betrachten mußten?

O! flehte Julia die Prinzeſſin an, ſpiele nicht ſo mit dem Entſetzen, daß mir vor deinen Worten und dir ſelbſt ein unwillkührliches Grauen anwandelt.

Und das Ungewitter! fuhr die Prinzeſſin fort. Stehen dieſem Manne denn wirklich übernatürliche Mächte zu Gebote? Laß uns ihn hochachten, da er alſo auf kranke Gewiſſen einzuwirken vermag und leere Köpfe durch ſeine Kunſt ſo wunderbar zum Bewußtſein rüttelt, daß ſie die niegeahnten erhabenen Gewalten mit Beben anſtaunen, indem wir einen hohen Genuß daraus ſchöpfen. Bei dieſen Worten öffnete die Prinzeſſin ein Fenſter, indem ſie mit Wolluſt die vom Gewitter gekühlte Luft einathmete; ihr Inneres ſchien in einem eben ſo wohlthätigen Elemente zu ſchwimmen.

Aber, Hedwiga, entgegnete die beängſtigte Julia, woher läßt dich denn das alles ſo kalt? Sahſt du denn nicht meine eigne Geſtalt in jener Scene zu einer geſpenſtiſchen entſtellt? welche Beziehung hat es dann auf mich, o es ſchwindelt mich, wenn ich es bedenke. Und nach Angela ſtöhnten heiſere Stimmen — Sieh! oh! ſieh! unterbrach ſie ſich plötzlich und zeigte nach dem Parke hin. Noch immer wanken ſchwarze Geſtalten um das Fiſcherhäuschen her, ſiehſt du? — dort kömmt etwas den Gang herab.

Deine Mutter iſt es, entgegnete Hedwiga kalt, ſie kommt von dem Meiſter Abraham.

Da durchfuhr ein jäher Schmerz Juliens Innerſtes. Alles, klagte ſie, wird mir abwendig — auch die Mutter. Entferne nur du dich nie von mir, Hedwiga: ich habe keine mehr als dich, denn nimmermehr kann ich dem Meiſter Abraham vertrauen, der durch ſein geheimnißvolles Weſen mich zurückſchreckt.

Sei ruhig, Mädchen, gebot die Prinzeſſin, überwinde die kindiſche Furcht, er darf nur ſchuldige Gemüther ſchrecken.

Kaum hatte ſie ſo geſprochen, als die Thüre mit gewaltigem Geräuſche ſich öffnete; Prinz Hektor ſtürzte herein zu Juliens Füßen; geiſterbleich blickte ſein Geſicht aus der Dämmerung heraus und trug alle Züge der Angſt. — Julie! rief er: ſeiner Sinne nicht mächtig, Geliebte! Fort mit aller Verſtellung! Ich kann kein Geheimniß mehr verbergen. Ich verdiene dein Herz, deine Liebe, mit meiner Seligkeit habe ich dich erkauft, dich in einer anderen, aber dennoch warſt du es und darum ſtoßen mich Himmel und Erde aus, nur zu dir kann ich, muß ich fliehen, und du darfſt mich nicht von dir ſtoßen. Er hatte ihre Hand ergriffen, Julie, die bei ſeinem Anblick laut aufgeſchrien, blieb ſprachlos, und duldete es, daß er ihre Hand mit feurigen Küſſen bedeckte.

Ey! ſieh Julie! rief die Prinzeſſin mit gellender Stimme: die Geiſterſcene tritt ins wirkliche Leben über, hier ſehnt ſchon ein Geſpenſt ſich nach dir; auch die andere Geſtalt wird ſich daneben legen und mit hohler Stimme zärtlich ächzen: Angela! Angela!

Dieſe Worte durchfuhren den Prinzen wie ein Donner, gewaltſam raffte er ſich auf und nahm die Stellung ruhiger Faſſung, nur ſein Geſicht verrieth die neuere Quaal.

Da trat die Benzon ein, alles hatte ſeine gewöhnliche Ruhe an dieſem Abende verloren, auch die Benzon war ungewöhnlich aufgeregt. Finde ich Sie, redete ſie den Prinzen an, zog ihn auf die Seite, um ihn haſtig einige Worte zuzuflüſtern; mit Entſetzen wandte ſich der Prinz, die Benzon verfolgte ihn und rief ſich ſelbſt vergeſſend laut: o mein Prinz, geben ſie dem wunden Mutterherzen Gehör, ſagen Sie, o ſagen Sie, was wiſſen Sie von meiner Angela?

Der Prinz ſtieß einen lauten Schrei aus. Will denn die Hölle nicht von mir ablaſſen? rief er wie wahnſinnig. Fort von mir, verfluchtes Geſpenſt, geh' hinab, woher man dich geſandt. Mit abgewandtem Geſicht ſchleuderte er ſein Stillet nach der Benzon, und entfloh. Die Waffe fuhr dicht bei der Benzon vorbei und in die Wand. Sprachlos und nur mit Blicken gaben die Zurückgebliebenen ihr Staunen zu erkennen.

Aber vor der Thüre entſtand ein Wimmern, der Prinz Ignaz war von Hektor über den Haufen gerannt, man hatte ihn in trockne Kleider geſteckt, und er ſprang nun auf Julie zu, die er ſeine liebe Braut nannte, und machte ihr Vorwürfe, daß ſie ihm im Park ſo allein gelaſſen, und fügte hinzu, daß man ihn gar nicht wie einen Prinzen behandle, da man ihm mit ſeinen ſo eben rein angezogenen Kleidern ſchon wieder an den Boden gelegt hätte.

Schaudernd duldete Julie ſeine Umarmung. Die Benzon erholte ſich. Der arme Prinz Hektor, ſprach ſie, ſein reizbares Gemüth iſt durch die Auftritte dieſes Abends bis zur Raſerei aufgeregt — mir hätte es faſt das Leben gekoſtet. Das, ſetzte ſie aufgebracht hinzu, das iſt die Folge, wenn man den Rathſchlägen gewiſſer Leute folgt, die ſich durch phantaſtiſche Gaukeleien eine Gewalt über die Gemüther anmaßen. Julie, bat ſie, reich mir deinen Arm, und ſank ohnmächtig in den Seſſel zurück.

Die Prinzeſſin ſchellte heftig, Julie eilte angſtvoll nach ihrer Mutter, Prinz Ignaz weinte, aber es kam Niemand zu Hülfe, jeder war noch mit ſich ſelbſt oder mit dem Fürſten beſchäftigt, und wie bei Weibern gewöhnlich, brach ihre Angſt nach all' dieſen Auftritten erſt jetzt zur vollen Gewalt aus, zitternd riefen und ſchellten beide nach Hülfe, Alles gerieth nun in Aufruhr, und drängte ſich ohne Rang und Ordnung, der Fürſt mitten inne, den Gemächern der Prinzeſſin zu.

Was muß ich ſehen? rief der Fürſt. Gräfin! große Seele! Sie ohnmächtig? welch ein Anblick! Faſſen Sie ſich, blicken Sie her auf mich, der trotz allen Stürmen und Ungewittern ſeine Contenance behauptet. Meine Fete iſt unterbrochen — ſo plötzlich, daß die Weltgeſchichte noch kein ähnliches Beiſpiel angiebt, aber ich habe ſo eben mit Meiſter Abraham eine Converſation gehabt, ich kann Ihnen vieles ſagen, Gräfin; beruhigen Sie ſich, wir müſſen uns mit Anſtand und Würde unſerem Schickſal unterwerfen. — — — — — — — — — —

Der Prinz Hektor hatte unaufhaltſam den Park, den Wald durcheilt, der ſteile Weg hatte ſeine Schritte gemäßigt und es verlor ſich ſein Entſetzen in der Ermattung. Als er auf dieſe Art ſich beruhigt, ſchalt er ſeine weibiſche Angſt, die ihn verrathen. Severino! rief er aus, Verräther! nicht in offenem Kampfe haſt du mich beſiegt, meuchlings überfielſt du mich mit deinen hölliſchen Truggeſtalten, die mich zum wilden Wahnſinn anregen ſollten. Aber wehe dir! heimtückiſcher Gaukler, du haſt weder das Bewußtſein noch den Muth in mir gebrochen! Dein Leben gilt es jetzt oder meine Sicherheit, und du und dein Buſenfreund, ihr beide ſollt mir nun nicht entrinnen! — Thörichter Gaukler! du glaubteſt mich mit innerem Entſetzen zu beſiegen, aber ich brüte ſchon wieder auf Mord, Tod und Hölle! Ich kann nicht anders, gehöre ich doch ſchon dem Teufel an; warum ſoll ich das Bündniß nicht feſter ſchließen, was mich am Leben erhält? Nieder mit den Truggeſtalten, die das Herz durch Entſetzen verweichlichen und den feſten Muth in der Bruſt mir brechen. Ich will, ich muß mein Ziel erreichen, und wenn die ganze Hölle vor mir aufſtiege, durch Mord oder Gewalt, — Julie ſoll die Meine ſeyn.

So ſprach er, da rauſchte es heftig in den Zweigen hinter ihm und eine Stimme rief hervor: der Wahnſinn über dich! ſchwarzer Mörder! und eine wilde, kräftige Geſtalt ſprang heraus. Es war Giuſeppo. Du haſt mich zum Morde gereizt, fuhr er brüllend fort; aber ſie hat die Hände ausgeſtreckt und den Wahnſinn über mich beſchworen und nun umgiebt mich der Rauch ihres Herzblutes und verwirrt und umnebelt mich und ſie ſelbſt verfolgt und quält mich, aber du — du biſt die Todſünde ſelbſt, die aus dem Abgrunde ſtieg, ich ſchleudere dich zurück in den Abgrund und bin gerettet.

Bei dieſen Worten packte er den Prinzen mit der übermenſchlichen Kraft des Wahnſinns und ſchleppte ihn fort zum Abgrund und würde ihn hinabgeſtürzt haben, hätte der Prinz nicht einen Strebepunkt an einer Baumwurzel gewonnen, gegen die er ſich ſtemmte und die ihm einen Vortheil über den Wahnſinnigen verlieh.

Giuſeppo! rief der Prinz — kennſt du mich nicht? — wie kömmſt du her? — laß ab! Aber den ſtarren Wahnſinn in allen Mienen ließ jener ſich in ſeinem entſetzlichen Treiben nicht ſtören und in Todesangſt rief der Prinz, ſo laut er konnte, nach Hülfe. — Er befand ſich zu ſeinem Glücke in der Nähe der Abtei Kanzheim, daß man daſelbſt ſeinen Ruf hörte; doch währte es lange, bevor man ihn fand, um ihm zu Hülfe zu kommen. Als Giuſeppo die Kloſterknechte bemerkte, ließ er raſch von dem Prinzen ab und ſtürzte mit einem entſetzlichen Geheul, tiefer in den Wald hinein. Einige derſelben ſetzten ihm nach, die andern unterſtützten den von der Anſtrengung halb ohnmächtigen Prinzen, um ihn zur Abtei hinauf zu geleiten.

Kaum hatte er dieſelbe betreten, als in der Kapelle ein vierſtimmiger Geſang der Mönche ſich erhob und in heiliger Wehmuth daherſchwebte in eben dem Augenblicke, als man ihn vorüberführte. Nichts konnte dem von Trotz und Entſetzen Aufgeregten vernichtender ſeyn. Was iſt das, rief er aus und ermannte ſich zur ganzen Stärke.

Laßt dieſe Litaney in des Teufels Namen verſtummen.

Man entgegnete ihm, es ſei die Leichenfeier eines Mönches, der in Buße über ſeine Todſünden hingeſchieden.

Sturm und Donner will ich anhören, fuhr der Prinz fort; und will mich freuen, wenn das All' aufrühreriſch durch einander tobt. Aber fort mit dieſem verfluchten, beklemmenden Geſange. —

Er iſt raſend, riefen die Mönche, haltet ihn.

Nein! ich raſe nicht, rief er mit entſetzlicher Stimme, obgleich der Wahnſinn über mich beſchworen iſt, ihr aber raſet, daß ihr von Buße der Todſünden redet; und ich ſage euch, der da in den Todesſchlaf geſungen wird, iſt nur ein ſchnöder Spuk, und vor langer Zeit in Neapel wirklich geſtorben, denn ich ſelbſt habe ihn getödtet, der aber jetzt als Leiche dem Mörder erſcheinen will, um ihn mit eiskaltem Entſetzen zu geißeln. Wüthend entriß er ſich hiermit denen, die ihn geleiteten, und floh der Kirche zu.

Das Innere derſelben war nur von zwei Kerzen vor dem Altar ſparſam erhellt, die ein ungewiſſes Licht auf die Gruppe der Mönche warfen, welche in ihren einförmigen Gewändern wie Schatten den Sarg umgaben und in gleichmäßiger Bewegung ſingend vor demſelben niederknieten oder ſich verneigten. Kreißler befand ſich unter ihnen.

Als ihn der Prinz gewahrte, ſtürzte er hervor und ſchrie: haltet ein! in's Teufels Namen, haltet ein!

Bei dieſen Worten trat er mitten unter ſie, und riß das Tuch von der Bahre, daß der Leichnam ſeines Bruders enthüllt vor ihm dalag. Der Geſang ſtockte, nur einzelne Laute hallten noch unharmoniſch durch die Kirche. Kreißler erkannte den Prinzen. Weh dir! rief er ihm zu: was mußteſt du herkommen? was hat dich hieher gejagt?

Noch einmal ermannte ſich der Prinz. Verfluchter Hexenmeiſter du! rief er gegen Kreißler. Weiß ich denn nicht, daß das alles nur angeſtellt iſt, meinen Muth zu brechen? — Aber ſiehe, ich ſtrecke meine Hand aus, und deine ſataniſchen Luſtgebilde zerſtieben in alle vier Winde. Mit dieſen Worten faßte er den kalten Leichnam ſeines Bruders, ein fürchterlicher Schrei entfuhr ihm, und wie vom Donner gerührt — — — — — —

S. P……

So weit der erſte Theil.

Geſchichten,
Mährchen und Sagen.

Von

Fr. H. v. d. Hagen, E. T. A. Hoffmann

und

Henrich Steffens.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.

1823.

[illegible]

S-BIBLIOTH

Inhalt.

1. Anton von Bologna und die Herzogin von Amalfi, von v. d. Hagen. . . . . S. 3.

2. Meiſter Johannes Wacht. Eine Erzählung von E. T. A. Hoffmann. . . . . — 23.

3. Zur Sagen- und Mährchen-Welt, von Henrich Steffens. . . . . — 125.

1. Ueber Sagen und Mährchen aus Dänemark. . . . . — 129.

2. Mährchen und Sagen aus dem Riesengebirge. . . . . — 164.

5. Die Trauung . . . . — 101

Anton von Bologna
und
# die Herzogin von Amalfi.

(Aus der geheimen Geſchichte von Neapel. *)

Durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

---

*) Vergl. meine Briefe in die Heimat. Bd. 3. S. 168.

Heinrich von Arragon, Markgraf von Terace, natürlicher Sohn des Königs Ferdinand I. von Neapel mit Diana Guardato, einer Edelfrau von Sorrent, vermählte ſich mit Polixena, Tochter des Markgrafen Anton von Cotrone und der Enrichetta Ruffo, und erzeugte mit ihr vier Kinder, zwei Söhne und zwo Töchter. Der älteſte Sohn, Ludwig, folgte dem Vater in der Markgrafſchaft, ward aber nachmals Prieſter und Kardinal, und übertrug die Rechte der Erſtgeburt ſeinem Bruder Karl. Von den beiden Töchtern hieß die eine Catanna, und vermählte ſich mit Gentile Orſino, Grafen von Nola; die andere hieß Johanna, und war die Gemahlinn des Alfons Piccolomini, zweiten Herzogs von Amalfi. Dieſer ſtarb im erſten Jahre der Ehe, und hinterließ ſeine Gattinn ſchwanger, welche zu ihrer Zeit einen Sohn gebar, der auch Alfons genannt wurde, und der dritte Herzog von Amalfi war. Die Herzoginn-Witwe war noch ſehr jung, und leitete ihren Sohn und zugleich das Herzogthum mit großer Weisheit und Umſicht.

Zu dieſer Zeit lebte Anton von Bologna, ein Neapoliſcher Edelmann und Sohn Antons von Nido und der Julia von Sangro, ein ausgezeichneter Mann in Führung der Waffen und des Roſſes, und vorzüglich im Geſang und Lautenſpiel. Nachdem er am Hofe verſchiedener Herren, und zuletzt bei dem unglücklichen König Friedrich von Neapel, gedient hatte, zog er ſich, überdrüſſig länger zu dienen, in ſein Haus in Neapel zurück. Hier aber wurde er von der Herzoginn von Amalfi aufgefordert, als Hofmarſchall in ihre Dienſte zu treten; und da er Gefallen am Hofleben hatte und der Aragoniſchen Partei ſehr ergeben war, nahm er die Stelle an, und trat in die Dienſte der Herzoginn. Dieſe, jung wie ſie war, ſehr ſchön, und im Wohlleben, doch nicht geſonnen, ſich wieder zu vermählen und ihren kleinen Sohn fremder Leitung zu überlaſſen, gedachte, ſich irgend einen würdigen Geliebten zu erwählen und mit ihm ihrer Jugend zu genießen. Sie ſah viele, ſowohl ihrer Unterthanen, als andre, die ihr edel und ſittig erſchienen; aber wenn ſie die Art und Weiſe von Allen genau erwog, ſo fand ſie keinen, der mit Herrn Anton ſich vergleichen ließ, weil er in Wahrheit ein ſchöner Mann war, von ſeinen Sitten, und mit vielen trefflichen Eigenſchaften begabt. Daher verliebte ſie ſich heftig in ihn, und ſo ſehr fühlte ſie ſich von ihm entbrannt, daß ſie nicht leben zu können glaubte, ohne ihn zu ſehen und bei ihm zu ſein. Und um Gottes Gebot ſo wenig als möglich zu übertreten, und ihr Leben vor allem Tadel zu bewahren, der daraus entſtehen mußte, beſchloß ſie, ohne jemand ihre Gedanken mitzutheilen, nicht die Geliebte, ſondern die Gattinn Bologna's zu werden, und ihrer Liebe ſo lange heimlich zu genießen, bis ſie gezwungen wäre, ihre Ehe zu entdecken.

Als ſie dieſen Beſchluß gefaßt hatte, ließ ſie eines Tages den Bologna in ihr Zimmer rufen, und nachdem ſie ſich mit ihm an ein Fenſter geſetzt, redete ſie ihn folgendermaßen an:

„Wenn ich mit jemand anders, als mit Dir, Anton, ſpräche, ſo würde ich ſehr zweifelhaft ſein, das zu ſagen, was ich im Sinne habe, Dir kund zu thun: aber da ich Dich als einen gar beſcheidenen und verſtändigen Mann kenne, und Du an den Höfen der Könige Alfons, Ferdinand und Friedrich erzogen und aufgewachſen biſt, ſo habe ich die feſte Meinung und beſtärkt mich das Vertrauen, daß, wenn Du meinen ehrenvollen Vertrag vernommen, Du mit mir übereinſtimmen wirſt. Ich bin, wie Du weißt, durch den Tod meines Gemahls, des Herzogs ſeliger Gedächtniß, ſehr jung Witwe geworden, und habe bisher auf ſolche Weiſe gelebt, daß niemand, wie ſtreng er auch richte, der Ehrbarkeit auch nur ſo viel als eine Nadelſpitze anhaben kann. Desgleichen habe ich die Verwaltung des Herzogthums auf ſolche Weiſe geführet, daß, wenn mein Sohn in das Alter kömmt, die Regierung anzutreten, er alles in beſſern Stande finden wird, als der ſelige Herzog, mein Gemahl, es hinterlaſſen hat; denn ich habe mehr als 15000 Ducaten Schulden bezahlt, welche mein Gemahl in den vergangenen Kriegen gemacht hatte, und unſer Haus iſt jetzt ohne einen Pfennig Schulden. Obgleich ich mir nun vorgeſetzt hatte, ſtäts im Witwenſtande zu bleiben und der Regierung des Herzogthums zu warten, ſo bedünkt mich jetzo doch, daß ich meinen Vorſatz ändern und ein anderes Leben führen muß; und demnach erachte ich es für beſſer, mir einen Gemahl zu wählen, als zu thun, wie ſo manche Frauen, welche gegen Gottes Gebot, und unter ſtätem Tadel und Verachtung der Welt, ſich ihren Geliebten hingeben. Ich bin, wie Du täglich ſiehſt, in ſolchem Wohlleben, daß ich wider meinen Willen manchem verliebten Gedanken Raum geben muß. Um einen Gemahl von gleichem Range wie der erſte zu nehmen, ſo findet ſich gegenwärtig kein Fürſt, der ſich vermählen möchte. Daher habe ich, nach reiflicher Ueberlegung, den Entſchluß gefaßt, Dich zum Gemahle zu nehmen. Aber, um das Gerede der Leute zu vermeiden und nicht bei meinen Brüdern, beſonders dem Kardinal, in Ungunſt zu fallen, möchte ich die Sache geheim halten, bis ſich Gelegenheit darbietet, ſie mit weniger Gefahr für mich zu offenbaren; und wenn ich nicht den Rang der Herzoginn behaupten kann, will ich mich begnügen, als Edelfrau zu leben. Und nun, was ſagſt Du dazu?“ Anton, voll Freuden über dieſe Rede, lobte die Geſinnung der Herzoginn, und erbot ſich ihr nicht allein zum Gemahle, ſondern auch zum getreueſten und ergebenſten Diener.

Nachdem beide alſo von einander verſichert waren, veranſtalteten ſie ihre Zuſammenkünfte ſo gut und heimlich als möglich. Die Herzoginn hatte eine getreue Kammerfrau, welche ihre Vertraute war; dieſe rief ſie herein, und nahm ſie allein zum Zeugen ihrer Vermählung mit Bologna. Ihre Ehe blieb viele Jahre geheim, in welchen ſie faſt jede Nacht beiſammen ſchliefen. Während beide ſo in großem Vergnügen mit einander lebten, ward die Herzoginn ſchwanger, und gebar zu ihrer Zeit einen Sohn; ſie wußte ſich aber ſo gut zu benehmen, daß keiner am Hofe es bemerkte. Bologna ließ den Knaben heimlich aufziehen, und nannte ihn in der Taufe Friedrich, zum Gedächtniſſe des unglücklichen Königs Friedrich, welchem er mit großer Zuneigung bis zu ſeinem Tode in Frankreich gedient hatte.

Im Verfolge dieſes Liebesverſtändniſſes ward die Herzoginn abermals ſchwanger, und gebar eine ſchöne Tochter. Bei dieſer zweiten Geburt hatte ſie aber die Sachen nicht ſo heimlich einrichten können, daß nicht mehren vom Hofe bekannt wurde, daß die Herzoginn ſchwanger geweſen und geboren habe. Und während man verſchiedentlich über dieſe Sache flüſterte, kam es auch zu Ohren ihrer beiden Brüder, des Kardinals von Arragonien und des Markgrafen von Terace. Als dieſe vernahmen, daß ihre Schweſter geboren hatte, jedoch nicht wußten, wer der Vater wäre, beſchloſſen ſie, ſolchen Schimpf nicht auf ſich ſitzen zu laſſen, und mit großem Eifer ließen ſie von nun an alle Handlungen und Schritte der Herzoginn beſpähen.

Während dieſes Geflüſters am Hofe, und da täglich Abgeſchickte von den Brüdern der Herzoginn unter allerlei Vorwänden kamen, die nichts anderes bezweckten, als dieſes Geheimniß auszuforſchen, ſo fürchtete Bologna, daß die Kammerfrau die Sache verrathen möchte; und eines Tages, im Geſpräche mit der Herzoginn, ſagte er zu ihr:

„Ihr kennet, theure Herrinn, den Verdacht, welchen Eure Herren Brüder über dieſe Eure zweite Geburt hegen, und die große Mühe, welche ſie anwenden, der Sache auf den Grund zu kommen.

Ich fürchte ſehr, daß ſie einigen Verdacht auf mich haben, und ſie mich eines Tages ermorden laſſen. Ihr kennet beſſer, als ich, ihr Gemüth, und wiſſet, wie der Herr Kardinal zu handeln pflegt. Und weil ich glaube, daß ſie gegen Euch nicht grauſam ſein werden, bin ich gewiß, daß wenn ſie mich haben umbringen laſſen, nichts weiter geſchehen wird. Darum habe ich beſchloſſen, nach Neapel zu gehen, und wenn ich dort meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht habe, mich nach Ancona zurück zu ziehen, wohin ich mir meine Einkünfte ſenden laſſen und dort bleiben werde, bis man ſieht, daß dieſer Verdacht Euren Herrn Brüdern aus dem Kopfe gekommen iſt. Die Zeit allein wird uns dann weiter rathen.“

Vieles noch ſprachen beide mit einander. Endlich ſchied Bologna, zum großen Herzenleide der Herzogin; und wie er es verabredet hatte, ging er nach Neapel, wo er ſeine Angelegenheiten ordnete, die Beſorgung ſeiner Einkünfte einem Vetter übertrug, und ſich nach Ancona begab, wo er ehrenvoll lebte und ein anſtändiges Haus machte. Er hatte ſeinen Sohn und ſeine Tochter mitgenommen, und ließ beide mit großer Sorgfalt aufziehen.

Die Herzoginn, welche zum drittenmale ſchwanger zurück geblieben war, konnte es nicht ertragen, ohne ihren geliebten Anton zu leben, und war darüber ſo trübſelig, daß ſie faſt wahnſinnig geworden wäre. Und indem ſie oft ihr Schickſal überdachte, und fürchtete, wenn dieſe dritte Geburt ans Licht käme, daß ihre Brüder ihr einen ſchlimmen Streich ſpielen möchten, ſo beſchloß ſie, lieber zu ihrem Gemahle zu gehen und mit ihm als einfache Edelfrau zu leben, denn ohne ihn Herzoginn zu bleiben. Als ſie demnach mit ihrem Anton zu Ancona ſich wiedervereinigen wollte, benachrichtigte ſie ihn heimlich von allem, und begann damit, ihm Gelder und Kleider zu ſenden, ſo viel ſie konnte. Darauf verbreitete ſie, daß ſie ein Gelübde gethan hätte, zur Madonna von Loretto zu gehen. Als ſie alles in Ordnung gebracht, und ihren Sohn, der zum Herzoge beſtimmt war, in guter Pflege gelaſſen, begab ſie ſich auf den Weg, mit anſtändigem Gefolge und mehren Packwagen.

So kam ſie nach Loretto, und nachdem ſie der heiligen Kirche dort reiche Geſchenke dargebracht, und alle ihre Leute gedachten, wieder nach Amalfi heim zu kehren, ſagte ſie zu ihnen: „Wir ſind nur funfzehn Meilen von Ancona, und hören, daß es eine ſchöne Stadt iſt; deßhalb wäre es wohlgethan, hin zu reiſen und ſie zu ſehen.“ Alle ſtimmten dem Willen der Herzoginn bei; ſie ließen die Packwagen voraus gehen, und nahmen den Weg nach Ancona.

Bologna, von allem benachrichtigt, hatte ſein Haus aufs ehrenvollſte zurüſten und alles im Ueberfluſſe herbeiſchaffen laſſen. Und als es ihm Zeit ſchien, ſtieg er zu Pferde, mit vielen Edelleuten von Ancona, und ritt hinaus vor die Stadt, der Herzoginn entgegen.

Als die Leute der Herzoginn ihn erſahen, rieſen ſie fröhlich aus: „Frau Herzoginn, da iſt Herr Anton von Bologna!“ und alle bezeigten ihm außerordentliche Freude des Wiederſehns. Er ſtieg ab, küßte der Herzoginn die Hände, und lud ſie mit ihrem Gefolge in ſein Haus ein.

Dort nun, nachdem alle geſpeiſet hatten, wollte die Herzoginn die Maske fallen laſſen, wohl wiſſend, daß es doch dahin kommen müßte; ſie ließ alſo alle die Ihrigen in den Saal kommen, und ſprach alſo zu ihnen: „Es iſt Zeit, ihr edle Herrn, und ihr andre meine Diener, daß ich der ganzen Welt das offenbar mache, was es vor Gott iſt. In meinem Witwenſtande gedachte ich mich wieder zu vermählen und einen ſolchen Mann zu nehmen, wie ihn meine Neigung ſich erwählete. Demnach thu ich Euch kund, wie ſchon einige Jahre vergangen ſind, daß ich heimlich, nur in Gegenwart dieſer meiner Kammerfrau, den Herrn Anton von Bologna geheiratet habe, welchen ihr hier ſehet; er iſt mein rechtmäßiger Gemahl, und bei ihm, weil ich die ſeine bin, will ich bleiben. Bisher bin ich eure Herzoginn und Herrinn geweſen, und ihr ſeid meine getreuen Unterthanen und Diener geweſen: in Zukunft leiſtet eure treuen Dienſte dem Herzoge, meinem Sohne. Dieſe meine Jungfrauen geleitet nach Amalfi; ihre Ausſtattung habe ich vor meiner Abreiſe aus dem Königreiche in der Bank des Paul Toloſa niedergelegt, und die Verſchreibungen darüber befinden ſich im Kloſter St. Sebaſtian in den Händen der Ehrwürdigen Äbtiſſinn.

Ich will niemand hier behalten, als meine Kammerfrau **Beatrix Macedonio**, welche bisher meine Ehrendame geweſen, und wie ſie weiß, ſchon von mir belohnt iſt; dennoch wird ſie in den Händen der genannten Äbtiſſinn eine Verſchreibung finden, zur Ausſtattung einer ihrer Töchter. Wenn aber unter den Dienern einer iſt, der bei mir bleiben will, der ſoll bei mir wohl aufgenommen ſein. Und zum Schluſſe wiederhole ich, daß ich lieber als Edelfrau mit Herrn Anton, meinem Gemahle, leben, denn Herzoginn bleiben will.“

Alle ihre Leute waren erſtaunt und verwundert über dieſe Rede. Aber als ſie ſahen, daß es ſo ſein müßte, und Bologna ihnen den Sohn und die Tochter gezeigt, welche die Herzoginn geboren hatte, vereinigten ſich Alle, nach Amalfi heimzukehren, ausgenommen die Kammerfrau und zween Reitknechte, welche dort blieben. Die Übrigen verließen das Haus Bologna's und giengen in die Herberge, weil keiner es wagte, aus Furcht vor dem Kardinal und dem Markgrafen, bei ihm zu bleiben, nachdem ſie alles vernommen hatten; vielmehr verabredeten ſie unter einander, daß den nächſten Morgen einer der Edelleute mit der Poſt nach Rom reiſete zum Kardinal, bei welchem auch der andere Bruder war, und ſie von allem benachrichtigte. Die übrigen kehrten in das Königreich zurück. Die Herzoginn aber blieb bei ihrem Gemahle, lebte mit ihm höchſt vergnügt, und gebar nach wenigen Monaten einen andern Sohn, welchem ſie den Namen Alfons beilegten.

Der Kardinal von Arragonien und ſein Bruder, der Markgraf, wollten aber keinesweges leiden, daß ihre Schweſter ſich auf ſolche Weiſe verheiratet hätte, und mit Hülfe des Kardinals von Mantua, Gismondo Gonzaga, welcher unter dem Papſt Julius II. Legat von Ancona war, brachten ſie es dahin, daß Bologna mit ſeiner Gattinn von den Anconitanern verwieſen wurden. Bologna, der einen Freund in Siena hatte, verſchaffte ſich durch denſelben ein ſicheres Geleit von dieſer Stadt und die Erlaubniß, mit ſeiner Familie dort zu wohnen. Worauf er mit ſeiner Gemahlinn, Kindern und allem Geſinde, nach Siena zog.

Als dieſes die beiden Arragoniſchen Brüder hörten, und ſich getäuſcht ſahen, bewirkten ſie durch den Kardinal Petrucci und ſeinen Bruder, den Herrn Borgheſe, welche damals die Häupter der Regierung von Siena waren, daß die beiden Gatten auch aus dieſer Stadt gewieſen wurden.

Sie machten ſich daher wieder auf den Weg, reiſeten durch den Staat von Florenz nach der Romagna, um ſich aufs Meer zu begeben und nach Venedig zu ſchiffen. Als ſie in die Gegend von Forli gekommen waren, bemerkten ſie viele Reiter, welche ſie verfolgten. Worauf ſie, voll Furcht und rathlos, da ſie nirgend Rettung ſahen, mehr todt als lebend waren. Dennoch, von Furcht getrieben, beſchleunigten ſie ihre Fahrt, um noch ein Dorf zu erreichen, in der Hoffnung, ſich zu retten. Bologna ſaß auf einem guten Pferde, und ebenſo ſein Sohn Friedrich; die andern beiden Kinder und die Mutter wurden in Sänften getragen. Er hätte ſich leicht retten können, aber die Liebe zu der Gattinn und den Kindern ließ ihn nicht von ihr weichen. Sie, im feſten Glauben, daß die Nacheilenden nur ihrem Gatten Schaden thun ſollten, ermahnte ihn, ſich zu retten, weil ihre Brüder weder ihr ſelber noch ihren Kindern Leides thun, ihn aber, wenn er ihnen in die Hände ſiel, gewiß tödten laſſen würden; ſie bat ihn inſtändigſt, zu fliehen, weil Gott es wohl noch vergönnen würde, daß ihre Brüder mit der Zeit ſich beſänftigten. Der unglückliche Bologna, der ſeine Verfolger ſchon ganz nahe, und kein Mittel ſah, daß die Gattinn und die Kinder entfliehen könnte, nahm mit unaufhörlichen Thränen von ihr Abſchied, gab dem Pferde die Sporen, und rief den Seinen zu, daß jeder auf ſeine Rettung denken möchte. Der junge Friedrich, der ſeinen Vater fliehen ſah und auf einem Türkiſchen Roſſe ſaß, folgte ihm im vollen Laufe, und ſolchergeſtalt retteten ſich Bologna und ſein Sohn und vier Diener, die auch gut beritten waren.

Als die auf ſeinen Tod Ausgeſandten ihn nicht einholen konnten, nahmen ſie die Herzoginn mit den kleinen Kindern und allen Uebrigen gefangen; und der Hauptmann ſagte zu ihr: „Frau Herzoginn, eure Herrn Brüder haben uns befohlen, euch wieder in das Königreich in euer Haus zu führen, damit ihr abermals die Leitung des Herrn Herzogs, eures Sohnes, übernehmet, und nicht bald hier bald dort umherſchweifet; denn Herr Anton von Bologna würde, nachdem er euer überdrüſſig geworden, euch verlaſſen haben. Deshalb ſeid gutes Muthes und laßt euch nichts verdrießen."

Auf dieſe trüglichen Worte beruhigte ſich die Herzoginn, und glaubte in der That, was ihr der Hauptmann geſagt hatte. Und in dieſem Vertrauen reiſete ſie einige Tage, von dem Reitertrupp begleitet, bis ſie nach Amalfi kamen, wo ſie in die Burg getragen, und vom Burgvogte mit ihren beiden Kindern und der Kammerfrau in den ſtärkſten Felſenthurm gelegt und verwahrt wurde. Und hier wurden alle viere jämmerlich erdroſſelt und ihre Leichname heimlich beerdigt.

Herr Anton mit ſeinem Sohn und den vier Dienern erreichte Mailand, wo er einige Tage blieb, unter dem Schutze des Herrn Silvio Savelli, welcher damals, im Jahre 1512, die Franzoſen in der Burg von Mailand belagerte, um ſie für Maximilian Sforza einzunehmen, wie dann auch durch Uebergabe geſchah. Als Savello hierauf weiter zog, Crema zu belagern, begab ſich Bologna in das Haus des Ritters Visconte. Die Brüder von Arragonien hatten es in Neapel dahin gebracht, daß die Güter Bologna's eingezogen wurden, unter dem

Vorwande, daß er in Mailand Gemeinſchaft hielte mit einigen Empörern und Ausgewanderten von Neapel. Bologna aber dachte auf nichts andres, als nur die beiden Brüder zu verſöhnen. Er wollte es auf keine Weiſe glauben, daß ſeine Gattinn und beiden kleinen Kinder erdroſſelt wären, und daß er ſelber in Mailand nicht ſicher wäre. Und hierüber ward er von der Frau Hippolita Bentivoglio und dem Herrn Hermes Viſconte, ihrem Gemahle, mehrmals gewarnt, und ihm geſagt, ſie wüßten für gewiß, daß in Mailand Leute auf ſeinen Tod gedungen wären. Anton dankte ihnen für dieſe Warnung, verſicherte ſie aber, daß er vollkommen ſicher wäre, nachdem ihm Schreiben aus Neapel gekommen, daß der Fiſcus binnen kurzem den Beſchlag auf ſeine Güter wieder aufheben würde, daß der Kardinal und der Markgraf nicht mehr in Zorn auf ihn wären, und daß er ohne Zweifel ſeine Gattinn wiedererhalten würde.

Aber er ſah ſich ſehr getäuſcht, daß er dieſen heilſamen Warnungen nicht glauben wollte; denn eines Morgens deſſelben Jahres 1512, als er nach der Kirche S. Franceſco zur Meſſe ging, nur von zween Dienern begleitet, und in die Nähe der Kirche gekommen war, ward er von dem Hauptmann Daniel von Bozzolo mit noch drei vollſtändig gewaffneten Geſellen, angefallen, durch und durch geſtochen, und jämmerlich ermordet. Die ihn ſo nach ihrer vollen Gemächlichkeit umgebracht hatten, gingen darauf, wohin ſie Luſt hatten, weil niemand da war, der ſich die Mühe nehmen wollte, ſie zu verfolgen. Der Leichnam Bologna's ward in das Haus des Ritters Viſconte gebracht und von demſelben ehrenvoll und feierlich beſtattet, und ſein Sohn Friedrich mit guter Bedeckung nach Neapel geſandt zu ſeinen Verwandten.

Meiſter Johannes Wacht.

Eine Erzählung

von

E. T. A. Hoffmann.

Zu der Zeit, als die Leute in der ſchönen freundlichen Stadt Bamberg, um mit dem bekannten Sprichwort zu reden, gut, d. h. unter dem Krummſtab wohnten, nämlich gegen das Ende des verfloſſenen Jahrhunderts, lebte daſelbſt ein Mann, der, dem Bürgerſtande angehörend, in jeder Hinſicht ſelten und ausgezeichnet zu nennen.

Er hieß Johannes Wacht, und war ſeiner Profeſſion nach ein Zimmermann. —

Die Natur verfolgt, ihrer Kinder Schickſal erwägend und beſtimmend, ihren eignen dunkeln, unerforſchlichen Weg, und das, was Konvenienz, was im beengten Leben geltende Meinungen und Rückſichten als wahre Tendenz des Seins feſtſtellen wollen, iſt ihr nur das vorwitzige Spiel ſich weiſe dünkender bethörter Kinder. Aber der kurzſichtige Menſch findet oft in dem Widerſpruch der Ueberzeugung ſeines Geiſtes mit jenem dunkeln Walten der unerforſchlichen Macht, die ihn erſt an ihrem mütterlichen Buſen gehegt und gepflegt und ihn dann verlaſſen, eine heilloſe Ironie; und dieſe Ironie erfüllt ihn mit Grauſen und Entſetzen, weil ſie ſein eignes Ich zu vernichten droht.

Nicht die Paläſte der Großen, nicht fürſtliche Prunkgemächer, wählt die Mutter des Lebens für ihre Lieblinge. — So ließ ſie unſern Johannes, der, wie der geneigte Leſer es erfahren wird, wohl einer ihrer begünſtigſten Lieblinge zu nennen, auf dem elenden Strohlager, in der Werkſtatt eines verarmten Drechslermeiſters zu Augsburg, das Licht der Welt erblicken. Die Frau ſtarb vor Jammer und Noth gleich nach der Geburt des Kindes, und der Mann folgte ihr nach wenigen Monaten.

Der Rath mußte ſich des hülfloſen Knaben annehmen, dem der erſte Sonnenblick eines künftigen günſtigen Geſchicks aufging, als der Raths-Zimmermeiſter, ein wohlthätiger ehrwürdiger Mann, es nicht zugab, daß das Kind, in deſſen Antlitz, unerachtet es von Hunger entſtellt, er dennoch Züge fand, die ihm gefielen, in einer öffentlichen Anſtalt untergebracht werde, ſondern es in ſein Haus nahm, um es ſelbſt mit ſeinen Kindern zu erziehen.

In unglaublich kurzer Zeit entwickelte ſich nicht allein die Geſtalt des Kindes, ſo daß man kaum glauben mochte, das kleine unſcheinbare Weſen in der Wiege ſei wirklich die farb- und formloſe Puppe geweſen, aus der, wie ein ſchöner Schmetterling, der lebendige bildhübſche goldgelockte Knabe hervorgegangen. Doch wichtiger ſchien, als mit dieſer Anmuth der Geſtalt, ſich bald bei dem Knaben eine Eminenz der Geiſtesfähigkeiten zeigte, die den Pflegevater ſowohl, als ſeine Lehrer in Erſtaunen ſezte. Johannes wuchs in einer Werkſtatt auf, aus der, da der Rathszimmermeiſter beſtändig mit den wichtigſten Bauten beſchäftigt war, das Grandioſeſte hervor ging, was das Handwerk zu liefern vermag. Kein Wunder, daß des Knaben alles lebendig auffaſſender Sinn dadurch aufgeregt wurde, und er ſich mit ganzer Seele zu einer Profeſſion hingezogen fühlte, deren Tendenz, in ſo fern ſie Großes und Kühnes zu ſchaffen vermag, er in tiefer Seele ahnete. Man kann denken, wie dieſe Neigung des Knaben den Pflegevater erfreute; er fühlte ſich dadurch bewogen, im Praktiſchen ſelbſt ſein ſorgfältiger aufmerkſamer Lehrmeiſter zu ſein, ſo wie er den Knaben, da er zum Jüngling heran reifte, in allem, was zum höhern Einſehn und Treiben des Handwerks gehört, wie z. B. in der Zeichenkunſt, Architektur, Mechanik u. ſ. w. von den geſchickteſten Meiſtern unterrichten ließ.

Vier und zwanzig Jahre war unſer Johannes alt, als der alte Zimmermeiſter ſtarb, und ſchon damals war ſein Pflegeſohn ein in allen Theilen ſeines Handwerks völlig erfahrner durchausgeübter Geſelle, der weit und breit ſeines gleichen ſuchte. Er trat zu der Zeit mit ſeinem treu verbundenen Kameraden Engelbrecht, die gewöhnliche Wanderſchaft an.

Genug weißt du, geliebter Leſer, aus der Jugendzeit des wackern Wacht, und es dürfte nur noch nöthig ſein, mit kurzen Worten zu ſagen, wie es kam, daß er in Bamberg anſäſſig und Meiſter wurde.

Als er nämlich nach langer Wanderung auf der Rückkehr in die Heimat mit ſeinem Kameraden Engelbrecht durch Bamberg kam, war man dort gerade mit der Hauptreparatur des biſchöflichen Palaſtes beſchäftigt, und zwar ſollte eben an der Seite, wo die Mauern aus der Tiefe eines engen Gäßchens himmelhoch empor ſteigen, ein ganz neuer Dachſtuhl aus den größten ſchwerſten Balken geſetzt werden. Es galt eine Maſchiene, die, den möglichſt kleinſten Platz einnehmend, mit konzentrirter Kraft die großen Laſten in die Höhe heb. Der fürſtliche Baumeiſter, der auf ein Däuschen herzurechnen wußte, wie die Trajans-Säule in Rom zum Stehen gebracht und wie dabei hundert Fehler begangen worden, die er nimmermehr ſich hätte zu Schulden kommen laſſen, hatte auch wirklich eine Maſchiene, eine Art von Krahn, hingeſtellt, welche ſehr hübſch ausſah und von allen als ein mechaniſches Meiſterſtück gerühmt wurde. Als aber die Leute die Maſchiene in Bewegung ſetzen ſollten, fand es ſich, daß der Herr Baumeiſter auf lauter Simſone und Herkuleſſe gerechnet hatte. Das Räderwerk gab ein g[illegible]liches kreiſchendes Jammergeſchrei von ſich, die eingehakten großen Balken blieben ſitzen, die Arbeiter erklärten im Schweiß ihres Angeſichts, daß ſie lieber Holländerbäume ſteile Treppen herauftragen, als in der Maſchiene die angeſtrengteſte Kraft nutzlos vergeuden wollten, und dabei blieb es.

In einiger Entfernung ſchauten Wacht und Engelbrecht dem Weſen, oder vielmehr dem Unweſen, zu, und es mag ſein, daß Wacht über die Unkenntniß des Baumeiſters ein wenig lächelte.

Ein eisgrauer Altgeſelle erkannte an der Kleidung der Fremden das Handwerk, trat ohne weiteres auf ſie zu und fragte den Wacht, ob er das Ding mit der Maſchiene dort denn beſſer verſtehe, da er ſo klug drein ſehe? Ei nun, erwiederte Wacht ganz unbefangen, ei nun, mit dem beſſer Verſtehn iſt es immer ein mißliches Ding, denn jeder Narr glaubt, er verſtehe alles am Allerbeſten, aber mich nimmts nur Wunder, daß Ihr hier zu Lande die einfache Verrichtung nicht kennt, welche das mit Leichtigkeit bewirkt, warum der Herr Baumeiſter dort vergebens die Leute ſich abquälen läßt.

Den eisgrauen Altgeſellen verſchnupfte die kecke Antwort des jungen Menſchen nicht wenig; er wandte ſich murrend weg und bald wußte jeder, daß ein fremder junger Zimmergeſelle den Baumeiſter mit ſammt ſeiner Maſchiene verhöhnt und ſich berühmt, eine wirkſamere Verrichtung zu kennen. So wie es in der Regel, achtete kein Menſch darauf; ſondern der würdige Baumeiſter, ſo wie die ehrliche Zimmermannszunft zu Bamberg, meinte: der aus der Fremde würde auch nicht alle Weisheit gefreſſen haben und alte erfahrene Meiſter eines beſſern belehren wollen. Siehſt du nun wohl, ſprach Engelbrecht zu ſeinem Kameraden, ſiehſt du nun wohl, Johannes, wie dein Vorwitz ſchon wieder die Leute, welche wir noch dazu als Handwerksgenoſſen begrüßen müſſen, gegen dich aufgebracht hat?

Wer kann, erwiederte Johannes mit funkelndem Blick, wer mag es ruhig anſehen, wenn das arme bedauernswürdige Handlanger-Volk ohne Noth über alle Gebühr geſchunden und geplagt wird! Und wer weiß, was mein Vorwitz nicht noch für erſprießliche Folgen haben wird. — Es traf wirklich ſo ein!

Ein einziger Mann von ſolch eminentem Geiſt, daß ſeinem Scharfblick kein noch ſo flüchtig hingeworfener Funke entging, faßte die Aeußerung des

Jünglings, die ihm von dem Baumeiſter ſelbſt als ein vorwitziges Wort eines jungen Kiekindiewelt hinterbracht wurde, gar anders auf, als die Uebrigen. Dieſer Mann war der Fürſt Biſchof ſelbſt. Er ließ den Jüngling vor ſich kommen, um ihn näher über ſeine Aeußerung zu befragen und wurde nicht wenig von ſeinem Anblick, von ſeinem ganzen Weſen, in Erſtaunen geſetzt. Der geneigte Leſer muß erfahren, woher dies Erſtaunen rührte, und es iſt an der Zeit, von Johannes Wachts ganzem Innern und Aeußern mehr zu ſagen.

Johannes war, was Antlitz und ganze Geſtalt betrift, ein ausgezeichnet ſchöner Jüngling zu nennen und doch erhielten dieſe edlen Züge, dieſer majeſtätiſche Wuchs, erſt im männlicheren Alter die volle Bedeutung. Aeſthetiſche Kapitulare nannten den Johannes einen alten Römerkopf, ein jüngerer Domicellar, der auch im ſtrengſten Winter ganz ſchwarz in Seide einher zu gehen pflegte, und der Schillers Fiesko bereits geleſen, verſicherte dagegen, Johannes Wacht ſei der leibhaftige Verrina.

Nicht Schönheit und Anmuth der äußern Geſtalt übt aber jenen geheimnißvollen Zauber, vermöge deſſen manche hochbegabte Menſchen jeden, dem ſie entgegen treten, auf der Stelle für ſich einnehmen. Man fühlt in gewiſſer Art ihre Ueberlegenheit; aber dies Gefühl iſt keinesweges, wie man denken ſollte, läſtig; ſondern erregt, indem es den Geiſt erhebt, ein gewiſſes Behagen, das dem ganzen Innern unendlich wohl thut. Die vollkommenſte Harmonie verbindet alle Theile des phyſiſchen und pſychiſchen Organismus zum Ganzen, ſo daß die Erſcheinung, wie ein reiner Akkord, keinen Mißklang duldet. Dieſe Harmonie ſchafft jenen unnachahmlichen Anſtand, jenes, — man möchte ſagen —, bequeme, in der kleinſten Bewegung, worinn ſich das Bewußtſein der wahrhaften menſchlichen Würde kund thut. Dieſen Anſtand lehrt kein Tanzmeiſter und kein Prinzenhofmeiſter, und er dürfte wohl deshalb recht eigentlich der vornehme Anſtand ſein, weil ihn die Natur ſelbſt als ſolchen geſtempelt. Es iſt hier nur noch hinzuzufügen, daß Meiſter Wacht, unerſchütterlich in Edelmuth, Treue und Bürgerſinn, mit jedem Jahre mehr ein Mann des Volks wurde. Er trug alle Tugenden, aber auch jene unbeſiegbaren Vorurtheile in ſich, die gewöhnlich die Schattenſeite ſolcher Männer zu ſein pflegen. Der geneigte Leſer wird bald erfahren, worinn dieſe Vorurtheile beſtanden. —

Erklärt möchte nun auch hinlänglich ſein, warum des Jünglings Erſcheinung auf den würdigen Fürſt Biſchof ſolch einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Lange betrachtete er den jungen ſtattlichen Handwerksmann ſchweigend mit ſichtbarem Wohlgefallen, dann fragte er ihn über ſein ganzes bisheriges Leben aus. Johannes antwortete auf alles freimüthig und beſcheiden und ſezte zulezt dem Fürſten mit überzeugender Klarheit auseinander, wie des Baumeiſters Maſchiene vielleicht zu andern Zwecken tauglich, die beabſichtigte Wirkung aber niemals hätte hervorbringen können.

Auf die Aeußerung des Fürſten: ob Wacht ſich wohl getraue, ſelbſt eine zweckmäßigere Maſchiene anzugeben, die die Laſten emporbringe, erwiederte dieſer, daß er, um eine ſolche Maſchiene herzuſtellen, nur eines Tages, unter Hülfe ſeines Kameraden Engelbrechts und einiger geſchickter und williger Handlanger bedürfe.

Man kann denken, mit welcher boshaften Schadenfreude im Innern der Baumeiſter, und was ihm anhängig, den Morgen kaum erwarten konnten, an dem der verlaufe Fremde mit Schande und Spott nach Hauſe geſchickt werden würde. Es kam aber anders, als wie es dieſe gutherzigen Leute gedacht und auch wohl gewünſcht hatten.

Drei zweckmäßig angebrachte, in der Wirkung in einander greifende Erdwinden, jede nur mit acht Arbeitern bemannt, hoben die ſchweren Balken ſo leicht bis zur ſchwindelnden Höhe des Daches, daß dieſe in den Lüften zu tanzen ſchienen. Seit dieſem Augenblick war des braven geſchickten Handwerksmanns Ruf in Bamberg begründet. Der Fürſt drang in ihn, in Bamberg zu bleiben und das Meiſterrecht zu erlangen, wozu er ihm ſelbſt allen nur möglichen Vorſchub leiſten wolle. Wacht war zweifelhaft, ungeachtet es ihm in dem freundlichen wohlfeilen Bamberg ſehr wohl gefiel. Anſehnliche Bauten, die eben im Werke, legten für das Bleiben ein großes Gewicht in die Waagſchale; den Ausſchlag gab aber ein Umſtand, der im Leben gar oft zu entſcheiden pflegt. Johannes Wacht fand nämlich ganz unvermuthet in Bamberg die bildhübſche ehrſame Jungfrau wieder, die er vor mehreren Jahren in Erlangen geſehen und, welcher er ſchon damals zu tief in die freundlichen blauen Augen gegukt hatte. Mit zwei Worten, — Johannes Wacht ward Meiſter, heirathete die ehrſame Jungfrau aus Erlangen, und brachte es durch Fleiß und Geſchicklichkeit bald dahin, daß er ein artiges Haus, welches auf dem Kaulberge belegen, mit einem großen Hofraum nach den Bergen hinaus, kaufen, und ſich ſo ganz anſiedeln konnte. Doch wem leuchtet unwandelbar im gleichen Glanz des Glücks freundlicher Stern! Der Himmel hatte beſchloſſen, unſern wackern Johannes einer Prüfung zu unterwerfen, der vielleicht jeder Andere weniger ſtark an Geiſt unterlegen haben würde. Die erſte Frucht der glücklichſten Ehe war ein Sohn, der, ein herrlicher Jüngling, ganz in die Fußſtapfen des Vaters treten zu wollen ſchien. Achtzehn Jahr war dieſer Jüngling alt worden, als in einer Nacht nicht fern von Wachts Hauſe ein bedeutendes Feuer ausbrach. Vater und Sohn eilten, ihrem Beruf gemäß, zur Dämpfung des

Brandes herbei. Kühn kletterte der Sohn mit andern Zimmerleuten herauf, um das brennende Dachgerippe ſo viel als möglich wegzuſchlagen. Der Vater, der unten geblieben, um, wie es immer zu geſchehen pflegte, das Einreißen und Löſchen zu leiten, warf einen Blick hinauf, erkannte die entſetzliche Gefahr, ſchrie: Johannes, Leute, hinab, hinab! Zu ſpät — Mit fürchterlichem Krachen ſtürzte die Brandmauer ein — erſchlagen lag der Sohn in den Flammen, die wie im gräßlichen Triumpf ſtärker praſſelnd empor loderten. —

Doch nicht dieſer entſetzliche Schlag allein ſollte den armen Johannes Wacht treffen. Eine unvorſichtige Magd drang mit wüthendem Jammergeſchrei in die Stube, wo die Hausfrau erſt halb geneſen von einer zerſtörenden Nervenkrankheit, in Angſt und Noth lag über das Feuer, deſſen dunkelrother Widerſchein ſich an den Wänden ſpiegelte.

„Euer Sohn, euer Johannes iſt erſchlagen, „begraben in den Flammen hat ihn mit ſeinen Kameraden die Brandmauer!“

So ſchrie die Magd.

Wie von jäher Gewalt getrieben, richtete ſich die Hausfrau aus dem Bett hoch empor; doch tief aufſeufzend ſank ſie wieder zurück auf das Lager.

Der Nervenſchlag hatte ſie getroffen, — ſie war tod.

„Sehen wir nun, ſprachen die Bürger, wie „Meiſter Wacht ſein großes Leid tragen wird. Oft „genug hat er uns gepredigt, daß der Menſch dem „größten Unglück nicht erliegen, ſondern ſein Haupt „emporhalten und mit der Kraft, die der Schöpfer in jedes Bruſt gelegt, dem bedrohlichen Verderben, ſo lange widerſtehen müſſe, als dieſes „nicht augenſcheinlich im ewigen Rath beſchloſſen. „Laßt uns ſehen, was er uns nun für ein Beiſpiel geben wird?“

Nicht wenig war man verwundert, als man zwar den Meiſter ſelbſt nicht in der Werkſtatt, wohl aber die ununterbrochene Thätigkeit der Geſellen wahrnahm; ſo daß nicht die mindeſte Stokkung entſtand; ſondern die begonnenen Werke, ſo, als ob dem Meiſter kein Leid widerfahren, gefördert wurden.

„Engelbrecht, ſprach der Meiſter an demſelben „Mittage, als er in der Frühe mit ſtandhaftem

„Muthe, feſten Schrittes, allen Troſt, alle Hoff„nung, die ihm ſein Glaube, die wahrhafte Reli„gion, die in ſeinem Innern feſtgewurzelt blieb, ge„währte, in dem verklärten Antlitz, den Leichen ſeines „Weibes und ſeines Sohnes gefolgt; Engelbrecht, „es iſt nun vonnöthen, daß ich mit meinem Gram, „der mir das Herz abſtoßen will, allein bleibe, „damit ich vertraut mit ihm werde, und mich ge„gen ihn ermanne. Du Bruder, biſt ja mein „wackerer thätiger Werkmeiſter und weißt wohl, „was in acht Tagen zu thun; denn ſo lange ſchließ' „ich mich in mein Kämmerlein.“ —

In der That verließ Meiſter Wacht acht Tage hindurch nicht ſeine Stube. Das Eſſen brachte die Magd oft unangerührt wieder hinab, und man vernahm oft auf dem Hausflur ſeine leiſe, wehmüthige, tief ins Herz dringende, Klage: o mein Weib! o mein Johannes!

Viele von Wachts Bekannten waren der Meinung, daß man ihn durchaus dieſer Einſamkeit nicht überlaſſen müſſe, die ihn, da er beſtändig ſeinem Gram nachhänge, zerſtören könne. Engelbrecht entgegnete indeſſen. „laßt ihn gewähren, Ihr

„kennt meinen Johannes nicht, ſchickte ihm die „Macht des Himmels, nach ihrem unerforſchlichen „Rathſchluß, dieſe harte Prüfung, ſo gab ſie ihm „auch die Kraft, ſie zu überſtehen, und jeder irdiſche Troſt würde ihn nur verletzen. Ich weiß, „auf welche Weiſe er ſich hinausarbeitet aus ſeinem tiefen Schmerz.“ —

Lezteres ſprach Engelbrecht mit beinahe ſchlauer Miene, ohne ſich weiter darüber auslaſſen zu wollen, was er damit meine. Die Leute mußten zufrieden ſein, und den unglücklichen Wacht in Ruhe laſſen.

Acht Tage waren vergangen; am neunten und zwar an einem heitern Sommermorgen, früh um fünf Uhr trat Meiſter Wacht ganz unvermuthet hinaus in den Werkhof unter die Geſellen, die in voller Arbeit. Die Aexte, die Sägen ſanken ihnen nieder und, halb wehmüthig, riefen ſie: Meiſter Macht, unſer gute Meiſter Wacht! —

Mit heiterm Antlitz, auf dem die Spuren des überſtandenen Grams den Ausdruck inniger Gutmüthigkeit bis zum rührendſten Karakter erhöhten, trat er unter ſeine Getreuen und verkündigte, wie der gütige Himmel den Geiſt der Gnade und des Troſtes auf ihn herabgeſandt und wie er nun geſtärkt, mit Muth und Kraft, ſeinen Beruf erfüllen werde. Er begab ſich nach dem Gebäude, das in der Mitte des Hofes zum Aufbewahren des Handwerkszeugs, zum Aufzeichnen der Werke u. ſ. beſtimmt war.

Engelbrecht, die Geſellen, die Lehrburſchen, folgten ihn wie im Zuge; als er eintrat, blieb er faſt eingewurzelt ſtehen.

Man hatte im Schutt des abgebrannten Hauſes die Axt des armen Johannes, welche an ganz entſcheidenden Zeichen kennbar, mit halb verbranntem Stiel, vorgefunden. Dieſe war von ſeinem Kameraden hoch an der, der Thüre gegenüber ſtehenden Wand befeſtigt und rund umher mit ziemlich roher Kunſt ein Kranz von Roſen und Cypreſſen gemahlt worden. Unter dem Kranz hatten ſie aber Namen, Geburtsjahr ihres geliebten Kameraden, ſo wie das Datum der unglückſeligen Nacht ſeines gewaltſamen Todes geſetzt.

„Armer Hans, rief Meiſter Wacht, als er dies „rührende Monument wahrhaft treuer Gemüther

„erblickte, und ein Thränenſtrom ſtürzte ihm aus
„den Augen, armer Hans, zum leztenmale erhobſt
„du jenes Werkzeug zum Wohl deiner Brüder,
„aber du ruhſt im Grabe und nimmer wirſt du
„mehr an meiner Seite in wackerer Thätigkeit tüchtige
„Werke fördern helfen!“ —

Damit ging Meiſter Wacht die Reihe umher, ſchüttelte jedem Geſellen, jedem Lehrburſchen, treuherzig die Hand und ſprach: denkt an ihn! — Alles ging nun wieder an die Arbeit, nur Engelbrecht mußte bei Wacht zurückbleiben.

„Sieh nur, mein alter Kamerad, ſprach Wacht,
„welchen wunderbaren Weg die ewige Macht gewählt
„hat, um mich mein großes Leid überſtehen
„zu laſſen. In den Tagen, als mich der Gram
„über Weib und Kind, das ich auf ſolch entſetzliche
„Weiſe verloren, ganz und gar zermalmen
„wollte, gab mir der Geiſt den Gedanken eines
„beſonders künſtlichen und zuſammengeſezten Hängewerks
„ein, über welches ich ſchon lange gegrübelt,
„das mir aber nie ins Klare kommen wollte.
„Schau her!“ —

Damit rollte Meiſter Wacht die Zeichnung auf, an der er die Tage über gearbeitet hatte, und Engelbrecht erſtaunte eben ſo ſehr über die Kühnheit und Originalität der Erfindung, als über die ausnehmende Sauberkeit der vollendeten Arbeit. So künſtlich, ſo ſinnig war die Mechanik des Werkes angelegt, daß ſelbſt der vielerfahrne Engelbrecht ſich nicht gleich darin finden konnte, deſto mehr aber in freudige Verwunderung ausbrach, als, nachdem ihm Meiſter Wacht das kleinſte Detail des ganzen Baues erklärt, er ſich von der Unfehlbarkeit des Gelingens in der Ausführung überzeugen mußte. —

Wachts ganze Familie beſtand jetzt nur noch aus zwei Töchtern, doch ſollte dieſer Hausſtand gar bald vermehrt werden.

So arbeitſam, ſo geſchickt auch Meiſter Engelbrecht ſein mochte, doch gelang es ihm nicht die niedrigſte Stufe der Wohlhabenheit zu erlangen, welche gleich in der erſten Zeit Wachts Unternehmungen krönte. Der ärgſte Feind des Lebens, gegen den keine menſchliche Kraft etwas vermag, lehnte ſich gegen ihn auf, um ihn zu verderben, und verdarb ihn wirklich; nämlich Siechheit des Körpers. Er ſtarb und hinterließ die Frau mit zwei Knaben in beinahe dürftigen Umſtänden; die Frau begab ſich in ihre Heimat und Meiſter Wacht hätte gerne beide Söhne in ſein Haus genommen, dies war aber nur mit dem älteſten, Sebaſtian geheißen, thunlich. Dieſer war ein kräftiger kluger Junge, der, zum Handwerk des Vaters geneigt, ein tüchtiger Zimmermann zu werden verſprach. Eine gewiſſe Störrigkeit des Karakters, die zuweilen bis ans Bösartige zu grenzen ſchien, ſo wie ein gewiſſes rohes Weſen oft bis zur Wildheit geſteigert, glaubte Wacht durch eine weiſe Erziehung beſiegen zu können. Der jüngere Bruder, Namens Jonathan, war gerade das Gegentheil des ältern; ein kleines bildhübſches ſchwächliches Bübchen, dem die Milde und Herzensgüte aus den blauen Augen lachte. Dieſen Knaben hatte ſchon bei Lebzeiten des Vaters der ehrwürdige Doktor des Rechts, ſo wie erſter und älteſter Advokat am Orte, Herr Theophilus Eichheimer, zu ſich genommen, um ihn, da er einen vorzüglichen Geiſt, ſo wie den entſchiedenſten Hang zu den Wiſſenſchaften zeigte, zum Rechtsgelehrten zu erziehen.

Hier zeigte ſich nun eines jener unbeſiegbaren

Vorurtheile unſeres Wacht, von denen ſchon oben die Rede geweſen. Wacht trug nämlich die vollkommenſte Ueberzeugung in ſich, daß alles, was man unter dem Namen Rechtsgelehrſamkeit verſtehe, nichts anders als künſtlich ergrübelte Menſchenſatzung wäre, die nur dazu diene, das wahre Recht, das in jedes Tugendhaften Bruſt geſchrieben ſtehe, zu verwirren. Konnte er die Einrichtung der Gerichtshöfe auch nicht gerade hin verwerfen, ſo hatte er doch ſeinen ganzen Haß auf die Advokaten geworfen, welche er insgeſammt, wo nicht gerade zu für elende Betrüger, doch für ſolche nichtswürdige Menſchen hielt, die mit dem Heiligſten und Ehrwürdigſten auf der Welt ſchändlichen Wucher trieben. Man wird ſehen, wie der verſtändige, ſonſt alle Lebensverhältniſſe klar durchſchauende, Wacht in dieſem Punkt dem Roheſten aus dem gemeinſten Volke glich. Daß er fürs Andere unter den Anhängern der katholiſchen Kirche keine Frömmigkeit, keine Tugend ſtatuirte, daß er keinem Katholiken traute, möchte ihm eher zu verzeihen ſein, da er in Augsburg die Grundſätze eines beinahe fanatiſchen Proteſtantismus eingeſogen. Man kann denken, wie es dem Meiſter Wacht das Herz zerſchnitt, den Sohn ſeines treuſten Freundes eine Laufbahn beginnen zu ſehen, die er ſo tief verabſcheute.

Doch war ihm des Verſtorbenen Wille heilig und es war ſo viel gewiß, daß der ſchwächliche Jonathan nicht zu irgend einem Handwerk, das nur einigermaßen körperliche Kraft erforderte, erzogen werden konnte; ſo wie, daß wenn der alte Herr Theophilus Eichheimer mit dem Meiſter über das göttliche Geſchenk der Wiſſenſchaften ſprach und dabei den kleinen Jonathan, als einen frommen verſtändigen Knaben lobte, der Meiſter in dem Augenblick den Advokaten, die Rechtsgelehrſamkeit und ſein Vorurtheil vergaß. Meiſter Wacht hatte ſeine ganze Hoffnung darauf geſtellt, daß Jonathan, des Vaters Tugenden im Herzen, ein Metier in dem Augenblick verlaſſen werde, als er an Jahren gereift, deſſen ganze Schändlichkeit einzuſehen im Stande. —

War Jonathan ein ſtiller frommer, dem häuslichen Studiren ergebener Junge, ſo trieb es Sebaſtian deſto ärger mit ausgelaſſenen tollem Weſen.

Da er aber Rückſichts ſeines Handwerks ganz der Vater wurde und an dem Fleiß, ſo wie an der Nettigkeit ſeiner Arbeit, nie etwas auszuſetzen war, ſo maß Meiſter Wacht die bisweilen doch zu argen Streiche dem ungeläuterten Feuer der aufbrauſenden Jugend bei, vergab ſie dem Jüngling und meinte, er werde ſich auf der Wanderſchaft wohl die Hörner ablaufen.

Dieſe Wanderſchaft trat Sebaſtian bald an, und Meiſter Wacht hörte auch nicht früher etwas von ihm, als bis er majorenn geworden, von Wien aus ſich ſein kleines väterliches Erbtheil ausbat, welches ihm Meiſter Wacht von Heller zu Pfennig überſandte und worüber er eine von den Gerichten zu Wien ausgefertigte Quittung erhielt. —

Eben eine ſolche Verſchiedenheit der Gemüthsart, die die Engelbrechts trennte, fand auch bei Wachts beiden Töchtern ſtatt, von denen die älteſte Nettel, die jüngere aber Nanni geheißen.

In aller Eil kann hier bemerkt werden, daß nach der allgemeinen in Bamberg herrſchenden Meinung der Vorname Nanni der allerſchönſte und herrlichſte iſt, den ein Mädchen führen kann.

Frägſt du daher, geliebter Leſer, in Bamberg ein hübſches Kind: „wie heißen Sie, mein ſüßer Engel?“ ſo wird die Holde verſchämt die Augen niederſchlagen, an der ſchwarz ſeidnen Schürze zupfen und etwas erröthend freundlich liſpeln: I nun, Nanni, Ihr Gneden! —

Nettel, Wachts älteſte Tochter, war ein kleines rundes Ding mit hochrothen Wangen und recht freundlichen ſchwarzen Aeugelein, mit denen ſie in den Sonnenſchein des Lebens, wie er ihr aufgegangen, keck hineinſchaute, ohne zu blinzeln. Sie war Rückſichts ihrer Bildung und ihres ganzen Weſens auch nicht eine Linie hoch über die Sphäre des Handwerks geſtiegen. Sie klatſchte mit den Frau Baſen, putzte ſich gern, wiewohl in bunten Staat ohne Geſchmack, ihr eigentliches Element, worin ſie webte und lebte, war aber die Küche. Keiner, und auch der ausgelernteſten Köchinn weit und breit, konnte der Haaſen- und Gänſepfeffer ſo ſchmackhaft gerathen, über die Sulzen herrſchte ſie nach freier Willkühr, Gemüſe wie z. B. Mirſchieg, Keesköhl, bereitete Nettels kunſtreiche Hand ohne Gleichen, da ein feiner untrüglicher Sinn ſie über das plus oder minus des Fetts auf der Stelle entſcheiden ließ, und ihre Krapfen ſpotteten der wohlgerathenſten Erzeugniſſe der luxuriöſeſten Kirchweihen.

Vater Wacht war mit der Kochkunſt ſeiner Tochter ſehr wohl zufrieden und meinte einmal, es ſei unmöglich, daß der Fürſt-Biſchof ſchmackhaftere Schunkennudeln auf ſeiner Tafel haben könne. Das ging denn nun der guten Nettel ſo tief ins freudige Herz, daß ſie im Begriff ſtand, eine gewaltige Schüſſel mit beſagten Schunkennudeln, und zwar an einem Faſttage, dem Fürſt-Biſchof aufs Schloß zu ſchicken. Zum Glück kam Meiſter Wacht zeitig genug dahinter, und verhinderte unter herzlichem Lachen die Ausführung des kühnen Gedankens.

War die kleine dicke Nettel eine tüchtige Wirthſchafterinn, eine perfekte Köchinn und dabei die Gutmüthigkeit, kindliche Treue und Liebe ſelbſt, ſo mußte ſie Vater Wacht als ein wohlgerathenes Kind recht zärtlich lieben.

Geiſtern von Wachts Art iſt indeſſen, trotz ihres Ernſtes, wohl eine gewiſſe ironiſche Schalkheit eigen, die ſich im Leben anmuthig bewegt bei irgend einem Anſtoß, ſo wie der tiefe Bach den über ihn hinwegſtreifenden Windhauch mit ſilbern ſpielenden Wellen begrüßt.

Es war nicht anders möglich, als daß Nettelchen mit ihrem ganzen Weſen dieſe Schalkheit oft anregen mußte und ſo erhielt das ganze Verhältniß mit der Tochter oft eine ſeltſam nuancirte Farbe. Der geneigte Leſer wird künftig Beiſpiele von der Art genug erfahren; vor der Hand mag nur eines hier ſtehen, welches luſtig genug zu nennen. In Meiſter Wachts Hauſe fand ſich ein ſtiller hübſcher junger Mann ein, der bei der fürſtlichen Kammer angeſtellt war und ſein reichliches Auskommen hatte. Er freite nach gerader deutſcher Sitte bei dem Vater um die älteſte Tochter, und Meiſter Wacht konnte, ohne dem jungen Mann und ſeiner Nettel Unrecht zu thun, nicht umhin, ihm den Zutritt in ſein Haus zu verſtatten, damit er Gelegenheit fände, ſich um Nettels Zuneigung zu bewerben. Nettel, von des Mannes Abſicht unterrichtet, ſah ihn mit gar freundlichen Augen an, in denen man zuweilen leſen konnte: Zu unſerer Hochzeit, Liebſter, back' ich die Kuchen ſelbſt! —

Dem Meiſter Wacht war dieſe Zuneigung ſeiner Tochter gar nicht recht, weil ihn der biſchöfliche Herr Kaſtner gar nicht recht war.

Fürs erſte war der Mann natürlicher Weiſe Katholik, fürs zweite glaubte Wacht bei näherer Bekanntſchaft an dem Herrn Kaſtner ein gewiſſes ſchleichendes zurückhaltendes Weſen wahrzunehmen, das auf einen befangenen Geiſt ſchließen ließ. Gern hätte er den unangenehmen Freier wieder aus dem Hauſe entfernt, ohne jedoch der Nettel wehe zu thun. Meiſter Wacht beobachtete ſehr ſcharf und wußte ſeine Beobachtungen ſchlau und verſtändig zu nutzen. So hatte er wahrgenommen, daß der Herr Kaſtner ſich nicht viel aus gut bereiteten Speiſen machte, ſondern alles ohne ſonderlichen Geſchmack und noch dazu auf etwas widerwärtige Weiſe herunterſchluckte. Eines Sonntags, als, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegte, der Herr Kaſtner bei dem Meiſter Wacht zu Mittag aß, begann dieſer, jede Speiſe, die die geſchäftige Nettel auftragen ließ, gar ſehr zu loben und zu preiſen und federte den Herrn Kaſtner nicht allein auf, in dieſes Lob einzuſtimmen, ſondern fragte auch beſonders, was er von dieſer oder jener Bereitung der Speiſen halte? Der Herr Kaſtner verſicherte aber ziemlich trocken, er ſei ein mäßiger nüchterner Mann und ſeit Jugend auf an die äußerſte Frugalität gewöhnt. Mittags genüge ihm ein Löffelchen Suppe und ein Stücklein Ochſenfleiſch, nur müſſe dieſes hart gekocht ſein, da es ſo in geringer Quantität genoſſen mehr ſättige und man ſich den Magen mit großen Biſſen nicht zu überladen brauche; zur Nacht ſei er gewöhnlich mit einer Untertaſſe guten Eierſchmalzes und einem geringen Schnäpschen abgefunden, übrigens ein Glas extra Bier um ſechs Uhr Abends, wo möglich in der ſchönen Natur genoſſen, ſein ganzes Labſal. Man kann denken, mit welchen Blicken Nettelchen den unglückſeligen Kaſtner anſah. Und doch ſollte noch das Aergſte geſchehen. Es wurden Baierſche Dampfnudeln aufgetragen, die hoch — hoch angeſchwollen, das Meiſterſtück der Tafel ſchienen; der frugale Herr Kaſtner nahm ſein Meſſer und zerſchnitt die Nudel, die ihm zu Theil worden, mit der ruhigſten Gleichgültigkeit in viele Stücken. Nettel ſtürzte mit einem lauten Jammergeſchrei zur Thüre hinaus.

Der mit der Behandlung Baierſcher Dampfnudeln unbekannte Leſer mag erfahren, daß ſie beim Genuß geſchickt zerriſſen werden müſſen, da ſie zerſchnitten allen Geſchmack verlieren und die Ehre der Köchin zu Schande machen.

Nettel hielt von dem Augenblick an den frugalen Herrn Kaſtner für den abſcheulichſten Menſchen unter der Sonne; Meiſter Wacht widerſprach ihr keineswegs und der wilde Bilderſtürmer im Gebiete der Kochkunſt hatte die Braut auf immer verloren.

Hat der kleinen Nettel buntes Bild beinahe zu viel Worte gekoſtet, ſo werden dem geneigten Leſer ein paar Züge hinreichen, ſich Antlitz, Geſtalt, ganzes Weſen der holden anmuthigen Nanni ganz vor Augen zu bringen.

Im ſüdlichen Deutſchland, vorzüglich in Franken, und zwar beinahe nur ausſchließlich in der Bürgerklaſſe, trifft man ſolche feine, zierliche Geſtalten, ſolche liebliche fromme Engelsgeſichtlein, ſüße Sehnſucht des Himmels in den blauen Augen, des Himmels Lächeln auf den Roſenlippen, daß man wohl gewahrt, wie die alten Mahler die Originale zu ihren Madonnen nicht weit ſuchen durften. So ganz dieſe Geſtalt, dies Antlitz, dies Weſen war die Erlanger Jungfrau, welche Meiſter Wacht freite, und Nanni ihr treuſtes Ebenbild.

Die Mutter war Rückſichts der zarteſten Weiblichkeit, Rückſichts der wohlthuenden Bildung, die nichts iſt als der richtige Takt des Lebens, ganz das, was den Meiſter Wacht als Mann karakteriſirte.

Weniger ernſt und feſt als die Mutter, mochte die Tochter ſein, dafür aber die Lieblichkeit ſelbſt, und man hätte ihr nur vorwerfen können, daß ihr weibliches Zartgefühl, eine Empfindſamkeit, die einer verſchwächten Organiſation zuzuſchreiben und ſich daher leicht bis zur weinerlichen Empfindelei ſteigert, ſie fürs Leben zu verletzbar machte.

Meiſter Wacht konnte das liebe Kind nicht ohne Rührung anſehen, und liebte es auf eine Weiſe, die ſonſt einem ſtarken Gemüthe eben nicht eigen.

Es konnte ſein, daß Meiſter Wacht die zarte Nanni von Hauſe aus ein wenig verzärtelte, wodurch aber jene oft in ſüßliche Empfindelei aus-artende Zartheit, ganz beſonders Stoff und Nahrung erhielt, wird ſich ſehr bald zeigen.

Nanni kleidete ſich gern höchſt einfach, jedoch in die feinſten Zeuge und nach einem Schnitt, der über die Sphäre ihres Standes hinaus ging. Wacht ließ ſie gewähren, da ſo gekleidet das holde Kind gar zu hübſch und anmuthig ausſah.

Ganz geſchwinde muß hier ein Bild vertilgt werden, daß dem Leſer aufgehn könnte, der vor langen Jahren in Bamberg war, und der an den abſcheulichen geſchmackloſen Kopfputz denkt, der damals die hübſcheſten Geſichter der Mädchen entſtellte. Eine glatte an den Kopf ſchließende Haube, die nicht das kleinſte Löckchen zum Vorſchein kommen ließ — ein ſchwarzes nicht zu breites, an die Stirne feſtſchließendes, Band, das hinten tief in den Nacken mit einer höchſt ſervilen Schleiſe zuſammenfuhr.

Später wurde dieſes Band breiter und breiter, bis es die unbillige Breite von beinahe einer halben Elle erreichte, deshalb beſonders in der Fabrik beſtellt werden mußte und mit hartem Karton gefütert, wie eine Thurmhaube empor ſtieg. Eine Schleiſe, die vermöge ihrer weit über die Achſeln ragenden Breite, den ausgeſpannten Flügeln eines Adlers glich, ſaß gerade über dem Nackengrübchen. In den Schläſen und bei den Ohren ſchlängelten ſich kleine Löckchen hervor und mancher kecken Bamberger Inkroyable ſtand dieſe Tracht ſeltſam und anmuthig genug.

Einen ſehr pittoresken Anblick gab es, wenn man von hinten einen Leichenzug erblickte, der ſich eben in Bewegung ſezte. Es iſt Sitte in Bamberg, daß die Bürger zur Leichenfolge eines Verſtorbenen durch die ſogenannte Todtenfrau eingeladen werden, die ihre Einladung mit kreiſchender Stimme im Namen des Verſtorbenen, wie z. B. der Herr u. ſ. w., die Frau u. ſ. w. läßt ſich die lezte Ehre ausbitten, auf der Straße vor dem Hauſe eines jeden abſchreit. Die Frau Boſen und die jungen Madels, die ſonſt wenig ins Freie kommen, unterlaſſen es nicht, ſich in großer Anzahl einzufinden, und wenn ſich nun der Zug der Weiber zu bewegen anfängt und der Wind ſich in die große Schleiſen ſezt, ſo iſt es nicht anders, als wenn ein ganzes Heer von ſchwarzen Raben oder Adlern jählings wach werde und den rauſchenden Flug beginnen wolle.

Der geneigte Leſer wird daher gebeten, ſich die hübſche Nanni in keinem andern Kopfputz, als in einem niedlichen Erlanger Häubchen zu denken. —

So widerwärtig es auch dem Meiſter Wacht war, daß Jonathan dem Stande angehören ſollte, den er haßte, ſo ließ er dies doch den Knaben, ſo wie ſpäter den Jüngling, keinesweges entgelten. Er ſah es vielmehr gern, daß der ſtille fromme Jonathan ſich nach vollendetem Tagewerk jedesmal bei ihm einfand und die Abende mit ſeinen Töchtern und der alten Barbara zubrachte. Dabei ſchrieb Jonathan die ſchönſte Hand, die man nur ſehen konnte, und es machte dem Meiſter Wacht, der eine ſchöne Handſchrift liebte, nicht geringe Freude, als ſeine Nanni, zu deren Schreibmeiſter ſich Jonathan ſelbſt erkohren, nach und nach dieſelbe zierliche Schrift zu ſchreiben begann, als ihr Meiſter.

Meiſter Wacht war an den Abenden entweder in ſeinem Arbeitszimmer beſchäftigt, oder er beſuchte manchmal ein Bierhaus, in dem er ſeine Handwerksgenoſſen und auch die Herren vom Rath antraf und nach ſeiner Art mit ſeltenem Geiſt die Geſellſchaft belebte. Im Hauſe ließ indeſſen Barbara den Spinnrocken wacker ſchnurren, während Nettel die Wirthſchaftsrechnung fertig ſchrieb, über die Bereitung neuer unerhörter Schüſſeln nachſann, oder mit lautem Lachen der Alten wiedererzählte, was dieſe, jene Frau Bos ihr heute vertraut. Und der Jüngling Jonathan? —

Der ſaß mit Nanni am Tiſch; und die ſchrieb und zeichnete auch wohl unter ſeiner Leitung. Und doch, Schreiben und Zeichnen iſt für den ganzen Abend ein herzlich langweiliges Ding; und ſo geſchah es denn, daß Jonathan oftmals ein ſauber gebundenes Buch aus der Taſche zog und der ſchönen empfindſamen Nanni mit leiſer ſüßlispelnder Stimme verlas.

Jonathan hatte durch den alten Eichheimer die Gönnerſchaft des jungen Domizellars erworben, der den Meiſter Wacht einen wahrhaften Verrina nannte. Der Domizellar, Graf von Köſel, war ein ſchöner Geiſt und lebte und webte in Göthe's und Schiller's Werken, die damals wie glanzvolle, alles überſtrahlende, Meteore am Horizont des literariſchen Himmels, aufzuſteigen begannen. Er glaubte mit Recht in dem jungen Schreiber ſeines Anwalds eine gleiche Tendenz zu entdecken und fand ſeine beſondere Freude daran, ihn dadurch, daß er ihm nicht allein jene Werke mittheilte, ſondern dieſelben mit ihm auch gemeinſchaftlich durchlas, in ſich ganz zu aſſimiliren.

Des Grafen ganzes Herz gewann aber Jonathan dadurch, daß er die Verſe, welche der Graf im Schweiße ſeines Angeſichts aus wohlklingenden Phraſen zuſammendrechſelte, vortrefflich fand und zu des Grafen unausſprechlichem Vergnügen ſattſam davon erbaut und gerührt wurde. Wahr iſts indeſſen, daß Jonathans äſthetiſche Bildung wirklich durch den Umgang mit dem geiſtreichen und nur etwas überſpannten Grafen gewann.

Der geneigte Leſer weiß nun, was für Bücher Jonathan bei der hübſchen Nanni aus der Taſche zog und ihr daraus vorlas und kann ſelbſt ermeſſen, wie Schriften der Art ein Mädchen ſo geiſtig organiſirt wie Nanni, anregen mußten.

„Stern der dämmernden Nacht!“

Wie floſſen Nannis Thränen, wenn der liebenswürdige Schreiber alſo dumpf und feierlich begann!

Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß junge Leute, die oft zärtliche Duetten zuſammen ſingen, ſich ſelbſt ſehr leicht in die Perſon der Duettiſten umſetzen und beſagte Duetten für die Melodie und den Text des ganzen Lebens halten; ſo wie der Jüngling, der einem Mädchen einen zärtlichen Roman vorlieſt, ſehr leicht der Held des Stücks wird, während das Mädchen ſich in die Rolle der Geliebten hinüber träumt.

Bei ſolch gleichgeſtimmten Gemüthern, wie Jonathan und Nanni, hätte es nicht einmal ſolcher Anregungen bedurft, um zu einander in Liebe zu kommen.

Die Kinder waren ein Herz und eine Seele, die Jungfrau, der Jüngling nur eine rein und unauslöſchlich emporlodernde Liebesflamme. — Vater Wacht hatte von dieſem Liebesverſtändniß ſeiner Tochter auch nicht die leiſeſte Ahnung; er ſollte indeſſen bald alles erfahren. —

Jonathan hatte es durch unermüdeten Fleiß und wahrhaftes Talent in kurzer Zeit dahin gebracht, daß ſein Rechtsſtudium für vollendet geachtet und er zur Advokatur gelaſſen werden konnte, welches denn auch wirklich geſchah.

Er wollte mit dieſer frohen Nachricht, die ihm ſeinen Standpunkt im Leben ſicherte, eines Sonntags den Meiſter Wacht überraſchen. Doch wie erbebte er vor Entſetzen, als Wacht ihn mit einem flammenſprühenden Blick; nie hatte er ihn ſo aus des Vaters Augen hervorblitzen ſehn, durchbohrte. „Was, rief Vater Wacht, mit einer Stimme, daß die Wände erdröhnten, was, du elender Taugenichts, die Natur hat deinen Körper vernachläſſigt, aber dich mit herrlichen Geiſtesgaben reichlich geſchmückt und dieſe willſt du wie ein hinterliſtiger Böſewicht mißbrauchen auf ſchändliche Weiſe und ſo das Meſſer gegen deine eigne Mutter kehren? Mit dem Recht willſt du Handel treiben, wie mit einer feilen ſchnöden Waare auf öffentlichem Markt und es zuwägen mit falſcher Wage den armen Bauern, dem gedrückten Bürger, der vor des ſtarren Richters Polſterſtuhl vergebens winſelte und dich zahlen laſſen mit dem blutigen Heller, den der Arme dir in Thränen gebadet, hinreicht?

Mit lügneriſchen Menſchenſatzungen willſt du dein Hirn anfüllen und Lug und Trug treiben, wie ein einträgliches Handwerk, wovon du dich mäſteſt? Iſt denn alle Tugend des Vaters aus deinem Herzen gewichen?

Dein Vater — du heißeſt Engelbrecht — nein, wenn ich dich ſo nennen höre, ſo will ich nicht glauben, daß es der Name meines Kameraden ſei, der die Tugend und Rechtſchaffenheit ſelbſt war, ſondern daß der Satan im äffenden Spott der Hölle den Namen über ſeinem Grabe hinrufe und ſo die Menſchen verführe, den jungen lügneriſchen Rechtsbuben wirklich für den Sohn des wackern Zimmermanns Gottfried Engelbrecht zu halten — fort — nicht mehr mein Pflegeſohn — eine Schlange, die ich von meinem Buſen reiße — ich verſtoße." —

In dem Augenblick ſtürzte Nanni mit einem [illegible] die Bruſt zerreißenden Jammergeſchrei dem Meiſter Wacht zu Füßen.

„Vater, rief ſie ganz aufgelöſt in wildem

Schmerz und troſtloſer Verzweiflung, Vater, wenn du ihn verſtößeſt, ſo verſtößeſt du auch mich, mich deine liebſte Tochter, er iſt mein, mein Jonathan; nicht laſſen kann ich von ihm in dieſer Welt. —

Ohnmächtig ſchlug die Arme mit dem Kopf gegen den Wandſchrank, daß Blutstropfen die zarte weiße Stirn benezten. Barbara und Nettel ſprangen herbei und brachten die Ohnmächtige auf das Kanapee. Jonathan ſtand da, erſtarrt wie vom Bliz getroffen, nicht der leiſeſten Bewegung mächtig.

Es möchte ſchwer ſein, die Bewegung zu beſchreiben, die von innen heraus ſich auf Wachts Antliz kund that. Statt der Flammenröthe überzog jezt Leichenbläſſe das Geſicht, ein dunkles Feuer glühte nur noch in den ſtieren Augen, kalter Todesſchweiß ſchien auf ſeiner Stirne zu ſtehen; er ſtarrte einige Augenblicke ſchweigend vor ſich hin; dann machte ſich die gepreßte Bruſt Luft, und er ſprach mit ſeltſamem Ton: das war es alſo! — Langſam ſchritt er denn nach der Thüre, in der er noch einmal ſtehen blieb und halb zurückgewandt, den Weibern zurief: ſpart nicht kölniſches Waſſer und die Faxen ſind bald vorüber.

Bald darauf ſah man den Meiſter zum Hauſe heraus ſchnell nach den Bergen wandeln.

Man kann denken, in welches tiefe Herzeleid die Familie verſenkt war. Nettel und Barbara konnten eigentlich gar nicht begreifen, was denn entſetzliches vorgegangen und es wurde ihnen dann erſt recht Angſt und Bange, als der Meiſter, wie er es noch niemals gethan, nicht zum Eſſen wiederkehrte, ſondern bis ſpät in die Nacht ausblieb.

Dann hörte man ihn kommen, die Hausthüre aufmachen, heftig zuwerfen, die Treppe mit ſtarken Schritten hinaufſteigen und ſich in ſeiner Stube einſchließen. —

Die arme Nanni erholte ſich bald wieder und weinte ſtill vor ſich hin. Jonathan ließ es aber an wilden Ausbrüchen troſtloſer Verzweiflung nicht fehlen, und ſprach auch mehrmals vom Erſchießen; ein Glück, daß Piſtolen eben nicht zum Mobiliar junger empfindſamer Advokaten nothwendig gehören, oder wenigſtens, befinden ſie ſich darunter, gewöhnlich kein Schloß haben oder ſonſt nicht im Stande ſind.

Nachdem Jonathan einige Straßen durchrannt, wie ein toller Menſch, führte ihn Inſtinktmäßig ſein Lauf zu ſeinem hohen Gönner, dem er ſein ganzes unerhörtes Herzeleid unter den Ausbrüchen des wüthendſten Schmerzes klagte. Es darf kaum hinzugefügt werden, ſo ſehr verſteht es ſich von ſelbſt, daß der junge verliebte Advokat nach ſeinen verzweiflungsvollen Betheurungen der erſte und einzige Menſch auf der ganzen Erde war, dem ſolch Ungeheures geſchehn, weshalb er denn auch das Schickſal und alle feindliche Mächte als nur gegen ihn verſchworen, anklagte.

Der Domizellar hörte ihn ruhig und mit einer gewiſſen Theilnahme an, die indeſſen doch das ganze Gewicht des Schmerzes, wie es der Advokat zu fühlen wähnte, nicht ganz zu erwägen ſchien. —

„Mein lieber junger Freund," ſprach der Domizellar, indem er den Advokaten freundlich bei der Hand nahm und ihn zu einem Seſſel führte, „mein lieber junger Freund, ich habe bisher den

Herrn Zimmermeiſter Johannes Wacht für einen in ſeiner Art großen Mann gehalten, ich ſehe aber jetzt ein, daß er dabei auch ein ſehr großer Narr iſt. Große Narren ſind wie ſtätiſche Pferde, man bringt ſie ſchwer zur Wendung, iſt dieſes aber gelungen, ſo traben ſie den gebetenen Weg luſtig fort. Des heutigen böſen Auftritts halber, des unſinnigen Zorns des Alten unerachtet, dürftet ihr die ſchöne Nanni keineswegs aufgeben.“

„Doch ehe wir über euern in der That anmuthigen und romanesken Liebeshandel weiter reden, laßt uns hier ein kleines Frühſtück zu uns nehmen. Ihr ſeid um den Mittag bei dem alten Wacht gekommen und ich dinire erſt um vier Uhr im Seehof.“

Auf dem kleinen Tiſch, an dem Beide, der Domicellar und der Advokat, ſaßen, war in der That ein gar appetitliches Frühſtück aufgetragen. Bayonner-Schinken rund umher mit Scheiben portugieſiſcher Zwiebeln garnirt, ein kaltes geſpicktes Rebhuhn von der rothen Art, mithin auch ein Fremdling, in rothem Wein gekochte Trüffeln, ein Teller mit Straßburger Gänſe-Leber-Paſtete, zulezt ein Teller mit echtem Strachino, und ein anderer mit Butter, ſo gelb und glänzend, wie die Mai-Blumen ſelbſt. —

Der geneigte Leſer, der nach Bamberg kommt und dergleichen appetitliche Butter liebt, wird ſich freuen, ſie auf das ſchönſte und reinſte zu erhalten, zugleich ſich aber ärgern, wenn er erfährt, daß ſie von den Einwohnern aus übertriebener Wirthſchaftlichkeit zu einem Schmalz eingeſchmalzen wird, der gewöhnlich ranzig ſchmeckt und alle Speiſen verdirbt. —

Dazu perlte in einer ſchön geſchliffenen Kriſtalflaſche edler Champagner von der nicht mouſſierenden Sorte. Der Demizellar, der die vorgebundene Serviette, mit der er den Advokaten empfangen, gar nicht losgeknüpft hatte, legte, nachdem der Kammerdiener ein zweites Kouvert ſchnell herbeigebracht, dem verzweiflungsvollen Liebhaber die ſchönſten Biſſen vor, ſchenkte ihm Wein ein und langte dann ſelbſt tapfer zu. Es hat Jemand einmal frech genug behauptet, daß der Magen mit dem ganzen übrigen phyſiſchen und pſychiſchen Theil des Menſchen al pari ſtünde. Das iſt eine gottdieſe abſcheuliche Meinung, aber ſo viel iſt gewiß, daß der Magen oft als despotiſcher Tirann, oder ironiſcher Myſtifikant ſeinen eignen Willen durchſezt.

Das geſchah eben jezt.

Denn Inſtinktmäßig, ohne daran deutlich zu denken, hatte der Advokat in wenigen Minuten ein mächtiges Stück Bayonner-Schinken verzehrt, in der portugieſiſchen Garnitur ſchreckliche Verwüſtungen angerichtet, ein altes Rebhuhn, eine nicht geringe Anzahl von Trüffeln, ſo wie mehr Straßburger-Paſtete vertilgt, als einem jungen Schmerzerfüllten Advokaten ziemlich. Dazu ließen ſich beide, der Demizellar und der Advokat, den Champagner ſo wohl ſchmecken, daß der Kammerdiener die Kriſtalflaſche bald noch einmal füllen mußte.

Der Advokat fühlte eine angenehme wohlthuende Wärme ſein ganzes Inneres durchdringen, und ſein Herzleid erfaßte ihn nur mit ſeltſamen Schauern, die eigentlich elektriſchen Schlägen gleichen, welche ſchmerzen und doch wohlthun. Er war empfänglich für die Troſtreden ſeines Gönners, der, nachdem er das lezte Glas Wein behaglich eingeſchlürft und ſich zierlich den Mund geputzt hatte, ſich in Poſitur ſetzte und in folgender Art begann:

„Fürs Erſte, mein lieber guter Freund, müßt Ihr nicht ſo thöricht ſein zu glauben, daß Ihr der einzige Menſch auf Erden ſeid, dem der Vater die Hand ſeiner Tochter verweigert. Doch das thut hier gar nichts zur Sache. Wie ich Euch ſchon geſagt habe, iſt die Urſache, warum Euch der alte Narr haßt, ſo höchſt abgeſchmackt, daß es damit keinen Beſtand haben kann und mag es Euch in dieſem Augenblick widerſinnig vorkommen oder nicht, ich kann den Gedanken kaum ertragen, daß ſich alles ganz nüchtern mit einer Hochzeit endigen und daß man von der ganzen Sache nichts weiter ſagen wird, als, Peter hat um Grete gefreit und Grete und Peter ſind Mann und Weib worden.“

„Die Situation iſt ſonſt neu und herrlich, da bloß der Haß gegen einen Stand, den der geliebte Pflegeſohn ergriffen, der einzige Hebel iſt, welcher eine neue und auserleſene Tragik der Handlung in Bewegung ſetzen könnte; — doch zur Sache, Ihr ſeid Dichter, mein Freund, und dies verändert alles. Eure Liebe, Euer Leid, muß Euch als poetiſches Prachtſtück, im vollen Glanz der heiligen Dichtkunſt erſcheinen; Ihr vernehmt die Akkorde der Lyra, die die Euch nahe Muſe anſchlägt und in göttlicher Begeiſterung empfangt Ihr die geflügelten Worte, die Eure Liebe, Euer Leid ausſprechen. Als Dichter ſeid Ihr in dieſem Augenblick der glücklichſte Menſch auf Erden zu nennen, da Eure tiefſte Bruſt wirklich verwundet iſt, ſo daß Euer Herz-Blut quillt; Ihr bedürft alſo keiner künſtlichen Anregung, um Euch poetiſch zu ſtimmen und gebt Acht: dieſe Zeit des Grams wird Euch Großes und Vortreffliches erzeugen laſſen.“

„Aufmerkſam muß ich Euch darauf machen, daß in dieſen erſten Momenten Eurem Liebesſchmerz ſich ein ſeltſames ſehr unangenehmes Gefühl beimiſchen wird, das ſich in keine Poeſie einfügen laſſen will, doch dies Gefühl verrauſcht bald. Damit Ihr mich aber verſteht! Wenn z. B. der unglückliche Liebhaber von dem erzürnten Vater ſattſam abgeprügelt und zum Hauſe herausgeworfen wird, wenn die beleidigte Mama das Mägdlein in ihre Kammer ſperrt und den verſuchten Sturm des verzweiflungsvollen Liebhabers durch den bewaffneten Hausſtand zurückſchlagen läßt, wenn ſogar die plebejiſchen Fäuſte vor dem feinſten Tuch keine Scheu tragen“ (der Domizellar ſeufzte bei dieſem Worte ein wenig) „ſo muß dieſe aufgegährte Proſa der erbärmlichen Gemeinheit erſt verdampfen, damit als Niederſchlag der reine poetiſche Liebesſchmerz ſich ſetze. Ihr ſeid garſtig ausgeſcholten worden, mein lieber junger Freund und dies war die bittere zu überwindende Proſa: Ihr habt ſie überwunden, ergebt Euch jetzt ganz der Poeſie.“

„Hier habt Ihr Petrarka's Sonette, Ovid's Elegien, nehmt, leſt, dichtet, leſt mir vor, was ihr gedichtet habt. Vielleicht kommt unterdeſſen mir auch irgend ein Liebesſchmerz, wozu mir nicht alle Hoffnung abgeſchnitten, da ich mich wahrſcheinlich in eine Fremde verlieben werde, die im weißen Lamm auf dem Steinwege abgeſtiegen iſt und von der der Graf Neſſelſtädt behauptet, ſie ſei die Schönheit und Anmuth ſelbſt, unerachtet er ſie nur ganz flüchtig am Fenſter erblickt. Dann, o Freund! wollen wir, wie die Dioskuren, die gleiche glanzvolle Laufbahn in Poeſie und Liebesſchmerz wandeln. Bemerkt, Freundchen, welchen großen Vortheil mir mein Stand gibt, der jede Liebe, die mich erfaßt, als ein nie zu erfüllendes Sehnen und Hoffen zum Tragiſchen hinaufſteigert. Doch nun, mein Freund, hinaus, hinaus in den Wald, wie es ziemlich.“ —

Dem geneigten Leſer müßte es gewiß ſehr langweilig, ja unerträglich ſein, wenn nun hier weitläuftig und wohl gar in allerlei überaus zierlichen Worten und Redensarten geſchildert werden ſollte, was Jonathan und Nanni alles in ihrem Schmerz begannen. Dergleichen findet ſich in jedem ſchlechten Roman und es iſt oft luſtig genug, wie der preßhafte Autor ſich gar wunderlich gebehrdet, um nur neu zu erſcheinen.

Gar wichtig ſcheint es dagegen, den Meiſter Wacht auf ſeinem Spazier- oder vielmehr auf ſeinem Ideengange zu verfolgen.

Sehr merkwürdig muß es ſcheinen, daß ein Mann, ſtark und mächtig im Geiſte, wie Meiſter Wacht, der das Entſetzlichſte, was ihm geſchah, und das andere minder kräftige Gemüther zermalmt haben würde, mit unerſchütterlichem Muthe, mit unbeugſamer Standhaftigkeit zu tragen vermochte, durch einen Verfall außer ſich geſezt werden konnte, den jeder andere Familienvater für ein gewöhnliches leicht zu beſeitigendes Ereigniß gehalten haben und auf dieſe oder jene, ſchlechte oder gute Weiſe, es wirklich beſeitigt haben würde. Gewiß iſt der geneigte Leſer auch der Meinung, daß dies ſeinen guten pſychologiſchen Grund hatte. Nur der widerwärtige Mißklang in Wachts Seele erzeugte den Gedanken, daß die Liebe der armen Nanni zu dem unſchuldigen Jonathan ein, ſein ganzes Leben verſtörendes Unglück ſei. Eben darinn aber, daß dieſer Mißklang überhaupt in dem harmoniſchen Weſen des ſonſt durchaus großartigen Alten fort tönen konnte, lag auch die Unmöglichkeit, ihn zu dämpfen, oder ganz zum Schweigen zu bringen.

Wacht hatte das weibliche Gemüth von einer einfachen aber zugleich herrlichen und erhabenen Seite kennen gelernt. Sein eigenes Weib hatte ihn in die Tiefe des wahrhaft weiblichen Weſens blicken laſſen, wie in einen ſpiegelhellen See; er kannte den weiblichen Heros, der ſtets mit unbeſiegbaren Waffen kämpft. Sein elternloſes Weib hatte die Erbſchaft einer ſteinreichen Baſe, die Liebe aller ihrer Verwandten verſcherzt, dem harten, ihr Leben durch manche Qual erbitternden Eindringen der Kirche mit unerſchütterlichem Muth widerſtanden, als ſie, ſelbſt in der katholiſchen Religion erzogen, den proteſtantiſchen Wacht heirathete und kurz vorher aus reiner glühender Ueberzeugung in Augsburg ſelbſt zu dieſem Glauben übergetreten war. Alles dieſes kam dem Meiſter Wacht in den Sinn, und er vergoß heiße Thränen, als er gedachte, mit welchen Empfindungen er die Jungfrau zum Trau-Altar geführt. Nanni war ganz und gar die Mutter, Wacht liebte das Kind mit einer Inbrunſt, der nichts zu vergleichen, und dieſes war wohl mehr als hinreichend, jede auch nur im mindeſten gewaltſam ſcheinende Maßregel, die Liebenden zu trennen, als abſcheulich, ja als ſataniſch zu verwerfen. Ueberdachte er auf der andern Seite Jonathans ganzes Leben; ſo mußte er ſich zugeſtehen, daß nicht leicht alle Tugenden eines frommen, fleißigen, beſcheidenen Jünglings ſo glücklich vereinigt werden konnten, als in Jonathan, deſſen ſchönes, ausdrucksvolles Geſicht, mit vielleicht ein wenig zu weichlichen, beinahe weiblichen Zügen, deſſen kleiner und ſchwächlicher, aber zierlicher, Körperbau, von einem zarten, geiſtvollen Innern zeugte. Ueberlegte er ferner, wie die beiden Kinder immer zuſammen geweſen waren, wie offenbar ſich ihre Gemüthsart zu einander neigte, so konnte er ſelbſt nicht begreifen, wie er das, was geſchehe, nicht hatte vermuthen und zur rechten Zeit Mittel ergreifen können. Nun war es zu ſpät. —

Durch die Berge wurde er fortgetrieben von einer ſein Inneres gewaltſam zerreißenden Stimmung, die er noch nie gekannt und die er für Verſuchungen des Satans zu halten geneigt war, da mancher Gedanke in ſeiner Seele aufſtieg, der ihn im nächſten Augenblick ſelbſt höllisch vorkommen mußte. Er konnte zu keiner Faſſung, viel weniger zu irgend einem Entſchluß kommen. Schon war die Sonne im Sinken, als er in dem Dorfe Buch anlangte; er kehrte im Gaſthofe ein und ließ ſich etwas Gutes zu Eſſen und eine Flaſche vortreffliches Felſenbier auftragen.

„Ei! ſchönen guten Abend, ei! welch eine ſeltſame Erſcheinung, den lieben Meiſter Wacht hier zu ſehen in dem ſchönen Buch an dem herrlichen Sonntags-Abend. Fürwahr, ich traute meinen Augen nicht. Werthe Familie wahrſcheinlich anderswo über Land“?

So wurde Meiſter Wacht von einer gellenden quäkenden Stimme angerufen. Es war Niemand anders als der Herr Pickard Leberfink, ſeiner Profeſſion nach ein Lackierer und Vergolder, einer der drolligſten Menſchen auf der Welt, der den Meiſter Wacht in ſeinen Betrachtungen unterbrach.

Schon Leberfinks Aeußeres fiel jedem ſeltſam und abenteuerlich ins Auge. Er war klein, unterſetzt, hatte einen etwas zu langen Leib und kurze Säbel-Beinchen; dabei aber kein häßliches, gutmüthiges, rundes Antlitz mit rothen Bäckchen und grauen lebhaft genug blickenden Aeuglein. Täglich ging er nach einer verjährten franzöſiſchen Mode, hoch friſirt und gepudert; an Sonntagen war aber ſein Anzug durchaus merkwürdig. So trug er z. B. einen lila und kanarien gelb geſtreiften ſeidenen Rock mit ungeheuren ſilberbeſponnenen Knöpfen, eine buntgeſtickte Weſte, Zeiſiggrüne Atlas Hoſen, weiß und himmelblau fein geſtreifte ſeidene Strümpfe und glänzend ſchwarz lackierte Schuhe, auf denen große Steinſchnallen blitzten. Rechnet man dazu den zierlichen Gang des Tanzmeiſters, eine gewiſſe katzenartige Geſchmeidigkeit des Körpers, eine ſeltene Virtuoſität der Beinchen in ſchicklichen Momenten, z. B. beim Ueberſpringen einer Gaſſe, ein Entrechat zu ſchlagen, ſo mußte es geſchehen, daß der kleine Lackierer ſich überall als eine abſonderliche Creatur auszeichnete. Sein übriges Weſen wird der geneigte Leſer bald kennen lernen.

Dem Meiſter Wacht war es gerade nicht unangenehm, auf dieſe Weiſe in ſeinen ſchmerzhaften Betrachtungen unterbrochen zu werden.

Der Lackierer und Vergolder, Herr, oder beſſer Monſieur Pickard Leberfink, war ein großer Geck, dabei aber die treuſte ehrlichſte Seele von der Welt, von der liberalſten Geſinnung, freigebig gegen Arme, dienſtfertig gegen Freunde. Er trieb ſein Metier nur hin und wieder aus purer Liebhaberei, da er deſſen nicht bedurfte.

Er war reich; ſein Vater hatte ihm ein ſchönes

Grundſtück mit einem herrlichen Felſenkeller hinterlaſſen, das nur durch einen großen Garten von Meiſter Wachts Grundſtück getrennt wurde.

Meiſter Wacht hatte den drolligen Leberfink gern, ſeiner Ehrlichkeit halber und weil er auch ein Glied der kleinen proteſtantiſchen Gemeinde war, der man die Uebung ihres Religions-Kultus geſtattet hatte. Mit auffallender Bereitwilligkeit nahm Leberfink Wachts Vorſchlag an, ſich zu ihm zu ſetzen und noch eine Flaſche Felſenbier zu trinken. Schon längſt, begann Leberfink, habe er den Meiſter Wacht in ſeinem Hauſe aufſuchen wollen, da er mit ihm über zwei Dinge zu reden, wovon eins ihm beinahe das Herz abdrücke. Wacht meinte, Leberfink kenne ihn ja und wiſſe, daß man, ſei es was es ſei, mit ihm gerade herausſprechen könne.

Leberfink eröffnete nun dem Meiſter im Vertrauen, daß der Weinhändler ſeinen ſchönen Garten mit dem maſſiven Gartenhauſe, der ihre, Wachts und Leberfinks Grundſtücke, trenne, ihm unter der Hand zum Kauf angeboten habe. Er glaube, ſich zu erinnern, daß Wacht einmal geäußert, wie ihm der Beſitz des Gartens ſehr angenehm ſein würde; zeige ſich nun eine Gelegenheit, dieſen Wunſch zu befriedigen, ſo erbiete er — Leberſink — ſich dazu, den Unterhändler zu machen und alles in Ordnung zu bringen.

In der That hatte Meiſter Wacht längſt den Wunſch in ſich getragen, ſein Grundſtück durch einen ſchönen Garten zu vergrößern; insbeſondere weil Nanni ſich ſtets nach den ſchönen Büſchen und Bäumen ſehnte, die in üppiger Fülle duftend, aus jenem Garten emporſtiegen. In dieſem Augenblick ſchien es ihm überdem noch eine anmuthige Gunſt des Schickſals, daß gerade zur Zeit, als die arme Nanni ſolch tiefen Schmerz erfahren, ſich unvermuthet eine Gelegenheit darbot, ihr Gemüth zu erfreuen.

Der Meiſter redete ſogleich das Nöthige mit dem dienſtfertigen Lackierer ab, welcher verſprach, daß der Meiſter künftigen Sonntag in dem Garten, als in ſeinem Eigenthum, luſtwandeln ſolle. „Nun! rief Meiſter Wacht, nun, Freund Leberſink, heraus damit, was Euch das Herz abdrücken will.“

Da begann Herr Pickard Leberſink auf die erbärmlichſte Art zu ſeufzen, die abſonderlichſten Geſichter zu ſchneiden und kauderwelſches Zeug zu ſchwatzen, woraus Niemand recht klug werden konnte. Meiſter Wacht wurde aber doch klug daraus, ſchüttelte ihm die Hand, ſprach: „dafür kann Rath werden“ und lächelte für ſich über die wunderbare Sympathie verwandter Seelen.

Die ganze Epiſode mit Leberſink hatte dem Meiſter Wacht wohlgethan; er glaubte auch einen Entſchluß gefaßt zu haben, vermöge deſſen er dem ſchwerſten entſetzlichſten Ungemach, das nach ſeiner verblendeten Meinung ihm erfaßt, widerſtehen, ja es gar überwinden wollte. Nur das, was er that, kann den Ausſpruch des Tribunals im Innern kund thun und vielleicht, ſehr geneigter Leſer! hat dies Tribunal zum erſten Male etwas geſchwankt. — Mag hier doch eine kleine Andeutung ſtehen, die ſich ſpäter vielleicht nicht füglich einſchieben laſſen würde. Wie es in derlei Fällen dann wohl geſchieht, ſo hatte ſich die alte Barbara an den Meiſter Wacht gedrängt und das Liebespaar vorzüglich deshalb verklagt, weil es beſtändig weltliche Bücher mit einander geleſen. Der Meiſter ließ ſich ein paar Bücher, die Nanni hatte, herausgeben. Es war ein Werk von Göthe; leider weiß man nicht, was für ein Werk es geweſen. Nachdem er es durchgeblättert, gab er es der Barbara zurück, um es dort wieder hinzulegen, wo ſie es heimlich weggenommen. Niemals entſchlüpfte ihm ein einziges Wort über Nanni's Lectüre, ſondern nur einmal ſagte er bei Tiſche, als es irgend eine Gelegenheit gab: „es ſteigt ein ungemeiner Geiſt unter uns Deutſchen auf, Gott gebe ihm Gedeihen. Meine Jahre ſind vorüber, meines Alters, meines Berufs iſt es nicht mehr; — doch dich, Jonathan, beneide ich um ſo manches, was der künftigen Zeit entſprießen wird!“ —

Jonathan verſtand Wachts myſtiſche Worte um ſo deutlicher, als er erſt vor einigen Tagen zufällig, unter andern Papieren halb verſteckt, auf Meiſter Wachts Arbeitstiſch den Göz von Berlichingen entdeckt hatte. Wachts großes Gemüth hatte den ungemeinen Geiſt, aber auch die Unmöglichkeit erkannt, einen neuen Flug zu beginnen. —

Andern Tages hing die arme Nanni das Köpfchen, wie eine kranke Taube. „Was iſt meinem lieben Kinde, ſprach Meiſter Wacht mit dem liebreichen Tone, der ihm ſo eigen und mit dem er alles hinzureißen verſtand, was iſt meinem lieben Kinde, biſt du krank? ich will es nicht glauben; du kommſt zu wenig an die friſche Luft; ſieh, ſchon lange habe ich gewünſcht, daß du mir einmal mein Veſperbrodt auf die Werkſtatt hinaus brächteſt. Thue es heute, wir haben den ſchönſten Abend zu erwarten. Nicht wahr, Nanni, liebes Kind, du thuſt es, du bereiteſt mir ſelbſt die Butterwecken, das wird herrlich munden.“

Damit nahm Meiſter Wacht das liebe Kind in die Arme, ſtrich ihr die braunen Locken von der Stirne, küßte, herzte, hätſchelte es, kurz, übte alle Gewalt des liebevollſten Betragens, wie es in ſeiner Macht ſtand und deſſen unwiderſtehlichen Zauber er wohl kannte.

Ein Thränenſtrom entſtürzte Nanni's Augen und nur mit Mühe brachte ſie die Worte heraus: „Vater! Vater!“

„Nun, nun! ſprach Wacht, und man hätte

in dem Ton ſeiner Stimme einige Verlegenheit bemerken können, es kann noch alles gut werden.“ —

Acht Tage waren vergangen; Jonathan hatte ſich natürlicherweiſe nicht blicken laſſen und der Meiſter ſeiner mit keiner Silbe gedacht. Sonntags, als die Suppe ſchon dampfte und die Familie ſich zu Tiſche ſetzen wollte, fragte Meiſter Wacht ganz heiter: „wo bleibt denn unſer Jonathan?“ Nettel ſprach, aus Schonung gegen die arme Nanni, halb leiſe: „Vater, wißt Ihr denn nicht, was geſchehn! muß Jonathan nicht Scheu tragen, ſich vor Euch zu zeigen?“ „Seht den Affen, ſprach Wacht mit lachendem Ton, Chriſtian ſoll gleich hinſpringen und ihn herholen.“ —

Man kann denken, daß der junge Advokat nicht unterließ, ſich alsbald einzuſtellen, aber auch, daß in den erſten Augenblicken, als er gekommen war, es über allen ſchwebte, wie eine düſtre drückende Gewitterwolke.

Meiſter Wachts unbefangenem heiterm Weſen, ſo wie Leberfinks drolligem Treiben, gelang es indeſſen, einen gewiſſen Ton hervorzubringen, der, wenn auch gerade nicht luſtig zu nennen, doch das ganze harmoniſche Gleichgewicht erhielt. Laßt uns, ſprach Meiſter Wacht nach Tiſche, ein wenig ins Freie, auf meinen Werkhof hinausgehen. Es geſchah.

Monſieur Pickard Leberſink ſchmiegte ſich ſehr gefliſſentlich an Nettchen, die die Freundlichkeit ſelbſt war, da der höfliche Lackierer ſich im Lobe der Speiſen erſchöpft und geſtanden hatte, in ſeinem Leben, ſelbſt bei den geiſtlichen Herrn in Banz, habe er nicht delicater gegeſſen. Da nun Meiſter Wacht, ein großes Schlüſſelbund in der Hand, ſtarken Schrittes voran eilte, mitten durch den Werkhof, ſo kam der junge Advokat von ſelbſt in Nanni's Nähe. Verſtohlne Seufzer, leis hingehauchte Liebesklagen, das war Alles, was die Liebenden wagten.

Meiſter Wacht blieb vor einem ſchönen neugezimmerten Thore ſtehen, das in der Mauer, die Wachts Werkhof von dem Garten des Kaufmanns trennte, angebracht war.

Er ſchloß das Thor auf und ſchritt hinein, indem er die Familie einlud, ihm zu folgen. Alle, Herrn Pickard Leberſink ausgenommen, welcher gar nicht aus dem ſchlauen Lächeln und leiſen Kichern herauskam, wußten nicht recht, was ſie von dem Alten denken ſollten. Mitten in dem ſchönen Garten war ein ſehr geräumiger Pavillon belegen, auch dieſen öffnete Meiſter Wacht, ſchritt hinein und blieb in der Mitte des Saals ſtehen, aus deſſen jedem Fenſter man einer andern romantiſchen Ausſicht genoß.

„Ich, ſprach Meiſter Wacht mit einem Ton, der von dem innig erfreuten Herzen zeugte, ich ſtehe hier in meinem Eigenthum, der ſchöne Garten iſt mein, er mußte mein ſein, nicht um mein Grundſtück zu vergrößern, nicht den Reichthum meines Beſitzes zu vermehren, nein, weil ich wußte, daß ein gewiſſes herziges Ding, ſich ſo nach dieſen Bäumen, Büſchen, nach dieſen ſchönen duftenden Blumenbeeten ſehnte.“

Da warf ſich Nanni dem Alten an die Bruſt und rief: „o! Vater, Vater! du zerreißeſt mir das Herz mit deiner Milde, mit deiner Güte, ſei barm —“ „Still, ſtill, unterbrach Meiſter Wacht das leidende Kind, ſei nur gut, es kann ſich alles fügen auf wunderbare Weiſe; in dieſen kleinen

Paradieſe iſt viel **Troſt** zu finden.“ „Ja wohl, ja wohl, rief Nanni wie begeiſtert, o! ihr Bäume, ihr Büſche, ihr Blumen, ihr fernen Berge, du ſchönes fliehendes **Abendgewölk**, mein ganzes Gemüth lebt in euch, ich finde mich ſelbſt wieder, wenn eure lieblichen Stimmen mich tröſten.“ —

Damit ſprang **Nanni** wie ein junges flüchtiges Reh zur offenen Thür des **Pavillons** hinaus ins Freie und der junge Advokat, den wohl in dieſem Augenblick keine Macht zurückgehalten haben würde, verfehlte nicht, eiligſt zu folgen. Monſieur Pickard Leberfink bat ſich die **Erlaubniß** aus, Nettelchen in dem neuen Beſitzthum herumzuführen. Der alte Wacht ließ ſich indeſſen unter die Bäume nahe am Abhang der Berge, wo er hinabſchauen konnte ins Thal, Bier und Tabak bringen, und bließ die blauen Wolken des echten Holländers recht froh und gemüthlich in die Lüfte. Gewiß iſt der geneigte Leſer über dieſe Gemüthsſtimmung des Meiſter Wachts ſehr verwundert, ja, er weiß ſich nicht zu erklären, wie ſie bei einem ſolchen Geiſte möglich iſt.

Meiſter Wacht war nicht ſo wohl zu irgend einem Entſchluß, als zu der Ueberzeugung gelangt, daß die ewige Macht ihn unmöglich das entſetzlichſte Unglück erleben laſſen könne, ſeinem liebſten Kinde einen Advokaten, mithin den Satan ſelber, verbunden zu ſehen.

Es geſchieht was, ſprach er zu ſich ſelbſt, es muß was geſchehen, wodurch das unglückſelige Verſtändniß aufgehoben oder Jonathan der Hölle entriſſen wird, und es wäre Vorwitz, ja vielleicht verderblicher Frevel, der gerade das Gegentheil bewirken könnte, wenn man verſuchen wollte, mit ohnmächtiger Hand hineinzugreifen in das große Schwungrad des Geſchicks.

Es iſt kaum zu glauben, welche elende, ja oft alberne Gründe der Menſch hervorſucht, ſich ein Herannahn des Unglücks als abwendbar zu denken. So gab es Augenblicke, in denen Wacht darauf rechnete, daß die Ankunft des wilden Sebaſtian, den er ſich als einen in der vollſten Blüthe der Jugend ſtehenden rüſtigen Jüngling, im Begriff, die Mannes-Jahre zu erreichen, dachte, in dem ganzen Getriebe der Angelegenheiten, wie ſie jezt ſtanden, eine Aenderung hervorbringen würde. Der gemeine, wiewohl leider nur oft allzuwahre Gedanke kam ihm in den Sinn, daß ausgesprochene Männlichkeit dem Weibe zu sehr imponire, um es nicht zuletzt zu besiegen. Als die Sonne zu sinken begann, lud Monsieur Pickard Leberfink die Familie ein, in seinem anstoßenden Garten einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen.

Dieser Garten des edlen Lackierers und Vergolders bildete nun gegen Nachts neues Besitzthum den lächerlichsten und seltsamsten Kontrast. Beinahe so klein, daß man ihm nur die schöne Höhe hätte nachrühmen können, war er nach holländischer Art angelegt und Baum und Hecke unter der sorgfältigsten pedantischen Scheere gehalten. Sehr hübsch nahmen sich die himmelblauen, rosenrothen, eigelben u. s. w. Stämme der dünnen Obstbäume aus, die in den Blumenbeeten standen. Leberfink hatte sie lackirt und also die Natur verschönert. Auch erblickte man in den Bäumen die Aepfel der Hesperiden.

Doch noch mehrere Ueberraschungen gab es. Leberfink bat die Mädchen, sich einen Strauß zu pflücken, doch so wie sie die Blumen abpflückten, gewahrten ſie zu ihrem Erſtaunen, daß Stengel und Blätter vergoldet. Sehr merkwürdig war es überdem, daß alle Blätter, die der Nettel zur Hand kamen, wie Herzen geſtaltet waren.

Der Imbiß, womit Leberfink ſeine Gäſte regalirte, beſtand in dem auserleſenſten Kuchen, dem feinſten Zuckerwerk und alten Rheinwein und herrlichen Muskateller. Nettel war über das Gebackene ganz außer ſich, und behauptete inſonderheit, daß das zum Theil herrlich verſilberte und vergoldete Zuckerwerk gar nicht in Bamberg fabrizirt ſein könne; da verſicherte ihr Monſieur Pickard Leberfink heimlich mit dem ſüßeſten Schmunzeln, daß er ſelbſt ſich ein wenig auf die Kuchen- und Zuckerbäckerei verſtehe und der glückliche Autor aller dieſer Süßigkeiten ſey. Nettel hätte für Ehrfurcht und Erſtaunen vor ihm auf die Knie ſinken mögen, und doch ſtand ihr noch die größte Ueberraſchung bevor.

In der tiefen Dämmerung wußte Monſieur Pickard Leberfink die kleine Nettel ſehr geſchickt in eine kleine Laube zu locken. Kaum war er aber mit ihr allein, als er ganz rückſichtslos, unerachtet er wieder die Zeiſig Atlas Hoſen angelegt, mit beiden Knien ins feuchte Gras nieder plumpte und ihr unter vielen ſeltſamen, unverſtändlichen Jammertönen, den nächtlichen Elegien des Katers Hinz nicht unähnlich, einen ungeheuren Blumenſtrauß überreichte, in deſſen Mitte die ſchönſte aufgeblühte Roſe prangte, die man nur ſehen konnte.

Nettel that, was jeder thut, dem ein Strauß überreicht wird, ſie fuhr damit nach der Naſe, fühlte aber in demſelben Augenblick einen empfindlichen Stich. Erſchrocken wollte ſie den Strauß wegwerfen.

Welches liebliche Wunder hatte ſich indeſſen begeben! Ein kleiner ſchön lackirter Liebesgott war aus dem Kelch der Roſe geſprungen und hielt der Nettel mit beiden Händen ein flammendes Herz entgegen. Aus dem Munde hing ihm aber ein Zettelchen, worauf die Worte ſtanden:

„voila le coeur de Monsieur Pikard Leberfink,
que je vous offre!“

„O Jemine, rief Nettel ganz erſchrocken, o „Jemine, was thun Sie, lieber Herr Leberfink? „knien Sie doch nicht vor mir, wie vor einer „Prinzeſſin; die ſchönen atlaſſenen — bekommen

„in dem feuchten Graſe Flecken und Sie, Beſter, „den Schnupfen; dafür hilft Fliederthee und wei„ßer Kandies.“

„Nein, rief der wilde Liebhaber, nein, o Mar„garetha, nicht eher entſteigt der Sie auf das „Innigſte liebende Pickard Leberfink dem feuchten „Graſe, bis Sie ihm gelobt, die Seine zu wer„den.“ „Heirathen wollen Sie mich? ſprach Net„tel, nun denn, friſch aufgeſtanden. Sprechen „Sie mit meinem Vater, liebſtes Leberfinkchen, „und trinken Sie heute Abend ein paar Taſſen „Fliederthee.“

Was ſoll der geneigte Leſer mit Leberfinks und Nettels Albernheiten noch länger ermüdet werden; für einander geſchaffen, wurden ſie ein Brautpaar, und Vater Wacht hatte recht ſeine ſchalkiſche Freude daran.

Durch Nettels Brautſchaft kam ein gewiſſes Leben in Wachts Haus; ſelbſt das Liebespaar gewann, weniger beobachtet, mehr Freiheit. Es ſollte ſich etwas beſonders ereignen, um dieſe behagliche Ruhe, in der ſich alles bewegte, zu ſtören.

Der junge Advokat ſchien auf beſondere Weiſe [illegible] mit irgend einer Sache, die sein ganzes [illegible] einnahm, beschäftigt; er begann sogar sparsamer Wachts Haus zu besuchen und vorzüglich an Abenden auszubleiben, die er sonst nie zu versäumen pflegte.

„Was mag unserm Jonathan geschehen sein, er ist ja ganz zerstreut, ganz ein anderer worden, als er sonst war!" so sprach Meister Wacht, unerachtet er die Ursache, oder vielmehr das Ereigniß, was auf den jungen Advokaten so sichtlich einwirkte, wenigstens der äußern Erscheinung nach, sehr wohl kannte. Ja er hielt dies Ereigniß für eine Schickung des Himmels, durch die er vielleicht dem großen, sein ganzes Leben verstörenden, Unglück entgehen werde, von dem er sich bedroht glaubte.

Vor wenigen Monaten war nämlich eine junge unbekannte Dame in Bamberg angekommen, deren ganze Erscheinung unheimlich und sonderbar zu nennen. Sie wohnte im weißen Lamm. Ihre ganze Umgebung bestand nur in einem eisgrauen Diener und einer alten Kammerfrau.

Die Meinungen über sie waren sehr verschieden.

Manche behaupteten, ſie ſei eine vornehme, ſteinreiche Ungariſche Gräfin, welche Zwiſtigkeiten der Ehe nöthigten, einen momentanen, einſamen Aufenthalt in Bamberg zu nehmen. Andere machten ſie dagegen zu einer gewöhnlichen Vedove abandonnata; noch andere zu einer verlaufenen Sängerinn, die bald die vornehmen Schleier abwerfen und als Konzertgeberinn auftreten werde; wahrſcheinlich müſſe es ihr an Empfehlungen an den Fürſt Biſchof fehlen; genug die mehreſten Stimmen einigten ſich dahin, die Fremde, die übrigens nach den Ausſagen der wenigen Perſonen, die ſie erblickt hatten, von ausnehmender Schönheit ſein ſollte, für eine höchſt zweideutige Perſon zu halten.

Man hatte nun bemerkt, daß der alte Diener der Fremden dem jungen Advokaten ſo lange nachgeſchlichen war, bis er ihn eines Tages am Brunnen auf dem Markt, den die Statüe des Neptun ziert (welchen die ehrlichen Bamberger gewöhnlich den Gabelmann zu nennen pflegen) feſthielt und lange, ſehr lange mit ihm ſprach. Aufmerkſame Gemüther, die [illegible], eine [illegible] zu fragen, [illegible] geſprochen [illegible] mag er hingehen, was mag er treiben" u. ſ. hatten herausgebracht, daß der junge Advokat ſehr oft, beinahe täglich, zu nächtlicher Weile zu der ſchönen Unbekannten hinſchlich, und mehrere Stunden bei ihr zubrachte. Stadtgeſpräch wurde es bald, daß der junge Advokat ſich in die gefährlichen Liebesnetze der jungen unbekannten Abentheurerin verſtrickt habe.

Meiſter Wachts ganzem Weſen mußte es gänzlich fremd ſein und bleiben, dieſe ſcheinbare Verirrung des jungen Advokaten, als Waffe gegen die arme Nanni zu gebrauchen. Daß ſie alles Haarklein und gewiß noch mit vergrößerten Umſtänden erfahre, dafür ließ er die Frau Barbara nebſt dem ganzen Anhange der Baſen ſorgen. Der ganzen Sache ſezte die Krone auf, daß der junge Advokat mit der Dame eines Tages ganz ſchnell abreiſete: Niemand wußte, wohin.

„So gehts mit dem Leichtſinn, hin iſt des vorwitzigen Herrn Praxis," ſprachen die klugen Leute. Dies war aber nicht der Fall; denn zu nicht geringem Erſtaunen aller, beſorgte der alte Eichheimer ſelbſt die Praxis ſeines Pflegeſohnes auf das

Pünktlichſte, und eingeweiht in das Geheimniß mit der Dame, ſchien er alle Maßregeln ſeines Pflegeſohns zu billigen.

Meiſter Wacht ſchwieg über die ganze Angelegenheit, und wenn einmal die arme Nanni ihren Schmerz nicht bergen konnte, ſondern mit, von Thränen halberſtickter Stimme leiſe klagte: „warum hat uns Jonathan verlaſſen,“ ſo ſprach Meiſter Wacht mit wegwerfen dem Ton: „ja die Advokaten machen es nicht anders, wer weiß, was für eine Intrigue, die ihm Geld und Nutzen ſchafft, Jonathan mit der Fremden angeſponnen.“

Dann pflegte aber Herr Pickard Leberfink Jonathans Partei zu nehmen und zu verſichern, daß er ſeinerſeits überzeugt ſei, wie die Fremde nichts Geringeres ſein könne, als eine Prinzeſſin, die ſich in einer äußerſt delikaten Rechtsſache an den ſchon Weltberühmten jungen Advokaten gewandt. Er kramte dabei ſo viel Geſchichten von Advokaten aus, die durch beſondere Sagazität, durch beſondern Scharfblick und Geſchicklichkeit, die verworrenſten Karten entwickelt, die geheimſten Dinge ans Tageslicht gebracht, daß Meiſter Wacht ihn bat, um [illegible] [illegible] Willen ſtill zu ſchweigen, da ihm übel und weh werde, wogegen Nanni ſich an allem, was Leberfink hervorbrachte, innig labte und neue Hoffnungen faßte.

Nanni's Schmerz hatte eine merkliche Beimiſchung von Verdruß und zwar in den Augenblicken, wenn es ihr ganz unmöglich ſchien, daß Jonathan ihr hätte untreu werden ſollen. Hieraus war zu folgern, daß Jonathan ſich nicht zu entſchuldigen geſucht, ſondern über ſein Abentheuer hartnäckig geſchwiegen.

Einige Monden waren vergangen, als der junge Advokat in der fröhlichſten Stimmung nach Bamberg zurückkehrte, und Meiſter Wacht mußte aus den leuchtenden Augen, womit Nanni ihn anblickte, wohl ſchließen, daß er ſich ganz gerechtfertigt. Es dürfte dem geneigten Leſer nicht unlieb ſein, die ganze Begebenheit, die ſich mit der fremden Dame und dem jungen Advokaten zugetragen hier gleich einer epiſodiſchen Novelle eingeſchaltet zu ſehen.

Der ungariſche Graf Z. . . , im Beſitz von mehr als einer Million, heirathete aus reiner Zuneigung ein blutarmes Fräulein, die den Haß der Familie ſchon dadurch auf ſich lud, daß ſie außerdem, daß über ihrer Familie ein völliges Dunkel herrſchte, keine andern Schätze beſaß, als alle Tugend, Schönheit und Anmuth des Himmels.

Der Graf verſprach ſeiner Gemahlin, mittelſt Teſtaments, ſein ganzes Vermögen, auf den Fall ſeines Todes, zuzuwenden.

Einſt als ihn diplomatiſche Geſchäfte von Paris nach Petersburg gerufen hatten und er nach Wien in die Arme ſeiner Gemahlin zurückkehrte, erzählte er dieſer, daß er in einem Städtchen, deſſen Namen er ganz vergeſſen, von einer ſchweren Krankheit befallen und die Augenblicke ſeiner Geneſung ſogleich dazu benutzt habe, um ein Teſtament zu Gunſten ihrer aufzuſetzen und den Gerichten zu übergeben. Es müſſe daher kommen, daß ihn einige Meilen weiter ein neuer Anfall der böſen Nervenkrankheit mit verdoppelter Gewalt gepackt habe, daß ihm Name des Orts, des Gerichts, wo, und bei wem er teſtirt, gänzlich aus dem Gedächtniſſe entſchwunden, ſo wie, daß der von den Gerichten über die Niederlegung des Teſtaments erhaltene Empfangsſchein ihm verloren gegangen ſei. Wie es wohl zu geſchehen pflegt; von Tage zu Tage verſchob der Graf die Errichtung eines neuen Teſtaments, bis ihn der Tod übereilte und die Verwandten nicht unterließen, den ganzen Nachlaß in Anſpruch zu nehmen, ſo daß die arme Gräfin das überreiche Erbe bis auf die geringe Summe einiger koſtbaren Geſchenke des Grafen zuſammenſchmelzen ſah, die ihr die Verwandten nicht entreißen konnten. Mancherlei Notizen über dieſen Hergang der Sache waren in den Papieren des Grafen enthalten; da aber ſolche Notizen, daß ein Teſtament vorhanden ſei, das Teſtament ſelbſt nicht erſetzen können, ſo ſchufen ſie der Gräfin nicht den mindeſten Nutzen.

Viele Rechtsgelehrte hatte die Gräfin über ihren böſen Fall zu Rathe gezogen, bis ſie endlich nach Bamberg kam und ſich an den alten Eichheimer wandte, der ſie aber an den jungen Engelbrecht wies, welcher, weniger beſchäftigt, ausgerüſtet mit vorzüglichem Scharfſinn und großer Liebe zur Sache vielleicht doch das unglückliche Teſtament erſpüren, oder einen andern künſtlichen Beweis über die wirkliche Exiſtenz deſſelben antreten würde.

Der junge Advokat begann damit, ſich bei den kompetenten Behörden die nochmalige genaue Nachforſchung in den Papieren des Grafen auf dem Schloſſe auszubitten. Er ging ſelbſt mit der Gräfin hin, und unter den Augen der Beamten des Gerichts fand ſich in einem bisher nicht beachteten Nußbaumenen Schrank ein altes Portefeuille, worin zwar nicht der gerichtliche Empfangſchein über die Niederlegung des Teſtaments, wohl aber ein Papier befindlich, was dem jungen Advokaten im höchſten Grade wichtig ſein mußte.

Dieſes Papier enthielt nämlich die genaue Beſchreibung aller Umſtände bis ins kleinſte Detail, unter denen der Graf zu Gunſten ſeiner Gemahlin, ein Teſtament errichtet und einem Gerichtshofe übergeben hatte. Die diplomatiſche Reiſe von Paris nach Petersburg brachte den Grafen nach Königsberg in Preußen. Hier fand er zufällig einige Oſtpreußiſche Edelleute, die er früher auf eine Reiſe in Italien getroffen. Der Eilfertigkeit, womit der Graf reiſen wollte, unerachtet, ließ er ſich doch bereden, eine kleine Streiferei in Oſtpreußen zu unternehmen, vorzüglich da die reichen Jagden aufgegangen und der Graf ein paſſionirter Jäger. Er nannte die Städte Wehlau, Allenburg, Friedland u. ſ. w., wo er geweſen. Unmittelbar wollte er nun, ohne nach Königsberg zurückzukehren, vorwärts nach der ruſſiſchen Grenze.

In einem kleinen Städtchen, deſſen Anſehn der Graf nicht erbärmlich genug beſchreiben konnte, verfiel er aber plötzlich in die Nervenkrankheit, die ihm mehrere Tage hindurch alle Sinne raubte. Zum Glück befand ſich am Orte ein junger recht geſchickter Arzt, der dem Uebel kräftigen Widerſtand leiſtete, ſo daß der Graf nicht allein zu ſich kam, ſondern auch im Stande war, in wenigen Tagen ſeine Reiſe fortzuſetzen. Schwer fiel es ihm aber aufs Herz, daß ein zweiter Anfall ihn auf der Reiſe tödten und ſeine Gemahlin in die tiefſte Armuth verſetzen könne. Er erfuhr von dem Arzt zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, daß der Ort ſeiner Kleinheit und ſeines erbärmlichen Anſehns unerachtet, doch der Sitz eines Preußiſchen Landeskollegii ſei und daß er mit aller Förmlichkeit ſein Teſtament dort deponiren könne, ſo bald es ihm nur gelänge, die Identität ſeiner Perſon nachzuweiſen. Dies war aber der harte Punkt. Denn wer kannte den Grafen in dieſer Gegend.

Doch wie wunderbar iſt das Spiel des Zufalls! Gerade als der Graf in dem Städtchen aus dem Wagen ſtieg, ſtand ein alter invalider Greis von beinahe achtzig Jahren, der auf einem benachbarten Dorfe wohnte, ſich vom Korbflechten nährte, und nur ſelten nach der Stadt zu kommen pflegte, in der Thüre des Wirthshauſes. Dieſer hatte in ſeiner Jugend in der öſtreichiſchen Armee gedient, und war fünfzehn Jahr hindurch Reitknecht bei dem Vater des Grafen geweſen. Auf den erſten Blick erinnerte er ſich des Sohnes ſeines Herrn und er, und ſein Weib wurden die völlig unverdächtigen Rekognoszenten des Grafen, wie man denken kann, nicht zu ihrem Schaden. Der junge Advokat ſah ſogleich ein, daß, um näheres auszumitteln, es hier nur allein auf die Lokalität und deren genaue Vergleichung mit den Notizen des Grafen ankomme, um die nähere

Spur, wo der Graf krank geworden ſei und teſtirt habe, zu ermitteln.

Er reiſte mit der Gräfin nach Oſtpreußen, hier wollte er, wo möglich, durch Einſicht der Poſtbücher die Reiſeroute ausmitteln, die der Graf damals genommen. Doch nach vielem vergeblichen Mühen brachte er nur heraus, daß der Graf Poſtpferde von Eylau nach Allenburg genommen. Hinter Allenburg verlor ſich jede Spur, jedoch war ſo viel gewiß, daß der Graf ſeine Tour nach Rußland durch das Preußiſche Lithauen genommen, und zwar um ſo mehr, als in Tilſit des Grafen Ankunft und Abreiſe mit Extrapoſt wieder eingetragen war. Von hieraus verlor ſich aufs neue jede Spur. Auf dem kleinen Wege von Allenburg nach Tilſit ſchien indeſſen dem jungen Advokaten, daß man die Löſung des Räthſels ſuchen müſſe. Ganz mißmüthig und voller Sorgen traf er einſt an einem regnichten Abend mit der Gräfin in dem kleinen Landſtädtchen Inſterburg ein. Von ſeltſamen Ahnungen fühlte er ſich befangen, als er in die dunklen Zimmer des Wirthshauſes trat. Es kam ihm ſo heimlich darin vor, als wenn er ſchon ſelbſt da geweſen, oder als wenn ihm der Aufenthalt auf das Genaueſte geſchildert worden. Die Gräfin begab ſich nach ihrem Schlafgemach; der junge Advokat wälzte ſich unruhig auf dem Lager. Als die Morgenſonne hell ins Zimmer ſchien, fiel ſein Blick auf die Tapete in einer Ecke des Zimmers. Er gewahrte, daß von einem großen Fleck die blaue Farbe, womit das Zimmer nun übertüncht, abgeſprungen und die widerwärtige hochgelbe Grundfarbe zum Vorſchein gekommen, worauf allerlei ſcheußliche Geſichter als anmuthige Arabesken im Neu-Seeländiſchen Geſchmack angebracht waren.

Ganz außer ſich vor Freude und Entzücken, ſprang der junge Advokat aus dem Bette; er befand ſich in dem Zimmer, in welchem Graf Z... das verhängnißvolle Teſtament gemacht hatte. Die Schilderung traf zu genau ein; es war nicht daran zu zweifeln.

Was nun noch den Leſer mit all den Kleinigkeiten ermüden, die nach und nach eintrafen. Genug! Inſterburg war wie noch jezt der Siz eines preußiſchen Obergerichts, damals Hofgericht geheiſen. Der junge Advokat begab ſich ſofort mit der Gräfin zu dem Präſidenten; durch die mitgebrachten, in der authentiſchen Form ausgefertigten Papiere, wurde die Legitimation der Gräfin auf das Vollſtändigſte geführt, die Publikation des Teſtaments als unzweifelhaft vorgenommen und die Gräfin, welche troſtlos in großer Dürftigkeit ihr Vaterland verlaſſen, kehrte wieder, im Beſitz aller Rechte, die ein feindliches Geſchick ihr hatte rauben wollen.

Der Nanni erſchien der Advokat wie ein himmliſcher Heros, der die verlaſſene Unſchuld gegen die Bosheit der Welt ſiegreich geſchützt. Auch Leberfink ergoß ſich in übertriebenen Lobeserhebungen, den Scharfſinn und die Thätigkeit des jungen Advokaten hoch bewundernd. Meiſter Wacht rühmte ebenfalls nicht ohne Nachdruck Jonathans Betriebſamkeit, wiewohl er eigentlich nichts als ſeine Schuldigkeit gethan und es ihm — dem Meiſter Wacht — bedünken wolle, daß alles auf viel kürzerem Wege zu erlangen geweſen ſein würde.

Dieſe Angelegenheit, ſprach Jonathan, halte ich für einen wahren Glücksſtern, der mir in meiner kaum begonnenen Laufbahn aufgegangen.

Die Sache hat viel Aufſehen erregt. Alle ungariſche Magnaten waren in Bewegung. Mein Name iſt bekannt geworden und was nicht das ſchlimmſte dabei iſt, die Gräfin war liberal genug, mir zehntauſend Stück Brabanter Thaler zu verehren.

Schon während der ganzen Erzählung des jungen Advokaten, hatte auf Meiſter Wachts Geſicht ein ſeltſames Muskel=Spiel begonnen, das ſich bis zum Ausdruck des tiefſten Verdruſſes ſteigerte.

„Was, fuhr er endlich mit Flammen=Blicken und mit einer Löwenſtimme heraus, was, hab ich's nicht geſagt, das Recht haſt du verkauft, dafür, daß die Gräfin ihr rechtmäßiges Erbe von den betrügeriſchen Verwandten heraus bekam, mußte ſie Geld zahlen, mußte ſie dem Mammon opfern. Pfui, pfui, ſchäme dich!"

Alle vernünftige Vorſtellungen des jungen Advokaten, ſo wie der übrigen Perſonen, die gerade anweſend waren, fruchteten auch nicht das Allermindeſte. Meiſter Wacht blieb, unerachtet eine

Sekunde hindurch die Vorſtellung Platz zu greifen ſchien, daß wohl nie eine Perſon mit freudigerem Gemüthe ein Geſchenk gegeben, als die Gräſin bei der plötzlichen Entſcheidung ihres Falles, und daß, wie Lederſinkchen auch genau wiſſen wollte, nur der junge Advokat ſelbſt daran Schuld war, daß das Honorar nicht viel ſtärker und nicht mehr dem Gewinn gemäß ausgefallen; doch zugleich kehrten die alten ſtarrſinnigen Worte zurück: ſo bald von Recht die Rede iſt, giebt es kein Geld auf der Erde.

Es iſt wahr, fuhr Wacht nach einer Weile beruhigter fort, bei dieſer Geſchichte kommen manche Umſtände vor, die dich wohl entſchuldigen können und zum ſchnöden Eigennutz verleiten konnten, doch thue mir den Gefallen und halt das Maul von der Gräſin, dem Teſtament, den zehn tauſend Thalern; es könnte mir manchmal bedünken wollen, daß du an den Platz dort, den du an meinem Tiſche einnimmſt, nicht hingehörteſt.

Ihr ſeid ſehr hart, ſehr ungerecht gegen mich, Vater, ſprach der junge Advokat mit vor Wehmuth bebender Stimme. Nanni vergoß ſtille Thränen; Leberſink, als ein gewandter ſozialer Mann, brachte ſchnell das Geſpräch auf die neue Vergoldungen zu St. Gangolph.

Man kann ſich das geſpannte Verhältniß wohl denken, in dem jezt die Familie Wacht lebte. Wo war die Freiheit des Geſprächs, wo aller friſche Lebensmuth, wo aller muntre Sinn? Ein tödtender Verdruß nagte langſam an Wachts Herzen, und auf ſeinem Antliz ſtand das geſchrieben.

Von Sebaſtian Engelbrecht ging durchaus nicht die mindeſte Nachricht ein, und ſo ſchien auch die lezte ſchwache Hoffnung, die dem Meiſter Wacht geſchimmert, unterzugehen.

Meiſter Wachts Altgeſell, Andres geheißen, war ein treuer, ehrlicher, ſchlichter Menſch, der ihm anhing mit einer Liebe ohne gleichen. „Meiſter, ſprach dieſer eines Morgens, als ſie eben mit einander Balken abſchnürten, Meiſter, ich kann's nicht länger tragen, es ſtößt mir das Herz ab, Euch ſo leiden zu ſehen! Jungfer Nanni! der arme Herr Jonathan!“

Da warf Meiſter Wacht ſchnell das Schnür-

Winkel jetzt, fuhr auf ihn zu, packte ihn bei der Bruſt, und rief: „Menſch, vermagſt du aus dieſem Herzen die Ueberzeugung, was wahr und recht, wie ſie die ewige Macht mit Flammen-Zügen hinein gezeichnet hat, herauszureißen, ſo mag das geſchehn, deſſen du gedenkeſt!“

Andres, der nicht der Mann war, ſich mit ſeinem Meiſter auf Conteſtationen der Art einzulaſſen, kratzte ſich hinter den Ohren und meinte verlegen ſchmunzelnd: „ſo würde wohl auch ein gewiſſer Morgenbeſuch eines vornehmen Herren auf der Werkſtatt von keiner ſonderlichen Wirkung ſein.“ Meiſter Wacht merkte den Augenblick, daß es auf einen Sturm gegen ihn abgeſehen ſei, den höchſt wahrſcheinlich der Graf von Roſel dirigiren werde.

Mit dem Glockenſchlage neun Uhr kam Nanni, der die alte Barbara mit dem Frühſtück folgte, auf die Werkſtatt. Es war dem Meiſter unangenehm, daß Nanni kam, da dies außer der Regel und die verabredete Karte ſchon jetzt hervorguckte.

Nicht lange dauerte es, ſo erſchien denn auch wirklich der Domzellar, geſtriegelt und geſchniegelt wie ein Püppchen; ihm folgte auf dem Fuß der

Lackierer und Vergolder, Monſieur Pickard Leberfink, in allerlei bunten Farben gekleidet und einem Frühlingskäfer nicht unähnlich. Wacht that hoch erfreut über den Beſuch, dem er ſogleich die Urſache unterſchob, daß der Herr Domizellar wahrſcheinlich ſeine neueſten Modelle ſehen wolle.

Meiſter Wacht trug in der That große Scheu, die weitläuftigen Sermonen zu hören, in die ſich der Domizellar nutzlos ergießen würde, um Rückſichts Nanni's und Jonathans ſeinen Entſchluß zum Wanken zu bringen. Der Zufall rettete ihn, indem er wollte, daß in dem Augenblick, als der Domizellar, der junge Advokat und der Lackierer neben einander ſtanden und der Domizellar ſchon mit den zierlichſten Worten die ſüßeſten Verhältniſſe des Lebens berührte, der dicke Hans rief: „Holz her!“ der große Peter auf der andern Seite aber ſo derb zuſchob, daß der Domizellar heftig an der Schulter berührt, auf den Monſieur Pickard ſtürzte; dieſer prallte aber auf den jungen Advokaten und im Nu waren alle drei verſchwunden. Hinter ihnen befand ſich nämlich ein hoch aufgethürmter Haufen von Holzſplittern, Sägeſpänen u. a.

In dieſen Haufen waren die Unglücklichen begraben, ſo, daß man von ihnen nichts erblickte, als vier ſchwarze und zwei chamoisfarbene Füße; leztere waren aber die Galla-Strümpfe des Herrn Lakierer und Vergolder Pickard Leberfink. Es konnte nicht anders möglich ſein, die Geſellen und Burſche brachen in ein ſchallendes Gelächter aus, unerachtet Meiſter Wacht Ernſt und Ruhe gebot.

Am ſchrecklichſten ſah der Domizellar aus, dem die Sägeſpäne in alle Falten des Kleides und ſogar auch in die Locken der zierlichen Friſur gedrungen waren; er floh beſchämt, wie auf den Flügeln des Windes, und ihm folgte der junge Advokat auf dem Fuße; nur Monſieur Pickard Leberfink blieb froh und freundlich, unerachtet es für gewiß anzunehmen, daß die chamois Strümpfe nicht mehr brauchbar, da beſonders feindliche Späne die Pracht der Zwickel gänzlich vernichtet. So hatte ein lächerlicher Verfall den Sturm, der auf Wacht gewagt werden ſollte, vereitelt.

Der Meiſter hatte keine Ahnung, wie noch heute ihn Entſetzliches treffen würde.

Meiſter Wacht hatte abgegeſſen und ſtieg ſo eben die Treppe herab, um ſich nach dem Werkhofe zu begeben; da hörte er vor dem Hauſe eine brutale Stimme rufen: „Heda! wohnt der alte ſpitzbübiſche Kerl, der Zimmermann Wacht, nicht hier?“ Eine Stimme von der Straße antwortete: „ein alter ſpitzbübiſcher Kerl wohnt nicht hier, wohl iſt dies aber das Haus des ehrſamen Bürgers und Zimmermeiſters, Herrn Johannes Wacht.“

In dem Augenblick wurde mit einem ſtarken Schlage die Hausthür eingeſtoßen und ein großer ſtarker Kerl von wildem Anſehn ſtand vor dem Meiſter. Die ſchwarzen Haare ſpießten ſich durch die durchlöcherte Soldaten-Mütze und überall konnte der zerlumpte Kittel den ekelhaften von Schmutz und Witterung nackten Körper nicht verbergen; an den Füßen trug der Kerl Soldaten-Schuhe und die blaue Striemen an den Knöcheln zeigten die Spur getragener Ketten.

„Hoho! rief der Kerl, Ihr kennt mich wohl nicht mehr? Ihr kennt wohl nicht mehr den Sebaſtian Engelbrecht, den Ihr um ſein Erbe betrogen?“ Meiſter Wacht trat dem Kerl mit aller imponirenden Majeſtät ſeines Aeußern einen Schritt entgegen, indem er unwillkührlich die Hand mit dem Rohrſtock verſtreckte. Da war es, als träfe den wilden Kerl ein Blitz; er taumelte ein paar Schritte zurück, ſtreckte die geballten Fäuſte drohend empor und ſchrie: „Hoho! ich weiß, wo mein Erbtheil iſt, ich will es mir verſchaffen, troz dir, du alter Sünder!“

Er rannte pfeilſchnell den Kaulberg herab, von dem Volke verfolgt.

Erſtarrt blieb Meiſter Wacht einige Sekunden im Flur ſtehen, bis er auf den angſtvollen Zuruf Nanni's: „Um Gott, Vater, das war Sebaſtian!“ in die Stube hinein mehr ſchwankte, als ging, erſchöpft auf einen Lehnſeſſel ſank, beide Hände vors Geſicht ſchlug und mit erſchütternder Stimme rief: „Ewige Barmherzigkeit des Himmels, das iſt Sebaſtian Engelbrecht!“

Es entſtand Lärm auf der Straße, das Volk ſtrömte den Kaulberg herab und ganz aus der Ferne riefen Stimmen: „Mord! Mord!“

Von den entſetzlichſten Ahnungen ergriffen, rannte der Meiſter hinab nach Jonathans Wohnung, die eben ganz am Fuße des Kaulbergs belegen.

Ein dichter Volkshaufe wälzte ſich vor ihm her; in der Mitte deſſelben gewahrte er den wie ein wildes Thier ſich ſträubenden Sebaſtian, der ſo eben von der Wache zu Boden geworfen, ſo überwältigt, an Händen und Füßen geſchloſſen und eben abgeführt wurde.

„Jeſus! Jeſus! der Sebaſtian hat ſeinen Bruder erſchlagen!“ So wehklagte das Volk, welches ſich aus dem Hauſe drängte. Meiſter Wacht machte ſich Platz und fand den armen Jonathan unter den Händen der Aerzte, die ſich mühten, ihn ins Leben zurück zu rufen; drei mit der vollſten Kraft eines ſtarken Mannes geführte Fauſtſchläge auf den Kopf, ließen das ſchlimmſte ahnen.

Nanni hatte, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, durch liebreiche Freundinnen ſogleich den ganzen Hergang der Sache erfahren und war nach des Geliebten Wohnung geſtürzt, wo ſie in dem Augenblicke anlangte, als der junge Advokat, Kraft der verſchwendeten Naphta, wieder die Augen aufſchlug und die Chirurgen vom Trepaniren ſprachen. Man kann ſich das Uebrige denken.

Nanni war troſtlos; Nettel, troz ihrer Brautſchaft, in Trauer verſenkt, und ſelbſt Monſieur Pickard Leberfink verſicherte, indem ihm die Thränen vor Wehmuth über die Backen liefen: „Gott ſolle dem gnädig ſein, auf deſſen Caput eine Zimmermanns-Fauſt niederfalle; der Verluſt des jungen Herrn Jonathans ſei unerſetzlich. Indeſſen ſolle der Lack ſeines Sarges an Glanz und Schwärze unübertrefflich ſein, die Verſilberung der Todtenköpfe und anderer anmuthiger Embleme ihres Gleichen vergebens ſuchen.

Es ergab ſich, daß Sebaſtian einem Trupp Landſtreicher, der vom Baierſchen Militair durch das Bambergiſche transportirt wurde, entſprungen und in die Stadt gelaufen war, um einen wahnſinnigen Vorſatz auszuführen, den er längſt im Innern getragen. Sein Lebenslauf war nicht der eines verworfenen verruchten Böſewichts, ſondern gab nur das Beiſpiel eines durchaus leichtſinnigen Menſchen, der, der vortrefflichſten Gaben, die ihm die Natur verlieh, unerachtet, ſich jeder Verlockung des Böſen Preis giebt, und zulezt auf der höchſten Stufe des Laſters untergeht, in Elend und Schmach.

Im Sächſiſchen war er einem Rabuliſten in die Hände gefallen, der ihm weiß machte, daß er von dem Meiſter Wacht bei der Auszahlung der väterlichen Erbſchaft merklich verkürzt worden, und das zwar zu Gunſten ſeines Bruders Jonathan, dem er ſein liebſtes Töchterchen, Namens Nanni, zum Weibe verſprochen. Wahrſcheinlich hatte der alte Betrüger ſich dies Mährchen aus verſchiedenen Aeußerungen Sebaſtians ſelbſt zuſammengeſezt. Der geneigte Leſer weiß bereits, wie Sebaſtian ſich Recht verſchaffen wollte, mit wilder Gewalt. Unmittelbar, als er den Meiſter Wacht verlaſſen, war er nämlich hinauf geſtürmt in Jonathans Zimmer, wo dieſer gerade vor dem Arbeitstiſche ſaß, eine Rechnung in Ordnung brachte und Geldrollen zählte, die vor ihm aufgehäuft lagen.

Der Schreiber ſaß in der andern Ecke des Zimmers.

„Ha, Verruchter, ſchrie Sebaſtian wüthend, ſitzeſt du bei deinem Mammon, zählſt du, was du geraubt haſt, oder damit, was der alte Böſewicht mir geſtohlen und dir zugewandt hat. Du ſchwächlich Ding von geizigem lüſternem Satan!“ Da Sebaſtian auf ihn eindrang, hielt Jonathan inſtinktmäßig abwehrend beide Hände vor, und rief laut: „Bruder! um Gottes willen, Bruder!“ dafür verſetzte ihm aber Sebaſtian mit der geballten Fauſt mehrere harte Schläge an den Kopf, ſo daß Jonathan ohnmächtig niederſank, raffte eiligſt einige Goldrollen zuſammen und wollte damit fort, welches ihm natürlicher Weiſe nicht gelang.

Zum Glück fand es ſich, daß keine von Jonathans Wunden, die äußerlich nur ſtarke Beulen ſchienen, eine bedeutende Hirnerſchütterung verurſacht hatten, mithin für lebensgefährlich zu achten. Nach Verlauf von zwei Monaten, als Sebaſtian nach der Zucht-Anſtalt, wo er den verſuchten Raubmord mit ſchwerer Strafe büßen ſollte, abgeführt wurde, fühlte der junge Advokat ſich völlig wieder hergeſtellt.

Der entſetzliche Vorfall hatte auf Meiſter Wacht ſo zerſtörend eingewirkt, daß ein zehrender Mißmuth davon die Folge war. Diesmal war die ſtammhafte Eiche von dem Wipfel bis zur tiefſten Wurzel erſchüttert.

Oft, wenn man ihn mit ganz andern Dingen beſchäftigt glaubte, vernahm man, wie er leiſe murmelte: Sebaſtian! Bruder-Mörder, du mir das gethan! und dann ſchien er aus einem tiefen Traum zu erwachen. Nur die ſtärkſte angeſtrengteſte Arbeit erhielt ihn aufrecht. —

Doch wer ermißt die unerforſchlichen Tiefen, in denen ſich der verborgene Organismus der Gefühle ſo ſeltſam verkettet, wie in Meiſter Wachts Seele! Der Abſcheu gegen Sebaſtian und ſeine verruchte That verblaßte, indem das Bild des durch Jonathans Liebe verſtörten Lebens ſich immer in friſcher Farbe lebendig erhielt.

Mancherlei kurze Aeußerungen Meiſter Wachts bewieſen dieſe Gemüthsſtimmung. „Alſo dein Bruder ſizt auf dem Bau in Ketten? — die gegen dich gerichtete That hat ihn dahin gebracht? — es iſt doch ſchlimm, Schuld daran zu ſein, daß der eigene Bruder den Bruder auf den Bau gebracht hat — möchte nicht in der Stelle dieſes Bruders ſein — doch Juriſten denken anders, die wollen das Recht, d. h. ſie wollen mit der Puppe ſpielen, die ſie ausputzen und ihr einen Namen geben, wie ſie wollen.“ —

Dergleichen bittere, ja unverſtändige Worte mußte der junge Advokat nur zu oft von Meiſter Wacht hören. Nutzlos würde jeder Verſuch der Widerlegung geblieben ſein. Der junge Advokat entgegnete daher nichts, ſondern brach oft, wenn ihm der verderbliche Wahn des Alten, in dem ſein ganzes Glück unterging, die Bruſt zermalmen wollte, in Uebermaaß des Schmerzes aus: „Vater, Vater, Ihr thut mir Unrecht, himmelſchreiendes Unrecht!“

Eines Tages, als die Familie bei dem Lackierer Leberfink verſammelt und Jonathan auch zugegen war, ſprach Meiſter Wacht davon, daß jemand gemeint, wie der Sebaſtian Engelbrecht, ſei er auch als Verbrecher verhaftet, doch Anſprüche gegen den Meiſter Wacht, als ſeinen geweſenen Vormund, im Wege des Rechts geltend machen könne. „Das wäre, ſprach der Meiſter giftig lachend, indem er ſich zu Jonathan wandte, das wäre ſo ein hübſcher Prozeß für einen jungen Advokaten, ich dächte, du unternähmſt den Rechtshandel, du biſt vielleicht dabei ſelbſt im Spiele, vielleicht habe ich dich auch betrogen." Da fuhr der junge Advokat in die Höhe, ſeine Augen flammten, ſeine Bruſt flog auf und nieder, er ſchien plötzlich ein ganz anderer; er ſtreckte die Hand gen Himmel empor und rief: „nein, Ihr ſeid nicht mehr mein Vater, Ihr ſeid ein Wahnſinniger, der einem lächerlichen Vorurtheil ohne Bedenken Ruh und Glück der liebſten Kinder opfert; nie ſeht ihr mich wieder; ich gehe auf die Anträge, die mir heute der Amerikaniſche Konſul gemacht hat, ein, fort nach Amerika!" „Ja, rief Wacht, ganz Zorn und Wuth, ja, fort aus meinen Augen, du dem Satan Verkaufter, du Bruder des Brudermörders."

Mit einem vollen Blick, in dem alle troſtloſe Liebe, aller Schmerz, alle Verzweiflung des hoffnungsloſeſten Abſchiedes lag, auf die halbohnmächtige Nanni, verließ der Advokat ſchnell den Garten

Schon früher während des Laufs der Geſchichte wurde, als der junge Advokat ſich a la Werther todt ſchießen wollte, bemerkt, wie gut es ſei, daß die dazu nöthigen Piſtolen mehrentheils nicht gleich bei der Hand. Hier iſt es eben ſo erſprießlich, anzuführen, daß der junge Advokat zu ſeinem eignen Beſten ſich nicht gleich auf der Regnitz einſchiffen konnte, um gerades Weges nach Philadelphia hinüberzuſchiffen.

So geſchah es, daß die Drohung, Bamberg und die ſanfte Nanni auf ewig zu verlaſſen, auch in dem Augenblick noch unausgeführt geblieben, als endlich, nachdem aufs neue über zwei Jahre vergangen, der Hochzeitstag des Herrn Lackierer und Vergolder Leberfink herangekommen war.

Untröſtlich würde Leberfink über dieſen unbilligen Aufſchub ſeines Glücks, den freilich das Entſetzliche, was in Wachts Hauſe Schlag auf Schlag geſchehen, herbeiführen mußte, geweſen ſein, hätte er nicht dadurch Gelegenheit erhalten, die Verzierungen ſeines Prunkzimmers, welche ſehr ſauber in himmelblau und Silber glänzten, in hochroth umzulackieren, mit gehöriger Vergoldung; da er ſeinem

Nettelchen abgemerkt, daß ein rother Tiſch, rothe Stühle u. ſ. w. ihrem Geſchmack beſſer zuſagen würden.

Meiſter Wacht widerſtand nicht einen Augenblick dem Andringen des glücklichen Lackierers, den jungen Advokaten auf ſeine Hochzeit zu ſehen, und der junge Advokat ließ es ſich auch gefallen.

Man kann denken, in welcher Stimmung ſich die beiden jungen Leute, die ſeit jenem entſetzlichen Augenblick ſich wirklich nicht geſehen hatten, wieder erblickten. Die Verſammlung war groß, aber kein einziges, ihnen befreundetes, Gemüth ermaß ihren Schmerz.

Schon ſtand man im Begriff, ſich nach dem Gotteshauſe zu begeben, als Meiſter Wacht einen ſtarken Brief erhielt, und dann, kaum hatte er einige Zeilen geleſen, heftig erſchüttert, zur Thür hinausſtürzte, zu nicht geringem Schreck der Andern, die neues Böſes ahnen wollten.

Nicht lange dauerte es, ſo rief Meiſter Wacht den jungen Advokaten heraus, und als ſie nun beide allein in dem Arbeitszimmer des Meiſters ſich befanden, ſo begann dieſer, indem er vergeblich die tiefſte Erſchütterung zu verbergen ſich mühte: „Es ſind die außerordentlichſten Nachrichten von deinem Bruder eingegangen; hier iſt ein Brief von dem Direktor der Gefangen-Anſtalt, der umſtändlich ſchreibt, wie ſich alles begeben. Du kannſt das nicht alles wiſſen, ich müßte die daher um das Unglaubliche dir glaublich zu machen, Haarklein alles ſagen; aber die Zeit drängt.“ — Bei dieſen Worten ſah Meiſter Wacht dem Advokaten ſcharf ins Geſicht, der beſchämt erröthend die Augen niederſchlug.

„Ja, ja, fuhr der Meiſter mit erhöhter Stimme fort, du weißt nichts davon, daß dein Bruder kaum wenige Stunden auf dem Bau von einer Reue ergriffen worden iſt, wie ſie wohl kaum jemals eines Menſchen Bruſt zerriſſen hat. Du weißt nichts davon, daß der Verſuch des Raubmordes ihn zermalmt hat. Du weißt nicht, daß er in wahnſinniger Verzweiflung Tag und Nacht geheult und gefleht hat, daß der Himmel ihn vernichten oder retten möge, damit er fortan durch die ſtrengſte Tugend ſich rein waſche von der Blutſchuld.“

„Du weißt nicht, daß bei Gelegenheit eines wichtigen Anbaues des Gefangen-Hauſes, bei dem Züchtlinge als Handlanger gebraucht wurden, ſich dein Bruder ſo ſehr als ein geſchickter kenntnißreicher Zimmermann auszeichnete, daß er bald, ohne daß jemand daran dachte, wie ſich das begebe, die Stelle des Poliers vertrat. Du weißt nicht, daß ihm dabei ſein ſtilles frommes Weſen, ſeine Beſcheidenheit mit der Beſtimmtheit des geläuterten Verſtandes gepaart, alle zu Freunden machte.“

„Das weißt du alles nicht, darum mußte ichs dir ſagen. Was weiter! Der Fürſt Biſchof hat deinen Bruder begnadigt, er iſt Meiſter worden; aber wie war das alles möglich ohne Geld-Zuſchüſſe?“ „Ich weiß, ſprach der junge Advokat ſehr leiſe, ich weiß, daß Ihr, mein guter Vater, monatlich Geld der Direktion zugeſendet habt, um meinen Bruder von den übrigen Gefangenen abſondern und beſſer verpflegen zu können. Ihr habt ihm ſpäter Handwerkszeug geſchickt.“ —

Da trat Meiſter Wacht auf den jungen Advokaten zu, faßte ihn bei beiden Armen und ſprach, mit einer Stimme, die in Entzücken, Wehmuth, Schmerz auf unbeſchreibliche Weiſe ſchwankte: „Hätte das dem Sebaſtian, ſproßte auch ſeine urſprüngliche Tugend mächtig hervor, wieder zur Ehre, Freiheit, Bürgerrecht, Beſitzthum verhelfen können! Ein unbekannter Menſchenfreund, dem Sebaſtians Schickſal beſonders am Herzen liegen muß, hat zehntauſend große Thaler beim Gericht niedergelegt, um“ — Weiter konnte Meiſter Wacht vor gewaltſamer Bewegung nicht ſprechen, er riß den jungen Advokaten an ſeine Bruſt und rief, indem er mit Mühe die Worte herauspreßte: „Advokat, mache daß ich eindringe in die Tiefe des Rechts, wie es in deiner Bruſt lebendig worden und daß ich beſtehe vor dem ewigen Weltgericht, wie du dereinſt beſtehen wirſt. Doch, fuhr Meiſter Wacht nach einigen Sekunden fort, indem er den jungen Advokaten von ſeiner Bruſt ließ, doch mein geliebter Jonathan, wenn nun Sebaſtian als ein frommer thätiger Bürger wiederkehrt und mich an mein gegebenes Wort mahnt, wenn [illegible]“ — „So trag' ich, ſprach der junge Advokat, meinen Schmerz, bis er mich tödtet. — Ich fliehe nach Amerika.“

„Bleibe hier, rief Meiſter Wacht ganz begeiſtert von Wonne und Luſt, bleibe hier, mein Herzensjunge! Sebaſtian heirathet ein Mädchen, die er früher verführt und verlaſſen hatte; Nanni iſt dein.“ Noch einmal umhalste der Meiſter den jungen Advokaten, und rief:

„Junge, wie ein Schulknabe ſtehe ich vor dir und möchte dir alle Schuld, alles Unrecht abbitten, das ich dir angethan. – Doch kein Wort weiter; andere Leute warten auf uns.“ —

Damit faßte Meiſter Wacht den jungen Advokaten, riß ihn fort in das Hochzeitszimmer hinein und ſprach, indem er ſich mit Jonathan mitten in den Kreis ſtellte, mit erhöhter feierlicher Stimme:

„Ehe wir zur heiligen Handlung ſchreiten, lade ich Euch alle Ihr ehrſamen Männer und Frauen, Ihr tugendbelobten Jungfrauen und Jünglinge, über ſechs Wochen zu einer gleichen Feier in meiner Behauſung ein; denn hier ſtelle ich Euch den Herrn Advokaten Jonathan Engelbrecht vor, den ich in dieſem Augenblick meine jüngſte Tochter Nanni feierlich verlobe!“

Die Liebenden ſanken ſich ſelig in die Arme.

Nur ein Hauch der tiefſten Verwunderung durchlief die ganze Verſammlung, doch der alte fromme Andres ſprach leiſe, indem er das kleine dreieckige Zimmermannshütlein vor die Bruſt hielt:

„Des Menſchen Herz iſt ein wunderliches „Ding, aber der wahre fromme Glaube überwindet wohl die ſchnöde, ja ſündliche Tapferkeit eines verhärteten Gemüths und alles „wendet ſich, wie der liebe Gott es will, „zum Guten.“

Zur

Sagen- und Mährchen-Welt.

Von

Henrich Steffens.

Vorwort.

Ich habe es meinem Freunde, dem Verleger, nicht abſchlagen wollen, als er mich bat, ihm die hier abgedruckten Kleinigkeiten für dieſe Sammlung mitzutheilen. Die beiden erſten Darſtellungen, aus der Däniſchen und Schleſiſchen Mährchenwelt, ſind durch äußere Veranlaſſungen entſtanden. Die erſte iſt ſchon in Büſchings Wöchentlichen Nachrichten gedruckt; und die zweite ward durch eine Gebirgsreiſe, welche ich das Glück hatte in der Begleitung Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen zu machen, veranlaßt, und ebenfalls, in wenigen Exemplaren abgedruckt. — Die räthſelhafte Erzählung: die Trauung, brachte ich zuerſt nach Deutſchland. Sie machte, wo ich ſie erzählte, Eindruck. Schon vor vielen Jahren ward ſie der Gegenſtand eines, wahrſcheinlich unbedeutenden Romans, der mir nur dem Titel nach bekannt iſt, und zum zweitenmal iſt ſie noch neulich auf eine ähnliche Weiſe behandelt worden. Am meiſten zog ſie aber die Aufmerkſamkeit auf ſich, durch das berühmte, in Terzinen verfaßte Gedicht eines der erſten Geiſter unſerer Nation. Unter ſolchen Umſtänden glaubte ich mich faſt verpflichtet, dieſes räthſelhafte Ereigniß in ſeiner urſprünglichen Geſtalt bekannt zu machen.

Ich muß meine Leſer erſuchen, dieſe Blätter, die von meinen übrigen Arbeiten ſo fern liegen, eben ſo unbefangen und leicht aufzunehmen, wie ich ſie gebe. Sie ſollen keine Anſprüche irgend einer Art begründen.

Steffens.

Ueber

Sagen und Mährchen aus Dänemark.

Die kindliche Phantaſie des Geſchlechts flieht aus den künſtlichen Verhältniſſen der Geſellſchaft. Zahme Bilder und Thiere, kultivirte Seelen und Aecker, geregelte Schlüſſe und Straßen unterſtützen ſich wechſelſeitig und die ſchönen, phantaſtiſchen Träume einer Zeit, in welcher die tiefſten Räthſel der Natur ſich dichte um uns herumlagerten, die Seele bald mit wilder Furcht ängſtigten, dann mit hoher Freude entflammten, wurden, wie die wilden Thiere in die wüſten Gegenden der halberloſchenen Erinnerung und in die finſtern Gebirge verjagt, während wir, zu einem nüchternen, verſtändigen Daſein erwacht, von erkünſtelten Bedürfniſſen umringt, uns glücklich preiſen in einer verworrenen Lage, die uns andere Träume, ſtatt der verſcheuchten gaben, deren Genuß uns erſchlafft, ſtatt uns zu ſtärken.

Damals mußte der Menſch um ſein Daſein kämpfen. Die Wälder drohten, die Gebirge trotzen, die Gewäſſer ſtürzten ihm tobend und ſchäumend entgegen, die wilden Thiere hatten noch ein furchtbares Bündniß und federten ihn kühn und Vernichtung drohend zum Kampf. Da blühte die wahre Freude dicht neben der nie ſchlummernden Gefahr, freudiges und angſtvolles Erbeben wechſelten unbeſtimmt in eiligen Gegenſätzen und der Menſch ergriff ſich in jedem Augenblick ganz. In dieſer Wildheit lebte die Milde, in dieſem Trotz die Ergebung, in dieſer Furcht die Kraft. Jezt müſſen wir in unbeſtimmten Umriſſen große Gedanken ſchwebend erhalten, wie fremdartige Reizmittel, die Predigten reichen nicht aus, die Theaterrührung verſchlafen wir, und unſere Kinder müſſen an Stangen und Leitern und hölzernen Pferden die entflohene Kraft und Geſinnung erjagen. In jener Urzeit, aus welcher, wie eine Blüthe der Natur, Poeſie, Liebe und Glaube hervorwuchs, weilten wir daher immer mit ſtillem Wohlbehagen.

Mir, als Naturforſcher, war von jeher die Phyſiognomie der Mährchen der verſchiedenen gebirgigen, waldigen, geheimnißreichen Gegenden unendlich theuer. Denn aus einer beſtimmten Natur entſprungen, blieben ſie, wo ſie, zurückgeſcheucht mitten unter uns, ſich in ſolchen verborgenen Zufluchtsörtern Jahrhunderte lang erhielten, noch immer ihrer urſprünglichen Heimat getreu, deuteten auf ſie, ja ſchienen ihre innerſten Geheimniſſe wunderbar zu bewahren. Es iſt bekannt, daß die verſchiedenen Gebirgarten eigene Pflanzen ernähren, und daß ein leiſer Unterſchied ſich auf dieſe Weiſe wohl erkennen läßt. Aber entſchiedener iſt der Einfluß auf die Geſtaltung im Großen. Granit-Schiefer-Kalkgebirge erzeugen eine andere Geſtalt der Höhen, der Schluchten, der Thäler und Weitungen, anders bilden ſich daher nach der Verſchiedenheit der Gebirgsart die Baumpartien. Schatten und Licht nehmen in Abend- und Morgendämmerung ein anderes Gepräge, die Gewäſſer ſcheinen, ewig ſtrömend in jenen ſo verſchiedenen Gegenden, einen andern Ton, einen anderen Glanz zu haben. Aber hiermit hängt die Geſtaltung der Mährchen auf das genaueſte zuſammen, ſo daß ich, mit innigem Vergnügen, dieſe Verſchiedenheit des Mährchenwuchſes nach der Natur der Gegend in den leiſeſten Abänderungen wahrgenommen habe. Wunderbarer hat dieſe Erſcheinung mich nirgends ergriffen und gerührt, als auf dem Nordabhang des Harzes. Denn wie ganz anders lauten die Granit- als die Schiefer-Mährchen, die Sagen zwiſchen der Ilſe und der Ocker, an der Harzburg, als die des Budethals, des Selkethals. Iſt nicht das Mährchen von Hans Heiling in Böhmen ein nothwendiges Granitgewächs?

Ganz anders iſt die Geſtalt der Mährchen in flachen Ländern, und beſonders ſcheinen mir die in Dänemark in dieſer Rückſicht merkwürdig. Ich will zugeben, daß dieſe Mährchen meiner Kindheit, die fortdauernd, mit allem Zauber frühzeitiger Erinnerung, in meiner Seele wiederklingen, einen Eindruck zurückgelaſſen haben, der mir eigenthümlich, aber der innige Zuſammenhang mit der Natur der Gegend iſt dennoch zu entſchieden. Seeland, — von dieſer Inſel, dem Aufenthalt meiner Kindheit, iſt hier ausſchließlich die Rede, — iſt im Ganzen flach, hin und wieder hüglich. Hier war von jeher die Hauptmacht eines kräftigen Staats, alle

That, begrenzt vom Meer, wenn ſie nicht hinaus ſchweifte über die Grenze, brach ſich beſtimmter in dem angewieſenen Raum, die Natur bot wenige Hinderniſſe dar, kein Gebirge, keine mächtigen Flüſſe ſtellten ſich hemmend entgegen. In einem ſolchen Lande nimmt alles ſchnell und wie durch eine plötzliche Veränderung das Gepräge der Gegenwart an, die Ueberreſte der Vergangenheit verſchwinden, bedeutende Ruinen ſind ſelten. Nur aus der Erde wühlt man mühſam, aus den vielfältigen Gräbern, die Ueberreſte eines frühern Lebens hervor. Aber Seeland iſt, in vielen Gegenden, eins der reizendſten Länder der Welt. Die Hügel runden ſich in unbeſchreiblicher Anmuth, das Grün der Wieſen hat einen wunderſamen Zauber, die majeſtätiſchen Buchenwälder treten mit Ehrfurcht gebietendem Ernſt hervor, ihr geheimnißvolles Dunkel ergreift die Seele mit Schauder und ein tiefes Heimweh ruft mich zu ihrer verborgenen Pracht, wie zu einem verlornen, unſchätzbaren Gut zurück. Das Meer tritt oft, in Süden zumal, indem es zwiſchen graß- und waldreiche Inſeln ſich windet, tief in ſolche reichbegabte Gegenden hinein, geheimnißvoll umſchloſſen von den hohen waldigen Ufern. Mitten in den finſtern Waldungen ſieht man große Landſeen. Die Buchen, gedrängt an die Ufer, dicht belaubt, neigen ſich über die ruhige Waſſerfläche und verfinſtern ſie mit einem ewigen Schatten. Hier ergreift uns die ſtille Gewalt des ſchlummernden Waldgottes. Die Blätter rauſchen, die Bäche rieſeln, die ruhigen Wellen ſchlagen an die einſamen Ufer, die Inſekten wühlen, die Vögel ſingen und die geheime Gewalt der Waldeinſamkeit faßt das zagende Gemüth mit grauenhaftem Entzücken. Es iſt das ſtille Athemholen des ſchlummernden Gottes. Wenn er erwachte! Wenn die Stimme laut ward, die dort in kaum vernehmbare Töne verklingt, gefeſſelt in der ruhenden Bruſt!

Hier, in dieſe Gegenden hat die kindliche Mährchenwelt ſich gerettet, hier mit dieſen Geheimniſſen vertraut, tragen ſie ihr Gepräge, an den verborgenen Quellen, wie an einer lieben Heimat, haben ſie ſich gelagert, und ewig ſtrömen die geheiligten Tropfen einer verſchwundenen ſchönen Erinnerung, wie ſtille Thränen, die niemals trockenen; hier ſegeln, unter waldigen Inſeln, die verblichenen Geiſter, hier tönen noch immer die Wehklagen der gefallenen Helden, der verlaſſenen Mädchen, und wild, wie der Sturm brauſend durch die Gipfel der Buchen ſauſt, jagt, in fliegender Eile der zur ewigen Unruhe verdammte Jäger durch die Luft. Manchmal eröffnen ſich große, von Wald umgrenzte Ebenen, in Moräſten, vormals Seen, liegen Inſeln, wie verzaubert, mit Ruinen, und je milder das Land, je ſeltener die Ueberreſte, je anmuthiger die ſtark bewohnte Gegend in der Nähe, deſto tiefer ergreift uns das ſtille, geheime Dunkel, welches uns ganz umgiebt und unendlich ſcheint, weil keine Anhöhe einen Blick in die bewohnte Gegend erlaubt.

Wer die noch nicht verſchollenen Töne dieſes Waldgeiſtes vernehmen will, der mag nur die alten Däniſchen Lieder, die auch nun in Deutſchland nicht ganz unbekannt ſind, leſen und ihre eigenthümliche Art muß ihn an die beſtimmte Natur erinnern. Noch immer hört man, in Jütland beſonders, alte Melodien, die auf äußerſt ergreifende Weiſe klingen und wie tief das feenhafte Waldleben in der Nation wurzelt, beweiſt eine auffallende Erſcheinung mitten in der Hauptſtadt, die ich erzähle, wie ſie mir ein lieber Freund mittheilte. In einer entlegenen Gegend von Kopenhagen, innerhalb der Wälle, bewohnen die Matroſen der Däniſchen Marine ein Quartier, welches faſt eine eigene Stadt bildet. Kleine Häuſer, nur aus einem Erdgeſchoß beſtehend, ſind in regelmäßige Reihen geordnet und bilden mehrere Straßen, die ſich durchkreuzen. Ein jedes Häuschen hat einen eigenen eingeſchloſſenen Hof. Dieſes ganz eigene Volk iſt kurzſtämmig, von ganz eigenthümlichem Wuchs, und die treuherzige Geſinnung, der grade Verſtand und oft überraſchende Wiz von einem ganz ausgezeichneten Gepräge, beweiſen, wie ihre körperliche Bildung, daß ſich hier ein Urſtamm des Landes ohne allen Zweifel in großer Reinheit erhalten hat. In einem jeden Hof ihrer kleinen Häuſer ſieht man, über die Planken hervorragend, einen mächtigen Hollunderbaum, der mit einem religiöſen Eifer unterhalten und gepflegt wird. Der Geiſt dieſes Baumes iſt Schutzgeiſt des Hauſes, er hilft in Krankheit, ſteht den Frauen in Kindesnöthen bei, beſchützt die Kinder, aber verſchwindet auch, wenn der Baum abſtirbt

Ich habe ſchon lange einige Nachrichten von Däniſchen Mährchen, Volksſagen und aus dem Alterthum übrig gebliebenen Gebräuchen verſprochen; als ich aber anfing an die Erfüllung des Verſprechens zu denken, bemerkte ich wohl, daß meine aus der Kindheit dunkel übrig gebliebene Erinnerungen, ſo theuer ſie mir waren, dennoch viel zu wenig zuſammenhingen, um in der Geſtalt, in welcher ich ſie mittheilen könnte, einer öffentlichen Bekanntmachung werth zu ſein. Es war mir daher ſehr angenehm eine kleine Schrift zu erhalten, in welcher Herr Thiele anfängt ſolche Mährchen und Sagen zu ſammeln, (der Titel iſt: Pröver af Danſke Folkeſagn ſamlede af J. M. Thiele, med en Fortale af Prof. Nyerup. Kiöbenhavn. 1817). Auch verdanke ich meinem theuren Freund Herrn Pingel, der ſich lange hier aufhielt, höchſt intereſſante Nachrichten. Ich mache alſo jetzt den Anfang, indem ich einiges über die in Dänemark herrſchenden Sagen von dem wilden Jäger mittheile. Dieſer iſt bei uns der berühmte König Waldemar der Vierte, an einem Deutſchen kaiſerlichen Hofe erzogen. Man kann ihn den zweiten Stifter des Königreichs nennen, welches, als er es rettete, ganz zerſtückelt war und ein Opfer der Raubſucht herrſchſüchtiger Großen. Das Mährchen findet man in der angeführten Schrift S. 29 und es iſt bekannt unter der Benennung:

König Waldemars Jagd.

König Waldemar liebte ein Mädchen von Rugen (Tovelille) und trauerte über die Maaßen, als ſie ſtarb, ſo daß er beſchloß, ſich nie von der Leiche zu trennen. Dieſe mußte ihm daher allenthalben folgen, wo er im Lande herumzog. Aber das war dem Hofgeſinde des Königs höchſt beſchwerlich und einer ſeiner Mannen dachte nach, was denn wohl den König mit ſolcher Gewalt an die Leiche binden möchte. Als er nun mit großer Aufmerkſamkeit die Leiche unterſuchte, fand er einen verzauberten Ring auf ihrem Finger. Dieſen zog er ab und behielt ihn. Da verſchwand plötzlich die Liebe des Königs und er ließ die Leiche begraben. Jetzt aber wandte ſich der Sinn des Königs auf dieſen ſeinen Mann; ſo daß er in der Gunſt des Königs immer höher ſtieg, immer und unabläßig um ihn ſein mußte, ja alles was geſchah, mußte er ausrichten. So ſehr ihn nun auch alles Volk wegen ſolcher hohen Gunſt glücklich prieß, ſo war er es dennoch keinesweges, denn das theuerſte Gut, die Freiheit, war verloren, das ihm die übermäßige Liebe des Königs faſt verzehrte. Da er nun aber gar wohl wußte, wie dieſe Liebe entſtanden war, beſchloß er ihr lieber freiwillig zu entſagen und ſo ſeine Freiheit wieder zu gewinnen. Indem er daher mit dem König durch Gurre-Wald ritt, warf er den Ring in einen Moor. Und von jetzt an war der König an dieſen Ort gebannt und nur hier konnte er ruhig und zufrieden ſein. Er bauete hier Gurre-Schloß und jagte in den Wäldern Tag und Nacht. Ja ſo lieb ward ihm der Ort, als er lange hier gelebt hatte, daß dieſe Liebe ihm jene rechtloſen Worte entlockte, die ſeit uralten Zeiten von Zunge zu Zunge gehen, ihm aber zur Verdammniß wurden, indem er ſagte: „Gott möge ſein Himmelreich behalten, wenn er ihn nur im Gurre-Wald jagen ließe.“

Jetzt reitet er nun alle Nächte „von Burre nach Gurre“ und iſt über das ganze Land als der fliegende Jäger bekannt und in einigen Gegenden nennt man ihn wohl auch den fliegenden Markolfus. Wenn er ſich nähert, hört man erſt ein Hulen und Lärmen und Peitſchenknallen in der Luft und dann geht jedermann beiſeite, oder ſtellt ſich hinter die Bäume. Dann kommt der ganze Jagdzug. Vor ihm eilen die kohlſchwarzen Hunde, die hin und her laufen, in die Erde ſchnüffeln und die glühenden Zungen aus dem Halſe hangen laſſen. Dann ſieht man Waldemar in ſauſendem Galop auf ſeinem ſchneeweißen Pferde, der zuweilen ſeinen Kopf unter dem linken Arm hält. Tritt ihm jemand entgegen, beſonders alte Leute, dann befiehlt er drohend, daß ſie ihm die Hunde halten ſollen. So läßt er oft die armen Leute ſtehen, zuweilen aber gibt er mit einem Schuß ein Zeichen, und wie die Hunde den Schuß vernehmen, zerreißen ſie alle Feſſeln und laufen wild ſchnaubend weiter. Wenn er ſo forteilt, hört man ihn die Hecken hinter ſich zuſchlagen, und in mehreren Gegenden des Landes, wo durch die Höfe eine Durchfahrt iſt, jagt er zu einem Thor hinein und zu einem andern hinaus, und da ſind keine Schlöſſer ſo ſtark, daß ſie nicht aufſpringen, wo er durchfährt. Um Weihnachten pflegt er ſo durch Ibshof in Höiby in Odsherred zu fahren, und hinter Roeskilde ſoll bei Biſtrup ein Hof ſein, wo man des Nachts das Thor aufläßt, weil er mehrmals die Schlöſſer zerſprengt hat. Hier und da geht ſogar ſein Weg über die Dächer. So, erzählt man, iſt in der Nähe von Herlufsholm ein Haus, deſſen Dach bedeutend eingeſunken iſt, weil er öfters darüber fuhr. In dem nördlichen Seeland iſt eine Gurre, wo man Ruinen findet, die noch Waldemars Schloß genannt werden. Hier gehen die alten Weiber des Nachts um Johanni hinaus auf die Landſtraße, um ihm die Hecken zu öffnen. Eine halbe Meile von Gurre liegt Waldemars Hügel von Waſſer umgeben, und auf der Inſel, erzählt die Sage, ſieht man um Mitternacht ſechs ſchwarz gekleidete Pfaffen murmelnd hin und her gehen. Wenn er ſo herumfährt, ruht er in verſchiedenen Gegenden aus. Auf Waldöe-Schloß hat er, wie das Volk wiſſen will, eine Schlafſtube, mit zwei Betten und hier übernachtet er in der Geſtalt eines ſchwarzen Hundes. In dieſer Stube ſtehen zwei große Kaſten, und als man ſie einſt eröffnete, fand man ſie voll kleiner runder Lederſtücke, „denn beſſeres Geld hatte man zu Waldemars Zeit nicht.“ Ein unterirdiſcher Gang verbindet Wallöe-Schloß mit Töllöſehof im Amte Holbek, und auch hier hat er eine Schlafſtube und vor Zeiten hielt man ſogar ein Mädchen zu ſeiner Aufwartung. Zuweilen ruht er aus bei Werdingberg in Waldemars Thurm oder in den Ruinen des Schloſſes, wo man dann Mägde und Diener von ſeiner Zeit herumgehen und die Betten machen ſieht. Ein Bauer, der es nicht glauben wollte, daß der König des Nachts ſeinen Thurm beſuche, wagte es einſt dort zu übernachten, und, ſiehe da, um Mitternacht erſchien der König, grüßte ihn freundlich und ſprach: „ich danke dir, daß du meinen Thurm bewachſt“: Dann gab er ihm ein Goldſtück. Als es aber der Bauer empfieng, brannte es ihm ein rundes Loch in die Hand und fiel als eine Kohle zur Erde. Von dieſem furchtbaren Gelde ſchließt man auf ſeine Qualen. Zuweilen geſchieht es aber doch, daß er, wenn alte Männer oder Weiber Stunden lang ſeine Hunde treulich hielten, ihnen etwas zuwirft, das wie Kohle ausſieht, was aber, genauer unterſucht, das ſchönſte rothe Geld iſt.

So weit Thiele. Die Gegend Gurre, wenige Meilen von Helſingöer, iſt mir von meiner früheſten Jugend bekannt und ſchwebt mir als eine äußerſt einſame Waldgegend vor. Bei Helſingöer, bekanntlich Hamlets Heimat, zeigt man das Grabmahl dieſes Shakſpeariſchen Helden und erzählt zugleich, daß er, wie Waldemar, als fliegender Jäger durch die Luft jagt, aber auf einem ſchwarzen Pferde, weil er ein Mörder war, der größere Qualen leidet, während Waldemar, als ein mehr unſchuldiger, immer ein weißes reitet.

Mährchen und Sagen
aus
dem Rieſengebirge.

Von
Henrich Steffens.

Rübezahl gehört freilich zu der ganzen Reihe neckender Dämonen, die in Wäldern und einſamen Gegenden hauſen; aber dennoch hat er etwas durchaus Eigenthümlich-Wunderbares, was ihn von allen den übrigen auf eine merkwürdige Weiſe unterſcheidet. Denn jene, die in der Shakſpeariſchen Waldeinſamkeit, in der dämmernden Traumwelt, wie in dem „Sommernachtstraum" und in „Wie es euch gefällt" ihr Weſen treiben, ſind klein, täppiſch, treten in Menge aus den dicken Wäldern hervor, treiben allerlei kleine Poſſen, während Rübezahl, der Herr des Gebirges, ſich in rieſenhafter Geſtalt zeigt, alleiniger Herrſcher einer großen, wilden, mächtigen Gebirgsgegend iſt. Es läßt ſich nicht leugnen, daß dadurch, daß alle Mährchen des Rieſengebirges ihren einzigen Mittelpunkt in dieſer räthſelhaften, launigen Geſtalt fanden, jene tiefe, das Gemüth ergreifende Sagen anderer Gebirgsgegenden aus den ſchleſiſchen verdrängt ſind, daß ſie jene tragiſche Naturtiefe der Harzermährchen nicht zeigen; aber dennoch haben ſie etwas höchſt Merkwürdiges, was auch hier, wie bei allen Mährchen, auf die Natur und Bildung der Gegend deutet, ja die eigentliche geheimnißreiche Tiefe derſelben aufſchließt. In den meiſten mächtigen Gebirgen zeigt ſich der höchſte Gipfel, der über die übrigen hervorragt, von unzugänglichen Felſen umgeben, tiefe Thäler, wilde Schluchten trennen das verſchloſſene, von wenigen wilden Thieren bewohnte Innere, von den mildern Gegenden, die von Menſchen beherrſcht werden. Nur Wenige, Kühnere wagen es einzeln, mit den Gebirgsgeiſtern vertraut, jene verſchloſſene Gegenden zu beſuchen, dieſe erhalten, wie das Gebirge ſelbſt, ein geheimnißvolles

Gepräge, und die verborgene Natur blickt räthſelhaft, wild und drohend in die entfernten bewohnten Flächen hinein. Das Rieſengebirge hat in dieſer Rückſicht eine ſehr abweichende Bildung. Eine bewohnte, milde, weitläuftige Ebene drängt ſich bis unmittelbar an den Fuß des höchſten Gebirges hinan, die Schneekuppe entbehrt jener vornehmen, myſtiſchen Umgebung, und die düſterſten Gebirgsſeen, die ſchroffſten Felſen, die wildeſten Waſſerſtürze liegen den freundlichen Dörfern ganz nahe. Dadurch tritt das Geheimnißreiche ſelbſt in eine größere, vertraulichere Nähe, und was in andern Gebirgen, als furchtbare, zerſtörende, finſtere Gewalt, in das gewohnte Daſein mit vernichtender Kraft, tief tragiſch hineingreift, das erſcheint hier ein leichter Traum, die Drohungen der gewaltigen Geiſter löſen ſich in Neckereien mancherlei Art auf, und ein vorübergehender Schauder tritt an die Stelle der verzehrenden Furcht.

Das Rieſengebirge zeigt ſich auch in anderer Hinſicht ſehr verſchieden von den meiſten übrigen Gebirgen. Gewöhnlich hängen bedeutende Gebirgsketten mit andern kleinern in mehreren Richtungen zuſammen. So hängt der Harz mit der gebirgigen Flözgegend in Weſtphalen, gegen Weſten, mit den heſſiſchen Gebirgen und Thüringen, gegen Süden und Südoſt zuſammen, ſo Thüringen mit dem gebirgigen Franken, das Erzgebirge mit dem böhmiſchen Mittelgebirge. Gegen Tyrol zu und in der Schweiz iſt jene Verbreitung in mehreren Richtungen noch auffallender. Mir iſt kein Gebirge in Europa bekannt, welches ſo mächtig und hoch wie das Rieſengebirge, ſo ſchnell gegen Norden, wie gegen Süden begrenzt wird, die Verbindung mit anderen Gebirgen findet nur gegen Weſten mit den Lauſitzer-, gegen Südoſt mit den Glätzer-Gebirgen ſtatt, nach Norden und Süden verliert es ſich, äußerſt ſchmal gegen ſeine Länge, hier in die ſchleſiſchen, dort in die böhmiſchen Ebenen. Dadurch bildet es eine höchſt bedeutende Wetterſcheide. Zwei ſtark entgegengeſezte, climatiſch höchſt verſchiedene Gegenden finden an dieſem mächtigen Gebirge ihre gemeinſchaftliche Grenze. Das Wetter bricht ſich an dieſen ungeheuren Maſſen, die den Unterſchied begründen, begrenzen und unterhalten zugleich. Kälte und Wärme, von Süden dieſe, jene von

Norden, treten ohne Abſtufungen ſich ganz nahe und zerſtören das Gleichgewicht der Luft. Plötzlich ziehen Wolken zuſammen und vertheilen ſich wieder, einen leichten, bald zerriſſenen, bald zuſammenhängenden Schleier um das Rieſenhaupt des Gebirges bildend. Schnell entſtehen, im hohen Gebirge, Windſtöße von Norden nach Süden, und umgekehrt, unerwartet ergießen ſich die heftigſten Regengüſſe, und in ſchnellem Wechſel erheitert und trübt ſich das Wetter, erheben ſich Stürme und beruhigen ſich wieder. Dieſe Launen der Gegend ſind Aeußerungen des geiſtigen Herrſchers, der indeſſen, durch das freundliche Hirſchberger Thal, nach Norden gezogen, mit den Schleſiern genauer als mit den, durch wildere Gegenden von der Rieſenkuppe getrennten Einwohnern Böhmens, vertrauet iſt. Obgleich faſt alle Mährchen von Rübezahl ein mehr launenhaftes als tragiſches Gepräge haben, fehlt dennoch das lezte nicht ganz.

Ueber den Urſprung des Namens Rübezahl hat es mancherlei Vermuthungen gegeben. Prätorius, der Verfaſſer einer höchſt geſchmackloſen Schrift, die kurz nach dem dreißigjährigen Kriege erſchien, bis jezt noch der Hauptſchriftſteller über Rübezahl, zählt hundert verſchiedene Ableitungen, die er in weitſchweifiger Breite auseinanderſezt *). Unter dieſen iſt die 33ſte Ableitung S. 337 die, daß ſein Name von Rübezähler herrühre, als wenn der Berggeiſt, dem ſchmählichſten Geize ergeben, ſelbſt das Geringſte, die Rüben ſeines Gartens zu zählen nicht unterließe. Dieſe Ableitung hat durch Muſäus, den bekannten Mährchenerzähler unſerer Tage, die größte Autorität erhalten, nur daß die Benennung nicht den Geiz des Berggeiſtes bezeichnet, denn von dieſem weiß die Mährchenwelt nichts, vielmehr in einem Liebesabentheuer begründet iſt.

---

*) Satyrus etymologicus oder der reformirende und informirende Rübezahl, welcher in hundert nachdenklichen und neu erfundenen eines und ſeines Namens Derivationibus, ſamt einer wackern Compagnie der poßierlichſten und wahrhaftigſten Hiſtorien, von gedachtem ſchleſiſchen Geſpenſte, nebenſt andern beigebrachten ſeltſamen raritäten und argutien, luſtig, kürzlich und nüzlich vorgeſtellet, ſamt dem ſonderbaren Anhänger, der kleine Blocksberg genannt M. Johannes Praetorius. M. L. C. Zerlingae-Galas-Marcovita, 1688, 2te Ausg.

Vor vielen tauſend Jahren, erzählt Muſäus, bewohnte der Berggeiſt ſchon jenes Gebirge. Die liebreiche Tochter eines benachbarten Fürſten zog ihn an, und er wußte ſie durch dämoniſche Künſte in ſeine Gewalt zu bekommen. Um ihr die finſtere und traurige Einſamkeit zu vertreiben und um ihr Herz zu gewinnen, was ihm gar nicht gelingen wollte, zauberte er eine Menge Wurzelmenſchen um ſie herum, die er aus Rüben bildete und die Geſtalten ihrer Geſpielinnen und Bekannten gab. Aber in derſelben Zeit, als die Rüben auf dem Felde, verwelkten dieſe Zauberweſen und ließen das verlaſſene Mädchen in trauriger Einſamkeit zurück. Der aufmerkſame Rübezahl bereitete ein weitläufiges Rübenfeld, um mit kommendem Frühlinge die Geliebte durch eine anſehnliche Dienerſchaft zu gewinnen. Sie aber liebte einen Fürſten von Ratibor und wußte ihn von ihrer Lage zu benachrichtigen. Gegen den Berggeiſt ſtellte ſie ſich nachgiebiger, und als die Zeit herannahte, wo ſie ihren Geliebten erwartete, verſprach ſie dem Rübezahl, einſchmeichelnd, daß ſie, faſt überwunden, ſeine Liebe erwiedern würde, wenn er, mit der größten Genauigkeit, ohne daß irgend eine Rübe zu viel oder zu wenig genannt würde, das ganze Rübenfeld nachzählen wollte. Während der Berggeiſt, um ſicher zu ſein, immer von Neuem zählte, entfloh das Mädchen mit dem Fürſten von Ratibor, und als er zurück kam, waren ſie ſo weit aus ſeinem Gebiete, daß ein erregtes Gewitter ſie kaum erreichte. Der ergrimmte Berggeiſt verließ auf mehrere tauſend Jahre das Gebirge, kam, nach einer ſo trübſeligen Erfahrung, menſchenfeindlich wieder zurück, und ſtrafte beſonders diejenigen, die durch den herrſchenden Spottnamen ihn an ſein Unglück zu erinnern wagten. Deswegen nennen ihn die nächſten Bewohner ſeiner Herrſchaft, um ſeinem Zorne zu entgehen, den Herrn des Gebirges.

Dieſe ganze Erzählung hat etwas durchaus Modernes, Empfindſames, der Märchenwelt Fremdes, und gehört ohne allen Zweifel dem Muſäus zu.

1.

Rübezahl hat in dem Gebirge einen eigenen Krautgarten. Man zeigt ihn ſeitwärts auf dem Kuppenplane nicht weit von der Wieſenbaude, an einem Abhange nach dem Aupengrunde zu. Das Gebirge iſt reich an den ſaftigſten, herrlichſten Kräutern, die von alten Zeiten her zu den kräftigſten Eſſenzen benuzt wurden. Noch immer nähren ſich die Einwohner des Dorfes Krummhübel von der Bereitung ſolcher Eſſenzen aus den Gebirgskräutern, und zum Theil ſollen dieſe von Prager Studenten aus der vormals berühmten Paracelſiſchen Schule, die zur Zeit des Huſſiten-Krieges vertrieben wurden, herſtammen, und mögen wohl im Beſitz mancher nützlichen Ueberlieferung jezt vernachläſſigter Kenntniſſe ſein. Aber unter allen dieſen Kräutern iſt vor allen ein Zauberkraut in der Mährchenwelt berühmt geworden. Es heißt die Springwurzel und wächſt nur in Rübezahls Garten. Dieſe Wurzel iſt von der köſtlichſten Art und vermag die hartnäckigſten und langwierigſten Krankheiten zu vertreiben. Sie dient aber den Geiſtern ſelber zur Nahrung, und Rübezahl erlaubt nur ſeinen auserleſenen Günſtlingen ſie herauszugraben. Einſt war eine vornehme Dame in Liegnitz gefährlich krank, und verſprach einem Bauer aus dem hohen Gebirge eine große Belohnung, wenn er ihr die

Springwurzel aus Rübezahls Garten verſchaffen wollte. Gereizt durch das lockende Verſprechen, wagte er den Gang. Als er die einſame, wüſte Gegend des Gartens erreicht hat, ergreift er den Spaten und fing an die Springwurzel, die ihm nicht unbekannt war, auszugraben. Während er ſo gebückt da ſtand und grub, pfiff ein Wind brauſend aus einer beſtimmten Gegend, und er hörte donnernde Worte, die er aber nicht verſtand. Er richtete ſich erſchrocken in die Höhe, um nach der Gegend hinzuſehen, aber kaum vermochte er gegen den noch immer fortdaurenden Wind ſich aufrecht zu halten. Da erblickte er auf dem äußerſten Rande eines hervorſpringenden Felſen eine große rieſenhafte Geſtalt, ein langer Bart hing bis über den Bauch, eine große krumme Naſe entſtellte das Geſicht, die Geſtalt blickte ihn aus furchtbaren, glühenden Augen drohend an, die ſtruppigen langen Haare und ein großer Mantel flogen, durch den Sturm, vorwärts. In der Hand trug er eine übergroße, knotige Keule. Was thuſt du da, ſchrie ihn die Geſtalt an, und ihm dünkte, als wäre die donnernde Stimme von dem Sturm nicht zu unterſcheiden. Der Bauer, ein tollkühner Menſch, überwältigte den Schauder, der ihn ergriff, und antwortete: Ich ſuche die Springwurzel, eine kranke Frau will ſie mir theuer bezahlen. Die du haſt, darfſt du behalten, ſchrie die Geſtalt, aber wage es nicht noch einmal zu kommen, ſchwang mit furchtbarer Gebehrde die Keule und verſchwand. Nachdenklich ging der Bauer vom Berge herunter, und die Frau in Liegnitz dünkte ſich überaus glücklich, als ſie, zur Linderung ihrer Schmerzen, ſich im Beſitz der heilſamen Wurzel ſah. Ihre Krankheit nahm ſichtbar ab, und da ſie nur von dieſer Wurzel völlige Heilung erwartete, ſo ließ ſie den Bauer noch einmal kommen. Wagſt du es noch einmal die Springwurzel zu holen, fragte die Frau. Liebe gnädige Frau, antwortete der Bauer, das erſtemal iſt mir der Herr des Gebirges in entſetzlicher Geſtalt erſchienen, mich alſo ſchwer drohend, daß ich es nicht wagen mag zum zweitenmal. Aber die Frau überwand ſeine Furcht durch die größten Verſprechungen; ſie wollte ihm eine viel größere Summe bezahlen als das erſtemal. Da vermochte der Bauer nicht zu widerſtehen, und zum zweitenmal wagte er es, den einſamen Gang in das innere Heiligthum des Gebirges anzutreten. Als er nun die Wurzel zu graben anfing, erhob ſich ein furchtbarer Sturm aus derſelben Stelle wie das erſtemal, und als er hinblickte, erſchien die Geſtalt noch viel drohender, die wilden Haare, der große Mantel flogen und ſchienen auf ihn zuzufliegen, aus den Augen ſprühte Feuer, die furchtbare Stimme, die abermals zu ihm hinſchrie: Was thuſt du da, widerhallte von den kahlen Felſen, und ſchien aus der ſchwindelnden Tiefe mit doppelter Gewalt emporzuſteigen, und als er nun antwortete: ich ſuche die Springwurzel, eine kranke Frau will ſie mir theuer bezahlen, da brüllte die erzürnte Geſtalt: Habe ich dich nicht gewarnt, du Unſinniger, und du wagſt es noch einmal zu kommen, doch du haſt ſie ſchon, rette dich, wenn du kannſt. Und die Flammen aus den blitzenden Augen ſchienen den Hinſinkenden zu treffen und ihm das Geſicht zu verbrennen, die mächtige Keule flog durch die Luft und ſchlug ganz dichte neben ihm tief in den harten Felſen hinein, der Boden bebte, ein ſchauderhafter Donnerſchlag betäubte ihn und er ſank bewußtlos hin. Nach langer Zeit kam er wieder zu ſich. Er war wie zermalmt, die Keule verſchwunden, in der Ferne hörte er donnern und glaubte die drohende Stimme in dem Donner zu vernehmen; aber in der Hand hielt er die Springwurzel feſt, und kroch, von Regen durchnäßt, von Nebel umhüllt, von irrenden Geiſtern bald hier, bald dahin gelockt, die ganze Nacht und den folgenden Tag herum, ohne zu wiſſen wo er war, bis ihn ein Köhler, halbverſchmachtet fand und nach ſeiner Hütte brachte. Hier erholte er ſich und eilte nach Liegnitz. Die Frau war entzückt, als ſie ihn mit der Springwurzel kommen ſah, und gab ihm eine ſo große Summe, daß er alle Angſt vergaß und fröhlich nach Hauſe eilte. Es verging einige Zeit, die Frau ſchien faſt geſund, aber ganz war ſie noch nicht hergeſtellt. Wenn ich noch zum drittenmale die Springwurzel erhalten könnte, dann wäre ich völlig geſund, das fühle ich wohl, ſprach ſie, und ſandte wieder nach dem Bauer, der erſt gar nicht kommen wollte, aber es war als trieb ihn ein böſer Geiſt wider ſeinen Willen. Hier bin ich wieder, gnädige Frau, ſagte der Bauer, was wollt ihr von mir.

doch nicht, daß ich zum drittenmale die Springwurzel ſuchen ſoll, dafür bewahre mich Gott. Kaum bin ich das leztemal mit dem Leben davon gekommen. Mir ſchaudert, wenn ich nur daran denke. Da fing die Frau an ihn zu beſchwören und verſprach ihm ein ganzes reiches Bauerngut und große Reichthümer dazu, und ſie verblendete den Tollkühnen, daß er alle Gefahr vergaß und ſich vermaß, die Springwurzel noch zum drittenmale aus dem Zaubergarten zu rauben, und wenn es ſein Leben koſten ſollte. Bis jezt, ſagte der Bauer, hat der Geiſt dir nur gedroht, es ſoll nun das leztemal ſein. Dann bin ich ein reicher Mann und kann in Herrlichkeit und Freude leben. So kam er zu Hauſe; aber er wagte nicht allein zu gehen. Lieber Sohn, ſagte er zu ſeinem Aelteſten, der ſchon erwachſen war, wir wollen nach der Kapelle auf die Kuppe wallfahrten, du ſollſt mich begleiten. So gingen ſie neben einander, und die Schluchten wurden immer enger, das Gebirge immer kahler, und als ſie ſo neben den finſtern Seen, die ewig von ſtarren Felſen beſchattet werden, hergingen, da ward der Vater gar nachdenklich, und ein inneres Grauen durchfuhr ihn, und er blickte ſo ſeltſam aus den Augen, daß auch ein ſtiller Schauder den Sohn ergriff. Was iſt dir Vater, ſagte der Sohn, aber der Vater antwortete nicht und blickte ſtumm vor ſich hin. So ſtiegen ſie immer höher, und als ſie dem Garten nahe waren, da ſprach der Vater: Böſe Geiſter haben mich gelockt von früher Kindheit an, daß ich immer nur nach Reichthum trachtete, und Gottesfurcht und Frömmigkeit blieben mir fremd, daher lebte ich wild und wüſte und habe euch niemals ein gutes Beiſpiel gegeben, wie es der Vater ſeinen Kindern ſchuldig iſt. Jezt ruft mich die Hölle und ich muß dem Herrn des Gebirges die Springwurzel rauben, wofür er mich zerfleiſchen wird. Da heulte der Sohn und ſprach: Vater laß das ſein, kehre mit um, Gott wird barmherzig ſein. Aber in dem Wahne der Verzweiflung hatte der Vater den Spaten ſchon ergriffen und angeſezt. Da erhob ſich ein furchtbarer Orkan, ein Wolkenbruch ſtürzte herab, daß alle Bäche zu wilden Strömen heranwuchſen, ein Wehklagen ſchien tief aus den Wurzeln des Gartens herzzerreiſſend zu ertönen, alle

Elemente bewegten ſich wild untereinander, gähnende Klüfte eröffneten ſich, und von oben fuhr eine große Geſtalt, ſelbſt wie ein Gebirge, mit einer rieſenhaften Keule, ergriff den Bauer und flog mit ihm in die Höhe. Ein großer Fels ſtürzte zerſchmettert herunter, der Sohn hörte das Winſeln des Vaters immer ferner. Betäubt lag er lange, da hörte der Orkan auf zu brauſen, der Himmel erheiterte ſich, und der verlaſſene Sohn ſuchte voll Schrecken die Kapelle, um ſich Gott zu empfehlen. In derſelben Stunde aber ſtarb plötzlich die Frau in Liegnitz, als ſie ſchon völlig geneſen ſchien.

Auch die Jagd in dem höchſten Gebirge hat der Berggeiſt ſich vorbehalten, vorzüglich aber duldet er dort keine Jagdhunde. Einer der Vorfahren des Grafen Schafgotſch zwang einſt ſeinen Jäger, der einſam in dem wildeſten Gebirge wohnte, einen Hund mit ſich zu nehmen, was dieſer, mit dem ſtrengen Verbote des Berggeiſtes bekannt, bisher nicht gewagt hatte. In der Nacht war es um ſeine Wohnung herum ſehr unruhig, die Thüren klapperten, die Fenſter klirrten, der Hund bellte erſt, dann winſelte er, aber immer ſchwächer, immer ferner. Als der Morgen grauete, ſuchte der erſchrockene Jäger den Hund. Er war verſchwunden. In großer Entfernung vom Hauſe fand man die zerſtreuten Glieder des zerriſſenen Thiers. Seitdem wagt man es nicht, Jagdhunde in das hohe Gebirge zu bringen.

2.

Mannigfaltig ſind die Launen des Rübezahl, oft ſtraft er diejenigen, die ihn auf irgend eine Weiſe durch Herausforderung zu erbittern wagen, am häufigſten, indem er die Wolken zum Regen zuſammen zieht, plötzlich Sturm und Gewitter erregt, die Wandernden in den wüſteſten, felſigen Gegenden irre leitet. Den betrügeriſchen, jüdiſchen Roßtäuſchern erſcheint er auf einem ſtattlichen Roſſe, als ein vornehmer Herr, und wenn ſie ſich verleiten laſſen, ihm das ſchöne Pferd abzuhandeln, verwandelt es ſich nach kurzer Zeit in einen Strohwiſch. Er hat wohl öfters verarmten Edelleuten aufgeholfen, die in ſchlechtem Anzuge auf magerm Pferde kummervoll durch das Gebirge ritten. Es begegnet dieſem ein ſtattlicher Ritter, der ſich mit ihm in ein Geſpräch einläßt. Er ſtellt irgend eine ungereimte Behauptung auf, um eine Wette zu veranlaſſen. Der Verlierende ſoll dem Andern ſein Pferd und Anzug überlaſſen. Rübezahl verliert und der Glückliche reitet auf dem ſchönen Pferde und dem prächtigen Anzuge weiter. Wenn er das Gebirge verläßt, fühlt er die Taſchen beſchwert und entdeckt mit Vergnügen große Rollen von Gold. Wenn aber lockere Abentheuer, indem ſie dergleichen erfahren, ſeine Wohlthätigkeit auf ähnliche Weiſe in Anſpruch nehmen wollen, werden ſie empfindlich getäuſcht. Das Kleid verwandelt ſich in trockenes Laub, das Pferd in einen Stock, der Reiter verblendet merkt die Verwandlung nicht, und reitet in dem lächerlichſten Aufzuge durch die Dörfer. Arme Frauen, die Kräuter ſuchen, überredet er, als Wandrer erſcheinend, die Kräuter aus dem Korbe zu werfen, und ſtatt dieſen füllt er ihn mit trockenem Laube. Nachdem er ſich entfernt hat, wird der Korb ſchwer, keuchend tragen die Frauen, die ſich betrogen wähnen, die übermäßige Laſt, die immer beſchwerlicher wird. Endlich werfen ſie den unnützen Haufen weg. Aber wenn ſie zu Hauſe kommen, entdecken ſie mit Erſtaunen, daß die wenigen Blätter, die an dem Korbe hängen blieben, in Gold verwandelt ſind. Sie kennen die Stelle, wo ſie das Laub hinwarfen, ſie eilen zurück, aber entdecken nichts. Arme Kinder hat er öfters beſchenkt. In den Gebirgsörtern erſcheint er, wenn arme Leute ſich heirathen, als fröhlicher Gaſt, tanzt mit der Braut und überreicht ihr ein unſcheinbares ſeidenes Band, dem Bräutigam eine Silbermünze. Nachdem er ſich entfernt hat, iſt das Band in einen koſtbaren Schmuck, die Silbermünze in ein ſchweres Goldſtück verwandelt. Eine gebährende Bauernfrau iſt in Kindesnöthen, keine Hülfe in der Nähe, da meldet ſich eine fremde Hebamme und wird mit Vergnügen angenommen. Das Kind wird faſt ohne Schmerzen gebohren, aber unter den Händen der Hebamme vermehrt ſich die einfache Geburt, immer mehr neugebohrne Kinder erſcheinen, es wimmelt von ſchreienden Kindern in der kleinen Stube, der Prediger wird eilig herbei gerufen. Indem er aber die Kinder in die Hand nehmen will, verwandeln ſie ſich in Puppen, bis er das wahre Kind trifft, da ſind die Puppen und die Hebamme verſchwunden. Oft erſcheint in den wüſteſten Gegenden des Gebirges ein willkommenes Wirthshaus, deſſen Wirth der Rübezahl iſt, der nun ſeine Gäſte auf die mannigfaltigſte Weiſe foppt. Im Ganzen ſind die Erzählungen ſehr einförmig, wir wollen eine ſolche herausheben, die kurz und trocken erzählt bei Büſching vorkommt. (Volksſagen, Mährchen und Legenden geſammelt von Büſching, Leipzig bei Reclam, 1812, S. 36.)

3.

Eine Geſellſchaft vornehmer Badegäſte in Warmbrunn hatte ſich vereinigt, um einen böhmiſchen Edelmann zu beſuchen. Unter dieſen befand ſich der Freiherr von Emmerling, ein guter, wohlwollender Mann, der aber durch eine unglückliche Gewohnheit alle Heiterkeit der Geſellſchaft zu vertreiben pflegte. Es war, als wäre ihm die Freude zuwider, immer mürriſcher, je fröhlicher die Geſellſchaft wurde, polterte, ſchalt er und erinnerte unaufhörlich, doch nicht den Anſtand, den Ernſt zu vergeſſen. Wenn die Uebrigen, unwillig über eine ſolche Störung, ihn baten, doch die kurze, ſchnell vorübergehende Luſt zu ehren, erſchien ſeine keineswegs liebenswürdige Frau, um ſie in breiten Redensarten auf die Verdienſte des Mannes aufmerkſam zu machen. Bei dieſen Eigenheiten des Ehepaars war es nur gar zu natürlich, daß man es von den fröhlichen Gelagen entfernt zu halten wünſchte. Diesmal war es aber nicht möglich, mehrere von der Geſellſchaft waren mit dem Herrn von Emmerling in genauer Verbindung, er ſelbſt hatte ſich aufgedrängt und ſchien ſich von der fröhlichen Fahrt ſo viel Luſt zu verſprechen, daß man, ſelbſt heiter geſtimmt, ihn dieſesmal verträglicher wie ſonſt zu finden hoffte. An einem ſchönen warmen Sommermorgen fuhren vier glänzende Equipagen aus Warmbrunn, eilten ſchnell durch die langen Gebirgsörter, durch die holprigen Wege, die das Rieſengebirge von Böhmen trennen, und erreichten gegen Abend das Schloß, wo man ſie mit Sehnſucht erwartete. Viele Freunde hatten ſich hier verſammelt, man verlebte einige vergnügte Tage auf die anmuthigſte Weiſe, obgleich die Launen des Herrn von Emmerling und die polternde, altkluge Weiſe ſeiner Frau, mehr als einmal die Geduld der Geſellſchaft auf die ſchwerſte Probe ſezte. Der lezte Abend hatte die ganze Geſellſchaft auf die traulichſte Weiſe vereinigt. Das Gefühl, daß man ſich nun nach einer kurzen Zeit der Luſt und Freude trennen mußte, unterhielt eine ſtille Wehmuth, die man nur mit Mühe überwand. Freunde aus entfernten Gegenden hatten ſich unvermuthet getroffen, um ſich eben ſo ſchnell zu trennen; aber man beſchloß die lezten Stunden der Freude ganz zu widmen, und die heiterſte Stimmung verdrängte alle Erinnerung an Abſchied und Trennung. Herr von Emmerling ſchien leider alle ſeine Launen für heute aufgeſpart zu haben, er ſchien es abſichtlich darauf anzulegen, jede keimende Freude zu ſtören, ſeine Frau ergoß ſich in Sentenzen, und ſchon wollte die Geſellſchaft mißmüthig auseinander gehen, als ein Fremder erſchien, der allen unbekannt war. Er war zu Pferde, bat den Wirth ſeine Zudringlichkeit zu entſchuldigen. Er habe, ſagte er, ſich in dem Gebirge verirrt, ſein Pferd ſei ſo müde, daß er nicht weiter könne; er nannte mehrere entfernte Freunde, und ward um ſo freundlicher empfangen, da er als ein einnehmender, gewandter und geiſtreicher Mann erſchien, und ſeine Gegenwart die mißmüthige Stimmung zu verdrängen verſprach. Auch gelang es ihm. Schnell ſchien er die Verhältniſſe aller Perſonen zu einander zu durchſchauen, die geheimen Neigungen der Männer und Frauen ſchienen ihm bekannt, einem Jeden wußte er etwas Angenehmes, Erfreuliches zu ſagen, und ſelbſt das verdrüßliche Ehepaar ward, ohne zu wiſſen wie, von ihm bezwungen. Eine fröhliche, heitere Stimmung verbreitete ſich unter die Gäſte, keiner gedachte der nahen Trennung, und nur als die ſpäte Nacht an die Ruhe mahnte, reichte man ſich wehmüthig die Hände, und ein jeder gedachte mit Schmerzen, wie ſchnell die genußvollen Stunden verſchwunden waren.

Am andern Morgen ſtanden die gepackten Wagen ſchon da, die ungeduldigen Pferde ſchnaubten, die Kutſcher knallten mit den Peitſchen; aber es dauerte lange, ehe man fertig ward. Die Frauen hatten, wie gewöhnlich, die wichtigſten Sachen bis zulezt aufgeſpart, man hatte ſich noch ſo vieles zu ſagen, ſo manches Bedeutende zu verabreden, und als ſchon alle in dem Wagen ſaßen, der traurige Abſchied vorüber war, hatte man hier einen Kaſten, dort ein Paquet vergeſſen, ja kaum war eine kleine Strecke zurückgelegt, als ſchon wieder ein Halt dem vorderſten Kutſcher zugerufen ward. Eilig mußte ein Bedienter nach dem Schloſſe zurück eilen, um einen Regenſchirm zu ſuchen, den man nach langem vergeblichen Suchen doch nicht fand. So war ein bedeutender Theil des Tages vergangen, als man endlich ſchnell davon eilte. Die Wege waren nicht die beſten, auf der Hinreiſe hatte man ſich mit Wegweiſer verſehen, die man auf der Rückreiſe entbehren zu können glaubte. Die Kutſcher nicht allein, auch die Herren bildeten ſich viel auf ihren Ortsſinn ein, daher entſtand unterweges öfters Streit, der eine wollte hier, der andre dorthin fahren. So verging der Tag und die Sonne neigte ſich ſchon bedeutend, als man ſich dem ſüdlichen Abhange des rauhen Rieſengebirges näherte. Die Frauen fingen ſchon an bedenklich zu werden, und eben hielt der vordere Wagen an einer Stelle, wo die Landſtraße ſich ſpaltete. Der Kutſcher war ungewiß, welchen Weg er wählen ſollte, die Herren ſtiegen aus um zu berathſchlagen, als ein Reiter ſich den Reiſenden näherte. Es war der unbekannte Fremde, der ſich ſo liebenswürdig gezeigt hatte. Er behauptete dieſe Gegend genau zu kennen, rieth der Geſellſchaft den Weg rechts zu wählen. Sie ſehen, ſagte er, dort einige Häuſer, es ſind die erſten von einem Gebirgsdorfe, welches ſich ſehr lang in ein enges Thal hineindrängt. Wenn ſie dieſes erreicht haben, können ſie ohne Sorge ſein. Schroffe Felſenwände machen einen jeden Nebenweg unmöglich, wenige Berge, die nicht von bedeutender Höhe ſind, verbinden die öſtliche Gebirgskette mit der weſtlichen, und in zwei bis drei Stunden können ſie ſchon den nördlichen Abhang erreichen. Der Weg iſt ſo gut, wie man ihn hier, wo keine große Landſtraße durch das Gebirge geht, erwarten kann, ſezte er, ironiſch lächelnd hinzu, bedauerte, daß er die Geſellſchaft nicht begleiten könnte, und ritt eilig weiter. Man beſchloß ſeinen Rath zu folgen und erreichte das Dorf. Aber es wollte kein Ende nehmen, der Weg war abſcheulich, die Wagen konnten nur langſam vorwärts, die Sonne ſank, und als das Dorf zu Ende war, ſah man nur die höchſten Bergſpitzen röthlich erhellt, die nächtliche Dunkelheit fing ſchon auf eine bedenkliche Weiſe an ſich in dem Thale zu zeigen. Langſam und vorſichtig fuhr man weiter, die Geſellſchaft ward immer einſilbiger, die Frauen ſahen furchtſam nach den ſtarren Felſen, die auf beiden Seiten ſchroff in die Höhe ſtiegen. So brach die Nacht völlig ein, der Himmel war mit trüben Wolken überzogen, kein Stern ließ ſich ſehen, die Wagen ſanken in tiefe Löcher, drohten öfters umzuwerfen. Je weiter man kam, deſto mehr häuften ſich die Schwierigkeiten, deſto ärger ward der Knüppeldamm, deſſen querliegende Balken zum Theil verfault, mit heftigen Stößen die Räder in die tiefſten Löcher hineinſtießen. Endlich erreichte die Verlegenheit, ja die Verzweiflung den höchſten Gipfel. Die Räder ſchwankten, als wollten ſie aus den Speichen fallen, die Axen knakten, die Stangen zerbrachen und mußten gebunden werden, das Riemenzeug zerriß und die Pferde ſchnaubten, ſprangen hin und her und waren nicht zu beruhigen. Schon lange waren die Herren insgeſammt ausgeſtiegen und ſuchten zu helfen wie, ſie konnten. Die Damen ſaßen voll Schrecken, und nur die abwechſelnden harten Stöße preßten hier und da ein ängſtliches Geſchrei aus, welches das allgemeine Stillſchweigen unterbrach. Aber mit Entſetzen mußte man wahrnehmen, daß man nicht blos mit ſchlechtem Wege und Dunkelheit zu kämpfen hatte. Zwiſchen den düſtern Tannen der Felſenwände ſchienen nächtliche, rieſenhafte Geſtalten zu ſchreiten, es pfiff aus den nahen Schluchten, ein fernes Heulen ließ ſich hören, ein geiſterhaftes Wimmern ſchallte durch das enge Thal, und immer wilder wurden die Pferde. Plötzlich ertönte aus den Wagen lautes Geſchrei. Die Kutſcher wurden durch eine unſichtbare Gewalt von den Böcken geriſſen, ſie ließen die Zügel fallen, die Pferde hoben ſich wildſchnaubend in die Höhe, blieben aber feſtgewurzelt, wie durch Geiſtergewalt gebannt, ſtehen. Die Herren zogen die Säbel, ſpannten die geladenen Piſtolen, obgleich ſie, von Entſetzen ergriffen, wohl fühlten, daß ſie in der Gewalt der Berggeiſter wären. Die Damen waren der Ohnmacht nahe. In dieſer Lage entdeckte man vor ſich einen hellen Schein, ohne zu wiſſen, wo er herkam. Ein muthiger junger Mann ging dem Schein entgegen, das Thal und mit dieſem der Weg bog ſich links, und hinter der Biegung entdeckte er mit Erſtaunen einen prächtigen, hell erleuchteten Pallaſt. Er ging unerſchrocken durch das groſe, offene Portal, über den breit gepflaſterten Hof. Eine Reihe hellblau brennender Fackeln ſtanden auf beiden Seiten der breiten hohen Treppe, die zu dem Haupteingang führte, und warfen eine magiſche Beleuchtung in das Gebäude hinein. Ein prächtig angezogener Pförtner empfing ihn höflich und ohne Verwunderung, er erzählte dieſem kurz die Verlegenheit der Geſellſchaft. Da zog der Pförtner an der Klingel, eine Menge Bedienten kamen zum Vorſchein, und an ihrer Spitze derſelbe Fremde, der ihnen den Abend ſo angenehm vertrieben und dann den Weg gezeigt hatte. Ich habe ſie erwartet, ſagte er, aber ſie ſind ſehr ſpät angekommen. Wo iſt die übrige Geſellſchaft? — In der Nähe, antwortete der junge Mann, aber in der peinlichſten Verlegenheit, die Räder ſind loſe, die Stangen gebrochen, die Stränge zerriſſen, die Kutſcher von den Böcken gefallen, die Pferde unbändig, und das Grauen der Nacht hat die Frauen ergriffen. Er ſchämte ſich hier, in der hellen Erleuchtung, gegen einen geiſtreichen Mann irgend etwas von den geſpenſterhaften Erſcheinungen zu erwähnen. So wie der Unbekannte die Noth der Damen und Herren erfahren hatte, entſtand auf ſeine Befehle die lebhafteſte Bewegung. Bedienten mit Fackeln erſchienen, und er ſelbſt eilte, von dem kühnen jungen Manne begleitet, von den Bedienten gefolgt, dahin, wo er die Geſellſchaft in der traurigſten Lage fand. Die Herren und Frauen wußten nicht, ob ſie ſich freuen oder entſetzen ſollten, als ſie eine große Menge Männer in fliegender Eile mit brennenden Fackeln kommen ſahen. Doch bald waren ſie beruhigt, als ſie den Jüngling erkannten und nach ihm den räthſelhaften Fremden, den ſie voller Verwunderung hier wieder ſahen. Als er in die Nähe der Wagen kam, waren alle Pferde ruhig, die Kutſcher ſchienen aus einer Betäubung erwacht, richteten ſich auf und ſetzten ſich auf die Böcke. Man glaubte nicht, daß es möglich wäre, mit den beſchädigten Wagen den Pallaſt zu erreichen, ſchon wollten die Frauen ausſteigen, um den kurzen Weg, von den Fackeln erleuchtet, zu Fuße zurückzulegen. Als man aber eine ſorgfältige Unterſuchung anſtellte, zeigte es ſich, wie ſehr man ſich durch das Schrecken der Nacht getäuſcht hatte. Die Räder ſaßen feſt, die Riemen waren unverlezt, die Stangen, die man zuſammen gebunden hatte, waren völlig unbeſchädigt. Raſch rollten die Kutſchen, der Weg war völlig eben und breit, in fliegendem Galop ging es durch das Portal, und die Wagen hielten ſtill. An dem Haupteingange ſtand wieder der Fremde als Wirth und empfing ſeine Gäſte, ohne daß man begreifen konnte, wie er in ſolcher Schnelligkeit zurück gekommen war. Die Geſellſchaft befand ſich in dem großen Vorſaal. Zwiſchen großen Säulen ſtanden Statüen, zwei koloſſale Sphinxe ruheten an der breiten prächtigen Treppe, deren Stufen mit den bunteſten perſiſchen Teppichen bedeckt waren. An den Geländern erhob ſich ein blühender Wald von Orangen, Granaten, Tulpenbäumen, Oleander, Pinien. Zwiſchen die Bäume drängen ſich ungeheure Blumen, Malven, Roſen, Bellmannien, Tuberoſen, Georgien, Melaſtomen, Hortenſien, in wunderbarer Fülle. Eine Maſſe von bunten Lichtern erleuchtete das Ganze. Verbindlich reichte der Wirth der Frau von Emmerling den Arm, die übrigen folgten, ſtumm vor Erſtaunen, mit einem geheimen Grauen gepaart. Man ſtieg die Treppe hinauf, oben wurden die großen Flügelthüren eröffnet, und man trat in den Saal. Liebliche, himmliſche Töne ließen ſich, wie aus weiter Ferne, hören. Die ſeltſame Nacht und jezt die glänzenden Lichter, die überirdiſche Pracht, der Duft von tauſend Blumen, die wunderſame Muſik hatten ſchon die Gemüther gefangen genommen, daß ſie ſich beruhigt den Wellen der Zauberwelt hingaben, die von allen Seiten auf ſie losſtürmten, und wie uns im Traume das Seltſamſte natürlich dünkt, ſo ſchien auch den Gäſten nichts mehr räthſelhaft. Faſt ohne Erſtaunen traten ſie daher in den Saal hinein, deſſen Größe und Höhe ihnen ſonſt unbegreiflich ſein mußte. Das hohe Gewölbe ſchien mit Wolken und Kindern bemahlt, aber wenn man hinſah, ſchienen die Wolken ſich zu ſenken und zu heben, die Kinder traten in der Verhüllung der Wolken zurück, wie hinter einen leichten Schleier, und drängten ſich wieder hervor, hier einzeln, dort paarweiſe, ſie ſchienen ſich zu necken, zu tändeln. Ein helles Licht von oben erleuchtete alles. Nach kurzer Zeit vereinigte ſich das Ganze, das Licht leuchtete zauberiſch in der Mitte, rings umgeben von einem leichten Kranz aus Wolken und Kinder, die lächelnd herunter blickten, wie aus Blättern und Blumen lieblich gewoben. An den Wänden ſahe man Säulen bedeckt mit glänzenden Edelgeſteinen, deren Glanz kaum zu ertragen war. In der Mitte des großen Saals ſchien die gedeckte Tafel ſich zu verlieren. Nicht Stühle umgaben den Tiſch, ſondern breite Bänke mit weichen, prächtigen Polſtern bedeckt, die einen Ueberzug von grünen Sammt hatten, der reich mit Gold beſezt und von Edelgeſteinen ſtrozte. Von ferne ſahen ſie eine reiche, mit Blumen bedeckte Wieſe täuſchend ähnlich. Man ſezte ſich. In der Mitte des Tiſches ſah man eine ſeltſame Verzierung. Bunte Gebirgsblumen ſchienen aus dem Tiſche hervor zu wachſen, man blieb ungewiß, ob ſie natürlich oder künſtlich waren. Auf dem Tiſche fand man eben ſo viele Gedecke als Gäſte da waren, und gegen einen jeden reichte von der blumenreichen Mitte ein hervortretender Stahl mit einer beſtimmten Blume. Der kühne Jüngling ſah ſich gegenüber Tauſendſchön, und neben ihm ſaß ein liebliches Mädchen, die er im Stillen liebte, und zu ihr ragte aus dem Blumenflor Männertreu lieblich hinüber. Einer erkannte in ſeiner Nähe den blauen Enzian, ein zweiter Ringelblumen, eine geſprächige Dame das Gänſekraut, eine andere Löwenzahn, der Herr von Emmerling und ſeine Frau ſaßen ſich gegenüber, und aus der Mitte der Wieſe drängte ſich ein großer Haufen des feinſten Graſes nach beiden Seiten den Gedecken des Ehepaars zu. Der Wirth war verſchwunden und man vermißte ihn kaum. Die Erleuchtung ward immer glänzender, nach beiden Seiten der Tafel ſchien der Saal ſich zu verlängern. An der einen Seite erſchienen eine Menge Geſtalten wie nächtliche fratzenhafte Traumbilder, und eine ſeltſame Muſik ertönte aus wunderbar gebildeten, unbekannten Inſtrumenten, auf der andern Seite entwickelte ſich eine ganze Welt tanzender Mädchen und Kinder. Die Mädchen tanzten ſchwebend auf rollenden Kugeln, näherten, umarmten, trennten ſich, die Kugeln rollten unter ihren Füßen weg.

aber ſchnell berührten ſie andere mit den Fußſpitzen, und enthüllten in gaukelnder Bewegung die anmuthigſten Stellungen. Die Kinder ſchienen aus den Wolken an der Decke herunter zu ſchweben, und liefen, wälzten ſich, bald hier, bald da, und drängten ſich zwiſchen die tanzenden Mädchen in üppiger Fülle. Indeſſen genoſſen die Gäſte das herrliche Mahl. Die ſchönſten Weine, wie ſie gewünſcht wurden, brachte die eilige, aufmerkſame Bedienung. Ueber einem Jeden ſchwebte ein Strohhalm, man ſahe nicht womit er befeſtigt war, er ſchien vielmehr frei in der Luft zu ſchweben. Die Diener belehrten die Gäſte, daß ſie nur unter dieſe Halme ihre Gläſer halten ſollten, und ſogleich ſtrömte aus den Halmen das friſcheſte Gebirgswaſſer perlend in die Gläſer. So verging die Zeit, man verlor ſich in die ſeltſamſten Geſpräche, wie die Umgebung ſie zu fodern ſchien, dankte dem Wirth, deſſen Abweſenheit man jetzt erſt gewahr wurde, und in den ſeligſten Träumen verloren hatte man alle Schrecken der Nacht völlig vergeſſen. Der Jüngling und ſein Mädchen ſahen ſich zärtlich an, die wunderſame Umgebung hatte das Vertrauen, die Freude, den Muth geweckt, und das Bekenntniß der lange verhüllten Liebe ſpielte aus den Augen, bewegte die Züge des Geſichts, drängte ſich wie die reife, im Verborgenen ſchwellende Frucht hervor auf die bebenden Lippen. Herr von Emmerling, nachdem er einige Gläſer glühende Weine genoſſen hatte, ward aber immer verdrüßlicher. Schon früher hatte er die wilden Geſpräche, die wie in den tollſten Träumen, das Seltſamſte als das Gewöhnlichſte behandelten, zu ſteuern geſucht. Die Tänze auf Kugeln, bemerkte er, ſind in der deutſchen Geſchichte ſchon bekannt, in den alten Chroniken können ſie leſen, wie ſich der Kaiſer Friedrich der Zweite an dieſem leichten Spiele ergözte, was aber die ernſthafte Mitwelt ihm von Rechtswegen verwarf. Als aber alle Einreden nicht gehört wurden, als er die ganze Geſellſchaft von den Wundern, die ſie umgaben, wie verzaubert ſah, ſtand er polternd auf. Auch die übrigen erhoben ſich, um die Seltſamkeiten des Saals genauer zu betrachten. Schon lange hatte man unter den frazenhaften Geſtalten der Muſiker in einem Winkel einen rieſenhaften Mann wahrgenommen, mit einem langen grauen Barte, einer ungeheuren krummen Naſe und brennenden Augen von langen Augenbraunen düſter beſchattet. Er trug eine braune Mönchskutte, drehte unaufhörlich und emſig an einem Inſtrumente, einer Drehorgel nicht unähnlich, und ſah unbeweglich, ſtarr, ernſthaft, faſt mürriſch vor ſich hin. Herr von Emmerling fühlte ſich nach dieſer finſtern Geſtalt unwiderſtehlich hingezogen. Er näherte ſich ihm, redete ihn an, erhielt aber von der ſeltſamen Geſtalt keine Antwort, er ſah ſtarr vor ſich hin, indem er fort drehte, obgleich das Inſtrument, wie man jezt in der Nähe vernahm, gar keinen Ton von ſich gab. Mein Herr, ſagte der Herr von Emmerling, verwechſeln Sie mich mit den übrigen Thoren nicht, die ſich an dieſen Gaukelpoſſen ergötzen. Bald werden unſere Frauen ſich auf die rollenden Kugeln ſtellen und die Männer ebenfalls. Es iſt unerlaubt, unſer freundlicher Wirth hat uns durch Phantasmagorien und optiſche Täuſchungen vortrefflich zu unterhalten geſucht, aber das unbeſonnene Volk ſcheint in einen gefährlichen Aberglauben zu verfallen. Sie müſſen uns Aufklärung verſchaffen. Zeigen Sie doch die Maſchinen, die Hohlſpiegel, die Inſtrumente, denn obgleich ich Manches zu verſtehen glaube, ſo iſt mir doch Vieles noch räthſelhaft. So ſprach der Herr von Emmerling unabläſſig, und als der alte Mann ſtill ſchwieg und ihn drohend anſah, ſuchte er ihn aus dem Winkel, hinter welchem er die verborgene Maſchinerie verſteckt glaubte, mit Gewalt zu vertreiben. Der Alte ſtieß ihn zurück und ſprach mit hohler Stimme:

Laß mich ſtehen,
Ich muß drehen,
Daß die Geſtalten
Zuſammen halten.
Siehſt du nicht die rauhen Hände?
Hörſt du nicht den wilden Bach?
Fluthen reißen an die Wände,
Geiſter an das loſe Dach. —
Laß mich ſtehen,
Ich muß drehen. —

Der Herr von Emmerling war durch dieſe Anrede des Alten wie betäubt, eine lange Zeit ſchwieg er ſtill und ſchien ernſthaft nachzudenken. Jetzt wird mir alles plötzlich klar, rief er auf einmal laut, es iſt eine höchſt merkwürdige magnetiſche Erſcheinung, ein hoher Grad des Hellſehens hat ſich bei der ganzen Geſellſchaft wunderbar entwickelt. Ich bin mit den Magnetiſeurs in Berlin, München und Stuttgard in Verbindung, und habe dem Herrn Kieſer in Jena Beiträge verſprochen. Daß mir nur kein merkwürdiger Umſtand entgeht. Es iſt in der That ein großes Glück, daß ich allein unter allen dieſen Träumenden der einzige ſich Bewußte, daß ich völlig wach bin. Er nahm hierauf ein Taſchenbuch heraus, und fing an alles was der Geſellſchaft, ſeit ſie in dieſes wunderbare Haus hinein trat, begegnet war, ſorgfältig aufzuzeichnen. Der Jüngling, der in der Nähe ſtand, hatte mit Verwunderung dieſe Aeußerungen gehört. Aber mein theuerſter Herr von Cammerling, ſagte er, erinnern Sie ſich doch nur, daß Sie ja ein Theil der magnetiſchen Viſion ſind. Sind wir wirklich in einen magnetiſchen Zuſtand verſetzt, dann iſt alles was um uns vorgeht unſer Traum, Sie aber, wenn Sie nicht träumen, ſind ja nur ein Traumbild unſerer Viſion, Sie ſind gar nichts. Wie wollen Sie nun Bemerkungen anſtellen, ein Phantasma über die Phantaſie, deren Geſchöpf es iſt, reflektiren? Ein bedenklicher Fall, wie ſie nicht läugnen können. Herr von Emmerling nießte. Profit ſagte der Jüngling. Und beide ſchwiegen eine Zeitlang. Wenn ich alles genau bedenke, fing darauf der Herr von Emmerling an, ſo findet hier etwas Seltenes ſtatt; ich ſehe als beſonnener Beobachter von innen aus dem Traume heraus, da es ſonſt den Beobachtern nur vergönnt iſt von Außen durch die Erzählung in die Welt des Hellſehens hinein zu ſehen. Eine Differenz der Richtung, aber in der That nichts weiter. Aber ich bitte ſie, iſt es nicht klar, daß das ganze Haus ein magnetiſches Banquet iſt? Die Bäume auf der Treppe ſind magnetiſirt, die narkotiſchen Düfte der Blumen erhöben den magnetiſchen Zuſtand, eiſerne Geländer leiten die Wirkung nach allen Punkten, eiſerne Stangen ſehen ſie an den Wänden, und die waſſerhaltigen, ſchwebenden Strohhalme ſind wichtige Werkzeuge, den wunderbaren Effect zu erhöhen. Die Drehmaſchine, die jener Magnetiſeur in beſtändiger Bewegung erhält, iſt ohne allen Zweifel mit einer Menge beweglicher Magnete erfüllt, die mannigfaltig untereinander ſpielend eine fortdauernde Beziehung gegen das Ganze unterhalten. Stören Sie unſere lobenswerthen Forſchungen nicht, ſprach er ferner, indem er ſich dem Alten wieder näherte, von welchem er ſich kurz vorher furchtſam entfernt hatte, denn warlich, die Geheimniſſe Ihrer Drehmaſchine müſſen wir genau unterſuchen. Der Alte drehte mit der linken Hand unaufhaltſam fort, und berührte den Herrn von Emmerling, als er ihm nahe genug trat, mit einem Stabe. Kaum war er berührt, als er in eine beſtändige unruhige Bewegung gerieth, wobei er fortdauernd ſprach, die Geheimniſſe der Maſchine entwickelte und den Jüngling über die Natur der ſcheinbaren Bezauberung aufzuklären ſuchte. Aber mein Herr, ſagte der Jüngling, Sie haben ſeit Kurzem ſeltſame Gewohnheiten angenommen, was in aller Welt bedeutet die beſtändige Kopfbewegung, es kommt mir faſt vor, als wenn ſie jeden Satz, den ſie entwickeln, durch einen Kopfſtoß einleuchtender machen wollen. Bei Gott, ſie haben mich empfindlich geſtoßen, die Lippen ſchwellen, das Geſicht verändert ſich, es wachſen ihnen Hörner aus der Stirne, mein Lieber, was bedeutet das? Ich habe, ſagte Herr von Emmerling, ſehr undeutlich und ſtotternd, eine Bemerkung gemacht; eine Bemerk — Bemerk — merk — merk, o ich merke, ich merke — merk — merk — merke. Die Lippen waren völlig zur Schnauze angewachſen, die Augen zurück getreten, das ganze Geſicht mit Haaren bewachſen, die Hörner völlig heraus gewachſen, und ein vollendeter Bockskopf ward von den Schultern des verwandelten Mannes getragen. Indem dieſe Verwandlung geſchah, ward die Muſik wilder, der Tanz der Mädchen und Kinder verlor ſich in wunderliche Sprünge, die Lichter brannten dunkler und röthlicher, und ein geheimes Flüſtern und Kichern, wie von unſichtbaren Geſtalten, ließ ſich allenthalben in dem Saale hören.

Die lauten Geſpräche hatten die Aufmerkſamkeit der übrigen Geſellſchaft auf ſich gezogen, ſie verließ die Tanzenden und verſammelte ſich ſpottend und lachend um den Verwandelten, der durch die ſeltſamſten Sprünge ergözte, und bald hier, bald da ſich durch Stöße zu rächen ſuchte. Die Frau von Emmerling war eben im Begriff einzuſchlummern, als ſie von der lärmenden Geſellſchaft geſtört ward und ſich neugierig zudrängte. Wer vermag ihre Wuth zu ſchildern, als ſie die Verwandlung ihres Mannes wahrnahm und wie er der Gegenſtand des Geſpöttes war. Sie ſchalt, ſchimpfte und fluchte den Wirth, der ihr ein boshafter Zauberer ſchien. Vergebens ward ſie gewarnt, den Zorn des mächtigen Geiſtes nicht gegen ſich zu waffnen, ſie brach in die heftigſten Verwünſchungen aus, und ruhte nicht eher, als ſie, von dem Stabe berührt, einen Ziegenkopf erhielt. Das verwandelte Ehepaar ſprang nun gemeinſchaftlich. Aus den thieriſchen Geſichtern ſchienen ſie ſich zärtlich anzublicken, dann ſchlürften ſie Waſſer, welches, man weiß nicht wie, in großen Gefäßen neben ihnen ſtand, umarmten ſich ſpringend und hüpfend, und ſanken zuletzt an den Plätzen, die ihnen am Tiſch angewieſen waren, indem ſie, wie es ſchien, mit unendlichem Behagen das feine Gras verzehrten, welches für ſie aus der Tafel hervor zu wachſen ſchien.

Eine bacchantiſche Wuth hatte die ganze Geſellſchaft ergriffen, Frauen und Männer liefen, ſprangen, ſchrien, ſangen untereinander, bis ſie taumelnd und beſinnungslos unter lautem Gelächter auf die Polſter hinſanken und einſchliefen.

Die Liebe, ſagt man, ſei mächtiger als aller Zauber, ſie ſelbſt ſei der größte. So ſtand der Jüngling ruhig neben ſeinem Mädchen, während die übrigen von der wildeſten Wuth bewegt wurden, und als alle hingeſunken waren, ſchienen ſie wie in der größten Einſamkeit nur für ſich da zu ſein. Da geſtand der Jüngling ſeine lange verborgen gehaltene Liebe, und das blühende Mädchen ſank in ſeine Arme.

Ein ſchneidender, ſchnarrender Ton, der zitternd durch den ganzen Saal drang, erweckte das liebende Paar aus dem ſeligen Rauſch. Er kam aus der Maſchine hervor, die der Alte nicht mehr drehte. Das Licht von oben ward immer düſterer, die Wände zogen ſich ſichtbar zurück. Die Muſiker erſchienen immer ferner, die Muſik immer ſchwächer, die tanzenden Mädchen und Kinder ſchienen ſich in Nebel zu verlieren, ein Bach ſtrömte rieſelnd durch den Saal, das Dach öffnete ſich, der ſternenhelle Himmel blickte hinein, und von Entzücken und Betäubung übermannt, ſanken nun auch die Liebenden neben einander auf die Bank hin.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel als der räthſelhafte Fremde durch das Thal, von einem Bedienten begleitet, ritt. Auf dem Wege hielten die Wagen, die Kutſcher knallten mit den Peitſchen. Neben der breiten Landſtraße ſah man eine ſchöne blumenreiche Wieſe, von Felſen umgeben und durchſchlängelt von einem lieblichen Bach. Im Graſe lag eine Geſellſchaft von Herren und Frauen im tiefſten Schlafe kreisförmig gelagert. Der Fremde ſtieg vom Pferde ab und ging auf die Geſellſchaft zu. Wachen Sie auf, ſagte er, es iſt hoch am Tage, und nicht geſund im Graſe zu ſchlafen, indem er zugleich die nächſten Herren ſchüttelte. Alle fingen an ſich zu ſtrecken, rieben ſich die Augen und ſahen vor ſich hin. Blauer Enzian, ſagte einer, und ſah dieſe Blume neben ſich blühen, Ringelblumen, rief der zweite, Gänſekraut, liſpelte eine Dame; Löwenzahn, eine andere, ſchönes, weiches Gras, riefen Herr und Frau von Emmerling zugleich. Ach, Männertreu, ſprach das liebe Mädchen, indem ſie den Geliebten und die Blume zärtlich anblickte; Tauſendſchön, erwiederte der Jüngling, und ſah neben ſich die Blume und das Mädchen.

Nach und nach ſchienen ſich die Schlafenden zu beſinnen, richteten ſich auf, ſahen ſich mit Verwunderung wechſelſeitig an, betrachteten mit ſtillſchweigendem Erſtaunen die unbekannte Gegend, und erblickten nicht ohne Grauen, den Fremden, der ſchon zu Pferde ſaß, der Geſellſchaft lächelnd ein Lebewohl zurief und verſchwand. Herr von Emmerling brach das Stillſchweigen zuerſt. Das naſſe Gras iſt doch ſchädlich, ich bin durch und durch erkältet; ſehen ſie, wie mir die Lippen geſchwollen ſind. — Die übrigen blickten ihn an, und glaubten noch die Bocksphyſiognomie zu erkennen. Ich bin von einer unangenehmen Heiſerkeit befallen, ſprach die Frau, und die Geſellſchaft erkannte die meckernde Stimme.

Der Jüngling und ſein Mädchen waren die einzigen, die ſich der ſelig verlebten Stunden wohl bewußt waren, ja die aufgeſchloſſene Zauberwelt der Liebe ſchien ihnen die andere freundlich näher zu rücken, begreiflicher zu machen. Der Jüngling erfuhr von den Bedienten, wie ſie nach einem entfernten Gebäude waren gebracht worden, wo ſie und ihre Pferde wohl verſorgt die Nacht ganz ruhig zugebracht hätten, wie ein Bedienter etwa vor einer Stunde erſchien, der ſie, nachdem ſie angeſpannt hatten, hieher begleitete und verſchwand.

Man ſetzte ſich darauf, noch voller Verwirrung, in die Wagen, und beſonders der Herr und Frau von Emmerling waren, ſie wußten ſelbſt nicht deutlich warum, höchſt verdrüßlich. Als man aber aus den rauhen Gebirgswegen heraus war, als man die lieblichen ſchleſiſchen Dörfer erreichte, wo die heitere Sonne die ſchönſten Gegenden erleuchtete, und nun vor einer Schenke ſtill hielt, um zu frühſtücken, hatte der fröhliche Tag einen Jeden in die freundlichſte Stimmung verſezt. Man geſtand ſich nun, daß der Fremde, der nächtliche

Wirth, kein anderer als der launenhafte Herr des Gebirges ſein könnte, die geſchwollenen Lippen des Herrn von Emmerling und die Heiſerkeit ſeiner Frau war verſchwunden, und ſie ſelbſt ſchienen die Foppereien der Nacht vergeſſen zu haben. Begierig griff der Herr von Emmerling nach ſeinem Taſchenbuche, um zu erfahren, was er umfangen von den Zaubereien der Nacht aufgezeichnet hatte, aber er fand faſt ausgeblichene magiſche Charaktere, die er nicht zu enträthſeln vermochte.

Wenn das Ehepaar ſich der übeln, alle geſellige Fröhlichkeit ſtörenden Gewohnheit überließ, erinnerte, wie man verſichert, die ſchwellende Lippe den Mann, eine plötzliche Heiſerkeit die Frau an die Gewalt des fernen Rübezahl, und nachdem ſie, nicht ohne Schrecken, dieſe Erfahrung einigemal gemacht, verſchwand die üble Laune ganz, und in allen fröhlichen Kreiſen ward das liebenswürdige Ehepaar mit Vergnügen geſehn.

Der junge Mann ward wenige Monate ſpäter mit ſeiner Geliebten verbunden, und feierte in einer glücklichen Ehe das Andenken der ſeligen

Nacht, die in einer ſo ſeltſamen Umgebung die Knospe der verborgenen Liebe aufſchloß.

4.

Ein Wanderer kroch mit vielen Beſchwerden unter den wild zuſammen gehäuften Steinhaufen des einſamſten Gebirges umher. Er mußte nicht ohne Gefahr von einem großen Steine auf den andern ſpringen, ſchwankend und unſicher die ſteilſten Höhen herunter laufen, über reißende Bäche ſetzen. Wie glücklich bin ich, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß ich noch immer meinen alten guten Stab habe, der mir nun ſo viele Jahre lang treue Dienſte leiſtete. Indem ſezte er ihn an, um über einen herunter ſtürzenden Bach zu ſpringen. Der Stab gerieth zwiſchen große Steine, und wie der Wanderer ſich auf ihn verlaſſend hinüber ſchwang, brach der Stab und er fiel unſanft in den Bach hinein. Klagend raffte er ſich wieder auf, und ſchien die Stöße beim Fallen weniger zu achten, als den Verluſt des Stabes. Wie ſoll ich nun von der ſteilen Höhe herunter kommen, rief er klagend, da ich von meinem treuen Stabe, von meiner alten gewohnten Stütze verlaſſen bin. Was fehlt dir, ſprach plötzlich Jemand dicht hinter ihm mit hohler, rauher Stimme. Der Wanderer wandte ſich um und ſah eine große Geſtalt, mit einem finſtern Geſichte, in einen Mantel gehüllt. Er erſchrack, erholte ſich aber, und erzählte nun ſeinen großen, wie ihm dünkte, unerſetzlichen Verluſt. Was wimmerſt du, antwortete die Geſtalt, als wenn in dem Gebirge keine Bäume wären, die dir die ſchönſten Stäbe geben könnten. Da, nimm meinen, ſprach er ferner und entfernte ſich.

Der Wanderer hatte eben die Grenze des Knieholzes erreicht, zwiſchen dem niedrigen Geſtrüppe ſchritt die Geſtalt mit gewaltigen Schritten, und ſchien immer größer, je weiter ſie ſich entfernte, zuweilen ſchien ſie wie in dem Nebel zu zerflieſſen, dann trat ſie wieder in großer Entfernung deutlich hervor und verſchwand zulezt ganz. Der einſame Wanderer ging indeſſen, getröſtet durch das Geſchenk, muthig weiter. Aber kaum hatte er einige Schritte zurück gelegt, als ihm der neue Stab höchſt beſchwerlich ward. Wo er ihn hinſezte, glitſchte er aus, es gelang ihm nie ihn auf einen Stein zu ſtellen, immer ſank er zwiſchen die Haufen, ſo daß er ihn nur mit großer Anſtrengung wieder heraus ziehen konnte. Dabei ward er immer ſchwerer. Der ermüdete Wanderer ſchien zu vergeſſen, daß der Stab ihm als Stütze dienen ſollte. Mühſam ſprang er von einem Steinhaufen zum andern, rutſchte die ſteilen Höhen herunter, indem er den Stab in der Hand trug, der immer ſchwerer ward, er trug ihn nun rechts, dann links, endlich mit beiden Händen, und ſchlich ſo keuchend weiter. Aber auch das ward ihm zu beſchwerlich. Er legte den Stab auf die Schulter, wechſelnd mit der rechten und linken, endlich auf den Nacken, indem er ihn mit beiden Händen feſt hielt. So ging er in der beſchwerlichſten Stellung an den ſteilſten Abgründen. Zulezt ward ihm die Laſt faſt unerträglich. Nun ſchleppte er den Stab, alle Kräfte aufbietend, hinter ſich her, aber jetzt ſchien er in die Erde zu wurzeln, und er mußte ihn, immer von neuem, mit krampfhafter Anſtrengung losreißen. Um dieſes deſto beſſer thun zu können, ſezte er ſich reitend auf den Stab. Jezt ließ er auf einmal los, und flog mit ihm in gewaltigen Sprüngen dicht an den ſchwindelnden Abgründen, längs dem Aupengrunde, am Rande der ſieben Gründe, dann über das große Rad, die Sturmhaube, den Teichen vorbei, immer wilder, immer ſchneller, der Angſtſchweiß lief ſtromweiſe von ſeinem Geſichte herunter, mit krampfhafter Aengſtlichkeit hielt er ſich an den Stab feſt. Endlich war die Gegend milder, er befand ſich in einem gebirgigen Tannenwalde, der Stab ruhte, und er warf ihn, indem er wie aus einem tiefen Traume, ſich noch nicht ganz bewußt, erwachte, fluchend weit von ſich. Kaum hatte er ſich von dem beſchwerlichen Werkzeuge befreiet, als er ein anderes, dicht neben ſich ſtehend, ſah, und ſeinen alten Stab unverlezt wieder erkannte. Mit Vergnügen ergriff er dieſen und wanderte fort, indem er ſich nach und nach erholte. Der Wald ward lichter, die Gegend freundlicher, eine grüne Gebirgswieſe lag vor ihm und in der ferne ein Dorf. Hier beſann er ſich völlig, jezt erſt war es ihm wunderbar, den eigenen Stab unverlezt in den Händen zu haben, da er ihn doch in einer weit entfernten Gegend zerbrochen hatte. Daß die finſtere Geſtalt der Herr des Gebirges ſein mußte, war ihm gewiß, er erinnerte ſich viel ähnlicher Erzählungen, und zweifelte nicht, daß der Stab ſich in Gold verwandelt hätte. Nachdem er ſich in einer ärmlichen Wohnung ausgeruht hatte, ſuchte er, von einem Bauern begleitet, die Stelle, die er genau zu kennen meinte. Aber der Stab war nirgends zu finden.

5

Ein Kutſcher rollte ein Rad mit vieler Mühe durch das Gebirge. Er hatte es eben eine große Höhe hinauf geſchleppt, als er es ermüdet an einen Baum lehnte, ſich ſelbſt an einen andern hinlegte und einſchlief. Rübezahl nahm die Geſtalt des Rades an. Der Kutſcher erwachte um es weiter zu rollen, aber es ſchien erſt jeder Bemühung zu widerſtreben, es war nicht von der Stelle zu bringen. Mit vieler Anſtrengung riß er es von dem Baume los, aber nun fiel es centnerſchwer auf die Erde und war durch keine Kraft aufzuheben. Endlich, wie er fluchend und erſchöpft alle Hoffnung aufgab, ſchien das Rad ſich, kaum berührt, wie von ſelbſt aufrecht zu ſtellen, und nun rollte es mit großer Schnelligkeit über Wurzeln und Steinhaufen den Berg herunter. Der Kutſcher lief keuchend dem Rade nach. Er ſah mit Verwunderung, daß es mit gleicher Leichtigkeit bergauf wie bergunter rollte. Wenn er weit entfernt war, ſchien es langſamer zu gehen, und der Kutſcher hoffte es erreichen zu können. Wenn er aber ganz nahe war, daß er es ſchon zu ergreifen meinte, rollte es in großer Eile weiter. So lief das Rad, der Kutſcher hinter her, über Berge und Thal, endlich gelang es ihm es zu ergreifen, er hielt es mit aller Kraft feſt, da ſank das Rad hin und zog ihn mit ſich zu Boden. Plötzlich erhob es ſich aber, flog durch die Luft und blieb auf einem Miſthaufen vor der Wohnung ſeines Herrn mit dem ganz erſchöpften Kutſcher liegen.

6.

In Warmbrun wohnte ein ſtiller Handwerker in einem entfernten einſamen Hauſe. Er lebte in großer Armuth, ging faſt mit keinem Menſchen um, und beſchäftigte ſich, wie man erzählte, mit chemiſchen Verſuchen, hoffte die Goldtinktur zu finden und durch geheime Kunſt große Schätze zu erwerben. Oft ging er einſam in den wilden Gebirgen hinter dem Kynaſt, verlor ſich in den dichten Wäldern und kam in der Dämmerung erſt wieder zurück. Einem einzigen Manne, mit welchem er öfters ſprach, hatte er vertrauet, wie das wilde Gebirge ihn mit geheimer Kraft anzöge, wie ihm das Herz aufginge in den einſamen Schluchten, und wie dort für ihn das Geheimniß ſeines Lebens und große Schätze verborgen wären.

Einſt als er ſo, trübſeliger als gewöhnlich, hoch in dem Gebirge unter düſtern Tannen wanderte, ſah er in der Ferne ein helles Leuchten, er kam näher und entdeckte eine Gitterthüre, die eine erleuchtete Höhle verſchloß. Darinnen nahm er große offene Kiſten wahr, in dieſen erblickte er große Schätze an Gold, Silber und Edelgeſteinen, und das röthliche Gold ſchien ihm wie mit geheimen Zauber zu winken. Eine große Geſtalt ſtand dicht neben ihm. Alle dieſe Schätze ſind dein, ſagte ſie, nur merke dir die Stelle genau, wenn du in drei Tagen wieder kömmſt wird die Gitterthüre offen ſein. Die Bäume ließen durch eine lichte Stelle einen freien Blick in das breite Thal offen. Links vom Kynaſt weg erkannte man den Thurm in Hermsdorf, kaum hinter dem Berge hervorragend, über der Ruine lag der Thurm von Warmbrunn und im Hintergrunde Hirſchberg. Die Geſtalt zeigte die Stellung der Thürme und entfernterer Gegenſtände gegen einander äußerſt genau. Präge dir es wohl ein, wenn du die Stellung grade ſo wieder erkennſt, haſt du die Stelle gefunden, wenn du dich dann umſiehſt, wirſt du die Höhle erleuchtet und eröffnet finden und glücklich ſein. Der beſtürzte und entzückte Handwerker ſtrengte ſich an, übte ſich auf alle Art, ging weg, kam wieder, und glaubte nun ſeiner Sache völlig gewiß zu ſein. Da haſt du eine Schaumünze, ſagte die Geſtalt, damit du nicht alles für einen bloßen Traum hältſt, gab ihm eine goldene Münze mit fremder räthſelhafter Inſchrift und verſchwand. Als der arme Mann ſich umſah war auch die

Höhle verſchwunden, und er würde alles für ein Gaukelſpiel gehalten haben, wenn nicht die goldene Münze ihn von der Wirklichkeit überzeugt hätte.

Nachdenklich ging er zu Hauſe, merkte ſich jeden Schritt, bezeichnete einige Bäume, und eilte am dritten Tage ungeduldig die Stelle zu ſuchen. Er fand die bezeichneten Bäume, er erkannte den Fußſteig, er ſah den Fels in der Ferne und verſuchte nun ſich in der Gegend zurecht zu finden. Der Hermsdorfer Thurm erſchien ſchon links neben dem Kynaſter Schloßberge hervortretend, aber er konnte den Thurm in Warmbrunn nicht über der Ruine finden. Endlich, nach langem unruhigen Suchen, ſah er ihn, aber der Hermsdorfer hatte ſich tükiſch hinter den Berg verſteckt. Er ward unruhig, er ſtieg hinauf und herunter, ſtellte ſich tiefer hinein und weiter hervor, nun rechts dann links. Bald ſchien ein Theil der Gegenſtände in der richtigen Stellung, er ſuchte die übrigen, dann verſchoben ſich die erſten. Der Angſtſchweiß floß von ſeinem Geſichte herunter, die Augen fingen an wild zu rollen, immer emſiger ſuchte er die wahre Stellung, immer furchtbarer ſtarrte er in die Gegend hinein. Da — ſo — ich habe es, und für einen Augenblick erheiterte ſich ſein Geſicht, — aber wie er wieder hinſah, war alles anders. So von der furchtbarſten Pein fortdauernd getäuſchter Erwartung bis zur höchſten Verzweiflung gequält, blickte er bald von dieſer, dann von jener Stelle in die Gegend hinaus, bis die Dämmerung alle Gegenſtände verbarg. In Wahnſinn verſunken ſuchte er die Stellung jeden dritten Tag auf dieſelbe qualvolle Weiſe immer vergebens wieder *).

---

*) In den Salzburger Gebirgen hörte ich daſſelbe ſchauderhafte Mährchen.

Die Trauung.

Von

Henrich Steffens.

Die Inſel Seeland iſt gegen Nordweſten durch eine ſchmale, wüſte, ſandige Landſtrecke mit einer Halbinſel verbunden, die anmuthig, fruchtbar, mit Dörfern bedeckt iſt, und einen eigenen Bezirk (Olsherred) bildet. Aber jenſeit der einzigen kleinen Stadt der Halbinſel ragt ein Theil derſelben in das wilde Kattegat hinein. Es bildet eine Gegend von einem furchtbar öden und wilden Anſehn. Der Flugſand hat allen Pflanzenwuchs verdrängt. Bewegliche Sandhügel, das Spiel der Stürme, die von dem rauhen Meer unbehindert über das Land ſauſen, verändern fortdauernd ihre Stelle, entſtehen, verwehen, und häufen ſich an einem andern Orte wieder an. Ich brachte, die Gegend durchreiſend, hier eine Stunde zu, die mir ein unvergeßliches

Bild der wildeſten Zerſtörung hinterließ, und nicht ohne Gefahr war. Indem ich die öde, ſandige Gegend einſam durchritt, erhob ſich vom Meere, aus Norden her, ein Sturm mit Gewitter. Die Wellen hoben ſich, die Wolken jagten ſich unruhig, der Himmel ward dunkler und drohender, der Sand fing an, ſich immer in größern und größern Maſſen unter den Füßen des Pferdes zu bewegen, er erhob ſich in Wirbel und erfüllte die Luft. Der Weg ward unkenntlich, das Pferd ſank tief in den loſen Sand hinein; Himmel, Erde und Meer wurden vermiſcht und alle Gegenſtände in eine Staub- und Sand-Wolke verhüllt. Keine Spur von Leben oder Vegetation; der Sturm ſauſte durch die Luft, die Wellen des nahen Meeres peitſchten das Ufer, der Donner rollte in der Ferne, und durch die Staubwolke drang der Blitz, trübe, dunkel, röthlich, kaum hindurch. Die Gefahr war augenſcheinlich, als ein plötzlicher gewaltiger Gewitterregen den Sand zur Ruhe brachte, und mich, völlig durchnäßt, den Weg nach der kleinen Stadt finden ließ. Es war eine grauenhafte Vermiſchung aller Elemente. Wie das Erdbeben ein Seufzer der Natur aus tiefer Bruſt iſt, gab dieſes Chaos das Bild eines wild zerriſſenen Gemüthes: alle Hoffnung zerſtört, jede Freude verſchüttet, die Trümmer der Vergangenheit, grauſe Wuth und Kummer verdeckend, unter der wüſten Stätte unruhiger Leidenſchaften vergraben, die Stimme des Gewiſſens drohend, donnerähnlich, in der Ferne das verzehrende Feuer dunkel leuchtend in der trüben Seele, bis die längſt verſiegten Thränenquellen ſich gewaltſam flutend eröffnen, und die Wehmuth die zerriſſene Seele in ihren Wellen begräbt.

In dieſer traurigen Gegend war vorzeiten ein Dorf, **Rörwig**, etwa eine Viertelmeile vom Ufer entfernt. Der Flugſand hat das Dorf verſchüttet, die Einwohner, meiſt Schiffer und Fiſcher, haben ſich dicht am Ufer angebauet, nur die feſte Kirche, auf einem Hügel erbauet, ſtehet noch einſam, von der traurigen, beweglichen Oede umgeben. Sie iſt der Schauplatz dieſer räthſelhaften Erzählung.

In der einſamen Stube ſaß, in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der alte ehrwürdige Prediger des Ortes, in frommer Betrachtung verſunken. Es war gegen Mitternacht. Das Haus lag am Ende des Dorfes, und die einfachen Sitten der Einwohner kannten das wechſelſeitige Mißtrauen ſo wenig, daß Schloß und Riegel ihnen fremd waren und jede Thüre offen blieb. Die nächtliche Lampe brannte trübe, die feierliche Stille ward nur von dem Rauſchen des Meeres unterbrochen und der blaſſe Mond ſpiegelte ſich in ſeinen Wellen. Da hörte er die Thüre unten öffnen, vernahm ſtarke Männertritte auf der Treppe, und erwartete ſchon die Aufforderung, irgend einen Sterbenden mit geiſtlichem Troſte beizuſtehen. Zwei fremde Männer traten ſchnell herein, in weiße Mäntel gehüllt. Der eine näherte ſich ihm höflich. „Mein Herr, ſagte er, Sie werden uns ſogleich folgen. Sie müſſen eine Trauung verrichten; das Brautpaar wartet ſchon in der entfernten Kirche. — Dieſe Summe, ſprach er ferner, und zeigte dem Greis eine volle Goldbörſe, wird Sie für die Mühe und für das Schrecken über eine ſo unerwartete

Auffoderung hinlänglich entſchädigen.“ Der Greis ſtarrte die fremden Geſtalten, die ihm etwas Furchtbares, ja Geſpenſtiſches zu haben ſchienen, ſtumm und erſchrocken an. Der Fremde wiederholte ſeinen Antrag dringend und gebieteriſch. Als der Greis ſich erholt hatte, fing er milde an, den Fremden vorzuſtellen, wie ſein Amt ihm nicht erlaubte, eine ſolche feierliche Handlung, ohne Kenntniß der Perſonen und ohne diejenigen Förmlichkeiten, welche die Geſetze födern, zu begehen. Da trat der andere drohend hervor. „Mein Herr, Sie haben die Wahl, folgen Sie uns und nehmen Sie die angebotene Summe, oder bleiben Sie hier, aber dann fährt eine Kugel durch Ihren Kopf.“ Er hielt ihm ein Piſtol vor die Stirne und erwartete die Antwort. Der alte Prediger erblaßte, erhob ſich furchtſam und ſtillſchweigend, kleidete ſich ſchnell an und ſagte dann: „Ich bin fertig.“ Die Fremden hatten zwar Däniſch geſprochen, aber ſo, daß man die Ausländer nicht verkennen konnte. Die räthſelhaften Männer gingen ſchweigend in der nächtlichen Stille durch das Dorf; der Prediger folgte. Es war eine völlig dunkle Herbſtnacht, denn der Mond war ſchon untergegangen. Als ſie aus dem Dorfe traten, ſahe der, von Schrecken und Erſtaunen betäubte Greis, die ferne Kirche hell erleuchtet; und noch immer ſtillſchweigend ſchritten ſeine Begleiter, in ihre weißen Mäntel gehüllt, ſchnell durch die öde, ſandige Fläche, während er mühſam und nachdenklich zu folgen ſtrebte. Als ſie die Kirche erreicht hatten, verbanden ſie ihm die Augen. Die dem Prediger wohl bekannte Nebenthüre eröffnete ſich knarrend, und er ward in ein dichtes Gedränge von Menſchen gewaltſam hineingeſtoßen. Um ſich hörte er durch die ganze Kirche ein Gemurmel, in ſeiner Nähe Geſpräche in einer ihm völlig unbekannten Sprache. Wie er vermuthete, war es Ruſſiſch. Und als er nun mit verbundenen Augen, von allen Seiten gedrängt, rathlos und in großer Verwirrung da ſtand, fühlte er ſich von einer Hand ergriffen, und ward mit Gewalt durch das dichte Gedränge gezogen. Endlich war das Volk, wie es ſchien, zurückgewichen; man löſte die Binde, er erkannte den einen ſeiner nächtlichen Begleiter und fand ſich vor dem Altar ſtehend. Eine Reihe großer brennender Wachslichter, in prächtigen ſilbernen Leuchtern, zierten den Altar; die Kirche ſelbſt war durch viele Lichter ſo hell erleuchtet, daß man die entfernteſten Gegenſtände erkannte; und war kurz vorher, als er erblindet in das Gewühl des dichten Haufens gedrängt ward, das Gemurmel ihm fürchterlich, ſo erfüllte jetzo die furchtbare Stille unter der großen Menge die bange Seele mit Entſetzen. Obgleich die Nebengänge und Stühle dicht mit Menſchen beſezt waren, ſo war dennoch der mittlere Gang völlig leer, und der Prediger erkannte tief unten ein friſch aufgewühltes Grab. Der Stein, der es ſonſt bedeckte, ſtand an einen Stuhl gelehnt. Der Prediger ſah nichts als Männer, nur in einem entfernten Stuhle glaubte er eine Frau undeutlich zu erkennen. Die Stille dauerte einige Minuten, ohne daß jemand ſich rührte. So mag in der verirrten Seele ein ſtilles, dumpfes Brüten jeder entſetzlichen That vorangehen.—

Endlich richtete ſich ein Mann auf, deſſen prächtiger Anzug ihn von den übrigen unterſchied und ſeinen hohen Stand verrieth. Er ſchritt raſch über den leeren Gang, indem die Menge ihn anſtarrte und ſeine Tritte hallten in der Kirche wieder. Der Mann war von mittelmäßigem Wuchſe, breitſchultrig, von gedrungenem Bau, ſein Gang trotzig, das Geſicht gelblichbraun, die Haare rabenſchwarz, die Züge ſtrenge, die Lippen wie voller Ingrimm geſchloſſen, eine kühn gebogene Naſe erhöhte das Gebieteriſche ſeines Anſehens, dunkle lange und buſchige Augenbraunen überſchatteten die kleinen ſchwarzen Augen, in welchen eine wilde Glut brannte. Er trug ein grünes Kleid, mit ſtarken goldenen Treſſen beſetzt und an dem Kleide blitzte ein Stern. Die Braut, die neben ihm kniete, war prächtig, ja mit Sorgfalt angezogen. Ein himmelblaues Gewand, reich mit Silber beſetzt, umſchlang die ſchlanke Geſtalt und warf ſich in großen Falten über die anmuthigen Glieder. Ein Diadem von Edelgeſteinen blitzend, zierte die blonden Haare. Die höchſte Anmuth und Schönheit ließ ſich in den obſchon entſtellten Zügen des Geſichts erkennen. Die leichenhaften Wangen waren völlig wie erſtarrt, kein Zug bewegte ſich, die erblaßten Lippen ſchienen todt, die Augen wie gebrochen und die erſchlafften Arme hingen völlig gerade an dem zuſammengeſunkenen Leib hinab. So kniete ſie, ein Bild des Todes, und ein furchtbares Entſetzen ſchien ſo Bewußtſein wie Leben, in einem wohlthätigen Schlummer feſtzuhalten.

Jetzt erſt entdeckte der Prediger ein altes häßliches Weib, in einem fratzenhaft bunten Anzuge, den Kopf mit einem blutrothen Turban bedeckt, welches grimmig, ja ſpöttiſch über die knieende Braut weg blickte. Hinter dem Bräutigam hatte ſich ein rieſenhafter Mann geſtellt, von finſterm Anſehn, der unbeweglich, ſtarr und ernſt vor ſich hinſah.

Der Prediger, vor Schrecken gelähmt, blieb einige Zeit ſtumm, als ein wilder Blick von dem Bräutigam ihn an die Trauung mahnte. Was ihn in neue Verwirrung brachte, war die Ungewißheit, ob das Brautpaar ſeine Sprache verſtehen würde. Es war ihm nicht wahrſcheinlich. Dennoch faßte er ſich, und wagte es, den Bräutigam nach dem Namen des Brautpaars zu fragen. „Neander, Feodora," antwortete dieſer mit einer rauhen Stimme.

Der Prediger fing nun an, die Trauungsformel herzuleſen, indem ſeine Stimme ſchwankte, und er oft ſich irrend, die Worte wiederholen mußte, doch ohne daß das Brautpaar ſeine Verwirrung zu bemerken ſchien; wodurch er in ſeiner Vermuthung, daß beiden die Sprache, wenn auch nicht völlig, unbekannt ſein müßte, beſtätigt ward. Als er nun fragte: „Neander, willſt du die hier neben dir knieende Feodora für dein rechtmäßiges Eheweib erkennen?“ Da zweifelte er, ob der Bräutigam, der Sprache unkundig, antworten würde; aber zu ſeinem Erſtaunen ſprach dieſer laut, ja faſt ſchreiend, das Ja, in einem furchtbar gellenden Tone, der durch die ganze Kirche drang. Tiefe Seufzer, die allenthalben aus der Menge hervordrangen, begleiteten dieſes entſetzliche Ja, und ein ſtilles Zucken, wie ein entfernter Blitz, ſetzte die todtenbleichen Züge der Braut in vorübergehende Bewegung. Er wandte ſich darauf, lauter redend, als wollte er ſie aus dem Todesſchlummer erwekken, an die Braut, indem er ſagte: „Willſt du Feodora, den neben dir knieenden Neander für deinen rechtmäßigen Ehegemahl erkennen, ſo antworte durch ein vernehmliches Ja.“ Da erwachte die entſeelte Braut, ein tiefes, grauenhaftes Entſetzen bewegte die erſchlafften Wangen, die erblaßten Lippen bebten, ein ſchnell verfliegendes Feuer blitzte aus den Augen, die Bruſt hob ſich, ein gewaltſamer Thränenguß löſchte die Glut der Augen und das Ja ließ ſich hören, wie das Angſtgeſchrei einer Sterbenden, und ſchien in den unwillkürlichen Tönen des Schmerzes, die aus jeder Bruſt der Menge hervorbrachen, ein tiefes Echo zu finden. Die Braut ſank der widrigen Alten in die Arme. Einige Minuten vergingen in furchtbarem Stillſchweigen. Da ſah der Prediger die leichenblaſſe Braut wie vorher in tiefer Betäubung knien und beendigte die Trauung. Der Bräutigam erhob ſich und führte die ſchwankende Braut nach ihrem vorigen Platze; die Alte und der rieſenhafte Mann folgten. Die Begleiter des Predigers erſchienen wieder, verbanden ihm die Augen, zogen ihn nicht ohne Mühe durch das Gedränge, und nachdem ſie ihn aus der Thüre geſtoßen hatten, verriegelten ſie dieſe inwendig und überließen ihn ſich ſelber.

Hier ſtand er nun einſam und ungewiß, ob das ſchauderhafte Ereigniß, mit allen ſeinen furchtbaren, ja geſpenſterähnlichen Umſtänden nicht ein Traum wäre, der ihn ängſtigte. Als er aber die Binde von den Augen geriſſen hatte, als er die hellerleuchtete Kirche vor ſich ſah, und das Gemurmel der Menge hörte, mußte er ſich wohl von der Wirklichkeit der räthſelhaften Begebenheit überzeugen. Um den Erfolg, ſo viel möglich zu erfahren, verbarg er ſich in einen Winkel der Kirche, an der entgegengeſetzten Seite, und indem er hier lauſchte, hörte er, wie das Gemurmel immer ſtärker ward. Es war als entſpänne ſich ein heftiger Streit; er glaubte die rauhe Stimme des Bräutigams zu erkennen, die gebieteriſch Stillſchweigen gebot. Dann erfolgte eine lange Pauſe. Ein Schuß fiel, das Geſchrei einer weiblichen Stimme ließ ſich hören. Darauf wieder eine Pauſe; dann ein Wühlen und Arbeiten, welches faſt eine Viertelſtunde dauerte. Die Lichter wurden ausgelöſcht, das Gemurmel erhob ſich wieder und die ganze Menge ſtürzte zur Kirche hinaus und eilte lärmend dem Meere zu.

Jetzt erhob ſich der alte Prediger, und eilte nach ſeinem Dorfe. Dort erweckte er Nachbaren und Freunde, indem er ihnen, was ihm Wunderbares und Unglaubliches begegnete, noch von Schrecken ergriffen, erzählte. Aber ſo ruhig, ſtille, durch die gewohnten Grenzen des Herkömmlichen beſtimmt, war alles, was dieſen einfachen Menſchen entgegen trat, daß ſie von einem ganz andern Entſetzen ergriffen wurden. Sie glaubten nämlich, daß irgend ein unglücklicher Zufall die Einbildungskraft des geliebten Lehrers in Unordnung gebracht hätte, und nur mit vieler Mühe, und indem ſie ſich nach ſeinen vermeintlichen Phantaſieen richten wollten, überredete er einige, ſich mit Brecheiſen und Schaufeln zu verſehen und ihm nach der Kirche zu folgen.

Indeſſen war die Nacht verſchwunden, die Sonne zeigte ſich ſchon, und als der Prediger mit ſeinen Begleitern, den Hügel zur Kirche hinaufſtiegen, erkannten ſie ein Kriegsſchiff unter vollen Segeln, welches ſich vom Ufer entfernte, und nach Norden hinſteuerte. Ein ſo überraſchender Anblick in dieſer einſamen Gegend machte die Begleiter ſchon zweifelhaft; aber noch geneigter waren ſie dem Greiſe Glauben beizumeſſen, als ſie die Nebenthüre der Kirche gewaltſam erbrochen fanden. Voller Erwartung betraten ſie die Kirche. Der Prediger zeigte ihnen nun das Grab, welches er in der Nacht aufgewühlt geſehen hatte. Man erkannte leicht, daß der Stein abgewälzt und von neuem hingelegt war. Das Brecheiſen ward angeſetzt und in dem eröffneten Grabe fand man einen neuen, reich geſchmückten Sarg. Mit faſt jugendlicher Ungeduld ſtieg der Greis ſelber mühſam in das Grab hinab, andere folgten ihm; der Deckel ward abgehoben und der alte Prediger fand ſeine entſetzliche Ahnung beſtätigt. In dem Sarge lag die Braut ermordet. Das prächtige Diadem war verſchwunden. Die Kugel war, in der Gegend des Herzens durch die Bruſt gegangen. Die entſtellenden Züge des tiefen Grames waren aus ihrem Antlitze verſchwunden, ein himmliſcher Friede hatte das ſchöne Geſicht verklärt und wie ein Engel lag ſie da. Der alte Greis ſtürzte laut weinend neben dem Sarge nieder und betete für die Seele der Ermordeten und ſtumme Verwunderung und Grauen ergriff die Begleiter.

Der Prediger fand ſich verpflichtet, dieſes Ereigniß dem Biſchoff von Seeland, als ſeiner höchſten Behörde, ungeſäumt und umſtändlich zu melden, und bis er aus Kopenhagen Nachricht erhielt, nahm er den Freunden einen Eid ab, daß ſie ſtille ſchwiegen. Das Grab ward wieder zugedeckt und keiner wagte etwas zu ſprechen. Plötzlich erſchien ein angeſehener Mann aus der Hauptſtadt, erkundigte ſich genau nach allen, ließ ſich das Grab zeigen, lobte das bis dahin beobachtete Stillſchweigen, foderte ſtrenge, daß der Vorfall beſtändiges Geheimniß bleiben ſollte, indem er jedem, der davon zu ſprechen wagte, mit der härteſten Strafe bedrohte.

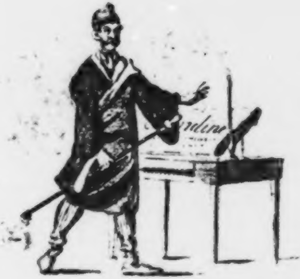
Nach dem Tode des Predigers fand man einen ſchriftlichen Aufſatz, dieſes Ereigniß erzählend, dem Kirchenbuche beygefügt. Einige glauben, daß es mit den ſchnellen, und gewaltſamen Thronveränderungen nach Peter des erſten und Katharinens Tode in irgend einer geheimen Beziehung ſtehen mag. Das tiefe Räthſel dieſer ſchauderhaften That zu löſen, wird ſchwer, wo nicht unmöglich ſein.

Druck und Papier von Deutrich in Leipzig.

Für

Hildegard von Hippel

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN



Der Kapellmeister Johannes
Kreisler in Haustracht
nach dem Leben gezeichnet von Erasmus Spikher

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Das Kreislerbuch

Texte, Compoſitionen und Bilder

von

E. T. A. Hoffmann

zuſammengeſtellt

von

Hans von Müller

Si. 360.

Im Inſel-Verlage, Leipzig 1903

Druck von Ernſt Hedrich Nachf.
Geſ. m. beſchr. Haftung, Leipzig

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Ueberſicht

Seiten

Einleitung

Hoffmanns Leben und Kreislerſchriften bis 1819 . . . . IX—XXVII
Die Kreislerbiographie . . . . XXVII—XLVIII
  Inhalt . . . . XXVII—XL
    Elemente . . . . XXVII f.
    Gang der Handlung: drei Theile . . . . . . XXVIII—XL
    Erwähnung älterer Arbeiten XL
  Technik: vier Kunſtgriffe . . XL—XLV
  Bibliographiſches . . . . . XLV f.
  Allgemeines Urtheil . . . . XLVI—XLVIII
Schlußwort . . . . XLIX f.

Texte (379 Seiten)

Fragmentariſche Biographie des Kapellmeiſters Johannes Kreisler . . 1—298
  Erſter Theil: Kreisler in Sieghartsweiler 3—137
    Als Einleitung dazu: Aus Kreislers früherem Leben . . . . 3— 11
      I . . . . 3— 11
    Erſte Hälfte: Vor dem Beſuche beim Fürſten . . . . 12— 66
      II . . . . 12— 21
      III . . . . 21— 32
      IV . . . . 32— 44
      V . . . . 44— 66
    Zweite Hälfte: Kreisler am Hofe . . . 67—137
      VI . . . . 67— 81
      VII . . . . 81—112
      VIII . . . . 112—128
      IX . . . . 128—137

Seiten
Zweiter Theil: Nach dem Ueberfall . . . 138—286
Erſte Hälfte: Die ferneren Ereigniſſe in Sieghartsweiler . . . 138—220
X . . . . 138—157
XI . . . . 157—168
XII . . . . 168—194
XIII . . . . 194—220
Zweite Hälfte (parallel der erſten): Kreisler im Kloſter . . . . . 221—286
XIV . . . . 221—231
XV . . . . 231—249
XVI . . . . 249—264
XVII . . . . 264—286
Aus dem dritten Theil (Kreislers Erkrankung) . . . . . . 287—298
XVIII . . . . 287—298
Auswahl älterer Kreislerſtücke . . . . . 299—379
Aus der erſten Reihe der Kreisleriana . . 301—328
Einleitung . . . . 301—303
Johannes Kreislers, des Kapellmeiſters, muſikaliſche Leiden . . 303—311
„Ombra adorata!“ . . . . . . 312—316
Gedanken über den hohen Werth der Muſik . . . . 316—323
Höchſt zerſtreute Gedanken . . . 323—328
Aus der zweiten Reihe der Kreisleriana . . 329—366
Einleitung (Wallborn und Kreisler) 329—340
Kreislers muſikaliſch-poetiſcher Clubb . . . . 340—346
Der Muſikfeind . . . . 346—357
Johannes Kreislers Lehrbrief . . 357—366
Der Hund Berganza über Kreisler . . . . 367—370
Der Freund. Brief an Theodor . . . . . 371—378
Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers. Ein Buch für Kenner . . . 379

Compoſitionen (12 Seiten)

Seiten
Agnus dei aus der Missa in D . . . . 1—4
Hymnus Ave maris stella . . . . 5f.
Hymnus O sanctissima 7
Duett Ah che mi manca l'anima. . . . . . 8—12

Bilder (5 Blätter)

Der Kapellmeiſter Johannes Kreisler in Haustracht, nach dem Leben gezeichnet von Erasmus Spikher . . . . Titelbild
Titelblatt und Titelkupfer der ‚Lichten Stunden' . . . . zu Seite 379
Rückdeckel-Zeichnungen zum ‚Kater Murr':
    zum I. Bande . . . . Vorderdeckel
    zum II. Bande . . . . Rückdeckel
    zum III. Bande . . . . zu Seite 298

Nachbericht . . . . Seite 381—392

Die beiden Haupttheile des Textes ſind durch Schmutztitel bezeichnet, die Unterabtheilungen durch Leiſten in drei verſchiedenen Stärken, die in der Kreislerbiographie zugleich die Lücke im Text andeuten.

Einleitung

Seit der Auffindung von Hitzigs Nachlaß[*] iſt es möglich, von dem Weſen und dem Leben ſeiner Freunde Fouqué, Werner, Hoffmann und Chamiſſo eine unmittelbare Anſchauung zu erhalten.

Ueber Hoffmanns Jugend klären uns die bisher nur auszugsweiſe bekannten Erinnerungen ſeines Freundes Theodor Gottlieb von Hippel auf, die durch Königsberger Kirchenbücher ergänzt werden; über die Bamberger Zeit haben wir wichtige Aufzeichnungen des Dr. Friedrich Speyer erhalten. Dieſe Texte gedenke ich mit anderen übers Jahr in einer Sammlung der Hauptquellen von Hoffmanns Biographie vorzulegen; hier möchte ich Hoffmanns Leben nur ſoweit in wenigen Strichen zeichnen, als es ſich in ſeiner Biographie des Kapellmeiſters Kreisler wiederſpiegelt, und dabei zeigen, wie ihm dieſes Werk allmählich aufgegangen iſt. Ich ſtelle im folgenden Hoffmanns Leben und Schaffen alſo nur unter dieſem Geſichtspunkt dar und übergehe mit Abſicht vieles aus ſeinem äußeren Leben und manche ſeiner Hauptwerke, wie die älteren Opern,

---

[*] Ueber die Geſchichte dieſes Nachlaſſes habe ich kurz berichtet in einem Aufſatz ‚Zu E. T. A. Hoffmann: Verzeichniß der Schriftſtücke von ihm, an ihn und über ihn, die im Beſitze ſeines Biographen Hitzig geweſen ſind.‘ Der Aufſatz befindet ſich in ‚Euphorion, Zeitſchrift für Litteraturgeſchichte‘, hg. v. Auguſt Sauer, Bd. IX, Heft 2/3 (Leipzig und Wien, Fromme 1902), S. 360–372.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

den ‚Don Juan‘, die ‚Elixiere des Teufels‘, ‚Klein Zaches‘ und die ‚Prinzeſſin Brambilla‘.

In den Königsberger Kirchenbüchern wird 1740 ein „Burggraf“ Böteri genannt, von dem wir bisher einen Sohn und zwei Töchter kennen. Der Sohn lebte bis 1795 als Advokat zu Königsberg; von den Töchtern war die eine vermählt mit dem Pfarrer Friedrich Chriſtoph Hoffmann in Tapiau (geſt. 1758, aus der alten oſtpreußiſchen Paſtorenfamilie Bagieńſki-Hoffmann[*]), die andere mit dem angeſehenen Hofgerichts-Advokaten Johann Jacob Dörffer in Königsberg[**].

Der dritte Sohn des Pfarrers Hoffmann, Chriſtoph Ludwig Hoffmann (1736—1796), trat in die Fußſtapfen ſeiner Oheime Böteri und Dörffer und wurde Advokat am Königsberger Hofgericht. Als ſolcher heirathete er mit einunddreißig Jahren, am 29. Oktober 1767, das ſechſte Kind Dörffers, ſeine Couſine Loviſa Albertine Dörffer (1748—1796). Die Ehe wurde aber nach zwölfjähriger Dauer getrennt, bald nachdem am 24. Januar 1776 als dritter Sohn unſer Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann geboren war. Der Vater ging als Juſtizkommiſſar nach Inſterburg, die Mutter zog mit dem jüngſten Kinde zurück in ihr elterliches Haus; ſie lebte dort ſtill bei ihrer Mutter mit zwei älteren, unverheiratheten Geſchwiſtern,

---

[*] Eine Genealogie der Familie von 1540 bis auf die Gegenwart hat Theodor Hoffmann gegeben im ‚Genealogiſchen Handbuch Bürgerlicher Familien‘, hg. von B. Koerner (Berlin, Bruer, 1900), Bd. VII, S. 163—175. Herr Carl G. von Maaſſen hatte die Güte, mich auf dieſe entlegene Publikation aufmerkſam zu machen.

[**] Die Nachrichten über ſeine Nachkommen verdanke ich dem Herrn Vikar Langkau in Königsberg. Die vollſtändigen Genealogien der Familien Böteri, Hoffmann und Dörffer werde ich an anderem Orte vorlegen.

Otto Wilhelm Dörffer (1741—1811) und Johanna Sophie Dörffer (1745—1803).

Dieſe beiden waren es, die die Erziehung des kleinen Ernſt leiteten. Ueber beide ſind wir durch Hippel gut unterrichtet. Otto Wilhelm, der „O weh-Onkel", wie Hoffmann ihn nach den Anfangsbuchſtaben ſeiner Vornamen nannte, war bei ſeinem erſten Verſuch als Advokat gegen den älteren Hippel kläglich unterlegen und nahm dann bei Gelegenheit einer Juſtizreform ſeine Entlaſſung mit dem Titel eines Juſtizrathes. Er war ſorgfältig erzogen, aber ohne alle Begabung, und widmete ſich ausſchließlich einer „diätetiſch geordneten Vegetation". Der Neffe überſah ihn bereits mit zwölf Jahren völlig und wechſelte kaum ein Wort mit ihm, ohne ihn zu myſtificiren. Deſto inniger war ſein Verhältniß zu „Tante Füßchen": ſie verſtand und liebte ihn, und er wandte ihr bis in ſeine Jünglingszeit alle ſeine Liebe zu. „Sie ſang nicht, ſie ſpielte weder Klavier noch Laute", war aber „geiſtreich, geſellig und heiter", eine „geiſtreiche, achtungswerthe alte Jungfer", wie es anderswo heißt. Sie war zu der Zeit, wo Hoffmann im Hauſe lebte, 34 bis 51 Jahre alt, muß ſich aber zart und duftig erhalten haben.

Als unſer Hoffmann die Kindheit und die Schul- und Univerſitätsjahre hinter ſich hatte, ſtarb die Mutter. Er verließ nun Königsberg und ging nach Glogau zu einem jüngeren Onkel, ſeinem Pathen Johann Ludwig Dörffer (1743—1803). Dieſer war Regierungs-, Ober-Conſiſtorial- und Pupillenrath daſelbſt, und Hoffmann lebte zwei Jahre dort, als Stubenkamerad und intimer Freund ſeines gleichaltrigen luſtigen Vetters Ernſt Ludwig Hartmann Dörffer. 1798 kam der Oheim an das Geheime Obertribunal in Berlin; der Neffe, der mittlerweile Referendar geworden, ging mit ihm und ließ ſich ans Kammergericht verſetzen.

Damit war zugleich ein Erlebniß Hoffmanns endgültig abgeſchloſſen, das ihn, wie Hippel erzählt, ſchnell und über ſeine Jahre hinaus entwickelt hatte und von entſcheidendem Einfluſſe auf ſein ganzes Leben wurde. Als achtzehnjähriger Student hatte er in Königsberg eine „reizende Frau, voll Sinn und Gefühl für die Künſte“, kennen gelernt und ſie in der Muſik unterrichtet. Sie war, faſt noch ein Kind, an einen fünfzigjährigen Kaufmann verkuppelt worden, einen Elenden, den ſie mit Aufopferung ihres Vermögens vor der Strafe des betrügeriſchen Bankerotts retten mußte. Jetzt ſchenkte ſie dem jungen Lehrer „ihre Gunſt, und er ergab ſich ihr mit der vollen Lebendigkeit friſcher Jugend . . . Eine neue Welt war ihm aufgegangen, aber zugleich war er in ein Meer gerathen, deſſen Wogen den Ankerloſen hin und herwarfen. Er hatte ein Herz gewonnen, das er ſein nennen und doch nicht beſitzen durfte; im täglichen Wiederſehen lag das tägliche Scheiden, und mit der Fülle des Genuſſes miſchte ſich die Gewißheit des ſichern Verluſtes. Mit dem Becher der höchſten Luſt der Liebe wurden ihm ihre bitterſten Qualen beſchieden. — Er fühlte es tief, wie ſehr dieſes Mißverhältniß an ſeinen edelſten Kräften zehre, und verdankt er dieſer Zeit gleich die vertraute Bekanntſchaft mit den Tiefen des menſchlichen Herzens, die wir in ſeinen Schriften wiederfinden, . . . ſo brachte doch das Bewußtſein dieſer Lage . . . eine Zerriſſenheit in ſeine Seele, deren Wunden bis an ſeinen Tod noch kenntlich waren.“

Anfang 1800 beſtand er das Staatsexamen, und wurde in die neuen polniſchen Provinzen geſchickt. Sieben Jahre war er dort an drei „Regierungen“ (Oberlandesgerichten) thätig: erſt als Aſſeſſor in Poſen, dann, nachdem er die junge, hübſche und unbedeutende Tochter des dortigen Bürgermeiſters und Stadtpräſidenten Rorer-Trzynski geheirathet, als Rath in Plock und in Warſchau. — In ſeiner freien Zeit beſchäftigte er ſich mit Malen, mehr noch mit Muſik; unter anderem haben wir aus jener Zeit noch ſeine Missa in D.

Ende 1806 verlor er ſeine Stellung durch die franzöſiſche Occupation, der die Abtretung Polens an den König von Sachſen folgte, und wandte ſich im Sommer 1807 in der Hoffnung auf anderweitige Beſchäftigung nach Berlin, nachdem er ſeine Frau und das einzige Töchterchen zu ſeiner Schwiegermutter nach Poſen geſandt hatte. Aber er fand keine Stellung, und die kleine Cecilia ſtarb. In ſeiner dumpfen Verzweiflung fand er Troſt bei der zweiten Frau, die ihm näher trat, und deren heilſamen Einfluß auf ihn er ſpäter dankbar geſchildert hat (S. 38/39 unſeres Textes). Es war eine junge, kinderloſe, mit einem Syphilitiker verehelichte Frau, deren Gatte, ein höherer Beamter, auf einer langen Dienſtreiſe abweſend war. Sie wird ihn darin beſtärkt haben, ſeine Beamtenlaufbahn aufzugeben und ſich ganz der Kunſt zu widmen (S. 11 unſeres Textes). — Von den Compoſitionen der Berliner Zeit ſind hier die ſechs ‚Canzoni per 4 voci alla capella' zu nennen, insbeſondere die Hymnen ‚Ave maris stella' und ‚O sanctissima'. — Schließlich gelang es ihm, eine Stelle als Muſikdirektor in Bamberg zu erhalten. Er holte ſeine Frau aus Poſen ab und traf am 1. September 1808 mit ihr in Bamberg ein, das Herz von ſtolzen Hoffnungen geſchwellt. Er erſetzte hinfort ſeinen dritten Namen Wilhelm durch Mozarts Vornamen Amadeus.

In Bamberg warteten ſeiner jedoch Mißerfolge und Enttäuſchungen. Als Dirigent fiel er beim erſten Verſuch durch — er hat das nie verwunden und ſich nie ſchriftlich darüber geäußert — und als Componiſt konnte er ſich nicht nach Wunſch bethätigen. Ueber Eine Aufführung ſind wir näher unterrichtet; wir geben hier kurz den Thatbeſtand.

In Bamberg reſidirte der apanagirte Herzog Wilhelm in Bayern mit ſeiner Gemahlin Maria Anna. Sie hatten zwei Kinder, Eliſabeth (geb. 1784) und Pius (geb. 1786). Die Herzogin Eliſabeth war kürzlich an den Marſchall Berthier verheirathet worden und lebte jetzt, wo der Gemahl in Spanien kämpfte, wieder bei den Eltern. Ihren Namenstag feierte der Theaterdirector Cuno am 19. November 1808 mit einer Feſtvorſtellung, und der unglückliche Hoffmann mußte dazu einen Prolog ‚Die Pilgerin' dichten und componiren. Er hat einem Freunde zu Neujahr 1809 ſehr amüſant darüber berichtet und als beſonders drollig hervorgehoben, wie die Fürſtlichkeiten ſich bei der richtigen Stelle der „Dichtung" in der Loge weinend umarmten. In dem ſelben Briefe ſpricht er die Hoffnung aus, die Gemahlin des Herzogs Pius (die neunzehnjährige Herzogin Amalie, ſpäter Großmutter der Kaiſerin Eliſabeth von Oeſterreich) im Geſange zu unterrichten, da er nunmehr „auf gewiſſe Weiſe bey Hoſe introduzirt" ſei.

Die Kriegsereigniſſe machten ihm aber wieder einen Strich durch die Rechnung: er mußte ſich unter Schwierigkeiten als Klavier- und Geſangslehrer durchſchlagen und begann Rezenſionen und freie muſikaliſche Aufſätze für die ‚Allgemeine Muſikaliſche Zeitung' in Leipzig zu ſchreiben. Am 12. Januar 1809, alſo kurz vor Vollendung des dreiunddreißigſten Lebensjahres, ſandte er als erſten derartigen Verſuch ſeinen genialen ‚Ritter Gluck', „einen kleinen Aufſatz, dem eine wirkliche Begebenheit in Berlin zum Grunde liegt", an den Herausgeber des Blattes, Rochlitz, mit dem er ſchon ſeit anderthalb Jahren in Verbindung ſtand; der Aufſatz erſchien, mit allerlei naſeweiſen Aenderungen des Redacteurs, am 15. Februar.

Die nächſte derartige Arbeit war dann eine bitter ſatiriſche Darſtellung ſeiner Lage in Bamberg, unter der

Ueberſchrift: ‚Des Kapellmeiſters, Johannes Kreisler, muſikaliſche Leiden‘. Er beſchreibt, ſo heißt es, auf der weißen Schlußſeite eines Notenheftes die Qualen, die er ſoeben in einer Theegeſellſchaft beim Geheimen Rath Röderlein erduldet hat; die Seite iſt vollgeſchrieben, und er fährt fort:

> auf dem weißen Rande des Titels will ich Ihnen, meine Herrn, die Sie mich fragen, warum ich mich denn bey Röderleins ſo quälen laſſe, warum ich denn nur überhaupt hingebe, antworten: „Ich gebe Unterricht, meine Herrn! ich gebe Unterricht. — Die Verleger ſehen jetzt nur die allerglänzendſten Sterne, Schwanzſterne ſind ihnen am liebſten!“ —[*]

In durchweg umgearbeiteter Form erſchien dieſer Aufſatz am 26. September 1810 in der Allg. Muſ. Ztg. unter der Ueberſchrift ‚Johannes Kreislers, des Kapellmeiſters, muſikaliſche Leiden‘.

Kreisler iſt hier durchaus Hoffmann ſelber, der Aufſatz iſt reine Situationsſchilderung ohne eingelegte Fabel. Nur am Schluſſe erſcheint die Liebe zu einer Geſangsſchülerin als Vorſpuk der künftigen Julia-Tragödie. Zunächſt aber bildete Hoffmann die Figur des Kreisler in anderer Richtung weiter. Er nahm ſich Anfang 1812[**] vor, ſeine „Anſichten der Muſik und vorzüglich der inneren Struktur der Tonſtücke“ einem wahnſinnigen Muſiker in den Mund zu legen, „um jeder anſcheinenden Excentrizität Platz und Raum zu gönnen“; und er beſchloß, hierzu abermals die Figur des Kreisler zu verwenden. Wohl als Einleitung zu dieſem theoretiſch-phantaſtiſchen Werk war die Brief-Erzählung ‚Der Freund‘ gedacht, in der wir den wahnſinnigen Kreisler nach der Flucht aus der Irrenanſtalt finden. Die Abfaſſungszeit dieſes Stückes läßt ſich nicht genau beſtimmen, es iſt aber keinesfalls ſpäter als Anfang 1814 entſtanden. Aber es mag ihm bei der Arbeit zum Bewußtſein gekommen ſein, daß er noch nicht reif ſei, ſeine letzten Einſichten zu verkünden, und die Niederſchrift der ‚Lichten Stunden eines wahnſinnigen Muſikers‘ wurde noch verſchoben.

---

[*] Das Manuſkript befindet ſich im Beſitze des Unterzeichneten; dieſe erſte Faſſung wird hoffentlich einmal eine Ausgabe von Hoffmanns kleinen Schriften eröffnen.

[**] Von Juni 1809 bis April 1812 hat Hoffmann anſcheinend allen brieflichen Verkehr mit Bekannten ruhen laſſen, aber von 1809—1815 deſto fleißiger Tagebücher geführt, die neben genauer Fixirung der äußeren Ereigniſſe die intimſten Aufzeichnungen über ſeine Stimmungen, oder, wie Hitzig es ausdrückt, „die Bekenntniſſe aller ſeiner Schwächen“ enthielten. Aus dieſem Grunde hat denn auch Hitzig die Bücher 1823 verbrannt, wie Thomas Moore im Jahre darauf die Tagebücher Byrons, und wie ſpäter gleiche Rückſichten die Vernichtung von Schopenhauers εἰς ἑαυτόν und die Geheimhaltung von Nietzſches perſönlichſter Schrift, dem ‚Ecce homo‘, veranlaßt haben. Wir haben für dieſe Zeit nur Hitzigs magere Auszüge aus den Tagebüchern, die Bamberger Theaterzettel und die Erinnerungen von Speyer, Holbein und Kunz.

Die nächſte Arbeit, in der Kreisler auftritt, ſind ‚Johannes Kreislers Gedanken über den hohen Werth der Muſik‘ — eine ironiſche Weiterführung der ‚Muſikaliſchen Leiden‘. Sie erſchien in der Allg. Muſ. Ztg. am 29. Juli 1812[*].

In das Jahr 1812 fallen ferner wichtige Compoſitionen Hoffmanns. Wir nennen hier die Arien ‚Prendi l'acciar ti rendo‘ und ‚Mi lagnerò tacendo‘, ſechs Duettinen, die in dem leidenſchaftlichen Trennungsduett ‚Ah che mi manca l'anima‘ gipfeln, und endlich die Oper ‚Undine‘, die er im Spätjahre begann.

In die ſelbe Zeit fiel der Abſchluß ſeines letzten großen Liebeserlebniſſes. Wie er in den Jünglingsjahren glühend die junge Frau geliebt, die er in der Muſik unterrichtete, ſo hatte ihn in der Mitte der dreißiger Jahre eine heftige Leidenſchaft für eine junge Schülerin in Bamberg erfaßt,

---

[*] Rochlitzens Verballhornungen erſtrecken ſich hier anſcheinend bis auf den Titel („Diſſertatiuncula“ ſtatt „Gedanken“; im Inhaltsverzeichniß des Jahrgangs verbeſſert).

Julia Marc (1796—1864). Aber während jener erſten großen Liebe ſeligſte Erfüllung zu Theil geworden war, lag hier der Fall vor, daß ein gereifter Mann ein harmloſes junges Mädchen, das kaum den Kinderſchuhen entwachſen war, heimlich vergötterte. Julia wird kaum etwas davon gemerkt haben, wohl aber die Mutter, die Hoffmann dann den Unterricht entzog, um ihn einer Sängerin zu übertragen; bald darauf wurde Julia von der Mutter mit einem reichen, jungen Kaufmann vermählt, einem Dummkopf, Wüſtling und Trunkenbold.

Das war das letzte große und einſchneidende Erlebniß Hoffmanns, und das ging ihm nun nach durch die zehn Jahre, die er noch zu leben hatte. Zunächſt entledigte er ſich ſeines bitteren Grolles gegen alle, die an dieſer Heirath ſchuld waren, in der ‚Nachricht von den neueſten Schickſalen des Hundes Berganza‘. Er läßt den Hund neben allerlei allgemeinen Betrachtungen einen Bericht über die Ereigniſſe im Marcſchen Hauſe geben, der freilich künſtleriſch wenig durchgebildet iſt und ſtellenweiſe an Klatſch grenzt. Die Hoffmannſche Faſſung, die ſich noch 1836 im Beſitze des Verlegers Kunz befand, iſt noch nicht aufgefunden*; wir kennen nur die weſentlich gemilderte und gekürzte Form, in der Kunz den Aufſatz ſchließlich druckte. Im ‚Berganza‘ tritt Julia als Cecilia auf und wird mit Kreislern nur einmal flüchtig in Verbindung gebracht; dieſer erſcheint dann noch zweimal lediglich als litterariſche Maske Hoffmanns (für Urtheile über Novalis und Werner); nur Eine Stelle berichtet uns kurz über ſein Schickſal: er ſei in eine Irrenanſtalt gebracht und aus ihr entſprungen.

---

* Einige Seiten daraus hat Kunz in dem genannten Jahre mitgetheilt; wenn nicht mehr, hoffen wir wenigſtens dieſe einmal mit Hoffmanns ſonſtigen kleinen Schriften vorlegen zu können.

Nach längeren Beſprechungen mit dem Bamberger Leihbibliotheksbeſitzer Kunz, der ſich ihm als Verleger anbot, beſchloß Hoffmann, dem ‚Berganza‘ ſeine älteren Aufſätze beizugeben und ſie durch einige neue zu vermehren. Den ‚Muſikaliſchen Leiden‘ und den ‚Gedanken über Muſik‘ ſchließt ſich die Satire ‚Der vollkommene Maſchiniſt‘ an; zwei von ſeinen zahlreichen Beethoven-Rezenſionen vereinigte er zu einem Aufſatz ‚Beethovens Inſtrumental-Muſik‘; vierzehn Aphorismen reihte er zuſammen zu einer Serie, die er in Erinnerung an einen boshaften Scherz des Vetters Dörffer ‚Höchſt zerſtreute Gedanken‘ nannte; vor allen Dingen aber ſchrieb er den wundervollen Abſchiedsgruß an die ewig Verlorene, ‚Ombra adorata!‘ Dieſe ſechs Stücke faßte er als ‚Kreisleriana‘ zuſammen, als den Nachlaß des wahnſinnigen Kreisler, den ihm deſſen Schülerin Fräulein von B. zugänglich gemacht habe. Dieſe ‚Kreisleriana‘, der ‚Ritter Gluck‘, der ‚Berganza‘ und drei weitere Arbeiten erſchienen dann unter dem Titel ‚Fantaſieſtücke in Callots Manier‘ in zwei Bänden 1814.

Callot [illegible]

Vorher hatte Hoffmann Bamberg verlaſſen. Zum Abſchiede hinterließ er ſeinem Verleger Kunz ein Gemälde, das dieſen mit ſeiner Familie darſtellt; am Fuße des Bildes iſt ein Exemplar der projektirten ‚Lichten Stunden‘ abgebildet mit Kunzens Verlagsfirma und Hoffmanns Portrait als Titelkupfer.

Während der Kriegsereigniſſe ſetzte Hoffmann ſeine Kapellmeiſterthätigkeit in Dresden und Leipzig fort, ohne hier auf die Dauer mehr Glück zu finden. Ende 1813 entwarf er hier drei Arbeiten für den geplanten dritten Band der Fantaſieſtücke: zunächſt das herrliche Märchen ‚Der goldene Topf‘, ſodann, in Anknüpfung daran, eine phantaſtiſche Darſtellung der Kriegsereigniſſe in Dresden (ſpäter unter dem Titel ‚Erſcheinungen!‘ fragmentariſch veröffentlicht), endlich eine Reihe loſer ‚Scenen aus dem Leben zweier Freunde‘, von denen er um die Jahreswende drei Proben in der Allg. Muſ. Ztg. veröffentlichte. Die Handlung* des inhaltlich erſten Fragments mit der Ueberſchrift ‚Die Automate‘, iſt für uns von Wichtigkeit, ſie iſt kurz folgende:

> Ferdinand liebt eine Sängerin, die er nur einmal, vor Jahren, gehört und geſehen hat. Er befragt ein weisſagendes Automat, den „redenden Türken“, ob der glücklichſte Moment ſeines Lebens ſich wiederholen werde. Der Türke erwidert: „Unglücklicher! in dem Augenblicke, wenn du ſie wiederfindeſt, haſt du ſie verloren! —“ Die Freunde erfahren, daß die Einrichtung des Automats von einem Profeſſor X. herrührt; ſie ſuchen ihn auf, er macht ihnen aber nur mechaniſche Kunſtſtücke vor. Bei einem Spaziergange vor der Stadt hören ſie wieder die Stimme jener Sängerin und erblicken den Profeſſor in dem Garten, aus dem jener Klang ertönt. Sie wollen ihn am nächſten Morgen abermals aufſuchen, „aber noch ehe Ferdinand dieſen Entſchluß auszuführen konnte, trieb ihn ein neues Ereigniß ohne Raſt und Ruhe dem Verhängniß entgegen, das der redende Türke in geheimnißvollen Worten angedeutet hatte.“

Man ſieht, Hoffmann war ſich über den Fortgang der Geſchichte noch nicht klar. Er ließ ſie denn auch liegen, ebenſo die ‚Erſcheinungen‘ und gab in dem dritten Bande nur den ‚Goldenen Topf‘.

Von März bis September 1814 erſchienen in der Allg. Muſ. Ztg. die Satiren ‚Nachricht von einem gebildeten jungen Mann‘ (16. März) und ‚Der Muſikfeind‘ (1. Juni), die beide im Tone der ‚Muſikaliſchen Leiden‘ gehalten ſind, ferner die ſchönen Aufſätze über den Effekt in der Muſik (20. Juli) und über alte und neue Kirchenmuſik (31. Auguſt, 7. und 14. September). Der Abfaſſung nach fallen ferner in dieſe Monate ‚Kreislers muſikaliſch-poetiſcher Clubb‘ und, wenigſtens teilweiſe, die ‚Ahnungen aus dem Reiche der Töne'.

---

* Neben der Handlung laufen längere theoretiſche Darlegungen, darunter eine Schilderung der Wetterharfe.

In ‚Kreislers muſikaliſch-poetiſchem Clubb' beſteht der muſikaliſche Theil in Fantaſien über den Charakter der Töne, der poetiſche in den Bruchſtücken eines romantiſchen Schauſpiels ‚Prinzeſſin Blandina'. Der erſte Akt wird vollſtändig mitgetheilt, von den anderen beiden nur der Inhalt angegeben. Der erſte Akt iſt eine Sammlung von läppiſchen Witzen* und ſchlechten Verſen, aber mitten in dieſer Wüſte findet ſich eine Blume, eine der ſüßeſten Hymnen der Liebe, die Hoffmann gedichtet hat. Der nachfolgende Monolog des Helden Amandus könnte wie die ‚Ombra adorata' aus Kreislers eigenem Munde kommen:

> Welch ein neues Leben ging mir auf! — Dunkle Stimmen, die in meinem Innern tönten, weben nun in freudigem lauten Geſange durch Flur und Wald und verkünden ein wunderbar Geheimniß, das ſonſt in meiner Bruſt ruhte wie ein tödtender Schmerz! — Es iſt mir, als verſtehe ich jetzt erſt mein Saitenſpiel, das oft, wie im bewußtloſen Traum von meiner Hand berührt, in ſeltſamlichen, wonnevollen Ahnungen erklang. — Und doch kann ich es nicht mit Worten ſagen, was herrlich und glänzend wie mit tauſend goldnen Sonnenſtrahlen mich umleuchtet, ja, was ſo verſtändlich mir die Blumen, die Gebüſche, die Quellen zuliſpeln. — Nie gedachte, nie empfundene Melodien, aber wie mit einem einzigen überſchwenglich herrlichen Ton zuſammenſtrahlend, durchbeben mein Innerſtes, und iſt nicht dieſer Ton, von dem erfüllt meine Bruſt in unnennbarer Sehnſucht brennt, Sie — Sie ſelbſt? — Alle ſchelten mich thöricht und vermeſſen, daß ich, der ich nie verſtand die Waffen zu führen, mit dem ungeſchlachten Mohrenkönig Kilian zu kämpfen mich unterfange und weisſagen mit dem Tod; aber giebt es denn wohl für mich nur irgend eine Gefahr? — Seitdem ich durch Sie — Ihr — mein wahres Seyn, den höheren Geiſt in mir erkannt habe, weiß ich, daß der Geſang nicht

---

* Darunter der von den Soldaten, die von den Vorgeſetzten geſchlagen werden, um dann den Feind wieder zu ſchlagen.

> außer mir wohnt, ich ſelbſt bin der Geſang, und der iſt unſterblich! — Zerſchlägt Kilian das Inſtrument, ſo wird der darin wie in ein enges Gefängniß gebannte Ton frei und leicht daher ſchweben und ich werde in Ihr — Sie ſelbſt ſeyn. Ebenſowenig wie die Luft, kann Kilian den Geiſt, der mein Ich — der der Geſang iſt, verwunden oder tödten. So wie Sie die unausſprechliche Sehnſucht der Liebe iſt, die wie der Athem des Lebens meine Bruſt hebt, ſo werde ich dann ſelbſt das Lied ſeyn, das emporquillt aus den Saiten, die Ihre Schwanenhand berührt! — Ja! in den aufſchwellenden Tönen des Liedes, das von Ihren roſigen Lippen ſtrömt, werde ich von meiner Liebe, von meiner Sehnſucht ſingen. —

Von den folgenden Akten erfahren wir nur,

> daß Blandina keinesweges den Amandus heirathet, dieſer vielmehr durch den hämiſchen Roderich irdiſch untergeht. Amandus zieht nach ſeinem irdiſchen Untergange als ſingender Schwan durch die Lüfte und rettet Blandina aus den Klauen des Teufels, der ſie als Elementargeiſt täuſchte und ins Verderben locken wollte. Ihr Herz bricht in des Geſanges höchſter Seeligkeit.

Und Kreisler ſeufzt, nachdem er dies berichtet,

> ich wollte, irgend ein Roderich ſtieße mich nur gleich hinterrücks vom Felſen herab und ich ſchwämme wie Amandus als Geſang durch den reinen Aether.

Am 27. September 1814 kam Hoffmann nach Berlin. Das erſte Zuſammentreffen mit Fouqué (das dieſer 1839 näher geſchildert) veranlaßte eine gemeinſame Publikation in den ‚Muſen‘: Fouqué verfaßte einen Brief des Barons Wallborn (einer Figur aus ſeiner Novelle ‚Irion‘) an Kreisler mit einem Vorwort, in dem er auf die neu erſchienenen ‚Fantaſieſtücke‘ hinwies; Hoffmann ließ einen Brief Kreislers an Wallborn folgen. In dem Vorwort hierzu (das zuletzt 1841 in der erſten Faſſung abgedruckt iſt) ſpricht Hoffmann zuerſt aus, der letzte Anſtoß zu Kreislers Erkrankung ſei „eine ganz fantaſtiſche Liebe zu einer Sängerin“ geweſen; Kreisler deute das in einem nachgelaſſenen Aufſatz ‚Die Liebe des Künſtlers‘ an. „Dieſen Aufſatz,“ fährt Hoffmann fort, „ſo wie mehrere andere, die einen ganzen Cyklus des Reingeiſtigen in der Muſik bilden, gedenke ich künftig unter dem allgemeinen Titel ‚Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers' herauszugeben."

An demſelben Tage wie Fouqué lernte Hoffmann Chamiſſo kennen, bald darauf, durch Hitzig, auch den eben erſchienenen ‚Peter Schlemihl'. Beides veranlaßte ihn Anfang 1815 zu einer Dichtung ‚Die Abenteuer der Sylveſternacht'. Der Verfaſſer begegnet hier ſeiner Jugendgeliebten Julia wieder, die er als Frau eines Anderen findet; nachher trifft er Peter Schlemihl, den Mann ohne Schatten, und als deſſen Gegenſtück Erasmus Spikher, dem eine Giulietta ſein Spiegelbild entwendet.

Die ‚Abenteuer der Sylveſternacht' leiten den vierten und letzten Band der ‚Fantaſieſtücke' ein, ihnen folgen als Abſchluß des Bandes die übrigen hier genannten Aufſätze, mit Ausnahme der Abhandlung über die Kirchenmuſik und des Briefes ‚Der Freund'. Der Sammelname dieſer Aufſätze war wiederum ‚Kreisleriana'. Von den ‚Ahnungen aus dem Reiche der Töne' iſt der erzählende Theil einer anderen Perſon Namens Chryſoſtomus[*] in den Mund gelegt; darauf folgt, als Erläuterung Kreislers, die erſte Hälfte des theoretiſchen Theils, während die zweite geſtrichen iſt. Eine neue Einleitung und ein neuer Schluß laſſen das Ganze als ‚Johannes Kreislers Lehrbrief' erſcheinen. Die Ankündigung der ‚Lichten Stunden' iſt in gemilderter Form wiederholt; es heißt, ſie „könnten vielleicht bald erſcheinen".

Dieſer letzte Band der ‚Fantaſieſtücke' erſchien zur Oſtermeſſe 1815, im Meßkatalog kündigt Kunz neben dieſer

---

[*] Der 24. Januar, Hoffmanns Geburtstag, iſt der Tag Johannes Chryſoſtomi (vgl. S. 48 unſeres Textes); daher Johannes Kreisler und Chryſoſtomus.

Novität die ‚Lichten Stunden' für Michaelis an. Hoffmann erhielt ſeine Autorexemplare des vierten Bandes im Mai und dankt dafür d. d. 24. Mai. In demſelben Briefe kündigt er die baldige Aufführung der ‚Undine' an; vielleicht lag dieſem Schreiben das Aquarell bei, das ihn mit der ‚Undine' auf dem Notenpult darſtellt und die Unterſchrift trägt: ‚Der Kapellmeiſter Johannes Kreisler in Haustracht, nach dem Leben gezeichnet von Erasmus Spikher.'

In dem gleichen Briefe verſprach Hoffmann, das Manuſkript der ‚Lichten Stunden', das er auf fünfundzwanzig Druckbogen taxirte, Ende Juli einzuſenden. Er verſchob jedoch das Werk, das ſich ihm unter den Händen änderte, von Jahr zu Jahr. Am 8. März 1818 ſchreibt er an Kunz: „Die ‚Lichten Stunden eines wahnſinnigen Muſikers' habe ich Ihnen zugeſagt; es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß ſie bei keinem anderen Verleger erſcheinen. Indeſſen kann und werde ich ſie vor der Hand nicht erſcheinen laſſen — vielleicht erſt darüber von Todes wegen disponiren. Das Buch iſt ganz etwas Anderes worden, als ich im Sinn hatte."

Hoffmann war in dieſen Jahren nicht in der Stimmung, etwas Perſönliches zu produciren. Die erſten Berliner Jahre, etwa von Frühjahr 1815 bis Frühjahr 1819, ſtehen unter dem Zeichen der tiefſten Reſignation. Er war geſcheitert, es war zu Ende mit ſeinen Künſtlerträumen. Längere Zeit hatte er noch gehofft, Kapellmeiſter in Berlin zu werden. Dann hielt er es wenigſtens für möglich, eine Subaltern-Sinecure im Miniſterium zu erhalten, die ihm Muße und Unabhängigkeit zur Bethätigung in der Kunſt ließe; aber es half nichts, er mußte wieder ins Joch. Am 1. Mai 1816 wurde er am Kammergericht feſt angeſtellt; am 30. Auguſt ſchreibt er Hippeln:

> Bei dem Kammergericht fällt mir natürlich mein Geſchäftsleben ein, das ich wie den Klotz des Baugefangenen hinter mir herſchleppe und glaube, es ſey nun einmal die Strafe meiner vielen Sünden, daß ich in der freien Luft nicht ausdauern konnte, und in den Kerker zurück mußte, ſo wie der verwöhnte Stubenvogel, dem das Futter ſo lange zugereicht wurde, daß er im Freien ſeine Atzung ſelbſt zu ſuchen nicht mehr vermag.

Zu Ende war es auch mit dem Schaffen in der Muſik, trotz des Erfolges der ‚Undine‘, und zu Ende, ſo glaubte er, war es auch mit der großen Dichtung. In demſelben Briefe finden ſich die tief verzweifelten Worte: „Ich ſchreibe keinen goldnen Topf mehr! So was muß man nur recht lebhaft fühlen und ſich ſelbſt keine Illuſion machen!“

Er verlegte ſich ſtatt deſſen auf die Produktion leichter Unterhaltungsliteratur. Er ſchrieb die hübſchen Sachen, durch die er populär wurde und es in gewiſſem Maße noch iſt: die Kindermärchen vom ‚Nußknacker‘ und vom ‚Fremden Kind‘, die ‚Fermate‘ und den ‚Artushof‘, den ‚Kampf der Sänger‘ und ‚Meiſter Martin‘, die Erzählung vom alten Dogen und der jungen Dogareſſa. — Er that das mit ſchlechtem Gewiſſen, denn er fühlte, daß er nicht mehr Perſönliches gab, wie in den ‚Fantaſieſtücken‘; aber doch war dieſe Zeit nützlich für ihn, denn er bildete ſich in ihr eine virtuoſe Technik der Erzählung aus. Man braucht nur den ‚Freund‘ zu leſen, um zu verſtehen, wie ſehr ihm die im Anfang noch mangelte; der ‚Goldene Topf‘ war ein Zufallswurf geweſen, wie er ihm nicht ohne weiteres zum zweitenmal gelingen konnte.

Dieſe unterhaltſamen Geſchichten machten Hoffmann bei Publikum und Verlegern überaus beliebt, ſo daß er Ende 1818 daran gehen konnte, die bisherigen Leiſtungen auf dieſem Gebiete in zwei Bänden von mehr als 1200 Seiten unter dem Titel ‚Die Serapions-Brüder‘ geſammelt vorzulegen. In dieſe Sammlung nahm er unbefangen alles hinein, was noch nicht in ſeinen bisherigen Büchern feſtgelegt war. Allerdings reproducirte er von den theoretiſchen Aufſätzen im weſentlichen nur den über Kirchenmuſik, dagegen übernahm er z. B. die Bruchſtücke der ‚Scenen aus dem Leben zweier Freunde‘ im weſentlichen ſo wie ſie waren*. Die ‚Automate‘ ſcheint er anfangs noch haben weiter führen wollen; er erſetzt die Schlußzeilen, die wir oben S. XIX wörtlich citirt, durch weitere 3½ Seiten mit folgendem wunderlichen Inhalt:

> Ferdinand verreiſt. Ludwig erfährt bald darauf, „wie des Profeſſors mechaniſche Kunſtſtücke nur aus einer untergeordneten Liebhaberei hervorgegangen, und daß tiefes Forſchen, tiefes Eindringen in alle Theile der Naturwiſſenſchaft eigentlich der unausgeſetzte Zweck alles ſeines Strebens ſey.“
>
> Nach zwei Monaten erhält Ludwig von Ferdinand einen Brief, wonach die Sängerin im Beiſein des geheimnißvollen Profeſſors in einer Dorfkirche einem ruſſiſchen Offizier angetraut ſei; aber dennoch ſei eine nie gefühlte Ruhe und Heiterkeit in ſeine Seele gekommen: er habe ſie nicht, wie der Türke geweisſagt, verloren, denn ſie ſei im innern glühenden Leben ewig ſein. — Von anderer Seite erfährt Ludwig jedoch, daß der Profeſſor die Stadt gar nicht verlaſſen habe; Ferdinands Erlebniß war alſo nur eine Traumviſion.

Mit dieſer „unartigen Myſtifikation“ ſchließt das Fragment in den ‚Serapions-Brüdern‘; es wird der „Fantaſie des Leſers“ überlaſſen, nach dieſem „Ruck“ „ſich ſelbſt beliebig fortzuſchwingen“. Hoffmann beruft ſich dabei auf Goethes ‚Nußbraunes Mädchen‘. „Vor allem hat auf mich aber“, fährt er fort, „das Goetheſche Fragment jenes allerliebſten Märchens von der kleinen Frau, die der Reiſende im Käſtchen mit ſich führt, einen unbeſchreiblichen Zauber geübr“. Vielleicht aber brach Hoffmann nur deswegen ab, weil er während der Arbeit zu dem Entſchluſſe gekommen war, die Fabel anderweitig zu verwerthen.

---

* Das ebenſo unverſtändliche Fragment ‚Erſcheinungen‘ (ſ. o. S. XVIII), mit dem er 1817 Gubitzens ‚Gaben der Milde‘ bedacht, wurde dann bei Fortſetzung der Sammlung 1821 im vierten Bande verwerthet.

Etwa in derſelben Zeit nämlich, wie die Vorbereitung dieſer bunten Sammlung, beſchäftigte ihn eine andere redaktionelle Arbeit, die er ernſter nahm: er hatte ſein erſtes Buch, die ‚Fantaſieſtücke‘, für eine zweite Auflage durchzuſehen. Die wichtigſte Aenderung, die er dabei vornahm, beſtand darin, daß er die Blandinen-Fragmente ausſchied. Aber wie er nun als techniſch fertiger Erzähler den „höchſt vortrefflichen“ Plan für den zweiten und dritten Akt des Stückes wieder las, den Kreisler dem „Clubb“ zum beſten giebt, wie er ferner die Einleitungen zu den beiden Reihen ‚Kreisleriana‘ wieder durchging, die ‚Ombra adorata‘ und die Erzählungen des Berganza von Kreislers und Ceciliens Schickſal, da kam ihm, ſo ſcheint es, blitzartig der Gedanke, alles dieſes ſammt der begonnenen Automaten-Geſchichte zu verbinden zu einem großen Roman, einer Biographie Kreislers.

Dazu kam noch, daß eine dritte Edition ihn in dieſen Monaten direkt an ſeine muſikaliſche Thätigkeit in Bamberg erinnerte: Anfang 1819 nahm ſich ein Verleger ſeiner ‚Sechs italieniſchen Duettinen für Sopran und Tenor‘ an, die, wie wir ſahen, aus der Zeit ſeiner höchſten Leidenſchaft für Julien ſtammten.

Und in der That, er empfand ſich wieder als Kreisler, er ſchrieb wieder in Kreislers Namen. Als am 10. März 1819 die liebenswürdige Friederike Krickeberg, einſt Gentzens Geliebte, das Experiment machte, ein Concert auf der Glasharmonika zu geben, verwahrte der Kapellmeiſter Johannes Kreisler ſich dagegen in einem Briefe von tödtender Ironie im ‚Freimüthigen‘.

Dieſe äußeren Anregungen erhielten eine ernſte Reſonanz durch ein eingreifendes inneres Erlebniß. Im Frühjahr 1819 verfiel Hoffmann in eine lebensgefährliche Krankheit, die ihn mahnte, ſein letztes Wort nicht mehr aufzuſchieben. Im Rauſche der Geneſung — er fühlte ſich nach der Krankheit „auf eine beinahe unanſtändige Weiſe geſund" — machte er ſich an die Conception der ‚Biographie des Kapellmeiſters Johannes Kreisler'. Dieſes Werk ſollte ſein ganzes Weſen und ſein ganzes Leben wiederſpiegeln: es ſollte ſo die perſönliche Einleitung und Rechtfertigung werden für ſein theoretiſches Hauptwerk, die ‚Lichten Stunden eines wahnſinnigen Muſikers', auf deſſen baldiges Erſcheinen er auch im zweiten Abdruck der ‚Fantaſieſtücke' wieder hinwies.

Auf S. 1—298 des vorliegenden Buches iſt es unternommen, die Erzählung, wie ſie Hoffmann vorſchwebte, in drei Theilen zu rekonſtruiren. Im folgenden möchten wir unter Verweiſung auf die Seitenzahlen unſeres Textes kurz den Gang der Handlung ſkizziren, dann die Technik der Erzählung beſprechen und zum Schluſſe einige Worte wagen über den künſtleriſchen Rang des Werkes.

* * *

Die Elemente der Fabel ergeben ſich aus dem Vorſtehenden. Die bisher noch unbeſtimmte Figur Kreislers aus den Fantaſieſtücken wird verſtärkt durch den Amandus aus der ‚Blandina' und den Ferdinand aus den ‚Automaten'. In ſeiner Geliebten vereinigen ſich die Cecilia aus dem ‚Berganza', Fräulein Amalie alias Fräulein von B. aus den ‚Kreislerianis', die Blandina aus dem „romantiſchen Spiel" und die Sängerin aus den ‚Automaten'; ſie wird jetzt Julia genannt, wie das Urbild. Aus den ‚Automaten' wird der geſammte Apparat der „pſychiſchen Correſpondenzen“ herübergenommen. Der Profeſſor X., der unheimliche, alle Verhältniſſe durchſchauende und beherrſchende Magnetiſeur, der nach außen hin als harmloſer Taſchenſpieler auftritt, wird zu Kreislers Lehrmeiſter, dem Meiſter Abraham. Das Orakel des Profeſſors, der redende Türke, wird vertauſcht mit der Goetheſchen „kleinen Frau im Kaſten“, der Chiara; andere Züge aber wiederholen ſich genau: den Beſuch der Freunde beim Profeſſor finden wir dann bis ins Einzelne nachgebildet in Juliens Beſuch bei Abraham*. —

Der erſte Theil

(S. 3—137)

berichtet uns Kreislers Erlebniſſe in Sieghartsweiler und enthält außerdem folgende Facta der Vorgeſchichte:

Abraham Liscov baut als junger Menſch die Orgel in der Hauptkirche von Göniönesmühl (S. 4. 100). Er wandert dann als Taſchenſpieler umher und beerbt einen anderen Taſchenſpieler Namens Severino. In deſſen Nachlaß findet er die Vorrichtung für ein geheimnißvolles Orakel, das von einem Zigeunermädchen Chiara bedient wird. Liscov heirathet Chiara und zieht weiter als Taſchenſpieler mit ihr umher (S. 100—110). „Gewiſſe Umſtände“, die wir im dritten Theil erfahren ſollen (S. 110), bringen ihn nach der kleinen Reſidenz Sieghartsweiler; es liegt in ſeinem Plan, „ſehr geheimnißvoll aufzutreten“. Der Fürſt, der Hang zum Geheimnißvollen hat (S. 16), hört von ihm und ſucht ihn auf (S. 17 f. 111); Abraham ſelbſt erhält Wohnung im Schloß (S. 18), Chiara wohnt verborgen bei einem ihm vertrauten

---

* Die Liebhaber der alleinſeligmachenden Detailanklänge können in der Kreislerbiographie auch die Wetterharfe aus den Automaten wiederfinden und aus der Blandina den Scherz von den geſchlagenen und ſchlagenden Soldaten.

Mann in Sieghartshof und kommt nur Nachts zu ihm (S. 111). Als der alte Fürſt ſtirbt (S. 19. 111) und Abraham nach Gönionesmühl zurück will, bleibt Chiara einmal aus, er hört nichts von ihr wieder (S. 111).

Er kehrt alſo allein nach Gönionesmühl zurück, lebt dort wieder als Orgelbauer (S. 111. 5) und wird als älterer Mann der Lehrer des kleinen Johannes Kreisler (S. 3—9), der nach dem Tode ſeiner Tante Füßchen (S. 52 f.) allein bei einem Oheim, dem O weh-Onkel, aufwächſt (S. 59—62).

Nachdem Johannes erwachſen (S. 10), verläßt Abraham wieder Gönionesmühl (S. 9); wohin er ſich zunächſt wendet, erfahren wir erſt im zweiten Theil.

Johannes widmet ſich nicht der Muſik, ſondern wird, einem Oheim in der Reſidenz nacheifernd, Beamter (S. 10. 63—65). Die Invaſion des Feindes zwingt ihn jedoch, das Amt niederzulegen (S. 10), und er findet in den Tagen der allgemeinen Verwirrung ein Aſyl bei der jung verwittweten Räthin Benzon (S. 38. 11). Sie ermahnt ihn, ſich ganz der Kunſt zu widmen, und verſchafft ihm eine Stellung als Kapellmeiſter an einem großherzoglichen Hofe (S. 11). Er lebt dort fünf Jahre (S. 32), giebt das Amt aber auf, da er ſeine künſtleriſchen Abſichten nicht durchzuführen vermag (S. 40—42). Sein alter Lehrer, Meiſter Abraham, der mittlerweile wieder nach Sieghartsweiler gegangen iſt, fordert ihn auf, ebenfalls dorthin zu kommen (S. 43), und Kreisler macht ſich, ohne Abſchied zu nehmen, auf den Weg (S. 42).

Dem alten Fürſten von Sieghartsweiler, Abrahams Gönner, war ſein Sohn Irenäus in der Regierung gefolgt. Er hat von ſeiner Gemahlin Maria zwei Kinder, den blödſinnigen Prinzen Ignaz und die Prinzeſſin Hedwiga; die einflußreichſte Dame ſeiner Umgebung iſt die Räthin Benzon, deren Tochter Julia mit der Prinzeſſin Hedwiga wie eine Schweſter aufwächſt. — Aus der Jugend der Prinzeſſin erfahren wir zwei wichtige Ereigniſſe. Als dreijähriges Kind ſpielte ſie viel mit einem Maler Leonhard Ettlinger, der die Fürſtin liebte (S. 87) und darüber wahnſinnig wurde. In einem Anfall von Tobſucht wollte er die kleine Prinzeſſin ermorden (S. 84—86). Später verfiel dieſe einmal in eine tödtliche Krankheit und war ſchon von den Aerzten aufgegeben; da ſaß in einer Nacht plötzlich eine unbekannte Frau an ihrem Bett und lullte ſie ein in ſüßen Schlummer, von dem ſie geneſen erwachte (S. 127). — Fürſt Irenäus wurde ſpäter mediatiſirt, behielt aber die Hofhaltung bei (S. 12—15). Bald nach der Mediatiſirung kehrte Abraham zurück nach Sieghartsweiler (S. 20 f.) und ließ, wie wir ſahen, ſogleich (S. 21, Z. 5) auch Kreislern dorthin kommen.

Mit Kreislers Ankunft im Park von Sieghartsweiler ſetzt die eigentliche Erzählung ein (S. 21). Kreisler trifft dort die Prinzeſſin und Julien, und jene entſetzt ſich vor ihm (S. 22—31), da er Ettlingern ähnlich ſieht, als ſei er deſſen Bruder (S. 86), während Kreisler und Julia Wohlgefallen an einander finden. Er begiebt ſich zuerſt zum Meiſter Abraham, erſt nach Verlauf mehrerer Tage zur Räthin Benzon (S. 36); dieſe ſpricht die Hoffnung aus, er werde Julien im Geſang unterrichten (S. 44).

Im Verlaufe der Zeit ſtellt er ſich dem Fürſten vor (S. 67), der ſchon durch Abraham von ihm gehört hat. Bald darauf kommt er auf einer Abendgeſellſchaft bei der Benzon auch mit der Prinzeſſin zuſammen (S. 73), dieſe verſöhnt ſich mit ihm und bittet ihn, auch ſie zu unterrichten.

Die erſte Unterrichtsſtunde wird jedoch unterbrochen (S. 92) durch die Ankunft des Prinzen Hektor. Dieſer iſt General in neapolitaniſchen Dienſten. Sein Vater, ein gleichfalls mediatiſirter Freund des Fürſten Irenäus, iſt kürzlich geſtorben, und Hektor kommt jetzt, um ſich perſönlich um Hedwiga zu bewerben (S. 112—114). Wie er Julien erblickt, fällt ſie ihm ſofort auf, und er heftet einen langen Blick auf ſie (S. 116), der ſie vor Angſt faſt erſtarren macht (S. 119). Das Empfangsfeſt ſchließt mit einem Ball, bei dem der Prinz Hedwiga an ſich drückt, worauf dieſe in eine Ohnmacht verfällt (S. 117). — Die Benzon wacht bei der Prinzeſſin (S. 119), und dieſe erholt ſich (S. 118); Julia träumt unterdeſſen, daß ſie Kreislern an die Bruſt ſinkt, aber der Prinz ſie fortreißt, da ſie ihm verfallen ſei. Sie hofft trotzdem, daß Kreisler ſie ſchützen werde vor dem Prinzen (S. 121—122). — Julia ſpielt am nächſten Mittag mit Ignaz, zur Freude der Mutter (S. 123). — Abends holt die Prinzeſſin ſie ab in den Park. Dort wird Hedwiga von einer Schwäche überfallen, aber von der wunderbaren Frau, die ſie ſchon einmal als Kind geheilt, wieder hergeſtellt (S. 123—127). Die Benzon ſpricht bei der Meldung davon in ſich hinein: „Hm! — die Alte iſt bei ihr geweſen — mag das diesmal hingehen!“ (S. 128).

Prinz Hektor weiß in der Folge ſeine Galanterien geſchickt zwiſchen Hedwiga und Julien zu theilen; Kreisler fürchtet Schlimmes für ſie. Meiſter Abraham giebt ihm ein Medaillon als Waffe gegen den Prinzen; welche Bewandtniß es damit hat, ſollen wir erſt im zweiten Theile erfahren. Bei Hektors nächſtem Verſuch, ſich Julien zu nähern, hält Kreisler es ihm entgegen. Der Prinz entflieht, ſendet Kreislern jedoch ſogleich ſeinen Adjutanten nach, der im Park auf jenen ſchießt. Der Prinz verläßt Sieghartsweiler in der ſelben Nacht, nachdem er ſchriftlich dem Fürſten baldige Rückkehr verſprochen; am Morgen findet man Kreislers Hut mit Blutſpuren. Er ſelbſt bleibt verſchwunden. —

Der zweite Theil

(S. 138—286)

ſpielt auf zwei Schauplätzen. Wir erfahren, was in den nächſten Monaten ohne Kreisler in Sieghartsweiler weiter geſchieht (S. 138—220) und was andererſeits Kreisler fern von Sieghartsweiler erlebt (S. 221—286). In beiden Hälften ergeben ſich außerdem wiederum wichtige Theile der Vorgeſchichte, die wir hier abermals vorannehmen.

Irenäus hat, wie wir jetzt erfahren, bei Antritt der Regierung unter Billigung der Benzon Chiara fortſchaffen laſſen, „wohin," ſagt er, „weiß ich nicht einmal, da ich mich darum nicht weiter bekümmert" (S. 187). Die Benzon dagegen kennt Chiaras Aufenthalt*; zweifellos iſt die *Alte*, die Hedwiga zweimal rettet und die nur der Benzon bekannt iſt, *mit Chiara identiſch***.

Die Benzon hat an dem Tage, da ſie den Rath Benzon heirathete, den Mann kennen gelernt, „der alle Gluth der innigſten Liebe, deren die weibliche Bruſt nur fähig", in ihr entzündete (S. 154). Wer es war, ſollte wohl im dritten Theil erzählt werden, ebenſo, ob ſie mit ihm in Liebesverkehr trat.

Später lernte ſie den Fürſten Irenäus kennen (S. 155) und ſchenkte ihm ihre Gunſt (S. 156); er mußte einmal, um nicht ertappt zu werden, aus dem Fenſter ſpringen (S. 204). Ihre gemeinſame Tochter *Angela* (S. 185 f.) erhielt vom Fürſten eine Rente ausgeſetzt, wurde aber ins Ausland geſchickt. Seit ihrem zweiten Jahre lebte ſie in Neapel unter dem Schutze einer Zigeunerin, Magdala Sigrun

---

* Sie ſtellt S. 157 dem Meiſter Abraham in Ausſicht, ihm Chiara wieder zu verſchaffen, falls er ihren eigenen Plänen nicht entgegenwirken will.

** Sie ſpricht S. 127 eine Sprache, die Julia niemals gehört hat — offenbar die Zigeunerſprache.

(S. 284); ſie erhielt die Rente von einer Augsburger Bank ausgezahlt (S. 279).

Prinz Hektor hat, wie ſich plötzlich herausſtellt, einen älteren (S. 277) Bruder Namens Antonio, der zuſammen mit ihm Officier in Neapel war*. Antonio wurde durch Magdala Sigrun auf die ſchöne Angela aufmerkſam gemacht und heirathete ſie heimlich. Hektor gab ſeinem Bruder aber Gelegenheit zur Eiferſucht, und dieſer vergiftete Angela. Hektor wollte Angela rächen, Antonio wurde jedoch — wie er ſpäter behauptet, durch ein Wunder — gerettet (S. 281).

Meiſter Abraham hat ſich, wie wir nunmehr erfahren, von Göniönesmühl vor etwa zehn Jahren nach Neapel begeben und iſt dort wiederum unter dem Namen Severino als Taſchenſpieler aufgetreten (S. 216. 283); er lebte dort gleichzeitig mit Hektor, Antonio und Angela. Er lernte Magdala Sigrun kennen, und ſie vermochte ihm Spuren der verlorenen Chiara nachzuweiſen (S. 283—284). Als Angela von Antonio vergiftet und Antonio von Hektorn verwundet war, wandte Magdala ſich an Abraham und gab ihm das Medaillon, das wir dann in Kreislers Händen ſehen: es trägt nur außen Antonios Bildniß, in der Kapſel iſt ein Bild Angelas und Documente über den Doppelmord (S. 284).

Magdala Sigrun verließ dann Neapel (S. 284); wohin ſie ging, ſoll der dritte Theil erzählen. Abraham blieb vorläufig in Neapel; er leiſtete Hektorn einen weſentlichen Dienſt (S. 213) und kam mit beiden Brüdern noch „in mancherlei Berührung“; das Nähere darüber wird dem dritten Theil vorbehalten (S. 284).

---

* Die Figur des Antonio, vielleicht auch die der Angela ſcheinen erſt während der Niederſchrift des zweiten Buches erfunden zu ſein; S. 112/13 erſcheint Hektor durchaus als einziger Sohn ſeines Vaters.

Antonio wurde nach ſeiner wunderbaren Errettung Mönch und nennt ſich als ſolcher Bruder Cyprianus. Er empfing in Rom einen beſonderen Auftrag zur Viſitation der Klöſter (S. 171).

So viel zur Vorgeſchichte. Von dem Ueberfall des Adjutanten auf Kreisler erfahren wir ſodann das Nähere: der Schuß hat Kreislern nur geſtreift, dieſer aber hat den Adjutanten tödtlich mit ſeinem Stockdegen verwundet. Er flieht, trifft unterwegs ſeinen Freund, den Benediktinermönch Hilarius, und wird von ihm mitgenommen in das Kloſter Kanzheim, wo er komponirt und dirigirt (S. 221–231).

Die Prinzeſſin Hedwiga fällt in dem Augenblick, wo ſie den Schuß auf Kreislern hört, in eine ſtarrkrampfartige Lethargie (S. 152); ſie erwacht mehrere Tage darauf wieder durch einen Schuß, den der ſchwachſinnige Prinz Ignaz auf einen Vogel abgiebt (S. 165–166). Der Prinz verwundet ſich dabei, wird von der Fürſtin zärtlich getröſtet (S. 165) und von Julien verbunden (S. 163. 169), während die erwachte Prinzeſſin, um die die Fürſtin ſich auffallend wenig bekümmert (S. 163 oben, 165 unten), auf Kreislers Guitarre ſpielt (S. 163).

Am ſelben Tage begiebt ſich der Fürſt zum Meiſter Abraham (S. 145) und ſchüttet ihm ſein Herz aus (S. 148). Abraham ſtellt ihm in Ausſicht, daß ſich „in ganz kurzer Zeit aufklären werde, wo Angela geblieben; mancher Trug werde dann vernichtet werden, manche Täuſchung zerrinnen“ (S. 188).

Die Benzon wünſcht aus Gründen, die das dritte Buch enthüllen ſollte (S. 148), auf das dringendſte, daß Hedwiga Hektorn heirathet (S. 148. 246). Sie ſieht, daß Hedwiga Kreislern liebt, und nimmt an, daß auch Kreisler die Prinzeſſin liebt; ſie muß alſo die Vereitelung ihres Planes befürchten und bittet den ihr befreundeten Kanzheimer Abt, Kreislern zum Eintritt in das Kloſter zu veranlaſſen (S. 246). Der Abt verſucht das (S. 239), Kreisler klärt ihn aber auf, daß er nicht Hedwiga, ſondern Julien liebe (S. 248). Trotzdem theilt die Benzon der Prinzeſſin mit, daß Kreisler thatſächlich die Abſicht habe, ins Kloſter zu treten (S. 185), und die Prinzeſſin glaubt es ihr (S. 173), nimmt aber die Nachricht mit Faſſung auf (S. 185). Sie liebt Kreislern mit verzehrender Gluth, und ſie weiß, daß Hektor Julien liebt; aber ſie iſt entſchloſſen, dem Prinzen zu folgen.

Eines Nachmittags ſetzt ſie Julien dies auseinander (S. 173—177); am Abend dieſes Tages geſchehen gleichzeitig drei Dinge:

1. Die Benzon legt beim Thee dem Fürſten nahe, Julien mit dem ſchwachſinnigen Ignaz zu verheirathen (S. 181).

2. Julia wird, nachdem ſie heimgekehrt, in Abweſenheit der Mutter vom Prinzen Hektor überfallen, umſchlungen und geküßt (S. 192—193); dieſer ſpringt bei der Heimkehr der Räthin aus dem Fenſter (S. 198) und flieht zu einem Pavillon, in den ihn der beſtochene Caſtellan einläßt (S. 199).

3. Chiara theilt auf geheimnißvolle Weiſe Abraham mit, ſie ſei durch einen aufgedrungenen Eid verhindert, ſich ihm zu zeigen, aber bald könne ſich alles wenden. Er ſolle vollbringen, was Gott gebiete (S. 186).

Am nächſten Morgen (S. 198 Z. 10) meldet ſich Prinz Hektor ſchriftlich beim Fürſten und theilt mit, Eiferſucht habe ihn veranlaßt, ſich verborgen zu halten (S. 206); er kommt dann ſelbſt und begrüßt den Fürſten, den Hof und darauf die Damen (S. 211—212). Die Prinzeſſin beherrſcht ſich, Julia droht ohnmächtig zu werden, Meiſter Abraham kommt ihr mit Aether zu Hilfe. Hektor erkennt ihn als

Severino; Abraham verſpricht, über ſeine Geheimniſſe zu ſchweigen, ſo lange Hektor Kreislern und Julien in Ruhe laſſe (S. 212–214). Er begiebt ſich dann mit Julien ins Fiſcherhäuschen und verſichert ihr, ſie habe nichts zu fürchten. Sie aber bittet verzweifelt den Himmel, ſie vor ſich ſelber zu ſchützen. Meiſter Abraham iſt betroffen darüber und warnt ſie vor ihrer Mutter (S. 216–220).

Hektor muß bald darauf zurück in den Dienſt und fährt nach Neapel (S. 185). 2

Die Benzon wird vom Kaiſer in den Grafenſtand erhoben und macht dem Fürſten Irenäus Ausſicht auf einen Thron. Ihre Tochter Julia ſoll demnächſt den Prinzen Ignaz, Hedwiga gleichzeitig Hektorn heirathen. (Ebenda.)

Meiſter Abraham hofft jedoch, dieſe Doppelhochzeit verhindern zu können durch beſondere Maßnahmen am Namenstage der Fürſtin Maria; es iſt aber dazu erforderlich, daß Kreisler anweſend iſt. Er bittet alſo Kreislern, zu kommen. (Ebenda.)

Dieſer hat unterdeſſen noch zwei Erlebniſſe im Kloſter gehabt.

Antonio-Cyprianus iſt auf ſeiner Viſitationsreiſe auch nach Kanzheim gekommen. Er beabſichtigt, dort ſtrengere Zucht einzuführen und die Pflege der künſtleriſchen Muſik zu verbannen.

Anſcheinend iſt er orientirt über den Ausgang des Ueberfalls auf Kreisler, den ſein Bruder Hektor veranlaßt hatte. Hektors Werkzeug, der Adjutant, war nach ſeiner Verwundung in den Pavillon gebracht und iſt dort nach längerem Siechthum (S. 266) geſtorben. Er wird Nachts durch einen Benediktinermönch (der in Cyprianus' Auftrag handelte, wenn es nicht gar Cyprianus ſelber war) und vier Männer (S. 175–176) in die Abtei gebracht, und auf Cyprianus' dringendes Erſuchen wird noch in derſelben Nacht die

Leichenfeier im Kloſter abgehalten. Dabei fällt ein halb wahnſinniger Zigeunerbube **Giuſeppe** Kreislern an, um ſeinen Bruder, den Adjutanten, zu rächen; Antonio-Cyprianus, der ihn kennt, weiſt ihn hinaus und befiehlt ihm, zur „Altmutter“ zu gehen (S. 268); wer dieſe iſt (Magdala Sigrun oder Chiara?), woher Giuſeppe und der Adjutant Hektors ſtammen, ſollen wir im dritten Theil erfahren.

Kreisler bedankt ſich am andern Tage bei Antonio-Cyprianus; dieſer wirft ihm heftig ſeine künſtleriſche Thätigkeit im Kloſter vor. Kreisler bringt ihn durch ſein Medaillon zum Schweigen und dazu, daß er ſeine Sünden bekennt (S. 273—281). Am Tage darauf verſpricht der Abt Kreislern, ihm bei ſeinen Plänen zu helfen, und ergänzt Cyprianus' Bericht (S. 283—284). Kreisler hatte bereits die Abſicht, nach Sieghartsweiler zurückzukehren (S. 271), und wird nun durch Abrahams Brief darin beſtärkt. —

Im

dritten Theil

ſollte ſich der Reſt der Vorgeſchichte enthüllen und zwar die weſentlichen, **grundlegenden** Theile der Vorgeſchichte. In Hoffmanns älterem Roman, den ‚Elixieren des Teufels‘, ſtellt ſich zum Schluſſe eine unerwartete Verwandtſchaft heraus, die alles bisher Unbegreifliche erklärt. So iſt auch in der Kreislerbiographie die Hauptfrage die nach der wahren Herkunft der Prinzeſſin **Hedwiga**. Daß ſie von Irenäus und der Fürſtin abſtammt, iſt unwahrſcheinlich[*]. Ihre Eltern können Abraham und Chiara ſein[**] oder die Benzon und deren erſter Geliebter (S. 154)*; ihr ſüdlich-brünetter Habitus (S. 113–115) wäre im erſten Falle von der Mutter, im zweiten vom Vater ererbt, der ein Verwandter der beiden italieniſchen Prinzen ſein kann. Zweitens iſt auch Kreisler „in ein Geheimniß verflochten, ohne es zur Zeit ganz zu kennen" (S. 270); er ſteht, wie wir hörten, Ettlingern ähnlich wie ein Bruder (S. 86). Drittens beſtehen zwiſchen beiden, Hedwiga und Kreislern, geheimnißvolle magnetiſche Wechſelbeziehungen: Kreisler fühlt jedesmal einen elektriſchen Schlag, wenn er die Hand der Prinzeſſin berührt (S. 75. 80. 104), ja wenn er nur lebhaft an ſie denkt (S. 246); und ſie fällt in Starrkrampf in dem Augenblick, da auf ihn geſchoſſen wird (S. 152). — Andererſeits beſtehen, wie wir ſchon ſahen, zwiſchen den beiden italieniſchen Prinzen und anderen Perſonen Beziehungen, die wir nicht kennen.

---

[*] Abraham ſcheint näheres darüber zu wiſſen; er ſagt S. 104 geheimnißvoll zu Kreisler: „Sprechen wir ein andermal von der Prinzeſſin.“ Ferner erinnere ich an ſein Wort zum Fürſten: „Mancher Trug wird vernichtet werden“ u. ſ. w. (ſ. o. S. XXXIV) und an das kuhle Verhalten der Fürſtin zu Hedwiga gegenüber ihrer Herzlichkeit gegen Ignaz (ſ. ebenda).

[**] Chiara und Hedwiga ſind magnetiſch (S. 104); Chiara

---

pflegt Hedwiga heimlich und nennt ſie ihr armes Kind (S. 127). Nur iſt nicht abzuſehen, warum Hedwiga dann der Fürſtin untergeſchoben ſein ſoll.

* Die Benzon hat ungewöhnlichen Einfluß auf Hedwiga, geiſtig (S. 15) und ſeeliſch (S. 118); Hedwiga und Julia werden öfters Schweſtern genannt (S. 168. 212; die Benzon nimmt unvergleichlich mehr Antheil an dem Wohlergehen der Prinzeſſin als die Fürſtin ſelber (S. 163. 165 f.), und ſie hat den dringenden Wunſch, Hedwiga mit Hektorn zu verheirathen (S. 149).

Am meiſten ſpricht aber die Stelle S. 182 Z. 6–14 für dieſe Annahme; ſie ſcheint mir faſt beweiſend zu ſein. Die Benzon ſpricht „dumpf und leiſe", mit geſenktem Blick vor ſich hin, die Mutter der Prinzeſſin ſei „ſich immer klar, verſtändig, von jeder zu heftigen verderblichen Leidenſchaftlichkeit frei geweſen"; ſie iſt überraſcht und geſpannt, wie der Fürſt zu glauben ſcheint, ſie könne damit Jemanden anders meinen als die Fürſtin. Gleich darauf (S. 188) bebt ſie vor Angſt, wie ſie hört daß Abraham droht ihre Täuſchungen zu enthüllen. — Denkbar wäre z. B., daß ſie Hedwiga der Fürſtin ſtatt Angela untergeſchoben hat und daß Angela eigentlich das Kind der Fürſtin iſt. Aber was wäre hier nicht denkbar.

Geſchrieben iſt vom dritten Theil nur ein kleines Stück (S. 287—298), aus dem wir von der Vorgeſchichte nichts, aber von dem Fortgange der Handlung Folgendes erfahren:

Abraham hat erkannt, daß Kreisler dem Untergange geweiht iſt: in ſeiner Bruſt ruht der Wahnſinn wie „ein gährender Vulkan, in jedem Augenblicke vermögend loszubrechen in verderblichen Flammen, rückſichtslos alles um ſich her verzehrend“ (S. 289). Trotzdem will der Meiſter auf jener Namenstagsfeier eine verzweifelte magnetiſch-pſychiſche Kur verſuchen, die Kreislers „ganzes Ich gewaltſam erfaſſen“ ſollte. „Wie einem zum Tode Siechen“ ſoll „Arzenei, dem Orkus ſelbſt entnommen,“ ihm „Tod bereiten oder Geneſung“ (S. 290).

In der That kehrt Kreisler auf die Einladung des Meiſters hin nach Siegbartsweiler zurück, aber er rennt alsbald, „der Himmel weiß, von welchen Furien der Hölle getrieben“, wieder fort „wie ein Wahnſinniger“ (S. 289).

Bei Beginn der Feier läßt Abraham ein Kreislerſches Lied ſpielen; Julia meint, Kreisler ſei wieder da, die Prinzeſſin erwidert laut mit ſchmerzlicher Heftigkeit: „Nein nein — ach niemals!“ Durch den weiteren Verlauf des Feſtes wird Julia heiter angeregt, während die Prinzeſſin tief in ſich gekehrt iſt. Aber da Kreisler fehlt, bleiben die Vorkehrungen wirkungslos (S. 296) und bringen über beide Mädchen „nichts als die Qual beängſtigender Träume — Schmerz — Entſetzen“ (S. 289). Auch Abraham ſelber muß ſich entſetzen vor dem Gedanken, was für ein Spiel er unternommen, wie er „gewaltſam den Faden, den das dunkle Verhängniß geſchlungen, zerreißen wollen“ (S. 298). —

Er läßt alſo, wie zu vermuthen iſt, die Dinge ihren Gang gehen; Kreisler und Hedwiga verfallen ihrem Schickſal, während Abraham und Chiara wieder vereinigt werden.

Julia wird vielleicht durch ein Lied Kreislers vor Hektorn bewahrt, wie Amandus nach ſeinem Tode als ſingender Schwan Blandina rettet (ſ. o. S. XXI); ſie bezeichnet ja ſelber (S. 122) Kreislern als den wohlthätigen Geiſt, der ſie ſchützen werde vor dem Prinzen. — —

Wie in dem Briefe gegen die Krickeberg, nimmt Hoffmann in der Kreislerbiographie Gelegenheit, die neue Ausgabe ſeiner Fantaſieſtücke zu erwähnen. Außerdem nennt er, zum Theil mit naivem Selbſtlob, ſeine Lieblingscompoſitionen: im erſten Theil die Hymnen Misericordias domini cantabo (S. 9), Ave maris stella und O sanctissima (beide S. 124), ſowie das Duett Ah che mi manca l'anima (S. 75 f.); im zweiten Theil die Missa in D (ſpeziell das Agnus dei: S. 236 f.) und die Arie Mi lagnerò tacendo (S. 192). In dem einzigen vorhandenen Stücke des dritten Theiles wird ebenfalls das Ave (S. 296) und die Arie (S. 294) erwähnt; das Folgende hätte vielleicht eine Analyſe der Undine gebracht, für die Hoffmann auf dem Todtenbette ein neues Vorſpiel komponiren wollte und mit der er Kreislern ſchon zwei Mal zuſammengebracht: auf dem Bilde, das er Spikhern zuſchreibt, und in dem Briefe an Wallborn.

* * *

Ueber die Art der Darſtellung ſind vier Bemerkungen zu machen.

Hoffmann erzählt, wie ſchon aus der Inhaltsangabe erſichtlich, nicht naiv epiſch, ſondern verfährt wie der Dramatiker: er beginnt an einem Punkte, wo die Handlung ſchon weit fortgeſchritten iſt, und läßt die Vorgeſchichte ſich erſt allmählich enthüllen. Dieſe Technik liegt, wie ſchon angedeutet, bereits in den ‚Elixieren des Teufels‘ vor; ſie iſt hier noch feiner ausgebildet. Im erſten Theil erfahren wir von der

Vorgeſchichte nur Einzelheiten ohne größere Zuſammenhänge, ebenſo im zweiten Theil, wo erſt gegen Schluß ein größerer Rückblick möglich wird; die weſentlichen Beziehungen, die allen Vorgängen zu Grunde liegen, ſollte der dritte Theil bringen. Vielleicht darf hier an ein neueres Beiſpiel für dieſe Technik erinnert werden, ein Werk, das allerdings pſychologiſch und techniſch raffinirter iſt als unſere alte Kreislerbiographie: Ibſens Rosmersholm. Dort ergeben ſich die meiſten Vorgänge der Vorgeſchichte im vorletzten, die unterſten Triebfedern der Handlung im letzten Akt; ohne dieſen Akt könnte der hingebendſte und ſcharfſinnigſte Leſer das Stück nicht verſtehen. So ähnlich liegt es hier, wenn die Fabel auch naiver und die Technik im Vergleiche zu Ibſens Stück von einer gewiſſen robuſten Einfachheit iſt.

Wie beim Aufbau des Ganzen geht Hoffmann auch im einzelnen nicht epiſch, ſondern dramatiſch vor. Wir erfahren nämlich die Vorgänge, auch die nach Beginn der eigentlichen Erzählung liegenden, zum großen Theile nicht unmittelbar, ſondern aus den Berichten von Handelnden oder Zeugen: die Handlung iſt größtentheils dialogiſirt. Bisweilen ſtellen die Dialoge einen Fortſchritt der Handlung dar, öfters aber ſind ſie an ſich gleichgültig, nur Einkleidung der mitgetheilten Vorgänge (z. B. die Abſchnitte S. 44—65 u. S. 287—298).

Die beiden bisher beſprochenen Eigenthümlichkeiten, die allmähliche Aufhellung der Vorgeſchichte und die Dialogiſirung der Handlung, iſt in unſerer Rekonſtruktion beibehalten; ſie gehen nicht über das Maß des auch ſonſt üblichen hinaus. Aber Hoffmann hat ſich damit nicht begnügt, ſondern als Romantiker aus Tiecks Schule, als ein Dichter, der das gefährliche, ſelbſtmörderiſche Spiel mit der Form liebt, noch zwei weitere Schwierigkeiten künſtlich in das Werk hineingebracht.

Erſtens erzählt er nicht im eigenen Namen, ſondern läßt die Vorgänge von einem etwas altfränkiſchen Biographen berichten, der die Ereigniſſe erſt während der Niederſchrift des Buches erfährt. Dieſer Biograph kann nicht in chronologiſcher Folge vorgehen, da, wie er klagt,

> dem unglücklichen Erzähler nur mündlich, brockenweis mitgetheilte Nachrichten zu Gebote ſtehen, die er, um nicht das Ganze aus dem Gedächtniſſe zu verlieren, ſogleich verarbeiten muß. Wie es eigentlich mit der Mittheilung dieſer Nachrichten herging, ſollſt du, ſehr lieber Leſer! noch vor dem Schluſſe des Buchs [nämlich im dritten Theil!] erfahren, und dann wirſt du vielleicht das rhapſodiſche Weſen des Ganzen entſchuldigen, vielleicht aber auch meinen, daß, trotz des Anſcheines der Abgeriſſenheit, ein feſter durchlaufender Faden alle Theile zuſammenhalte.

Mehrere ähnliche Stoßſeufzer des Biographen habe ich S. 383—386 zuſammengeſtellt und bitte, ſie dort nachzuleſen.

Der „Biograph" wirft alſo die Ereigniſſe bunt durcheinander und fängt z. B. ſein Buch mit einem Stücke des dritten Theils an. Das genügt aber unſerm Jongleur-Erzähler noch nicht. Dieſes fragmentariſche und unüberſichtliche Buch des Biographen wird — ſo fingirt Hoffmann weiter — auf Löſchpapier gedruckt, es erhält ſich aber nur ein Exemplar, und zwar das in der Bibliothek des Meiſters Abraham. Deſſen Kater, Namens Murr, arbeitet an einer Autobiographie; er zerreißt jenes Buch und verwendet einzelne Lagen als Schreibunterlage oder zum Löſchen, und dieſe werden dann mit der Autobiographie des Katers abgedruckt.*

---

* In der Vorrede zum erſten Bande ſagt Hoffmann, das ſei verſehentlich, ohne ſein Wiſſen, geſchehen; im zweiten Bande hat er das vergeſſen und verräth ſich als bewußten Herausgeber der Fragmente, indem er daſelbſt auf S. 312 konſtatirt, daß der Kater an der Stelle vier Blätter des Buches herausgeriſſen habe.

Wir ſollen alſo, ſo ſcheint es, nur Fragmente von Fragmenten erhalten. Aber es ſcheint nur ſo: in Wirklichkeit ſtimmen die Fragmente des Buches, die der Kater conſervirt, faſt überein mit den Fragmenten der Handlung, die der Biograph erfährt, ſo daß von deſſen ſupponirtem Buche nur einzelne Sätze und Satztheile fehlen. Es iſt ein Zeichen des techniſchen Dilettantismus, den Hoffmann auch als Dichter nie ganz verlor, daß er zu zwei ſolchen Fiktionen greift, während eine genügt hätte.

Wie bereits ausgeſprochen, hat Hoffmann die „Brocken“ der Kreislerbiographie eingeſtreut in die Autobiographie des Katers Murr. Von Hauſe aus mag er beabſichtigt haben, dieſen Kater mit der Handlung zu verknüpfen: Murr ſollte in Kreislers Pflege übergeben und vermuthlich, ähnlich wie Berganza, von ſeinem Standpunkte aus über Kreislers Schickſale berichten. Aber ſeltſam, Hoffmann läßt ſchließlich den Kater in dem Moment abbrechen, wo er Kreislern zum erſten Male ſieht, ſo daß die ‚Lebensanſichten‘ des Katers auch inhaltlich gänzlich aus der Handlung herausfallen. Es heißt, der Kater habe ſein Buch nicht vollendet: fortan werde die Kreislerbiographie allein gegeben werden, nur einige anſcheinend von Kreisler inſpirirte „Reflexionen und Bemerkungen“ des Katers* ſollten „hin und wieder an ſchicklichen Stellen“ eingefügt werden. — Hoffmann muß einen triftigen Grund gehabt haben, wenn er mitten im Buch, am Schluſſe des zweiten Drittels, plötzſich auf dieſe Zuthat verzichtete. Sollte es ihn ſelber gereut haben, daß er ſein perſönlichſtes Buch muthwillig einer perverſen Laune preisgab? Wer weiß, ob er nicht bei einer zweiten Auflage die Katerſtücke auch aus den erſten beiden Bänden entfernt hätte, wie er 1819 mit Recht die ‚Prinzeſſin Blandina' aus dem ‚Muſikaliſch-poetiſchen Clubb' geſtrichen hatte. —

---

* Gemeint ſind offenbar u. a. die Aphorismen, die Hoffmann einſtweilen als ‚Flüchtige Gedanken und Bemerkungen über mancherlei Gegenſtände. (Nach dem Franzöſiſchen des Barons von L*****.)‘ Anfang 1819 im ‚Freimüthigen für Deutſchland‘ veröffentlicht hatte — eine ſchwache Fortſetzung der ‚Höchſt zerſtreuten Gedanken‘. Wir geben ſie in dieſem Buche nicht und verweiſen auf die geplanten ‚Kleinen Schriften‘.

Gewiß iſt das Katerbüchlein, das übrigens nur etwa ein Drittel der erſten beiden Bände füllt und alſo noch nicht ein Viertel des Ganzen ausgemacht hätte*, an ſich eine virtuoſe Leiſtung der Satire. Die Satire iſt mit ſolcher Hingebung durchgeführt, daß ſie ſtellenweiſe faſt in Wohlwollen umſchlägt für ihren Gegenſtand, den armen viechsmäßigen drolligen Philiſter, der doch nichts dafür kann, daß er Philiſter iſt. Und von manchem wird ja auch die Art und Weiſe, wie Hoffmann dieſen „ſkurrilen Scherz" mit der Kreislerbiographie zu einer „etwas bizarren Szenerie" verbunden hat, als beſonders glücklich und reizvoll empfunden. Ich kann freilich in dieſer Verbindung nur eine krankhafte Roheit ſehen, den Ausdruck einer Seele, die der naiven, ganzen Gefühle nicht mehr fähig iſt oder doch nicht mehr wagt, ſich zu ihnen zu bekennen. Das kranke Gemüth greift zu perverſen Stimulantien, es erträgt das Leben nur noch in dem ſchmerzhaften, raſenden Wechſel von entgegengeſetzten, einander aufhebenden Stimmungen. Das weibliche Gegenſtück Kreislers, die Prinzeſſin Hedwiga, in der der ſchmerzensreiche Dichter alles verkörpert, was in ihm krank war, ſagt in einer der ſchauerlichſten Stellen des Buches (S. 80) nach einem ſolchen Scenenwechſel:

---

* Es iſt neuerdings auch ſeparatim herausgegeben (mit Illuſtrationen von Ernſt Liebermann) bei Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig.

> Sie haben mich ganz mit ſich ausgeſöhnt, lieber Kreisler! — O jetzt verſtehe ich Ihren ſpringenden Humor. Er iſt köſtlich, in der That köſtlich! — Nur in dem Zwieſpalt der verſchiedenſten Empfindungen, der feindlichſten Gefühle, geht das höhere Leben auf!

In dieſen Worten haben wir den ganzen ‚Kater Murr‘. Das Buch iſt eine wundervolle, die unterſten Tiefen aufwühlende Symphonie, die nur zufällig mit dem Schluß anfängt und dann ſcherzhafter Weiſe ſiebzehn Mal mitten im Takt unterbrochen wird von einer hübſchen, amüſanten, zum Schreien luſtigen Operettenmuſik. — Wer das völlig empfindet und dann aushält, der braucht allerdings unſer Buch nicht.

* * *

Der erſte Band dieſes ſeltſamen Doppelwerks erſchien zu Weihnachten 1819 unter dem umſtändlichen Titel:

> Lebens-Anſichten des Katers Murr nebſt fragmentariſcher Biographie des Kapellmeiſters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann. Erſter Band. Berlin, 1820 bei Ferdinand Dümmler. (8°, XII + 400 S.)

Der Band enthält von der Kreislerbiographie das Fragment unſeres dritten Theils, ſowie die Fragmente unſeres erſten Theils in etwas anderer Reihenfolge.

Zu Weihnachten 1821 erſchien der zweite Band mit der Jahreszahl 1822 (Titelblatt + 406 S.), wenige Tage, nachdem Hoffmann ſeinen Freunden den Tod ſeines eigenen Katers Murr mitgetheilt hatte. Der Band enthält unſeren zweiten Theil, aber ſo, daß immer ein Sieghartsweiler und ein Kanzheimer Fragment abwechſeln.

Den dritten Band hat Hoffmann nicht mehr zu Papier gebracht; er erkrankte nach Beendigung des zweiten und ſtarb am 25. Juni 1822.

Hoffmanns Sorgfalt für das Werk erſtreckte ſich bis auf die Einbände, die er mit eigenen Zeichnungen ſchmückte. Auf dem Vorderdeckel jedes Bandes ſollte eine Scene aus der Autobiographie des Katers ſtehen, auf dem Rückdeckel eine aus der Biographie Kreislers. — Der Entwurf für den Rückdeckel des dritten Bandes — Kreisler im Wahnſinn — iſt aus Hitzigs Reproduktion von 1823 bekannt. Die Decken zu den erſten Bänden — eine freie Darſtellung Kreislers als Magus und eine Illuſtration zu S. 264 — kommen öfters antiquariſch vor in ſpäteren Abzügen von den retouchirten Platten; Exemplare der beiden Bände in den Originaldecken gehören dagegen zu den Seltenheiten des Büchermarktes. Von jedem Bande hatte Hoffmann für ſich einige Exemplare auf doppeltſtarkem, weißem Papier abziehen laſſen; den erſten Band ſandte er in einem ſolchen Exemplar am 24. Juni 1820 nach Marienwerder an ſeinen treueſten Freund Hippel, den zweiten Band übergab er ihm in Berlin zugleich mit oder wenige Tage nach der lithographirten Todesanzeige des Katers Murr im Dezember 1821. Alle drei Reliquien, die beiden Bände und die kleine Anzeige, befinden ſich jetzt in meinem Beſitz; ich verdanke ſie der verſchwenderiſchen Güte der verehrten Frau, der ich dieſe Sammlung zu eigen gebe in tiefer Dankbarkeit für den werkthätigen Antheil, den ſie von Anfang an meinen Bemühungen um Hoffmann geſchenkt hat: Frau Hildegard Tieſſen in Friedenau, der Urenkelin Hippels.

* * *

Nach Hitzigs glaubwürdigem Bericht ſollte der dritte Theil der Höhepunkt des Werkes und damit der Höhepunkt von Hoffmanns Schaffen ſein. Dadurch, daß er fehlt, fehlt uns die Geſammtanſchauung des Werkes; das Buch iſt ein Torſo ohne Kopf und Fuß, wie es ‚Rosmersholm‘ ohne die beiden letzten Akte, ja ſchon ohne den letzten Akt ſein würde. Wir müſſen uns alſo an das Einzelne halten, an einzelne Figuren und einzelne Stellen, und man möge es dem Herausgeber nicht verargen, wenn er hier auf einige Einzelheiten hinweiſt, die ihm beſonders am Herzen liegen; andere mögen ſich andere Lieblingsſtellen und Lieblingsfiguren ſuchen, Hoffmann iſt reich genug dazu.

Von den einzelnen Scenen des Buches ſind vielleicht die am größeſten, die Kreislers aufkeimenden Wahnſinn und Hedwigas Liebe zu Kreislern ſchildern. Von jenen iſt die Schilderung höchſt merkwürdig, die Hoffmann-Kreisler S. 39 giebt von der unbeſtimmten, ſinnloſen Angſt und Unraſt, die ihn ſeit der Kindheit verfolgt, ſodann die beiden Todtengeſpräche: das mit Ettlinger S. 95—97 und das mit dem Adjutanten des Prinzen Hektor S. 265—267; das erſtere iſt beſonders charakteriſtiſch für Hoffmann-Kreisler, indem es zeigt, wie er ſeine Angſt zu ironiſiren und dadurch zu betäuben weiß. Lieſt man dieſe drei Stellen in ihrer kunſtvollen Steigerung hintereinander, ſo ahnt man, zu welch furchtbarer Gewalt der Dichter im dritten Theile aufgeſtiegen wäre, von deſſen Finale uns Kreislers ſchrille Verzweiflungsrufe im ‚Muſikaliſch-poetiſchen Clubb‘ einen Vorgeſchmack geben.

Von den Scenen der Hedwiga möchte ich zwei hervorheben. Erſtens die Abendgeſellſchaft bei der Benzon S. 72—81: Hedwiga erkennt Kreislern, ihn, den niemand kennt; ſie ſieht mit hellſeheriſcher Deutlichkeit, wie auch ſeine Saiten zum Zerreißen geſpannt ſind, und in dem Augenblick flammt in heißen Strahlen ihre Liebe empor. Zweitens ihr Geſpräch mit Julien S. 168—177: ſie geſteht dem ſanften

Kinde, das Kreislern in ſüßer Einfalt ahnt und ihm kindlich vertraut, ihre Liebe, die ebenſo unbezwinglich iſt wie hoffnungslos.

Ueberhaupt iſt von den Charakteren wohl die *Hedwiga* am tiefſten erfaßt und am gewaltigſten dargeſtellt: dieſe Miſchung von verzehrender Sinnlichkeit und unbeſiegbarer Selbſtbeherrſchung, von ſchneidendem Hohn und hinſterbender Schwermuth, von ſtolzer Schönheit und unheilbarer Krankheit gehört zu dem Entzückendſten und Erſchütterndſten, was je ein Dichter dargeſtellt. Ich nenne ſie *vor Kreislern*, denn bei dieſer Figur hatte Hoffmann es leicht: er brauchte nur ſich zu kopiren, und dazu genügte ein bischen Ehrlichkeit und Pſychologie. Immerhin iſt ja auch das nicht jedem gegeben. Hoffmann-Kreisler iſt nichts weniger als geſund. Freilich, er ſetzt ſeinen Stolz darein, für hart und ſpöttiſch gehalten zu werden; er iſt *cyniſch bis in ſeine Selbſtgeſpräche*, bis in die Sprünge ſeines Stiles hinein. In Wirklichkeit iſt er *krank*, hoffnungslos krank. Aber er iſt der ſtolzeſte und ſchamhafteſte Kranke, von dem ich in der Literatur weiß. In der Schamhaftigkeit, mit der er ſein Leiden verhüllt, in dem Stolz, mit dem er ſich umgürtet, um jedes zudringliche Mitleid abzuweiſen, kann ich ihn nur mit Einem vergleichen, dem er ſonſt wahrlich nicht ähnlich ſieht — mit einem jüngſt Geſtorbenen, deſſen Namen ich nicht nennen mag, weil alle Gaſſen davon widerhallen. Wie dieſer Tapferſte kann er einem zum Troſt werden, zum Vorbild, wenn man ſelbſt ſchwer zu leiden hat und gewillt iſt, ſich von keinem dreinreden zu laſſen. Und in dieſem Sinne ehre ich die Kreislerbiographie als eines der großen Andachts- und Troſtbücher.

* * *

Wenn ich nun das Wagniß unternehme, die Kreislerbiographie aus dem vorhandenen Material ſo zu rekonſtruiren, wie ſie Hoffmann vorgeſchwebt hat, und ſie mit dem Namen der genannten Freundin hinauszuſenden, ſo thue ich das in dem Bewußtſein, daß dieſes unſer Buch den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit ſein wird. Die Letzteren, die kalten Wiſſenſchaftler, werden mit Recht kopfſchüttelnd fragen, was wir denn eigentlich wollen mit dem Buche? ob es eine Edition ſein ſolle oder eine Neudichtung oder was wir uns dächten? Und die Erſteren, die orthodoxen Hoffmannverehrer, werden uns der Tempelſchändung zeihen und werden bitter klagen, unheilige Hände hätten frevelnd des Dichters feinſtes Gewebe zerfaſert. Jüngſt traf ich einen dieſer Gläubigen, einen lieben Menſchen aus Wien. Als ich ihm meinen Plan auseinanderſetzte, ſagte er: „Aber gehns, dees iſt nicht nett. Das iſt doch grad ſo hübſch, wie ſich immer ein Kreislerfragment und ein Katerfragment folgen.“ Ich erwiderte ſchüchtern, daß ſelbſt ihm, dem Kenner, doch vielleicht manches erſt klar werden würde, wenn er die Kreislerſtücke ohne Unterbrechung hinter einander läſe. „Ja, iſt denn überhaupt ein Zuſammenhang drin?“ war die grenzenlos erſtaunte Antwort.

Vielleicht erkennt dieſer Freund Hoffmanns und mit ihm andere aus unſerer Publikation, daß ſich in der That ein ungefähres Bild von Kreislers Geſchichte gewinnen läßt, wenn man die fremdartigen Zuthaten aus Hoffmanns Hauptwerk ſtreicht und ſtatt deſſen das Verwandte aus ſeinen ſonſtigen Arbeiten beigiebt. Wie ich im Einzelnen dabei verfahren bin, zeige ich mißtrauiſchen Leſern im Nachbericht. Dort nenne ich auch die freundlichen Mitarbeiter, ohne deren Hülfe das Buch nicht die Beilagen erhalten hätte, die es jetzt zieren. Ich ſpreche hier allen meinen herzlichen Dank aus, insbeſondere meinem verehrten Freunde Hans Pfitzner, der uns das Agnus dei aus der Missa in D wieder zugänglich gemacht hat und hoffentlich noch einen Verleger findet für den lange geplanten Klavierauszug der „Undine“.

Friedenau bei Berlin,
Rönneberg-Straße 14^{II},
Anfang November 1902

Hans von Müller

Fragmentariſche Biographie

des

Kapellmeiſters Johannes Kreisler

In Göniönesmühl, wo Johannes Kreisler geboren und erzogen wurde, gab es einen Mann, der in ſeinem ganzen Weſen, in allem was er unternahm, ſeltſam und eigenthümlich erſchien. Ueberhaupt iſt das Städtlein Göniönesmühl ſeit jeher das wahre Paradies aller Sonderlinge geweſen, und Kreisler wuchs auf, umgeben von den ſeltſamſten Figuren, die einen deſto ſtärkern Eindruck auf ihn machen mußten, als er wenigſtens während der Knabenzeit mit ſeines Gleichen keinen Umgang pflegte. Jener Mann trug aber mit einem bekannten Humoriſten gleichen Namen, denn er hieß Abraham Liscov, und war ein Orgelbauer, welches Metier er bisweilen tief verachtete, zu anderer Zeit aber hoch in den Himmel erhob, ſo daß man nicht recht wußte, was er eigentlich wollte.

So wie Kreisler erzählt, wurde in der Familie von dem Herrn Liscov immer mit hoher Bewunderung geſprochen. Man nannte ihn den geſchickteſten Künſtler, den es geben könne, und bedauerte nur, daß ſeine tollen Grillen, ſeine ausgelaſſenen Einfälle ihn von jedermann entfernt hielten. Als einen beſondern Glücksfall rühmte dieſer, jener, daß Herr Liscov wirklich da geweſen und ſeinen Flügel neu befiedert und geſtimmt habe. Eben von Liscovs fantaſtiſchen Streichen wurde dann auch manches erzählt, welches auf den kleinen Johannes ganz beſonders wirkte, ſo daß er ſich von dem Mann, ohne ihn zu kennen, ein ganz beſtimmtes Bild entwarf, ſich nach ihm ſehnte, und als der Oheim verſicherte, Herr Liscov würde vielleicht kommen und den ſchadhaften Flügel repariren, jeden Morgen fragte, ob Herr Liscov denn nicht endlich erſcheinen werde. Dieſes Intereſſe des Knaben für den unbekannten Herrn Liscov ſteigerte ſich aber bis zur höchſten anſtaunenden Ehrfurcht, als er in der Hauptkirche, die der Oheim in der Regel nicht zu beſuchen pflegte, zum erſtenmal die mächtigen Töne der großen ſchönen Orgel vernahm, und als der Oheim ihm ſagte, niemand anders, als eben Herr Abraham Liscov, habe dies herrliche Werk verfertigt. Von dieſem Augenblick an verſchwand auch das Bild, das Johannes ſich von Herrn Liscov entworfen, und ein ganz anderes trat an ſeine Stelle. Herr Liscov mußte nach des Knaben Meinung ein großer ſchöner Mann ſein, von ſtattlichem Anſehen, hell und ſtark ſprechen, und vor allen Dingen einen pflaumfarbenen Rock tragen, mit breiten goldnen Treſſen, wie der Pathe Commerzienrath, der ſo gekleidet ging, und vor deſſen reicher Tracht der kleine Johannes den tiefſten Reſpekt hegte.

Als eines Tages der Oheim mit Johannes am offnen Fenſter ſtand, kam ein kleiner hagerer Mann die Straße herab geſchoſſen, in einem Roquelaur von hellgrünem Berkan, deſſen offne Aermelklappen ſeltſam im Winde auf und nieder flatterten. Dazu hatte er ein kleines dreieckiges Hütchen martialiſch auf die weißgepuderte Friſur gedrückt, und ein zu langer Haarzopf ſchlängelte ſich herab über den Rücken. Er trat hart auf, daß das Straßenpflaſter dröhnte, und ſtieß auch bei jedem zweiten Schritt mit dem langen ſpaniſchen Rohr, das er in der Hand trug, heftig auf den Boden. Als der Mann vor dem Fenſter vorbeikam, warf er aus ſeinen funkelnden pechſchwarzen Augen dem Oheim einen ſtechenden Blick zu, ohne ſeinen Gruß zu erwidern. Dem kleinen Johannes bebte es eiskalt durch alle Glieder, und zugleich war es ihm zu Mute, als müſſe er über den Mann entſetzlich lachen, und könne nur nicht dazu kommen, weil ihm die Bruſt ſo beengt. „Das war der Herr Liscov," ſprach der Oheim; „Das wußte ich ja," erwiderte Johannes, und er mochte recht haben. Weder ein großer ſtattlicher Mann war Herr Liſcov, noch trug er einen pflaumfarbnen Rock mit goldnen Treſſen, wie der Pathe Commerzienrath, ſeltſam, ja wunderbar genug begab es ſich aber, daß Herr Liſcov ganz genau ſo ausſah, wie der Knabe ſich ihn früher gedacht hatte, ehe er das Orgelwerk vernommen. Noch hatte ſich Johannes nicht von ſeinem Gefühl erholt, das dem eines jähen Schrecks zu vergleichen, als Herr Liſcov plötzlich ſtill ſtand, ſich umdrehte, die Straße entlang hinanpolterte, bis vor das Fenſter, dem Oheim eine tiefe Verbeugung machte, davon rannte unter lautem Gelächter.

„Iſt das“, ſprach der Oheim, „iſt das wohl ein Betragen für einen geſetzten Mann, der in den Studiis nicht unerfahren, der als privilegirter Orgelbauer zu den Künſtlern zu rechnen, und dem die Geſetze des Landes verſtatten, einen Degen zu tragen? Sollte man nicht vermeinen, er habe ſchon am lieben frühen Morgen zu tief ins Glas gekuckt, oder ſey dem Tollhauſe entſprungen? Aber ich weiß es, nun wird er herkommen und den Flügel in Ordnung bringen.“

Der Oheim hatte Recht. Schon andern Tages war Herr Liſcov da, aber ſtatt die Reparatur des Flügels vorzunehmen, verlangte er, der kleine Johannes ſollte ihm vorſpielen. Dieſer wurde auf den mit Büchern bepackten Stuhl geſetzt, Herr Liſcov, ihm gegenüber am ſchmalen Ende des Flügels, ſtützte beide Arme auf das Inſtrument und ſah dem Kleinen ſtarr ins Antlitz, welches ihn dermaßen außer Faſſung brachte, daß die Menuets, die Arien, die er aus dem alten Notenbuche abſpielte, holpricht genug gingen. Herr Liſcov blieb ernſt, aber plötzlich rutſchte der Knabe herab und verſank unter des Flügels Geſtell, worüber der Orgelbauer, der ihm mit einem Ruck die Fußbank unter den Füßen weggezogen, eine unmäßige Lache aufſchlug. Beſchämt rappelte ſich der Knabe hervor, doch in dem Augenblick ſaß

Herr Liscov auch ſchon vor dem Flügel, hatte einen Hammer hervorgezogen und hämmerte auf das arme Inſtrument ſo unbarmherzig los, als wolle er alles in tauſend Stücke ſchlagen. „Herr Liscov, ſind Sie von Sinnen!“ ſchrie der Onkel, aber der kleine Johannes, ganz entrüſtet, ganz außer ſich über des Orgelbauers Beginnen, ſtemmte ſich mit aller Gewalt gegen den Deckel des Inſtruments, ſo daß er mit lautem Krachen zuſchlug, und Herr Liscov ſchnell den Kopf zurückziehen mußte, um nicht getroffen zu werden. Dann rief er: „Ei lieber Onkel, das iſt nicht der geſchickte Künſtler, der die ſchöne Orgel gebaut hat, er kann es nicht ſeyn, denn dieſer hier iſt ja ein alberner Menſch, der ſich beträgt, wie ein ungezogner Bube!“ —

Der Oheim verwunderte ſich über die Dreiſtigkeit des Knaben; aber Herr Liscov ſah ihn lange ſtarr an, ſprach: „Er iſt wohl ein kurioſer Monſieur!“ öffnete leiſe und behutſam den Flügel, zog Inſtrumente hervor, begann ſeine Arbeit, die er in ein paar Stunden beendete, ohne ein einziges Wort zu ſprechen.

Seit dieſem Augenblick zeigte ſich des Orgelbauers entſchiedene Vorliebe für den Knaben. Beinahe täglich kam er ins Haus, und wußte den Knaben bald für ſich zu gewinnen, indem er ihm eine ganz neue bunte Welt erſchloß, in der ſich ſein reger Geiſt muthiger und freier bewegen konnte. Eben nicht löblich war es, daß Liscov, vorzüglich als Johannes ſchon in Jahren mehr vorgerückt, den Knaben anregte zu den ſeltſamſten Foppereien, die oft gegen den Oheim ſelbſt gerichtet waren, der freilich, beſchränkten Verſtandes und voll der lächerlichſten Eigenheiten, dazu reichen Anlaß bot. Gewiß iſt es aber, daß, wenn Kreisler über die troſtloſe Verlaſſenheit in ſeinen Knabenjahren klagt, wenn er das zerriſſene Weſen, das ihn oft in ſeiner innerſten Natur verſtört, jener Zeit zuſchreibt, wohl das Verhältniß mit dem Oheim in Anſchlag zu bringen iſt. Er konnte den Mann, der, Vaterſtelle zu vertreten, berufen, und der ihm mit ſeinem ganzen Thun und Weſen lächerlich erſcheinen mußte, nicht achten.

Liscov wollte den Johannes ganz an ſich reißen, und es wäre ihm gelungen, hätte ſich nicht des Knaben edlere Natur dagegen geſträubt. Ein durchdringender Verſtand, ein tiefes Gemüth, eine ungewöhnliche Erregbarkeit des Geiſtes, alles das waren anerkannte Vorzüge des Orgelbauers. Was man aber Humor zu nennen beliebte, war nicht jene ſeltne wunderbare Stimmung des Gemüths, die aus der tieferen Anſchauung des Lebens in all ſeinen Bedingniſſen, aus dem Kampf der feindlichſten Prinzipe ſich erzeugt, ſondern nur das entſchiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent es ins Leben zu ſchaffen, und der Nothwendigkeit der eignen bizarren Erſcheinung. Dies war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausſtrömen ließ, der Schadenfreude, mit der er alles als ungehörig erkannte raſtlos verfolgte bis in die geheimſten Winkel. Eben dieſe ſchadenfrohe Verſpottung verwundete des Knaben zartes Gemüth, und ſtand dem innigſten Verhältniß, wie es der in wahrhafter innerer Geſinnung väterliche Freund herbeigeführt haben würde, entgegen. Zu läugnen iſt aber auch nicht, daß der wunderliche Orgelbauer recht dazu geeignet war, den Keim des tiefern Humors, der in des Knaben Innern lag, zu hegen und zu pflegen, der denn auch ſattſam gedeihte und emporwuchs. —

Herr Liscov pflegte viel von Johannes' Vater zu erzählen, deſſen vertrauteſter Freund er in ſeinen Jünglingsjahren geweſen, zum Nachtheil des erziehenden Oheims, der merklich in den Schatten trat, wenn der Bruder in hellem Sonnenlicht erſchien. So rühmte auch eines Tages der Orgelbauer den tiefen muſikaliſchen Sinn des Vaters, und verſpottete die verkehrte Art, wie der Oheim dem Knaben die erſten Elemente der Muſik beigebracht. Johannes, deſſen ganze Seele durchdrungen war von dem Gedanken an den, der ihm der nächſte geweſen, und den er nie gekannt, wollte immer noch mehr hören. Da verſtummte aber Liſcov plötzlich und ſah, wie einer, dem irgend ein das Leben erfaſſender Gedanke vor die Seele tritt, ſtarr zum Boden nieder.

„Was iſt Euch, Meiſter," fragte Johannes, „was bewegt Euch ſo?" —

Liſcov fuhr auf wie aus einem Traum, und ſprach lächelnd: „Weißt du noch, Johannes! wie ich dir die Fußbank wegzog unter den Beinen, und du hinabſchobſt unter den Flügel, da du mir des Oheims abſcheuliche Murkis und Menuetten vorſpielen mußteſt?"

„Ach," erwiderte Johannes, „wie ich Euch zum erſtenmale ſah, daran mag ich gar nicht denken. Es machte Euch gerade Spaß, ein Kind zu betrüben."

„Und das Kind", nahm Liſcov das Wort, „war dafür tüchtig grob. — Doch nimmermehr hätt' ich damals geglaubt, daß in Euch ein ſolch tüchtiger Muſiker verborgen, und darum, Söhnlein, thu' mir den Gefallen und ſpiele mir einen ordentlichen Choral vor auf dem papiernen Poſitiv. Ich will den Balg treten."

— Es iſt hier nachzuholen, daß Liſcov großen Geſchmack fand an allerlei wunderlichen Spielereien, und den Johannes damit ſehr ergötzte. Schon, als Johannes noch ein Kind, pflegte Liſcov bei jedem Beſuch ihm irgend etwas ſeltſames mitzubringen.

Empfing das Kind bald einen Apfel, der in hundert Stücke zerfiel, wenn er abgeſchält wurde, oder irgend ein ſeltſam geformtes Backwerk, ſo wurde der erwachſene Knabe bald mit dieſem, bald mit jenem überraſchenden Kunſtſtück aus der natürlichen Magie erfreut, ſo half der Jüngling optiſche Maſchinen bauen, ſympathetiſche Tinten kochen u. ſ. w. An der Spitze der mechaniſchen Künſteleien, die der Orgelbauer für den Johannes verfertigte, ſtand aber ein Poſitiv mit achtfüßigem Gedackt, deſſen Pfeifen von Papier geformt, das mithin jenem Kunſtwerk des alten Orgelbauers aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, Eugenius Caſparini geheißen, glich, welches in der kaiſerlichen Kunſtkammer in Wien zu ſehen. Liscovs ſeltſames Inſtrument hatte einen Ton, deſſen Stärke und Anmuth unwiderſtehlich hinriß, und Johannes verſichert noch, daß er niemals darauf hätte ſpielen können, ohne in die tiefſte Bewegung zu gerathen, und daß ihm dabei manche wahrhaft fromme Kirchenmelodie hell aufgegangen.

Auf dieſem Poſitiv mußte Johannes nun dem Orgelbauer vorſpielen. Nachdem er, wie Liscov verlangt, ein paar Choräle geſpielt, fiel er in den Hymnus: Misericordias domini cantabo, den er vor wenigen Tagen geſetzt. — Da Johannes geendet, ſo ſprang Liscov auf, drückte ihn ſtürmiſch an die Bruſt, rief laut lachend: „Haſenfuß, was foppſt du mich mit deiner lamentablen Cantilena? Wär' ich nicht immer und ewig dein Calcant geweſen, nichts Vernünftiges hätteſt du jemals herausgebracht. — Aber nun renne ich fort, und laſſe dich im Stich ganz und gar, und du magſt dir in der Welt einen andern Calcanten ſuchen, der es mit dir ſo gut meint als ich!“ — Dabei ſtanden ihm die hellen Thränen in den Augen. Er ſprang zur Thüre hinaus, die er ſehr heftig zuſchlug. Dann ſteckte er aber nochmals den Kopf hinein und ſprach ſehr weich: „Es kann nun einmal nicht anders ſeyn. — Adieu, Johannes! — Wenn der Oheim ſeine rothgeblümte gros de Tours-Weſte vermißt, ſo ſage nur, ich hätte ſie geſtohlen und ließe mir daraus einen Turban machen, um dem Groß-Sultan vorgeſtellt zu werden. — Adieu Johannes!“ — Kein Menſch konnte begreifen, warum

Herr Liſcov ſo plötzlich die angenehme Stadt Gönionesmühl verlaſſen, warum er niemandem entdeckt, wohin er ſich zu wenden entſchloſſen.

Der Oheim ſprach: „Längſt hab' ich vermuthet, daß der unruhige Geiſt ſich auf und davon machen würde, denn er hält es, unerachtet er ſchöne Orgeln verfertigt, doch nicht mit dem Spruch: bleibe im Lande und nähre dich redlich! — Es iſt nur gut, daß unſer Flügel im Stande; nach dem überſpannten Menſchen ſelbſt frag' ich nicht viel!“ — Anders dachte wohl Johannes, dem Liſcov überall fehlte, und dem nun ganz Gönionesmühl ein todtes, düſtres Gefängniß dünkte.

So kam es, daß er den Rat des Orgelbauers befolgen und ſich in der Welt einen andern Calcanten ſuchen wollte. Der Oheim meinte, da er ſeine Studien vollendet, könne er ſich unter den Fittich eines anderen Oheims begeben, der Geheimer Legationsrath in der Reſidenz war, und dort ſich vollends ausbrüten laſſen. — Es geſchah ſo!

* * *

Bald nachdem Kreisler in die Stelle ſeines verſtorbenen Oheims getreten und Legationsrath geworden, ſuchte, ehe man ſich's verſah, ein gewaltiger gekrönter Coloß den Fürſten in der Reſidenz heim, und ſchloß ihn als ſeinen beſten Freund ſo innig und herzlich in ſeine eiſerne Arme, daß der Fürſt darüber den beſten Teil ſeines Lebensathems verlor. Der Gewaltige hatte in ſeinem Thun und Weſen etwas ganz unwiderſtehliches, und ſo kam es, daß ſeine Wünſche befriedigt werden mußten, ſollte auch, wie es wirklich geſchah, darüber alles in Noth und Verwirrung gerathen. Manche fanden die Freundſchaft des Gewaltigen etwas verfänglich, wollten ſich wohl gar dagegen auflehnen, geriethen aber ſelbſt darüber in das verfängliche Dilemma, entweder die Vortrefflichkeit jener Freundſchaft anzuerkennen, oder außerhalb Landes einen andern Standpunkt zu ſuchen, um vielleicht den Gewaltigen im richtigeren Licht zu erblicken.

Kreisler befand ſich unter dieſen.

Trotz ſeines diplomatiſchen Charakters hatte Kreisler geziemliche Unſchuld konſervirt, und eben deshalb gab es Augenblicke, in denen er nicht wußte, wozu ſich entſchließen. Eben in einem ſolchen Augenblick erkundigte er ſich bei der Räthin Benzen, einer hübſchen Frau in tiefer Trauer, was ſie überhaupt von Legationsräthen halte? Sie erwiderte vieles in zierlichen artigen Worten, am Ende kam aber ſo viel heraus, daß ſie von einem Legationsrath gar nicht viel halten könne, ſobald er ſich auf enthuſiaſtiſche Weiſe mit der Kunſt beſchäftige, ohne ſich ihr ganz zuzuwenden.

„Vortrefflichſte der Wittwen," ſprach darauf Kreisler, „ich reiße aus!"

Als er bereits Reiſeſtiefeln angezogen und mit dem Hut in der Hand ſich empfehlen wollte, nicht ohne Rührung und gehörigen Abſchiedsſchmerz, ſteckte ihm die Witwe den Ruf zur Kapellmeiſterſtelle an einem großherzoglichen Hof in die Taſche.

2.

Jeder, der nur ein einzigesmal im Gaſthofe des anmuthigen Landſtädtchens Sieghartsweiler abgeſtiegen iſt, hat ſogleich von dem Fürſten Irenäus reden gehört. Beſtellte er nämlich bei dem Wirt nur ein Gericht Forellen, die in der Gegend vorzüglich, ſo erwiderte derſelbe gewiß: „Sie haben recht, mein Herr! unſer gnädigſter Fürſt eſſen auch dergleichen ungemein gern, und ich vermag die angenehmen Fiſche gerade ſo zu bereiten, wie es bei Hofe üblich.“ Aus den neueſten Geographieen, Landkarten, ſtatiſtiſchen Nachrichten wußte der unterrichtete Reiſende aber nichts anders, als daß das Städtchen Sieghartsweiler ſamt dem Geierſtein und der ganzen Umgebung längſt dem Großherzogthum, das er ſoeben durchreiſet, einverleibet worden; nicht wenig mußte es ihn daher verwundern, hier einen gnädigſten Herrn Fürſten und einen Hof zu finden. Die Sache hatte aber folgenden Zuſammenhang. Fürſt Irenäus regierte ſonſt wirklich ein artiges Ländchen nicht fern von Sieghartsweiler, und da er mittelſt eines guten Dollonds von dem Belvedere ſeines Schloſſes im Reſidenzmarktflecken ſeine ſämmtlichen Staaten zu überſehen vermochte, ſo konnt' es nicht fehlen, daß er das Wohl und Wehe ſeines Landes, das Glück der geliebten Unterthanen, ſtets im Auge behielt. Er konnte in jeder Minute wiſſen, wie Peters Waizen in dem entfernteſten Berrich des Landes ſtand, und eben ſo gut beobachten, ob Hans und Kunz ihre Weinberge gut und fleißig beſorgten. Man ſagt, Fürſt Irenäus habe ſein Ländchen, auf einem Spaziergange über die Gränze, aus der Taſche verloren, ſo viel iſt aber gewiß, daß in einer neuen mit mehrern Zuſätzen verſehenen Ausgabe jenes Großherzogthums das Ländchen des Fürſten Irenäus einfoliirt und einregiſtrirt war. Man überhob ihn der Mühe des Regierens, indem man ihm aus den Revenüen des Landes, das er beſeſſen, eine ziemlich reichliche Apanage ausſetzte, die er eben in dem anmuthigen Sieghartsweiler verzehren ſollte.

Außer jenem Ländchen beſaß Fürſt Irenäus noch ein anſehnliches baares Vermögen, das ihm unverkürzt blieb, und ſo ſah er ſich aus dem Stande eines kleinen Regenten plötzlich verſetzt in den Stand eines anſehnlichen Privatmannes, der zwanglos nach freier Willkür ſich das Leben geſtalten konnte wie er wollte.

Fürſt Irenäus hatte den Ruf eines fein gebildeten Herrn, der empfänglich für Wiſſenſchaft und Kunſt. Kam nun noch hinzu, daß er oft die läſtige Bürde der Regentſchaft ſchmerzlich gefühlt, ja ging auch ſchon einmal von ihm die Rede, daß er den romanhaften Wunſch, in einem kleinen Hauſe, an einem murmelnden Bach, mit einigem Hausvieh ein einſames idylliſches Leben procul negotiis zu führen, in anmuthige Verſe gebracht, ſo hätte man denken ſollen, daß er nun, den regierenden Herrn vergeſſend, ſich einrichten werde mit dem gemüthlichen Hausbedarf, wie es in der Macht ſteht des reichen unabhängigen Privatmannes. Dem war aber ganz und gar nicht ſo!

Es mag wohl ſeyn, daß die Liebe der großen Herrn zur Kunſt und Wiſſenſchaft nur als ein integrirender Teil des eigentlichen Hoflebens anzuſehen iſt. Der Anſtand erfordert es, Gemälde zu beſitzen und Muſik zu hören, und übel würde es ſeyn, wenn der Hofbuchbinder feiern und nicht die neueſte Litteratur fortwährend in Gold und Leder kleiden ſollte. Iſt aber jene Liebe ein integrirender Teil des Hoflebens ſelbſt, ſo muß ſie mit dieſem zugleich untergehen, und kann nicht als etwas für ſich fort beſtehendes Troſt gewähren, für den verlornen Thron oder das kleine Regentenſtühlchen, auf dem man zu ſitzen gewohnt.

Fürſt Irenäus erhielt ſich beides, das Hofleben und die Liebe für die Künſte und Wiſſenſchaften, indem er einen ſüßen Traum ins Leben treten ließ, in dem er ſelbſt mit ſeiner Umgebung, ſowie ganz Sieghartsweiler figurirte.

Er that nämlich ſo, als ſey er regierender Herr, behielt die ganze Hofhaltung, ſeinen Kanzler des Reichs, ſein Finanzcollegium ꝛc. ꝛc. bei, ertheilte ſeinen Hausorden, gab Cour, Hofbälle, die meiſtentheils aus zwölf bis funfzehn Perſonen beſtanden, da auf die eigentliche Courfähigkeit ſtrenger geachtet wurde, als an den größten Höfen, und die Stadt war gutmüthig genug, den falſchen Glanz dieſes träumeriſchen Hofes für etwas zu halten, das ihr Ehre und Anſehen bringe. So nannten die guten Sieghartsweiler den Fürſten Irenäus ihren gnädigſten Herrn, illuminirten die Stadt an ſeinem Namensfeſte und an den Namenstagen ſeines Hauſes, und opferten ſich überhaupt gern auf für das Vergnügen des Hofes, wie die athenienſiſchen Bürgersleute in Shakſpears Sommernachtstraum.

Es war nicht zu läugnen, daß der Fürſt ſeine Rolle mit dem wirkungsvollſten Pathos durchführte, und dieſen Pathos ſeiner ganzen Umgebung mitzutheilen wußte. — So erſcheint ein fürſtlicher Finanzrath in dem Clubb zu Sieghartsweiler finſter, in ſich gekehrt, wortkarg! — Wolken ruhen auf ſeiner Stirne, er verſinkt oft in ein tiefes Nachdenken, fährt dann auf, wie plötzlich erwachend! — Kaum wagt man es, laut zu ſprechen, hart aufzutreten in ſeiner Nähe. Es ſchlägt neun Uhr, da ſpringt er auf, nimmt ſeinen Hut, vergebens ſind alle Bemühungen, ihn feſtzuhalten, er verſichert mit ſtolzem, tiefbedeutendem Lächeln, daß ihn Aktenſtöße erwarteten, daß er die Nacht würde opfern müſſen, um ſich zu der morgenden, höchſt wichtigen, letzten Quartalſitzung des Collegiums vorzubereiten; eilt hinweg, und hinterläßt die Geſellſchaft in ehrfurchtsvoller Erſtarrung über die enorme Wichtigkeit und Schwierigkeit ſeines Amts. — Und der wichtige Vortrag, auf den ſich der geplagte Mann die Nacht über vorbereiten muß? — Je nun, die Waſchzettel aus ſämtlichen Departements, der Küche, der Tafel, der Garderobe ꝛc. fürs verfloſſene Vierteljahr ſind eingegangen, und er iſt es, der in allen Waſchangelegenheiten den Vortrag hat. — So bemitleidet die Stadt den armen fürſtlichen Wagenmeiſter, ſpricht jedoch, von dem ſublimen Pathos des fürſtlichen Collegiums ergriffen: ſtrenge, aber gerecht! Der Mann hat nämlich erhaltener Inſtruktion gemäß einen Halbwagen, der unbrauchbar geworden, verkauft, das Finanz-Collegium ihm aber bei Strafe augenblicklicher Caſſation aufgegeben, binnen drei Tagen nachzuweiſen, wo er die andere Hälfte gelaſſen, die vielleicht noch brauchbar geweſen. —

Ein beſonderer Stern, der am Hofe des Fürſten Irenäus leuchtete, war die Räthin Benzon, nunmehr in der Mitte der Dreißiger Jahre, ſonſt eine gebietende Schönheit, noch jetzt nicht ohne Liebreiz, die einzige, deren Adel zweifelhaft und die der Fürſt dennoch ein für allemal als courfähig angenommen. Der Räthin heller durchdringender Verſtand, ihr lebhafter Geiſt, ihre Weltklugheit, vorzüglich aber eine gewiſſe Kälte des Charakters, die dem Talent zu herrſchen unerläßlich, übten ihre Macht in voller Stärke, ſo daß ſie es eigentlich war, die die Fäden des Puppenſpiels an dieſem Miniaturhofe zog. Ihre Tochter, Julia geheißen, war mit der Prinzeſſin Hedwiga aufgewachſen, und auch auf die Geiſtesbildung dieſer hatte die Räthin ſo gewirkt, daß ſie in dem Kreiſe der fürſtlichen Familie wie eine Fremde erſchien und ſonderbar abſtach gegen den Bruder. Prinz Ignaz war nämlich zu ewiger Kindheit verdammt, beinahe blödſinnig zu nennen.

Der Benzon gegenüber, ebenſo einflußreich, ebenſo eingreifend in die engſten Verhältniſſe des fürſtlichen Hauſes, wiewohl auf ganz andere Weiſe als ſie, ſtand der Meiſter Abraham Liscov.

Merkwürdig genug iſt es, wie dieſer in die fürſtliche Familie gerieth.

Des Fürſten Irenäus hochſeeliger Herr Papa war ein Mann von einfachen milden Sitten. Er ſah es ein, daß irgend eine Kraftäußerung das kleine ſchwache Räderwerk der Staatsmaſchine zerbrechen müſſe, ſtatt ihm einen beſſern Schwung zu geben. Er ließ es daher in ſeinem Ländlein fortgehen, wie es zuvor gegangen, und fehlt' es ihm dabei an Gelegenheit, einen glänzenden Verſtand oder andere beſondere Gaben des Himmels zu zeigen, ſo begnügte er ſich damit, daß in ſeinem Fürſtentum jedermann ſich wohl befand, und daß, Rückſichts des Auslandes, es ihm ſo ging wie den Weibern, die dann am tadelfreiſten ſind, wenn man gar nicht von ihnen ſpricht. War des Fürſten kleiner Hof ſteif, zeremoniös, altfränkiſch, konnte der Fürſt gar nicht eingehen in manche loyale Ideen, wie ſie die neuere Zeit erzeugt, ſo lag das an der Unwandelbarkeit des hölzernen Geſtelles, das Oberhofmeiſter, Hofmarſchälle, Kammerherren in ſeinem Innern mühſam zuſammen gerichtet. In dieſem Geſtelle arbeitete aber ein Triebrad, das kein Hofmeiſter, kein Marſchall jemals hätte zum Stillſtehen bringen können. Dies war nämlich ein dem Fürſten angeborner Hang zum Abenteuerlichen, Seltſamen, Geheimnißvollen. — Er pflegte zuweilen, nach dem Beiſpiel des würdigen Califen Harun Al Raſchid, verkleidet Stadt und Land zu durchſtreichen, um jenen Hang, der mit ſeiner übrigen Lebenstendenz in dem ſonderbarſten Widerſpiel ſtand, zu befriedigen, oder wenigſtens Nahrung dafür zu ſuchen. Dann ſetzte er einen runden Hut auf und zog einen grauen Oberrock an, ſo daß jedermann auf den erſten Blick wußte, daß der Fürſt nun nicht zu erkennen.

Es begab ſich, daß der Fürſt alſo verkleidet und unerkennbar die Allee durchſchritt, die von dem Schloß aus nach einer entfernten Gegend führte, in der einzeln ein kleines Häuschen ſtand, von der Wittwe eines fürſtlichen Mundkochs bewohnt. Gerade vor dieſem Häuschen angekommen, gewahrte der Fürſt zwei in Mäntel gehüllte Männer, die zur Hausthüre hinausſchlichen. Er trat zur Seite, und der Hiſtoriograph des Irenäusſchen Hauſes, dem ich dies nachſchreibe, behauptet, der Fürſt ſey ſelbſt dann nicht bemerkt und erkannt worden, wenn er, ſtatt des grauen Oberrocks, das glänzendſte Staatskleid angehabt mit dem funkelnden Ordensſtern darauf, aus dem Grunde, weil es ſtockfinſterer Abend geweſen. Als die beiden verhüllten Männer dicht vor dem Fürſten langſam vorübergingen, vernahm dieſer ganz deutlich folgendes Geſpräch. Der eine: „Bruder Excellenz, ich bitte dich, nimm dich zuſammen, ſei nur dieſesmal kein Eſel! — Der Menſch muß fort, ehe der Fürſt etwas von ihm erfährt, denn ſonſt behalten wir den verfluchten Hexenmeiſter auf dem Halſe, der uns mit ſeinen Satanskünſten alle ins Verderben ſtürzt." Der andere: „Mon cher frère, ereifere dich doch nur nicht ſo, du kennſt meine Sagacität, mein savoir faire. Morgen werf' ich dem gefährlichen Menſchen ein paar Carolin an den Hals, und da mag er ſeine Kunſtſtückchen den Leuten vormachen wo er will. Hier darf er nicht bleiben. Der Fürſt iſt überdies ein —"

Die Stimmen verhallten, der Fürſt erfuhr daher nicht, wofür ihn ſein Hofmarſchall hielt, denn kein anderer als dieſer und ſein Bruder, der Oberjägermeiſter, waren die Perſonen, welche aus dem Hauſe ſchlichen und das verfängliche Geſpräch führten. Der Fürſt hatte beide ſehr genau an der Sprache erkannt.

Man kann denken, daß der Fürſt nichts angelegentlicheres zu thun hatte, als jenen Menſchen, jenen gefährlichen Hexenmeiſter aufzuſuchen, deſſen Bekanntſchaft ihm entzogen werden ſollte. Er klopfte an das Häuschen, die Wittwe trat mit einem Licht in der Hand heraus, und fragte, da ſie den runden Hut und den grauen Oberrock des Fürſten gewahrte, mit kalter Höflichkeit: „Was ſteht zu Ihren Dienſten, Monſieur?" Monſieur wurde nämlich der Fürſt angeredet, wenn er verkleidet war und unkenntlich. Der Fürſt erkundigte ſich nach dem Fremden, der bei der Wittwe eingekehrt ſeyn ſollte, und erfuhr, daß der Fremde kein anderer ſey, als ein ſehr geſchickter, berühmter, mit vielen Atteſtaten, Conceſſionen und Privilegien verſehener Taſchenſpieler, der hier ſeine Künſte zu produziren gedenke. Soeben, erzählte die Wittwe, wären zwei Herrn vom Hofe bei ihm geweſen, die er, vermöge der ganz unerklärlichen Sachen, welche er ihnen vorgemacht, dermaßen in Erſtaunen geſetzt, daß ſie ganz blaß, verſtört, ja ganz außer ſich das Haus verlaſſen hätten.

Ohne weiteres ließ ſich der Fürſt hinauf führen. Meiſter Abraham (niemand anders war der berühmte Taſchenſpieler) empfing ihn wie einen den er längſt erwartet, und verſchloß die Thüre.

Niemand weiß, was nun Meiſter Abraham begonnen, gewiß iſt es aber, daß der Fürſt die ganze Nacht über bei ihm blieb, und daß am andern Morgen Zimmer eingerichtet wurden auf dem Schloſſe, die Meiſter Abraham bezog, und zu denen der Fürſt aus ſeinem Studierzimmer mittelſt eines geheimen Ganges unbemerkt gelangen konnte. Gewiß iſt es ferner, daß der Fürſt den Hofmarſchall nicht mehr: mon cher ami nannte, und ſich von dem Oberjägermeiſter niemals mehr die wunderbare Jagdgeſchichte von dem weißen gehörnten Haſen, den er (der Oberjägermeiſter) bei ſeinem erſten jägeriſchen Ausflug in den Wald nicht hätte ſchießen können, erzählen ließ, welches die Gebrüder in Gram und Verzweiflung ſtürzte, ſo daß beide ſehr bald den Hof verließen. Gewiß endlich, daß Meiſter Abraham nicht allein durch ſeine Fantasmagorieen, ſondern auch durch das Anſehen, das er ſich immer mehr und mehr bei dem Fürſten zu erwerben wußte, Hof, Stadt und Land in Erſtaunen ſetzte.

Von den Kunſtſtücken, die Meiſter Abraham vollführte, erzählt oben bemeldeter Hiſtoriograph des Irenäusſchen Hauſes ſo viel ganz unglaubliches, daß man es nicht nachſchreiben kann, ohne alles Zutrauen des geneigten Leſers aufs Spiel zu ſetzen. Dasjenige Kunſtſtück, welches aber der Hiſtoriograph für das wunderbarſte von allen hält, ja von dem er behauptet, daß es hinlänglich beweiſe, wie Meiſter Abraham offenbar mit fremden unheimlichen Mächten in bedrohlichem Bunde ſtehe, iſt indeß nichts anderes, als jenes akuſtiſche Zauberſpiel, das ſpäter unter der Benennung des unſichtbaren Mädchens ſo viel Aufſehen gemacht, und das Meiſter Abraham ſchon damals ſinnreicher, fantaſtiſcher, das Gemüth ergreifender aufzuſtellen wußte, als es nachher jemals geſchehen.

Nebenher wollte man auch wiſſen, daß der Fürſt ſelbſt mit dem Meiſter Abraham gewiſſe magiſche Operationen unternehme, über deren Zweck unter den Hofdamen, Kammerherren und andern Leuten vom Hofe ein angenehmer Wettſtreit alberner, ſinnloſer Vermuthungen entſtand. Darin waren alle einig, daß Meiſter Abraham dem Fürſten das Goldmachen beibringe, wie aus dem Rauch, der aus dem Laboratorio bisweilen dringe, zu ſchließen, und daß er ihn eingeführt in allerlei nützliche Geiſterconferenzen. Alle waren ferner davon überzeugt, daß der Fürſt das Patent für den neuen Bürgermeiſter im Marktflecken nicht vollziehe, ja dem fürſtlichen Ofenheizer keine Zulage bewillige, ohne den Agathodämon, den spiritum familiarem oder die Geſtirne zu befragen.

Als der alte Fürſt ſtarb, und Irenäus ihm in der Regierung folgte, verließ Meiſter Abraham das Land. Der junge Fürſt, der von des Vaters Neigung zum Abenteuerlichen, Wunderbaren durchaus nichts ererbt, ließ ihn zwar ziehen, fand aber bald, daß Meiſter Abrahams magiſche Kraft vorzüglich ſich darin bewähre, einen gewiſſen böſen Geiſt zu beſchwören, der ſich an kleinen Höfen nur gar zu gern einniſtet, nämlich den Höllengeiſt der Langenweile. Dann hatte auch das Anſehen, in dem Meiſter Abraham bei dem Vater ſtand, tiefe Wurzel gefaßt in dem Gemüth des jungen Fürſten. Es gab Augenblicke, in denen dem Fürſten Irenäus zu Muthe wurde, als ſey Meiſter Abraham ein überirdiſches Weſen, über alles, was menſchlich, erhaben, ſtehe es auch noch ſo hoch. Man ſagt, daß dieſe ganz beſondere Empfindung von einem kritiſchen unvergeßlichen Moment in der Jugendgeſchichte des Fürſten herrühre. Als Knabe war er einſt mit kindiſcher überläſtiger Neugier in Meiſter Abrahams Zimmer eingedrungen, und hatte läppiſch eine kleine Maſchine, die der Meiſter eben mit vieler Mühe und Kunſt vollendet, zerbrochen, der Meiſter aber in vollem Zorn über den verderblichen Ungeſchick dem kleinen fürſtlichen Bengel eine fühlbare Ohrfeige zugetheilt, und ihn dann mit einiger nicht ganz ſanfter Schnelligkeit hinausgeführt aus der Stube auf den Corridor. Unter hervorquellenden Thränen konnte der junge Herr nur mit Mühe die Worte hervorſtammeln: „**Abraham — soufflet —**“ ſo daß der beſtürzte Oberhofmeiſter es für ein gefährvolles Wagniß hielt, tiefer einzudringen in das fürchterliche Geheimniß, das zu ahnen er ſich unterſtehen mußte.

Der Fürſt fühlte lebhaft das Bedürfniß, den Meiſter Abraham als das belebende Prinzip der Hofmaſchine bei ſich zu behalten; vergebens waren aber alle ſeine Bemühungen, ihn zurückzubringen. Erſt nach jenem verhängnißvollen Spaziergange, als Fürſt Irenäus ſein Ländchen verloren, als er die chimäriſche Hofhaltung zu Sieghartsweiler eingerichtet, fand ſich auch Meiſter Abraham wieder ein, und in der That, zu gelegenerer Zeit hätte er gar nicht kommen können. Denn außerdem daß — — — — — — — —

* * *

Nicht lange nachher, als Fürſt Irenäus in Sieghartsweiler ſich niedergelaſſen, luſtwandelten an einem ſchönen Sommerabend Prinzeſſin Hedwiga und Julia in dem anmutigen Park zu Sieghartshof. Wie ein goldner Schleier lag der Schein der ſinkenden Sonne ausgebreitet über dem Walde. Kein Blättlein rührte ſich. In ahnungsvollem Schweigen harrten Baum und Gebüſch, daß der Abendwind komme und mit ihnen koſe. Nur das Getöſe des Waldbachs, der über weiße Kieſel fortbrauſte, unterbrach die tiefe Stille. Arm in Arm verſchlungen, ſchweigend, wandelten die Mädchen fort durch die ſchmalen Blumengänge, über die Brücken, die über die verſchiedenen Schlingungen des Bachs führten, bis ſie an das Ende des Parks, an den großen See kamen, in dem ſich der ferne Geierſtein mit ſeinen maleriſchen Ruinen abſpiegelte.

„Es iſt doch ſchön!“ rief Julia recht aus voller Seele. „Laß uns“, ſprach Hedwiga, „in die Fiſcherhütte treten. Die Abendſonne brennt entſetzlich und drinn iſt die Ausſicht nach dem Geierſtein aus dem mittlern Fenſter noch ſchöner als hier, da die Gegend dort nicht Panorama, ſondern in gruppirter Anſicht, wahrhaftes Bild erſcheint.“

Julia folgte der Prinzeſſin, die kaum hineingetreten und zum Fenſter hinausſchauend, ſich nach Crayon und Papier ſehnte, um die Ausſicht in der Beleuchtung zu zeichnen, welche ſie ungemein pikant nannte.

„Ich möchte“, ſprach Julia, „ich möchte dich beinahe um deine Kunſtfertigkeit beneiden, Bäume und Gebüſche, Berge, Seen ſo ganz nach der Natur zeichnen zu können. Aber ich weiß es ſchon, könnte ich auch ſo hübſch zeichnen als du, doch würd' es mir niemals gelingen, eine Landſchaft nach der Natur aufzunehmen, und zwar um deſto weniger, je herrlicher der Anblick. Vor lauter Freude und Entzücken des Schauens würd' ich gar nicht zur Arbeit kommen.“ — Der Prinzeſſin Antlitz überflog, bei dieſen Worten Julias, ein gewiſſes Lächeln, das bei einem ſechszehnjährigen Mädchen bedenklich genannt werden dürfte. Meiſter Abraham, der im Ausdruck zuweilen etwas ſeltſam, meinte, ſolch Muskelſpiel im Geſicht ſey dem Wirbel zu vergleichen auf der Oberfläche des Waſſers, wenn ſich in der Tiefe etwas bedrohliches rührt. — Genug, Prinzeſſin Hedwiga lächelte; indem ſie aber die Roſenlippen öffnete, um der ſanften unkünſtleriſchen Julia etwas zu entgegnen, ließen ſich ganz in der Nähe Akkorde hören, die ſo ſtark und wild angeſchlagen wurden, daß das Inſtrument kaum eine gewöhnliche Guitarre zu ſeyn ſchien.

Die Prinzeſſin verſtummte, und beide, ſie und Julia, eilten vor das Fiſcherhaus.

Nun vernahmen ſie eine Weiſe nach der andern, verbunden durch die ſeltſamſten Uebergänge, durch die fremdartigſte Akkordenfolge. Dazwiſchen ließ ſich eine ſonore männliche Stimme hören, die bald alle Süßigkeit des italiäniſchen Geſanges erſchöpfte, bald, plötzlich abbrechend, in ernſte düſtere Melodieen fiel, bald rezitativiſch, bald mit ſtarken, kräftig accentuirten Worten drein ſprach. —

Die Guitarre wurde geſtimmt — dann wieder Akkorde — dann wieder abgebrochen und geſtimmt — dann heftige, wie im Zorn ausgeſprochene Worte — dann Melodieen — dann aufs neue geſtimmt. —

Neugierig auf den ſeltſamen Virtuoſen, ſchlichen Hedwiga und Julia näher und näher heran, bis ſie einen Mann in ſchwarzer Kleidung gewahrten, der, den Rücken ihnen zugewendet, auf einem Felsſtück dicht an dem See ſaß und das wunderliche Spiel trieb, mit Singen und Sprechen.

Eben hatte er die Guitarre ganz und gar umgeſtimmt, auf ungewöhnliche Weiſe, und verſuchte nun einige Akkorde, dazwiſchen rufend: Wieder verfehlt — keine Reinheit — bald ein Komma zu tief, bald ein Komma zu hoch! —

Dann faßte er das Inſtrument, das er von dem blauen Bande, an dem es ihm um die Schultern hing, losgeneſtelt, mit beiden Händen, hielt es vor ſich hin und begann: „Sage mir, du kleines eigenſinniges Ding, wo ruht eigentlich dein Wohllaut, in welchen Winkel deines Innerſten hat ſich die reine Skala verkrochen? — Oder willſt du dich vielleicht auflehnen gegen deinen Meiſter und behaupten, ſein Ohr ſey todtgehämmert worden in der Schmiede der gleichſchwebenden Temperatur, und ſeine Enharmonik nur ein kindiſches Vexierſpiel? Du verhöhnſt mich, glaub' ich, unerachtet ich den Bart viel beſſer geſchoren trage als Meiſter Stefano Pacini, detto il Venetiano, der die Gabe des Wohllauts in dein Innerſtes legte, die mir ein unerſchließbares Geheimniß bleibt. Und, liebes Ding, daß du es nur weißt, willſt du den uniſonirenden Dualismus von Gis und As oder Cis und Des — oder vielmehr ſämmtlicher Töne durchaus nicht verſtatten, ſo ſchicke ich dir neun tüchtige teutſche Meiſter auf den Hals, die ſollen dich ausſchelten, dich kirre machen mit enharmoniſchen Worten. — Und du magſt dich nicht deinem Stefano Pacini in die Arme werfen, du magſt nicht, wie ein keifendes Weib, das letzte Wort behalten wollen. — Oder biſt du vielleicht gar dreiſt und ſtolz genug, zu meinen, daß alle ſchmucken Geiſter, die in dir wohnen, nur dem gewaltigen Zauber folgen der Magier, die längſt von der Erde gegangen, und daß in den Händen eines Haſenfußes —"

Bei dem letzten Worte hielt der Mann plötzlich inne, ſprang auf, und ſchaute, wie in tiefen Gedanken verſunken, in den See hinein. — Die Mädchen, geſpannt durch des Mannes ſeltſames Beginnen, ſtanden wie eingewurzelt hinter dem Gebüſch; ſie wagten kaum zu athmen.

„Die Guitarre", brach der Mann endlich los, „iſt doch das miſerabelſte, unvollkommenſte Inſtrument von allen Inſtrumenten, nur werth, von girrenden, liebeskrankenden Schäfern in die Hand genommen zu werden, die das Embouchoir zur Schalmei verloren haben, da ſie ſonſt es vorziehen würden, erklecklich zu blaſen, das Echo zu wecken mit den Kuhreigen der ſüßeſten Sehnſucht und klägliche Melodieen entgegen zu ſenden den Emmelinen in den weiten Bergen, die das liebe Vieh zuſammentreiben mit dem luſtigen Geknalle empfindſamer Hetzpeitſchen! — O Gott! — Schäfer, die „wie ein Ofen ſeufzen mit Jammerlied auf ihrer Liebſten Brau'n" — lehrt ihnen, daß der Dreiklang aus nichts anderm beſtehe, als aus drei Klängen, und niedergeſtoßen werde durch den Dolchſtich der Septime, und gebt ihnen die Guitarre in die Hände! — Aber ernſten Männern von leidlicher Bildung, von vorzüglicher Erudition, die ſich abgegeben mit griechiſcher Weltweisheit und wohl wiſſen, wie es am Hofe zu Peking oder Nanking zugeht, aber den Teufel was verſtehen von Schäferei und Schafzucht, was ſoll denen das Aechzen und Klimpern? — Haſenfuß, was beginnſt du? Denke an den ſeeligen Hippel, welcher verſichert, daß, ſäh' er einen Mann Unterricht ertheilen im Clavierſchlagen, es ihm zu Muthe werde, als ſötte beſagter Lehrherr weiche Eier — und nun Guitarre klimpern — Haſenfuß! — Pfui Teufel!" — Damit ſchleuderte der Mann das Inſtrument weit von ſich ins Gebüſch und entfernte ſich raſchen Schrittes, ohne die Mädchen zu bemerken.

„Nun", rief Julia nach einer Weile lachend, „nun, Hedwiga, was ſagſt du zu dieſer verwunderlichen Erſcheinung? Wo mag der ſeltſame Mann her ſeyn, der erſt ſo hübſch mit ſeinem Inſtrument zu ſprechen weiß, und es dann verächtlich von ſich wirft, wie eine zerbrochene Schachtel?"

„Es iſt Unrecht", ſprach Hedwiga, wie im plötzlich aufwallenden Zorn, indem ihre verbleichten Wangen ſich blutroth färbten, „es iſt Unrecht, daß der Park nicht verſchloſſen iſt, daß jeder Fremde hinein kann."

„Wie," erwiderte Julia, „der Fürſt ſollte, meinſt du, engherzig den Sieghartsweilern — nein, nicht dieſen allein, jedem der des Weges wandelt, gerade den anmuthigſten Fleck der ganzen Gegend verſchließen! das iſt unmöglich deine ernſte Meinung!" — „Du bedenkſt", fuhr die Prinzeſſin noch bewegter fort, „du bedenkſt die Gefahr nicht, die für uns daraus entſteht. Wie oft wandeln wir ſo wie heute allein, entfernt von aller Dienerſchaft, in den entlegenſten Gängen des Waldes umher! — Wie, wenn einmal irgend ein Böſewicht —"

„Ei," unterbrach Julia die Prinzeſſin, „ich glaube gar, du fürchteſt, aus dieſem, jenem Gebüſch könnte irgend ein ungeſchlachter märchenhafter Rieſe, oder ein fabelhafter Raubritter hervorſpringen, und uns entführen auf ſeine Burg! — Nun, das wolle der Himmel verhüten! — Aber ſonſt muß ich dir geſtehen, daß mir irgend ein kleines Abenteuer hier in dem einſamen romantiſchen Walde recht hübſch, recht anmuthig bedünken möchte. — Ich denke eben an Shakſpears „Wie es Euch gefällt", das uns die Mutter ſo lange nicht in die Hände geben wollte, und das uns endlich Lothario vorgeleſen. Was gilt es, du würdeſt auch gern ein bißchen Celia ſpielen und ich wollte deine treue Roſalinde ſeyn. — Was machen wir aus unſerm unbekannten Virtuoſen?"

„O,“ erwiderte die Prinzeſſin, „eben dieſer unbekannte Menſch — Glaubſt du wohl, Julia, daß mir ſeine Geſtalt, ſeine wunderlichen Reden ein inneres Grauen erregten, das mir unerklärlich iſt? — Noch jetzt durchbeben mich Schauer, ich erliege beinahe einem Gefühl, das, ſeltſam und entſetzlich zugleich, alle meine Sinne gefangen nimmt. In dem tiefſten dunkelſten Gemüth regt ſich eine Erinnerung auf, und ringt vergebens, ſich deutlich zu geſtalten. — Ich ſah dieſen Menſchen ſchon in irgend eine fürchterliche Begebenheit verflochten, die mein Herz zerfleiſchte — vielleicht war es nur ein ſpukhafter Traum, deſſen Andenken mir geblieben — Genug — der Menſch mit ſeinem ſeltſamen Beginnen, mit ſeinen wirren Reden däuchte mir ein bedrohliches geſpenſtiſches Weſen, das uns vielleicht verlocken wollte in verderbliche Zauberkreiſe.“

„Welche Einbildungen,“ rief Julia, „ich für mein Theil verwandle das ſchwarze Geſpenſt mit der Guitarre in den Monſieur Jacques oder gar in den ehrlichen Probſtein, deſſen Philoſophie beinahe ſo lautet, wie die wunderlichen Reden des Fremden. — Doch hauptſächlich iſt es nun nöthig, die arme Kleine zu retten, die der Barbar ſo feindſelig in das Gebüſch geſchleudert hat.“ —

„Julia — was beginnſt du — um des Himmelswillen,“ rief die Prinzeſſin; doch ohne auf ſie zu achten, ſchlüpfte Julia hinein in das Dickicht und kam nach wenigen Augenblicken triumphierend, die Guitarre, die der Fremde weggeworfen, in der Hand, zurück.

Die Prinzeſſin überwand ihre Scheu und betrachtete ſehr aufmerkſam das Inſtrument, deſſen ſeltſame Form ſchon von hohem Alter zeugte, hätte das auch nicht die Jahrzahl und der Name des Meiſters beſtätigt, den man durch die Schallöffnung auf dem Boden deutlich wahrnahm. Schwarz eingeätzt waren nämlich die Worte: Stefano Pacini fec. Venet. 1532.

Julia konnte es nicht unterlaſſen, ſie ſchlug einen Akkord auf dem zierlichen Inſtrumente an, und erſchrak beinahe über den mächtigen vollen Klang, der aus dem kleinen Dinge heraustönte. „O herrlich — herrlich," rief ſie aus und ſpielte weiter. Da ſie aber gewohnt, nur ihren Geſang mit der Guitarre zu begleiten, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie bald unwillkürlich zu ſingen begann, indem ſie weiter fortwandelte. Die Prinzeſſin folgte ihr ſchweigend. Julia hielt inne; da ſprach Hedwiga: „Singe, ſpiele auf dem zauberiſchen Inſtrumente, vielleicht gelingt es dir, die böſen, feindlichen Geiſter, die Macht haben wollten über mich, hinabzubeſchwören in den Orkus."

„Was willſt du", erwiderte Julia, „mit deinen böſen Geiſtern, die ſollen uns beiden fremd ſeyn und bleiben, aber ſingen will ich und ſpielen, denn ich wüßte nicht, daß jemals mir ein Inſtrument ſo zur Hand geweſen, mir überhaupt ſo zugeſagt hätte, als eben dieſes. Mir ſcheint auch, als wenn meine Stimme viel beſſer dazu laute als ſonſt." — Sie begann eine bekannte italiäniſche Canzonetta und verlor ſich in allerlei zierliche Melismen, gewagte Läufe und Capriccios, Raum gebend dem vollen Reichthum der Töne, der in ihrer Bruſt ruhte.

War die Prinzeſſin erſchrocken über den Anblick des Unbekannten, ſo erſtarrte Julia zur Bildſäule, als er, da ſie eben in einen andern Gang einbiegen wollte, plötzlich vor ihr ſtand.

Der Fremde, wohl an dreißig Jahre alt, war nach dem Zuſchnitt der letzten Mode ſchwarz gekleidet. In ſeinem ganzen Anzuge fand ſich durchaus nichts ſonderbares, ungewöhnliches und doch hatte ſein Ausſehen etwas ſeltſames, fremdartiges. Trotz der Sauberkeit ſeiner Kleidung war eine gewiſſe Nachläſſigkeit ſichtbar, die weniger von Mangel an Sorgfalt, als davon herzurühren ſchien, daß der Fremde gezwungen worden, einen Weg zu machen, auf den er nicht gerechnet, und zu dem ſein Anzug nicht paßte. Mit aufgeriſſener Weſte, das Halstuch nur leicht umgeſchlungen, die Schuhe dick beſtäubt, auf denen die goldnen Schnällchen kaum ſichtbar, ſtand er da, und närriſch genug ſah es aus, daß er an dem kleinen dreieckigen Hütchen, das nur beſtimmt, unter den Armen getragen zu werden, die hintere Krempe herabgeſchlagen hatte, um ſich gegen die Sonne zu ſchützen. Er hatte ſich durchgedrängt durch das tiefſte Dickicht des Parks, denn ſein wirres ſchwarzes Haar hing voller Tannnadeln. Flüchtig ſchaute er die Prinzeſſin an und ließ dann den ſeelenvollen leuchtenden Blick ſeiner großen dunklen Augen auf Julia ruhen, deren Verlegenheit noch dadurch erhöht wurde, ſo daß ihr, wie in es in dergleichen Fällen ihr zu geſchehen pflegte, die Thränen in die Augen traten.

„Und dieſe Himmelstöne“, begann der Fremde endlich mit weicher ſanfter Stimme, „und dieſe Himmelstöne ſchweigen vor meinem Anblick und zerfließen in Thränen?“

Die Prinzeſſin, den erſten Eindruck, den der Fremde auf ſie gemacht, mit Gewalt niederkämpfend, blickte ihn ſtolz an, und ſprach dann mit beinahe ſchneidendem Ton: „Allerdings überraſcht uns Ihre plötzliche Erſcheinung, mein Herr! man erwartet um dieſe Zeit keine Fremden mehr im fürſtlichen Park. — Ich bin die Prinzeſſin Hedwiga.“ —

Der Fremde hatte ſich, ſowie die Prinzeſſin zu ſprechen begann, raſch zu ihr gewendet, und ſchaute ihr jetzt in die Augen, aber ſein ganzes Antlitz ſchien ein andres worden. Vertilgt war der Ausdruck ſchwermüthiger Sehnſucht, vertilgt jede Spur des tief im innerſten aufgeregten Gemüths, ein toll verzerrtes Lächeln ſteigerte den Ausdruck bitterer Ironie bis zum Poſſierlichen, bis zum Skurrilen. — Die Prinzeſſin blieb, als träfe ſie ein elektriſcher Schlag, mitten in der Rede ſtecken, und ſchlug, blutroth im ganzen Geſicht, die Augen nieder.

Es ſchien, als wollte der Fremde etwas ſagen, in dem Augenblick begann indeſſen Julia: „Bin ich nicht ein dummes thörichtes Ding, daß ich erſchrecke, daß ich weine wie ein kindiſches Kind, das man ertappt über dem Naſchen! — Ja, mein Herr! ich habe genaſcht, hier die trefflichſten Töne weggenaſcht von Ihrer Guitarre — die Guitarre iſt an allem ſchuld und unſere Neugier! — Wir haben Sie belauſcht, wie Sie mit dem kleinen Dinge ſo hübſch zu ſprechen wußten, und wie Sie dann im Zorn die Arme wegſchleuderten in das Gebüſch, daß ſie im lauten Klageton aufſeufzte, auch das haben wir geſehen. Und das ging mir ſo tief ins Herz, ich mußte hinein in das Dickicht und das ſchöne liebliche Inſtrument aufheben. — Nun, Sie wiſſen wohl, wie Mädchen ſind, ich klimpere etwas auf der Guitarre und da fuhr es mir in die Finger — ich konnt' es nicht laſſen. — Verzeihen Sie mir, mein Herr, und empfangen Sie Ihr Inſtrument zurück.“

Julia reichte die Guitarre dem Fremden hin.

„Es iſt“, ſprach der Fremde, „ein ſehr ſeltnes klangvolles Inſtrument, noch aus alter guter Zeit her, das nur in meinen ungeſchickten Händen — doch was Hände — was Hände! — Der wunderbare Geiſt des Wohllauts, der dieſem kleinen ſeltſamen Dinge befreundet, wohnt auch in meiner Bruſt, aber eingepuppt, keiner freien Bewegung mächtig; doch aus Ihrem Innern, mein Fräulein, ſchwingt er ſich auf zu den lichten Himmelsräumen, in tauſend ſchimmernden Farben, wie das glänzende Pfauenauge. — Ha mein Fräulein! als Sie ſangen, aller ſehnſüchtige Schmerz der Liebe, alles Entzücken ſüßer Träume, die Hoffnung, das Verlangen wogte durch den Wald, und fiel nieder wie erquickender Thau in die duftenden Blumenkelche, in die Bruſt horchender Nachtigallen! — Behalten Sie das Inſtrument, nur Sie gebieten über den Zauber, der in ihm verſchloſſen!" —

„Sie warfen das Inſtrument fort," erwiederte Julia hoch erröthend.

„Es iſt wahr", ſprach der Fremde, indem er mit Heftigkeit die Guitarre ergriff und an ſeine Bruſt drückte, „es iſt wahr, ich warf es fort und empfange es geheiligt zurück; nie kommt es mehr aus meinen Händen!" —

Plötzlich verwandelte ſich nun das Antlitz des Fremden wieder in jene ſkurrile Larve und er ſprach mit hohem ſchneidenden Ton: „Eigentlich hat mir das Schickſal oder mein Kakodämon einen ſehr böſen Streich geſpielt, daß ich hier ſo ganz ex abrupto, wie die Lateiner und noch andere ehrliche Leute ſagen, vor Ihnen erſcheinen muß, meine hochverehrteſten Damen! — O Gott, gnädigſte Prinzeſſin, risquiren Sie es, mich anzuſchauen von Kopf bis zu Fuß. Sie werden dann aus meinem Ajuſtement zu entnehmen geruhen, daß ich mich auf einer großen Viſitenfahrt befinde. — Ha! ich gedachte eben bei Sieghartsweiler vorzufahren und der guten Stadt, wo nicht meine Perſon, doch wenigſtens eine Viſitenkarte abzugeben. — O Gott! fehlt es mir denn an Connexionen, meine gnädigſte Prinzeſſin? — War nicht ſonſt der Hofmarſchall Dero Herrn Vaters mein Intimus? — Ich weiß es, ſah er mich hier, ſo drückte er mich an ſeine Atlasbruſt und ſagte gerührt, indem er mir eine Priſe darbot: hier ſind wir unter uns, mein Lieber, hier kann ich meinem Herzen und den angenehmſten Geſinnungen freien Lauf laſſen. — Audienz hätte ich erhalten bei dem gnädigſten Herrn Fürſten Irenäus und wäre auch Ihnen vorgeſtellt worden, o Prinzeſſin! vorgeſtellt worden auf eine Weiſe, daß ich mein beſtes Geſpann von Septime-Akkorden gegen eine Ohrfeige ſetze, ich hätte Ihre Huld erworben! — Aber nun! — hier im Garten am unſchicklichſten Orte, zwiſchen

Ententeich und Froſchgraben, muß ich mich ſelbſt präſentiren, mir zum ewigen Malheur! — O Gott, könnt' ich nur was weniges hexen, könnt' ich nur subito dieſe edle Zahnſtocherbüchſe (er zog eine aus der Weſtentaſche hervor) verwandeln in den ſchmuckeſten Kammerherrn des Irenäuſchen Hofes, welcher mich beim Fittich nähme und ſpräche: gnädigſte Prinzeſſin, hier iſt der und der! — Aber nun! — che far', che dir'! — Gnade — Gnade, o Prinzeſſin, o Damen! — o Herren!"

Damit warf ſich der Fremde vor der Prinzeſſin nieder, und ſang mit kreiſchender Stimme: „Ah pietà pietà, Signora!"

Die Prinzeſſin faßte Julien und rannte mit ihr unter dem lauten Ausruf: „Es iſt ein Wahnſinniger, ein Wahnſinniger, der dem Tollhauſe entſprungen," ſo ſchnell von dannen als ſie es nur vermochte.

Dicht vor dem Luſtſchloſſe kam die Räthin Benzon den Mädchen entgegen, die athemlos ihr beinahe zu Füßen ſanken. „Was iſt geſchehen, um des Himmels willen, was iſt euch geſchehen, was bedeutet die übereilte Flucht?" So fragte ſie. Die Prinzeſſin vermochte, außer ſich, verſtört wie ſie war, nur in abgebrochenen Reden etwas von einem Wahnſinnigen herzuſtammeln, der ſie überfallen. Julia erzählte ruhig und beſonnen, wie ſich alles begeben, und ſchloß damit, daß ſie den Fremden durchaus nicht für wahnſinnig, ſondern nur für einen ironiſchen Schalk, wirklich für eine Art von Monſieur Jacques halte, der zur Komödie im Ardenner Walde paſſe.

Die Räthin Benzon ließ ſich alles nochmals wiederholen, ſie fragte nach dem kleinſten Umſtande, ſie ließ ſich den Fremden beſchreiben in Gang, Stellung, Gebärde, Ton der Sprache u. ſ. w. „Ja", rief ſie dann, „ja, es iſt nur zu gewiß, er iſt es, er iſt es ſelbſt, kein anderer kann — darf es ſeyn."

„Wer — wer iſt es“, fragte die Prinzeſſin ungeduldig.

„Ruhig, liebe Hedwiga,“ erwiderte die Benzon, „Sie haben Ihren Athem umſonſt verkeucht, kein Wahnſinniger iſt dieſer Fremde, der Ihnen ſo bedrohlich erſchien. Welchen bittern unziemlichen Scherz er ſich auch ſeiner barocken Manier gemäß erlaubte, ſo glaube ich doch, daß Sie ſich mit ihm ausſöhnen werden.“

„Nimmermehr“, rief die Prinzeſſin, „nimmermehr ſehe ich ihn wieder, den — unbequemen Narren.“

„Ei Hedwiga,“ ſprach die Benzon lachend, „welcher Geiſt gab Ihnen das Wort „unbequem“ ein, das nach dem, was vorgegangen, viel beſſer paßt, als Sie vielleicht ſelbſt glauben und ahnen mögen.“

„Ich weiß auch gar nicht,“ begann Julia, „wie du auf den Fremden ſo zürnen magſt, liebe Hedwiga! — Selbſt in ſeinem närriſchen Thun, in ſeinen wirren Reden, lag etwas, das auf ſeltſame und gar nicht unangenehme Weiſe mein Innerſtes anregte.“ „Wohl dir“, erwiderte die Prinzeſſin, indem ihr die Thränen in die Augen traten, „wohl dir, daß du ſo ruhig ſein kannſt und unbefangen, aber mir zerſchneidet der Hohn des entſetzlichen Menſchen das Herz! — Benzon! — wer iſt es, wer iſt der Wahnſinnige?“

„Mit zwei Worten“, ſprach die Benzon, „erkläre ich Alles. Als ich mich vor fünf Jahren in — — — — —

* * *

„Und immer werden Sie“, erwiderte die Benzon, „mit dieſer fantaſtiſchen Ueberſpanntheit, mit dieſer herzzerſchneidenden Ironie nichts anſtiften als Unruhe — Verwirrung — völlige Diſſonanz aller konventionellen Verhältniſſe wie ſie nun einmal beſtehen.“

„O wundervoller Kapellmeiſter," rief Johannes Kreisler lachend, „der ſolcher Diſſonanzen mächtig!"

„Seyn Sie ernſt", fuhr die Räthin fort, „ſeyn Sie ernſt, Sie entkommen mir nicht durch bittern Scherz! Ich halte Sie feſt, lieber Johannes! — Ja, ſo will ich Sie nennen, mit dem ſanften Namen Johannes, damit ich wenigſtens hoffen darf, daß hinter der Satyrmaske am Ende ein ſanftes weiches Gemüth verborgen. Und dann! — nimmermehr werde ich mich davon überzeugen, daß der bizarre Name: Kreisler, nicht eingeſchwärzt, nicht einem ganz andern Familiennamen untergeſchoben ſeyn ſollte!" —

„Räthin," ſprach Kreisler, indem ſein ganzes Geſicht in einem ſeltſamen Muskelſpiel von tauſend Falten und Furchen vibrirte, „theuerſte Räthin, was haben Sie gegen meinen ehrlichen Namen? — Vielleicht führte ich ſonſt einen andern, aber das iſt lange her, und mir geht es ſo wie dem Rathgeber in Tiecks Blaubart, der da ſagt: Ich hatte ſonſt einmal einen ganz vortrefflichen Namen, durch die Länge der Zeit hab' ich ihn faſt vergeſſen, ich kann mich nur noch dunkel daran erinnern." —

„Beſinnen Sie ſich, Johannes!" rief die Räthin, ihn mit leuchtenden Blicken durchbohrend, „der halbvergeſſene Name kommt Ihnen gewiß wieder in den Gedanken."

„Durchaus nicht, Theuerſte," erwiderte Kreisler, „es iſt unmöglich, und ich vermuthe beinahe, daß die dunkle Erinnerung, wie ich ſonſt, was eben meine äußere Geſtalt Rückſichts des Namens als Lebenspaſſeport betrifft, anders geſtaltet, aus der angenehmen Zeit herrührt, da ich eigentlich noch gar nicht geboren. — Erzeigen Sie mir die Güte, Verehrungswürdigſte, betrachten Sie meinen ſchlichten Namen im gehörigen Licht, und Sie werden ihn, was Zeichnung, Colorit und Phyſiognomie betrifft, allerliebſt finden! Noch mehr! ſtülpen Sie ihn um, ſeziren Sie ihn mit dem grammatiſchen Anatomirmeſſer, immer herrlicher wird ſich ſein innerer Gehalt zeigen. Es iſt ganz unmöglich, Vortreffliche! daß Sie meines Namens Abſtammung in dem Worte Kraus finden, und mich, nach der Analogie des Wortes Haarkräusler, für einen Tonkräusler, oder gar für einen Kräusler überhaupt halten können, da ich mich alsdann eben Kräusler ſchreiben müßte. Sie können nicht wegkommen von dem Worte Kreis, und der Himmel gebe, daß Sie denn gleich an die wunderbaren Kreiſe denken mögen, in denen ſich unſer ganzes Seyn bewegt, und aus denen wir nicht herauskommen können, wir mögen es anſtellen wie wir wollen. In dieſen Kreiſen kreiſelt ſich der Kreisler, und wohl mag es ſeyn, daß er oft, ermüdet von den Sprüngen des St. Veits-Tanzes, zu dem er gezwungen, rechtend mit der dunklen unerforſchlichen Macht, die jene Kreiſe umſchrieb, ſich mehr als es einem Magen, der ohnedies nur ſchwächlicher Conſtitution, zuſagt, hinausſehnt ins Freie. Und der tiefe Schmerz dieſer Sehnſucht mag nun wieder eben jene Ironie ſein, die Sie, Verehrte! ſo bitter tadeln, nicht beachtend, daß die kräftige Mutter einen Sohn gebar, der in das Leben eintritt wie ein gebietender König. Ich meine den Humor, der nichts gemein hat mit ſeinem ungerathenen Stiefbruder, dem Spott!“ — „Ja,“ ſprach die Räthin, „eben dieſer Humor, dieſer Wechſelbalg einer ausſchweifenden grillenhaften Fantaſie ohne Geſtalt, ohne Farbe, von dem ihr harten Männerſeelen ſelbſt nicht wißt, für wen ihr ihn ausgeben ſollt nach Stand und Würden, eben dieſer iſt es, den ihr uns gern als etwas großes, herrliches unterſchieben möchtet, wenn ihr Alles, was uns lieb und werth, in bitterm Hohn zu vernichten trachtet. — Wiſſen Sie wohl, Kreisler! daß Prinzeſſin Hedwiga noch jetzt ganz außer ſich iſt über Ihre Erſcheinung, über Ihr Betragen im Park? Reizbar wie ſie iſt, verwundet ſie jeder Scherz, in dem ſie nur die leiſeſte Verſpottung ihrer Perſönlichkeit findet, überdies aber beliebten Sie, lieber Johannes, ſich ihr als ein vollkommen Wahnſinniger darzuſtellen, und ihr ſo ein Entſetzen zu erregen, das ſie hätte auf das Krankenlager werfen können. Iſt das zu entſchuldigen?“

„Eben ſo wenig,“ erwiderte Kreisler, „als wenn ein Prinzeßlein es unternimmt, in dem offenen Park ihres Herrn Papas einem Fremden von honnettem Anſehen, der ihr zufällig begegnet, durch ihre kleine Perſon imponiren zu wollen.“

„Dem ſey wie ihm wolle,“ fuhr die Räthin fort, „genug, Ihre abenteuerliche Erſcheinung in unſerm Park hätte böſe Folgen haben können. Daß ſie abgewandt, daß die Prinzeſſin wenigſtens ſich an den Gedanken gewöhnt, Sie wieder zu ſehen, alles das haben wir meiner Julia zu verdanken. Sie allein nimmt Sie in Schutz, indem ſie in allem, was Sie begonnen, was Sie geſprochen, nur den Erguß einer überſpannten Laune findet, wie ſie oft einem tief verletzten oder zu reizbaren Gemüth eigen. Mit einem Wort, Julia, die erſt vor kurzer Zeit Shakeſpeares: „Wie es Euch gefällt,“ kennen gelernt, hat Sie geradezu mit dem melancholiſchen Monſieur Jacques verglichen.“

„O du ahnendes Himmelskind,“ rief Kreisler, indem ihm die Thränen in die Augen traten.

„Ueberdies“, ſprach die Benzon weiter, „hat meine Julia in Ihnen, als Sie auf der Guitarre fantaſirten und, wie ſie erzählt, dazwiſchen ſangen und ſprachen, den ſublimen Muſiker und Componiſten erkannt. Sie meint, in dem Augenblick ſei ihr ein ganz beſonderer Geiſt der Muſik aufgegangen, ſie habe, wie von unſichtbarer Macht dazu gezwungen, ſingen und ſpielen müſſen, und das ſey ihr gar anders geglückt, als ſonſt jemals. — Erfahren Sie es nur, Julia konnte ſich gar nicht darin finden, daß ſie den ſeltſamen Mann nicht wiederſehen, daß er ihr nur wie ein anmuthig wunderlicher, muſikaliſcher Spuk erſchienen ſeyn ſolle; wogegen die Prinzeſſin mit aller ihr eignen Heftigkeit behauptete, daß ein zweiter Beſuch des geſpenſtiſchen Wahnſinnigen ihr den Tod geben würde. Da die Mädchen ſonſt ein Herz und ein Seele, und niemals eine Entzweiung unter ihnen ſtattgefunden, ſo konnt' ich mit vollem Recht behaupten, daß ſich jene Szene aus früher Kindheit umgekehrt wiederhole, als Julia einen etwas bizarren Skaramuz, der ihr einbeſcheert worden, durchaus in den Kamin werfen wollte, die Prinzeſſin hingegen ihn in Schutz nahm und für ihren Liebling erklärte."

„Ich laſſe mich", fiel Kreisler der Benzon laut lachend in die Rede, „ich laſſe mich, ein zweiter Skaramuz, von der Prinzeſſin in den Kamin werfen, und vertraue der ſüßen Huld der holden Julia." — „Sie müſſen", fuhr die Benzon fort, „die Erinnerung an den Skaramuz für einen humoriſtiſchen Einfall halten, und dieſen können Sie Ihrer eigenen Theorie gemäß, nicht übel deuten. Uebrigens mögen Sie es ſich wohl vorſtellen, daß ich in der Schilderung, die die Mädchen mir von Ihrer Erſcheinung, von dem ganzen Vorfall im Park machten, Sie augenblicklich wieder erkannte, und daß es Juliens Sehnſucht, Sie wieder zu ſehen, gar nicht bedurfte; ohnedies hätte ich in dem nächſten Augenblick alle Leute, die mir zu Gebote ſtanden, in Bewegung geſetzt, den ganzen Park, ganz Sieghartsweiler durchſuchen laſſen, um Sie, der mir bei kurzer Bekanntſchaft ſo werth geworden, wiederzufinden. Alle Nachforſchungen blieben vergebens, ich glaubte Sie verloren, um ſo mehr mußte ich erſtaunen, als Sie heute Morgen bei mir eintraten. Julia iſt bei der Prinzeſſin, welch ein Zwieſpalt der verſchiedenſten Empfindungen würde ſich erheben, wenn die Mädchen in dieſem Augenblick Ihre Ankunft erführen. — Was Sie, den ich als wohlbeſtallten Kapellmeiſter an dem Hofe des Großherzogs glaubte, ſo plötzlich herbringt, darüber verlange ich nur dann Aufſchluß, wenn es Ihnen recht und gemüthlich ſeyn wird, mir darüber etwas zu ſagen.“

Kreisler war, als die Räthin dies alles ſprach, in tiefes Nachdenken verſunken. Er ſtarrte zur Erde nieder, und fingerte an der Stirne, wie einer, der ſich auf etwas vergeſſenes zu beſinnen trachtet.

„Ach“, begann er, als die Räthin ſchwieg, „ach, das iſt eine ſehr alberne Geſchichte, kaum des Erzählens werth. Doch ſo viel iſt gewiß, daß das, was die kleine Prinzeſſin für die wirren Reden eines Wahnwitzigen zu halten geruht hat, in der Wahrheit begründet iſt. In der That befand ich mich damals, als ich das Unglück hatte, die kleine Reizbare im Park zu erſchrecken, auf einer Viſitenfahrt, denn ich kam eben von einer Viſite, die ich niemandem anders abſtattete, als dem Durchlauchtigſten Großherzoge ſelbſt, und hier in Sieghartsweiler wollte ich nun ja eben mit den außerordentlichſten angenehmſten Viſiten kontinuiren.“

„O Kreisler“, rief die Räthin, ein wenig lächelnd, niemals lachte ſie ſtark und laut, „o Kreisler, das iſt gewiß wieder irgend ein bizarrer Einfall, dem Sie freien Lauf geſtattet. Irre ich nicht, ſo liegt die Reſidenz wenigſtens dreißig Stunden entfernt von Sieghartsweiler?“

„So iſt es,“ erwiderte Kreisler, „aber man wandelt in einem Garten, der mir in ſolch großem Stil angelegt ſcheint, daß ſelbſt ein Le Notre darüber erſtaunen müßte. Statuiren Sie nun, Verehrte! nicht meine Viſitenfahrt, ſo mögen ſie bedenken, daß ein empfindſamer Kapellmeiſter, Stimme in Kehle und Bruſt, Guitarre in der Hand, luſtwandelnd durch duftende Wälder, über friſch grünende Wieſen, über wild gethürmtes Steingeklüft, über ſchmale Stege, unter denen die Waldbäche ſchäumend fortbrauſen, ja, daß ein ſolcher Kapellmeiſter als Soloſänger einſtimmend in die Chöre, die überall ihn umtönen, ſehr leicht hineingerathen kann in einzelne Parthien des Gartens, abſichtslos, ohne es zu wollen. So mag ich hineingerathen ſeyn in den fürſtlichen Park zu Sieghartshof, der nichts iſt, als eine etwas kleinliche Parthie in dem groſſen Park, den die Natur anlegte. — Doch nein, es iſt dem nicht ſo! — Als Sie vorhin davon ſprachen, wie ein ganzes luſtiges Jägervolk aufgeboten worden, mich einzufangen als jagdbares Wild, das ſich verlaufen, gewann ich erſt die innere feſte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit meines Hierſeyns. Eine Nothwendigkeit, die mich, hätte ich auch meinen irren Lauf fortſetzen wollen, ins Garn treiben mußte. — Sie erwähnten gütig, daß meine Bekanntſchaft Ihnen werth geworden, mußten mir dabei nicht jene verhängnißvollen Tage der Verwirrung, der allgemeinen Noth einfallen, in denen uns das Schickſal zuſammen führte? Sie fanden mich damals hin und her ſchwankend, unfähig einen Entſchluß zu faſſen, zerriſſen im innerſten Gemüth. Sie nahmen mich auf mit freundlicher Geſinnung, und indem Sie, mir den klaren wolkenloſen Himmel einer ruhigen in ſich abgeſchloſſenen Weiblichkeit aufthuend, mich zu tröſten gedachten, tadelten und verziehen Sie zugleich die tolle Ausgelaſſenheit meines Treibens, welches Sie durch den Drang der Umſtände herbeigeführter troſtloſer Verzweiflung zuſchrieben. Sie entzogen mich einer Umgebung, die ich ſelbſt für zweideutig anerkennen mußte, Ihr Haus wurde das friedliche freundliche Aſyl, in dem ich, Ihren ſtillen Schmerz ehrend, den meinigen vergaß. Ihre Geſpräche voll Heiterkeit und Milde wirkten als wohlthuende Arznei, ohne daß Sie meine Krankheit kannten. Nicht die bedrohlichen Ereigniſſe, die meine Stellung im Leben vernichten konnten, waren es, die ſo feindlich auf mich wirkten. Längſt hatte ich gewünſcht, Verhältniſſe aufzugeben, die mich drückten und ängſtigten, und nicht zürnen konnte ich auf das Schickſal, welches das bewirkte, was auszuführen ich ſelbſt ſo lange nicht Muth und Kraft genug gehabt hatte. Nein! — Als ich mich frei fühlte, da erfaßte mich jene unbeſchreibliche Unruhe, die, ſeit meinen frühen Jugendjahren, ſo oft mich mit mir ſelbſt entzweit hat. Nicht die Sehnſucht iſt es, die, wie jener tiefe Dichter ſo herrlich ſagt, aus dem höheren Leben entſprungen, ewig währt, weil ſie ewig nicht erfüllt wird, weder getäuſcht noch hintergangen, ſondern nur nicht erfüllt, damit ſie nicht ſterbe; nein — ein wüſtes wahnſinniges Verlangen bricht oft hervor nach einem Etwas, das ich in raſtloſem Treiben außer mir ſelbſt ſuche, da es doch in meinem eignen Innern verborgen, ein dunkles Geheimniß, ein wirrer räthſelhafter Traum von einem Paradies der höchſten Befriedigung, das ſelbſt der Traum nicht zu nennen, nur zu ahnen vermag, und dieſe Ahnung ängſtigt mich mit den Qualen des Tantalus. Dies Gefühl bemeiſterte ſich ſchon, als ich noch ein Kind, meiner oft ſo plötzlich, daß ich mitten aus dem frohſten Spiel mit meinen Cameraden davonlief in den Wald, auf den Berg, dort mich niederwarf auf die Erde und troſtlos weinte und ſchluchzte, unerachtet ich eben der tollſte, ausgelaſſenſte von allen geweſen. Später lernte ich mich ſelbſt mehr bekämpfen, aber nicht auszuſprechen vermag ich die Marter meines Zuſtandes, wenn in der heiterſten Umgebung gemüthlicher wohlwollender Freunde, bei irgend einem Kunſtgenuß, ja ſelbſt in den Momenten, wenn meine Eitelkeit in Anſpruch genommen wurde auf dieſe, jene Weiſe, ja! wenn mir dann plötzlich alles elend, nichtig, farblos, todt erſchien, und ich mich verſetzt fühlte in eine troſtloſe Einöde. Nur einen Engel des Lichts giebt es, der Macht hat über den böſen Dämon. Es iſt der Geiſt der Tonkunſt, der oft aus mir ſelbſt ſich ſiegreich erhebt, und vor deſſen mächtiger Stimme alle Schmerzen irdiſcher Bedrängniß verſtummen.“ —

„Immer“, nahm die Räthin das Wort, „immer habe ich geglaubt, daß die Muſik auf Sie zu ſtark, mithin verderblich wirke; denn indem bei der Aufführung irgend eines vortrefflichen Werks Ihr ganzes Weſen durchdrungen ſchien, veränderten ſich alle Züge Ihres Geſichts. Sie erblaßten. Sie waren keines Wortes mächtig. Sie hatten nur Seufzer und Thränen, und fielen dann her mit dem bitterſten Spott, mit tief verletzendem Hohn, über Jeden, der auch nur ein Wort über das Werk des Meiſters ſagen wollte. — Ja wenn —“

„O beſte Räthin“, fiel Kreisler der Benzon in's Wort, indem er, ſo ernſt und tiefbewegt er zuvor geſprochen, plötzlich den beſondern Ton der Ironie wieder aufnahm, der ihm eigen, „o beſte Räthin, das iſt nun alles anders geworden. Sie glauben gar nicht, Verehrte, was ich an dem großherzoglichen Hofe artig und geſcheut worden bin. Ich kann mit der größten Seelenruhe und Gemüthlichkeit zum Don Juan und zur Armida den Takt ſchlagen, ich kann der erſten Sängerin freundlich zuwinken, wenn ſie in der merkwürdigſten Cadenz auf den Sproſſen der Tonleiter herumhopft, ich kann, wenn der Hofmarſchall nach Haydns Jahreszeiten mir zuflüſtert: C'étoit bien ennuyant, mon cher maître de chapelle, lächelnd mit dem Kopfe nicken, und eine bedeutungsvolle Priſe nehmen, ja ich kann es geduldig anhören, wenn der kunſtverſtändige Kammer- und Spektakelherr mir weitläufig demonſtrirt, daß Mozart und Beethoven den Teufel was von Geſang verſtünden, und daß Roſſini, Pucitta und wie die Männerchen alle heißen mögen, ſich à la hauteur aller Opernmuſik geſchwungen. — Ja Verehrte, Sie glauben nicht, was ich während meiner Kapellmeiſterſchaft profitirt, vorzüglich aber die ſchöne Ueberzeugung, wie gut es iſt, wenn Künſtler förmlich in Dienſt treten, der Teufel und ſeine Großmutter könnte es ſonſt mit dem ſtolzen übermüthigen Volke aushalten. Laßt den braven Componiſten Kapellmeiſter oder

Muſikdirektor werden, den Dichter Hofpoet, den Maler Hofportraitiſten, den Bildhauer Hofportraitmeißler und Ihr habt bald keine unnützen Fantaſten mehr im Lande, vielmehr lauter nützliche Bürger von guter Erziehung und milden Sitten!“ —

„Still, ſtill,“ rief die Räthin unmuthig, „halten Sie ein, Kreisler, Ihr Steckenpferd fängt wieder an ſich zu bäumen, nach gewöhnlicher Art und Weiſe. Uebrigens merke ich Unrath, und wünſche jetzt in der That recht ſehnlich zu wiſſen, welch ein ſchlimmes Ereigniß Sie zur ſchnellen übereilten Flucht aus der Reſidenz nöthigte. Denn auf eine ſolche Flucht deuten alle Umſtände Ihrer Erſcheinung im Park.“

„Und ich“, ſprach Kreisler ruhig, indem er ſeinen Blick feſt auf die Räthin heftete, „und ich kann verſichern, daß das ſchlimme Ereigniß, welches mich forttrieb aus der Reſidenz, unabhängig von allen äußern Dingen, nur in mir ſelbſt lag.

Eben jene Unruhe, von der ich vorhin vielleicht mehr und ernſter ſprach, als gerade nöthig, überfiel mich mit ſtärkerer Macht als jemals, es war meines Bleibens nicht länger. — Sie wiſſen, wie ich mich auf meine Kapellmeiſterſchaft bei dem Großherzog freute. Thörichter Weiſe glaubte ich, daß, in der Kunſt lebend, meine Stellung eben mich ganz beſchwichtigen, daß der Dämon in meinem Innern beſiegt werden würde. Aus dem Wenigen, was ich erſt über meine Bildung am großherzoglichen Hofe angebracht, werden Sie, Verehrte, aber entnehmen, wie ſehr ich mich täuſchte. Erlaſſen Sie mir die Schilderung, wie ich durch fade Spielerei mit der heiligen Kunſt, zu der ich nothgedrungen Hand bieten mußte, durch die Albernheiten ſeelenloſer Kunſtpfuſcher, abgeſchmackter Dilettanten, durch das ganze tolle Treiben einer Welt voller Kunſt-Gliederpuppen, immer mehr und mehr dahin gebracht wurde, die erbärmliche Nichtswürdigkeit meiner Exiſtenz einzuſehen. An einem Morgen müßt' ich zum Großherzog, um meine Einwirkung bei den Feſtlichkeiten, die in den nächſten Tagen ſtatt finden ſollten, zu erfahren. Der Spektakelherr war, wie natürlich, zugegen, und ſtürmte auf mich ein mit allerlei ſinn- und geſchmackloſen Anordnungen, denen ich mich fügen ſollte. Vorzüglich war es ein von ihm ſelbſt verfaßter Prolog, den er, als höchſte Spitze der Theaterfeſte, von mir komponirt verlangte. Da diesmal, ſo ſprach er zum Fürſten, einen ſtechenden Seitenblick auf mich werfend, nicht von gelehrter teutſcher Muſik, ſondern von geſchmackvollem italiäniſchen Geſange die Rede ſein ſolle, ſo habe er ſelbſt einige zarte Melodieen aufgeſetzt, die ich gehörig anzubringen. Der Großherzog genehmigte nicht nur alles, ſondern nahm auch Gelegenheit, mir überhaupt anzudeuten, daß er meine fernere Ausbildung durch eifriges Studium der neuern Italiäner hoffe und erwarte. — Wie ich ſo erbärmlich daſtand! — ich verachtete mich ſelbſt tief — alle Demüthigungen erſchienen mir gerechte Strafe für meinen kindiſchen aberwitzigen Langmuth! — Ich verließ das Schloß, um nie wieder zurückzukehren. Noch denſelben Abend wollte ich meine Entlaſſung fordern, aber ſelbſt dieſer Entſchluß konnte mich nicht über mich ſelbſt beruhigen, da ich mich ſchon durch einen geheimen Oſtrazismus verbannt ſah. Die Guitarre, die ich zu anderm Behuf mitgenommen, nahm ich aus dem Wagen, den ich, vor's Thor gekommen, fort ſchickte, und lief hinaus in's Freie, unaufhaltſam fort, immer weiter fort! — Schon ſank die Sonne, immer breiter und ſchwärzer wurden die Schatten der Berge, des Waldes. Unerträglich, ja vernichtend, war mir der Gedanke, zurückzukehren nach der Reſidenz — „Welche Macht zwingt mich zum Rückweg," ſo rief ich laut. Ich wußte, daß ich mich auf dem Wege nach Siegbartsweiler befand, ich gedachte meines alten Meiſters Abraham, von dem ich Tages zuvor einen Brief erhalten, worin er, meine Lage in der Reſidenz ahnend, mich wegwünſchte von dort, mich zu ſich einlud.“ —

„Wie“, unterbrach die Räthin den Kapellmeiſter, „wie, Sie kennen den wunderlichen Alten?“

„Meiſter Abraham“, fuhr Kreisler fort, „war der innigſte Freund meines Vaters, mein Lehrer, zum Theil mein Erzieher! — Nun, Verehrte, wiſſen Sie ausführlich, wie ich in den Park des wackern Fürſten Irenäus kam, und werden nicht mehr daran zweifeln, daß ich, kommt es darauf an, im Stande bin, ruhig, mit erforderlicher hiſtoriſcher Genauigkeit und ſo angenehm zu erzählen, daß mir ſelbſt davor graut. Ueberhaupt kommt mir die ganze Geſchichte meiner Flucht aus der Reſidenz, wie geſagt, ſo albern vor, und von ſolch allen Geiſt zerſtörender Nüchternheit, daß man ſelbſt nicht davon ſprechen kann, ohne in erkleckliche Schwachheit zu verfallen. — Möchten Sie, Theure, aber die ſeichte Begebenheit als krampfſtillendes Waſſer der erſchrockenen Prinzeſſin beibringen, damit ſie ſich beruhige, und daran denken, daß ein ehrlicher teutſcher Muſikus, der, als er gerade ſeidene Strümpfe angezogen, und ſich in einem ſaubern Kutſchkaſten vornehm gebärdete, Roſſini und Pucitta und Paveſi und Fioravanti und Gott weiß welche andere inis und ittas, in die Flucht ſchlugen, ſich unmöglich ſehr geſcheut betragen kann. Verzeihung iſt zu hoffen, will ich hoffen! — Als poetiſchen Nachklang des langweiligen Abenteuers vernehmen Sie aber, beſte Räthin, daß in dem Augenblick, da ich, gepeitſcht von meinem Dämon, fortrennen wollte, mich der ſüßeſte Zauber feſtbannte. Schadenfroh trachtete der Dämon eben das tiefſte Geheimniß meiner Bruſt zu Schanden zu machen, da rührte der mächtige Geiſt der Tonkunſt die Schwingen, und vor dem melodiſchen Rauſchen erwachte der Troſt, die Hoffnung, ja ſelbſt die Sehnſucht, die die unvergängliche

Liebe ſelbſt iſt und das Entzücken ewiger Jugend. — Julia ſang!" —

Kreisler ſchwieg. Die Benzon horchte auf, geſpannt auf das, was nun nachfolgen würde. Da der Kapellmeiſter ſich in ſtumme Gedanken zu verlieren ſchien, fragte ſie mit kalter Freundlichkeit: „Sie finden den Geſang meiner Tochter in der That angenehm, lieber Johannes?"

Kreisler fuhr heftig auf, das, was er ſagen wollte, erſtickte aber ein Seufzer aus der tiefſten Bruſt.

„Nun," fuhr die Räthin fort, „das iſt mir recht lieb. Julia kann von Ihnen, lieber Kreisler, was den wahren Geſang betrifft, recht viel lernen, denn, daß Sie hier bleiben, ſehe ich nun als eine ausgemachte Sache an."

„Verehrteſte," begann Kreisler, aber in dem Augenblick öffnete ſich die Thüre und Julia trat herein.

Als ſie den Kapellmeiſter gewahrte, verklärte ihr holdes Antlitz ein ſüßes Lächeln, und ein leiſes: „Ach!" hauchte von ihren Lippen.

Die Benzon ſtand auf, nahm den Kapellmeiſter bei der Hand, und führte ihn Julien entgegen, indem ſie ſprach: „Nun, mein Kind, da iſt der ſeltſame — — — — —

* * *

— gerade den Abend in ſolch heitrer gemüthlicher Stimmung, wie man ſie an ihm nicht verſpürt hatte ſeit gar geraumer Zeit. Und dieſe Stimmung war es, die das Unerhörte geſchehen ließ. Denn ohne wild aufzufahren, und davon zu rennen, wie er ſonſt in gleichem Fall wohl zu thun pflegte, hörte er ruhig und ſogar mit gutmüthigem Lächeln den langen und noch langweiligern erſten Akt eines entſetzlichen Trauerſpiels an, den ein junger hoffnungsvoller Lieutenant, mit rothen Wangen und wohlgekräuſeltem Haupthaar, verfaßt hatte und mit aller Prätenſion des glücklichſtens Dichters vortrug. Ja als beſagter Lieutenant, da er geendet, ihn heftig fragte, was er von der Dichtung halte, begnügte er ſich, mit dem mildeſten Ausdruck des innern Ergötzens im ganzen Geſicht, dem jungen Kriegs- und Vershelden zu verſichern, daß der Aushängeakt, das gierigen äſthetiſchen Leckermäulern dargebotene Koſtſtück, in der That herrliche Gedanken enthalte, für deren originelle Genialität ſchon der Umſtand ſpräche, daß auch anerkannt große Dichter wie z. B. Calderon, Shakeſpeare und der moderne Schiller darauf gefallen. Der Lieutenant umarmte ihn ſehr, und verrieth mit geheimnißvoller Miene, daß er gedenke, noch denſelben Abend eine ganze Geſellſchaft der auserleſenſten Fräuleins, unter denen ſogar eine Gräfin befindlich, die ſpaniſch leſe und in Oel male, mit dem vortrefflichſten aller erſten Akte zu beglücken. Auf die Verſicherung, daß er daran ungemein wohl thun werde, lief er voller Enthuſiasmus von dannen.

„Ich begreife", ſprach jetzt der kleine Geheime Rath, „ich begreife dich heute gar nicht, lieber Johannes, mit deiner unbeſchreiblichen Sanftmuth! — Wie war es dir möglich, das durchaus abgeſchmackte Zeug ſo ruhig, ſo aufmerkſam anzuhören! — Angſt und bange wurde mir, als der Lieutenant uns, die wir unbewacht keine Gefahr ahnten, überfiel und uns rettungslos eingarnte in die tauſendfältigen Schlingen ſeiner endloſen Verſe! — Ich dachte, jeden Augenblick würdeſt du dazwiſchen fahren, wie du es ſonſt wohl thuſt bei geringerem Anlaß; aber du bleibſt ruhig, ja, dein Blick ſpricht Wohlgefallen aus, und am Ende, nachdem ich für meine Perſon ganz ſchwach und elend worden, fertigſt du den Unglückſeligen ab mit einer Ironie, die er nicht einmal zu faſſen im Stande, und ſagſt ihm wenigſtens nicht zur

Warnung für künftige Fälle, daß das Ding viel zu lang ſey und merklich amputirt werden müſſe.“

„Ach“, erwiderte Kreisler, „ach, was hätte ich denn ausgerichtet mit dieſem kläglichen Rath! — Kann denn ein prägnanter Dichter wie unſer liebe Lieutenant, wohl mit Nutzen irgend eine Amputation an ſeinen Verſen vornehmen, wachſen ſie ihm nicht nach, unter der Hand? — Und weißt du denn nicht, daß überhaupt die Verſe unſerer jungen Dichter die Reproduktionskraft der Eidechſen beſitzen, denen die Schwänze munter wiederum hervor ſchießen, hat man ſie auch an der Wurzel weggeſchnitten! — Wenn du aber meinſt, daß ich des Lieutenants Leſerei ruhig angehört, ſo biſt du in großem Irrthum! — Der Sturm war vorüber, alle Gräſer und Blumen im kleinen Garten erhoben ihre gebeugten Häupter, und ſchlürften begierig den Himmelsnektar ein, der aus den Wolkenſchleiern in einzelnen Tropfen herabfiel. Ich ſtellte mich unter den großen blühenden Apfelbaum, und horchte auf die verhallende Stimme des Donners in den fernen Bergen, die wie eine Weiſſagung von unausſprechlichen Dingen in meiner Seele widerklang, und ſchaute auf zu dem Blau des Himmels, das wie mit leuchtenden Augen hier und dort durch die fliehenden Wolken blickte! — Aber dazwiſchen rief der Onkel: ich ſollte fein ins Zimmer und mir den neuen geblümten Schlafrock nicht verderben durch ungeziemliche Näſſe, und mir nicht den Schnupfen holen im feuchten Graſe. Und dann war es wieder nicht der Onkel, welcher ſprach, ſondern irgend ein Filou von Papagei oder Staarmatz hinterm Buſch oder im Buſch, oder Gott weiß wo ſonſt, machte ſich den unnützen Spaß, mich damit zu necken, daß er mir allerlei köſtliche Gedanken aus dem Shakeſpeare zurief nach ſeiner Manier. Und das war nun wieder der Lieutenant und ſein Trauerſpiel! — Geheimer Rath, gieb dir die Mühe, zu merken, daß es eine Erinnerung an meine Knabenzeit war, die mich dir und dem Lieutenant entführte. Ich ſtand wirklich, ein Junge von höchſtens zwölf Jahren, in des Onkels kleinem Garten, und hatte den ſchönſten Zitz als Schlafrock an, den jemals eine Kattundruckerſeele erſonnen, und vergebens haſt du, o geheimer Rath! heute dein Königsräucherpulver verſchwendet, denn ich habe nichts verſpürt, als das Aroma meines blühenden Apfelbaums, nicht einmal das Haaröl des Verſifikanten, der ſein Haupt ſalbt, ohne es jemals ſchützen zu können gegen Wind und Wetter durch eine Krone, vielmehr nichts aufſtülpen darf, als Filz und Leder, durch das Reglement ausgeprägt zu einem Tſchako! — Genug, Beſter! du warſt von uns dreien das einzige Opferlamm, das ſich dem infernaliſchen Trauerſpielmeſſer des dichteriſchen Helden darbot. Denn, während ich mich, alle Extremitäten ſorglich einziehend, in das kleine Schlafröckchen eingepuppt hatte, und mit zwölfjähriger, zwölflöthiger Leichtigkeit hinein geſprungen war in mehrbeſagten Garten, verbrauchte Meiſter Abraham, wie du ſiehſt, drei bis vier Bogen des ſchönſten Notenpapiers, um allerlei ergötzliche Fantasmata zuzuſchneiden. Auch er iſt alſo dem Lieutenant entwiſcht!" —

Kreisler hatte Recht. Meiſter Abraham verſtand ſich darauf, Cartonblätter ſo zuzuſchneiden, daß, fand man auch aus dem Gewirre durchſchnittner Flecke nicht das Mindeſte deutlich heraus, doch, hielt man ein Licht hinter das Blatt, in den auf die Wand geworfenen Schatten ſich die ſeltſamſten Geſtalten in allerlei Gruppen bildeten. Hatte nun Meiſter Abraham ſchon an und für ſich ſelbſt einen natürlichen Abſcheu gegen alles Vorleſen, war ihm noch beſonders des Lieutenants Verſelei im Grunde des Herzens zuwider, ſo konnt' es nicht fehlen, daß er, kaum hatte der Lieutenant begonnen, begierig nach dem ſteifen Notenpapier griff, das zufällig auf dem Tiſche des Geheimen Raths lag, eine kleine Scheere aus der Taſche langte, und eine Beſchäftigung begann, die ihn dem Attentat des Lieutenants gänzlich entzog.

„Höre", begann nun der Geheime Rath, „höre, Kreisler, — alſo eine Erinnerung an deine Knabenzeit war es, die in deine Seele kam, und dieſer Erinnerung mag ich es wohl zuſchreiben, daß du heute ſo mild biſt, ſo gemüthlich, — höre, mein innigſtgeliebter Freund! es wurmt mir, wie allen, die dich ehren und lieben, daß ich von deinem frühern Leben ſo ganz und gar nichts weiß, daß du der leiſeſten Frage darüber ſo unfreundlich ausweichſt, ja, daß du abſichtlich Schleier über die Vergangenheit wirfſt, die doch zuweilen zu durchſichtig ſind, um nicht zu allerlei in ſeltſamer Verzerrung durchſchimmernde Bilder die Neugierde zu reizen. Sey offen gegen die, denen du doch ſchon dein Vertrauen ſchenkteſt." —

Kreisler blickte den Geheimen Rath an mit großen Augen, voll Verwunderung, wie einer, der aus dem tiefen Schlafe erwachend, eine fremde unbekannte Geſtalt vor ſich erblickt, und fing dann ſehr ernſthaft an:

„Am Tage Johannis Chryſoſtomi, das heißt am vier und zwanzigſten Januar des Jahres Eintauſend ſiebenhundert und etliche dazu, um die Mittagsſtunde, wurde einer geboren, der hatte ein Geſicht und Hände und Füße. Der Vater aß eben Erbſenſuppe, und goß ſich vor Freuden einen ganzen Löffel voll über den Bart, worüber die Wöchnerin, unerachtet ſie es nicht geſehen, dermaßen lachte, daß von der Erſchütterung dem Lauteniſten, der dem Säugling ſeinen neueſten Murki vorſpielte, alle Saiten ſprangen, und er bei der atlasnen Nachthaube ſeiner Großmutter ſchwor, was Muſik betreffe, würde der kleine Hans Haaſe ein elender Stümper bleiben ewiglich und immerdar. Darauf wiſchte ſich aber der Vater das Kinn rein und ſprach pathetiſch: „Johannes ſoll er zwar heißen, jedoch kein Haaſe ſeyn.“ Der Lauteniſt —“

„Ich bitte dich“, unterbrach der kleine Geheime Rath den Kapellmeiſter, „ich bitte dich, Kreisler! verfalle nicht in die verdammte Sorte von Humor, die mir, ich mag's wohl ſagen, den Athem verſetzt. Verlange ich denn, daß du mir eine pragmatiſche Selbſtbiographie geben, will ich denn mehr, als daß du mir vergönnen ſollſt, einige Blicke in dein früheres Leben zu thun, ehe ich dich kannte? — In der That magſt du eine Neugierde nicht verargen, die keine andere Quelle hat, als die innigſte Zuneigung recht aus dem tiefſten Herzen. Und nebenher mußt du es dir, da du nun einmal ſeltſam genug auftrittſt, gefallen laſſen, daß jeder glaubt, nur das bunteſte Leben, eine Reihe der fabelhafteſten Ereigniſſe könne die pſychiſche Form ſo ausknetén und bilden wie es bei dir geſchehen.“ — „O, des großen Irrthums“, ſprach Kreisler, indem er tief ſeufzte, „o, des großen Irrthums, meine Jugendzeit gleicht einer dürren Haide ohne Blüthen und Blumen, Geiſt und Gemüth erſchlaffend im troſtloſen Einerlei!“ —

„Nein, nein,“ rief der Geheime Rath, „dem iſt nicht ſo, denn ich weiß wenigſtens, daß in dieſer Haide ein hübſcher kleiner Garten ſteht, mit einem blühenden Apfelbaum, der mein feinſtes Königspulver überduftet. Nun! ich meine, Johannes, du rückſt hervor mit der Erinnerung aus deiner frühern Jugendzeit, die heute, wie du erſt ſagteſt, deine ganze Seele befängt.“

„Ich dächte“, ſprach Meiſter Abraham, indem er dem eben fertig gewordenen Kapuziner die Tonſur einſchnitt, „ich dächte auch, Kreisler, daß Ihr in Eurer heutigen paſſablen Stimmung nichts beſſeres thun könntet, als Euer Herz oder Euer Gemüth, oder wie Ihr ſonſt gerade Euer inneres Schatzkäſtlein nennen möget, aufſchließen, und dies, jenes, daraus hervorlangen. Das heißt, da Ihr nun einmal verrathen, daß Ihr wider den Willen des beſorgten Oheims im Regen hinausliefet und abergläubiſcher Weiſe auf die Weiſſagungen des ſterbenden Donners horchtet, ſo möget Ihr immer noch mehr erzählen, wie ſich damals alles begab. Aber lügt nicht, Johannes, denn Ihr wißt, daß Ihr, was wenigſtens die Zeit betrifft, als Ihr die erſten Hoſen truget, und dann der erſte Haarzopf Euch eingeflochten wurde, unter meiner Controlle ſtehet."

Kreisler wollte etwas erwidern, aber Meiſter Abraham wandte ſich ſchnell zum kleinen Geheimen Rath und ſprach: „Sie glauben gar nicht, Vortrefflichſter, wie unſer Johannes ſich dem böſen Geiſt des Lügens ganz und gar hingiebt, wenn er, wie es jedoch gar ſelten geſchieht, von ſeiner früheſten Jugendzeit erzählt. Gerade, wenn die Kinder noch ſagen: Pà Pà und Mà Mà! und mit den Fingern ins Licht fahren, gerade zu der Zeit will er ſchon alles beachtet, und tiefe Blicke gethan haben ins menſchliche Herz."

„Ihr thut mir Unrecht," ſprach Kreisler, mild lächelnd, mit ſanfter Stimme. „Ihr thut mir großes Unrecht, Meiſter! Sollt' es mir denn möglich ſeyn, Euch was weis machen zu wollen von frühreifem Geiſtesvermögen, wie es wohl eitle Gecken thun? — Und ich frage dich, Geheimer Rath, ob es dir auch nicht widerfährt, daß oft Momente lichtvoll vor deine Seele treten aus einer Zeit, die manche erſtaunlich kluge Leute ein bloßes Vegetiren nennen und nichts ſtatuiren wollen, als bloßen Inſtinkt, deſſen höhere Vortrefflichkeit wir den Thieren einräumen müſſen! — Ich meine, daß es damit eine eigene Bewandtniß hat! — Ewig unerforſchlich bleibt uns das erſte Erwachen zum klaren Bewußtſeyn! — Wäre es möglich, daß dies mit einem Ruck geſchehen könnte, ich glaube, der Schreck darüber müßte uns tödten. — Wer hat nicht ſchon die Angſt der erſten Momente im Erwachen aus tiefem Traum, bewußtloſem Schlaf, empfunden, wenn er ſich ſelbſt fühlend, ſich auf ſich ſelbſt beſinnen mußte! — Doch, um mich nicht zu weit zu verlieren, ich meine, jeder ſtarke pſychiſche Eindruck in jener Entwicklungszeit läßt wohl ein Saamenkorn zurück, das eben mit dem Emporſproſſen des geiſtigen Vermögens fortgedeiht, und ſo lebt aller Schmerz, alle Luſt jener Stunden der Morgendämmerung in uns fort, und es ſind wirklich die ſüßen wehmuthsvollen Stimmen der Lieben, die wir, als ſie uns aus dem Schlafe weckten, nur im Traum zu hören glaubten, und die noch in uns forthallen! — Ich weiß aber, worauf der Meiſter anſpielt. Auf nichts anders, als auf die Geſchichte von der verſtorbenen Tante, die er mir wegſtreiten will, und die ich, um ihn erklecklich zu ärgern, nun gerade dir, Geheimer Rath, erzählen werde, wenn du mir verſprichſt, mir was weniges empfindelnde Kinderei zu Gute zu halten. — Was ich dir von der Erbsſuppe und dem Lauteniſten —"

„O", unterbrach der Geheime Rath den Kapellmeiſter, „o ſtill, ſtill, nun merk' ich wohl, du willſt mich foppen, und das iſt denn doch wider alle Sitte und Ordnung."

„Keinesweges", fuhr Kreisler fort, „keinesweges, mein Herz! Aber von dem Lauteniſten muß ich anfangen, denn er bildet den natürlichſten Uebergang zur Laute, deren Himmelstöne das Kind in ſüße Träume wiegten. Die jüngere Schweſter meiner Mutter war Virtuoſin auf dieſem zur Zeit in die muſikaliſche Polterkammer verwieſenen Inſtrument. Geſetzte Männer, die ſchreiben und rechnen können, und wohl noch mehr als das, haben in meiner Gegenwart Thränen vergoſſen, wenn ſie bloß dachten an das Lautenſpiel der ſeeligen Mamſell Sophie, mir iſt es deshalb gar nicht zu verdenken, wenn ich ein dürftig Kind, meiner ſelbſt nicht mächtig, noch ohne in Wort und Rede aufgekeimtes Bewußtſeyn, alle Wehmuth des wunderbaren Tonzaubers, den die Lautenistin aus ihrem Innerſten ſtrömen ließ, in begierigen Zügen einſchlürfte. — Jener Lautenist an der Wiege war aber der Lehrer der Verſtorbenen, klein von Perſon, mit hinlänglich krummen Beinen, hieß Monſieur Turtel, und trug eine ſehr ſaubere weiße Perücke mit einem breiten Haarbeutel, ſowie einen rothen Mantel. — Ich ſage das nur, um zu beweiſen, wie deutlich mir die Geſtalten aus jener Zeit aufgehen, und daß weder Meiſter Abraham, noch ſonſt jemand daran zweifeln darf, wenn ich behaupte, daß ich, ein Kind von noch nicht drei Jahren, mich finde auf dem Schooß eines Mädchens, deren mildblickende Augen mir recht in die Seele leuchteten, daß ich noch die ſüße Stimme höre, die zu mir ſprach, zu mir ſang, daß ich es noch recht gut weiß, wie ich der anmuthigen Perſon all meine Liebe, all meine Zärtlichkeit zuwandte. Dies war aber eben Tante Sophie, die in ſeltſamer Verkürzung „Füßchen" gerufen wurde. Eines Tages lamentirte ich ſehr, weil ich Tante Füßchen nicht geſehen hatte. Die Wärterin brachte mich in ein Zimmer, wo Tante Füßchen im Bette lag, aber ein alter Mann, der neben ihr geſeſſen, ſprang ſchnell auf, und führte, heftig ſcheltend, die Wärterin, die mich auf dem Arm hatte, hinaus. Bald darauf kleidete man mich an, hüllte man mich ein in dicke Tücher, brachte man mich ganz und gar in ein anderes Haus zu andern Perſonen, die ſämmtlich Onkel und Tanten von mir ſeyn wollten, und verſicherten, daß Tante Füßchen ſehr krank ſey, und ich, wäre ich bei ihr geblieben, eben ſo krank geworden ſeyn würde. Nach einigen Wochen brachte man mich zurück nach meinem vorigen Aufenthalt. Ich weinte, ich ſchrie, ich wollte zu Tante Füßchen. Sowie ich in jenes Zimmer gekommen, trippelte ich hin an das Bette, in dem Tante Füßchen gelegen, und zog die Gardinen auseinander. Das Bette war leer, und eine Perſon, die nun wieder eine

Tante von mir war, ſprach, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten: „Du findeſt ſie nicht mehr, Johannes, ſie iſt geſtorben, und liegt unter der Erde.“ –

Ich weiß wohl, daß ich den Sinn dieſer Worte nicht verſtehen konnte, aber noch jetzt, jenes Augenblicks gedenkend, erbebe ich in dem namenloſen Gefühl, das mich damals erfaßte. Der Tod ſelbſt preßte mich hinein in ſeinen Eispanzer, ſeine Schauer drangen in mein Innerſtes und vor ihnen erſtarrte alle Luſt der erſten Knabenjahre. – Was ich begann, weiß ich nicht mehr, wußte es vielleicht niemals, aber erzählt hat man mir oft genug, daß ich langſam die Gardinen fahren ließ, ganz ernſt und ſtill einige Augenblicke ſtehen blieb, dann aber, wie tief in mich gekehrt und darüber nachſinnend, was man mir eben geſagt, mich auf ein kleines Rohrſtühlchen ſetzte, das mir eben zur Hand. Man fügte hinzu, daß dieſe ſtille Trauer des ſonſt zu den lebhafteſten Ausbrüchen geneigten Kindes, etwas unbeſchreiblich rührendes gehabt, und daß man ſelbſt einen nachtheiligen pſychiſchen Einfluß gefürchtet, da ich mehrere Wochen in demſelben Zuſtande geblieben, nicht weinend, nicht lachend, zu keinem Spiel aufgelegt, kein freundlich Wort erwidernd, nichts um mich her beachtend.“ –

In dieſem Augenblick nahm Meiſter Abraham ein in Kreuz- und Querzügen wunderlich durchſchnittenes Blatt zur Hand, hielt es vor die brennenden Kerzen, und auf der Wand reflektirte ſich ein ganzer Chor von Nonnen, die auf ſeltſamen Inſtrumenten ſpielten.

„Hoho!“ rief Kreisler, indem er die ganz artig geordnete Gruppe der Schweſtern erblickte, „hoho Meiſter, ich weiß wohl, woran Ihr mich erinnern wollt! – Und noch jetzt behaupte ich keck, daß Ihr Unrecht thatet mich auszuſchelten, mich einen ſtörrigen, unverſtändigen Burſchen zu nennen, der durch die diſſonirende Stimme ſeiner Thorheit einen ganzen ſingenden und ſpielenden Convent aus Ton und Takt bringen könne. Hatte ich nicht zu der Zeit, als Ihr mich, zwanzig oder dreißig Meilen weit von meiner Vaterſtadt, in das Clariſſenkloſter führtet, um die erſte wahrhaft katholiſche Kirchenmuſik zu hören; hatte ich, ſag' ich, damals nicht den gerechteſten Anſpruch auf die brillanteſte Lümmelhaftigkeit, da ich gerade mitten in den Lümmeljahren ſtand? War es nicht deſto ſchöner, daß dem unerachtet der längſt verwundene Schmerz des dreijährigen Knaben erwachte mit neuer Kraft, und einen Wahn gebar, der meine Bruſt mit allem tödtenden Entzücken der herzzerſchneidendſten Wehmuth erfüllte? — Mußte ich nicht behaupten, und alles Einredens unerachtet dabei bleiben, daß niemand anders das wunderliche Inſtrument, die trompette marine geheißen, ſpiele, als Tante Füßchen, unerachtet ſie längſt verſtorben? — Warum hieltet Ihr mich ab, einzudringen in den Chor, wo ich ſie wiedergefunden hatte in ihrem grünen Kleide mit rosfarbnen Schleifen!" —

Nun ſtarrte Kreisler hin nach der Wand, und ſprach mit bewegter, zitternder Stimme: „Wahrhaftig! — Tante Füßchen ragt hervor unter den Nonnen! — Sie iſt auf eine Fußbank getreten, um das ſchwierige Inſtrument beſſer handhaben zu können." — Doch der Geheime Rath trat vor ihn hin, ſo daß er ihm den Anblick des Schattenbildes entzog, faßte ihn bei beiden Schultern und begann: „In der That, Johannes! es wäre geſcheuter, du überließeſt dich nicht deinen ſeltſamen Träumereien, und ſprächeſt nicht von Inſtrumenten, die gar nicht exiſtiren, denn in meinem Leben habe ich nichts gehört von einer trompette marine!" —

„O", rief Meiſter Abraham lachend, indem er, das Blatt unter den Tiſch werfend, den ganzen Nonnenconvent ſammt der chimäriſchen Tante Füßchen mit ihrer trompette marine ſchnell verſchwinden ließ, „o mein würdigſter Geheimer Rath, der Herr Kapellmeiſter iſt auch jetzt wie immer, ein vernünftiger, ruhiger Mann, und kein Fantaſt oder Haſelant, wofür ihn gern viele ausgeben möchten. Iſt es nicht möglich, daß die Lauteniſtin, nachdem ſie Todes verblichen, ſich mit Effekt auf das wunderbare Inſtrument verlegte, welches Sie vielleicht noch jetzt hin und wieder in Nonnenklöſtern wahrnehmen und darüber in Erſtaunen gerathen können? — Wie! — die trompette marine ſoll nicht exiſtiren? — Schlagen Sie doch nur dieſen Artikel gefälligſt in Kochs muſikaliſchem Lexikon nach, daß Sie ja ſelbſt beſitzen.

Der Geheime Rath that es auf der Stelle, und las laut:

„Dieſes alte ganz einfache Bogeninſtrument beſtehet aus drei dünnen ſieben Schuh langen Brettern, die unten, wo das Inſtrument auf dem Fußboden aufſtehet, ſechs bis ſieben Zoll, oben aber kaum zwei Zoll breit und in der Form eines Triangels zuſammen geleimt ſind, ſo daß das Corpus, welches oben eine Art von Wirbelkaſten hat, von unten bis oben verjüngt zuläuft. Eins von dieſen drei Brettern macht den Sangboden aus, der mit einigen Schallöchern verſehen, und mit einer einzigen, etwas ſtarken, Darmſaite bezogen iſt. Bei dem Spielen ſtellt man das Inſtrument ſchief vor ſich hin, und ſtemmt den obern Theil deſſelben gegen die Bruſt. Mit dem Daumen der linken Hand berührt der Spieler die Saite, da wo die zu greifenden Töne liegen, ganz gelinde, und ungefähr ebenſo wie bei dem Flautino oder Flageolot auf der Geige, während mit der rechten Hand die Saite mit dem Bogen angeſtrichen wird. Der eigenthümliche Ton dieſes Inſtruments, der dem Tone einer gedämpften Trompete gleicht, wird durch den beſondern Steg hervorgebracht, auf welchem die

Saite unten auf dem Reſonanzboden ruhet. Dieſer Steg hat beinahe die Geſtalt eines kleinen Schuhes, der vorn ganz niedrig und dünne, hinten hingegen höher und ſtärker iſt. Auf dem hintern Theile deſſelben liegt die Saite auf und verurſacht, wenn ſie angeſtrichen wird, durch ihre Schwingungen, daß ſich der vordere und leichte Theil des Steges auf dem Sangboden auf und nieder bewegt, wodurch der ſchnarrende, und der gedämpften Trompete ähnliche Ton hervorgebracht wird. —

Baut mir ein ſolches Inſtrument“, rief der Geheime Rath mit glänzenden Augen, „baut mir ein ſolches Inſtrument, Meiſter Abraham, ich werfe meine Nagelgeige in den Winkel, berühre nicht mehr den Euphon, ſondern ſetze Hof und Stadt in Erſtaunen, auf der trompette marine die wunderbarſten Lieder ſpielend!“ —

„Ich thue das,“ erwiderte Meiſter Abraham, „und möge, beſter Geheimer Rath, der Geiſt von Tante Füßchen im grüntaftnen Kleide über Sie kommen, und Sie eben als Geiſt begeiſtern!“ —

Der Geheime Rath umarmte entzückt den Meiſter, aber Kreisler trat zwiſchen beide, indem er beinahe ärgerlich ſprach: „Ei! ſeyd Ihr nicht ärgere Haſelanten, als ich jemals einer geweſen bin, und dabei unbarmherzig gegen den, den Ihr zu lieben vorgebt! — Begnügt Euch doch damit, daß Ihr mit jener Beſchreibung eines Inſtruments, deſſen Ton mein Innerſtes durchbebte, mir Eiswaſſer über die heiße Stirn gegoſſen, und ſchweigt von der Lauteniſtin! — Nun! Du wollteſt ja, Geheimer Rath, ich ſollte von meiner Jugend ſprechen, und ſchnitt der Meiſter dazu Schattenbilder, die zu Momenten aus jener Zeit paßten, ſo konnteſt du mit der ſchönen, mit Kupferſtichen verzierten, Ausgabe meiner biographiſchen Skizzen zufrieden ſeyn. Als du aber den Artikel aus dem Koch laſeſt, fiel mir ſein lexikaliſcher

College Gerber ein, und ich erblickte mich, ein Leichnam, ausgeſtreckt auf der Tafel liegend, bereit zur biographiſchen Sektion. — Der Proſektor könnte ſagen: Es iſt gar nicht zu verwundern, daß in dem Innern dieſes jungen Mannes durch tauſend Adern und Aederchen lauter muſikaliſches Blut läuft, denn das war der Fall bei vielen ſeiner Blutsverwandten, deren Blutsverwandter er eben deshalb iſt. — Ich will nämlich ſagen, daß die mehrſten von meinen Tanten und Onkels, deren es, wie der Meiſter weiß, und du eben erſt erfahren haſt, eine nicht geringe Anzahl gab, Muſik trieben, und noch dazu meiſtentheils Inſtrumente ſpielten, die ſchon damals ſehr ſelten waren, jetzt aber zum Theil verſchwunden ſind, ſo, daß ich nur noch im Traum die ganz wunderbar klingenden Conzerte vernehme, die ich ungefähr bis zu meinem zehnten, eilften Jahr hörte. — Mag es ſeyn, daß deshalb mein muſikaliſches Talent ſchon im erſten Aufkeimen die Richtung genommen hat, die in meiner Art zu inſtrumentiren ſich kund thun ſoll, und die man als zu fantaſtiſch verwirft. — Kannſt du dich, Geheimer Rath, der Thränen enthalten, wenn du recht ſchön auf dem uralten Inſtrument, auf der viola d'amore ſpielen hörſt, ſo danke dem Schöpfer für deine robuſte Conſtitution; ich für mein Theil flennte beträchtlich, als der Ritter Eſſer ſich darauf hören ließ, früher aber noch mehr, wenn ein großer anſehnlicher Mann, dem die geiſtliche Kleidung ungemein gut ſtand, und der nun wieder mein Onkel war, mir darauf vorſpielte. So war auch eines andern Verwandten Spiel auf der viola di gamba gar angenehm und verlockend, wiewohl derjenige Onkel, der mich erzog, oder vielmehr nicht erzog, und der das Spinett mit barbariſcher Virtuoſität zu hantiren wußte, ihm mit Recht Mangel an Takt vorwarf. Der Arme gerieth auch bei der ganzen Familie in nicht geringe Verachtung als man erfahren, daß er in aller Fröhlichkeit nach der Muſik einer Sarabande eine Menuett à la Pompadour getanzt. Ich könnte Euch überhaupt viel erzählen von den muſikaliſchen Beluſtigungen meiner Familie, die oft einzig in ihrer Art ſein mochten, aber es würde manches groteske mit unterlaufen, worüber Ihr lachen müßtet, und meine werthen Verwandten Eurem Gelächter preiszugeben, das verbietet der respectus parentalis.“

„Johannes“, begann der Geheime Rath, „Johannes, Du wirſt es mir in deiner Gemüthlichkeit nicht verargen! wenn ich eine Saite in deinem Innern anſchlage, deren Berührung dich vielleicht ſchmerzt. — Immer ſprichſt du von Onkeln, von Tanten, nicht gedenkſt du deines Vaters, deiner Mutter!“ —

„O mein Freund“, erwiderte Kreisler mit dem Ausdruck der tiefſten Bewegung, „o mein Freund, eben heute gedachte ich, — doch nein, nichts mehr von Erinnerungen, von Träumen, nichts von dem Augenblick, der heute alles nur gefühlte, nicht verſtandene, Weh meiner frühen Knabenzeit weckte, aber eine Ruhe kam dann in mein Gemüth, die der ahnungsvollen Stille des Waldes gleicht, wenn der Gewitterſturm vorüber! — Ja, Meiſter, Ihr habt Recht, ich ſtand unter dem Apfelbaum, und horchte auf die weiſſagende Stimme des hinſterbenden Donners! — Du kannſt dir deutlicher die dumpfe Betäubung denken, in der ich wohl ein paar Jahre fortleben mochte, als ich Tante Füßchen verloren, wenn ich dir ſage, daß der Tod meiner Mutter, der in dieſe Zeit fällt, keinen ſonderlichen Eindruck auf mich machte. Weshalb aber mein Vater mich ganz dem Bruder meiner Mutter überließ, oder überlaſſen mußte, darf ich dir nicht ſagen, da du ähnliches in manchem verbrauchten Familienroman, oder in irgend einer Ifflandſchen Hauskreuzkomödie, nachleſen kannſt. Es genügt, dir zu ſagen, daß, wenn ich meine Knaben-, ja einen guten Theil meiner

Jünglingsjahre, im troſtloſen Einerlei verlebte, dies wohl eben dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ich elternlos war. Der ſchlechte Vater iſt noch immer viel beſſer, als jeder gute Erzieher, mein' ich, und mir ſchauert die Haut, wenn Eltern in liebloſem Unverſtande ihre Kinder von ſich laſſen und verweiſen in dieſe, jene Erziehungsanſtalt, wo die Armen ohne Rückſicht auf ihre Individualität, die ja niemandem anders als eben den Eltern recht klar aufgehen kann, nach beſtimmter Norm zugeſchnitten und appretirt werden. — Was nun eben die Erziehung betrifft, ſo darf ſich kein Menſch auf Erden darüber verwundern, daß ich ungezogen bin, denn der Oheim zog oder erzog mich ganz und gar nicht, ſondern überließ mich der Willkür der Lehrer, die ins Haus kamen, da ich keine Schule beſuchen, und auch durch irgend eine Bekanntſchaft mit einem Knaben meines Alters die Einſamkeit des Hauſes, das der unverheirathete Oheim mit einem alten trübſinnigen Bedienten allein bewohnte, nicht ſtören durfte. — Ich beſinne mich nur auf drei verſchiedene Fälle, in denen der beinahe bis zum Stumpfſinn gleichgültige, ruhige Oheim einen kurzen Akt der Erziehung vornahm, indem er mir eine Ohrfeige zutheilte, ſo daß ich wirklich während meiner Knabenzeit drei Ohrfeigen empfangen. Ich könnte dir, mein Geheimer Rath, da ich eben zum Schwatzen ſo aufgelegt, die Geſchichte von den drei Ohrfeigen, als ein romantiſches Kleeblatt auftiſchen, doch hebe ich nur die mittelſte heraus, da ich weiß, daß du auf nichts ſo erpicht biſt, als auf meine muſikaliſchen Studien, und es dir nicht gleichgültig ſeyn kann, zu erfahren, wie ich zum erſten Mal komponirte. — Der Oheim hatte eine ziemlich ſtarke Bibliothek, in der ich nach Gefallen ſtöbern und leſen durfte was ich wollte; mir fielen Rouſſeau's Bekenntniſſe in der deutſchen Ueberſetzung in die Hände. Ich verſchlang das Buch, das eben nicht für einen zwölfjährigen Knaben geſchrieben, und das den Saamen manches Unheils in mein Inneres hätte ſtreuen können. Aber nur ein einziger Moment aus allen, zum Theil ſehr verfänglichen, Begebenheiten erfüllte mein Gemüth ſo ganz und gar, daß ich alles übrige darüber vergaß. Gleich elektriſchen Schlägen traf mich nämlich die Erzählung, wie der Knabe Rouſſeau von dem mächtigen Geiſt ſeiner innern Muſik getrieben, ſonſt aber ohne alle Kenntniß der Harmonik, des Contrapunkts, aller praktiſchen Hilfsmittel, ſich entſchließt, eine Oper zu komponiren, wie er die Vorhänge des Zimmers herabläßt, wie er ſich aufs Bette wirft, um ſich ganz der Inſpiration ſeiner Einbildungskraft hinzugeben, wie ihm nun ſein Werk aufgeht, gleich einem herrlichen Traum! — Tag und Nacht verließ mich nicht der Gedanke an dieſen Moment, mit dem mir die höchſte Seeligkeit über den Knaben Rouſſeau gekommen zu ſein ſchien! — Oft war es mir, als ſei ich auch ſchon dieſer Seeligkeit theilhaftig geworden, und dann, nur von meinem feſten Entſchluß hinge es ab, mich auch in dies Paradies hinaufzuſchwingen, da der Geiſt der Muſik in mir eben ſo mächtig beſchwingt. Genug, ich kam dahin, es meinem Vorbilde nachmachen zu wollen. Als nämlich, an einem ſtürmiſchen Herbſtabend, der Oheim wider ſeine Gewohnheit das Haus verlaſſen, ließ ich ſofort die Vorhänge herab und warf mich auf des Oheims Bette, um, wie Rouſſeau, eine Oper im Geiſte zu empfangen. So vortrefflich aber die Anſtalten waren, ſo ſehr ich mich abmühte, den dichteriſchen Geiſt heranzulocken, doch blieb er in ſtörriſchem Eigenſinn davon! — Durchaus ſummte mir, ſtatt aller herrlichen Gedanken, die mir aufgehen ſollten, ein altes erbärmliches Lied vor den Ohren, deſſen weinerlicher Text begann: „Ich liebte nur Ismenen, Ismene liebt' nur mich," und ließ, ſo ſehr ich mich dagegen ſträubte, nicht nach. „Jetzt kommt der erhabene Prieſterchor.

Hoch von Olympos' Höh'n," rief ich mir zu, aber: „Ich liebte nur Ismenen," ſummte die Melodie fort und unaufhörlich fort, bis ich zuletzt feſt einſchlief. Mich weckten laute Stimmen, indem ein unerträglicher Geruch mir in die Naſe fuhr und den Athem verſetzte! Das ganze Zimmer war von dickem Rauch erfüllt, und in dem Gewölk ſtand der Oheim, und trat die Reſte der flammenden Gardine, die den Kleiderſchrank verbarg, nieder und rief: Waſſer her — Waſſer her, bis der alte Diener Waſſer in reichlicher Fülle herbeibrachte, über den Boden ausgoß und ſo das Feuer löſchte. Der Rauch zog langſam durch die Fenſter. „Wo iſt nur der Unglücksvogel?" fragte der Oheim, indem er im Zimmer umherleuchtete. Ich wußte wohl, welchen Vogel er meinte, und blieb mäuschenſtill im Bette, bis der Oheim herantrat und mir mit einem zornigen: „Will er wohl gleich heraus!" auf die Beine half. „Steckt mir der Böſewicht das Haus über dem Kopfe an," fuhr der Onkel fort. — Ich verſicherte, auf weiteres Befragen, ganz ruhig, daß ich auf dieſelbe Weiſe wie der Knabe Rouſſeau nach dem Inhalt ſeiner Bekenntniſſe es gethan, eine opera seria im Bett komponirt hätte, und daß ich durchaus gar nicht wiſſe, wie der Brand entſtanden. „Rouſſeau? komponirt? opera seria? — Pinſel!" So ſtotterte der Oheim vor Zorn, und theilte mir die kräftige Ohrfeige zu, die ich als die zweite empfing, ſo daß ich vor Schreck erſtarrt, ſprachlos ſtehen blieb, und in dem Augenblick hörte ich wie einen Nachklang des Schlages ganz deutlich: „Ich liebte nur Ismenen" ꝛc. ꝛc. So wohl gegen dieſes Lied, als gegen die Begeiſterung des Componirens überhaupt, empfand ich von dieſem Augenblick an einen lebhaften Widerwillen."

„Aber wie war nur das Feuer entſtanden," fragte der Geheime Rath.

„Noch", erwiderte Kreisler, „noch in dieſem Augenblick iſt es mir unbegreiflich, durch welchen Zufall die Gardine in Brand gerieth und einen ſchönen Schlafrock des Oheims, ſowie drei oder vier ſchön friſirte Toupees, die der Oheim als partielle Perückenſtudien aus einer Geſammtfriſur aufzuſetzen pflegte, mit in ihr Verderben riß. Mir iſt es auch immer ſo vorgekommen, als habe ich nicht des unverſchuldeten Feuers, ſondern nur der unternommenen Compoſition halber die Ohrfeige erhalten. Seltſam genug war es die Muſik allein, die zu treiben mich der Oheim mit Strenge anhielt, unerachtet der Lehrer, getäuſcht von dem nur momentanen Widerwillen, den ich dagegen äußerte, mich für ein durchaus unmuſikaliſches Prinzip hielt. Was ich übrigens lernen oder nicht lernen mochte, das war dem Oheim völlig gleich. Aeußerte er manchmal lebhaften Unwillen, daß es ſo ſchwer hielt, mich zur Muſik anzuhalten, ſo hätte man denken ſollen, daß er von Freude hätte durchdrungen ſein müſſen, als nach ein paar Jahren der muſikaliſche Geiſt ſich ſo mächtig in mir regte, daß er alles übrige überflügelte; das war aber nun wieder ganz und gar nicht der Fall. Der Oheim lächelte bloß ein wenig, wenn er bemerkte, daß ich bald mehrere Inſtrumente mit einiger Virtuoſität ſpielte, ja daß ich manches kleine Stück aufſetzte zur Zufriedenheit der Meiſter und Kenner. Ja, er lächelte bloß ein wenig und ſprach, wenn man ihn mit Lobeserhebungen anfuhr, mit ſchlauer Miene: „Ja, der kleine Neveu iſt närriſch genug.“ —

„So iſt“, nahm der Geheime Rath das Wort, „ſo iſt es mir aber ganz unbegreiflich, daß der Oheim deiner Neigung nicht Freiheit ließ, ſondern dich hineinzwang in eine andere Laufbahn. So viel ich nämlich weiß, iſt deine Kapellmeiſterſchaft eben nicht von lange her.“

„Und auch nicht weit her,“ rief Meiſter Abraham lachend, und fuhr, indem er das Bildniß eines kleinen wunderlich gebauten Mannes an die Wand warf, weiter fort: „Aber nun muß ich mich des wackern Oheims, den mancher verruchte Neffe den O weh Onkel nannte, weil er ſich mit Vornamen Ottfried Wenzel ſchrieb, ja, nun muß ich mich ſeiner annehmen und der Welt verſichern, daß, wenn der Kapellmeiſter Johannes Kreisler es ſich einfallen ließ, Legationsrath zu ſeyn und ſich abzuquälen mit ſeiner innerſten Natur ganz widrigen Dingen, niemand weniger daran Schuld iſt, als eben der O weh Onkel." — „O ſtill", ſprach Kreisler, „o ſtill davon, Meiſter, und nehmt mir dort den Oheim von der Wand, denn mocht' er auch wirklich lächerlich genug ausſehen, ſo mag ich doch eben heute über den Alten, der lange im Grabe ruht, nicht lachen!" —

„Ihr übernehmt Euch heute ja ganz in geziemlicher Empfindſamkeit," erwiderte der Meiſter; Kreisler achtete aber nicht darauf, ſondern ſprach, ſich zum kleinen Geheimen Rath wendend: „Du wirſt es bedauern, mich zum Schwatzen gebracht zu haben, da ich dir, der vielleicht das Außerordentliche erwartete, nur Gemeines, wie es ſich tauſendmal im Leben wiederholt, auftiſchen kann. — So iſt es auch gewiß, daß es nicht Erziehungszwang, nicht beſonderer Eigenſinn des Schickſals, nein, daß es der gewöhnlichſte Lauf der Dinge war, der mich fortſchob, ſo daß ich unwillkürlich dort hinkam, wo ich eben nicht hin wollte. — Haſt du nicht bemerkt, daß es in jeder Familie einen giebt, der ſich, ſey es durch beſonderes Genie, oder durch das glückliche Zuſammentreffen günſtiger Ereigniſſe, zu einer gewiſſen Höhe hinaufſchwang, und der nun, ein Heros, in der Mitte des Kreiſes ſteht, zu dem die lieben Verwandten demüthig hinaufblicken, deſſen gebietende Stimme vernommen wird in entſcheidenden Sprüchen, von denen keine Appellation möglich? — So ging es mit dem jüngern Bruder meines Oheims, der dem muſikaliſchen Familienneſt entflohen war und in der Reſidenz als Geheimer Legationsrath, in der Nähe des Fürſten, eine ziemlich wichtige Perſon vorſtellte. Sein Emporſteigen hatte die Familie in eine ſtaunende Bewunderung geſetzt, die nicht nachließ. Man nannte den Legationsrath mit feierlichem Ernſt, und wenn es hieß: der Geheime Legationsrath hat geſchrieben, der Geheime Legationsrath hat das und das geäußert, ſo horchte alles in ſtummer Ehrfurcht auf. Dadurch ſchon ſeit meiner früheſten Kindheit daran gewöhnt, den Oheim in der Reſidenz als einen Mann anzuſehen, der das höchſte Ziel alles menſchlichen Strebens erreicht, mußte ich es natürlich finden, daß ich gar nichts anders thun konnte, als in ſeine Fußtapfen treten. Das Bildniß des vornehmen Oheims hing in dem Prunkzimmer, und keinen größern Wunſch hegte ich, als ſo friſirt, ſo gekleidet umher zu gehen, wie der Oheim auf dem Bilde. Dieſen Wunſch gewährte mein Erzieher, und ich muß wirklich, als zehnjähriger Knabe, anmuthig genug ausgeſehen haben im himmelhoch friſirten Toupee und kleinen zirkelrunden Haarbeutel, im zeiſiggrünen Rock mit ſchmaler ſilberner Stickerei, ſeidenen Strümpfen und kleinem Degen. Dies kindiſche Streben ging tiefer ein, als ich älter worden, da, um mir Luſt zur trockenſten Wiſſenſchaft einzuſtößen, es genügte, mir zu ſagen, dies Studium ſey mir nöthig, damit ich, dem Oheim gleich, dereinſt Legationsrath werden könne. Daß die Kunſt, welche mein Inneres erfüllte, mein eigentliches Streben, die wahre einzige Tendenz meines Lebens ſeyn dürfe, fiel mir um ſo weniger ein, als ich gewohnt war, von Muſik, Malerei, Poeſie nicht anders reden zu hören, als von ganz angenehmen Dingen, die zur Erheiterung und Beluſtigung dienen könnten. Die Schnelle, mit der ich, ohne daß ſich jemals auch nur ein einziges Hinderniß offenbart hätte, durch mein erlangtes Wiſſen und durch den Vorſchub des Oheims in der Reſidenz, in der Laufbahn, die ich gewiſſermaßen ſelbſt gewählt, vorwärts ſchritt, ließ mir keinen Moment übrig, mich umzuſchauen, und dieſe ſchiefe Richtung des Weges, den ich genommen, wahrzunehmen. Das Ziel war erreicht, umzukehren nicht mehr möglich, als in einem nicht geahnten Moment die Kunſt ſich rächte, der ich abtrünnig worden, als der Gedanke eines ganzen verlornen Lebens mich mit troſtloſem Weh erfaßte, als ich mich in Ketten geſchlagen ſah, die mir unzerbrechlich dünkten!" —

„Glückſelig", rief der Geheime Rath, „glückſelig, heilbringend alſo die Kataſtrophe, die dich aus den Feſſeln befreite!"

„Sage das nicht," erwiderte Kreisler, „zu ſpät trat die Befreiung ein. Mir geht es, wie jenem Gefangenen, der, als er endlich befreit wurde, dem Getümmel der Welt, ja dem Licht des Tages, ſo entwöhnt war, daß er nicht vermögend, der goldnen Freiheit zu genießen, und ſich wieder zurückſehnte in den Kerker."

„Das iſt", nahm Meiſter Abraham das Wort, „das iſt nun eine von Euern konfuſen Ideen, Johannes, mit denen Ihr Euch und andere plagt! — Geht! geht! — Immer hat es das Schickſal mit Euch gut gemeint, aber daß Ihr nun einmal nicht im gewöhnlichen Trott bleiben könnt, daß Ihr rechts, links, herausſpringt aus dem Wege, daran iſt niemand Schuld als Ihr ſelbſt. Recht habt Ihr indeſſen wohl, daß, was Eure Knabenjahre betrifft, Euer Stern beſonders waltete, und — — — — — — — — — — —

* * *

für den Herausgeber dieſer Blätter das angenehmſte Ereigniß von der Welt, daß er das ganze merkwürdige Geſpräch Kreislers mit dem kleinen Geheimen Rath brühwarm wieder erfuhr. Dadurch wurde er in den Stand geſetzt, dir, geliebter Leſer, wenigſtens ein paar Bilder aus der frühern Jugendzeit des ſeltnen Mannes, deſſen Biographie er aufzuſchreiben gewiſſermaßen genöthigt, vor die Augen zu bringen, und er vermeint, daß, was Zeichnung und Colorit betrifft, dieſe Bilder wohl für charakteriſtiſch und bedeutſam genug gelten können. Wenigſtens mag man nach dem, was Kreisler von Tante Füßchen und ihrer Laute erzählt, nicht daran zweifeln, daß die Muſik mit all ihrer wunderbaren Wehmuth, mit all ihrem Himmelsentzücken, recht in die Bruſt des Knaben mit tauſend Adern verwuchs, und nicht zum Verwundern mag's darum auch ſeyn, daß eben dieſer Bruſt, wird ſie nur leiſe verwundet, gleich heißes Herzblut entquillt.

ganz unvermuthet über den Hals," ſprach Fürſt Irenäus, „ohne Anfrage des Hofmarſchalls, ohne Vorwort des dienſtthuenden Kammerherrn, beinahe — ich ſag' Euch das unter uns, Meiſter Abraham, bringt es nicht etwa unter die Leute — beinahe unangemeldet — keine Liverei in den Vorzimmern. Die Eſel ſpielten Brauſebart im Veſtibule. Spielen iſt ein großes Laſter. Schon in die Thüre getreten erwiſchte ihn der Tafeldecker, der zum Glück gerade durch ging, beim Rockſchooß, und fragte, wer der Herr ſey und wie er ihn dem Fürſten ſerviren ſolle. Aber er hat mir wohl gefallen, es iſt ein ganz artiger Menſch. Sagtet Ihr nicht, daß er ſonſt nichts weniger geweſen wäre, als ein purer ſimpler Muſikant? ſogar von einigem Stande?" —

Meiſter Abraham verſicherte, daß Kreisler allerdings ſonſt in ganz anderen Verhältniſſen gelebt, die es ihm ſogar vergönnt, an der fürſtlichen Tafel zu ſpeiſen, und daß nur der verwüſtende Sturm der Zeit ihn aus dieſen Verhältniſſen vertrieben. Uebrigens wünſche er aber, daß der Schleier, den er über die Vergangenheit geworfen, unverrückt liegen bleiben möge.

„Alſo", nahm der Fürſt das Wort, „alſo von Adel, vielleicht Baron — Graf — vielleicht gar — Nun man muß nicht zu weit gehen in träumeriſcher Hoffnung! — Ich habe ein Foible für dergleichen Myſterien! Es war eine ſchöne Zeit nach der franzöſiſchen Revolution, als Marquis Siegellack fabrizirten, und Comtes Nachtmützen ſtrickten von Filet, und nichts ſeyn wollten als ſimple Monſieurs, und man ſich erluſtigte auf dem großen Maskenball. — Ja, was den Herrn von Kreisler betrifft! — Die Benzon verſteht ſich auf ſo etwas, ſie rühmte ihn, ſie empfahl mir ihn, ſie hat Recht. An der Manier den Hut unter dem Arm zu halten, erkannte ich gleich den Mann von Bildung, von feinem geläutertem Ton.“

Der Fürſt ſetzte noch einiges Lob über Kreislers äußere Erſcheinung hinzu, ſo daß Meiſter Abraham überzeugt war, ſein Plan müſſe gelingen. Er hatte nämlich im Sinn, den Herzensfreund dem eingebildeten Hofſtaat einzuſchieben als Kapellmeiſter, und ihn ſo in Sieghartsweiler feſtzuhalten. Als er nun aber aufs neue davon ſprach, erwiderte der Fürſt ganz entſchieden, daß daraus ganz und gar nichts werden könne.

„Sagt ſelbſt,“ fuhr er dann fort, „ſagt ſelbſt, Meiſter Abraham, ob es möglich ſeyn würde, den angenehmen Mann in meinen engeren Familienkreis zu ziehen, wenn ich ihn zum Kapellmeiſter, und ſo zu meinem Offizianten mache? — Ich könnte ihm eine Hofcharge verleihen, und ihn zum maitre de plaisir oder des spectacles machen, aber der Mann verſteht die Muſik aus dem Grunde und iſt auch, wie Ihr ſagt, im Theaterweſen wohl erfahren. Nun weiche ich aber nicht ab von dem Grundſatz meines höchſt ſeeligen in Gott ruhenden Herrn Vaters, der immer behauptete, beſagter maitre müſſe um des Himmelswillen ſich auf die Sachen, deren maitre er repräſentire, nicht verſtehen, da er ſich ſonſt gar zu ſehr darum bekümmere, und ſich viel zu ſehr für die Menſchen, die dabei beſchäftigt, als da ſind Schauſpieler, Muſikanten u. ſ. w. intereſſire. — Alſo dafür behalte Herr von Kreisler die Maske des fremden Kapellmeiſters, und ſchreite damit hinein in die inneren Gemächer des fürſtlichen Hauſes nach dem Beiſpiel eines hinlänglich vornehmen Mannes, der vor einiger Zeit in der freilich verwerflichen Maske eines ſchnöden Hiſtrionen die auserleſenſten Zirkel mit den anmuthigſten Faxen amüſirte.

Und", rief der Fürſt dem Meiſter Abraham, der ſich fortbegeben wollte, zu, „und da Ihr gewiſſermaßen den chargé d'affaires des Herrn von Kreisler zu machen ſcheinet, ſo will ich es Euch nicht verhehlen, daß nur zwei Dinge mir nicht recht an ihm gefallen wollen, die vielleicht mehr Gewohnheiten ſind, als wirkliche Dinge. — Ihr verſteht ſchon, wie ich das meine. — Fürs erſte ſtarrt er mir, wenn ich mit ihm ſpreche, geradezu ins Antlitz. Ich habe doch konſiderable Augen, kann fürchterlich daraus blitzen, wie weiland Friedrich der Große, kein Kammerjunker, kein Page wagt es aufzuſchauen, wenn ich den entſetzlichen Blick auf ihn ſchießend frage, ob das mauvais sujet ſchon wieder Schulden gemacht, oder den Marzipan aufgefreſſen, aber der Herr von Kreisler, den mag ich anblitzen, wie ich will, er macht ſich gar nichts daraus, ſondern lächelt mich an auf eine Weiſe, daß — ich ſelbſt die Augen niederſchlagen muß. Dann hat der Mann eine ſolche beſondere Art zu ſprechen, zu antworten, das Geſpräch fort zu führen, daß man zuweilen ordentlich glaubt, das, was man ſelbſt geſagt, ſey eben nicht ſonderlich geweſen, man wäre gewiſſermaßen ein bê — Beim St. Januar, Meiſter, das iſt ganz unausſtehlich, und Ihr müßt dafür ſorgen, daß Herr von Kreisler ſich dieſe Dinge oder Gewohnheiten abgewöhne."

Meiſter Abraham verſprach, zu thun, was Fürſt Irenäus von ihm verlangte, und wollte aufs neue davon, da erwähnte der Fürſt noch des beſondern Widerwillens, den Prinzeſſin Hedwiga gegen den Kreisler geäußert, und meinte, daß das Kind ſeit einiger Zeit von ſeltſamen Träumen und Einbildungen geplagt werde, weshalb der Leibarzt die Molkenkur zum nächſten Frühjahr angerathen. Hedwiga ſey nämlich jetzt auf den ſonderbaren Gedanken gerathen, daß Kreisler dem Tollhauſe entſprungen, und allerlei Unheil anrichten werde bei nächſter Gelegenheit.

„Sagt“, ſprach der Fürſt, „ſagt, Meiſter Abraham, ob der vernünftige Mann wohl nur die mindeſte Spur der Geiſteszerrüttung an ſich trägt?“ Abraham erwiderte, daß Kreisler zwar eben ſo wenig verrückt ſey, als er ſelbſt, jedoch ſich zuweilen etwas ſeltſam gebärde, und in einen Zuſtand gerathe, der beinahe dem des Prinzen Hamlet zu vergleichen, dadurch aber nur um ſo intereſſanter werde. — „Soviel wie ich weiß,“ nahm der Fürſt das Wort, „war der junge Hamlet ein vortrefflicher Prinz aus einem alten angeſehenen Regentenhauſe, der ſich nur zu Zeiten mit der ſonderbaren Idee herum trug, daß ſämmtliche Hofleute ſich auf das Flötenblaſen verſtehen ſollten. Hohen Perſonen ſteht es wohl an, auf ſeltſames zu verfallen, es vermehrt den Reſpekt. Was bei dem Mann ohne Rang und Stand eine Abſurdität zu nennen, iſt bei ihnen bloß die angenehme Capriole eines ungemeinen Geiſtes, welche Staunen erregen muß, und Bewunderung. — Herr von Kreisler ſollte ſein im geraden Wege bleiben, will er aber durchaus den Prinzen Hamlet imitiren, ſo iſt das ein ſchönes Streben nach dem Höheren, vielleicht veranlaßt durch ſeine überwiegende Neigung zu den muſikaliſchen Studien. Man mag es ihm verzeihen, wenn er bisweilen ſich wunderlich betragen will.“ —

Es ſchien, als wenn Meiſter Abraham heute nun einmal nicht aus dem Zimmer des Fürſten kommen ſollte; denn wiederum rief der Fürſt ihn zurück, als er ſchon die Thüre geöffnet, und verlangte zu wiſſen, woher der ſeltſame Widerwille der Prinzeſſin Hedwiga gegen den Kreisler wohl rühren möge. Meiſter Abraham erzählte die Art, wie Kreisler der Prinzeſſin und Julien zum erſtenmal im Park zu Sieghartshof erſchienen, und meinte, daß die aufgeregte Stimmung, in der der Kapellmeiſter damals geweſen, auf eine Dame von zarten Nerven wohl habe feindlich wirken müſſen.

Der Fürſt gab mit einiger Heftigkeit zu erkennen, wie er hoffe, daß Herr von Kreisler nicht wirklich zu Fuße nach Sieghartshof gekommen, ſondern daß der Wagen hier oder dort im breiten Fahrwege des Parks gehalten, da nur gemeine Abenteurer zu Fuße zu reiſen pflegten.

Meiſter Abraham meinte, daß man zwar das Beiſpiel eines tapfern Offiziers vor Augen habe, der von Leipzig nach Syrakus gelaufen, ohne ſich ein einzigesmal die Stiefeln verſohlen zu laſſen, was aber den Kreisler betreffe, ſo ſey er überzeugt, daß ein Wagen wirklich im Park gehalten. — Der Fürſt war zufrieden. —

Während ſich dies im Gemach des Fürſten begab, ſaß Johannes bei der Räthin Benzon vor dem ſchönſten Flügel, den jemals die kunſtreiche Nannette Streicher gebaut, und begleitete Julien das große leidenſchaftliche Recitativ der Clytemneſtra aus Glucks Iphigenia in Aulis. —

Gegenwärtiger Biograph iſt leider genöthigt, ſeinen Helden, ſoll das Portrait richtig ſein, als einen extravaganten Menſchen darzuſtellen, der, vorzüglich was die muſikaliſche Begeiſterung betrifft, oft dem ruhigen Beobachter beinahe wie ein Wahnſinniger erſcheint. Er hat ihm ſchon die ausſchweifende Redensart nachſchreiben müſſen, daß „als Julia ſang, aller ſehnſüchtige Schmerz der Liebe, alles Entzücken ſüßer Träume, die Hoffnung, das Verlangen, durch den Wald wogte und nieder fiel wie erquickender Thau in die duftenden Blumenkelche, in die Bruſt horchender Nachtigallen." Kreislers Urtheil über Julia's Geſang ſcheint hiernach eben nicht von ſonderlichem Werth. Verſichern kann aber bemeldeter Biograph bei dieſer Gelegenheit dem günſtigen Leſer, daß Julia's Geſang, den er, dem Himmel ſey's geklagt, niemals ſelbſt hörte, etwas geheimnißvolles, etwas ganz wunderbares in ſich getragen haben muß. Ungemein ſolide Leute, die ſich erſt ſeit kurzer Zeit den Zopf wegſchneiden laſſen, die, nachdem ſie einen tüchtigen Rechtsfall, eine malitiös merkwürdige Krankheit oder einen jungen Ankömmling von Straßburger Paſtete gehörig erprobt, der Umgang mit Gluck, Mozart, Beethoven, Spontini im Theater nicht im mindeſten aus der ſchicklichen Seelenruhe brachte, ja ſolche Leute haben oft verſichert, daß, ſänge das Fräulein Julia Benzon, ihnen ganz abſonderlich zu Muthe würde, ſie könnten gar nicht ſagen, wie. Eine gewiſſe Beklommenheit, die ihnen denn doch ein unbeſchreibliches Wohlbehagen errege, bemächtige ſich ihrer ganz und gar, und oft kämen ſie auf den Punkt, Narrenſtreiche zu machen, und ſich zu gebärden, wie junge Fantaſten und Versmacher. Anzuführen iſt auch ferner, daß einmal, als Julia bei Hofe ſang, Fürſt Irenäus vernehmlich ächzte, und als der Geſang geendet, gerade zu losſchritt auf Julien, ihre Hand an den Mund drückte, und dabei ſehr weinerlich ſprach: beſtes Fräulein! — Der Hofmarſchall wagte zu behaupten, Fürſt Irenäus habe der kleinen Julia wirklich die Hand geküßt, und dabei wären ihm ein paar Thränen aus den Augen getröpfelt. Auf Anlaß der Oberhofmeiſterin wurde aber dieſe Behauptung, als ungeziemend und dem Wohl des Hofes zuwider, unterdrückt.

Julia, einer vollen metallreichen, glockenreinen Stimme mächtig, ſang mit dem Gefühl, mit der Begeiſterung, die aus dem im Innerſten bewegten Gemüth hervorſtrömt, und darin mochte wohl der wunderbare unwiderſtehliche Zauber liegen, den ſie auch heute übte. Der Athem jedes Zuhörers ſtockte, als ſie ſang, jeder fühlte ſeine Bruſt beengt von ſüßem namenloſen Weh, erſt ein paar Augenblicke nachher, als ſie geendet, brach das Entzücken los im ſtürmiſchen ungemeſſenſten Beifall. Nur Kreisler ſaß da, ſtumm und ſtarr, zurückgelehnt in den Seſſel; dann ſtand er leiſe und langſam auf, Julia wandte ſich zu ihm mit einem Blick, der deutlich fragte: war es denn auch wohl ſo recht? — Erröthend ſchlug ſie aber die Augen nieder, als Kreisler, die Hand aufs Herz legend, mit zitternder Stimme lispelte: „Julia!" und dann mit gebücktem Haupte mehr ſchlich als ging hinter den Kreis, den die Damen geſchloſſen.

Mit Mühe hatte die Räthin Benzon Prinzeſſin Hedwiga dahin vermocht, in der Abendgeſellſchaft zu erſcheinen, wo ſie den Kapellmeiſter Kreisler antreffen mußte. Sie gab nur nach, als die Räthin ihr ſehr ernſthaft vorſtellte, wie kindiſch es ſeyn würde, einen Mann zu meiden, bloß weil er nicht zu den, auf eine Art und Weiſe wie Scheidemünze ausgeprägten, zu rechnen, ſondern ſich in freilich hin und wieder bizarrer Eigenthümlichkeit darſtelle. Zudem habe Kreisler auch Eingang gefunden bei dem Fürſten, und unmöglich würd' es daher ſeyn, den ſeltſamen Eigenſinn durchzuführen.

Prinzeſſin Hedwiga wußte ſich den ganzen Abend über ſo geſchickt zu drehen und zu wenden, daß Kreisler, dem es, harmlos und gefügig wie er war, wirklich galt, die Prinzeſſin zu verſöhnen, alles Mühens unerachtet, ſich nicht ihr nähern konnte. Den geſchickteſten Manoeuvres wußte ſie zu begegnen mit ſchlauer Taktik. — Deſto mehr mußte der Benzon, die das alles bemerkt, es auffallen, als die Prinzeſſin jetzt plötzlich den Kreis der Damen durchbrach, und gerade zu losſchritt auf den Kapellmeiſter. So tief in ſich verſunken ſtand Kreisler da, daß erſt die Anrede der Prinzeſſin, ob er allein denn keine Zeichen, keine Worte habe für den Beifall, den Julia errungen, ihn aus dem Traume weckte.

„Gnädigſte", erwiderte Kreisler mit einem Ton, der die innere Bewegung verrieth, „Gnädigſte, nach der bewährten Meinung berühmter Schriftſteller haben die Seeligen ſtatt des Worts nur Gedanken und Blick. — Ich war, glaub' ich, im Himmel!"

„So iſt“, erwiderte die Prinzeſſin lächelnd, „unſere Julia ein Engel des Lichts, da ſie vermochte Ihnen das Paradies zu erſchließen. — Jetzt bitte ich Sie aber, auf einige Augenblicke den Himmel zu verlaſſen und einem armen Erdenkinde, wie ich es nun einmal bin, Gehör zu geben.“ —

Die Prinzeſſin hielt inne, als erwarte ſie, daß Kreisler etwas ſage. Da dieſer ſie aber ſchweigend anſchaute mit leuchtendem Blick, ſchlug ſie die Augen nieder, und wandte ſich raſch um, ſo daß der leicht umgeworſene Shawl von den Schultern hinabwallte. Kreisler faßte ihn im Fallen. Die Prinzeſſin blieb ſtehen. „Laſſen Sie uns“, ſprach ſie dann mit unſicherm ſchwankendem Ton, als ringe ſie mit irgend einem Entſchluß, als würd’ es ihr ſchwer es herauszuſagen was ſie im Innern beſchloſſen — „laſſen Sie uns von poetiſchen Dingen ganz proſaiſch reden. Ich weiß, Sie geben Julien Unterricht im Geſange, und ich muß geſtehen, daß ſie ſeit der Zeit in Stimme und Vortrag unendlich gewann. Das giebt mir die Hoffnung, daß Sie im Stande wären, ſelbſt ein mittelmäßiges Talent, wie das meinige, zu heben. — Ich meine, daß —“

Die Prinzeſſin ſtockte hoch erröthend, die Benzon trat hinzu, und verſicherte, daß die Prinzeſſin ſich ſelbſt großes Unrecht thue, wenn ſie ihr muſikaliſches Talent mittelmäßig nenne, da ſie das Pianoforte vorzüglich ſpiele und recht ausdrucksvoll ſinge. Kreisler, dem die Prinzeſſin, in ihrer Verlegenheit, auf einmal über alle Maaßen liebenswürdig erſchien,“ ergoß ſich in einen Strom freundlicher Redensarten, und ſchloß damit, daß ihm nichts glücklicheres begegnen könne, als wenn die Prinzeſſin es vergönne, ihr beizuſtehen im Studium der Muſik mit Rath und That.

Die Prinzeſſin hörte den Kapellmeiſter an mit ſichtlichem Wohlgefallen, und als er geendet, und der Benzon

Blick ihr die ſeltſame Scheu vor dem artigen Mann vorwarf, da ſprach ſie bald leiſe: „Ja, ja, Benzon, Sie haben Recht, ich bin wohl oft ein kindiſches Kind!" — In demſelben Augenblick faßte ſie, ohne hinzublicken, nach dem Shawl, den Kreisler noch immer in den Händen hielt, und den er ihr nun hinreichte. Selbſt wußte er nicht, wie es ſich begab, daß er dabei der Prinzeſſin Hand berührte. Aber ein heftiger Pulsſchlag dröhnte ihm durch alle Nerven, und es war, als wollten ihm die Sinne vergehen. —

Wie einen Lichtſtrahl, der durch finſtere Wolken bricht, vernahm Kreisler Juliens Stimme. „Ich ſoll", ſprach ſie, „ich ſoll noch mehr ſingen, lieber Kreisler! man läßt mir keine Ruhe. — Wohl möchte ich das ſchöne Duett verſuchen, das Sie mir letzthin gebracht." „Sie dürfen das", nahm die Benzon das Wort, „Sie dürfen das meiner Julie nicht abſchlagen, lieber Kapellmeiſter — fort an den Flügel!" —

Kreisler, keines Wortes mächtig, ſaß am Flügel, ſchlug die erſten Akkorde des Duetts an, wie von einem ſeltſamen Rauſch bethört und befangen. Julia begann: „Ah che mi manca l'anima in si fatal momento — —" Es iſt nöthig zu ſagen, daß die Worte dieſes Duetts nach gewöhnlicher italiäniſcher Weiſe ganz einfach die Trennung eines liebenden Paars ausſprachen, daß auf momento natürlicherweiſe sento und tormento gereimt war, und daß es wie in hundert andern Duetten ähnlicher Art, auch nicht an dem Abbi pietade o cielo und an der pena di morir fehlte. Kreisler hatte indeſſen dieſe Worte, in der höchſten Aufregung des Gemüths, mit einer Inbrunſt komponirt, die beim Vortrage jeden, dem der Himmel nur paſſable Ohren gegeben, unwiderſtehlich hinreißen mußte. Das Duett war den leidenſchaftlichſten dieſer Art an die Seite zu ſtellen, und, da Kreisler nur nach dem höchſten Ausdruck des Moments, und nicht darnach ſtrebte, was eben ganz ruhig und bequem von der Sängerin aufzufaſſen, in der Intonation ziemlich ſchwer gerathen. So kam es, daß Julia ſchüchtern, mit beinahe ungewiſſer Stimme, begann, und daß Kreisler eben nicht viel beſſer eintrat. Bald erhoben ſich aber beide Stimmen auf den Wellen des Geſanges wie ſchimmernde Schwäne und wollten bald mit rauſchendem Flügelſchlag empor ſteigen zu dem goldnen ſtrahlenden Gewölk, bald in ſüßer Liebesumarmung ſterbend untergehen in dem brauſenden Strom der Akkorde, bis tief aufathmende Seufzer den nahen Tod verkündeten, und das letzte Addio in dem Schrei des wilden Schmerzes, wie ein blutiger Springquell hinaus ſtürzte aus der zerriſſenen Bruſt.

Niemand befand ſich in dem Kreiſe, den das Duett nicht tief ergriffen, vielen ſtanden die hellen Thränen in den Augen, ſelbſt die Benzon geſtand, daß ſie ſelbſt im Theater bei irgend einer gut dargeſtellten Abſchiedsſzene ähnliches noch nicht empfunden. Man überhäufte Julien und den Kapellmeiſter mit Lobſprüchen, man ſprach von der wahren Begeiſterung, die beide beſeelt, und ſtellte die Compoſition vielleicht noch höher, als ſie es verdiente.

Der Prinzeſſin Hedwiga hatte man während des Geſanges die innere Bewegung wohl angemerkt, unerachtet ſie bemüht war, ruhig zu ſcheinen, ja durchaus jede Theilnahme zu verbergen. Neben ihr ſaß ein junges Ding von Hofdame mit rothen Wangen, zum Weinen und Lachen gleich aufgelegt, der raunte ſie allerlei in die Ohren, ohne daß es ihr gelang, irgend andere Antwort zu erhalten, als einzelne Wörter, in der Angſt der höfiſchen Convenienz ausgeſtoßen. Auch der Benzon, die an der andern Seite ſaß, flüſterte ſie gleichgültige Dinge zu, als höre ſie gar nicht auf das Duett; die, nach ihrer ſtrengen Manier, bat aber die Gnädigſte, die Unterhaltung aufzuſparen bis nach geendetem Duett. Jetzt aber ſprach die Prinzeſſin, im ganzen Geſicht glühend, mit blitzenden Augen, ſo laut, daß ſie die Lobſprüche der ganzen Geſellſchaft übertönte: „Es wird mir nun wohl erlaubt ſeyn, auch meine Meinung zu ſagen. Ich gebe zu, daß das Duett als Compoſition ſeinen Werth haben mag, daß meine Julie vortrefflich geſungen hat, aber iſt es recht, iſt es billig, daß man im gemüthlichen Zirkel, wo freundliche Unterhaltung oben an ſtehen ſoll, wo wechſelſeitige Anregungen Rede, Geſang forttreiben ſollen wie einen zwiſchen Blumenbeeten ſanft murmelnden Bach, daß man da extravagante Sachen auftiſcht, die das Innere zerſchneiden, deren gewaltſamen zerſtörenden Eindruck man nicht verwinden kann? Ich habe mich bemüht, mein Ohr, meine Bruſt zu verſchließen dem wilden Schmerz des Orkus, den Kreisler mit, unſer leicht verletzliches Inneres verhöhnender Kunſt in Tönen aufgefaßt hat, aber niemand war ſo gütig, ſich meiner anzunehmen. Gern will ich meine Schwäche Ihrer Ironie Preis geben, Kapellmeiſter, gern will ich geſtehen, daß der üble Eindruck Ihres Duetts mich ganz krank gemacht hat. — Giebt es denn keinen Cimaroſa, keinen Paeſiello, deren Compoſitionen recht für die Geſellſchaft geſchrieben ſind?“

„O Gott“, rief Kreisler, indem ſein Geſicht in dem mannigfaltigſten Muskelſpiel vibrirte, wie es allemal zu geſchehen pflegte, wenn der Humor aufſtieg in dem Innern, „o Gott, gnädigſte Prinzeſſin! — wie ganz bin ich ärmſter Kapellmeiſter Ihrer gütigen gnädigen Meinung! — Iſt es nicht gegen alle Sitte und Kleiderordnung, die Bruſt mit all der Wehmuth, mit all dem Schmerz, mit all dem Entzücken, das darin verſchloſſen, anders in die Geſellſchaft zu tragen, als dick verhüllt mit dem Fichu vortrefflicher Artigkeit und Convenienz? Taugen denn alle Löſchanſtalten, die der gute Ton überall bereitet, taugen ſie wohl was, ſind ſie wohl hinlänglich, um das Naphthafeuer zu dämpfen, das hie und da hervor lodern will? Spült man noch ſo viel Thee, noch ſo viel Zuckerwaſſer, noch ſo viel bonnettes Geſpräch, ja noch ſo viel angenehmes Dudeldumdei hinunter, doch gelingt es dieſem, jenem freveligen Mordbrenner, eine Congreviſche Rakete ins Innere zu werfen, und die Flamme leuchtet empor, leuchtet und brennt ſogar, welches dem puren Mondſchein niemals geſchieht! — Ja! gnädigſte Prinzeſſin! — ja, ich! — aller Kapellmeiſter hienieden unſeeligſter, ich habe ſchändlich gefrevelt mit dem entſetzlichen Duett, das wie ein hölliſches Feuerwerk mit allerlei Leuchtkugeln, Schwanzraketen, Schwärmern und Kanonenſchlägen durch die ganze Geſellſchaft gefahren iſt und, leider merk' ich's, faſt überall gezündet hat! — Ha! — Feuer — Feuer — Mordio! — es brennt — Spritzenhaus auf — Waſſer — Waſſer — Hülfe, rettet!"

Kreisler ſtürzte zu auf den Notenkaſten, zog ihn hervor unter dem Flügel, öffnete ihn — warf die Noten umher, riß eine Partitur heraus, es war Paeſiello's Molinara, ſetzte Sich an das Inſtrument, begann das Ritornell der bekannten hübſchen Ariette: La Rachelina, Molinarina, mit der die Müllerin auftritt —

„Aber lieber Kreisler!" ſprach Julie ganz ſchüchtern und erſchrocken.

Doch Kreisler warf ſich vor Julien nieder auf beide Kniee, und flehte: „Theuerſte, holdſeeligſte Julia! erbarmen Sie Sich der hochverehrten Geſellſchaft, gießen Sie Troſt in die hoffnungsloſen Gemüther, ſingen Sie die Rachelina! — Thun Sie es nicht, ſo bleibt mir nichts übrig, als mich hier vor Ihren ſichtlichen Augen hinab zu ſtürzen in die Verzweiflung, an deren Rand ich mich bereits befinde, und Sie halten den verlornen maitre de la chapelle vergebens am Rockſchooß, denn indem Sie gutmüthig rufen: „Bleibe bei uns, o Johannes!“ ſo iſt er ſchon hinab gefahren zum Acheron und wagt im dämoniſchen Shawltanz die allerzierlichſten Sprünge: darum ſingen Sie, Werthe!“

Julia that, wie wohl, ſo ſchien es, mit einigem Widerwillen, warum Kreisler ſie gebeten.

So wie die Ariette geendet, begann Kreisler ſofort das bekannte komiſche Duett des Notars mit der Müllerin. —

Julia's Geſang, in Stimme und Methode, neigte ſich ganz zum Ernſten, Pathetiſchen, demungeachtet ſtand ihr eine Laune zu Gebote, wenn ſie komiſche Sachen vortrug, die die reizendſte Liebenswürdigkeit ſelbſt war. Kreisler hatte ſich den ſeltſamen, aber unwiderſtehlich hinreißenden Vortrag der italiäniſchen Buffi zu eigen gemacht, das ging heute aber beinahe bis zur Uebertreibung, denn indem Kreislers Stimme nicht dieſelbe ſchien, da ſie dem höchſten dramatiſchen Ausdruck in tauſend Nuancen ſich fügte, ſo ſchnitt er dabei auch ſolche abſonderliche Geſichter, die einen Cato zum Lachen gebracht hätten.

Es konnte nicht fehlen, daß alle laut aufjauchzten, losbrachen in ſchallendem Gelächter.

Kreisler küßte Julien entzückt die Hand, die ſie ihm ganz unmuthig ſchnell wegzog. „Ach“, ſprach Julie, „ach Kapellmeiſter, ich kann mich nun einmal in Ihre ſeltſamen Launen — abenteuerliche möcht' ich ſie nennen, ich kann mich nun einmal gar nicht darin finden! — Dieſer Todesſprung von einem Extrem zum andern zerſchneidet mir die Bruſt! — Ich bitte Sie, lieber Kreisler, verlangen Sie nicht mehr, daß ich mit tief bewegtem Gemüth, wenn noch die Töne der tiefſten Wehmuth wider klingen in meinem Innern, daß ich dann Komiſches ſinge, ſey es auch noch ſo artig und hübſch. Ich weiß es — ich vermag es, ich ſetze es durch, aber es macht mich ganz matt und krank. — Verlangen Sie es nicht mehr! — nicht wahr, Sie verſprechen mir das, lieber Kreisler?“ —

Der Kapellmeiſter wollte antworten, in dem Augenblick umarmte aber die Prinzeſſin Julien ſtärker, ausgelaſſener lachend, als es irgend eine Oberhofmeiſterin für ſchicklich halten, oder verantworten kann.

„Komm an meine Bruſt“, rief ſie, „du aller Müllerinnen holdeſte, himmliſchſte, launigſte! — Du myſtifizirſt alle Barone, Amtsverweſer, Notare in der ganzen Welt, und wohl noch gar —“ Das übrige, was ſie noch ſagen wollte, ging unter in der dröhnenden Lache, die ſie von neuem aufſchlug.

Und dann ſich raſch zum Kapellmeiſter wendend: „Sie haben mich ganz mit ſich ausgeſöhnt, lieber Kreisler! — O jetzt verſtehe ich Ihren ſpringenden Humor. — Er iſt köſtlich, in der That köſtlich! — Nur in dem Zwieſpalt der verſchiedenſten Empfindungen, der feindlichſten Gefühle geht das höhere Leben auf! — Haben Sie Dank, herzlichen Dank — da! — ich erlaube Ihnen, mir die Hand zu küſſen!“

Kreisler faßte die ihm dargebotene Hand, und wiederum, wie wohl nicht ſo heftig als zuvor, durchdröhnte ihn der Pulsſchlag, ſo daß er einen Moment zu zögern genöthigt, ehe er nun die zarten enthandſchuhten Finger an den Mund drückte, ſich mit ſolchem Anſtand verbeugend, als ſey er noch Legationsrath. Selbſt wußte er nun nicht, wie es kam, daß ihm dieſe phyſiſche Empfindung bei dem Berühren der fürſtlichen Hand ungemein lächerlich bedünken wollte. „Am Ende“, ſprach er zu ſich ſelbſt, als die Prinzeſſin ihn verlaſſen, „am Ende iſt die Gnädigſte eine Art von Leydner Flaſche und wirft honnette Leute durch mit elektriſchen Schlägen nach fürſtlichem Belieben!“ —

Die Prinzeſſin hüpfte, tänzelte im Saal umher, lachte, trällerte dazwiſchen: „la Rachelina mollinarina,“ und herzte und küßte bald dieſe, bald jene Dame, verſicherte, nie in ihrem Leben ſey ſie froher geweſen, und das habe ſie dem wackern Kapellmeiſter zu verdanken. Der ernſten Benzon war das alles im höchſten Grade zuwider, ſie konnte es nicht laſſen, die Prinzeſſin endlich bei Seite zu ziehen und ihr ins Ohr zu flüſtern: „Hedwiga, ich bitte Sie, welch ein Betragen!"

„Ich dächte", erwiderte die Prinzeſſin mit funkelnden Augen, „ich dächte, liebe Benzon, wir ließen heute das Hofmeiſtern und gingen alle zu Bette! — Ja! — zu Bette — zu Bette!" Und damit rief ſie nach ihrem Wagen.

Schweifte die Prinzeſſin aus in krampfhafter Luſtigkeit, ſo war Julia indeſſen ſtill und trübe geworden. Den Kopf auf die Hand geſtützt, ſaß ſie am Flügel, und ihr ſichtliches Verbleichen, das umflorte Auge, bewies, daß ihr Unmuth bis zum phyſiſchen Weh ſich geſteigert.

Auch Kreislern war das Brillantfeuer des Humors verlöſcht. Jedem Geſpräch ausweichend, tappte er mit leiſen Schritten nach der Thüre. Die Benzon trat ihm in den Weg. „Ich weiß nicht," ſprach ſie, „welche ſonderbare Verſtimmung heute mir — — — — — — — — —

* * *

nur der kleinen rothwangigen Hofdame gelten, die Kreisler bei der Benzon geſehen. „Thun Sie mir", ſprach die Prinzeſſin, „thun Sie mir den Gefallen, Nannette, gehen Sie ſelbſt herab und ſorgen Sie, daß man die Nelkenſtöcke in meinen Pavillon trage, die Leute ſind ſaumſelig genug, um nichts auszurichten." — Das Fräulein ſprang auf, verbeugte ſich ſehr zeremoniös, flog dann aber ſchnell zum Zimmer heraus, wie ein Vogel, dem man den Käfig geöffnet.

„Ich kann", wandte ſich die Prinzeſſin zu Kreisler, „ich kann nun einmal nichts heraus bringen, wenn ich nicht mit dem Lehrer allein bin, der den Beichtvater vorſtellt, dem man ohne Scheu alle Sünden vertrauen kann. Ueberhaupt werden Sie, lieber Kreisler, die ſteife Etiquette bei uns ſeltſam, werden es läſtig finden, daß ich überall von Hofdamen umgeben, gehütet werde, wie die Königin von Spanien. — Wenigſtens ſollte man hier in dem ſchönen Sieghartshof mehr Freiheit genießen. Wäre der Fürſt im Schloſſe, ich hätte Nannette nicht fortſchicken dürfen, die ſich ſelbſt bei unſern muſikaliſchen Studien eben ſo ſehr langweilt, als ſie mich genirt. — Fangen wir noch einmal an, jetzt wird es beſſer gehen.“ — Kreisler, bei dem Unterricht die Geduld ſelbſt, begann das Geſangſtück, welches die Prinzeſſin einzuſtudiren unternommen, von neuem, aber ſo ſichtlich Hedwiga ſich auch mühte, ſo viel Kreisler auch einhelfen mochte, ſie verirrte ſich in Takt und Ton, ſie machte Fehler über Fehler, bis ſie glutroth im ganzen Geſicht aufſprang, an das Fenſter lief und hinaus ſchaute in den Park. Kreisler glaubte zu bemerken, daß die Prinzeſſin heftig weine, und fand ſeinen erſten Unterricht, den ganzen Auftritt, etwas peinlich. Was konnte er beſſers thun, als verſuchen, ob der feindliche unmuſikaliſche Geiſt, der die Prinzeſſin zu verſtören ſchiene, ſich nicht bannen laſſe eben durch Muſik. Er ließ daher allerlei angenehme Melodieen fortſtrömen, variirte die bekannteſten Lieblingslieder in contrapunktiſchen Wendungen und melismatiſchen Schnörkeln, ſo daß er zuletzt ſich ſelbſt darüber wunderte, wie er ſo charmant den Flügel zu ſpielen verſtehe, und die Prinzeſſin vergaß, ſammt ihrer Arie und ihrer rückſichtsloſen Ungeduld.

„Wie herrlich doch der Geierſtein in der leuchtenden Abendſonne ſteht,“ ſprach die Prinzeſſin, ohne ſich umzuwenden.

Kreisler war eben in einer Diſſonanz begriffen, natürlicherweiſe mußte er dieſe auflöſen, und konnte daher nicht mit der Prinzeſſin den Geierſtein und die Abendſonne bewundern. „Giebt's wohl einen reizendern Aufenthalt weit und breit, als unſer Siegbartshof," ſprach Hedwiga lauter und ſtärker als vorher. — Nun mußte Kreisler wohl, nachdem er einen tüchtigen Schlußakkord angeſchlagen, zu der Prinzeſſin an das Fenſter treten, der Aufforderung zum Geſpräch höflich genügend.

„In der That", ſprach der Kapellmeiſter, „in der That, gnädigſte Prinzeſſin, der Park iſt herrlich, und ganz beſonders iſt es mir lieb, daß ſämmtliche Bäume grünes Laub tragen, welches ich überhaupt an allen Bäumen, Sträuchern und Gräſern ſehr bewundere und verehre, und jeden Frühling dem Allmächtigen danke, daß es wieder grün worden, und nicht roth, welches in jeder Landſchaft zu tadeln, und bei den beſten Landſchaftern, wie z. B. Claude Lorrain oder Berghem, ja ſelbſt bei Hackert, der bloß ſeine Wieſengründe was weniges pudert, nirgends zu finden."

Kreisler wollte weiter reden, als er aber in dem kleinen Spiegel, der zur Seite des Fenſters angebracht, der Prinzeſſin todtbleiches, ſeltſam verſtörtes Antlitz erblickte, verſtummte er vor dem Schauer, der ſein Inneres durcheiste.

Die Prinzeſſin unterbrach endlich das Schweigen, indem ſie, ohne ſich umzuwenden, immerfort hinausſchauend, mit dem rührenden Ton der tiefſten Wehmuth ſprach: „Kreisler, das Schickſal will es nun einmal, daß ich Ihnen überall wie von ſeltſamen Einbildungen geplagt — aufgeregt, ich möchte ſagen, albern erſcheine, daß ich Ihnen Stoff darbieten ſoll, Ihren ſchneidenden Humor an mir zu üben. Es iſt Zeit, Ihnen zu erklären, daß, und warum Sie es ſind, deſſen Anblick mich in einen Zuſtand verſetzt, der dem nervenerſchütternden Anfall eines heftigen Fiebers zu vergleichen. Erfahren Sie alles. Ein offnes Geſtändniß wird meine Bruſt erleichtern und mir die Möglichkeit verſchaffen, Ihren

Anblick, Ihre Gegenwart zu ertragen. — Als ich Sie zum erſtenmal dort im Park antraf, da erfüllten Sie, da erfüllte Ihr ganzes Betragen, mich mit dem tiefſten Entſetzen, ſelbſt wußte ich nicht warum! — aber es war eine Erinnerung aus meinen frühſten Kinderjahren, die plötzlich mit all ihrem Schrecken in mir aufſtieg, und die ſich erſt ſpäter in einem ſeltſamen Traume deutlich geſtaltete. — An unſerm Hofe befand ſich ein Maler, Ettlinger geheißen, den Fürſt und Fürſtin ſehr hoch hielten, da ſein Talent wunderbar zu nennen. Sie finden auf der Gallerie vortreffliche Gemälde von ſeiner Hand, auf allen erblicken Sie die Fürſtin, in dieſer, jener Geſtalt, in der hiſtoriſchen Gruppe angebracht. Das ſchönſte Gemälde, das die höchſte Bewunderung aller Kenner erregt, hängt aber in dem Kabinett des Fürſten. Es iſt das Portrait der Fürſtin, die er, als ſie in der höchſten Blüthe der Jugend ſtand, ohne daß ſie ihm jemals geſeſſen, ſo ähnlich malte, als habe er das Bild aus dem Spiegel geſtohlen. Leonhard, ſo wurde der Maler mit ſeinem Vornamen am Hofe genannt, muß ein milder guter Menſch geweſen ſein. Alle Liebe, deren meine kindiſche Bruſt fähig, ich mochte kaum drei Jahre alt ſeyn, hatte ich ihm zugewandt, ich wollte, er ſollte mich nie verlaſſen. Aber unermüdlich ſpielte er auch mit mir, malte mir kleine bunte Bilder, ſchnitt mir allerlei Figuren aus. Plötzlich, es mochte ein Jahr vergangen ſeyn, blieb er aus. Die Frau, der meine erſte Erziehung anvertraut, ſagte mir mit Thränen in den Augen, Herr Leonhard ſey geſtorben. Ich war untröſtlich, ich mochte nicht mehr in dem Zimmer bleiben, wo Leonhard mit mir geſpielt. So wie ich nur konnte, entſchlüpfte ich meiner Erzieherin, den Kammerfrauen, lief im Schloſſe umher, rief laut den Namen: Leonhard! Denn immer glaubt' ich, es ſey nicht wahr, daß er geſtorben, und er ſey irgendwo im Schloſſe verſteckt. So begab es ſich, daß ich auch an einem Abend, als die Erzieherin ſich nur auf einen Augenblick entfernt, mich aus dem Zimmer ſchlich, um die Fürſtin aufzuſuchen. Die ſollte mir ſagen, wo Herr Leonhard ſey, und mir ihn wieder ſchaffen. Die Thüren des Corridors ſtanden offen, und ſo gelangte ich wirklich zur Haupttreppe, die ich hinauf lief, und eben, auf gut Glück, in das erſte geöffnete Zimmer trat. Als ich mich nun umſchaute, wurde die Thüre, die, wie ich meinte, in die Gemächer der Fürſtin führen mußte, und an die ich zu pochen im Begriff ſtand, heftig aufgeſtoßen, und hinein ſtürzte ein Menſch in zerriſſenen Kleidern, mit verwildertem Haar. Es war Leonhard, der mich mit fürchterlich funkelnden Augen anſtarrte. Todtenbleich, eingefallen, kaum wieder zu erkennen, war ſein Antlitz. „Ach, Herr Leonhard,“ rief ich, „wie ſiehſt du aus, warum biſt du ſo blaß, warum haſt du ſolche glühende Augen, warum ſtarrſt du mich ſo an? — Ich fürchte mich vor dir! — O ſey doch gut wie ſonſt — male mir wieder hübſche bunte Bilder!“ — da ſprang Leonhard mit einem wilden wiehernden Gelächter auf mich los, — eine Kette, die um den Leib befeſtigt ſchien, klirrte ihm nach — kauerte nieder auf den Boden, ſprach mit heiſerer Stimme: „Ha ha, kleine Prinzeß — bunte Bilder? — ja nun kann ich erſt recht malen, malen — nun will ich dir ein Bild malen und deine ſchöne Mutter! nicht wahr, du haſt eine ſchöne Mutter? — Aber bitte ſie, daß ſie mich nicht wieder verwandelt — ich will nicht der elende Menſch Leonhard Ettlinger ſein — der iſt längſt geſtorben. Ich bin der rothe Geier und kann malen, wenn ich Farbenſtrahlen geſpeiſt! — ja malen kann ich, wenn ich heißes Herzblut habe zum Firniß, — und dein Herzblut brauche ich, kleine Prinzeß!“ — Und damit faßte er mich, riß mich an ſich, entblößte mir den Hals, mir war's, als ſähe ich ein kleines Meſſer in ſeiner Hand blinken. Auf das durchdringende

Angſtgeſchrei, das ich ausſtieß, ſtürzten Diener hinein und warfen ſich her über den Wahnſinnigen. Der ſchlug ſie aber mit Rieſenkraft zu Boden. In demſelben Augenblicke polterte und klirrte es aber die Treppe herauf, ein großer, ſtarker Mann ſprang hinein mit dem lauten Ausruf: „Jeſus, er iſt mir entſprungen! Jeſus, das Unglück! — Warte, warte, Höllenkerl!" — So wie der Wahnſinnige dieſen Mann gewahrte, ſchienen ihn plötzlich alle Kräfte zu verlaſſen, heulend ſtürzte er zu Boden. Man legte ihm die Ketten an, die der Mann mitgebracht, man führte ihn fort, indem er entſetzliche Töne ausſtieß, wie ein gefeſſeltes wildes Thier.

Sie mögen ſich es denken, mit welcher verſtörenden Gewalt dieſer entſetzliche Auftritt das vierjährige Kind erfaſſen mußte. Man verſuchte mich zu tröſten, mir begreiflich zu machen, was wahnſinnig ſey. Ohne dies ganz zu verſtehen, ging doch ein tiefes namenloſes Grauſen durch mein Inneres, das noch jetzt wiederkehrt, wenn ich einen Wahnſinnigen erblicke, ja wenn ich nur an den fürchterlichen Zuſtand denke, der einer fortgeſetzten ununterbrochenen Todesqual zu vergleichen. — Jenem Unglücklichen ſehen Sie ähnlich, Kreisler, als wären Sie ſein Bruder. — Vorzüglich erinnert mich Ihr Blick, den ich oft ſeltſam nennen möchte, nur zu lebhaft an Leonhard, und dies iſt es, was mich, als ich Sie zum erſtenmal erblickte, außer Faſſung brachte, was mich noch jetzt in Ihrer Gegenwart beunruhigt — beängſtigt!" —

Kreisler ſtand da, tief erſchüttert, keines Wortes mächtig. Von jeher hatte er die fixe Idee, daß der Wahnſinn auf ihn lauere, wie ein nach Beute lechzendes Raubthier, und ihn einmal plötzlich zerfleiſchen werde; er erbebte nun in demſelben Grauſen, das die Prinzeſſin bei ſeinem Anblick erfaßt, vor ſich ſelbſt, rang mit dem ſchauerlichen Gedanken, daß er es geweſen, der die Prinzeſſin in der Raſerei ermorden wollen.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens fuhr die Prinzeſſin fort: „Der unglückliche Leonhard liebte insgeheim meine Mutter, und dieſe Liebe, ſchon ſelbſt Wahnſinn, brach zuletzt aus in Wuth und Raſerei."

„So", ſprach Kreisler ſehr weich und mild wie er pflegte, wenn ein Sturm im Innern vorüber gegangen, „ſo war in Leonhards Bruſt nicht die Liebe des Künſtlers aufgegangen."

„Was wollen Sie damit ſagen, Kreisler," fragte die Prinzeſſin, indem ſie ſich raſch umwandte.

„Als", erwiderte Kreisler ſanft lächelnd, „als ich einſt in einem hinlänglich toll luſtigen Schauſpiel einen Witzbold von Diener die Spielleute mit der ſüßen Anrede beehren hörte: „Ihr guten Leute und ſchlechten Muſikanten," theilte ich, wie der Weltenrichter, flugs alles Menſchenvolk in zwei verſchiedene Haufen, einer davon beſtand aber aus den guten Leuten, die ſchlechte, oder vielmehr gar keine Muſikanten ſind, der andere aber aus den eigentlichen Muſikanten. Doch niemand ſollte verdammt, ſondern alle ſollten ſeelig werden, wie wohl auf verſchiedene Weiſe. — Die guten Leute verlieben ſich leichtlich in ein paar ſchöne Augen, ſtecken beide Arme aus nach der angenehmen Perſon, aus deren Antlitz beſagte Augen ſtrahlen, ſchließen die Holde ein in Kreiſe, die, immer enger und enger werdend, zuletzt zuſammenſchrumpfen zum Trauring, den ſie der Geliebten an den Finger ſtecken, als pars pro toto — Sie verſtehen einiges Latein, gnädigſte Prinzeß — als pars pro toto ſag' ich, als Glied der Kette, an der ſie die in Liebeshaft genommene heimführen in das Eheſtandsgefängniß. Dabei ſchreien ſie denn ungemein: O Gott — oder o Himmel! oder, ſind ſie der Aſtronomie ergeben, o ihr Sterne! oder haben ſie Inklination zum Heidenthum, o all ihr Götter, ſie iſt mein, die Schönſte, all mein ſehnend Hoffen erfüllt! — Alſo lärmend, gedenken die guten Leute es nach zu machen den Muſikanten, jedoch vergebens, da es mit der Liebe dieſer durchaus ſich anders verhält. — Es begiebt ſich wohl, daß beſagten Muſikanten unſichtbare Hände urplötzlich den Flor wegziehen, der ihre Augen verhüllte, und ſie erſchauen, auf Erden wandelnd, das Engelsbild, das, ein ſüßes unerforſchtes Geheimniß, ſchweigend ruhte in ihrer Bruſt. Und nun lodert auf in reinem Himmelsfeuer, das nur leuchtet und wärmt, ohne mit verderblichen Flammen zu vernichten, alles Entzücken, alle namenloſe Wonne des höheren aus dem Innerſten empor keimenden Lebens, und tauſend Fühlhörner ſtreckt der Geiſt aus in brünſtigem Verlangen, und umnetzt die, die er geſchaut, und hat ſie, und hat ſie nie, da die Sehnſucht ewig dürſtend fortlebt! — Und ſie, ſie ſelbſt iſt es, die Herrliche, die, zum Leben geſtaltete Ahnung, aus der Seele des Künſtlers hervorleuchtet, als Geſang — Bild — Gedicht! — Ach, Gnädigſte, glauben Sie mir, ſeyn Sie überzeugt, daß wahre Muſikanten, die mit ihren leiblichen Armen und den daran gewachſenen Händen nichts thun, als paſſabel muſiziren, ſey es nun mit der Feder, mit dem Pinſel oder ſonſt, in der That nach der wahrhaften Geliebten nichts ausſtrecken, als geiſtige Fühlhörner, an denen weder Hand noch Finger befindlich, die mit konvenabler Zierlichkeit einen Trauring erfaſſen und anſtecken könnten an den kleinen Finger der Angebeteten; ſchnöde Mesalliancen ſind daher durchaus nicht zu befürchten, und ſcheint ziemlich gleichgültig, ob die Geliebte, die in dem Innern des Künſtlers lebt, eine Fürſtin iſt oder eine Bäckerstochter, in ſo fern letztere nur keine Eule. Beſagte Muſikanten ſchaffen, ſind ſie in Liebe gekommen, mit der Begeiſterung des Himmels herrliche Werke, und ſterben weder elendiglich dahin an der Schwindzucht, noch werden ſie wahnſinnig. Sehr verdenke ich es daher dem Herrn Leonhard Ettlinger, daß er in einige Raſerei verfiel, er hätte, nach der Art ächter Muſikanten, die durchlauchtige Frau Fürſtin ohne allen Nachtheil lieben können wie er nur wollte!“ —

Die humoriſtiſchen Töne, die der Kapellmeiſter anſchlug, gingen bei dem Ohr der Prinzeſſin vorüber, unvernommen oder übertönt von dem Nachhall der Saite, die er berührt, und die, in der weiblichen Bruſt ſchärfer geſpannt, ſtärker vibriren mußte als alle übrigen.

„Die Liebe des Künſtlers“, ſprach ſie, indem ſie nieder ſank in den Lehnſtuhl, und wie im Nachſinnen den Kopf auf die Hand ſtützte, „die Liebe des Künſtlers! — ſo geliebt zu werden! — o es iſt ein ſchöner herrlicher Traum des Himmels — nur ein Traum, ein leerer Traum.“ —

„Sie ſcheinen“, nahm Kreisler das Wort, „Sie ſcheinen, Gnädigſte, für Träume eben nicht ſehr portirt, und doch ſind es lediglich die Träume, in denen uns recht die Schmetterlingsflügel wachſen, ſo daß wir dem engſten feſteſten Kerker zu entfliehen, uns bunt und glänzend in die hohen, in die höchſten Lüfte zu erheben vermögen. Jeder Menſch hat doch am Ende einen angeborenen Hang zum Fliegen, und ich habe ernſte honnette Leute gekannt, die am ſpäten Abend ſich bloß mit Champagner, als einem dienlichen Gas, füllten, um in der Nacht, Luftballon und Paſſagier zugleich, aufſteigen zu können.“ —

„Sich ſo geliebt zu wiſſen,“ wiederholte die Prinzeſſin noch bewegter als zuvor.

„Und“, ſprach, als die Prinzeſſin ſchwieg, Kreisler weiter, „und was die Liebe des Künſtlers betrifft, wie ich ſie zu ſchildern mich bemüht, ſo haben Sie, Gnädigſte! freilich das böſe Beiſpiel des Herrn Leonhard Ettlinger vor Augen, der Muſikant war und lieben wollte, wie die guten

Leute, worüber ſein ſchöner Verſtand freilich etwas wacklig werden konnte, aber eben deshalb mein' ich, war Herr Leonhard kein ächter Muſikant. Dieſe tragen die erkorne Dame im Herzen und wollen nichts als ihr zu Ehren ſingen, dichten, malen, und ſind in der vorzüglichſten Courtoiſie den galanten Rittern zu vergleichen, ja was unſchuldsvolle Geſinnung betrifft, ihnen vorzuziehen, da ſie nicht verfahren wie ſonſt dieſe, die, blutdürſtiger Weiſe, waren nicht gleich Rieſen, Drachen bei der Hand, die ſchätzbarſten Leute nieder ſtreckten in den Staub, um der Herzensdame zu huldigen!" —

„Nein", rief die Prinzeſſin, wie erwachend aus einem Traum, „nein es iſt unmöglich, daß in der Bruſt des Mannes ein ſolch reines Veſtasfeuer ſich entzünden ſollte! — Was iſt die Liebe des Mannes anders, als die verrätheriſche Waffe, die er gebraucht, einen Sieg zu feiern, der das Weib verdirbt, ohne ihn zu beglücken." —

Kreisler wollte ſich eben über ſolche abſonderliche Geſinnungen einer ſiebzehn-, achtzehnjährigen Prinzeſſin höchlich verwundern, als die Thüre aufging, und Prinz Ignatius hineintrat.

Der Kapellmeiſter war froh, ein Geſpräch zu enden, das er ſehr gut mit einem wohl eingerichteten Duett verglich, in dem jede Stimme ihrem eigenthümlichen Charakter getreu bleiben muß. Während die Prinzeſſin, ſo behauptete er, im wehmüthigen Adagio beharrt, und nur hie und da einen Mordent, einen Pralltriller angebracht, ſey er als ein vorzüglicher Buffo und erzkomiſcher Chanteur mit einer ganzen Legion kurzer Noten parlando dazwiſchen gefahren, ſo daß er, da das Ganze ein wahres Meiſterſtück der Compoſition und der Ausführung zu nennen, nichts weiter gewünſcht, als der Prinzeſſin und ſich ſelbſt zuhören zu können aus irgend einer Loge oder einem ſchicklichen Sperrſitz.

Alſo Prinz Ignatius trat hinein mit einer zerbrochenen Taſſe in der Hand, ſchluchzend und weinend.

Es iſt nöthig, zu ſagen, daß der Prinz, unerachtet doch in die zwanzig, doch ſich noch immer nicht von den Lieblingsſpielen der Kinderjahre trennen konnte. Ganz vorzüglich liebte er ſchöne Taſſen, mit denen er Stunden lang in der Art ſpielen konnte, daß er ſie in Reihen vor ſich hinſtellte auf den Tiſch, und dieſe Reihen immer anders und anders ordnete, ſo daß bald die gelbe Taſſe neben der rothen, dann die grüne bei der rothen u. ſ. w. ſtehen mußte. Dabei freute er ſich ſo innig, ſo herzlich, wie ein frohes zufriedenes Kind.

Das Unglück, worüber er jetzt lamentirte, beſtand darin, daß ihm der kleine Mops unverſehens auf den Tiſch geſprungen war, und die ſchönſte der Taſſen herabgeworfen hatte.

Die Prinzeſſin verſprach, dafür zu ſorgen, daß er eine Mundtaſſe im neueſten Geſchmack aus Paris erhalten ſolle. Da gab er ſich zufrieden und lächelte mit dem ganzen Geſicht. Jetzt erſt ſchien er den Kapellmeiſter zu bemerken. Er wandte ſich zu ihm mit der Frage, ob er auch viele ſchöne Taſſen beſitze. Kreisler wußte ſchon, von Meiſter Abraham hatte er's erfahren, was man darauf zu antworten. Er verſicherte nämlich, daß er keinesweges ſolche ſchöne Taſſen beſitze, wie der gnädigſte Herr, und daß es ihm auch ganz unmöglich ſey, ſo viel Geld darauf zu verwenden, als der gnädigſte Herr es thue.

„Sehen Sie wohl“, erwiderte Ignaz ſehr vergnügt, „ſehen Sie wohl, ich bin ein Prinz und kann deshalb ſchöne Taſſen haben, wie ich nur mag, aber das können Sie nicht, weil Sie kein Prinz ſind, denn weil ich nun einmal ganz gewiß ein Prinz bin, ſo ſind ſchöne Taſſen —“ Taſſen und Prinzen, und Prinzen und Taſſen, gingen nun durch einander in immer mehr verwirrter Rede, und dabei lachte und hüpfte

Ignatius und klopfte in die Hände vor ſeeligem Vergnügen! — Hedwiga ſchlug erröthend die Augen nieder, ſie ſchämte ſich des imbezillen Bruders, ſie fürchtete mit Unrecht Kreislers Spott, dem, nach ſeiner innerſten Gemüthsſtimmung, des Prinzen Albernheit, als ein Zuſtand des wirklichen Wahnſinnes, nur ein Mitleid erregte, das eben nicht wohlthun konnte, viel mehr die Spannung des Augenblicks vermehren mußte. Um den Armen nur abzubringen von den unſeeligen Taſſen, bat die Prinzeſſin ihn, die kleine Handbibliothek in Ordnung zu bringen, die in einem zierlichen Wandſchrank aufgeſtellt ſtand. Ganz vergnügt, unter fröhlichem Gelächter, begann der Prinz ſogleich, die ſauber gebundenen Bücher heraus zu nehmen, und, ſie nach dem Format ſorglich ordnend, ſo hinzuſtellen, daß die goldenen Schnitte, nach außen ſtehend, eine blanke Reihe formten, worüber er ſich über alle Maaßen freute.

Fräulein Nannette ſtürzte herein, und rief laut: „Der Fürſt, der Fürſt 'mit dem Prinzen!“ — „O mein Gott,“ ſprach die Prinzeſſin, „meine Toilette, in der That, Kreisler, wir haben die Stunden verplaudert, ohne daran zu denken. — Ich habe mich ganz vergeſſen! — Mich und den Fürſten und den Prinzen.“ Sie verſchwand mit Nannetten in das Nebengemach. Prinz Ignaz ließ ſich in ſeinem Geſchäft gar nicht ſtören.

Schon rollte der Staatswagen des Fürſten heran; als Kreisler ſich unten an der Haupttreppe befand, ſtiegen eben die beiden Laufer in Staatslivree aus der Wurſt. — Das muß näher erklärt werden.

Fürſt Irenäus ließ nicht ab von dem alten Brauch, und ſo hatte er zur ſelben Zeit, als kein ſchnellfüßiger Hanswurſt in bunter Jacke vor den Pferden herzulaufen genöthigt, wie ein gehetztes Thier, in der zahlreichen Dienerſchaft von allen Waſſen, auch noch zwei Laufer, artige hübſche Leute von geſetzten Jahren, wohlgefüttert, und nur zuweilen von Unterleibsbeſchwerden geplagt, wegen der ſitzenden Lebensweiſe. Viel zu menſchenfreundlich war nämlich der Fürſt geſinnt, um irgend einem Diener zuzumuthen, daß er ſich zu Zeiten umſetze in ein Windſpiel, oder einen andern vergnügten Köter, um indeſſen doch die gehörige Etiquette im Anſehen zu erhalten, mußten die beiden Laufer, fuhr der Fürſt in Gala aus, vorausfahren auf einer paſſablen Wurſt, und an ſchicklichen Stellen, wo z. B. einige Gaffer ſich verſammelt, etwas die Beine rühren, als Andeutung des wirklichen Laufs. — Es war hübſch anzuſehen. —

Alſo, — die Laufer waren eben ausgeſtiegen, die Kammerherrn traten ins Portal, und ihnen folgte Fürſt Irenäus, an deſſen Seite ein junger Mann von ſtattlichem Anſehen daher ſchritt, in reicher Uniform der neapolitaniſchen Garde, Sterne und Kreuze auf der Bruſt. — „Je vous salue, Monsieur de Krösel,“ ſprach der Fürſt, als er Kreislern erblickte. — Krösel pflegte er zu ſagen, ſtatt Kreisler, wenn er bei feſtlichen, feierlichen Gelegenheiten franzöſiſch ſprach, und ſich auf keinen teutſchen Namen recht beſinnen konnte. Der fremde Prinz — denn den jungen ſtattlichen Mann hatte doch wohl die Fräulein Nannette gemeint, als ſie rief, daß der Fürſt komme mit dem Prinzen — nickte Kreislern im Vorbeigehen flüchtig zu mit dem Kopfe, eine Art der Begrüßung, die Kreislern ſelbſt von den vornehmſten Perſonen ganz unausſtehlich war. Er bückte ſich daher bis tief an die Erde auf ſolch burleske Weiſe, daß der dicke Hofmarſchall, der überhaupt Kreislern für einen ausgemachten Spaßmacher, und alles für Spaß hielt, was er that und ſprach, nicht umhin konnte, etwas zu kichern. Der junge Fürſt warf aus ſeinen dunkeln Augen Kreislern einen glühenden Blick zu, murmelte zwiſchen den Zähnen: „Haſenfuß,“ und ſchritt dann ſchnell dem Fürſten nach, der ſich mit milder Gravität nach ihm umſchaute. — „Für einen italiäniſchen Gardiſten," rief Kreisler laut lachend dem Hofmarſchall zu, „ſpricht der durchlauchtige Herr ein paſſables Deutſch, ſagen Sie ihm, beſte Excellenz, daß ich ihm dafür mit dem auserleſenſten Neapolitaniſch dienen und dabei kein artiges Romaniſch, am wenigſten aber als Gozziſche Maske ſchnödes Venetianiſch einſchwärzen, kurz kein X vor ein U machen will. — Sagen Sie ihm, beſte Excellenz —" Aber die Excellenz ſtieg ſchon, die Schultern hoch heraufgezogen, als Bollwerk und Schutzſchanze der Ohren, die Treppe herauf. —

Der fürſtliche Wagen, mit dem Kreisler gewöhnlich nach Sieghartshof zu fahren pflegte, hielt, der alte Jäger öffnete den Schlag und fragte, ob's gefällig wäre. In dem Augenblick rannte aber ein Küchenjunge vorbei, heulend und ſchreiend. „Ach das Unglück — ach das Malheur!" — „Was iſt geſchehen," rief ihm Kreisler nach. „Ach das Unglück," erwiderte der Küchenjunge noch heftiger weinend, „da drinnen liegen der Herr Oberküchenmeiſter in der Verzweiflung, in purer Raſerei, und wollen ſich durchaus das Ragoutmeſſer in den Leib ſtoßen, weil der gnädigſte Herr plötzlich befohlen hat zu ſoupiren, und es ihm an Muſcheln fehlt zum italiäniſchen Salat. — Er will ſelbſt nach der Stadt, und der Herr Oberſtallmeiſter weigern ſich anſpannen zu laſſen, da es an einer Ordre des gnädigſten Herrn fehlt." — „Da iſt zu helfen," ſprach Kreisler, „der Herr Oberküchenmeiſter ſteige in gegenwärtigen Wagen, und verſehe ſich mit den ſchönſten Muſcheln in Sieghartsweiler, während ich zu Fuß nach ſelbiger Stadt promenire." — Damit rannte er fort in den Park. —

„Große Seele — edles Gemüth — charmanter Herr!" rief ihm der alte Jäger nach, indem ihm die Thränen in die Augen traten. —

In den Flammen des Abendroths ſtand das ferne Gebirge, und der goldne glühende Widerſchein gleitete ſpielend über den Wieſenplan, durch die Bäume, durch die Büſche, wie getrieben von dem Abendwinde, der ſich ſäuſelnd erhoben.

Kreisler blieb mitten auf der Brücke ſtehen, die über einen breiten Arm des Sees nach dem Fiſcherhäuschen führte, und ſchaute in das Waſſer hinab, in dem ſich der Park mit ſeinen wunderbaren Baumgruppen, der hoch darüber emporragende Geierſtein, der ſeine weißblinkende Ruinen auf dem Haupte wie eine ſeltſame Krone trug, abſpiegelte in magiſchem Schimmer. Der zahme Schwan, der auf den Namen Blanche hörte, plätſcherte auf dem See daher, den ſchönen Hals ſtolz empor gehoben, rauſchend mit den glänzenden Schwingen. „Blanche, Blanche,“ rief Kreisler laut, indem er beide Arme weit ausſtreckte, „ſinge dein ſchönſtes Lied, glaube ja nicht, daß du dann ſterben mußt! du darfſt dich nur ſingend an meine Bruſt ſchmiegen, dann ſind deine herrlichſten Töne mein, und nur ich gehe unter in brünſtiger Sehnſucht, während du in Liebe und Leben daher ſchwebſt auf den koſenden Wellen!“ — Selbſt wußte Kreisler nicht, was ihn plötzlich ſo tief bewegte, er ſtützte ſich auf das Geländer, ſchloß unwillkürlich die Augen. Da hörte er Julia's Geſang, und ein unnennbar ſüßes Weh durchbebte ſein Inneres.

Düſtere Wolken zogen daher und warfen breite Schatten über das Gebirge, über den Wald, wie ſchwarze Schleier. Ein dumpfer Donner dröhnte im Morgen, ſtärker ſauste der Nachtwind, rauſchten die Bäche, und dazwiſchen ſchlugen einzelne Töne der Wetterharfe an, wie ferne Orgelklänge, aufgeſcheucht erhob ſich das Geflügel der Nacht und ſchweifte kreiſchend durch das Dickicht.

Kreisler erwachte aus dem Traume, und erblickte ſeine dunkle Geſtalt im Waſſer. Da war es ihm, als ſchaue ihn Ettlinger, der wahnſinnige Maler, an aus der Tiefe. „Hoho“, rief er hinab, „hoho, biſt du da, geliebter Doppeltgänger, wackerer Kumpan? — Höre mein ehrlicher Junge, für einen Maler, der etwas über die Schnur gehauen, der in ſtolzem Uebermuth fürſtliches Herzblut verbrauchen wollte, ſtatt Firniß, ſiehſt du paſſabel genug aus. — Ich glaube am Ende, guter Ettlinger, daß du illuſtre Familien genarrt haſt mit deinem wahnſinnigen Treiben! — Je länger ich dich anſchaue, deſto mehr gewahre ich an dir die vornehmſten Manieren, und ſo du magſt, will ich der Fürſtin Maria verſichern, du wärſt, was deinen Stand oder deine Lage im Waſſer betrifft, ein Mann von dem importanteſten Range, und ſie könne dich lieben ohne alle weitere Umſtände. — Willſt du aber, Kumpan, daß die Fürſtin noch jetzt deinem Bilde gleiche, ſo mußt du es nachthun dem fürſtlichen Dilettanten, der ſeine Portraits ausglich mit den zu portraitirenden, durch geſchicktes Anpinſeln der Letztern. — Nun! — haben ſie dich einmal unverdienter Weiſe hinab geſchickt in den Orkus, ſo trage ich dir hiermit allerlei Neuigkeiten zu! — Wiſſe, verehrter Tollhauskoloniſt, daß die Wunde, die du dem armen Kinde, der ſchönen Prinzeſſin Hedwiga beibrachteſt, noch immer nicht recht geheilt iſt, ſo daß ſie vor Schmerz manchmal allerlei Faxen macht. Trafſt du denn ihr Herz ſo hart, ſo ſchmerzlich, daß ihr noch jetzt heißes Blut entquillt, wenn ſie deine Larve erblickt, ſo wie Leichname bluten, wenn der Mörder hinantritt? Rechne es mir nicht zu, Guter, daß ſie mich für ein Geſpenſt hält, und zwar für das Deinige. — Aber bin ich ſo recht in voller Luſt ihr zu beweiſen, daß ich kein ſchnöder Revenant bin, ſondern der Kapellmeiſter Kreisler, dann kommt mir der Prinz Ignatius in die Quere, der offenbar an einer paranoia laborirt, an einer fatuitas, stoliditas, die nach Kluge eine ſehr angenehme Sorte der eigentlichen Narrheit iſt. — Mache mir nicht alle Geſten nach, Maler, wenn ich ernſthaft mit dir rede! — Schon wieder? Fürchtete ich mich nicht vor dem Schnupfen, ich ſpränge zu dir herab und prügelte dich erklecklich. — Scheere dich zum Teufel, hallunkiſcher Mimiker!“ —

Kreisler ſprang ſchnell fort.

Es war nun ganz finſter geworden, Blitze leuchteten durch die ſchwarzen Wolken, der Donner rollte, und der Regen begann in großen Tropfen herab zu fallen. Aus dem Fiſcherhäuschen ſtrahlte ein helles blendendes Licht, dem eilte Kreisler ſchnell entgegen.

Unfern der Thüre, im vollen Schimmer des Lichts, erblickte Kreisler ſein Ebenbild, ſein eignes Ich, das neben ihm daherſchritt. Vom tiefſten Entſetzen erfaßt, ſtürzte Kreisler hinein in das Häuschen, ſank athemlos, zum Tode erbleicht, in den Seſſel.

Meiſter Abraham, der vor einem kleinen Tiſche ſaß, auf dem eine Aſtrallampe ihre blendende Strahlen umher warf, in einem großen Folianten leſend, fuhr erſchrocken in die Höhe, nahte ſich Kreisler, rief: „Um des Himmelswillen, was iſt Euch, Johannes, wo kommt Ihr her am ſpäten Abend — was hat Euch ſo entſetzt?“ —

Mit Mühe ermannte ſich Kreisler und ſprach dann mit dumpfer Stimme: „Es iſt nun nicht anders, wir ſind unſerer Zwei — ich meine ich und mein Doppeltgänger, der aus dem See geſprungen iſt und mich verfolgt hat, hieher. — Seyd barmherzig, Meiſter, nehmt Euern Dolchſtock, ſtoßt den Hallunken nieder — er iſt raſend, glaubt mir das, und kann uns beide verderben. Er hat draußen das Wetter heraufbeſchworen. — Die Geiſter rühren ſich in den Lüften, und ihr Choral zerreißt die menſchliche Bruſt! — Meiſter — Meiſter, lockt den Schwan herbei, — er ſoll ſingen — erſtarrt iſt mein Geſang, denn der Ich hat ſeine weiße kalte Todtenhand auf meine Bruſt gelegt, die muß er wegziehen, wenn der Schwan ſingt — und ſich wieder untertauchen in den See". — Meiſter Abraham ließ Kreislern nicht weiter reden, er ſprach ihm zu mit freundlichen Worten, nöthigte ihm einige Gläſer eines feurigen italiäniſchen Weins ein, den er eben zur Hand hatte, und fragte ihm dann nach und nach ab, wie ſich alles begeben.

Aber kaum hatte Kreisler geendet, als Meiſter Abraham laut lachend rief: „Da ſieht man den eingefleiſchten Fantaſten, den vollendeten Geiſterſeher! — Was den Organiſten betrifft, der Euch draußen in dem Park ſchauerliche Chorale vorgeſpielt hat, ſo iſt das niemand anders geweſen, als der Nachtwind, der durch die Lüfte brauſend daher fuhr, und vor dem die Saiten der Wetterharfe erklangen. Ja, ja, Kreisler, die Wetterharfe habt Ihr vergeſſen, die zwiſchen den beiden Pavillons am Ende des Parks aufgeſpannt iſt.*) Und was Euern Doppeltgänger betrifft, der im Schimmer meiner Aſtrallampe neben Euch her lief, ſo will ich Euch ſogleich beweiſen, daß, ſobald ich nur vor die Thür trete, auch mein Doppeltgänger bei der Hand iſt, ja, daß ein jeder, der zu mir hineintritt, ſolch einen chevalier d'honneur ſeines Ichs an der Seite leiden muß."

Meiſter Abraham trat vor die Thüre, und ſogleich ſtand in dem Schimmer ein zweiter Meiſter Abraham ihm zur Seite.

Kreisler merkte die Wirkung eines verborgenen Hohlſpiegels, und ärgerte ſich, wie jeder, dem das Wunderbare, woran er geglaubt, zu Waſſer gemacht wird. Dem Menſchen behagt das tiefſte Entſetzen mehr, als die natürliche Aufklärung deſſen, was ihm geſpenſtiſch erſchienen, er will ſich durchaus nicht mit dieſer Welt abfinden laſſen; er verlangt etwas zu ſehen aus einer andern, die des Körpers nicht bedarf, um ſich ihm zu offenbaren.

---

*) Der Abt Gattoni zu Mailand ließ, von einem Thurme zum andern, funfzehn eiſerne Saiten ausſpannen und dergeſtalt ſtimmen, daß ſie die diatoniſche Tonleiter angaben. Bei jeder Veränderung in der Atmoſphäre, erklangen dieſe Saiten ſtärker oder ſchwächer, nach dem Maaß jener Veränderung. Man nannte dieſe Aeolsharfe im Großen, Rieſen- oder Wetterharfe.

„Ich kann“, ſprach Kreisler, „ich kann nun einmal, Meiſter, Euren ſeltſamen Hang zu ſolchen Foppereien nicht begreifen. Ihr präparirt das Wunderbare, wie ein geſchickter Mundkoch, aus allerlei ſcharfen Ingredienzien, und meint, daß die Menſchen, deren Fantaſie, wie der Magen der Schlemmer, flau geworden, irritirt werden müſſen durch ſolches Unweſen. Nichts iſt abgeſchmackter, als wenn man bei ſolchen vermaledeiten Kunſtſtückchen, die einem die Bruſt zuſammenſchnüren, dahinter kommt, daß alles natürlich zugegangen.“

„Natürlich! — natürlich,“ rief Meiſter Abraham, „als ein Mann von ziemlichem Verſtande, ſolltet Ihr doch einſehen, daß nichts in der Welt natürlich zugeht, gar nichts! — Oder glaubt Ihr, werther Kapellmeiſter, daß deshalb, weil wir mit uns zu Gebote ſtehenden Mitteln eine beſtimmte Wirkung hervorzubringen vermögen, uns die aus dem geheimnißvollen Organism ſtrömende Urſache der Wirkung klar vor Augen liegt? Ihr habt doch ſonſt vielen Reſpekt vor meinen Kunſtſtücken gehabt, unerachtet Ihr die Krone davon niemals ſchautet.“ — „Ihr meint das unſichtbare Mädchen,“ ſprach Kreisler.

„Allerdings,“ fuhr der Meiſter fort, „eben dieſes Kunſtſtück — es iſt wohl mehr als das — würde Euch bewieſen haben, daß die gemeinſte am leichteſten zu berechnende Mechanik oft mit den geheimnißvollſten Wundern der Natur in Beziehung treten, und dann Wirkungen hervorbringen kann, die unerklärlich, — ſelbſt dies Wort im gewöhnlichen Sinn genommen, bleiben müſſen.“ „Hm,“ ſprach Kreisler,

„wenn Ihr nach der bekannten Theorie des Schalls verfuhret, den Apparat geſchickt zu verbergen wußtet, und ein ſchlaues gewandtes Weſen an der Hand hattet —“

„O Chiara!“ rief Meiſter Abraham, indem Thränen in ſeinen Augen perlten, „o Chiara, mein ſüßes liebes Kind!“

Kreisler hatte noch nie den Alten ſo tief bewegt geſehen, wie dieſer denn von jeher keiner wehmüthigen Empfindung Raum geben wollte, ſondern dergleichen weg zu ſpotten pflegte.

„Was iſt das mit der Chiara?“ fragte der Kapellmeiſter.

„Es iſt wohl dumm“, ſprach der Meiſter lächelnd, „es iſt wohl dumm, daß ich Euch heute erſcheinen muß, wie ein alter weinerlicher Geck, aber die Geſtirne wollen es nun einmal, daß ich von einem Moment meines Lebens mit Euch reden ſoll, über den ich ſo lange ſchwieg. — Kommt her Kreisler, ſchaut dieſes große Buch, es iſt das merkwürdigſte was ich beſitze, das Erbſtück eines Tauſendkünſtlers, Severino geheißen, und eben ſitze ich da und leſe die wunderbarſten Sachen, und ſchaue die kleine Chiara an, die darin abgebildet, und da ſtürzt Ihr hinein, außer Euch ſelbſt, und verachtet meine Magie in dem Augenblick, als ich eben in der Erinnerung ſchwelge an ihr ſchönſtes Wunder, das mein war in der Blüthezeit meines Lebens!“

„Nun erzählt nur,“ rief Kreisler, „damit ich ſtracks mit Euch heulen kann.“ —

„Es iſt“, begann Meiſter Abraham, „es iſt nun eben nicht ſehr merkwürdig, daß ich, ſonſt ein junger kräftiger Mann von ganz hübſchem Anſehn, aus übertriebenem Eifer und großer Ruhmbegier mich matt und krank gearbeitet hatte an der großen Orgel in der Hauptkirche zu Gönionesmühl. Der Arzt ſprach: „Laufen Sie, werther Orgelbauer, laufen Sie über Berg und Thal, weit in die Welt hinein,“ und das that ich denn wirklich, indem ich mir den Spaß machte, überall als Mechaniker aufzutreten und den Leuten die artigſten Kunſtſtücke vorzumachen. Dies ging recht gut, und brachte mir viel Geld ein, bis ich auf den Mann ſtieß, Severino geheißen, der mich derb auslachte mit meinen Kunſtſtückchen, und durch manches mich beinahe dahin gebracht hätte, mit dem Volk zu glauben, er ſtehe mit dem Teufel oder wenigſtens mit andern, honnetteren Geiſtern im Bunde. Das mehreſte Aufſehen erregte ſein weibliches Orakel, ein Kunſtſtück, das eben ſpäter unter dem Namen des unſichtbaren Mädchens bekannt worden. Mitten im Zimmer, von der Decke herab, hing frei eine Kugel von dem feinſten klarſten Glaſe, und aus dieſer Kugel ſtrömten, wie ein linder Hauch, die Antworten auf die an das unſichtbare Weſen gerichteten Fragen. Nicht allein das unbegreiflich ſcheinende dieſes Phänomens, ſondern auch die ins Herz dringende, das Innerſte erfaſſende Geiſterſtimme der Unſichtbaren, das Treffende ihrer Antworten, ja ihre wahrhafte Weiſſagungsgabe, verſchaffte dem Künſtler unendlichen Zulauf. Ich drängte mich an ihn, ich ſprach viel von meinen mechaniſchen Kunſtſtücken, er verachtete aber, wie wohl im andern Sinn, als Ihr es thut, Kreisler, all mein Wiſſen, und beſtand darauf, ich ſollte ihm eine Waſſerorgel bauen, zu ſeinem häuslichen Gebrauch, unerachtet ich ihm bewies, daß, wie auch der verſtorbene Herr Hofrath Meiſter zu Göttingen in ſeinem Traktat: de veterum hydraulo verſichre, an einem ſolchen hydraulos gar nichts ſey, und nichts erſpart werde, als einige Pfund Luft, die man, dem Himmel ſey es gedankt, doch noch überall umſonſt haben könne. Endlich betheuerte Severino, er brauche die ſanfteren Töne eines ſolchen Inſtruments, um der Unſichtbaren beizuſtehen, und er wolle mir das Geheimniß entdecken, wenn ich auf das Sakrament ſchwöre, es weder ſelbſt zu gebrauchen, noch andern zu entdecken, wie wohl er glaube, daß es nicht leicht möglich ſeyn werde, ſein Kunſtwerk nachzuahmen ohne — hier ſtockte er und machte ein geheimnißvoll ſüßes Geſicht, wie weiland Caglioſtro, wenn er von ſeinen zaubriſchen Verzückungen zu Weibern ſprach. Voll Begier, die Unſichtbare zu ſchauen, verſprach ich die Waſſerorgel zu verfertigen, ſo gut es ginge, und nun ſchenkte er mir ſein Zutrauen, — gewann mich ſogar lieb, als ich ihm willig Beiſtand leiſtete in ſeinen Arbeiten. Eines Tages, eben wollte ich zu Severino gehen, war das Volk auf der Straße zuſammen gelaufen. Man ſagte mir, ein anſtändig gekleideter Mann ſey ohnmächtig zu Boden gefallen. Ich drängte mich durch, und erkannte Severino, den man eben aufhob und ins nächſte Haus trug. Ein Arzt, der des Weges gekommen, nahm ſich ſeiner an. Severino ſchlug, nachdem verſchiedne Mittel angewandt, mit einem tiefen Seufzer die Augen auf. Der Blick, mit dem er unter den krampfhaft zuſammen gezogenen Augenbrauen mich anſtarrte, war furchtbar, alle Schrecken des Todeskampfs glühten darinn in düſtrem Feuer. Seine Lippen bebten, er verſuchte zu reden und vermocht's nicht. Endlich ſchlug er einigemal heftig mit der Hand auf die Weſtentaſche. Ich faßte hinein, und zog einige Schlüſſel hervor. „Das ſind die Schlüſſel Eurer Wohnung," ſprach ich, er nickte mit dem Kopfe. „Das iſt", fuhr ich fort, indem ich ihm einen von den Schlüſſeln vor Augen hielt, „das iſt der Schlüſſel zu dem Kabinett, in das Ihr mich niemals hinein laſſen wolltet." Er nickte aufs neue. Als ich aber weiter fragen wollte, begann er wie in fürchterlicher Angſt zu ächzen und zu ſtöhnen, kalte Schweißtropfen ſtanden ihm auf der Stirne, er breitete die Arme aus, und bog ſie im Zirkel zuſammen, wie wenn man etwas umfaßt, und wies auf mich. „Er will," ſprach der Arzt, „daß Sie ſeine Sachen, ſeine Apparate in Sicherheit bringen, vielleicht, ſtirbt er, behalten ſollen?" Severino nickte ſtärker mit dem

Kopfe, ſchrie endlich: „Corre!“ und ſank aufs neue ohnmächtig zurück. Schnell eilte ich nun nach Severino's Wohnung, vor Neugier, vor Erwartung bebend, öffnete ich das Kabinett, in dem die geheimnißvolle Unſichtbare verſchloſſen ſeyn mußte, und erſtaunte nicht wenig, als ich es ganz leer fand. Das einzige Fenſter war dicht verhängt, ſo daß das Licht nur hinein dämmerte, und ein großer Spiegel hing an der Wand, der Thüre des Zimmers gegen über. So wie ich zufällig vor dieſen Spiegel trat, und meine Geſtalt im ſchwachen Schimmer erblickte, durchſtrömte mich ein ſeltſames Gefühl, als befände ich mich auf dem Iſolirſtuhl einer Elektriſirmaſchine. In demſelben Augenblick ſprach die Stimme des unſichtbaren Mädchens auf italiäniſch: „Verſchont mich nur heute, Vater! — geißelt mich nicht ſo grauſam, Ihr ſeyd ja doch nun geſtorben!“ — Schnell öffnete ich die Thüre des Zimmers, ſo daß das volle Licht hinein ſtrömte, aber keine lebendige Seele konnt' ich erblicken. „Es iſt gut“, ſprach die Stimme, „es iſt gut, Vater, daß Ihr Herrn Liscov geſchickt habt, aber der läßt es nicht mehr zu, daß Ihr mich geißelt, er zerbricht den Magnet, und Ihr könnt nicht mehr aus dem Grabe heraus, in das er Euch legen läßt, Ihr möget Euch ſträuben wie Ihr wollt, denn Ihr ſeyd doch nun ein Verſtorbner, und gehört nicht mehr dem Leben.“ Ihr könnt wohl denken, Kreisler, daß mich tiefe Schauer durchbebten, da ich niemand ſah, und die Stimme doch dicht vor meinen Ohren ſchwebte. „Teufel,“ ſprach ich laut, um mich zu ermuthigen, „ſäh' ich nur irgendwo ein lumpiges Fläſchlein, ſo würd' ich es zerſchmeißen, und der diable boiteux ſtünde, ſeinem Kerker entronnen, leibhaftig vor mir, aber ſo —“ Nun kam es mir plötzlich vor, als gingen die leiſen Seufzer, die durch das Kabinett wehten, aus einem Verſchlage hervor, der in der Ecke ſtand und mir viel zu klein ſchien, um ein menſchliches

Weſen zu beherbergen. Doch ſpringe ich hin, öffne den Schieber, und zuſammen gekrümmt, wie ein Wurm, liegt ein Mädchen darin, ſtarrt mich an mit großen wunderbar ſchönen Augen, ſtreckt endlich mir den Arm entgegen, als ich rufe: „Komm heraus mein Lämmchen, komm heraus meine kleine Unſichtbare!“ — Ich faſſe endlich die Hand, die ſie empor hält, und ein elektriſcher Schlag fährt mir durch alle Glieder.“ — „Halt“, rief Kreisler, „halt, Meiſter Abraham, was iſt das, als ich das erſte Mal zufällig der Prinzeſſin Hedwiga Hand berührte, ging es mir eben ſo, und noch immer, wie wohl ſchwächer, fühl' ich dieſelbe Wirkung, wenn ſie mir ſehr gnädig die Hand reicht.“ — „Hoho“, erwiderte Meiſter Abraham, „hoho, am Ende iſt unſer Prinzeßlein eine Art von Gymnotus electricus oder Raja torpedo oder Trichiurus indicus, wie in gewiſſer Art meine ſüße Chiara es war, oder auch wohl nur eine muntere Hausmaus, wie jene, die dem wackern Signor Cotugno eine tüchtige Ohrfeige verſetzte, als er ſie beim Rücken erfaßte, um ſie zu ſeziren, was Ihr freilich mit der Prinzeſſin nicht im Sinn haben konntet! — Doch ſprechen wir ein andermal von der Prinzeſſin, und bleiben wir jetzt bei meiner Unſichtbaren. — Als ich erſchrocken über den unvermutheten Schlag des kleinen Torpedo zurück prallte, ſprach das Mädchen mit wunderbar anmuthigem Ton auf deutſch: „Ach nehmet es doch ja nur nicht übel, Herr Liscov, aber ich kann nicht anders, der Schmerz iſt gar zu groß.“ — Ohne mich weiter mit meinem Erſtaunen aufzuhalten, faßte ich die Kleine ſanft bei den Schultern, zog ſie aus dem abſcheulichen Gefängniß, und ein zart gebautes liebliches Ding in der Größe eines zwölfjährigen Mädchens, nach der körperlichen Ausbildung zu urtheilen aber wenigſtens ſechszehn Jahre alt, ſtand vor mir. Schaut nur dort ins Buch hinein, das Bild iſt ähnlich, und Ihr werdet geſtehen müſſen, daß es kein lieblicheres, ausdrucksvolleres Antlitz geben kann, wozu Ihr aber rechnen müßt, daß das wunderbare, das Innerſte entzündende Feuer der ſchönſten ſchwarzen Augen in keinem Bilde zu erreichen. Jeder, der nicht auf eine Schneehaut und Flachshaar erpicht iſt, mußte das Geſichtlein für vollendet ſchön anerkennen, denn freilich war die Haut meiner Chiara etwas zu braun, und ihr Haar glänzte im brennenden Schwarz. — Chiara — Ihr wißt nun ſchon, daß die kleine Unſichtbare ſo geheißen war — Chiara fiel vor mir nieder, ganz Wehmuth und Schmerz, ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen, und ſie ſprach mit einem unnennbaren Ausdruck: „Je suis sauvée.“ Ich fühlte mich von dem tiefſten Mitleid durchdrungen, ich ahnte entſetzliche Dinge! — Man brachte jetzt Severino's Leiche, ein zweiter Anfall des Schlages hatte ihn, gleich nachdem ich ihn verlaſſen, getödtet. So wie Chiara den Leichnam gewahrte, verſiegten ihre Thränen, ſie ſchaute den todten Severino an mit ernſtem Blick, und entfernte ſich dann, als die Leute, die mit gekommen, ſie neugierig betrachteten, und lachend meinten, das ſey wohl gar am Ende das unſichtbare Mädchen in dem Kabinett. Ich fand es unmöglich, das Mädchen allein zu laſſen bei dem Leichnam, die gutmüthigen Wirthsleute erklärten ſich bereit, ſie bei ſich aufzunehmen. Als ich nun aber, nachdem ſich alles entfernt, hinein trat ins Kabinett, ſaß Chiara vor dem Siegel in dem ſeltſamſten Zuſtande. Mit feſt auf den Spiegel gerichteten Augen ſchien ſie nichts zu gewahren, gleich einer Mondſüchtigen. Sie liſpelte unverſtändliche Worte, die aber immer deutlicher und deutlicher wurden, bis ſie, deutſch, franzöſiſch, italiäniſch, ſpaniſch wechſelnd, von Dingen ſprach, die ſich auf entfernte Perſonen zu beziehen ſchienen. — Ich bemerkte zu meinem nicht geringen Erſtaunen, daß gerade die Stunde eingetreten, in der Severino das weibliche Orakel reden zu laſſen pflegte. —

Endlich ſchloß Chiara die Augen, und ſchien in tiefen Schlaf verfallen. Ich nahm das arme Kind in meine Arme, und trug ſie herab zu den Wirthsleuten. Am andern Morgen fand ich die Kleine heiter und ruhig, erſt jetzt ſchien ſie ihre Freiheit ganz zu begreifen und erzählte alles, was ich zu wiſſen verlangte. — Es wird Euch nicht verſchnupfen, Kapellmeiſter, unerachtet Ihr ſonſt auf gute Geburt was haltet, daß meine kleine Chiara nichts anders war, als ein Zigeunermägdlein, die mit einer ganzen Bande des ſchmutzigen Volks auf dem Markte in irgend einer großen Stadt, von Häſchern bewacht, ſich von der Sonne braten ließ, als eben Severino vorüber ging. „Blanker Bruder, ſoll ich dir wahrſagen?“ rief ihn das achtjährige Mädchen an. Severino ſah der Kleinen lange in die Augen, ließ ſich dann wirklich die Züge ſeines Handtellers deuten, und äußerte ein beſonderes Erſtaunen. Er mußte etwas ganz beſonderes an dem Mädchen gefunden haben, denn ſo gleich trat er zu dem Polizeilieutenant, der den Zug der verhafteten Zigeuner führte, und meinte, er wolle was erkleckliches geben, wenn es ihm vergönnt würde, das Zigeunermädchen mit ſich zu nehmen. Der Polizeilieutenant erklärte barſch, es ſey hier kein Sklavenmarkt, ſetzte indeſſen hinzu, daß da die Kleine doch eigentlich nicht zu den wirklichen Menſchen zu rechnen, und das Zuchthaus nur moleſtire, ſo ſtände ſie zu Befehl, wenn der Herr zehn Dukaten zur Stadtarmenkaſſe zahlen wolle. Severino zog ſo gleich ſeinen Beutel hervor, und zählte die Dukaten ab. Chiara und ihre alte Großmutter, beide hatten die ganze Verhandlung gehört, fingen an zu heulen und zu ſchreien und wollten ſich nicht trennen. Da traten aber die Häſcher hinzu, ſchmiſſen die Alte auf den Leiterwagen, der zum Abfahren bereit ſtand, der Polizeilieutenant, der vielleicht ſeinen Beutel in dem Augenblick für die Stadtarmenkaſſe halten mochte, ſteckte die blanken Dukaten ein, und

Severino ſchleppte die kleine Chiara fort, die er dadurch möglichſt zu beruhigen ſuchte, daß er ihr auf demſelben Markt, wo er ſie gefunden, ein hübſches neues Röcklein kaufte und ſie überdies mit Zuckerwerk fütterte. — Es iſt gewiß, daß Severino damals eben das Kunſtſtück mit dem unſichtbaren Mädchen im Kopf hatte, und in der kleinen Zigeunerin alle Anlagen fand, die Rolle der Unſichtbaren zu übernehmen. Neben einer ſorgfältigen Erziehung ſuchte er auf ihren Organism, der zu einem erhöhten Zuſtande beſonders geeignet, zu wirken. Er brachte dieſen erhöhten Zuſtand, in dem ein prophetiſcher Geiſt in dem Mädchen aufglühte, durch künſtliche Mittel hervor, — denkt an Mesmer und ſeine furchtbaren Operationen — und verſetzte ſie jedesmal, wenn ſie wahrſagen ſollte, in dieſen Zuſtand. Ein unglückliches Ungefähr ließ ihn wahrnehmen, daß die Kleine nach empfundenem Schmerz vorzüglich reizbar war, und daß dann ihre Gabe, das fremde Ich zu durchſchauen, bis zum Unglaublichen ſtieg, ſo daß ſie ganz vergeiſtigt ſchien. Und nun geißelte ſie der entſetzliche Menſch jedesmal vor der Operation, die ſie in den Zuſtand des höhern Wiſſens verſetzte, auf die grauſamſte Weiſe. Zu dieſer Qual kam noch, daß Chiara, die Aermſte, oft Tage lang, wenn Severino abweſend, ſich zuſammen krümmen mußte in jenem Verſchlag, damit, dränge ſelbſt jemand in das Kabinett, doch Chiara's Gegenwart ein Geheimniß bliebe. Eben ſo machte ſie die Reiſen mit Severino in jenem Kaſten. Unglücklicher, fürchterlicher war Chiara's Schickſal, als das jenes Zwerges, den der bekannte Kempelen mit ſich führte, und der, in dem Türken verſteckt, Schach ſpielen mußte. — Ich fand in Severino's Pult eine namhafte Summe in Gold und Papieren, es gelang mir, der kleinen Chiara dadurch ein gutes Einkommen zu ſichern, den Apparat zum Orakel, das heißt die akuſtiſchen Vorrichtungen, im Zimmer und Kabinett vernichtete ich, ſo wie manches andere Kunſtwerk, das nicht transportabel, wogegen ich nach Severino's deutlich ausgeſprochenem Vermächtniß, manches Geheimniß aus ſeinem Nachlaß mir zu eigen machte. Dies alles abgethan, nahm ich von der kleinen Chiara, die die Wirthsleute halten wollten wie ihr liebes Kindlein, den wehmüthigſten Abſchied, und verließ den Ort. — Ein Jahr war vergangen, ich wollte zurück nach Göniönesmühl, wo der Hochlöbliche Magiſtrat die Reparatur der Stadtorgel von mir verlangte, aber der Himmel hatte ein beſonderes Wohlgefallen daran, mich als Taſchenſpieler hinzuſtellen vor den Leuten, und gab daher einem verfluchten Spitzbuben die Macht, meine Börſe, in der mein ganzer Reichthum befindlich, zu ſtehlen und mich ſo zu zwingen, noch als berühmter mit vielen Atteſten und Conceſſionen verſehener Mechaniker, Künſte zu machen des nöthigen Proviants halber. — Das geſchah an einem Oertchen unſern Sieghartsweiler. Eines Abends ſitze ich und hämmere und feile an einem Zauberkäſtchen, da geht die Thüre auf, ein weibliches Weſen tritt hinein, ruft: „Nein, ich konnte es nicht länger ertragen, ich mußte Euch nach, Herr Liscov — ich wäre geſtorben vor Sehnſucht! — Ihr ſeyd mein Herr, gebietet über mich!“ — ſtürzt auf mich zu, will mir zu Füßen fallen, ich fange ſie auf in meinen Armen — es iſt Chiara! — Kaum erkenne ich das Mädchen, wohl einen Fuß höher, ſtärker iſt ſie geworden, ohne daß das den zarteſten Formen ihres Wuchſes geſchadet! — „Liebe ſüße Chiara!“ rief ich tief bewegt, und drückte ſie an meine Bruſt. „Nicht wahr,“ ſpricht nun Chiara, „Ihr leidet mich bei Euch, Herr Liscov, Ihr verſtoßet nicht die arme Chiara, die Euch Freiheit und Leben zu verdanken hat?“ — Und damit ſpringt ſie ſchnell an den Kaſten, den eben ein Poſtknecht hinein ſchiebt, drückt dem Kerl ſo viel Geld in die Hand, daß er mit einem großen Katzenſprung zur Thüre hinaus, laut ruft: „Ei der Daus, das liebe Mohrenkind," öffnet den Kaſten, nimmt dieſes Buch heraus, giebt mir es ſprechend: „Da, Herr Liscov, nehmt das Beſte aus Severino's Nachlaß, das Ihr vergeſſen," fängt an, während ich das Buch aufſchlage, ganz getroſt Kleider und Wäſche auszupacken — Ihr möget denken, Kreisler, daß mich die kleine Chiara in nicht geringe Verlegenheit ſetzte; aber — nun iſt es Zeit, Kerl! daß du auf mich was halten lernſt, da du, weil ich dir half dem Oheim die reifen Birnen vom Baume naſchen, und ihm hölzerne mit ſaubrer Malerei hinhängen, oder ihm gedüngtes Pomeranzenwaſſer hinſtellen in der Gießkanne, womit er die auf dem Raſen zum Bleichen ausgeſpannten weißen Canevashoſen begoß, und einen ſchönen Marmor herausbrachte ohne Mühe, — kurz weil ich dich zu tollen Narrenſtreichen anführte, da du, ſag' ich, ſonſt mich ſelbſt zu nichts anderm machteſt, als zu einem puren Schalksnarren, der niemals ein Herz, oder wenigſtens die Hanswurſtjacke ſo dick darüber gelegt hatte, daß er nichts von ſeinen Schlägen ſpürte! — Brüſte dich nicht, Menſch, mit deiner Empfindſamkeit, mit deinen Thränen, denn ſiehe, ſchon wieder muß ich, ſo wie du es nur zu oft thuſt, niederträchtig flennen, aber der Teufel hole doch alles, wenn man erſt im hohen Alter jungen Leuten das Innere aufſchließen ſoll, wie eine chambre garnie." — Meiſter Abraham trat ans Fenſter, und ſchaute hinaus in die Nacht. Das Gewitter war vorüber, im Säuſeln des Waldes hörte man die einzelnen Tropfen fallen, die der Nachtwind hinab ſchüttelte. Von fern her aus dem Schloſſe ertönte luſtige Tanzmuſik. „Prinz Hektor", ſprach Meiſter Abraham, „Prinz Hektor eröffnet die partie à la chasse mit einigen Sprüngen, glaub' ich —"

„Und Chiara?" fragte Kreisler.

„Recht", fuhr Meiſter Abraham fort, indem er ſich erſchopft in den Lehnſtuhl nieder ließ, „recht, mein Sohn, daß du mich erinnerſt an Chiara, denn ich muß in dieſer verhängnißvollen Nacht den Kelch der bitterſten Erinnerung nun einmal ausſchlürfen bis auf den letzten Tropfen. — Ach! — ſo wie Chiara geſchäftig hin und her hüpfte, wie aus ihren Blicken die reinſte Freude ſtrahlte, da fühlt' ich es wohl, daß es mir ganz unmöglich ſeyn würde, mich jemals von ihr zu trennen, daß ſie mein Weib werden müſſe. — Und doch ſprach ich: „Aber Chiara, was ſoll ich mit dir anfangen, wenn du nun hier bleibſt?“ — Chiara trat vor mich hin und ſprach ſehr ernſt: „Meiſter, Ihr findet in dem Buch, das ich Euch gebracht, die genaue Beſchreibung des Orakels, Ihr habt ja ohnedies die Vorrichtungen dazu geſehen. — Ich will Euer unſichtbares Mädchen ſeyn!“ — „Chiara“, rief ich ganz beſtürzt, „Chiara, was ſprichſt du? — Kannſt du mich für einen Severino halten!“ — „O ſchweigt von Severino,“ erwiderte Chiara. — Nun, was ſoll ich Euch alles umſtändlich erzählen, Kreisler, Ihr wißt ja ſchon, daß ich alle Welt in Erſtaunen ſetzte mit meinem unſichtbaren Mädchen, und möget mir wohl zutrauen, daß ich es verabſcheute, auch nur durch irgend ein künſtliches Mittel meine liebe Chiara aufzuregen, oder auf irgend eine Weiſe ihre Freiheit zu verſchränken. — Sie deutete mir ſelbſt Zeit und Stunde an, wenn ſie ſich fähig fühlte, oder vielmehr fühlen würde, die Rolle der Unſichtbaren zu ſpielen, und nur dann ſprach mein Orakel. — Ueberdies war meiner Kleinen jene Rolle zum Bedürfniß geworden. Gewiſſe Umſtände, die Ihr künftig erfahren ſollt, brachten mich nach Siegbartsweiler. Es lag in meinem Plan, ſehr geheimnißvoll aufzutreten. Ich bezog eine einſame Wohnung, bei der Wittwe des fürſtlichen Mundkochs, durch die ich ſehr bald das Gerücht von meinen wunderbaren Kunſtſtücken an den Hof brachte. Was ich erwartet hatte, geſchah. Der Fürſt —

ich meine den Vater des Fürſten Irenäus, ſuchte mich auf, und meine weiſſagende Chiara war die Zauberin, die, wie von überirdiſcher Kraft beſeelt, ihm oft ſein eignes Inneres erſchloß, ſo daß er manches, was ihm ſonſt verſchleiert geweſen, jetzt klar durchſchaute. Chiara, die mein Weib worden, wohnte bei einem mir vertrauten Mann in Sieghartshof, und kam zu mir im Dunkel der Nacht, ſo daß ihre Gegenwart ein Geheimniß blieb. Denn ſeht Kreisler, ſo verſeſſen ſind die Menſchen auf Wunder, daß, war auch das Kunſtſtück mit dem unſichtbaren Mädchen nicht anders möglich, als durch die Mitwirkung eines menſchlichen Weſens, ſie doch das ganze Ding für eine dumme Fopperei geachtet haben würden, ſo bald ſie erfuhren, daß das unſichtbare Mädchen von Fleiſch und Bein. So wie denn in jener Stadt den Severino nach ſeinem Tode alle Leute einen Betrüger ſchalten, da es herausgekommen, daß eine kleine Zigeunerin im Kabinett geſprochen, ohne die künſtliche akuſtiſche Einrichtung, die den Ton aus der Glaskugel kommen ließ, auch nur im mindeſten zu beachten. — Der alte Fürſt ſtarb, ich hatte die Kunſtſtücke, die Geheimnißkrämerei mit meiner Chiara herzlich ſatt, ich wollte mit meinem lieben Weibe hinziehen nach Göniönesmühl, und wieder Orgeln bauen. Da blieb eine Nacht Chiara, die zum letztenmal die Rolle des unſichtbaren Mädchens ſpielen ſollte, aus, ich mußte die Neugierigen unbefriedigt fortſchicken. Mir ſchlug das Herz vor banger Ahnung. — Am Morgen lief ich nach Sieghartshof, Chiara war zur gewöhnlichen Stunde fortgegangen. — Nun Kerl! was ſchauſt du mich ſo an? ich hoffe, daß du keine alberne Frage thun wirſt! — Du weißt es ja — Chiara war ſpurlos verſchwunden, nie — nie — hab' ich ſie wieder geſehen!“ —

Meiſter Abraham ſprang raſch auf, und ſtürzte ans Fenſter. Ein tiefer Seufzer machte den Blutstropfen Luft, die aus der aufgeriſſenen Herzwunde quollen. Kreisler ehrte den tiefen Schmerz des Greiſes durch Schweigen.

„Ihr könnet", begann endlich Meiſter Abraham, „Ihr könnet nun nicht mehr zurück nach der Stadt, Kapellmeiſter. Mitternacht iſt heran, draußen, Ihr wißt es, hauſen böſe Doppeltgänger, und allerlei anderes bedrohliches Zeug könnt' uns in den Kram pfuſchen. Bleibt bei mir! — Toll, ganz toll müßt' es ja — — — — — — — — — —

* * *

Dem Vater des Prinzen Hektor war es eben ſo ergangen, wie dem Fürſten Irenäus, er hatte, ſelbſt wußte er nicht wie, ſein Ländlein aus der Taſche verloren. Prinz Hektor, der zu nichts weniger aufgelegt, als zum ſtillen, friedlichen Leben, der, unerachtet ihm den Fürſtenſtuhl unter den Beinen weggezogen, doch gern aufrecht ſtehen, und ſtatt zu regieren, wenigſtens kommandiren wollte, nahm franzöſiſche Dienſte, war ungemein tapfer, ging aber, als ihn eines Tages ein Zithermädel anplärrte: „Kennſt du das Land, wo die Zitronen glühn," ſofort nach dem Lande, wo dergleichen Zitronen wirklich glühn, das heißt, nach Neapel, und zog ſtatt der franzöſiſchen Uniform eine neapolitaniſche an. Er wurde nämlich ſo geſchwinde General, wie es nur irgend einem Prinzen geſchehen kann. — Als der Vater des Prinzen Hektor geſtorben, ſchlug Fürſt Irenäus das große Buch auf, worin er ſelbſt ſämmtliche fürſtliche Häupter in Europa verzeichnet, und notirte den erfolgten Tod ſeines fürſtlichen Freundes und Gefährten im Malheur. Nachdem dies geſchehen, ſchaute er lange den Namen des Prinzen Hektor an, rief dann ſehr laut: „Prinz Hektor!" und klappte den Folianten ſo heftig zu, daß der Hofmarſchall entſetzt drei Schritte zurück prallte. Nun ſtand der Fürſt auf, ging langſam im Zimmer auf und ab und ſchnupfte ſo viel Spaniol, als nöthig, um eine ganze Welt von Gedanken in Ordnung zu bringen. Der Hofmarſchall ſprach viel von dem ſeeligen Herrn, der nächſt vielen Reichthümern ein aimables Herz beſeſſen, vom jungen Prinzen Hektor, der vergöttert werde in Neapel von dem Monarchen und der Nation u. ſ. w. Fürſt Irenäus ſchien das alles nicht zu beachten, er blieb plötzlich dicht vor dem Hofmarſchall ſtehen, ſchaute ihn an mit dem entſetzlichen Friedrichsblick, ſprach ſehr ſtark: „Peutêtre" und verſchwand in das Nebenkabinett.

„Gott," ſprach der Hofmarſchall, „der gnädigſte Fürſt haben gewiß die konſiderabelſten Gedanken, vielleicht gar Pläne."

Es war dem ſo. — Fürſt Irenäus dachte an den Reichthum des Prinzen, an ſeine Verwandtſchaft mit mächtigen Häuptern, er rief ſich die Ueberzeugung ins Gedächtniß, daß Prinz Hektor gewiß noch den Degen mit dem Szepter vertauſchen werde, und ihm kam der Gedanke, daß die Vermählung des Prinzen mit der Prinzeſſin Hedwiga von den erſprießlichſten Folgen ſeyn könne. Ganz im geheimſten Geheim mußte der Kammerherr, den der Fürſt ſogleich abſandte, um dem Prinzen ſeiner Seits namhaftes Beileid über den Tod des Vaters zu bezeigen, das bis auf die Farbe der Haut wohl getroffene Miniaturbild der Prinzeſſin in die Taſche ſtecken. — Es iſt hier zu bemerken, daß die Prinzeſſin in der That eine vollendete Schönheit zu nennen geweſen, hätte ihre Haut weniger ins Gelbe geſpielt. Daher war ihr die Beleuchtung des Kerzenſcheins günſtig. —

Der Kammerherr richtete den geheimen Auftrag des Fürſten — niemandem, ſelbſt nicht der Fürſtin, hatte dieſer das mindeſte von ſeiner Abſicht vertraut, — ſehr geſchickt aus. Als der Prinz das Gemälde ſah, gerieth er beinahe in dieſelbe Extaſe, wie ſein prinzlicher College in der Zauberflöte. Wie Tamino hätte er beinahe, wenn auch nicht geſungen, doch gerufen: „Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön," und dann weiter: „ſoll die Empfindung Liebe ſeyn, ja, ja die Liebe iſt's allein!" — Bei Prinzen iſt es ſonſt eben nicht die Liebe allein, die ſie ſtreben läßt nach der Schönſten, indeſſen dachte Prinz Hektor gerade nicht an andere Verhältniſſe, als er ſich hinſetzte und an den Fürſten Irenäus ſchrieb: es möge ihm vergönnet ſeyn, ſich um Herz und Hand der Prinzeſſin Hedwiga zu bewerben.

Fürſt Irenäus antwortete, daß, da er mit Freuden in eine Vermählung willige, die er ſchon ſeines verſtorbenen fürſtlichen Freundes halber aus dem Grunde des Herzens wünſche, es gar keiner weitern Bewerbung eigentlich bedürfe. Da aber die Form ſauvirt werden müſſe, möge der Prinz einen artigen Mann von dem gehörigen Stande nach Sieghartsweiler ſenden, den er ja auch gleich mit Vollmacht verſehen könne, die Trauung zu vollziehen und, nach altem ſchönem Herkommen, geſtiefelt und geſpornt den Bettſprung zu unternehmen. Der Prinz ſchrieb zurück: „Ich komme ſelbſt, mein Fürſt!" —

Dem Fürſten war das nicht recht, er hielt die Trauung durch einen Bevollmächtigten für ſchöner, erhabner, fürſtlicher, hatte ſich im Innerſten auf das Feſt gefreut, und beruhigte ſich nur damit, daß vor dem Beilager ein großes Ordensfeſt gefeiert werden könne. Er wollte nämlich das Großkreuz eines Hausordens, den ſein Vater geſtiftet hatte, und den kein Ritter mehr trug, nicht tragen durfte, dem Prinzen umhängen auf die ſolenneſte Weiſe.

Prinz Hektor kam alſo nach Sieghartsweiler, um die Prinzeſſin Hedwiga heimzuführen, und nebenbei das Großkreuz eines verſchollenen Hausordens zu erhalten. Es ſchien ihm erwünſcht, daß der Fürſt ſeine Abſicht geheim gehalten, er bat vorzüglich Rückſichts Hedwiga's, in dieſem Schweigen zu verharren, da er erſt der vollen Liebe Hedwiga's verſichert ſeyn müſſe, ehe er mit ſeiner Bewerbung hervor treten könne.

Der Fürſt verſtand nicht recht, was der Prinz damit ſagen wollte, und meinte, daß, ſo viel er wiſſe und ſich erinnere, dieſe Form, was nämlich die Verſicherung der Liebe vor dem Beilager beträfe, in fürſtlichen Häuſern niemals üblich geweſen ſey. Verſtehe der Prinz aber darunter weiter nichts, als die Aeußerung eines gewiſſen Attachements, ſo dürfe das vorzüglich während des Brautſtandes wohl eigentlich nicht ſtatt finden, könne aber, da doch die leichtſinnige Jugend über alles, was die Etiquette gebiete, hinweg zu ſpringen geneigt, ja in der Kürze abgemacht werden, drei Minuten vor dem Ringewechſeln. Herrlich und erhaben wär's freilich, wenn das fürſtliche Brautpaar in dieſem Augenblick einigen Abſcheu gegen einander bewieſe, leider wären aber dieſe Regeln des höchſten Anſtandes in neueſter Zeit zu leeren Träumen geworden.

Als der Prinz Hedwiga zum erſtenmal erblickte, flüſterte er ſeinem Adjutanten in den Andern unverſtändlichem neapolitaniſchen Dialekt zu: „Bei allen Heiligen! ſie iſt ſchön, aber unſern des Veſuvs geboren, und ſein Feuer blitzt aus ihren Augen.“

Prinz Ignaz hatte ſich bereits ſehr angelegentlich erkundigt, ob es in Neapel ſchöne Taſſen gebe, und wie viel davon Prinz Hektor beſitze, ſo daß dieſer, durch die ganze Tonleiter der Begrüßungen durchgeſtiegen, ſich wieder zu Hedwiga wenden wollte, als die Thüren ſich öffneten, und der Fürſt den Prinzen einlud zu der Prachtſzene, die er durch die Zuſammenberufung ſämmtlicher Perſonen, welche nur im mindeſten was hoffähiges an und in ſich trugen, im Prunkſaal bereitet. Er war diesmal in dem Auswählen weniger ſtrenge geweſen als ſonſt, da der Zirkel in Sieghartshof eigentlich für eine Landparthie zu achten. Auch die Benzon war zugegen mit Julien.

Prinzeſſin Hedwiga war ſtill, in ſich gekehrt, theilnahmlos, ſie ſchien den ſchönen Fremdling aus dem Süden nicht mehr, nicht weniger zu beachten, als jede andere neue Erſcheinung am Hofe, und fragte ziemlich mürriſch ihr Hoffräulein, die rothwangige Nannette, ob ſie närriſch werden, als dieſe nicht aufhören konnte, ihr ins Ohr zu flüſtern, der fremde Prinz ſey doch gar zu hübſch und eine ſchönere Uniform habe ſie Zeit ihres Lebens nicht geſehen.

Prinz Hektor entfaltete nun vor der Prinzeſſin den bunten prahlenden Pfauenſchweif ſeiner Galanterie, ſie, beinahe verletzt durch den Ungeſtüm ſeiner ſüdlichen Verzücktheit, fragte nach Italien, nach Neapel. Der Prinz gab ihr die Beſchreibung eines Paradieſes, in dem ſie als herrſchende Göttin wandelte. Er bewährte ſich als ein Meiſter in der Kunſt, zu der Dame ſo zu ſprechen, daß alles, alles ſich geſtaltet als ein Hymnus, der ihre Schönheit, ihre Anmuth preiſt. Mitten aus dieſem Hymnus ſprang aber die Prinzeſſin heraus, und hin zu Julien, die ſie in der Nähe gewahrte. Die drückte ſie an ihre Bruſt, nannte ſie mit tauſend zärtlichen Namen, rief: „das iſt meine liebe, liebe Schweſter, meine herrliche, ſüße Julia!", als der Prinz, etwas betroffen über Hedwiga's Flucht, hinzu trat. Der Prinz heftete einen langen ſeltſamen Blick auf Julien, ſo daß dieſe, über und über erröthend, die Augen niederſchlug und ſich ſcheu zur Mutter wandte, die hinter ihr ſtand. Aber die Prinzeſſin umarmte ſie aufs neue und rief: „Meine liebe, liebe Julia," und dabei traten ihr die Thränen in die Augen. „Prinzeſſin", ſprach die Benzon leiſe, „Prinzeſſin, warum dieſes krampfhafte Benehmen?" Die Prinzeſſin, ohne die Benzon zu beachten, drehte ſich zu dem Prinzen, dem wirklich über alles das der Strom der Rede verſiegt, und war ſie erſt ſtill, ernſt, mißmüthig geweſen, ſo ſchweifte ſie beinahe jetzt aus in ſeltſamer krampfhafter Luſtigkeit. Endlich ließen die zu ſtark geſpannten Saiten nach, und die Melodieen, die nun aus ihrem Innern heraus tönten, waren weicher, milder, jungfräulich zarter. Sie war liebenswürdiger als jemals, und der Prinz ſchien ganz und gar hingeriſſen. Endlich begann der Tanz. Der Prinz, nachdem mehrere Tänze gewechſelt, erbot ſich, einen neapolitaniſchen Nationaltanz anzuführen, und es gelang ihm bald, den Tanzenden die volle Idee davon zu geben, ſo daß ſich alles gar artig fügte, und ſelbſt der leidenſchaftlich zärtliche Charakter des Tanzes gut hervortrat.

Niemand hatte aber eben dieſen Charakter ſo ganz begriffen, als Hedwiga, die mit dem Prinzen tanzte. Sie verlangte die Wiederholung, und als der Tanz zum zweitenmal geendet, beſtand ſie, des Mahnens der Benzon, die auf ihren Wangen ſchon die verdächtige Bläſſe wahrnahm, nicht achtend, darauf, zum drittenmal den Tanz auszuführen, der ihr nun erſt recht gelingen werde. Der Prinz war entzückt. Er ſchwebte hin mit Hedwiga, die in jeder Bewegung die Anmuth ſelbſt ſchien. Bei einer der vielen Verſchlingungen, die der Tanz gebot, drückte der Prinz die Holde ſtürmiſch an die Bruſt, aber in demſelben Augenblick ſank auch Hedwiga entſeelt in ſeinen Armen zuſammen. —

Der Fürſt meinte, eine unſchicklichere Störung eines Hofballs könne es nicht geben, und nur das Band entſchuldige vieles. —

Prinz Hektor hatte ſelbſt die Ohnmächtige in ein benachbartes Zimmer auf ein Sopha getragen, wo ihr die Benzon die Stirne rieb mit irgend einem ſtarken Waſſer, das der Leibarzt zur Hand gehabt. Dieſer erklärte übrigens die Ohnmacht für einen Nervenzufall, den die Erhitzung des Tanzes veranlaßt, und der ſehr bald vorüber gehen werde.

Der Arzt hatte Recht, nach wenigen Sekunden ſchlug die Prinzeſſin mit einem tiefen Seufzer die Augen auf. Der Prinz, ſo bald er vernommen, die Prinzeſſin habe ſich erholt, drang durch den dichten Kreis der Damen, von dem ſie umſchloſſen, kniete nieder bei dem Sopha, klagte ſich bitter an, daß er allein Schuld ſey an dem Begegniß, das ihm das Herz durchſchneide. So wie die Prinzeſſin ihn aber erblickte, rief ſie mit allen Zeichen des Abſcheues: „Fort, fort!" und ſank aufs neue in Ohnmacht.

„Kommen Sie", ſprach der Fürſt, indem er den Prinzen bei der Hand erfaßte, „kommen Sie, beſter Prinz, Sie wiſſen nicht, daß die Prinzeſſin oft an den ſeltſamſten Reverien leidet. Weiß der Himmel, auf welche ſonderbare Weiſe Sie ihr in dieſem Augenblick erſchienen ſind! — Imaginiren Sie ſich, beſter Prinz, ſchon als Kind — entre nous soit dit — ſchon als Kind hielt mich einmal die Prinzeſſin einen ganzen Tag hindurch für den Großmogul und prätendirte, ich ſolle in Sammetpantoffeln ausreiten, wozu ich mich auch endlich entſchloß, wie wohl nur im Garten."

Prinz Hektor lachte dem Fürſten ohne Umſtände ins Geſicht und rief nach dem Wagen.

Die Benzon mußte, ſo wollt' es die Fürſtin aus Beſorgniß für Hedwiga, mit Julien im Schloſſe bleiben. Sie wußte, welche pſychiſche Macht ſonſt die Benzon über die Prinzeſſin übte, und eben ſo, daß dieſer pſychiſchen Macht auch Krankheitszufälle der Art zu weichen pflegten. In der That geſchah es auch diesmal, daß Hedwiga in ihrem Zimmer ſich bald erholte, als die Benzon ihr unermüdlich zugeredet mit ſanften Worten. Die Prinzeſſin behauptete nichts geringeres, als daß im Tanzen der Prinz ſich in ein drachenartiges Ungeheuer verwandelt, und mit ſpitzer glühender Zunge ihr einen Stich ins Herz gegeben habe. „Gott behüte," rief die Benzon, „am Ende iſt Prinz Hektor gar das mostro turchino aus der Gozziſchen Fabel! — Welche Einbildungen, zuletzt wird es ſich ſo begeben, wie mit Kreisler, den Sie für einen bedrohlichen Wahnſinnigen hielten!" — „Nimmermehr," rief die Prinzeſſin heftig, und ſetzte dann lachend hinzu: „wahrhaftig, ich wollte nicht, daß mein guter Kreisler ſich ſo plötzlich in das mostro turchino verwandelte, wie Prinz Hektor!" —

Als am frühſten Morgen die Benzon, die bei der Prinzeſſin gewacht, in Juliens Zimmer trat, kam ihr dieſe entgegen, erblaßt, übernächtig, das Köpfchen gehängt, wie eine kranke Taube. „Was iſt dir, Julie," rief ihr die Benzon, die nicht gewohnt, die Tochter in ſolchem Zuſtande zu ſehen, erſchrocken entgegen. „Ach Mutter", ſprach Julie ganz troſtlos, „ach Mutter, niemals mehr in dieſe Umgebungen, mein Herz erbebt, wenn ich an die geſtrige Nacht denke. — Es iſt etwas entſetzliches in dieſem Prinzen; als er mich anblickte, ich kann dir's nicht beſchreiben, was in meinem Innern vorging. — Ein Blitzſtrahl fuhr tödtend aus dieſen dunklen unheimlichen Augen, von dem getroffen ich Aermſte vernichtet werden konnte. — Lache mich nicht aus, Mutter, aber es war der Blick des Mörders, der ſein Opfer erkoren, das mit der Todesangſt getödtet wird, noch ehe der Dolch gezückt! — Ich wiederhol' es, ein ganz fremdes Gefühl, ich vermag es nicht zu nennen, bebte wie ein Krampf mir durch alle Glieder! — Man ſpricht von Baſilisken, deren Blick, ein giftiger Feuerſtrahl, augenblicklich tödtet, wenn man es wagt, ſie anzuſchauen. Der Prinz mag ſolchem bedrohlichen Unthier gleichen."

„Nun", rief die Benzon laut lachend, „nun muß ich in der That glauben, daß es mit dem mostro turchino ſeine Richtigkeit hat, da der Prinz, iſt er gleich der ſchönſte liebenswürdigſte Mann, zweien Mädchen erſchienen iſt als Drache, als Baſilisk. Der Prinzeſſin traue ich die tollſten Einbildungen zu, aber daß meine ruhige, ſanfte Julie, mein ſüßes Kind, ſich hingeben ſollte närriſchen Träumen —"

„Und Hedwiga", unterbrach Julie die Benzon, „und Hedwiga, ich weiß nicht welch eine böſe feindliche Macht ſie losreißen von meinem Herzen, ja mich hineinſtürzen will in den Kampf einer fürchterlichen Krankheit, der in ihrem Innern wüthet! — Ja, Krankheit nenne ich der Prinzeſſin Zuſtand, gegen den die Aermſte nichts vermag. Als ſie geſtern ſich ſchnell abwandte von dem Prinzen, als ſie mich liebkoste, umarmte, da fühlte ich, wie ſie in Fieberhitze glühte. Und dann das Tanzen, das entſetzliche Tanzen! Du weißt, Mutter, wie ich die Tänze haſſe, in denen es den Männern vergönnt, uns zu umſchlingen. — Es iſt mir, als müßten wir in dem Augenblick alles aufgeben, was Sitte und Anſtand erfordern und den Männern eine Uebermacht einräumen, die wenigſtens den zartfühlenden unter ihnen unerfreulich bleiben wird. — Und nun Hedwiga, die nicht aufhören konnte jenen ſüdlichen Tanz zu tanzen, der mir, je länger er dauerte, deſto abſcheulicher ſchien. Rechte teufliſche Schadenfreude war es, die aus den Augen des Prinzen blitzte." —

„Närrin," ſprach die Benzon, „was fällt dir alles ein! — Doch! — ich kann deine Geſinnung über das alles nicht tadeln, bewahre ſie treulich, aber ſey nicht ungerecht gegen Hedwiga, denke überhaupt gar nicht weiter nach, was mit ihr iſt und mit dem Prinzen, ſchlage es dir aus dem Sinn! — Willſt du, ſo werd' ich dafür ſorgen, daß du eine Zeit lang weder Hedwiga, noch den Prinzen ſehen darfſt. Nein, deine Ruhe ſoll nicht geſtört werden, mein gutes, liebes Kind! Komm an mein Herz!" — Damit umarmte die Benzon Julien mit aller mütterlichen Zärtlichkeit.

„Und“, fuhr Julie fort, indem ſie das glühende Antlitz an die Bruſt der Mutter drückte, „und aus der entſetzlichen Unruhe, die ich empfand, mochten auch wohl die ſeltſamen Träume kommen, die mich ganz verſtört haben.“

„Was träumteſt du denn?“ fragte die Benzon.

„Mir war's“, ſprach Julie weiter, „mir war's, ich wandle in einem herrlichen Garten, in dem unter dichtem, dunklem Gebüſch Nachtviolen und Roſen durcheinander blühten, und ihr ſüßes Aroma in die Lüfte ſtreuten. Ein wunderbarer Schimmer, wie Mondesglanz, ging auf in Ton und Geſang, und wie er die Bäume, die Blumen mit goldnem Strahl berührte, bebten ſie vor Entzücken, und die Büſche ſäuſelten, und die Quellen flüſterten in leiſen ſehnſüchtigen Seufzern. Da gewahrte ich aber, daß ich ſelbſt der Geſang ſey, der durch den Garten ziehe, doch ſo wie der Glanz der Töne verbleiche, müſſe ich auch vergehen in ſchmerzlicher Wehmuth! — Nun ſprach aber eine ſanfte Stimme: „Nein! der Ton iſt die Seeligkeit und keine Vernichtung, und ich halte dich feſt mit ſtarken Armen, und in deinem Weſen ruht mein Geſang, der iſt aber ewig wie die Sehnſucht!“ — Es war Kreisler, der vor mir ſtand und dieſe Worte ſprach. Ein himmliſches Gefühl von Troſt und Hoffnung ging durch mein Inneres, und ſelbſt wußte ich nicht — ich ſage dir alles, Mutter! — ja ſelbſt wußte ich nicht, wie es kam, daß ich Kreislern an die Bruſt ſank. Da fühlte ich plötzlich, wie mich eiſerne Arme feſt umſchlangen, und eine entſetzliche höhnende Stimme rief: „Was ſträubſt du dich, Elende, du biſt ja ſchon getödtet, und mußt nun mein ſeyn.“ — Es war der Prinz, der mich feſthielt. — Mit einem lauten Angſtgeſchrei fuhr ich auf aus dem Schlafe, ich warf mein Nachtkleid über, und lief ans Fenſter, das ich öffnete, da die Luft im Zimmer ſchwül und dunſtig. In der Ferne gewahrte ich einen Mann, der mit einem Perſpektiv nach den Fenſtern des Schloſſes ſchaute, dann aber die Allee hinabſprang auf ſeltſame, ich möchte ſagen närriſche Weiſe, indem er von beiden Seiten allerlei Entrechats und andere Tänzerpas ausführte, mit den Armen in den Lüften herum focht, und, wie ich zu vernehmen glaubte, laut dazu ſang. Ich erkannte Kreislern, und indem ich über ſein Beginnen herzlich lachen mußte, kam er mir doch vor, wie der wohlthätige Geiſt, der mich ſchützen würde vor dem Prinzen. Ja es war, als würde mir jetzt erſt Kreislers inneres Weſen recht klar, und ich ſähe jetzt erſt ein, wie ſein ſchalkiſch ſcheinender Humor, von dem mancher ſich oft verwundet fühle, aus dem treuſten herrlichſten Gemüthe komme. Ich hätte hinablaufen in den Park, ich hätte Kreislern alle Angſt des entſetzlichen Traums klagen mögen!" —

„Das iſt", ſprach die Benzon ernſt, „das iſt ein einfältiger Traum und das Nachſpiel noch einfältiger! — Du bedarfſt der Ruhe, Julie, ein leichter Morgenſchlummer wird dir wohlthun, auch ich gedenke noch ein paar Stunden zu ſchlafen."

Damit verließ die Benzon das Zimmer, und Julie that, wie ihr geheißen.

Als ſie erwachte, ſtrahlte die Mittagsſonne in die Fenſter hinein, und ein ſtarker Duft von Nachtviolen und Roſen ſtrömte durch das Zimmer. „Was iſt das", rief Julie voll Erſtaunen, „was iſt das! — mein Traum!" — Doch wie ſie ſich umſchaute, lag über ihr auf der Lehne des Sophas, auf dem ſie geſchlafen, ein ſchöner Strauß jener Blumen! —

„Kreisler, mein lieber Kreisler," ſprach Julie ſanft, nahm den Strauß, und gerieth in träumeriſches Sinnen.

Prinz Ignaz ließ anfragen, ob es ihm nicht erlaubt ſey, Julien ein Stündchen zu ſehen. Schnell kleidete ſich Julie an und eilte in das Zimmer, wo Ignaz ſie ſchon mit einem ganzen Korbe voll Porzellantaſſen und chineſiſcher Puppen

r. Bibl.

erwartete. Julie, das gute Kind, ließ es ſich gefallen, Stunden lang mit dem Prinzen, der ihr tiefes Mitleid einflößte, zu ſpielen. Kein Wort der Neckerei oder wohl gar der Verachtung, entſchlüpfte ihr, wie es wohl andern bisweilen, vorzüglich der Prinzeſſin Hedwiga, geſchah, daher kam es, daß dem Prinzen Julia's Geſellſchaft über alles ging, und er ſie oft gar ſeine kleine Braut nannte. — Die Taſſen waren aufgeſtellt, die Puppen geordnet, Julie hielt eben im Namen eines kleinen Harlekins eine Anrede an den Kaiſer von Japan (beide Püppchen ſtanden einander gegenüber), als die Benzon hineintrat.

Nachdem ſie eine Weile dem Spiele zugeſchaut, drückte ſie Julien einen Kuß auf die Stirn und ſprach: „Du biſt doch mein liebes, gutes Kind!" —

Es war ſpäte Dämmerung eingebrochen. Julie, die, wie ſie gewünſcht, bei der Mittagstafel nicht erſcheinen dürfen, ſaß einſam in ihrem Zimmer und erwartete die Mutter. Da ſchlichen leiſe Tritte hinan, die Thür öffnete ſich, und todtenbleich, mit ſtarren Augen, in weißem Kleide, geſpenſtiſch trat die Prinzeſſin hinein. „Julia", ſprach ſie leiſe und dumpf, „Julia! — nenne mich thöricht, ausgelaſſen — wahnſinnig, aber entziehe mir nicht dein Herz, ich bedarf deines Mitleids, deines Troſtes! — Es iſt nichts, als der Ueberreiz, die heilloſe Erſchöpfung des abſcheulichen Tanzes, die mich krank gemacht hat, aber es iſt vorüber, mir iſt beſſer! — Der Prinz iſt fort nach Siegbartsweiler! — Ich muß in die Luft, laß uns hinabwandeln in den Park!" —

Als beide, Julie und die Prinzeſſin ſich am Ende der Allee befanden, ſtrahlte ein helles Licht ihnen aus dem tiefſten Dickicht entgegen, und ſie vernahmen fromme Geſänge. „Das iſt die Abendlitanei aus der Marienkapelle," rief Julia.

„Ja,“ ſprach die Prinzeſſin, „wir wollen hin, laß uns beten! — bete du auch für mich, Julie!“ —

„Wir wollen“, erwiderte Julie, vom tiefſten Schmerz über der Freundin Zuſtand ergriffen, „wir wollen beten, daß nie ein böſer Geiſt Macht habe über uns, daß unſer reines frommes Gemüth nicht verſtört werden möge durch des Feindes Verlockung.“

Eben zogen, als die Mädchen bei der Kapelle angekommen, die am äußerſten Ende des Parks befindlich, die Landleute von dannen, die die Litanei vor dem mit Blumen geſchmückten und mit vielen Lampen erleuchteten Marienbilde geſungen. Sie knieten nieder in dem Betſtuhl. Da begannen die Sänger auf dem kleinen Chor, der zur Seite des Altars angebracht, das Ave maris stella, das Kreisler erſt vor kurzem komponirt.

Leiſe beginnend, brauſte der Geſang ſtärker und mächtiger auf in dem Dei mater alma, bis die Töne, in dem felix coeli porta dahin ſterbend, fort ſchwebten auf den Fittichen des Abendwindes.

Noch immer lagen die Mädchen auf den Knieen, tief verſunken in brünſtige Andacht. Der Prieſter murmelte Gebete, und aus weiter Ferne, wie ein Chor von Engelſtimmen aus dem nächtlichen verſchleierten Himmel, hallte der Hymnus: O sanctissima, den die heimziehenden Sänger angeſtimmt.

Endlich ertheilte ihnen der Prieſter den Segen. Da ſtanden ſie auf und fielen ſich in die Arme. Ein namenloſes Weh, aus Entzücken und Schmerz gewoben, ſchien gewaltſam ſich loswinden zu wollen aus ihrer Bruſt, und Blutstropfen, dem wunden Herzen entquollen, waren die heißen Thränen, die aus ihren Augen ſtürzten. „Das war er,“ lispelte die Prinzeſſin leiſe. „Er war's,“ erwiderte Julie. — Sie verſtanden ſich.

In ahnungsvollem Schweigen harrte der Wald, daß die Mondſcheibe aufſteige und ihr ſchimmerndes Gold über ihn ausſtreue. Der Choral der Sänger, noch immer vernommen in der Stille der Nacht, ſchien entgegen zu ziehen dem Gewölk, das glühend aufflammte und ſich über den Bergen lagerte, die Bahn des leuchtenden Geſtirns bezeichnend, vor dem die Sterne erblaßten.

„Ach,“ ſprach Julia, „was iſt es denn, das uns ſo bewegt, das ſo mit tauſend Schmerzen unſer Inneres durchſchneidet? — Horche doch nur, wie das ferne Lied ſo tröſtend zu uns herüber hallt! Wir haben gebetet, und aus den goldnen Wolken ſprechen fromme Geiſter zu uns herab von himmliſcher Seeligkeit.“ — „Ja meine Julia“, erwiderte die Prinzeſſin ernſt und feſt, „ja meine Julia, über den Wolken iſt Heil und Seeligkeit, und ich wollte, daß ein Engel des Himmels mich hinauf trüge zu den Sternen, ehe mich die finſtre Macht erfaßte. Ich möchte wohl ſterben, aber ich weiß es, dann trügen ſie mich in die fürſtliche Gruft, und die Ahnherren, die dort begraben, würden es nicht glauben, daß ich geſtorben bin, und erwachen aus der Todtenerſtarrung zum entſetzlichen Leben, und mich hinaus treiben. Dann gehörte ich ja aber weder den Todten an, noch den Lebendigen und fände nirgends Obdach.“

„Was ſprichſt du, Hedwiga, um aller Heiligen willen, was ſprichſt du,“ rief Julie erſchrocken.

„Mir hat“, fuhr die Prinzeſſin fort, in demſelben feſten, beinahe gleichgültigen Ton beharrend, „mir hat dergleichen einmal geträumt. Es kann aber auch ſeyn, daß ein bedrohlicher Ahnherr im Grabe zum Vampyr geworden, der mir nun das Blut ausſaugt. Davon mögen meine häufigen Ohnmachten herrühren.“

„Du biſt krank,“ rief Julia, „du biſt ſehr krank, Hedwiga, die Nachtluſt ſchadet dir, laß uns fort eilen.“

Damit umſchlang ſie die Prinzeſſin, die ſich ſchweigend fortführen ließ.

Der Mond war nun hoch herauf geſtiegen über den Geierſtein, und in magiſcher Beleuchtung ſtanden die Büſche, die Bäume, und flüſterten und rauſchten, mit dem Nachtwinde koſend, in tauſend lieblichen Weiſen.

„Es iſt doch ſchön," ſprach Julie, „o es iſt doch ſchön auf der Erde, beut uns die Natur nicht ihre herrlichſten Wunder dar, wie eine gute Mutter ihren lieben Kindern?" „Meinſt du?" erwiderte die Prinzeſſin, und fuhr dann nach einer Weile fort: „Ich wollte nicht, daß du mich erſt ganz verſtanden hätteſt, und bitte, alles nur für den Erguß einer böſen Stimmung zu halten. — Du kennſt noch nicht den vernichtenden Schmerz des Lebens. Die Natur iſt grauſam, ſie hegt und pflegt nur die geſunden Kinder, die kranken verläßt ſie, ja richtet bedrohliche Waffen gegen ihr Daſeyn. — Ha! du weißt, daß mir ſonſt die Natur nichts war, als eine Bildergalerie, hingeſtellt um die Kräfte des Geiſtes und der Hand zu üben, aber jetzt iſt es anders worden, da ich nichts fühle, nichts ahne, als ihr Entſetzen. Ich möchte lieber in erleuchteten Sälen zwiſchen bunter Geſellſchaft wandeln, als einſam mit dir in dieſer mondhellen Nacht." —

Julien wurde nicht wenig bange, ſie bemerkte, wie Hedwiga immer ſchwächer, erſchöpfter wurde, ſo daß die Arme all ihre geringe Kraft anwenden mußte, um ſie im Gehen aufrecht zu erhalten.

Endlich hatten ſie das Schloß erreicht. Unfern deſſelben, auf der ſteinernen Bank, die unter einem Hollunderbuſch ſtand, ſaß eine finſtre verhüllte Geſtalt. So wie Hedwiga dieſe gewahrte, rief ſie voll Freude: „Dank der Jungfrau und allen Heiligen, da iſt ſie!" und ging plötzlich erkräftigt, und ſich von Julien losmachend, auf die Geſtalt los, die ſich erhob, und mit dumpfer Stimme ſprach: „Hedwiga, mein armes Kind!“ — Julia gewahrte, daß die Geſtalt eine von Kopf bis zu Fuß in braune Gewänder gehüllte Frau war, die tiefen Schatten ließen die Züge ihres Geſichts nicht erkennen. Von innern Schauern durchbebt, blieb Julia ſtehen.

Beide, die Frau und die Prinzeſſin, ließen ſich auf die Bank nieder. Die Frau ſtrich ihr ſanft die Haarlocken von der Stirne, legte dann die Hände darauf, und ſprach langſam und leiſe in einer Sprache, die Julie ſich nicht erinnern konnte, jemals gehört zu haben. Nachdem dies einige Minuten gewährt, rief die Frau Julien zu: „Mädchen, eile nach dem Schloß, rufe die Kammerfrauen, ſorge, daß man die Prinzeſſin hineinſchaffe. Sie iſt in ſanften Schlaf geſunken, von dem ſie geſund und froh erwachen wird.“

Julie, ihrem Erſtaunen nicht einen Augenblick Raum gebend, that ſchnell, wie ihr geheißen.

Als ſie mit den Kammerfrauen ankam, fand man die Prinzeſſin, ſorgſam in ihren Shawl eingehüllt, wirklich im ſanften Schlaf, die Frau war verſchwunden.

„Sage mir“, ſprach Julie am andern Morgen, als die Prinzeſſin ganz geneſen erwacht, und keine Spur innerer Zerrüttung ſich zeigte, was Julie befürchtet, „ſage mir um Gott, wer war die wunderbare Frau?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte die Prinzeſſin, „ein einzigesmal in meinem Leben habe ich ſie geſehen. Du erinnerſt dich, wie ich einmal, noch ein Kind, in eine tödliche Krankheit verfallen, ſo daß die Aerzte mich aufgaben. Da ſaß ſie in einer Nacht plötzlich an meinem Bette und lullte mich, wie heute, ein in ſüßen Schlummer, von dem ich ganz geneſen erwachte. — In der geſtrigen Nacht trat zum erſtenmal das Bild dieſer Frau mir wieder vor die Augen, es war mir, als müſſe ſie mir wieder erſcheinen und mich retten, und ſo hat es ſich wirklich begeben. — Thu' es mir zur Liebe, und ſchweige ganz von der Erſcheinung, laß dir auch nichts merken durch Wort oder Zeichen, daß uns etwas wunderbares begegnet. Denke an den Hamlet, und ſey mein lieber Horatio! — Es iſt gewiß, daß es mit dieſer Frau eine geheimnißvolle Bewandtniß haben muß, aber mag das Geheimniß mir und dir verſchloſſen bleiben, weiteres Forſchen bedünkt mir gefährlich. — Iſt es nicht genug, daß ich geneſen bin und froh, frei von allen Geſpenſtern, die mich verfolgten?“ — Alles verwunderte ſich über der Prinzeſſin ſo plötzlich wieder gekehrte Geſundheit. Der Leibarzt behauptete, der nächtliche Spaziergang nach der Marienkapelle habe durch die Erſchütterung aller Nerven ſo draſtiſch gewirkt, und er nur vergeſſen, denſelben ausdrücklich zu verordnen. Die Benzon ſprach aber in ſich hinein: „Hm! — die Alte iſt bei ihr geweſen — mag das diesmal hingehen!“ —

* * *

Euch“, ſprach Kreisler, „ja ich ſag' es Euch aus tiefer Seele, dieſe Ruhe ſcheint mir bedrohlicher, als der wüthendſte Sturm. Es iſt die dumpfe taube Schwüle vor dem zerſtörenden Gewitter, in der ſich jetzt alles an dem Hofe bewegt, den Fürſt Irenäus im Duodezformat mit vergoldetem Schnitt, wie einen Almanach, ans Tageslicht gebracht. Vergebens ſteckt der gnädigſte Herr unaufhörlich glänzende Feſte auf, wie Gewitterableiter, als zweiter Franklin, die Blitze werden doch einſchlagen, und vielleicht ſein eignes Staatskleid verſengen. — Es iſt wahr, Prinzeſſin Hedwiga gleicht jetzt in ihrem ganzen Weſen einer hell und klar hinſtrömenden Melodie, ſtatt daß ſonſt wilde, unruhige Akkorde durcheinander auffuhren aus ihrer wunden Bruſt, aber — Nun! und Hedwiga ſchreitet jetzt in verklärtem freundlichem

Stolz an dem Arm des wackern Neapolitaners daher, und Julia lächelt ihn an auf ihre holdſeelige Weiſe, und läßt ſich ſeine Galanterieen gefallen, die der Prinz, ohne ein Auge von der beſtimmten Braut zu laſſen, ihr ſo geſchickt zuzuwenden weiß, daß ſie ein junges unerfahrnes Gemüth wie Ricochetſchüſſe ſchärfer treffen müſſen, als wenn das bedrohliche Geſchütz geradezu darauf gerichtet! — Und doch glaubte ſich, wie mir die Benzon erzählt, erſt Hedwiga von dem mostro turchino erdrückt, und der ſanften ruhigen Julia, dem Himmelskinde, wurde der ſchmucke General en chef zum ſchnöden Baſilisk! — O ihr ahnenden Seelen, ihr hattet ja Recht! — Teufel, hab' ich denn nicht in Baumgartens Welthiſtorie geleſen, daß die Schlange, die uns um das Paradies gebracht, ſtolzirte in goldgleißendem Schuppenwams? — Das fällt mir ein, wenn ich den goldverbrämten Hektor ſehe. — Hektor hieß übrigens ſonſt ein ſehr würdiger Bullenbeißer, der unbeſchreibliche Liebe und Treue zu mir hegte. — Ich wollt' er wär' bei mir, und ich könnt' ihn dem fürſtlichen Namensvetter in die Rockſchöße hetzen, wenn er ſich ſo recht ſpreizt zwiſchen dem holden Schweſterpaar! Oder ſagt, Meiſter, da Ihr ſo manches Kunſtſtück wiſſet, ſagt mir, wie ich es anfange, mich bei ſchicklicher Gelegenheit in eine Wespe zu verwandeln, und den fürſtlichen Hund dermaßen zu turbiren, daß er aus ſeinem verfluchten Conzept kommt!“ —

„Ich habe“, nahm Meiſter Abraham das Wort, „ich habe Euch ausreden laſſen, Kreisler, und frage Euch nun, ob Ihr mich ruhig anhören wollt, wenn ich Euch gewiſſe Dinge entdecke, die Eure Ahnungen rechtfertigen?“

„Bin ich“, erwiderte Kreisler, „bin ich denn nicht ein geſetzter Kapellmeiſter — ich meine das nicht im philoſophiſchen Sinn, daß ich mein Ich geſetzt als Kapellmeiſter; ſondern beziehe das bloß auf die geiſtige Fähigkeit, in honnetter Geſellſchaft ruhig zu bleiben, wenn mich ein Floh ſticht.“

„Nun alſo,“ fuhr Meiſter Abraham fort, „wiſſet, Kreisler, daß ein ſeltſamer Zufall mir tiefe Blicke in des Prinzen Leben vergönnt hat. Ihr habt Recht, wenn Ihr ihn mit der Schlange im Paradieſe vergleicht. Unter der ſchönen Hülle — die werdet Ihr ihm nicht abſprechen — liegt giftige Verderbtheit, ich möchte lieber ſagen, Verruchtheit, verborgen. — Er führt böſes im Schilde — er hat, aus vielem, was ſich zugetragen, weiß ich's, er hat es abgeſehen auf die holde Julia.“ —

„Hoho“, ſchrie Kreisler, indem er im Zimmer umher ſprang, „hoho, blanker Vogel, ſind das deine ſüßen Lieder? Wetter, Wetter, der Prinz iſt ein tüchtiger Kerl, er greift zu, mit beiden Krallen auf einmal, nach gebotenen und verbotenen Früchten! — Holla, ſüßer Neapolitaner, du weißt nicht, daß Julien ein wackrer Kapellmeiſter, mit hinlänglicher Muſik im Leibe, zur Seite ſteht, der hält dich, ſo wie du dich ihr näherſt, für einen verdammten Quartquinten-Akkord, der aufgelöſt werden muß. Und der Kapellmeiſter thut, was ſeines Berufs iſt, das heißt, er löſt dich auf, indem er dir eine Kugel durch das Gehirn jagt oder dir gegenwärtigen Stockdegen durch den Leib rennt!“ — Damit zog Kreisler ſeine Stockklinge heraus, ſetzte ſich in Fechterpoſitur und fragte den Meiſter, ob er Anſtand genug beſitze, einen fürſtlichen Hund zu durchſpießen. — „Seyd doch nur ruhig“, erwiderte Meiſter Abraham, „ſeyd doch nur ruhig, Kreisler, es bedarf ſolcher Heldenthaten gar nicht, um dem Prinzen das Spiel zu verderben. Es giebt andere Waffen für ihn, und die geb' ich Euch in die Hand. Geſtern war ich im Fiſcherhäuschen, der Prinz kam mit ſeinem Adjutanten vorüber. Sie gewahrten mich nicht. „Die Prinzeſſin iſt ſchön,“ ſprach der Prinz, „aber die kleine Benzon iſt göttlich! Mein ganzes Blut wallte ſiedend auf, als ich ſie ſah — ha, ſie muß mein werden, noch ehe ich der Prinzeſſin die Hand reiche. — Glaubſt du, daß ſie unerbittlich ſeyn wird?" „Welches Weib hat Euch widerſtanden, gnädigſter Herr," erwiderte der Adjutant. „Aber beim Teufel," fuhr der Prinz fort, „ſie ſcheint ein frommes Kind zu ſeyn —" „und ein argloſes," fiel ihm der Adjutant lachend ins Wort, „und die frommen argloſen Kindlein ſind es ja eben, die überraſcht von dem Angriff des ſieggewohnten Mannes duldend unterliegen, und dann alles für Gottes Fügung halten, wohl gar in ungemeine Liebe gerathen zu dem Sieger! — Das kann Euch auch ſo gehen, gnädigſter Herr." — „Das wäre toll genug," rief der Prinz. „Aber könnte ich ſie nur allein ſehen, — wie das anfangen?" „Nichts", erwiderte der Adjutant, „nichts iſt leichter als das. Ich habe bemerkt, daß die Kleine oft allein luſtwandelt in dieſem Park. Wenn nun —" Jetzt verhallten die Stimmen in der Ferne, ich konnte nichts mehr verſtehen! — Wahrſcheinlich wird irgend ein hölliſcher Plan ſchon heute ausgeführt, und der muß vereitelt werden. Ich könnte das ſelbſt thun, aber aus gewiſſen Urſachen möchte ich mich zur Zeit dem Prinzen nicht zeigen, daher müßt Ihr, Kreisler, gleich fort nach Sieghartshof und aufpaſſen, wenn Julia etwa in der Dämmerung, wie ſie zu thun pflegt, nach dem See luſtwandelt, um den zahmen Schwan zu füttern. Dieſen Gang hat wahrſcheinlich der italiäniſche Böſewicht erlauſcht. — Doch, empfangt die Waffe, Kreisler, und die höchſt nöthige Inſtruktion, damit Ihr, im Kampf gegen den bedrohlichen Prinzen, als ein guter Feldherr Euch zeigen möget!" — — — — — — — — — — — —

* * *

So wie die Sonne zu ſinken begann, wandelte Julia, ein Körbchen mit Weißbrot am Arm, ſingend durch den

Park zum See und ſtellte ſich mitten auf die Brücke unweit des Fiſcherhäuschens. Aber Kreisler lag im Hinterhalt des Gebüſches und hatte einen tüchtigen Dollond vor den Augen, mit dem er ſcharf hinüber ſchaute durch die Sträucher, die ihn verſteckten. Der Schwan plätſcherte heran, und Julie warf ihm Brocken hinab, die er begierig wegnaſchte. Julie fuhr fort im lauten Geſange, und ſo kam es, daß ſie es nicht gewahrte, wie Prinz Hektor ſchnell heran eilte. Als er plötzlich bei ihr ſtand, fuhr ſie zuſammen, wie im heftigen Schreck. Der Prinz faßte ihre Hand, drückte ſie an die Bruſt, an die Lippen, und legte ſich dann dicht neben Julien über das Geländer der Brücke. Julia fütterte, indem der Prinz eifrig ſprach, den Schwan, in den See hinab ſchauend. — „Schneide nicht ſolche infame ſüße Geſichter, Potentat! merkſt du denn nicht, daß ich dicht vor dir auf dem Geländer ſitze und dich erklecklich maulſchelliren kann? — O Gott, warum färben ſich deine Wangen in immer höherem Purpur, du holdes Himmelskind? — Warum blickſt du jetzt den Böſen ſo ſeltſam an? — Du lächelſt? — Ja, es iſt der glühende Gifthauch, vor dem ſich deine Bruſt öffnen muß, wie vor dem ſengenden Sonnenſtrahl ſich die Knospe in den ſchönſten Blättern entfaltet, um deſto jäher hinzuſterben!“ — So ſprach Kreisler, das Paar beobachtend, das der gute Dollond ihm dicht heran gerückt. — Der Prinz warf jetzt auch Brocken hinab, der Schwan verſchmähte ſie aber und brach in ein lautes widriges Geſchrei aus. Nun ſchlang der Prinz den Arm um Julia, und warf ſo die Brocken hinab, als ſolle der Schwan glauben, daß es Julia ſey, die ihn füttere. Dabei berührte ſeine Wange beinahe die Wange Julia's. — „Recht ſo“, ſprach Kreisler, „recht ſo, gnädigſter Hallunke, umkralle, würdiger Stoßvogel, nur deine Beute recht feſt, hier liegt aber einer im Buſch, der ſchon auf dich zielt, und ſogleich dir deinen glänzenden

Fittich lahm ſchießen wird, und es ſteht dann erbärmlich mit dir und deiner Freijagd!“

Nun faßte der Prinz Julia's Arm, und beide ſchritten dem Fiſcherhäuschen zu. Dicht vor demſelben trat aber Kreisler aus dem Gebüſch, ſchritt auf das Paar zu und ſprach, indem er ſich vor dem Prinzen tief bückte: „Ein herrlicher Abend, eine ungemein heitere Luft, ein erquickliches Aroma darin, Sie müſſen ſich, gnädigſter Herr, hier befinden, wie in dem ſchönen Neapolis.“ — „Wer ſind Sie, mein Herr?“ fuhr ihn der Prinz barſch an. Doch in demſelben Augenblick machte ſich auch Julia los von ſeinem Arm, trat freundlich auf Kreislern zu, reichte ihm die Hand und ſprach: „O wie herrlich, lieber Kreisler, daß Sie wieder da ſind. Wiſſen Sie wohl, daß ich mich recht herzlich nach Ihnen geſehnt habe? — In der That, die Mutter ſchilt, daß ich mich gebärde wie ein weinerliches ungezogenes Kind, wenn Sie nur einen einzigen Tag ausbleiben. Ich könnte krank werden vor Verdruß, wenn ich glaube, daß Sie mich, meinen Geſang, aus der Acht laſſen.“ „Ha“, rief der Prinz, giftige Blicke ſchießend auf Julien, auf Kreislern, „ha, Sie ſind Monsieur de Krösel. Der Fürſt ſprach ſehr günſtig von Ihnen!“ „Geſegnet“, ſprach Kreisler, indem ſein ganzes Geſicht in hundert Falten und Fältchen ſeltſam vibrirte, „geſegnet ſey der gute Herr dafür, denn ſo wird es mir vielleicht gelingen, das zu erhalten, warum ich Sie, gnädigſter Prinz, anflehen wollte, nämlich Ihre angenehme Protektion. — Ich habe die kühne Ahnung, daß Sie mir auf den erſten Blick Ihr Wohlwollen zuwandten, da Sie im Vorübergehen, aus höchſt eigner Bewegung, mich zum Haſenfuß zu kreiren geruhten, und da nun Haſenfüße zu allem nur erſinnlichen taugen, ſo —“ — „Sie ſind“, unterbrach ihn der Prinz, „Sie ſind ein ſpaßhafter Mann —“ „Ganz und gar nicht,“ fuhr Kreisler fort, „ich liebe zwar den Spaß, aber nur den ſchlechten, und der iſt nun wieder nicht ſpaßhaft. Gegenwärtig wollt' ich gern nach Neapel gehen und beim Molo einige gute Fiſcher- und Banditenlieder aufſchreiben ad usum delphini. Sie ſind, beſter Prinz, ein gütiger kunſtliebender Herr, ſollten Sie mir vielleicht durch einige Empfehlungen —" „Sie ſind", unterbrach ihn der Prinz aufs neue, „Sie ſind ein ſpaßhafter Mann, Monsieur de Krösel, ich liebe das, ich liebe das in der That, aber jetzt mag ich Sie in Ihrem Spaziergange nicht aufhalten — Adieu!" — „Nein, gnädigſter Herr," rief Kreisler, „ich kann die Gelegenheit nicht vorüber laſſen, ohne mich Ihnen in meinem vollſten Lüſtre zu zeigen. Sie wollten in das Fiſcherhäuschen treten, dort ſteht ein kleines Pianoforte, Fräulein Julia iſt gewiß ſo gütig, mit mir ein Duett zu ſingen." „Mit tauſend Freuden," rief Julia, und hing ſich an Kreislers Arm. Der Prinz biß die Zähne zuſammen und ſchritt ſtolz voran. Im Gehen flüſterte Julia Kreislern ins Ohr: „Kreisler, welche ſeltſame Stimmung!" „O Gott", erwiderte Kreisler eben ſo leiſe, „o Gott, und du liegſt eingelullt in bethörenden Träumen, wenn die Schlange ſich naht, dich zu tödten mit giftigem Biß?" — Julia blickte ihn an im tiefſten Erſtaunen. Nur ein einzigesmal, im Moment der höchſten muſikaliſchen Begeiſterung, hatte Kreisler ſie du genannt. —

Als das Duett geendet, brach der Prinz, der ſchon während des Geſanges öfters brava, bravissima, gerufen, aus in ſtürmiſchen Beifall. Er bedeckte Julia's Hände mit feurigen Küſſen, er ſchwor, daß kein Geſang jemals ſo ſein ganzes Weſen durchdrungen, und bat Julien, es zu verſtatten, daß er einen Kuß auf die Himmelslippen drücke, über die der Nektarſtrom der Paradieſeslaute gefloſſen.

Julia wich ſcheu zurück. Kreisler trat vor den Prinzen hin und ſprach: „Da Sie mir, Gnädigſter! auch nicht ein Wörtlein des Lobes zuwenden wollen, das ich als Komponiſt und wackrer Sänger eben ſo gut verdient zu haben vermeine, als Fräulein Julia, ſo merke ich ſchon, daß ich mit meinen ſchwachen muſikaliſchen Kenntniſſen nicht ſtark genug wirke. Aber auch in der Malerei bin ich erfahren, und werde die Ehre haben, Ihnen ein kleines Bildniß zu zeigen, das eine Perſon vorſtellt, deren merkwürdiges Leben und ſeltſames Ende mir ſo bekannt iſt, daß ich alles jedem erzählen kann, der es nur hören will." „Ueberläſtiger Menſch!" murmelte der Prinz. Kreisler zog ein Käſtchen aus der Taſche, nahm ein kleines Bildniß heraus, und hielt es dem Prinzen entgegen. Er blickte hin, alles Blut ſchwand von dem Antlitz, ſeine Augen ſtarrten, ſeine Lippen bebten, zwiſchen den Zähnen murmelnd: „Maledetto!" ſtürzte er fort.

„Was iſt das," rief Julia zum Tode erſchrocken, „um aller Heiligen willen, was iſt das, Kreisler — ſagen Sie mir alles!"

„Tolles Zeug," erwiderte Kreisler, „luſtige Streiche, Teufelsbannerei! Sehn Sie, theures Fräulein, wie der gütige Prinz mit den allerlängſten Schritten, deren ſeine gnädigſten Beine mächtig, über die Brücke läuft. — Gott! Er verläugnet ganz ſeine ſüße idylliſche Natur, er ſchaut nicht einmal in den See, er verlangt nicht mehr, den Schwan zu füttern, der liebe gute — Teufel!"

„Kreisler," ſprach Julia, „Ihr Ton geht eiskalt durch mein Inneres, ich ahne Unheil — was haben Sie mit dem Prinzen?"

Der Kapellmeiſter trat von dem Fenſter weg, an dem er geſtanden, ſchaute tief bewegt Julia an, die vor ihm ſtand, die Hände gefaltet, als wolle ſie den guten Geiſt anflehen, daß er die Angſt von ihr nehme, die ihr Thränen aus den Augen preßte. „Nein," ſprach Kreisler, „kein feindlicher Mißton ſoll den Wohllaut des Himmels verſtören, der in deinem Gemüth wohnt, du frommes Kind! — In gleißneriſcher Verkappung gehen die Geiſter der Hölle durch die Welt, aber ſie haben keine Macht über dich, und du darfſt ſie nicht erkennen in ihrem ſchwarzen Thun und Treiben! — Seyen Sie ruhig, Julia! — Laſſen Sie mich ſchweigen, es iſt nun alles vorüber!" —

In dem Augenblick trat die Benzon hinein in großer Bewegung. „Was iſt geſchehen," rief ſie, „was iſt geſchehen? — Wie raſend ſtürzt der Prinz dicht bei mir vorüber, ohne mich zu ſehen. Dicht bei dem Schloß kommt ihm der Adjutant entgegen, ſie ſprechen beide heftig mit einander, dann giebt der Prinz, ſo glaubt' ich zu bemerken, dem Adjutanten irgend einen wichtigen Auftrag, denn indem der Prinz in das Schloß ſchreitet, ſtürzt der Adjutant in größter Eil nach dem Pavillon, in dem er wohnt. — Der Gärtner ſagte mir, du hätteſt mit dem Prinzen auf der Brücke geſtanden, da überfiel mich, ſelbſt weiß ich nicht warum, die fürchterliche Ahnung irgend etwas entſetzlichen, das ſich begeben — ich eilte her, ſagt, was iſt geſchehen?" — Julia erzählte alles. „Geheimniſſe?" fragte die Benzon ſcharf, indem ſie einen durchbohrenden Blick auf Kreislern warf. „Beſte Räthin," antwortete Kreisler, „es giebt Augenblicke — Lagen — Situationen vielmehr, mein' ich, in denen der Menſch durchaus das Maul halten muß, da er, ſo bald er es geöffnet, nichts herausbringt, als konfuſes Zeug, das die vernünftigen Leute irritirt!" —

Dabei blieb es, unerachtet die Benzon verletzt ſchien durch Kreislers Schweigen.

Der Kapellmeiſter begleitete die Räthin mit Julien bis ans Schloß, dann begab er ſich auf den Rückweg nach Siegbartsweiler. So wie er in den Laubgängen des Parks verſchwunden, trat der Adjutant des Prinzen aus dem Pavillon und verfolgte denſelben Weg, den Kreisler genommen. Bald darauf fiel tief im Walde ein Schuß!

In derſelben Nacht verließ der Prinz Sieghartsweiler, er hatte ſich bei dem Fürſten ſchriftlich beurlaubt, und baldige Rückkehr verſprochen. Als am andern Morgen der Gärtner mit ſeinen Leuten den Park durchſuchte, fand er Kreislers Hut, an dem blutige Spuren befindlich. Er ſelbſt war und blieb verſchwunden. — Man — — — — —

gar ſeltſames Schauſpiel. In der Mitte des Zimmers ſtand Prinzeſſin Hedwiga; ihr Antlitz war leichenblaß, todtſtarr ihr Blick. Prinz Ignatius trieb ſein Spiel mit ihr, wie mit einer Gliederpuppe. Er hob ihr den Arm in die Höhe, der ſtehen blieb, und ſank, wenn er ihn niederbeugte. Er ſtieß ſie ſanft vorwärts, ſie ging, er ließ ſie ſtehen, ſie ſtand, er ſetzte ſie in den Seſſel, ſie ſaß. So vertieft war der Prinz in dies Spiel, daß er die Eintretenden gar nicht bemerkte.

„Was machen Sie da, Prinz!“ — So rief ihm die Fürſtin zu, da verſicherte er kichernd und fröhlich ſich die Hände reibend, daß Schweſter Hedwiga jetzt gut und artig geworden und alles thue, was er wünſche, auch ihm gar nicht ſo widerſpreche und ihn ausſchelte wie ſonſt. — Und damit begann er aufs neue, indem er militäriſch kommandirte, die Prinzeſſin in allerlei Stellungen zu bringen, und jedesmal wenn ſie wie feſtgezaubert in der Stellung blieb, die er ihr gegeben, lachte er laut und ſprang vor Freuden in die Höhe. „Das iſt nicht zu ertragen,“ ſprach die Fürſtin leiſe mit zitternder Stimme, indem Thränen ihr in den Augen glänzten, doch der Leibarzt trat auf den Prinzen zu und rief mit ſtrengem gebietendem Ton: „Laſſen Sie das bleiben, gnädigſter Herr!“ Dann nahm er die Prinzeſſin in die Arme, ließ ſie ſanft nieder auf die Ottomane, die im Zimmer befindlich, und zog die Vorhänge zu. „Es iſt“, wandte er ſich dann zur Fürſtin, „es iſt zur Zeit der Prinzeſſin nichts nöthiger als die unbedingteſte Ruhe, ich bitte, daß der Prinz das Zimmer verlaſſe.“

Prinz Ignatius ſtellte ſich ſehr ungebärdig an und klagte ſchluchzend, daß jetzt allerlei Leute, die gar keine Prinzen wären, und nicht einmal von Adel, ſich unterfingen, ihm zu widerſprechen. Er wolle nun bei der Prinzeſſin Schweſter bleiben, die ihm lieber geworden ſey, als ſeine ſchönſten Taſſen, und der Herr Leibarzt habe ihm gar nichts zu befehlen.

„Geben Sie, lieber Prinz,“ ſprach die Fürſtin ſanft, „gehen Sie in Ihre Zimmer, die Prinzeſſin muß jetzt ſchlafen, und nach der Tafel kommt Fräulein Julia.“

„Fräulein Julia!“ rief der Prinz, indem er kindiſch lachte und hüpfte, „Fräulein Julia! — Ha, das iſt ſchön, der zeige ich die neuen Kupferſtiche und wie ich abgebildet bin in der Geſchichte vom Waſſerkönig als Prinz Lachs mit dem großen Orden!“ — Damit küßte er der Fürſtin zeremoniös die Hand und reichte die ſeinige mit ſtolzem Blick dar dem Leibarzt zum Kuß. Der faßte aber die Hand des Prinzen und führte ihn zur Thüre, die er öffnete, ſich höflich verneigend. Der Prinz ließ es ſich gefallen, auf dieſe Art hinaus gewieſen zu werden.

Die Fürſtin ſank, ganz Schmerz und Erſchöpfung, nieder in den Lehnſtuhl, ſtützte den Kopf in die Hand und ſprach mit dem Ausdruck des tiefſten Weh's leiſe vor ſich hin: „Welche Todſünde laſtet auf mir, daß mich der Himmel ſo hart ſtraft. — Dieſer Sohn zu ewiger Unmündigkeit verdammt — und nun — Hedwiga — meine Hedwiga!“ — Die Fürſtin verfiel in trübes düſtres Nachdenken.

Der Leibarzt hatte indeſſen mit Mühe der Prinzeſſin ein paar Tropfen irgend einer heilſamen Arzenei eingeflößt und die Kammerfrauen herbeigerufen, die die Prinzeſſin, deren automatiſcher Zuſtand ſich nicht im mindeſten änderte, fortbrachten in ihre Zimmer, nachdem ſie von dem Leibarzt die Weiſung erhalten, bei dem kleinſten Zufall, den die Prinzeſſin erleiden könne, ihn ſogleich herbei zu rufen.

„Gnädigſte Frau," wandte ſich der Leibarzt zur Fürſtin, „ſo höchſt ſeltſam, ſo höchſt beſorglich auch der Zuſtand der Prinzeſſin ſcheinen mag, ſo glaube ich doch mit Gewißheit verſichern zu können, daß er bald aufhören wird, ohne die mindeſten gefährlichen Folgen zu hinterlaſſen. Die Prinzeſſin leidet an jener ganz beſondern wunderbaren Art des Starrkrampfs, die in der ärztlichen Praxis ſo ſelten vorkommt, daß mancher hochberühmte Arzt niemals in ſeinem Leben Gelegenheit fand, dieſelbe zu beobachten. Ich muß mich daher in der That glücklich ſchätzen" — Der Leibarzt ſtockte.

„Ha," ſprach die Fürſtin mit bitterm Ton, „daran erkenne ich den praktiſchen Arzt, der gränzenloſes Leiden nicht achtet, wenn er nur ſeine Kenntniß bereichert."

„Noch", fuhr der Leibarzt fort, ohne den Vorwurf der Fürſtin zu beachten, „noch vor ganz kurzer Zeit fand ich in einem wiſſenſchaftlichen Buche das Beiſpiel eines Zufalls, der ganz dem gleich iſt, in den die Prinzeſſin verfallen. Eine Dame (ſo erzählt mein Autor) kam von Veſoul nach Beſançon, um einen Rechtshandel zu betreiben. Die Wichtigkeit der Sache, der Gedanke, daß der Verluſt des Prozeſſes die letzte höchſte Stufe der empfindlichſten Widerwärtigkeiten, die ſie erduldet, ſeyn und ſie in Noth und Elend ſtürzen mußte, erfüllte ſie mit der lebhafteſten Unruhe, die bis zu einer Exaltation ihres ganzen Gemüths ſtieg. Sie brachte die Nächte ſchlaflos zu, aß wenig, man ſah ſie in der Kirche auf ungewöhnliche Weiſe niederfallen und beten, genug, auf verſchiedene Art that ſich der abnorme Zuſtand kund. Endlich aber an demſelben Tage, da ihr Prozeß entſchieden werden ſollte, traf ſie ein Zufall, den die anweſenden Perſonen für einen Schlagfluß hielten. Die herbei gerufenen Aerzte fanden die Dame in einem Lehnſtuhle unbeweglich mit gen Himmel gerichteten funkelnden Augen, offenen und unbeweglichen Augenlidern, mit erhobenen Armen und gefaltenen Händen. Ihr vorher trauriges bleiches Geſicht war blühender, heiterer, angenehmer als ſonſt, ihr Athemzug ungehindert und gleich, der Puls weich, langſam, ziemlich voll, beinahe wie bei einer ruhig ſchlafenden Perſon. Ihre Glieder waren biegſam, leicht und ließen ohne den geringſten Widerſtand ſich in alle Stellungen bringen. Aber darin äußerte ſich die Krankheit und die Unmöglichkeit irgend einer Täuſchung, daß die Glieder von ſelbſt nicht aus der Stellung kamen, in die ſie verſetzt worden. Man drückte ihr Kinn abwärts, der Mund öffnete ſich und blieb offen. Man hob einen Arm, nachher den andern auf, ſie fielen nicht abwärts, man bog ſie ihr nach dem Rücken hin, ſtreckte ſie hoch in die Höhe, ſo daß es jedem unmöglich geweſen ſeyn würde, ſich lange in dieſer Stellung zu behaupten, und doch geſchah es. Man mochte den Körper ſo ſehr herab beugen als man wollte, immer blieb er in dem vollkommenſten Gleichgewicht. Sie ſchien gänzlich ohne Empfindung, man rüttelte, kneipte, quälte ſie, ſtellte ihr die Füße auf ein heißes Kohlenbecken, ſchrie ihr in die Ohren, ſie werde ihren Prozeß gewinnen, alles umſonſt, ſie gab kein Zeichen des willkürlichen Lebens von ſich. Nach und nach kam ſie zu ſich ſelbſt, doch führte ſie unzuſammenhängende Reden. — Endlich —“

„Fahren Sie fort“, ſprach die Fürſtin, als der Leibarzt inne hielt, „fahren Sie fort, verſchweigen Sie mir nichts und ſey es das Entſetzlichſte! — Nicht wahr? — in Wahnſinn verfiel die Dame!“

„Es genügt“, ſprach der Leibarzt weiter, „es genügt hinzuzufügen, daß ein ſehr böſer Zuſtand der Dame nur vier Tage hindurch anhielt, daß ſie in Veſoul, wohin ſie zurückkehrte, völlig genas und nicht die mindeſten ſchlimmen Folgen ihrer harten ungewöhnlichen Krankheit verſpürte.“ —

Während die Fürſtin aufs neue in trübes Nachdenken verſank, verbreitete ſich der Leibarzt weitläuftig über die ärztlichen Mittel, die er anzuwenden gedenke, um der Prinzeſſin zu helfen, und verlor ſich zuletzt in ſolche wiſſenſchaftliche Demonſtrationen, als ſpräche er in einer ärztlichen Berathung zu den tief gelehrteſten Doktoren.

„Was", unterbrach endlich die Fürſtin den wortreichen Leibarzt, „was helfen alle Mittel, die die ſpekulirende Wiſſenſchaft darbietet, wenn das Heil, das Wohl des Geiſtes gefährdet."

Der Leibarzt ſchwieg einige Augenblicke, dann fuhr er fort: „Gnädigſte Frau, das Beiſpiel von der wunderbaren Starrſucht jener Dame in Beſançon zeigt, daß der Grund ihrer Krankheit in einer pſychiſchen Urſache lag. Man fing, als ſie zu einiger Beſinnung gekommen, ihre Kur damit an, daß man ihr Muth einſprach und ihr den böſen Prozeß als gewonnen darſtellte. — Einig ſind auch die erfahrenſten Aerzte darüber, daß eben irgend eine plötzliche ſtarke Gemüthsbewegung jenen Zuſtand am erſten hervorbringt. Prinzeſſin Hedwiga iſt reizbar bis zum höchſten ungewöhnlichen Grade, ja ich möchte den Organismus ihres Nervenſyſtems manchmal ſchon an und für ſich ſelbſt abnorm nennen. Gewiß ſcheint es, daß irgend eine heftige Erſchütterung des Gemüths auch ihren Krankheitszuſtand erzeugte. Man muß die Urſache zu erforſchen ſuchen, um pſychiſch mit Erfolg auf ſie wirken zu können! — Die ſchnelle Abreiſe des Prinzen Hektor — Nun gnädigſte Frau, die Mutter dürfte vielleicht tiefer ſchauen, als jeder Arzt, und dieſem die beſten Mittel an die Hand geben können zur heilſamen Kur."

Die Fürſtin erhob ſich und ſprach ſtolz und kalt: „Selbſt die Bürgersfrau bewahrt gern die Geheimniſſe des weiblichen Herzens, das Fürſtenhaus erſchließt ſein Inneres nur der Kirche und ihren Dienern, zu denen der Arzt ſich nicht zählen darf!"

„Wie," rief der Leibarzt lebhaft, „wer vermag das leibliche Wohl ſo ſcharf zu trennen von dem geiſtigen? Der Arzt iſt der zweite Beichtvater, in die Tiefe des pſychiſchen Seyns müſſen ihm Blicke vergönnt werden, wenn er nicht jeden Augenblick Gefahr laufen will zu fehlen. Denken Sie an die Geſchichte jenes kranken Prinzen, gnädigſte Frau —"

„Genug!" unterbrach die Fürſtin den Arzt beinahe mit Unwillen, „genug! — Nie werde ich mich bewegen laſſen, eine Unſchicklichkeit zu begeben, eben ſo wenig als ich glauben kann, daß irgend eine Unſchicklichkeit auch nur in Gedanke und Empfindung die Krankheit der Prinzeſſin veranlaßt haben kann."

Damit entfernte ſich die Fürſtin und ließ den Leibarzt ſtehen.

„Wunderliche", ſprach dieſer zu ſich ſelbſt, „wunderliche Frau, dieſe Fürſtin! Gern möchte ſie andere, ja ſich ſelbſt überreden, daß der Kitt, womit die Natur Seel' und Körper zuſammenleimt, wenn es darauf ankommt etwas fürſtliches zu bilden, von ganz beſonderer Art ſey, und keinesweges dem zu vergleichen, den ſie bei uns armen Erdenſöhnen bürgerlicher Abkunft verbraucht. — Man ſoll gar nicht daran denken, daß die Prinzeſſin ein Herz hat, ſo wie jener höfiſche Spanier, der das Geſchenk von ſeidnen Strümpfen, das gute niederländiſche Bürger ſeiner Fürſtin machen wollten, deshalb verſchmähte, weil es unſchicklich ſey, daran zu erinnern, daß eine ſpaniſche Königin wirklich Füße habe wie andere ehrliche Leute! — Und doch: zu wetten iſt es, daß in dem Herzen, dem Laboratorio alles weiblichen Web's, die Urſache des fürchterlichſten aller Nervenübel zu ſuchen iſt, das die Prinzeſſin befallen." —

Der Leibarzt dachte an Prinz Hektors ſchnelle Abreiſe, an der Prinzeſſin übermäßige krankhafte Reizbarkeit, an die leidenſchaftliche Art, wie ſie ſich (ſo hatte er es vernommen) gegen den Prinzen betragen haben ſollte, und ſo ſchien es ihm gewiß, daß irgend ein plötzlicher Liebeszwiſt die Prinzeſſin bis zu jäher Krankheit verletzt. — Man wird ſehen, ob des Leibarztes Vermuthungen Grund hatten oder nicht. Was die Fürſtin betrifft, ſo mochte ſie ähnliches vermuthen und eben deshalb alle Nachfrage, alles Forſchen des Arztes für unſchicklich halten, da der Hof überhaupt jedes tiefere Gefühl als unſtatthaft verwirft und gemein. — Die Fürſtin hatte ſonſt Gemüth und Herz, aber das ſeltſame, halb lächerliche, halb widrige Ungeheuer, Etiquette genannt, hatte ſich auf ihre Bruſt gelegt wie ein bedrohlicher Alp, und kein Seufzer, kein Zeichen des innern Lebens ſollte mehr hinauf ſteigen aus dem Herzen. Gelingen mußt' es ihr daher, ſelbſt Szenen der Art, wie ſie ſich eben mit dem Prinzen und der Prinzeſſin begeben, zu verwinden und den ſtolz abzuweiſen, der nichts wollte als helfen.

Während ſich dies im Schloſſe begab, ereignete ſich auch im Park manches, was hier beizubringen iſt.

In dem Gebüſch links bei dem Eingange ſtand der dicke Hofmarſchall, zog' ein kleines goldnes Döschen aus der Taſche, wiſchte, nachdem er eine Priſe Tabak genommen, mit dem Rockärmel einigemal darüber weg, reichte es dem Leibkammerdiener des Fürſten hin und ſprach alſo: „Schätzenswerther Freund, ich weiß, Sie lieben dergleichen artige Pretioſen, nehmen Sie gegenwärtiges Döschen als ein geringes Zeichen meines gnädigen Wohlwollens an, auf das Sie ſtets rechnen können. — Doch ſagen Sie, Liebſter! wie kam das mit dem ſeltſamen ungewöhnlichen Spaziergange?“

„Mich unterthänigſt zu bedanken,“ erwiderte der Leibkammerdiener, indem er die goldne Doſe einſteckte. Dann räusperte er ſich und fuhr fort: „Verſichern kann ich, hochgebietende Excellenz, daß unſer gnädigſter Herr ſehr alarmirt ſind, ſeit dem Augenblick als der gnädigſten Prinzeſſin Hedwiga, man weiß nicht wie, die fünf Sinne abhanden gekommen. Heute ſtanden ſie am Fenſter ganz hoch aufgerichtet wohl eine halbe Stunde und trommelten mit den gnädigſten Fingern der rechten Hand ſchrecklich auf die Spiegelſcheibe, daß es klirrte und krachte. Aber lauter hübſche Märſche von anmuthiger Melodie und friſchem Weſen, wie mein ſeeliger Schwager, der Hoftrompeter, zu ſagen pflegte. — Excellenz wiſſen, mein ſeeliger Schwager, der Hoftrompeter, war ein geſchickter Mann, er brachte ſein Flattergrob heraus wie ein Däuschen, ſeine Grobſtimme, ſeine Faulſtimme klang wie Nachtigallſchlag, und was das Prinzipalblaſen betrifft —“ „Alles“, unterbrach der Hofmarſchall den Schwätzer, „alles weiß ich, mein Beſter! Ihr ſeeliger Herr Schwager war ein vortrefflicher Hoftrompeter, aber jetzt, was thaten, was ſprachen Durchlaucht, als ſie die Märſche zu trommeln geruht hatten?“

„Thaten, ſprachen!“ fuhr der Leibkammerdiener fort, „hm! — eben nicht viel. Durchlaucht wandten ſich um, ſahen mich ſtarr an mit recht feurigen Augen, zogen die Klingel auf furchtbare Weiſe und riefen dabei laut: „François — François!“ „Durchlaucht, ich bin ſchon hier,“ rief ich. Da ſprachen aber der gnädigſte Herr ganz zornig: „Eſel, warum ſagt er das nicht gleich!“ Und darauf: „Mein Promenadenkleid!“ — Ich that wie mir geheißen. Durchlaucht geruhten den grünſeidenen Ueberrock ohne Stern anzulegen und ſich nach dem Park zu begeben. Sie verboten mir, ihnen zu folgen, aber — hochgebietende Excellenz, man muß doch wiſſen, wo ſich der gnädigſte Herr befinden, wenn etwa ein Unglück — Nun! — ich folgte ſo ganz von weitem und gewahrte, daß der gnädigſte Herr ſich in das Fiſcherhäuschen begaben.“ —

„Zum Meiſter Abraham!“ — rief der Hofmarſchall ganz verwundert. „So iſt es," ſprach der Leibkammerdiener und ſchnitt ein ſehr wichtiges, geheimnißvolles Geſicht.

„Ins Fiſcherhäuschen," wiederholte der Hofmarſchall, „ins Fiſcherhäuschen zum Meiſter Abraham! — Nie haben Durchlaucht den Meiſter aufgeſucht im Fiſcherhäuschen!" —

Ein ahnungsvolles Stillſchweigen folgte, dann ſprach der Hofmarſchall weiter: „Und ſonſt äußerten Durchlaucht gar nichts?" „Gar nichts," erwiderte der Leibkammerdiener bedeutungsvoll. „Doch," fuhr er ſchlau lächelnd fort, „ein Fenſter des Fiſcherhäuschens geht heraus nach dem dickſten Gebüſch, es iſt dort eine Vertiefung, man verſteht jedes Wort, was drinnen im Häuschen geſprochen wird — man könnte —" „Beſter, wenn Sie das thun wollten!" rief der Hofmarſchall entzückt. — „Ich thue es," ſprach der Kammerdiener und ſchlich leiſe fort. Doch als er aus dem Gebüſch hervortrat, ſtand der Fürſt, der eben nach dem Schloß zurückkehrte, dicht vor ihm, ſo daß er ihn beinahe berührte. In ſcheuer Ehrfurcht prallte er zurück. „Vous êtes un grand Tölpel!" donnerte ihn der Fürſt an, rief dem Hofmarſchall ein kaltes „dormez bien!" zu und entfernte ſich mit dem Leibkammerdiener, der ihm folgte, ins Schloß.

Ganz beſtürzt blieb der Hofmarſchall ſtehen, murmelte: „Fiſcherhäuschen — Meiſter Abraham — dormez bien —" und beſchloß, ſogleich zu dem Kanzler des Reichs zu fahren, um ſich über die außerordentliche Begebenheit zu berathen und wo möglich die Conſtellation heraus zu finden, die am Hofe ob dieſes Ereigniſſes ſich erzeugen könne. —

Meiſter Abraham hatte den Fürſten bis eben an das Gebüſch begleitet, in dem ſich der Hofmarſchall und der Leibkammerdiener befanden, hier war er umgekehrt auf Geheiß des Fürſten, der nicht wollte, daß man ihn aus den Fenſtern des Schloſſes in Geſellſchaft des Meiſters bemerke. — Der geneigte Leſer weiß, wie gut es dem Fürſten gelungen, ſeinen einſamen geheimen Beſuch bei dem Meiſter Abraham im Fiſcherhäuschen zu verbergen. Aber noch eine Perſon außer dem Kammerdiener hatte den Fürſten, ohne daß er es ahnen konnte, belauſcht.

Beinahe war Meiſter Abraham angelangt in ſeiner Wohnung, als ihm ganz unvermuthet aus den Gängen, die ſchon zu dunkeln begannen, die Räthin Benzon entgegentrat.

„Ha," rief die Benzon mit bittrem Lachen, „der Fürſt hat ſich bei Euch Raths erholt, Meiſter Abraham. In der That, Ihr ſeyd die wahre Stütze des fürſtlichen Hauſes, dem Vater und dem Sohne laßt Ihr Eure Weisheit und Erfahrung zufließen, und wenn guter Rath theuer oder gar nicht zu haben —" „So", fiel Meiſter Abraham der Benzon ins Wort, „ſo giebt es eine Räthin, die eigentlich das glanzvolle Geſtirn iſt, das hier alles erleuchtet, und unter deſſen Einfluß auch nur ein armer alter Orgelbauer beſtehen und ſein einfaches Leben ungeſtört durchfriſten kann."

„Scherzt", ſprach die Benzon, „ſcherzt nicht ſo bitter, Meiſter Abraham, ein Geſtirn, das glanzvoll geleuchtet, kann unſerm Horizont entfliehend ſchnell verbleichen und endlich ganz untergehen. Die ſeltſamſten Ereigniſſe ſcheinen ſich durchkreuzen zu wollen in dieſem einſamen Familienkreiſe, den eine kleine Stadt und ein paar Dutzend Menſchen mehr als eben darin wohnen, Hof zu nennen gewohnt ſind. — Die ſchnelle Abreiſe des ſehnlich erwarteten Bräutigams — Hedwiga's bedrohlicher Zuſtand! — In der That, tief niederbeugen müßte dies den Fürſten, wäre er nicht ein ganz gefühlloſer Mann." —

„Nicht", unterbrach der Meiſter Abraham die Benzon, „nicht immer waren Sie dieſer Meinung, Frau Räthin." —

„Ich verſtehe Euch nicht," ſprach die Benzon mit verächtlichem Ton, indem ſie dem Meiſter einen ſtechenden Blick zuwarf und dann ſchnell das Geſicht abwandte. —

Fürſt Irenäus hatte im Gefühl des Vertrauens, das er dem Meiſter Abraham ſchenken, ja der geiſtigen Uebermacht, die er ihm zugeſtehen mußte, alle fürſtliche Bedenklichkeiten bei Seite geſtellt, und im Fiſcherhäuschen ſein ganzes Herz ausgeſchüttet, auf alle Aeußerungen der Benzon über die verſtörenden Ereigniſſe des Tages aber geſchwiegen. Dies wußte der Meiſter, und um ſo weniger durfte ihm die Empfindlichkeit der Räthin auffallen, wie wohl er ſich verwunderte, daß, kalt und in ſich verſchloſſen wie ſie war, ſie dieſe Empfindlichkeit nicht beſſer zu verbergen vermochte.

Wohl mußte das aber die Räthin tief ſchmerzen, daß ſie das Monopol der Vormundſchaft über den Fürſten, das ſie ſich angeeignet, aufs neue und zwar in einem kritiſchen, verhängnißvollen Augenblick gefährdet ſah.

Aus Gründen, die ſich vielleicht ſpäter klar entwickeln dürften, war die Verbindung der Prinzeſſin Hedwiga mit dem Prinzen Hektor der Räthin feurigſter Wunſch. Auf dem Spiele ſtand dieſe Verbindung, ſo mußte ſie glauben, und jede Einmiſchung eines Dritten in dieſe Angelegenheit ihr bedrohlich erſcheinen. Ueberdies ſah ſie ſich zum erſtenmal von unerklärlichen Geheimniſſen umringt, zum erſtenmal ſchwieg der Fürſt; konnte ſie, die gewohnt, das ganze Spiel des fantaſtiſchen Hofes zu regieren, tiefer gekränkt werden?

Meiſter Abraham wußte, daß einem aufgeregten Weibe nichts beſſer entgegen zu ſetzen iſt als unüberwindliche Ruhe, er ſprach daher kein Wörtchen, ſondern ſchritt ſchweigend daher neben der Benzon, die ſich in tiefen Gedanken nach jener Brücke wandte, die der geneigte Leſer ſchon kennt. Sich auf das Geländer ſtützend, ſchaute die Räthin hinein in die fernen Büſche, denen die ſinkende Sonne noch, wie zum Abſchiede, goldene leuchtende Blicke zuwarf.

„Ein ſchöner Abend,“ ſprach die Räthin, ohne ſich umzuwenden. „Gewiß", erwiderte Meiſter Abraham, „gewiß, ſtill, ruhig, heiter wie ein unbefangenes, unverſtörtes Gemüth."

„Sie können", fuhr die Räthin fort, das vertraulichere Ihr, mit dem ſie ſonſt den Meiſter anredete, aufgebend, „Sie können, mein lieber Meiſter, es mir nicht verargen, daß ich mich ſchmerzhaft berührt fühlen muß, wenn der Fürſt plötzlich nur Sie zu ſeinem Vertrauten macht, nur Sie zu Rathe zieht, in einer Angelegenheit, über die eigentlich die welterfahrene Frau beſſer zu rathen, zu entſcheiden weiß. Doch vorüber, ganz vorüber iſt die kleinliche Empfindlichkeit, die ich nicht zu bergen vermochte. Ich bin ganz beruhigt, da nur die Form verletzt iſt. Der Fürſt ſelbſt hätte mir das alles ſagen ſollen, was ich nun erfahren habe auf andere Weiſe, und ich kann in der That alles, was Sie, lieber Meiſter, ihm erwiderten, nur höchlich billigen. — Selbſt will ich geſtehen, daß ich etwas that, was eben nicht lobenswerth iſt. Mag es nicht ſo wohl weibliche Neugierde, als die tiefſte Theilnahme an allem, was ſich in dieſer fürſtlichen Familie begiebt, entſchuldigen. Erfahren Sie es, Meiſter, ich habe Sie belauſcht, Ihre ganze Unterredung mit dem Fürſten angehört, jedes Wort verſtanden." —

Den Meiſter Abraham erfaßte bei dieſen Worten der Benzon ein ſeltſames, von höhnender Ironie und tiefer Verbitterung gemiſchtes Gefühl. Eben ſo gut wie jener Leibkammerdiener des Fürſten, hatte Meiſter Abraham bemerkt, daß man in der buſchichten Vertiefung, dicht vor dem einen Fenſter des Fiſcherhäuschens verſteckt, jedes Wort vernehmen konnte, was drinnen geſprochen wurde. Durch eine geſchickte akuſtiſche Vorrichtung war ihm indeſſen gelungen, es zu bewirken, daß jedes Geſpräch im Innern des Häuschens dem draußen Stehenden nur wie ein verwirrtes unverſtändliches Geräuſch klang und es ſchlechterdings unmöglich blieb, auch nur eine Sylbe zu unterſcheiden. — Erbärmlich mußte es daher dem Meiſter erſcheinen, wenn die Benzon zu einer Lüge ihre Zuflucht nahm, um hinter Geheimniſſe zu kommen, die ſie zwar ahnen mochte, aber nicht der Fürſt, und die dieſer daher auch nicht wohl dem Meiſter Abraham vertrauen konnte. — Man wird erfahren, was der Fürſt mit dem Meiſter im Fiſcherhäuschen verhandelte. —

„O“, rief der Meiſter, „o meine Gnädige, es war der rege Geiſt der lebensweiſen unternehmenden Frau ſelbſt, der Sie an das Fiſcherhäuschen führte. Wie kann ich armer alter, jedoch unerfahrner Mann mich in allen dieſen Dingen zurecht finden, ohne Ihren Beiſtand. Eben wollt' ich alles, was mir der Fürſt vertraut, weitläufig hererzählen, aber es bedarf keiner fernern Erläuterungen, da Ihnen ſchon alles bekannt. Möchten Sie, Gnädige, mich würdig achten, ſich über alles, was vielleicht ſchlimmer ſich darſtellen mag, als es wirklich iſt, recht von Herzen auszuſprechen.“

Meiſter Abraham traf den Ton der biedern Zutraulichkeit ſo gut, daß die Benzon all ihrer Scharfſichtigkeit unerachtet, nicht gleich zu entſcheiden wußte, ob es hier auf eine Myſtifikation abgeſehen ſey oder nicht, und die Verlegenheit darüber ſchnitt ihr jeden Faden ab, den ſie erfaſſen und zur für den Meiſter verfänglichen Schlinge hätte verknüpfen können. So geſchah es aber, daß ſie vergebens nach Worten ringend wie feſt gebannt auf der Brücke ſtehen blieb und hinabſchaute in den See.

Der Meiſter weidete ſich einige Augenblicke an ihrer Pein, dann richteten ſich aber ſeine Gedanken auf die Begebniſſe des Tages. Er wußte wohl, wie Kreisler in dem Mittelpunkt eben dieſer Begebniſſe geſtanden, ein tiefer Schmerz über den Verluſt des theuerſten Freundes erfaßte ihn und unwillkürlich entfloh ihm der Ausruf: „Armer Johannes!“

Da wandte ſich die Benzon raſch zu dem Meiſter und ſprach mit losbrechender Heftigkeit: „Wie, Meiſter Abraham, Ihr ſeyd doch nicht ſo thöricht, an Kreislers Untergang zu glauben? Was kann ein blutiger Hut beweiſen? — Was ſollte ihn auch ſo plötzlich zu dem ſchrecklichen Entſchluß gebracht haben, ſich ſelbſt zu tödten — man hätte ihn ja auch gefunden.“ —

Nicht wenig erſtaunte der Meiſter, die Benzon von Selbſtmord ſprechen zu hören, hier wo ein ganz anderer Verdacht ſich zu regen ſchien; ehe er indeſſen antworten konnte, fuhr die Räthin fort: „Wohl uns, wohl uns, daß er fort iſt, der Unglückliche, der überall, wo er ſich blicken läßt, nur verſtörendes Unheil anrichtet. Sein leidenſchaftliches Weſen, ſeine Verbitterung, nicht anders kann ich ſeinen hoch geprieſenen Humor bezeichnen, ſteckt jedes reizbare Gemüth an, mit dem er dann ſein grauſames Spiel treibt. Zeugt die höhnende Verachtung aller konventionellen Verhältniſſe, ja der Trotz gegen alle übliche Formen von Uebergewicht des Verſtandes, ſo müſſen wir alle unſere Kniee beugen vor dieſem Kapellmeiſter, doch ſoll er uns in Ruhe laſſen und ſich nicht auflehnen gegen alles, was durch die richtige Anſicht des wirklichen Lebens bedingt und als unſere Zufriedenheit begründend anerkannt wird. Darum! — dem Himmel ſey gedankt, daß er fort iſt, ich hoffe ihn nie wieder zu ſehen.“

„Und doch“, ſprach der Meiſter ſanft, „und doch waren Sie ſonſt die Freundin meines Johannes, Frau Räthin, und doch nahmen Sie ſich ſeiner an in einer böſen kritiſchen Zeit und führten ihn ſelbſt auf die Bahn, von der ihn nur eben jene konventionellen Verhältniſſe, die Sie ſo eifrig in Schutz nehmen, weggelockt hatten! — Welch ein Vorwurf trifft jetzt ſo plötzlich meinen guten Kreisler? — Was für böſes hat ſich aus ſeinem Innern aufgethan? Will man ihn darum haſſen, weil in den erſten Augenblicken, da der

Zufall ihn in eine neue Region geworfen, das Leben feindlich auf ihn zutrat, weil das Verbrechen ihn bedrohte, weil — ein italiäniſcher Bandit ihm nachſchlich?" —

Die Räthin fuhr bei dieſen Worten ſichtlich zuſammen. — „Welch", ſprach ſie dann mit zitternder Stimme, „welch einen Gedanken der Hölle hegt Ihr in der Bruſt, Meiſter Abraham? — Aber wäre es ſo, wäre Kreisler wirklich gefallen, ſo wurde in dem Augenblick die Braut gerächt, die er verdorben. Eine innere Stimme ſagt es mir, Kreisler allein iſt Schuld an dem fürchterlichen Zuſtande der Prinzeſſin. Schonungslos ſpannte er die zarten Saiten im innern Gemüth der Kranken, bis ſie zerſprangen." „So war", erwiderte Meiſter Abraham giftig, „ſo war der italiäniſche Herr ein Mann von raſchem Entſchluß, der die Rache der That vorausſchickte. Sie haben ja, Gnädige, alles angehört, was ich mit dem Fürſten geſprochen im Fiſcherhäuschen, Sie wiſſen daher auch, daß Prinzeſſin Hedwiga in demſelben Augenblick, als der Schuß im Walde fiel, zur Lebloſigkeit erſtarrte."

„In der That," ſprach die Benzon, „man möchte an all das chimäriſche Zeug glauben, das uns jetzt aufgetiſcht wird, an pſychiſche Correſpondenzen und dergleichen! — Doch! noch einmal, wohl uns, daß er fort iſt, der Zuſtand der Prinzeſſin kann und wird ſich ändern. — Das Verhängniß hat den Störer unſerer Ruhe vertrieben und — ſagt ſelbſt, Meiſter Abraham, iſt nicht unſer Freund im Innerſten zerriſſen auf ſolche Weiſe, daß das Leben ihm keinen Frieden mehr zu geben vermag? — Geſetzt alſo wirklich, daß —"

Die Räthin endete nicht, aber Meiſter Abraham fühlte den Zorn, den er mit Mühe unterdrückt, hoch aufflammen.

„Was", rief er mit erhöhter Stimme, „was habt ihr alle gegen dieſen Johannes, was hat er euch böſes gethan, daß ihr ihm keine Freiſtatt, kein Plätzchen gönnt auf dieſer Erde? — wißt ihr's nicht? — Nun ſo will ich es euch ſagen. — Seht, der Kreisler trägt nicht eure Farben, er verſteht nicht eure Redensarten, der Stuhl, den ihr ihm hinſtellt, damit er Platz nehme unter euch, iſt ihm zu klein, zu enge; ihr könnt ihn gar nicht für eures Gleichen achten, und das ärgert euch. Er will die Ewigkeit der Verträge, die ihr über die Geſtaltung des Lebens geſchloſſen, nicht anerkennen, ja er meint, daß ein arger Wahn, von dem ihr befangen, euch gar nicht das eigentliche Leben erſchauen laſſe, und daß die Feierlichkeit, mit der ihr über ein Reich zu herrſchen glaubt, das euch unerforſchlich, ſich gar ſpaßhaft ausnehme, und das alles nennt ihr Verbitterung. Vor allen Dingen liebt er jenen Scherz, der ſich aus der tiefern Anſchauung des menſchlichen Seyns erzeugt und der die ſchönſte Gabe der Natur zu nennen, die ſie aus der reinſten Quelle ihres Weſens ſchöpft. Aber ihr ſeyd vornehme ernſte Leute, und wollet nicht ſcherzen. — Der Geiſt der wahren Liebe wohnt in ihm, doch vermag dieſer ein Herz zu erwärmen, das auf ewig zum Tode erſtarret iſt, ja in dem niemals der Funke war, den jener Geiſt zur Flamme aufhaucht? Ihr möget den Kreisler nicht, weil euch das Gefühl des Uebergewichts, das ihr ihm einzuräumen gezwungen, unbehaglich iſt, weil ihr ihn, der Verkehr treibt mit höheren Dingen als die gerade in euern engen Kreis paſſen, fürchtet.“ —

„Meiſter“, ſprach die Benzon mit dumpfer Stimme, „Meiſter Abraham, der Eifer, mit dem du für deinen Freund ſprichſt, führt dich zu weit. Du wollteſt mich verletzen? — Nun wohl, es iſt dir gelungen, denn du haſt Gedanken in mir geweckt, die lange, lange ſchlummerten! — Todſtarr nennſt du mein Herz? — Weißt du denn, ob jemals der Geiſt der Liebe freundlich zu ihm geſprochen, ob ich nicht allein in konventionellen Verhältniſſen des Lebens, die der überſpannte Kreisler verächtlich finden mag, Troſt und Ruhe fand? — Glaubſt du denn nicht überhaupt, alter Mann, der auch wohl ſo manches Leid erfahren, daß es ein gefährliches Spiel iſt, ſich über jene Verhältniſſe erheben und dem Weltgeiſt näher treten zu wollen in der Myſtifikation des eignen Seyns? Ich weiß es, die kälteſte, regungsloſeſte Proſa des Lebens ſelbſt hat mich Kreisler geſcholten, und es iſt ſein Urtheil, das ſich in dem deinigen ausſpricht, wenn du mich todtſtarr nennſt, aber habt ihr jemals dieſes Eis zu durchblicken vermocht, das meiner Bruſt ſchon längſt ein ſchützender Harniſch war? — Mag bei den Männern die Liebe nicht das Leben ſchaffen, ſondern es nur auf eine Spitze ſtellen, von der herab noch ſichre Wege führen, unſer höchſter Lichtpunkt, der unſer ganzes Seyn erſt ſchafft und geſtaltet, iſt der Augenblick der erſten Liebe. Will es das feindliche Geſchick, daß dieſer Augenblick verfehlt wurde, verfehlt iſt das ganze Leben für das ſchwache Weib, das untergeht in troſtloſer Unbedeutſamkeit, während das mit ſtärkerer Geiſteskraft begabte ſich mit Gewalt empor rafft, und eben in den Verhältniſſen des gewöhnlichen Lebens eine Geſtaltung erringt, die ihm Ruhe und Frieden giebt. — Laß es dir ſagen, alter Mann — hier in der Dunkelheit der Nacht, die das Vertrauen verſchleiert, laß es dir ſagen! — Als jener Moment in mein Leben trat, als ich den erblickte, der alle Gluth der innigſten Liebe, deren die weibliche Bruſt nur fähig, in mir entzündete — da ſtand ich vor dem Traualtar mit jenem Benzon, der ein guter Ehemann wurde wie kein anderer. Seine völlige Bedeutungsloſigkeit gewährte mir alles, was ich, um ein friedfertiges Leben zu führen, nur wünſchen konnte, und nie iſt eine Klage, ein Vorwurf meinen Lippen entflohen. Nur den Kreis des Gewöhnlichen nahm ich in Anſpruch, und wenn dann ſelbſt in dieſem Kreiſe ſich manches begab, das mich unvermerkt irre leitete, wenn ich manches, das ſtrafbar erſcheinen möchte, mit nichts anderm zu entſchuldigen weiß, als mit dem Drange des augenblicklichen Verhältniſſes, ſo mag das Weib mich zuerſt verdammen, die ſo wie ich, den ſchweren Kampf durchkämpfte, der zu gänzlicher Verzichtung auf alles höhere Glück führt, ſollte dies auch nichts anders ſeyn, als ein ſüßer träumeriſcher Wahn. — Fürſt Irenäus machte meine Bekanntſchaft. — Doch ich ſchweige von dem was längſt vergangen, nur von der Gegenwart ſoll noch die Rede ſeyn. — Ich hab' es dir vergönnt in mein Innerſtes zu ſchauen, Meiſter Abraham, du weißt nun, warum ich, ſo wie die Dinge ſich hier geſtalten, jedes Hereindrängen eines fremdartigen exotiſchen Prinzips als bedrohlich fürchten muß. Mein eigenes Geſchick in jener verhängnißvollen Stunde grinſet mich an wie ein furchtbar warnendes Geſpenſt. Retten muß ich die, die mir theuer ſind, ich habe meine Pläne gemacht. — Meiſter Abraham, ſeyd mir nicht entgegen, oder, wollt Ihr in den Kampf treten mit mir, ſo ſeht Euch vor, daß ich Eure beſten Taſchenſpielerkünſte nicht zu Schanden mache!"

„Unglückliche Frau," rief Meiſter Abraham.

„Unglücklich nennſt du mich," erwiderte die Benzon, „mich, die ich ein feindliches Geſchick zu bekämpfen wußte und mir da, wo alles verloren ſchien, Ruhe und Zufriedenheit gewann?"

„Unglückliche Frau," rief Meiſter Abraham nochmals mit einem Ton, der von ſeiner innern Bewegung zeugte, „arme unglückliche Frau! Ruhe, Zufriedenheit vermeinſt du gewonnen zu haben, und ahneſt nicht, daß es die Verzweiflung war, die, ein Vulkan, alle flammende Gluthen aus deinem Innern hinausſtrömen ließ, und daß du nun die todte Aſche, aus der keine Blüthe, keine Blume mehr ſproßt, in ſtarrer Bethörung für das reiche Feld des Lebens hältſt, das dir noch Früchte ſpenden ſoll. — Ein künſtliches Gebäude willſt du aufführen auf den Grundſtein, den ein Blitzſtrahl zermalmte, und befürchteſt nicht, daß es einſtürzen wird in dem Augenblick, da luſtig bunte Bänder wehen von der Blumenkrone, die den Sieg des Baumeiſters verkünden ſoll? — Julia — Hedwiga — ich weiß es, für ſie wurden jene Pläne künſtlich gewoben! — Unglückliche Frau, hüte dich, daß jenes unheilbringende Gefühl, jene eigentliche Verbitterung, die du mit großem Unrecht meinem Johannes vorwirfſt, nicht aus deinem eignen tiefſten Innern hervortritt, ſo daß deine weiſen Entwürfe weiter nichts ſind, als das feindliche Auflehnen gegen ein Glück, daß du niemals genoſſeſt, und das du nun ſelbſt deinen Lieben mißgönnſt. — Ich weiß mehr von deinen Entwürfen als du es glauben magſt, mehr von deinen gerühmten Verhältniſſen des Lebens, die dir Ruhe bringen ſollen und die — dich verlockten zu ſtrafbarer Schande!" —

Ein dumpfer unartikulirter Schrei, den die Benzon bei dieſen letzten Worten des Meiſters ausſtieß, verrieth ihre tiefe Erſchütterung. Der Meiſter hielt inne, da aber die Benzon ebenfalls ſchwieg, ohne ſich von der Stelle zu rühren, fuhr er gelaſſen fort: „Zu nichts wenigerm habe ich Luſt, als mich in irgend einen Kampf mit Ihnen zu begeben, Gnädige! Was aber meine ſogenannten Taſchenſpielerkünſte betrifft, ſo wiſſen Sie ja recht gut, wertheſte Frau Räthin, daß ſeit der Zeit, da mein unſichtbares Mädchen mich verlaſſen —" In dem Augenblick erfaßte den Meiſter der Gedanke an die verlorne Chiara mit einer Gewalt, wie ſeit langer Zeit nicht mehr, er glaubte ihre Geſtalt zu erblicken in der dunklen Ferne, er glaubte ihre ſüße Stimme zu vernehmen. — „O Chiara! — meine Chiara!" So rief er in der ſchmerzlichſten Wehmuth. —

„Was iſt Euch", ſprach die Benzon, ſich ſchnell nach ihm umwendend, „was iſt Euch, Meiſter Abraham! — welchen

Namen nanntet Ihr? — Doch noch einmal, laßt ruhen alles vergangne, beurtheilt mich nicht nach jenen ſeltſamen Anſichten des Lebens, die Ihr mit Kreislern theilt, verſprecht mir, das Vertrauen nicht zu mißbrauchen, das Euch Fürſt Irenäus geſchenkt, verſprecht, mir nicht entgegen zu ſeyn in meinem Thun und Treiben.“

So ganz vertieft in das ſchmerzliche Andenken an ſeine Chiara war Meiſter Abraham, daß er kaum vernahm was die Räthin ſprach, und nur unverſtändliche Worte zu erwidern vermochte.

„Weiſet“, fuhr die Räthin fort, „weiſet mich nicht zurück, Meiſter Abraham, Ihr ſeyd, wie es ſcheint, in der That mit manchem mehr bekannt als ich vermuthen durfte, doch iſt es möglich, daß ich auch noch Geheimniſſe bewahre, deren Mittheilung Euch ſehr viel werth ſeyn würde, ja daß ich Euch vielleicht einen Liebesdienſt erzeigen könnte, an den Ihr gar nicht denkt. Laßt uns zuſammen dieſen kleinen Hof beherrſchen, der in der That des Gängelbandes bedarf. „Chiara!“ rieft Ihr mit einem Ausdruck des Schmerzes, der —“ Ein ſtarkes Geräuſch vom Schloſſe her unterbrach die Benzon. Meiſter Abraham erwachte aus Träumen, das Geräuſch — — — — — — — — — —

* * *

eben ſo gut gewußt, als die ſcharfſinnige Frau Benzon, aber daß ich gerade heute, eben jetzt von dir Nachricht erhalten ſollte, du treue Seele, das hat mein Herz nicht geahnt.“ So ſprach Meiſter Abraham, verſchloß den Brief, den er erhalten und in deſſen Aufſchrift er mit freudiger Ueberraſchung Kreislers Hand erkannt hatte, ohne ihn zu öffnen in den Schubkaſten ſeines Schreibtiſches und ging hinaus in den Park. — Meiſter Abraham hatte ſchon ſeit vielen Jahren die Gewohnheit, Briefe die er erhielt, Stunden, ja oft Tage lang uneröffnet liegen zu laſſen. Iſt der Inhalt gleichgültig, ſprach er, ſo kommt es auf den Verzug nicht an; enthält der Brief eine böſe Nachricht, ſo gewinne ich noch einige frohe oder wenigſtens ungetrübte Stunden; ſteht eine Freudenpoſt darin, ſo kann ein geſetzter Mann wohl es abwarten, daß die Freude ihm über den Hals komme. Dieſe Gewohnheit des Meiſters iſt zu verwerfen, denn einmal iſt ſolch ein Menſch, der Briefe liegen läßt, ganz untauglich zum Kaufmann, zum politiſchen oder literariſchen Zeitungsſchreiber, dann leuchtet es aber auch ein, wie manches Unheil ſich ſonſt noch bei Perſonen, die weder Kaufleute ſind noch Zeitungsſchreiber, daraus erzeugen kann. — Was gegenwärtigen Biographen betrifft, ſo glaubt er ganz und gar nicht an Abrahams ſtoiſchen Gleichmuth, ſondern rechnet jene Gewohnheit vielmehr einer gewiſſen ängſtlichen Scheu zu, das Geheimniß eines verſchloßnen Briefes zu entfalten. — Es iſt eine ganz eigene Luſt, Briefe zu empfangen, und darum ſind uns die Perſonen beſonders angenehm, die zunächſt uns dieſe Luſt verſchaffen, nämlich die Briefträger, wie ſchon irgend wo ein geiſtreicher Schriftſteller bemerkt hat. Dies mag eine anmuthige Selbſtmyſtifikation genannt werden. Der Biograph erinnert ſich, daß, als er einſt auf der Univerſität mit dem ſehnlichſten Schmerz lange vergebens auf einen Brief von einer geliebten Perſon gewartet hatte, er den Briefträger mit Thränen im Auge bat, ihm doch recht bald einen Brief aus der Vaterſtadt zu bringen, er ſolle auch dafür ein namhaftes Trinkgeld erhalten. Der Kerl verſprach was von ihm verlangt wurde, mit pfiffiger Miene, brachte den Brief, der in der That nach wenigen Tagen einging, triumphirend, als habe es nur an ihm gelegen Wort zu halten, und ſtrich das verſprochene Trinkgeld ein. — Doch weiß der Biograph, der eben vielleicht ſelbſt gewiſſen Selbſtmyſtifikationen zu ſehr Raum giebt — doch weiß er nicht, ob du, geliebter Leſer, mit ihm gleichen Sinnes, mit jener Luſt eine ſeltſame Angſt fühleſt, die dir, indem du den erhaltenen Brief öffnen willſt, Herzklopfen verurſacht, ſelbſt wenn es kaum möglich, daß der Brief wichtiges für dein Leben enthalten ſollte. — Mag es ſeyn, daß daſſelbe die Bruſt beengende Gefühl, mit dem wir in die Nacht der Zukunft ſchauen, auch hier ſich regt und daß eben deshalb, weil ein leichter Druck der Finger hinreicht, das Verborgene zu enthüllen, der Moment auf einer Spitze ſteht, die uns beunruhigt. Und! — wie viele ſchöne Hoffnungen zerbrachen ſchon mit dem verhängnißvollen Siegel, und die lieblichen Traumbilder, die, aus unſerm eignen Innern geſtaltet, unſere brünſtige Sehnſucht ſelbſt ſchienen, zerronnen in nichts, und das kleine Blättchen war der Zauberfluch, vor dem der Blumengarten, in dem wir zu wandeln gedachten, verdorrte, und das Leben lag vor uns wie eine unwirthbare troſtloſe Wüſtenei! — Scheint es gut den Geiſt zu ſammeln, ehe jener leichte Druck der Finger das Verborgene erſchließt, ſo kann dies vielleicht Meiſter Abrahams ſonſt verwerfliche Gewohnheit entſchuldigen, die übrigens auch gegenwärtigem Biographen anklebt aus einer gewiſſen verhängnißvollen Zeit, in der beinahe jeder Brief, den er erhielt, der Büchſe Pandora's glich, aus der, ſo wie ſie geöffnet, tauſend Unheil und Ungemach aufſtieg ins Leben. —

In den fernen wild verwachſenen Gängen des Parks einſam wandelnd, bedachte Meiſter Abraham das Schickſal des geliebten Freundes, und wie er ihn, kaum wieder gewonnen, aufs neue verloren. Er ſah den Knaben Johannes, ſich ſelbſt in Gönnersmiene vor dem Flügel des alten Onkels, der Kleine hämmerte mit ſtolzem Blick Sebaſtian

Bachs ſchwerſte Sonaten herunter mit beinahe männlicher Fauſt, er ſteckte ihm dafür eine Tüte Zuckerwerk heimlich in die Taſche. — Es war ihm, als ſey dies erſt wenige Tage her, und er mußte ſich verwundern, daß der Knabe eben kein anderer als der Kreisler, der in ein wunderliches launenhaftes Spiel geheimnißvoller Verhältniſſe verflochten ſchien. — Aber mit dem Gedanken an jene vergangene Zeit, an die verhängnißvolle Gegenwart, ſtieg das Bild ſeines eignen Lebens vor ihm auf.

Sein Vater, ein ſtrenger eigenſinniger Mann, hatte ihn beinahe mit Zwang zu der Kunſt des Orgelbauens angehalten, die er ſelbſt trieb, wie ein gewöhnliches rohes Handwerk. Er litt nicht, daß irgend ein anderer als der Orgelbauer ſelbſt Hand anlege an das Werk, und ſo mußten die Lehrlinge geübte Tiſchler, Zinngießer u. ſ. w. werden, ehe ſie zu der inneren Mechanik gelangten. — Genauigkeit, Dauerhaftigkeit, gute Spielart des Werks galt dem Alten für alles; für die Seele, für den Ton hatte er keinen Sinn, und merkwürdig genug ſprach ſich dies aus in den Orgeln, die er baute, und denen man mit Recht einen harten ſpitzen Klang vorwarf. Nächſt dem war der Alte den kindiſchen Künſteleien verjährter Zeit ganz und gar ergeben. So hatte er an einer Orgel die Könige David und Salomo angebracht, die während des Spiels wie vor Verwunderung die Köpfe drehten; ſo fehlte es keinem ſeiner Werke an paukenden, poſaunenden, taktirenden Engeln, mit den Flügeln ſchlagenden krähenden Hähnen u. ſ. w. Abraham konnte oft verdienten oder nicht verdienten Schlägen nicht anders entgehen und dem Alten eine Aeußerung väterlicher Freude entlocken, als wenn er vermöge eigner Erfindungsgabe irgend eine neue Künſtelei, etwa ein ſchärfer tönendes Kikeriki herausgebracht, für den nächſten Orgelhahn. Mit angſtvoller Sehnſucht hatte Abraham die Zeit herbei gewünſcht, in der er dem Handwerksgebrauch gemäß auf die Wanderſchaft gehen ſollte. Endlich kam dieſe Zeit heran, und Abraham verließ das väterliche Haus, um nie wieder zurück zu kehren.

Auf dieſer Wanderung, die er in Gemeinſchaft mit andern Geſellen, meiſtens wüſten, rohen Burſchen unternahm, ſprach er einſt ein in der Abtei St. Blaſius, die im Schwarzwalde belegen, und hörte dort das berühmte Orgelwerk des alten Johann Andreas Silbermann. In den vollen herrlichen Tönen dieſes Werks ging zum erſtenmal der Zauber des Wohllauts auf in ſeinem Innern, er fühlte ſich in eine andere Welt verſetzt, und von dem Augenblick an war er ganz Liebe für eine Kunſt, die er ſonſt mit Widerwillen treiben müſſen. — Nun kam ihm aber auch ſein ganzes Leben in der Umgebung, wie er es bis jetzt geführt hatte, ſo nichtswürdig vor, daß er alle Kraft aufbot, ſich heraus zu reißen aus dem Schlamm, in den er ſich verſunken glaubte. — Sein natürlicher Verſtand, ſeine Faſſungsgabe ließen ihn in der wiſſenſchaftlichen Bildung Rieſenſchritte machen und doch — fühlte er oft die Bleigewichte, die die frühere Erziehung, das Forttreiben in der Gemeinheit ihm angehängt. — Chiara, die Verbindung mit dieſem ſeltſamen geheimnißvollen Weſen, das war der zweite Lichtpunkt in ſeinem Leben, und ſo bildete beides, jenes Erwachen des Wohllauts und Chiara's Liebe, einen Dualismus ſeines poetiſchen Seyns, der wohlthätig hineinwirkte in ſeine rohe, aber kräftige Natur. — Kaum den Herbergen, kaum den Schenken, wo im dicken Tabacksqualm Zotenlieder ertönten, entronnen, brachte der Zufall oder vielmehr die Geſchicklichkeit in mechaniſchen Künſteleien, denen er den Anſtrich des Geheimniſſes zu geben wußte (wie der geneigte Leſer ſchon erfahren), den jungen Abraham in Umgebungen, die ihm eine neue Welt ſeyn mußten, und in denen er ewig Fremdling bleibend, ſich nur dadurch aufrecht erhielt, daß er den feſten Ton behauptete, den ſeine innere Natur ihm eingegeben. Dieſer feſte Ton wurde mit der Zeit immer feſter, und da er keineswegs der eines ſimplen Grobians, ſondern auf klaren geſunden Menſchenverſtand, richtige Lebensanſicht und daraus ſich erzeugenden treffenden Spott baſirt war, ſo konnt' es nicht fehlen, daß da, wo der Jüngling ſich nur aufrecht erhalten und tolerirt worden, der Mann als ein zu fürchtendes Prinzip großen Reſpekt einflößte. Es iſt nichts leichter als gewiſſen vornehmen Leuten zu imponiren, die immer noch weit unter dem ſtehen, wofür man ſie etwa halten möchte. Daran dachte nun Meiſter Abraham eben in dem Augenblick, als er von ſeinem Spaziergange wieder an das Fiſcherhäuschen gekommen, und ſchlug eine laute herzliche Lache auf, die Luft machte ſeiner gepreßten Bruſt.

Zur innigſten Wehmuth, die ihm ſonſt wohl gar nicht eigen, hatte den Meiſter nämlich das lebhafte Andenken an den Moment in der Kirche der Abtei St. Blaſius und an die verlorne Chiara geſtimmt. „Warum", ſprach er zu ſich ſelbſt, „warum blutet eben die Wunde jetzt ſo häufig, die ich längſt verharſcht glaubte, warum hänge ich jetzt leeren Träumereien nach, da es mir ſcheint, als müſſe ich thätig eingreifen in das Maſchinenwerk, das ein böſer Geiſt falſch zu treiben ſcheint!" — Der Meiſter fühlte ſich beängſtigt durch den Gedanken, daß er, ſelbſt wußte er nicht wodurch, in ſeinem eigenthümlichſten Thun und Treiben ſich gefährdet ſah, bis, wie geſagt, er im Ideengange auf die vornehmen Leute kam, über die er lachte und augenblicklich merkliche Linderung verſpürte!

Er trat ins Fiſcherhäuschen, um nun Kreislers Brief zu leſen. —

In dem fürſtlichen Schloſſe hatte ſich merkwürdiges begeben. Der Leibarzt ſprach: „Wunderbar! — es geht über alle Praxis, über alle Erfahrung hinaus!“ — die Fürſtin: „So mußte es kommen, und die Prinzeſſin iſt nicht kompromittirt!“ — der Fürſt: „Hatt' ich's nicht ausdrücklich verboten, aber die crapule der dienenden Eſel hat keine Ohren! Nun, der Oberhofmeiſter ſoll dafür ſorgen, daß der Prinz kein Pulver mehr in die Hände bekommt!“ — die Räthin Benzon: „Dank dem Himmel, ſie iſt gerettet!“ — Während deſſen ſchaute Prinzeſſin Hedwiga zum Fenſter ihres Schlafgemachs heraus, indem ſie dann und wann abgebrochene Akkorde anſchlug, auf derſelben Guitarre, die Kreisler im Unmuth von ſich warf und aus Julia's Händen, wie er meinte, geheiligt zurück empfing. Auf dem Sopha ſaß Prinz Ignatius und weinte und klagte: es thut weh, es thut weh, vor ihm aber Julia, die emſig beſchäftigt war, in eine kleine ſilberne Schüſſel hinein — rohe Kartoffeln zu ſchaben.

Alles dieſes bezog ſich auf ein Ereigniß, das der Leibarzt mit vollem Recht wunderbar nannte, und über alle Praxis erhaben. Prinz Ignatius hatte ſich, wie der geneigte Leſer ſchon mehrmals erfahren, den unſchuldig tändelnden Sinn, die glückliche Unbefangenheit des ſechsjährigen Knaben erhalten und ſpielte daher gern wie dieſer. Unter anderm Spielzeuge beſaß er auch eine kleine, aus Metall gegoſſene Kanone, die ihm zu ſeinem Lieblingsſpiel diente, an dem er ſich jedoch höchſt ſelten ergötzen konnte, da manche Dinge dazu gehörten, die nicht gleich zur Hand waren, nämlich einige Körner Pulver, ein tüchtiges Schrotkorn und ein kleiner Vogel. Hatte er das alles, ſo ließ er ſeine Truppen aufmarſchieren, hielt Kriegsgericht über den kleinen Vogel, der eine Rebellion angezettelt in des fürſtlichen Papas verlornem Lande, lud die Kanone und ſchoß den Vogel, den er mit einem ſchwarzen Herzen auf der Bruſt an einen Leuchter gebunden, todt, zuweilen aber auch nicht, ſo daß er mit dem Federmeſſer nachhelfen mußte, um die gerechte Strafe an dem Hochverräther zu vollſtrecken.

Fritz, des Gärtners zehnjähriger Knabe, hatte dem Prinzen einen gar hübſchen bunten Hänfling verſchafft und dafür, wie gewöhnlich, eine Krone erhalten. Sogleich war dann aber der Prinz in die Jägerſtube geſchlichen, gerade, wie die Jäger abweſend, hatte richtig Schrotbeutel und Pulverhorn gefunden und ſich daraus mit der nöthigen Munition verſehen. Schon wollte er mit der Exekution beginnen, die Beſchleunigung zu fordern ſchien, da der bunte zwitſchernde Rebell alle nur möglichen Mittel verſuchte zu entwiſchen, als es ihm einfiel, daß er der Prinzeſſin Hedwiga, die jetzt ſo artig geworden, durchaus nicht die Luſt verſagen dürfe, bei der Hinrichtung des kleinen Hochverräthers gegenwärtig zu ſeyn. Er nahm alſo den Kaſten, worin ſeine Armee befindlich, unter den einen, die Kanone unter den andern Arm, den Vogel aber in die hohle Hand und ſchlich, da es ihm von dem Fürſten unterſagt worden, die Prinzeſſin zu ſehen, leiſe, leiſe nach Hedwiga's Schlafgemach, wo er ſie in dem fortdauernden kataleptiſchen Zuſtande, auf dem Ruhebette angekleidet liegend fand. Schlimm, und wie man ſehen wird, zugleich gut war es, daß die Kammerfrau die Prinzeſſin eben verlaſſen.

Ohne weiteres band nun der Prinz den Vogel an einen Leuchter, ließ die Armee in Reihe und Glied treten, und lud die Kanone, dann hob er die Prinzeſſin vom Ruhebette, ließ ſie an den Tiſch treten und erklärte, daß ſie jetzt den kommandirenden General vorſtelle, er ſeiner Seits bleibe der regierende Fürſt und brenne nebenher die Artillerie ab, welche den Rebellen tödte. — Ueberfluß an Munition hatte den Prinzen verführt und er nicht allein das Geſchütz überladen, ſondern auch Pulver rund umher auf den Tiſch verſtreut. So wie er das Stück abprotzte, gab es nicht allein einen ungewöhnlichen Knall, ſondern das umher geſtreute Pulver flog auch auf und verbrannte ihm tüchtig die Hand, ſo daß er laut aufſchrie und gar nicht einmal bemerkte, daß die Prinzeſſin in dem Augenblick der Exploſion hart zu Boden geſtürzt war. Der Schuß hallte durch die Corridors, alles ſtürzte, Unglück ahnend, herbei und ſelbſt Fürſt und Fürſtin drängten ſich, alle Etiquette im jähen Schreck vergeſſend, mit der Dienerſchaft durch die Thüre hinein. Die Kammerfrauen hoben die Prinzeſſin von dem Boden und legten ſie auf das Ruhebett, während man nach dem Leibarzt, nach dem Chirurgus lief. Der Fürſt erſah aus den Anſtalten auf dem Tiſche ſehr bald was geſchehen, und ſprach zum Prinzen, der entſetzlich ſchrie und lamentirte, mit zornfunkelnden Augen: „Sieht er, Ignaz! das kommt von ſeinen dummen kindiſchen Faxen. Laſſ' er ſich Brandſalbe auflegen und heul' er nicht, wie ein Straßenjunge! — Mit einem Birkenreis — ſollt — Hint —" Die bebenden Lippen ließen keine Deutlichkeit der Sprache zu, der Fürſt wurde unverſtändlich und verließ gravitätiſch das Zimmer. Tiefes Entſetzen hatte die Dienerſchaft erfaßt, denn erſt zum drittenmal redete der Fürſt den Prinzen an mit er und Ignaz, und jedesmal bewies er den wildeſten, ſchwer zu ſühnenden Zorn.

Als der Leibarzt erklärte, die Criſis ſey eingetreten und er hoffe, daß der bedrohliche Zuſtand der Prinzeſſin nun bald vorüber und ſie völlig geneſen werde, ſprach die Fürſtin mit weniger Theilnahme, als man wohl denken ſollte: „Dieu soit loué, man gebe mir weitere Nachricht." Den weinenden Prinzen ſchloß ſie aber zärtlich in ihre Arme, tröſtete ihn mit ſüßen Worten und folgte dann dem Fürſten.

Indeſſen war die Benzon, die im Sinn gehabt, mit Julien die unglückliche Hedwiga zu ſehen, im Schloſſe angekommen. Kaum hörte ſie was geſchehen, als ſie hinaufeilte nach dem Zimmer der Prinzeſſin, zuflog auf das Ruhebette, niederkniete, Hedwiga's Hand faßte und ihr ſtarr in die Augen blickte, während Julia heiße Thränen vergoß, wähnend, daß wohl der Todesſchlaf über die Herzensfreundin kommen werde. Da holte Hedwiga tief Athem und ſprach mit dumpfer, kaum vernehmlicher Stimme: „Iſt er todt?" — So gleich hielt Prinz Ignatius ein mit Weinen trotz ſeines Schmerzes und erwiderte in voller Freude über die gelungene Exekution lachend und kichernd: „Ja, ja — Prinzeſſin Schweſter, ganz todt, gerade durch das Herz geſchoſſen." — „Ja", ſprach die Prinzeſſin weiter, indem ſie die Augen, die ſie aufgeſchlagen, wieder ſinken ließ, „ja, ich weiß es. Ich ſah den Blutstropfen, der aus dem Herzen quoll, aber er fiel in meine Bruſt, und ich erſtarrte zu Criſtall, und er nur lebte in dem Leichnam!" „Hedwiga", begann die Räthin leiſe und zärtlich, „Hedwiga, erwachen Sie aus böſen unglücklichen Träumen! Hedwiga, erkennen Sie mich?" Die Prinzeſſin winkte ſanft mit der Hand, als wolle ſie verlaſſen ſeyn. „Hedwiga," fuhr die Benzon fort, „Julia iſt hier." Ein Lächeln ſchimmerte auf Hedwiga's Wangen. Julia beugte ſich über ſie hin, drückte einen leiſen Kuß auf die erblaßten Lippen der Freundin. Da liſpelte Hedwiga kaum hörbar: „Es iſt nun alles vorüber, in wenigen Minuten bin ich ganz erkräftigt, ich fühl' es." —

Niemand hatte ſich bis jetzt um den kleinen Hochverräther bekümmert, der mit zerfleiſchter Bruſt auf dem Tiſch lag. Nun fiel er Julien ins Auge, und erſt in dem Augenblick wurde ſie auch inne, daß Prinz Ignatius wieder das abſcheuliche, ihr verhaßte Spiel geſpielt. „Prinz", ſprach ſie, indem ihre Wangen ſich hoch rötheten, „Prinz, was hat Ihnen der arme Vogel gethan, daß Sie ihn ohne Erbarmen tödten hier im Zimmer? — Das iſt ein recht einfältiges, grauſames Spiel — Sie haben mir längſt verſprochen es zu laſſen, und doch nicht Wort gehalten — Aber! thun Sie es noch einmal, niemals ordne ich mehr Ihre Taſſen oder lehre Ihre Püppchen reden oder erzähle Ihnen die Geſchichte vom Waſſerkönig!" „Nicht böſe ſeyn", wimmerte der Prinz, „nicht böſe ſeyn, Fräulein Julia! Aber es war ein bunter Erzſchelm. Er hatte allen Soldaten heimlich die Rockſchöße abgeſchnitten, und überdem eine Rebellion angezettelt. Aber es thut weh — es thut weh!" — Die Benzon blickte den Prinzen, dann Julien an, mit ſeltſamem Lächeln, dann rief ſie: „Was das für ein Wehklagen iſt über ein paar verbrannte Finger! Aber es iſt wahr, der Chirurgus wird ewig mit ſeiner Brandſalbe nicht fertig. Doch hilft ein gemeines Hausmittel auch wohl ungemeinen Leuten. Man ſchaffe rohe Kartoffeln herbei!" Sie ſchritt nach der Thüre, aber wie plötzlich von irgend einem Gedanken erfaßt, blieb ſie ſtehen, kehrte um, ſchloß Julien in die Arme, küßte ſie auf die Stirne und ſprach: „Du biſt mein gutes, liebes Kind, und wirſt immer das *ganz* ſeyn, was du ſeyn ſollſt! — Hüte dich nur vor überſpannten, wahnſinnigen Thoren und verſchließe dein Gemüth dem böſen Zauber ihrer verlockenden Reden!" — Damit warf ſie noch einen forſchenden Blick auf die Prinzeſſin, die ſanft und ſüß zu ſchlummern ſchien, und verließ das Zimmer.

Der Chirurgus trat hinein mit einem ungeheuren Pflaſter in den Händen, unter vielen Betheuerungen verſichernd, daß er ſchon ſeit geraumer Zeit gewartet in den Zimmern des gnädigſten Prinzen, da er nicht vermuthen können, daß er in dem Schlafgemach der gnädigſten Prinzeſſin. — Er wollte mit dem Pflaſter los auf den Prinzen, die Kammerfrau, die ein paar ſtattliche Kartoffeln auf einer ſilbernen Schüſſel herbei gebracht, vertrat ihm aber den Weg und verſicherte, daß für Verletzungen durch Brand geſchabte Kartoffeln das allerbeſte Mittel wären. „Und ich“, fiel Julia der Kammerfrau ins Wort, indem ſie ihr die ſilberne Schüſſel abnahm, „und ich ſelbſt will für Sie, mein Prinzchen, das Pflaſter gar fein bereiten.“

„Gnädigſter Herr,“ ſprach der Chirurg erſchrocken, „bedenken Sie! — ein Hausmittel für verbrannte Finger eines hohen fürſtlichen Herrn! — Die Kunſt — die Kunſt ſoll — muß hier allein helfen!“ Er wollte von neuem auf den Prinzen los, der prallte aber zurück und rief: „Weg da, weg da! Fräulein Julia ſoll mir das Pflaſter bereiten, die Kunſt ſoll ſich zum Zimmer hinausſcheeren!“

Die Kunſt empfahl ſich ſamt ihrem wohlpräparirten Pflaſter, indem ſie giftige Blicke auf die Kammerfrau warf.

Stärker und ſtärker hörte Julia die Prinzeſſin athmen, doch wie erſtaunte ſie, als — — — — — — —

* * *

großes Unrecht gethan, meine liebe ſüße Freundin. — Nein! mehr biſt du mir als das, meine treue Schweſter! — Ich habe dich nicht genug geliebt, dir nicht genug vertraut. Erſt jetzt öffnet ſich dir meine ganze Bruſt, erſt jetzt, da ich weiß —“

Die Prinzeſſin ſtockte, ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen, aufs neue drückte ſie Julien zärtlich an ihr Herz.

„Hedwiga,“ ſprach Julie ſanft, „haſt du mich denn nicht ſonſt mit ganzer Seele geliebt, trugſt du denn jemals Geheimniſſe in dir, die du mir nicht vertrauen wollteſt? — Was weißt du, was haſt du erſt jetzt erfahren? Doch nein, nein! Kein Wort weiter, bis dieſe Pulſe wieder ruhig ſchlagen, bis dieſe Augen nicht mehr ſo düſter glühen.“ —

„Ich weiß nicht“, erwiderte die Prinzeſſin, plötzlich zur Empfindlichkeit gereizt, „ich weiß nicht, was ihr alle wollt. Krank ſoll ich noch ſeyn und nie fühlte ich mich kräftiger, geſünder. Der ſeltſame Zufall, der mich traf, hat euch erſchreckt und doch mag es ſeyn, daß ſolche elektriſche Schläge, die den ganzen Organismus des Lebens ins Stocken bringen, mir gerade nöthig und nützlicher ſind als alle Mittel, die eine blöde dürftige Kunſt in unglückſeliger Selbſttäuſchung darbietet. — Wie er mir fatal iſt, dieſer Leibarzt, der die menſchliche Natur zu handhaben vermeint, wie ein Uhrwerk, das man abſtäuben, aufziehen muß! — Grauenhaft iſt er mir mit ſeinen Tropfen, mit ſeinen Eſſenzen. — Von dieſen Dingen ſoll mein Wohl abhängig ſeyn? — So wäre ja das Leben hienieden eine entſetzliche Neckerei des Weltgeiſtes.“

„Und“, unterbrach Julie die Prinzeſſin, „und eben dieſe Ueberſpannung iſt der Beweis, daß du noch krank biſt, meine Hedwiga, und dich viel mehr ſchonen ſollteſt, als du es wirklich thuſt.“

„Auch du willſt mir weh thun!“ So rief die Prinzeſſin, ſprang haſtig auf und eilte ans Fenſter, das ſie öffnete und hinausſchaute in den Park. Julia folgte ihr nach, umſchlang ſie mit einem Arm und bat mit der zärtlichſten Wehmuth, daß ſie doch wenigſtens den rauhen Herbſtwind ſcheuen und ſich die Ruhe gönnen möge, die der Leibarzt für ſo heilſam geachtet. Die Prinzeſſin erwiderte indeſſen, daß ſie ſich gerade durch den kalten Luftzug, der zum Fenſter hineinſtröme, erquickt und geſtärkt fühle.

Recht aus dem innigſten Gemüth heraus ſprach nun Julia von der letztvergangenen Zeit, in der ein finſtrer bedrohlicher Geiſt gewaltet, und wie ſie alle innere Kraft aufbieten müſſen, um nicht verſtört zu werden von ſo mancher Erſcheinung, die ihr ein Gefühl erregt, dem ſie kein anderes gleichſtellen könne als die wahre tödtende Geſpenſterfurcht.

Dahin rechnete ſie vorzüglich den geheimnißvollen Zwieſpalt, der ſich zwiſchen dem Prinzen Hektor und Kreisler erhoben und der das Entſetzlichſte ahnen laſſen, denn nur zu gewiß ſey es, daß der arme Johannes fallen ſollen von der Hand des rachſüchtigen Italiäners und nur, wie Meiſter Abraham verſichere, durch ein Wunder gerettet worden.

„Und“, ſo ſprach Julia, „und dieſer furchtbare Mann, er ſollte dein Gemahl werden? — Nein — nimmermehr! Dank der ewigen Macht! du biſt gerettet! Niemals kehrt er zurück. Nicht wahr, Hedwiga? Niemals!“

„Niemals!“ erwiderte die Prinzeſſin mit dumpfer, kaum vernehmbarer Stimme. Dann ſeufzte ſie auf aus tiefer Bruſt und ſprach leiſe weiter wie im Traume: „Ja, dieſes reine Himmelsfeuer ſoll nur leuchten und wärmen, ohne mit verderblichen Flammen zu vernichten, und aus der Seele des Künſtlers leuchtet die zum Leben geſtaltete Ahnung — ſie ſelbſt — ſeine Liebe hervor! So ſprachſt du hier an dieſer Stelle.“ —

„Wer“, rief Julia ganz beſtürzt, „wer ſprach ſo? — An wen dachteſt du, Hedwiga?“

Die Prinzeſſin fuhr mit der Hand über die Stirne, als müſſe ſie ſich beſinnen auf die Gegenwart, der ſie entrückt. Dann wankte ſie von Julien unterſtützt zum Sopha, auf dem ſie ſich ganz erſchöpft niederließ. Julia, um die Prinzeſſin beſorgt, wollte die Kammerfrauen herbeirufen, Hedwiga zog ſie aber ſanft nieder auf den Sopha, indem ſie leiſe lispelte: „Nein Mädchen! — Du, du allein ſollſt bei mir bleiben, glaube ja nicht, daß mich etwa Krankheit erfaßt. — Nein, es war der Gedanke der höchſten Seeligkeit, der zu mächtig wurde, der dieſe Bruſt zerſprengen wollte und deſſen Himmelsentzücken ſich geſtaltete wie tödtender Schmerz. Bleibe bei mir, Mädchen, du weißt es ſelbſt nicht, welch einen wunderbaren Zauber du über mich zu üben vermagſt!

— Laß mich ſchauen in deine Seele, wie in einen klaren, reinen Spiegel, damit ich mich ſelbſt nur wieder erkenne! — Julia! oft iſt es mir, als käme die Begeiſterung des Himmels über dich und die Worte, die wie Liebeshauch über deine ſüßen Lippen ſtrömten, wären troſtreiche Prophezeiung. Julia! — Mädchen, bleibe bei mir, verlaſſe mich nie — nie!“

Damit ſank die Prinzeſſin, indem ſie Julia's Hände feſthielt, mit geſchloſſenen Augen zurück in den Sopha.

Wohl war Julia an Augenblicke gewöhnt, in denen Hedwiga geiſtig krankhafter Ueberſpannung erlag, doch fremd, ganz fremd und räthſelhaft war ihr der Paroxysmus, wie er ſich eben jetzt zeigte. Sonſt war es eine leidenſchaftliche Verbitterung, die, erzeugt von dem Mißverhältniß des innern Gefühls mit der Geſtaltung des Lebens, beinahe bis zum Gehäſſigen ſich ſteigernd, Julia's kindliches Gemüth verletzte. Jetzt ſchien Hedwiga, wie ſonſt niemals, ganz aufgelöſt in Schmerz und namenloſer Wehmuth, und dieſer troſtloſe Zuſtand rührte Julien in eben dem Grade, als ihre Angſt ſtieg um die geliebte Freundin.

„Hedwiga,“ rief ſie, „meine Hedwiga, ich verlaſſe dich ja nicht, kein treueres Herz neigt ſich zu dir als das meinige, aber ſprich, o ſprich doch nur, vertraue mir doch nur, welch eine Qual dein Inneres zerreißt? — Mit dir will ich klagen, mit dir will ich weinen!“

Da verbreitete ſich ein ſeltſames Lächeln auf Hedwiga's Antlitz, ein ſanftes Roth ſchimmerte auf den Wangen, und ohne die Augen zu öffnen, liſpelte ſie leiſe: „Nicht wahr, Julia, du biſt nicht in Liebe?“

Seltſam fühlte ſich Julia von dieſer Frage der Prinzeſſin getroffen, als durchbebe ſie ein jäher Schreck.

In welches Mädchens Bruſt regen ſich nicht Ahnungen einer Leidenſchaft, die das Hauptbedingniß ſcheint ſeiner

Exiſtenz, denn nur das liebende Weib iſt dies ganz. Doch ein reiner, kindlicher, frommer Sinn läßt dieſe Ahnungen ruhen, ohne weiter zu forſchen, ohne im lüſternen Vorwitz das ſüße Geheimniß enthüllen zu wollen, das nur in dem Moment aufgeht, den eine dunkle Sehnſucht verheißen. So war es mit Julia, die plötzlich ausgeſprochen hörte, was ſie zu denken nicht gewagt, und geängſtigt, als zeihe man ſie einer Sünde, der ſie ſelbſt nicht klar ſich bewußt, ihr eignes Innres ganz zu durchſchauen ſich mühte.

„Julia,“ wiederholte die Prinzeſſin, „du liebſt nicht? — ſage es mir! — ſey aufrichtig.“

„Wie ſonderbar,“ erwiderte Julia, „wie ſeltſam du mich frägſt, was kann, was ſoll ich dir antworten!“

„Sprich, o ſprich,“ flehte die Prinzeſſin. — Da ward es ſonnenhell in Julia's Seele und ſie fand Worte, das auszuſprechen, was ſie deutlich erblickte in ihrem eignen Innern.

„Was“, ſo begann Julia ſehr ernſt und gefaßt, „was geht vor in deinem Gemüth, Hedwiga, indem du mich ſo frägſt? Was iſt dir die Liebe, von der du ſprichſt? Nicht wahr, man ſoll ſich hingezogen fühlen zu dem Geliebten, mit ſolcher unwiderſtehlichen Macht, daß man nur iſt, nur lebt in dem Gedanken an ihn, daß man ſein ganzes Ich aufgiebt um ihn, daß er allein uns alles Sehnen, alles Hoffen, alles Verlangen, die ganze Welt dünkt? Und dieſe Leidenſchaft ſoll die höchſte Stufe der Seeligkeit gewähren? — Mich ſchwindelt's vor dieſer Höhe, denn dem Blick hinab gähnt der bodenloſe Abgrund mit allen Schreckniſſen des rettungsloſen Verderbens entgegen. Nein Hedwiga, dieſe Liebe, die eben ſo entſetzlich iſt, als ſündhaft, hat dies Gemüth nicht erfaßt und feſt will ich halten an dem Glauben, daß es ewig rein, ewig davon frei bleiben wird. Doch wohl mag es ſich begeben, daß ein Mann vor allen übrigen in uns die höchſte Achtung, ja, bei der männlich eminenten Kraft ſeines Geiſtes wahre Bewunderung erregt. Doch noch mehr als das, wir fühlen uns in ſeiner Nähe von einem gewiſſen gemüthlichen Wohlbehagen geheimnißvoll durchſtrömt, erhoben über uns ſelbſt, es ſcheint, als wenn unſer Geiſt dann erſt recht erwache, als wenn uns das Leben dann erſt recht leuchte, und ſo ſind wir froh, wenn er kommt, und traurig, wenn er geht. — Nennſt du dieſes Liebe? — Nun, warum ſollte ich es dir nicht geſtehen, daß unſer verlorner Kreisler mir dies Gefühl erweckt hat und daß ich ihn ſchmerzhaft vermiſſe."

„Julia", rief die Prinzeſſin plötzlich auffahrend und Julien mit glühendem Blick durchbohrend, „Julia, kannſt du ihn dir denken in den Armen einer andern, ohne zu vergehn in namenloſer Qual?"

Hoch erröthete Julia und mit einem Ton, der erkennen ließ, wie ſehr ſie ſich verletzt fühlte, erwiderte ſie: „Nie habe ich ihn mir gedacht in meinen Armen!" —

„Ha! — du liebſt ihn nicht — du liebſt ihn nicht!" — ſo ſchrie die Prinzeſſin gellend auf und ſank dann wieder zurück in den Sopha.

„O", ſprach Julie, „o daß er wiederkehrte! — Rein und ſchuldlos iſt das Gefühl, das ich für den theuern Mann hege in dieſer Bruſt, und ſehe ich ihn niemals wieder, ſo wird der Gedanke an ihn, den Unvergeßlichen, in mein Leben hineinleuchten, wie ein ſchöner heller Stern. — Doch gewiß, er kehrt zurück! — Denn wie kann —"

„Niemals", unterbrach die Prinzeſſin Julien mit ſchroffem, ſchneidendem Ton, „niemals kann, darf er wiederkehren, denn wie man vernimmt, befindet er ſich in der Abtei Kanzheim und wird, ſich der Welt entziehend, in den Orden des heiligen Benedikt treten."

Julien kamen die hellen Thränen in die Augen, ſie ſtand ſchweigend auf und begab ſich an das Fenſter.

„Deine Mutter“, fuhr die Prinzeſſin fort, „deine Mutter hat Recht, ganz Recht. Wohl uns, daß er fort iſt, dieſer Wahnſinnige, der ſich wie ein böſer Geiſt eindrängte in unſeres Herzens Rath, der uns in unſerm eignen Innern zu zerreißen wußte. — Und die Muſik war das Zaubermittel, mit dem er uns umſtrickte. — Nie mag ich ihn wiederſehen.“ —

Dolchſtiche waren für Julien die Worte der Prinzeſſin, ſie griff nach Hut und Shawl.

„Du willſt“, rief die Prinzeſſin, „du willſt mich verlaſſen, meine ſüße Freundin? — Bleibe — bleibe — tröſte mich, wenn du kannſt! — Unheimliches Grauen geht durch dieſe Säle, durch den Park! denn wiſſe —“ Damit führte Hedwiga Julien an das Fenſter, zeigte nach dem Pavillon hin, in dem der Adjutant des Prinzen Hektor gewohnt hatte, und begann mit dumpfer Stimme: „Schau dort hin, Julia, jene Mauern verbergen ein bedrohliches Geheimniß; der Kaſtellan, die Gärtner betheuern, daß ſeit der Abreiſe des Prinzen niemand dort wohne, daß die Thüre feſt verſchloſſen, und doch — O ſchau nur hin — ſchau nur hin! — ſiehſt du es nicht, am Fenſter?“

In der That gewahrte Julia an dem Fenſter, das in dem Giebel des Pavillons angebracht war, eine dunkle Geſtalt, die in demſelben Augenblick wieder ſchnell verſchwand.

Hier dürfe, meinte Julia, indem ſie fühlte, wie Hedwigas Hand krampfhaft in der ihrigen bebte, von einem bedrohlichen Geheimniß oder gar von etwas geſpenſtiſchem durchaus nicht die Rede ſeyn, da es nur zu leicht möglich, daß irgend jemand von der Dienerſchaft den leeren Pavillon unbefugter Weiſe benutze. Der Pavillon könne ja augenblicklich durchſucht und ſo auf der Stelle aufgeklärt werden, was es mit der Geſtalt, die ſich am Fenſter blicken laſſe, für eine Bewandtniß habe. Die Prinzeſſin verſicherte aber dagegen, daß der alte treue Kaſtellan dies längſt auf ihren Wunſch gethan und betheuert, daß er in dem ganzen Pavillon auch nicht die Spur eines menſchlichen Weſens gefunden.

„Laß es“, ſprach die Prinzeſſin, „laß es dir erzählen, was ſich vor drei Nächten begab! — Du weißt, daß mich oft der Schlaf flieht und daß ich dann aufzuſtehen und ſo lange durch die Zimmer zu wandeln pflege, bis mich eine Müdigkeit überfällt, der ich mich überlaſſe und es wirklich zum Einſchlafen bringe. So geſchah es, daß mich vor drei Nächten Schlafloſigkeit in dies Zimmer trieb. Plötzlich zitterte der Widerſchein eines Lichts an der Wand vorüber, ich ſchaute durch das Fenſter und gewahrte vier Männer, von denen einer eine Blendlaterne trug und die in der Gegend des Pavillons verſchwanden, ohne daß ich bemerken konnte, ob ſie wirklich hinein gingen in den Pavillon. Nicht lange dauerte es aber, ſo wurde eben jenes Fenſter hell und Schatten huſchten inwendig hin und her. Dann wurde es wieder finſter, aber durch das Gebüſch ſtrahlte nun bald ein blendender Schimmer, der aus der Thüre des geöffneten Pavillons kommen mußte. Immer mehr näherte ſich der Schein, bis endlich aus dem Gebüſch ein Benediktinermönch heraus trat, der in der linken Hand eine Fackel, in der rechten aber ein Cruzifix trug. Ihm folgten vier Männer, eine mit ſchwarzen Tüchern behängte Bahre auf den Schultern. Nur einige Schritte waren ſie gezogen, als ihnen eine in einen weiten Mantel eingehüllte Geſtalt entgegen trat. Sie ſtanden ſtill, ſetzten die Bahre nieder, die Geſtalt zog die Tücher weg, und ein Leichnam wurde ſichtbar. Mir wollten die Sinne vergehn, kaum gewahrte ich noch, daß die Männer die Bahre aufhoben und dem Mönch ſchnell nacheilten, auf dem breiten Seitenwege, der bald zum Park hinausführt auf die Straße nach der Abtei Kanzheim. Seit dieſer Zeit läßt ſich jene Geſtalt am Fenſter ſehen und vielleicht iſt es der Spuk eines Ermordeten, der mich ängſtigt."

Julia war geneigt, den ganzen Vorgang, wie ihn Hedwiga erzählte, für einen Traum oder, ſtand ſie in der That wach am Fenſter, für das täuſchende Spiel der aufgeregten Sinne zu halten. Wer ſollte, wer konnte der Todte ſeyn, den man unter ſolchen geheimnißvollen Umſtänden aus dem Pavillon forttrug, da niemand vermißt worden, und wer mochte daran glauben, daß dieſer unbekannte Todte noch ſpuken ſolle in der Behauſung, aus der man ihn fort gebracht? Julia äußerte dieſes alles der Prinzeſſin und fügte noch hinzu, daß jene Erſcheinung am Fenſter auch wohl auf optiſcher Illuſion beruhen, auch wohl gar ein Scherz des alten Magikers, Meiſter Abraham, ſeyn könne, der ja oft ſein Weſen treibe mit ſolchem Spiel und vielleicht dem leeren Pavillon einen geſpenſtiſchen Einſaſſen gegeben habe.

„Wie", ſprach die Prinzeſſin, die ihre ganze Faſſung wieder gewonnen, ſanft lächelnd, „wie man doch gleich mit der Erklärung bei der Hand iſt, geſchieht das Wunderbare, Uebernatürliche! — Was den Todten betrifft, ſo vergiſſeſt du das, was ſich in dem Park begab, ehe Kreisler uns verließ." „Um Gott," rief Julia, „ſollte denn wirklich eine gräßliche That begangen ſeyn? — Wer? — von wem?" —

„Du weißt", fuhr Hedwiga fort, „du weißt ja, Mädchen, daß Kreisler lebt. — Aber auch er lebt, der in Liebe iſt zu dir. — Sieh mich nicht ſo erſchrocken an! — Sollteſt du das nicht längſt ahnen, was ich dir ſagen muß, damit dir es klar werde, was, länger verborgen, dich verderben könnte? — Prinz Hektor liebt dich, dich Julia, mit all der wilden Leidenſchaft, die ſeiner Nation eigen. Ich war, ich bin ſeine Braut, du aber Julia, biſt ſeine Geliebte." Die letzten Worte betonte die Prinzeſſin auf eine eigne ſcharfe Weiſe, ohne übrigens jenen beſonderen Accent hinein zu legen, der dem Gefühl innerer Kränkung eigen.

„O ewige Macht," rief Julia heftig, indem ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten, „Hedwiga, willſt du denn meine Bruſt zerreißen? — Welcher finſtre Geiſt ſpricht aus dir! — Nein, nein, gern will ich es leiden, daß du aller böſen Träume halber, die dich verſtörten, an mir Aermſten Rache nimmſt, aber nie werde ich an die Wahrheit dieſer bedrohlichen Phantome glauben! — Hedwiga! — beſinne dich doch nur, du biſt ja nicht mehr die Braut des entſetzlichen Mannes, der uns erſchien wie das Verderben ſelbſt! Nie kehrt er zurück, niemals wirſt du ſein!"

„Doch", erwiderte die Prinzeſſin, „doch! — Faſſe dich nur, Mädchen! — Nur dann, wenn die Kirche mich mit dem Prinzen verbunden, löſt ſich vielleicht das ungeheure Mißverſtändniß des Lebens, das mich elend macht! — Dich rettet des Himmels wunderbare Fügung. — Wir trennen uns, ich folge dem Gemahl, du bleibſt!" — Die Prinzeſſin verſtummte vor innerer Bewegung, auch Julia war keines Wortes mächtig, beide fielen ſich ſchweigend, in Thränen zerfließend, an die Bruſt.

Man meldete, daß der Thee ſervirt ſey. Julia war aufgeregter, als es ihr beſonnenes ruhiges Gemüth zuzulaſſen ſchien. Es war ihr unmöglich, in der Geſellſchaft zu bleiben, und die Mutter erlaubte ihr gern, nach Hauſe zu gehen, da die Prinzeſſin ſich ebenfalls nach Ruhe ſehnte.

Fräulein Nannette verſicherte auf Befragen der Fürſtin, daß die Prinzeſſin den Nachmittag und Abend ſich ſehr wohl befunden, indeſſen mit Julien durchaus allein ſeyn wollen. So viel ſie im Nebenzimmer beobachten können, hätten beide, die Prinzeſſin und Julia, ſich allerlei Geſchichten erzählt, auch Comödie geſpielt und bald gelacht, bald geweint.

„Die lieben Mädchen,“ ſprach der Hofmarſchall leiſe. „Die aimable Prinzeſſin, das liebe Mädchen!“ verbeſſerte der Fürſt, indem er den Hofmarſchall mit großen Augen anblitzte. Dieſer wollte in der Beſtürzung über den entſetzlichen Fehlgriff ein ziemliches Stücklein Zwieback, das er ſattſam in Thee getränkt, auf einmal hinunter ſchlucken. Das blieb ihm aber in der Kehle ſtecken und er brach aus in ein fürchterliches Huſten, ſo daß er ſchnell den Saal verlaſſen mußte und nur dadurch gerettet werden konnte vom ſchnöden Erſtickungstode, daß der Hoffourier im Vorſaal mit geübter Fauſt ein wohlgeſetztes Paukenſolo ausführte auf ſeinem Rücken.

Nach zwei Unſchicklichkeiten, deren er ſich ſchuldig gemacht, fürchtete indeſſen der Hofmarſchall noch die dritte zu begehen, er wagte es daher nicht, zurück zu kehren in den Saal, ſondern ließ ſich bei dem Fürſten mit plötzlich ihn angewandelter Krankheit entſchuldigen.

Durch des Hofmarſchalls Abweſenheit wurde aber die Whiſtparthie zerriſſen, wie ſie der Fürſt gewöhnlich zu ſpielen pflegte.

Als nun die Spieltiſche geordnet, war alles in geſpannter Erwartung, was der Fürſt in dieſem kritiſchen Fall thun werde. Der that aber nichts, als daß er, da auf ſeinen Wink die übrigen ſich zum Spiel geſetzt hatten, die Hand der Räthin Benzon faßte, ſie zum Kanapee führte und Platz nehmen hieß, indem er ſelbſt ſich ihr zur Seite hinſetzte.

„Unlieb“, ſprach er dann ſanft und leiſe, wie immer zur Benzon, „unlieb wäre es mir doch geweſen, wenn der Hofmarſchall erſtickt wäre am Zwieback. Doch ſchien er Abweſenheiten des Geiſtes zu haben, wie ich es ſchon oftmals bemerkt, da er die Prinzeſſin Hedwiga ein Mädchen nannte, und würde daher im Whiſt miſerabel geweſen ſeyn. — Ueberhaupt, liebe Benzon, iſt es mir heute recht erwünſcht und angenehm, ſtatt des Spiels mit Ihnen hier in der Einſamkeit einige Worte vertraulich zu wechſeln wie ſonſt. Ach — wie ſonſt! Nun, Sie kennen mein Attachement für Sie, geliebte Frau! Nie kann es aufhören, ein fürſtliches Herz iſt jedesmal ein treues, ſo bald nicht unabwendbare Verhältniſſe ein Anderes gebieten.“

Bei dieſen Worten küßte der Fürſt der Benzon viel zärtlicher die Hand, als es Stand, Alter und Umgebung zu erlauben ſchienen. Die Benzon verſicherte mit vor Freude funkelnden Augen, daß ſie längſt den Moment erſehnt, mit dem Fürſten vertraulich zu reden, da ſie ihm ſo manches mitzutheilen habe, was ihm nicht unangenehm ſeyn werde.

„Erfahren Sie“, ſprach die Benzon, „erfahren Sie, gnädigſter Herr, daß der Geheime Legationsrath aufs neue geſchrieben, daß unſere Angelegenheit plötzlich eine günſtigere Wendung genommen, daß —“

„Still“, unterbrach ſie der Fürſt, „ſtill, beſte Frau, nichts von Regierungsgeſchäften! Auch der Fürſt trägt Schlafröcke und ſetzt eine Nachtmütze auf, wenn er, beinahe erdrückt von der Laſt des Regierens, ſich zur Ruhe begiebt, wovon freilich Friedrich der Große, König von Preußen, eine Ausnahme machte, der, wie es Ihnen als einer beleſenen Frau bekannt ſeyn wird, auch im Bette einen Filzhut aufſetzte. Nun ich meine, daß auch der Fürſt immer zu viel von dem in ſich trägt, was — nun! was eben, wie die Leute ſagen, das ſogenannte bürgerliche Verhältniß, Ehe, Vaterfreuden u. ſ. w. begründet, um ſich dieſen Gefühlen ganz zu entſchlagen, und es iſt mindeſtens pardonnabel, wenn er ſich ihnen überläßt in Augenblicken, da der Staat, die Vorſorge für den gehörigen Anſtand am Hofe und im Lande nicht ſein ganzes Selbſt in Anſpruch nimmt. — Gute Benzon! ſolche Augenblicke ſind die jetzigen; fertig liegen ſieben Unterſchriften in meinem Kabinett, und nun laſſen Sie mich den Fürſten ganz vergeſſen, laſſen Sie mich hier beim Thee ganz Hausvater ſeyn, der deutſche Hausvater vom Freiherrn von Gemmingen. Laſſen Sie mich von meinen — ja von meinen Kindern reden, die mir ſolchen Kummer verurſachen, daß ich oft in eine ganz unſchickliche Gemüthsunruhe verfalle.“ „Von Ihren“, ſprach die Benzon mit ſpitzem Ton, „von Ihren Kindern ſoll die Rede ſeyn, gnädigſter Herr? Das heißt alſo, von dem Prinzen Ignaz und von der Prinzeſſin Hedwiga! — Sprechen Sie, gnädigſter Herr, ſprechen Sie, vielleicht kann ich Rath und Troſt geben wie Meiſter Abraham.“ — „Ja“, ſprach der Fürſt weiter, „ja, Rath und Troſt, der möchte mir manchmal vonnöthen ſeyn. — Sehn Sie, gute Benzon, was zuerſt den Prinzen betrifft, ſo bedurfte er freilich nicht beſonderer Geiſtesgaben, die die Natur denjenigen zuzutheilen pflegt, die ſonſt ihres Standes halber obſkur und fühllos bleiben würden, aber etwas mehr Eſprit wäre ihm doch zu wünſchen, er iſt und bleibt ein simple! — Sehn Sie nur, da ſitzt er und baumelt mit den Füßen und ſpielt eine falſche Karte aus nach der andern und kichert und lacht wie ein Knabe von ſieben Jahren! — Benzon! entre nous soit dit, nicht die Kunſt des Schreibens, in ſo fern ſie ihm nöthig, iſt ihm beizubringen; ſein fürſtlicher Name ſieht aus wie eine Eulenkralle. Ewige Barmherzigkeit, was ſoll daraus werden! Neulich wurde ich in meinen Geſchäften geſtört durch abſcheuliches Gebelle vor meinem Fenſter, ich ſchaue heraus, um den unangenehmen Spitz fortjagen zu laſſen, und was muß ich erblicken! Sollten Sie es glauben, gute Frau! Es iſt der Prinz, der wie wahnſinnig laut bellend hinter dem Gärtnerburſchen herſpringt. — Sie ſpielen mitſammen Haſe und Hund! — Iſt wohl nur einiger Verſtand darin, ſind das fürſtliche Paſſionen? — Kann der Prinz wohl jemals zu der geringſten Selbſtändigkeit kommen?"

„Darum", erwiderte die Benzon, „darum iſt es nöthig, daß der Prinz alsbald vermählt werde und eine Gemahlin erhalte, deren Anmuth, deren Liebreiz, deren klarer Verſtand ſeine ſchlafenden Sinne weckt und die gutmüthig genug iſt, ſich ganz zu ihm hinab zu neigen, um ihn dann allmählich zu ſich herauf zu ziehen. Dieſe Eigenſchaften ſind dem weiblichen Weſen, das dem Prinzen angehören ſoll, unerläßlich, um ihn aus einem Seelenzuſtande zu retten, der, mit Schmerz ſpreche ich es aus, gnädigſter Herr! zuletzt in wirklichen Wahnſinn ausarten kann. Eben daher dürfen auch nur dieſe ſeltenen Eigenſchaften entſcheiden und der Stand nicht in allzuſtrengen Betracht kommen."

„Niemals", ſprach der Fürſt, indem er die Stirne runzelte, „niemals gab es Mesalliancen in unſerm Hauſe, laſſen Sie ab von einem Gedanken, den ich nicht billigen kann. Immer war und bin ich noch bereit, ſonſt Ihre Wünſche zu erfüllen!" —

„Daß", erwiderte die Benzon mit ſcharfem Ton, „daß ich nicht wüßte, gnädigſter Herr! — Wie oft mußten gerechte Wünſche ſchweigen, chimäriſcher Rückſichten halber. Aber es giebt Anſprüche, die aller Verhältniſſe ſpotten." —

„Laissons cela," unterbrach der Fürſt die Benzon, indem er ſich ausräusperte und Tabak nahm. Nach einigen Augenblicken des Stillſchweigens fuhr er fort: „Noch mehr Kummer als der Prinz macht mir die Prinzeſſin. Sagen Sie, Benzon, wie war es möglich, daß uns eine Tochter von dieſer ſeltſamen Gemüthsart, noch mehr: von dieſer abſonderlichen Krankhaftigkeit, die ſelbſt den Leibarzt in Verlegenheit ſetzt, geboren werden konnte? Hat ſich die Fürſtin nicht immer einer blühenden Geſundheit erfreut, hat ſie zu myſtiſchen Nervenzufällen inklinirt? Bin ich ſelbſt nicht, was Leib und Seele betrifft, ein robuſter Fürſt geweſen? Wie kommen wir zu dem Kinde, das, geſtehen muß ich es zu meinem bittern Leidweſen, mir oft — ganz verrückt erſcheint, alles fürſtlichen Anſtandes los und ledig?“ — „Auch mir“, erwiderte die Benzon, „auch mir iſt der Organismus der Prinzeſſin unbegreiflich. — Die Mutter iſt ſich immer klar, verſtändig, von jeder zu heftigen verderblichen Leidenſchaftlichkeit frei geweſen.“ — Die letzten Worte ſprach die Benzon dumpf und leiſe vor ſich hin, indem ſie den Blick niederſenkte. „Sie meinen die Fürſtin,“ fragte der Fürſt mit Accent, da es ihm nicht anſtändig ſchien, daß dem Worte: Mutter, nicht das Prädikat: Fürſtin, hinzugefügt.

„Wen ſonſt“, erwiderte die Benzon geſpannt, „wen ſonſt ſollte ich meinen?“

„Hat“, ſprach der Fürſt weiter, „hat mich nicht der letzte fatale Zufall der Prinzeſſin um den Erfolg meiner Bemühungen, um die Freude ihrer baldigen Vermählung, meinen Wünſchen gemäß, gebracht? — Denn, gute Benzon, entre nous soit dit, der Prinzeſſin plötzliche Katalepſie, die ich bloß einer ſtarken Erkältung zuſchreibe, war wohl lediglich Schuld an der plötzlichen Abreiſe des Prinzen Hektor. — Er will abbrechen und — juste ciel! ſelbſt muß ich es geſtehen, ich kann es ihm nicht ganz verdenken, ſo daß, verböte nicht ohnehin der Anſtand jede weitre Annäherung, ſchon dieſes mich, den Fürſten, abhalten müßte, jetzt noch Schritte zu thun zur Erfüllung eines Wunſches, den ich freilich ſehr ungern und nur notgedrungen aufgebe. Recht werden Sie mir nämlich geben, geliebte Frau, daß es immer etwas ängſtliches hat mit einer Gemahlin, die ſolchen wunderlichen Zufällen unterworfen. Kann eine ſolche fürſtliche und zugleich kataleptiſche Gemahlin nicht mitten in der glänzendſten Cour davon erfaßt werden, automatiſch da ſtehen und ſämmtliche würdige Anweſende zwingen, es ihr nachzuthun und regungslos zu bleiben? — Freilich kann man wohl auch eine von einer allgemeinen Katalepſie befallene Cour ſich als die feierlichſte und erhabenſte denken, die es in der Welt nur geben mag, da die leiſeſte Verletzung der nöthigen Würde auch dem Leichtſinnigſten unmöglich. Doch ein Gefühl, das mich eben in ſolchen hausväterlichen Augenblicken, wie die jetzigen hier beim Spiel, befällt, läßt es mich bemerken, daß ein ſolcher Zuſtand der Braut dem fürſtlichen Bräutigam einiges fröſtelndes Grauen erregen kann und darum — Benzon! Sie ſind eine liebenswürdige, verſtändige Frau, fänden Sie vielleicht eine Möglichkeit, die Sache mit dem Prinzen zu redreſſiren, irgend ein Mittel —"

„Es bedarf", unterbrach die Benzon lebhaft den Fürſten, „es bedarf deſſen gar nicht, gnädigſter Herr! Nicht der Prinzeſſin Krankheit trieb den Prinzen ſo ſchnell fort, ein anderes Geheimniß iſt hier im Spiele und in dieſes Geheimniß iſt der Kapellmeiſter Kreisler verflochten."

„Wie", rief der Fürſt voll Erſtaunen, „wie, was ſagen Sie, Benzon? der Kapellmeiſter Kreisler? So ſollte es doch wahr ſeyn, daß er —"

„Ja", ſprach die Räthin weiter, „ja, gnädigſter Herr, ein Zwieſpalt zwiſchen ihm und dem Prinzen Hektor, der vielleicht geſchlichtet werden ſollte auf zu heroiſche Weiſe, war es, der den Prinzen entfernte."

„Zwieſpalt", unterbrach der Fürſt die Benzon, „Zwieſpalt — geſchlichtet — heroiſche Weiſe! — Der Schuß im Park — der blutige Hut! — Benzon! es iſt ja unmöglich — der Prinz — der Kapellmeiſter! — ein Duell — ein Renkontre, beides iſt ja undenkbar!"

„So viel", fuhr die Benzon fort, „ſo viel, gnädigſter Herr, iſt gewiß, daß Kreisler auf der Prinzeſſin Gemüth nur zu mächtig einwirkte, daß jene ſeltſame Angſt, ja jenes Entſetzen, das ſie erſt empfand in Kreislers Gegenwart, ſich geſtalten wollte zur verderblichen Leidenſchaft. Möglich, daß der Prinz ſcharf genug ſah, dies zu gewahren, daß er in Kreisler, der ihm von Anfang an entgegen trat mit feindlicher verhöhnender Ironie, einen Widerſacher fand, den er ſich vom Halſe ſchaffen zu müſſen glaubte, und daß hieraus ſich eine That erzeugte, die freilich nur dem blutigen Haß des gekränkten Ehrgefühls, der Eiferſucht verziehen werden darf und die, Dank ſey der ewigen Macht, nicht gelang. Ich geſtehe, daß dies alles die ſchnelle Abreiſe des Prinzen nicht erklärt und daß, wie geſagt, noch ein dunkles Geheimniß waltet. Der Prinz floh, wie mir Julia erzählt, entſetzt vor einem Bilde, das Kreisler bei ſich trug und ihm vorzeigte. — Nun, mag dem ſeyn, wie ihm wolle, Kreisler iſt fort und der Prinzeſſin Criſis iſt vorüber! — Glauben Sie mir, gnädigſter Herr, blieb Kreisler, ſo flammte die heftigſte Leidenſchaft für ihn auf in der Prinzeſſin Bruſt, und ſie wäre lieber geſtorben, als daß ſie dem Prinzen ihre Hand gegeben hätte. Alles hat ſich jetzt anders geſtaltet, bald kehrt Prinz Hektor zurück, und die Vermählung mit der Prinzeſſin endigt alle Beſorgniſſe."

„Sehn Sie", rief der Fürſt zornig, „ſehn Sie, Benzon, die Inſolenz des ſchnöden Muſikanten! — In ihn will die Prinzeſſin ſich verlieben, ſeinetwegen die Hand des liebenswürdigſten Prinzen ausſchlagen! — Ah le coquin! — Nun verſtehe ich Euch, Meiſter Abraham, erſt ganz! — Ihr ſollt mir den fatalen Menſchen vom Halſe ſchaffen, daß er niemals wiederkehrt." —

„Jede", ſprach die Räthin, „jede Maaßregel, die der weiſe Meiſter Abraham deshalb etwa vorſchlagen dürfte, würde überflüſſig ſeyn, da das Erforderliche deshalb ſchon geſchehen iſt. Kreisler befindet ſich in der Abtei Kanzheim, und wie mir der Abt Chryſoſtomus ſchreibt, wird er wahrſcheinlich ſich entſchließen, der Welt zu entſagen und in den

Orden zu treten. Die Prinzeſſin hat dies ſchon erfahren von mir zur günſtigen Stunde, und daß ich dabei keine ſonderliche Gemüthsbewegung der Prinzeſſin gewahrte, bürgt mir dafür, daß die bedrohliche Criſis, wie geſagt, ſchon vorüber.“

„Herrliche“, nahm der Fürſt das Wort, „herrliche, liebenswürdige Frau! welches Attachement beweiſen Sie mir und meinen Kindern! Wie ſorgen Sie für das Wohl, für das Beſte meines Hauſes!“

„Wirklich“, ſprach die Benzon mit bittrem Ton, „wirklich? — thue ich das? *Konnte, durfte* ich immer für das Wohl Ihrer Kinder ſorgen?“

Die Benzon legte auf die letzten Worte einen beſonderen Nachdruck, der Fürſt ſah ſchweigend vor ſich nieder und ſpielte mit dem Daumen der zuſammengefalteten Hände. Endlich murmelte er leiſe: „Angela! — noch immer keine Spur? — ganz verſchwunden?“

„So iſt es,“ erwiderte die Benzon, „und ich fürchte, daß das unglückliche Kind das Opfer irgend einer Schändlichkeit geworden iſt. Man wollte ſie in Venedig geſehen haben, aber gewiß war dies ein Irrthum. — Geſtehen Sie es, gnädigſter Herr! es war grauſam — entſetzlich, daß Sie Ihr Kind von der Bruſt der Mutter reißen ließen, es in ein troſtloſes Exil verbannten! — Dieſe Wunde, die mir Ihre Strenge ſchlug, werde ich niemals verſchmerzen!“

„Benzon,“ ſprach der Fürſt, „habe ich Ihnen, dem Kinde nicht ein anſehnliches Jahrgehalt ausgeſetzt? — konnte ich mehr thun? Mußte ich nicht, blieb Angela bei uns, jeden Augenblick befürchten, daß unſere foiblesses verrathen werden und auf unangenehme Weiſe die anſtändige Ruhe unſeres Hofes zerſtören konnten? — Sie kennen die Fürſtin, gute Benzon! Sie wiſſen, daß ſie manchmal beſondere Grillen hat.“ —

„Alſo“, nahm die Benzon das Wort, „alſo Geld, ein Jahrgehalt ſoll die Mutter entſchädigen für allen Schmerz, für alle Trauer, für alle bittere Klage um das verlorne Kind? — In der That, gnädigſter Herr! es giebt eine andere Art, für ſein Kind zu ſorgen, die die Mutter beſſer zufrieden ſtellt, als alles Gold!“

Die Benzon ſprach dieſe Worte mit einem Blick, mit einem Ton, der den Fürſten in einige Verlegenheit ſetzte.

„Vortreffliche Frau,“ begann er betreten, „warum dieſe ſeltſamen Gedanken! — Glauben Sie denn nicht, daß mir ebenfalls das ſpurloſe Verſchwinden unſerer lieben Angela ſehr unangenehm, ſehr fatal iſt? Es muß ein artiges ſchönes Mägdlein geworden ſeyn, da es von hübſchen ſcharmanten Eltern geboren.“ Aufs neue küßte der Fürſt der Benzon ſehr zärtlich die Hand, die ſie aber ſchnell wegzog und mit funkelndem, durchbohrendem Blick dem Fürſten ins Ohr flüſterte: „Geſtehen Sie es, gnädigſter Herr, Sie waren ungerecht, grauſam, als Sie darauf beſtanden, daß das Kind entfernt werden müſſe. Iſt es nicht Ihre Pflicht, den Wunſch nicht zurück zu weiſen, deſſen Erfüllung ich, gutmüthig genug, wirklich für einigen Erſatz all meines Leid's anſehen will?“ „Benzon,“ erwiderte der Fürſt noch kleinlauter als zuvor, „gute herrliche Benzon, kann denn unſere Angela nicht wieder gefunden werden? Ich will heroiſches thun für Ihre Wünſche, theure Frau! Ich will mich dem Meiſter Abraham anvertrauen, mich mit ihm berathen. — Es iſt ein vernünftiger erfahrner Mann, vielleicht kann er helfen.“

„O“, unterbrach die Benzon den Fürſten, „o des weiſen Meiſters Abraham! Glauben Sie denn, gnädigſter Herr, daß Meiſter Abraham wirklich aufgelegt iſt, für Sie etwas zu unternehmen, daß er Ihnen, Ihrem Hauſe getreulich anhängt? Und wie ſollte er im Stande ſeyn, etwas heraus zu bringen über Angela's Schickſal, nachdem in Venedig, in

Florenz alle Nachforſchungen vergeblich geblieben ſind und, was das Schlimmſte iſt, ihm jenes geheimnißvolle Mittel geraubt wurde, deſſen er ſich bediente, um das Unbekannte zu erforſchen."

„Sie", ſprach der Fürſt, „Sie meinen ſein Weib, die böſe Zauberin Chiara."

„Sehr", erwiderte die Benzon, „ſehr fraglich möchte es ſeyn, ob die vielleicht nur inſpirirte, mit höheren wunderbaren Kräften begabte Frau dieſen Namen verdient. Auf jeden Fall war es ungerecht, unmenſchlich, dem Meiſter das geliebte Weſen zu rauben, an dem er hing mit ganzer Seele, ja die ganz ein Theil ſeines Ichs war."

„Benzon", rief der Fürſt ganz erſchrocken, „Benzon, ich verſtehe Sie heute nicht! — Mir ſchwindelts im Kopfe! Waren Sie ſelbſt nicht dafür, daß das bedrohliche Geſchöpf, vermöge deſſen der Meiſter bald alle unſere Verhältniſſe beherrſchen konnte, entfernt werden möchte? Billigten Sie nicht ſelbſt mein Schreiben an den Großherzog, in dem ich vorſtellte, daß, da jede Zauberei im Lande längſt verboten, Perſonen, die in dieſer Art beeigenſchaftet ihr Weſen trieben, nicht geduldet werden dürften und Sicherheits halber ein wenig eingeſperrt werden müßten? Geſchah es nicht aus purer Schonung gegen den Meiſter Abraham, daß der myſteriöſen Chiara nicht der offne Prozeß gemacht, ſondern daß ſie in aller Stille aufgegriffen und fortgeſchafft wurde, wohin weiß ich nicht einmal, da ich mich darum nicht weiter bekümmert? — Welch ein Vorwurf kann mich hier treffen?"

„Verzeihung", erwiderte die Benzon, „Verzeihung, gnädigſter Herr, aber es iſt doch in der That der Vorwurf des wenigſtens übereilten Verfahrens, der Sie wohl mit Recht trifft. — Aber! — erfahren Sie es, gnädigſter Herr! Meiſter Abraham iſt davon unterrichtet, daß ſeine Chiara weggeſchafft wurde auf Ihren Anlaß. Er iſt ſtill, er iſt freundlich, aber glauben Sie nicht, gnädigſter Herr, daß Haß und Rache brütet in ſeinem Innern gegen den, der ihm ſein Liebſtes raubte auf Erden? Und dieſem Manne wollen Sie vertrauen, wollen ihm Ihr Inneres erſchließen?" — „Benzon", ſprach der Fürſt, indem er ſich die Schweißtropfen von der Stirne wegtrocknete, „Benzon! Sie alteriren mich ſehr — ganz unbeſchreiblich, möcht' ich ſagen! — Barmherziger! kann ein Fürſt ſo aus der Contenance gebracht werden? Muß, beim Teufel, — Gott, ich glaube gar, ich fluche wie ein Dragoner hier beim Thee! — Benzon! warum ſprachen Sie nicht früher! — Er weiß ſchon alles! — Im Fiſcherhäuschen, gerade als ich ganz außer mir war über der Prinzeſſin Zuſtand, da floß mir das Herz, der Mund über. — Ich ſprach von Angela, entdeckte ihm — Benzon, ſchrecklich iſt es! — j'étois un — Eſel! — Voilà tout!"

„Und er erwiderte?" So fragte die Benzon geſpannt.

„Beinahe", ſo ſprach der Fürſt weiter, „beinahe iſt es mir ſo, als habe der Meiſter Abraham zuerſt angefangen, von unſerm früheren Attachement zu ſprechen und wie ich ein glücklicher Vater ſeyn können, ſtatt daß ich nun ein malheureuſer ſey. — So viel iſt aber richtig, daß, als ich meine Beichte beendet, er lächelnd erklärte, wie er ſchon längſt alles wiſſe und hoffe, daß ſich vielleicht in ganz kurzer Zeit aufklären werde, wo Angela geblieben. — Mancher Trug würde dann vernichtet werden, manche Täuſchung zerrinnen."

„Das", ſprach die Benzon mit bebenden Lippen, „das ſagte der Meiſter?"

„Sur mon honneur", erwiderte der Fürſt, „das ſprach er. — Tauſend Sapperment — pardonniren Sie, Benzon, aber ich bin im Zorn — wenn der Alte es mir nachtragen ſollte? — Benzon, que faire?"

Beide, der Fürſt und die Benzon, ſtarrten ſich ſprachlos an. „Durchlauchtigſter Herr,“ liſpelte leiſe ein Kammerlakai, indem er dem Fürſten Thee präſentirte. „Bête!“ ſchrie aber der Fürſt, im haſtigen Aufſpringen dem Lakai Präſentirteller ſammt Taſſe aus den Händen ſchleudernd; alles fuhr entſetzt von den Spieltiſchen in die Höhe, das Spiel war geendet, der Fürſt, ſich mit Macht bezwingend, lächelte ein freundliches Adieu den Erſchrockenen zu und begab ſich mit der Fürſtin in die inneren Gemächer. Auf jedem Geſicht las man aber ganz deutlich: Gott was iſt das, was bedeutet das? — Der Fürſt ſpielte nicht, ſprach ſo lange, ſo angelegentlich mit der Räthin und gerieth dann in ſolch entſetzlichen Zorn! —

Unmöglich konnte die Benzon auch nur entfernt ahnen, was ſie in ihrer Wohnung, die in einem Seitengebäude dicht neben dem Schloſſe belegen für ein Auftritt erwartete. —

* * *

Wir wiſſen, daß Julien erlaubt wurde, früher nach Hauſe zurück zu kehren. Ein Leibjäger leuchtete ihr mit einer Fackel vor. Kaum waren ſie aber einige Schritte von dem Schloſſe entfernt, als der Leibjäger plötzlich ſtill ſtand und die Fackel hoch empor hob. „Was giebt es?“ fragte Julia. „Ei“, erwiderte der Leibjäger, „ei, Fräulein Julia, haben Sie wohl die Geſtalt bemerkt, die dort vor uns ſo ſchnell fort huſchte? Ich weiß gar nicht, was ich davon denken ſoll, ſeit mehreren Abenden ſchleicht hier ein Menſch umher, der bei ſeiner Heimlichkeit was böſes im Schilde führen muß. Wir haben ihm ſchon nachgeſtellt auf alle nur mögliche Weiſe, aber er entwiſcht uns unter den Händen, ja er wird vor unſern Augen unſichtbar, wie ein Geſpenſt oder wie der, Gott ſey bei uns! ſelbſt.“

Julia dachte an die Erſcheinung am Giebelfenſter des Pavillons und fühlte ſich von unheimlichen Schauern durchbebt. „Fort, ach nur ſchnell fort,“ rief ſie dem Jäger zu, der meinte aber lachend, das liebe Fräulein möge ſich nur nicht fürchten, denn ehe ihr etwas geſchehe, müſſe ihm erſt das Geſpenſt den Hals umdrehen, überdem habe aber wohl das unbekannte Ding, was ſich in der Gegend des Schloſſes blicken laſſe, Fleiſch und Bein wie andere ehrliche Leute und ſey ein furchtſamer lichtſcheuer Haſe.

Julia ſchickte ihr Mädchen, das über Kopfſchmerz und Fieberfroſt klagte, zu Bette und legte ohne ihre Beihülfe die Nachtkleider an.

Nun, als ſie einſam auf ihrem Zimmer, ging noch einmal alles in ihrer Seele auf, was Hedwiga in einem Zuſtande zu ihr geſprochen, den ſie nur krankhafter Ueberſpannung zuſchreiben wollte. Und doch war es gewiß, daß eben jene krankhafte Ueberſpannung nur eine pſychiſche Urſache haben konnte. — Mädchen von ſolch unbefangenem reinen Gemüth, wie Julia, errathen in derlei intrikaten Fällen wohl ſelten das Richtige. So glaubte auch Julia, als ſie ſich alles nochmals in den Sinn gerufen, nichts anderes, als daß Hedwiga von jener entſetzlichen Leidenſchaft ergriffen, die ſie ſelbſt ihr ſo furchtbar, als die Ahnung davon in ihrer eignen Seele lag, geſchildert, und daß Prinz Hektor der Mann ſey, dem ſie ihr eignes Selbſt geopfert. — Nun, ſchloß ſie ferner, ſey, der Himmel wiſſe wie, der Wahn in Hedwiga aufgeſtiegen, daß der Prinz in anderer Liebe befangen, und habe ſie gequält, wie ein fürchterliches, raſtlos ſie verfolgendes Geſpenſt, ſo daß daraus ſich die heilloſe Zerrüttung im Innern erzeugt. „Ach“, ſprach Julia zu ſich ſelbſt, „ach du gute liebe Hedwiga, kehrte Prinz Hektor zurück, wie bald würdeſt du dich überzeugen, daß du von deiner Freundin nichts zu befürchten!“ — Doch in dem

Augenblick, als Julia dieſe Worte ſprach, trat der Gedanke, daß der Prinz ſie liebe, ſo aus dem Innerſten hervor, daß ſie vor ſeiner Macht und Lebendigkeit erſchrak, daß ſie ſich von unnennbarer Angſt erfaßt fühlte, es könne doch wahr, was die Prinzeſſin glaube, und ihr Verderben gewiß ſeyn. Jener ſeltſame fremdartige Eindruck, den des Prinzen Blick, ſein ganzes Weſen auf ſie gemacht, kam ihr wieder zu Sinn, jenes Entſetzen durchbebte aufs Neue ihre Glieder. Sie gedachte jenes Moments auf der Brücke, als der Prinz ſie umſchlingend den Schwan fütterte, all der verfänglichen Worte, die er damals ſprach und die, ſo harmlos ihr damals alles vorgekommen, ihr jetzt von tieferer Bedeutung ſchienen. Aber auch des verhängnißvollen Traums gedachte ſie, als ſie ſich von eiſernen Armen feſt umſchlungen gefühlt und es der Prinz geweſen, der ſie feſtgehalten, als ſie dann erwacht den Kapellmeiſter im Garten erblickt und ſein ganzes Weſen ihr klar geworden und ſie daran geglaubt, daß er ſie ſchützen werde vor dem Prinzen.

„Nein", rief Julia laut, „nein, es iſt nicht ſo,-es kann dem nicht ſo ſeyn, es iſt nicht möglich! Es iſt der böſe Geiſt der Hölle ſelbſt, der dieſe ſündhaften Zweifel in mir Aermſten aufregt! — Nein, er ſoll nicht Macht haben über mich!" —

Mit dem Gedanken an den Prinzen, an jene gefahrvollen Augenblicke regte ſich in Julia's tiefſter Bruſt eine Empfindung, deren Bedrohlichkeit nur daran zu erkennen, daß ſie die Schaam weckte, die das wallende Blut ihr in die Wangen, heiße Thränen ihr in die Augen trieb. Wohl der holden frommen Julia, daß ſie Kraft genug beſaß den böſen Geiſt zu beſchwören, ihm keinen Raum zu verſtatten, in dem er feſt fußen können. Es iſt hier noch wiederholt zu bemerken, daß Prinz Hektor der ſchönſte liebenswürdigſte Mann war, den man nur ſehen konnte, daß ſeine Kunſt zu gefallen auf die tiefe Weiberkenntniß gegründet war, die ihm das Leben voll glücklicher Abenteuer erworben, und daß eben ein junges unbefangenes Mädchen wohl erſchrecken mochte vor der ſiegenden Kraft ſeines Blicks, ſeines ganzen Weſens.

„O Johannes,“ ſprach ſie ſanft, „du guter herrlicher Mann, kann ich denn nicht bei dir den Schutz ſuchen, den du mir verſprochen? Kannſt du nicht ſelbſt zu mir tröſtend reden mit den Himmelstönen, die recht wiederhallen in meiner Bruſt?“ —

Damit öffnete Julia das Pianoforte und begann die Kompoſitionen Kreislers, die ihr die liebſten waren, zu ſpielen und zu ſingen. In der That fühlte ſie ſich bald getröſtet, erheitert, der Geſang trug ſie fort, in eine andere Welt, es gab keinen Prinzen, ja keine Hedwiga mehr, deren krankhafte Phantome ſie verſtören durften.

— „Nun noch meine liebſte Canzonetta!“ — So ſprach Julia und begann das von ſo vielen Komponiſten geſetzte: Mi lagnerò tacendo etc. In der That war Kreislern dieſes Lied vor allen übrigen gelungen. Der ſüße Schmerz der brünſtigſten Liebesſehnſucht war darin in einfacher Melodie mit einer Wahrheit, mit einer Stärke ausgedrückt, die jedes fühlende Gemüth unwiderſtehlich ergreifen mußte. Julia hatte geendet, in das Andenken an Kreisler ganz und gar verſunken, ſchlug ſie noch einzelne Akkorde an, die ein Echo ſchienen ihrer innern Gefühle. Da ging die Thüre auf, ſie ſchaute hin, und ehe ſie ſich vom Sitz erheben konnte, lag Prinz Hektor ihr zu Füßen und hielt ſie feſt, beide Hände erfaſſend. Laut ſchrie ſie auf vor jähem Schreck, doch der Prinz beſchwor ſie bei der Jungfrau und allen Heiligen, ruhig zu ſeyn, ihm nur zwei Minuten den Himmel ihres Anblicks, ihres Worts zu gönnen. Mit Ausdrücken wie ſie nur die Raſerei der heftigſten Leidenſchaft einzugeben vermag, ſagte er ihr dann, daß er nur ſie, nur ſie anbete, daß der Gedanke der Vermählung mit Hedwiga ihm ſchrecklich, todbringend ſey. Daß er deshalb fliehen wollen, doch bald von der Macht einer Leidenſchaft, die erſt mit ſeinem Tode enden könne, getrieben, zurückgekehrt ſey, nur um Julien zu ſehen, zu ſprechen, ihr zu ſagen, daß nur ſie allein ſein Leben, ſein Alles ſey! —

„Fort“, rief Julia in troſtloſer Herzensangſt, „fort — Sie tödten mich, Prinz!“

„Nimmermehr“, ſchrie der Prinz, indem er in Liebeswuth Julia's Hände an die Lippen drückte, „nimmermehr, der Moment iſt da, der Leben über mich bringt oder Tod! — Julia! Kind des Himmels! Kannſt du mich, kannſt du den verwerfen, deſſen ganzes Seyn, deſſen Seeligkeit du biſt? — Nein du liebſt mich, Julia, ich weiß es, o ſprich es aus, daß du mich liebſt, und alle Himmel überſchwenglichen Entzückens ſind mir geöffnet!“

Damit umſchlang der Prinz die vor Entſetzen und Angſt halb ohnmächtige Julia und drückte ſie heftig an ſeine Bruſt.

„Weh mir“, rief ſie mit halb erſtickter Stimme, „weh mir — erbarmt ſich niemand meiner?“

Da erhellte Fackelglanz die Fenſter, und mehrere Stimmen ließen ſich vor der Thüre hören. Julia fühlte einen glühenden Kuß auf den Lippen brennen, und ſchnell war der Prinz entflohen.

Ganz außer ſich ſtürzte Julia der eintretenden Mutter entgegen, und mit Entſetzen vernahm dieſe, was ſich begeben. Sie begann damit, die arme Julia zu tröſten, wie ſie nur vermochte, ihr zu verſichern, daß ſie den Prinzen zu ſeiner Schaam aus dem Verſteck, in dem er ſich befinden müſſe, hervorziehen werde.

„O“, ſprach Julia, „o thue das nicht, Mutter, ich muß vergeben, wenn der Fürſt, wenn Hedwiga erfährt —" Sie fiel ſchluchzend an der Mutter Bruſt, ihr Antlitz verbergend.

„Du haſt Recht", erwiderte die Räthin, „du haſt Recht, mein liebes gutes Kind, niemand darf zur Zeit wiſſen, ahnen, daß der Prinz ſich hier befindet, daß er dir nachſtellt, du liebe fromme Julia! — Die im Complott ſind, müſſen ſchweigen. Denn daß es deren giebt, die im Bunde ſind mit dem Prinzen, hat nicht den mindeſten Zweifel, da er ſonſt eben ſo wenig unbemerkt hier in Sieghartshof ſich hätte aufhalten, als in unſre Wohnung ſchleichen können. — Unbegreiflich iſt es mir, wie es dem Prinzen möglich wurde, aus dem Hauſe zu entfliehen, ohne mir und Friedrich, der mir vorleuchtete, zu begegnen! Den alten Georg fanden wir im tiefen unnatürlichen Schlaf, aber wo iſt Nanni?" „Weh mir", lispelte Julia, „weh mir, daß ſie krank war und ich ſie fortſchicken mußte."

„Vielleicht", ſprach die Benzon, „vielleicht kann ich ihr Arzt ſeyn" und ſtieß raſch die Thüre des Nebenzimmers auf. Da ſtand die kranke Nanni völlig angekleidet; ſie hatte gelauſcht und ſank nun vor Schreck und Furcht nieder, der Benzon zu Füßen.

Wenige Fragen der Benzon reichten hin, um zu erfahren, daß der Prinz durch den alten, für ſo treu gehaltenen Caſtellan

* * *

mit dieſem einfältigen armſeligen Spielwerk den beſten Theil meines Lebens vergeudet. — Und nun jammerſt du alter Thor und klagſt das Geſchick an, dem du vermeſſen Trotz boteſt! — Was gingen dich die vornehmen Leute, was ging dich die ganze Welt an, die du verhöhnteſt, weil du ſie für närriſch hielteſt und ſelbſt am närriſchſten warſt! — Beim

Handwerk, beim Handwerk mußteſt du bleiben, Orgeln bauen und nicht den Hexenmeiſter ſpielen und den Wahrſager. — Sie hätten ſie mir nicht geſtohlen, mein Weib wäre bei mir, ein tüchtiger Arbeiter ſäß' ich in der Werkſtatt, und rüſtige Geſellen klopften und hämmerten um mich her, und wir förderten Werke, die ſich hören und ſehen ließen wie keine anderen weit und breit. — Und Chiara! — vielleicht hingen muntre Knaben mir am Halſe, vielleicht ſchaukelte ich ein ſchmuckes Töchterlein auf den Knieen. — Tauſend Teufel, was hält mich ab, daß ich nicht den Augenblick davon renne und das verlorne Weib ſuche in der ganzen weiten Welt!“ — Damit warf Meiſter Abraham, der dies Selbſtgeſpräch gehalten, das kleine begonnene Automat ſowie alles Handwerkszeug unter den Tiſch, ſprang auf und ſchritt heftig hin und her. — Der Gedanke an Chiara, der ihn jetzt beinahe niemals verließ, rief alle ſchmerzliche Wehmuth in ſeinem Innern hervor, und wie mit Chiara damals ſein höheres Leben begonnen, verließ ihn auch jetzt jener trotzige dem Gemeinen entſproſſene Unwille darüber, daß er über ſein Handwerk hinweg geſchaut und wirkliche Kunſt zu üben ſich unterfangen. — Er ſchlug Severino's Buch auf und ſchaute lange die holde Chiara an. — Wie ein Mondſüchtiger, der der äußeren Sinne beraubt nur nach dem innern Gedanken automatiſch handelt, ging Meiſter Abraham dann zu einem Kaſten, der in einem Winkel des Zimmers ſtand, räumte Bücher und Sachen, womit er bepackt, herunter, öffnete ihn, nahm die Glaskugel, den ganzen Apparat zum geheimnißvollen Experiment mit dem unſichtbaren Mädchen hervor, befeſtigte die Kugel an einer dünnen ſeidnen Schnur, die von der Decke herabhing, ſtellte im Zimmer alles ſo her, wie es zu dem verſteckten Orakel nöthig. Erſt als er mit allem fertig geworden, erwachte er aus der träumeriſchen Betäubung und erſtaunte nicht wenig darüber, was er begonnen. „Ach“, jammerte er dann laut, indem er ganz ermattet, ganz troſtlos in den Lehnſtuhl ſank, „ach Chiara, arme verlorne Chiara, niemals werd’ ich wieder deine ſüße Stimme verkünden hören, was in des Menſchen tiefſter Bruſt verſchloſſen. Kein Troſt mehr auf Erden, — keine Hoffnung als das Grab!“ —

Da ſchwankte die Glaskugel hin und her, und ein melodiſcher Ton ließ ſich vernehmen, wie wenn Windeshauch leiſe hinſtreift über die Saiten der Harfe. Aber bald wurde der Ton zu Worten:

Noch iſt Leben nicht dahin,
Troſt und Hoffnung nicht verſchwunden,
Was vermag der frömmſte Sinn,
Hält ihn ſchwerer Eid gebunden?
Meiſter! Muth! — du wirſt geſunden,
Blick auf zu der Dulderin,
Die da heilt die tiefſten Wunden,
Bittrer Schmerz bringt dir Gewinn.

„O du barmherziger Himmel,“ lispelte der Alte mit bebenden Lippen, „ſie iſt es ſelbſt, die zu mir ſpricht von dem hohen Himmel herab; ſie wandelt nicht mehr unter den Lebendigen!“ — Da ließ ſich jener melodiſche Ton abermals vernehmen, und noch leiſer, noch entfernter klangen die Worte:

Nicht erfaßt der bleiche Tod,
Die im Herzen Liebe tragen;
Dem glänzt noch das Abendroth,
Der am Morgen wollt’ verzagen.
Bald kann dir die Stunde ſchlagen,
Die entreißt dich aller Noth;
Zu vollbringen magſt du wagen,
Was die ew’ge Macht gebot.

Stärker anſchwellend und wieder verhallend lockten die ſüßen Töne den Schlaf herbei, der den Alten einhüllte in ſeinen ſchwarzen Fittich. Aber in dem Dunkel ging ſtrahlend wie ein ſchöner Stern der Traum vergangenen Glücks auf, und Chiara lag wieder an des Meiſters Bruſt, und beide waren wieder jung und ſeelig, und kein finſtrer Geiſt vermochte den Himmel ihrer Liebe zu trüben.

* * *

nicht erwarten durfte. Fürſt Irenäus war überhaupt ein abgeſagter Feind von allen ungewöhnlichen Vorfällen, vorzüglich wenn ſeine eigne Perſon in Anſpruch genommen wurde, die Sache näher zu unterſuchen. Er nahm daher, wie er es in kritiſchen Fällen zu thun pflegte, eine Doppelpriſe, ſtarrte den Leibjäger an mit dem bekannten niederſchmetternden Friedrichsblick und ſprach: „Lebrecht, ich glaube, wir ſind ein mondſüchtiger Träumer und ſehen Geſpenſter und machen einen ganz unnöthigen Hallas?“

„Durchlauchtigſter Herr,“ erwiderte der Leibjäger in ſehr ruhiger Faſſung, „laſſen Sie mich fortjagen wie einen ordinairen Schuft, wenn nicht alles buchſtäblich wahr iſt, wie ich es erzählt habe. Ich wiederhole es keck und freimüthig: Rupert iſt ein ausgemachter Spitzbube.“

„Wie“, rief der Fürſt in vollem Zorn, „wie, Rupert, mein alter treuer Caſtellan, der funfzig Jahre dem Fürſtenhauſe gedient, ohne jemals ein Schloß einroſten zu laſſen oder im Auf- und Zuſchließen zu manquiren, der ſoll ein Spitzbube ſeyn? Lebrecht! — Er iſt beſeſſen, er iſt raſend! Himmeltauſend Sapp—“

Der Fürſt ſtockte wie immer, wenn er ſich auf dem Fluchen ertappte, das allem fürſtlichen Anſtande entgegen. Der Leibjäger nutzte dieſen Augenblick, um ganz geſchwinde einzufallen: „Durchlauchtigſter Herr werden nur gleich ſo hitzig und fluchen denn ſo gräßlich, und man darf über ſo etwas doch nicht ſchweigen, man kann doch nichts behaupten als die reine Wahrheit." — „Wer iſt hitzig," ſprach der Fürſt gelaſſener, „wer flucht? — Eſel fluchen! — Ich will, daß er mir die ganze Sache in gedrängter Kürze wiederhole, damit ich in einer geheimen Sitzung alles meinen Räthen vortragen kann zur umſtändlichen Berathung und Entſcheidung über die fernerhin zu ergreifenden Maaßregeln. Iſt Rupert wirklich ein Spitzbube, ſo — Nun, das Weitere wird ſich denn finden."

„Wie geſagt," begann der Leibjäger, „als ich geſtern Fräulein Julien vorleuchtete, ſchlüpfte derſelbe Menſch, der hier ſchon längſt herumſchleicht, bei uns vorüber. Halt, dacht' ich in meinem Sinn, den Urian wirſt du doch ertappen, und löſchte, als ich das liebe Fräulein bis oben herauf gebracht, meine Fackel aus und ſtellte mich ins Dunkel. Nicht lange dauerte es, ſo kam derſelbe Menſch aus dem Gebüſch hervor und klopfte leiſe an das Haus. Behutſam ſchlich ich einher. Da wurde das Haus geöffnet, und ein Mädchen trat heraus, und mit dieſem Mädchen ſchlüpfte der Fremde hinein. Es war die Nanni, Sie kennen ſie doch, durchlauchtigſter Herr, der Frau Räthin ſchöne Nanni?"

„Coquin," rief der Fürſt, „mit hohen gekrönten Häuptern ſpricht man nicht von ſchönen Nannis, doch! — fahr' er fort, mon fils." — „Ja", ſprach der Leibjäger weiter, „ja die ſchöne Nanni, ich hätt' ihr ſolchen dummen Verkehr gar nicht zugetraut. — Alſo weiter nichts, als eine einfältige Liebſchaft, dacht' ich in meinem Sinn; aber es wollt' mir gar nicht in den Kopf, daß nicht noch was anders dahinter ſtecken ſollte. Ich blieb am Hauſe ſtehen. Da kam nach einer guten Weile die Frau Räthin zurück, und kaum war ſie ins Haus getreten, als oben ein Fenſter geöffnet wurde und mit unglaublicher Behendigkeit der fremde Menſch hinaus ſprang, gerade in die ſchönen Nelken- und Levkojenſtöcke hinein, die dort vergattert ſtehen und die das liebe Fräulein Julia ſelbſt ſo ſorglich wartet. Der Gärtner lamentirt ſchrecklich; er iſt mit den zerbrochenen Scherben draußen und wollte bei dem durchlauchtigſten Herrn ſelbſt Klage führen. Ich habe ihn aber nicht herein gelaſſen, denn der Schlingel iſt angeſoffen ſchon am frühen Morgen.“ — „Lebrecht“, unterbrach der Fürſt den Leibjäger, „Lebrecht, das ſcheint eine Imitation zu ſeyn, denn ſelbiges kommt ſchon in der Oper von Herrn Mozart, Figaro's Hochzeit geheißen, vor, die ich zu Prag geſchaut. Bleib' er der Wahrheit getreu, Jäger!“ — „Auch“, ſprach Lebrecht weiter, „auch nicht eine Sylbe rede ich anders, als ich es bekräftigen kann mit einem körperlichen Eide. — Der Kerl war hingeſtürzt, und ich gedachte ihn nun zu faſſen; doch ſchnell wie der Blitz raffte der Kerl ſich auf und rannte ſpornſtreichs — wohin? was denken Sie wohl, durchlauchtigſter Fürſt, wohin er rannte?“ — „Ich denke nichts,“ erwiderte der Fürſt feierlich, „turbir' er mich nicht mit läſtigen Fragen nach Gedanken, Jäger! ſondern erzähle er ruhig ſo lange, bis die Geſchichte aus iſt, dann will ich denken.“

„Gerade“, fuhr der Jäger fort, „gerade nach dem unbewohnten Pavillon rannte der Menſch. Ja — unbewohnt! — So wie er an die Thüre geklopft, wurd' es inwendig hell, und wer nun heraus trat, war niemand anders als der ſaubere ehrliche Herr Rupert, dem der Fremde hinein folgte ins Haus, das er nun wieder feſt verſchloß. Sie ſehen, durchlauchtigſter Herr, daß Rupert Verkehr treibt mit fremden gefährlichen Gäſten, die bei ihrer Schleicherei gewiß Böſes im Schilde führen. Wer weiß, worauf alles abzielt, und es iſt ja möglich, daß ſelbſt mein durchlauchtigſter Fürſt hier in dem ſtillen ruhigen Sieghartshof von ſchlechten Menſchen bedroht wird.“

Da Fürſt Irenäus ſich für eine höchſt bedeutende fürſtliche Perſon hielt, ſo konnt' es nicht fehlen, daß er manchmal von allerlei höfiſchen Cabalen und böſen Nachſtellungen träumte. Des Jägers letzte Aeußerung fiel ihm deshalb gar ſchwer aufs Herz, und er verſank einige Augenblicke in tiefes Nachſinnen. „Jäger“, ſprach er dann mit weit aufgeriſſenen Augen, „Jäger! er hat Recht. Die Sache mit dem fremden Menſchen, der hier herum ſchleicht, mit dem Licht, das ſich zur Nachtzeit im Pavillon ſehen läßt, iſt bedenklicher als ſie im erſten Augenblick erſcheint. — Mein Leben ſteht in Gottes Hand! aber mich umgeben treue Diener, und ſollte einer ſich für mich aufopfern, ſo würde ich ganz gewiß die Familie reichlich bedenken! — Verbreit' er das unter meinen Leuten, guter Lebrecht! — Er weiß, ein fürſtliches Herz iſt frei von jeder Bangigkeit, von jeder menſchlichen Todesfurcht, aber man hat auch Pflichten gegen ſein Volk, ihm muß man ſich konſerviren, zumal wenn der Thronerbe noch unmündig. Darum will ich das Schloß nicht eher verlaſſen, bis die Cabale im Pavillon zerſtört iſt. — Der Förſter ſoll mit den Revierjägern und allen übrigen Forſtbedienten herankommen, alle meine Leute ſollen ſich bewaffnen. Der Pavillon ſoll ſogleich umſtellt, das Schloß feſt verſchloſſen werden. Beſorg' er das, guter Lebrecht. Ich ſelbſt ſchnalle meinen Hirſchfänger um, lade er meine Doppeltpiſtolen, aber vergeſſe er nicht den Schieber vorzulaſſen, damit kein Unglück geſchieht. — Und daß man mir Nachricht giebt, wenn etwa die Zimmer des Pavillons erſtürmt und ſo die Verſchwornen gezwungen werden ſollen, ſich zu ergeben, damit ich mich zurückziehen kann in die innern Gemächer. Und daß man die Gefangenen auf das ſorglichſte durchſucht, ehe ſie vor den Thron gebracht werden, damit keiner etwa in der Verzweiflung — doch, was ſteht er, was ſieht er mich an, was lächelt er, was ſoll das heißen, Lebrecht?“

„Ei", erwiderte der Leibjäger mit pfiffiger Miene, „ei, durchlauchtigſter Herr, ich meine nur, daß es gar nicht vonnöthen, den Förſter mit ſeinen Leuten her zu beordern."

„Warum nicht", fragte der Fürſt erzürnt, „warum nicht? Ich glaube gar, er unterſteht ſich mir zu widerſprechen? — Und in jeder Sekunde ſteigt die Gefahr! Tauſend Sapp— Lebrecht, werf' er ſich aufs Pferd — der Förſter — ſeine Leute — geladene Büchſen — den Augenblick ſollen ſie einrücken."

„Sie ſind", ſprach der Leibjäger, „ſie ſind aber ſchon da, durchlauchtigſter Herr!"

„Wie — was!" rief der Fürſt, indem er den Mund offen behielt, um dem Erſtaunen Luft zu gönnen.

„Schon", fuhr der Jäger fort, „ſchon als der Morgen graute, war ich draußen beim Förſter. Schon iſt der Pavillon ſo ſorglich umſtellt, daß keine Katze heraus kann, viel weniger ein Menſch."

„Er iſt", ſprach der Fürſt gerührt, „er iſt ein vortrefflicher Jäger, Lebrecht, und ein treuer Diener des fürſtlichen Hauſes. Rettet er mich aus dieſer Gefahr, ſo kann er ſicher auf eine Verdienſtmedaille rechnen, die ich ſelber erfinden und ausprägen laſſen werde, von Silber oder von Gold, je nachdem bei der Erſtürmung des Pavillons weniger oder mehr Menſchen geblieben ſind."

„Erlauben", ſprach der Jäger, „erlauben Sie es, durchlauchtigſter Herr, ſo gehen wir nun gleich ans Werk. Das heißt, wir ſchlagen die Thüre des Pavillons ein, nehmen das Geſindel, das darin hauſet, gefangen, und alles iſt vorüber. Ja, ja, den Kerl, der mir ſo oft entſchlüpft, der ſolch ein verfluchter Springer iſt, den verdammten Kerl, der ſich dort im Pavillon als ein ungebetener Gaſt ſelbſt einquartiert hat, den will ich ſchon faſſen, den Spitzbuben den, der Fräulein Julien turbirt hat!" —

„Welcher Spitzbube", fragte die Räthin Benzon, in das

Zimmer tretend, „welcher Spitzbube hat Julien turbirt? Wovon ſprecht Ihr, guter Lebrecht?“ — Der Fürſt ſchritt feierlich, bedeutſam, wie jemand, dem großes, ungeheures begegnet, das er mit aller Stärke des Geiſtes bemüht iſt zu tragen, der Benzon entgegen. Er faßte ihre Hand, drückte ſie zärtlich und ſprach dann mit ſehr weicher Stimme: „Benzon! Selbſt in der einſamſten, tiefſten Zurückgezogenheit folgt die Gefahr dem fürſtlichen Haupt. Es iſt das Loos der Fürſten, daß alle Milde, alle Güte des Herzens ſie nicht ſchützt vor dem feindlichen Dämon, der den Neid, die Herrſchſucht entflammt in der Bruſt verrätheriſcher Vaſallen! — Benzon, die ſchwärzeſte Verrätherei hat ihr ſchlangenhaariges Meduſenhaupt erhoben gegen mich. Sie finden mich in der dringendſten Gefahr! — Aber bald iſt der Augenblick der Kataſtrophe da, dieſem Getreuen verdanke ich vielleicht bald mein Leben, meinen Thron! — Und iſt es anders beſchloſſen — nun ſo ergebe ich mich in mein Schickſal. — Ich weiß, Benzon, Sie konſerviren Ihre Geſinnungen gegen mich und ſo kann ich wie jener König in dem Trauerſpiel eines deutſchen Dichters, mit dem Prinzeſſin Hedwiga mir neulich den Thee verdarb, hochſinnig rufen: „Nichts iſt verloren, denn Sie bleiben mein!“ — Küſſen Sie mich, gute Benzon! — Theures Malchen, wir ſind und bleiben die Alten! — Guter Gott, ich radotire wohl in der Seelenangſt! — Laſſen Sie uns gefaßt ſeyn, meine Liebe, wenn die Verräther gefangen ſind, werd’ ich ſie mit einem Blick vernichten. — Leibjäger, es beginne der Angriff auf den Pavillon.“ — Der Leibjäger wollte ſchnell fort. „Halt,“ rief die Benzon, „was für ein Angriff? — auf welchen Pavillon?“

Der Leibjäger mußte auf den Befehl des Fürſten nochmals über den ganzen Vorfall genauen Rapport abſtatten.

Immer mehr und mehr ſchien die Benzon durch des

Leibjägers Erzählung geſpannt zu werden. Als er geendet, rief die Benzon lachend: „Nun das iſt das drolligſte Mißverſtändniß, das es wohl geben mag. Ich bitte, gnädigſter Herr, daß der Förſter mit ſeinen Leuten ſogleich nach Hauſe geſchickt werde. — Es iſt von gar keiner Verſchwörung die Rede, Sie befinden ſich nicht in der mindeſten Gefahr, gnädigſter Herr! — Der unbekannte Bewohner des Pavillons iſt ſchon Ihr Gefangener."

„Wer", fragte der Fürſt voll Erſtaunen, „wer, welcher Unglückſelige bewohnt den Pavillon ohne meine Erlaubniß?" —

„Es iſt", raunte die Benzon dem Fürſten ins Ohr, „es iſt Prinz Hektor, der ſich im Pavillon verbirgt!"

Der Fürſt prallte einige Schritte zurück, als träfe ihn plötzlich ein Schlag von unſichtbarer Hand, dann rief er: „Wer? — wie? est-il possible! — Benzon! träume ich? — Prinz Hektor?" Des Fürſten Blicke fielen auf den Leibjäger, der ganz verblüfft den Hut in der Hand zuſammenknillte. — „Jäger", ſchrie der Fürſt ihn an, „Jäger! Scheer' er ſich hinab, der Förſter, die Leute, ſie ſollen fort — fort nach Hauſe! kein Menſch ſoll ſich blicken laſſen! — Benzon, wandte er ſich dann zur Räthin, gute Benzon, können Sie es Sich vorſtellen, einen Kerl, einen Spitzbuben hat Lebrecht den Prinzen Hektor genannt! — Der Unglückliche! — Doch es bleibt unter uns, Benzon, es iſt ein Staatsgeheimniß. — Sagen Sie, erklären Sie mir nur, wie es geſchehen konnte, daß der Prinz vorgiebt abzureiſen, und ſich hier verſteckt, als wolle er auf Abenteuer ausgehen?"

Die Benzon ſah ſich durch die Beobachtungen des Leibjägers aus großer Verlegenheit gerettet. Hatte ſie ſich vollkommen überzeugt, daß es ihrer Seits nicht rathſam, dem Fürſten die Gegenwart des Prinzen in Siegbartshof, am wenigſten aber ſeinen Anſchlag auf Julien zu entdecken, ſo konnte doch auch die Sache nicht in der Lage bleiben, die mit jeder Minute ſich für Julien, für das ganze Verhältniß, das ſie, die Benzon ſelbſt, mit aller Mühe aufrecht erhielt, bedrohlicher geſtalten mußte. Jetzt, da der Leibjäger den Schlupfwinkel des Prinzen erlauſcht und dieſer Gefahr lief, auf nicht ſehr ehrenvolle Weiſe hervor gezogen zu werden, konnte, durfte ſie ihn verrathen, ohne Julia Preis zu geben. Sie erklärte alſo dem Fürſten, daß wahrſcheinlich ein Liebeszwiſt mit der Prinzeſſin Hedwiga den Prinzen vermocht, eine ſchnelle Abreiſe vorzugeben und ſich mit ſeinem treuſten Kammerdiener ganz in der Nähe der Geliebten zu verſtecken. Daß dies Beginnen etwas romanhaftes, abenteuerliches in ſich trage, ſey nicht zu läugnen, doch welcher Liebende habe nicht Hang zu dergleichen. Uebrigens ſey des Prinzen Kammerdiener ein ſehr eifriger Liebhaber ihrer Nanni und durch dieſe ihr das Geheimniß verrathen worden.

„Ha!“ rief der Fürſt, „dem Himmel ſey es gedankt, ſo war es der Kammerdiener und nicht der Prinz ſelbſt, der ſich zu Ihnen ins Haus ſtahl und dann durchs Fenſter ſprang in die Blumentöpfe, wie der Page Cherubin. — Mir ſtiegen ſchon allerlei unangenehme Gedanken auf. Ein Prinz und durchs Fenſter ſpringen, wie könnte ſich das wohl in aller Welt reimen!“

„Ei“, erwiderte die Benzon ſchalkiſch lachend, „ich kenne doch eine fürſtliche Perſon, die den Weg zum Fenſter hinaus nicht verſchmähte, als —“

„Sie“, unterbrach der Fürſt die Räthin, „Sie alteriren mich, Benzon, Sie alteriren mich ganz ungemein! — Schweigen wir von vergangenen Dingen, überlegen wir lieber, was jetzt mit dem Prinzen anzufangen! Alle Diplomatie, alles Staatsrecht, alles Hofgeſetz holt der Teufel in dieſer verdammten Lage! — Soll ich ihn ignoriren? — ſoll ich ihn zufällig finden? — ſoll ich — ſoll ich? Alles dreht ſich in meinem Kopfe wie ein Wirbel. Das kommt davon, wenn fürſtliche Häupter ſich zu wunderlichen Romanſtreichen herab würdigen!“

Die Benzon wußte in der That nicht, wie das weitere Verhältniß mit dem Prinzen zu formen. Doch auch dieſer Verlegenheit wurde abgeholfen. Noch ehe die Räthin nämlich dem Fürſten antworten konnte, trat der alte Caſtellan Rupert herein und überreichte dem Fürſten ein klein zuſammengefaltetes Billet, indem er ſchelmiſch lächelnd verſicherte, es käme von einer hohen Perſon, die er gar nicht weit von hier die Ehre hätte unter Schloß und Riegel zu bewahren. „Er wußte“, ſprach der Fürſt ſehr gnädig zu zu dem Alten, „er wußte alſo, Rupert, daß —? Nun ich habe ihn immer für einen ehrlichen treuen Diener meines Hauſes gehalten, und er hat ſich auch jetzt als einen ſolchen bewährt, da er, wie es ſeine Pflicht war, dem Befehl meines erhabenen Eidams gehorchet. — Ich werde an ſeine Belohnung denken.“ Rupert dankte in den demüthigſten Ausdrücken und entfernte ſich aus dem Zimmer.

Es begiebt ſich gar oft im Leben, daß einer für beſonders ehrlich und tugendhaft gehalten wird, gerade in dem Augenblick, wenn er einen Spitzbubenſtreich begangen. Daran dachte die Benzon, die von des Prinzen böſem Anſchlage beſſer unterrichtet und überzeugt war, daß der alte heuchleriſche Rupert in das böſe Geheimniß eingeweiht.

Der Fürſt erbrach das Billet und las:

Che dolce più, che più giocondo stato
Saria, di quel d'un amoroso core?
Che viver più felice, e più beato,
Che ritrovarsi in servitù d'Amore?
Se non fosse l'huom sempre stimulato
Da quel sospetto rio, da quel timore,

Da quel martir, da quella frenesia,
Da quella rabbia, detta gelosia.

In dieſen Verſen eines großen Dichters finden Sie, mein Fürſt, die Urſache meines geheimnißvollen Beginnens. Ich glaubte mich nicht geliebt von der, die ich anbete, die mein Leben iſt, all mein Sehnen und Hoffen, für die alle brünſtige Gluth lodert in der entflammten Bruſt. Wohl mir! — ich habe mich eines beſſern überzeugt, ich weiß ſeit wenigen Stunden, daß ich geliebt bin, und trete aus meinem Schlupfwinkel hervor. — Liebe und Glück, das ſey das Loſungswort, das mich ankündigt. — Bald begrüße ich Sie, mein Fürſt! mit der Ehrfurcht des Sohnes.

Hektor.

Vielleicht iſt es dem geneigten Leſer nicht ganz unlieb, wenn der Biograph hier auf zwei Sekunden die Geſchichte ruhen läßt und den Verſuch einer Ueberſetzung jener italiäniſchen Verſe einſchiebt. — Sie könnten ungefähr alſo lauten:

Gäb's ſüßres noch, gäb's höheres Entzücken,
Als wenn das Herz entbrannt in brünſt'ger Liebe?
Könnt' den ein ſeel'gres Himmelsloos beglücken,
Der in des mächt'gen Gottes Feſſeln bliebe?
Vermöchte nicht den Menſchen zu berücken
Der finſtre Geiſt, Verdacht! der Furcht Getriebe,
Troſtloſe Qual, Wahnſinns wuchernder Saamen,
Der Hölle Furie, Eiferſucht ihr Namen!

Der Fürſt las das Billet zwei-, dreimal ſehr aufmerkſam durch, und je öfter er es las, deſto finſtrer zogen ſich die Falten auf ſeiner Stirne zuſammen. „Benzon", ſprach er endlich, „Benzon! was iſt das mit dem Prinzen? Verſe, italiäniſche Verſe an ein fürſtliches Haupt, an einen gekrönten Schwiegervater, ſtatt deutlicher, vernünftiger Erklärung? — Was ſoll das! — Es iſt kein Verſtand darin. — Der Prinz ſcheint überſpannt zu ſeyn auf ganz ungebührliche Weiſe. Die Verſe ſprechen, ſo viel ich davon verſtehe, von dem Glück der Liebe und von den Qualen der Eiferſucht. Was will der Prinz mit der Eiferſucht, auf wen um tauſend Himmelswillen kann er hier eiferſüchtig ſeyn? — Sagen Sie mir, gute Benzon, finden Sie in dieſem Billet des Prinzen auch nur ein Fünkchen geſunden Menſchenverſtand?"

Die Benzon entſetzte ſich über den tieferen Sinn, der in den Worten des Prinzen lag und den ſie nach dem, was ſich geſtern in ihrem Hauſe begeben, leicht errathen konnte. Zugleich mußte ſie aber die feine Wendung bewundern, die der Prinz erſonnen, um ohne weitern Anſtoß aus ſeinem Verſteck hervortreten zu dürfen. Weit entfernt, ſich auch nur leiſe darüber gegen den Fürſten zu äußern, mühte ſie ſich aber, aus der Lage der Dinge ſo viel Vortheil zu ziehen, als nur möglich. Kreisler und Meiſter Abraham, das waren die Perſonen, von denen ſie Verwirrung ihrer geheimen Pläne befürchtete, und gegen dieſe glaubte ſie jede Waffe brauchen zu müſſen, die ihr der Zufall in die Hand ſpielte. Sie erinnerte den Fürſten daran, was ſie ihm über die Leidenſchaft geſagt hatte, die in der Prinzeſſin Bruſt empor gelodert. Dem Scharfblick des Prinzen, führte ſie ferner an, könne die Stimmung der Prinzeſſin eben ſo wenig entgangen ſeyn, als Kreislers ſeltſames überſpanntes Betragen ihm Anlaß genug gegeben haben müſſe, irgend ein wahnſinniges Verhältniß zwiſchen beiden zu vermuthen. So ſey hinlänglich erklärt, warum der Prinz den Kreisler auf den Tod verfolgt, warum er, da er den Kreisler getödtet zu haben geglaubt, dem Schmerz, der Verzweiflung der Prinzeſſin aus dem Wege gegangen, dann aber, als er von Kreislers Leben unterrichtet, von Liebe und Sehnſucht getrieben zurückgekehrt ſey und die Prinzeſſin heimlich beobachtet habe. Niemandem anders als Kreislern habe daher die Eiferſucht gegolten, von der die Verſe des Prinzen ſprächen, und es ſey um ſo nöthiger und rathſamer, dem Kreisler forthin keinen Aufenthalt in Sieghartshof zu geſtatten, als er mit dem Meiſter Abraham ein gegen alle Verhältniſſe des Hofes gerichtetes Complott geſchmiedet zu haben ſcheine.

„Benzon“, ſprach der Fürſt ſehr ernſthaft, „Benzon, ich habe darüber nachgedacht, was Sie mir über die unwürdige Neigung der Prinzeſſin geſagt haben, und glaube jetzt von allem auch nicht ein Wort. Fürſtliches Blut wallt in den Adern der Prinzeſſin.“ —

„Glauben Sie“, fuhr die Benzon heftig auf, indem ſie bis unter die Augen erröthete, „glauben Sie, gnädigſter Herr, daß das fürſtliche Weib über den Pulsſchlag, über die innere Ader des Lebens gebieten könne wie kein anderes?“

„Sie ſind“, ſprach der Fürſt verdrießlich, „Sie ſind heute in ſehr ſeltſamer Stimmung, Räthin! — Ich wiederhole es, entſtand in dem Herzen der Prinzeſſin irgend eine abgeſchmackte Leidenſchaft, ſo war das nur ein krankhafter Zufall — ein Krampf ſo zu ſagen — ſie leidet ja an Spasmen — von dem ſie ſich ſehr bald ganz erholt haben würde. Was aber den Kreisler betrifft, ſo iſt das ein ganz amüſanter Menſch, dem nur gehörige Kultur fehlt. Ich kann ihm gar nicht ſolche übermüthige Keckheit zutrauen, ſich der Prinzeſſin annähern zu wollen. Keck iſt er, aber auf ganz andere Weiſe. Glauben Sie wohl, Benzon, daß nach ſeiner wunderlichen Art gerade eine Prinzeſſin bei ihm gar kein Glück machen würde, ſollt' es denkbar ſeyn, daß eine dergleichen hohe Perſon ſich herablaſſen könnte, in ihn verliebt zu werden? Denn — Benzon, entre nous soit dit — er macht ſich gar nicht ſonderlich viel aus uns hohen Häuptern, und das iſt eben die lächerliche abgeſchmackte Thorheit, die ihn unfähig macht am Hofe zu verweilen. Mag er daher entfernt bleiben; kehrt er aber zurück, ſo ſey er mir herzlich willkommen. Denn nicht genug, daß er denn doch, wie ich vom Meiſter Abraham — ja den Meiſter Abraham, den laſſen Sie mir aus dem Spiele, Benzon, die Complotte, die er geſchmiedet, haben immer zum Wohl des fürſtlichen Hauſes gereicht. — Wie ich doch ſagen wollte! Ja! — Nicht genug, daß der Kapellmeiſter, wie mir Meiſter Abraham geſagt, fliehen müſſen auf ungebührliche Weiſe, unerachtet er von mir freundlich aufgenommen, ſo iſt und bleibt er ein ganz geſcheuter Menſch, der mich amüſirt trotz ſeines närriſchen Weſens, et cela suffit!“

Die Räthin erſtarrte vor innerer Wuth, ſich ſo kalt abgefertigt zu ſehen. Ohne es zu ahnen war ſie, als ſie fröhlich den Strom hinab ſchwimmen wollte, auf eine verborgene Klippe geſtoßen. —

Es entſtand auf dem Schloßhofe ein großes Geräuſch. Eine lange Reihe Wagen raſſelte heran, begleitet von einem ſtarken Commando großherzoglicher Huſaren. Der Oberhofmarſchall, der Präſident, die Räthe des Fürſten, mehrere von der vornehmen Welt aus Sieghartsweiler ſtiegen aus. Dorthin war die Nachricht gekommen, daß in Sieghartshof eine wider das Leben des Fürſten gerichtete Revolution ausgebrochen, und nun kamen die Getreuen nebſt andern Verehrern des Hofes, ſich um die Perſon des Fürſten zu ſtellen, und brachten die Vertheidiger des Vaterlandes mit, die ſie ſich vom Gouverneur mit vieler Mühe erbeten.

Vor lauter Betheurungen der Verſammelten, daß ſie Leib und Leben für den gnädigſten Herrn zu opfern bereit wären, kam der Fürſt gar nicht zu Worte. Eben wollt' er endlich beginnen, als der Offizier, der das Commando führte, herein trat und den Fürſten nach dem Operationsplan fragte.

Es liegt in der menſchlichen Natur, daß wenn die Gefahr, die uns Furcht einjagte, ſich vor unſern Augen auflöſt in einen eitlen nichtigen Popanz, uns dies immer mit großem Unmuth erfüllt. Der Gedanke, der wirklichen Gefahr glücklich entgangen zu ſeyn, nicht, daß gar keine vorhanden, erregt uns Freude.

So geſchah es denn auch, daß der Fürſt ſeinen Unmuth, ſeinen Verdruß über den unnöthigen Tumult kaum unterdrücken konnte.

Daß der ganze Lärm über ein Stelldichein eines Kammerdieners mit einer Zoſe, über die romanhafte Eiferſüchtelei eines verliebten Prinzen entſtanden, ſollte, konnte er das ſagen? Er ſann hin und her, die ahnungsvolle Stille im Saal, nur unterbrochen von dem muthigen, Sieg verſprechenden Wiehern der Huſarenpferde, die draußen hielten, drückte ihn bleiern nieder.

Endlich räusperte er ſich und begann ſehr pathetiſch: „Meine Herren! Die wunderbare Fügung des Himmels — was wollen Sie, mon ami?“

Mit dieſer an den Hofmarſchall gerichteten Frage unterbrach der Fürſt ſich ſelbſt. Wirklich hatte der Hofmarſchall ſich mehrmals gebückt und durch Blicke zu verſtehen gegeben, daß er etwas wichtiges zu hinterbringen. Es kam heraus, daß ſo eben ſich Prinz Hektor melden laſſen.

Des Fürſten Geſicht heiterte ſich auf, er ſah, daß er über die vermeintliche Gefahr, in der ſein Thron geſchwebt, ſehr kurz ſeyn und die ehrwürdige Verſammlung wie mit einem Zauberſchlage in eine Bewillkommnungscour umſetzen könne. Er that dies! —

Nicht lange dauerte es, ſo trat Prinz Hektor herein, in Galauniform glänzend gekleidet, ſchön, kräftig, ſtolz wie der fernhintreffende Götterjüngling. Der Fürſt machte ein paar Schritte vorwärts ihm entgegen, fuhr aber auch gleich zurück, als träfe ihn der Blitz. Dicht hinter dem Prinzen

Hektor her ſprang Prinz Ignatius in den Saal. Der fürſtliche Herr wurde leider mit jedem Tage dämiſcher und abgeſchmackter. Die Huſaren auf dem Schloßhofe mußten ihm ganz ausnehmend gefallen haben, denn er hatte einen Huſaren vermocht, ihm Säbel, Taſche und Tſchacko zu geben und ſich in dieſe Herrlichkeiten geputzt. — So kurbettirte er, als ſäße er zu Pferde, in kurzen Sprüngen mit dem blanken Säbel in der Fauſt im Saal umher, indem er die eiſerne Scheide tüchtig auf dem Boden nachklirren ließ, und lachte und kicherte dabei ganz ungemein anmuthig. „Partez — decampez! — Allez-vous en — tout de suite.“ So rief der Fürſt mit glühenden Augen und donnernder Stimme dem erſchrockenen Ignaz entgegen, der ſich ganz geſchwind davon machte.

Keiner von den Anweſenden hatte ſo wenig Takt, den Prinzen Ignaz, die ganze Szene zu bemerken. —

Der Fürſt, im vollſten Sonnenglanz der vorigen Milde und Freundlichkeit, ſprach nun mit dem Prinzen einige Worte, und dann gingen beide, der Fürſt und der Prinz, im Kreiſe der Verſammelten umher und redeten mit dieſem, jenem ein paar Worte. Die Cour war beendigt, d. h. die geiſtreichen, tiefſinnigen Redensarten, deren man ſich bei ſolcher Gelegenheit zu bedienen pflegt, waren gehörig verſpendet und der Fürſt begab ſich mit dem Prinzen in die Gemächer der Fürſtin, dann aber, da der Prinz darauf beſtand, die geliebte Braut zu überraſchen, in das Gemach der Prinzeſſin. Sie fanden Julia bei ihr. —

Mit der Haſt des feurigſten Liebhabers flog der Prinz hin zur Prinzeſſin, drückte ihre Hand hundertmal zärtlich an die Lippen, ſchwur, daß er nur in dem Gedanken an ſie gelebt, daß ein unglückliches Mißverſtändniß ihm die Qualen der Hölle bereitet, daß er die Trennung von der, die er anbete, nicht länger ertragen könne, daß nun ihm alle Seeligkeit des Himmels aufgegangen. —

Hedwiga empfing den Prinzen mit unbefangener Heiterkeit, die ihr ſonſt eben nicht eigen. Sie begegnete den zärtlichen Liebkoſungen des Prinzen gerade ſo, wie es eine Braut wohl thun mag, ohne ſich im Voraus zu viel zu vergeben; ja ſie verſchmähte es nicht, den Prinzen mit ſeinem Verſteck ein wenig aufzuziehn und zu verſichern, daß ſie keine Verwandlung hübſcher und anmuthiger ſich denken könne, als die eines Haubenſtocks in einen Prinzenkopf. Denn für einen Haubenſtock habe ſie den Kopf gehalten, der ſich in dem Giebelfenſter des Pavillons blicken laſſen. Dies gab Anlaß zu allerlei artigen Neckereien des glücklichen Paars, die ſelbſt den Fürſten zu ergötzen ſchienen. Nun glaubte er den großen Irrthum der Benzon Rückſichts des Kreisler erſt recht einzuſehen, da nach ſeiner Meinung Hedwiga's Liebe zu dem ſchönſten der Männer ſich deutlich genug ausſprach. Geiſt und Körper der Prinzeſſin ſchienen in der ſeltenen hohen Blüthe zu ſtehen, wie ſie glücklichen Bräuten ganz beſonders eigen. — Gerade entgegengeſetzt verhielt es ſich mit Julien. So wie ſie den Prinzen erblickte, bebte ſie zuſammen, von innerm Schauer erfaßt. Blaß wie der Tod ſtand ſie da mit tief zu Boden geſenkten Augen, keiner Bewegung mächtig, kaum fähig, ſich aufrecht zu erhalten. —

Nach einer guten Weile wandte ſich der Prinz zu Julien mit den Worten: „Fräulein Benzon, wenn ich nicht irre?“

„Eine Freundin der Prinzeſſin von der früheſten Kindheit her, gleichſam ein Schweſternpaar!“ — Während der Fürſt dieſe Worte ſprach, hatte der Prinz Julia's Hand gefaßt und ihr leiſe, leiſe zugehaucht: „Nur du biſt's, die ich meine!“ — Julia ſchwankte, Thränen der bitterſten Angſt drängten ſich unter den Wimpern hervor; ſie wäre niedergeſtürzt, hätte die Prinzeſſin nicht ſchnell einen Seſſel herbei geſchoben.

„Julia“, ſprach die Prinzeſſin leiſe, indem ſie ſich über die Aermſte hinüber beugte, „Julia, faſſe dich doch nur! — Ahneſt du denn nicht den harten Kampf, den ich kämpfe?“ — Der Fürſt öffnete die Thüre und rief nach eau de Luce. „Solches“, ſprach der ihm entgegentretende Meiſter Abraham, „ſolches führe ich nicht bei mir, aber guten Aether. Iſt jemand ohnmächtig geworden? — Aether hilft auch!“

„So kommt“, erwiderte der Fürſt, „ſo kommt ſchnell herein, Meiſter Abraham, und helft Fräulein Julien.“

Doch ſo wie Meiſter Abraham in den Saal trat, ſollte ſich das Unerwartete begeben.

Geiſterbleich ſtarrte Prinz Hektor den Meiſter an, ſein Haar ſchien ſich zu ſträuben, kalter Angſtſchweiß ihm auf der Stirne zu ſtehen. Einen Schritt vorwärts, den Leib zurückgebogen, die Arme dem Meiſter entgegengeſtreckt, war er dem Makbeth zu vergleichen, wenn plötzlich Banko's entſetzliches blutiges Geſpenſt den leeren Platz der Tafel füllt. — Ruhig holte der Meiſter ſein Fläſchchen hervor und wollte ſich Julien nahen.

Da war es, als ermanne ſich der Prinz wieder zum Leben. „Severino, ſeyd Ihr's ſelbſt?“ — So rief der Prinz mit dem dumpfen Ton des tiefſten Entſetzens. „Allerdings“, erwiderte Meiſter Abraham, ohne im mindeſten aus ſeiner Ruhe zu kommen, ohne nur die Miene zu verändern, „allerdings. Es iſt mir lieb, daß Ihr Euch meiner erinnert, gnädigſter Herr; ich hatte die Ehre, Euch vor etlichen Jahren in Neapel einen kleinen Dienſt zu erzeigen.“

Der Meiſter trat noch einen Schritt vorwärts, da faßte ihn der Prinz beim Arm, zog ihn mit Gewalt auf die Seite und nun erfolgte ein kurzes Geſpräch, von dem niemand der im Saal befindlichen etwas verſtand, da es zu ſchnell und im neapolitaniſchen Dialekt geführt wurde.

„Severino! — Wie kam der Menſch zu dem Bildniß?“

„Ich gab es ihm zur Schutzwehr gegen Euch.“

„Weiß er?“

„Nein!“

„Werdet Ihr ſchweigen?“

„Zur Zeit — ja!“

„Severino! — Alle Teufel ſind mir auf den Hals gehetzt! — Was nennt Ihr zur Zeit?“

„So lange Ihr artig ſeyd und den Kreisler in Ruhe laßt und auch jene da!“ —

— Nun ließ der Prinz den Meiſter los und trat an ein Fenſter. — Julia hatte ſich indeſſen erholt. Mit dem unbeſchreiblichen Ausdruck herzzerreißender Wehmuth den Meiſter Abraham anſchauend, lispelte ſie mehr als daß ſie ſprach: „O mein guter, lieber Meiſter, Ihr könnt mich wohl retten! — Nicht wahr, Ihr gebietet über ſo manches? — Eure Wiſſenſchaft kann noch alles zum Guten lenken!“ — Der Meiſter gewahrte in Julia's Worten den wunderbarſten Zuſammenhang mit jenem Geſpräch, als habe ſie in der höheren Erkenntniß des Traums alles verſtanden und wiſſe um das ganze Geheimniß!

„Du biſt“, ſprach der Meiſter Julien leiſe ins Ohr, „du biſt ein frommer Engel, und darum hat der finſtre Höllengeiſt der Sünde keine Macht über dich. Vertraue dich mir ganz; fürchte nichts und faſſe dich mit aller Kraft des Geiſtes. — Denke auch an unſern Johannes.“

„Ach“, rief Julia ſchmerzlich, „ach Johannes! — er kehrt zurück, nicht wahr, Meiſter? ich werde ihn wiederſehen!“

„Gewiß,“ erwiderte der Meiſter und legte den Finger auf den Mund; Julia verſtand ihn.

Der Prinz mühte ſich, unbefangen zu ſcheinen; er erzählte, daß der Mann, den man hier, wie er vernehme, Meiſter Abraham nenne, vor mehreren Jahren in Neapel

Zeuge einer ſehr tragiſchen Begebenheit geweſen ſey, in die er, der Prinz, ſelbſt verflochten, wie er geſtehen müſſe. — Die Begebenheit zu erzählen ſey jetzt nicht an der Zeit, doch wolle er künftig damit nicht zurückhalten. —

Der Sturm im Innern war zu heftig, als daß ſein Toſen nicht auf der Oberfläche hätte ſichtbar ſeyn ſollen, und ſo ſtimmte des Prinzen verſtörtes Antlitz, dem jeder Blutstropfen entſchwunden ſchien, ſehr ſchlecht überein mit dem gleichgültigen Geſpräch, zu dem er ſich nun zwang, um nur über den kritiſchen Moment hinweg zu kommen. Beſſer als dem Prinzen gelang es der Prinzeſſin, die Spannung des Augenblicks zu beſiegen. Mit der Ironie, die ſelbſt den Argwohn, die Verbittrung verflüchtigt zum feinſten Hohn, neckte Hedwiga den Prinzen umher in dem Labyrinth ſeiner eignen Gedanken. Er, der gewandteſte Weltmann, noch mehr, ausgerüſtet mit allen Waffen einer Ruchloſigkeit, die alles wahrhafte, jede Geſtaltung des Lebens vernichtet, vermochte nicht dieſem ſeltſamen Weſen zu widerſtehen. Je lebhafter Hedwiga ſprach, je feuriger und zündender die Blitze des geiſtreichſten Spottes einſchlugen, deſto verwirrter, beängſtigter ſchien ſich der Prinz zu fühlen, bis dies Gefühl zum Unerträglichen ſtieg und er ſich ſchnell entfernte.

Dem Fürſten geſchah das, was ihm bei ſolchen Anſtößen jedesmal zu geſchehen pflegte; er wußte gar nicht, was er von dem Allen denken ſollte. Er begnügte ſich mit einigen franzöſiſchen Brocken ohne ſonderliche Bedeutung, die er dem Prinzen zuwarf und die dieſer mit eben ſolchen erwiderte.

Der Prinz war ſchon zur Thüre hinaus, als Hedwiga plötzlich im ganzen Weſen verändert zum Fußboden niederſtarrte und mit einem ſeltſamen, das Herz durchſchneidenden Ton laut rief: „Ich ſehe die blutige Spur des Mörders!“

— Dann ſchien ſie aus dem Traum zu erwachen, drückte Julien ſtürmiſch an ihre Bruſt und liſpelte ihr zu: „Kind, mein armes Kind, laß dich nicht bethören!“

„Geheimniſſe“, ſprach der Fürſt verdrießlich, „Geheimniſſe, Einbildungen, Albernheiten, Romanſtreiche! Ma foi, ich kenne meinen Hof nicht mehr! — Meiſter Abraham! Ihr bringt meine Uhren in Ordnung, wenn ſie nicht richtig gehen, ich wollt', Ihr könntet hier nachſehen, was für Schaden das Räderwerk genommen, das ſonſt niemals ſtockte. — Doch, was iſt das mit dem Severino?“

„Unter dieſem Namen“, erwiderte der Meiſter, „ließ ich in Neapel meine optiſche und mechaniſche Kunſtſtücke ſehen.“

„So — ſo,“ ſprach der Fürſt, ſah den Meiſter ſtarr an, als ſchwebe ihm eine Frage auf den Lippen, drehte ſich aber dann ſchnell um und verließ ſchweigend das Zimmer. —

Man hatte geglaubt, die Benzon befinde ſich bei der Fürſtin, dem war aber nicht ſo, ſie hatte ſich in ihre Wohnung begeben.

Julia ſehnte ſich nach der freien Luft; der Meiſter führte ſie in den Park, und luſtwandelnd durch die halb entlaubten Gänge ſprachen ſie von Kreisler und ſeinem Aufenthalt in der Abtei. Sie waren an das Fiſcherhäuschen gekommen. Julia trat hinein, um ſich zu erholen; Kreislers Brief lag auf dem Tiſch, der Meiſter meinte, es ſey gar nichts darin, das Julia Scheu tragen dürfe zu erfahren.

Während Julia den Brief geleſen, hatten ſich ihre Wangen höher gefärbt, und ſanftes Feuer, Abglanz des erheiterten Gemüths, ſtrahlte aus ihren Augen.

„Siehſt du“, ſprach der Meiſter freundlich, „ſiehſt du wohl, mein liebes Kind, wie der gute Geiſt meines Johannes auch aus der Ferne tröſtend zu dir ſpricht? Was haſt du von bedrohlichen Anſchlägen zu fürchten, wenn Standhaftigkeit, Liebe und Muth dich ſchützen vor den Böſen, die dir nachſtellen."

„Barmherziger Himmel", rief Julia mit emporgerichtetem Blick, „ſchütze mich nur vor mir ſelber!" Sie erbebte, wie im jähen Schreck über die Worte, die ſie willenlos ausgeſtoßen. Halb ohnmächtig ſank ſie in den Seſſel und bedeckte mit beiden Händen ihr glühendes Antlitz.

„Ich verſtehe", ſprach der Meiſter, „ich verſtehe dich nicht, Mädchen, du verſtehſt dich vielleicht ſelbſt nicht und darum magſt du dein eignes Innres recht auf den Grund erforſchen und dir nichts etwa verſchweigen aus weichlicher Schonung." —

Der Meiſter überließ Julien dem tiefen Nachſinnen, in das ſie verſunken, und ſchaute mit übereinander geſchlagenen Armen hinauf zu der geheimnißvollen Glaskugel. — Da ſchwoll ihm die Bruſt vor Sehnſucht und wunderbarer Ahnung.

„Dich", ſprach er, „dich muß ich ja fragen, mit dir muß ich mich ja berathen, mit dir, du meines Lebens ſchönes, herrliches Geheimniß! Schweige nicht, laß deine Stimme hören! Du weißt es ja, niemals war ich ein gemeiner Menſch, unerachtet mich manche dafür hielten. Denn in mir glühte alle Liebe, die der ewige Weltgeiſt ſelbſt iſt, und der Funke glimmte in meiner Bruſt, den der Hauch deines Weſens anfachte zur hellen fröhlichen Flamme! — Glaube nicht, Chiara, daß dies Herz darum, weil es älter worden, vereiſet iſt und nicht mehr ſo raſch zu ſchlagen vermag als damals, da ich dich dem unmenſchlichen Severino entriß; glaube nicht, daß ich jetzt weniger deiner werth geworden, als ich es damals war, da du ſelbſt mich aufſuchteſt! — Ja! — laß nur deine Stimme hören, und ich will mit der Haſt des Jünglings dem Ton ſo lange nachrennen, bis ich dich gefunden, und dann wohnen wir wieder zuſammen und treiben in zauberiſcher Gemeinſchaft die höhere Magie, welche alle Menſchen, ſelbſt die allergemeinſten, nothgedrungen erkennen ohne daran zu glauben. — Und wandelſt du nicht mehr leiblich hier auf Erden, ſpricht deine Stimme aus der Geiſterwelt zu mir herab, ſo bin ich auch damit zufrieden und werde auch denn wohl noch ein tüchtigerer Kerl, als ich jemals geweſen. — Doch nein, nein! — Wie lauteten die tröſtenden Worte, die du zu mir ſprachſt?

Nicht erfaßt der bleiche Tod,
Die im Herzen Liebe tragen,
Dem glänzt noch das Abendroth,
Der am Morgen wollt' verzagen!"

„Meiſter", rief Julia, die ſich aus dem Seſſel erhoben, und dem Alten in tiefem Erſtaunen zugehorcht hatte, „Meiſter! mit wem redet Ihr? was wollt Ihr beginnen? — Ihr nanntet den Namen: Severino; güt'ger Himmel! redete der Prinz, als er ſich von ſeinem Entſetzen erholt hatte, Euch nicht ſelbſt an mit dieſem Namen? Welches furchtbare Geheimniß liegt hier verborgen?"

Der Alte kam bei dieſen Worten Julia's augenblicklich aus dem erhöhten Zuſtande zurück und auf ſeinem Geſicht verbreitete ſich, wie es ſchon lange nicht mehr geſchehen, jene ſeltſame, beinahe grinſende Freundlichkeit, die mit ſeinem übrigens treuherzigen Weſen in dem wunderlichſten Zwieſpalt ſtand und ſeiner ganzen Erſcheinung den Anſtrich einer etwas unheimlichen Karrikatur gab.

„Mein ſchönes Fräulein", ſprach er mit dem grellen Ton, in dem aufſchneideriſche Geheimnißkrämer gewöhnlich ihre Wunder anzupreiſen pflegen, „mein ſchönes Fräulein, nur ein wenig Geduld, ich werde bald die Ehre haben, Ihnen hier im Fiſcherhäuschen die allerwunderbarſten

Dinge zu zeigen. — Dieſe tanzenden Männlein, dieſer kleine Türke, welcher weiß, wie alt jeder in der Geſellſchaft iſt, dieſe Automate, dieſe Palingeneſien, dieſe deformirten Bilder, dieſe optiſchen Siegel — alles hübſches magiſches Spielzeug, aber das beſte fehlt mir noch. Mein unſichtbares Mädchen iſt da! — Bemerken Sie, dort oben ſitzt ſie bereits in der Glaskugel. Sie ſpricht aber noch nicht, ſie iſt noch müde von der weiten Reiſe, denn ſie kommt gerades Weges aus dem fernen Indien. — In einigen Tagen, mein ſchönes Fräulein, kommt meine Unſichtbare, und dann wollen wir ſie befragen wegen des Prinzen Hektor, wegen Severino und anderer Begebniſſe der Vergangenheit und Zukunft! — Für jetzt nur etwas weniges ſchlichtes Amüſement."

Damit ſprang der Meiſter mit der Schnelle und Lebendigkeit eines Jünglings im Zimmer umher, zog die Maſchinen an, ordnete die magiſchen Spiegel. Und in allen Winkeln wurde es rege und lebendig, die Automate ſchritten daher und drehten die Köpfe, und ein künſtlicher Hahn ſchlug mit den Flügeln und krähte, während Papageien gellend dazwiſchen kreiſchten, und Julia ſelbſt und der Meiſter ſtanden draußen ſo gut wie im Zimmer. Julien wollte, unerachtet ſie an dergleichen Poſſen genugſam gewöhnt, dennoch bei der ſeltſamen Stimmung des Meiſters ein Grauen anwandeln. „Meiſter", ſprach ſie ganz erſchrocken, „Meiſter, was iſt Euch widerfahren?"

„Kind", erwiderte der Meiſter in ſeiner ernſten Manier, „Kind, etwas ſchönes und wunderbares, aber es taugt nicht recht, daß du es erfährſt. Doch! — Laß die lebendigtodten Dinger hier ihre Faxen ausſpielen, während ich dir von manchem ſo viel vertraue, als dir zu wiſſen nöthig und nützlich. — Meine liebe Julia, deine eigne Mutter hat dir ihr mütterliches Herz verſchloſſen, ich will es dir öffnen, daß du hinein zu blicken, daß du die Gefahr, in der du ſchwebſt, zu erkennen und dich ihr zu entziehen vermagſt. — Erfahre alſo fürs erſte ohne weitere Umſchweiſe, daß deine Mutter nichts geringeres feſt in ihrem Sinn beſchloſſen hat, als dich — — — — — — — — —

Kreiſlers Brief an Meiſter Abraham

Mein herzlieber Meiſter!

„La fin couronne les œuvres!“ hätte ich rufen können, wie Lord Clifford in Shakeſpeares Heinrich dem Sechſten, als ihm der ſehr edle Herzog von York eins verſetzt hatte zum Tode. Denn bei Gott, mein Hut ſtürzte ſchwer verwundet ins Gebüſch und ich ihm nach, rücklings, wie einer, von dem man in der Schlacht zu ſagen pflegt: er fällt, oder: er iſt gefallen. — Dergleichen Leute ſtehen aber ſelten wieder auf, dagegen that das aber Euer Johannes, mein lieber Meiſter, und das auf der Stelle. — Um meinen ſchwer verwundeten Cameraden, der nicht ſo wohl an meiner Seite, als über oder von meinem Haupte gefallen, konnte ich mich gar nicht bekümmern, da ich genug zu thun hatte, durch einen tüchtigen Seitenſatz (ich nehme das Wort Satz hier weder in philoſophiſchem noch in muſikaliſchem, ſondern lediglich in gymnaſtiſchem Sinn) der Mündung einer Piſtole auszuweichen, die jemand etwa drei Schritte davon auf mich hielt. Doch ich that noch mehr als das, ich ging plötzlich aus der Defenſive in die Offenſive über, ſprang auf den Piſtolanten los und ſtieß ihm ohne weitere Umſtände meinen Stockdegen in den Leib. — Immer habt Ihr mir den Vorwurf gemacht, Meiſter! daß ich des hiſtoriſchen Styls nicht mächtig, und unfähig etwas zu erzählen, ohne unnütze Phraſen und Abſchweifungen. Was ſagt Ihr zu der bündigen Darſtellung meines italiäniſchen Abenteuers in dem Park zu Sieghartshof, den ein hochſinniger Fürſt ſo mild beherrſcht, daß er ſelbſt Banditen tolerirt vergnüglicher Abwechslung halber?

Nehmt, lieber Meiſter, das bisher geſagte nur für die vorläufige epitomatiſche Inhaltsanzeige des hiſtoriſchen Kapitels, das ich, erlaubt es meine Ungeduld und der Herr Prior, ſtatt eines ordinairen Briefes für Euch aufſchreiben will. — Wenig nachzuholen iſt über das eigentliche Abenteuer im Walde. — Gewiß war es mir ſogleich, daß, als der Schuß fiel, ich davon profitiren ſollte, denn im Niederſtürzen empfand ich einen brennenden Schmerz an der linken Seite meines Kopfs, den der Conrektor in Göniönesmühl mit Recht einen hartnäckigen nannte. Hartnäckigen Widerſtand hatte der wackere Knochenbau nämlich geleiſtet dem ſchnöden Blei, ſo, daß die Streifwunde kaum zu achten. — Aber ſagt mir, lieber Meiſter, ſagt mir auf der Stelle oder heute Abend oder wenigſtens morgen in aller Frühe, in weſſen Leib meine Stockklinge gefahren? Sehr lieb würde es mir ſeyn zu vernehmen, daß ich eigentlich gar kein gemeines Menſchenblut vergoſſen, ſondern bloß einigen prinzlichen Ichor; und es will mir ahnen als wäre dem ſo. — Meiſter! — ſo hätte der Zufall mich denn zu der That geführt, die der finſtere Geiſt mir verkündete, bei Euch im Fiſcherhäuschen! — War vielleicht dieſe kleine Stockklinge in dem Augenblick, als ich ſie brauchte zur Nothwehr gegen Mörder, das furchtbare Schwerdt der Blutſchuld rächenden Nemeſis? — Schreibt mir alles, Meiſter, und vor allen Dingen, was es mit der Waffe, die Ihr mir in die Hand gabt, mit dem kleinen Bilde für eine Bewandtniß hat. — Doch nein — nein, ſagt mir davon nichts. Laßt mich dieſes Meduſenbild, vor deſſen Anblick der bedrohliche Frevel erſtarrt, bewahren, mir ſelbſt ein unerklärliches Geheimniß. Es iſt mir, als würde dieſer Talisman ſeine Kraft verlieren, ſo bald ich wüßte, was für eine Conſtellation ihn gefeit zur Zauberwaffe! — Wollt Ihr mir's glauben, Meiſter, daß ich bis jetzt Euer kleines Bild noch gar nicht einmal recht angeſchaut? — Iſt es an der Zeit, ſo werdet Ihr mir alles ſagen, was mir zu wiſſen nöthig, und dann gebe ich den Talisman zurück in Eure Hände. Alſo für jetzt kein Wort weiter davon! — Doch fortfahren will ich nun in meinem hiſtoriſchen Kapitel.

Als ich beſagtem Jemand, beſagtem Piſtolanten meinen Stockdegen in den Leib gerannt, ſo daß er lautlos niederſtürzte, ſprang ich fort mit der Schnellfüßigkeit eines Ajax, da ich Stimmen im Park zu hören und mich noch in Gefahr glaubte. Ich gedachte nach Siegbartsweiler zu laufen, aber die Dunkelheit der Nacht ließ mich den Weg verfehlen. Schneller und ſchneller rannte ich fort, immer noch hoffend mich zurecht zu finden. Ich durchwatete Feldgraben, ich erklimmte eine ſteile Anhöhe und ſank endlich in einem Gebüſch vor Ermattung nieder. Es war als blitze es dicht vor meinen Augen, ich fühlte einen ſtechenden Schmerz am Kopf, und erwachte aus tiefem Todesſchlaf. Die Wunde hatte ſtark geblutet, ich machte mir, das Taſchentuch benutzend, einen Verband, der dem geſchickteſten Compagniechirurgus auf dem Schlachtfelde zur Ehre gereicht haben würde, und ſchaute nun ganz froh und fröhlich umher. Unfern von mir ſtiegen die mächtigen Ruinen eines Schloſſes empor. — Ihr merkt es, Meiſter, ich war zu meiner nicht geringen Verwunderung auf den Geierſtein gerathen.

Die Wunde ſchmerzte nicht mehr, ich fühlte mich friſch und leicht, ich trat heraus aus dem Gebüſch, das mir zum Schlafgemach gedient, die Sonne ſtieg empor und warf blinkende Streiflichter auf Wald und Flur, wie fröhliche Morgengrüße. Die Vögel erwachten in den Gebüſchen und badeten ſich zwitſchernd im kühlen Morgenthau und ſchwangen ſich auf in die Lüfte. Noch in nächtliche Nebel gehüllt lag tief unter mir Sieghartshof, doch bald ſanken die Schleier und in flammendem Gold ſtanden Bäume und Büſche. Der See des Parks glich einem blendend ſtrahlenden Spiegel: ich unterſchied das Fiſcherhäuschen wie einen kleinen weißen Punkt — ſogar die Brücke glaubte ich deutlich zu ſchauen. — Das Geſtern trat auf mich ein, aber als ſey es eine längſt vergangene Zeit, aus der mir nichts geblieben, als die Wehmuth der Erinnerung an das ewig Verlorne, die in demſelben Augenblick die Bruſt zerreißt und mit ſüßer Wonne erfüllt. „Haſelant, was willſt du denn eigentlich damit ſagen, was haſt du denn in dem längſt vergangenen Geſtern auf ewig verloren?“ So ruft Ihr mich an, Meiſter, ich hör' es. — Ach Meiſter, noch einmal ſtelle ich mich hin auf jene hervorragende Spitze des Geierſteins — noch einmal breite ich die Arme aus wie Adlersflügel, mich dorthin zu ſchwingen, wo ein ſüßer Zauber waltete, wo jene Liebe, die nicht in Raum und Zeit bedingt, die ewig iſt wie der Weltgeiſt, mir aufging in den ahnungsvollen Himmelstönen, die die dürſtende Sehnſucht ſelbſt ſind und das Verlangen! — Ich weiß es, dicht vor meiner Naſe ſetzt ſich ein Teufelskerl von hungrigem Opponenten hin, der nur opponirt des irdiſchen Gerſtenbrots halber, und fragt mich höhniſch: ob es möglich ſey, daß ein Ton dunkelblaue Augen haben könne? Ich führe den bündigſten Beweis, daß der Ton eigentlich auch ein Blick ſey, der aus einer Lichtwelt durch zerriſſene Wolkenſchleier hinab ſtrahle; der Opponent geht aber weiter und frägt nach Stirn, nach Haar, nach Mund und Lippen, nach Armen, Händen, Füßen und zweifelt durchaus mit hämiſchem Lächeln, daß ein bloßer purer Ton mit dieſem allem begabt ſeyn könne. — O Gott, ich weiß, was der Schlingel meint, nämlich nichts weiter, als daß, ſo lange ich ein glebae adscriptus ſey wie er und die übrigen, ſo lange wir alle nicht blos Sonnenſtrahlen fraßen und uns manchmal noch auf einen andern Stuhl ſetzen müßten als auf den Lehrſtuhl, es mit jener ewigen Liebe, mit jener ewigen Sehnſucht, die nichts will als ſich ſelbſt und von der jeder Narr zu ſchwatzen weiß — Meiſter! ich wünſchte nicht, daß Ihr auf die Seite des hungrigen Opponenten trätet — es würde mir unangenehm ſeyn. — Und ſagt ſelbſt, könnte Euch wohl eine einzige vernünftige Urſache dazu treiben? — hab' ich jemals Hang gezeigt zu triſter Sekundanernarrheit? — Ja hab' ich, zu reifen Jahren gekommen, mich nicht ſtets nüchtern zu erhalten gewußt, hab' ich etwa jemals gewünſcht ein Handſchuh zu ſeyn, bloß um Julia's Wange zu küſſen, wie Vetter Romeo? — Glaubt es nur, Meiſter, die Leute mögen auch ſagen, was ſie wollen, im Kopf trag' ich nichts als Noten, und im Gemüth und Herzen die Klänge dazu, denn alle Teufel! wie ſollt' ich ſonſt im Stande ſeyn, ſolche manierliche, bündige Kirchenſtücke zu ſetzen, als die Veſper es iſt, die da eben vollendet auf dem Pulte liegt. — Doch — ſchon wieder war es um die Hiſtorie geſchehen — ich erzähle weiter.

Aus der Ferne vernahm ich den Geſang einer kräftigen Männerſtimme, der ſich immer mehr und mehr näherte. Bald gewahrte ich denn auch einen Benediktinergeiſtlichen, der auf dem Fußſteig unterwärts fortwandelnd, einen lateiniſchen Hymnus ſang. Nicht weit von meinem Platze ſtand er ſtill, hielt inne mit dem Singen und ſchaute, indem er den breiten Reiſehut vom Kopfe nahm und ſich mit einem Tuch den Schweiß von der Stirne trocknete, in der Gegend umher, dann verſchwand er ins Gebüſch. Mir kam die Luſt an, mich zu ihm zu geſellen, der Mann war mehr als wohlgenährt, die Sonne brannte ſtärker und ſtärker, und ſo konnt' ich wohl denken, daß er ein Ruheplätzchen geſucht haben würde im Schatten. Ich hatte mich nicht geirrt, denn in das Gebüſch tretend, erblickte ich den ehrwürdigen

Herrn, der ſich auf einen dick bemooſten Stein niedergelaſſen hatte. Ein höheres Felsſtück dicht daneben diente ihm zum Tiſch; er hatte ein weißes Tuch darüber ausgebreitet, und holte eben aus dem Reiſeſack Brot und gebratenes Geflügel hervor, daß er mit vielem Appetit zu bearbeiten begann. „Sed praeter omnia bibendum quid,“ ſo rief er ſich ſelbſt zu und ſchenkte aus einer Korbflaſche Wein ein in einen kleinen ſilbernen Becher, den er aus der Taſche hervorgezogen. Eben wollte er trinken, als ich mit einem „Gelobt ſey Jeſus Chriſt!“ zu ihm hintrat. Mit dem Becher an den Lippen ſchaute er auf, und ich erkannte im Augenblick meinen alten gemüthlichen Freund aus der Benediktinerabtei zu Kanzheim, den ehrlichen Pater und praefectus chori Hilarius. „In Ewigkeit!“ ſtammelte Pater Hilarius, indem er mich mit weit aufgeriſſenen Augen ſtarr anblickte. Ich dachte ſogleich an meinen Kopfputz, der mir vielleicht ein fremdes Anſehen geben mochte, und begann: „O mein ſehr geliebter würdiger Freund Hilarius, haltet mich nicht für einen verlaufenen vagabondirenden Hindus, auch nicht für ein auf den Kopf gefallnes Landeskind, da ich doch nun einmal nichts anderes bin und ſeyn will, als Euer Intimus, der Kapellmeiſter Johannes Kreisler!“ —

„Beim heiligen Benedikt,“ rief Pater Hilarius freudig, „ich hatte Euch gleich erkannt, herrlicher Compoſitor und angenehmer Freund, aber per diem ſagt mir, wo kommt Ihr her, was iſt Euch geſchehen, Euch, den ich mir in floribus dachte am Hofe des Großherzogs?“

Ich nahm gar keinen Anſtand dem Pater kürzlich alles zu erzählen, was ſich mit mir begeben und wie ich genöthigt geweſen, dem, dem es beliebt nach mir, wie nach einem aufgeſteckten Ziel, Probeſchüſſe zu thun, meinen Stockdegen in den Leib zu ſtoßen, und wie beſagter Zielſchießer wahrſcheinlich ein italiäniſcher Prinz geweſen, der Hektor geheißen, wie mancher würdige Pirſchhund. — „Was nun beginnen, zurückkehren nach Sieghartsweiler oder — rathet mir, Pater Hilarius!“

So ſchloß ich meine Erzählung. — Pater Hilarius, der manches — Hm! — ſo! — ei! — heiliger Benedikt — dazwiſchen geworfen, ſah jetzt vor ſich nieder, murmelte: „Bibamus!“ und leerte den ſilbernen Becher auf einen Zug.

Dann rief er lachend: „In der That, Kapellmeiſter, der beſte Rath, den ich Euch fürs erſte ertheilen kann, iſt, daß Ihr Euch fein zu mir herſetzt und mit mir frühſtückt. Ich kann Euch dieſe Feldhühner empfehlen, erſt geſtern ſchoß ſie unſer ehrwürdiger Bruder Macarius, der, wie Ihr Euch wohl erinnert, alles trifft, nur nicht die Noten in den Reſponſorien; und wenn Ihr den Kräutereſſig vorſchmeckt, mit dem ſie angefeuchtet, ſo verdankt Ihr das der Sorgfalt des Bruders Euſebius, der ſie ſelbſt gebraten mir zu Liebe. Was aber den Wein betrifft, ſo iſt er werth, die Zunge eines landflüchtigen Kapellmeiſters zu netzen. Aechter Bocksbeutel, carissime Johannes, ächter Bocksbeutel aus dem St. Johannis-Hoſpital zu Würzburg, den wir unwürdige Diener des Herrn erhalten in beſter Qualität. — Ergo bibamus!“

Damit ſchenkte er den Becher voll und reichte ihn mir hin. — Ich ließ mich nicht nöthigen, ich trank und aß wie einer, der ſolcher Stärkung bedarf.

Pater Hilarius hatte den anmuthigſten Platz gewählt, um ſein Frühſtück einzunehmen. Ein dichtes Birkengebüſch beſchattete den blumichten Raſen des Bodens, und der kryſtallhelle Waldbach, der über hervorragendes Geſtein plätſcherte, vermehrte noch die erfriſchende Kühle. Die einſiedleriſche Heimlichkeit des Orts erfüllte mich mit Wohlbehagen und Ruhe, und während Pater Hilarius mir von allem erzählte, was ſich ſeit der Zeit in der Abtei begeben, wobei er nicht vergaß ſeine gewöhnlichen Schwänke und ſein hübſches Küchenlatein einzumiſchen, horchte ich auf die Stimmen des Waldes, der Gewäſſer, die zu mir ſprachen in tröſtenden Melodieen.

Pater Hilarius mochte mein Schweigen der bittern Sorge zuſchreiben, die mir das Geſchehene verurſachte.

„Seyd", begann er, indem er mir den aufs neue gefüllten Becher hinreichte, „ſeyd guten Muths, Kapellmeiſter! Ihr habt Blut vergoſſen, das iſt wahr, und Blut vergießen iſt Sünde, doch distinguendum est inter et inter — Jedem iſt ſein Leben das liebſte, er hat es nur einmal. Ihr habt das Eurige vertheidigt, und das verbietet die Kirche keines Weges, wie ſattſam zu erweiſen, und weder unſer Hochwürdiger Herr Abt noch irgend ein anderer Diener des Herrn wird Euch die Abſolution verſagen, ſeyd Ihr auch unverſehns in fürſtliche Eingeweide gefahren. — Ergo bibamus! — Vir sapiens non te abhorrebit, Domine! — Aber theuerſter Kreisler, kehrt Ihr zurück nach Sieghartsweiler, ſo wird man Euch garſtig befragen über das cur, quomodo, quando, ubi, und wollt Ihr den Prinzen des mörderiſchen Angriffs zeihen, wird man Euch glauben? Ibi jacet lepus in pipere! — Aber ſeht, Kapellmeiſter, wie — doch, bibendum quid!" — Er leerte den vollgeſchenkten Becher und fuhr dann fort: „Ja ſeht, Kapellmeiſter, wie der gute Rath kommt mit dem Bocksbeutel. — Erfahrt, daß ich mich eben zum Kloſter Allerheiligen begeben wollte, um mir von dem dortigen praefectus chori Muſik zu holen zu den nächſten Feſten. Ich habe die Kaſten ſchon zwei, dreimal umgekehrt, es iſt alles alt und verbraucht, und was die Muſik betrifft, die Ihr uns komponirt habt während Eures Aufenthalts in der Abtei, ja die iſt gar ſchön und neu, aber — nehmt mir es nicht übel, Kapellmeiſter, auf ſo kurioſe Weiſe geſetzt, daß man keinen Blick wenden darf von der Partitur. Will man nur ein bischen durchs Gitter ſchielen nach dieſer, jener hübſchen Dirne unten im Schiff, gleich hat man einen Halt verfehlt oder ſonſt was und ſchlägt einen falſchen Takt und ſchmeißt das Ganze um — Pump da liegt's und Di — di Diedel diedel greift Bruder Jakob in die Orgeltaſten! — ad patibulum cum illis — Ich durfte alſo — doch bibamus!“ —

Nachdem wir beide getrunken, floß der Strom der Rede alſo weiter: „Desunt die nicht da ſind, und die nicht da ſind, können nicht gefragt werden, ich dächte daher, Ihr wandertet ſogleich mit mir zurück nach der Abtei, die, ſchlägt man Richtwege ein, kaum zwei Stunden von hier entfernt iſt. In der Abtei ſeyd Ihr geſichert gegen alle Nachſtellungen, contra hostium insidias, ich bringe Euch hin als lebendige Muſik, und Ihr bleibt da, ſo lange es Euch gefällt oder ſo lange Ihr es gerathen findet. Der Hochwürdige Herr Abt verſorgt Euch mit allem nöthigen. Ihr kleidet Euch in die feinſte Wäſche und zieht das Benediktinergewand darüber, das Euch ſehr wohl ſtehen wird. Aber damit Ihr nicht unterweges ausſeht, wie der Wundgeſchlagene auf dem Bilde vom mitleidigen Samariter, ſo ſetzt meinen Reiſehut auf, ich werde mir den Capuſchon über die Glatze ziehn. — Bibendum quid, Liebſter!“

Damit leerte er den Becher noch einmal, ſchwenkte ihn aus im nahen Waldbach, packte alles ſchnell in ſeinen Reiſeſack, drückte mir ſeinen Hut auf die Stirne und rief ganz fröhlich: „Kapellmeiſter, wir dürfen nur ganz langſam und bequem einen Fuß vor den andern ſetzen und kommen doch gerade an, wenn ſie läuten ad conventum conventuales, d. h. wenn der Hochwürdige Abt ſich zu Tiſche ſetzt.“

Ihr dürft wohl denken, lieber Meiſter, daß ich gegen den Vorſchlag des fröhlichen Paters Hilarius nicht das mindeſte einzuwenden hatte, daß es mir vielmehr gar willkommen ſeyn mußte, mich an einen Ort zu begeben, der mir in ſo mancher Hinſicht ein wohlthätiges Aſyl werden konnte.

Wir ſchritten gemächlich fort unter allerlei Geſprächen und langten, ſo wie Pater Hilarius es gewollt, in der Abtei an, als man gerade die Tiſchglocke läutete.

Um vor der Hand allen Fragen zuvor zu kommen, ſagte Pater Hilarius dem Abt, daß, da er zufällig erfahren, wie ich mich in Sieghartsweiler aufhalte, er es vorgezogen, ſtatt der Muſik aus dem Kloſter Allerheiligen, lieber den Componiſten zu holen, der ja ein ganzes unerſchöpfliches Magazin von Muſik in ſich trage.

Der Abt Chryſoſtomus (mich dünkt, ich hätte Euch ſchon viel von ihm erzählt) empfing mich mit jener gemüthlichen Freude, die nur wahrhaft guter Geſinnung eigen, und lobte den Entſchluß des Paters Hilarius. —

Seht mich nun, Meiſter Abraham, wie ich, umgeſchaffen zum paſſablen Benediktinermönch, in einem hohen geräumigen Zimmer des Hauptgebäudes der Abtei ſitze und ämſig Veſpern und Hymnen ausarbeite, ja wie ich ſchon mitunter Gedanken notire zu einem feierlichen Hochamt, wie ſich die ſingenden und ſpielenden Brüder, die Chorknaben verſammeln, wie ich ämſig Proben halte, wie ich hinter dem Gitter des Chors dirigire! In der That, ſo vergraben fühle ich mich in dieſe Einſamkeit, daß ich mich mit Tartini vergleichen möchte, der, die Rache des Cardinals Cornaro fürchtend, in das Minoritenkloſter zu Aſſiſi floh, wo ihn endlich nach Jahren ein Paduaner entdeckte, der ſich in der Kirche befand und den verlornen Freund auf dem Chore erblickte, als ein Windſtoß den Vorhang, der das Orcheſter verhüllte, einige Augenblicke aufhob. — Es hätte Euch ſelbſt, Meiſter! ſo mit mir gehen können wie jenem Paduaner, aber ich mußte Euch ja doch ſagen, wo ich geblieben, Ihr konntet ſonſt Wunder gedacht haben, was aus mir geworden. —

Hat man vielleicht meinen Hut gefunden und ſich gewundert, daß ihm der Kopf abhanden gekommen? — Meiſter! eine beſondere wohlthätige Ruhe iſt in mein Inneres gekommen; ſollte ich vielleicht hier am Ankerplatz gelandet ſeyn? Als ich neulich an dem kleinen See, der in der Mitte des weitläufigen Gartens der Abtei liegt, wandelte und mein Bild neben mir wandelnd im See erblickte, da ſprach ich: der Menſch, der da unten neben mir her geht, das iſt ein ruhiger, beſonnener Menſch, der nicht mehr wild umher ſchwirrend in vagen unbegränzten Räumen, die gefundene Bahn feſt hält, und es iſt ein Glück für mich, daß der Menſch kein anderer iſt, als ich ſelbſt. — Aus einem andern See ſchaute mich einſt ein fataler Doppeltgänger an — Doch ſtill — ſtill von dem allem. — Meiſter, nennt mir keinen Namen — erzählt mir nichts — auch nicht einmal, wen ich geſpießt — Aber von Euch ſelbſt ſchreibt mir viel — Die Brüder kommen zur Probe, ich ſchließe mein hiſtoriſches Kapitel und zugleich meinen Brief. Lebt wohl, mein guter Meiſter, und gedenkt meiner! ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

* * *

hohen und ſteilen Hügel, im flachen Lande hätte er für einen Berg gegolten, belegen. Ein breiter, bequemer, von duftendem Gebüſch eingeſchloſſener Weg, an deſſen beiden Seiten häufig angebrachte ſteinerne Sitze und Lauben die gaſtliche Sorge für die wandernden Pilger bewieſen, führte hinauf. Oben angekommen, gewahrte man erſt die Größe und Pracht des Gebäudes, das man in der Ferne nur für eine einzeln daſtehende Kirche gehalten. Wappen, Biſchofsmütze, Krummſtab und Kreuz, über dem Thor in Stein gehauen, zeigten, daß ſonſt hier eine biſchöfliche Reſidenz geweſen, und die

Inſchrift: **Benedictus, qui venit in nomine domini,** lud fromme Gäſte ein zum Eintritt. Aber jeder, der eingetreten, blieb wohl unwillkürlich ſtehen, überraſcht, erfaßt von dem Anblick der Kirche, die mit ihrer prächtigen, im Styl des Palladio erbauten Façade, mit ihren beiden hohen luftigen Thürmen in der Mitte ſtand, als Hauptgebäude, an das ſich von beiden Seiten Flügel anſchloſſen. In dem Hauptgebäude befanden ſich noch die Zimmer des Abts, in den Seitenflügeln dagegen die Wohnungen der Mönche, das Refektorium, andere Verſammlungsſäle, ſo wie auch Zimmer zur Aufnahme einkehrender Fremden. Unfern dem Kloſter lagen die Wirthſchaftsgebäude, die Meierei, das Haus des Amtmanns; tiefer im Thal umflocht aber das ſchöne Dorf Kanzheim den Hügel mit der Abtei, wie ein bunter üppiger Kranz.

Dieſes Thal breitete ſich aus bis an den Fuß des fernen Gebirges. Zahlreiche Heerden weideten in den von ſpiegelhellen Bächen durchſchnittenen Wieſengründen, fröhlich zogen die Landleute aus den Dörfern, die hin und wieder verſtreut lagen, durch die reichen Kornfelder, jubelnder Geſang der Vögel ſcholl aus den anmuthigen Gebüſchen, ſehnſüchtiger Hörnerſchall rief herüber aus der fernen dunklen Waldung, beſchwingt mit weißen Segeln glitten ſchwer beladene Kähne auf dem breiten Fluß, der das Thal durchſtrömte, ſchnell vorüber, und man vernahm die frohen Grüße der Schiffer. Ueberall üppige Fülle, reichlich geſpendeter Segen der Natur, überall reges, ewig forttreibendes Leben. Die Ausſicht in die lachende Landſchaft vom Hügel herab, aus den Fenſtern der Abtei, erhob das Gemüth und erfüllte es zugleich mit innigem Wohlbehagen.

Mocht' es ſeyn, daß man dem innern Schmuck der Kirche, der edlen, grandioſen Grundanlage ungeachtet, bei dem vielen bunten, vergoldeten Schnitzwerk und der kleinlichen Bilderei mit Recht den Vorwurf der Ueberladung, des mönchiſchen Ungeſchmacks machen konnte, ſo fiel dafür der reine Styl, in dem die Zimmer des Abts gebaut und verziert waren, deſto mehr ins Auge. Aus dem Chor der Kirche trat man unmittelbar in einen geräumigen Saal, der zur Verſammlung der Geiſtlichen und zugleich zur Aufbewahrung der Inſtrumente und Muſikalien diente. Aus dieſem Saal führte ein langer Corridor, der eine joniſche Säulenſtellung bildete, in die Gemächer des Abts. Seidene Tapeten, auserleſene Gemälde der beſten Meiſter aus verſchiedenen Schulen, Büſten, Statuen großer Männer der Kirche, Teppiche, zierlich ausgelegte Fußböden, koſtbares Geräth, alles deutete hier auf den Reichthum des wohl dotirten Kloſters. Dieſer Reichthum, der in dem Ganzen herrſchte, war aber nicht jener glänzende Prunk, der das Auge blendet ohne ihm wohl zu thun, und der Staunen, aber nicht Wohlbehagen erzeugt. Alles war an ſeiner rechten Stelle angebracht, nichts wollte prahleriſch die Aufmerkſamkeit für ſich allein feſſeln und die Wirkung des andern zerſtören, und ſo dachte man nicht an die Koſtbarkeit dieſes, jenes einzelnen Schmucks, ſondern fühlte ſich von dem Ganzen gemüthlich angeregt. Das durchaus *Gehörige* in der Anordnung brachte dieſen gemüthlichen Eindruck hervor und eben das richtig entſcheidende Gefühl des Gehörigen möchte wohl das ſeyn, was man guten Geſchmack zu nennen pflegt. Das Bequeme, Wohnliche dieſer Gemächer des Abts gränzte an das Ueppige, ohne in der That üppig zu werden, und ſo durfte es keinen Anſtoß geben, daß ein Geiſtlicher alles dies ſelbſt angeordnet und herbeigeſchafft. Der Abt Chryſoſtomus hatte, als er vor wenigen Jahren nach Kanzheim kam, die abteiliche Wohnung einrichten laſſen, wie ſie ſich jetzt fand, und ſein ganzer Charakter, ſeine ganze Art zu ſeyn, ſprach ſich ſchon lebhaft aus in dieſer Einrichtung, ehe man ihn ſelbſt ſah und bald die hohe Stufe ſeiner geiſtigen Bildung gewahrte. Noch in den vierziger Jahren, groß, wohlgebaut, geiſtvollen Ausdruck im männlich ſchönen Antlitz, Anmuth und Würde im ganzen Betragen, flößte der Abt jedem, der ſich ihm nahte, die Ehrfurcht ein, die ſein Stand forderte. Eifriger Kämpfer für die Kirche, raſtloſer Verfechter der Rechte ſeines Ordens, ſeines Kloſters, ſchien er doch nachgiebig und duldſam. Aber eben dieſe ſcheinbare Nachgiebigkeit war eine Waffe, die er wohl zu führen und damit jeden Widerſtand, ſelbſt den der oberſten Gewalt zu beſiegen wußte. Durfte man denn auch ahnen, daß hinter einfachen ſalbungsreichen Worten, die aus dem treuſten Herzen zu kommen ſchienen, ſich mönchiſche Schlauheit verberge, ſo gewahrte man nur die Gewandtheit eines eminenten Geiſtes, der in die tiefern Verhältniſſe der Kirche eingedrungen. Der Abt war ein Zögling der Propaganda in Rom. — Selbſt gar nicht geneigt, den Anſprüchen des Lebens zu entſagen, in ſo fern ſie mit geiſtlicher Sitte und Ordnung verträglich, ließ er ſeinen zahlreichen Untergebenen alle Freiheit, die ſie nur nach ihrem Stande fordern konnten. So kam es denn, daß, während einige dieſer, jener Wiſſenſchaft ergeben, in einſamer Zelle ſtudirten, andere luſtig umher ſchwärmten in dem Park der Abtei und ſich erluſtigten im heitern Geſpräch, während einige, zu ſchwärmeriſcher Andacht geneigt, faſteten und ihre Zeit hinbrachten in ſtetem Gebet, andere ſich es wohl ſchmecken ließen an der reich beſetzten Tafel und ihre religiöſen Uebungen auf die Ordensregel beſchränkten, während einige die Abtei nicht verlaſſen mochten, andere ſich auf weitere Wege begaben, auch wohl, kam die Zeit heran, das lange Prieſtergewand vertauſchten mit dem kurzen Jägerrock und ſich als wackre Waidmänner herum tummelten. Waren nun aber die Neigungen der Brüder verſchieden und durfte jeder der ſeinigen nachhängen, wie er wollte, ſo kamen ſie alle in der enthuſiaſtiſchen Vorliebe für die Muſik überein. Beinahe ein jeder war ausgebildeter Muſiker, und es gab Virtuoſen unter ihnen, die der beſten fürſtlichen Kapelle Ehre gemacht haben würden. Eine reiche Muſikalienſammlung, eine Auswahl der vortrefflichſten Inſtrumente ſetzte jeden in den Stand, die Kunſt zu treiben wie er wollte, und häufige Aufführungen auserleſener Werke erhielten jeden in praktiſcher Uebung.

Eben dieſem muſikaliſchen Treiben gab nun Kreislers Ankunft in der Abtei einen neuen Schwung. Die Gelehrten ſchlugen ihre Bücher zu, die Andächtigen kürzten ihre Gebete ab, alle verſammelten ſich um Kreisler, den ſie liebten und deſſen Werke ſie hoch ſchätzten, wie keine anderen. Der Abt ſelbſt hing ihm an mit inniger Freundſchaft und er, ſo wie alle übrigen beeiferten ſich, ihm ihre Achtung, ihre Liebe darzuthun, wie ſie es nur vermochten. War nun die Gegend, in der die Abtei lag, ein Paradies zu nennen, gewährte das Leben im Kloſter die bequemſte Behaglichkeit, wozu ein leckrer Tiſch und edler Wein, für den der Pater Hilarius ſorgte, wohl auch zu rechnen, herrſchte unter den Brüdern die gemüthliche Heiterkeit, welche von dem Abt ſelbſt ausging, ſchwamm überdem Kreisler, den die Kunſt raſtlos beſchäftigte, recht in ſeinem Elemente, ſo konnt' es nicht fehlen, daß ſein bewegtes Gemüth ruhig wurde, wie ſeit langer Zeit nicht mehr. Selbſt der Zorn ſeines Humors dämpfte ſich, er wurde ſanft und weich wie ein Kind. Aber noch mehr als das alles, er glaubte an ſich ſelbſt, verſchwunden war jener geſpenſtiſche Doppeltgänger, der empor gekeimt aus den Blutstropfen der zerriſſenen Bruſt. —

Irgendwo *) heißt es von dem Kapellmeiſter Johannes

---

*) Fantaſieſtücke in Callots Manier. Neue Ausg. Th. I. Seite 32.

Kreisler, daß ſeine Freunde es nicht dahin hätten bringen können, daß er eine Compoſition aufgeſchrieben, und ſey dies wirklich einmal geſchehen, ſo habe er doch das Werk, ſo viel Freude er auch über das Gelingen geäußert, gleich nachher ins Feuer geworfen. — So mag es ſich begeben haben in einer ſehr verhängnißvollen Zeit, die dem armen Johannes den rettungsloſen Untergang drohte, von der gegenwärtiger Biograph bis jetzt aber nicht recht viel weiß. Jetzt in der Abtei Kanzheim wenigſtens hütete ſich Kreisler wohl, die Compoſitionen zu vernichten, die recht aus ſeinem Innerſten hervor gingen, und ſeine Stimmung ſprach ſich in dem Charakter ſüßer wohlthuender Wehmuth aus, den ſeine Werke trugen, ſtatt daß er ſonſt nur zu oft im mächtigen Zauber aus der Tiefe der Harmonik die gewaltigen Geiſter herauf beſchwor, die die Furcht, das Entſetzen, alle Qualen hoffnungsloſer Sehnſucht aufregen in der menſchlichen Bruſt. —

— Man hatte eines Abends im Chor der Kirche die letzte Probe eines Hochamts gehalten, mit dem Kreisler fertig worden und das am folgenden Morgen aufgeführt werden ſollte. Die Brüder waren zurück gekehrt in ihre Zellen, Kreisler allein weilte in dem Säulengange und ſchaute hinaus in die Gegend, die im Schimmer der letzten Strahlen der ſinkenden Sonne vor ihm lag. Da war es ihm, als vernähme er aus weiter Ferne noch einmal ſein Werk, das ihm eben lebendig dargeſtellt von den Brüdern. Als nun aber das Agnus dei kam, da erfaßte ihn aufs neue und ſtärker die namenloſe Wonne jener Augenblicke, in denen ihm dieſes Agnus aufgegangen. „Nein", rief er aus, indem glühende Thränen ſeine Augen füllten, „nein! — ich bin es nicht, du allein! du mein einziger Gedanke, du mein einziges Sehnen!" —

Wunderbar war es wohl, auf welche Weiſe Kreisler dieſen Satz, in dem der Abt, die Bruder den Ausdruck der brünſtigſten Andacht, der himmliſchen Liebe ſelbſt ſanden, hervor gebracht hatte. Ganz erfüllt von dem Hochamt, das er zu ſetzen begonnen, aber noch lange nicht vollendet hatte, träumte er in einer Nacht, der Heiligentag, für den die Compoſition beſtimmt, ſey da, das Hochamt eingeläutet, er ſtehe an dem Pult, die fertige Partitur vor ſich, der Abt, ſelbſt Meſſe leſend, intonire und ſein Kyrie ſange an. —

Satz auf Satz folge nun, die Aufführung, gediegen und kraftvoll, überraſche ihn, reiße ihn fort bis zum Agnus dei. Da gewahre er zu ſeinem Schreck in der Partitur weiße Blätter, keine Note aufgeſchrieben, die Bruder ſchauten ihn, der plötzlich den Taktſtock ſinken laſſen, an, gewärtig, daß er endlich anfangen, daß die Stockung endlich aufhören werde. Aber bleiſchwer drücke ihn Verlegenheit und Angſt nieder, und er könne, ungeachtet er das ganze Agnus fertig in ſeiner Bruſt bewahre, nur es nicht heraus bringen in die Partitur. Da erſchiene aber plötzlich eine holde Engelsgeſtalt, trete an den Pult, ſänge das Agnus mit Tönen des Himmels und dieſe Engelsgeſtalt wäre Julia! — Im Entzücken hoher Begeiſterung erwachte Kreisler und ſchrieb das Agnus auf, das im ſeeligen Traum ihm aufgegangen. — Und dieſen Traum träumte Kreisler nun noch einmal, er vernahm Julia's Stimme, höher und höher ſchlugen die Wellen des Geſanges, als nun der Chor einfiel: Dona nobis pacem, er wollte untergehen in dem Meer von tauſend ſeeligen Wonnen, das ihn überſtrömte.

Ein leiſer Schlag auf die Schulter weckte Kreisler aus der Extaſe, in die er gerathen. Es war der Abt, der vor ihm ſtand und ihn mit Wohlgefallen anblickte.

„Nicht wahr“, begann der Abt, „nicht wahr, mein Sohn Johannes! was du tief in deinem Gemüth empfunden, was dir gelang herrlich und kräftig in das Leben zu rufen, das erfreut jetzt deine ganze Seele? -- Ich meine, du dachteſt an dein Hochamt, das ich zu den beſten Werken zähle, die du jemals geſchaffen."

Kreisler ſtarrte den Abt ſtillſchweigend an, noch war er keines Wortes mächtig.

„Nun, nun," fuhr der Abt lächelnd fort, „ſteige herab aus der obern Region, zu der du dich hinauf geſchwungen! — Ich glaube gar, du komponirſt in Gedanken und läſſeſt ſo nicht ab von der Arbeit, die dir freilich eine Luſt iſt, wie wohl eine gefährliche, da ſie zuletzt deine Kräfte aufzehrt. Entſchlage dich jetzt aller ſchaffenden Gedanken, laß uns in dieſem kühlen Gange auf und ab wandeln und unbefangen mit einander plaudern."

Der Abt ſprach nun von den Einrichtungen des Kloſters, von der Lebensweiſe der Mönche, rühmte den wahrhaft heiter frommen Sinn, den alle in ſich trügen, und fragte zuletzt den Kapellmeiſter, ob er (der Abt) ſich nicht täuſche, wenn er bemerkt zu haben glaube, daß Kreisler ſeit den Monaten, daß er ſich in der Abtei befinde, ruhiger, unbefangener, dem thätigen Forttreiben in der hohen Kunſt, die den Dienſt der Kirche verherrliche, geneigter geworden.

Kreisler konnte nicht anders, als dies zugeben und überdies verſichern, daß die Abtei ſich ihm aufgethan, wie ein Aſyl, in das er geflüchtet, und daß er ſich ſo heimiſch dünke, als ſey er wirklich Ordensbruder und werde das Kloſter niemals mehr verlaſſen.

„Laſſen Sie", ſo endete Kreisler, „laſſen Sie mir, ehrwürdiger Herr! die Täuſchung, die dies Kleid befördert. Laſſen Sie mich glauben, daß von bedrohlichem Sturm verſchlagen, mich die Gunſt des verſöhnten Geſchicks an einem Eilande ſtranden ließ, wo ich geborgen, wo nie mehr der ſchöne Traum zerſtört werden kann, der nichts anders iſt, als die Begeiſterung der Kunſt ſelbſt."

„In der That", erwiderte der Abt, indem eine beſondere Freundlichkeit ſein Antlitz überſtrahlte, „in der That, mein Sohn Johannes, das Kleid, das du angelegt, um als unſer Bruder zu erſcheinen, ſteht dir wohl, und ich wollte, daß du es nie wieder ablegteſt. Du biſt der würdigſte Benediktiner, den man nur ſehen kann.

Doch", fuhr der Abt nach einem kurzen Stillſchweigen fort, indem er Kreislers Hand faßte, „doch, kein Scherz iſt hier zu treiben. Sie wiſſen, mein Johannes! wie lieb Sie mir geweſen ſind ſeit dem Augenblick, als ich Sie kennen lernte, wie meine innige Freundſchaft, ſich mit der hohen Achtung für Ihr ausgezeichnetes Talent paarend, immer höher geſtiegen iſt. Für den, den man liebt, wird man mit Sorge erfüllt, und eben dieſe Sorge war es, die mich Sie ſeit der Zeit Ihres Aufenthalts im Kloſter bis zur Aengſtlichkeit beobachten ließ. Das Reſultat dieſer Beobachtungen brachte mich zu einer Ueberzeugung, die ich nicht aufgeben darf! — Längſt wollt' ich Ihnen in dieſer Hinſicht mein ganzes Herz öffnen, ich wartete auf einen günſtigen Augenblick, er iſt gekommen! — Kreisler! Entſagen Sie der Welt, treten Sie in unſern Orden!" —

So ſehr ſich auch Kreisler in der Abtei gefiel, ſo willkommen es ihm war, einen Aufenthalt verlängern zu können, der ihm Ruhe und Frieden gab, indem er ſeine rege künſtleriſche Thätigkeit in Anſpruch nahm, doch überraſchte ihn der Antrag des Abts auf beinahe unangenehme Weiſe, da er an nichts weniger mit wirklichem Ernſte gedacht, als ſeine Freiheit aufgebend, ſich unter die Mönche ſtecken zu laſſen auf immer, wie wohl ihm manchmal ſchon ſolch eine Grille aufgeſtiegen und dies vom Abt bemerkt ſeyn mochte. Ganz verwundert ſchaute er den Abt an, der ihm aber nicht zum Worte kommen ließ, ſondern fortfuhr: „Hören Sie mich erſt ruhig an, Kreisler, ehe Sie mir antworten. Wohl muß es mir angelegen ſeyn, der Kirche einen tüchtigen Diener zu gewinnen, indeſſen verwirft die Kirche ſelbſt jede künſtliche Ueberredung und will nur, daß der innere Funke der wahren Erkenntniß angeregt werde, damit er zur hell lodernden Flamme des Glaubens aufleuchte und jede Bethörung vernichte. Und ſo will ich nur das, was dunkel und verworren vielleicht in Ihrer eignen Bruſt liegt, entfalten, Ihnen ſelbſt zur deutlichen Erkenntniß bringen. Darf ich zu Ihnen, mein Johannes! denn von den aberwitzigen Vorurtheilen ſprechen, die man in der Welt gegen das Kloſterleben hegt? — Immer muß den Mönch irgend ein ungeheures Schickſal in die Klauſe getrieben haben, wo er, aller Luſt der Welt entſagend, unter beſtändiger Qual ein troſtloſes Leben vertrauert. So wäre das Kloſter der finſtre Kerker, wo die troſtloſeſte Trauer um ewig verlornes Gut, die Verzweiflung, der Wahnſinn erfinderiſcher Selbſtqual ſich eingeſperrt, wo abgehärmte bleiche Todesgeſtalten ein elendes Daſeyn hinſchleppten und ihre herzzermalmende Angſt aushauchten in dumpf murmelnden Gebeten!"

Kreisler konnte ſich nicht eines Lächelns erwehren, denn er gedachte, als der Abt von abgehärmten bleichen Todesgeſtalten ſprach, ſo manches wohlgenährten Benediktiners und vorzüglich des wackern rothwangichten Hilarius, der keine größere Qual kannte, als Wein zu trinken von ſchlechtem Gewächs und nur die Angſt, die ihm eine neue Partitur verurſachte, welche er nicht gleich verſtand.

„Sie belächeln", ſprach der Abt weiter, „Sie belächeln den Contraſt des Bildes, das ich aufſtellte, mit dem Kloſterleben, wie Sie es hier kennen gelernt, und haben gewiß Urſache dazu. — Mag es auch ſeyn, daß mancher, zerriſſen von irdiſchem Leid, alles Glück, alles Heil der Welt für immer aufgebend, in das Kloſter flieht, wohl ihm dann, daß die Kirche ihn aufnimmt und er in ihrem Schooß einen Frieden findet, der allein ihn über alles erlittene Ungemach tröſten und ihn erheben kann über das verderbliche Geſchick im weltlichen Treiben. Aber wie viele giebt es, die der wahre innere Hang zum andächtigen kontemplativen Leben in das Kloſter führt, die ungefügig in der Welt, jeden Augenblick verſtört durch das Andringen aller kleinlichen Verhältniſſe, wie ſie ſich nun einmal im Leben erzeugen, nur in ſelbſtgewählter Einſamkeit ſich wohl befinden. Dann giebt es aber andere, die ohne entſchiedenen Hang zum klöſterlichen Leben doch nirgends anders hingehören, als eigentlich ins Kloſter. — Ich meine diejenigen, die Fremdlinge in der Welt ſind und bleiben, weil ſie einem höheren Seyn angehören und die Anſprüche dieſes höheren Seyns für die Bedingung des Lebens halten, ſo aber raſtlos das verfolgend, was hienieden nicht zu finden, ewig dürſtend in nie zu befriedigender Sehnſucht, hin und her ſchwanken und vergeblich Ruhe ſuchen und Frieden, deren offne Bruſt jeder abgeſchoſſene Pfeil trifft, für deren Wunden es keinen Balſam giebt, als die bittre Verhöhnung des ſtets wider ſie bewaffneten Feindes. Nur die Einſamkeit, ein einförmiges Leben ohne feindliche Unterbrechung und vor allem das ſtete freie Aufſchauen zur Lichtwelt, der ſie angehören, kann das Gleichgewicht herſtellen und ſie im Innern eine überirdiſche Zufriedenheit fühlen laſſen, die in dem wirren Treiben der Welt nicht zu erringen. — Und Sie — Sie, mein Johannes, gehören zu dieſen Menſchen, die die ewige Macht im Druck des Irdiſchen hoch erhebt zum Himmliſchen. Das rege Gefühl des höhern Seyns, das Sie ewig mit dem ſchaalen irdiſchen Treiben entzweien wird, entzweien muß, ſtrahlt mächtig heraus in der Kunſt, die einer andern Welt gehört und die, ein heiliges Geheimniß der himmliſchen Liebe, mit Sehnſucht in Ihrer Bruſt verſchloſſen. Die glühendſte Andacht ſelbſt iſt dieſe Kunſt, und ihr ganz ergeben, haben Sie nichts mehr gemein mit einer buntſcheckigen Welttändelei, die Sie von ſich werfen mit Verachtung, wie der zum Jüngling gereifte Knabe das abgenutzte Spielzeug. — Entfliehen Sie für immer den aberwitzigen Neckereien hohnlächelnder Thoren, die Sie, mein armer Johannes, oft gequält haben bis aufs Blut! — Der Freund breitet die Arme aus, Sie zu empfangen, Sie einzuführen in den ſichern Port, den kein Gewitterſturm bedroht!" —

„Tief", ſprach Johannes, da der Abt ſchwieg, ernſt und düſter, „tief fühle ich die Wahrheit Ihrer Worte, mein ehrwürdiger Freund! tief, daß ich wirklich nicht in eine Welt tauge, die ſich mir geſtaltet wie ein ewiges räthſelhaftes Mißverſtändniß. Und doch — ich geſtehe es frei, erregt mir der Gedanke Schauer, auf Koſten ſo mancher Ueberzeugung, die ich mit der Muttermilch eingeſogen, dies Kleid zu tragen, wie einen Kerker, aus dem ich nimmer wieder heraus kann. Es iſt mir, als wenn dem Mönch Johannes dieſelbe Welt, in der der Kapellmeiſter Johannes doch ſo manches hübſche Gärtlein voll duftender Blumen fand, plötzlich eine öde unwirthbare Wüſte ſeyn würde, als wenn einmal in das rege Leben verflochten die Entſagung —"

„Entſagung", unterbrach der Abt den Kapellmeiſter mit erhöhter Stimme, „Entſagung? — Giebt es für dich, Johannes, eine Entſagung, wenn der Geiſt der Kunſt immer mächtiger wird in dir, wenn du mit ſtarkem Fittich dich erhebſt in die leuchtenden Wolken? — Welche Luſt des Lebens giebt es denn noch, die dich bethören könnte? — Doch" (ſo fuhr der Abt mit ſanfterer Stimme fort) „doch wohl hat die ewige Macht ein Gefühl in unſere Bruſt gelegt, das mit unbeſiegbarer Gewalt unſer ganzes Weſen erſchüttert; es iſt das geheimnißvolle Band, das Geiſt und Körper verbindet, indem jener nach dem höchſten Ideal einer chimäriſchen Glückſeligkeit zu ſtreben vermeint und doch nur will, was dieſer als nothwendiges Bedürfniß in Anſpruch nimmt, und ſo eine Wechſelwirkung entſteht, die in der Fortexiſtenz des menſchlichen Geſchlechtes bedingt iſt. – Nicht hinzufügen darf ich, daß ich von der Geſchlechtsliebe ſpreche und daß ich es allerdings für nichts geringes achte, ihr ganz zu entſagen. – Doch, Johannes! wenn du entſagſt, ſo retteſt du dich vom Verderben; niemals, niemals kannſt du, wirſt du des eingebildeten Glücks der irdiſchen Liebe theilhaftig werden."

Der Abt ſprach die letzten Worte ſo feierlich, mit ſolcher Salbung, als läge das Buch des Schickſals offen vor ihm und er verkündige daraus dem armen Kreisler alles bedrohliche Leid, dem zu entgehen, er ſich hinein retten müſſe ins Kloſter.

Da begann aber auf Kreislers Antlitz jenes ſeltſame Muskelſpiel, das den Geiſt der Ironie zu verkünden pflegte, der ſeiner mächtig worden. „Hoho", ſprach er, „hoho! Ew. Hochehrwürden haben Unrecht, haben durchaus Unrecht. Ew. Hochwürden irren ſich in meiner Perſon, werden konfuſe durch das Gewand, das ich angelegt, um en masque einige Zeit hindurch die Leute zu foppen und ſelbſt unerkannt, ihnen ihre Namen in die Hand zu ſchreiben, damit ſie wiſſen, woran ſie ſind! – Bin ich denn nicht ein paſſabler Menſch, noch in den beſten Jahren, von leidlich hübſchem Anſehn und ſattſam gebildet und artig? – Kann ich nicht den ſchönſten ſchwarzen Frack ausbürſten, ihn anlegen und was die Unterkleider betrifft, ganz Seide, keck hintreten vor jede rothwangichte Profeſſors-, vor jede blau oder braunäugichte Hofrathstochter, und alle Süßigkeit des zierlichſten Amoroſo in Gebärde, Antlitz und Ton, ohne weiteres fragen: „Allerſchönſte, wollen Sie mir Ihre Hand geben und Ihre ganze werthe Perſon dazu, als Attinenz derſelben?" Und die Profeſſorstochter würde die Augen niederſchlagen und ganz leiſe liſpeln: „Sprechen Sie mit Papa!“ oder die Hofrathstochter mir gar einen ſchwärmeriſchen Blick zuwerfen und dann verſichern, wie ſie ſchon lange im Stillen die Liebe bemerkt, der ich nun erſt Sprache geliehen, und beiläufig vom Beſatz des Brautkleides ſprechen. Und o Gott! die reſpektiven Herrn Väter, wie gern würden ſie die Töchter losſchlagen auf das Gebot einer ſolchen reſpektablen Perſon, als es ein großherzoglicher Exkapellmeiſter iſt! — Aber ich könnte mich auch verſteigen in das höhere Romantiſche, eine Idylle beginnen und der glauen Pachterstochter mein Herz offeriren und meine Hand, wenn ſie eben Ziegenkäſe bereitet, oder, ein zweiter Notar Piſtoſolus, in die Mühle laufen und meine Göttin ſuchen in den Himmelswolken des Mehlſtaubs! — Wo würde ein treues ehrliches Herz verkannt werden, das nichts will, nichts verlangt als Hochzeit — Hochzeit Hochzeit! — Kein Glück in der Liebe? — Ew. Hochehrwürden bedenken gar nicht, daß ich eigentlich recht der Mann dazu bin, um in der Liebe ganz horrend glücklich zu ſeyn, deren einfaches Thema weiter nichts iſt als: Willſt du mich, ſo nehm' ich dich! deſſen weitere Variationen nach dem allegro brillante der Hochzeit dann in der Ehe weiter fort geſpielt werden. Ew. Hochehrwürden wiſſen ferner nicht, daß ich ſchon vor mehrerer Zeit ſehr ernſthaft daran gedacht, mich zu vermählen. Ich war damals freilich noch ein junger Menſch von weniger Erfahrung und Ausbildung, nämlich erſt ſieben Jahr alt, aber das drei und dreißigjährige Fräulein, das ich zu meiner Braut erkieſet, verſprach mir doch mit Hand und Mund, keinen andern zum Mann zu nehmen als mich, und ich weiß ſelbſt nicht, warum ſich die Sache nachher zerſchlug. Bemerken Ew. Hochehrwürden doch nur, daß mir das Glück der Liebe lachte von Kindesbeinen an und nun — Seidene Strümpfe her — ſeidene Strümpfe her — Schuhe her, um gleich mit beiden Freiersfüßen hineinzufahren und unmäßig zu rennen nach der, die ſchon den niedlichſten Zeigefinger ausgeſtreckt hat, damit er ſtracks bereiſt werde. — Wäre es nicht für einen ehrſamen Benediktiner unanſtändig, ſich in Haſenſprüngen zu erluſtiren, ich tanzte ſo gleich hier auf der Stelle vor Ew. Hochehrwürden Augen einen Matelot oder eine Gavotte oder einen Hopswalzer aus purer Freude, die mich ganz übernimmt, wenn ich nur an Braut und Hochzeit denke. — Hoho! — was Liebesglück und Heirath betrifft, da bin ich ein ganzer Kerl! — Ich wünſchte, Ew. Hochehrwürden möchten das einſehen.“ — „Ich habe“, erwiderte der Abt, als Kreisler nun endlich inne hielt, „ich habe Sie nicht unterbrechen mögen in Ihren ſeltſamen Scherzreden, Kapellmeiſter, die eben das beweiſen, was ich behaupte. — Wohl fühle ich auch den Stachel, der mich verwunden ſollte, aber nicht verwundet hat! — Wohl mir, daß ich nie an jene chimäriſche Liebe geglaubt, die körperlos in den Lüſten ſchwebt und nichts gemein haben ſoll mit dem Bedingniß des menſchlichen Prinzips! — Wie iſt es möglich, daß Sie, bei dieſer krankhaften Spannung des Geiſtes — Doch genug hievon! Es iſt an der Zeit, dem bedrohlichen Feinde näher zu treten, der Sie verfolgt. — Haben Sie während Ihres Aufenthalts in Siegbartshof nicht von dem Schickſal jenes unglücklichen Malers, jenes Leonhard Ettlinger gehört?“ Kreislern durchfuhren die Schauer des unheimlichen Grauens, als der Abt dieſen Namen nannte. Weggelöſcht vom Antlitz war jede Spur jener bittern Ironie, die ihn zuvor erfaßt, und er fragte mit dumpfer Stimme: „Ettlinger? — Ettlinger? was ſoll mir der? — was habe ich mit dem zu ſchaffen? — Nie hab’ ich ihn gekannt, nur ein Spiel erhitzter Fantaſie war es, als ich einmal wähnte, er ſpräche zu mir herauf aus dem Waſſer.“ —

„Ruhig“, ſprach der Abt ſanft und milde, indem er

Kreislers Hand faßte, „ruhig, mein Sohn Johannes! — Nichts haſt du gemein mit jenem Unglücklichen, den die Verirrung einer zu mächtig gewordenen Leidenſchaft in das tiefſte Verderben ſtürzte. Doch zum warnenden Beiſpiel mag dir ſein entſetzliches Schickſal dienen. Mein Sohn Johannes! — auf noch ſchlüpfrigerem Wege befindeſt du dich, als jener, drum entflieh — entflieh! — Hedwiga! — Johannes! ein böſer Traum hält die Prinzeſſin feſt in Banden, die unauflöslich ſcheinen, wenn ein freier Geiſt ſie nicht durchſchneidet! — Und du?“ —

Tauſend Gedanken gingen auf in Kreisler bei dieſen Worten des Abts. Er gewahrte, daß der Abt nicht allein mit allen Begebniſſen des fürſtlichen Hauſes zu Sieghartshof, ſondern auch mit dem bekannt war, was ſich dort während ſeines Aufenthalts zugetragen. Klar wurd' es ihm, daß die krankhafte Reizbarkeit der Prinzeſſin wohl in ſeiner Annäherung eine Gefahr befürchten laſſen, an die er gar nicht gedacht, und eben dieſe Furcht, wer anders konnte ſie hegen und darum wünſchen, daß er vom Schauplatz ganz abtrete, als die Benzon? — Eben dieſe Benzon mußte mit dem Abt in Verbindung ſtehen, von ſeinem (Kreislers) Aufenthalt in der Abtei unterrichtet ſeyn, und ſo war ſie die Triebfeder alles Beginnens des ehrwürdigen Herrn. Lebhaft gedachte er aller Momente, in denen die Prinzeſſin wirklich, wie von einer im Innern aufkeimenden Leidenſchaft befangen, erſchienen, aber ſelbſt wußte er nicht, warum bei dem Gedanken, daß er ſelbſt der Gegenſtand jener Leidenſchaft ſeyn könne, es ihn erfaßte wie Geſpenſterfurcht. Es war ihm, als wolle eine fremde geiſtige Macht gewaltſam in ſein Inneres dringen und ihm die Freiheit des Gedankens rauben. Prinzeſſin Hedwiga ſtand plötzlich vor ihm, ſtarrte ihn an mit jenem ſeltſamen Blick, der ihr eigen, aber in dem Augenblick dröhnte ein Pulsſchlag ihm durch alle Nerven, wie damals, als er zum erſtenmal der Prinzeſſin Hand berührte. Doch war ihm auch nun jene unheimliche Angſt entnommen, er fühlte eine elektriſche Wärme wohlthätig ſein Inneres durchgleiten, er ſprach leiſe wie im Traum: „Kleiner ſchalkiſcher Raja Torpedo, neckſt du mich ſchon wieder und weißt doch, daß du nicht ungeſtraft verwunden darfſt, da ich aus reiner Liebe zu dir Benediktinermönch geworden?“

Der Abt betrachtete den Kapellmeiſter mit durchbohrendem Blick, als wolle er ſein ganzes Ich durchſchauen und begann dann ernſt und feierlich: „Mit wem redeſt du, mein Sohn Johannes?“

Kreisler wurde aber wach aus ſeinen Träumen; es fiel ihm ein, daß der Abt, war er von allem, was ſich in Sieghartshof zugetragen, unterrichtet, vor allen Dingen den weiteren Verlauf der Kataſtrophe, die ihn fort getrieben, wiſſen mußte, und wohl war ihm daran gelegen, mehr davon zu erfahren.

„Mit“, erwiderte er dem Abt ſkurril lächelnd, „mit niemandem anders ſprach ich, Hochehrwürdiger Herr, als, wie Sie ja vernommen haben, mit einer ſchalkiſchen Raja Torpedo, die ſich ganz unberufener Weiſe in unſer vernünftiges Geſpräch miſchen und mich noch konfuſer machen wollte, als ich es ſchon wirklich bin. — Doch aus allem muß ich ja zu meinem großen Leid gewahren, daß diverſe Leute mich für eben ſolch einen großen Narren halten, als den ſeeligen Hofportraitiſten Leonardus Ettlinger, der eine erhabene Perſon, die ſich natürlicher Weiſe aus ihm gar nichts machen konnte, nicht bloß malen wollte, ſondern auch lieben und zwar ſo ganz ordinair, wie Hans ſeine Grete. O Gott! hab' ich es denn jemals an Reſpekt fehlen laſſen, wenn ich die ſchönſten Akkorde griff zu ſchnöder Singefaſelei! — Habe ich jemals unziemliche oder grillenhafte Materien aufs Tapet zu bringen gewagt, von Entzücken und Schmerz, von Liebe und Haß, wenn der kleine fürſtliche Eigenſinn ſich ſeltſam gebärden in allerlei wunderbaren Gemüthsergötzlichkeiten und ehrſame Leute vexiren wollte mit magnetiſchen Viſionen? — habe ich ſolches jemals gethan? Sagt —“

„Doch“, unterbrach ihn der Abt, „doch ſprachſt du, mein Johannes! einſt von der Liebe des Künſtlers —“

Kreisler ſtarrte den Abt an, dann rief er, indem er die Hände zuſammen ſchlug und den Blick aufwärts richtete: „O Himmel! Das alſo! — Schätzbare Leute“, ſprach er dann weiter, indem jenes ſkurrile Lächeln auf dem Antlitz wieder die Oberhand gewann und dabei die innere Wehmuth die Stimme beinahe erſtickte, „ſchätzbare Leute allzumal, habt ihr denn nicht jemals irgend wo, ſey es auch auf ordinairen Brettern, den Prinzen Hamlet zu einem ehrlichen Mann, Güldenſtern geheißen, ſagen gehört: Ihr könnt mich zwar verſtimmen, aber nicht auf mir ſpielen? — Wetter! — das iſt ja ganz mein Caſus! — Warum belauſcht ihr den harmloſen Kreisler, wenn der Wohllaut der Liebe, der in ſeiner Bruſt verſchloſſen, euch nur mißtönt? — O Julia!“ —

Der Abt ſchien, plötzlich von etwas ganz unerwartetem überraſcht, vergebens Worte zu ſuchen, während Kreisler vor ihm ſtand und ganz verzückt in das Feuermeer ſchaute, das im Abend empor gewogt.

Da erhoben ſich die Glockentöne von den Thürmen der Abtei und zogen, wunderbare Stimmen des Himmels, durch das golden leuchtende Abendgewölk.

„Mit euch“, rief Kreisler, indem er beide Arme weit ausbreitete, „mit euch will ich ziehen, ihr Akkorde! Von euch getragen ſoll ſich aller troſtloſe Schmerz empor richten zu mir und ſich ſelbſt vernichten in meiner eignen Bruſt, und eure Stimmen ſollen wie himmliſche Friedensboten es verkünden, daß der Schmerz untergegangen in der Hoffnung, in der Sehnſucht der ewigen Liebe.“

„Die Abendhora“, ſprach der Abt, „wird eingeläutet, ich höre die Brüder kommen. Morgen, mein lieber Freund! ſprechen wir vielleicht weiter von manchen Begebniſſen in Siegbartshof.“ —

„Ei“, rief Kreisler, dem nun erſt wieder einfiel, was er von dem Abt zu wiſſen verlangt, „ei, Hochehrwürdiger Herr, ich will viel erfahren von luſtiger Hochzeit und dergleichen! — Prinz Hektor wird doch nun nicht zaudern, die Hand zu ergreifen, nach der er ſchon aus der Ferne gelangt? Dem herrlichen Bräutigam iſt doch nichts arges widerfahren?“

Da verſchwand alles feierliche aus des Abts Antlitz, und er ſprach mit dem gemüthlichen Humor, der ihm ſonſt wohl eigen: „Nichts iſt dem herrlichen Bräutigam geſchehen, mein ehrlicher Johannes, aber ſeinen Adjutanten ſoll im Walde eine Wespe geſtochen haben.“ „Hoho“, erwiderte Kreisler, „hoho! eine Wespe, die er mit Feuer und Dampf vertreiben wollte!“

Die Brüder traten in den Corridor und — — —

* * *

Kreisler veranlaßt, ſich in aller Frühe in die Gemächer des Abts zu begeben. Er fand den hochehrwürdigen Herrn, wie er eben mit Beil und Meißel in der Hand, beſchäftigt war, eine große Kiſte aufzuſchlagen, in welcher der Form nach ein Gemälde eingepackt ſeyn mußte. „Ha!“ rief der Abt dem eintretenden Kreisler entgegen, „gut, daß Ihr kommt, Kapellmeiſter! Ihr könnet mir beiſtehen in einer ſchweren mühſeligen Arbeit. Die Kiſte iſt mit tauſend

Nägeln zugehämmert, als ſolle ſie verſchloſſen bleiben in Ewigkeit. Sie kommt gerades Weges aus Neapel, und es iſt ein Gemälde darin, das ich vor der Hand in meinem Kabinett aufhängen und den Brüdern nicht zeigen will. Darum rief ich mir keinen zur Hülfe; aber nun ſollt Ihr mir helfen, Kapellmeiſter." Kreisler legte Hand an und nicht lange dauerte es, ſo war das große ſchöne Gemälde, das in einen prächtigen vergoldeten Rahmen gefaßt, aus der Kiſte zu Tage gefördert. Nicht wenig verwunderte ſich Kreisler, als er in dem Kabinett des Abts die Stelle über dem kleinen Altar, wo ſonſt ein ſehr anmuthiges Bild von Leonardo da Vinci, die heilige Familie darſtellend, aufgehängt war, leer fand. Der Abt hatte dies Gemälde für eins der beſten geachtet, was die an alten Originalen reiche Sammlung beſaß, und doch ſollte dieſes Meiſterſtück Platz machen einem Gemälde, deſſen große Schönheit, aber auch entſchiedene Neuheit Kreisler auf den erſten Blick erkannte. —

Mit großer Mühe hatten beide, der Abt und Kreisler, das Gemälde an der Wand mit Mauerſchrauben befeſtigt und nun ſtellte ſich der Abt in das rechte Licht und ſchaute das Bild mit einem ſolch innigen Wohlbehagen, mit ſolch ſichtlicher Freude an, daß es ſchien, als ſey außer der in der That bewundrungswürdigen Malerei noch ein beſonderes Intereſſe hier im Spiele. — Der Gegenſtand des Gemäldes war ein Mirakel. Von der ſtrahlenden Glorie des Himmels umfloſſen, erſchien die heilige Jungfrau; in der linken Hand trug ſie einen Lilienzweig, mit den beiden Mittelfingern der rechten Hand berührte ſie aber die nackte Bruſt eines Jünglings, und man ſah, wie unter den Fingern dickes Blut aus einer offnen Wunde hervortropfte. Der Jüngling erhob ſich halb von dem Lager, auf das er ausgeſtreckt, er ſchien aus dem Todesſchlafe zu erwachen, noch hatte er nicht die Augen geöffnet, aber das verklärte Lächeln, das auf ſeinem ſchönen Antlitz ausgebreitet, zeigte, daß er die Mutter Gottes ſchaute im ſeeligen Traum, daß ihm der Schmerz der Wunde entnommen, daß der Tod keine Macht mehr hatte über ihn. — Jeder Kenner mußte die korrekte Zeichnung, die geſchickte Anordnung der Gruppe, die richtige Vertheilung des Lichts und Schattens, den grandioſen Wurf der Gewänder, die hohe Anmuth der Geſtalt Maria's, vorzüglich auch die lebensvolle Farbe, die den modernen Künſtlern meiſtens nicht zu Gebote ſteht, höchlich bewundern. Worin ſich aber am meiſten und, wie es in der Natur der Sache liegt, auch am entſchiedenſten der wahre Genius des Künſtlers offenbarte, war der unbeſchreibliche Ausdruck der Geſichter. Maria war das ſchönſte anmuthigſte Weib, das man nur ſehen konnte, und doch lag auf dieſer hohen Stirne des Himmels gebietende Majeſtät, ſtrahlte überirdiſche Seeligkeit in mildem Glanz aus dieſen dunklen Augen. Ebenſo war die himmliſche Verzückung des zum Leben erwachenden Jünglings mit einer ſeltenen Kraft des ſchöpferiſchen Geiſtes vom Künſtler aufgefaßt und dargeſtellt. — Kreisler kannte in der That kein einziges Gemälde der neuern Zeit, das er dieſem herrlichen Bilde hätte an die Seite ſtellen können; er äußerte dies dem Abt, indem er ſich über alle einzelne Schönheiten des Werks weitläuftig ausließ und dann hinzufügte, daß in der neueſten Zeit wohl kaum gediegeneres hervorgebracht worden.

„Das“, ſprach der Abt lächelnd, „das hat ſeinen guten Grund, wie Ihr, Kapellmeiſter! ſogleich erfahren ſollt. — Es iſt ein eignes Ding mit unſern jungen Künſtlern, ſie ſtudiren und ſtudiren, erfinden, zeichnen, machen gewaltige Cartons und am Ende kommt todtes, ſtarres hervor, das nicht eindringen kann ins Leben, weil es ſelbſt nicht lebt. Statt des alten großen Meiſters, den ſie ſich zum Muſter und Vorbild gewählt haben, Werke ſorglich zu kopiren und ſo einzudringen in ſeinen eigenthümlichſten Geiſt, wollen ſie gleich die Meiſter ſelbſt ſeyn und Similia malen, verfallen aber darüber in eine Nachahmerei der Nebendinge, die ſie eben ſo kindiſch und lächerlich erſcheinen läßt, als jenen, der um einem großen Mann gleich zu kommen, ebenſo zu huſten, zu ſchnarren, etwas gebückt zu gehen ſich mühte, wie dieſer. — Es fehlt unſern jungen Malern an der wahren Begeiſterung, die das Bild in aller Glorie des vollendetſten Lebens aus dem Innern hervorruft und ihnen vor Augen ſtellt. Man ſieht, wie ſich dieſer, jener vergebens abquält um endlich in jene erhöhte Stimmung des Gemüths zu gerathen, ohne die kein Werk der Kunſt geſchaffen wird. Was dann aber die Aermſten für wahre Begeiſterung halten, wie ſie den heitern, ruhigen Sinn der alten Maler erhob, iſt nur das ſeltſam gemiſchte Gefühl von hochmüthiger Bewunderung des ſelbſt gefaßten Gedankens und von ängſtlicher, quälender Sorge, nun bei der Ausführung es dem alten Vorbilde auch in der kleinſten Kleinigkeit nachzuthun. — So wird denn oft die Geſtalt, die ſelbſt lebendig, ins helle freundliche Leben treten ſollte, zur widerlichen Fratze. Unſere jungen Maler bringen es nicht zur deutlichen Anſchauung der im Innern aufgefaßten Geſtalt, und mag es vielleicht nicht lediglich daher kommen, daß ſie, geräth ihnen auch ſonſt alles ſo ziemlich gut, doch die Färbung verfehlen? — Mit einem Wort, ſie können höchſtens zeichnen, aber durchaus nicht malen. Unwahr iſt es nämlich, daß die Kenntniß der Farben und ihrer Behandlung verloren gegangen ſeyn, daß es den jungen Malern an Fleiß fehlen ſollte. Denn was das erſte betrifft, ſo iſt es unmöglich, da die Malerkunſt ſeit der chriſtlichen Zeit, in der ſie ſich erſt als wahrhaftige Kunſt geſtaltete, nie geruht hat, ſondern Meiſter und Schüler eine ununterbrochene, fortlaufende

Reihe bilden und der Wechſel der Dinge, der freilich nach und nach die Abweichungen vom Wahrhaftigen herbei führte, auf die Uebertragung des Mechaniſchen keinen Einfluß haben konnte. Anlangend aber den Fleiß der Künſtler, ſo möchte ihnen eher Uebermaaß als Mangel daran vorzuwerfen ſeyn. Ich kenne einen jungen Künſtler, der ein Gemälde, läßt es ſich auch ziemlich gut an, ſo lange übermalt und übermalt, bis alles in einen ſtumpfen bleiernen Ton hinſchwindet und ſo vielleicht erſt dem innern Gedanken gleicht, deſſen Geſtalten nicht in das vollendete, lebendige Leben treten konnten. — Seht da, Kapellmeiſter, ein Bild, aus dem wahres herrliches Leben haucht, und das darum, weil es die wahre fromme Begeiſterung ſchuf! — Das Mirakel iſt Euch deutlich. Der Jüngling, der ſich dort vom Lager erhebt, wurde in gänzlicher Hülfloſigkeit von Mördern überfallen und zum Tode getroffen. Laut rief er, der ſonſt ein gottloſer Frevler geweſen, der die Gebote der Kirche in hölliſchem Wahn verachtet, die heilige Jungfrau um Hülfe an, und es gefiel der himmliſchen Mutter Gottes, ihn aus dem Tode zu erwecken, damit er noch lebe, ſeine Irrthümer einſehe und ſich in frommer Hingebung der Kirche weihe und ihrem Dienſt. — Dieſer Jüngling, dem die Gottgeſandte ſo viel Gnade angedeihen ließ, iſt zugleich der Maler des Bildes.“ —

Kreisler bezeugte darüber, was ihm der Abt ſagte, ſeine nicht geringe Verwunderung und ſchloß damit, daß auf dieſe Weiſe das Mirakel ja in der neueſten Zeit ſich zugetragen haben müſſe?

„Auch Ihr“, ſprach der Abt mit ſanftem, mildem Ton, „auch Ihr, mein lieber Johannes, ſeyd alſo der thörichten Meinung, daß das Gnadenthor des Himmels jetzt verſchloſſen ſey, ſo daß das Mitleiden, die Barmherzigkeit in der Geſtalt des Heiligen, den der bedrängte Menſch in der zermalmenden

Angſt des Verderbens brünſtig anflehte, nicht mehr hindurch wandeln, ſelbſt dem Bedürftigen erſcheinen und ihm Frieden und Troſt bringen könne? — Glaubt mir, Johannes, nie haben die Wunder aufgehört, aber des Menſchen Auge iſt erblödet in ſündigem Frevel, es kann den überirdiſchen Glanz des Himmels nicht ertragen und vermag daher nicht die Gnade der ewigen Macht zu erkennen, wenn ſie ſich kund thut in ſichtbarlicher Erſcheinung. — Doch mein lieber Johannes! die herrlichſten göttlichſten Wunder geſchehen in dem innerſten Gemüth des Menſchen ſelbſt, und dieſe Wunder ſoll er laut verkünden, wie er es nur vermag, in Wort, Ton oder Farbe. So hat jener Mönch, der das Bild malte, das Wunder ſeiner Bekehrung herrlich verkündet, und ſo — Johannes, ich muß von Euch reden, es ſtrömt mir aus dem Herzen — und ſo verkündet Ihr in mächtigen Tönen das herrliche Wunder der Erkenntniß des ewigen klarſten Lichts aus Euerm tiefſten Innern heraus. Und daß Ihr das vermöget, iſt das nicht auch ein gnadenvolles Wunder, das die ewige Macht geſchehen läßt zu Euerm Heil?" —

Kreisler fühlte ſich von des Abts Worten gar ſeltſam erregt; ſo wie es ſelten geſchehen, trat der volle Glauben an ſeine innere ſchöpferiſche Kraft lebendig hervor, und ihn durchbebte ein ſeeliges Wohlbehagen.

Nicht den Blick hatte Kreisler indeſſen abgewandt von dem wunderbaren Gemälde, aber wie es wohl zu geſchehen pflegt, daß wir auf Bildern, vorzüglich wenn, wie es hier der Fall, ſtarke Lichteffekte im Vor- oder Mittelgrunde angebracht ſind, die in den dunklen Hintergrund geſtellten Figuren erſt ſpäter entdecken, ſo gewahrte auch jetzt erſt Kreisler die Geſtalt, die, in einen weiten Mantel gehüllt, den Dolch, auf den nur ein Strahl der Glorie der Himmelskönigin zu fallen ſchien, ſo daß er kaum bemerkbar blinkte, in der Hand, durch die Thüre entfloh. Es war offenbar der

Mörder; im Entſliehen blickte er rückwärts, und ſein Geſicht trug den furchtbaren Ausdruck der Angſt und des Entſetzens.

Wie ein Blitz traf es den Kreisler, als er in dem Antlitz des Mörders die Züge des Prinzen Hektor erkannte; nun war es ihm auch, als habe er den zum Leben erwachenden Jüngling ſchon irgendwo, wiewohl nur ſehr flüchtig, geſehen. Eine ihm ſelbſt unerklärliche Scheu hielt ihn zurück, dieſe Bemerkungen dem Abt mitzutheilen, dagegen fragte er den Abt, ob er es nicht für ſtörend und anſtößig halte, daß der Maler ganz im Vorgrunde, wiewohl im Schlagſchatten, Gegenſtände des modernen Anzuges angebracht und, wie er jetzt erſt ſehe, auch den erwachenden Jüngling, alſo ſich ſelbſt modern gekleidet?

In der That war auf dem Bilde und zwar zur Seite des Vorgrundes ein kleiner Tiſch und ein dicht daneben ſtehender Stuhl angebracht, auf deſſen Lehne ein türkiſcher Shawl hing, ſo wie auf dem Tiſch ein Offiziershut mit einem Federbuſch und ein Säbel lagen. Der Jüngling trug einen modernen Hemdkragen, eine Weſte, die ganz aufgeknöpft, und einen dunklen ebenfalls ganz aufgeknöpften Ueberrock, deſſen Schnitt aber einen guten Faltenwurf zuließ. Die Himmelskönigin war gekleidet, wie man ſie auf den Bildern der beſten alten Maler zu ſehen gewohnt iſt.

„Mir iſt“, erwiderte der Abt auf Kreislers Frage, „mir iſt die Staffage im Vorgrunde ſo wie des Jünglings Ueberrock nicht allein keines Weges anſtößig, ſondern ich meine auch, daß der Maler nicht von des Himmels Gnade, ſondern von weltlicher Thorheit und Eitelkeit hätte durchdrungen ſeyn müſſen, wenn er auch nur in dem geringfügigſten Nebenpunkte von der Wahrheit abgewichen wäre. So wie es ſich wirklich begab, getreu nach Ort, Umgebung, Kleidung der Perſonen u. ſ. w. mußte er das Mirakel darſtellen, ſo ſieht auch jeder auf den erſten Blick, daß ſich das Mirakel in unſern Tagen begab, und ſo wird das Gemälde des frommen Mönchs zur ſchönen Trophäe der ſiegenden Kirche in dieſen Zeiten des Unglaubens und der Verderbtheit.“

„Und doch“, ſprach Kreisler, „und doch iſt mir dieſer Hut, dieſer Säbel, dieſer Shawl, dieſer Tiſch, dieſer Stuhl — iſt mir das alles, ſage ich, fatal und ich wollte, der Maler hätte dieſe Staffage des Vorgrundes weggelaſſen und ſich ſelbſt ein Gewand umgeworfen, ſtatt des Ueberrocks. Sagt ſelbſt, Hochehrwürdiger Herr! könnt Ihr Euch eine heilige Geſchichte denken im modernen Coſtüm, einen heiligen Joſeph im Flauſchrock, einen Heiland im Frack, eine Jungfrau in einer Robe, mit umgeworfenem türkiſchen Shawl? Würde Euch das nicht als eine unwürdige, ja abſcheuliche Profanation des Erhabenſten erſcheinen? Und doch ſtellten die alten, vorzüglich die deutſchen Maler alle bibliſchen und heiligen Geſchichten in dem Coſtüm ihres Zeitalters dar, und ganz falſch möchte die Behauptung ſeyn, daß ſich jene Trachten beſſer zur maleriſchen Darſtellung eigneten als die jetzigen, die freilich, bis auf manche Kleidung der Weiber, albern und unmaleriſch genug ſind. Doch bis ins Uebertriebene, bis ins Ungeheuere, möcht' ich ſagen, gingen ja manche Moden der Vorzeit; man denke an jene ellenhoch aufgekrümmte Schnabelſchuhe, an jene bauſchichte Pluderhoſen, an jene zerſchnittene Wämſer und Aermel u. ſ. w., vollends unausſtehlich und Antlitz und Wuchs entſtellend waren aber manche Weibertrachten, wie man ſie auf alten Bildern findet, auf denen das junge blühende, bildſchöne Mädchen blos der Tracht halber das Anſehn hat einer alten grämlichen Matrone. Und doch ſind gewiß jene Bilder niemandem anſtößig geweſen.“

„Nun“, erwiderte der Abt, „nun kann ich Euch, mein lieber Johannes, mit wenigen Worten recht den Unterſchied der alten frommen und der jetzigen verderbteren Zeit vor Augen bringen. — Seht, damals waren die heiligen Geſchichten ſo in das Leben der Menſchen eingedrungen, ja, ich möchte ſagen, ſo im Leben bedingt, daß jeder glaubte, vor ſeinen Augen habe ſich das Wundervolle begeben und jeden Tag könne die ewige Allmacht gleiches geſchehen laſſen. So ging dem frommen Maler die heilige Geſchichte, der er ſeinen Sinn zugewendet, in der Gegenwart auf; unter den Menſchen, wie ſie ihn im Leben umgaben, ſah er das Gnadenreiche geſchehen und wie er es lebendig geſchaut, brachte er es auf die Tafel. Heut zu Tage ſind jene Geſchichten etwas ganz entferntes, das als für ſich beſtehend und in die Gegenwart nicht eintretend, nur in der Erinnerung ein mattes Leben mühſam behauptet, und vergebens ringt der Künſtler nach lebendiger Anſchauung, da, mag er es ſich auch ſelbſt nicht geſtehen, ſein innerer Sinn durch das weltliche Forttreiben verflacht iſt. — Ebenſo fade und lächerlich iſt es aber hiernach, wenn man den alten Malern Unkenntniß des Coſtüms vorwirft und darin die Urſache findet, warum ſie nur die Trachten ihrer Zeit in ihren Gemälden aufſtellten, als wenn unſere jungen Maler ſich mühen, die abenteuerlichſten geſchmackwidrigſten Trachten des Mittelalters in ihren Abbildungen heiliger Geſchichten anzubringen, dadurch aber zeigen, daß ſie das, was ſie abzubilden unternommen, nicht unmittelbar im Leben anſchauten, ſondern ſich mit dem Reflex davon begnügten, wie er ihnen im Gemälde des alten Meiſters aufging. Eben daher, mein lieber Johannes, weil die Gegenwart zu profan, um nicht mit jenen frommen Legenden im häßlichen Widerſpruch zu ſtehen, weil niemand im Stande iſt, ſich jene Wunder als unter uns geſchehen vorzuſtellen, eben daher würde allerdings die Darſtellung in unſerem modernen Coſtüm uns abgeſchmackt, fratzenhaft, ja frevelig bedünken.

Ließe es aber die ewige Macht geſchehen, daß vor aller unſer Augen nun wirklich ein Wunder geſchehe, ſo würde es durchaus unzuläſſig ſeyn, das Coſtüm der Zeit zu ändern, ſo wie die jungen Maler nun freilich, wollen ſie einen Stützpunkt finden, darauf bedacht ſeyn müſſen, in alten Begebenheiten das Coſtüm des jedesmaligen Zeitalters, ſo wie es erforſchlich, richtig zu beobachten. — Recht, wiederhole ich noch einmal, recht hatte der Maler dieſes Bildes, daß er die Gegenwart andeutete; und eben jene Staffage, die Ihr, lieber Johannes, verwerflich findet, erfüllt mich mit frommen heiligen Schauern, da ich ſelbſt einzutreten wähne in das enge Gemach des Hauſes zu Neapel, wo ſich erſt vor ein paar Jahren das Wunder der Erweckung jenes Jünglings begab.“ —

Kreisler wurde durch die Worte des Abts zu Betrachtungen mancherlei Art veranlaßt; er mußte ihm in vielem Recht geben, nur meinte er doch, daß was die höhere Frömmigkeit der alten Zeit und die Verderbtheit der jetzigen betreffe, aus dem Abt gar zu ſehr der Mönch ſpreche, der Zeichen, Wunder, Verzückungen verlange und wirklich ſchaue, deren ein frommer kindlicher Sinn, dem die krampfhafte Extaſe eines berauſchenden Cultus fremd bleibe, nicht bedürfe, um wahrhafte chriſtliche Tugend zu üben; und eben dieſe Tugend ſey keinesweges von der Erde verſchwunden, und könne dies wirklich geſchehen, ſo würde die ewige Macht, die uns aufgegeben und dem finſtren Dämon freie Willkür gegönnt, uns auch durch kein Mirakel zurückbringen wollen auf den rechten Weg. —

Alle dieſe Betrachtungen behielt indeſſen Kreisler für ſich und betrachtete ſchweigend noch immer das Bild. Aber immer mehr traten auch bei näherem und näherem Anſchauen die Züge des Mörders aus dem Hintergrunde hervor, und Kreisler überzeugte ſich, daß das lebendige

Original der Geſtalt niemand anders ſeyn könne, als Prinz Hektor.

„Mich dünkt“, begann Kreisler, „mich dünkt, Hochehrwürdiger Herr! ich erblicke dort im Hintergrunde einen wackern Freiſchützen, der es abgeſehen hat auf das edelſte Thier, nämlich auf den Menſchen, den er pirſcht auf mannigfache Weiſe. Er hat diesmal, wie ich ſehe, ein treffliches wohlgeſchliffnes Fangeiſen zur Hand genommen und gut getroffen, mit dem Schießgewehr hapert's aber merklich, da er vor nicht langer Zeit auf dem Anſtand einen muntren Hirſch garſtig fehlte. — In der That, mich gelüſtet's gar ſehr nach dem curriculum vitae dieſes entſchloſſenen Waidmanns, ſey es auch nur ein epitomatiſcher Auszug aus demſelben, der mir ſchon zeigen könnte, wo ich eigentlich meine Stelle finde und ob es nicht gerathen, mich nur gleich an die heilige Jungfrau zu wenden, wegen eines mir vielleicht nöthigen Frei- und Schutzbriefes!“ —

„Laßt“, ſprach der Abt, „laßt nur die Zeit hingehn, Kapellmeiſter! mich ſollt' es wundern, wenn Euch nicht in kurzem ſo manches klar würde, das jetzt noch in trübem Dunkel liegt. — Es kann ſich noch vieles Euern Wünſchen, die ich erſt jetzt erkannt, gar freudig fügen. Seltſam — ja ſo viel kann ich Euch wohl ſagen — ſeltſam genug ſcheint es, daß man in Sieghartshof über Euch im gröbſten Irrthum iſt. Meiſter Abraham mag vielleicht der Einzige ſeyn, der Euer Innres durchſchaut.“

„Meiſter Abraham,“ rief Kreisler, „Ihr kennt den Alten, Hochehrwürdiger Herr?“

„Ihr“, erwiderte der Abt lächelnd, „Ihr vergeßt, daß unſere ſchöne Orgel ihre neue wirkungsvolle Struktur der Geſchicklichkeit Meiſter Abrahams zu verdanken hat! — Doch künftig mehr! — Wartet nur in Geduld der Dinge, die da kommen werden.“ —

Kreisler beurlaubte ſich beim Abt; er wollte hinab in den Park, um ſo manchen Gedanken nachzuhängen, die ihn durchkreuzten; doch als er ſchon die Treppe hinabgeſtiegen war, hörte er hinter ſich her rufen: „Domine, domine Capellmeistere! — paucis te volo!“ — Es war der Pater Hilarius, welcher verſicherte, daß er mit höchſter Ungeduld auf das Ende der langen Conferenz mit dem Abt gewartet. So eben habe er ſein Kellermeiſteramt verrichtet und den herrlichſten Leiſtenwein abgezogen, der ſeit Jahren im Keller geweſen. Ganz unumgänglich nöthig ſey es, daß Kreisler ſogleich einen Pokal davon leere zum Frühſtück, um die Güte des edlen Gewächſes zu erkennen und ſich zu überzeugen, daß es ein Wein ſey, der, feurig, geiſt- und herzſtärkend, für einen tüchtigen Compoſitor und ächten Muſikanten geboren.

Kreisler wußte wohl, daß es vergeblich ſeyn würde, dem begeiſterten Pater Hilarius entgehen zu wollen, und es war ihm ſelbſt Recht bei der Stimmung, in die er ſich verſetzt fühlte, ein Glas guten Wein zu genießen, er folgte daher dem fröhlichen Kellermeiſter, der ihn in ſeine Zelle führte, wo er auf einem kleinen, mit einer ſaubern Serviette bedeckten Tiſchchen ſchon eine Flaſche des edlen Getränks ſo wie friſch gebacknes Weißbrot und Salz und Kümmel vorfand. — „Ergo bibamus!“ rief Pater Hilar, ſchenkte die zierlichen grünen Römer voll und ſtieß mit Kreislern fröhlich an. „Nicht wahr“, begann er, nachdem die Pokale geleert, „nicht wahr, Kapellmeiſter, unſer Hochwürdiger Herr will Euch gern in den langen Rock hinein vexiren? — Thut's nicht, Kreisler! — Mir iſt wohl in der Kutte, ich möchte ſie um keinen Preis wieder ablegen, aber distinguendum est inter et inter! — Für mich iſt ein gut Glas Wein und ein tüchtiger Kirchengeſang die ganze Welt, aber Ihr — Ihr! Nun Ihr ſeyd noch zu ganz andern Dingen aufgehoben, Euch lacht noch das Leben auf ganz andre Weiſe, Euch leuchten noch ganz andre Lichter als die Altarskerzen! — Nun Kreisler! kurz von der Sache zu reden — ſtoßt an! — Vivat Euer Mädel, und wenn Ihr Hochzeit macht, ſo ſoll Euch der Herr Abt alles Verdruſſes ungeachtet durch mich von dem beſten Wein ſenden, der nur in unſerm reichen Keller befindlich!"

Kreisler fühlte ſich durch Hilarius' Worte berührt auf unangenehme Weiſe, ſo wie es uns ſchmerzt, wenn wir etwas zartes, ſchneereines erfaßt ſehn von plumpen ungeſchickten Händen. „Was", ſprach Kreisler, indem er ſein Glas zurück zog, „was Ihr nicht alles wißt, nicht alles erfahrt in Euern vier Mauern."

„Domine", rief Pater Hilarius, „Domine Kreislere, nichts für ungut, video mysterium, aber ich will das Maul halten! Wollt Ihr nicht auf Euer — Nun! Laßt uns frühſtücken in camera et faciemus bonum cherubim — und bibamus, daß der Herr uns hier in der Abtei die Ruhe und Gemüthlichkeit erhalten möge, die bisher geherrſcht."

„Iſt", fragte Kreisler geſpannt, „iſt denn die jetzt in Gefahr gekommen?" —

„Domine", ſprach Pater Hilarius leiſe, indem er Kreislern vertraulich näher rückte, „Domine dilectissime! Ihr ſeyd lange genug bei uns, um zu wiſſen, in welcher Eintracht wir leben, wie ſich die verſchiedenſten Neigungen der Brüder in einer gewiſſen Heiterkeit einigen, die von allem, von unſerer Umgebung, von der Milde der Kloſterzucht, von der ganzen Lebensweiſe begünſtigt wird. — Vielleicht hat das am längſten gedauert. Erfahrt es, Kreisler! eben iſt Pater Cyprianus angekommen, der längſt erwartete, der von Rom aus dem Abt auf das dringendſte empfohlen wurde. Es iſt noch ein junger Mann, aber auf dieſem ausgedorrten ſtarren Antlitz iſt auch nicht eine Spur eines heitern Gemüths zu finden, vielmehr liegt in den finſtren abgeſtorbenen Zügen eine unerbittliche Strenge, die den bis zur höchſten Selbſtqual geſteigerten Aszetiker verkündet. Dabei zeugt ſein ganzes Weſen von einer gewiſſen feindſeligen Verachtung alles deſſen, was ihn umgiebt, die vielleicht wirklich dem Gefühl einer geiſtlichen Uebermacht über uns alle ihren Urſprung verdanken mag. — Schon erkundigte er ſich in abgebrochenen Worten nach der Kloſterzucht und ſchien großes Aergerniß an unſerer Lebensweiſe zu nehmen. — Gebt acht, Kreisler, dieſer Ankömmling wird unſre ganze Ordnung, die uns ſo wohl gethan, verkehren! Gebt Acht, nunc probo! Die Strenggeſinnten werden ſich leicht an ihn anſchließen, und bald wird ſich eine Parthei wider den Abt bilden, der vielleicht der Sieg nicht entgehen kann, weil es mir gewiß ſcheint, daß Pater Cyprianus ein Emiſſar Sr. päbſtlichen Heiligkeit iſt, deſſen Willen ſich der Abt beugen muß. — Kreisler! was wird aus unſerer Muſik, aus Eurem gemüthlichen Aufenthalt bei uns werden! — Ich ſprach von unſerm wohl eingerichteten Chor und wie wir die Werke der größten Meiſter recht wacker auszuführen im Stande, da ſchnitt aber der finſtre Aszetiker ein entſetzliches Geſicht und meinte, dergleichen Muſik ſey für die profane Welt, aber nicht für die Kirche, aus der ſie der Papſt Marcellus der Zweite mit Recht ganz verbannen wollen. — Per diem, wenn es keinen Chor mehr geben ſoll und man mir vielleicht auch den Weinkeller verſchließt, ſo — doch vor der Hand bibamus! — Man muß ſich vor der Zeit keine Gedanken machen, ergo — gluc-gluc“.

Kreisler meinte, daß es ſich wohl mit dem neuen Ankömmling, der vielleicht ſtrenger ſchiene als er es wirklich ſey, beſſer fügen und er ſeiner Seits nicht glauben könne, daß der Abt bei dem feſten Charakter, den er ſtets bewieſen, ſo leicht dem Willen eines fremden Mönchs nachgeben werde, zumal es ihm ſelbſt an wichtigen, erfolgreichen Verbindungen in Rom gar nicht fehle.

In dem Augenblick wurden die Glocken gezogen, ein Zeichen, daß die feierliche Aufnahme des fremden Bruders Cyprianus in den Orden des heiligen Benedikt vor ſich gehen ſolle.

Kreisler begab ſich mit dem Pater Hilarius, der mit einem halb ängſtlichen „Bibendum quid“ noch die Neige ſeines Römers ſchnell hinunter ſchluckte, auf den Weg nach der Kirche. Aus den Fenſtern des Corridors, den ſie durchſchritten, konnte man in die Gemächer des Abts hineinſchauen. „Seht, ſeht!“ rief Pater Hilar, indem er den Kreisler in die Ecke eines Fenſters zog. Kreisler ſchaute hinüber und gewahrte in dem Gemach des Abts einen Mönch, mit dem der Abt ſehr eifrig ſprach, indem eine dunkle Röthe ſein Antlitz überzog. Endlich kniete der Abt nieder vor dem Mönch, der ihm den Segen gab.

„Hab' ich Recht“, ſprach Hilarius leiſe, „hab' ich Recht, wenn ich in dieſem fremden Mönch, der mit einemmal hinabſchneit in unſre Abtei, etwas beſonderes, ſeltſames ſuche und finde?“

„Gewiß“, erwiderte Kreisler, „gewiß hat es mit dieſem Cyprianus eine eigne Bewandtniß, und mich ſollt' es wundern, wenn nicht gewiſſe Beziehungen ſich ſehr bald kund thun ſollten.“

Pater Hilarius begab ſich zu den Brüdern, um mit ihnen in feierlicher Prozeſſion, das Kreuz voraus, die Laienbrüder mit angezündeten Kerzen und Fahnen an den Seiten, in die Kirche zu ziehen.

Als nun der Abt mit dem fremden Mönch dicht bei Kreisler vorüber kam, erkannte dieſer auf den erſten Blick, daß Bruder Cyprianus eben der Jüngling war, den auf jenem Bilde die heilige Jungfrau aus dem Tode zum Leben erweckte. — Doch noch eine Ahnung erfaßte Kreislern plötzlich. Er rannte hinauf in ſein Zimmer, er holte das kleine Bildniß hervor, das ihm Meiſter Abraham gegeben; kein Zweifel! er erblickte denſelben Jüngling, nur jünger, friſcher, und in Offiziersuniform abgebildet. — Als nun — — —

* * *

als ſchlügen entfernte dumpfe Töne an ſein Ohr und er höre die Mönche durch die Gänge ſchreiten. Als Kreisler ſich völlig aus dem Schlaf empor raffte, gewahrte er denn auch aus ſeinem Fenſter, daß die Kirche erleuchtet, und vernahm den murmelnden Geſang des Chors. Die Mitternachtshora war vorüber, es mußte daher irgend etwas ungewöhnliches ſich ereignet haben, und Kreisler durfte mit Recht vermuthen, daß vielleicht ein ſchneller unvermutheter Tod einen der alten Mönche dahin gerafft, den man jetzt, der Kloſterſitte gemäß, in die Kirche getragen. Raſch warf der Kapellmeiſter ſich in die Kleider und begab ſich nach der Kirche. — Auf dem Gange begegnete er dem Pater Hilarius, der laut gähnend und ganz ſchlaftrunken hin und her wankte, keines feſten Schrittes mächtig und die angezündete Kerze, ſtatt aufrecht, abwärts zu Boden hielt, daß das Wachs praſſelnd herab tropfte und jeden Augenblick drohte das Licht zu verlöſchen. „Hochehrwürdiger Herr“, ſtammelte Hilarius, als Kreisler ihn anrief, „Hochehrwürdiger Herr Abt, das iſt gegen alle bisherige Ordnung. Exequien in der Nacht! — zu dieſer Stunde — und bloß weil Bruder Cyprianus darauf beſteht! — Domine — libera nos de hoc monacho!“ — —

Es gelang endlich dem Kapellmeiſter, den halbträumenden Hilarius zu überzeugen, daß er nicht der Abt, ſondern

Kreisler ſey, und nun erfuhr er von ihm mit Mühe, daß man in der Nacht, von wo her wiſſe er nicht, den Leichnam eines Fremden nach dem Kloſter gebracht, den Bruder Cyprianus allein zu kennen ſchiene und der kein gemeiner Mann geweſen ſeyn müßte, da ſich der Abt auf Cyprianus' dringendes Geſuch dazu verſtanden, die Exequien auf der Stelle zu halten, damit morgen nach der erſten Hora die Exportation erfolgen könne.

Kreisler folgte dem Pater in die Kirche, die nur ſparſam beleuchtet einen ſeltſamen, ſchauerlichen Anblick gewährte.

Man hatte nur die Kerzen des großen metallenen Kronleuchters, der vor dem Hochaltar von der hohen Decke herab hing, angezündet, ſo daß der flackernde Schein kaum das Schiff der Kirche vollkommen erhellte, in die Seitengänge aber nur geheimnißvolle Streiflichter warf, in denen die Statuen der Heiligen zum geſpenſtiſchen Leben erwacht, ſich zu bewegen und daherzuſchreiten ſchienen. Unter dem Kronleuchter in der hellſten Beleuchtung ſtand der offne Sarg, in dem der Leichnam lag, und die Mönche, die ihn umringten, ſchienen bleich und regungslos ſelbſt Todte, in der Geiſterſtunde den Gräbern entſtiegen. Mit dumpfer, heiſerer Stimme ſangen ſie die eintönigen Strophen des Requiems, und wenn ſie dazwiſchen ſchwiegen, vernahm man nur von außen her das ahnungsvolle Rauſchen des Nachtwindes, und die hohen Fenſter der Kirche kniſterten ſeltſam, als klopften die Geiſter der Verſtorbenen an das Haus, in dem ſie die fromme Todtenklage vernahmen. Kreisler nahte ſich bis an die Reihe der Mönche und erkannte in dem Todten den Adjutanten des Prinzen Hektor. —

Da regten ſich die finſtern Geiſter, die ſo oft Macht hatten über ihn, und griffen ſchonungslos mit ſcharfen Krallen in ſeine wunde Bruſt. —

„Neckender Spuk,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „treibſt du mich her, damit jener erſtarrte Jüngling bluten ſoll, weil man ſagt, daß der Leichnam blute, wenn der Mörder ſich nahe? — Hoho! weiß ich denn nicht, daß er all ſein Blut wegbluten mußte in den ſchlimmen Tagen, als er ſeine Sünden abbüßte auf dem Siechbette? — Er hat keinen böſen Tropfen mehr übrig, mit dem er ſeinen Mörder vergiften könnte, käme er ihm auch in die Nähe, den Johannes Kreisler aber am wenigſten, denn der hat mit der Natter nichts zu ſchaffen, die er zu Boden trat, als ſie ſchon die ſpitze Zunge ausgeſtreckt zur Todeswunde! — Schlage die Augen auf, Todter, damit ich dir feſt ins Antlitz blicke, damit du gewahrſt, daß die Sünde keinen Theil hat an mir! — aber du vermagſt es nicht! — Wer hieß dich das Leben einſetzen gegen das Leben? Warum ſpielteſt du trügeriſches Spiel mit dem Morde und warſt nicht gefaßt es zu verlieren? — Aber deine Züge ſind ſanft und gut, du ſtiller blaſſer Jüngling, der Todesſchmerz hat jede Spur verruchter Sünde weggelöſcht von deinem ſchönen Antlitz, und ich könnte ſagen, der Himmel hätte dir ſein Gnadenthor geöffnet, weil die Liebe in deiner Bruſt geweſen, wenn ſich das jetzt ziemte. — Doch wie! — wenn ich mich in dir geirrt? — Wenn nicht du, kein böſer Dämon, nein, wenn mein guter Stern deinen Arm gegen mich erhoben, um mich dem entſetzlichſten Verhängniß zu entreißen, das im ſchwarzen Hintergrunde auf mich lauert? — Nun magſt du die Augen aufſchlagen, blaſſer Jüngling, nun magſt du mit einem Blick der Verſöhnung alles, alles entdecken und ſollt' ich untergehen in Wehmuth um dich oder aus entſetzlicher furchtbarer Angſt, daß der ſchwarze Schatten, der hinter mir ſchleicht, mich nun gleich erfaſſen wird. — Ja! ſchaue mich an, — doch! nein, nein, du könnteſt mich anblicken wie Leonhard Ettlinger, ich könnte glauben, du ſeyſt er ſelbſt, und da müßteſt du mit mir hinab in die Tiefe, aus der ich oft ſeine hohle Geiſterſtimme vernehme. — Doch wie, du lächelſt? — deine Wangen, deine Lippen färben ſich? Trifft dich nicht die Waffe des Todes? — Nein, nicht noch einmal will ich mit dir ringen, aber —“

Kreisler, der während dieſes Selbſtgeſprächs unbewußt auf einem Knie gelegen, beide Ellbogen auf das andere geſtützt und die Hände unter das Kinn geſtemmt hatte, fuhr haſtig auf und würde gewiß ſeltſames, wildes begonnen haben; doch in demſelben Augenblick ſchwiegen die Mönche und die Knaben auf dem Chor intonirten mit ſanfter Begleitung der Orgel das Salve regina. Der Sarg wurde verſchloſſen und die Mönche ſchritten feierlich von dannen. — Da ließen die finſtern Geiſter ab von dem armen Johannes, und ganz aufgelöſt in Wehmuth und Schmerz folgte er mit gebeugtem Haupt den Mönchen. Eben wollte er hinaus ſchreiten zur Thüre, als ſich in einem finſtern Winkel eine Geſtalt erhob und haſtig auf ihn losſchritt.

Die Mönche ſtanden ſtill, und der volle Schein ihrer Lichter fiel auf einen großen ſtämmigen Burſchen, der etwa achtzehn bis zwanzig Jahr alt ſeyn mochte. Sein Antlitz, nichts weniger als häßlich zu nennen, trug den Ausdruck des wildeſten Trotzes; die ſchwarzen Haare hingen ihm ſtruppig um den Kopf, das zerriſſene Wamms von bunt geſtreifter Leinwand bedeckte kaum ſeine Blöße und eben ſolche Schifferhoſen gingen nur bis an die bloßen Waden, ſo daß der herkuliſche Bau ſeines Körpers völlig ſichtbar.

„Du Verdammter, wer hieß dich meinen Bruder ermorden?“ So ſchrie der Burſche wild auf, daß es in der Kirche widerhallte, ſprang wie ein Tiger auf Kreisler los und packte ihn mit einem mörderiſchen Handgriff bei der Kehle.

Doch ehe Kreisler, ganz entſetzt über den unerwarteten

Angriff, an Gegenwehr denken konnte, ſtand ſchon Pater Cyprianus bei ihm und ſprach mit ſtarker gebietender Stimme: „Giuſeppe, verruchter ſündhafter Menſch! was machſt du hier? Wo haſt du die Altmutter gelaſſen? — Packe dich augenblicklich fort! — Hochehrwürdiger Herr Abt, laßt die Kloſterknechte herbei rufen, ſie ſollen den mörderiſchen Buben zum Kloſter hinaus werfen!"

Der Burſche hatte, ſo wie Cyprianus vor ihm ſtand, ſogleich von Kreisler abgelaſſen. „Nun, nun," rief er mürriſch, „macht nur nicht gleich ein ſolches tolles Weſen davon, wenn man ſein Recht behaupten will, Herr Heiliger! — Ich gehe ja ſchon von ſelbſt, Ihr dürft keine Kloſterknechte auf mich los hetzen." — Damit ſprang der Burſche ſchnell davon durch eine Pforte, die man zu verſchließen vergeſſen und durch die er wahrſcheinlich ſich in die Kirche geſchlichen hatte. Die Kloſterknechte kamen, man fand aber keinen Anlaß, den Verwegenen in tiefer Nacht weiter zu verfolgen.

Es lag in Kreislers Natur, daß gerade die Spannung des Außerordentlichen, des Geheimnißvollen wohlthätig auf ſein Gemüth wirkte, ſo bald er den Sturm des Augenblicks, der ihn zu vernichten drohte, ſiegreich bekämpft.

So geſchah es, daß dem Abt die Ruhe wunderbar und befremdlich vorkommen mußte, mit der Kreisler andern Tages vor ihm ſtand und von dem erſchütternden Eindruck ſprach, den unter ſolchen Umſtänden der Anblick des Leichnams deſſen auf ihn gemacht, der ihn ermorden wollen und den er in gerechter Nothwehr erſchlagen.

„Weder", ſprach der Abt, „weder die Kirche noch das weltliche Geſetz kann Euch, lieber Johannes, irgend eine ſtrafbare Schuld an dem Tode jenes ſündhaften Menſchen beimeſſen. Doch werdet Ihr aber lange nicht die Vorwürfe einer innern Stimme verwinden können, die Euch ſagt, es ſey beſſer geweſen, ſelbſt zu fallen, als den Gegner zu tödten, und dies beweiſet, daß der ewigen Macht das Opfer des eignen Lebens wohlgefälliger iſt, als ſeine Erhaltung, kann dieſe nur durch eine raſche blutige That geſchehen. — Doch laßt uns zur Zeit davon abbrechen, da ich anderes, naher liegendes mit Euch zu reden.

Welcher ſterbliche Menſch ermißt, wie der kommende Augenblick die Geſtaltung der Dinge ändern kann. — Nicht lange iſt es her, als ich feſt überzeugt war, daß dem Heil Eurer Seele nichts zuträglicher ſeyn könne, als der Welt zu entſagen und in unſern Orden zu treten. — Ich bin jetzt anderer Meinung und würde Euch rathen, ſo lieb und werth Ihr mir auch geworden, die Abtei recht bald zu verlaſſen. — Werdet nicht irre an mir, lieber Johannes! Fragt mich nicht, warum ich meiner Geſinnung entgegen dem Willen eines andern, der alles umzuſtoßen droht, was ich mit Mühe geſchaffen, mich unterwerfe. — Tief müßtet Ihr in die Geheimniſſe der Kirche eingeweiht ſeyn, um mich zu verſtehen, wollt ich auch mit Euch über die Motive meiner Handlungsweiſe reden. — Doch freier kann ich wohl mit Euch ſprechen als mit jedem andern. Vernehmt alſo, daß in kurzer Zeit der Aufenthalt in der Abtei Euch nicht mehr die wohlthätige Ruhe gewähren, wie bisher, ja daß Euer innerſtes Streben einen tödtlichen Stoß erhalten und das Kloſter Euch ein öder, troſtloſer Kerker dünken wird. Die ganze Kloſterordnung ändert ſich, die mit frommer Sitte vereinbare Freiheit hört auf, und der finſtre Geiſt fanatiſcher Möncherei herrſcht bald mit unerbittlicher Strenge in dieſen Mauern. — O mein Johannes, Eure herrlichen Geſänge werden nicht mehr unſern Geiſt erheben zur höchſten Andacht, der Chor wird abgeſchafft, und bald hört man nichts als die eintönigen Reſponſorien, von den älteſten Brüdern mühſam gelallt mit heiſerer unreiner Stimme." —

„Und“, fragte Kreisler, „und alles dieſes geſchieht auf Anlaß des fremden Mönchs Cyprianus?“

„Es iſt“, erwiderte der Abt beinahe wehmüthig, indem er die Augen niederſchlug, „es iſt dem ſo, guter Johannes, und daß es nicht anders ſeyn kann, daran bin ich nicht Schuld. — Doch“, ſetzte der Abt nach kurzem Stillſchweigen mit erhöhter feierlicher Stimme hinzu, „doch alles, wodurch der feſte Bau, der Glanz der Kirche befördert werden kann, muß geſchehen, und kein Opfer iſt zu groß!“ —

„Wer iſt“, ſprach Kreisler unmuthig, „wer iſt denn der hohe mächtige Heilige, der über Euch gebietet, der im Stande war, durch das bloße Wort mir jenen mörderiſchen Burſchen vom Leibe zu ſchaffen?“

„Ihr ſeyd“, erwiderte der Abt, „Ihr ſeyd, lieber Johannes, in ein Geheimniß verflochten, ohne es zur Zeit ganz zu kennen. Doch bald erfahrt Ihr mehr, vielleicht mehr, als ich ſelbſt davon weiß, und zwar durch den Meiſter Abraham. — Cyprianus, den wir noch jetzt unſern Bruder nennen, iſt einer der Erkornen. Er wurde gewürdigt, mit den ewigen Mächten des Himmels in unmittelbare Berührung zu treten, und wir müſſen ſchon jetzt in ihm den Heiligen verehren. — Was jenen verwegenen Burſchen betrifft, der ſich während der Exequien in die Kirche geſchlichen hatte und Euch mörderiſch anpackte, ſo iſt er ein verlaufener, halb wahnſinniger Zigeunerbube, den unſer Vogt ſchon einigemal hat derb auspeitſchen laſſen, weil er den Leuten im Dorfe die fetten Hühner aus den Ställen geſtohlen. Um den zu vertreiben, bedurfte es eben nicht eines beſondern Mirakels.“ — Indem der Abt die letzten Worte ſprach, zuckte ein leiſes ironiſches Lächeln in den Mundwinkeln, und verſchwand eben ſo ſchnell.

Kreislern erfüllte der tiefſte bitterſte Unmuth; er ſah ein, daß der Abt bei allen Vorzügen ſeines Geiſtes, ſeines Verſtandes lügneriſche Gaukelei trieb und daß alle Gründe, die er damals anführte, um ihn zum Eintritt ins Kloſter zu bewegen, eben ſo nur einer verſteckten Abſicht zum Vorwand dienen ſollten, als diejenigen, die er nun für das Gegentheil aufſtellte. — Kreisler beſchloß, die Abtei zu verlaſſen und ſich aller bedrohlichen Geheimniſſe, die ihn bei längerem Bleiben noch verſtricken konnten in ein Gewebe, dem nicht mehr zu entrinnen, völlig zu entſchlagen. Als er aber nun gedachte, wie er ja gleich zurückkehren könne nach Siegbartshof zum Meiſter Abraham, wie er ſie ja wieder ſehen, wieder hören könne, ſie, ſeinen einzigen Gedanken, da fühlte er in der Bruſt jene ſüße Beklemmung, in der ſich die glühendſte Liebesſehnſucht kund thut. —

Ganz vertieft wandelte Kreisler den Hauptgang des Parks hinab, als ihn der Pater Hilarius ereilte und ſogleich begann: „Ihr wart beim Abt, Kreisler, er ſagte Euch alles! — Nun, hatte ich Recht? — Wir ſind alle verloren! — Dieſer geiſtliche Comödiant — es iſt heraus, das Wort, wir ſind unter uns! — Als er — Ihr wißt, wen ich meine — in der Kutte nach Rom kam, ließ ihn die päbſtliche Heiligkeit ſogleich zur Audienz. Er fiel nieder auf die Kniee und küßte den Pantoffel. Ohne einen Wink aufzuſtehen, ließ ihn aber die päbſtliche Heiligkeit eine ganze Stunde lang liegen. „Das ſey deine erſtliche kirchliche Strafe,“ fuhr die Heiligkeit ihn an, als er ſich endlich erheben durfte, und hielt nun eine lange Predigt über die ſündlichen Irrthümer, in die Cyprianus verfallen. — Nachher erhielt er langen Unterricht in gewiſſen geheimen Gemächern und zog denn aus! — Es hat lange keinen Heiligen gegeben! — Das Mirakel — nun, Ihr habt das Bild geſehen, Kreisler — das Mirakel, ſage ich, hat erſt in Rom ſeine wahre Geſtalt erhalten. — Ich bin nichts als ein ehrlicher Benediktinermönch, ein tüchtiger praefectus chori, wie Ihr mir einräumen werdet, und trinke der allein ſeeligmachenden Kirche zu Ehren gern ein Gläschen Nierenſteiner oder Bocksbeutel, aber! — Mein Troſt iſt, daß er nicht lange hier bleiben wird. — Herumziehen muß er. Monachus in claustro non valet ova duo: sed quando est extra, bene valet triginta. — Er wird denn auch wohl Wunder thun. — Seht, Kreisler, ſeht, da kommt er den Gang herauf. — Er hat uns erblickt und weiß, wie er ſich gebärden muß.“ —

Kreisler erblickte den Mönch Cyprianus, der langſam, feierlichen Schrittes, den ſtieren Blick zum Himmel gerichtet, die Hände gefaltet, wie in einer frommen Extaſe begriffen, den Laubgang herauf kam.

Hilarius entfernte ſich ſchnell, Kreisler blieb aber verloren in den Anblick des Mönchs, der in ſeinem Antlitz, in ſeinem Weſen etwas ſeltſames, fremdartiges trug, das ihn unter allen übrigen Menſchen auszuzeichnen ſchien. Ein großes ungewöhnliches Verhängniß läßt lesbare Spuren zurück, und ſo mocht' es auch ſeyn, daß ein wunderbares Geſchick des Mönchs äußere Erſcheinung geſtaltet hatte, wie ſie ſich nun eben zeigte.

Der Mönch wollte vorüber ſchreiten, ohne in ſeiner Verzückung Kreislern zu bemerken, der fühlte ſich aber aufgelegt, dem ſtrengen Abgeſandten des Oberhaupts der Kirche, dem feindlichen Verfolger der herrlichſten Kunſt in den Weg zu treten.

Er that es mit den Worten: „Erlaubt, ehrwürdiger Herr, daß ich Euch meinen Dank abſtatte. Ihr befreitet mich durch Euer kräftiges Wort zur rechten Zeit aus den Händen des groben Lümmels von Zigeunerbuben; er hätte mich erwürgt, wie ein geſtohlnes Huhn!“ —

Der Mönch ſchien aus einem Traume zu erwachen, er fuhr mit der Hand über die Stirne und blickte Kreislern lange ſtarr an, als müſſe er ſich auf ihn beſinnen. Dann verzog ſich aber ſein Antlitz zum furchtbaren durchbohrenden Ernſt, und Flammen des Zorns in den Augen, rief er mit ſtarker Stimme: „Verwegener, frevelhafter Menſch, Ihr hättet verdient, daß ich Euch hinfahren ließe in Euern Sünden! Seyd Ihr nicht der, der den heiligen Cultus der Kirche, die vornehmſte Stütze der Religion profanirt durch weltlichen Klingklang? Seyd Ihr es nicht, der hier durch eitle Kunſtſtücke die frömmſten Gemüther bethörte, daß ſie ſich abwandten von dem Heiligen und weltlicher Luſt fröhnten in üppigen Liedern?" Kreisler fühlte ſich durch dieſe wahnſinnigen Vorwürfe eben ſo verletzt, als erhoben durch den albernen Hochmuth des fanatiſchen Mönchs, der mit ſo leichten Waffen zu bekämpfen.

„Iſt es", ſprach Kreisler ſehr ruhig und dem Mönch feſt ins Auge blickend, „iſt es ſündhaft, die ewige Macht zu preiſen in der Sprache, die ſie uns ſelbſt gab, damit das Himmelsgeſchenk die Begeiſterung der brünſtigſten Andacht, ja die Erkenntniß des Jenſeits in unſerer Bruſt erwecke, iſt es ſündhaft, ſich auf den Seraphsfittigen des Geſanges hinweg zu ſchwingen über alles Irdiſche und in frommer Sehnſucht und Liebe hinauf zu ſtreben nach dem Höchſten, ſo habt Ihr Recht, ehrwürdiger Herr, ſo bin ich ein arger Sünder. Erlaubt aber, daß ich der entgegengeſetzten Meinung bin, und feſt glaube, daß dem Cultus der Kirche die wahrhafte Glorie der heiligſten Begeiſterung fehlen würde, wenn der Geſang ſchweigen ſollte."

„So flehet", erwiderte der Mönch ſtrenge und kalt, „ſo flehet zur heiligen Jungfrau, daß ſie die Decke von Euern Augen nehmen und Euch den verdammlichen Irrthum erkennen laſſen möge."

„Ein Componiſt“*), ſprach Kreisler ſanft lächelnd, „wurde von jemandem gefragt, wie er es denn anfange, daß ſeine geiſtlichen Compoſitionen durchaus andächtige Begeiſterung athmeten. „Wenn es“, erwiderte darauf der fromme kindliche Meiſter, „mit dem Componiren nicht ſo recht fort will, ſo bete ich, im Zimmer auf und ab gehend, einige Ave und dann kommen mir die Ideen wieder.“ Derſelbe Meiſter ſagte von einem andern großen geiſtlichen Werk**): „Erſt als ich zur Hälfte in meiner Compoſition vorgerückt war, merkte ich, daß ſie gerathen wäre; ich war auch nie ſo fromm, als während der Zeit da ich daran arbeitete; täglich fiel ich auf meine Kniee nieder und bat Gott, daß er mir Kraft zur glücklichen Ausführung dieſes Werkes verleihen möge.“ — Mich will bedünken, ehrwürdiger Herr, als wenn weder dieſer Meiſter, noch der alte Paleſtrina ſich um ſündhaftes bemüht, und daß nur ein in aszetiſcher Verſtocktheit erkaltetes Herz nicht zu der höchſten Frömmigkeit des Geſanges entflammt werden kann.“

„Menſchlein,“ fuhr der Mönch zornig auf, „wer biſt du denn, daß ich mit dir, der du dich hinwerfen müßteſt in den Staub, rechten ſoll? — Fort aus der Abtei, damit du nicht länger das Heilige verſtörſt!“ —

Tief empört über des Mönchs gebieteriſchen Ton, rief Kreisler heftig: „Und wer biſt du denn, wahnſinniger Mönch, daß du dich erheben willſt über alles was menſchlich? — Biſt du frei geboren von der Sünde? — Haſt du nie über Gedanken der Hölle gebrütet? Biſt du nie ausgewichen auf dem ſchlüpfrigen Pfad, den du wandelteſt? Und wenn die heilige Jungfrau dich wirklich gnadenvoll dem Tode entriß, den du vielleicht einer grauenvollen That

---

*) Joſeph Haydn.
**) Die Schöpfung.

verdankteſt, ſo geſchah es, daß du in Demuth deine Sünde erkennen und ſie büßen, nicht aber mit freveliger Prahlerei dich der Gnade des Himmels, ja der Heiligenkrone rühmen ſollteſt, die du niemals erwerben wirſt."

Der Mönch ſtierte Kreislern an mit Tod und Verderben ſprühenden Blicken, indem er unverſtändliche Worte lallte.

„Und", fuhr Kreisler fort mit ſteigendem Affekt, „und, ſtolzer Mönch, als du noch dieſen Rock trugſt —"

Damit hielt Kreisler das Bild, das er vom Meiſter Abraham erhalten, dem Mönch vor Augen; doch ſo wie dieſer es erblickte, ſchlug er ſich wie in wilder Verzweiflung mit beiden Fäuſten vor die Stirn und ſtieß einen herzzermalmenden Schmerzenslaut aus, als träfe ihn ein Todesſtreich. —

„Fort mit dir", rief nun Kreisler, „fort mit dir aus der Abtei, du verbrecheriſcher Mönch! — Hoho mein Heiliger, wenn du vielleicht auf den Hühnerdieb ſtößeſt, mit dem du in Gemeinſchaft, ſo ſage ihm, du könnteſt und wollteſt ein andermal mich nicht wieder ſchützen, doch ſolle er ſich in Acht nehmen und von meiner Kehle wegbleiben, ſonſt würde ich ihn ſpießen wie eine Lerche oder wie ſeinen Bruder, denn aufs Spießen —" Kreisler entſetzte ſich in dieſem Augenblick vor ſich ſelber; der Mönch ſtand vor ihm ſtarr, regungslos, noch immer beide Fäuſte vor die Stirn gedrückt, keines Wortes, keines Lautes mächtig, es war Kreislern, als rauſche es im nahen Gebüſch, als werde gleich der wilde Giuſeppe auf ihn losſtürzen. Er rannte von dannen; die Mönche ſangen eben im Chor die Abendhora und Kreisler begab ſich in die Kirche, weil er hoffte, dort ſein tief aufgeregtes, tief verletztes Gemüth zu beruhigen.

Die Hora war geendet, die Mönche verließen den Chor, die Lichter verlöſchten. Kreislers Sinn hatte ſich zu den alten frommen Meiſtern gewendet, deren er in dem Streit mit dem Mönch Cyprianus gedacht. — Muſik — fromme Muſik war aufgegangen in ihm, Julia hatte geſungen, und nicht mehr brauste der Sturm in ſeinem Innern. Er wollte fort durch eine Seitenkapelle, deren Thüre in den langen Gang ging, welcher zu einer Treppe und hinauf in ſein Zimmer führte.

Als Kreisler in die Kapelle trat, erhob ſich ein Mönch mühſam vom Boden, auf dem er ausgeſtreckt vor dem wunderthätigen Marienbilde gelegen hatte, das dort aufgeſtellt war. In dem Schein der ewigen Lampe erkannte Kreisler den Mönch Cyprianus, aber matt und elend ſchien er eben aus einer Ohnmacht zu ſich ſelbſt gekommen. Kreisler leiſtete ihm hülfreiche Hand; da ſprach der Mönch mit leiſer wimmernder Stimme: „Ich erkenne Euch — Ihr ſeyd Kreisler! Habt Barmherzigkeit, verlaßt mich nicht, helft mir zu jenen Stufen, ich will mich dort niederlaſſen, aber ſetzt Euch zu mir, dicht zu mir, denn nur die Gebenedeite darf uns hören. — Uebt Mitleiden", fuhr nun der Mönch fort, als beide auf den Stufen des Altars ſaßen, „übt Mitleiden, Gnade, vertraut mir, ob Ihr nicht das verhängnißvolle Bildniß von dem alten Severino erhieltet, ob Ihr um alles, um das ganze furchtbare Geheimniß wiſſet?"

Frei und offen verſicherte Kreisler, daß er das Bildniß vom Meiſter Abraham Liscov erhalten, und erzählte ohne Scheu alles, was ſich in Sieghartshof begeben, und wie er nur aus mancherlei Combinationen auf irgend eine Greuelthat ſchließe, deren lebhafte Erinnerung ſo wie die Furcht des Verraths das Bildniß wecke. Der Mönch, der bei einigen Momenten in Kreislers Erzählung tief erſchüttert geſchienen, ſchwieg jetzt einige Augenblicke. Dann begann er ermuthigt mit feſterer Stimme: „Ihr wißt zu viel, Kreisler, um nicht alles erfahren zu müſſen. Vernehmt, Kreisler, jener Prinz Hektor, der Euch auf den Tod verfolgte, es iſt mein jüngerer Bruder. Wir ſind Söhne eines fürſtlichen Vaters, deſſen Thron ich geerbt haben würde, hätte ihn nicht der Sturm der Zeit umgeworfen. Wir nahmen, da eben der Krieg ausgebrochen, beide Dienſte, und der Dienſt war es, der zuerſt mich und dann auch meinen Bruder nach Neapel brachte. — Ich hatte mich damals aller böſen Luſt der Welt hingegeben und vorzüglich die wilde Leidenſchaft zu den Weibern riß mich ganz und gar hin. Eine Tänzerin, eben ſo ſchön als verrucht, war meine Geliebte, und überdem lief ich den liederlichen Dirnen nach, wo ich ſie fand.

So geſchah es, daß ich eines Tages, als es ſchon zu dunkeln begann, auf dem Molo ein paar Geſchöpfe dieſer Art verfolgte. Beinahe hatte ich ſie erreicht, als dicht neben mir eine Stimme gellend rief: „Was das Prinzchen doch für ein allerliebſter Taugenichts iſt! — Da läuft er gemeinen Dirnen nach und könnte in den Armen der ſchönſten Prinzeſſin liegen!“ — Mein Blick fiel auf ein altes abgelumptes Zigeunerweib, die ich vor wenigen Tagen in der Straße Toledo von den Sbirren wegführen geſehen, weil ſie einen Waſſerverkäufer, ſo kräftig er ſchien, im Zank mit ihrer Krücke zu Boden geſchlagen. — „Was willſt du von mir, alte Hexe?“ So rief ich das Weib an, die mich aber in dem Augenblick mit einem Strom der abſcheulichſten niedrigſten Schimpfreden überſchüttete, ſo daß das müßige Volk bald ſich um uns verſammelte und über meine Verlegenheit ausbrach in ein tolles Gelächter. — Ich wollte fort, da hielt mich aber das Weib beim Kleide feſt, ohne vom Boden aufzuſtehen, und ſprach, plötzlich mit den Schimpfreden einhaltend, leiſe, indem ſich ihr abſcheuliches Antlitz zum grinſenden Lächeln verzog: „Ei, mein ſüßes Prinzlein, willſt du denn nicht bei mir bleiben? Willſt du nichts hören von dem ſchönſten Engelskinde, das in dich vernarrt iſt?“ — Damit erhob ſich das Weib mühſam, indem ſie ſich an meinen Armen feſtklammerte, und ziſchelte mir von einem jungen Mädchen in die Ohren, das ſchön und anmuthig wie der Tag und noch unſchuldig ſey. — Ich hielt das Weib für eine gemeine Kupplerin und wollte mich, da gerade mein Sinn nicht dahin ſtand ein neues Abenteuer anzuknüpfen, mit ein paar Dukaten von ihr losmachen. Sie nahm aber das Geld nicht und rief, als ich mich entfernte, mir laut lachend nach: „Geht nur, geht, mein feiner Herr, Ihr werdet mich bald aufſuchen mit großem Kummer und Weh im Herzen!“ — Einige Zeit war vergangen, ich hatte nicht mehr an das Zigeunerweib gedacht, als eines Tages auf dem Spaziergange, Villa reale genannt, eine Dame vor mir her ging, die mir in ihrem Weſen ſo wunderbar anmuthig ſchien, wie ich noch keine geſehen. Ich eilte ihr voraus, und als ich ihr Antlitz erblickte, war es mir, als öffne ſich der leuchtende Himmel aller Schönheit. — So dachte ich nämlich damals als ein ſündiger Menſch, und daß ich den frevelhaften Gedanken wiederhole, mag Euch ſtatt aller Beſchreibung des Liebreizes, mit dem die ewige Macht die holde Angela geſchmückt hatte, um ſo mehr dienen, als mir jetzt nicht geziemen und auch wohl nicht gelingen würde, viel zu reden über irdiſche Schönheit. Zur Seite der Dame ging oder hinkte vielmehr an einem Stabe eine ſehr alte ehrbar gekleidete Frau, die nur durch ihre ganz ungewöhnliche Größe und ſeltſame Unbehülflichkeit auffiel. Trotz des völlig veränderten Anzuges, trotz der tiefen Haube, die einen Theil des Antlitzes verhüllte, erkannte ich in der alten Frau doch augenblicklich das Zigeunerweib vom Molo. Das fratzenhafte Lächeln der Alten, ihr leiſes Kopfnicken bewies mir, daß ich mich nicht irre. — Ich konnte den Blick nicht abwenden von dem anmuthigen Wunder; die Holde ſchlug die Augen nieder, der Fächer entfiel ihrer Hand. Schnell hob ich ihn auf; indem ſie ihn nahm, berührte ich ihre Finger; ſie zitterten; da loderte das Feuer meiner verdammlichen Leidenſchaft in mir auf, und ich ahnte nicht, daß die erſte Minute der ſchrecklichen Prüfung gekommen, die mir der Himmel auſerlegt. Ganz betäubt, ganz im Sinn verwirrt ſtand ich da und bemerkte kaum, daß die Dame mit ihrer alten Begleiterin in eine Kutſche ſtieg, die am Ende der Allee gehalten hatte. Erſt als der Wagen fort rollte, kam ich zur Beſinnung, und ſtürzte nach wie ein Raſender. Ich kam noch zu rechter Zeit, um zu ſehen, daß der Wagen vor einem Hauſe in der engen kurzen Straße hielt, die nach dem großen Platz Largo delle Piane führt. Beide, die Dame und ihre Begleiterin, ſtiegen aus, und da der Wagen ſogleich fortfuhr, als ſie in das Haus getreten, konnte ich mit Recht vermuthen daß dort ihre Wohnung. Auf dem Platz Largo delle Piane wohnte mein Bankier, Signore Aleſſandro Sperzi, und ſelbſt weiß ich nicht, wie ich auf den Einfall gerieth, dieſen Mann jetzt gerade heimzuſuchen. Er glaubte, ich käme Geſchäfte halber, und begann ſehr weitläufig über mein Verhältniß zu reden. Mein ganzer Kopf war aber erfüllt von der Dame, ich dachte, ich hörte nichts anders, und ſo kam es, daß ich dem Signor Sperzi ſtatt aller Antwort das anmuthige Abenteuer des Augenblicks erzählte. Signor Sperzi wußte mir mehr von meiner Schönen zu ſagen, als ich hatte ahnen können. Er war es, der jedes halbe Jahr von einem Handelshauſe in Augsburg eine anſehnliche Rimeſſe für eben jene Dame erhielt. Sie wurde Angela Benzoni genannt, die Alte aber mit dem Namen Frau Magdala Sigrun bezeichnet. Signor Sperzi mußte dagegen dem Augsburger Handlungshauſe über das ganze Leben des Mädchens die genaueſte Nachricht geben, ſo daß er, da es ihm auch früher obgelegen ihre ganze Erziehung, ſo wie jetzt ihren Haushalt zu leiten, in gewiſſer Art als ihr Vormund anzuſehen. Der Bankier hielt das Mädchen für die Frucht eines verbotenen Verhältniſſes unter Perſonen des vornehmſten Standes. — Ich bezeigte dem Signor Sperzi meine Verwunderung darüber, daß man ein ſolches Kleinod einem ſo zweideutigen Weibe anvertraue als die Alte ſey, die ſich in ſchmutzigen, zerlumpten Zigeunerkleidern auf den Straßen herumtreibe und vielleicht gar die Kupplerin ſpielen wolle. Der Bankier verſicherte dagegen, daß es keine treuere, ſorgſamere Pflegerin gebe als die Alte, die mit dem Mädchen hergekommen, als es erſt zwei Jahre alt geweſen. Daß die Alte ſich zuweilen als Zigeunerin vermumme, ſey eine wunderliche Grille, die man ihr wohl in dieſem Lande der Maskenfreiheit nachſehen könne. — Ich darf, ich muß kurz ſeyn! — Die Alte ſuchte mich bald auf in ihrem Zigeunerhabit und führte mich ſelbſt zu Angela, die mir in holder jungfräulicher Schaam hocherröthend ihre Liebe geſtand. Noch immer hatte ich in meinem verirrten Weſen geglaubt, die Alte ſey eine ruchloſe Nährerin der Sünde, aber bald wurde ich des Gegentheils überführt. Angela war keuſch und rein wie Schnee, und da, wo ich ſündhaft zu ſchwelgen gedachte, lernte ich an eine Tugend glauben, die ich freilich jetzt für ein hölliſches Blendwerk des Teufels erkennen muß. In eben dem Grade als meine Leidenſchaft höher und höher ſtieg, neigte ich mich auch mehr und mehr der Alten hin, die mir unaufhörlich in die Ohren raunte, daß ich mich mit Angela vermählen ſolle. Müßte dies auch zur Zeit heimlich geſchehen, ſo komme doch wohl der Tag, an dem ich öffentlich der Gemahlin das fürſtliche Diadem auf die Stirn drücken werde. — Angela's Geburt ſey der meinigen gleich. —

— Wir wurden in einer Capelle der Kirche San Filippo getraut. — Ich glaubte den Himmel gefunden zu haben, ich entzog mich allen Verbindungen, ich gab den Dienſt auf, man ſah mich nicht mehr in jenen Kreiſen, in denen ich ſonſt frevelnd allen Lüſten gefröhnt. — Eben dieſe veränderte Lebensweiſe verrieth mich. Jene Tänzerin, von der ich mich losgeſagt, forſchte aus, wohin ich mich jeden Abend begab, und ahnend, daß daraus ſich vielleicht der Keim ihrer Rache entwickeln könne, entdeckte ſie meinem Bruder das Geheimniß meiner Liebe. — Mein Bruder ſchlich mir nach, überraſchte mich in Angela's Armen. — Mit einer ſcherzhaften Wendung entſchuldigte Hektor ſeine Zudringlichkeit und machte mir Vorwürfe, daß ich, gar zu ſelbſtſüchtig, ihm nicht einmal das Vertrauen eines aufrichtigen Freundes geſchenkt; doch ich merkte nur zu deutlich, wie betroffen er war über Angela's hohe Schönheit. Der Funke war gefallen, die Flamme der wüthendſten Leidenſchaft angefacht in ſeinem Innern. — Er kam oft, wie wohl nur in den Stunden, wenn er mich zu finden wußte. — Ich glaubte zu bemerken, daß Hektors wahnſinnige Liebe erwidert wurde, und alle Furien der Eiferſucht zerfleiſchten meine Bruſt. — Da war ich dem Graus der Hölle verfallen! — Einſt, als ich eintrat in Angela's Gemach, glaubte ich Hektors Stimme im Nebenzimmer zu vernehmen. — Den Tod im Herzen, blieb ich eingewurzelt ſtehen. Doch plötzlich ſtürzte Hektor aus dem Nebengemach herein mit gluthrothem Antlitz und wild rollenden Augen, wie ein Raſender. „Verdammter, du ſollſt mir fernerhin nicht in den Weg treten!“ So rief er ſchäumend vor Wuth und ſtieß mir den Dolch, den er ſchnell hervorgezogen, in die Bruſt bis an das Heft. — Der herbeigerufene Chirurgus fand, daß der Stoß durch das Herz gegangen. — Die Hochgebenedeite hat mich gewürdigt, mir das Leben wieder zu ſchenken durch ein Mirakel.“ —

Die letzten Worte ſprach der Mönch mit leiſer zitternder Stimme und ſchien dann in trübes Sinnen verloren.

„Und“, fragte Kreisler, „und was wurde aus Angela?“

„Als“, erwiderte der Mönch mit hohler geiſterartiger Stimme, „als der Mörder die Früchte ſeiner Greuelthat genießen wollte, da erfaßte die Geliebte der Todeskrampf, und ſie verſchied in ſeinen Armen. — Gift —“

Dies Wort geſprochen, fiel der Mönch nieder aufs Geſicht und röchelte wie ein Sterbender. — Kreisler ſetzte durch die Glocke, die er anzog, das Kloſter in Bewegung. Man eilte herbei und ſchaffte den ohnmächtigen Cyprianus in den Krankenſaal. —

Kreisler fand am andern Morgen den Abt in ganz beſonders heitrer Laune. — „Ha ha“, rief er ihm entgegen, „ha ha mein Johannes, Ihr wollt an kein Mirakel der neueſten Zeit glauben, und Ihr habt geſtern in der Kirche ſelbſt das wunderbarſte Mirakel bewirkt, das es nur geben mag. — Sagt, was habt Ihr mit unſerm ſtolzen Heiligen gemacht, der da liegt wie ein reuiger zerknirſchter Sünder und uns alle in kindiſcher Todesangſt höchlich um Verzeihung gebeten hat, daß er ſich über uns erheben wollen! — Habt Ihr ihn, der von Euch Beichte verlangte, nun vielleicht ſelbſt beichten laſſen?“ —

Kreisler fand gar keine Urſache, auch nur das mindeſte von dem zu verſchweigen, was ſich mit ihm und dem Mönch Cyprianus begeben. Er erzählte daher umſtändlich alles, von der freimüthigen Strafpredigt an, die er dem einbildiſchen Mönch gehalten, als er die heilige Tonkunſt herabgewürdigt, bis auf den ſchrecklichen Zuſtand, in den er verfallen, als er das Wort: Gift! ausgeſprochen. Dann erklärte Kreisler, daß er eigentlich doch noch immer nicht wiſſe, warum das Bild, habe ſich auch Prinz Hektor davor entſetzt, gleiche Wirkung auf den Mönch Cyprianus hervorgebracht. Eben ſo ſey er darüber noch ganz im Dunkeln geblieben, auf welche Weiſe Meiſter Abraham in jene grauenvollen Begebenheiten verflochten.

„In der That", ſprach der Abt anmuthig lächelnd, „in der That, mein lieber Sohn Johannes, wir ſtehen jetzt ganz anders gegenüber, als noch vor wenigen Stunden. Ein ſtandhaftes Gemüth, ein feſter Sinn, vorzüglich aber wohl ein tiefes richtiges Gefühl, das wie eine wunderbar wahrſagende Erkenntniß in unſerer Bruſt verborgen, richtet vereint mehr aus, als der ſchärfſte Verſtand, der geübteſte, alles ſcheidende Blick. Du haſt es bewieſen, mein Johannes, indem du die Waffe, die man dir in die Hand gab, ohne dich ganz über ihre Wirkung zu belehren, ſo geſchickt in dem richtigen Moment zu gebrauchen wußteſt, daß du auf der Stelle den Feind zu Boden ſchlugſt, den vielleicht der durchdachteſte Plan nicht ſo leicht aus dem Felde getrieben haben würde. Ohne es zu wiſſen, haſt du mir, dem Kloſter, vielleicht auch der Kirche überhaupt, einen Dienſt erwieſen, deſſen erſprießliche Folgen nicht zu überſehen ſind. — Ich will, ich darf jetzt gegen dich ganz aufrichtig ſeyn, ich wende mich ab von denen, die mir falſches vorſpiegeln wollten zu deinem Nachtheil, du kannſt auf mich rechnen, Johannes! — Daß der ſchönſte Wunſch, der in deiner Bruſt ruht, erfüllt werde, dafür laß mich ſorgen. Deine Cecilia, du weißt, welches holde Weſen ich meine — doch ſtill jetzt davon! — Das, was du noch von jener entſetzlichen Begebenheit in Neapel zu wiſſen verlangſt, iſt mit wenigen Worten geſagt. — Fürs erſte hat es unſerm würdigen Bruder Cyprianus beliebt, in ſeiner Erzählung einen kleinen Umſtand zu übergehen. — Angela ſtarb an dem Gift, das er ihr beigebracht in dem hölliſchen Wahnſinn der Eiferſucht. — Meiſter Abraham befand ſich damals in Neapel unter dem Namen Severino. Er glaubte Spuren ſeiner verlornen Chiara zu finden, und fand ſie wirklich, da ihm jene alte Zigeunerin in den Weg kam, Magdala Sigrun geheißen, die du ſchon kennſt. An den Meiſter wandte ſich die Alte, als das Schrecklichſte geſchehen, und ihm vertraute ſie, ehe ſie Neapel verließ, jenes Bildniß, deſſen Geheimniſſe du noch nicht kennſt. Drücke den ſtählernen Knopf an dem Rande, dann ſpringt Antonio's Bildniß, das nur einer Kapſel zum Deckel dient, auf, und du erblickſt nicht allein Angela's Bildniß, ſondern dir fallen auch noch ein paar Blättchen in die Hände, die von der äußerſten Wichtigkeit ſind, da ſie dir den Beweis des doppelten Mordes liefern. — Du ſiehſt nun, warum dein Talisman ſo kraftvoll wirkt. — Meiſter Abraham ſoll noch mit dem Bruderpaar in mancherlei Berührung gekommen ſeyn, doch davon wird er dir ſelbſt noch beſſer erzählen können als ich. — Laß uns jetzt hören, Johannes, wie es mit dem kranken Bruder Cyprianus ſteht!" —

„Und das Mirakel?" So fragte Kreisler, indem er den Blick auf die Stelle der Wand über dem kleinen Altar warf, wo er ſelbſt mit dem Abt das Bild, deſſen ſich der geneigte Leſer wohl noch erinnert, befeſtigt hatte. Nicht wenig verwunderte er ſich aber, als er ſtatt dieſes Bildes wieder Leonardo da Vinci's heilige Familie erblickte, die ihren alten Platz eingenommen. — „Und das Mirakel?" — fragte Kreisler zum zweitenmal. „Ihr meint", erwiderte der Abt mit ſeltſamem Blick, „Ihr meint das ſchöne Bild, welches ſonſt hier aufgehängt war? — Ich habe es unterdeſſen in dem Krankenſaal aufſtellen laſſen. Vielleicht ſtärkt der Anblick unſern armen Bruder Cyprianus, vielleicht hilft ihm die Hochgebenedeite zum zweitenmal." —

Kreisler fand auf ſeinem Zimmer ein Schreiben des Meiſters Abraham, des Inhalts:

Mein Johannes!

Auf! — auf! — verlaßt die Abtei, eilt her ſo ſchnell Ihr könnt! — Der Teufel hat hier zu ſeiner Luſt eine ganz beſondere Hetzjagd angeſtellt! — Mündlich mehr, das Schreiben wird mir blutſauer, denn es ſteckt mir alles im Halſe und droht mich zu erſticken. Von mir, von dem Hoffnungsſtern, der mir aufgegangen, nicht ein Wort. Nur ſo viel in aller Eil. — Die Räthin Benzon findet Ihr nicht mehr, wohl aber die Reichsgräfin von Eſchenau. Das Diplom aus Wien iſt angekommen und die künftige Heirath Julia's mit dem würdigen Prinzen Ignaz ſo gut wie erklärt. Fürſt Irenäus beſchäftigt ſich mit der Idee des neuen Throns, auf dem er ſitzen wird als regierender Herr. Die Benzon, oder vielmehr die Gräfin von Eſchenau hat ihm das verſprochen. Prinz Hektor hat indeſſen Verſteckens geſpielt, bis er nun wirklich fort mußte zur Armee. — Bald kehrt er wieder, und dann ſoll eine Doppelthochzeit gefeiert werden. — Es wird luſtig ſeyn. — Die Trompeter ſpülen ſich ſchon die Gurgeln aus, die Fiedler ſchmieren die Bogen, die Lichtzieher in Sieghartsweiler gießen die Fackeln — aber! — Nächſtens iſt der Namenstag der Fürſtin, da unternehm' ich großes, aber Ihr müßt hier ſeyn. Kommt nur lieber gleich auf der Stelle, wenn Ihr dies geleſen habt! Lauft was Ihr könnt. Bald ſeh' ich Euch. — Apropos! — Nehmt Euch doch vor den Pfaffen in Acht, aber den Abt lieb' ich ſehr. — Adieu!

So kurz und ſo inhaltsreich war dies Brieflein des alten Meiſters, daß — — — — — — — — —

und erinnern Sie Sich, gnädigſter Herr! denn nicht des großen Sturms, der dem Advokaten, als er zur Nachtzeit über den Pontneuf wandelte, den Hut vom Kopfe herunter in die Seine warf? — Aehnliches ſteht im Rabelais, doch war es eigentlich nicht der Sturm, der dem Advokaten den Hut raubte, den er, indem er den Mantel dem Spiel der Lüfte Preis gab, mit der Hand feſt auf den Kopf gedrückt hielt, ſondern ein Grenadier riß, mit dem lauten Ausruf: „Es weht ein großer Wind, mein Herr,“ vorüber laufend, ſchnell den feinen Caſtor dem Advokaten unter der Hand von der Perücke; und nicht dieſer Caſtor war es, der in die Wellen der Seine hinab geſchleudert wurde, ſondern des Soldaten eignen ſchnöden Filz führte wirklich der Sturmwind in den feuchten Tod. Sie wiſſen nun, gnädigſter Herr, daß in dem Augenblick, als der Advokat ganz verblüfft da ſtand, ein zweiter Soldat mit demſelben Ausruf: „Es weht ein großer Wind, mein Herr!“ vorüber rennend, den Mantel des Advokaten beim Kragen packte und ihn ihm herabriß von den Schultern, und daß gleich darauf ein dritter Soldat mit demſelben Ausruf: „Es weht ein großer Wind, mein Herr!“ vorbei laufend, ihm das ſpaniſche Rohr mit dem goldnen Knopf aus den Händen wand. Der Advokat ſchrie aus allen Kräften, warf dem letzten Spitzbuben die Perücke nach und ging dann baarhäuptig, ohne Mantel und Stock hin, um das merkwürdigſte aller Teſtamente aufzunehmen, um das ſeltſamſte aller Abenteuer zu erfahren. Sie wiſſen das alles, gnädigſter Herr!“

„Ich weiß“, erwiderte der Fürſt, als ich dies geſprochen, „ich weiß gar nichts und begreife überhaupt nicht, wie Ihr, Meiſter Abraham, mir ſolches wirres Zeug vorſchwatzen könnt. Den Pontneuf kenne ich allerdings, er befindet ſich zu Paris, und bin ich zwar niemals darüber zu Fuße gegangen, wohl aber oft darüber gefahren, wie es meinem Stande geziemt. Den Advokaten Rabelais habe ich niemals geſehen und um Soldatenſtreiche in meinem ganzen Leben mich nicht bekümmert. Als ich in jüngern Jahren noch meine Armee kommandirte, ließ ich wöchentlich einmal ſämmtliche Junker durchfuchteln für die Dummheiten, die ſie begangen oder künftig noch begehen möchten, das Prügeln der gemeinen Leute war aber die Sache der Lieutenants, die damit meinem Beiſpiel gemäß auch allwöchentlich verfuhren, und zwar Sonnabends, ſo daß Sonntags es keinen Junker, keinen gemeinen Kerl in der ganzen Armee gab, der nicht ſeine gehörige Tracht Schläge erhalten, wodurch die Truppen, nächſt der eingeprügelten Moralität, auch ans Geſchlagenwerden überhaupt gewöhnt wurden, ohne jemals vor dem Feinde geweſen zu ſeyn, und in dieſem Fall nichts anders thun konnten als ſchlagen. — Das leuchtet Euch ein, Meiſter Abraham, und nun ſagt mir um tauſend Gotteswillen, was wollt Ihr mit Eurem Sturm, mit Eurem auf dem Pontneuf beraubten Advokaten Rabelais, wo bleibt Eure Entſchuldigung, daß das Feſt ſich auflöſte in wilder Verwirrung, daß mir eine Leuchtkugel ins Toupee fuhr, daß mein theurer Sohn in das Baſſin gerieth und von verrätheriſchen Delphinen beſpritzt wurde über und über, daß die Prinzeſſin entſchleiert mit aufgeſchürztem Rock wie Atalanta durch den Park fliehen mußte, daß — daß — wer zählt die Unglücksfälle der verhängnißvollen Nacht! — Nun, Meiſter Abraham, was ſagt Ihr?"

„Gnädigſter Herr," erwiderte ich, mich demuthsvoll verbeugend, „was war an allem Unheil Schuld, als der Sturm — das gräßliche Unwetter, welches einbrach, als alles im ſchönſten Gange. Kann ich den Elementen gebieten? — Hab' ich denn nicht ſelbſt dabei ſchlimmes Malheur erlitten, habe ich nicht wie jener Advokat, den ich unterthänigſt bitte, nicht mit dem berühmten franzöſiſchen Schriftſteller Rabelais zu verwechſeln, Hut, Rock und Mantel verloren? Habe ich nicht —"

„Höre", unterbrach hier den Meiſter Abraham Johannes Kreisler, „höre, Freund, noch jetzt, unerachtet es ſchon ziemlich lange her iſt, ſpricht man von dem Namenstage der Fürſtin, deſſen Feier du angeordnet haſt, wie von einem dunklen Geheimniß, und gewiß haſt du nach deiner gewöhnlichen Art und Weiſe viel abenteuerliches begonnen. Hielt das Volk dich ſchon immer für eine Art von Hexenmeiſter, ſo ſcheint dieſer Glaube durch jenes Feſt noch um vieles ſtärker geworden zu ſeyn. Sage mir nur geradezu, wie ſich alles begeben. Du weißt, ich war damals nicht hier —"

„Eben das", fiel Meiſter Abraham dem Freunde ins Wort, „eben das, daß du nicht hier, daß du, der Himmel weiß, von welchen Furien der Hölle getrieben, fortgerannt warſt wie ein Wahnſinniger, eben das machte mich toll und wild, eben deshalb beſchwor ich die Elemente herauf, ein Feſt zu ſtören, das meine Bruſt zerſchnitt, da du, der eigentliche Held des Stücks, fehlteſt, ein Feſt, das nur erſt dürftig und mühſam daher ſchlich, dann aber über geliebte Perſonen nichts brachte als die Qual beängſtigender Träume — Schmerz — Entſetzen! — Erfahre es jetzt, Johannes, ich habe tief in dein Inneres geſchaut und das gefährliche — bedrohliche Geheimniß erkannt, das darin ruht, ein gährender Vulkan, in jedem Augenblick vermögend loszubrechen in verderblichen Flammen, rückſichtslos alles um ſich her verzehrend! — Es giebt Dinge in unſerm Innern, die, ſich ſo geſtalten, daß die vertrauteſten Freunde darüber nicht reden dürfen. Darum verhehlte ich dir ſorglich, was ich in dir erſchaut, aber mit jenem Feſt, deſſen tieferer Sinn nicht die Fürſtin, ſondern eine andere geliebte Perſon und dich ſelbſt traf, wollte ich dein ganzes Ich gewaltſam erfaſſen. Die verborgenſten Qualen ſollten lebendig werden in dir, und wie aus dem Schlaf erwachte Furien mit verdoppelter Kraft deine Bruſt zerfleiſchen. Wie einem zum Tode Siechen ſollte Arznei, dem Orkus ſelbſt entnommen, die im ſtärkſten Paroxysmus kein weiſer Arzt ſcheuen darf, dir den Tod bereiten oder Geneſung! — Wiſſe, Johannes, daß der Fürſtin Namenstag zuſammentrifft mit dem Namenstage Julia's, die auch, wie ſie, Maria geheißen."

„Ha!" rief Kreisler, indem er, zehrendes Feuer im Blick, aufſprang, „ha! — Meiſter! iſt dir die Macht gegeben, mit mir freches, höhnendes Spiel zu treiben? — Biſt du das Verhängniß ſelbſt, daß du mein Inneres erfaſſen magſt?"

„Wilder, unbeſonnener Menſch," erwiderte Meiſter Abraham ruhig, „wann wird endlich der verwüſtende Brand in deiner Bruſt zur reinen Naphthaflamme werden, genährt von dem tiefſten Sinn für die Kunſt, für alles herrliche und ſchöne, der in dir wohnt! — Du verlangteſt von mir die Beſchreibung jenes verhängnißvollen Feſtes; ſo höre mich denn ruhig an, oder iſt deine Kraft gebrochen ganz und gar, daß du das nicht vermagſt, ſo will ich dich verlaſſen." —

„Erzähle," ſprach Kreisler mit halb erſtickter Stimme, indem er, beide Hände vors Geſicht, ſich wieder hinſetzte. „Ich will", ſprach Meiſter Abraham, plötzlich einen heitern Ton annehmend, „ich will dich, lieber Johannes, gar nicht ermüden mit der Beſchreibung aller der ſinnreichen Anordnungen, die größtentheils dem erfindungsreichen Geiſte des Fürſten ſelbſt ihren Urſprung verdankten. Da das Feſt am ſpäten Abend begann, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß der ganze ſchöne Park, der das Luſtſchloß umgiebt, erleuchtet war. Ich hatte mich bemüht, in dieſer Erleuchtung ungewöhnliche Effekte hervorzubringen, das gelang aber nur zum Theil, da auf des Fürſten ausdrücklichen Befehl in allen Gängen, mittelſt auf großen ſchwarzen Tafeln angebrachter buntfarbiger Lampen, der Namenszug der Fürſtin brennen mußte, nebſt der fürſtlichen Krone darüber. Da die Tafeln an hohen Pfählen angenagelt, ſo glichen ſie beinahe illuminirten Warnungsanzeigen, daß man nicht Tabak rauchen oder die Mauth nicht umfahren ſolle. Der Hauptpunkt des Feſtes war das durch Gebüſch und künſtliche Ruinen gebildete Theater in der Mitte des Parks, welches du kennſt. Auf dieſem Theater ſollten die Schauſpieler aus der Stadt etwas allegoriſches agiren, welches läppiſch genug war, um ganz außerordentlich zu gefallen, hätte es auch nicht der Fürſt ſelbſt verfaßt und wäre es daher auch nicht, um mich des geiſtreichen Ausdrucks jenes Schauſpieldirektors, der ein fürſtliches Stück aufführte, zu bedienen, aus einer durchlauchtigen Feder gefloſſen. Der Weg vom Schloß bis zum Theater war ziemlich weit. Nach der poetiſchen Idee des Fürſten ſollte der wandelnden Familie ein in den Lüften ſchwebender Genius mit zwei Fackeln vorleuchten, ſonſt aber kein Licht brennen, ſondern erſt nachdem die Familie und das Gefolge Platz genommen, das Theater plötzlich erleuchtet werden. Deshalb blieb beſagter Weg finſter. Vergebens ſtellte ich die Schwierigkeit dieſer Maſchinerie vor, welche die Länge des Wegs herbeiführte, der Fürſt hatte in den Fêtes de Versailles etwas ähnliches geleſen, und da er hinterher den poetiſchen Gedanken ſelbſt gefunden, beſtand er auf deſſen Ausführung. Um jedem unverdienten Vorwurf zu entgehen, überließ ich den Genius ſammt den Fackeln dem Theatermaſchiniſten aus der Stadt. — So wie nun das fürſtliche Paar, hinter ihm das Gefolge, aus der Thüre des Salons trat, wurde ein kleines pausbackiges

Männlein, in die Hausfarben des Fürſten gekleidet, mit zwei brennenden Fackeln in den Händchen, vom Dache des Luſtſchloſſes herabgezogen. Die Puppe war aber zu ſchwer, und es begab ſich, daß kaum zwanzig Schritt davon die Maſchine ſtockte, ſo daß der leuchtende Schutzgeiſt des fürſtlichen Hauſes hängen blieb und, da die Arbeiter ſtärker anzogen, ſich überkugelte. Nun ſchleuderten die brennenden, abwärts gekehrten Wachskerzen glühende Tropfen zur Erde. Der erſte dieſer Tropfen traf den Fürſten ſelbſt, der indeſſen mit ſtoiſchem Gleichmuth den Schmerz verbiß, wie wohl er in der Gravität des Schrittes nachließ und ſchneller vorwärts eilte. Der Genius ſchwebte jetzt fort über der Gruppe, die der Hofmarſchall mit den Kammerjunkern nebſt andern Hofchargen bildete. Füße oben, Kopf unten, ſo daß der Gluthregen aus den Fackeln bald dieſen, bald jenen auf den Kopf und auf die Naſe traf. Den Schmerz zu äußern und ſo das frohe Feſt zu ſtören, hätte den Reſpekt verletzt, es war daher hübſch anzuſehen, wie die Unglücklichen, eine ganze Cohorte ſtoiſcher Scävolas, mit gräßlich verzerrten Geſichtern und doch mit Gewalt die Qual niederkämpfend, ja wohl gar ein Lächeln erzwingend, das dem Orkus anzugehören ſchien, daher ſchritten, lautlos, kaum bangen Seufzern Raum gebend. Dazu wirbelten die Pauken, ſchmetterten die Trompeten, riefen hundert Stimmen: „Vivat, vivat, die gnädigſte Frau Fürſtin! Vivat, der gnädigſte Herr Fürſt!“ ſo daß der durch den wunderlichen Contraſt jener Laokoontiſchen Geſichter mit dem luſtigen Jubel erzeugte tragiſche Pathos der ganzen Szene eine Majeſtät gab, die kaum zu denken.

Der alte dicke Hofmarſchall konnte es endlich nicht mehr ertragen; als ihn ein glühender Tropfen grade auf die Backe traf, ſprang er in grimmer Wuth der Verzweiflung ſeitwärts, verwickelte ſich aber in die Stricke, die, zur Flugmaſchine gehörend, gerade an der Seite hart über dem Boden fortliefen und ſtürzte mit dem lauten Ausruf: „Alle Teufel!“ nieder zur Erde. In demſelben Moment hatte auch der luſtige Page ſeine Rolle ausgeſpielt. Der gewichtige Hofmarſchall zog ihn mit Centnerſchwere nieder, er ſtürzte herab mitten unter das Gefolge, das laut aufſchreiend auseinander prallte. Die Fackeln verlöſchten, man befand ſich in der dickſten Finſterniß. Dies alles geſchah dicht vor dem Theater. Ich hütete mich wohl, den Zünder anzuſtecken, der alle Lampen, alle Feuerbecken des Platzes auf einmal in Brand ſetzen mußte, ſondern wartete damit ein paar Minuten, um der Geſellſchaft Zeit zu laſſen, ſich in Baum und Gebüſch gehörig zu verwirren. „Licht — Licht“ — rief der Fürſt wie der König im Hamlet, „Licht — Licht“ eine Menge heiſere Stimmen durch einander. Als der Platz erleuchtet, glich der auseinander geſprengte Haufe einem geſchlagenen Heer, das ſich mühſam zuſammen findet. Der Oberkammerherr bewies ſich als ein Mann von Gegenwart des Geiſtes, als der geſchickteſte Taktiker ſeiner Zeit; denn in wenigen Minuten war vermöge ſeiner Bemühungen die Ordnung wieder hergeſtellt. Der Fürſt trat mit der nächſten Umgebung auf eine Art von erhöhtem Blumenthron, der in der Mitte des Zuſchauerplatzes errichtet. So wie das fürſtliche Paar ſich niederließ, fielen vermöge einer ſehr pfiffigen Vorrichtung jenes Maſchiniſten eine Menge Blumen auf daſſelbe herab. Nun wollte es aber das dunkle Verhängniß, daß eine große Feuerlilie dem Fürſten gerade auf die Naſe fiel und ſein ganzes Geſicht gluthroth überſtäubte, wodurch er ein ungemein majeſtätiſches, der Feierlichkeit des Feſtes würdiges Anſehen gewann.“

„Das iſt zu arg — das iſt zu arg,“ rief Kreisler, indem er eine raſende Lache aufſchlug, daß die Wände dröhnten.

„Lache nicht ſo konvulſiviſch,“ ſprach Meiſter Abraham,

„auch ich lachte in jener Nacht unmäßiger als jemals, ich fühlte mich eben zu allerlei tollem Muthwillen aufgelegt und hätte wie der Spukgeiſt Droll ſelbſt gern alles noch mehr durcheinander jagen, noch mehr verwirren mögen, aber deſto tiefer drangen dann die Pfeile, die ich gegen andere gerichtet, ein in meine eigene Bruſt. — Nun! — ich will es nur ſagen! Den Moment des läppiſchen Blumenbewerfens hatte ich gewählt, um den unſichtbaren Faden feſtzuknüpfen, der ſich nun durch das ganze Feſt ziehen und, wie ein elektriſcher Leiter, das Innerſte der Perſonen durchbeben ſollte, die ich mit meinem geheimnißvollen geiſtigen Apparat, in den ſich der Faden verlor, mir in Rapport geſetzt denken mußte. — Unterbrich mich nicht, Johannes — höre mich ruhig an. — Julia ſaß mit der Prinzeſſin hinter der Fürſtin ſeitwärts, ich hatte beide im Auge. So wie Pauken und Trompeten ſchwiegen, fiel Julien eine unter duftenden Nachtviolen verſteckte aufbrechende Roſenknospe in den Schooß, und wie ſtrömender Hauch des Nachtwindes ſchwammen die Töne deines tief ins Herz dringenden Liedes herüber: Mi lagnerò tacendo della mia sorte amara. — Julie war erſchrocken, als aber das Lied, das ich — ich ſag' es, damit du über die Art des Vortrags etwa nicht in bange Zweifel geräthſt — von unſern vier vortrefflichen Baſſetthorniſten ganz in der Ferne ſpielen ließ, begann, entfloh ein leichtes „Ach!“ ihren Lippen, ſie drückte den Strauß an die Bruſt, und ich hörte deutlich, daß ſie zur Prinzeſſin ſprach: „Er iſt gewiß wieder da!“ — Die Prinzeſſin umarmte Julien mit Heftigkeit und rief ſo laut: „Nein nein, — ach niemals,“ daß der Fürſt ſein feuriges Antlitz umdrehte und ihr ein zorniges „Silence!“ zuwarf. Der Herr mochte auch wohl eben nicht gerade auf das liebe Kind ſehr böſe ſeyn, aber ich will es hier bemerken, daß die wunderbare Schminke, ein tiranno ingrato in der Oper hätte ſich nicht zweckmäßiger anmalen können, ihm wirklich das Anſehen eines fortwährenden unvertilgbaren Zorns gab, ſo daß die rührendſten Reden, die zarteſten Situationen, welche häusliches Glück auf dem Throne allegoriſch darſtellten, rein verloren ſchienen; Schauſpieler und Zuſchauer geriethen darüber in nicht geringe Verlegenheit. Ja ſelbſt, wenn der Fürſt bei den Stellen, die er ſich zu dem Behuf in dem Exemplar, das er in der Hand hielt, roth angeſtrichen, der Fürſtin die Hand küßte und mit dem Tuch eine Thräne von dem Auge wegdrückte, ſchien es in verbiſſenem Ingrimm zu geſchehen; ſo daß die Kammerherrn, die dienſtthuend ihm zur Seite ſtanden, ſich zuflüſterten: „O Jeſus, was iſt unſerm gnädigſten Herrn!“ — Ich will dir nur ſagen, Johannes, daß, während die Schauſpieler das alberne Zeug vorne auf dem Theater hertragirten, ich mittelſt magiſcher Spiegel und anderer Vorrichtungen hinterwärts in den Lüften ein Geiſterſchauſpiel darſtellte, zur Verherrlichung des Himmelskindes, der holden Julia, daß eine Melodie nach der andern, die du in hoher Begeiſterung geſchaffen, ertönte, ja daß oft ferner, oft näher, wie banger ahnungsvoller Geiſterruf, der Name „Julia“ erklang. — Aber du fehlteſt — du fehlteſt, mein Johannes! Und wenn ich auch, nachdem das Schauſpiel geendet, meinen Ariel rühmen, wie Shakſpeare Prospero den ſeinigen, wenn ich auch ſagen mußte, daß er alles trefflich vollführt, ſo fand ich doch das, was ich mit tiefem Sinn angeordnet zu haben glaubte, ſchaal und matt. — Die Julia hatte alles mit feinem Takt verſtanden. Doch ſchien ſie nur angeregt wie von einem lieblichen Traum, dem man übrigens keine ſonderliche Einwirkung ins wache Leben verſtattet. Die Prinzeſſin war dagegen tief in ſich gekehrt. Arm in Arm luſtwandelte ſie mit Julien in den erleuchteten Gängen des Parks, während der Hof in einem Pavillon Erfriſchungen zu ſich nahm. — Ich hatte den Hauptſchlag in dieſem Moment vorbereitet, aber du fehlteſt — du fehlteſt, mein Johannes. — Voller Unmuth und Zorn rannte ich umher, ich ſah zu, ob alle Anſtalten zu dem großen Feuerwerk, womit das Feſt ſchließen ſollte, gehörig geordnet. Da gewahrte ich, aufſchauend zum Himmel, über dem fernen Geierſtein, im Schimmer der Nacht, die kleine röthliche Wolke, die jedesmal ein Wetter bedeutet, das ſtill heraufzieht und dann hier über uns mit einer fürchterlichen Exploſion losbricht. Zu welcher Zeit dieſe Exploſion geſchehen muß, berechne ich, wie du weißt, nach dem Stand der Wolke, auf die Sekunde. Keine Stunde konnte es mehr dauern, ich beſchloß daher, mit dem Feuerwerk zu eilen. In dem Augenblick vernahm ich, daß mein Ariel mit jener Fantasmagorie begonnen, die alles, alles entſcheiden ſollte, denn ich hörte am Ende des Parks in der kleinen Marienkapelle den Chor dein Ave maris stella ſingen. Ich eilte ſchnell hin. Julia und die Prinzeſſin knieten in dem Betſtuhl, der vor der Kapelle im Freien angebracht. Kaum war ich an Ort und Stelle, als — aber du fehlteſt — du fehlteſt, mein Johannes! — Laß mich darüber ſchweigen, was ſich jetzt begab — Ach! — wirkungslos blieb das, was ich für ein Meiſterſtück meiner Kunſt gehalten, und ich erfuhr, was ich blöder Thor nicht geahnt.“ —

„Heraus mit der Sprache,“ rief Kreisler, „alles, alles ſage, Meiſter! wie es ſich begeben.“

„Mit nichten,“ erwiderte Meiſter Abraham, „es nützt dir nichts, Johannes, und mir zerſchneidet es die Bruſt, wenn ich noch ſagen ſoll, wie meine eignen Geiſter mir Graus einjagten und Entſetzen! — „Die Wolke! — glücklicher Gedanke! So ſoll“, rief ich wild aus, „denn alles in toller Verwirrung enden,“ und rannte fort nach dem Platz des Feuerwerks. Der Fürſt ließ mir ſagen, wenn alles fertig ſey, ſollte ich das Zeichen geben. Das Auge nicht abwendend von der Wolke, die vom Geierſtein weg höher und höher heraufzog, ließ ich, als ſie mir hoch genug ſchien die Böller löſen. Bald war der Hof, die ganze Geſellſchaft, an Ort und Stelle. Nach dem gewöhnlichen Spiel mit Feuerrädern, Raketen, Leuchtkugeln und anderm gemeinem Zeuge, ging endlich der Namenszug der Fürſtin in chineſiſchem Brillantfeuer auf, doch hoch über ihm in den Lüften ſchwamm und verſchwamm in milchweißem Licht der Name Julia. — Nun war es Zeit — Ich zündete die Girandola an, und wie ziſchend und praſſelnd die Raketen in die Höhe fuhren, brach das Wetter los mit gluthrothen Blitzen, mit krachenden Donnern, von denen Wald und Gebirge erdröhnten. Und der Orkan brauſte hinein in den Park und ſtörte auf den tauſendſtimmig heulenden Jammer im tiefſten Gebüſch. Ich riß einem fliehenden Trompeter das Inſtrument aus der Hand und blies luſtig jauchzend darein, während die Artillerieſalven der Feuertöpfe, der Kanonenſchläge, der Böller wacker dem rollenden Donner entgegenknallten."

Während Meiſter Abraham alſo erzählte, ſprang Kreisler auf, ſchritt heftig im Zimmer auf und ab, focht mit den Armen um ſich und rief endlich ganz begeiſtert: „Das iſt ſchön, das iſt herrlich, daran erkenne ich meinen Meiſter Abraham, mit dem ich ein Herz bin und eine Seele!"

„O," ſprach Meiſter Abraham, „ich weiß es ja, das Wildeſte, Schauerlichſte iſt dir eben recht, und doch habe ich das vergeſſen, was dich ganz und gar den unheimlichen Mächten der Geiſterwelt Preis gegeben hätte. Ich hatte die Wetterharfe, die, wie du weißt, ſich über das große Baſſin hinzieht, anſpannen laſſen, auf der der Sturm als ein tüchtiger Harmoniker gar wacker ſpielte. In dem Geheul, in dem Gebraus des Orkans, in dem Krachen des Donners, erklangen furchtbar die Akkorde der Rieſenorgel. Schneller und ſchneller ſchlugen die gewaltigen Töne los, und man mochte wohl ein Furienballett vernehmen, deſſen Styl ungemein groß zu nennen, wie man es beinahe zwiſchen den leinewandnen Wänden des Theaters nicht zu hören bekommt! — Nun! — in einer halben Stunde war alles vorüber. Der Mond trat hinter den Wolken hervor. Der Nachtwind ſäuſelte tröſtend durch den erſchrockenen Wald und trocknete die Thränen weg von den dunklen Büſchen. Dazwiſchen ertönte noch dann und wann die Wetterharfe, wie dumpfes, fernes Glockengeläute. — Mir war wunderbarlich zu Muthe. Du, mein Johannes, erfüllteſt mein Inneres ſo ganz und gar, daß ich glaubte, du würdeſt gleich vor mir aufſteigen aus dem Grabhügel verlorner Hoffnungen, unerfüllter Träume, und an meine Bruſt ſinken. Nun in der Stille der Nacht kam der Gedanke, was für ein Spiel ich unternommen, wie ich gewaltſam den Knoten, den das dunkle Verhängniß geſchlungen, zerreißen wollen, aus meinem Innern herausgetreten, fremdartig, in anderer Geſtaltung auf mich los, und indem mich kalte Schauer durchbebten, war ich es ſelbſt, vor dem ich mich entſetzen mußte. — Eine Menge Irrlichter tanzten und hüpften im ganzen Park umher, aber es waren die Bedienten mit Laternen, welche die auf der ſchnellen Flucht verlornen Hüte, Perücken, Haarbeutel, Degen, Schuhe, Shawls zuſammenſuchten. Ich machte mich davon. Mitten auf der großen Brücke vor unſerer Stadt blieb ich ſtehen, und ſchaute noch einmal zurück nach dem Park, der vom magiſchen Schimmer des Mondes umfloſſen da ſtand, wie ein Zaubergarten, in dem das luſtige Spiel flinker Elfen begonnen. — — — — — — —

Auswahl
älterer Kreislerſtücke

Aus der erſten Reihe der Kreisleriana

Wo iſt er her? — Niemand weiß es! — Wer waren ſeine Eltern? — Es iſt unbekannt! — Weſſen Schüler iſt er? — Eines guten Meiſters, denn er ſpielt vortrefflich, und da er Verſtand und Bildung hat, kann man ihn wohl dulden, ja ihm ſogar den Unterricht in der Muſik verſtatten. Und er iſt wirklich und wahrhaftig Kapellmeiſter geweſen, ſetzen die diplomatiſchen Perſonen hinzu, denen er einmal in guter Laune eine von der Direktion des ....r Hoftheaters ausgeſtellte Urkunde vorwies, in welcher er, der Kapellmeiſter Johannes Kreisler, bloß deshalb ſeines Amtes entlaſſen wurde, weil er ſtandhaft verweigert hatte, eine Oper, die der Hofpoet gedichtet, in Muſik zu ſetzen; auch mehrmals an der öffentlichen Wirthstafel von dem Primo Huomo verächtlich geſprochen und ein junges Mädchen, die er im Geſange unterrichtet, der Prima Donna in ganz ausſchweifenden, wiewohl unverſtändlichen Redensarten vorzuziehen getrachtet; jedoch ſolle er den Titel als Fürſtlich ....r Kapellmeiſter beibehalten, ja ſogar zurückkehren dürfen, wenn er gewiſſe Eigenheiten und lächerliche Vorurtheile, z. B. daß die wahre italiäniſche Muſik verſchwunden ſey u. ſ. w., gänzlich abgeleget, und an die Vortrefflichkeit des Hofpoeten, der allgemein für den zweiten Metaſtaſio anerkannt, willig glaube. — Die Freunde behaupteten: die Natur habe bei ſeiner Organiſation ein neues Rezept verſucht und der Verſuch ſey mißlungen, indem ſeinem überreizbaren Gemüthe, ſeiner bis zur zerſtörenden Flamme aufglühenden Fantaſie zu wenig Phlegma beigemiſcht und ſo das Gleichgewicht zerſtört worden, das dem Künſtler durchaus nöthig ſey, um mit der Welt zu leben und ihr Werke zu dichten, wie ſie dieſelben, ſelbſt im höhern Sinn, eigentlich brauche. Dem ſey wie ihm wolle — genug, Johannes wurde von ſeinen innern Erſcheinungen und Träumen, wie auf einem ewig wogenden Meer dahin — dorthin getrieben, und er ſchien vergebens den Port zu ſuchen, der ihm endlich die Ruhe und Heiterkeit geben ſollte, ohne welche der Künſtler nichts zu ſchaffen vermag. So kam es denn auch, daß die Freunde es nicht dahin bringen konnten, daß er eine Compoſition aufſchrieb, oder wirklich aufgeſchrieben unvernichtet ließ. Zuweilen komponirte er zur Nachtzeit in der aufgeregteſten Stimmung; — er weckte den Freund, der neben ihm wohnte, um ihm alles in der höchſten Begeiſterung vorzuſpielen, was er in unglaublicher Schnelle aufgeſchrieben — er vergoß Thränen der Freude über das gelungene Werk — er pries ſich ſelbſt als den glücklichſten Menſchen, aber den andern Tag — lag die herrliche Compoſition im Feuer. — Der Geſang wirkte beinahe verderblich auf ihn, weil ſeine Fantaſie dann überreizt wurde und ſein Geiſt in ein Reich entwich, wohin ihm niemand ohne Gefahr folgen konnte; dagegen gefiel er ſich oft darin, ſtundenlang auf dem Flügel die ſeltſamſten Themas in zierlichen kontrapunktiſchen Wendungen und Nachahmungen, in den kunſtreichſten Paſſagen auszuarbeiten. War ihm das einmal recht gelungen, ſo befand er ſich mehrere Tage hindurch in heiterer Stimmung, und eine gewiſſe ſchalkhafte Ironie würzte das Geſpräch, womit er den kleinen gemüthlichen Zirkel ſeiner Freunde erfreute.

Auf einmal war er, man wußte nicht wie und warum, verſchwunden. Viele behaupteten, Spuren des Wahnſinns an ihm bemerkt zu haben, und wirklich hatte man ihn mit zwei übereinander geſtülpten Hüten und zwei Raſtralen, wie Dolche in den rothen Leibgürtel geſteckt, luſtig ſingend zum Thore hinaus hüpfen geſehen, wiewohl ſeine näheren Freunde nichts beſonderes bemerkt, da ihm gewaltſame Ausbrüche, von irgend einem innern Gram erzeugt, auch ſchon ſonſt eigen geweſen. Als nun alle Nachforſchungen, wo er geblieben, vergebens, und die Freunde ſich über ſeinen kleinen Nachlaß an Muſikalien und andern Schriften beriethen, erſchien das Fräulein von B. und erklärte, wie nur ihr allein es zukomme, dieſen Nachlaß ihrem lieben Meiſter und Freunde, den ſie keineswegs verloren glaube, zu bewahren. Ihr übergaben mit freudigem Willen die Freunde alles, was ſie vorgefunden, und als ſich auf den weißen Rückſeiten mehrerer Notenblätter kleine, größtentheils humoriſtiſche Aufſätze, in günſtigen Augenblicken mit Bleiſtift ſchnell hingeworfen, befanden, erlaubte die treue Schülerin des unglücklichen Johannes dem treuen Freunde, Abſchrift davon zu nehmen, und ſie als anſpruchsloſe Erzeugniſſe einer augenblicklichen Anregung mitzutheilen.

Johannes Kreislers,
des Kapellmeiſters, muſikaliſche Leiden

Sie ſind alle fortgegangen. — Ich hätt' es an dem Ziſcheln, Scharren, Räuspern, Brummen durch alle Tonarten bemerken können; es war ein wahres Bienenneſt, das vom Stocke abzieht, um zu ſchwärmen. Gottlieb hat mir neue Lichter aufgeſteckt und eine Flaſche Burgunder auf das Fortepiano hingeſtellt. Spielen kann ich nicht mehr, denn ich bin ganz ermattet; daran iſt mein alter herrlicher Freund hier auf dem Notenpulte Schuld, der mich ſchon wieder einmal, wie Mephiſtopheles den Fauſt auf ſeinem Mantel, durch die Lüfte getragen hat, und ſo hoch, daß ich die Menſchlein unter mir nicht ſah und merkte, unerachtet ſie tollen Lärm genug gemacht haben mögen. — Ein hundsvöttiſcher, nichtswürdig vergeudeter Abend! Aber jetzt iſt mir wohl und leicht. — Hab' ich doch gar während des Spielens meinen Bleiſtift hervor gezogen, und Seite 63 unter dem letzten Syſtem ein paar gute Ausweichungen in Ziffern notirt mit der rechten Hand, während die Linke im Strome der Töne fortarbeitete! Hinten auf der leeren Seite fahr' ich ſchreibend fort. Ich verlaſſe Ziffern und Töne, und mit wahrer Luſt, wie der geneſene Kranke, der nun nicht aufhören kann zu erzählen, was er gelitten, notire ich hier umſtändlich die hölliſchen Qualen des heutigen Thees. Aber nicht für mich allein, ſondern für alle, die ſich hier zuweilen an meinem Exemplar der Johann Sebaſtian Bachſchen Variationen für das Klavier, erſchienen bei Nägeli in Zürich, ergötzen und erbauen, bei dem Schluß der 30ſten Variation meine Ziffern finden, und, geleitet von dem großen lateiniſchen Verte (ich ſchreib' es gleich hin, wenn meine Klageſchrift zu Ende iſt), das Blatt umwenden und leſen. Dieſe errathen gleich den wahren Zuſammenhang; ſie wiſſen, daß der Geheime Rath Röderlein hier ein ganz charmantes Haus macht und zwei Töchter hat, von denen die ganze elegante Welt mit Enthuſiasmus behauptet, ſie tanzten wie die Göttinnen, ſprächen franzöſiſch wie die Engel und ſpielten und ſängen und zeichneten wie die Muſen. Der Geheime Rath Röderlein iſt ein reicher Mann; er führt bei ſeinen vierteljährlichen Diners die ſchönſten Weine, die feinſten Speiſen, alles iſt auf den eleganteſten Fuß eingerichtet, und wer ſich bei ſeinen Thees nicht himmliſch amüſirt, hat keinen

Ton, keinen Geiſt und vornehmlich keinen Sinn für die Kunſt. Auf dieſe iſt es nämlich auch abgeſehen; neben dem Thee, Punſch, Wein, Gefrornen ꝛc. wird auch immer etwas Muſik präſentirt, die von der ſchönen Welt ganz gemüthlich ſo wie jenes eingenommen wird. Die Einrichtung iſt ſo: nachdem jeder Gaſt Zeit genug gehabt hat, eine beliebige Zahl Taſſen Thee zu trinken, und nachdem zweimal Punſch und Gefrornes herumgegeben worden iſt, rücken die Bedienten die Spieltiſche heran für den älteren, ſolideren Theil der Geſellſchaft, der dem muſikaliſchen das Spiel mit Karten vorzieht, welches auch in der That nicht ſolchen unnützen Lärm macht und wo nur einiges Geld erklingt. — Auf dies Zeichen ſchießt der jüngere Theil der Geſellſchaft auf die Fräuleins Röderlein zu; es entſteht ein Tumult, in dem man die Worte unterſcheidet: „Schönes Fräulein, verſagen Sie uns nicht den Genuß Ihres himmliſchen Talents“ — „o ſinge etwas, meine Gute“ — „nicht möglich“ — „Catarrh“ — „der letzte Ball“ — „nichts eingeübt“ — „o bitte, bitte“ — „wir flehen“ ꝛc. Gottlieb hat unterdeſſen den Flügel geöffnet und das Pult mit dem wohlbekannten Notenbuche beſchwert. Vom Spieltiſch herüber ruft die gnädige Mama: „Chantez donc, mes enfans!“ Das iſt das Stichwort *meiner* Rolle; ich ſtelle mich an den Flügel, und im Triumph werden die Röderleins an das Inſtrument geführt. Nun entſteht wieder eine Differenz: keine will zuerſt ſingen. „Du weißt, liebe Nanette, wie entſetzlich heiſer ich bin.“ — „Bin ich es denn weniger, liebe Marie?“ — „Ich ſinge ſo ſchlecht.“ — „O Liebe, fange nur an“ ꝛc. Mein Einfall (ich habe ihn jedesmal!), beide möchten mit einem Duo anfangen, wird gewaltig beklatſcht, das Buch durchblättert, das ſorgfältig eingeſchlagene Blatt endlich gefunden, und nun geht’s los: „Dolce dell’ anima“ ꝛc. — Das Talent der Fräulein Röderlein iſt wirklich nicht das geringſte. Ich bin nun fünf Jahre hier und viertehalb Jahre im Röderleinſchen Hauſe Lehrer; für dieſe kurze Zeit hat es Fräulein Nanette dahin gebracht, daß ſie eine Melodie, die ſie nur zehnmal im Theater gehört und am Klavier dann höchſtens noch zehnmal durchprobirt hat, ſo wegſingt, daß man gleich weiß, was es ſeyn ſoll. Fräulein Marie faßt es ſchon beim achtenmal, und wenn ſie öfters einen Viertelston tiefer ſteht als das Piano, ſo iſt das bei ſolch niedlichem Geſichtlein und den ganz leidlichen Roſenlippen am Ende wohl zu ertragen. — Nach dem Duett, allgemeiner Beifallschorus! Nun wechſeln Arietten und Duettino's, und ich hämmere das tauſendmal geleierte Accompagnement friſch darauf los. Während des Geſanges hat die Finanzräthin Eberſtein durch Räuspern und leiſes Mitſingen zu verſtehen gegeben: ich ſinge auch. Fräulein Nanette ſpricht: „Aber liebe Finanzräthin, nun mußt du uns auch deine göttliche Stimme hören laſſen.“ Es entſteht ein neuer Tumult. Sie hat den Catarrh — ſie kann nichts auswendig! — Gottlieb bringt zwei Arme voll Muſikalien herangeſchleppt: da wird geblättert und geblättert. Erſt will ſie ſingen: „Der Hölle Rache“ ꝛc., dann: „Hebe, ſieh“ ꝛc., dann: „Ach ich liebte“ ꝛc. In der Angſt ſchlage ich vor: „Ein Veilchen auf der Wieſe“ ꝛc. Aber ſie iſt fürs große Genre, ſie will ſich zeigen, es bleibt bei der Conſtanze. — O ſchreie du, quieke, miaue, gurgle, ſtöhne, ächze, tremulire, quinkelire nur recht munter: ich habe den Fortiſſimo-Zug getreten und orgle mich taub. — O Satan, Satan! welcher deiner hölliſchen Geiſter iſt in dieſe Kehle gefahren, der alle Töne zwickt und zwängt und zerrt. Vier Saiten ſind ſchon geſprungen, ein Hammer iſt invalid. Meine Ohren gellen, mein Kopf dröhnt, meine Nerven zittern. Sind denn alle unreine Töne kreiſchender Marktſchreier-Trompeten in dieſen kleinen Hals gebannt? — Das hat mich angegriffen — ich trinke ein Glas

Burgunder! — Man applaudirte unbändig, und jemand bemerkte, die Finanzräthin und Mozart hätten mich ſehr ins Feuer geſetzt. Ich lächelte mit niedergeſchlagenen Augen, recht dumm, wie ich wohl merkte. Nun erſt regen ſich alle Talente, bisher im Verborgenen blühend, und fahren wild durcheinander. Es werden muſikaliſche Exzeſſe beſchloſſen: Enſembles, Finalen, Chöre ſollen aufgeführt werden. Der Canonicus Kratzer ſingt bekanntlich einen himmliſchen Baß, wie der Tituskopf dort bemerkt, der ſelbſt beſcheiden anführt, er ſey eigentlich nur ein zweiter Tenor, aber freilich Mitglied mehrerer Singeakademien. Schnell wird alles zum erſten Chor aus dem Titus organiſirt. Das ging ganz herrlich! Der Canonicus, dicht hinter mir ſtehend, donnerte über meinem Haupte den Baß, als ſäng' er mit obligaten Trompeten und Pauken in der Domkirche; er traf die Noten herrlich, nur das Tempo nahm er in der Eil' faſt noch einmal ſo langſam. Aber treu blieb er ſich wenigſtens in ſofern, daß er durchs ganze Stück immer einen halben Takt nachſchleppte. Die übrigen äußerten einen entſchiedenen Hang zur antiken griechiſchen Muſik, die bekanntlich, die Harmonie nicht kennend, im Uniſono ging: ſie ſangen alle die Oberſtimme mit kleinen Varianten aus zufälligen Erhöhungen und Erniedrigungen, etwa um einen Viertelston. — Dieſe etwas geräuſchvolle Produktion erregte eine allgemeine tragiſche Spannung, nämlich einiges Entſetzen, ſogar an den Spieltiſchen, die für den Moment nicht ſo wie zuvor melodramatiſch mitwirken konnten durch in die Muſik eingeflochtene deklamatoriſche Sätze, z. B. „Ach ich liebte" — „acht und vierzig" — „war ſo glücklich" — „ich paſſe" — „kannte nicht" — „Whiſt" — „der Liebe Schmerz" — „in der Farbe" ꝛc. — Es nahm ſich recht artig aus. — (Ich ſchenke mir ein.) Das war die höchſte Spitze der heutigen muſikaliſchen Expoſition: nun iſt's aus! So dacht' ich, ſchlug das Buch zu und ſtand auf. Da tritt der Baron, mein antiker Tenoriſt, auf mich zu und ſagt: „O beſter Hr. Kapellmeiſter, Sie ſollen ganz himmliſch fantaſiren; o fantaſiren Sie uns doch Eins! nur ein wenig! ich bitte!“ Ich verſetzte ganz trocken, die Fantaſie ſey mir heute rein ausgegangen; und indem wir ſo darüber ſprechen, hat ein Teufel in der Geſtalt eines Elegants mit zwei Weſten im Nebenzimmer unter meinem Hut die Bachſchen Variationen ausgewittert; der denkt, es ſind ſo Variatiönchen: „nel cor mi non più sento“ — „Ah vous dirai-je, maman“ ꝛc. und will haben, ich ſoll darauf losſpielen. Ich weigere mich: da fallen ſie alle über mich her. Nun ſo hört zu und berſtet vor Langweile, denk' ich, und arbeite drauf los. Bei No. 3 entfernten ſich mehrere Damen, verfolgt von Tituskoͤpfen. Die Röderleins, weil der Lehrer ſpielte, hielten nicht ohne Qual aus bis No. 12. No. 15 ſchlug den Zweiweſten-Mann in die Flucht. Aus ganz übertriebener Höflichkeit blieb der Baron bis No. 30 und trank bloß viel Punſch aus, den Gottlieb für mich auf den Flügel ſtellte. Ich hätte glücklich geendet, aber dieſe No. 30, das Thema, riß mich unaufhaltſam fort. Die Quartblätter dehnten ſich plötzlich aus zu einem Rieſenfolio, wo tauſend Imitationen und Ausführungen jenes Thema's geſchrieben ſtanden, die ich abſpielen mußte. Die Noten wurden lebendig und flimmerten und hüpften um mich her — elektriſches Feuer fuhr durch die Fingerſpitzen in die Taſten — der Geiſt, von dem es ausſtrömte, überflügelte die Gedanken — der ganze Saal hing voll dichten Dufts, in dem die Kerzen düſtrer und düſtrer brannten — zuweilen ſah eine Naſe heraus, zuweilen ein paar Augen: aber ſie verſchwanden gleich wieder. So kam es, daß ich allein ſitzen blieb mit meinem Sebaſtian Bach, und von Gottlieb, wie von einem spiritu familiari bedient wurde. — Ich trinke. — Soll man denn ehrliche

Muſiker ſo quälen mit Muſik, wie ich heute gequält worden bin und ſo oft gequält werde? Wahrhaftig, mit keiner Kunſt wird ſo viel verdammter Mißbrauch getrieben, als mit der herrlichen, heiligen Muſica, die in ihrem zarten Weſen ſo leicht entweiht wird! Habt ihr wahres Talent, wahren Kunſtſinn: gut, ſo lernt Muſik, leiſtet was der Kunſt würdiges, und gebt dem Geweihten euer Talent hin im rechten Maaß. Wollt ihr ohne das quinkeliren: nun ſo thut's für euch und unter euch, und quält nicht damit den Kapellmeiſter Kreisler und andere. — Nun könnte ich nach Hauſe gehen und meine neue Klavierſonate vollenden; aber es iſt noch nicht eilf Uhr und eine ſchöne Sommernacht. Ich wette, neben mir beim Oberjägermeiſter ſitzen die Mädchen am offnen Fenſter und ſchreien mit kreiſchender, gellender, durchbohrender Stimme zwanzigmal: „Wenn mir dein Auge ſtrahlet" — aber immer nur die erſte Strophe, in die Straße hinein. Schräg über martert einer die Flöte und hat dabei Lungen wie Rameau's Neffe, und in langen, langen Tönen macht der Nachbar Horniſt akuſtiſche Verſuche. Die zahlreichen Hunde der Gegend werden unruhig, und meines Hauswirths Kater, aufgeregt durch jenes ſüße Duett, macht dicht neben meinem Fenſter (es verſteht ſich, daß mein muſikaliſch-poetiſches Laboratorium ein Dachſtübchen iſt), der Nachbarskatze, in die er ſeit dem März verliebt iſt, die chromatiſche Skala hinauf jammernd, zärtliche Geſtändniſſe. Nach eilf Uhr wird es ruhiger; ſo lange bleib' ich ſitzen, da ohnedies noch weißes Papier und Burgunder vorhanden, von dem ich gleich etwas genieße. — Es giebt, wie ich gehört habe, ein altes Geſetz, welches lärmenden Handwerkern verbietet, neben Gelehrten zu wohnen: ſollten denn arme, bedrängte Componiſten, die noch dazu aus ihrer Begeiſterung Gold münzen müſſen, um ihren Lebensfaden weiter zu ſpinnen, nicht jenes Geſetz auf ſich anwenden und die

Schreihälſe und Dudler aus ihrer Nähe verbannen können? Was würde der Maler ſagen, dem man, indem er ein Ideal malte, lauter heterogene Fratzengeſichter vorhalten wollte! Schlöſſe er die Augen, ſo würde er wenigſtens ungeſtört das Bild in der Fantaſie fortſetzen. Baumwolle in den Ohren hilft nicht, man hört doch den Mordſpektakel; und dann die Idee, ſchon die Idee: jetzt ſingen ſie — jetzt kommt das Horn ꝛc., der Teufel holt die ſublimſten Gedanken! — Das Blatt iſt richtig vollgeſchrieben; auf dem vom Titel umgeſchlagenen weißen Streifen will ich nur noch bemerken, warum ich hundertmal es mir vornahm, mich nicht mehr bei dem Geheimen Rath quälen zu laſſen, und warum ich hundertmal meinen Vorſatz brach. — Freilich iſt es Röderleins herrliche Nichte, die mich mit Banden an dies Haus feſſelt, welche die Kunſt geknüpft hat. Wer einmal ſo glücklich war, die Schlußſzene der Gluckſchen Armida, oder die große Szene der Donna Anna im Don Giovanni von Fräulein Amalien zu hören, der wird begreifen, daß eine Stunde mit ihr am Piano Himmelsbalſam in die Wunden gießt, welche alle Mißtöne des ganzen Tages mir gequältem muſikaliſchen Schulmeiſter ſchlugen. Röderlein, welcher weder an die Unſterblichkeit der Seele noch an den Takt glaubt, hält ſie für gänzlich unbrauchbar für die höhere Exiſtenz in der Theegeſellſchaft, da ſie in dieſer durchaus nicht ſingen will, und denn doch wieder vor ganz gemeinen Leuten, z. B. ſimplen Muſikern, mit einer Anſtrengung ſingt, die ihr gar nicht einmal taugt: denn ihre langen, gehaltenen, ſchwellenden Harmonikatöne, welche mich in den Himmel tragen, hat ſie, wie Röderlein meint, offenbar der Nachtigall abgehorcht, die eine unvernünftige Creatur iſt, nur in Wäldern lebt und von dem Menſchen, dem vernünftigen Herrn der Schöpfung, nicht nachgeahmt werden darf. Sie treibt ihre Rückſichtsloſigkeit ſo weit, daß ſie ſich zuweilen ſogar von Gottlieb auf der Violine accompagniren läßt, wenn ſie Beethovenſche oder Mozartſche Sonaten, aus denen kein Theeherr und Whiſtiker klug werden kann, auf dem Piano ſpielt. — Das war das letzte Glas Burgunder. — Gottlieb putzt mir die Lichter und ſcheint ſich zu wundern über mein ämſiges Schreiben. — Man hat ganz Recht, wenn man dieſen Gottlieb erſt ſechzehn Jahre alt ſchätzt. Das iſt ein herrliches, tiefes Talent. Warum ſtarb aber auch der Papa Thorſchreiber ſo früh; und mußte denn der Vormund den Jungen in die Liverei ſtecken? — Als Rode hier war, lauſchte Gottlieb im Vorzimmer, das Ohr an die Saalthüre gedrückt, und ſpielte ganze Nächte; am Tage ging er ſinnend, träumend umher, und der rothe Fleck am linken Backen iſt ein treuer Abdruck des Solitairs am Finger der Röderleinſchen Hand, die, wie man durch ſanftes Streicheln den ſomnambülen Zuſtand hervorbringt, durch ſtarkes Schlagen ganz richtig entgegengeſetzt wirken wollte. Nebſt andern Sachen habe ich ihm die Sonaten von Corelli gegeben; da hat er unter den Mäuſen in dem alten Oeſterleinſchen Flügel auf dem Boden gewüthet, bis keine mehr lebte, und mit Röderleins Erlaubniß auch das Inſtrument auf ſein kleines Stübchen translocirt. — Wirf ihn ab, den verhaßten Bedientenrock, ehrlicher Gottlieb! und laß mich nach Jahren dich als den wackern Künſtler an mein Herz drücken, der du werden kannſt mit deinem herrlichen Talent, mit deinem tiefen Kunſtſinn! — Gottlieb ſtand hinter mir und wiſchte ſich die Thränen aus den Augen, als ich dieſe Worte laut ausſprach. — Ich drückte ihm ſchweigend die Hand, wir gingen hinauf und ſpielten die Sonaten von Corelli.

„Ombra adorata!“[*]

Wie iſt doch die Muſik ſo etwas höchſt wunderbares, wie wenig vermag doch der Menſch ihre tiefen Geheimniſſe zu ergründen! — Aber wohnt ſie nicht in der Bruſt des Menſchen ſelbſt und erfüllt ſein Inneres ſo mit ihren holdſeligen Erſcheinungen, daß ſein ganzer Sinn ſich ihnen zuwendet und ein neues verklärtes Leben ihn ſchon hienieden dem Drange, der niederdrückenden Qual des Irdiſchen entreißt? — Ja, eine göttliche Kraft durchdringt ihn, und mit kindlichem frommen Gemüthe ſich dem hingebend, was der Geiſt in ihm erregt, vermag er die Sprache jenes unbekannten romantiſchen Geiſterreichs zu reden, und er ruft, unbewußt, wie der Lehrling, der in des Meiſters Zauberbuch mit lauter Stimme geleſen, alle die herrlichen Erſcheinungen aus ſeinem Innern hervor, daß ſie in ſtrahlenden Reihentänzen das Leben durchfliegen und jeden, der ſie zu ſchauen vermag, mit unendlicher, unnennbarer Sehnſucht erfüllen. —

Wie war meine Bruſt ſo beengt, als ich in den Conzertſaal trat. Wie war ich ſo gebeugt von dem Drucke aller der nichtswürdigen Erbärmlichkeiten, die wie giftiges ſtechendes Ungeziefer den Menſchen und wohl vorzüglich den Künſtler in dieſem armſeligen Leben verfolgen und peinigen, daß er oft dieſer ewig prickelnden Qual den gewaltſamen Stoß vorziehen würde, der ihn dieſem und jedem andern irdiſchen Schmerze auf immer entzieht. — Du verſtandeſt den wehmüthigen Blick, den ich auf dich warf, mein treuer Freund! und hundertfältig ſey es dir gedankt, daß du meinen Platz am Flügel einnahmſt, indem ich mich in dem äußerſten Winkel des Saals zu verbergen ſuchte. Welchen Vorwand hatteſt du denn gefunden, wie war es dir denn gelungen, daß nicht Beethovens große Sinfonie in Cmoll, ſondern nur eine kurze unbedeutende Ouvertüre irgend eines noch nicht zur Meiſterſchaft gelangten Componiſten aufgeführt wurde? — Auch dafür ſey dir Dank geſagt aus dem Innerſten meines Herzens. — Was wäre aus mir geworden, wenn, beinahe erdrückt von all dem irdiſchen Elend, das raſtlos auf mich einſtürmte ſeit kurzer Zeit, nun Beethovens gewaltiger Geiſt auf mich zugeſchritten wäre und mich wie mit metallnen, glühenden Armen umfaßt und fortgeriſſen hätte in das Reich des Ungeheuern, des Unermeßlichen, das ſich ſeinen donnernden Tönen erſchließt. — Als die Ouverture in allerlei kindiſchem Jubel mit Pauken und Trompeten geſchloſſen hatte, entſtand eine ſtille Pauſe, als erwarte man etwas recht wichtiges. Das that mir wohl, ich ſchloß die Augen, und indem ich in meinem Innern angenehmere Erſcheinungen ſuchte, als die waren, die mich eben umgaben, vergaß ich das Concert und mit ihm natürlicherweiſe auch ſeine ganze Einrichtung, die mir bekannt geweſen, da ich an den Flügel ſollte. — Ziemlich lange mochte die Pauſe gedauert haben, als endlich das Ritornell einer Arie anfing. Es war ſehr zart gehalten und ſchien in einfachen, aber tief in das Innerſte dringenden Tönen von der Sehnſucht zu reden, in der ſich das fromme Gemüth zum Himmel aufſchwingt und alles geliebte wiederfindet, was ihm hienieden entriſſen. — Nun ſtrahlte wie ein himmliſches Licht die glockenhelle Stimme eines Frauenzimmers aus dem Orcheſter empor:

---

[*] Wer kennt nicht Crescentini's herrliche Arie „Ombra adorata“, die er zu der Oper „Romeo e Giulietta“ von Zingarelli komponirte und mit ganz eigenem Vortrage ſang.

Tranquillo io sono, fra poco teco sarò mia vita!

Wer vermag die Empfindung zu beſchreiben, die mich durchdrang! — Wie löſte ſich der Schmerz, der in meinem Innern nagte, auf in wehmüthige Sehnſucht, die himmliſchen Balſam in alle Wunden goß. — Alles war vergeſſen und ich horchte nur entzückt auf die Töne, die wie aus einer andern Welt niederſteigend mich tröſtend umſingen. —

Eben ſo einfach wie das Rezitativ iſt das Thema der folgenden Arie „Ombra adorata“ gehalten; aber ebenſo ſeelenvoll, ebenſo in das Innerſte dringend ſpricht es den Zuſtand des Gemüths aus, das von der ſeeligen Hoffnung, in einer höheren beſſeren Welt bald alles ihm verheißene erfüllt zu ſehen, ſich über den irdiſchen Schmerz hinweg ſchwingt. — Wie reiht ſich in dieſer einfachen Compoſition alles ſo kunſtlos, ſo natürlich aneinander; nur in der Tonika und in der Dominante bewegen ſich die Sätze, keine grelle Ausweichung, keine geſuchte Figur, der Geſang fließt dahin wie ein ſilberheller Strom zwiſchen leuchtenden Blumen. Aber iſt dies nicht eben der geheimnißvolle Zauber, der dem Meiſter zu Gebote ſtand, daß er der einfachſten Melodie, der kunſtloſeſten Struktur dieſe unbeſchreibliche Macht der unwiderſtehlichſten Wirkung auf jedes empfängliche Gemüth zu geben vermochte? In den wundervoll hell und klar tönenden Melismen fliegt die Seele mit raſchem Fittich durch die glänzenden Wolken — es iſt der jauchzende Jubel verklärter Geiſter. — Die Compoſition verlangt wie jede, die ſo tief im Innern von dem Meiſter gefühlt wurde, auch tief aufgefaßt und mit dem Gemüth, ich möchte ſagen mit der rein ausgeſprochenen Ahnung des Ueberſinnlichen, wie die Melodie es in ſich trägt, vorgetragen zu werden. Auch wurde, wie der Genius des italiäniſchen Geſanges es verlangt, ſo wohl in dem Rezitativ als in der Arie auf gewiſſe Verzierungen gerechnet; aber iſt es nicht ſchön, daß wie durch eine Tradition die Art, wie der Componiſt, der hohe Meiſter des Geſanges, Crescentini, die Arie vortrug und verzierte, fortgepflanzt wird, ſo daß es wohl niemand wagen dürfte, ungeſtraft wenigſtens fremdartige Schnörkel hinein zu bringen? — Wie verſtändig, wie das Ganze belebend hat Creſcentini dieſe zufälligen Verzierungen angebracht — ſie ſind der glänzende Schmuck, welcher der Geliebten holdes Antlitz verſchönert, daß die Augen heller ſtrahlen und höherer Purpur Lippe und Wange färbt.

Aber was ſoll ich von dir ſagen, du herrliche Sängerin! — Mit dem glühenden Enthuſiasmus der Italiäner rufe ich dir zu: „Du von dem Himmel Geſegnete!“* Denn wohl iſt es der Segen des Himmels, der deinem frommen, innigen Gemüthe vergönnt, das im Innerſten Empfundene hell und herrlich klingend ertönen zu laſſen. — Wie holde Geiſter haben mich deine Töne umfangen, und jeder ſprach: „Richte dein Haupt auf, du Gebeugter! Ziehe mit uns, ziehe mit uns in das ferne Land, wo der Schmerz keine blutende Wunde mehr ſchlägt, ſondern die Bruſt, wie im höchſten Entzücken, mit unnennbarer Sehnſucht erfüllt!“ —

Ich werde dich nie mehr hören; aber wenn die Nichtswürdigkeit auf mich zutritt und, mich für ihres Gleichen haltend, den Kampf des Gemeinen mit mir beſtehen, wenn die Albernheit mich betäuben, des Pöbels ekelhafter Hohn mich mit giftigem Stachel verletzen will, dann wird in deinen Tönen mir eine tröſtende Geiſterſtimme zuliſpeln:

Tranquillo io sono, fra poco teco sarò mia vita!

In einer nie gefühlten Begeiſterung erhebe ich mich dann mächtigen Fluges über die Schmach des Irdiſchen; alle Töne, die in der wunden Bruſt im Blute des Schmerzes erſtarrt, leben auf und bewegen und regen ſich und ſprühen wie funkelnde Salamander blitzend empor; und ich vermag ſie zu faſſen, zu binden, daß ſie wie in einer Feuergarbe zuſammenhaltend zum flammenden Bilde werden, das deinen Geſang — dich — verklärt und verherrlicht.

---

* Unſerer deutſchen Sängerin Häſer, die ſich nun leider der Kunſt ganz entzogen, riefen die Italiäner zu: „Che sei benedetta dal cielo!“

Gedanken über den hohen Werth der Muſik

Es iſt nicht zu läugnen, daß in neuerer Zeit, dem Himmel ſey's gedankt! der Geſchmack an der Muſik ſich immer mehr verbreitet, ſo daß es jetzt gewiſſermaßen zur guten Erziehung gehört, die Kinder auch Muſik lehren zu laſſen, weshalb man denn in jedem Hauſe, das nur irgend etwas bedeuten will, ein Clavier, wenigſtens eine Guitarre findet. Nur wenige Verächter der gewiß ſchönen Kunſt giebt es noch hie und da, und dieſen eine tüchtige Lektion zu geben, das iſt jetzt mein Vorſatz und Beruf.

Der Zweck der Kunſt überhaupt iſt doch kein anderer, als dem Menſchen eine angenehme Unterhaltung zu verſchaffen, und ihn ſo von den ernſteren, oder vielmehr den einzigen ihm anſtändigen Geſchäften, nämlich ſolchen, die ihm Brot und Ehre im Staat erwerben, auf eine angenehme Art zu zerſtreuen, ſo daß er nachher mit gedoppelter Aufmerkſamkeit und Anſtrengung zu dem eigentlichen Zweck ſeines Daſeyns zurückkehren, d. h. ein tüchtiges Kammrad in der Walkmühle des Staats ſeyn und (ich bleibe in der Metapher) haspeln und ſich trillen laſſen kann. Nun iſt aber keine Kunſt zur Erreichung dieſes Zwecks tauglicher, als die Muſik. Das Leſen eines Romans oder Gedichts, ſollte auch die Wahl ſo glücklich ausfallen, daß es durchaus nichts fantaſtiſch abgeſchmacktes, wie mehrere der allerneueſten, enthält, und alſo die Fantaſie, die eigentlich der ſchlimmſte und mit aller Macht zu ertödtende Theil unſerer Erdſünde iſt, nicht im mindeſten anregt — dieſes Leſen, meine ich, hat doch das Unangenehme, daß man gewiſſermaßen genöthigt wird, an das zu denken, was man lieſt: dies iſt aber offenbar dem Zweck der Zerſtreuung entgegen. Daſſelbe gilt von dem Vorleſen in der Art, daß, die Aufmerkſamkeit ganz davon abwendend, man ſehr leicht einſchläft oder in ernſte Gedanken ſich vertieft, die, nach der von jedem ordentlichen Geſchäftsmanne zu beobachtenden Geiſtesdiät, cykliſch eine Weile ruhen müſſen. Das Beſchauen eines Gemäldes kann nur ſehr kurz dauern: denn das Intereſſe iſt ja doch verloren, ſo bald man errathen hat, was es vorſtellen ſoll. — Was nun aber die Muſik betrifft, ſo können nur jene heilloſen Verächter dieſer edeln Kunſt läugnen, daß eine gelungene Compoſition, d. h. eine ſolche, die ſich gehörig in Schranken hält und eine angenehme Melodie nach der andern folgen läßt, ohne zu toben oder ſich in allerlei kontrapunktiſchen Gängen und Auflöſungen närriſch zu gebärden, einen wunderbar bequemen Reiz verurſacht, bei dem man des Denkens ganz überhoben iſt, oder der doch keinen ernſten Gedanken aufkommen, ſondern mehrere ganz leichte, angenehme — von denen man nicht einmal ſich bewußt wird, was ſie eigentlich enthalten, gar luſtig wechſeln läßt. Man kann aber weiter gehen und fragen: wem iſt es verwehrt, auch während der Muſik mit dem Nachbar ein Geſpräch über allerlei Gegenſtände der politiſchen und moraliſchen Welt anzuknüpfen und ſo einen doppelten Zweck auf eine angenehme Weiſe zu erreichen? Im Gegentheil iſt dies gar ſehr anzurathen, da die Muſik, wie man in allen Conzerten und muſikaliſchen Zirkeln zu bemerken Gelegenheit haben wird, das Sprechen ungemein erleichtert. In den Pauſen iſt alles ſtill, aber mit der Muſik fängt der Strom der Rede an zu brauſen und ſchwillt mit den Tönen, die hineinfallen, immer mehr und mehr an. Manches Frauenzimmer, deren Rede ſonſt, nach jenem Ausſpruch: Ja, ja! und Nein, nein! iſt, geräth während der Muſik in das Uebrige, was nach demſelben Ausſpruch zwar vom Uebel ſeyn ſoll, hier aber offenbar vom Guten iſt, da ihr deshalb manchmal ein Liebhaber oder gar ein Ehegemahl, von der Süßigkeit der ungewohnten Rede berauſcht, ins Garn fällt. — Himmel, wie unabſehbar ſind die Vortheile einer ſchönen Muſik! — Euch, ihr heilloſen Verächter der edlen Kunſt, führe ich nun in den häuslichen Zirkel, wo der Vater, müde von den ernſten Geſchäften des Tages, im Schlafrock und in Pantoffeln fröhlich und guten Muths zum Murki ſeines älteſten Sohnes ſeine Pfeife raucht. Hat das ehrliche Röschen nicht bloß ſeinetwegen den Deſſauer Marſch und „Blühe, liebes Veilchen“ einſtudirt, und trägt ſie es nicht ſo ſchön vor, daß der Mutter die hellen Freudenthränen auf den Strumpf fallen, den ſie eben ſtopft? Würde ihm nicht endlich das hoffnungsvolle, aber ängſtliche Gequäke des jüngſten Sprößlings beſchwerlich fallen, wenn nicht der Klang der lieben Kindermuſik das Ganze im Ton und Takt hielte? — Iſt dein Sinn aber ganz dieſer häuslichen Idylle, dem Triumph der einfachen Natur, verſchloſſen, ſo folge mir in jenes Haus mit hellerleuchteten Spiegelfenſtern. Du trittſt in den Saal; die dampfende Theemaſchine iſt der Brennpunkt, um den ſich die eleganten Herren und Damen bewegen. Spieltiſche werden gerückt, aber auch der Deckel des Fortepiano fliegt auf, und auch hier dient die Muſik zur angenehmen Unterhaltung und Zerſtreuung. Gut gewählt, hat ſie durchaus nichts Störendes, denn ſelbſt die Kartenſpieler, obſchon mit etwas höherem, mit Gewinn und Verluſt beſchäftigt, dulden ſie willig. — Was ſoll ich endlich von den großen, öffentlichen Conzerten ſagen, die die herrlichſte Gelegenheit geben, muſikaliſch begleitet, dieſen oder jenen Freund zu ſprechen, oder, iſt man noch in den Jahren des Uebermuths, mit dieſer oder jener Dame ſüße Worte zu wechſeln — wozu ja ſogar die Muſik noch ein ſchickliches Thema geben kann. Dieſe Conzerte ſind die wahren Zerſtreuungsplätze für den Geſchäftsmann und dem Theater ſehr vorzuziehen, da dieſes zuweilen Vorſtellungen giebt, die den Geiſt unerlaubter Weiſe auf etwas ganz nichtiges und unwahres fixiren, ſo daß man Gefahr läuft, in die Poeſie hineinzugerathen, wovor ſich denn doch jeder, dem ſeine bürgerliche Ehre am Herzen liegt, hüten muß! — Kurz, es iſt, wie ich gleich Anfangs erwähnte, ein entſcheidendes Zeichen, wie ſehr man jetzt die wahre Tendenz der Muſik erkennt, daß ſie ſo fleißig und mit ſo vielem Ernſt getrieben und gelehrt wird. Wie zweckmäßig iſt es nicht, daß die Kinder, ſollten ſie auch nicht das mindeſte Talent zur Kunſt haben, worauf es ja auch eigentlich gar nicht ankommt, doch zur Muſik angehalten werden, um ſo, wenn ſie ſonſt noch nicht obligat in der Geſellſchaft wirken dürfen, doch wenigſtens das Ihrige zur Unterhaltung und Zerſtreuung beitragen zu können. — Wohl ein glänzender Vorzug der Muſik vor jeder andern Kunſt iſt es auch, daß ſie in ihrer Reinheit (ohne Beimiſchung der Poeſie) durchaus moraliſch und daher in keinem Fall von ſchädlichem Einfluß auf die zarte Jugend iſt. Jener Polizeidirektor atteſtirte keck dem Erfinder eines neuen Inſtruments, daß darin nichts gegen den Staat, die Religion und die guten Sitten enthalten ſey; mit derſelben Keckheit kann jeder Muſikmeiſter dem Papa und der Mama im voraus verſichern, die neue Sonate enthalte nicht einen unmoraliſchen Gedanken. Werden die Kinder älter, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie von der Ausübung der Kunſt abſtrahiren müſſen, da für ernſte Männer ſo etwas ſich nicht wohl ſchicken will, und Damen darüber ſehr leicht höhere Pflichten der Geſellſchaft ꝛc. verſäumen können. Dieſe genießen dann das Vergnügen der Muſik nur paſſiv, indem ſie ſich von Kindern oder Künſtlern von Profeſſion vorſpielen laſſen. — Aus der richtig angegebenen Tendenz der Kunſt fließt auch von ſelbſt, daß die Künſtler, d. h. diejenigen Perſonen, welche (freilich thöricht genug!) ihr ganzes Leben einem nur zur Erholung und Zerſtreuung dienenden Geſchäfte widmen, als ganz untergeordnete Subjekte zu betrachten und nur darum zu dulden ſind, weil ſie das miscere utili dulce in Ausübung bringen. Kein Menſch von geſundem Verſtande und gereiften Einſichten wird den beſten Künſtler ſo hoch ſchätzen, als den wackern Kanzeliſten, ja den Handwerksmann, der das Polſter ſtopfte, worauf der Rath in der Schoßſtube, oder der Kaufmann im Comptoir ſitzt, da hier das Nothwendige, dort nur das Angenehme beabſichtigt wird. Wenn man daher mit dem Künſtler höflich und freundlich umgeht, ſo iſt das nur eine Folge unſerer Cultur und unſerer Bonhommie, die uns ja auch mit Kindern und andern Perſonen, die Spaß machen, ſchön thun und tändeln läßt. Manche von dieſen unglücklichen Schwärmern ſind zu ſpät aus ihrem Irrthum erwacht und darüber wirklich in einigen Wahnſinn verfallen, welches man aus ihren Aeußerungen über die Kunſt ſehr leicht abnehmen kann. Sie meinen nämlich, die Kunſt ließe dem Menſchen ſein höheres Prinzip ahnen und führe ihn aus dem thörichten Thun und Treiben des gemeinen Lebens in den Iſistempel, wo die Natur in heiligen, nie gehörten und doch verſtändlichen Lauten mit ihm ſpräche. Von der Muſik hegen dieſe Wahnſinnigen nun vollends die wunderlichſten Meinungen; ſie nennen ſie die romantiſchſte aller Künſte, da ihr Vorwurf nur das Unendliche ſey; die geheimnißvolle, in Tönen ausgeſprochene Sanſkritta der Natur, die die Bruſt des Menſchen mit unendlicher Sehnſucht erfülle, und nur in ihr verſtehe er das hohe Lied der

— Bäume, der Blumen, der Thiere, der Steine, der Gewäſſer! — Die ganz unnützen Spielereien des Contrapunkts, die den Zuhörer gar nicht aufheitern und ſo den eigentlichen Zweck der Muſik ganz verfehlen, nennen ſie ſchauerlich geheimnißvolle Combinationen, und ſind im Stande, ſie mit wunderlich verſchlungenen Mooſen, Kräutern und Blumen zu vergleichen. Das Talent, oder in der Sprache dieſer Thoren, der Genius der Muſik glühe, ſagen ſie, in der Bruſt des die Kunſt übenden und hegenden Menſchen und verzehre ihn, wenn das gemeinere Prinzip den Funken künſtlich überbauen oder ableiten wolle, mit unauslöſchlichen Flammen. Diejenigen, welche denn doch, wie ich es erſt ausgeführt habe, ganz richtig über die wahre Tendenz der Kunſt, und der Muſik insbeſondere, urtheilen, nennen ſie unwiſſende Frevler, die ewig von dem Heiligthum des höhern Seyns ausgeſchloſſen bleiben müßten, und beurkunden dadurch ihre Tollheit. Denn ich frage mit Recht: wer iſt beſſer daran, der Staatsbeamte, der Kaufmann, der von ſeinem Gelde Lebende, der gut ißt und trinkt, gehörig ſpazieren fährt, und den alle Menſchen mit Ehrfurcht grüßen, oder der Künſtler, der ſich ganz kümmerlich in ſeiner fantaſtiſchen Welt behelfen muß? Zwar behaupten jene Thoren, daß es eine ganz beſondere Sache um die poetiſche Erhebung über das Gemeine ſey, und manches Entbehren ſich dann umwandle in Genuß: allein die Kaiſer und Könige im Irrenhauſe mit der Strohkrone auf dem Haupt ſind auch glücklich! Der beſte Beweis, daß alle jene Floskeln nichts in ſich tragen, ſondern nur den innern Vorwurf, nicht nach dem Soliden geſtrebt zu haben, beſchwichtigen ſollen, iſt dieſer, daß beinahe kein Künſtler es aus reiner, freier Wahl wurde, ſondern ſie entſtanden und entſtehen noch immer aus der ärmern Klaſſe. Von unbegüterten, obſkuren Eltern, oder wieder von Künſtlern geboren, machte ſie die Noth, die Gelegenheit, der Mangel an Ausſicht auf ein Glück in den eigentlichen nützlichen Klaſſen zu dem, was ſie wurden. Dies wird denn auch jenen Fantaſten zum Trotz ewig ſo bleiben. Sollte nämlich eine begüterte Familie höheren Standes ſo unglücklich ſeyn, ein Kind zu haben, das ganz beſonders zur Kunſt organiſirt wäre, oder das, nach dem lächerlichen Ausdruck jener Wahnwitzigen, den göttlichen Funken, der im Widerſtande verzehrend um ſich greift, in der Bruſt trüge; ſollte es wirklich ins Fantaſiren für Kunſt und Künſtlerleben gerathen: ſo wird ein guter Erzieher durch eine kluge Geiſtesdiät, z. B. durch das gänzliche Entziehen aller fantaſtiſchen, übertreibenden Koſt (Poeſieen, und ſogenannter ſtarker Compoſitionen, von Mozart, Beethoven u. ſ. w.), ſo wie durch die fleißig wiederholte Vorſtellung der ganz ſubordinirten Tendenz jeder Kunſt und des ganz untergeordneten Standes der Künſtler ohne allen Rang, Titel und Reichthum, ſehr leicht das verirrte junge Subjekt auf den rechten Weg bringen, ſo daß es am Ende eine rechte Verachtung gegen Kunſt und Künſtler ſpürt, die als wahres Remedium gegen jede Exzentrizität nie weit genug getrieben werden kann. — Den armen Künſtlern, die noch nicht in den oben beſchriebenen Wahnwitz verfallen ſind, glaube ich wirklich nicht übel zu rathen, wenn ich ihnen, um ſich doch nur etwas aus ihrer zweckloſen Tendenz heraus zu reißen, vorſchlage, noch nebenher irgend ein leichtes Handwerk zu erlernen: ſie werden gewiß dann ſchon als nützliche Mitglieder des Staats etwas gelten. Mir hat ein Kenner geſagt, ich hätte eine geſchickte Hand zum Pantoffelmachen, und ich bin nicht abgeneigt, mich als Prototypus in die Lehre bei dem hieſigen Pantoffelmachermeiſter Schnabler, der noch dazu mein Herr Pathe iſt, zu begeben. — Das überleſend, was ich geſchrieben, finde ich den Wahnwitz mancher Muſiker ſehr treffend geſchildert, und mit einem heimlichen Grauſen fühle ich mich mit ihnen verwandt. Der Satan raunt mir ins Ohr, daß ihnen manches ſo redlich gemeinte wohl gar als heilloſe Ironie erſcheinen könne; allein ich verſichere nochmals: gegen euch, ihr Verächter der Muſik, die ihr das erbauliche Singen und Spielen der Kinder unnützes Quinkeliren nennt und die Muſik als eine geheimnißvolle, erhabene Kunſt nur ihrer würdig hören wollt, gegen euch waren meine Worte gerichtet, und mit ernſter Waffe in der Hand habe ich euch bewieſen, daß die Muſik eine herrliche, nützliche Erfindung des aufgeweckten Tubalkain ſey, welche die Menſchen aufheitere, zerſtreue, und daß ſie ſo das häusliche Glück, die erhabenſte Tendenz jedes kultivirten Menſchen, auf eine angenehme, befriedigende Weiſe befördere.

Höchſt zerſtreute Gedanken

Schon, als ich noch auf der Schule war, hatte ich die Gewohnheit, manches, was mir bei dem Leſen eines Buches, bei dem Anhören einer Muſik, bei dem Betrachten eines Gemäldes oder ſonſt gerade einfiel, oder auch was mir ſelbſt merkwürdiges begegnet, aufzuſchreiben. Ich hatte mir dazu ein kleines Buch binden laſſen und den Titel vorgeſetzt: „Zerſtreute Gedanken“. — Mein Vetter, der mit mir auf einer Stube wohnte und mit wahrhaft boshafter Ironie meine äſthetiſchen Bemühungen verfolgte, fand das Büchelchen, und ſetzte auf dem Titel dem Worte „Zerſtreute“ das Wörtlein „Höchſt“ vor. Zu meinem nicht geringen Verdruſſe fand ich, als ich mich über meinen Vetter im Stillen ſatt geärgert hatte und das, was ich geſchrieben, noch einmal überlas, manchen zerſtreuten Gedanken wirklich und in der That höchſt zerſtreut, warf das ganze Buch ins Feuer und gelobte nichts mehr aufzuſchreiben, ſondern alles im Innern digeriren und wirken zu laſſen, wie es ſollte. — Aber ich ſehe meine Muſikalien durch und finde zu meinem nicht geringen Schreck, daß ich die üble Gewohnheit nun in viel ſpäteren, und wie man denken möchte, weiſeren Jahren, ſtärker als je treibe. Denn ſind nicht beinahe alle leere Blätter, alle Umſchläge mit höchſt zerſtreuten Gedanken bekritzelt? — Sollte nun einmal, bin ich auf dieſe oder jene Art dahingeſchieden, ein treuer Freund dieſen meinen Nachlaß ordentlich für was halten oder gar (wie es denn wohl manchmal zu geſchehen pflegt) manches davon abſchreiben und drucken laſſen, ſo bitte ich ihn um die Barmherzigkeit, ohne Barmherzigkeit die höchſt höchſt zerſtreuten Gedanken dem Feuer zu übergeben und Rückſichts der übrigen es gewiſſermaßen als captatio benevolentiae bei der ſchülerhaften Aufſchrift, nebſt dem boshaften Zuſatze des Vetters, bewenden zu laſſen.

* * *

Man ſtritt heute viel über unſern Sebaſtian Bach und über die alten Italiäner, man konnte ſich durchaus nicht vereinigen, wem der Vorzug gebühre. Da ſagte mein geiſtreicher Freund: „Sebaſtian Bachs Muſik verhält ſich zu der Muſik der alten Italiäner eben ſo, wie der Münſter in Straßburg zu der Peterskirche in Rom.“

Wie tief hat mich das wahre, lebendige Bild ergriffen! — Ich ſehe in Bachs achtſtimmigen Motetten den kühnen, wundervollen, romantiſchen Bau des Münſters mit all den fantaſtiſchen Verzierungen, die künſtlich zum Ganzen verſchlungen, ſtolz und prächtig in die Lüfte empor ſteigen; ſo wie in Benevoli's, in Perti's frommen Geſängen die reinen grandioſen Verhältniſſe der Peterskirche, die ſelbſt den größten Maſſen die Commenſurabilität geben und das Gemüth erheben, indem ſie es mit heiligem Schauer erfüllen.

* * *

Nicht ſo wohl im Traume, als im Zuſtande des Delirirens, der dem Einſchlafen vorhergeht, vorzüglich wenn ich viel Muſik gehört habe, finde ich eine Uebereinkunft der Farben, Töne und Düfte. Es kömmt mir vor, als wenn alle auf die gleiche geheimnißvolle Weiſe durch den Lichtſtrahl erzeugt würden, und dann ſich zu einem wundervollen Conzerte vereinigen müßten. — Der Duft der dunkelrothen Nelken wirkt mit ſonderbarer magiſcher Gewalt auf mich; unwillkürlich verſinke ich in einen träumeriſchen Zuſtand und höre dann, wie aus weiter Ferne, die anſchwellenden und wieder verfließenden tiefen Töne des Baſſetthorns.

* * *

Es giebt Augenblicke — vorzüglich wenn ich viel in des großen Sebaſtian Bachs Werken geleſen — in denen mir die muſikaliſchen Zahlenverhältniſſe, ja die myſtiſchen Regeln des Contrapunkts ein inneres Grauen erwecken. — Muſik! — mit geheimnißvollem Schauer, ja mit Grauſen nenne ich Dich! — Dich! in Tönen ausgeſprochene Sanſkritta der Natur! — Der Ungeweihte lallt ſie nach in kindiſchen Lauten — der nachäffende Frevler geht unter im eignen Hohn!

* * *

Ich erinnere mich, daß bei der Aufführung des Don Juan einer einmal mir bitter klagte: das ſey doch entſetzlich unnatürlich mit der Statue und mit den Teufeln! Ich antwortete ihm lächelnd, ob er denn nicht längſt bemerkt hätte, daß in dem weißen Mann ein ganz verflucht pfiffiger Polizeikommiſſär ſtecke, und daß die Teufel nichts wären als vermummte Gerichtsdiener; die Hölle wäre auch weiter nichts als das Stockhaus, wo Don Juan ſeiner Vergehungen wegen eingeſperrt werden würde, und ſo das Ganze allegoriſch zu nehmen. — Da ſchlug er ganz vergnügt ein Schnippchen nach dem andern und lachte und freute ſich, und bemitleidete die Andern, die ſich ſo grob täuſchen ließen. — Nachher, wenn von den unterirdiſchen Mächten, die Mozart aus dem Orkus hervorgerufen habe, geſprochen wurde, lächelte er mich überaus pfiffig an, welches ich ihm eben ſo erwiderte. —

Er dachte: wir wiſſen, was wir wiſſen! und er hatte wahrlich Recht!

* * *

Große Dichter und Künſtler ſind auch für den Tadel untergeordneter Naturen empfindlich. — Sie laſſen ſich gar zu gern loben, auf Händen tragen, hätſcheln. — Glaubt ihr denn, daß diejenige Eitelkeit, von der ihr ſo oft befangen, in hohen Gemüthern wohnen könne? — Aber jedes freundliche Wort, jedes wohlwollende Bemühen beſchwichtigt die innere Stimme, die dem wahren Künſtler unaufhörlich zuruft: Wie iſt doch dein Flug noch ſo niedrig, noch ſo von der Kraft des Irdiſchen gelähmt — rüttle friſch die Fittiche und ſchwinge dich auf zu den leuchtenden Sternen! — Und von der Stimme getrieben, irrt der Künſtler oft umher und kann ſeine Heimath nicht wiederfinden, bis der Freunde Zuruf ihn wieder auf Weg und Steg leitet.

* * *

Welcher Kunſtler hat ſich ſonſt um die politiſchen Ereigniſſe des Tages bekümmert — er lebte nur in ſeiner Kunſt, und nur in ihr ſchritt er durch das Leben; aber eine verhängnißvolle ſchwere Zeit hat den Menſchen mit eiſerner Fauſt ergriffen, und der Schmerz preßt ihm Laute aus, die ihm ſonſt fremd waren.

* * *

Man ſpricht ſo viel von der Begeiſterung, die die Künſtler durch den Genuß ſtarker Getränke erzwingen — man nennt Muſiker und Dichter, die nur ſo arbeiten können (die Maler ſind von dem Vorwurfe, ſo viel ich weiß, frei geblieben). — Ich glaube nicht daran — aber gewiß iſt es, daß eben in der glücklichen Stimmung, ich möchte ſagen, in der günſtigen Conſtellation, wenn der Geiſt aus dem Brüten in das Schaffen übergeht, das geiſtige Getränk den regeren Umſchwung der Ideen befördert. — Es iſt gerade kein edles Bild, aber mir kommt die Fantaſie hier vor wie ein Mühlrad, welches der ſtärker anſchwellende Strom ſchneller treibt — der Menſch gießt Wein auf, und das Getriebe im Innern dreht ſich raſcher! — Es iſt wohl herrlich, daß eine edle Frucht das Geheimniß in ſich trägt, den menſchlichen Geiſt in ſeinen eigenſten Anklängen auf eine wunderbare Weiſe zu beherrſchen. — Aber was in dieſem Augenblicke da vor mir im Glaſe dampft, iſt jenes Getränk, das noch wie ein geheimnißvoller Fremder, der, um unerkannt zu bleiben, überall ſeinen Namen wechſelt, keine allgemeine Benennung hat und durch den Prozeß erzeugt wird, wenn man Cognak, Arrak oder Rum anzündet und auf einem Roſt darüber gelegten Zucker hinein tröpfeln läßt. — Die Bereitung und der mäßige Genuß dieſes Getränkes hat für mich etwas wohlthätiges und erfreuliches. — Wenn ſo die blaue Flamme empor zuckt, ſehe ich, wie die Salamander glühend und ſprühend herausfahren und mit den Erdgeiſtern kämpfen, die im Zucker wohnen. Dieſe halten ſich tapfer; ſie kniſtern in gelben Lichtern durch die Feinde, aber die Macht iſt zu groß, ſie ſinken praſſelnd und ziſchend unter — die Waſſergeiſter entfliehen, ſich im Dampfe emporwirbelnd, indem die Erdgeiſter die erſchöpften Salamander herabziehen und im eignen Reiche verzehren; aber auch ſie gehen unter, und kecke neugeborne Geiſterchen ſtrahlen in glühendem Roth herauf, und was Salamander und Erdgeiſt im Kampfe untergehend geboren, hat des Salamanders Gluth und des Erdgeiſtes gehaltige Kraft. — Sollte es wirklich gerathen ſeyn, dem innern Fantaſierade geiſtiges aufzugießen (welches ich doch meine, da es dem Künſtler nächſt dem raſcheren Schwunge der Ideen eine gewiſſe Behaglichkeit, ja Fröhlichkeit giebt, die die Arbeit erleichtert), ſo könnte man ordentlich Rückſichts der Getränke gewiſſe Prinzipe aufſtellen. So würde ich z. B. bei der Kirchenmuſik alte Rhein- und Franzweine, bei der ernſten Oper ſehr feinen Burgunder, bei der komiſchen Oper Champagner, bei Canzonetten italiäniſche feurige Weine, bei einer höchſt romantiſchen Compoſition, wie die des Don Juan iſt, aber ein mäßiges Glas von eben dem von Salamander und Erdgeiſt erzeugten Getränk anrathen! — Doch überlaſſe ich jedem ſeine individuelle Meinung, und finde nur nöthig, für mich ſelbſt im Stillen zu bemerken, daß der Geiſt, der von Licht und unterirdiſchem Feuer geboren, ſo keck den Menſchen beherrſcht, gar gefährlich iſt, und man ſeiner Freundlichkeit nicht trauen darf, da er ſchnell die Miene ändert und ſtatt des wohlthuenden behaglichen Freundes zum furchtbaren Tyrannen wird.

Aus der zweiten Reihe der Kreisleriana

Der Herausgeber dieſer Blätter traf im Herbſt v. J. mit dem ritterlichen Dichter des Sigurd, des Zauberringes, der Undine, der Corona ꝛc. in Berlin auf das erfreulichſte zuſammen. Man ſprach viel von dem wunderlichen Johannes Kreisler, und es mittelte ſich aus, daß er auf eine höchſt merkwürdige Weiſe in die Nähe eines ihm innigſt verwandten Geiſtes, der nur auf andere Weiſe ins äußere Leben trat, gekommen ſeyn mußte. — Unter den nachgelaſſenen Papieren des Barons Wallborn, eines jungen Dichters, der in verfehlter Liebe den Wahnſinn fand und auch den lindernden Tod, und deſſen Geſchichte de la Motte Fouqué in einer Novelle, Irion geheißen, früher beſchrieb, war nämlich ein Brief aufgefunden worden, den Wallborn an den Kreisler geſchrieben, aber nicht abgeſendet hatte. — Auch Kreisler ließ vor ſeiner Entfernung einen Brief zurück. Es hatte damit folgende Bewandtniß. — Schon lange galt der arme Johannes allgemein für wahnſinnig, und in der That ſtach auch ſein ganzes Thun und Treiben, vorzüglich ſein Leben in der Kunſt, ſo grell gegen alles ab, was vernünftig und ſchicklich heißt, daß an der innern Zerrüttung ſeines Geiſtes kaum zu zweifeln war. Immer exzentriſcher, immer verwirrter wurde ſein Ideengang; ſo z. B. ſprach er, kurz vor ſeiner Flucht aus dem Orte, viel von der unglücklichen Liebe einer Nachtigall zu einer Purpurnelke, das Ganze ſey aber (meinte er) nichts als ein Adagio, und dies nun wieder eigentlich ein einziger lang ausgehaltener Ton

Juliens, auf dem Romeo in den höchſten Himmel voll Liebe und Seeligkeit hinaufſchwebe. Endlich geſtand er mir, wie er ſeinen Tod beſchloſſen und ſich im nächſten Walde mit einer übermäßigen Quinte erdolchen werde. So wurde oft ſein höchſter Schmerz auf eine ſchauerliche Weiſe ſkurril. Noch in der Nacht, als er auf immer ſchied, brachte er ſeinem innigſten Freunde Hoffmann einen ſorgfältig verſiegelten Brief, mit der dringenden Bitte, ihn gleich an die Behörde abzuſenden. Das war aber nicht wohl thunlich, da der Brief die wunderliche Adreſſe hatte:

An den Freund und Gefährten
in Liebe, Leid und Tod!
Abzugeben in der Welt, dicht an
Cito — der großen Dornenhecke, der
par bonté. — Gränze der Vernunft.

Verſchloſſen wurde der Brief aufbewahrt und es dem Zufall überlaſſen, jenen Freund und Gefährten näher zu bezeichnen. Es traf ein. Der Wallborniſche Brief, gütigſt von de la Motte Fouqué mitgetheilt, ſetzte es nämlich außer allen Zweifel, daß Kreisler unter jenem Freunde niemanden anders, als den Baron Wallborn gemeint hatte. Beide Briefe wurden mit Vorwort von Fouqué und Hoffmann in dem dritten und letzten Heft der Muſen abgedruckt, ſie dürfen aber wohl auch hier ſchicklich den Kreisleriania, die der letzte Band der Fantaſieſtücke enthält, vorangehen, da das eigne Zuſammentreffen Wallborns und Kreislers dem geneigten Leſer, in ſofern er dem wunderlichen Johannes nur einigermaßen wohl will, nicht gleichgültig ſeyn kann.

So wie übrigens Wallborn in verfehlter Liebe den Wahnſinn fand, ſo ſcheint auch Kreisler durch eine ganz fantaſtiſche Liebe zu einer Sängerin auf die höchſte Spitze des Wahnſinns getrieben worden zu ſeyn, wenigſtens iſt die Andeutung darüber in einem von ihm nachgelaſſenen Aufſatz, überſchrieben „Die Liebe des Künſtlers“, enthalten. Dieſer Aufſatz, ſo wie mehrere andere, die einen Cyklus des Reingeiſtigen in der Muſik bilden, könnten vielleicht bald unter dem Titel „Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers“ in ein Buch gefaßt, erſcheinen.

1. Brief des Barons Wallborn an den Kapellmeiſter Kreisler

Ew. Wohlgeboren befinden ſich, wie ich vernehme, ſeit geraumer Zeit mit mir in einem und demſelben Falle. Man hat nämlich Dieſelben lange ſchon im Verdachte der Tollheit gehabt, einer Kunſtliebe wegen, die etwas allzu merklich über den Leiſten hinausgeht, welchen die ſogenannte verſtändige Welt zur dergleichen Meſſungen aufbewahrt. Es fehlte nur noch eins, um uns beide gänzlich zu Gefährten zu machen. Ew. Wohlgeboren waren ſchon früher der ganzen Geſchichte überdrüſſig geworden und hatten ſich entſchloſſen, davon zu laufen, ich hingegen blieb und blieb, und ließ mich quälen und verhöhnen, ja, was ſchlimmer iſt, mit Rathſchlägen bombardiren, und fand während dieſer ganzen Zeit im Grunde meine beſte Erquickung in Ihren zurückgelaſſenen Papieren, deren Anſchauung mir durch Fräulein von B., s Sternbild in der Nacht! — bisweilen vergönnt ward. Dabei fiel mir ein, ich müſſe Dieſelben ſchon früher einmal irgendwo geſehen haben. Sind Ew. Wohlgeboren nicht ein kleiner wunderlicher Mann, mit einer Phyſiognomie, welche man in einiger Hinſicht dem von Alcibiades belobten Sokrates vergleichen kann? nämlich, weil der Gott im Gehäuſe ſich verſteckt hinter eine wunderliche Maske, aber dennoch hervor ſprüht mit gewaltigem Blitzen, keck, anmuthig und furchtbar? Pflegen Ew. Wohlgeboren nicht einen Rock zu tragen, deſſen Farbe man die allerſeltſamſte nennen könnte, wäre der Kragen darauf nicht von einer noch ſeltſamern? Und iſt man nicht über die Form dieſes Kleides zweifelhaft, ob es ein Leibrock iſt, der zum Ueberrock werden will, oder ein Ueberrock, der ſich zum Leibrock umgeſtaltet hat? Ein ſolcher Mann wenigſtens ſtand einſtmals neben mir im Theater, als jemand ein italiäniſcher Buffo ſeyn wollte und nicht konnte, aber vor meines Nachbars Witz und Lebensfeuer ward mir das Jammerſpiel dennoch zum Luſtſpiel. Er nannte ſich auf Befragen Dr. Schulz aus Rathenow, aber ich glaubte gleich nicht daran, eines ſeltſamen ſkurrilen Lächelns halber, das dabei um Ew. Wohlgeboren Mund zog; denn Sie waren es ohne Zweifel.

Zuvörderſt laſſen Sie mich Ihnen anzeigen, daß ich Ihnen ſeit kurzem nachgelaufen bin, und zwar an denſelben Ort, d. h. in die weite Welt, wo wir uns denn auch zweifelsohne ſchon antreffen werden. Denn, obgleich der Raum breit ſcheinen möchte, ſo wird er doch für unſeres Gleichen durch die vernünftigen Leute recht furchtbarlich enge gemacht, ſo daß wir durchaus irgendwo aneinander rennen müſſen, wäre es auch nur, wenn ſich jeder von uns vor einem verſtändigen Manne auf ängſtlicher Flucht befindet oder gar vor den oben erwähnten Rathſchlägen, welche man, beiläufig geſagt, wohl beſſer und kürzer geradezu und ohne Umſchreibung Radſchläge nennen könnte.

Für jetzt geht mein Beſtreben dahin, Ew. Wohlgeboren einen kleinen Beitrag zu den von Ihnen aufgezeichneten muſikaliſchen Leiden zu liefern.

Iſt es Denenſelben noch nie begegnet, daß Sie, um irgend etwas muſikaliſches vorzutragen oder vortragen zu hören, ſechs bis ſieben Zimmer weit von der ſprechenden Geſellſchaft fortgingen, daß aber dieſe deſſen ungeachtet hinterdrein gerannt kam und zuhörte, d. h. nach möglichſten Kräften ſchwatzte? Was mich betrifft, ich glaube, den Leuten iſt zu dieſem Zwecke kein Weg ein Umweg, kein Gang zu weit, keine Treppe, ja kein Gebirge zu ſteil und zu hoch.

Sodann: haben Ew. Wohlgeboren nicht vielleicht ſchon bemerkt, daß es keine tüchtigere Verächter der Muſik giebt, ja ſogar feindſeligere Antipoden derſelben, als alle ächte Bediente? Reicht wohl irgend ein gegebener Befehl hin, ſie die Thüren nicht ſchmeißen zu laſſen, oder gar leiſe zu gehen, oder auch nur eben nichts hinzuwerfen, wo ſie gerade im Zimmer ſind und ſich irgend ein beſeeligender Klang aus Inſtrument oder Stimme erhebt? Aber ſie thun mehr. Sie ſind durch einen ganz beſondern Höllengenius angewieſen, grade dann herein zu kommen, wenn die Seele in den Wogen der Töne ſchwillt, um etwas zu holen, oder zu flüſtern, oder, wenn ſie täppiſch ſind, mit roher, frecher Gemeinheit ordentlich luſtig drein zu fragen. Und zwar nicht etwa während eines Zwiſchenſpieles, oder in irgend einem minder wichtigen Augenblicke; nein, auf dem Gipfel aller Herrlichkeit, wo man ſeinem Athem gebieten möchte, ſtille zu ſtehen, um nichts von den goldnen Klängen fortzuhauchen, wo das Paradies aufgeht, leiſe, ganz leiſe vor den tönenden Akkorden, — da, juſt da! — O Herr des Himmels und der Erden!

Doch iſt nicht zu verſchweigen, daß es vortreffliche Kinder giebt, die, vom reinſten Bedientengeiſt beſeelt, dieſelbe Rolle in Ermangelung jener Subjekte mit gleicher Vortrefflichkeit und gleichem Glück auszuführen im Stande ſind. Ach, und Kinder, wie viel gehört dazu, euch zu ſolchen Bedienten zu machen! — Es wird mir ernſt, ſehr ernſt hierbei zu Sinne, und nur kaum vermag ich noch zu bemerken, daß dem Vorleſer die gleichen anmuthigen Weſen gleich erhebend und günſtig ſind.

Und galt denn die Thräne, die jetzt gegen mein Auge herauf, der Blutstropfen, der mir ſtechend ans Herz drang, — galten ſie nur den Kindern allein?

Ach, es geſchah Euch vielleicht noch nie, daß Ihr irgend ein Lied ſingen wolltet vor Augen, die Euch aus dem Himmel herab anzublicken ſchienen, die Euer ganzes, beſſeres Seyn verſchönt auf Euch hernieder ſtrahlten, und daß Ihr auch wirklich anfingt und glaubtet, o Johannes, nun habe Euer Laut die geliebte Seele durchdrungen, und nun, eben nun werde des Klanges höchſter Schwung Thauperlen um jene zwei Sterne ziehen, mildernd und ſchmückend den ſeeligen Glanz, — und die Sterne wandten ſich geruhig nach irgend einer Läpperei hin, etwa nach einer gefallenen Maſche, und die Engelslippen verkniffen, unhold lächelnd, ein übermächtiges Gähnen, — und, Herr, es war weiter nichts, als Ihr hattet die gnädige Frau ennuyirt.

Lacht nicht, lieber Johannes. Giebt es doch nichts ſchmerzlicheres im Leben, nichts furchtbarer zerſtörendes, als wenn die Juno zur Wolke wird.

Ach Wolke, Wolke! Schöne Wolke!

Und im Vertrauen, Herr, hier liegt der Grund, warum ich das geworden bin, was die Leute toll nennen. — Aber ich bin nur ſelten wild dabei. Meiſt weine ich ganz ſtill. Fürchte dich alſo nicht vor mir, Johannes, aber lachen mußt du auch nicht. Und ſo wollen wir lieber von andern Dingen ſprechen, und doch von nahverwandten, die mir innig für dich aus dem Herzen heraufdringen.

Sieh, Johannes, du kommſt mir mit dem, was du gegen alle ungeniale Muſik eiferſt, bisweilen ſehr hart vor. Giebt es denn abſolut ungeniale Muſik? Und wieder von der andern Seite, giebt es denn abſolut vollkommne Muſik, als bei den Engeln? Es mag wohl mit daher kommen, daß mein Ohr weit minder ſcharf und verletzbar iſt, als deines, aber ich kann dir mit voller Wahrheit ſagen, daß auch der ſchlechteſte Klang einer verſtimmten Geige mir lieber iſt, als gar keine Muſik. Du wirſt mich hoffentlich deswegen nicht verachten. Eine ſolche Dudelei, heiße ſie nun Tanz oder Marſch, erinnert an das Höchſte, was in uns liegt, und reißt mich mit ſüßen Liebes- oder Kriegestönen leicht über alle Mangelhaftigkeit in ihr ſeeliges Urbild hinaus. Manche von den Gedichten, die man mir als gelungen gerühmt hat, — thörichter Ausdruck! — nein, die von Herzen zu Herzen gedrungen ſind, verdanken den erſten Anklang ihres Daſeyns ſehr ungeſtimmten Saiten, ſehr ungeübten Fingern, ſehr misgeleiteten Kehlen.

Und dann, lieber Johannes, iſt nicht der bloße Wunſch, zu muſiziren, ſchon etwas wahrhaft rührendes und erfreuliches? Und vollends das ſchöne Vertrauen, welches die herumziehenden Muſikanten in Edelhof und Hütte leitet, das Vertrauen: Klang und Sang mache allwärts Bahn, worin ſie auch im Grunde nur ſelten geſtört werden durch mürriſch aufgeklärte Herrſchaften und grobe Hunde! Ich möchte eben ſo gern in ein Blumenbeet ſchlagen, als durch einen beginnenden Walzer ſchreien: „Packt euch aus dem Hauſe!“ — Dazu haben ſich dann ſchon immer lächelnde Kinder umhergeſtellt, aus allen Häuſern, wohin das Klingen reichen konnte, ganz andere Kinder, als die oben erwähnten Bedientennaturen, und bewähren durch ihre hoffenden Engelsmienen: die Muſikanten haben Recht.

Etwas ſchlimmer ſieht es freilich oftmals mit dem ſogenannten „Muſik machen“ in eleganten Zirkeln aus, aber auch dort, — keine Saiten-, Flöten- und Stimmenklänge ſind ohne göttlichen Hauch, und alle beſſer, als das mögliche Gerede, welchem ſie doch immer einigermaßen den Paß abſchneiden.

Und, Kreisler, was du nun vollends von der Luſt ſagſt, welche Vater und Mutter in der ſtillen Haushaltung am Clavierklimpern und Geſangesſtümpern ihrer Kindlein empfinden, — ich ſage dir, Johannes, da lautet wahr und wahrhaftig ein wenig Engelsharmonie daraus hervor, allen unreinen Erdentönen zum Trotz.

Ich habe wohl mehr geſchrieben, als ich ſollte, und möchte mich nun gern auf die vorhin angefangene ſittliche Weiſe empfehlen. Das geht aber nicht. So nimm denn fürlieb, Johannes, und Gott ſegne dich und ſegne mich, und entfalte gnädigſt aus uns beiden, was er in uns gelegt hat, zu ſeinem Preis und unſerer Nebenmenſchen Luſt!

Der einſame Wallborn.

2. Brief des Kapellmeiſters Kreisler an den Baron Wallborn

Ew. Hoch- und Wohlgeboren muß ich nur gleich, nachdem ich aus dem Comödienhauſe in meinem Stübchen angelangt und mit vieler Mühe Licht angeſchlagen, recht ausführlich ſchreiben. Nehmen Ew. Hoch- und Wohlgeboren es aber doch ja nicht übel, wenn ich mich ſehr muſikaliſch ausdrücken ſollte, denn Sie wiſſen es ja wohl ſchon, daß die Leute behaupten, die Muſik, die ſonſt in meinem Innern verſchloſſen, ſey zu mächtig und ſtark herausgegangen, und habe mich ſo umſponnen und eingepuppt, daß ich nicht mehr heraus könne, und alles, alles ſich mir wie Muſik geſtalte — und die Leute mögen wirklich Recht haben. Doch, wie es nun auch gehen mag, ich muß an Ew. Hoch- und Wohlgeboren ſchreiben, denn wie ſoll ich anders die Laſt, die ſich ſchwer und drückend auf meine Bruſt gelegt, in dem Augenblick als die Gardine fiel und Ew. Hoch- und Wohlgeboren auf unbegreifliche Weiſe verſchwunden waren, los werden.

Wie viel hatte ich noch zu ſagen, unaufgelöſte Diſſonanzen ſchrieen recht widrig in mein Inneres hinein, aber eben als all die ſchlangenzüngigen Septimen herabſchweben wollten in eine ganze lichte Welt freundlicher Terzen, da waren Ew. Hoch- und Wohlgeboren fort — fort — und die Schlangenzungen ſtachen und ſtachelten mich ſehr! Ew. Hoch- und Wohlgeboren, den ich jetzt mit all jenen freundlichen Terzen anſingen will, ſind doch kein anderer, als der Baron Wallborn, den ich längſt ſo in meinem Innern getragen, daß es mir, wenn alle meine Melodieen ſich wie er geſtalteten und nun keck und gewaltig hervorſtrömten, oft ſchien: ich ſey ja eben er ſelbſt. — Als heute im Theater eine kräftige jugendliche Geſtalt in Uniform, das klirrende Schwerdt an der Seite, recht männlich und ritterhaft auf mich zutrat, da ging es ſo fremd und doch ſo bekannt durch mein Inneres, und ich wußte ſelbſt nicht, welcher ſonderbare Akkordwechſel ſich zu regen und immer höher und höher anzuſchwellen anfing. Doch der junge Ritter geſellte ſich immer mehr und mehr zu mir, und in ſeinem Auge ging mir eine herrliche Welt, ein ganzes Eldorado ſüßer wonnevoller Träume auf — der wilde Akkordwechſel zerfloß in zarte Engelsharmonieen, die gar wunderbarlich von dem Seyn und Leben des Dichters ſprachen, und nun wurde mir, da ich, wie Ew. Hoch- und Wohlgeboren verſichert ſeyn können, ein tüchtiger Praktikus in der Muſik bin, die Tonart, aus der das Ganze ging, gleich klar. Ich meine nämlich, daß ich in dem jungen Ritter gleich Ew. Hoch- und Wohlgeboren den Baron Wallborn erkannte. — Als ich einige Ausweichungen verſuchte, und als meine innere Muſik luſtig und ſich recht kindiſch und kindlich freuend in allerlei munteren Melodieen, ergötzlichen Murkis und Walzern hervorſtrömte, da fielen Ew. Hoch- und Wohlgeboren überall in Takt und Tonart ſo richtig ein, daß ich gar keinen Zweifel hege, wie Sie mich auch als den Kapellmeiſter Johannes Kreisler erkannt und ſich nicht an den Spuk gekehrt haben werden, den heute Abend der Geiſt Droll nebſt einigen ſeiner Conſorten mit mir trieb. — In ſolch eigner Lage, wenn ich nämlich in den Kreis irgend eines Spuks gerathen, pflege ich, wie ich wohl weiß, einige beſondere Geſichter zu ſchneiden, auch hatte ich gerade ein Kleid an, das ich einſt im höchſten Unmuth über ein mißlungenes Trio gekauft, und deſſen Farbe in Cismoll geht, weshalb ich zu einiger Beruhigung der Beſchauer einen Kragen aus Edurfarbe darauf ſetzen laſſen, Ew. Hoch- und Wohlgeboren wird das doch wohl nicht irritirt haben. — Zudem hatte man mich auch ja heute Abend anders vorgezeichnet; ich hieß nämlich Doktor Schulz aus Rathenow, weil ich nur unter dieſer Vorzeichnung dicht am Flügel ſtehend den Geſang zweier Schweſtern anhören durfte — zwei im Wettgeſang kämpfende Nachtigallen, aus deren tiefſter Bruſt hell und glänzend die herrlichſten Töne auffunkelten. — Sie ſcheuten des Kreislers tollen Spleen, aber der Doktor Schulz war in dem muſikaliſchen Eden, das ihm die Schweſtern erſchloſſen, mild und weich und voll Entzücken, und die Schweſtern waren verſöhnt mit dem Kreisler, als in ihn ſich der Doktor Schulz plötzlich umgeſtaltete. — Ach, Baron Wallborn, auch Ihnen bin ich wohl, vom Heiligſten ſprechend, was in mir glüht, zu hart, zu zornig erſchienen! Ach, Baron Wallborn, — auch nach meiner Krone griffen feindſelige Hände, auch mir zerrann in Nebel die himmliſche Geſtalt, die in mein tiefſtes Innerſtes gedrungen, die geheimſten Herzensfaſern des Lebens erfaſſend. — Namenloſer Schmerz zerſchnitt meine Bruſt, und jeder wehmuthsvolle Seufzer der ewig dürſtenden Sehnſucht wurde zum tobenden Schmerz des Zorns, den die entſetzliche Qual entflammt hatte. — Aber, Baron Wallborn! glaubſt du nicht auch ſelbſt, daß die von dämoniſchen Krallen zerriſſene blutende Bruſt auch jedes Tröpfchen lindernden Balſams ſtärker und wohlthätiger fühlt? — Du weißt, Baron Wallborn, daß ich mehrentheils über das Muſiktreiben des Pöbels zornig und toll wurde, aber ich kann es dir ſagen, daß, wenn ich oft von heilloſen Bravourarien, Conzerten und Sonaten ordentlich zerſchlagen und zerwalkt worden, oft eine kleine unbedeutende Melodie, von mittelmäßiger Stimme geſungen oder unſicher und ſtümperhaft geſpielt, aber treulich und gut gemeint und recht aus dem Innern heraus empfunden, mich tröſtete und heilte. Begegneſt du daher, Baron Wallborn! ſolchen Tönen und Melodieen auf deinem Wege, oder ſiehſt du ſie, wenn du zu deiner Wolke aufſchwebſt, unter dir, wie ſie in frommer Sehnſucht nach dir aufblicken, ſo ſage ihnen, du wollteſt ſie wie liebe Kindlein hegen und pflegen, und du wärſt kein anderer, als der Kapellmeiſter Johannes Kreisler. — Denn ſieh, Baron Wallborn! ich verſpreche es dir hiemit heilig, daß ich dann du ſeyn will, und eben ſo voll Liebe, Milde und Frömmigkeit, wie du. Ach, ich bin es ja wohl ohnedem! — Manches liegt bloß an dem Spuk, den oft meine eignen Noten treiben; die werden oft lebendig und ſpringen wie kleine ſchwarze vielgeſchwänzte Teufelchen empor aus den weißen Blattern — ſie reißen mich fort im wilden unſinnigen Dreher, und ich mache ganz ungemeine Bockſprunge und ſchneide unziemliche Geſichter, aber ein einziger Ton, aus heiliger Gluth ſeinen Strahl ſchießend, löst dieſen Wirrwarr, und ich bin fromm und gut und geduldig! — Du ſiehſt, Baron Wallborn, daß das Alles wahrhafte Terzen ſind, die alle in Septimen verſchweben; und damit du dieſe Terzen recht deutlich vernehmen möchteſt, deshalb ſchrieb ich dir! —

Gott gebe, daß, ſo wie wir uns ſchon ſeit langer Zeit im Geiſte gekannt und geſchaut, wir auch noch oft wie heute Abend leiblich zuſammentreffen mögen, denn deine Blicke, Baron Wallborn! fallen recht in mein Innerſtes, und oft ſind ja die Blicke ſelbſt herrliche Worte, die mir wie eigene in tiefer Bruſt erglühte Melodieen tönen. Doch treffen werde ich dich noch oft, da ich morgen eine große Reiſe nach der Welt antreten werde und daher ſchon neue Stiefeln angezogen. —

Glaubſt du nicht, Baron Wallborn! daß oft dein Wort meine Melodie und meine Melodie dein Wort ſeyn könnte? — Ich habe in dieſem Augenblick zu einem ſchönen Liede die Noten aufgeſchrieben, deſſen Worte du früher ſetzteſt, unerachtet es mir ſo iſt, als hätte in demſelben Augenblick, da das Lied in deinem Innern aufging, auch in mir die Melodie ſich entzünden müſſen. — Zuweilen kommt es mir vor, als ſey das Lied eine ganze Oper! — Ja! — Gott gebe, daß ich dich, du freundlicher, milder Ritter, bald wieder mit meinen leiblichen Augen ſo ſchauen möge, wie du ſtets vor meinen geiſtigen lebendig ſtehſt und gehſt. Gott ſegne dich und erleuchte die Menſchen, daß ſie dich genugſam erkennen mögen in deinem herrlichen Thun und Treiben. Dies ſey der heitre beruhigende Schlußakkord in der Tonika.

Johannes Kreisler,
Kapellmeiſter, wie auch verrückter
Muſikus par excellence.

Kreislers muſikaliſch-poetiſcher Clubb

Alle Uhren, ſelbſt die trägſten, hatten ſchon Acht geſchlagen, die Lichter waren angezündet, der Flügel ſtand geöffnet, und des Hauswirths Tochter, die den kleinen Dienſt bei dem Kreisler beſorgte, hatte ſchon zweimal ihm verkündet, daß das Theewaſſer übermäßig koche. Endlich klopfte es an die Thüre, und der treue Freund trat mit dem Bedächtigen herein. Ihnen folgten bald der Unzufriedene, der Joviale und der Gleichgültige. Der Clubb war beiſammen, und Kreisler ſchickte ſich an, wie gewöhnlich, durch eine ſymphoniemäßige Fantaſie alles in Ton und Takt zu richten, ja wohl ſämmtliche Clubbiſten, die einen gar muſikaliſchen Geiſt in ſich hegten, ſo viel nöthig, aus dem ſtaubigen Kehricht, in dem ſie Tag über herumzutreten genöthigt geweſen, einige Klafter höher hinauf in reinere Luft zu erheben. Der Bedächtige ſah ſehr ernſthaft, beinahe tiefſinnig aus und ſprach: „Wie übel wurde doch neulich Euer Spiel, lieber Kreisler! durch den ſtockenden Hammer unterbrochen, habt Ihr denſelben repariren laſſen?" — „Ich denke, ja!" erwiderte Kreisler. „Davon müſſen wir uns überzeugen," fuhr der Bedächtige fort, und damit ſteckte er ausdrücklich das Licht an, welches ſich auf dem breiten Schreibeleuchter befand, und forſchte, ihn über die Saiten haltend, ſehr bedächtig nach dem invaliden Hammer. Da fiel aber die ſchwere auf dem Leuchter liegende Lichtſcheere herab, und im grellen Ton aufrauſchend ſprangen zwölf bis fünfzehn Saiten. Der Bedächtige ſagte bloß: „Ei, ſeht doch!" Kreisler verzog das Geſicht, als wenn man in eine Zitrone beißt. „Teufel, Teufel!" ſchrie der Unzufriedene, „gerade heute habe ich mich ſo auf Kreislers Fantaſie gefreut — gerade heute! — in meinem ganzen Leben bin ich nicht ſo auf Muſik erpicht geweſen." „Im Grunde", fiel der Gleichgültige ein, „liegt ſo ſehr viel nicht daran, ob wir mit Muſik anfangen oder nicht." Der treue Freund meinte: Schade ſey es allerdings, daß Kreisler nun nicht ſpielen könne, allein man müſſe dadurch ſich nicht außer Faſſung bringen laſſen. „Spaß werden wir ohnehin genug haben,“ ſagte der Joviale, nicht ohne eine gewiſſe Bedeutung in ſeine Worte zu legen. „Und ich will doch fantaſiren,“ rief Kreisler, „im Baß iſt alles ganz geblieben, und das ſoll mir genug ſeyn.“ —

Nun ſetzte Kreisler ſein kleines rothes Mützchen auf, zog ſeinen chineſiſchen Schlafrock an und begab ſich ans Inſtrument. Die Clubbiſten mußten Platz nehmen auf dem Sopha und auf den Stühlen, und der treue Freund löſchte auf Kreislers Geheiß ſämmtliche Lichter aus, ſo daß man ſich in dicker ſchwarzer Finſterniß befand. Kreisler griff nun pianissimo mit gehobenen Dämpfern im Baß den vollen Asdur-Akkord. So wie die Töne verſäuſelten, ſprach er:

Was rauſcht denn ſo wunderbar, ſo ſeltſam um mich her? — Unſichtbare Fittiche weben auf und nieder — ich ſchwimme im duftigen Aether. — Aber der Duft erglänzt in flammenden, geheimnißvoll verſchlungenen Kreiſen. Holde Geiſter ſind es, die die goldnen Flügel regen in überſchwenglich herrlichen Klängen und Akkorden.

Asmoll-Akkord (mezzo forte).

Ach! — ſie tragen mich ins Land der ewigen Sehnſucht, aber wie ſie mich erfaſſen, erwacht der Schmerz und will aus der Bruſt entfliehen, indem er ſie gewaltſam zerreißt.

Edur-Sexten-Akkord (ancora più forte).

Halt dich ſtandhaft, mein Herz! — brich nicht, berührt von dem ſengenden Strahl, der die Bruſt durchdrang. — Friſch auf, mein wackrer Geiſt! — rege und hebe dich empor in dem Element, das dich gebar, das deine Heimath iſt!

Edur-Terz-Akkord (forte).

— Sie haben mir eine herrliche Krone gereicht, aber was in den Diamanten ſo blitzt und funkelt, das ſind die tauſend Thränen, die ich vergoß, und in dem Golde gleißen die Flammen, die mich verzehrten. — Muth und Macht — Vertrauen und Stärke dem, der zu herrſchen berufen iſt im Geiſterreich!

Amoll (harpeggiando-dolce).

Warum fliehſt du, holdes Mädchen? Vermagſt du es denn, da dich überall unſichtbare Bande feſthalten? Du weißt es nicht zu ſagen, nicht zu klagen, was ſich ſo in deine Bruſt gelegt hat wie ein nagender Schmerz und dich doch mit ſüßer Luſt durchbebt? Aber alles wirſt du wiſſen, wenn ich mit dir rede, mit dir koſe in der Geiſterſprache, die ich zu ſprechen vermag und die du ſo wohl verſtehſt!

Fdur.

Ha, wie geht das Herz dir auf in Sehnſucht und Liebe, wenn ich dich voll glühendem Entzücken mit Melodieen wie mit liebenden Armen umfaſſe. — Du magſt nie mehr weichen von mir, denn jene geheimen Ahnungen, die deine Bruſt beengten, ſind erfüllt. Der Ton ſprach wie ein tröſtendes Orakel aus meinem Innern zu dir!

Bdur (accentuato).

— Welch luſtiges Leben in Flur und Wald in holder Frühlingszeit! — Alle Flöten und Schalmeien, die Winters über in ſtaubigen Winkeln wie zum Tode erſtarrt lagen, ſind wach worden, und haben ſich auf alle Lieblingsſtückchen beſonnen, die ſie nun luſtig trilleriren, gleich den Vögelein in den Lüften.

Bdur mit der kleinen Septime (smanioso).

Ein lauer Weſt geht wie ein düſteres Geheimniß dumpf klagend durch den Wald, und wie er vorüber ſtreift, flüſtern die Fichten — die Birken unter einander: Warum iſt unſer Freund ſo traurig worden? — Horchſt du auf ihn, holde Schäferin?

Esdur (forte).

Zieh' ihm nach! — zieh' ihm nach! — Grün iſt ſein Kleid wie der dunkle Wald — ſüßer Hörnerklang ſein ſehnendes Wort! — Hörſt du es rauſchen hinter den Büſchen? Hörſt du es tönen? — Hörnerton, voll Luſt und Wehmuth! — Er iſt's — auf! ihm entgegen!

D Terz-Quart-Sext-Akkord (piano).

Das Leben treibt ſein neckendes Spiel auf allerlei Weiſe. — Warum wünſchen — warum hoffen — warum verlangen?

C dur Terz-Akkord (fortissimo).

Aber in toller wilder Luſt laßt uns über den offnen Gräbern tanzen. — Laßt uns jauchzen — die da unten hören es nicht. — Heiſa — Heiſa — Tanz und Jubel, der Teufel zieht ein mit Pauken und Trompeten!

C moll-Akkorde (fortissimo hintereinander fort).

Kennt ihr ihn nicht? — Kennt ihr ihn nicht? — Seht, er greift mit glühender Kralle nach meinem Herzen! — er maskirt ſich in allerlei tolle Fratzen — als Freijäger — Conzertmeiſter — Wurmdoktor — ricco mercante — er ſchmeißt mit Lichtſcheeren in die Saiten, damit ich nur nicht ſpielen ſoll! — Kreisler — Kreisler! raffe dich auf! — Siehſt du es lauern, das bleiche Geſpenſt mit den roth funkelnden Augen — die krallichten Knochenfäuſte aus dem zerriſſenen Mantel nach dir ausſtreckend? — die Strohkrone auf dem kahlen glatten Schädel ſchüttelnd! — Es iſt der Wahnſinn — Johannes, halte dich tapfer. — Toller, toller Lebensſpuk, was rüttelſt du mich ſo in deinen Kreiſen? Kann ich dir nicht entfliehen? — Kein Stäubchen im Univerſum, auf das ich, zur Mücke verſchrumpft, vor dir, grauſiger Quälgeiſt, mich retten könnte? — Laß ab von mir! — ich will artig ſeyn! ich will glauben, der Teufel ſey ein Galanthuomo von den feinſten Sitten! — hony soit qui mal y pense — ich verfluche den Geſang, die Muſik — ich lecke dir die Füße wie der trunkne Kaliban — nur erlöſe mich von der Qual — hei, hei, Verruchter, du haſt mir alle Blumen zertreten — in ſchauerlicher Wüſte grünt kein Halm mehr — todt — todt — todt —

Hier kniſterte ein kleines Flämmchen auf — der treue Freund hatte ſchnell ein chemiſches Feuerzeug hervorgezogen und zündete beide Lichter an, um ſo dem Kreisler alles weitere Fantaſiren abzuſchneiden, denn er wußte wohl, daß Kreisler ſich nun gerade auf einem Punkt befand, von dem er ſich gewöhnlich in einen düſtern Abgrund hoffnungsloſer Klagen ſtürzte. In dem Augenblick brachte auch die Wirthstochter den dampfenden Thee herein. Kreisler ſprang vom Flügel auf. — „Was ſoll denn das nun alles,“ ſprach der Unzufriedene, „ein geſcheutes Allegro von Haydn iſt mir lieber als all der tolle Schnickſchnack.“ — „Aber nicht ganz übel war es doch,“ fiel der Gleichgültige ein. „Nur zu düſter, viel zu düſter,“ nahm der Joviale das Wort, „es thut Noth, unſer Geſpräch heute ins Luſtige, Luſtige hinauszutreiben.“ — Die Clubbiſten bemühten ſich, den Rath des Jovialen zu befolgen, aber wie ein fernes dumpfes Echo tönten Kreislers ſchauerliche Akkorde — ſeine entſetzlichen Worte nach und erhielten die geſpannte Stimmung, in die Kreisler alle verſetzt hatte. Der Unzufriedene, in der That höchſt unzufrieden mit dem Abend, den, wie er ſich ausdrückte, Kreislers thörichte Fantaſterei verdarb, brach auf mit dem Bedächtigen. Ihnen folgte der Joviale, und nur der reiſende Enthuſiaſt und treue Freund (beide ſind, wie es hier ausdrücklich bemerkt wird, in einer Perſon vereinigt) blieb noch bei dem Kreisler zurück. Dieſer ſaß ſchweigend mit verſchränkten Armen auf dem Sopha. „Ich weiß nicht,“ ſprach der treue Freund, „wie du mir heute vorkommſt, Kreisler! — Du biſt ſo aufgeregt, und doch ohne allen Humor, gar nicht ſo, wie ſonſt!“ — „Ach, Freund!“ erwiderte Kreisler, „ein düſtrer Wolkenſchatten geht über mein Leben hin! — Glaubſt du nicht, daß es einer armen unſchuldigen Melodie, welche keinen — keinen Platz auf der Erde begehrt, vergönnt ſeyn dürfte, frei und harmlos durch den weiten Himmelsraum zu ziehen? — Ei, ich möchte nur gleich auf meinem chineſiſchen Schlafrock wie auf einem Mephiſtophelesmantel hinausfahren durch jenes Fenſter dort!“ — „Als harmloſe Melodie?“ fiel der treue Freund lächelnd ein. „Oder als basso ostinato, wenn du lieber willſt,“ erwiderte Kreisler, „aber fort muß ich bald auf irgend eine Weiſe.“ Es geſchah auch bald, wie er geſprochen.

Der Muſikfeind

Es iſt wohl etwas herrliches, ſo durch und durch muſikaliſch zu ſeyn, daß man, wie mit beſonderer Kraft ausgerüſtet, die größten muſikaliſchen Maſſen, die die Meiſter mit einer unzähligen Menge Noten und Töne der verſchiedenſten Inſtrumente aufgebauet, leicht und luſtig handhabt, indem man ſie, ohne ſonderliche Gemüthsbewegung, ohne die ſchmerzhaften Stöße des leidenſchaftlichen Entzückens, der herzzerreißenden Wehmuth zu ſpüren, in Sinn und Gedanken aufnimmt. — Wie hoch kann man ſich dann auch über die Virtuoſität der Spieler im Innern erfreuen; ja, dieſe Freude, die von innen herausſtrebt, recht laut werden laſſen, ohne alle Gefahr. An die Glückſeligkeit, ſelbſt ein Virtuos zu ſeyn, will ich gar nicht denken; denn noch viel tiefer wird dann mein Schmerz, daß mir aller

Sinn für Muſik ſo ganz und gar abgeht, woher denn auch meine unbeſchreibliche Unbeholfenheit in der Ausübung dieſer herrlichen Kunſt, die ich leider von Kindheit auf gezeigt, rühren mag. — Mein Vater war gewiß ein tüchtiger Muſikus; er ſpielte fleißig auf einem großen Flügel oft bis in die ſpäte Nacht hinein, und wenn es einmal ein Conzert in unſerm Hauſe gab, dann ſpielte er ſehr lange Stücke, wozu ihn die Andern auf Violinen, Bäſſen, auch wohl Flöten und Waldhörnern, ganz wenig begleiteten. Wenn ſolch ein langes Stück endlich heraus war, dann ſchrieen alle ſehr und riefen: „Bravo, Bravo! welch ein ſchönes Conzert! wie fertig, wie rund geſpielt!“ und nannten mit Ehrfurcht den Namen Emanuel Bach. — Der Vater hatte aber ſo viel hinter einander gehämmert und gebrauſet, daß es mir immer vorkam, als ſey das wohl kaum Muſik, worunter ich mir ſo recht ans Herz gehende Melodieen dachte, ſondern er thue dies nur zum Spaß, und die andern hätten auch wieder ihren Spaß daran. — Ich war bei ſolchen Gelegenheiten immer in mein Sonntagsröckchen geknöpft und mußte auf einem hohen Stuhl neben der Mutter ſitzen und zuhören, ohne mich viel zu regen und zu bewegen. Die Zeit wurde mir entſetzlich lang, und ich hätte wohl gar nicht ausdauern können, wenn ich mich nicht an den beſonderen Grimaſſen und komiſchen Bewegungen der Spieler ergötzt hätte. Vorzüglich erinnere ich mich noch eines alten Advokaten, der immer dicht bei meinem Vater die Geige ſpielte, und von dem ſie immer ſagten, er wäre ein ganz übertriebener Enthuſiaſt, und die Muſik mache ihn halb verrückt, ſo daß er in der wahnſinnigen Exaltation, zu der ihn Emanuel Bachs oder Wolfs oder Benda's Genius hinaufſchraube, weder rein greife noch Takt halte. — Mir ſteht der Mann noch ganz vor Augen. Er trug einen pflaumfarbenen Rock mit goldbeſponnenen Knöpfen, einen kleinen ſilbernen Degen und eine röthliche, nur wenig gepuderte Perücke, an der hinten ein kleiner runder Haarbeutel hing. Er hatte einen unbeſchreiblichen komiſchen Ernſt in allem, was er begann. „Ad opus!“ pflegte er zu rufen, wenn der Vater die Muſikblätter auf die Pulte vertheilte. Dann ergriff er mit der rechten Hand die Geige, mit der linken aber die Perücke, die er abnahm und an einen Nagel hing. Nun hob er an, ſich immer mehr und mehr übers Blatt beugend, zu arbeiten, daß die rothen Augen glänzend herausſtraten und Schweißtropfen auf der Stirn ſtanden. Es geſchah ihm zuweilen, daß er früher fertig wurde als die Uebrigen, worüber er ſich denn nicht wenig wunderte und die Andern ganz böſe anſchaute. Oft war mir es auch, als brächte er Töne heraus, denen ähnlich, die Nachbars Peter, mit naturhiſtoriſchem Sinn die verborgenen muſikaliſchen Talente der Katzen erforſchend, unſerm Hauskater ablockte, durch ſchickliches Einklemmen des Schwanzes und ſonſt: weshalb er zuweilen von dem Vater etwas geprügelt wurde (nämlich der Peter). — Kurz, der pflaumfarbene Advokat — er hieß Muſewius — hielt mich ganz für die Pein des Stillſitzens ſchadlos, indem ich mich an ſeinen Grimaſſen, an ſeinen komiſchen Seitenſprüngen, ja wohl gar an ſeinem Quinkeliren höchlich ergötzte. — Einmal machte er doch eine vollkommene Störung in der Muſik, ſo daß mein Vater vom Flügel aufſprang, und alle auf ihn zuſtürzten, einen böſen Zufall, der ihn ergriffen, befürchtend. Er fing nämlich an, erſt etwas weniges mit dem Kopfe zu ſchütteln, dann aber, in einem fortſteigenden Crescendo, immer ſtärker und ſtärker den Kopf hin und her zu werfen, wozu er gräßlich mit dem Bogen über die Saiten hin und her fuhr, mit der Zunge ſchnalzte und mit dem Fuß ſtampfte. Es war aber nichts, als eine kleine feindſelige Fliege, die hatte ihn, mit beharrlichem Eigenſinn in demſelben Kreiſe bleibend, umſummt, und ſich, tauſendmal verjagt, immer wieder auf die Naſe geſetzt. Das hatte ihn in wilde Verzweiflung geſtürzt. — Manchmal geſchah es, daß die Schweſter meiner Mutter eine Arie ſang. Ach, wie freute ich mich immer darauf! Ich liebte ſie ſehr; ſie gab ſich viel mit mir ab und ſang mir oft mit ihrer ſchönen Stimme, die ſo recht in mein Innerſtes drang, eine Menge herrlicher Lieder vor, die ich ſo in Sinn und Gedanken trage, daß ich ſie noch für mich leiſe zu ſingen vermag. — Es war immer etwas feierliches, wenn meine Tante die Stimmen der Arien von Haſſe oder von Traetta oder ſonſt einem Meiſter auflegte; der Advokat durfte nicht mitſpielen. Schon wenn ſie die Einleitung ſpielten und meine Tante noch nicht angefangen zu ſingen, klopfte mir das Herz, und ein ganz wunderbares Gefühl von Luſt und Wehmuth durchdrang mich, ſo daß ich mich kaum zu faſſen wußte. Aber kaum hatte die Tante einen Satz geſungen, ſo fing ich an, bitterlich zu weinen, und wurde unter heftigen Scheltworten meines Vaters zum Saal hinaus gebracht. Oft ſtritt ſich mein Vater mit der Tante, weil letztere behauptete, mein Betragen rühre keinesweges davon her, daß mich die Muſik auf unangenehme, widrige Weiſe affizire, ſondern vielmehr von der übergroßen Reizbarkeit meines Gemüths; dagegen mich der Vater geradezu einen dummen Jungen ſchalt, der aus Unluſt heulen müſſe, wie ein antimuſikaliſcher Hund. — Einen vorzüglichen Grund, nicht allein mich zu vertheidigen, ſondern auch ſogar mir einen tief verborgenen muſikaliſchen Sinn zuzuſchreiben, nahm meine Tante aus dem Umſtande her, daß ich oft, wenn der Vater zufällig den Flügel nicht zugeſchloſſen, mich ſtundenlang damit ergötzen konnte, allerlei wohlklingende Akkorde aufzuſuchen und anzuſchlagen. Hatte ich nun mit beiden Händen drei, vier, ja wohl ſechs Tangenten gefunden, die, auf einmal niedergedrückt, einen gar wunderbaren, lieblichen Zuſammenklang hören ließen, dann wurde ich nicht müde, ſie anzuſchlagen und austönen zu laſſen. Ich legte den Kopf ſeitwärts auf den Deckel des Inſtruments; ich drückte die Augen zu; ich war in einer andern Welt; aber zuletzt mußte ich wieder bitterlich weinen, ohne zu wiſſen, ob vor Luſt oder vor Schmerz. Meine Tante hatte mich oft belauſcht und ihre Freude daran gehabt, wogegen mein Vater darin nur kindiſche Poſſen fand. Ueberhaupt ſchienen ſie, ſo wie über mich, auch rückſichtlich anderer Gegenſtände, vorzüglich der Muſik, ganz uneins zu ſeyn, indem meine Tante oft an muſikaliſchen Stücken, vorzüglich wenn ſie von italiäniſchen Meiſtern ganz einfach und prunklos komponirt waren, ein großes Wohlgefallen fand; mein Vater aber, der ein heftiger Mann war, dergleichen Muſik ein Dudeldumdei nannte, das den Verſtand nie beſchäftigen könne. Mein Vater ſprach immer vom Verſtande, meine Tante immer vom Gefühl. – Endlich ſetzte ſie es doch durch, daß mein Vater mich durch einen alten Cantor, der in den Familienconzerten gewöhnlich die Viole ſtrich, im Clavierſpielen unterrichten ließ. Aber, du lieber Himmel, da zeigte es ſich denn bald, daß die Tante mir viel zu viel zugetraut, der Vater dagegen Recht hatte. An Taktgefühl, ſo wie am Auffaſſen einer Melodie fehlte es mir, wie der Cantor behauptete, keinesweges; aber meine gränzenloſe Unbehülflichkeit verdarb alles. Sollte ich ein Uebungsſtück für mich exerziren, und ſetzte mich mit dem beſten Vorſatz, recht fleißig zu ſeyn, an das Clavier: ſo verfiel ich unwillkürlich bald in jene Spielerei des Akkordſuchens, und ſo kam ich nicht weiter. Mit vieler, unſäglicher Mühe hatte ich mich durch mehrere Tonarten durchgearbeitet, bis zu der verzweifelten, die vier Kreuze vorgezeichnet hat, und, wie ich jetzt noch ganz beſtimmt weiß, Edur genannt wird. Ueber dem Stuck ſtand mit großen Buchſtaben: Scherzando Presto, und als der Cantor es mir vorſpielte, hatte es ſo was hüpfendes, ſpringendes, das mir ſehr mißfiel. Ach, wie viel Thränen, wie viel ermunternde Püffe des unſeeligen Cantors koſtete mich das verdammte Presto! Endlich kam der für mich ſchreckliche Tag heran, an dem ich dem Vater und den muſikaliſchen Freunden meine erworbenen Kenntniſſe produziren, alles, was ich gelernt, vorſpielen ſollte. Ich konnte alles gut, bis auf das abſcheuliche Edur-Presto: da ſetzte ich mich Abends vorher in einer Art von Verzweiflung ans Clavier, um, koſte es was es wolle, fehlerfrei jenes Stück einzuſpielen. Ich wußte ſelbſt nicht, wie es zuging, daß ich das Stück gerade auf den Tangenten, die denen, welche ich aufſchlagen ſollte, rechts zunächſt lagen, zu ſpielen verſuchte; es gelang mir, das ganze Stück war leichter geworden, und ich verfehlte keine Note, nur auf andern Tangenten, und mir kam es vor, als klänge das Stück ſogar viel beſſer, als ſo, wie es mir der Cantor vorgeſpielt hatte. Nun war mir froh und leicht zu Muthe; ich ſetzte mich den andern Tag keck an den Flügel und hämmerte meine Stückchen friſch darauf los, und mein Vater rief einmal über das andere: „Das hätte ich nicht gedacht!“ — Als das Scherzo zu Ende war, ſagte der Cantor ganz freundlich: „Das war die ſchwere Tonart Edur!“ und mein Vater wandte ſich zu einem Freunde, ſprechend: „Sehen Sie, wie fertig der Junge das ſchwere Edur handhabt!“ — „Erlauben Sie, Verehrteſter,“ erwiderte dieſer, „das war ja Fdur.“ — „Mit nichten, mit nichten!“ ſagte der Vater. „Ei ja doch,“ verſetzte der Freund; „wir wollen es gleich ſehen.“ Beide traten an den Flügel. „Sehen Sie,“ rief mein Vater triumphirend, indem er auf die vier Kreuze wies. „Und doch hat der Kleine Fdur geſpielt,“ ſagte der Freund. — Ich ſollte das Stück wiederholen. Ich that es ganz unbefangen, indem es mir nicht einmal recht deutlich war, worüber ſie ſo ernſtlich ſtritten. Mein Vater ſah in die Taſten; kaum hatte ich aber einige Töne gegriffen, als mir des Vaters Hand um die Ohren ſauste. „Vertrakter, dummer Junge!“ ſchrie er im höchſten Zorn. Weinend und ſchreiend lief ich davon, und nun war es mit meinem muſikaliſchen Unterricht auf immer aus. Die Tante meinte zwar, gerade daß es mir möglich geworden, das ganze Stück richtig, nur in einem andern Ton zu ſpielen, zeuge von wahrem muſikaliſchen Talent; allein ich glaube jetzt ſelbſt, daß mein Vater Recht hatte, es aufzugeben, mich auf irgend einem Inſtrumente unterrichten zu laſſen, da meine Unbeholfenheit, die Steifheit und Ungelenkigkeit meiner Finger ſich jedem Streben entgegengeſetzt haben würde. — Aber eben dieſe Ungelenkigkeit ſcheint ſich, rückſichtlich der Muſik, auch auf mein geiſtiges Vermögen zu erſtrecken. So habe ich nur zu oft bei dem Spiel anerkannter Virtuoſen, wenn alles in jauchzende Bewunderung ausbrach, Langeweile, Ekel und Ueberdruß empfunden, und mich noch dazu, da ich nicht unterlaſſen konnte, meine Meinung ehrlich herauszuſagen, oder vielmehr mein inneres Gefühl deutlich ausſprach, dem Gelächter der geſchmackvollen, von der Muſik begeiſterten Menge Preis gegeben. Ging es mir nicht noch vor kurzer Zeit ganz ſo, als ein berühmter Clavierſpieler durch die Stadt reiſte und ſich bei einem meiner Freunde hören ließ? „Heute, Theuerſter,“ ſagte mir der Freund, „werden Sie gewiß von Ihrer Muſikfeindſchaft geheilt; der herrliche N. wird Sie erheben — entzücken.“ Ich mußte mich, wider meinen Willen, dicht an das Pianoforte ſtellen; da fing der Virtuos an, die Töne auf und nieder zu rollen, und erhob ein gewaltiges Gebrauſe, und als das immer fortdauerte, wurde mir ganz ſchwindlig und ſchlecht zu Muthe, aber bald riß etwas anderes meine Aufmerkſamkeit hin, und ich mag wohl, als ich den Spieler gar nicht mehr hörte, ganz ſonderbar in das Pianoforte hinein geſtarrt haben; denn, als er endlich aufgehört hatte, zu donnern und zu raſen, ergriff mich der Freund beim Arm und rief: „Nun, Sie ſind ja ganz verſteinert! He, Freundchen, empfinden Sie nun endlich die tiefe fortreißende Wirkung der himmliſchen Muſik?“ — Da geſtand ich ehrlich ein, wie ich eigentlich den Spieler wenig gehört, ſondern mich vielmehr an dem ſchnellen Auf- und Abſpringen — und dem gliederweiſen Lauffeuer der Hämmer höchlich ergötzt habe; worüber denn alles in ein ſchallendes Gelächter ausbrach. — Wie oft werde ich empfindungs-, herz-, gemüthlos geſcholten, wenn ich unaufhaltſam aus dem Zimmer renne, ſobald das Fortepiano geöffnet wird, oder dieſe und jene Dame die Guitarre in die Hand nimmt und ſich zum Singen räuſpert; denn ich weiß ſchon, daß bei der Muſik, die ſie gewöhnlich in den Häuſern verführen, mir übel und weh wird, und ich mir ordentlich phyſiſch den Magen verderbe. — Das iſt aber ein rechtes Unglück, und bringt mir Verachtung der feinen Welt zuwege. Ich weiß wohl, daß eine ſolche Stimme, ein ſolcher Geſang, wie der meiner Tante, ſo recht in mein Innerſtes dringt, und ſich da Gefühle regen, für die ich gar keine Worte habe; es iſt mir, als ſey das eben die Seeligkeit, welche ſich über das Irdiſche erhebt, und daher auch im Irdiſchen keinen Ausdruck zu finden vermag; aber eben deshalb iſt es mir ganz unmöglich, höre ich eine ſolche Sängerin, in die laute Bewunderung auszubrechen, wie die andern; ich bleibe ſtill und ſchaue in mein Inneres, weil da noch alle die außen verklungenen Töne widerſtrahlen, und da werde ich kalt, empfindungslos, ein Muſikfeind geſcholten. Mir ſchräg über wohnt der Conzertmeiſter, welcher jeden Donnerstag ein Quartett bei ſich hat, wovon ich zur Sommerszeit den leiſeſten Ton höre, da ſie Abends, wenn es ſtill auf der Straße geworden, bei geöffneten Fenſtern ſpielen. Da ſetze ich mich aufs Sopha, und höre mit geſchloſſenen Augen zu und bin ganz voller Wonne — aber nur bei dem erſten; bei dem zweiten Quartett verwirren ſich ſchon die Töne, denn nun iſt es, als müßten ſie im Innern mit den Melodieen des erſteren, die noch darin wohnen, kämpfen; und das dritte kann ich gar nicht mehr aushalten. Da muß ich fortrennen, und oft hat der Conzertmeiſter mich ſchon ausgelacht, daß ich mich von der Muſik ſo in die Flucht ſchlagen ließe. — Sie ſpielten wohl, wie ich gehört habe, an ſechs, acht ſolche Quartetts, und ich bewundere in der That die außerordentliche Geiſtesſtärke, die innere muſikaliſche Kraft, welche dazu gehört, ſo viel Muſik hinter einander aufzufaſſen, und durch das Abſpielen alles ſo, wie im Innerſten empfunden und gedacht, ins lebendige Leben ausgehen zu laſſen. — Ebenſo geht es mir mit den Conzerten, wo oft ſchon die erſte Symphonie ſolch einen Tumult in mir erregt, daß ich für alles übrige todt bin. Ja, oft hat mich eben der erſte Satz ſo aufgeregt, ſo gewaltig erſchüttert, daß ich mich hinausſehne, um all die ſeltſamen Erſcheinungen, von denen ich befangen, deutlicher zu ſchauen, ja mich in ihren wunderbaren Tanz zu verflechten, daß ich, unter ihnen, ihnen gleich bin. Es kommt mir dann vor, als ſey die gehörte Muſik ich ſelbſt. — Ich frage daher niemals nach dem Meiſter; das ſcheint mir ganz gleichgültig. Es iſt mir ſo, als werde auf dem höchſten Punkt nur eine pſychiſche Maſſe bewegt, und als habe ich in dieſem Sinne viel herrliches komponirt. — Indem ich dieſes nur ſo für mich niederſchreibe, wird mir angſt und bange, daß es einmal in meiner angebornen, unbefangenen Aufrichtigkeit mir über die Lippen fliehen könnte. Wie würde ich ausgelacht werden! Sollten nicht manche wahrhaftige muſikaliſche Bravos an der Geſundheit meines Gemüths zweifeln? — Wenn ich oft nach der erſten Symphonie aus dem Conzertſaal eile, ſchreien ſie mir nach: „Da läuft er fort, der Muſikfeind!“ und bedauern mich, da jeder Gebildete jetzt mit Recht verlangt, daß man, nächſt der Kunſt, ſich anſtändig zu verbeugen, und eben ſo auch über das, was man nicht weiß, zu reden, auch die Muſik liebe und treibe. Daß ich nun eben von dieſem Treiben ſo oft getrieben werde, hinaus in die Einſamkeit, wo die ewig waltende Macht, in dem Rauſchen der Eichenblätter über meinem Häupte, in dem Plätſchern der Quelle, wunderbare Töne anregt, die ſich geheimnißvoll verſchlingen mit den Lauten, die in meinem Innern ruhen und nun in herrlicher Muſik hervor ſtrahlen — ja, das iſt eben mein Unglück. — Die entſetzliche peinliche Schwerfälligkeit im Auffaſſen der Muſik ſchadet mir auch recht in der Oper. — Manchmal freilich iſt es mir, als würde nur dann und wann ein ſchickliches muſikaliſches Geräuſch gemacht, und man verjage damit ſehr zweckmäßig die Langeweile oder noch ärgere Ungethüme, ſo wie vor den Caravanen Cymbeln und Pauken toll und wild durcheinander geſchlagen werden, um die wilden Thiere abzuhalten; aber wenn es oft ſo iſt, als könnten die Perſonen nicht anders reden als in den gewaltigen Accenten der Muſik, als ginge das Reich des Wunderbaren auf wie ein flammender Stern — dann habe ich Mühe und Noth, mich feſtzuhalten in dem Orkan, der mich erfaßt und in das Unendliche zu ſchleudern droht. — Aber in ſolch eine Oper gehe ich immer und immer wieder, und klarer und leuchtender wird es im Innern, und alle Geſtalten treten heraus aus dem düſtern Nebel und ſchreiten auf mich zu, und nun erkenne ich ſie, wie ſie ſo freundlich mir befreundet ſind und mit mir dahinwallen im herrlichen Leben. — Ich glaube Glucks Iphigenia gewiß funfzigmal gehört zu haben. Darüber lachen aber mit Recht die ächten Muſiker und ſagen: „Beim erſtenmal hatten wir alles weg, und beim dritten ſatt.“ – Ein böſer Dämon verfolgt mich aber, und zwingt mich, unwillkürlich komiſch zu ſeyn und komiſches zu verbreiten, rückſichtlich meiner Muſikfeindſchaft. So ſtehe ich neulich im Schauſpielhauſe, wohin ich aus Gefälligkeit für einen fremden Freund gegangen, und bin ganz vertieft in Gedanken, als ſie gerade (es wurde eine Oper gegeben) ſo einen nichtsſagenden muſikaliſchen Lärm machen. Da ſtößt mich der Nachbar an, ſprechend: „Das iſt eine ganz vorzügliche Stelle!“ Ich dachte, und konnte in dem Augenblick nichts anderes denken, als daß er von der Stelle im Parterre ſpräche, wo wir uns gerade befanden, und antwortete ganz treuherzig: „Ja, eine gute Stelle, aber ein bißchen Zug weht doch!“ – Da lachte er ſehr, und als Anekdote von dem Muſikfeind wurde es verbreitet in der ganzen Stadt, und überall neckte man mich mit meiner Zugluſt in der Oper, und ich hatte doch Recht. –

Sollte man es wohl glauben, daß es deſſen ungeachtet einen ächten, wahren Muſiker giebt, der noch jetzt, rückſichtlich meines muſikaliſchen Sinnes, der Meinung meiner Tante iſt? – Freilich wird niemand viel darauf geben, wenn ich gerade herausſage, daß dies kein anderer iſt, als der Kapellmeiſter Johannes Kreisler, der ſeiner Fantaſterei wegen überall verſchrieen genug iſt, aber ich bilde mir nicht wenig darauf ein, daß er es nicht verſchmäht, mir recht nach meinem innern Gefühl, ſo wie es mich erfreut und erhebt, vorzuſingen und vorzuſpielen. – Neulich ſagte er, als ich ihm meine muſikaliſche Unbeholfenheit klagte, ich ſey mit jenem Lehrling in dem Tempel zu Sais zu vergleichen, der, ungeſchickt ſcheinend im Vergleich der andern Schüler, doch den wunderbaren Stein fand, den die Andern mit allem Fleiß vergeblich ſuchten. Ich verſtand ihn nicht, weil ich Novalis' Schriften nicht geleſen, auf die er mich verwies. Ich habe heute in die Leihbibliothek geſchickt, werde das

Buch aber wohl nicht erhalten, da es herrlich ſeyn ſoll und alſo ſtark geleſen wird. — Doch nein; eben erhalte ich wirklich Novalis' Schriften, zwei Bändchen, und der Bibliothekar läßt mir ſagen, mit dergleichen könne er immer aufwarten, da es ſtets zu Hauſe ſey; nur habe er den Novalis nicht gleich finden können, da er ihn ganz und gar als ein Buch, nach dem niemals gefragt würde, zurückgeſtellt. — Nun will ich doch gleich ſehen, was es mit den Lehrlingen zu Sais für eine Bewandtniß hat.

Johannes Kreislers Lehrbrief

Da du, mein lieber Johannes! mir nun wirklich aus der Lehre laufen und auf deine eigene Weiſe in der weiten Welt herumhantiren willſt, ſo iſt es billig, daß ich, als dein Meiſter, dir einen Lehrbrief in den Sack ſchiebe, den du ſämmtlichen muſikaliſchen Gilden und Innungen als Paſſeport vorzeigen kannſt. Das könnte ich nun ohne alle weitere Umſchweife thun, indem ich dich aber im Spiegel anſchaue, fällt es mir recht wehmüthig ins Herz. Ich möchte dir noch einmal alles ſagen, was wir zuſammen gedacht und empfunden, wenn ſo in den Lehrjahren gewiſſe Momente eintraten. Du weißt ſchon, was ich meine. Da wir beide aber das eigen haben, daß, wenn der Eine ſpricht, der Andere das Maul nicht halten kann, ſo iſt es wohl beſſer, ich ſchreibe wenigſtens einiges davon auf, gleichſam als Ouverture, und du kannſt es denn manchmal leſen zu deinem Nutz und Frommen. — Ach, lieber Johannes! wer kennt dich beſſer, als ich, wer hat ſo in dein Inneres, ja aus deinem Innern ſelbſt herausgeblickt, als ich? — Dafür glaube ich auch, daß du mich vollkommen kennſt, und daß eben aus dieſem Grunde unſer Verhältniß immer leidlich war, wie wohl wir die verſchiedenſten Meinungen über uns wechſelten, da wir uns manchmal außerordentlich weiſe, ja genial, dann aber wieder hinlänglich albern und tölpelhaft, ja auch was weniges dämiſch dünkten. Sieh, theurer Skolar! indem ich in vorſtehenden Perioden das Wörtlein „uns" gebraucht, kommt es mir vor, als hätte ich, in vornehmer Beſcheidenheit den Plural brauchend, doch nur von mir allein im Singular geſprochen, ja als ob wir beide am Ende auch nur Einer wären. Reißen wir uns von dieſer tollen Einbildung los! Alſo noch einmal, lieber Johannes! — wer kennt dich beſſer, als ich, und wer vermag daher mit beſſerm Fug und Recht zu behaupten, daß du jetzt diejenige Meiſterſchaft erlangt haſt, welche nöthig iſt, um ein ſchickliches gehöriges Lernen zu beginnen.

Was dazu hauptſächlich nothwendig ſcheint, iſt dir wirklich eigen worden. Du haſt nämlich dein Hörorgan ſo geſchärft, daß du bisweilen die Stimme des in deinem Innern verſteckten Poeten (um mit Schubert zu reden* vernimmſt, und wirklich nicht glaubſt, du ſeyſt es nur, der geſprochen, ſonſt niemand. — In einer lauen Juliusnacht ſaß ich einſam auf der Moosbank in jener Jasminlaube, die du kennſt, da trat der ſtille freundliche Jüngling, den wir Chryſoſtomus nennen, zu mir und erzählte aus ſeiner frühen Jugendzeit wunderbare Dinge.

* * *

„Der kleine Garten meines Vaters," ſo ſprach er, „ſtieß an einen Wald von Ton und Geſang. Jahr aus, Jahr ein niſtete dort eine Nachtigall auf dem alten herrlichen Baum, an deſſen Fuß ein großer, mit allerlei wunderbaren Mooſen und röthlichen Adern durchwachſener Stein lag. Es klang wohl recht fabelhaft, was mein Vater von dieſem Stein erzählte. Vor vielen, vielen Jahren, hieß es, kam ein unbekannter ſtattlicher Mann auf des Junkers Burg, ſeltſamlich gebildet und gekleidet. Jedem kam der Fremde ſehr wunderlich vor, man konnte ihn nicht lange ohne inneres Grauen anblicken, und dann doch nicht wieder das feſtgebannte Auge von ihm abwenden. Der Junker gewann ihn in kurzer Zeit ſehr lieb, wie wohl er oft geſtand, daß ihm in ſeiner Gegenwart ſonderbar zu Muthe würde und eiskalte Schauer ihn anwehten, wenn der Fremde beim vollen Becher von den vielen fernen unbekannten Ländern und ſonderbaren Menſchen und Thieren erzähle, die ihm auf ſeinen weiten Wanderungen bekannt worden, und dann ſeine Sprache in ein wunderbares Tönen verhalle, in dem er ohne Worte unbekannte, geheimnißvolle Dinge verſtändlich ausſpreche. — Keiner konnte ſich von dem Fremden losreißen, ja nicht oft genug ſeine Erzählungen hören, die auf unbegreifliche Weiſe dunkles, geſtaltloſes Ahnen in lichter, erkenntnißfähiger Form vor des Geiſtes Auge brachten. Sang nun der Fremde vollends zu ſeiner Laute in unbekannter Sprache allerlei wunderbar tönende Lieder, ſo wurden alle, die ihn hörten, wie von überirdiſcher Macht ergriffen, und es hieß: das könne kein Menſch, das müſſe ein Engel ſeyn, der die Töne aus dem himmliſchen Conzert der Cherubim und Seraphim auf die Erde gebracht. Das ſchöne blutjunge Burgfräulein umſtrickte der Fremde ganz mit geheimnißvollen unauflöslichen Banden. Sie wurden, da er ſie im Geſange und Lautenſpiel unterrichtete, binnen kurzer Zeit ganz vertraut mit einander, und oft ſchlich der Fremde um Mitternacht zu dem alten Baum, wo das Fräulein ſeiner ſchon harrte. Dann hörte man aus weiter Ferne ihren Geſang und die verhallenden Töne der Laute des Fremden, aber ſo ſeltſam, ſo ſchauerlich klangen die Melodieen, daß niemand es wagte, näher hinzugehen oder gar die Liebenden zu verrathen. An einem Morgen war der Fremde plötzlich verſchwunden, und vergebens ſuchte man das Fräulein im ganzen Schloſſe. Von folternder Angſt, von der Ahnung des Entſetzlichen ergriffen, ſchwang ſich der Vater auf das Pferd und ſprengte nach dem Walde, den Namen ſeines Kindes in troſtloſem Jammer laut rufend. Als er zu dem Stein kam, wo der Fremde ſo oft mit dem Fräulein um Mitternacht ſaß und koste, ſträubten ſich die Mähnen des muthigen Pferdes, es ſchnaubte und prubſtete, wie feſtgezaubert von einem hölliſchen Geiſte, war es nicht von der Stelle zu bringen. Der Junker glaubte, das Pferd ſcheue ſich vor der wunderlichen Form des Steines, er ſtieg daher ab, um es vorüber zu führen, aber im Starrkrampf des Entſetzens ſtockten ſeine Pulſe, und er ſtand regungslos, als er die hellen Blutstropfen erblickte, die dem Stein häufig entquollen. Wie von einer höheren Macht getrieben, ſchoben die Jägersleute und Bauern, die dem Junker gefolgt waren, den Stein mit vieler Mühe zur Seite, und fanden darunter das arme Fräulein mit vielen Dolchſtichen ermordet und verſcharrt, die Laute des Fremden aber neben ihr zertrümmert. Seit der Zeit niſtet alljährlich auf dem Baum eine Nachtigall und ſingt um Mitternacht in klagenden, das Innerſte durchdringenden Weiſen; aus dem Blute enſtanden aber die wunderlichen Mooſe und Kräuter, die jetzt auf dem Steine in ſeltſamlichen Farben prangen. — Ich durfte, da ich noch ein gar junger Knabe war, ohne des Vaters Erlaubniß nicht in den Wald gehen, aber der Baum, und vorzüglich der Stein, zogen mich unwiderſtehlich hin. So oft das Pförtchen in der Gartenmauer nicht verſchloſſen war, ſchlüpfte ich hinaus zu meinem lieben Stein, an deſſen Mooſen und Kräutern, die die ſeltſamſten Figuren bildeten, ich mich nicht ſatt ſehen konnte. Oft glaubte ich die Zeichen zu verſtehen, und es war mir, als ſähe ich allerlei abenteuerliche Geſchichten, wie ſie die Mutter mir erzählt hatte, darauf abgebildet, mit Erklärungen dazu. Dann mußte ich, den Stein beſchauend, wieder ganz unwillkürlich an das ſchöne Lied denken, welches der Vater beinahe täglich ſang, ſich auf einem Clavizembal begleitend, und welches mich immer ſo innig rührte, daß ich, die liebſten Kinderſpiele vergeſſend, mit hellen Thränen in den Augen nur zuhören mochte. Eben bei dem Anhören des Liedes kamen mir dann wieder meine lieben Mooſe in den Sinn, ſo daß beides mir bald nur eins ſchien, und ich es in Gedanken kaum von einander zu trennen vermochte. Zu der Zeit entwickelte ſich meine Neigung zur Muſik mit jedem Tage ſtärker, und mein Vater, ſelbſt ein guter Muſikus, ließ es ſich recht angelegen ſeyn, mich ſorgfältig zu unterrichten. Er glaubte nicht allein einen wackern Spieler, ſondern auch wohl einen Componiſten aus mir zu bilden, weil ich ſo eifrig darüber her war, auf dem Clavier Melodieen und Akkorde zu ſuchen, die bisweilen viel Ausdruck und Zuſammenhang hatten. Aber oft hätte ich bitterlich weinen, ja in verzagter Troſtloſigkeit nie mehr das Clavier anrühren mögen, denn immer wurde es, indem ich die Taſten berührte, etwas anderes, als ich wollte. Unbekannte Geſänge, die ich nie gehört, durchſtrömten mein Inneres, und es war mir dann, nicht des Vaters Lied, ſondern eben jene Geſänge, die mich wie Geiſterſtimmen umtönten, wären in den Mooſen des Steins, wie in geheimen wundervollen Zeichen, aufbewahrt, und wenn man ſie recht mit voller Liebe anſchaue, müßten die Lieder des Fräuleins in den leuchtenden Tönen ihrer anmuthigen Stimme hervorgehen. Wirklich geſchah es auch, daß, den Stein betrachtend, ich oft in ein hinbrütendes Träumen gerieth und dann den herrlichen Geſang des Fräuleins vernahm, der meine Bruſt mit wunderbarem wonnevollen Schmerz erfüllte. Aber ſo wie ich ſelbſt das nachſingen oder auf dem Clavier nachſpielen wollte, ging alles ſo deutlich gehörte unter in ein dunkles verworrenes Ahnen. Im kindiſchen, abenteuerlichen Beginnen verſchloß ich oft das Inſtrument und horchte, ob nun nicht deutlicher und herrlicher die Geſänge heraushallen würden, denn ich wußte ja wohl, daß darin wie verzaubert die Töne wohnen müßten. Ich wurde ganz troſtlos, und wenn ich nun vollends die Lieder und Uebungsſtücke meines Vaters ſpielen ſollte, die mir widrig und unausſtehlich geworden, wollte ich vergehen vor Ungeduld. So kam es denn, daß ich alles techniſche Studium der Muſik vernachläſſigte, und mein Vater, an meiner Fähigkeit verzweifelnd, den Unterricht ganz aufgab. In ſpäterer Zeit, auf dem Lyceum in der Stadt, erwachte meine Luſt zur Muſik auf andere Weiſe. Die techniſche Fertigkeit mehrerer Schüler trieb mich an, ihnen gleich zu werden. Ich gab mir viele Mühe, aber je mehr ich des Mechaniſchen Herr wurde, deſto weniger wollte es mir gelingen, jene Töne, die in wunderherrlichen Melodieen ſonſt in meinem Gemüthe erklangen, wieder zu erlauſchen. Der Muſikdirektor des Lyceums, ein alter Mann und, wie man ſagte, großer Contrapunktiſt, unterrichtete mich im Generalbaß und in der Compoſition. Der wollte ſogar Anleitung geben, wie man Melodieen erfinden müſſe, und ich that mir recht was darauf zu Gute, wenn ich ein Thema ergrübelt hatte, das ſich in alle contrapunktiſchen Wendungen fügte. So glaubte ich ein ganzer Muſiker zu ſeyn, als ich nach einigen Jahren in mein Dorf zurückkehrte. Da ſtand noch in meiner Zelle das alte kleine Clavier, an dem ich ſo manche Nacht geſeſſen und Thränen des Unmuths vergoſſen. Auch den wunderbaren Stein ſah ich wieder, aber ſehr klug geworden, lachte ich über meinen kindiſchen Wahnwitz, aus den Mooſen Melodieen herausſehen zu wollen. Doch konnte ich es mir ſelbſt nicht abläugnen, daß der einſame geheimnißvolle Ort unter dem Baum mich mit wundervollen Ahnungen umfing. Ja! – im Graſe liegend, an den Stein gelehnt, hörte ich oft, wenn der Wind durch des Baumes Blätter rauſchte, es wie holde herrliche Geiſterſtimmen ertönen, aber die Melodieen, welche ſie ſangen, hatten ja längſt in meiner Bruſt geruht, und wurden nun wach und lebendig! — Wie ſchaal, wie abgeſchmackt kam mir alles vor, was ich geſetzt hatte, es ſchien mir gar keine Muſik zu ſeyn, mein ganzes Streben das ungereimte Wollen eines nichtigen Nichts. — Der Traum erſchloß mir ſein ſchimmerndes, herrliches Reich und ich wurde getröſtet. Ich ſah den Stein — ſeine rothen Adern gingen auf wie dunkle Nelken, deren Düfte ſichtbarlich in hellen tönenden Strahlen emporfuhren. In den langen anſchwellenden Tönen der Nachtigall verdichteten ſich die Strahlen zur Geſtalt eines wundervollen Weibes, aber die Geſtalt war wieder himmliſche, herrliche Muſik!“ —

---

* Schuberts Symbolik des Traumes.

* * *

Die Geſchichte unſeres Chryſoſtomus hat, wie du, lieber Johannes! einſiehſt, in der That viel belehrendes, weshalb ſie in dem Lehrbrief den würdigen Platz findet. Wie trat doch ſo ſichtbarlich aus einer fremden fabelhaften Zeit die hohe Macht in ſein Leben, die ihn erweckte! — Unſer Reich iſt nicht von dieſer Welt, ſagen die Muſiker, denn wo finden wir in der Natur, ſo wie der Maler und der Plaſtiker, den Prototypus unſerer Kunſt? — Der Ton wohnt überall, die Töne, das heißt die Melodieen, welche die höhere Sprache des Geiſterreichs reden, ruhen nur in der Bruſt des Menſchen. — Aber geht denn nicht, ſo wie der Geiſt des Tons, auch der Geiſt der Muſik durch die ganze Natur? Der mechaniſch affizirte tönende Körper ſpricht, ins Leben geweckt, ſein Daſeyn aus, oder vielmehr ſein innerer Organismus tritt im Bewußtſeyn hervor. Wie, wenn eben ſo der Geiſt der Muſik, angeregt von dem Geweihten, in geheimen, nur dieſem vernehmbaren Anklängen ſich melodiſch und harmoniſch ausſpräche? Der Muſiker, das heißt, der, in deſſen Innerem die Muſik ſich zum deutlichen klaren Bewußtſeyn entwickelt, iſt überall von Melodie und Harmonie umfloſſen. Es iſt kein leeres Bild, keine Allegorie, wenn der Muſiker ſagt, daß ihm Farben, Düfte, Strahlen als Töne erſcheinen, und er in ihrer Verſchlingung ein wundervolles Conzert erblickt. So wie, nach dem Ausſpruch eines geiſtreichen Phyſikers, Hören ein Sehen von innen iſt, ſo wird dem Muſiker das Sehen ein Hören von innen, nämlich zum innerſten Bewußtſeyn der Muſik, die mit ſeinem Geiſte gleichmäßig vibrirend aus allem ertönt, was ſein Auge erfaßt. So würden die plötzlichen Anregungen des Muſikers, das Entſtehen der Melodieen im Innern, das bewußtloſe oder vielmehr das in Worten nicht darzulegende Erkennen und Auffaſſen der geheimen Muſik der Natur als Prinzip des Lebens oder alles Wirkens in demſelben ſeyn. Die hörbaren Laute der Natur, das Säuſeln des Windes, das Geräuſch der Quellen u. a. m. ſind dem Muſiker erſt einzelne ausgehaltene Akkorde, dann Melodieen mit harmoniſcher Begleitung. Mit der Erkenntniß ſteigt der innere Wille, und mag der Muſiker ſich dann nicht zu der ihn umgebenden Natur verhalten, wie der Magnetiſeur zur Somnambule, indem ſein lebhaftes Wollen die Frage iſt, welche die Natur nie unbeantwortet läßt? — Je lebhafter, je durchdringender die Erkenntniß wird, deſto höher ſteht der Muſiker als Componiſt, und die Fähigkeit, jene Anregungen wie mit einer beſonderen geiſtigen Kraft feſtzuhalten und feſtzubannen in Zeichen und Schrift, iſt die Kunſt des Componirens. Dieſe Macht iſt das Erzeugniß der muſikaliſchen künſtlichen Ausbildung, die auf das ungezwungene geläufige Vorſtellen der Zeichen (Noten) hinarbeitet. Bei der individualiſirten Sprache waltet ſolch innige Verbindung zwiſchen Ton und Wort, daß kein Gedanke in uns ſich ohne ſeine Hieroglyphe (den Buchſtaben der Schrift) erzeugt, die Muſik bleibt allgemeine Sprache der Natur, in wunderbaren, geheimnißvollen Anklängen ſpricht ſie zu uns, vergeblich ringen wir danach, dieſe in Zeichen feſtzubannen, und jenes künſtliche Anreihen der Hieroglyphe erhält uns nur die Andeutung deſſen, was wir erlauſcht. —

Mit dieſen wenigen Sprüchen ſtelle ich dich nunmehr, lieber Johannes, an die Pforten des Iſistempels, damit du fleißig forſchen mögeſt, und du wirſt nun wohl recht lebhaft einſehen, worin ich dich für fähig halte, wirklich einen muſikaliſchen Curſus zu beginnen. Zeige dieſen Lehrbrief denen vor, die, ohne es vielleicht deutlich zu wiſſen, mit dir an jenen Pforten ſtehen, und erläutere ebenfalls denen, die mit der Geſchichte vom böſen Fremden und dem Burgfräulein nichts rechtes anzufangen wiſſen, die Sache dahin, daß das wunderliche Abenteuer, das ſo in das Leben des Chryſoſtomus einwirkte, ein treffendes Bild ſey des irdiſchen Unterganges durch böſes Wollen einer feindlichen Macht, dämoniſcher Mißbrauch der Muſik, aber dann Aufſchwung zum Höheren, Verklärung in Ton und Geſang!

Und nun, ihr guten Meiſter und Geſellen, die ihr euch an den Thoren der großen Werkſtatt verſammelt habt, nehmt den Johannes freundlich in eure Mitte auf, und verargt es ihm nicht, daß, indem ihr nur lauſchen möget, er vielleicht dann und wann an das Thor mit leiſen Schlägen zu pochen waget. Nehmt es auch nicht übel, daß, wenn ihr ſauber und nett eure Hieroglyphen ſchreibet, er einige Krakelfüße mit einmiſcht, im Schönſchreiben will er ja eben noch von euch profitiren. —

Gehab' dich wohl, lieber Johannes Kreisler! — es iſt mir ſo, als würde ich dich nicht wieder ſehen! — Setze mir, wenn du mich gar nicht mehr finden ſollteſt, nachdem du um mich, ſo wie Hamlet um den ſeeligen Yorik, gehörig lamentiert haſt, ein friedliches: Hic jacet, und ein:

✝

Dieſes Kreuz dient zugleich zum großen Inſiegel meines Lehrbriefes, und ſo unterſchreibe ich mich denn — Ich wie du

Johannes Kreisler,
cidevant Kapellmeiſter.

Der Hund Berganza über Kreisler

Berganza. Ich ſehe ihn noch vor mir, den guten herrlichen Mann mit den blaſſen eingefallenen Wangen, dem düſtern Auge, der beweglichen Stirnmuſkel; der trug den wahren poetiſchen Sinn im Innern, und ich verdanke ihm nächſt mancher herrlichen Erinnerung an eine beſſere Zeit, meine muſikaliſchen Kenntniſſe.

Ich. Wie, Berganza? — Du? — muſikaliſche Kenntniſſe? — ich muß lachen!

Berganza. So ſeyd ihr nun! — Gleich iſt das Urtheil fertig. Weil ihr uns oft mit dem abſcheulichſten Kratzen, Pfeifen und Plärren quält, und wir dann vor lauter Angſt und Ungeduld heulen, ſo ſprecht ihr uns allen Sinn für die Muſik ab, unerachtet ich behaupte, daß gerade mein Geſchlecht ſehr muſikaliſch gezogen werden könnte, wenn ich nicht jenen verhaßten Thieren den Vorzug einräumen muß, die die Natur mit einem beſondern muſikaliſchen Produktionsvermögen ausgeſtattet hat, da ſie, wie mein edler Herr und Freund oft bemerkte, ihre Liebeslieder in, die chromatiſche Skala auf- und abſteigenden Terzen gar zierlich duettiren. — Genug, als ich mich in der benachbarten prächtigen Reſidenz zu dem Kapellmeiſter Johannes Kreisler begeben hatte, profitirte ich in der Muſik ſehr. — Wenn er auf ſeinem ſchönen Flügel fantaſirte und in gar wunderbaren Verſchlingungen prächtiger Akkorde das innerſte Heiligthum der geheimnißvollſten Kunſt aufſchloß, da legte ich mich vor ihm hin und horchte, ihm ſcharf ins Auge blickend, zu, bis er geendet hatte. Dann warf er ſich in den Stuhl zurück, und groß wie ich bin, ſprang ich zu ihm hinauf, meine Pfoten auf ſeine Schultern legend, indem ich nicht unterließ, auf jene Art, von der wir vorhin ſprachen, eifrigſt meinen Beifall, meine Freude zu bezeugen. Da umarmte er mich dann, und ſprach: Ha, Benfatto! (ſo nannte er mich zum Andenken unſeres Zuſammentreffens) du haſt mich verſtanden! du treuer verſtändiger Hund; ſollt' ich es denn nicht aufgeben, jemandem anders vorzuſpielen als dir? — du ſollſt mich nicht verlaſſen.

Ich. Alſo Benfatto nannte er dich?

Berganza. Ich traf ihn zuerſt in dem ſchönen Parke vor dem . . . r Thor; er ſchien komponirt zu haben, denn er ſaß mit einem Notenblatt und einem Bleiſtift in der Hand in der Laube. In dem Augenblick, als er vor Begeiſterung glühend aufſprang und laut rief: „Ah! — ben fatto!“ fand ich mich zu ihm und ſchmiegte mich ihm nach der bekannten Weiſe an, die ſchon der Fähnrich Campuzano erzählt hat. — Ach! warum konnte ich nicht bei dem Kapellmeiſter bleiben! — ich hatte die ſchönſten Tage — allein —

Ich. Halt, Berganza! — ich erinnere mich, von dem Johannes Kreisler ſprechen gehört zu haben, indeſſen es hieß — nimm's nicht übel! — er habe ſchon ſein ganzes Leben hindurch zu Zeiten etwas weniges übergeſchnappt, bis denn endlich der helle Wahnſinn ausgebrochen ſey, worauf man ihn in die bekannte hier ganz nahe gelegene Irrenanſtalt bringen wollen; er ſey indeſſen entſprungen. —

Berganza. Iſt er entſprungen, ſo geleite Gott ſeine Schritte. — Ja, mein Freund! den Johannes haben ſie erſchlagen und begraben wollen, und als er im Gefühl der göttlichen Uebermacht, die ihm der Geiſt verliehen, ſich frei regen und bewegen wollte, da mußte er wahnſinnig ſeyn.

Ich. Und war er es denn nicht?

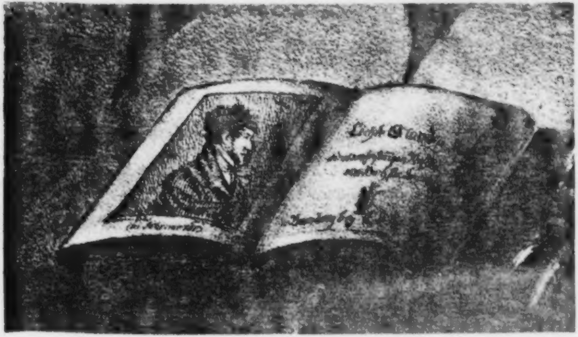
Berganza. O ſey ſo gut, nenne mir doch den, der als Prototypus der Menſchheit überhaupt zum Verſtandesmeſſer aufgeſtellt werden, und dann nach der Thermometerſkala ſeines Kopfs genau beſtimmen ſoll, auf welchem Grad der Verſtand des Patienten, oder ob er vielleicht gar über oder unter der ganzen Skala ſteht! — In gewiſſem Sinn iſt jeder nur irgend exzentriſche Kopf wahnſinnig, und ſcheint es deſto mehr zu ſeyn, je eifriger er ſich bemüht, das äußere matte, todte Leben durch ſeine inneren glühenden Erſcheinungen zu entzünden. Jeden, der einer großen heiligen Idee, die nur der höheren göttlichen Natur eigen, Glück, Wohlſtand, ja ſelbſt das Leben opfert, ſchilt gewiß der, deſſen höchſte Bemühungen im Leben ſich endlich dahin konzentriren, beſſer zu eſſen und zu trinken und keine Schulden zu haben, wahnſinnig, und er erhebt ihn vielleicht, indem er ihn zu ſchelten glaubt, da er als ein höchſt verſtändiger Menſch jeder Gemeinſchaft mit ihm entſagt. — So ſprach oft mein Herr und Freund Johannes Kreisler. — Ach, er mochte etwas großes erfahren haben, das merkte ich an ſeinem ganz veränderten Betragen. Eine innere Wuth brach oft plötzlich in lichten Flammen auf, und ich erinnere mich, daß er einmal ſogar mit einem Prügel nach mir werfen wollte, es that ihm aber gleich leid und er bat es mir mit Thränen ab. — Was die Urſache geweſen, weiß ich nicht, da ich ihn nur auf ſeinen Abend- und Nachtſpaziergängen begleitete, Tags über hingegen ſeinen kleinen Hausrath und ſeine muſikaliſchen Schätze bewachte. — Bald darauf kamen viele Leute zu ihm, die ſprachen allerlei ungewaſchenes Zeug, und jeden Augenblick war von vernünftigen Vorſtellungen, von Beruhigen die Rede. Johannes erfuhr hier meine Stärke und Behendigkeit, denn da mir das Volk ſchon lange im höchſten Grade zuwider, ſprang ich, auf meines Herrn Wink, um ſo raſcher und kräftiger unter das Geſindel, und begann ſo den Angriff, den mein Herr dadurch glorreich beendete, daß er einen nach dem andern zur Thüre hinauswarf. — Tages nachher ſtand mein Herr matt und entkräftet auf. — „Ich ſehe, lieber Benſatto," ſprach er, „daß meines Bleibens hier nicht länger mehr iſt; — und auch wir müſſen uns trennen, mein treuer Hund! — Haben ſie mich doch ſchon deshalb für toll gehalten, weil ich dir vorſpielte und mit dir allerlei vernünftiges ſprach! — Auch dich könnte, bliebſt du länger bei mir, der Verdacht des Wahnſinns verfolgen, und ſo, wie mich eine ſchändliche Einſperrung erwartet, der ich aber zu entgehen hoffe, dich ein ſchmachvoller Tod durch des Büttels Hand treffen, dem du nicht entgehen würdeſt. — Lebe wohl, ehrlicher Benſatto." — Schluchzend öffnete er die Thüre, und ich ſchlich mit hängenden Ohren die vier Treppen hinab auf die Straße.

Der Freund

Brief an Theodor

Gewiß hat es dich gewundert ſeit der Zeit, da ich dich verließ um auf das Land zu gehn, gar nichts von mir zu hören. Noch bis jezt beſchäftigte mich eine interreßante räthſelhafte Begebenheit die ſich auf meinem Gute zutrug ganz und gar, und indem ich ſie dir erzähle haſt du auch die Urſache meines Stillſchweigens, denn du weißt wie geneigt man iſt das Schreiben gerade dann zu verſchieben, wenn man dem Freunde recht viel zu erzählen hat und erzählen will. Gleich im Anfange des Februars als die GartenArbeiten anfingen, ſagte mir mein Gärtner, der den Pavillon an der Mauer, die den Garten vom Walde trennt, bezogen hat, daß er oft des Nachts von einem wilden Geheul und einzelnen ſchreckhaften Tönen, die ſo wenig menſchlich doch nur von einem Menſchen herrühren könnten, geſtört und geängſtet werde; er habe ſchon oft deshalb den Wald durchſtrichen ohne etwas zu finden. Bald darauf kam ein Bauer mit blutigem Kopf in den Hof erzählend, wie ein ſonderbar gekleideter Mann mit entſetzlichem Gebrüll und wüthend rollenden Augen auf ihn zugeſprungen ſey, ihn gemißhandelt und ihm die Hühner, Eyer, Butter, die er auf dem Fußſteig im Walde nach der Stadt tragen wollen, geraubt habe. Alsbald durchſtrich ich mit mehreren von meinen Leuten den Wald um den Wahnſinnigen (denn daß dieſes der Mann ſeyn müße, litt wohl keinen Zweifel) aufzuſuchen, allein vergebens. Unſern der Stelle wo er über den Bauer hergefallen war ſanden wir den Korb zertreten und umher liegende Eyerſchalen und Federn. Er hatte die Hüner gerupft und ſie nebſt den Eyern roh verzehrt. Gleich Tages darauf ſah' ich den Gärtner blaß und verſtört aus dem Garten kommen. Er hatte in einem Beete gearbeitet und plötzlich dicht hinter ſich den Unbekannten erblickt, deßen Miene jedoch ganz ſanft war und der ihn ganz leutſeelig anredete. Er ſagte mit leiſer angenehm klingender Stimme, daß er ſich ſchon einige Zeit hier aufhalte, daß ihm die Gegend ſehr wohl gefalle; daß er im Park wohne und nur Rückſichts des Eßens ſchlecht bedient werde; erſt neuerdings habe man ihm ganz elend zubereitete Faſanen und verſchimmeltes Brod aufgetragen. Der Gärtner wußte wohl was er von dieſem FaſanenGericht zu halten hatte; er faßte Muth und ſagte, indem er auf ſeinen nahe ſtehenden Pavillon wies, wenn es dem Herrn beliebte in jener Wohnung mit ſeiner Küche vorlieb zu nehmen, wo man wenigſtens alles gar koche, ſo ſolle er nur täglich Mittags und Abends hinkommen. Der Fremde lächelte zufrieden und meinte, er würde alles gut zahlen; in dem Augenblick fing der in einiger Entfernung arbeitende Gärtnerburſche mit hellem Tenor ein Lied zu ſingen an; alle Muskeln im Geſicht des Unbekanten verzogen ſich gräßlich, mit einem durchdringenden grauſenerregenden Schrey ſprang er pfeilſchnell fort und kletterte mit ganz unglaublicher Behendigkeit über die hohe Gartenmauer. — Jezt fiel mir erſt die alte verfallene Kapelle am Ende des Parks ein, die noch recht gut gegen Wind und Wetter ſchützen konte; ſie hatte ganz gewiß dem Unbekanten zum Auffenthalt gedient, und ich beſchloß ihn mit meinen Leuten da aufzuſuchen, die ungern und mit Zittern und Zagen folgten, ſo hatte ſich der Unbekante mit ſeinen Rieſenſtarken Fäuſten in Reſpeckt zu ſetzen gewußt. — Wohl kanſt zu dir mein Erſtaunen, ich muß ſagen, meinen Schreck denken, als ich, der erſte, der aus der Gartenpforte hinaustrat, dicht vor meinen Füßen auf der Erde liegend den Unbekanten erblickte, der mich mit wilden gräßlichen Augen die jedoch keine Sehkraft zu haben ſchienen, anſtarrte. Sein Geſicht hatte äußerſt bedeutende Characktervolle Züge, nur durch den Ausdruck des höchſten Wahnſinns im Auge und durch die beynahe ſchwarze wild verwachſene Kopf und Baarthaare entſtellt. Er ſchien ein Mann von höchſtens acht und dreyßig Jahren, von mittler wohlproportionirter Geſtalt. Sein Anzug hing in beſchmuzten Lumpen um ihn her und war mit Schauer erregender Ironie aus antiken, modernen und fantaſtiſchen KleidungsStücken zuſammengeſezt. Zu einem ganz modernen Frack von ſehr feinem ſchwarzen Tuch trug er eine Drap d'Argent mit blauen Roſen durchwebte Weſte mit ganz ungeheuern Schößen, wie man ſie im Jahre 1730 trug und unter der man kaum das grüne ſpaniſch geſchlizte Beinkleid bemerken konte, weißſeidne Strümpfe und bunte Halbſtiefel wie ſie ehemals die römiſchen und griechiſchen Helden in der Tragödie trugen, jedoch Modeſchnallen darauf gedrückt. Ueber den Rock hatte er eine zierliche Jagdkuppel gehängt. Den Tituskopf konte man noch gut unterſcheiden, in dem linken Ohre trug er einen übergroßen goldnen Ring — das große Jabot des ſehr feinen Hemdes breitete ſich auf der offnen Weſte aus, ſo daß da er kein Halstuch trug, Bruſt und Hals ganz entblößt waren. Wir traten näher hinzu, er merkte es nicht, wir rüttelten ihn, er fühlte es nicht; er war von der Starrſucht ergriffen. Um den Ausbruch ſeiner Raſerey die im Augenblick eintreten konte unſchädlich zu machen, banden wir ihn behutſam mit den mitgebrachten Stricken und trugen ihn in den gothiſchen Thurm, wo ich das kleine freundliche, jedoch abgelegene Zimmer, das du ſonſt der herrlichen

Ausſicht wegen ſo gern bewohnteſt, für ihn beſtimmt hatte. — Die Starrſucht ſchien lange anhalten zu wollen, ich wagte es daher, im Zimmer ihn loßbinden, ganz entkleiden und ihm Wäſche ſo wie einen anſtändigen Anzug aus meiner Garderobe anlegen zu laßen. Während dieſes vorging beobachtete ich ihn genau, und immer mehr wurde ich von der innigſten Wehmuth, von der regſten Theilnahme ergriffen; denn nur zu deutlich verriethen mir die edlen Züge des Unglücklichen, daß hier ein tiefer Geiſt untergegangen ſey. Ich beſchloß Alles nur mögliche zu verſuchen den Zuſtand des Unbekanten zu mildern, ohne daran zu denken wer und woher er wohl ſeyn könne, indem mir eine geheime Ahndung ſagte, daß jede Nachforſchung entweder vergebens ſeyn oder den Unglücklichen in ſchlimme Hände liefern könne. — Als er endlich aus ſeiner Starrſucht erwachte, ſchien er voll Verwunderung ſich und alles um ſich her zu betrachten; ich hatte meine Leute aus dem Zimmer entfernt; ſie ſtanden vor der Thüre um mir nur nöthigenfalls beyzuſtehen. Als er mich gewahr wurde, blickte er mich ſtarr und finſter an; ich frug: ob ihm ſeine jetzige Wohnung beßer gefalle als die frühere im Park, da ging das häßliche Muskelſpiel des Geſichts in ein kaum merkliches Lächeln über, er nickte mehrmahls mit dem Kopfe, zeigte aber ſogleich ſich höflich verneigend nach der Thüre. Ich hatte alſo meinen Abſchied bekommen und verließ ihn nachdem ich nur die nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte, die dahin gingen ihn ſcheinbar ganz ſich ſelbſt zu überlaßen; nur in der ruhigſten Stimmung und wenn er es ſelbſt zu wünſchen ſcheinen würde, ſollten ſich ihm Menſchen nähern. Der Vorfall mit dem Gärtner, den er ganz aus eigner innrer Anregung aufgeſucht hatte, leitete mich zu dieſer Maaßregel, deren Ausführung die kleine unmerkliche Oeffnung im Plafond des Zimmers, durch die man es von oben her ganz überſieht, ſo wie ſelbſt [der Umſtand,] daß man aus dem Fenſter meines gewöhnlichen Zimmers im rechten Flügel alles was dort geſchieht beobachten kann, nicht wenig erleichtert. — Man hatte indeßen auf meinen Befehl die alte Kapelle ſorgfältig durchſucht und meine Vermuthung, ſie ſey bisher der Auffenthalt des Unglücklichen Unbekanten geweſen beſtätigte ſich augenſcheinlich, indem man tief in dem aus den Steinplatten aufgeſchoßenen Graſe eine ſehr gute goldene RepetirUhr, einen kleinen Beutel mit 20 Dukaten und ein Portefeuille fand, das ich mit der größten Begierde öffnete, weil ich gewiß manche Aufklärung über den Wahnſinnigen zu erhalten hoffte. Ich fand aber nichts als einzelne höchſt genial gedachte Sätze über Muſik und Mahlerey — ein Sonnett das Liebesklagen enthält — einzelne muſikaliſche Themen — die angefangene wunderlich feyerliche Kompoſition eines Liedes in einer mir ganz unbekanten und wahrſcheinlich bloß fantaſtiſchen Sprache — ein paar Zeilen, deren Inhalt mir unverſtändlich iſt, von einer andern Hand an J. K. (wahrſcheinlich meinen Unbekanten) gerichtet, und endlich 25 KonzertBillette in ein Papier gewickelt. Sie ſind ſauber geſtochen, unter einer mit Strahlen umgebenen geflügelten Lyra ſind die Worte zu leſen: Entree-Billet zum heutigen HimmelsConzert. D. 24. Januar 18** — Du ſiehſt, daß aus dieſem allem nichts zu rathen ſondern nur entfernt dieſes oder jenes zu vermuthen war. — Mehrere Tage hindurch verharrte nun der Unbekante in ſeinem düſtern Stillſchweigen; oft ſchien er die Eintretenden gar nicht zu bemerken und jede Anrede wieß er mit unwilligem Kopfſchütteln und Weiſen nach der Thüre ab. Er aß und trank das ihm dar gebotene ruhig und mit Appetit. Den ganzen Tag hörte und ſah man ihn mit gemeßenen Schritten und mit über der Bruſt verſchlungenen Armen ſtill auf und abgehen, nur des Nachts ſtieß er oft entſetzliche Töne des innerſten Jammers, der hoffnungsloſeſten Quaal aus, die uns alle aus dem Schlafe weckten und mit Furcht und Schauer erfüllten. — Nicht ohne Grund durfte ich aus dem Inhalt des Portefeuilles vermuthen, der Wahnſinnige ſey ein Muſiker, ich baute darauf den Plan, durch ſeine Kunſt den in ſich gekehrten Geiſt wieder für äußere Erſcheinungen zu beleben, und ließ daher den großen Wiener Flügel in mein Zimmer tragen, auf dem ich bey offnem Fenſter fantaſirte. Der Unbekante ſchien es lange nicht zu bemerken, plötzlich ſtand er aber ſtill und horchte mit ſeitwärts gebogenem Körper [und] nach dem Fenſter geneigtem Haupte aufmerkſam der Muſik zu; ich freute mich meines Einfalls und fantaſirte ſtärker, da ſtampfte er auf einmahl mit dem Fuße und lachte mit hohler entſetzlicher Stimme, daß die Fenſter dröhnten und mich ein unwillkührliches Grauſen anwandelte. Natürlich hatte mein Fantaſiren für diesmahl ein Ende, indeßen gab ich meine muſikaliſchen Verſuche nicht auf, ſondern ließ dem Unbekanten ſelbſt des andern Tags ein kleines Klavier in das Zimmer ſetzen. Er ſchien es aber nicht zu beachten ſondern das Inſtrument für einen gewöhnlichen neuen Tiſch anzuſehn, indem er, als der Bediente das MittagsEßen brachte, durch einen Wink zu verſtehen gab, er ſolle es auf dem Clavier ſerviren, welches auch geſchah. Der Gedanke, daß ein von ihm ſelbſt zufällig erwekter Ton vielleicht die beabſichtigte Wirkung hervorbringen könne, brachte mich darauf, ihm eine Guitarre ins Zimmer legen zu laßen. Es geſchah auch wirklich, daß er von ungefähr mit der Hand über die Saiten fuhr; der Ton ſchien ſein innerſtes zu durchbeben, er ergriff die Guitarre und gab kräftig und rein den vollen C dur-Akkord an, dann aber ſtieß er einen fürchterlichen Schrey aus, ſein Geſicht war ſo gräßlich verzerrt wie damahls als der Gärtnerburſche das Lied ſang; er warf die Guitarre auf die Erde und zertrat ſie in tauſend Stücke. So wie man das zähe Leben eines ſchädlichen Thiers noch immer durch neue Streiche ertödten will, weil jedes Zucken neue Gefahr droht, ſo ſuchte er mit wildem Blick, in dem ſich eine gräßliche Angſt mahlte, noch jedes Stückchen der Guitarre und zermalmte es. Von nun an war ſein ganzes Weſen verändert, er war nicht mehr derſelbe. Statt daß er ſonſt ruhig auf und abſchritt, ſprang er jezt aus einer Ecke in die andere als ſuche er einem ihn verfolgenden feindlichen Weſen zu entfliehen; bald heulte er vor gräßlichem Schmerz, bald ſtieß er ſeltſame ſchrecklich klingende aber ganz unverſtändliche Worte aus, bald ſchien ein grauſenerregendes Röcheln die letzten Zuckungen des Todeskampfes zu verkünden. Das ganze Haus gerieth in Aufruhr; alle unſere Beſchäftigungen waren geſtört, denn ſelbſt ganz entfernt von dem Unglücklichen blieben wir von dem grauenvollen unheimlichen Gefühl das uns überall folgte befangen, wir ſahen ſeinen gräßlichen Blick und hörten ihn toben. Wie ſehr bereute ich die unglückliche Idee ihm eine Guitarre in die Hände zu ſpielen, wie wohl es mir nun beynahe gewiß war, daß die Muſik an ſeinem Zuſtande großen Antheil haben müße, da jeder muſikaliſche Ton die Erinnerung irgend eines gräßlichen Augenblicks, vielleicht der Kataſtrophe die ihn wahnſinnig machte, zu erwecken ſchien. Endlich nach Acht unſeeligen Tagen wurde er nach und nach ruhiger und kam in ſeinen vorigen Zuſtand des tiefen Schweigens und des Auf und Abſchreitens zurück. Ich ging zu ihm und er ſchien es gern zu ſehn, indem ſein Blick alsdann heitrer wurde, jede an ihn gerichtete Frage beantwortete er aber wie vorher mit unwilligem Kopfſchütteln. Er ſchien zuweilen etwas ſehnlich zu wünſchen, aber was das wohl ſeyn könte ſuchte ich vergebens zu errathen. Eine wohlthätige Erſcheinung am Ende des Märzes war Unſer gute Doktor, den ich ſogleich mit meinem ſeltſamen Einwohner bekannt machte und ihm alle Umſtände erzählte. Er meinte, es ſey wohl Hoffnung den Unglücklichen wo nicht ganz zu heilen doch zu beruhigen und die Ausbrüche der Raſerey zu hemmen, da dieſe nicht aus dem innern Gemüthe von ſelbſt ſondern nur nach irgend einer äußern Veranlaßung ſich einſtellten, und verordnete einige Mittel die wir dem Unbekanten zu ſchaffen und beyzubringen . . .



Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers

Ein Buch für Kenner

Die Liebe des Künſtlers.

Der kühle Augenblick.

Klang aus dem Norden.

Klang aus dem Süden.

Myſtik der Inſtrumente.

Muſikaliſches Helldunkel.

TonArten.

Zerſtreutheit des Künſtlers (grade entgegengeſetzt) (nach dem Takt gehn — Rollen der Räder — Anekdoten).

Ahnungen der Muſik des Himmelreichs.

Die Noten.

Das Geheimniß der Fuge. (Frage und Antwort. Zwey Worte, oder die Herberge im Walde.)

Piano — forte — crescendo — fortissimo — decrescendo — ritardando — dolce a tempo — smorzando.

Bewußtloſes Empfangen — unerachtet der Componiſt zur klaren Erkenntniß gekommen — er macht ſo ſelbſt ſeinen Critiker — zertheilt in zwey geiſtige Prinzipe, die der Moment ſcheidet.

Mozart als Kind erinnere mich daran, daß ich den Hörnern recht viel zu thun gebe.

Nachbericht

§ 1. Dieſe Sammlung verfolgt nicht wiſſenſchaftliche Zwecke, ſondern iſt für den Kunſtfreund zuſammengeſtellt, der Hoffmanns Weſen in ſeinem literariſchen, muſikaliſchen und künſtleriſchen Ausdruck möglichſt zuſammengedrängt erfaſſen will. Danach beſtimmte ſich die Behandlung der Vorlagen. Wir werden im folgenden die Geſichtspunkte andeuten, die uns im einzelnen bei der Wiedergabe der Texte, Compoſitionen und Zeichnungen leiteten.

A. Die Texte

I. Inhalt und Wortlaut

§ 2. Der Hauptbeſtandtheil unſeres Buches iſt die **Kreislerbiographie.**

Vom ‚Kater Murr‘ haben wir das Katerbuch und die Herausgeberzuthaten geſtrichen und die verbleibenden Kreislerfragmente chronologiſch geordnet; die Bemerkungen des fingirten Biographen über die Reihenfolge der Ereigniſſe wurde dadurch hinfällig, ebenſo war nun die einzige den Kater betreffende Stelle überflüſſig.

Geändert iſt nur ſoviel, als dieſe Neuordnung unbedingt erforderte; verbindende Zuſätze ſind nicht gemacht, falſche Citate, Widerſprüche in Verwandtſchafts-, Alters- und Zeitangaben ſtehen gelaſſen, nur durchaus zweifelloſe Schreib- oder Druckfehler berichtigt.[*]

Unſere Aenderungen beſtehen in größeren Weglaſſungen, in Umſtellungen, in kleinen Aenderungen; wir führen hier alles genau an, um jedem Leſer die Controlle zu ermöglichen.

I. Weggelaſſen ſind

1) Abrahams Erzählung von der Auffindung und Auferziehung des Katers Murr, und deſſen Uebergabe an Kreisler;

2) die unvollendeten ‚Lebens-Anſichten‘ dieſes Katers, d. h. ſeine Autobiographie bis zur Uebergabe an Kreisler, in vier Abſchnitten mit zwei Vorreden;

3) ſieben Zuthaten des „Herausgebers“: ein Vorwort, eine Nachſchrift, eine Fußnote, vier Zwiſchenbemerkungen.

II. Es bleiben dann ſiebzehn Fragmente der fingirten Biographie Kreislers übrig, mit denen folgende Umſtellungen vorgenommen ſind:

---

[*] Wir haben z. B. S. 289 Z. 9 „Namenstage“ eingeſetzt für „Geburtstage“; daß Hoffmann den Namenstag meint, geht mit Sicherheit aus Z. 10 und 11 der folgenden Seite hervor. Wie wir ſahen (Einleitung S. XIV), war auch das Vorbild dieſer Schilderung eine Namenstags-Feier.

1) Hoffmanns I. Fragment iſt an den Schluß geſtellt, dafür

2) Hoffmanns VI. Fragment an den Anfang; nur die Einleitung des Biographen haben wir unmittelbar auf das V. Fragment folgen laſſen.

3) Die Fragmente aus dem zweiten Bande des ‚Katers Murr', die unſer zweites Buch bilden, ſind in zwei Reihen geordnet: I. Die weiteren Ereigniſſe in Sieghartsweiler, II. Kreislers gleichzeitige Erlebniſſe im Kloſter. Dieſe zweite Reihe leiten wir ein durch Kreislers langen Brief an Meiſter Abraham, den wir aus Hoffmanns Fragment XII herausnehmen; infolge deſſen zählen wir XVIII Stücke ſtatt der XVII bei Hoffmann.

Im einzelnen entſprechen ſich alſo die Fragmente der Kreislerbiographie im ‚Kater Murr' und im ‚Kreislerbuch' in folgender Weiſe.

Kater Murr	Kreislerbuch
(Erſter Band)	
1. Abſchnitt	
I	XVIII
II	II
III	III
IV	IV
V	Va
2. Abſchnitt	
VIa	b
b	I
VII	VI
VIII	VII
IX	VIII
X	IX
(Zweiter Band)	
3. Abſchnitt	
XI	X
XIIa	XIa
b	XIV
c	XIb
XIII	XV
XIV	XII
XV	XVI
4. Abſchnitt	
XVI	XIII
XVII	XVII

Kreislerbuch	Kater Murr
Erſter Theil	
Einleitg.	
I	VIb
1. Hälfte	
II	II
III	III
IV	IV
Va	V
b	VIa
2. Hälfte	
VI	VII
VII	VIII
VIII	IX
IX	X
Zweiter Theil	
1. Hälfte	
X	XI
XIa	XIIa
b	c
XII	XIV
XIII	XVI
2. Hälfte	
XIV	XIIb
XV	XIII
XVI	XV
XVII	XVII
Dritter Theil	
XVIII	I

III. In acht von dieſen achtzehn Fragmenten haben wir einzelne Sätze ausgelaſſen oder geändert.

Unſer I. Fragment beginnen wir (S. 3) mit den Worten „In Göniönesmühl, wo Johannes Kreisler geboren und erzogen wurde, gab es einen Mann,". Statt deſſen ſteht bei Hoffmann

> Auf zwei Momente aus dem Leben des geliebten Kapellmeiſters war bemeldeter Herausgeber beſonders begierig, ja wie man zu ſagen pflegt, ganz verſeſſen. Nämlich, auf welche Weiſe Meiſter Abraham in die Familie gerieth und einwirkte auf den kleinen Johannes, und welche Kataſtrophe den ehrlichen Kreisler aus der Reſidenz warf und umſtempelte zum Kapellmeiſter, welches er hätte von Haus aus ſeyn ſollen, wiewohl man der ewigen Macht trauen darf, die jeden zu rechter Zeit an die rechte Stelle ſetzt. Manches iſt darüber ausgemittelt worden, welches du, o Leſer! ſogleich erfahren ſollſt.
>
> Fürs erſte iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß zu Göniönesmühl, wo Johannes Kreisler geboren und erzogen wurde, es einen Mann gab.

S. 10 heißt es ſtatt der drei Zeilen vor und der fünf Zeilen nach unſerer Leiſte folgendermaßen bei Hoffmann:

> er in der Reſidenz ſich unter den Fittich des Geheimen Legationsrathes begeben und vollends ausbrüten laſſen. — Es geſchah ſo!
>
> — In dieſem Augenblick ärgert ſich gegenwärtiger Biograph über alle Maaßen, denn indem er an den zweiten Moment aus Kreislers Leben kommt, von dem er dir, geliebter Leſer, zu erzählen verſprochen, nämlich, wie Johannes Kreisler den wohlerworbenen Poſten eines Legationsrathes verlor und gewiſſermaßen aus der Reſidenz verwieſen wurde, wird er gewahr, daß alle Nachrichten, die ihm darüber zu Gebote ſtehen, ärmlich, dürftig, ſeicht, unzuſammenhängend ſind. —
>
> Es genügt indeſſen am Ende wohl, zu ſagen, daß, bald nachdem Kreisler in die Stelle ſeines verſtorbenen Oheims getreten und Legationsrath geworden, ehe man ſich's verſah, ein gewaltiger gekrönter Coloß den Fürſten in der Reſidenz heimſuchte und ihn als ſeinen beſten Freund ſo innig und herzlich in ſeine eiſerne Arme ſchloß, daß

S. 11, Z. 8f. haben wir die Worte „der Räthin Benzon," eingeſchoben.

Am Schluſſe des Fragments heißt es bei Hoffmann ſtatt „an einem großherzoglichen Hof in die Taſche"

> bei dem Großherzog, der das Ländchen des Fürſten Irenäus verſpeiſt, in die Taſche.

> Kaum iſt es nöthig, hinzuzufügen, daß die Dame in Trauer niemand anders war, als die Räthin Benzon, die eben des Rathes verluſtig geworden, da der Gemahl verſtorben.
>
> Merkwürdiger Weiſe trug es ſich zu, daß die Benzon eben zu der Zeit als

Das II. Fragment (S. 12 ff.) beginnt bei Hoffmann mit den Worten

> zum beſſern Verſtändniß doch nöthig ſeyn, dir, geneigter Leſer, das ganze Verhältniß der Dinge klar und deutlich aus einander zu ſetzen.

S. 15, Z. 16 heißt es bei Hoffmann „Wittwe“ ſtatt „nunmehr“.

S. 16, Z. 1 f. ſteht bei Hoffmann ſtatt „der Meiſter Abraham Liscov“

> der ſeltſame Mann, den du, geneigter Leſer, bereits kennſt als maître de plaisir des Irenäuſiſchen Hofes und ironiſchen Schwarzkünſtler.

Ebenda Z. 3 heißt es dann ſtatt „dieſer“ bei Hoffmann Meiſter Abraham.

Im III. Fragment ſteht ſtatt unſeres erſten Satzes (S. 21) bei Hoffmann folgendes:

> nichts verdrießlicher für einen Hiſtoriographen oder Biographen, als wenn er, wie auf einem wilden Füllen reitend, hin und her ſprengen muß, über Stock, und Stein, über Aecker und Wieſen, immer nach gebahnten Wegen trachtend, niemals ſie erreichend. So geht es dem, der es unternommen für dich, geliebter Leſer, das aufzuſchreiben, was er von dem wunderlichen Leben des Kapellmeiſters Johannes Kreisler erfahren. Gern hätte er angefangen: In dem kleinen Städtchen N. oder B. oder K., und zwar am Pfingſtmontage oder zu Oſtern des und des Jahres, erblickte Johannes Kreisler das Licht der Welt! — Aber ſolche ſchöne chronologiſche Ordnung kann gar nicht aufkommen, da dem unglücklichen Erzähler nur mündlich, brockenweis mitgetheilte Nachrichten zu Gebote ſtehen, die er, um nicht das Ganze aus dem Gedächtniſſe zu verlieren, ſogleich verarbeiten muß. Wie es eigentlich mit der Mittheilung dieſer Nachrichten herging, ſollſt du, ſehr lieber Leſer! noch vor dem Schluſſe des Buchs erfahren, und dann wirſt du vielleicht das rhapſodiſche Weſen des Ganzen entſchuldigen, vielleicht aber auch meinen, daß, trotz des Anſcheins der Abgeriſſenheit, doch ein feſter durchlaufender Faden alle Theile zuſammen halte.
>
> Eben in dieſem Augenblick iſt nichts anders zu erzählen, als daß nicht lange nachher, als Fürſt Irenäus

> in Sieghartsweiler ſich niedergelaſſen, an einem ſchönen Sommerabend in dem anmuthigen Park zu Sieghartshof luſtwandelten.

Vor unſerem VIII. Fragment (S. 112 ff.) ſtehn die Worte

> hätteſt, geliebter Leſer, das freilich ſchon etwas früher erfahren können, aber der Himmel gebe, daß ich nicht noch mehr querfeldein ſpringen muß, als es bis jetzt ſchon geſchehen. — Alſo, wie geſagt, dem

und am Schluſſe (S. 128) der Scherz

> Es iſt nun an der Zeit, daß jene verhängnißvolle Frage des Biographen: Du

In der zweiten Hälfte unſeres IX. Fragmentes ſteht bei Hoffmann ſtatt unſeres erſten Satzes (S. 132 f.):

> Der Biograph erſchrickt abermals über das total Abrupte der Nachrichten, aus denen er gegenwärtige Geſchichte zuſammenſtoppeln muß. — Wäre hier nicht ſchicklich einzurücken geweſen, welche Inſtruktion Meiſter Abraham dem Kapellmeiſter ertheilte, denn zeigt ſich auch ſpäter die Waffe ſelbſt, ſo wird es dir, geliebter Leſer! doch unmöglich ſeyn, einzuſehen, was es damit für eine Bewandtniß hat. Doch kein einziges Wörtlein weiß der unglückliche Biograph zur Zeit von jener Inſtruktion, mittelſt der (ſo viel ſcheint gewiß) der wackre Kreisler in ein ganz beſonderes Geheimniß eingeweiht wurde. — Doch! gedulde dich, günſtiger Leſer, noch ein wenig, bemeldeter Biograph ſetzt ſeinen Schreibedaumen zum Pfande, daß noch vor dem Schluß des Buchs auch dieſes Geheimniß an den Tag kommen ſoll. — Es iſt nun zu erzählen, daß, ſo wie die Sonne zu ſinken begann, Julia, ein Körbchen mit Weißbrot am Arm, ſingend durch den Park wandelte, zum See, und ſich mitten auf die Brücke unweit des Fiſcherhäuschens ſtellte.

Die Klage des Biographen, nicht eingeweiht zu ſein in das Geheimniß dieſer „Waffe", durfte um ſo eher geſtrichen werden, als Hoffmann ſelber dieſe umſtändliche Hülfskonſtruktion im zweiten Bande hat fallen laſſen; aus den Stellen S. 214 o. und S. 222/23 unſeres Textes geht hervor, daß Kreisler ſelbſt nicht eingeweiht iſt. Er erfährt das Geheimniß des Medaillons erſt im Kloſter durch den Abt Chryſoſtomus.

In unſerem XI. Fragment folgt auf „Leben. —" (S. 159, Z. 7 v. u.) bei Hoffmann zunächſt im ſelben Abſatz der Satz

> Hat aber nun auch Meiſter Abraham des Kapellmeiſters Brief verſchloſſen in ſeinen Schreibepult oder Schreibtiſchkaſten und iſt er auch ſpazieren gegangen in den Park, doch ſoll der geneigte Leſer den Inhalt

> ſogleich buchſtäblich erfahren. — Johannes Kreisler hatte folgendes geſchrieben:

Darauf folgt, eingerückt, der Brief Kreislers, den wir S. 221—231 unter der Ueberſchrift „Kreislers Brief an Meiſter Abraham" als XIV. Stück bringen.

In unſerem XII. Fragment ſtehen an Stelle unſerer Leiſte auf S. 189 bei Hoffmann ohne Abſatz die Worte:

> Kaum eingetreten ſtürzte ihr nämlich ganz außer ſich Julia entgegen und — Doch! gegenwärtiger Biograph iſt ſehr zufrieden, daß er diesmal das, was ſich mit Julia während des fürſtlichen Thees begeben, viel beſſer und deutlicher zu erzählen vermag, als manches andere Factum der bis jetzt wenigſtens etwas verworrenen Geſchichte. — Alſo! —

und entſprechend S. 193, Z. 7 v. u. ſtatt „Ganz außer ſich ſtürzte"

> Alſo — ganz außer ſich, ſtürzte wie geſagt

Die beiden Stücke unſeres XIII. Fragments verbindet Hoffmann nicht wie ſonſt qua Biograph, ſondern qua Herausgeber; er giebt ſtatt unſerer Leiſte auf S. 197 die Worte:

> — Hier hat, wie der Herausgeber es dem geneigten Leſer bemerklich machen muß, der Kater wieder ein paar Makulaturblätter ganz weggeriſſen, wodurch in dieſer Geſchichte voller Lücken wiederum eine Lücke entſtanden. Nach der Seitenzahl fehlen aber nur acht Columnen, die eben nichts beſonders wichtiges enthalten zu haben ſcheinen, da das Folgende ſich im Ganzen noch ſo ziemlich an das Vorhergegangene reiht. Alſo weiter heißt es:

§ 3. Von den **älteren Kreislerſtücken** geben wir nur ſolche, die entweder Kreislern ſelbſt zum Gegenſtande haben oder in ſpecifiſch Kreisleriſchem Tone gehalten ſind; was ſonſt Kreislern in den Mund gelegt iſt, iſt nicht aufgenommen, mag es an ſich auch noch ſo werthvoll ſein. Dieſe Beſchränkung gebot ſich aus äußeren wie inneren Gründen. Es fehlen bei uns alſo

1. ‚Beethovens Inſtrumental-Muſik',
2. von den 14 ‚Höchſt zerſtreuten Gedanken' etwa die Hälfte, nämlich der erſte Theil (etwa zwei Drittel) des 4., der 5., der 7., 8., 9., der 12., 13., 14.,
3. ‚Der vollkommene Maſchiniſt',
4. ‚Nachricht von einem gebildeten jungen Mann',
5. ‚Ueber einen Ausſpruch Sacchini's, und über den Effekt in der Muſik',
6. die von Georg Ellinger entdeckte Recenſion von J. P. Schmidts ‚Alpenhütte',
7. der ‚Brief des Kapellmeiſters Johannes Kreisler an ...' über das Glasharmonika-Concert der Krickeberg.

Soweit die mitgetheilten Stücke in die ‚Fantaſieſtücke' aufgenommen ſind, geben wir ſie im Allgemeinen nach dieſen und zwar nach der Ausgabe letzter Hand von 1819. Nur in einzelnen Fällen haben wir frühere Faſſungen herangezogen: den von Fouqué verfaßten Brief Wallborns rechnen wir, wie die erſte Ausgabe der ‚Fantaſieſtücke', mit Kreislers Brief und der Einleitung als Ein Stück, und im ‚Muſikfeind' ſetzen wir (S. 351, letzte Zeile) nach dem Vorgange früherer Herausgeber den ausgefallenen Satz „Ich ſollte das Stück wiederholen." aus dem erſten Druck in der Allg. Muſ. Ztg. wieder ein. Im ‚Lehrbrief' haben wir die Erzählung des Chryſoſtomus durch Leiſten eingerahmt und ebenfalls hinter den den ‚Ahnungen' entnommenen Erläuterungen (S. 365 oben) einen Abſatz gemacht.

Von den nicht von Hoffmann veröffentlichten Stücken geben wir den ‚Freund' nach der unvollſtändigen Handſchrift in Hitzigs Nachlaß. Die Skizze der ‚Lichten Stunden' iſt von Hitzig offenbar in das Manuſkript ſeiner Nachlaßpublication von 1823 geklebt, und dieſes hat ſich noch nicht gefunden; wir mußten alſo Hitzigs Druck zu Grunde legen.

II. Sprache, Interpunktion, Schreibung, Schrift.

§ 4. Für eine kritiſche Geſammtausgabe von Hoffmanns Schriften müßten alle noch erhaltenen Manuſkripte und Briefe ſeiner Hand durchgeſehen werden, um Hoffmanns ſprachliche und Schreibgewohnheiten feſtzuſtellen. Für dieſe Sammlung war das noch nicht möglich und auch nicht erforderlich. Die beiden Nachlaßſtücke geben wir ſo wie ſie Hoffmann geſchrieben; geändert iſt nur hie und da die Interpunktion. Im übrigen haben wir eine gewiſſe Mitte zwiſchen Hoffmanns Gebrauch und dem allgemein üblichen inne gehalten. Wir haben zu dieſem Zwecke zunächſt den durchſchnittlichen Gebrauch der Originalausgabe des ‚Kater Murr' feſtgeſtellt und einige zweifelhafte Punkte an der Hand der Manuſkripte und der ca. 150 eigenhändigen Briefe Hoffmanns entſchieden, die uns im Original oder in buchſtäblicher Abſchrift vorliegen. Von der ſo feſtgeſtellten Schreibart haben wir dann beibehalten, was Hoffmann mit der ganzen Zeit gemeinſam hatte, und außerdem noch einige Gewohnheiten, die uns intereſſant aber nicht ſtörend erſchienen; geändert iſt dagegen Fremdartiges, das auch einen gebildeten Leſer im unbefangenen Genuſſe ſtören könnte. Nach dieſem Grundſatze ſind Sprache, Interpunktion, Schreibung und Schrift geregelt*; von den einzelnen Geſichtspunkten können wir hier nur die wichtigeren angeben und auch dieſe nur ausnahmsweiſe mit Beiſpielen belegen.

---

* Der Druck zog ſich vom Februar bis zum November 1902 hin, und ich muß daher bitten, einige Abweichungen in den erſten Bogen zu entſchuldigen.

§ 5. Am conſervativſten ſind wir in Bezug auf die **Sprache** verfahren.

Geändert ſind nur Hoffmanns Wörter Gebürge, ſchwürig, ahnden (bisweilen ſtatt ahnen), Aerme (gewöhnlich ſtatt Arme), jemanden und niemanden als Dative, ſowie die häufige Verwechslung von hin und her in der Zuſammenſetzung mit ab, an, auf, aus ꝛc.

Alle anderen Eigenthümlichkeiten der Lautbehandlung, Wortbildung, Flexion und Syntax ſind beibehalten: ſo die auffallend häufige Synkope des e vor n, m, r, der eine ebenſo auffallende Conſervierung vor ſ und t und im Auslaut (Bette, Thüre) gegenüberſteht; denn ſtatt dann; das t in Doppeltgänger, Doppelthochzeit, Doppeltpriſe; die volleren Formen Glauben, Saamen, Namen; Vorgrund ſtatt Vordergrund; die Vorliebe für ſchwache Conjugation (erklimmte, erſchallte, gedeihte, gleitete, verbleicht, gewendet) und die ſtarke Declination von Adjektiven nach Fürwörtern, unbeſtimmten Zahlwörtern und ähnlichen Adjektiven, die beſonders charakteriſtiſch für Hoffmann iſt:

> meine optiſche und mechaniſche Kunſtſtücke, ſeine eiſerne Arme, ſeine weißblinkende Ruinen, unſer liebe Lieutenant, unſer verlorne Kreisler, dieſe ſeltſame Gedanken, jene ellenhoch aufgekrümmte Schnabelſchuhe, jene bauſchichte Pluderhoſen, jene zerſchnittene Wämſer und Aermel, ſolche abſonderliche Geſinnungen, ſolche infame ſüße Geſichter, ſolche ſchöne Taſſen, welche andere inis und ittas, anderm gemeinem Zeuge, manche wahrhaftige muſikaliſche Bravos, alle einzelne Schönheiten, alle flammende Gluten, alle fürſtliche Bedenklichkeiten, alle ſchmucke Geiſter, alle übliche Formen, ohne alle weitere Umſtände, ſämmtliche würdige Anweſende.

Auch ſyntaktiſche Nachläſſigkeiten, wie ſie der mündlichen Rede eigen, haben wir beibehalten:

> eins der beſten, was

ebenſo haben wir Aenderungen des Geſchlechts von Fremdwörtern belaſſen: der Sopha, die Muskel, das ſchöne Neapolis. Beſonders auf dem Kriegsfuß ſtand Hoffmann mit dem Griechiſchen; es heißt im Kater Murr: der Pathos, das Automat (Plural die Automate; wie das Fabrikat, die Fabrikate).

Statt: ich brauche nicht (oder: nur) ſagt Hoffmann ſtets: ich darf nicht (bzw. nur).

Die Wörter Tüte, Puckel, kuken ſchreibt er mit der Tenuis im Anlaut, der ihnen nach der allgemein üblichen

Ausſprache zukommt; die Schreibweiſe Adjudant, die ebenſo der Ausſprache entſpricht, findet ſich jedoch nur einmal, ſodaß wir uns nicht für befugt hielten, ſie durchzuführen.

§ 6. Die **Interpunktion** iſt vorſichtig ausgeglichen. Hoffmann's auffallende Vorliebe für das Komma iſt nach Möglichkeit geſchont; die Anführungszeichen, die im ‚Kater Murr' maßlos verwahrloſt ſind (oft ſtehen ſie am Anfang und fehlen dann am Schluß) ſind bei direkter Rede überall geſetzt, dagegen ſind gemäß den Gewohnheiten des Inſel-Verlages die Punkte in den Ueberſchriften geſtrichen.

Als typiſches Beiſpiel für den Zuſtand der Originalinterpunktion ſetzen wir eine Stelle aus dem Anfang des zweiten Bandes her (S. 15 f., bei uns S. 138):

> „Das iſt nicht zu ertragen ſprach, die Fürſtin leiſe mit zitternder Stimme, indem Thränen ihr in den Augen glänzten, doch der Leibarzt trat auf den Prinzen zu, und rief mit ſtrengem gebietendem Ton, laßen ſie das bleiben gnädigſter Herr! Dann nahm er die Prinzeſſin in die Arme, ließ ſie ſanft nieder auf die Ottomanne die im Zimmer befindlich, und zog die Vorhänge zu, „Es iſt, wandte er ſich dann zur Fürſtin, es iſt zur Zeit der Prinzeſſin nichts nöthiger als die unbedingteſte Ruhe, ich bitte daß der Prinz das Zimmer verlaſſe.
>
> Prinz Ignatius ſtellte ſich ſehr ungebehrdig an ꝛc.

§ 7. Manche Freiheit mußten wir uns auch in der **Schreibung** herausnehmen.

Im allgemeinen führen wir die Gewohnheiten, die Hoffmann durchführt, ebenfalls durch; wir ſchreiben Gränze, ächt, ämſig, Italiäner, eilf, Styl, Sylbe ꝛc.; wir belaſſen die Unterſcheidung von ſeyn und ſein. Von ſolchen ſtändigen Schreibungen ändern wir nur ſolche, die jeden Nichtfachmann befremden müſſen: die Verbindung zt ſtatt tz; veraltete Längenbezeichnungen wie in verheelen, Gebehrde, Mahler, Rahmen; ebenſolche Conſonantenverdoppelungen wie in Auffenthalt, irrdiſch, Galla, Sallat, Zitter; die Endung igt (Dickigt, thörigt) ſtatt icht; falſche Analogien wie Aben-theuer, hand-thieren, Otto-manne, Schall-mei, Talis-mann; irrige oder veraltete Suffixe wie in abſcheul-ig, freve-lich; falſch geſchriebene Fremdwörter — wieder beſonders aus dem Griechiſchen — wie Paroxismus, Pflegma, Naphta, Dinés. Die italianiſirenden Formen Fantaſie, Fantaſt, Fantasma ꝛc. ſowie Sanſkritta haben wir jedoch beibehalten.

In Fällen, wo Hoffmann ſchwankt (ei und ey, bei und bey, Abtei und Abtey), nehmen wir das jetzt übliche.

Zwei Dinge jedoch hat Hoffmann überhaupt nicht entſchieden, ſondern in jedem Einzelfalle dem Setzer die Entſcheidung überlaſſen:

1) Er bezeichnet den ſcharfen s-Laut im Inlaut immer durch ß und überläßt es dem Setzer, ob er ß oder ſſ ſetzt. So finden ſich im ‚Kater Murr' einerſeits Schreibarten wie

ſüſſe, Süſſigkeit; auſſer, äuſſern; aufſchlieſſen, verſchlieſſen; groſſes;

andererſeits — hier nennen wir nur wenige, beſonders auffallende Fälle —:

daßelbe, Gewäßer, Baßin, Clarißen, paßabel, Paßagier, poßierlich, Prinzeßin, Profeßor, Prozeßes, Taße, Treßen, Aleßandro, Roßini, Roußeau.

Wir drucken nach der allgemeinen Gewohnheit ß nach langem, ſſ nach kurzem Vokal.

2) Größere zuſammengeſetzte Subſtantiva ſchreibt Hoffmann in ſeinen Briefen ſtets in Einem Wort, er läßt aber die einzelnen Beſtandtheile faſt immer mit Majuskeln beginnen: ImmediatJuſtizUnterſuchungsCommißion (entſprechend die Anrede in einem amtlichen Schreiben von 1800: HochWohlGebohrner, HochZuVerEhrender Herr). Die Setzer des ‚Katers Murr' druckten natürlich ſo nicht, und wir finden in der Originalausgabe in ſolchen Fällen theils zwei getrennte Worte:

Benedicktiner Geiſtlicher, Benediktiner Gewand, Benediktiner Mönch, Clarißen Kloſter, nach dem Handwerks Gebrauch, die Hofraths Tochter, Kapellmeiſter Stelle, die Profeſſors Tochter, dem St. Johannis Hoſpital, des St. Veits Tanzes, Sekundaner Narrheit, Theater Maſchiniſt, das Veſtas Feuer;

theils zwei Worte mit Bindeſtrich:

Benediktiner-Mönch, Bewillkommnungs-Cour, Compagnie-Chirurgus, Eheſtands-Gefängniß, Familien-Namen, Galla-Uniform, Geiſter-Conferenzen, Götter-Jüngling, Kunſtglieder-Puppen (!), Legations-Rath, Lieblings-Spiel, Muſikalien-Sammlung, Nonnen-Convent, Offizier-Uniform, Operations-Plan, Perücken-Studien, Polizei-Lieutenant, Schweſtern-Paar, Zuſchauer-Platz;

theils Ein Wort:

Benediktinermönch, Bogeninſtrument, Erziehungsanſtalt, Gemüthsergötzlichkeiten, Gros de Tourweſte, Hauskreuzkomödie, Himmelsgeſchenk, Himmelsnektar, Hofportraitiſt, Hofportraitmeißler, Kellermeiſteramt, Kloſterordnung, Lebenspaſſeport, Legationsrath, Leibkammerdiener, Mitternachtshora, Muſikdirektor, Oberjägermeiſter, Oberkammerherr, Pachterstochter, Reproduktionskraft, Reſidenzmarktflecken, Schauſpieldirektor, Schreibtiſchkaſten, Seraphsfittich, Stadtarmenkaſſe, Verdienſtmedaille, Zigeunerbube, Zigeunermägdlein.

Wir ſchreiben alle dieſe Zuſammenſetzungen in Einem Wort wie die zuletzt aufgezählten; ausgenommen Kunſt-Gliederpuppen, gros de Tours-Weſte, St. Johannis-Hospital, St. Veits-Tanz, Zweiweſten-Mann.

§ 8. Für die **Schrift** endlich haben wir folgenden Grundſatz durchgeführt:

Einfache Fremdausdrücke, die im deutſchen Text nicht auffallen, wie adieu, drucken wir deutſch, auch wenn ſie im ‚Kater Murr‘ in Antiqua ſtehen, und auch dann, wenn ſie in fremder Flexion auftreten:

> dem Auditorio, dem Laboratorio, in den Studiis, Buſſi.

Dagegen Fremdausdrücke, die aus mehreren Wörtern beſtehen, drucken wir lateiniſch und klein; wir ſchreiben alſo, um nur drei Fälle zu nennen, entgegen dem Gebrauch im Originaldruck

> chargé d'affaires, maitre de la chapelle, respectus parentalis.

B. Die Compoſitionen[*]

§ 9. Das ‚Agnus dei‘ aus der Missa in D-moll hat Hans Pfitzner nach der Originalpartitur für Clavier bearbeitet.

Die beiden Hymnen ſind aus der Handſchrift der ‚Canzoni per 4 voci alla capella‘ für zwei Schlüſſel transponirt; dem Duett liegt der Druck der ‚Sechs italieniſchen Duettinen für Sopran und Tenor‘ von 1819 zu Grunde. Herr Dr. Heinz Möller in Leipzig und nach ihm Herr Pfitzner hatten die Güte, die letztgenannten drei Stücke vor dem Drucke durchzuſehen.

Von den beiden ſonſt noch in der Kreislerbiographie genannten Compoſitionen iſt der Hymnus ‚Misericordias domini cantabo', der in Kreisler's Jugendzeit verlegt wird (S. 9), unbekannt; die Arie ‚Mi lagnerò tacendo' hat Hitzig 1823 noch beſeſſen, 1839 aber nicht mehr. Wir konnten alſo dieſe beiden Stücke leider nicht mittheilen.

---

[*] Wegen der Handſchriften und der Drucke der Hoffmann'ſchen Compoſitionen verweiſe ich auf den 2. und 4. Abſchnitt meiner ‚Hoffmann-Reliquien‘ in der ‚Muſik‘, hg. von Bernhard Schuſter (Berlin, Schuſter & Loeffler), Jg. I, S. 1651/66. Die gütige Hülfsbereitſchaft des Cuſtos Herrn Dr. Kopfermann in Berlin und die ſtillſchweigende Mitarbeit des Herrn Herausgebers ermöglichte es mir, ohne eigene muſikaliſche Kenntniſſe dieſe Zuſammenſtellungen zu liefern.

C. Die Bilder

§ 10. Das Aquarell ‚Kreisler in Haustracht' liegt auf der Königlichen Bibliothek zu Bamberg. Durch gütige Vermittlung des Herrn Bibliothekars Fiſcher daſelbſt iſt es mit Bewilligung des Königlich Bayeriſchen Cultusminiſteriums von dem Photographen B. Haaf in Bamberg reproducirt und ſodann von der Biſſon-Geſellſchaft in Berlin vervielfältigt. Wir geben die Zeichnung in Originalgröße, haben aber aus räumlichen Gründen von den Einfaſſungslinien nur die untere beibehalten können.

Das Oelportrait der Familie Kunz befindet ſich im Beſitze von Kunzens Enkelin Fräulein L. Siebert in München; wir geben das Buch am Fuße des Bildes als Ausſchnitt in Originalgröße. Nachdem ich durch die nie ermüdende Güte meiner verehrten Mitarbeiterin Frau Amélie Linz-Godin geb. Speyer in München den Verbleib des Bildes erfahren, geſtattete die Beſitzerin gütigſt die Reproduktion durch das Hofatelier Elvira daſelbſt; die Vervielfältigung iſt auch in dieſem Falle durch die Biſſon-Geſellſchaft erfolgt.

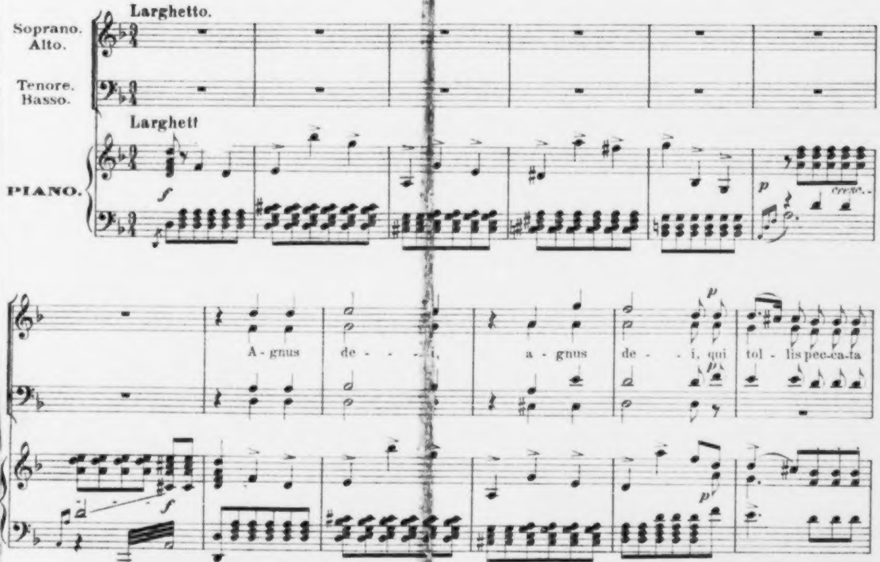
Von den drei Rückdeckelzeichnungen zum ‚Kater Murr' ſind die erſten beiden (auf unſerem Umſchlag) photolithographiſch vergrößert durch H. F. Jütte in Leipzig.

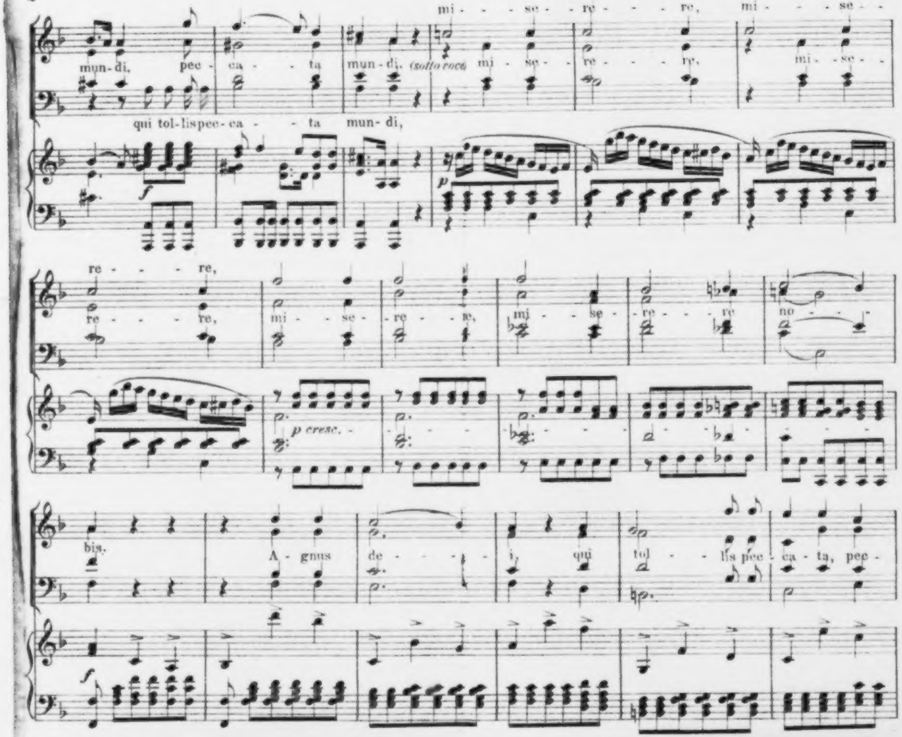
Die Originalſkizze zu der dritten Deckelzeichnung haben wir nicht aufgefunden; wir haben uns damit begnügen müſſen, Hitzigs Reproduktion von 1823 durch die Biſſon-Geſellſchaft nachbilden zu laſſen.

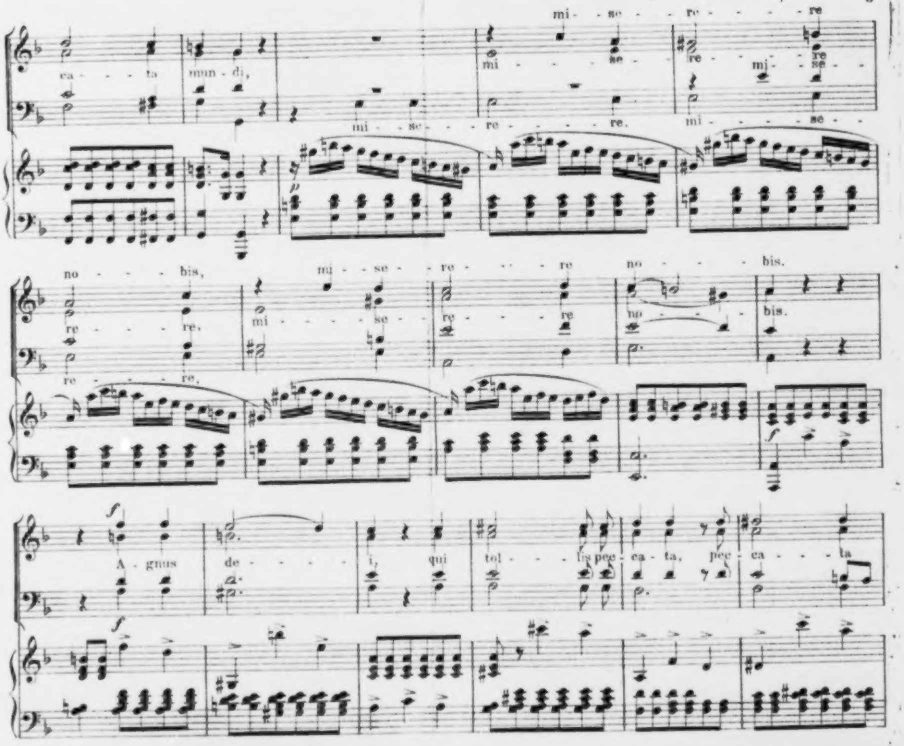
Agnus dei

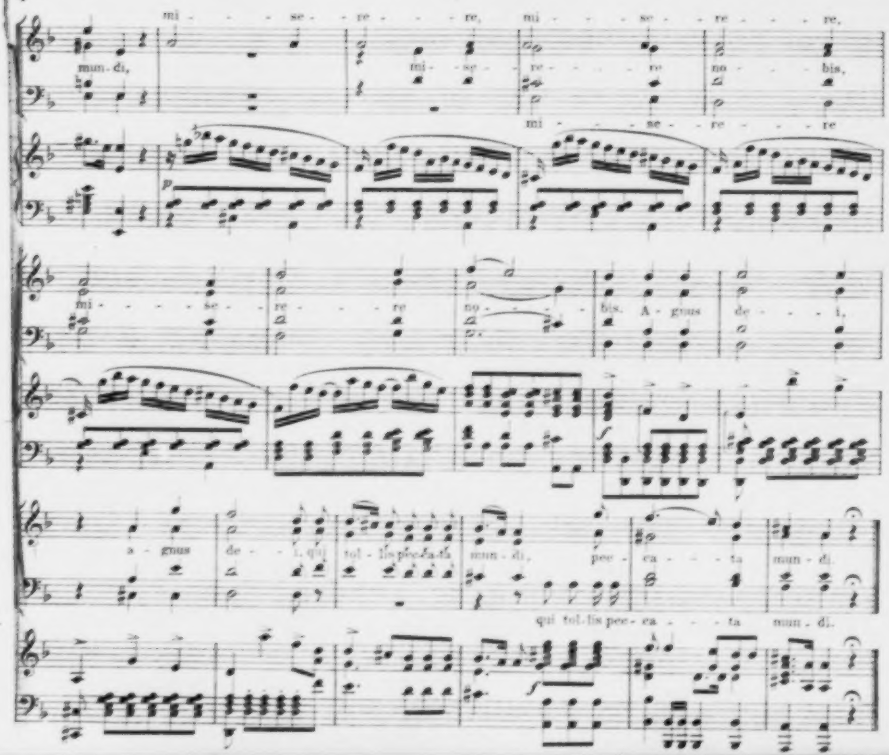
aus der Missa in D.

(Clavierauszug von Hans Pfitzner.)


Larghetto.
Soprano.
Alto.
Tenore.
Basso.
Larghetto.
PIANO.
f
p
cresc.
A - gnus de - - - i, a - gnus de - - i, qui tol - lis pec-ca-ta
p
f
p

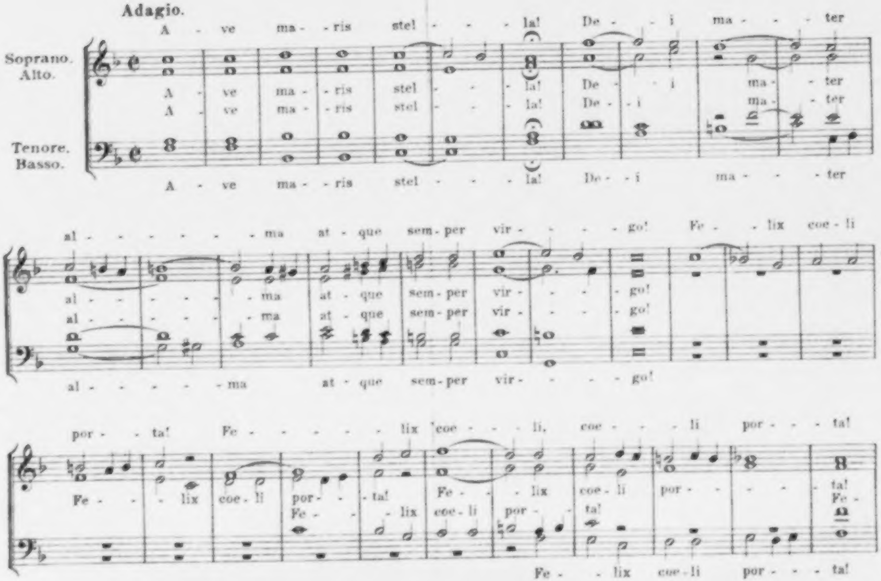

mi - - - se - - re - - - re, mi - - se - -
mun - di, pec - ca - - ta mun - di, (sotto voce) mi - se - - re - - - re, mi - se - -
qui tol-lispec-ca - - - ta mun - di,
f
p
re - - - re,
re - - - re, mi - - se - - re - - re, mi - - se - - re - - - re no - - -
p cresc.
bis.
A - gnus de - - - - i, qui tol - - lis pec - ca - ta, pec -
f

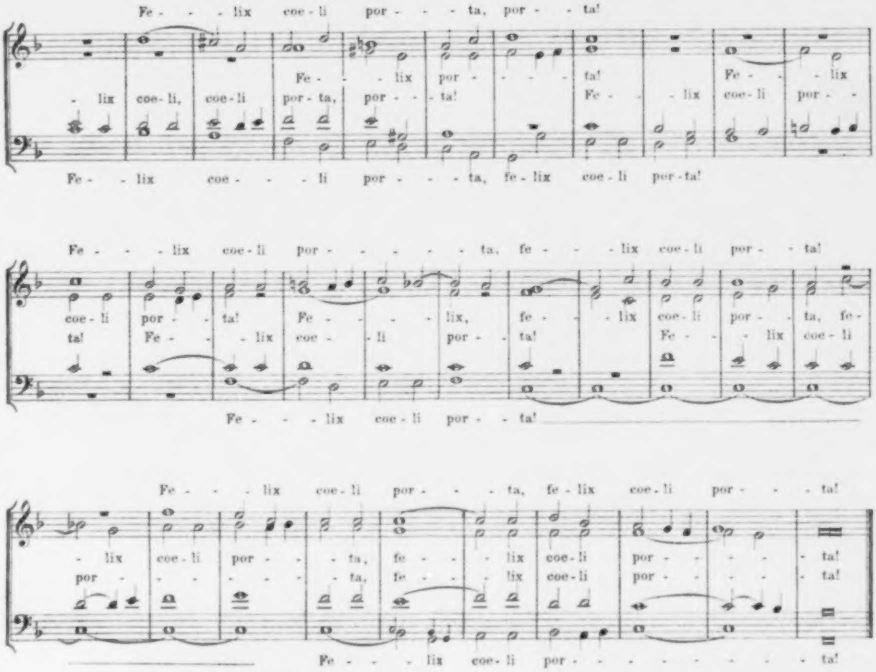

mi - se - re - re
ca - ta mun - di,
mi - se - re - mi - se -
mi - se - re - re. mi - se -
p
no - bis, mi - se - re - re no - bis.
re - re, mi - se - re - re no - bis.
re - re.
f
f
A - gnus de - i, qui tol - lis pec - ca - ta, pec - ca - ta
f


mi - se - re - re, mi - se - re - re,
mun - di, mi - se - re - re no - bis,
mi - se - re - re
p
mi - se - re - re no - bis. A - gnus de - i,
f
a - gnus de - i, qui tol - lis pec - ca - ta mun - di, pec - ca - ta mun - di.
qui tol - lis pec - ca - ta mun - di.
f

HYMNUS:

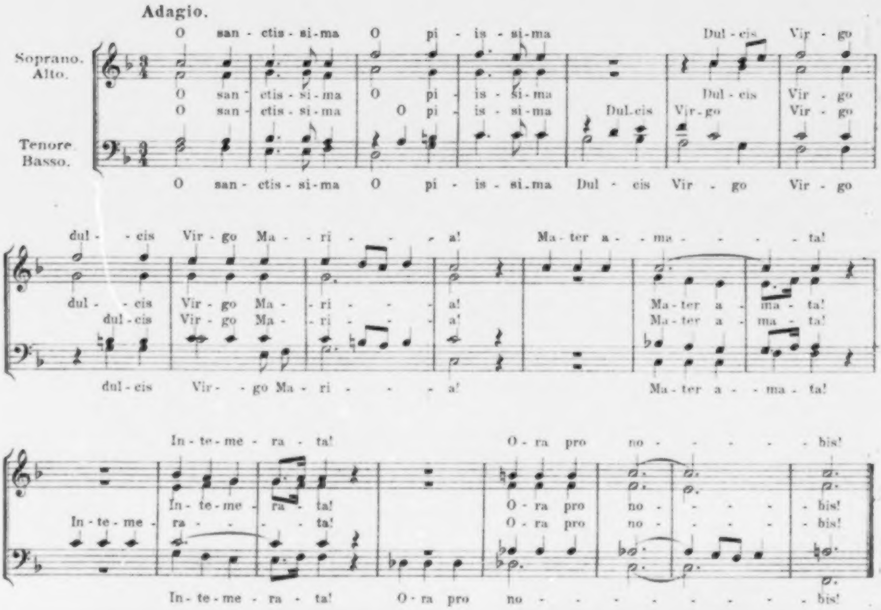
Ave maris stella.


Adagio.
Soprano.
Alto.
Tenore.
Basso.
A - ve ma - ris stel - - - la! De - - i ma - - - ter
A - ve ma - ris stel - - - la! De - - i ma - - ter
A - ve ma - ris stel - - - la! De - - i ma - - ter
A - ve ma - ris stel - - - la! De - - i ma - - - ter
al - - - - - - - ma at - que sem - per vir - - - - go! Fe - - lix coe - li
al - - - - - - ma at - que sem - per vir - - - - go!
al - - - - - - ma at - que sem - per vir - - - - go!
al - - - - - - ma at - que sem - per vir - - - - go!
por - - ta! Fe - - - - - lix coe - - - li, coe - - - li por - - - ta!
Fe - - - lix coe - li por - - ta! Fe - - lix coe - li por - - - - - ta! Fe -
Fe - - lix coe - li por - - ta!
Fe - - lix coe - li por - - - ta!


Fe - - - lix coe - li por - - - ta, por - - ta!
Fe - - - lix por - - - - ta!
- lix coe - li, coe - li por - ta, por - - - ta!
Fe - - - lix coe - li por - -
Fe - - lix coe - - - li por - - - - ta, fe - lix coe - li por - ta!
Fe - - - lix coe - li por - - - - - - - ta, fe - - - lix coe - li por - - ta!
coe - li por - - ta! Fe - - - - - lix, fe - - lix coe - li por - - ta, fe -
ta! Fe - - - lix coe - - li por - - ta! Fe - - - lix coe - li
Fe - - - lix coe - li por - - ta!
Fe - - - lix coe - li por - - - ta, fe - lix coe - li por - - - ta!
- lix coe - li por - - - ta, fe - - - lix coe - li por - - - - - ta!
por - - - - - - - ta, fe - - - lix coe - li por - - - - - ta!
Fe - - - lix coe - li por - - - - - - - - - ta!

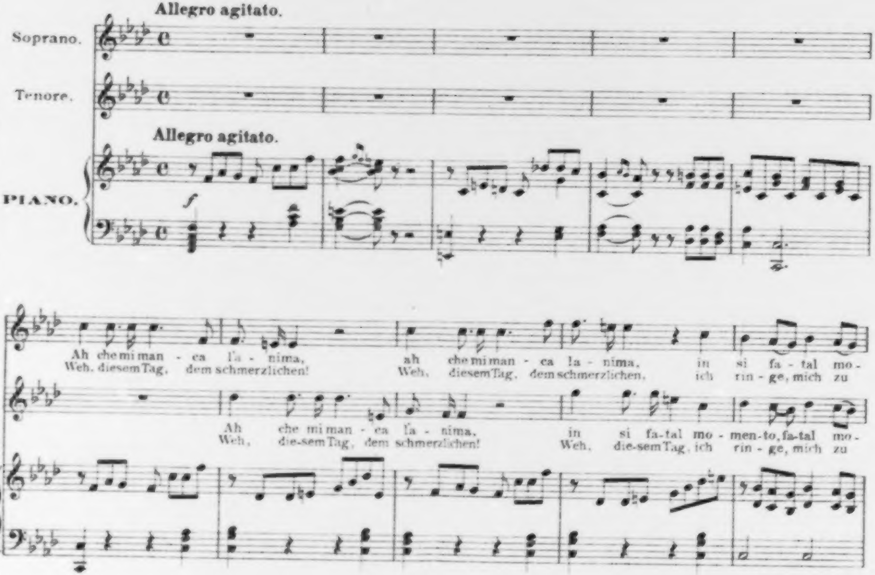
HYMNUS:

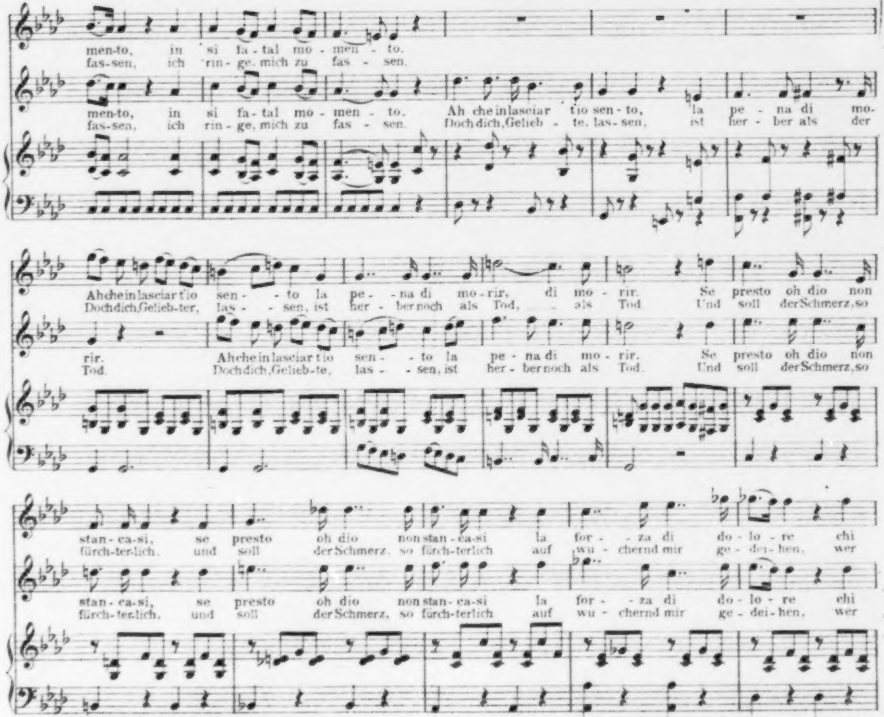
O sanctissima.

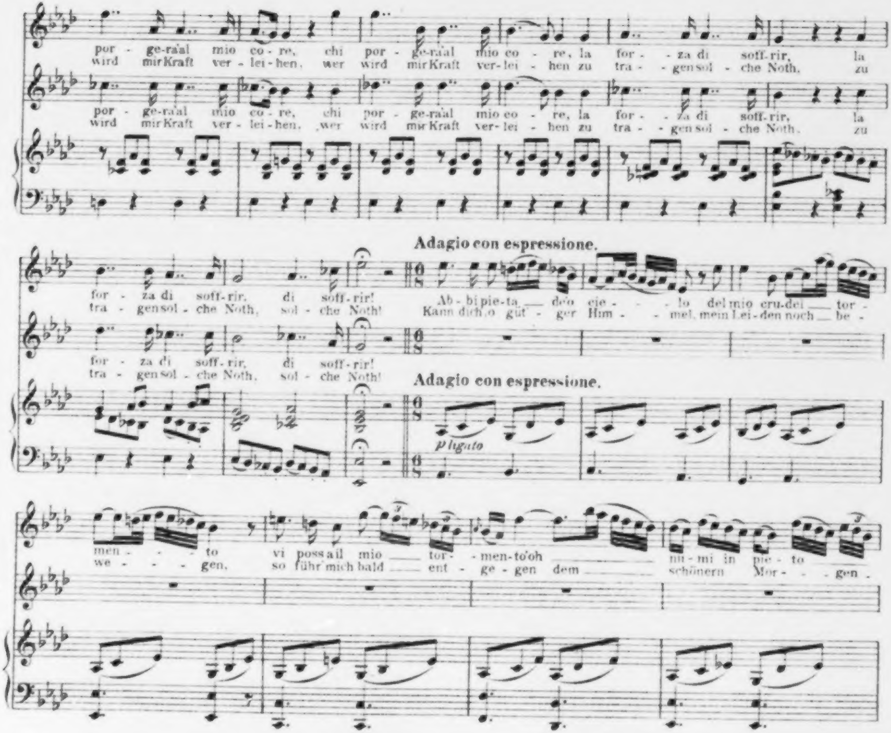

Adagio.
Soprano.
Alto.
Tenore.
Basso.
O san - ctis - si - ma O pi - is - si - ma Dul - cis Vir - go
O san - ctis - si - ma O pi - is - si - ma Dul - cis Vir - go
O san - ctis - si - ma O pi - is - si - ma Dul - cis Vir - go Vir - go
O san - ctis - si - ma O pi - is - si - ma Dul - cis Vir - go Vir - go
dul - cis Vir - go Ma - ri - a! Ma - ter a - ma - ta!
dul - cis Vir - go Ma - ri - a! Ma - ter a - ma - ta!
dul - cis Vir - go Ma - ri - a! Ma - ter a - ma - ta!
dul - cis Vir - go Ma - ri - a! Ma - ter a - ma - ta!
In - te - me - ra - ta! O - ra pro no - bis!
In - te - me - ra - ta! O - ra pro no - bis!
In - te - me - ra - ta! O - ra pro no - bis!
In - te - me - ra - ta! O - ra pro no - bis!

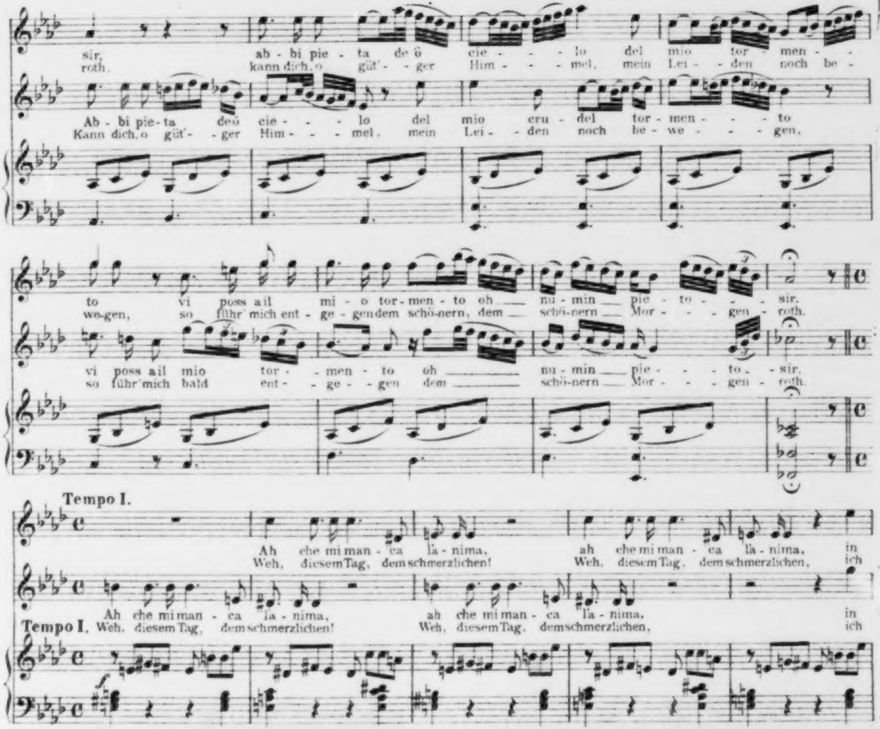
DUETT:

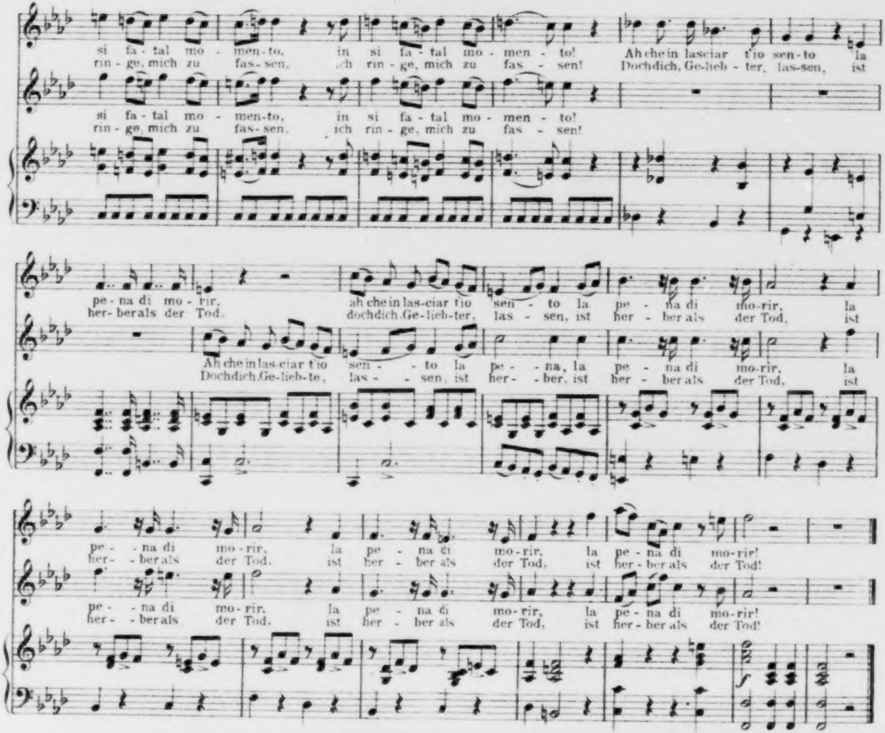
Ah che mi manca l'anima.


Allegro agitato.
Soprano.
Tenore.
Allegro agitato.
PIANO.
f
Ah che mi man - ca l'a - nima, ah che mi man - ca l'a - nima, in si fa - tal mo -
Weh, diesem Tag, dem schmerzlichen! Weh, diesem Tag, dem schmerzlichen, ich rin - ge, mich zu
Ah che mi man - ca l'a - nima, in si fa-tal mo - men-to, fa-tal mo -
Weh, die-sem Tag, dem schmerzlichen! Weh, die-sem Tag, ich rin - ge, mich zu


men - to, in si fa - tal mo - men - to.
fas - sen, ich rin - ge, mich zu fas - sen.
men - to, in si fa - tal mo - men - to. Ah che in lasciar t'io sen - to, la pe - na di mo-
fas - sen, ich rin - ge, mich zu fas - sen. Doch dich, Gelieb - te, las - sen, ist her - ber als der
Ah che in lasciar t'io sen - to la pe - na di mo - rir, di mo - rir. Se presto oh dio non
Doch dich, Gelieb - ter, las - sen, ist her - ber noch als Tod, als Tod. Und soll der Schmerz, so
rir. Ah che in lasciar t'io sen - to la pe - na di mo - rir. Se presto oh dio non
Tod. Doch dich, Gelieb - te, las - sen, ist her - ber noch als Tod. Und soll der Schmerz, so
stan - ca - si, se presto oh dio non stan - ca - si la for - za di do - lo - re chi
fürch - ter - lich, und soll der Schmerz, so fürch - ter - lich auf wu - chernd mir ge - dei - hen, wer
stan - ca - si, se presto oh dio non stan - ca - si la for - za di do - lo - re chi
fürch - ter - lich, und soll der Schmerz, so fürch - ter - lich auf wu - chernd mir ge - dei - hen, wer


por - ge-ra'al mio co - re, chi por - ge-ra'al mio co - re, la for - za di soff-rir, la
wird mir Kraft ver - lei - hen, wer wird mir Kraft ver - lei - hen zu tra - gen sol - che Noth, zu
por - ge-ra'al mio co - re, chi por - ge-ra'al mio co - re, la for - za di soff-rir, la
wird mir Kraft ver - lei - hen, wer wird mir Kraft ver - lei - hen zu tra - gen sol - che Noth, zu
Adagio con espressione.
for - za di soff-rir, di soff-rir! Ab - bi pie-ta de'o cie - lo del mio cru-del tor -
tra - gen sol - che Noth, sol - che Noth! Kann dich, o güt - ger Him - mel, mein Lei-den noch be -
for - za di soff-rir, di soff-rir!
tra - gen sol - che Noth, sol - che Noth!
Adagio con espressione.
p ligato
men - to vi poss a il mio tor - men-to oh mi-mi in pie - to
we - gen, so führ mich bald ent - ge - gen dem schönern Mor - gen.


sir, ab - bi pie - ta de ö cie - - - lo del mio tor - men - -
roth. kann dich, o güt' - ger Him - - mel, mein Lei - den noch be -
Ab - bi pie - ta deö cie - - - lo del mio cru - del tor - men - - - to
Kann dich, o güt' - - ger Him - - - mel, mein Lei - - den noch be - we - - - gen,
to vi poss ail mi - o tor - men - to oh nu - min pie - to - - - sir.
we-gen, so führ' mich ent - ge - gen dem schö-nern, dem schö-nern Mor - - - gen - roth.
vi poss ail mio tor - - men - to oh nu - min pie - - - to - - sir.
so führ' mich bald ent - - ge - - gen dem schö-nern Mor - - - gen - roth.
Tempo I.
Ah che mi man - ca l'a - nima, ah che mi man - ca l'a - nima, in
Weh, diesem Tag, dem schmerzlichen! Weh, diesem Tag, dem schmerzlichen, ich
Ah che mi man - ca l'a - nima, ah che mi man - ca l'a - nima, in
Tempo I.
Weh, diesem Tag, dem schmerzlichen! Weh, diesem Tag, dem schmerzlichen, ich


si fa - tal mo - men-to, in si fa - tal mo - men - to! Ah che in lasciar t'io sen - to la
rin - ge, mich zu fas - sen, ich rin - ge, mich zu fas - sen! Doch dich, Ge-lieb - ter, las-sen, ist
si fa - tal mo - men-to, in si fa - tal mo - men - to!
rin - ge, mich zu fas - sen, ich rin - ge, mich zu fas - sen!
pe - na di mo - rir, ah che in las-ciar t'io sen - to la pe - na di mo-rir, la
her - ber als der Tod, doch dich, Ge-lieb-ter, las - sen, ist her - ber als der Tod, ist
Ah che in las-ciar t'io sen - to la pe - na, la pe - na di mo-rir, la
Doch dich, Ge-lieb-te, las - sen, ist her - ber, ist her - ber als der Tod, ist
pe - na di mo-rir, la pe - na di mo-rir, la pe - na di mo-rir!
her - ber als der Tod, ist her - ber als der Tod, ist her - ber als der Tod!
pe - na di mo-rir, la pe - na di mo-rir, la pe - na di mo-rir!
her - ber als der Tod, ist her - ber als der Tod, ist her - ber als der Tod!
f

E. T. A. Hoffmann
im perſönlichen und brieflichen Verkehr

Sein Briefwechſel
und die Erinnerungen ſeiner Bekannten

Geſammelt und erläutert
von
Hans von Müller

Erſter Band:
Hoffmann und Hippel

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Berlin 1912
Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)

Hoffmann und Hippel

Das Denkmal einer Freundſchaft

> … cette tendre correspondance exaltée, profonde, qui n'a rien de moderne, rien d'analogue en France, qui semble un traité *De Amicitia* des anciens, avec la précision qu'ils attachaient aux mots, et qui cependant offre des côtés particuliers, vagues, presque extatiques, qu'il serait difficile de trouver chez les anciens et les modernes.
>
> CHAMPFLEURY
> (1856)

Mit einer allegoriſchen Malerei des jungen Hoffmann
und drei Facſimiles

S. 1 — 272 gedruckt 1903/4, der Reſt 1910 und 1912

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Berlin 1912
Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)

L. 3164.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Herausgeber und Verleger behalten ſich alle Rechte vor, insbeſondere auch das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen.

Copyright 1912 by Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel), Berlin.

Gedruckt in Leipzig
bei Ernſt Hedrich Nachf.

Meinem Freunde
Alfred Kubin

Inhaltsverzeichniß[1].

Vorwort: Auſſuchung und Publication des Materials XXIV—XXX

1. Sammlung des Materials XXIV—XXVI
2. Publicationen XXVI—XXIX

Einleitung XXXI—XLIV

1. Das Schickſal von Hoffmanns Briefen an Hippel XXXI—XXXIV
   - a) Die von Hippel ſeinen Erben hinterlaſſenen Briefe XXXI—XXXIII
   - b) Die von Hippel bei Lebzeiten fortgegebenen Briefe XXXIII f
2. Die Zuſammenſetzung der vorliegenden Sammlung XXXIV—XXXVII
   - a) Hippel als der eigentliche Autor des Buches XXXIV—XXXVI
   - b) Zuſätze anderer Herkunft XXXVI f
3. Einiges zur Charakteriſtik und Bewerthung der Briefe und Erinnerungen. Berichtigung einiger Irrthümer Hippels XXXVIII—XLII
   - a) Hoffmanns Briefe XXXVIII f
   - b) Hippels Erinnerungen XXXIX—XLII
4. Editionstechniſches XLII—XLIV
   - a) Kritiſches XLII f
   - b) Bibliographiſches XLIII
   - c) Zur Erläuterung XLIII f

---

[1] Dazu ein Anhang:
Hitzigs wichtigere Streichungen 1823 XIX—XXIII
I. In Hippels biographiſchen Mittheilungen XIX f
II. In den von ihm (Hitzig) veröffentlichten Briefen Hoffmanns XX ff

Anhang zur Einleitung: Abriß von Hippels äußerem Leben XLV—LXI
Vorbemerkung XLVf
1. In Oſtpreußen 1775—1795 XLVI—LI
  a) Im väterlichen Pfarrhauſe 1775—1787 XLVIff
  b) Auf der Schule und der Univerſität zu Königsberg; perſönlicher Umgang mit dem Oheim und mit Hoffmann: 1787 bis 1794 XLVIII—L
  c) Wieder beim Vater in Arnau 1794/95 Lf
2. In Weſtpreußen 1795—1810 LI—LVI
  a) Im Vorbereitungsdienſt zu Marienwerder 1795/97 LIf
  b) Landwirth und Politiker 1797—1810 LII—LVI
3. Dritthalb Jahre vortragender Rath bei Hardenberg: Ende 1811 bis Mitte 1814 LVI—LIX
4. Wieder in der Provinz 1814—1837 LIX—LXI
  a) In Marienwerder 1814—1823 LIXf
  b) In Oppeln 1823—1837 LXI
[5. Außer Dienſt 1837—1843: ſ. S. 304/10.]

I. Hippels Erinnerungen an Hoffmann[1]
3—30.

Einleitung 3
I. Umgebung des Kindes und des Knaben: Verwandte und Lehrer 3f
  1. Das Elternhaus in der Franzöſiſchen Gaſſe 3f
    a) Der Vater 3f
    b) Die Mutter 4
    c) Der Bruder —

---

[1] Wir geben hier die deutlich erkennbare Diſpoſition, die Hippel ſeinem Aufſatze zu Grunde gelegt hat.

2. Das großmütterliche Haus in der Junkergaſſe 4/7
  a) Die Großmutter 4f
  b) Die Mutter 5
  c) Die Tante Sophie —
    Dazu Ergänzung I 1 31
  d) Der Onkel Otto 5/7
3. Der Großonkel Boeteri 7f
  Dazu Ergänzung I 2 31
4. Der Rector Wannowski 8/10

II. Entwicklung des Knaben, beſonders in den Künſten 10f

III. Verkehr mit Hippel 11/16
1. Beginn des Verkehrs 1786/87; Aehnlichkeit und Verſchiedenheit der Freunde 11/14
  Dazu Ergänzung I 3 32
2. Näherer Umgang ſeit Anfang 1789 14/16
  a) Anfang 1789 14f
  b) Frühjahr bis Herbſt 1789 (und 1790?) 15f
  c) Winter 1789/90 (und 1790/91?) 16
  d) Werner und ſeine Mutter —

IV. Letzte Schulzeit 1790/92 16/18
1. Leiſtungen in der Schule 16
2. Verhältniß zu den Mitſchülern 16f
3. Erſte Liebesregung 17f
  Dazu Ergänzung II 1 34

V. Erſte Studentenzeit 1792/94 18f

VI. Innerer Zuſtand bei Beginn der Correſpondenz 1794/95 19/23

1. Liebe 19f
Dazu Ergänzungen I 4 und 5 32
und II 2 35
2. Freundſchaft 20f
3. Erſte Schriften 21
4. Indirecte Anregung durch die Königsberger Größen 21/23

VII. Annaliſtiſcher[a] Abriß von Hoffmanns ſpäterem Leben, 1795—1808 und 1813/14 23/30
1. 1795 23
2. 1796 23f
3. 1797 24f
4. 1798 25f
5. 1800 26
6. 1801 26f
Dazu Ergänzung I 6 32f
7. 1802 27
8. 1804 27f
9. 1807/08 28f
10. 1813 29
11. 1814 —

Schluß 30

Ergänzungen dazu
31—35.

I. Aus Hippels Briefen an Hitzig 31/34
1—6 ſ. o.
7. [„E. T. A.“ Druckfehler] 33

---

[a] Mechaniſch nach Jahren aufgereiht; nur die Berliner Strohwittwer-Zeit 1807/08, aus der Hippel eine größere Reihe von Briefen beſaß, iſt als biographiſche Einheit empfunden. Hitzig hat bekanntlich das Princip der Eintheilung nach Wohnorten durchgeführt, und wir folgen ihm in unſeren Schmutztiteln.

8. [Abſchied der Freunde 1822] 33f
9. [Lebensführung in den letzten Jahren] 34
10. [Hippels Trauer] —

II. Aus Hippels Handexemplar von Hitzigs Buch 34f
1 und 2 ſ. o.

III. Aus mündlicher Ueberlieferung der Kinder Hippels 35
1. [Märchen und muſicaliſches Phantaſiren 1821] 35
2. [Abſchiedsworte an Hippel 1822] —

[Berichtigungen des Herausgebers ſ. Einleitung IIIb:] XLIf

II. Einundſiebzig Briefe Hoffmanns an Hippel

mit Anmerkungen Hippels

37—278.

☛ Wir verzeichnen im folgenden die 71 im Wortlaut bekannten und die beiden im Plocker Tagebuch erwähnten Briefe an Hippel und weiſen dazwiſchen die fünf großen Pauſen nach, die in der Zeit von der Trennung 1794 bis zum vorletzten Wiederſehn 1814 den Verkehr unterbrochen haben, und zwar thatſächlich unterbrochen haben, nicht nur in der Ueberlieferung der Texte.

In der Bezeichnung der einzelnen Briefe enthält die erſte Spalte, in fetter Schrift, die **Nummer in unſerer Ausgabe**; die zweite, mit davorgeſetztem Hl, die Nummer in Hippels Manuſcript von 1828; die dritte die Nummer reſp. Litera in Hitzigs oder Dorows Druck, u. z. iſt

Hg = Hitzigs Compilation 'Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß'. Der erſte Druck (Berlin, Dümmler, 1823) und der zweite (ſ. u. S. 304) bringen —

abgeſehn von verſtreuten Citaten im biographiſchen Text — als beſondere Beilagen 43 Briefe an Hippel aus den Jahren 1794—1805 in 44 Nummern (unſere Nr. 17 iſt in zwei Nummern getheilt); die dann noch folgenden Nrn. 45—48 ſind Briefe an Hitzig. Der dritte Druck (ſ. u. S. 306f) bringt unter den Nrn. 49—61 13 weitere Briefe an Hippel aus den Jahren 1806 und 1814—1820, zuſammen alſo 56 Briefe an Hippel. Vgl. unten S. 287/89, 294. 296f. 299f. 302/04. 306f; auch Band II (3. Heft) S. 558f; 568/94. 636/67.

D = Denkſchriften und Briefe [herausgegeben von Wilhelm Dorow]. Dritter Band (Berlin, Al. Duncker, 1839). Bringt S. 17—32 sub litt. a—d 4 Berliner Briefe an Hippel aus den Jahren 1807. 14. 15. 22; die von 1814 und 1815 (litt. b und c) ſind jedoch die ſelben wie Hitzigs Nummern 54 und 57. Vgl. unten S. 304/06.

DN = Dergleichen Neue Folge [auch bezeichnet als Fünfter Band] (ebenda 1841). Bringt S. 165—176 sub litt. a—d 4 neue Briefe an Hippel aus den Jahren 1803. 1806 (2 Stück). 1808. Vgl. unten S. 309f.

Die vierte Columne enthält Ort und Zeit der Abfaſſung des Briefes, die fünfte die Seiten unſerer Ausgabe.

1			Königsberg.	Junkerg.	1794	Oct. Ende	41f
2	Hl 1	Hg 1	—	—	—	Dec. 7	42/48
3	Hl 2	Hg 2	—	—	—	— 12/13	48/51
4	Hl 3	Hg 3	—	—	1795	Jan. 12	52/54
5	Hl 5	Hg 4[4]	—	—	—	Febr. 19	54/56
6	Hl 6	Hg 5	—	—	—	— 23 24	56/58 58f
7	Hl 7	Hg 6	—	—	—	— 28 März 1	59/62 62
8	Hl 8	Hg 7	—	—	—	— 4	62/64
9	Hl 10	Hg 9	—	—	—	Apr. 4	64f
10	Hl 4		—	—	—	Frühjahr	65f
11	Hl 9	Hg 8	—	—	—	Mai 1	66/68

11a [Nr. 10 und 11 ſind die einzigen Vertreter von „einer Menge" Hoffmannſcher Briefe aus der Zeit zwiſchen 4. April und 22. September. In den Juni fällt Hippels endgültiger Weg-

---

[4] Im erſten Druck (und im unvollendeten zweiten von 1827) verſehentlich mit Nr. 5 bezeichnet; im definitiven zweiten und im dritten Druck Nr. 4.

	gang aus Oſtpreußen, in den Juli Hoffmanns Auſcultator-Examen]						68
12	Hl11	Hg10	Königsberg, Junkerg.	1795	Sept.	22	68/71
13	Hl12	Hg11	—	—	Oct.	25	72/75
14	Hl13	Hg12	—	—	Nov.	25	75/78
15	Hl14	Hg13	—	—	Dec.	19	78/82
16	Hl15	Hg14	—	1796	Jan.	10	82/84
						11	85
17	Hl16	Hg15	—	—	—	23	85/88
	Hl17	Hg16	—	—	—	24	88/92
						25	92/94
18	Hl18	Hg17	—	—	Febr.	21	94 f
						22	96/99
	Berichtigung						327
19	Hl19	Hg18	—	—	März	13	99/103
20	Hl20	Hg19	—	—	—	31	103/05
21	Hl21	Hg20	—	—	Mai	28	106/13
	Berichtigung						327
22	Hl22	Hg21	Glogau, Preuß. Gaſſe,	—	Juli	18	117/21
						20	121 f
	Berichtigung						326
23	Hl23	Hg22	—	—	Sept.	17	122/25
24[5]	Hl24	Hg23	—	—	Oct.	3	125/29
25	Hl25	Hg24	—	—	—	22	130/32
26	Hl26	Hg25	—	—	Dec.	11	132/34
27	Hl27	Hg26	—	1797	Jan.	21	134/37
						22	137/40
	Berichtigung						326
28	Hl28	Hg27	—	—	März	15	141/44
						19	144
29	Hl29	Hg28	—	—	Apr.	23	144/46

---

[5] Nicht für ſich abgeſandt, ſondern auf Vorrath geſchrieben und dann dem nächſten Briefe (Nr. 25) beigelegt.

30 H130 Hg29 Königsberg, Junkerg. 1797 Mai 10 146/49
31 H131 Hg30 Glogau, Preuß. Gaſſe. — Juni 27 149/51
Berichtigung 326
32 H132 Hg31 — — — Aug. 29 151/55
Zwei Berichtigungen 326
Danach die erſte größere Pauſe im Verkehr infolge von Hippels Brautſtand: vgl. den Anfang des nächſten Briefs 155
33 H133 Hg32 Glogau, Preuß. Gaſſe. 1798 Febr. 25 155/57
34 H134 Hg33 — — — Apr. 1 158/61
35 H135 Hg34 — — — Juni 30 161/63
36 H136 Hg35 — — — Aug. 26 163f
37 H137 Hg36 Berlin, Leipziger Str., — Oct. 15 167/72
38 H138 Hg37 — — { — Dec. 31 172f
{ 1799 Jan. 24 173f
39 H139 Hg38 — — — Juli 8 175f
40 H140 Poſen („Wilhelm-Str.,) 1800 Oct. 6 179/81
Briefe aus dem Jahre 1801 theilt Hippel nicht mit. Er war jedoch in dieſem Jahre mit Hoffmann auf deſſen Aufforderung hin in Elbing und Danzig zuſammen: 26
Dann ſchwieg Hoffmann das ganze Jahr 1802 hindurch, in dem er nach Plock verſetzt wurde und ſich verheirathete: ſ. den Anfang des nächſten Briefs 185
41 H141 Hg39 Plock, 1803 Jan. 25 185/88
Berichtigung 326
42 H142 Hg40 — — Frühjahr 189/93
43 H143 Hg41 — Oct. 3/5 193/96
43a — — Nov. 9 323
44 DNa — — Dec. 10 196/98
44a Königsberg, Junkerg.. 1804 Febr. 9 199
45 H144 Hg42 Plock, — — 28 199/202

46	H145	Hg43	Warſchau,	Fretagaſſe.	1804	Mai	14	205/08
	Danach wieder ein Jahr Pauſe im Verkehr: ſ. den Anfang des nächſten Briefes, unten auf Seite							208
47	H146	Hg44	Warſchau,	Fretagaſſe.	1805	Sept.	26	208/13
48		DNb	—	—	1806	März	6	214f
49		DNc	—	Senatorenſtr.	—	Juni	19	216
	Danach zum vierten Male eine einjährige Pauſe: ſ. den Anfang des nächſten Briefes							219
50	H147		Berlin,	Friedrichſtr.,	1807	Oct.	20	219f
51		Da	—	—	—	Dec.	12	220/23
	Berichtigung (sub III 1)							325
52		Hg49	Berlin.	—	1808	Apr.	12	223/25
53			—	—	—	—	23	226
54			—	—	—	Mai	7	227f
55	H148		—	—	—	—	10/12	228
56		DNd	—	—	—	—	15/30	228/32
57		Hg50	Bamberg,	(Nonnenbr.)	—	Dec.	23	235f
57a	Nunmehr ſcheint ſechſtehalb Jahr die Correſpondenz geruht zu haben. Die Freunde ſprachen ſich während der Zeit nur einmal, in Dresden 1813							239
58		Hg51	Leipzig.	Fleiſchergaſſe,	1814	Juli	7	240/42
59		Hg52	—	—	—	—	27	242f
60		Hg53	—	—	—	Aug.	20	243f
61	Hg54 = Db		Berlin,	Franzöſ. Str.,	—	Nov.	1	247/50
62		Hg55	—	—	1815	März	12	250/55
63		Hg56	—	—	—	Apr.	28	255f
64	Hg57 = Dc		—	Taubenſtraße,	—	Juli	18	257/60
65			—	—	—	Herbſt	?	260
66		Hg58	—	—	1816	Aug.	30	261/64
	Berichtigung							327
67		Hg59	—	—	1817	Dec.	15	264/66

68	Hg^{60}	Berlin,	Taubenſtraße.	1819	Jan.	27	267 f
69		—	—	—	Juni	20	269
70	Hg^{61}	—	—	1820	Juni	24	269/72
70a				1821	Dec.	1	272
71	Dd	—	—	1822	Febr.	8	274
		Hippels Excurs dazu					277 f

III. [Sonſtige Zeugniſſe der Freundſchaft.]

[A. Zu Hoffmanns Lebzeiten: passim zwiſchen den Briefen:]

- I. Zwei Aufzeichnungen Hippels, Marienwerder 1796 und 1797 116
- II. Hoffmann über ſeinen Beſuch bei Hippel in Leiſtenau 1804 (vgl. 323) 199
- III. Hoffmann über das Zuſammentreffen in Dresden 1813 239
- IV. Hoffmann über das Zuſammentreffen in Leipzig 1814 240
- V. Hippel in Berlin 1821/22 272/78
  - 1. Dauer von Hippels Aufenthalt 272
  - 2. Murr-Reliquie 1821 —
  - 3. Hippels Bemühungen in der Knarrpanti-Angelegenheit 1822 273/78
    - a) Bei Kircheiſen 273
    - b) „ Pückler 274 f
    - c) „ Witzleben 275
    - d) „ Albrecht —
    - e) An Woldermann 275 f
    - f) Bei Kamptz 276

[B.] Hippels Fürſorge für die Wittwe und das Andenken Hoffmanns 1822—1841 279/310

- I. Hippels Correſondenz 1822—1824 (26 Poſtſendungen) 281/301

  Dazu Nachträge I 2 und 3 323

II. Ueber ſechs Nachtrags-Publicationen Hippel'ſcher Provenienz [zu Hitzigs Compilation von 1823] 1825—1841 302/10
  1. Hitzigs vermehrte 'Nachträge' 1823/31 302/04
     Dazu Nachtrag I 4 323 f
  2. Hippels Biographie ſeines Oheims 1834 304
     Der erſte Abſatz zu erſetzen durch Nachtrag I 5 324 f
  3. Dorows III. Band 'Denkſchriften und Briefe' 1839 304/06
  4. Hitzigs Ergänzung ſeiner Hoffmann-Biographie 1839 306 f
  5. Hippels Biographie Friedrich Wilhelms III. 1841 307/09
  6. Dorows Neue Folge 1841 309 f

Zugabe: Charlotte Reimann und Hoffmanns künſtleriſche Huldigung für ſie (1794) 311/19
  Dazu Nachtrag 327 f
Nachträge und Berichtigungen 321/28
  I. Nachträge zu I—III 323/25
  II. Allgemeine Berichtigungen 325
  III. Einzelberichtigungen 325/27
  IV. Nachtrag zur Zugabe 327 f
Regiſter und Stammtafeln 329/55
  Vorbemerkung 330
  Regiſter über die Seiten 1—328 331/52
    I. Hoffmann ſelbſt 331/36
    II. Andere hiſtoriſche Perſonen 336/51

III. Fremde Werke und Figuren aus ſolchen 351 f

Stammtafeln 353/55

Vorbemerkung 353

I. Johann Jacob Doerffer und ſeine Nachkommen 354

II. Melchior Hippel und ſeine Nachkommen 355

Bilder und Facſimiles

1. Die Phantaſie erſcheint Hoffmann zum Troſte — 1794 für Charlotte Reimann gemalt bei S. 314
2. Der erſte bekannte Brief Hoffmanns, 1794 an Hippel geſchrieben bei S. 41
3. Widmung des erſten Theils der Elixiere des Teufels (frühestens Herbſt 1815) 260
4. Widmung des erſten Bandes der Serapions-Brüder 1819 269

[illegible]

Anhang zum Inhaltsverzeichniß:

Hitzigs wichtigere Streichungen 1823.

I. In Hippels biographiſchen Mittheilungen.

Die Aenderungen, die Hitzig 1823 mit Hippels Angaben vorgenommen hat, ſind erſt bei der Beſprechung von Hitzigs Arbeit in unſerem dritten Bande näher zu erörtern. Hier ſoll nur ein Dutzend wichtigerer Thatſachen kurz aufgeführt werden, die Hitzig geglaubt hat unterdrücken zu ſollen und die erſt 1901 zu Tage gekommen ſind[1]. (Die Seiten- und Zeilenzahlen beziehen ſich auf den vorliegenden Band.)

1) Sophie Doerfer unmuſikaliſch: 31.
2) Boeteri's Name[2] 7_{16} u. ö.; ſeine Beſchäftigung und der Ort des 'Majorats' 31.
3) Die ſchöne Schilderung Wannowski's und ſeines Unterrichts 8—10. (Man begreift, daß dem poſitiven Lutheraner Hitzig dieſes Bekenntniß eines Rationaliſten ein Greuel war.) Uebrigens ſtand Wannowski nach Hippel nur mit dem Pfarrer Fiſcher, nicht auch gleich (wie

---

[1] Unten S. XL. nennen wir fünf für Hippels Urtheilsweiſe charakteriſtiſche Stellen, die Hitzig geſtrichen hat.

[2] Den Hitzig 1823 in B. abgekürzt (damals hatte er ſich auch verpflichtet gefühlt, den Namen Doerfer abzukürzen!), 1827 aus dem Kopf in Böttchern ergänzt und — vermuthlich mit ebenſowenig Grund — für ungariſch ausgegeben. Die richtige Form Boeteri, wie der Name nicht nur bei Hippel, ſondern auch in den Kirchenbüchern von Königsberg und [illegible] ausſchließlich lautet, [illegible] 1863 den [illegible] (aus Hippels Handexemplar von Hitzigs Buch) mitgetheilt, konnte ſich aber bisher nicht gegen Hitzigs Autorität durchſetzen.

Hitzig ſchreibt) mit Kant, Hamann, dem älteren Hippel und Kraus in vertrautem Umgang.

4) Der ſchöne und wichtige Vergleich der Freunde 12_{10} bis 13_{20} (dazu die Erläuterung 32 oben).

5) Die Bemerkungen über Zacharias Werner und ſeine geiſteskranke Mutter 16_{18-21} (bei Hitzig nur in knappem Auszug).

6) Das Erlebniß mit Frau Hatt: 19/20 und 24/25 mit den Ergänzungen 32 Nr. 4 und 5 (in jedem Betracht verwäſſert: vgl. unſere Note S. 293f).

7) Die geſellige Bildung der Glogauer Verwandten 24_{19-22}.

8) Hippels einzige Andeutung der 1801 zurückgegangenen Verlobung mit Minna Doerffer: 26 unten („eine Veränderung, die ſein Herz betroffen“).

9) Die entſcheidende Erkrankung in Poſen 1801, die 1822 das Rückenmarksleiden zeitigte: 27_{6-9}.

10) Die Verwendung des Kammergerichtspräſidenten Freiherrn Karl von Schleinitz für Hoffmann 1804: 27_{11-20}.

11) Der definitive Plan der italieniſchen Reiſe 1804: 27_{21} bis 28_{6}.

12) Hoffmanns leichtſinniges Leben in Berlin 1807/08 als Seitenſtück zu den Poſener Ausſchweifungen 1801/02: 27 oben und 28/29. (Ueber den gleichen, wenn auch wohl in anderer Richtung bethätigten Leichtſinn in den letzten Jahren ſ. 34 sub 9.)

II. In den von ihm (Hitzig) veröffentlichten Briefen Hoffmanns.

Hitzig ließ 1823 von den 47 Briefabſchriften, die Hippel ihm zur Verfügung geſtellt hatte, vier Stücke ganz weg: unſere Nrn. 10. 40. 50. 55. (S. u. S. 290 Note 2 und S. 297 Note 1.)

Die übrigen 43 Texte nahm Hitzig in die Beilagen ſeines erſten Bandes auf, aber mit Aenderungen mannigfacher Art.

Zunächſt liefen ihm böſe Mißverſtändniſſe und Leſefehler unter, die zum Theil den Sinn geradezu umkehren. Dafür nur drei Beiſpiele aus den erſten beiden von Hitzig mitgetheilten Briefen (unſeren Nrn. 2 und 3): ſtatt immer (68₃ v. u.) lieſt Hitzig nimmer, ſtatt fähig wäre (51₄) lieſt er fähig war (als ob Hoffmann früher eine ſtärkere Liebe erlebt hätte!), ſtatt der ſolch einem Gefühl (auf den Zeilen folgt: 51₁₄) lieſt er: dem ſolch ein Gefühl. Dieſe Proben werden genügen.

Dem ſchließen ſich grobe Druckfehler von Hitzigs Setzer an: im ſtatt ein, nur ſtatt nun, zweimal mir ſtatt nur (beſonders ſchlimm 109₈: wie ich mir noch gut bin!) u. dgl. mehr — von der häufigen Verwechſlung von mir und mich und dergleichen Kleinigkeiten nicht zu reden.

Neben dieſen unfreiwilligen Aenderungen hat Hitzig aber mannigfache mit Abſicht vorgenommen.

Wir beginnen mit den relativ unwichtigſten, in ihrer Maſſenhaftigkeit aber doch ſehr ſtörenden, denen der Interpunktion. Die Hauptinterpunktion des jungen Hoffmann iſt der wagerechte Strich: er ſetzt ihn, wo er zu bequem iſt, ſich für eine ſyntaktiſche Interpunktion zu entſcheiden. Kein Verſtändiger würde nun Hitzig einen Vorwurf daraus machen, wenn er es nach damaliger (und auch ſpäterer!) Praxis unternommen hätte, dieſe Verlegenheitsſtriche, die man mit Unrecht Gedankenſtriche nennt, durch beſſeres zu erſetzen. Daran denkt Hitzig aber nicht. Er beſchränkt ſich darauf, einige Tauſend Kommata wahllos über den Text zu ſtreuen und ſie dort, wo „Gedankenſtriche" ſtehen, vor dieſe zu ſetzen: erſt dadurch werden dieſe formloſen wagerechten Balken unerträglich. An Stelle unſerer S. 107 Z. 17f. ſteht es z. B. bei Hitzig

> das, das, ſeyn zu können, was ihm eine liebliche Fantaſie, als höchſtes Erdenglück mahlt,

und ebenſo in der vorletzten Zeile

> du kannſt, — ſo biſt, — verſchloſſen, — abgelenkt

Auch ſprachlich greift der Herausgeber häufig in den Text ein; er erſetzt Wörter, die ihm ungewohnt ſind, durch vertrautere und beſeitigt conſequent gewiſſe ſtändige Gewohnheiten Hoffmanns. Temporales denn und wenn verwandelt er ſtets in dann und wann, und im Eifer vergreift er ſich dann auch gelegentlich an cauſalem „denn" (den pſychologiſch motivierenden Satz „denn nur dann fühlſt Du" S. 106 Mitte verwandelt er in eine alberne Exclamation „dann, nur dann, fühlſt du"); laß mir (Hoffmann ſchreibt nie anders) wird ſtets in laß mich „verbeſſert" und ſo vieles andere, noch weniger motivirte.

In poſitiver Weiſe ſachlich verändert, alias gefälſcht, hat Hitzig den Text nur an drei Stellen von Glogauer Briefen. S. 140 ſchreibt er Hippels M. fälſchlich in Michaëline aus — ſeiner (in Band III zu beſprechenden) Fiction zu Liebe, daß Hoffmann ſchon in Glogau ſeine ſpätere Frau geliebt habe; 153_{1} ändert er Weib in Weſen, um nicht errathen zu laſſen, daß die Königsberger Geliebte „das Weib eines andern" war; 154_{10} ergänzt er H. in Holbein ſtatt in Hampe — vielleicht weil er wirklich von dieſem Jugend- und Lebensfreund Hoffmanns nichts wußte.

Den falſchen Ergänzungen in „Michaeline" und „Holbein" ſtehn dann als negative Gegenſtücke in zwei Plocker Briefen verſteckende Abkürzungen gegenüber, von denen die erſte um ſo unbegreiflicher iſt, als ſie ſich gleichfalls auf die vorher doch bei den Haaren nach Glogau gezogene „Michaeline" bezieht. Gegen Schluß unſeres 42. Briefes (S. 199 unten) kürzt Hitzig die Worte Rohrer, Trzinski, Stadtpraeſident Rohrer Trzinski ab in R., T., St. R. T.[1], am Anfange des folgenden Briefes (im zweiten Satze, S. 199) wird der Name Schleinitz in S. abgekürzt (auch im biographiſchen Text hatte Hitzig, wie wir oben unter I 10 ſahen, ſich verpflichtet gefühlt die Stelle über die freundſchaftliche Fürſprache des längſt verſtorbenen Kammergerichts-[illegible] zu ſtreichen).

Erheblicher ſind die Streichungen längerer Stellen, die Hitzig 1823 in den 43 von ihm mitgetheilten Briefen vorgenommen hat. Soweit dieſe Stellen biographiſch oder pſychologiſch wichtig ſind, zählen wir ſie im folgenden auf; von den vier Briefen, die Hitzig ganz wegläßt, ſehen wir dabei ab. Nummern und Seiten beziehen ſich auf unſere Ausgabe.

---

[1] Ebenſo 1821; 1839 ſchreibt er die erſten beiden Namen aus in Rohrer und Trzcynski, läßt die dritte Gruppe St. R. T. aber wieder ſtehn. Bis zu Ellinger und Grieſebach einſchließlich hat man das bekanntlich ſtets „Staatsrath Trzcynski" geleſen, und für Grieſebach war es damit ausgemacht, daß „Michaelina Trzynska" nach des Vaters Tode adoptirt worden iſt durch einen „Verwandten von Mutters Seite, Namens Rorer".

Nr. 2 S. 44 unten bis 46 oben (die Hoſen des Onkels Otto). Dazu S. 48 Hippels Anmerkung 2 (Lindhorſts gleiches Malheur) und 3.

Nr. 7 S. 61 Z. 9 („religiös bey den religiöſen“ — war dem frommen Herausgeber anſtößig).

Nr. 13 S. 72 unten bis 73 Mitte (Aerger über den ſtörenden Tod des Großonkels) [ſchon von Hippel geſtrichen: ſ. S. 295 unter 3].

Nr. 16 S. 82 der Schlußſatz (die Geliebte iſt eine Frau!).

Nr. 19 S. 98 Mitte (der Bruder).

Nr. 22 S. 119 unten bis 120 unten (erſte Eindrücke in Glogau) mit Ausnahme Eines Satzes; desgleichen S. 121 das mittlere Drittel.

Nr. 23 S. 124 das mittlere Drittel, ſowie der Schlußſatz des Brieſes S. 125 Mitte (über das Brautpaar Korn-Doerffer).

Nr. 29 S. 144 unten (die vereitelte Fußtour mit Hampe) und S. 145 Z. 5—8 (Hoffnung auf den baldigen Tod der Großmutter).

Nr. 31 S. 150 Z. 7—9 (Charakteriſtik der Familie Doerffer in Glogau).

Nr. 39 S. 176 zweite Hälfte (die Berliner Wohnung 1799).

Nr. 41 S. 187 Z. 11—14 (das „tragiſche Ende der zweiten Liebesepiſode“ ſeines Lebens) und 187/88 (Hoffnung auf Schleinitzens Protection).

Nr. 42 S. 190/91 der ganze Schluß des Abſatzes von „Ich habe ſchon“ an (Hoffmann hat recht daran gethan, die Verlobung aufzuheben); 191 Mitte und 192 erſte Hälfte (Bemühungen um Verſetzung).

Nr. 47 S. 208/09 (Kenntniß des römiſchen Dialektes); S. 211 Z. 6f (Scheffner über ſeinen Neffen).

Vorwort:

Aufſuchung und Publication des Materials.

1. Sammlung des Materials.

Das Material für dieſen Band iſt wie das für den zweiten Band unſerer Sammlung im weſentlichen in den Monaten Mai bis October 1901 geſammelt[1].

Seit Anfang 1901 ſuchte ich die Nachläſſe von Hoffmanns Freunden und Correſpondenten, um ſie nach Hoffmannſchen Handſchriften durchzuſehen; beſonders begierig war ich auf die Hinterlaſſenſchaften Hippels, Hitzigs und Kunzes.

Von Hippels directen Nachkommen — es dürfte deren zur Zeit über hundert geben — kannte ich keinen; von der ganzen Familie Hippel, die ſchon vor hundert Jahren recht zahlreich war, war mir nur der Univerſitätsprofeſſor Robert von Hippel in Göttingen flüchtig bekannt, deſſen Urgroßvater ein Vetter dritten Grades, alſo ein recht entfernter Verwandter, von Hoffmanns Freund geweſen war. Dieſer wußte zwar auf Befragen im März 1901 über den Verbleib von Hippels Nachlaß begreiflicher Weiſe nichts anzugeben, hatte aber die Liebenswürdigkeit, mir ſein Exemplar der Familiengeſchichte zu leihen, die ſein rechter Vetter Walther von Hippel 1899 zuſammengeſtellt hat und die neben anderen Zweigen der Familie auch den größeren Theil der Nachkommen unſeres Hippel verzeichnet. Im April wandte ich mich zunächſt an dieſen Familienhiſtoriker, der jedoch ebenſo wenig wie ſein Göttinger Vetter etwas über Hippels Nachlaß angeben konnte.

Ich erwartete damals in erſter Linie, in dem Nachlaſſe von Hippels Enkel und Biographen Theodor Bach (einem Sohne ſeiner vierten Tochter Franciſca: ſ. u. in der Einleitung) Material zu finden; auf den Rath Walthers von Hippel erkundigte ich mich alſo noch im April bei einer Enkelin von Hippels erſtem Sohne Theodor, Fräulein Friedericke von Hippel in Charlottenburg, wohin wohl vor vier Jahren (1897) bei Bachs Tode deſſen Papiere gekommen wären. Fräulein von Hippel erwiderte mir, Bach habe nur eine Tochter hinterlaſſen, deren Adreſſe ein Schwager Bachs, der Geheime Regierungsrath Gerhardt in Berlin, mir nennen könne. Alſo trug ich dieſem als viertem meine Wünſche vor; er hatte die Menſchenfreundlichkeit, mir einen fünften Brief in der Angelegenheit zu erſparen und die Anfrage gleich an die geſuchte Tochter Bachs weiterzugeben, die mit einem Oberlehrer Georg Schulz in Grunewald bei Berlin verehelicht war. Frau Schulz verſprach mir unterm 29. April, den Nachlaß ihres Vaters nach Hoffmannianis durchzuſehn, und der Ehemann wiederholte ſeinerſeits dieſes Verſprechen unterm 11. Mai; er betonte jedoch gleich, daß er wenig Hoffnung habe, etwas für mich wichtiges zu finden. In der That überzeugte mich dann ein näheres Studium von Bachs Buch, daß Bach ſelbſt nur wenige Blätter von Hoffmanns Hand beſeſſen und dieſe bereits ſelber veröffentlicht hat (ſ. u. in der Einleitung). Dagegen ſind zahlreiche Handſchriften des jüngeren Hippel, namentlich auch mehrere biographiſch überaus wichtige, in ſeinen Händen geweſen und ebenfalls die pädagogiſchen Briefe, die der ältere Hippel dem Neffen 1790/96 nach Marienwerder geſchrieben hat. Vor einigen Jahren iſt nun einer dieſer Briefe, den Bach auf S. 43 ſeines Buches im Auszuge mittheilt, im Autographenhandel aufgetaucht; die Familie Bach dürfte ihr Material alſo inzwiſchen zum Theil vernichtet und zum Theil verſilbert haben.

---

[1] Ueber die „Zugabe“ S. 311·19 ſ. daſ. S. 313.

*

Während der Befund im Hauſe Hippel mithin ein gänzlich negativer war, fanden ſich im ſelben Mai 1901 bei einem Enkel Hitzigs nicht nur Hoffmanns Briefe an dieſen Freund in faſt lückenloſer Vollſtändigkeit, ſondern u. a. auch das geſammte Material, das Hippel dem Biographen 1822/23 zugeſandt hatte (ſ. u. S. 288/91. 294[1]), bis auf zwei Blätter.

Ebenſo fand ich noch im Laufe dieſes Jahres bei Sammlern zwei von den drei Originalbriefen, die Hippel 1839 an Trew geſchenkt hatte (ſ. u. S. 305): im Juli unſere Nr. 64 bei Alexander Meyer Cohn in Berlin, im October unſere Nr. 61 bei Dr. Georg Hirzel in Leipzig. Einen buchſtäblichen Vergleich jenes in Berlin liegenden Briefes verſchob ich bis zum Druck, nachdem ich feſtgeſtellt hatte, daß in Hitzigs Druck kein Wort fehlte.

Zwiſchen dieſen beiden kleinen Funden, im Auguſt 1901, erwähnte ich zufällig einem Bekannten, dem Zeichner Albus, gegenüber, daß ich auf der Suche nach Hippels Nachlaß ſei. Er nannte mir darauf eine Bekannte, die Ehefrau eines Dr. phil. Tieſen in Friedenau, als Mitglied der Familie Hippel. In der That erwies die Dame ſich laut Familiengeſchichte als eines der zehn Enkelkinder von Hippels zweitem Sohn Georg; aber auch ſie beſaß, wie eine Anfrage ergab, „keine Zeile von Hoffmann" und konnte auch in der Folge ebenſowenig einen Brief oder ein Billet Hoffmanns ermitteln, wie es 1822 ihrem Großvater als Studenten gelungen war, den Verbleib von Hoffmanns Bildniß und Hoffmanns Repetiruhr feſtzuſtellen (ſ. u. S. 294 sub 7 und 8). Immerhin gelang es ihr im folgenden Jahre, 1902, bei Verwandten wenigſtens zwei Bücher mit Widmungen Hoffmanns aufzutreiben, die ich citiren laſſen durfte (Nrn. 65 und 69).

---

[1] Ich erwähne das ausdrücklich, weil 1901 öffentlich das Gegentheil behauptet worden iſt.

Hippels Enkel übergab im November 1904 ſeinen Antheil am großväterlichen Nachlaß der Stadt Berlin für das Märkiſche Muſeum. Von der Verwaltung benachrichtigt, ſah ich die Sendung durch und fand nunmehr noch das eine der beiden 1901 vermißten Blätter aus den Briefabſchriften Hippels.

2. Publicationen.

Am 14. Juni 1901 machte ich in der 'Frankfurter Zeitung' Mittheilung von meinen Funden in Hippels Nachlaß und kündigte eine Ausgabe von Hoffmanns Briefwechſel an; ich gab dabei als Probe aus Hoffmanns Briefen an Hippel die Karikatur von des Onkels Hoſen (S. 44—46; nachgedruckt in der Voſſ. Ztg., dem Berl. Tgbl., der Nat.-Ztg.) und als Probe aus Hippels biographiſchen Nachrichten ſeinen Nachtrag über Sophie Doerffer (S. 31, Nr. 1).

1902 citirte ich in der Einleitung zum Kreislerbuch aus Hippels Mittheilungen allerlei über Hoffmanns Königsberger Zeit, beſonders über den Onkel, die Tante und die Geliebte.

Am 11. Juni 1903 erklärte ein Frankfurter Verleger ſich bereit, Hippels Erinnerungen an Hoffmann und Hoffmanns Briefe drucken zu laſſen. Am 17. Juni ging die erſte Manuſcriptſendung nach Frankfurt ab, und alsbald begann der Druck.

Am 11. März 1904 waren die letzten Briefe Hoffmanns an Hippel nebſt drei Anhängen zum letzten Billet (Hippels, Dorows und Varnhagens Aufzeichnungen über die Knarrpanti-Angelegenheit) fertig geſetzt und acht Tage darauf fertig in Bogen umbrochen; nicht lange danach waren 16 Bogen fertig ausgedruckt. Den Druck des kleinen Reſtes verſchob ich, da A. M. Cohn verreiſt war und dann krank heimkehrte; ich erhielt ſeine Grüße im März aus Bozen, im April und Mai aus ſeinem Schlafzimmer in Berlin und hoffte immer, unſere Nr. 64 noch rechtzeitig vergleichen zu können. Erſt als im Auguſt der liebenswürdige Sammler geſtorben war und die Wittwe mir den Zutritt zu ſeiner Sammlung einſtweilen verwehrte, gab ich das Imprimatur auch für Bogen 17. Erſt nachträglich, im October 1904, konnte ich den Vergleich ausführen, den ich im Juli 1901 in jugendlichem Leichtſinn nicht für eilig gehalten hatte. Sachliche Abweichungen ergaben ſich dabei nicht; die drei ſprachlichen verzeichnen wir S. 326f.

Am 23. October 1903, als ſchon ſechs Bogen im Reindruck vorlagen, hatte mich Alfred Roſenbaum zur Ergänzung ſeiner 1902 für Goedekes 'Grundriß' verfaßten Hoffmann-Bibliographie um Aushängebogen meiner Ausgabe gebeten. Ich ſandte ſucceſſive theils ſolche, theils Correcturbogen bis zum damaligen Bogen 18 einſchließlich, und danach wurde das Buch im 'Grundriß' beſchrieben und citirt. Roſenbaum ſtellte jedoch bei der Benutzung feſt, daß der von Hippel in den Winter 1795 verlegte und von mir daher als Nr. 5 eingeſtellte Brief erſt im Frühjahr geſchrieben ſein könne, weil darin vom Frühling die Rede iſt und der darin erwähnte Roman 'Cornaro' laut Brief vom 4. April im Titel ausdrücklich aus dem Frühling 1795 datiert iſt. Die bisherige Nr. 5 mußte alſo Nr. 10 werden und aus dem Bogen 4 in den Bogen 5 kommen, was einen Neudruck dieſer beiden Bogen nöthig machte.

Im November 1904 fand ſich dann, wie am Schluſſe des Abſchnitts i erwähnt, noch das eine der bisher fehlenden Blätter aus Hippels Briefabſchriften und ermöglichte einen correcteren Text der Nr. 17, der bei einem Neudruck des Bogens 6 eingeſetzt wurde.

Die Bogen 4—6 (S. 49—96) ſind in Goedekes 'Grundriß' alſo nach einem anderen, nicht mehr exiſtirenden Druck citirt.

Anfang December 1904 waren die Bogen 4—6 in der neuen Geſtalt fertig; ſeitdem haben alſo die jetzigen Seiten 1—272 in der ganzen Auflage gedruckt dagelegen.

Der Frankfurter Verleger wollte den erſten (Hippel-)Band durchaus erſt dann in den Handel bringen, wenn auch der zweite, der den ſonſtigen Briefwechſel enthält, fertig wäre. Ich hatte alſo ſchon im Sommer 1904 mit deſſen Drucklegung begonnen. Als dann im Herbſt des folgenden Jahres auch vom II. Bande 17 Bogen gedruckt waren, ließ ich am 8. October 1905 die Widmungen für beide Bände ſetzen: den II. Band ſchrieb ich meinem väterlichen Freunde Griſebach zu; den I. gab ich meinem Freunde Alfred Kubin zu eigen, mit dem ich in den Jahren 1902/03 in ähnlichem Austauſch von Herzensangelegenheiten, Stimmungen und Gedanken geſtanden hatte wie Hoffmann und Hippel in den Jahren 1795/96. Champfleury widmete 1856 das Buch, dem unſer Motto entnommen iſt, ſeinem „vaillant ami Courbet"; gewiß gehört mit noch größerem Rechte unſer Buch dem deutſchen

Künſtler, der in tiefer Weſensverwandtſchaft mit dem düſteren Hoffmann der ‘Elixiere’ und der ‘Nachtſtücke’ gleiche Stimmungen als Zeichner [und neuerdings mit dem ſelben Glücke auch als Erzähler] zu geſtalten weiß.

Im nächſten Jahre, 1906, veröffentlichte Ellinger in der ‘Deutſchen Rundſchau’ die Knarrpanti-Stellen des ‘Meiſters Floh’ und wies ſowohl die Anläſſe der Satire wie auch ihre Folgen für den Dichter nach. Hippels Darſtellung von 1823 erwies ſich in weſentlichen Punkten als falſch.

Am 29. März 1907 veröffentlichte ich Hippels Schilderung ſeines Lehrers Wannowſki in der ‘Königsberger Allgemeinen Zeitung’ und gab ein halbes Jahr darauf einen ähnlichen Aufſatz, durch dankenswerthe Mittheilungen des Grafen Kanitz-Podangen vermehrt, in die ‘Altpreußiſche Monatsſchrift’.

1908 ſah ich für meine Ausgabe des ‘Meiſters Floh’ die Knarrpanti-Acten des Geheimen Staatsarchivs hierſelbſt durch; Ellingers Ergebniſſe wurden durchweg beſtätigt, einzelnes wurde genauer erkannt. Es ſchwand jede Möglichkeit, Hippels Darſtellung, der Dorow auch 1845 im weſentlichen gefolgt iſt, zu halten. — Ehe ich daraus die Conſequenzen für unſeren Bogen 18 zog, berichtete ich im November des Jahres in der ſelben ‘Deutſchen Rundſchau’, in der im Juli 1906 die Knarrpanti-Angelegenheit aufgeklärt worden war, auf grund unſeres Bandes über Hoffmanns Brautſtand mit Minna Doerffer in den Jahren 1797 bis 1802.

Im Sommer 1909 ſtellte ich die Knarrpanti-Angelegenheit in beiden Bänden unſerer Sammlung dar. Der ſeit März 1904 für Bogen 18 des vorliegenden Bandes ſtehende Satz wurde abgelegt: Dorows und Varnhagens Berichte wurden für Band III zurückgeſtellt, da Hippel zwar ſich eifrig bemüht hat in der Angelegenheit, ein definitiver Erfolg dieſer Bemühungen aber nicht nachweisbar iſt; Hippels eigener Bericht wurde nur mit ſtarken Vorbehalten wiedergegeben.

Leider mußte ich alſo auch hier, wie vorher bei den Bogen 4—6, die Citate in Goedekes Grundriß beibehalten; ſie beziehen ſich auf einen Satz, von dem nur einige Correctur-Abzüge genommen ſind.

Der neue Satz der Seiten 273—278 wurde im September 1909 mit den entſprechenden Theilen des II. Bandes zu einem (dort Heft 1 S. XXXV erwähnten) Probeheft für den elften Bibliophilentag benutzt und danach, vor dem definitiven Druck, noch verändert.

Hippels Correſpondenz mit Hitzig aus den Jahren 1822/23 ſollte von Haus aus in die Einleitung kommen (daher die

Verweiſung auf S. 270); im Sommer 1910 iſt jedoch aus ihr und anderen Mittheilungen ein dritter Abſchnitt gebildet. Gedruckt wurden in dieſem Jahre die Bogen 18 und 19.

Die 19 Bogen, die nun vorlagen, gingen im November 1911 aus dem Beſitze des bisherigen Verlegers in den der jetzigen Verlagshandlung über.

Nachdem im Mai 1912 Band II endlich abgeſchloſſen war, iſt im Juni der geſammte Reſt des vorliegenden Bandes bearbeitet, alſo alles, was vor und hinter den Seiten 1—304 ſteht. Für die Skizze von Hippels Leben brauchte ich noch einmal Walther von Hippels Familiengeſchichte; Ferdinand Joſef Schneider, der Biograph des älteren Hippel, hatte diesmal die Güte mir mit ſeinem Exemplar auszuhelfen. Gedruckt iſt im Juni Bogen 20, im Juli alles übrige.

*

Das Manuſcript des vorliegenden Buches des Herrn von Hippel war im December 1822 im weſentlichen abgeſchloſſen; der erſte Druck dieſes Buches als eines Buches iſt im weſentlichen in den Monaten Juni 1903 bis März 1904 erfolgt; dieſer Druck erſcheint im Juli 1912. Aber dieſe doppelte Verzögerung wird dem Buche nicht ſchaden. Sein Inhalt wird nie veralten, ſo lange es unter Jünglingen Freundſchaft giebt: die Freundſchaft, die in ihrer heiligen Stille eine ſichere Zuflucht vor den Stürmen der feindlichen Welt giebt, die in dieſer tiefen Ruhe jeden ſich auf ſein Eigenſtes beſinnen läßt und ihn anſpornt, eben darin das Höchſte zu leiſten, um dem Freunde zu genügen; denn der wahre Freund wird das am Freunde am höchſten ehren, was ihm ſelber verſagt iſt. So genießt Hippel mit Entzücken und Ehrerbietung den Künſtler in Hoffmann, und Hoffmann ſehnt ſich danach, Hippel an der Spitze der Staatsgeſchäfte zu ſehen.

*

Zum Schluſſe ſpreche ich den in dieſem Vorworte und auf S. 313 genannten Helfern und Gönnern insgeſammt meinen geziemenden Dank aus, mehr noch als allen dieſen aber der Verwaltung des Märkiſchen Muſeums der Stadt Berlin und dem Verfaſſer des Regiſters, der leider ungenannt bleiben will. Wie am Schluß des Abſchnitts 1 berichtet, beſitzt das Märkiſche Muſeum ſeit 1904 die Papiere, die Hippel an Hitzig geſandt hat und die der weitaus größere Theil dieſes Bandes unmittelbar wiedergiebt; die Verwaltung des Muſeums hat ſie mich in außerordentlicher Liberalität wie eigene benutzen laſſen.

Berlin W 15, Uhland-Straße 145,
Mitte 1912

Hans von Müller

Einleitung.

1. Das Schickſal von Hoffmanns Briefen an Hippel.

a) Die von Hippel ſeinen Erben hinterlaſſenen Briefe.

Zwanzig Jahre nach Hippels Tode, am 17. März 1863, feierte man die fünfzigſte Wiederkehr des Tages, an dem der Befreiungskampf gegen Napoleon mit dem Aufruf Friedrich Wilhelms III. an ſein Volk eingeſetzt hatte; und es war nur in Ordnung, daß man ſich dabei des Mannes erinnerte, der dieſen Aufruf des Königs angeregt und dann auch concipirt hatte.

Eins von Hippels etwa dreißig Enkelkindern, der damals 29jährige Theodor Bach (Gymnaſiallehrer in Lauban, 1880—1896 dann Director des Falk-Realgymnaſiums in Berlin, † ebenda 1897) gab an dem Jubiläumstage eine Biographie des Staatsmannes in Druck, für die er ſchon „ſeit geraumer Zeit“ Material geſammelt hatte. Von den acht Kindern Hippels, die dieſen überlebt hatten, waren damals, 1863, noch ſieben am Leben: Theodor und Georg, Friederike und Franciſca und die drei jüngeren (Lina, Bernhard und Gotthard); verſtorben war in der Zwiſchenzeit nur eine Tochter, Jeannette Freiin von Schleinitz, bei der Hippel ſeinen Lebensabend verbracht hatte. Von den genannten ſieben ſcheint aber ſchon damals nur Einer, Hippels dritter Sohn Bernhard, im Beſitze größerer Nachlaß-Convolute geweſen zu ſein. Er ſtellte, wie Bach dankend berichtet und wie Bernhards eigene Tochter mir 1903 beſtätigt hat, ſein geſammtes Material, darunter Hippels Tagebücher und eine kurze Autobiographie, dem Neffen in Lauban zur Verfügung und hat nie etwas davon zurück erhalten. Außer ihm beſaß anſcheinend nur noch der älteſte Sohn der verſtorbenen Tochter Jeannette, der Regierungsrath Karl Freiherr von Schleinitz in Trier (1833—1864), nachgelaſſene Papiere Hippels, nämlich Abſchriften der amtlichen Arbeiten aus deſſen Staatsraths-Zeit 1811—1814; er vertraute ſie jedoch dem Vetter Gymnaſiallehrer nicht an, ſondern bearbeitete ſie ſelber. So erſchien das Buch Mitte 1863 in Breslau unter dem Titel 'Theodor Gottlieb von Hippel, der Verfaſſer des Aufrufs: „An mein Volk.“ Ein Gedenkblatt zur fünfzigjährigen Feier der Erhebung Preußens herausgegeben von Dr. Theodor Bach'. 198 Seiten ſind vom Herausgeber, 66 von Schleinitz redigirt; angehängt ſind 22 Seiten „Kriegsgeſchichtliche Beilagen.“

Bach empfand als Turner und Realſchulmann (an einem Gymnaſium iſt er nur zwei bis drei Jahre lang thätig geweſen) einen inſtinctiven Haß, vielmehr eine aufrichtige Verachtung gegen ſpecifiſche Künſtlernaturen wie Goethe und Hoffmann — eine Geſinnung, der er an mehreren Stellen ſeines Buches lauten Ausdruck giebt und gegen die Hippel ſelbſt ja nicht mehr proteſtiren konnte. Trotzdem hat er Hippels Jugendfreundſchaft mit Hoffmann mit einem gewiſſen Wohlwollen behandelt. Er citirt mehrere lange Stellen aus Hitzigs Nachlaßpublication wörtlich, auf andere weiſt er hin; aus der Art, wie das geſchieht, erſieht man mit Sicherheit, daß er die Originalbriefe Hoffmanns nicht geſehen hat, ſondern daß er, wie bisher alle Welt, auf Hitzigs Druck angewieſen war, der ihm in Hippels Handexemplar vorlag. Nur Einen Brief Hoffmanns — unſere Nr. 54 — konnte er nach dem Original bringen, ebenſo einen Brief Werners an Hoffmann, den dieſer an Hippel weitergeſandt hatte (Nr. 41 unſeres II. Bandes) und Andenken an den Kater Murr (Nr. 70a des vorliegenden Bandes). Es iſt alſo bis zum Beweiſe des Gegentheils anzunehmen, daß ſchon vor 1863 alle übrigen Briefe Hoffmanns, die Hippel 1843 ſeinen Erben hinterlaſſen hatte, von dieſen als werthloſe Maculatur vernichtet worden ſind. Wie die drei von uns S. 38 zuſammengeſtellten Briefſtellen Hippels beweiſen, ſind das mindeſtens 170 Briefe geweſen; wie S. 310 beweiſt, hatte Hippel noch zwei Jahre vor ſeinem Tode die Originale in Händen.

b) Die von Hippel bei Lebzeiten fortgegebenen Briefe.

Es ſteht alſo mit Hippels Nachlaß wie mit dem eines ſpäteren Freundes Hoffmanns, des ſchon erwähnten Dr. Speyer in Bamberg, deſſen Wittwe alles verbrannt hat, was ſie von Briefen an den Gatten beſaß.

Zum Glück erſchöpft ſich aber die Analogie der beiden Fälle nicht in dieſem Negativen. Speyer hat noch zu Lebzeiten zwei Briefe Hoffmanns im Original verſchenkt und einen weiteren abſchreiben laſſen, und die Empfänger der drei Handſchriften wußten ihren Beſitz beſſer zu würdigen als Speyers Wittwe, ſodaß dieſe drei Texte uns erhalten geblieben ſind. Aehnlich, ja noch weit günſtiger, verhält es ſich mit Hoffmanns Briefen an Hippel.

In Hoffmanns Todesjahr 1822 hat Hippel einen Originalbrief Hoffmanns (unſere Nr. 1) und Abſchriften von 47 weiteren Briefen an Hitzig geſandt (ſ. u. S. 283–299); Hitzig hat von den 48 Briefen 43, wenn auch mit Streichungen, publicirt und (was für uns wichtiger iſt) die Sendung ſelbſt hat ſich, bis auf den Schluß unſerer Nr. 55, bei Hitzigs Nachkommen erhalten. 1823 ſandte Hippel eine vorher ausgelaſſene

Brieſſtelle nach (vgl. unten S. 295), die von Hitzig nicht veröffentlicht wurde, ſich aber gleichfalls erhalten hat. 1824 endlich ſandte Hippel die Abſchriften von 14 weiteren Briefen (ſ. S. 299), die Hitzig, wenn auch arg verſpätet, bis auf einen veröffentlicht hat, während die Sammelhandſchrift leider verloren gegangen iſt.

Ein halbes Menſchenalter darauf hat Hippel einem anderen Schriftſteller aus ſeinem Schatze geſpendet: Dorow erhielt 1839 drei Briefe im Original (darunter zwei von denen, die Hitzig 1824 in Abſchrift erhalten, aber bisher nicht benutzt hatte) und anderthalb weitere in Abſchrift (ſ. u. S. 305f mit Note) und dann 1841 abermals vier Briefe in Abſchrift (ſ. u. S. 309f). Dorow publicirte alle 8½ Texte ohne jede Weglaſſung; zwei von den Originalen haben ſich erhalten.

Im ganzen ſind alſo drei Briefe Hoffmanns an Hippel in den Originalen auf uns gekommen und 46½ in Abſchriften, während wir 18½ nur in Drucken kennen (11 durch Hitzig, 6½ durch Dorow und 1 durch Bach). Im ganzen kennen wir von den mindeſtens 170 vorhanden geweſenen Briefen 67[1] ganze (freilich mit z. Th. ſicherlich umfangreichen Streichungen) und 2 Fragmente, während über hundert Briefe völlig unbekannt geblieben ſind.

2. Die Zuſammenſetzung der vorliegenden Sammlung.

a) Hippel als der eigentliche Autor des Buches.

Da keine Hoffnung darauf beſteht, daß die Originalbriefe Hoffmanns an Hippel noch exiſtiren, ſo wird jede Ausgabe dieſer Briefe ſich im Princip damit beſcheiden müſſen, die

---

[1] In unſerer Nummerirung der Texte und auf dem Schmutztitel S. 37 ſind die beiden Fragmente (als Nrn. 56 und 58) und die beiden Buchwidmungen (als Nrn. [illegible] und [illegible]) mitgezählt.

Texte zuſammenzuſtellen, die Hippel ſelbſt zur Publication beſtimmt hat.

Aus Gründen, die in Band II dieſer Sammlung (Heft 1 S. XL—XLII) entwickelt worden ſind, vereinigen wir dieſe Brieftexte nicht mit den Briefen, die Hoffmann von ſpäter erworbenen Bekannten erhalten hat, ſondern mit Hippels Erinnerungen an den Jugendfreund.

Wir geben alſo im weſentlichen das Buch, das Hippel ſelbſt 1822 druckfertig an Hitzig geliefert hat.

An dieſer Stelle müſſen wir kurz die Art beſchreiben, wie Hippel dieſes Buch zu Papier gebracht hat:

Hippel übergiebt ſeinen Entwurf der Erinnerungen und die von ihm ausgeſuchten 47 Originalbriefe mit Ausſtreichungen oder ſonſtiger Bezeichnung des Wegzulaſſenden einem Schreiber und weiſt dieſen an, in den Briefen alle Namen abzukürzen und geſtrichene Stellen je nach Umfang durch einige oder mehrere Gedankenſtriche anzudeuten. Die Abkürzung der Namen erſtreckte ſich zuerſt ſogar auf poetiſche Perſonen; die drei Namen aus Groſſes 'Genius' 55_{19} haben wir erſt aus dem Buche ſelbſt ergänzen müſſen. In den ſpäteren Briefen, etwa von Hoffmanns Verheirathung an, iſt dies Princip gemildert: der Name Molinari z. B. wird jetzt ausgeſchrieben (ſodaß ihn Hitzig auch in den Glogauer Briefen ergänzen konnte), ebenſo der doppelte Familienname von Hoffmanns Gattin.

Der Abſchreiber hat im allgemeinen offenbar ſehr ſorgfältig gearbeitet.

Nachträglich fügte dann Hippel in die Erinnerungen noch die Abſchnitte VI 3 und 4 (nach unſerer Zählung im Inhaltsverzeichniß; im Text 21_{10}—28_{20}) ein. Die Briefabſchriften ſieht er durch; er ſtellt dabei einige der abgekürzten Namen wieder her (z. B. 159 unten Lichtenau, 167 Schleinitz; aber S. 77 bleiben z. B. die drei verſchiedenen S. ſtehn!) und beſeitigt einige Leſefehler des Abſchreibers; anderes, z. B. Interpunctionen, ändert er aber offenbar nach eigenem Ermeſſen. (Soweit ſeine Einträge als ſolche Aenderungen des Originaltextes erkennbar ſind, haben wir ſie ignoriert.)

Ferner ſetzt Hippel, theils mit Tinte theils mit Blei, eine Reihe ſachlicher Erläuterungen an den Rand (dieſe bringen wir jedesmal hinter dem Brief, zu dem ſie gehören).

Auch die Ergänzungen, die wir dieſem Manuſcript Hippels von 1822 ein- und anfügen, ſind zu ihrem wichtigeren Theile von Hippel ſelbſt geliefert: das gilt ſowohl von den Nachträgen zu den Erinnerungen, die Hippel 1822/23 brieflich Hitzig mitgetheilt hat, wie auch von den weiteren Briefen Hoffmanns, die er 1824 an Hitzig reſp. 1839 und 1841 an Dorow geſandt hat.

Der Titel des Bandes könnte alſo auch lauten: „E. T. W. Hoffmann's Leben, vornehmlich in den Jahren 1789 bis 1808, nach eigener Beobachtung unter Beigabe zahlreicher Briefe dargeſtellt von Th. G. v. Hippel. Nach deſſen Tode zum erſten Male vollſtändig herausgegeben."

In der That erfordert es die Gerechtigkeit, Hippeln endlich nicht nur unter den Freunden Hoffmanns, ſondern auch unter deſſen Biographen und bisherigen Briefeditoren den ihm gebührenden erſten Platz zu geben und dieſe Rangordnung durch eine ſelbſtändige Buchausgabe ſeiner ſämmtlichen Mittheilungen augenſcheinlich und handgreiflich zu machen. Was von Hitzigs erſtem Bande noch übrig bleibt, wenn Hippels Beiträge daraus geſtrichen werden, wird unſer Band III zeigen.

b) Zuſätze anderer Herkunft.

Den von Hippel zur Publication beſtimmten Texten haben wir aus anderen Quellen lediglich folgende Kleinigkeiten hinzufügen können:

I. aus Hippels Nachlaß:

1. zwei Stellen aus Hippels Marienwerderer Jugend-Tagebuch, nach Bach (S. 116),
2. den einzigen Brief Hoffmanns an Hippel, den Bach 1863 noch im Nachlaß ermitteln konnte, nach Bachs Abdruck (S. 227 f),
3. die beiden Buchwidmungen Hoffmanns an Hippel (S. 260. 269),
4. drei Namen, die Hippel in ſein Handexemplar von Hitzigs Buch von 1823 geſchrieben hat, nach Bach (S. 34. 35. 122_a);

II. aus Hippelſcher Familientradition:
  5. Bachs Mittheilungen über das letzte Zuſammenleben der Freunde in Berlin 1821/22 (S. 35. 272);

III. aus Hoffmanns Nachlaß:
  6. zwei Stellen aus ſeinem Plocker Tagebuch 1803/04 (S. 323. 199),
  7. eine Stelle aus ſeinem Leipziger Tagebuch 1814, nach Hitzigs Auszug (S. 240);

IV. aus anderen Quellen:
  8. eine Stelle aus einem Briefe Hoffmanns an Kunz, nach dem Abdruck des Empfängers [vgl. II 119 f] (S. 239),
  9. Erläuterungen zu Hoffmanns letztem Billet an Hippel und zu Hippels Bemerkungen darüber (S. 273—278) ſowie Erläuterungen zu ſonſtigen Mittheilungen und Briefen Hippels (S. 281—310 passim);

endlich als hors d'œuvre
  10. eine Gouache des jungen Hoffmann mit einer Notiz zur Erläuterung und Beglaubigung (S. 311—319).

Der Band vereinigt nunmehr alles, was ſich an Texten und Nachrichten aus Hoffmanns Königsberger Zeit, 1776—1796, erhalten hat. Aus den folgenden ſechs Jahren, die Hoffmann (vor der Ernennung zum Rath und der Heirath) in Glogau, Berlin und Poſen zubrachte, haben ſich außer den Texten dieſes Bandes (und rein dienſtlichen Schriftſtücken) nur vier erhalten, die wir in Band III bringen werden. Es ſind das

1) dürftige Nachrichten über Hoffmanns Verkehr mit Hampe (Glogau 1796/98),
2) Holbeins Erinnerungen (Berlin 1798/99),
3) ein Brief Hoffmanns an Breitkopf & Härtel (Berlin 1799),
4) Schwarzens Erinnerungen (Poſen 1800/02).

3. Einiges zur Charakteriſtik und Bewerthung der Briefe und Erinnerungen. Berichtigung einiger Irrthümer Hippels.

a) Hoffmanns Briefe.

Wir wollen dem Urtheil des Leſers über die Briefe, die den Hauptinhalt dieſes Bandes ausmachen, nicht vorgreifen. Das ſchönſte darüber hat Champfleury geſagt, auf S. 125f ſeiner Bearbeitung von Brodhags (1839 erſchienenem) Supplement zu Reimers Hoffmann-Ausgabe ('Contes posthumes d'Hoffmann traduits': Paris, Michel Lévy frères, 1856); ein Fragment daraus haben wir auf das Titelblatt unſerer Ausgabe geſetzt.

Wir begnügen uns, auf zwei Punkte hinzuweiſen.

Erſtens: Als Hoffmann in Königsberg die erſten Briefe an Hippel nach Arnau ſchrieb, war er kein Schüler oder Fuchs mehr. Den dreibändigen Roman 'Cornaro', um den es ſich im 9. und 10. Briefe handelt, hat Hoffmann genau in dem Alter geſchrieben, in dem Goethe die 'Mitſchuldigen' entwarf, und den folgenden Roman, 'Der Geheimnißvolle' (ſ. Nrn. 13 und 19), in dem Alter, in dem Schiller die 'Räuber' verfaßt hat. (Vgl. dazu auch II 677 Note 1.) Wenn nun auch ſeine poetiſchen Producte aus jenem Alter ohne jeden Zweifel weit hinter den genannten beiden Dramen zurückſtanden, ſo hatte er immerhin doch ſchon genug erlebt und genug nachgedacht, um ernſt genommen zu werden.

Zweitens: Dem Leſer wird es auffallen, daß Hoffmann, der ſonſt in keiner Weiſe zur Härte gegen andere neigt (ſo wenig wie zu Neid, Schadenfreude und anderen unſocialen Empfindungen) — daß der ſelbe Hoffmann es liebt, bei Todesfällen eine bisweilen in Cynismus übergehende Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen. Am ſtärkſten iſt das der Fall beim

Tode des Großonkels 72/73; auch die Stelle über die Großmutter 145 oben wird manchen ſtören. Die erſtere hatte ſchon Hippel geſtrichen (ſ. S. 295 sub 3), die zweite entfernte Hitzig. Nicht gerührter klingt die Notiz über den Tod des Vaters S. 149 und die über das Ableben des Onkels Johann Ludwig Doerffer 193, die mit der originellen Condolenz an den trauernden Neffen des Geheimraths von Hippel 107 unten und 109 zuſammenzuhalten iſt. Die einzige derartige Stelle, die eine gewiſſe Rührung durchſcheinen läßt, iſt die über den Tod der Mutter S. 100; allerdings hindert auch dieſer accident unſern Freund nicht an der Abfaſſung eines witzigen Briefes. Aehnliches findet ſich mehrfach auch in Briefen an andere, z. B. bei Gelegenheit von Fouqué's Schlaganfall 1818 (II 301 unten). — Es wird kaum in Abrede zu ſtellen ſein, daß eine gewiſſe Kühle Hoffmanns gegen Menſchen, die nicht wirklich ſeinem Innern etwas zu bieten hatten, hier mitſprach. Andrerſeits iſt aber daran zu erinnern, daß manche von Hoffmanns Tagebucheintragen ganz anders klingen, wie ſchon Hitzig bezüglich des Onkels Johann Ludwig hervorgehoben hat; Hoffmann mochte ſich auch von ſeinem beſten Freunde nicht gern in einer weichen oder gar in einer angſtvollen Stimmung ertappen laſſen und wollte lieber noch für cyniſch gelten als für ſentimental oder furchtſam.

b) Hippels Erinnerungen.

Die Memoiren, die dieſen Band beginnen, rühren nicht von einem routinirten Schriftſteller her. Der Verfaſſer verräth ſich auf jeder Seite als Dilettant durch die ſtockende Unbeholfenheit[1] und das Streben nach „ſchönem“ Ausdruck[2].

---

[1] S. z. B. den wiederholten Conſtructionsfehler 5[illegible] und 10[illegible] f; auch die ſchwankende Art, ſich ſelber zu bezeichnen: bald mit „der Freund“, bald mit „wir“ (ſo 13[illegible] und 19[illegible]).

[2] Vgl. die geſuchten Compoſita von Brod 26 oben und 28 Mitte.

Hitzig als halber Literat hatte es leicht, ihn mehrfach zu verbeſſern (wenn ſeine Veränderung gelegentlich auch formal eine entſchiedene Verſchlechterung bedeutet[3]). Aber wer in Hippels Weſen tiefer eingedrungen iſt, der wird auch ſeine Schreibart nicht mit einem polirten Allerweltſtil vertauſchen wollen: ſie gehört zu ſeiner Denkart wie eine rauhe Schale zu einem edlen Kern. Wie fein ſind z. B. die pſychologiſchen Bemerkungen über Otto Doerffer 6_{11-14} und 7_{11-18}! (Beide hat Hitzig unter den Tiſch fallen laſſen.) Und wie wundervoll iſt vor allem Hippels Stellung zu Hoffmann! Man braucht nicht erſt von den Paraſiten Rochlitz und Kunz zu kommen, um dieſen beſcheidenſten aller Memoirenſchreiber liebzugewinnen. Es iſt dem Verfaſſer nur um die Darſtellung des *Freundes* zu thun, und — was das entſcheidende iſt — es gelten ihm dabei nur die *Geſichtspunkte des Freundes*. Wüßte man es nicht, ſo würde niemand darauf rathen, daß ein Praktiker, ein Staatsmann und Patriot, dieſe Künſtlerbiographie geſchrieben: als Beiſpiele bitte ich die drei Stellen S. 12 unten, S. 25 Z. 22—26 und S. 20 unten nachzuleſen, die ſämmtlich hier zuerſt erſcheinen. Damit vergleiche man z. B. die unqualificirbaren Ausfälle, in denen Hippels Biograph Bach ſich gütlich thut: für Leute ſeiner Art iſt jeder ein erbärmlicher Wicht, der andere Ideale hat als er. Für ihn geht Hoffmann 1813 nicht als ehrlicher *Künſtler* nach Leipzig, ſondern „*als ächter Virtuos im noblen und äſthetiſchen Vagabondiren*“ — wobei die Ausdrucksweiſe auf gleicher Höhe ſteht wie das Urtheilsvermögen. Doch damit einſtweilen genug von dieſer ſubalternen Perſönlichkeit.

An dieſer Stelle haben wir endlich noch einige *thatſächliche Irrthümer* richtigzuſtellen, die Hippeln unterlaufen ſind. Sechs davon hat Hitzig bereits beſeitigt (durch Verbeſſerung oder Weglaſſung):

---

[3] Z. B. 23_{10-30} (die Entdeckung Scheffners als des Verfaſſers der 'Gedichte im Geſchmack des Grécourt').

3_{18}] nach dem Kirchenbuch 24. Januar. Hippel hatte gleichfalls dieſen Tag angenommen, ſah dann aber aus H's Briefen, daß dieſer in der Jugend den 25. als Geburtstag gefeiert hatte (ſ. S. 92 [1796] und S. 188 [1803]). Später war das jedoch nicht mehr der Fall, wie Hoffmanns Tagebücher zeigen.

5_{28}—6_{10}] Otto Doerffer war nicht Advocat beim Hofgericht, ſondern Mitglied deſſelben (nach den Acten des Geh. Staatsarchivs; ſ. vorläufig die erſte Stammtafel, S. 354) u. z. ſchon ſeit 1768, drei Jahre früher, als Hippel bei dieſem Gericht zugelaſſen wurde (ſ. die zweite Stammtafel, S. 355).

8_{4}] 1795. (Vgl. d. Regiſter, S. 350.)

21_{28}] 1795. (S. ebenda, S. 333.)

24_{17} älteſten] nein. (S. S. 354.)

—$_{26}$ Sommer] vielmehr etwa Anfang Mai. (S. S. 146.)

Nicht berichtigt von Hitzig ſind folgende Stellen:

8_{26} fehlt hinter „Oberhofprediger" offenbar ein Name. (Man iſt verſucht, an Wilhelm Crichton [1732—1805] zu denken, den Hippel auf der folgenden Seite Z. 22 als Geſinnungsgenoſſen Wannowskis nennt und deſſen Nachlaß dieſer 1806 herausgegeben hat; Crichton war aber nur Hofprediger.)

17_{7f}] Matuſzewski lebte nach Hartung (ſ. u. S. 313 Note) 1825 in Italien.

24 erſte Hälfte] nach den Briefen lag die Sache doch anders! Hoffmann, der im Januar 1796 geſchwankt hatte (82—86), beſchloß am (3. oder) 10. Februar wegen der Folgen eines Mitte Januar auf einer Redoute vorgefallenen Rencontres (86 oben = 96 oben!), Königsberg zu verlaſſen. (Vgl. auch Regiſter S. 331 unter Glogau und S. 332 unter Marienwerder.)

33 Nr. 7] Hoffmann hatte ſich nach der Ankunft in Bamberg 1808 als Muſiker Mozarts Vornamen Amadeus angeeignet, was Hippel nicht wußte und was Hoffmann ihm nicht eingeſtehn mochte. **Gedruckt** iſt „E. T. A." zuerſt im **Herbſt 1815** im Frauentaſchenbuch für 1816 (S. 302, in der Ueberſchrift der 'Fermate'), auf einem **Buchtitel** erſcheint es noch erheblich ſpäter zum erſten Male, nämlich (wie ſchon Griſebach S. LXVIII bemerkt hat) erſt Ende 1816 in den 'Kinder-Mährchen'.

4. Editionstechniſches.

Im allgemeinen waren ſchon für dieſen Band die ſelben Grundſätze maßgebend, die dann im II. Bande befolgt und dort Heft 1 S. LV—LVII dargelegt ſind.

Aeußerlich geſtaltete ſich in dem vorliegenden Bande einiges anders, da wir Hippels Buch bei dieſem ſeinen erſten Erſcheinen nicht mit eigenen Anmerkungen belaſten, ſondern nur durch ſich ſelbſt wirken laſſen wollten. (Ein Neudruck würde in der Art des II. Bandes eingerichtet werden.)

a) Kritiſches.

Wir geben Hoffmanns Briefe möglichſt ſo, wie **Hoffmann** ſie geſchrieben hat. **Hippels** Correcturen in den Abſchriften ſind alſo nur ſoweit berückſichtigt, wie ſie offenbare Leſefehler des Schreibers **an der Hand des Originals berichtigen**; von **Hitzigs** Aenderungen (die ebenſo wie die Hippels an Schrift und Tinte leicht erkennbar ſind) ſind nur die relativ wenigen aufgenommen, die **offenbar zutreffende Conjecturen** darſtellen (z. B. 187, verläugnen ſt. verlängern!). **Eigne** Conjecturen haben wir nur in ſolchen Fällen eingeſetzt, wo **ein Zweifel ausgeſchloſſen war**; in allen irgend mehrdeutigen Fällen (z. B. S. 125 und 135) haben wir uns damit begnügt, den Schreibfehler des Manuſcripts mit hinzugeſetztem „[sic]" zu reproduciren. In Anbetracht der vorgeſchrittenen Zeit — ich ſchreibe dies Ende Juni 1912 — mußte leider für diesmal davon abgeſehn werden, dieſe dreierlei Varianten zu verzeichnen. Erwähnt ſei nur, daß wir fehlerhaft geſchriebene oder gedruckte **Eigennamen berichtigt** haben. Hippels Copiſt ſchreibt zum Beiſpiel (im Gegenſatze zu Hippel ſelbſt) ſtets **Hofmann**. Hitzigs Druck von 1839 lieſt in den neuen Briefen ſtatt Matuſzewski 254_{10} Maliſzewski und ſtatt Leſzycki 263_{9} Leczycki; jener Name iſt nach Hippels Erinnerungen berichtigt (10. 17. 32; vgl. auch Schöns Reiſetagebuch von 1798/99 und Hartungs Akademiſches Erinnerungsbuch, endlich Hitzigs Mittheilung betr. das Jahr 1800 in unſerem Band III), dieſer nach Staatskalendern und Acten (vgl. II 739. 748. 756f).

Lateiniſche Schrift haben wir nur beibehalten 1) in lautlich unveränderten Wörtern aus fremden Sprachen, 2) wenn der ganze Brief lateiniſch geſchrieben iſt.

Am Kopfe jedes Briefes iſt angegeben, ob wir den Text nach dem *Original* oder einer *Abſchrift Hippels* oder einem *Druck* wiedergeben und in dieſem Falle, 1) ob der zu Grunde liegende Druck nach dem Original oder einer Abſchrift Hippels gemacht war[1] und 2) wer ihn veranſtaltet hat.

b) Bibliographiſches.

Hippels Zählung der Briefe in ſeinem Manuſcript von 1822 iſt aus dem Inhaltsverzeichniß erſichtlich. Ebenda werden die wichtigſten bibliographiſchen Angaben über die *erſten Drucke* der Briefe gegeben. (Einzelne kurze Briefcitate, die Hitzig in oder unter dem *Texte* ſeiner Biographie bringt, und *Bachs* Druck unſerer Nr. 54 konnten dabei nicht berückſichtigt werden. Bach bringt den Brief S. 250f ſeiner Compilation.)

c) Zur Erläuterung.

Ganz kurze Erläuterungen, die ſich mit 1—2 Worten geben ließen, haben wir in [] in den Text eingeſchoben: beſonders Tagesangaben (z. B. 65_{3}), Namen (z. B. S. 205), auf S. 207 auch zwei Ueberſetzungen. In dem kleinen Abſatz S. 222 Mitte bin ich darin zu weit gegangen; ſonſt werden dieſe kleinen Einſchübe bei der Lectüre ſchwerlich ſtören.

Weitergehende Erläuterungen der Erinnerungen und der Briefe finden ſich außer im 3. Abſchnitt der vorliegenden Einleitung

1) im Inhaltsverzeichniß (Dispoſition der Erinnerungen; *Pauſen* im Verkehr der Freunde);

---

[1] Im erſteren Falle heißt es nur „Nach N's Abdruck“, im zweiten „Nach N's Abdruck nach Hippels Abſchrift“.

2) im Regiſter (Vornamen der meiſten identificirbaren Perſonen[1]; Zuſammenfaſſung der Stellen über Hoffmanns Liebe zu Frau Hatt S. 340, über die geplante Vernunftehe mit Minna Doerffer S. 338, über Hoffmanns Verhältniß zu ſeiner Frau S. 342 f) und den dazu gehörigen Stammtafeln S. 354 f (beſ. Hoffmanns Pathen, ſein Vetter Doerffer, Hippels Eltern und Schwiegereltern);

3) in dem jetzt folgenden Abriß von Hippels äußerem Leben.

---

[1] Ich trage noch nach, daß der S. 346 unten genannte Reibenitz die Vornamen Daniel Chriſtoph hatte.

Anhang zur Einleitung:
Abriß von Hippels äußerem Leben.

Vorbemerkung.

Die Schmutztitel innerhalb der II. Abtheilung dieſes Bandes bezeichnen Hoffmanns Wohnorte. Wir ſetzen voraus, daß der Leſer die wichtigſten Erlebniſſe Hoffmanns kennt oder doch die Möglichkeit hat, ſich aus irgend einem Nachſchlagewerke (Converſationslexicon, Allgemeiner Deutſcher Biographie, Literaturgeſchichte) darüber zu informiren, ſoweit die von Hippel gegebenen Nachrichten nicht ausreichen.

Weniger leicht iſt es, ſich ſchnell über beſtimmte Facten aus Hippels Leben zu orientiren, alſo z. B. ſofort feſtzuſtellen, warum Hoffmann 1796 auf der Durchreiſe Hippel nicht in Marienwerder traf oder unter welchen Verhältniſſen die Freunde ſich 1813 in Dresden und dann 1814 in Leipzig trafen; oder, um gleich von den erſten Briefen Hoffmanns zu ſprechen, wie lange die Freunde noch durch Boten correſpondirten (und die Briefe mit Beſuchen alternirten) und von wann an ſie auf den Fernverkehr durch die Poſt angewieſen waren. Das in der Einleitung bereits beſprochene gemeinſame Werk von Hippels Enkeln Theodor Bach und Karl von Schleinitz iſt äußerſt unüberſichtlich[1], und der Artikel in der Allg. D. Biogr. bringt an poſitiven Thatſachen und Daten ſo gut wie garnichts. Wir ſkizziren hier deshalb in Ergänzung (nicht: Wiederholung) der dem Regiſter beigegebenen Stammtafel S. 355 nach den dort (S. 353) genannten Werken und nach Schlichtegrolls

---

1. Unter der Ueberſchrift 'Hippel als Regierungspräſident in Marienwerder und Oppeln' bringt Bach im 9. Capitel in fortlaufendem Druck zunächſt drei lange Pariſer Eingaben Hippels an Hardenberg aus dem Mai 1814 (S. 234—244), dann einen längeren Auszug aus einer Denkſchrift aus Marienwerder von Ende 1819 (S. 246—248); darauf ſchildert er Hippels Wiederſehn mit Hoffmann in Leipzig 1814 (S. 249), und danach bringt er gar die beiden Stücke aus Hoffmanns Correſpondenz von 1808 (S. 250 f)! Auch das Inhaltsverzeichniß giebt für dieſe Texte nur die citirte Capitelüberſchrift, und ein Namenregiſter exiſtirt nicht. — Ein ähnliches Durcheinander herrſcht ſchon vorher in den Seiten 37—45; der Tod des Oheims und das darauf folgende Wiederſehn der beiden jungen Freunde in Königsberg wird von dem hülfloſen Compilator zwei Mal ausführlich berichtet (39/40 und dann wieder 45 unten + 47 unten)!

und unſeres Hippel[3] Biographie des älteren Hippel (ſ. S. 336) die äußere Geſtaltung von Hippels Leben. Wir berückſichtigen aber nur die Verhältniſſe Hippels, die direct oder indirect für Hoffmann wichtig geworden ſind; die 21 letzten Lebensjahre Hippels, nach dem Tode des Freundes, werden alſo nur flüchtig erwähnt, und gänzlich abgeſehen wird von dem, was für eine ſelbſtändige Biographie Hippels wohl das Wichtigſte wäre, nämlich von einer Würdigung ſeiner Leiſtungen als unabhängiger Politiker bis 1811, als Mitarbeiter Hardenbergs 1811—1814 und als Regierungspräſident 1814—1837. Dagegen können wir es uns nicht verſagen, in unſerer Darſtellung den tiefen inneren Gegenſatz zwiſchen Hippel und ſeinem Oheim aufzuzeigen. Dieſer herrſchgewohnte Mann, der in ſeinen Träumen ſich als den Gründer eines mächtigen Geſchlechtes ſah, wollte über ſeinen Tod hinaus den Brudersſohn in eine Laufbahn zwingen, für die dieſer nicht geſchaffen war. Er erwartete, daß Theodor, einmal in den Sattel geſetzt, in ſeinem Sinne reiten werde: daß er, erſt einmal im Beſitze der ihm zugewandten Mittel, den Schöngeiſt und Enthuſiaſten abſtreifen und ſich als kühler Praktiker bewähren werde, wie es Friedrich der Große, der bel-esprit von Rheinsberg, ſechs Wochen vor ſeiner, Hippels, Geburt gethan. Es kam umgekehrt. Das Majorat erwies ſich als goldene Feſſel für den Erben, und dieſem mißglückte auch das, was ihm ohne dieſen Zwang vielleicht gelungen wäre: dauernde Theilnahme an der Leitung der Staatsgeſchäfte. Wer bei dieſem Gegenſatz auf der Seite des Aelteren ſteht, der wird das Mißlingen von deſſen weitausſchauender Familienpolitik als tragiſch empfinden; wem die gütige, offene, enthuſiaſtiſche Art des Jüngeren lieber iſt, dem wird das Scheitern aller der ehrgeizigen Pläne des Alten als komiſch oder doch höchſtens als tragikomiſch erſcheinen. Wir möchten um nichts in der Welt dem Leſer in der Beurtheilung vorgreifen und verwahren uns im voraus vor der Auffaſſung, daß wir im folgenden irgend Partei ergriffen hätten. — Die ohne Zuſatz citirten Seiten- (und Zeilen-) Zahlen beziehen ſich auf den vorliegenden Band.

1. In Oſtpreußen 1775—1795.

a) Im väterlichen Pfarrhauſe 1775—1787.

Theodor Hippel wurde in Gerdauen geboren als Sohn des Diaconus Gotthard Hippel und der Heinriette geb. Stogler.

1778 erhielt Gotthard Hippel die Pfarre in Löwenſtein (1 Meile von Schippenbeil, 9 Meilen von Königsberg), die [nach Schneider] 1680—1717 von ſeinem Großvater Georg Hippel[1], 1717—1738 von deſſen Neffen Bernhard Hippel verwaltet worden war. Gotthard Hippel harrte in dieſer ſeiner erſten eigenen Pfarre jedoch nur vier Jahre aus. In dieſer Zeit verlor er ſeine Frau, ſo daß der kleine Theodor mit 3 Jahren 4 Monaten verwaiſte. Gotthard gab ihm bald eine zweite Mutter, die eine Tochter zur Welt brachte, mit der Theodor bis an ſein Ende gute Kameradſchaft gehalten.

---

[3] dieſe citirt „Biogr. Hippels“.

1782, in Theodors ſiebentem Lebensjahr, ſiedelte die nunmehr vierköpfige Familie nach Klein-Schönau über, das, etwa eine Meile nördlich von Friedland gelegen, Königsberg ſchon näher liegt. Auch hier duldete es den unruhigen Pfarrer nicht lange, und er zog bald darauf nach Arnau, etwa eine Meile öſtlich von Königsberg, um hier endlich einen ihn befriedigenden Wohnort zu finden.

In einem Landhauſe der Gegend lernte 1786, in Friedrichs des Großen Todesjahr, der zehnjährige Theodor Hippel den gleichaltrigen Ernſt Hoffmann kennen (12).

---

[1] Er ſtammte wohl aus einer oſtpreußiſchen Kaufmannsfamilie; wenigſtens war ſein Bruder Martin, der Vater des gleich zu nennenden Bernhard, Kaufmann in Raſtenburg (Schneider S. 11). Georgs und Martins Vater iſt der Ueberlieferung nach Mitglied des Rathes der genannten Kleinſtadt geweſen, was zum mindeſten nicht dagegen ſpricht, daß er im Hauptberuf Kaufmann war. — Eine Verwandtſchaft mit gleichnamigen Familien in der Lauſitz und in Brandenburg iſt im 18. Jahrhundert behauptet aber nicht erwieſen worden; man ging dabei von der jedem Genealogen als typiſch und faſt unvermeidlich bekannten Conſtruction von dem „Sturz eines Günſtlings“ (Familiengeſch. S. 11) aus — einer Kataſtrophe, für die nicht die leiſeſten hiſtoriſchen Beweiſe in der außer-Hippel'ſchen Litteratur oder gar in Acten vorliegen. Als analoges Factum nenne ich ſtatt aller anderen nur den Fall Nietzſche. Der Urgroßvater des Philoſophen war nach der „Tradition“ als Sohn eines Grafen Nietzky in Polen geboren; der Ahne ſollte kurz darauf durch religiöſe und politiſche Wirren Vaterland und Stand verloren haben, und man wußte die Flucht der gräflichen Eltern mit dem Säugling anſchaulich zu ſchildern. Der große Skeptiker und Deutſchenfeind legte nicht weniger Werth auf dieſe intereſſante Abkunft als der ältere Hippel auf die ſeinige. Ich konnte jedoch nicht umhin, in der 'Zukunft' vom 28. Mai 1898 aus einem indiscreten Kirchenbuche mitzutheilen, daß jener Urgroßvater vielmehr als Sohn eines Accis-Inſpectors Chriſtoph Nietzſche zu Bibra in Sachſen geboren iſt.

Der ältere Bruder des Paſtors Hippel fügte in dem ſelben Jahre ſeinen bisher erworbenen Würden zwei neue hinzu. Er hatte von Hauſe aus ebenfalls Theologie ſtudirt, war aber, nachdem er als Hauslehrer die große Welt kennen gelernt, Juriſt geworden. In der That hatte er es dann auf dem Wege über die Advocatur mit 39 Jahren zum dirigirenden Bürgermeiſter von Königsberg mit dem Titel „Kriegsrath“ gebracht. 1786 gab ihm nun der neue König die Prädicate „Geheimer Kriegsrath“ und „Stadtpräſident“ auf die Viſitenkarte.

b) Auf der Schule und der Univerſität zu Königsberg; perſönlicher Umgang mit dem Oheim und mit Hoffmann: 1787—1794.

Als Theodor Hippel das elfte Lebensjahr vollendet hatte, beſchloß der Vater, der ihn bis dahin ſelbſt unterrichtet hatte (12), ihn nach Königsberg auf die Schule zu geben. Er empfahl den Knaben dem Schutze und der Aufſicht ſeines Bruders, des Geheimraths. In der That nahm der unverheirathete Mann ſich des unbemittelten Neffen, der nach ihm benannt war, verwandtſchaftlich an: er ließ ihn zwar nicht bei ſich wohnen, gewährte ihm aber zwei bis drei Mal in der Woche einen Freitiſch [Biogr. Hippels IX unten].

Als Schule für ſeinen Sohn hatte der Paſtor Hippel die Burgſchule des Rectors Wannowski gewählt. Theodor traf dort Ernſt Hoffmann wieder und erneuerte die Freundſchaft mit ihm. Die erſten zwei Jahre beſchränkte ſich der Verkehr auf den Umgang in der Schule (14), erſt gegen Anfang 1789 fand Theodor Hippel Einlaß (10 unten, 14 unten, 16 unten) in das Haus der Conſiſtorialräthin Doerffer, bei der der Schulkamerad, in nächſter Nähe des Geheimraths Hippel (325!), wohnte. Die gemeinſamen Beſchäftigungen in Haus und Garten der Conſiſtorialräthin, bei denen der fleißige und beſcheidene Dorfpaſtorsſohn der dankbar empfangende Gaſt war, hat Hippel S. 15 und 16 köſtlich geſchildert.

Anfang des nächſten Jahres erhielt Theodor Hippel in der Schule einen Sitzplatz in Hoffmanns Nähe (16 unten), und beide Knaben waren nun vollends unzertrennlich.

In der ſelben Zeit fiel dem braven Theodor eine Standeserhöhung in den Schoß, an die wenige Jahre zuvor noch niemand gedacht hätte. Der Onkel Geheimrath, der in der Theorie mit Rouſſeauſchen Idealen coquettirte, der über ſeine Thür ſchrieb

Allein und im Kleinen,
Mehr ſeyn als ſcheinen!

der noch 1786 ſich über den Adel und beſonders über Friedrich Wilhelms zahlreiche Nobilitirungen „mit bitterer Laune“ geäußert hatte (Schlichtegroll 333/34) — dieſer intereſſante Mann war in praxi nicht entfernt zufrieden damit, der erſte Bürger Königsbergs geworden zu ſein: als Vorbedingung zu größeren Zielen für ſich und ſeine Erben erſtrebte er zunächſt den *Adel*, und zwar, da er ſelbſt unverehelicht war, gleich für alle ihm bekannten Verwandten. Auch dieſer nicht gewöhnliche Wunſch ging ihm nach zäher Arbeit auf nicht gewöhnlichem Wege in Erfüllung: Kaiſer Joſeph II. unterſchrieb am 3. Januar 1790, ſieben Wochen vor ſeinem Tode, in Wien einen Adelsbrief für alles, was von jenem Raſtenburger Rathsherrn abſtammte, und ſo ſahen ſich plötzlich der brave Landpaſtor in Arnau, ſein Sohn, der Primaner in Königsberg, und eine ganze Anzahl entferntere Verwandte als Mitglieder des Römiſchen Reichsadels, obgleich ſie *garnicht zum Römiſchen Reiche ſelber gehörten*. Der Souverain von Preußen, Friedrich Wilhelm II., beſtätigte nach längerem Zögern dieſe Wiener Maſſen-Nobilitirung am 6. November des ſelben Jahres, nachdem Hippel ſich von gefälligen Leuten in Königsberg hatte beſcheinigen laſſen, daß ein Vorfahr von ihm ſchon im vierzehnten Jahrhundert ein adliges Wappen geführt habe, die Familie ſomit dem Uradel angehöre[2].

Theodor, der dem Freunde Ernſt von vorn herein in der Schule vorangeweſen (13 oben), konnte dieſe ſchon Oſtern 1791, alſo mit $15^1/_4$ Jahren, verlaſſen. Er ſtudirte unter der ſtrengen Aufſicht des Oheims (18_{11}), bei dem er nun täglich aus- und einging [Biogr. Hippels X oben]; im Herbſt 1794 beſtand er das Auſcultator-Examen.

Hoffmann bezog „erſt“ mit $16^1/_4$ Jahren, zu Oſtern 1792, die Univerſität und legte dem entſprechend erſt im Sommer 1795 die erſte juriſtiſche Prüfung ab (23 unten).

Von der Zeit des vertrauten perſönlichen Umgangs beider Freunde in den oberen Schulclaſſen und auf der Univerſität, Anfang 1789 bis Herbſt 1794, handelt der größere Theil von Hippels Erinnerungen an Hoffmann (bis 19_{61}). Briefe werden die Freunde in dieſer Zeit kaum gewechſelt haben; jedenfalls ſind uns keine bekannt.

c) Wieder beim Vater in Arnau 1794/95.

Nunmehr trennten ſich aber ihre Lebenswege, um nie mehr dauernd zuſammenzutreffen. Zunächſt verbrachte der junge Hippel drei Vierteljahre beim Vater in Arnau, während Hoffmann ſich ſeinerſeits zum Auſcultator-Examen vorbereitete. Die Freunde beſuchten ſich öfters, insbeſondere fuhr Hippel nicht ſelten in die Stadt; man ſah ſich aber in der Regel nur auf Stunden (64 oben) und auch dann

---

[2] Auch der neueſte Hippelſche Familienhiſtoriograph beginnt ſeinen „Geſchichtlichen Ueberblick“ mit dem ſchlichten aber monumentalen Satze:

Die Familie gehört dem Uradel der Oberlauſitz an.

Die Redaction der Gothaiſchen Genealogiſchen Taſchenbücher hat allerdings dieſer Behauptung nicht zugeſtimmt. — Zur Sache vgl. S. XLVII Note nicht immer ungeſtört (56 Mitte). Deſto eifriger wurde jetzt von beiden Seiten eine Correſpondenz gepflegt, von der uns Hippel einige Proben mittheilt: unſere Nrn. 1—11, die er im einzelnen und außerdem in einer zuſammenfaſſenden Darſtellung (19_{21}—23_{22}) commentirt. Von Hippels eigenen zahlreichen Briefen aus dieſer Arnauer Zeit iſt zuſammenfaſſend die Rede 43_{18-19} v. u. und namentlich nachträglich an den vier rührenden Stellen 139 oben, 155 Mitte, 161 Mitte und 185 Mitte, die wir ſogleich nachzuleſen bitten.

2. In Weſtpreußen 1795—1810.

a) Im Vorbereitungsdienſt zu Marienwerder 1795—1797.

Juni 1795 verließ Hippel für immer die oſtpreußiſche Heimath und trat den Vorbereitungsdienſt an als Auſcultator an der Regierung zu Marienwerder. (Hoffmann beſtand, wie ſchon angedeutet, im folgenden Monat das Auſcultator-Examen und trat im Herbſt den Dienſt an der Königsberger Regierung an. — Es wird unſern Leſern bekannt ſein, daß „Regierung“ bis 1808 der Name für die Obergerichte in den Provinzen, die ſpäteren Oberlandesgerichte, war.)

Im Februar 1796 beſtand Hippel das Referendar-Examen (104) und wurde alsbald beauftragt, anläßlich der dritten und letzten Theilung Polens demnächſt als königlicher Commiſſar einen Theil des bisherigen Bialyſtoker Departements für Friedrich Wilhelm II. in Beſitz zu nehmen. Er kündigt dieſe Reiſe nach „Neupreußen“ im März zweimal Hoffmann an (vgl. die Anfänge der Nrn. 19 und 20).

Ehe es jedoch dazu kam, Ende April, war der Onkel Geheimrath durch einen vorzeitigen Tod aus ſeinen ehrgeizigen Plänen herausgeriſſen worden. Theodor war auf dem Papier des Teſtaments [ſ. Fam.-Geſch.] zum Univerſalerben eingeſetzt; das bedeutende Vermögen ſollte jedoch bis Ende 1805 in der Verwaltung der Teſtamentsvollſtrecker verbleiben und der Erbe bis dahin lediglich ein Drittel der Zinſen ausgezahlt erhalten. Theodor kam zur Beerdigung nach Königsberg, war jedoch nicht in Stimmung, auf Hoffmanns künſtleriſche Unterhaltung einzugehn (107 bis 110. 112 oben).

Vom 30. Mai bis zum 24. Juni war Hippel dann jener hiſtoriſchen Miſſion wegen von Marienwerder abweſend. Hoffmann, der in dieſer Zeit die „Regierung" zu Königsberg mit der zu Glogau vertauſchte, fand alſo auf der Durchreiſe durch Marienwerder den Freund dort nicht vor (112—119; im Februar und März die vergebliche Vorfreude darauf: 98. 105).

Die zweite Hälfte des Januar 1797 über (vom 16. bis zum 28.) war Hippel in Königsberg und Arnau (132/34. 139/40).

Von den Briefen, die Hippel in dieſer Zeit von Hoffmann erhielt, hat er 16 mitgetheilt (unſere Nrn. 12—27).

b) Landwirth und Politiker 1797—1810.

Ende Februar 1797 legten die Teſtamentsvollſtrecker des Geheimen Rathes von Hippel auftraggemäß das von dieſem hinterlaſſene Capital in einem bedeutenden Fideicommiß an, das für alle Zeiten den Glanz derer von Hippel ſicherſtellen ſollte. Sie erwarben zu dem Zwecke [nach der Fam.-Geſch.] vom Grafen Otto Dietrich Keyſerling und deſſen Gattin die ausgedehnte Herrſchaft Leiſtenau im Kreiſe Graudenz, die aus den Rittergütern und Dörfern Groß- und Klein-Leiſtenau, Karlshof, Kowallek, Thymau, Gottſchalk und zahlreichen Neben-Ortſchaften beſtand, von Anfang an jedoch erheblich verſchuldet war. Hoffmann gratulirt am 15. März (141) zu dieſem Ereigniß, durch das Hippels Leben endgültig verpfuſcht worden iſt.

Am ſelben Tage erklärte der 21jährige neugebackene Majoratsherr ſeinem Präſidenten, dem Freiherrn Karl von Schroetter (223_{12}!), ſeine Gegenwart auf den Gütern ſei nothwendig, er wolle alſo ſeinen Abſchied nehmen [Bach 53, nach Hippels Tagebuch]. Angeblich veranlaßte der Präſident ihn, davon abzuſehn; thatſächlich zog ſich Hippel aber aufs Land zurück [Bach 58 oben]. Statt des Abſchiedes hatte er alſo wohl einen Urlaub auf unbeſchränkte Zeit genommen.

Im April hielt er um die Hand der längſt geliebten Jeannette von Gruſzczyńſka[1] an und erhielt ſie mit Freuden. Die Hochzeit fand allerdings erſt ein Jahr ſpäter ſtatt, nachdem die jugendliche Braut wenigſtens das 15. Lebensjahr vollendet hatte.

Hatte Hippel ſich auch aus dem Staatsdienſte factiſch zurückgezogen, ſo war er doch für die weſtpreußiſche Ritterſchaft (d. h. die Geſammtheit der adligen Gutsbeſitzer) mannigfach thätig: im Juni 1798 war er als Deputirter der Ritterſchaft mit der ihm eben angetrauten Frau in Königsberg zur Huldigung vor dem jungen Königspaar Friedrich Wilhelm III. und Luiſe (S. 162 Mitte!); 1799 wurde er Landrath des Michelau'ſchen Kreiſes und Kreis-Juſtizrath des Marienwerderſchen Kreiſes (beides auch mehr oder weniger ſtändiſche Aemter). Kurz, es ſah aus, als wolle der Herr von Hippel ein echter und rechter Landjunker werden und als ſolcher ſein Leben beſchließen.

---

[1] Es ſcheint, daß ſchon im Mai 1796 von ihr die Rede iſt (107). Bach entdeckt in Hippels Tagebuch die erſten Spuren unterm Juli 1796 [S. 52 oben ſeiner Compilation]. Jeannettens Brüder nahmen übrigens im 19. Jahrhundert den deutſchen Namen Roſenberg an, den die Familie angeblich in einem früheren Jahrtauſend ſchon einmal geführt hatte. Man ſieht, Hippel war nicht der einzige, der ſeine Familiengeſchichte hoch hinauf führte.

Hoffmann ſah ſeinen früher ſo lebhaften, großzügigen und mannigfach intereſſirten Freund in der offenbaren Gefahr des Verbauerns. Er rief ihm Anfang 1799 zu, es ſei doch undenkbar, daß Hippel auf die Dauer in ſeiner jetzigen Exiſtenz Genüge finde (174 Mitte). In der That entſchloß Hippel ſich einige Monate darauf, für alle Fälle wenigſtens das Aſſeſſor-Examen abzulegen, zur größten Genugthuung Hoffmanns, der gleichfalls vor dieſer letzten Prüfung ſtand (175f, beſonders 176 oben).

Im Frühjahr 1800 beſtanden beide in Berlin ihre Examina (26) und fuhren zuſammen nach Poſen, wo Hoffmann ſein Amt antrat, während Hippel weiter nordwärts reiſte. Hippel ſcheint (genaueres darüber hat Bach nicht ermittelt) die nächſten Jahre über zwar ſeine Güter im Auge behalten, aber doch in Marienwerder gewohnt und als unbeſoldeter Aſſeſſor an der dortigen Kriegs- und Domainen-Kammer gearbeitet zu haben.

Im Jahre 1804 jedoch, in dem Hoffmann mit neuem Muth von Plock nach Warſchau ging, ſcheint Hippel alle Aemter niedergelegt zu haben. Er verſuchte nunmehr zwei Jahre lang ernſtlich, den ihm vom Himmel gefallenen Gütercomplex rentabel zu machen. Aber es wollte ihm nicht glücken. Er glich ganz und gar nicht ſeinem realpolitiſchen Oheim, dem eiſernen self made man, der es vom armen Candidaten der Theologie und Hauslehrer zum reichen Mann — zum erſten Bürger Königsbergs — zum Geheimrath — zum Edelmann gebracht hatte und es bei längerem Leben ohne Zweifel noch weiter gebracht hätte[8]. Dem Erben fehlte die glückliche Hand, die ohne Bedenken ſchnell zufaßte und dann behielt was ſie hatte. Gewiß war der ältere Hippel

---

[8] „ſelbſt die höchſten Stellen in ſeinem Vaterlande ſchienen ihm nun erreichbar und reizten ſeinen Wunſch“ (Schlichtegroll [illegible]); ein längeres Leben hätte nach der Meinung des Neffen „ſeinen Namen der Geſchichte überliefert, und wohl nicht bloß der Literaturgeſchichte“ (Biogr. Hippels [illegible]).

[wie Schneider in der 'Altpreußiſchen Monatsſchrift' XLVII 535/69 ſchon gezeigt hat] ein ausgezeichneter Bürgermeiſter geweſen und ſeine Verwaltung ein reicher Segen für Königsberg: das ſoll ſo wenig beſtritten werden, wie daß nach ihm Bonaparte ein ausgezeichneter Geſetzgeber geweſen iſt. Aber in erſter Linie haben dieſe außerordentlichen Männer doch für ſich und für ihre zahlreichen Verwandten geſorgt; und ſie konnten nichts dafür, wenn dieſe Verwandten dem Herrenglück, das ihnen zugedacht war, nicht gewachſen waren. Unſer Hippel dachte im Gegenſatze zu dem eigentlichen Gründer des Hauſes zunächſt an die Andern, die Geſammtheit, und dann an ſich und ſeine Familie. „Daß man aber bei ſolchen Geſinnungen ein Bettler oder zeitig alt zu werden pflegt, iſt natürlich“ ſchreibt er ſchon Anfang 1810 [Bach 200].

1806 ließ er in der That „alle ſeine ſorgfältig angelegten Gütermeliorationspläne“ [Bach 85] fahren und gab ſich gänzlich den politiſchen Angelegenheiten hin — die freilich bisweilen den Landleuten recht nahe auf den Leib rückten. Die Schulden, die auf den Gütern laſteten, wuchſen ins ungemeſſene.

Auf dieſe Zeit ſeit der erzwungenen Beglückung mit der unaufhebbaren Majoratsherrſchaft beziehen ſich in den Erinnerungen die Seiten 24 unten bis 29 oben, die von vier Zuſammenkünften der Freunde berichten: im Mai 1797 auf einige Minuten (25), im Frühjahr 1800 die bereits erwähnte auf zwei Monate (26 oben), im Spätherbſt 1801 auf einige Tage (26 unten) und ebenſo im Februar 1804 (27 unten). Aus dieſer Zeit kennen wir ferner 30 Briefe Hoffmanns an Hippel, unſere Nrn. 28—57. Wir verſtehen, warum der viel beneidete Latifundienbeſitzer (den auch Griſebach S. XXXIV für einen „ſehr vermögenden“ Mann hält) dem Freunde 1803/04 und 1807/08 nicht ſchneller und durchgreifender zu helfen vermochte.

Mit Ende 1808 verſtummt der Briefwechſel auf ſechſtehalb Jahre. Hoffmann ſuchte ſich in Bamberg als Geſanglehrer durchzuſchlagen, Hippel übernahm 1809 das Amt des Directors der Marienwerderſchen Landſchaft (d. h. des Creditvereins der Beſitzer adliger Güter) [Bach 123 oben]. Seit Anfang 1810 bemühte er ſich außerdem um ein bezahltes Staatsamt, da er auf anderem Wege ſeine Familie — Frau und ſechs Kinder — nicht mehr ernähren konnte. Vorläufig hatten ſeine Wünſche jedoch ſo wenig Erfolg wie in der ſelben Zeit Hoffmanns Wunſch, Kapellmeiſter bei Joſeph Seconda zu werden (ſ. II 73f).

3. Dritthalb Jahre vortragender Rath bei Hardenberg: Ende 1811 bis Mitte 1814.

Januar 1811 wurde Hippel zu einer Ständeverſammlung nach Berlin gerufen. Sein Wunſch nach einer ſtaatlichen Anſtellung wurde „mit Rückſicht auf ſeine durch den Krieg devaſtirten Güter und die dadurch contrahirten Schulden", wie es ausgedrückt wurde (Bach 139), dringender. Am liebſten wäre er bei der Regierung (der früheren Kammer) in Marienwerder als Director oder Rath eingetreten; ſtatt deſſen wurde er jedoch unterm 10. December als vortragender Rath bei Hardenberg mit 3000 Thalern Gehalt angeſtellt. Hardenberg hatte das beim Könige beantragt — einerſeits natürlich im Vertrauen auf Hippels Fähigkeiten, „beſonders" aber auch wegen deſſen „perſönlichen Geſinnungen" gegen ihn, den Staatskanzler ſelbſt. Im kleinen entſpricht alſo Hippels Lebensgang bis hierher dem Bismarcks: beide ſind verſchuldete Landjunker, die in der Jugend Juriſten geweſen ſind, darauf jahrelang ihre Güter bewirthſchaftet haben und ſchließlich halb zufällig durch eine

Ständeverſammlung in Berlin wieder in den Staatsdienſt hineinkommen.

Hippel erhielt den Titel „Staatsrath". Sein Wirkungskreis wurde 1812 genauer abgegrenzt; er umfaßte einen Theil der Finanzſachen (beſonders die Verwaltung der Domainen und Forſten), Angelegenheiten der Gewerbepolizei und Landescultur, ſtändiſche Sachen und namentlich alles Militäriſche, was im Bureau des Staatskanzlers zu bearbeiten war; Hippel behandelte dieſe Dinge in völliger Uebereinſtimmung mit den (älteren) militäriſchen Führern, Scharnhorſt und Gneiſenau.

Ende Februar 1813 folgte Hippel mit Hardenberg dem Könige nach Breslau. Mitte März wurde dort bei Hardenberg über die Form der Kriegserklärung berathen. Hippel empfahl eine Anrede an das Volk; Gneiſenau und nach ihm die übrigen Anweſenden ſtimmten bei. Am nächſten Tage unterbreitete Hippel ſeinen Entwurf einer ſolchen Anſprache; Hardenberg flickte einiges hinein, und der König überſchrieb das Ganze am 17. „An mein Volk".

Im April begab Hippel ſich mit Hardenberg nach Dresden und traf dort zufällig Hoffmann (29. 239), mit dem er 1800 ebenda ſchönere Tage verlebt hatte. Vor dem herandringenden Napoleon wichen die Leiter Preußens aber Anfang Mai wieder zurück nach Schleſien.

Während des Waffenſtillſtands, der für Juni und Juli geſchloſſen war, überwarf ſich Hippel mit dem Staatskanzler[1] und beſchloß, die Geſchäfte nur noch ſo lange weiterzuführen, wie es im dringenden Intereſſe des Dienſtes lag.

Im Auguſt begleitete er Hardenberg nach Böhmen, kehrte jedoch Mitte October von dort mit ihm nach Sachſen zurück. Am 21. wurde das Schlachtfeld bei Leipzig beſucht, am 28. und 31. waren die Herren bei Goethe, der „ſehr viel und ſchön“ ſprach. Dann ging es oſtwärts. Vom 7. November bis zum 19. December, alſo ſechs Wochen lang, verweilte man in Frankfurt; Hoffmann fragte unterdes vergeblich Hitzig, „wo ſich jezt der Staatsrath von Hippel, der im Bureau des Hardenberg arbeitete, aufhält“ (1. December; II 175 unten).

---

[1] Das Zerwürfniß hatte nach Bachs geheimnißvoller Verſicherung (S. 293 ſeines Buches, Note) „rein ſubjective und moraliſche Gründe".

Im Januar 1814 ging es über Baſel nach Frankreich; am 13. April ritt Hippel in Paris ein. Hier erſuchte er dann Hardenberg, aus der Centralverwaltung ausſcheiden und ſich für den Reſt ſeines Lebens in die Provinz zurückziehn zu dürfen.

Der ehrgeizige Oheim hätte ſich ob dieſer kleinmüthigen Reſignation im Grabe herumgedreht. Ebenſo ſehr mißfiel ſie Hoffmann, der, wie wir ſahen, ſchon Anfang 1799 den Ehrgeiz in Hippel zu wecken ſuchte und der ſich dieſen, in der Verliebtheit des Freundes, gern als Miniſter dachte (259 oben hofft er, daß Hippel ihm auch als ſolcher ſeine Freundſchaft bewahren werde). Immer wieder ſpricht Hoffmann (u. z. ausdrücklich auch in Hippels Intereſſe) den Wunſch aus, daß der Freund ſich wieder größeren Zielen zuwende als der Verwaltung des Bezirks, in dem der hausmachtſtiftende Oheim ihn feſtgelegt (244. 256. 258/59. 265; beſonders 271 Mitte „biſt wohl auch nicht Cäſars Meinung“ u. ſ. w.).

Aber dem liebenswürdigen Naturell des Paſtorsſohnes ſcheint dieſe Entwicklung nicht unerwünſcht geweſen zu ſein. Er war weich, liebevoll, verträumt wie der gute Vater (ſ. ſeine ſchöne, hier zuerſt gedruckte Selbſtcharakteriſtik $12_{\mathrm{m-m}}$). Allein und im kleinen wollte er mehr ſein als ſcheinen, wie der berühmte Oheim empfohlen, wenn auch freilich durchaus nicht vorgemacht hatte: der Oheim, der zwei Jahre nach dem

Erſcheinen des 'Antimachiavel' geboren war. Unſer guter Hippel handelte nach dem 'Antimachiavel': er hat denn auch ſeiner Familie kein Schleſien erobert, ſondern, wie wir in der Folge ſehen werden, umgekehrt Leiſtenau verloren — das Fideicommiß, das der Familie für alle Zeiten geſichert ſchien.

Hardenberg ſoll ſeinem Rath auf deſſen wiederholtes Drängen ſchließlich unwillig geſagt haben: „Wenn Sie denn durchaus fort wollen, ſo ſoll es geſchehen.“ (Bach 233.) Am 3. Juni verlieh der König Hippeln die Vicepräſidentenſtelle mit der Ausſicht auf baldige Beförderung zum Chefpräſidenten (die denn auch noch im ſelben Jahre erfolgte) und 4000 Thalern Gehalt.

Hippel bereiſte noch im Juni zu ſeiner Erholung die Schweiz. Auf der Reiſe von dort nach Weſtpreußen kam er durch Leipzig: er ſuchte diesmal wohl Hoffmann auf (ſ. S. 29 und 240), der ihm die beiden Bände der zu Oſtern erſchienenen 'Fantaſieſtücke' (vermuthlich auch die 'Viſion') ſchenkte und ſeinerſeits Hippels goldene Uhr erhielt. Von da fuhr Hippel nach Berlin, wo er ſich von den Miniſtern verabſchiedete und dafür zu wirken ſuchte, daß Hoffmann eine ſeinen Wünſchen entſprechende Anſtellung — thunlichſt als Expedient in einem Miniſterium — erhielte (240/44, mehr noch 247 unten).

4. Wieder in der Provinz 1814—1837.

a) In Marienwerder 1814—1823.

Hippel verlegte ſeinen Wohnſitz nunmehr endgültig nach Marienwerder. Die Herrſchaft Leiſtenau, die während ſeiner Abweſenheit vollends verwahrloſt war, überließ er Pächtern, die noch weniger Intereſſe daran nahmen als er ſelbſt es gethan.

Ende 1819 (November und December) trat er in einer politiſchen Denkſchrift von 96 S. Folio lebhaft für die Gewährung einer Verfaſſung ein (vgl. 269 und 300[1]).

Indes bekannte ſich Hippel jetzt ebenſo wenig wie früher in ſeiner Rathsthätigkeit als Anhänger einer beſtimmten Partei. Stand er in der Verfaſſungsfrage im großen und ganzen auf Seite der Liberalen, ſo war er in der Frage der Behördenorganiſation reactionär. Als er 1821 als Mitglied einer Commiſſion zur Vereinfachung des Geſchäftsgangs der Verwaltung um ſein Votum erſucht wurde, forderte er neben den vier Fachminiſtern (für Krieg, Juſtiz, Auswärtiges, Finanzen) fünf Provincialminiſter mit gleicher Stimme.

Die genannte Commiſſion tagte in Berlin vom Sommer 1821 bis zum April 1822; Hippel wohnte im Hauſe der Wittwe des Kammergerichtspräſidenten von Schleinitz, des gemeinſamen Gönners unſerer beiden Freunde (Lindenſtraße 26) und ließ im Winter Frau und Kinder aus Marienwerder dorthin nachkommen. So wurde Hoffmanns alter Wunſch, mit ſeinem älteſten Freunde in Berlin zuſammen zu leben, wenigſtens für drei Vierteljahre erfüllt.

Freilich wiſſen unſere Quellen wenig erfreuliches über dieſes ſeit 27 Jahren erſehnte Zuſammenleben zu berichten. Hippel war offenbar mit der Lebensführung Hoffmanns unzufrieden (S. 34: Nr. 9), und angeblich hat Hoffmann ihm gelegentlich darin Recht gegeben (S. 35: III 2; vgl. den nachdenklichen Schluß des 70. Briefes, S. 272[1]). In angenehmerer Erinnerung blieb dieſes Zuſammenleben mit Hoffmann bei Hippels Kindern (S. 35: III 1). Im einzelnen iſt zu vergleichen: für November/December S. 272 (Nr. 70a), für den Januar Hitzigs Bericht über Hoffmanns letzten Geburtstag in unſerem Bd. III, für Februar/März S. 273/78 und für den April S. 33/34 (Nr. 8).

b) In Oppeln 1823/37.

Nachdem Hippel 1814 auf eine Mitwirkung an der Centralverwaltung verzichtet hatte — doch wohl im weſentlichen ſeiner Güter, vielleicht auch der Verwandten ſeiner Frau wegen — traf ihn 1823 der Schlag, aus ſeiner Provinz herausgeriſſen zu werden, aber nicht um nach Berlin ſondern um nach — Oppeln zu gehn. Sicherlich hat nur die Rückſicht auf ſeine neun Kinder, deren jüngſtes zwei Jahre zählte, ihn vermocht, unter dieſer Bedingung im Staatsdienſte zu bleiben.

Natürlich mußte er jetzt die letzte Hoffnung fahren laſſen, ſeine ausgedehnten Beſitzungen in Weſtpreußen zu halten. Aber der Kampf dauerte noch lange, bis die Güter am 4. Februar 1835 auf dem Wege der Zwangsverſteigerung verkauft wurden. „Siech und bettelarm" [Bach 260] nahm der Univerſalerbe des reichen Hippel 1837 den Abſchied, nachdem er ſchon ſeit zehn Jahren gekränkelt hatte.

*

Ueber Hippels letzte Jahre ſind die wichtigſten Daten auf den Seiten 304—310 beigebracht.

Die Vorſtücke dieſes Bandes (vom Titel
bis hierher) ſind vom Herausgeber am
10. Juli 1912 druckfertig erklärt.

I.

Hippels Erinnerungen an Hoffmann

Hoffmanns Eigenthümlichkeit: der im Gebiete des Phantaſtiſchen wie in ſeiner Heimath ſich bewegende Humor, der ſcharfe Blick für jede Lächerlichkeit, das treue Auffaſſen derſelben in Wort oder Bild, die Intoleranz gegen jede Unſchicklichkeit, verbunden mit dem tiefen Gefühl für die reinſte Höhe der Kunſt, mit dem Talent, treu und klar wieder zu geben, was ſeine Seele in den Augenblicken der Begeiſterung empfangen: dieſe Eigenthümlichkeit iſt es, die ihm ebenſo ſtandhafte Freunde als Feinde erwarb. Sie bildete, oder vielmehr ſie war ſo ſehr ſein innerſtes Weſen, das keine Verkehrtheit der Erziehung, kein Druck feindſeeliger Kräfte ſie vernichten konnte. Vielmehr ward ſeine Kraft dadurch zu einer Höhe geſteigert, die ſie ohne dies nicht erreicht hätte.

Die Geſchichte ſeiner Jugend wird dieſe Behauptung belegen. Wir verdanken ſie einem Freunde, den er ſelbſt ſeinen treuſten, unwandelbarſten nannte.

Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann ward am 25ſten Januar 1776 zu Königsberg gebohren.* Sein Vater ſoll ein Mann von vielem Geiſt, aber von unordentlichen Neigungen geweſen ſeyn.

---

* Seinen Freunden galt als Tag ſeiner Geburt der 24ſte Januar. Es finden ſich aber zwey Briefe vor, am 25ſt Januar geſchrieben und von ihm ſelbſt bezeichnet: „an meinem Geburtstage“.

Er muß Königsberg in der erſten Kindheit unſers Hoffmann verlaſſen haben: denn wir erinnern uns ſeiner nur als Criminalrath und Juſtiz-Commiſſar in Inſterburg, wo er vor etwa ſechs und zwanzig Jahren geſtorben iſt.

Die Mutter unſers Hoffmann war die Tochter des Advokaten, Conſiſtorialraths Dörffer. Er war Sachwalter der meiſten großen Oſtpreußiſchen Familien, z. B. Vormund des nachmahligen Preußiſchen Kanzlers Grafen von Finkenſtein, und ſein Name ward noch lange nach ſeinem Tode mit großer Achtung genannt. Eine Eigenthümlichkeit der Dörfferſchen Familie war eine peinliche Ordnungsliebe und die höchſte Dezenz in allen äußern Formen. Wiſſenſchaft und Kunſt wurden als eine Annehmlichkeit des Lebens, — zur Zerſtreuung und Ergötzlichkeit nach den Mühen des Tages — betrachtet.

Aus dieſen Eigenſchaften läßt ſich die kurze Dauer der Ehe ſeiner Aeltern erklären, die ſchon in ſeinem dritten Lebensjahre aufgelöſt ward.

Hoffmann hatte einen ältern Bruder, der noch am Leben ſeyn muß und deſſen wir nur mit Bedauern erwähnen können, weil ſeine herrlichen Anlagen — ganz dem Geiſte unſers Freundes ähnlich — ſchon in Gemeinheit untergegangen waren, als ſie noch der Ausbildung bedurften. Vielleicht trug die Nähe des Vaters, dem ſeine Erziehung eine Zeitlang zugefallen war, dieſe große Schuld.

Unſer Hoffmann verblieb der Pflege des Großmütterlichen Hauſes, das aus der würdigen alten Großmutter, ſeiner Mutter, einer unverheuratheten Tante und einem Onkel beſtand. Dieſe beyden hatten den meiſten Einfluß auf ſeine Erziehung, auf ſeine Bildung und die ganze Richtung ſeines Lebens. Die Großmutter, eine bejahrte Frau von ſtattlichem Anſehen, — die übrigen waren von auffallender körperlicher Kleinheit — war zu hinfällig, um vielen Antheil an ihm zu nehmen. Er verehrte ſie innig, und ſelbſt die Weiſe, wie er die mit unter poſſierlichen Szenen erzählte, die zwiſchen ihr und dem Sohne, dem Juſtizrath, vorfielen, den ſie noch immer als einen Minderjährigen zu betrachten gewohnt war, und nicht anders als Ottchen (Otto) nannte, trug kein anderes Gepräge als der Achtung, der Schonung und Gutmüthigkeit.

Die Mutter vegetirte nur in krankhaftem Zuſtande. Schon ihr Aeußeres war ein Bild der Schwäche und des Gemüthskummers, der ſie tief zu beugen ſchien. Hoffmann ſprach nicht gern von ihr, wenn es aber nicht zu vermeiden, nur in Ausdrücken der Wehmuth und Verehrung. Das Leben dieſer beyden Frauen war auf den engen Kreis ihres Wohnzimmers beſchränkt, das ſie nie verließen. Der Freund und Jugendgeſpiele Hoffmanns erinnert ſich, wiewohl er von allen gern geſehen ward, ſie während eines zehnjährigen Beſuches des Hauſes kaum drey oder vier mahl geſehen zu haben.

Geiſtreich, geſellig und heiter war dagegen die Tante. Sie war die einzige im Hauſe, die ſeinen Geiſt begriffen hatte. Sie pflegte und liebte ihn über alles, ja ſie verzog ihn eigentlich. Er vergalt ihre Liebe durch die treuſte Anhänglichkeit. Selbſt in den Jahren, als er ſchon zum Jünglinge gereift war, war ſie die Vertraute aller ſeiner Schwächen. Keine andere hat Hoffmann auch in der Jugendgeſchichte Kreislers gemeint, wenn er ihr das rührende Denkmahl ſetzt.

Höchſt grell war der Kontraſt zwiſchen ihr und dem Onkel, dem Juſtizrath Dörffer, der, ohne alle Ahnung von Hoffmanns Geiſte, nur beſtrebt war, ihn fein in Zucht und Ordnung zu halten, ihn in das Geleis zu bringen, in welchem er ſich ſelbſt wohl befand. Er hatte in die Bahn ſeines Vaters, des alten Conſiſtorialraths, treten ſollen.

Allein die erſte Probe im Plaidiren als Advokat — damahls und bis zur Juſtizreform unter dem großen Könige im mündlichen Prozeß-Verfahren — war gegen einen überlegenen Gegner, wie man ſagte, gegen den Verfaſſer der Lebensläufe, dem Kraft und Fülle der Gedanken eben ſo zu Gebote ſtand wie Kraft und Fülle der Worte, ſo nachtheilig ausgefallen, daß er, um ſich ferner Beſchämung zu erſparen, kleinmüthig dieſe Bahn verließ und bey der bald darauf eingetretenen Juſtizreform ſeine Entlaſſung mit dem Titel eines Juſtizraths erhielt.

Er hatte eine ſorgfältige Erziehung genoſſen. Da ihm aber alles Talent abgieng, das Erlernte in Eigenthum zu verwandeln, ſo fand er ſich verarmt, ſobald er auf ſich ſelbſt beſchränkt war. Er überließ ſich daher einer diätetiſch geordneten Vegetation, die in Schlafen, Eſſen und Trinken, Wiederſchlafen und Wiedereſſen und daneben in etwas Lektüre und Muſik zur Verdauung, nach Stunden und Minuten eingetheilt, beſtand. Etwa einmahl wöchentlich, gewöhnlich am Mittwoch, beſuchte er alte Bekannte.

Dies waren die Stunden, in denen Hoffmann ſich den Ausbrüchen ſeines Genius überließ. Dann ward alles hervorgeholt und verſucht, was die Gegenwart des Onkels nicht verſtattete. Tolle wilde Muſik, Verkleidungen, verbotene Bücher, Leibesübungen: denn beyde waren Schlaf- und Stubengefährten, und der Onkel litt nicht die geringſte Abweichung von dem gewohnten Gleiſe.

Natürlich hatte er auch keinen ſtrengeren Beobachter als Hoffmann, und dieſer mochte kaum zwölf Jahre alt geweſen ſeyn, als er ſchon alle Schwächen des Onkels zum eignen Vortheil zu benutzen verſtand und faſt kein Wort mehr mit ihm wechſelte, ohne ihn zu myſtifiziren. Böſe war's, daß Hoffmanns Intoleranz zunahm, je mehr er ſeine eigne Entwickelung fühlte. Und auch der Onkel begann gegen den Jüngling Mißtrauen zu faſſen, wo er dem Knaben die muthwilligſten Streiche verziehen hatte.

Dennoch verdankte Hoffmann ihm viel. Der erſten läſtigen Bildung des Kindes hatte er ſich unterzogen, und er war ſein erſter Lehrer in der Muſik geweſen, der ſich ſpäterhin ſein ganzes Gemüth zuwandte. Dieſem Onkel verdankte er die Gewöhnung an ſtetigen Fleiß und den Sinn für Schicklichkeit, der ihn ſelbſt in den wildeſten Sprüngen ſeiner Phantaſie auszeichnete.

Hoffmann hat dem harmloſen Alten daher oft unrecht gethan, wenn er ihm wehe that. Es war indeſſen weder die Schuld des einen noch des andern, daß der Zufall die unähnlichſten Menſchen an ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer feſſelte, und den Schwachen zum Vormunde und Bändiger des Starken beſtellte.

Noch zwey Männer verdienen hier eine Stelle, weil ſie von dem weſentlichſten Einfluſſe auf Hoffmanns Bildung und die Richtung ſeines Karakters geweſen ſind.

Der alte Großonkel, Juſtizrath Voeteri, war in der ganzen Familie hochgeachtet. Auch Hoffmann, — ſeine beyden Großmütter von väterlicher und mütterlicher Seite waren Schweſtern Voeteri's — gedachte ſeiner nur mit Verehrung. Der Alte trieb keine Geſchäfte mehr, und hatte ſich nur noch einige Juſtiziariate in den Gütern bewährter Freunde vorbehalten, die er als willkommener Gaſt in einer guten Jahreszeit zu beſuchen pflegte. Hoffmann ward einigemahle als Protokollführer von ihm mitgenommen. Einer ſolchen Reiſe verdanken wir in dem Nachtſtücke: „das Majorat“ die treuen Schilderungen nach der Natur, und das Denkmahl, das er dem würdigen alten Großoheim ſetzt. So oft er ſeinen Beſuch bey ihm abgelegt hatte, — periodiſch nach Tagen und Stunden geordnet, wie alles in dieſer Familie — erzählte er gerne von dem Ernſte, der

Erfahrung und der Würde des Alten. Aus einem Briefe Hoffmanns — während dem Todeskampfe des Großoheims im Nebenzimmer geſchrieben — erſehen wir, daß er im Oktober 1796 geſtorben iſt.

Der letzte endlich in dieſer originellen Reihe, der übrigens der erſte zu ſeyn verdient, war der Rektor der deutſch-reformirten — damals gelehrten — Schule, Prediger D. Wannowski.

Unter ihm und durch ihn erlangte dieſe Schule in den Jahren von etwa 1785 bis 1800 den Ruf, eine der beſten in Königsberg zu ſeyn.

Er beſaß das Talent, wie jeder ausgezeichnete Kopf, Talente zu wecken und an ſich zu ziehen. Dadurch ward es ihm möglich, mit geringen Mittel aus den Studierenden tüchtige Hülfslehrer zu werden, mit denen es ihm gelang, die übrigen gelehrten Schulen, die mit einer reichern Zahl etatsmäßiger Lehrer verſehen waren, zu überflügeln.

Wannowski lebte in vertrautem Umgange mit dem nie genug geachteten Pfarrer Fiſcher und war der Achtung und des Umganges von Kant, Kraus, Oberhofprediger und Hofprediger Schulz, Hippel und Hamann gewürdigt.

Wannowski war ein gebohrner Pole aus einer Diſſidenten-Familie. In Sachſen gebildet, hatte er ſich den Geiſt der Deutſchen Sprache ſo zu eigen gemacht, daß ſeine Aufſätze wie ſeine Reden ſich nicht nur durch Korrektheit, ſondern auch durch Eleganz auszeichneten, wiewohl ihn der Accent ſeiner Mutterſprache nie ganz verlaſſen wollte.

Er galt für einen vorzüglichen Lateiner, und durch die Wärme und den Ernſt ſeines Unterrichts, den er der erſten Klaſſe ausſchließlich gab, gelang es ihm, unter den guten Köpfen den regen Eifer zu wecken, in gutem Latein zu ſchreiben. Ciceronianiſch zu ſchreiben, war die Loſung und das Ziel ſeiner Schüler. Wie weit ſie hinter demſelben zurückblieben, deſſen waren ſich freylich nur wenige bewußt. Das Streben weckte indeſſen die Kräfte.

In die griechiſche Sprache war Wannowski weniger eingedrungen. Sie galt ihm — wie in jenen Jahrzehenden in den meiſten Preußiſchen Schulen — nur für das Hülfsmittel einer gründlichen Kenntniß der lateiniſchen.

Außerdem füllte gründliches Studium der Philoſophie neben den Lehrſtunden und der Lektüre lateiniſcher Klaſſiker ſeine ganze Zeit aus. Sein Vortrag konnte oft für humoriſtiſch gelten und hätte das lebendige Wort in ſchriftliches verwandelt werden ſollen, ſo konnte eine ſtrenge Cenſur wohl nur ſelten ihr imprimatur geben. Ihm mußte es indeſſen eine erfreuliche, erhebende Erſcheinung ſeyn, in der Stille der geſpannteſten Aufmerkſamkeit jedes Auge nur auf ſich gerichtet zu ſehen.

Oft knüpfte er an einen Vers des Horaz, ſeines Lieblingsdichters, oder an einen Satz aus einem der Lehrbücher, eine Vorleſung über Moral, Religion, Litteratur, eine Unterhaltung, in welcher mehr geläuterte Erfahrung und Lebensweisheit enthalten war, als in den eigends dazu beſtimmten Vorleſungen anderer Lehrer. Den beſten Leitfaden dazu gab ihm das Handbuch von Crichton: Religion der Vernunft, das von Wannowski an den Tagen den übrigen Religionsverwandten erklärt wurde, wenn die reformirten Schüler zum Wochengottesdienſte in die Kirche geführt wurden. Noch wiſſen ſich ſeine Schüler jener Vorträge zu erinnern, der Tiefe und Innigkeit der Begeiſterung, mit der er über Gott und Unſterblichkeit, über die Göttlichkeit der chriſtlichen Moral und über die Nothwendigkeit des Glaubens an ſie und ihren Verkündiger ſeine Ueberzeugung ausſtrömen ließ, und alle mit ſich fortriß zu gleicher Erhebung und gleichem Glauben.

Solchen Vorträgen — mit Beyſpielen aus eigner Erfahrung, mit ſchauderhaft treuen Gemählden des Laſters und der Verführung, mit den rührendſten Warnungen des bekümmerten väterlichen Lehrers untermiſcht, verdanken viele ſeiner Schüler das Glück ihres Lebens. Sie ſeegnen ſeinen Staub, der nun auch ſchon ſeit zwölf Jahren unter dem Grabhügel ruht.

Es ſind Männer unter ihnen, an deren bedeutungsreichem Wirken der gefeyerte Lehrer ſich wohl gerne erfreut hätte, wäre ihm dieſer Sonnenblick am Abende ſeines Lebens noch geworden, der durch den Kummer getrübt ward, daß die reformirte Schule — ihr früherer Ruf und ihre Blüthe waren ja ſein Werk geweſen — von ihrem Range herabſteigen mußte. Er überlebte ihre Verwandlung in eine Bürgerſchule nicht lange. Unter den Namen ſeiner dankbaren Schüler mögen hier nur einige ſtatt der übrigen ſtehen: Büttner, geheimer Oberrechnungs-Rath, Buchholz, Stadtgerichts-Direktor in Elbing, Elsner, der Arzt, Ewert, Regierungs-Direktor, Graf Finkenſtein auf Schönberg, von Geſſow, unſer Hoffmann, von Hippel, Regierungs-Präſident, die Grafen von Kanitz, Matuſzewski, ein gemüthlicher Künſtler, Schmidt, Schartow ꝛc.

Nochmahls Friede und Seegen ſeinem Staube! Sein Andenken lebt fort in treuen Herzen.

Hoffmann war ſehr jung — wenn wir nicht irren, im ſechsten oder ſiebenten Jahre — der reformirten Schule übergeben worden. Er machte in den untern Klaſſen nur die ganz gewöhnlichen Fortſchritte mit den meiſten ſeines Alters, und ungeachtet der großen Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ward ſie von den Lehrern doch nicht eher gewürdigt, als bis er die zweyte Klaſſe betrat, etwa in ſeinem dreyzehnten — vierzehnten Jahre. In dieſer Zeit hatte ſich auch ſeine Neigung zur Tonkunſt und zur Malerey, denen er ſich mehr hingab, als den Schulwiſſenſchaften, ſo ausgebildet, daß —

auf einem alten Flügel phantaſierend oder eigne Kompoſitionen verſuchend — das Wunderkind Aufſehen erregte: denn die Kleinheit ſeiner Geſtalt gab ihm das Ausſehen eines acht bis zehnjährigen Knaben.

Am meiſten fand ſich dadurch erfreut und geſchmeichelt ſein Lehrer, der Onkel Otto, oder Juſtizrath. Faſt mit gleicher Liebe trieb Hoffmann Malerey, worin Seemann — ein anſpruchsloſer gemüthlicher Maler — ſein Lehrer war. Faſt peinlich hielt dieſer auf die Richtigkeit in der Zeichnung. Dieſer Gründlichkeit des Zeichenlehrers und der Taktfeſtigkeit des Onkels verdankt Hoffmann den feſten Boden, auf dem ſeine Neigung Wurzel ſchlagen und in wunderlichen Zweigen, Blüten und Früchten ſich ausdehnen konnte. Seine frühſten Verſuche in der Malerey waren immer richtig gezeichnet. Als er ſich in Farben verſuchte, waren ſeine Arbeiten durch die ſtarken und dunkeln Schatten eigenthümlich bezeichnet.

Sehr früh gab er ſich ſeiner Neigung hin, jede auffallende Geſtalt, jede Poſſierlichkeit als Karrikatur zu bezeichnen. Sein Talent im Auffaſſen und Treffen verleitete ihn oft weiter, als es ſeine Abſicht geweſen ſeyn mochte. Seinem Lehrer entwuchs er bald. Um zu ſehen und zu lernen, ſuchte er auf, was ihm die Kunſt — in Königsberg nicht reich ausgeſtattet — darbot. Emſig las er mit ſeinem Freunde den Winkelmann, und am meiſten zogen ihn die Abbildungen der aufgefundenen Schätze des Herkulanums auf der Königlichen Bibliothek an, wovon er das meiſte copirte.

Seine Muſikverſuche karakteriſirte der nehmliche Geiſt, ſie waren genial, kühn, aber oft bizarr.

Den Freund, deſſen wir noch öfter gedenken werden, hatte er zum Cenſor und Kritiker — wiewohl er weder Mahler noch Muſiker war — für ſeine Kunſtprodukte auserſehen. Ihm ſpielte er ſeine Kompoſitionen, ihm legte er ſeine Zeichnungen vor und änderte bereitwillig nach deſſen Urtheil, das er, weil er es für unverdorben hielt, als competent erkannte.

Mit dieſem ſeinem Freunde führte ihn der Zufall auf einem Landhauſe bey Königsberg zuſammen, als beyde im eilften Jahre waren. Die große Unähnlichkeit ihrer äußern Verhältniſſe und auch mancher Gemüthsanlagen ward durch ſo viel Aehnlichkeiten aufgewogen, daß die beyden Knaben ſchnell Freunde wurden, und ſich als ſolche augenblicklich wieder fanden, als der Freund ein Jahr ſpäter — 1787 — die reformirte Schule bezog. Aehnlich waren ſie ſich in der Abgeſchiedenheit ihrer Erziehung, beyde ohne Umgang mit Geſchwiſtern, ohne Kindheitsgeſpielen und einſam, Hoffmann unter lauter Frauen und ſpäter der Aufſicht eines Onkels übergeben, der nur als eine Zugabe, als das überflüſſige ganz zufällige vierte Blatt des weiblichen Kleeblatts zu betrachten war, das wir oben ſchon in einem flüchtigen Umriſſe gezeichnet haben, und in welchem der Tante der wichtigſte Einfluß auf Hoffmann gebührte. Der Freund, eben ſo einſam, entbehrte der Pflege einer werthen Mutter, die er in ſeinem fünften Jahre verloren, ward bis zum zwölften Jahre von einem trefflichen ſchulgerechten Vater erzogen, dem vielleicht nur als Fehler angerechnet werden kann, daß er dieſen ſeinen einzigen Sohn mit zu viel Liebe bildete und ihm dadurch eine Weichheit gab die in der ſpätern eiſernen Zeit für keine Tugend gelten darf. Gleich waren ſie ſich in dem Takte für's Schickliche, ähnlich in der Lebendigkeit und Beweglichkeit ihrer Phantaſie, nur Hoffmann tiefer und reicher. Seine Neigung für Muſik und Mahlerey konnte im Freunde, dem es die ganze Jugendzeit hindurch nicht gelungen war, regelmäßigen Unterricht in dieſen Künſten zu erhalten, nur die Sehnſucht nach einem Gute erhöhen, deſſen Beſitz — Hoffmanns Reichthum -- ihm verſagt war.

Der Freund faßte leicht und war daher in der Schule Hoffmann in den meiſten Wiſſenſchaften — vorzüglich in dem grammatiſchen und logiſchen Ordnen ſchriftlicher Aufſätze überlegen. Hoffmann ſchien ſchwerer zu faſſen, wenigſtens ſtieß er vom Erlernten zurück, was ſeinen Neigungen nicht zuſagte. Was ihn aber anſprach, ward ſchnell zu ſeinem unveräußerlichen Eigenthum.

Hoffmann war in der großen Stadt erzogen, der Freund auf dem Lande. Dieſem erſchien daher als Natur und Bedürfniß einer reinen Seele, was jenem eine Luſtparthie war. Am unähnlichſten waren beyde in dem Betragen gegen Verwandte, die auf Achtung Anſpruch machten. Hoffmann fand ein Vergnügen darin, den Oheim Juſtizrath zu myſtifiziren und zu ängſtigen. Der Freund war faſt zu ſtrenge und zu ehrerbietig gegen alle, denen er Achtung ſchuldig zu ſeyn glaubte. Indeſſen gereichte Hoffmann zur Entſchuldigung, was er den Vorwürfen des Freundes oft einwandte:

„Was hat mir das Geſchick für Verwandte gegeben! Hätt ich einen Vater und einen Onkel wie Du, mir würde ja dergleichen nicht in den Sinn kommen."

Und allerdings war dieſe Verſchiedenheit groß: denn der Oheim des Freundes war der Verfaſſer der Lebensläufe, des Buches über die Ehe ꝛc. Auch ſind wir der Wahrheit hier die Steuer ſchuldig, daß wir in den Zeiten des ausgelaſſenſten Muthwillens, in den Jahren des Schul- und Studentenlebens nie Sarkasmen, ſelbſt kaum launigte Aeußerungen über Perſonen von Hoffmann gehört haben, die wahre Achtung verdienten, oder denen er wirkliche Pietät ſchuldig war, nie gegen ſeinen Großonkel, nie gegen ſeinen Vater, die Mutter, nie gegen den würdigen Wannowski, oder gegen ſeinen Religionslehrer und Seelſorger, den Hofprediger Schulz (den Mathematiker und Erklärer Kants), nie gegen den Vater und Oheim ſeines Freundes, ſelten gegen ſeine eigne Tante. Eine Eigenthümlichkeit Hoffmanns war es in jener Zeit auch, daß er nie über Religion, Politik oder Staatsbehörden ſprach, wozu die franzöſiſche Revolution damahls z. B. reichen Stoff gab. In der Regel brach er jedes Geſpräch, das dahin führen konnte, ab und ein Zeitungsblatt war ihm ſo zuwider, daß man ihn damit vertreiben konnte.

Genug, die Aehnlichkeit ihrer Gemüther verband die Freunde und ihre Unähnlichkeiten waren die affirmativen und negativen Potenzen, die ſich wechſelſeitig anzogen und um ſo feſter in einander verſchlangen, je offener die Stelle war, die einer für den anderen in ſeinem Herzen aufbewahrte.

Ein Einfall des Onkels Otto begünſtigte dieſe Verbindung, die ſonſt bey der Unzugänglichkeit des Dörffer'ſchen Hauſes ſich wohl lange nur auf den bloßen Umgang in der Schule beſchränkt haben würde. Der Onkel ſchien nehmlich zu bemerken, daß ſein Ernſt, ſo ward Hoffmann im Großmütterlichen Hauſe genannt, im Lateiniſchen und Griechiſchen zurückbleibe, mochte auch Wannowskis Rath darüber eingeholt haben, und machte nun dem Neffen den Vorſchlag, den Freund als Repetenten und Mentor ins Haus zu bringen und die Nachhülfe im Fehlenden als eine Gunſt von ihm zu erbitten. Was die beyden Knaben längſt verabredet hatten, ward nun vor dem Familienrath von Onkel und Tante feyerlich geordnet. Der Mittwoch, als der Tag, an dem der Onkel die auswärtigen Beſuche machte, ward zu dieſen Vor- und Nachübungen auserſehen. Auch ſollte, ſo oft es möglich, der Sonnabend noch dazu benutzt werden.

Die Freunde — beyde vierzehn Jahre alt — nur der Mentor um einen Monat älter — mochten etwa vier Lektionen — der ganze Nachmittag war bis zum Thee, der von der Tante vortrefflich bereitet ins Zimmer gebracht wurde, dazu beſtimmt — gehalten haben, als Hoffmann anfieng, die trocknen Lehrſtunden mit Muſik und mit Büchern, die aus dem nahen Schranke des Oheims geholt wurden — namentlich Rouſſeau's confessions — zu würzen. Bald wurden Cicero und Xenophon, beſonders der erſtere, von Hoffmann ſo unſchmackhaft gefunden, daß nur kaum die Bücher noch aufgeſchlagen und einige Perioden geleſen wurden. Bald wurden ſie gar nicht mehr auf den Tiſch gelegt. Muſik, Verſuche im Zeichnen und Kritik dieſer Verſuche, Bücher und Knabenſpiele, Verkleidungen ꝛc. füllten die ganze Zeit.

Immer phantaſtiſcher wurden die Knabenſpiele, wenn die Witterung die Benutzung des Gartens erlaubte. Rittergefechte, wozu Mars und Minerva, welche von ſandfarb geſtrichenem Holze die Mitte des Gartens zierten, ihre Schilder leihen mußten, die nur mit Mühe abgenommen und mit noch größerer Sorge befeſtigt werden konnten, damit der Onkel die böſen Narben — Spuren der Gefechte — nicht merke, nahmen ihre ganze Kraft in Anſpruch. Am kühnſten fielen die Turniere aus — es war die Zeit der Ritterromane — die in Ermangelung von Pferden in vollem Rennen zu Fuß in der Turnbahn einer Stachelbeerhecke gehalten wurden. Sie hatten ein Ende, als Hoffmann von der Lanze des Gegners — einer tüchtigen Bohnenſtange — ſtark beſchädigt rücklings niedergerannt war. Ein friedlicher aber nicht weniger romantiſcher Plan folgte dieſen ritterlichen Spielen. Die Freunde beſchloſſen nehmlich nichts weniger Kühnes, als in den Garten des angrenzenden Fräuleinſtiftes einen unterirdiſchen Gang zu graben, und von dieſem aus unentdeckt die ſchönen Fräulein zu belugen.

Der Scharfblick des Onkel Otto, der zur Verdauung viel im Garten arbeitete und luſtwandelte, machte dem gigantiſchen Plane ein Ende. Hoffmann bildete ihm ein, das gegrabene Loch habe die Wurzeln einer neuen amerikaniſchen Pflanze aufnehmen ſollen, und der gute Alte bezahlte zwey Arbeiter, um die Grube auszufüllen, die den Freunden viel Schweißtropfen und das Opfer eines köſtlichen Planes gekoſtet hatte.

Der Winter erzeugte wieder neue Spiele. Wieglebs natürliche Magie gab vielen Stoff. Beſonders emſig waren zur Zeit der Aeronautik die Freunde bemüht, einen ſehr ſauber von der Tante genähten taftnen Luftball von mehreren Füßen im Durchmeſſer in die Lüfte zu bringen. Ein Paar während der Füllung dem Ball ſelbſt zufällig applizirte Tropfen Salzſäure machte der Sache ein tragikomiſches Ende.

Nicht ſeltenen Stoff zur Unterhaltung gab den Freunden die unglückliche Mutter Z. Werners, die in dem Wahnſinne ſtarb, den Heiland der Welt gebohren zu haben. Oft und vernehmlich waren die Klagetöne der Unglücklichen zu hören, die den obern Stock des Dörfferiſchen Hauſes bewohnte. Der Dichter, ihr Sohn, durch ſein reiferes Alter — wenigſtens um fünf Jahre — den Freunden überlegen, war ihnen durch ſeine Sonderbarkeiten der Gegenſtand der Verwunderung und des Spottes — ihm jedoch, der immer das Haupt in den Wolken zu tragen ſchien, unbewußt.

Die beyden letzten Jahre der Schulzeit waren für Hoffmann am einflußreichſten. Er fand an den Klaſſikern Geſchmack, wozu vielleicht die Sitznähe des Freundes in der Schule beytrug, die über ein Jahr dauerte und ſie in Lektionen und Herzensergießungen immer enger mit einander verband. Hoffmanns Talent erregte die Aufmerkſamkeit der Lehrer, beſonders Wannowski's, der ihn über Gegenſtände der Kunſt oft — wenn gleich ſcheinbar nur ſcherzhafter Weiſe — zu Rathe zog. Die Lebendigkeit der Darſtellung in ſeinen Arbeiten gefiel. Von ſeinen Mitſchülern ward er wenig geliebt, denn ſein Witz war ihre Geißel.

Mit zweyen nur gerieth er in nähern freundlichen Umgang, mit Faber, nachher geheimer Archivar, mit dem er fleißig Violin-Duos übte, und mit Matuſzewski, der an Feinheit und Sauberkeit des Pinſels Hoffmann weit übertraf, aber nicht an Korrektheit und Kraft.

Matuſzewski iſt nachher in Paris und Italien geweſen und als braver Künſtler geachtet worden. Er ſoll nicht mehr am Leben ſeyn. Hoffmann gedenkt ſeiner im Artushof auf eine freundliche Weiſe.

In dieſe Zeit — das ſechzehnte und ſiebzehnte Jahr — fällt auch die erſte Regung der Liebe. Der Gegenſtand war ein ſchönes blühendes junges Mädchen von ähnlichem Alter, das die nahe franzöſiſch-reformirte Mädchen-Schule mit ihren Geſpielen beſuchte. Hoffmann mußte ſich darauf beſchränken, ihr von ferne zu folgen, wenn ſie die Schule verließ, ihr, ohne daß es auffallen ſollte, zu begegnen und ſie freundlich zu grüßen, ſich des Abends in die Nähe ihrer Wohnung zu ſchleichen und dort im düſtern Schatten des alten Rathhauſes unter den im erleuchteten Zimmer ſich bewegenden Geſtalten die ihrige zu ſuchen und zu erkennen.

Daß er keinen weiblichen Kopf mehr mahlte, ohne ihr Bild zu mahlen, daß alle Lieder, die er ſang, nur an ſie gerichtet waren, verſteht ſich von ſelbſt. Der Freund war — in der Regel aus Mitleid — ſein treuer Begleiter.

So viel wir wiſſen, hat er nie ein Wort mit ihr gewechſelt. Das Geiſt- und Körper-kerngeſunde Mädchen ſchien dieſe Schäferſzenen theils nicht zu bemerken, theils ihrer zu ſpotten.

Es wäre übrigens dieſer Knabenliebeleyen hier nicht gedacht worden, wenn ſie nicht Hoffmanns frühe Entwickelung bewieſe und wenn nicht eine Aeußerung, die er oft mit Heftigkeit ausſtieß, den Jüngling und den Mann bezeichnet hätte, wie wir ihn ſpäterhin gekannt haben:

„Da ich ſie einmahl nicht durch die Annehmlichkeit meines Aeußern intereſſiren kann, ſo wollt ich, daß ich ein Ausbund von Häßlichkeit wäre (und er gefiel ſich darin, dies Bild auszumahlen), damit ich ihr auffiele, damit ſie mich wenigſtens anſähe.“

Die erſte Studentenzeit Hoffmanns bietet nichts Merkwürdiges dar. Da er die Univerſität ſpäter als der Freund bezog, hörte das Beyſammenleben, deſſen wir oben gedacht in der Schule auf. Auch trafen ſie ſpäterhin in den Vorleſungen nicht zuſammen. Ihr Studienplan divergirte eben ſo von einander, wie die Geiſter der beyden Oheime, von denen derſelbe angeordnet war.

Hoffmann betrachtete, für dieſen Fall ganz im Geiſte ſeines Oheims, das Studium der Jurisprudenz nur als das Mittel, bald Brod zu erwerben und bald aus dem großmütterlichen Hauſe zu kommen. Seine Seele gehörte den Künſten. Was mit dieſen, oder mit der Brodwiſſenſchaft nicht in unmittelbarer Beziehung ſtand, berührte ihn nicht. Geradeſten Weges ging er auf ſein Ziel los. Ihm blieben daher auch die Kantſchen Vorleſungen fremd, die er nicht zu verſtehen unverhohlen zugab, wiewohl die Sitte ſeiner Zeit es forderte, daß jeder aus der Schule eben Entlaſſene ſeinen Kurſus mit Logik, Metaphyſik und Moralphiloſophie bey Kant anfangen mußte — wie unverdaut und unverſtanden, iſt leicht zu erachten —. Die verſtändlichſten ſeiner Vorleſungen, Anthropologie und phyſiſche Geographie, wurden am wenigſten beſucht.

Der Freund gieng die andere verſchiedene Richtung, trieb auch allerley humaniora daneben. Zudem hatte derſelbe Umgang mit Leuten, die für Renommiſten galten, focht und ritt viel.

Dieſem allen war Hoffmann ganz beſonders abhold, und der Körper galt ihm nur, um den Geiſt zu nähren.

Kaum gelang es dem Freunde, ihn zwey oder dreymal aufs Pferd zu bringen, und noch liegt uns eine poſſierliche Schilderung vor der Noth, die er dabey ausgeſtanden.

Ihr Umgang ward daher auf die Beſuche beſchränkt, die ſie ſich — ungezwungener allerdings als in den Schuljahren — faſt täglich gaben, oder auf die verabredeten gemeinſchaftlichen Spaziergänge.

Hoffmann beſuchte mit gewiſſenhafter Pünktlichkeit die Vorleſungen, und er konnte für vorzüglich fleißig gelten. Seine ganze übrige Zeit war den Künſten gewiedmet.

In den Wintermonaten hatten die Freunde allwöchentlich, auch wohl je eine um die andere Woche, abendliche Zuſammenkünfte, in welchen ſie ſich die Rechenſchaft der vergangenen Tage gegenſeitig ablegten. Eine Flaſche Wein, die gewöhnlich für den ganzen Abend hinreichte, beflügelte den Witz, der nicht ſelten einen phantaſtiſchen Schwung nahm. Meiſtens ward die Abrede ſtrenge gehalten, nur in gereimten Verſen die Unterhaltung zu führen. Kein Dritter ward zugelaſſen. Es waren Stunden, deren ſich Hoffmann noch in der Reife ſeines Lebens und ſeines Ruhmes mit rechter gemüthlicher Freude erinnerte.

Ein Ereigniß, das nicht übergangen werden darf, weil es zu tief in die Geſchichte ſeines Innern greift, entwickelte ihn ſchnell und über ſeine Jahre hinaus. Es umfaßt die letzte Zeit ſeines Univerſitäts- und die erſte ſeines Dienſtlebens, die Jahre 1794 bis 1795. Eine reitzende Frau, voll Sinn und Gefühl für die Künſte, ſchenkte ihm ihre Gunſt, und er ergab ſich ihr mit der vollen Lebendigkeit friſcher Jugend. Ein unglückliches Band, von Verwandten geſchloſſen, hatte ſie, faſt ein Kind, an den Gatten gefeſſelt, der beynahe dreymahl ſo viel Jahre zählte, wie ſie. Hoffmann ward einige Jahre ſpäter ihr Muſiklehrer und aufs ſchnellſte ergriff ein verzehrendes Feuer, angefacht durch die Aehnlichkeit der Neigungen und die Heimlichkeit dieſes Verhältniſſes zwey gleichgeſtimmte Herzen. Eine neue Welt war ihm aufgegangen, aber zugleich war er in ein Meer gerathen, deſſen Wogen den Ankerloſen hin und her warfen. Er hatte ein Herz gewonnen, das er ſein nennen und doch nicht beſitzen durfte, im täglichen Wiederſehen lag das tägliche Scheiden und mit der Fülle des Genuſſes miſchte ſich die Gewißheit des ſichern Verluſtes.

Mit dem Becher der höchſten Luſt der Liebe wurden ihm ihre bitterſten Quaalen beſchieden.

Er fühlte es tief, wie ſehr dieſes Mißverhältniß an ſeinen edelſten Kräften zehre, und verdankt er dieſer Zeit gleich die vertraute Bekanntſchaft mit den Tiefen des menſchlichen Herzens, die wir in ſeinen Schriften wiederfinden, und den eignen treffenden Sinn, der weibliche Schönheit von weiblicher Reinheit ſo richtig zu unterſcheiden wußte, und der ihm im Leben ſogar dann nicht verließ, als er ſich ſelbſt für gefallen erkannte, ſo brachte doch das Bewußtſeyn dieſer Lage, wenn er dazu gelangte, eine Zerriſſenheit in ſeine Seele, deren Wunden bis an ſeinen Tod noch kenntlich waren.

Augenſcheinlich hatte auch die genannte Zeit die Sehnſucht nach einer höhern Liebe, nach einem Ideale von Freundſchaft in ihm gebohren —. Beydes war ihm zu einem Bilde geworden, zu dem Höchſten, deſſen ſeine Seele begehrte und bedurfte.

Nicht zufrieden, ſich dieſes Urbild ſelbſt geſchaffen zu haben, ſtattete es ſeine heiße Phantaſie auch mit den köſtlichſten Farben aus. Dadurch mochte auch vor ihm ſelbſt die unbedingte Verehrung gerechtfertigt ſeyn, mit welcher er ſein eignes Geſchöpf auf ſeinen Hausaltar erhob. Der Freund wenigſtens iſt ſtets anſpruchslos genug geweſen, dieſen Rang nicht als ſein, ſondern als Hoffmanns Werk und Eigenthum anzuſehen.

Nicht beſſer kann dieſe Stimmung Hoffmanns dargeſtellt werden, als in den Briefen voll treuer Wahrheit und tiefen Gefühls, die er in dem Zeitraume von 10 Jahren — von 1795 bis 1805 — an ſeinen Freund geſchrieben. Sie ſind alle erhalten und wir ſind ſo glücklich, einige der uns anvertrauten unſern Leſern mittheilen zu können. Sie enthalten eine treue Geſchichte ſeines Herzens und ſeiner Ausbildung für die Kunſt.

Am beſten widerlegen ſie das Vorurtheil, das ihn noch in ſpätern Jahren indignirte und das er daher mit dem bitterſten Spotte vergalt:

daß er ein gemüthloſer Satyriker ſey.

Als ob Humor, den man ihm doch einräumte, nicht das Kind eines tiefen, zarten und kräftigen, dann erſt bittern verwundenden Gefühls ſey, wenn es ſelbſt hart verwundet worden.

Ob er ein Herz beſeſſen, mag der Leſer ſeiner Briefe beurtheilen.

In jene Zeit trifft der Anfang ſeiner ſchriftſtelleriſchen Uebungen. Es waren einzelne treffliche Sachen darunter. Er änderte manches genau nach dem Urtheile des Freundes, dem er — ſonſt niemand — alles mittheilte. Von dem erſten in drey Bänden ganz vollendeten Roman — Cornaro — erwartete er nicht nur einen Schriftſtellernamen, ſondern ein recht erkleckliches Honorar. Im Sommer 1796 hatte er das Manuſkript einem Buchhändler übergeben, der ihn nicht ohne Hoffnung gelaſſen. Ein halbes Jahr ſpäter erhielt er es beſchmutzt, wie er ſelbſt ſchrieb — mit den Worten zurück: daß die Anonymität des Verfaſſers ein Hinderniß abgebe, um einen Verleger zu finden. Sein Verdruß darüber war ohne Grenzen. Dennoch begann er bald wieder an einem neuen Roman zu arbeiten.

Königsberg war in jener Zeit reich an guten Köpfen:

Kant, Kraus, Hamann, Hippel, Scheffner. Es darf ſich daher den Freunden Hoffmanns wohl die Frage aufdrängen: Hatten dieſe Geiſter überhaupt Einfluß auf ihn und ſeine Bildung, auf welche Weiſe, und war er ihnen perſönlich bekannt?

Unmittelbar konnten dieſe gefeyerten Männer keinen Einfluß auf Hoffmann üben, dazu waren ſeine Familienverhältniſſe zu entfremdend. Er konnte ihre Bekanntſchaft nicht ſuchen. Niemand von ihnen hatte Veranlaſſung die ſeinige zu ſuchen. Von Kant war er wahrſcheinlich gar nicht gekannt, nur wenig von Kraus und von Hippel. Dieſem war er auf eine faſt poſſierliche Art näher gekommen. Hoffmann hatte mit vieler Mühe zwey Stücke aus der franzöſiſchen Geſchichte gemahlt. Er hielt ſie für gelungen und hoffte einen Kenner zu finden, der ſie ihm abkaufen ſollte. Der Geheime Rath v. Hippel galt dafür. Ihm beſchloß er ſie zu zeigen und damit noch zwey wichtige Zwecke zu verbinden: Hippel näher bekannt und durch ihn weiter empfohlen zu werden. Die Bilder wurden abgeſchickt, der Geber ward freundlich hinbeſtellt und erhielt den freundlichſten Dank: denn Hippel ſah das Opfer der beyden wirklich ſehr unbedeutenden Bilder nur für die Huldigung eines jungen Künſtlers an, deren Preis ohne Indiskretion wohl ſchwer zu beſtimmen ſeyn mochte.

Hoffmann verdroß dieſes Ende der heimlich eingeleiteten Sache nicht wenig, das ihm obenein den Spott des mit allen Eigenheiten ſeines Oheims ſehr wohl bekannten Freundes zuzog. Uebrigens ſah der Oheim den Bund des Neffen, ſo peinlich er ſonſt über ſeinen Umgang wachte, nicht ungern — Beweiſes genug, daß er Hoffmann kannte und richtig würdigte.

Scheffner, leiblich kurzſichtig, hat Hoffmann wohl nie geſehen. Dieſem Fernſichtigen dagegen war die lange hagere graue Geſtalt — denn bekanntlich gieng Scheffner nie anders, als grau gekleidet — mit den Satyrzügen ein Gegenſtand mancher beißenden Bemerkung.

Mittelbar hingegen mußte ſchon die Nähe geiſtreicher Köpfe andere ähnliche Köpfe entzünden. Der Knabe und der Jüngling erfuhr ihre Beſchäftigung, ihr Wirken und Treiben. Er fand darin Keime und Zündſtoff für ſich ſelbſt. So war Hoffmann mit ſeinem Freunde lange vorher, ehe Hippels Tod den Schleyer ſeiner Anonymität lüftete, über den Verfaſſer der Lebensläufe ꝛc. einig. So war es kein geringer Fund für ſie, als dem Freunde zufällig mit einem aus Scheffners Händen kommenden Buche das corrigirte Manuſkript eines einzelnen Gedichtes aus: den Gedichten nach den Leben — in der erſten Ausgabe: Gedichte im Geſchmacke Grecourts — die Autorſchaft Scheffners zur Gewißheit gebracht hatte: — denn das Ganze war ſeine Handſchrift. — Zu übergehen iſt übrigens die Schadenfreude nicht, die ſie daran hatten, den ſtrengen Sittenrichter, als ſolchen der Freund ihn nur kannte, gerade dieſer Autorſchaft mit Gewißheit zeihen zu können.

Nur ſolcher Funken bedurfte es, um in Feuerfangenden Köpfen, wie Hoffmanns, zu zünden.

Wir kehren zu der Geſchichte ſeines Geſchickes zurück.

Am 22ten July 1795 beſtand er ſeine erſte Prüfung als Auſcultator bey der Regierung zu Königsberg. Faſt lächerlich war die Furcht vor und nach derſelben. Beſonders quälte ihn das lange Ausbleiben ſeiner Beſtätigung. Weiterhin faßte er mehr Vertrauen zu ſich ſelbſt, das er durch den Vergleich anderer Arbeiten mit den ſeinigen lernte.

Unter der Menge junger Männer, die den Dienſt lernten, fand er ſich in Königsberg ſeiner Unruhe und ſeinem Drange nach Thätigkeit nicht gemäß genug beſchäftigt. Seine Aeußerung darüber, mehr aber noch die Erkenntniß, daß er den ſein Herz zugleich lähmenden und anregenden Verhältniſſen in Königsberg entriſſen werden müſſe, entlockten dem Freunde, der unterdeſſen auch einen andern Ort bezogen, die dringende Bitte, Königsberg zu verlaſſen und mit ihm zuſammen die Dienſtbahn zu vollenden.

Hoffmann ergriff dieſen Gedanken, berieth ihn mit den Seinigen, und bald ward der Familienſchluß zum feſten Entſchluſſe. Ein ſchwerer Kampf in ſeinem Innern war vorausgegangen. Die Arme der Liebe wollten ihn nicht laſſen. Er ſelbſt ſchwankte und verlangte: der Freund, der unterdeſſen unabhängig geworden, ſolle zu ihm zurückkehren. Dieſer, deſſen Geſchick es anders wollte, ſetzte der Heftigkeit der aufgeregteſten Leidenſchaft Beharrlichkeit und Ruhe, die jener als Kälte aufnahm und mit Vorwürfen lohnte, entgegen. Endlich riß Hoffmann ſich im Junius 1796 männlich von allen Ketten los und ging nach Glogau, wo er in dem Hauſe ſeines zweyten Oheims, des älteſten der beyden Dörfferſchen Brüder, eine freundliche Aufnahme fand. Dieſe durch feine geſellige Bildung ausgezeichnete Familie war für ihn die Schule des Geſellſchaftstons. Auch nahm er hier die franzöſiſche Sprache wieder auf, die er ſchon früher und lieber, als die alten Sprachen getrieben hatte. Sein Humor litt darunter nicht und je ſchwerer es ihm geworden ſeyn mag, ihn unter ſo polirten Leuten zu bändigen, deſto toller tummelte er ihn, wenn er ihn loslaſſen durfte.

Im Sommer 1797 beſuchte er mit dem Glogauſchen Onkel den Königsbergſchen. Die durch die Trennung eines Jahres kaum gedämpfte Leidenſchaft erwachte hier mit neuem Feuer. Sie erzeugte einen Plan, den Hoffmann mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit ſeiner Phantaſie ergriff und ausarbeitete. Er fand darin eine Zukunft, von welcher er ſich ein Paradies verſprach. Der Plan umfaßte nichts geringeres, als die Trennung der Geliebten von ihrem

Unholde, wozu ſogar ſeine bürgerlichen Verhältniſſe rechtsgültige Gründe dargeboten hätten.

Der Zufall vereitelte eine Vereinigung, in der beyde ſchwerlich das gehoffte Glück gefunden hätten. Hoffmann gedenkt der Sache bald nach ſeiner Rückkehr nach Glogau ſchon nicht mehr.

Auf dieſer Reiſe hatte er ſeinen Freund nur einige kurze Minuten geſehen. Eine kleinliche Furchtſamkeit hatte ſich Hoffmanns dermaaßen bemeiſtert, daß jener, den er aus dem erleuchteten Landhauſe einer befreundeten Familie, wo er ſich eben befand, hinausrufen laſſen, ihn nicht vermögen konnte, einzutreten, oder gar einige Tage bey ihm zu verweilen und den auf der Landſtraße harrenden Oheim, worin derſelbe wohl gewilligt hätte, allein reiſen zu laſſen. Auf der Rückreiſe ſahen ſich die Freunde durch Hoffmanns Schuld, der jede Benachrichtigung unterlaſſen, gar nicht.

Das Jahr 1798 war für ihn reich an Ereigniſſen, die auf ſeinen Kunſtſinn und ſein Streben nach Ausbildung und Kunſtgenuß von bleibendem Einfluſſe ſeyn mußten.

Ein Freund des oheimlichen Hauſes erwählte ihn zu ſeinem Reiſegefährten durch das Schleſiſche Gebürge und durch Böhmen nach Dresden, wo die bis dahin nur geahnten Kunſtſchätze ſein Gemüth mit einem ſolchen Reichthum füllten, daß es ſich für ſein ganzes Leben daran erlabte, vorzüglich aber, daß ſie wie immer in dem Gewahrſam ſchaffender Geiſter, die Keime neuer herrlicher Geburten wurden. Gleich nach dieſer Reiſe erfolgte die Verſetzung des Oheims nach Berlin. Voll des höchſten Jubels zog Hoffmann mit der Familie, deren Mitglied er war, in die Reſidenz ein. Dem Triebe, zu ſehen, zu hören, zu lernen, ſchien nun für erſt genug gethan.

Die Wünſche und Hoffnungen, die er auf Königsberg geſetzt hatte, waren aufgegeben. Er hatte jetzt nur ein Ziel:

unter dem Schirme des Brodbaums, den er vom Dienſt erwartete, unabhängig ſeiner Neigung für die Künſte zu leben. Der Frühling des Jahres 1800 brachte ihn dieſem Ziele bedeutend näher. Er hatte die letzte Prüfung glücklich überſtanden und er durfte ſich der dadurch gewonnenen Muße und ſeinen nahen Hoffnungen um ſo freudiger hingeben, als eben den Freund ein ähnlicher Zweck nach Berlin geführt hatte. Sie lebten zwey glückliche Monate zuſammen, die zuletzt mit einem muntern Ausfluge über Potsdam, Deſſau, Leipzig nach Dresden geſchloſſen wurden. Da ihre Zeit beſchränkt war, ſo mußte jeder Augenblick, den ſie nicht im Wagen auf der Reiſe zubrachten, dem Schauen gewiedmet werden. Von Hoffmanns früherer Bekanntſchaft mit allem Sehenswerthen dieſer Gegenden hatten beyde ſehr reichlichen Gewinn. Unterdeſſen erhielt Hoffmann ſeine Beſtimmung nach Poſen, wohin ihn der Freund noch geleitete. Auf dieſen kleinen Reiſen bildete ſich bey ihnen der Plan zu einer großen Reiſe immer feſter, der übrigens als ein heiteres Traumbild der frühſten Jugend in ihrer Phantaſie ſchon eine bekannte Stäte fand.

Im Spätherbſt 1801 beſuchte Hoffmann Königsberg wieder — wenn wir nicht irren, war der Tod eines Mitgliedes der Familie die Veranlaſſung. Von der Rückreiſe benachrichtigt, begegnete der Freund ihm in Elbing und Danzig, und ſie verlebten am letzten Orte, der mit ſeiner alterthümlichen innern Würde und mit ſeiner herrlichen Umgebung Hoffmanns Gemüth tief ergriffen hatte, zwey heitere Tage. Hoffmann war indeſſen nicht mehr der alte. Eine ungewöhnliche Luſtigkeit, die faſt in Poſſenreißende Skurrilität ausartete, und das Wohlgefallen am Obſcönen ließen ahnen, daß irgend eine Veränderung, die ſein Herz betroffen, ihn dem Gemeinen und beſonders einer gewiſſen Laſcivität zugewandt habe, die für ihn um ſo verderblicher ſeyn mußte, als die ſüdliche Heftigkeit ſeines Temperaments ihn immer auf Extreme führte. In der Folge beſtätigte er ſelbſt die Wahrheit dieſer Vermuthung. Wir glauben auch ferner nicht zu irren, wenn wir in dieſer Periode, und in der gleich Unheil bringenden ſpätern geſchäftloſen, die er nach ſeiner Flucht aus Warſchau in Berlin verlebte, den Keim zu der ſchnellen Auflöſung ſeines Körpers finden, die für ſeine Jahre und für die in ihm wohnende ſeltene Lebenskraft viel zu frühe ihn der Welt entriß. Im folgenden Jahre war der Erguß ſeines ſatyriſchen Pinſels, der in Verbindung mit einigen witzigen Freunden auf die Erſten des Ortes große Bitterkeiten ausgeſtreut hatte, Veranlaſſung ſeiner Verſetzung von Poſen nach Plock. Er ſah darin eine Verbannung nach Sibirien, fand ſich aufs tiefſte gedemüthigt, gekränkt und unglücklich und ſetzte daher alle Fäden in Bewegung, um aus dieſem Exil erlöſt zu werden. Es gelang ihm ſchon im Frühlinge 1804, vorzüglich, ſo viel wir wiſſen, durch die Verwendung des Kammergerichts-Präſidenten von Schleinitz, der ſelbſt ein geiſtreicher Mann, als ſein früherer Chef ihn liebgewonnen hatte. Zur lehrreichen Warnung gereichte ihm dieſe Erfahrung gewiß, ſo bitter ſie für ihn ſeyn mochte.

Vorher noch hatte er eine Reiſe nach Königsberg benutzt, um dem Freunde auf ſeinem Landgute mehrere Tage zu wiedmen. Es war im Februar 1804. Hier ſpann ſich der Plan der großen Reiſe bey den Freunden bis zu den kleinſten Nebenſchattirungen aus. Der eine glaubte, alle landwirthſchaftlichen Einrichtungen auf ſeiner Beſitzung binnen zwey Jahren zu Ende gebracht zu haben, der andere hoffte bis dahin ſein Erbtheil zu erheben, deſſen Anfall ihm in Königsberg gewiß ſchien. Der Weg ſollte über Schleſien, Wien, Venedig auf Rom und Neapel gehen, der Rückweg durch die Lombardey, die Schweitz auf Paris. Der Frühling des

Jahres 1807 ſollte den Freunden ſchon auf romaniſchem Boden ſeine Blüten entgegenſtreuen. Das Schickſal wollte es anders.

Die Kataſtrophe iſt bekannt, die alle Preußiſche Beamten, die der Inſurrektions-Regierung nicht hatten huldigen wollen, von Warſchau vertrieb. Hoffmann hatte Päſſe nach Wien verlangt. Er konnte ſie nur auf Berlin erhalten. Dahin begab er ſich denn auch und dort dauerte ſein Aufenthalt länger denn ein Jahr.

Sein öffentliches Leben nahm nun eine andere Wendung. Der Staat konnte ihn wie die vielen Seines Gleichen nicht wieder anſtellen. Dieſe Gewißheit, wiewohl ſie ihn dem Kampfe mit dem bitterſten Mangel ausſetzte, betrübte ihn nicht. Er ſah darin nur die Erfüllung ſeines Glaubens, daß die Muſe, die ihn ſich zum Jünger erkoren, ihn durch allerlei Prüfungen des proſaiſchen Lebens hindurch führen wolle in ihr poetiſches Reich, wo er nun losgebunden von jenen Galeerenketten der Brotbruderbank ſchwelgen werde im neuen glanzvollen Eldorado.

Mit felſenfeſtem Glauben bauete er auf die Kunſt. Und ſie täuſchte ihn nicht, giengen gleich ſeine Entwürfe für Wien und Bamberg nicht in dem Fluge [in Erfüllung], den ſeine Phantaſie, der gewöhnlichen Hinderniſſe nicht achtend, in ſolchen Fällen zu nehmen gewohnt war. Der Anfang ward ihm ſchwer gemacht, wie ſein Abkommen mit Gr. Soden, in deſſen Stelle Cuno trat, bewieſen.

Beklagenswerth iſt es, daß dieſes Jahr des müßigen Aufenthalts in Berlin, wiewohl dieſes allein ihn der Muſe ganz wieder zuwandte, auf ſein Gemüth ſo nachtheilig eingewirkt hatte. Er lernte ſich von ſeiner Häuslichkeit entwöhnen, die ihm in Plock und Warſchau werth und dadurch das feſte Band geworden war, deſſen er ſtets bedurfte, dieſe zügelloſe Phantaſie zu feſſeln. Er lernte, ſeine

Sache auf nichts ſtellen, nur von einem Tage auf den andern leben, ſich ſelbſt durch Luftſchlöſſer täuſchen und großem Leichtſinn ergeben.

Noch verdient das Zuſammentreffen beyder Freunde nach neunjähriger Trennung einer Erwähnung.

Als Napoleons Geſtirn in den Fluten der Bereſina untergegangen war, hatte Hoffmann mit ſeinem gewöhnlichen richtigen Takte ſchnell errathen, daß nun für ſein Vaterland ein neuer Morgen anbreche. Um ihm näher zu kommen, hatte er ſchon im Winter 1813 Unterhandlungen mit Seconda in Dresden eröffnet und im April während der Beſetzung durch die Alliirten, zur Zeit der Siegeshoffnungen, war er als Muſik-Direktor der genannten Schauſpielergeſellſchaft dort angekommen. Die Freunde trafen ſich unerwartet im Linkiſchen Bade. Sie hatten ſich viel zu ſagen und ſahen ſich täglich. Am 7. May hatte ein Geſchäft den Freund von der Neuſtadt Dresdens — Hoffmann wohnte in der Altſtadt — entfernt und er war erſt um Mitternacht zurückgekehrt. Am 8ten wollten beyde Freunde zu einander eilen, allein die Brücke war, nur für Truppenzüge noch zugänglich, für Fußgänger geſperrt. Hoffmann konnte — wie es die Abſicht der beyden doch war — von den Greueln des Krieges, die ſeiner in Dresden im vollſten Maaße warteten, nicht errettet werden.

Die Freunde ſahen ſich im Julius 1814 zu Leipzig wieder, wo der Entſchluß Hoffmanns, den Dienſt ſeines Vaterlandes zu ſuchen, durch die Vermittelung des Freundes zur Reife gedieh. So groß war aber Hoffmanns Beſcheidenheit, daß er jede Ernennung zum Rathe ablehnen zu müſſen erklärte. Seine Vorgeſetzten beurtheilten ihn anders, als er noch in dem nehmlichen Jahre ſeinen Wohnort nach Berlin verlegte.

Von da ab gehört das Urtheil über ſein Leben der Oeffentlichkeit, ſo wie ſein Ruhm ſeinem Vaterlande, als deſſen erſter humoriſtiſcher Schriftſteller er nun auftrat.

Ergänzungen dazu:

1. aus Hippels Briefen an Hitzig:

1. (zu S. 5)

Allerdings mein' ich die Tante aus Kreislers Jugendgeſchichte im Kater Murr, den ich aber, weil er verliehen, nicht zur Hand habe. Sie ſang nicht, ſie ſpielte weder Klavier noch Laute, aber ſie war eine geiſtreiche achtungswerthe alte Jungfer, die einzige im Hauſe, die H. begriff. Wahrheit iſt hier weniger als Dichtung. Ich *glaube*, ſie hieß *Sophie*. Uebrigens wiſſen Sie, daß H. im Kreisler ſein humoriſtiſches Ich idealiſirte. Daher in dieſer Dichtung wieder viel Wahrheit aus H. eignem Leben iſt.

31. 1. 1823.

2. (zu S. 7)

Voeteri war, wenn ich nicht ſehr irre, Juſtitiarius auf den Wildenhoffſchen Gütern, einem Grafen v. Schwerin gehörend, — in der Gegend von Preuß. Eylau — und in Sudnicken, der Familie v. Rebinder *damahls* gehörig. In dem *Majorat* hat H. übrigens Roſſitten auf der kuriſchen Nehrung gemeint, dicht am Haf, wo vormahls ein altes Schloß geſtanden. Der Ort iſt eine Domaine.

31. 1. 1823.

3. (zu S. 13).

Mit der Stelle: „Dem Freunde erſchien als Natur und Bedürfniß“ ꝛc. habe ich wohl nur ſagen wollen, daß H. an Natur und Landleben durchaus keinen Geſchmack fand. Wenn er ſie ſuchte, wollte er ſich daran erheitern, erhohlen, ſie ſollten ihm bloß eine Würze des Stadtlebens ſeyn.

31. 1. 1823.

4.

Auf eine Sache muß ich Sie, mein werther Freund, vor allen Dingen aufmerkſam machen, auf das Verhältniß Hffm. zu ſeiner Geliebten, die eine in Königsberg viel gekannte Frau war. Zwar iſt ihr Gatte todt, ein erbärmlicher Menſch, den ſie mit Aufopferung ihres Vermögens von der Strafe des betrüglichen Bankerotts gerettet hatte. Zwar iſt auch ſie längſt dahin — ſie ſtarb in zweyter Ehe als die Gattin eines Schulmannes — etwa 1799—1800 —, allein es müſſen Kinder am Leben ſeyn, die das Aufdecken der Schwäche ihrer Mutter — ich habe es aufs ſchonendſte verſucht — tief verwunden würde.

4. 12. 1822.

5.

[Dieſes Liebesverhältniß war] auf H. ganzes Leben von dem entſchiedenſten Einfluſſe.

31. 1. 1823.

6.

Im Artushofe, einer ſeiner Erzählungen, hat H. ſeinen dreytägigen Aufenthalt in Danzig — mit mir zuſammen — benutzt, um den Bildern friſche Farben zu geben. Auch hat er unſern Schulgenoſſen Matuſzewski darin aufgeführt. Doch liegt dieſer Dichtung keine mir bekannte Thatſache zum Grunde. Wohl jeder Dichter benuzt Ereigniſſe ſeines eignen Lebens zu wohl ausgeſtatteten Gebilden, ohne daß man jenen gerade Schritt vor Schritt nachſpuren kann.

31. 1. 1823.

7.

Noch ein Wort über die Verwechſelung der Buchſtaben ſeiner Vornahmen. Auf meine Frage, warum das A. an die Stelle des W. getreten — er hieß Wilhelm — und ob er nicht wieder tauſchen wolle? erwiederte er: „es iſt ein Schreibfehler auf einem der erſten Manuſkripte, und da ich einmahl mit dem A. courſire und die Münze gangbar iſt, ſo mag ich nichts daran ändern. Eine beliebte Münze prägt man mit der alten Jahrzahl immer wieder aus, auch mit den alten Fehlern“.

4. 12. 1822.

8.

Es war der 14te April v. J. Abends 9 Uhr, als ich H. zum letzten mahle ſah. Es waren bittere Momente. Schon mehrere Abende hintereinander hatte ich ihn mit der Abſicht beſucht, ihn mit der Nähe des Scheidens bekannt zu machen. Denn meine Abreiſe hatte ſich ſchon um einige Wochen verzögert und ich konnte ſie nicht länger verſchieben. Aber ich hatte nicht den Muth dazu. Meine Mißſtimmung fiel ihm auf, und faſt jeden Abend war ſie der Gegenſtand ſeines Tadels. Am meiſten am letzten Abende. Ich konnte ihm die Wahrheit nun nicht länger verſchweigen. Er war außer ſich, und es war, als wenn der Schmerz ihm die längſt verlornen Kräfte wieder gab. Krampfhaft warf er ſich im Bett hin und her mit dem Ausrufe: Nein, nein, es kann nicht ſeyn, du kannſt nicht reiſen, du kannſt mich nicht verlaſſen. Ja er verweigerte mir die ſchon damahls halb erſtorbene Hand zum Abſchiede.

Als ich ihn endlich von der Nothwendigkeit des Scheidens überzeugt hatte, ward er ruhiger, er reichte mir die Hand, ſprach von Wiederſehen, weinte — bey ihm eine ſeltene Erſcheinung — bitterlich, — und ich ſchied, um ihn nie mehr zu ſehen. Am andern Morgen reiſte ich ab.

31. 1. 1823.

9.

Es geht ein großes Talent mit ihm zu Grabe, und was das Betrübteſte iſt, zugleich meine Ueberzeugung und die Hoffnung ſeiner Freunde, daß er der Welt durch einen andern Wandel bewieſen haben würde, welche Kraft über ſich ſelbſt in ihm wohne, wenn es der Vorſehung gefallen hätte, ſein Leben zu friſten.

29. 6. 1822.

10.

Daß ich ſein Freund geweſen, wie man es hienieden nur ſeyn kann, fühle ich ſeit ſeinem Tode mehr denn je. Ohne oft mit ihm Briefe zu wechſeln, war ich gewohnt, ihn mir nahe und unzertrennlich von mir zu denken, und von einer Zukunft zu träumen, die uns an einem gemeinſchaftlichen Wohnort vereinigen ſollte. Auch bey ihm war dieſer Gedanke eine feſte Einbildung geworden, deren Erfüllung der Tod nun hinausgeſchoben hat.

9. 10. 1822.

II. aus Hippels Handexemplar des erſten Theiles von Hitzigs Compilation „Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß“:

1.

Zu S. 19: [Das Schulmädchen, dem Hoffmann als Gymnaſiaſt den Hof machte, hieß] Amalie Neumann.

2.

Zu S. 23: [Hoffmanns Königsberger Geliebte war eine] Frau Hatt.

III. aus mündlicher Ueberlieferung der Kinder Hippels:

1.

[Hoffmann] entzückte Hitzig's und Hippel's Kinder [1821/22] durch Erzählung zauberhafter Mährchen, aber erſchreckte ſie auch mitunter durch Gebilde ſeiner Phantaſie, die den Kleinen die Haare zu Berge ſtehen machten. Und da Hippel einſt mit ſeiner Familie die Weihnachtsausſtellung beſuchte, da hörten ſie Hoffmann beim Conditor Fuchs ſo herrlich auf dem Flügel phantaſiren, daß ſie auch jetzt [1863] noch mit Entzücken des Eindrucks dieſes wunderbaren Spiels gedenken.

2.

[Hoffmann ſoll Hippeln beim Abſchiede geſagt haben:] „O Theodor, wäreſt du ſtets bei mir geweſen, ich wäre ein anderer und beſſerer Menſch geworden.“

Hippels Erläuterungen und Excurſe zu Hoffmanns Briefen ſ. in der II. Abtheilung.

II.

Einundſiebzig Briefe Hoffmanns an Hippel

(5 nach den Originalen, 47 nach Hippels Abſchriften,
19 nach Drucken)

mit Anmerkungen Hippels

Hippel an Hitzig d. d. Marienwerder 4. 12. 1822: Von den Briefen der alten Zeit (1794–1806) iſt es etwa der dritte Theil (47 Stück), die ich mühſam ausgeſondert habe. Unter den zurückbleibenden finden ſich einige köſtliche Sachen, allein ſo mit Perſonalien größtentheils noch Lebender verwebt, daß die Mittheilung nicht möglich iſt.

Vorher, 16. 11. 1822: Die kleine enge Handſchrift von nahe an 150 Briefen (aus den genannten Jahren) macht mir nicht wenig Mühe Wort für Wort durchzugehen.

Derſelbe an denſelben d. d. Oppeln 2. 12. 1823: Bey dem durch meinen Umzug hieher veranlaßten Aufräumen meiner Papiere habe ich noch einige Briefe Hoffmanns aus ſpäterer Zeit (1808–1820) gefunden. Vierzehn davon habe ich . . . copiren laſſen . . . Nur weniges habe ich mir (in dieſen) zu ſtreichen erlaubt.

Königsberg 1794—1796

1.

(Nach dem Original.)

[Ende October 1794[1].]

In der größten Mißlaune von der Welt ſchreibe ich Dir dieſe Zeilen — theils iſt es mir im äußerſten Grade unangenehm, daß ich Dich vor Deiner Abreiſe gar nicht mehr ſprechen, daß ich Dir nicht noch ein hertzliches Lebewohl ſagen kann, theils ärgerts mich, daß ich in einer Sache, die Dich doch auch in gewiſſer Rückſicht intereſſiren könte, nicht aufrichtiger geweſen bin. Jezt, da das gantze vorüber iſt, will ich Dir wenigſtens zu einiger Hertzenserleichterung den gantzen Vorfall erzählen — Du kenſt doch meine beyde neueſten Stücke, auf die ich vorzüglichen Fleiß angewendet habe, und von denen ich immer zu ſagen pflegte, daß ich ſie einem Kenner anonymiſch zum Kauf anbieten laſſen würde — nie haſt Du aber errathen daß dieſer Kenner Dein Onkel, der Geh. R. v. Hippel] ſeyn ſollte. Geſtern führte ich meinen Entſchluß aus, und ſchickte ſie durch den Bedienten meines GroßOnkels gantz inkognito von einem kurtzen Billet begleitet hin. Der Geh. R. ließ ſagen, daß ihm die Stücke recht gut gefielen, und daß er den Mahler davon kennen zu lernen wünſchte — Wer war vergnügter als ich, heute Morgen ſezte ich mich gantz modeste ins Zeug, und ſpazierte, zum erſten mahl in meinem Leben als ein eingefleiſchter Mahler hin —. Noch nie bin ich von jemanden artiger empfangen, — Er rühmte meine Stücke — ließ mir den Rouſſeau in Paſtel zum Beſehn hinunterbringen, frug mich, ob ich ſeine ganze Sammlung geſehn hätte worauf ich unvorſichtig „ja!“ antwortete, worüber er ſich zu wundern ſchien — noch immer kam nicht der rechte Punkt nach meiner Meinung — Endlich löste ſich das Räthſel, durch wiederholte Außerungen — er dachte, ich hätte ihm die Stücke zum Präſent geſchickt — wie war ich beſtürzt — mechaniſch rückte ich gegen die Thüre, und unmuthig lief ich heraus und nach Hauſe — Was in aller Welt muß der Geh. R. von mir denken — nothwendig muß er ſich irgend einen verſteckten Zweck dabey vorſtellen — ſonſt iſt es ja Thorheit von mir — denn zur großen entſcheidenden Empfehlung auf immer ſind die Stücke viel zu ſchlecht — Er muß am Ende über mich lachen. Das Reſultat der ganzen Begebenheit iſt nun nichts weiter, als daß ich mit großem Aufwand von Zeit und Mühe mich lächerlich gemacht habe, und dieſer Gedanke iſt für mich jezt ſehr erbaulich.

Das einzige bitte ich, lieber Freund, daß Du mir bald aus Arnau ſchreibſt — Wie ſehr wirſt Du mir jezt fehlen — Du warſt der einzige der mir frohe Stunden ſchuf — indeſſen bald vergeht auch die Zeit, in der ich Dich nicht ſehn werde, und der Augenblick der Wiedervereinigung hat immer was unendlich frohes und angenehmes für uns.

Lebe wohl

H

Anm. Hippels: Ende October 1794 geſchrieben, vielleicht um vorgezeigt zu werden.

2.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Dienſtag d. 7ten December 1794.

Dein lieber Brief, den ich heute erhielt, hat mir vorzügliche Freude verurſacht, denn ich ſchließe aus demſelben, daß jene wohlthätige Heiterkeit, die nur allein uns das Schätzenswerthe des Lebens fühlen läßt, ſich auf deinen Geiſt hinabgeſenkt und das nächtliche Geſchwader finſterer Launen und marternder Vorſtellungen verſcheucht hat — Vielleicht iſt auch ein Theil der ſüßen Schwärmerey, der Schöpferin mancher recht glücklichen Feyerſtunden, mit verlohren gegangen, und Dir vielleicht alſo in dieſer Rückſicht ein hoher Genuß geraubt. Du darfſt aber gewiß über dieſen Verluſt nicht trauern, denn dem hohen geiſtigen Genuß fehlt insgemein Dauer, und unſer Geiſt, unſere Phantaſie fühlt eine widrige Erſchlaffung, und wohl gar manchmahl unſer Herz eine unbehagliche Leere, wenn er vorüber gegangen iſt. Wir vertauſchen alſo gern jenen hohen Genuß, den Schwärmerey verurſachte, mit einem minder hohen aber dauernden, der nur eine wohlthätige nie mit Nachwehen verknüpfte Empfindung in uns hervorbringt — Sollten wirklich meine Briefe, durch das Gepräge eines frohen unbefangnen Geiſtes, daran Theil haben, ſo würde dies Verdienſt um Dich, davon der Gedanke ſo ſehr mit der Freundſchaft, die ich gegen Dich lebhaft empfinde, harmonirt, mich noch viel zufriedner und froher machen. — Daß Du Dich durch Deine häufigen langen Briefe ſehr bei Tante und Onkel, in Rückſicht der Freundſchaft gegen mich, in Credit ſetzeſt, kann ich Dir auch beyläufig ſagen. Beyde ſchließen aus kurzen Briefen auch auf kurze Freundſchaft, — mag übrigens vielleicht anthropologiſch richtig ſeyn, nur muß denn doch wohl immer unterſchieden werden, in wie fern es möglich oder nicht möglich war lange Briefe zu ſchreiben. Uns beyden möcht es wohl immer möglich ſeyn, wenn kein Bote als Executant daſteht, und lauernd über die Schulter ſieht, ob man nicht bald nach der Sandbüchſe greifen wird, die er wohl gar ſchon in der Hand hält, um ſie ſogleich zu reichen, wenn er nur irgend die Begehr darnach in unſern Augen zu leſen glaubt. Daß ich dir ſo ganz im Gange der Rede eine Schilderung in nuce von deinem pausbäckigen dickbeinigten Merkur gemacht habe, wirſt Du wohl ſogleich geahnet haben. Du kanſt Dir gar nicht denken, mit was für Bereitwilligkeit er BriefSpediteur iſt — Je dicker der Brief iſt, den er mir bringt, deſto freundlicher iſt ſeine Miene, und als ich ihm heute das dicke Paket gab, blinzelte er mit den Augen, zog den Mund faſt bis an die Ohren hinauf, und es erſchallte ein dreymahliges feines hihi, ſo daß der Arnauſche[1] MäuſeKönig unmöglich harmoniſcher lachen kann.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Heute iſt nicht Ball, ſonſt ſäß ich hier nicht und ſchriebe an Dich — denken würde ich gewiß an Dich eben ſo oft, denn gerade auf dem Ball miſſe ich Dich ganz unendlich — Man fühlt es nie ſo ſehr, wie man ſich dran gewöhnt hat, als bei ſolchen Fällen, wo der Drang nach Mittheilung ſtärker als gewöhnlich iſt. Dein Zufall — Man könte ihn Ballkrampf — chorikospasma (χορικοσπασμα) nennen, iſt alſo acht Tage zu früh gekommen — Vermuthlich wird mir nun kein Ball behagen, denn alle meine Erwartungen, Hoffnungen, Wünſche — alles alles iſt concentrirt in dem Gedanken: auf den 17t iſt Masquenball (Maſchkeradeball ſagen die Königsberger Poiſſarden) Mein ſehnlicher Wunſch iſt, daß wir beyde, ich und Du, ſpaniſch ſprechen könnten, ſpaniſche Billets kan ich wohl ſchreiben — aber ſprechen — da hackts —

Die über Lindhorſts ſchmucke weißgebleichte Reithoſen ausgeſchüttete Miſtlauge[2] iſt mir ſehr komiſch vorgekommen, mir fiel dabey etwas ähnliches ein, wovon ich nicht weiß, ob ichs Dir erzählt habe. Wie Andacht und Frömmigkeit, die immer mit goldenem Zepter in unſrer

Familie geherrſcht haben, es heiſchte, daß wir unſre Sünden bereuen und zur Communion gehn mußten, wolte der dicke Sir[3]) recht anſtändig erſcheinen und wuſch daher Freytag vorher aus ſeinen ſchwarzen Hoſen ſehr ſorgfältig die Rudera des Durchfalls einer unverſchämten Schwalbe und der fetten Theile der Sauce eines wohlſchmeckenden Ragouts, hing ſie bey ſehr ſchönem Wetter unter ſein Fenſter und watſchelte darauf zum hypochondriſchen Freunde. — Unter der Zeit entſtand ein heftiger Platzregen, kaum ſah ich die durchnäßten Hoſen, als ich den unwiederſtehlichen Trieb fühle, dem Platzregen ein wenig zu Hülfe zu kommen, ich leerte alſo 5 Gießkannen und 3 volle pots de chambre auf die unglücklichen Hoſen aus, welches alles ſich ſehr ſchön einzog und ſie dermaßen ſchwer machte, daß der Bindfaden, woran ſie hingen, ſie kaum zu halten vermochte. — Als Sir Ott nach Hauſe kam, war der erſte Gang zu ſeinen Hoſen. Floſſen gleich nicht helle Tränen über die rothbraunen Wangen ſeines Angeſichts, ſo verriethen doch klägliche Seufzer die Angſt ſeines Herzens, und Schweißtropfen wie Perlen auf der orangenen Stirne den Kampf ſeiner Seele — 3 Stunden wand er die CommunionsHoſen, um alles Waſſer hinaus zu bekommen. Des Abends klagte er ſein Unglück der ganzen Familie und bemerkte zugleich, daß mit dem Platzregen häßliche Theile und verderbende Dünſte heruntergefallen wären, die totalen Mißwachs verurſachen würden, denn der Eimer Waſſer, den er ſeinen Hoſen ausgepreßt, hätte ganz beſtialiſch geſtunken, worüber denn, als eine Landplage, die ganze Familie ſeufzte, ausgenommen die Tante, welche lächelte und verſteckt äußerte, daß der Geſtank wohl aus der Auflöſung gewiſſer angetrockneter Theile — — — entſtanden ſeyn könnte. — Ich gehörte zu der Parthie die die Landplage annahmen, und bewieß, daß, wenn die Wolken hellgrün ausſähen, es immer ſie wäre —. Der Onkel vertheidigte die Reinigkeit ſeiner Hoſen und ſagte, ſie wären ſo orthodox, wie ſeine Meinungen vom heiligen Geiſt. — quantum distat ab Inacho ꝛc.

Daß Dein Herz von braunen Locken und Vergißmeinnichts-Augen bekrenzelt iſt, werde ich gehörigen Orts anzeigen — — —. Lerne doch nur ja auf der Zither. — die Anfangsgründe auf dem Clavier — Ueberwinde kleine Schwürigkeiten, Du erndteſt viel Vergnügen dafür ein. — Schreibe doch nur ja mit jeder Gelegenheit, und rechne die Kürze meines lezten Billets nicht mir, ſondern Deinem Mercur zu.

Lebe wohl —

Adieu Adieu Adieu
Ewig Dein Freund
H

[Anlage:]

Zum 18 Januar 1795.

Masquerade

an H — — —

Schon hör ich sie, die schallenden Trompeten
ich hör den süßen Ton von sanften Flöten
komm — eile — ihr lieblicher Schall
Lockt nicht vergebens uns zum Ball —
Hinweg mit allem, was uns germanisirt
Was uns vor bübischen Lauschern genirt.
Hinweg mit dem Zöpfchen —
das Haar in wallende Locken frisirt
Die leicht und zwanglos das Koepfchen
Umwehn — mit TuberosenPomade parfümirt —
Der runde kleine Hut mit winckenden Federn garniert
Sizt schief drauf, wie's einen Spanier ziert.
Wenn dann kein ArgusAuge es sieht,

Wirfst du übers schwartze Habit
den feuerfarbenen Mantel.
Er sichert dich, glaub mir, vor jedem Tarantel-
Stich, der dir heimlich zugedacht,
Und hült das Geheimniß in ewige Nacht.
Hier, nim die klingende Zitter. —
Schon manches eiserne Gitter
brach ihrer Accorde süße Harmonie
Gemischt mit zärtlichen Minnesangs sanfter Melodie. —
Wir treten in den hellen Tanzsaal hinein
Fast jeden Durchgang versperren
Uns Haufen großnasigter Herren.
„Wer mag das seyn?"
Zischelt der eine dem andern ins Ohr.
Wir dringen mit spanischer Grandezza vor,
Und Domino's, und Nobili
und Herren aus Algier und Tripoli
Und Schweden Dänen Israeliten
Schweben hinweg vor unsern Schritten.
Da tanzen im bunten Gewühl
Nach volltöniger Instrumente Spiel
Venezianer mit Griechinnen
Und Herrn mit Bärten von Taft mit holden Charitinnen. —
Wer ist dies Mädchen im weißen griech'schen Gewand?
Gegürtet nur einfach mit blauem flatternden Band?
Kunstlos umwallen
Den Schwanenhals, den weißen Nacken
In üppiger Fülle die braunen Locken
Und fallen
Auf den schwellenden Busen herab
Frostigem Stoicismus ein ewiges Grab —
Bald nähert feyerlichen Ganges
der Spanier sich ihr — er spricht ein breites ein langes

von spanischem Nonsens ihr vor.
Sie neigt vertraulich ihr Ohr
Um was zu verstehn was er selbst nicht verstand
Doch bald wird's deutlicher, er spielet
manch zärtlichen Ton auf seiner Zither, sie fühlet
Im sanften Drucke der Hand
Wen ihr die neidische Larve verhült
Und jeden Druck begünstigt ein holdes Verzeyhen
ein leiser Gegendruck —. Von süßer Wonne erfüllt
Schwebt, ach so innig, so warm
Umschlungen von ihres zärtlichen Spaniers Arm
Sie leicht durch die bunten staunenden Reyhen

Anm. Hippels: 1. Arnau war ein Dorf bey Königsberg. — 2. Lindhorſt war ein Bekannter der Freunde, der ihnen oft als Zielſcheibe diente — längſt todt. — Dieſe ſkurrile Anekdote war eigentlich die: L. ein Mann in mittlern Jahren, der Reinlichkeit und Eleganz überaus liebte, wollte ſeine auf einer Jagdparthie ſchmuzig gewordenen Hoſen ſelbſt bleichen und verſah ſich in der Lauge. — 3. Die leidige gewöhnliche Benennung des Onkels Otto.

3.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Freytag d. 12^{t} December 1794

Traure mit mir — trauere mit den ſeufzenden Jünglingen Königsbergs — Klage um Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht — Bald eilt ſie dahin, und wird hinfort nicht mehr geſehn — dahin iſt die holde Tänzerin, Terpſichorens Liebling, Thaliens Buſenfreundin, ein ungünſtiges Schickſal entreißt ſie uns, wenn wieder junges Grün die nackten Sträuche bedeckt, und wenn angenehme Zephire den Schnee von den Feldern hinweg gepuſtet haben werden, und wenn die Lerchen ſingen werden — Mad. S. — ihr Mann etablirt ſich in K.[?] Hinweg v. B. mit farbigen Röcken — ſchwarz ſey Dein Gewand, bleich Deine Wange, und melancholiſch — thränenſchwer Dein Blick —

ich mache ein Abſchiedslied, wozu ein Schleifer die Muſik iſt — mit ſchwarzen Rändern will ich Exemplare austheilen in Oſt, Süd, Weſt und Nord. —

Was hältſt Du davon? —

Wie ſtehts mit der OttsCanoniſirung? — der Einfall iſt vortreflich, die Förmlichkeit ganz Deiner reichhaltigen InventionsGabe überlaſſen — ich dächte, eine kleine Glorie aus Goldpapier könnte nicht ſchaden — und eine große Bouteille müßte unterſtehn, als wenn der ganze Kerl herausgekrochen wäre. Um das Wunder vollkommen zu machen, müßte der Hals der Bouteille ſehr eng ſeyn — oben ein pausbäckiger Engel, aus deſſen Munde die Worte herauskommen „Beugt eure Knie, Gottesfürchtige Wandrer — dieſer Heilige thut ſeine Wunder im Schlaf.“ — Zur ſinnbildlichen Vorſtellung ſeiner wunderthätigen Kraft möcht' ich folgendes Bild wählen — Ein Tiſch mit vielen Bierkrügen, Bouteillen und Gläſern — Um denſelben verſchiedne beſoffne Kerls übereinander gepurzelt — ſie rauſen ſich — ſchreien pp Unten die Unterſchrift — heiliger St. Otto, bitte fur uns, — auf der andern Seite die Wirkung des Gebets — ſie ſitzen alle in anſtändigen Stellungen in Schlafröcken auf bequemen Seſſeln, und ſchlafen.

Wenn ich ſage, daß ich der ganzen Welt ein tiefes Compliment mache, und denn ihr nichts weiter von mir als meinen diminutiven Zopf ſehen laſſe, ſo ſage ich nicht zu viel — So iſolirt, ſo abgeſondert von allen hab' ich ſeit meinen Studentenjahren noch nicht gelebt — Nur der ſpricht mich, der mich ausdrücklich aufſucht, und denn geb' ich ihm

10 Minuten preis, und damit Punktum — ich glaube, daß ein Nichtkenner etwas menſchenſcheues darinn erblicken konnte, er irrt ſich aber ganz. Ich liebe die Menſchen noch ſo wie vorher — Daß ich die wiederhaſſe, die mich haſſen, daß ich denen bey Gelegenheit einen Seitenhieb verſetze die mir einen zudachten, daß ich über die lache, die lächerlich ſind — das wird doch keiner für Menſchenhaß halten — Alle meine DamenBekanntſchaften ſchränken ſich auf ein paar Worte Geſpräch ein (eine ausgenommen), und weiter es auszudehnen habe ich auch bey keiner Luſt — Schaden hat mich vorſichtig und klug gemacht — Erfahrung hat mich gelehrt, daß viel reden und wenig handeln das Praedicat eines Schwächlings iſt, in den Fall werd' ich nicht kommen, daß dies mir zum Vorwurf dienen ſoll. — ich zeige mich wenig, weiche ſo viel wie möglich jeder Sottiſe und auch jedem Maulaffen aus, und ſo hoffe ich endlich mühſam zu dem Glück zu gelangen, daß man mich zufrieden läßt — Selbſt das Ballgehn, jetzt ſowohl als künftig en masque, wird nach dieſen Principien eingerichtet. — Die Stimmung iſt ſonderbar — nur ein einziger paßte für ſie, und dieſer einzige, der ſie mit mir theilen könnte, iſt mir, wenigſtens auf eine Zeitlang, entriſſen — ich ſtudire alſo jetzt die Kunſt in mir ſelbſt alles zu ſuchen, und glaube auch mit der Zeit in mir zu finden was mir nutzen kann — fern ſey es aber von mir, daß mein Herz nicht gleich empfänglich für jede äußere Mittheilung, für jedes Gefühl bleiben ſollte, denn nie muß der Kopf dem Herzen ſchaden, nie muß aber auch das Herz mit dem Kopfe davon laufen — das nenn ich Bildung! — Vielleicht wird bald eine ähnliche Stimmung in Deiner Seele herrſchen, und immer feſter wird die Harmonie der Geſinnungen das Band unſrer Freundſchaft knüpfen. — Reidnitz hat geſchloſſen — ich ſitze ein und bin jetzt mit allem möglichen beſchäftigt, die Tage werden mir

immer äußerſt geſchwind verfließen — Meine Laune iſt jetzt meiſtentheils immer froh, das wirſt Du auch wohl aus meinen muntern Briefen ſchließen — Jeden Abend ſitze ich bis nach 12, oft bis nach 1 Uhr auf, und des Morgens ſtehe ich um 8 Uhr auf. Dieſe LebensArt hat für mich ſo einen Anſtrich von Behaglichkeit, der ſie mir immer fortſetzen heißt. — Daß ich meine Inamorata ſo ganz mit all dem Gefühle liebe, deſſen mein Herz fähig wäre, daran zweifle ich ſehr, nichts wünſche ich aber weniger, als einen Gegenſtand zu finden, der dieſe ſchlummernde Gefühle weckt — das würde meine behagliche Ruhe ſtören, würd mich aus meiner vielleicht imaginairen Glückſeeligkeit herausreißen, und ich erſchrecke ſchon, wenn ich nur an den Troß denke, der ſolch einem Gefühl auf den Ferſen folgt — da kommen — Seufzer — bange Sorgen — Unruhe — melancholiſche Träume — Verzweiflung pp — ich meide daher alles, was ſo etwas involviren könnte — Zu jeder Empfindung für Cora zum Beyſpiel, hab' ich gleich irgend eine komiſche Poſſe zur Surdine, und die Saiten des Gefühls werden ſo gedämpft, daß man ihren Klang gar nicht hört — Nicht viel beſſer, als Dein Exil, werden meine Ferien ſeyn, d. h. ich werde immer einſitzen, und höchſtens meine Inamorata ſprechen, ich werd' mich aber doch ſehr amüſiren — Unter andern mahl' ich jetzt auch für Sie zum Weynachtsangebinde ein modernes NähKörbchen, deſſen Beſchreibung ich auf einen der künftigen Briefe erſpare — Im nächſtfolgenden Briefe erhälſt Du auch die Schilderung einer großen höchſt lächerlichen Begebenheit, die ich morgen als Sontag d. 14 Debr 1794 zu erleben gedenke1). — — — — — —

Anm. Hippels: Iſt nicht der Erwähnung werth, und nur den beyden Freunden verſtändlich.

4.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Königsberg d. 12 Jenner 1791.

Laß Dich, lieber einziger Freund, das kleine Format meines Briefes nicht anfechten, ich wette, daß mancher mit dem darauf geſchriebenen anderthalb Bogen füllen würde. Deine melancholiſche Stimmung, in der Du die liebe Schwärmerey, die uns ſo manches mit Roſen bekränzt, was unbekränzt unſcheinbar und ſchlecht ſeyn würde, hinwünſcheſt in das mitternächtliche Dunkel gänzlicher Vergeſſenheit und Entſagung, iſt doch wieder Schwärmerey, nur etwas anders nuanzirt. ich glaube daß der Zuſtand gänzlicher Gefühlloſigkeit und Vernichtung unſerer ſelbſt nur immer imaginair iſt, denn die Wirklichkeit möchte immer doch zu dem unglückſeeligſten gehören, was unſern Geiſt treffen kann — Frey zu ſeyn, ſo viel wie möglich, von den wirkſamen Eindrucken unſerer Ereigniſſe — beſtimt den Begriff des Philoſophen, doch dahin zu kommen, zu dieſer hohen Stufe gänzlicher Apathie, wäre für mich wenigſtens nicht Glück. Es giebt ſo viele Kleinigkeiten, woran ſich ſo gern unſer Geiſt hängt, und in denen ein hoher moraliſcher Genuß verſteckt liegt — für jeden ſind dieſe Kleinigkeiten da, und auf jedem beruht es, durch eine gewiſſe Art ſorgfältiger Ausbildung ſich dafür empfänglich zu machen. — So lange wir uns nicht entkörpern, und unſere Sinne nicht ſcheiden können von unſerm Geiſt, müſſen wir die Schwärmerey nicht von uns verſcheuchen — Sie iſt uns das, was einem Gemählde das Colorit iſt — Sie erhöht jede Idee, die unſern Geiſt beſchäftigt, ſie verbreitet über uns bey jedem Gedanken von Glük eine wohlthätige Empfindung eines ſanften Entzükens — Freundſchaft und Liebe (nicht Liebe und Freundſchaft) erhalten nur durch ſie ihren Werth — Und ſage noch überdieß — jede große Handlung die je geſchah — war nun das Motiv — Patriotiſmus — Freundſchaft pp — ſage, bewirkte [ſie] nicht immer [die] Schwärmerey? — Denn dieſe tritt ſogleich ein, wo kalte ruhige Ueberlegung aufhört — Wozu dieſe ganze Lobrede — ich appellire auf Dein inneres Gefühl — und Deine innere Ueberzeugung. — —

Dein Trauerſpiel wird ſchön, vorzüglich haben mir, mit Arnolph geſprochen, die 3000 Janitſcharen ſehr charmerirt — dieſer Arnolph iſt Pferdehändler, und giebt ſich für einen Grafen — wurde ausgepfiffen und wieder zu Gnaden angenommen. Künftig ein mehreres davon!

Zum größten Glück in meinem Leben würd ich rechnen, wenn mich ein günſtiges Schickſal ganz mit Dir vereinte — Iſt mein Käficht gleich golden, ſo iſts doch ein Käficht, und keiner kann mir das Schnappen nach Freiheit verargen. — Solche Abende, wie der neuliche, das ſind herrliche Abende, die auf mein Ganzes einen immer währenden Eindruck machen. — Haſt Du den Herbſttag von Iſland geleſen? — ich kann mir keine herrlichere Szene denken, als die des Licent[iaten] Wanner und des Selbert, wo ſie ſich ihrer froh durchlebten Univerſitätsjahre erinnern. — Sollte dies nicht einſt bei uns der Fall ſeyn? — Der Rückblick in vergangene frohe Zeiten gewährt einen hohen geiſtigen Genuß — — —

— — — — — — — — — — — —

Die ſchöne Tochter Graziens empfiehlt ſich Dir. ich begegnete ſie am Schloßberg — ſie ſprach von Dir, und frug ängſtlich, ob Du weit gereiſt wärſt, und wenn Du zurükkommen würdeſt, — ich drückte ihr die Hand, zuckte mit den Achſeln und ſagte, daß ich Briefe auf Briefe an Dich ſchriebe um Dich an meine Bruſt zu locken — aber „er iſt jetzt in OberItalien und will über den Veſuv nach der Schweitz, von da ſezt er über die Weichſel nach

Aſturien, [von] wo er über die SchneeKoppe nach Dresden gehen wird — eben hat er auch einen Ruf nach Conſtantinopel erhalten, der GroßSultan will teſtiren, und da ſoll er das Siegel aufdrücken — Leb wohl leb wohl

Audieu

5.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Königsberg den 19ten Februar 1795.

Vergebens habe ich ſeit Dienſtag auf eine Gelegenheit und auf Briefe von Dir gewartet. Entweder Du biſt zu ſehr mit dem beſchäfftigt, was den Menſchen am meiſten zerſtreut, oder Du wilſt Dich allmählich ſchon ſelbſt von meinem ſchriftlichen Umgange abgewöhnen, um in deſto ungeſtörterer Ruhe und Zufriedenheit in M[arienwerder] leben zu können. Meine neue Lectüre iſt jetzt der Genius von Groſſe. Mit einer Art von Geiſteserhebung leſ' ich die ſchwärmeriſchen Schilderungen der Glückſeeligkeit, den Umgang eines innig vertrauten Freundes genieſſen zu können — Unbemerkt entſchlüpften die Ideen aus dem Buche, und eigne traten an ihre Stelle — ich ſann nach über meinen Zuſtand — die Ahndung bald alles zu verliehren, was mich hier noch feſſelt, gemiſcht mit einer bangen Empfindung, brachte mich außer mir — ich warf das Buch weg, und ich glaube, Thränen hätten meine Augen gefüllt, wenn mir dieſe die Natur nicht faſt gantz verſagt hätte. Du ziehſt davon mit leichtem frohen Hertzen, Du wünſcheſt mit Sehnſucht den Augenblick des Abſchiedes heran, uneingedenk, daß mich Dein Verluſt im innerſten ſchmerzt. Du ſagteſt es mir neulich grade ſo gantz ohne Schonung — und andre mächtige Ideen und Empfindungen, die gerade bey Dir rege geworden waren, ließen es nicht zu, daß Du die übertriebene

Luſtigkeit von meiner Seite bemerken konnteſt. ich danke es dem S. und ſeinem ſpaniſchen ſteifen Zopf, denn dieſe bemäntelten recht gut, was ich eben Dir nicht zeigen wollte — Wilſt Du mir noch eine Freundſchaft thun, ehe Du mich auf immer verläßt — denn ich fühle es, wir ſehn uns dann nie wieder — ſo ſchaffe mir das Portrait Deiner Mutter, ich will es für Dich copiren — doch muß ich freylich fragen, ob Du mich für geſchickt genug dazu hältſt — ob ich mich ſelbſt mahlen werde, weiß ich noch nicht. Das hängt von Dir ab.

Es war ein ſchöner Abend, an dem ich den lezten Theil des Genius laß — meine Phantaſie hatte einen Feſttag — Es war eilf Uhr als ich das Buch aus der Hand legte — Das Aufwallen von unzählichen Leidenſchaften hatte meinen Geiſt in eine Art von matter Betaübung geſenkt — Mir war wirklich ſehr wohl — die traurigen Bilder der kummervollen Tage der Vergangenheit traten zurük in Schatten, und ſüße Traüme einer froheren Zukunft umnebelten meine Sinne — F[ranziska,] R[oſalie,] E[lmire] wichen gantz aus meinem Gedächtniß — aus ihnen ſchmolz ein Ideal zuſammen, und dies Ideal war ſie — eine neue Schöpfung hatte ſie hervorgebracht — gereinigt von den irrdiſchen Verbindungen ſchwebte ſie mir entgegen im himmliſchen Glanze — ich ſah ſie, ich fühlte ſie, ich hörte ihre Stimme — ſie kam mir entgegen, ſie bot mir einen Krantz, geflochten von Myrthen und Roſen — Es war ein ſchönes Bild, das mir meine Phantaſie vorzauberte. In einem Zuſtande, der gleich weit vom Wachen und Schlafen entfernt iſt, lag ich auf meinem Bette — ein Kniſtern weckte mich — ein ſchneidender Luftzug durchwehte meine Stube — ich ſah' auch meinen Genius, — ach es war nicht Amanuel! — —

Mich verläßt alles — Auch ſie wird mich verlaſſen — bald naht ſich ein kritiſcher Zeitpunkt, der ſie mir vielleicht auf immer entrückt. Ich glaubte durch Dich, durch Deinen Umgang, mancher Laſt mich zu entledigen, die mich Centnerſchwer drückt, aber das iſt alles jetzt vorbey —

Glaube mir, daß es lange nicht ſo ſchmerzhaft iſt, alles zu verlaſſen, wie von allen verlaſſen zu werden — Schlaf wohl

H.

6.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Montag Abends um halb eilf Uhr
d. 23ten Februar 1795.

Wenn Du nach Königsberg komſt, iſt's nicht anders, als wenn mir einmahl ein guter Geiſt erſcheint, der ſogleich verſchwindet, wenn ich mich ſeiner Gegenwart recht erfreuen will — ich freute mich auf den heutigen Nachmittag, und verbrachte ihn — mißlaunigt und langweilig. Noch nie in meinem Leben iſt mir der Zwang, den mir die Gegenwart eines dritten auflegt, läſtiger geweſen. — Jetzt bin ich froh, das macht, ich rufe ein Bild meiner Phantaſie zurück, das mir ſchon einige ſüße Stunden verſchafft hat — höre meinen Traum — nur halb ſo lebhaft darfſt Du das frohe dabey empfinden, als ich, und doch wirſt Du mit Vergnügen bey dieſem Ideal einfachen Glücks verweilen. — Bald kommt der Frühling, und bald folgt ihm der Sommer — ſtatt nach M[arienwerder] zu gehen bleibſt Du noch den Sommer über in A[rnau] — Du ſiehſt die wiederauflebende Natur — jedes emporkeimende Gräschen, jede ſchwellende Knospe enthüllt für Dich den Geiſt des Lebens — Du athmeſt freyer in der gereinigten Luft — Dein Kummer verläßt Dich — das allgemeine Streben und Weben heitert Deinen Sinn und giebt Deinem Geiſt wieder die gehörige Spannkraft — Bald naht ſich die angenehmſte Zeit — ich komme zu Dir heraus — nicht auf einen Tag — nein ein paar Wochen bringe ich bey Dir zu. Unſere Zeit iſt auf das angenehmſte vertheilt — Studiren — Spazirengehn — — Unterhaltung wechſelt in beſtimmter Ordnung ab — Beyde haben wir denn einen gemeinſchaftlichen Zweck — die Harmonie unſerer Seelen ſchaft uns die angenehmſten Stunden — Fern von alle dem, was uns kränkt und ärgert, fühlen wir uns erhaben und groß über all' die Schnurfeifereyen übelgelaunter Despoten. — O mein Freund — ich kann es Dir nicht ſagen, wie viel kleine faſt unmerkbare Nüancen unſers Vergnügens ſich meinem Geiſt darſtellen, wenn ich mir dies Leben denke — Das Landleben an der Seite eines Freundes hat für mich einen mächtigen Reitz — Wie ſo ſehr ſympathiſiren wir — ich glaube die paar Wochen machten mich froh und geſund — Mein Klavier müßte mit — mein MahlKaſten und einige ausgewählte Bücher ebenfalls — wie ſo manches würd uns als Erzeugniß jener glücklichen Stunden noch nach Jahren an die ſuße Vergangenheit erinnern. Mit einer Art Geiſteserhebung denk ich daran — es iſt als rauſchte plötzlich ein düſtrer Vorhang auf, und ich blickte in ein Elyſium — Wie ſo manche Schwärmereyen würden uns da beſchäftigen — Welche große Entſchlüße würden wir faſſen — ich muß Dir ſagen, daß ich jetzt wieder anfange anders zu werden. Mein Geiſt hat wieder jenen wohlthätigen Schwung bekommen, der zu Handlungen, die nicht von elenden Kleinigkeiten abhängen, unumgänglich nöthig iſt — Pläne hab ich — Feſte unwandelbare Entſchlüße reifen in meiner Seele —

Mein Sommeraufenthalt in A[rnau] kann nur Traum bleiben Deinetwegen, das geſteh' ich, aber ſchon als Traum iſt er ſo wohlthätig fur mich, was wär nicht erſt die Wirklichkeit — Ach Freund, daß wir nicht können wie wir wollen — da liegts! O ſuße Wonnezeit des Roſenmonds — für mich werden die Roſen nicht blühen — umſonſt wehen mit leichten Fittigen Zephyre mir Deine balſamiſchen Düfte zu. Einſam ohne Freund — ohne Geliebte wird jede Stunde neuer Gram mein Hertz durchbohren — Nimm dieſen Stoßſeufzer nicht als Spaß auf.

Dienſtag d. 24 Februar 1795.

Wenn ich ſage, daß Du mich mehr intereſſirſt — Beſter, daß Du mir mehr am Hertzen liegſt, als alles übrige in der Welt, daß ich alles aufopfern möchte um Dir zu folgen, um mit Dir zuſammen den gantzen Umfang des beſeeligenden Glücks der Freundſchaft genießen zu können, denn ſage ich Dir eine heilige unzählbar oft empfundene, durch keine unedle Einwirkung entweyhte Wahrheit — Wir ſind fur einander gebohren — Laß uns auch das Schickſal auseinander reißen, unſre Hertzen trennen ſich nie — vielleicht gelangen wir einmahl beyde nach langem herumirren, in einen ſichern Hafen — das Ziel aller unſerer Wünſche, unſerer Hoffnungen winkt uns entgegen, wir eilen, und treffen zuſammen da wo ſich alles Trübe aufheitert, wo Freuden, oft gedacht oft gewünſcht und nie empfunden, unſer harren — dies Feuer fur Dich wird in meinem Buſen nie erkalten, und ich bin ſtolz darauf von Dir daſſelbe erwarten zu können.

Mein Lieblingswunſch iſt jetzt bald Deine Mutter, wenns möglich iſt, auch den Geh. Rath malen zu können — Mein Lieblingstraum der Sommeraufenthalt in Arnau] — ich ſehe mich ſchon in gelben Hoſen, aufgeſchnallten Stiefeln, einem grunen Kollet mit ſchwarzſamt'nem Koller und kleinen Aufſchlägen und einem runden Hute auf einem Klepper im ſchönen Sommerwetter herumtraben, und Dich mit übereinander geſchlagenen Armen ſtehn — und Abends in den Mond ſehn — in Stoßſeufzern zärtlichen Inhalts wechſeln wir beyde — ich klage, Du ſeufzeſt — am Ende kommts uns beyden poſſierlich vor — lachend und ſchäkernd gehen wir zu Bette — um — noch eine Stunde zu plaudern — Dir wird zu warm, Du ſtehſt auf, ich hinterdrein — ſo kommt die Mitternacht heran — bis wir beyde vor Schlaf nicht mehr laſſen können — wir wünſchen uns gähnend eine gute Nacht — ſchlafen ſchön, und traümen noch ſchöner — Deinen Vater ſeh' ich oft mit Vergnügen [mich] meine kleine Rondos und Lieder ſpielen hören — ich hab' eine Romanze auf die ruſſiſche Kaiſerin[1] gemacht — das, und die Arien aus Lilla gefällt ihm am beſten, das muß ich öfters wiederholen — Er läßt ſich endlich bewegen, ein Liedchen auf der Zither zu ſpielen — ich akkompagnire auf dem Klavier — und denk zuletzt, ich bin in Spanien, und Du brumſt dazu und ſchläfſt endlich gar ein — Iſt gut, daß hier das Blatt zu Ende iſt, ſonſt würde ich Dich noch mehr ermüden. — Addio

H.

---

[1] Anm. Hippels: Der würdige Alte war ein unbedingter Verehrer dieſer großen Regentin.

7.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Sonnabend, den 29t [l. 28.] Februar 1795 Abends.

Dein lieber Brief hat meine Stimmung ſehr geändert — Lieber einziger theurer Freund — ich bedauere Dich, ich fühle tief in meinem Hertzen Dein Unglück — Innig vertraut mit manchen geheimen Motiven Deines Schmertzes empfinde ich alles mit Dir — Du biſt mir viel — mehr als alles übrige in der Welt. Wärmer noch ſchlägt mein Hertz für Deine Freundſchaft, als für jene ſo unglückliche Liebe, denn unglücklich iſt ſie auch auf alle Fälle. ich laß Deine warme Verſicherungen Deiner Freundſchaft — in inniger Wehmuth zerfloß mein Hertz, und ich verſank den Brief in der Hand in eine ſtille ſchwärmeriſche Verzückung

— ich liebe Dich — ich bete Dich an — Du biſt der einzige, der die innern Regungen meines Herzens verſteht — deſſen ganze Seele ſich ſo ſanft der meinigen anſchmiegt. Ach wie unauslöſchbar in meinem Gedächtniß und in meinem Herzen ſind jene Abende eingeprägt, die ein wohlthätiges Licht über meinen ganzen Charakter verbreiteten — Mit Dir ziehe ich gern in eine Einöde — ich verlange denn Keinen mehr zu ſehen, Keinen zu hören als Dich. Verſcheuche doch Deine trübe Vorſtellungen immerwährenden Unglücks — und könnt ich ſie verſcheuchen, das wäre mehr, als die feurigſten Wünſche erflehen können — ach wie gern eilt ich zu Dir — — bald — und verlebte die paar Wochen mit Dir noch ungeſtört und glücklich — das wär ein heitrer Sonnenblick nach vielen trüben Tagen — Meine I[namorata] werde ich vermuthlich gar nicht mehr, oder doch wenigſtens ſo bald nicht ſprechen. — — — — — — — — —

Freund — Innig Geliebter — ich ſags Dir feyerlich und ernſt — Gern opfere ich die Geliebte und alles, wenn ich Dich mir erhalten könnte — wie gern folgt ich Dir nach M[arienwerder] — Pläne durchkreutzen meine Seele, neue Vorſätze und Entſchließungen brüten in mein[em] Gehirn — Für Dich möcht' ich mit froher Miene mein ganzes ſcheinbares Glück aufopfern, um Dir unwandelbar zugeſelt des einzigen für mich wahrhaften Glücks zu genießen. — — — — — — — — — — — — — — —

Solte ich doch unglücklich den niedern Kabalen unterliegen, ſo habe ich Dich noch — Du wirſt mich nie vergeſſen — Alles kann man mir rauben aber Dich nicht — und mir nicht mein eignes Selbſt — Meine Unſchuld wird mich tröſten — Arm und hülflos werde ich nie ſeyn — immer findet ſich doch wohl eine Wand, die ich bepinſeln, und Papier, das ich beſchreiben kann. Item es böſe, war der Wahlſpruch eines meiner Vorfahren, und nach dieſem Wahlſpruch bin ich erzogen. Solte gar mein Leben in Gefahr kommen, ſo verlaſſ' ich mich auf meinen Muth, der mir Anſchläge geben und meine Kräfte ſtärken wird. Solte ich endlich doch ein Opfer ſeiner unverzeyhlichen Bosheit werden, ſo weine Deinem Freunde eine mitleidige Zähre, und ſey der Vollführer einiger kleiner Anordnungen, die Du in einem kleinen Archiv in meinem Kaſten aufgezeichnet finden wirſt. Das ganze Archiv gehört Dir, es wird Dir manches drin intereſſant ſeyn. Du wirſt ſogar an der Schrift die kalte Ruhe und Gelaſſenheit bemerken, womit ich Dir dieſes ſchreibe.

Freund, welche Seeligkeit liegt in dem Gedanken, mit Dir vereint allen gewiß infamen Verhältniſſen auf ewig entſagen zu können, und Du glaubſt einen Augenblick, ſie könne mich zurückhalten Dir zu folgen? O wie ſo unwürdig meiner innigen Freundſchaft gegen Dich wäre dies — Nein ſelbſt bey der glücklichſten ungeſtörteſten Ruhe hätte ſie mich nie zurückgehalten! — Du ſiehſt, lieber Freund, daß auch ich meine beſondre Art Unglück habe, und daß meine Lage nicht beneidenswerth iſt — Wir werden durch alles mögliche verbunden — wir ſind Unglücksbrüder — Du wirſt einen mächtigen Unterſchied zwiſchen unſerm Unglück finden, aber glaube mir, am Ende kommt alles auf eins heraus.

Für heute muß ich die mir ſo liebe Unterhaltung mit Dir aufgeben, die Tante fordert mich auf ihr noch einige meiner „Gedanken über Vieles" mitzutheilen — ich muß ihrem Verlangen Genüge leiſten — Schlaf wohl, lieber einziger theurer Freund — ſüße Traüme, reizende Bilder einer frohen Zukunft mögen Dich umgaukeln — Geiſterartig walle bey Dir vorüber der Genius Deiner Dir lieben — Fühlſt du ein ſanftes Saüſeln der Lüfte, ein leiſes hin und herweben, ein Flüſtern gleich dem murmelnden Geraüſch eines fernen Baches, ſo iſts mein Genius, der Dich umſchwebt —

denn alle Nacht bin ich bey Dir — Dich und ſie, öfters noch Dich allein ſeh', hör' und fühl' ich in langen Träumen. Schlaf wohl —

Morgen noch ein mehreres und der weitere Erfolg des häßlichen Vorgangs[1]) —

Sontag [1. März] Abends

Ich komme eben von einer kleinen Fete, zu der man mich geladen hatte — da war ich geſchwätzig — altklug bei den Alten, religiös bey den religiöſen, galant bey den Damen — und im Grunde ſo einſam, als wär' ich in eine Einöde verſetzt geweſen — Eine kleine Unterhaltung mit Dir ſoll mich ſchadlos halten, und mir noch vor Schlaſengehen einige frohe Augenblicke machen.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Mein ſehnlichſter Wunſch iſt Dich morgen zu ſprechen. Denke an den ſchönen Traum, begeiſtere Dich damit ſo wie ich — ach nur 2. Wochen wolt' ich glücklich ſeyn. Denk an das Portrait Deiner Mutter. Denk an Deinen, ewig Deinen

H.

Anm. Hippels: Ein Renkontre mit einem Nebenbuhler.

8.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Mitwoch d. 4^{t} März 1795

Lieber theurer Freund!

Es iſt ſehr gut, daß heute keine Gelegenheit kam, ich hatte ſie ohne an Dich geſchrieben zu haben wieder fortgehn laſſen müſſen. Wir hängen nie von uns ſelbſt ganz ab, unnenbare Kleinigkeiten, die feſt mit einander verknüpft ſind, eine Reihe von Vorfällen, Zerſtreuungen manigfacher Art halten uns oft von Beſchäftigungen ab, die uns doch ſo ſehr am Herzen liegen — Ich bin nicht eher ruhig, bis ich an meinem Mahltiſch ſitze, und das Portrait Deiner Mutter vor mir habe — die Idee Dir einmahl einen kleinen FreundſchaftsDienſt thun zu können ſetzt mich in eine Art von Enthuſiasmus, ich brenne vor Begierde für Dich viel zu thun, daher ergreiſe ich eifrig jede Gelegenheit wenigſtens etwas thun zu können. Das Bild wird mir gewiß gut gerathen, denn ich werde con amore arbeiten. — Willſt du auch Deinen Onkel von mir copiren laſſen? Sprich ein einziges Wort, und Du wirſt mir lebhafte Freude verurſachen.

Den Don Juan habe ich jetzt auch eigenthümlich — er macht mir manche ſeelige Stunden, ich fange an jezt je mehr und mehr Mozarts wahrhaft großen Geiſt in der Compoſition zu durchſchauen. Du ſolſt gar nicht glauben, wie viel neue Schönheiten ſich dem Ohr des Spielers entwickeln, wenn er auch nicht die geringſte Kleinigkeit vorüber ſchlüpfen läßt, und mit einer Art von tiefem Studium zu jedem einzelnen Takt den gehörigen Ausdruck ſucht — Das Anſchwellen von ſanfter Melodie bis zum Rauſchenden, bis zum erſchütternden des Donners, die ſanften Klagetöne, der Ausbruch der wüthendſten Verzweiflung, das Majeſtätiſche, das edle des Helden, die Angſt des Verbrechers, das Abwechſeln der Leidenſchaften in ſeiner Seele, alles dieſes findeſt Du in dieſer einzigen Muſik — ſie iſt allumfaſſend, und zeigt Dir den Geiſt des Componiſten in allen möglichen Modifikationen. Noch 6 Wochen wolte ich Don Juan ſtudiren, und Dir ihn denn auf einem engliſchen Fortepiano vorſpielen — wahrhaftig Freund, Du ſäßeſt ſtill und ruhig von vorne an bis zu Ende, und würdeſt ihn noch viele Zeit in Deinem noch dazu unmuſikaliſchen Gehirn behalten. Denn da würdſt Du noch mehr die Schönheit fühlen, wie in der Comedie, man iſt da viel zu zerſtreut um alles gehörig zu bemerken.

Wenn Du Montag herkommſt, ſo bitte ich Dich auf das inſtändigſte, Du thuſt Deinem Freunde, der Dich innig und zärtlich liebt, einen Gefallen der ihn ſehr glücklich macht: fahre früh aus, daß Du ſchon um 10 Uhr hier biſt, komme gleich zu mir, denn kannſt Du bis halb 1 Uhr bey mir bleiben. Wenigſtens etwas mußt Du aus Don Juan hören. Fürchte Dich nicht vor mein Singen, ich werde ſchon meine Stimme ſo moduliren daß ſie Dir nicht unangenehm ſeyn ſoll.

Lebe wohl, lieber Herzens-Junge, behalte mich lieb

Ewig Dein

H.

Montag ſprech ich Dich doch gewiß.

9.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Sonnabend d. 4t April 1795

Du erhältſt — lieber Freund — Dank ſeys meinen ſchöpferiſchen Federpoſen, ſchon wieder 2 Bogen des Cornaro — Der Titel iſt jezt ſo beſtimt

CORNARO
Memoiren des Grafen Julius von S.
Geſchrieben
In den Frühlingsmonden des Jahres 1795

Recenſire doch recht genau, und unterſtreiche etwanige Wiederholungen in dem Ausdruck und in den Ideen. Ich glaube daß das Werkchen bald zu 16 Bogen, als die beſtimmte Anzahl des erſten Theils, anwachſen wird — ich ſchreibe jeden Abend recht con amore daran. — Schick mir doch nur ja auch etwas von Deinen Arbeiten — Du wirſt finden, daß ich ziemlich genau den Gang einer gewiſſen

Geſchichte beybehalte — Der Lärm in den erſten Bogen iſt nicht ohne Urſache — Erſt im 2t Theil erklärt's ſich —

Was machſt Du denn — Wie lebſt Du? Wenn Du mißvergnügt biſt, ſo fang nur an einen Roman zu ſchreiben, das iſt gute Medizin — Ich habe geſtern [Karfreitag] auf dem Kneiphöfiſchen Hof Graun's Tod Jeſu mit einer Empfindung, die ich Dir nicht beſchreiben kann, aufführen hören — Es war ſehr voll geputzter Damen — K. K. D. — Ich ſprach einige Worte mit ihr, und ſtellte mich dann in einen einſamen Winkel, um ganz die Muſik zu genießen — Es ſangen: 1. Baß — D., C. B. — 2. Tenor J. L. M. L. — 3. Diskant die W. R. und J. Die Arie — Ihr weichgeſchaffnen Seelen — eine der ſchönſten im ganzen Oratorium — ſang J. mit einer Empfindung, die manchem ſchönen Auge Thränen auspreßte, mir thränenleeren aber tiefe Seufzer — das feyerliche Pathetiſche der Choräle drang durch Mark und Bein — da wär ich gern geſtorben — Die W. ſang das erſte Recitativ: Gethſemane — und die darauf folgende Arie mit einem Ausdruck ſanften wemuthsvollen Gefühls — ihr Geſicht paßte zu dem was ſie ſang — Alle Sänger und Sängerinnen waren ſchwarz — hättſt Du doch die Muſik gehört — Leb wohl lieber theurer Freund, denk oft an

Deinen

S.

10.

(Nach Hoppels Abſchrift.)

[Frühjahr 1793.?]

Lieber theurer Freund .

Ich danke Dir recht ſehr für Deine Rezenſion — es iſt die erſte, die ich ſo recht habe nützen können — verſchiedne kleine Züge, die anders geſtellt eine beſſere Wirkung thun würden, werde ich verändern. — Deine Arbeiten hab' ich mit Vergnügen geleſen. — Du erhältſt ſie nebſt der Fortſetzung von Cornaro zurük — Warum das Cornaro heiſt entwickelt ſich erſt im zweiten Theil — Sag mir nur — iſt das Ganze nicht ein bischen buntſchäckigt? —

Es komt auch theils daher — weil in dieſem erſten Theil alles vorbereitet werden muß —

ich erwarte Dich ſehnlich dieſe Woche — wenn Du Mittwoch oder Donnerſtag und in der übrigen Zeit kommſt — findſt Du mich in der gelben Stube — ich mahle ſie aus —

ich lebe jetzt ſtill und zufrieden — ich wünſche, daß Du auch jeden trüben Gedanken von Dir verſcheuchen magſt. Der Frühling hat auf meine Laune einen ſehr wohlthätigen Einfluß. Eben komme ich nach Hauſe, unter der Zeit iſt Dein Brief nebſt den Büchern angekommen. Der Menſch hat verſprochen wieder zu kommen, und ich erwarte ihn.

Ich bin ſehr unzufrieden, daß Du meine Bogen noch nicht zurückgeſchickt haſt — an den Rand bitte ich nichts zu ſchreiben weil ich da ſelbſt meine Veränderung mache — Lebe wohl und glücklich

Donnerſtag bekomme ich Cornaro und Du Clavier-Noten

H

Anm. Hippels: Ohne Datum (Winter 1795). [Falſch: ſ. Z. 13 dieſer Seite und den Titel des Romans S. 68.]

11.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Freytag den 1ten May 1795.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Mein phyſiſches Uebel kam auch wieder — Es beſteht in Migraine, Unwohlheit und einem entſetzlichen Naſenbluten — vorige Nacht blutete ich anderthalb Stunden — heute ſchon wieder, obgleich nicht ſo lange — vorgeſtern befürchtete ich einen Blutſturz — Mir wurde ſo weh, und ſo halb ohnmächtig, ich weiß ſelbſt nicht wie — Motion hilft mir — ich befinde mich beſſer darnach — Wenn ich nur wüßte, daß es Deinem Vater lieb wäre, würd ich künftige Woche einen Tag Morgens zu Fuß herauskommen, und allenfalls um den Abend zu genieſſen, erſt auf den andern Morgen früh meine Retour nehmen, ich denke immer, ich habe einen KünſtlerKörper, d. h. er wird bald gar nicht zu brauchen ſeyn, und ich werd mich empfehlen ohne ihn mitzunehmen.

Mein moraliſches Uebel kennſt Du — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Seitdem Du in A[rnau] biſt, bin ich wirklich hier mitten im größten Gewühl ſehr verlaſſen — ich bin ein Anachoret, als wenn ich auf Formentera wäre — Wie Du noch hier warſt, war es anders — Wärſt Du und der Bruder nicht damahls hier geweſen — Himmel wo wäre ich jetzt! — ich werde noch zur Verzweiflung kommen, über die gänſedummen Bocksprünge des gemeinen maulaffenden Pöbels — ich ergreiffe den Stab! — Sieh nur, unſer Uebel iſt entgegengeſezt, Du hatteſt zu viel Fantaſie, ich habe zu viel Wirklichkeit.

Meine beſte Stunde im Tage iſt Abends um 10 Uhr, wo ich gewöhnlich zu Bette gehe — ich werd jetzt ſchlafen, denk ich denn, und ſchlaf wirklich ein —

Ich werd Dich Sontag mit Sehnſucht erwarten, komm doch nur gewiß —

— — — — — — — — — — — — —

Du glaubſt gar nicht, wie mich dieſes quält — auch mein Schikſal, meine Beſtimmung — Das Studiren geht langſam und traurig — ich muß mich zwingen ein Juriſt zu werden.

Wenn ich doch eine Hackertſche Mondgegend hätte — Leb' wohl —

Denk an mich

H.

11 a.

[Betr. Frühling und Sommer 1795.]

Bemerkung Hippels:

Eine Menge Briefe aus der Zwiſchenzeit [zwiſchen Nr. 9, vom 4. April, und Nr. 12, vom 22. September] ſind nicht fürs Publikum.

12.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Königsberg d. 22^{t} September 1795

Lieber Einziger theuerſter Freund!

Eine Unterhaltung mit Dir, wenn ſie auch nur ſchriftlich ſeyn kann, wird mich gewiß heiterer ſtimmen — Noch nie, noch nie habe ich Deinen Verluſt lebhafter gefühlt, als in den heutigen Abendſtunden. Die Wunden, welche ſchon faſt ganz geheilt waren, ſind durch neue Vorfälle wieder aufgeriſſen — und ich zweifle nicht länger an ihrer Unheilbarkeit — Dir, Dir allein kann ich's nur ſagen, was ich empfinde — — — — — — — — —

Als ich die Nachricht bekam, daß alles wieder beim alten wäre, daß alle Szenen erneuert würden, griff ich mechaniſch nach Hut und Stock — als ich mich einigermaßen beſann, ſtand ich am Roßberge, und hatte den Drücker an der Thüre Deiner vormahligen Wohnung in der Hand — Vergebens würd ich Dir meine Empfindung ſchildern — eine helle Träne ſtand in meinem Auge — das will bey mir viel ſagen! — Ich fühlte eine ſchreckliche Leere in meinem Herzen — Keiner — keiner, dem ichs klagen konnte — Was wir uns waren — ich bin ſtolz darauf es frey ſagen zu können — Du findſt mich auch nicht zum zweiten

mahl — Von Dir find ich keinen Schatten — Ich kann das nun ſchon für den Tod nicht leiden, die Bekanntſchaften — wenn man ſie Freundſchaft nennt — Eine gewiſſe Perſon war ſo ſtockfiſchmäſſig dumm, mir mit dem plumpſten Anſtande zu ſagen: Ja freylich, er iſt fort, Du wirſt Dir einen andern Freund zulegen müſſen. — Wer dieſe Perſon war, wirſt Du an dem Gemählde leicht erkennen — Mein Schickſal iſt traurig, eben in dem Zeitpunkt, wo ich den ganzen Umfang des Glücks fühle, das ich genieſſen könnte — gerade denn ſtehe ich in Gefahr es auf immer zu verliehren — Ich müßte verzweifeln ohne mein Pianoforte — dies ſchafft mir mitten in dem Sturm von tauſend quälenden Gefühlen, noch Troſt — Es iſt, als umſchwebte mich ein friedlicher tröſtender Genius, wenn ich zulezt halb berauſcht von den ungebundenen, nie wiederkehrenden Gängen meiner Fantaſie, mich ganz in mich ſelbſt verliere. Da habe ich jezt den J. — ich bin ihm ſehr gut, ein anderer Geiſt ſcheint ihn zu beleben, wenn er die Violine nimmt — aber übrigens — nein ſo etwas iſt einzig — wir hätten uns nie trennen ſollen. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Und nun! — Laß mir hier ein Gleichniß von meiner lieben Muſik borgen — Denke Dir eine Simphonie geſpielt von den größten Virtuoſen, auf den vollkommenſten Inſtrumenten — denke Dir die ſchmelzendſte Stelle eines Adagio, pianiſſimo ausgeführt — Deine Empfindung iſt aufs äuſſerſte geſpannt — und nun kommt ein elender Menſch, und ſchrapt auf einer Bierfiddel ein Stück eines erbärmlichen Gaſſenhauers — ſage, würde nicht Dein Innerſtes ſich empören — Du ſiehſt Dich herausgeriſſen auf die empfindlichſte Art aus der ſüſſen wonnevollen Betäubung, worin Dich das ſanfte Adagio wiegte — Dein Zorn — Dein reizbares Temperament würde alles ſanfte in Deiner Seele erſticken — Du würdeſt auf den Fidler zufahren, und in der größten Hitze ſein Inſtrument zerſchlagen — aber wurde das alles helfen? — Die Spieler ſind aus dem Takte gekommen — die Augenblicke des warmen Gefühls, das nur allein die Seele des ſchönen Vortrags iſt, ſind vorübergeflogen — und alles — die zuſammengeworfnen Noten — die verſtimmten Inſtrumente — alles ſagt's Dir: Es iſt vorbey — es war! — Da haſt Du das ganze Verhältniß — da haſt Du den Urgrund meines Kummers — das Bild meiner ſchlafloſen Nächte — meiner blaſſen Wangen! — Wo iſt die Jovialität, die meinem Geiſte eigen iſt! — ſage Freund — Iſt das Schickſal, oder liegt es in Umſtänden, die doch ſubjektiv ſind, daß ich nur gleichſam Erholungen habe, um deſto empfindlicher wieder gequält zu werden? — Es iſt, als ob ſich alles vereinigte mir meine Tage jetzt abſcheulich zu machen — ſchon gehts in die zehnte Woche, daß ich examinirt bin, und noch iſt nichts von Berlin zurük, noch bin ich nicht vereydigt. Mein geſchäftloſes Leben iſt mir im höchſten Grade zur Laſt. Werde ich nur erſt arbeiten — ich will ſo viel — meine Kräfte ſetze ich zu — wenn es mir gelänge, was ich will, ſo würden manche das ungewöhnlich nennen, davon ſprechen mag ich gar nicht, weil man mir ins Geſicht lacht. — Ueberhaupt — weiß Gott, welches Ungefähr, oder vielmehr, welch eine ſonderbare Laune des Schickſals mich in dies Haus hier verſetzte. Schwarz und weiß kann unmöglich entgegengeſetzter ſeyn, als ich und meine Familie — Gott was ſind das für Menſchen! — Freylich geſteh ich ein — daß manches an mir zuweilen ſo ziemlich exzentriſch ausfällt — aber auch nicht die geringſte Nachſicht — der dicke Sir, für meinen Spott iſt zu abgenutzt, für meine Verachtung zu erbärmlich, fängt mich an mit einer Indignation zu behandeln, die ich wahrlich nicht verdiene.

Ewig werd ich an den einen Gang aus A[rnau] mit Dir denken. Du weißt wie mein volles Herz da überfloß. — wie ich Dir da ſo alles klagte, was [in] meiner Bruſt nagte — ach das alles hat ſich nicht geändert — über das alles ſeufze ich noch — Was mich aber über alles tröſten kann, was alles Leiden, allen Kummer in Vergeſſenheiten begraben, was die tiefſten Wunden, die ein feindliches Schickſal meinem Herzen ſchlug, heilen kann, das iſt die Wiedervereinigung mit Dir — Wenn das, was mich hier ſo gefeſſelt, was den höchſten Lebensgenuß mir giebt, wenn ich das verliehren ſollte, dann fliehe ich zu Dir — ich überwinde alle Hinderniſſe — denn Muth hab' ich, und den verliehr ich auch nie — ich lebe in der größten Eingezogenheit — ich wohne wenns möglich iſt, dicht bey Dir, oder doch wenigſtens in einem Hauſe mit Dir — ich arbeite ſo viel als ich nur kann — Ein paar Abendſtunden mit Dir zugebracht iſt meine Erholung — glaube mir, lieber einziger Freund, dieſer ſüße Traum beruhigt mich, — er macht mich zufriedner mit mir ſelbſt und mit den Gegenſtänden um mich. Und ſollte denn die Erfüllung unmöglich ſeyn? — Nein wahrlich nein — dawider empört ſich meine ganze Seele — Wenn ich alles verliehren ſollte, ſo bin ich doch noch ſehr reich, ich habe ein köſtliches Kleinod aus dem Schiffbruch gerettet, das iſt Deine Freundſchaft.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Verzeih es, lieber Freund — wenn meinem Briefe hie und da Zuſammenhang fehlt — ich mag ihn nicht wieder durchleſen — Erſt künftigen Donnerſtag kann dieſer Brief abgehen — bis dahin ſpreche ich noch zwey, drey mahl mit Dir! —

— — — — — — — — — — — —

Gute Nacht, mein lieber!

13.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Sontag d. 25t Oktober 1795.

Schon viel eher hätte ich Dir auf Deinen lieben Brief geantwortet, wenn ich nicht jeden Poſttag noch auf einen von Dir gewartet hätte, — der Ball, auf den Du Dich neulich ſo freuteſt, wird vermuthlich jetzt geweſen ſeyn, und ich bin auf Nachrichten davon äuſerſt begierig — der Ball iſt das wenigſte, aber in was für neue Verhältniſſe Du dadurch getreten biſt, was für neue Ideen Dich beſchäftigen — ob Amor oder Mephiſtopheles geſiegt hat — das iſt das intereſſante — Im Grunde genommen iſt unſere Lage jetzt wieder ſehr verſchieden, Du in der kleinen Stadt ſpielſt den Weltmann, der ſich in den bunteſten Zirkeln herumtummelt — ich in der gröſern — den eingezogenen Stubenhüter, den die todte Welt um ſich herum genug beſchäftigt, und der auſer den Regierungszimmern und ſeiner eignen Stube in keine andere kommt. Im Ernſte — ich glaube, Du kannſt Dir von meinem jetzigen Leben einen nicht ſo recht eigentlichen Begriff machen. Die Eingezogenheit verbunden mit den glücklichen Stunden der Autorſchaft fängt an für mich Reiz zu haben. Wenn ich dann des Abends ſitze, mein Werk vor mir, und wenn meine Fantaſie tauſend Ideen vervielfältiget, die ſich in mein[em] Gehirn erzeugen — denn verliere ich mich ſo ganz in dieſe neu erſchaffne Welt, und vergeſſe darüber alles bittre der Gegenwart — Ich arbeite jetzt an einem Werk, was ganz mit meiner Laune, der ich immer ihren gewöhnlichen Gang laſſen kann, übereinſtimmt — ich nenne es „den Geheimniſvollen"! — Ein ſehr eminöſer Titel, nicht wahr?

Nachmittag um 2 Uhr

Ich dachte heute einen recht frohen Tag zu haben, wie Montag gewöhnlich, aber das iſt verdorben, denn eben jetzt ſehr zur Unzeit ſtirbt der GroßOnkel. — Eben bin ich da geweſen — da liegt er mit eingefallnen Backen, offnem Munde, brechenden Augen, und röchelt dumpf — der Anblick war grauſig für mich — Der Menſch iſt doch ein elendes Geſchöpf, wenn er gebohren wird und wenn er ſtirbt — Du ſiehſt, daß meine Abwechslungen hier ſehr traurig ſind, daß ich ſchwarz gehe, und einige Wochen die Bälle, das einzige, wodurch ich noch an einem ſehr feinen Faden mit der beaumonde von K[önigsberg] zuſammenhänge, meiden muß. — Wenn Du noch in Arn[au] wärſt, ſo käm ich morgen auf jeden Fall zu Dir heraus, denn es wird ein ſehr fataler Tag ſeyn — da wird ex officio geweinet und ich darf mein Fortepiano nicht anſehn, ob ich gleich eine ſehr ſchöne zärtliche Arie von Pietro Winter nur geſtern aus der Partitur gezogen und unaufhörlich geſpielt habe, und heute und morgen wieder ſpielen möchte. — — —

— Der Onkel balgt ſich fürchterlich mit dem Tode —

Ich brach bey meiner Schilderung der Stunden meiner Autorſchaft ab, und nicht genug kann ichs Dir wiederholen, daß mir das Weſen lieb iſt und anfängt, meinen Plänen eine ganz andere, hin und her etwas originelle Richtung zu geben. — Die Wiedervereinigung mit Dir iſt mit ein Hauptzweck, wohin ich arbeite, aber leider — gehört's noch immer ins Gebiet der ſchönen Traume (Eben kommt der Vetter R. und will, ich ſoll Protokoll führen — Gehorſamer Diener!) und ſchöne Traüme laſſen doch immer ſo einen ſüßen Nachhall ihrer Harmonie in unſerer Seele zurück, die in uns eine für Körper und Geiſt ſehr geſunde Stimmung hervorbringt. — Zuweilen biſt Du mir ganz gegenwärtig — ich ſitze mit Dir (denk an die ſeeligen Abende) bey einer Flaſche Wein und wir ſchwatzen und philoſophiren uns ein ganzes Gebaüde von Entſchlüſſen oder rechnen unſere Bemerkungen aus der Vergangenheit zuſammen und freuen uns

über das Zuſammentreffen unſerer Ideen — bey jedem Glaſe eine Geſundheit! Wir quälen uns oft — weſſen — wenn gleich in jedes Kopf und Herzen ſogleich der Gedanke an ſie alle andere überwältigt. — — — — Wenn ich mich ſo in dieſen Ideen verliere, ſo möchte ich wohl gleich zu Fuß nach M[arienwerder] kommen, mit meinen Manuſkripten in der Taſche, und alles hier im Stich laſſen. — Doch, das geht nicht ſo recht, und bey dem allen hoffe ich doch, daß wir über kurz oder lang wieder vereinigt weit froher als jetzt leben werden. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Meine kleine Conzerte dauern noch fort, und neulich legt' ich den Anfang eines Motetts von eigner Compoſition auf — aber den Text dazu wirſt Du ſchwerlich rathen — er iſt aus Goethe's Fauſt — Judex ille cum sedebit pp die Worte des Mädchens ſind begleitendes Recitativ — das Judex pp vollſtimmig, meinte J., (ſo wie ichs nehmlich aufgeſchrieben habe, eine Strophe bloß mit Poſaunen Fagotts und Hoboen und dann erſt fugenmäßig die Orgel und andre Stimmen) müßte eine ſchauervolle Wirkung thun. — Wohnt ich an einem katholiſchen Ort, ſo ließ ich die Rezitative weg, komponirte ein paar Fugen dazu, und hätte dann Hoffnung es in der Kirche aufführen zu hören. — Habe ich mich erſt wieder mehr in der Compoſition geübt, ſo mach ich mich über Claudine von Villa Bella her. Du glaubſt überhaupt gar nicht, wie mich jetzt die Furie der Compoſition in Muſik — Romanſchreiberey pp anpackt. — Das beſte iſt — daß ich alles das, was mir nicht gut dünkt, ins Feuer werfe. —

Ich wünſche, daß Du einſt ein Mädchen mit der ruhigen ſanften Empfindung, die aber nie anders, als nach ausgeſtandenen Stürmen, ſich unſers Herzens bemeiſtert, ſo lieben magſt, als ich meine I[namorata]. — Es iſt nicht das

Toben einer wilden alles verzehrenden Leidenſchaft, es iſt das ſanftere Feuer eines innigen Gefühls, welches mich an ſie feſſelt. Um dies alles nicht in meinen Verhältniſſen lächerlich zu finden, muß man ſie ganz kennen, und auch nur Dir — Du Einziger, der mich verſteht, ſage ich dies — — — — —. Lebe doch recht vergnügt — Glaub nur ſicherlich, man kann viel in ſich ſelbſt finden wenn man ſich nur die Mühe giebt zu ſuchen, doch das darf ich Dir nicht ſagen. Leb wohl Einziger theurer Freund.

Ewig

Dein

H.

14.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Königsberg d. 25 Novbr 1795.

Daß Du mir in Deinem lezten Briefe vom 15t November cr. keine Vorwürfe über mein Stillſchweigen gemacht haſt hat mich gefreut, denn mein Bewußtſeyn der Schuld ließ mir ihn mit Zittern und Zagen erbrechen. Du haſt mir dadurch auf eine gerade Art zu verſtehen gegeben, daß Du endlich von meiner Denkungsart ganz überzeugt biſt, und nicht das Andenken an Dich und meine immer fortwährende einzige Freundſchaft für Dich nach der Menge meiner Briefe beurtheilſt. Eine meinen Körper und meine Seele angreifende Unpäßlichkeit, die mich zu jeder noch ſo kleinen Anſtrengung unfähig machte, einige Verdrießlichkeiten, und das Verlangen Dir mit dem nächſten Briefe das Portrait Deiner Mutter zu überſchicken haben mir ein ſo langes Stillſchweigen auferlegt; denn irre ich nicht, ſo ging mein lezter Brief ſchon vor 5 Wochen ab. Daß Du auch krank biſt, bedaure ich von Herzen, Du biſt aber noch glücklich genug dabey arbeiten zu können. Mir gings nicht ſo! Noch jetzt hemmt eine unüberwindliche Schläfrigkeit den ganzen Tag über den Lauf meiner Geſchäfte. In der Nacht iſt mein Geiſt am thätigſten, und wenn ich ungenirter wäre, würden die Produkte mancher glücklich durchtraümten Nacht Muſterſtücke ihrer Art ſeyn. Die Ouverture zum neueſten Motett, dem noch die Vollendung fehlt, habe ich in der Nacht geſetzt, indem ich bloß den Baß auf des J. Harfe die eben in meiner Stube ſtand probirte, und ich verſichere Dich, daß dieſe Ouverture das einzige von meiner Arbeit iſt, was mich das Inwohnen eines muſikaliſchen Genies vermuthen läßt — doch ſchon auf der erſten Seite meines Briefes verirre ich mich in meine Lieblingsmaterie, und werde ennuyant weitlaüftig — ich breche ab, wenn ich noch vorher einige Worte über Axur geſagt habe. Vorigen Sontag nehmlich wurde Axur, eine neue Oper von Salieri, gegeben. Der kurze Inhalt iſt folgendes: Axur, König von Ormus, ein Tirann ohne gleichen, verliebt ſich in Aſtaſia, die Gemahlin ſeines Feldherrn Tarar, und läßt ſie ihm rauben. Tarar, mit Hülfe des Italiäners Biscroma, entdeckt ſeine Geliebte zulezt im Serail, will ſie erretten, welches ihm aber fehl ſchlägt. Axur, theils über dieſen Vorfall, theils über die Liebe des Volks zu Tarar erbittert, verdammt ihn mit Aſtaſien, die ihm aufs verächtlichſte begegnet, zum Feuertode. Sie beſteigen ſchon den Scheiterhaufen, als die Armee, die Tarar gegen die Unglaübigen anführen ſollte, zurückkehrt, die Leibwache wird geworfen, und die Soldaten dringen durch, um Axurn niederzuhauen und ihren General zu erretten. Tarar mahnt ſie vom Scheiterhaufen herab zur Ruhe und Unterwerfung, ſie legen ihre Waffen nieder, Tarar ſteigt herab und bittet Axur um Gnade — dieſer, zur Verzweiflung gebracht, wirft den Turban Tararn vor die Füße mit den Worten, daß er ihn haſſe und Leben und Freiheit ihm nicht verdanken wolle, und ſtößt ſich den Dolch in die Bruſt. Dies iſt der nackte Plan, aber wie viel Auſputz — Da kommt noch Biscroma vor, ein Italiäner, der Auſſeher des Serails bei Axur und Tarars Freund iſt — dieſer Charakter, der von Hrn. S. vortreflich durchgeführt wurde, hat mir vorzüglich Freude gemacht — tauſendmahl hab ich bey der Oper an Dich gedacht — es wäre gewiß Deine LeibOper geworden. Den Axur ſpielte S. meiſterhaft — die Muſik der Oper iſt, ſo wie alles von Salieri, ganz vortrefflich — Reichthum der Gedanken und richtige Deklamation geben ihr den Rang gleich den Mozartiſchen — Ach Freund, eine einzige ſo komponirte Oper könnte das Glück meines Lebens machen!

Das Portrait Deiner Mutter liegt in ſeiner Vollendung vor mir — S. iſt gewiß ein großer Künſtler, denn es iſt nur zu ſichtbar — daß es ihm gelungen iſt, nicht allein die Züge genau zu kopiren, ſondern auch dem Bilde den Geiſt einzuhauchen, der nur allein fähig iſt ein Bild in der Ähnlichkeit brauchbar zu machen — ich merke, daß dies Dir nicht deutlich ſeyn kann — doch Du mußt es meiner Verworrenheit zu gute halten — Wenn es mir nur gelungen wäre dies auch in die Copie hinein zu bringen. So con amore, wie dieß Portrait, habe ich noch keins gemahlt. Ich hätt' meine Copie zerriſſen und eine neue angefangen, wenn nicht der G[eheime] R[ath] auf das Portrait und Du auf einen Brief noch 4 Wochen hätte[ſt] warten müſſen — Ich beneide Dich eine ſolche Mutter zu haben, aber Du gleichſt ihr Zug vor Zug auf ein Haar — — — — — — — — Mahl ich dieſem Portrait eine andre Friſur, einen Zopf, und eine Binde um den Hals, ſo biſt Du es. — Uebrigens hat ſich der Hang zur Mahlerey bey mir verlohren, und das macht, weil ich im Grunde noch nicht weit genug darin bin, daß es meinen Geiſt genug beſchäftigen kann — das einzige iſt, daß ich Vignetten ſatyriſchen und amoröſen Inhalts mit

Bleyfeder hinwerfe, die mir Stoff zu einem Werke geben ſollen, welches ich witziger Art nach unterm Namen Ewald Trinkulo ſchreibe. Du wirſt wiſſen, daß jn Schakeſpears Sturm der Hoffnarr des Königs Trinkulo heißt, und das war mein Ahnherr —

Man iſt doch im Grunde hier ein erbärmliches Geſchöpf — dunkt ſich frey und glücklich, und hängt mehr wie einer von Convenienzen und Launen ab. Daß ich zuweilen recht niederträchtige Tage verlebe iſt eine traurige Wahrheit. Wenn ich könnte wie ich wollte, ſo wie ich immer gewollt habe, ſo ſäße ich nicht hier und ließ mir von der Meluſinenbrut und dem Apollo aus dem Bierfaß eine doppelte Sonate vorſchnarchen! — Wenn ich von mir ſelbſt abhinge, würd' ich Componiſt, und hatte die Hoffnung in meinem Fache groß zu werden, da ich in dem jetzt gewählten ewig ein Stümper bleiben werde. —

— — — — — — — — — — — —

Bei Axur kommt auch eine Harlequinade vor, die Biscroma nach italiäniſchem Geſchmack der Favorit Sultane gibt. Arleqin, Arlequinette und Pierrot — die Muſik dazu iſt niedlich.

Welch ein Miſchmaſch — 1. Seite Axur — 2. Seite Deine Mutter! 3. Seite eine Heyrath und eine Harlequinade.

15.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Königsberg d. 19^{t} Dezbr 1795

Wer grübe ſich nicht ſelbſt ſein Grab
Und würſe froh des Lebens Bürd hinab,
Wenn ſußer Wahn nicht wäre!
Nimm Dir den Wahn, Dein Ruhm ſey Lüge,
Sey Tand — ſey Rauch —
Auch Doris — Doris trüge.
Sie tauſche auch!

Wer grübe ſich nicht ſelbſt ſein Grab
Und würfe froh des Lebens Bürd hinab,
Wenn ſüßer Wahn nicht wäre —

Ich weiß nicht, ob Du dieſe Strophen auch ſo gefühlvoll, ſo von einem ſtillen prunkloſen Reiz erhoben finden wirſt als ich — Mit meinem Gefühl ſympathiſiren ſie ganz, ich habe nicht aufhören können ſie zu leſen, und will ſie ſogar in eine leichte faßliche Melodie bringen um ſie in jeder unmuthigen Stunde auswendig ſingen zu können. — Ja lieber Freund, wenn jener ſüße Wahn, jene wohlwollende Fantaſie, welche die Dinge, die von Natur häßlich und beſchmuzt ſind, mit bunten Farben bemahlt, nicht wäre, wie würde es mit unſerm Glück, mit unſerm Frohſinn werden. — Der Introitus iſt bedeutungsvoll, wirſt Du ſagen, und das Folgende wird vielleicht Deine geſpannte Neugierde gar nicht befriedigen. Arm an merkwürdigen Begebenheiten kann ich Dir nur kleine Vorfälle der Vergangenheit und Gegenwart erzählen, die aber doch wichtig genug waren, auf mich und vorzüglich auf meine Empfindungen und meine Stimmung zu wirken — Zuerſt muß ich Dir ſagen, daß ich mit meiner ganzen hieſigen Lage wieder unzufriedner bin als je. Ich lebe in einer Geſchäftloſigkeit, die meinen Thätigkeitstrieb abſtumpft und mich zu jeder Anſtrengung unfähig macht. Auf der Regierung werde ich unter der Menge ganz überſehn und muß mich glücklich ſchätzen, wenn ich mich dazu drängen kann Supplikanten zu vernehmen oder Protokoll zu führen — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Du übſt Dich in allen nur möglichen Arbeiten und wirſt gewiß längſt Rath ſeyn, wenn ich noch als Auskultator (Ohrenſpitzer — ich hab über dieſen Ausdruck mich ſehr gefreut) herumlaufe, und irgendwo Präſident, wenn ich irgend

eine kleine Stelle von ein paar hundert Thaler Gehalt erhaſche. Doch das alles ſoll in unſerer Freundſchaft nichts ändern. Der Gedanke Dich ſo ganz zu kennen, daß ich davon überzeugt ſeyn kann, iſt äuſſerſt wohlthätig für meine ganze Stimmung! — Es giebt nur ein einziges Ding in der Welt, von dem man behaupten kann daß es nie, wenigſtens nie ganz taüſche, und dies iſt ächte wahre Freundſchaft, ſo geſchloſſen, ſo mit herzlicher Miene, offen und zwanglos wie die Natur, wie es Chodowiecki in einem Göttinger Taſchenbuch zeichnete, auf der andern Seite umarmen ſich ein paar Menſchen in einer beſchornen Lindenallee, zu denen gehören wir nicht! — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Ja Ja — Wer grübe ſich nicht ſelbſt ſein Grab
und pp
Wenn ſüßer Wahn nicht wäre!

Süßer Wahn iſt's blos, was unſer Glück und unſere Zufriedenheit macht — Nimm mir den, und ich würde gewiß mein Grab graben, um mit der größten Gelaſſenheit hineinzuſehn, und es — — wieder zuzumachen denn der ſüße Wahn würde mir doch, wenn Ruhm und Ehre alles dahin wäre, noch mit [dem] Gedanken ſchmeicheln, daß Doris mich nicht trüge — Aber wenn auch dieſer lezte Troſt verſchwände, wenn ſelbſt die Geliebte, die mir alles war, mich hintergangen, mich vergeſſen hätte, welch eine gute Gottheit würde mich dann vor Verzweiflung ſchützen? —

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Ja lieber Freund, nichts iſt wahrer als daß Deine Gegenwart hier nur allein im Stande wäre mich für all' die trüben Stunden, die ich hier verfolgt und angefeindet verlebe, ſchadloß zu halten! — Alle meine Lieblingsarbeiten liegen unvollendet — ich habe nicht den Muth, die Stimmung ſie

fortzuſetzen. Meine Fantaſie iſt erſchlafft, und mein Geiſt erliegt unter dem Druck meiner widrigen Verhältniſſe. — Sogar meine Compoſitionen bleiben unvollendet — ich bin nicht im Stande mich in den Geiſt des Anfanges zu verſetzen — Wie glücklich war ich, als ich das Motett Judex ille cum pp zu componiren anfing — es iſt fertig bis auf die Fuge, die erſt angefangen iſt, und das SchlußChor — Wir wollten es auf Weynachten ſingen, aber es iſt mir nicht möglich es fertig zu machen. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Wenn ich Dich doch eben jetzt nur eine einzige halbe Stunde ſprechen könnte — Du kannſt unmöglich die Sehnſucht empfinden, die mich jede Viertelſtunde an Dich denken, und die Verhältniſſe, die uns trennen, in den tiefſten Abgrund wünſchen macht — Heute wird hier „das Sonnenfeſt der Braminen“ gegeben. Die Muſik hat ſehr viel frohes — ich werde hinein gehen, und mich vielleicht aufheitern, oder doch wenigſtens wieder einmahl ein paar frohe Stunden genießen — Wenn ich denn Abends aus der Komedie komme, unterhalte ich mich noch mit Dir.

Abends um 9 Uhr

Ich habe das Sonnenfeſt gehört, und mich nicht aufgeheitert! — Die Muſik war bis zum Ueberdruß altäglich
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Freund, wann werde ich mich endlich — von all dieſen bis zur Nichtswürdigkeit kleinen Kabalen, von all' den ſonderbaren Verhältniſſen loßreißen, und frey und glücklich ſeyn — denn nur in der Freyheit iſt Glück! — Wenn mir die Menſchen den Kopf zu warm machen, und ich denn einen Genieſtreich ins Große mache, ſo werden ſie alle die Mäuler aufſperren, und mich mit der weiſeſten Schaafsmiene für einen Narren erklären — woran ich mich aber ſehr wenig kehren werde. — — — — — — — — —

Leb wohl, lieber einziger Freund, und vergiß nicht
Deinen

H.

16.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Sontag d. 10 Januar 1796.

Vor 3 Stunden habe ich Deinen Brief vom 5 Januar erhalten, und ſchon jetzt ſetze ich mich hin Dir ihn mit unruhigem Herzen und von tauſend qualvollen Vorſtellungen gemartert zu beantworten. Dein Plan in Rückſicht meines Fortkommens hat mich gerührt, weil er mir's fühlen läßt, wie aufrichtig Deine Freundſchaft für mich iſt. Mein Verhältniß mit — — iſt daſſelbe und vielleicht enger als je — Die Unannehmlichkeiten und Zänkereyen haben eine gute Wendung bekommen, nachdem eine gewiſſe Mittelsperſon aufgehört hat, dumme Streiche zu machen. — Du haſt alles in Anſchlag gebracht, nur nicht daß ich ſie bis zum Unſinn liebe, und daß gerade das mein ganzes Unglück macht. — Du mußt mich für den wankelmüthigſten Menſchen halten, wenn Du dies ließt — ich ſchäme mich faſt Dir mehr von einer Sache zu ſchreiben, die mich zum Fangball der heterogenſten Launen macht, die mich vielleicht in Deinen Augen herabwürdigt und lächerlich macht — ich liebe ſie und bin unglücklich, weil ich ſie nicht beſitzen kann, weil in dem ſüßeſten Genuß der Liebe ich qualvoll daran erinnert werde, daß ſie nicht mein iſt -- nicht mein ſeyn kann. — Sie, die ich über alles liebe, ohne die für mich kein Glück blüht, keine Freude exiſtiren kann, iſt das Weib eines andern — eines Menſchen, der ohne die Koſtbarkeit zu genießen die er beſitzt, ſie nur ängſtlich bewacht —

Da haſt Du meine ganze Schwachheit — ich weiß, daß Du ohne mich lächerlich zu finden mich bemitleiden wirſt — Du biſt der einzige, dem ich die Schwachheiten meines Herzens gern eröffne —

Ohnmöglich kann ich's verlangen, daß ſie mich mit dem ausgelaſſenen Grad von Schwärmerey lieben ſoll, die mir den Kopf verrückt — und auch das quält mich — Und nun — ſoll ich mich von dieſem Gegenſtande trennen — trennen mit der vollkommenen Gewißheit ſie nie wieder zu ſehn? — Du kannſt mich tröſten über vieles, aber kannſt Du dies Gefühl — dieſe Leidenſchaft, die mich zu Boden drückt, beſiegen, ſo nenne ich Dich den Meiſter des menſchlichen Herzens. — Wäre ſie frey — ſo eilte ich zu Dir, denn alsdenn hätt' ich den gewiſſen Zweck vor mir, und könnt ihn erreichen — aber jetzt! —

Wie ich lebe, darf ich wohl Dir nicht ſagen — Ein Sclavenleben iſt's in der Regel, da haſt Du ganz recht, auch noch jetzt — Auf die Bälle gehe ich wohl, ich tanze aber nicht mehr, aus dem ſehr ſimplen Grunde, weil ich kein Vergnügen daran finde — Das was Du von Deiner Veränderung des Charakters ſagſt, trift auch mich — ausgenommen — daß es an mir gegen andre weniger merklich iſt, weil ich immer ſehr verſchloſſen war —

Meine großen Pläne ſind zu Ende — es lohnt nicht weils nicht geht — ich lebe fort, ich mache keine Anſprüche, weil es ſo wie jetzt unmöglich gehen kann — Mein Körper iſt zu ſchwächlich um nicht mit der Seele mitzuleiden, und ich glaube gewiß, nicht 30 Jahr alt zu werden — was denn nachher hinter mir geſchieht iſt mir ſehr gleichviel —

Alſo ſey nur ſo gut der Wirthin die Ausbietung der Stube zu erlauben, ich werde nicht von hier mich entfernen, ſo lange der Tod oder Sturm und Braus mir nicht gewiſſe Leute aus dem Wege komplimentirt.

Meine Muſik — mein Mahlen — meine Autorſchaft — alles iſt zum Teufel gegangen, ich bin ſo dumm wie ein Stockfiſch, und verſteh' nicht einmahl ein geſcheutes Protokoll aufzunehmen, ſo wie alles was mir vernünftige Leute, die weit gegründeter denken als ich, wohlmeynend rathen.

Manchmahl iſt's mit mir ganz und gar vorbey, und wenn mich nicht noch des Onkels kleine Conzerte aufrecht hielten, ſo wüßte ich nicht, was wohl ſchon alles aus mir geworden wäre. —

Bleibe Du in M[arienwerder] oder gehe nach B[erlin?] — werde alles — werde viel mehr, als Du mit Deinen kuhnſten Wünſchen glaubſt oder hoffſt — mich laß hier in Königsberg mich verzehren — mit mir iſt nichts anzufangen, das ſiehſt Du wohl, ich kann nicht fort — ich will ſie nicht verlaſſen, und ſie möcht um mich 24 Stunden weinen und mich dann vergeſſen — ich ſie nie — Ich bin ſchon zu allem verdorben — man hat mich um alles geprellt, und auf eine ſauerſüße Art —

Lebe wohl lieber Freund — ich werd vielleicht ſo bald jetzt nicht ſchreiben, nimm [es] nicht übel und verſchone mich auch eine Zeitlang mit Briefen — Glaube daß ich Dich ewig — ewig ſchätzen und lieben werde — lebe wohl — lieber lieber Freund!

Ewig bis in den Tod Dein

H.

ich bin krank, herzlich krank — Ein einziges Weſen könnte mein Arzt ſeyn! — vielleicht wird's wieder beſſer.

ich habe den Sylveſter auch feyerlich begangen, und mich ſehr mit Dir unterhalten — — —

Montag [11. Januar] Morgens

Nimm doch nur nicht übel, daß ich ſo verworren geſchrieben habe — ich hätte den Brief gar nicht abgeſchickt, wenn's mir möglich wäre einen beſſern zu machen — Aus Verſehn hab ich auch das Blatt abgeſchnitten — Beſter Freund, ich fühl es, nur Du allein in der Welt verſtehſt mich, und lohnſt mir meine innige Freundſchaft mit gleichem Gefühl — Um mich her iſt hier Eiskälte, wie in Nova Zembla, und ich brenne und werde von meiner innern Gluth verzehrt. — Dein ganzer Plan macht mich unglücklich — Du haſt mir das Herz zerriſſen! — Ueberall ſeh ich Unmöglichkeiten, und doch werd' ich zu Dir hingezogen!

Ich erwarte bald einen Brief von Dir — ich werd' auch bald wieder ſchreiben — Leb wohl lieber Freund.

17.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Königsberg d. 23^{t} Januar 1796

Deinen lieben Brief vom 14^{t} Jan: habe ich erhalten — Ja wohl war die Stimmung ſchrecklich, in der ich meinen lezten Brief an Dich ſchrieb — ich war herausgeworfen aus allen meinen Glücksplänen, und eine von Mißmuth und feuriger Ohnmacht (kein Widerſpruch!) koagulirte Zirbeldrüſe, aus der Gift, Galle, und was weiß ich alles mehr, hervorquollen, verleitete mich zu den ſonderbaren ſchwarzen Ausgüſſen auf weiß Papier. Meine Laune iſt der erſte Wetterprophet, den ich kenne, und wenn ich Luſt und Langeweile hätte, könnt ich Kalender machen. Du ſchreibſt, ich ſoll das große Neſt mit einem kleinen vertauſchen, weil lezteres wärmer iſt, und ich ſträube mich dagegen, vors erſte weil mir im großen unter gewiſſen Fittigen ſehr wohl war, und dann weil man mir den Ausflug verbot, welches zweite als Hauptgrund gelten kann, wenn von wollen und nicht können unter uns die Rede ſeyn wird, welches bald geſchehen kann — Kurz ich ſtraübe mich, einige Tage nachher bin ich auf der Redoute — — — — — — — —

und aufgehoben iſt aller Umgang zwiſchen ihr und mir — Da haſt Du in ein paar Kraftzügen ein ganzes Gemählde — in ein paar Worten die Quinteſſenz des ganzen Unglücks, welches mich quält, mich abpeinigt wie der G. R. M. die blaſſe C., und mir Schlaf, Ruhe und Eſſen verleidet — da ſitz ich nun gerade ſo wie vor Zeiten als ich mich doch noch mit allem meinen Herzeleid Dir an den Hals werfen konnte, und ſauf alle Abend bis 12 Uhr Huflat[tich]-Thee, weil zu meiner verwünſchten Lage auch noch eine böſe Bruſt hinzukommt, die ich mir durch plötzliche Erkältung ohnlängſt von einem Ball holte. — Und doch, wenn auch nur ein wenig mehr Realität, als vor 2 Jahren in meinem ganzen Weſen aufzufinden war, mich nicht mehr in ſolchen Fatalitäten, wie die quaestionis iſt, den Verzweiflungsrollen ſpielen und hingegen mehr die Folgen in ihrer möglichen Reihe erblicken läßt, hätte ich mich dabey nicht ſo ruhig betragen, wenn ich nicht in den lezten Perioden der kurzen Geſchichtserzählung auf vorigem Blatte eine Lüge geſagt hätte. Dies wirſt Du ſelbſt bemerken, wenn Du bedenkſt, daß man, wenn's einem ſo recht am Herzen liegt, zum Fenſter hineinſteigt, wenn die Thüre zugeſchloſſen iſt — Freylich kann man den Hals brechen, aber was iſt ein Hals gegen das, was man drinnen fand! — Vermuthlich wird's noch unangenehme Auftritte ſetzen, — — — und ich fliehe in Arme meines Einzigen, und ſtreckten ſich auch einige Paar hieſige Arme, nerviate und nicht nervigte, nach mir aus um mich zurük zu halten, ſo entſchlupf ich ihnen mit ſchlauer Gewandtheit und fliehe zu Dir. Ich denke, daß ich in erwähntem Fall mein ClausnerLeben glücklicher und zweckmäßiger mit Dir an einem Orte verleben könnte, als hier — Du wirſt bemerken, daß ich zwei Machtſprüche hier feyerlichſt widerrufe, einen im verborgenen und den andern offenbar. Der verborgene ſteht in meinem Briefe an Dich nach A[rnau] und beſteht in vier Worten, der offenbare im vorigen Briefe — Machtſprüche ſollte kein Menſch thun — ſie gerathen nicht, und können ſogar Pierrot's mit großen Knöpfen und kleinen Köpfen aus uns machen — dixi

Daß meinen alten Vater zweymahl der Schlag gerührt hat, iſt mehr als traurig — ſeine und die Umſtände des Br[uders] ſind dadurch die elendſten geworden, und für mich iſt das Gefühl, nicht helfen zu können, niederdrückend — So gehts — in meinem Leben möcht ich nicht J[uſtiz-] Com[miſſar] werden — dies gehört nicht unter die Machtſprüche. Montag iſt mein Geburtstag — ich werd 20 Jahr alt — wie hab ich mich gefreut auf dieſen Tag — ich wollte in der Dämmerung recht ſentimentaliſch ſeyn — ich hätte wie Jean Paul mein Herz hervorgenommen und geſagt: „prenéz!“, aber nun hat der Satan, der ſo lange doch noch ziemlich artig gegen mich war, ſolch viel Unheil und Zetergeſchrey drein geſchmiſſen, daß alles vorbey iſt, und ich Montag eben ſo einſam, und eben ſo bitterſuß empfindelnd in meiner Stube hinter dem grauen Schreibtiſche ſitzen werde, als Abelard in ſeiner StGildo'sClauſe — ſo hieß ja wohl ſein Kloſter? — Meine Actenlecture iſt ein wenig trocken, daher muß ich ſie manchmahl etwas auffriſchen, aber nie mit Plunderkram der lezten Meſſe ſondern ich leſe jetzt mit wählendem Geſchmak — Den Don Carlos hab ich wenigſtens 6 mahl geleſen, und leſe ihn jetzt zum 7t mahl — Nichts rührt mich mehr, als Poſa's Freundſchaft mit dem Prinzen — ich glaube ſchwerlich, daß je ein erhabeners und zugleich anziehenderes rührendes Bild der Freundſchaft aufgeſtellt wurde als dieſes — Ich leſe bis in die Nacht — die Szene verändert ſich. Der H[att] iſt Don Philip, ſie Eliſabeth, ich Don Carlos, Du Poſa, die R. Eboli, der St. Alba, der B. Domingo, die Tante: Mondekar u. ſ. w. — Lache doch nicht über dieſen ſinnigen Unſinn! — Du ſollſt gar nicht glauben, wie äußerſt eingezogen ich jetzt lebe — bloß die kleinen Conzerte machen meine Erholung aus — — — — — — — — — — —

Morgen iſt Sontag, das hat ſeine vollkomne Richtigkeit, und es würde mir einfallen, wenn ich auch nicht das Fußwaſſer hätte zum Onkel tragen ſehn — Da muß ich zu Bette gehn — denn wiſſe nur, Sontag blühn bey mir Künſte und Wiſſenſchaften, und dazu muß ausgeſchlafen werden. Im Ernſte geredt. Die Wochentage bin ich Juriſt und höchſtens etwas Muſiker, Sontags am Tage wird gezeichnet und Abends bin ich ein ſehr witziger Autor bis in die ſpäte Nacht — Noch die lezte Szene des Poſa mit Carlos und dann zu Bette — Himmel ſchon halb 12!

Gute Nacht.

H.

Sonntag [24. Jan.] Abends um halb 10 Uhr

Wenn man einmahl angefangen hat mit Dir zu plaudern, ſo kann man nicht aufhören — ſo gings mündlich, ſo gehts ſchriftlich — ich nehme heute Abend den Brief an Dich hervor, und noch ein Blatt hinzuzufügen wird mir Bedürfniß — Für erſte weiß ich nun ganz genau, warum meine Mißlaune oder lieber ſchwarze Gallhypochondrie feriirt — das hat ſeine phyſiſche und moraliſche Gründe — — — — — meine ſich multiplicirende sedes machen mich federleicht — Sey doch ein wenig Mediziner um mir dieſen periodum zu verzeyhen. Der moraliſchen Gründe giebts viele! — aber meine Empfindung, meine Fantaſie iſt ſtärker als alles — ſie wirft alles über den Haufen, und blickt ſtolz auf die Kinder des Sentiments — O ſüße Vereinigung mit alle dem was mir lieb iſt, gegen das gerechnet mir die Welt zu klein iſt und ich gern den Himmel dazu erobern möchte — ſüße Vereinigung, dich erblicke ich im milden Strahlenglanze! — Heilige Bande müſſen in Trümmer zerfallen — entzweygeriſſen müſſen in zerſtöhrter Ohnmacht die verjährten Vereinigungen heterogener Weſen da liegen, und der Geiſt der ewig wahren Harmonie muß den Palmzweig über die Gräber des Haſſes und der Zwietracht ſchwingen, wenn ich glücklich werden ſoll. — Verzweifelt iſts, daß ohne den magern Ehrenmann, der keine Hoſen trägt und der die tollſten Paradoxa mit einem Hieb aufzulöſen verſteht, mein Glück im bauen oder gebaut werden ſo viel Lärm macht. Dieſer Lärm iſt unausſtehlicher als das SackpfeifenConzert des Prinzen Facardin, und nur die Stimme der Freundſchaft übertaübt den widrigen Nachhall und ſpielt Glockentöne der Harmonika ans Ohr des Lieblings: drum will ich auch dieſem Saus und Braus, der mir meinen muſikaliſchen Kopf toll machen könnte, entfliehn in Deine Arme, Du lieber, da wollen wir glücklich ſeyn — denn die ſüßeſten Träume reichen nicht an dies Zauberbild!

Da ſich nun gewiſſe Pläne in meinem Kopfe immer feſter ſetzen, und ich mich ſehr orientire in M[arienwerder] meine eigentliche Carriere zu machen, ſo ſchreib mir doch recht viel ſpecielles — vom Präſidenten — von den Räthen — Referendarien — vorzüglich Arten der Verſorgungen in Marienwerder — Danzig — Thorn. Doch ja nur ſpeciell — Nach D[anzig] möcht' ich gern einſt verſorgt' werden. Vielleicht komm ich nicht innerhalb 3 Monate nach M[arienwerder].

Morgen wird man mich überraſchen mit dem, was mir von meinen Wünſchen abgelauert wurde — — — was hilft das, wenn ſie ſelbſt nicht da iſt — mein Paſtellgeſicht und meine Knochenbeine und Hände ſagen es unzählige mahl, daß ich elend bin, und doch iſt mein Geiſt ſo loß und ledig, und mir fehlen zu der Luſtreiſe bloß Flügel. jetzt ruhe ich auf der Erde, und bin ſchon am Cap de bonne esperance. — Der PraejudicialTermin meiner Liebe iſt längſt da geweſen, und ich bin im AgnitionsUrtel in alles verurtheilt, worin ich verurtheilt werden konnte — Ja lieber Freund, ſchwerlich werde ich je in extenso mehr ſeyn können, als ich hier zwiſchen den 4 Wänden an meinen Schreibtiſch gefeſſelt bin — Noch nie war mein Herz füs Gute empfänglicher, und höhere Gefühle ſchwellten noch nie meine Bruſt mehr empor — mein Geiſt überflügelt meinen Körper und Krankheit und Mattigkeit erinnern mich an die Feſſeln — Platte Geiſter haben keinen Sinn für höchſte Anſpannung und nennen es Abſpannung, daher die Vorwürfe, die ich dulde — das Mottengeſchmeiß, was mich zuweilen umgiebt, hält mich für dumm, und ich muß geſtehn, daß mich manche linkiſche Wendung und mancher ſtiere Blick in die Claſſe der Leute ohne Welt — savoir vivre — ſtößt — indeſſen noch nie warf ich meine Perlen vor die Saüe, und ich fühle daß ich einigen Werth habe, — nie mehr als wenn ich Deine Briefe leſe. — Freund wir verſtanden uns — ein Blick — ein Wort war oft das suppletorium zu den Ideen, die alle Worte, worin ſie eingezwängt werden ſollten, zurückſtießen — Ich glaube, daß wir nie ſo iſolirt — nimm den Sinn des Worts recht — werden gelebt haben als wenn wir in M[arienwerder] zuſammen leben ſollten — Mir ſcheint es ſo, als wenn Du mit Deinem guten Herzen, mit Deiner Legion von Empfindungen ſehr Klausneriſch lebſt. Denn wir beyde ſind behutſam und delikat, und hängen nicht ſo leicht etwas von der innern Seite heraus, wie eitle Leute das Schnupftuch aus der Rocktaſche — —

Da hab ich heute meine Vignette geendigt, deren Eingang Dir gefallen würde, weil ich ihn aus Deiner Seele heraus geſchrieben zu haben glaube — Nur ſchade, daß das Ding faſt zu witzig iſt, zuviel Witz iſt glaub ich ein Fehler, aber der Satan mag über Liebe mit humoriſtiſchem Temperament ſchreiben ohne witzig zu ſeyn — ich hätt Dir's geſchickt, wenn es nicht ungeheuer viel Poſtgeld käme, und ich nicht die Hoffnung hätte es Dir mit höchſt eigenen Händen vorzulegen —

Der Peſtilenziarius iſt heute in der Komedie — ein Grund warum ich nicht hinein ging, ſonſt hätt ich wohl noch einmahl „die Raüber" geſehn, vorzüglich da Schwarz den Carl Moor ſpielt —

Ich flehe Deinen und meinen Schutzgeiſt an, daß er mir den morgenden Abend überſtehn hilft — Fatal iſts und bleibts, und wenn meine Krankheit nicht wäre, könnt ich doch in den Unglückspfuhl bis über den Kopf hineinplumpen. —

Wenn ſich doch das Stundenrad ſchneller drehte, und in ſchnellerem Kreiſe Monden und Jahre wirbelten — mein Ziel iſt nah und fern — die Strahlenbrechung zeigt den Schiffern immer näher das Land als es iſt, und durch dieſe Taüſchung der Approximation werden ſie in frohem Muthe erhalten, ſo gehts mir vielleicht auch! —

Billig ſolt ich dieſen Brief morgen noch nicht abſchicken um mich Abends hinzuſetzen und zu ſchreiben: Nun iſt's vorbey — ſo und ſo wars — aber erſtlich erhältſt Du dieſen Brief ſehr viel ſpäter, und dann geriethe ich in Gefahr dem Briefe noch ein paar Extrablätter hinzuzufügen, und ſtatt eines Briefs ein Paquett auf die Poſt zu geben.

Denke lieber Freund morgen an mich — weils mein

Geburtstag iſt — Solche Tage ſind immer Sonnenblicke in unſerm Leben, wenn wir froh ſeyn können, daß wir ſind und daß wir es verdienen zu ſeyn —

Denke noch zurück an meinen Einſegnungstag, wie ich mit Dir einſam im kleinen Stübchen ſaß, und ſie trank Caffee in der andern Stube — offenbar zum Narren hätte ſich der Wundermann gemacht, der mir aus der Hand oder aus dem Gehirnkaſten nach LhombreKarten geſagt hätte — Sie liebt Dich — Du wirſt ſie lieben, und nun die Seegensformel hinterdrein — Heute fühl ich Schmerz — heute vor zwanzig Jahren macht' ich Schmerz — vielleicht blos durch den Anſchlagzettel oder das SubſcriptionsBlatt des Sedezbandes, welcher edirt werden ſollte — Ewig ſchade, daß ich im Winter gebohren bin — wär's Sommer, ſo lief ich heraus in den großen Hörſaal der Natur, und empfände und ergrübelte mich da ſitzend, ſtehend, laufend ſatt — jetzt im Käficht eingeſperrt ohne ſie wird mir unbehaglich ſeyn. — Mein Gott, ich bin doch nur einmahl unterbrochen, und ſo unerwartet wie geſtern wieder halb zwölf! — Gute Nacht mein lieber einziger Freund — vermuthlich werd[en] wir uns morgen nicht ſprechen — Gute Nacht!

Ewig ewig
Dein
H.

ExtraBlatt an meinem Geburtstage [25. Jan.] —

Der Peſtilenziarius hat mich heute überraſcht — — — Sie komt! — In dieſen zwei Wörtern liegt der Beweis, daß man mit wenigem ſehr viel ſagen kann — ich ſage damit, daß ich ſehr glücklich bin, daß die ſentimentaliſche Dämmerung mich noch glücklicher machen wird, und daß der gebrannte Caſemir ein elendes Machwerk ohne die Inſinuation der lieben Hand iſt — Wie der Sturm ſich nun wieder gelegt hat — welcher Genius Oel in die Meereswogen gegoſſen hat, das weiß ich nicht, genug ſie komt, und die pedissequa, welche die Ankunft annoncirte, ſprach viel von wiederhergeſtelltem Frieden, der ſo wie jeder Friede nach dem Handwerksgruß der Kriegführenden Mächte als ein ewiger conſtituirt worden iſt.

Du denkſt, daß jetzt alle Worte der vorigen Blätter ceſſiren wie der diesjährige Winter — Du irrſt aber — Meine Pläne ſtehen unverrückt und über kurz oder lang, ſpätſtens binnen einem Jahr kom ich nach M[arienwerder]. Daß der Friede quaestionis eine Preisaufgabe meiner geſunden Vernunft iſt, bleibt wahr, bis ich die Motive erfahren und mich dann für ſehr vernagelt gehalten haben werde. —

Freund, ich möchte gern heute aus mir ſelbſt heraus — ein erhebendes Gefühl trägt mich empor auf kühnen Fittigen — Freundſchaft und Liebe preſſen mein Herz, und ich möchte mich durch die MückenKolonne, durch die MaſchinenMenſchen, die mich umlagern mit platten Gemeinplätzen, gern durchſchlagen — gewaltſam allenfalls — Daß ich ganz und gar mich verändere — welches ſo gar ſchon aufs äußere wirkt, weil ſich gewiſſe Leute über meinen vollen — ſtarren Blick aufhalten, wirſt Du fühlen — wenn ich Dir ſage, daß ich mitten im Herbſt — WinterLandſchaften mahle — daß es zuweilen etwas exzentriſch in meinem Gehirnkaſten zugeht, daüber freue ich mich eben nicht beym Beſinnen — dies exzentriſche ſezt mich offenbar herunter in den Augen aller die um mich ſind — und Leute, die alles in Nummern theilen und Apothekerartig behandeln, möchten mir manchmahl ihren orthodoxen Schlagbaum vorhalten, oder ihr offizinelles Krumholz um den Hals werfen —

Weißt Du, daß ich auf der Harfe ſpiele? — Schade iſt's nur, daß ich mich nicht zwingen kann auf der Harfe nach Noten zu ſpielen, ſondern nur immer fantaſire, wodurch ich aber viel Fertigkeit gewinne. Sollt ich künftig nach M[arienwerder], ſo bringe ich 3 Inſtrumente mit: 1) ein kleines Klavier, 2) eine Wienerharfe, 3) eine Violine — Dein S. hat ganz recht — viel Seeligkeit entgeht Dir, daß Du nicht ſpielſt — Nimm nicht übel — Dein Zuhören iſt gar nichts — die fremden Töne drängen Dir Ideen oder vielmehr ſprachloſe Gefühle auf, aber wenn Du eigne Empfindungen — die inartikulierte Sprache des Herzens aushauchſt in die Töne Deines Inſtruments, denn erſt fühlſt Du, was Muſik iſt — Mich hat Muſik empfinden gelehrt, oder vielmehr ſchlummernde Gefühle geweckt — Im tollſten Hypochonder ſpiel' ich mich mit den ſilberhaltigſten Paſſagen Benda's (des Berliners) oder Mozart's an, und hilft das nicht, ſo bleibt mir nichts mehr übrig, als auf alles zu reſigniren. — — — — — —

Lebe wohl, mein trauter lieber einziger Freund,

ewig der

Deine

H.

Sie hat dieſen Brief geleſen — iſt gerührt, und beſtellt tauſend Verſicherungen wahrer Freundſchaft an Dich.

18.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Königsberg den 21t Februar 1796.

Deinen Brief mit der enormen Praejudicialperiode zu Anfang, welche mit ihrem klappernden Klang die Grazien von meinem Tintenfaſſe verjagte, habe ich in einer ſauerſüßen Stunde erhalten, und zugleich ein Beiſpiel mehr zu dem Satz ſchreiben können daß die praejudicia im Grunde genommen nichts taugen — Freylich iſts wahr, daß ich dem Anſcheine nach recht herzlich faul oder gar indifferent geweſen bin, aber der Schein trügt! —

In geſpannter Erwartung hab ich mich die Tage verſehnt — Eigentlich hatte ich in die Schickſalslotterie geſetzt und harrte trotz dem leidenſchaftlichſten Lottoſpieler auf den Poſttag der mir Gewinnſt oder Verluſt bringen ſollte.

Um Dir nun mit deciſiver Gewißheit dieſen Gewinnſt anzeigen zu können hab ich ſo lange gewartet, denn wenn ich Dir den Gewinnſt anzeigen ſollte, ſo wär dazu kein unerlaßlicheres Erforderniß, als daß ich ihn ſelbſt wüßte —

Du wirſt finden, daß ich gedichtet habe, als ich Deinen Brief empfing, denn was ſollen beim Relationenſchmieden oder ſonſt — die Grazien auf dem Tintenfaß, die ſich bey allem, was nur nach Juriſterei riecht, ſo sans coup de trompette wegſtehlen, als befürchteten ſie irgend etwas ungeziemliches von dem Mann mit der langen Naſe — Ja ich machte wirklich Verſe, und wollte eben gewiſſe Leute dem Satan gereimt zuführen, wobey ich in einem Ausfall mich ſelbſt ſehr lobte, und war auch würklich bis zu einer höchſt intereſſanten Stelle gediehen, als Du mit Deinem Praejudiz loßknallteſt — — — — — — — — —

Deine rhapſodiſche Gedanken, oder abgeriſſene Gedanken, ſo wars ja wohl, oder Aprilwetterperioden nach Deinem eignen Ausdruck haben Dich mir ſo geſchildert, wie Du gehſt und ſtehſt — Ich ſehe Dich mit Deinen $^{o}/_{o}$ Blicken daher ſchreiten — maſchinenmäßig die Naſe ſchnupfen, und alles und nichts ſehen, denn — — — —
— — — — — — — — — — — —

Die Grazien ſind weg vom Tintenfaſſe — ich ſchreibe erbärmlich, und gerathe ſchon in den Hoffmeiſterton — Auch — — — — wollen ſich ſchon auf Ton reimen — daran iſt der Beelzebub und Dein Präjudiz Schuld.

Der Apfel iſt aufgegeſſen — Gute Nacht!

Den 22 Februar Morgens

Ich eile Dir zu ſagen was eigentlich meine Briefe aufgehalten hat — Die Stierſzene auf der Redoute, die ich Dir lezthin beſchrieb, hat doch ernſthaftere Folgen gehabt als ich Anfangs dachte. — — — — — — Daher ſagte ich Mittwoch vor 14 Tagen, daß ich ſchlechterdings nach Marienwerder wollte. Das wurde mir nicht zugeſtanden — ich ſchlug Glogau vor — das war beſſer. Den Tag darauf wurde deswegen geſchrieben, und geſtern erhielt ich die Antwort — daß man mich mit offnen Armen empfangen würde, daß ſchon alles mit dem dortigen Präſidenten abgemacht, und daß es gut wäre, wenn ich noch vor Oſtern abginge. Die Reiſe iſt aber ganz feſt im Anfange des Mays beſtimmt, und ſchon wird die Equipage in Stand geſezt, d. h. was um und an mir iſt! — Dieſe Entfernung wird meinem Geiſte wohl thun — ich fühle mich ſtark genug zu Aufopferungen, die ich vielleicht noch vor einem halben Jahre nicht hätte uberwinden können. Ein Glück das meine Sinne und mein Herz mit niedlichen Gaukeleyen amuſirt, kann mich nicht mehr mit den diamantnen Banden feſſeln, die es vor weniger Zeit um mich ſchlug — ich eile das zu werden, was mein Verſtand billigt ohne dem Herzen eine Wunde zu ſchlagen — denn welch eine Anhänglichkeit, welch eine Liebe wär das, die in einer Entfernung von 78 Meilen erkaltete —
— — — — — —

Außer uns (im Hauſe) und dem Z. der allem Vermuthen nach mitgeht, weiß es noch niemand, und wirds auch niemand bis ungefähr 14 Tage vor meiner Abreiſe wiſſen, denn werden manche Naſe und Maul aufſperren, und den Flüchtling entweder loben oder verdammen, je nachdem das Glas ihrer Laune, wodurch ſie's anſehn, geſchliffen iſt. Du wirſt mich von allen am beſten verſtehen, Du wirſt dieſen Entſchluß von der rechten Seite betrachten, und meinen

Heroismus, wenn ich es anders ſo nennen kann, nicht für eine Don Quichotterie meiner Leidenſchaft anſehn — Ich kanns Dir verſichern, daß K[önigsberg] ein wahres — Neſt iſt, und daß in keinem Orte ich ſo geplagt werden kann als hier. Die romantiſchen Gebürgsgegenden in Schleſien werden allein ſchon im Stande ſeyn eine Centnerſchwere Laſt, die meinen Geiſt hier niederdrückt, abzuwälzen — ich werde freyer athmen, wenn ich durch die ObſtAlleen fahren werde, die mit ihren Blüthendüften die Luft ringsumher beſſer parfumiren als ein paar hundert Flacons der K[önigsberger] Damen die Balluft, die ſo ſchwerdünſtig die Tänzer, vorzüglich ſolche wie Du und ich, einpreßt, daß ſie nicht Athem genug zum nächſten vis à vis einziehen können. Heute iſt Montag, welches Du nicht bezweifeln wirſt, wenn Du in Deinen TerminsCalender ſiehſt — demohngeachtet werd' ich ſie nicht ſehn, denn die Feſttage ſind ſo wie die heiligen Tage der Cath[oliken] bey uns reducirt, und ſtehn nur ſo der Erinnerung an den Kuchen wegen, der z. B. der Stuhlfeyer des St. Petrus zu Ehren in den Ofen geſchoben wurde, noch mit rother Schrift im Kalender — Ich habe heut vormittag Inſtr[uktions]Termin in einer SchwängerungsSache — Vorher ſchreibe ich an Dich, und denn — es iſt entſetzlich, daß wir von Tagen und Stunden abhängen — — — — — — — — — — — — — — — — —

An StadtNeuigkeiten bin ich wie gewöhnlich bettelarm — denn das kannſt Du Dir leicht denken, daß mir vieles, faſt alles, in meiner jetzigen Lage höchſt läppiſch vorkommt. Ich denk lieber an mein ſeeliges Ende, und wie man mich aufs Poſthaus zu Grabe bringt, als an die Sponſalien der geblizten Muſenſöhne oder unbärtigen Themisprieſter — Aus Ueberzeugung der Nothwendigkeit ſtudire ich mein jus, und aus Hang (leidenſchaftlich) füllt Muſik die Stunden der Erholung. In ein muſikaliſches Land geht meine

Wanderſchaft — Kirchenmuſiken werd ich erſt kennen lernen, und meine Compoſitionen werden ſich unter der Bildung ächter Muſiker beſſer erheben, als hier in dem muſikaliſchen Schlaraffenleben, wo ein jeder geigt und pfeiſt wie's ihm dünkt — ich muß abbrechen, damit ich mit einem unverſtändlichen Galimathias Deine Ohren nicht mehr beleidige, als die meinigen neulich in Azur der Bratſchenſchraper, der eine ſchöne Soloſtelle verhunzte, wofür ich gern mit meinem Spazierprügel auf ſeinem Kranium den Takt geſchlagen hätte. —

Zu den größten Fatalitäten gehört, daß der Bruder wieder hier iſt, daß wir ihn ſchlechterdings nicht nach I[nſterburg] zurückbringen können, — — — — Der Menſch hat einen unbegreiflichen Leichtſinn, und unſer Vertrauen nie verdient.

Anbey noch ein Extrablatt.

Extrablat.

Gleichnißweiſe zu reden habe ich bisher beſtändig ein Tutti geſpielt, jetzt will ich ein Solo ſpielen, und probire es jetzt um nicht aus dem Takt zu kommen, wenns aufgeführt wird. — Die paar Stunden, die ich Dich noch in M[arienwerder] genießen werde, ſind in den Reiſeplan einbedungen und beſchäftigen mich eben ſo gut, als die Ankunft in G[logau]. Der Onkel will ſchlechterdings haben, ich ſoll mir ein Stammbuch anſchaffen, und alſo will ich mir wirklich ſolch einen Regiſtrant über meine Bekanntſchaften anſchaffen, und es jedem, dem ich Adieu ſagen muß, ganz dreiſt hinpräſentiren — die Anſtalten der Reiſe gehn ſchon bis ins kleinſte Detail. — — — — —

Für eins nur iſt mir bange, für die Verzweiflungsſzenen einer gewiſſen Perſon, wenn es heißen wird — fort! — Wenigſtens wird's mir eine fatale Laune verurſachen, die ich nicht ſobald verliehren kann. — Daß ich Dein Portrait nicht habe, ärgert mich ganz abſcheulig — So viel Pergament und Papier mit Fratzengeſichtern zu beſchmutzen, und nicht den einzigen, bey deſſen Andenken einem ſo wohl ums Herz wird, abzuzeichnen! — Mit Bleyfeder und Tuſch wär in ein paar kühnen Zügen das ganze vollendet geweſen. Iſt denn in ganz M[arienwerder] kein Menſch, der ſich aufs abzeichnen verſteht — Närriſch vor Freude würde ich, wenn ich in Deinem Briefe Dein Portrait, wär's auch nur ein flüchtiger Contour mit Bleiſtift hingeworfen, eingeſchloſſen fände —

Lebe wohl, mein einziger Freund — bald erfährſt Du mehr von mir   Adio —

H.

19.

(Nach Hippels Abſchrift).

Königsberg den 13^{t} Märtz 1796.

Ob und wenn Du dieſen Brief erhalten wirſt, iſt eben ſo ungewiß, als unſere Zuſammenkunft vor meinem moraliſchen Tode für Preußen. Du ſchreibſt mir von Deiner Reiſe ohne den Termin ihres Antritts zu beſtimmen — vielleicht iſt dieſer ſchon vorbey, und Du hörſt auf einer Waldfarth neupreußiſche Wölfe heulen, während ich GeigenQuartetts componire und aufführen laſſe — vielleicht befindſt Du Dich bey Deiner brutalen VokalMuſik in behaglicherem Zuſtande, eingehüllt in das Exterieur eines Kumpans der Melodiereichen Sänger, als ich am warmen Ofen ſonſt bey meinem concert spirituel, und heute einſam beſchäftigt mit Gedanken an Tod und Ewigkeit, die mich ernſthafter als je geſtimmt haben — Der Schwermuth entgehe ich durch eine Unterhaltung mit Dir, Du mein Einziger — Ich habe Deine alten Briefe durchgeleſen und einige neuere dazu gelegt (reponirt), ſelbſt von Schmerz durchdrungen, ſpringt dann und wann ein Funke meiner humoriſtiſchen Laune, die mit meiner Bildung gleichen Schritt hält, hervor, wenn ich mich zu Dir hinverſetze auf den beiden bekannten Sorgſtühlen, ein Tiſch in unſerer Mitte mit einer Flaſche Wein, die den Fittig unſerer Fantaſie beflügelte — Der Tod hat bey uns auf eine ſo ſchreckliche Art ſeine Viſite gemacht, daß ich das grauſenvolle ſeiner despotiſchen Majeſtät mit Schaudern gefühlt habe — Heute morgen fanden wir meine gute Mutter todt aus dem Bette herausgefallen — Ein plötzlicher Schlagfluß hatte ſie in der Nacht getödtet, das zeigte ihr Geſicht, von gräßlicher Verzuckung entſtellt — Ich weiß, daß Du im Stande biſt eine ſolche Scene zu fühlen — den Abend vorher war ſie munterer als je, und aß mit gutem Appetit — Das ſind wir Menſchen! — quälen und härmen uns im ſpannlangen Leben — ſorgen für die Zukunft — machen Pläne auf Pläne, wenn vielleicht nur noch ein armſeliger Tag unſere Todesſtunde verzögert — Das große Studium des Todes iſt uns verhaßt, weil unſer verzärtelter Geiſt ſich nur an blühenden Roſen weidet, deren Dorn er fürchtet — Ach Freund, wer nicht den Tod ſich bey Zeiten zum Freunde macht, und auf vertraulichen Fuß mit ihm umgeht, dem macht er zuletzt ſeine Viſite immer auf die quälendſte Art — ich meyne, daß das ſeine Lieblinge ſind, die er ſo ohne viel von ſich blicken zu laſſen weghaſcht, und was ſo ſchrecklich ſcheint, iſt blos ein Erziehungskniff von ihm für uns übrige — Du wirſt meinen Schmerz mit mir fühlen, und Dein Gefühl, Dein gutes Herz ſtimmt gewiß in das Requiem ein, das ich den Manen meiner guten Mutter weihe.

Weiß Gott, was für ein Acciſebedienter dieſen Brief beſchnüffeln oder gar leſen wird, darum möchte ich als geſchworner Todfeind alles Acciſe-Weſens nicht gern viel erzählen, was als Contrebande aufgemuzt werden könnte.

und doch drückt's mir das Herz ab, an Dich zu ſchreiben, und nicht alles ſo hinzuſchreiben wie es mir mein Gefühl diktirt — Du weißt ja, daß ich mich Dir ſo gern mit all' meinem Kummer an den Hals werfe, daß ich ſo gern mein bischen Freude durch Mittheilung erhöhe — darum iſt mir jeder Zwang läſtig — und Deine Reiſe, und das Briefeöfnen — es iſt fatal — Am beſten iſts, ich ſetze Dir ein paar Worte her, aus dem Roman, den ich in müßigen Stunden und vorzüglich Sontags bearbeite — ſie handeln von einem Lieblingsgegenſtande:

„Wie ſo ſchön iſt doch Freundſchaft! Ich beneide „euch nicht, ihr Weiber und Mädchen, um euer Ge„ſchlecht! — Wahr mag es ſeyn, daß euer tyranniſcher „Sinn ſich trefflich darauf verſteht, in tauſend feinen „Nüancen Genuß einzuathmen, wo wir mit gröberm „Sinn die ganze Maſſe einſchlucken; wahr mag es ſeyn, „daß unſere Liebe Eis vom Nord-Pol iſt gegen die Gluth, „die dies Gefühl in eurem Herzen entzündet, daß un„empfindſame Klötze wir oft da ſind, wo Geiſt und „Leben euer ganzes Leben elektriſch durchzuckt; aber ich „beneide euch nicht. Stolz auf das Geſchenk der Männer, „die Freundſchaft — Tauſendſtimmig höre ich Euren „Einwand — triumphirend ſchließt ihr euch untereinander in die Arme „lieben wir uns nicht?“ — Aber „verzeiht, daß ich mir nichts abdingen laſſe und ſogar „über eure heiße Umarmungen ein wenig lächle. Viel „Gründe unterſtützen meinen Satz für's Männer-Monopol „— Einer iſt wichtig, aber es iſt ein wenig indiscreter „als man gewöhnlich ſeyn darf ihn anzuführen — Ohne „Naſe ein nothwendiges Stück am Exterieur zu ver„lieren würd ich es nicht wagen können dieſen Grund „vor der Tribune der Weiber zu verfechten, müßten ſie „mir erſt auch zugeben, daß Sinnlichkeit das große Trieb-

„rad ihres Thuns und Laſſens iſt, was ſich in unglaublicher Schnelle unaufhörlich dreht — Die Freundſchaft „thut gar nichts für die Sinnlichkeit, aber alles für den „Geiſt. Ihr Genuß iſt das Wohlwollen fürs verwandte, „die Seeligkeit des Wiederfindens gleicher Regungen — „haben wir den gefunden der uns verſteht, in deſſen „Bruſt wir mit Entzücken gleiche Gefühle, in deſſen „Kopf wir eigne Ideen ausſpähen, der mit geläutertem „Sinn für Tugend und Schönheit mit uns den Blumenpfad oder den dornigten Weg, den wir wandeln, betritt, „wie ganz anders mahlt ſich uns dann die Welt, und „unſer Selbſt wird uns dann nur erſt werth. Ein „Heroismus, ſchon der Natur der Weiber entgegen, „ſtählt uns zu Thaten, denen ohne den Geliebten unſere „Schwäche unterlegen haben würde — Ja mein Theodor, „beyde wären wir nicht das, was wir ſind, wenn das Schickſal nicht unſere gleich geſtimmten Herzen vereinigt hätte. „Ehe die Geburtsſtunde unſerer Freundſchaft ſchlug, hab' „ich recht erbärmlich in meiner Clauſe gelebt. Mein „Geiſt war ein Gefangener, den man eingeſperrt hatte „und unaufhörlich bewachte" ꝛc. ꝛc. ꝛc.

So weit aus dem Geheimnißvollen! Nimm doch das inkorrekte hie und da nicht übel, heute kann ich unmöglich nachbeſſern — und Sie, Herr AccisInſpector, oder inquisitor privatus, werden finden, daß nichts gegen die Religion, den Staat, öffentliche und PrivatRuhe darinn enthalten iſt, und wenn Sie Sich die Mühe geben wollen, den Brief ganz durchzuleſen, ſo werden Sie ferner finden, daß man am Abend des Tages, an deſſen Morgen man ſeine Mutter todt findet, nichts hinterliſtiges im Schilde führen kann!

Nun ſpreche ich wieder mit Dir, mein lieber einziger Freund — Meine Abreiſe nach Schleſien] und ſpeciell nach Oſſegau] bleibt beſtimmt, und wenn mich der Frühling lebendig findet, ſo werde ich ihn da aufſuchen, wo er ſein Haupt mit einer BlüthenKrone ſchmückt, wenn ich ihn auch noch bey der Toilette finde — Eine Copie von Dir — ein Unglücksbruder, der Sinn für das hat, was unerläßlich iſt unſer Vertrauen zu erwerben, heiſt hier jetzt mein Freund, und iſt auch wirklich nächſt Dir der einzige, deſſen Umgang mich froh macht — — — — — — Wenn Du es möglich machen kannſt in der Mitte oder auch Ende May's in Königsberg einzutreffen, ſo iſt unſer Wiederſehn gewiß, und wenn Dir dieſer Augenblick — dieſe Tage des ſeeligſten Genuſſes ſo viel werth, ſo heilig wie mir ſind, ſo wirſt Du gewiß alle Hinderniſſe überwinden und Deine Reiſe ſo einrichten, daß Dein Aufenthalt in Königsberg in die Mitte des May's trift — Mit — — ſtehe ich in einem Verhältniß, daß mir Seeligkeit und Wonne verurſacht, und mir Tod und Verderben droht, wenn ich nicht männlich genug bin meinen Entſchluß auszuführen — So viel davon und das verſtehn Sie doch nicht, Herr Inquiſiter, ſo pfiffig Sie auch ausſehn!

Lebe wohl, einziger Freund, und gieb mir baldige Nachrichten von Dir —

Lebwohl

Ewig Dein

H.

20.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Mittwoch den 31t März 1796.

Im Grunde wäre mir doch fatal geweſen, wenn Du meinen Brief gar nicht geleſen hätteſt, ſey's auch, daß die Wendungsperioden, die jeden Inquiſiter und CreisBeamten näher als Dich angingen, auf dieſe Art in den Wind geſchrieben wären, und uns um Raum und Zeit geprellt hätten. Jetzt, da Du mir von der weit ausgeſetzten Zeit Deiner

Reiſe geſchrieben und eine dreytägige BriefAuſkündigungs-Friſt geſezt haſt, bin ich ſehr ruhig in Rückſicht meiner Herzenserleichterungen und Federſtriche, denn beyde dürfen nicht ſo ſchulmäßig Takt halten, wie der Clavierſpieler in der OrcheſterSimphonie, und können zuweilen in freyer Fantaſie etwas ausſchweifen, wegen ceſſirender Critik. —

Daß Du ſchon wieder einen ſtarken Schritt gethan haſt[1], iſt mir Deiner langen Beine wegen gar nicht aufgefallen, ich mit meinen kurzen mache nur ſehr kleine Pas ſo daß ich gar nicht von der Stelle komme, deswegen will ich mir auch, ſobald ich in Schleſien zum erſtenmahl genieſt habe, ein paar Stelzen machen laſſen, mit denen ich ohne Furcht und Grauen über Stock und Stein wegſchreite — Du meinſt, daß man auf Stelzen ſehr leicht fällt — ich bin aber zum Glück ziemlich leicht. — Immer mehr und mehr naht ſich meine Reiſe, und ich ſehe mit einem ahndenden Gefühl die lezten Schneeflocken hinſchwinden, als würd' ich ſie nie mehr das Fleckchen Grün decken ſehn, welches ſeine finſtre Schlagſchatten an die Wände meiner Stube wirft — Aufrichtig geſagt — denn gegen Dich kann ich ſchon unmasquirt erſcheinen und nicht dem Chamäleon gleich des Nachbarn Farbe zurückſpiegeln — aufrichtig geſagt, wohl und weh wird mir bey dem Gedanken an die Trennung von ihr — — — — — — — — — —

Du weißt, mein lieber Freund, wie ich ſonſt zu ſeyn pflegte, als Du noch jeden kleinen Kummer mit mir theilteſt — ich brauste — Deine Entfernung, meine klöſterliche Abgeſchiedenheit von allem, was mir, und dem ich werth bin, hat mich anders geſtimmt — ich könnt es jezt mediziniſch mit einem Ausſchlag vergleichen, der einer Erkältung wegen zurückſchlägt und unausrottbar an den innern Theilen frißt — Das Bild iſt nicht edel aber wahr — Eine gewiſſe ſonderbare Laune, die auch jezt überall hervor ſchimwert, hat mich nicht unterliegen laſſen, und Du warſt es, der dieſe Laune (nach meinem Gefühl richtig) Humor, und meine etwas bizarre Briefe humoriſtiſch nannteſt — Wärſt Du hier, ſo würde ich nicht klagen, — wenn Du kämſt, ich würde mit Don Carlos rufen — „O nun iſt alles wieder gut, ich liege am Halſe meines Rodrigo!“ — Sie zu verliehren — — dieſer Gedanke drückt mich zu Boden, und ich zweifle, daß ich auf Schleſiens Gebürgen freyer athmen werde! Was kann mich ſonſt an dieſen Ort feſſeln, wo man mich gewaltſam einſperrt, und mit einer heiligen Dummheit meinen Geiſt in eine von Vorurtheilen erſchaffne Dogmatik²) einzwängt — Ach lieber Freund bogenlang würde der Rotulus all der Aergerlichkeiten, die mich täglich an meine widrige Lage mahnen. Welch ein Blitzſtrahl der erzürnten Gottheit hat mich doch in einer Stunde des Zorns in den Kreis dieſer Menſchen herabgeſchleudert! — Nicht ein Stundchen Alleinſeyn gönnt man mir — Nach dem Tode meiner Mutter iſt noch alles zehnfach konfuſer, und man martert mich mit Grammairediscourſen bis in die ſpäte Nacht. Etwas geſcheutes thun kann ich ſchlechterdings gar nicht — Kurz in dieſer Rückſicht iſt meine Reiſe etwas ſehr herrliches. — Einen Poſttag weyh ich Dir in Marienwerder — aber denn, lieber Freund, mußt Du einmahl ein paar Tage ganz für mich leben; wie freu ich mich auf den Augenblick unſers Wiederſehns — — — — — — — — — — — — — — — — —

Meine Mahlerey blüht wieder, und ich möcht Dir gern den Laocoon zeigen, den ich geſtern vollendete.

Zu verſtimmt bin ich heute um Dir mehr ſagen zu können, als daß ich Dich ewig lieben werde.

H.

Anm. Hippels: 1. Das Referendarien-Examen. — 2. Er meinte nicht die theologiſche.

21.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Königsberg d 28^{t} May 1796.

Dein Brief vom 25. d. M., den mir ein glücklicher Zufall in die Hände zu werfen ſchien, rückte mir meine Nachläſſigkeit in der Beobachtung einer heiligen Pflicht vor. Als ich ihn empfing, ſchlich an dem Stundenrade meines Lebens eine bittre Sekunde in trägem Schneckengange vorüber — ich ſchlug Deinen Brief auseinander, und wieder nichts als Klagen, die mehr Erzeugniß einer verjährten Hypochondrie als Folgen wirklicher Vorfälle zu ſeyn ſcheinen. Dir fehlt das Talent, glücklich zu ſeyn, und deswegen trägt mein Herz einen Flor und trauert um Dich, wie um einen Abgeſchiedenen; denn fern von mir wird Dich dieſer Wurm, der an der ſchönſten Blüte Deines Lebensgenuſſes frißt, immerdar erhalten. Du ſehnſt Dich nach einem Etwas, das eine tödtende Leere in Deinem innern ausfüllen ſoll — Du hoffſt — erhältſt — Du genießeſt nichts, und alles hüllt ſich in den Florduft des Traums, denn nur dann fühlſt Du, daß es da war, wenn der Zeitenflug es ſchon in Ruinen begrub! Laß mich offenherzig reden bey dieſem Abſchieds-Rendezvous, das ſich unſre Geiſter, entflohen der gröbern Maſſe des despotiſirenden Conventionshauſens, auf dem Scheidewege, wo ſich ihre Surtouts trennen ſollen, gaben. — Du gleichſt einem ſchönen Inſtrumente, deſſen Saiten abgeſpannt ſind — — In dieſen abgeſpannten Saiten liegt eine Fluth entzückender Harmonien, die ſie aber nur dann angeben, wenn ein äuſſeres Motiv ihre Drehwirbel herumſchiebt und ſie aufſpannt. Dir fehlt ein Weſen, das mit einem ſtärkeren ThätigkeitsDrange, als der Deinige, ſich feſt an Dich anſchmiegt, das elektriſche Funken in Deinen hinſtarrenden Geiſt wirfſt. Du biſt alles — kannſt alles und auch nichts ſeyn — mit einem durchbohrenden Gefühl dieſes Nichts verabſcheuen und doch in tieſem Mitternachts-Dunkel vergebens nach einer Lichtflamme forſchen, die Dich herausleiten ſoll auf den Roſenpfad des ſich ſelbſt genügenden Lebensgenuſſes. — Einerley mags nun nicht ſeyn, ob dieſes ſich anſchmiegende Weſen ein weiblicher Engel mit verführeriſchen Reitzen geſchmückt iſt, oder ein Freund, deſſen Herz vor ungeduldigem Entzücken pocht, dies dem, den er höher ſchäzt, mehr liebt, als alles was ihm auf dieſer Erde theuer ſeyn kann, vielleicht ſeyn zu können — Einerley iſts nicht — welch ein Freundesherz kann dem genügen, der ſich an dem liebeklopfenden Buſen jenes Engels Seeligkeit träumt und Seeligkeit genießt — Aber wenn dieſe Holde noch zauderte, das dem Geliebten zu ſeyn, wenn die Stunde noch nicht ſchlug, in der ſie Troſt in deſſen Seele hauchen ſollte, dem die Gegenwart ungenoſſen wie einem Siechen vorüberflieht — und dann böte der Freund mit dem himliſchen Gefühl im Auge und Herzen, das — das ſeyn zu können, was ihm eine liebliche Fantaſie als höchſtes Erdenglück mahlt, ſein Herz dar zum Erſaz für freudenleere Stunden, vielleicht daß denn auch dieſer Freund Ruhe und Frieden ins kranke Herz hinein ſympathiſirte (laß mir dies Wort hier brauchen). Es iſt für mich ein ſüßer Stolz mich in dieſem Freunde ſelbſt gewählt zu haben. — Ich tadle mich, daß eine gewiſſe vielleicht falſche Delikateſſe mich zurückhielt, Dir in ein paar Zügen das Gemählde meiner Ideen für den Genuß der Zukunft zu entwerfen — der Urſtoff dieſer Ideen hing längſt an einer Seite meines Gehirns — Dieſe Ideen waren reponirt, bis der barſche Exekutor die SchickſalsSentenz, die uns allen mit der Zeit publicirt und executirt wird, an dem G[eheim]R[ath] vollführte — Da kamen ſie hervor — alle alte GlückſeeligkeitsPläne — die Hauptbedingung war erfüllt. Du kamſt — ſo ſtill — verſchloſſen — abgelenkt von all dem friedlich guten Selbſtgenuß, der ſonſt in Deiner

Seele wohnte — Du glaubſt daß das Thätigkeitstrieb iſt, was Deine Fühlbarkeit fürs einfache abgeſtumpft hat — und daß ich dieſen haſſe — beydes iſt falſch — O mein einziger Freund, was für Menſchen konnten dieſe ſchöne Pflanze, die für eignes und für Menſchenglück in Dir aufkeimte, erdrücken! Ich fand Dich nicht ſo, wie viele Äußerungen Deiner Briefe beſagt zu haben ſchienen — Mir ſank der Muth jetzt in einer ſolchen Stimmung Dir mich und meine Pläne aufzudringen, und nie trauerte ich mehr um manche LieblingsIdee — noch mehr — ich trauerte um Dich, als ich Dich ſo verſchloſſen, ſo unzugänglich für manches ſah, das ſonſt Deine Seele erfüllte, und in glühendem Enthuſiasmus Dein Blut heftiger durch die Pulſe trieb — Meine Reiſe nach G[logau] thürmte ſich vor meinem Blicke auf wie eine GebürgsKette die Dich von mir ſcheiden ſollte, ich las Dir mein petitum vor, welches der Lärmſchuß zum ganzen Manoeuvre ſeyn ſollte — Eine ſprachloſe Unzufriedenheit — Eine Mine, die zwar ſagte, ſo wärs nicht gut, aber es könnte ja nicht anders ſeyn, war alles — der Lärmſchuß geſchah! — Ich kenne Dein Herz zu gut, ich liebe Dich zu ſehr, um auch nur eine halbe Sekunde etwas abſichtliches in dieſem ernſten Schweigen zu ſuchen, und eben deswegen tadle ich mich, daß ich nicht ungeſtüm in Dich hinein gedrungen bin, daß ich nicht mit der Batterie meiner Ideen in Deine HerzVerſchanzung Breſche geſchoſſen habe — Du hätteſt kapitulirt, und mir ſelbſt zum freyen Einzug die Thore geöffnet! — Jetzt haſt Du mich verlaſſen, und ich verlaſſe künftigen Donnerſtag einen Ort, der mir hätte werth ſeyn können, wenn die Wahrheit des Satzes, daß eine Kette von Kleinigkeiten, oder vielmehr oft eine Kleinigkeit, die ſich wie ein Schneeball durchs Fortrollen — durchs Aufnehmen und Anbacken dieſer oder jener Kleinigkeiten bis zum ungeheuern vergrößert, uns und unſere Handlungen beſtimmt, diesmahl nur umſtoßlich wäre — O mein Freund, in ein Elyſium könnt mich's verſetzen, wenn mir ein Weſen die Unabhängigkeit von dieſen unausweichbaren Uebeln, die wie Nadelſtiche nicht todtlich aber ſchmerzhaft verwunden, von dieſen Kletten, die überall hängen bleiben, zuſichern könnte! —

Jezt iſt das Freundesherz, das ich Dir anbot, vielleicht bald erſezt, und dann biſt Du glücklich — ich meine — daß das beſſere oben erwähnte vielleicht bald alles gut macht — Wenn dies aber nicht wäre — vielleicht wartete noch jenſeits obiger GebirgsKette eine ſpätere Vereinigung auf uns! — Du weißt daß meine Pläne in Rückſicht Deiner und meiner ohne Grenzen ſind! — Wie wenn die Eisrinde, die das Geſchäftsleben um Dein Herz kruſtirt hat, in mildem Sonnenſchein aufthaute — ein Wink und ich flöge zu Dir — Wie wenn wir nun einige Zeit noch zuſammen, um Menſchen — Sitten und uns ſelbſt kennen zu lernen, einige Gegenden Deutſchlands durchreiſten — Vielleicht unterſtüzt mich bis dahin das Glück mit einigen ſeiner metallnen . . . wie Dus nennen willſt, und das opfere ich gern einer ſolchen Reiſe — Den Hintergrund des Gemähldes, auf dem dieſe Reiſe die vorderſte Gruppe ausmacht, kann ich Dir noch nicht einmahl ſkizziren, vielweniger mahlen —

Da ſagteſt mir ziemlich bitter: ich wär ein Muſiker, Du ein Juriſt — mithin entfernten ſich unſere Zwecke — und unſre Herzen, liſpelte Dir vielleicht ſchon das bittre Gefühl zu, das Dich gegen mich aufbrachte, weil ich eine Stunde, die ohne mein Herz zu befriedigen, ohne mir mehr — ich ſollte mit Dir zuſammen denn nur vom ſtel. GeheimRath] ſprechen — als ein mechaniſches ZahnGeklapper zu ſeyn, mich traurig gemacht hätte, dem abzuſchreibenden Axur opferte, — aber Du ſprachſt es nicht aus — Es hat mich gekränkt, daß Du dies ſagteſt, daß Du mich von einer weichen Seite — einer LieblingsSache, die mich oft für manches bittre ſchadlos halten muß, angriffſt, aber ich verzeyh's Dir gerne, wenn Du mir verſprichſt mir nie mehr den Muſiker vorzuwerfen —

Ich leſe nochmals Deinen Brief, und ſehe, wie ſich alles um — — — herumdreht — Alles! — Sey glücklich! — Mir thuts wohl das alles Dir geſchrieben zu haben — ich fühle mich erleichtert und werde ohne Neid nicht mit dem Schickſal grollen, wenn Du auch ohne mich recht glücklich biſt! — ich erwarte einen Brief von Dir in Gr[oß]G[logau]. Mach die Addreſſe an meinen Onkel, der wie Du weißt Reg[ierungs]R[ath] iſt, und ſchlag den Brief an mich ein — in dieſem Briefe mußt Du auch beſtimmt anzeigen, wohin ich den nächſten Brief an Dich zu addreſſiren habe. Lebe denn wohl, Du Einziger mit dem vereint ich ganz glücklich hätte ſeyn können — leb' wohl und vergiß mich und alles das nicht, was mir nah' am Herzen liegt! — Wenn ich durch M[arienwerder] gehe, werd ich den L. beſuchen, und wenns möglich iſt, mein Daſeyn an Deiner Stubenthüre ankreiden zum Merkmahl und Innungsgruß unſrer verwandten Geiſter beym lezten Rendezvous — Adieu mein lieber.

Ewig Dein

H.

Extrablatt zum AbſchiedsRendezvous!

Eigentlich ſollte das Adieu des lezten Blatts das Finale, der lezte Akkord unſers Rendezvous ſeyn — ich ſehe mich aber noch einmahl nach Dir um, wie damals, als Du mich aus A[rnau] nach K[önigsberg] geleiteteſt, auf der Anhöhe an der Brücke — und laufe Dir nach um ſchon vielmahl geſagte Dinge noch einmahl zu ſagen — um Dir noch in einem Abſchiedskuß alles das vor Augen zu ſtellen, was mit einem bunten RegenbogenRande die Lieblingſpiele meiner Fantaſie bordirt! — Noch einmahl ergreife ich die Feder um mit ihr in dieſem Extrablatt (ein Jean Paulſcher Ausdruck) an Dein Herz zu tippen. — Ich meine, daß man durch Anſtrengung doch wohl mit der Zeit Herr über die Kleinigkeiten werden könnte, die uns (witzige Seitenſprünge ungerechnet) an einem unzerreißbaren Haarſeil lenken — daß man eben ſo gut, wie den Takt bey einer aufzuführenden Oper, auch den Takt, in dem man zu leben verbunden iſt, dirigiren könnte, und dieſe Meinung, die ich der Kettenhypotheſe entgegenſetze, führt mir den frohen Gedanken, den SontagsEinfall zu, daß wir immer einmahl nun genug dirigirt, das dirigiren verſuchen könnten. — Wollte ich Dir den Schieber in der Laterna magika meiner Fantaſie öffnen, ſo könnteſt Du Dich ſehr viel mahl ſehen — zB wie Du mit mir vereint durch die ſchönen Gegenden des ſüdlichen Deutſchlands ſtreichſt, wie Du Dich glücklicher fühlſt als je — wie Du alle Talente, die was taugen, an mir nutzeſt — in specie das Mahlen! (Du weißt die Fantaſie iſt oft egoiſtiſch) — Du lächelſt, daß Du, indem Du glaubteſt, im Extrablatt etwas neues zu leſen, immer wieder auf die alten Ideen ſtößt — Nimm nicht übel! ich hab mich froh und leicht geſchwatzt — die bittre Sekunde iſt vorübergerutſcht, und mein Humor iſt der alte, ſo wie immer wenn ich mit Dir ſchwatze — Freylich habe ich diesmahl vielleicht manches geſagt, was eine gewiſſe unabzulegende Diskretion mir hätte verbieten ſollen, aber laut Deiner Vollmacht, Dir immer die Wahrheit zu ſagen — Dir ohne Heel alles vorzurücken was mir gefällt an Dir und nicht, habe ich diesmahl mir mehr Freiheit herausgenommen als ſonſt — Ich habe Dir nie ein Pförtchen, ſondern immer die Flügelthüren zu meinem Herzen geöffnet, und es iſt nicht meine

Schuld daß Du oft anſtatt durch die Flügelthüren sans façon hineinzugehn nur durch das Pförtchen guckteſt — wie es auch doch immer nicht gut bleibt, daß Du nicht gleich, als Du nach K[önigsberg] kamſt, gegen mich den Florbezug von Deinem Herzen wegwarfſt, und gerade zu deciſiv ſagteſt — ſo und ſo will ich jezt hier leben mit Dir zuſammen in dieſer und jener Art —

Ich wurde unterbrochen Abends um halb 9 Uhr — jezt hats 10 geſchlagen, und ich komme recta aus dem Sprint1) — Du weißt, daß meine Laune öfters maitre de plaisir iſt, und daher komme ich jezt aus dem Sprint — Bey einem ſolchen herzlichen AbſchiedsRendezvous als das unſrige denkt man nicht gern an Kleinigkeiten, überhaupt iſt man denn ein erbärmlicher Erzähler, der nicht einmahl geſcheute Perioden baut, und eben deswegen will ich Dir auch nicht den Bocksſprung meines ReiſeKumpans auserzählen, der mich unterbrach (nehmlich der Bocksſprung) und bis in den Sprint trieb, ſo wie neulich die Clarinette des kleinen L. aus Legals [?] Garten bis auf den Ochſenmarkt! —

Eben jezt, da ich bald das Extrablatt zu ſchließen gezwungen ſeyn werde, kommt mir der fatale Gedanke in den Weg, daß Dich dieſer Brief gar nicht mehr in M[arienwerder] antreffen wird2) — daß vielleicht ein anderer — ein chargé d'affaires — dieſen Brief erbrechen und leſen wird, und daß ich dieſem daher mein Compliment machen, und ihm höflichſt zu verſtehn geben muß, daß falls er dieſen Brief geleſen hat, er offenbar um eine halbe Stunde Zeit geprellt iſt — denn ſehn Sie mein Herr! Sie kennen uns, Schreiber und Leſer (ordentlich beſtimte), nur in Sürtouts, die ſo geſchnitten ſind, wie alle unſre, und nichts ausgezeichnetes haben — Nun haben wir aber bey dieſem Rendezvous dieſe läſtigen Dinger abgeworfen, und ſind mithin Ihnen, mein Herr chargé d'affaires, ganz unkenntlich (das eingehakte iſt für Sie — ſonſt nichts! —)

Die meinem Herzen theuer iſt, grüßt Dich, und giebt Dir einen Kuß des Friedens — der ReiſeKumpan iſt ein Windbeutel, ich aber im Extrablatt ſo wie im Briefe ewig ewig der Deine

H.

Anm. Hippels: 1. Spazierort bey Königsberg. — 2. traf auch nicht.

Glogau 1796—1798

Aus Hippels Tagebuch

Marienwerder 22. 5. 1796—18. 8. 1799

(nach Bachs Auszügen):

10. November 1796.

Es iſt wahr, nichts übertrifft den Werth der Freundſchaft. Wie glücklich wäre ich hier ſelbſt in dieſem Perrückenſtocksnarrenneſte, wenn Du, mein Eugenius, hier wäreſt und ich in Deinen Buſen ausſchütten konnte alles, was mich drückt und quält, und von Dir Erheiterung, Belehrung und Hoffnung eintauſchen. Jetzt aber möge wenigſtens die Erinnerung an die vergangenen Zeiten, da wir den Bund unſerer Freundſchaft bis in den Tod ſchloſſen und erneuerten und in Trauer und Freude uns Freunde waren, und die frohe Hoffnung auf die Zukunft, wo Eugenius ſeinen Theodor wieder findet und mit ihm glücklich iſt für und für, meine Seele auffriſchen und ſtärken gegen die Dummheiten des Stolzes und die Bosheiten niedriger verworfener Gemüther, und mir den Muth geben, ein guter Menſch zu ſeyn und ein beſſerer zu werden.

12. Januar 1797.

O mein Eugenius, mit Dir oder zu Dir will ich und Eine Luft athmen in Schleſien oder Franken — fern von dieſer Menſchenart, die das Schlechteſte an mir gut findet und das Beſte an mir verkennt. Und bin ich denn beſſer, feſter, reiner und vergeſſen von dieſen Menſchen, ſo kehre ich zurück in die Arme meines Vaters und ſuche glücklich zu werden!

22.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Glogau den 18^{t} Julius 1796

Dein lieber Brief vom 26^{t} Jun: cr., den ich einige Tage nach meiner Ankunft in G[logau] aus den Händen des Onkels empfing, kettete mich wieder an Dich feſter an — an Dich, und an jene Verhaltniſſe, ohne die mein Herz leer, und die Harmonie meines Kopfs mit demſelben total verſtimmt iſt — Ich bin in einer Art Betaübung oder Rauſch meiner Vaterſtadt entflohn — der Abſchied von ihr hatte mich ſo butterweich gemacht, daß ich mich bald vor mir ſelber ſehr proſtituirt und geweint hätte — nachher war ich verzweifelt luſtig und zog mir die Ueberhoſen richtig dreymahl verkehrt an, dann aß ich ſehr viel und trank noch mehr — ſie ſah ich noch einmahl am Fenſter, — vielleicht war mein UniverſalCompliment gegen die vierſeitige Nachbarſchaft und mein SpezialGruß, den ich ihr ins Fenſter als leztes Lebewohl zuwarf, meine Schlußvignette für K[önigsberg] — ich meyne, daß ich ihnen zum leztenmahl hingezeichnet ſtand, und mich in meinen rund verſchnittenen Haaren und Reiſehabit nicht ſonderlich produzirte — Von meiner Reiſe nichts, lieber Freund, außer, daß ich mit einem Deiner StadtInwohner reiſte, der mich in M[arienwerder] während der 2 Stunden, die man auf der Poſt mit Packen und Pferde wechſeln zubringt, überall herum führte und mir verſchiedne Damen zeigte, und unter andern — — Dieſer Cicerone und Reiſeami war übrigens ein Knopfmacher[1]), und hatte eine ſehr hübſche Frau, — eins von den feinen Geſichtern aus dem Lavater, — gegen die man gleich freundlich ſeyn muß, wenn man nur ein einzigesmahl einen Crayon zwiſchen den Fingern Kunſtmäßig gehabt hat. Die kleine KnopfmacherFamilie verſammelte ſich um den zurückgekehrten Papa, der blos eine Viſite in K[önigsberg] abgeſtattet hatte, aber 8 Tage, für ihre Liebe eine lange Zeit, weggeblieben war — eins kletter'e ihm an den Hals herauf — eins umklammerte ſeine Knie — und als er nun vollends bunte Pantoffeln für die Mädchen, und Gaſtkuchen auspakte, da hätteſt Du die Freude ſehen ſollen — Das Kleinſte erwachte jetzt auch in der Wiege und lallte ſeine kleinen Aermchen ausſtreckend nach der Mutter, die lächelnd die Falten aus dem Bratenrocke des Mannes, der eben aus dem Mantelſak hervorgegangen (nehmlich der Bratenrock) war, ausſtrich, und den vom Königsberger Gaſtmahl reſtirenden Staub — den FederAnflug ausbürſtete — Ein alter Mann mit dem frappanteſten Geſichte, der am Tiſche Knöpfe ausarbeitete, füllte die Szene mit BewillkommungsKomplimenten und einem ſehr höflichen Sermon an mich und ſeinen Cumpan — indem er ſchon längſt ganz leiſe, mit einem Flugblick auf mich, ſein etwas pordöſes Mützchen hinter ſich geworfen hatte und in einer ſehr conſervirten Friſur mit einem Coeurtoupé daſaß — Jetzt kam Kaffe in einer mächtigen Kanne — Die Frau eilte vom Bratenrock weg um eine PorzellainTaſſe herunter zu langen und auszuwiſchen — Die Taſſe war für mich — eine von Fayence für den Mann — der alte ſah ziemlich lüſtern den braunen Trank aus der Kanne fließen, und ſchmunzelte nicht wenig, als ganz unvermuthet mit einer ſchnellen Wendung der Mann ihm ſeine Taſſe darbot und all' ſeine HöflichkeitsWeigerungen mit einem lauten Ruf nach einer neuen Taſſe abſchnitt — Die Kleinen verſammelten ſich um den Tiſch mit ihrem Kuchen in der Hand — die Bitte um Kaffe durften ſie nicht wagen — und doch biſſen ſie nicht in den Kuchen — ich fütterte ſie aus meiner Taſſe, indem ich den Kuchen einbrockte, und es ihnen mit dem Theelöffel herauslangen ließ — Die Mutter wollte das nicht zugeben, und als ich darauf beſtand, ſchenkte ſie, um mir jede Entaüßerung zu erſparen, ihnen nun ein Napſchen zur Tunke ein — jetzt war allgemeiner Jubel — alles trank Kaffe, und ſogar der HausKater, der mit hohem Rücken knurrend ſchon längſt an die Familie näher getreten war, bekam fetten Rahm — ich hatte mich ſo bey den Kleinen inſinuirt, daß ſie mich nicht fortlaſſen wollten, als man mich zur Poſt rief — ich küßte ſie alle — und auf den ſanft gerundeten Contour der Lippen des Weibes hätte ich auch einen JoricksKuß gedrückt, als ZueignungsDokument meiner Seele und InnungsGruß des Handwerks, das ich treibe um beſſer zu ſeyn, als ich ohne daſſelbe wäre und ſeyn könnte — Du verſtehſt mich! — Doch hätte dies Senſation erregt, und der PolizeyBürgermeiſter, dem es gewiß bekannt geworden wäre, hätte dieſen Kuß quaest[ionis] regiſtriren und mich vor der ganzen Welt in Mißkredit ſetzen können — Du ſiehſt daß ich in M[arienwerder] ſentimentaliſirt habe, und daran iſt blos das Profil oder auch die face einer KnopfmacherFrau ſchuld! — habent sibi — nim nicht übel, daß dieſe Geſchichte ganz offenbar zwey Seiten meines Briefs einnimt.

In Poſen mußte ich mich der Poſt, nicht meiner Müdigkeit wegen von Sonnabend früh bis Montag ſpät um 6 Uhr aufhalten — Da lebte ich in einem vortreflichen Hotel, bey Madam Speichert, recht luſtig — Mittwoch d. 15 Junius früh um 6 Uhr ſtand ich Stirn gegen Stirn mit meinem Onkel — Du glaubſt jetzt meine Ankunft zu leſen mit allen Att- und Pertinenzien — Du irrſt Dich, denn mehr ſage ich Dir nicht, als daß eine unausſtehliche Verlegenheit mich von denen zurück ſtieß, denen mein Herz in den erſten Momenten des Kommenwerdens [sic] zufliegen ſollte — Nach und nach, als dieſe VerlegenheitsEisrinde durch den Sonnenſchein, den die Couſinen mitbrachten, von meinen Inteſtinen weggethaut war, wurde ich von einer Jovialität belebt, die mir ſelbſt oder deren Urſache mir räthſelhaſt war. Zum Glück webte ein komiſcher Vorfall mit dem Braütigam der Couſine gleich in den erſten Dialog ein gewiſſes Intereſſe, daß wenigſtens die fatalen Momente ſchneller als ſonſt vorüberſchlüpften — Dieſer Erzſpaß beſtand darin, daß ich mich mit K., der auch auf der Reiſe nach G[logau] war, in einem pohlniſchen Städtchen beym Pferde wechſeln in der Nacht zuſammentraf, daß wir ſchieden (er fuhr mit eigner Equipage) ohne uns kennen zu lernen, daß wir beyde zu gleicher Zeit eintrafen, und daß er kaum zwey Perioden ſeines EintrittsGrußes vollendet und noch nicht einmahl ſeine Braut geküßt hatte, als ich hineintrat — Genug von dem allen — ich bin in G[logau] entfernt von allem, was mir lieb war, und ich habe wie's Hamlet ſeiner Mutter rath, die eine kranke Hälfte meines Herzens weggeworfen, um mit der andern deſto vergnügter zu leben. Meine Couſinen ſind ſehr gebildete Mädchen — die zweite hat eine äußerſt intereſſante Figur, das Geſicht von beyden iſt ohne hübſch noch häßlich zu ſeyn ein Gemiſch von intereſſanten und WechſelbalgsZügen, doch aber im ganzen gar nicht uneben. Sie ſind Dir beyde ſehr gut — Der älteſten hab' ich geſagt daß Du Dich ſehr gut kleideſt und elegant zu Pferde ſäßeſt (Steckenpferd und rechtes Pferd), der zweiten, daß Du ihrem Liebhaber ähnlich ſähſt — beydes wichtige Gründe, Dir ihre Zuneigung zu verſchaffen — Der Onkel ſchätzt Dich als meinen Lebensassocié und wünſcht ſehnlich Dich kennen zu lernen — — Jetzt ſtoße ich an eine Haupt-

frage, die ich in Deinem Blick leſe — ob ich glücklich — zufrieden bin! — und leider muß ich antworten, daß ich nie dauernd unglücklicher, nie bey mitunter langem Durchbruch meiner Jovialität ſo ein Sklave unſeeliger Kleinheiten geweſen bin — Nimm an, daß ich mich mit Gewalt loßris von einem Weſen, das meine ganze Seele füllte, das mir alles ſeyn konnte, ich opferte mich einem unglücklichen konventionellen Verhältniſſe auf und floh' mit blutendem Herzen — einen wohlthätigen Genius ſuchte ich fern von meinem Vaterlande und fand ihn nicht! — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

und das iſt die Geſellſchaft, die mich aufheitern, die mir den Schmerz der Trennung von euch, ihr Lieben, verſüßen ſoll — Die KnopfmacherFamilie hätte das eher gethan, wenigſtens Stundenlang, als dieſe Menſchen — Die Tante iſt eine vortrefliche Frau — ſie und der Couſin, ein äußerſt natürlicher jovialiſcher Junge, ſind die einzigen, die mir noch oft manche frohe Stunde machen werden — Dem Onkel warf ich mich an den Hals mit meinen Leiden — ſein Troſt — ſein Rath war eiskalt — ein tiefer iniger Schmerz frißt an der beſten Blüthe meines Lebens, denn der, der mich glücklich machen ſollte, iſt mir fremd geworden! Denke Dir, daß er mir ſo gar den Rath gab, nie mehr zu ſchreiben, damit nicht meine Briefe ad acta kämen —

d. 20 Julius

Eben kehrte ich aus der JeſuiterKirche zurück — ſie wird neu gemahlt, und ich habe den erzentriſchen Einfall zu helfen — das wird mir wahrſcheinlich juriſtiſcher Seits übel genommen werden! —

Für diesmahl, mein theurer einziger Freund, nehme ich Abſchied von Dir, ich bin zu verſtimmt, um Dir in meiner gewöhnlichen Jovialität Schilderungen von G[logau] zu machen — ſchon im folgenden Briefe ſollſt Du mehr erfahren —

Lebe wohl, einziger innig geliebter Freund! —

Ewig Ewig der Deine

H.

Anm. Hippels: [Er hieß] Kuſter.

23.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Glogau den 17^{t} September 1796

Beſter theuerſter Freund!

Es gehört mit zu den niederſchlagenden Unannehmlichkeiten, welche mich auch jetzt, in veränderter Sphäre, zu Boden drücken, daß erſt heute ich im Stande bin, Dir Deinen Brief vom 15^{t} Auguſt zu beantworten. Vier Wochen drängen ſich in die Mitte von Frage — Anrede und Antwort, und dieſe vier unſeeligen Wochen, die ich, bis auf einen oder zwey glückliche Tage, in dem GeſchäftsJournal meines hieſigen Aufenthalts wegwiſchen möchte, als einen übel angebrachten epiſodiſchen Zug, der ins Ganze nicht hineinpaßt, haben mich ſo lebensmüde, ſo völlig erſchlafft gemacht, daß erſt geſtern ein Brief aus K[önigsberg] im Stande war, mich mir ſelbſt wiederzugeben, und dann, als die erſten Funken meines Geiſtes Strebſamkeit entzündeten, als Sie die feinſten Fühlfäden meiner Fantaſie ergriff — als alles hervortrat, was ſich meinem bloden Sinn entzogen hatte, da ſah ich Dich mit einer Miene des Vorwurfs — Du klagteſt über mich, und nannteſt mich leichtſinnig und vergeßſam — Verzeyh das ſonderbare dieſer Zeilen — ſie mögen Dir meine Stimmung ſchildern, die, ohnehin ſchon ſeyerlich, durch eine ſchmerzhafte, doch bald vorübergehende Krankheit bitter wehmüthig gemacht iſt.

Daß ich mich in Z. wirklich geirrt habe, ſchmerzt mich eben ſo ſehr, als daß man jetzt in K[önigsberg] alles anwendet, ihn durch die gallichteſten Briefe mir und dem Onkel verächtlich zu machen. Er iſt noch nicht hier und wird auch wahrſcheinlich nicht herkommen, da er ſchon den 12t Auguſt ſeine Fußreiſe hierher angetreten hat und noch nicht angekommen iſt — So mußte ſich alles alles vereinigen, um mich aus einer Gegend zu vertreiben, die, nach andern Motiven und auch nach andern Grundſätzen gehandelt, mir die angenehmſte hätte werden und bleiben können. — Warum Dir mit Hofnungen, die ich, um jemanden weniger leiden zu ſehen und mit kälterer Entſchloſſenheit als ſonſt den ſüßeſten Verbindungen zu entrinnen, zurück ließ. Warum Dir, der Du nicht einmahl Intereſſe dabey haſt, mit dieſen Hofnungen ſchmeicheln — ich ſehe K[önigsberg] nie wieder! Man hat mich hier mißverſtanden — wie der beſte Rechenmeiſter das warum und weswegen ſammt meiner Zukunft herauskalkulirt, und es mir als facit dieſer gewaltigen Rechnung zur Pflicht gemacht nie mehr K[önigsberg] zu ſehn — Schlüße nicht, mein Theurer, aus dieſer traurigen Ouverture, aus dieſem Klaglibell gegen mein Schickſal, daß mich mein Humor, — meine Jovialität, die vorzüglich die lezte Zeit, beſage meiner an Dich geſchriebenen Briefe, jedem Schickſalshieb meine härtſte Seite präſentirte, ganz verlaſſen hat — dieſer Humor beſeelt noch meine Unterhaltung, vorzüglich mit den Damen, und macht, daß man mich hier für einen leidlichen Geſellſchafter und noch beſſern Muſiker hält. — Mein Schmerz — das Gefühl der unausfüllbaren Leere, der Loßgeriſſenheit von der Kette, die mich an Freunde und Seeligkeit band, iſt höchſtens zwey Morgenſtunden auf meinem Geſichte lesbar, und ſtimmt meine Diktion zwey Oktaven herauf, ſo daß ich mit keinem feſten Ton in keiner feſten Periode zum armſeeligſten Tropf werde — ſo

wie die Sonne ſteigt, wird meine Außenſeite von ihren Strahlen erwärmt, und ich bin brauchbar, ſo lange die Sonne oder ſonſt ein Licht ſcheint, des Abends falle ich in eine GeiſtesOhnmacht, und meine Fantaſie paßt ſehr ſorgfältig auf meine Augenlieder auf, um, ſo bald ſie nippen, mir mit grellen Farben alles unangenehme, was mir je wiederfuhr, zu wiederholen, und mir eine ſolche Zukunft zu zeigen, die nur zu gut mit der Vergangenheit zuſammen ſtimmt. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Dieſe unruhvolle Periode bringt mich um die beſten Stunden, weil man mich mit unermüdeter Aufmerkſamkeit und Artigkeit nie allein läßt, ſondern beſtändig herunterſchlept, um die Küſſe, welche die verliebte Braut dem Braütigam auftippt, zählen zu helfen — Jetzt hab ich mich in eine Garderobe, die dicht an meiner Stube ſtößt, eingeſperrt und ſitze zwar wie im Ohr des Dyoniſius — denn jeder Schall von unten verdreyfacht ſich, indem er an die Eckmauer ſtößt und durch eine Oeffnung im Boden heraufplatzt, ſonſt aber ziemlich ungeſtört —

Du frägſt, wie es mit meiner WeiberKenntniß ſtehe, und ich antworte Dir, daß ich Schätze ſammle, und daß meine Aufpaſſerey, die Du Beobachtungsgeiſt zu nennen beliebſt, allemahl in gutem Schwung iſt, ſo oft ich aus meiner phyſiſchen und moraliſchen Clauſe heraustrete — Ueberall wo ich hinblicke, ſehe ich kindiſche Thorheiten — Firlefanzen und Poſſenreißen mit Empfindſamkeit und Liebeley — ich ſehe Kleinlichkeiten, die man ſich höchſtens nur einmahl im Leben erlauben ſollte, bis zum Ekel wiederholen — die irae amantium des Horaz, die man ſich recht hübſch denken kann, ſind erniedrigt zu mörderiſchen Ausfällen auf geſunden MenſchenVerſtand und Bonhomie — das alles finde ich zuweilen amüſant, doch ich kann darüber [nicht mehr] ſo herzlich lachen, als wir oft zuſammen über ähnliche Dinge in K[önigsberg], wo wir noch zuſammen das RonchonchaChor ſangen. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

In dem Briefe, den ich geſtern aus K[önigsberg] erhielt, iſt Deiner mit freundſchaftlicher Wärme gedacht, und auch eines Abendeſſens erwähnt, das Du im D...[ſchen] Hauſe eingenommen haſt — Sie iſt auch da geweſen, und Du haſt mit ihr von mir geſprochen — das alles hat mich ausgeſöhnt mit mir und mit dem, was um mich iſt — Ich bin höchſt glücklich [sic], wenn die froſtige Lebensphiloſophie, die hier vom Stuhle der Themis gepredigt wird, meine beſten Hoffnungen, als unausführbare Chimären, verſcheucht.

Lebe wohl, theurer einziger Freund — So bald Braut und Braütigam den Bettſprung gemacht haben, ſitze ich wieder im Ohr des Dyoniſius und ſchreibe einen ſehr langen Brief an Dich —

Ewig ewig der Deine

H.

24.

(Nach Hippels Abſchrift.)

[3. Oktober 1796.]

Antwortschreiben an Theodor in bequemem Taschenformat geschrieben mit didottschen Lettern im October 1796.

Als heute den 3t October des laufenden Jahres nachmittags um 3 Uhr der Postbote einlief und 3 Briefe brachte (Du bemerkst die Harmonie der Wörter und Zahlen), war der unstreitig der beste, der die lebhafteste Freude verursachte, und das war der Deinige an mich. O mein Theodor, so lange noch die Sonnenblicke Deiner

Freundschaft mich erwärmen — so lange noch diese auf die Eisrinde, die Convention und Unglück von nichtswürdigen Kleinigkeiten gebohren um mein Herz ziehn, wohlthätig würken, daß sie im lieblichen Thau der Empfindsamkeit hinfließt — stockt noch nicht der Puls meiner Thätigkeit — Ich fühle, daß jugendliches Feuer in meinem innern wallt, und daß diese verzagende Resignation auf Freude und Glück, welche mich seit vielen Tagen unter den schrecklichsten Qualen nagender Hypochondrie niederwarf, nur abgelebten Greisen ziemt, nicht mir dem Jünglinge, der es als angebohrnes Recht vom Schicksal fordern kann noch manche bunte Decoration zu sehn, die in dem zu spielenden Lebensschauspiel vorkomt und nur noch für die folgenden Acte verhüllt bleibt.

Dein Brief (der in einem Anfall jovialischer Laune geschrieben ist) ist für mich eine stärkende Arzeney, ein Roborativ gewesen — Ich habe wieder hoffen gelernt, denn Du hast mit der siegenden magischen Gewalt Deiner Freundschaft mir einen reizenden Prospect der Zukunft hervorgezaubert. — Warum erscheint mir heute alles im Purpurglanz neu erwachter Gefühle! Warum schwingt sich meine Fantasie mit raschem Fittig zu einem ländlichen Elysium auf, wo Freuden ihren Kettentanz um mich reyhen, und wo ich keine verlohrne, keine ungenossene Stunden bejammern darf! — Bin ich denn nicht glücklich — Sind nicht alle Klagen die meine Atmosphäre verpesten, wahre Versündigung an Dir und an mir selbst? — Wenn selbst jene entzückenden Bilder, jene Wonnetraüme, Sie einst zu besitzen und mit ihr durch die engsten Bande der Menschheit und Natur verbunden die lezten Schritte zu vollenden — wenn sie nur Bilder blieben nie von der Wirklichkeit erreicht — so nagt das noch nicht die Blüthen meiner Seeligkeit weg — ich habe Dich! Eine Freundschaft die wie die unsere um die kleinsten Verhältnisse des Lebens ihre süßen Bande schlingt, wo man mit einander alles und getrennt nichts ist — wo mit oeconomischer Sorgfalt Kummer und Freude getheilt wird und mitbeweint und mitgenossen jeder Augenblick der Vergessenheit entrinnt — wo die Quelle wechselseitiger Rührung nie versiegt — eine solche Freundschaft gewährt einen ewig reinen Genuß — sie wird von einem Heroismus gestählt, den der Rausch der Liebe nicht erträgt — Ja mein Theodor — wenn alles für mich verlohren ist, wenn Sie nicht für mich lebt — denn lande ich in Deinem Hafen — ich bin ja sonst schon oft Dein maître de plaisir — Dein Zeichenmeister und HoffComponist — Capell-Director und Hoffpoet gewesen — ich werde es vielleicht noch einmahl seyn, wenn dieses volle Herz dem Zerspringen nahe seyn wird in der Leere die es umgiebt. Laß mir ihn immer traümen, den süßen Traum künftiger Vereinigung mit Dir, dem Einzigen, dem mein Herz, meine Empfindung eine Lustvilla ist, in der sein Geist gerne verweilt. In einer vaterländischen Gegend zwischen murmelnden Bächen, majestätischen Eichen und niedern Birkenstraüchern wirst Du einst gehn verbunden mit ihr — deren Aufenthalt Du nach Pensylvanien verlegst — mag sie seyn ferne oder nah, gebohren ist sie schon und harret auf Dich kommenden — da werd ich mich zwischen euch drängen, pochend auf die Vorrechte, die mir mein Herz giebt das sich anklettet an das Deine — Du wirst mich in Deine Arme schließen, und selbst auf ihren Mund werde ich einen Seegenskuß drücken dürfen — Friede im Herzen, werden wir mit trunknen Blicken an uns hängend ganz des Wiedersehns erhabnen seeligen Moment geniesen — An dieser Stelle, mein Theodor, wollen wir unsrer Freundschaft ein Monument errichten — allenfalls auf simpelm Piedestal der Genius der Freundschaft zwey Kränze zusammenbindend — mit der Inschrift unten im Piedestal »Hier fanden sich Theodor und Eugenius wieder« — Lächle über das Bilderbuch meiner Glücksträume. — Ich wollte mich losreißen von meiner Schwärmerey der Zukunft und in die Gegenwarth zurückgehn, aber ich vermags nicht — mein trunkner Blick irrt nur in den Wonnegegenden umher, die noch in weiter Ferne liegen, und die nur der Flug langer Monden und Jahre erreicht —

In Deinem vorlezten Briefe tratst Du in Gesellschaft auf, und ich genieß Dich so, wie ehedem, wenn wir im frohen Zirkel unsre Jovialität in Bewegung sezten, und unser gesellschaftliches Talent übten. In diesem eben empfangenen Briefe tritst Du allein auf — ich habe Dich genossen wie ehedem, wenn wir in den Armstühlen saßen. Oft wehen mich die Lüfte der Vergangenheit an, und ihre Freuden gehn hervor, wie Geistergestalten abgeschiedener Geliebten, die man ohne Schauer erblickt als Repraesentanten ihrer Wirklichkeit. Ich bin schon sehr glücklich gewesen, mein Theodor! Oft und meistentheils war mein Glück verborgen dem Menschenpöbel — Convention und die unglückseeligsten Verhältnisse brandmarkten es als unerlaubte Contrebande, die man nicht einführen dürfte ins Leben, weil sie ihr MauthAmt bey Zeiten vorgelegt hatten — ich entschlüpfte ihnen auf Kosten meiner Ruhe, und eine gewisse Kindlichkeit in meinem Character, ein Zutrauen zu allem was mich umgab ging verlohren — Warum war es so und nicht anders, klag ich so oft, warum legte das Schicksal RosenKetten und Fesseln so nah an einander — Ich stürmischer wurde gezähmt durch die Heimlichkeit, in die sich alles hüllen muste — Du bist mein tröstender Engel mit

Deinem Glückshafen für mein Herz, das oft ängstlich in einem Fegfeuer der widrigsten Eindrücke schlägt. Nur einen einzigen Gedanken reiße noch aus meiner Seele, und ich werde ganz glücklich seyn — können! — Du merkst, worauf dies alles geht, um so mehr wenn ich hinzusetzte, dass das Daseyn eines einzigen Menschen, dem ich 78 Meilen entfloh, meine schönsten Stunden umschaft in schmerzhafte — Eine krampfhafte Empfindung durchzukt mein inners, wenn ich mir etwas kleines ungeheures denke — Genug — schon verbittert mir der Gedanke daran die Sabbathsaugenblicke, die ganz Dir gehörten! — Jezt wärs einem FlügelConcerte ähnlich, wo nach dem sonoren ViolinenTutti der Spieler sein Solo zu klimpern anfängt, wenn ich Dir schriebe von kleinen Vorfällen meines hiesigen publiken Vegetirens und von episodischen Sponsalien die nichts weiter abgeben als Lachstoff! Weniger kann kein Mensch dazu gestimmt seyn als ich in diesen Momenten des innigsten Gefühls der Freundschaft für Dich, mein Theodor! Noch nie waren mir die Menschen um mich her lästiger, und noch nie hatten sie zu gleicher Zeit weniger Einfluß auf mich. Dies Blättchen soll als Lichtblick und Aufhöhung in die gröbere Masse eines Neuigkeitsbriefs, der in andern Stunden zu lesen ist, eingestoßen werden — Lebe daher wohl für diesen Abend, für diese Nacht, Theurer Einziger! Eine dunckle Schattenvolle Nacht umhüllt mich — die Helle, die durch die Finsternisse bricht, ist ein Traum — mehr als ein Traum, vielleicht schon Dämmerung und Vorglanz eines schönen Morgens, der endlich durch die SchlagSchatten der Bergkette brechen wird, die mich von Dir trennet. Lebe wohl!

Eugenius.

25.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Glogau den 22 October 1796

Mein einziger theuerſter Freund!

Du biſt zu gut, Du liebſt mich zu ſehr, um die Grade meiner Wärme gegen Dich nach der Zahl der Briefe zu berechnen — Mein hieſiger Aufenthalt, der ein Lärm- und Tummelplatz meiner Launen iſt, und in den hineingeſtoßen ich an hundert Haarſeilen mehr hänge als ſonſt, iſt Schuld daran, nicht daß ich nicht an Dich gedacht haben ſollte (denn mein Vegetiren hat mich noch nicht zur Mumie umgeſchaffen), ſondern daß ich dieſes Erinnern an Dich, oder mehr als das — dies ganz mit voller Seele an Dir hangen, mein Theuerſter, nicht ſchriftlich dokumentirt habe. — Dein VorwurfsBrief, Klaglibell gegen meine Briefsverzögerung vom 14^t Oct: hat alle jene Haarſeile loßgeſchnitten, und ich fliege Dir zu ſagen, daß ich Dich liebe, und daß die Trennung von Dir der bitterſte Tropfen iſt, den mir das Schickſal in den Becher des Lebensgenuſſes hineingemiſcht hat. — Mit dieſem vollen Herzen, mit dieſen ſüßwehen Empfindungen, mit dieſem Drange nach Mittheilung werde ich nur mit Dir vereint glücklich ſeyn können. — Mein Geiſt ſchwebt dem Deinigen zu, bey jedem Ideal künftiger Zufriedenheit. — Hier lebe ich oft von interreſſanten Gegenſtänden umgeben ſo unintereſſant als weyland mit dem Cizero unter dem Arm, als ich in Prima ſaß, und die erſten Grundpunkte oder Contourſtriche zu allem künftigen Glück und Unglük, nahmentlich aber auch zu Deiner Freundſchaft, ohne ſelbſt daran zu denken hinwarf — Jene Zeit war ſchön, weil mit jedem Tage ich ſelbſt (moraliſch) mit meinen kleinen Freuden heranwuchs — Dieſe Zeit komt nicht wieder — Jetzt lebe ich unintereſſant, weil ich von allen, die mich liebten, hinwegzog, ohne hinlänglich vernünftigen

Grund, und aus einer Art von tollem Stoiziſmus, der mir nicht einmahl natürlich iſt, und weil hier die, die mich nicht lieben, mich nicht verſtehn, ſich auch nicht die Mühe geben mich zu verſtehn. — Ich erinnere mich Dir viel übles von der Couſine geſchrieben zu haben — es iſt alles nicht wahr, und bloß nur ungezogenen Grolls wegen hab' ich Dich belogen — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Freylich hab' ich aus K[önigsberg] ihr Gemählde erhalten — Getroffen iſt ſie und ſchön gemahlt — das Gemählde iſt aber in Nova Zembla gemacht — Kein warmes Colorit — kein feuriger Blick führt's zum Herzen — Sie iſt's nicht — Sie die mich liebt — ich arbeite an einer Copie, der meine glühende Phantaſie Leben und Geiſt geben ſoll. — Ein gewiſſer M[olinari,] der ein ſehr geſchickter Mahler iſt, hält ſich ſeit einigen Tagen hier auf — Alles was ich von ihm höre und ſehe iſt ſo äußerſt intereſſant, daß ich nicht die Zeit erwarten kann ihn kennen zu lernen — Noch nie habe ich eine ſolche lebhafte MiniaturMahlerey geſehn! —

Es iſt faſt ganz gewiß, daß ich auf den März die Reiſe nach K[önigsberg] mit dem Onkel antrete — Wir werden uns wieder ſehn — ich werde Dich früher umarmen als ſie! — Einziger Theuerer — ich finde Dich ſo wieder als ich Dich verließ — Du liebſt mich — und ich bin glücklich! — Wenn dieſe Prüfezeit, dieſe Fegfeuerprobe vorüber ſeyn wird — wenn alles was mich quält und niederdrückt in tiefe Nachtſchatten zurücktreten — wenn endlich jene Sonne für mich aufgehn wird, der ich mit ungeduldigem Entzücken entgegenſehe — O mein Freund — was wäre ich, wenn dieſe wohlthätige Ideen ſeeliger Zukunft meinem Geiſt 53
nicht Kraft und Spannung gäben!

Eben fällt mir das Blatt in die Hände, das ich denſelben Tag ſchrieb, als ich Deinen erſten Brief erhielt — ich leg es verſprochenermaßen dieſem Briefe bey, der eben auch kein Neuigkeitsbrief iſt — Allemahl wenn ich an Dich ſchreibe, nehme ich mir vor, Dir recht viel Schilderungen von G[logau] zu machen und überhaupt recht jovialiſch zu ſeyn, eine unbeſiegbare wehmüthige Stimmung verdirbt mir allemahl dies Projekt.

Du biſt in D[anzig] geweſen und haſt ein neues Menſchengenus kennen gelernt — ſolche Ausflüchte wünſcht ich mir machen zu können — vielleicht gehe ich auf ein paar Tage nach B[reslau?] —

Ich werd mich einmahl anſtrengen Dir ein Buch zu überſenden, woran ich ſchreibe, was jovialiſcher iſt und witziger als ich ſelbſt. Lebe wohl, mein Theurer, und antworte mir ſehr bald.

Ewig der Deine

Eugenius.

26.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Glogau d. 11^{t} December 1796

Ich eile, Dich noch in M[arienwerder] dicht vor der Abreiſe nach K[önigsberg] mit einem Briefe zu erwiſchen — Du mußt, ſtändeſt Du auch ſchon mit einem Fuß im Wagentritt, doch noch ſo lange zögern, daß Dir der Poſtbothe den Brief inſinuiren kann — leſen magſt Du ihn auch erſt in K[önigsberg] — laß dieſe Unterhaltung Dir aber das EintrittsKompliment — die BewillkommungsViſite ſeyn! — Ich ging nach Süden um wärmer zu ſeyn, und bin an eine Eisklippe gerathen, die mir Verderben droht — Mein Exil vergleiche ich mit jenen Inſeln des Lord Anſon, die nur in der Beſchreibung Paradieſe ſiud — die Exaltation, in der ich in das freiwillige Exil ging, iſt Dir nicht unbegreiflich, wohl aber oft mir ſelbſt — Heute gerade wäre ich in der Stimmung Dir manches zu ſagen, was ſo toll — ſo überaus toll iſt, daß ein gewiſſes vernünftiges etwas — ein ſchwarzer Punkt in einem Feuerkreiſe — mir jede Periodenſetzung zu verderben ſcheint, in der ich Dir dieſes erzählen oder lieber herfantaſiren will! — Nenne mich den leichtſinnigſten unbedachtſamſten Menſchen, der ſich um Hirngeſpinſte quält und in einer unaufhörlichen Schattenjagd ſeine Kräfte erſchöpft — ich bins fürwahr! Ein kleiner Zettel aus meiner Brieftaſche fällt mir in die Hände — dieſe Worte ſtehn darauf „Wenn ich's mir als möglich dencke, daß dieſer unſinnige Wechſelbalg meiner Phantaſie, über den ich in ruhigen Momenten ganz teufelmäßig lache, je die Fibern meines Gehirns erſchüttern, oder an die Fühlfäden meiner Empfindung tippen könnte, ſo wünſchte ich mit Schackespears Falſtaff: Es wäre Schlafenszeit und alles wäre vorbey!“ — Dies habe ich gewiß in einer Aufwallung von gewiſſen tollen Ideen hingeſchrieben und ſie glücklich gedämpft — und jetzt! — jetzt iſt das alles geſchehn, was ich damahls bloß als möglich der Critik meiner Vernunft unterwarf — und ich wünſche doch nur ſelten die Schlafenszeit, welche ich in jener Stelle aus Heinrich IV. dem Falſtaffſchen Ausruf unterſchiebe.

Verzeyh, mein Theodor, dieſe Dir unverſtändliche Äußerungen meiner ſonderbaren Stimmung, ich reiße mich loß, um Dir intereſſanter zu werden oder um nicht ſelbſt im Briefe ganz dem Hirngeſpinſt zu gleichen, das mit meiner Laune faſelt!

Die Nachrichten, welche ich jetzt aus K[önigsberg] erhalte, ſind ſo ſonderbar, ſo widerſprechend, daß ſich mir nichts gewiſſes daraus abſtrahiren läßt. Ich bekomme zwar auch Briefe von ihr, dieſe ſind aber nur ſchlechte Repräſentanten der Vergangenheit — Du gehſt nach K[önigsberg.] von Dir glaube ich mehr und gewiſſere Nachrichten zu erhalten, wie man ſich meiner erinnert. Dieſe Nachrichten ſollen meine Reiſe nach K[önigsberg] beſtimmen!

Man lebte hier in einem ſolchen traurigen Einerley, wenn man nicht ex propria auctoritate manchmahl humoriſtiſche Sprünge machte. Zu dieſen gehören auch die **ombres chinoises**, die ich mit Hülfe des Couſins etablirt habe, und durch die ich manchmahl meiner Laune freyen Lauf laſſe — ich habe auf dieſe Art auch den Jahrmarkt von Goethe aufgeführt! —

Ich wurde unterbrochen und an dem fernern Schreiben verhindert — der Brief muß in 2 Minuten fort. Lebe wohl — Mir iſt daran gelegen daß Du den Brief vor Deiner Abreiſe nach K[önigsberg] bekommſt — Schreib mir doch nur ja aus K[önigsberg] — ich werd einen Brief nach K[önigsberg] addreſſiren allenfalls bey uns [abzugeben] — Lebwohl — Herzens beſter Freund! Adio!

Dein

H

27.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Glogau den 21^{t} Januar 1797

Einziger Theurer Freund!

Was Du eigentlich von mir denken magſt, möcht ich wiſſen! Die Santa Hermandad meines eignen Gewiſſens klagt mich an, und nur mit ſchwachen Gründen ſuche ich einer ſchmerzhaften Verdammung zu entgehn! — Dein Brief (der lezte), der mir heute in die Hände fiel aus dem Portefeuille, indem ichs aufmachte ein Portrait anzuſehn, mahnte mich an die Erfüllung einer Pflicht, die mir zugleich noch wohlthätige Sonnenblicke aus der Vergangenheit verſchafft — Vor einigen Tagen hätte ich freilich nicht ſchreiben können, denn ich hab' mir den Arm auf dem Eiſe lahm gefallen, aber Dein lezter Brief erforderte ſchleunige Antwort — Die Spannung in der Du ihn für mich aufs Papier hinwarfſt, hat vielleicht ſchon nachgelaſſen — vielleicht ſiehſt Du ſchon manche Dinge anders — manche Geſtallt, die erſt in grellem Lichte hervorſtach, iſt im Schatten — ich wiß, daß Du mich nur hörſt, und wünſche die zum Teufel, welche Dir Verdruß und böſe Laune machen — Ich bin Dir am heutigen JanuarsAbend, mein liebes Kind! ſo eiskalt, daß ich Dir ſogar ungemein vernünftig ſagen kann, daß im Entbehren, im NichtGenießen — im völligen moraliſchen und phyſiſchen Farniente man eine überaus große Ruhe findet (unumſtößlich wahr) — daß man eigentlich nie — nie lieben ſollte — keinen Geſchmak finden an Anmuth und Schönheit, und hinbrüten bis man mit Schackespears Fallſtaff ſchlafen ginge — ich ſeze nur noch hinzu, daß dies abſcheulich iſt, — nehmlich ein Saz aus der Diatetik des Phlegmatikers, welcher in K[önigsberg] auf dem gewiſſen Lehnſtuhle vegetirt, und daß ich ewig verdammt ſeyn will, wenn ich länger als dreyviertel Sekunden ſo räſonniren kann. — Jezt hab ich mein Licht gepuzt, eine SchlafMüze auf mein Haupt geworfen, zweymahl zum Schrecken einer Maus, die an einem haſchirten Pantoffel ſoupirte, den Fuß gegen die Erde geſtampft, und denke — empfinde — ſpreche anders!

Schon in mehr als einem Brief habe ich Dir geſagt, daß ich zu jovialiſch bin, um möglich [sic] an einer fatalen Grille zu kleben, daß ſich trübe und frohe Stunden in den zu durchlebenden Tag bunt unter einander theilen, daß mein Geiſt aber oft mir PartialZahlungen leiſtet, wenn meine Fantaſie eine ganze CapitalsSumme fordert — Dies alles zum voraus geſagt, kann's Dir nicht auffallen, wenn ich Dir verſichere, daß ich nie mehr Veranlaſſung hatte un-

glücklich zu ſeyn, als jetzt, und daß ich nie jovialiſcher dachte, als heute am einſamen Abend — Mir fehlt nur mein Theodor — auf ewig könnte ich alles alles, was mich quält, warum ich mich abhärme, vergeſſen, und glücklich ſeyn, wie ichs nie war! — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

— Der verfluchte Arm — ich muß pauſiren! —

Ich habe etwas pauſirt, und mein Arm erlaubt mir weiter zu ſchreiben! — aber o weh, durch die Stiche im Arm ſind gewiſſe Stiche, die tief in das Herz gehen, rege geworden und haben meiner guten Laune einen Stoß verſetzt — Alles geht jetzt verflucht, der Couſin ſchnarcht aus F moll — die Maus nagt unaufhörlich am Pantoffel — ich hab' ſie erſchmeißen wollen mit dem Land-Rechte] von 1721 — mit ſchleſiſchen Edicten — mit meiner Bürſte — mit der Sandbüchſe — die Stube iſt ſchon faſt mit allen meinen Effecten belegt, aber die verdiable Canaille nagt fort — ſtört gänzlich alle Illuſion, und ich kann nichts geſcheutes denken. — Zu dieſem allem kommt noch, daß ich mit einer fieberhaften Schläfrigkeit kämpfe, welche ich auf die Ereigniſſe des heutigen Tages ſchiebe — denn denk nur — M. hat uns verlaſſen und auf eine entſetzlich lange Zeit, und ich bin ſo weichherzig, ſo ſentimentaliſch beym Abſchiede geweſen — habe ſie unwillkührlich, als ſie mir den Abſchiedskuß reichte, an mein Herz gedrückt, daß mir der Couſin einmahl über das andere verſichert ich wäre verliebt, und daß ich der größte Haſenfuß bin, den man ſich nur denken kann, iſt auch mitunter wahr. Eben fällt mir ein, vor einiger Zeit einen Brief von Dir erhalten zu haben, in dem Du mir verſicherteſt meinen letzten Brief nicht verſtanden zu haben, welches ſehr glaublich iſt, weil ich etwas verrückt war als ich ihn ſchrieb!

Ich berichte nur noch, daß der Couſin aufgewacht iſt

— und eben auf mein ſehentliches Bitten mit beſonderer Geſchicklichkeit das Katzenreich, die ſpielende Maus, im Vorbeyſchießen errathen hat, und lege mich denn ſchlafen — Gute Nacht, mein Theodor. Morgen früh' füll ich vielleicht mit geſcheutern Dingen die übrigen Blätter, ich fühls, nichts Kluges geſagt zu haben! — Das über Deine Geſchichte ausgenommen — es iſt ſolches wahr!

Gute Nacht!

Sonntag [22. Januar] früh um 9 Uhr

Ein trüber unfreundlicher Morgen — der Sturm hat dieſe Nacht geraſet, und Schloßen haben meinem Fenſter den Untergang gedroht. Jetzt iſt's ſonſt ruhig, nur der ganze Weg nach Beuſe (vom Dorf eine Viertelmeile von Oſtrau[?]), den ich überſehen kann, iſt mit Fußgängern bedeckt, die nach O[ſtrau] in die Kirche wollen. Denk Dir eine lange Kette, deren Glieder blaue Mäntel (in den Mänteln ſtecken [illegible] Menſchen) ſind! So erbaulich, wie denen da zu Muthe iſt, ſo fromm ſie ſelbſt durch die Beſchwerlichkeiten des Ganges geſtimmt werden, ſo können wir beide, Du und ich, nun und nimmermehr ſeyn — Du wohl noch eher — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Du haſt es mir oft ziemlich unſanft vorgeworfen, daß ich nicht für ſo etwas als [illegible] empfänglich wäre — ich räume es ein!

Einige Zeit hindurch (um nicht ewig vom Sonntage zu reden) hab ich hier einen Umgang genoſſen, der meinem Geiſt oder willſt Du lieber, meiner Fantaſie neuen Schwung gegeben hat. Ein Menſch, wie ich ihn mir oft idealiſirte, kam wie eine Erſcheinung her, und floh wie ein guter Genius der im Vorüberfliegen Roſenblätter in die Lüfte ſtreut —. Sein Ruf war wider ihn, und er wurde mir viele Menſchen verkannt. — Denk Dir einen Menſchen — ſchön gebaut wie der Vatikaniſche Apoll — dazu aber einen Kopf, wie ich ihn einen Fiesko zu Charakteriſiren wählen möchte, denn es iſt wahr, daß aus dem ſonſt ſchönen Auge oft eine gewiſſe boshafte Schadenfreude hervorſtrahlte — Die ſchwarzen kurzen krauſen Haare ſchienen dies noch mehr zu beſtätigen — In der ganzen Haltung des Körpers lag etwas Stolzes — eine gewiſſe Superiorität die doch nie anmaßend war — dieſer Menſch hieß Miſelinarij, und war ein Mahler — Du kennſt mich, Theodor, kennſt meinen Enthuſiasmus für die Kunſt — War's Wunder, daß ich mich gleich ihm zu nähern ſuchte. Es gelang mir bald, und nun verbrachte ich faſt jeden Tag ein paar Abendſtunden in ſeiner Geſellſchaft —. Er hatte die mehreſte Zeit ſeines Lebens in Italien gelebt, und ſich vorzüglich in Rom zum Künſtler gebildet. — Ich behalte mirs vor, künftig bey einer mündlichen Unterhaltung Dir mehr von ihm zu ſagen, jetzt nur ſo viel, daß ich durch ihn unendlich in der Kunſt gewonnen habe. Der FeuerGeiſt des Italiäners belebte ſeine Werke, und einige Funken davon weckten meinen ſchlafenden Genius — dieſes dokumentir ich durch ein paar Mädchen-Köpfe, die ich in meinem Portefeuille von meiner Hand habe. — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Es wäre alles gut, wenn nicht alles ſich bey mir zur Leidenſchaft umwandelte — Meine Heftigkeit — ich möchte ſagen, meine Raſerey bey allem, was ſich mir von der Seite ſolcher Empfindungen darbietet, zerſtört alles gute in mir. — Die Jovialität geht zum Teufel, und zerſtört ſind alle Glücksträume — dies iſt der Punkt, in dem ich mit Miſelinarij zuſammentraf — Beyde Kinder des Unglücks — beyde verdorben vom Schickſal und ſich ſelbſt!

— O mein Theodor, wenn ich's Dir ſchildern könnte, ſo wie ich's fühle, was Du mir biſt, wie ich mit ganzer Seele an Dir hänge — wie ich nur noch gut bin um Deiner Freundſchaft würdig zu ſeyn! — Jedes Wort in Deinen Briefen iſt mir theuer und heilig — das Packet liegt in meinem Pulte, und jeder Blick, den ich hinwerfe, erſtickt die malitiöſen Pläne — die boshaften Schlüſſe, welche von einer verzweifelten Reſignation erzeugt werden, und ſtimmt mich ſo wehmüthig, daß ich weinen möchte, wenn ich Thränen hätte! —

Künftigen Frühling reiſe ich nach K[önigsberg.] das iſt beſtimmt, aber dann mach ich im Junius eine FußReiſe ins Gebürge, wie glücklich wär' ich, wenn mich da mein Theodor begleitete! — Denke Dir Freund! wenn wir wieder vereint die ſchönen romantiſchen Gegenden des Rieſengebürges durchzögen — Alles würde uns auffordern, zufrieden mit uns, ausgeſöhnt mit der ganzen Welt, mehr als jemals die Gegenwart zu genießen. — Daß ich gehe, iſt ſo feſt beſtimmt, daß kein moraliſches Ereigniß den Vorſatz umſtoßen und die Ausführung vernichten kann — aber ob der ſchöne, herrliche Glückstraum Deiner Begleitung erfüllt werden wird, iſt eine andere Frage! — Verzeih Einziger, es klingt wie ein Vorwurf, wenn ich Dir ſage, daß noch nie etwas in Erfüllung ging, um das ich Dich bat — Immer drängten ſich unvorhergeſehene Hinderniſſe dazwiſchen — und lag es gänzlich blos an Dir, ſo ſtimmten Dich äußere Dinge anders, und Du fandſt es immer unmöglich, meine Wünſche zu befriedigen — Schreib mir wenigſtens, ob jene intendirte Reiſe ganz gegen Deine Beſtimmung für den künftigen Sommer iſt oder nicht! — Wie glücklich wäre ich, wenn Du einwilligteſt!

Wenn ich nur erſt weiß, ob Du noch in M[arienwerder] biſt oder ſchon fort nach K[önigsberg.] (die Ueberſchickung der Briefe macht mir einige Unruhe) ſo ſchicke ich Dir ein gewiſſes Portrait zu! — Eben bringt man mir Preislers Zeichnungen, die ich M[olinari] geliehen hatte, wieder — Ein Zettel fällt heraus „Wir ſehn uns wieder!“ Wahrſcheinlich meint er in Warmbrunn. Er will künftigen Sommer hin und ich auch — er geht nachher nach Italien, ich leider nicht! —

Wenn wir uns wiederſehn, iſt meine Fantaſie von neuen Hoffnungen geſchwängert — ich werde ausgelaſſen ſeyn, denn dort ſind ich ſie wieder. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
ich bin ſchlechter, verdorbner — ich tauge nicht mehr viel, und höchſtens mahl' ich beſſer, das iſt aber auch alles! —

Eben kommt ein höchſt ſonderbarer Menſch zu mir, associé, LitisConſorte (nach Jean Paul) eines Hauſes, in dem ein Mädchen iſt, der ich, wie man als ganz gewiß ſagt, den Hof mache — Es iſt wahr, daß ich einige Ausſchweifungen begangen habe — dieſer M. zu Gefallen einigemahl bei den Franciscanern Meſſe gehört, auf der Redoute nur mit ihr getanzt habe, das iſt alles wahr, ſo wie daß ſie ganz ausgezeichnet hübſch iſt, und daß ihr Kopf bei mir im Portefeuille liegt — dieſer Menſch iſt erſtaunend höflich — geht um mich her, wirbelt auf der Bratſche einige dumme Akkorde — Was er nur wollen mag! — Mich hinbitten zum C. R. — ich kann nicht kommen, weil ich mich des Arms wegen nicht anziehn kann! Der Couſin macht Dir ſein Compliment! Adio Theurer Einziger Freund, Adio bis zum Anfang des Aprils

Ewig der Deine

H.

28.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Glogau den 13 März 1797.

Theuerſter Einziger Freund!

Endlich, endlich reiße ich mich loß von allem, was mich umgiebt, was mich mit unſichtbaren Ketten an die unintereſſanteſten Dinge feſſelt, um Dir in einer ſüßen ruhigen Stunde, die ich ganz froher Vergangenheit wende, zu ſagen, daß ich Dich innig liebe, und daß alle Nachrichten, die ſich auf Vorfälle, welche Dein künftiges dauerhaftes Glück begründen ſollen, beziehn, mich auch äußerſt glücklich machen! — Der Kauf der L[eiſtenauer] Güter, die in einer romantiſchen Gegend liegen ſollen, ſcheint mir die erſte dezidirende Handlung zu ſeyn, welche Einfluß auf Dein ganzes künftiges Leben hat! — Zieh ein in Dein Paradies mit einem beſſern Geſchöpfe, das — vielleicht nicht inniger, aber für Dich doch empfindungsvoller (ich will ſagen, Deine Empfindung wäre geſpannter) als jeder Freund, Dein Entzücken theilt — glücklich iſt der, deſſen Du Dich in den erſten Stunden dieſes Wonnegefühls erinnerſt — die Periode iſt undeutlich — eigentlich wollte ich bemerken, daß die Liebe zur Freundſchaft ſich verhält, wie der Akkord der Aeolsharfe, der alle Fibern erſchüttert, zu den angeſchlagenen Saiten des Forte-Piano, die ſanft und lange in der Seele nachklingen. — Du ſagſt, mein Theurer, daß ſelbſt meine Briefe von der Veränderung zeugen, die mein Ich — die guten Seiten meines Ichs gewaltſam zerſtört hat. O mein Freund, in Stunden, wo ich noch fähig bin jene himliſchen Gefühle — jene ſchwärmeriſche Ideale von Jugend — Liebe — Glück hervorzurufen, welche mich in einem Alter von 16 bis 20 Jahren ſo glücklich machten, in dieſen Stunden ſteht's deutlich vor meiner Seele, was ich war und was ich bin! — Zwei Menſchen haben eine Hölle in meine Bruſt geworfen, welche unaufhörlich brennt — Es giebt Augenblicke, wo ich an allem guten verzweifle, wo ich mich aufgelegt fühle, allem entgegen zu arbeiten was mit ſcheinbarem Glück prahlt — und denn — denn, wenn alles aufwacht — Briefe aus Preußen mich wieder meinen Willen an menſchliche Weſen ketten — Liebe kann einen Satan bekehren! — wenn alles auf mich einſtürmt — dann wird die Eisrinde, die ſich um mein Herz legte, erwärmt — ſie ſchwindet, und eine unbeſchreibliche Wehmuth wirft mich nieder — Verzeyh mir dieſe Schilderung meines Zuſtandes — ich war ſie mir ſelbſt ſchuldig, und Du biſt vielleicht der einzige, der mich mitleidsvoll in ſeine Arme ſchließt! — ich bin hier überhaupt in einer ſonderbaren Lage — Man kann mich nicht gut leiden, ſo ſehr ich Anfangs zu gefallen glaubte — Menſchen, die mich erſt mit Liebe und Zuneigung erdrücken wollten, ſind jetzt kalt und fremde gegen mich. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſehn wir uns künftigen Frühling nicht wieder. Der Onkel hat Hinderniſſe aufgefunden, oder vielmehr Hinderniſſe haben ſich ihm entgegengeſtellt, welche die ganze intendirte Reiſe vereiteln — Wenn Du nicht lebteſt, und mich noch liebteſt, wärs mir gleich, denn ſie in K[önigsberg] wiederzuſehn erfüllt mich mit Entzücken, aber auch mit tödtendem Schmerz!

Ich liebe nicht mehr die Muſik — es iſt wahr, was Jean Paul ſagt, die Muſik legt ſich um unſer Herz, wie die Löwenzunge, welche ſo lange kitzelnd und juckend auf der Haut liegt, bis Blut fließt! — ſo ungefähr lautet die Stelle — Sie macht mich weich wie ein Kind, alle vergeßne Wunden bluten aufs neue — Neulich war ich mit jenem Mädchen zuſammen — in der frohſten Laune — die untergehende FrühlingsSonne warf noch die letzten Strahlen durchs Fenſter — alles war ſo in lieblicher Haltung — ihre Figur ſchien in den Atomen, welche der Strahl ſichtbar machte, zu ſchweben, und ich fühlte bald zu ihr hinüber gebogen ihren ſanften Hauch auf meiner glühenden Wange, — ich war glücklich und wollt's ihr ſagen, — das Wort erſtarb mir auf der Zunge, als es ſechs ſchlug, und die Flötenuhr das Mozartſche Vergißmeinnicht in feyerlichen Tönen ſpielte — die lange Wimper ihres Auges ſenkte ſich, und ich fiel in meinen Stuhl zurück — zwey — drey Verſe, ich dachte an die Worte

Denk daß ich's ſey, wenn's laut in Deiner Seele ſpricht
Vergiß mein nicht!

Aller Frohſinn ſchwand dahin, und ein Fieberfroſt kühlte die Gluth, welche in mir aufgeſtiegen war! — Endlich ſchwiegen die Töne — Es iſt vorbey, ſagt ich! — Ja — erwiederte ſie dumpf — ich wollte ihr zu Füßen ſtürzen, da dachte ich an — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Damit Du mich nicht albern nennſt, ſchick ich Dir mit eheſtem ihr Portrait — ich kann es das erſte nennen, welches ich in meinem Leben gemahlt habe! — Eigentlich bin ich das alles, was mich jetzt oft zerſtreut, M. ſchuldig! — Es iſt verdammt, daß ich Dich in vier Wochen nicht ſpreche — indeſſen iſt noch ein kleiner Schimmer von Hoffnung — vielleicht! — wenn ich's durchſetzen könnte, ich liefe zu Fuß nach M[arienwerder], um wenigſtens auf eine kurze Zeit der unangenehmen Lage zu entlaufen, die mich hier quält. — Ach theurer Freund, die Stunde iſt vorüber — Menſchen platzen in mein einſames Zimmer — ich ſoll fort! — Man nimmt mir mein Portefeuille, man durchſtöbert meine Papiere — man will wiſſen, was und an wen ich ſchreibe. — Die Santa Hermandad verfähret glimpflicher als dieſe Inquiſiteren — Lebe wohl — ewig wohl! Denk an

Deinen

H.

Sontag den 19^{t} März

Was wirſt Du ſagen! — Ich öfne heute mein Porte-feuille, und der Brief, welcher ſchon vorigen Mittwoch abgehen ſollte, fällt mir in die Hände! Was wirſt Du ſagen von meiner Saumſeeligkeit im Schreiben! — Nur noch mit einigen Worten ſag ich Dir, daß die Reiſe nach K[önigsberg] doch wahrſcheinlich vor ſich gehen wird — übrigens lebe ich jezt in dieſer Hofnung glücklicher als ſonſt — Leb wohl — wir ſehn uns wieder!

29.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Glogau d. 23^{t} April 1797

Einziger Theurer Freund!

Es ſcheint, als wenn ſich jezt alles vereinigt mich zur Verzweiflung zu bringen — Zu wem ſonſt könnte ich Zuflucht nehmen mit meinem geängſteten gepreßten Herzen, als zu Dir — Ich glaube Dir geſchrieben zu haben, daß ich mit einem guten Freunde auf 8 Tage eine Fußreiſe nach Breslau machen wollte — dieſe Reiſe iſt jezt der Gegenſtand der bitterſten Kränkung — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Ein kleines Vermögen fiele dann mir zu, und ich flöhe damit zu Dir, — Du gäbſt vielleicht gern für mich und meinen Tiſch ein Plätzchen her, wo ich frey und loß von allen Verhältniſſen leben könnte — ich widmete mich allenfalls der Mahlerey, die ich vielleicht durch die Uebung eines

Jahrs zu einiger Vollkommenheit bringen könnte, und flöge zuweilen aus mit dieſem Talent in die Welt, und kehrte dann wieder zurück in das Aſyl Deiner Freundſchaft! — Was denkſt Du zu dieſem Luſtſchloß? —

Bekäme ich heute oder Morgen einen Brief mit der Nachricht des Todes meiner G[roß]M[utter], ſo ſähſt Du mich in künftiger Woche — und welche Umarmung wäre die, welche uns einander wieder gäbe! —

Alle jene Pläne, worauf ſich ſonſt meine Zufriedenheit ſtüzte, wären erfüllt — Alle Traume Wahrheiten! — Himmel, warum war gegen mich, nur gegen mich das Schickſal ſo karg! — Lieber Beſter! — hätte ich mich nicht an Dich geſchmiegt, wie ich zum erſten mahl fühlen lernte, ſo wagt' ich es nicht, Dir den Vorhang zu öfnen, der meine — dieſe Wünſche jedem Menſchen in der Welt verbirgt! — Gott im Himmel, wenn jener Wunſch je in Erfüllung käme! — Alles drängt hier auf mich ein — die widrigſten Verhältniſſe zehren meine Kräfte auf — ich bin nicht mehr der, der ich war, aber noch fühl' ich Kräfte genug in mir, der wieder zu werden, der ich einſt war! —

Es bleibt mir nichts übrig, als mich gewaltſam an Dein Herz zu drücken, und ſo dem Sturme entgegen zu gehen, der meiner vielleicht wartet! — Vielleicht ſchlägt endlich die Stunde der Erlöſung — vielleicht bald! O mein Freund — mein einziger Freund — ſoll ich ewig klagen, daß für mich jene glücklichen Stunden des zärtlichen Erguſſes unſrer Freundſchaft dahin ſind — ſoll ich denn reſigniren, ſo auf Freundſchaft wie auf Liebe? Dies Wort ſchneidet mir durchs Herz, und wirft mich nieder im Schwunge meiner Fantaſie — Ich werde geliebt — ich liebe — aber ein Fluch der Natur liegt auf dieſem Verhältniſſe — Warum mußte ich ſo ſpät gebohren werden! — — — — Warum wars mir nicht aufbehalten, zuerſt das Herz aufzufinden das ſich an meins ſchmiegte! — Nein weg mit dieſen unnützen Erinnerungen! — Ach Du, mein Theodor, haſt wohl geſehn, wie dies Gefühl mich damahls in ein Elyſium führte, das ich nie zu verlaſſen glaubte —

Lebe wohl, Theodor, mein Einziger — mein Alles, woran ich noch ungeſtraft hängen kann — Schreibe bald, Deine Briefe ſind lindernder Balſam auf mein krankes Herz — Ewig ewig

Dein

H.

30.

(Nach Hippels Abſchrift.)

[Z. Z.] Königsberg den 10ten May 1797.

Theuerſter Freund!

Mit Vorſatz habe ich den 9t May abgewartet, und dann erſt wieder Deinen lezten AnſageZettel (Brief kann ich 10 Zeilen, die eine kurze Nachricht, wo Dich meine Briefe treffen ſollen, nicht nennen) zur Hand genommen, um ihm zu Folge Dich mit meinen Freundſchafts-Hirten-Briefen bis nach L[eiſtenau] zu verfolgen. — Unſere romantiſche Zuſammenkunft in L[itſchen] auf der Schloßtreppe hat mich auf der ganzen übrigen Reiſe in gutem Schwunge gehalten und eine abſcheuliche Laune vertrieben, welche mich, ſeit ich von G[logau] ausfuhr, für alle Freuden des Wiederſehns gefühllos machte — Ich habe Dich wieder geſehn, Du biſt noch der alte geweſen — was kann mich mehr mit allem — ſelbſt mit dem widrigſten Schickſal ausſöhnen! — Laß Dir's mit zwey Worten ſagen, daß ich in K[önigsberg] ſie wieder fand — daß ſie nur für mich lebt, und daß in dieſem Wiederſehn alles um mich her verſunken iſt — daß ich ſie mir gedacht — daß ihr Weſen ins meine verſchmolzen — ewig in mir leben wird — und daß ich dies nur Dir ſage! —

Alles übrige, was ich Dir ſonſt von meinem Wiedereintreffen in K[önigsberg] ſagen könnte, mag höchſt unintereſſant ſeyn, aus dem Grunde, weil ichs rein vergeſſen habe! — Ich komme an etwas, worüber ich mit mir ſelbſt nicht einig werden kann, und dieſes iſt Deine Aufforderung, die lezten 8 Tage meines Urlaubs bey Dir in L[eiſtenau] zuzubringen — Sollte ich mich aber auch wirklich hier 8 Tage zeitiger loßreißen können, ſo ſtellen ſich doch hundert Schwierigkeiten entgegen, die es faſt ſchlechterdings unmöglich machen — Was könnte mir mehr am Herzen liegen, als endlich einmahl Dich wieder zu ſprechen und ſolche glückliche Stunden zu genießen wie ehemals, als wir beyde noch ungetrennt täglich unſere Gefühle und Empfindungen austauſchten. Damahls ſchienen uns Tage, die uns von einander trennten, Ewigkeiten — und jezt vergehen Jahre, und wir ſehen uns nicht! Ich bin müde, das Schickſal und mich ſelbſt anzuklagen — ich habe verlohren durch Conventionen — Umſtände — durch mich ſelbſt — Die Vergangenheit war immer ſchöner als die Gegenwart — an die Zukunft mag ich gar nicht denken, jedes Bild derſelben iſt mir verhaßt — Du biſt nicht mehr frey — von Dir erwarte ich nichts mehr, es iſt die Reihe an mir, Dich in Deinem Sitze aufzuſuchen, daher will ichs möglich machen Dich künftigen Frühling in L[eiſtenau] zu beſuchen, ich werde mich alsdann auf einige Tage in Deinen häußlichen Zirkel eindrängen, es kommt nur darauf an, daß Du mir eine Lücke zeigſt wo ich allenfalls ſtehn könnte, ſo lange wenigſtens als Du's willſt! — Eben fällt mir ein, daß ich jene Nacht in L[itſchen] alles anwandte, um von Dir überwunden nicht alles — Onkel — Extrapoſt — K[önigsberg] zu vergeſſen, und daß ich um abzubrechen Dich ſogar auf meinen dicken Stock aufmerkſam machte, womit ich mich gegen die blutgierigen Bullen beißer vertheidigt hatte, die mich, noch ehe ich Dich geſehn, auffreſſen wolten — In ſolchen Fällen iſt man recht läppiſch! — Deine Braut wirds mir nicht übel nehmen, daß ich mich ſo eifrig dagegen ſezte, ihr vorgeſtellt zu werden — ich hätte mich unter den ungünſtigſten Umſtänden produzirt, und der üble Eindruck, den ich auf ſie gemacht, hätte mir in der Folge ſo gar bei Dir ſchädlich werden können. Wenn Du gerade einmahl in ihrer Gegenwart an mich denken ſolteſt, ſo verſichere ihr, daß ich ſie auf das innigſte hochachte — ſie hat Dich glücklich gemacht, und was kann ihr mehr einen Platz in meinem Herzen zuſichern — ich bin ſtolz genug zu glauben, daß ich ſie intereſſire — die Freunde des Geliebten ſpielen ja gewöhnlich nicht ganz ungünſtige Rollen — Sie ſind ein guter Grund um die HauptFigur herauszuputzen, ſage ich ziemlich mahlermäßig! —

Viele alte Freunde hab' ich wiedergefunden — manche kennen mich gar nicht mehr — manche andere fallen aus den Wolken oder glauben, ich wäre herausgefallen —. Sonderbare Leute ſind es — manche ſind ſo erfroren — ſie thauen allmählig auf und gehn nachher in eine unmäßige Wärme über — die mir in der Extaſe um den Hals fallen, deren Freundſchaftsbezeugungen von ſo vehementer Art ſind, daß ich lange an zu weniger Luft leide, ſind gerade ſolche die ich äußerſt wenig gekannt — mit denen ich allenfalls etlichemahl eine Comödie angeſehn — in einer Colonne getanzt — oder einen gleichen Rock getragen habe — Den lezten Freundſchaftsſchwur höre ich nur im Echo — oder er trift mich wie ein Rikoſchetſchuß — weil er in der dritten Straße ausgeſtoßen wird, wenn ich noch athemloß auf dem AngriffsPlatz ſtehe! Indeſſen wollte ich doch jezt ungleich lieber in K[önigsberg] bleiben, als nach G[logau] zurückgehn — Dir wäre ich auch näher! — Man lebt in G[logau] in vielem Betracht ſchlechter, meine Hoffnungen ſind geſcheitert — man hat Verſprechungen unerfüllt gelaſſen, von denen ich angelockt wurde — doch will ich ſchlechterdings nicht klagen. Aus K[önigsberg] ſchreib ich Dir einen längern Brief, wenn Du mir dieſen beantworteſt — Lebe wohl, theurer einziger Freund — Ewig Dein

H.

Mancher iſt geſtorben im Jahr meiner Abweſenheit z. B. mein Vater!

31.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Glogau den 27^{t} Junius 1797.

Theuerſter Freund!

Als ich in G[logau] eintraf, ſchmeichelte ich mir mit der Hoffnung einige Worte von Dir vorzufinden — und wollte mich mit dieſen Worten tröſten über Vergangenheit und Zukunft — Du hatteſt nicht daran gedacht, in welcher SeelenUnruhe ich Dir den lezten Brief ſchrieb, und daher warſt Du karg geweſen mit Deinen Heilmitteln — Dulde mein ungenügſames Herz, das Dich mit Vorwürfen überhäuft, ſobald ſeine ausgelaſſenen Wünſche nur im geringſten nicht befriedigt zu ſeyn ſcheinen — Verzeyhe auch mir, wenn ich Dir die bittren Seiten meines Verhältniſſes fühlen laſſe — denke daran, daß niemand, niemand mehr in der Welt und inniger an Dir hängen kann — ich klage Dir das, was ſonſt kein Geſchöpf auf Erden aus meinem gepreßten Buſen hervorlocken könnte, und Du kannſt es mir nicht verargen, ſo oft es mir auch ein böſer Genius zuflüſtert, daß Du jezt zum erſten mahl in Deinem Leben verkannt haben wirſt, — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Ich glaubte Dich in L[eiſtenau?] vielleicht zu finden. — als wir Abends durch kamen, war alles hell — illuminirt, und da ſank mein Muth Dir mitten im Vergnügen den Verfaſſer des neulichen Briefes vorzuſtellen. — — — — — — — — — — — — — — —

Hier habe ich alles ſo wiedergefunden, wie ich es verließ — eben die gegenſeitige Spannung — eben das preziöſe Weſen, das mich ſonſt auf meine Stube jug, entfernt mich auch jetzt — Mich überfällt zuweilen eine tödtende Langeweile, wenn man um mich herum lacht, und nach Fliegen und Bonmots jagt —. O Freund! — warum behandelte mich das Schickſal ſo karg, daß ich nicht alle dieſe unerträglichen Bande abwerfen und in Dein Aſyl fliehen kann, wo endlich Ruhe ſeyn würde und Friede auf Ewig! — Ich bin in K[önigsberg] beym Abſchied ſo weich geworden, daß ich weinte wie ein Kind — die Rührung war widernatürlich — meinem Charakter, meiner Art ſolche Gefühle zu äußern ganz entgegen — vielleicht miſchte ſich die Ahndung drein, welche mich marterte — ich glaube ſie nicht wiederzuſehn. Der einzige, der hier oft meine ſchlummernde Jovialität weckte, deſſen Raiſonnements oft Kinder einer hellen reinen Imagination waren, iſt mir von der Seite geriſſen — Eben jetzt ſchreibe ich den zweiten Brief an dem von ihm nach ſeiner Abreiſe geerbten Schreibtiſch — ſeine Bücher und ein alter Ueberrock ſind noch hier — beym letztern dachte ich an Jean Paul, der abgelegte AlltagsKleider für das ſinnlichſte Andenken abweſender Freunde hält — er hat recht nach meinem Gefühl und um keinen Preis laſſe ich mir des Couſins alten Ueberrock rauben! — Wenn Du noch etwas Liebe für mich im Herzen fühlſt, ſo ſchreibe mir ſo ſchleunig, als es nur immer möglich iſt, und erzähle mir, wie Du lebſt — die Zeit Deiner Verbindung! — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Ich bitte Dich aufs innigſte, daß Du mir mit der nächſten Poſt ſchreibſt —

Lebe wohl — Einziger Theuerer und denke an

Deinen

H.

32.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Glogau d. 29^{t} Auguſt 1797.

Innigſt geliebter theuerſter Freund!

Vergieb, daß faſt jeden Poſttag Dich meine Briefe beunruhigen, Vergieb, daß ich nicht den erſten Sturm meiner widrigen Verhältniſſe ertrug, und mit angenehmern Bildern der Hoffnung auf die Zukunft meine Seele beſchäftigte, ehe ich Dir ſchrieb — Was wirſt Du denken, wenn Du mit ruhiger kalter Ueberlegung meinen Brief durchleſen und Äußerungen — Ideen — finden wirſt, die mir in jener Stimmung entſchlüpften und welche ich nie hätte laut laſſen werden ſollen — Wenn ich Deine Theilnahme erregt habe, ſo biſt Du ein ſeltner Menſch, den man eben ſo verehren als lieben muß — Du in der glücklichſten Epoche des Lebens, überall umgeben mit dem Genuſſe der Gegenwart, kannſt Dir jezt wenigſtens unmöglich den Zuſtand eines Menſchen denken, der auf alles reſigniren muß — auf Freyheit — Vergnügen — Glück — Genuß — Nein ſo weit iſts noch nicht mit mir — dem lezten muß ich wiederſprechen — Die Natur hat zu viel für den Genuß gethan, als daß der unglücklichſte Menſch nicht noch immer Anläſſe dazu finden ſollte, wenn er nur ſo weit iſt, ſuchen zu können! — Noch giebt es Stunden, die ich in glücklicher Vergeſſenheit meiner widrigen Verhältniſſe der Kunſt widme, und hier werde ich volle Befriedigung erwarten können, wenn ſich meine Werke ſelbſt belohnen, und ich im Gefühl eines Grades der Vollkommenheit ſie werde achten können. Der Muſik werde ich entſagen müſſen, wenn ſie auch ſonſt am beſten im Stande war, mich aufzuheitern — Morgen oder wenns lange dauert übermorgen wird mein Clavier fortgeſchaft — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Im Grunde iſt es mir doch noch immer äußerſt ſchmerzhaft, daß es mir bey meiner lezten Reiſe von K[önigsberg] nach G[logau] ganz unmöglich gemacht wurde Dich zu ſehn, und es gehört mit zu den Eigenheiten, womit mich mein Schickſal quält, daß ich [auf der Hinreiſe] in Preußen geweſen bin und Dich nur 10 Minuten geſprochen, daß nur ein Raum von ohngefähr 10 Schritten mich von Deiner Braut trennte, und ich ſie doch nicht kennen lernte! — Jezt iſt's mir klar, was ich damals hätte thun ſollen — Acht Tage bey Dir bleiben, und denn nachgehn nach K[önigsberg]! — Vielleicht wäre man in L[itſchen] in Rückſicht auf Dich hospital gegen mich geweſen — Es iſt vorbey und wenn — wenn werde ich Dich wieder ſehn! —

In Koen[igsberg] iſt man jetzt ſo konfus, daß ich die widerſprechendſten Nachrichten erhalte, und ſo wenige, daß man mich am Ende wohl ganz und gar vergeſſen würde, wenn nicht noch eine Perſon zuweilen an mich dachte. — Es giebt Menſchen, die wirklich kein Gefühl haben, oder die es doch wenigſtens ihren Meinungen und ihrem Intereſſe aufopfern — Du biſt vielleicht der einzige, der nichts arges gegen mich im Sinne hatte, und der mich keinen Narren heißt, weil ich es wagte gegen die Convention zu lieben — Du allein beurtheilſt mich da mit Schonung, wo andern der VerdammungsSpruch ſo leicht wird — Dir allein mag ich alſo nur das anvertrauen, was gegen alle ewig in mir verſchloſſen bleibt — Man muß geliebt haben — ein

Weib, ſo wie ſie war und iſt, um es glaublich zu finden, daß ich noch mit all' der Schwärmerey der erſten Liebe an ihr hänge, daß meine ſüßeſten — ich muß ſagen, meine tröſtendſten Augenblicke die ſind, die ich bey ihrem Portrait in der Erinnerung an jene goldne Zeit zubringe! — Daß man uns trennen will, daß man mein Herz lieber tauſendmahl verwundet, als es geſchmiegt an das ihrige Linderung ſuchen läßt, iſt mir nichts neues, wenn es auch von einer Vertrauten, die uns einander näher brachte, inkonſequent gehandelt iſt — aber die Mittel, welche man jetzt wählt, ſind niedrig und erfüllen mich mit Indignation gegen die falſche Spielerin, die jetzt mir meine Karten auf immer zuwerfen will — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Erinnerſt Du Dich noch der erſten Zeit jener Liebe, als Du mich wenig ſahſt, und ich ſo ſtumm und verſchloſſen wurde, als ich endlich Dir alles ſagte, und Du mich mit unendlicher Schonung auf das Auffallende unſeres Verhältniſſes aufmerkſam machteſt? — Denkſt Du noch der luſtigen Zeit, als wir uns von Deinem KammerHuſaren — Jokey — Stallmeiſter und vorzüglich Leibfriſeur ſo ſchön kraus und gelockt zu den Rüdigerſchen und all den Privat-Ballen friſiren ließen? — wie glücklich waren wir da, —

— — — — — — — — — — — — — —

und wenn ich denn bey Dir ganze Vormittage blieb und in der Litterat[ur]Z[eitung] oder in der Bibliot[hek] der ſch[önen] W[iſſenſchaften] u[nd] K[ünſte] las, und wir nachher zur Motion eine Pantoffeljagd anſtellten! — In dieſe Erinnerung miſcht ſich kein düſtrer Schatten. — Die Stunden der ſchönſten Schwärmerey, die ich bey ihr verlebte, erhoben mich in ein Elyſium, ich athmete nichts als Wolluſt — ein Blüthenmeer von Wonne ſchlug ſeine Wellen über mich! — Der Rauſch verflog, und ich ſties da an ſcharfe Ecken, wo ich auf Roſen zu treten glaubte! — Nimm mir das ganze Andenken meines Daſeyns, nur laß mir die Stunden, die ich mit Dir und mit ihr verlebte — ich werde glücklich von der Vergangenheit traümen können, wenn mich die Gegenwart nieder drückt. —

Abends um 10 Uhr

Um 7 Uhr lief ich heute im ſchönſten HerbſtAbende herum und ſuchte Erholung — Ein unausſprechliches Gefühl der Leere treibt mich umher, und in jedem fallenden Blatte ſah ich meine geſtorbenen Freuden — H., der einzige der hier es der Mühe werth findet ſich mir anzuſchmiegen, iſt in Breslau — ich bin alſo jetzt ganz allein — was iſt man elend ohne ein theilnehmendes Herz — So lange Du mir bleibſt, werde ich nicht verzweifeln, und Du wirſt nicht kaltſinnig werden wegen der vielen Briefe, womit ich Dich beſtürme, der SeelenKranke kann nie genug ſein Leiden klagen, nicht genug die Quellen ſeines Uebels aufſuchen und ſeinen Fortgang entwickeln — Ich bin es gewohnt meine Arbeiten Deiner Critik zu unterwerfen, daher erhältſt Du nächſtens einen von mir auf Elfenbein ſkizzirten Kopf — Wenn es nicht ſo erſchrecklich weit wäre, ſo bäte ich Dich wirklich um die Andacht von der Theerbuſch zum kopiren, jetzt würde aber fürs erſte die Kiſte viel Poſtgeld koſten, und dann würde ich ſelbſt nicht rathen das Gemählde den Gefahren des weiten Transports auszuſetzen!

Du wirſt mir gewiß die Wohlthat erzeigen mich nicht lange auf Antwort warten zu laſſen — Seit fünf bis ſechs Wochen habe ich nicht eine Zeile geſehn, und doch verſicherte mir ein gewiſſer beym Briefe vom 11t Jul: liegender Zettel, daß ich nach 8 Tagen wieder Nachricht erhalten würde. — In der Unruhe wegen der Poſt werde ich wohl nicht lange ſeyn — Gott gebe daß meine Erwartungen — mich dieſesmahl taüſchen mögen. Lebe wohl Theurer — Ewig ewig

der Deine

H

35.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Glogau den 25 Februar 1798

Einziger Theuerſter Freund!

Wie glücklich fühle ich mich Dir wieder ſchreiben zu können! — Du bitteſt in Deinem kleinen Briefe, daß ich Dir das lange Stillſchweigen verzeyhen ſoll — Du willſt meinen Vorwürfen entgehen — ſieh' dazu kam Dein Brief viel zu ſpät — Ich hatte mich in die Zeiten unſerer Kinderjahre — wo wir als Ritter fochten und unterirrdiſche Gänge gruben — in die Zeiten unſeres Akademiſchen Lebens — wo wir nur zuſammen glücklich ſeyn konnten — verſezt — ich hatte alle Deine Briefe vom erſten bis zum lezten geleſen, und mein Herz hatte Dir alles, ſogar die Vergeſſenheit verziehen — Lange machte mich das Schwanken meiner Meinung recht unglücklich — ich bot alles auf um nur Nachrichten von Dir zu erhalten, aber umſonſt — Dein Vater, den ich in einer wahren Herzens-Angſt um Nachrichten von Dir bat, hat mir gar nicht geantwortet — Es gab freylich manche Stunden, wo ich an Dir und an allem verzweifelte. — In dieſer entſezlichen Stimmung erinnere ich mich Dir einige Zeilen geſchrieben zu haben, die mir nachher unendliche Vorwürfe koſteten — O mein theurer Einziger — Du haſt Dich gar zu ſehr an mein Herz geſchloſſen — ich kann Dich nimmer laſſen — die Ueberzeugung daß Du mich noch liebſt, tröſtet mich für allen Kummer! —

Mit der Welt in Königsberg habe ich vollkommen abgerechnet. Außer den Schneeſaülen der Verwandtſchaft, von denen ich zuweilen emballirte Flocken erhalte, höre ich von keinem Menſchen etwas, mag auch nichts hören — eine Reiſe nach Preußen würde nur bis Leiſtenau gehen — Du frägſt ob ich noch in Glogau bin. — Ein Umſtand, den ich mit Vorbedacht noch zurückhalte, um nachher deſto mehr darüber ſchreiben zu können, iſt die alleinige Urſache, warum ich noch hier bin, und in der Jurisprudenz ſolchen feſten Tritt halte, daß ich glaube, künftigen Winter nach Berlin zu gehen, und mich dort ſehr examiniren zu laſſen.

Was iſt Dein Brief anders, als eine Annonce, daß Du noch da biſt, daß man Dir recht gut ein Schreiben addreſſiren kann u. ſ. w.

Wie viel — wie viel haſt Du mir zu ſchreiben! — Nimt jemand mehrern Antheil, oder vielmehr betreffen Deine Schickſale jemanden mehr als mich, bin ich gleich entfernt, und kann ich alſo bloß einige Tage nachher Empfindungen haben, die Du vorher hatteſt! — Es iſt unfreundlich, daß Du ſo wenig geſchrieben haſt, und nur dadurch gut zu machen, daß bald ein recht langer Brief mir erzählen mag, was zum Fragen wirklich zu weitläuftig iſt. —

Sind wir nur erſt über dieſe Annoncen — dieſe BiſitenKarten, wo ein Strohmann im Wagen ſitzen kann, wenn der gepuzte Bediente das NamenRubrum einreicht, weg, ſo wollen wir uns wirklich wieder Arnauſche Briefe ſchreiben! — Was ſoll uns hindern, die beſte Laune zu haben, und uns der guten Stimmung des ſhandyſchen Witzes zu erfreuen! — Wir werden uns dann auch einmahl wieder ſehn — wenn ich nicht mehr von der Taſchenuhr des Gubernators in der Kaleſche abhänge — wenn ich mich nicht mehr durch 20 grimmige Schloßhunde ſchlagen darf, um Dich 5 Minuten lang auf der Treppe zu umarmen — kurz wenn ich Stieſeln anziehe, nicht um mit vielem Lärm mich in den Zirkel der RothNaſen zu werfen, ſondern mich ſtill zu Dir herauf zu ſchleichen und an Deine Thüre zu klopfen! — Im Grunde genommen wohnſt Du nicht viel über 50 Meilen von mir.

Sey ſo gut mir auch unter andern zu ſchreiben, ob Du ſchon verheyrathet biſt — Ich will wahrhaftig an Deine Frau ſchreiben — das Skelet, oder vielmehr den Carton - Modell — wie Du willſt — trage ich ſchon im Kopfe herum, ordentlich in einer beſondern Ecke ſizt es und ſpinnt ſich ein und aus wie ein Seidenwurm — Dieſe captatio benevolentiae iſt die ſchönſte in meinem Leben — ich will zu ihr ſprechen, wie einer, den ſie ſchon lange kennt — der nur in dieſer oder jener großen Aſſemblee nicht dazu gekommen iſt, ihr heimlich ein paar herzliche Worte zu ſagen, und alſo ſeine Zuflucht zum Schreiben nehmen muß — Ein Anſchlag gegen Dich iſt auch dabey auf dem Tapet — der Himmel konſervire mir die guten Weiber, die hin und her, wenn ſchon lange kein Briefpapier auf dem SchreibTiſche lag, mit einer gewiſſen ſanften Stimme erinnerten: „Mein Kind — hat Dir der (Hoffm[ann] exempl. grat.) noch nicht geantwortet?“ — oder — „Du wirſt wohl heute an H[offmann] ſchreiben.“ — Nimms als Aufrichtigkeit an, daß ichs ſo mache, wie die Zeitungsſchreiber, die alle geheime Anſchläge — intendirte Ueberfälle u. ſ. w. der Generals im Felde noch vor der Ausführung in ihre Blätter hineindrucken. —

Ich muß auf Ehre ſchlieſſen, ſonſt wird meine Viſiten-Karte ein Brief!

Lebe wohl, Theuerſter — Wenn Deine lezten Verſicherungen aufrichtig ſind, ſo ſchreibſt Du mir aufs baldigſte! —

H.

34.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Glogau den 1^{t} April 1798.

Mein theuerſter Freund!

Wenn ich daran denke, wie oft ich Dir habe ſchreiben wollen, und wie ich immer die dazu beſtimmten Stunden andern Dingen habe aufopfern müſſen, ſo geſtehe ich's mir ſelbſt ein, daß ich länger als recht iſt geſchwiegen habe. — Sey mit dieſem Geſtändniſſe zufrieden — Du weißt, daß die Unterhaltung mit Dir mich oft über manches getröſtet hat, und das iſt noch ganz der Fall.

Dein Himmel hangt jetzt voll Geigen (laß mir das einfältige Sprichwort), ich werde im gothiſchen Geſchmack dieſes Weidſpruchs unſrer Großtanten hinzuſetzen — Die Engel ſpielen in Wolken eingehüllt Dir jetzt die lieblichſten Paradeſtuckchen der Hoffnung vor — Oeffne nur ja die Ohren um keinen Ton zu verhören! — ad vocem Hoffnung fällt mir ein, daß ich wirklich gehofft habe — eine gewiſſe Unruhe, die ſich wie ein Schlamm (eine materia peccans) um meine Herzenstheile zieht, wurd ich ausſchwitzen, wenn ich gefeſſelt an den Schreibtiſch Tage, lange Tage hinbringe — oder ausvomiren bey den juriſtiſchen Reden — aber es iſt alles nichts — Clima — Witterung — alles habe ich verändert deswegen — aber doch brennen mir die Sohlen, bin ich gleich mit Banden an mein Gaſtneſt gefeſſelt, die ich gern trage, weil ſie zu gleicher Zeit mein ganzes Selbſt zuſammen halten. — Meine Flügel ſind beſchnitten, ſonſt flöge ich dieſerhalb wirklich einmahl übers Gebürge —

Da bin ich hingeworfen an einen Platz, wo alles an einem ſeidnen Faden hängt — plazt er, ſo liegt der Herr RegierungsRath in spe im Dr..k!

(Die Damen halten hier den Fächer vor und ziſcheln ſich in die Ohren „Er iſt expreſſiv — à la Goethe im Goetz“ — der Hoffnungsrath reinigt ſich, nachdem er aufgeſtanden iſt, und ſpricht weiter)

Der Zufall, theurer einziger Junge, miſcht ſeine Karten wunderlich — Roth und Schwarz — Gewinn und Verluſt — Mit K[önigsberg] hab' ich wirklich ganz abgerechnet — Aber Du weißt es, mir gehts wie Jorick — die Pauſen ſind mir fatal — ich bin ſo gut gefeſſelt als ehemals — aber jetzt iſt's ein Mädchen — ich ſtudire mit erſtaunenswürdiger Aemſigkeit die trockenſten Dinge — begrabe mich in Akten — Alles Unglück iſt mir wahrſcheinlich, allſo auch daß ein unvermutheter Schlag des Schickſals das alles wieder vernichtet — ſiehſt Du den ſeidnen Faden?

Mir fehlt es heute an Gedult Dir mehr darüber zu ſchreiben, oder vielmehr es ennuyirt mich Dir einen statum causae zu überſchicken — Ohnehin haſt Du jetzt wenig Zeit zu leſen —

Deine classificatoria taugt nichts — Iſt Dein Herz denn inſolvent, daß Du die eingetragenen Gläubiger ſo ängſtlich claſſificirſt, damit ſie ſich in die Maſſe theilen ſollen? — Haſt Du nicht Vermögen genug uns alle zu befriedigen? — Ich habe mich geärgert als ich las — Meine Braut den erſten — Du den zweiten, die den 3ten u. ſ. w. Laß es doch gut ſeyn — Ich will daß Du Deine Braut innig lieben ſollſt — aber das iſt ganz was anders, und nicht beſſer auch nicht ſchlechter, was ich von Dir verlange — denke mir nicht mehr ans DiſtributionsUrtel — Amen!

Eine merkwürdige Bekanntſchaft hab' ich gemacht! — Die Gräfin Lichtenau iſt jetzt hier auf der Feſtung, und kommt oft zu uns — Ach Himmel, welch ein Gemiſch von Hoheit und Niedrigkeit! — Wie viel Bildung — wie viel Verſtand — wie viel Ungezogenheit — das Weib iſt eine wahre Vexierdoſe, wo ganz was anders herauskommt, als man erwartete — Der glimmende Docht von dieſer ausgelöſchten Fackel kann hier in G[logau] noch etwas anzünden. Der Commandant und das Militair iſt kommandirt artig gegen ſie zu ſeyn -- ſie ſinds allſo — ſo wie überhaupt die beſſere Claſſe — Der Pöbel achtet kein Commando – ſondern erhizt ſich mit dem WitzFuſel, den er aus den elenden ſchändlichen Broſchüren, die über die Gräfin herausgekommen ſind, aufſaugt — Der Schneider legt die Nadel aus der Hand um das Leben der Gr[äfin] L[ichtenau] zu leſen, und ſein Junge bringt ihm ſtatt des Zwirns ihr Bild in neuſeeländiſcher Manier! — In jedem Scheerbeutel ſtecken die Bekenntniſſe der Gräfin L[ichtenau], und um 11 Uhr fliegen noch unfrieſirte Köpſe ungeduldig durchs Fenſter, um den längſt erwarteten Friſeur zu erſehn, der ein neues unſinniges Ding über die Gr[äfin] L[ichtenau] leſend jetzt um die Ecke ſchleicht, die er ſonſt mit geflügelter Eile 3 Stunden früher umſprang — Der Jan Hagel übt wie Du weißt Gerechtigkeit — **vox populi vox dei** — Daher erhalten die StraßenJungen als Vedetten — Plänkers-Feldwachen [sic] und leichte AvantGarde der größern Menge, die ſich zuſammenzieht, ſo bald die Gräfin aus oder einſteigt, ein ununterbrochenes Feuer mit Schneebällen — Wenn der liebe Gott nicht mehr Schnee giebt, ſo fürcht ich, daß wenn nicht die Polizey als vermittelnde Macht ſich darin legt, ſie ſich gewiſſer glühender Kugeln bedienen werden, die aus gewiſſen Formen gegoſſen immer auf den Straßen zu liegen pflegen. Iſt das nicht unſinniges Zeug!

Du haſt nur jetzt wegen der Hochzeit nicht Zeit zu leſen, ſonſt ſchrieb ich mehr — Aber denken mußt Du an mich, — daß ich Dich liebe, doß es mein ſehnlichſter Wunſch iſt Dich einmal wiederzuſehn weißt Du.

Lebewohl, lieber HerzensJunge, und grüße mir ſchönſtens Deine Braut! —

H

35.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Glogau den 30 Junius 1798

Mein theuerſter Freund!

Der heutige Nachmittag warf ſolche heitre Sonnenblicke in meine Seele, daß ich wünſchte, ihr Wiederſchein hätte in demſelben Augenblicke Dein Herz erwärmen, und nach Art einer magiſchen Palingeneſie die Erinnerung unſrer Vergangenheit in Dir erwecken können. Ich war ſchon ſeit langer Zeit wirklich an das Treibrad der Juſtiz geſchmiedet, — heute flog der lezte Aktenſtoß von meinem SchreibTiſche, und nun mit dem Gefühl der wiedererlangten Freyheit las ich Deine Briefe — ich hatte ſie der Bequemlichkeit wegen einem Buche gleich an einander geheftet — ich habe ſie aber wieder auseinander genommen, und jeden wieder in ſeine Urgeſtalt geformt — In dem Aufmachen eines jeden liegt ein Genuß — es iſt ſo, als bekäme man ſie erſt, und ich wollte deswegen gern ſiegeln — Dein großes WappenPettſchaft dürft's gerade nicht ſeyn — ich habe auch olim welche mit kleinerm Siegel erhalten! Mir war's heute gerade ſo, als hätte ich Dich 14 Tage hindurch nicht geſehn, und, als wenn ich den Hut ergreifen müßte um nach A[rnau] zu gehn — indeſſen iſt die Wirklichkeit fatal — ohne den berühmten Meilenſtiefel des heilgen Chriſtoph präſtir' ich's nicht unter 4 Tagen und eben ſo viel Nächten Dich einmahl mündlich zu fragen, warum Du ſo ſtille biſt — warum Du Dich für mich in ein Grab mauerſt — warum Du nicht wie ehemahls herzlich die Hand drückſt, die ich Dir darbiete? —

Ich wollt, der größte Hoffhund hätte mich ins Bein gebiſſen, als ich Dich vor 15 Monathen bey Nacht in L[itſchen] überraſchte — ich hätte mich wenigſtens verbinden laſſen — Deine Braut geſehn — und es wäre nur ein Jahr her, daß ich Dich geſehn hätte en négligé ſo wie vorzeiten auf dem Lehnſtuhl — Indeſſen — lumpige elende 2 Jahr — ein Zeitraum, deſſen Intervall ein Floh überſpringt mit einem Satze, wenn man es ſo berechnet wie ich — elende 2 Jahr ſage ich legen ſich zwiſchen uns, und jetzt, ſchon jetzt — x. x. x. Die Periode kann ich noch lange nicht endigen — vielleicht nie, und das hoffe ich, ſo lange ich noch gute Augen habe und geſchriebenes leſen kann — Deine Briefe nehmlich — vorzüglich die, welche Du mir noch ſchreiben wirſt, denn Freund — Dein Stillſchweigen iſt lieblos — man könnte es Froſt nennen — und in der Stimmung kannſt Du wenigſtens nicht lange ſeyn. — Du biſt mit Deiner Gemahlin (gieb mir ein anders Wort für künftig — ich brauch dies ad interim) in Königsberg zur Huldigung geweſen — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Mit meiner juriſtiſchen Laufbahn gehts ſehr pianiſſimo. Vorigen Februar meldete ich mich zum zweiten Examen, nach der nur hier üblichen Verzögerung wurde ich aber erſt vor 3 Wochen, nachdem ich ſchon vor 6 Wochen die Proberelation verleſen hatte, mündlich examinirt, und bin daher erſt jetzt ins Referendariat eingeſchritten. Gegenwärtig verändert ſich aber wieder meine Lage. Der Onkel iſt Geh[eimer] OberTribunalsRath geworden, ich laſſ' mich daher natürlich ans KammerGericht verſetzen, und hoffe dort etwas ſchneller zum Ziel zu gelangen, als es hier geſchehen ſeyn würde. Spätſtens in 8 Wochen hoff ich in Berlin zu ſeyn, und ein —Neſt verlaſſen zu haben, deſſen Einſamkeit mir vielleicht aber hin und her heilſam geweſen iſt. Sey daher ſo gut mir bald auf dieſen Brief zu antworten — wenigſtens mir zu ſagen, ob Du wohl biſt, und noch meiner denkſt — ſonſt würden mich dieſe Nachrichten nicht mehr hier antreffen, und es würde mir überhaupt ſehr ſchmerzhaft ſeyn, nichts von Dir bald zu hören — Vor meiner Abreiſe ſchreib' ich Dir dann noch, im Fall Du nehmlich mir geantwortet haſt, und ſchicke Dir die Addreſſe — Es iſt eine höchſt angenehme Ausſicht daß ich Dich nach einem Jahre zu ſehen hoffe — Gelingt's mir nehmlich, daß ichs in dieſer Zeit bis zum Aſſeſſorat bringe, ſo iſt eine Reiſe nach Preußen beſtimmt, die ich allein und allſo zwanglos mache — Mit welchen Empfindungen wir uns wiederſehn werden weiß ich nicht — eile mich aus dem Hin und Herſchwanken zu reißen — mich aus den Irgängen der Zweifel zu retten, die mich einem unbekannten Ausgange entgegenzuführen ſcheinen, wenn ich an Dich denke! — Lebe wohl — Theuerſter, und denke daran, daß ich noch mit eben der Innigkeit an Dir hänge als ehemals, und daß mein Herz leicht zu verwunden und ſchwer zu heilen iſt.

Lebe wohl!

Ewig der Deine

H.

36.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Glogau d. 26 Auguſt 1798

Beſter Theuerſter Freund!

Ich eile, Dir noch am lezten Tage, den ich in Glogau zubringe, zu ſagen, daß ich Dich liebe, und daß Dein lezter Brief, der ganz das Gepräge jener Stimmung die uns in K[önigsberg] einſt ſo glücklich machte trägt, mich überaus glücklich gemacht hat. Mein Stillſchweigen wird Dir unerklärlich geweſen ſeyn — eine höchſt intereſſante

Reiſe die ich durch einen Theil des ſchleſiſchen Gebürges über Liebwerda — Friedland in Böhmen nach Dresden gemacht habe hat mich vom Schreiben abgehalten. — Wie viel neues hab' ich geſehn — In Schönheiten der Natur und der Kunſt hab' ich geſchwelgt zwey Wochen lang. Bey mehrerer Muße ſag' ich Dir viel über dieſe Reiſe. Ich könt's mir bequem machen, und Dir ſtatt anderer Briefe immer einen Theil meines ReiſeJournals ſchicken, das ſo ſchon in Briefen an Theodor eingetheilt iſt — Du lebſt ja mit und in mir — denn Dir ſagte ich jeden Abend — was ich geſehen, was mich beſonders gerührt hatte — Morgen gehe ich von Glogau und Mittwoch den 29 d. M. bin ich in Berlin. Auf das BriefCouvert ſetze „abzugeben in der ChurStraße im Hauſe der Madam Patté", ſo wird mich kein Brief verfehlen, denn da werd' ich wohnen. Es macht immer Rumor wenn man einen Ort auf immer verläßt — Tauſend unvorherbedachte Kleinigkeiten ziehn mich vom Schreibtiſch. Nur noch das einzige ſag ich Dir, daß mich die Nacht von Correggio in den Himmel gehoben — daß mich die Magdalena von Battoni entzückt hat, und daß ich mit tiefer Ehrfurcht vor der Madonna von Raphael geſtanden habe —

Vom AntikenSaal, den Statüen aus Antium und Ercolano zieren, muß ich ſchweigen — Leb' wohl, Einziger — Grüß Deine liebe Gattin, und fliege wenn Du kannſt — bald bald zu mir, an meine Bruſt — Leb wohl

Ewig der Deine

H.

Die Kurze meines Briefes bedarf wohl keiner Entſchuldigung. Denke daran, wie überhaüft ich mit hundert Dingen werde die bis zum Ekel unintereſſant ſind, die ſich aber unabwendbar aufdringen

Adio

Berlin (I) 1798—1799

37.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Berlin den 15^{t} Oktober 1798

Theuerſter Freund!

Dein lieber Brief vom 13^{t} September hat mich ſehr glücklich gemacht — daß ich Dein gedenke, oder vielmehr — daß ich mit Dir lebe — denn mein Geiſt trennte ſich nie von Dir — wenn ich auch nicht ſchreibe, weißt Du — Aber auch davon konnte mich nur meine unruhige, ich möchte ſagen umherſchweiſende Lebensart ſeit vier Monathen abhalten — Hier war mir nun alles neu — eine andere Welt umgab mich, — ich war nicht Herr meiner Zeit. — Die FamilienBriefe — insbeſondere die Beantwortung der HirtenBriefe, die mir mein Endymion (erinnere Dich doch jener Zeichnung, die ich nach A[rnau] ſchickte), wie Du weißt, ſo gern in alle Welt nachſendet, endlich ſpannte mich manchmahl ſo ab, daß ich mich wahrhaftig zu armſeelig fühlte Dir zu ſchreiben —

Als ich Deinen Brief las, war es mir, als träteſt Du in meine Thüre, und breiteteſt Deine Arme aus mich an Dein Herz zu drücken — die Herzlichkeit, womit Du mir Deine Wünſche — Deine Traüme mittheilſt — der eingeſchloſſene Brief an Schleinitz, die Art, wie Du mir ihn giebſt — Alles — alles hat dieſen Brief in mein Herz gedrückt. — Zwey Tage vorher, als der Brief ankam, war S[chleinitz] nach Preußen abgegangen — Du wirſt ihn jetzt ſchon geſprochen haben — und mein Theodor — wie ſehr bedarf ich Deiner Empfehlung — Deine Schilderung von S[chleinitz] hat mich an ihn gezogen, und ich wünſchte die Aufmerkſamkeit, welche er mir vielleicht in Rückſicht Deiner ſchenken wird, zu verdienen. — Im Anfange bekam ich hier, ob ich gleich ſchon längſt zum zweitenmahle examinirt bin, gar keine Arbeiten. Dieß veranlaßte mich, den Präſident K[ircheiſen] ausdrücklich um Inſtruktionen und Spruchſachen zu bitten. — Dies hat gewirkt, denn ſeit dem 11 Oct: habe ich 15 Inſtr[uktions]Term[ine], 2 Spruchſachen, 1 CriminalS[ache] zum Gutachten erhalten und nebenher noch 2 Appell[ations]Berichte, 2 Deduct[ionen] und einen SchlußBericht anzufertigen. Innerhalb 4 oder höchſtens 8 Wochen melde ich mich zu ProbeArbeiten, hoffe denn wohl binnen einem halben Jahre die Feuerprobe des großen Examens überſtanden zu haben. — Iſt es irgend möglich zu machen, ſo bleibe ich hier in Berlin — Welche Ausſicht Dich hier zu ſehn! — In Glogau durft ich dies nicht hoffen! — Du mußt Deine Reiſe hieher ſehr bald machen — wie vieles neue wirſt Du ſehn — Dein Geſchmack für ſchöne Künſte wird hier in dem ſchönen Berlin reiche Nahrung finden. Eben jetzt ſind die Kunſt-Ausſtellungen auf der Akademie der K[ünſte] u[nd] W[iſſenſchaften;] Du würdeſt mit mir den Kunſtfleiß unſerer inländiſchen Künſtler bewundern. Hackert, der jetzt in Neapel lebt, hat zu dieſer Ausſtellung vier ganz vortreffliche Landſchaften nach der Natur in Oel geſchickt. — Das ſchönſte Stück iſt aber die Familie des Julius Sabinus vom Profeſſor Rehberg in Rom, in Oel (Lebensgröße). Julius Sabinus hat ſich vor den Verfolgungen Veſpaſians in eine Höle geflüchtet. Vom Schmerz überwältigt liegt er auf der Erde und ſtüzt den Kopf auf beyde Hände — ſein Sohn ſteht vor ihm und bittet weinend um Nahrung

— die Frau, welche auch auf der Erde ſizt, reicht ihm mit thränendem Auge eine Brodkruſte, indem ſie das andere jüngere Kind an der Bruſt nährt — Das Stück hat einen bewundrungswürdig groſzen ſchönen Styl, und iſt ganz in italiäniſcher Haltung vortreflich gemahlt. Die lezte Szene aus Schillers Raübern, eine getuſchte Zeichnung von Wolf, hat mich auch ihres unnachahmlichen Ausdrucks wegen ſehr angezogen. Mehrere Gemählde hätten vor einem Jahre mich zur Bewunderung hingeriſſen — Jezt bin ich faſt zu verwöhnt durch die Dresdner Gallerie, wo ich Meiſterſtücke aus allen Schulen ſah — Ich kann in Enthuſiasmus gerathen, wenn ich mich zurückverſetze in den Saal der Italiäner — denke Dir einen Saal, der gewiß noch einmahl ſo lang iſt, wie das Haus Deines Onkels ehemals in K[önigsberg,] deſſen ungeheure Wände von oben bis unten Gemählde von Raphael, Correggio, Titian, Battoni u. ſ. w. decken — bey alle dem ſah ich denn nun freylich bald, daß ich gar nichts kann — Ich habe die Farben weggeworfen und zeichne Studien wie ein Anfänger, das iſt mein Entſchluß.

Im Portrait mahlen allein glaube ich ſtarke Fortſchritte gemacht zu haben — ich ſchicke Dir gewiß nächſtens etwas zur Probe. —

Mein Tagebuch liegt unvollendet da — Zum Glück habe ich den Stoff dazu auf der Reiſe ſchon niedergeſchrieben. Es iſt ein Kokon von 5 Blättchen, den ich zu einem Werk von 15 Bogen ausſpinnen muß — Dieſe Reiſe — welche ich faſt nur einen Durchflug nennen kann — hat mir nicht allein Vergnügen gemacht — ſie hat mich auch belehrt — die Art des Glasſchleifens — die Art — Vitriol zu bereiten, Papier zu machen — kurz über ſo manches habe ich mich belehren können — Du weißt, mein T[heodor], daß alle Theorie ein Schatten iſt gegen das lebendige der Ausübung — ich vergeſſe nie, alles, was ich auch nur einen Augenblick auf jener Reiſe ſah —

Wie habe ich an Dich gedacht, als ich in jenem FelſenAbgrund ſtand — zwiſchen den RieſenMauern, die ſich auf beiden Seiten aufthürmten — Tannen, höher als die höchſten Maſten, ſchienen mir niederes Geſträuch, Moosartig durch die Steine gewachſen — Vor mir ſtürzte ſich der Zacken 200 Fuß hoch mit furchtbarem donnernden Getöſe hinab — Laß mich dieſe Gegend Dir mit wenig Worten beſchreiben — Wir gingen von Schreiber[h]au, einem kleinen Dorfe ohnweit Warmbrun[n], durch einen Wald der allmählig immer ſteigt nach der Gegend des Zackens. Wir waren 2 Stunden gegangen, als wir ein ungewöhnliches Rauſchen vernahmen — dies war ſchon der Fall — Immer ſtärker — immer mehr durch die Felſenklüfte hallend wurde das Geraüſch — noch eine halbe Stunde — wir traten aus dem dichten TannenGebüſch, und ſtanden am Zackenfall — eine ungeheure Waſſerſaüle die ſich in eine unabſehbare Felſenkluft zu ſenken ſchien. Nun kam es darauf an hinabzuſteigen, um den Fall in ſeiner ganzen Rieſengröße von unten herauf zu ſehn, da aber die Felſen mit Moos bezogen, ſehr glatt, und überhaupt der Erdboden durch den Regen ſehr ſchlüpfrig geworden war, das Herunterſteigen überhaupt auch immer ſehr gefährlich iſt, ſo war ich von der Geſellſchaft der einzige, der es wagte unſerm Führer, einem kleinen Jungen, nachzuſteigen — Schon eine beträchtliche Höhe war ich mit Mühe herabgeklettert, als ich eine ſteilherabhängende Leiter von 26 Sproſſen erfand — ſie wird beym Holzflößen gebraucht — endlich war ich in der Tiefe — quer über den Zacken führte ein ſchmaler Steig ohngefähr 12 Fuß über dem Waſſer — über dieſen ging ich, um auf ein in der Mitte des Zackens dicht vor dem Fall hervorragendes

Felſenſtück zu kommen — hier ſezte ich mich hin — Die Größe, die Erhabenheit — das furchtbar Schöne des Anblicks kann ich nicht beſchreiben — die Sonne ſchien auf den Fall — und nun glich er geſchmolzenem Silber — In dem Waſſerſtaube, der die Luft umher über dem Felſenbecken nezte, bildeten ſich tauſend Regenbogen in den mannigfaltigſten Farben — Nun ein Blick in die Gegend — von beyden Seiten thürmen ſich perpendikulär die Felſen auf — ihre Wände ſind ſo glatt, daß ſie abgemeißelt zu ſeyn ſcheinen, zwiſchen dieſen Felſen, die eine unabſehbar lange Straße bilden, ſtürzt ſich der Zacken nach dem Falle durch die Felſenufer fort — In der Ferne entdeckt man die mannigfaltigſten Thäler und Berge, die in das BlauGrau des Aethers halb verhüllt in Sonnenblicken hervorſchimmern. Um Dir einen Begriff von der Gewalt des Zackenfalls zu geben, füge ich nur noch hinzu, daß zwey Männer ein großes Felſenſtück ſo heranwälzten, daß das Waſſer oben es faſſen konnte — Wie ein kleiner Ball wurde das Felſenſtück geſchleudert, daß es in hundert Stücke zerſprang — Ich habe auch den Kochelfall geſehn, dieſer iſt nicht ſo wild romantiſch, aber ſchön, er verhält ſich ungefähr ſo zum Zacken, wie Emilia Galotti zu den Raübern von Schiller — Den Elbfall, der mit dem Rheinfall die mehreſte Aehnlichkeit haben ſoll und unſern den Schneegruben liegt, konnte ich wegen Kürze der Zeit leider nicht beſuchen —

Verzeyh, Theuerſter, meiner Schwatzhaftigkeit — es iſt meine LieblingsMaterie! — Bin ich wieder ſo glücklich Dich zu ſehn — wie vieles werd' ich Dir zu ſagen haben — Eile — eile, ſo bald Du kannſt, in meine Arme — Der König will ein brillantes Carneval haben — Es werden 12 italiäniſche Opern gegeben — Wie wär es, wenn Du zur CarnevalsZeit zu mir kämſt? Im Winter iſt in der Wirthſchaft nichts zu thun — ich bitte Dich, überleg' es Dir — Du kannſt gewiß — denke an mein Entzücken — Leb wohl Einziger — wenn — wenn ſeh ich Dich!

Soll ich Schleinitz den Brief noch geben, wenn er wiederkommt, oder willſt Du dort von mir ſprechen? — was ſoll ich mit dem Briefe machen? Empfehlt mich ſehr Deiner lieben Frau.

H.

38.

(Nach Holtei's Abſchrift.)

Berlin d. 31t December 1798

Mein theuerſter Freund!

Eben komme ich aus einer Geſellſchaft, die mir ſo viel Langeweile verurſacht hat, daß ich gern ſchon zwei Stunden früher geſchlafen wäre — Es iſt ein gutes Zeichen — eine Weiſſagung des Wiederſehens in den Tagen des kommenden Jahres, daß mir Dein Brief in die Hände fällt noch in den letzten Zuckungen des Jahres 1798 — denn eben ſchlagen alle Uhren zwölfe — So viel Wünſche — Hoffnungen — Ausſichten — drängen ſich zuſammen — ich habe ſo viel zu bereuen — ſo viel unzuſammenhängende Verſchuldungen auszulöſchen — daß ſelbſt der Traum meiner Kindheit — ein ſeeliger, beglückender Schatten aus Elyſium — mich kaum mehr ſo glücklich macht, als nur noch voriges Jahr — Auf die zwölfte Stunde der Neujahrsnacht habe ich immer viel gehalten — immer weckte mich da die ſanfte Muſik von Clarinetten und Hörnern auf dem Schloßthurme — ich glaubte kindiſch fantaſirend — ſilberne Engel trügen jetzt das neue Jahr einem Sterne gleich am blauen Himmel vorbei — aber ich hatte nicht Muth aufzuſehn und zu ſehn — ihren Flug hörte ich in jener für mich damahls himmliſchen Muſik. — Du glaubſt nicht, wie unbeſchreiblich weich mich ſolche Erinnerungen machen — Oder jenes Alter der Unbehülflichkeit — der Irrthümer zurückzuwünſchen, ſieht man deſſen fromme Träume —

D. 24 Jan:

Faſt unverzeihlich iſt es, daß erſt heute ich dieſes Blatt weiter fortſetze — Es würde mich wirklich ſehr unruhig machen, Dir nicht eher geſchrieben zu haben, wenn ich nicht wüßte, daß Dir kein Gedanke einer ſchuldbaren Vernachläſſigung von meiner Seite einkomt. — Ich habe wirklich ſeit einiger Zeit in einer Art beſtändigen Verwirrung gelebt, die mich auch ſchon der Ungewohnheit wegen von ſo manchem, und vorzüglich vom Briefſchreiben abhielt. Ich glaube gewiß, daß nie mehr eine ſo lange Pauſe unſern Briefwechſel unterbrechen ſoll. Das wichtigſte was ich Dir zu ſagen habe, iſt daß ich mich auch ſeit kurzer Zeit ganz unbeſchreiblich nach einer Unterhaltung mit Dir ſehne, und daß ich Dich beſchwöre, wenn nur irgend möglich iſt, ſo bald die Jahreszeit beſſer wird, nach B[erlin] zu kommen. — Deiner ganzen Lage würde eine ſolche Reiſe ſehr vortheilhaft ſeyn — Im Grunde genommen haſt Du doch noch wenig geſehn. B[erlin] würde Dir ſo manches neue darbieten. Wenigſtens iſt es ganz ohne Vorurtheil geſprochen ein Ort, der gerade für uns äußerſt intereſſant iſt. In den ſchönen Künſten iſt man hier wirklich ſehr weit, der gute gebildete Geſchmack zeigt ſich in den öffentlichen Vergnügungen. Du kannſt Dir z. B. keine Vorſtellung von der großen italiäniſchen Oper machen — Der Zauber der Meiſterſtücke Verona's — die himmliſche Muſik — alles vereinigt ſich zu einem ſchönen Ganzen, das auf Dich gewiß ſeine Wirkung nicht verfehlen würde — Nicht oft genug kann ich mir den ſchönen Augenblick des Wiederſehens denken! — Du würdeſt Dich gewiß in unſerem FamilienKreiſe gelaſſen! — Schreibe mir doch ja beſtimmt, ob ich wenigſtens hoffen kann, Dich hier wiederzuſehn. Denke Dir, welche Stunden — wenn wir uns der Vergangenheit erinnern — wenn wir jede Freude die uns damahls ſo glücklich machte — noch einmahl genießen — An nichts werde ich mich ſo gern erinnern, als an unſere Blüthe-Zeit — der ſonderbar romantiſche Schwung den wir beyde gemein hatten — das Zuſammentreffen unſrer Ideen, ſogar unſrer Bonmots — alles — alles knüpfte uns ſo feſt, daß uns eine Trennung unmöglich ſchien! — Ich gebe noch nicht die Hoffnung auf mit Dir zuſammen zu leben. — Ich kann es mir gar nicht denken daß Du bei Deinem Drange nach Thätigkeit — nach einem Wirkungskreiſe wirklich in P[eiſſenau] bleiben ſollteſt — P[eiſſenau] ſollte Dir nur eine Retirade ſeyn — Was man wünſcht hofft man auch, und daher iſt auch meine Fantaſie ſo geſchäftig mir's ganz glaublich zu machen, daß Du noch auf dieſe oder jene Art hieher kommen könteſt.

In Deinen letzten Briefen finde ich eine Spur von Mißmuth — von nicht gänzlicher Zufriedenheit mit der Gegenwart — — — Liebſt Du mich noch wirklich, ſo ſey aufrichtig gegen mich — Du warſt immer zurückhaltender als ich — ich fürchte nicht daß Du meine Abſichten verkennen könnteſt — Du weißt, daß ich vielleicht von allen die ſich rühmen Deine Freunde zu ſeyn, am beſten Dich verſtehe — Eile mir Dein ganzes Herz aufzuſchließen! —

Vergilt ja nicht Gleiches mit Gleichem — Schreib mir ſehr bald — Nie mehr will ich ſo lange innehalten.

Lebe wohl, lieber beſter Theuerſter Freund

Ewig der Deine

H.

39.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Berlin den 8^{t} Julius 1799

Mein beſter Theuerſter Freund!

Unmöglich kann ich Dir den Eindruck ſchildern, den Dein lezter lieber Brief auf mich machte. So wird denn endlich mein ſehnlichſter Wunſch erfüllt — So werde ich Dich denn endlich wiederſehn! Aber wie unbeſtimmt haſt Du Deine Ankunft angegeben. Mit ſchmerzlicher Ungeduld ſehe ich einem zweiten Briefe entgegen, der mir es genau beſtimmt, wenn Du in Berlin eintreffen wirſt. Daß wir uns hier wiederſehn, iſt wirklich ein Zufall, womit uns das Schickſal für die lange Trennung ſchadlos halten will! — Ich war einige Tage verreiſet, ſonſt hätteſt Du ſchon eher einen Brief von mir. Ich habe Potsdam und Sansſouci geſehn — jede Schönheit die ich entdeckte erinnerte mich an Dich. Ich dachte Deines KunſtSinnes, und alles wurde mir werther bey dem Gedanken, welche Freude es Dir machen würde. Während der Zeit unſerer Trennung habe ich ſo manches geſehn, ſo manche Erfahrung gemacht, jezt iſt mir bey dem Gedanken der Mittheilung das alles erſt recht werth — Du haſt Dich in Deinem Briefe wahr geſchildert, und zugleich den Charakterzug angegeben, den wir beyde haben, und der uns von jeher verband. — Ein reizbares Herz, ein unruhiger Charakter wird uns nie ganz glücklich ſeyn laſſen, aber unſerer Bildung, unſerm Streben nach größerer Vollkommenheit wohlthätig ſeyn.

— Noch bin ich in Berlin — weder Aſſeſſor noch Rath — werde es auch nicht ſo bald werden, weil ich mich erſt vor 9 Wochen zu den zum großen Examen erforderlichen ProbeArbeiten gemeldet habe. Meine Carriere geht langſam, und ich bin nicht unzufrieden damit, weil ich jezt die Zeit ſehr nuze, und meinen LieblingsStudien, Muſik und

Mahlerey ſchlechterdings nicht ganz entſagen kann. Ich halte es für zuträglich [für] Deine Zufriedenheit, daß Du aus dem LandJunkerLeben wieder in ein mehr thätiges Leben übertrittſt — Du warſt ſchon zu ſehr an eine mehr um Dich würkende Arbeit gewöhnt als daß Du hätteſt ihr ganz entſagen können.

Damit Du mich in Berlin gleich auffindeſt, ſo ſage ich Dir, daß ich in der Leipziger Straße zwiſchen der MarkGrafen und Jeruſalemmer Straße im Brandtſchen Hauſe bey meinem Onkel wohne. Das Brandtſche Haus iſt dem allgemein bekannten großen Henchelainſchen Hauſe gegenüber, — — — — ich wohne eine Treppe hoch in der bel étage. Ich hoffe, daß Du gleich nach Deiner Ankunft zu mir eilen wirſt — Alles erſpar' ich jezt auf die mündliche Unterhaltung.

Lebe wohl einziger beſter Freund, und empfiehl mich Deiner Frau — Lebe wohl!

Ewig der Deine

H

Poſen 1800

40.

(Nach Hippels Abschrift.)

Posen d 6 October 1800

Theuerster Freund!

Ich leide an einer Verhärtung der Leber und habe, ein Feind aller Arzeney und aller Doctoren, einen Arzt annehmen müssen, der mir wieder auf die Beine helfen will, und täglich an meinem Schreibtische die künstlichsten Recepte abfaßt. — Dies bey Seite gesetzt lebe ich jetzt zufriedner, da wir Gott sey's gedankt schon October schreiben, und ich mit starken Schritten der Reise nach Berlin entgegeneile — so wie ich mit ziemlichem Grunde alles fatale meiner Versetzung hieher zuschreibe, so kan ich auch die Krankheit bloß der hiesigen Lebensweise, an die sich der Teufel gewöhnen mag, zuschreiben — Die überhaüfte Arbeit — die polnische Kost — unverdaulich für den deutschen Magen — der Mangel an jeder Abwechslung, welche eingerechnet in die Oeconomie der Natur dem Geiste Heiterkeit und Ausdauer geben soll, alles dieses kan in die Dauer der festesten Gesundheit schädlich werden — In den Tagen der vorigen Woche habe ich es recht gefühlt, daß man als garçon nicht krank werden muß — Du kanst Dir von dem hülflosen meiner Lage gar keine Vorstellung machen — Nicht das kleinste Bedürfniß — nicht einen Teller Suppe konnt' ich haben.

Jezt bin ich nun schon aufs Krankseyn besser eingerichtet und selbst im Hause nimmt man sich meiner an, da ich das Glück gehabt habe die RegierungsRäthin Schwarz, die gute Pflaumenkuchen backt, und nebenher Romane recensirt für die LitteraturZeitung!! für mich einigermaaßen zu interressiren — Er (der RegierungsRath S[chwarz] nehmlich) ist ein gescheuter Kopf — der ein sehr witziges Buch „Grundsätze einer unvernün[f]tigen Polizey" geschrieben hat und Mitarbeiter an der Litt[eratur]-Z[eitung] ist — Er ist noch einer von den zerstreuten des geistreichen Zirkels, der sich in den Jahren 1779–80 — und später in Halberstadt gesammelt hatte — Du kanst denken, daß er mir manche angenehme Stunde verschafft — er will eine sehr witzige Operette und ich eine sehr witzige Musik dazu machen! — — — — — — —

In Königsberg können sie sich gar nicht satt wundern, daß ich schon ans Heyrathen denke, und so viel ich aus den verblümten Reden und Anspielungen des Onkels schließen kann, meint er — So was rasches und jugendliches könne gar nicht gut gehen. Ich kann Dir nicht helfen, Du must mit mir eine Stelle aus des Onkels Briefe lesen, die jeder Postille werth ist, und die eben so, wie damahls die Anzeige des Dr. E. in den Zeitungen von dem Tode seiner Schwiegermutter (ni fallor) ganz den Geist und Sinn des Mannes Characterisirt. Er schreibt:

> „Ey lieber — das allgemeine Sprüchwort sagt wohl
> „von den Theologen „so die Pfarre, so die Quarre",
> „aber du machst das Sprüchwort auch wahr von dem
> „Juristen — Die Zeiten sind schlecht und überall
> „hört man nichts als Klagen und Jammer — doch
> „Gott lebet noch und wird alles wohl machen. Ich
> „habe mir jezt zwey Geistliche zu Freunden zu-
> „gelegt" ppp

Sage mir etwas witziges über diese Stelle und belohne so die Mühe und Geduld des Abschreibens.

Hast Du nicht ehemahls in K[önigsberg] einen englischen Juden Lewison gekannt — er war ein großer Freund Hills und in den großen Kaufmannshäusern zu Hause. Er lebt jezt hier, und ich habe mit ihm einen Abend bey einer Bowle Punsch unter tausend Erinnerungen an Königsberg durchlacht — Er ist witzig und copirt vortreflich den alten K. und den alten F. Welch ein Genuß würde es für uns seyn jetzt, nachdem Jahre vergangen sind, sich so manches geändert hat, und wir mit ganz andern Augen sehen, da wir so manches gesehen haben, in der Nebenstube des Kneiphöfschen Junkerhofs an demselben Tische bey einem Pickenick eine Portion Hasenbraten zu essen und eine Bouteille Champagner zu trinken! — Es wär' ein wahrer Schmaus, denn tausend Erinnerungen würden alles bis zur höchsten Leckerspeise würzen! — Es verlohnte wahrhaftig der Mühe bloß deshalb eine Reise von 60 Meilen zu machen — — — —

Empfiehl mich Deiner Frau und rechne es meiner Krankheit zu, daß mein heutiger Brief so einfältig aussieht —

ich komme mir vor wie der alte Gerhard aus den Erbschleichern — Leb wohl einziger bester Freund — Ewig ewig

Dein

Hff

Plock 1803—1804

41.

(Nach Hippels Abſchrift.)

[Plock, 25. Januar 1803.]

Mein Einziger Theuerſter Freund!

Ein ganzes volles Jahr hab' ich geſchwiegen, wenn du aber glaubſt, daß das Andenken an Dich während dieſer Zeit auch nur einen Augenblick aus meiner Seele gewichen ſey, ſo thuſt Du mir ſehr unrecht. — Wenn ich (vorzüglich in dem vergangenen Frühjahr) mich mit allem, was mich umgab, und mit mir ſelbſt überworfen hatte, ſo nahm ich Deine Briefe vor; vorzüglich die ältern, welche Du mir aus A[rnau] ſchriebſt, verſezten mich dann in jene glückliche Jahre zurück als es nur meine Fantaſie war, die mir Höllen und Paradieſe ſchuf, und als noch kein eiſerner Zwang der Wirklichkeit mich feſſelte, und es gelang mir im Andenken an jene Zeit wieder ruhig zu werden. — Es iſt mir oft, als hätt' ich alle jene Briefe in einer andern Lage ſelbſt geſchrieben, aber konnten auch zwey Menſchen gleicher empfinden als wir? —

Du ſchreibſt in Deinem lezten Briefe, unſer leztes Zuſammenſeyn in Danzig hätte nicht ſo, wie vormahls, die reine unverdorbene Laune, den Erguß der innigen Freundſchaft herbeygeführt, aber Freund — Wein, der eben gährt, hat niemahls einen guten Geſchmack, und ich war damahls wirklich im Gähren — Ein Kampf von Gefühlen, Vorſätzen pp, die ſich gerade zu wiederſprachen, tobte ſchon ſeit ein paar Monathen in meinem innern — ich wollte mich betauben, und wurde das was SchulRectoren, Prediger, Onkels und Tanten liederlich nennen. — Du weißt, daß Ausſchweifungen allemahl ihr höchſtes Ziel erreichen, wenn man ſie aus Grundſatz begeht, und das war denn bey mir der Fall. — Ich lebte in einer überaus luſtigen Verbrüderung, wenn ich ſo ſagen darf — die lezten leuchtenden Blitze, welche wir ſchleuderten, waren aber ſolche Genieſtreiche, die empfindlichen Leuten, die wir nur für zu unſchädlich hielten, Haare und Bart verſengten. — Sie nahmens übel und borgten ſich von dem Olymp in B[erlin] her ſolche Gegenblitze, die mich endlich hieher an einen Ort ſchleuderten, wo jede Freude erſtirbt, wo ich lebendig begraben bin.

Ich habe Dir nur die HauptMomente am Anfange und Schluß meines merkwürdigſten Lebensjahres (Kotzebue beſchloß es mit einer Befreyung, ich mit einer Verbannung) aufgeſtellt; um alle Szenen, die in der Mitte fallen, gehörig auszumahlen, iſt mir mehr nöthig als ein Brief, d. h. eine mündliche Unterhaltung, und die will ich mir im künftigen May verſchaffen. — Daß Du mich vergeſſen haben ſollteſt, fällt mir nicht ein, willſt Du mich daher wiederſehen, ſo beſtimme, wenn und wie ich Dich beſuchen ſoll auf Deinem Rittergute. — Führten Dich etwa aber Deine Geſchäfte oder ſonſtige Zufälle im künftigen Frühlinge nach Thorn, ſo wäre es ganz herrlich, ich würde alsdann um die von Dir beſtimmte Zeit dort eintreffen, und die Reiſe, da Thorn von hier nur 12 Meilen entfernt iſt, mit der ordinairen Poſt machen, weil ich ſo ſparſam als möglich zu Werke gehen muß. — Wenn Du eben ſo lebhaft als ich es fühlſt, daß wir uns niemahls, niemahls zu lieben aufhören können, daß wir uns aber wieder von Mund zu Mund ſagen müſſen was wir jezt thun und was wir künftig thun wollen, ſo bin ich ſehr glücklich! — Ich habe mich unter der Zeit im

Mahlen und vorzüglich im Treffen ziemlich vervollkommnt — ich werde daher Dich, Deine Frau und kleine Familie auf ein Tableau bringen, wenn ich bey Dir bin, und überhaupt bey Dir nicht als RegierungsRath Hoffmann ſondern als MiniaturMahler Molinari auftreten, da ich, wenn ich zehn Schritt von Thorn gehe, vor der Hand meinen Namen verläugnen muß.

Daß ich RegierungsRath geworden bin (ſeit einem Jahr), ſiehſt Du aus obigem, daß ich aber ſeit drey Viertel Jahren verheyrathet bin, kannſt Du aus obigem nicht erſehen, daher ſage ich es Dir beſonders! — Vielleicht haſt Du durch Zufall einige Nachrichten von dem tragiſchen Ende der zweiten Liebesepiſode in meinem Leben aus B[erlin] erhalten? — — Jezt leb' ich wie ein Heiliger, der Buße thut, oder eigentlicher wie jeder Chriſt leben ſoll, in der Hoffnung des Zukünftigen — Denke Dir Freund, was ich empfinden muß, wenn ich auf alles, was nur meinen Sinn für die Künſte, für den Umgang mit geiſtreichen Perſonen, der den Geſchmack bildet[, anregen kann,] gerade hin ganz Verzicht zu leiſten genöthigt bin? — Ich müßte verzweifeln, oder vielmehr, ich würde längſt meinen Poſten aufgegeben haben, wenn nicht ein ſehr liebes liebes Weib mir alle Bitterkeiten, die man mir hier bis auf die Neige auskoſten läßt, verſüßte, und meinen Geiſt ſtärkte, daß er die Centnerlaſt der Gegenwart tragen, und noch Kräfte für die Zukunft behalten kann.

Von Berlin aus tröſtet man mich ſehr — ich ſoll in eine neue deutſche Provinz verſezt werden, welches denn nur mein Wunſch iſt, an deſſen Erfüllung ich aber ſehr zweifle. —

Durch Schleinitz, der ein Freund von [dem Cabinetsrath] B[eyme] iſt, könnteſt auch Du zu meiner Erlöſung beitragen, indeſſen iſt es hiezu noch nicht Zeit, und wir können darüber ſprechen! — Schreibe mir indeſſen, ob Du auf die Güte jenes Canals bauſt? —

Alle Stürme haben zu toben aufgehört, und Du wirſt in mir ganz den alten Königsberger, Berliner, Leipziger, Dresdner, Deſſauer pp (ohe — nicht Danziger) wiederfinden! Ich bin ſchwazhaft geworden, merk' ich! —

Auch geb' ich mich wieder mit litterariſchen Arbeiten ab. — Willſt Du, wenn Du keine oeconomica treibſt, d. h. im Winter, wieder recenſiren? —

Ich bin ein Thor geweſen, daß ich Dir nicht längſtens ſchrieb, mir iſt ſo wohl geworden indem ich mit Dir ſpreche, daß meine Frau, die mir gegenüber ſizt und ein Kindermüzchen ſtrickt, ſchon ein paar mahl gefragt hat, warum ich denn in eins fort lächle?

— Liebſt Du mich noch, ſo vergilt nicht gleiches mit gleichem — ſchreibe mir, ich beſchwöre Dich bey dem Andenken unſerer herrlichen Jugendzeit in K[önigsberg,] ſehr bald.

Unſer Briefwechſel ſoll nicht wieder ſo ſchändlich von mir unterbrochen werden — ein merkwürdigſtes Jahr kan man doch nur einmahl erleben — der Superlativ ſchließt ja jeden Nebenmann aus! —

Grüße Deine Frau ſehr herzlich von mir, und ſag ihr, daß ich Dir den Mahler Molinari empfohlen habe — es kann ja derſelbe ſeyn, der Dich gemahlt hat. — Adio — Ich bitte Dich ſchreib mir bald

Ewig ewig

Dein

Hſſ

Plock

den 25 Jan (an mein[em] 27 Geb[urts]T[age]) 1803

42.

(Nach Hippels Abſchrift.)

[Frühling 1803 1).]

Mein theuerster Freund!

* Als ich [auf dem Siegel] den Loewen und die Jungfrau mit der Hippe sah', war es mir als hätte ich zwey Jahre zurückgelebt und könte so unbefangnen Herzens seyn als damahls. Warum hast Du mich durch Dein unerklärliches Stillschweigen auf einen Brief, der Dir ein zerrißnes Herz, die unaussprechliche Sehnsucht in das Asyl der Freundschaft zu fliehen in jeder Zeile zeigen mußte, wenigstens Augenblicke glauben lassen daß ich auch Dich verloren hätte? — Ich kann es Dir jetzt gestehen, daß ich argwöhnisch wie ich bin nun jeden kleinen Zug Deines Betragens bey unsrer lezten Zusammenkunft auffaßte, daß mir das Souper bey Gott weiß welchem Landstande, den Du in Danzig antrafst und mich sofort verließest, einfiel — kurz daß mein Glaube oder vielmehr mein Zweifel mit jedem Tage zunahm und mein lezter Brief der lezte entscheidende Schritt seyn sollte — Es kostete mir Mühe die Spannung in welcher ich ihn schrieb Dir zu verbergen! — Dem Himmel sey Dank — Du bist noch der Theodor, der wie mein Genius mich beständig umschwebte, an den ich schon als Knabe alle meine Wünsche — Hoffnungen — Gedanken richtete, so bald ich sie aufs Papier warf! — Denkst Du noch an die Elegien Eugenio's an Theodor? — an die VerzweiflungsOden, als der kleine Haubenstock in den ich verliebt zu sein glaubte drey Meilen aufs Land gefahren war? — Wahrhaftig, diese lyrischen DonQuixotterien sind oft in mancher tollen Sache die mich während der lezten zwey Jahre eben so excentrisch stimmte mein Trost gewesen; ich dachte dann, ob ich nicht als Greis oder schon als Mann von 40—50 Jahren über diese Tumulte eben so

lachen werde, als ich jezt über jene Knabenstreiche lache.

Du hast in Deinem Briefe einen Punkt berührt, den ich, wenn ich meine Biographie zur Belehrung, wie man **nicht** handeln soll, wenn man eine gesunde Stirn und Nase für das Grab conserviren will, schriebe, sehr umständlich abhandeln würde. Ja ja — in meiner ersten Erziehung, zwischen den vier Mauern mir selbst überlassen, liegt der Keim mancher von mir hinterher begangenen Thorheit. — Deine gütige Freundschaft nennt die Frucht jener bizarren Einsamkeit Originalität — es ist aber wie ich wohl weiß und empfunden habe nichts als Starköpfigkeit — Ungeschick! — Das Uebersehen der Verhältnisse, die jedem, der als Knabe nachgeben und sich schicken in die Umstände gelernt hat, ins Auge fallen, hat mir einen guten Theil der Ruhe für lange Zeit gekostet. Ich mag die teuflische Geschicklichkeit womit man mich zum Werkzeug einer ausgedachten Rache machte gar nicht berühren, indessen so viel laß Dir gesagt seyn, daß der wirkliche Hergang der Sache eine Ansicht giebt die gewiß niemand erwartet. — So viel von der famösen Gillrayade! —

Nachdem ich beynahe zwey Jahre hindurch von allen Menschen recht schief beurtheilt worden bin und ich es unter meiner Würde gehalten habe, die nachplappernde Menge überschreyen und eines bessern belehren zu wollen, ist mir das Urtheil der Welt ziemlich gleichgültig geworden, nur wenigen mag ich so wie ich bin erscheinen, und daß Du unter diesen wenigen oben anstehst versteht sich wohl von selbst — Ich habe schon oben meine Biographie schreiben wollen — hier schreibe ich sie noch einmahl zu Nutz und Frommen derjenigen, die da zu lieben — geliebt zu werden glauben und in den Stand der heiligen Ehe treten wollen. Schriebe ich diese

SelbstBiographie mit der Gewissenhaftigkeit Rousseaus der mit seinen Bekenntnissen unter dem Arm vor den Richterstuhl des Ewigen treten wollte, so würde Minna D[oerffer] mir die Hand — nicht zur Versöhnung nein — weil ich schuldlos war — als alles mich verwünschte und den treulosen schalt — freundlich bieten. — Ich habe mit Kraft ein Verhältniß vernichtet, welches sie und mich unglücklich gemacht haben würde. — So viel von dieser Geschichte — willst Du das Detail davon um völlig überzeugt zu werden, wie wenig ich Vorwürfe verdiene, so will ich mich hinsetzen, und eine pragmatische Erzählung liefern —

Jezt zu Dingen, die mir am nächsten liegen. — Herzlich danke ich Dir, daß Du Dich für mich interessiren willst — ich bin indessen sehr voreilig gewesen, welches ich jezt sehr bereue. Ohne, wie ich es Anfangs Willens war, Deinen Brief abzuwarten, habe ich an Schleinitz geschrieben — während des Schreibens wurde mir als spräche ich persönlich mit ihm — seine Gutheit ergriff mich und ich beging die Thorheit oder vielmehr die Unschicklichkeit ihm einen Brief an B[eyme] beyzulegen — die Sache ist geschehn, wahrscheinlich erhält S[chleinitz] die Briefe nachgeschickt, und nun bitte ich Dich, wenn Du mein Freund, wenn Du für mein LebensGlück thätig seyn willst, die Sache so viel möglich ins Geleise zu bringen. Habe die Güte mit S[chleinitz] so bald als es nur in der Welt möglich ist zu sprechen — vielleicht läßt er sich bewegen, wenigstens B[eyme] schriftlich mit ein paar Worten zu sagen, daß ich es nicht verdiene, meinen widrigen Verhältnissen in Plock geopfert zu werden. Ist dieses der Fall, so könte der Brief an B[eyme], den ich mit gesandt habe, abgehen, ist es nicht der Fall, so bleibt natürlich der Brief zurück und kann, wenn S[chleinitz] oder jemand in der Familie Locken trägt, zu Papillotten verbraucht werden — es ist feines weißes Papier und die Versicherungen von Diensteifer pp müssen das Haar hoechlich kraus machen! — Die Hauptsache ist aber, daß ich bald wissen muß was geschieht oder geschehn ist. Noch sind Stellen in den neuen Provinzen vacant und ich bin entschlossen, alles zu thun um mich nur aus dem Exil, welches mein Selbst zerstöhrt, fortzuschaffen — Geht jener Brief an B[eyme] nicht ab, so schreibe ich noch ein mahl gerade zu an B[eyme] — Du siehst, mein theurer lieber Freund, daß wenn ich mit meinem VersetzungsGesuch nicht total zu spät kommen will, die Sache eilig betrieben werden muß, daher beschwöre ich Dich, mein thätiger Freund zu seyn.

Kann es zu etwas dienen, so sage ich Dir noch, daß ich hier der fleißigste Arbeiter bin und daß der als ein eigner harter Mann bekante Präsident [v.] B[eyer] mit mir sehr zufrieden ist, welches mir denn auch die Gnade des H[errn] Großk[anzlers v. Goldbeck] Excell[enz]!!! erworben hat welche aber in meiner kritischen Lage nichts hilft. — Von nun an wird unser Briefwechsel nicht mehr unterbrochen — Noch zwey wichtige Worte:

> Wie steht es mit unsrer großen Reise nach dem 30^{t} Jahr? —

Meine Frau eine gebohrne Rohrer oder vielmehr Trzinska — Pohlin von Geburt, Tochter des ehemaligen Stadtpraesidenten Rohrer Trzinski in Posen, 22 Jahr alt mittler Statur — wohl gewachsen, dunkelbraunes Haar, dunkelblaue Augen pp empfiehlt sich Dir sehr und giebt Dir einen herzlichen Kuß! — ich küsse Deiner Gemahlin die Hand, und werde Deine Kinder im Mahlen und in der Musik unterrichten, wenn wir künftig in Berlin zusammen leben. —

Darf ich Dich denn noch, da die Umstände — meine widrigen Verhältnisse zu Deinem Herzen sprechen müssen, um schleunige Antwort bitten?

Ist S[chleinitz] allen Protectionen oder **mir** abhold? Lebe wohl —

Ewig Dein

H.

Anm. Hippels: Ohne Datum aus dem Jahre 1803 im Frühling.

43.

(Nach Hippels Abſchrift.)

Plock den 3 [rect. 5.?] October 1803.

Mein einziger theuerſter Freund!

Du biſt ſeit langer finſtrer Zeit der erſte, der aufgehen läßt die Sonne der Hoffnung über den Ungerechten! — Es iſt über alle meine Erwartung, daß Schleinitz ſich ſo warm für mich interreſſirt hat, und mir ein neuer bündiger Beweis, daß er der vortreffliche Mann iſt für den ich ihn immer hielt. Wäre er dieſes nicht, ſo würde er, ohne weiter das was er ſonſt gutes von mir wußte zu berückſichtigen, mit dem Strome mitgeſchwommen ſeyn und den nicht gehörten verdammt haben. Daß ich freylich meiner eignen ſcharmanten Perſon allein nicht jene Protektion zuſchreibe ſondern daß Du dabey ſehr ins Spiel komſt, verſteht ſich wohl von ſelbſt. S[chleinitzens] Einfluß zeigt ſich ſchon, denn [der vortragende und Kammergerichts-Rath v.] S[chmettau] hat dem Couſin D[oerſſer] bey Gelegenheit eines Geſprächs über mein Exil cum annexis **viel** Hoffnung zu meiner baldigen Verſetzung gemacht. — Der Onkel in Berlin wird mich nicht mehr ſehr empfehlen, er iſt, wie Mercutio beym Shakſpear ſagt, ein ſtiller Mann geworden; in der Nacht vom 24 auf den 25^{t} Septb ſtarb er an einer LungenEntzündung! —

Werd' ich wie ich es wünſche und hoffe jetzt bald verſetzt, ſo wollt' ich Dich gern noch vorher beſuchen und erwarte von Dir Beſtimmung der Zeit und des Wie's der Ueberkunft. — Haſt Du etwa ein paar Ackerpferde übrig, die Du nach Thorn oder ſonſt wohin ſchicken kannſt, ſo wär's mir lieb. Schwer bin ich nicht wie Du weißt, und wenn ich auch noch drey Schlafmützen, ein paar Pantoffeln und einen Schlafrock mitnehme, ſo würden doch die älteſten ſchwächſten Glieder Deines Geſtutes, die freylich nicht mit dem Fähndrich Piſtol zu reden

„Schindmähren Aſiens, die nur
„des Tags dreyhundert Meilen laufen"

mit mir wie der Blitz davon rennen — Du ſiehſt, daß ich darauf erpicht bin Dir einen Beſuch abzuſtatten, und zwar ſoll dieſe Zuſammenkunft ein FriedensCongreß ſeyn — AllianzTraktate fur künftige Operationen ſollen geſchloſſen werden, denn ich ſchwöre Dir's, daß ich von unſern alten Plänen nicht ablaſſe. Im HinterGrunde ſteht, wie auf Rederns Landgute im Schleſiſchen Gebürge die Schneekoppe, ich mag hin ſehen wo ich will —

Die große Reiſe!!

Ich bitte Dich herzlich und innig, Dein Augenmerk darauf zu richten, daran zu denken, was wir noch ſehen, erfahren, lernen, was wir noch einſammeln können für die ganze Lebenszeit! — Wir werden ja zu gleicher Zeit 30 Jahr alt, und das iſt ja Dein terminus, es ſoll auch der meinige ſeyn!

Du ſchreibſt daß Du unter niedern Geſtraüchen wandelſt und Dich zu ihnen herabbeugen mußt — ich wandle hier in einem Sumpf unter niederm Dorngeſtraüch welches mir die Füße wund rizt — in ehrbarer Geſellſchaft kann ich nicht ſo erſcheinen ohne mich vorher entſezlich zu waſchen von wegen des Sumpfes der mir ſogar die Hoſen naß gemacht hat — Es iſt abſcheulich! — Welch eine Anſtrengung es koſtet in dieſem Sumpfe nicht totaliter zu verſinken, kannſt Du Dir denken!

Werde ich nur nicht zu ſehr vom Präſidenten qua PackEſel behandelt, dem man aufbürdet daß er unter der Laſt verſeufzt — ſo gehts in meinen vier Wänden ganz gut her. Die Akten werden in die Nebenkammer geworfen, und dann zeichne, komponire und dichte ich wie's komt, freylich alles nur ſchlecht, aber deſto mehr Vergnügen macht mir's, denn es iſt ein pſychologiſches Phänomen, daß die ſchlechten Künſtler und Dichter ſich am allermehrſten über ihre Mißgeburten freuen — den großen Dichtern machen die Amorinos welche ſie zur Welt befördern, lange nicht ſo viel Freude! — Ich ſehne mich ſo herzlich nach Dir, daß ich manchmahl ungeduldig werde über den Schneckengang der Angelegenheit in Berlin. — Was haben wir uns alles zu ſagen! — Ich wollte Dir erſt viel ſchreiben, aber es geht heute nicht — ich muß dieſen Augenblick in die Pupillen-Seſſion laufen und habe noch nicht einmahl alles dekretirt —

Dieſer Brief iſt eine flüchtige Skizze meines fröhligen GemüthsZuſtandes — es folgt noch baldigſt eine zierliche Epiſtel, — bin ich wirklich verſezt, ein Juchheiſa! wo möglich in Jamben, welche mir ſeit einiger Zeit ſehr gut gelingen — Auch Verſe — gereimte nehmlich — ſonnettenmäßig — auch auf einen Endreim, das iſt wie Schackeſpear ſagt

der wahre ButterfrauenTrab
wenn ſie zu Markte gehen! —

Ich ſtelle Dir anheim dieſen Brief für humoriſtiſch zu halten, weil ich dreymahl den Schackeſpear allegirt habe. — Meine Frau küßt Dich herzlich — meine Kinder ſind geſund und vorzüglich ſtill und artig — ich habe ſie alle in petto — Adio mein einziger lieber Freund

Ewig ewig

Dein

H.

Ehrfurchtsvoll küſſe ich Deiner Frau die Hand. Empfehl mich S[chleinitz] ſehr wenn er noch da iſt.

44.

(Nach Dorows Abdruck von Hippels Abſchrift.)

Plock, den 10 December 1803.

Mein einziger theuerſter Freund.

Jetzt weiß ich's, daß Du mein Freund im ganzen Sinne des Wortes biſt, und dies iſt volle Entſchädigung für alle Erbärmlichkeiten der trivialen Lebensweiſe, welche mich ſchier zu Boden drückt, und der ich mit einem Aufwande von Kräften entgegen arbeiten muß, welcher, geht es noch länger ſo fort, nothwendig den ganzen Vorrath in Kurzem aufzehren muß. — Du kannſt mir jetzt nicht helfen, das iſt ſehr ſchlimm — es gehört zu den Streichen des böſen Genius, der mich verfolgt, ſeit ich aus Berlin bin. Iſt es indeſſen mit Deinem Anerbieten, mir das Verlangte in drei Monaten zu ſchaffen, Ernſt, woran ich nicht einen Augenblick zweifle, ſo ziehſt Du mich doch mit einem Ruck aus aller Verlegenheit, und ſetzeſt mich in die Lage, daß mir nicht noch das Biſchen armſeliger Lebensgenuß, welches ich hier dann und wann mit Mühe erhaſche, durch Sorgen der bitterſten Art verkränkt wird.

Um einer jugendlichen Sottiſe willen, von der mein

Antheil nicht einmahl feſtſteht, muß ich auf alles, was mir lieb und theuer war, Verzicht thun! — Mein Sinn für die Kunſt iſt hier ſo hors de saison, daß ich überall damit anſtoße und mich verwunde. — Die Mahlerey habe ich ganz bey Seite geworfen, weil mich die Leidenſchaft dafür, hinge ich ihr nur im mindeſten nach, wie ein griechiſches Feuer unauslöſchlich von innen heraus verzehren könnte — ich würde vielleicht zur großen Erbauung der Umſtehenden mit einem Mahle wie jene Prinzeſſin im Mährchen, die mit dem Salamander kämpfte, der ihr einen unſichtbaren Feuerbrand ins Herz warf, in ein Aſchenklümpchen zuſammenfallen! — Die Muſik mit ihren gewaltigen Exploſionen iſt mehr ein TheaterDonnerwetter — ein feuerſpeiender Berg von Gabrieli (jene Kunſt ein Veſuv in natura) — man kann ſich mit ihr ohne Gefahr vertrauter machen, darum habe ich ſie zu meiner Gefährtin und Tröſterin erkieſet auf dieſem dornigen, ſteinigen Pfad! — Im Ernſt, lieber Freund, — in dieſer Abgeſchiedenheit ſteige ich herab oder lieber hinauf in die unbeſuchteſten Regionen, wo die Muſe ihren geweihten Jüngern das Buch der Geheimniſſe aufſchlägt. In Proſa ſo viel: ich ſtudire mit Eifer die Theorie der Muſik, und dieſes Studium, ſo wie der Umgang mit meiner Frau, die ſich, Dank ſey es dem Schickſal! meinem Anachoreten-Leben ganz anſchmiegt, iſt das Einzige, was mir zuweilen Augenblicke des Lichts gewährt. — Einen Freund, mit dem ich mich über alles, was mich quälte, hinweghob, hatte ich nur ſo lange ich mit Dir lebte!

Du biſt auch nicht ganz glücklich und hier iſt unſer Schickſal ſich wieder gleich; wir ſtehen beide nicht auf der rechten Stelle. — Wie, wenn ein Genius erſchiene und löste die Ketten, welche uns an unſer erbärmliches Alltagsleben feſſeln (am Ende ſind dieſe Ketten vielleicht nur das Spiel unſerer Einbildung?) — was thäten wir? —

Ich ergriffe den Wanderſtab, ginge nach Italien, bildete mich zum tüchtigen Componiſten aus, und es wäre ſchlimm, wenn ich, hätte ich mich zu dem gewandt, wozu ich organiſirt wurde, nicht ein beſſeres Schickſal — ein beſſeres Fortkommen mit meiner Kunſt erarbeiten ſollte als jetzt! — Doch das ſind pia desideria! — Ich kehre zur Wirklichkeit zurück! — Meine Correſpondenz nach Berlin ſtockt, — ich bin ohne alle Nachrichten. — Weder Beyme noch Schleinitz haben geantwortet, auch [der vortragende und Obertribunals-Rath] Focke ſchweigt auf zwei lamentable Sendſchreiben; alle[4] dieſes ſind ſehr traurige Aſpecten! — Hat Dir wenigſtens nicht Schleinitz geſchrieben, in wie fern ſich Beyme meinen Wünſchen geneigt gezeigt hat, oder nicht. — Die wegwerfende Art, womit man mich — laufen läßt, kränkt mich unbeſchreiblich, und legt noch ein bedeutendes Gewicht zu den Uebeln, die mich hier zu Boden drücken. — Durch Dich kann ich wenigſtens erfahren, ob mein Verſetzungsplan total geſcheitert oder ob noch einige Hoffnung da iſt. Laſſ' Dir meine üble Lage zu Herzen gehen, und thue für mich, was Du kannſt. —

Ich hätte eher geſchrieben, wenn ich nicht vorher, ſo viel wie möglich für den Moment, meine Angelegenheiten in Ordnung hätte bringen müſſen; jetzt iſt das vorbei, und ich bin gerade ſo weit, daß ich mich auf die ſchwache Stütze, die bis Oſtern halten ſoll, verlaſſen muß. — Vergelte daher nicht Gleiches mit Gleichem und ſchreibe mir bald, damit ich endlich ruhig ſeyn kann. Meine Frau empfiehlt ſich Dir und Deiner Frau, ſo wie ich mich auf das Angelegentlichſte. —

Lebe wohl, einziger Freund

ewig ewig

Dein

Hoffmann

44 a.

Aus Hoffmanns Tagebuch

Plock 1. 10. 1803—10. 3. 1804

(nach dem Original):

[J. Z. Königsberg] D. 9. [Februar 1804:]

— Einen ſehnlich von Hippel erwarteten Brief erhielt ich Nachmittags u. antwortete auf der Stelle daß ich den 15ten d. M. abreiſen würde — Alles geht glücklich! —

Den 15

Abreiſe von K[onigsberg] Morgens 9½ Uhr

D. 16

Morgens halb 4 Uhr in Preu[ßi]ſch Mark — fand Pferde vor von H[ippel] — um 1 Uhr Mittags angekommen

D. 17, 18, 19, 20 in Leiſtenau

D. 21

Abends um 11 Uhr in P[lock]

45.

(Nach Hippels Abſchrift.)

[28. Februar 1804.]

Mein lieber theuerſter Freund!

Der KreisſteuerEinnehmer in Strasburg war über alle Begriffe Freundlich — kaum hatte ich ein Glas Franzwein eingeſchlürft, als zwey tüchtige Pferde vor meinem Wagen angelegt waren. Der blauſchenklichte Sohn des Thals den der beſagte Einnehmer zu meinem Achates gewählt hatte, brachte mich ſeiner Ordre gemäß ohne zu ruhen und zu raſten um halb ſechs Uhr glücklich vor das Poſthaus in Sierps, und meine Frau wollte eben den rechten Fuß dem linken, der ſchon im Bette ſtand, nachziehen, als ich um 10½ Uhr in die Stube trat. Die meinigen (ſo ſchreib ich ſtolz, ſeitdem ich in meinem Hauſe mehrere Köpfe zähle) fand ich geſund und wohl; meine Frau war dem Portrait ähnlicher als je — — — — — —

Plock iſt dazu beſtimt mich in einer mißvergnügten Stimmung zu erhalten — Zwey Worte ſind hinlänglich Dir alles zu erklären! —

Mein VerſetzungsReſkript iſt noch nicht da, und ich muß arbeiten — arbeiten in der exaltirten Stimmung, worin mich Deine Geſpräche, die Reiſe nach Italien und Deine HandSkizzen von Perugino und Raphael geſezt haben — Ob Dir's auch ſo geht weiß ich nicht, — aber auf mich hat unſer Beyſammenſeyn diesmahl mit beſondrer energiſcher Kraft gewirkt; ich fühle mich emporgehoben uber die Kleinigkeiten die mich hier umgeben — eine bunte Welt voll magiſcher Erſcheinungen flimmert und flackert um mich her — es iſt als müſſe ſich bald was großes ereignen — irgend ein KunſtProdukt müſſe aus dem Chaos hervorgehen! — ob das nun ein Buch — eine Oper — ein Gemählde ſeyn wird — quod diis placebit — meinſt Du nicht, ich müſſe noch einmal den GroßKanzler fragen, ob ich zum Mahler oder zum Muſikus organiſirt bin? —

Aber — um dem Dinge näher zu kommen — geſtern habe ich eine komiſche Oper gemacht und heute Morgen — es war noch finſter — ungefähr 5 Uhr — die Muſik dazu — Aufgeſchrieben iſt noch nichts, das wird auch wohl noch etwas länger dauern. —

Unter andern! — Als ich die PreisAufgabe aufs beſte Luſtſpiel im Freymüthigen las (acht Wochen vor Michael ganz zufällig), fiel es mir ein aus dieſer PreisAufgabe ſelbſt den Stoff zu einem Luſtſpiel herzunehmen; ich ſchmierte in aller Eil ein Luſtſpiel zuſammen, nannte es den Preis und ſchickte es den Herrn ein. Daß es den Preis nicht gewinnen würde wußte ich wohl, daß mir die Herrn aber entſchiedene Anlage zum LuſtſpielDichter und eine vim comicam zugeſtehen würden glaubte ich nicht. In dem Freymüthigen (oder Ernſt und Scherz) wirſt Du die Rezenſion leſen. Da der Preis mein erſtes, in aller Eil zuſammengeſchriebenes Luſtſpiel iſt, werd ich wohl noch nach Gelegenheit ein ziemlich drolliges Ding von komiſcher Oper zuſammenſchmeißen können. — Du mußt alles zuvor rezenſiren, die Muſik erzipire ich da Du noch nicht vollkommen gut den Contrapunkt verſtehſt und auf Kirnbergers Kunſt des reinen Satzes wenig hältſt. — Nun ein Plänchen! — Der Rieſe Gargantua muß ausgearbeitet werden; ſo bald das VerſetzungsReſkript hier iſt, ſpendire ich 2 rth. an eine Flaſche Burgunder und fange an. — Wie wär's aber, wenn wir noch auf einige witzige Aufſätze dächten, und ein Taſchenbuch für 1805 edirten? — es iſt nur des Abſatzes und der Kupfer wegen.

Ad vocem Kupfer — dieſe müſſen durchaus ſatyriſchen Inhaltes ſeyn — denke darauf! — Ein Paar Blätter Köpfe allenfalls ſo wie Voltaire — Schreibe mir was Du von der Idee hältſt — ich würde hoffen (ich zeichne alles ſelbſt) ein gutes Honorar zu erhaſchen und die gelehrte Welt 'mahl zu einem Lachkrampf zu reitzen.

Das TaſchenbuchFormat allein begeiſtert mich ſchon, wenn ich daran denke, mit allerley ſkurilen Ideen! — Die Wahl des Buchhändlers überlaſſe ich Dir, da Du ein Mann biſt der ſchon manches geſchrieben hat, was gedruckt worden iſt —

Den Seume hab ich hier vorgefunden und ganz geleſen — er möge die Idee der italiäniſchen Reiſe in Dir wach und rege erhalten — er iſt wahrlich dazu geeignet.

Lebe wohl mein lieber theurer Einziger Freund, und antworte mir bald — Meine Frau grüßt Dich und die Deinige herzlich — ich küſſe Deiner Frau die Hand — Adio

Ewig

Plock Dein

den 28 Febr 1804 H

Warſchau 1804—1806

Fretagaſſe

46.

(Nach Hippels Abſchrift.)

[Warſchau, 14. Mai 1804.]

Mein Theuerſter einziger Freund!

Ich bin in Warſchau angekommen, bin heraufgeſtiegen in den dritten Stock eines Pallazzo's in der FretaGaſſe No 278, habe den freundlichen Gouverneur [Generallieutenant v. Köhler], den Präſidenten [v. Meyer], der die Naſe $^1/_8$ Zoll über den Horizont emporhebt und drey Orden trägt, und ein ganzes Rudel Collegen geſehen und ſchwitze jezt über Vorträgen und Relationen! — Sic eunt fata hominum! — Schriftſtellern und komponiren wollte ich, mich begeiſtern im Hain von Lazeki und in den breiten Alleen des Sächſiſchen Gartens, und nun? — Erſchlagen von acht und zwanzig voluminibus ConkursAkten wie von Felſen, die Zeus Donner herabſchleuderten, liegt der Rieſe Gargantua, und der Renegat* ächzt unter der Laſt dreyer Todtſchläger, die zur Feſtung bereit noch den lezten fürchterlichſten Todtſchlag begehen. Lebhaft iſt es in Warſchau erſtaunlich, vorzüglich in der FretaGaſſe, da hier der Mehl, Grütz, Brodt und GrünzeugHandel ganz ausnehmend blüht. Geſtern am HimmelfarthsTage wollte ich mir etwas zu Gute thun, warf die Akten weg und ſezte mich ans Clavier um eine Sonate zu componiren, wurde aber bald in die Lage von Hogarths Musicien enragé verſezt! — Dicht unter meinem Fenſter entſtanden zwiſchen drey Mehlweibern, zwey Karrenſchiebern und einem SchifferKnechte einige Differenzien, alle Partheyen plaidirten mit vieler Heftigkeit an das Tribunal des Höckers, der im Gewölbe unten ſeine Waaren feil bietet — Während der Zeit wurden die Glocken der PfarrKirche — der Bennonen — der DominikanerKirche (alles in meiner Nähe) gezogen — auf dem Kirchhofe der Dominikaner (gerade über mir) prügelten die Hoffnungsvollen Katechumenen zwey alte Pauken, wozu vom mächtigen Inſtinkt getrieben die Hunde der ganzen Nachbarſchaft bellten und heulten — in dem Augenblick kam auch der Kunſtreiter Wambach mit JaniſcharenMuſik ganz luſtig daher gezogen — ihm entgegen aus der neuen Straße eine Heerde Schweine — Große Friction in der Mitte der Straße — ſieben Schweine werden übergeritten! Großes Gequike. — O! — O! — ein Tutti zur Qual der Verdammten erſonnen! — Hier warf ich Feder — Papier bey Seite, zog Stiefeln an und lief aus dem tollen Gewirre heraus durch die Krakauer Vorſtadt — durch die neue Welt — Bergab! — Ein heiliger Hain umfing mich mit ſeinen Schatten! — ich war in Lazeki! — Ja wohl ein jungfräulicher Schwan ſchwimt der freundliche Pallaſt auf dem ſpiegelhellen See! — Zephire wehen wollüſtig durch die Blüthenbäume — wie lieblich wandelts ſich in den belaubten Gängen! — Das iſt der Aufenthalt eines liebenswürdigen Epikuräers! — — Was?

---

* Der Renegat — eine komiſche Oper, die der geiſtvolle Verfaſſer des Rieſen Gargantua mit unerſchöpflicher Laune dichtet und die, wird ſie wills Gott im Jahre 1888 vollendet, alles übertreffen wird, was der Stümper Goethe jemahls in dieſer Art ſchrieb! —

— Das iſt ja der Commendatore aus Don Juan, der da ſo in dem dunkeln Laube mit weißer Naſe einher galloppirt? — Ach! Johann Sobieski! Pink fecit? — Male fecit! — Was für Verhältniſſe! — er reitet Sklaven zu Boden, die ſich krümmend die welken Arme gegen das ſich baümende Roß erheben — ein widriger Anblick! — Was? — iſts möglich! — der große Sobieski — als Römer mit Wonzen [Schnurrbart] hat einen polniſchen Säbel umgeſchnalt und dieſer iſt — von Holz! — lächerlich! — Nun bin ich verlohren — Da komt der R[egierungs]R[ath] Marggraff — er packt mich mit Gewalt in eine Droſchke — der Wagen hält vor einem unförmlichen Gebaüde — hinten ein Dach mit wenigſtens 12 DampfSaülen, alias Schornſteine, vorne ein ganz kleines winziges Frontiſpizchen, von beyden Seiten noch winzigere Vorſprünge! — es iſt das Schauſpielhaus! —

Was wird gegeben? — Der Waſſerträger — Muſik von Cherubini — Schön! — Das Orcheſter ſpielt die feurige raſche Simphonie mit italiäniſcher Gemächlichkeit! — Graf Armand erſcheint mit falſcher Naſe und Wonzen, ſeine händeringende Gemahlin ſchlägt und ſingt durchweg einen AchtelTon zu hoch — NationalGarde in ruſſiſcher Uniform — die Pariſer Spaziergänger machen am Thore Padam donnoks [halbe Fußfälle] und faſſen die Wache, die ihre Päſſe viſitirt, ans Knie — Der Waſſerträger kommt an — ſein Faß enthält ungefähr drittehalb Eimer, und doch ſpringt, ſo wie die Wache den Rücken wendet, Graf Armand heraus und entflieht durch's Thor — Wunder über Wunder! — Jezt ſingen ſie — Sie ſtehn zu hoch, ſagt im Orcheſter ein Muſiker zum andern, Um Vergebung, antwortet dieſer ganz freundlich, wie ſoll ich's auf gleicher Erde anfangen um niedriger zu ſtehn! —

Wie es mir in Warſchau geht, frägſt Du, mein theurer Freund? — Eine bunte Welt! — zu geraüſchvoll — zu toll — zu wild — alles durcheinander — Wo nehme ich Muße her um zu ſchreiben — zu zeichnen — zu komponieren! — Der König ſollte mir Tauſch einräumen, da muß es ſich ganz gut leben laſſen! — Oder ich komme nach L[eiſtenau,] komponire in der Eil einige Opern und retournire zu den Akten.

Vergilt nicht gleiches mit gleichem und antworte mir bald — Denke an die Reiſe nach Italien und bleibe mein Freund, ſo wie ich ewig ewig der Deinige mit ganzer Seele ſeyn werde. Meine Frau grüßt Dich und die Deinige, der ich mich auf das angelegentlichſte zu empfehlen bitte.

Adie!

Warſchau d. 14 May 1804 H

47.

(Nach Hippels Abſchrift.)

[26. September 1805.]

Mein Einziger theuerſter Freund!

Wär' ich nicht überzeugt, daß Deine Freundſchaft für mich ſo wie die meinige für Dich unwandelbar iſt und nicht verwechſelt werden mag mit einer *angenehmen Bekanntſchaft*, die man irgendwo macht und durch Hin- und Herſchreiben wie ein dürftiges Feuer durch Zuſchüren unterhalten muß, ſo würde der Entſchluß endlich einmal wieder zu Dir brieflich zu ſprechen mir Mühe gekoſtet haben. Meine unbeſchreibliche Brieffaulheit kennſt Du, aber eben ſo ſehr auch meine Art und Weiſe mich in der Abweſenheit mit Dir zu unterhalten, indem der größte Theil meiner Beſchäftigungen durch die Beziehung auf Dich und unſere Pläne ſich mir unaufhörlich im Geiſte darſtellt! — Während des Jahrs, daß ich Dir nicht ſchrieb, habe ich ein angenehmes künſtleriſches Leben geführt, ich habe komponiert, gemahlt und nebenher ziemlich gut italiäniſch gelernt, das Romaniſche verſtehe ich vollkommen gut und ſpreche es ziemlich, dieſer Winter iſt dazu beſtimmt es im Sprechen zur Fertigkeit zu bringen und auch die verſchiedenen Dialekte (Venetianiſch, Neapolit[ani]ſch] u. ſ. w.) zu erlernen, allein die Ruſſen werden es wohl nicht erlauben, daß ich hier bleibe. — Daher habe ich durch vieles Zeichnen nach der Natur aus dem Stegreif eine recht fertige Fauſt bekommen, und ſo denke ich der [?] würdiger Gefährte zu ſeyn. — Die temporelle Anweſenheit des Geh. Rath Uhden, vormahls Reſident in Rom wie Du weißt, und des Griechen Bartholdy, mit denen ich viel lebte, hat mich in Feuer und Flammen geſezt und meine Sehnſucht nach dem Lande, „wo die Citronen glühn!" ſtieg bis zu einem Grade, daß es wirklich der bleyernen Gewichte meines Geſchäftslebens bedurfte, um mich davon abzuhalten den Stab zu ergreifen und zu wandern —

Hier haſt Du den Curſus meines ſchaffenden Künſtler-Lebens! — Im Dezember v. J. komponierte ich eine äußerſt geniale Oper von Clemens Brentano, Die luſtigen Muſikanten, welche im April d. J. auf das hieſige teutſche Theater gebracht wurde; der Text mißfiel — es war Kaviar für das Volk wie Hamlet ſagt, von der Muſik urtheilten ſie günſtiger, ſie nannten ſie feurig und durchdacht, nur zu frölich [ſic] und zu wild — in der eleganten Zeitung wurde ich dieſer Compoſit[ion] wegen ein kunſtverſtändiger Mann genennt!! Vorzüglich nahm man daran einen Ärger, daß ſich die komiſchen Masken der Italiäner darinn herumtrieben, Truffaldin, Tartaglia und Pantalone. Aber! — Heiliger Gozzi, was für Mißgeburten wurden hier auch aus den anziehenden Geſtalten des genialen Maskenweſens! — Der Frühling gab mir eine Herz und Geiſtſtärkende Muße, ich arbeitete nichts, ſondern lag träumend unter den hohen Buchen von Lazynki und Wilanow, oder zeichnete höchſtens Studien nach der Natur — Im Sommer brach eine Fluth von Geſchäften und häuslichen Sorgen ein, meine Frau gebahr mir im Julius eine Tochter, ich ließ ſie Cezilia taufen und legte die lezte Hand an eine Meſſe, welche ich bis jezt für mein beſtes Werk halte und welche, wenn der Krieg uns nicht vertreibt, am Cezilien Tage bei den Bernhardinern aufgeführt werden ſoll. — Eben jezt habe ich eine kleine Oper aus dem franzöſiſchen in der Arbeit, in der ſich der freye Geiſt der Franzoſen, ihr komiſcher graziöſer Genius ganz ausſpricht, ſie heißt: Die ungeladenen Gäſte oder der Canonikus von Mailand. Ich gedenke ſie auf das Berliner Theater zu bringen, da ich anfange jezt etwas bekannter zu werden —

Hier haſt Du, mein einziger Freund, meine Lebensweiſe und Du wirſt finden, daß die Kunſt noch immer wie eine ſchützende ſchirmende Heilige mich durchs Leben geleitet; ihr habe ich mich ganz ergeben und ſie zürnt nicht, wenn unabänderliche Verhältniſſe oft nur wenige ſeelige Momente übrig laſſen, wo ich meinen Geiſt zu ihr wenden kann. — Oft, nur zu oft, iſt es Künſtlers Erdenwallen welches mich niederdrückt, aber nicht erdrückt, neue Umgebungen wie im Plock konnten auf mein beſſres Ich wirken und ihm Zerſtörung drohen, hier iſt Das anders. Mitten unter wüſtem unkünſtleriſchen Pöbel findet der Geiſt doch Nahrung — Erwiedere nur bald meine Herzensergießung mit einer ähnlichen, ſchreibe mir inſonderheit, ob und wenn unſere Reiſe vor ſich geht; bricht auch hier der Krieg aus, ſo wird es doch in Italien ruhig ſeyn — Der Bankier C. erzählte mir, Du ſeyſt — — geworden; iſt dieſes richtig und ſchadet es in casu quod sic Deiner Freyheit nicht? — Du weißt, daß wir jezt Reviſion haben; mich kümmert das wenig, da ich keine Reſte habe und gehabt habe; ich muß ja wohl friſch von der Hand wegarbeiten, um nur die Akten mit Partituren verwechſeln zu können. Der Reviſor hat ein gar grimmiges

Geſicht, ſcheint aber ſchon ein guter Mann zu ſeyn, warum kriecht ihm die Peinlichkeit und Langeweile in der Geſtalt des — — nach? — Das dritte Glied der Reviſions-Dreyzahl iſt ja ein Verwandter von Scheffner und bey dieſem im Hauſe geweſen! — S[cheffner] hat an Werner geſchrieben: ich würde Ihnen meinen neveu empfehlen, wenn er nicht ſolch ein Erzproſaiker wäre —

Ad vocem Werner fällt mir ein, daß ich eben eine ganze Periode meines Künſtlerlebens ausließ, wahrſcheinlich weil ich nie ohne Mißbehagen daran denke! — Du wirſt in öffentlichen Blättern geleſen haben, daß Werner an einem Trauerſpiel „Das Kreuz an der Oſtſee“ für die Berliner Bühne arbeitete. In dem erſten Theil kommen Chöre der alten Preußen und vorzüglich eine Szene vor, die der Unterſtützung der Muſik bedurften; dieſe Szene war folgende:

Stelle Dir einen großen Ritterſaal in der Feſte Plozko vor, in dem Hintergrunde die Capelle des heiligen Adalbert, an der Seite eine Treppe die zum Wachtthurm führt. Die alten Preußen ſtürmen die Burg, man hört die Töne ihrer Hörner und ihren Schlachtgeſang ſo wie die Trompeten der belagerten Polen und der Teutſchen Ritter, die unter der Anführung Conrads von Landsberg ihnen zu Hülfe gekommen ſind. In der Capelle liegen der Biſchof Chriſtian und die Prieſter auf den Knien und flehen in eintönigem Choral um Hülfe:

Hochbedrängt ſind wir in Nöthen,
Feind und Hölle will uns tödten,
Wolleſt uns vor Gott vertreten,
Hochgelobter Adalbert!

Der Wächter ruft vom Thurm in abgeſetzten Pauſen die Begebenheiten der Schlacht herunter und bringt ſo das Gemählde derſelben vor Augen.

In dem Vorgrunde des Ritterſaals iſt ein Zitterſpielmann, der die Deutſchen Ritter nach Plozko geleitete, beſchäftigt, Malgona, die Tochter Conrads von der Maſow, welche den gefangenen Sohn Waidewuths, Samo, geheyrathet hat, in einen Pilgersmann einzukleiden und ſie vor den Feinden zu retten, während Agafia, Conrads Gemahlin, die Belagerten aufmuntert u. ſ. w. (Jener Zitterſpielmann iſt der Geiſt des ermordeten Biſchoff Adalbert) — Die Feinde dringen ein, alles ſcheint verlohren! — Da erſcheint der Zitterſpielmann — den Pilger auf dem Rücken tragend — es umſtrahlt ihn ein blendender Glanz, die Heiden ſtürzen erſchrocken von der Mauer — werden verfolgt — die Burg iſt gerettet. Dieſe ganze Szene mußte in Muſik geſezt werden, die Choräle der Prieſter — die Hörner und Trompeten der beyden Heere ſchallen auf dem Theater, während das Orcheſter in abgebrochenen Pauſen die Schlacht mahlt. — Die dumpfe SturmGlocke tönt unabgeſezt fort, bis ſich der ganze Sturm in einen ſanften Choralmäßigen Marſch der heimkehrenden OrdensRitter auflöſet. So hatte ich, da Werner mich anging die Compoſition zu übernehmen, die Szene behandelt und außerdem noch eine ſtarke Ouverture ſo wie die Chöre der Preußen geſezt. Werner iſt unerträglich ängſtlich, lag mir immer auf dem Halſe und quälte mich, daß ich Tag und Nacht arbeiten mußte um zu einem beſtimmten Termin fertig zu werden. Als die Partitur denn nun zum Abſenden fertig lag, ſchrieb Iffland einen langen langen Brief an W[erner,] deſſen kurzer Inhalt war:

Das Stück ſey für jede Aufführung zu Koloſſal.

W[erner] hatte nehmlich ſchon früher den erſten Theil ſeines OſtſeeKreutzes, betittelt: Die BrautNacht, auf Andringen Ifflands, der die Zeit nicht erwarten konnte, nach B[erlin] zur Aufführung geſchickt. Sanders Preißbengel arbeiten ſchon an der Brautnacht, und Du wirſt finden, daß viele geniale Züge darinn enthalten ſind, das ganze aber ein ziemlich rohes, hin und her geſchmackloſes Produkt iſt, welches den ThalsSöhnen nicht gleich kommt. Der erſte Akt iſt unerträglich — vielleicht gewinnt aber auch das Werk wenn man es lieſt — ich habe es nur (ein wenig zu oft) von Werner vorleſen gehört, welcher unſinnig ſchreit und ſich abmartert um nur alle Aſſonanzen, Alliterationen, alle Terzinen, Sonnettformen u. ſ. w. hören zu laſſen, welches eben nicht angenehm iſt. Ueberhaupt wirſt Du finden, daß Werners Kreuz einen wirklich mit allen nur möglichen Formen der neuen Schule kreuzigt! — Tiek bedient ſich auch dieſer Formen, wenn es aber ſo geſchieht wie in der Genoveva und im Octavian ſo iſt das freylich etwas anders. — Haſt Du ſchon Sternbalds Wanderungen von Tiek geleſen? — In casu quod non — lies ſo bald als möglich dies wahre Künſtlerbuch —

Aus allem dieſem wirſt Du ſehen, daß ich mit W[erner] nicht ganz zufrieden bin, und aufrichtig geſagt, W[erner] iſt mir ein trauriger Beweis, wie die herrlichſten Anlagen durch eine alberne Erziehung ertödtet werden können, und wie die regſte Fantaſie kriechen lernen muß, wenn ſie von niedrigen Umgebungen heruntergezogen wird. — — —

Nächſtens, mein lieber Freund, da ich nun einmal in den Zug gekommen bin, mehr von hieſigen intereſſanten Erſcheinungen. Mein liebes herziges Weib grüßt Dich und die Deinige ſehr, erlaube mir Deiner Frau die Hand zu küſſen.

Ewig ewig

Warſchau Dein
d. 26 7br 1805. Hff

48.

(Nach Dorows Abdruck von Hippels Abſchrift.)

Warſchau, den 6 März 1806.

Mein theuerſter einziger Freund.

Der Regierungsrath Siebenhaar hat Dich in Berlin geſehen! Nein, nicht beſchreiben kann ich es Dir, welch' ein banges Gefühl mich bei dieſer Nachricht ergriff; irgend eine dunkle Ahnung lag ihm zum Grunde; als ich im Stande war, ruhiger meinem Ideengange nachzugehn, fand es ſich, daß mich der Gedanke, Du könnteſt mich vergeſſen haben, Du könnteſt jetzt von Berlin aus ohne mich die grand tour machen, ſo gewaltig erſchüttert hatte.

Jetzt glaube ich nicht mehr daran, und adreſſire dieſen Brief nicht einmahl nach Berlin, ſondern nach Leiſtenau, wohin Du meines Bedünkens ſchon zurückgekehrt ſeyn wirſt! —

Je älter ich werde, mein Freund, deſto beſtimmter entwickelt ſich mein Selbſt dazu, wozu es das höhere Walten, wogegen der Menſch vergebens mit ſeinen kleinlichen Ab- und Einſichten einzugreifen wagt, beſtimmt hatte.

Mein Geſchäftsleben iſt die ekelhafte Puppe, welche die ſchönen Fittiche des Kunſtgenius einzuſchließen ſtrebt, bis ſie gewaltſam durchbrechen! — Der Kunſtcyklus, in dem ich mich hier umhertreibe, iſt eine Anmahnung zum Nachſtreben des Beſſern, er übt und ſtärkt, wiewohl er, als Zweck betrachtet, nur ein Spiel mit hohlen Nüſſen um hohle Nüſſe ſeyn kann, und ich hiernach auch den Vorwurf, der dem Wilhelm Meiſter von jenem soi disant Offizier gemacht wird, verdienen möchte! — Du, mein Freund, biſt meine einzige Hoffnung, indem ich des feſten Glaubens lebe, daß die höhere Macht, deren Einwirken in unſerer Zeit ſelbſt blöden Geſichtern blendend erſcheint, ſich des ſchönſten, womit ſie den Sterblichen beglückt, nämlich der Freundſchaft, als Mittel bedienen wird, mich zu erlöſen von dem

Uebel, daß mich mit eiſernen, ſchmerzhaften Banden umſtrickt und feſthält! — Was iſt es anders als unſere Reiſe, welche unſer beſſeres Selbſt einander näher bringen, was, ja, ich ſage es, uns Beide dahin ſtellen wird, wo wir hingehören, und wo wir Beide jetzt nicht ſtehen! — Wäre es möglich, daß Zeit und Umſtände Dich, mein theuerſter Freund, hätten vergeſſen machen können, was wir ſo oft über dieſe Angelegenheit in Geſprächen feſtſtellten, ſo ſey Dir meine jetzige Anmahnung ein feuriges Wort, das Dein entſchlafenes beſſeres Ich entflammt! —

Noch eins, mein theuerſter Freund! laß' uns nicht wie Reiche reiſen; meine Finanzen halten es nicht aus, und Deine werden ſich wohl dabey befinden, und wo iſt mehr Genuß? —

Wäre es möglich, wir allein, höchſtens ein Bedienter! —

Wenn reiſen wir ab? wo treffen wir zuſammen? — Du biſt in Berlin von Deiner Familie umgeben geweſen, ich habe keine — Du ſelbſt für den Staat leben und ſteigen, mich feſſelt eine elende Mediokrität, in der ich ſterben und verderben kann. — Dieſe Ungleichheiten, dünkt mich, vermögen nichts über den gleichen Sinn für die Kunſt, der uns vereinigte, und den wir nie laſſen! —

Ich beſchwöre Dich, widerſtehe dem Einwirken einer vielleicht nur zu proſaiſchen Umgebung und Anreizung. Alles hängt von Deiner Erklärung ab. Ich bin ein Spieler, der das Letzte auf eine Hoffnung wagt! — Schreibe mir bald, und verzeihe mir meinen rhapſodiſchen Brief der beängſtigenden Stimmung, die mich quält, und die durch das Peinliche meiner jetzigen Lage nur zu oft erregt wird. —

Antworte mir bald und beſtimmt! — Adw!

Ewig

Dein

Hoffmann

Senatorenſtraße

49.

(Nach Dorows Abdruck von Hippels Abſchrift.)

Warſchau, den 19 Juni 1806.

Welches ſonderbare Gerücht in Berlin ſchickt mich mit einem polniſchen Grafen auf Reiſen? — Nein, mein theuerſter, einziger Freund, meine einzige Hoffnung iſt darauf gebaut, daß Ereigniſſe jeder Art Deinen ſchönen Entſchluß nicht ändern werden, und ich habe den feſten Glauben, daß die Ausführung deſſelben auf Dein Leben, ſo wie auf das meinige, den entſcheidendſten wohlthätigen Einfluß haben wird. — Warum willſt Du erſt auf den Herbſt nach Warſchau kommen, warum nicht jetzt in der ſchönſten Jahreszeit? — Wenn Du allein kommſt, kannſt Du bei mir wohnen, und damit Du Dich gleich zu mir hinfindeſt, ſo frage nach der SenatorenStraße, da wirſt Du mich im zweiten Stock des Röſterſchen Hauſes erblicken!

Komme ſo bald als möglich! Adio!

Dein
Hoffmann

Berlin (II) 1807—1808

50.

(Nach Hippels Abſchrift.)

[Berlin, Friedrichsſtraße 179II, 20. Oktober 1807.]

Mein Einziger theuerſter Freund!

Seit vielen Monathen, ſeit der ſchrecklichen Kataſtrophe, die Dir auch gewiß tauſend Ungemach bereitete, haben wir nichts von einander gehört; daß Du Deinen bisherigen Auffenthalt indeſſen verlaſſen haben ſollteſt, ſetze ich nicht voraus, und ich verſuche es daher wenigſtens Dir nach L[eiſtenau] hin Nachricht von mir zu geben! Daß gleich nach dem Einmarſch der Franzoſen in Warſchau die preußiſchen Offizianten entſezt wurden, iſt Dir bekannt, da indeſſen die Aenderung der Umſtände damahls wenigſtens noch möglich war, blieb ich mit mehreren von meinen Collegen am Orte, bis man Anfang Junius uns aufforderte entweder eine UnterwerfungsAkte, die einen HuldigungsEid enthielt, zu unterſchreiben oder W[arſchau] binnen 8 Tagen zu verlaſſen. Daß jeder rechtliche Mann das leztere wählte, kannſt Du Dir leicht denken. Meine Frau hatte ich ſchon um ſie dem Ungemach des nahen Krieges zu entziehen im Januar mit einer ſichern Gelegenheit nach Poſen zur Mutter geſchickt, und nun ging ich ſelbſt, da man mir die Päſſe nach Wien, wo ich mein Unterkommen zu finden hoffte, ſchlechterdings verweigerte, nach Berlin, wo ich mich bis jezt kümmerlich hingehalten habe. — Du weißt, daß ich kein Vermögen ſondern nur Talente habe, die mich erhalten können, dieſe

Talente aber hier in dem menſchenleeren geldarmen Berlin wuchern zu laſſen, iſt kaum möglich! — Meine einzige Hoffnung iſt bey irgend einer Kapelle als Direktor unterzukommen, und hiezu habe ich alle Anſtalten gemacht, bis jetzt aber vergebens! —

Wäre es mir möglich nach Wien zu gehen, wohin ich die dringendſten Empfehlungen habe, und wo es mehrere PrivatKapellen giebt, ſo wäre vielleicht mein Glück gemacht, indeſſen fehlt es mir hiezu durchaus an einen Fonds!

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Iſt es Dir möglich, ſo hilf mir mit Rath und That, denn ohne weiter in das Detail meiner jetzigen Exiſtenz zu gehen, kan ich Dich verſichern, daß ein ſtandhaftes Gemüth dazu gehört nicht zu verzweifeln! — Nur der einzige tröſtende Gedanke erhält mich aufrecht, daß meine Compoſitionen, habe ich nur erſt den rechten Ort gefunden, mich durchaus in eine recht günſtige Lage bringen müſſen! —

Antworte mir ſobald Du kannſt — — — —

Grüße Deine Frau herzlich — Ewig ewig

Dein
Hoffmann

Berlin FriedrichsStraße
den 20 Obr No 179 2 Treppen hoch
1807.

51.

(Nach Derows Druck
[nach dem Original oder einer Abſchrift Hippels.])

Berlin, d. 12ten December 1807.

Mein theuerſter einziger Freund!

Dem Himmel ſey es gedankt, daß das fatale Mißverſtändniß, welches unter uns obwaltete, jetzt ganz gehoben iſt, und daß ich frei mit Dir über mich und meine Exiſtenz ſprechen kann. Leider habe ich noch bitter zu klagen, und die Freude war ſehr vorübergehend, da indeſſen wenigſtens die drückendſte Sorge gehoben iſt, ſo verweiſe ich mein Klagelied auf's letzte Blatt und trenne es ganz von dem, was ich Dir über meine Kunſt zu ſagen habe.

Du haſt ganz Recht, mein theuerſter Freund! — für verlohren, für ganz verlohren kann ich die Zeit nicht halten, die ich in der Sclaverey zubrachte. Außerdem, daß ich Zeit genug gewann, die Theorie fleißig zu ſtudiren, gelang es mir auch, in der letzten Zeit praktiſche Werke zu liefern und zur Aufführung zu bringen. In W[arſchau] hat man Meſſen und Opern von mir aufgeführt, und daß ich nicht bekannt geworden bin, liegt bloß darin, daß W[arſchau] kein Ort iſt, der einige Concurrenz hinſichts der Kunſt hat. — Vorzüglich aber glaube ich dadurch, daß ich außer der Kunſt meinem öffentlichen Amte vorſtehen mußte, eine allgemeine Anſicht der Dinge gewonnen und mich von dem Egoismus entfernt zu haben, der, wenn ich ſo ſagen darf, die Künſtler von Profeſſion ungenießbar macht. —

Mit Werner habe ich ſehr viel in W[arſchau] gelebt, und er vorzüglich gab auch Anlaß zu einer ſehr ſchwierigen Compoſition von mir, die aber nicht aufgeführt worden iſt. Das Kreuz an der Oſtſee war für die Berliner Bühne beſtimmt und ich ſetzte die Ouvertüre, Märſche und Chöre dazu; Iffland erklärte indeſſen, daß das Stück in ſeiner Urgeſtalt für die Bühne unausführbar ſey, und ſo blieb die Sache liegen. — Vorzüglich war die Szene der Schlacht hinter dem Theater ganz von Muſik begleitet und löſte ſich auf in einen ſanften choralmäßigen Marſch der Ordensritter, welcher in dem Buche abgedruckt iſt, und den Du Dir vorſpielen laſſen kannſt. Ohne Zweifel wäre ich längſt bekannt geworden, wenn jene Compoſition auf's Theater gekommen wäre, und auch jetzt würde es mir gelingen, bekannt zu werden, wenn die Zeitumſtände nicht hier auf alles, was Kunſt heißt, ſo verderbend wirkten, indeſſen lacht mir ja eine frohe Zukunft entgegen, und dieſe muß mich ſtärken für die Gegenwart. Ich glaube Dir ſchon geſchrieben zu haben, daß ich eine Oper und ein Melodram für's Bamberger Theater ſetzen ſoll, von beiden iſt der Text vom Grafen Julius von Soden. Die Oper heißt: der Trank der Unſterblichkeit — das Melodram: Joſeph in Aegypten. — Da habe ich denn nun den Winter vollauf zu thun, vorzüglich auch, wenn es mir gelingt, die Compoſition der MuſikParthie eines Wernerſchen Schauſpiels, das hier auf die Bühne kommen ſoll, zu erhaſchen. Werner, dem es auf ſeiner Reiſe ſehr wohl ging, der dem Könige von Bayern mit ſeiner Gemahlin vorgeſtellt wurde, der mit dem Herzog von Gotha viel lebte, u. ſ. w., iſt jetzt in Jena und wohnt bei Göthe, der ihn auf das freundſchaftlichſte aufgenommen und der ſich über ſeine Werke ſehr vortheilhaft erklärt hat.

Den [früheren Referendar Friedrich alias Ignatius] Bock [aus Marienwerder] habe ich in W[arſchau] perſönlich kennen gelernt und von ſeinem Mönchthum auch ſchon früher Kunde erhalten. — Von [den jungen Königsberger Dichtern Ferdinand Freiherrn von] Schroetter und [Max von] Schenkendorf iſt auch in Berlin viel die Rede. —

Fichte und Schleiermacher ſind wieder hier, Werner kehrt auch nach Berlin zurück. Varnhagen, Chamiſſo, Winzer, Robert ſind Dir gewiß unbekannte Namen, indeſſen nenne ich ſie Dir, als junge höchſt talentvolle Leute, die uns gewiß viel, viel gutes liefern werden. So wird z. B. in Kurzem aus dieſem Kreiſe ein KünſtlerRoman erſcheinen, der ſo ziemlich das, was in dieſer Art jetzt da iſt, in's Dunkle ſtellen wird. Nur wenig kann ich den Umgang dieſer Leute nutzen, da ich wieder tief, tief in das Studium alter Meiſterwerke, von denen ich hier die Partituren auftreiben konnte, gerathen bin. Du kannſt Dir überhaupt nicht denken, mein einziger Freund, was ich hier in B[erlin] für ein ſtilles zurückgezogenes Künſtlerleben führe. In meinem kleinen Stübchen, umgeben von alten Meiſtern, Feo, Durante, Händel, Gluck, vergeſſe ich oft alles, was mich ſchwer drückt, und nur, wenn ich Morgens wieder aufwache, kommen alle ſchweren Sorgen wieder! —

Erfährſt Du etwas näheres über die Abſichten des Miniſter Stein mit uns verjagten Officianten, ſo ſchreib es mir doch, vorzüglich wünſchte ich auch zu wiſſen, ob es wohl rathſam ſeyn würde, ſich an ihn oder an den [interimiſtiſchen Juſtizminiſter] Kanzler Schroetter ſchriftlich zu wenden. Letztern kennſt Du ja perſönlich, ich zwar auch, doch nur flüchtig bey Gelegenheit der JuſtizReviſion. — Bekäme ich das halbe Gehalt, ſo würde ich an irgend einem wohlfeilen Orte ganz der Kunſt leben.

Noch immer kann ich mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Du in Deiner jetzigen Lage immer bleiben ſollteſt. Irgend ein unvorhergeſehener Stoß bringt Dich gewiß auch in eine Carriere, die ganz Deinem Gemüth zuſagt!

Grüße Deine liebe Frau herzlich von mir. Ewig Ewig

Dein treuer

Hoffmann

52.

(Nach Hitzigs Abdruck von Hippels Abſchrift.)

Berlin den 12 April 1808.

Mein einziger theuerſter Freund!

Auf das angenehmſte hat mich Dein Brief vom 4 April, den ich den 10ten erhielt, überraſcht, denn ich hatte mir nun einmahl in den Kopf geſetzt, Du würdeſt meinen Brief mit der Soden'ſchen Beilage nicht erhalten, wie Du aus meinem letzten Briefe es geſehen haben wirſt. — Du haſt mich getröſtet und mich mit neuem Muth belebt, den Kümmerniſſen und dem harten Druck der Umſtände zu widerſtehen. Ueberzeugt wirſt Du von meinem KünſtlerEnthuſiasm ſeyn, der die Vorſtellung, wie ich wohl mich hinaufſchwingen werde aus dieſem Elende, nie untergehen läßt; indeſſen glaubſt Du es nicht, wie eigentlich unbedeutende Sachen, die nur den Körper betreffen, z. B. ſchlechte Nahrung, Entbehrungen gewiſſer Dinge an die man ſich in guter Zeit gewöhnt hat, als da ſind ein Glas guter Rum des Morgens u. ſ. w. auf die Seele wirken und nach gerade Dumpfheit und Trübſinn hervorbringen. — Daß Du mich freundlich aufnehmen würdeſt in Deinem Hauſe, dachte ich wohl; Du verſprichſt mir überdem ein ruhiges Plätzchen und ein Clavier, das ſind meine Hauptbedürfniſſe, und ſollte ich daher erſt vom 1 October an in Bamberg engagirt werden, ſo bin ich entſchloſſen, da Du es erlaubſt, ein paar Sommermonate bei Dir zuzubringen und ein paar große Compoſitionen, über die ich brüte, zu endigen. Von Dir reiſe ich dann nach Poſen, hole meine Frau und dann fort nach Bamberg. —

Wie ſehr ich aber baarer Hülfe bedarf, kannſt Du Dir wohl denken, kannſt Du mir daher um oder nach Oſtern noch etwa 100 Rthlr. ſchicken, ſo machſt Du es mir möglich, Berlin zu verlaſſen, und befreieſt mich von Sorgen, die drückender ſind, als Du es Dir vorſtellen magſt. In dieſem Augenblick würde ich den drückendſten Mangel leiden an den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens, wenn nicht bey Werkmeiſter (Kunſt und Muſikhandlung) drei Canzonetten mit italiäniſchem und deutſchem Text geſtochen würden, auf die ich *vorſchußweiſe* zwei Friedrichsd'or erhalten habe; denn (kannſt Du es Dir denken?) baares Honorar erhalte ich gar nicht, ſondern nur 30 freie Exemplare. Aus der

Schweiz und aus Bamberg habe ich noch für meine ſauere Arbeit nichts erhalten. Auf das Bekanntwerden kommt alles an, und in dieſer Rückſicht habe ich gute Hoffnungen, da der Hofrath Rochlitz in Leipzig (er redigirt die muſikaliſche Zeitung) mir verſprochen hat, von meinen Sachen Notiz zu nehmen, die er übrigens rühmt und preiſt (die Sachen nehmlich).

Laß Dir noch, mein theuerſter Freund! von einer Arbeit erzählen, die ich unternommen habe und die mir jetzt manche frohe Stunde verſchafft. Es iſt die Compoſition des Calderon'ſchen Luſtſpiels: „die Schärpe und die Blume", von mir ſelbſt unter dem Titel: „Liebe und Eiferſucht" zur Oper umgearbeitet. Du kennſt gewiß die Schlegelſche Ueberſetzung der Calderon'ſchen Schauſpiele, und wirſt mit mir einig ſeyn, daß es keinen anziehenderen Stoff zur Oper geben kann. Wird dieſe Oper einſt gut gegeben, ſo kann ſie meinen Ruf für immer begründen; und ich werde dann mit einem nicht zu beſchreibenden Gefühl an dieſe Prüfezeit denken!

Mich hat eine Wuth befallen, Dir Briefe, die ich von intereſſanten Perſonen erhielt, beizulegen. — Ich ſchrieb Dir doch die Geſchichte mit Werner? — Haſt Du in irgend einem Blatt von der Aufführung der Wanda in Weimar geleſen? — Die Verſe der Chöre ſind irgendwo eingerückt, das ganze muß ein höchſt fantaſtiſches geniales Werk ſeyn.

Sobald ich beſtimmte Nachrichten aus Bamberg habe, ſchreibe ich Dir Näheres über mein Kommen oder Bleiben.

Ewig bis in den Tod

Dein treuer

H.

53.

(Nach Dorows Abdruck von Hippels Auszug.)

23. April 1808.

[Genaue Angaben über den Contract mit Cuno. Hoffnungen. — Bitte um einſtweilige Unterſtützung.[1])]

Unſer Werner iſt vorgeſtern hier angekommen und ich bin geſtern im Puppenſpiel mit ihm geweſen, um den Doctor Fauſt zu ſehen. Ich verſicherte ihn, daß ich zwar mitunter ein Bischen an Gott gedacht hätte, an den gemüthreichen Weber ſolle er mich aber ſchließen[2]), und ich wäre begierig, wie er das machen würde. Mit geheimnißvoller Miene verſicherte er mich: er habe ſehr viel mit mir vor, wolle ſich mit mir zur Ausführung ganz neuer Ideen verbinden, und es ſey ihm in dieſer Hinſicht eben ganz recht, daß ich ein Unterkommen im ſüdlichen Deutſchland gefunden hätte. Er iſt noch unentſchloſſen, ob er dieſen Sommer nach Paris, nach Rom, nach Madrid, oder nach — — Freienwalde gehen ſoll. Der Mann hat vieles Geld erworben, und thut ſo bekümmert, ſo ängſtlich um ſeine Exiſtenz, als wenn es keine Buchhändler und keine Theater in der Welt mehr gäbe; worüber ich und mehrere Freunde ihn dann tüchtig heruntermachen, welches er duldet und am Ende lacht.

---

[1] Hippel führt als Ergänzung zu Nr. 51 dieſen Brief an, „der die genauen Angaben über Hoffmann's Kontrakt mit Cuno und die daraus geſchöpften Hoffnungen des erſteren über ſeine Zukunft enthält, außerdem aber zu viel häuslich Oekonomiſches berührt, um mitgetheilt zu werden.“

[2] Anm. Hippels (1839): Zum Verſtändniß dieſer Stelle gehört ein uns vorliegender kurzer Brief Werner's aus Weimar, in welchem ſich die Aeußerung findet: „Denken Sie auch ein Bischen an Gott? Schließen Sie ſich nur an den gemüthreichen Wehder (Weber).“ Hoffmann nahm, wie wir ſehen, dieſe Ermahnungen nicht gut auf.

54.

(Nach Bachs Abdruck.)

Berlin den 7 Mai 1808.

Mein einziger theuerſter Freund!

Wie kommt es, daß ich gar Nichts von Dir höre? Alles ſchlägt mir hier fehl, weder aus Bamberg, noch aus Zürich, noch aus Poſen erhalte ich einen Pfennig; ich arbeite mich müde und matt, ſetze fort die Geſundheit zu und erwerbe Nichts! Ich mag Dir meine Noth nicht ſchildern; ſie hat den höchſten Punkt erreicht. Seit fünf Tagen habe ich nichts gegeſſen, als Brot — ſo war es noch nie! Jetzt ſitze ich von Morgen bis in die Nacht und zeichne an Szenen für Werner's Attila, der in der Realbuchhandlung verlegt wird. Noch iſt es nicht gewiß, ob ich alle Kupfer zu zeichnen erhalte, gelingt mir dies, ſo verdiene ich etwa 4 bis 5 Friedrichsd'or, die dann auf Miethe und kleine Schulden aufgehen. Iſt es Dir möglich mir zu helfen, ſo ſchicke mir etwa 20 Friedrichsd'or, ſonſt weiß ich bey Gott nicht, was aus mir werden ſoll. Uebrigens iſt mein Contrakt mit dem Bamberger TheaterDirecktor jetzt abgeſchloſſen, und vom 1. September geht mein Officium an, ſo daß ich im Auguſt ſchon abreiſen muß. Mein einziger Wunſch wäre es, mich jetzt ſchon von Berlin loszureißen und nach Bamberg zu gehen. Hierzu würde aber mehreres Geld gehören, da ich auch meine Garderobe zur Reiſe in Stand ſetzen muß. — Gelingt es mir nur erſt, Geld zu erwerben, ſo will ich darauf bedacht ſeyn wenigſtens nach und nach meine große Schuld bey Dir abzutragen. Wäre es Dir wohl möglich, im Fall Du eine bedeutende Summe reponirt habeſt, mir noch 200 Thlr. zu borgen? In dieſem Falle wäre ich nicht allein aus aller Noth, ſondern könnte auch nach Bamberg abgehen! — Mein Freund! Verkenne mich Unglücklichen nicht! — Gott weiß es, wie nahe es mir geht ſo zu Dir ſprechen zu müſſen! Antworte mit umgehender Poſt, darum fleht

Dein treuer bis in den Tod
Hoffmann

55.

(Nach Hippels Abſchrift, deren Schluß ſich nicht gefunden hat.)

[Etwa 10.—12. Mai 1808.]

Mein Einziger theuerſter Freund!

Vor wenig Tagen hatte mich der Mangel der nothwendigſten Bedürfniſſe halbwahnſinnig gemacht, und in dieſem Zuſtande erinnere ich mich Dir geſchrieben zu haben! — Eine gute Mahlzeit und eine ziemlich ruhige Nacht haben mich jetzt mehr zu mir ſelbſt gebracht, indeſſen um mein Elend deſto ſtärker wieder zu empfinden. — Es gehört wirklich eine Stärke der Seele dazu die an Heldenmuth gränzt, um all das bittre Ungemach zu ertragen welches mich nicht zu verfolgen aufhört. — Auch aus der Beſtellung der Zeichnungen für Werners Attila iſt nichts geworden, wovon ich Dir in meinem vorletzten Briefe ſchrieb. Werner mein Freund !! erklärte nehmlich, es ſey ihm denn doch lieber wenn ein gewiſſer S[tudy] die Zeichnungen machte und nicht ich! — Ob

56.

(Nach Dorows Abdruck von Hippels Abſchrift.)

[Mitte oder Ende Mai 1808[1]).]

Mein einziger theuerſter Freund!

Nein! — ich laſſe den Muth nicht ſinken, da ich auf Dich bauen kann, und die feſte innige Ueberzeugung habe, daß mit meinem erſten Fußtritt aus Berlin ſich all mein Leid enden und in Freude und Wohlſeyn umwandeln wird.

In einer ſolchen hülfloſen Lage, wie die letzten acht Tage über, bin ich noch nie geweſen; zufällig wurde ſie von einem meiner Bekannten, dem ehemaligen Regierungsrath Friedrich, welcher mich troſtlos im Thiergarten fand, errathen; und ſelbſt in Verlegenheit theilte er doch ſein letztes Geld mit mir. Um nicht einen Augenblick mit der Abreiſe nach dem Empfang des Geldes zögern zu dürfen, habe ich mir ſchon im Voraus die nothwendigſten Kleider und Wäſche beſtellt; Bezahlen und Abreiſen wird daher wohl der Akt eines Vormittags ſeyn. —

Du ſiehſt, mein theuerſter Freund, daß, nun ich nur der Hülfe gewiß bin, auch meine Muthloſigkeit, die wohl — mit einem Wort geſagt — durch wirklichen Mangel der ſchrecklichſten Art, durch den Hunger, erzeugt wurde, ein Ende hat, und daß ich nun mein Schickſal preiſe, welches mich mit einem Ruck dahin verſetzt, wohin mich ſchon längſt meine ganze Neigung trieb. Bey der jetzigen Concurrenz brotlos gewordener Künſtler war es wirklich viel, ein Unterkommen zu finden, welches ſchon zu den bedeutenderen gehört, und für mich um ſo erſprießlicher ſeyn muß, als ich nun nichts thun darf, als ſchreiben, um bekannt zu werden. In Warſchau konnte ich aber Opern ſtoßweiſe componiren, ohne daß irgend eine Menſchenſeele davon Notiz nahm.

Wie aber meine Sehnſucht nach dem Orte meiner Beſtimmung mit jedem Tage ſteigt, davon haſt Du keine Idee! — Es geht ſo weit, daß ich nicht mehr ruhig arbeiten kann, ſondern unwillkührlich vom Tiſche aufſpringe und Stub' auf Stub' ab laufe, ehe ich es mir verſehe, auch wohl auf der Straße und im Thiergarten bin, wo mir ſeit einiger Zeit die einſamen Partieen ſehr lieb ſind, indem mich Lichtenberg's Abhandlungen von lichtſcheuen Haſen und dergleichen jetzt etwas näher angehen, als ſonſt. —

Zu keiner Kunſt (um ſie nehmlich auszuüben) gehört wohl ſo körperliches Wohlſeyn, als zum Componiren, das Gegentheil bewirkt eine große Kränklichkeit, die ſich nicht allein in den Ideen, ſondern, was in der Compoſition ein Hauptmoment iſt, auch in ihr Zuſammenfügung ausſpricht. Lebhaft habe ich dies Alles jetzt gefühlt, und ein Salve Regina, das ich in dieſen Tagen des Unglücks ſetzte, unerbittlich zum Feuertode verdammt; dagegen nach dem Empfange Deines Briefes Mittags gut gegeſſen und getrunken und Abends ein neues Salve Regina angefangen, das nun ſchon ein ganz ander Ding wird. — In kurzer Zeit werden nehmlich von mir drei oder vier vierſtimmige Hymnen an die Jungfrau unter dem allgemeinen Titel: La santa Virgine, erſcheinen, die bloß von Singſtimmen ohne alle weitere Begleitung als höchſtens des Pianoforte, welches leiſe und diskret die Grundaccorde anſchlägt, vorgetragen werden. —

Daß Dir meine Zeichnung gefällt, freut mich, und ich bin jetzt ganz zufrieden, daß ich ſie gemacht habe, weil ich Dir dadurch einen Beweis meiner herzlichen, innigen Zuneigung geben konnte, daß ich ſie Dir zuſandte. Wärſt Du muſikaliſch, ſo ſollte gewiß jedem Briefe an Dich etwas von meiner Compoſition beyliegen; indeſſen hoffe ich zuverläſſig, daß Du noch manches von mir in voller Pracht und vollem Pomp hören ſollſt, und finden wirſt, daß meine Sachen ganz gut klingen. —

Dein Urtheil über Werner iſt ganz das meinige, jedoch wirſt Du finden, daß im Attila es wieder herrliche Züge giebt, wiewohl auch dieſes Stück wieder mit läppiſchen Dingen und Geſchmackloſigkeiten durchflochten iſt. Zu letztern rechne ich beſonders im Kreuz den ganzen erſten Akt, wenig ausgenommen die Szenen der Pregolla „wer wird nun hüten mein Feuerlein“, und die unendlich läppiſche Szene des Schiffermädchens. Haſt Du Werner perſönlich gekannt? — ich glaube, ja! Ueber ſeinen ſchmutzigen Geiz, der doch in keiner Künſtlerſeele wohnen ſollte, hat Iffland neulich eine charakteriſtiſche Anekdote debitirt. Als die Weihe der Kraft in Berlin aufgeführt werden ſoll, erhält Werner bloß für die Mittheilung des Manuſkripts, welches er gleich darauf drucken ließ, aus der Theaterkaſſe 500 Thaler in Thalerſtücken — gewiß ein ungeheuer großes Honorar. Im Begriff, ſie einzuſtreichen, neigt er ſich, bitterſüß lächelnd, zu Iffland und flüſtert: „hätte doch gedacht im Golde, mein Herr Direktor!“ — Iffland druckte ſich ſehr pittoresk aus, indem er ſagte: „Immer nur ſehe ich, wenn ich mit Werner über ſeine Werke für unſer Theater ſpreche, die Goldfauſt hervorragen!“ (wie eine Teufelspfote). Uebrigens iſt das hieſige Theater, da wegen der Gäſte Niemand hineingehen mag, ſo in ſchlechten Umſtänden, daß die Schauſpieler nicht mehr bezahlt werden konnten, und Iffland dem [von Napoleon eingeſetzten] comité administratif erklärte, daß er, bekäme er nicht bedeutende Zuſchüſſe, das Theater ſchließen müſſe. —

Des Brotes wegen, deſſen jetziger Preis für Arme unerſchwinglich und das zuweilen gar nicht zu haben iſt, ſind hier einige Tage hindurch unruhige Auftritte geweſen, die aber bald durch ſtarke Patrouillen zu Fuß und zu Pferde gedämpft wurden!

Ueber die mir zugeſagte Hülfe bin ich voll unruhiger Erwartung, und werde meine ganze Seelenruhe nur dann genießen, wenn ich dem Weichbilde Berlins entflohen bin.

Grüße herzlich Deine liebe Frau von mir; ich wünſche, in ihrem Andenken zu leben.

Ewig bis in den Tod

Dein treuer
Hoffmann

Nachſchrift. Laſſ' unter keinen Umſtänden unſere vorige Brieſträgheit und Kargheit wieder einreißen! — Von mir ſollſt Du wenigſtens fleißig Briefe erhalten, Du mußt aber auch antworten. Wie wenn es heißen wird: „Bamberg, den — Heute wurde eine Oper: die Schärpe und die Blume, aufgeführt u. ſ. w.“

Anm. Hippels (1841): Ohne Ort und Datum, doch gewiß im April oder Mai 1807 geſchrieben. [Falſch.]

Bamberg 1808

57.

(Nach Hitzigs Abdruck von Hippels Abſchrift.)

Bamberg den 23 December 1808.
Zinkenwörth No 56 beym Schönfärber Schneider.

Mein einziger theuerſter Freund!

In dem Zeitraum, daß ich Dir nicht geſchrieben habe, bin ich endlich nach einer langen ſtürmiſchen Fahrt in einen Hafen angelangt, der mir Ruhe und Sicherheit gewährt. — Von Berlin reiste ich wie Du weißt nach Glogau, um dort meine Frau zu erwarten; ſie kam nicht, weil die Familie ſie förmlich feſthielt, und ich mußte nach Poſen herüber um ſie los zu machen, ſo daß ich nach einer beſchwerlichen Reiſe endlich den 1 September hier in dem ſchönen Bamberg eintraf. —

Ich fand alles anders, als ich erwartet hatte; Soden hatte das Theater einem gewiſſen Cuno abgetreten, und die Geſellſchaft ſo wie die Theaterverhältniſſe ſind getreu im Wilhelm Meiſter geſchildert (videatur der Name Melina u. ſ. w.) Daß mir das nicht behagen konnte, war natürlich, und um ſo weniger, als meine ganze Zeit aufgeopfert und das Ganze, mit Jarno zu reden, ein Spiel um taube Nüſſe war.

Ich wurde dem hieſigen Publikum bald als Componiſt und tüchtiger Singmeiſter bekannt, und ſo wurde es mir möglich, eine recht gemüthliche vom Theater faſt ganz unabhängige Exiſtenz zu begründen. MuſikDirector bin ich zwar geblieben, correpetire aber nicht mehr, und dirigire nur höchſt ſelten im Orcheſter, componire aber die Ballette und Gelegenheitsſtücke, wofür ich 30 fl. monatlich erhalte.

Nun fühle ich aber erſt recht, wie durchaus nicht für mich die frühere Carriere war, und wie wohl mir das Künſtlerleben thut, wozu die Wiedervereinigung mit meinem lieben, herrlichen Weibe nicht wenig beiträgt! — Und nun, mein theurer Einziger Freund! kannſt Du es irgend möglich machen, ſo reiße dich los! — Komm in das herrliche ſüdliche Deutſchland, und du wirſt bald die Wunden, die der verderbliche Krieg auch Dir geſchlagen hat, vergeſſen. Nur ein fixirtes Unterkommen bey irgend einer fürſtlichen Capelle in hieſiger Gegend kann mich von Bamberg, wo es mir ſo wohl geht, entfernen! —

Ewig bis in den Tod

Dein treuer
Hoffmann

Dresden und Leipzig 1813—1814

Dresden I

57 a.

Vier Jahre und vier Monate nach dem eben mitgetheilten Bamberger Briefe trafen die Freunde ſich in Dresden. Hoffmann berichtet darüber am 10. Mai 1813 an Carl Friedrich Kunz in Bamberg:

> . . . Aber noch eine größere Freude ſtand mir am Abend [des 26. April] bevor; ich fand nämlich im Link'ſchen Bade meinen älteſten Jugend-, Schul- und akademiſchen Freund, den Staats-Rath von Hippel, deſſen Herz noch ebenſo wie ſeit fünfundzwanzig Jahren, jetzt unter dem Stern des Rothen Adler-Ordens, ſich den Ergießungen der innigſten Freundſchaft überließ.
>
> . . . den 7. [Mai] verließ der Staats-Kanzler von Hardenberg mit den Staats-Räthen Dresden . . .

Vgl. auch den Brief vom 1. Mai 1813 an Breitkopf & Härtel.

Leipzig II

58.

Hoffmann war zunächſt nur vorübergehend in Dresden und Leipzig (3½ und 4½ Woche); darauf folgte ein dauernder, halbjähriger Aufenthalt in Dresden und ein dreivierteljähriger in Leipzig. Hier ſahen die Freunde ſich am 6. Juli 1814 wieder, vierzehn Monate nach ihrem letzten Zuſammentreffen. Hoffmann ſchreibt ins Tagebuch (nach Hitzigs Auszug):

> Er iſt noch immer der Alte, er ſagte mir eine Anſtellung in Berlin augenblicklich zu; er ſchenkte mir ſeine goldene Repetiruhr, u. ſ. w.!!

Es wurde (wohl gemeinſam) ein ungeheuer geſinnungstüchtiges Geſuch entworfen, das Hoffmann am nächſten Tage in Form eines fingirten Briefes an Hippel¹) ins Reine ſchrieb; dieſer Form wegen drucken wir das Schriftſtück — nach Hitzigs Abdruck von Hippels Abſchrift — im folgenden ab, zumal es durch die vorhergehenden und mehr noch die folgenden wirklichen Briefe hinlänglich rectificirt wird:

Theuerſter Freund!

Endlich erfahre ich [!], daß die Fluth von Geſchäften, die Dich in der letzten ſo ereignißreichen Zeit gewiß überſtrömte, wenigſtens für jetzt nachgelaſſen; ſo darf ich wohl hoffen, daß Du einige Augenblicke den Angelegenheiten Deines Jugendfreundes zuwenden kannſt, und ich ſäume daher nicht, Dir jetzt alles das zu ſagen was ich ſchon längſt auf dem

Herzen hatte! — Du weißt, daß als im Jahr 1806 der unglückliche Krieg mich um meine RegierungsrathsStelle in Warſchau brachte, ich bei meinen künſtleriſchen Kenntniſſen es für meine Pflicht [!] hielt, meinen hülfsbedürftigen nur auf ihre Wiſſenſchaft beſchränkten Kollegen den Platz zu raümen, und ſo verſuchte ich es, mir durch die Muſik meinen Lebensunterhalt zu erwerben. Nicht wiederholen darf ich es aber, was ich Dir ſchon früher in Dresden klagte, nehmlich, wie ſehr ich überall in meinen Erwartungen getaüſcht wurde und wie ich bei einem ungewiſſen ärmlichen Brote noch das wenige Vermögen, was mir übrig geblieben, vollends zuſetzen mußte.

Fortwährend trug ich den ſehnlichſten Wunſch in mir, wieder im preußiſchen Staate angeſtellt zu werden [!!], nie ließ ich aber dieſen Wunſch laut werden, denn ſelbſt konnte ich mich ja beſcheiden, daß dies damals bei der Konkurrenz ſo vieler Offizianten, die mit mir in gleichem Falle waren, nicht möglich geweſen ſeyn wurde. Jetzt nachdem der ſo glorreiche Ausgang des Krieges alle Wünſche, alle Erwartungen jedes Patrioten uberſtiegen, nachdem Preußen mit beiſpielloſer Energie ſeine Rechte behauptet hat, geht mir die Hoffnung auf, daß auch wohl mir, uber den die Bedrängniſſe der kriegeriſchen Zeit ſo gekommen ſind, daß nur ein feſter Muth — ein ſtandhaftes Vertrauen auf die zuletzt doch ſiegende gute Sache mich aufrecht erhalten konnte, ein beſſeres Schickſal bereitet ſeyn werde. — Mit der Treuherzigkeit, die Du gewiß Deinem älteſten Jugendfreunde gut deuten wirſt, bitte ich Dich daher, mir, wenn es möglich iſt, eine Anſtellung in irgend einem StaatsBureau zu verſchaffen, die mich nährt; mit gewiſſenhafter Treue, mit beharrlichem Eifer will ich jedem Dienſt dieſer Art vorſtehen. Wohl darf ich mich auf meine ehemaligen DienſtVerhältniſſe berufen, da ich weiß, daß mir meine Vorgeſetzten nie das Zeugniß der Fähigkeit und des Fleißes verſagt haben, und übrigens kennſt Du, theuerſter Freund, ſelbſt mich ja ſo ganz und gar, daß ich nichts mehr hinzufügen darf, um meine Bitte, deren Erfüllung, wenn ſie möglich iſt, ich Dir recht an's Herz lege, zu unterſtützen.

Ewig

Dein treueſter

Leipzig den 7 Julius 1814. Hoffmann

Anm. Hippels: War geſchrieben, um nöthigenfalls vorgezeigt zu werden.

59.

(Nach Hitzigs Abdruck von Hippels Abſchrift.)

[27. Juli 1814.]

Geliebteſter Freund!

Deine plötzliche Erſcheinung war, wie ich es Dir ſchon in Leipzig ſagte, in der That ein heiterer Sonnenblick, der in mein Leben fiel und mich wunderbar aufregte. Dieſer aufgeregten Stimmung magſt Du es verzeihen, theuerſter Freund, daß ich von einer tödtlichen Ungeduld, von einem gänzlichen Mißbehagen an allem, was mich hier umgibt, geplagt, es nicht erwarten kann, daß Du mir ſchreibſt. — Mir iſt es, als wäre ſchon ſeit Deinem Hierſeyn gar lange Zeit vergangen, und jeden Poſttag habe ich gelauert, ob der kanariengelbe Mann, der bei mir immer mit unglaublicher Schnelligkeit vorüber rennt, nicht einmal bei mir einſprechen würde, aber vergebens. So überzeugt ich bin, daß Deine freundſchaftlichen Bemühungen für die Erfüllung meines Wunſches von dem beſten Erfolg ſeyn werden, ſo werde ich doch, vom böſen Schickſal bis jetzt recht herum getrieben, oft von einer düſtern Ahnung heimgeſucht, daß man bey meinen gerechten Anſprüchen doch wohl mir manche Schwie rigkeit entgegenſetzen und ich abermals brotlos bleiben könne. — Schlimm wäre es in der That, da ich es nun erfahren, was es koſtet und wie ſchwer es hält, in der Kunſt emporzukommen. — Meine einzige Hoffnung hatte ich und habe ich auf Dich geſtellt! — Nimm das Billet für weiter nichts, als für den Ausbruch eines recht im Innerſten bewegten und beängſteten Gemüths, und tröſte mich bald mit ein paar Zeilen, ſollten ſie auch nur von Hoffnungen ſprechen können. — Könnte ich doch nur erſt Leipzig verlaſſen — Du glaubſt es nicht, wie ſchwer es hält, mich hier durchzubringen, da die Theurung mit jedem Tage ſteigt, ſo aber mit meiner Kaſſe in beſtändigem Gegenſatz ſteht. — Doch genug von meinen ſchlechten Lebensverhältniſſen, da mir ja doch wohl noch die Hoffnung leuchtet, aus dieſem wahren Schlamm hervorgezogen zu werden.

Ewig ewig

der Deine

Leipzig, Fleiſchergaſſe im goldnen Herz
den 27 Julius 1814.

Hoffmann

Sey ſo gütig, mir Deine vollſtändige Adreſſe mit allen gehörigen Breiten und Formen aufzuſchreiben, ich liebe darin pünktlich zu ſeyn, und kann es jetzt in der That nicht.

60.

(Nach Hitzigs Abdruck von Hippels Abſchrift.)

Leipzig den 20 Auguſt 1814.

Habe recht herzlichen innigen Dank, mein theuerſter Freund! für Deinen lieben Brief vom 16^{t} d. M. den ich geſtern erhielt. Wohl habe ich geahnet, daß Dein längeres Stillſchweigen bloß durch die Ungewißheit meiner Zukunft veranlaßt wurde. Ich kann mir es denken, wie Du Dich bemüht haſt, mir eine meinen Neigungen angemeſſene Stelle zu verſchaffen, indeſſen, wenn mir auch eine Rathsſtelle in einem Collegio auf jeden Fall höchſt unangenehm geweſen ſeyn würde, ſo iſt mir doch das ganze Juſtizfach nicht ſo zuwider, daß ich mich nicht im Bureau des Miniſters ſelbſt ſo ziemlich wohl und zurecht finden ſollte! — Was habe ich überhaupt in meiner Lage zu wählen, und muß ich Dir nicht zitternd dankbar ſeyn, wenn Du mich endlich in ſichern Port bringſt? — An [den vortragenden Rath] Dieterichs, den ich ſehr genau kannte und dem meine Frau auch von Kindesbeinen an bekannt iſt, ſo wie durch ihn an [den Juſtizminiſter v.] Kircheiſen habe ich heute geſchrieben, und ich glaube wohl beynahe, daß ich reüſſiren werde, da Du mir doch gute Hoffnung gemacht haſt. — Sehr viel verliert nun freilich mein Aufenthalt in Berlin dadurch, daß Du von dannen gehſt, indeſſen ſagt mir meine Ahnung, daß Du nach einiger Zeit wiederkehren wirſt, und bis dahin werde ich mich nicht mehr wie bisher von Dir trennen, d. h. ich werde Dir öfters ſchreiben, und Dich zu Michaelis gar in aller Weiſe geiſtig heimſuchen, d. h. Dir den dritten Band meiner Callots, der zwei ſonderbare Erzählungen enthält, zuſchicken. Vielleicht gelingt es mir, Dir in Deinem geſchäftsvollen Leben manche heitere Stunde zu bereiten, und was kann der Freund Autor beſſeres und geſcheuteres thun. Habe die Güte, mein lieber theuerſter Freund! den Dieterichs um Beſchleunigung meiner Angelegenheit anzugehen, und nimm dieſen Brief für weiter nichts als ein in der Eil vor Abgang der Poſt notitiae causa geſchriebenes Billet. Deiner Gemahlin empfiehlt ich mich ſo wie meine Frau, die Dein freundſchaftliches Andenken in Anſpruch nimmt, auf das innigſte.

Ewig

Dein treueſter Freund

Hoffmann

Berlin (III) 1814—1822

Franzöſiſche Straße 28

61.

(Nach dem Original.)

[1. November 1814.]

Geliebteſter Freund!

Es iſt in meinem Leben etwas recht Charakteriſtiſches, daß immer das geſchieht was ich gar nicht erwartete, ſey es nun Böſes oder Gutes, und daß ich ſtets das zu thun gezwungen werde, was meinem eigentlichen tieferen Prinzip widerſtrebt. — So glaubte ich mich auf immer der Juſtiz entſchlagen zu haben, und Du ſiehſt mich in dieſem Augenblick von Akten hoch umwallt — dekretiren — referiren und was weiß ich Alles! — Nach Kircheiſens Verfügung ſoll ich bey dem KammerGericht ſechs Monathe umſonſt arbeiten um zu lernen daß es jezt Werthſtempel giebt u. ſ. w. indeſſen muß ich rühmen, daß ohne die mindeſte Bemühung von meiner Seite mir dadurch eine merkliche Erleichterung Rückſichts meiner kärglichen Subſiſtenz geſchehen, daß ich jezt UrtelsGebühren erhalten werde. — Erſt hier habe ich recht ausführlich erfahren, wie ſehr Du, mein Einziger theuerſter Freund! Dich bemüht haſt, mir meinem Wunſche gemäß eine meiner Neigung entſprechende Stelle in irgend einem MiniſterialBureau zu verſchaffen, und nicht verſichern darf ich es Dir wohl, wie tief im Innern ich Deine wahrhafte Freundſchaft und Liebe fühle. — Daß Deine Bemühungen keinen glücklichen Erfolg hatten, daran iſt die feindliche materia peccans Schuld, die durch mein Leben ſchleicht, und recht verderblich ſchon manche frohe Hoffnung weggezehrt hat. — Mein Muth verläßt mich indeſſen nicht, bin ich auch wieder hingerathen, wo ich durchaus nicht hingewollt, ſo muß ich doch anſehen, daß ſeit der entſetzlichen Zeit — 1806—7—8 ſich meine Lage merklich gebeſſert hat. — Ganz in meinem Weſen und Thun recht feindſeelig vernichten könte man mich aber, wenn man mich wieder in das mir verhaßte Polen nach Poſen oder Kaliſch ſchickte, indeſſen glaube ich wohl daß man auf meine dringende Proteſtationen deshalb Rückſicht nehmen wird. — Mein lebhafter Wunſch iſt nun zwar in Berlin zu bleiben, das Schickſal eines KammerGerichtsRaths iſt indeſſen wohl nicht beneidenswerth. Den v Kircheiſen deshalb angehen mag ich nicht, denn außerdem, daß er es für eine ganz beſondere nur durch blitzendes JuſtizBrillantfeuer zu erlangende Auszeichnung hält bey dem JuſtizGardeNormalBataillon angeſtellt zu werden, ſo würde er auch glauben, es ſey mir nur darum zu thun recht fleißig in die Comödie zu gehen u. ſ. w. Davon, daß dem Freunde der Kunſt, ich kan wohl in gerechtem Bezug auf mich ſagen, dem Künſtler, das Leben unter Freunden der Kunſt, unter Künſtlern, in beſonderem Wohlbehagen manches leicht tragen läßt, dem er ſonſt erliegt, davon hat er wohl keine Idee — daß ich ferner endlich nach wahrem Vagabondiren endlich einmahl einen Port finden will, in dem ich nun bleibe, das bedenkt er auch nicht — Genug! — für meine künftige Exiſtenz iſt mir in der That bange. — Könteſt Du mir, bey Deinen vielfachen hieſigen Connektionen, vielleicht einen guten Rath geben, was ich für mein Hierbleiben thun ſoll und kann, ſo zeigſt Du mir in dem verworrenen Buſchwerk, in dem ich jetzt unſicher umhertappe, wenigſtens einen Pfad! — Noch in dieſem Augenblick nehme ich eine untergeordnetere Stelle als die eines wirklichen Raths iſt mit einem auskömmlichen Gehalt mit Freuden an, wiewohl ich bey der Juſtiz, ohne meinem Ehrgefühl wehe zu thun, nicht herabſteigen könte. — Genug von dieſen Odiosis!

Die beyden erſten Tage, als ich in B[erlin] angekommen, lebte ich in der That wie in einem FreudenTaumel. — Der herrliche Fouqué kam nehmlich gerade von Nennhauſen herein und mit ihm lernte ich bey einem Mahl, das Hitzig angeordnet, Tieck, Franz Horn und Chamiſſo kennen. Denſelben Abend hatte ich Gelegenheit herrliche Stimmen vieles aus meiner Undine (die Oper die Fouqué dichtete und ich komponirte) recht brav vortragen zu hören, und wie ging mir das poetiſche Leben wahrhaft auf, als Fouqué mir verſicherte, nur erſt in meiner Muſik wären die fantaſtiſchen Geſtalten — Undine — Kühleborn pp recht lebendig ins Leben getreten. — Wahrſcheinlich komt, ſobald nur der Graf Brühl als Intendant angekommen, Undine, jedoch nicht unter meinem Nahmen, auf das hieſige Theater — wenn ich dan als OberLandesGerichtsRath nach Kaliſch müßte! —

Vielleicht haſt Du ſchon etwas in meinen Fantaſieſtücken geblättert, und es hat Dich manches angeſprochen; noch habe ich den dritten Band nicht erhalten, ſo bald er hier iſt, ſende ich Dir ein ſauberes Autorexemplar, denn nichts iſt billiger, als daß Du mich auf meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn immer im Auge behältſt. — Laß Dir ja für Dich und Deine Kinder zum wahren Ergötzen Peter Schlemihl's wunderſame Geſchichte von Chamiſſo kommen, das Buch hat wenigſtens auf mich beſonders gewirkt. Dem unglücklichen Schlemihl hat der Teufel ſeinen Schatten abgekauft und er geht nun ſchattenlos durch die Welt pp

Deiner lieben Frau und auch Deiner Tochter, der Sängerin, empfiehlt mich ſehr — bey der Sängerin fällt mir ein daß wenn Du vielleicht Muſikalien brauchſt, ſo gieb mir doch den Auftrag, ich will alles pünktlich und treu beſorgen —

Meine liebe Frau, der es in Berlin ſehr gut gefällt, grüßt Dich und die Deinigen herzlich — Behalte mich nur lieb, mein Einziger treuſter Freund!

Ewig

Berlin Franzöſiſche Straße No 28 zwey Treppen hoch — Der Deine Hoffmann

D. 1t Novbr: 1814.

Anm. Hippels (1823): Der Brief . . . enthält . . . [Hoffmanns] alte Befürchtung, daß die Kunſt vom Dienſte werde erdrückt werden. Seine Aeußerung über den Juſtizminiſter von Kircheiſen aber zeugt von völliger Unklarheit in Beurtheilung dieſes für Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wie für alles Edle zugänglichen, trefflichen, denen die ihn kannten unvergeßlichen Staatsbeamten.

Anſprechend und heiter iſt übrigens die Weiſe, wie Hoffmann ſich über ſeine neue Bekanntſchaft mit Geiſtesverwandten ausdrückt.

62

(mit dem dritten Bande der Fantaſieſtücke).

(Nach Hitzigs Abdruck von Hippels Abſchrift.)

Berlin, Franzöſiſche Straße No 28
den 12 März 1815.

Mein theuerſter geliebter Freund!

Rechne es nicht irgend einer Nachläſſigkeit oder dem Mangel des ſteten Andenkens an Dich, mein gütiger Freund, zu, wenn ich ſo lange ſchwieg. — Immer und immer hoffte ich Dir Erfreuliches von der Verbeſſerung meiner Lage ſchreiben zu können, aber bis jetzt bin ich noch immer in der fatalen Kriſis begriffen, die ich nach meiner Rückkehr in den Juſtizdienſt wohl erwarten konnte. — Nun arbeite ich ſchon über ein halb Jahr bey dem KammerGericht ohne die mindeſte Vergütung, und Du kannſt denken, wie ſchwer es mir wird, mich in dem theuern Berlin durchzubringen.

Fort möchte ich nicht gern, und doch iſt ſelbſt der Poſten des KammerGerichtsRaths, deſſen Verleihung hier als höchſte Gnade angeſehen wird, eben nicht ſehr erfreulich, noch immer bleibt es daher mein innigſter Wunſch, in irgend einem andern Bureau als Expedient angeſtellt zu werden. Man erwartet noch in dieſem Monat den König und Hardenberg. Sollte es Dir nicht vielleicht möglich ſeyn durch Verbindungen, die doch noch nicht aufgehört haben können, mir einen Weg an Hardenberg zuzuweiſen? — Sein Bureau muß bedeutend verſtärkt werden, und ſollte es dann gar nicht möglich ſeyn, dort anzukommen? — Kein Poſten, glaube ich, würde beſſer mit meinem literariſchen und künſtleriſchen Streben zu vereinen ſeyn. Schreibe mir gütigſt, was Du darüber denkſt, und ob Du mir auf irgend eine Weiſe behülflich ſeyn kannſt. —

Eine zweite Angelegenheit, in der ich mich zutrauungsvoll an Dich wende, iſt die von mir gehoffte Zahlung meines rückſtändigen Gehalts, die mir nach der Verfügung der Commiſſion, die ich Dir abſchriftlich beylege, rund abgeſchlagen worden iſt. — Du kennſt meine Verhältniſſe. Ich war gezwungen, von Warſchau nach Berlin zu gehen und dort $^{5}/_{4}$ Jahre in der drückendſten Lage zuzubringen. Auch nicht die mindeſte Hoffnung irgend einer Anſtellung war vorhanden, überall fanden die verjagten Officianten eine unfreundliche Aufnahme, die mich wenigſtens empörte. So z. B. ſagte der Großkanzler Goldbeck zu mir: Es iſt mir unangenehm, Sie hier zu ſehen. Sie hätten in Warſchau bleiben ſollen u. d. m. Dafür alſo, daß ich ein anderes Talent hatte, das mich nährte, ſo aber dem Staat in der damaligen verhängnißvollen Lage nicht zur Laſt fiel und die Behörden nicht mit Geſuchen quälte, ſoll ich einer Wohlthat verluſtig gehen, die der König ohne alle engherzigen Einſchränkungen ausgeſprochen hat! — Daß ich im Jahr 1810 nicht im Preußiſchen war, iſt irrelevant, da ich früher zurückkehrte und niemals in andern Staatsdienſten war, meine Reiſe ins Ausland daher einer Urlaubsreiſe gleich zu ſtellen iſt, überhaupt der deutliche Sinn der CabinetsOrdre auch nur die ausſchließt, die fremde Dienſte genommen, und bis zum Jahr 1810 nicht zurückgekehrt waren. Daß es mir übrigens unmöglich war, in Berlin auch durch meine Kunſt damahls zu ſubſiſtiren, daß ich daher nothgedrungen fort mußte, darf ich noch verſichern. — Ich will mich an den Staatskanzler wenden, ihm kurz und bündig meine beſtandenen Verhältniſſe auseinander ſetzen, und um Bewilligung meines rückſtändigen Gehalts nach den aufgeſtellten Grundſätzen bitten, und bitte Dich recht herzlich, auf irgend eine Art, wie Du es am beſten findeſt, mein Geſuch zu empfehlen. Bemerken muß ich nur, daß nach eingezogenen ſichern Nachrichten der Finanzminiſter über das Prinzip der Zahlung nicht entſcheidet, und alſo der Staatskanzler unmittelbar wegen Remedur einer von der Commiſſion erhaltenen Verfügung angegangen werden muß. —

Endlich darf ich Dir nicht verſchweigen, daß aus dem tiefſten Hintergrunde mir noch ein Stern der Hoffnung entgegenſchimmert, der aber auch leicht wieder ganz in dunkler Nacht verſchwinden kann. — Meine Oper Undine, die der Major Fouqué dem v Brühl überreicht hat, kommt höchſt wahrſcheinlich auf das Theater. Der Text iſt ganz herrlich, wie Du wohl von Fouqué es glauben kannſt, und ich hoffe ein tüchtiges Stück Arbeit gemacht zu haben, welches auf ganz honorable Weiſe durchgreifen wird. Fouqué hat der Prinzeſſin Wilhelm, ſo wie dem Kronprinzen von der Oper erzählt, beide intereſſiren ſich dafür, und ſo könnte ich vielleicht, gefällt meine Oper, hohe Protektionen gewinnen, und dadurch in eine angenehme Künſtlerlage verſetzt werden, d. h. TheaterComponiſt oder Capellmeiſter werden! — Beide hier offene CapellStellen werden nämlich vor der Hand nicht beſetzt. — Daß dies vor der Hand kaum mehr als ein Traum iſt, darf ich wohl behaupten, überdem kommt die Undine vor dem Herbſt oder Anfang des künftigen Winters kaum auf die Bühne. Dies Interregnum iſt daher auf jeden Fall zu überſtehen.

In der Verzweiflung habe ich übrigens Diederichs geſchrieben, daß wenn ich durchaus fort müßte, ich nach Poſen gehen wollte. Du ſiehſt, daß ich nur Raum und Zeit gewinnen, daß ich den Plänen für mein Lebensglück jedes Opfer bringen will, denn von Poſen aus könnte ich ja ſelbſt im ſchlimmſten Fall immer wieder ohne Aufſehen nach Berlin zurückwandern, und ich würde ſelbſt meine Anſtellung als Rath im Collegio nur als ein Interimiſticum anſehen. — Von der Kunſt kann ich nun einmal nicht mehr laſſen, und hätte ich nicht für eine herzensliebe Frau zu ſorgen, und ihr, nach dem, was ſie mit mir ausſtand, eine bequeme Lage zu bereiten, ſo würde ich lieber abermals den muſikaliſchen Schulmeiſter machen, als mich in der juriſtiſchen Walkmühle trillen laſſen! — Verzeih' es nur, mein geliebteſter Freund, daß ich Dir wieder ſo viel vorklage! — Mit meinem zerriſſenen Leben trage ich eigentlich die Schuld meiner wenigen Standhaftigkeit, meines Leichtſinns in früheren Jahren. — Als Knabe — als Jüngling hätte ich mich ganz der Kunſt ergeben, und nie an etwas anderes denken ſollen. Freilich lag es auch an verkehrter Erziehung. — Nun! — Du weißt ja alles! —

So wenig die Juridica anſchlagen wollen, ſo ſehr ſteigt, wider mein Erwarten, mein Ruf in der Literatur, da die

Callots gar viel Glück gemacht haben. Ich merke dies an den verſchiedenen Anträgen, die mir von Buchhändlern gemacht werden, und denen ich nicht einmal recht genügen kann, da meine Arbeiten, die mir der Ungewohnheit wegen ſchwerer fallen als ehemals, das nicht zulaſſen. — Doch habe ich in dieſen Tagen zwei Erzählungen für das FrauenTaſchenbuch und für die Urania gemacht. Wenn Du künftigen Herbſt die Urania zu Geſicht bekommſt, wird Dich meine Erzählung gewiß intereſſiren, da die Szene nach Danzig verlegt iſt. Sie heißt „der Artushof.“ — Matuſzewski kommt darin vor und eine Criminalräthin Matheſius aus Marienwerder, die eigentlich die Tochter eines wahnſinnigen Malers iſt, und früher als poetiſche Perſon, Felizitas genannt, auftritt. Das Ganze dreht ſich um ein wunderbares Bild im Artushof, welches in der Seele eines jungen Kaufmanns den Funken der Kunſt entzündet, ſo daß er ſich von allem losreißt und Maler wird.

Anliegend ſchicke ich Dir mein Mährchen. — Es ſollte ſauberer gebunden ſeyn, es iſt indeſſen mein Autorexemplar, und um ein anderes zu beſorgen, müßte ich noch einige Tage warten, und der Brief muß durchaus heute fort.

Uebrigens fehlt es mir hier nicht an wohlwollenden Bekannten und ſehr ſpaßhaft iſt es, daß man hin und wieder den Verfaſſer der Fantaſieſtücke pp zu großen Thees einladet, als ſey er eine merkwürdige Perſon! — Auf dieſe Weiſe habe ich aber unter recht intereſſanten Menſchen ſchon recht angenehme Abende verlebt, welches in Poſen wahrſcheinlich nicht der Fall ſeyn dürfte.

Habe die Güte, mein geliebteſter Freund, mir recht bald zu antworten, und mir nach Deiner Sinnesart mit Rath und That beizuſtehen.

Grüße Deine liebe Frau, ſo wie Deine Tochter, die ich kennen gelernt, recht herzlich. — Meine Frau, die ganz auf Dich baut, und die Deiner erfreulichen Erſcheinung in Leipzig noch immer mit innigem Vergnügen erwähnt, empfiehlt ſich Dir und Deiner Familie auf das angelegentlichſte.

Ewig unverändert
Dein treueſter
Hoffmann

63.

(Nach Hitzigs Abdruck von Hippels Abſchrift.)

[28. April 1815.]

Mein theuerſter geliebteſter Freund!

Von Poſttag zu Poſttag habe ich gehofft, daß Du Dein gütiges Verſprechen erfüllen und mir wegen meiner Entſchädigungs-Angelegenheit eine Empfehlung an den Staatskanzler ſchicken würdeſt, da dies aber bis jetzt nicht geſchehen iſt, fürchte ich beinahe, daß Du vielleicht doch am Ende an dem glücklichen Erfolg gezweifelt haben magſt. — In dieſem Augenblick nehme ich aber Deine Freundſchaft aufs neue und zwar auf das dringendſte in Anſpruch. — Durch den Staatsrath [beim Miniſterium des Innern] Nicolovius erfahre ich, daß Expedientenſtellen im Bureau des Miniſters [des Innern v.] Schuckmann beſetzt werden ſollen. Du ſiehſt, lieber theurer Freund, daß auf dieſe Weiſe eine Lebenshoffnung mir aufgeht, die aber ſchnell erfaßt werden muß, um nicht wieder unterzugehen. Daher bitte ich Dich auf das dringendſte und inſtändigſte, mir mit umgehender Poſt eine durchgreifende Empfehlung an den Miniſter S[chuckmann] zu ſenden. — Ich wünſche, ſollte auch in dem Augenblick kein Poſten vakant ſeyn oder gemacht werden, vorläufig um mich im Geſchäft zu üben, ohne Gehalt — aber nur gleich — angeſtellt zu werden. Meine jetzige Lage iſt in der That ſehr übel, den außerdem daß ich gar keinen Gehalt ziehe und auch keine Ausſicht habe verſorgt zu werden, da unſer JuſtizGroßmogul mich für ein exotiſches Produkt zu halten ſcheint, das in der Juſtiz ſich nicht einbürgern kann, ſo ſteigt auch mein Eckel gegen ein

Geſchäft, das, ſo wie es jetzt betrieben wird, nur Unmuth und Langeweile erregen kann. Erinnere Dich, theuerſter Freund! daß es nie meine Idee war, zur Juſtiz zurückzukehren, denn zu heterogen iſt ſie der Kunſt, der ich geſchworen; hierin und in der gewiſſen Ueberzeugung, daß meinem Wunſch nicht einmal nachgegeben ſeyn würde, liegt es, warum ich mich wegen Marienwerder nicht bemühte. — Daß ich Dich in Berlin einſt wiederſehen werde, davon bin ich feſt überzeugt, und ſo wird der Nachklang unſers frohen Jugendlebens herrlicher und ſchöner ſeyn. —

Möge Dir mein Anſelmus ſchon einige frohe Augenblicke gemacht haben; Deine Kinder müſſen ja auch das Mährchen leſen, ſelbſt die jüngeren, denn ich habe gefunden, daß unerachtet Kinder die tiefere Tendenz unmöglich auffaſſen können, ihre Fantaſie doch durch manche Szene ſehr angeregt wird. Sobald ich den vierten Theil der Fantaſieſtücke, der in dieſer Meſſe erſchienen iſt, von meinem Verleger erhalten haben werde, ſende ich ihn Dir ſogleich zu.

Zu ſehr bin ich von Deiner Liebe überzeugt, als daß Du meine Hoffnung Rückſichts des gewünſchten Empfehlungsbriefes täuſchen könnteſt. — Du ſiehſt, wie tief in mein Leben die Erfüllung meines Wunſches eingreift, und kannſt denken, wie aufgeregt ich bin, wie unendlich ich darnach verlange, daß bald alles entſchieden ſey. — Uebrigens will Nicolovius auch meinen Wunſch unterſtützen.

Lebe wohl, mein theuerſter, innig geliebteſter Freund! — empfiehlt mich auf das angelegentlichſte Deiner lieben vortrefflichen Frau. — Meine Frau empfiehlt ſich Dir und Deiner Familie ſehr — ſie baut auf Dich und Deine Freundſchaft.

Ewig
der Deine
Hoffmann

Berlin, Franzöſiſche Straße No 28
den 28 April 1815.

Antworte ja mit umgehender Poſt.

64

(mit dem vierten Bande der Fantaſieſtücke).

(Nach dem Original.)

Berlin Taubenſtraße No 31.
Den 18 Julius 1815.

Mein Geliebteſter Freund!

Ich ſende Dir den vierten und lezten Theil meiner Fantaſieſtücke mit dem herzlichen Wunſche, daß Du manches darin finden mögeſt, was Dich erfreut und nach ernſtem, auch wohl langweiligem Geſchäft aufheitert. — Auf das innigſte danke ich Dir auch für die mir ſo ſchnell überſandte Empfehlung an Schuckmann die ganz gewiß gewirkt haben würde, wenn die von mir geſtellte Prämiſſe, nehmlich daß das Bureau vergrößert werden ſollte, zu der mich Nicolovius verleitet hatte, nicht falſch geweſen wäre. — Dem Himmel ſey es gedankt, daß ich Dir endlich einmahl etwas erfreuliches melden kan. Diederichs hat es dahin gebracht, daß der Juſtizminiſter von ſeinem Prinzip abgegangen iſt und mich, unerachtet ich Rath geweſen, in ſeinem Bureau als Expedient anſtellen will. Ich expedire wirklich ſchon ſeit drei Wochen für den ins Bad gereiſeten Juſtiz-Rath Raebiger und kan nach Diederichs Verſicherung in wenigen Tagen dem Reſkript entgegenſehen, das mich als Expedient mit 800 rth Gehalt ſeit dem 1. Julius zu beziehen, anſtellt. Nur dieſer dieſer beſcheidene Poſten iſt meinen Wünſchen gemaß, denn:

1. tauge ich nicht mehr zum Rath, weil ich zu viel verſeſſen, und bey jeder Gelegenheit befürchten muß, daß in der Seſſion, bin ich im urſprünglichen Geſez auch völlig taktfeſt, doch ein gedächtnißſtarker College, ein neueres Reſkript wie einen verſteckten Dolch hervorzieht und mich damit tödtet.
2. ſtehe ich ſonderbarerweiſe in der litterariſchen und künſtleriſchen Welt jezt ſo, daß ich nicht aufhören kan zu ſchreiben und zu komponiren. Zu beyden läßt mir der ExpedientenPoſten hinlänglichen Raum. Man bekomt die geringe Arbeit ins Haus geſendet, und darf niemahls ins Bureau gehen. Ich rechne im Durchſchnitt 3 Stunden tägliche Arbeit da ich fix im Styl bin.
3. darf ich als Expedient die ad 2 genannten Allotria treiben, die dem Rath verdacht werden. —

Muß ſich das Gute ereignen, ſo trifft Alles zuſammen, und ſo kam es denn auch, daß als ich die Gewißheit der Anſtellung erhielt, der Buchhändler Dunker mir für ein nicht zu ſtarkes Manuſkript 80 Frid[richs]d'or zahlte. Ich konte ein gutes Logis beziehn, konte mich nothdürftig einrichten und habe noch zu leben, bis neue Gelder eingehen. — So ſiehſt Du mich, mein theuerſter geliebteſter Freund! nach ſo vielen Stürmen endlich im Hafen! —

Ich kan es nicht läugnen, daß ich gemüthliche Freunde hier um mich verſammelt habe, indeſſen iſt es ein eignes Ding damit, wenn man zuſammen ſo recht ins Leben getreten iſt, und ſo wirſt Du mir nimmer erſezt. — Daß Du nicht für das beengte Leben in M[arienwerder] paſſeſt iſt mir klar, und ich ſehe Deinen Auffenthalt dort nur für ein Opfer an, das Du der Nothwendigkeit Deine Güter wenigſtens einige Zeit hindurch nahe im Auge zu haben, bringſt. Du komſt gewiß wieder hieher und Gott ſey es gelobt, daß ich weiß, wie keine Aenderung Deines öffentlichen Verhältniſſes Deine Geſinnungen gegen mich zu ändern vermag. Du haſt mir das genugſam bewieſen.

Was ſagſt Du zu den neueſten Begebenheiten? — In welcher Glorie erſcheint unſer Vaterland! — Was waren das hier für herrliche Tage! — Die Einholung der beyden Couriere waren herrliche Volksfeſte recht bis in Innerſte hinein gefeyert! — An gemüthlichen Volkswizen fehlte es nicht: Unter dem brandenburgiſchen Thor blickte ein Junge zur Victoria herauf und rief: Na kick man — kick man — Nu heſt Du gut kicken, und ein anderer ſagte: Na geiht det ſo fort ſo hebben wör ever acht Dage den Deuvel dodgeſchlan. — Ergötzlich wird es Dir vielleicht ſeyn, daß der Aufſaz in den freimüthigen Blättern pp „Der Dey von Elba in Paris“ von mir iſt, ſo wie ich auch in die Spenerſche Zeitung einrücken ließ, daß nach glaubwürdigen franzöſiſchen Nachrichten derjenige Uebelgeſinnte, der in der Schlacht von MontStJean zuerſt das den glorreichen franzöſiſchen Waffen ſo verderbliche „sauve qui peut“ rief, derſelbe Corporal war, der bey Leipzig zu früh die Brücke ſprengte und dadurch die Schlacht verliehren machte. — So werden Allotria getrieben! —

Erfreue mich, mein geliebteſter Freund! bald mit einem Brieflein, meine Frau empfiehlt ſich Dir und den Deinigen ſehr angelegentlich ſo wie ich Deiner lieben herrlichen Frau und den Sängerinnen mich ſehr — ſehr zu empfehlen bitte. — Ewig

Der Deine
Hoffmann

Anm. Hippels (1839): Der . . . Brief . . . enthält in Hoffmanns Weiſe alle Gründe ausführlicher entwickelt, die ſein Genius, der nur die Freiheit ſeiner Schwingen zu bewahren ſtrebte, ihm gegen die Feſſeln des collegialiſchen Dienſtes eingab. Seine Phantaſie hatte ſich darüber ein Bild entworfen, das er, wie bekannt, ſpäterhin ſelbſt als unrichtig anerkennen mußte, als er durch das Zureden ſeiner Freunde vermocht ward, die ihm dargebotene Rathsſtelle beim Kammergericht anzunehmen. Und gerade der Miniſter von Kircheiſen und ſeine Umgebung waren es, die Hoffmann richtig würdigten, und über ſeine beſſere Natur ſeine Fehler nicht ſehen zu müſſen glaubten.

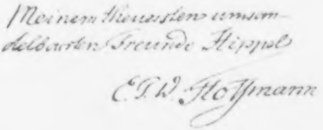
Erfreulich iſt auch die Theilnahme Hoffmanns an dem Glanze ſeines Vaterlandes, ſo gleichgültig, ſo widerlich ihm, der nie ein Zeitungsblatt las, ſelbſt auch Krieg und Frieden und alles Gerede und Geſchreibe über Politik war.

65:

Widmung des erſten Theils der Elixiere des Teufels.

(Nach dem Original.)

[Früheſtens Herbſt 1815.]



Meinem theuersten unwandelbaren Freunde Hippel

E. T. W. Hoffmann

66.

(Nach Hitzigs Abdruck von Hippels Abſchrift.)

Berlin den 30 Auguſt 1816.

Mein geliebteſter theuerſter Freund!

Schilt nur nicht zu ſehr über meine freilich beynahe unverantwortliche Trägheit im Schreiben. Daß ich auch in der Entfernung recht innig mit Dir lebe, darf ich nicht verſichern und eben ſo trug ich jeden Tag den feſten Vorſatz mit mir herum, Dir zu ſchreiben, aber Du weißt wie es geht, wenn man recht viel reden und erzählen will, man kommt ſelten zu Worte!

Mein Undinchen wurde in einem Zeitraum von viertehalb Wochen geſtern zum ſechstenmal bei überfülltem Hauſe gegeben. Die Oper hat ein allgemeines Gähren und Brauſen und endloſes Geſchwätz verurſacht, welches lediglich dem Dichter zuzuſchreiben iſt, der die Oppoſition ſämmtlicher Philiſter wider ſich hat. Dem einen iſt der Text zu myſtiſch, dem andern zu fromm. — Der dritte tadelt die Verſe, alle rühmen die Muſik und — die Dekorationen, die aber auch das genialſte der Art ſind, das ich jemahls geſehen. — Ich habe geflucht, daß Du die Oper nicht ſehen konnteſt, da ich feſt in meiner Seele überzeugt bin, daß Du mit wahren poetiſchen Gemüthern übereinſtimmend auf eigene Weiſe von dem Werk angeſprochen ſeyn würdeſt. Merkwürdig iſt es, daß die Kritiker beweiſen, an der Dichtung ſey nichts dran, und doch immer wieder hineinlaufen, welches ſie denn freilich mir in die Schuhe ſchieben, woran mir aber nichts liegt, ich vielmehr fortwährend ſehr trocken behaupte, ich müßte in der That ein Eſel geweſen ſeyn, wenn ich zu ſolchem Stoff, zu ſolchen Worten eine lumpichte Sechsdreiermuſik gemacht hätte. Wahrſcheinlich kommt binnen einem halben Jahr ein Klavierauszug heraus, den verehre ich Deiner ſingenden Familie. Hurag könnte einen epitomatiſchen Auszug auf der Bühne in Marienwerder geben, doch mußte er, wo möglich, das Theater bis über die Weichſel verlängern und wie in dem berühmten Trauerſpiel Pyramus und Thisbe in mondheller Nacht ſpielen, um ſo die rauſchenden Gewäſſer und den Mondſchein gleich bey der Hand zu haben. — Das einzige geſcheute Wort über Undine, das gedruckt wurde, hat übrigens Catel in der [Voſſiſchen] Berliner Zeitung geſprochen, ſonſt iſt viel närriſches Zeug auch in den dramaturgiſchen Blättern geſchwatzt, an denen ich übrigens keinen Antheil nehme, da ſie nach einem hieſigen ſehr poetiſchen Kunſtausdruck mierig worden, ſo daß ſie nur noch Lewezows (der jetzt Löwenzopf genannt wird) Primaner leſen, und dieſer gezwungene Curs eben nicht der Sache Vortheil bringt. — Das KammerGericht hat an der Undine großen Antheil genommen, und es geht eine dunkle Sage, daß der große Mann aus der WilhelmsStraße im Hintergrunde der Ekloge bemerkt worden ſeyn ſoll, und zwar bey der zweiten Darſtellung. —

Bey dem KammerGericht fällt mir natürlich mein Geſchäftsleben ein, das ich wie den Klotz des Baugefangenen hinter mir herſchleppe und glaube, es ſey nun einmal die Strafe meiner vielen Sünden, daß ich in der freien Luft nicht ausdauern konnte und in den Kerker zurück mußte, ſo wie der verwöhnte Stubenvogel, dem das Futter ſo lange zugereicht wurde, daß er im Freien ſeine Atzung ſelbſt zu ſuchen nicht mehr vermag. Alles Unangenehme haben ſie mir bisher aufgebürdet — KaſſenCuratel — DepoſitalAbnahme — Unterſuchungen u. ſ. w. Dazu kam, daß der CriminalSenat von acht Mitgliedern bis auf drey herabgeſchmolzen war durch Reiſen, Krankheit pp. ſo daß ich meinte, wir wollten unſere Pforten ſchließen und mit 5 Fuß 6 Zoll hohen Buchſtaben darauf ſchreiben: Wir ſind nach dem Bade verreiſet, wornach ſich jeder Rückſichts der Prozeſſe und der begangenen und noch zu begehenden Verbrechen zu achten!

Der Präſident Woldermann war auch fort, der Vicepräſident mußte im InſtructionsSenat präſidiren, und Dein gehorſamer Diener führte im CriminalSenat als älteſter Rath mit Würde und Energie den Rothſtift. Kam noch zu ſelbiger Zeit hinzu, daß mich meine Nichte aus Poſen, die ich erzog, beſuchte, und mir ein wahrhaft lebendiges Kind, daß ſie mit ihrem Mann, dem TribunalsAſſeſſor v. Lekſzycki erzielt, vorzeigte, ſo daß ich an meiner Großonkelſchaft gar nicht zweifeln konnte, ſo magſt Du es Dir denken, wie überſchwenglich groß und erhaben ich mich fühlte. Nach Niederlegung meines Poſtens (als Direktor nämlich, nicht als Großonkel) wurde mir als gerechtes Anerkenntniß meiner hohen Verdienſte von meinen Freunden in einer außerordentlichen SerapionsVerſammlung ein mit bunten Bändern geſchmückter EhrenRothſtift überreicht, den ich an feſtlichen Tagen im dritten Knopfloch meiner rechten Rockklappe trage, ſo daß er beim Ueberknöpfen auf meinem Herzen ruht!!

Meine Freunde rühmen ſehr, daß mich alle meine Würden nicht ſtolz und übermüthig gemacht, ſondern daß ich in guten Stunden ſehr mild und herablaſſend mit ihnen converſire!

Verzeih, mein theuerſter Freund! — das tolle Zeug — Du weißt ja aber ſchon, welch ein beſonderes Affengeſicht als verſteckter Poet mich kitzelt! — Daß der Uhland Dich gar ſehr erfreuen würde, habe ich gewußt. Haſt Du ſchon Fouqués Sängerliebe geleſen, ſo wie ſein Gedicht aus dem Jünglingsalter? In letzterem iſt viel ſchönes, das erſte ſehr zart, aber kein Zauberring. — Ich ſchreibe keinen goldnen Topf mehr! — So was muß man nur recht lebhaft fühlen und ſich ſelbſt keine Illuſion machen! — Schreibe mir gütigſt, ob und mit welchem Buchhändler Du hier in

Verbindung ſtehſt, der Dir Werke ſendet, damit ich mich, habe ich Dir etwas zu übermachen, an ihn wenden kann.

Meine Frau grüßt Dich und die Deinige, deren Güte und Freundſchaft ich mich auf das angelegentlichſte empfehle, herzlich. — Ewig ewig unverändert

der Deinigſte
Hoffmann

67

(mit dem zweiten Theil der Nachtſtücke und dem zweiten Bändchen der Kinder-Mährchen)

(Nach Hitzigs Abdruck von Hippels Abſchrift.)

Berlin den 15 Dezember 1817.

Mein geliebteſter Freund!

Zum Voraus begrüße ich Dich und Deine von mir hochverehrte Frau zum lieben neuen Jahr, und ſchicke Dir als WeihnachtsGabe den zweiten Theil meiner Nachtſtücke, die nun endlich ans Licht der Welt getreten, ſo wie das zweite Bandchen der KinderMährchen, in denen Du höchſt wahrſcheinlich wohl **mich** als den Verfaſſer des fremden Kindes herauskennen wirſt. Habe ich gleich Gneiſenau's Zeugniß für mich, daß ich mich im vorjährigen Nußknacker als vortrefflicher Militär (videatur die große Schlacht) gezeigt, und hätte mich das auch ermuthigen ſollen auf gleiche Weiſe fortzufahren, ſo habe ich doch dergleichen gelaſſen und bin diesmal wunderbar kindlich und fromm geweſen, wie alle ſagen. — Dir insbeſondere empfehle ich die oſtpreußiſche Geſchichte vom Majorat, die vielen Beifall erhält, und wie mich dünkt, mit Recht. — Erheitere Dich vom ernſten Geſchäft und lies meine Allotria wie der Staatskanzler, der ordentlich etwas darauf hält. — Du merkſt, daß ich qua Schriftſteller mich aufs hohe Pferd ſetze und von gigantiſchen Leuten im Staat ſpreche wie von —

Uebrigens will mich der Staatskanzler bedünken wie ein Löwe, der ein bischen eingenickt war, da riefen ſie: der Alte ſchläft, und tummelten ſich um ihn her in allerlei tollem Gewirr, bis es ihm zu arg wurde und er mit kräftiger Tatze einen Schlag führte, der dem Spiel ſofort ein Ende machte! — In der Menagerie, die hier zu ſehen, hört das Geſchnatter der Papagaien, das Gequäck der Affen ſofort auf, wenn der Löwe einmal brüllt u. ſ. w.

Beſſer, hundert tauſendmal beſſer wäre es doch, wenn Du in andern Verhältniſſen hier wäreſt. — Ich ſage das nicht aus purem Eigennutz, weil ich dann meinen beſten innigſten Freund wieder gewonnen, ſondern auch Rückſichts Deines Lebens und Deines Wohlbefindens. — Mit mir geht es ſo ziemlich, ja ſogar behaglich, da ich mich daran gewöhnt, aus knapp beſchränkten Verhältniſſen niemahls herauszukommen. — Das hochlöbliche KammerGericht muthet mir allerlei und viel Allerlei vor, indeſſen ſtehle ich doch manche Stunde zu anderen Dingen, die mir lieber ſind und habe ſogar den tollen Vorſatz, künftigen Herbſt mit einer neuen Oper, deren Text nach dem El galan fantasma des Calderon ausgearbeitet wird, hervorzutreten.

Da mir hiebey das abgebrannte Theater einfällt, ſo melde ich Dir mit kurzem, daß ich mich in der augenſcheinlichſten Gefahr befand, aufs neue ganz ruinirt zu werden. Das Dach des Hauſes, in dem ich im zweiten Stock wohne (Tauben und CharlottenStraßenEcke) brannte bereits von der entſetzlichen Glut, die das ungeheure brennende Bohlendach des Theaters verbreitete, und nur der Gewalt von drey wohldirigirten Schlauchſpritzen gelang es, das Feuer zu löſchen und das Haus, ſo wie wohl das ganze Viertel zu retten. Ich ſaß gerade am Schreibtiſch, als meine Frau aus dem Eckkabinett etwas erblaßt eintrat und ſagte: Mein Gott das Theater brennt! — Weder ſie noch ich verlohren indeſſen nur eine

Sekunde den Kopf. Als Feuerarbeiter, zu denen ſich Freunde geſellt hatten, an meine Thüre ſchlugen, hatten wir mit Hülfe der Köchin ſchon Gardinen, Betten und die mehrſten Meubles in die hinteren, der Gefahr weniger ausgeſezten Zimmer getragen, wo ſie ſtehen blieben, da ich nur im lezten Moment alles heraustragen laſſen wollte. In den vorderen Zimmern ſprangen nachher ſämmtliche Fenſterſcheiben und die Oelfarbe an den Fenſterrahmen und Thüren tröpfelte von der Hize herab. Nur beſtändiges Gießen bewirkte, daß das Holzwerk nicht vom Feuer anging. — Meinen Nachbarn, die zu eilig forttragen ließen, wurde vieles verdorben und geſtohlen, mir gar nichts u. ſ. w.

Deiner herzlieben Frau und den Deinigen empfiehlt mich und meine Frau, die Dich herzlich grüßt, aufs angelegentlichſte und beſte.

Ewig unverändert

Dein allertreuſter

Hoffmann

68

(mit Klein Zaches
und zwei Taſchenbüchern auf 1819).

(Nach Hitzigs Abdruck von Hippels Abſchrift.)

[27. Januar 1819.]

Mein theuerſter innigſt geliebter Freund!

Wohl geht es mir eben ſo wie Dir, am NeujahrsTage treten mit doppelter Friſche und Lebendigkeit die Bilder des vergangenen Lebens hervor und man gedenkt der abweſenden Freunde mit wehmüthiger Freudigkeit! — Daher kommt es denn auch, daß ich ſchon ſeit mehreren Jahren vermeide, NeujahrsAbend und NeujahrsTag, wie es ſonſt wohl zu geſchehen pflegte, in rauſchender Geſellſchaft zuzubringen. Ich gebe in dieſer Zeit in meinem einſamen Zimmer ganz meinen inneren Gedanken Raum, und Erinnerungen ſind es, die wir, meine Frau und ich, uns gegenſeitig auffriſchen. So haben wir auch Deiner, und zwar wohl als des beſten, bewährteſten, unwandelbarſten meiner Freunde gedacht; und nur deshalb mit ſchmerzlicher Rührung, weil ein böſes Verhängniß uns von einander getrennt hat!

Längſt würde ich Dir geſchrieben haben, hätte ich es mir nicht in den Kopf geſezt gehabt, Dir ein kleines Buch mitzuſenden, das längſt unter der Preſſe, und deſſen Erſcheinung ſich wider alles Vermuthen bis jezt verſpätet hat.

Du erhältſt es jezt in der Anlage, ſo wie zwey Taſchenbücher, in denen Erzählungen von mir enthalten ſind, und die ich Deiner lieben, von mir hochverehrten Frau in meinem Namen zu überreichen bitte. Lies doch den Zinnober, das tolle Mährchen wird Dir gewiß, ich darf es glauben, manches Lächeln abzwingen. Wenigſtens iſt es bis jezt das humoriſtiſchte, was ich geſchrieben, und von meinen hieſigen Freunden als ſolches anerkannt. — Ueberhaupt gewährt mir meine Schriftſtellerey nicht allein Aufheiterung, ſondern auch eine Geldzulage, die allein es mir möglich macht, in dem übertheuern Berlin zu ſubſiſtiren, wiewohl zuweilen meine Einkünfte nicht hin und herreichen wollen, und ich mit manchen Sorgen zu kämpfen habe, die mir unangenehme Augenblicke genug machen. — An Weiterkommen, an Verbeſſerung iſt vor der Hand nicht zu denken, da man von einer großen Juſtizreform, Einführung des öffentlichen Verfahrens u. ſ. w. ſpricht, und bis dahin allſo wohl jeder an ſeinem Platz bleiben wird.

Gäbe doch der Himmel, daß irgend eine Präſidenten-Verſammlung Dich wieder nach Berlin führte, es thäte wirklich Noth, das in mein Leben wieder einmahl etwas recht Erfreuliches hineinleuchte!

Lebe wohl, mein innigſt geliebter Freund, empfiehl mich ſo wie meine Frau, die Dich auf das herzlichſte grüßt, dem gütigen Andenken Deiner Frau Gemahlin.

Ewig mit unveränderter Treue und Liebe

Dein innigſt ergebener

Berlin den 27 Januar 1819. Hoffmann

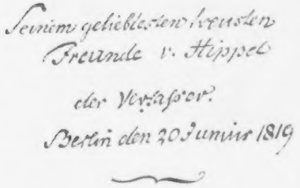
Schreibe mir gütigſt, wie Dich Zinneberlein angeſprochen hat. Damit ſich das Buch als AutorExemplar bewähre, habe ich einige Druckfehler mit Bleiſtift herauskorrigirt.

69:

Widmung des erſten Bandes der Serapions-Brüder.

(Nach dem Original.)

[20. Juni 1819.]



Seinem geliebtesten treusten
Freunde v. Hippel
der Verfaſser.
Berlin den 20 Junius 1819

70

(mit dem zweiten Bande der Serapions-Brüder und dem erſten Bande des Murr-Kreisler).

(Nach Hitzigs Abdruck von Hippels Abſchrift.)

Berlin den 24 Junius 1820.

Mein theuerſter geliebteſter Freund!

Du erinnerſt Dich des Brieſes, den Du mir durch Tettau ſandteſt, und in dem Du Dich über die jetzige Geſtaltung der Dinge ausſprachſt. Tief in mein Inneres hinein ſprach jedes Deiner Worte, und nie habe ich ſo lebhaft, ſo innig die Uebereinſtimmung unſerer ganzen Lebensanſicht, unſers ganzen Weſens gefühlt. Gerade in jener Zeit wurde ich zum MitCommiſſarius bei der zur Unterſuchung der ſogenannten demagogiſchen Umtriebe niedergeſezten ImmediatCommiſſion ernannt, und wie Du mich kennſt, magſt Du Dir wohl meine Stimmung denken, als ſich vor meinen Augen ein ganzes Gewebe heilloſer Willkühr, frecher Nichtachtung aller Geſetze, perſönlicher Animoſität, entwickelte! — Dir darf ich nicht erſt verſichern, daß ich eben ſo wie jeder rechtliche vom wahren Patriotismus beſeelte Mann überzeugt war und bin, daß dem hirngeſpenſtiſchen Treiben einiger jungen Strudelköpfe Schranken geſetzt werden mußten, um ſo mehr, als jenes Treiben auf die entſetzlichſte Weiſe ins Leben zu treten begann. Aus dem Gießner Verein der Schwarzen ging die Verbreitung des aufrühreriſchen ſogenannten Frag und AntwortBüchleins hervor, aber noch mehr, Sand's verabſcheuungswürdige meuchelmörderiſche That gebahr der Fanatismus, den die Grundſätze der ſogenannten Unbedingten („der Zweck heiligt die Mittel" pp), die aus dem Bunde der Schwarzen hervorgingen, entzündeten. — Jenes Büchlein hatte die Unruhen im Odenwalde zur Folge! — Hier war es an der Zeit, auf geſetzlichem Wege mit aller Strenge zu ſtrafen und zu ſteuern. Aber ſtatt deſſen traten Maßregeln ein, die nicht nur gegen die That, ſondern gegen Geſinnungen gerichtet waren. [Hier fehlt vermuthlich eine größere „ſtarke Stelle"; vgl. die Einleitung.]

Ich ſchicke Dir nicht allein den zweiten Theil der SerapionsBrüder, ſondern auch den erſten Theil der Lebens-Anſichten des ſcharfſinnigen Katers Murr, der in der literariſchen Welt eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden hat, trotz der etwas bizarren Szenerie, die in dem Buche herrſcht. Es folgen noch zwei Theile, die längſt fertig wären, wenn mir nicht aus oben entwickelten Gründen Zeit und Humor fehlte. —

Eine neue ſehr intereſſante Bekanntſchaft habe ich an dem als Componiſten wirklich großen Spontini gemacht, deſſen neueſte Oper „Olympia" ich, weil es der König gewünſcht, **nolens volens** ins Deutſche übertragen muß. Eine ganz verfluchte Arbeit, da im Franzöſiſchen alle Rhythmen dem Deutſchen entgegengeſezt ſind, und ich mir in den Kopf geſetzt habe, auch in den Rezitativen nicht ein Nötchen zu ändern und die franzöſiſchen Schlagwörter durch deutſche volltönende Kraftwörter todt zu ſchlagen. Das gilt nun in den Abend und NachtStunden als meine Erholung! — Doch ich gerathe wieder ins Aechzen! — Koreff ſehe ich beinahe gar nicht. Der Staatskanzler, der mir übrigens die Ehre angethan, mich zu ſeiner Familientafel zu laden, iſt ganz umlagert von beſonderen Leuten, und ich weiß nicht, welcher Wind jezt noch weht. — Gäbe doch der Himmel, daß Du ganz Deinen Wünſchen gemäß nach Berlin kommen könnteſt, da würde wieder ein guter freundlicher Stern meinem Leben aufgehen.

Noch einmal, — Du ſollteſt hier ſeyn, denn Du gehörſt eben ſo wenig als ich in die Provinz, und biſt wohl auch nicht Cäſars Meinung: lieber in dem kleinen beengten Kreiſe der erſte ſeyn zu wollen, als in dem großen der zweite oder dritte, vierte. Das lebendige Leben der großen Stadt, der Reſidenz wirkt doch nun einmal wunderbar auf das Gemüth, und ſolcher Kunſtgenuß, wie er hier doch zu finden, iſt das beſte ReſtaurationsMittel für den Geiſt, den das Einerlei erſchlafft, wo nicht zulezt tödtet. Man kann z. B. jezt einen ganzen halben Tag und länger ſchwelgen, wenn man blos in den neuen Theaterbau hineingeht, und dann blos das Atelier der Bildhauer Tieck, Rauch und Conſorten im Lagerhauſe beſucht. Am Theater arbeiten die erſten Künſtler, und man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß die kleinſte Verzierung ein wahrhaftes Kunſtprodukt iſt. Vorzüglich imposant iſt die ſchon fertige Statue Apollo's (20 Fuß hoch), der auf einem mit Hippogryphen beſpannten Wagen daher fährt, aus geſchlagenem Kupferblech, wie die Viktoria auf dem Brandenburger Thor. Sie kommt auf dem hohen Fronton zu ſtehen, in deſſen Tympan Amor und Pſyche en haut relief in Stuck gearbeitet werden. In dem Tympan des Frontons der Attika wird die Geſchichte der Niobe en haut relief in Pirnaer Sandſtein gearbeitet zu ſtehen kommen. Die Figuren ſind meiſtens 10—12 Fuß hoch, und ganz meiſterhaft nach Tiecks herrlichen Modellen gearbeitet. Den Apollo hat Rauch modellirt. — So viel von den neueſten Kunſtprodukten Berlins!

Schreibe mir bald, mein geliebteſter Freund, ich bin neugierig, wie Dir der Kater gefallen wird. — Stoße Dich nicht an einigen argen Druckfehlern, die ich überſehen.

Empfiehl mich auf das Angelegentlichſte Deiner Gemahlin, meine Frau empfiehlt ſich Dir und ihr ſehr. Sie wünſcht eben ſo ſehr als ich, daß Du in Berlin ſeyn mögeſt, da ſie weiß, wie ſo gar wohlthätig Deine Gegenwart auf mich einwirken würde.

Ewig, ewig unwandelbar

Dein treueſter
Hoffmann

79 a.

Im Frühherbſt 1821 kam Hippel als Mitglied einer Commiſſion nach Berlin, ſeine Familie folgte ihm im Winter nach Sie blieben bis zum 15. April 1822.

Wie alle Freunde Hoffmanns erhielt auch Hippel die lithographirte

Anzeige vom Tode des Katers Murr
d. d. Berlin d. 1t Decbr: 1821:

ſ. Bd. II. Außerdem verehrte ihm Hoffmann (nach Bach) ein Quartblatt mit Klecksen und Strichen des Katers, bezeichnet als

Kater Murrs lezte Schriftzüge.

71.

a.

Wie in unſerem Bd. II S. 472 ff näher ausgeführt, hatte Hoffmann ſeinen Gegner Geheimrath v. Kamptz, den Director der Polizei-Abtheilung im Miniſterium des Innern, im December 1821 in einer Einlage des 'Meiſters Floh' als Geheimrath Knarrpanti[1] karrikirt und das Manuſcript am 12. Januar an ſeinen Verleger Wilmans nach Frankfurt geſandt. Kamptz hatte davon gehört und Ende Januar das Manuſcript von einem Agenten aus Frankfurt zurückholen laſſen; Wilmans ſetzte Hoffmann ſogleich davon in Kenntniß. Am 5. Februar beantragte Kamptz durch den Miniſter des Innern beim Staatskanzler Fürſten von Hardenberg eine exemplariſche Beſtrafung Hoffmanns. Wie es (nach Varnhagens und Dorows Berichten, wiederholt in unſerem Bd. III) ſcheint, erfuhr Hippel das alsbald und begab ſich zum Juſtizminiſter, um ein gutes Wort für Hoffmann einzulegen. Der Miniſter mußte ihm ſagen, daß es zu ſpät ſei und daß die Angelegenheit ſchon in den Händen des Staatskanzlers liege.

A.

[1] Die von Hippel angegebene Form Knarapanti konnte man allenfalls für frei erfunden halten (etwa in klanglicher Anlehnung an italieniſche Namen wie den des Anatomen Spalanzani, den Hoffmann im 'Sandmann' und im 'Oeden Hauſe' nennt und dem er in jener Erzählung einen Namensvetter giebt in der Perſon des „Vaters“ der Olimpia). Seitdem wir jedoch wiſſen, daß Hippel ſich verleſen hat und daß Kamptz' närriſches Ebenbild vielmehr Knarrpanti heißt — ſeitdem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der völlig unorganiſch aus ſpezifiſch deutſchen und ſpezifiſch italieniſchen Klang-Elementen gemiſchte Name, der in keiner lebenden und in keiner todten Sprache möglich iſt, irgendwie aus gegebenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt. Eine Möglichkeit der Entſtehung mag im folgenden gezeigt werden:

Wie Friedrich Holtze (in den 'Schriften des Vereins für die Geſchichte Berlins' XLIII, 18 und 50) nachgewieſen hat, liebt es Hoffmann, die von ihm nach Modellen entworfenen Figuren — zu denen doch Knarrpanti unzweifelhaft gehört — mit vollen oder halben Anagrammen der Originalnamen zu bezeichnen und ſo dem Fernerſtehenden zu verhüllen, dem Eingeweihten aber kenntlich zu machen. Den Namen ſeines jungen Malerfreundes Henſel ſtellt er in der 'Brautwahl' um in Lehſen; aus

Hippel hat das offenbar ſogleich Hoffmann berichtet; die Freunde beriethen mit einander und beſchloſſen eine Parallel-Aktion. **Hippel** ſollte ſich an Hardenbergs Schwiegerſohn **Pückler** wenden, der noch drei Jahre vorher Hoffmann eifrig den Hof gemacht hatte (ſ. Bd. II S. 330/32), und ihm unter der Hand die Streichung der mißliebigen Stellen anbieten; **Hoffmann** ſollte unterdeß in einer officiellen Eingabe an **Hardenberg** ſeine Ueberraſchung über Wilmans' Nachrichten möglichſt lebhaft ausdrucken und möglichſt treuherzig verſichern, er habe ſich bei dem Märchen nichts böſes gedacht.

Am Morgen des 8. war die Eingabe (Bd. II Nr. 270 [S. 495f]) fertig. Hoffmann ſandte ſie Hippeln mit einer unbekannten zweiten und mit folgendem eigenhändigen Begleitbillet, das wir nach Dorows erſtem Druck (1839, wahrſcheinlich nach einer Abſchrift Hippels; ſ. u. S. 305f Note) bringen:

In der Anlage die unterſchriebenen Schreiben. Ich habe ziemlich gut geſchlafen, nachdem ich eine Anwandelung von Ohnmacht überſtanden. Vergiß nicht, mein theuerſter, einziger Freund! mein ganzer Hort und Heil, dem Pückler zu ſagen, daß ich gern ſtreichen will. — Vielleicht läßt ſich in dieſem Wege die Sache am beſten einlenken und ausgleichen. — Sage nur, der ganze Knarrpanti[2] ſollte heraus, wenns nicht anders wäre. — Noch immer ſind die Sachen gut gegangen.

Ich bin noch ſehr ſchwach.

Hoffmann

---

dem ſeines alten Meiſters **Poddielsky** wählt er die fünf Buchſtaben Liſko, um ihm in der Biographie Kreislers als dem Meiſter Abraham Liſcov zu huldigen; dem Conſiſtorialpräſidenten v. **Scheve** braucht er nur das c zu nehmen, um ihn im ‚Zuſammenhang der Dinge' als Conſiſtorialpräſidenten Veehs auftreten zu laſſen.

Einigermaßen verzweifelt lag aber dieſe Aufgabe bei dem Namen Kamptz. Man könnte ruhig einen Preis darauf ſetzen, aus dieſen fünf Conſonanten + einem Vocal durch Umſtellung einen ausſprechbaren Namen zu bilden; man würde ſein Geld behalten. Hoffmann verfiel alſo, wie ich annehme, zunächſt darauf, den Namen ſeines Gönners (im Gegenſatz zu dem Namen Poddielsky) zu verlängern, was zugleich die Schwierigkeit der Entzifferung und das ſtille Vergnügen des Autors erhöhte. Er ergänzte ihn nämlich durch ein Epitheton ornans zu der volleren Bezeichnung

Narr Kamptz.

Das ergab in leichter Umſtellung: Knarrpamtz; und hieraus dürfte lediglich aus euphoniſchen Gründen — vielleicht auch um die Durchſichtigkeit des Decknamens zu verringern — Knarrpanti gemacht ſein.

[2] bei Dorow, wie immer bei Hippel: Knarapanti.

b.

Hippel hatte jedoch bei Pückler kein Glück. Dieſer ſkrupelloſe Dandy — eine echt Balzac'ſche Figur — ſtand damals in der Blüthe ſeines Streberthums: Ende März wußte er eine enorme Entſchädigung aus Staatsgeldern und Anfang Juni den Fürſtentitel zu erlangen; nichts lag ihm ferner als für andere die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen. Der ehrliche aber beſchränkte Hippel hat ſeiner Enttäuſchung noch 1838 (in der Ausgabe der Briefe ſeines Oheims an Scheffner[1]) und 1839 (ſ. u. S. 278 gegen Schluß) ingrimmig Ausdruck gegeben.

Um 2 Uhr kam dem Juſtizminiſter die (Bd. II S. 497 abgedruckte) Cabinetsordre zu, die ihm befahl, Hoffmann ſofort durch den Kammergerichts-Präſidenten Woldermann vernehmen zu laſſen. Hippel eilte nun, wie Varnhagen am Abend des 8. notirt, zu Witzleben und Albrecht (den Chefs des Militär- und des Civil-Cabinets nach heutiger Bezeichnung), die ihm verſprachen, beim Könige für Hoffmann einzutreten. Vor allem aber ließ Hippel nach dem Sprüchlein „Zeit gewonnen, alles gewonnen" noch am Abend von Hoffmanns Arzt Dr. Heinrich Meyer ein Atteſt ausſtellen, das wir nach dem Original folgen laſſen:

Der Herr CammerGerichtsRath Hoffmann ist seit mehreren Wochen kränklich, seit etwa vierzehn Tagen krank. Er leidet jezt an PraecordialBeschwerden mit Fieber und hat gestern deshalb zweimal Blut laſsen müſsen. Eine jede nur einigermaſsen bedeutende GemüthsBewegung könte für ihn gefährlich werden. Auf Verlangen bezeuge ich dieſs hiermit der Wahrheit und meiner Pflicht gemäſs. Berlin den 8^{t} Februar 1822.

[Siegel] Dr. HMeyer
practiſirender Arzt.

Dieſe Beſcheinigung ſandte Hippel am nächſten Morgen an Woldermann; er ſchreibt dabei laut dem uns vorliegenden Original:

Ew. Hochwohlgebohren erlaube ich mir im Namen und im Auftrage der Frau Kammergerichtsräthin Hoffmann das einliegende ärztliche Zeugniß über den Krankheitszuſtand ihres Mannes gehorſamſt zu überreichen. Als vieljähriger Freund des Kranken darf ich bemerken, daß er der mir ſo eben zugekommenen Nachricht zufolge, vorige Nacht in ſolcher Gefahr

---

b.

[1] Es heißt dort (Hippels Werke Bd. XIII S. VIII), Briefe eines Todten ſeien „nicht mehr durch das Wort Verſtorben zu bezeichnen, ſeitdem Verſtorbene witzige Briefe ſchreiben und unterhaltende Reiſen in Afrika und Aſien vornehmen."

geweſen, daß ein anderer naher Arzt hat herbeygerufen werden müſſen. Die beſorgte Gattin hofft daher Entſchuldigung bey Ew. Hochwohlgebohrnen zu finden, daß ſie es für Pflicht gehalten, die erhaltene Vorladung Ihrem Manne ſo lange zu verſchweigen, bis ſein Leben außer Gefahr iſt.

Es ſind die Geſinnungen der höchſten Achtung und Ergebenheit, in denen ich zu beharren die Ehre habe

Ew. Hochwohlgebohrnen
Berlin ganz gehorſamſter Diener
9. Febr 1822 Hippel

c.

Nachdem Hoffmann vierzehn Tage Zeit gehabt, ſeine Vertheidigungsſchrift auszuarbeiten, fand am 22. und 23. Februar die Vernehmung ſtatt (ſ. Bd. II S. 504). — In der Zwiſchenzeit ſcheint Hippel wiederholt mit Kampß verhandelt zu haben, der ſich als wohlwollenden Gönner Hoffmanns hinſtellte und den weltfremden Unterhändler völlig zu täuſchen wußte.

Am 28. Februar diktirte H. den Schluß des Märchens (ſ. Bd. II Nr. 275 [S. 507]), am 4. März vollendet der Schreiber die Reinſchrift, und unmittelbar darauf ſendet Hoffmann Brouillons und Reinſchrift zu ſofortiger Collationirung und Durchſicht an Hitzig. Am nächſten Tage früh morgens ſoll dieſer die Brouillons Hoffmann zurückſtellen, „da dieſelben durch v. H[ippel] gleichſam unter der Hand dem v. Kampz mitgetheilt werden ſollen um jeden noch möglichen Aufenthalt in Frankfurt zu vermeiden“ (Bd. II Nr. 277 [S. 509]).

Ob Witzleben und Albrecht in der That den König zur Milde beſtimmt haben, läßt ſich aus unſerem bisherigen Material nicht mit Sicherheit erkennen. Das Wahrſcheinlichſte iſt doch wohl, daß man nur deshalb von einer weiteren Verfolgung der Sache abließ, weil H's Zuſtand ſich als hoffnungslos herausſtellte. Nach einer Geneſung wäre er wohl, wie Stägemann vermuthete (ſ. Bd. II S. 499 Z. 10 f.), ebenſo ſeines Amtes entſetzt worden wie am 2. October 1819 der Profeſſor de Wette.

d.

Als Hippel 1839 das sub a mitgetheilte Billet für Dorows Leſer zu erläutern ſuchte, war ihm mit Sicherheit nur noch das Eine gegenwärtig, daß es in der Zeit um den 8. Februar herum vor allem galt, Zeit für die Vertheidigungsſchrift zu gewinnen. Im übrigen enthält ſein Bericht, den wir der Vollſtändigkeit wegen nach Dorows Druck hier folgen laſſen, eine größere Anzahl von Irrthümern, Gedächtnißfehlern und wohl auch bewußten Beſchönigungen, die wir, ſoweit das nach den vorſtehenden Ausführungen noch erforderlich iſt, der Ueberſichtlichkeit wegen gleich in Noten unter dem Text richtigſtellen:

Der . . . Brief, ſoviel wir uns erinnern, im Monat Februar oder März 1822, wenn nicht der letzte, doch einer der letzten mit gelähmter Hand auf dem Krankenbette geſchrieben, und hiernach ſchon ſeinen Freunden ein überaus theures Andenken, bedarf nach Form und Inhalt einiger Erläuterung. Ausgelaſſene Laune, erhöhter Nervenreiz im erſten Beginn ſeiner Krankheit, vielleicht wohl auch die Hoffnung auf Steigerung des Effekts ſeiner pikanten Märchen und Novellen hatte ihn, ohne daß er an eine Schuld dabei dachte, vermocht, dem Mährchen: Meiſter Floh eine Epiſode mit den Unterſuchungsverhandlungen gegen einen wegen polizeilichen Verdachts gefänglich eingezogenen „Knarapanti"[1] einzuverleiben. Hoffmann hatte dazu einige ihm der Satire werth ſcheinende Erfahrungen aus ſeinem Wirkungskreiſe als Criminalrichter und Beiſitzer einer Unterſuchungs-Commiſſion benutzt, was den leitenden Obern derſelben um ſo pflichtwidriger erſcheinen mußte, als er ſeinen Freunden und im Weinhauſe mit bitter verwundenden Scherzen im Voraus davon erzählt hatte. Das ſchon bei Wilmans in Frankfurt a. M. zum Druck bereit liegende Manuſcript ward nach Berlin zurückgeholt, und es ſollte ein ſtrenges polizeiliches Verfahren gegen Hoffmann eröffnet werden, das mindeſtens mit einer Verſetzung von Berlin endigen mußte. Es koſtete Hoffmann's Freunden nicht geringe Mühe, den an einem unheilbaren Nervenübel dahin Siechenden auf dieſes über ihm ſchwebende Gewitter ſo vorzubereiten, daß ein Nervenſchlag ſein Leben nicht gewaltſamer und früher abriſſe, als bis die Natur ihn abgeſponnen. Es gelang indeſſen, und Hoffmann faßte ſich eben ſo ſchnell, wie er ſeinen Entſchluß ausführte, auf den Grund eines wahrhaften Zeugniſſes von ſeinem Arzte, dem verſtorbenen Dr. Heinr. Meyer, um einige Tage Aufſchub des Verfahrens und um Zulaſſung zu einer ſchriftlichen Vertheidigung zu bitten[2]. In dem Moment, als er die Geſuche

---

d.

[1] In Wirklichkeit heißt der Unterſuchungsgefangene Tuß und ſein Verfolger Knarrpanti.

[2] Vielmehr erwirkte Hippel den Aufſchub auf grund von Heinrich Meyers

unterſchrieben hatte, iſt der vorliegende Brief geſchrieben. Der Erfolg konnte nicht günſtiger ausfallen, — Dank ſei es der ſtets gerechten Huld des Königs — vermittelt durch drei Verſtorbene, den Miniſter von Kircheiſen, den Kabinetsrath Albrecht und den General von Witzleben, und den noch lebenden Miniſter von Kamptz [!!]. Strenge, gerecht, und doch zugleich freundlich und würdig bewahrte Kircheiſen ſeinem Untergebenen den Schutz des Geſetzes. Hoffmann erhielt die erforderliche Zeit, um ſo viel Kraft zu ſammeln, daß er mit Beſonnenheit und aller ihm zu Gebote ſtehenden Gewandheit der Darſtellung, vom Siechbette aus ſeine Vertheidigung diktiren und zur höchſten Inſtanz befördern konnte. Der Geiſt der Wahrheit [!] muß klar zu dem unbefangenen hellen Geiſte der Urtheilenden geſprochen haben; denn die Leben und Ehre bedrohende Gefahr endigte mit einem Verweiſe, den Hoffmann wohl verdient zu haben anerkennen mußte[3], und wie ſich von ſelbſt verſtand, mit Zurücknahme der Unheil bringenden Epiſode. Zwei andere leiblich Verſtorbene aber[4], und vorzugsweiſe ein dritter in Hoffmann's Briefe Genannter, der, um mancherlei irdiſchen Wirren zu entgehen [?] und den Nachruhm berühmter oeuvres posthumes noch im Leben hinter der Kirchhofs-Culiſſe zu koſten, durch eine Todeserklärung ſich ſelbſt aus der Liſte der Lebendigen geſtrichen, bewieſen eine ganz andere Geſinnung.

Hoffmann erſtand bekanntlich von ſeinem Leidenslager nicht mehr. Friede ſeinem Andenken!

Zeugniß, und Hoffmann verſicherte, ſoweit wir wiſſen, lediglich Hardenberg ſeine Unſchuld.

[3] Das ſcheint reine Conſtruction Hippels zu ſein, der ja ſchon am 15. April Berlin verlaſſen hatte (ſ. o. S. 33/34) und den Ausgang der Sache nur vom Hörenſagen kannte. Erſt am 19. Mai giebt Kamptz die confiscirten Blätter des 'Floh'-Manuſcripts zu den Unterſuchungsacten (Bd. II S. 510), und dieſe werden erſt nach H's Tode reponirt (ebenda S. 529).

[4] Mit dem einen iſt offenbar Langermann († 1832) gemeint, mit dem anderen möglicherweiſe Hardenberg († 1822); ſonſt kämen, ſoweit ich ſehe, nur noch allenfalls der Oberpräſident Friedrich von Bülow († 1827), der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Bernſtorff († 1835) und Ancillon († 1837) in Frage. H's Freunde Oſterſtedt und Tſchoppe lebten 1839 noch (ſ. Bd. II, S. 473 Abſ. 2 bez. S. 496 unten), ebenſo der Hausminiſter Fürſt zu Sayn-Wittgenſtein-Hohenſtein († 1851) und der Agent Klindworth († um 1870).

III.

Hippels Fürſorge für die Wittwe und das Andenken Hoffmanns

1822—1841

I. Hippels Correſpondenz 1822—1824 (26 Poſtſendungen).

II. Ueber ſechs Nachtrags-Publicationen Hippelſcher Provenienz (2 von Hippel ſelbſt, 2 von Hitzig, 2 von Dorow) 1825—1841.

I. Hippels Correſpondenz 1822—1824.

Vorbemerkung.

Aus vieren von den Briefen, die Hippel an Hitzig während deſſen Arbeit an der Biographie Hoffmanns ſandte, haben wir 10 Stellen, die mehr oder weniger zur Ergänzung oder Erläuterung von Hippels Aufſatz über Hoffmann notwendig ſchienen, bereits dort (auf den Seiten 31—34) abgedruckt. Dieſe Ergänzungen zur Biographie ſind hier (mit Ausnahme der acht Worte aus Nr. 5) nicht wiederholt, es wird jedoch an den betr. Stellen durch „Erg.“ und die zugehörige Ziffer darauf verwieſen.

Vorhanden ſind aus der Hoffmann-Correſpondenz Hippels nur ſeine 9 Briefe an Hitzig; dieſe bringen wir nach den Originalen. Um jedoch die Folge der Vorgänge anſchaulicher zu machen und den Leſer nicht mit zuviel Verweiſungen oder Zwiſchenbemerkungen zu ermüden, haben wir die 17 ſonſtigen Briefe von und an Hippel unmittelbar in den Text eingeſtellt, deren Exiſtenz und ungefährer Inhalt ſich aus den 9 uns vorliegenden Stücken oder anderen Zeugniſſen (die dann genannt ſind) mit Sicherheit ergiebt.

Da in den Anmerkungen u. a. die Adreſſen der Briefe an Hitzig mitzutheilen waren, ſo haben wir dort (wie in den Noten unſeres Bds. II) unſere Herausgeber-Zuſätze zur Unterſcheidung in Antiqua ſetzen laſſen.

1. Hitzig an Hippel.

[25. od. 26. Juni 1822.]

[Eingehender Bericht über Hoffmanns Tod. (Daran war wohl ein privater düſterer Nekrolog geknüpft im Stile jenes von Wedekinds Profeſſor Knochenbruch: „Verbummelt — verſumpft — verhurt — verlumpt — und verludert!“ Nur ſo erklärt ſich das Echo in Hippels Antwort [= Erg. 9].)

Trotz Hoffmanns reichen Einnahmen in den letzten Jahren iſt der Nachlaß überſchuldet, ſodaß die Wittwe völlig mittellos zurückbleibt. Auch in die Penſionscaſſe hat Hoffmann ſie nicht eingekauft; es iſt alſo, beſonders nach den

Ereigniſſen ſeit dem Januar d. J., äußerſt zweifelhaft, ob eine Penſion zu erlangen iſt. Jedenfalls wird Hitzig alles verſuchen, ihr eine leidliche Exiſtenz zu ermöglichen: u. a. will er zu ihrem Vortheil mit Hülfe zweier Bekannten[1] eine Biographie Hoffmanns redigiren auf Grund der Tagebücher, die zum Glück noch ſämmtlich vorhanden ſind. Er bittet Hippel um weiteres Material dazu, beſonders über Hoffmanns Jugendzeit.]

2. Hippel an Hitzig[1].

Mit der folgenden Nummer.

Marienwerder 29 Jun 22

So feſt bey mir die Uberzeugung[2] auch war, daß ich Hoffmann nicht mehr wiederſehen werde, ſo ſchmerzlich hat

---

1.

[1] s. u. Nr. 16 (S. 291/92) und den Nekrolog in der Voss. Ztg. (wiederholt Bd. III). Von diesen beiden „Redactoren" scheint einer der Familie Doerffer nahegestanden zu haben: s. Bd. III.

2.

[1] Adresse auf dem Couvert:

Des
Königl. Criminalraths
Herrn Hitzig
Wohlgebohrnen
fr. zu
Berlin

Rothes Lacksiegel mit großem Wappen.
Poststempel:
MARIENWERDER
29. JUN

[2] Wie die mittelhochdeutschen Schreiber und auch noch jüngere Neuhochdeutsche (z. B. der Anordner des Alphabetischen Katalogs der Königlichen Bibliothek zu Berlin) scheidet Hippel zwar wohl Ae von A und Oe von O, macht aber zwischen U und dessen Umlaut in der Majuskel keinen Unterschied, sondern schreibt beide Laute: U. Da er darin in allen hier vorkommenden (sieben) Fällen consequent ist, glaubten wir bei der offenbaren Sorgfalt seiner Schreibung nicht davon abweichen zu dürfen.

mich doch die Nachricht von ſeinem Tode erſchüttert. [Folgt Erg. 9: die durch Hoffmanns Tod vereitelte Hoffnung ſeiner Freunde auf moraliſche Beſſerung.]

Ihnen, mein hochgeſchätzter Freund, danke ich herzlich für die genaue Nachricht über ſeine letzten Augenblicke. Grüßen Sie die Wittwe, für die ich ein Paar Worte beyfüge. Was in der Welt geſchehen kann, muß für ſie geſchehen. Die arme Schmerzensträgerin hat es durch ihre Geduld und durch die Plage der letzten Monate wohl verdient. Der Tod, der ja alles verſöhnt, wird hoffentlich auch den Haß ſeiner Gegner ſchon ausgelöſcht haben. Mit künftigem Poſttage werde ich Herrn M[iniſter] v. Kircheiſen[8] und v. Schuckmann an das erinnern, was Menſchlichkeit und Großmuth fordern. Meine Briefe werden alſo den 6t Jul[ius] dort ſeyn. Sorgen Sie gütigſt, daß die Schritte, welche die Wittwe ſelbſt thun muß, gleichzeitig geſchehen.

Gerne werde ich Ihnen, mein werther Freund, mittheilen, was mir aus den erſten zehn Jahren unſerer Bekanntſchaft — von ſeinem eilften bis zum 21ſten und auch wohl noch etwas weiter erinnerlich iſt. Aber früher als in 14 Tagen wird es nicht ſeyn können, weil ich unterdeſſen theils kleine Reiſen, theils ſonſt dringende Arbeiten vorhabe.

Erhalten Sie Ihre freundſchaftliche Erinnerung

Ihrem

Sie hochſchätzenden

Hippel

3. Hippel an die Wittwe.

29. Juni 1822.

[Condolenz.]

---

[8] Hippel schreibt deutlich 'Strickeisen'

4. Hippel an Kircheiſen.

(Das Datum nach dem Journal A des Juſtizminiſteriums vom Jahre 1822, Nr. 6869, gütigſt mitgetheilt von Herrn Geheimem Rechnungsrath Becker vom Centralbureau des Juſtizminiſteriums.)

3. Juli 1822.

[Bittet, der Wittwe eine Penſion auszuſetzen.]

5. Hippel an Schuckmann.

3. Juli 1822.

[S. Nr. 2.]

6. Kircheiſen an Hippel.

(Datum aus der gleichen Quelle wie bei Nr. 4.)

10. Juli 1822.

[Bewilligt die Penſion[1].]

7. Hippel an ſeinen Sohn Georg, stud. jur. in Berlin.

(Nach Nr. 84, gegen Schluß.)

[Wohl noch im Sommer 1822.]

[Soll zur Wittwe gehn und bei der Gelegenheit zu erfahren ſuchen, wo die Repetiruhr[1] geblieben iſt.]

6.

[1] Die Pension war in dem Falle zu zahlen von der heute noch bestehenden Allgemeinen Justizofficianten-Wittwen-Casse. Curator dieser Casse war damals der vortragende Rath Wirklicher Geheimer Ober-Justizrath Christoph Leopold von Diederichs, der Maria Michaline Rohrer schon um 1799 in Posen kennen gelernt hatte (s. S. 244, vgl. auch S. 253 und 257) und der also wohl, wenn es noch nöthig zu sein schien, ebenfalls bei Kircheisen für sie eingetreten ist. Rendant war der Expedirende Kammergerichts-Secretair Justizrath Carl Friedrich Heilmann.

Nach dem von Heilmann geführten (von mir eingesehenen) Rechnungsbuche der Casse für 1822 (sub A 155) hat Kircheisen in der That die Casse am 12. Juli 1822 angewiesen, der Wittwe jährlich 200 rth (also monatlich 50 Mark) zu zahlen, u. z. vom 1. Oktober d. J. an (für das Vierteljahr vom Juli bis zum September erhielt sie noch das volle Gehalt ihres Mannes). Die Wittwe hat denn auch bis an ihr Ende 1859 diese Pension erhalten: s. Bd. II, Schluß des 2. Anhangs.

7.

[1] S. o. S. 240

8. Georg von Hippel an ſeinen Vater.

(Ebendanach.)

[Gleich nach Nr. 7.]

[Die Wittwe iſt fort aus Berlin; wohin ſie gezogen iſt, war nicht feſtzuſtellen.]

9. Hitzig an Hippel.

[Anfang October 1822.]

[Hat bei ſeiner Rückkehr von einer Reiſe nach Franken die von Hippel für Mitte Juli in Ausſicht geſtellten biographiſchen Notizen noch nicht vorgefunden. Kann er noch darauf rechnen?

Hoffmanns Möbel, Bilder und Hausrath ſind im Juli zu Gunſten der Gläubiger verſteigert. Er, Hitzig, hat einen größeren Theil der Sachen erworben; welches Stück davon darf er Hippeln als Andenken ſenden?

Hofft, ihn bald in Berlin wiederzuſehn.]

10. Hippel an Hitzig[1].

Marienwerder 9 October 22.

Ihre gütige Erinnerung, mein hochgeſchätzter Freund, ſoll ein neuer Antrieb für mich ſeyn, das gern gegebene Ver-

---

10.

[1] Adresse auf dem Couvert:

Des
Königl. Criminalraths Herrn Hitzig
Wohlgebohrenen
ꝛc. zu
Berlin

Rothes Lacksiegel mit kleinem Wappen.
Poststempel:
MARIENWERDER
9. OCT

ſprechen noch vor Ablauf dieſes Monats zu erfüllen und Ihnen die Nachrichten über unſers Hoffmann Jugendzeit zu überſenden. Das Treiben des Dienſtlebens, das oft meine beſten Kräfte, die ich ſo gerne zuweilen einem Zwecke wiedmete, aus einander reißt, wird dieſe Verſpätung bey Ihnen und allen Freunden unſers Verewigten entſchuldigen. Jedes Andenken, deſſen Sie in ſeinem Geiſte mich werth halten, laſſe ich mir dankbar gefallen. [Folgt Erg. 10: Hippels Gefühl ſeiner Zuſammengehörigkeit mit Hoffmann.]

Wenn ich Ihnen die Notizen über ihn zuſende ſo benachrichtigen Sie mich gütigſt, an welchem Orte und bey wem die Wittwe wohnen mag. Es wohnt eine geheirathete Tochter von mir[2] in Poſen, die von ihr gekannt iſt und ſich gerne ihrem Gedächtniß erneuern würde.

Von der Penſion hat mich der Herr Juſtiz-Miniſter ſelbſt unterrichtet.

Berlin und meine dortigen Freunde wieder zu ſehen, dazu habe ich auf lange Zeit alle Hoffnung aufgegeben. Deſto erfreulicher iſt es mir zu erfahren, daß ich noch in dem Andenken meiner Freunde lebe. Und ſo nehmen Sie die Verſicherung des meinigen und der herzlichen Hochachtung gütig auf von

Ihrem
treuergebenſten
Hippel

11. Hitzig an Hippel.

[Etwa 12. November 1822.]

[Das zu Ende October verſprochene Manuſcript iſt abermals ausgeblieben. Die Biographie ſoll bald erſcheinen; iſt auf Hippels Beitrag noch zu rechnen? Conteſſa läßt grüßen.]

---

[2] Hippels älteste Tochter Wilhelmine hatte 1820 einen Officier Heinrich Crüger geheirathet, der jetzt als Kapitän und Adjutant des Commandeurs der 10. Infanterie-Brigade (Generalmajors Friedrich Wilhelm von Anhalt) in Posen stand.

12. Hippel an Hitzig[1].

Marienwerder 16 Novbr 22

Statt aller Entſchuldigung ſage ich Ihnen, mein würdiger Freund, nur, daß Sie außer meinem Aufſatze künftige Woche einen Schatz für Hoffmanns Biographie erhalten ſollen, deſſen Beſitz Sie erfreuen wird. Es ſind ſeine an mich geſchriebenen Briefe ſeit 1794 bis 1806 — zwiſchen ſeinem 18$^{\underline{\text{ten}}}$ und 30$^{\underline{\text{ten}}}$ Jahre. Nicht alles iſt brauchbar, aber vieles. Dies ſondere ich und laſſe es copiren. Dieſe Briefe werden wenigſtens das ſpätere Vorurtheil widerlegen, daß er nichts wie gemüthloſer Satyriker war. Aechter Humor — und das war der ſeinige — iſt nicht ohne tiefes Gemüth.

Grüßen Sie mir herzlichſt Conteſſa und behalten Sie lieb

Ihren

treuergebenſten

Hippel

Die kleine enge Handſchrift von nahe an 150 Briefen macht mir nicht wenig Mühe Wort für Wort durchzugehen.

13. Hitzig an Hippel.

[24./27. November 1822.]

[Die Woche iſt am 23. abgelaufen, ohne das erſehnte Manuſcript zu bringen.]

12.

[1] Adresse auf der Rückseite:

Dem

Herrn Criminalrath Hitzig

Wohlgebohrnen

zu

Berlin

Oblatenverschluß mit Pressung *T G v H*

Ohne Poststempel und Frankirungsvermerk, also wohl durch andere Gelegenheit gesandt.

14. Hippel an Hitzig.

Mit drei Heſten, enthaltend die (von Hippel collationirten und hie und da commentirten) Abſchriften reſp. Auszüge von 20 Königsberger Briefen Hoffmanns (aus den Monaten December 1794 bis Mai 1796[1]).

Marienw[er]d[e]r 30 9br 22

Daß ich, mein werther Freund, Ihnen nicht Wort gehalten, werden Sie entſchuldigen, ſobald Sie die Urſache erfahren.

Kaum iſt an meinem vorjüngſten Knaben der Würgengel des Scharlachfiebers vorübergegangen, ſo iſt der jüngſte wieder lebensgefährlich krank. Ich ſelbſt bin in dieſer Woche bettlägerig krank geweſen und erſt ſeit geſtern kaum auf den Beinen. Mit künftiger Poſt erhalten Sie alles.

Von den heute mitkommenden Briefen iſt die erſte Hälfte ſchwerlich zu brauchen. Es ſind indeſſen Inkunabeln, die für die Freunde des Verſtorbenen Werth haben. Darum ſende ich ſie Ihnen. Die nachfolgenden 28 Briefe ſind bedeutender — jemehr ſich der ſeltene Geiſt entwickelt.

Für heute ein herzliches Lebewohl von

Ihrem
treuen
Hippel

15. Hippel an Hitzig.

Beiliegend 1) 8 Heſte, enthaltend a) Hippels Aufſatz über Hoffmann und b) Abſchriften reſp. Auszüge (wie zu 14) von 25 Briefen Hoffmanns aus den Monaten Juli 1796 bis

---

14.

[1] Nach unserer Zählung die Nummern 2—21.

September 1805[1] und von 2 aus der Berliner Zeit 1807/08[2];
2) 1 Originalbrief Hoffmanns vom October 1794[3].

Marienw[er]d[e]r 4 Decbr. 22

Heute, mein hochgeſchätzter Freund, erhalten Sie alles, was ich über unſern Freund zuſammengetragen habe. [Am Rande, nachträglich:] 1 Heft zu ſeinem Leben und 7 Hefte Briefe.

Von den Briefen der alten Zeit iſt es etwa der dritte Theil, den ich mühſam ausgeſondert habe. Unter den zurückbleibenden ſind einige köſtliche Sachen, allein ſo mit Perſonalien großentheils noch Lebender verwebt, daß die Mittheilung nicht möglich iſt. Auch unter den mitkommenden Briefen wird, meines Erachtens, nur etwa die Hälfte fürs Publikum ſeyn. Dem Biographen aber, Hoffmanns Freunde, iſt auch die zweyte Hälfte unentbehrlich, damit er deſto tiefer in den Gang ſeiner Entwickelung eingehe, ſie auffaſſe und treu wiedergebe. Eben ſo wenig wird die Skizze ſeines Jugendlebens in der Geſtalt, in welcher ſie vorliegt, gebraucht werden können. Es iſt ſchwer, wenn man von ſich ſelbſt erzählt, ſich aller Perſönlichkeit zu entäußern. Es iſt mir wenigſtens beym beſten Willen nicht gelungen. Ich bitte daher um das unbarmherzigſte Wegſtreichen, und genehmige im Voraus, daß kein Wort und kein Gedanke von den meinigen ſtehen bleibe.

[Folgt Erg. 4, betr. das Verhältniß zur Hatt; ſie ſei in Königsberg ſehr bekannt geweſen, auch ſei auf ihre Kinder Rückſicht zu nehmen.] Doch werden ſie Hoffm[anns]

15.

[1] Nach unserer Zählung die Nummern 22—47 mit Ausnahme von 44.

[2] Bei uns Nr. 50 und 55. Der Schluß von Nr. 55 fehlt in Hitzigs Nachlaß, vielleicht auch noch ein weiterer Brief, da Hippel ja am Schlusse seines vorhergehenden Briefes (s. vor. S.) noch 28 spätere Briefe in Aussicht gestellt hatte.

[3] Unsere Nr. 1.

Biographie leſen, wird man ſie in Königsberg überhaupt leſen? Es iſt immer eine ſchwere Sache, treu das Leben eines Mannes darſtellen, deſſen Zeitgenoſſen darein verflochten und ſelbſt noch am Leben ſind.

Als ich die Skizze niederſchrieb, war ich verſucht, die Briefe einzuweben da wo ſie die Erzählung verdeutlichen. Das Ganze würde intereſſanter dadurch. Doch das alles überlaſſe ich Ihnen. Auch über H[offmanns] Künſtlerleben in Warſchau habe ich mich weiter nicht ausgelaſſen, wiewohl ich es hätte thun können. Denn Sie und andere ſeiner damahligen Kollegen kennen ſein dortiges Thun und Treiben beſſer. Ich hätte Ihnen alſo nur ganz unnützerweiſe vorgegriffen.

[Erg. 7: Warum ‘E. T. A.’ ſtatt ‘E. T. W.’]

Und endlich, mein werther Freund, wahren Sie die Biographie vor jedem Eingriffe der Cenſur. In das, was ich ſende, hätte ſich ſelbſt bey den Haaren nichts Anſtößiges ziehen laſſen. Allein auch Ihnen kann es nicht ſchwer werden, allen Häkchen, die ſie etwa ſtellen könnte, aus dem Wege zu gehen.

Nun befehle ich Sie dem Himmel und bitte Sie um die Fortdauer eines freundſchaftlichen Andenkens für

Ihren
treuergebenſten
Hippel

[In dem beigelegten biographiſchen Aufſatz finden ſich drei nur für Hitzig beſtimmte Randbemerkungen:

1) zu S. 12 Z. 4ff[4]] Dieſe ganze Parallele wegzulaſſen, wenigſtens ſehr zu ändern wird anheimgeſtellt.

---

[4] Angestrichen ist zufällig bis S. 13 Z. 15, wo bei Hippel eine Seite zu Ende ist; gemeint ist wohl bis Z. 23, nämlich bis „des Buches über die Ehe pp.“

[2) zu S. 22 Z. 11—24] Es wird ein entbehrlicher Originalbrief hierüber beygefügt.

[3) zu S. 29 Z. 11 und 10 von unten] Seine Gattin kann zu der Geſchichtserzählung dieſer unendlich böſen Zeit bis zu der Abreiſe nach Leipzig am beſten die Thatſachen liefern.

16. Hippel an Hitzig[1].

[Marienwerder, 21. December 1822.]

Es macht mich beſorgt, mein theurer Freund, daß ich noch ohne Nachricht von Ihnen über den Empfang der Hoffmanniſchen Papiere bin. Aber ich zweifle daran weiter nicht, daß alles glücklich angekommen.

Je mehr ich in Gedanken wieder durchgehe, was ich Ihnen überſandt, deſto lebhafter wird meine Beſorgniß, daß ich mich ſelbſt dadurch in ein zu günſtiges Licht geſtellt. Und deſto dringender, inſtändiger und herzlicher wird meine Bitte, doch nur ja alles zu ändern und wegzulaſſen, was nicht zur eigentlichſten Biographie H[offmanns] gehört. Ich wiederhohle es, daß ich nicht nur genehmigen, ſondern es ſogar gern ſehen werde, daß kein Wort von dem von mir Geſchriebenen ſtehen bleibe, wenn irgend Sie und die Redak-

---

16.

[1] Adresse auf dem Couvert (diesmal von der Hand des Schreibers, u. z. des selben, der die Beilagen zu den beiden vorigen Briefen abgeschrieben):

Des
Königl. Criminal-Raths
Herrn Hitzig
Wohlgebohrnen
fr zu
Berlin

Rothes Lacksiegel mit kleinem Wappen.
Poststempel:

MARIENWERDER
21. DEC

toren damit einverſtanden ſind. Nie in meinem Leben habe ich mehr etwas gehaßt, als das Wichtigmachen des eigenen Ichs und des Scheinens[2] was man nicht iſt.

Schreiben Sie mir darüber Ihre Anſichten. Herzlich dank ich Ihnen für das Monument, das dem Verewigten geſetzt worden. Fehlt es noch an den Koſten, ſo will auch ich gerne mit meinem Scherflein zutreten.

Ein frohes Feſt und ein glückliches neues Jahr wünſcht Ihnen, der im alten viel — ſehr viel verlor —

Ihr
treuergebenſter
Hippel

Marienwerder
21 Xbr 22

Ich werde von Neujahr ab, was ich an Büchern bedarf, von Düm[m]ler nehmen. Durch dieſen Weg kann ich ja öfter von Ihnen hören

17. Hitzig an Hippel.

Mit Schütze'ns Taſchenbuch auf 1823
(enth. die 'Datura fastuosa').

[Um Neujahr 1823.]

[Hat mit Dank alles richtig erhalten.

Erwidert den Neujahrswunſch.

Bittet, das mitkommende Taſchenbuch durch die im October erwähnte Tochter in Poſen der Wittwe zukommen zu laſſen.]

18. Hippel an ſeine Tochter Frau Wilhelmine Crüger mit Schütze'ns Taſchenbuch.

[Anfang Januar 1823.]

[Bittet, der Frau Hoffmann das Buch zu bringen.]

---

[2] Verschrieben für das Scheinen deſſen

19. Hitzig an Hippel.

Mit einem Briefe an Frau Hoffmann.

[Ende Januar 1823.]

[Kann das meiſte brauchen, wird aber im einzelnen einiges ändern.

Hat acht Fragen auf dem Herzen:

1. Wie ſind Hippels Vornamen?
2. [zu S. 7:] Auf welchen Gütern war Voeteri Juſtitiar und auf welchem von dieſen ſpielt das ‘Majorat’?
3. [zu S. 8:] Wie lautet die Briefſtelle, aus der es ſich ergiebt, daß Voeteri October 1796 geſtorben iſt?
4. [zu S. 5:] Iſt Kreislers Tante aus dem ‘Kater Murr’ gemeint? War die entſprechende Tante Hoffmanns muſikaliſch? Wie hieß ſie?
5. [zu S. 13:] Was bedeutet der Satz: „Dieſem [Hippeln] erſchien als Natur und Bedürfniß, was jenem [Hoffmann] eine Luſtparthie war“?
6. Hat Hoffmann ſonſt noch (außer im ‘Majorat’ und im ‘Kater Murr’) Jugendeindrücke literariſch verwerthet?
7. [zu S. 19:] Um die Familie der Geliebten Hoffmanns zu ſchonen, wird Hitzig, wenn es Hippeln recht iſt, in der Biographie verſchweigen, daß es ſich um eine Frau handelt, und ganz im allgemeinen ſagen, daß äußere Verhältniſſe eine Vereinigung unmöglich gemacht hätten[1];

19.

[1] In der That beglückt nun bei Hitzig nicht eine Frau den jungen Hoffmann mit ihrer Gunst, sondern ein weibliches Wesen schenkt ihm ihre Neigung &c. Es ist spaßhaft zu beobachten, mit welch fröhlicher Sicherheit Hitzigs Nachfolger auf dem von diesem gezimmerten Holzwege wandeln. Trotzdem schon 1863 Hippels Biograph Bach aus dessen Handexemplar der Biographie die Geliebte als Frau Hatt enthüllt hatte, schildert noch 1870 Heinrich Kurz in der Hoffmann-Auswahl des Bibliographischen Instituts sehr anschaulich, wie ein „reizend

ebenſo wird er die entſprechenden Briefſtellen[2] ſtreichen.

8. Hippel hat es unterlaſſen, ſeinen letzten Abſchied von Hoffmann (im April 1822) zu erzählen.

Den beiliegenden Brief für die Wittwe befördert Hippel wohl gelegentlich durch ſeine Tochter in Poſen zuſammen mit dem zu Neujahr geſandten Taſchenbuch an die Wittwe.]

20. Hippel an Hitzig.

Mit einem Blatt, enth. in Abſchrift die cyniſche Stelle aus Hoffmanns Brief vom 25. October 1795 über den Todeskampf des Großonkels Voeteri[1].

Marienwerder 31 Jan 23

Herzlich gerne erfüll ich Ihren Wunſch, mein höchſtgeſchätzter Freund, an den Materialien zu H[offmanns] Leben, die ich Ihnen, wie ich wohl am beſten fühle, nur unvollſtändig habe liefern können, zu ergänzen, was Sie wünſchen und meinem Gedächtniſſe noch zu Gebote ſteht. Ich werde jede Ihrer Fragen einzeln beantworten. Alſo:

1. Ich heiße **Theodor Gottlieb**, wie der Verfaſſer der Lebensläufe, mit dem aber wohl niemand, der irgend in der Litteratur Beſcheid weiß, den namenloſen Regierungs-Präſidenten verwechſeln wird.
2. [Erg. 2.] Uber Wildenhoff und Sudnicken wird Ihnen Staegemann ganz beſtimmte Auskunft geben können,

---

schönes Mädchen" unserm H. „ihre Neigung" schenkt, wie aber „ihre äußeren Verhältnisse" von der Art waren, „daß an eine Verbindung mit der **vornehmen und reichen** Geliebten niemals zu denken war". Wie hätte unser discreter Hitzig sich über diesen schönen Erfolg gefreut!

[2] z. B. den wundervollen Satz *de profundis* S. 82 unten. Der Erfolg ist, daß die Biographen mit einem Seufzer der Erleichterung feststellen, daß das Verhältniß „ein reines" geblieben ist.

20.

[1] Bei uns S. 72 unten bis 73 Mitte.

wenn unumſtößliche Gewißheit nothwendig wäre. Ich weiß dieſe Dinge nur noch aus den Erinnerungen an jene Zeit. Staegemann hat die Urkunden aller der genannten Familien in Händen gehabt.

3. Die Stelle des bezogenen Briefes über des Großonkels Tod (1793[2]) lege ich bey. Sie gehört zu einem in Ihren Händen befindlichen Briefe. Ich ſtrich ſie weg, weil ſie mir Hoffm[anns] unwürdig ſchien. Vielleicht hab ich Unrecht.
4. [Erg. 1.]
5. [Erg. 3.] Die ganze Stelle hat keinen[3] Werth, ſie kann alſo immerhin wegbleiben.
6. [Erg. 6.]
7. Daß Sie der Liebesgeſchichte, die übrigens auf H[offmanns] ganzes Leben von dem entſchiedenſten Einfluſſe geweſen, die beſſere Wendung gegeben, dank ich Ihnen herzlich. Sie mußten indeſſen von der Wahrheit unterrichtet werden.
8. [Erg. 8.]

Durch jede Abänderung meines Aufſatzes erwerben Sie ſich Anſprüche auf meinen Dank. Denn ich habe Sie inſtändig darum gebeten. Gegen Werner hören die Rückſichten für den Lebenden auf — da er nach der einen Zeitungsnachricht zu dieſen nicht mehr gehören ſoll. Das Andenken des Freundes muß man indeſſen auch im Todten ehren. Auch dieſe Flamme wäre alſo früher ausgebrannt, als die Natur es forderte.

In Publicis kann ich nur ſagen: Gott beſſer's! Sie aber bitte ich Ihr freundſchaftliches Andenken zu erhalten

Ihrem
wahrhaften treu ergebenſten Freunde
Hippel

---

[2] Nicht 1796, wie Hippel in seinem Aufsatz versehentlich geschrieben.

[3] Geändert aus wenig

Den Brief an die Wittwe H[offmanns] habe ich dem Buche nachgeſandt, das ſchon voraus gegangen war. Gern will ich auch künftig der Spediteur ſeyn, ſo lange meine Kinder in Poſen wohnen.

totus tuus

H

21. Hippel an Frau Wilhelmine Crüger.

Mit Hitzigs Brief an Frau Hoffmann.

[Etwa 1. Februar 1823.]

[Bittet, der Wittwe den Brief zu bringen.]

22. Frau Crüger an Hippel.

[Februar 1823.]

[Die Wittwe Hoffmann ſoll wieder in Berlin ſein.]

23. Hitzig an Hippel:

[Anfang Mai 1823

ſandte Hitzig Hippeln ſein zweibändiges Sammelwerk '*Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß*', das inhaltlich aus drei Theilen beſteht:

1) einer erzählenden *Biographie* in zehn Abſchnitten, die mit Ausnahme des über den Aufenthalt in Poſen ſämmtlich *Text-Beilagen* haben, beſtehend in Briefen, Tagebuchaufzeichnungen und kleinen Schriften Hoffmanns;
2) einer beſchreibenden *Charakteriſtik* Hoffmanns;
3) äſthetiſchen *Beurtheilungen* ſeiner Dichtungen, muſikaliſchen Schriften und Compoſitionen durch dritte.

In den betr. Abſchnitten der Biographie ſind Hippels Mittheilungen mit wenigen, aber wichtigen Ausnahmen[1]

23.

[1] S. z. B. oben S. 293 sub 7. Das nähere über Hitzigs Bearbeitung von Hippels Mittheilungen muß unserem Bd. III vorbehalten bleiben.

verwerthet. Von den 45 Briefauszügen aus den Jahren 1794—1805, die er an Hitzig geſandt, ſind 43[2] (mit neuen Streichungen[3]) in den Beilagen des erſten Bandes abgedruckt; nicht benutzt ſind dagegen die beiden Briefe aus der ſchlimmen Zeit in Berlin 1807/08, die in den zweiten Band gehört hätten. — Hippels Mitarbeit wird in der Vorrede (vom März 1823) Bd. I S. XIII f in angemeſſener Weiſe erwähnt. (Das Nachwort, Bd. II S. 380, iſt vom April des ſelben Jahres datirt.)]

24. Hippel an Hitzig.[1]

Marienwerder 14 May 23

Seit langer — langer Zeit iſt meinem Herzen keine ſo große Freude geworden, mein hochverehrter Freund, als neulich durch die Überſendung Ihres trefflichen Denkmahls für Hoffmann. Ich danke Ihnen innigſt dafür. Wär' ich ſelbſt mit der zu freundſchaftlichen Erwähnung meiner Perſönlichkeit nicht ganz zufrieden, ſo kann ich doch auch dafür

---

[2] Weggelassen ist das unbedeutende Königsberger Billet Nr. 10; nur im Text verwerthet sind der von Hippel im Original mitgetheilte Brief Nr. 1 und (sehr unzureichend!) der wichtige einzige Brief aus Posen Nr. 40.

[3] U. a. sind alle Stellen über H's ersten Brautstand, den freilich Hippels Aufsatz ebenfalls ignorirt hatte, gestrichen (s. darüber die Einleitung). Diese wie die wichtigeren anderen Stellen, die Hitzig — theils der Discretion wegen, theils rein aus Prüderie — unterdrücken zu müssen glaubte, sind hinter unserem Inhaltsverzeichniß aufgezählt.

24.

[1] Adresse auf der Rückseite:

Des
Königl. Criminalraths
Herrn Hitzig
Wohlgebohrnen
zu
Berlin

Verschlossen und versandt wie Nr. 12.

Ihnen nur herzlich danken. Die ganze Darſtellung iſt unſers Freundes würdig, und wird allen ſeinen zurückgebliebenen Freunden, wie mir, das höchſte Intereſſe gewähren. Daß außer den verzeichneten Druckfehlern ſich noch gar viele finden, wird ſich vielleicht durch ein beſonderes Ergänzungsblatt noch gut machen laſſen.

Sollte die Wittwe, wie meine Kinder aus Poſen mir melden, in Berlin ſeyn, ſo grüßen Sie mir ſie aufs angelegentlichſte. Die Repetiruhr, die Hoffmann hinterließ, würd ich ungerne in andern Händen ſehen, als in den Ihrigen oder der Wittwe. Wo mag ſie hingerathen ſeyn und iſt ſie vielleicht noch zurückzukaufen? Schon im vorigen Jahr hatte ich meinem Sohn — jetzt in Heidelberg — Aufträge deshalb gegeben, aber er meldete mir: die Wittwe ſey fort, und er wiſſe ihre Spur nicht zu finden.

In den Geſinnungen der herzlichſten H[och]achtung und Ergebenheit

Ihr

treuer

Hippel

Laſſen Sie mir durch Düm[m]ler doch gütigſt das Leben Werners ſenden.

25. Hitzig an Hippel:

[Im Herbſt 1823

ſandte Hitzig Hippeln ſeine Nachträge zur Biographie, die in der Dresdner ‘Abend-Zeitung’ vom 26., 27., 29., 30. September 1823 erſchienen waren.]

25a.

[Anfang 1824 ſucht Hippel in Poſen vergeblich die Wittwe.]

26. Hippel an Hitzig.

Mit einem (zwölften) Heft, enthaltend die (diesmal bis auf Eine Lücke vollſtändigen) Abſchriften von 2 Briefen Hoffmanns aus dem Jahr 1808 (einem weiteren aus Berlin[1] und einem aus Bamberg[2]) und 12 Briefen aus den Jahren 1814—1820[3].

[Oppeln, 2. December 1824.]

Wenn ich Ihnen, mein hochgeſchätzter Freund, für die letzte Uberſendung der Nachträge aus Hoffmanns Nachlaß, die mir den vollgültigſten Beweis Ihres freundſchaftlichen dauernden Andenkens gegeben, noch nicht gedankt habe, ſo hat mich allein die Abſicht, Ihnen durch die That meinen Dank zu beweiſen, bisher davon abgehalten. Bey dem durch meinen Umzug hieher veranlaßten Aufräumen meiner Papiere habe ich noch einige Briefe Hoffmanns aus ſpäterer Zeit gefunden. Vierzehn davon habe ich für Sie mit diplomatiſcher Genauigkeit — ausgeſchloſſen jedoch eine ſtarke Stelle im letzten Briefe, die ich Ihnen einmahl vielleicht perſönlich zu zeigen Gelegenheit habe — copiren laſſen. Ich füge ſie hier in einem Hefte bey. Ob Sie einige davon, oder nur Auszüge dem Publikum mittheilen wollen, ſtelle ich ganz Ihnen anheim. Die nehmliche Hand, die Hoffmanns Leben ſo richtig und ſchonend gezeichnet, wird auch hier nur das Leſenswerthe wählen und nur das Mittheilbare zur Publizität bringen. Nur weniges habe ich mir zu ſtreichen erlaubt. Es dabey zu laſſen, bedinge ich mir bey Ihnen zwar aus, bitte Sie aber ausdrücklich, in Rück-

---

26.

[1] Bei uns — nach Hitzigs Druck von 1839 (s. u.) — als Nr. 52.

[2] Bei uns (wie d. vor.) als Nr. 57.

[3] Bei uns nur 11 gedruckt: die Nrn. 61 und 64 nach den Originalen, 58—60. 62 f. 66—68. 70 nach Hitzigs oben genanntem Druck.

ſicht des übrigen nur Ihrem eignen feſten Takte zu folgen, und ſogar das Ganze ad acta zu nehmen, wenn Sie es angemeſſen finden. Für alle Partheyen höchſt merkwürdig würden übrigens die Äußerungen des letzten Briefes über die Umtriebe ſeyn.

Sind denn unter Hoffmanns Papieren keine Briefe ſeiner Freunde gefunden? An den meinigen aus früherer Zeit wäre mir wenig gelegen, aber beſonders einige aus den Jahren 1819—20 in fremden Händen zu wiſſen, wäre mir nicht gleichgültig[4].

Wo lebt auch die Wittwe? Vorigen Winter habe ich ſie vergeblich in Poſen geſucht. Es hieß dort, ſie lebe in Berlin.

Wenn wir uns einmahl wieder ſehen ſollten, werden wir uns mancherley zu ſagen haben.

Hier giebt es nur zwey geiſtreiche Menſchen: Benda, den Überſetzer Shakeſpeares[5], und v. Heyden[6]. Mein Dienſt erlaubt mir jedoch nicht ſo wie ich wollte, der Dritte in ihrem Bunde zu ſeyn. Doch ſind ſie mir ſehr werth, und ich ihnen vielleicht etwas.

---

[4] Hippel denkt hier offenbar in erster Linie an die politische Herzensergießung, die er im Herbst 1819 durch seinen vertrauten Vetter v. Tettau Hoffmann hatte überbringen lassen und über die sich dieser in dem hier als „letzten“ bezeichneten Briefe (unserer Nr. 70, S. 269 unten) so erfreut ausspricht; in zweiter Linie dann an die Antwort auf diesen Brief Hoffmanns. Wenn die Zeitverhältnisse es dem Regierungsbeamten nicht einmal gestatteten, eine vollständige Abschrift von Hoffmanns Brief aus der Hand zu geben, so konnte Hippel freilich nur mit Entsetzen an die Möglichkeit denken, daß seine eigenen vertraulichen Aeußerungen über die Verfolgung der sog. Umtriebe in unberufene Hände fielen.

[5] Johannes Wilhelm Otto Benda, aus der bekannten unübersehbaren Musikerfamilie, war 30. Oct. 1775 zu Berlin geboren, also sechs Wochen älter als Hippel; er studirte *jura* in Halle, publicirte 1806 in Frankfurt an der Oder zwei Erzählungen, war Director im Tugendbund, ward 1809 Bürgermeister in Landshut und 1816 Regierungsrath in Oppeln. Seine offenbar seit Jahren vorbereitete Shakespeare-Uebersetzung erschien 1825 f in rascher Folge in 19 Bänden bei Göschen. 28. März 1832 starb Benda im Dienst in Oppeln.

[6] Friedrich August von Heyden a. d. H. Nerfken (bei Heilsberg in Ostpreußen), 14 Jahre jünger als Hippel, war damals erst Assessor an der Regierung; er hatte seit 1816 eine Reihe Dramen und Novellen veröffentlicht. Nachdem er 1826 Regierungsrath geworden war, heirathete er Hippels dritte Tochter Friederike. Ueber beide s. d. Einleitung.

Bleiben Sie mir gewogen, ſo wie Ihnen mein herzliches Andenken und meine innige Ergebenheit unwandelbar gewiedmet iſt

Ihr

Hippel

Oppeln

2 Decbr. 1824

II. Ueber ſechs Nachtrags-Publicationen Hippel'ſcher Provenienz

(2 von Hippel ſelbſt, 2 von Hitzig, 2 von Dorow)

1825—1841.

1. Hitzigs vermehrte ‘Nachträge’ 1825.

Wenn Hippel auch als höflicher Mann in dem vorſtehenden Briefe vom 2. December 1824 es Hitzig formell freiſtellte, in den mitgetheilten Texten größere Partien zu ſtreichen „und ſogar das Ganze ad acta zu nehmen“, ſo rechnete er doch offenbar mit Beſtimmtheit darauf, daß Hitzig von dieſen ſpäteren Hoffmannbriefen im Verhältniß ebenſo viel bringen würde, wie er es von den älteren gethan hatte: „Die nehmliche Hand, die Hoffmanns Leben ſo richtig und ſchonend gezeichnet, wird auch hier nur das Leſenswerthe wählen und nur das Mittheilbare zur Publizität bringen.“

Aber Hippel wurde enttäuſcht. Als ſeine unſchätzbare Sendung bei Hitzig eintraf, war dieſer gerade mit der Zuſammenſtellung der Erzählungen Hoffmanns beſchäftigt, die von Herbſt 1820 bis Herbſt 1823 in Almanachen und ſonſtigen Sammelbüchern (nicht Zeitſchriften) erſchienen waren; der Sammlung ſollten, wie ſchon angekündigt war, Nachträge zur Biographie angehängt werden.

Zunächſt machte Hitzig als „Erſte Abtheilung“ [warum er dem Worte „Band“ aus dem Wege ging, weiß ich nicht;

eine innere Theilung beſteht nicht] vier Erzählungen Hoffmanns druckfertig und ſchrieb im Januar 1825 in der Vorrede dazu (S. XVII—XIX), wie reichhaltig die für die zweite Abtheilung verſprochenen biographiſchen Nachträge ausfallen würden, hänge nicht von ſeinem Willen ab. Seine öffentliche Bitte um Einſendung neuen biographiſchen Materials habe wenig Erfolg gehabt. Er fährt dann in Hinblick auf Hippels neue Sendung fort:

> Zwar iſt eine ganze Sammlung ihm [sc. dem Herausgeber] noch unbekannt geweſener Briefe Hoffmanns an einen vertrauten Freund in ſeine Hände gelegt worden; aber das Pikanteſte daraus iſt der öffentlichen Mittheilung nicht fähig, und der Reſt, unter dieſer Vorausſetzung, — caput mortuum.

In der einige Monate darauf erſchienenen „Zweiten Abtheilung" findet man dann auf den Seiten 350/52

> Fragmente aus neu aufgefundenen Briefen an Hippel. An und für ſich unbedeutend, und nur mitgetheilt für die, welche behaupten, Hoffmann wäre ohne Gemüth und ohne Selbſterkenntniß, in Eitelkeit untergegangen geweſen.

und unter dieſer endloſen Ueberſchrift (hinter der Lohenſteins Titel ſich verſtecken müſſen)

1) aus unſerer Nr. 57: 10 Zeilen
2) — — — 62: 12 —
3) — — — 65: 3 —
4) — — — 67: 17 —
zuſammen 42 Zeilen von je 63 mm Länge,
weniger als Eine Druckſeite unſeres Textes.

Eine Freude war dieſe Würdigung des gern gegebenen Beitrags nicht für Hippel; in der That iſt nicht abzuſehn, warum Hitzig, der doch aus den Jugendbriefen „das Pikanteſte" flott geſtrichen und den „Reſt" trotzdem gebracht hatte, hier den „Reſt" als „caput mortuum" verſchmähte. Hippel ſcheint ſeitdem nicht mehr an Hitzig geſchrieben zu haben.

1831 brachte die Brodhag'ſche Buchhandlung in Stuttgart eine Auswahl von Hoffmanns Erzählungen in ſechs Lieferungen; jeder Lieferung wurde ein Sechſtel der Hitzig'ſchen Biographie beigegeben. Hitzig hatte nunmehr alſo die Möglichkeit, die Nachträge von 1825 suis locis einzufügen und namentlich auch die 16 Briefe an Hippel aus den Jahren 1807—1820 den Beilagen zu den ſpäteren Abſchnitten ſeiner Biographie einzureihen. Statt deſſen ließ er die Nachträge von 1825 mechaniſch hinter dem Text von 1823 abdrucken und wiederholte darin richtig an der entſprechenden Stelle (im Schlußheft S. 111/13) auch die vier 1825 geſpendeten Fragmentchen, unter der ſelben geſchmackloſen Ueberſchrift.

2. Hippels Biographie ſeines Oheims 1834.

1834 ergriff Hippel in einer Biographie ſeines Oheims die Gelegenheit, den Jugendfreund als einen Dichter, der ſeiner Vaterſtadt Ehre gemacht, zu erwähnen und mitzutheilen, daß er häufig im Lehgewang'ſchen Fräuleinſtift verkehrt habe: den Wortlaut findet man in unſerer Einleitung.

1837 nahm Hippel den Abſchied und zog zunächſt nach Berlin. Ob er Hitzig dort aufgeſucht hat, iſt nicht bekannt.

Bald darauf zog Hippel zu ſeinem Schwiegerſohn Schleinitz nach Bromberg, und Hitzig verlor ihn vollends aus den Augen.

3. Dorows III. Band
‘Denkſchriften und Briefe’ 1839.

Wilhelm Dorow (geboren 1790 in Königsberg, ein Stiefſohn des Virgilüberſetzers Kriegsrathes Karl Gottlob Bock daſelbſt und Neffe des gleichfalls dort geborenen und erzogenen Componiſten Reichardt), früher Hardenberg'ſcher Officioſus, ſpäter dilettantiſcher aber ſehr eifriger Archäologe und ebenſo eifriger Autographenſammler, hatte 1836/38 vier Hefte Facſimiles aus ſeiner Sammlung herausgegeben und dazu bereits von Hitzig unter vielen Autographen anderer Herkunft zwei Zeichnungen, ein Tagebuchblatt und ein Billet Hoffmanns mit Erläuterungen des Gebers erhalten (veröffentlicht im III. Heft [1837], S. 19f; näheres in unſerem Bd. III). Da Dorow aber wie Varnhagen zu den Sammlern gehörte, denen es mehr auf den Inhalt eines Schriftſtücks als auf die Geſtaltung der Handſchrift ankommt, ſo ließ er dieſen lithographirten Heften ſogleich noch weit umfangreichere Briefpublicationen in Buchdruck folgen: noch im Jahre 1838 erſchienen zwei Bände 'Denkſchriften und Briefe' mit Vorworten vom Mai und vom October.

In dieſer Zeit muß ſich der Sammler-Herausgeber, nachdem Hitzig ſeinen Tribut entrichtet, an ſeinen Landsmann Hippel gewandt haben mit der Bitte um weitere Hoffmann-Briefe für den dritten Band der neuen Sammlung. In der That ließ Hippel, der bisher nur Ein Jugendbillet Hoffmanns verſchenkt hatte (ſ. S. 291 oben), ſich beſtimmen, Dorow drei Briefe eigenthümlich zu überlaſſen und einen vierten wenigſtens in Abſchrift mitzutheilen. Unter dieſen vier Briefen befanden ſich zwei von denen, deren Publication Hitzig ſeit 1824 verſchmäht hatte: unſere Nrn. 61 und 64, ſowie zwei, die Hitzig noch nicht kannte: unſere Nrn. 51 und 71[1]; alle vier Stücke begleitete Hippel

---

[1] Dorow macht nach ſeiner Verſicherung (S. 2 des Bandes) alle von ihm mitgetheilten Briefe, deren Originale nicht zu ſeiner Sammlung gehören, durch ein Kreuz kenntlich; in der That hat er 1841 dieſes Zeichen zu vier weiteren (ſpäter zu beſprechenden) Briefen Hoffmanns geſetzt, die Hippel ihm nur in Abſchrift mitgetheilt hatte. In der Publication von 1839 fehlt das Kreuz bei allen vier Briefen. Die Nrn. 51. 61. 64 wird Hippel alſo an Dorow geſchenkt haben; von der Nr. 71 glaube ich das jedoch aus drei Gründen nicht:

— jedenfalls auf Dorows Wunſch — mit Erläuterungen für das Publicum. Da im erſten Brief Werner erwähnt wird, ſo theilt Hippel bei der Gelegenheit dankenswerther Weiſe eine längere Stelle über Werner aus einem anderen, und ſonſt unbekannten Briefe mit (dies Citat bei uns als Nr. 53); zur Erläuterung des letzten Billets giebt er eine ausführliche, freilich leider nicht eben zuverläſſige Darſtellung des Diſciplinarverfahrens gegen Hoffmann in Sachen des 'Meiſters Floh' (bei uns S. 277 f).

Der dritte Band der Sammlung, mit dieſen $4^{1}/_{2}$ Briefen und Hippels Erläuterungen, erſchien 1839, ein vierter, vorläufig abſchließender Band mit einem Geſammtregiſter 1840.

4. Hitzigs Ergänzung ſeiner Hoffmann-Biographie 1839.

Seit dem März 1838 verhandelte die ſchon genannte Brodhag'ſche Buchhandlung in Stuttgart mit Hitzig über eine Ausgabe von Hoffmanns kleinen Schriften, der ſie einen abermaligen Neudruck von Hitzigs Biographie ſowie Erinnerungen anderer Freunde Hoffmanns beizufügen wünſchte; das Ganze war als Supplement zu Reimers Geſammtausgabe von Hoffmanns Buch-Publicationen (1827/28) gedacht. Brodhag bat Hitzig ausdrücklich, etwa noch unbekannte Briefe Hoffmanns in dieſer Ausgabe mitzutheilen.

Mag nun der Wunſch Brodhags Hitzig beſtimmt oder die Vorwegnahme zweier Briefe durch Dorow ſeinen Ehrgeiz geweckt haben — jedenfalls trat er endlich der Publi-

---

1) bezeichnet Hippel ſelbſt dieſes Stück als ein „überaus theures Andenken" [was geradezu ſo klingt, als begründe er damit Dorow gegenüber ſein Feſthalten des Blattes].

2) findet ſich auch in Dorows Wiedergabe des Billets der bei Hippel ſtändige Leſefehler 'Knarapanti' ſtatt 'Knarrpanti'.

3) iſt das Billet — im Gegenſatz zu dem zweiten und dritten der an Dorow geſchenkten Briefe — noch nicht wieder im Autographenhandel aufgetaucht.

cation der 1824 von Hippel erhaltenen Briefe näher. Offenbar handelte es ſich um dieſe oder eine damit zuſammenhängende Angelegenheit, als er etwa Anfang April 1839 den Verſuch machte, durch die Vermittlung von Hoffmanns Wittwe eine Anfrage oder Mittheilung an Hippel gelangen zu laſſen. Die Wittwe ſchrieb ſofort (ſ. Bd. II S. 744), erhielt aber zunächſt keine Antwort, da Hippels Frau erkrankt war; ob ſpäter doch noch eine Verſtändigung zu Stande gekommen, vermag ich nicht zu ſagen.

Jedenfalls brachte Hitzig nunmehr — und zwar nicht mehr in den ‘Nachträgen’, ſondern als Beilagen zu den Abſchnitten 7—10 der Biographie — 13 von den 14 neuen Briefen: nämlich die beiden inzwiſchen von Dorow bereits (correcter) veröffentlichten Stücke, ferner die vier, aus denen er bis dahin nur einzelne Sätze gebracht, und endlich ſieben neue. — Hitzig beendete die Arbeit im Sommer; die zweite (biographiſche) Hälfte von Brodhags Sammelwerk erſchien im November 1839 (näheres ſ. Bd. II S. 636—667).

5. Hippels Biographie Friedrich Wilhelms III. 1841.

Am 7. Juni 1840 ſtarb der alte König, und Hippel — ſelbſt nur fünf Jahre jünger — ging ſogleich daran, eine Schrift über ihn mit zahlreichen eigenen Erinnerungen auszuarbeiten, die ſchon im Juli unter dem Titel

Friedrich Wilhelm der Gerechte,
der Freund und Vater ſeines Volks

angekündigt und im October beendigt wurde. Sie blieb aber aus unbekannten Gründen bis zum Mai 1841 liegen und erſchien dann mit einigen Zuſätzen bei Louis Levit in Bromberg unter dem Titel

Beiträge zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelms III.

Hippel nimmt an zwei Stellen dieſes Buches Gelegenheit von Hoffmann zu ſprechen; da die Ausführungen jedoch nichts neues bringen, ſo haben wir geglaubt ſie in der erſten Abtheilung dieſes Bandes weglaſſen zu können. Der Vollſtändigkeit halber ſeien ſie hier angeführt:

1) S. 35 ſpricht Hippel von den mittelbaren Folgen der Schlacht bei Jena. Das Heer ſei auf 42000 Mann herabgeſetzt worden, die zu entlaſſenden Officiere ſeien durchs Loos beſtimmt worden.

> Faſt noch troſtloſer war die Lage der Beamten aus Süd- und Neuoſtpreußen, die vertragsmäßig dem neuen Landesherrn überwieſen waren, von ihm aber nicht übernommen wurden. Die meiſten waren, den neuen polniſchen Machthabern verhaßt, zur Auswanderung gezwungen; und Preußen konnte ſie nicht ernähren. . . . [7000 Beamte meldeten ſich als brodlos.] . . . Glücklicherweiſe hatten manche von ihnen ſich irgend einer Lieblingsneigung, welcher früher nachzuhängen der Dienſt wenig geſtattete, zugewandt und darin Beſchäftigung, Brod, mitunter auch eine ganz veränderte Lebensrichtung gefunden.

Dazu macht Hippel die Note (S. 35/36):

> E. T. W. (nicht A.) Hoffmann, Regierungsrath in Warſchau, ward Muſikdirektor beim Theater des Grafen Soden zu Bamberg, ſpäterhin bei Seconda in Dresden und Leipzig; Kriminalrath Hitzig [rectius Regierungsaſſeſſor Itzig] aus Warſchau, Buchhändler in Berlin; Regierungsrath v. Puttlitz aus Plozk, Schauſpieler in Wien[1]; Zacharias Werner, Kammer-

---

[1] Mehr als dieſer Mann intereſſirt uns Hoffmanns Freund Franz Adam Morgenroth, der, nachdem er ſieben Jahre lang ohne Gehalt bei der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Warſchau gearbeitet hatte, 1805 daſelbſt als Leihhaus-Controlleur angeſtellt worden war. Nach Verluſt dieſer

Sekretair, ging erſt zu Dalberg, damaligem Großherzog von Frankfurt, als Sekretair, dann nach Wien als Prieſter und Prediger bei den Redemptoriſten.

2) S. 145—150 beſchönigt und vertheidigt der alte Herr das Verfahren der Regierung gegen die Geheimbünde, unter recht merkbarer Verleugnung der Grundſätze, die er zwanzig Jahre früher mit Hoffmann getheilt hatte (vgl. deſſen freudige Worte S. 269 unten). Nach ſeiner jetzigen Anſicht ſind beide Commiſſionen von „gewiſſenhafteſter Unparteilichkeit“ beſeelt geweſen, ſowohl die Unterſuchungs-Commiſſion („aus achtbaren Räthen zuſammengeſetzt, unter denen E. T. W. Hoffmann der älteſte war“: S. 146) wie auch die Miniſterial-Commiſſion, der Kamptz angehörte. Er kommt bei der Gelegenheit S. 148 auf den Bund der Schwarzen zu ſprechen und macht dazu die Note:

> Hoffmann, ſelbſt eines Pasquills gegen das Demagogen-Tribunal beſchuldigt, verſicherte dem Herausgeber mehrmals ſehr ernſthaft, daß der Bund der Schwarzen die gefährlichſte aller Verbindungen ſei, gegen welche nicht genug Strenge geübt werden könne.
>
> Mit der im Druck weggelaſſenen Epiſode des Knarapanti in ſeinem Märchen: „Meiſter Floh“ hatte Hoffmann wirklich keinen Staatsbeamten beleidigen wollen. Es war ihm aber ſchlechterdings nicht möglich, Lächerlichkeiten, ſie mochten ſich ihm darbieten, wo ſie wollten, unbeachtet, unbelacht und ungerügt zu laſſen.

6. Dorows Neue Folge 1841.

Im ſelben Mai 1841, in dem Hippels Biographie des verſtorbenen Königs erſchien, unterſchrieb der geſchäftige

---

Stellung widmete er ſich völlig der Muſik, mit größerem Erfolge als Hoffmann. (S. unſern Band II, S. 64f. 116. 118. 127. 160 und das erſte Octoberheft 1912 der ‘Muſik’.)

Dorow das Vorwort zu einer Neuen Folge ſeiner 'Denkſchriften und Briefe'. Da er in dieſem Unternehmen, wie ſchon in der älteren Serie, nicht nur Stücke ſeiner Sammlung abdrucken wollte, ſondern auch andere ihm erreichbare inedita, ſo hatte ihm Hippel zu dieſem Zweck vier wichtige Briefe Hoffmanns aus deſſen vor-Bambergiſcher Zeit (unſere Nrn. 44. 48f. 56) in Abſchriften zur Verfügung geſtellt. Dieſe Briefe bedurften keiner Erläuterung; die wenigen Einleitungszeilen ſcheinen diesmal von Dorow ſelber zu ſtammen.

*

Weitere Hoffmann-Publicationen, die Hippel veranlaßt oder veranſtaltet hätte, ſind mir nicht bekannt. Hippel ſtarb 1843; die beiden Vermittler zwiſchen ihm und dem Publicum folgten ihm noch im ſelben Jahrzehnt: Dorow 1846 und Hitzig 1849.

Zugabe:

Charlotte Reimann

und Hoffmanns künſtleriſche Huldigung für ſie.

Außer Hippels Aufſatz und gelegentlichen Mittheilungen des Dichters ſelbſt hat ſich meines Wiſſens nur Eine Nachricht über das private Leben des jungen Hoffmann erhalten — eine mündliche Tradition, die in ihrem biographiſchen Werthe geringfügig, aber dafür vollkommen glaubwürdig iſt. Wir bringen ſie um ſo lieber, als ſie verknüpft iſt mit der einzigen Reliquie aus der reichen künſtleriſchen Production des jungen Hoffmann.

Ich verdanke die folgenden Angaben durchweg der Güte des Herrn Alfred Kühn zu Königsberg in Preußen; nur ein paar unweſentliche Daten ſind aus G. F. Hartungs dankenswerthem Verzeichniß der Königsberger Studenten[1] hinzugefügt. Herr Kühn hat im Auguſt 1904 die damalige Beſitzerin des Bildes veranlaßt, mir daſſelbe zur Reproduction herzuſenden, hat dann Fräulein Eliſe Boelſch in Königsberg um Nachrichten über das Bild erſucht und mir deren eingehende Antwort mit ausführlichen eigenen Angaben zugeſandt. Sechs Jahre darauf, im September 1910, wandte ich mich noch einmal an Herrn Kühn mit einer Reihe von noch offen gebliebenen Fragen. Mein verehrter Gönner hatte abermals die Güte, ſich in meinem Intereſſe an Fräulein Eliſe Boelſch zu wenden; dieſe gewährte wiederum Auskunft in reichem Maße (aber, wie das vorige Mal, in ſtrenger Beſchränkung auf das ihr ſicher bekannte), und Herr Kühn gab ihren Brief mit weiteren wichtigen Daten aus ſeiner eigenen Kenntniß an mich weiter.

*

Zu dem geſellſchaftlichen Bekanntenkreis des jungen Hoffmann gehörten zwei eng mit einander befreundete Mädchen, Charlotte Reimann und Jacobine Kurella. Die Demoiſelle Charlotte Reimann war am 3. December 1780 als Tochter eines wohlhabenden Hutmachers in Königsberg geboren, alſo faſt fünf Jahre jünger als Hoffmann. Sie war ein ſchönes, anmuthiges und gebildetes Mädchen. Jacobine Kurella war in Gumbinnen geboren als Tochter eines Beamten, der dann als Kriegsrath nach Königsberg verſetzt worden war[2]. Die jungen Mädchen hatten einander im Confirmationsunterricht kennen gelernt und eine Freundſchaft geſchloſſen, die bis an den Tod währte.

---

[1] Akademiſches Erinnerungsbuch für die, welche in den Jahren 1787—1817 die Königsberger Univerſität beſucht haben. Königsberg, Hartung, 1825.

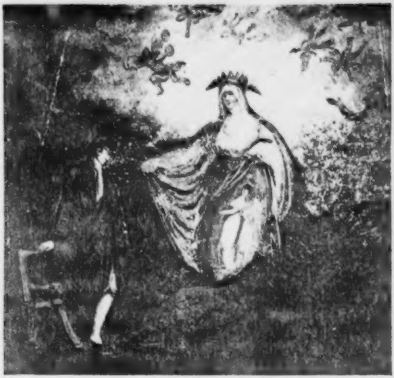
Charlotte Reimann ſoll eine ernſte Neigung zu Hoffmann gefaßt haben, die dieſer jedoch, wenn überhaupt, nur kurze Zeit ernſtlich erwidert haben wird: denn als Hoffmanns Liebe zu Frau Hatt ſich langſam aber unwiderſtehlich entwickelte — vgl. ſeinen Brief vom 12./13. December 1794, S. 51 Z. 7 bis 20 —, hatte Charlotte eben erſt das 14. Lebensjahr vollendet. (Freilich waren die preußiſchen Mädchen damals anſcheinend mit einer geradezu indiſchen Frühreife geſegnet: Jeannette Gruſzczyńſka wurde, wenn ihr Geburtsdatum bei Bach S. 53 ſtimmt, mit 13 Jahren die Braut von Hoffmanns Freund Hippel, und deſſen berühmter Oheim ſoll gar (als 21jähriger Candidat der Theologie und Hauslehrer) ſich ſterblich in die achtjährige Schweſter ſeines Zöglings verliebt haben[3].)

Wie dem auch ſei, jedenfalls überreichte Hoffmann eines Tages den beiden Freundinnen, Charlotte und Jacobine, das Bild, das wir nebenſtehend reproduciren, und erklärte dabei feierlich: Die Göttin Fantaſie ſei ihm erſchienen und habe

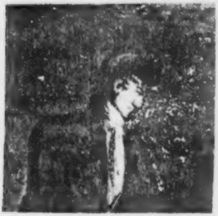
---

[2] Hartung nennt drei Kurellas aus Gumbinnen, die in Königsberg die Rechte ſtudirt haben. Der erſte war beſtimmt ein Bruder Jacobinens, die anderen beiden offenbar ebenfalls. Im Jahre 1825 war
  1) Hans Friedrich Leopold (immatriculirt im Winterſemeſter 1800/01) Polizeirath in Königsberg.
  2) Auguſt Wilhelm Ferdinand (immatriculirt im Sommerſemeſter 1808) Rath bei der Regierung in Magdeburg.
  3) Franz Julius Joachim (ebendann immatriculirt) Oeconomie-Inſpektor in Reſſau bei Drengfurth.

[3] Nach Ferdinand Joſef Schneider, Theodor Gottlieb von Hippel in den Jahren von 1741 bis 1781 (Prag 1911), S. 97—117. Die Freiin Amalie Albertine von Schroetter, die Schneider für das Urbild von Hippels Lorchen oder Linchen hält, war nach ſeinen Feſtſtellungen im April 1754 geboren; Hippel war aber nur bis zum Sommer 1762 im Hauſe ihrer Eltern. „Dieſe Liebe war nicht ganz unerwidert, aber die Eltern entfernten ihn, wie ſie es merkten" erzählte ſpäter Hippels Intimus Borowſki (Schneider 98/99).



(Das ganze Bild, verkleinert)



1794

(Ausſchnitt in Originalgröße;
das einzige bekannte Selbſtporträt Hoffmanns aus ſeiner Jugend)

ihm die beiden Freundinnen in einem Spiegel gezeigt; der Raum rings herum ſei erfüllt geweſen mit fratzenhaften Geſtalten. Auf das Gebot der Göttin habe er die ganze Erſcheinung mit dem Pinſel feſtgehalten.

Wenn die Reimann ein halbes Jahrhundert ſpäter das Blatt einer jungen Freundin zeigte, ſo ſetzte ſie hinzu: Hoffmann ſelbſt habe ſich vorzüglich getroffen, und die Köpfe der Ungeheuer auf der rechten Seite des Bildes hätten eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Phyſiognomien von älteren Verwandten und Bekannten Hoffmanns, die wöchentlich ſteife und langweilige Zuſammenkünfte abgehalten hätten, die ſogenannten Familientage, über die die Jugend ſich beluſtigt hätte. Beſonders frappant ſei in dem einen großen breiten Kopf ein dicker Onkel Hoffmanns getroffen. [Wegen der Familientage vergleiche man, was Hippel von den regelmäßigen Zuſammenkünften und Berathungen der Familie erzählt (7,21–22. 14,23–26. 24,7f), und wenn man will, auch die (freilich wohl zu drei Vierteln erfundenen) köſtlichen Berichte Hoffmanns über die Familienconcerte im 'Muſikfeind'. Zu dem dicken Onkel vgl. oben 45,21. 49,14–16.]

* * *

Nach Hoffmanns Weggang aus Königsberg überredete man Charlotte Reimann zu einer Verlobung. Sie fühlte ſich jedoch höchſt unglücklich als Braut und litt ſeeliſch, ja ſogar körperlich, bis die Verbindung wieder gelöſt wurde.

Jacobine Kurella verlor früh ihre Mutter und wurde dann auswärts erzogen. Sie heirathete in der Folge einen Herrn Strödel[6]. Bis zu ihrem Tode blieb ſie jedoch mit

---

[6] Hartung nennt zwei Juriſten dieſes Namens:
1) Wilhelm Heinrich Daniel aus Petersburg, immatriculirt im Sommerſemeſter 1791, 1825 Commercien- und Admiralitäts-Rath in Pillau,
2) August Carl Friedrich aus Königsberg, immatriculirt im Winterſemeſter 1800/01, 1825 in Bromberg als Erſter Juſtitiar bei der Regierung und Syndicus bei der Landſchaft.

Charlotte Reimann in treuer Freundſchaft verbunden, wechſelte regelmäßig Briefe mit ihr, beſuchte ſie öfters und bedachte ſie in ihrem Teſtament.

Wie im Kurellaſchen Hauſe war Charlotte auch in dem des Commercienrathes Kriting wohl gelitten; ihres angenehmen Weſens wegen war ſie ein beſonderer Liebling von deſſen ſanfter Frau — wie ſie offenbar mehr zu Frauen paßte als zu Männern. In dieſem Hauſe fand ſie auch eine gleichaltrige Freundin, die für ihr künftiges Leben entſcheidend werden ſollte: Charlotte Boelſch, die Tochter eines angeſehenen Königsberger Arztes und Nichte des Commercienraths Kriting.

Das Jahr 1802, das Hoffmann in den Plocker Orcus ſtieß, ihm dafür aber eine liebenswürdige Frau im Alter der Charlotte Reimann beſcheerte, brachte dieſer und ihrer Freundin Charlotte Boelſch ſchweres Unheil. Der Dr. Boelſch ſtarb, und ſein bedeutendes Vermögen ging aus nicht aufgeklärten Urſachen verloren; Charlotte Boelſch begab ſich zu ihrem unverehelichten Vetter Johann Heinrich Kriting, dem Sohne des Commercienraths[5], auf deſſen Gut Rogehnen (Poſtſtation Powayen) im Kreiſe Fiſchhauſen, um ihm den Hausſtand zu führen. In dem ſelben Jahre brannten die Häuſer des Hutmachers Reimann mit allem Mobiliar ab. Was ihm noch geblieben, das verlor er dann in dem unglücklichen Kriege 1806/07. Charlotte Reimann ging nunmehr als Erzieherin zu fremden Leuten. Von den Erinnerungsſtücken an die heitere Jugend begleitete ſie die gemalte Huldigung des ci-devant Studenten Hoffmann, der jetzt eben durch den ſelben Krieg ſein Brot verloren hatte und ohne Beruf und Familie in Berlin irrlichtelirte.

---

[5] Er hatte ſich, nach Hartung, zwei Jahre vor Hoffmann (im Winterſemeſter 1789/90) als stud. jur. in Königsberg immatriculiren laſſen.

Nachdem Charlotte Reimann etwa zwei Jahrzehnte lang das Brot der Fremde gegeſſen hatte und aus einer Zwanzigerin eine Vierzigerin geworden war, erhielt ſie eines Tages, Mitte der zwanziger Jahre, von ihrer Jugendfreundin und Leidensgenoſſin Charlotte Boelich die Aufforderung, nach Rogehnen zu ziehn und mit ihr und dem Vetter Kriting den Reſt ihrer Tage zu verleben.

Charlotte Reimann folgte der Einladung und zog aufs Land, der gemalte Verehrer von 1794 mit ihr, deſſen Urbild vorm Halliſchen Thor unter Hitzigs Denkſtein lag. Seitdem lebten die drei verarmten Königsberger zuſammen, eine klöſterliche Einſiedlertrias, faſt feindlich ſich abſchließend von der geſammten Außenwelt. Sie zehrten von den Erinnerungen an die gute alte Zeit vor 1806/07: die beiden feingebildeten alten Jungfern dachten ſeufzend an die luſtige Geſelligkeit und das angeregte geiſtige Leben des alten Königsberg zurück, der alte Junggeſell an die frühere Blüthe der Landwirthſchaft vor Einführung der großen Reformen, die — den anderen genutzt hatten.

In der That hatte er für ſeine Perſon Grund, mit den Verhältniſſen unzufrieden zu ſein: er vermochte das Gut nicht zu halten. Es kam unter Sequeſter und wurde 1829 von Ludwig Kühn erworben, der in Königsberg und Bonn Philoſophie und Cameralia ſtudirt, ſich dann theoretiſch und praktiſch für die Landwirthſchaft vorbereitet hatte und jetzt die jüngſte Tochter des Herrn von Schön auf Blumberg (Bruders des Oberpräſidenten und bekannten Staatsmanns) heimführte. Kriting bedang ſich jedoch auf Lebenszeit freie Wohnung im Rogehner Hauſe aus und hauſte dort ſozuſagen als Altentheiler mit den beiden alten Mädchen. Es gelang ihm, als im Kriege verarmter Gutsbeſitzer von der Regierung eine Unterſtützung zu erhalten; er gab dieſe weiter an ſeine Couſine Charlotte Boelich, die thatkräftigſte von den Dreien, die dafür alle mit Koſt und Kleidung verſorgte.

Die einzige Perſon, die intimeren Einblick in dieſes Stilleben erhielt, war eine Nichte der Charlotte Boelſch, Angelica Boelſch[6]. Sie kam jedes Jahr auf längere Zeit zu Beſuch und wurde ſchließlich von den beiden alten Damen wie eine Tochter angeſehn. Es gelang ihr ſogar, von Charlotte Reimann das Hoffmannſche Bild geſchenkt zu erhalten, deſſen Entſtehung und Bedeutung ihr oft geſchildert worden war.

Im übrigen verkehrten die Drei faſt nur mit den neuen Beſitzern des Gutes, insbeſondere auch mit dem 1831 geborenen Sohne Alfred Kühn, der die beiden alten „Demoiſellen" häufig geſprochen hat und ſich für die Glaubwürdigkeit ihrer Berichte wie der ihrer Pflegetochter Angelica verbürgt.

Kriting ſtarb 1851, ſeine Couſine Charlotte Boelſch 1858: Charlotte Reimann blieb, im 78. Lebensjahre, allein zurück. Der Haushalt, der länger als ein Menſchenalter auch der ihrige geweſen, wurde aufgelöſt; das Ehepaar Kühn nahm das alte Mädchen zu ſich und verpflegte es bis an ſeinen Tod. Bis zuletzt hatte Charlotte ein liebenswürdiges, ſehr gewinnendes Weſen und lebhaftes Intereſſe für künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Dinge, wenn ſie ſich auch wegen zunehmender Schwerhörigkeit von Unterhaltungen zurückzog. Sie ſtarb drei Jahre nach Hoffmanns Wittwe, am 7. Februar 1862, zu Rogehnen und wurde, wie die beiden ihr vorausgegangenen Lebensgefährten, auf dem dortigen Kirchhofe

---

6. Ihr Vater war der einzige Sohn des oben genannten Dr. Boelſch, Carl Heinrich Boelſch. Dieſer war, nach Hartung, im Winterhalbjahr 1801/02 als stud. jur. in Königsberg immatriculirt worden; er konnte zwar noch das Studium beenden und die erſten beiden Examina ablegen, mußte dann aber als Referendar den Dienſt aufgeben und ſchlug ſich in der Folge als Commiſſionär in ſeiner Vaterſtadt durch. Angelica war ſeine älteſte Tochter.

beerdigt. Das Grabkreuz, das das Ehepaar Kühn ihr ſetzen ließ, zeigt die von uns angegebenen Lebensdaten.

*

Drei Jahre darauf verließ auch das Ehepaar Kühn Rogehnen und zog nach Königsberg.

Angelica Boelſch verkaufte in den 80er Jahren das Bild, das vom Zahn der Zeit ſchon einigermaßen mitgenommen war, an eine Nichte der Frau Kühn, Frau Johanna Fernow geb. von Schön auf Kuglacken (Poſtſtation Taplacken) im Kreiſe Wehlau. Vor der Uebergabe dictirte ſie ihrer Nichte und Pflegetochter Eliſe Boelſch, die früher ſchon mehrfach die Geſchichte des Bildes aus ihrem Munde vernommen hatte, ein Certificat, auf dem dem Sinne nach das ſteht, was wir eingangs über die Entſtehung des Bildes berichtet haben[7]. Frau Fernow ließ das Bild ſorgfältig (aber ohne Uebermalung) wieder in Stand ſetzen, einrahmen und das Certificat auf die Rückſeite der Schutzpappe kleben. — Angelica Boelſch ſtarb 1891.

*

Frau Fernow hatte, wie eingangs bemerkt, die Güte, mir auf Veranlaſſung des Herrn Kühn 1904 das Bild zu ſenden; ich habe es bei Albert Friſch nach Entfernung des Glaſes photographiren laſſen. Leider erlebt Frau Fernow das endliche Erſcheinen der Publication nicht mehr: ſie iſt Ende 1911 geſtorben.

---

[7] Leider hat Angelica dabei den Dichter „Wilhelm Hoffmann" genannt: ſie hatte in einem Converſations-Lexicon oder einer Literaturgeſchichte geleſen, daß er „Ernſt Theodor Amadeus, eigentlich Wilhelm" geheißen habe, und hatte daraus geſchloſſen, daß die drei zuerſt genannten Namen „eigentlich" falſch ſeien. Aehnlich war ſchon 1863 Hippels Biograph Bach verfahren, der es beſſer hätte wiſſen können; er theilt S. 47 eine Stelle aus dem Tagebuche ſeines Helden mit, in der irgendein Wilhelm apoſtrophirt wird, und macht dazu die Note: „Es iſt hier offenbar Hoffmann gemeint, der, wie bemerkt, eigentlich Wilhelm und nicht Amadeus hieß." In dem ſelben Sinne ſchrieb mir 1904 eine Nichte der Frau Fernow bei Ueberſendung des Bildes: „Die Namen Theodor Amadeus hat ſich Hoffmann erſt als Schriftſteller beigelegt, ſein eigentlicher Name iſt Wilhelm, wie Ihnen ſicher bekannt iſt." Angelica Boelſch ſteht alſo nicht allein mit dieſem Mißverſtändniß.

Nachträge und Berichtigungen

I. Nachträge.

1) S. 196 iſt einzuſchieben:

43a.

Aus Hoffmanns Tagebuch

[vgl. S. 199]

(nach dem Original):

[Plock] Den 9 November [1803:]

. . . An H[ippel] hab' ich heute geſchrieben wegen 100 F[riedrichs]d['or = 1500 Mark].

[— Hippel antwortete Anfang December, er werde die Summe binnen drei Monaten beſchaffen; Hoffmann dankt dafür in Nr. 44 und holt ſich anſcheinend im Februar 1804 das „ſehnlich erwartete" (ſ. o. S. 199) Geld perſönlich.]

2) S. 288 iſt zu Nr. 14 ein ähnlicher Zuſatz zu machen wie S. 290/91 zu Nr. 15 gemacht iſt, nämlich:

[Zu dem ihn ſelbſt betreffenden Anfang des (nach unſerer Zählung) 13. Briefes (S. 72 Z. 4—18) ſchreibt Hippel *für Hitzig* an den Rand:] Füglich wegzulaſſen

3) Zu der Note 1 auf S. 293/94 iſt zu bemerken, daß ſchon bei Koberſtein (auf S. 2747 der vierten Auflage) das „junge Mädchen *aus ſehr vornehmer Familie*" erſcheint, das mit Hoffmann durch eine leidenſchaftliche Neigung verbunden geweſen ſei.

4) S. 303 iſt in der Mitte der vorletzten Zeile ſtatt des Semikolons zu leſen:

. Dieſer, der doch in Sachen der inneren Politik gewiß kein unbeſonnener Heißſporn war, hatte ſich beſonders auf die

Wirkung gefreut, die Hoffmanns kluge Aeußerungen über die Umtriebe (S. 270) auf beide Parteien machen würden (ſ. o. S. 300 Z. 3—5). Wenn aber der Criminalrichter im Gegenſatze zu dem Verwaltungsbeamten ſich ſcheute, dieſes Urtheil zu veröffentlichen, ſo konnte er wenigſtens den ſonſtigen Inhalt der vierzehn Briefe bringen:

5) S. 304 iſt der erſte Abſatz der Nr. 2 durch folgendes zu erſetzen:

1834 ſandte Hippel der 1828 bei Reimer in elf Bänden erſchienenen Geſammtausgabe der Schriften ſeines Oheims als zwölften Band deſſen Biographie nach (Titeljahr 1835). Wie er 1822 in den Erinnerungen an Hoffmann (oben S. 23) berichtet hatte, daß dieſer mit ihm früh über den Verfaſſer der Lebensläufe ꝛc. einig geweſen ſei, ſo ſchreibt er jetzt in der Vorrede S. XI, ſchon als funfzehnjähriger ſei er, Hippel, überzeugt geweſen, „daß der Oheim Verfaſſer der Lebensläufe und des Ehebuches ſey“. Er fährt fort (die Sperrungen ſtammen von uns):

> Auch des Oheims häusliches Leben aus jener Zeit — 1787 bis 1795 — konnte dem jugendſcharfen Auge des zuletzt täglichen Tiſchgenoſſen nicht verborgen bleiben. Fand er gleich hie und da Widerſprüche zwiſchen Lehren und Thun, ſo fand er doch nirgend die dem Biographen Schlichtegroll von Königsberg her zugetragene Beſchuldigung von grober und raffinirter Sinnenluſt, von ſyſtematiſcher Heuchelei und Verſchloſſenheit. Zur Verbreitung der Kunde von der erſtern ſcheint meiſtens [!] nur Frauen-Neugierde und Frauen-Langeweile des benachbarten Fräulein-Stifts beigetragen zu haben, das nur durch einen ſchmalen Raum von wenig Schritten vom Hippelſchen Hauſe getrennt war. E. T. W. Hoffmann wenigſtens, der bekannte Verfaſſer des Kater Murr ꝛc.,

der viel in dieſem Stift verkehrte, theilte ſeinem Freunde, dem Neffen Hippel's, dieſe Entdeckung über den Oheim mit.

Dazu die Randnote:

> Vielleicht verdient die Bemerkung hier eine Stelle, daß in den zwei Häuſern der Junkerſtraße zu Königsberg — nur durch das v. Lesgewangſche Stiftshaus, das zwiſchen ihnen lag, getrennt, — drei Dichter faſt gleichzeitig gewohnt und gelebt haben, durch deren Namen ihre Vaterſtadt geehrt wird, Zacharias Werner und E. T. W. Hoffmann im Dörferſchen Hauſe, Hippel in ſeinem eignen.

II. Allgemeine Berichtigungen.

1) Sämmtliche Verweiſungen auf die Einleitung ſind hinfällig. 270_{22} leſe man ſtatt deſſen „unten S. 299 Z. 17—19“; S. 297 Note 3 iſt die Parentheſe, S. 300 Note 6 der Schlußſatz zu ſtreichen; S. 304 iſt ſoeben unter I 5 berichtigt.

2) In dieſem erſten Bande ſind bisweilen Eigenthümlichkeiten von Hoffmanns Schreibung nicht berückſichtigt, beſonders wenn die Vorlage ein Druck war; ſo iſt öfters åu ſtehen geblieben ſtatt aū (zuerſt 41_{8}). Ebenſo iſt Hippels Gewohnheit, ll ſtatt lle zu ſchreiben, zweimal (31_{10} und 34_{8}) nicht reſpectirt.

3) Nicht vermerkt ſind hier ein paar Typenverwechſlungen (je zwei Mal N ſt. N und C ſt. C).

III. Einzelberichtigungen.

1) In der Ueberſchrift der Nr. 51 (S. 220) iſt die dritte Zeile zu ſtreichen (vgl. S. 305 Note). In der Seitenüberſchrift zu S. 287 iſt ſtatt 3. Juli vielmehr 9. October zu leſen.

2) Für einige Abkürzungen und Lücken haben ſich inzwiſchen Ergänzungen gefunden:

S. 120 Z. 12 bedeutet K. Friedrich Wilhelm Korn, Rath an der Kriegs- und Domainenkammer zu Kaliſch.

S. 136 Z. 22 bedeutet M. die Couſine Minna Doerffer.

S. 150 Z. 1 iſt L. wohl nicht in Leiſtenau, ſondern wie S. 146 Z. 21 in Litſchen zu ergänzen.

S. 152 iſt der Zuſatz „[auf der Hinreiſe]“ von Z. 12 herunter auf die folgende Zeile hinter „Dich“ zu ſetzen.

S. 154 Z. 10 bedeutet H. [von Hitzig ſtillſchweigend in Holbein ergänzt!] Hoffmanns Freund Johann Samuel Hampe, der auch am Anfange des 29. Briefes (S. 144) gemeint iſt und über den ich an dem S. 309 Note genannten Orte zu handeln gedenke.

S. 187 Z. 17—20: der Satz „wenn ich auf alles“ bis „genöthigt bin“ ſteht ſo in Hippels Abſchrift mit Ausnahme der eingeklammerten Worte. Es liegt offenbar ein Schreibverſehen Hoffmanns vor, das jedoch durch unſere Einſchaltung nicht glücklich behoben iſt. Gemeint iſt vielmehr: „wenn ich auf alles, was nur meinen Sinn für die Künſte anregen kann, vor allem auf den Umgang mit geiſtreichen Perſonen, der den Geſchmack bildet, gerade hin ganz Verzicht zu leiſten genöthigt bin“.

3) In den Texten iſt folgendes zu corrigiren (für die Nr. 64, die ich infolge Todes des Beſitzers nicht mehr rechtzeitig collationiren konnte, ſind hier nur die drei Fehler des Wortlautes angeführt, nicht die der Schreibung):

Seite	Zeile	ſtatt	lies
23	14	den	dem
33	7	an	in
	4 v. u.	Bett	Bette
42	18	bald	bald bald
51	27	erhälſt	erhältſt
94	3 v. u.	zugleich	ſogleich
104	l. Z.	ſonderbere	ſonderbare
112	19	Logals [?]	Loyals
231	4	debitirt	debutirt
257	12	langweiligem	langweiligen
258	13	beyden	beydem
259	15	wör	wür
261	l. Z.	Hurag	Huray
295	22	gehoren	gehören

IV. Nachtrag zur Zugabe.

In letzter Stunde (16. Juni 1912) erhalte ich einen Brief von Fräulein Eliſe Boelſch, dem ich zur Ergänzung unſerer „Zugabe“ S. 313—319 folgendes entnehme:

a) Jacobine Kurella war ein Jahr älter, Charlotte Boelſch drei Jahre jünger als Charlotte Reimann. Ein Gratulationsgedicht der Reimann zum ſechzehnten Geburtstage der Boelſch iſt noch vorhanden.

b) Das Leben der drei Rogehner iſt nach der Erinnerung des Fräuleins Eliſe Boelſch weniger einförmig geweſen als nach der des Herrn Kühn; Fräulein Boelſch nennt mir eine größere Reihe von Freunden des Hauſes. Beſonders gern verkehrte, nach Angabe des Fräuleins Boelſch, Charlotte Reimann mit einer Familie Leineweber. Dieſe erfreute ſie einmal durch ein ungewöhnliches Geſchenk: Charlotte hatte den Wunſch ausgeſprochen, noch bei ihren Lebzeiten ihren Sarg zu beſitzen; Leinewebers ſtifteten ihr alſo zum Geburtstage einen ſchönen blanken Eichenſarg, und Charlotte hatte eine herzliche Freude darüber.

c) Das in Note 7 beſprochene Mißverſtändniß der Angelica Boelſch beruht thatſächlich auf Brockhaus' Converſations-Lexikon.

Regiſter und Stammtafeln

Die Hinweiſe auf die Seiten 1—304 ſind von einem Freunde zuſammengeſtellt, den ich nicht nennen darf, deſſen ſonſtige allen Germaniſten wohlbekannten Leiſtungen aber die Sauberkeit der Arbeit verbürgen; ich glaubte alſo, im Princip von einer Nachprüfung abſehen zu dürfen. Dagegen habe ich, abgeſehen von der ſelbſtverſtändlichen Ergänzung des Regiſters für die Seiten 305/28, die wichtigeren Artikel, wie den über Werner, überarbeitet (die über die 'Fantaſieſtücke' und über die drei wichtigſten Frauen ſtammen ganz von mir), den größeren Theil der Jahreszahlen und Vornamen eingefügt und als Anhang zwei Stammtafeln beigegeben. Wegen der Daten für die ſonſtigen Perſonen muß ich auf das (Band II S. 761 angekündigte) Geſammtregiſter vertröſten; das ſelbe gilt von den Stellen über Hoffmanns Verhältniß zum Juſtizdienſt, über ſeine Krankheiten, ſeine Thränenloſigkeit (von ihm und Hippel gern betont; für ihre Generation allerdings auffallender als für frühere und ſpätere), über ſeine Art, Geburtstag und Sylveſter zu feiern, und andere öfter erwähnte Dinge.

253/54 = auf der Wende der Seiten 253 und 254; 253 f = auf Seite 253 und auf Seite 254.

Regiſter über die Seiten 1—328.

I. Hoffmann ſelbſt.

- Aufenthaltsorte (wirkliche und gewünſchte; die Wohnungen ſ. im Inhaltsverzeichniß):
  - Arnau 56. 57. 58. 67. 71. 73.
  - Bamberg 28f. 235f.
  - Berlin (1798—1800:) 25f. 167/76. 188. — (1807/08:) 27. 28f. 219/32. — (1814—1822:) 29f. 33f. 247/78. Brand von Langhanſens Schauſpielhaus 265f. Schinkels Neubau 271f.
  - Böhmen (1798:) 25.
  - Danzig (Plan 1796:) 89. (1801:) 26. 32. 185. 188. (Vgl. 254.)
  - Deſſau (1800:) 26. 188.
  - Dresden (1798:) 25. 164. 169. — (1800:) 26. 188. — (1813:) 29. 239.
  - Elbing (1801:) 26.
  - Friedland 164.
  - Glogau (1796—1798:) 24f. 96 (10. Febr. 1796 von Hoffmann ſtatt des unerreichbaren Marienwerder gewählt). 117/64. — (1808:) 235. [Gemeint iſt Groß-Glogau, im Regierungsbezirk Liegnitz.]
  - Italieniſche Reiſe mit Hippel, geplant ſeit früheſter Jugend: 26. 27/28. 192. 194. 200 Z. 11. 208 oben. 208/09. 210 unten. 214f. (Vgl. auch S. 140 Z. 7.)
  - Königsberg (1776—1796:) 3—24. 41—113. 181. 188. — (1797:) 24f. 146/49. — (1801:) 26. — (1804:) 27. 199.

— Kneiphöfſcher Hof 65. 181. Roſſberg 68. Hoffmanns Verkehr im benachbarten Lesgewang'ſchen Stift: 325.
Leipzig (1800:) 26. 88. — (1814:) 29. 240/44.
Leiſtenau [vgl. den Abriß von Hippels äußerem Leben in der Einleitung] (1804:) 27. 150 Z. 1 (? vgl. 326). 199.
Liebwerda 164.
Littſchen [Gut von Hippels Schwiegermutter, 9½ Kilometer öſtlich von Marienwerder] 25. 146f. (150? vgl. 326.) 152. 162.
Marienwerder 60. 74. (Beſonders Anfang 1796 geplant:) 82—96. (Aufenthalt auf der Durchreiſe Juni 1796:) 117/19.
Mark, Preußiſch 199.
Plock 27. 185/202. Vgl. 326.
Poſen (1796:) 119. — (1800—1802:) 26. 179/81.
Potsdam (1799:) 175. — (1800:) 26.
Schleſiſches Gebirge (1798:) 25. 164. 170f.
Schreiberhau 170.
Sierpce in Neu-Oſtpreußen (jetzt im ruſſ. Gouvernement Plock) 199.
Strasburg in Weſtpreußen 199.
Thorn (als Wohnort ins Auge gefaßt 1796:) 89.
Warmbrunn 170.
Warſchau 27f. 205/16. 219. 221. 290.
Wien (als Etappe der geplanten italieniſchen Reiſe:) 27. — (1807 als Wohnort gewünſcht:) 28. 219f.

Schriften (ausgeführte und geplante; den vor-Bambergiſchen iſt in Klammern das Jahr beigefügt):
Abſchiedslied (ironiſches) an die galante Madame S. in Königsberg (1794) 49.
Anzeige vom Tode des Katers Murr 272.
Artushof 17. 32f. 254.

Brautwahl 273[1].

„Buch, was‸ jovialiſcher iſt und witziger als ich ſelbſt“ (Glogau 1796) 132.

Cornaro (Frühjahr 1795) 21. 64—66.

Datura fastuosa 292.

Dey, Der, von Elba in Paris 259.

Elegien Eugenio's an Theodor (Königsberg) 189.

Elixiere des Teufels, erſter Theil: 260.

Fantaſieſtücke in Callots Manier (1814/15):

  Band I und II (wohl perſönlich in Leipzig an Hippel geſchenkt): 249. 253/54.

  Band III mit zwei Erzählungen (vermuthlich den beiden Anſelmus-Texten; vgl. II 188 unten mit Note 7): 244. — Ueber die ſpätere Faſſung ſ. u. unter „Topf“.

  Band IV: 256f.

Fermate (ſ. II 226 Nr. 144 m. Note) 254 Z. 6f.

Gargantua, Der Rieſe (1804): 201. 205.

Gedanken über Vieles (1795) 61.

Geheimnißvolle, Der (Winterhalbjahr 1795/96): 72. 101f (Bruchſtück daraus).

(Jeſuiter-Kirche in G[logau]: vgl. 121.)

Kind, Das fremde: 264.

Kinder-Mährchen 264.

Klein Zaches genannt Zinnober 267f.

Lebens-Anſichten des Katers Murr nebſt fragmentariſcher Biographie des Kapellmeiſters Johannes Kreisler:

  Drei Theile: 270.

  Fehlerhafter Druck des I. Bandes [von Hitzig verſchuldet, was Hoffmann aber nicht verräth]: 272.

  Tante Füßchen: 5. 31. 293.

Majorat 7. 31. 264. 293.

Masquerade (1794) 46/48.

Meiſter Floh 273/78. 309.

Nachtſtücke 264.
[Napoleon-Scherz] 259.
Nußknacker und Mauſekönig 264.
'Olympia'-Ueberſetzung 270f.
Preis (1803) 200f.
Renegat (1804) 200. 205.
Sandmann 273^{1}.
Serapions-Brüder:
  I. Band: 269.
  II. Band: 270.
Tagebuch (von der ſchleſiſch-ſächſiſchen Reiſe 1798, eingetheilt in Briefe an Theodor) 164. 169.
Taſchenbuch für 1805 (1804): 201.
Topf, Der goldene: 244. 249. 254. 256. 263 unten.
Verſe (gegen Feinde; Königsberg 1796) 95.
VerzweiflungsOden an Theodor, „als der kleine Haubenſtock, in den ich verliebt zu ſein glaubte, [Amalie Neumann?] drey Meilen aufs Land gefahren war“ (Königsberg): 189.
Vignette (Januar 1796, vielſ. ein Theil des folgenden) 91.
„Werk, welches ich unterm Namen Ewald Trinkulo ſchreibe“ (= Text zu Vignetten ſatyriſchen und amoröſen Inhalts, Ende 1795): 78 oben.
Zuſammenhang der Dinge 274 Anm.

Zu den Schriften:
Namengebung 273f Note.
Pſeudonyme [der Rufname im Doerfferſchen Hauſe war Ernſt: 14,$_{17}$]:
  E. T. A. = Ernſt Theodor Amadeus (nach Mozart). Hippeln gegenüber für einen Druckfehler ſtatt E. T. W. ausgegeben: 33 (Nr. 7). 308. Vgl. 319 Note. 328.

Eugenius (nach Sterne) 128 oben. 129 unten. 132 Mitte. (Vgl. Hippels Tagebuch: 116 [3mal].) Auch in der Form Eugenio: 189.
Ewald Trinkulo (nach Shakeſpeare) 78.

Compoſitionen (ausgeführte und geplante):
Canzonetten, Drei 224.
Claudine von Villa Bella (Text von Goethe) 74.
Gäſte, Die ungebetenen, oder der Canonikus von Mailand (Text nach Alexandre Duval von Rohrmann) 210.
Joſeph in Aegypten (Text von Soden) 222.
Judex ille (aus Goethes Fauſt, als Motett mit Recitativ) 74. 76. 81.
Kreuz an der Oſtſee (Text von Werner) 211 f — 221 f.
Liebe und Eiferſucht (Text von Hoffmann ſelber nach Calderons 'Schärpe und Blume') 225. 232.
Liebhaber nach dem Tode (Text nach Calderons 'Galan Fantasma' von Conteſſa) 265.
Lieder 59.
Lilla, Arien daraus (Text von Goethe): 59.
Meſſe (1805: „bis jetzt mein beſtes Werk") 210.
Muſikanten, Die luſtigen (Text von Brentano): 209.
[Oper, Komiſche] 200.
Romanze auf Katharina II.: 59.
Rondos 59.
Salve Regina 230.
Trank der Unſterblichkeit (Text von Soden) 222.
Undine (Text von Fouqué) 249. 252 f. 261 f.
Virgine, La santa: 230.
„Wer grübe ſich nicht ſelbſt ſein Grab" (Text von Herder) 79.

Bilder (ausgeführte und geplante; über H. als Maler im allgemeinen ſ. z. B. 77 f. 140. 144 unten [noch 1797 als Lebensberuf gedacht!]. 169, beſonders aber 197):

Attila (von Werner): Illuſtrationen dazu 227 f.

Bilder, zwei, aus der franzöſiſchen Geſchichte, an Hippel d. ä. geſandt: 22. 41 f.

Carricaturen (Poſen 1802): 190. 196 f.

Fantaſie, Die, tröſtet Hoffmann: 314 f. 318 f.

Hippel, Frau Heinriette (Copie): 55. 58. 62 f. 75. 77 f.

Kopf, auf Elfenbein ſkizzirt: 154.

Kupfer ſatyriſchen Inhaltes 201.

Laocoon 105.

Mädchen-Köpfe 138.

Onkel Otto als Endymion 167. Vgl. 49.

Vignetten ſatyriſchen und amoröſen Inhalts (Bleiſtiftzeichnungen) 77 f.

Spiel auf Muſikinſtrumenten, beſ. Phantaſiren:

Clavier 11. 35. 57. 59. 63. 69. 73. 94. 152. 206.

Harfe 76. 93/94.

Violine 94.

[Singen 64.]

Arrangement von Schattenſpielen: 134.

Urtheil über die Demagogenverfolgung: 269 f. 309. 324.

II. Andere hiſtoriſche Perſonen (Familien, Regentenhäuſer, Firmen).

Wenn es bekannt iſt, welcher von mehreren Vornamen Rufname iſt, iſt nur dieſer angegeben.

Abälard 87.

Albrecht, Daniel Ludwig: 275. 276. 278.

Ancillon, Johann Peter Friedrich: 278[4].

Anſon of Soberton, George Lord: 132.

Apollo aus dem Bierfaß = Otto Doerffer.

B. in Königsberg (1796 mit Domingo im ‘Don Carlos’ verglichen) 88.

B., von, in Königsberg (1794 Liebhaber einer Madame S.): 49.

Bach, Theodor: 116 oben. 227 oben. 272 unten. 319 Note.

Bartholdy, Jakob Salomo: 209.

Battoni, Pompeo Girolamo: 164. 169.

Bayern, Maximilian I. Joſeph König von: 222.

— Friederike Wilhelmine Caroline Königin von, geb. Prinzeſſin von Baden: 222.

Benda, Componiſt in Berlin (vermuthlich Franz oder deſſen Sohn Friedrich): 94.

— Otto: 300.

Bernſtorff, Chriſtian Günther Graf von: 278[4].

Beyer, Carl Friedrich von: 192. 195.

Beyme, Karl Friedrich: 187. 191 f. 198.

Bock, Friedrich Raphael (alias Ignatius): 222.

— Karl Gottlob: 304.

Borowski, Ludwig Ernſt: 314[3].

Brandt, Hausbeſitzer in Berlin (Leipziger Str.): 176.

Brentano, Clemens: 209 ('Die luſtigen Muſikanten').

Brodhag'ſche Buchhandlung in Stuttgart 304. 306 f.

Brühl, Karl Graf von: 249. 252.

Buchholz, Friedrich Wilhelm Ludwig: 10.

Bülow, Friedrich von: 278[4].

Büttner, Friedrich Gottlieb: 10.

C., Die blaſſe: ſ. Frau Hatt.

Caeſar, Gaius Julius: 271.

Calderon de la Barca, Don Pedro: 225 ('Die Schärpe und die Blume'). 265 ('El galan Fantasma').

Catel, Samuel Heinrich: 262.

Chamiſſo, Adelbert von: 222 (1807). 249 (perſönliche Bekanntſchaft 1814; 'Peter Schlemihl').

Cherubini, Maria Luigi Carlo: 207 ('Der Waſſerträger').

Chodowiecki, Daniel: 80.

Cicero, Marcus Tullius: 15. 130.

Conteſſa, Karl Wilhelm Salice-: 286. 287.
Cora [wohl nach Kotzebues Sonnenjungfrau] = Frau Hatt.
Correggio, Antonio Allegri da: 164. 169.
Crichton, Wilhelm: 9.
Crüger, Heinrich: 286[1].
— Wilhelmine, geb. von Hippel: 286[1]. 292. 296.
Cuno, Heinrich: 28. 226. 227. 235.
D., Hausbeſitzer in Königsberg: 125.
Diederichs, Chriſtoph Leopold (1816 geadelt): 244. 253. 257. 284.
Doerffer, Familie, ſ. d. erſte Stammtafel am Schluß des Bandes. — Die Königsberger Mitglieder pedantiſch, auffallend klein: 4; Hoffmanns Urtheil: 70. Die Glogauer ſein gebildet: 24; preziös: 150.
— Ernſt Ludwig Hartmann: 121. 134. 136f. 140. 150. 193.
— Johann Jacob: 4. 5 unten.
— Johann Ludwig: 24. 25. 110. 117. 119. 120. 121. 123. 131. 142. 147. 162. 176. Sein Tod 193.
— Luiſe Johanna Henriette (verlobt mit Friedrich Wilhelm Korn): 120. 124. 125.
— Minna: 120. 131. Erſte Liebesregung 136. Andeutung der Verlobung mit H. 156; deutlicher 159. Heirathsgedanken 180. — Innere Trennung 26 unten. 185/86. Aufhebung der Verlobung 187. 190/91.
— Otto („der dicke Sir“; „Sir Ott“; „St. Otto“, „der Apollo aus dem Bierfaß“, „der Phlegmatiker“, „mein Endymion“): 4—7. 11—16. 18. 24. 43. 45f. 48f. 70. 84. 88. 98. 135. 167. Stilprobe 180. Portrait 315.
— Sophie: 4. 5. 12. 14. 16. 31. 43. 45. 61. 88.
— Sophie Johanna Henriette, geb. Janitſch: 121.
— Sophie Loviſa, geb. Voeteri: 4f. 7. 145.
Dorow, Wilhelm: 304/06. 309f.
Duncker & Humblot 258.

Durante, Franceſco 223.
E., Banquier in Warſchau: 210.
— Dr., in Königsberg (zeigt den Tod ſeiner Schwiegermutter mit unfreiwilliger Komik in den Zeitungen an): 180.
Elsner, Chriſtoph Johann Heinrich: 10.
Ewert, Chriſtian Gottlieb Friedrich: 10.
F., Der alte, in Königsberg: 181.
Faber, Karl: 17.
Feo, Franceſco: 223.
Fernow, Johanna, geb. von Schön: 313. 319.
Fichte, Johann Gottlieb: 222.
Fink von Finkenſtein, Friedrich Carl Ernſt Franz Graf: 10.
— Karl Friedrich Ludwig Albrecht Graf: 4.
Fiſcher, Karl Gottlieb: 8.
Focke, Johann Dietrich: 198.
Fouqué, Friedr. de la Motte: 249. 252 f. 263. Zur ‘Undine’ vgl. ferner sub I Hoffmanns Compoſitionen.
Friedrich, Theodor Heinrich: 229.
Fuchs, J. H. (Conditor in Berlin, Unter den Linden 8): 35.
Gabrieli (Feuerwerker?) 197.
Gans Edler Herr zu Putlitz, Regierungsrath zu Plock, dann Schauſpieler in Wien: 308.
Gillray, James: 190.
Gluck, Chriſtoph Willibald Ritter von: 223.
Gneiſenau, Auguſt Graf Neithardt von: 264 (über H's ‘Nußknacker’).
Goethe, Johann Wolfgang von:
  Verkehr mit Werner 222.
  Singſpiele 205 Note. Speciell Claudine 74; Lila 59.
  Andere Dramen: Fauſt (das „Fragment“ von 1790): 74. Götz 159. Jahrmarktsfeſt 134. Künſtlers Erdewallen 210.
  Wilhelm Meiſter: (Jarno:) 214. 235. (Melina:) 235. (Mignon:) 209.

Goldbeck und Reinhart, Heinrich Julius von: 192. 251.
Goſſow, Theodor Emil Gottlieb (mit ſeinem Vater geadelt 1798): 10.
Gotha, ſ. Sachſen-Gotha.
Gotter, Friedrich Wilhelm: 181 ('Die Erbſchleicher').
Gozzi, Carlo Graf: 209.
Graun, Karl Heinrich: 65 ('Der Tod Jeſu').
Groſſe, Karl: 54f ('Der Genius').
Gruſzczyńſka, Jeannette von, ſ. Jeannette von Hippel.
H., ſ. Hampe.
Hackert, Philipp: 68. 168.
Händel, Georg Friedrich: 223.
Hamann, Johann Georg: 8. 22 (leider vergißt hier Hippel, in der Folge zu ſagen, ob Hamann und Hoffmann ſich kannten!).
Hampe, Johann Samuel: 144. 154. 326.
Hardenberg, Karl Auguſt Fürſt von: 239. 251. 252. 255. 264. 265. 271. 273. 274. 278^{4}.
Hartung, George Friedrich: 313. 314^{2}. 315^{4}. 316^{6}. 318^{9}.
Hatt, Kaufmann in Königsberg: „Unhold" 25 oben. Betrüger 32 (Nr. 4). 88.
— Frau („Cora" [ſ. daſ.], „die blaſſe C.", „die Inamorata", „ſie"): 1794/96: 19f. 24. 32. 35. 50. 51. 55. 59—62. 65. 68. 71. 74f. 80—86. 88—90. 92—94. 96—98. 103/05. 113. 117. 121/23. 125/31. 133/34. 293f mit Noten 1 (dazu Ergänzung 323 [Nr. 3]) und 2. 295. 314. — Wiederſehn 1797 und Scheidungsplan: 24f. 140. 142f. 145f (beſ. 146 unten). — Hoffmann glaubt danach, ſie nicht wiederzuſehn: 150. — Entfremdung 152/54. Bruch 25. 156 oben. — Zweite Ehe, Tod und Kinder 32.
Heilmann, Carl Friedrich: 284.
Henchelain, Hausbeſitzer in Berlin (Leipziger Str.): 176.
Henſel, Wilhelm: 273^{1}.

Hensler, Karl Friedrich, ſ. Müller.

Herder, Johann Gottfried: 78—80 („Wer grübe ſich nicht ſelbſt-ſein Grab“, in Suphan's Ausgabe 29, 59).

Heyden, Friedrich August von: 300.

Hill in Königsberg: 181.

Hippel, Familie, ſ. d. zweite Stammtafel am Schluß des Bandes.

— Georg von: 284. 285.

— Gotthard (1790 geadelt): 12. 59. 67. 155.

— Heinriette, geb. Stogler: 12. Ueber ihr Portrait ſ. o. in I unter Hoffmanns Bildern.

— Jeannette von, vorher Jeannette von Gruſzczyńſka: als Hippels Braut (106/10.) 141. 147ſ. 150 unten. 152. 157. 159. 160ſ. 314. — Als Hippels Frau (ſeit Frühjahr 1798) 162. 164. 172. 176. 187ſ. 192. 196. 198. 202. 208. 213. 220. 223. 231. 244. 250. 254. 256. 259. 264. 266. 268. 307.

— Theodor Gottlieb, der ältere (Verf. der ‘Lebensläufe’, 1790 geadelt): 6. 8. 13. 18. 22. 23. 41ſ. 58. 63. 77. 160. 314 mit Note 3. 324ſ. — Tod 107. 109.

— Theodor Gottlieb, der jüngere (1790 geadelt): „Häufige lange Briefe“ an Hoffmann aus Arnau 1794: 43. Ein Trauerſpiel Anfang 1795: 53. (Literariſche) Arbeiten Frühjahr 1795: 64 unten. 66 oben. Tagebuch 1796/99: 116. Hat bis 1804 „ſchon manches“ drucken laſſen: 201. — Biographie des Oheims 1834: 304. 324ſ. Ausgabe der Briefe des Oheims an Scheffner 1838: 275. Biographie Friedrich Wilhelms III. 1840/41: 307/09. — Sammlungen 200. — Ueber ſein äußeres Leben ſ. Einleitung. — Tod 310. — Seine Kinder, insbeſondere eine muſicaliſche Tochter 35. 250. 254. 259 unten.

— Wilhelmine von, ſ. Crüger.

Hitzig, Julius Eduard: 1806/08: 308. 1814: 249. 1822: 276. Briefwechſel mit Hippel 31—34. 281/83. 285—301. ‘Aus

Hoffmanns Leben und Nachlaß' 282f. 285/98. Nachträge dazu in der 'Abend-Zeitung' 298f. Vermehrte Nachträge hinter den 'Letzten Erzählungen' 302/04. (Dazu 323f [Nr. 4].) Ergänzungen im Stuttgarter Supplement 306f. — Sein Tod 310. — Seine Kinder 35.

Hoffmanns wichtigſte Verwandte, ſ. d. erſte Stammtafel am Schluß des Bandes.

— geb. Voeteri (Großmutter H's): 7.

— Cezilia: 210.

— Chriſtoph Ludwig: 3f. 13. 87. Sein Tod 149.

— Karl Wilhelm Philipp: 4. — In Inſterburg: 87. — Wieder in Königsberg; hartes Urtheil über ihn: 98.

— Loviſa Albertina, geb. Doerffer: 4. 5. 13. Ihr Tod 100.

— Michalina, geb. Rohrer: [102. 105.
als Kind ſchon mit [dem damaligen Regierungsrath] Chriſtoph Leopold Diederichs bekannt: 244.

Als Hoffmanns Frau in Plock und Warſchau: 316. 187 (25. Jan. 1803 angeblich ſchon ſeit dreiviertel Jahren verheirathet [in Wirklichkeit ſeit einem halben]; „ein ſehr liebes liebes Weib"). 188 (ſtrickt ein Kindermützchen, iſt alſo wohl ſchwanger). 192 (Perſonalbeſchreibung). 196 (hat Oct. 1803 noch keine Kinder). 197 (ſchmiegt ſich Hoffmanns Anachoretenleben ganz an). 198. 199/200 (H. zählt in ſeinem Hauſe mit Stolz mehrere Köpfe [aber der andere gehört wohl der Nichte der Frau: ſ. S. 263]). 202. 208. 210 (Niederkunft Juli 1805). 213.

Wieder bei der Mutter in Poſen Jan. 1807 bis Aug. 1808: 219. 224. 235 (die Familie hält ſie „förmlich feſt").

Wieder bei Hoffmann, nunmehr in Deutſchland: 236 (Freude über „die Wiedervereinigung mit meinem lieben herrlichen Weibe"). 244 unten. 250 oben (es gefällt ihr ſehr gut in Berlin). 253 (H. übernimmt mit Rückſicht auf die Frau wieder ein Amt). 254/55 (M. ſpricht immer noch gern von Hippels Erſcheinen in Leipzig 1814). 256. 259. 264. 265/66 (Geiſtesgegenwart beim Theaterbrand 1817). 266. 267 (ſtille Neujahrsfeiern zu zweien).

Als Wittwe in Hitzigs und Hippels Hut: 281/86 (kennt ſchon von früher her Hippels Tochter Wilhelmine; dieſe ſchätzt ſie: 286). 291 (als biographiſche „Quelle" empfohlen). 292. 294. 296. 298. 300. 307 (Correſpondenz mit Hitzig und Hippel 1839).

Hogarth, William: 206.

Horaz 9. 124.

Horn, Franz: 249.

Huray, Theaterunternehmer (erſt Mitglied, dann Leiter der vormals Schuch'ſchen Truppe zu Danzig, Elbing und Marienwerder): 261/62, verbeſſert 327.

J. in Königsberg (muſical. Bekannter Hoffmanns): 69. 74. 76.

Jagwitz, Friedrich Gottlieb, hieß der „Freund des oheimlichen Hauſes" in Glogau, der Hoffmann 1798 mit auf die Reiſe nahm: 25. (Vgl. 163f. 169/71.)

Jean, ſ. Paul.

Iffland, Auguſt Wilhelm: Verkehr mit Werner 1805: 212 = 221; 1806: 231. Droht 1808 das Theater zu ſchließen: 231. — 'Der Herbſttag' 53.

J(namorata) = Frau Hatt.

K., Der alte, in Königsberg: 181.

— in Glogau, ſ. Korn.

Kamptz, Karl Albert Chriſtoph Heinrich von: 273f. Dupirt Hippel 276. 278. 309.

Kanitz, die Brüder Alexander, Friedrich, Auguſt, Karl und Ernſt, Grafen von: 10.

Kant, Immanuel: 8. 13. 18. 22.

Kircheiſen, Friedrich Leopold von: 168. 244. 247. 248. 250. 255. 257. 260. 283. 284.

Kirnberger, Johann Philipp: 201 ('Kunſt des reinen Satzes').

Knopfmacherfamilie in Marienwerder, ſ. Küſter.

Köhler, Georg Ludwig Eugen Aegidius von: 205.

Koreff, Ferdinand: 271.

Korn, Friedrich Wilhelm: 120. 124f. Vgl. 326 und die erſte Stammtafel.

Kotzebue, Auguſt von: 'Der Eremit auf Formentera' 67. 'Das merkwürdigſte Jahr meines Lebens' 186. — Als Preisrichter 201 oben. K's Tod 270.

Kraus, Chriſtian Jakob: 8. 22.

Kriting, Commercienrath in Königsberg: 316. Deſſen Frau: ebenda.

— Johann Heinrich: 316/18. Vgl. 327.

Kühn, Alfred: 313. 318f.

— Friederike, geb. von Schön: 317/19.

— Ludwig: 317/19.

Küſter, Knopfmacher in Marienwerder: 117/19. 121f.

Kurella, Kriegsrath in Gumbinnen, dann in Königsberg: 313/14. — Drei muthmaßliche Söhne von ihm: 314°.

— Jacobine, ſpäter verehelichte Strödel: 313/14. 315/16. 327.

L. in Marienwerder 110.

—, ein kleiner Clarinettenſpieler in Königsberg: 112.

Lavater, Johann Kaſpar: 118.

Leineweber, Familie: 327/28.

Lekſzycki, von, Aſſeſſor [ſ. d. Folgende]: 263.

— Michalina von, geb. Gottwald [näheres in unſerem Bd. II 739]: 263.

Lesgewang'ſches Fräuleinſtift in Königsberg: 15 unten. 304 (beſſer 324f). (Zu dem von Hippel erwähnten unterirdiſchen Gang vgl. 155 Mitte.)

Leſſing, Gotthold Ephraim: 171 ('Emilia Galotti').

Levezow, Konrad: 262.

Lewiſon, engliſcher Jude (in den 90er Jahren in Königsberg, Oct. 1800 in Poſen): 181. [Ein Banquier David Levinſon wohnte 1800 in der Kneiphöfiſchen Langgaſſe zu Königsberg: ſ. Degens Adreßbuch auf 1801.]
Lichtenau, Wilhelmine Gräfin von, geb. Enke: 159 f.
Lichtenberg, Georg Chriſtoph: 229.
Lindhorſt in Königsberg: 44. 48.
Loyal, Gaſtwirth in Königsberg: 112, verbeſſert 327.
M., G[eheimer] R[ath?] in Königsberg: 86.
M. (ein katholiſches Mädchen in Glogau, der H. Anfang 1797 den Hof machte): 140. 143.
„Mann, Der große, aus der Wilhelms-Straße“ [nach Friedrich Holtzes Vermuthung Fürſt Anton Radziwill] 262.
Marggraff, Johann Chriſtoph: 207.
Matuſzewſki, Daniel Thomas: 10. 17. 32. 254.
Meyer, Daniel Wilhelm von: 205.
Molinari (Maler) 131. 137 f. 140. 187. 188.
Morgenroth, Franz Adam: 308 f[1].
Mozart, Wolfgang Amadeus: 94. Opern 77. 'Don Juan' 63 f. 207. 'Vergißmeinnicht' 143.
Müller, Wenzel: 81 ('Das Sonnenfeſt der Brahminen', Singſpiel, Text von Hensler).
Napoléon I. 29. 231. 259.
Neumann, Amalie: 17 f. 34.
Nicolovius, Georg: 255. 256. 257.
Ott, Sir; St. Otto = Otto Doerffer.
Patté, Madame, Hausbeſitzerin in Berlin (Kurſtraße): 164.
Paul, Jean: fünf verſchiedene Citate: 87. 111 („Extrablatt“; dieſe Ueberſchrift in drei Königsberger Briefen: 92. 98. 110). 140. 142. 150.
Perugino, Pietro Vanucci, genannt: 200.
Peſtilenziarius, Der, in Königsberg (wer?): 91. 92.
Pink (Bildhauer) 207.

Preisler 140 (1797 beſitzt H. Zeichnungen eines P. — vermuthlich des Johann Daniel [1666—1737] oder eines ſeiner vier Söhne).

Preußen, Friedrich Wilhelm III., König von: 171. 251. 252. 270 f. Seine Biographie, verfaßt von Hippel: 307/09.

— Friedrich Wilhelm, Kronprinz von: 252 f.

— Wilhelm, Prinzeſſin, geb. Prinzeſſin Marianne von Heſſen-Homburg: 252 f.

Pückler-Muskau, Hermann Graf (nachmals Fürſt) von: 274. 275. 278.

Puttlitz, ſ. Gans.

R., eine Königsbergerin (1796 mit der Eboli verglichen) 88.

R. in Königsberg, als Vetter bezeichnet: 73.

R., C. in Glogau: 140.

Radziwill, ſ. Mann.

Raebiger, Friedrich Wilhelm (Geheimer expedirender Secretair im Juſtizminiſterium): 257.

Raphael Santi 164. 169. 200.

Rauch, Chriſtian Daniel: 271 f.

Realſchulbuchhandlung in Berlin, ſeit 1800 geleitet von Georg Andreas Reimer: 227.

Redern, Wilhelm Jakob Graf von (Vater des ſpäteren Intendanten), Beſitzer von Coſel, Grüngräbchen und Lipſa bei Königsbrück in der Ober-Lauſitz (von wo aus man die Schneekoppe am äußerſten Horizont noch ſehen dürfte): 194.

Rehberg, Friedrich: 168 f ('Familie des Julius Sabinus').

Rehbinder, von, auf Sudnicken: 31. 294/95.

Reidenitz, ſeit 1790 ordentlicher Profeſſor der Rechte in Königsberg: 50.

Reimann, Hutmacher in Königsberg: 313. 316.

— Charlotte 313/19. 327 f.

Reimer, Georg Andreas: 324. S. auch Realſchulbuchhandlung.
Richter, ſ. Paul.
Righini, Vincenzo, ſeit 1793 Kapellmeiſter der italieniſchen Oper in Berlin: 173 (‘Atalanta e Meleagro’ und ‘Armida’).
Robert, Ludwig: 222.
Rochlitz, Friedrich: 225.
Rösler, Hausbeſitzer in Warſchau (Senatorenſtr.): 216.
Rohrer alias Trzcinſki, Michael, ehemaliger Stadtſchreiber [nicht Stadtpräſident!] in Poſen: 192.
Rouſſeau, Jean Jacques: ‘Confessions’ 15. 191. Sein Portrait in Hippels Galerie 42.
Rüdigerſche Bälle in Königsberg 153.
Rußland, Katharina II., Kaiſerin von: 59.
S., Portraitiſt (hatte Heinriette Hippel geb. Stogler [1750 bis 1779] gemalt): 77.
S., ein Königsberger mit einem ſpaniſchen ſteifen Zopf: 55.
S., 1795 Opernſänger in Königsberg: 77.
S., desgleichen: ebenda.
S., ein muſicaliſcher Freund Hippels in Marienwerder: 94.
S., eine galante Frau in Königsberg (zieht Anfang 1795 mit ihrem Manne fort): 49.
Sachſen-Gotha, Auguſt Herzog von: 222.
Salieri, Antonio: alles von ihm ganz vortrefflich (1795) 77. — ‘Axur rè d’Ormus’ (1787 als franzöſiſche Oper in Glucks Stil ‘Tarare’ in Paris gegeben, auf Joſefs II. Befehl in eine leichte italieniſche Oper umgewandelt und ſo als ‘Axur’ ſeit 1788 in Wien aufgeführt): 76/77 (Inhalt, Charakter, Erſtaufführung in Königsberg 22. Nov. 1795). 78 Mitte (eingelegte Harlequinade). 98 (Ungeſchick des Bratſchenſpielers bei einer Neuaufführung Febr. 1796). 109 unten (H. ſchreibt ſich Frühjahr 1796 die Partitur ab).

Sand, Karl Ludwig: 270.

Sander, Johann Daniel: 212 unten.

Schartow, Carl Ludwig Friedrich: 10.

Scheffner, Johann George: 22 f. 211. 275.

Scheffners Neffe (Juſtizbeamter, nimmt 1805 an Schroetters Viſitation in Warſchau theil): 211.

Schenkendorf, Max von: 222.

Schiller, Friedrich: 'Don Carlos' 87 f. 105. (Ein Citat daraus 106/07.) 'Fiesko' 138. 'Räuber' 91. 171 (auch 169).

Schlegel, Auguſt Wilhelm, als Calderon-Ueberſetzer 225.

Schleiermacher, Friedrich: 222.

Schleinitz, Karl Freiherr von: 27. 167 f. 172. 187. 191. 193. 196. 198.

— Hans Freiherr von: 304.

Schlichtegroll, Adolf Heinrich Friedrich (1790—1806 Herausgeber des 'Nekrologs der Deutſchen'): 324.

Schmettau, Ludwig von: 193.

Schmidt, Johann Philipp Samuel: 10.

Schneider (Schönfärber in Bamberg) 235.

— Ferdinand Joſef: 314[3].

Schön, Friedrich von, auf Blumberg: 317.

— Friederike von, ſ. Kühn.

— Johanna von, ſ. Fernow.

— Theodor von: 317.

Schroetter, Amalie Albertine Freiin von: 314 mit Note 3.

— Ferdinand Freiherr von: 222.

— Karl Wilhelm Freiherr von (viſitirt 1805 die Regierung zu Warſchau): 210 unten. 223.

Schuckmann, Kaſpar Friedrich Freiherr von 255. 257. 278[4]. 283. 284.

Schultz, Johann Ernſt: 8. 13.

Schwarz (1796 Schauſpieler in Königsberg): 91.

— Frau Doris: 180.

Schwarz, Johann Ludwig: 180.
Schwerin, Ludwig Otto Sigismund († 1778) und deſſen Sohn Ludwig Gottfried Leopold, Grafen von (Herren des Fideicommiſſes Wildenhoff im Kreiſe Preußiſch-Eylau): 31. 294/95.
Seconda, Joſeph: 29.
Seemann, Maler in Königsberg: 11.
Seume, Johann Gottfried: 201.
Shakeſpeare, William: 195 f. Hamlet: 120. 209. Heinrich IV.: 133. 135. 194. Romeo und Julia 193. Sommernachtstraum 262. Sturm 78.
„Sie“ = Frau Hatt.
Siebenhaar, Friedrich Ferdinand David: 214.
Sir, Der dicke = Otto Doerffer.
Sobieski, Johann (als König von Polen Johann III.): Denkmal in Warſchau 207.
Soden, Julius Graf von: 28. 223 unten. 235. — Dramen: Der Trank der Unſterblichkeit 222; Joſeph in Aegypten 222.
Speichert, Madame, Hôtelwirthin in Poſen: 119.
Spontini, Gaſparo: 270 f (‘Olympia’).
St. in Königsberg (1796 mit Alba verglichen) 88.
Staegemann, Friedrich Auguſt (1816 geadelt): 294 f.
Stein, Karl Freiherr vom und zum: 223.
Sterne, Lawrence: Shandy 156. Yorick 159.
Strödel, zwei Juriſten: 315[4].
Study, Zeichner in Berlin: 228.
Tante, Die, ſ. Doerffer, Sophie.
Tettau, Carl Alexander von: 269. 300[4].
Theerbuſch, Anna Dorothea: 154.
Tieck, Friedrich (der Bildhauer): 271. 272.
— Ludwig (der Dichter): erſte Begegnung: 249. Genoveva, Octavian, Sternbald: 213.
Tiziano Vecellio 169.

Uhden, Wilhelm: 209.

Uhland, Ludwig: 263 (Gedichte 1815).

Varnhagen, Karl Auguſt (ſeit 1814 Varnhagen von Enſe): 222.

Verona, Operndecorateur in Berlin: 173 (Decorationen zu Righini's 'Atalanta e Meleagro' und 'Armida').

Voelſch, Dr. med., Arzt in Königsberg: 316.

— Angelica: 318 f. 328.

— Carl Heinrich: 318*.

— Charlotte: 316/18. 327.

— Eliſe: 313. 319. 327.

Voeteri, Chriſtoph Ernſt: 7 f. 13. 31. 41. Sein Tod Oct. 1795: 8. 72 f. 293/95. — Seine Schweſtern ſ. o. unter Doerffer und Hoffmann.

Voltaire 201.

W. (1795 Sopranſängerin in Königsberg) 65.

Wambach (Kunſtreiter): 206.

Wannowski, Stephan: 8—10. 13 f. 16.

Weber, Bernhard Anſelm: 226.

Werckmeiſter, Rudolf: 224.

Werner, Luiſe Henriette, geb. Vietſch: 16.

— Zacharias:

Leben u. Charakter: Jugend in Königsberg 16. 325. Bürgerliche Berufe 308/09. Reiſe 1807: 222. In Berlin 1805 (Reiſepläne): 226. Hoffmanns Urtheil über ihn: heruntergebracht durch Erziehung und Umgebung 213; ängſtlich beſorgt um die Zukunft 226; geizig 231. Tod 295. Hitzigs Biographie 298.

Verkehr und Briefwechſel: Mit Scheffner 1805: 211. Mit Iffland 1805 (Kreuz an der Oſtſee) 212 — 221; 1806 (Weihe der Kraft) 231. Mit dem König und der Königin von Bayern (ſ. daſ.), dem Herzoge von Sachſen-Gotha (ſ. daſ.) und Goethe 1807: 222.

Dramen: Attila 230. Vgl. sub I Hoffmanns Bilder. — Kreuz an der Oſtſee I. Theil 213. 230/31. Vgl. sub I Hoffmanns Compoſitionen. — Söhne des Thals 213. (Eine Anſpielung darauf 199 unten.) — Wanda 225. — Ein ungenanntes Schauſpiel 222 Z. 10 f (vielleicht die Wanda? aus der von Hoffmann angekündigten Aufführung in Berlin iſt nichts geworden; nach Schäffers und Hartmanns Statiſtik iſt zwiſchen März 1807 ['Söhne des Thals'] und März 1815 ['Der vierundzwanzigſte Februar'] kein neues Stück von Werner daſelbſt auf die Bühne gekommen).
Vorleſe-Technik 213.
Wiegleb, Johann Chriſtian: 16 ('Natürliche Magie').
Wilmans, Friedrich: 273 f.
Winckelmann, Johann Joachim: 11.
Winter, Peter: 73.
Winzer, Johann Gottlieb [Pſeudonym Adolph Werden, daher von Varnhagen Adolph genannt: vgl. Michel i. ſ. Einltg zu Bonaventuras Nachtwachen (Berlin 1904) S. VI m. Note 4]: 222.
Witzleben, Job von: 275 f. 278.
Woldermann, Johann Daniel: 263. 275 f.
Wolf, Ludwig: 169 (Tuſchzeichnung zu Schillers 'Räubern').
Xenophon 15.
Z. (1795 Tenoriſt in Königsberg) 65.
Z. (will 1796 von Königsberg mit nach Glogau) 96. 112 (holt H. zu einem Spaziergang ab). 113 („Windbeutel"). 123 (H. hat ſich zu ſeinem Schmerze in ihm geirrt).

III. Fremde Werke und Figuren aus ſolchen.

Amanuel (in Großes 'Genius') 55.
Arnolph (Pferdehändler) 53.

Berliniſche Nachrichten, ſ. Zeitung, Speneriſche.
Berliniſche Zeitung, ſ. Zeitung, Voſſiſche.
Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte 153.
Biscroma, Perſon im 'Axur': ſ. in II unter Salieri.
Blätter, Dramaturgiſche, ſ. Wochenblatt, Dramaturg.
Claudine von Villa Bella, ſ. in II unter Goethe.
Erbſchleicher, ſ. in II unter Gotter.
Facardin, Prinz: 89.
Fauſt, Doktor, Puppenſpiel 226.
Formentera, ſ. in II unter Kotzebue.
Frag- und Antwort-Büchlein 270.
Frauentaſchenbuch 254.
Freymüthige, Der: 200 f.
Göttinger Taſchenbuch 80.
Lilla, ſ. in II unter Goethe.
Litteratur-Zeitung, Allgemeine 153. 180.
Ronchoncha-Chor 125.
Sonnenfeſt der Brahminen, ſ. in II unter Müller.
Urania 254.
Verſuche und Hinderniſſe Karls 222.
„Wer grübe ſich nicht ſelbſt ſein Grab", ſ. in II unter Herder.
Wochenblatt, Dramaturgiſches: 262.
Zeitung für die elegante Welt 209.
—, Speneriſche 259.
—, Voſſiſche 262.

Stammtafeln.

Zur Ergänzung des Regiſters laſſen wir umſtehend Stammtafeln von Hoffmanns und Hippels nächſten Verwandten folgen.

Für **Hoffmann** geben wir hier nur die biographiſch wichtigſten Angehörigen; wir gehen dabei von den **mütterlichen** Großeltern aus, da **deren** Nachkommen, nicht die Geſchwiſter des Vaters, in Hoffmanns Leben eingegriffen haben. Eine vollſtändigere Ueberſicht gedenken wir in dem abſchließenden Bande ‚Regeſten und Regiſter über die Urkunden zu Hoffmanns Leben' zu geben; ebenda werden auch die mannigfachen **Unterlagen** für unſere Angaben genannt werden, die in den Jahren 1901–1909 zuſammengekommen ſind — zum kleineren Theile von mir ſelbſt aus Acten und Kirchenbüchern ausgezogen, zum größeren Theile von gütigen Helfern aus Königsberg, Krotoſchin, Glogau, Roſtock und Schwerin mir zugeſandt.

Für **Hippel** gehn wir natürlich von den **väterlichen** Großeltern aus. Dieſe Tafel beruht im Gegenſatz zu der vorigen durchweg auf bereits **gedrucktem** Material. Ueber den Dichter, ſeine Eltern und ſeine Schwägerinnen berichten wir nach **Schneiders** Biographie (1911; ſ. o. S. 314 Note 3); über ſeinen Bruder Gotthard nach den „Nachrichten" (Königsberg 1802, S. 25) Wilhelm Gottlieb **Keber's** (eines rechten Vetters von Gotthards zweiter Frau); über die Frau von Hoffmanns Freund nach **Bach's** Biographie deſſelben (1863; ſ. Einleitung); über deren Eltern nach **Kneſchkes** Adelslexicon Bd. VII (1867) S. 579, und über ihre Kinder nach der [für die ältere Zeit ſehr unzuverläſſigen] Familiengeſchichte Walthers von **Hippel** (1898), ſoweit nicht beſſere Quellen vorlagen.

Die Abkürzungen und Zeichen in beiden Tafeln bedeuten: geb. = geboren, get. = getauft, † = geſtorben, ⁓ = vermählt (mit), **Unv.** = Unvermählt geſtorben; Kbg = in Königsberg, Gl. = in Glogau, Bln = in Berlin. Die Univerſität iſt immer die Königsbergiſche.

Johann Jacob Doerffer, † Kbg um 1774; Advocat am Hofgericht daſelbſt und Conſiſtorialrath.
~ um 1739 mit **Sophie Luiſe Boeteri** (lebt noch 1797, vielleicht 1801 †; I. S. 165 u. S. 26).
Acht Kinder, alle im eigenen Hauſe in der Junkergaſſe geboren. Wichtig davon vier:

II.
Otto Wilhelm Doerffer
geb. 15/7 1741, † Kbg (am Butterberge) 4/9 1811.
1766/68 Referendar, 1768/82 Juſtizrath (= Richter!) beim Hofgericht Kbg.
Unv.

III.
Johann Ludwig Doerffer
get. 15/5 1743, † Bln (Leipziger Str. 66) 24/9 1803.
1768/70 Referendar beim Hofgericht in Kbg, 1770/98 Rath (= Richter!) an der Oberamtsregierung Gl., ſeitdem am Geh. Obertribunal Bln.
~ **Sophie Johanna Henriette Janitſch.**
Vier Kinder, alle geb. Gl., Preuß. Gaſſe.

IV.
Johanna Sophie Doerffer
get. 1/5 1745, † Kbg Ende 1803.
Unv.

VI.
Luiſe Albertine Doerffer
get. 23/7 1748, † in ihrem Geburtshauſe 13/3 1796.
~ 29/10 1767—1778 mit ihrem Vetter (Mutterſchweſterſohn) **Chriſtoph Ludwig Hoffmann**,
geb. Neumark bei Preuß. Holland um 1736, † Inſterburg 27/4 1797; 1752/55 stud. jur., ca. 1763/82 Advocat am Hofgericht Kbg, ſeitdem Juſtizcommiſſar (und Criminalrath) beim Hofgericht Inſterburg.
Drei Söhne:

Kinder von III:

1.
Luiſe Johanna Henriette Doerffer
geb. 3/11 1773, † ?
~ Gl. 21/9 1796 mit **Friedrich Wilhelm Korn**,
Rath an d. Kriegs- u. Domainenkammer zu Kaliſch.

2.
Sophie Wilhelmine (Minna) Conſtantine Doerffer
geb. 18/7 1775, † ?
Etwa Ende 1797 bis Anfang 1802 mehr oder weniger verlobt mit Hoffmann. 1832 im Hauſe des Oberpräſidenten Friedrich von Baſſewitz (1773—1858) in Potsdam.

3.
Ernſt Ludwig Hartmann Doerffer
geb. 11/4 1778, † Schwerin (Königſtr.) 3/6 1831.
Wächſt Gl. auf; Mai 1797 Kbg als stud. jur. immatriculirt (I. S. 150†). Als Auſcultator u. Ref. Bln (beim Vater bis 1803; 1804/05 Neue Commandantenſtr. 15, 1806 Friedrichſtr. 44, 1807 Kronenſtr. 22). Mai 1813 Revisor b. d. Militär-Verpflegungscomm. Roſtock, ſeit Juli 1814 b. d. Landescreditcomm. Schwerin, aber bald auf Wartegeld geſetzt. Seit 1817 Notar Schwerin. Verarmt 1826 m. d. Gläubigern, ſtirbt vereinſamt und in großer Dürftigkeit.
Unv.

4.
Albertine Juliane Friederike Doerffer
geb. 20/3 1784; wohl jung †.

Söhne von VI:

1.
Johann Ludwig Hoffmann
geb. Kbg (nahe dem Friedrichs-Collegium) 29/11 1768; wohl jung †.

2.
Carl Wilhelm Philipp Hoffmann
geb. Kbg (Franzöſiſche Gaſſe) 16/8 1773, † nach 1822.
Begleitet den Vater 1782 nach Inſterburg; 1796 Kbg. Später Brieg, 1817 Coſel (Schleſien).
~ ca. 1797 mit ?
Ein Sohn:
Ferdinand Hoffmann
geb. ca. 1798, † ? um Neujahr 1816 Bln.

3.
Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann
geb. Kbg (Franzöſiſche Gaſſe) 24/1 1776, get. 2/2 (unter den Pathen der Onkel in Glogau, die Tante Sophie und der Hausgenoſſe der Großmutter, Prof. Werner, Zacharias' Vater); † Bln (Taubenſtr. 31 II) 25/6 1822.
~ Poſen 26/7 1802 m. **Maria Thekla Michalina Rohrer**, geb. Poſen ca. 1781, † Warmbrunn 27/1 1859.
Eine Tochter:
Caecilia Hoffmann
geb. Warſchau Juli 1805, † Poſen ca. August 1807.

Melchior Hippel, geb. Löwenſtein (Kr. Gerdauen) 27/3 1693, † Gerdauen 21/9 1762; stud. theol. 1711—1723 (!); 1727 Rector der Stadtſchule in Gerdauen.
~ um 1727 mit **Eleonore Thime**, geb. (als Tochter eines Weißgerbers) Barten ca. 1707, † Gerdauen 16/4 1776.
Schneider nennt nur vier Söhne (aber zwiſchen dem I. und dem II. (1728—1738?) liegen wohl noch mehrere jung verſtorbene: vgl. Hippels Autobiographie (1801, S. 131 = 1828, S. 15): „alle meine mir vorhergegangenen Brüder“):

I.
Johann Georg
geb. 20/12 1728, als Kind †.

II.
David Melchior
geb. 1739, als Kind †.

III.
Theodor Gottlieb I.
geb. Gerdauen 31/1 1741, geadelt 3/1 1790, † Kbg 23/4 1796.
1756 stud. theol., ſeit 1762 stud. jur., 1765 Advocat am Stadtgericht, 1771 am Hofgericht und Notar, 1772 ordentlicher Gerichtsverwandter am Stadtgericht (1775 Titel „Criminalrath“), 1779 außerordentlicher Stadtrath, 1780 erſt Hofhalsrichter und kurz darauf dirigirender Bürgermeiſter und Polizeidirector (Titel erſt „Kriegsrath“, ſeit 1786 „Geheimer Kriegsrath“ und „Stadtpräſident“).
Unv.

IV.
Gotthard Friedrich
geb. Gerdauen 3/5 1743, geadelt 3/1 1790, † Arnau 1809.
Stud. theol., 1762 Conrector in Gerdauen, 1771 Diaconus ebenda, 1778 Pfarrer in Löwenſtein (Kr. Gerdauen), 1782 in Klein-Schönau (Kr. Friedland), dann in Arnau bei Kbg.
~ I. um 1775 m. **Maria Heinrietta Stogler**,
geb. Oct. 1750, † Löwenſtein 11/4 1779. (Ein Sohn.)
II. um 1780 m. **Luiſe Albertine Mertens.**
(Eine Tochter.)

---

1. (aus erſter Ehe:)
Theodor Gottlieb II. geb. Gerdauen 13/12 1775, geadelt 3/1 1790, † Bromberg 10/6 1843.
~ Frühjahr 1798 m. Jeannette von Gruſzczyńſka (Tochter des † poln. Gen.-Maj. u. Gen.-Adj. Frans Heinrich von Gruſzczyńſki (1721—1792) u. der Sophie geb. Gräfin von Wittberg, Erbherrin auf Littichen (Kr. Marienwerder)), geb. angeblich 10/4 1783, † Bromberg 2/12 1840. (Erſte Ausſprache des Paares 5/4 1797, Genehmigung der Mutter 10/4 1797).
Neun Kinder, ſämtlich in Marienwerder geboren; das 1.—6. 1799—1808, vor Hippels Thätigkeit bei Hardenberg, das 7.—9. danach, 1815—1821:

2. (aus zweiter Ehe:)
Maria Heinrietta
geb. ca. 1781, geadelt 3/1 1790, † ca. 1866.
Unv.

---

a) ältere Gruppe:

1) **Theodor**, geb. 16/1 1799, † Berlin 29/1 1861; Oberförſter, bis 1865 Beſitzer von Dwierno (Kr. Kulmſee) in Weſtpreußen.
~ I. zu Biſchofswerder 1823 m. Charlotte Luednau (1 Sohn).
II. Danzig 19/11 1829 m. Clara von Hengkow (3 bis 6 Kinder).

2) **Wilhelmine**, geb. 20/5 1800, † 2/5 1835.
~ Marienwerder 1820 m. Heinrich Crüger, zuletzt Oberſtleutnant.

3) **Georg**, geb. 22/5 1802, † Gumbinnen 15/3 1878, Geh. Reg.-Rath.
~ 5/3 1832 m. Ulrike Gräfin von Schwerin a. d. H. Wildenhoff, geb. Boguslawice 28/2 1808, † Gumbinnen 24/4 1869. (5 Kinder.)

4) **Jeannette Marie Eugenie**, geb. 31/3 1804, † Breslau 20/5 1850.
~ Oppeln (?) 24/9 1829 m. Hans Eduard Freiherrn v. Schleinitz, geb. Littichen 29/8 1798, † Moſchen (Oberſchleſ.) 4/8 1869; Oberpräſ. von Schleſien, Wirkl. Geh. Rath. (8 Kinder.)

5) **Friederike**, geb. 21/1 1807, † Breslau 4/12 1865.
~ Oppeln 3/4 1826 m. Friedrich Auguſt von Heyden (-Neriſſen), geb. Neriſſen 3/9 1789, † Breslau 5/11 1851; Geh. Ob.-Reg.-Rath. (3 Kinder.)

6) **Franciſca**, geb. 28/10 1808, † Berlin 2/8 1876.
~ Oppeln 7/5 1829 m. Johann Nicolaus Bach, geb. Montabaur 4/8 1802, † Fulda 17/1 1841; Gymnaſialdirector daſelbſt. (5 Kinder.)

b) jüngere Gruppe:

7) **Caroline (Lina)**, geb. 8/4 1815, † Berlin 7/8 1894.
~ Bromberg 13/12 1843 m. Robert von Schaper, geb. Thomau 11/9 1809, † Görlitz 10/3 1883; Major. (2 Kinder.)

8) **Bernhard**, geb. 1816, † 1875; Lieutenant im Kaiſer-Franz-Garde-Gren.-Rgt.; 1853/56 Beſitzer von Nockdorf (Kr. Sagan).
~ Clara Cämmerer (2 Töchter.)

9) **Gotthard**, geb. 1821, † 1904; Oeſterreichiſcher Lieutenant a. D.

E. T. A. Hoffmann

im perſönlichen und brieflichen Verkehr

Sein Briefwechſel
und die Erinnerungen ſeiner Bekannten

Geſammelt und erläutert
von
Hans von Müller

Zweiter Band:
Der Briefwechſel
(mit Ausnahme der Briefe an Hippel)

Erſtes Heft

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Berlin 1912
Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)

Hoffmanns Briefwechſel

(mit Ausnahme der Briefe an Hippel)

Mit zwei Anhängen

Erſtes Heft:

Von Plock bis Leipzig, 1803—1814

Mit zwei Selbſtporträts und einem Facſimile

GESCHENK DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Gedruckt September 1904 bis Juli 1905

Berlin 1912
Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)

L. 3164.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Herausgeber und Verleger behalten ſich alle Rechte vor, insbeſondere auch das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen.

Copyright 1912 by Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin.

Gedruckt in Leipzig
bei Ernſt Hedrich Nachf.

Eduard Griſebach
zum ſechzigſten Geburtstage
9. Oktober 1905
als Dank
für neun Jahre
väterlichen Wohlwollens

EIGENTHUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Ueberſicht über das erſte Heft.

Bei unzutreffenden Verweiſungen in den Noten und ſonſtigen Anſtänden ſchlage man die Berichtigungen im dritten Heft nach, beſonders die dort unter I (S. 761), III (S. 767f) und V (S. 770/72) angeführten, auf die in der folgenden Ueberſicht meiſtens nicht verwieſen iſt.

Briefe von und an Hoffmann, Königsberg bis Leipzig 1794—1814.

Als Vorbemerkung:

Statiſtik von Hoffmanns Briefwechſel.

Band II enthält **289** Briefe mit eigenen **Nummern**. **Dazu kommen 2 eingeſchobene** Briefe (Nrn. 220A und 238A) und die **Widmung von Tre Canzonette** an Julchen Marc (S. 735 unten sub 2); abzurechnen, da nicht für beſtimmte Leſer berechnet, iſt dagegen **das Stellengeſuch** (Nr. 33); von vorn herein nicht mitgezählt ſind fingirte **und gefälſchte Briefe ſowie** Brentanos **ſchöner Brief an Hoffmann, den dieſer nicht erhalten hat.**

Für Band II ergiebt ſich alſo **die definitive Zahl von 291 Briefen von und an Hoffmann und** briefähnlichen, nämlich an **beſtimmte Adreſſen** gerichteten, **Niederſchriften Hoffmanns** (einige Widmungen, ein **Albumblatt**, ein **Verlagsvertrag** und **das** wechſelſeitige Teſtament). Dieſe Geſammtmaſſe zerfällt in **222** von Hoffmann an andere gerichtete Briefe u. dgl., **2** von **Hoffmann verfaßte** gegenſeitige **Abmachungen** und **67** Briefe **von anderen an Hoffmann.**

Allerdings befinden ſich unter den 291 Nummern **92, die nur der Vollſtändigkeit** wegen angeführt ſind, nämlich **46 Briefe von Hoffmann und 46 Briefe an Hoffmann,** die als geſchrieben bezeugt **ſind und deren Datum** wir (mit ein paar Ausnahmen) kennen, deren ungefähren Inhalt wir meiſt errathen können, **von denen aber kein** vollſtändiger Satz dem Wortlaut nach **überliefert iſt. Von** ſolchen **nur bezeugten** Briefen haben wir diejenigen, **deren Exiſtenz ſich lediglich aus anderen, von uns** mitgetheilten Briefen **von oder an Hoffmann ergiebt, in der Regel** nicht beſonders angeführt, um **nicht** zweimal **das ſelbe zu ſagen** (einige **haben wir in Noten** behandelt, wie **Schalls Brief an Hoffmann, der** unſerer Nr. **247 beilag und den Hoffmann** in unſerer Nr. **262 beantwortet: S. 449** Note 2). **Nur in** einigen wenigen Fällen **von beſonderem Intereſſe haben wir**

eine Ausnahme gemacht und derartige Briefe an den Text geſtellt: ſo bei der Correſpondenz mit Rochlitz aus dem Jahre 1807 (Nrn. 35 und 39), da Rochlitz 1822 den Beginn ſeiner Beziehungen zu Hoffmann in das Jahr 1810 legt (in dem Hoffmann ihm die erſte Beethoven-Recenſion und 'Kreislers Leiden' lieferte); ferner bei dem letzten überhaupt bekannten Briefe Hoffmanns (Nr. 289). Sonſt haben wir uns beſchränkt auf Briefe, deren Exiſtenz bezeugt war durch Hoffmanns Tagebuch-Aufzeichnungen (aus den Jahren 1803, 1804, 1813 und 1815; die übrigen waren während der Bearbeitung der betr. Jahrgänge noch unbekannt!) und durch Aufzeichnungen der Correſpondenten (Hitzig, Kühnel, Kunz, Schütze).

Nach Abzug dieſer 99 nur angeführten Briefe ergeben ſich 199 in Band II abgedruckte, und zwar **176 Briefe u. dgl. von Hoffmann,** 2 wechſelſeitige Abmachungen und 21 Briefe an Hoffmann.

Wir kennen jedoch außerdem noch dem Wortlaute nach

1) 71 **Briefe Hoffmanns an Hippel,** die den mittleren (und Haupt-) Theil unſeres erſten Bandes ausmachen,

2) 46 **Briefe an andere** und 1 Brief (Härtels) an Hoffmann, die zu ſpät bekannt wurden, als daß ſie noch suis locis in Band II eingereiht werden konnten. Um nicht doppeltes Nachſchlagen nöthig zu machen, tragen wir dieſe Briefe zuſammen mit den weiteren, die ſich hoffentlich noch finden werden, mit den Erwähnungen textlich unbekannter Briefe im dritten Bande nach. Von dieſen 46 neu zum Vorſchein gekommenen Briefen ſind 40 inzwiſchen bereits gedruckt, u. z. 38 in drei Serien 1907/08:

a) 13 Briefe an Härtel und 1 Brief von Härtel in den 'Süddeutſchen Monatsheften' vom December 1907[1],

b) 11 Briefe an Härtel und 6 Briefe an Rochlitz in der ſelben Zeitſchrift vom Januar 1908[2],

c) 7 Briefe an Chamiſſo, herausgegeben von Carl Georg von Maaſſen, im 'Hyperion' von 1908 (Jg. 1 Heft 6)[3];

zwei weitere Briefe ſind in den letzten Jahren einzeln publicirt von dem (inzwiſchen verſtorbenen) Schriftſteller Victor Hadwiger und von dem Antiquar Max Perl; ſechs ſind noch ungedruckt.

---

1. Ebenda noch zwei Notizen Härtels über Briefe an Hoffmann. S. nächſte Note.
2. Ebenda noch unſere Nrn. 77 (an Rochlitz) und 190 (an Härtel). — Die unter a und b genannten Serien (32 Briefe von Hoffmann, 1 reſp. 3 an ihn) ſind Anfang 1908 in einem Heft 'Hoffmann und Härtel' vereinigt, das (auf XII + 68 S. Lex.-8° + einer Beilage) Hoffmanns ganzen Verkehr mit der Firma Breitkopf & Härtel in den Jahren 1799—1819, insbeſondere auch ſeine Mitarbeit an der Allg. Muſ. Ztg., darſtellt und als Probe dieſer Mitarbeit einen Aufſatz über Gluck wiedergiebt. Der Herausgeber beſitzt noch einige Exemplare, die er Käufern dieſes Buches (nicht Händlern) auf Wunſch unter Nachnahme von drei Mark porto- und gebührenfrei zuſendet.
3. Ebenda noch unſere Nr. 161 (an Fouqué).

Im ganzen bringt unſere Sammlung alſo, außer hoffentlich für Bd. III noch auftauchenden weiteren Stücken, **292 Briefe von Hoffmann,** 2 wechſelſeitige Abmachungen und 22 Briefe an Hoffmann, im ganzen **316 dem Wortlaute nach bekannte Briefe** und briefartigen Niederſchriften.

Das Verzeichniß ſelbſt.

Wir verzeichnen — zur Hälfte im folgenden, zur Hälfte an der entſprechenden Stelle des zweiten Heftes — dieſe 316 dem Wortlaut nach bekannten Briefe ſowie die im I. und II. Bande als lediglich bezeugt aufgeführten in Einer chronologiſchen Folge.

In der erſten Columne dieſes Verzeichniſſes iſt die Zeit angegeben, in der Hoffmann die Briefe geſchrieben reſp. erhalten[1] hat. War dieſe Zeit nicht auf den Tag zu beſtimmen, ſo iſt ſie, ſoweit es möglich war, angedeutet: hinter dem Monatsnamen bedeutet A Anfang, M Mitte, E Ende; I erſte Hälfte II zweite Hälfte.

Die zweite Columne nennt

a) den Ort (Stadt und Straße), in dem Hoffmann den Brief geſchrieben oder erhalten hat;

b) den Correſpondenten (ſtatt „Breitkopf und Härtel“ ſagen wir hier bei Briefen des 19. Jh's „Härtel“, und ſtatt „Redaction der ‚Allgemeinen Muſikaliſchen Zeitung‘“ ſetzen wir der Kürze wegen hier „Rochlitz“, auch wo Hoffmann keine beſtimmte Perſon anredet);

c) die etwanigen Beilagen; die von uns mit abgedruckten haben wir hier durch Sperrung hervorgehoben und für ſie die Seitenzahlen in Klammern hinzugeſetzt.

* bedeutet: gedruckt nach einer Handſchrift von gewiſſer Selbſtändigkeit, alſo nach dem Original oder einer Abſchrift deſſelben oder dem Concept oder auch einem Auszuge mit eigener Ueberſchrift (beiläufige Erwähnungen in Hoffmanns Schreibbüchern, in anderen Briefen oder in ſonſtigen zuſammenhängenden Texten [wie in Schützens Erinnerungen] ſind jedoch nicht mit dieſem Zeichen verſehen); Photographien und photochemiſche Reproductionen (Strichätzungen) ſind wie Abſchriften behandelt, andere Facſimiles jedoch nicht.

† bedeutet, daß kein vollſtändiger Satz dem Wortlaute nach bekannt iſt, ſondern beſtenfalls nur Satztheile überliefert ſind.

Die dritte Columne bezeichnet den Band unſerer Ausgabe, die *vierte, in curſiver Schrift, die Nummer* innerhalb des I. oder II. Bandes und die fünfte die Seiten daſelbſt.

---

[1] Für die Einordnung der Briefe an Hoffmann war auch im Text nicht der Tag der Abfaſſung maßgebend, ſondern der Tag, an dem Hoffmann den Brief erhalten hat; auch in der Seitenüberſchrift iſt nur dieſer Tag genannt.

Königsberg

1794	Junkergaſſe				
Oct. E	*An Hippel		I	*1*	41f
Dec. 7	*——————	mit einem Gedicht *'Maſquerade' (46/48)	I	*2*	42/48
12 13	*——————		I	*3*	48/51
1795					
Jan. 12	*——————		I	*4*	52/54
Febr. 19	*——————		I	*5*	54/56
23 24	*——————		I	*6*	56/58 58f
28 März 1	*——————		I	*7*	59/62 62
4	*——————		I	*8*	62/64
Apr. 4	*——————	mit 2 Bogen des 'Cornaro'	I	*9*	64f
Frühjahr	*——————	mit der Fortſetzung des 'Cornaro' und Aufſätzen Hippels	I	*10*	65f
Mai 1	*——————		I	*11*	66/68
[Nr. 10 und 11 ſind die einzigen Vertreter von „einer Menge" Hoffmanniſcher Briefe aus der Zeit zwiſchen 4. April und 22. September]			I	*11a*	68
Sept 22	*An Hippel		I	*12*	68/71
Oct. 25	*——————		I	*13*	72/75
Nov. 25	*——————		I	*14*	75/78
Dec. 19	*——————		I	*15*	78/82
1796					
Jan. 10 11	*——————		I	*16*	82/84 85
23 24 25	*——————		I	*17*	85/88 88/92 92/94

(1796)					
Febr. 21 22	*An Hippel		I	*18*	94f 96/99
März 13	*———	(darin ein längeres Citat aus dem 'Geheimnißvollen': S. 101f)	I	*19*	99/103
31	*———		I	*20*	103/05
Mai 28	*———		I	*21*	106/13

Glogau

Preußiſche Gaſſe

Juli 18 20	*An Hippel		I	*22*	117/21 121f
Sept. 17	*———		I	*23*	122/25
Oct. 3	*———	als Beilage zur folgenden Nr.	I	*24*	125/29
22	*———	mit der vorigen Nr.	I	*25*	130/32
Dec. 11	*———		I	*26*	132/34
1797					
Jan. 21 22	*———		I	*27*	134/37 137/40
März 15 19	*———		I	*28*	141/44 144
Apr. 23	*———		I	*29*	144/46
Mai 10	*———		I	*30*	146/49
Juni 27	*———		I	*31*	149/51
Aug. 29	*———		I	*32*	151/55
1798					
Febr. 25	*———		I	*33*	155/57
Apr. 1	*———		I	*34*	158/61
Juni 30	*———		I	*35*	161/63
Aug. 26	*———		I	*36*	163f

Berlin (I)

(1798)	Leipziger Straße			
Oct. 15	*An Hippel	I	*37*	167/72
Dec. 31 **1799** Jan. 24	*————	I	*38*	172f 173f
Juli 8	*————	I	*39*	175f
Sept. 14	*An Breitkopf & Härtel mit ſechs Liedern für Clavier und Guitarre	III		

Poſen

1800	[Wilhelm-Straße]			
Oct. 6	*An Hippel	I	*40*	179/81

Plock

1803				
Jan. 25	*An Hippel	I	*41*	185/88
Frühjahr	*————	I	*42*	189/93
Aug. 9	*An Naegeli mit einer Clavier-Fantaſie	II	*1*	5f
19	*An Sander mit dem 'Schreiben eines Kloſter-Geiſtlichen'	II	*2*	7
Sept. 22	*An Kotzebue mit dem Luſtſpiel 'Der Preis'	II	*3*	8f
Oct. 1	†Vom Vetter Doerffer	II	*4*	9
2	†An denſelben	II	*5*	9
—	†An Focke	II	*6*	9
3 oder 5:	*An Hippel	I	*43*	193/96
6	†An Beelitz mit der folgenden Nr.	II	*7*	9
—	†An das Pupillen-Collegium in Poſen, als Einlage zur vorigen Nr.	II	*8*	9

(1803)				
Oct. 15	†Von Beelitz	II	*9*	10
Nov. 9	†An Hippel: als Nachtrag in	I		
—	†An den Grafen K.	II	*10*	10
—	†An Albrecht	II	*11*	10
15	†An Naegeli	II	*12*	10
Dec. 10	An Hippel	I	*44*	196/98
Ende	†Vom Onkel Doerffer	II	*13*	10
———	†An Hampe mit einer Sonate in Cis-dur	II	*14*	10
	Vgl. die Berichtigungen			767
1804				
Jan. 5	†An Schott mit einer Sonate in As-dur	II	*15*	10
9	†An Berg	II	*16*	10
	Vgl. die Berichtigungen			767
14	†Von Kühn	II	*17*	10
18	†Vom Onkel Doerffer: das Teſtament der Tante Sophie	II	*18*	10
20	†An Kühn	II	*19*	10
	(zur Zeit Königsberg)			
Febr. 1	*An Froelich	II	*20*	11
9	†Von Hippel	I	*44a*	199
—	†An Hippel			
	(wieder in Plock)			
28	*An Hippel	I	*45*	199/202
März 4	*An Naegeli mit einer Sonate	II	*21*	12

Warſchau

Fretagaſſe

Mai 14	*An Hippel	I	*46*	205/08
1805				
Sept. 26	*———	I	*47*	208/13

1806				
März 6	An Hippel	I	*48*	214f

Senatorenſtraße

Juni 19	An Hippel	I	*49*	216
28	*An Bethmann mit dem ‘Canonicus von Mailand’ und der folgenden Nr.	II	*22*	16f
—	*An Werner, als Einlage zur vorigen Nr.	II	*23*	18/20
Sept. M	*†Von Werner	II	*24*	20

Mniſzek'ſches Palais

1807				
Apr. 20	An Itzig mit einem *Quintett aus ‘Liebe und Eiferſucht’ (S. 23f)	II	*25*	21/24
	*Berichtigungen dazu			762
28	*An Itzig	II	*26*	25/27
Mai M	†Von Itzig	II	*27*	27
14	*An Itzig	II	*28*	27/29

Berlin (II)

Friedrichsſtraße

?	*An Itzig	II	*29*	33f
?	*——	II	*30*	34f
Juli 22	*——	II	*31*	36f
Aug. 22	*—— mit einem *Entwurf zu einem Stellengeſuch (S. 39)	II	*32*	38f
Oct. 20	*An Hippel	I	*50*	219f
27	*An Kühnel mit der folgenden Nr. und einem *Verzeichniß ſeiner Kirchen- und Kammermuſik (S. 43)	II	*34*	41/43
	Drei Berichtigungen dazu			767

(1807)				
Oct. 27	†An Rochlitz, als Einlage zu der vorigen Nr.	II	*35*	44
Nov. M	*†Von Kühnel	II	*36*	44
14	*An Kühnel	II	*37*	44/46
Dec. A	*†Von Kühnel	II	*38*	46
I	†Von Rochlitz	II	*39*	47
Dec. 12	An Hippel	I	*51*	220/23
1808				
um Neujahr	*†Von Kühnel	II	*40*	47
———	Von Werner[5]	II	*41*	47f
Febr. M	†Von Naegeli	II	*42*	48
27	†An Soden mit dem ‘Trank der Unſterblichkeit’	II	*43*	48
März 15	†An Naegeli mit 2 Sonaten und einem Harfenquintett	II	*44*	48
21	†Von Gräff: Zahlung	II	*45*	48
28	†Von Soden[6]	II	*46*	48
29	†An Soden	II	*47*	48
—	†An Cuno	II	*48*	48
Apr. 12	An Hippel	I	*52*	223/25
16	†Von Cuno	II	*49*	49
—	†An Cuno	II	*50*	49
23	An Hippel	I	*53*	226
Mai 7	———	I	*54*	227f
10	*An Rochlitz mit den ‘Trois Canzonettes’ und einem handſchriftlichen Liede	II	*51*	49/51
M	*An Hippel	I	*55*	228
M	———	I	*56*	228/32
19	†An Stein	II	*52*	51

---

[5] An Hippel weitergeſchickt: ſ. deſſen Citat in unſerem Bd. I S. 226 unten.

[6] Anſcheinend ebenſo; ſ. ebenda S. 223 unten; zu beiden vgl. ebenda S. 225 Z. 11 und 10 von unten.

(1808)				
Mai 20	†Von Stein: Zahlung	II	*53*	51
Juni 9	†Aus Königsberg: Zahlung	II	*54*	51
14	†Von Naegeli mit einem Wechſel	II	*55*	51

Bamberg

[Nonnenbrücke]

Dec. 23	An Hippel	I	*57*	235f
1809				
Jan. 1	*An Hitzig	II	*56*	55/60
X 12	*An Rochlitz mit dem 'Ritter Gluck'	II	*57*	61/63
29	*———	III		
Febr. 26	*An Morgenroth	II	*58*	64f
—	*An Härtel	III		
Apr. 5	*———	III		
Y 15	*An Rochlitz mit recenſirten Muſicalien und zwei Recenſionen	II	*59*	66f
24	*An Härtel	III		

[Schillerplatz]

Mai 25	*An Hitzig mit einem Briefe an einen anderen Berliner Bekannten, einer Anzeige und einem Ausſchnitt aus einem Bamberger Theaterzettel (dieſer S. 72f)	II	*60*	68/73
Juni 5	*An Härtel	III		
9	*———	III		
Juli 1	*An Rochlitz	III		
Sept. 23	*An Härtel mit Beſtellzettel eines Kunden	III		

(1809)					
Dec.	2	*An Härtel mit Quittung Göbhardts	III		
1810					
März	8	An Rochlitz mit einem Briefe an Seconda	II	*61*	73f
	15	*An Härtel	III		
	28	*———	III		
Mai	6	*An Rochlitz mit der Recenſion der 5. Beethovenſchen Symphonie	III		
	30	*An Härtel mit einer Anlage für Rochlitz und fremden Muſicalien	III		
Juni	7	*Von Härtel mit Muſicalien, die Hoffmann zum Vertrieb beſtellt hatte	III		
Juli	12	*An Härtel mit einer Anlage für Rochlitz	III		
Dec.	16	*———	III		
1811					
Aug.	2	*An Härtel	III		
	—	*An Rochlitz	III		
1812					
März	18	*An Julchen Marc: Widmung von Tre Canzonette italiane	II		735
	23	†Angeblicher Brief an Kunz	II	*62*	75
Apr.	28	*An Hitzig mit einer Weinofferte des Kunz	II	*63*	75/79
Juli	1	*———	II	*64*	79/81
	15	*——— mit dem Aufſatz über die Bamberger Calderon-Aufführungen	II	*65*	81/83

(1812)			
Juli 19	Angeblicher Brief an Kunz mit einer Wurſt, einer Hymne und einer Zeichnung	II *66*	84
E	Angeblicher Brief an Kunz	II *67*	85f
Aug. 15	*An Hitzig mit der folgenden Nr. und der Beilage dazu	II *68*	86f
—	An Fouqué mit dem Scenarium zur 'Undine'; als Einlage zur vorigen Nr.	II *69*	87f
Sept. 7	*An Frau Marc	II *70*	89f
	Note 2 dazu neu: Berichtiggn. IV 2a		769
Oct. 4	*An Hitzig mit einem Briefe Fouqué's an Hitzig, der folgenden Nr. und einem Briefe Speyers an Erzdorff	II *71*	90/92
—	An Fouqué, als Einlage zur vorigen Nr.	II *72*	92f
Herbſt	Angeblicher Brief an Kunz	II *73*	93f
Nov. 30	*An Hitzig mit einem Briefe von Holſt an Erzdorff	II *74*	94/98
	Zwei Berichtigungen dazu		768
1813			
Jan. 8	*An Härtel mit der Ueberſetzung der Rodeſchen Violinſchule	II *75*	98f
27	*An Härtel mit einem Brief an Hoffmanns Königsberger Bevollmächtigten	II *76*	99f
Febr. 2	*An Rochlitz mit der Recenſion der Beethovenſchen Trios und dem 'Don Juan'	II *77*	100/02
25	†Von dem Königsberger Bevollmächtigten: Zahlung	II *78*	103

(1813)					
Febr.	27	†Von Seconda	II	*79*	103
März	3	†An Rochlitz	II	*80*	103
	13	†Von Rochlitz	II	*81*	103
	17	†Von Seconda	II	*82*	103
	18	*Verlagsvertrag mit Kunz	II	*83*	104/06
	23	*An Härtel mit der Rodeſchen Violinſchule und der alten Ueberſetzung derſelben	II	*84*	107f

Dresden und Leipzig

Dresden (I), Wilsdruffer Straße

Apr.	25	*An Härtel mit einem Briefe an Seconda	II	*85*	111f
	26	An Kunz mit einem Briefe vom Tage vorher	II	*86*	113/16
	30	†Von Härtel mit einem Wechſel	II	*87*	116
Mai	1	*An Härtel	II	*88*	116f

Altmarkt

	10	†An Seconda	II	*89*	118
	—	An Kunz mit der Abſchrift des 'Ritters Gluck'	II	*90*	118/22
	13	*An Härtel mit einer Doppelrecenſion	II	*91*	122/24
	17	*———— mit der Recenſion von Beethovens Meſſe	II	*92*	125f
	19	†Von Seconda mit Caſſenſcheinen	II	*93*	126

Leipzig (I), Fleiſchergaſſe

	27	†An Kunz	II	*94*	127
Juni	1	†An Morgenroth mit Geld	II	*95*	127

(1813)				
Juni 20	†An Morgenroth	II	*96*	127
23	*An Härtel mit Muſicalien und der Recenſion von Beethovens 'Egmont'-Muſik	II	*97*	128/30
—	†Von Härtel	II	*98*	130

Dresden (II), auf dem Sande

Juli 13	†Von Speyer	II	*99*	131
—	*An Speyer mit dem Anfange des 'Magnetiſeurs', für Kunz, und einem Begleitbillet dazu	II	*100*	131/41
15	†Von Kunz mit den erſten beiden Aushängebogen der 'Fantaſieſtücke' (enthaltend 'Jacques Callot' und zwei Drittel des 'Ritters Gluck')	II	*101*	141
20	An Kunz	II	*102*	141/46
25	†Von Kunz mit dem 3. und 4. Aushängebogen der 'Fantaſieſtücke' (enthaltend den Schluß des 'Ritters Gluck', die Einleitung zu den 'Kreislerianis' und die erſte Hälfte der 'Muſikaliſchen Leiden')	II	*103*	146
26	*An Kunz	II	*104*	146/50
Aug. 12	An Kunz mit den Vignettē zu den erſten beiden Bänden der 'Fantaſieſtücke' und der Fortſetzung des 'Magnetiſeurs'	II	*105*	150/53
17	†Von Kunz	II	*106*	153
19	An Kunz mit dem Schluſſe des 'Magnetiſeurs'	II	*107*	153/56
?	Aus einem Briefe an Kunz (Dresden II)	II	*107a*	157

(1813)	Moritzſtraße			
Sept. 1	†Von Kunz mit einer Anweiſung auf Wein	II	*108*	158
8	*An Kunz	II	*109*	159/63
	[Nach der Capitulation]			
Nov. 14	*An Härtel mit 'Dichter und Componiſt' für Rochlitz, einem Billet an dieſen und (verſehentlich) den Dresdner Memoiren	II	*110*	164f
17	An Kunz (darin ein längeres Citat aus 'Dichter und Componiſt' S. 168f)	II	*111*	166/70
	*Berichtigungen dazu			763
	*Schluß, Adreſſe, Ueberſchreibung			764
18	†An den Königsberger Bevollmächtigten	II	*112*	170
Dec. 1	*An Hitzig	II	*113*	171/76
	Leipzig (II). Fleiſchergaſſe			
11	*An Härtel	II	*114*	177f
—	†Von Härtel mit Geld	II	*115*	179
—	*An Härtel	II	*116*	179
—	†Von Morgenroth	II	*117*	180
13	†An Morgenroth: Zahlung	II	*118*	180
21	*An Härtel mit Muſicalien und einer Recenſion	II	*119*	180f
—	†Von Kunz	II	*120*	181
	Vgl. dazu die Berichtigungen			764f
28	An Kunz mit dem Anfang und dem Schluß einer geplanten Brochure	II	*121*	182/85

1814					
Jan.	14	*An Härtel	III		
	16	An Kunz mit dem erſten Drittel des 'Goldenen Topfes'	II	*122*	186/92
	—	*An Rochlitz mit den 'Automaten'	III		
	24	An den Schauſpieler Keller (Note 2 iſt zu ſtreichen)	II	*123*	193
	29	*An Härtel mit einer Correcturſendung für die Violinſchule	III		
Febr.		†[Ein wichtiger Brief an Kunz, vermuthlich mit dem Mittelſtück des 'Goldenen Topfes', fehlt: ſ. Note 10 zu Nr. 122]	II		191
März	4	An Kunz mit dem Schluß des 'Goldenen Topfes'	II	*124*	194/97
	24	An Kunz, mit einer geſtochenen kleinen Carricatur und einem colorirten Portrait Karls des Großen nach Ciampini	II	*125*	197/210
Frühjahr		†An Kunz	II	*126*	211
Apr.	15	*An Härtel mit Muſicalien	III		
Mai	5	*An Härtel mit einem Muſicalien-Catalog mit Anſtreichungen	III		
Juni	8	*An Hitzig mit dem erſten Theil der 'Elixiere des Teufels'	II	*127*	213/16
	21	*An Härtel	III		
Juli	4	*————	III		
	7	An Hippel zum vorzeigen an Beamte	I	*58*	240/42

(1814)					
Juli 11	*An Härtel mit dem Aufſatz über Kirchenmuſik und dazu gebrauchten Muſicalien	III			
19	*An Härtel	III			
27	An Hippel		I	*59*	242f
Aug. 20	————		I	*60*	243f
Sept. 12	*An Härtel mit Recenſionen und Muſicalien	III			

Einſchaltungen und Beigaben.

Auch hier ſind, in den Kategorien ſub A und C, die in Band III nachzutragenden Texte angeführt, ſoweit ſie uns bei Abſchluß dieſes Bandes bereits bekannt waren. * bedeutet das ſelbe wie im Briefverzeichniß.

A. Zeitungsinſerate Hoffmanns.

1802	Heirathsanzeige		III	
1807	*Stellengeſuch	als Nr. 33	II	40

B. Zeichnungen Hoffmanns und Facſimiles ſeiner Handſchrift in dieſem Hefte.

1813	März 18	Hoffmanns voller Künſtlername — aus dem Vertrage mit Kunz	104
1814	Jan. 24	Hoffmann mit der Pfeife — aus einem Billet an Keller	193
	März 4	Hoffmann auf dem Bette ſitzend und ſchreibend — aus einem Briefe an Kunz	196

C. Aeußerungen über Hoffmann aus gleichzeitigen Briefen anderer.

(Nicht mitgezählt und durch kleinere Schrift von den Briefen von und an Hoffmann unterſchieden.)

1803	März 10	Werner an Iffland	III
	Apr. 11	——— an Scheffner	III

1809	Juli A	*Härtel an Rochlitz	III	
1810	Juni A	*—— — —— (1 Zeile)	III	
1812	Juli H	*Hitzig an Fouqué	II	85
	Auguſt H	*—— — ——	II	88f
	Dec. A	*—— — —— (2 Zeilen)	II	98
1813	Nov.	*Paul an Kunz	III	
1814	Febr. 13	—— — —— mit der Vorrede zu den erſten beiden Bänden der 'Fantaſieſtücke'	II	194
	Apr. 27	Wagner an Fouqué	II	212
	Mai 26	Fouqué an Wagner	II	212
	Juli 12	Wagner an Fouqué	II	216

D. Bemerkungen des Herausgebers in dieſem Hefte.

Auszüge aus den Tagebüchern, Hinweiſe auf den I. und den III. Band, Perſonalnotizen und andere Erläuterungen einzelner Stellen ohne allgemeines Intereſſe ſind hier nicht verzeichnet. Die Zahlen bedeuten die Seiten. Ich bitte nicht zu vergeſſen, daß die Noten mit wenigen Ausnahmen aus den Jahren 1904 und 1905 ſtammen.

Vorwort (Entſtehungsgeſchichte des Bandes): XXVI bis XXXIX.

Einleitung (Zweck und Einrichtung der dreibändigen Sammlung und ſpeciell dieſes Bandes; im einzelnen: Inhalt der dreibändigen Sammlung; der doppelte Zweck des vorliegenden Bandes [mit Liſte der ſchönſten Briefe]; Hoffmanns Briefwechſel als Quelle für die Geſchichte ſeiner Production [mit Kritik von Ellingers Conſtruction und von Griſebachs Chronik — in einer Note die von Ricarda Huch und Franz Blei begründete Bewerthung der verſchiedenen Gattungen]; eingelegte Texte; allgemeine Beigaben des Herausgebers; Zuthaten zu den einzelnen Briefen; techniſche Behandlung der Texte): XL—LVII.

Hoffmanns Ankunft in Berlin 1807: 33. (Vgl. auch 219.)
— beide Bamberger Wohnungen, nach Marſchalk: 55. 68.

Hoffmanns Schriften: der Titel 'Fantaſieſtücke' 158 (vgl. auch 340 Note 15). Die drei Faſſungen von 'Kreislers Leiden' 148/49 (Note 9 und 10). 'Ritter Gluck' 122 (vgl. auch 685 Note 10). Bogenzählung des II. Bandes der 'Fantaſieſtücke' 158. Die Dresdner Memoiren Hoffmanns und die darauf beruhenden Schriften [Verbeſſerung vorbehalten; vgl. vorläufig S. 284] 161. 166. 182. 184. 187. 188f. 195. 198. Die 'Automate' 189. 198. Angebot der 'Elixiere' an Kunz?, an Leipziger Verleger und an Hitzig 211. 214. Blandina und Revierjäger 211. Callots kühnſte Manier 198. 211. 'Ahnungen aus dem Reiche der Töne' 200. Vorbilder des Klein Zaches 87.

— **phantaſtiſche Berichte:** erſte Fahrt von Dresden nach Leipzig 127. Fahrt von Leipzig nach Dresden 134. Trennung von Seconda 202. 213 [vgl. dazu auch S. 197 oben]. Verfrühte Angaben über Beendigung von Arbeiten 214f mit Noten 3—5.

Nachtwachen von Bonaventura 15.

Hitzig als Verleger 71 (beide Noten). 80 (beide Noten). 81 (Note 4 und 6). 214. S. auch das zweite Heft.

— als Wittwer 212. S. auch das zweite Heft.

Kunz: Hoffmanns Entfremdung gegen ihn 1814: 211.

— ſpätere Fälſchungen 163f. 210 Note 32. Vgl. dazu im zweiten Heft 319/23 und im dritten Heft 631/36. 638. 656/58. 763.

Paul's Vorrede 158. 194. 199. 200. Vgl. die Zuſammenſtellung im dritten Heft 685 Note 11.

Fouqué's 'Eginhard und Emma'; das Portrait Karls d. Gr. bei Ciampini: 205/10. Galgenmännlein 214 Note 2.

Familie **Wagner-Geyer** 119. 127. 183. 188. 205 (Note 16 und Note 18).

Kanne 204f.

Schubert: Anſichten 148 Note 8. Symbolik des Traumes 210 Note 36.

Vorwort:

Entſtehungsgeſchichte des Bandes.

Das Material für dieſen Band iſt im weſentlichen in den Monaten Mai bis October 1901 geſammelt. Erläuterung und Druck fallen jedoch in ſpätere Zeit.

Der Zeit des Druckes nach zerfällt der Text (S. 1—772) in zwei gleiche Hälften: die Seiten 1—384 ſind ſchon 1904/06 hergeſtellt (58 Seiten davon ſind jedoch in den Jahren 1908 reſp. 1911 oder 1912 erneuert); die Seiten 385—772 ſind erſt 1908/12 gedruckt.

Die Vorſtücke zu den drei Heften, in die der Band nachträglich zerlegt worden iſt, ſind im Mai 1912 hergeſtellt.

Im einzelnen ſtammen die dem Leſer vorliegenden Seiten (N = Neudruck) aus folgenden Jahren:

Erſtes Heft

I—LVII		1912
1—80		1904
81—96	N	1908
97—112		1904
113—128	N	
129—144	N	1911
145—208		1905
209—216	N	1912

Zweites Heft

I—XXXIII		1912
217—224	N	
225—246		1905

247 f	N	1908
249–272		**1905**
273–292		**1906**
293–300	N	1911
301–384		**1906**
385–432		**1908**
433–524		**1909**

Drittes Heft

I–XIX	N	1912
525–528		
529–544		**1910**
545–592		**1911**
593–772		**1912**

Wir haben uns zu rechtfertigen vor den wenigen noch lebenden erſten Freunden unſeres Unternehmens, die uns 1901 ermuthigt und mit Material unterſtützt, aber ſeitdem vergebens auf das Erſcheinen der Sammlung gewartet haben; andrerſeits müſſen wir neueren Freunden des Buches die angeführten Daten glaubhaft und begreiflich machen und die Widmung an einen längſt verſtorbenen erklären. Beides läßt ſich nur durch einen Bericht über die Entſtehung dieſes Bandes ermöglichen, und wir laſſen deshalb einen ſolchen folgen, obwohl wir uns des Odiums wohlbewußt ſind, das derartigen Selbſtdarſtellungen anhaftet. Wir bitten alſo das in kleiner Schrift folgende nicht als einen integrirenden Theil der Publication aufzufaſſen, ſondern als eine private Denkſchrift an Stelle eines Briefes für ſolche, die Aufklärung über unſer Zögern wünſchen und zu verlangen berechtigt ſind: wer neu an unſer Unternehmen herantritt, den bitten wir dieſe Auseinanderſetzungen zu überſchlagen.

1. Vorarbeiten 1901—1903.

Nachdem 1899 Griſebachs Hoffmann-Ausgabe erſchienen war und ich meine Arbeiten im Nietzſche-Archiv, insbeſondere die Vollendung von Seidls Ausgabe, erledigt hatte, begann ich 1900 allmählich Material zu Hoffmanns Biographie zu ſuchen. Aber erſt am Anfange des neuen Jahrhunderts, im Januar 1901, ſtieß ich auf einen großen Schatz, freilich zunächſt ohne ihn heben zu können: ich ſtellte feſt, daß Eduard Hitzigs gleichnamiger Enkel in Halle größere Maſſen von Papieren aus dem Nachlaſſe ſeines Großvaters beſaß, deren Durchſicht blieb mir aber vorerſt noch verwehrt. Erſt am 10. und 11. Mai konnte ich, u. z. in ſchönſter Muße, den größeren Theil der Papiere (wie es ſchien, alles vorhandene) durchmuſtern: von Hoffmanns Tagebüchern fand ſich nichts; aber neben Hippels und Speyers Beiträgen zur Biographie und anderem wichtigen Material fand ich faſt ſämmtliche Briefe Hoffmanns an Hitzig und eine Anzahl von Briefen an Hoffmann aus deſſen Nachlaß.

In dem ſelben Monat kam ich in Verbindung mit Speyers Tochter und durch ſie dann im Juni mit Juliens Neffen, der mir die drei unſchätzbaren Briefe aus Juliens Nachlaß (unſere Nrn. 70. 165 a. 219) erſt lieh und dann ſchenkte, endlich im Juli mit Henſels Enkelin, der wir das Titelbild des zweiten Heftes danken. Darauf erbat und erhielt ich Material und Auskünfte von den Geſchäftsnachfolgern von Hoffmanns Verlegern: im Auguſt von Breitkopf & Härtel (12 Briefe von 1813!) und Cotta (S. 200 Note 11), im September von Duncker & Humblot (Nr. 146), im October von Brockhaus (Nr. 83!). Zwiſchendurch ſuchte ich die bekannteſten Autographenſammler auf (die zum Theil allerdings mit den genannten Verlegern identiſch waren) und fand auch bei ihnen einige, z. Th. ſehr ſchöne Stücke.

Am 25. Januar 1902 fand ſich in Leipzig der andere Theil von Hitzigs Nachlaß bei deſſen Enkelin Frau Emma Ribbeck geb. Baeyer, deren Adreſſe Herr Dr. Pfeiffer (der ältere der beiden Hoffmann- und Theater-Freunde des Namens, Wilhelm aus Frankfurt) mir im September 1901 mitgetheilt hatte: dort lagen u. a. 3 Briefe Hoffmanns an Hitzig, 9 Briefe an Hoffmann und 5 (von Hitzig herausgeriſſene und zur Biographie benutzte) Blätter aus den Bamberger Tagebüchern 1809/12: der Reſt dieſer Bücher ſchien in der That verloren zu ſein.

Vorher, Anfang Januar 1902, hatte ich auf Franz Bleis Empfehlung vier Berliner Briefe Hoffmanns (unſere Nrn. 176. 219. 232. 256) an Bierbaum für die ‘Inſel’ gegeben; ſie erſchienen daſelbſt im Februarheft. In der Einleitung de[illegible]e Publication kündigte ich Geſammtausgaben von Hoffmanns Kreisleriana in Wort, Ton und Bild und von den Documenten für Hoffmanns ſchriftlichen und mündlichen Verkehr an — zwei Pläne, die mir zur Erkenntniß und Würdigung Hoffmanns gleich wichtig ſchienen und auch heute noch ſcheinen. Wider Erwarten fand ſich für jenen Plan, der doch noch paradoxer war als dieſer, zuerſt ein Verleger, und ſo begann im Februar 1902 zunächſt der Druck des Kreislerbuchs. Der größere Theil der 1901 für die Ausgabe der

Verkehrs-Documente geſchriebenen Einleitung wurde ſchließlich in das Kreislerbuch hineingenommen, wenn auch für deſſen ſpeciellen Inhalt theils ſtark gekürzt, theils erheblich erweitert (daſelbſt S. IX—XXVII); das Buch erſchien im Januar 1903.

Im Juni des ſelben Jahres entſchied ſich das Schickſal der biographiſchen Documente: am 11. dieſes Monats entſchloß ſich ein liebenswürdiger Frankfurter Verleger, der ſchon ſeit zwei Jahren mit dem Unternehmen geliebäugelt hatte, wenigſtens den erſten und zweiten Band der dreibändigen Sammlung 'Hoffmann im perſönlichen und brieflichen Verkehr' zu bringen, deren definitiven Plan ich Mitte Januar 1903 in einem Privatdruck dargelegt hatte. Am 17. Juni ſandte ich ihm im Manuſcript den Anfang des I. Bandes; am 28. des ſelben Monats erhielt ich von Kürſchners Wittwe Hoffmanns Cladde aus den Jahren 1803/08, die nicht nur das Plocker Tagebuch, das Concept des 'Schreibens eines Kloſter Geiſtlichen' und zwei Singſpieltexte, ſondern auch die Concepte von mehreren wichtigen Briefen aus Plock und Warſchau enthält, ſodaß der II. Band nunmehr mit dem Jahre 1803 ſtatt mit 1807 beginnen konnte.

3. Die ältere Hälfte des Bandes, aus den Jahren 1904—1906.

a) Juli bis October 1904.

Nachdem im März 1904 der I. Band fertig gedruckt (oder doch geſetzt und umbrochen) war, wurde im Sommer der II. in Angriff genommen. Der Satz begann Ende Juli, und ich gedachte das Buch zum 9. October 1904 meinem väterlichen Freunde Griſebach zum Antritt des 60. Lebensjahres zu widmen. Infolge der Erläuterungen, die den Briefen dieſes Bandes beizugeben waren, zog ſich die Arbeit aber länger hin als ich erwartet hatte; immerhin lagen am 5. November 1904 150 Nummern vor, die die Correſpondenz der ſechzehn Jahre 1803—1818 darſtellten. Es fehlten mithin nur noch 3½ Jahrgang, und man wird es begreifen, vielleicht ſogar verzeihen, daß unter dieſen Umſtänden mit meiner Billigung reſp. auf meine Veranlaſſung Goedekes Grundriß, Kürſchners Literatur-Kalender auf das Jahr 1905 und eine Verlagsanzeige im Decemberheft der 'Neuen Rundſchau' das Erſcheinen beider Bände für Weihnachten 1904 ankündigten. Ich ſelber glaubte — wie ich hier als mildernden Umſtand anführe — im Sommer 1904 ſo feſt an die Beendigung der Arbeit im Herbſt, daß ich zum 1. October meine Wohnung kündigte und die Möbel beim Spediteur deponirte, um eine Reiſe ins Ausland anzutreten.

Ins reine gedruckt waren freilich im Herbſt vom II. Bande erſt 8 Bogen, von beiden Bänden zuſammen erſt 25 Bogen = 400 Seiten.

b) November 1904.

Anfang November 1904 fragte ich, um nichts zu verſäumen, bei reichlich hundert deutſchen öffentlichen Bibliotheken auf Doppelpoſtkarten nach etwaigen Briefen Hoffmanns. Ich erhielt daraufhin noch einige Texte, namentlich den Doppelbrief an Holbein (bei uns unter den Nummern 183 und 184a), der uns endlich die Zeit der lebensgefährlichen Krankheit Hoffmanns zeigt, in der ihm der 'Callot' aufgegangen iſt und die alſo — nach meiner Auffaſſung — ſeine erneute Hinwendung zur *großen Kunſt*, der Kunſt des 'Goldenen Topfes', bezeichnet.

In den ſelben Tagen, am 9. November 1904, fand ſich dann in einer Kiſte, die der Geheimrath Hitzig aus Halle an das Märkiſche Muſeum in Berlin geſandt hatte und die ich als erſter durchſehn durfte, die Hälfte von den verloren geglaubten ſechs *ſpäteren Tagebüchern* Hoffmanns, nämlich die über die Jahre 1812, 1813, 1815. Nach kurzer Prüfung ihres Inhalts hielt ich mich für verpflichtet, ſie wenigſtens für die Zeit ſeit Hoffmanns Weggang aus Bamberg *zur Vervollſtändigung und Erläuterung der Briefe auszunutzen*, wenn auch das Erſcheinen der Ausgabe zu Weihnachten 1904 dadurch vollends unmöglich gemacht wurde.

Die Tagebuch-Notizen und die auf Bibliotheken gefundenen Briefe wurden nunmehr in Text und Noten eingearbeitet. Der bereits ausgedruckte Bogen 8 des II. Bandes wurde zu dieſem Zwecke noch im November 1904 *caſſirt* und durch einen neuen erſetzt, die ſchon formirten folgenden 8 Bogen wurden im ſelben Monat *neu umbrochen* und die noch in Fahnen ſtehenden Briefe *neu nummerirt*. Seite 200 wurde ſo zu Seite 220, Nummer 120 zu Nummer 126.

c) April bis October 1905.

Bald mußte ich jedoch erkennen, daß es nicht möglich war, die Arbeit in einigen Wochen bei gepackten Koffern als Chambregarniſt zu Ende zu führen. Ich gab alſo die geplante Reiſe auf, nahm Mitte Februar 1905 eine neue Wohnung und fuhr im April in der Arbeit fort.

Durch weitere Einſchübe in den Fahnen (darunter das einzige bekannte Billet Hoffmanns *an Gubitz*, das Erich Schmidt freundlichſt für mich abſchrieb und mir ſpäterhin im Original ſchenkte) wurde die Schlußnummer vom Herbſt 1904 wiederum erhöht, von 185 auf 188; bis zum 2. October 1905 wurden die alten Fahnen umbrochen und die Bogen 9—17 ausgedruckt, ſodaß von jedem der beiden Bände nunmehr 17 Bogen vorlagen und der größere Theil des Ganzen wirklich erledigt zu ſein ſchien. Ich ließ nunmehr zu Griſebachs 60. Geburtstag, dem 9. October 1905, die Widmung des II. Bandes an ihn drucken.

[Am 12. November vertheilte ich in Leipzig an die Theilnehmer des ſiebenten Bibliophilentages einen Ausſchnitt aus dem bisher gedruckten, nämlich die (in entſprechend größerer Anzahl hergeſtellten) Seiten 166—216, alſo gerade die zweite Hälfte unſeres jetzigen erſten Heftes. Der Text dieſer Seiten umfaßt die Correſpondenz der *Dresden-Leipziger Zeit*, ſoweit ich ſie damals kannte; die Anmerkungen ſtellen in erſter Linie die *allmähliche Entſtehung der 'Fantaſieſtücke'* dar, ſoweit ſich die zwiſchen Bamberg und Berlin abgeſpielt hat. Die auf Hoffmanns Production bezüglichen Stellen der Briefe *und* der Anmerkungen waren in einer *nur für dieſes Heft gedruckten* Vorbemerkung verzeichnet, darunter alle Stellen über die 'Undine' und den 'Magnetiſeur', über

Pauls Vorwort zu den erſten beiden Bänden der 'Fantaſieſtücke', über den 'Goldenen Topf' und den 1. Band der 'Elixiere', beſonders aber die Belege für den ſich immer weiter dehnenden Plan der Callot-Sammlung ſelbſt, die ſich im Laufe zweier Jahre, unter fortwährender Aenderung des Programms, aus Einem Bändchen von 12 Bogen zu vier Bänden von zuſammen 1264 Seiten ausgewachſen hat.)

d) Herbſt 1905 bis Frühjahr 1906.

Inzwiſchen, im Herbſt 1905, war die Correſpondenz des Jahres 1819 in Angriff genommen worden. Der Brief der Krickeberg an Hoffmann vom 8. Mai nöthigte zur Durchſicht des 'Freimüthigen', und dabei fanden ſich neben Hoffmanns Aufſatz gegen die genannte Künſtlerin und anderen Beiträgen (ſ. die Liſte in der 'Deutſchen Rundſchau' vom Januar 1910, S. 72 f.) die ſchönen 'Briefe aus den Bergen'.

Da 1905 noch nicht die Rede davon war, daß Griſebachs (eben neu gedruckte) Ausgabe in abſehbarer Zeit durch eine beſſere erſetzt werden würde, ſo entſchloß ich mich unter abermaliger Verſchiebung des Erſcheinungsjahres, dieſe fingirten Briefe, deren Erläuterung beſondere Schwierigkeiten bot, unter die wirklichen Briefe einzureihen, zumal ſie theilweiſe höchſt perſönlicher Natur ſind und wir keinen einzigen Brief Hoffmanns von jener Reiſe her beſitzen.

Bald darauf, am 13. Januar 1906, erhielt ich von Herrn Dr. Ludwig Volkmann, dem Theilhaber der Firma Breitkopf & Härtel, die freudige Mittheilung, daß nachträglich noch 27 Briefe Hoffmanns aus den Jahren 1809/14 und 1 aus dem Jahre 1819 aufgefunden ſeien. Dieſer konnte noch eingeſchoben werden, während jene den Grundſtock für die dem III. Bande einzuverleibenden Nachträge bilden werden. (S. o. S. VIII unter 2).)

Mitte Februar wurde der Satz wieder in Angriff genommen und lag Mitte März bis zum Schluß der 'Briefe aus den Bergen' vor. Griſebach hat den Anfang dieſer Reiſefeuilletons noch im fertig umbrochenen Bogen 22 geleſen, wie ſeine unſerem zweiten Heft vorangeſetzte Karte von ſeinem Todestage, dem 22. März 1906, zeigt.

Nach Griſebachs Tode machte ich, bis Anfang Mai, die 'Briefe aus den Bergen' noch druckfertig und ließ die darauf folgenden Briefe bis Nr. 218 (vom März 1820) in Fahnen ſetzen. Dann mußte ich auf längere Zeit die Arbeit abbrechen.

Neben 17 Bogen des I. Bandes (enthaltend Hippels Erinnerungen und 70 Briefe Hoffmanns bis Ende 1821) lagen nunmehr vom II. Bande 24 Bogen (und in Fahnen die Briefe bis März 1820) vor; in Reindruck waren alſo ſeit Mitte 1906 von unſerer Sammlung **41 Bogen = 656 Seiten** vorhanden. Die Schlußworte des Gedruckten lauteten jahrelang „Ende des Intermezzos“ (auf der ſonſt weißen Schlußſeite Bd. II S. 384); und wenn ich die beiden torsi in Interims-Broſchur auf dem Schreibtiſche vor mir ſtehen ſah, ohne viel Hoffnung auf eine Vollendung, dann kam mir gelegentlich ein galgenhumoriſtiſches Gelüſt.

Ich malte mir aus, daß mein verehrter Freund Georg Witkowſki, der Herausgeber der romantiſchen Walpurgisnacht in Goethes Fauſt, mir irgendwo eine Nekrolognotiz von zehn Zeilen widmen und darin ſchreiben würde, daß meine Sammlung der Hoffmann-Documente mit zwei beſſeren Dingen, nämlich jener Walpurgisnacht und dem 'Zarathuſtra', die Untugend gemein hätte, mit dem Schluß eines Intermezzos abzubrechen und den vertrauenden Gaſt halbgeklärt heimzuſchicken; freilich würde ſich hier leichter ein befriedigender Abſchluß ſchaffen laſſen als bei jenen Werken.

8. Die Pauſe 1906—1908.

In der Zeit vom Mai 1906 bis zum März 1908 erlaubten meine Vermögensverhältniſſe es mir nicht, mich einer Arbeit, die keine Unterbrechung duldete, zu widmen. Ich gab die Märchen der Serapions-Brüder und den 'Meiſter Floh' heraus, ſtellte Hoffmanns kaufmänniſche und literariſche Thätigkeit für Breitkopf & Härtel feſt, edirte daneben Raſpe-Bürgers 'Münchhauſen' und ſchrieb Griſebachs Nekrolog — aber an die Edition von Hoffmanns letzten Briefen und ihre ſtets nach vorn und hinten verweilende Erläuterung wagte ich mich nicht heran. Auch hatte der Frankfurter Verleger alles Intereſſe für die Arbeit verloren, da er ſich inzwiſchen den Literaturen des nahen und des fernen Orients, von Rußland bis Japan, zugewandt hatte. Das Abnorme in der Entſtehung dieſes Buches iſt eben nicht, daß der Herausgeber ſo lange daran gearbeitet hat, ſondern, daß er in ſo langer Zeit ſo ſelten die Möglichkeit gehabt hat daran zu arbeiten.

Dafür überraſchten andere Forſcher die Freunde Hoffmanns mit großen Arbeiten und Plänen:

Hans Pfitzner veröffentlichte im Frühjahr 1906 ſeinen ſorgſam hergeſtellten Clavierauszug der 'Undine' (ſ. u. im dritten Heft S. 784) und ſandte ihm im October des Jahres eine erſtaunlich objective und glänzend geſchriebene Würdigung der Oper (ſ. ebenda S. 785) nach.

Max Voigt entdeckte — um zunächſt bei der Muſik zu bleiben — im Februar 1907 im Würzburger Theater-Archiv die beiden Opern des Jahres 1811, den 'Saul' und die 'Aurora', ſtellte als erſter die Textdichter feſt und wies eine Aufführung des 'Saul' aus dem Jahre 1815 nach. Er machte mir unter dem 26. Februar von den ſchönen Funden Mittheilung, der Oeffentlichkeit dann unterm 6. September (ſ. u. S. 787 unter Nr. 14).

Vorher war eine ebenſo wichtige litterariſche Entdeckung gelungen. Georg Ellinger, der (von einigen 1894 veröffentlichten Briefen und von Recenſionen abgeſehen) zwölf Jahre lang über Hoffmann geſchwiegen hatte, publicirte in der 'Deutſchen Rundſchau' vom Juli 1906 die Knarrpanti-Epiſode aus dem 'Meiſter Floh' und ſtellte in überaus reichen Beigaben ſowohl deren Anlaß wie ihre Folgen für den Dichter dar. Im nächſten Monat begann er eine Ausgabe der 'Elixiere des Teufels', die im April 1907 beendet war; ſie brachte in der Einleitung intereſſante Parallelen aus Weiß

'Rhapſodien' und anderen Büchern der Art — nicht nur zu den 'Elixieren', ſondern auch zu den Erzählungen vom vermeintlichen Serapion und vom Rath Krespel. In demſelben April 1907 entſchloß Ellinger ſich, wie er mir dann unterm 1. Mai mittheilte, eine Geſammtausgabe von Hoffmanns Schriften mit biographiſcher Einleitung, Lesarten und Erläuterungen zu veranſtalten.

Einen Monat ſpäter, unterm 8. Juni 1907, ſandte mir der Hoffmann-Sammler Carl Georg von Maaſſen, dem der vorliegende Band die Texte von ſieben Geſchäftsbriefen Hoffmanns verdankt und den ich, ſeinen Briefen nach, 'bei einer Diſſertation über die Quellen von Hoffmanns erzählenden Schriften wähnen mußte', zu meiner Ueberraſchung einen Proſpect über eine ſeit dem Frühherbſt 1906 in aller Stille vorbereitete Geſammtausgabe, an die ſich eine ausführliche Biographie anſchließen ſolle.

Beide Herren — Ellinger und Maaſſen — legten in einer Eiferſucht, die jeder Gelehrte begreifen (wenn auch vielleicht nicht unbedingt gutheißen) wird, entſcheidendes Gewicht darauf, die Einheitlichkeit ihrer Aufgaben nicht zu gefährden durch die Zulaſſung eines ſelbſtändigen Mitarbeiters. Sie ſahen alſo von vornherein ab von einer Theilung der Arbeit unter mehrere verantwortliche Herausgeber (etwa ſo, daß der eine Hoffmanns Bücher, der andere die kleinen Schriften übernommen hätte, wie Erich Schmidt und Reinhold Steig ſich in Kleiſts Werke getheilt haben; oder ſo, daß der eine die Beſchaffung und kritiſche Bearbeitung der Texte, der andere deren ſachliche Erläuterung beſorgt hätte). Herr von Maaſſen ging darin ſo weit, daß er unterm 2. Juli 1907 kategoriſch meinen Vorſchlag verwarf, mir gegen rückhaltloſe Unterſtützung in der Text-Beſchaffung wenigſtens den biographiſchen Theil ſeiner Unternehmung einzuräumen.

Umgekehrt jedoch gaben beide Herren ihrer feſten Zuverſicht Ausdruck, daß ich ihnen meine 41 fertigen Bogen ſofort und die folgenden jeweilig nach Fertigſtellung à discrétion zur Verfügung ſtellen würde; beide legten mir mit Lebhaftigkeit und zweifelloſer innerer Ueberzeugung dar, daß ſie als Veranſtalter von Geſammtausgaben ein ſittliches Recht zu dieſer Forderung hätten.

So gern und rückhaltlos ich nun auch Special-Unterſuchungen (wie die Arbeiten Wilhelm Kleefelds und Hans Pfitzners über die 'Undine', die Max Voigts über die 'Aurora' und eine Reihe von Diſſertationen) und ein allgemeines literarhiſtoriſches Werk (Alfred Roſenbaums bewunderungswürdige Neubearbeitung von Goedekes Achtem Buch) aus meinem Material unterſtützt hatte, ſo konnte ich doch für ſo umfaſſende und damit in gewiſſer Weiſe ausſchließende Unternehmungen wie die von Ellinger und Maaſſen geplanten unmöglich meine Arbeit vor Erſcheinen zu beliebigem Zugriff in Texte und Noten zur Verfügung ſtellen; das wäre einer Abdankung gleich gekommen und verbot ſich ſchon durch die Rückſicht auf das berechtigte Intereſſe meines Verlegers, der immerhin noch das volle Recht auf das Buch hatte, dem neue

---

[1] Daher mein Hinweis S. 269 Mitte, der übrigens inzwiſchen auch ſachlich erledigt iſt (ſ. u. S. XXXV unten, und im letzten Heft S. 770).

Texte und Unterſuchungen verſprochen waren und dem ich nun nicht ausgedroſchenes Stroh liefern durfte. Gewiß betrübte es mich, nunmehr beiden von mir hochgeſchätzten Herren und insbeſondere dem ebenſo liebenswürdigen wie verdienten Ellinger als ein ſittlich defectes Individuum zu erſcheinen, das ihnen aus reiner Bosheit ſeine Entdeckungen vorenthielt; allein nach Lage der Dinge mußte ich mich im Princip auf die Mittheilung ſolcher Briefe Hoffmanns beſchränken, die ich bereits als Proben veröffentlicht oder einem geſchloſſenen Kreiſe von Bekannten mitgetheilt hatte. (Die Urform von 'Kreislers Leiden' ſtellte ich dagegen Herrn von Maaſſen mit Vergnügen zur Verfügung als Gegengabe für die mir mitgetheilten Geſchäftsbriefe Hoffmanns.)

Von meinen Privatdrucken iſt insbeſondere der 1905 vertheilte und damals auch Herrn von Maaſſen übergebene Ausſchnitt aus dem jetzigen erſten Hefte nebſt ſeiner orientirenden Vorbemerkung den erſten beiden Bänden der Maaſſenſchen Ausgabe, insbeſondere den hiſtoriſchen Theilen der Einleitungen, zu gute gekommen, wenn dieſe Quelle dort auch mit keinem Worte erwähnt wird³. Auch ſonſt wird man in Maaſſens Einleitungen und Anmerkungen einige Textfragmente aus Correcturbogen meiner Briefausgabe finden, die der emſige Sammler theils früher von mir, theils ſpäter von anderen erhalten hatte. Da aber jeder das jetzt nachprüfen und z. B. feſtſtellen kann, woher Maaſſens Briefcitat I 400 Z. 13—15 ſtammt, ſo braucht darüber kein Wort weiter verloren zu werden: legen wir das Geſchehene ad acta und freuen wir uns Maaſſens ſchöner Leiſtung, deren ruhiges und ſicheres Weiterſchreiten gewiß jeder Freund Hoffmanns mit lebhafteſtem Intereſſe verfolgt.

4. Die neuere Hälfte des Bandes und Erneuerungen in der älteren Hälfte: 1908—1912.

a) 1908.

Im März 1908 war ich in der Lage, die Arbeit an den Briefen wieder aufzunehmen. Zunächſt wurde der große Berliner Brief an Speyer vom 1. Mai 1820 (Nr. 219) erledigt; bis zum Juni 1908 wurden dann die folgenden

---

3. Herr von Maaſſen ſpricht im I. Band Seite IX nur von Proben, die ich (in Zeitſchriften) veröffentlicht habe; er deutet aber an keiner Stelle des Bandes auf die Exiſtenz von Privatdrucken hin, die für die Oeffentlichkeit und die Bibliographie nicht exiſtiren und von denen alſo auch ſelbſt gelehrteſte Leſer nichts wiſſen können, wenn ſie ſie nicht, wie Herr von Maaſſen, von mir erhalten haben. So kam es, daß noch Ende 1908 ein unparteiiſcher Gelehrter lobend hervorhob, wie Maaſſens Einleitung zum I. Bande „ſtreng ſachlich die Entſtehungsgeſchichte der 'Fantaſieſtücke'“ berichte, und im Gegenſatze dazu in dem ſelben Aufſatz mit Bedauern feſtſtellte, daß meine Arbeit „noch nicht über die erſten Anfänge hinausgekommen“ ſei (Oskar F. Walzel im 'Literariſchen Echo' vom 15. December: Jg. XI Sp. 413 reſp. 400).

Briefe bis zum Ausbruche von Hoffmanns tödlicher Krankheit, alſo der Reſt des zweiten Abſchnitts des Berliner Theils, fertig redigirt, geſetzt und umbrochen.

Im Anſchluß daran wurde Bogen 6, deſſen Chronologie aus dem Tagebuch von 1812 zu berichtigen war, und ein damit correſpondirendes Blatt des Bogens 16 neu geſetzt.

Gedruckt werden konnten in dieſem Jahre nur die drei Bogen 25—27, weil damit das 1903 von dem Frankfurter Verleger für die beiden Bände beſorgte Papier erſchöpft war.

Ich wartete dann drei Vierteljahre auf das Eintreffen von neuem Papier und wandte mich einſtweilen der Bearbeitung der Tagebücher zu.

b) 1909.

Am 2. Februar 1909 hatte ich das Glück, bei einem dritten Beſuch in Halle die drei noch fehlenden Tagebücher Hoffmanns zu finden (deren zahlreiche Einträge über die Correſpondenz jedoch erſt in Band III verwerthet werden können[*]) ſowie die Abſchrift von Hoffmanns großem Dresdner Brief an Speyer vom 13. Juli 1813, den ich 1905 in Bogen 9 (alſo auch in der Leipziger Bibliophilen-Probe) nach Hitzigs gekürztem Abdruck hatte bringen müſſen.

Im ſelben Monat ließ ich, um zum Ende zu kommen, auf eigene Koſten Papier anfertigen; unterdeß machte ich mich an die Bearbeitung der Krankheits-Correſpondenz Hoffmanns, die ich ausnahmslos nach Handſchriften geben konnte, und der geſchäftlichen Verhandlungen über ſeinen Grabſtein und ſeinen Nachlaß. In der Zeit vom 27. März bis zum 20. Auguſt 1909 wurde der Reſt des Bandes — mit Ausnahme allerdings des größeren Theils der Abtheilung C des zweiten Anhangs — geſetzt, corrigirt und während der Correctur ſucceſſive durch Auszüge aus Kirchenbüchern und Archivalien, aus Berliner und Hirſchberger Gerichtsakten, aus Zeitungen und ſonſtigen Quellen vervollſtändigt.

In Reindruck lagen im Herbſt 1909 33 Bogen des II. Bandes (von beiden Bänden zuſammen 50 Bogen = 800 Seiten) vor; die jetzigen erſten beiden Hefte des Bandes waren aufgebraucht.

[Am 26. September wurden die Seiten 469—536 (Krankencorreſpondenz, Tod und Begräbniß) auf dem elften Bibliophilentage zu München als Ausſchnitt vertheilt. (Die Note S. 536 fehlte damals natürlich noch.) Im December beſorgte ich für die 'Deutſche Rundſchau' einen Neudruck der 'Briefe aus den Bergen', der im Januar 1910 erſchien. In der Anmerkung zu Rübezahls Liebe im zweiten 'Brief' konnte ich hier an die Stelle der S. 368 Note 11 gegebenen vorläufigen Auskunft eine endgültige ſetzen, da ich inzwiſchen, am 27. März 1909, auch das letzte noch fehlende Manuſcript-Buch Hoffmanns gefunden, das Hitzig 1825 ſeinem Studienfreunde Chriſtian

---

[*] Bei dem in letzter Stunde vorgenommenen Neudruck des Bogens 14 konnte ein Theil des Tagebuchs 1814 wenigſtens für die Noten benutzt werden; ſ. S. XXXVII.

Friedrich Leſſing (ſ. S. 502 Note) zum Andenken an ihren gemeinſamen Freund Hoffmann geſchenkt hatte. (Vgl. die Berichtigungen S. 770; zu dem Manuſcriptbuch ſelbſt S. 560 Note 7 und S. 560 Note 13.)

c) 1910.

Im Jahre 1910 konnte nur Ein Bogen des II. Bandes fertiggeſtellt werden (der 34.; gedruckt im Auguſt); daneben wurde die III. Abtheilung des Hippelbandes (über Hippels Bemühungen nach Hoffmanns Tode) bearbeitet. Im übrigen benutzte ich die wenigen Wochen, die meine ſonſtigen Geſchäfte mir ließen, auf den ſeit Jahren immer dringender wiederholten Wunſch eines verehrten älteren Freundes zur Herausgabe von drei Schriften Hoffmanns für den 'Verein für die Geſchichte Berlins' (die Wallborn-Kreisler-Briefe, das 'Sanctus' und die 'Brautwahl'; für einen Separatdruck der letzteren waren vierzehn hiſtoriſche Illuſtrationen und ein längeres Nachwort zu beſchaffen). Wenn meine Frau darüber unglücklich war und mir den ſelben Vorwurf machte, den ich S. 439 Note 2 mit Hitzig gegen Hoffmann erhebe, ſo kann ich ihr nachträglich nicht Unrecht geben.

In der ſelben Zeit wurde der Bogen 8 überarbeitet, in dem der große Dresdner Brief an Speyer nunmehr nach der 1909 neu gefundenen Handſchrift zu geben war, und die innere Hälfte des Bogens 19, da ich mich inzwiſchen aus dem Meßcatalog über die beiden Unternehmungen orientirt hatte, die Hoffmann 1818 für Reimer plante (die 'Seraphinen-Brüder' und die 'Weiber [illegible]'). Neu gedruckt ſind dieſe anderthalb Bogen erſt im Frühjahr 1911.

d) 1911.

Im weiteren Verlaufe des Jahres 1911 wurde die bis dahin nur ſkizzirte Abtheilung C des zweiten Anhangs in Angriff genommen: die Vorbemerkung und der I. Abſchnitt, die geſchäftliche Verwerthung von Hoffmanns Schriften betreffend, (alſo die Seiten 549—625) wurden ausgearbeitet und zum größten Theile geſetzt.

Die Beſprechung von Brodhags Supplement von 1839 machte ein Zurückgreifen auf Kunzens vier vorhergehende Hoffmann-Publicationen von 1835 bis 1836 nothwendig, und der Bericht über dieſe war mit der Feſtſtellung einzuleiten, daß Pückler es war, der Kunzens unerfreuliche Memoirenſchreiberei angeregt und im voraus empfohlen hat. Das führte dazu, retroſpectiv das bisher gänzlich unklare Verhältniß Pücklers, dieſes Hanswurſts im Ritterkleide, zu Hoffmann darzuſtellen — einer ſchwierigen Aufgabe, die den Bearbeiter ungebührlich lange feſtgehalten hat und deren Ergebniſſe dementſprechend auch unverhältnißmäßigen Raum in unſerem Buche einnehmen. Denn um nun gleich alle damit zuſammenhängenden Fragen zu erledigen, haben wir an dieſer Stelle einerſeits Pücklers bisher überſehene briefliche Aeußerungen über Hoffmann nachgetragen und andrerſeits über das Schickſal der myſteriöſen Helmine berichtet, jener gemeinſamen Bekannten

Hoffmanns und Pücklers, in der wir das Urbild der Edwine des 'Oeden Hauſes' erkennen. (In einer etwaigen neuen Auflage wird natürlich dieſer Excurs als ſolcher nicht wiederholt; die Texte und facta aus den Jahren 1816—1822 werden, ſoweit erforderlich, suis locis in die Briefſammlung eingeſchaltet.)

Gedruckt wurden im Auguſt 1911 die Bogen 35—37.

Am 16. November erwarb ich von dem Frankfurter Verleger, der ſich ſeit Jahren nicht mehr um das Buch bekümmert hatte, in freundſchaftlicher Auseinanderſetzung das Verlagsrecht und das Eigenthum an den gedruckten Bogen zurück und übertrug dann dieſe Rechte auf den jetzigen Verleger.

e) 1912.

Im März und April 1912 iſt der Reſt des Textes ausgearbeitet, insbeſondere der Abſchnitt über Hoffmanns Compoſitionen (S. 686—738), der verbindende Text des darauf folgenden Abſchnitts über das Leben der Wittwe bis 1849 (S. 738—751), der eine Recapitulation der vorangehenden Abſchnitte I und II darſtellt, und die Berichtigungen (S. 761—772).

Da die Abtheilung C des zweiten Anhangs ſo angeſchwollen war, ſo wurde aus praktiſchen Gründen der Band nachträglich in drei Hefte zerlegt; im April wurden für jedes Heft Titel und Ueberſicht beſonders hergeſtellt. Bei der Gelegenheit wurden die erſten beiden Textblätter des dritten Heftes (S. 525-28) neu geſetzt, zumal ſich eine kleine Berichtigung damit verbinden ließ.

Am 17. Mai, als die Berichtigungen und die Ueberſicht über das zweite Heft ſchon ins Reine gedruckt waren, mußte ich mich auf die dringenden Vorſtellungen des Buchbinders auch noch zu einem Neudruck des Bogens 14 entſchließen, der nun in die beiden halben Bogen 14 (am Schluſſe des erſten Heftes) und 14a (am Anfang des zweiten Heftes) zerlegt wurde. So war es möglich, die wichtigſten Daten des Tagebuchs von 1814 in den Noten der Seiten 211.15 im erſten Heft, 219f im zweiten noch nachzutragen.

Gedruckt wurden die Bogen 38—49, die erwähnten neugeſetzten Theile und die Vorſtücke in den Monaten Februar bis Juni.

Von den Gönnern, die mir 1901 (z. Th. auch ſpäter) Briefe zugänglich gemacht oder wichtige, in dieſem Bande verwerthete Mittheilungen gemacht haben, ſind ſeitdem die meiſten geſtorben: Hitzigs Enkelkinder Eduard Hitzig und Emma Ribbeck, Speyers herrliche Tochter Amélie Linz, Juliens Neffe Wilhelm Marc, C. F. Leſſings Neffe Carl Robert Leſſing, Dunckers Nachfolger Carl Geibel, der Archivar des Cotta'ſchen Verlags Otto Rommel und die Sammler Eduard Griſebach und Alexander Meyer Cohn.

Von den Lebenden nenne ich hier vorläufig Henſels Enkelin Frau Cécile Leo in Göttingen, Härtels Urenkel und Nachfolger Dr. Ludwig Volkmann in Leipzig, Brockhaus' Urenkel Max Brockhaus ebenda und Reimers Nachfolger Dr. Walter de Gruyter in Berlin ſowie die Sammler Geheimrath Heinrich Toebe in Breslau und Carl Georg von Maaſſen in München; dieſe beiden Herren, denen ich eine Reihe von Brief-Abſchriften und -Auszügen danke, ſind bei jedem von ihnen beigeſteuerten Texte genannt, während ich die Beſitzer von direct benutzten Originalen erſt im III. Bande nenne.

Auch Verwaltungs- und Juſtiz-Behörden, ſtädtiſche und ſtaatliche Archive, Muſeen und Bibliotheken haben mir in reichſtem Maaße ihre Hülfe zu theil werden laſſen, wie die Nachweiſe unter den Brief-Ueberſchriften erkennen laſſen und wie das Verzeichniß im III. Bande in noch weſentlich weiterem Maaße zeigen wird. Insbeſondere muß ich das außerordentliche Entgegenkommen rühmen, das die Verwaltung des Märkiſchen Muſeums der Stadt Berlin mir neun Jahre hindurch bewieſen hat — ſeit Mitte 1903, wo der Erbe der Frau Ribbeck ſeinen Antheil an Hitzigs Nachlaß dem Muſeum überwies.

Es wäre müßig, hier eine Leporelloliſte ohne lebendige Beziehung auf den gewährten Beitrag zu entfalten. Alle Helfer, die in dieſem Bande genannt ſind und die noch im III. Bande zu nennen ſind, werden hoffentlich auch ohne das meines herzlichen Dankes gewiß ſein.

Für die redactionelle Arbeit ſelbſt habe ich (außer gelegentlich eine bezahlte Abſchreiberin für einzelne Stücke) keine Hülfskräfte benutzt; nur für die Ueberſicht zum zweiten Hefte habe ich der freundlichen Unterſtützung ſeitens meiner lieben Frau zu gedenken.

Nur ungern nehme ich Abſchied von der Buchdruckerei Ernſt Hedrich Nachfolger in Leipzig, deren liebenswürdige Leitung und ausgezeichnet geſchultes Perſonal Horazens ſtrenge Forderung nonum prematur in annum vom Juni 1903 bis zum Juni 1912 in überhoraziſcher Weiſe erfüllt hat und der ich das dankbarſte Gedächtniß bewahren werde, bis Band III uns wieder zu gemeinſamer Arbeit zuſammenführt.

Berlin W 15, Uhland-Straße 145,
Ende Mai 1912

Hans von Müller

Einleitung:

Zweck und Einrichtung der dreibändigen Sammlung und ſpeciell dieſes Bandes.

1. Inhalt der dreibändigen Sammlung.

Die Briefe eines Schriftſtellers ſtehen in der Mitte zwiſchen Werken und zwiſchen literariſch irrelevanten Privatäußerungen desſelben: der Form nach gehören ſie mehr zu jenen, dem Zwecke nach mehr zu dieſen. Es iſt neuerdings wohl allzuſehr Sitte geworden, ſie unbedingt zu jenen zu ſtellen und die Geſammtheit der Briefe eines Schriftſtellers nicht mehr als Anhang zur Geſammtausgabe ſeiner Werke, ſondern als gleichberechtigte Abtheilung derſelben aufzufaſſen und zu bezeichnen: gerade unſere Meiſter-Editoren ſind in den abſchließenden Ausgaben der Schriften Kants und Leſſings, Heinſes und Goethes, Kleiſts und Hebbels ſo verfahren.

Wir möchten im Gegenſatz dazu wieder an den Charakter der Briefe als Lebensdocumente erinnern. In dieſem Sinne ſtellen wir in einer dreibändigen Sammlung, die zu Hoffmanns 80. Todestag angekündigt worden iſt und deren erſte beide Bände nun zu ſeinem 90. Todestag erſcheinen, Hoffmanns Briefwechſel nicht mit ſeinen Schriften oder ſeinen Compoſitionen zuſammen, ſondern mit den Erinnerungen ſeiner Bekannten an ihn.

Wir bilden ſo eine Geſammtausgabe aller Documente über Hoffmanns Umgang mit Menſchen, über ſeinen privaten (auch privatgeſchäftlichen) Verkehr mit Freunden und Genoſſen, mit Redacteuren und Verlegern.

Eine ſolche Sammlung läßt ſich zunächſt in zweierlei Weiſe anordnen. Man kann die Documente nach ihrer Art ordnen und den Briefwechſel als Ganzes geben, neben dem die Memoiren der Bekannten als Gegenſtück ſtehn. Oder man ordnet ſämmtliche Documente nach ihrer Beziehung und ſtellt jede Beziehung Hoffmanns einzeln dar, alſo ſeinen geſammten (perſönlichen und brieflichen) Verkehr erſtens mit Hippel ſeit 1786, zweitens mit Holbein ſeit 1798, drittens mit Hitzig ſeit 1804, viertens mit Rochlitz ſeit 1807, fünftens mit Speyer ſeit 1808, ſechſtens mit Kunz ſeit 1809, ſiebentens mit Fouqué ſeit 1812 — bis herunter zu gelegentlichen Begegnungen. Es liegt auf der Hand, daß die zweite Methode zu einer unleidlichen Zerſplitterung führen würde: die Sammlung erhielte den Charakter eines Lexicons, nicht den einer zuſammenhängenden Darſtellung. Die erſte Methode iſt an ſich gut, nur würde ſich in dieſem ſpeciellen Fall zeigen, daß in beiden Theilen, dem Briefwechſel wie den Memoiren, der ganze Raum für Hoffmanns Junggeſellenzeit faſt allein ausgefüllt würde von den Documenten für ſeine Freundſchaft mit Hippel, während dieſe Beziehung, von 1802 an ſchwächer werdend, um 1806 ſchon halb und mit Neujahr 1809 faſt ganz verdrängt wird von der bunten Fülle der übrigen.

Wir haben alſo einen mittleren Weg zwiſchen den beiden Extremen gewählt und die Documente für die Jugendfreundſchaft mit Hippel und ihre ſpäte Nachblüthe ſeit 1813/14 in einem erſten Bande vorweggenommen. Als zweiter Band wird hier der Briefwechſel mit den ſpäter erworbenen Bekannten vorgelegt, deren Erinnerungen an Hoffmann dann als dritter Band nachfolgen ſollen — vielleicht 1914, wenn der Herausgeber dann noch am Leben iſt.

2. Der doppelte Zweck des vorliegenden Bandes.

Wie unſer Band I den größten Theil deſſen enthält, was an Niederſchriften Hoffmanns aus den Jahren 1794 bis 1805 auf uns gekommen iſt, ſo enthält der vorliegende Band eine Reihe der unmittelbarſten Aeußerungen dieſes unvergleichlichen Temperaments aus den Jahren 1806—1822. Als Beiſpiele nennen wir (in chronologiſcher Folge, nicht in der des Werthes) aus dem erſten Heft die Nummern 23 (an Werner 1806), 56 (an Hitzig 1809), 58 (an Morgenroth 1809) und 100 (an Speyer 1813); aus dem zweiten Heft die Nrn. 147 (an Fouqué 1815), 176 (an Wagner 1817), 183 mit 184a (an Holbein 1818), 192 (an Pückler 1819), 219 (an Speyer 1820), 256 (an Devrient), 262 (an Schall 1822), 268 (an J. Paul 1822), 287 (an die Eunike 1822).

Im Gegenſatze zum I. Band enthält dieſer Band (im zweiten Heft) außerdem eine Reihe wichtiger Briefe an Hoffmann, die uns zeigen, wie er auf bedeutende oder doch namhafte Zeitgenoſſen gewirkt hat. In erſter Linie ſind hier freilich die ſchon anderweit gedruckten Briefe von Brentano (154a), Beethoven (218) und Oehlenſchläger (236) zu nennen, daneben wird man ſich aber auch die mit Einer Ausnahme hier zuerſt erſcheinenden von Pückler (195), der Krickeberg (199), Robert (214), Fouqué (221), Saemann (259) und Koreff (263) gefallen laſſen.

Neben dieſem unmittelbaren Zweck, ſchöne Briefe von und an Hoffmann darzubieten, verfolgt unſer Band aber als Theil einer biographiſchen Sammlung noch einen anderen: er ſoll Hoffmanns Leben und Hoffmanns Schaffen beſſer erkennen lehren als das bisher möglich war. Freilich ſtellt keineswegs jede briefliche (oder mündliche) Aeußerung Hoffmanns über vergangene oder gegenwärtige Verhältniſſe ein zuverläſſiges Zeugniß dar; aber jeder Privatbrief, den Hoffmann geſchrieben oder geleſen, documentirt ſchon an ſich eine lebendige Beziehung, und manches unſcheinbare Geſchäftsbillet macht es uns allein möglich, die Entſtehungszeit eines Werkes zu beſtimmen.

3. Hoffmanns Briefwechſel als Quelle für die Geſchichte ſeiner Production.

In der That hoffen wir, durch dieſen Band die Erkenntniß der Entwicklung von Hoffmanns literariſcher Production entſcheidend zu fördern: nicht in dem Sinne, als ob unſere Zuſammenſtellung die volle Erkenntniß ſchon brächte, ſondern ſo, daß ſie eine unumgängliche Vorausſetzung für eine ſolche erfüllt.

Denn um den verſchlungenen Gang dieſer Entwicklung, in der es manchen Stillſtand, manchen Nebenpfad, manchen Rückzug giebt, zu erfaſſen, wird man ſich daran gewöhnen müſſen, vom einzelnen zum ganzen vorzugehn. Ehe man ſagen kann, was Hoffmann in einem Jahre oder gar in zwei, drei Jahren (etwa 1820—1822) geſchaffen hat, muß man meines Erachtens feſtſtellen, was er in jedem Monat dieſes Zeitraums geſchaffen hat.

Bisher ging man — ſoweit man nicht wie Griſebach auf jede Abwägung von Hoffmanns Leiſtungen und demgemäß auf jede Gliederung ſeines reichen Lebens verzichtete — von den großen Zeiträumen aus, die man nach irgend einem vorgefaßten Schema charakteriſirte. Wenn ich im folgenden Ellingers Hoffmann-Biographie in einer längeren Darlegung als Beiſpiel für dieſe von mir zu bekämpfende

Darſtellungsweiſe wähle, ſo geſchieht das wahrlich nicht, um dieſe Leiſtung zu Gunſten irgend einer anderen, welche es auch ſei, herabzuſetzen, ſondern umgekehrt deshalb, weil zwiſchen Mai 1823 und Mai 1912 keine biographiſche Arbeit erſchienen iſt, die in Einem Athem mit ihr zu nennen wäre. Ich hoffe an anderen Stellen dieſes Bandes, von den Seiten XXXIIf im erſten bis zu S. 733 im dritten Heft, meinen Reſpect vor den Verdienſten dieſes Gelehrten, der im Begriff iſt ſeine Leiſtungen für Hoffmann durch eine Geſammtausgabe von deſſen Schriften zu krönen, genügend zum Ausdruck gebracht zu haben, um vor einer Verkennung meiner Geſinnung ſicher zu ſein.

Ellinger alſo beſpricht in ſeinem Werke Hoffmanns Schriften in der Regel nach der Zeit ihres Erſcheinens in Buchform oder vielmehr in der Regel nach der Zeit, in der der erſte Band der Buchausgabe erſchienen iſt. Er behandelt die zweibändige zweite Hälfte der 'Fantaſieſtücke' — die doch z. B. theils vor, theils nach den 'Elixieren' liegt —, die vierbändigen 'Serapions-Brüder', deren Inhalt aus den acht Jahren 1813—1821 ſtammt, das zweibändige Murr-Kreisler-Werk und ſogar die „letzten Erzählungen" in Heubels oder vielmehr des jüngeren Reimer Zuſammenſtellung als untrennbare Einheiten. Er beſpricht, mit anderen Worten, Hoffmanns Dichtungen aus den Jahren 1809—1822 auf den Seiten 78—170 ſeines Werkes lediglich als Theile der Bände, in denen ſie in den Geſammtausgaben ſeit 1845 vorliegen.

Dieſes Verfahren führt beiſpielsweiſe zu folgenden Conſequenzen:

Das entſcheidende Erſtlingswerk von Hoffmanns dritter Schriftſtellerperiode, der '**Ritter Gluck**' (entſtanden Ende 1808, gedruckt Februar 1809), wird auf S. 81 f, hinter dem 'Berganza' von 1813, beſprochen.

Die '**Automate**', die knapp ein Jahr nach dem 'Berganza' in Leipzig entſtanden und veröffentlicht ſind, finden erſt auf S. 135 ihre Stelle, hinter allen acht Nachtſtücken, dem Nußknackermärchen, dem 'Kampf der Sänger' und den um die Jahreswende 1818/19 geſchriebenen 'Bergwerken von Falun'.

Dabei kannte Ellinger ſchon 1894 die Erſtdrucke des 'Gluck' und der 'Automate': er nennt ſie richtig auf S. 214!

Die 'Haimatochare', in der erſten Hälfte des Jahres 1819 entſtanden, wie ſchon Kunz angiebt, [und, wie wir jetzt wiſſen, damals ſofort veröffentlicht], findet der Leſer faſt am Schluß der ganzen Darſtellung, auf S. 166/68, hinter der 'Brambilla' von 1820 und dem 'Meiſter Floh' von 1821/22.

Umgekehrt wird die 'Königsbraut', aus Hoffmanns vorletztem Lebensjahr 1821, ſchon auf S. 143f behandelt, vor dem 'Zaches' von 1818 und natürlich weit vor der 'Brambilla' von 1820.

Eine ſolche Anordnung iſt berechtigt, ja nothwendig in den Einleitungen zu einer Geſammtausgabe: dort kommt es darauf an, das einzelne Werk oder — bei Hoffmanns Sammlungen — die einzelne Sammlung als ein Ganzes zu würdigen und zu erklären. Aber es giebt die grauſamſten Verrenkungen, wenn man in einer Biographie Hoffmanns Leiſtung in dieſer Folge betrachtet und dann aus dieſer Folge Schlüſſe auf die Entwicklung des Dichters zieht.

Wir haben ſeit Anfang 1902 wiederholt angedeutet, daß wir an Hoffmanns Schriften einen anderen Maßſtab anlegen als Ellinger, daß wir mit anderen äſthetiſchen Forderungen an ſie herantreten[1]. Von dieſer ſubjectiven

---

[1] Von 1823—1899 war wie für die Darſtellung von Hoffmanns Leben auch für die Beurtheilung ſeiner Production im weſentlichen Hitzig maßgebend.

Hoffmanns bekanntere Dichtungen zerfallen, wie jeder Leſer ſofort bemerkt, in zwei Claſſen, die kaum etwas mit einander gemein haben: in die ſubjectiven, die er mit ſeinem Herzblut geſchrieben, und in die objectiven von der Art des vielgerühmten 'Meiſters Martin', die nach Hitzigs glücklichem Ausdruck (II 312) „von einem Hoffmann herrühren, der ſich in dem eigentlichen Hoffmann kaum nachweiſen ließ".

Hoffmann ſelbſt hegte, wie Hitzig berichtet (II 313), „eine blinde Vorliebe" für die Werke der erſten Art. Die brieflichen Selbſtkritiken aus der Zeit zwiſchen Topf und Zaches, die wir S. 218 zuſammengeſtellt, beſtätigen das im negativen — inſofern eben Hoffmann von allem, was bis Ende 1818 erſchienen, nur den 'Goldenen Topf' gelten läßt.

Hitzig dagegen wußte ſich mit den angeſehenſten älteren Dichtern (Goethe, J. Paul, W. Scott) wie mit der aufſtrebenden jungen Generation (W. Alexis, W. Müller) darin eins, daß dieſe Producte mehr oder weniger zu verwerfen ſeien und im Princip nur die der zweiten Art auf Beachtung Anſpruch hätten. Darin iſt ihm der Chorus der Litterarhiſtoriker gefolgt, insbeſondere Koberſtein, Gervinus, Goedeke, Scherer, Vozberger und Koch.

Differenz ſehen wir aber in dieſem Zuſammenhange gänzlich ab; wir ſetzen im folgenden den Fall, daß das Urtheil des Biographen über die einzelnen Schriften Hoffmanns ein durchaus angemeſſenes ſei.

Die Dichtungen, in denen Hoffmann ſein wahres Geſicht zeigt, heißen bei dieſen Kritikern je nach deren Temperament verrückt, aberwitzig, albern; oder bizarr, grell, grotesk; oder geſtaltlos, farblos, matt, nebelhaft. Geduldet oder gelobt werden nur die, in denen entweder Hoffmann ſich abſichtlich verleugnet („beherrſcht“, „überwindet“) oder die er in der letzten Krankheit verfaßt hat, als die Schwingen ſeines Geiſtes ſchon gebrochen waren. (Allenfalls läßt man, wie Ellinger, von den ſubjectiven Werken noch den 'Goldenen Topf' und den 'Kreisler' gelten; aber das standard work bleibt auch für dieſe Gemäßigten 'Des Vetters Eckfenſter'.)

Dieſe Anſchauungsweiſe herrſchte unumſchränkt bis Ende der 90er Jahre. Muncker (1880) und Griſebach (1899) haben ſie nicht getheilt, aber auch nicht eigentlich bekämpft. Das geſchah meines Wiſſens zum erſten Male im November 1899, von Ricarda Huch im 'Ver sacrum'. Die ausgezeichnete Darſtellerin des romantiſchen Schriftthums beſprach hier Hoffmanns Märchen und pſychopathiſche Erzählungen; traf ſie auch im einzelnen nicht immer das weſentliche, ſo griff ſie doch endlich wieder zurück auf Hoffmanns eigene Art, ſeine Schriften zu beurtheilen. Zum Schluſſe ihrer Darlegungen (S. 32) heißt es etwa: wenn auch die vielgeprieſenen nüchternen Erzählungen wie Scuderi und Martin, Wacht und Eckfenſter einheitlicher, ſtraffer und faßlicher ſeien als die egotiſchen Dichtungen, „ſo wird der Liebhaber der Poeſie doch immer, wie Hoffmann ſelbſt, die vorziehen, die der ſtärkſte Extrakt ſeines Weſens würzt, mögen ſie ſich auch noch ſo zerfetzt und wirbelnd darſtellen. Die Sehergabe, die er in „des Vetters Eckfenſter“ ſo anſchaulich und geiſtreich ſchildert, iſt nur die feine Beobachtung und raſche Verknüpfung eines guten, phantaſiebegabten Kopfes, nicht der hellſeheriſche ſechſte Sinn, der den fünfſinnigen Durchſchnittsmenſchen zeigt, was jenſeits ihrer Welt liegt.“

Sieben Monate nach dieſem Aufſatz, aber unabhängig von ihm, ſchied Franz Blei in der 'Inſel' vom Juni 1900 in dem ſelben Sinne den Künſtler Hoffmann von dem Literaten und fand jenen gerade in den Producten, die der rationaliſtiſche bon sens als krankhaft empfindet. Blei führte aus, daß es natürlich jedem freiſtehe, mit Goethe Hoffmanns ganze Individualität als beſchränkt oder pathologiſch abzulehnen; von ſeinen Werken ſeien aber nur die erſten Ranges, die dieſer problematiſchen Individualität entſprächen. Die Figur des Kreisler ſei künſtleriſch ſo werthvoll wie die des Fauſt; denn jede dieſer Geſtalten ſei ihrem Schöpfer adäquat.

Im Februar 1902 zog ich in der 'Inſel' mit einer Strenge, für die ich jetzt nicht mehr jung genug bin, die Folgerungen aus den convergiren-

Ellinger theilt Hoffmanns Leben in Berlin 1814—1822 (alſo die Zeit, die das zweite Heft des vorliegenden Bandes zur Darſtellung bringt) und die Production dieſer Zeit in drei Abſchnitte ein, die ganz offenbar im weſentlichen als auf einander folgende Zeit-Abſchnitte gedacht ſind. Er beſpricht

I. S. 110—123 im weſentlichen die Jahre 1814—1816 („Wieder in Berlin“: Wiedereintritt in den Juſtizdienſt, Taſſilo, Undine; Schriften dieſer erſten Periode: Nachtſtücke, Elixiere);

II. S. 124—151 im weſentlichen die Jahre 1816—1820 („Berliner Freunde“, d. h. Hoffmanns Verkehr; im Anſchluß daran die Schriften der mittleren Zeit: Serapions-Brüder, Zaches, Murr-Kreisler);

III. S. 152—170 im Gegenſatz dazu die „Letzten Lebensjahre, Krankheit und Tod“, nämlich die Jahre 1820—1822 (dazu die Schriften dieſer letzten Zeit: Brambilla, Floh und alles, was der jüngere Reimer „letzte Erzählungen“ nennt).

Am Schluſſe des zweiten dieſer Abſchnitte, alſo ehe er ſich den „letzten Lebensjahren“ mit den dazu gehörigen „letzten Erzählungen“ zuwendet, feiert

---

den Gedankengängen der genannten beiden Kritiker. Für den Kunſtfreund kämen — abgeſehn von muſicaliſchen Aufſätzen und von den halb theoretiſchen Phantaſien ‘Ritter Gluck’ und ‘Don Juan’ — nur vier von Hoffmanns Schriften in Betracht: die drei großen Märchen (Topf, Zaches, Brambilla) und die definitive Selbſtdarſtellung (die Biographie Kreislers).

Im November desſelben Jahres zog ich hieraus wieder die Conſequenz für die Entwicklung Hoffmanns in der Berliner Zeit (in der Einleitung zum Kreislerbuch S. XXIV—XXVII): die Periode von 1815—1818, bisher von Hoffmanns „Freunden“ als Höhepunkt gerühmt, von ſeinen Feinden als kleineres Uebel geduldet, erſchien als Ebbe zwiſchen zwei Fluthen.

Nach der Entdeckung des zweitheiligen Briefs an Holbein im November 1904 mir die Abgrenzung der drei Berliner Perioden etwas zu modificiren und die Charakteriſtik der zweiten (vom Frühjahr 1818 bis Ende 1821) ſchärfer zu faſſen. Ich habe mir 1905 erlaubt, die drei Abſchnitte, wie ich ſie ſeitdem ſehe, durch Schmutztitel zwiſchen den Texten des zweiten Heftes zu bezeichnen (S. 217/18, 309/10, 469/70), die die Epoche charakteriſiren und dieſe unſere Charakteriſtik begründen. Wenn ich auch jetzt, nach ſieben Jahren, dieſe Art, eine ſubjective Anſicht in eine objective Edition einzumiſchen, als zu vordringlich mißbillige, ſo halte ich die Auffaſſung ſelbſt in der Hauptſache durchaus aufrecht. Wenn am Beginn der mittleren Berliner Epoche gleichzeitig mit dem Zaches der Unheimliche Gaſt entſteht, oder wenn am Schluſſe dieſes Zeitraums die Doppeltgänger in dem ſelben Sommer zuſammengehauen werden, in dem der zweite Theil des Kreisler begonnen wird: ſo beruht das nicht auf einem abwechſelnden „Erlahmen“ und „Wiedererſtarken“, ſondern es iſt mit Blei aufzufaſſen als ein bewußtes alternirendes Arbeiten für zweierlei Publicum.

Ellinger in hoch erfreulichem Gegenſatze zu ſeinen Vorgängern Boxberger (1883 ſ. u. S. 730 Note 2) und Koch (1880: ſ. u. S. 732 Note) das Murr-Kreisler-Werk „als die reifſte größere Schöpfung Hoffmanns", als das Werk, in dem „die verſchiedenen Seiten der dichteriſchen Natur Hoffmanns am reinſten und vollendetſten zum Ausdruck gekommen ſind" (S. 161); insbeſondere das allerletzte Stück davon, Kreislers geiſtigen Zweikampf mit Cyprian, rechnet Ellinger „zu dem Gewaltigſten, was Hoffmann geſchrieben" (S. 150 unten).

Im dritten Abſchnitt ſchildert er dann den bedauerlichen Niedergang von dieſer Höhe, den Hoffmanns Production in den letzten Jahren vor dem Ausbruch der Krankheit 1822 erlitten. Die „letzten Erzählungen", mit Ausnahme allenfalls der 'Haimatochare' und der 'Datura', verrathen wie die letzten beiden Märchen, 'Brambilla' und 'Floh', nach Ellingers Ausdruck ein „Erlahmen der poetiſchen Kraft" (S. 163), ein „Nachlaſſen von Hoffmanns poetiſcher Schöpferkraft (S. 166) gegen die frühere Stärke; erſt 1822 „auf dem Krankenbette", ſo leſen wir, „ließ er alle ſtörenden Elemente, die ſich während der letzten Jahre an ſeine Dichtung angeſetzt hatten, ab und gewann die alte Kraft des Erzählens und Geſtaltens zurück" — die alte Kraft, die ſich, nach Ellinger, im Kreisler und insbeſondere wiederum in deſſen Schlußſtück am gewaltigſten offenbart hatte.

So feſt dieſe Conſtruction nun in ſich gefügt iſt, ſo fehlt ihr doch der Untergrund der poſitiven Thatſachen. Sehen wir in Hoffmanns Briefen nach, ſo finden wir (in unſerem zweiten Heft, S. 452), daß Ellingers Lieblingsſtück aus der Kreislerbiographie im December 1821 geſchrieben iſt, genau einen Monat vor dem Ausbruche der Krankheit. Das iſt aber nicht etwa etwas Neues: Ellinger hat ſchon 1894 gewußt (und ſogar gelegentlich, S. 147, in einer bibliographiſchen Parentheſe angegeben), daß der zweite Band des Murr-Kreisler-Werks das Jahr 1822 auf dem Titel trägt. Aber das chronologiſche Schema, das er ſich ſuggerirt hatte, zwang ihn, die Augen davor zu ſchließen; in ſeinem Aufbau von Hoffmanns Entwicklung ignorirt er dieſe Jahreszahl ebenſo wie vorher die Jahre für 'Gluck', 'Automate' und 'Haimatochare'. Nicht der damalige Stand unſeres Wiſſens hat das falſche Bild verſchuldet — dann würde ich ſelbſtverſtändlich kein Wort darüber verlieren! — ſondern die verfehlte Methode der Darſtellung[2].

---

[2] Infolge des ſelben methodiſchen Fehlers (Nichtbeachtung des chronologiſchen Details) iſt Hitzig zu dem ſelben offenkundigen Fehlſchluß gelangt. Er tadelt 1823 Bd. II S. 147 reſp. 154 auf das ſchärfſte die 'Prinzeſſin Brambilla' mit ihrem „Nebeln und Schwebeln" und den „zuſammengewürfelten" 'Meiſter Floh'; beide ſind ihm nicht mehr werth als die letzten Almanach-Beiträge Hoffmanns. S. 162-64 heißt es dann, auf dem Krankenbette habe Hoffmann ſich „an der Kraft des eigenen Geiſtes wieder auf"gerichtet und Wacht und Eckfenſter, Geneſung und Feind dictirt: „Dieſe Produkte mögen ſelbſt für die Geiſteskraft ihres Verfaſſers reden. Nach dem Ermeſſen des Herausgebers gehört einiges darunter zu dem Beſten, was Hoffmann je

Griſebachs Einleitung iſt an beſtechendem Détailſchmuck reicher als Ellingers Werk, aber, wie ſchon angedeutet, in ihrer rein annaliſtiſchen Structur ungleich beſcheidener (um nicht zu ſagen oberflächlicher) als dieſes. Immerhin vermeidet Griſebach infolge ſeines Verzichtes auf jeden Aufbau die Gefahr einer falſchen Conſtruction. Er geht im Gegenſatz zu Ellinger in der Regel nicht von der Buch-Ausgabe eines Textes aus, ſondern von deſſen erſtem Druck; Hoffmanns einzelne Schriften erſcheinen bei ihm alſo einigermaßen in der Reihenfolge ihrer Entſtehung. In der Verbindung mit dem Biographiſchen ergeben ſich freilich auch hier unliebſame Verſchiebungen; aber ohne Kenntniß von Hoffmanns Briefen konnte Griſebach in der That die Entſtehungszeit der Schriften nicht ermitteln.

Erſt Hoffmanns Briefe (und, bis März 1815, die Tagebücher) führen ſeine Schriften in der Folge vor, wie ſie geplant, geſchrieben, abgeſchickt worden ſind; ſie geben jeder Arbeit den Platz, der ihr im Leben des Verfaſſers zukommt. So findet der Leſer im vorliegenden Bande (Heft 2) die Krespel-Geſchichte unter dem September 1816, nicht unter dem Herbſt 1817, wo ſie erſchien; die ‘Scuderi’ unterm März 1818, nicht unterm Herbſt 1819 wie bei Griſebach. (In dem vorliegenden Heft 1 iſt das Tagebuch von 1813, in Heft 2 das von 1815 in den Noten zur Vervollſtändigung der Daten herangezogen, in letzter Stunde in beiden Heften auch Theile des Tagebuchs von 1814.)

---

geleiſtet.“ Noch lebhafter betont Hitzig dieſe Auffaſſung 1825 Bd. I S. XIf: Hoffmann ſei, „wie das Eckfenſter beweiſet, in dem Maaße, als ſein irdiſches Leben ſich zum Ziele neigte, in ſeiner Auffaſſung und Darſtellung aus dem ihm zur Gewohnheit gewordenen Nebeln und Schwebeln zu einer größern Klarheit und Natürlichkeit“ hindurchgedrungen. Daß der zweite Theil der Biographie Kreislers aus der zweiten Hälfte des Jahres 1821 ſtammt, hat Hitzig im Eifer des Conſtruirens genau ſo vergeſſen wie ſiebzig Jahre ſpäter Ellinger, obgleich er wie dieſer vorher (1823: II 144) das Titeljahr 1822 richtig angiebt!

4. Eingelegte Texte.

Um das Bild von Hoffmanns Leben ſoweit abzurunden, als der Charakter der Publication als einer Briefſammlung es zuließ, haben wir einerſeits einige in Briefform gehaltene Aufſätze Hoffmanns von autobiographiſchem Charakter und einige Zeichnungen, die er für Freunde gemacht — andrerſeits Aeußerungen über Hoffmann in gleichzeitigen (d. h. zu ſeinen Lebzeiten geſchriebenen) Briefen anderer eingefügt.

5. Allgemeine Beigaben des Herausgebers.

Als erſten Anhang geben wir im dritten Heft einige Documente, die in unmittelbarem Zuſammenhang mit Hoffmanns Tod und Begräbniß ſtehn.

Als zweiter Anhang folgt daſelbſt eine Reihe von Mittheilungen über Hoffmanns Wittwe und über das Schickſal ſeines materiellen und ſeines geiſtigen Nachlaſſes (mit einigen eingeſchalteten Excurſen), wegen deren wir auf S. XXXVIf des vorliegenden Heftes, sub d, und auf die Seiten V—XVIII des dritten Heftes verweiſen.

Eine Ueberſicht über alle Briefe von und an Hoffmann, die wir in den drei Bänden unſerer Sammlung mittheilen, mit Angabe der Beilagen zu jedem Brief, findet ſich zur Hälfte (für die zwanzig Jahre von October 1794 bis September 1814) im erſten Heft S. X—XXIII, zur Hälfte (für die $7^{3}/_{4}$ Berliner Jahre vom September 1814 bis zum Juni 1822) im zweiten Heft S. IX—XX.

Umgekehrt geben wir künftig im III. Bande Ueberſichten über jede einzelne Correſpondenz Hoffmanns[1]. Die

---

[1] In dieſen Specialüberſichten in Band III ſind für jeden Brief

1) alle bekannten Beſitzer des Originals und

2) der erſte Druck des Textes, deſſen Wiederholungen durch den erſten Herausgeber (Hitzig oder Kunz) und die (in ganz wenigen Fällen) ſeitdem wieder nach dem Original gemachten Drucke

Redacteure von Sammelwerken (z. B. Rochlitz und Schütze) ſind darin aus praktiſchen Gründen nicht als ſelbſtändige Correſpondenten behandelt, ſondern als Vertreter ihrer Verleger (in den genannten Fällen alſo von Härtel und Wilmans). Die Briefe, die zuſammen eine Einzelcorreſpondenz ausmachen, ſind in dieſen Liſten fortlaufend nummerirt, und in dem vorliegenden Bande iſt jeder Briefüberſchrift dieſe Nummer in Klammern beigefügt. Die Ueberſchrift „286. An Hitzig. (31.)" bedeutet alſo „286. Brief in dieſem Bande = 31. Brief aus der Correſpondenz mit Hitzig."; die Ueberſchrift „239. Von Schütze. (Wilmans 13.)" bedeutet „239. Brief in dieſem Bande = 13. Brief aus der Correſpondenz mit Wilmans und ſeinem Redacteur."

Die oben unter Nr. 4 genannten Einlagen ſind in den Ueberſichten vor dem erſten und dem zweiten Heft dieſes Bandes (hinter den Briefen von und an Hoffmann) getrennt nach ihren Kategorien verzeichnet.

6. Zuthaten zu den einzelnen Briefen.

Außer der doppelten Nummer iſt jedem Briefe beigegeben:

I. am Kopfe:

1) die Angabe der Beilagen, mit denen er geſchickt iſt,
2) der Charakter unſerer Druckvorlage (ob Original oder Originalconcept oder Photographie oder Abſchrift [mit Angabe des Abſchreibers[4]] oder Auszug

---

angegeben. Es empfahl ſich, dieſe Angaben in jenen Verzeichniſſen zu vereinigen, weil große Correſpondenzen wie die mit Hitzig und Härtel in Einer Hand geblieben ſind und weil andere Reihen, wie die Briefe an Fouqué, z. Zt. einheitlich publicirt ſind.

[4] Hier ohne Titel (wie in den Berichten über die Sitzungen gelehrter Geſellſchaften), um nicht mehr Fremdes in den Text zu bringen als unbedingt nöthig war. Dem III. Bande wird ein alphabetiſches Verzeichniß aller Mitarbeiter mit ihren vollen Titeln und Adreſſen beigegeben.

[ebenſo] oder Facſimile [mit Angabe des Jahres] — oder ob nur ein, vielleicht unzuverläſſiger, Druck [mit Angabe des Herausgebers (aus deſſen Namen ſich oft ſchon der Grad der Zuverläſſigkeit des Drucks ergiebt), event. auch der Zeitſchrift, und des Jahres]),

3) der Tag, an dem Hoffmann den Brief geſchrieben oder erhalten hat, wenn nicht der erſtere ſchon am Kopf der Vorlage angegeben;

II. als Note zur Ueberſchrift:

1) Adreſſe (oder Ueberſchrift des Conceptes),
2) Art des Verſchluſſes (Siegel oder Oblate) und deſſen Preſſung (Wappen oder Embleme oder Initialen),
3) Poſtſtempel (oder, bei Concepten, Abſendervermerk),
4) Vermerk des Empfängers („Ueberſchreibung“);

III. als Noten zum Text:

1) Kritiſches:
   a) Hoffmanns Streichungen und Zuſätze (in der Regel aber nur ſolche, die ſachlich oder ſtiliſtiſch von Intereſſe ſind, nicht Berichtigungen mechaniſcher Schreibfehler),
   b) die von uns beſeitigten Schreib- oder Druckfehler;
2) Erläuterungen, insbeſondere ſachliche Berichtigungen und Ergänzungen.

Zu der zuletzt genannten Kategorie, den erläuternden Noten, iſt zu bemerken:

1) Biographiſche Daten über Hoffmanns Bekannte ſind principiell nicht in Noten gegeben, um dauernde Rückverweiſungen zu vermeiden; ſie ſind im Regiſter zu ſuchen (ſ. S. 761 letzter Abſatz).

2) Hoffmanns Werke werden als bekannt vorausgeſetzt. Ueberhaupt hat der Herausgeber, der ſeine Leſer nicht für unwiſſender hält als er ſelber iſt, in der Regel nur das erläutert, worüber er ſich erſt aus Zeitungen, Memoiren oder Nachſchlagewerken hat informiren müſſen.

3) Jedes Buch Hoffmanns wird nach der erſten vollſtändigen Ausgabe citirt (die acht älteren alſo nach den Erſtdrucken, der 'Meiſter Floh' nach der Ausgabe von 1908) — nicht nach einer der Geſammtausgaben, die ſich alle zehn Jahre ablöſen und deren gegenwärtig ſogar zwei im Entſtehen begriffen ſind. Wie wir in der äußeren Form unſerer Noten (ſ. u.) verſuchen, gute Sitten der claſſiſchen Philologie auf modernes Gebiet zu verpflanzen, ſo hoffen wir auch, daß es bald ſelbſtverſtändlich ſein wird, in wiſſenſchaftlichen Neudrucken moderner Schriften die Seitenzahlen des Originaldrucks an den Rand zu ſetzen und dementſprechend nur nach dieſen zu citiren.

4) Einige Nachſchlagebücher, Sammelwerke und Specialunterſuchungen ſind unter Abkürzungen citirt. Was die Namen Ellinger, Goedeke, Griſebach bedeuten, brauche ich hier nicht darzulegen. Von ſonſtigen Abkürzungen bedeutet

A. D. B. oder ADB = Allgemeine Deutſche Biographie. Leipzig, Duncker & Humblot, 1875 ff.

AMZ = Allgemeine Muſikaliſche Zeitung. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1798 ff.

Daniel = Handbuch der Geographie von Hermann Adalbert Daniel. Frankfurt a. M. 1859–1863.

Dorow, DuB = Denkſchriften und Briefe zur Characteriſtik der Welt und Literatur. Berlin, Al. Duncker, 1838–1841.

Eitner ſ. im dritten Heft S. 734/35 unter Nr. 12.

Houben I oder Houbens Repertorium I = Bibliographiſches Repertorium. Erſter Band. Zeitſchriften der Romantik. In Verbindung mit Oskar F. Walzel herausgegeben von Heinr. Hub. Houben. Berlin, Behr, 1904.

Leist = Geſchichte des Theaters in Bamberg bis zum Jahre 1862 ... von Friedrich Leiſt. Zweite vollſtändig umgearbeitete Auflage. [Publication des Hiſtoriſchen Vereins zu Bamberg. 1893.]

Pfeiffer = Über Fouqués Undine. Heidelberg, Winter, 1903.

StS [Stuttgarter Supplement] = E. T. A. Hoffmann's Erzählungen aus ſeinen letzten Lebensjahren, ſein Leben und Nachlaß. [Mit dem Vortitel:] E. T. A. Hoffmann's ausgewählte Schriften. Elfter — Fünfzehnter Band. Stuttgart, Brodhag, 1839 [näheres in unſerem dritten Heft, S. 636—667].

5) Die Erläuterungen ſind nach Möglichkeit mit einander in Beziehung geſetzt, um dem Buche eine gewiſſe Einheitlichkeit zu geben; die wichtigeren Gegenſtände, die in ihnen behandelt ſind, findet man oben auf den Seiten XXIVf und im zweiten Heft auf den Seiten XXVI—XXXIII verzeichnet.

Die Noten ſind unter, nicht nach der höchſt unpraktiſchen Sitte des verfloſſenen Jahrhunderts hinter den Text geſtellt; u. z. ſind ſie nach altem guten Brauch, der ſich aus den Elzevierdrucken noch in die commentirten Schulausgaben der griechiſchen und römiſchen Claſſiker herübergerettet hat, zur ſofortigen ſinnfälligen Unterſcheidung vom Text zweiſpaltig geſetzt, ſoweit nicht (bei breitlaufenden Adreſſen und bei längeren Excurſen) das ſchmale Format das verbot.

7. Techniſche Behandlung der Texte.

Kleine Schwankungen in den Editionsprincipien erklären ſich aus der langen Dauer der Herſtellung. Im allgemeinen ſind von 1901—1912 folgende Grundſätze maßgebend geweſen:

a) bei Wiedergabe nach Handſchrift oder Facſimile:

1) Da es uns nicht darauf ankam, den gegenwärtigen Zuſtand von Autographen zu beſchreiben, ſondern darauf, Texte hiſtoriſch wiederzugeben, ſo ſind Seiten- und Zeilen-Trennung des Originals nicht berückſichtigt, ebenſowenig die Beſchaffenheit und das Format des Briefpapiers (die Ausnahme bei Nr. 97, S. 128 Note 2, iſt mit Abſicht der Curioſität wegen gemacht). Nur wenn die Mittheilung ausnahmsweiſe nicht auf Briefpapier geſchrieben iſt, wie die Nummern 258 und 286, ſo iſt das vermerkt, wie ja Hoffmann ſelber es in der Nummer 149 (S. 235) vermerkt.

2) Aus dem ſelben Grunde haben wir Zuſätze des Empfängers auf den Briefen nicht als Beſtandtheile des Textes behandelt. War der Zuſatz für den Empfänger ſelbſt beſtimmt (beſonders die bei Kaufleuten übliche „Ueberſchreibung"), ſo haben wir ihn in eine Anmerkung verwieſen; war er, nach Art eines Briefes, für einen Dritten niedergeſchrieben, ſo iſt er auch wie ein Brief behandelt, alſo nach der Zeit der Abfaſſung als beſonderer Text in kleiner Schrift eingeſchaltet (wie Hitzigs Randſchriften S. 85 und S. 88).

3) Stillſchweigend geändert haben wir nur folgendes:
   a) falſch geſchriebene Eigennamen von wenig bekannten Perſonen (während die ſtändigen Schreibungen Callott, Tiek und andere belaſſen ſind);

b) im Context der Briefe (nicht im Datum, am Schluß und in der Adreſſe) ſinnſtörende Interpunctions-Nachläſſigkeiten (beſonders die häufige Weglaſſung eines zweiten, abſchließenden Kommas oder Anführungszeichens, das durch ein erſtes von Hoffmann geſetztes bedingt iſt) — aber nicht etwa die Vorliebe für Gedankenſtriche (in den Jugendbriefen), für das Ausrufungszeichen auch nach eingeſchobener Anrede und andere bewußte Eigenthümlichkeiten (in den Briefen an Hoffmann, z. B. dem des Architekten Hetſch Nr. 233, iſt dagegen die Interpunction freier behandelt);

c) inlautendes ß iſt nach kurzem Vocal in ſſ geändert (Hoffmann kennt dieſe Ligatur überhaupt nicht, ſchreibt alſo ſtets Aßeßor, Caße, Taße, Poße u. dgl.)

d) m̄ und n̄ ſind in **mm** und **nn** aufgelöſt;

e) kleine Abkürzungen, die nur Eine Deutung zulaſſen, ſind aufgelöſt, insbeſondere **u.** in und und **v.** in von [bei älteren Briefen auch ſolche von größerer Länge, wie WohlG in WohlGebohren]; einige andere ſind auf die übliche Form gebracht, insbeſondere iſt **H.** oder **HE** durch **Hr.** reſp. **Hrn.** erſetzt; Datum, Unterſchrift und Adreſſe ſind jedoch ſtets mit diplomatiſcher Genauigkeit wiedergegeben;

f) lateiniſche Schrift iſt nur bei fremdſprachigen Citaten beibehalten; auch in den Briefadreſſen iſt ſie durch deutſche erſetzt.

4) Verſehentlich weggelaſſene Worte, in der Regel auch ausgelaſſene Buchſtaben, ſind in [] eingeſchoben.

5) Wenn ein Satz am rechten Rande des Blattes ſchließt und der nächſte dementſprechend am linken Rande beginnt, war in jedem Falle vom Herausgeber ſelbſtändig zu ent-

ſcheiden, ob der neue Satz zugleich den Beginn eines neuen Abſatzes bedeuten ſolle; Hoffmann rückt nie die Anfangszeile ein.

b) bei Wiedergabe nach Drucken:

In der Schreibung iſt der Druck im allgemeinen nicht geändert; beſeitigt ſind nur ſolche Schreibungen, die Hoffmann im 19. Jahrhundert gänzlich fremd waren. Insbeſondere iſt **äu** in **aü** verwandelt und **tz** vor **t** in **z** vereinfacht; lange Compoſita ſind in Einem Wort ohne Bindeſtrich, aber mit Majuskel für den zweiten Beſtandtheil geſchrieben; in alſo iſt das **ſ**, in Intereſſe und ſeinen Ableitungen iſt das **r** verdoppelt.

In der Bildung von Abſätzen ſind wir in Anbetracht des ſoeben sub a5 dargelegten Umſtandes frei verfahren.

Hoffmanns Briefwechſel
— mit Ausnahme der Briefe an Hippel —
1803—1822

Plock 1803—1804

1. An den Muſikalienverleger Hans Georg Naegeli in Zürich. (1.)

Mit der Fantaſie e. C. b.

(Nach dem Concept in Hoffmanns Briefbuch 1803—1808[1].)

[Plock, 9. Auguſt 1803.]

Mein Herr

Als ich im Freymüthigen die das Repertoire des Clavecinistes betreffende Anzeige[2] las, beſtimte mich die humane, die ächte Vorliebe für die Kunſt verrathende Art, womit Sie die noch unbekante Componiſten auffordern an dem Werke Theil zu nehmen, ſogleich Ihnen meine Beyträge anzubieten. Mein muſikaliſcher Wirkungskreis waren bis jezt einige Klöſter, für die ich Meſſen und Vespern ſezte welche mit Beyfall aufgenommen wurden. Das Clavier iſt mein Hauptinſtrument, die Compoſitionen dafür blieben ſo lange in meinem Pulte weil ich mir ſelbſt ein ſtrenger

---

1.

[1] Enthält Concepte und Inhaltsangaben der Geschäftsbriefe a. d. J. 1803—1806 und 1808, die „die litterarische und künstlerische“ — das ist musicalische — „Laufbahn betreffen“. Näheres in meiner bevorstehenden Publication ‘Aus E. T. A. Hoffmanns Entwurf- und Tagebüchern’.

Nr. 1 hat die Ueberschrift:

An Herrn Hans Georg
Naegeli
zu
Zürich.

Fantaſie e. C. b.

Absendevermerk: Abgegangen nach Berlin [an den Vetter Doerffer] zur weitern Verſendung T. 9te Aug: 1803.

[2] S. hinten im Correspondentenverzeichniß.

Critiker bin, und weil Verleger von gewöhnlichem Schlage mit Leuten ohne ausgebreiteten Ruf nichts zu thun haben mögen — der Werth der Arbeit thut nichts zur Sache nur der Nahme entſcheidet — Die Fantaſie, welche ich Ihnen anbey überſende erfüllt die in der oben erwähnten Anzeige aufgeſtellten Bedingniſſe.

> Es iſt ein von der gewöhnlichen SonatenGattung abweichendes nach den Regeln des doppelten Contrapunktes gearbeitetes Clavierſtück von größerm Umfange.

Sollten Sie einigen Gefallen an meiner Compoſition finden, welches mich, da Sie gewiß Selbſt Kenner und vorzüglicher Tonkünſtler ſind, innigſt freuen würde, ſo bin ich erböthig noch mehr Beyträge zu liefern, indeſſen iſt der Arbeiter des Lohnes werth und da Sie den Komponiſten ein angemeſſenes Honorar verſprochen haben, ſo überlaſſe ich es Ihrer Diskretion wie Sie die Fantaſie im Fall der Annahme vergütigen und welche Norm Sie in Anſehung des Honorars für künftige Arbeiten beſtimmen wollen.

Ich bitte auf das inſtändigſte um baldige Antwort, welche ich ſo wie das Honorar für die Fantaſie unter der äußern Addreſſe }

An den KammerGerichtsReferendarius Doerffer
in
Berlin
Leipz. Str. No 66

nach Berlin zu ſenden bitte.

Ich empfehle mich Ihrem Wohlwollen und habe die Ehre zu ſeyn pp
Warſchau[3]
Den 9 Auguſt 1803. Giuſeppo Dori

---

[3] rect. Plock.

2. An den Verleger
Johann Daniel Sander in Berlin.
Mit dem ‘Schreiben eines KloſterGeiſtlichen’.

(Nach dem Concept im Briefbuch[1].)

[Plock, 19. Auguſt 1803.]

Ew. WohlGebohren erhalten in der Anlage den Brief eines KloſterGeiſtlichen an ſeinen Freund in der Hauptſtadt, worinn wie ich glaube mit nicht ganz mißlungener Ironie das Ueberſehen[2] eines wichtigen Umſtandes bey dem Einführen des griechiſchen Chors auf unſrer Bühne gerügt, und welcher für den Freymüthigen beſtimt iſt. Da die Schriftſteller welche Beyträge zum Freymüthigen liefern wollen, ausdrücklich an Ew. Wohlgeb. gewieſen ſind, ſo bitte ich Sie ergebenſt für das Einrücken jenes Aufſatzes’ in die genannte Zeitſchrift gefälligſt zu ſorgen. Der Verfaſſer, der[3] unbekant zu bleiben wünſcht und dieſe Anonymität bey dem harmloſen Scherze jenes Aufſatzes wohl behaupten kan, empfiehlt ſich dem Wohlwollen des . . .[4] Hrn. v. K[otzebue] ‡ und unterzeichnet ſich als

Ew. Wohl[Gebohren]

W[5] d. 19 Aug. 1803 gehorſamſten

G. D.

‡ und frägt an ob es ihm vergönnt ſey noch mehr Beyträge über artiſtiſche Gegenſtände einzuſenden welche Frage er im Freymüthigen beantwortet zu ſehen wünſcht.

2.

[1] Ueberschrift:

An
den Buchhändler
Sander
in
Berlin.

Absendevermerk: Abgeſendet. D. 21 Aug: 1803

[2] Statt dessen zuerst: die theatraliſche Sonderb[arkeit]

[3] Zuerst: Der unbekante Verfaſſer empfie[hlt]

[4] Eine Abkürzung eingeschoben.

[5] Zuerst: Warſchau (auch hier also Giuseppo Dori in Warschau!)

3. An Kotzebue.

Mit dem Luſtſpiel 'Der Preis'.

(Nach dem Concept im Briefbuch[1].)

[22. September 1803.]

Der Verfaſſer des beyl[iegenden] Luſtſpiels[2] der Preis wählte unter mehreren Plänen, die ihm vorſchwebten, den einfachſten, und die Ausführung deſſelben führte die einfachen Charaktere von ſelbſt herbey; ob es ihm gelang doch das ganze interreſſant[3] zu machen iſt eine Frage, die der Areopag, welcher zu Michaelis d. J. die armen Muſenſöhne, welche um den ausgeſezten Preis rangen, richtet, zu entſcheiden haben wird.

Kan indeſſen der Preis auch nicht den Preis erringen, ſo wird es dem Verfaſſer an[4] hundert Meilen von der Reſidenz entfernt doch große Freude verurſachen, wenn Ew. HochwohlGeb. ſeinem Machwerk einige Aufmerkſamkeit ſchenken, er hofft ſogar jezt einiges Licht darüber zu erhalten,

quid valeant humeri aut ferre recusent,

da er ſchon ſeit mehreren Jahren in einer Einöde von dem Throne der Kritik weggebannt iſt[5] und, da er den Dämon der Eigenliebe wohl kennt, über ſich ſelbſt zu ſeiner Qual in völliger Ungewißheit lebt.

Nachſchrift
wegen des Ausdrucks Szene und Auftritt

3.

[1] Ueberschrift

An den
CollegienRath von Kotzebue
mit dem Luſtſpiel
der Preis.

Absendevermerk: Abgeſendet d. 22 Septbr 1803.

[2] K. hatte in der Nr. 1 des Freimüthigen (3. Jan. 1803) einen Preis von 100 Friedrichsd'or für das beste Lustspiel ausgeschrieben.

[3] Zuerst: etwas interreſſantes]

[4] Zuerst: über

[5] Zuerst: entfernt lebt

Dabey befand ſich noch der Zuſatz
„ſollte das ganze Werk für einen Schreibfehler geachtet
„werden ſo widmet es der Verfaſſer demjenigen aus
„dem Areopag der Locken oder gelocktes Haar trägt
„— es iſt ſchönes weiches Papier."

4—19. Empfang und Abſendung von Briefen vom Oktober 1803 bis Januar 1804.

(Nach den Aufzeichnungen im Tagebuch 1803/04[1] und im Briefbuch.)

4. **Vom Vetter Ernſt Ludwig Hartmann Doerffer in Berlin** (1): 4. Oktober 1803 kommt ein „ſchwarzgeſiegelter Brief" mit der „Nachricht daß der Onkel" Johann Ludwig Doerffer „in der Nacht vom 24 auf den 25ten Septbr an der LungenEntzündung geſtorben iſt" und daß der vortragende und Kammergerichts-Rath v. „Schmettau zu meiner Verſetzung viel Hoffnung gegeben hat".

5. **An den Vetter Doerffer** (2): 5. Oktober Nachmittags geantwortet.

6. **An den vortragenden und Obertribunals-Rath Focke in Berlin**: am ſelben Nachmittag „einen de und wehmüthigen Brief geſchrieben".

7. **An den Regierungsrath Beelitz in Poſen** (1): 6. Oktober; beigelegt:

8. **An das Poſner PupillenCollegium**: vom ſelben Tage: „eine Denunziation wegen der Flucht der Madam Wunſchel".

4—19.

[1] Enthält Aufzeichnungen von 1803 Oct. 1—17, 26, Nov. 9, 10, 17, 1804 Jan. 1—24, Febr. 6—21, März 19. Unsere Nrn. 21 und 22 sind also z. B. nicht gebucht. Der Wortlaut des Tagebuches in der zu Nr. 1 (Note 1) angekündigten Publication.

9. Von Beelitz (2): 15. Oktober: „Der Schlag hat gewirkt — der Vater hat der Regierung die Flucht denunzirt und die Regierung ſoll die Unterſuchung verfügt haben — es iſt entſchieden daß ſie hier bleibt — Gratulor toto ex animo."

10. An den Grafen K.: 9. November „wegen der Niederſchlagung der 100 rth."

11. Vom Regierungsrath Albrecht in Poſen: amſelben Tage „Brief erhalten".

12. Von Naegeli (2): 15. November kommt die Antwort: „Totaliter mißglückt". „Hr. Naegeli hat mir geſagt woran ich bin — Sonderbar genug, daß ich an demſelben Tage, an welchem ich von der Miſerabilität meiner Compoſitionen überzeugt war, den Muth hatte, eine Andante zu ſetzen!"

13. Vom Onkel Otto Wilhelm Doerffer in Königsberg (1): Ende 1803: Die „alte Tante" Sophie Doerffer iſt geſtorben.

14. An den Muſikalienverleger Hampe: „zum neuen Jahr [1804] die Sonate aus Cis dur geſchickt".

15. An den Muſikalienverleger Schott: 5. Januar „die Sonate aus dem As dur geſchickt".

16. An Berg in Warſchau: 9. Januar „wegen der Wohnung".

17. Vom Verleger Kühn (1): 14. Januar „Brief erhalten".

18. Vom Onkel Doerffer in Königsberg (2): 18. Januar: „Das Teſtament iſt gekommen! Nichts gar nichts!"

19. An den Verleger Kühn (2): 20. Januar: „ſoll Noten verlegen".

20. An den Verleger Heinrich Froelich in Berlin.

(Nach dem Concept im Briefbuch[1].)

[Z. Z. Königsberg, 1. Februar 1804.]

Die Herrn von Kotzebue und Iffland ertheilen dem Verfaſſer des Luſtſpiels der Preis doch im ganzen von allen Mitbewerbern um den ausgeſezten Preis fürs beſte Luſtſpiel das mehrſte Lob und zweifeln nicht daß er einen Verleger finden und dem Publikum ſo ſeine gute Anlage zum Luſtſpieldichter dokumentiren wird. Ohne mit jenen Herrn über manches zu rechten was ſie nach meinem Gefühl überſehen ſuche ich den Verleger, deſſen Finden mir der Areopag zuſagt, und fange bey Ew. WohlGeb. der Sie ſchon im Beſiz des Manuſkripts ſind (wenigſtens iſt man an Sie gewieſen) an. Wollen Ew. WohlGeb. den Verlag übernehmen ſo ſteht das Manuſkript für den zehnten Theil des ausgeſezten Preiſes zu Befehl; ich bitte um baldige Erklärung, indem ich geſonnen bin, noch vor dem Druck durch manche Aenderung dem Tadel des Areopags da wo er gerecht iſt zu begegnen. Die Addreſſe bitte ich

An den Verfaſſer des Luſtſpiels, der Preis

zu richten und mit einer Enveloppe den Brief.

Dem Konigl. RegierungsRath Hrn. B[oß²] zu P[lock²]

der die Inlage an mich beforderm wird zuzuſenden.

Ich bitte nochmals gehorſamſt um baldige Antwort

D. 1ten Febr. 1804 Hff

20.

[1] Ueberſchrift: An den Buchhändler Froelich in Berlin.

[2] Ergänzt aus dem Staatshandbuch auf 1804.

21. An Naegeli. (3.)

Mit einer Sonate.

(Nach dem Concept im Briefbuch[1].)

[Plock, 4. März 1804.]

Unerachtet Ew. WohlGebohren durch die überſandte Fantaſie gegen meine Compoſition eingenommen ſeyn müſſen, wage ich es dennoch Sie noch einmahl mit einer Sonate zu behelligen. Es ſey dies ein Beweis, daß mich gerechter Tadel nicht kränkt und daß ich Ew. WohlGeb. als einen Kenner ſchätze der meiner Arbeit Gerechtigkeit wiederfahren laſſen wird wenn ſie es verdient. — Würdigen Sie mitkommende Sonate des Einrückens ins Repertoire, ſo bitte ich inſtändigſt mir davon baldigſt Nachricht zu geben ſo wie ob ich künftig mehr ſchicken darf. Ew. WohlGeb. Beyfall ſoll mich aufmuntern mit angeſtrengtem Fleiß zu arbeiten und dem hohen Ziel welches mir vorſchwebt näher zu kommen.

Die äußere Addreſſe bitte ich
an den N. pp
zu richten.

Mit der ausgezeichnet pp

D. 4 März 1804

---

21. [1] Ueberschrift:

An den
Buchhändler Naegeli
in
Zürich.

Warſchau 1806—1807

Fretagaſſe

21a.

Hoffmann erhielt laut Briefbuch auf den letzten Brief

Keine Antwort!

Auch ſonſt herrſchte in dem Zeitraum von Frühjahr 1804 bis Frühjahr 1806

Zwey-Jährige Stille![1]

Erſt im Sommer 1806 machte Hoffmann wieder einen Verſuch, außerhalb der polniſchen Provinzen in die Oeffentlichkeit zu gelangen; ſ. den folgenden Abſchnitt.

21a.

[1] Es ist, als ob Hoffmann mit diesem Seufzer im voraus die überscharfsinnigen Combinationen habe zurückweisen wollen, die hundert Jahre darauf ihm die Autorschaft der 'Nachtwachen von Bonaventura' (Penig, Dienemann, 1805) zuschieben möchten.

22. An den Schauſpieler
Heinrich Eduard Bethmann in Berlin.
Mit dem 'Kanonikus von Mailand' und der folgenden Nummer.

(Nach dem Concept im Briefbuch[1].)

Warſchau D. 28 Junius 1806

Ew. WohlGebohren erhalten, wie es mir bekannt iſt, den größten Theil der dramatiſchen Arbeiten, welche dem K[öniglichen] N[ational]T[heater] eingeſendet werden, zur Durchſicht und Ihr Urtheil entſcheidet dann für oder wider die Aufnahme; an Ew. WohlGeb. wende ich mich daher mit dem beyliegenden von mir komponirten Singſpiel: der Kanonikus von Mayland, welches ich Ihnen mit der ergebenſten Bitte überſende, es, ſollte es das Glück haben Ihren Beyfall zu erhalten, der Direction zur Aufführung zu überreichen. —

Auf die kleine Muſik lege ich keineswegs einen beſondern Werth, indeſſen[2] glaube ich, daß der leichte gemüthliche Humor welcher in dem Stücke herrſcht, darinn auf-

---

22.

[1] Ueberschrift:

An
den Schauſpieler
Bethmann
in
Berlin.

[2] Zuerst: Ohne auf die Muſik einen beſondern Werth zu legen

gefaßt, das Kreuz und Queerſpringen der neueren franzöſirenden Komponiſten aber vermieden iſt, und dies verbunden mit dem Umſtand, daß die Aufführung durchaus keine in Betracht kommende Koſten verurſacht, an Nachſpielen auch übrigens kein großer Ueberfluß iſt, läßt mich hoffen, daß der Kanonikus von Mailand dazu dienen kann, die Direktion und das Publikum zur Aufnahme bedeutenderer Compoſitionen von mir geneigt zu machen. — Das unbeſchränkte Vertrauen, welches ich in Ew. WohlGebohren als Kunſtrichter von reifer Einſicht, den nicht der Nahme, ſondern nur die Sache intereſſirt, ſetze, ließ mich Hrn. Capellmeiſter Weber mit meinem Anliegen übergeben und eben dieſes Vertrauen läßt mich auch die Bitte an Ew. WohlGeb. wagen, jeden Nachtheil, den mir und meinem Werke dieſes Uebergeben verurſachen könte, gütigſt von mir abzuwenden — Wie gerne träte ich Ew. WohlGebohren perſönlich näher, indeſſen kann ich mich nur auf Hrn. Robert, vorzüglich aber auf meinen Freund Werner beziehen, der das Glück hat Ihres Umganges zu genießen und der mich Ihnen beſſer bekannt machen wird, als es brieflich geſchehen kann. Nur etwas ſehr unbedeutendes, worauf es wahrlich nicht ankommen kann, wird er vor der Hand Ew. WohlGeb. nicht ſagen — meinen Nahmen! Der beyliegende Brief, den Ew. WohlG. gewiß Wernern ſo bald als möglich einzuhändigen die Güte haben[3] werden, wird übrigens ihn von ſelbſt auf mich und meine Compoſitionen führen. —

Sollte mein Singſpiel von der Direction angenommen werden, ſo hätte ich nur zu bitten

> daß die Aufführung binnen 3 Monathen ſtatt finden möchte,

und bemerke ich Rückſichts des Honorars nur daß ich die Partitur für [4] gern überlaſſen würde.

Mit der ausgezeichnetſten Hoch pp

---

[3] Zuerst: einhändigen

[4] Offengelassen.

23. An Zacharias Werner. (1.)

Als Einſchluß in der vorigen Nummer.

(Nach dem Concept im Briefbuch¹.)

[28. Juni 1806.]

Liebſter Werner!

Wahrſcheinlich geben Sie Ihren Freunden nichts geſchriebenes von Sich zu leſen, weil unter dem Artikel: gedruckte Sachen, als da ſind Zeit[ungen für] Elegante Welten, Freymuthige pp. ſo viel von Ihnen zu leſen iſt, und thun in der Art gut daran, als Sie dadurch die Fantaſie Ihrer Freunde in W[arſchau] (elende Provinzialiſten, die in Schmierſtiefeln die Aviſen leſen und Schnaps trinken, wenn der Dichter in der Hauptſtadt unter den Linden ſpazieren geht und die Weihe der Kraft² von allen Ecken hundertfältige Reflexe auf ſein weißſeidenen Strümpfe . . .³ wirft) in gehörigen Schwung ſetzen, welche aus den Zeitungs-Nachrichten alle specialissima . . .⁴ herausfinden, und ſo über Ihr Leben, Thun und Treiben eine Compoſition liefern, welche ſo beruhigt wie ein Schluß in der Tonica und im modo authentico. Von dieſem Gleichniß, welches Sie verſtehen müſſen, da Sie in K[önigsberg] beym Organiſten Richter⁵ das Clavier gelernt haben, komme ich natürlich auf die Muſik, und auf mich ſelbſt, Ihren Freund im Singular. (Schmierſtiefel und Schnaps waren oben der Plural)

23.

[1] Ueberschrift:

An
Wernern
in B.

[2] War am 11. d. M. zum ersten Male aufgeführt, mit Musik von Bernhard Anselm Weber. (Diese und die folgenden Theaternotizen nach Schäffer's und Hartmann's Statistik über 'Die Königlichen Theater in Berlin' [Berlin 1886].)

[3] Etwa einsilbiges Wort

[4] Zwei Häkchen über der Linie

[5] Zuerst: bey Richtern

— Ich bin kein luſtiger, ſondern wie es die Leute in W[arſchau] auch bey den luſtigen bemerken wollten, ein trauriger Muſikant, der hinter dem Ofen ſizt und muſikaliſche Exerzitien ſchreibt, welches ganz gut iſt aber auf die Länge etwas ennuyirt. Sie wiſſen liebſter W[erner] daß manche Leute mir zu jenen Exercitien ordentliche Themata gegeben haben z. B. wie ſingt ein alter Preuße wenn er mit Geheul den Keul ſchwingt? pp Ich ſezte mich denn hin, ſchrieb viele Noten und — Kurz und Gut, jezt hat mich vorzüglich auf Anregung eines gewiſſen Mannes den wir beyde kennen, ein furor ergriffen auf berühmten Theatern mit wichtigen Compoſitionen zu glänzen, und Hr. Bethmann, der Ihnen dieſen Brief giebt, wird Ihnen ein von mir komponirtes Singſpiel zeigen, deſſen Dichter, wie Sie Sich aus dem Manuſkript überzeugen werden, der bekannte Rohrmann iſt und welches ich durchaus auf die B[erliner] Bühne bringen will. — Unterſtüzen Sie dieſen Plan aber verſchweigen Sie meinen Nahmen, damit ich mit völliger Ruhe und Gelaſſenheit ausgepfiffen werden kann — Gegen B[ethmann] und I[ffland] können Sie mich auf eine beſcheidene Art rühmen z. B. Mozart und Gluck wären nicht einen Pfifferling werth gegen mich geachtet — ich hätte zwey Polonaiſen gemacht, ſo was ſollte man nur ſuchen im Don Juan und in der Iphigenia u. ſ. w. — Im Ernſte aber, liebſter W[erner], vielleicht kan nicht[6] ein gutes Wort von Ihnen zu rechter Zeit geſprochen mich etwas weniges aus dem Schlamm ziehen . . .[7]. Uebrigens gebe ich nicht viel auf den Kanonik[us] und meine nur, daß es mit einem ſolchen Stück als debut noch am erſten geht. Will mir B[ethmann] antworten, ſo würden Sie wohl den Brief couvertiren. —

---

[6] *Sic!*

[7] Etwa zweisilbiges Wort eingefügt, vielleicht helfen

Was macht der Waidewuth? — Glückliche Zeit, als ich noch der Advocatus diaboli war, ich habe das Patrocinium verlohren, und es geht dem armen Teufel von Teufel ſchlecht; muß er ja doch leiden, daß ihm die Dokter Luther Tintenfäſſer an den Kopf werfen. —

Ich muß ja doch wohl aufhören zu ſchreiben — es iſt mir ſo als ſtänden Sie ſchon wie ehemahls an der Thüre um mich zu verlaſſen, und nun fiel noch dort oder dort ein Funke, der zur Flamme entbrannte, die noch auslodern mußte, ehe wir ſcheiden konten — Nichts mehr — nichts mehr! —

Meine Frau grüßt Sie herzlich

Ihr

24. Werner an Hoffmann. (2.)

(Nach der fragmentariſchen Abſchrift im Briefbuch[1].)

[8. September 1806.]

Ihr Schreiben vom Juny cum annexis habe ich durch die bis jezt

---

24.

[1] Ueberschrift: Werners Antwort vom 8 7br: 1806

25. An den inactiven Aſſeſſor Eduard Jtzig in Potsdam. (1.)

(Nach deſſen Abdruck 1823, die Beilage nach dem Original.)

Warſchau den 20ten April 1807.

Bald nachdem Sie abgereiſet waren, wurde ich wieder kränker, und mußte die Stube hüten; am Ende fuhr mir der KrankheitsStoff überall heraus, ſo daß ich Abends einen phosphoriſchen Glanz um mich verbreitete, weshalb der Doktor anfing, mit allerley Mitteln mein Blut zu reinigen, womit er noch jezt beſchäftigt iſt. Darüber hat ſich der Beſtand meiner Kaſſe ſo verringert, daß ich an eine Reiſe nicht denken kann, und um ſo mehr ſitzen bleiben muß, als ich außer Stande bin, hier Geld aufzutreiben, ungeachtet der JuſtizRath K[auſch][1], der leider ſelbſt kein baar Geld hat, ſich erboten, jeden Schuldſchein von mir als Selbſtſchuldner zu unterſchreiben. — Hier haben Sie, mein theuerſter Freund, in einem Athemzuge, alle Odiosa, welche mich in Warſchau feſthalten, und, ob ich demungeachtet alle Seegel aufſpannen ſoll, um fort zu kommen, ſoll ganz von ihrem freundſchaftlichem Rath abhängen, da Sie jezt Sich

---

25. [1] Ergänzt aus Nr. 28 (S. 28 Z. 10).

Selbſt überzeugt haben werden, in wie fern es mir möglich ſeyn dürfte, in Berlin den Anfang zu einem weitern Fortkommen zu machen; — ganz vorzüglich aber, ob ich, auf dieſe oder jene Art, in Berlin, meinen nothdürftigen Unterhalt finden würde; von ihrer Freundſchaft, die ſich ſo oft für mich geäußert hat, erwarte ich hierüber gütige genaue Auskunft, um meine beſtimmte Maaßregeln darnach ergreifen zu können! —

Mit erneuter Kraft und mit einem Humor, der mir ſelbſt unbegreiflich iſt, arbeite ich jezt an einer Oper, von der ich wünſchte, ſie wäre die erſte, die von mir auf irgend einem großen Theater erſchiene, denn ich fühle es zu ſehr, daß ſie alle meine übrigen Compoſitionen hinter ſich laſſen wird! — Der Text iſt kein anderer, als Calderons: die Schärpe und die Blume. — Der Himmel hat mich bis jezt mit einer ganz unglaublichen Blindheit geſtraft, daß ich die gebornen Arien, Duetts, Terzetts pp in dem herrlichen Stück, nicht geſehen habe, in der Krankheit iſt mir ein Licht darüber aufgegangen. Mit ganz geringen Abänderungen, Abkürzungen, und faſt unbemerkbaren Einſchiebſeln, hat ſich das Schauſpiel von ſelbſt unter meinen Händen zur Oper geformt. — Das komiſche des Stoffes iſt ſo höchſt poetiſch, daß die Muſik dazu nur ſo gegriffen werden kann, wie in Mozarts Cosi fan tutte und Figaro, und das iſt mir denn nun gerade recht. Seit der Zeit, daß ich componire, vergeſſe ich oft meine Sorgen, — die ganze Welt, denn die Welt aus tauſend Harmonien geformt auf meiner Stube, an meinem Clavier, verträgt ſich mit keiner andern außerhalb, — in dieſer andern außerhalb regnet es eben jezt ſo ganz erſchrecklich, daß wir in Warſchau bald mit Gondeln durch die Straßen fahren werden, welches der Protonotorius K[rieger] nie thun wird, nicht aus Furcht zu erſaufen, ſondern aus angeborner Scheu, etwas ungewöhnliches zu thun. —

Wegen des Canonicus von Mayland, thun Sie nur keine weitere Schritte, denn es würde ſich nicht der Mühe lohnen[2], und die Muſik hat viele ſchwache Stellen.

Schreiben Sie mir um's Himmelswillen, was ich thun ſoll, ich begebe mich ganz unter Ihre Curatel, denn ich weiß, Ihr Rath iſt beſſer, als alle meine Entſchlüſſe ins Blaue hinein. Ihrer ganzen Familie empfehlen Sie mich auf das angelegentlichſte.

Sydow reiſet heute mit der Poſt ab, — Loeſt wird auf der Reiſe nach Paris, nächſtens in Berlin eintreffen. Adio!

[Anlage:]

Ein in die *Form* gebrachtes Quintett
[aus der genannten Oper].

Liſida, Cloris, Niſa treten auf.

Wie ſo lieblich ſteht im Freyen
Dieſer Blumenhoff des Lenzen,
Bunte Farben, friſches Glänzen
Sieht man ſchon die Hand des Maien
Allen Gegenſtänden leihen!

Ponlevi. Herr, fürwahr recht holde Damen.
Treten wir ein wenig näher!

Enrico. Durch die Schleier brennen Späher,
Die den Sinn gefangen nahmen. —
(näher tretend) Schöne Damen! —

Cloris. Weh mir! ah!
Iſt das nicht Enrico? — ja!

---

[2] So im dritten Druck 1839 im SdS III 264; der erste und zweite Druck haben es würde nicht der Mühe belohnen.

Liſida. Augen, was iſt's das ihr ſeht?
Er iſt's, doch Eur Sehnen ſpäht
Hoffnungslos: warum nicht ruhn
Laßt ihr mich? Mein Herz mag nun
Nur der blinde Gott entſeelen.

Enrico. Augen, was iſt's, das ihr ſeh't,
Iſt ſie's hier von mir erſpäht?
Liebe läßt mich nimmer ruhn,
Den verwirrten Sinn wird nun
Zweifel, Furcht und Hoffnung quälen.

Ponlevi. Liebe läßt ihn nimmer ruh'n,
Den verwirrten Sinn wird nun
Zweifel, Furcht und Hoffnung quälen.

Cloris. LiebesGlut, warum nicht ruhn
Läßt du mich? — mein Herz mag nun
Nur der blinde Gott entſeelen.

Niſa. Gehn wir fort, um zu verheelen,
Wer wir ſind!

Liſida, Cloris. Das woll'n wir thun!

(Liſida, Cloris, Niſa treten an die andere Seite des Theaters, Ponlevi, Enrico bleiben entfernt ſtehen.)

Zu fünfen.

Wie ſo lieblich ſteht im Freien
Dieſer Blumenhof des Lenzen,
Bunte Farben, friſches Glänzen
Sieht man ſchon die Hand des Maien
Allen Gegenſtänden leihen.

26. An Itzig. (2.)

(Nach dem Original.)

[28. April 1807.]

Recht herzlichen Dank, mein theuerſter Freund! für Ihren lieben Brief vom 17t d. M. der mir bewieſen hat, daß Ihre Freundſchafft für mich fortdauert! — Gerade meinen Wünſchen angemeſſen iſt es, daß der Canonicus die Berl[iner] Bühne nicht betreten hat; die Partitur kan bey Ihnen in deposito bleiben, nur laſſen Sie Sich noch den Text, den ich von Rohrmann geſchrieben beygelegt habe, herausgeben! —

Wahrſcheinlich werden Sie jezt meinen Brief den ich Ihnen einige Tage vor der Ankunft Ihres Briefes ſchrieb erhalten haben, und Sich mit mir wundern, daß Ihr Brief ſchon gewiſſermaſſen eine Antwort auf meine dringende Anfrage wegen meiner Reiſe nach B[erlin] enthält, ich bitte indeſſen, in Ihrem nächſten Briefe dies Thema noch etwas auszuführen. Ihre Äuſſerung wegen des Anerbietens eines Aſyls hat mich mit freudigen Hoffnungen erfüllt, und ich begebe mich Rückſicht meines Anfanges gänzlich unter Ihre Curatel.

Mein Werk rückt ſtark vor, und der Gedanke etwas ſehr gutes zu liefern hebt mich hinweg über manche Bedrängniſſe der Gegenwart. — Wie gern würde ich [mich] mit Ihnen und W[erner[1]] recht ausſprechen über den herrlichen poetiſchen Stoff, über die Gemüthlichkeit, die ſich vorzüglich im erſten Akt bei dem Erſcheinen der Damen über das Ganze verbreitet, indeſſen werde ich, wills das Schickſal, das alles künftig nachholen können und zwar mit der fertigen Partitur auf dem Clavier. Ganz herrlich iſt es auch, daß ich

---

26. [1] Ergänzt vom Empfänger.

keine gewöhnliche LiebhaberRolle im Stück habe, denn Enrico iſt es durchaus nicht — Ottavio zu unbedeutend eingreiſend — er iſt nur da, um ſich zu ärgern und ſich mit Enrico zu ſchlagen. — Des Herzogs Sonnett habe ich komponirt, Liſida's Sonnett hingegen ausgelaſſen, weil ein Wagſtück ſelten zweymahl gelingt —

Sagen Sie W[erner], daß ich noch immer darauf rechne, daß er, wenn ich erſt einigen Ruf haben werde, mir den Fauſt machen wird; wenn er es auch nicht thun will, ſo mag ich doch die LieblingsIdee nicht aufgeben, indem ich in mancher Stunde ſchon am Clavier für den Fauſt komponire — Gewiſſe Fantaſien werden nehmlich von einer gewiſſen unbekanten Stimme die ich ſehr deutlich höre ſo rubrizirt: für den Fauſt! — Da habe ich Ihnen nun viel viel von meinem Werk und meiner Kunſt geſchrieben, indeſſen: wovon das Herz voll iſt pp Jezt ſeze ich noch hinzu, daß wir jezt das ſchönſte FrühlingsWetter haben, und daß ich darauf hoffe, daß es bald grün werden wird, damit ich wieder in der ſchönen Lazenker Allee auf neue Melodien ſinnen kann! —

Wie es doch nur in Dresden, Leipzig, überhaupt in Sachſen ausſehen mag, ob man wohlfeil lebt, ob man Ausſichten hat etwas mit der Kunſt zu machen u. ſ. w.?

Der Himmel gebe nur, daß ich[2] W[arſchau] erſt verlaſſen kann.

Schreiben Sie mir bald wieder und grüßen Sie recht herzlich ihre Familie und meine Freunde G[roote[3]] und W[erner[4]].

Meine Frau befindet ſich wohl in P[oſen] und iſt zuweilen ſtärker in der Hoffnung als ich, es freut mich auch über alle Maßen daß ſie in ſtarker und nicht in guter Hoffnung iſt.

---

[2] Zuerst: Der Himmel helfe mich mit uns [3] und [4] Wie 1.

Nochmahls Adio, mein Herzensfreund! und denken Sie an

W. Ihren

Den 28 Aprill 1807. H.

Einen Zettel von Preuße lege ich bey.

27. Itzig an Hoffmann. (3.)

(Nach ſeinem Bericht 1823.)

[30. April 1807.]

[Da ihm Berlin „damals [zur Zeit der franzöſiſchen Occupation] wenig geeignet ſchien, um einen Künſtlerlaufbahn dort zu beginnen", empfiehlt er Hoffmann „Wien in dieſer Beziehung" und ſendet ihm „Empfehlungen an vielgeltende und Kunſtverſtändige dortige Verwandten".]

28. An Itzig. (4.)

(Nach dem Original.)

[14. Mai 1807.]

Ihr lezter Brief vom 30^{t} Aprill, mein theuerſter Freund! iſt mir ein voller Beweis daß Sie Sich für mein Wohl und Weh ernſtlich interreſſiren, was aber das ſonderbare bey der Sache iſt: wäre der Brief einige Tage ſpäter gekommen, ſo hätten Sie von mir einen Brief erhalten mit der dringenden Bitte um Addreſſen nach Wien, und ſo wäre zum zweiten mahl ihr Brief ſchon eine anticipirte Antwort auf meinen Brief geweſen. — Ohne das günſtige des Lokals ſo zu kennen, wie Sie es mir nun geſchildert haben, ging ſchon mein ganzes Sinnen und Trachten nach Wien; es war eine Art Inſpiration, die mich wachend und traümend nur immer nach Wien verſezte und mich da meine Künſtler-

Laufbahn betreten ließ. Leider iſt indeſſen noch eine Haupt-Schwürigkeit zu überwinden, die mir in manchen trüben Stunden unüberwindlich ſcheint und die mich am Ende im Schlamme feſthalten wird bis ich darinn erſticke! — Von meinen dürftigen Umſtänden und deren Veranlaſſung ſchrieb ich Ihnen gleich im erſten Briefe, ich müßte daher jezt, ſo wie Sie es mir auch rathen, wenigſtens 500 rth, wenn auch größtentheils in Papieren, borgen um mich in mein Eden zu verſetzen und das iſt eine faſt unausführbare Sache. — Kauſch iſt der einzige, der meine Koenigsb[erger] Verhältniſſe, über die ich übrigens kein Papier beſitze, kennt, und dieſer hat ſich, da er ſelbſt ohne Geld zum verleihen iſt, erboten, jeden Schuldſchein von mir als Selbſtſchuldner zu unterſchreiben und doch gelang es mir vor etwa 4 Wochen nicht auch nur 200 rth baar Geld anzuleihen. — Es iſt ein einziger Mann hier, dem ich es zutraue, daß er mir aus der Verlegenheit helfen würde, allein eine beſondere Scheu und eine nicht ungegründete Furcht durch eine Bitte dergleichen Art in den erſten Wochen der Bekanntſchafft wider die Delikateſſe zu verſtoßen, verſchließen mir den Mund. Sie errathen leicht, daß dieſer Mann der J[uſtiz]R[ath] Küſ. iſt und daß irgend eine Mittelsperſon, dergleichen der alte Loeſt ein vortrefflicher war, der Sache den Ausſchlag geben würde; aber ſo ſitze ich nun, und brüte und brüte — vergebens über meinen Plänen! — Nach K[önigsberg] habe ich dreymahl geſchrieben aber keine Antwort erhalten, wahrſcheinlich ſind die Briefe gar nicht hingekommen. — Schon zum zweitenmahl in meinem Leben geht es mir ſo, daß ich im Begriff einzutreten von der Thüre abgewieſen werde, und es gehört wahrlich Muth dazu nicht für immer zu verzagen! Vielleicht iſt es Ihnen, der Sie offenbar in dergleichen Sachen mir an Einſicht weit weit überlegen ſind, möglich mir mit gutem Rath beyzuſtehen und mir durchgreifende Maaßregeln an die Hand zu geben. Bin ich nur erſt in W[ien,] ſo habe ich den guten Glauben, daß vorzüglich bey den ſo ſehr kräftigen Empfehlungen es mir nicht fehlſchlagen wird meinen Künſtler-Ruf zu begründen; ſollte ich auch nur zum Anfange Sachen von kleinerem Umfange ins Publikum bringen. — Mit Ihrem Briefe und den Addreſſen habe ich mich wie ein Kind! — ich trage ſie beſtändig bey mir — ziehe ſie heraus, leſe ſie auf dem Wege nach Lazenki, im Kraſ[inskiſchen[1]] Garten pp — ſie ſind jezt mein einziger Schatz, mein Heiligthum! — Ach Freund, wenn ich diesmahl wieder im Käficht bleiben muß, ſo iſt es um meine Kunſt, um mich geſchehen! —

Gäbe der Himmel, daß Ihre Pläne[2] recht bald ausgeführt ſeyn mögen, und ich freue mich herzlich, daß ſo gute Ausſichten dazu daſind; wie glücklich werden Sie Sich fühlen endlich einmahl das Relatio ex actis in S[achen] pp ganz vergeſſen zu können. —

Meine Oper rückt vor, und es wäre herrlich, wenn ich ſie vollendet nach W[ien] mitnehmen könte; indeſſen ſind meine Ouverturen, meine Simphonie und meine Meſſe hinlänglich, mich bey der compet[enten] Behörde als Componiſt auszuweiſen. —

Von politiſchen Ereigniſſen ſchweige ich natürlicher Weiſe ganz ſtill, ſie afficiren mich auch nicht mehr ſonderlich.

Antworten Sie mir ſobald als möglich, mein einziger Herzensfreund, Ihre Briefe gewähren mir Troſt und Aufheiterung! — meine Lage iſt wirklich ganz verdammt — Empfehlen Sie mich auf das angelegentlichſte Ihrer ganzen lieben Familie. — Ewig ewig

W Ihr aufrichtiger Freund und Bruder
den 14^{t} May 1807. H

---

[1] Ergänzt vom Empfänger.

[2] Die Begründung eines Verlages.

Berlin (II) 1807—1808

29. An Itzig. (5.)

(Nach dem Original, deſſen erſte Hälfte vernichtet iſt.)

[Berlin[1], Friedrichsſtraße 179[II], 1807.]

— Oetzel hat mich ebenfalls ſehr freundlich empfangen und hat alles nur mögliche für mich gethan, wiewohl leider vergebens. Schiavonetti fand die Sachen[2]: tres jolies, meinte, daß ſie durchaus geſtochen werden müßten, wollte ſich aber mit dem Verlage nicht befaſſen, weil man abwarten müſſe: comme les circonstances se tournent! Oetzel ging noch mit den Bildern zu Weiß, ich ging nicht mit hinein, ein böſer Wind entführte mich, und ich ſah' Oetzeln und meine Bilder nicht wieder — Oetzel iſt ein ganz herrlicher Menſch, dem ich, folgte ich meiner Neigung, nur zu oft läſtig fallen würde, da in ſeinem laboratorio ſonderbare alte Neigungen in mir erwachten. — Sowohl die M[adame] L[evi] als vorzüglich Uhden dringen darauf daß ich mich mit dem hieſigen Theater in Correſpondenz ſetzen ſoll — Uhden iſt nun wohl freylich der Mann, der viel bey I[ffland] für mich thun könte, indeſſen habe ich leider nichts vorräthig, und ich möchte faſt, daß mir I[ffland] ſelbſt aus dem reichen Vorrath[3] etwas von kleinem Umfange (1 Akt) vorſchlüge um den Debut zu machen — Morgen werde ich bey M[adame] L[evi] Zelters Be-

---

29.

[1] H. war am 18. Juni zusammen mit seinem Collegen Jacobi aus Warschau eingetroffen und wie dieser zunächst im 'Adler' in der Leipziger Straße abgestiegen.

[2] Vielleicht die 'Sammlung grotesker Gestalten nach Darstellungen auf dem K. National-Theater in Berlin'.

[3] Zuerst aus dem The

kantſchafft machen! — Sie ſehen, liebſter Freund, daß ich auf gutem Wege bin mit meinen Werken hervorzutreten, indeſſen bin ich während dieſer Praeliminarien in einem etwas ängſtlichen Zuſtande. — Warum ſoll ich es Ihnen nicht aufrichtig ſagen, da Sie es doch rathen würden — das wenige Geld, welches ich nach B[erlin] brachte, geht zu Ende, und das Fehlſchlagen jener Angelegenheit mit den Zeichnungen ſtürzt mich in eine nicht geringe nie gekannte Verlegenheit, indeſſen laſſe ich den Muth nicht ſinken, und arbeite nur daran mich gegen das Eindringen der ängſtlichen Sorgen ums Brod zu waffnen, um nicht die innere Kraft des Geiſtes, von der mein Leben und Glück abhängt, tödten zu laſſen! —

Bartholdy empfing mich geſtern in einem angenehm dekorirten Cabinett nach türkiſcher Art mit übereinander geſchlagenen Beinen auf einem Sopha ſitzend — er war recht herzlich und ich erlebte einen angenehmen Vormittag vor der Kataſtrophe mit den Zeichnungen, die N[ach]M[ittags] einbrach. — Heute wird Armida gegeben, gewiſſer Umſtände wegen, werde ich ſie ſchwerlich hören — alles bleibt der künftigen Zeit aufbewahrt. — Grüßen Sie herzlich Ihre liebe Familie, die Künſtlerin Mazinka und die intereſſante Julie. Bald erſcheine ich Ihnen und umarme Sie körperlich, ſo wie jezt im Geiſte. Ewig

Ihr treuer
H.

30. An Itzig[1]. (6.)

(Nach dem Original, deſſen erſte Hälfte vernichtet iſt.)

[1807.]

mit

zu nennen!! — Geſtern war ich von 7½ bis 8½ bey Mad.

30.

[1] Adresse auf der Rückseite quer (die abgerissene rechte Hälfte aus den folgenden Nummern ergänzt):

Levi, wo viele Leute Thee mit Rum tranken und vernünftige Geſpräche führten, von 9 Uhr bis $11^{1}/_{2}$ bey [Win]zer[2] eingeladenermaßen, wo wieder viele Leute Rum mit Thee tranken — ich lernte Bernhardi (hat ein hübſches Geſicht) Schleiermacher, vor allen Dingen aber den Componiſten Schneider kennen, der auf einem guten Wiener Piano gute Sachen ſpielte und mehrere Arietten von einer gewiſſen Madam Seebald abſingen ließ — die ganze Geſellſchafft trat ein paar mahl als Chorus ein, zB. mit dem Refrain „Als hätt' ſie Lieb im Leibe"! — Gern hätt ich geſehen oder gehört, wenn auch der Lebenslauf des Premier-Miniſters und Protektor der Akademie der ſchönen W[iſſen]ſchaften] u[nd] K[ünſte] Hrn. Grafen von Floh ſingender Weiſe vorgetragen worden wäre, es geſchah' aber nicht! — Zum Schluß eine Frage, deren ganz aufrichtige Beantwortung ich Ihrer Freundſchafft zutraue — möglich iſt es, daß ich etwas fürs hieſige Theater komponire wiewohl unwahrſcheinlich — Geſezt, ich ſollte nun aber raſch komponiren, würde es in Ihrem Hauſe Umſtände machen, mich ganze lange 8 Tage hindurch dort zu ſehen? — es wär mir nehmlich dann ein von Berlin entfernter Ort, der mir das gewährt, was ich in Ihrem Hauſe gefunden habe, höchſt wünſchenswerth — Sagen Sie nur — Nein es geht nicht! — denn daran denken Sie doch nicht, was man ſo: übel nehmen nent! — das iſt nicht mein Caſus.

Ihr

H.

Herrn
Regierungs=Aſſeſſor [Itzig]
Wohl[Gebohren]
[in]
der [Itzigſchen Lederfabrike]
bey [Potsdam.]

Siegel: Wappen.

[2] Die eingeklammerten Buchstaben sind mit abgerissen und von uns ergänzt aus Nr. 32 (S. 39 oben), Nr. 60 (S. 71 unten) und dem 51. Briefe an Hippel (Bd. I, S. 222 unten).

31. An Itzig[1]. (7.)

(Nach dem Original.)

Berlin den 22 Julius 1807.

Geſtern Morgen komme ich zum alten Freunde Julius v. Voß und das erſte, was mir ins Auge fällt, iſt eine dicke Partitur „Die ungebetenen Gäſte, eine komiſche Oper in einem Akt von J. v. V. in Muſik geſezt vom Kammer-Muſikus Schneider“! — Sie rathen daß dies eben mein Canonicus iſt, den Voß auch zur Bearbeitung auswählte und Schneider komponirte — ich bin recht belehrt worden, wie man kleine leichte Sachen, deren Inhalt ſich um einen luſtigen Einfall drebt, behandeln muß — es fängt mit einem feyerlichen Grave an, es komt darin vor eine Canonade, ein SchlachtGeſang, Sturm und Drang u. ſ. w. — Nun weiter! Voß erzählte mir, daß er lange vor dem Ausbruch des Krieges auf Schneid[ers] Verlangen den Text arrangirt, S[chneider] ſodann die Oper comp[onirt] und dem Theater zur Aufführung angeboten hätte ohne Nahmen des Dichters und des Componiſten zu nennen; Iffland hätte indeſſen des Inhaltes wegen, damahls die Aufführung abgelehnt, und Schn[eider] hätte ihn (den Voß) erſucht Partitur und Text zurück zu nehmen, welches denn auch geſchehen ſey. Eines Tages wäre S[chneider] erzür[nt zu Voß[2]] gekommen und habe ihm Vorwürfe gemacht, daß er die Partitur doch beym Theater gelaſſen habe, denn ein Canonicus ſolle ein-

---

31.

[1] Adresse:

Herrn
Regierungs-Aſſeſſor Itzig
WohlGebohren
in
der Itzigſchen Lederfabrike
bey Potsdam

Siegel: Wappen.

[2] Das eingeklammerte beim Oeffnen abgerissen.

ſtudirt werden. V[oß] ſey zu Web[er] hingelaufen und nun habe ſich die Exiſtenz eines zweiten Canonicus dargethan! — Die Urſache, warum meine Oper nicht aufs Theater kam, iſt daher die unangenehme Colliſion mit einem hieſigen beliebten Comp[oniſten] und nicht eine Kabale Webers, der, wie ich aus einigen Äußerungen von Voß ſchließe, meiner Muſik, für die ſich die Bethmann interreſſirte, den Vorzug gab. — Den Text der Oper Circe[3] hat Hr. Levi[n[4]], Verfaſſer der Sylphen[5], arrangirt und W[eber] iſt fortgereiſet um den Vorwürfen des Kabalirens zu entgehen. — Komt er nun zurück, ſo ſetze ich alles in Bewegung wegen der Schärpe und Blume — ich denke, es wird gehen — vielleicht auch nicht — In wenigen Tagen wird Circe gegeben![6] — Mein lieber beſter Freund, Werckmeiſter iſt ſchon hier oder komt in wenigen Tagen. Ihr Billett iſt veraltet und durch die Reiſen etwas unſcheinbar geworden, würden Sie wohl gütigſt ein dito Empfehlungs-Schreiben entwerfen und mir zuſenden? wie viel mir daran liegt, können Sie leicht denken! — So bald ich nur ein wenig hier ins Reine gekommen bin, mache ich von der Güte Ihres Vaters, dem ich mich auf das angelegentlichſte zu empfehlen bitte, Gebrauch und komme heraus um meine Oper zu vollenden, wozu es mir hier gänzlich an Ruhe fehlt. Ihrer lieben Frau und Schweſtern bitte ich mich zum freundſchaftlichen Andenken zu empfehlen — Adio für heute.

H.

---

[3] Ulysses und Circe, Singspiel in 3 Akten nach Calderons Idee, Musik von B. Romberg.

[4] Rahels Bruder, der spätere Ludwig Robert-Tornow.

[5] Die Sylphen, Zauberoper in 3 Akten nach Gozzi, Musik von Himmel, vom 14. April bis 30. Mai 1806 5 mal aufgeführt.

[6] Geschah am 27. Juli.

32. An Itzig[1]. (8.)

(Nach dem Original.)

[22. Auguſt 1807.]

Mein lieber theuerſter Freund!

Sie fanden mich bey Ihrem lezten Hierſeyn in einer etwas fatalen Stimmung — indeſſen müſſen Sie dieſe dem äußerſten Druck der Umſtände zuſchreiben — ich bin in einer Lage über die ich ſelbſt erſchrecke, und die heutigen Nachrichten aus Poſen ſind nicht von der Art mich zu tröſten — Meine kleine Cecilia iſt geſtorben und meine Frau iſt dem Tode nahe! — Aus einem dumpfen Hinbruten bin ich denn nun wieder ſo weit erwacht, um daran denken zu können, was ich thun muß um nicht in bona pace zu verderben — am liebſten wünſchte ich ein Unterkommen als MuſikDirektor bey irgend einem Theater und da wäre es wohl auch erſprießlich mich im ReichsAnzeiger auszubieten — wo kommt der ReichsAnzeiger heraus, was muß man thun um das Einrücken zu bewirken? — Geben Sie mir, beſter Freund, hierüber Auskunft und ſagen Sie mir, ob die anliegende Anzeige genugt oder was noch mehr zu ſagen oder wegzulaſſen ſeyn wurde! wie[2] ſoll ich die Addreſſe bezeichnen? Darf ich Sie bald in P[otsdam] beſuchen? — wie wohlthätig wurde mir Ihre Geſellſchafft jezt ſeyn — indeſſen müßte ich nicht laſtig ſeyn und das bin ich, ſolange

---

32.

[1] Adresse:

Cito

Herrn
RegierungsAſſeſſor Itzig
WohlGebohren
in
der Itzigſchen Lederfabrike
bey Potsdam

Siegel abgefallen.

[2] Nachträglich eingesetzt an Stelle eines Gedankenstrichs.

Ihr Haus ſo beſezt iſt wie jezt. Tauſend Empfehlungen an Ihre liebe Frau und Familie. — Baldige Antwort, beſter Freund! — Bey Winzer bin ich geſtern und vorgeſtern geweſen, habe ihn aber nicht getroffen. Auch will ich zu Werckmeiſter gehen um zu fragen ob er hier iſt. —

Geſtern Morgen glaubte K.[3], ich würde ſterben, ich bin aber am Leben geblieben. Bleiben Sie der Freund

Ihres

B. D. 22t August 1807. H

[Anlage:]

Jemand, der in dem theoretiſchen und praktiſchen Theil der Muſick vollkommen unterrichtet iſt, ſelbſt für das Theater bedeutende Compoſitionen geliefert und einer bedeutenden Muſikaliſchen Anſtalt als Direktor mit Beyfall vorgeſtanden hat, wünſcht als Muſickdirektor bey einem wo möglich ſtehenden Theater unterzukommen. Außer den genannten Kenntniſſen iſt er mit dem Theaterweſen und ſeinen Erforderniſſen völlig vertraut, verſteht ſich auf die Anordnung der Dekorationen und des Coſtums und iſt außer der deutſchen, auch der franzöſiſchen und italiäniſchen Sprache gewachſen. Sollte der Unternehmer irgend eines Theaters eines ſolchen Subjeckts benöthigt ſeyn, ſo bittet man ihn ſich in poſtfreyen Briefen an ______________________ zu wenden, wo er die näheren Bedingungen, welche auf jeden Fall billig ſeyn werden, erfahren kann.

---

[3] Vom Adressaten beim dritten Abdruck (1839) in „Kreff" [statt Koreff] aufgelöst

33. Stellengeſuch.

(Vgl. den vorſtehenden Entwurf. — Nach dem Original von Hoffmanns Hand; *das cursiv gedruckte von Itzig hinzugefügt.*)

[Spätſommer 1807.]

Anzeige
für das Eerſcherſche CommiſſionsComtoir in Leipzig
und für den Allgemeinen ReichsAnzeiger.

Jemand, der in dem theoretiſchen und praktiſchen Theil der Muſick völlig erfahren iſt, ſelbſt bedeutende Compoſitionen, die mit Beyfall aufgenommen wurden, geliefert und bis jezt einer wichtigen Muſikaliſchen Anſtalt als Direktor vorgeſtanden hat, wünſcht, da er ſeinen Poſten durch den Krieg verlohr, bey irgend einem Theater oder einer PrivatCapelle als Direktor angeſtellt zu werden. Er iſt mit der Anordnung der Dekorationen und des Coſtüms vertraut, kennt überhaupt das Theaterweſen in ſeinem ganzen Umfange, ſpricht außer dem teutſchen das franzöſiſche und italiäniſche, und iſt überhaupt nicht allein künſtleriſch ſondern auch litterariſch ausgebildet, er würde allſo auch mit Erfolg der Regie eines Theaters vorſtehen können. Jede nähere Verbindung mit ihm wird leicht zum Nachweis der gerühmten Talente führen, und um dieſe anzuknüpfen wendet man ſich in poſtfreyen Briefen an den *R. R. Hrn. Hoffmann in Berlin Friedrichsstraße N° 179.*[2]

33.

[1] Im Original ſteht die.

[2] Zuerst [das cursiv gedruckte von Itzigs Hand]: an den *R. R. H. unter Addresse des Herrn Dr. Phil. Oetzel* in Berlin *MohrenStraße* No 66. — Dann statt dessen: an den *R. R. Hrn. Hoffmann Direktor des Mus. Instituts in Warschau in Berlin Friedrichsstrasse N° 179.* Darauf kamen etwa Anfang November Aufforderungen aus Luzern und vom Grafen Soden in Bamberg; dieser trägt ihm auf, probeweise eine Oper und ein Melodram zu componiren (s. Nr. 37 (S. 46 oben) und den 51. Bf. an Hippel (Bd. I, S. 222 oben).

34. An Kühnel, Inhaber der Petersſchen Muſikalienhandlung in Leipzig.

Mit der folgenden Nummer.

(Nach dem Original.)

[27. Oktober 1807.]

Ew. WohlGebohren bin ich durch Herrn Itzig, der ſo eben von Leipzig komt und der die Güte hatte Ihnen in meinem Nahmen ein HarfenQuintett zum Verlage anzubieten, bekannt geworden, und ich eile eine Verbindung anzuknüpfen, die mir in jeder Hinſicht äußerſt angenehm ſeyn würde. Sie haben gegen das erwähnte Quintett in C moll, das gegründete Bedenken aufgeſtellt, daß er ſeiner Schwürigkeit wegen wenig geſucht werden würde, indeſſen iſt die HarfenParthie nicht allein auf dem Piano ſehr ausführbar, ſondern dieſes leztere Inſtrument macht auch, wie ich mich ſelbſt überzeugt habe, in dem Quintett eine ſehr angenehme Wirkung. Man könte daher ſagen: Quintett für die Harfe oder das Pianoforte pp und vielleicht würden Sie unter dieſer Modalität den Verlag des Quintetts, welches, wie ich glaube, wohl ſein Glück machen würde, um ſo mehr übernehmen, als ich übrigens die Beſtimmung des Honorars ganz Ihnen überlaſſe. Nach Hrn. Itzigs Anweiſung lege ich ein Verzeichniß ſolcher von mir komponirter Stücke bey, die ſich zum Verlage ſchicken wurden. Auf größere und vorzüglich auf KirchenSachen werden Sie Sich indeſſen wohl nicht einlaſſen wollen; dagegen iſt jezt offenbar ein Mangel an neuen Sinfonien und eben ſo giebt es viele Clavierſpieler, die indignirt von den leeren Tiraden der neuern Klavierkomponiſten, ſich nach etwas das im ältern Styl verbunden mit dem freundlicheren melodiſchen Schwunge der Neuern geſezt iſt ſehnen. — Ohne Vorliebe für meine Sachen, der reinen Wahrheit gemäß kann ich behaupten, daß die Sinfonie ad 1., welche oftmahls in dem Converſatorio in Warſchau aufgeführt wurde, eine große Wirkung gemacht und die Kenner befriedigt hat, und daß eben ſo die Clavier-Sonaten 7, 8 in dem eben erwähnten Styl geſezt und von guten Künſtlern mit WohlGefallen geſpielt worden ſind, beyde Sachen empfehle ich daher Ew. WohlGebohren ganz vorzüglich zum Verlage indem ich mich anzuweiſen bitte, ob ich ſo frey ſeyn darf ſie Ihnen zu übermachen. Die Sinfonie iſt nichts weniger als lang, der Aufwand des Stichs würde daher nicht zu groß ſeyn. —

Unglücklich genug bin ich geweſen ſo lange an einem Orte verweilt zu haben, der meinem Bekanntwerden um ſo mehr entgegen war, als eine günſtige Lage, und eine gute Ausführung meiner Compoſitionen mich vollkommen befriedigte und mich ein weiteres Eindringen in die Muſikaliſche Welt nicht ſehr angelegentlich ſuchen ließ; jezt hat der Krieg dies alles zerſtört, indeſſen bin ich für mein Bekanntwerden nicht beſorgt, da ich in Ew. WohlGebohren, nach allem dem was mir Hr. Itzig geſagt hat, den Mann zu finden hoffe, der ohne Vorurtheil nicht auf den Nahmen, ſondern auf die Sache ſieht und überzeugt iſt, daß *dieſe* den *Nahmen*, an dem der Hauſe hängt, unfehlbar ſchaffen muß. Ich bitte *dringendſt* um eine *baldige* Antwort und habe die Ehre mit der vorzüglichſten Hochachtung zu ſeyn:

Ew. WohlGebohren

Berlin
Friedrichsſtraße No 179 — ganz ergebenſter Diener
d. 27. 8br: 1807 — Hoffmann

Nach Ew. WohlGeb. gütigen mir durch Hrn. Itzig gegebenen Rathe, habe ich mich dem Hrn. v Rochlitz empfohlen, ich lege den Brief mit der gehorſamſten Bitte ihn baldigſt abgeben zu laſſen, bey.

[Anlage:]

InſtrumentalMuſik.

1. Sinfonie in Es dur für das große Orcheſter mit Pauken und Trompeten.
2. Ouverture in C dur } für das große Orcheſter.
3. Ouverture in D dur }
4. Ouverture in F dur, für die Kirche (beſtehend in einem Grave und einem darauf folgenden fugirten Satz).
5. Quintett für die Harfe oder das Piano in C moll.
6. Quintett für das Piano, 2 Violinen Bratſche und Baß in D dur.
7. Drey Sonaten für das Piano. (Sie ſind nach der ältern Art geſezt und beſtehen meiſtens nur in einer Introduzzione im langſamen Tempo und einem darauf folgenden Contrapunktiſch gearbeiteten Allegro. TonArten: B moll. F moll. C dur.)
8. Drey andere Sonaten den vorigen im Styl gleich.

VokalMuſick.

1. Missa solemne für das große Orcheſter mit Trompeten und Pauken.
2. Meſſe für 2 Soprane, 2 Violinen und Orgel (für ein NorbertinerNonnenCloſter in Pohlen geſezt).
3. Einzelne Motetten, ein Ave Maria, ein Salve regina und andere vierſtimmige kleine Parthien a capella, zum Theil leicht auszuführen.
4. Teutſche und italiäniſche Canzonetten und Duettinen.

35. An Friedrich Rochlitz. (Breitkopf & Härtel 1.)

Als Einlage in der vorigen Nummer.

(Nach Nr. 34 [Nachſchrift] u. Nr. 39.)

[27. Oktober 1807.]

[Auf Kühnels Rath empfiehlt er ſich ihm und bittet ihn, für ſein Bekanntwerden zu ſorgen.]

36. Kühnel an Hoffmann. (2.)

(Nach Kühnels Notizen.)

D. 4 Nov. [1807.]

Eigenſchaften d[es] Correktors — Stunden, ausge[nommen] Meſſe u[nd] Geſchäfte — Was comp[onirt] oder arrang[irt] — extra.

Gehalt, ohne Meßgeſch[enk] — 14 rth.

Ihnen etwas zulegen. Fernere Zulage, ſobald Sie 1 Jahr gearbeitet haben.

Meine Begegnung —

Ich gebe nicht Koſt u[nd] Logis. — Sie können ſich auf andere Art erwerben. — Ihre Beſchäftigung, Stand, Alter, Belege —

37. An Kühnel[1]. (3.)

(Nach dem Original.)

Berlin, Fridrichsſtraße No 179
D. 14 November 1807.

P. P.

Ganz gewiß würde ich Ihnen ſogleich das nähere über meine perſönliche Verhältniſſe geſchrieben haben, wenn ich

---

37.

[1] Adresse:
Herrn
Buch und Muſikhändler Kühnel
in
fr. Leipzig

Siegel: Wappen.
Ueberschreibung des Empfängers:
1807 Hoffmann
Nov. Berlin
D. —

nicht vorausſetzen durfte, daß Sie durch Hrn. Itzig ganz genau davon unterrichtet waren. — Ich bin, wie Sie Sich wohl nach dem Verzeichniß der von mir componirten Sachen, welches ich meinem lezten Briefe beylegte, vorſtellen können, in der Sezkunſt ganz erfahren, welches eine genaue Kentniß der Inſtrumente vorausſezt. Ich ſpreche außer dem teutſchen franzöſiſch und italiäniſch, und bin ſowohl litterariſch als künſtleriſch ausgebildet. Daß Sie es mit einem redlichen, thätigen Manne zu thun haben, darf daraus folgen, daß ich bis jezt den wichtigen Poſten eines Rathes bey der Preuß. Regierung in Warſchau bekleidete, den mir die Abtretung der Provinz an Sachſen geraubt hat. Nächſtdem war ich, wie es auch durch die Leipziger Muſikaliſche Zeitung bekannt geworden iſt, Director und CapellMeiſter des großen Muſikaliſchen Inſtitutes in Warſchau, und hatte als ſolcher das Amt die großen Muſiken zu dirigiren. Ich bin jezt 30 Jahr alt und verheyrathet aber ohne Kinder.

Hier haben Sie nun alles wahr und offen über meine Perſönlichkeit. — Zum Corrector wurde ich allerdings taugen und es ſollte mir höchſt erfreulich [ſeyn] mit einem humanen Manne wie Sie in Verbindung zu treten, aber aufrichtig geſagt, das Gehalt von 14 rth iſt ſo geringe, daß es, ſelbſt bey den eingeſchränkteſten Anſprüchen, nicht möglich iſt es annehmbar zu finden. Bin ich von 8 bis 12, und von 2 bis 7 Uhr beſchäfftigt, wenn ſoll ich dann noch für mich etwas verdienen durch Componiren und andere Arbeiten? — Zum Componiren bedeutender Sachen braucht man mehr als ein übriges Stündchen. — Ich fühle, daß ich mit meinen Kentniſſen einer Muſikhandlung als Corrector und als Commis äußerſt nüzlich ſeyn, und daß ich daher wohl auf etwas mehr Anſpruch machen könte, als auf einen Gehalt, der mich nicht nährt. Ganz Ihrer Humanität, und Ihrem Zutrauen zu den Zeugniſſen des Hrn. Itzig und anderer ſachkundiger Männer in Berlin, überlaſſe ich es aber, in wie fern Sie mir ein[en] etwas annehmlicheren Antrag machen wollen, indem ich nur bemerke, daß ſich mir Ausſichten in Lucern und Bamberg zu einer MuſikDirecktorſtelle geöffnet haben, wiewohl ich es vorziehen würde in Leipzig zu leben, und um ſo mehr mit Ihnen in Verbindung zu treten, als Sie allgemein den Ruf einer ausgezeichneten Liberalität haben. — Sie ſchweigen ganz davon, ob Sie es nicht mit einem Werke von mir als VerlagsStück verſuchen wollen — wenigſtens bitte ich Sie mir zu ſchreiben, ob ich Ihnen nicht wenigſtens eine Sinfonie oder ein Par Sonaten ſchicken darf — urtheilen Sie dann ſelbſt, ob es wohl verlohnen würde die Compoſitionen in Verlag zu nehmen oder nicht. Recht dringend erbitte ich mir eine baldige gütige Antwort um meine Maaßregeln darnach nehmen zu können. Sollten Sie geneigt ſeyn eine Verbindung mit mir anzuknüpfen, ſo würde ich vielleicht ſelbſt nach Leipzig kommen um das nähere mündlich zu verabreden. — Noch bin ich in Teutſchland unbekannt, indeſſen wird es mir über kurz oder lang gelingen durchzudringen — dann hätten Sie die gerechteſten Anſprüche auf die Werke des bekannten Componiſten, da Sie es waren, der das Werk eines zur Zeit unbekanten Comp. der Welt verlegte.

Hat Hr. v Rochlitz meinen Brief erhalten, noch habe ich keine Antwort erhalten.

Ihr

ergebener

Hoffmann

38. Kühnel an Hoffmann. (4.)

(Nach Kühnels Notizen.)

D. 26ten Nov. [1807.]

Ob kaufm[änniſche] Kenntniſſe? 20 rth. Buchhalter oder Diener — Erforderniſſe — Ordnung — viele Arbeit —

39. Rochlitz an Hoffmann. (Breitkopf & Härtel 2.)

(Nach Nr. 38 und dem 51. Brief an Hippel, Bd. I S. 225.)

[Ende 1807.]

[Sichert Hoffmann zu, ſich ſeines Bekanntwerdens anzunehmen, und verſpricht ihm insbeſondere einen ſachkundigen unparteiiſchen Recenſenten ſeiner Compoſitionen.]

40. Kühnel an Hoffmann. (5.)

(Nach Kühnels Notizen.)

D. 30sten Dec. [1807.]

Ich wünſche Antwort, da die Stelle nun offen wird. An Leuten fehlts nicht, ich muß einen Mann haben, den ich an die Spitze der Geſchäfte ſtelle. Je nützlicher, je mehr als Freund, je vortheilhafter ſoll ſein Gehalt werden. Einige Auskunft über Sie durch Maurer etc. würde in der Regel ſeyn. Weg[en] M[anu]ſkr[ipt]

41. Werner[1] an Hoffmann. (3.)

(Nach Funcks Abdruck 1836.)

[Weimar, etwa Neujahr 1808.]

Ich ſchreibe Ihnen nur, daß ich Ihnen herzlich gut, herzlich für Ihr Andenken verbunden bin, grüßen Sie Frau und Kind; *denken Sie auch ein bischen an Gott!* — Wenn ein Schauſpiel von mir (was noch ſehr proble-

---

41.

[1] Hoffmann hatte etwa Anfang December versucht, „die Composition der Musikpartie eines *Wernerschen Schauspiels*, das hier auf die Bühne kommen soll, zu erhaschen“ indem er an W. nach *Jena* schrieb (51. Bf. an Hippel, Bd. I S. 222 oben). W. antwortete nun aus *Weimar* (Hippel bei Dorow, Dsch. III 18), wo er sich vom December 1807 bis April 1808 aufhielt. Vgl. auch den 52. und 53. Brief an Hippel (Bd. I S. 225 unten u. 226).

matiſch) in Berlin geſpielt wird, ſo hat es zwar Muſik, kommt aber vor Februar nicht hin. Sie ſind mein Freund, Weber auch![2] Ich kann nichts entſcheiden und habe, wie ſich von ſelbſt verſteht, auf den casus quod sic, Ifflanden Alles anheim geſtellt. Seien Sie verſichert, daß ich Sie herzlich ſchätze, und wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, ſchließen Sie Sich an den braven und gemüthreichen Weber.

Ihr

Werner.

42—50. Empfang und Abſendung von Geſchäftsbriefen von Februar bis April 1808.

(Nach den Aufzeichnungen im Briefbuch.)

42. Von Naegeli (4): im Februar kommt ein „freundliches Schreiben vom 4. Februar".

43. An den Grafen Julius von Soden in Bamberg (1): 27. Februar deſſen Oper „Der Trank der Unſterblichkeit" „abgeſchickt."

44. An Naegeli (5): 15. März „Beyde Sonaten [deren Themata am 14. ins Briefbuch geſchrieben] abgeſendet nebſt dem HarfenQuintett aus C. minor" „in Gefolge" von Nr. 42.

45. Vom Verleger Henrich Gräff in Leipzig: 21. März „für die Zeichnung pohlniſcher Uniformen 12 rth Courant erhalten".

46. Von Soden (2): 28. März Antwort erhalten „auf den Brief vom 27. Februar".

47. An Soden (3): 29. März geantwortet.

---

[2] Vgl. S. 18 Note 2.

48. An den Theaterdirektor Cuno in Bamberg (1): am ſelben Tage.

49. Von Cuno (2): 16. April „Antwort erhalten wodurch das Engagement in Bamberg ſeine Gewißheit erhielt“.

50. An Cuno (3): am ſelben Tage „ſogleich geantwortet“.

51. An Rochlitz. (Breitkopf & Härtel 3.)

Mit den Trois Canzonettes und der handſchriftlichen Compoſition eines kleinen (Rochlitziſchen?) Liedes.

(Nach dem Original.)

[10. Mai 1808.]

WohlGebohrner Herr HofRath!

Es iſt eine lange Zeit verfloſſen, ſeit ich von Ew. WohlGebohren die freundliche Zuſicherung Sich meines Bekanntwerdens in der Künſtlerwelt gütigſt anzunehmen, erhielt; ich habe in dieſer Periode mit den drückendſten Verhältniſſen gekämpft und [bin] beynahe erlegen, bis ſich denn nun endlich ein Unterkommen für mich als Künſtler fand. Das Theater in Bamberg wird dieſen Sommer neu organiſirt und ich bin, empfohlen durch die Compoſition einer Oper, deren Dichter der ReichsGraf von Soden iſt, als MuſikDirector angeſtellt worden, gedenke auch in kurzer Zeit dahin abzugehen. Auch mit meinen Compoſitionen glückt es mir endlich hervorzutreten; Hr. Naegeli in Zürich nimmt Sonaten von mir, welche durchgehends thematiſch gearbeitet ſind, in das repertoire de clavecinistes auf, und eben jezt iſt auch eine Kleinigkeit von mir bey Werckmeiſter erſchienen. Es ſind drey Canzonetten mit italianiſchem und teutſchen Text welche ich Ew. WohlGebohren zu überreichen die Ehre habe.

Glauben Ew. WohlGeb. nicht, daß ich auf dieſe Compoſition einen beſondern Werth lege, indeſſen ſcheint es mir, daß der Geſang faßlich und die Begleitung einfach ſey, ich daher gewöhnliche Fehler jeziger Componiſten, welche im barocken Geſange und überhäufter Begleitung Originalität ſuchen, vermieden hätte. Sollten Ew. WohlGeb. an dieſen Canzonetten einigen Gefallen finden und ſie vielleicht der Bekanntwerdung durch die Muſikaliſche Zeitung werth achten, ſo würde mein innigſter Wunſch befriedigt. Ew. WohlGeb. verſprachen mir gütigſt, daß meine Compoſitionen einen der Sache kundigen unpartheyiſchen Rezenſenten finden ſollten, und dieſes Verſprechen begreift alle meine Wünſche in ſich und hebt jeden Zweifel, jede Beſorgniß, die ich wegen meines erſten Auftretens hatte. Möchten Ew. WohlGeb. nur überzeugt ſeyn, daß ich von jedem Eigendünkel weit entfernt bin und mich ein wahrer Eifer für die Kunſt, der den gerechten Tadel nicht ſcheut, beſeelt. —

Verzeihen Ew. WohlGeb., daß ich ſchon jezt den Wunſch offen äuſere, deſſen Erfüllung ich erſt dann, wenn mein KünſtlerRuf durch wichtige Werke begründet iſt, hoffen darf; es iſt kein andrer, als daß Ew. WohlGeb. Sich einſt entſchlieſen möchten mir ein von Ihnen gedichtetes Singſpiel zur Compoſition anzuvertrauen. Wie ſehr würde ich mich beeifern meine Muſik einem Texte, der ſich gewiß ſo ſehr von den gewöhnlichen Machwerken auszeichnen würde, an die ſchöne Muſik verſchwendet wurde, anzugleichen.

Erlauben Ew. WohlGeb. daß ich ein kleines Lied, deſſen Melodie ich ſo, wie ſie geſezt iſt, gleich bey dem Leſen der höchſt interreſſanten Verſe dachte, beylege, auf die[1] Rückſeite habe ich die AnfangsSäze der 3 von mir komponirten Sonaten die Hr. Naegeli ins repertoire einrücken will hingeſezt um jedem Mißverſtand vorzubeugen.

51.

---

[1] Im Original der (hingesezt steht auf der nächsten Seite)

Vielleicht habe ich in kurzer Zeit das Vergnügen Ew. WohlGeb. perſönlich die unbegränzte Hochachtung zu verſichern mit welcher ich die Ehre habe zu ſeyn

Ew. WohlGebohren
Berlin ganz ergebenſter Diener.
D. 10t May 1808. Der MuſikDirektor Hoffmann.

52—55. Empfang und Abſendung von Geſchäftsbriefen Mitte Mai bis Mitte Juni 1808.

(Nach den Aufzeichnungen im Briefbuch.)

52. **An [den Miniſter[1] Freiherrn zum] Stein** (1): 19. Mai „wegen 200 rth.“.

53. **Von Stein** (2): 20. Mai „100 rth. erhalten“.

54. **„Aus Königsberg“**[1]: 9. Juni „100 rth.“

55. **Von Naegeli** (6): 11. Juni „Antwort“ auf die Sendung vom 15. März. „Er rügt die Fehler in den Sonaten, bittet um Veränderung derſelben, beſtellt Trios, knüpft eine dauerhafte Verbindung an, und ſchickt einen Leipziger Wechſel auf 48 rth 21 ggr Species“.

52.

[1] War 15. März bis 26. Mai in Berlin (Lehmann, Stein, II 228, 260). Vgl. Bd. I S. 223.

54.

[1] Vielleicht auf Hippels Veranlassung, vgl. den 56. Brief an ihn, Bd. I S. 229 unten u. 231 unten.

Bamberg 1809—1813

Nr. 56[1], bei dem Schönfärber Kaſpar Schneider

56. An den Buchhändler Eduard Hitzig in Berlin (dem früheren Aſſeſſor Itzig: vgl. die Nrn. 25—32). (9.)

(Nach dem Original.)

Bamberg Den 1 Januar 1809
Zinkenwörth Diſtr. 1. No 56
bey dem Schönfärber Schneider.

Mein Lieber theurer HerzensFreund!

Was werden Sie von mir und von meinem Stillſchweigen denken! Keine Entſchuldigungen; am Neujahrs-Tage erkenne und bereue ich alle meine Sünden und was noch gut zu machen iſt, das geſchieht augenblicklich. Von Ihrer Freundſchaft innig überzeugt weiß ich daß meine Schickſale Sie recht ſehr interreſſiren und ich erzähle Ihnen daher alles wie es hier hergegangen iſt rein und offen! — Mein Eintreten in B[amberg] war von manchen höchſt unangenehmen Ereigniſſen begleitet, das unangenehmſte war aber, daß ich die Verhältniſſe bey dem Theater ganz anders fand als ich es nach den Briefen des Gr[afen] v. Soden erwarten konte. — Soden hatte nicht allein die Regie, ſondern die ganze Entrepriſe einem gewiſſen Heinrich Cuno abgetreten und ſich nach Würzburg zurückgezogen. Dieſer H. C. iſt ein unwiſſender eingebildeter Windbeutel, der bey der Organiſation des Theaters ſo übereilt zu Werke ging, daß in dieſem Augenblick das Ganze ſeiner Auflöſung nahe iſt, indem das Publikum nun nicht mehr dem abſcheuligen Unfug der hier auf dem Theater getrieben wird, ruhig zuſehen will. Wie ſchlecht ich mit meinem Enthuſiasmus für die wahre Kunſt und mit meinen Vorſchlägen und Plänen das Ganze nur zu irgend einem Grad von Vollkommenheit zu erheben angekommen bin, können Sie ſich bey jenen Umſtänden wohl denken; dies hat denn auch zur Folge gehabt daß ich bereits ſeit zwey Monathen mein MuſikDirectorat gänzlich aufgegeben und mich nur dazu verſtanden habe die etwa vorkommenden GelegenheitsStücke z. B. Märſche und Chöre in Schauſpielen u. dgl. zu componiren, wofür ich monathlich 30 fl erhalten ſoll aber nicht erhalte, weil die TheaterCaſſe bei der gränzenloſen Unordnung des Direktors fortwährend in den erbärmlichſten Umſtänden iſt. Um ſo unangenehmer ſind mir jene Theaterverhältniſſe, als es hier ein Publikum gibt, wie es ſich nur ein SchauſpielDirector, der wahre Ausbildung mit Geſchmack und Talent verbindet, wünſchen kann. ZB. die luſtigen Muſikanten gut gegeben würden hier recht ſehr gefallen, doch davon nachher ein mehreres! — Das war das ſchlechte — nun zu angenehmern Dingen. — Ich ſtand, da Soden in Würzburg iſt und der einzige, an den ich ſonſt empfohlen war, der Pr[äſident] Graf v. Seckendorf, ſich gar nicht um mich bekümmert hat, ganz allein hier; indeſſen ein glücklicher Zufall wollte es, daß ich ſchon im zweiten Monathe dem beſten Theil des Publikums bekannt wurde. An der Spitze dieſes Publikums ſteht der GeneralCommiſſar Freyherr v. Stengel, ein aüßerſt humaner und in der Kunſt ganz ausgebildeter Mann; Sie können denken, wie ich erſtaunte, als er bey der erſten Viſite die ich ihm machte, ſo tief in die Theorie der Muſik hinein gerieth, daß ich glaubte mit einem tüchtigen Kapellmeiſter zu ſprechen; nun gelang es mir bald meine muſik[aliſchen] Kenntniſſe geltend zu machen und ich erhielt in den erſten Haüſern als Singemeiſter Zutritt ſo daß meine Exiſtenz wenigſtens geſichert iſt, indem ich überall gut und prompt bezahlt werde. — Recht erfreulich iſt es mir geweſen hier im ſüdlichen Teutſchland ſo viel Empfänglichkeit für das wahre Schöne zu finden. Ueberall wo ich hinkomme, iſt Tiek ein gefeyerter Nahme, auch unſer Freund Werner hat hier ſein Publikum; im gräflich Rothenhanſchen Hauſe wo ich fünf Comteſſen im Geſange unterrichte, habe ich (mit welchen ſonderbaren Empfindungen können Sie ſich denken) den Attila[1] geſehen, und als ich meiner Verhältniſſe mit Wernern erwähnte, mußte ich erzählen was ich nur wußte aus ſeinem frühern Leben und von dem Gange, den ſeine Ausbildung genommen hat. Den andern Tag rollte ich ſein CrayonBild aus einander und ſagte: ſo ſieht er aus. Das Bild wurde gleich in Beſchlag genommen und eben jezt kopirt es Gräfin Gabriele, ein recht liebenswürdiges ſechszehnjähriges Mädchen. — Hört das Theater nun hier ganz auf, ſo erwerbe ich doch durch Unterricht und Compon[iren] mein nothdürftiges Brodt und werde das ſchöne Bamberg nicht verlaſſen, bis ich etwa ein fixirtes Unterkommen bey einer fürſtlichen oder königl. Kapelle finde, wozu ſich vielleicht nach den Verſicherungen meiner hieſigen Gönner eine Ausſicht öffnen könte. Unter andern (lachen Sie mich tüchtig

---

[1] Die beiden von H. bewohnten Bambergischen Häuser, Nr. 56 und Nr. 50, gehörten zum „Zinkenwörth“ (1. Distrikt, 1. Gassen-Hauptmannschaft); Nr. 56 ist jetzt Nonnenbrücke Nr. 2 (Die Bamberger Hof-Musik unter den drei letzten Fürstbischöfen. Festschrift … von E. Freiherrn von Marschalk. Bamberg, Hübscher. 1885. S. 44).

56.

[1] Hierzu eine Randbemerkung, die wir an den Schluß des Briefes setzen.

aus, liebſter Freund!) habe ich auch fürs hieſige Theater Verſe gemacht. Es hatte mit ihnen folgende Bewandniß. Die Tochter des hier reſidirenden Herzogs von[2] Bayern, Prinzeſſin von Neufchatel, deren Gemahl[3] bekantlich in Spanien iſt, iſt hier. Hr. Cuno beſchloß ihren Nahmenstag im Theater zu feyern und übertrug mir die Ausarbeitung eines Prologs. Ich warf ſo ein recht gemein ſentimentales Ding[4] zuſammen, komponirte ebenſolche empfindſame Muſik dazu — es wurde gegeben — Lichter — Hörner — Echos — Berge — Flüſſe — Brücken — Baüme — eingeſchnittene Nahmen — Blumen — Kränze nicht geſpaart, es gefiel ungemein und ich erhielt mit ſehr gnädigen Ausdrücken von der Prinzeſſin Mutter für die verſchaffte Rührung Jo Carolin, die gerade hinreichten mich hier ſo ziemlich[5] auf reinen Fuß zu ſetzen. — Bey einer gewiſſen Stelle im Prolog „Ich ging — ich flog — ich ſtürzt' in ihre Arme!“ (ein ungemein ſchöner Climax) umarmten ſich in der herzoglichen Loge weinend Mutter und Tochter, wobey das Publ[ikum] ziemlich ironiſch klatſchte[6]; nun hatte der Prolog auch dem Publik[um] gefallen und wurde für den andern Tag begehrt; die herzogl[ichen] Perſonen erſchienen in der Loge und umarmten ſich richtig, weinend wieder bey jener Stelle, worüber das Publikum viel in die Hände klatſchend ſeine Zufriedenheit äußerte. Mir ſchien es als ob dadurch ſich das Ganze, Theater und Publikum, auf eine höchſt vortreffliche Weiſe zu einer Aktion verband und ſo das fatale Verhältniß zwiſchen darſtellen und zuſehen ganz aufgehoben wurde; mir lachte das Herz im Leibe und ich hatte noch nicht einmahl die Jo Carolin ſondern nur etwelche gnädige Blicke ins

---

[2] rectius Herzog Wilhelm in B.

[3] der Marschall Berthier, Prince de Neufchâtel, später Duc de Wagram.

[4] im nächsten Brief „die Pilgerinn.“ genannt.

[5] Statt so ziemlich zuerst ganz.

[6] Dieser Relativsatz nachträglich eingeschoben (daher die Wiederholung des Wortes Publikum).

Orcheſter hinab erhalten. — Nun bin ich auch auf gewiſſe Weiſe bey dem Hofe introduzirt, ſinge im HofConzert und werde die Gemahlin des Herzogs Pius, ſobald ſie den Catharr verlohren hat, welches wie der HofMarſchall verſichert, ſich Mitte März zu ereignen pflegt, wo Sie (die Durchl[aucht]) auf der Terraſſe etwas weniges Sonnenſchein gnädigſt einzunehmen pflegen, im Geſange unterrichten —

Nun mein lieber HerzensFreund! — noch ein paar Angelegenheiten! — Nach meinem Contrakt habe ich noch ein Benifiz und muß dazu eine Oper komponiren; den Trank der Unſterblichkeit kann ich hier nicht aufs Theater bringen, da die Stücke von Soden höchſt verhaßt ſind, ich muß daher etwas andres wählen; Sie ſagten mir einmahl von einer neuen Edition des Tieckſchen Ungeheuers; wo iſt die Oper zu erhalten? — Können Sie ſie mir ſchicken, oder aus welchem Verlage kan ich ſie bekommen? — Hier ſind 2 elende Buchhandlungen und niemand weiß etwas davon; recht eilig möcht' ich komponiren, denn ſonſt, fürcht ich, iſt es mit dem Theater vorbey, ehe ich meine gewiß gute Einnahme erhalte.

Alsdann habe ich alles Erinnerns unerachtet von meinem Geſchäftsträger Krahmer nicht die mindeſte Nachricht; ſollte das mir noch gebührende Geld von Tettau nicht gezahlt ſeyn, ich kann mirs nicht denken! Hätten Sie wohl die Gefälligkeit einliegenden Brief Krahmern zu ſchicken und Sich gütigſt nach dem Fortgange des Geſchäfts erkundigen zu laſſen. Iſt das Geld gezahlt und könten Sie mir das neue Ungeheuer ſchicken, ſo könte Krahmer außer der kleinen Poſt die ich Ihnen noch reſtire, auch die Auslage für das Ungeheuer auszahlen. — Das noch zu erhaltende Geld iſt mir, da meine Einnahme ſehr geringe iſt und ich darauf gerechnet habe, äußerſt nöthig, und es iſt unrecht von Krahmer, mir davon wie es ſteht nicht einmahl Nachricht zu geben. — Sehen Sie etwa den Hrn. v. Herr oder andere von meinen Bekannten derſelben Art, ſo bitte ich Sie inſtändigſt ihm gar nichts von mir, oder allenfalls daß ich Bamberg verlaſſen hätte, zu ſagen, damit man gar nichts von mir ſpricht. — Dagegen empfehlen Sie mich ſehr im Elterlichen Hauſe, d[er] Madame Levi, Hrn. Levi ſo wie Hrn. Reimer u. a.

Ich hoffe daß Ihre liebe Frau, der ich mich ſehr empfehle, und Ihre kleine Familie geſund und wohl iſt. Meine Frau, die mit unſerer etwas beſchränkten aber ruhigen harmloſen Lage ſehr zufrieden iſt, grüßt Sie und Ihre liebe Frau herzlich. Vergelten Sie nicht gleiches mit gleichem ſondern ſchreiben Sie bald, ich gelobe feyerlich Beſſerung. Ewig unverändert

Ihr

Hff.

In dieſem Augenblick erhalte ich einen Brief von Krahmer mit Gelde; ich behalte daher den Brief an ihn zurück; wollten Sie mir das Ungeheuer dennoch ſchicken, ſo würde ich mit dem gröſten Vergnügen und dem innigſten Danke Ihnen die Auslage zuſenden; oder beſtimmen Sie wie es mit der kleinen Poſt zu halten iſt.

NB. der Attila von Stady iſt ein kurioſer Mann mit einer Naſe die immer krummer wird; was ſoll am Ende daraus werden! auch haben mir unterſchiedliche Schuppens[7] nicht gefallen.

---

[7] lateinisch geschrieben, also Plural eines Eigennamens Schoppe?

57. An Rochlitz. (Breitkopf & Härtel 4.)

Mit dem 'Ritter Gluck'.

(Nach dem Original.)

[12. Januar 1809.]

WohlGebohrner Herr HofRath!

Ew. WohlGebohren gegen mich geaüßertes gütiges Wohlwollen macht es mir zur angenehmen Pflicht Ihnen von dem weitern Fortgang meiner KünſtlerLaufbahn Nachricht zu geben. — So wünſchenswert mir meine Anſtellung als MuſickDirektor bey dem hieſigen Theater ſchien, ſo ganz anders fand ich doch die Verhältniſſe, und ich würde, wenn ich alles, was ſich ereignen würde, nur hätte ahnden können, großen Anſtand genommen haben, herzugeben. Graf Soden hat, wie Ew. WohlGebohren aus den öffentlichen Blättern bekannt ſeyn wird, die ganze Entrepriſe einem gewiſſen Heinrich Cuno abgetreten, dieſer aber die Organiſation des Theaters ſo ohne alle Sachkentniß und ſo verkehrt angefangen, daß in kurzem die völlige Auflöſung des Ganzen bevorſteht. — Zu einer guten Oper z.B. fehlt es an allen Erforderniſſen; an Sänger[n], Sängerinnen, Orcheſter u. ſ. w. Auf meinen Rath, wie das Ganze nur zu irgend einem Grad von Vollkommenheit zu erheben wäre, wurde nicht geachtet, und ſtatt auf meine Kentniſſe etwas zu geben fand es Hr. C[uno] ſogar anſtößig, daß ich mich nicht darauf einlaſſen wollte die Sänger mit der Violine zum Singen wie die Vögel zum Pfeifen abzurichten ſondern den Geſang kunſtmäßig beym Flugel einſtudiren wollte. Dies mit dem Umſtand, daß die Gage durchaus nicht richtig gezahlt wurde, ſo wie, daß ich alle meine Zeit ganz grundlos verſchleudern mußte, veranlaßten meine mehrere Entfernung vom Theater. — MuſikDirektor bin ich zwar geblieben, beſorge indeſſen nur die GelegenheitsCompoſitionen z. B. Märſche, Geſänge pp. die in Schauſpielen vorkommen, und die Compoſition der Ballette und bekümmre mich weder um das Einſtudiren noch Dirigiren, welches ich dem Conzertmeiſter Dittmayer überlaſſen habe. Für meine jetzige TheaterArbeit erhalte ich 30 rth Gage welches zu meinem Unterhalt nicht hinreichen würde, wenn ich mir nicht NebenEinkünfte durch den Unterricht im Singen, den ich in einigen der hieſigen erſten Häuſer ertheile und den man ſehr ſchäzt, verſchafte. Ueberhaupt iſt es mir gelungen das hieſige Publikum für mich zu intereſſiren ſo daß wenn auch das Theater einſtweilen ganz eingehen ſollte meine Exiſtenz geſichert iſt, und nur ein anderes gutes fixirtes Unterkommen könte mich von Bamberg entfernen. — In meiner jetzigen Lage habe ich Muße genug mich ganz **dem** zu überlaſſen, wohin mich meine ganze Neigung zieht; ich meine das Studium der Compoſition. — Auf das hieſige Theater habe ich keine meiner Opern bringen mögen, denn nur eine höchſt erbärmliche Ausführung konte ich erwarten, und die ſchlechte Wirkung wäre gewiß von dem größten Theil des Publikums dem jungen unbekanten Componiſten zugeſchrieben worden; Graf Soden wird indeſſen jezt wohl ſeinen Trank der Unſterblichkeit auf das Würzburger Theater bringen, welches beſſer als das hieſige organiſirt ſeyn ſoll, und ſo meiner Muſik Eingang verſchaffen. — Viel zu meinem Emporkommen wenigſtens bis zu einem ſorgenfreyeren Zuſtande hat ein Prolog den ich zum NahmensTage der ſich jezt hier aufhaltenden Prinzeſſin von Neufchatel nach Hrn. Cunos Anordnung dichtete und in Muſik ſezte beygetragen. Dieſer Prolog (die Pilgerinn.) gefiel, mußte auf Verlangen des Publikums wiederholt werden, und die Mutter der Fürſtin, Herzogin und Pfalz-Gräfin von[1] Bayern, ließ mir ein angenehmes Geſchenk

---

57. [1] S. S. 58 Note 2.

dafür zukommen, welches meinen häuslichen Zuſtand in Ordnung brachte. — Verzeyhen Ew. WohlGebohren meine Umſtändlichkeit, nur der Gedanke, daß Sie für die Kunſt ganz leben, und daß Sie daher wohl auch die Schickſale eines Mannes, der in die KünſtlerWelt eintritt, interreſſiren, konte mich beſtimmen Ihnen ſo viel von meinem hieſigen Thun und Treiben zu ſagen. —

Ich wage es einen kleinen Aufſaz, dem eine wirkliche Begebenheit in Berlin zum Grunde liegt, mit der Anfrage beyzulegen, ob er wohl in die Muſikaliſche] Zeitung aufgenommen werden könte? — Aehnliche Sachen habe ich ehmahls in oben erwähnter Zeitung wirklich gefunden zB. die höchſt interreſſanten Nachrichten von einem Wahnſinnigen, der auf eine wunderbare Art auf dem Clavier zu fantaſiren pflegte. — Vielleicht könte ich mit der Redaktion der Muſ[ikaliſchen] Zeitung in nähere Verbindung treten und zuweilen Aufſäze und auch Rezenſionen kleinerer Werke einliefern. Ew. WohlGebohren würden mich ganz außerordentlich verbinden, wenn Sie die Güte hätten Sich dafür zu interreſſiren und mich mit den Bedingungen unter denen es geſchehen könte bekannt machten. — Die Tendenz des beygelegten Aufſazes werden Ew. WohlGeb. gewiß nicht verkennen. —

Auf das angelegentlichſte empfehle ich mich Ew. WohlGebohren gütigem Wohlwollen und habe die Ehre mit der ausgezeichnetſten Hochachtung zu ſeyn:

Ew. WohlGebohren

Bamberg.
Zinkenwörth bey dem Schönfärber
Schneider. ganz ergebenſter Diener
d. 12 Jan 1809. Hoffmann.

Um eine baldige gütige Antwort bitte ich ganz gehorſamſt.

58. An den Violiniſten Morgenroth in Dresden.

(Nach dem Original.)

[26. Februar 1809.]

Mein liebſter theuerſter Freund!

Sie würden mir ſehr unrecht thun, wenn Sie glauben wollten, ich hätte Sie nur einen Augenblick vergeſſen, aber tauſend Unannehmlichkeiten und die beſtändige Hoffnung, Ihnen erfreulichere Dinge von mir ſagen und auch etwas für die Verbeſſerung Ihres Schickſals thun zu können, haben mich ſo hingehalten und mein überlanges Stillſchweigen verurſacht. Jezt hat die Sache ſo eine Art von Ziel erreicht und in wenig Worten melde ich Ihnen den tragikomiſchen Gang meines Eintritts in die Künſtlerwelt. —

Gleich den erſten Tag, als ich hergekommen war, merkte ich es dem Hrn. Unternehmer Heinrich Cuno an, daß ſein hoher Grad von Windbeuteley und Unkentniß die ganze Sache ſcheitern machen würde, und ſo iſt es denn auch gekommen; er hat in wenigen Monathen Bankerott gemacht und nach 6 Wochen hört das hieſige Theater auf. Das Orcheſter iſt erbärmlich, die Fagotts Kämme, die Hörner Brummeiſen und die Violinen Pappendeckel, dabey beſitzen die Herren Capelliſten des vorigen Biſchoffs,[1] dem die Muſik allemahl Leibſchneiden verurſachte, einen Dünkel ohne Gränzen und ſind nie vergnügter als wenn ſie eine Sache umgeworfen haben[2]. Ich habe daher ſchon ſeit langer Zeit der Direction des Orcheſters entſagt, bloß die Compoſit[ionen]

58.

[1] Christoph Franz Freiherr von **Buseck**, der letzte regierende Bischof von Bamberg. Ueber sein Verhältniß zur Musik vgl. **Marschalk** a. a. O. S. 12.

[2] Eine löbliche Ausnahme bildete, nach Kunz, der Trompeter **Warmuth**, zu dem Hoffmann bald darauf ins Haus zog; s. S. 68.

fürs Theater beſorgt und mit einer Gage von 30 fl vorlieb genommen. Auf dieſe Weiſe hatte ich Zeit nebenher zu componiren und im Geſange Unterricht zu ertheilen, welches mein Auskommen auch wenn das Theater aufhört und ich kein anderes Engagement finde, begründet, denn es lebt ſich hier ganz angenehm und ſpottwohlfeil. In dieſem Augenblick etablire ich unter höherm Schutz eine Singe-Akademie welche allein mir ſo viel einbringen ſoll, daß ich zur Noth leben kann. Sie mit Ihrer Violine würden hier als ein **Phoenix** und **rara avis** bewundert werden, denn der erſte und einzige Violinſpieler hier Hr. Conzertmſtr. Dittmayer ſpielt wenigſtens 12 mahl ſchlechter als Sie. Die Hoffnung, daß Sie wieder neben meinem Flügel ſtehen und losſtreichen ſollten, gebe ich noch gar nicht auf, und vielleicht kann eine Reorganiſation des Theaters und Orcheſters Sie noch mit Vortheil nach dem ſchönen wohlfeilen Bamberg bringen.

Es ſchlägt bald ſechs Uhr — ich muß ins Theater um in der Zauberflöte das Glockenſpiel zu handhaben, für diesmahl daher nur die Verſicherung, daß ich beſtändig an Sie denken und mit Herz und Seele ſeyn werde

Bamberg — Der Ihrige
Zinkenwörth No 50. — Hoffmann.
d. 26 Febr: 1809.

Meine Frau grüßt Sie auf das innigſte und freundlichſte. Die Bamberger Luft ſchlägt ihr an, ſie wird zu meiner Freude dick und fett.

59. An die Redaktion der Allg. Muſ. Ztg.[1]

(Breitkopf & Härtel 5.)

Mit recenſirten Muſikalien und zwei Recenſionen.

(Nach dem Original.)

Bamberg Den 15$^{\underline{\text{ten}}}$ Aprill 1809

Einer HochVerEhrten Redaktion der Muſikaliſchen Zeitung überſende ich die mir Anfangs März zugekommenen Muſikalien nebſt der ausführlichen Rezenſion der Wittiſchen Simphonien ſo wie einer kurzen Beurtheilung der Stumpfſchen Entr'Actes. Die Tuchſche Harmonie iſt ſehr unbedeutend, ich habe daher nichts darüber ſagen mögen, die beyden Quatuor von Haenſel und Dotzauer hatte ich aber wider Vermuthen nicht Gelegenheit gut ausführen zu hören, ich habe daher auch ihre Rezenſion unterlaſſen müſſen.

Nochmahls muß ich die lange Verzögerung meiner Rez[enſionen] mit meinen ſehr drückenden Verhältniſſen die mir alle Muße raubten entſchuldigen, indeſſen ändert ſich mit dem Eintritt des Sommers ſehr vieles darinn[2] und ich werde nun viel prompter ſeyn können. Die WinterKonzerte haben indeſſen jezt aufgehört und es würde Schwürigkeiten

---

59.

[1] Adresse:

An
Die Redakzion der Muſikaliſchen Zeitung
Abzugeben in der
Breitkopf und Haertelichen
Muſikhandlung
in
Leipzig

Nebſt 1. Packet ſignirt
H B H — Leipzig
mit gedruckten Noten 8 rth ſächſ: an Werth

Siegel: Wappen
Mit vielen fremden Aufschriften, darunter 6 mehrstellige Zahlen.

[2] S. S. 70, Note 1.

haben Simphonien u. dgl. gut ausführen zu laſſen, dagegen würde ich ClavierSachen ſo wie Sachen für den Geſang, ja ganze Opern im ClavierAuszuge oder Partitur ſo wie Kirchenſachen in eben dieſer Art um ſo gründlicher beurtheilen können, als es mir zu Gebothe ſteht wenigſtens die SingParthien auf der Stelle ausführen zu laſſen. Dieſe Rezenſionen würden mir auch zu allgemeinen Bemerkungen Anlaß geben, die auch dem nicht ganz muſikaliſchen Leſer nicht ganz uninterreſſant ſeyn dürften. Mir im Fall des Zutrauens ſolche Rezenſ[ionen] zu übertragen, erſuche ich E. HochVerEhrte Redaktion ganz ergebenſt und vorzüglich würden mir Partituren zu rez[enſirender] Werke ſehr willkommen ſeyn indem ſie das Studium ungemein erleichtern.

Mit dem was an dem Ritter Gluck geſchehen iſt, bin ich ſehr wohl zufrieden, nur habe ich den alten Italiäner mit dem gekrümten Finger ſo wie die Berliner Egoiſten nicht ganz gern vermißt, wiewohl ich mich gern beſcheide, daß die Züge des Gemähldes etwas zu grell aufgefaßt ſeyn mochten. Dagegen haben mich der zugeſezte geſchloſſene Handelsſtaat und die böſen Groſchen recht ſehr erfreut. —

Mein lebhafteſter Wunſch iſt E. HochVerEhrten Redaktion bey jeder Gelegenheit zu beweiſen mit welcher Liebe und Luſt ich Antheil an einem Inſtitut nehme, das ſo wohlthätig für die Kunſt wirkt, und ich werde nichts verabſäumen mich des mir ſo freundlich geäußerten Zutrauens werth zu erhalten. Recht bald ſehe ich neuen gütigen Aufträgen entgegen.

Hoffmann.

Nr. 50[1], bei dem Hoftrompeter Kaſpar Warmuth

60. An Hitzig. (10.)

Mit einem Briefe an einen anderen Berliner Bekannten und einer Anzeige.

(Nach dem Original.)

Bamberg Zinkenwörth No 50
den 25^{t} May 1809.

Mein Innigſt geliebter Freund!

Zürnen Sie ja nicht über mein langes Stillſchweigen, denn nächſt einer gewiſſen Brieffaulheit, die mir, wie ich es denn wohl zugeſtehen muß, von jeher angeklebt hat, lebe ich auch in ſolcher Geſchäfftigkeit daß mir die Zeit wie im Fluge vorubereilt und ich wenig Muße behalte um mit meinen Freunden ſo lange und ſo viel als ich es wohl wunſchte zu ſprechen. — Der leidige Krieg hat mir aufs neue viel Schaden gethan und einen großen Theil meiner Pläne und Hoffnungen zerſtört. Als noch Franzoſen und Oeſterreicher hier herum ſtanden, gerieth alles in Furcht und Schrecken ſo daß mehrere der erſten hieſigen Familien mit dem herzoglichen Hauſe den Ort verließen und noch nicht zuruckgekehrt ſind. So iſt nicht allein mein SingeInſtitut nicht zu Stande gekommen ſondern ich habe auch mehrere meiner Scolaren verlohren; nehmen Sie noch dazu daß mein TheaterGehalt ausblieb, ſo können Sie denken, wie es mir ſchwer wurde mich durchzufriſten indeſſen — es muß gehen und geht auch, da ich nun und nimmermehr: Relatio ex Actis u. ſ. w. ſchreiben darf und ſo die eigentliche Quelle alles Uebels verſiegt iſt. Jezt iſt hier alles ruhig, wir leben wie im tiefſten Frieden, und dies läßt mich auch die Verbeſſerung meiner Lage hoffen, wozu nicht viel gehört, da man wirklich hier ſo wohlfeil lebt als ich es mir nicht gedacht hatte. Ueberhaupt bin ich mit dem Orte meines Auffenthaltes ſehr zufrieden, da er ſich ganz dazu eignet ein ruhiges Künſtlerleben zu führen, welches mir meine gänzliche Entfernung von dem Theater jezt verſtattet und wozu mir die Eröffnung einer gewiſſen litterariſch künſtleriſchen Laufbahn eine nicht unangenehme Ausſicht darbietet. — Ueber beydes einige Worte! — Was zuerſt das Theater betrifft, ſo iſt es dabey dem ZeitGeiſte getreu ganz revolutionär zugegangen und mit einer Schnelle ſonder gleichen hat es die verſchiedenſten Perioden durchlaufen. — Schon im Febr: erklärte Hr. Cuno mit einem mahle der ganzen Geſellſchaft, daß er inſolvent ſey und das Theater aufgeben müſſe; den Regiſſeur des Schauſpiels Hrn. Opel an der Spitze movirte ſich die Geſellſch[afft] gegen dies Verfahren und es kam zu gerichtlichen Verhandlungen, die den ſaubern Herrn Direktor nöthigten die Vorſtellungen fortzuſetzen und die Admin[iſtration] der Caſſe einem aus der Geſellſchaft gewählten Committee zu überlaſſen — Daß hiebey auch nicht viel geſcheutes herauskam können ſie ſich denken, das ganze kam wieder ſeiner völligen Auflöſung ganz nahe, und nun traten die drey HauptGläubiger des Hrn. C. auf und ſprachen alſo: Wir müſſen, koſte was es wolle, Hrn. C. und ſein Theater erhalten, denn nur auf dieſe Weiſe können wir noch zu unſerm Gelde kommen, wir übernehmen daher die Direction und garantiren die Gagen den Sommer über mit 30 p. C. Abzug. Die armen Schauſpieler und Ihr Freund der Muſ[ik]Dir[ektor] in dieſer unglücklichen Zeit, wo die großen Opern mit obligaten Kanonen alles übertaüben, ſagten ja und das Ding ging aufs neue loß. Die neuen Direktoren zeigten ſich indeſſen bald dem ganz getreu was ſie ſind — knauſerten und knikten, machten tolle Streiche, wurden grob, ſo daß, wer noch auf eine andere Art ein Stück Brod erwerben konte, das Theater ganz verließ, wie ich es denn auch that, ſo daß mein Contrakt, in dem glücklicher Weiſe 6wöchentliche Aufkündigung bedungen war, vorigen Montag[1] ſein Ende erreicht hat und ich nichts weiter von mein[er] Carr[iere] übrig behalte als den Titel Muſ[ik]Dir[ektor], den ich für künftige Fälle conſerviren will. Die neue Direct[ion] beſteht aus einem Zuckerbäcker, einem Liqueurſieder und einem jüdiſchen Seidenhändler!! und damit Sie einen Begriff von dem Geiſte des neu organ[iſirten] Theaters bekommen, lege ich Ihnen ein Stück KomödienZettel bey mit der Szenerie der Teufelsmühle[2]. — Was nun meine artiſtiſch litterariſche Laufbahn betrifft, ſo iſt darinn ein nicht unbedeutender Schritt dadurch geſchehen, daß ich von der Redaktion der Muſik[aliſchen] Zeitung in Leipzig als MitArbeiter feyerlich auf und angenommen worden bin, welches übrigens natürlicherweiſe ganz unter uns bleibt. Sie können meinen Debut in No 20 (ni fallor) Februar sub titulo Ritter Gluck leſen; ein Aufſatz der Ihnen in mancher Hinſicht merkwürdig ſeyn wird, dem Sie es aber auch anmerken werden daß R[ochlitz] hin und wieder nach ſeiner Art gefeilt hat, welches ich geſchehen laſſen mußte, unerachtet es mir nicht lieb war. Das übrige von mir ſind Rezenſionen praktiſcher Werke die Sie nicht interreſſiren, finden Sie aber künftig zufällig einen Aufſatz über OpernTexte, ſo würdigen Sie ihn Ihrer Aufmerkſamkeit. Was

---

[1] Jetzt Schillerplatz 26 (Marschalk a. a. O. S. 43).

60.

[1] 22 Mai. H. hatte also spätestens Montag den 10. April gekündigt.

[2] s. am Schluß des Briefs.

meine praktiſche Arbeiten betrift d. h. Compoſitionen, ſo ſoll das Weſen jezt erſt recht angehen denn bis dahin habe ich furs Theater nicht komponiren ſondern Muſik ſchmieren muſſen zB. Alleg[oriſche] Ballette pp welches mir Zeit und Laune geraubt hat. —

Daß Ihre Geſchäfte, mein theuerſter Freund! ſo gut von ſtatten gehen, daß Sie Ihren Grundſätzen getreu bleiben und ſich um das beſſere in der ſchönen Litt[eratur] ſo hochverdient machen, das freut mich recht innig. Ihren Catalog habe ich Abſchriftsweiſe vertheilt und glaube dadurch manche Nachfrage bey Goebhardt veranlaßt zu haben. Wie ſchmerzhaft iſt es mir zur Zeit nichts auf die Reorganiſ[ation] meiner kleinen Bibliothek wenden zu können, indeſſen den Gozzi[3] muß ich haben; vielleicht bekomt ihn Goebhardt, wo nicht, ſo könte ich ihn vielleicht von Ihnen zugeſchickt erhalten und das Geld dafür an Goebh[ardt] zahlen; ſchreiben Sie mir daruber das nöthige. Den zweiten Theil des Spaniſchen Theaters[4] habe ich hier ſchon geſehen und durchblättert — Nach dem erſten Blick intereſſirt mich die Brücke von Mantible ganz vorzüglich —

Werner hat wie ich in den öffentlichen Blättern geleſen habe eine Penſion von 1000 rth vom Fürſten Primas erhalten — nun iſt ja ſeine Exiſtenz für immer geſichert, und ſein Genius könte frey ſich erheben, ob er aber jemahls mehr werden wird als er iſt, daran zweifle ich! — Sein kleinliches Verfahren gegen Sie, dem er doch ſein Aufkommen recht eigentlich zu verdanken hat, hat mich recht ſehr indignirt, wie er ſich gegen mich benahm, mag ich gar nicht rügen. — Winzers Schickſal hat mich erſchreckt, mich aber auch über die ſonderbare Verſtimmung, die ich immer an ihm bemerkte, aufgeklärt. —

---

[3] *Le dieci fiabe teatrali . . . Edizione di J. E. Hitzig* [1808; vgl. Griesebachs Weltlitteratur-Katalog^{3} (1905) Nr. 533].

[4] bei Hitzig 1809; enthält den 'Standhaften Prinzen' u. die 'Brücke von Mantible' von Calderon.

Man debutirt[5] hier ſeit einiger Zeit über den Zuſtand von Berlin und die dortigen Ereigniſſe ſeit dem romanesken Schillſchen Ausmarſch die ſeltſamſten Gerüchte, ſo daß ich die innere Sicherheit für gefährdet glauben muß, können Sie mir darüber etwas näheres ſchreiben ſo thun Sie es, denn leicht können Sie glauben, wie ſehr mich die neueren Thatſachen und Vorgänge in B[erlin] interreſſiren. —

Thun Sie mir die Freundſchafft beyliegende kleine Anzeige, die für die gute Wirkung hier am Orte ſehr berechnet iſt, ſo ſchnell als möglich in die eleg[ante] Zeit[ung] oder ins Morgenblatt rücken zu laſſen, bey Ihren Verbindungen kan es Ihnen nicht ſchwer fallen meine dringende Bitte darum zu erfüllen.

Meine Frau, die ſich hier recht wohlgefällt und mit meinen wenn auch zur Zeit eingeſchränkten Verhältniſſen um ſo zufriedner iſt, als ich mehr als jemahls mit ihr und für ſie leben kann, grüßt Sie und Ihre Frau, der ich mich ebenfalls ſehr empfehle, herzlich. Leben Sie ſo glücklich und zufrieden als ich es wünſche. Ewig

der Ihrige mit ganzer Seele.

Hff

Beyliegendes Briefchen haben Sie wohl die Gute abgeben zu laſſen. Sollte die Nummer des Hauſes nicht eintreffen, ſo iſt es doch gleich daneben oder etwa 86.

[Beigelegt ein Original-Ausſchnitt aus einem Theaterzettel, mit folgendem verlockenden Text:]

Verwandlung.

1ter Akt. 1. Scene Herrberge an der Straße des Wienerbergs. 9. Sc. Gemach auf Staufenburg, zuletzt ſieht man einen ſchwarzen hellbeleuchteten Saal, mitten liegt auf einen Paradebett Agnes von Bocksheim todt; über ſie ſchwebt ein todten Genius.

---

[5] ſtatt „debitirt" (ſo im 56. Brief an Hippel, Bd. I S. 231 oben).

2ter Akt. 1. Scene. Zimmer im Wirthshauſe am Wienerberge. 8. Sc. Gemach auf der Feſte Staufenburg. 13. Sc. Wald. Nacht. Mondſchein. 15. Sc. das innere der Teufelsmühle, wo ſich alle Geiſter in der 12ten Stunde verſammeln, der Tiſch, worauf Kaſperle ſizt verwandelt ſich in einen Müllereſel. Kaſperle reitet unter ſchrecklichen Gepolter durchs Fenſter.

3ter Akt. 1. Scene. Herrberge am Wienerwald. 10. Sc. Gemach in der Herrberge. 14. Sc. Burgverlies in der Mitte hängt eine brennende Lampe. Verwandelt ſich dann im Kampfplatz wo Otto bleibt.

3ter Akt. 1. Scene. Herrberg wie oben. 4. Sc. Gemach auf der Staufenburg. 6. S. Herrberge. 8. Sc. Wald mit Einſiedlerhütte. 10. Sc. Unterirdiſche Höhle. 13. Sc. Ländliche Gegend mit Haus und Brunnen, der Blitz zerſchlägt den Müller der Brunnen ſtürzt mit ihm ein. Zum Schluß verwandelt ſich die Bühne in ein Wolkentheater. Ein Regenbogen im Hintergrund in einer Schleierwolke Ariel, aller verſammelt

---

61. An Rochlitz[1]. (Breitkopf & Härtel 6.)

Mit einem Briefe an Joseph Seconda.

(Nach Holteis Abdruck 1872.)

Bamberg d. 8. März 1810[2].

WohlGebohrner Herr HofRath!

Ew. WohlGebohren haben ſchon auf mannichfache Weiſe mir Ihr gütiges Wohlwollen bewieſen und hierauf geſtützt wage ich es in einer Angelegenheit, welche die günſtigere

---

61.

[1] Holtei nennt aufs Gerathewohl Winklern als Empfänger. Dieser wurde aber (nach Meusel XXI^5 [1827] S. 608) erst 1814 (russischer) Hofrath, nachdem er von August 1812 bis Mai 1813 auf Reisen gewesen. Aus Anrede, Einleitung, Schluß und Inhalt ergiebt sich vielmehr Hoffmanns Gönner Rochlitz als der Adressat.

[2] Ohne dieses von Holtei angegebene Datum würde man geneigt sein, den Brief in den Februar 1813 zu verlegen, zwischen unsere Nrn. 77 und 79. So ist anzunehmen, daß Seconda im März 1810 die Stelle schon ander-

Wendung meiner jetzt ſehr beſchränkten, prekairen Lage bezweckt um Ihre gütige Vermittlung zu bitten. — Hr. Joſeph Seconda organiſirt aufs neue eine Oper und ſo eben erfahre ich, daß er einen MuſikDirektor ſucht. Ich glaube meine Qualification zu einer ſolchen Stelle ſchon bewieſen zu haben, und wünſchte recht ſehr, da mir der Auffenthalt in Leipzig und Dresden in jeder Hinſicht ſehr ſchätzbar ſeyn würde, auf jene Art unterzukommen, wenn die Stelle in dieſem Augenblick nicht etwa ſchon vergeben ſeyn ſollte. Wie ſehr würden mich Ew. WohlGebohren lebenslang verbinden, wenn Sie die Gewogenheit hätten Sich für meinen Wunſch zu intereſſiren, und ich bin daher ſo frey Ihnen einen Brief an Herrn S. der meinen Antrag enthält, beyzulegen. — Die Auflöſung des hieſigen Theaters hat mich darauf reduzirt meinen Unterhalt bloß durch Information in der Muſik, die noch dazu ſehr ſchlecht bezahlt wird, zu erwerben und Sie können denken, wie dies mühſame Geſchäft, das ich, um leben zu können, den ganzen Tag über treiben muß, mich für jede höhere Arbeit abſtumpft. Ein fixirter Poſten bey einem, wie ich hoffen darf ſoliden Theater würde mich dagegen in den Wirkungskreis, der meine Kunſt gedeyhen läßt, verſetzen. Rechnen Ew. WohlGebohren meine Bitte dem unbegrenzten Zutrauen, das ich zu Ihnen, zu Ihren gütigen Geſinnungen hege, zu, und haben Sie die Güte mich recht bald[3] mit einigen Zeilen, die mich über meine Ausſichten belehren, zu erfreuen. Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung habe ich die Ehre zu ſeyn

Ew. WohlGebohren

ganz ergebenſter Diener

Hoffmann.

---

weitig besetzt hatte, sodaß Rochlitz ihm erst bei einer neuen Vacanz im Februar 1813 Hoffmann empfehlen konnte. Vgl. Nr. 79 und die Note dazu.

[3] Bei Holtei hier „und“.

62. An den Weinhändler Carl Friedrich Kunz in Bamberg. (I.)

(Nach deſſen Angabe im ‘Phönix’ von 1835.)

[23. März 1812.]

[Klagt über Geldmangel und bittet um einen neuen Vorſchuß.]

63. An Hitzig. (II.)

Mit einer Weinofferte des Kunz an Hitzig.

(Nach dem Original.)

Bamberg Den 28 Aprill 1812

Mein theuerſter Freund!

Unſere Correspondenz iſt ſeit geraumer Zeit ins Stocken gerathen, und unſere beyderſeitigen Geſchäffte die uns gewiß nur zu den nothwendigſten Briefen Muße laſſen, mögen wohl allein daran Schuld ſeyn. — Jezt benutze ich eine bequeme Gelegenheit mir[1] aufs neue die Fortdauer Ihrer Freundſchaft und Ihres Andenkens zu erbitten. — Ich habe hier beynahe ſeit dem erſten ViertelJahr als ich hergekommen war in der Perſon des Weinhändlers Kunz einen ſehr angenehmen interreſſanten Freund der, wie man es in dieſer Claſſe von Kaufleuten gewiß ſelten findet äſtethiſch und litterariſch ausgebildet iſt, weshalb ſein Umgang ſich auch nur auf hieſige Gelehrte (Director Marcus, Prof. Klein pp) und Künſtler erſtreckt. Schon ſeit mehreren Jahren ſammelt er eine herrliche Bibliotheck die ſchon jezt fünf bis ſechstehalb tauſend Bände und darunter ſehr ſeltene alte Werke ſo wie das beſte der neuern und neueſten Litteratur und Poeſie enthält. Dieſe Bibliothek gab die Veranlaſſung, daß er von ſeinen Freunden ſowohl als von der öffentlichen Behörde aufgefordert wurde eine Leihbibliotheck zu errichten

---

63. [1] im Original mich

die ganz abweichend von der Tendenz der gewöhnlichen Leihbibliotheken nur das wahrhaft Gute der äſtethiſchen Litteratur und wiſſenſchaftliche Werke enthalten ſollte, wozu er ſich denn auch hat bereit finden laſſen. Um die neueſten Meßprodukte ſogleich zu erhalten, hat er ſich mit den mehrſten Buchhändlern in Leipzig (Hinrichs, Leo pp) Rückſichts ihrer VerlagsArtikel in Verbindung geſezt und ihnen, da er ſchon längſt Wein nach Sachſen ſandte, DrogatGeſchäffte mit Wein gegen Bücher angeboten, welches ſie alle auf das bereitwilligſte acceptirt haben. Ein gleiches Anerbieten macht er Ihnen, mein lieber Freund! in der Anlage und ich kan die Verſicherung aus mannigfacher eigner Erfahrung hinzufügen, daß er in den Weinen eben ſo wie in ſeiner Bibliothek nur das wahrhaft gute geiſtvolle aufnimmt und hegt. Wie ich mich erinnere, trinken Sie gern ſtarken feurigen Burgunder, und da kann ich Ihnen den Chambertin als wahren poetiſchen Wein empfehlen, der bey mir ſchon oft in Sinfonien und Arien verdunſtet iſt. Eben ſo gut ſind die Rheinweine, die wie ich weiß von je her in Berlin viel getrunken wurden. Schon die mehrſten Ihrer VerlagsArtikel beſizt Hr. K.; ſollte daher die Beſtellung nicht ſo viel betragen, als eine des Sendens werthe Parthie Wein beträgt, ſo könnten Sie vielleicht eine Verbindung mit andern Buchhändlern in Berlin in eben der Art anknüpfen. —

Daß ich noch hier bin, muß Ihnen ſchon beweiſen, daß es mir ſo ziemlich gut geht, und nur das einzige iſt mir nicht recht geweſen, daß mir bis jezt die ganz überhäuften TheaterGeſchäffte alle Zeit raubten eigentlich für mich das heißt für das Bekanntwerden zu arbeiten. Als das Theater durch Holbein neu organiſirt wurde, fiel mir die ganze Laſt der ökonomiſchen und ein großer Theil der äſteth[iſchen] Einrichtung zu, und bald darauf wurde ich nächſtdem, daß ich fürs Theater fortkomponiren muſte, noch TheaterArchitekt und Dekorateur, indem der recht geſchickte Maſchiniſt Holbein mich bald in die Geheimniſſe der Maſchinerie praktiſch einweihte und ſo die Theorie, die ich aus allen Büchern, die ich nur erhalten konte, eingeſchlungen hatte, ergänzte. — So haben wir denn die einſtürzende Burg zum Kätchen von Heilbronn, das auffliegende Kreuz in der Andacht pp, die Fantasmagorien in dem ſtandhaften Prinzen und vorzüglich die Brücke von Mantible gebaut. Von lezterer werden Sie künftig eine genaue Zeichnung nebſt Beſchreibung von mir im Journal des Luxus und der Moden finden. — Jezt iſt Holbein in Würzburg und ich bin hier geblieben um einmahl den Sommer hindurch mit Muße für mich ſelbſt arbeiten zu können. Eine Oper von mir, Text von Holbein komt jezt in Würzburg aufs Theater und wandert dann nach Wien zu Lobkowitz. Gefällt ſie, ſo bin ich als Komponiſt durch. — Hier habe ich das Glück, daß meine Compoſit[ionen] Senſation machen. — Dann beſchäftigt mich ein ſonderbares muſikaliſches Werk, in welchem ich meine Anſichten der Muſik und vorzüglich der innern Struktur der Tonſtücke ausſprechen will. Um jeder anſcheinenden Excentrizität Platz und Raum zu gönnen ſind es Aufſätze von einem wahnſinnigen Muſiker in lichten Stunden geſchrieben; ich behalte mir vor Ihnen künftig darüber mehr zu ſagen und vorzuſchlagen. — Nun habe ich recht viel von mir geſprochen, bloß um Ihnen, mein theuerſter Freund zu beweiſen, daß ich wirklich noch lebe! Denken Sie denn noch an Warſchau? — an die PunſchAbende — den rothen Ungarwein bey Ihrem Wirth — den Waidewuthis — den BaffometusKopf pp? Werner ſoll ja, wie ich von dem vorigen Sommer hier nach Italien durchreiſenden Mahler Raab hörte, nach Palaeſtina gezogen ſeyn. Das wäre nun ganz im Styl und in der Ordnung, nur möcht ich wiſſen, wo er den Muth hergenommen hat ſich zu den Türken und Arabern zu begeben und ob er nicht das bekante große Goldſtück in zwanzig Papieren eingewickelt auf der bloßen Bruſt trägt. — Chamiſeau iſt allſo bey der Stael und Varnhagen noch in Berlin? — Unſer Heinrich Loeſt („löst die Bande“, erinnern Sie Sich noch?) hat allſo ein Trauerſpiel edirt, Nahmens: Clorinde, welches gewiß nichts anders iſt, als die Oper Tancred mit Variationen, die er in Warſchau machte und die ich nicht komponiren mochte weil ſie ſchlecht war. — Sie können denken wie mich das Kätchen begeiſtert hat; nur drey Stücke haben auf mich einen gleichen tiefen Eindruck gemacht — das Kätchen — die Andacht z[um] K[reuz] und Romeo und Julie — ſie verſezten mich in eine Art poetiſchen Somnambulismus in dem ich das Weſen der Romantik in mancherley herrlichen leuchtenden Geſtaltungen deutlich wahrzunehmen und zu erkennen glaubte! — Das Kätchen iſt hier nur Theilweiſe gut, die Andacht zum Kreuz aber durch ein glückliches Zuſammentreffen günſtiger Umſtände beynahe vollendet[2] gegeben worden. Die Andacht hat jedesmahl wahre Andacht erweckt und das katholiſche von jeder Ueberbildung freye Publikum faßte die Erzählung Euſebios von des Kreuzes ſonderbaren Wundern mit tiefem Sinne auf. — Noch einmahl komme ich auf den herrlichen Kleiſt zurük um Sie zu bitten mir einiges über ſeinen heroiſchen Untergang zu ſagen; das dumme Geſchwätz in öffentlichen Blättern von Leuten, die vor einem Strahl von Kleiſts Genius in die erbärmliche Nußſchaale, die ſie für einen Pallaſt mit ſieben Thürmen anſehn, ſich verkrochen hätten, dieſes dumme Geſchwätz hat mich überaus angeekelt; und ſchon damahls wollte ich mich an Sie mein lieber Freund! wenden um etwas Rechtes vom Rechten zu hören, doch es unterblieb wie vieles. — Der Herr von Herr iſt wohl noch immer der H. v. H. — wenn

---

[2] Zuerſt ganz herrlich

Sie ihn zufällig ſehn ſollten, bitte ich ihn von mir nicht zu grüßen, ein gleiches thun Sie gütigſt mit Eimbeck und Beelitz. —

Meine Frau iſt ganz munter und hält zuweilen pohlniſche Monologe um die Sprache nicht zu vergeſſen, jedoch hat ſie neulich mit vielem Vergnügen einen ganzen Pulk pohlniſche Lanzenträger, die ſie ihre Landleute (nicht Landsleute) nannte geſehn. Sehr empfiehlt ſie ſich Ihnen und Ihrer Frau, die ich auch um freundſchaftliches Andenken herzlich bitte. Recht bald hoffe ich von Ihnen viel viel gutes und angenehmes zu hören; Ihr thätiges Wirken in der litterariſchen Welt (gleichſam Ihren litterariſchen Lebenslauf) habe ich mir aus den MeßKatalogen konſtruirt und viel Zufriedenheit empfunden. — Leben Sie recht wohl, grüßen Sie Hrn. Reimer und Freunde die ſich noch meiner errinnern und behalten Sie mich lieb

Unverändert Ihr innig ergebener
Hoffmann

64. An Hitzig[1]. (12.)

(Nach dem Original.)

Bamberg Den 1^{t} Julius 1812.

Mein lieber theuerſter Freund!

Vor der Hand nur ſo viel, daß mir Ihr ausführlicher Brief die lebhafteſte Freude gemacht und mich ganz in

---

64.

[1] Adresse:

Herrn
Buchhändler Hitzig
in
Durch Güte. Berlin

Siegel: Rosenumkränztes Schild mit Monogramm MR (Petschaft der Frau).

unſern jovialen Zirkel in W[arſchau,] wo denn doch manches recht geſcheute Wort geſprochen wurde, verſezt hat. Uns fehlte damahls nichts als etwas mehr Freyheit von Geſchäften die uns eigentlich nicht behagten, dieſe Freyheit gab uns die plötzliche Kataſtrophe mit einem Ruck und daß wir uns per tot discrimina rerum beyde nun wohl befinden iſt ein Beweis, daß das Schickſal zwar etwas tumultariſch mit uns verfahren, uns doch aber auf die rechte Stelle geſezt hat. — Ich arbeite jezt recht fleißig und habe um recht mit Muße zu leben 14 Tage auf der herrlichen Altenburg, wo ein alter gothiſcher verfallner Thurm nach meiner Angabe vorigen Sommer reſtaurirt und dekorirt wurde, eben in dieſem Thurm mit meiner Frau gewohnt, bloß das anhaltend böſe Wetter trieb mich wieder herab. Der Sturm, der Regen, das in Strömen herabſchießende Waſſer erinnerte mich beſtändig an den Oheim Kühleborn, den ich oft mit lauter Stimme durch mein gothiſches Fenſter ermahnte ruhig zu ſeyn, und da er ſo unartig war nichts nach mir zu fragen habe ich mir vorgenommen ihn mit den geheimnißvollen Charakteren die man Noten nennt, feſt zu bannen! — Mit andern Worten: die Undine[2] ſoll mir einen herrlichen Stoff zu einer Oper geben! — Sind Sie nicht meiner Meinung? — Für die Muſen[3] ſchicke ich Ihnen beſtimt nächſtens einen Aufſaz, der Nachrichten über unſer Theater, vorzüglich aber die genaueſte Rechenſchaft von der ſo oft bezweifelten dramatiſchen Wirkung der Calderoniſchen Stücke und von den Erforderniſſen bey ihrer Aufführung geben ſoll. Dies dürfte allerdings nicht zu ſpät kommen, da es nicht als Novität, daß die Calderoniſchen Stücke wirklich gegeben wurden, behandelt wird. — Nächſtens mehr, viel mehr!

---

[2] von Fouqué; 1811 (erst in den 'Jahreszeiten', dann als Buch) erschienen bei Hitzig.

[3] hg. v. Fouqué (1812 bei Salfeld, 1813 f. bei Hitzig). S. Houbens Repertorium I 268/84.

Meine Frau grüßt Sie und die Ihrige, deren Andenken ich mich herzlich empfehle, auf das beſte. Behalten Sie lieb

Ihren innig ergebenen
Hoffmann

Herzlichen Dank für die höchſt interreſſanten Abendblätter[4] — Sehr ſticht hervor der Aufſatz über Marionetten-Theater[5] — Kleiſts Erzählungen kenne ich wohl; ſie ſind ſeiner würdig.

A propos! Sollten Sie eine Bücherſendung an Hrn. K[unz] veranſtalten, ſo bitte ich mir die Jahreszeiten[6] beyzulegen und zu ſagen ob ich vielleicht an Goebhardt zahlen, oder wie ich die Zahlung beſorgen ſoll.

65. An Hitzig[1]. (13.)

Mit dem Aufſatz über die Bamberger Calderon-Aufführungen.

(Nach dem Original.)

Bamberg Den 15te[2] Julius 1812

Mein lieber theuerſter Freund!

Anliegend erhalten Sie nach Ihrem Wunſche einen Aufſatz über die hieſige Aufführung der Calderonſchen Schauſpiele, deſſen ganze Tendenz dahin geht zu zeigen, unter welchen Umſtänden jene Schauſpiele auch dann ihren großen Effekt nicht verfehlen können, wenn auch der Bühne keine große Kraft Rückſichts eminenter Schauſpieler oder koſtſpieliger Szenerie zu Gebothe ſteht. Vielleicht dient dies zur allgemeineren Verbreitung jener göttlichen Schauſpiele und dann wäre viel gewonnen. Holbein iſt jezt in Würzburg und unſer Theater wird ſchon wieder reorganiſirt; komt es leidlich zu Stande ſo bringe ich es beſtimt dahin, daß Shakeſpearſche noch nicht gegebene Stücke (vorzüglich ſeine Luſtſpiele) auf die Bühne kommen. Goethes Bearbeitung von Romeo und Julie kenne ich nur aus den darüber in öffentlichen Blättern mitgetheilten Nachrichten und ſchon nach dieſen — ich muß es frey geſtehen — mißfällt ſie mir. Der herrliche Schluß, die Verſöhnung der Familien, nachdem ihre ſchönſten Zweige als Opfer ihres Haſſes gefallen, Lorenzos rührende Rede, fällt wie ich höre ganz weg — ich möchte wirklich das Original ganz getreu auf die Bühne bringen. — Blättern Sie einmahl im 13ten Jahrgang[3] der Muſik[aliſchen] Zeit[ung], ſo werden Sie auf meinen Aufſaz ſtoßen: Muſikaliſche Leiden des Kapellmeiſters Johannes Kreisler; ſo wie in dem jezigen Jahrgang künftig: Des Kapellmeiſter Johannes Kreisler Gedanken über den hohen Werth der Muſik[4]; beyde Aufſäze ſind von mir und Sie werden, wie ich mit Recht vermuthen kan, recht herzlich lachen. — Aber nun komme ich mit einer recht großen Bitte angeſtiegen, die mein lieber theurer Freund mir nicht abſchlagen muß! — Sie wiſſen, daß mir das Verſifiziren gar nicht geläufig iſt und wie ſchwer würde es mir daher werden aus der Undine eine Oper zu machen. Sollte ſich dann unter Ihren gemüthvollen poetiſchen Freunden nicht einer finden der zu überreden wäre die Bearbeitung der Undine für mich zu übernehmen? — Meine Ideen würde ich ſchriftlich in extenso mittheilen ohne den Dichter im mindeſten zu geniren, aber ich müßte nicht gar zu lange auf den Text warten dürfen; die Erfüllung meiner Bitte wäre das angenehmſte Ereigniß für mich. Haben Sie die Güte und Freundſchaft mir recht bald darüber zu ſchreiben. — Iſt Werners Kunegunde, von der eine Szene[5] im deutſchen Muſeum ſteht, ſchon gedruckt, oder erſt unter der Preſſe und bey wem? Das wäre ein Stück für Bamberg, wo bekanntlich der fromme Heinrich mit ſeiner Kunegunde lebte und die PflugſchaarenProbe vorfiel. Noch jezt exiſtirt die Thüre, die der Teufel einſt der frommen Kaiſerin vor der Naſe zuſchlug und die ſie durch bloße Berührung mit dem Finger wieder öffnete. — Sie ſehen wie ich ein Theaterſpekulant geworden bin — In Gedanken komponire ich jezt nichts wie die Undine — der kräftige wunderbare warnende Oheim Kühleborn iſt keine üble Baßparthie, ſo wie der alte Fiſcher ſich bey der Expoſition in einer ganz gemüthlichen Romanze vernehmen läßt — Sie kennen mich wie ſehr mich eine Idee ergreifen und begeiſtern kan! — Adio mio carissimo amico!

---

[4] hg. v. Kleist, u. a. 1. Oct.—28. Dec. 1810 bei Hitzig. S. Houben I 144/212.

[5] vom Kleist, 63.—66. Bl., 12.—15. Dec. (wiederh. Schmidt-Steig IV 133/41). Hanna Hellmann faßt in ihrer Schrift über Kleist (Heidelberg, Winter, 1908) den Grundgedanken dieses Aufsatzes als Symbol für Kleistens gesammte Entwicklung.

[6] hg. [u. verfaßt] v. Fouqué (bei Hitzig, 1811 u. 12 je 1 Heft, 1814 2). S. Houben I 212/16.

65.

[1] Adresse:

Herrn Julius Eduard Hitzig
Buchhändlern
in
Berlin

Oblatenverschluß mit Pressung: Monogramm PM

Abgangsstempel:
R. 3. BAMBERG.
18 JUL. 1812

Der Brief scheint also 3 Tage lang auf der Post gelegen zu haben.

[2] Tgb: 15.

---

[3] Da konnte Hitzig lange blättern. Der Aufsatz steht im XII. Jg. S. 825/33.

[4] erschien 14 Tage nach dem Datum dieses Briefes XIV 503/09. Rochlitz war das Wort 'Gedanken' nicht gravitätisch genug, er setzte dafür '*Dissertatiuncula*', erst im Inhaltsverzeichniß hat er, wohl auf H's Reclamation, 'Gedanken' wieder eingesetzt.

Der Ihrigſte
Hoffm

Den Ihrigen tauſend Grüße von mir und meiner Frau, die ſich Ihnen beſtens empfiehlt!

---

[5] enthält zehn Szenen: Deutsches Museum hg. v. Fr. Schlegel (Wien, Camesina), Bd. II Heft 7 (Juli 1812) S. 60–91. Vgl. Houben I 286.

66. Angeblicher Brief[1] an Kunz. (2.)

Mit einer Wurſt, einer Hymne und einer Zeichnung.

(Nach dem Abdruck des Empfängers 1839.)

Bamberg den 19 Juli 1812.

Guten Morgen, Vortrefflichſter!

Ich wünſche ſehr, daß Sie den Tag ihrer Geburt mit heit[r]eren Augen erblickt haben mögen, als ich; denn mich quälten die ganze Nacht hindurch die infamſten exorbitanteſten Spuckgeſtalten, in Folge des geſtern genoſſenen koſtbaren Steinweins. Ich war mit Ihnen auf dem Steinberge, wir preßten an einer Traube, die 227⁵/₈ Pfund wog und 183,562 Beeren zählte, daß der Schweiß mit dem Weine nur ſo hinunterlief. Am Fuß deſſelben ſtand der Kanonikus S[eubert], der ihn in ſeiner porzellanenen Terrine, die ſich zu einer unmenſchlichen Größe ausgedehnt, auffing, ſich aber dabei ſo vollſoff, daß er kopfüber in die Terrine purzelte. Aus dieſer erſtiegen aber uns zum Schabernack gräßliche Dämonen, fantaſtiſche Knirpſe, die den Berg zu Tauſenden hinauf und um herumkrochen, ſo zwar, daß wir Beide umſtülpten, und in die Hülſen der gekelterten Traube rettungslos verſanken. Doch das können Sie alles, Edelſter, viel beſſer in mitfolgender Zeichnung erſehen, als hier erleſen.

Meine Wünſche ſprach ich ihnen ſchon geſtern aus; was ich heute fühle, bin ich auszuſprechen unvermögend. Beigehende Knackwurſt ſage ihnen das Unausſprechliche![2]

Zu Mittag ſtellt ſich prompteſt ein

Ihr

Hffm

66.

[1] Vgl. S. 183 f Note 14.

[2] „Sie war umwickelt mit einem Zettel, auf dem eine in Noten gesetzte Hymne (ohne Text) sich befand“. (Kunz.)

66a. Hitzig an Fouqué, am Rande und auf der Rückſeite der Nr. 65.

(Nach dem Original.)

[Berlin, zweite Hälfte des Juli 1812.]

Eben erhalte ich dieſen Brief, da ich den an Dich ſiegeln will. Wäre es nicht am allerzweckmäßigſten, Du nähmeſt Hoffmanns Expoſition an und erböteſt Dich bei Deiner ungemeſſenen Fertigkeit im Verſifiziren, wenn ſeine Idee Dir gefällt, den Operntext, der nur leicht und luſtig hingeworfen zu ſeyn braucht, zu machen. Auch pecuniair kann dies großen Vortheil für Dich haben; indem überall, wo die Oper gegeben wird, Dir für den Text die Hälfte des Honorars für die ganze zukommen würde. Das Arrangement der Verſe für die Muſik kann Dir Hoffmann auf das Genaueſte angeben. Die 8 gr. Porto für den MuſenAufſatz ſchreibe ich Dir an und bitte Dich, ſie Dir von Salfeld erſtatten zu laſſen; wegen der Oper antworte mir aber umgehend da Du ſiehſt wie Hoffmann brennt.

67. Angeblicher Brief an Kunz. (3.)

(Nach deſſen erſtem Abdruck, im ‚Phönix' von 1835.)

[Etwa Anfang Auguſt 1812[1].]

Mio caro amico! .... zahlt nichts und wird den 15ten wohl[2] auch nicht zahlen, ich komme daher in den Fall, als reicher UniverſalErbe[3] kein Geld zu haben. Sie boten mir in dieſem Fall ſelbſt gütigſt einen Vorſchuß an.

Gern möcht' ich auch gleich jezt manche kleine Einricht[ungs]Ausg[abe] machen. — Können Sie mir ..... ß vorſtrecken? Eine kleine Antwort, nur das Wort: Ja oder Nein bitt' ich durch irgend Jemand von Ihren Leuten mir zuzuſchicken, damit ich nicht im Ungewiſſen bleibe; — das

---

67.

[1] Nach K. „wenigstens drei bis vier Monate später" als Nr. 62.

[2] dies Wort erscheint erst im 2. Druck von 1836.

[3] des Onkels Otto Doerffer.

Geſchäfft ſelbſt, in ſo fern es ſeyn kann, Morgen oder wann Sie wollen. Rechnen Sie übrigens meine Bitte dem unbegrenzten Zutrauen zu Ihrer Freundſchaft, ſo wie Ihrer wiederholten Verſicherung mir in derley intrikaten Fällen helfen zu wollen, zu.

68. An Hitzig. (14.)

Mit der folgenden Nummer und der Beilage dazu.

(Nach dem Original.)

Bamberg Den 15$^{\underline{t}}$ Auguſt 1812.

Mein theuerſter Freund!

Ihr lezter Brief, Ihre Nachrichten von Fouqué und Undine haben mir eine wahrhaft kindiſche Freude verurſacht — Zu allen meinen Freunden bin ich gelaufen mit Ihrem Briefe in der Taſche und in dem edelſten Rheinwein hat Hr. Kunz mir die Vereinigung mit Fouqué zu einem Kunſtproduckt zugetrunken. — Mach' ich keine geſcheute Compoſition, ſo bin ich ein Eſel und es ſoll forthin nicht mehr von mir die Rede ſeyn unter gemüthlichen Menſchen und Freunden. — Wie ſehr, wie gar ſehr habe ich Ihnen, mein lieber theuerſter Freund! für Ihre Bemühungen zu danken, ich fühle es ganz, welch' ſeltnes Glück mir dadurch beſchieden, daß ein Dichter wie Fouqué für meine Noten arbeitet! — Ich ſchicke Ihnen den offnen Brief an ihn nebſt Opernplan. Haben Sie die Güte ihm (dem p Fouqué nehmlich, nicht dem Opernplan) zu inſinuiren, daß vorzüglich gedrängte Kürze bey Opernſujets nöthig ſey, ich habe nichts ſagen mögen um nicht anmaßend zu ſcheinen. Seine Verſe ſind übrigens ſo muſikaliſch daß ich nicht die mindeſte Sorge fürs komponirbare trage; hat er Bedenken Rückſichts der Einrichtung der Terzette, Quartette pp. ſo iſt jedes Schikanederſche Opernbuch zum Orientiren am beſten, weil gerade dieſer homuncio das für den Komponiſten vortheilhaſte in der Form am beſten weg hat. — Alle Bücher von denen Sie mir ſchreiben habe ich bereits von Kunz gehabt und geleſen. — Der Zauberring[1] iſt über alle Maßen herrlich und ergreiſend. — Aus Iſabella v. Egipten[2] iſt mir die Bekantſchaft des Generals Cornelius Nepos höchſt ſchäzbar und habe ich ihn bereits bildlich dargeſtellt[3].

Nächſtens mehr, heute drängt mich die Poſt — Viel Grüße von meiner Frau an Sie und die Ihrigen! — Allen meinen Freunden recht herzlichen Gruß. Adio mio carissimo amico

Ganz der Ihrigſte
Hff

69. An Fouqué. (1.)

Mit der Dispoſition des gewünſchten Operntextes; als Einlage zur vorigen Nummer.

(Nach Kletkes Abdruck 1848.)

[15. Auguſt 1812.]

Ein Glücksſtern leuchtet meinen muſikaliſchen Bemühungen, da, wie mir mein Freund Hitzig verſichert, Sie ſelbſt, Herr Baron! Ihre herrliche gemüthvolle Undine für meine Compoſition bearbeiten wollen. — Nicht mit Worten ſagen kann ich es, wie ich das tiefe Weſen der romantiſchen Perſonen in jener Erzählung nicht allein innig empfunden, ſondern wie Undine — Kühleborn pp ſich gleich beim Leſen meinem Sinn in Tönen geſtalteten und ich ſo ihre geheimnißvolle Natur mit den wunderbarſten Erſcheinungen recht zu durchdringen und zu erkennen glaubte. Die Ueberzeugung

---

68.

[1] von Fouqué (3 Theile; Nürnberg, Schrag, 1812).

[2] von Arnim (Berlin, Realschulbuchhandlung, 1812).

[3] Vielleicht hat die Erinnerung an diese Figur neben der komischen Gestalt des *stud. jur.* v. Heydebreck (s. Wilhelm Chézy's Erinnerungen, wiederholt und z. Th. berichtigt in Bd. III) mit zur Entstehung des 'Klein Zaches' beigetragen.

von dem ganz eigentlichen Opernſtoff, den die Undine darbietet, war daher nicht das Reſultat der Reflektion, ſondern entſprang von ſelbſt aus dem Weſen der Dichtung. Sie haben, Herr Baron! eine ausführliche Skizze der Oper, wie ich ſie mir vorzüglich Rückſichts der hiſtoriſchen Fortſchreitung denke, verlangt, und nur dieſes konnte mich bewegen, die Beilage auszuarbeiten, welche Szene für Szene das Hiſtoriſche, ſo wie den muſikaliſchen Gang des Stücks nach einzelnen Nummern darlegt. — Wie fern mir jede Anmaßung liegt, den herrlichen Dichter auch nur im mindeſten beengen zu wollen, darf ich wohl nicht verſichern, nur ſey es mir erlaubt zu bemerken, daß wenn manche Begebenheiten wegfallen, weil der Raum des Dramas ſie nicht aufnehmen kann, und dadurch manche Nuanzirung verlohren zu gehen ſcheint, die Muſik, welche mit ihren wunderbaren Tönen und Akkorden dem Menſchen recht eigends das geheimnißvolle Geiſterreich der Romantik aufſchließt, alles wieder zu erſetzen im Stande iſt. Tag und Nacht ſehe und höre ich die liebliche Undine, den brauſenden Kühleborn, den glänzenden Huldbrand pp und meiner Ungeduld die Compoſition zu beginnen, verzeihen Sie, Herr Baron! die dringende Bitte, mich auf die Oper nicht zu lange warten zu laſſen. Mit Hochachtung und Verehrung nenne ich mich,

Herr Baron!

Ihren innigſt ergebenen

Bamberg Den 15t Auguſt 1812. Hoffmann

69a. Hitzig an Fouqué,

auf der Rückſeite der Nr. 68. (Mit Nr. 69.)

(Nach dem Original.)

[Berlin, zweite Hälfte des Auguſt 1812.]

. . . Einlage von Hoffmann möge Dich erfreuen und Dir Luſt zu der für Dich leichten Arbeit geben. Umgehend antwerte mir doch gefälligſt ob Du mit der Expoſition zufrieden biſt

Ewig

Dein treuſter

Hitzig

70. An Frau Fanny Marc in Bamberg[1].

(Nach dem Original.)

[7. September 1812.]

Auf eine mir ſelbſt unbegreifliche Weiſe bin ich geſtern mit *einem* gewaltſamen Ruck nicht berauſcht worden — nein — in einen völlig wahnſinnigen Zuſtand gerathen ſo daß die lezte halbe Stunde in P[ommersfelden[2]] wie ein böſer ſchwerer Traum hinter mir liegt! — Nur der Gedanke, daß man Wahnſinnige in ihren wüthendſten Ausbrüchen nur bemitleiden, ihnen das Böſe was ſie in dieſem Zuſtande thun aber nicht zurechnen kan, läßt mich hoffen, daß Sie mir alles wahrhaft impertinente, was ich wie meine Frau und Hr. K[unz] mir leider verſicherten, geradebrecht habe (denn reden konte ich nicht ſonderlich) nach Ihrer mir ſo oft bewieſenen Güte mit Bonhommie verzeihen werden! — Sie haben gewiß keinen Begriff von dem tiefen innigen Schmerz, den ich über meine geſtrige Tollheit empfinde — ich büße dafür dadurch, daß ich mich des Vergnügens Sie und Ihre Familie zu ſehen ſo lange beraube bis ich Ihrer gütigen Verzeihung gewiß bin! — Könte ich ein Mittel erfinden Sie zu überzeugen wie ſehr mir Ihr Wohlwollen werth iſt, und wie fern mir jede Idee Ihnen auch nur die

---

70.

[1] Adresse: Frau Conſulin Marc. Oblatenverschluß mit Wappenpressung.

[2] auf Julias Verlobungsfest (vgl. Tgb.).

mindeſte Unannehmlichkeit zuzufügen liegt — möchten Sie doch jenes mir wahrhaft Unheil bringenden Zuſtandes wegen keinen Groll gegen mich im Herzen hegen — möchten Sie doch auch dem Theil Ihrer Familie, dem ich leider in meinen ſonderbaren Tendenzen noch unbekannt bin, verſichern, daß nur wirklicher Wahnſinn mich ſo wie geſtern erſcheinen laſſen konte!

Ihr innigſt ergebener
Hff

71. An Hitzig. (15.)

Mit einem Briefe Fouqués an Hitzig, der folgenden Nummer und einem Briefe von Speyer an Erzdorff.

(Nach dem Original.)

Bamberg Den 4t October 1812.

Theuerſter Freund!

Erſt vor wenigen Tagen erhielt ich Ihren lezten Brief vom 1 7br: nebſt den höchſt interreſſanten, erfreulichen Beylagen; man hatte auf der Poſt Hamburg Statt Bamberg geleſen, das fr: Leipzig durchſtrichen und den Brief erſt dorthin geſchickt, bis er per varios casus an mich gelangte. Höchſt unangenehm iſt mir die dadurch entſtandene Verſpätung meiner Antwort, da dies vielleicht einen Auffenthalt der mit Fouqué unternommenen Dichtung herbeyführen kann, indeſſen glaube ich aus ſeinem herzlichen gemüthvollen Briefe ſchließen zu können, daß er mit der ferneren Ausarbeitung nicht geſaümt haben wird. — Daß er meinem Plan entgegen mit einem Terzett[1] anfängt, iſt mir darum ganz recht, weil es ſo kurz und ſo rund gehalten iſt, daß es der größeren muſikaliſchen Maſſe die ſich mit dem Anfangen des Unwetters bildet, keinen Abbruch thut, dagegen iſt es

---

71.

[1] „Ach Undine, holde Kleine" (Pfeiffer S. 58 f).

mir, wie Sie wohl denken können, auf eine überraſchende Art angenehm geweſen Fouqués Verſe ſo ganz zur Compoſition geeignet, ſo ganz ſich in die Formen der Muſik ſchmiegend zu finden — So wie ich das Terzett las habe ich es geſungen und geſezt. —

Sind die Umriſſe zu Fouqués Zauberring zu haben und wo?

Ich lebe jezt mehr als jemahls in litteris — Außerdem, daß ich fleißiger als je an der Muſik[aliſchen] Z[eitung] arbeite und mehr Abhandlungen als Rezenſ[ionen] liefere, hat mir die Haertelſche Handlung die ſchwürige Ueberſetzung einer neuen franzöſiſchen Violinſchule[2] übertragen, die neben vielem guten, vieles wiederſinnige enthält! — So wie die Undine komt werfe ich aber alles bey Seite indem es mir vorkomt, daß ein ſolches Werk durch keine untergeordnete Neben-Arbeiten profanirt werden muß — Sagen Sie doch gelegentlich dem F[ouqué] daß die Knappen Rolands bereits von dem Holbein bearbeitet, von einem Wiener Komponiſten geſezt und in Wien auf die Bühne gebracht worden ſind; es iſt nur der Notiz wegen, denn wenn F[ouqué] noch einmahl jene Oper dichten will, ſo iſt natürlich das vorhergegangene als nicht exiſtirend anzunehmen.

Zur Vermehrung Ihrer Familie durch einen neuen Sprößling des jugendlichen Stammes mein und meiner Frau herzlichſter Glückwunſch! — Grüßen Sie meine Freunde und den guten Erzdorff den ich hier in dem an genialen, herzvollen Leuten ſo armen Bamberg noch immer ſehr vermiſſe; ich lege für ihn ein Briefchen vom Doktor Speyer, einem ſeiner vertrauteſten Freunde, bey, das ſie wohl gelegentlich weiter beſorgen; eben ſo erfolgt ein Briefchen an Fouqué ſo wie ſein Schreiben an Sie, für deſſen Mittheilung ich Ihnen herzlich danke, da es F[ouqués] herrliches

---

[2] Violinschule von Rode, Kreutzer und Baillot, hg. v. Baillot.

Gemüth ſo ſehr beurkundet. Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau, die die meinige um die Fortdauer Ihres Andenkens bittet

Der Ihrigſte
Hoffm

72. An Fouqué. (2.)

Als Einlage zur vorigen Nummer.

(Nach Kletkes Abdruck 1848.)

Bamberg Den 4t Oktober 1812.

Mein Freund Hitzig wird Ihnen, Herr Baron! die verdrießlichen Urſachen ſagen, die meine Antwort auf Ihren mir ſo höchſt erfreulichen Brief vom 27 Aug: verſpätet haben. — Wie höchſt interreſſant es mir war, wirklich ſchon den Anfang der Oper vorzufinden, kann ich nicht genug ſagen! — Es iſt allerdings gewöhnlich und zweckmäßig, eine Oper mit Muſik beginnen zu laſſen, und ich wollte daher auch nach wenigen Worten gleich die Romanze des Fiſchers[1] eintreten und ſo die Expoſition der Handlung erzählen laſſen, um der muſikaliſchen Maſſe, die ſich mit dem Eintreten des Unwetters bildet, durch den einfachſten Anfang gar keinen Abbruch zu thun; indeſſen wird dieſer Zweck auch durch das kleine rund gehaltene Terzett ebenfalls erreicht; und um ſo weniger würde ich eine Abänderung des von Ihnen, Herr Baron! gedichteten Anfanges wünſchen, als die Verſe ſo zur Compoſition geeignet, ſo ſich in die rhythmiſchen Formen der Muſik ſchmiegend ſind, daß ich gleich bey dem Leſen das Terzett ſang und komponirte. Ueberhaupt kann ich es nicht genug wiederholen, daß ich Ihnen, Hr. Baron! jede Abänderung meines Plans mit dem Zutrauen, das wohl jeder Componiſt zu dem wahren Dichter hegen muß, überlaſſe; nur den zur muſikaliſchen

---

72.

[1] „Wir weinten still im kleinen Zimmer" (Pfeiffer 92 f.).

Wirkung nöthigen Klimax der Muſikſtücke habe ich bezeichnen wollen, und da ſind es beſonders drey muſik[aliſche] Maſſen, die, in näherer Beziehung auf einander, das ganze Weſen der Oper ausſprechend, auf den Zuhörer mächtig wirken ſollen; nehmlich der Sturm im erſten Akt, das zweite und dritte Finale.

Sie haben in mir, Herr Baron! die frohe Hoffnung erregt, den Text der Oper bald zu erhalten, und ich ſehe mit Ungeduld der Erfüllung meines ſehnlichſten Wunſches die Comp[oſition] beginnen zu können entgegen. Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung

Ihr

auf das innigſte ergebener

Hoffmann

73. An Kunz. (4.)

(Nach deſſen Abdruck 1839.)

[Vermuthlich Herbſt 1812.]

Was unternehmen Sie heute, Theuerſter? Gehen Sie nach Buch oder ins Theater? Im erſtern Falle begleite ich Sie, wenn es ihnen angenehm, und ſende meine Frau zu der Ihrigen. Sind Sie aber den Nachmittag beſchäftigt und den Abend unbeſchäftigt, ſo komme ich in Ihr Haus und bringe Ihnen, wenn auch nicht Ihr Geld, doch meine gute Laune mit, in die mich die ſo eben vollendete gelungene Arie des Kühleborn verſezt hat, die ich geſtern während der heftigſten Colikanfälle komponirte und Ihnen vorſpielen will. Hat Ihnen Speyer nicht geſagt, wie ich mich gewunden und gekrümmt, und bey ſeinem Verbote mein eigener Arzt zu ſeyn[1], ihm beinahe das Glas Rum an den Kopf geworfen hätte?

73.

[1] D. h. den Magenkrampf durch starken Rumgenuß zu vertreiben (vgl. Kunz im 'Phönix' vom 30. Nov. 1835, wiederh. Bd. III).

Dem Mädchen ſagen Sie kurz: ja oder nein — Buch — Theater, oder zu Hauſe.

A revoir!

Der Ihrigſte
Hffm

N. S.

Daß Sie *nicht* ins Theater gehen, weiß ich jezt ſchon, denn die Aufwärterin bringt mir ſo eben den Zettel vom Grafen von Burgund.

„Ey der Graf von Burgund! das iſt mir ein feiner Geſelle;
Eh' man die Hand umdreht hat er regieren gelernt!“

Pereat Kotzebue! Vivat Schlegel! Ich nehme ein Schnäpschen.

74. An Hitzig. (16.)

Mit einem Briefe von Holſt an Erzdorff.

(Nach dem Original.)

Bamberg d. 30 November 1812

Mein lieber theuerſter Freund!

Bey meiner Zurückkunſt von einer kleinen Exkurſion nach Würzburg finde ich Ihren lieben Brief und die herrliche Undine; ich falle darüber her um gleich alles in succum et sanguinem aufzufaſſen und ganz in der mir aufgeſchloſſenen poetiſchen Welt, wo alles lieblich tönt und klingt, lebend vergeſſe ich Ihren dringenden Wunſch wegen augenblicklicher Nachricht über den richtigen Empfang des Manuſkripts zu erfüllen. — Schelten Sie daher nicht über meine Saûmniß und den ſpäten Empfang dieſes Briefes! — Zuerſt vom Geſchäfft! — Sie kennen mich zu gut, mein theuerſter Freund! um mir nicht zu glauben, wenn ich verſichere, daß ich bereit bin dem herrlichen Dichter alle nur mögliche merkantiliſche Vortheile für ſeine Dichtung zu verſchaffen wie es nur in meinen Kräften ſteht, indeſſen muß er mir erlauben die Oper, wenn ich ſie vollendet habe, zuerſt, ſollte das Honorar auch ſehr kärglich ausfallen, auf die Würzburger Bühne zu bringen. Dieſe ſteht mir offen und die Aufführnng iſt gewiß; eben ſo glaube ich die günſtige Aufnahme verbürgen zu können; iſt dieſes geſchehen, ſo wird es leicht ſeyn in Frankfurt, Manheim, Darmſtadt pp Wien und ich denke wohl auch in Berlin die Oper auf die Buhne zu bringen und bedeutendere Honorare zu erhaſchen, die ich mit dem Dichter, nachdem zuvor die Koſten der Abſchrift von dem Ganzen abgezogen, gewiſſenhafft theilen will, wiewohl ſonſt in der Regel der Komponiſt den Operntext durch Honorirung des Dichters an ſich bringt; mir ſcheint aber bey dieſem erſten Zuſammentreten die Theilung der Vortheile zweckmäßiger und beſſer. — So ſehr ich es bedarf, ſo ſehr ich eigentlich bloß von der Ausbeute meiner muſik[aliſchen] und litter[ariſchen] Arbeiten lebe, ſo kan ich doch gewiſſenhaft verſichern, daß bey der feſten Ueberzeugung für die Compoſition der Undine nie etwas zu erhalten, ich mit der Liebe und dem Feuer, das mir das ganz unübertrefflich herrliche Gedicht einflößt, komponiren und alles andere, ſollte mir Geld und Gut dafür verſprochen ſeyn, mit wahrer Verachtung liegen laſſen würde. Daß Fouqué das Ganze herrlich auffaſſen und bearbeiten würde, davon war ich überzeugt, daß aber die Verſe, die Struktur der Geſangſtücke ſo ganz im innigſten Charakter für die muſikaliſche Compoſ[ition] geeignet ausfallen würden, hätte ich, ehrlich geſagt, nicht geglaubt, da Fouqué ſelbſt geſtand, nicht damit recht Beſcheid zu wiſſen. — Da haben die Leute immer gefaſelt, wie ſchwer es ſey für die Compoſ[ition] zu dichten, und wie ſelbſt vorzügliche Dichter an der Oper ſcheiterten, und nun ſehe ich recht, wie nur der wahre tieſe Genius, der alle Formen, in denen die Poeſie ſich ausſpricht, erkennt und in ſich trägt, immer gefehlt hat, wenn der

Komponiſt das Gedicht als unkomponirbar verwerfen mußte, videatur Collin u. a. Ich finde durchaus im Texte nichts zu ändern und nur der gemeinen Bretter und des gemeinen neidiſchen ärgerlichen Volks wegen, was ſich gewöhnlich darauf bewegt, werde ich vielleicht noch eine Arie für die Berthalda wünſchen müſſen. Doch hat es damit noch Zeit — noch habe ich keine Note aufgeſchrieben, die Oper iſt aber doch beynahe fertig. —

Ein kleiner Abriß meiner jetzigen Lebensweiſe, den ich Ihnen bey dieſer Gelegenheit gebe, wird Sie vielleicht beluſtigen — Ich habe die Unart, nicht früh aufſtehen zu können — iſt es endlich geſchehen, ſo geht der Vormittag beynahe mit den Lehrſtunden hin, die ich einigen Damen der hieſigen höhern Welt ertheile — dann zwinge ich mich zu einer mir von Breitkopf übertragenen Ueberſetzung einer franzöſiſchen Violinſchule — endlich bin ich frey und nun eile ich (7 Uhr Abends) mit der Undine in der Taſche in ein mir nahe gelegenes mit dem Theater verbundenes Kaffeehaus, wo ich in einem einſamen Winkelchen eine Pfeife Tabak rauche, Thee trinke und — komponire. Um 9 Uhr kommen mehrere Freunde aus dem Theater oder ſonſt her — wir verzehren ein frugales Abendbrod und trennen uns gewöhnlich um halb 11 Uhr — nun ſetze ich mich an mein Klavier — die aufgeſchlagene Undine vor mir und nun geht erſt das rechte begeiſterte Komponiren los — So komt es denn, daß ich, bin ich ganz fertig, ſehr raſch und ohne eine Note ändern zu müſſen die ganze Comp[oſition] aufſchreibe — Dem, ſeitdem Holbein die Direktion dem Nürnberger Direkt[or] Reuter überlaſſen, ganz in die vorige Gemeinheit zurückgeſunkenen Theater habe ich mich ganz entſchlagen und meine dadurch entſtandene Muße gefällt mir ſo wohl, daß ich mich nicht entſchließen kann nach Holbeins Wunſche in

Würzburg wieder das mühevolle Geſchäfft der Leitung des mechaniſchen und äſtethiſchen Theils der Aufführung zu übernehmen. — Iſt aber die Undine fertig, ſo gehe ich nach Würzburg, um alles ſelbſt nach meiner Idee anzugeben und zu bereiten. —

Haben Sie die Güte, Fouqué zu verſichern, wie ich nun, nachdem ich das Gedicht erhalten, erſt recht erkenne, daß mir, wie ich ſchon im erſten Briefe an ihn geäußert, ein beſonderer Glücksſtern als Komponiſt aufgegangen, und daß mir ein zweiter teutſcher Operntext von dieſem Gehalt gänzlich unbekannt ſey. — Das ſo ſinnvoll aus der Erzählung beynahe ganz beibehaltene: Morgen ſo hell pp glaube ich recht glücklich komponirt zu haben — ſagen Sie mir ob jemand im Fouquéſchen Hauſe muſikaliſch iſt — ſingt und Guitarre oder Klavier ſpielt? — iſt es der Fall, ſo ſchicke ich Ihnen einmahl jene Romanze fürs Klavier oder Guitarre arrangirt — Ganz herrlich iſt es, daß Kühleborn gar nicht ſpricht ſondern bloß ſingt, und äußerſt charakteriſtiſch und zur eigenſten muſikaliſchen Darſtellung des wunderlichen die Menſchen verachtenden WaſſerGeiſtes paſſend ſind die Worte: Menſchenvolk närriſches, Trügriſches herriſches Tolles Geſchlecht! – Freuſt Dich wohl recht! —

Sie werden erfahren, theuerſter Freund, daß meine Kompoſition mir gelingen wird, ich fühle ſo etwas davon im voraus, und gebe mit einem mir ſonſt nicht ſehr eignen innern Zutrauen an das Werk —

Grüßen Sie Ihre liebe Frau herzlich, ſo auch die Freunde! — Meine Frau, die ſich gar gut in mein einfaches Künſtlerleben ſchickt, und eine gar wirthſchaftliche fleißige Hausfrau worden, grüßt Sie und Ihre Frau ſehr.

Der Ihrigſte
Hoffmann.

Ich lege Ihnen einen Brief an Etzdorff von einem äußerſt gemüthlichen jungen Kurländer (v. Holſt) mit dem ich lebe, bey, und frankire den Brief nicht, weil wie ich zufällig erfahren, die frank[irten] Briefe eine Ewigkeit hier liegen bleiben. Thun Sie ein gleiches, ſollten Sie aber ein doppeltes Porto wegen der Einlage haben zahlen müſſen, ſo könten wir es allenfalls durch Kunz zur Reſtit[ution] bringen.

[Hitzig an Fouqué, am Rande:]

Ich ſchicke Dir lieber den ganzen Brief, den Du behalten magſt, da er Dich doch meiſt angeht.

75. An Breitkopf & Härtel.[1] (7.)

Mit der Ueberſetzung der Rodeſchen Violinſchule.

(Nach dem Original.)

Bamberg den 8^{t} Jan: 1813

Schon hatte ich die Einlage geſiegelt um ſie zur Poſt zu befördern, als ich Ew. WohlGebohren leztes Schreiben nebſt Aſſignat[ion] auf 65 rth erhielt. — Um Ew. WohlGeb. zu beweiſen, wie fremd mir jeder Eigennutz iſt und wie bereit ich bin, in Hoffnung dauernder Verbindung Ihnen zu dienen, erhalten Sie in der Anlage, die wie ich verſichern kan mit Mühe und Sorgfalt ausgearbeitete Ueberſetzung, indem ich mich mit dem erhaltenen Honorar zufrieden erkläre. Ein flüchtiger Blick wird Sie uberzeugen, daß meine Ueberſetzung ganz von der älteren deutſchen Ausgabe abweicht, die im Ausdruck zwar nicht übel aber ziemlich weitſchweifig iſt. Ich habe mich der größten Preziſion befliſſen und manche

---

75.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers:

1813
8 Jan
15 —
O

Bamberg
Hoffmann

Definition zum Theil hinzugefügt zum Theil ſchärfer auszudrücken mich bemüht. — Die Beiſpiele habe ich nach Nummern fortlaufen laſſen, damit Sie den Stich einrichten laſſen können wie Sie es für gut finden; eben ſo überlaſſe ich ganz Ihrem Gutbefinden den Titel; ſo wie ich ihn hingeſezt habe, ſcheint er mir anziehender und preziſer zu ſeyn. —

Nächſtens erhalten Ew. WohlGeb. wieder ein Paar Rezenſ[ionen] für die M[uſikaliſche] Z[eitung].

Auf das verbindlichſte danke ich Ew. WohlGeb. nochmahls für die gütige Ueberſendung des Honorars, welches mich in dieſem Augenblick von einer ſehr drückenden Lage befreyt. Mit ausgezeichneter Hochachtung habe ich die Ehre zu ſeyn

Ew. WohlGeb.

ganz ergebenſter
Hoffmann

---

76. An Breitkopf & Härtel[1]. (8.)

Mit einem Briefe an H's Königsberger Bevollmächtigten.

(Nach dem Original.)

Bamberg den 27 Jan 1813.

Ew. WohlGebohren haben mir ſo viel Freundſchafft erwieſen, daß ich es getroſt wage mich in einer Angelegenheit, die mir auf das äuſſerſte am Herzen liegt, an Sie zu wenden! — Vielleicht iſt es Ihnen durch Kaufmänniſche

---

76.

1. Adresse:

Herrn Breitkopf & Haertel
in
Leipzig

Oblatenverschluß mit Wappenpressung.

Poststempel:
R. 3. BAMBERG
30 IAN. 1813
also 3 Tage auf der Post.

Ueberschreibung d. Empfängers:
1813
27 Jan Bamberg
— Hoffmann
○

Verbindungen möglich beyliegenden offnen Brief an meinen Geſchäftsträger in Königsberg i. Pr. auch bey den jezigen Umſtänden ſicher zu befördern. — Iſt es der Fall, ſo würden Sie mich ganz unendlich verbinden. Iſt es nicht der Fall, ſo bitte ich den Brief zu vernichten und mir gütigſt darüber Nachricht zu geben. —

Den lezt als Einlage erhaltenen Brief an Schäfer in Nürnberg habe ich richtig beſorgt.

Mit ausgezeichneter Achtung

Ew. WohlGeb.

ergebenſter

Hoffmann

77. An die Redaktion der Allg. Muſ. Ztg[1].

(Breitkopf & Härtel 9.)

Mit der Recenſion der Beethovenſchen Trios und dem 'Don Juan'.

(Nach dem Original.)

Bamberg den 2^{t} Februar 1813.

E[iner] HochVerehrten Redaktion d[er] M[uſikaliſchen] Z[eitung] leztes Schreiben hat mich auf das innigſte erfreut und zu neuen litterariſch muſikaliſchen Arbeiten ermuthiget. — Schon fürchtete ich ganz wider meinen Willen von der Art wie E[iner] H[och[V[erehrte] R[edaktion] die Rezenſionen wünſcht abgekommen zu ſeyn, da ich manche meiner Aufſätze (Puſtkuchens Choralbuch, AugenArzt) nicht abgedrukt fand, welches mich um ſo mehr beunruhigte als ich jeder Rezenſion auch durch das Aufſtellen genereller Prinzipe das allgemeinere Interreſſe einer Muſik[aliſchen] Abhandlung

---

77.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers:

1813
2. Febr
—6.—

Bamberg.
Hoffmann

zu geben ſuche, indeſſen bin ich durch die in dem lezten Schreiben enthaltene ſchmeichelhafte Äußerungen ganz beruhigt und bitte nur recht ſehr jeden vielleicht unverſchuldet begangenen Verſtoß in jenen zurückgehaltenen Sachen zu rügen. — Ich lege die Rezenſion der Beethovenſchen Trios op: 70 bey, die etwas lang gerathen iſt, indeſſen dem herrlichen Claſſiſchen Meiſter und dem würdiger Gegenſtande glaubte ich es ſchuldig zu ſeyn, mich recht ausführlich über das Werk zu verbreiten und auch zur völligen Ueberſicht und zum Studium des Kenners die Beyſpiele da, wo ſie zur Verſtändlichkeit nöthig waren, nicht zu ſparen; daß E[ine] H[och]V[erehrte] Red[aktion] der Beurtheilung eines ſolchen klaſſiſchen Werks unſeres größten Inſtrumental-Componiſt[en] einen Platz gönnen wird, bin ich feſt überzeugt. — Noch füge ich einen kleinen Aufſatz: Don Juan pp bey, von dem ich in der That nicht weiß, ob E[ine] H[och]V[erehrte] Red[aktion] ihn der Aufnahme in die Zeitung würdig finden wird oder nicht? — Mir ſcheint, als wenn über die Darſtellung des Don Juan manches Neue geſagt worden und als wenn der „reiſende Enthuſiaſt"[2] die Ueberſpannung und die darinn herrſchende Geiſterſeherey entſchuldigen könne, weshalb ich denn wohl die Aufnahme wünſchte, indeſſen ergebe ich mich ganz dem gütigen Urtheil E[iner] H[och]V[erehrten] R[edaktion] und bitte nur um gütige Rückſendung des *einzigen* Manuſkripts falls der Abdruck nicht ſollte erfolgen können. — Ich komme jezt zu einer Bitte, die mir der würklich bis auf's Höchſte geſtiegene Druck der Zeit abnöthigt — Meine ganze Einnahme beſchränkt ſich jezt auf die Revenuen eines kleinen Vermögens, das in meiner Vaterſtadt Königsberg in Preußen ausſteht; die Saumſeeligkeit meines dortigen Geſchäftsträgers, der mir ſchon im November eine Remeſſe machen ſollte und damit bis in den Jan[ua]r zögerte, hat mich nun in die größte Verlegenheit geſtürzt, da nunmehr aller Briefwechſel unterbrochen iſt und ich die Remeſſe nicht mehr erhalten kan! — Meine einzige Zuflucht ſind jezt meine litterariſchen Arbeiten, und da die Breitkopf und Härtelſche Handlung mir ſchon für ein kleines Werk ein Honorar überſendet welches für die augenblicklichen Bedürfniſſe hinreichte, darf ich E[ine] HochV[erehrte] Red[aktion] nur bitten mir wo möglich auf Abſchlag meiner gelieferten und noch zu liefernden Arbeiten den kleinen Vorſchuß von 25 rth ſächſ. gütigſt bald zu übermachen.[3] Ich werde dann im Stande ſeyn wenigſtens bis Mitte März ohne die drückendſten Nahrungsſorgen zu exiſtiren und dieſe Zeit gar gern einem Inſtitut ausſchließlich[4] widmen, das ſo das Gute in der Kunſt will und befördert. Ich gedenke nun mit Eifer an die mir im lezten gütigen Schreiben gegebenen Aufgaben zu gehen. — Mitte oder Ende März gehe ich nach Würzburg indem ich dort die Stelle eines MuſikDirekt[or] und TheaterCompoſiteur bekleiden werde. Da ich aber nicht allein ſtehe, ſondern von Rieth unterſtüzt werde bleibt mir Zeit genug zu litter[ariſchen] Arbeiten übrig; ich bitte daher E[ine] H[och]V[erehrte] Redaktion mir fernerhin das gütige Zutrauen zu gönnen, das ich zu verdienen mich immer beſtreben werde. Auf das inſtändigſte bitte ich um baldige Antwort und habe die Ehre mit der vorzüglichſten Hochachtung zu ſeyn

---

[2] „im Untertitel.

E[iner] HochVerehrten Redaktion

ergebenſter
Hoffmann.

---

[3] von Härtel dazugeschrieben: „werde ich ihm schicken
H.“

[4] eingeschoben

78—82. Empfang und Abſendung von Geſchäftsbriefen Ende Februar bis Mitte März 1813.

(Nach Hitzigs Auszug 1823 aus Hoffmanns Tagebuch,
Nr. 80 nach Charavays Inhaltsangabe 1885.)

78. Von dem Königsberger Bevollmächtigten: 25. Februar „endlich[1] ganz unerwartet" „685 rth ſächſ. bekommen."

79. Vom Operndirector Joſeph Seconda in Leipzig (?): 27. Februar „Ganz unerwartet Brief . . . erhalten, worin" S. ihm „die MuſikDirectorStelle in Dreſden anbietet[1]."

80. An Rochlitz (Breitkopf & Härtel 10): 3. März: Hoffmann parle d'une place de chef d'orchester qui lui est offerte à Leipzig par un monsieur J[oseph] Seconda. Mais avant d'accepter, il tient à avoir l'avis de Rochlitz. Il a reçu des renseignements contradictoires sur M. Seconda, et comme il s'agit pour lui de se faire connaître au monde musical et de fonder sa réputation, il ne voudrait pas s'engager à la légère.

(Unterſchrift, bei Charavay facſimilirt:)

ganz ergebenſter
Hoffmann

81. Von Rochlitz (Breitkopf & Härtel 11): 13. März „Brief . . . „ der meinen Entſchluß, MuſikDirector bey Seconda zu werden, beſtimmt[1]."

82. Von Seconda (?): 18. März „Den Brief erhalten, der meine Anſtellung bey Seconda richtig macht."

78.

[1] Vgl. Nr. 76 u. 77 (S. 99 auf 100 u. S. 101 auf 102).

79.

[1] und zwar auf Rochlitzens Empfehlung; vgl. Nr. 100, im Eingang; auch Härtel hatte zugeredet: Nr. 84, Anfang u. Schluß.

81.

[1] durch die (zutreffende) günstige Schilderung von Seconda's Truppe; vgl. Nr. 92 (S. 135 Mitte).

83. Verlagsvertrag[1] mit Kunz. (5.)

(Nach dem Exemplar für Kunz, ganz von Hoffmanns Hand.)

[18. März 1813.]

Vertrag
zwiſchen dem Kaufmann, Herrn Carl Fridrich Kunz
und dem MuſikDirektor

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

den Verlag der litterariſchen Werke des lezteren betreffend.

Es hat ſich begeben daß Hr. Kunz, nachdem er für die Verbreitung der Litteratur auf mehrfache Weiſe geſorgt, mit großer Vorliebe für jedes litterariſche Geſchäfft ſich auch entſchloſſen eigne Verlagswerke ans Licht zu ſtellen, wogegen der M. D. Hoffmann, der eigentlich nur Noten ſchreiben ſollte, ſich auch nicht ohne Glück auf mannigfache Art in das litterariſche Feld gewagt. Beyde in Freundſchaft ſtehend, wollen ſich nun in ihren litterariſchen Bemühungen möglichſt unterſtützen, damit das fernere Gedeihen ihnen Freude bringe, und haben die nähere Art und Weiſe ihres litterariſchen Bundes in folgenden Punkten unwiderruflich feſtgeſtellt:

§ 1.

Der M. D. Hoffmann verpflichtet ſich diejenigen vier Werke, welche er von heute an in den Druck giebt, ohne Rückſicht auf den Ort wo er ſich aufhält oder auf andere Verhältniſſe dem Hrn. Kunz dergeſtalt in Verlag zu geben,

---

83.

[1] Auf Verlangen des spekulativen Hrn. Kunz abgeschlossen, der H. auch als Autor auszunutzen gedachte: vgl. Nr. 94 „Wer brachte dann" u. s. w. (S. 144 unten).

daß er über das erhaltene Manuſkript als über ſein Eigenthum ſchalten und walten kan.

§ 2.

Der Hr. Kunz verpflichtet ſich dagegen die genannten Werke, wenn auch nicht mit typographiſchem Aufwande, doch auf würdige Weiſe, d. h. mit guter Schrift auf gutem Druckpapier abdrucken zu laſſen und für das erſte Werk den Druckbogen mit Acht Reichsthaler (8 rth) für die folgenden Werke aber den Drukbogen mit Zehn Reichsth. (10 rth) Sächſ. Cour. zu honoriren.

§ 3.

Das erſte Werk unter dem Titel: Fantaſieſtücke in Callott's Manier, ſoll in zwölf Drukbogen mehrere Aufſäze enthalten von denen einige ſchon in der Muſikaliſchen Zeitung enthalten ſind. Die übrigen verſpricht der M. D. Hoffmann in der Art zu liefern, daß der Druck ſchon jezt beginnen und ununterbrochen fortgeſezt werden kan. Sollten die jezt projektirten Aufſäze mehr als zwölf Bogen betragen, ſo verlangt der M. D. Hoffmann für die mehreren Blätter kein beſonderes Honorar[2].

§ 4.

Der Hr. Kunz verpflichtet ſich das für das erſte Werk beſtimmte Honorar dem M. D. Hoffmann bis zum Achten Aprill d. J. zu zahlen; die anderen folgenden Werke aber in der Art zu honoriren, daß nach dem Ueberſchlage der Bogenzahl die eine Hälfte des Honorars nach Ablieferung des Manuſkripts, die andere Hälfte aber nach vollendetem Abdruck gezahlt wird. Etwa entſtandene Irrthümer bey Berechnung der Bogenzahl gleichen ſich bey der Zahlung der lezten Hälfte des Honorars aus.

---

[2] Es wurden dann 240 + 360 = 600 S., also = 37 1/2 Bogen, für die II. — u. z. für alle Auflagen — 96 rth erhielt!!

§ 5.

Ruckſichts der litterariſchen Werke des M. D. Hoffmann welche er nach den hier in Rede ſtehenden vier Werken ſchreiben ſollte, raümt er dem Hrn. Kunz ein Näherrecht in der Art ein:

> daß der M. D. Hoffmann gehalten iſt auch dieſe Werke dem Hrn. Kunz in Verlag zu geben, ſo bald dieſer ſich bereit erklärt daſſelbe Honorar unter denſelben Bedingungen zu zahlen, welches ein anderer Buchhändler dem Verfaſſer nachweislich zahlen will.

§ 6.

Sollte von dieſem oder jenem der vier in Rede ſtehenden Werke eine neue Auflage veranſtaltet werden, ſo verpflichtet ſich Hr. Kunz dem Verfaſſer davon Anzeige zu machen und zahlt, wenn dieſer bedeutende Aenderungen und Zuſätze macht unter denſelben Bedingungen wie bey der erſten Auflage die Hälfte des erſten Honorars. Aendert dagegen der Verfaſſer gar nichts oder nur unbedeutend, ſo iſt Hr. Kunz zu keinem zweiten Honorar verpflichtet.

In dem feſtiglichen Glauben daß dem geſchloſſenen Bunde Gutes entſprießen werde haben die Contrahenten in Fröhlichkeit und gutem Willen den Contrakt ſo wie folget durch ihre NahmensUnterſchrifft vollzogen und abgeſchloſſen. So geſchehen Bamberg den 18ten März 1813.

Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann[3]
MuſikDirektor

---

[3] Gegen Schluß ist die Hand etwas ermüdet, wir haben es darum vorgezogen, den Namenszug der Ueberschrift zu facsimiliren.

84. An Breitkopf & Härtel[1]. (12).

Mit der Rodeſchen Violinſchule und der alten Ueberſetzung derſelben.

(Nach dem Original.)

Bamberg d. 23 März 1813.

Ew. WohlGebohren ermangle ich nicht ſogleich nach dem Empfang Ihres lezten Briefes die Violinſchule, franzöſiſches und deutſches Exemplar verlangtermaßen mit der fahrenden Poſt zu überſenden. — Zugleich nehme ich die Gelegenheit wahr Ihnen recht herzlich für die gütige Empfehlung an Herrn J. Seconda zu danken. Um alles in der Welt wäre ich bey den jetzigen KriegsVerhältniſſen nicht nach der **Veſtung** Würzburg gegangen, das Theater daſelbſt wird ſich auch wohl auflöſen[2], und um ſo erwünſchter iſt es mir ein Unterkommen in Leipzig und Dresden gefunden zu haben, als es mir die Hoffnung giebt, endlich für meine eigentliche Tendenz arbeiten und auch als TheaterComponiſt bekannt werden zu können. — Zwar ſieht es in dieſen Gegenden (Leipz[ig] und Dresd[en]) nach den ZeitungsNachrichten ſehr kriegeriſch aus, allein nach meinen Anſichten kann dies nur ſehr vorübergehend und bis zu meiner Abreiſe von hier, die mir Hr. Seconda bis zum 10ten Aprill und zwar nach Dresden beſtimt hat, alles entſchieden ſeyn. — Hrn. Seconda's Bedingungen bin ich

---

84.

[1] Adresse:

Herrn Breitkopf & Haertel
in
Leipzig

Mit einem Paket in Wachstuch H. B. H Leipzig ſignirt, worinn gedruckte Noten 5 rth an Werth

Oblatenverschluß mit Wappenpressung.

Ueberschreibung d. Empfängers:

1813
23 März — Bamberg
— Hoffmann
O

[2] Geschah thatsächlich; Holbein nahm, nach einer Gastrollenreise, in Carlsruhe ein Engagement als Schauspieler an; vgl. seine Erinnerungen in Bd. III.

gänzlich eingegangen, ich ſehe daher den Contrakt für abgeſchloſſen an und nur Kriegsbegebenheiten in unſerer Nähe, die es mir ganz unmöglich machen ſollten aus der Stadt herauszukommen, könten meine Abreiſe hindern, welches indeſſen den Contrakt nicht ändern würde, da ich, ſo wie ſich mir nur eine Gelegenheit darböte, und ſollte ich den bedeutenden Umweg durch Böhmen machen, von hier nach Dresden abgehen würde. — Ew. WohlGebohren bitte ich recht ſehr dies Hrn. Seconda, wenn Sie ihn ſprechen, gütigſt zu ſagen und ihm zu verſichern, daß er von mir den regſten Dienſteifer und rege Liebe zur Sache zu erwarten hat. — Nochmahls danke ich Ew. WohlGeb. auf das innigſte für Ihre gütige Verwendung und habe die Ehre mit ausgezeichneter Hochachtung zu ſeyn

Ew. WohlGebohren

ganz ergebenſter Diener

Hoffmann

Dresden und Leipzig 1813—1814

Dresden!

Wilsdruffer Straße, Zur Stadt Naumburg

85. An Härtel[1]. (Breitkopf & Härtel 13.)

Mit einem Briefe an Seconda.

(Nach dem Original.)

Dresden den 25 Aprill 1813

Unmöglich kan ich Ew. WohlGebohren meinen Schreck beſchreiben, als ich nach einer koſtſpieligen gefahrvollen Reiſe, die ich kontraktmäßig unternahm, Hrn. Seconda hier nicht vorfand[2]; auf das inſtändigſte bitte ich ihm ſogleich beyliegenden Brief einhändigen zu laſſen. Ich bitte ihn in dieſem Briefe, mir mit umgehender Poſt das zugeſagte Reiſegeld mit 17 rth (mir koſtet die Reiſe an 70 rth) ſo wie vorſchußweiſe eine vierzehntägige Gage zu übermachen, da meine Caſſe ganz erſchöpft iſt und ich mit meiner Frau

---

85.

[1] Adresse:

Herrn Haertel
Breitkopf & Haertelſche Handlung
in
Leipzig

Siegel: Wappen.

Ueberschreibung d. Empfängers:

1813	
25 April	Dresden
—	MusDir. Hoffmann

[unleserlich]

[2] Der Opern-Director Joseph Seconda und der Schauspiel-Director Franz Seconda spielten abwechselnd in Dresden und Leipzig.

an dem mir ganz fremden Orte ſonſt in die druckendſte Verlegenheit gerathen würde.

Nimmermehr habe ich geglaubt in dieſe Angſt und Noth zu kommen; ich muß mich doch einigermaßen häuslich einrichten, und dabey auch leben; verzeyhen daher Ew. WohlGeb. meine Bitte um eine kleine Remeſſe von ungefähr 20 rth auf Abſchlag meines Honorars zum Michaeli. In dieſem Augenblick, oder vielmehr nachdem ich nur zur Ruhe und Beſinnung gekommen, endige ich die Rezenſion der Beethoveniſchen Meſſe ſo wie der Sinfonie von Wilms, und wenn ich nur noch alle mir aufgetragenen Rezenſ[ionen] beendige, glaube ich Ew. WohlGeb. für die mir gütigſt bewilligten, ſo wie den jetzigen Vorſchuß hinlänglich gedeckt.

Nur die Hoffnung auf Hrn. Seconda und Ew. WohlGeb. Güte tröſtet mich in einer Lage die wirklich nicht ängſtlicher gedacht werden kan.

Haben doch Ew. WohlG. die Güte mir umgehend zu antworten, da ich mich wirklich in dem Augenblick nicht zu retten und rathen weiß und jede Stunde zähle die mir Antwort bringen kan. —

HochAchtungsvoll

Ew. WohlGeb.

ergebenſter Diener

Hoffmann

Ich logire in der Stadt Naumburg in der WilsdrufferStraße; ich lege den Brief an pp Seconda offen bey um Sie ganz von meiner Angelegenheit, die mir den größten Kummer verurſacht, zu unterrichten.

86. An Kunz. (6.)

Mit einem Brief vom Tage vorher.

(Nach dem erſten Abdruck des Empfängers, im 'Phönix' von 1837.)

Dresden den 26 Aprill 1813. Morgens 5 Uhr,
im 4t Stock der Stadt Naumburg in der
Wilsdruffer Straße.

Geehrteſter!

Der Schulmeiſter[1] mit ſeinem Lamentoſo, ſo wie ſein Treiben, ſein Eilen, um aus der Stadt zu kommen, da er hier Wagen und Pferde hätte auf der Straße ſtehen laſſen müſſen, ſo wie endlich die auf mich niederdonnernde Nachricht: Seconda ſey noch nicht hier, und an ſeine Anherkunft noch nicht zu denken, hatten mich geſtern ſo außer aller Faſſung gebracht, daß der Brief an Sie, den ich nicht wieder öffnen mag, ſehr aphoriſtiſch ausgefallen ſeyn muß.

Schulmeiſter fand in der entfernteſten Vorſtadt ein Unterkommen, wurde aber des Paſſes wegen zum Warten bis auf heute früh 8 Uhr verwieſen; ich benutze daher die Zeit, Sie und meine Freunde wenigſtens in aller Kürze von den Begebenheiten auf der Reiſe zu unterrichten, da ich Willens bin, ſpäter über Prag ein förmliches ReiſeBulletin, worin allerley komiſche Fata und ſchnakiſche Abentheuer enthalten ſeyn ſollen, zu ſchreiben. — Alſo:

In Ba[y]reuth fand ich den Poſtmeiſter Gſchick, und dieſer, ſo wie der Lieutenant Bayerlein verſicherten mich, es ſey gar nicht daran zu denken, daß ich durchkommen würde. — Ich dachte: auf der Reiſe nun einmahl, muß man alles verſuchen, und in Gottes Namen weiter. Gſchick empfahl mich wenigſtens dem Obriſtwachtmeiſter Fortes von

---

86. 1. „Spitzname eines Bamberger Lohnkutschers." (Kunz.)

den Jägern, der in Münchberg die Vorpoſten kommandirt, an dieſen wandte ich mich, und nachdem er erſt einiges Bedenken geaüßert, viſirte er doch meinen Paß, und ich kam ohne alle weitere Nachfrage durch alle Vorpoſten, deren lezten ich eine halbe Stunde über Münchberg heraus antraf.

In Hof kein Militär, aber beherzte Leute, die meinem Schulmeiſter riethen, nur weiter zu fahren; -- eine Stunde vor Plauen die erſte Vedette, ein preußiſcher Huſar, der mich frug, wo ich hin wollte, und nachdem er mit mir auf Friedrich Wilhelms Wohl geſchnapst, weiter ließ; — ein preußiſcher Wachtmeiſter mit einem Piket Huſaren, — dito — weiter fort; — in Plauen ein preußiſches Kommando. Kaum aus Plauen heraus im Walde, ganz unvermuthet leiſe hervorſchleichend 25 Koſacken mit einem Offizier, lauter alte bärtige Leute, die mich ungefragt vorbey ließen. In Reichenbach alles voll preußiſcher Huſaren, Koſacken. — Wir übernachteten; ſchon Abends um 8½ Uhr kommen zwey Pulks Baſchkiren und Kalmucken, und die ganze Nacht hindurch hörte das Durchziehen von Koſacken nicht auf. Das Gemurmel, die einzelnen Rufe in der fremden Sprache hatten was Schaueriges, Aengſtliches. — Nun blieb der Weg nicht mehr leer von einzelnen ſtreifenden Baſchkiren, Koſacken und preußiſchen Huſaren. — In Lichtenſtein ruſſiche Dragoner und Artillerie, und zwar zwey Batterien, jede zu 2 Haubitzen und 8 ſchweren 6Pfündern; in Langewitz rückten eben zwey Eskadrons preußiſche grüne Huſaren ein — ganz herrliche Leute mit vortrefflichen Pferden, es war eine Luſt ſie anzuſehen, mehrentheils Freiwillige; — Chemnitz ganz voller Truppen von allen Waffen und vor dem Dorfe Wieſe, wo wir übernachteten, 40 Kanonen (in Batterien). — Nun wurde es immer voller und voller — MunitionsWagen, Kanonen, Infanterie, Kavallerie, auf dem Marſch vorwärts begriffen.

— Noch in Herzogswaldau lieſen wir Gefahr, von einem herabrollenden MunitionsWagen alles zerbrochen zu ſehen — endlich — endlich — in Dresden!

Man kann ſich gar nicht denken, wie lebhaft es hier iſt — dem König und Kaiſer waren 20,000 Mann Garden mit 60 Kanonen gefolgt — alles ſteht voller Truppen, die aber heute meiſtens vorwärts ſollen. — Funfzig — oder, damit ich nicht vielleicht dem Kellner eine Lüge nachſage, eine Menge weiß gekleideter Mädchen haben den Kaiſer bey ſeinem Eintritt in die Stadt bekränzt. —

Bey der Illumination am 25ſten haben Spottverſe auf Napoleon geglänzt. Unter andern habe ich ſelbſt noch an einem Fenſter die Inſchrift geſehen:

Sonſt mit Schmerzen,
Heute von Herzen!

Die ganze Nacht hindurch erſchallen Hurrah's und ruſſiſche Volkslieder; es iſt ein Leben und Regen ohne Gleichen — ruſſiſche und preußiſche Offiziere umarmen ſich auf den Straßen, und aus allen Tavernen hört man die Namen Alexander und Friedrich Wilhelm!

Sonſt weiß ich in politicis nichts, und werde erſt nach gehörig eingezogenen Nachrichten im Bulletin weitläuftiger ſeyn. — Uebrigens denke ich wohl aus allem was ich geſehen, daß wenn Sie dieſes leſen, Sie auch ſchon Preußen und Ruſſen geſehen haben werden.

Nachdem ich mich beruhigt, oder wie man zu ſagen pflegt, die Sache beſchlafen habe, finde ich es gerade recht gut, daß Seconda noch nicht hier iſt, er muß mir natürlicher Weiſe nicht allein Reiſegeld ſchicken, ſondern auch Gage zahlen, und ich habe jezt Muße, mich haüslich einzurichten und mein Buch zu enden, wozu ich mich auf der

Reiſe ſchon präparirt. In dem Augenblicke beſitze ich 1 Carolin, und dieſem Umſtande mögen Sie es zurechnen, daß ich, da Sie mir Ihre Freundſchaft in der Noth bewährt, ſo frey war, den Schulmeiſter, dem ich übrigens habe 1 Carolin zulegen müſſen, des übertheuern Futters wegen, an Sie zu addreſſiren; ich werde meine Schuld richtig abtragen. — Meinen Freund Morgenroth habe ich ſchon gefunden, und er wird mir den Gluck[2] verſchaffen, den ich dann gleich dem Bulletin beylege. — Der Schulmeiſter iſt da. Leben Sie wohl, Freund! — Bald hören Sie mehr von mir!

Adio, mio carissimo!

Hoffmann.

87. Von Breitkopf & Härtel. (14.)

Mit einem Wechſel auf 70 rth.

(Nach dem Tagebuch.)

[Erhalten 30. April 1813.]

[Brief.]

88. An Breitkopf & Härtel[1]. (15.)

(Nach dem Original.)

Dresden den 1! May 1813.

Ew. WohlGebohren

ſo ſchnelle Erfüllung meiner Bitte durch Ueberſendung des Wechſels auf 70 rth den ich richtig erhalten und der mir

---

[2] den Abdruck in der A. M. Z. von 1809.

88.

[1] Adresse:

Herrn Breitkopf & Haertel
in
Leipzig

Siegel: Wappen.

Ueberschreibung d. Empfängers:

1813
1 May
—
0

Dresden
Hoffmann

ſogleich honorirt worden, iſt mir ein neuer Beweis eines Zutrauens welches ich in der That in ſeinem ganzen Umfange zu ſchätzen weiß und wofür ich, ſo wie es nur in meinen Kräften ſteht, auf die thätigſte Weiſe dankbar ſeyn werde. — Hr. Franz Seconda will noch den ganzen Monath May hier bleiben; ich würde daher ſchon Morgen mit der Diligence abgereiſet ſeyn, wenn es mir möglich geweſen wäre ſo ſchnell den Paß von der ruſſiſchen Behörde bey dem Andrang der Geſchäffte zu erhalten; zudem hat man mir ſowohl auf dem Bureau des ruſſ[iſchen] Commendanten als bey dem StaatsKanzler v. Hardenberg, bey welchem ich ganz unvermuthet an den StaatsRäthen v. Hippel und Staegemann ſpezielle Jugendfreunde, die mich mit einem wahren herzlichen Jubel empfingen, gefunden, den ausdrücklichen Rath gegeben wenigſtens noch ein Paar Tage hier zu warten, da es ſonſt möglich ſeyn könte, daß ich mitten in den allerhöchſten Kriegstrouble hineinreiſete und alle üblen Folgen davon empfände. Hr. Seconda kan mir es daher wohl nicht verargen, wenn ich meine Abreiſe bis zum Donnerſtag verſchoben habe, und er mag meiner aufrichtigen Verſichrung glauben daß mir nichts ſo ſehr am Herzen liegt, als mein Amt anzutreten und zu ſeiner Zufriedenheit auf die thätigſte gewiſſenhafteſte Weiſe zu verwalten.

Wie ſehr freue ich mich darauf Ihre und des Hrn. Hofrath Rochlitz perſönliche Bekantſchaft zu machen — der mündlichen Erzählung behalte ich meine Abentheuer auf der Reiſe hierher und alle Angſt und Sorge, die ich ausgeſtanden, ver. —

Bald werde ich im Stande ſeyn mündlich die unendliche Hochachtung verſichern zu können mit der ich bin

Ew. WohlGeb.

ganz ergebenſter
Hoffmann.

89. An Seconda.

(Nach dem Tgb., Nr. 91 [S. 194] u. Nr. 99 [S. 195 unten].)

[10.[1] Mai 1813.]

[Bitte um 20 rth für den Fall, daß er noch nach Leipzig kommen ſoll.]

90. An Kunz. (7.)

Mit der Abſchrift des "Ritters Gluck".

(Nach dem erſten Abdruck des Empfängers, im "Phönix" von 1835.)

Dresden den 10 May 1813.

Vortrefflichſter!

Es iſt jezt eine Zeit, in der ſich Neues an Neues drängt, ſo daß man nur das zunächſt Erfahrene erzählen mag; verlangen Sie daher nichts Umſtändliches über meine Fata bis zum 30t April. — Nur ſo viel, daß das herrliche Dresden ſelbſt in den kritiſchen Zeiten, ſelbſt in meiner übermißlichen Lage, mich ganz ermuthigte.

Schon den 26t April fand ich meinen alten Freund, den Kammermuſikus Morgenroth, der nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als mich in die Kirche zur Aufführung eines prächtigen, alterthümlichen Requiems von

---

89. [1] Im Tgb., wohl verſehentlich, unterm 11.

Haſſe zu geleiten. Aber noch eine größere Freude ſtand mir am Abend bevor; ich fand nehmlich im Link'ſchen Bade meinen älteſten Jugend-, Schul- und akademiſchen Freund, den Staatsrath von Hippel, deſſen Herz noch ebenſo wie ſeit fünf und zwanzig Jahren, jezt unter dem Stern des rothen AdlerOrdens, ſich den Ergießungen der innigſten Freundſchaft überließ.

Daß ich des gemüthlichen, für deutſche Muſik empfänglichen Morlacchi Bekanntſchaft machte, daß ich die Veſtalin[1], Il matrimonio segreto[2], eine Hauptprobe des Cortez[3] hörte, und überhaupt in Kunſt und Muſik mich luſtig bewegte, ſind Nebenſachen, nachdem heute der 10te Mai angefangen. —

Den 30ſt April Abends über Tiſche bekam ich Antwort von Seconda, mit einem Wechſel von 70 rth und der Bitte, mich ſchleunigſt nach Leipzig zu verfügen, in ſofern ſein Bruder länger als 14 Tage hier zu bleiben gedächte. Ich begab mich zum Eigner Franz in ſein, mit den Bildniſſen von Opitz, Ochſenheimer, Thering u. ſ. w. (ſehr gut in Oel gemahlt[4]) geſchmücktes Kabinet und erhielt den Beſcheid, nur ja nach Leipzig zu gehen, weil er bey der Anweſenheit des Kaiſers von Rußland und des Königs von Preußen vielleicht den ganzen Sommer über hier bleiben würde. — Den 2t Mai wollte ich daher mit der Diligence abreiſen, allein — keine Diligence — keine Poſt — keine Pferde — keinen Paß! — ich mußte bleiben.

Schon den 3t ging ungeheure ruſſiſche Bagage über die Elbe Tag und Nacht — den 7t verließ der Staatskanzler

---

90.

[1] von Spontini.

[2] von Cimarosa, 1. Mai.

[3] von Spontini, 7. Mai.

[4] Nach Glasenapps ansprechender Vermuthung rührten diese Schauspieler-Portraits von Ludwig Heinrich Christian Geyer her (1780—1821), der gleich vortrefflich als Portraitmaler war wie als Charakterdarsteller in Franz Seconda's Truppe. (Das Leben Richard Wagners I (Leipzig 1905), S. 46 Note; vgl. auch daselbst S. 101.)

von Hardenberg mit den Staatsräthen Dresden — den 8t rückte von früh 3 Uhr Artillerie durch — um 10 Uhr ritt der König von Preußen durch die Stadt — um 11 Uhr brannte die Elbbrücke (der von Holz aufgerichtete Theil zur Communication, da wo die beiden Bogen eingeſprengt ſind) und beyde Schiffbrücken, deren Kähne brennend die Elbe herabſchwammen — der Kanonendonner erſchütterte die Fenſter der Häuſer an der Elbe — um 11¼ Uhr ritt ein franzöſiſcher Trompeter und ein franzöſiſcher Uhlan durch die Straßen, Cavallerie, Infanterie folgte, und um 5 Uhr traf, unter dem Geläute aller Glocken und von verſchiedenen Deputationen empfangen, Se. Majeſtät der Kaiſer Napoleon mit zahlreichem Gefolge ein.

Die Ruſſen blieben in der Neuſtadt, und nun ging ein Tiraillieren mit Büchſen hinüber und herüber an, welches bis in die ſpäte Nacht, und den 9t um 3 Uhr wieder anfing und den ganzen Tag wieder bis in die Nacht dauerte.

Sie wiſſen, daß da, wo das Kreuz auf der Brücke ſteht, ſich zwey ſteinerne Schilderhäuſer befinden; hinter dieſen, ſowie hinter einigen Steinen, hatten ſich ruſſiſche Jäger poſtirt und ſchoſſen, ſo wie ſich franzöſiſches Militair blicken ließ, herüber; ich befand mich auf dem Wall neben dem Theater und konnte ſehen, wie ſie anlegten, und wie der ruſſiſche Offizier hin und her ſprang, um ſeine Feinde zu entdecken, und wie er eifrig dem verſammelten neugierigen Volke zuwinkte, ſich zu entfernen. — Die Kugeln prallten am Schloßthore an, und eine Frau wurde ſchwer verwundet, ſo wie ein Knabe erſchoſſen.[5] Den 9t hatten ſich franzöſiſche Jäger auf die Gallerie und auf den Thurm der katholiſchen Kirche poſtirt und ſchoſſen munter herüber; — jezt flogen KartätſchenKugeln (die Ruſſen hatten Geſchütz aufgepflanzt) bis in den Neumarkt, und um 1½ Uhr plazte mitten auf dem **Altmarkt** eine hereingeworfene Granate. — Mit dieſer Gefahr unbekannt, ging ich noch Vormittags um 10 Uhr an das Brühlſche Palais und fand in der Nähe des Schloßthors mehrere Menſchen, wurde aber in dem Augenblick von einer Kugel, die von der Mauer abſchlug, am Schienbein, jedoch ſo matt getroffen, daß eigentlich nur meine neue Stiefelklappe verwundet wurde, ich aber nur einen blauen Fleck davontrug. — Die wie ein Geldſtück plattgedrückte Kugel hob ich zum Andenken auf, und mit dieſem Andenken gänzlich zufrieden, uneigennützig nicht noch mehr verlangend, entfernte ich mich ziemlich ſchnell und gab auch die Idee auf, den Wall zu beſuchen, indem eben in den noch übrigen Schießſcharten franzöſiſches Geſchütz aufgefahren wurde.

---

[5] Dies alles am 9.

An kein Amt, an keine Vesper war zu denken, denn die Kugeln zerſplitterten die Fenſter der Kirche und ſchlugen in die Thür ein, ſo daß ſchon in aller Frühe ein alter Mann auf der Kirchentreppe erſchoſſen wurde — in das Schloßthor fuhren ziſchend unaufhörlich Kugeln — kurz in der ganzen Gegend konnte man den Tod der Neugierde ſterben. — Die Nacht von geſtern auf heute haben die Ruſſen die Neuſtadt verlaſſen, und die franzöſiſche Armee geht, wie man ſagt, in zwey Punkten ganz in der Nähe von Dresden, wo ſie Schiffbrücken geſchlagen, über die Elbe. —

Ob ich nun hier in Dresden bleiben — wie und wann ich nach Leipzig gehen werde, das wiſſen die Götter; ich habe daher[*] das theure Hotel verlaſſen und mir auf dem **Altmarkt** No 33, bey **Madame Vetter**, vier Treppen hoch, ein höchſt romantiſches Stübchen ganz in der Nähe des Uranus gemiethet, wo ich jezt ſitze und im ſtolzen Bewußtſeyn meines Heldenmuthes von ausgeſtandener Angſt und Gefahr ſchreibe.

---

[*] f. am Morgen des Tages

Uebrigens, geliebter Freund! haben Sie gar keine Idee von der Unruhe und von dem gräßlichen Tumult, der hier in dieſen Tagen geherrſcht hat, und eben deßhalb iſt der verſprochene Aufſatz noch nicht fertig; dagegen folgt die Abſchrift des Ritter Gluck[7] anbey. — — — —

In meiner jetzigen poetiſchen Wohnung iſt es ſehr ruhig, und ich hoffe daher (auf jeden Fall bleibe ich noch 8 Tage in Dresden), fleißig ſeyn und Ihnen noch viele Specialia ſchreiben zu können.

Ihrer lieben Frau — — —

Mein litterariſches Handwerkszeug taugt den Teufel nichts — wer vermag mit blaſſer Tinte und ſtumpfer Feder was Ordentliches zu ſchreiben — aber es ſoll und wird alles beſſer werden.

Stets unverändert

der Ihrigſte.

91. An Breitkopf & Härtel[1]. (16.)

Mit einer Doppelrecenſion.

(Nach dem Original.)

Dresden den 13t May 1813.

Die bisherigen Vorfälle in Dresden werden auch in L[eipzig] bekannt genug ſeyn, ſo daß ich Ew. WohlGebohren wohl von der ausgeſtandenen Sorge und Angſt keine

---

[7] Morgenroth brachte den erbetenen Druck am 21., und am folgenden Tage begann H. die Abschrift, nach der Kunz dann gedruckt hat. H. nahm zwar einige Aenderungen vor, die in Nr. 60 (S. 70 unten) beklagten und in Nr. 69 (S. 80 Mitte) näher bezeichneten Rochlitzischen „Verbesserungen" vermochte er jedoch nach so langer Zeit nicht mehr zu erkennen und rückgängig zu machen.

91.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers:

1813

13 May — Dresden

— Hoffmann

0

Schilderung machen darf. — Gerade an dem Tage, da ich abreiſen wollte, nehmlich den 6^{t} d. M. ging die ſtärkſte Retirade der Ruſſen über die Elbe an welche den 7^{t} und 8^{t} fortdauerte, ſo daß an Reiſen gar nicht zu denken, ja, daß es unmöglich war fortzukommen. Eben ſo wenig war dies am 9^{t} d. M. auszuführen wo man nicht ohne Gefahr über die Hauptſtraßen gehen konnte, ſo daß ich, der ich von der Sorge, wie die Sachen ſtunden, getrieben in die Nähe des Brühlſchen Palais ging, von einer KartätſchenKugel die von dem SchloßThore abpralte, jedoch zum Glück ſo matt am Fuß getroffen wurde, daß ich nur einen mit Blut unterlaufenen Fleck davon trug. Daß mehrere Civilperſonen hart verwundet, ein alter Mann der in die katholiſche Kirche gehen wollte und ein Knabe getödtet ſind, wird man in L[eipzig] wohl ſchon wiſſen. — Ich mußte wider meinen Willen in dem theuern Gaſthofe bleiben und zu meinem Verdruß das zu meiner Einrichtung beſtimte Geld verzehren — konte nichts arbeiten, kurz meine Lage war die unangenehmſte, die man ſich denken kan. — Sontags Abends (den 9^{t}) als es nur etwas ruhig wurde (noch um 1½ Uhr plazte eine hineingeworfene Granate mitten auf dem Altmarkt) gelang es mir durch die Bemühungen meines alten Freundes des KammerMuſikus Morgenroth, auf dem Altmarkt No 33 bey Madame Vetter 4 Treppen hoch ein meublirtes Stübchen zu finden, und nun verließ ich den 10^{t} in aller Frühe den Gaſthof, der mich den lezten Groſchen in ein paar Tagen gekoſtet haben würde. — Unerachtet der noch fortdauernden entſetzlichen Unruhe, iſt es doch hier auszuhalten, und wenn auch die jetzige überſtandene Angſt und Sorge mich zu tieferen Arbeiten unfähig gemacht und ich daher die Beethovenſche Meſſe vor der Hand bey Seite gelegt, ſo habe ich doch eine leichtere Arbeit, nehmlich die Rez[enſion] der Braunſchen und Wilmsſchen

Sinfonie geendet[2], welche ich mit der Verſichrung beylege, nur bey einiger wiedergekehrter Ruhe, recht fleißig zu ſeyn. —

Hrn. Seconda habe ich nun abermahls geſchrieben, ob ich nach L[eipzig] kommen ſoll, da ſich die Umſtände ganz geändert haben. Die italiäniſche Oper hat nehmlich aufgehört, der König iſt den 12t N[ach]M[ittags] angekommen, und bleibt, wie man gewiß weiß, hier, da die Familie auch in dieſen Tagen eintrift, und ſo wird bey der hergeſtellten alten Ordnung der Dinge Hr. Seconda, da auch die Communicat[ion] der Neuſtadt mit der Altſtadt wieder ſtatt findet, wohl anhero kommen. — Der hier verbreiteten für mich ſchreckbaren Nachricht, daß die J. Secondaſche Geſellſchaft aufgelöſt, will ich nicht trauen. — Hrn. Seconda habe ich, ſo hart es mir ankam, im Fall ich doch nach L[eipzig] ſollte, noch um eine Kleinigkeit zur Reiſe bitten müſſen, und, indem ich fürchten muß, daß er mich in die Claſſe immer und ewig Geld verlangender Theaterperſonen werfen könte, da er, wie in dieſer Zeit hier für die gewöhnlichſten Bedürfniſſe das Geld nur weggeflogen, ſich gewiß keinen Begriff machen kann, bitte ich Ew. WohlGebohren ergebenſt, ihm dieſe Idee zu benehmen; bey perſönlicher Verbindung wird er ſich ohnehin bald vom Gegentheil überzeugen. — Hrn. F. Seconda habe ich mehrmahls nicht zu Hauſe gefunden, er ſcheint ſich überhaupt nicht gern ſprechen laſſen zu wollen. — Ew. WohlGeb. empfehle ich mich zum fortdauernden Wohlwollen und habe die Ehre mit der ausgezeichnetſten Hochachtung zu ſeyn

Ew. WohlGebohren

ergebenſter
Hoffmann.

---

[2] Am selben Tage.

92. An Breitkopf & Härtel[1]. (17.)

Mit der Recenſion von Beethovens Meſſe in C dur.

(Nach dem Original; eine längere Nachſchrift ſcheint abgeſchnitten zu ſein.)

Dresden den 17 May 1813.

(Altmarkt No 33, 4 Treppen hoch
bey Madame Vetter)

Ew. WohlGebohren erhalten in der Anlage die Rezenſion der Beethovenſchen Meſſe[2] mit der Bitte nicht darüber zu ſchelten, daß ſie etwas lang gerathen und wieder mehrere Beyſpiele eingeſchaltet ſind. Es lag mir wirklich am Herzen mehreres über KirchenMuſik zu ſagen und nur die zum Verſtändniß nöthigſten Stellen mußte ich einrücken. — Hr. Seconda, dem ich ſchon am 11ten geſchrieben, hat mir noch nicht geantwortet und ſezt mich dadurch in die tödtlichſte Angſt und Verlegenheit. Mit jedem Tage ändern ſich hier die Nachrichten, und es ſcheint mir am Ende wirklich für Hrn. Seconda gerathener, wenn es angeht in L[eipzig] zu bleiben. — In der Neuſtadt ſieht es verödet aus wie in einer Veſtung, da mehrere Einwohner in die Altſtadt ziehen und vor dem ſchwarzen Thor ſtark geſchanzt wird, doch kann ſich das alles mit jedem Tag ändern — kurz man kann keinen Entſchluß faſſen, und ich bin auf alles reſignirt. — So bald Hr. Seconda ſchreibt und mir die kleine Summe, um die ich noch gebeten (20 rth welche am Ende nicht einmahl ein Vorſchuß ſeyn wird), ſchickt, bin ich Willens auf der Stelle abzureiſen und habe mich deshalb ſchon vorlaüfig um einen Paß bemüht, womit man jezt drey bis vier Tage

---

92.

[1] Am 18. morgens zur Post befördert. (Tgb.) Ueberschreibung d. Empfängers:

1813
17 May — Dresden
19 — — Hoffmann
⊙ — v Bamberg.

[2] 15.—17. verfaßt und ins Reine geschrieben.

herumgezogen wird. — Ew. WohlGebohren wage ich, auf Ihre mir ſo oft bewieſene Freundſchaft mich ſtützend, gehorſamſt zu bitten, Hrn. Seconda in meinem Nahmen doch dringend zu erſuchen, falls er nach Ankunft dieſes Briefes mir noch nicht geſchrieben haben ſollte, ſchleunigſt mir zu antworten, damit ſein eingeſperrter MuſikDirektor, dem ſeine Unthätigkeit eine wahre Laſt iſt, doch endlich erlöſet werde. — Die hieſige Theurung iſt noch im Steigen, und bey der größten Einſchränkung giebt man nur zu viel Geld aus; Brod und Fleiſch haben mehrere Tage beynahe gänzlich gemangelt, und heute erſt komt hie und da öffentlich etwas zum Vorſchein.

Erfüllen Ew. WohlGebohren gütigſt meine Bitte; denn meine Lage iſt in der That höchſt unangenehm. Mit ausgezeichneter Hochachtung habe ich die Ehre zu ſeyn

Ew. WohlGebohren

ergebenſter

Hoffmann

93. Von Seconda. (4.)

Mit den verlangten 20 rth in Kaſſenſcheinen.

(Nach dem Tagebuch.)

[Erhalten 19. Mai 1813.]

[Brief.]

Leipzig I

Fleiſchergaſſe, im 'Goldenen Herzen'[1]

94–96. Erſte Leipziger Briefe.

(Nach dem Tagebuch.)

94. **An Kunz** (8): 27. Mai 1813[1].

95. **An Morgenroth** (2): 1. Juni 1813 Brief mit 10 rth.

96. **An Morgenroth** (3): 20. Juni 1813[1].

---

[1] H. war am 23. angekommen und zuerst im Hôtel de France abgestiegen; am 24. miethete er sich im 'Goldenen Herzen' ein.

94.

[1] Besonders langer oder besonders wichtiger Brief; im Tgb. ist die Notiz ausnahmsweise unterstrichen. Vermuthlich enthielt er u. a. einen ausführlichen Bericht über den Reise-Unfall, der H's Frau eine Stirnwunde und der jungen Gräfin Fritsch den Tod brachte; H. setzt die Vorgänge in dem Brief an Speyer Nr. 100 (S. 135 oben u. 141 oben) als in Bamberg bekannt voraus. Vgl. Tgb. u. Nr. 112 (S. 172 f.); eine novellistisch aufgeputzte Darstellung des Vorganges gab H. mündlich Fouqué im October 1815; s. dessen Erinnerungen an H. (StS V 265, wiederholt Bd. III).

96.

[1] Drei Tage vorher lernte H. im Wirthsgarten zur Grünen Linde den Polizei-Actuar Friedrich Wagner (geb. 1770) kennen, einen „exotischen Menschen", der (wie Kunz) H. dadurch anzog, daß er bekannte Schauspieler geschickt copirte. (S. Tgb.)

Wie bekannt, hatte die Frau dieses Wagner etwa vier Wochen früher, am Tage vor H's Ankunft, ihr neuntes Kind geboren, den späteren Componisten Richard Wagner. Vgl. S. 188 Note 6.

97. An Härtel[1]. (Breitkopf & Härtel 18.)
Mit Muſicalien und der Recenſion von Beethovens Egmont-Muſik.

(Nach dem Original[2].)

[23. Juni 1813.]

Ew. WohlGebohren

überſende mit dem gehorſamſten Danke, den KlavierAuszug des Figaro nebſt Text, ſo wie die franz[öſiſche] ViolinSchule und die Partitur der Beethov[enſchen] Muſik zum Egmont nebſt KlavierAuszug der ZwiſchenAkte und Geſänge. Die fertig gewordene[3] Rezenſion lezterer Muſik lege ich mit dem Bemerken bey, daß ich die noch an mir habende Muſik, welche zum Rez[enſiren] von Ew. WohlGeb. erhalten, nächſtens mit meinen übrigen Büchern und Muſikalien in einer Kiſte von Hrn. Kunz aus Bamberg geſendet erwarte. Sollten daher Ew. WohlGebohren die Beſchleunigung irgend einer mir übertragenen Compoſition zB. des Bergtſchen Orat[oriums] wünſchen, ſo müßte ich bitten mir das Werk noch einmahl in die Hände zu geben, ich würde dann die Rez[enſion] forderſamſt fertigen und nebſt dem Werk Ihnen zuſenden. —

Hr. Seconda eilt Morgen früh nach Dresden, und kaum ſelbſt im Stande die Reiſekoſten zu beſtreiten, vermag er

---

97.

[1] Adresse:

Herrn Haertel
Dahier
in der Breitkopf & Haertelſchen
MuſikHandlg.

Oblatenverschluß mit Wappenpressung.

Ueberschreibung d. Empfängers:

1813
23 Juny
—
eod

Leipzig
MusDir. Hoffmann.

[2] Auf Papier von Jean Cremer, Wasserz. links Napoleons Kopf mit der Umschrift NAPOLEON EMPEREUR DES FRANÇAIS ROI D'ITALIE, rechts der gekrönte Adler.

[3] 21. Juni

ſelbſt bey dem eingetretenen GehaltsAbzug, bey dem ich ſchon ſeit mehreren Wochen beynahe die Hälfte meines Gehalts verlohren, auch nicht das mindeſte zu meiner Erleichterung zu thun, unerachtet es mir rein unmöglich iſt meine Frau, deren koſtſpielige Kur noch nicht geendet, mit der noch offnen Kopfwunde, ſo wie es Hr. S[econda] arrangirt hat, auf einen Leiterwagen zu ſetzen[4]. In dieſer gränzenloſen Verlegenheit wende ich mich Zutrauungsvoll an Ew. WohlGeb. mit der gehorſamſten Bitte, ob Sie mir wohl bey der mich auf alle Weiſe drückenden Noth mit einem kleinen Vorſchuß von circa 28 bis 30 rth. als ſo hoch ich meine noch hier zu beſtreitenden kleinen Ausgaben und die bequeme Reiſe nach Dresden bey der höchſten Einſchränkung berechnet, bewilligen[5] wollten? — Außer meinem fortwährenden fleißigen Arbeiten an der M[uſikaliſchen] Z[eitung] bitte ich Ew. WohlGeb. mir nur Gelegenheit zu geben meine Schuld ſo bald als möglich abzutragen, und überzeugt zu ſeyn, daß nur wirklich das Zuſammentreffen ſo vieler für mich feindſeeliger Umſtände mich zwingen konten Ew. WohlGebohren zur Laſt zu fallen.

Mit der gehorſamſten Bitte um eine baldige gütige Antwort, da ich Morgen in aller Frühe fort ſoll, und in dieſem Augenblicke ſogar noch mit dem Einſtudiren einzelner Parthien beſchäftigt werde, habe ich die Ehre zu ſeyn

Ew. WohlGeb.

Leipzig
D. 23 Jun: 1813.

ergebenſter
Hoffmann.

Hr. p Seconda hat mir aufgetragen von Ew. WohlG. die Partitur der komiſchen Oper Gli Virtuosi ambulanti von Fioravanti zu erbitten, indem er ſie an ſich kaufen wollte. Da ich aber gar nicht weiß, in welchen Verhältniſſen in dieſer Hinſicht Sie mit Hrn. Seconda ſtehen, überlaſſe es Ihnen ganz, ob ſie die Güte haben wollen eine ſolche zuzuſenden oder nicht.

---

[4] S. S. 134 Note 5.

[5] statt „helfen“.

98. Von Härtel. (Breitkopf & Härtel 19.)

(Nach dem Tagebuch.)

[23. Juni 1813.]

[Abſchlägige Antwort[1].]

---

98. [1] Die Folge s. in der oben citirten Note auf S. 134.

Dreſden II

Auf dem Sande, bei Hrn. Fuhrmann[1]

99. Vom Dr. med. Friedrich Speyer in Bamberg. (1.)

(Nach dem Tagebuch und der nächſten Nummer [S. 137/38].)

[Erhalten 13.[1] Juli 1813.]

[Wirft ihm u. a. vor, daß er übereilt aus dem friedlichen Bamberg nach Sachſen gezogen ſei.]

100. An Speyer. (2.)

Mit dem Anfange des ‘Magnetiſeurs’, für Kunz, und einem Begleitbillet dazu.

(Vorbemerkung.

Speyer war, von Holbein abgeſehen, der einzige wirkliche Freund Hoffmanns in Bamberg. Von Hoffmanns unſchätzbaren Briefen an ihn hat er zwei verſchenkt (aus den Jahren 1815 [ſ. Bd. III] und 1820 [ſ. u. S. 399—409]); die übrigen hat er ſeiner Witwe, einer geb. Freiin von Godin, hinterlaſſen, die ſie ohne Ausnahme verbrannt hat. Einen dritten Brief, aus dem Jahre 1813 hatte Speyer aber zum Glück 1822 an Hitzig geliehen, wie aus ſeinem Aufſatz über Hoffmann (ſ. Bd. III) hervorgeht; Hitzig hat ihn abſchreiben laſſen, aber anſcheinend den Schreiber angewieſen, außer Anrede und Schluß eine Stelle über Julia fortzulaſſen, auf die Speyer a. a. O. mit den Worten anſpielt:

> Seine Leidenſchaft ſtieg dabei [nach Juliens Verlobung] zu einem immer höheren, wie er ſich in dem Brief vom 13. Juli 1813 ausdrückt, faſt wahnſinnigen Grad.

Die genannte Abſchrift, die in der Schreibung moderniſiert aber ſonſt offenbar treu iſt, hat Hitzig dann für den Druck in ſeiner Biographie durchgearbeitet;

---

[1] Die erste Nacht hatte H. bei Seconda zugebracht, am 26. Juni bezog er das oben genannte „kleine Logis in der Allee zum Linkeschen Bade“.

99.

[1] Tgb.: 14. Ueber die Antwort findet sich nichts im Tgb., das vom 3.—27. Juli kaum geführt ist.

er hat dabei mehrere Stellen geſtrichen und nach ſeiner Manier einige Hundert überflüſſige Kommata eingeſtreut (bei der Correctur des Satzes hat er beides noch fortgeſetzt). **Wir bringen die Abſchrift, wie ſie der Schreiber gemacht hat;** Hoffmanns **Schreibung** iſt aber nach Möglichkeit wiederhergeſtellt, und von **Hitzigs Aenderungen** ſind diejenigen aufgenommen, durch die er offenbar **Fehler** des Abſchreibers an der Hand des Originals **corrigirt** (Cuno ſt. Kuno u. dgl.).

Dresden den 13t Julÿ 1813.

So wie Sie in Bamberg wie im tiefſten Frieden leben, ſo habe ich in Leipzig wie mitten im Kriege ſelbſt jezt während des Waffenſtillſtandes gelebt, und zum erſten Mahle in meinem Leben ein nicht unbedeutendes blutiges Gefecht aus geringer Entfernung, vertrauend auf meine Schnellfüßigkeit, angeſehen; es war die Affaire, welche am 7t Junÿ Vormittags 9 Uhr vor den Thoren von Leipzig ſtatt fand[1]. Die ſpäteren Auftritte zwiſchen den Preußen und Franzoſen, die durch ganz eigene Mißverſtändniſſe erzeugt wurden, Leipzigs Belagerungszuſtand u. ſ. w. übergehe ich, da ſie aus den Zeitungen bekannt ſeyn werden. —

Ich komme zu meinen DienſtVerhältniſſen. — Den Seconda habe ich ganz ſo gefunden, wie ihn mir Rochlitz ſchilderte — ein lieber ehrlicher dummer Mann, der 25 Jahre hindurch die Maſchine gedreht hat, wie der Eſel die Walkmühle; er ſtrich ſeine 4 bis 5000 rth monathlich ein und gab ſie wieder aus — ſo wie aber das Ding etwas aus dem Geleiſe kommt, verliert er den Kopf und weiß ſich nicht zu helfen. — In jener ſo unruhigen Zeit blieb natürlicherweiſe das Theater leer, ja wir konnten nicht einmahl ſpielen, da oft plötzlich vor der TheaterZeit der Generalmarſch geſchlagen und die Thore geſperrt wurden. Hr. Seconda erklärte daher am 5t Junÿ[2] ganz kaltblütig: er müſſe das Theater ſchließen und wir könnten alle hingehen, wohin wir wollten. Sie können denken, daß uns alle dies wie

---

100.

[1] Ein russischer Angriff: s. Tgb.

[2] corr. nach dem Tgb. Die Hs hat 8t Julÿ

ein Donnerſchlag aus heiterer Luft traf, da wir überzeugt waren, daß es ſo weit durchaus nicht mit dem Theater gekommen war und ſich allerdings Auswege finden müßten, die böſe Zeit zu überſtehen und die Sache zu erhalten; alle Vorſtellungen, ja ſelbſt das durch die Vermittelung unſeres Komikers Hrn. Kellers — eines in Leipzig durchaus geſchäzten Mannes — von einem Kaufmann angebotene Darlehn von 1000 rth fruchteten nichts. Hr. Seconda blieb bey ſeinem Vorhaben. — Nun trat die Geſellſchaft zuſammen und beſchloß, nach möglichſter Verringerung des AusgabeEtats wenigſtens 14 Tage hindurch auf eigene Rechnung zu ſpielen und Hrn. Seconda die Buchführung über Einnahme und Ausgabe zu überlaſſen. Der Leipziger Rath erlaubte dies nicht nur, ſondern war ſo billig die Miethe des Hauſes merklich herabzuſetzen. Die hohen Gagen wurden beynahe auf die Hälfte reduzirt, und ſo fingen wir getroſt an, in der Hoffnung uns vielleicht den Sommer durchzubringen, da gar keine Ausſicht vorhanden im Linkiſchen Bade in Dresden außerhalb der Verſchanzungen ſpielen zu können. — Das Glück wollte uns wohl; denn mit den beiden nichts weniger als neuen Opern: Sargino[3] und Figaro, die aber exzellent gingen und mit rauſchendem Beyfall aufgenommen wurden, ſo daß jede dreymahl bey vollem Hauſe wiederholt werden konnte, nahmen wir ſo viel ein, daß alle Ausgaben — dieſe betragen nach der Herabſetzung jeden Tag 123 rth!! — beſtritten und unſere herabgeſezten Gagen ohne weitern Abzug gezahlt werden konnten. — Schon präparirten wir uns auf die Fortſetzung unſeres Unternehmens und gedachten keck und kühn die Veſtalin einzuſtudiren, als Hrn. Seconda ganz unerwartet ein Glücksſtern aufgegangen war. (Für Hanſen iſt mir gar nicht bange, der kommt durch ſeine Dummheit fort!) Durch

---

[3] O. von Paer; 11. Juni.

Vermittelung ſeines Bruders Franz hatte er nehmlich die Erlaubniß erhalten[4], in Dresden auf dem Hoftheater, und zwar auch Sonntags, ſpielen zu dürfen — etwas in Dresden ganz unerhörtes und nur ſeit der Zeit möglich, da der König von Sachſen einen großen Huth mit Federbuſch und Sturmband trägt. — Nun übernahm Hr. Seconda natürlicherweiſe das Steuer wieder in die Hand, und wir richteten unſern Lauf am 24t. Juny in neun Halbwagen gen Dresden. — Eine lächerliche Reiſe — die mir Stoff zu der humoriſtiſchten Erzählung geben würde[5]. — Vorzüglich war ein Hamburger Stuhlwagen, auf dem ſich der Unterſtaab nebſt überflüſſigen Mägden, Kindern und Thieren befand, mir ſo merkwürdig, daß ich nie verſäumte mich beym Ein- und Ausladen gegenwärtig zu finden. Nach richtiger Schätzung und Zählung befanden ſich darauf: 1 TheaterFriſeur, 2 TheaterGehülfen, fünf Mägde, neun Kinder, worunter zwey neugeborene und drey annoch ſaügende; ein Papagoy, der unaufhörlich und ſehr paſſend ſchimpfte, fünf Hunde, worunter drey abgelebte Möpſe, vier Meerſchweinchen und ein Eichhorn. — Ich hatte mit meiner Frau einen Halbwagen für mich, den mir Hr. Seconda meiner verwundeten Frau wegen großmüthiger Weiſe gemiethet [!!!], und war immer weit voraus, konnte aber nicht unterlaſſen, an jedem Frühſtucks- und MittagsOrt auf die Caravane zu warten. In Oſchatz wurde übernachtet, und da es, Gott ſey es gedankt! bey unſerer Geſellſchaft recht gebildete und dabey joviale Menſchen giebt, die von dem ComödiantenTik nicht heimgeſucht werden, ſo können Sie denken, daß der Abend recht angenehm zugebracht wurde; ich ſchlug vor, ob es nicht räthlich ſey, des augenblicklichen Imponirens wegen eine Art Triumphzug in Dresden hinein zu veranſtalten, worin jener Hamburger Stuhlwagen die Hauptrolle ſpielen ſollte — das wurde mit großem Beyfall aufgenommen, und die Rollenvertheilung gab Anlaß zu manchem Scherz. Hr. Seconda ſelbſt — er war nicht zugegen, ſondern ſchon in ſeine Stube gekrochen — ſollte in römiſcher Tracht — er iſt ein kleiner alter gebückter Mann mit einem entſetzlich dicken Kopfe und hervorſtehenden Glasaugen — als Triumphator auf dem Bocke ſeines Halbwagen ſtehen, und durch eine von den Theatergehülfen zu beſorgende künſtliche Vorrichtung der Papagoy über ſeinem Kopfe ſchweben wie der Adler über dem Germanicus. Möpſe und Meerſchweinchen ſollten, wie aus fernen Landen mitgebrachte ſeltene Thiere, mit köſtlichen Blumen geſchmückt, von den Mohrenſklaven aus dem Axur[6] nachgetragen werden, als Präſent an den König für die erhaltene Erlaubniß u. ſ. w. Genug von dieſen Allotriis!! —

---

[4] H. erfährt das 11. Juni.

[5] Diese lustige Erzählung folgt nunmehr im Text. Die triste Wahrheit giebt das Tagebuch unterm 24. und 25. Juni mit den kurzen Worten: „Auf einem elenden Leiterwagen die abscheulichste Reise nach Dresden in der ungemüthlichsten Stimmung gemacht — Secondas verwünscht." Vgl. oben S. 129, Z. 5–7.

Hr. Seconda hat nun nicht allein das Hoftheater, ſondern auch den freyen Gebrauch der Dekorationen, Requiſiten und der königlichen Garderobe; Sie können daher denken, liebſter Doktor! daß es unſern Darſtellungen an äußerm Glanz nicht fehlt. Wir haben bis jezt Don Juan[7], den Waſſerträger[8], Iphigenia in Tauris, die Entführung aus dem Serail, Joſeph[9], Cendrillon[10], Helene von Mehul, Sargino[11] gegeben. Vorzüglich waren die Dekorationen zum Joſeph in dem edelſten Styl, und, obwohl nicht dazu beſonders beſtimmt, ſehr paſſend, da ſich ein ganz herrlicher egyptiſcher Saal vorfand, der vielleicht 15 Jahre alt und, wie mir der

---

[6] von Salieri.

[7] 27. Juni; „miserable Darstellung".

[8] von Cherubini.

[9] J. in Aegypten von Mehul.

[10] von Isouard.

[11] 2 Juli. S. S. 187 oben.

HofDekorateur Winkler ſagte, höchſtens zweymahl gebraucht worden iſt. Die Chöre werden von dreyßig Choriſten und Kreuzſchülern gar rein und feſt geſungen, und daß das Orcheſter ſehr brav iſt, können Sie wohl denken, wie wohl mir, was inſonderheit die Violinen betrifft, das Leipziger Orcheſter beſſer gefällt. In Leipzig gibt es aber auch bey der erſten Violine die gefeyerten Namen: Campagnoli, Matthaei, Lange pp. Wir wechſeln mit den Italiänern, die zweymahl ſpielen, ab, und nur dann und wann läßt der Kaiſer von ſeinen Schauſpielern — Talma, die Georges pp ſind hier — für ſich und die eingeladenen Zuſchauer eine Vorſtellung geben. Bey den Italiänern haben wir, ſo wie ſie bey uns, freyen Zutritt, und bey den Franzoſen öffnet ſich auch dem artiste allemand die Theaterthüre. — Ich habe die Phaedra und den Barbier von Sevillen geſehen — um mich darüber auszuſprechen, müßte ich den Brief zur Broſchüre und Ihnen Langeweile machen — nur ſo viel, daß im Barbier von Sevillen der Kaiſer oft und recht innig gelacht hat. Unſere Vorſtellungen werden mehr beſucht, wie die der Italiäner, welches darin liegt, daß dieſe mit vier, höchſtens fünf Opern beſtändig wechſeln, und wir immer Neues auftiſchen. Das richtige Urtheil des franzöſiſchen und italiäniſchen[12] Publikums iſt, daß bey den Italiänern im Einzelnen beſſer geſungen würde, bey uns hingegen Chöre und Enſembles, worauf die Italiäner weniger Fleiß verwenden, beſſer gingen. Wir leben überhaupt mit den Italiänern auf einem freundſchaftlichen Fuß, und ſeit der Zeit, daß die Sandrini mit Bonelli ein kleines Duett von mir geſungen hat — in der Scelta dello Sposo[13] — hat ſich Morlachi in den Kopf geſezt, eine teutſche Arie für unſere Krahmer zu componiren, welches er nimmermehr zu Stande bringt, da er ſo gut teutſch verſteht, wie ich chineſiſch, und ſich bey Gerardi auslachen läßt, wenn er ein: Klasken Süßkemaktes Brandewin, trinken will. — Es iſt mir nicht wenig merkwürdig, daß ich hier den Sargino an demſelben Platz, auf demſelben rothbeſchlagenen Lehnſtuhl, vor demſelben Pianoforte dirigirt habe, wo Paer ihn, als er zum erſten Mahl gegeben wurde, dirigirte. — Uebrigens waren, wie ich es voraus wußte, alle Tempo's in 8 falſch, wie ſo manches andere. Seconda's Geſellſchaft war vor meiner Ankunft ſehr brav, hat aber durch den Abgang von drey Sängerinnen, von denen ſich zwey in Leipzig an Kaufleute verheiratheten und die dritte eine ehrbare Organiſtenfrau wurde (Schneiders Frau)[14], einen bedeutenden Stoß erlitten. Unſere prima donna Mad. Krahmer hält das Mittel zwiſchen der Koehl und der Heuniſch. Die zweyte Sängerin ſingt, mit einer dünnen Stimme und ohne alles Gefühl wie ein Haubenſtock, alles — das ſchwierigſte prima vista vom Blatt, ſpielt aus der Partitur u. ſ. w. und iſt, von 16 Jahren und bey ziemlich hübſcher Bildung, mir doch höchſt odios — die übrigen helfen aus. — Mit zwey ganz beſonders guten, ja vortrefflichen Tenoriſten, ſo wie mit einem ganz herrlichen Baſſiſten hat uns der Heiland geſegnet, und unter den übrigen gibt es nur zwey, die nur ſchwach muſikaliſch ſind; ſonſt wird gut und fertig vom Blatt geſungen, und Sie können daher denken, daß mein Amt eben nicht ſchwer iſt. Der Umſtand, daß wir bis jezt nur ſchon einſtudirte Opern geben, ſezt uns in den Stand, merklich vorzuarbeiten und für den Herbſt und Winter ein ganz neues Repertoir zu ſchaffen. — Auch dies habe ich alles genau ſo gefunden, wie Rochlitz mir es ſchrieb! — Zu andern Dingen! —

---

[12] Schreibfehler für deutschen?

[13] *La scelta d'uno sposo*, Operette in 2 Acten von Pietro Guglielmi.

Sie haben in der That Recht, liebſter Doktor! daß ich aus dem ſtillen friedlichen Lande in Tumult und Krieg gezogen, und in gewiſſer Art damit geeilt, ja mich auf den erſten Blick übereilt habe. Allein ſo froh, ſo gemüthlich ich mich in manchem glücklichen Augenblick unter meinen lieben Freunden befand, ſo ſelten ich mich an irgend einem andern Orte auf dieſe herzliche innige Weiſe angeſprochen fühlte, ſo war ich doch im Innerſten überzeugt, um nicht auf immer verlohren zu ſeyn, Bamberg ſo ſchnell als möglich verlaſſen zu müſſen. — Erinnern Sie Sich nur lebhaft an mein Leben in Bamberg vom erſten Augenblicke meiner Ankunft, und Sie werden geſtehen, daß alles wie eine feindliche dämoniſche Kraft wirkte, mich von der Tendenz — oder beſſer von der Kunſt, der ich nun einmahl mein ganzes Daſeyn, mein Ich, in allem Regen und Beſtreben geweiht habe, gewaltſam wegzureißen. — Meine Lage bey Cuno, ſelbſt das aufgedrungene fremde Fach bey H[olbein,] welches noch dazu ſo viel verführeriſches hatte, aber vorzüglich die nie zu vergeſſenden und zu verwindenden Auftritte mit D[ittmaier,] die armſeeligen dümmlichen Plattituden des alten Mannes; in anderer Hinſicht, aber doch verderblich wirkend, die fatalen Auftritte mit K[unz,] und ganz zulezt mit dem S., der mir wie ein ganz neugebackenes aber mißrathenes Teufelchen vorkam — kurz — die ganze Oppoſition gegen alles beſſere Thun, Wirken und Treiben in dem höhern Leben, wo der Menſch ſich mit regem Fittig über den ſtinkenden Pfuhl ſeines armſeeligen BrodbettelLebens erhebt, erzeugte in mir eine innere Entzweyung, einen innern Krieg, der mich viel eher vernichten konnte, als jeder Tumult um mich von außen her. — Jede unverdiente harte Kränkung, die ich erleiden mußte, vermehrte meinen innern Groll, und indem ich mich immer und immer mehr an Wein als Reizmittel gewöhnend das Feuer nachſchürte, damit es luſtiger brenne, achtete ich das nicht, daß auf dieſe Art nur aus dem Untergange das Heil erſprießen könne. — Mögen Sie in dieſen wenigen Worten — in dieſer Andeutung den Schlüſſel zu manchem finden, was Ihnen, wo nicht räthſelhaft, doch widerſprechend ſchien! — Uebrigens transeant cum caeteris! —

---

[14] Elise Geibel: sie hatte 28. Sept. 1812 Friedrich Schneider geheirathet.

Eine größere Antipolarität in wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Hinſicht als Bamberg und Leipzig kann es wohl in der Welt nicht geben. Ja ich möchte ſagen: iſt es in Bamberg des Guten zu wenig, ſo iſt es in Leipzig beynahe des Guten zu viel. Aber ſo viel iſt doch gewiß, daß man ſich wie ein Fiſch im Waſſer, im rechten Elemente, froh und frey bewegen kann. Mein Empfang war überall über alle Maßen herzlich und gemüthlich; Rochlitz und Haertel begrüßten mich wie den alten Freund, und die Herrn des Orcheſters behandelten mich mit einer Artigkeit, ja mit einer Art von Submiſſion, die mich in gewiſſer Art verlegen machte. Ich ſah' wohl ein, daß das kleine Saamenkorn, was ich geſtreuet, (ich meine die Muſik[aliſche] Zeit[ung]) hier aufgeſchoſſen und geblüht habe. — Die ganz eigene Empfindung hierbey kann ich nicht beſchreiben, da mir alle Eſeleyen in Bamberg einfielen. — Wir verſtanden uns gleich, und der weiſe Hr. D[ittmaier] mag herkommen, um ſich zu überzeugen, ob es möglich iſt, am Flügel zu dirigiren, und ob ich das Dirigiren verſtehe oder nicht. — Das Leben in Leipzig iſt ſehr angenehm und gar nicht ſo theuer wie man es ausgeſchrien. Man würde noch wohlfeiler leben, wenn nicht eine ganz fatale Einrichtung ſtatt fände, die manchen Gulden koſtet. Auf dem Markte und in der Petersſtraße giebt es nehmlich ſogenannte italiäniſche Keller[15a]: Marinoni, Treiber, Roſſi u. a. m. Geht man nun vorüber, ſo iſt die Straße vor der Thüre ſo abſchüſſig, daß man ganz unverſehens die Treppe hinunterſtolpert; iſt man unten, ſo befindet man ſich zwar in einem ſehr artig meublirten Zimmer, aber die verdammte Kellerluft — gegen dieſe muß man ein Glas Biſchof oder Burgunder trinken, und einen SardellenSallat mit Muſcheln, CervelatWurſt, Oliven, Kapern, Luccheſeröhl u. ſ. w. eſſen — ja dieſe Einrichtung koſtet manchen Gulden! —

[15a] Vgl. darüber Laube Memoiren II 193/98.

Sagen Sie doch dem Kunz, daß Rochlitz die Wittwe des Bankier Winkler mit 150000 rth Vermögen geheirathet hat, ein ganz herrliches Landhaus in Connewitz beſitzt, in der Stadt fürſtlich eingerichtet iſt u. ſ. w. Er macht ein gar angenehmes gemüthliches Haus, und ich habe mich bey ihm ſehr gut befunden[16]. —

In Dresden wohne ich — auf dem Lande! — d. h. vor dem ſchwarzen Thore auf dem Sande[17] in einer Allee, die nach dem Linkiſchen Bade führt. Aus meinem mit Weinlaub umrankten Fenſter überſehe ich einen groſſen Theil der herrlichen Elbgegend, d. h. jenſeits des freundlichen Stroms einen Theil der ſächſiſchen Schweiz, Königsſtein, Lilienſtein u. ſ. w. Gehe ich nur zwanzig Schritte von der Thüre fort, welches ich ſo oft ich will in Mütze und Pantoffeln mit der Pfeife im Munde thun kann, ſo liegt das herrliche Dresden mit ſeinen Kuppeln und Thürmen vor mir ausgebreitet, und über denſelben ragen die fernen Felſen des Erzgebirges hervor. Will ich weiter gehen, ſo wende ich mich nach der bretternen Saloppe — der ſtillen Muſik — dem luſtigen Winzer — dem ſpaniſchen Kragen — lauter poſſierliche Namen von nah gelegenen Weinbergen an der Elbe, wo man Erfriſchungen bekömmt und Geſellſchaft findet. Dieſe groſſe Annehmlichkeit muß ich mit der Beſchwerde erkaufen, wöchentlich dreymahl eine Meile, und viermahl eine halbe Meile zu wandern, denn ſo weit habe ich hin und her zur Probe und Vorſtellung, nehmlich ¹/₂ Stunde jeder Gang.

---

[16] H. war, s. Th. mit seiner Frau, bei ihm Mai 24. 26. 31. Juni 2. 6. 21. (Tgb.)

[17] Der Sand oder der neue Anbau entspricht der späteren Antons-Stadt; s. Lenn II 194.

Das thue ich aber gern, es iſt geſund, und Eſſen und das Glas Landwein ſchmecken trefflich — Das Bier iſt ſeit einiger Zeit nicht mehr trinkbar, da, läge ein Froſch darin, Sie ihn unmöglich entdecken würden. —

Erſt hier in Dresden iſt die bedeutende Kopfwunde meiner Frau zugeheilt; ſehr lange wird ſie aber wohl eine ſchmerzliche Empfindung und lebenslang die Narbe behalten. Sie hat recht oft und dringend ſich Ihre Gegenwart gewünſcht, da ſie von einer innern durch Sie angeordneten Kur viel eher zu geneſen hoffte, als ſonſt. Uebrigens iſt ſie ſehr heiter und froh und empfiehlt ſich Ihrem gütigen Andenken.

Dem Kunz lege ich ein Briefchen nebſt Manuſkript bey. Es iſt die erſte Abtheilung einer Erzählung, betitelt: Der Magnetiſirer[18]. — Wie ich glaube wird Ihnen dieſer Aufſatz nicht uninterreſſant ſeyn, da er eine noch unberührte neue Seite des Magnetismus entwickeln ſoll; wenn Sie wollen, ſo leſen Sie das Manuſkript.

101. Von Kunz. (9.)

Mit den erſten beiden Aushängebogen der ‘Fantaſieſtücke’ (‘Jacques Callot’ und $^2/_3$ des ‘Ritters Gluck’).

(Nach dem Tagebuch und der nächſten Nummer.)

[Erhalten 15. Juli 1813.]

[Bamberg, 6. Juli 1813.]

[Vier Vorſchläge (ſ. die Antworten S. 142 f).]

102. An Kunz. (10.)

(Nach deſſen erſtem Abdruck, im ‘Phönix’ von 1837.)

Dresden den 20t Juli 1813.

Geſchätzteſter!

Endlich erhalte ich über Leipzig Ihren lieben Brief, oder nach dem gewiſſen uns bekannten lignöſen Styl (im Gegenſatz von Lapidarſtyl) ihr Wertheſtes vom 6^{t}. Julius, und werde Rückſichts der ganz abſonderlichen Gedanken, die bey Ihrem hartnäckigen Stillſchweigen in mir aufſtiegen, gänzlich beruhigt. Nur darin ausſchließlich liegt es, daß ich die erſte Abtheilung des für die Fantaſieſtücke beſtimmten lezten Aufſatzes, den ich endlich dem Speyer auf gut Glück ſandte, ſo lange zurückhielt. Alle Specialia, die mein Leben, Thun und Treiben betreffen, habe ich Speyern ganz ausführlich geſchrieben, ich beziehe mich darauf, es bedarf keiner Wiederholung, und ich muß gleich von unſerer interreſſanten literariſchen Verbindung ſprechen.

---

[18] Ms. — Die Erzählung war laut Tgb. „mit großem Glück“ noch in Dresden am 19. Mai angefangen, am Vorabend jener Unglücksfahrt nach Leipzig.

Die Anſicht der beyden erſten Bogen hat mir viel Freude gemacht, da der Druck wirklich äußerſt elegant ausgefallen iſt und Ihnen in den LiteraturZeitungen gerechtes Lob einbringen wird. Was nun Ihre Vorſchläge betrifft, ſo iſt nach reiflicher Ueberlegung das Reſultat folgendes:

1) Ich mag mich nicht nennen, indem mein Name nicht anders als durch eine gelungene muſikaliſche Compoſition der Welt bekannt werden ſoll; ſpäter wird man's doch erfahren, wer dies und das, verlegt bey Herrn C. F. K., geſchrieben hat.

2) Ich werde auf eine allegoriſche Vignette ſinnen, dieſelbe zeichnen und Ihnen zuſenden.

3) Alle Vorreden ſind mir, ſtehen ſie nicht als Prolegomena vor einem wiſſenſchaftlichen Werke, in den Tod zuwider, am mehrſten aber ſolche, womit bekannte Schriftſteller die Werke unbekannter wie mit einem Atteſtate verſehen und ausſtatten. — Dieſe Vorreden ſind gleichſam die Brandbriefe, mit denen in der Hand die jungen Schriftſteller um Beyfall betteln. Finden Sie als Verleger, ihres beſſern Nutzens wegen, es aber gerathen, meinem Werklein ein ſolches Atteſtat vorſetzen zu laſſen, ſo ſchreiben Sie immerhin an Ihren Freund Jean Paul, vielleicht iſt er in der Laune, ein launigtes Vorwort hinzuwerfen, das dann.

noch meinem Vorworte (ich meine den Callot) vorgeſezt werden könnte.

4) Rückſichts der zwey Bändchen ſind wir auf eine Idee gerathen, und es fragt ſich nur, wie dieſelben einzurichten. Blos aus dem jetzigen Vorrathe genommen, würden ſie zu mager ausfallen[1], und ich bin daher Willens, noch Behufs des zweyten Bändchens manches nachzuliefern, indem ich natürlicher Weiſe vorausſetze, daß dieſe neuen Aufſätze nicht in die Rückſichts des erſten Bandes gemachten Bedingungen eingeſchloſſen, ſondern als für ein neues Werk beſtimmt, anzuſehen ſind; die Vorſchläge deßhalb erlaſſe ich Ihnen theurer Freund! Damit ich aber Rückſichts der Länge einen Maaßſtab habe, ſo ſchreiben Sie mir doch gütigſt, wie viel ein nach meiner Art eng und klein geſchriebener Bogen im Druck austrägt, und wie und wann Sie Manuſkript brauchen.

Der Aufſatz, welcher nach meiner erſten Idee nur eine flüchtige, aber pittoreske Anſicht des Traümens geben ſollte, iſt mir unter den Händen zu einer ziemlich ausgeſponnenen Novelle gewachſen, die in die vielbeſprochene Lehre vom Magnetismus tief einſchneidet, und eine, ſo viel ich weiß, noch nicht poetiſch behandelte Seite deſſelben (die Nachtſeite) entfalten ſoll. Außer dem, was Sie beſitzen, wird die Erzählung noch drey Abtheilungen haben, nehmlich: Mariens Brief an Adelgunda; Albano's Sendſchreiben an Theobald, und das „einſame Schloß". — Mit Albano's Sendſchreiben, dem ſchwerſten, und, wie ich glaube, dem tiefſten und philoſophiſch-gedachten Theile bin ich zwar fertig, aber noch nicht im Reinen, d. h. noch genügt mir mancher Satz nicht, da eine vollendete Schärfe des Ausdrucks das iſt, wornach ich hier durchaus ſtreben muß[2]. — Schon in dem „Traüme

---

102.

[1] „Es ist dann aber doch dabei geblieben: s. die Uebersicht in Nr. 104 (S. 147).

[2] Vgl. Nr. 105 (S. 151 oben).

ſind Schaüme" werden Sie Andeutungen über die Wirkungen des thieriſchen Magnetismus, ſo wie über Sympathieen und Idioſynkraſien finden; allein ob Sie die angelegten Minen, deren Exploſion ſo verderbend wirken ſoll, ahnden, weiß ich nicht. Am Schluſſe der Erzählung wüthe ich unter den lebendigen Menſchen, wie ein Dſchingiskhan; aber es ſoll nun einmal ſo ſeyn. — Verbinden werden Sie mich, wenn Sie die Güte haben wollen, mir das Buch (nehmlich Tom. I.) nach Vollendung des Drucks zu ſenden.

Sehr begierig bin ich, wie ſich der Hund ausnehmen wird; ich ſetze nehmlich voraus, auf Ihre Diskretion mit Feſtigkeit bauend, daß außer den von mir ſelbſt veranſtalteten Aenderungen nun keine mehr erfolgt ſeyn werden. Die Correktur iſt ſehr genau zu machen, und um ſo nöthiger, da ich mir im Schreiben gewiſſe Unarten nicht abgewöhnen kann. — Speyer mag den Magnetiſeur vor dem Druck leſen, damit er beurtheile, ob ich in mediziniſcher Hinſicht gehörige Conſequenz beobachtet. — Von andern, zum Theil höchſt ſkurrilen Ideen, die ins zweyte Bändchen ſollen, nächſtens.

Unerachtet des großen Tumults der jetzigen Zeit, lebe ich doch hier recht einſam, indem ich zur Zeit keinen Ort gefunden, oder habe finden wollen, der mich aus meinem Tusculum Abends herauslocken könnte. Daher kommt es, daß ich unmenſchlich fleißig bin, und außer meinen Amtsgeſchäften gar manches ans Tageslicht befördere. So wird z. B. die Undine auch in kurzer Zeit beendigt ſeyn und Härtel wird mit Rezenſionen überſchüttet. Der Himmel gebe nur, daß alles hier in Dresden gut ablaufen mag, falls der unglückſelige Krieg wieder ausbrechen ſollte. Keine Zeit iſt wohl der Kunſt ſo nachtheilig, als gerade die jetzige, und Seconda kann in der That nicht genug von Glück ſagen, daß ſein Theater bis jetzt beſucht bleibt. —

Gar manchmahl ſehne ich mich nach dem Zirkel meiner Freunde in Bamberg, beſonders aber nach Ihnen, Verehrteſter! — — — —

Aber auch ſelbſt in phyſiſcher und pſychiſcher Hinſicht würde Ihnen, bekommen wir Frieden, was ich troz aller kriegeriſchen Anſtalten noch immer hoffe, eine Reiſe nach Dresden oder Leipzig recht von Nutzen ſeyn. An beyden Orten wollten wir in Kunſt und Literatur ſchwelgen! — In Leipzig habe ich vorzüglich an Oertern, von denen Sie mir ſo oft erzählt haben, unzählige mahl an Sie gedacht. So z. B. hatte ich, um Abends nach dem Theater mich in Geſellſchaft zu zerſtreuen, das Reichard'ſche Kaffehaus deßhalb gewählt, weil ich nur zehn Schritte hinzugehen hatte, und wenn ich nicht irre, iſt dieſer Ort auch häufig von Ihnen beſucht worden[3]. Den Baumgärtner habe ich an beſagtem Orte kennen gelernt, ſo wie andere, Künſtler, Gelehrte, Leipziger Magiſter u. ſ. w. — Hier in Dresden komme ich nur zur Probe und Vorſtellung nach der Stadt, übrigens bleibe ich auf dem Lande, und komme mir, wenn ich in meinem Gärtchen (das übrigens eine himmliche Ausſicht über die Elbe, nach der ſächſiſchen Schweiz bis Böhmen hinein hat) mit der Pfeife und in einem ziemlich abgelebten Ueberrock, dem ich, wie Bickert im Traume, vergebens einige Neuheit geben zu laſſen ſtreben würde, umherwandle, vor wie der homme de qualité qui se retiroit du monde! — Geht das ſo in dieſer Lebensweiſe fort, ſo ſchreibe ich Berge von Noten, Fantaſieſtücken u. ſ. w., da ich Morgens 5 Uhr richtig aus dem Bette muß, indem ſich alles im Hauſe regt und bewegt, wo hingegen ſpäter eine Todtenſtille eintritt.

Der Weinzahn liegt verſchloſſen in meinem Käſtchen, und wird erſt wieder eingeſezt, wenn wir künftig Manuſkripte gegen Wein troquiren. Den Maaßſtab nehmlich was und wie ich trinke, finden Sie in den Kreislerianis.

---

[3] „In d. J. 1802–5 täglich in Gesellschaft Bretzners.“ (Kunz.)

Daß Sie heftig, aber kurze Zeit krank waren, ſchrieb Speyer. Nun Gottlob, daß es vorüber; — ich habe an einer verfluchten Diarrhoe, die hier graſſirt, und leicht in Ruhr ausartet, gelitten, — man hat mir Rhabarber gegeben, und ich bin wieder geſund worden. — — — — Wetzel iſt mir gleich originell und intereſſant erſchienen, — ſpringt er mit Ihnen auch auf die Jagd? — er muß ſüperbe ſchießen! Grüßen Sie ihn doch von mir! — — — — — — —

Ihr langes Stillſchweigen hat mich gewiſſermaßen verſtimmt. Laſſen Sie künftig ja nicht ſo lange auf Briefe warten — — — —

Leben Sie wohl, theuerſter Freund! — —

103. Von Kunz. (11.)

Mit dem 3. und 4. Aushängebogen der ‘Fantaſieſtücke’ (Schluß des ‘Ritters Gluck’ und Anfang der ‘Kreisleriana’).

(Nach dem Tagebuch und der folgenden Nr. [S. 146 unten u. 147 unten].)

[Erhalten 25. Juli 1813.]

[Bamberg, 19. Juli 1813.]

[Verſucht, den Kontrakt zu umgehen.]

104. An Kunz[1]. (12.)

(Nach dem Original.)

Dresden den 26 Julius 1813.

Geſchätzteſter!

In dieſem Augenblick erhalte ich[2] Ihren Geburtstags-Brief (ſchreiben Sie noch fünfzig mahl dergl.) und antworte

---

104.

[1] Adresse:
Herrn Carl Fridrich Kunz
in
Bamberg
Oblatenverschluß mit Wappenpressung.

[2] rectius „Gestern erhielt ich“ (vgl Tgb.)

auf der Stelle um in der litterar[iſchen] Angelegenheit kein Saümniß zu verurſachen! — Erinnern Sie Sich wohl, wie oft ich Sie vor meiner verfluchten engen Handſchrift warnte? — ich weiß ja, wie viel ſie vorzuglich in ſolch ſplendidem Druck austrägt. — Nun iſts einmahl auf 2 Bändchen abgeſehen, und die Eintheilung muß freylich proportionirlich nach der Bogenzahl geſchehen. Machen Sie daher dieſelbe gefälligſt nach Ihrem Belieben,

Alſo[3]
Tom. I. Callott
Gluk
Kreisler
Don Juan
— II. Berganza
Magnetiſeur.

und da das Werkchen für jezt mit dem „Traüme ſind Schaüme“ geſchloſſen wird, erfolgt nächſtens mehr Manuſkript. — Laſſen Sie ohne alle Beſorgniß nur darauf los drucken, denn ſelbſt wenn ich plötzlich Todes verbleichen ſollte, könte aus dem, was ich ſchon geſchrieben, der Aufſatz vollendet werden. — Findet das Werkchen eine gute Aufnahme, ſo dächt ich, lieferten wir zur OſterMeſſe dito 2 Bändchen, und beſchlöſſen damit die FantaſieSt. Die Zahl 3. gefällt mir nicht! — Dieſe 2 Bändchen würden aber als ein Neues Werk anzuſehen ſeyn. — Wer brachte dann, beſonderer Mann! die Idee mit dem Contrakt aufs Tapet? — Glauben Sie denn, daß ich ſo diplomatiſch bin, aber eine gewiſſe aus meinem Geſchäftsleben herüber gebrachte Genauigkeit läßt mich eine einmahl **formell** eingeleitete Angelegenheit nicht gern ohne weitere Wirkung ausgehen [laſſen]. — ein ſauber und rund entworfenes Dekret unexpedirt hinter den Tiſch geworfen! — Die Antwort auf den Leipziger Brief[4] haben Sie in Händen und in ihr[5] den Grund einer gewiſſen Verſtimmung die[6] er gehoben hat. — Es iſt mir höchſt erfreulich, daß wir uns auch in der Idee einer Reiſe begegnet haben; indeſſen bitte ich um deutliche Explikation ob Sie nach Dresden oder Leipzig kommen wollen — ich vermuthe lezteres, und bemerke in dieſer Hinſicht daß wir bis Med. October hier bleiben — Daß wir die höchſt erſprießlichſten jovialſten Abende verleben werden, iſt kein Zweifel — der fromme Zuſatz: wenn mir Gott das Leben friſtet, rührt noch von dem[7] Schauer des lezten Anfalls her — das leiſe fortgehaltene Tremolo nach dem Donnerſchlag —

---

[3] Dieser Einschub steht im Original am Rande.

Finden Sie in dieſem Brief Etwas rapſhodiſches — ungleiches, ſo rechnen Sie es nächſt der Eil, dem Umſtande zu, daß gerade über mir im Koſelſchen Garten die Kaiſerl. GardeHoboiſten ihre Uebung halten und ejusdem temporis vor dem Hauſe meines verſtorbenen Nachbars Bäckermeiſters die Neuſtadter Schüler Leichenlieder ſingen — gehört das nicht zu Kreislers Muſikaliſchen Leiden? Unendlich werden Sie mich durch die Anweiſung an Arnold aufs Schubertſche Buch[8] verbinden — eben jezt, da ich mit dem Studium der Schellingſchen Weltſeele fertig bin, kan ich dazu ſchreiten. —

Beſter Mann! — Nur keine Aenderungen in meinem Manuſkript — es iſt nicht Eitelkeit, aber jeder hat doch was eignes, und was ſo aus der Seele, aus dem Innerſten hervorgegangen, dem ſchadet oft ſelbſt ſcheinbare Politur — Haben Sie die Leiden nach meinem Manuſkr[ipt] oder nach der Muſ[ikaliſchen] Z[eitung] abdrucken laſſen[9] — Ich finde

---

[4] D. h. den nach L. adressirten Brief Nr. 101.

[5] im Original ihm

[6] im Original den

[7] zuerst ist noch be

[8] 'Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft' (Dresden, Arnold, 1808); in Nr. 107 (S. 155 unten) heißt es „Schuberts Ansichten pp habe ich erhalten".

[9] H. hatte also entweder 1810 ein zweites Manuscript der 'Leiden'

„verlungerter Abend“, „pikantes Stumpfnäschen“ — „dumm, wie ich fürchte[10],“ alles dieſes iſt nicht in meinem Manuſkr[ipt]. — Verbeſſert vielleicht Wetzel? — Ich bitte liebſter Mann, nur nicht im Berganza — er muß weiß Gott bleiben, wie er iſt. Uebrigens freut mich der ſchöne Druck herzlich, aber haben Sie die Güte, wenn der erſte Band fertig, mir ſolchen durch Beypackung an Ihren Commiſſ[ionär] oder ſonſt zu übermachen — ich muß unmenſchliches Porto zahlen — Ihrer Bemerkung unerachtet Gedrucktes pp[11] — koſtet jeder Brief 12 ggr 6 d —

---

zurückbehalten — während das 1812 (nach Nr. 77, S. 101 unten) beim 'Don Juan' nicht der Fall gewesen war — oder er hatte 1813 den Druck der Allg. Mus. Ztg. noch einmal mit Verbesserungen abgeschrieben wie beim 'Ritter Gluck' (vgl. Nr. 90 mit Note 7, S. 122).

Kunz druckte die 'Leiden' jedoch nach dem Druck in der A. M. Z., mit verschwindenden kleinen Retouchen. S. nächste Note.

[10] genauer fürcht' ich. Wir geben für diese drei Stellen den Wortlaut der drei uns bekannten Fassungen: 1. den der ersten Niederschrift von 1810, 2. den der völlig umgearbeiteten Reinschrift von 1810, der uns aber nur mit Rochlitzens „Verbesserungen“ bekannt ist, 3. den der Ausgabe letzter Hand von 1819:

H's 1. Fassung (Handschrift)	H's 2. Fassung in Rochlitzens Bearbeitung (Gleichlautende Drucke von 1810 und 1814)	H's 3. Fassung (Druck von 1819)
Ein verfluchter verwünschter Abend —	Ein hundsvöttischer, verlungerter Abend!	Ein hundsvöttischer, nichtswürdig vergeudeter Abend!
wenn sie einen Viertelston tiefer singt als das Pianoforte steht, so liegt es bloß daran, daß ihr Organ anders gestimmt ist als das Pianoforte wofür niemand kann.	wenn sie öfters einen Viertelston tiefer steht, als das Piano, so hat das bey so einem pikanten Stumpfnäschen nicht eben viel zu bedeuten.	wenn sie öfters einen Viertelston tiefer steht, als das Piano, so ist das bei solch' niedlichem Gesichtlein und den ganz leidlichen Rosenlippen am Ende wohl zu ertragen.
Ich lächelte ganz dumm!	Ich lächelte — etwas dumm, fürcht' ich.	Ich lächelte mit niedergeschlagenen Augen, recht dumm, wie ich wohl merkte.

[11] im Original pp vor Gedrucktes eingeschoben.

Geſtern Nacht hat uns der Kaiſer verlaſſen — einige ſagen nach Paris, andere nach Italien — Niemand weiß gewiſſes, jedoch verbreiten ſich die erfreulichſten Friedens-Nachrichten — Gott gebe es ſey wahr — Wegen meines übrigen Lebens beziehe ich mich auf meinen lezten Brief — Meine Frau grüßt Sie und die Ihrigen ſehr — Eben ſo ich die Ihrigen

Adio — mio carissimo amico

Der Ihrigſte
Hff

(Wollen Sie die Bändchen brochiren laſſen Ich glaube — es macht ſich nicht übel

In hochſter Eil

105. An Kunz. (13.)

Mit den Vignetten zu den erſten beiden Bänden der ‘Fantaſieſtücke’ und der Fortſetzung des ‘Magnetiſeurs’.

(Nach dem Abdruck des Empfängers 1836.)

Dresden den 12t. Auguſt 1813.

Verehrteſter!

Um Sie von meiner Thätigkeit zu überzeugen, ſende ich Ihnen:

1) zwey Zeichnungen zu den Vignetten des erſten und zweyten Bandes der Fantaſieſtücke,
2) ein Bogen Manuſkript.

Der Sinn der Allegorie in den Zeichnungen ſpricht ſich ſo deutlich aus, daß ich kein Wort darüber zu ſagen brauche[1], und ich glaube nicht, daß bey der Einfachheit die Platte ſonderlich viel koſten wird. Eben ſo wird wohl jezt der Druck ohne allen Aufenthalt vorwärts gehen können, indem noch in dieſem Augenblick viel Manuſkript vorhanden ſeyn muß.

---

105. [1] Geschieht dann doch in Nr. 109 (S. 156 f).

Albans Brief enthielt eine weitlaüftige imaginaire Theorie des Magnetism, ich habe ſie aber ganz beſchnitten und mich mehr an die Begebenheit gehalten; nächſtens empfangen Sie den Schluß!

Am 10^{t} hatten wir hier Napoleons Geburtstagsfeyer durch Freytheater, Illumination, Gartendiner unter freyem Himmel, Feuerwerk und hauptſächlich Kanonendonner, daß die Fenſter klirrten und die Häuſer wackelten. — Das in der That feurige Feuerwerk wurde auf der Brücke abgebrannt und gewährte mit ſeinen dito feurigen Reflexen im Waſſer einen wunderbar feenhaften Anblick.

Sehr hübſch war es, daß unſere Prima Donna (es wurden Paer's Wegelagerer gegeben[2]) ihre BravourArie förmlich mit obligaten Kanonen abſang. Von dem Tumult den ganzen Tag und die ganze Nacht haben Sie keine Idee; mir brummt noch der Kopf davon! — Uebrigens wiſſen wir von Krieg und Frieden nicht das mindeſte, und ich weiß von keiner andern Fehde, als die ich mit Seconda beginnen möchte, der bei der herrlichſten Einnahme unſere Gagen nicht erhöht.

Mit innigſter Luſt habe ich vorigen Sonntag[3] den Pumpernickel[4] dirigirt, oder vielmehr am Flügel ſitzend angehört; das Haus war geſteckt voll, und wie die Leute, die es wiſſen können, ſagen, befanden ſich 450 rth in Caſſa.

Eine gewiſſe Madame Horſtel aus Wien, mit ihren beyden Töchtern iſt hier und tanzt in unſern Vorſtellungen zur innigſten Freude der Franken. Sie ſowohl als die Töchter ſind aber auch ſehr brav, und leztere tanzten neulich im eleganteſten Pariſer Ballcoſtüm eine Gavotte, die gräßlich applaudirt ward. — Zu den Theaternovitäten gehört ferner, daß Benelli, wohl gewiß unverdienter Weiſe, in der Schweizerfamilie[5] ausgepfiffen wurde und nun nicht mehr auftreten will. — Die Sandrini empfiehlt ſich Ihnen beſtens und erinnert ſich mit Entzücken der ſeligen Augenblicke, die ſie mit ihrem Carlo genoſſen[6].

---

[2] „Verwirrte mißrathene Darstellung".

[3] 8. August.

[4] Herr Rochus Pumpernickel. Ein musikalisches Quodlibet in 3 Aufz. von Matthäus Stegmayer (in Berlin vom 19. Jan. 1810 — 7. Juli 1817 59 mal aufgeführt, als Buch erschienen Wien 1811). Wie die Stelle gemeint ist, ist nicht zu sagen; das Tagebuch schweigt über die Aufführung. Sollte H., wie zu Kotzebues 'Gespenst', in Bamberg für dieses Quodlibet Musik gemacht haben? Jedenfalls hat er sich dort über den Titelhelden und den „Papa Stegmaier" überhaupt lustig gemacht, in dem Privat-Schwank 'Moderne Welt — moderne Leute' (SW I 583 f, Grisebach XV 17 f).

In dieſem Augenblick war der Arzt bey mir und unterſagt mir das Ausgehen auf zwey Tage, denn Sie müſſen wiſſen, daß ich auf eine ganz verfluchte Art krank geworden bin, wahrſcheinlich durch Anſteckung; nehmlich ein Anfall von wirklicher Ruhr, die hier graſſirt und von den aus dem Lager kommenden Soldaten verbreitet wird, wirft mich körperlich nieder, aber nicht geiſtig, und das Buch: die Kunſt ſeiner krankhaften Gefühle Meiſter zu werden, iſt nicht ſo ſchlecht wie es Ihnen vorgekommen. Je größer der Schmerz, deſto mehr Ruhe kann man erzwingen, z. B. bey großen Verwundungen — wenn einem der Kopf abgeſchlagen wird u. ſ. w.

Schreiben Sie mir doch gütigſt viel Bambergiana — das intereſſirt mich ſehr, da ich doch dort manches beſondere erlebt. Grüßen Sie die Freunde! — empfehlen Sie mich Ihrer Familie, der lieben Frau küſſe ich die Hand — meine Frau grüßt außerordentlich.

Der Ihrigſte
Hff.

Wie finden Sie es, daß ich unter die Vignette meinen Namen als Zeichner ſetze? Es iſt gleichſam ein Verſteckſpielen. In den annexis ſucht man nicht. Sollte ich an der Ruhr ſterben, ſo vermache ich Ihnen meine ſämmtlichen

---

5. v. Weigl; Text ital. v. Ad. Wagner.
6. nach Kunzens glaubhafter Versicherung „ein rein extemporirter Schwank Hoffmanns“.

Manuſkripte — Noten mit eingeſchloſſen, und Sie können eine charakteriſtiſche Vorrede ſchreiben, worin öfters vorkommt: mein verſtorbener Freund hatte das Eigne — oder mein verſtorbener Freund pflegte pp

106. Von Kunz. (14.)

(Nach dem Tagebuch.)

[Erhalten 17. Auguſt 1813.]

[Brief mit Lob des Magnetiſeurs.]

107. An Kunz. (15.)

Mit dem Schluß des 'Magnetiſeurs'.

(Nach dem erſten Abdruck des Empfängers, im 'Phönix' von 1835.)

Dresden den 19^{t} Auguſt 1813.

Verehrteſter!

Vorgeſtern erhielt ich Ihren lieben Brief durch Morgenroth. — Daß Ihnen der Magnetiſeur zuſagt, freut mich ungemein, da es mir den Beweis gibt, daß ich meine eigenen Sachen ziemlich richtig beurtheile! — Erinnern Sie ſich denn nicht, daß ich Ihnen ſelbſt ſagte: es würde das Beſte im Ganzen werden? Empfangen Sie in der Anlage, als Beweis meines Fleißes, den Schluß des Ganzen[1]. — Die Kataſtrophe habe ich, da die Anlage weitſchichtig genug, in kurzen, aber ſtarken Zugen gegeben! — In keiner, als in dieſer düſtern, verhängnißvollen Zeit, wo man ſeine Exiſtenz von Tage zu Tage friſtet und ihrer froh wird, hat mich das Schreiben ſo angeſprochen, — es iſt, als ſchlöſſe ſich[2] mir ein wunderbares Reich auf, das, aus meinem Innern hervor-

---

107.

[1] Nach dem Tagebuch am 16. „geendigt“, am 19. „beendigt“; d. h. am 19. ist das 'Billet an Nikomedes' hinzugefügt (s. S. 158 oben).

[2] Beide Drucke haben ich

gebend und ſich geſtaltend, mich dem Drange des Äußern entrückte. — Mich beſchäftigt die Fortſetzung der „Fantaſieſtücke in Callot's Manier" ungemein, vorzüglich ein Mährchen, das beynahe einen Band einnehmen wird. — Denken Sie dabey nicht, Beſter! an Scheherezaden und Tauſend und eine Nacht — Turban und türkiſche Hoſen ſind ganz verbannt — feenhaft und wunderbar, aber keck ins gewöhnliche alltägliche Leben tretend und ſeine Geſtalten ergreifend ſoll das Ganze werden. So zum Beiſpiel iſt der geheime Archivarius Lindhorſt ein ungemeiner arger Zauberer, deſſen drey Töchter, in grünem Gold glänzende Schlänglein, in Kryſtallen aufbewahrt werden; aber am heiligen DreyfaltigkeitsTage dürfen ſie ſich drey Stunden lang im Hollunderbuſch an Ampels Garten ſonnen, wo alle Kaffee- und BierGäſte vorübergehen — aber der Jüngling, der im FeſttagsRock ſeine Butterſemmel im Schatten des Buſches verzehren wollte, an's morgende Collegium denkend, wird in unendliche wahnſinnige Liebe verſtrickt für eine der Grünen; — er wird aufgeboten — getraut — bekommt zur Mitgift einen goldenen Nachttopf[3] mit Juwelen beſezt; — als er das erſtemal hinein . . . ., verwandelt er ſich in einen Meer-Kater u. ſ. w. — Sie bemerken, Freund! daß Gozzi und Faßner ſpuken! auch werden Sie bei Leſung des Ganzen wahrnehmen, daß eine frühere in Bamberg gefaßte Idee, die durch Ihre ſehr richtigen Bemerkungen und Einwürfe nur nicht zur gänzlichen Ausführung kam[4], die Grundlage des Mährchens bildet.

Mit meiner Geſundheit geht es beſſer, nur muß ich in dieſem Augenblick beynahe zu viel arbeiten, da ſchwere Oper auf ſchwere Oper folgt — Iphigenia[5] — Faniska[6] — Sylvana[7] — Cortez; — es iſt arg! — Mein Arzt hat das !!!Nervenfieber befürchtet, indeſſen: der Sturm iſt abgeſchlagen! Uebrigens ſind jezt hier die Stufen: Ruhe — Nervenfieber — Tod! Vor zwey Tagen war ich noch ſo krank, daß ich wirklich daran dachte, ein ſchöner Engel zu werden, und heute habe ich das Billet an Nikomedes[8] geſchrieben und alles in's Reine gebracht zum Abſenden! —

---

[3] In der späteren Fassung — die Niederschrift begann nach dem Tgb. erst am 26. Novbr. — bekanntlich zu einem Blumentopf emporgeläutert, damit änderte sich dann auch das folgende.

[4] Vgl. Kunz im 'Phönix' vom 21. Nov. 1835, wiederh. Bd. III.

Bey dieſer Gelegenheit eine Bitte! — Ich bin zwar noch in Ihrer Schuld, da aber unſre Verbindung fortwährt, ſo wird es Ihnen nicht ſehr darauf ankommen, mir auf folgende Art unter die Arme zu greifen, weil jede baare Zahlung dadurch weniger wird. — Ich ſoll nach des Arztes Vorſchrift rothen Wein und zwar guten trinken. Könnten Sie mir wohl durch Aſſignation an einen hieſigen Weinhändler, mit dem Sie in Verbindung ſtehen, zu ein, anderthalb oder ein Paar Dutzend Flaſchen, nicht zu theuern, aber guten — verhelfen? — Recht aufrichtig geſagt, kann ich es mir jezt bey 10 rth Gehalt und enormer Theurung nicht anthun, Wein zu trinken. — Geht's nicht, ſo ſagen Sie: nein, und damit gut. — Es ſind Odioſa — kein Wort weiter! —

Schubert's Anſichten ꝛc habe ich erhalten und bin begierig auf alles, was der geniale Mann geſchrieben und ſchreibt. Scharfſinnig mehr als poetiſch iſt die Erklärung der Ahndungen der Somnambulen.

Ueber Krieg und Frieden ſoll ich ſchreiben? — Ach, Theuerſter! Krieg iſt es! — arger, böſer Krieg! Der Kaiſer mit den Garden ging vorigen Sontag[9] fort, und ſeit der Zeit wird die Straße nicht leer von Truppen, — wie eine ewige Prozeſſion zieht Artillerie, Cavallerie, Infanterie vorüber, die ſchleſiſche Straße hinauf. — Von einer vorgefallenen Schlacht weiß man bis dato nichts; aber Alles iſt in der größten Spannung, und weiß der Himmel, wie es uns ergehen wird. Wir vertrauen ganz auf das Glück und Napoleons Waffen, ſonſt ſind wir verlohren. — Ich ziehe übrigens in die Stadt[10], da mein Haüschen äußerſt angenehm, — gerade in der Schußlinie einer bedeutenden Schanze liegt.

---

[5] 18. und 19. probirt, 20. und 21. aufgeführt.

[6] von Cherubini.

[7] von Carl Maria von Weber.

[8] am Schluß des zweiten Bandes, seit 1814 nicht wieder gedruckt.

[9] 15. August.

In dieſem Augenblick, da ich dieſes ſchreibe (Nachts 12 Uhr) kommt Cavallerie, die auf der ganzen Straße vor meinem Fenſter bivouaquirt, meine Wirthin hat für 12 Mann zu kochen u. ſ. w. Von dem Leben hier, mitten im Kriege, haben Sie alle, verehrungswürdigſte Bamberger, keine Idee! —

Die Vignetten haben Sie nun ſchon erhalten, alſo wird es wohl dabey bleiben müſſen — — — —

„Undine" ſind zwey Akte fertig — ich arbeite ungeheuer! — was kann man in böſer Zeit Beſſeres thun! — Könnte ich Sie doch in dieſer ſchlafloſen Nacht herzaubern! —

Das Rhapſodiſche des Briefs, ſo wie das Gekritzel verzeihen Sie dem Umſtande, daß ich erſt um 10½ Uhr aus der Probe der Iphigenia[11] gekommen, die ſeit 8 Tagen die erſte Oper iſt, die ich wieder dirigire, da ich einſitzen[12] mußte. — Von 5 bis 10½ Uhr Theaterprobe!! — es iſt nehmlich Ballet auch dabey. — Adio mio carissimo amico! — —

---

[10] nach dem Tgb. am 20. „gepackt zum Ausziehen", am 22. „Quartier in der Stadt bezogen".

[11] s. Note 5.

[12] d. h. zu Hause sitzen, wie I 30 vorletzte Zeile u. 51 Z. 11 v. u. (Conjectur Grisebachs, beide Drucke haben einsetzen). Nach dem Tgb. war H. in der That seit dem 12. „krank an der Diarrhoe" gewesen.

107 a. Aus einem Briefe an Kunz. (15 a.)

(Nach deſſen Citat im 'Phönix' von 1835.)

[Dresden, 1813.]

Wie mag es wohl kommen, Verehrteſter, daß das hieſige Publikum über meine Leiſtungen als MuſikDirektor, der ich doch wie in Bamberg am Flügel dirigire, entzückt iſt, während die d— Bamberger allerley zu makeln hatten?

108. Von Kunz. (16.)

Mit einer Anweiſung auf 24 Flaſchen Wein.

(Nach dem Tagebuch.)

[Erhalten 1. September 1813.]

[„Äußerſt angenehmer Brief — Jean Paul ſchreibt Vorrede zu den Callotts[1].“]

108.

[1] Kunz hatte Jean Paul den ersten Band (Callot, Gluck, Kreisler, Don Juan) und den Berganza nach Bayreuth gebracht (vermuthlich in den Aushängebogen: der Berganza ist für sich gedruckt in 13¾ Bogen, der Magnetiseur ist später angehängt in 8¾ Bogen mit der falschen Bogenzählung 16—24), und Jean Paul, dem der Vergleich mit Callot nicht einleuchtete, hatte den *für diese fünf Stücke* naheliegenden farblosen Titel 'Kunstnovellen' vorgeschlagen (Kunz im 'Phönix' vom 26. Nov. 1835 und 5. April 1837, wiederh. Bd. III); er beharrt dabei in der Vorrede S. VI. H. rechtfertigt den Vergleich mit Callot in der folgenden Nr.

'Stücke' braucht Hoffmann synonym mit 'Gemälde': so gleich im ersten Billet an Hippel fünfmal (I 41f). Fantasiestücke in Callots Manier also = phantastische Gemälde in der Art des Callot.

109. An Kunz[1]. (17.)

(Nach dem Original.)

Dresden den 8t Septbr:[2] 1813.

Verehrungswürdigſter!

Wie viel herzliche Freude mir Ihre beyden lezten Briefe gemacht, kann ich nicht ſagen — Die Ba[y]reuther Reiſe mag höchſt interreſſant geweſen ſeyn, und es iſt fatal, daß ich vor der Hand dergleichen entbehre. Richters Weigerung ſah ich voraus und es iſt nur um ſo erfreulicher daß eigentlich mein Genius ihn beſtimt hat, mir mit ein paar Worten vorzutreten und [mich] zu vertreten beym LeſePubl[ikum] — Er mag mich nennen und meiner MuſikDirekterſchaft erwähnen wie er will und wie es ihm die Laune und Luſt eingiebt — es iſt ehrenvoll von ihm genannt zu ſeyn — Den Zuſaz „in Callotts Manier" hab' ich reiflich erwogen und mir dadurch Spielraum zu Manchem gegeben — Denken Sie doch nur an den Berganza — ans Mährchen u. ſ. w. — Sind denn nicht die Hexenſzenen ſo wie der Ritt im Hausplaz wahre Callottiana? — Laſſen Sie es bey dem einmahl beſt[immten] Titel und ſeyn Sie in dergleichen Sachen nur nicht zu ängſtlich mein theuerſter Freund — Das Fiducit darf nicht fehlen! — Spricht Sie denn nicht das Geheimnißvolle der Muſik in den Harfentönen[3] an, die dem altdeutſchen Troubadour an dem myſteriöſen Bildniß der Iſisköpfigen Sphinx beym Aufgang der Sonne erklingen? — Den Jokusſtab ſchwingt der Humor, aber er krönt mit Dornen,

---

109.

[1] Adresse:

Herrn Carl Friedrich Kunz
in
Bamberg

Oblatenverschluß mit Wappenpressung.

[2] Zuerst Augu

[3] Zuerst in der Musik, in dann gestrichen, der Musik versehentlich stehen gelassen.

und dem magnetiſch ſchlafenden drohen ſpitze Dolche — Hier haben Sie in Parenth[esi] beyde Vignetten —

Kratzer hat nur die Form beobachtet ſich begraben zu laſſen, todt war er ſchon lange, ich habe ihn nicht anders gekannt! — So viel in Bezug auf Ihre beyden höchſt ergötzlichen und in Wahrheit erfreuenden Briefe — doch ſetze ich noch hinzu, daß ich für die Aſſignat[ien] danke, da[a] ſie mir herrliche Dienſte gethan indem mein Nachbar Cagiorgi (hier nennen ſie ihn auf eine fabelhafte Art Kaſozzi) mir den Wein in ziemlicher Qualitaet[b] liefert, doch behalte ich mir vor zu beſſerer Zeit Sie um den ſublimſten aller Weine der das Geheimniß ſeiner Kraft im Nahmen trägt zu bitten! — ich meine den göttlichen Nuit![16] —

Gott laſſe mich nur das Mährchen enden, wie es angefangen — ich habe nichts beſſeres gemacht, das andere iſt todt und ſtarr dagegen, und ich meine, daß das Sich herauf ſchreiben zu etwas ordentlichem vielleicht bey mir eintreffen könte! — Der Wille iſt immer ſtark geweſen, aber: wir ſind allzumahl Sünder und mangeln pp Das übrige des Spruchs werden Sie noch wiſſen von der Einſeegnung her!

Uebrigens lebe ich jezt hier bis auf einige Angſt und Noth ein wahres Schlaraffenleben, da das Theater ſchon ſeit 14 Tagen geſchloſſen iſt, Seconda aber dem unerachtet wenigſtens bis jezt die Gage ordentlich zahlt. — Der ſtillſte Ort, wo man entfernt von allem KriegsGetümmel ſich wie in einer andern Welt befindet, iſt die BilderGallerie, und Sie können denken, daß ich jeden Nachmittag da zubringe, indem der Inſpektor Schweikard, ein braver junger Künſtler, der eben an einem ſchönen Bilde nach Schillers Dichtung: Pegaſus im Joche, arbeitet, mein Freund geworden. Eben ſo finde ich in der Dreyßigſchen SingeAkademie ein Aſyl und erhebe mich über die Unbill der Zeit. Abends gehe ich zu Eichelkraut auf dem AltMarkt, wo ich den jovialen Sekretair Schulz (Fridrich Laun)[6], Winkiern (Theodor Hell) und den Kind finde — Schade nur, daß die wahrhaft groſſen Ereigniſſe des Tages jedes andere Geſpräch ertödten. — Es ſcheint, als wären wir groſſen Kataſtrophen nahe! —

---

[a] Zuerst: indem

[b] Im Tgb. dagegen zum 2. Sept.: „ganz miserablen Wein erhalten", vgl. Nr. 122 (S. 190 Z. 11).

Speyer hat mir einen interreſſanten Brief geſchrieben, er erhält von mir die Neuigkeiten des Tages, ſo weit ſie ſich erzählen laſſen, in Chronologiſcher Ordnung, die er Ihnen, ſo wie den Freunden mittheilen ſoll[7]. — Ich nenne dies nach meinem bekannten Waidſpruch „das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden"! —

Jezt eine Bitte ganz eigner Art, deren Erfüllung, wenn ſie in Ihren Kräften ſteht, nicht gerade eilt: Könten Sie mir wohl einen leichten Umriß der Pommersfelder Maria (dem angeblichen Raphael) der nur eine Idee vom Bilde giebt, ſo wie eine kurze Notiz auf welche Weiſe das Bild in die Gallerie gekommen verſchaffen? — Es iſt nehmlich von einer ganz beſonderen Hypotheſe die Rede, die ſich in meinem Kopfe entſponnen, und die durch die Vergleichung verſchiedener Marien in der hieſigen Gallerie, vorzüglich der ganz über alle Maaßen alterthümlich frommen von Holbein mit der bekanten hochherrlichen Raphaeliſchen viel Wahrſcheinliches gewinnt — Nun möcht ich durch jenen Umriß meinen Diskuſſionen mit den hieſigen Mahlern Gewicht geben u. ſ. w. — Sie bemerken, daß ich mich in den ſchönen

---

[6] Aber Tgb. 8. Sept.: „Abds mit Keller sehr gemüthlich bey Eichelkraut — Den Fridrich Laun gesehen aber nicht gesprochen" (die gesperrten Worte von H. unterstrichen); erst 1. Oct.: „Gemüthliche Bekanntschaft mit Laun gemacht." (Vgl. Launs Erinnerungen (1837, wiederh. bei Grisebach I, LIf und in unserm Bd. III).

[7] Durch die Einschließung Dresdens scheint die Absendung dann unmöglich geworden zu sein, und dieser Tagebuch-Auszug für die Hamburger wurde bis zum 14. November fortgeführt: s. Nr. 111 mit Note 1 (S. 166).

Künſten rege und bewege, und werde ich nicht morgen oder übermorgen durch eine preuß[iſche,] oeſter[reichiſche] oder ruſſ[iſche] Granate in die Luft geſprengt, ſo werden Sie mich genährt ja gemäſtet von KunſtGenüſſen aller Art wieder finden! — Jenen Zuſatz wegen der Granate erzeugt ein Leichenzug, der ſich gerade über mir aus dem Hauſe bewegt; erſt geſtern[8] iſt nehmlich drüben ein junger Mann geſtorben, dem am 26t August (dem denkwürdigſten Tage für Dresden ſeit langer Zeit) in ſeiner Stube ein Stück der geſprungenen Granate den Schenkel wegriß!! — Unwillkührlich gerathe ich auch **hier**, wo ich es nicht wollte, in die kriegeriſchen Szenen des Tages — indem ich aber ein Glas Cagiorgiſchen Burgunder genieße, verſchwinden plötzlich Kanonen — Granaten pp und ich ſitze mit Ihnen in höchſter Gemüthlichkeit in den herrlichen Katakomben des MaxPlatzes[9], der mir in ſchimmernden Lichtern oft wie der MarkusPlatz erſchienen, da[10] ſich der Dunſt der ſublimſten Weine zum optiſchen[14] LinſenGlaſe verdichtet, vor dem ſich allerley närriſche Geſtalten in ſkurilen Bocksſprüngen luſtig und ergötzlich bewegten! Was iſt der Menſch o Gott! pflegte ich dann oft andächtig zum Himmel blickend zu ſagen, wenn mir der Chambertin Prima recht gut mundete, in[14] dieſem Ausruf über die Nichtigkeit alles menſchlichen Thuns und Treibens tröſtete mich aber gerade die Ueberzeugung vom Gegentheil — denn nie fühlte ich die Herrlichkeit des **lebendigen** Lebens mehr als eben da! und jener Ausruf war ſo gut wie die Ausforderung eines unbekannten Widerſachers im höchſten Uebermuthe, ſo wie im Shakespear die beſoffnen Schlingel die unverwundbare Luft mit ihren Streichen zu verletzen trachten! — Laſſen Sie meinen zweyten Spruch: Es iſt alles

---

[8] Zuerst heute

[9] „Meine Weinkeller. Der Max-Platz selbst war ehedem der größte Kirchhof der Stadt“. (Kunz.)

[10] Zuerst indem

Eins! — nicht aus Gedanken und Herzen! — Das Vertrauen auf jene Hand, die ſich über das All erſtreckt, und wie der geſchickte Maſchiniſt des MarionettenTheaters jeden Faden zu rechter Zeit zu bewegen weiß iſt in jetziger Zeit recht nöthig — Ich hoffe Sie im[11] ſpäten Herbſt in Leipzig zu ſehen, denn es wird gerathen ſeyn, daß Sie hin reiſen, ſo bald die Kriſis vorüber und wir beſſeren Zeiten mit Grund entgegenſehen können, wie es in Wahrheit zu hoffen ſteht.[14a]

Adio mio carissimo amico — Ihre liebe Frau grüße ich ſehr, ſo wie die Freunde[12] — den ſchalkäugigten Redacteur[13] u. ſ. w.

Meine Frau grüßt ganz ungemein.

Der Ihrigſte
Hoffm

In Eil füge ich noch hinzu, daß in dem Aufſatz: Jacques Callot, recht eigentlich der Zuſatz auf dem Titel: in Callots Manier, erklärt iſt, nehmlich: die beſondere **ſubjektive Art** wie der Verfaſſer die Geſtalten des gemeinen Lebens anſchaut und auffaßt, ſoll entſchuldigt ſeyn. — ich wünſchte doch jezt wohl ein Exemplar des erſten Bandes, wenn Sie es mir gütigſt gelegentlich ſchicken wollten! —

---

[11] Zuerst auf den

[12] Diese vier Worte unsicher, z. Th. durch die Oblate verklebt.

[13] „Wetzel." (Kunz.)

[14] Bei diesem Briefe erlauben wir uns ausnahmsweise, auf die Abweichungen der bisherigen Drucke (s. hinten) hinzuweisen. Nach Art laxer Herausgeber streicht Kunz hie und da ein Wörtchen (noch, jetzt), setzt auch nach seinem Geschmack dergleichen ein (nun, mich), gestattet sich kleine Verdeutlichungen (Frau Paal's st. Richters, mir gegenüber st. Ihr mir), eine harmlose Streichung (am Schluß der Nachschrift) und selbstverständlich in jeder Zeile Änderungen in Interpunktion, Sperrung und Schreibung; auch laufen ihm kleine Lese- und Schreibfehler unter (z. B. mit st. nur, [illegible] st. [illegible]); aber abgesehen von diesen Kleinigkeiten wird er in größerem Stile schöpferisch thätig an den vier im Texte durch 14a–d bezeichneten Stellen. Wir setzen seine „Lesungen" her und sperren die von ihm herrührenden Wörter.

a. Hier der Zusatz: Gedenken Sie seiner noch und jenes Gewitters? Dem schließt sich eine lange Randnote an mit einer

110. An Breitkopf & Härtel[1]. (20.)

Mit dem Aufſatze 'Der Componiſt und der Dichter' und einem Begleitbillet an Rochlitz; verſehentlich war auch der Tagebuch-Auszug für die Bamberger beigelegt[2].

(Nach dem Original.)

Dresden den 14 Novbr: 1813.

Endlich bin ich mit den hieſigen Einwohnern aus der peinlichſten Lage geriſſen indem die Stadt mittelſt Capitulation den verbundeten Mächten übergeben worden, und es iſt mir eine dringende Angelegenheit Ew. WohlGebohren ſogleich, als der Poſtenlauf eröffnet iſt, zu ſchreiben. —

Seit meiner Abreiſe von Leipzig hat mich eine Kette von Unannehmlichkeiten, die zum Theil in den öffentlichen zum Theil in meinen Dienſtverhältniſſen lagen, in eine fort-

---

uncontrollirbaren Anekdote von einem „triumphirenden" Ritt auf einem Fasse (s. Bd. III).

b. poetiſchen

c. wenn mir der Nuits oder Chambertin Prima ſo recht mundete! Ja

d. Hier der Zusatz: Ein Glas Burgunders auf dieſe glückliche Zeit des Wieder-Zuſammentreffens! Und nun adio, . . .

Von diesen Aenderungen hat Kunz mindestens c *mala fide* gemacht und a und d *pessima fide*, nämlich um den Anschein einer besonderen Intimität H's zu erwecken. In den beiden einzigen anderen Nummern, die eine Nachprüfung der Kunzischen Editionsgewohnheiten gestatten, 104 und 129, haben wir u. a. mehrere umfangreiche Streichungen, aber wenigstens keine Zusätze von Belang gefunden. Immerhin hat man sich bei jedem von Kunz überlieferten Wort oder Factum die h verzeichneten Fälschungen gegenwärtig zu halten.

110.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers:

1813
d. 14. Novbr
15 —
O.

Dresden
Hoffmann

[2] s. Nr. 121 (S. 183 unten).

währende Verſtimmung verſezt, die mich wirklich zu litterariſchen Arbeiten beynahe unfähig machte, und nur hierinn liegt es, daß ich in den mir für die M[uſikaliſche] Z[eitung] übertragenen Arbeiten ſo ſaümig war; ich bitte mich deshalb auf das beſte zu entſchuldigen und ich mag, da mit den veränderten Verhältniſſen mir froher Muth und gegründete Hoffnung einer beſſeren Zukunft gekommen, wohl das Verſprechen der Beſſerung hinzufügen, da ich es jezt in der That halten kann. — Schon in der lezten Zeit gelang es mir einen Aufſaz, den ich längſt Hrn. H[of]R[ath] Rochlitz verſprochen, zu endigen[3]; die Einkleidung, welche die Spur der Zeitverhältniſſe trägt, und die tröſtenden Schlußworte, die ich dem Dichter in den Mund gelegt, dürften wohl ein größeres Interreſſe gewähren, als wenn ich dem Ganzen die Form einer troknen Abhandlung gegeben. Ich lege ihn überſchrieben: der Componiſt und der Dichter, bey und bitte nicht über die Länge zu ſchelten, da es mir darum zu thun war, manches recht gründlich auszuſprechen.

Ew. WohlGeb[ohren] bitte ich recht ſehr, mich recht bald durch ein Paar Worte zu überzeugen, daß Sie mir Ihre ſo ſehr werthe Freundſchaft nicht entzogen, und habe die Ehre mit vorzüglicher Hochachtung zu ſeyn

Ew. WohlGeb.

ganz ergebenſter
Hoffmann.

Um gütige Beſorgung des beygelegten Briefchens an Hrn. H[of]R[ath] Rochlitz bitte ganz gehorſamſt.

---

[3] Nach dem Tgb. begonnen 19 Sept., vollendet 9 Oct., ins Reine geschrieben 24. u. 25. Oct.

111. An Kunz. (18.)

(Nach deſſen erſtem Abdruck, im 'Phönix' von 1837.)

Dresden den 17^{t} November 1813.

Theuerſter Freund!

Freiheit! — Freiheit! — Freiheit! — Meine ſchönſten Hoffnungen ſind erfüllt, und mein feſter Glaube, an dem ich ſelbſt in der trübſten Zeit treulich gehalten, iſt bewährt worden. Haben nicht ſelbſt manche meiner Freunde, auch Sie geliebter Freund! gar kleinmüthig mich in einem frommen Wahne befangen geglaubt, wenn ich immer hoffte und hoffte, und Anſichten, die ſo weit entfernt ſchienen, ins Leben trug? — Freilich wurde ich durch manches, was ich vor meinen Augen geſchehen ſah, und was wohl manchem entgangen, gar oft geſtärkt und erhoben, aber ich mußte ſchweigen, da es unmöglich war, daraus irgend einen überzeugenden Beweis meiner innigſten Meinung zu geben. — Was ſoll ich von der lezten Zeit, die ich hier erlebt, ſagen? Sie war gewiß die merkwürdigſte meines Lebens, da ich alles das, was ſonſt lebhafte Träume mir vor Augen brachten, wirklich und in der That vor mir erblickte! — Gewiß wird Sie und meine Freunde in Bamberg eine detaillirte Beſchreibung der hieſigen Vorfälle intereſſiren und ich weiß nichts beſſeres, als eine Art Tagebuch beyzulegen, das das merkwürdigſte enthält[1].

Gewiß iſt es ein Glück ohne Gleichen, daß ich nur mit der allgemeinen Angſt und Noth gelitten, auf meine ſpezielle

---

111.

[1] Wie zur vorigen Nr. bemerkt, war diese Darstellung drei Tage vorher versehentlich an Rochlitz gesandt worden.

Es handelt sich um den Aufsatz 'Drey verhängnißvolle Monathe! [15. August—16. November 1813.] ([Erweiterter] Auszug aus meinem Tagebuch für die [Bamberger] Freunde.)' In H's Nachlaß befindet sich eine angefangene eigenhändige Abschrift davon, die aber schon beim 29. August mitten im Satz abbricht (zuerst von Hitzig gedruckt, correcter in unserer Publication 'Aus H's Entwurf- und Tagebüchern').

Tage dagegen das Ungemach der entſetzlichen Begebenheiten in und bey Dresden keinen Einfluß gehabt hat. Nur nach der Schlacht bey Dresden, am 26^{t} und 27^{t} Auguſt, blieb das Theater 14 Tage geſchloſſen[2], ſonſt iſt unausgeſezt bey vollem Hauſe geſpielt worden, und Seconda hat gerade dieſen Sommer beſſere Geſchäfte gemacht als ſonſt, da, wie man mir ſagt, oft ſchlechte Witterung den Beſuch des Theaters im Bade verminderte. So iſt es auch wirklich eine ganz beſondere Schickung des Himmels, daß weder ich noch meine Frau, dicht am Lazareth wohnend, erkrankt ſind, da ſelbſt in dem Hauſe, wo wir wohnen, mehrere an dem Nervenfieber, welches einen wahrhaft peſtartigen Charakter angenommen, geſtorben ſind. Der kurze Klimax dieſer Krankheit iſt: Kopfſchmerz, Schwindel, Betaübung, Tod! — Alles in wenigen Stunden. Bey dem gänzlichen Mangel an ſoliden Lebensmitteln (Brod war nicht zu haben, Fleiſch nur dann und wann in geringer Quantität) mußte jenes Uebel nur zu ſehr um ſich greifen, und noch in der lezten Woche vor der Capitulation ſtarben an 200 Perſonen bürgerlichen Standes, in den Spitälern aber täglich über 200 bis 250, ſo daß die Leichname aufgethürmt auf dem Neuſtädter Kirchhofe lagen. — Franzoſen auf der Straße auf das jämmerlichſte ſterben zu ſehen, war etwas gewöhnliches!

Nun zu erfreulichern Gegenſtänden und eine Stelle aus einem Aufſatze, überſchrieben: der Componiſt und der Dichter, den ich für die Leipziger muſikaliſche Zeitung ausarbeiten will[3], gibt den natürlichen Uebergang zu Literatur und Kunſt, in der wir nun ſchwelgen wollen, Freund!

---

[2] S. Nr. 169 (S. 160 unten).

[3] Wie wir sahen, hatte H. diesen Aufsatz schon vor fünf Wochen, am 9. October, beendet und am 14. November nach Leipzig gesandt. Sollte die ganze Stelle von Nun zu erfreulichern Gegenständen an bis zu und sich daran erlauben auf S. 170 oben ein Einschub des soeben charakterisirten Editors sein?

Ludwig, der ſich der edlen Muſika ergeben, findet unter den Adjutanten des Heerführers, der in die Stadt gezogen, ſeinen alten akademiſchen Freund Ferdinand, der ſonſt ohne alle militäriſche Tendenz den Muſen gelebt, wieder — ſie kamen nach alter Weiſe in ſtiller Nacht zuſammen, und nachdem ſie viel über die Bedingniſſe der wahren Oper geſprochen, ſoll ſich das ganze wie folgt ſchließen:

„Ferdinand war im Begriffe zu antworten, als auf der Straße, dicht vor den Fenſtern, der Generalmarſch geſchlagen wurde — er ſchwieg betroffen. Ludwig fuhr auf, und tief ſeufzend drückte er des Freundes Hand an ſeine Bruſt. „„Ach Ferdinand, theurer, geliebter Freund!““ rief er; „„was ſoll aus der Kunſt werden, in dieſer rauhen, ſtürmiſchen Zeit? Wird ſie nicht, wie eine zarte Pflanze, die vergebens ihr zartes Haupt nach den finſtern Wolken wendet, hinter denen die Sonne verſchwand, dahin ſterben? Ach Ferdinand, wo iſt die goldne Zeit unſerer Jünglingsjahre hin, was iſt aus unſerm Streben geworden, alles beſſere geht unter in dem reißenden Strome, der die Felder verheerend dahinſtürzt, aus ſeinen ſchwarzen Wellen blinken blutige Leichname hervor, und in dem Grauſen, das uns ergreift, gleiten wir aus — wir haben keine Stütze — unſer Angſtgeſchrei verhallt in der öden Luft — Opfer der unbezähmbaren Wuth ſinken wir rettungslos hinab!““

„Ludwig ſchwieg in ſich verſunken. Ferdinand ſtand auf, er nahm Säbel und Kaſkett; wie der Kriegsgott zum Kampfe gerüſtet, ſtand er vor Ludwig da. Verwundert blickte ihn dieſer an, da überflog eine Gluth Ferdinands Geſicht, ſein Auge erſtrahlte in brennendem Feuer, und er ſprach mit erhöhter Stimme:

„„Ludwig, was iſt aus dir geworden? Hat die Kerkerluft, die du hier ſo lange eingeathmet haben magſt, denn ſo in dich hineingezehrt, daß du krank und ſiech nicht mehr den glühenden Frühlingshauch zu fühlen vermagſt, der draußen durch die in goldnem Morgenrothe erglänzenden Wolken ſtreicht? In träger Unthätigkeit ſchwelgten die Kinder der Natur, und die ſchönſten Gaben, die ſie ihnen bot, achteten ſie nicht, ſondern traten ſie in einfältigem Muthwillen mit Füßen. Da weckte die zürnende Mutter den Krieg, der im duftenden Blumengarten lange geſchlafen, der trat wie ein ehrner Rieſe unter die Verwahrloſeten, und vor ſeiner ſchrecklichen Stimme, von der die Berge wiederhallten, fliehend, ſuchten ſie den Schutz der Mutter, an die ſie nicht mehr geglaubt. Aber mit dem Glauben kam auch die Erkenntniß: Nur die Kraft bringt das Gedeihen — den Kampf umſtrahlt das Göttliche, wie der Tod das Leben! Ja, Ludwig! — es iſt eine verhängnißvolle Zeit gekommen, und wie in der ſchauerlichen Tiefe der alten Sagen, die gleich in ferner Dämmerung wunderbar murmelnden Donnern zu uns herübertönen, vernehmen wir wieder deutlich die Stimme der ewig waltenden Macht, — ja ſichtbarlich in unſer Leben ſchreitend, erweckt ſie in uns den Glauben, dem ſich das Geheimniß unſers Seyns erſchließt. Die Morgenröthe bricht an, und ſchon ſchwingen ſich begeiſterte Sänger in die duftigen Lüfte, das Göttliche verkündend und im Geſange lobpreiſend. Die goldenen Thore ſind geöffnet, und in einem Strahl entzünden Wiſſenſchaft und Kunſt das heilige Streben, das die Menſchen zu einer Kirche vereinigt. — Darum Freund, den Blick aufwärts gerichtet! — Muth! — Vertrauen! — Glauben!‘“ — Ferdinand drückte den Freund an ſich, dieſer nahm das gefüllte Glas: „„Ewig verbunden zum höhern Seyn im Leben und Tode!““ — „„Ewig verbunden zum höhern Seyn im Leben und Tode,““ wiederholte Ferdinand, und in wenig Minuten trug ihn ſein flüchtiges Roß ſchon zu den Schaaren, die in wilder Kampfluſt hoch jubelnd dem Feinde entgegenzogen.“

Als ich in gar böſer Zeit jene tröſtlichen Worte Ferdinands niederſchrieb, kam mir eine ganz beſondere Ermuthigung! — Mögen auch Sie, Freund! die Wahrheit meiner Andeutungen recht innig fühlen, und ſich daran erlaben!

Das Mährchen sub titulo: der goldene Topf, iſt fertig, aber noch nicht ins Reine gebracht, ſo wie auch ein humoriſtiſcher Aufſatz unter der Feder sub titulo: Schreiben Milo's, eines gebildeten Affen, an ſeine Freundin Pipi in Nordamerika, den ich höchſt wahrſcheinlich der muſikaliſchen Zeitung entziehen und den Callots zuwenden werde.

Mit Schulz (F. Laun) und Fridrich Kind komme ich, die Theatertage ausgenommen, täglich Abends in einem Kaffehauſe zuſammen. Schulz iſt gar gemüthlich, liegt aber leider ſeit 4 Tagen am Nervenfieber krank, wird aber, eben weil er ſchon 4 Tage krank iſt, höchſt wahrſcheinlich wieder geſund. Er hat ein dramatiſches Mährchen in Gozzi's Manier geſchrieben, das ich ſchon im Manuſkripte zum Leſen erhalten hätte, wäre er nicht darüber erkrankt.

Undine naht der Vollendung. — Ueberhaupt wäre aber ſchon viel mehr gethan, wenn es nicht in den lezten vier Wochen gar zu arg geworden wäre, und nur die exaltirten Augenblicke unter Freunden bei der Flaſche die einzigen lebendigen geweſen wären. Wie oft habe ich an Sie und Ihre Frau gedacht! Ihre Frau hätte die Angſt des 26^{t} und 27^{t} Auguſts kaum überſtanden; videatur Tagebuch! — —

112. An den Königsberger Bevollmächtigten. (2.)

(Nach dem Tagebuch.)

[18. November 1813.]

[Brief.]

113. An Hitzig[1]. (17.)

(Nach dem Original.)

Dresden den 1t Decbr: 1813.

Theuerſter Freund!

Es iſt wohl eine geraume Zeit daß mich die politiſchen Ereigniſſe und die dadurch herbeygeführte gänzliche Sperrung des Poſtenlaufs verhindert haben Ihnen Nachricht von der Aenderung meiner Lage zu geben. — So gemüthlich mir auch in mancher Hinſicht der Auffenthalt in Bamberg war, ſo ſehr ſich meine dortigen Freunde bemühten mich dort auf dieſe oder jene Art zu fixiren als die Holbeinſche Entrepriſe ein Ende nahm, ſo fühlte ich doch lebhaft, daß es der eigentlichen KünſtlerCarriere, die ich begonnen, dort immer an dem gehörigen Schwunge fehlen würde; als daher ſchon am 27 Febr: d. J. ganz unerwartet mir Joſeph Seconda auf Empfehlung des H[of]R[aths] Rochlitz die Muſikdirektor-Stelle bey ſeiner Geſellſchaft mit einem auskömmlichen Gehalt antrug, ſaümte ich nicht den Antrag anzunehmen; es gelang mir ſpäter, unerachtet bis Plauen ſchon ruſſiſche und pr[eußiſche] Truppen ſtanden, dennoch von den bayerſchen Behörden Päſſe zu erhalten und ich kam dem geſchloſſenen Contrakte gemäß ohne Hinderniß den 25t Aprill in Dresden an, traf aber weder Hrn. Seconda noch ſeine Geſellſchaft, die der kriegeriſchen Ereigniſſe wegen in Leipzig geblieben waren. Dagegen war es mir höchſt erfreulich meinen alten Schul und akademiſchen Freund den Staatsrath v. Hippel ſo wie den St[aats]R[ath] Staegemann meinen Landsmann ſo

---

113.

[1] Adreſſe:

Herrn
Buchhändler Eduard Julius Hitzig
in
Berlin

Oblatenverſchluß mit Wappenpreſſung.

wie Bartholdy und andere Berl[iner] Freunde zu finden mit denen ich bis zum 5t May manche frohe Stunde verlebte. Dann aber kam der unglückliche 8t May an dem die verhaßten Fr[anzoſen] wieder Dresden beſezten und wo es ſo wie auch noch am 9t May Kugeln hinüber und herüber regnete. Seconda gab es endlich auf nach D[resden] zu kommen und beſchied mich nach Leipzig, und ich reiſte mit meiner Frau am 20t May in der frohſten Stimmung nach Leipzig mit der Poſtkutſche ab nicht ahndend daß das ſchreklichſte Ereigniß meines Lebens mir drohte. Auf der erſten Station nur zweyhundert Schritte vor Meißen, als Poſtillion und Schirrmeiſter abgeſtiegen waren und hinter dem Wagen hergingen, wurde ein wildes junges Pferd das vorne angeſpannt ſcheu, lenkte nach dem Graben und riß den mit Geldtonnen, KaufmannsGütern und 12 Paſſagieren ſchwer beladenen Wagen herum, daß er mit der größten Gewalt umſtürzte. Ich wurde über meine Frau weggeſchleudert und mit einer leichten Quetſchung davongekommen hatte ich Beſinnung und Kraft meine Frau aus den Kiſten und Kaſten herauszureißen — aber welch ein Anblick! ſie war leblos und das Blut ſtrömte aus dem Kopfe, ſo daß man nichts vom Geſicht ſah — ich trug ſie fort auf einen Raſen und hatte noch Geiſtesgegenwart genug ein Fläſchchen Eau de Cologne, das glücklicher Weiſe ſich in dem Körbchen das ihr noch am Arme hing ganz befand, in mein Tuch zu gießen und das Geſicht zu reinigen — der Kopf iſt zerſchmettert, mußt ich denken, aber zu meiner Freude ſah ich gleich, daß es nur eine wiewohl äußerſt bedeutende Stirnwunde von 2 bis $2^{1}/_{2}$ Zoll Länge war, meine arme Frau erholte ſich aus der Ohnmacht, und ich konte ſie bis zu einem ganz nahe vor der Stadt gelegenen Hauſe bringen, wo wir äußerſt gutmütige Leute[2] fanden, die uns mit etwas Wein erquickten;

---

[2] nach dem Tgb. die Familie des Senators Goldberg.

endlich kam die beſtellte PorteChaiſe aus Meißen und meine Frau wurde unter dem Zulauf des Volks in den Gaſthof gebracht, wo ein recht geſchickter Chirurgus gleich den erſten Verband unternahm. Mit uns in der Diligence ſaß der Appellat[ionsgerichts]Rath Graf Fritſch[3] aus Dr[esden] mit ſeiner jungen liebenswürdigen Frau (höchſtens 23 Jahr), die er erſt vor wenigen Monaten geheyrathet; ſie wollten nur bis Meißen und dann auf ihr Gut Siebeneichen fahren — dieſe wurde todt auf die erbärmlichſte Weiſe zugerichtet unter dem Wagen hervorgezogen. Erſt den zweiten Tag erklärten Arzt und Chirurg meine Frau außer LebensGefahr, indem keine edle Teile verlezt, und erlaubten am 4t Tage[4] die behutſame Weiterreiſe, ſo daß wir endlich in Leipzig ankamen und der geſchickte Dr. Eßmann meine Frau herſtellte, die nur mit einer tüchtigen Narbe davongekommen, wiewohl ihr noch jede Veränderung des Wetters die unangenehmſten Empfindungen am Kopfe verurſacht. In Leipzig fehlte es gar nicht an widrigen Ereigniſſen die der böſe Krieg verurſachte, und die Entrepr[iſe] des Seconda fing an zu ſchwanken, er bekam indeſſen die Erlaubniß auf dem hieſigen Hoftheater zu ſpielen und wir trafen den 25 Jun: wieder in Dresden ein. Von dieſer Zeit an bin ich nun hier und verwalte mein Amt als Muſikdirektor. Selbſt in der trübſten Zeit wurde das Th[eater] ziemlich beſucht und Sec[onda's] Entrepr[iſe] iſt aufs neue geſichert.

Hier habe ich nun alles erlebt, was man in der nächſten Nähe des Krieges erleben kan — ich habe Scharmützel — eine bedeutende Schlacht (am 26 Aug:) deutlich angeſehen, habe das Schlachtfeld beſucht, kurz, meine Erfahrungen ſind in dieſer Art nur zu ſehr bereichert worden — HungersNoth und eine Art Peſt (die zum Theil noch herrſcht und nur noch vorige Woche 280 Perſonen bürgerl[ichen] St[andes] weggerafft hat) mußte ich auch ausſtehen, aber unerachtet aller in der That entſetzlichen Ereigniſſe, von denen Sie wahrſcheinlich ſchon durch die öffentlichen Blätter unterrichtet ſeyn werden, habe ich nie den Muth verlohren, ja als die Kanonen rings um Dresden donnerten, ſo daß die Erde bebte und die Fenſter zitterten, iſt mir ein beſonderes vorahndendes Gefühl gekommen, daß der ſo lange erſehnte Augenblick der wieder erlangten Freyheit nicht mehr fern ſeyn könne! — Schon am 11t Oktober hatte ich die Freude mit eignen Augen ziemlich nahe (ich konte es nicht laſſen hinaus zu laufen[5] und mich auf einen Hügel zu ſtellen) zu ſehen, wie die Franz[oſen] aus ihrem verſchanzten Lager dicht vor den äußern Schanzen von D[resden] herausgetrieben wurden, ihre Baraken anzündeten, und mit einer Schnelligkeit davon liefen, die ich der Nation immer zutraute. Ein gleiches Schauſpiel erfreute mich am 13 8br — 16 8br und ſpäter am 6t Novbr., wo ich mittelſt eines ſehr guten Glaſes vom Thurm der Kreuzkirche ſah, wie der Hr. Graf von der Lobau, der ſich mit 12 bis 15000 Mann nach Torgau durchſchlagen wollte, von den Boksdorfer Höhen herabgetrieben[6] und bis unter die Kanonen von Dresden getrieben wurde. — Die Anſtalten waren übrigens ſeit dem 4 Novbr. von der Art, daß man hätte glauben ſollen, die Fr[anzoſen] würden jede Straße vertheidigen und ſich bis auf den lezten Mann wehren. Denn nachdem ſie die äußern Schanzen verlaſſen müſſen, ſperrten ſie die Schläge und Thore und verſchanzten die Hauptſtraßen der Vorſtädte hauptſächlich mittelſt mit Sand gefüllter Kiſten und Tonnen. — Um ſo drückender war uns Einwohnern das alles, weil wir troz aller Vorſicht der fr[anzöſiſchen] Behörden von den glorreichen herrlichen Siegen bey Leipzig und Erfurt ſehr gut unterrichtet waren.

---

[3] H. ſchreibt hier u. im Tgb. Fritſche

[4] verb. am 3 Tage, 22. Mai.

---

[5] mit Keller: s. Tgb.

[6] das durch russische Landwehrtruppen: s. Serapions-Brüder IV, 295.

Schon am 10t erfuhren wir den Abſchluß der Capitulat[ion] und mein Gefühl war wirklich unbeſchreiblich, als ich die ſtolzen übermüthigen Franzoſen ſchmachvoll ohne Waffen abziehen ſah! — Wie die Spizbuben das herrliche Dresden auf wirklich ſinnreiche Weiſe verwüſtet und ruinirt haben, davon haben Sie keine Idee — beynahe alle Luſtörter (der große Garten, der Mosczynskiſche Garten, das Feldſchlößchen u. ſ. w.) ſind bis auf den Grund verwüſtet und zwar meiſtens ohne Noth — die herrlichen Alleen meiſtens umgebauen u. ſ. w. — Jezt, theurer Freund, athmet man wieder frey, und ich denke, die beſſere Zeit liegt uns ganz nahe! — Nächſt der Compoſition und meinem Treiben in der Muſik, bewege ich mich auch fleißig in litteris, das heißt: es iſt ſo ein Stück Autor aus mir geworden; es iſt nehmlich zum Anfange ein kleines Werk von mir sub titulo: Fantaſieſtücke in Callot's Manier, wozu Jean Paul Fr. Richter eine Vorrede geſchrieben, von Kunz verlegt worden; bekommen Sie es zur Hand, ſo bin ich auf Ihr Urtheil begierig. Nächſt manchen ſchon in der M[uſikaliſchen] Z[eitung] abgedrukten enthält es zwey Aufſätze die vielleicht Ihr Interreſſe erwecken werden, nehmlich: Nachrichten von den neueſten Schickſalen des Hundes Berganza und der Magnetiſeur. Bis zur Oſtermeſſe ſollen noch zwey Bändchen erſcheinen. — Undine iſt vollendet und ich warte nur den günſtigen Augenblick ab ſie würdig auf die Bühne zu bringen; ich thue mir auf die Muſik etwas zu Gute und glaube vorzüglich in der Undine ſelbſt und dem prächtigen Kühleborn den Sinn des herrlichen Dichters getroffen zu haben. Mein lieber Freund eine recht herzliche Bitte, nehmlich: Antworten Sie mir ſo bald als möglich, und ſchreiben Sie mir umſtändlich, was Fouqué macht und wo er ſich jezt befindet, auch wenn Sie es erfahren können, wo ſich jezt der Staatsrath von Hippel, der im Bureau des Hardenberg arbeitete, aufhält; nächſtdem erbitte ich m[ir rech]t[7] ſehr die Novitaeten von Berlin, ſo weit ſie mich interreſſiren. — Der bekante Schriftſteller Schulz (Fr. Laun), ein ſehr gemüthlicher Mann, mit dem ich ſehr viel lebte, liegt auch am Nervenfieber darnieder — er hatte eben ein dramatiſches Mährchen in Gozzis Manier vollendet, das ich im Manuſkript zu leſen erhalten ſollte, darüber iſt er aber erkrankt. — Iſt denn Werner noch in Rom? —

Wir gehen in Kurzem nach Leipzig, addreſſiren Sie gefälligſt den Brief dahin mit dem Zuſatze: zu erfragen in der Breitkopf und Haertelſchen Handl[ung]

Grüßen Sie Ihre liebe Frau, der ſich ſo wie Ihnen die meinige ſehr empfiehlt, recht herzlich von mir. Ewig unverändert

Der Ihrigſte
Hff:

Kommen Sie nicht vielleicht zur NeujahrsMeſſe nach Leipzig, da die MichaelisMeſſe nicht gehalten worden? Ey das wäre herrlich!

---

[7] Das eingeklammerte durch die Oblate verklebt und vermuthungsweise ergänzt.

Leipzig II

Wieder Fleiſchergaſſe, im 'Goldenen Herzen'[1]

114. An Härtel[1]. (Breitkopf & Härtel 21.)

(Nach dem Original.)

Leipzig im goldnen Herz auf der FleiſcherGaſſe 1 Treppe hoch. Den 11 Dezbr: 1813.

Ew. WohlGebohren würde ich bey meiner Ankunft in Leipzig ſogleich perſönlich meine Hochachtung verſichert haben, wenn nicht eine Kränklichkeit mich zu Hauſe hielte, die ich um ſo mehr beachten und auf der Stelle zu heben ſuchen muß, damit Hr. Seconda der morgen ſeine Vorſtellungen anfangen will nicht in Verlegenheit gerathe. — Es wird mir in der That recht ſchwer Ew. WohlGeb. gleich mit einer ähnlichen Bitte als vor meiner Abreiſe im Junius, deren Erfüllung die damahligen Umſtände verhinderten, beſchwerlich fallen zu müſſen, indem mir kein anderer Ausweg übrig bleibt mich aus der dringendſten Verlegenheit zu reißen, als mich an Ew. WohlGeb. zu wenden um wo möglich auf Abſchlag des künftigen Honorars für meine litter[ariſchen] Arbeiten für die M[uſikaliſche] Z[eitung] nur 25 rth zu erhalten — Hr. Sec[onda] iſt in dieſem Augenblick nicht im Stande mir etwas zu zahlen, unerachtet meine Caſſe durch die ſtarken Ausgaben für die gewöhnlichſten Lebensbedürfniſſe in D[resden] und auf der Reiſe im ſtrengſten Sinn des Worts ganz erſchöpft iſt, und um ſo mehr hoffe ich keine Fehlbitte zu thun, als Ew. WohlGebohren durch den Vorſchuß jener kleinen Summe in keiner Art gefährdet werden: ſchon jezt lieferte ich mehrere Aufſätze, noch zulezt den bedeutenden: der Komp[oniſt] und der Dichter, und in weniger Zeit erhalten Sie ſämtliche noch rückſtändige Aufſätze ſo wie auch, ſo bald meine Bücher und Noten mit der Secondaſchen Fracht ankommen, die Muſikalien, die ich noch an mir hatte. — Ueberdem erwarte ich in kurzer Zeit eine bedeutende Remeſſe aus Königsberg i. P. die mich endlich ganz ins Reine ſetzen wird. — Schon aus meiner jetzigen Lage, die ich Ihnen hinlänglich angedeutet, wird ſich mein dringender Wunſch rechtfertigen, Ew. WohlGeb. möchten die Güte haben mir, ſo bald es nur ſeyn kann, Antwort zukommen zu laſſen. In der Hoffnung, daß Ew. WohlGeb. wohl diesmahl meinen Wunſch gewähren werden, indem ſonſt in der That meine Verlegenheit gränzenlos hier an dem mir fremden Orte ſeyn würde, habe ich die Ehre zu ſeyn

---

[1] am 10. Dec. „ganz kleines Logis *en miniature* bezogen".

114.

[1] Adresse:

Hrn. Haertel WohlGeb.
in der Breitkopf u: Haertelſchen Handlg
in Leipzig

Oblatenverschluß mit Wappenpressung.

Vom Empfänger mit der nächsten Nummer zusammengeklebt und daher nicht besonders überschrieben.

Ew. WohlGeb.

ganz ergebenſter

Hoffmann.

PS. Ich ſetze voraus, daß Ew. WohlG. den Brief[2] mit der Einlage an Hrn. v Rochlitz und den Aufſatz: der Dichter u. der Komponiſt, richtig erhalten haben.

---

[2] Nr. 110.

115. Von Härtel. (Breitkopf & Härtel 22.)

Mit 15 rth.

(Nach dem Tagebuch.)

[11. December 1813.]

[Brief.]

116. An Härtel[1]. (Breitkopf & Härtel 23.)

(Nach dem Original.)

[11. December 1813.]

Ew. WohlGeb. danke ich auf das verbindlichſte für die gütige Erfüllung meiner Bitte, und bin ich dadurch in der That aus dringender Verlegenheit geriſſen — Mit dem größten Vergnügen werde ich Rückſichts der ViolinSchule alles nöthige prompt beſorgen und bin ich jeden Nachmittag von 1 Uhr an zu Hauſe, auch werden Ew. WohlGeb. meinem Verſprechen gemäß in dieſen Tagen mehrere Aufſätze für die M[uſikaliſche] Z[eitung][2] erhalten um dieſelben dann nach Ihrem Belieben einrüken laſſen zu können.

Ew. WohlGeb.

ganz ergebenſter

Hoffmann

11 Decbr: 1813

116.

[1] Adresse:

Hrn. Haertel
WohlGeb.

Oblatenverschluß ohne Pressung.

Ueberschreibung d. Empfängers:

1813	
11 Decbr	Leipzig
—	MusDir. Hoffmann
eod.	

Das Billet ist sehr eilig geschrieben, da ja der Bote wartete.

[2] über Comp. v. Bergt u. Kleiner: s. Nr. 119 (S. 180) m. Note 4 (S. 181).

117. Von Morgenroth. (4.)

(Nach dem Tagebuch.)

[Erhalten 11. December 1813.]

[„Ganz fataler Brief — der Auslagen wegen die er machen ſoll.“]

118. An Morgenroth. (5.)

(Nach dem Tagebuch.)

[13. December 1813.]

[Geldſendung.]

119. An Härtel[1]. (Breitkopf & Härtel 24.)
Mit Muſicalien und einer Recenſion.

(Nach dem Original.)

[21. December 1813.]

Ew. WohlGebohren ſende in der Anlage die fertig gewordene[2] Rez[enſion] des Bergtſchen Oratoriums Chriſtus ſo wie an Muſikalien[3] in beyfolgendem Packet:

1. Bergts Orat[orium] Chriſtus 2. Abth.
2. Wilms Sinfonie Partit[ur] und Parth[ien] 2 Exempl[are]

119.

[1] Adresse:

Hrn. Haertel WohlG.
Dahier
in der Breitkopf und Haertelichen Handlg
Mit einem Paket Muſikal.

Oblatenverschluß mit Wappenpressung.

Ueberschreibung d. Empfängers:

1813 / 21t Dcbr / — / not.

V. H. / Hoffmann

[2] Am Tage vorher.

[3] S. Nr. 114 (S. 178 Mitte).

3. Braun Sinfonie Part[itur] und Parth[ien]
4. Beethoven Miſſa Part[itur]
5. ——— EntreActes d'Egmont
6. ——— Ouverture d'Egmont pour Pianof[orte]
7. ———————— pour l'Orchestre
8. die Partitur eines Oratoriums ohne Titel, die mir wahrſcheinlich aus Verſehen beygepakt da im Briefe davon gar keine Erwähnung geſchah.

Schelten Sie nicht, daß ich nicht ſchon in voriger Woche jene Rez[enſion] zum Druk einſandte, bloß mannigfache Arbeit war daran Schuld, jezt werde ich weniger ſaümig ſeyn. Bald verſichere ich Ew. WohlGeb. perſönlich[4] die Hochachtung womit ich verharre

Ew. WohlGeb.

Leipzig
D. 21 Decbr 1813.

ganz ergebenſter
Hoffmann

120. Von Kunz. (19.)

(Nach dem Tagebuch.)

[Erhalten 21. December 1813.]

[Brief; „nichts beſonders drin."]

---

[4] Am 28. brachte H. ihm die Recension der Elsnerschen Ouverturen, die er am 25. begonnen.

121. An Kunz. (20.)

Mit dem Anfang und dem Schluß einer geplanten Brochure[1].

(Nach dem erſten Abdruck des Empfängers, im 'Phönix' von 1835.)

Leipzig, im goldnen Herz auf der Fleiſchergaſſe,
den 28^{t}. December 1813.

Geliebteſter Freund!

Ihr Brieflein empfing ich prompt von Haertel, und wie viel Freude es mir machte, von Ihnen Erſprießliches zu hören, darf ich wohl nicht verſichern; wiewohl ich ungern im Ganzen einen gewiſſen trüben Ton wahrnahm, den die düſtre Nervenfieberfurcht in etwas weniges apprehenſiven Perſonen wohl leicht erzeugen mag. — Wie ſoll ich großer Laye es denn anfangen, Ihnen von Curarten und Curmethoden zu ſchreiben, um die ich mich gar nicht bekümmere, ſolange ich mich wohl fühle; indeſſen kann ich Ihnen ſo viel wohl ſagen, daß unſer TheaterArzt, Dr. Kluge, ein geſcheuter ſinniger Mann, herrliche Anſichten von der Krankheit hat, die ſich aber meiſtens aufs pſychiſche beziehen und in dieſer Art manche individuelle Behandlung dieſes oder jenes Kranken veranlaſſen. — Ich müßte eine Brochure ſchreiben, um nur etwas in die wahrhaft herrlichen Ideen einzugehen, die ich als von ihm herſtammend hörte. — Nur ſo viel, daß er bei Geſunden alle Präſervative, die den ordinairen Lebensgang unterbrechen, ſelbſt alle ungewöhnliche Räucherung verwirft. — Ich wenigſtens meine auch, daß ſchon alles ungewöhnliche die Fantaſie, die bei jener Krankheit ſo wichtig eingreift, ſpannt und den todten Leichnam zur Empfänglichkeit reizt. — Daß man ſich nicht unnöthiger-

---

121.

[1] Die Brochure sollte drei Briefe enthalten und als Beilage zum dritten, die 'Vision auf dem Schlachtfelde zu Dresden'. H. sendet hier den ersten Brief (s. S. 187 sub 2) und die 'Vision'.

weiſe in die Nähe Nervenkranker begeben ſolle, unterliegt keinem Zweifel, die große Scheue in Haüſer zu gehen, wo Kranke geſtorben ſind, oder gar nur vorbey zu gehen, taugt den Teufel nichts; meinen brennenden Zigarro im Munde wandle ich gemüthlich hin[2], wo mich meine Pflicht hinruft oder auch das Vergnügen, nachdem ich Morgens mein gutes Gläschen ächten Jamaica-Rum, den man, Gott ſey es gedankt, wieder in civilem Preiſe haben kann (1 rth 8 gr die große Flaſche), genoſſen. — Beides ſind keine ungewöhnliche Präſervative und angenehm zu gebrauchen. — Rückſichts der Behandlung wirklich nervös Erkrankter weiß ich nur ſo viel, daß man ſowohl in Dresden als hier Anfangs mit vieler Behutſamkeit brechen läßt, dann aber, hat die Krankheit einen hohen, lebensgefährlichen Grad erreicht, ſehr oft mit Glück Veſikatore[3] auf Bruſt und Rücken anwendet. Der KammerMuſikus Dunkel in Dresden bekam vom Dr. Rublack ein Veſikator wie eine Zwangweſte, und der Mann wurde dadurch ganz vernünſtig, wandelt jezt wieder unter den Menſchen und geigt ſehr! — — Ew. Edlen können glauben, daß mich bloße Gewiſſenhaftigkeit dazu trieb, mich mit dem garſtigen Nervenfieber abzuquälen; alſo jezt kein Wort weiter darüber, vielmehr eile ich, Sie, theuerſter Freund! mit einer Angelegenheit bekannt zu machen, über die ich mit umgehender Poſt mich gütigſt zu beſcheiden bitte.

Nach meiner gewöhnlichen Weisheit packte ich mein Tagebuch, ſtatt in Ihren, in Rochlitzens Brief, der hat es denn nun wahrſcheinlich herumgetragen, und auch wahrſcheinlich auf ſeine mittelbare Veranlaſſung iſt mir der Antrag[4] gemacht worden, eine kleine Brochure zu ſchreiben, die meine individuellen Anſichten jener wichtigen Ereigniſſe des Tages in Dresden, auf pittoreske Weiſe erzählt, enthalten ſoll. Die Arbeit ſteht mir an, nur unterliegt es keinem Zweifel, daß nach unſerm Contrakt Sie den Anſpruch auf die Broſchüre haben, die auf 5 bis $5^1/_2$ Bogen höchſtens berechnet iſt. Nur das einzige Bedenken iſt mir aufgeſtoßen, ob Sie Sich nicht vielleicht weigern würden, ein Werkchen zu drucken, das zwar nicht eigentlich politiſch iſt, ſich doch aber in ſtarken Ausdrücken gegen das Höllenſyſtem und den Tyrannen ſelbſt ausſpricht, wie wohl es auf der andern Seite für den Verleger nicht ohne Nutzen ſeyn würde pp — — — — Damit Ihr Entſchluß aber wenigſtens einigermaßen mehr beſtimmt werden könne, lege ich Ihnen den Anfang des Werkchens, in gewiſſer Art das Pianissimo, ſowie als Fortissimo Tutti die Viſion, die als Beylage des dritten Briefs den Schluß der Broſchüre macht, bey. — Am merkwürdigſten wird überhaupt der dritte Brief ſein, der eine ziemlich pittoreske Beſchreibung jener Pantomime und des Benehmens von Napoleon enthält, als er am 26$^{\underline{t}}$ Auguſt unter dem Kanonendonner an der Brücke hielt, Befehle austheilte, den König von Neapel gröblich inſultirte u. ſ. w. — — — —

---

[2] Von H's Leipziger Bekannten war u. a. der Actuar Friedrich Wagner (s. S. 127 Note zu Nr. 96) dem Nervenfieber zum Opfer gefallen; er war am 22. November also dritthalb Wochen vor H's Rückkehr, gestorben. — Ueber seine Angehörigen s. S. 188 Note 6.

[3] *vesica* = Blase, *vesicatorium* = Zugpflaster.

Leipzig hat dadurch, daß ſich hier das Schickſal Deutſchlands durch eine Schlacht, die ſo glorreich, als Napoleon nie eine erfocht, gewonnen wurde, entſchieden, ein ſo hohes Intereſſe erhalten, als nie zuvor; die Menſchen ſind, unerachtet noch ſo vieles zu thun, heiterer, freundlicher geworden. — In den öffentlichen Haüſern kehrt das alte Leben zurück, und man ſieht mit freudiger Erwartung einer reichen ergiebigen NeujahrsMeſſe entgegen. — Die Feyer des AlexanderTages am 24$^{\underline{t}}$ war wahrhaft herzlich gemeint; im Theater gaben wir Faniska von Cherubini, und als ich vor dem Anfange und in den Zwiſchenakten fleißig pauken und trompeten ließ, erdröhnte das Haus von dem Vivat der Deutſchen und dem Hurrah der Ruſſen.

---

[4] Tgb. 15. Dec.: „Idee einer Brochure"; die 'Vision' am 16. angefangen und am 17. vollendet.

Eben heute hat ſich unſer alte Seconda, der ſchon ſeit mehreren Tagen klagte, gelegt; ſollte der Mann Gottes ein ſchöner Engel werden, ſo dürfte mit unſerm Theater ſich manches ereignen, was vielleicht auch auf mich Einfluß hätte. Doch wer kann alles voraus wiſſen. —

Rochlitz iſt in Weimar. — Recht gefreut und überraſcht hat es mich in der Zeitung für die elegante Welt „Beethovens InſtrumentalMuſik“ abgedruckt gefunden zu haben[5]; ich werde in der Note „geiſtreich“ genannt, — was will man mehr!

Nun, theuerſter Freund! leben Sie wohl! Fröhlichkeit — guter Muth — daraus entſprießt die Geſundheit von ſelbſt — und alles dies wunſche ich Ihnen perpetuirlich! Fahren Sie damit hinein in's Jahr 1814, welches kein Schaltjahr iſt, ſondern nur ein gemeines, was ich ſonſt nicht gewußt, wenn ich mir nicht einen Kalender[6] gekauft, die in Leipzig wirklich zu haben ſind. — Punkt 12 Uhr in der SylveſterNacht trinke ich mit meiner Frau auf Ihr Wohl und der Ihrigen ein Gläschen guten, ächten Punſches; — thun Sie desgleichen, und es iſt möglich, daß wir uns dann in der Begeiſterung wirklich ſehen — erſchrecken Sie nur nicht! — Adio, carissimo! In Leben und Tod

der Ihrigſte.

---

[5] In den Nummern 245—247, vom 9.—11. December.

[6] Dieser Kalender auf 1814 mit H's Tagebuch-Einträgen hat sich leider nicht gefunden, wir sind also für das folgende Jahr wieder auf Hitzigs knappe und ungenaue Auszüge beschränkt.

122. An Kunz. (21.)

Mit dem erſten Drittel (vier Vigilien) des ‘Goldenen Topfes’.

(Nach dem Abdruck des Empfängers 1836.)

Leipzig den 16t. Januar 1814.

Theuerſter Freund!

Ihren lezten Geſchäftsbrief haben Sie gewiß in einer beſondern Verſtimmung geſchrieben, von der Sie wohl zuweilen heimgeſucht werden! — Wie haben Sie doch die ganze Angelegenheit wegen der intendirten Flugſchrift ſo ganz anders aufgefaßt, als ſie in meinem guten Willen recht aufrichtig und loyal zu handeln lag! — Wie käme es mir denn in den Sinn, Ihnen Unternehmungen aufzubürden, die Sie der Gefahr irgend eines Verluſtes ausſetzen können; wie mag ich denn es in dem Sinn haben, daß Sie auf irgend ein Geſchreibſel, das von den Ereigniſſen des Tages erzeugt wurde, *reflektiren* ſollen. — Laſſen Sie mich es wiederholen, daß nur der Antrag *hier* zur Stelle die in Rede ſtehende Briefe für den Druck zu bearbeiten mich dazu bewog, das Manuſcript zunächſt *für Sie* auszuarbeiten, indem ich nach dem mit Ihnen geſchloſſenen Contrakt mich durchaus nicht berechtigt glaubte, etwas bey einem andern Verleger erſcheinen zu laſſen, wiewohl ich, wäre ich irgend nur von dem Geiſt des Merkantiliſchen ergriffen, ſpitzfindig *Broſchüre* von *Werk* hätte unterſcheiden und mir einen angenehmen Meßzuſchuß von 50 bis 60 rth hätte verſchaffen können. Die Flugſchrift wäre nehmlich, wie Rochlitz es intendirte, nun ſchon ſeit vier Wochen gedruckt und im Publikum verbreitet. Durch das Hinſchreiben nach Bamberg und die etwas verſpätete Antwort gerieth uns freilich die Sache ins Stocken, und jezt, da die Zeit in der That zu lange vorüber, möchte es wohl nicht mehr der Mühe verlohnen, mit dem Werkchen ins Feld zu rücken. Ich abſtrahire daher gänzlich davon und bitte:

1) die überſendete „Viſion“ in irgend eine Zeitſchrift, etwa in die Zeitung für die elegante Welt (in welcher ſich die höchſt zerſtreuten Gedanken recht gut ausnehmen[1]) gütigſt einrücken zu laſſen. Von Honorar iſt natürlicherweiſe nicht die Rede[2];
2) mir den geſandten Brief nächſtens zurück zu ſenden.

Ich will nehmlich jezt mit größerer Abweichung von dem eigentlich Politiſchen, und mehr ins Leben eingehend, meine Erfahrungen in Dresden in einem Aufſatz, der vielleicht die Briefform beybehält, für den dritten Band der Callots niederlegen, und ſo den Vorſchlag erfüllen, den Sie mir ſelbſt machen[3]. Ueberhaupt, theuerſter Freund, würde ich in Sorgen ſeyn, daß meine Autorſchaft Ihnen nicht den Nutzen gewähren könnte, den Sie ſich vielleicht davon verſprachen, wenn ich nicht von mehreren Seiten die ſchmeichelhafte Zuſicherung erhielte, daß die Callots in die Reihe der beachteten[4] und vielgeleſenen Bücher treten würden, indem wenigſtens hier in der That die eingerückten Sachen in der eleganten Zeitung[5] einige Senſation erregt

---

122.

1. In den Nrn. 2—5, vom 4.—8. Januar. Zu der Ueberschrift die lustige Note: „Vom Kapellmeister J. Kreisler. (Aus den noch ungedruckten Phantasiestücken in Callots Manier, welche nächstens erscheinen.)“

2. Das ließ Herr Kunz sich nicht zweimal sagen und druckte nunmehr schleunigst hinter Hoffmanns Rücken selber den Aufsatz als Flugblatt: in Nr. 126 (S. 201) macht der bestohlene Autor gute Miene zum bösen Spiel.

Dieser Druck zählt also, nebenbei bemerkt, nicht zu den selbständigen Publicationen Hoffmanns, sondern ist dem unberechtigten Nachdruck eines Zeitschriften-Aufsatzes gleichzuachten.

3. S. nächste Seite letzte Zeile nebst Note.

4. im Druck berechteten

5. ‘Beethovens Instrumental-Musik’ und die ‘Höchst zerstreuten Gedanken’ (s. vor. Nr (S. 185) u. hier.

haben, wir mir z. B. nur noch eben heute Rochlitz und Adolph Wagner[6] verſichern.

Unerachtet Sie mir ſchreiben, daß die Callots noch in jener Woche (11$^{\underline{t}}$ Dezember) abgeſendet werden ſollten, ſo habe ich mich doch noch heute vergebens darnach bei dem Buchhändler Steinacker erkundigt, und gewiß liegt die Zögerung in der Saumniß meines Vorredners.

In der feſten Ueberzeugung, daß Sie es doch fortwährend gerathen finden werden, noch zwey Bändchen Callots erſcheinen zu laſſen, habe ich ſchon folgenden Entwurf fürs Ganze gemacht:

Drittes Bändchen:

1) der goldene Topf, ein Mährchen aus der neuern Zeit;
2) Erinnerungen aus Dresden im Herbſt 1813[7];

---

[6] H. hatte, wie S. 185 Note 2 bemerkt, in Leipzig den Actuar Friedrich Wagner nicht mehr vorgefunden. In der Sylvesternacht lernte er nun den jüngeren Bruder des Verstorbenen kennen, Adolph Wagner (geb. 1774), „ein gebildeter Mann — spricht 1700 Sprachen“, und dieser wurde bald sein bester Freund in Leipzig (vgl. Nr. 126 Noten 16 u. 18, die Nrn. 126a, 127 Anfg. u. Schluß, 127a, 150, 155, bes. aber Nr. 175).

Friedrich Wagners Wittwe heirathete übrigens, sobald sie frei war, ihren alten Hausfreund, den schönen, liebenswürdigen und vielseitig begabten Ludwig Geyer (s. S. 119 Note 4), dem sie freilich nichts als acht lebende Kinder in die Ehe bringen konnte. Der Hochzeitstag wird in der Wagnerliteratur *par respect pour les mœurs* verschwiegen, es wird jedoch zugegeben, daß bereits im Februar 1815 ein weiteres Kind, Cäcilie, geboren ist, die spätere Mutter des großen Philosophen Richard Avenarius.

Erst 1888 ist durch Nietzsche (Der Fall Wagner, Leipzig o. J., S. 42 Note) das Geheimniß verrathen, daß auch Richard Wagner ein — verfrühtes — Kind Geyers gewesen ist; in der That kann man kaum daran zweifeln, wenn man Geyers Züge (auf den beiden vortrefflichen Selbstportraits in Bayreuth und Heidelberg) mit denen von Richard und Siegfried Wagner vergleicht. So ist das Verhältniß Geyers zu seinem Freunde Friedrich Wagner eine merkwürdige Vorform des tragischen Verhältnisses Richard Wagners zu Bülow.

[7] Wie aus diesem Titel ersichtlich, wurde der erste Plan völlig geändert; während die geplante „Brochure“ offenbar nur die zweite Hälfte des August behandeln sollte (s. vor. Nr., S. 184, Z. 14–9 v. u.), wird jetzt das

3) Szenen aus dem Leben zweyer Freunde, in 3 bis 4 Abtheilungen[9].

Viertes Bändchen:

1) Des Mahlers Franz Bickert Allegorien im gothiſchen Styl;

2) Kreisleriana (Milo's Brief iſt dabey);

3) Der Revierjäger, eine Geiſtergeſchichte.

(NB. Denken Sie Sich beym Revierjäger nichts Verbrauchtes, etwa einen Freiſchützen oder ſonſt dergl.) — Ohne Rückſicht auf den ſplendiden Druck berechne ich jeden Band auf zehn Bogen, da Sie wahrſcheinlich aus jedem ein ganzes Alphabet machen werden, welches auch eigentlich nicht zu ſtark iſt. Und nun, theuerſter Freund, beſtimmen Sie ſelbſt:

1) ſoll ich Ihnen von jezt an ſchon Manuſkript ſchicken, ſo daß Sie den Druck beginnen können, oder ſoll ich damit anſtehen, bis ein ganzes Bändchen manuſkriptlich vollendet?

2) ſollen auch zu dieſen Bändchen Vignetten gezeichnet werden? Auf jeden Fall müßte dieſes zulezt bleiben.

Das ganze Manuſkript beyder Bände haben Sie komplett in drey Monaten, früher kann ich meiner andern Ge-

---

Schwergewicht in den Herbst verlegt. Auch die Briefform hat H. dann aufgegeben und den Aufsatz im Anschluß an den vorhergehenden Goldenen Topf als Erzählung des Anselmus gefaßt. S. S. 186 Note 3.

[9] H. hatte, wie wir sahen, vor zwei Monaten dem Dichter Ludwig und dem Componisten Ferdinand Erörterungen über Operntexte in den Mund gelegt, nunmehr faßte er offenbar den Plan, diese Freunde auch noch über andere musicalische Probleme sich unterhalten zu lassen und die Dialoge durch eine romantische Erzählung zu verbinden. Wir kennen von diesen „Abtheilungen" außer dem 'Dichter und Componisten' nur die 'Automate'. Eine Probe davon — etwa die zweite Hälfte — erschien drei Wochen nach unserem Brief, am 9. Februar, in der Allg. Mus. Ztg.

ſchäfte und jetzt auch zuwachſender Arbeit für die Muſikaliſche Zeitung wegen, der ich eben einen wichtigen Aufſatz geliefert, die Ablieferung nicht verſprechen und ich glaube, daß es auch nicht früher nöthig ſeyn wird. — Rückſichts des Honorars bliebe es natürlicherweiſe bei unſern Verabredungen, nach denen billigerweiſe die zwey neuen Callots für das zweyte Werk, das ich liefere, zu achten ſind.

Bei dem Tumult und dem Ausräumen in Dresden während des Bombardements ſind mir ein Paket Briefſchaften, wobey Cagiorgi's Rechnung befindlich, verlohren gegangen. Ich habe 24 Flaſchen rothen elenden Wein à 16 Kreuzer erhalten. — Künftig nichts mehr aus ſolcher unklaren Quelle, ich werde Sie bitten, aus Ihrem eigenen klaren Fond unmittelbar mir manches zu ſenden, wenn ich erſt nicht ſo wie jetzt zu zahlen, ſondern zu fordern haben werde.

So viel von Geſchäften, und nun noch die herzliche Bitte, daß Sie Sich meine Individualität recht vor Sinn und Gedanken führen und ſelbſt unſerm Geſchäft die Heiterkeit und Gemüthlichkeit erhalten mögen, die ſonſt unſer Zuſammenſeyn belebte und ſelbſt im Geldgeſchäft das Todte, Starre, Froſtige eines merkantiliſchen Geiſtes, der uns beyden gewiß ganz fremd iſt, und uns nur wie ein feindſeliger Wauwau eine Furcht einjagen kann, die wir nachher ſelbſt belächeln, durchaus nicht aufkommen ließ. Möchten Sie ſich nur entſchließen, ſelbſt einmal eine Reiſe nach Leipzig zu machen, und ſo ſich ſelbſt lebendig zu überzeugen, daß Trennung und Abweſenheit über ein geiſtiges Band, daß ſich vom Innern ausgehend um Inneres ſchlingt, nichts vermag!

Ich glaube Ihnen eine Gemüthsergötzlichkeit zu bereiten, wenn ich Ihnen anliegend die Reinſchrift der erſten vier Vigilien meines Mährchens ſende, das ich ſelbſt für erotiſch und in der Idee neu halte; die Idee, die ich beabſichtigt, ſpricht ſich im Anfange der vierten Vigilie aus.

Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie mir dieſe Reinſchrift zurückſendeten — wollen Sie aber ſchnell den Druck beginnen, ſo können Sie ſich darauf verlaſſen, daß meinerſeits kein Aufenthalt verurſacht werden ſoll, da ich unausgeſetzt jetzt arbeite. Ich bemerke aber, daß ich noch mit mir uneins bin, ob ich es bey dem Titel belaſſe, dann aber auf Ihr und Wetzels Urtheil ſubmittire, ob den Vigilien nicht mit Effekt kurze Inhaltsanzeigen vorzuſetzen[9]. Ich würde alsdann ſie einrichten, wie auf beyliegendem Blättchen.

Wetzeln grüße ich ſehr, danke herzlich für die beygefügten Hieroglyphen, deren Entzifferung mir herrliche Nachrichten brachte, die aber auch ſchon hier verbreitet.

Schreiben Sie mir bald, theurer Freund, und bitte ich ausdrücklich um Nachricht, wie Sie und Wetzel das Mährchen angeſprochen[10]. Ihre liebe Frau und all' die Ihrigen grüße ich und meine Frau ſehr. Adio mio carissimo. —

Der Ihrigſte

Hoffmann.

So eben habe ich die ſechste Vigilie noch einmal geleſen; es bleibt bey dem Titel „der goldene Topf.“

Warum ſchreiben Sie mir nie etwas von Ihrem Leben, Thun und Treiben, da Sie doch wiſſen, daß mich das intereſſirt. Wenn's Ihnen recht iſt, komme ich nächſtens nach Frensdorf auf die Jagd, — ſorgen Sie gefälligſt für ein Gewehr. — Guten Jamaica-Rum bringe ich mit, auch wohlfeilen Zucker à 16 Kreutzer pr. Pfund — nur für Citronen ſorgen Sie, die ſind hier theuer! — Herrlichen, herrlichen Knaſter à 1 rth 16 gr bringe ich zur Stelle, und eine türkiſche Pfeife! — Sie erlauben doch, daß ich ein gewiſſes ſchwarz ſamtnes Mützchen[11] auch im Zimmer aufſetze, da mich ein nervöſer Kopfſchmerz nur zu oft heimſucht. — Seyn Sie aber froh deßhalb, wertheſter Freund und Verleger! Dergleichen Kopfſchmerz gebühret das Erotiſche! — Wollen wir nicht in Frensdorf Diſtichen machen, oder rhapſodiſche Szenen bauen?

---

[9] im Druck unterblieben

[10] Kunz bemerkt dazu: „Es geschah, und Hoffmann war über unser beiderseitiges Urtheil hoch erfreut. Schade, daß ich den Brief als Rückantwort von ihm nicht mehr besitze; er war einer der merkwürdigsten und humoristischsten, die er an mich geschrieben.“

---

[11] Abgebildet in der nächsten Nummer.

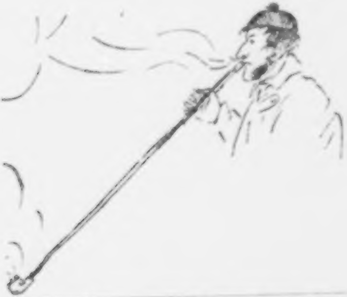
123. An den Schauſpieler Keller[1].

(Nach dem Fakſimile 1905, das vollſtändige Fakſimile wiedergegeben im erſten Bande von Griſebachs Hoffmannausgabe (Leipzig, Heſſe, 1900; zweite Auflage 1905), Seite S. LIV der Einleitung, worauf wir verweiſen.)

[24. Januar 1814.]

Da heute der 24t Januar iſt, erſuche ich Sie, Geehrteſter! mich heute Abend um 8 Uhr auf eine Pfeiffe Tabak und ein Glas ſehr guten Punſch zu beſuchen[2] — Sie werden in mir einen zwar kränklichen aber übrigens jovialiſirenden Mann finden, der den ganzen Tag halb im Bette halb außer demſelben exiſtirend allerley poetiſche Allotria getrieben.

Der Ihrigſte



123.

[1] Adresse vorhanden, aber am Umschlag nicht genauer mitgeteilt. Kleines Siegel vorhanden, aber nicht beschrieben.

[2] Nach Hitzigs Anzeigen aus H's Tgb. ist H. an dem Tage mit seiner Frau allein gewesen; Keller wird also abgesagt haben.

123a. Jean Paul an Kunz.

Mit der Vorrede.

(Nach dem erſten Abdruck des Empfängers, im 'Phönix' von 1835.)

[13. Februar 1814.]

Hier folgt die ſchon im November vollendete[1] Vorrede, welche durch den trefflichen „Magnetiſeur" nur noch einen kleinen Zuſatz[2] erhielt. Ich habe vielleicht, um die Unparteilichkeit eines Vorredners wenigſtens von einer Seite zu behaupten, eher zu wenig als zu viel gelobt. Ich freue mich ſehr auf die Callot'ſche Nachkommenſchaft.[3]

124. An Kunz (22.)

Mit dem Schluß des 'Goldenen Topfes'.

(Nach dem Fakſimile 1930.)

Leipzig den 4t März 1814.

Verehrteſter!

Was ſoll ich denn nun von Ihrem unendlich langen Stillſchweigen halten? — poſttäglich habe ich auf ein Brieflein und auch wohl auf Jean Pauls Vorrede nebſt der Er-

---

123 a.

[1] und vom 24. November datiert. Damit übereinstimmend in J. P's Autobibliographie („Geburtstag meiner Kinder, oder Vaterblatt in einer alten Bibel"; Wahrheit aus J. P's Leben, 2. Heftlein, Breslau, Max, 1827, S. 156) unter 1813: „November: Vorrede für Fantasie-Stücke". — Seitdem hatte Jean Paul anscheinend auf den 'Magnetiseur' gewartet, denn er schreibt dem Weinhändler und Leihbibliothekar: „Für meine unverzeihliche und ungewöhnliche Bücherzurückhaltung, welche durch das Hoffen auf den Magnetiseur entstand, setzen sie mir in der nächsten Leserechnung eine Pönitenz an, die mich für die Zukunft bessert." (Jean Paul Friedrich Richter. Von Z. Funck [C. F. Kunz]. Schleusingen, Glaser, 1839. S. 72 f.)

[2] Hier bei Kunz „(den 24t.)", vermutlich Zusatz des Herausgebers. Gemeint ist die Note auf S. VI.

[3] Als Honorar erhielt Jean Paul auf seinen Wunsch „eine Kiste verschiedener Weine in 8 Sorten" (a. a. O. S. 69).

gänzung meines Buchs geharrt aber vergebens! Nicht hoffen will ich, daß dieſer Zögerung irgend eine unangenehme Urſache zum Grunde liege, und es gebe der Himmel, daß nicht eine verdamte Ahnung, die Sie aufs Krankenbette wirft, eingetroffen ſeyn mag! — Ohne Säumniß ſchicke ich Ihnen in der Anlage das vollendete Mährchen mit dem herzlichen Wunſche, daß es Ihnen in ſeiner durchgehaltenen Ironie Vergnügen gewähren möge! — Die Idee ſo das ganz Fabuloſe, dem aber wie ich glaube, die tiefere Deutung gehöriges Gewicht giebt, in das gewöhnliche Leben keck eintreten zu laſſen iſt allerdings gewagt und ſo viel wie ich weiß von einem teutſchen Autor in dieſem Maaß noch nicht benuzt worden; Sie können mir auch glauben, theuerſter Freund, daß ich mich recht in ſteter Spannung und Aufmerkſamkeit erhalten mußte um ganz in Ton und Takt zu bleiben. — Wie mir dieſes nun gelungen, mögen meine Freunde beurtheilen. — Rückſichts der Eintheilung der Aufſätze in die beyden Bändchen wird es nöthig ſeyn es in dem dritten bey dem Mährchen und den Szenen aus dem Leben pp bewenden zu laſſen, dem vierten aber die vier lezten Aufſätze[1] einzuverleiben, da die Szenen auch ziemlich lang ſind, und mit dem Mährchen über dreyßig Druckbogen betragen werden. — Die Szenen pp. ſind bis auf einige Seiten der lezten vollendet und Sie können demnach in ganz kurzer Zeit das Manuſkript des dritten Bändchens vollendet im Pult haben und drucken laſſen wie Sie wollen. Auch mit dem vierten könte ich mich nach Verlangen ſehr fördern. —

Ich habe Ihnen, theuerſter Freund! **ſehr viel wichtiges** über mich ſelbſt und manches was ſich hier ſeit kurzem ereignet zu ſagen! ich halte aber damit zurück, bis ich einen

---

124.

oben, nach dem Plane S. 180 f.:

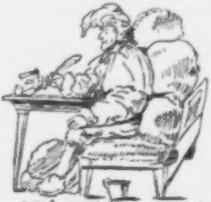
1) Erinnerungen aus Dresden.

2) Rickerts Allegorien.

3) Kreisleriana.

4) Der Revierjäger.

Brief von Ihnen erhalten und geleſen, alsdann ſollen Sie das ausführlich hören, was Sie, da ich Ihren Antheil an meinem Schickſale unbedingt vorausſetze, gar ſehr intereſſiren wird. — Wir haben hier mehrere Tage hindurch (in den lezten Tagen des Februar) 16 bis 18 Grad Kälte gehabt; die Proben der Camilla[2] und höchſt unvernünftiger OpernBallette, die der Weimarſche Balletmeiſter Uhlig giebt, in dieſer ſtrengen Kälte im ungeheizten Theater von 9 bis 1 Uhr zogen mir rheumatiſche Beſchwerden zu, die ſich zu meiner Pein und Qual auf die Bruſt warfen, ſo daß ich durch einen ſchnellen Aderlaß (der erſte in meinem Leben) und durch ſiebentauſend acht hundert und vierzig andere Mittel nur der wirklichen Bruſtentzündung und vielleicht dem Tode entging — Schreiber dieſes ſizt in dieſem Augenblick auf dem Bette, hinter ſeinem Rücken thürmen ſich eine Unzahl Kiſſen auf, die Füße ſind mit Flanell umwickelt und Betten drüber gelegt — die Handgelenke ſind mit Müſchen umwikelt — Schreiber dieſes ſieht circiter ſo aus:



quod deus bene vertat!

Laſſen die unſäglichen Schmerzen, die ich noch zuweilen leide, nur etwas nach, ſo bin ich bey der beſten Laune, auch verſichert mir der Arzt, daß an langwierige Folgen nicht zu denken — Seconda ringt die Hände, da das Orcheſter verwaiſet — Nun für heute Adieu mein geliebteſter Freund! — erfreuen Sie mich ja recht bald mit einem Brieflein und benehmen Sie mir alle Sorgen um Ihr Wohlſeyn! — Ihrer lieben Frau, allen Freunden tauſend Grüße — meine Frau grüßt auch ſehr.

---

[2] von Paer.

Der Ihrigſte
Hff:

125. An Kunz. (23.)

Mit einer geſtochenen kleinen Carricatur und einem colorirten Portrait Karls des Großen nach Ciampini.

(Nach dem erſten Abdruck des Empfängers, im 'Phönix' von 1837.)

Leipzig den 24^{t} März 1814.

Viel Verehrter!

Ihr ſehnlichſt gewünſchter Brief vom 14^{t} d. hat mir in jeder Hinſicht lebhafte Freude verurſacht, vorzüglich aber, weil daraus eine heitere gemüthliche Stimmung hervorleuchtete, die ich in dem vorigen vermißte und daher fürchtete, daß Sie mit dem leidigen ††† zu kämpfen gehabt. — Ich ſehe nun aber wohl, [daß] damit die weitſchichtigen Gegenſtände, über die ich zu ſchreiben genöthigt, nicht toll und wild durcheinander laufen, oder eins ins andere läuft, ich förmlich mein Sendſchreiben in Capitel — Segmente — theilen muß! — Wie Oel auf italiäniſchem Wein ſchwimmen die litteraria oben, womit ich aber nicht angedeutet haben will, daß Sie das Fette von oben abſchöpfen ſollen, vielmehr iſt Ihnen ja eben darunter der Genuß des Weines vorbehalten, indem ich weiter unten von vortrefflichen Sachen zu handeln geſonnen. Alſo:

A. Litteratur.

Ganz bin ich mit Ihnen einverſtanden, daß es nicht gerathen, den Druck in der übermäßig weitläuftigen Art fortzuſetzen, und es ſpricht mich an, daß Callots in kühnſter Manier folgen ſollen[1], wovon, wie ich denke, das geſendete Mährchen einen guten Anfang macht, da es wirklich, wie Sie mir beypflichten werden, in kühnſter Manier gerathen. Daraus folgt nun aber wieder, daß ich zu den folgenden Bänden von den projektirten Aufſätzen[2] keinen brauchen kann, als die Kreisleriana und den Revierjäger[3], übrigens muß ich auf Neues denken, und zwar in kühnſter-originellſter Manier, damit der Climax fortſteige.

— — — — — — — — — — — —[4]

Eben vor einiger Zeit habe ich, wie Kanne, gelobt, 40 Tage und Nächte bey meinem Liebchen zu bleiben, und Oneiros der Traumgott hat mir einen Roman inſpirirt, der in lichten Farben hervorbricht, indem Tom. I. beynahe vollendet. — Das Büchlein heißt: Die Elixiere des Teufels, aus den nachgelaſſenen Papieren des Paters Medardus, eines Capuziners. Es iſt darin auf nichts geringeres ab-

---

125.

[1] Schon Jean Paul wünscht am Schlusse der Vorrede „die versprochene baldige Fortsetzung in Callots kühnster Manier", s. S. 211 Note, auch 2).

[2] den fünf letzten der sechs auf S. 197 f. aufgezählten.

[3] Von den drei anderen wurden die 'Automate' (s. S. 199 Note 6) nunmehr der 'Zeitung für die elegante Welt' gegeben, wo sie vom 7.–16. April erschienen (nach gütiger Mittheilung von Herrn Alfons Fedor Cohn), von den 'Erinnerungen aus Dresden' (s. S. 188/89 Note 7) tauchte erst 1817 ein Fragment auf unter dem Titel 'Erscheinungen!' in Gubitzens 'Gaben der Milde' (II 115/39); es behandelt die Ereignisse vom 5. und 6. Nov. 1813 (vgl. S. 174 mit Note 6 und Tgb.); 'Wicherts Allegorien' scheinen nicht ausgeführt zu sein.

[4] An dieser Stelle enthielt der Brief „rein technische sich auf den Druck beziehende Ansichten und Erörterungen, und sonstige geschäftliche Mittheilungen und Wünsche". Kunz hat gute Gründe gehabt, die zu unterdrücken.

geſehen, als in dem krauſen, wunderbaren Leben eines Mannes, über den ſchon bey ſeiner Geburt die himmliſchen und dämoniſchen Mächte walteten, jene geheimnißvollen Verknüpfungen des menſchlichen Geiſtes mit all' den höhern Prinzipien, die in der ganzen Natur verborgen und nur dann und wann hervorblitzen, welchen Blitz wir dann Zufall nennen, recht klar und deutlich zu zeigen. — Um mich muſikaliſch auszudrücken, fängt der Roman mit einem Grave sostenuto an — mein Held wird im Kloſter zur heiligen Linde in Oſtpreußen geboren, ſeine Geburt ſühnt den verbrecheriſchen Vater — Joſeph und das Chriſtuskind erſcheinen pp — dann tritt ein Andante sost. e piano ein — das Leben im Kloſter, wo er eingekleidet wird — aus dem Kloſter tritt er in die bunt-bunteſte Welt — hier hebt ein Allegro forte an. — Schon daraus, daß ich ſo viel von dem Dinge ſchwatze, können Sie ſehen, daß es mich ſtark beſchäftigt und mir die Arbeit zuſagt. In 5 Wochen ſind 20 bis 30 Bogen vollendet, und das Ganze[5] geſchloſſen, alſo noch zum Verkauf bis zur Oſtermeſſe. — Ohe jam satis!

Mein Büchelchen (Callot 1. 2.) bekomme ich ſo wie Medizin zugetröpfelt — alle 4 Stunden einen Eßlöffel voll! Jezt habe ich Titel und Vorrede, aber ohne Vignette und noch nicht den Magnetiſeur, den ich gerade zu leſen wünſchte, da er gut ſeyn ſoll und ich ihn noch nicht kenne. — Jean Paul's Kleiſter- und Eſſig-Aale haben mir tüchtig vorgeſchnalzt[6]. — ich habe mir die Vorrede weniger von meiner Wenigkeit handelnd — kürzer — genialer gedacht; da aber der eigentliche Zweck, nehmlich die Worte auf dem Titelblatt „Mit einer Vorrede von Jean Paul“ erreicht iſt, und er ſelbſt in der Vorrede von ſeiner Manier (nicht Styl) ſpricht[7], ſo mag ich nichts mehr darüber ſagen. Was aber ſeine Ermahnung zur Menſchenliebe[8] betrifft, ſo habe ich ja dieſer Liebe beynahe zu viel gethan, indem mir oft vor lauter Liebe ganz ſchwächlich und miſerabel zu Muthe werden, daß ich Wein oder Arak nachtrinken müſſen.

---

[5] Vier Wochen darauf war der erste Theil fertig, der im Druck 24 Bogen austrug (vgl. S. 211 Note, auf 1).

[6] In der Vorrede heißt es (S. VII): „In meiner dunklen Kammer (camera obscura) bewegen sich an den Wänden heftig und farbenächt die bekannten Kleister- und Essigaale der Kunst gegen einander, und beschreiben schnalzend ihre Kreise.“

Rückſichts der Callots in kühnſter Manier habe ich hinzuzuſetzen, daß es ſich nun von ſelbſt verſteht, daß in die Muſikaliſche Zeitung nichts eingerückt wird[9]. Von Mahlmann bin ich aufgefordert, an der eleganten Zeitung zu arbeiten[10], und durch Rochlitz mit Cotta Rückſichts des Morgenblattes in Verbindung gekommen[11]; erſterer zahlt 15 rth, lezterer 20 rth per Bogen. Aber auch dieſe ſollen nichts von den Callots erhalten, es ſey denn höchſtens als

---

[7] am Schluß (S. XVI).

[8] „Ein Künstler kann leicht genug — Beispiels halber sey es unser Verfasser — aus Kunstliebe in Menschenhaß gerathen, und die Rosenkränze der Kunst als Dornenkronen und Stachelgürtel zum Züchtigen verbrauchen. Inzwischen bedenk' er doch sich und die Sache! Die durch Kunstliebe einbüßende Menschenliebe rächt sich stark durch Erkältung der Kunst selber . . . Liebe und Kunst leben gegenseitig in einander" u. s. w. (S. IX f.)

Einen ähnlichen Vorwurf machte bekanntlich im Herbst des Jahres Fouqué als Wallborn in den 'Musen': „Du kommst mir mit dem, was Du gegen alle ungeniale Musik eiferst, bisweilen sehr hart vor . . . Ich kann Dir mit voller Wahrheit sagen, daß auch der schlechteste Klang einer verstimmten Geige mir lieber ist, als gar keine Musik."

H. antwortet diesen Vertheidigern der dilettirenden Theezirkel hier im Brief und nachher in dem fingirten Brief Kreislers an Wallborn.

[9] Es erschienen jedoch dort außer dem 'Milo' (16. März) noch die weiteren Kreisleriana 'Der Musikfeind' (1. Juni) und 'Ueber einen Ausspruch Sacchini's' (20. Juli).

[10] S. Note 3.

[11] Cotta bat persönlich um einen Beitrag (s. S. 214 unten) und erhielt die 'Ahnungen aus dem Reiche der Töne', die er aber erst am 21./22. Februar 1816 druckte (nach gütiger Mittheilung von Herrn Dr. Otto Rommel in Stuttgart).

Probe, aber auch nicht ohne Ihre Mitwiſſenſchaft und Einwilligung. Sie ſehen übrigens, Theuerer, wie ich ein Scribiliſax worden, aber wahrlich ohne mein ſonderliches Bemühen; — ſo was muß ſich von ſelbſt finden.

Was meine „Viſion auf dem Schlachtfelde bey Dresden“ betrifft, ſo muß ich ja doch wohl damit zufrieden ſeyn, daß ſie als Flugſchrift gedruckt worden, obwohl ich, hätte ich dieſes beabſichtigt, das Ding noch anders gefaßt, und mit einer farbigen Vignette verſehen, hier und in Dresden auch nicht unbedeutenden Vortheil davon gezogen hätte. — Ein Schriftſteller muß mit jedem Worte geizen, ohne geizig und habſüchtig zu ſeyn, ſpricht Rochlitz, und er hat nicht ganz Unrecht. Die Splendidität iſt in dieſem armſeligen Leben nicht zu Hauſe, aber leider verſtehe ich mich nicht aufs Geſchäft, ſo ſehr ich auch davon ſchwatze und immer einen gewaltigen Anlauf nehme viel zu verdienen, woraus nie was Rechtes wird! — Sie haben keinen Druckort angegeben, — dagegen geſagt: vom Verfaſſer der Fantaſieſtücke pp, und in der Vorrede dieſes Buchs werde ich genannt, nach Charakter, Wohnort pp — Uebrigens iſt der Druck die Eleganz ſelbſt, und wäre ich nicht von jeher über die Thorheit weggeweſen, mich zu ergötzen, wenn ich mich gedruckt ſehe, ich hätte mich kindiſch freuen können; — gelächelt habe ich aber doch, das weiß ich, hätte es mir die Frau auch nicht geſagt. — Nun iſt es aber genug von litterariſchem Handel und Wandel! Sie können mir es glauben, es wird mir ſauer, über Honorare oder ſonſtiges zu ſchreiben, aber ich bin es mir und meinen Verhältniſſen als rechtlicher Mann ſchuldig, genau zu ſeyn. Zur Erklärung des Geſagten beziehe ich mich auf:

B. Aus meinem Leben.

(Aber blos Wahrheit ohne Dichtung.)

Meine Krankheit hat mir hart zugeſezt. Das Rheuma iſt in wirkliche Gichtſchmerzen ausgeartet, an denen ich periodiſch und vorzüglich bei der geringſten Wetterveränderung leide — alſo ein lebendiger Thermometer. Der Arzt unterſagte mir gänzlich das Theater, ſo wie die Reiſe nach Dresden; Seconda, der ſonſt unbillig, grob, inſolent gegen die Schauſpieler iſt, macht bey mir eine glänzende Ausnahme! Er hat mir bis jezt noch nicht einen Pfennig abgezogen, bezahlt vielmehr die volle Gage die ganze Zeit ſeines Hierſeyns, unerachtet ich nur die Proben im Hauſe abzuhalten im Stande bin, und vielleicht nur künftige Woche, wenn die Witterung ſich hält, dirigiren werde. Er läßt mich hier, und künftigen Herbſt, wenn er wieder herkommt, trete ich, hoffentlich ganz hergeſtellt, wieder ins Amt.[12] Den Sommer über bleibe ich allſo hier, pflege privatiſirend, ſchreibend, komponirend u. ſ. w. meine Geſundheit, und muß ernſtlich darauf denken, nächſt dem wenigen Gelde, das ich aus Königsberg erhalte, mir einen Zuſchuß zu verſchaffen. — Der Roman: Die Elixiere des Teufels, muß für mich ein LebensElixier werden! — Podagriſten haben gewöhnlich einen beſondern Humor — brillante Laune — dies tröſtet mich, ich empfinde die Wahrheit, denn oft mit den heftigſten Stichen ſchreibe ich con amore; — wird es aber gar zu toll, ſo nehme ich Bleyſtift und Pinſel und zeichne — Carrikaturen der Zeit! Es ſind von mir erſchienen bey Baumgärtner:

> „Abbildung, wie Dame Gallia von dem Teufel, der ſie beſeſſen, endlich durch verbündete Macht glücklich befreit wird.“

---

[12] Diese neun Zeilen leider durchweg Dichtung, wie das Lob Seconda's und die Reisebeschreibung S. 134 f. Die Wahrheit in Nr. 127 mit Note 1 (S. 213).

„Abbildung, wie die Dame Gallia ihren Aerzten den Schaden erſezt, den ſie ihnen während des Paroxiſmus verurſacht, und noch beſondere Geſchenke verſpricht."

Bey Joachim erſcheint nächſtens:

„The exequies of the universal monarchy. Feierliche Leichenbeſtattung der Univerſalmonarchie."

Lezteres Blatt, auf dem der König von Weſtphalen im Leichengefolge an Vinaigre à quatre voleurs riecht, da ihm ſchlimm worden u. ſ. w., iſt ergötzlich. Laſſen Sie ſich doch jene Blätter ſchicken; oder ſoll ich's beſorgen? Einen kleinen Schnörkel, den ich der Miſerabilität der Idee wegen mit vieler Ironie gemacht, und den Baumgärtner ſtechen laſſen, lege ich bey. — Ich erhielt für das Ding ein artiges Honorar, und es geht reißend. — Meine Carrikaturen ſollen nach England! — **Practica est multiplex.**

Jezt komme ich zu der wichtigen Nachricht von mir, die ich Ihnen mittheilen wollte[13], und ſchäme mich ſehr, daß ſich gar nichts jezt darüber ſagen läßt, wovon ich damahls, als ich ſchrieb, ſo ſehr erfüllt war! — Nur ſo viel: Auf eine ganz unerwartete Weiſe iſt mir eine äußerſt ehrenvolle glänzende Laufbahn in der Kunſt in meinem Vaterlande eröffnet worden! Meine Freunde, die ſich jezt an der Spitze des Staats befinden, denken an mich, und ein ewiger Vorwurf iſt es mir, daß ich in meiner unbegreiflichen Indolenz nicht früher an ſie dachte. — Sie kennen meine Verbindungen! — Alles hängt aber noch von dem Eintritt gewiſſer Umſtände in Berlin ab. — Nach dem Frieden ein Mehreres! — Wer weiß, auf welchem Stuhl ich künftigen Sommer ſitze! —

Mit der Undine führe ich ein herrliches Leben. Sie beſucht mich alle Morgen, und bringt (Gott weiß, wo ſie ſie hernimmt) die herrlichſten Blumen, auch allerley bunte, glänzende Steine mit, da ſetzen wir uns hin und ſpielen wie die Kinder, bis die Sonne gar zu hoch heraufkommt — da eilt ſie fort, und kaum iſt ſie dahin, ſo ſind alle Blumen welk und die Steine glanzlos! — „Gott der Herr im Himmel, welcher Unſinn!“ ſagt der Magiſter Friesner und klopft die Pfeife am StiefelAbſatz aus: „aber nicht jedem iſt es gegeben, ſich mit Anſtand das Maul zu wiſchen, wenn er Kirchberger Bier getrunken.“ Dieſes Bier iſt königlich-ſchweißfarbig oder Iſabell (Sie können's in Baumgartens allgemeiner Welthiſtorie nachleſen) und Prima-Sorte, wie der Magiſter behauptet und viele doctores juris utriusque nebſt einigen dünnwadigen Philoſophen mit ihm. Achten Sie dies alles, Geſchäzter! für einen Hopspas in einem luſtigen Walzer, den ich tanzend in meinem Leben wohl nicht mehr ausführen werde, welches Sie Ihrer lieben Frau mit dem Bedeuten mittheilen können, wie ich mich für den nächſten Ball tauſend mahl entſchuldigen ließe, und nur in Gedanken etwas weniges mit ihr walzte! — — —

---

[13] S. vor. Br., S. 195 unten.

Unter andern iſt mir auch die MuſikDirektorStelle in Königsberg angetragen worden[14], wofür ich, ſollte ich [auch[15]] an Leipzig noch weniger gefeſſelt ſeyn, pour jamais gedankt habe. Sie wollten mir 258,430 Thaler Gehalt geben, — das iſt aber Lumpengeld für einen, der das ganze Eldorado beſitzt! Geſtern Abend, als ich die wohl eingeſchwefelten wollenen Strümpfe anzog, kam ich mir vor, wie Scarron, und ein nichtswürdiger Pfropf mit verbrannter Naſe würde hinlänglich geweſen ſeyn, der meinigen durch einen Kraftſtrich viel Scarronität anzuähneln; — 345 meiner beſten Noten hätte ich darum gegeben, wenn mir ſein roman comique zur Hand geweſen wäre, ſtatt deſſen nahm ich aber Blepſidemus' Hochzeit und Kindtaufe[16] zur Hand, und es war eben ſo gut. — Nachher vertiefte ich mich in die Wiſſenſchaften, das heißt in die geheimen und zwar — ich legte Karten! — da klopfte es aber, und der Conrektor Paulmann aus Dresden trat herein mit vielen Empfehlungen vom Hofrath Heerbrand! — Dieſer gute hat viel gelitten, er machte ſieben Sonnette und eine Gloſſe, die Aerzte ſagten aber nachher, das ſey bloß ein zurückgetretener Schnupfen, nebſt etwas metriſchem Fieber, — da ich aber nicht wie Stallmeiſter[17] meinen Setzer zur Hand habe, der dem tollen Gaul nachſezt, der durch Gichtſtiche, wie durch Spornſtiche ſcheu worden, ſo ziehe ich lieber in Zeiten den Zügel an — und ſomit Hott — hott — trott hott — hinein in:

---

[14] Nach dem Tgb. (Hitzig) im Februar.

[15] Im ersten Druck schließt ich die Zeile, dahinter ist wohl auch ausgefallen.

[16] Comoedia humana oder Ble-

C. Theatralia.[18]

Das kecke, aber ſchöne Unternehmen, Eginhard und Emma von Fouqué wirklich in glänzenden bunten Farben und leuchtenden Worten auf dem Theater zu agiren, gefällt mir ausnehmend und ich wünſchte in der That, in Bamberg

---

psidemus' Hochzeit und Kindtaufe. Ein Lustspiel in zwei Aufzügen von Johann Arnold Kanne, Bayreuth 1811. (Im ersten Druck unseres Briefes steht 'Blepſidemus' Hochzeit u. K., im zweiten, 1839, ist der Apostroph gar in ein Komma verwandelt. Das Stück ist ein Nachspiel zu dem fünfactigen Drama 'Blepsidemus oder Nicolais literarischer Liebesbrief', Leipzig 1808.)

Kanne war Adolph Wagners bester Freund (s. Wagners Briefe an Fouqué), beide zusammen hatten u. a. das Buch herausgegeben, das H. die erste Idee zum Goldenen Topf gab (s. S. 154 Note 4, vgl. auch S. 198 Z. 7 u. 6 v. u.).

[17] In Tieck's Zerbino.

[18] Nach Kunzens Angabe hatte die vielfach dilettirende gräflich Rotenhan'sche Familie (s. o. S. 57) sich erboten, „zum Besten der Bewaffnung und Ausrüstung vaterländischer Krieger" Fouqué's schülerhaftes Stück 'Eginhard und Emma' (Nürnberg, Schrag, 1811) mit Hülfe einiger guten Freunde aufzuführen. Carl Friedrich Kunz war ausersehn, Carl den Großen zu verkörpern, und erbat sich nun H's Rath.

H. antwortet hier unter wesentlicher Beihülfe von Adolph Wagner, der von Mitte März bis Anfang Juli 1812 eingehend mit dem Autor wegen einer in Leipzig beabsichtigten Dilettantenaufführung correspondirt hatte (vgl. die Briefsammlungen von Kletke und Meissner).

zu ſeyn, um als Dekorateur, Maſchiniſt u. ſ. w. mich aufzudringen. — Unter den Rollen vermiſſe ich, wo nicht die allerwichtigſte, doch gewiß diejenige, die dem Ganzen Ton und Takt gibt, ja ohne die der ganze romantiſche Schimmer, der über dem herrlichen Gedicht verbreitet, ſich vernebelt — ich meine den alten Köhler Buſching[19]. — Er iſt doch wohl nicht weggeſtrichen? — Doch daran darf ich wohl nicht denken, da wenigſtens Sie es nicht zugeben werden, daß man in des Dichters Eingeweiden wüthet. So wie eine herrliche Blume in den dunkeln grünen Blättern, ruht das ganze Stück im Liede der Nibelungen. Es iſt der warme Hintergrund, auf dem die Farben erglänzen, ohne ihn ſind ſie bleich und glanzlos!

Hätten Sie mir früher davon geſchrieben, ſo würde ich Ihnen manches in Dekoration, Kleidung pp aus ächten Quellen haben mittheilen können, wie z. B. Carl's Burg[20] u. ſ. w.

Ueber die Kleidung Carl's habe ich den Eginhard nachgeleſen, aus dem Ciampini aber beifolgende leicht, aber mit der gewiſſenhafteſten Treue hingeworfene Zeichnung kopirt, und nach der im Text enthaltenen genauen Beſchreibung kolorirt. In Haustracht erſcheint Carl, ohne den Sammtmantel und ohne die Krone. Das anſcheinende Mützchen iſt nämlich die Krone von Silber mit einer goldenen Lilie und goldenem Wulſt[21]. Das Unterkleid würde aus Merino

---

[19] sagt im 1. Aufzug und am Schluß längere Stellen aus dem — Nibelungenlied in verdorbenem Mittelhochdeutsch auf. *Locutio dilettantica*.

[20] S. S. 209 mit Note 30.

[21] In dem posthumen zweiten Bande von J. Ciampini's (1633-98) wichtiger Sammlung *Vetera monumenta, in quibus praecipue musiva opera . . . illustrantur* (Rom 1699) gibt die *tab. XLII* die damals schon untergegangene Mosaik aus der Basilika Santa Susanna auf dem Quirinal — errichtet von Leo III. um 797 — wieder, und zwar (laut S. 140 Sp. 1 des Textes) nach einer colorirten Zeichnung *ex codice Vaticano signato*.

Die Bekleidung hat nach dem Text (S. 140 Sp. 2), auf den die Buchstaben des Stiches verweisen, folgende Farben oder anderm wollenen Zeuge zu machen ſeyn. Nach Eginhard gieng Carl bei feyerlichen Gelegenheiten manchmahl ſehr reich und prachtvoll gekleidet. Er beſchreibt den Anzug:

„In solennitatibus veste auro texta et calicamentis gemmatis et fibula aurea sagum adstringente; diademate quoque ex auro et gemmis ornatus incedebat.“

Hiernach könnten Sie Sich noch mehr ſchmücken, nach meinem unmaßgeblichen Rathe bleiben Sie aber bey der Zeichnung, der Sie die wahre Antiquität, fern von allem falſchen, unleidlichen Theaterpompe wohl bald anſehen werden. Fouqué ſelbſt wollte, daß Carl ganz getreu nach dieſem Bilde, auf das er ſich bezog, gehen ſolle; überhaupt wünſchte er die genaueſte Beobachtung des alterthümlichen Wahren in jeder Hinſicht[22]. Es iſt nehmlich auch nach meiner

---

A (Schmuck der Kopfbedeckung oder Nimbus) *caeruleus*
B (Kopfbedeckung) *albus*
C (Oberkleid) [fehlt im Text]
D (Unterkleid) *caeruleus*
E (Hosen) *croceus, cuius extrema sunt caerulea*
F *caligae sive ocreae* (Stiefelschäfte) oder Beinschienen:
venetus subalbidus (bläulich-weisslich)
[G] *calcei* (Schuhe) *ferreus*

Wagner hatte Fouqué'n am 2. Mai 1812 das selbe Bild beschrieben: „Er [Karl] hat da [B] eine weiße Tiara, oder wie man den Hauptschmuck nennen soll, [A] oben die Lilie, das Diadem [Hoffmann: Wulst] wie geflochten, [D] ein blaues Unterkleid, wie eine griechische Chiton, [E] gelbe Hosen, etwa orange, die blau auslaufen, [F] weiße Beinkleidung und [G] erdfahle Schuhe, am Mantel einen Kragen, der fast wie ein Ringkragen aussieht. ... Dort hat Karl einen Bart, von welchem Manche nichts sagen.“

Paul Clemen bespricht die Mosaik der Susannenkirche in seiner bewunderungswürdigen Untersuchung über die Portraitdarstellungen Karls des Großen (Aachen 1890) auf S. 44 f., er hat jedoch den Stich bei Ciampini übersehen; wir können nicht entscheiden, ob der kurze Kinnbart Karls, an dem Wagner mit Recht Anstoß nimmt, schon von dem Zeichner des Codex oder erst 1699 vom Stecher hinzugefügt ist.

[22] Fouqué betont diesen schönen Grundsatz besonders unterm 5. Juni 1812 in der Antwort auf den eben citirten Brief Wagners, bezieht sich dort aber keineswegs auf Ciampini, sondern auf G. G. Bredows Ausgabe von Einhards Buch (Helmstädt 1806). Der gute Bredow, dessen Stärke nicht in der Wissenschaft, sondern in der Pädagogik lag, hatte die

Anſicht eine ganz falſche Tendenz, wenn man die genaueſte Befolgung des wahren Coſtüms deßhalb verwirft, weil ſie nur ſich dem Alterthumskenner erſchließe. Iſt es denn aber nicht eben die aus der Wahrheit entſpringende tiefſte Charakteriſtik, welche das Innere mit dem Aeußern verbindet und eben daher in geheimnißvollen Anregungen auf das Gemüth jedes Zuſchauers wirkt?

Das Tragen des Eginhards[23] macht eine unangenehme Schwürigkeit, da der loſe vornehme Pöbel leicht über ſo was das Maul verzieht. — Die Prinzeſſin mag den Liebling Huckepack getragen haben, auf dem Theater geht's nicht wohl. Am beſten iſt es, ſie umſchlingt ihn mit einem Arme und hebt ihn vorwärts, ſo daß ſich die Gruppe ungefähr macht wie die bekannte Antike: Amor und Pſyche. Da der Donna aber nicht die Kraft zuzumuthen iſt, dies zu vollbringen, ſo muß durch eine mechaniſche Vorrichtung, wie die von Euſebio's Fall in der Andacht zum Kreuze, geholfen werden, und zwar ſo: — — — —[24] So wird das Ding ſchön und graziös. Hopf und Knopf[25] verſtehen das alles herrlich und erſterer wird ſagen: „Ganz vernünftig!" — Ums Himmelswillen muß das Gewicht aber nicht zu ſchwer ſeyn, ſonſt könnte es kommen, daß zum

---

Schwäche gehabt, aus Connivens gegen den Verleger und einen befreundeten Sammler, den Charlatan G. C. Beireis, seinem Abdruck wissentlich ein Phantasiebild Karls voranzustellen, das ihn als Haarmenschen mit Ballonmütze und kurzem Fleischermesser darstellt. Das wüste Portrait stammt aus dem Kaiserwerk des Hubert Goltz(ius) (1526/83), das Beireis in der spanischen Ausgabe (Antwerpen 1560) besaß, und steht dort ohne jede Quellenangabe, Bredow selbst gibt zu, daß die Vorlage kaum vor dem 12. Jh. entstanden sein kann. Den Dilettanten Fouqué kümmerte natürlich diese Herkunft des Bildes nicht, er „wollte wetten, es gleicht“ und ist schon wegen dieses Bildes „vollkommen überzeugt“, Karl habe einen mächtigen Vollbart getragen.

[23] 2. Aufz., letzte Scene (S. 52 f).

[24] Hier im Original „die deutliche Erklärung der technischen Ausführung“.

[25] Theater-Zimmerleute. (Konz.)

nicht geringen Staunen und Schrecken der Zuſchauer Eginhard und Emma durch die Lüfte davon führen[26], und das geſammte Auditorium vergeblich darnach trachtete, die liebende Braut durch den Schnee waten zu ſehen. — Dieſer wird am beſten durch aufgeſpannte leinene Tücher gemacht — hier thut die Beleuchtung alles!

Ferner muß, nach Fouqués Willen[27], die Kaiſerburg ſo geſtellt werden[28], daß der Balkon oder das große gothiſche Fenſter, in welchem Carl erſcheint, ziemlich in die Mitte des Theaters kommt. Dies kann geſchehen, wenn die Burg ſchräg hineinlaufend angenommen wird; z. B.

[29]

Die Kapelle, oder vielmehr das HeiligenStandbild mit dem Grabmahl kommt rechts; ſchreitet nun Emma mit Eginhard weiter, ſo macht das Tableau mit dem oben erſcheinenden Carl eine PyramidalGruppe.

Nehmen Sie alles dieſes, großer Kaiſer! für gut gemeinte Andeutungen[30]. Wäre Zeit da geweſen, ſo hätte ich eine kleine Zeichnung der Burg aus dem Ciampini beygelegt[31], und mit geringen Koſten hätte der Mahler in Bamberg was machen können, doch hätte er andere Farben nehmen muſſen als weiß, blau und roſa, worüber ſich die Bamberger ſo freuen!

---

[26] Hier in beiden Drucken jähe eingeschoben.

[27] In den publicirten Briefen an Wagner nicht zu finden.

[28] In der in Note 23 genannten Scene (S. 49 56).

[29] Hier im Original eine Zeichnung.

[30] Nach Kunzens wiederholter Versicherung wurden diese Andeutungen durchweg befolgt in den beiden Aufführungen, die das Stück dann [am 31. März und Anfang April nach Leist] erlebte.

[31] Wäre schwer gefallen: Ciampini reproducirt nur eine Mosaik aus der Aachner Basilica, behandelt aber nicht die dortige Pfalz. Auch der gewissenhafte Wagner hatte „trotz aller Bemühung keine Abbildung des Aachner Schlosses finden können" (so im citirten Brief an Fouqué).

Der Gräfin Auguſte traue ich es ganz zu, daß ſie die Emma ſehr gut darſtellen wird, vorzüglich wird ſich ihr Coſtüm auszeichnen, da ſich in der hochgeachteten Familie reiner Geſchmack mit wahrer Kenntniß verbindet[32]. Bringen Sie mich in gutes Andenken! — Daß Hr. B[aron] v. H.[33] den Ariſaphius[34] ſpielt und als ſolcher auf dem Theater einen Riß zeichnet[35], hat für mich was Ergötzlich-Komiſches; nur ſoll er ſich fur jeden Riß in ſeiner Rolle hüten. — Sie, mächtigſter Kaiſer, verehre ich im Staube und ſehe Ihre ſtattliche Figur mit dem Purpur mit Golde geſtickt, Kron' auf dem Haupte, Stirne gerunzelt, mit Jovis Augenbrauen, Szepter in der Hand, einherſchreiten! Blicke herab, großer Kaiſer! auf einen armen Erd-, Stadt-, Haus-, Stuben-, Kammerburger und Podagriſten, und gibſt du dich in muſſigen Stunden noch mit dem Bucherverſenden ab, ſo ſchicke — ſchicke — o ſchicke ihm bald Schuberts Symbolik des Traumes[36]! — er dürſtet darnach! — —

---

[32] Dieser Nebensatz sicherlich von Kunz hinzugesetzt, der sich dadurch beliebt machen wollte.

[33] Nach dem zweiten Druck ergänzt; im ersten nur ***.

[34] Griechischer Gesandter, der für den Kaiser Nicephorus um Emma freit.

[35] I. Aufzug (S. 34); er hält dem Kaiser einen Vortrag darüber, daß auf Stadtplänen die Häuser nicht in Frontansicht sondern im Grundriß einzutragen sind!

[36] Das Buch war gerade im Druck für das „neue Leseinstitut von C. F. Kunz“; Schubert unterschrieb dann (in Nürnberg) am 17. April die Vorrede.

126. An Kunz[1]. (24.)

(Nach deſſen Angabe im 'Phönix' von 1835.)

[Frühjahr 1814.]

[Beklagt ſich noch einmal darüber, daß Jean Paul ſeine Vorrede „nicht objektiv genug gehalten und ſich mit ſeinem (Hoffmanns) Ich zu ſehr beſchäftigt habe, was ihn nichts angehe, ſich aber allerdings ſehr rührend ausnähme; bei einer zweiten Auflage verbäte er ſich indeſſen deren Wiederabdruck".]

126.

[1] Nachdem H. in übergroßer Gutmüthigkeit nach dem Fortgange aus Bamberg noch ein Jahr lang ein intimes Verhältniß mit dem Kunz aufrecht erhalten hatte, wurde seine Stimmung gegen ihn in dem Leipziger Sommerhalbjahr 1814 kühler. Aus Berlin hat er nur noch einige kurze Briefe vorwiegend geschäftlichen Inhalts an ihn gerichtet, bis er spätestens Anfang 1820 den Verkehr völlig abbrach (s. darüber unten S. 402 *sub* IV).

Die Briefe, die die Wendung anzeigen, hat Kunz natürlich nicht veröffentlicht; von allem, was ihm H. zwischen dem 24. März und dem 29. September 1814 geschrieben, theilt er genauer nur die oben wiedergegebene Stelle mit. Auch das inzwischen [1909; ich schreibe dies Mai 1912] gefundene Tagebuch von 1814 ergiebt kaum etwas positives für die Correspondenz.

H. hatte unmittelbar nach Absendung des 'Goldenen Topfes' den I. Theil der 'Elixiere' geschrieben (Concept, abwechselnd mit Carricaturen, 'Undinen'-Stücken und einer Recension, 5. März—23. April; Reinschrift 24. April bis 5. Mai); ob er aber, dem Contract entsprechend, das Ms. dem Kunz angeboten hat, ist nicht ersichtlich. Er versuchte dann vergebens, den Roman in Leipzig unterzubringen, und sandte ihn schließlich Anfang Juni nach Berlin an Hitzig mit der schwach verhüllten Bitte, ihn für jeden Preis in Verlag zu nehmen (S. 214 mit Note 2).

Den I. Act der 'Blandina' (9.—19. Mai) hat H. wohl erst von Berlin aus an Kunz geschickt, nachdem er die Vollendung des „romantischen Spiels" aufgegeben und das Fragment in 'Kreislers Clubb' hineingestellt. Das selbe gilt vom Revierjäger (20. Mai bis 1. Juni; s. u. S. 226 oben).

Dagegen muß H. noch von Leipzig aus den Kunz ersucht haben, von seiner reclamehaften Titelvariante 'Fantasiestücke in Callots kühnster Manier' abzustehn und die Bände, wie H. ursprünglich vorgeschlagen, einfach als Fortsetzung der ersten Fantasiestücke zu geben.

126a. Adolph Wagner an Fouqué.

(Nach Kletkes Abdruck 1848.)

Leipzig 27. April 1813.

. . .

Hoffmann, der Verfaſſer der Phantaſieſtücke, die viel Geiſt und ſprühenden Humor haben, hat mir auch Ihre Oper Undine mitgetheilt, an welcher er nur noch den dritten Act zu componiren hat[1]. Man darf von ihm erwarten, daß er Ihre herrliche Dichtung durchgefühlt hat. Ich habe auf Verlangen eines Buchhändlers die Erzählung in das Italieniſche überſetzt[2]. . . .

126b. Fouqué an Adolph Wagner.

(Nach Heinrich Meisners Abdruck 1898.)

[Nennhauſen,] Am 26t. Mai 1814.

. . .

Lieber Adolf, ich wollte Ihnen Heute ſehr Vieles ſchreiben, und ſehr Ausführliches, aber eine trübe, eine höchſt ſchmerzliche Fügung Gottes, die ich geſtern erfuhr, tritt dazwiſchen, und hemmt den freudigen Erguß meiner Seele. Die himmliſch gute und ſchöne Frau unſres Freundes Hitzig iſt nach herben Krankheitsleiden am 22t. im Herrn entſchlafen[1]. Ich muß unſerm Freunde noch heute ſchreiben . . .

126a.

[1] Nein. Der zweite wurde erst 30. Juni fertig (Tgb.).

[2] S. Nr. 156a mit Note 2 (S. 260).

126b.

[1] gerade an ihrem zehnten Hochzeitstage. Chamisso hatte es sogleich in einem sehr schönen Briefe an Fouqué berichtet (Leben und Briefe von Adelbert von Chamisso. Herausgegeben durch Julius Eduard Hitzig [Leipzig 1839] I 351 f); Fouqué veröffentlichte Ostern 1815 in Kinds 'Harfe' II 328 f ein Gedicht 'Todtenklage um Johanna Sophia Amalia Constantia Hitzig'. — Zwei Kinder waren vor ihr gestorben, sechs überlebten sie.

127. An Hitzig. (18.)

Mit dem erſten Theil der ‘Elixiere des Teufels’.

(Nach dem Original.)

Leipzig den 8^{t} Junius 1814.

Theuerſter Freund!

Es hat mir in der That recht leid gethan daß meine Hoffnung Sie nach ſo langer Trennung in der vergangenen Meſſe wieder zu ſehen unerfüllt blieb. — Warum Sie nicht kamen, kan ich mir wohl jezt erklären; Sie wurden gewiß ſchon zu der Zeit von dem empfindlichen tief ins Leben greifenden Verluſt bedroht, den Sie, wie mir Adolph Wagner ſagte, leider jezt erlitten. Seyn Sie überzeugt, Freund!, daß ich ſowohl als meine Frau Ihren gerechten Schmerz tief mitfühlen —

Vor Ablauf des Winters bin ich an einer Bruſtentzündung und gichtiſchen Anfällen, den Folgen einer enormen Erkaltung im Theater, hart erkrankt, ſo daß es beynahe um mich geſchehen geweſen wäre, Dies, ſo wie ein unangenehmer Vorfall, der mich über meine ſubordinirte Verhältniſſe ganz aufklärte, gab die Veranlaſſung mich von Seconda zu trennen[1] und ſeit der Zeit ſehe ich auch nun wieder einem beſſeren Schickſal entgegen, das aber wohl nicht ausbleiben wird; wenigſtens habe ich nie mehr gehofft als eben jezt. — Während der Krankheit entwarf ich allerley luſtige Zeichnungen, die in gewiſſer Art mich gegen den Schmerz, den ich zu erdulden hatte, im Gleichgewicht er-

---

127.

[1] D. h. Hoffmann war am 25. Februar während einer Probe grob gegen Seconda geworden, und dieser hatte ihm darauf am 26. gekündigt s. Tgb und Schneiders Bericht in Bd. III.

hielten und noch uberdem, da ſie ſämtlich in Baumgaertner den Verleger ſanden, mich aus der Verlegenheit zogen. Nächſt dem ging mir zu der ſelben Zeit ein Roman beſonderer Art auf, deſſen erſten Theil ich unlängſt ins Reine gebracht, mit dem es bey der Indolenz der hieſigen Buchhändler, ſo bald es Verlagsartikel gilt, mir aber bis jezt hier ſo gegangen iſt wie mit Fouqués Galgenmännlein[2] indem er mir immer wieder in die Taſche kam. — Rechnen Sie es, theurer Freund, nur dem unbegränzten Zutrauen, das ich in Ihre wie ich weiß unwandelbare Freundſchafft ſetze, [zu,] wenn ich Ihnen das Manuſkript mit der Bitte beylege: ob Sie, bey Ihrer Verbindung mit ſo vielen Buchhändlern in B[erlin,] mir nicht für das Werkchen einen Verleger verſchaffen könten? — Ueber das Werk ſelbſt mag ich nichts ſagen, nur Rückſichts des Verlags:

1) Ich bin mit jedem Honorar zufrieden
2) Der zweite Theil kann erforderlichen Falls in 5 Wochen nachgeliefert werden, da er nur aus dem Conzept ins Reine zu bringen iſt[3].

Seyn Sie nicht böſe, theurer Freund, daß ich Sie mit dieſer Angelegenheit behellige. Sie können wohl denken, daß bis auf beſſere Zeiten mich die litteraria durchhelfen müſſen, und das würde freylich ſchwer gehen, wenn ich nicht jezt an drey Zeitſchriften mitarbeitete, nehmlich an der Muſ[ikaliſchen] Zeit[ung], der Zeit[ung] für die Eleg[ante] W[elt] und am Morgenblatt. Zum leztern hat mich Cotta bey ſeinem Hierſeyn artiger Weiſe aufgefordert und ich glaube, daß ich das den Fantaſ[ie]St[ücken] in Callotts Manier verdanke, von denen die beyden lezten beſſeren Bändchen ſchon im Manuſkript an Hrn. Kunz verſendet ſind[4] und zu Michaelis im Druck erſcheinen. — Die Compoſition des herrlichen Operngedichts Undine habe ich längſt vollendet[5] und ich glaube, daß mir das Werk beſonders gelungen. Wegen der Aufführung habe ich noch nicht einen einzigen Schritt gethan und das mit gutem Vorbedacht. — Hätte die Holbeinſche Entrepriſe in B[amberg] noch einige Zeit fortgedauert, ſo würde die Oper dort ganz im Sinn des Dichters und des Comp[oniſten] auf die Bühne gekommen ſeyn. Bey dem ganz plebejen Seconda und der mit jedem Tage ſinkenden Truppe, die nun im Linkſchen Bade in Dresd[en] ſpielt und Pantomimen giebt zB. Napoleons Stolz und Sturz! (sic!) war das unmöglich, denn außer dem Direktor, dem alles äſtethiſcher Unſinn (nach ſeinem wörtl[ichen] Ausdruck) ſchien was über die gewöhnliche Opernſchmiereren hinausging, wußte auch keiner der übrig gebliebenen das Ding nur auf irgend eine Weiſe zu ergreifen. — Sagen Sie mir nun, theurer Freund! ob und wie es vielleicht möglich ſeyn ſollte die Oper in Berlin auf die Bühne zu bringen, oder ob es gerathen ſeyn dürfte noch einige Zeit damit zu warten? — Sollte eine Ausſicht vorhanden ſeyn die Oper wirklich auf die Bühne zu bringen, ſo würde ich Ihnen eine ſaubere Abſchrift der Partitur und des Gedichts ſenden. Ich denke mir die Wirkung der aufgeſt:[6] muſikaliſchen Maſſen ſehr ergreifend. Es iſt doch ein gar herrliches Gedicht des prächtigen Fouqué und ich wüßte in der That kein einziges Operngedicht, das ich der Undine an die Seite ſetzen könte. Wagner'n hat die Oper noch mehr wie die Erzählung angeſprochen. —

---

[2] War zuerst März 1810 im 'Pantheon' erschienen (Houben I 135, 23) und soeben zum zweiten Male bei Hitzig, als vierte der 'Neuen Erzählungen'; also ein Wink mit dem Zaunpfahl.

[3] Das Tgb. enthält nichts über einen zweiten Theil: ein solcher ist in Leipzig gewiß im Kopf, aber schwerlich im Concept begonnen. Vgl. die gleich folgenden verfrühten Angaben über die letzten 'Fantasiestücke' und die 'Undine' (mit den Noten 4 und 5) und zahlreiche spätere der Art, z. B. auf S. 257 (mit Note 5).

---

[4] Für den IV. Bd. war wohl noch nicht viel gesandt: s. die Note S. 211.

[5] Keineswegs: s. o. Note 1 zu Nr. 126a (S. 212). Erst 5. August wurde das Werk beendet.

[6] Dies Wort über der Zeile.

Nochmahls, liebſter theuerſter Freund! Verzeihung, daß ich Sie in Ihren gewiß verſtrikten Geſchäften mit meinen Angelegenheiten beläſtige, aber Sie ſind auch der Einzige, bey dem ich ſo etwas wohl getroſt wagen kan. Erfreuen Sie mich baldigſt nur mit ein paar Zeilen, die mir ſagen, wie Sie meinen Wunſch aufgenommen und was Sie dafür thun können.

Meine Frau grüßt herzlich. — Grüßen Sie doch den lieben Fouqué der mich ſo oft erfreut — Leben Sie wohl

Der Ihrigſte

Hoffmann.

(Sollten die Elixiere zum Druck kommen, ſo würde ich noch einige Worte vorſetzen[7].)

127a. Adolph Wagner an Fouqué.

(Nach Merkes Abdruck 1848.)

Leipzig, den 12. Juli 1814.

... erfüllen Sie die Hoffnung, die Sie mir machen, Vieles und Ausführliches zu ſchreiben. Möge weder meine Schreibſcheu, noch ein ähnliches Hinderniß Sie abſchrecken, wie das vorige, deſſen Meldung unſern Hoffmann, Hitzig's und ſeiner Dahingegangenen[1] Freund, rührte und erſchütterte.

... wenn, was ziemlich gewiß ſcheint, unſer Hoffmann nach Berlin kommen ſollte[2], ſo hoffe auch ich einmal Sie dort heimzuſuchen ...

---

[7] das 'Vorwort des Herausgebers' mit der Angabe, die Autobiographie des Medardus stamme aus dem Archive des Capuzinerklosters zu B[amberg].

127a.

[1] Im Druck ſeinen dahingegangenen

[2] Vgl. den 58.—60. Brief an Hippel, d. d. 7. und 27. Juli und 20. August (Bd. I S. 240/44).

E. T. A. Hoffmann

im perſönlichen und brieflichen Verkehr

Sein Briefwechſel
und die Erinnerungen ſeiner Bekannten

Geſammelt und erläutert
von
Hans von Müller

Zweiter Band:
Der Briefwechſel
(mit Ausnahme der Briefe an Hippel)

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Zweites Heft

Berlin 1912
Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)

Hoffmanns Briefwechſel
(mit Ausnahme der Briefe an Hippel)

Mit zwei Anhängen

Zweites Heft:
Berlin 1814—1822

Mit Henſels Hoffmann-Portrait,
einem Selbſtportrait Hoffmanns
und je fünf ſonſtigen Zeichnungen und Facſimiles
mit drei weiteren Selbſtportraits

Gedruckt 1905/06 und 1908/09

Berlin 1912
Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)

L. 3164.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Herausgeber und Verleger behalten ſich alle Rechte vor, insbeſondere auch das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen.

Copyright 1912 by Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel), Berlin.

Gedruckt in Leipzig
bei Ernſt Hedrich Nachf.

Eduard Griſebach
zum Gedächtniß

Wie unſer Vorwort (im erſten Heft) berichtet, war infolge der Entdeckung der ‘Briefe aus den Bergen’ kurz nach Griſebachs ſechzigſtem Geburtstag die Fortſetzung des zweiten Bandes ins Stocken gekommen. Während Bogen 17 ſchon im September 1905 gedruckt worden war, kam Bogen 18 erſt im März 1906 unter die Preſſe. Ich ſandte ihn am 17. März an Griſebach für ſein Exemplar des entſtehenden Buches und legte zwei eben erhaltene Correcturbogen (den 20. und 21.) als [illegible] für das weitere Fortſchreiten der Arbeit bei. (Ein Fußleiden machte es mir unmöglich, ihm die Sachen perſönlich zu bringen, und eine „ſcheußliche Neuralgie“ hinderte ihn, wie er mir Ende Februar ſchrieb, mich zu beſuchen.)

Bogen 18 endet auf S. 288 mit den erſten Zeilen eines Billets an Fouqué, das Griſebach vor Jahren an drittem Orte für meine Ausgabe copirt hatte. Griſebach hatte dieſen kleinen Liebesdienſt längſt vergeſſen und ſuchte nun vergeblich, ſich auf den Schluß des Billets zu beſinnen, da ich den folgenden Bogen nicht beigelegt hatte.

Ehe er ſeiner Neugierde Ausdruck gegeben hatte, erhielt ich, am 21. März, von der Druckerei den Bogen 22 in Correcturabzug. Ich gab ihn mit der Poſt an Griſebach weiter und wies in den Begleitzeilen auf den Brief der Krickeberg (S. 337—348) und auf den Anfang der ‘Briefe aus den Bergen’ (S. 349—352) hin.

Am Abend des folgenden Tages, gegen 6 Uhr, erhielt ich Griſebachs Dank für beide Sendungen, für den Correcturbogen 22 und den Aushängebogen 18. Die Karte, deren Textſeite nebenſtehend reproducirt iſt, iſt auf dem Poſtamt Charlottenburg 2 zwiſchen 5 und 6 Nachmittags abgeſtempelt.

Am nächſten Tage, dem 23., wollte ich nachmittags gegen 4 gerade mit meiner Frau die Wohnung verlaſſen, um Griſebach zum erſten Male nach meiner Wiederherſtellung zu beſuchen, als die Poſt eine Karte ſeines Neffen brachte: Griſebach war am Abend vorher in der ſelben Stunde, die mir ſeinen Gruß brachte, geſtorben.

Die Karte vom 22. März 1906 iſt alſo das letzte Schriftſtück des neuen Tanhäuſers. Sie zeigt, daß er bis zuletzt „das Schöne und die Schönen“ liebte, und mag in dem Leſer dieſes Buches nicht nur als Document für deſſen Entſtehungsgeſchichte dienen, ſondern auch als Document für das liebenswürdige Temperament, das ſie dictirt hat.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Mittwoch eigentlich Donnerstag 22/3.06
L G u M herzl Dank für Bogen 22,
worin mich die Briefe [illegible] Bogen sehr er-
freut haben; schönstes [illegible] aber
auch [illegible], mit ihren Gründen
daß sie als Gast und Geliebte angefangen, Gast
ist richtig. am besten deine Wünsche, daß diese jung
[illegible] folgte [illegible] fehlen! Vielen Dank
auch für (Bogen– Sendung. Nun brauche ich doch
in Bogen 17 die Vorschläge des Briefes nach meiner
„Abschrift" kenne zu lesen; ich habe diese Sache
völlig vergessen. Gestern wegen [illegible] gar
nicht ausgegangen, vorgestern gesellig zum
Theater. Café, heute noch aussehen, ob ausgehe. Kissing
berg hat abgelehnt, wegen [illegible], [illegible] in diesem Jahr [illegible]

[illegible] Grüße [illegible] Grüße an [illegible]

Ueberſicht über das zweite Heft.

Die Vorbemerkungen zu der Ueberſicht über das erſte Heft gelten auch für dieſe Ueberſicht.

Briefe von und an Hoffmann,
Berlin (III) 1814—1822.

Erſter Abſchnitt,
bis zur Erkrankung im Frühjahr 1818.

1814	Franzöſiſche Straße			
Sept. 8	An Kunz	II	*128*	219/21
	Eine neue Note dazu ſ. Berichtigungen IV 1			769
Nov. 1	*An Hippel	I	*61*	247/50
Dec. 10	*An Härtel mit dem erſten [und einzigen] der 'Briefe über Tonkunſt in Berlin'	III		
—	*An Rochlitz			
22	In Hitzigs Auftrag an Fouqué mit dem letzten Heft der 'Jahreszeiten' und drei anderen Beilagen	II	*129*	222/24
27	*An Fouqué mit einem Briefe Wagners an Fouqué	II	*130*	224f
1815				
Jan. 4	†Von dem Königsberger Bevollmächtigten: Zahlung	II	*131*	225

(1815)

Jan.	14	†An Speyer mit der folgenden Nr.	II	*132*	225
	—	†An Kunz mit den ‘Abentheuern der Sylveſter-Nacht’, als Einlage zur vorigen Nr.	II	*133*	225
	17	†Von Rochlitz	II	*134*	225
	18	†Von Härtel	II	*135*	225
Febr.	1	†Von Diederichs	II	*136*	225
	—	†Von Stägemann	II	*137*	225
	—	†Von Kunz mit dem (rezenſirten) ‘Revierjäger’	II	*138*	226
	4	†An Stägemann „durch Schulz“	II	*139*	226
	20	†Von Fouqué mit einem Brief desſelben an Brühl	II	*140*	226
	24	†An Brühl mit der Abſchrift des ‘Undinen’-Textes und Fouqué's Brief an Brühl	II	*141*	226
	25	†Von Kunz mit Nachſchrift von Wetzel	II	*142*	226
	28	†An Kunz mit ‘Johannes Kreislers Lehrbrief’	II	*143*	226
	—	†An Fouqué m. d. ‘Fermate’	II	*144*	226
März	6	*An Brockhaus mit dem ‘Artushof’	II	*145*	227f
	12	An Hippel mit dem ‘Goldenen Topf’	I	*62*	250/55
Apr.	28	———	I	*63*	255f
Mai	8	An Fouqué	II	*146*	228f
	14	———	II	*147*	230/33
	16	*An Duncker & Humblot	II	*148*	234
	24	An Kunz	II	*149*	235/38
	29	An Fouqué mit einem Briefe Brühls an dieſen	II	*150*	238/40

(1815)	Taubenſtraße			
Juli 18	*An Hippel mit dem IV. Bd. der 'Fantaſieſtücke'	I	*64*	257/60
—	‡[An Kunz „allerley specialia aus meinem Leben" mit einem „Riß" des Gensd'armen-Marktes (der zu S. 241 reproducirten Zeichnung) und der folgenden Nr.]			
—	*An Speyer als Einlage zur vorigen Nr.	III		
Aug. 16	An Fouqué	II	*151*	242f
Herbſt ?	*An Hippel: Widmung des I. Theils der 'Elixiere des Teufels'	I	*65*	260
Oct. 5	*An Rochlitz	III		
Nov.	An Kunz	II	*152*	243/47
— 24	*An Reimer mit dem 'Sandmann'	II	*153*	247f
Dec. 23	An Kunz	II	*154*	248/51
1816				
[Jan.]	Nicht abgeſandter Brief von Brentano an Hoffmann	II	*154a*	252/56
	Note 10/11 dazu neu in den Berichtigungen sub IV 2b			709
Febr. 9	*An Reimer	II	*155*	257
März 2	An Fouqué m. e. Karte	II	*156*	258f
Aug. 30	An Hippel	I	*66*	261/64
Sept. 2	*An Reimer mit dem Anfang des 'Sanctus'	II	*157*	262
3	*An J. P. Schmidt mit der Partitur von deſſen 'Alpenhütte' und deren Recenſion	II	*158*	263
8	*An J. P. Schmidt	II	*159*	264f
10	*An die Chézy	II	*160*	265f

(1816)				
Sept. 22	*An Fouqué mit einem offenen Brief fürs Frauentaſchenbuch (und der Kreſpel-Erzählung)	II	*161*	266 f
27	*An die Chézy	II	*162*	270 f
Nov. 8	An Fouqué mit einem Briefe Brühls an Hoffmann	II	*163*	271/75
14	*An Reimer	II	*164*	275
16	*——— mit *'Nußknacker und Mauſekönig', Fouqué's 'Kleinen Leuten' und den ſechs Zeichnungen zu den 'Kinder-Mährchen'	II	*165*	276
25	An Kunz	II	*166*	277 f
Ende	———	II	*166a*	278
1817				
Febr. 15	*An Reimer: Quittung	II	*167*	279
Apr. 3	An Fouqué	II	*168*	280/82
Mai 3	*An Kralowſky	II	*169*	283
Juni 24	*An Gubitz	II	*170*	284
Juli 7	*An Dümmler	II	*171*	285
10	*An den Bruder	II	*172*	285/88
Sept. 3	*An Fouqué	II	*173*	288 f
27	*An Reimer mit dem Anfang des 'Fremden Kindes'	II	*174*	289 f
Nov. 11	*†An Reimer	II	*175*	291
25	*An Adolph Wagner mit einer *Zeichnung	II	*176*	291/94
28	*An Reimer	II	*177*	294
Dec. 15	An Hippel mit dem zweiten Theil der 'Nachtſtücke' und dem zweiten Bändchen der 'Kinder-Mährchen'	I	*67*	264/66

(1817)				
Dec. 15	*An Enoch Richter i. F. Gleditſch	II	*178*	295
1818				
Jan. 13	*An Lichtenſtein	II	*179*	295f
Febr. 17	*An Reimer	II	*180*	298/300
24	*————	III		
März 8	An Kunz	II	*181*	300/02
28	*An Kralowſky mit zwei Büchern	II	*182*	302f
Apr. 10?	*An Holbein (vgl. Nr. 184a)	II	*183*	304/07
Mai 7	*An Brockhaus	II	*184*	308

Zweiter Abſchnitt,
von der Geneſung im Frühjahr 1818 bis zur letzten Erkrankung im Januar 1822.

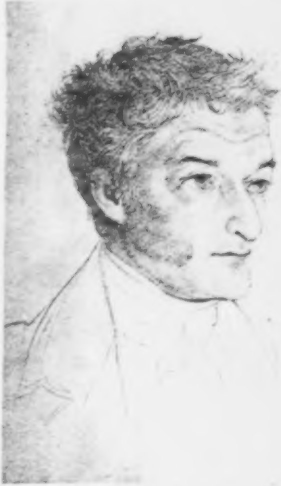
Juni 13	*Nachſchrift zu dem unvollendeten Brief an Holbein vom April	II	*184a*	311f
Sept. 11	*An Mad. Pinkert	II	*185*	312
Oct. 17	*An die Chézy	II	*186*	314/17
Nov. 6	An Chamiſſo	III		
Dec. 15	*An Kralowſky	II	*187*	317f
21	*An Reimer	II	*188*	318
1819				
Anfang	†Von Kunz	II	*189*	321
Jan. 6	An Chamiſſo	III		
12	*An Härtel mit dem 'Baron von B.'	II	*190*	323f
	Note 89 dazu neu in den Berichtigungen sub IV 2c			760
21	*An die Eunike mit den 'Sechs italieniſchen Duettinen'	III		

(1819)

Jan.	22	*An Reimer	II	*191*	325
	23	An Chamiſſo	III		
	24	*An Pückler mit dem 'Klein Zaches'	II	*192*	325/28
		Die Noten 2—4 dazu ſind erſetzt durch			600/611
!	25	*An Brockhaus mit dem Anfang des 'Spieler-Glücks'	II	*193*	328
	27	An Hippel mit dem 'Klein Zaches' und zwei Taſchenbüchern	I	*68*	267f
	—	An Chamiſſo	III		
Febr.	5	*An Kralowsky	II	*194*	329
	A	*Von Pückler mit einer Originalzeichnung von Callot	II	*195*	330/32
		Die Noten 3. 4. 8 ſind erſetzt durch			612/17
	17	An Schütze	II	*196*	333f
	28	An Chamiſſo	III		
März	11	*An Reimer	III		
!	27	*An Enoch Richter mit dem 'Signor Formica'	II	*197*	334f
Apr.	16	*An Enoch Richter	II	*198*	336
	25	An Chamiſſo	III		
Mai	9	*Von Mad. Krickeberg	II	*199*	337/42
	21	An Chamiſſo	III		
Juni	2	*An einen Gläubiger mit Geld	II	*200*	343
	?	†An Schütze	II	*201*	343f
	?	†Von Schütze: Zahlung	II	*202*	344
	4	*An einen Oſtpreußen mit drei fremden Briefen	II	*203*	344f

(1819)				
Juni 20	*An Hippel: Widmung des I. Bandes der 'Serapions-Brüder'	I	*69*	209
Juli 5	*An Hampe	III		
15	An Fouqué	II	*204*	345f
Aug./Sept.	*Von Schütze	II	*205*	385
Sept.	An Hitzig: Widmung eines Pokals	II	*206*	386
Nov. 23	†An Winkler	II	*207*	387
Dec. [illegible]	†Angeblicher Brief an Schütze mit der 'Datura fastuosa'	II	*207a*	387
—	*Von Winkler	II	*208*	387/89
20	*An Winkler	II	*209*	389f
—	*An Robert mit dem I. Bande des Murr-Kreisler-Werks	II	*210*	390f
1820				
Jan. 15	†An Schütze	II	*211*	392
29	An einen Muſiker: Albumblatt	II	*212*	392
[illegible]	†Von Schütze	II	*213*	392
—	*Von Robert	II	*214*	393/95
Febr. [illegible]	*Von Wilmans mit 50 Flaſchen Wein	II	*215*	396f
März	An Schütze	II	*216*	397
2	*An die Eunike: Sonett	II	*217*	398
April ?	Von Beethoven (durch einen gemeinſamen Bekannten)	II	*218*	399
Mai 1	*An Speyer, vermuthlich mit dem I. Bande des Murr-Kreisler-Werks	II	*219*	399/409
[illegible]	†An Schütze mit dem erſten Drittel der 'Datura fastuosa'	II	*220*	409
10	*An Joſeph Engelmann	II	*220A*	410

(1820)				
Mai E	*Von Fouqué mit den 'Vier Brüdern von der Weſerburg'	II	*221*	411/14
Juni A	*Von Brühl	II	*222*	414
6	*An Reimer mit der umgearbeiteten 'Brautwahl'	II	*223*	415
24	An Hippel mit dem II. Bande der 'Serapions-Brüder' u. dem I. des Murr-Kreiſler-Werks	I	*70*	269/72
Aug. 19	*An Tieck: Empfehlungsbrief für den Hamburger Schauſpieler Kühne	II	*224*	415f
Sept. 11	*An Reimer	II	*225*	416f
12	*An Rochlitz: Empfehlungsbrief für den Contrabaſſiſten Antonio dall'Occa	III		
Nov. 11	*An einen Berliner	II	*227*	419f
	*An Reimer	II	*228*	420
1821				
Jan. 2	*An Reimer	II	*229*	424f
A	*Von Wendt	II	*230*	425/28
7	*An einen auswärtigen Taſchenbuch-Verleger	II	*231*	428
8	*An Hitzig	III		
	Ein Fragment daraus vorläufig nach Hitzigs Druck	II	*226*	417f
	*Die Datirung und eine Stelle berichtigt			765
9	*An Devrient: ſ. d. Facſimile	II	*232*	429
E	*Von Hetſch	II	*233*	430/32
Febr. 10	*An Reimer	II	*234*	432f
18	*An Schütze	II	*235*	433
Frühjahr	Von Oehlenſchläger: Empfehlungsbrief für einen jungen Dänen	II	*236*	434f



Hoffmann im Sommer 1821

Bleiſtiftzeichnung von Wilhelm Henſel; vgl. S. 4431 Note 3
(das einzige Originalportrait Hoffmanns von fremder Hand)

(1821)					
Juli		†Von Schütze	II	*237*	435
	ca. 23	†An Schütze mit der 'Datura fastuosa'	II	*238*	436
	23	†An Wilmans	II	*238A*	436
Aug.	A	†Von Schütze	II	*239*	436
	25	*An Wilmans	II	*240*	437/39
Sept.	2	*An Dümmler mit dem Anfang des zweiten Theiles des Murr-Kreisler-Werks	II	*241*	439f
	8	†An Wilmans	II	*242*	440f
	ca. 12	*Von Biedenfeld	II	*243*	441f
	—	*An Biedenfeld	II	*244*	443/45
Nov.	6	*An Wilmans mit der erſten Lieferung des 'Meiſters Floh'	II	*245*	445/47
	25	*An die Canzi: Widmung der 'Sechs italieniſchen Duettinen'	II	*246*	447
	E	*Von Max mit einem Briefe von Carl Schall und dem I. Bd. von Steffens' 'Anthropologie'	II	*247*	448/50
	30	An Hitzig	II	*248*	450
Dec.	1	An ſeine Freunde: Anzeige vom Tode ſeines Katers (lithographirt)	II	*249*	451
	5	*An Kralowsky	II	*250*	452
	19	*An Dümmler	II	*251*	452f
	21	*An Wilmans mit der zweiten Lieferung des 'Meiſters Floh'	II	*252*	453f
	31	*An Spontini mit Papieren wohl zur 'Lalla Rûkh'	II	*253*	454f
1822					
Jan.	8	*An Hitzig mit dem 'Rheiniſchen Taſchenbuch' auf 1822	II	*254*	455f

(1822)				
Jan. 12	†An Wilmans mit der dritten Lieferung des 'Meiſters Floh'	II	*255*	456
Undatirt	*An Devrient: ſ. d. Facſimile	II	*256*	459
	*An Rebeur	II	*257*	459
	*An eine Berlinerin	II	*258*	459f
	*Von Carl Heinrich Saemann mit eigenen Liedern	II	*259*	460/63

Dritter Abſchnitt,
während der letzten Krankheit,
Januar bis Juni 1822.

1822				
Jan. 18	*An Hitzig	II	*260*	471f
19	*An Wilmans mit der vierten Lieferung des 'Meiſters Floh'	II	*261*	472/75
—	*An Schall (durch Max)	II	*262*	475/78
24	*Von Koreff mit einem Becher und einem Portrait	II	*263*	478f
28	*Von Wilmans	II	*264*	479/82
—	*An Wilmans	II	*265*	482/84
30	*Von Wilmans	II	*266*	484/87
—	*An Hitzig	II	*267*	487f
—	*An Jean Paul mit dem II. Bande des Murr-Kreisler-Werks (durch Baerſt)	II	*268*	488/92
—	*An Baerſt mit der vorigen Nr. und deren Anlage	II	*269*	492
Febr. 8	*An Hardenberg mit Wilmans' Briefen Nrn. 264 und 266	II	*270*	492/96
—	An Hippel mit der vor. Nr. nebſt Anlagen und einer anderen Eingabe	I	*71*	274

(1822)

Febr.	18	*Von Wilmans mit der Abſchrift des vierten ‘Floh’-Abentheuers in Kelchners Faſſung	II	*271*	500/03
	ca. 18	†An Wilmans unter Rückſendung der unveränderten (caſtrirten) Abſchrift	II	*272*	503
	24	†An Max	II	*273*	505
	27	*An Wilmans mit Thieles Platte zum ‘Floh’-Umſchlag und einem Probedruck	III		
März	1	*An Hitzig	II	*275*	507f
	2	*———— mit dem Anfang des Conceptes der letzten ‘Floh’-Lieferung	II	*276*	508
	4	*An Hitzig mit dem Reſt dieſes Conceptes und der vollſtändigen Abſchrift der Lieferung	II	*277*	509
	7	†Durch Hitzig an Wilmans mit der letzten ‘Floh’-Lieferung in der durchgeſehenen Abſchrift	II	*278*	509
	?	*An Hitzig	II	*274*	505/07
		[Erſt im März geſchrieben: Berichtigungen II 4]			765
	ca. 8	*Von Max mit dem II. Bd. von Steffens’ Anthropologie	II	*279*	510/12
		Note 2 geändert			772
	19	*An die Muſicalien-Bibliothek der Königlichen Schauſpiele	II	*280*	512
	23	*An Wilmans	II	*281*	513f
	26	*Wechſelſeitiges Teſtament von Hoffmann und ſeiner Frau	II	*282*	514f

(1822)				
März 27	*An Woldermann	II	283	515f
?	*An Hitzig	II	284	519
Apr. 14	*——— mit Concept und Reinſchrift von 'Des Vetters Eckfenſter'	II	285	520
?	*An Hitzig	II	286	520f
Mai 1	*An die Eunike mit dem 'Meiſter Floh'	II	287	521
26	*An einen auswärtigen Verleger	II	288	522
Juni 17	†Durch F. W. Rieger an Max mit den Concepten des 'Meiſters Wacht' und (ſoweit dieſer fertig) des 'Feindes'	II	289	523

Einſchaltungen und Beigaben.

Die im folgenden unter A und C verzeichneten Texte ſind nicht mitgezählt und durch kleinere Schrift (die 'Briefe aus den Bergen' durch Einrahmung) von den echten Briefen von und an Hoffmann unterſchieden.

A. Einige Aufſätze Hoffmanns in Briefform.

1816	Entſchuldigungsbrief an Fouqué, für das 'Frauentaſchenbuch'		II	267/70
1820	[ſtatt 1819] Briefe aus den Bergen, für den 'Freimüthigen'		II	347/84
	1. An die Frau von B. Hirſchberg, 10. Juli	349/59		
	2. An Theodor. Warmbrunn, 1. Auguſt	350/70		
	Der größere Theil der Note 11 iſt in den 'Berichtigungen' durch neues erſetzt:	770		
	3. An Johanna R. Warmbrunn, 9. Auguſt	371/83		

(1820)	Sechs Einzel-Berichtigungen zu dieſen 'Briefen'	768		
—	Entſchuldigungsbrief an Symanſki, für den 'Zuſchauer'		II	420/23

Anhang dazu: Gefälſchte Briefe.

†An einen (erdichteten[1]) Jugendfreund 1815	II	464
An Kunz 1819	II	319/21
An einen jungen Componiſten	II	463/67

B. Zeichnungen Hoffmanns und Facſimiles ſeiner Handſchrift in dieſem Hefte.

Wir haben grundſätzlich nur ſolche Zeichnungen aufgenommen, die Hoffmann für Freunde gemacht hatte, die alſo innerhalb ihrer Kategorie Briefen, nicht Werken entſprechen. Eine Geſammtausgabe oder auch nur Auswahl von Hoffmanns bildneriſchen Werken müßte Hoffmanns zeichneriſchen Nachlaß zum Grundſtock haben, den wir (im dritten Heft) S. 551 f in Note 6 sub a beſchrieben haben.

1815?	Der graue Mann aus 'Peter Schlemihl's wunderſamer Geſchichte' von Chamiſſo — für Kunz gezeichnet	bei S. 237
1815	Hoffmanns neue Wohnung und die Ausſicht daraus — für Kunz gezeichnet (am 18. Juli: ſ. o. S. XI)	bei S. 241

Gegenüber der Wohnung Langhans' Schauſpielhaus von 1800/01 zwiſchen den beiden Kirchen; an den Rändern des Blattes die Delicateßhandlungen von Thiermann und Moretti ſowie die Weinreſtaurants von Lutter & Wegner und Schonert; in der äußerſten Ecke das Kammergericht.

---

[1] Der Brief beginnt: „Du haſt mich in Königsberg geliebt, in Glogau geſchätzt, in meinen ſarmatiſchen Verirrungen bedauert" — er richtet ſich alſo an eine Perſon, die Hoffmann von Königsberg nach Glogau und dann nach Polen begleitet hat. Es wäre ein vergebliches Bemühen, dieſen Inſéparable zu ſuchen.

Als Staffage ſind angedeutet: Hoffmann ſelbſt und von ſeinen Bekannten Bernhardi, C. M. Weber, Kunz, Fouqué, der Geheimrath von Alten, Graf Brühl, Tieck, Brentano und Devrient; von Figuren aus den ſpäteren 'Fantaſieſtücken': aus dem 'Goldenen Topf' Anſelmus und Paulmann, aus den 'Abentheuern der Sylveſternacht' Schlemihl und Spikher, Dapertutto und Giulietta, aus den Kreisleriana Kreiſler; von Figuren aus fremden Werken: Armida (Gluck), Epimenides (Goethe), Unſer Verkehr (Seſſa).

1815? Selbſtportrait mit phyſiognomiſchen Erklärungen — für Kunz gezeichnet bei S. 248

Mit Anſpielungen auf die ſpäteren 'Fantaſieſtücke' (das Märchen, 'Blandina' und 'Kreiſlers Lehrbrief') und auf die 'Elixiere des Teufels'.

1816 Schlemihls Nordpolfahrt — für Hitzig gezeichnet bei S. 261

1817 Die Gefährdung des Seehandlungs-Gebäudes durch Unzelmanns Perücke beim Brande des Schauſpielhauſes am 29. Juli und die Rettung des Staatscredits durch einen Gardejäger — für Wagner gezeichnet [in der Unterſchrift Z. 4 ſoll es 9 ſt. 8 heißen] bei S. 293

1820 Mad. Sophie Bader geb. Laurent — aus einem Briefe an Speyer auf S. 407

1821 Billet an Devrient mit Selbſtportrait (mit Pfeife und Punſchglas) bei S. 429

— Widmung an die Canzi auf S. 447

— Anzeige vom Tode des Katers Murr für Hitzig, 30. November — — 450

— Anzeige vom Tode des Katers Murr für die ſonſtigen Freunde, 1. December — — 451

? Billet an Devrient mit Doppelportrait (Hoffmann und Devrient bei Salat und Portwein) bei S. 459

C. Aeußerungen über Hoffmann aus gleichzeitigen Brieſen anderer.

Aus dem erſten Zeit-Abſchnitt, 1814—1818:

1814			
Oct. 18	Fouqué an Wagner	II	222
1815			
Juli 29	Brentano an Arnim	II	241 f
Sept. 27	Chamiſſo an Hitzig	II	243 f
1816			
Febr. 3	Brentano an Arnim	II	256 f
Pfingſten	——— — ———	II	259
Mai 31	Fouqué an Wagner	II	260
Juni	Weber an Caroline Brandt	III	
Juli ?	——— an Rochlitz	III	
Sommer	Chamiſſo an Hitzig	II	260 f
Nov.	Weber an Caroline Brandt	III	
1817			
Febr. 26	Förſter an Tieck	II	279 f
März 6	Scheffner an Stägemann	II	280
Apr. 29	Pückler an Lucie Pappenheim	II	604
Sommer	Atterbom und Oehlenſchläger an ihre Freunde	III	
Oct. 14	*Conteſſa an Reimer	II	290 f
1818			
Febr. 1	——— an Schall	II	297 f

Aus dem zweiten Zeit-Abſchnitt, 1818—1821:

Sept. 24	*Frau Marc an Frau Julie Groepel	II	313
Nov. 18	Pückler an Lucie Pückler	II	610

1819		
Febr. ?	Chamiſſo an Louis de la Foye	II 332f
28	Pückler an Lucie Pückler	II 612
März 16	*Bülow (Concipient: Ferber) an die Kalender-Deputation	III
Mai 22	*Auguſt von Goethe an ?	III
Aug. 30	*Schütze an Wilmans	II 386
1820		
Oct. 17	Molbech an Tieck	II 417
23	*Schütze an Wilmans	II 419
1821		
März 15	*—— — ——	II 434
Juni 19	*—— — ——	II 435
Juli 15	†—— — ——	II 436
Aug. 3	*—— — ——	II 437
Sept. 10	*—— — ——	II 441

*Aus dem dritten Zeit-Abſchnitt, 1822 (alles über die Knarrpanti-Einlagen im 'Meiſter Floh').

Bis auf Stägemanns Brief vom 16. Februar alles nach Handſchriften, aber zum größeren Theile nur angedeutet oder in kurzem Auszuge wiedergegeben und dann hier mit † bezeichnet.

1822		
Jan. 16	†Schuckmann (Concipient Kamptz) an den Frankfurter Senat	II 473
—	†Schuckmann (Conc. Kamptz) an Goltz	II 473
—	†Kamptz perſönlich an Goltz	II 473
20	†Goltz an den Frankfurter Senat	II 479
25	—— — Schuckmann	II 479. 486
30	†Guaita an Schuckmann	II 486
31	Kamptz — —— mit den Belaſtungsſtücken und einer Denkſchrift (dieſe S. 493f)	II 494

(1822)

Febr.	1	†Schuckmann (Conc. Kamptz) an Goltz mit den belaſtenden Stücken mit Ausnahme unſerer Nr. 261	II 495
	2	†Schuckmann an Furkel mit der vorigen Sendung	II 495
	3	†Schuckmann (Conc. Kamptz am 1.) an das Oberlandesgericht zu Breslau	II 495
	5	†Schuckmann (Conc. Kamptz am 4.) an Hardenberg	II 473. 495
	8	Der König (Conc. Tzſchoppe am 6.) an Kircheiſen mit den Frankfurter Acten aus dem Januar	II 497
	—	Dr. Heinrich Meyers Atteſt	I 275
	9	Hippel an Woldermann	I 275f
	—	Woldermann an Kircheiſen	II 497f
	—	Kircheiſen an den König	II 498
	—	†Hardenberg (Conc. Tzſchoppe) an Kircheiſen mit Nr. 270	II 498
	—	†Kircheiſen an Hardenberg mit derſelben	II 498
	11	†Goltz an Schuckmann mit den von Kelchner bearbeiteten Blättern 20—27 des Originalmanuſcripts	II 500f
	12	Nachſchrift dazu	II 501
	—	†Das Oberlandesgericht zu Breslau an Kamptz mit dem Tagebuche des Asverus	II 510
	13	Stägemann an Friedrich Cramer	II 498f
	15	†Hardenberg (Conc. Tzſchoppe am 14.) an Kircheiſen	II 503
	16	Stägemann an Benzenberg	II 499f
	18	†Schuckmann (Conc. Kamptz am 16.) an Kircheiſen mit den von Kelchner bearbeiteten Blättern des Original-Manuſcripts	II 503f

(1822)				
Febr.	18	†Schuckmann (Conc. Kamptz am 16.) an Goltz mit Keichners Auszug	II	505
	23	Woldermann an Kircheiſen mit dem Protokoll über Hoffmanns Vernehmung	II	504f
	24	Kircheiſen an den König mit der vorigen Sendung und den Frankfurter Acten aus dem Januar	II	505
März	1	Wilmans an Guaita	II	506
	4	†Schuckmann (Conc. Kamptz am 1.) an Hardenberg	II	510
	5	†Goltz an Schuckmann	II	473. 506
April	3	Wilmans an Uſener	II	519

D. Bemerkungen des Herausgebers in dieſem Hefte.

Auch hier werden wie im erſten Heft nur ſolche Bemerkungen verzeichnet, die ſich nicht nur auf eine einzelne Briefſtelle beziehen: auch längere Perſonalnotizen ſind alſo in dem Falle übergangen, wenn die beſprochene Perſon für Hoffmann nicht wichtig war. Umgekehrt iſt jedoch eine größere Anzahl bloßer Verweiſungen berückſichtigt, weil dadurch mindeſtens zwei Briefſtellen über die ſelbe Angelegenheit erſchloſſen werden; in gewiſſem Maaße ſoll ſo das noch fehlende Regiſter über die Briefe ſelbſt erſetzt werden.

219^2 = Seite 219 Note 2.

[I. Hoffmanns Leben und Umgebung.]

Amtliche Beſchäftigungen, Gehalt: 219^2; vgl. dazu 760! 248^1. 343. 401^2. Dienſtalter 306^{10}. 401^1. Demagogen-Unterſuchung 391^2. 394f. Diſciplinar-Unterſuchung gegen ihn 472—510 passim.

Kapellmeiſter-Hoffnungen 232^2. Verdruß über deren Scheitern 260^4. 269^2.

Schriftſteller-Honorare 236^2. 315^2. 335. [Vgl. dazu im Text S. 438 und 440: faſt gleichzeitig ſchreibt Hoffmann an

Wilmans, Dümmler biete 4 Fr.s d'or pro Bogen, und an Dümmler, Wilmans biete 4 Fr.s d'or!]

Zweite Berliner Wohnung 241^{2} (vgl. 766 Note!). Brand von Langhanſens Schauſpielhaus 294. Schinkels Neubau 273 Abſ. 2. 408^{10}. Sonſtige Umgegend der Wohnung 293^{10}.

Krankheiten: Mai/Juni 1818: 311^{1} (771). — Februar/März 1819: 334^{9}. 336^{9}. 337^{9}. 402^{2}, zu dieſen Noten aber 612^{30}. — Neſſelfieber Dec. 1820: 419^{3}. 424^{1}.

Reiſen nach Schleſien 345. 348 (768!). 349^{2}. 380$^{10-14}$. (Vgl. 756 oben!)

Verkehr: Seraphinen-Club 299. 390^{9}. Mit Hitzigs Kindern: 243f^{2} (dazu 771).

Regelmäßige Datirung der Briefe 319.

Annahme und Aufbewahrung von Hoffmanns Teſtament durch das Kammergericht 516/18.

[II. Hoffmanns Compoſitionen.]

(Vgl. 686—738!)

Scherz, Liſt und Rache 381 f.

Letzte Theater-Compoſitionen 218.

Undine 237^{4}. 239. 260. 272/74. 288^{4}. 292$^{6.7}$. 312. 316^{11}. 377. 512^{9}.

Taſſilo 249.

Der Liebhaber nach dem Tode 297^{2}.

[III. Hoffmanns Schriften und Entwürfe.]

In der Reihenfolge ihres Auftretens in der Correſpondenz; unter dem Zeitabſchnitt, in dem ſie geplant ſind. Unter die Titel 'Nachtſtücke' und 'Serapions-Brüder' ſind nur die Erzählungen geſtellt, die erſt für dieſe Sammlungen verfaßt ſind, dieſe aber zuſammen unter den Schriften des erſten Abſchnitts.

[Schriften des erſten Abſchnitts, 1814—1818:]

(Verſpätetes Erſcheinen des 'Goldenen Topfes': 221^{6} [Hippeln erſt 12. März 1815 geſandt: I 254].)

Selbſtkritik der Schriften zwiſchen ‘Topf’ und ‘Zaches’: 218 (dazu 768).

Wallborn-Kreisler 412^{4}.

Revierjäger 221^{7}. 226 oben. 248^{8}. 257^{4}.

Lichte Stunden 221^{8}. 231^{8}. 236^{8}.

Abentheuer der SylveſterNacht 225. 354.

Kreislers Lehrbrief 226.

Fermate 226 rechts. 269^{8}.

Artushof 227.

KinderMährchen I: 228^{1}. II: 289f.

Dey von Elba 231^{4}.

Roman des Freiherrn von Vieren und daraus Abgeleitetes: 232/35 (dazu 3 Berichtigungen 771). 244^{8}. 290f^{8}. 441f$^{8.9}$.

Nachtſtücke: Titel 247^{1}. 340^{10}; Inhalt von I: 248; Sperrung der Eigennamen 257f^{8}. Sandmann 247^{1}; Sanctus 257^{8}; Steinernes Herz 283.

Krespel 270^{8}.

Kunſtverwandte 242^{8}. 282^{7}.

Erſcheinungen! = Reſt der Dresdner Memoiren 284^{8}.

Meiſter Martin 295^{8}. 316^{14}. 334^{1}.

Doge und Dogareſſa 316^{13}. 334^{1}.

Datura 296. 333 Vorbem. 334. 344. 365. 409. 419^{8}. 503^{7}.

Seraphinen-, dann Serapions-Brüder: Titel 290f^{4}. — Band I und II: 299. — Band I, ſpeciell Serapion: 300. 318^{1}. Bergwerke von Falun 300. 317^{8} (corr. 771). — Band II: 317^{14}. 325^{8}. — Band III, ſpeciell Neubearbeitung der Brautwahl: 415^{8} [vgl. jetzt meine Ausg.]. — Band IV: 424$^{8.9}$; ſpeciell Königsbraut: 391^{4}.

Meiſter des Geſanges 299f.

Fräulein von Scuderi 303.

Autobiographiſche Notizen für Brockhaus 308^{4}.

[Schriften des zweiten Abſchnitts, 1818—1821:]

Charakter dieſer Periode 310. Maſſenerzeugung um die Jahreswende 1820/21: 428^{1}. 429^{2}. Vgl. auch 440^{3}. 446^{4}.

Zaches (87^{2}.) 311^{1} (dazu 771). 327^{5}. 329^{4}. 333 (dazu 771).

Haimatochare 317^{10}. 322 unten.

Brief Kreislers 322 unten.

Aus dem Leben eines bekannten Mannes 322 unten.

Signor Formica 329^{3}. 334^{1}.

(Zuſammenhang der Dinge, ſpeciell der Name Veehs: Band I S. 274^{1}.)

(Brautwahl, ſpeciell der Name Lehſen: Band I S. 273^{1}.)

Murr-Kreisler Band I: 344 unten. 365. 386. (Der Name Liscov: Band I S. 273f^{1}.) — Band II und III: 422^{6}. 440^{3}. — Band II allein: 446^{4}. Abbruch des Katertheils 451. Cyprians Beichte 452. Erſcheinen des Bandes: ebenda. — Band III: 476^{4}. 507.

Briefe aus den Bergen: Plan 348. Einzelnes 349ff.

Olimpia (Bearbeitung des Textes und Beſprechung der Muſik): 414.

Brambilla 417f.

Schnellpfeffer 418^{3}. 446^{4}. Vorname des Helden erſt Janotus, dann Timotheus: 511^{8} und 772!

Feuilleton über die Kunſtausſtellung 1820/21: 424.

Elementargeiſt 427^{6}.

Floh 344. 391^{4}. 445—519 passim. Speciell das Vorwort: 447^{7}. (Vgl. auch Band I S. 273/78; über den Namen Knarrpanti daſelbſt 273f^{1}.)

[Schriften des dritten Abſchnitts, 1822:]

Charakteriſtik dieſes Abſchnitts 470.

Margaretha 475^{6}. 513^{8} (772). 522^{3}.

Des Vetters Eckfenſter 323^{3}. 421^{4} (771!).

Wacht 316^{10}. 520. 523.

Geneſung 323^{6}.
Feind 522^{8}. 523.

[Ständige Figuren:]

Das Fräulein von B[enzon] 349.
Die Räthin Benzon 349.
Der reiſende Enthuſiaſt 423f (vgl. 676 Note!).

[IV. Hoffmanns Zeichnungen.]

6 Bilder zu den KinderMährchen I: 275f (771!)
— —— — — —————— II: 290^{4}.
Der Murr-Pokal 386f.

[V. Sammelwerke, mit und ohne Beiträge Hoffmanns.]

Karls Verſuche und Hinderniſſe 232f.
Zeit-Blüthen 228/30. 232.
Roman des Freiherrn von Vieren ſ. unter III.
Dramaturgiſches Wochenblatt $242^{1.8}$. 282.
Sängerfahrt 259^{1}. 279.
Gaben der Milde 284^{3}.
Converſations-Lexicon 308^{4}.
Cornelia 314^{7}. $316^{11.18}$. 410^{3}. 523^{2}.
Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen 315^{8}.
Allgemeine Muſikaliſche Zeitung $324^{7.8}$ (769, 2c!)
Abend-Zeitung 387.
Der literariſche Merkur 388.
Penelope 388f.
Frauentaſchenbuch 412^{8}. 523^{6}.
Zuſchauer 421^{2-4}.
Allgemeine Zeitung für Muſik 428^{7}.
Feierſtunden 444^{4}.
Max'ens Sammlung romantiſcher Erzählungen 449^{1}. 491^{9}. 511^{1}.

[VI. Andere Perſonen und deren Werke.]

Alphabetiſch. — Verleger und Redacteure von Sammelwerken ſind hier nicht aufgeführt: man ſuche die Sammelwerke unter V.

Atterbom 345^{9} (771). 351^{5}.
Bader 305$^{4.\ 8-11}$. 407f$^{10.\ 11}$.
Birnbaum 245. 277f.
Brentano (ſ. auch unter V Sängerfahrt und Gaben der Milde) 241^{1}. 252 Vorbemerkung. Ueber Fouqué 253f. 258f^{3}. 279^{3}. (Zu dem Schluß ſeines Briefes an Hoffmann S. 256 vgl. 769!) Seine und Arnims Theaterbriefe 254^{1}. 256. Er und die Henſel 258^{2}.
Chamiſſo (ſ. auch unter III den Roman des Frhrn. v. Bieren): 237f. 244f^{7}. 260/62. 299 unten. 317^{16}. 332f.
Chézy, Helmina von (ſ. auch unter II den Liebhaber nach dem Tode): 265.
Conteſſa (ſ. auch unter II den Liebhaber nach dem Tode, unter III den Roman des Frhrn. v. Bieren und unten bei Houwald): 290f. 297.
Dallach 289^{6}.
D'Elpons 478.
Devrient: in Deſſau 302^{7}. 321^{6}. In Berlin 241^{9}. Als Falſtaff 282^{5}. 289^{3}. Regiſſeur 429^{1}.
Eunike, Johanna: 260^{2}. 292^{6}. 305$^{4.\ 6.\ 7}$. 371^{1}. 377.
Förſter ſ. unter V Sängerfahrt.
Fouqué 302$^{5.\ 8}$. 412f. 434. Undine ſ. II. Altſächſ. Bilderſaal 280f^{1}. 411. Bearb. v. Shakeſpeare-Schlegels Heinrich IV. ſ. Devrient. (Wegen Eginhard und Emma ſ. die Ueberſicht über das erſte Heft.)
Gerber, Johann Chriſtian: 304^{2}.
Gerlach, 4 Brüder: 258^{2}.
Goethe: Epimenides 250f^{4}.
Henſel 443f^{3}. (Vgl. Band I S. 273^{1}.)

Herklots 455.

Hitzig (ſ. auch unter III den Roman des Frhrn. v. Vieren): Wiedereintritt in den Juſtizdienſt 220. Abſchied von der Verlegerlaufbahn 222. Als Corrector der erſten Bogen des Murr-Kreisler-Werkes 386. Verliert eine junge Tochter 456. Seine Neudrucke aus dem Zuſchauer 323^{8}. (Zu vergleichen iſt die Ueberſicht über das erſte Heft und faſt das ganze dritte Heft!)

Holbein (107^{2}.) 311^{9}. 312^{2}.

Houwald 290^{1}. 477^{6}.

Jahn 280^{4}. 394^{3}.

Kauer, Michael und Nanette: 250^{4}. 405^{6}.

Kolbe 334^{3}.

Koreff 417. 478^{1} (ſ. auch 600—617).

Kralowsky 283^{2}. 386^{2}.

Krickeberg, Friederike, mit ihren Eltern, Lehrern, Freunden und Kunſtgenoſſen: 338f. 341. 379.

Kunz 250^{4}. 319/23 über und unter dem Strich. 406$^{7.8}$. (Vgl. die Ueberſicht über das erſte Heft.)

Langbein 385^{9}. 386^{6}.

Lanzendorf, Helmine, ſ. jetzt im 3. Heft.

Levezow 242^{1}. 250f^{5}.

Loeben 277$^{6.8}$.

Marc, Julie: 313. (S. auch 633/36. 657f.)

Molbech 415f.

Müllner 278.

Oehlenſchläger 434.

Paul 425^{6}. 488/90. 511^{1}. (Vgl. die Ueberſicht über das erſte Heft.)

(Podbielsky: Band I S. 273f^{1}.)

Pückler ſ. jetzt im 3. Heft.

Ramberg 334$^{3.8}$. 503^{7}.

Rellſtab 260. 280. (663^{21}. 710. 711f.)

Schmidt, J. P.: Alpenhütte 263. Fiſchermädchen 324^{6}. (688. 710. 711 mit Note 5.)
Schmidt, Wilhelm Ludwig: 369f. 372f. 375. 378.
Schütze ſ. unter III Datura.
Schulz, Friedrich: 361/63.
Scott, Walter: 418$^{1.2}$.
Seſſa: Unſer Verkehr 250f^{5}.
Shakeſpeare: Heinrich IV. ſ. Devrient. (Seine Commentatoren: 770.)
Soden 405^{6}.
Spontini: Olimpia ſ. unter III. Lalla Rükh 443^{4}. 455.
Sterne 356f. 360.
Tarnow, Fanny: 403f.
Baerſt 490^{6}. 491^{8}.
Wagner, Adolph: 260^{2}. 292^{4}.
Weber, Bernhard Anſelm: 249^{3}. 250/51^{5}.
Wetzel 299^{3}. 301$^{2.3}$. (771!). 322 (dazu 768). 406^{6}.
Wild 305^{12}.
Wilmans: Weinſendung der Brüder 396^{1} (vgl. 456 unten, auch 354^{6}). Trennung der Brüder 445^{1}.
Winckel, Thereſe aus dem: 292^{3}.
Wurm 250/52.
Ziegler 406^{7}.

E. Henſels Hoffmann-Portrait.

Ueber dieſes Titelbild des Heftes, das einzige bekannte Originalportrait Hoffmanns von fremder Hand, ſ. den Excurs S. 443f.

Berlin (III) 1814—1822

Erſter Abſchnitt,
bis zur Erkrankung im Frühjahr 1818:
Theaterkomponiſt[1] und guter Unterhaltungsſchriftſteller[2]

---

[1] S. umstehend sub A.

[2] S. umstehend sub B.

A. Theaterkompoſitionen:

1. 'Taſſilo', 8mal im Opernhauſe aufgeführt 28. Okt. 1815 — 8. Febr. 1817,
2. „Eine andere Compoſition fürs Theater“ (ſ. Nr. 155), vollendet Anfang 1816,
3. 'Undine', 14mal im Schauſpielhauſe aufgeführt 3. Aug. 1816 — 27. Juli 1817,
4. 'Der Liebhaber nach dem Tode' geplant ſeit Sommer 1817.

B. Geſtändniſſe zur Schriftſtellerei:

1814 an Hitzig (II 214):

> Sie können wohl denken, daß bis auf beſſere Zeiten (d. h. bis zum Erreichen einer neuen Kapellmeiſterſtelle) mich die litteraria durchhelfen müſſen . . .

1815 an Hippel (I 253):

> So wenig die juridica anſchlagen wollen, ſo ſehr ſteigt, wider mein Erwarten, mein Ruf in der Litteratur . . .

1816 an denſelben (I 263):

> Ich ſchreibe keinen goldnen Topf mehr! So was muß man nur recht lebhaft fühlen und ſich ſelbſt keine Illuſion machen!

1818 an die Chézy (II 314[1]):

> Gewiß hegen Sie ein zu günſtiges Vorurtheil für meine Werke, das mich zwar ehrt aber auch zugleich beſchämt, da ich bis jezt, das Mährchen vom goldnen Topf vielleicht ausgenommen, nichts von eigentlicher Bedeutung geliefert.

---

[1] Die Berichtigung S. 768 erübrigt sich nunmehr. [Mai 1912.]

Franzöſiſche Straße 28II

128. An Kunz. (25.)

(Nach dem Abdruck im 'Bären' von 1890.)

Berlin, franzöſiſche Straße No 28
zwey Treppen hoch
[Ende Sept. oder Anfang Oct. 1814[1]].

Theuerſter Freund!

Ganz unbegreiflich iſt mir Ihr obſtinates Stillſchweigen, und thäte es mir nicht Noth, Ihnen von der Veränderung meiner Lage Nachricht zu geben — wahrhaftig, ich würde mich kaum entſchloſſen haben, meinem Rechte, erſt Ihren Brief zu erwarten, zu entſagen! — Sehr wichtige Gründe haben mich veranlaßt, wieder in den Juſtizdienſt zu treten — vorläufig bin ich im Bureau des JuſtizMiniſters[2] und zugleich im Kammergericht angeſtellt[2a], woſelbſt ich den Freund Hitzig bereits gefunden habe, der ſeine Buchhandlung ver-

---

128.

[1] Grisebach hat (S. LVIII seiner Einleitung) die Abfassungszeit des Briefes im wesentlichen richtig festgestellt; wie gewöhnlich dürften aber H's Daten nicht ganz wörtlich zu nehmen sein. Nach dem Tgb. reiste H. am 24. Sept. von Leipzig ab und kam 26. in Berlin an. Er stieg dort, wie 1807, ab im 'Goldenen Adler' (Jerusalemer Str. 36/37, Eckhaus der Leipziger Str., am Dönhof'schen Platze) bei **Mathieu**, den er bekanntlich dann ein Vierteljahr später in den 'Abentheuern der SylvesterNacht' als seinen „guten Freund" bezeichnet hat. Diner und Thee, die auf der nächsten Seite und I 249 geschildert werden, fanden Ende Sept. statt; die neue Wohnung bezogen Hoffmanns am 4. Oct.

[2] Diese Meldung ist „verfrüht". H. wurde vielmehr erst Mitte 1815 vorübergehend als Expedient im Justizministerium beschäftigt: s. den 64. Brief an Hippel (I 257 unten).

[2a] S. n. S. 769.

kauſt hat[3]. — Ob ich in Berlin bleiben werde oder nicht, ſteht noch dahin — erſteres geſchieht, wenn ſich meine Carriere ſo wendet, wie ich wünſche und wozu ich Hoffnung habe. —

Geſtern hatte ich eines der interreſſanteſten Diners, die ich erlebt. — Ludwig Tiek, Fouqué, Franz Horn, Chamiſſo, Bernhardi, der Profeſſor Moretto, der Maler Veith, Hitzig und ich, das waren die Perſonen, die ſich bey dem erſten Reſtaurateur nach der erſten Weiſe und auf verſchiedene Weiſe reſtaurirten.

Durch die Fantaſieſtücke bin ich hier ganz bekannt geworden, und ich kann auch ſagen, merkwürdig, denn der Berganza iſt ein Fehdehund geworden, der unter die Damen gefahren, wogegen der Magnetiſeur ganz nach der Frauen Wunſch gerathen. — Nach dem Diner wurde ich geſtern bey einem Thee unter dem Nahmen eines Doktor Schulz aus Rathenow eingeführt, und erſt nachdem viel und gut muſicirt[3a], ſagte Fouqué: der Kapellm[eiſter]

---

[3] Hitzig begründet das in der S. 212 (Note zu Nr. 126b) genannten Chamisso-Biogr. I 353 folgendermaßen: „nun war er [Hitzig] Wittwer geworden, beladen mit der Sorge für sechs kleine Kinder, dies bewog ihn zu dem Entschlusse, seine Handelsgeschäfte, die ihn den ganzen Tag von seinem Hause entfernt gehalten und ihm also seine Kinder hatten fremd werden lassen, aufzulösen und in den Staatsdienst zurückzutreten, ein Vorsatz, den er schon im Herbste 1814 ausführte.“ — Chamisso hebt in einem Briefe an L. de la Foye eine andere Erwägung hervor (ebenda I 353f Note): „Hitzig hat dem Buchhandel entsagt, um einen scharfen Einschnitt in sein Leben auch äußerlich zu machen und um das nunmehr seinen Kindern gehörige Vermögen aus einem Geschäfte zu ziehen, welches nur allein durch ihn — den leichtsterblichen Mann — blühte und so blühen konnte, und hinter ihm, in vormundschaftlicher Verwaltung, in ärger als Nichts zusammensinken würde. Er ist in seine alte Laufbahn wieder eingetreten und vor der Hand Kammergerichts-Assessor hier in Berlin, wo er auch wohl bleiben wird, wenn er eine definitive Anstellung erhält.“ In der That wurde Hitzig noch im selben Jahre zum Criminal- und Pupillen-Rath ernannt.

[3a] Besonders, laut Tagebuch, von den „Sängerinnen Marcuse“, deren Personalien Friedrich Holtze mit großem Glück festgestellt und 1910 im Heft XLIII der 'Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins' S. 3—19 mitgetheilt hat.

J[ohannes] Kr[eisler] befindet ſich unter uns — und hier iſt er! — Das übrige können Sie Sich denken! —

Daß Iffland todt[4] und begraben[4a] iſt, wiſſen Sie längſt, der Graf Brühl, ein herrlicher, wahrhaft nach unſerer Weiſe geſinnter Mann, wird Intendant des Theaters, und dieſem ſteht eine große Revolution bevor, an der ich Theil nehme, wenigſtens mittelbar. —

Sobald das dritte Bändchen Callots fertig iſt, bitte ich um Zuſendung von 2 bis 3 Exemplaren[5]. Schreiben Sie mir, wenn Sie das Manuſkript zum vierten Bändchen brauchen, und: ob Sie bis Oſtern oder wann länger, die lichten Stunden eines wahnſinnigen Muſikers verlegen wollen? Dies Buch wird in einem ein Alphabet ſtarken Bande beſtehen.[6]

Bey Ihrem Wagner habe ich 100 Bout. Wein beſtellt; daß die Beſtellung nun ceſſirt, verſteht ſich ja wohl von ſelbſt, ich bitte daher nichts zu ſenden.

Unſere Abrechnung kann, wenn Sie es wünſchen, bis Oſtern aufgeſchoben bleiben.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau Minna herzlich, ſowie Speyer, Marcus, Ziegler, Weiß

Der Ihrigſte
Hff

Meine Adreſſe iſt: An den Kgl. Pr. RegierungsRath Hoffm.[7]

---

[4] seit 22. September 1814.

[4a] am 25., einen Tag vor H's Ankunft: AMZ XVI 754.

[5] Am 1. November schreibt H. an Hippel: „noch habe ich den dritten Band nicht erhalten" (I 249 unten); Fouqué wird der Band am 27. December erst für „nächstens" versprochen (S. 224 25), Hippeln wird er erst 12. März 1815 geschickt (I 254 Mitte).

[6] Kunz erklärte sich für im Prinzip einverstanden und zeigte das Buch im Meßcatalog an: s. S. 236 Mitte.

[7] Wegen 'Revierjäger' und 'Kreislers Clubb' s. o. S. 211 Note.

128a. Fouqué an Adolph Wagner.

(Nach Meisners Abdruck 1898.)

[Nennhauſen.] Am 18^{t} Octbr. 14.

. . .

Jetzt arbeite ich an dem Winterhefte der Jahreszeiten[1], und dieſe erſcheinen alsdann geſammelt, mein ſehr ähnliches Bild[2] davor . . .

Hofmann iſt ja nun in Berlin, und ich habe große Luſt an ſeiner Bekanntſchaft gefunden. Darf ich hoffen, daß mir dadurch auch zu der Freude Ihres Beſuches geholfen wird?[3]

129. In Hitzigs Auftrag an Fouqué. (3.)

Mit dem (ſoeben, noch unter Hitzigs Firma, erſchienenen) letzten Heft der 'Jahreszeiten', einem zweiten Abzug von Fouqué's Portrait daraus und zwei Tieck'ſchen Büchern.

(Nach Kletkes Abdruck 1848.)

[22. December 1814.]

Freund Hitzig iſt mit Seſſionen, Auktionen und allem Möglichen, was nur der Teufel erfunden zu unſerer Pein und Qual, ſo geplagt, daß er mir es auftragen mußte, Ihnen, Hr. Baron! ſtatt ſeiner auf den Brief vom 2^{t} Dezember d. J. zu antworten. Als treuer Expedient melde ich alſo:

1) Nach langem Suchen fanden wir endlich ein einziges Exemplar der Büſte des Kronprinzen in der Porzellanfabrik, ſehr ſauber in Bisquit geformt à 50 rth.

128a.

[1] Enthält 'Sintram und seine Gefährten'. Hitzig spricht bei Empfang des Ms. in einem schönen Briefe an Fouqué seine hohe Befriedigung darüber aus, gerade mit dieser Publication seine Verlegerlaufbahn zu schließen.

[2] Vest *del.* Jügel *sculp.*

[3] Antwort auf Nr. 127a Abs. 2. Wagners Antwort und seine weiteren Briefe an Fouqué fehlen bei Kletke.

Hitzig war zweifelhaft, ob Sie, Hr. Baron! das nicht unbedeutende Quantum daran wenden wollten. Er, ſo wie ich heute, ſuchten vergebens, von Hrn. von Rochow nähere Information einzuziehen, denn niemals fanden wir Hrn. v. R. zu Hauſe. Ich für meine Perſon gebe dem H[itzig] den Rath, die Büſte ohne Weiteres zu kaufen und zu ſenden; denn die Büſte iſt ein wahres Kunſtwerk und ich glaube, Sie, Hr. Baron, in einiger Grandioſität und Verachtung des ſchnöden Goldes als wahrer Dichter zu kennen, weshalb nichts zu fürchten. (Für Werner und Conſorten übernähme ich ſo etwas nimmermehr). Sollte ich noch heute Hrn. v. Rochow ſprechen, ſo wälze ich die Entſcheidung und alle Laſt und Vertretung auf ihn.

2) Franz Paſſow hat ſich bey Hitzig gar nicht ſehen laſſen, er weiß daher gar nicht, wo Bemeldeter aufzuſuchen und zu finden.

3) Anbey erhalten Sie, Herr Baron,
   a) den wohlgerathenen Kupferſtich eines Mannes, den Sie kennen, und der in poeticis viel erkleckliches gethan.
   b) Tiecks Phantaſus, 2 Bände.
   c) — Frauendienſt[1].
   d) Jahreszeiten — Winter, wie es eben jezt recht iſt, in dieſem Buche zeigt ſich gleich Anfangs wieder jener ritterliche und dichteriſche Mann.

Nachdem auf dieſe Weiſe Gehöriges expedirt, darf ich ſelbſtſtändiger ſprechen, und Sie, Herr Baron, recht herzlich und innig bitten, mich im treuen Andenken zu behalten

---

129.

[1] D. h. Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst in Tiecks Bearbeitung (1812 bei Cotta erschienen).

und mich mit recht freundlichen Augen anzublicken, wenn ich einmal in der Rennhauſer Burg einſprechen ſollte — ein reiſender Muſikant mit allerley Klängen und Melodien, daß ſelbſt die kleine Marie dem Sänger unerachtet ſeines wunderlichen Geſichts und Rocks nicht abhold werden ſollte.

Der Ihrigſte

Berlin
D. 22t Dezember 1814.

Hoffmann
auch Kreisler genannt

130. An Fouqué. (4.)

Mit einem Briefe Wagners an Fouqué.

(Nach dem Original.)

[27. December 1814.]

Wie ſehr freut es mich, daß mir jezt ſo oft der Anlaß komt, zu Ihnen, Herr Baron! ſprechen zu können! — In der Anlage ſende ich Ihnen ein Brieflein[1] von unſerm lieben armen Adolph! — ich nenne ihn deßhalb ſo, weil er ſo verlaſſen in trüber Umgebung durchs Leben ſchleicht, und in ſich ſelbſt hinein zehrt — Wenigſtens herrſcht in dem Briefe an mich ſolch eine düſtre Stimmung, wie noch nie, und ich glaube, daß der Brief an Sie dem meinigen ähnlich ſeyn wird. — Erfreuen Sie ihn bald mit ſolch' tröſtenden freundlichen Worten, wie ſie Ihnen der heitre lebendige Geiſt, mit dem Sie das Leben erfaſſen, eingiebt, ich will die weitere Beförderung übernehmen.[2]

Sollte Ihnen nächſtens ein ganz wunderlicher Jüngling, Anſelmus genannt, vorkommen, ſo empfehle ich ihn Ihrer Liebe und Güte, auch bitte ich Ihren Blick auf den Archivarius Lindhorſt zu richten, wenn er vielleicht als

---

130.

[1] Unbekannt, s. S. 222 Note 3.

[2] Fouqué's Trostbrief bei Meisner Nr. 11, S. 117/19.

Stoßgeyer über die Burg Nennhauſen wegfliegen ſollte; die Serpentina wird ſich wohl einzuſchmeicheln wiſſen.

Mit Hitzig, Veith, Chamiſſo, Conteſſa glaube ich in Zeit von einer halben Stunde den mit edlem Wein gefüllten Pokal auf Ihr Wohl, auf Ihr herrliches Dichterleben anzuſtoßen!

Der Ihnen innigſt ergebene
Hoffmann

Berlin
D. 27 Decbr: 1814.
Abends 6 Uhr.

131–144. Empfang und Abſendung von Briefen im Januar und Februar 1815.

(Nach dem Tagebuch;
Nr. 138 ergänzt nach Kunzens Angaben im 'Phönix' auf 1835 und 1837.)

131. Von dem Königsberger Bevollmächtigten (3): 9. Januar „300 rth erhalten“.

132. An Speyer (3): 13. Januar mit der folgender Nr.

133. An Kunz (96) mit den 'Abentheuern der Sylveſter-Nacht'[1].

134. Von der Redaction der Allg. Muſ. Ztg. (Breitkopf & Härtel 95): 17. Januar „angenehmer Brief — der lezte Aufſatz über Romberg und Sertez[1] iſt eingerückt“.

135. Von Härtel (Breitkopf & Härtel 96): 18. Januar „Brief“.

136. Von Diederichs: 1. Februar „Brief“.

137. Von Staegemann (1): am ſelben Tage „Brief“.

133.

[1] Nach dem Tgb. für 1815 hat H. am 1. u. 2. Jan. an dieser Historie von Spikher und Schlemihl gearbeitet und sie am 6. „mit Glück beendigt“, am 7.—10. abgeschrieben und am 13. Chamisso-Schlemihl, Hitzig und Contessa bei sich vorgelesen.

134.

[1] 'Briefe über Tonkunst in Berlin. Erster Brief.' In der Nr. vom 11. Jan.

138. Von Kunz (77): 1. Februar „Brief erhalten nebſt dem Revierjäger"; Kunz refüſirt die Erzählung, da ſie „ſchwach und namentlich für die Fantaſieſtücke zu ſchwach" ſei[1].

139. An Staegemann (2): 6. Februar „Brief durch Schulz geſendet".

140. Von Fouqué (5): 20. Februar „Nachricht aus Nennhauſen — Fouqué hat den Brief wegen Ulfine an Brühl mit geſchickt und die Sache geht nunmehr wirklich vorwärts."

141. An Brühl (1): 24. Februar „Brief — nachmittags nebſt [der Abſchrift des 'Undinen'-Textes[1] und dem] Brief von Fouqué an Brühl abgeſchickt".

142. Von Kunz (78) mit Nachſchrift von Friedrich Gottlob Wetzel: 25. Februar „Brief".

143. An Kunz (79): 28. Februar vormittags mit 'Johannes Kreislers Lehrbrief'[1].

144. An Fouqué (6): am ſelben Tage „Brief mit der Erzählung" (vermutlich der 'Fermate')[1].

138.

[1] Dabei hatte Kunz die 'Elixiere' angenommen! H. bietet den 'Revierjäger' zehn Monate später mit anderen Erzählungen Reimern an: s. Nr. 155 nebst Note 1.

141.

[1] Am 22. „den ganzen Tag" daran gearbeitet, am 23. „fertig geschrieben".

143.

[1] Im Tgb. 1. Februar „Kreislers Brief", 20. „Sehr fleißig gearbeitet ... Kreislerianum ganz fertig gemacht." Beizufügen sind zum 'Lehrbrief' die an Cotta gesandten, von diesem aber noch nicht veröffentlichten Abhandlungen aus dem Bereiche der Töne: s. S. 209 Note 11.

144.

[1] H. hatte, wohl noch 1814, der Redaction des Taschenbuchs 'Urania' für den Jahrgang auf 1816 einen Beitrag versprochen und schickt dafür die 'Fermate'. Am 18. Jan. war die Idee „vollkommen ins klare gebracht", am 19. wird die erste Niederschrift angefangen, am 21. Jan. u. 1. Februar fortgesetzt und am 3. beendigt; am 7. wird die Reinschrift fertig. Am 19. Februar läßt sich jedoch H. bei einem Mittagessen von Fouqué bestimmen, die Erzählung dessen 'Frauentaschenbuch' zuzuwenden. Die Absendung scheint sich dann bis zum 28. verzögert zu haben. Die Erzählung erschien im Herbst, in dem Jahrgang für 1816. Wegen der 'Urania' s. nächste Nr. nebst Note 1.

145. An die Redaktion des Taſchenbuchs Urania.

(Brockhaus I.)

Mit dem "Artushof".

(Nach einer Abſchrift des Herrn Carl Georg von Maaſſen in München.)

[6. März 1815.]

E. Hochverehrten Redaktion ſende ich in der Anlage meinem Verſprechen gemäß eine Erzählung[1] für die Urania, dringende Dienſtgeſchäfte hielten mich ab das Manuſkript früher fortzuſchicken, indeſſen glaube ich wohl, daß, da die Zögerung nur wenige Tage beträgt, ich nichts verſäumt haben werde. Sollte indeſſen es doch ſchon zu ſpät ſeyn, ſo bitte ich nun um gütige ſchleunige Rückſendung des Manuſkripts[2]. — Das gütige Verſprechen, mit Rückſicht des Beytrags für die Urania die vortheilhafteſten Bedingungen einzuräumen, ſowie meine augenblicklichen Verhältniſſe veranlaßen mich E. Hochverehrl. Redaktion ergebenſt zu bitten, mir alsbald das Inſtitutsmäßige Honorar

---

145.

[1] Am 14. Februar, dem Tage nach einem Mittagessen mit Fouqué, das die 'Urania' um die 'Fermate' gebracht hatte (s. Note zu 140, [illegible]), faßte H. den Plan zu der Novelle 'Der Artushof' oder wie er im Tgb. stets schreibt, 'Der Artushoff'. Am 17. fängt er „mit Glück" die Niederschrift an und setzt sie am 18. fort; dann kommen weitere Unterbrechungen (s. Noten zu 141 und 142), und am 6. März wird wieder daran „fleißig gearbeitet". Mit dieser Notiz schließen leider für immer H's Tagebuch-Aufzeichnungen, anscheinend plötzlich. Von den Folgen des Schreibkalenders der Königl. Preuß. Kalender-Deputation an [illegible]. Es sind dann nur noch Kammergerichts-Termine eingetragen.

[2] Geschah nicht, die Erzählung blieb anderthalb Jahre bei der Redaktion liegen.

für die Erzählung gütigſt zu übermachen, und empfehle mich der Fortdauer des mir bezeigten gütigen Wohlwollens.

Hochachtungsvoll
Einer Hochverehrt[en] Redakt[ion]
Berlin. Franzöſiſche Straße ergebenſter
No 28. Hoffmann
den 6. März 1815.

146. An Fouqué. (7.)

(Nach Kießer Abdruck 1848.)

[8. Mai 1815.]

Mag mein Freund Hitzig mich des unverzeihlichen Stillſchweigens halber entſchuldigen, mag er Ihnen, Herr Baron! beſſer, als ich es ſelbſt thun kann, ſagen, wie mich ſeit einiger Zeit die heilige Juſtiz ſo feſt mit ihren Armen umklammert hielt, daß ich den Schreibedaumen nur rühren konnte, um ein Urtel oder ein Protokoll zu machen; an ſolche Allotria als da ſind: ſchreiben an herzgeliebte Freunde, Mährchen machen[1], componiren, durfte ich gar nicht denken. — Der Brief des ſchwänzelnden Redakteurs, der ſeinen Mantel windgerecht zu tragen ſcheint, hat es mir ganz verleidet, an den unbedeutenden, hohlen, nie zu Früchten reifenden Zeitblüthen mit zu arbeiten.[2] Wer mag ſich auf ſo

---

146.

[1] Ob hier schon an die 'Kinder-Mährchen' gedacht ist, die H., Fouqué und Contessa im nächsten Jahre herausgaben?

[2] Die 'Zeit-Blüthen, ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Welt' wurden zu Breslau (bei Korner und Schulz) seit dem 19. Mai 1814 von dem „Prediger und Schullehrer" Karl Wenzel wöchentlich zweimal herausgegeben; der Haupt-Mitarbeiter war der Graf Loeben (Isidorus Orientalis). Wenzel bemühte sich seit Ende 1814 um auswärtige Correspondenten (s. Zeitblüthen Nr. 1–4, Intell.-Bl. 1 u. 2, worauf Dr. [illegible] auf Grund der [illegible] zu seinem Repertorium [illegible] und nach der nächsten Nr. zu [illegible] (S. 231 oben, mit Note 3), hatte er H. durch Fouqué gebeten, der Correspondent für Berlin zu werden.

etwas einlaſſen? — Deshalb, weil die Zeitblüthen eben ſo ganz obſkur ſind, ſcheint mir auch Alles, was darin geſtanden, pro non scripto geachtet werden zu müſſen, und es wäre offenbar dem unbekannten Rezenſenten² viel zu viel Ehre angethan, wenn man ihn ſeiner Ausfälle wegen (die, in ſo fern ſie perſönliche Verhältniſſe betreffen ſollen, mir unverſtändlich ſind) auch nur eines einzigen Wortes würdigen wollte. — Mir ſind überhaupt, wie gewiß auch Ihnen, Herr Baron, die literariſchen Fehden in der Seele zuwider, da ſie den Tölpel nicht weiſe, den Proſaiſchen nicht poetiſch machen, und nur dem Publikum ein Schauſpiel geben. Uebrigens hatte ich jene in Rede ſtehende Rezenſion, die mich ſelbſt höchſt geärgert hat, ſchon längſt für in den tiefſten Abgrund des Meeres verſunken. —

Möchten Sie, Herr Baron! doch bald durch Ihr Hierſeyn mir einige recht heitere Sonnenblicke ins Leben werfen, es bedarf deren in der That![3] — Ungeachtet Brühl noch nicht geantwortet hat, iſt mir doch aus der beſten Quelle die angenehme Nachricht zugefloſſen, daß der Text der Oper nicht ſo wohl gefallen, als eine durchgreifende Senſation erregt hat. Man kann die herrliche Bearbeitung des recht ins Innerſte dringenden Sujets nicht genug rühmen. Ohne meine Comp[oſition] zu kennen, iſt die Aufführung beſchloſſen, und zwar ſoll ſie mit allem nöthigen Aufwande, mit neuen Dekorationen u. ſ. w. gegeben werden. — Ehrfurchtsvoll küſſe ich der Frau Baroneſſe die Hände! —

Ihr treuſter
Johannes Kreisler

Berlin
den 8. May 1815.

---

[2] [illegible] Fouqué war in der Nr. 22 der [illegible] (18. März 1815) in einer Rezension etwas von oben herab behandelt, möglicherweise ist [illegible] gemeint.

[3] vgl. [illegible]

147. An Fouqué. (8.)

(Nach Hitzigs Abdruck 18[illegible].)

[14. Mai 1817.]

In dieſem Augenblick erhalte ich Ihren erfreulichen Brief, Herr Baron! und antworte auf der Stelle, damit nicht ein feindſeliges bedrohliches Aktenſtück dazwiſchen trete und Aufſchub veranlaſſe. — Sehr wehe würd' es mir thun, wenn Ihre Frau Gemahlin in meiner Weigerung den Lobredner zu myſtificiren ein Nichtbeachten ihrer Idee fände. Aufrichtig geſagt, gingen damals, als ich die Aufforderung erhielt, recht finſtere Wolkenſchatten durch mein Leben[1], und ſo fand ich jene Kerzen-Lobrede[2] nur höchſt täppiſch und jedes Spaßes darüber unwerth; es war mir beim Leſen, als müſſe ich Zuckerwaſſer ſaufen, ein Getränk, das mir in der Seele (mehr noch im Magen) ekles! In beſſerer Stimmung hätt' ich vielleicht anders geurtheilt! — Doch! — **habeat sibi** — die Sache iſt vorüber! — Ich habe jetzt Folgendes zu thun:

1) Allerley Diebe, Nothzüchtiger, Betrüger pp liegen auf dem grünen Tiſch und warten, daß ich ſie einigermaßen prügle und ins Zuchthaus ſchicke — nebenan **Rubrica II**, zänkiſche Naturen, die ſich ſtreiten um ſchnödes Geld, oder gar beleidigt auf einander losfahren, weil einer zum andern ſagte: Sie ſind boshaft! und dieſer meinte: Herr! — ich glaube gar, Sie nennen mich rhetoriſcher Weiſe (Synekdoche) ein Schwein? —

147.

[1] S. vor Nr. [illegible] mit Note 4.

[2] In der Nr. 59 des II. Jg's (12. April 1817) hatte der damals [illegible]jährige Deinhardstein ein Gedicht 'Am [illegible]' [illegible]. Nach seiner ersten Predigt in Wien' veröffentlicht, in dem der neue Kerzenlicht als strahlender Friedensbote am Altare [illegible] wird. Die Berliner hatten damals [illegible] eine Altarkerze gemacht.

worauf jener replizirte: Keineswegs — nur oder ſeulement: Schweinigel!

2) Muß ich den zweiten Theil der Elixiere des Teufels vollenden, der zur Michaelismeſſe bey Duncker und Humblot erſcheint, da ich geſonnen bin, nächſtens bey Dietrich merkliches vom Honorar zu verfreſſen.

3) Ein großes Packet Recenſenda für die muſikaliſche Zeitung blickt mich in graulichem Umſchlag recht geſpenſtiſch an, und [aus] ihm ertönen dumpfe Stimmen: erlöſe — erlöſe — erlöſe uns aus dem Fegefeuer, in dem wir ſchmachten!!! (ich höre bey Uhden jezt Dante's Purgatorio! — eine hier paſſliche Bemerkung).

4) Hr. Kunz in Bamberg hat im Meßkatalog angezeigt, daß zur Michaelismeſſe vom Verfaſſer der Fantaſieſt. in C. M. erſcheinen würden:

Leichte[3] Stunden eines wahnſinnigen Muſikers, ein Buch für Kenner.

Ich muß alſo aus Höflichkeit wirklich:

Leichte Stunden e. w. M.

ſchreiben.

5) Habe ich auf ſonderbare Weiſe, ohne es zu wollen, zum zweiten Heft der deutſchen Wehrblätter[4], die juſt hier erſcheinen ſollen, einen Aufſaz geliefert: der Dey von Elba in Paris und dadurch die Quäkerey veranlaßt, die man jezt mit dem: Wehe! Wehe! an mir übt.

---

[3] S. Nr. 117 (S. 226 Mitte); Kleines Abdruck korrigiert den Druckfehler des Meßkatalogs und macht so H's [illegible] gegenstandslos.

[4] Erschienen (1815), wie Grisebach festgestellt, unter dem Titel 'Freimüthige Blätter für Deutsche, in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirtschaft'. Der erste Jahrgang (4 Hefte, so 2. Hoffmanns Beitrag) kam bei Duncker und Humblot in Berlin noch vor dem zweiten Bande der 'Elixiere des Teufels' (s. die folgende Nummer) heraus und ist daselbst hinten ausführlich angezeigt.

6) Bin ich ſehr faul!
Aus allen Gründen dieſes Vielthunſollens bitte ich Sie, Herr Baron! es mit dem Zeitblüthenmann ſo zu machen, daß er zufrieden iſt, wenn ich ihm monatlich einen Beitrag über irgend eine Erſcheinung am Berliner Kunſthimmel oder ſonſt liefere, mich aber mit den polizeilichen Nachrichten pp verſchone[5]. —

Mit Hitzig habe ich verabredet, nach Potsdam zu gehen, wenn Sie, Herr Baron! da ſind! — Leider kann ich nur höchſtens einen Tag von B[erlin] abweſend ſeyn, ohne förmlich Urlaub zu nehmen, welches ich um ſo weniger thun wollte, als ich vielleicht mich bald beurlaube — pour jamais![6] — Wahrſcheinlich kommt Chamiſſo und Conteſſa mit nach Potsdam[7] und wir können Ihnen, Herr Baron, einige Capitel des Romans von Herrn Freiherrn von Vieren vortragen, in denen es ganz erſchrecklich hergeht — Chamiſſo hat einen alten Mann mit ſieben Stichen ermordet, und ich habe juſt den verteufelten Criminalprozeß am Halſe![8]

---

[5] In der That brechen aber die Berliner Correspondenznachrichten in den 'Zeitblüthen' mit dem Bericht über den April 1815 ab (in Nr. 53–56, Juli 5, 8, 12, 15). Anfang 1816 siedelte das Blättchen dann nach Leipzig über und ergänzte dort, hg. v. Wunster und Friedrich Gleich, noch eine Weile als Monatsschrift weiter (bei Basse). Vorher, in den letzten drei Wochenblättern, zählen Wunster und Gleich alle irgend namhaften Mitarbeiter auf, nennen H. jedoch nicht; aus dessen Mitarbeit ist also nichts geworden.

[6] nämlich um Kapellmeister zu werden; s. S. 237 Z. 5.

[7] Geschah am 25.; S. 237 unten.

[8] Excurs über den „Roman des Freiherrn von Vieren“.

Napoleon hatte im Oktober 1806 die Vorlesungen an der Universität Halle suspendiren lassen. Nur wenige Studenten kehrten nach Ablauf der Ferien zurück, darunter Varnhagen und Neumann. Beide, am selben Flur wohnend, wurden im Winter durch die Lectüre von Jean Pauls 'Flegeljahren' angeregt, „die neueste Zeit und deutsche Verhältnisse“ gemeinschaftlich in einem Roman zu behandeln. Varnhagen schrieb das erste, Neumann das zweite Kapitel und so fort durch mehr als zehn Kapitel. Den Knoten, der sich dann bildete, löste Fouqué, dem Varnhagen geschrieben; er schürzte aber zugleich einen neuen. Die beiden Freunde fuhren nun fort in der Arbeit und brachten im April 1807 das

Wie herzlich ſehne ich mich, Sie, Herr Baron, zu ſehen! —

Der Ihrigſte
J. K

Berlin
den 14t May 1815.

Manuskript nach Berlin, wo es vielfach vorgelesen und mit Fouqué's Hülfe beendet wurde; Bernhardi lieferte als vierter ein Anekdoten-Kapitel, ein Beitrag von Chamisso, der erst im Herbst aus Frankreich zurückkehrte, kam zu spät. (Nach Varnhagens 'Denkwürdigkeiten' &c. Bd. II (1837), S. 145/48, Bd. III (1838), S. 22/28; vgl. auch Fouqué's Lebensbeschreibung (1840), S. 284 und den Bericht Hitzigs, des gemeinsamen Freundes der Vier, vom Januar 1825 (in unserem Band III); alle drei erkennen Neumann die Palme zu.) Auch Hoffmann, der ja 1807 in Berlin mit Bernhardi, Varnhagen und Chamisso verkehrte (I 212, II 25, 78) wußte um das Unternehmen; er weist Hippel am 12. December (I 222) auf den zu erwartenden Künstlerroman hin, der „so ziemlich das, was in dieser Art jetzt da ist, ins Dunkle stellen“ werde.

Der erste Theil des Romans erschien erst Ende 1808 unter dem Titel 'Die Versuche und Hindernisse Karl's'; der zweite Theil blieb in den Anfängen bei Neumann liegen (vgl. Chamisso's Leben [s. Note zu Nr. 128b] I 211 unten, 214 oben, 216 unten, 217 Mitte, 224 unten, 226 oben). Hoffmann hat die Arbeit noch zehn Jahre nach dem Erscheinen, in den Serapions-Brüdern (I 233 oben) als „eins der witzigsten, geistreichsten und lebendigsten Bücher“ gerühmt, die ihm jemals vorgekommen.

Nachdem nun H. den beim 'Karl' zu kurz gekommenen Chamisso 1814 näher kennen gelernt, ergab sich bald der Plan, ein zweites solches Werk zu versuchen. Nach H's Tgb. wurde in der Abendgesellschaft am 13. Januar 1815 (s. Note zu Nr. 151) der „Entschluß des Romans en quatre“ gefaßt; nach dieser Tagebuchstelle, unserem Briefe und Chamisso's Brief an Hitzig Nr. 151a (S. 21[illegible] unten) waren die quatre Hoffmann, Chamisso, *Contessa und Hitzig.*

Ueber Anlage, *Fortgang* und *Ausgang* der Arbeit hat H. vier Jahre später öffentlich mit *guter Laune* berichtet (in den Serapions-Brüdern I 231 f., unmittelbar vor der oben genannten Stelle); wir setzen den Passus, durch Absätze und Sperrungen verdeutlicht, hierher (die Namen sind nach Maßgabe unserer folgenden Ausführungen eingefügt):

> Vor einiger Zeit beschlossen vier Freunde, zu denen ich auch gehörte, einen Roman zu schreiben, zu dem ein jeder nach der Reihe die einzelnen Kapitel liefern sollte.
>
> Der eine (Chamisso) gab als Samenkorn, aus dem alles herauskeimen und hervorblühen sollte, den Sturz eines Dachdeckers vom Thurme herab an, der den Hals bricht. In demselben Augenblick gebährt seine Frau vor Schreck drei Knaben. Das Schicksal dieser Drillinge, sich in Wuchs, Stellung, Gesicht u. s. w. völlig gleich, sollte im Roman verhandelt werden. Ein weiterer Plan wurde nicht verabredet.

148. An Duncker & Humblot in Berlin.

(Nach dem Original; nur die Unterſchrift von H.)

[16. Mai 1815.]

Daß ich den Herren Duncker & Humblot dato ein Manuſcript überlaſſen habe, betitelt
„Die Elixire des Teufels, ein Roman in 2 Bänden“
um es in ihrem Verlage erſcheinen zu laſſen, unter der Bedingung, daß ſie mir für jeden Band, als Honorar die Summe von fünf und zwanzig Stück Friedrichsd'or bezahlen, wie auch, daß ich dieſen Betrag, für den erſten Band, mit fünf und zwanzig Stück Friedrichsd'or dato richtig erhalten habe, ſolches beſcheinige ich hiermit.

Berlin d. 16 May 1815.

Hoffmann.

Der andere [Contessa] fing nun an und ließ im ersten Kapitel vor dem Einen der Helden des Romans [Georg Haberland] von einer wandernden Schauspielergesellschaft [im Wirthshause zum goldenen Bock] ein Stück aufführen, in dem er sehr geschickt und auf herrliche geniale Weise den ganzen Gang, den die Geschichte wohl nehmen könnte [die Liebe zweier Brüder zu ihrer Stiefmutter?], angedeutet hatte. Hieran mußten sich nun alle halten und so wäre jenes Kapitel ein sinnreicher Prolog des Ganzen geworden.

Statt dessen erschlug der erste [Chamisso] (der Erfinder des Dachdeckers) im zweiten Kapitel die wichtigste Person, die der zweite eingeführt [Amadeus Schwendy], so daß sie wirkungslos ausschied,

der dritte [Hitzig] schickte die Schauspieler-Gesellschaft nach Polen

und der vierte [Hoffmann] ließ [wieder im Goldenen Bock] eine wahnsinnige Hexe mit einem weissagenden Raben auftreten [vor Haberlands Doppelgänger Deodatus Schwendy] und erregte Grauen ohne Noth, ohne Beziehung. —

Das Ganze blieb nun liegen! —

Neben Hoffmann hat auch Hitzig über das curiose Gesellschaftsspiel berichtet (bei Gelegenheit eines Neudrucks des 'Doppeltgänger' im Januar 1825, im Anschluß an seinen Bericht über 'Karls Versuche' &c. — s. Bd. III); wenn er dort nur Hoffmann, Chamisso und Contessa als die Mitarbeiter nennt, so hat er sich aus Bescheidenheit übergangen.

149. An Kunz. (30.)

(Nach deſſen erſtem Abdruck im ‚Phönix' von 1835.)

Berlin den 24t May 1815.

Geſchäzteſter!

Entnehmen Sie aus dem ganz ungewöhnlichen Format meines Schreibens[1], daß ich ſolches an heiliger Stätte, nehmlich auf dem Kammergericht, während der Seſſion des

---

Denkbar ist übrigens, daß Fouqué, nachdem er am 25. Mai das bis dahin Vollendete angehört (s. vor. Note), Lust bekommen hat, als Fünfter sich zu betheiligen (Chamisso's Briefstelle Nr. 151a läßt sich so auslegen). Nichts spricht aber dafür, daß er wirklich angefangen hat; weder er selbst in seiner Lebensbeschreibung noch Hitzig, der es gewiß nicht verschwiegen hätte, deuten darauf hin. (Daß Goedeke^{2} ihn überall statt Hitzig als Vierten nennt, beruht wohl auf einem Mißverständniß unserer Briefstelle; warum aber § 299, 1, 50 (Bd. VI, S. 122) angegeben wird, von Fouqué stamme gerade das zweite und das siebente Kapitel des Romans, vermag ich nicht zu erklären.)

Nach Chamisso's Abfahrt am 15. Juli (s. S. 238 Note 5 am Ende) ward das Unternehmen aufgegeben, aber wie uns Hitzig lehrt, haben sich zwei von den Beiträgen erhalten. Contessa schrieb im Winter 1817/18 zu seinem prophetischen Theater-Kapitel selber elf weitere (s. N. 178a mit Note 1), und Hoffmann suchte noch 1821 sein Hexen- und Raben-Kapitel hervor, um eine ‚Doppeltgänger'-Colportagegeschichte daranzuknüpfen (s. Biedenfelds Brief an ihn vom 14. Juli dieses Jahres und unsere Noten dazu); ihre Beiträge zum Roman liegen uns also vor in den Anfangskapiteln dieser Schriften, die in der That genau mit H's Inhaltsangaben übereinstimmen. Chamisso's Antheil kennen wir nur aus den drei Briefstellen hier, Nr. 151a und 156b; Hitzig mag 1822 sein polnisches Capitel zu der farbigen Schilderung des Warschauer Straßen-, Gesellschafts- und Theaterlebens benutzt haben, die wohl die bestgeschriebene Partie seiner Hoffmannbiographie ist (s. Bd. III).

(Vielleicht hat Hoffmann in seinem Referat nur aus Courtoisie gegen die Genossen den eigenen Antheil an den Schluß gestellt; wie es scheint, schloß sein Beitrag sich unmittelbar an Contessa's Kapitel an („kaum verläßt die Comödiantenbande den vertrakten [Goldenen] Bock, als die kluge Frau einkehrt mit dem Raben" heißt es in den ‚Doppeltgängern'); und „der alte Amadeus Schwendy", den Chamisso dann „erschlug", ist anscheinend nicht von Contessa, sondern erst von „Amadeus" Hoffmann eingeführt (s. S. 243, Note 3). Indessen läßt sich natürlich Sicheres über alle vier Beiträge nicht ausmachen.)

149.

[1] „In Folio, auf Kanzlei-Papier" (Kunz.)

Criminal-Senats, dem Präſidenten zur Seite verfaſſe! — Ein Aktenſtoß verbirgt oder maskirt vielmehr die erotiſche Arbeit! —

Den vierten Theil der Callots habe ich in Händen, und ſomit iſt nun das ganze Werklein geſchloſſen und gedruckt. — Hätte ich gewußt, daß der Theil ſo unverhältnißmäßig ſtark werden würde, ſo hätte ich die Blandina, als mein ſchwächſtes Produkt, nicht eingeſchoben, ſondern ſtatt deſſen ein kürzeres Stück geliefert; dagegen kann, wie ich glaube, die muſikaliſche Welt mit Kreisler's Lehrbrief zufrieden ſeyn.

Jezt, theuerſter Freund, bitte ich Sie, mir gütigſt die Berechnung und eventualiter das, was ich vielleicht noch gut habe, zu ſenden, da ich des Geldes bedürftig bin.

Was die „lichten Stunden" betrift, die im Meßkatalog als leichte Stunden angezeigt ſind, ſo konnte ich Ihnen das Manuſkript bis Ende Julius ſchicken; es würden ungefähr 25 Bogen ordinairen Drucks ſein, und ich verlange für das Manuſkript 30 Friedrichsd'or, welche mir nach Ablieferung des Manuſkriptes gezahlt werden müßten. Erklären Sie Sich, Liebſter! ob Ihnen dieſe Bedingungen recht ſind[2]. — Für die Elixiere des Teufels, die zu Michaelis kommen, habe ich von Duncker und Humblot 80 Friedrichsd'or[3] erhalten, — baar in blankem Golde! — Der Redakteur der Urania zahlt mir pr. Druckbogen 4 Friedrichsd'or, und aus allem[4] dieſen mögen Sie, Theuerſter! abnehmen, daß ich mich gegen Sie als alter Amicus billig finden laſſe! — So viel von fatalem literariſch-merkantiliſchem Weſen! —

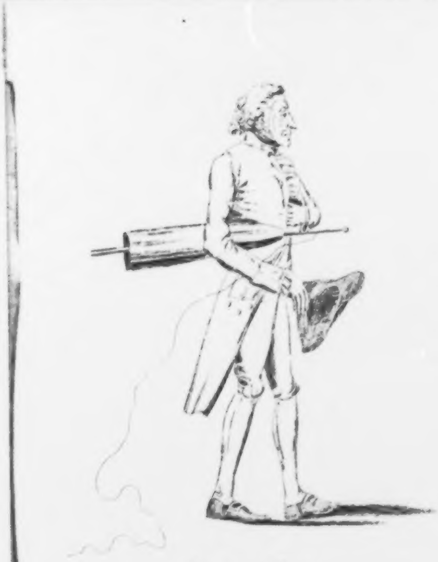
Ein großer Kelch iſt durch einen Genieſtreich des ruſſiſchen Kaiſers von mir gegangen! Der hat nehmlich

---

[2] Kunz war anscheinend einverstanden, denn er mahnt H. Anfang 1818 um das Buch; s. Nr. 179 Anfang.

[3] Dieselbe Summe giebt H., im Widerspruch zur vorigen Nummer, am 18. Juli Hippeln an (I 258 Z. 11 v. u.).

[4] Beide Drucke allen



Der graue Mann
aus 'Peter Schlemihl's wunderſamer Geſchichte' von Chamiſſo
für Kunz gezeichnet.

Vom Empfänger der Redaktion des 'Phönix' geliehen, die ſie am 14. Oktober 1835 in einem Steindruck der Lithographiſchen Anſtalt Dondorf zu Frankfurt am Main veröffentlichte; danach hier. — Dann an die Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung zu Stuttgart verkauft (dieſe ließ 1839 von dem Düſſeldorfer Kupferſtecher Auguſt Hoffmann aus Elberfeld [1810?] eine völlig uncharakteriſtiſche Radierung danach herſtellen)

☛ Die Schlemihl-Zeichnung für Hitzig, auf die in Note 5 zweimal verwieſen den Polen die Erhaltung ihrer Nationalität zugeſagt. Die Juſtizverfaſſung im Großherzogtum Poſen bleibt daher polniſch, und die mir zugedachte Ehre, Oberlandesgerichts-Direktor in Poſen zu werden, bleibt in **suspenso**, weshalb ich jezt noch alle Tage Kapellmeiſter werden kann. **Ad vocem** Kapellmeiſter — fällt mir ein, daß unſer Graf Brühl gar kein unebner Mann, und zuweilen gar ein fabulöſer Schnörkulant iſt! — Ich komme zuweilen, und in dieſer Zeit ſogar oft mit ihm zuſammen, wegen der Undine, die man als Haupt- und Staats-Oper mit neuen Dekorationen, Maſchinen (vom Architekten Schinkel ſinnig geordnet) und Kleidern im großen Opernhauſe künftigen Herbſt geben wird[4]. Wollen Sie mich nicht dann in Berlin beſuchen? — Sie finden mich noch in einer kleinen, aber netten Wohnung und können bey mir einen ſehr guten Chambertin trinken! — Iſt das Wetter heiß, ſo liefert Giannoroli Eispunſch, und Varinas-Kanaſter können Sie auch rauchen! — Lauter gute Dinge! — — — —

Morgen früh gehe ich nach Potsdam, um mit unſerm herrlichen Fouqué einen ganzen Tag in heller Poeſie zuzubringen und zwar im Garten des Schloſſes am heiligen See! — Chamiſſo (Schlemihl) geht mit mir; bald zieht er die Siebenmeilen-Stiefel an und ſchreitet nach dem Nordpol. — In der That macht er die Expedition mit, die unter Kotzebue's Anführung (älteſter Sohn des Komödienſchreibers) von Kruſenſtern nach dem Pol im Junius abgefertigt wird pp — — — —[5]

---

[4] Ward dann bekanntlich erst Sommer nächsten Jahres im Schauspielhause aufgeführt.

[5] Vgl. die beigeklebte Zeichnung, die H. in einer Kammergerichtssitzung für Hitzig auf einen Aktendeckel hinwarf.

Der unfähige und eitle Kanzler Alexanders I., Graf Nikolai Petrowitsch Rumjanzow (1754—1826) hatte, nachdem 1812 seine franzosenfreundliche Politik gründlich gescheitert und er selber auf Steins gewaltige Denkschrift hin entlassen worden war (Lehmann, Stein III 200 f), nach einer an-

Daß Sie bald ſchreiben werden, verſteht ſich von ſelbſt; wir haben ja ein Geſchäft abzumachen, das keinen Aufſchub leidet, und nebenher bekommt man allerley zu hören.

Behalten Sie mich lieb, Theuerſter! verzeihen Sie das Rhapſodiſche meines Briefs dem Umſtand, daß ich auf den Vortrag horchen, auch wohl meine Meinung ſagen muß. Wie immer unverändert

der Ihrigſte.

150. An Fouqué. (9.)

Mit einem Briefe Brühls an Fouqué.

(Nach Kletkes Abdruck 1848.)

Berlin den 29t May 1815.

Am Sonnabend[1] (alſo einen Tag zu ſpät) ſchickte mir

---

deren Bethätigung gesucht und auf eigene Kosten die kleine Brigg 'Rurik' (Zweimaster von 180 Tonnen) ausgerüstet für eine Entdeckungsreise in die Beringstraße und den Stillen Ozean. Die beiden Hauptziele der Expedition waren 1) die Nordküste Amerikas (am Eismeer), 2) die Torres-Straße (zwischen Australien und Neu-Guinea); s. Ch.'s Leben II 12 oben, vgl. auch Ch.'s Werke (1836) I 137/39.

Die Auswahl der (32) Theilnehmer hatte Rumjanzow anscheinend Kotzebues Schwager, dem Marinecapitain von Krusenstern zu Reval, überlassen, zum Anführer war, wie H. oben angibt, Kotzebues Sohn Otto, russischer Marinelieutenant, bestimmt. Hitzig bat nun den Staatsrath v. Kotzebue, Chamisso dem Schwager für die Expedition als begleitenden „Naturforscher" (Zoologen und Botaniker, vgl. H.s Zeichnung) zu empfehlen. Es geschah, und Krusenstern engagirte Chamisso s. d. Reval 12. Juni 1815.

Chamisso mußte nunmehr die Mitarbeit an dem Roman abbrechen, wenn ihn der Gedanke daran auch auf der Reise begleitete (s. seine Briefe an Hitzig Nr. 151 a und 156 b); er hinterließ dafür Hoffmann als „Vermächtniß" die Idee zu einer botanischen Novelle, die dieser Anfang 1818 in Angriff nahm (s. Nr. 178).

Chamisso fuhr am 15. Juli 1815 mit der ordinairen Post von Berlin ab, am 24. mit dem Packetboot aus Kiel, und am 17. August mit der Brigg 'Rurik' aus Kopenhagen.

(Ch.'s Werke I 1—19. Weiteres s. Nr. 151 a mit Note 7.)

150.

[1] 27. Mai. Kletke bringt in den 'Briefen an Fouqué' S. 40/43 einen ausführlichen Brief Brühls angeblich von diesem Tage, in dem aber mit keinem Wort von der 'Undine' die Rede ist.

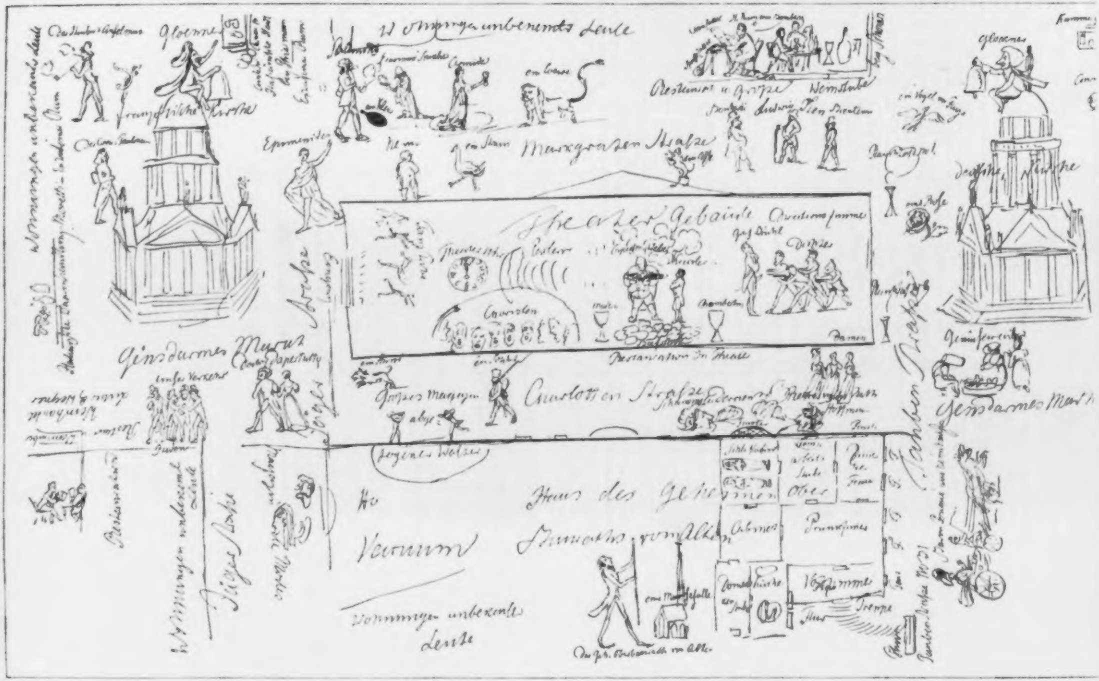
Brühl beiliegenden Brief an Sie, Herr Baron! den ich zu öffnen mir die Erlaubniß nahm, weil die Undine ganz und gar juſt unſere gemeinſchaftliche Sache iſt und mir jede Erklärung von Seiten der TheaterDirektion zu wiſſen nöthig iſt. — Jezt haben wir es ſchriftlich, daß Undine mit allem nöthigen Aufwande und Fleiß im Anfange künftigen Winters gegeben wird. — Etwas komiſch kommt es mir vor, daß Brühl mich für einen angehenden Dilettanten zu nehmen ſcheint und vorzüglich mir die Kenntniß des Effekts nicht zutraut! — Laſſen Sie Sich, Herr Baron! dadurch nicht anfechten, was er über meine Compoſition ſagt. Ohne einbildiſch zu ſeyn, glaube ich gerade den Ton, die Farbe des Gedichts getroffen zu haben, und finde nur darin, daß Brühl, als ich bey ihm ſpielte, immer herausgreifen wollte, wann Undine ſelbſt ſich vernehmen ließ, die Urſache, daß es ihm entgangen iſt, wie die Parthie der Undine höchſt einfach und kantabel gehalten iſt. — Erinnern Sie ſich noch des: Morgen ſo hell![2] — Doch **habeat sibi**! — die Oper wird gegeben, und ich vermuthe ſogar, daß Brühl nach der erſten Probe mit gehörigen Sängern ſeine Meinung ändern wird. — Gott gebe, daß man uns verſteht! — Ich werde ſuchen Schinkeln für die Sache zu gewinnen, Rückſichts des Ordnens der Maſchinen u. ſ. w. Uebrigens finde ich ſo wie Hitzig, daß Brühls Brief viel Worte, aber wenig Ideen, vorzüglich tiefer eingreifende, enthält. — Eben fällt mir ein, daß der neu gekaufte Anzug des Königs von Neapel den Intendanten auch merklich zerſtreute und abzog vom Flügel! — Nein! es thut alles nichts! — ſeine Bereitwilligkeit, das Neue und Ungewöhnliche auf die Bühne zu bringen, macht alles gut und ich kann auch nicht einen Moment auf den Intendanten zürnen, werde vielmehr mich bereit finden laſſen, nach der erſten Probe ſeine gutgemeinten Winke zu benutzen. —

---

[2] II. Akt 4. Sc. (Pfeiffer 131); eins der erſten von H. componirten Stücke, das er ſchon 30. Nov. 1812 (S. 97) und noch 1. Mai 1822 als Lieblingsſtück hervorhebt.

Möge Ihnen, Herr Baron! viel Schönes und Angenehmes auf Ihrer Reiſe begegnen. Behalten Sie in gütigem Andenken

Ihren
Kreisler



Wohnungen unbekannter Leute
Glocken
französische Kirche
Wohnungen unbekannter Leute
Markgrafen Straße
Restaurant u. Grosse
Weinstube
Theater Gebäude
deutsche Kirche
Glocken
Gensdarmes Markt
Unser Verkehr
Großes Magazin
Charlotten Straße
Jäger Straße
Gensdarmes Markt
Tauben Straße
Haus des Geheimen
Wohnungen unbekannter Leute
Cabinet
Prunkzimmer
Vorzimmer
Treppe
Flur

Hoffmanns neue Wohnung und die Ausſicht daraus um die Jahreswende 1815/16

(nämlich nach dem 2. Sept. 1815 [Premiére der Juden-Poſſe ‚Unſer Verkehr' — ſiehe links, in der Mitte] und vor dem 1. Mai 1816 [wo der Regierungsrath H. — ſiehe rechts, in der Mitte — Kammergerichtsrath wurde]; vgl. auch S. 250 [Anm 5]

für Kunz gezeichnet.

Vom Empfänger an die Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung in Stuttgart verkauft. Dieſe ließ 1880 im Lith. Inſt. L. Sachſe & Co. zu Berlin einen offenbar vortrefflichen Steindruck danach herſtellen, den wir hier, auf drei Viertel verkleinert, wiedergeben

Taubenſtraße 31 II

150a. Brentano an Arnim.

(Nach Reinhold Steigs Auszug 1894.)

[Berlin, 29. Juli 1815.]

. . . Ich habe hier[1] die Bekanntſchaft des Schauſpielers Devrient[2] gemacht, er iſt eins der außerordentlichſten Talente,

---

150a.

[1] Brentano war etwa gleichzeitig mit H. nach Berlin gekommen und lebte hier vier Jahre, bis zum Herbst 1818, dann noch einmal vorübergehend Januar bis Mai 1819. Wenn der Leser seine Briefe (Frankfurt 1855 in zwei Bänden) zur Hand hat, bitten wir dort in der biographischen Einleitung (I S. 66 unten — 69 oben) die Schilderung seines damaligen Auftretens zu lesen: wie er „aus lauter Verlegenheit“ „durch das Fenster ins Haus“ zu springen pflegte, wie er „jeden witzigen, treffenden Gedanken, so wie er ihn durchzuckte, aussprechen“ mußte, wie er „dem tiefsten Ernst“ oft „eine spöttische Anspielung“ auf dem Fuße folgen ließ und auch sonst, durch seine Kyniker-Kleidung und anderes, den duldsamsten Menschen schwer erträglich war. So erklärt sich manches folgende.

[2] War Ostern 1815 nach Berlin gekommen und wohnte zuerst, wie wir aus der beigeklebten Zeichnung H's ersehen, dem Schauspielhause gegenüber, in dem großen Hause des Geheimen Ober-Bauraths Martin Friedrich von Alten (so schreiben H. [zweimal auf der Zeichnung], Fouqué [s. u. 22. Mai 1820] und Hitzig [im 'Gelehrten Berlin i. J. 1825'] den Namen; die Adreßbücher haben van Alten. Personalien s. Register).

Dieses Eckhaus, in dem auch H. die letzten sieben Jahre seines Lebens wohnte, führte an der Taubenstraße (hier Altens und H's Eingang) die Nr. 31, an der Charlottenstraße (hier Devrients Eingang) die Nrn. 38 u. 39 (jetzt Nr. 56).

Das zweite Geschoß, in dem H. wohnte, war das oberste, und recht niedrig. Erst Altens Enkel erhöhte es 1846/47; auch beseitigte er den Taubenstraßen-Eingang. — Der jetzige dritte Stock stammt aus noch späterer Zeit.

die ich kenne; auch in ſeinem Weſen nichts vom Komödianten, nur hat er ſich leider dem Trunk incurabel ergeben, was er ſelbſt beweint, im Geſchmack der Abendbegeiſterungen des Steffens. . . .

151. An Fouqué. (10.)

(Nach Kletkes Abdruck 1848.)

[16. Auguſt 1815.]

Da Sie, Herr Baron! auch ſeit langer Zeit ein der Zauberey Befliſſener ſind, ſo will ich es auch gern offen geſtehen, daß ich dergleichen treibe und eben jezt mir wieder einen artigen Hexenkreis gezogen habe, in dem diverſe abſonderliche Weſen wunderbare ſpukhafte Sprünge und Tänze verführen. — Unter anderm werde ich auch jezt tugendhaft, d. h. ich vergeſſe kein Verſprechen und es erfolgt daher wirklich anliegend die Ouverture des Don Juan für 20 Singer, von denen Keiner fehlen darf. —

Brühl hat mir über Undine nochmals ſehr freundlich geſchrieben, ſich meinen Rath bei der Szenerie erbeten, und mich zugleich aufgefordert, in dem (äußerſt ſteifen und langweiligen) dramaturgiſchen Blatt[1] die muſikaliſche Parthie zu übernehmen. Vielleicht gelingt es mir, da ich weder Profeſſor noch Doktor bin, etwas Leben hineinzubringen, wenn mir der Himmel viel Laune und Athem ſchenkt![2] —

151.

[1] 'Dramaturgisches Wochenblatt in nächster Beziehung auf die königlichen Schauspiele zu Berlin.' Erschien in der Maurerschen Buchhdlg. 8. Juli 1815 bis 28. Juni 1817, hg. von Brühls Lehrer, dem Gymnasialprofessor Dr. Konrad Levezow, und größtentheils verfaßt von ihm und dem Gymnasiallehrer a. D. Dr. Franz Horn. (Beide sind vortrefflich charakterisirt von Robert in dem Briefe an Tieck d. d. Berlin 30. März 1816 [Holtei III 142 f]; Horn war danach „wohl weniger gefährlich, obgleich vielleicht noch langweiliger" als der „Erz-Schulmeister" Levezow.

[2] H. schreibt am 30. Aug. 1815 im 66. Bf. an Hippel (I 262), er nehme keinen Antheil daran, veröffentlichte aber im nächsten Halbjahr dort die 'Kunstverwandten'; s. Nr. 168 mit Note 5.

Nun iſt es endlich unter Sängern und Schauſpielern bekannt worden, daß ein großes Prachtſtück emanirt von uns, und ſie ſtoßen wie gewöhnlich die Köpfe zuſammen. Nachher fährt das Volk auseinander in zwei Parthien, die, welche keine Rollen haben, ſchimpfen, die andern toben! —

Heute früh ein Uhr iſt die Bethmann an einer Hirnentzündung geſtorben.

Wegen der UndineDekorationen ziehe ich Schinkel ins Intereſſe; vorzüglich ſoll er mir ein herrliches ächt[3] gothiſches Grabmahl bauen.

Gott mit Ihnen, lieber Herr Baron! Nur recht tüchtige Geſundheit und frohen lebendigen Muth recht im innigſten Gemüth.

Der Ihrigſte
Hoffmann

Berlin
den 16 Aug. 1815.

151a. Chamiſſo von der Weltreiſe aus an Hitzig.

(Nach dem Abdruck des Empfängers 1839.)

Vor Plymouth, 27. September 1815.

. . . Fouqué nimmt doch noch Antheil an mir, verlangt er nach meinen Briefen, ſo ſoll er in jedem, wo er auch nicht genannt iſt, meinen herzlichſten Händedruck fühlen. — Ihm, dem Könige der Schnurrpfeifer[1], meinem beſtellten Stellvertreter bei Dir Ede[2], und Conteſſa und Dir ſelbſt empfehle ich noch ſcheidend zu meiner Erinnerung den Tod des alten Herrn Amadeus

---

[3] Im Druck ein ächt herrliches

151a.

[1] und [2]. = Hoffmann? Dieser lebte nach Hitzigs eigenem Bericht (wiederholt Bd. III) damals „nur für den engsten Kreis seines alten Freundes“ und war „von einer Gemüthlichkeit, daß die Kinder Hitzig's sich des neu ange-

Schwendy zu rächen[3] und ſeinen Sohn bei Eduards Rolle[4] recht gedeihen zu laſſen. — Thut mir das zu Liebe. — Hoffmann muß doch manches aus meinen Briefen heraushören, wobei er ganz eigentlich zugegen war, wie die Tinte floß. So will ich ihm noch, da er doch des Schwendy's ſich annehmen will, ein Gegenſtück zu ſeinem mährchenhaften Sympoſion[5] an die Hand geben. Die Scene nämlich der vorletzten Nacht, wo Menſchen ganz ſtille, ganz ſtille lagen und ach nicht tranken, während Tiſche, Stühle, Stiefel u. ſ. w. den gewaltigſten Lärm verführten und unruhig auf ihre eigene Hand durch die Cajüte hin und her tanzten, nach der Muſik und dem Tact, der oben auf dem Verdecke geblaſen und geſchlagen ward. — Was ein erbärmlich Vieh der ſeekranke Menſch iſt, mag dir Folgendes bewähren. Unſer guter Eichſcholtz ward wiederholt zur Hülfe des Verwundeten[6] gerufen, geholt, commandirt, und ach! er lag ſtille und regungslos, ruhig weiter für ſich fortkotzend — ich hatte ſchon zur Zeit alles von mir gegeben, was in meiner Macht war, und lauſchte ganz getröſtet dem eigenmächtigen Tanze meiner Stiefeln zu.[7] —

---

kommenen Freundes ihres Vaters nicht genug erfreuen konnten“; er „mahlte ihnen zum Weihnachts-Abend mit der größten Sorgfalt die Burg Ringstetten, bau'te sie ihnen auf und erleuchtete sie prachtvoll von innen; für sie schrieb er ferner [wie Chamisso 1813 den ‘Schlemihl’] die Märchen Nußknacker und Mausekönig, in denen sie, zu ihrer höchsten Freude, unter ihren Namen erschienen, und das fremde Kind“. — Möglich ist aber auch die Deutung auf Fouqué.

3. in dem „Roman des Freiherrn von Vieren“; wie wir Nr. 147 (S. 232 letzte Z.) sahen, hatte H. den Criminalproceß zu dichten. In Nr. 156b scheint Chamisso freilich die freundlichere Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß Amadeus wieder lebendig wird. In der That billigten die ‘Confabulanten’ (wie Ch. sie gelegentlich nennt) den Mord nicht, in H's ‘Doppeltgängern’ bleibt Amadeus am Leben, bei Contessa fehlt er überhaupt. Dagegen ist H. der Aufforderung nachgekommen, den Sohn „recht gedeihen zu lassen“; er läßt ihn nichts geringeres als regierender Fürst werden.
4. Unverständlich.
5. Welches?
6. In der Nacht vom 25. auf den 26. war ein Matrose bei einem Sturm verletzt.
7. Die Scene spielte sich beim Leuchthurm von Eddystone ab; unsere Briefstelle ist verarbeitet in Ch's Werken I 45. Erst am 4. Okt. konnte der ‘Rurik’ die

152. „Einige Stellen“ aus einem Briefe an Kunz. (31.)

(Nach deſſen Auszug u. z. dem erſten Druck, im ‘Phönix’ von 1835.)

November 1815.

Daß Ihr den Wallenſtein und Sie den Friedländer gegeben[1], erfuhr ich ſchon acht Tage vor Empfang Dero geehrten Berichts de dato 20 Octobris. Ich habe Sie im Geiſte geſehen, da ich ja früher an den ſchönen Tagen in Aranjuez, wenn gleich nur als Statiſt, auf Ihrem Zimmer oder im ſchönen Buch öfter mit agirt, indem ich Denenſelben beim Recitiren der Worte mit Dero ſtattlicher Deklamation: „Max bleibe bey mir“ pp. öfters meine Schulter, die mich noch ſüß ſchmerzt, als Ruheplatz für Dero rechten Arm geliehen. —

„Es gibt im Menſchenleben Augenblicke“ und „Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort“, mit Flecks Organ geſprochen[2], klingt noch zur Stunde in meinen Ohren wieder — — — — — — und waren Sie mit mir nicht immer der Meinung, daß ſelbſt Iffland im Wallenſtein doch eigentlich nur einen abgeſezten königl. preußiſchen Kammergerichts-Präſidenten repräſentirte? — — — — So laſſe ich's mir übrigens gefallen. Einmal entſchuldigt der gute Zweck das Unternehmen, das andere Mal die Wahl des Stücks. — — — Was wird es Ihnen aber auch für Mühe gekoſtet haben, den Herren und Damen begreiflich zu machen, daß Herrn von Schiller's Verſe etwas weniges

---

englische Küste verlassen. Weiteres s. Nr. 156b mit Note.

152.

[1] „Wallenstein's Tod ward von einer Gesellschaft Dilettanten am 17ten October 1815 auf öffentlicher Bühne zur Feier der Völkerschlacht bei Leipzig aufgeführt, und die Einnahme zu wohlthätigen Zwecken verwendet.“ (Kunz.) Den Max spielte (nach Leist, S. 202) der junge Dr. jur. Birnbaum (s. Nr. 166 u. Register).

[2] S. oben S. 127, Note zu Nr. 96.

Anderes ſeyen, als Herrn von Kotzebue's ſchmierige Proſa! und wie wird man ſich angeſtellt haben, die Jamben (dieſe Thiere mit einem kurzen und langen Fuß) klein zu kriegen! — — — — — So ein haarbuſchiger LiebhabertheaterGeſell meint die Weisheit mit Löffeln gefreſſen, und, wenn er brüllend herumfährt und erkleckliche Geſichter ſchneidet, Wunder was gethan zu haben, ſelbſt wenn ihm zu einem Redner auch weiter nichts fehlte als das Zäpfchen im Halſe. Das genirt ihn und das Vettern- und Baſen-Publikum eben ſo wenig, als der Naſenpolyp einen Andern pp — — — — — — Glauben Sie mir theuerſter Freund, daß all' Ihr Enthuſiasmus, all' Ihre Liebe zur Kunſt, all' Ihr Streben, die Leute für etwas Beſſeres zu bekehren, rein nutzlos iſt, ſie obſtinat in ihrer Miſere beharren pp — — — Drum, Liebſter, das nicht wieder thu'! — Die Pfarrer, Kommerzienräthe, Fähnriche, Sekretärs und Huſarenmajors[3] laſſen ſich die Leute nun einmal durchaus nicht nehmen; ſie meinen heute Anno 1815 immer noch, was Schiller 1797 ſagte:

---

[3] Schiller dichtete im Sommer 1796 einen „Dialog mit Shakespeare" (so in dem Brief an Goethe vom 31. Juli, bei Goethe Nr. 199 [II 164], bei Jonas Nr. 1075 [V 44]) als Schluß der 'Xenien', die bekanntlich im Herbst des Jahres im Musen-Almanach für 1797 erschienen. Der Dialog umfaßt (nach Boas' Zählung) die Nrn. 390—412 der 'Xenien' (S. 296 bis 302 des MA) und ist mit geringfügigen Aenderungen von Schiller wieder abgedruckt unter dem Titel 'Shakespeares Schatten' im I. Thl. seiner 'Gedichte' (Leipzig, Crusius, 1800) S. 275/78. Die Tragödie wird darin wundervoll dem bürgerlichen Schauspiel gegenübergestellt. H. denkt hier speciell an die mittleren Epigramme (Nr. 400—405, MA S. 299 f.):

Ich [das heutige Publicum].

Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.

Er [Shakespeares Schatten].

Also sieht man bey euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?

Ich.

Keines von beyden! Uns kann nur das christlichmoralische rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.

„Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, gefällt.“

153. An Georg Reimer,
den Pächter der Realſchulbuchhandlung
in Berlin. (1.)
Mit dem ‘Sandmann’.

(Nach einer Photographie des † Herrn Karl Ende in Hannover.)

[24. November 1815.]

So wie mir Hitzig ſagt, würden Ew. Wohlgebohren vielleicht geneigt ſeyn ein Bändchen Erzählungen unter dem allgemeinen Titel: Nachtſtücke[1], herausgegeben von dem Verfaſſer der Fant:St: in Call: Man:, in Verlag zu nehmen, und unter dieſer Vorausſetzung bin ich ſo frey Ihnen die erſte jener Erzählungen: der Sandmann[2], zu gütiger Durchſicht mit dem Bemerken zuzuſenden, daß die zweite: der Revierjäger, auch bereits vollendet, ſo wie

---

Er.

Was? Es dürfte kein Cesar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Anton, kein Orest, keine Andromacha mehr?

Ich.

Nichts: Man siehet bey uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Sekretairs oder Husarenmajors.

Er.

Aber ich bitte dich Freund, was kann denn dieser Misère
Großes begegnen, was kann großes denn durch sie geschehn?
u. s. w.

153.

[1] = Nachtgemälde: s. S. 158 Note. Vgl. auch die Capitelüberschriften im ‘Condor’ des Malers Stifter: Nachtstück — Tagstück — Blumenstück — Fruchtstück.

[2] Nach dem Ms. 8 Tage vorher begonnen, 16. Nov. nachts 1 Uhr.

ein Cyklus von vier kleinen Erzählungen, der den Band ſchließen ſollte, ſkizzirt iſt[3].

Den Band würde ich nach dem Druck, wie er in den Elixieren des Teufels ſtatt findet, auf 24 Druckbogen berechnen, und im Fall Ew. Wohlgebohren das Werkchen in Verlag nehmen wollten, könnte der Druck alsbald beginnen, und würde ich es Ihnen ganz überlaſſen, in wie fern Sie die jetzigen[4] Nachtſtücke als erſtes Bändchen abdrucken und dann in der Folge es darauf ankommen laſſen wollten, in wie fern es räthlich ſey noch ein zweites folgen zu laſſen. Rückſichts des Honorars hoffe ich mit Ew. Wohl-Gebohren mich ſehr leicht zu einigen, da mir Ihre Geſinnungen bekannt ſind.

Um baldige gütige Antwort bitte ich ganz ergebenſt.

Hochachtungsvoll

Ew. WohlGebohren

Berlin. Taubenſtraße No 31 zwey Treppen

(Tauben u: Charlottenſtraßen Ecke)

D. 24 Novbr: 1815.

ganz ergebenſter

Hoffmann

154. An Kunz. (32.)

(Nach deſſen erſtem Abdruck, im 'Phönix' von 1835.)

Berlin den 23t December 1815.

Verehrungswürdigſter!

— — — — — — Noch immer bin ich nicht definitiv fixirt, ſondern in doppeltem Joch[1] ohne brillante Gehaltseinnahme! — Die Vorſtellung der Undine iſt durch meine

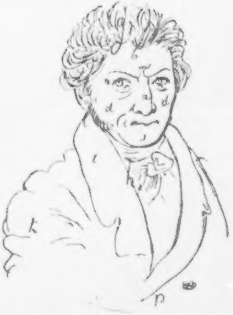
---

[3] Der 'Revierjäger' wurde dann noch umgearbeitet, und statt der vier kleinen zwei größere Erzählungen angefügt: s. Nr. 155.

[4] Dies Wort eingeschoben.

154.

[1] S. oben S. 219 Note 2.



a. Die Nase.
b. Die Stirn.
c. Die Augen.
d. Dallach'sche Beefsteaks und Portwein.
e. Der ironische Zug, oder die MährchenMuskel.
f. Das lange Kinn, mißrathene Schauspiele (Blandina etc.).
g. Neuaptirte Haare, oder Geistererscheinungen.
h. Ein Halstuch.
i. Ein Kragen.
k. Ein Rokaermel mit willkührlichen Falten.
l. Der Backenbart, oder übernächtige Gedanken eines Mondsüchtigen.
m. Die MephistophelesMuskel, oder Rachgier und Mordlust — Elixiere des Teufels.
n. fehlt
o. Das Ohr, oder Kreislers Lehrbrief, der weder gehört noch verstanden worden.
p. Und so weiter.

Hoffmann um die Jahreswende 1815/16:
Selbſtportrait mit phyſiognomiſchen Erklärungen
vermuthlich für Kunz gezeichnet.

1829 in Düſſeldorf, im Hauſe Immermanns

Schuld verzögert; ich hatte etwas übernommen, was ich in der Folge nicht ausführen konnte, da es mir an Zeit gebrach. Dieſe Zögerung bringt mir aber mehr Vortheil, als Schaden, da ich mich unter der Zeit künſtleriſch feſter geſezt, auch ſchon in einer kleinen Compoſition auf dem Theater reuſſirt habe. Wahrſcheinlich laſen Sie in der Berliner[2] Zeitung, daß zu dem Fouquéſchen Vorſpiele Thaſſilo, welches zur Sekularfeier des Hohenzollern'ſchen Hauſes im großen Opernhauſe ſehr prächtig gegeben wurde, Chöre und Märſche von mir geſezt waren.

Mit Weber[3] ſtehe ich ſehr gut, wir trinken zuweilen ein Gläschen Johannisberger Schloßwein! —

Vierzehn vergnügte Tage habe ich in Nennhauſen bey Fouqué verlebt. Sie (die Baronin) iſt als Hausfrau beſſer, als ſich literariſch drucken laſſend. Sie iſt geiſtreich, witzig und noch recht hübſch — grande e maestosa. — Auf mich hält ſie viel und hat mich mit pſychiſcher und phyſiſcher Atzung wohl verſehen. Man ißt und trinkt vortrefflich, auch darf man mit dem alten Landesdirekter Brieſt (Fouqués Schwiegervater) beim Damenthee eine Pfeife VarinasKanaſter rauchen. — Nachher, und zwar wie der Kaiſer Alexander hier war, fanden ſich Fouqués auch in Berlin ein. — Ihr demuthiger Freund und Diener hat bey dieſer Gelegenheit (nehmlich als der Kaiſer hier war), ſeit eilf Jahren wieder zum erſten Mal in einer abenteuerlichen Uniform diplomatiſchen Fêten beigewohnt, bey denen man ſelbſt zu den Schaugerichten ſortirt, und Leibesnahrung und Nothdurft höchlich vernachläſſigt wurde, zum Schaden des Staats und ſeiner Diener! —

---

[2] Vossischen. — In der Nr. vom 21. Oct. die Ankündigung der Königlichen Schauspiele: „Sonntag den 22sten, im Opernhause: Zur Feier des Regierungsantritts des erlauchten Hauses Hohenzollern in den Marken Brandenburg [1415], zum Erstenmale: Tassilo, Vorspiel in 1 Aufzug, vom Herrn Baron de la Motte-Fouqué. Die Musik zu den Chören ist vom Hrn. Regierungsrath Hoffmann.“

[3] Bernhard Anselm: interessirte sich schon 1807 für H's Musik (S. 37).

Was die Theatralia betrifft, ſo wünſche ich Glück zu dem neuen Unternehmen, halte aber den Zuſchuß für viel zu gering! — Ich nenne das: auf dem halben Wege ſtehen bleiben — ohne ſoliden Fond kein ſolides Theater[4]. — Wegen der gewünſchten Perſonen habe ich mich an Brühl und Esperſtaedt gewandt, und ſchreibe die Reſultate. — Mit Wurm kann ich perſönlicher Verhältniſſe wegen nicht wohl unmittelbar unterhandeln. Als CriminalRichter möcht' es nehmlich nicht ganz ſchicklich ſeyn, ſich mit ihm auf der Hausvogtey, wo er im CriminalArreſt ſitzt, ſchriftlich oder mündlich in Relation zu ſetzen[5]. Auch gleich abreiſen wird

---

[4] Seit 1815 bildeten Kunz und drei weitere Honoratioren das Comité der „Aktiengesellschaft zur Erhaltung des Bamberger Theaters" (Leist 202), der Soden am 31. März 1810 sein Theaterprivileg abgetreten hatte (ebenda 139). Der Gesellschaft blühte jedoch, wie H. voraussagt, kein langes Leben mehr; sie löste sich am 23. Nov. 1817 auf (ebenda 205), und Kunz nahm damit von allen Theaterbestrebungen Abschied (vgl. Nr. 187). Eine neue Gesellschaft trat zwar an die Stelle der alten, vermochte sich aber nur zehn Monate zu halten; das Theaterprivileg fiel damit zurück an die Eigenthümerin des Hauses, die Wittwe Anna Maria (Nanette) Kauer (s. den Bf. vom 1. Mai 1820 mit Note). (Leist 209.)

[5] Stägemann 9. Dec. 1815 an Varnhagen (ed. L. Assing 1865, S. 16): „Hier haben wir allerlei Skandale gefunden: . . . den Schauspieler Wurm zu Zuchthaus verurtheilt, weil er sich gleichzeitig bei dem Hoftheater zu Sodom engagirt, das Opernhaus zur Aufführung 'Unsres Verkehrs' entweiht" . . .; 1. Februar 1816 an Rahel (ebenda S. 30): „Welche Skandale hier vorgehen, wissen Sie zum Theil aus den Zeitungen, aber doch streicht [der Censor] Renfner das Beste, z. B., daß wir keinen Epimenides sondern *I wie nennen Sie des* (oder mit Levezows Nachtrag *I wie gemeene is des*) . . . haben."

Zur Jahresfeier der Capitulation von Paris und des Einzuges der Verbündeten (1814) wurde am 30. und 31. März 1815 — obgleich Napoleon unterdeß von Elba zurückgekehrt war — das allegorische Festspiel 'Des Epimenides Erwachen' (Text von Goethe, Musik von B. A. Weber, Ballets von Telle) im Opernhause aufgeführt und bis zum 5. April 1816 noch dreimal wiederholt. Der S. 248 Note charakterisirte Professor Konrad Levezow versuchte in einem er wohl deßhalb nicht können, weil es noch dahin ſteht, in wie fern das Urtheil erſter Inſtanz in der zweiten beſtätigt oder gemildert werden wird. In jenem Urtheil iſt der arme Wurm zu einjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt worden. Durch die dritte Hand habe ich dem Wurm Ihren Antrag ſagen laſſen; ſollte er wirklich nach Bamberg gehen[6], ſo werden Sie doch wohl ganz ſein — (viel zu gelinde ex indiciis gerügtes) Verbrechen verſchweigen müſſen.

Früher, als Undine hier auf das Theater gekommen, kann ich ſie nicht verſenden; dann aber wollen wir deßhalb in Unterhandlung treten. — Der Oberbaurath Schinkel ordnet hier die Dekorationen zur Undine an; ſie ſollen 8 bis 10,000 Thaler koſten; ſo iſt wenigſtens der Anſchlag.

Grüßen Sie ꝛc.

Ihr ꝛc.

Den 1^{t} Januar 1816 (welches ein Schaltjahr iſt).
Proſit Neujahr!

„Vorwort an die Zuschauer“ diesen die Allegorien genießbar zu machen, und nachdem er solchergestalt in den Geist des Werkes eingedrungen, machte er sich flugs daran, eine Art zweiten Theil zu dichten, 'Des Epimenides Urtheil', der, ebenfalls mit Musik von B. A. Weber, zur Feier der Schlacht bei Belle-alliance (18. Juni) und des zweiten Einzuges in Paris (9.—10. Juli) am 16. und 17. Juli im Opernhause gegeben und an Königs Geburtstag, 3. August, zum zweiten und letzten Male wiederholt ward.

Auf vielfaches Verlangen einer judenfeindlichen Partei wurde in dem selben Opernhause 2. Sept. 1815 'Unser Verkehr' gegeben, eine Posse in jüdischem Jargon von dem zwei Jahre vorher verstorbenen Breslauer Arzt und Lustspieldichter Karl Sessa, und bis 15. Aug. 1816 zwanzigmal (davon einmal in Potsdam) wiederholt. Wurm spielte bis zu seiner Verhaftung die Hauptrolle in dem Stück.

Die Epimenides-Witze berichtet übrigens auch Zelter an Goethe, am 11. April und 9. Nov. 1815. Am 27. Nov. schreibt er dann: „Unser W[urm] ist zu Festungsstrafe und Landesverweisung verurtheilt, weil er den Knaben das Griechische beygebracht hat“; er gesteht, er möchte statt dieses „Verbrechers“ lieber „ein Paar unserer Tugendhaften missen“.

'Epimenides' und 'Unser Verkehr' werden angedeutet in H's großer Zeichnung, die wir der S. 241 beigegeben.

[6] „Ein Gastrollenspiel auf der bamberger Bühne ward beab-

154a. Brentano an Hoffmann.

(Der Brief iſt nicht abgeſandt, der Inhalt aber wohl am ſelben Tage mündlich mitgetheilt.)

(Nach dem Abdruck 1855
von Brentano's Schwägerin [Wittwe ſeines Bruders Chriſtian]
Emilie geb. Genger.)

(Vorbemerkung.

Hier der einzige Brief eines großen Dichters an Hoffmann. Wirken die erſten drei Viertel hie und da peinlich durch Mangel an Haltung, durch eine gewiſſe Unordnung in Bildern, Gedanken und Gefühlen, ſo iſt das letzte Viertel (von „Ich kenne dieſe Luſt" an) nicht hoch genug zu ehren. Man wird es begreifen, daß Hoffmann der Nordſtern- und Serapions-Brüder, mit Fouqué als Tête und Hitzig als Queue, überdrüſſig wurde, als Brentano und Devrient in ſeinen Geſichtskreis traten; um ſo beklagenswerther iſt es, daß er Brentano's Flamme erſt im Verlöſchen erblicken durfte.)

[Januar 1816[1].]

Ich habe heute den vierten Band der Phantaſieſtücke geleſen, die drei erſten kenne ich nur durch einzelne Bruchſtücke des Rufs. Ihr Weſen hat mich lebendig gerührt, Vieles war mir, als hätte ich es ſelbſt geſchrieben, was mir beinah' noch nie widerfahren. Vieles hat mich geärgert durch Spannung, die nicht den Pfeil in den Himmel treibt, um ihn geheiligt bei der Rückkehr im Herzen aufzufangen. Auch Sie wiſſen nicht, was Sie thun, denn Sie wiſſen, welche Muſik Ihr Muſikfeind (mir das Liebſte) liebt, ja, Sie ſcheinen einig mit ihm. Er bin ich ganz, und dennoch

---

sichtigt, das späterhin auch statt hatte." (Kunz.) — Von Einem kurzen Engagement (in Leipzig 1817/18) abgesehn, ist Wurm nur noch als Gast aufgetreten, bis er sich 1827 als reicher Mann von der Bühne zurückzog.

154a.

[1] Die Zeit ergiebt sich aus dem folgenden Briefe Br's an Arnim (S. 256 unten). Die Herausgeberin setzt den Brief fälschlich ins Jahr 1817, wohl weil sie den Brief an Fouqué, der 5 Jahre vorher geschrieben ist (s. S. 253 unten, mit Note 3), irrthümlich ins Jahr 1812 setzt.

habe ich einigemal, wie dieſer, unter der Lectüre auf dem Kinderſtuhl geſeſſen, und Sie waren wie Muſewius, ſelten wie die Tante.

Daß ich unmittelbar an Sie ſchreibe, iſt erſtens, weil ich Sie nicht gleich da habe und gewiſſermaßen immer Niemand da habe; denn, lieber Hoffmann! ich bin leider ſo alt, daß mir die Worte nicht als rechtmäßige Bewohner, ſondern als Mäuſe, Raubthiere, Diebe, Buhler, Flüchtende und dergleichen mit meinen Empfindungen aus dem Maule laufen; Gott erhalte Sie in ſeinem Schutz!

Ihnen geht das nicht eben ſo. Sie haben das Intereſſe noch, dem Geſindel[2] etwas zuzumuthen, Sie präpariren ſie in der Stube, lehren ihnen Stückchen ein, und machen das Fenſter auf und laſſen ſie fliegen, um nachzulauſchen wie toll der wilde Schlag dem alten Deſſauer wie Reif um den gewichſten Schnurrbart anſchießt. Aber ärgern kann Sie mein Schreiben nicht, denn vielleicht erhalten Sie es nicht; ich habe eine Menge ſolche begonnene Empfindungsprozeſſionen, die auf halbem Weg erſtarrt, unter meinen Papieren liegen. Auch vor fünf Jahren einen Brief an Fouqué[3]. — Gott gebe, daß ich nicht verſäumte, Jemand

---

[2] den Worten.

[3] Brentano lebte Herbst 1809 bis Frühjahr 1811 in Berlin, traf aber in diesen anderthalb Jahren nur „wenigemal“ mit Fouqué zusammen, das letzte Mal anscheinend auf einem Liedertafel-Abend. Er war in seiner Manier sehr offenherzig und gab dem berühmten Mann u. a. zu verstehen, daß er von seinem berühmten 'Sigurd' nichts halte. Fouqué war peinlich berührt, zeigte „einige Verlegenheit“ und deutete an, er wisse nicht, was er von diesem Benehmen und überhaupt von Brentano halten solle. Brentano versuchte dann, brieflich das darzulegen, was er eigentlich hatte sagen wollen. Unter wundervollen Bildern führt er aus, es sei ihm immerhin lieb, daß Fouqué ihn als Problem empfinde, also doch ernst nehme; näheren Bescheid über sich könne er, Brentano, freilich auch nicht geben. Was den 'Sigurd' betreffe, so tauge er allerdings wirklich nichts, und es sei ein Beweis von Liebe und Vertrauen gewesen, daß er Fouqué das gesagt, denn Fouqué sei als Mensch um so vortrefflicher.

Liebe mit zu erweiſen, und auch mit dieſen Zeilen Ihnen nicht; und drum ſollen Sie dieſelben in jedem Falle haben, ſelbſt wenn ich Sie zu Hauſe treffe[4] und Ihnen ins Geſicht ſage, daß ich Sie lieb habe, um alles was, um vieles wie.

Ich könnte Ihnen recenſiren, was ich von Ihnen geleſen, wenn ich Ihnen meine Seele auftiſchte, wie Ihr Buch ſie aſſaiſonnirte[5]; dazu aber müßten Sie ſie kennen, wie ſie ohne das iſt; dazu aber habe ich neun und dreißig Jahre gebraucht, und erwarte, der Himmel möge mich mit Erbarmung fertig werden und auf ein eheliches Repoſitorium ſetzen laſſen. Etwas drängt es mich, vor Allem zu ſagen, nämlich ich gratulire Ihnen mit Erſtaunen, daß es Sie Alles dies zu ſagen drängte. Welch glücklicher Erdmann ſind Sie, mit ſolcher Luſt in dem Schnee [zu piſſen,[6]] in die Luft zu knallen, den Winterhauch zu betrachten und ſelbſt

---

(Steig I 163/4); der Brief ist jedenfalls auch im Frühjahr 1811 geschrieben, kurz vor oder kurz nach der Abreise aus Berlin.)

Kurz nach unserem Brief an H., im Februar 1816, nahm Br. einen Anlauf, jenen alten Brief zu vollenden; vermutlich um ihn Fouqué vor dem geplanten Wiederbesuch am 2. März (s. Nr. 156) zuzustellen. Diese Nachschrift ist, wie der Schluß des Briefes selbst, ein Meisterstück durchgehaltener Ironie, die sich völlig ruhig und freundlich, ja stellenweise feierlich äußert. Er habe, erzählt Br., nach dem 'Sigurd' zunächst auf Empfehlung eines zehnjährigen Mädchens den 'Zauberring' antiquarisch gekauft und zweimal gelesen: das Buch sei in der That ein Element lehrreicher Zwang für die [illegible], nur nach „anschließende", „poetisch-wissenschaftlich zusammengestellende" Production der Zeit. (Steig I 163/4.) — Glücklicherweise unterblieb auch jetzt die Absendung, die natürlich nicht den geringsten Schaden gehabt hätte.

[4] Das geschah; über die lustigen näheren Umstände s. Atterboms Erinnerungen, wiederholt bei Wollmer, bei Steig I. LXIV und in unserm Bd. III. Vielleicht wurde schon bei diesem Besuche B's Mitwirkung an den Theaterbriefen verabredet: s. Nr. 154 b (S. 250 unten).

[5] Küchen-Fachausdruck (entsprechend dem „aufflöschen"): zu bereiten, würzen.

[6] Die Worte sind von Griesbach glücklich ergänzt in Erinnerung an die Anekdote Lichtenbergs von dem Manne, der Voltaires Silhouette in den Schnee pissen konnte; die Herausgeberin hat an der Stelle aus Scheu eine ganze Zeile voll Gedankenstriche gemacht.

den Tabaksrauch, und ſich ſelbſt an ein Gitterfenſter des Lebens [illegible]! Was Sie geſchrieben, hat mich mannigfaltig gefreut, aber daß Sie es gethan, eben ſo ſehr verwundert. Denn ſtellen Sie ſich vor: ich möchte die Lichter auspußen, meinen Schatten nicht zu ſehen, die Spiegel verhängen, das Spiegelbild nicht zu erblicken; und dieſer Schatten, dieſes Spiegelbild von mir in Ihrem Buche hat mich darum oft geängſtet; weswegen ich nicht begreifen kann, daß Sie das Ihre ſelbſt darin ſehen und zeigen mochten. Seit längerer Zeit habe ich ein gewiſſes Grauen vor aller Poeſie, die ſich ſelbſt ſpiegelt und nicht Gott. — Welcher Dichter hat aber dies je mehr als höchſt ſcheinbar vermocht? Lieber Hoffmann, warum haben Sie den armen Spikher[7] ſeine Unſchuld nicht wieder finden laſſen, und zwar durch Jeſum? Ich möchte ſchier Ihr Werk ausführen, wenn die Laune darin nicht wie ein Maulwurf um die Tiefe ſpielte. Vielleicht thun Sie es ſelbſt, wenn Spiker[8], der hieſige Bibliothekar, aus England, aus Sanct Patricks Höhle[9] kommt.

In der Prinzeſſin Brambilla hat mir Vieles ſehr gefallen, die Ironie der aus dem Stück Fallens allein ſchien mir ſich überlebt zu haben; ich halte es für frühere Arbeit. Ich fühle überhaupt, daß Sie ein großes Talent für's Drama haben müßten, wenn das Gaukeln anfangen dürfte, Sie zu langweilen. Ich kenne dieſe Luſt, aber ich habe die tiefe Ueberzeugung, daß dem Gaukler, ſchüttelte er auch die göttlichen Gaben aus dem Zauberbecher, es dennoch mit dem Geben nicht ganz Ernſt iſt; es macht ihm Luſt, den Hungernden mit Manna todt zu ſchlagen, und die Schwalbe des

---

[7] Erasmus Spikher in den 'Abenteuern der Sylvester-Nacht'.

[8] Dr. phil. Samuel Heinrich Spiker (1786–1858), an der Kgl. Bibliothek; vgl. seine 'Reise durch England, Wales und Schottland i. J. 1816' (2 Bde, Leipzig 1818).

[9] In der nord-irischen Grafschaft Donegal; soll mit dem Fegefeuer in Verbindung stehn.

Tobias iſt unſchuldiger als er. Fromme Eltern, alte Diener mahnen die Kinder oft, nicht ſo mit dem lieben Brod zu ſpielen; das liebe Brod nicht auf den Rücken zu legen, iſt ein altes Geſetz frommer Tiſchzucht, und als es zuerſt aufkam, ſich mit Brodkugeln nach Tiſch zu werfen, trat eine Hungersnoth ein. Ich habe vor ſolchen tiefen Sittengeſetzen Scheu gehabt in der Jugend, ich habe dieſe Scheu mit dem Spiegelbilde verloren, ich habe das Spiegelbild wieder und die Scheu, aber der Spiegel hat die Folie verloren, er iſt durchſichtig. Ueber das liebe Brod ließe ſich etwas ungemein Frommes und Wirkliches ſchreiben, über das Wort[10] auch. Die Mythe jener Hungersnoth, wenn man mit Brodkugeln ſchießt, werden Sie gewiß bei dem Wort[11] auch finden. Die witzigen, gaukelnden, ſogenannten Humoriſten treten immer in der Literatur ein vor der Hungersnoth. Es iſt das Henkersmahl, der letzte Schmaus des verlorenen Sohnes.

154b. Brentano an Arnim.

(Nach Steigs Auszug 1894.)

Berlin, 3. Februar 1816.

[Arnim hatte vorgeſchlagen, einen Briefwechſel über das gegenwärtige Theater zu publiciren. Brentano ſagt ſeine Mitwirkung zu; Schinkel werde einen Theaterbauplan liefern, und Hoffmann ſei bereit, dann und wann als Kapellmeiſter hineinzukorreſpondiren[1].]

Ich habe neulich einen Band von den Fantaſieſtücken des Juſtizraths Hoffmann geleſen, in welchen wirklich ſehr viel Vortreffliches iſt. Einige Sachen haben eine Aehnlichkeit mit dem

---

10 und 11. Was mit dem Wort gemeint ist, weiß ich nicht.

154b.

[1] Briefe über das neue Theater von Arnim und Brentano begonnen am 22. März 1818 in der „Wünschelruthe“ zu erscheinen, wurden aber am 27. April abgebrochen (Houben I 237 ff.). Aus H’s Betheiligung ist nichts geworden.

Ton des ſcherzhaften Gemiſches, doch ohne ſo vielen Duft, und Geiſter. Dennoch fühle ich, daß Du ihn noch in der humoriſtiſchen Manier bei weitem übertreffen könnteſt. Alles muſikaliſche darin iſt ganz ungemein gründlich und zugleich einfach und lieb wie Mozart. . . .

155. An Reimer.[1] (2.)

(Nach dem Original.)

[9. Februar 1816.]

Ew. Wohlgebohren haben heute früh, als ich noch im Bette lag, zu mir geſchickt, wahrſcheinlich um ſich nach dem Manuſkript der Nachtſtücke erkundigen zu laſſen, und ich muß recht ſehr bitten es gütigſt zu entſchuldigen, daß ich nicht ſchon längſt ſelbſt mit Ew. WohlGebohren darüber geſprochen habe. Bloß Dienſtgeſchäfte, vorzüglich aber, daß ich außer der Oper Undine noch eine andere Compoſition für das Theater[2] ſchnell vollenden mußte, haben[3] die Bearbeitung der Nachtſtücke verzögert, jezt aber arbeite ich ſchon ſeit etlichen Tagen unausgeſezt daran, ſo daß ich den Revierjäger[4] in ein Paar Tagen, die beiden übrigen Erzählungen, die ſchon längſt entworfen ſind und nur der Feile bedürfen, bis zum Ende dieſes Monaths beſtimt abliefern werde[5]. Sehr lieb würde es mir ſeyn, wenn die Correctur in Leipzig meinem Freunde dem Doktor Adolph Wagner übertragen werden könte[6].

Hochachtungsvoll

Ew. WohlGebohren

Berlin — ganz ergebenſter

Den 9 Febr: 1816 — Hoffmann

155.

[1] Ueberschreibung d. Empfangers: 1816 / Febr: d. 9ten — Hoffmann / Berlin

[2] Was für eine?

[3] Zuerst hat

[4] Der Titel war in dann im letzten Augenblick in 'Ignaz Denner' geändert; Nachtstücke I 63—211.

[5] Statt dessen erhielt Reimer 2. September den Anfang des zweiten s. Nr. 157 (S. 263) mit Note 3.

[6] Daraus folgt, daß H. nicht daran schuld ist, daß in den 'Nacht-

156. An Fouqué. (11.)

(Nach Kletkes Abdruck 1868.)

[2. März 1816.]

Ganz einleuchtend iſt es mir, daß Sie, Herr Baron! nicht eine Geſellſchaft beſuchen werden, deren Wortführer Brentano iſt. Dieſer wahnſinnige Clemens ſchleppt mich heute Abend nicht allein zu einem Souper im engliſchen Hauſe[1], ſondern hat mich auch zum Organ gemacht, wodurch er Sie im Namen obbeſagter Geſellſchaft, der Gebrüder von Gerlach[2], von Arnim pp einladen will, dem heutigen Souper beizuwohnen; im Fall der Zuſage ſollen Sie Abends wie ein Triumphator abgeholt werden[3].

---

stücken' sämmtliche Eigennamen gesperrt gedruckt sind. Leider folgen alle mir bekannten Neudrucke außer dem in der Pariser Gesammtausgabe von 1861 dem Leipziger Drucker in dieser äußerst störenden Unsitte.

156.

[1] Mohrenstraße 49, zwischen Friedrichstraße und Gensd'armenmarkt; öfters für Festlichkeiten benutzt (s. Holtei an Tieck, I 369/74).

[2] Der ältere Leopold von Gerlach (1757—1813, kurmärkischer Kammerpräsident, als Gegner Steins verabschiedet, dann Oberbürgermeister von Berlin) hatte bekanntlich vier Söhne, die seine Bemühungen um Wiederherstellung des ständischen Staates und der strenglutherischen Kirchenlehre fortsetzten: Wilhelm († als Vicepräsident des Oberlandesgerichts zu Frankfurt an der Oder), Leopold (1790—1861, Generaladjutant Friedrich Wilhelms IV.), Ludwig (1795—1877, erster Präsident des Oberlandesgerichts in Magdeburg, Mitbegründer der Kreuzzeitung) und Otto (1801—1849, Consistorialrath und Hofprediger).

Alle vier waren befreundet mit Arnim und Brentano (s. Einleitung zu dessen Briefen S. 61); Brentano und Ludwig v. G. bewarben sich beide in dieser Zeit (1816/17) vergeblich um die Hand der jungen Dichterin Luise Hensel (1798—1876), deren Ermahnungen dann Brentano Anfang 1817 zur Kirche zurückführten.

[3] Vielleicht war eine Mystification des berühmten Herrn beabsichtigt und H. [illegible] Brentano's Meinung von ihm wurde nicht besser; er schreibt am Pfingsten an Tieck mit comprimirter Bosheit: „Fouqué grassirt hier gewaltig bei dem Unverstand, er ist viel besser als seine Leser, die ganz bildlos

Bloß um mein Gewiſſen rein zu erhalten und nicht lügen zu dürfen, richte ich den Auftrag mit dem Bemerken aus, daß ich geſtern ſchon gleich aus freier Fauſt erwiderte, mir wär's, als hätte ich was munkeln gehört, daß Sie heute ſchon bei einem Principe, Principessa, Eccellenza oder wenigſtens einem Conte eingeladen wären.

Beiliegender Karte bitte ich denn aber doch gütigſt einige Rückſicht zu ſchenken; es ſoll das Merkzeichen ſeyn, von dem ich neulich ſprach.

Der Ihrigſte

Den 2t März 1816 Hoffmann

156a. Brentano an Arnim.

(Nach Steigs Abdruck 1894.)

[Berlin, Pfingſten 1816.]

Lieber Arnim, ich bin jezt näher mit Förſters Unternehmung des Taſchenbuchs bekannt. Er hat ſich ganz meinem Rath dabei überlaſſen, und ich beſtimme mit ihm die Wahl aller Aufſäze. Er erhält für die Lieferung des Textes 300 Thaler von dem Inhaber der Maurerſchen Buchhandlung. ... Er denkt den Text zwanzig Bogen ſtark zu machen, und ſo kommen ihm drei Louisdors auf den Bogen zu honoriren. Hofmann hat ihm auch nur um dieſen Preis eine Erzählung verſprochen, da jedes Taſchenbuch ſo viel giebt, und manche noch mehr. Du biſt alſo dringend aufgefodert um was Du nur immer geben kannſt. ... Aber wir wünſchen das Manuſcript dringend bis gegen den 20. April, wo der Druck beginnen ſoll[1].

---

sind. Er hat ein großes Glück in seiner Theater-Unschuld, und versäumt keiner Vorstellung mit vollkommener Befriedigung beizuwohnen. Man spricht noch immer stark von einem zweiten Theater unter Fouqués Leitung; bei welchem Fund ein blindes Huhn kein Gerstenkorn gefunden." (Holtei I 196; Zeit der Abfassung nach Steig 545 f.)

156a.

[1] Das Erscheinen verzögerte sich aber noch anderthalb Jahre; s. Nr. 167a.

156a. Fouqué an Adolph Wagner.

(Nach Meiſners Abdruck [illegible].)

Nennhauſen bei Rathenow, in der Kurmark
Brandenburg, am 31ſt Mai 1816.

. . .

Nach beiden Undinen, der theatraliſchen und Ihrer italiſchen, ſehe ich verlangend aus. Wäre Hoffmanns Muſik nicht ſo treflich, und hätte er ſammt Schinkel nicht ſo geniale Decorationen[1] erſonnen, ſo erginge mir's bei meiner Oper mit dem ewigen Warten faſt wie bei einem Dinér, das ſich von einer Stunde zur andern hinausſchiebt; man verliert am Ende den Appetit ganz und gar. Aber das kann ich mit voller Wahrheit ſagen: meine Freude auf die italiſche Undine iſt weit ungetrübter, als die auf die theatraliſche[2].

Unſer kleiner funkenſprühender Hoffmann iſt Kammergerichtsrath geworden[3], mit 1000 rth Gehalt. — Je fruchtbarer das Wetter, je luſtiger und lauter ſingen die Vögel. Ich wünſche und hoffe, er ſoll ein Gleiches thun[4]. —

156b. Chamiſſo von der Weltreiſe aus an Hitzig.

(Nach deſſen Abdruck 1839.)

[Petropawlowſk auf Kamtſchatka[1],
Juni/Juli 1816.]

. . . Mein lieber, lieber Eduard, ich hätte hier noch Briefe

156a.

[1] Vgl. den 66. Bf. an Hippel (I 261) und Rellstabs Urteil (Bd. III).

[2] Wagners Uebersetzung erschien wohl in diesen Tagen: Ondina. *Traduzione dal Tedesco, de Federico Bar. de la Motte-Fouqué. Lipsia* (o. J.). Fouqué bedankt sich in einem gereimten Briefe für die 'Ondinetta' am 16. Juni (Meisner Nr. 18, S. 121).

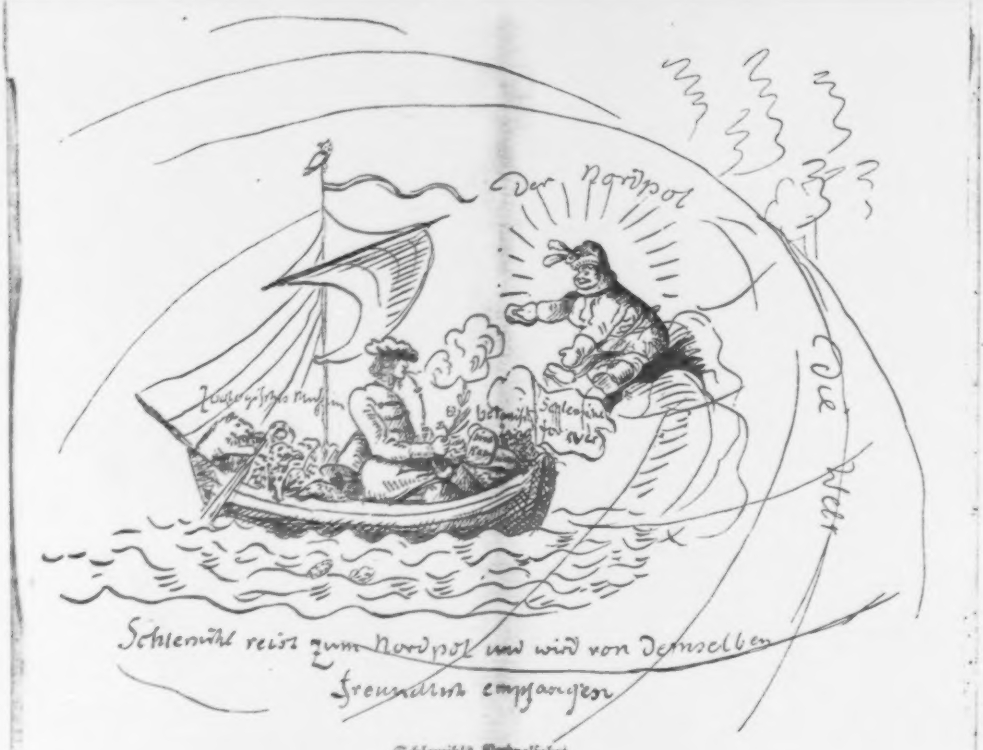
Die Oper wurde an Königs Geburtstag, 3. August, gegeben, mit Johanna Eunike in der Titelrolle. Vgl. Nr. 163 u. 4 Noten.

[3] Am 1. Mai.

[4] Dem gegenüber halte man H's schwermütigen Brief an Hippel vom 30. August (Bd. I Nr. 66, bes. S. 262, 2. Hälfte) und die privaten und öffentlichen Klagen an Fouqué aus dem September (Nr. 161 u. 161a).

156b.

[1] Wie wir S. 244/5 Note 7 sahen, hatte der 'Rurik' 4. Okt. 1815 Plymouth verlassen. Man war dann über Teneriffa (28. Okt.–1. Nov.) um Südamerika herum (Brasilien


Der Nordpol
Die Welt
Schlemihl reist zum Nordpol und wird von demselben freundlich empfangen

Schlemihls Nordpolfahrt

für Sabine gezeichnet (s. S. 261, Note 8 und oben S. 237f. Note 5).

von Dir haben ſollen[2] . . . Was machſt Du, die Deinen (meine Familie und Welt), was macht Fouqué, was machen alle die Freunde? — es wird mir unheimlich und ſchwer — ich laſſe den Platz offen, ihn in einer anderen Stunde auszufüllen.

Der Abſchiedstag rückt heran, ich ſetze theilweiſe hinzu, was mir einfällt. . . . Was iſt aus Schwendy geworden und iſt ſeine Wunde geheilt? Dieſe Reiſe, wenn ich Muße hätte, hätte ſchon manche Fabel in die Welt gefördert und zwar durch mich, Fouqué oder Hoffmann, gleich viel. . . .

St. Peter und Paul am 8. July neuen Styls 1816. Wir ſollen gegen den 11. unter Segel gehen[3] — und ich ſoll ſchließen. . . .

12.—26. Dec., Cap Hoorn 22. Jan. **1816**, Chile 12. Febr.—8. März, Salas y Gomez 26. März) nach Kamtschatka gesegelt und am 19. Juni dort in die Bucht von Awatscha eingelaufen, an der Petropawlowsk liegt (Ch's W. I 48—127). Zur allgemeinen Erleichterung verließ hier der dänische Lieutenant Wormskiold den 'Rurik', nachdem er dreiviertel Jahr lang als „freiwilliger Naturforscher" unsern Chamisso durch seine wissenschaftliche Eifersucht gequält hatte.

[2] „Wir haben während dieser drei Jahre keine direkt an uns gerichtete Nachricht von der Heimath und keine Briefe von unsern Angehörigen erhalten." Ch's W. I 131.

[3] Erst am 14. wurde der Hafen von Petropawlowsk, erst am 17. die Bucht von Awatscha verlassen. In den nächsten Wochen wurde der nördliche Teil der Beringstraße vorläufig recognoscirt. Anfang August werden der Kotzebue-Sund, die Eschscholtz-Bucht und die Chamisso-Insel benannt (Ch's W. I 136/60). Die Berliner Freunde sahen Chamisso schon am Nordpol: der (bereits S. 237 f Note 5 angekündigte, aber besser hier placirte) zeichnerische Scherz H's „verdankt seine Existenz der Kunde von dem damals eben eingegangenen ersten Brief des weltumsegelnden Freundes aus Kamtschatka" — eben unserer Nr. 156 b (Hitzig an Dorow, nach dessen Abdruck 1837, wiederholt Bd. III).

Allein am 13. August kehrte man für diesmal dem Norden den Rücken und wandte sich südwärts über die Aleuten-Insel Unalaschka nach Californien (S. Francisco 2. Oct.—1. Nov. 1816; von da an bis 1. Januar 1818 kein Brief Chamisso's bekannt), den Sandwich-Inseln (21. Nov.—14. Dec.; 24. Nov. bei Kamehameha dem Großen) und den Marshall-Inseln („Radack", Chamisso's besondere Liebe, 1. Jan.—13. März **1817**). (Ch's W. I 160—289.)

Darauf gings dann wieder nach Norden: 18. April waren die Aleuten in Sicht, der „eigentliche Zweck der Reise lag vor uns; über Unalaschka hin-

157. An Reimer.[1] (3.)

(Nach dem Original.)

[2. September 1816.]

Ew. WohlGebohren erhalten in der Anlage den Anfang der lezten Erzählung[2] und bis Donnerſtag oder Donnerſtag ſelbſt den Schluß ganz beſtimmt da ich mich wenigſtens Morgen und übermorgen von Arbeit frei erhalte

Hoffm

2 7br 16

---

aus eilten die Gedanken dem Eismeere zu." Am 12. Juli 1817 gab jedoch der Commandant (Kotzebue jr.), ohne jemanden zu fragen, bei der St. Lorenz-Insel wegen Krankheit leichtfertig das Ziel der Reise auf, und man fuhr sehr niedergeschlagen nach Hause über die Sandwich-Inseln (26. Sept.—14. Oct.) — Marshall-Inseln (31. Oct.—5. Nov.) — Marianen (24.—29. Nov.) — Philippinen (17. Dec.—29. Jan. 1818) — an Sumatra und Madagaskar vorbei — Cap der guten Hoffnung (31. März—8. Apr.) — London (20.—26. Juni); am 3. August 1818 landete der 'Rurik' in Petersburg (in der Newa) vor dem Hause des Grafen Rumjanzow. (Ch's W. I 289—430.) Wie man sieht, war auch die Torres-Straße links liegen geblieben.

Dem Ehrgeize Rumjanzows war nichtsdestoweniger durch das Ergebniß der Spazierfahrt „vollkommen Genüge gethan" (Ch's W. I 321); der ehrliche Chamisso aber schrieb in dem ersten Briefe nach der Heimkehr an Louis de la Foye: „Wie der Zufall die Expedition veranlaßt und zusammengebracht, hat er eben damit gespielt — hohe Weisheit ist in einem Jungenstreich weder zu suchen noch zu finden" (Ch's L. II 112).

(Der Gerechtigkeit wegen soll nicht verschwiegen werden, daß Friedrich Ratzel Kotzebue gegen Chamisso in Schutz nimmt; s. seine Artikel über Kotzebue und Krusenstern in der A. D. B.)

Ueber die Heimkehr selbst s. Nr. 184 mit Note 9.

157.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers:
CammergerichtsR.
Hoffmann Bri.
29. 16
Unter dem Text vom Empfänger:
29. nach Leipzig gesandt

[2] 'Das Sanctus', Nachtstücke I 279—321.

158. An Johann Philipp Schmidt.[1] (1.)

Mit deſſen Partitur 'Die Alpenhütte' und Recenſion derſelben.

(Nach dem Original.)

[Anfang September 1816.]

Anliegend, wertheſter Freund! die verſprochene Rezenſion[2]. Um Verzeihung hab ich zu bitten

1) daß ich ſie nicht geſtern ſandte

2) daß ſie nicht beſſer geſchrieben[3] und gründlicher iſt

Beides entſchuldigen meine Geſchäffte, übrigens hab' ich Ihr Lob ausgeſprochen wie Sie es verdienten und wie ich es fühlte. Gleich bey der erſten Darſtellung intereſſirte mich Ihr Werk auf das lebhafteſte und ich aüßerte gleich den Freunden, daß man es nur den Leuten recht deutlich machen müßte daß ein tüchtiger Componiſt hier am Orte ein vortreflich es Werk nach dem andern liefert und zu liefern im Stande iſt. — Laſſen Sie doch wo möglich die Rez[enſion] noch zu Morgen einrücken

Der Ihrigſte

Hff

Die Partitur erfolgt zurück, nächſtens auch Armida und Jeconde

---

158.

[1] Adresse:

Herrn

Aſſeſſor Schmidt

WohlGebohren

nebſt der Partitur

der Alpenhütte

Oblatenverschluß mit Palmbaum-Pressung.

[2] Schmidts Oper 'Die Alpenhütte' (Text von Kotzebue) war am 28. August als erste neue Oper nach der 'Undine' aufgeführt worden. H's Recension ist, wie Ellinger festgestellt hat, in der Voss. Ztg. vom 10. Sept. veröffentlicht.

[3] Dies Wort eingeschoben.

159. An Johann Philipp Schmidt[1]. (2.)

(Nach dem Original.)

[8. September 1816.]

Ich lobe ein Kunſtwerk gewiß niemahls, wenn es mir nicht danach ums Herz iſt; daß Ihnen, Wertheſter Feund! mein Lob gar zu ſtark ſcheint, beweiſet Ihre Beſcheidenheit die man in dieſer ſublunariſchen Welt, ohne ſich zu ſchaden, nicht zu weit treiben darf. — Will man daß das Lob dem mäkelnden ſchwürigen Publikum wirklich als Lob erſcheine ſo darf man erhebende Beiwörter nicht ſparen, ich bitte daher nichts von dem *vortreflichen* zu ändern, gerade dieſer Ausdruck bezeichnet das völlig *gelungene* Kunſtprodukt. Mögen es die Neider halten wie ſie wollen. Ich hatte mich nicht 12 ſondern mit dem Buchſtaben meines Nahmens -n- unterzeichnet. Der Verfaſſer der Fantaſie pp würde ſich in der Zeitung gar zu poſſierlich ausnehmen, dafür ſetzen Sie aber gefälligſt, J. Kr: — Auf dieſe Firma (Jahannes Kreisler) werde ich mich künftig in einem andern Blatt des ſüdlichen Teutſchlands beziehen.

Daß Sie einige erklärende Worte über die Alpenhütte an das Publikum richten wollen, daran habe ich nur auszuſetzen daß es nur *einige* und nicht *viele* ſeyn ſollen. Ich würde einen tüchtigen Aufſatz qua Componiſt ſchreiben und die verſchiedenen Intentionen der Muſik zum Verſtändniß und zur Lehre entwickeln.

Wie viel Opern haben denn ſchon W. R. G. geſchrieben?

159.

[1] Adresse:
Herrn Aſſeſſor Schmidt
Wohlgebohren

Mich ſelbſt bitte ich gar nicht zu den gangbaren Componiſten zu rechnen, da es mir zu ſehr an Praktik fehlt um noch viel zu ſchreiben. Undine war höchſt wahrſcheinlich die erſte und lezte Oper die ich hier auf das Theater brachte. —

Aendern Sie ja nichts an meinem Aufſaz, ich müßte denn in der Geſchwindigkeit mir haben Fehler des Stils zu Schulden kommen laſſen.

Adio mio caro Compositore e Maestro

Hff

8 7br 16

160. An Helmina von Chézy. (1.)

(Nach dem Original.)

[10. September 1816.]

Gnädige Frau!

Mir iſt, wie es Ihnen längſt bekannt ſeyn wird, Ihre ausführliche Vernehmung in der bewuſten Denunziations-Sache[1] von dem KammerGericht übertragen worden, und ich habe zur Genügung dieſes Auftrags einen Termin auf Morgen angeſezt. Gern möchte ich Ihnen, Gnädige Frau! das unangenehme Erſcheinen auf dem KammerGericht erſparen, und überhaupt eignet ſich die Sache nicht zur Verhandlung im geraüſchvollen TerminSaal. Ich bitte Sie daher ganz ergebenſt mir einen Aufſaz der die ganze Sache

---

160.

[1] Gneisenau hatte angezeigt, daß die Chézy in einem Briefe an ihn *d. d.* Cöln, den 10. Januar 1816 die Invaliden-Prüfungs-Commission daselbst verleumdet habe. Hoffmann wurde zum Untersuchungsrichter ernannt, und auf sein Gutachten wurde die Chézy am 30. Juni 1817 freigesprochen. Vgl. über die ganze Angelegenheit neben dem wichtigen Briefe der Chézy an Tieck *d. d.* Cöln 26. Oct. 1815 (Holtei I 130/32) ihre Memoiren ('Unvergessenes', dictirt zu Genf 1853, erschienen Leipzig, Brockhaus, 1858) II 121/79; die Stellen über H. (S. 162. 165/71. 174) wiederholen wir in Bd. III.

gehörig entwickelt und vorzüglich genau die Angabe der Beweiſe enthält durch die Sie Ihre Anklage wider die LazarethVerwaltung und ſonſt zu unterſtützen gedenken gütigſt heute oder Morgen früh zuzuſenden. Es liegt in der Form, daß der Entwicklung der Sache ſelbſt die Angabe Ihrer Lebensverhältniſſe im Allgemeinen, Nahmen, GeburtsOrt, Alter, Stand, Religion und Schickſale (ganz im Allgemeinen wie geſagt) vorausgehen müßte. Aus dieſem Aufſatz werde ich dann das Protokoll anfertigen und Ihnen, Gnädige Frau! vorlegen, ohne daß Sie nöthig haben Sich unter die im Terminſaal zankende Partheien zu miſchen. Der Crim[inal]Rath Hitzig ſagt mir, daß Sie, gnädige Frau! bereits eine ſolche vollſtändige Darſtellung der Sache aufgeſezt hätten, um ſo leichter wird es ſeyn meinen Wunſch zu befriedigen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung habe ich die Ehre zu ſeyn
Gnädige Frau

Berlin Taubenſtraße No 31.
Den 10 Septbr: 1816 Ihr ganz ergebenſter
Der KammerGerichtsRath Hoffmann

161. An Fouqué. (12.)

Mit einem offenen Brief und einer Nachſchrift dazu:
ſ. Nr. 161a.

(Nach einer Abſchrift des Herrn Max Kalbeck in Wien.)

[22. September 1816.]

Ich wollte, liebſter Baron! Sie filzten mich recht wacker aus wegen meiner leichtſinnigen Verſprechungen und wegen meiner Faulheit! — Aber in der That ſind mir die unangenehmſten Geſchäfte (ich ſtelle die mir übertragene Unterſuchung über die Chezy oben an) ſo über den Hals und zu Kopfe geſtiegen, daß ich alle Luſt und Laune zu den

Poeticis verlohr. — Nun iſts viel zu ſpät etwas ins Frauen-Taſchenbuch nachrucken zu laſſen, damit Sie Sich, beſter Baron, aber gütigſt überzeugen, daß es mir Ernſt iſt etwas zu liefern ſchicke ich Ihnen anliegend den für jenes Taſchenbuch beſtimmten Aufſatz den ich ganz zu Ihrer Dispoſition ſtelle. Iſt es dieſes Jahr zu ſpät ſo könte er da er völlig zeitunabhängig iſt für künftiges Jahr dienen, in dieſem Fall würde ich aber nach Schrags langweiliger Manier das ſchmale Honorar erſt zu Neujahr 1818 erhalten und nöthigenfalls meinen Erben ſubſtituiren müſſen, weil mir in dieſer Unzeit allerley menſchliches begegnen kan. — Alles überlaſſe ich Ihnen, ſo wie die Anfrage ob Schrag mich zu den diis minorum gentium (vielleicht gar ſehr mit Recht) rechnet die er karger honorirt. Das ſind recht gemeine Dinge die nach der juriſtiſchen Arbeitslampe riechen! — Nochmahls Ihrer gütigen Dispoſition überlaſſe ich den Rath Krespel nebſt werther Familie! —

So Gott will, hoffe ich Sie im Oktober, losgefeſſelt vom Joch des KammerGerichts, einige Stunden in Nennhauſen zu ſehen.

Gänzlich und ganz und gar mit Leib und Seele

Ihr auf das treueſte ergebener

Berlin Hoffmann

D. 22 7br 1816

161a. Fingirter Entſchuldigungsbrief[1] an Fouqué (17a) für das Frauentaſchenbuch.

(Nach dem Druck im Jahrgang für 1818.)

Da Sie, geliebteſter Herr Baron! Le Sage's hinkenden Teufel geleſen haben, ſo werden Sie ſich gütigſt erinnern, mit

---

161a.

[1] Gleich dem fingirten Entschuldigungsbrief an Symanski von Ende 1820 ausnahmsweise aufgenommen wegen seines höchst persönlichen Charakters.

welcher tiefen Verwunderung der berühmte Student Don Cleofas Leandro Perez Zambullo jenen langen hagren Mann erblickte, der als Nachtmantel, Negligée, PrunkSchlafrock bloß ein kurzes Hemde tragend, in ſeinem durch eine ſchlechte Lampe matt erleuchteten Stübchen mit ſtarken Schritten auf und abging. Bald richtete er den Blick ſtarr in die Höhe, bald ſah er zum Boden nieder, dann ſchlug er mit flacher Hand ſich an die Stirn, dann focht er mit geballten Fäuſten in der Luft — dann ſtieß er einige unverſtändliche Laute aus, dann rannte er an den Schreibtiſch und prallte wieder zurück. — Hatte Don Cleofas Leandro Perez Zambullo nur ein Quentlein mehr Menſchenkenntniß, ſo bedurfte es keines Teufels, ihm zu erklären, daß jener Mann ein Dichter war, der einen merklichen Mangel an eigentlicher Schaffungskraft verſpürend denn doch durchaus ſchreiben wollte oder ſollte. Sahen Sie, Baron' geſtern Abend Ihren gehorſamſten Freund und Diener jenem Manne gleich (obwohl bey weitem beſſer gekleidet) mit Ihrem ſehr werthen Schreiben in der Hand ſein Zimmer nach der Länge und Breite durchmeſſen; in der That, es wäre Ihnen klar geworden, das in ſchriftſtelleriſcher Hinſicht nun eben auch mit ihm nichts anzufangen iſt. — Ich ſoll dieſes Jahr etwas für das Frauentaſchenbuch ſchreiben. — Der Aufforderung des gütigen Freundes iſt nicht zu widerſprechen, das ſehe ich wohl ein, aber eben ſo gut auch, daß, bin ich nicht anmuthig, geiſtreich, fantaſtiſch, romantiſch, witzig, empfindſam, humoriſtiſch, heiter, tief — ja bin ich nicht das alles, ich mich großer Gefahr ausſetze. Mein Beitrag wird als ſchnöder Lückenbüßer nur unnützer Weiſe einige Blätter füllen, die jede, um den guten Geſchmack (in Kunſt und Litteratur nehmlich) einigermaßen beſorgte Frau mit feiner Nadel zuſammenheftet, um nicht als ein umgekehrter Neſtor (man ſehe Zerbino) wider Willen aus dem Garten der Poeſie in die Wildniß ſeichter Proſa zu gerathen. — Gott, wie quält mich das! — Muß man denn nicht, um in zierlicher, geſchmückter Geſellſchaft zu erſcheinen, ein hochzeitlich oder doch ſonntäglich Kleid anziehen, und wie iſt es dann, wenn man ſolches Kleid eben im Begriff es anzulegen, mit allerley Werkeltagsſtaub beſchmuzt oder entfärbt findet? — Mag es auch ſeyn, daß ſchon ein einziger Knopf unter dem Kragen, den die, wer weiß weshalb ſich plötzlich erweiternde Bruſt wegſprengte, wider das Dekorum anſtößt, und auf dieſes halten wir was, Baron! — Jener Dichter, der den Hymnus auf die Freiheit nirgends anders ſchreiben wollte, als in der Baſtille, geſtaltete ſich in dem Augenblick, als er das äußerſte, zum poetiſchen Fanfaron. (Fanfaronnek heißt es in Warſchau, wo es viele gibt, aber nicht poetiſche.) Das Leben ſtellt ſeine vier BaſtilleMauern um uns her, und aus ihnen entwickelt ſich ja wohl jener bösartige Stoff, der wie giftiger Mehlthau auf die Flügel einer Pſyche fällt, und ſie zerfrißt bis zum kraftloſen Einſinken. — Der dem Kerker entſchlüpfte Vogel kehrt zurück, um Atzung zu finden, die er verwöhnt und hülflos geworden draußen nicht zu finden wußte[2]; auch ſprachen die Sänger des Hains zu ihm: Lieber Kleiner! obſchon Sie unſere Uniform, bunte Klappen und FederEpauletts, zu tragen belieben, ſo zeigt doch Ihr miſerabler Geſang, daß Sie längſt auf Penſion geſezt, nicht mehr zu uns gehören. Sie merken, theuerſter Baron! daß alle dieſe rhapſodiſch vorgetragenen Gedanken und Meinungen auf nichts anders als auf die kahle Entſchuldigung hindeuten, daß ſeit der Zeit, da ich wieder in dem Triebrad des Staats luſtig zutrete, es mit meiner poetiſchen Gabe höchſt miſerabel ausſieht und ich wohl fühle, daß ich gar nicht im Stande bin, Ihnen dieſes Mahl etwas Würdiges für Ihr den Frauen zunächſt gewidmetes Taſchenbuch zu liefern. — Mit den Lauretten und Tereſinen iſt es nicht allemahl gethan und ſolcher Erfahrungen im Leben und ſolcher Zufälle, daß man eben dieſe Erfahrungen in heitern Farben gemalt wieder findet[3], gibt es auch überhaupt wenig. —

---

[2] Die selbe Vorstellung, fast wörtlich so ausgedrückt, im 66. Bf an Hippel (I 262 unten) und im Murr-Kreisler I 180 unten (Kreislerbuch S. 65 Mitte); wie eine Antwort auf Fouque's Freudenäußerungen Nr. 156a Ende.

[3] wie H. sein Erlebniß mit Lauretta und Teresina in Hummels 'Gesellschaft auf der italiänischen Lokanda' auf der Berliner Kunstausstellung im Herbst 1814 wiedergefunden haben will; FrauenTB auf 1816, S. 302/04 und 324/26, wiederh. Ser.-Br. I (1819), S. 121/24 und 155/58.

Eben habe ich, wie Rameau's famoſer Neffe, an die Stirne geklopft, und zwar in heller Verzweiflung, jedoch ganz leiſe bittend und ſehr artig gefragt: Iſt denn niemand, niemand zu Hauſe? — Aber keine Antwort! — Sie ſind ſämtlich ausgegangen, Herrn und Diener, ob jemahls einer von ihnen zurückkehrt oder ob ſonſt gute Leute einziehen, das weiß der Himmel! —

Entſchuldigen Sie mich dießmahl, verehrteſter Baron! mit meiner eignen Imbezillität, deren ich mich ſelbſt anklage, andern Leuten entgegen, die niemahls etwas anders vermiſſen wollen, als höchſtens das Gedächtniß. Vielleicht kommt mir künftiges Jahr[4] wieder ein Bild vor Augen, das ich in die Geſellſchaft der Frauen hineintragen kann.

Ganz und gar

Ihr ergebenſter
E. T. A. Hoffmann.[5]

162. An Helmina von Chézy.[1] (2.)

(Nach dem Original.)

[27. September 1816.]

Gnädige Frau!

Vermöge des mir von dem Königlichen KammerGericht ertheilten Auftrags lade ich Sie ein Sich

Morgen Den 28ten September Vormittags um Eilf Uhr gefälligſt in dem TerminSaal des Kammergerichts einzufinden und das nach der mir ſchriftlich ertheilten Information aufgenommene VernehmungsProtok[ol]l zu vollziehen.

---

[4] Hier folgt im Druck nicht

[5] Auf diesen Brief folgt zunächst ein '*Postscriptum*', das nach einer längeren Ueberleitung (S. 224/26) die bekannte (in den Serapions-Brüdern I 55/105 wiederholte) überschriftslose Novelle enthält, die man in Deutschland nach dem Rath Krespel, in Frankreich meist nach seiner Tochter Antonie nennt (S. 226/63); schließlich ein '*Postscripti Postscriptum*', in dem Fouqué der Druck dieser Novelle anheimgestellt wird (S. 263).

162.

[1] Adresse:

An
Die Frau von Chezy geb: Freyin von Klenke
HochWohlGebohren
hieſelbſt.

Oblatenverschluß ohne Pressung.

Berlin

Den 27 September 1816 Hoffmann

Königl. KammergerichtsRath

163. An Fouqué. (13.)

Mit einem Briefe Brühls an Hoffmann.

(Nach Kletkes Abdruck 1848.)

[8. November 1816.]

Beyliegendes an mich gerichtetes Schreiben Brühls ſagt Ihnen, theuerſter Baron! manches. —

Was zuvörderſt die gewünſchte Abänderung der Expoſition in der Undine betrifft, ſo glaube ich wohl, daß die von Brühl vorgeſchlagene Art, Undine zuerſt auftreten zu laſſen, eine Krücke für die Lahmen, eine Brille für die Augenkranken, ein Hörrohr für die Tauben ſeyn kann, in der Form, wie Brühl es will, geht es indeſſen durchaus nicht, da die Szene nicht ganz kurz werden kann und der Anfang mit einem langen Auftritt ohne Muſik die ganze Oper von vorn herein todt ſchlägt. Ich denke mir das Ganze in folgender Art.

a) Die Ouverture, ſchließt förmlich mit großem Lärm, Pauken und Trompeten.

b) Die Gardine geht auf. Der Ritter, die Fiſchersleute, Undine, ſitzen um den Tiſch und ſingen ein ſehr kurzes, ganz luſtiges Enſemble, ungefähr 8 oder 10 gleichgültige Zeilen z. B.

Alle zuſammen. Es iſt recht hübſch, daß wir hier ſo zuſammen im Trocknen ſitzen, da draußen iſt's Nachts nicht geheuer pp

Undine allein: Ey was iſt das für ein hübſcher Ritter pp

Huldbrand. Ey was iſt das für ein liebes Mädchen pp

Fiſchersleute. Seht doch nur, wie der Ritter uns ſo ins Haus geſchneit iſt.

Alle zuſammen. Es iſt recht hübſch, daß wir pp

Nach dieſem ſehr kurzen Enſemble geht nun die gewünſchte Szene los, in der ſchon, wie mich dünkt, die Expoſition[1], wie ſie jezt in das Geſpräch der Fiſchersleute mit dem Ritter gelegt iſt, wenigſtens Rückſichts Bertaldens ganz enthalten ſeyn kann. — Undine läuft weg. —

c) zweite Szene. Der Fiſcher aüßert Beſorgniſſe, daß es in der Nacht Sturm und Gewitter geben könne. — Das Geſpräch leitet auf die Frage des Ritters:

„Erzählt mir wenigſtens, wie ihr zu dem holden Bildchen[2] gekommen ſeyd.“[3]

Auf dieſe Weiſe wird die Romanze des Fiſchers[4] und das Folgende eingeleitet.

Die jetzige Introduzzione: „Ach Undine, holde Kleine“ pp bleibt hiernach ganz weg und daran iſt auch nichts gelegen. Gewonnen wird durch dieſe Einrichtung, daß auch der Klimax in der Muſik gewinnt (durch den luſtigen Anfang) und daß das Ganze freilich deutlicher werden kann.

Ich hoffe, daß Sie Sich, liebſter Baron! zu dieſer Abänderung bereit finden laſſen werden, zumal Undinchen es ſelbſt ſo ſehr wünſcht und den Ritter gar zu gern in den Finger beißen möchte. In dieſem Fall (nehmlich wenn Undine wirklich beißen ſoll) bitte ich mir gefälligſt, ſo bald es ſeyn kann, die paar Zeilen zu dem Enſemble zu ſenden,

---

163.

[1] Im Druck Expedition

[2] = Mädchen.

[3] Pfeiffer S. 91 Z. 5 f.

[4] „Wir weinten still im kleinen Zimmer“ (Pfeiffer S. 92).

damit ich ſchleunigſt komponiren kann, denn in dieſen Tagen wird die Eunike erwartet und dann ſoll die Oper ſogleich herankommen! — Ich bitte recht herzlich um baldige Verſe![5] —

---

5. **Excurs über den neuen Anfang der 'Undine'.**

Im wesentlichen mit diesem Briefe übereinstimmend, berichtet Fouqué 1839 aus dem Gedächtniß (in seinen Erinnerungen an H., s. Bd. III), er habe auf den Wunsch Hoffmanns und der Eunike ein neues Vorspiel [d. h. einen anderen Anfang des Operntextes] gedichtet, um Undinens wilde Nixen-Natur mehr hervorzuheben und auch anderes deutlicher zu machen, was in H's dramatischer Skizze [s. o., bes. S. 89 2. Hälfte] zu kurz gekommen war (er denkt dabei wohl speciell an Huldbrands Verhältniß zu Berthalda).

Nach dem Brande des Schauspielhauses 1817 wurde die Angelegenheit vertagt. Wie Fouqué berichtet, hatte H. die Verpflanzung der 'Undine' ins Opernhaus sich verbeten – aus dem selben Grunde, aus dem Amadeus Mozart seine Opern dort nicht würde hören wollen —, und das neue Schauspielhaus, Schinkels Meisterwerk, (vgl. I 271 f) ward erst im Mai 1821 eröffnet. Im März 1822 (s. u.) ließ H. sich dann von der Bibliothek der K. Schauspiele seine Partitur leihweise zurückgeben, offenbar um nunmehr das Vorspiel zu erledigen.

„Aber", berichtet Fouqué weiter, „nicht Hoffmann mehr sollte es komponiren. Das schmerzlich verzehrende Kranken, nach und nach seine Auflösung herbeiführend, ergriff ihn früher, als er an diese Arbeit, von welcher er oft mit so vieler Liebe gesprochen hatte, zu gehen vermochte."

Dazu die Note: „Nachher komponirte Kapellmeister Kienlen im Auftrage des Grafen Brühl jenes Vorspiel." (Johann Christoph Kienlen kehrte Ende 1820, nachdem er seine Frau in Ungarn verloren, nach Berlin zurück und lebte dort zunächst vom Musikunterricht [Kuhn im 'Freimüthigen' vom 28. Nov. 1820]. 1823 stellte Brühl ihn als Gesanglehrer an der Oper an; um die selbe Zeit wird er ihm den erwähnten Auftrag gegeben haben.)

Das Material zu dem neuen Vorspiel befindet sich jetzt (wie bekanntlich das zur Oper selbst) insgesammt auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Der vollständige Text ist in je einer Abschrift dem Souffirbuch und dem Dirigirbuch der Oper beigelegt resp. eingefügt, Kienlens Musik ist in Partitur unter Nr. 11591 vorhanden.

Der neue Anfang ist Fouqué gut gerathen, aber etwas anders und länger geworden als H. hier im Brief erwartet. Den vollständigen Text wird man künftig in Pfitzners Ausgabe des Klavierauszuges (s. Note 8) als Anhang finden; hier nur eine Skizze:

Undine und die Fischerin sitzen arbeitend am Heerde; Undine singt ein Nixenlied, das die Fischerin öfters tadelnd unterbricht. Der Fischer kommt mit Huldbrand; Undine und Huldbrand verlieben sich auf den ersten Blick. Nach diesem Duett resp. Quartett kommt ein Prosastück: Undine fragt den Ritter, woher er komme. Er kommt aus dem Zauber-

Ein zweites, was Sie aus Brühls Briefe entnehmen werden, iſt, daß auch das Prager Theater Undine verlangt[6]. Es iſt vorauszuſehen, daß alle bedeutenderen Bühnen Deutſchlands nachkommen werden[7]. Meine Geſchäfts- und pekuniäre Lage läßt es aber nicht zu, daß ich mich jedesmal um die Abſchriften bekümmern und die bedeutenden Auslagen (30 rth für jede Abſchrift der Partitur) machen kann, ich habe daher der hieſigen Bühne das ausſchließliche Eigenthum der Muſik mit Vorbehalt des Klavier-Auszuges[8] gegen ein angemeſſenes Honorar, deſſen Höhe ich indeſſen noch nicht beſtimmt, angetragen, ſo daß das hieſige Theater die Part[itur] für ſich weiter verkauft. Ich dächte, Sie forderten, im Fall Brühl darauf eingeht, ebenfalls ein AverſionalQuantum für die Dichtung und behielten ſich blos, wie ich den Klavier-Auszug, den Druck der Oper[9] vor. — Sie glauben nicht, wie ärgerlich für uns die Verhandlungen mit fremden Theatern werden dürften, bey der hieſigen Bühne geht das alles nach dem GeſchäftsEſelstritt.

---

wald, in den ihn Berthalda gesandt. Wer ist Berthalda? Antwort in der zweiten Musiknummer, einer Romanze Huldbrands: „Sie war ein stolz, hochfahrend Wesen“. Wie der Ritter im Verlaufe des Berichtes wärmere Töne anschlägt, wird Undine eifersüchtig, beißt ihn in den Finger und läuft hinaus. Huldbrand will ihr — in dem nun folgenden Prosastück — nach, der Fischer hält ihn zurück. Der Ritter fragt in liebender Angst: „Aber um's Himmelswillen, was soll denn daraus werden? — dann geht es im alten Text (Pfeiffer S. 89 Z. 3 v. u.) weiter.

— Ende der 20er Jahre arbeitete übrigens Fouqué den Text noch einmal völlig um, für Christian Friedrich Johann Girschner (ein Spandauer Soldatenkind, gest. 1860). (S. über diese Oper Bd. III u. Pfeiffer S. 67 f. Nach Ledebur sind mehrere Nummern daraus bei Bethge in Berlin erschienen; die Kgl. Bibl. besitzt nur Nr. 4 b, ein Duett.)

[6] S. Nr. 185 mit Note 2.

[7] Bis heute keine.

[8] H. erwartete dessen Erscheinen zu Ostern 1817 (I 261 unten), aber bis jetzt ist nichts daraus geworden. Zur Zeit bearbeitet Hans Pfitzner einen Auszug für C. F. Peters in Leipzig.

[9] Abgesehn von den 'Arien und Gesängen' (Berlin 1816) erst in unseren Tagen besorgt, durch Wilhelm Pfeiffer (als Anhang zu seiner Untersuchung 'Über Fouqués Undine', Heidelberg 1903). Auch Pfitzners Clavierauszug wird den vollständigen Text enthalten.

Nochmals bitte ich um baldigſte gütige Zuſendung des Enſembles! Eben fällt mir ein, daß es ſehr luſtig ſeyn wird, wenn künftig die Gardine aufgeht und die Leute ganz was anders ſehen und hören wie ſonſt. Mit freundſchaftlichſter Hochachtung

Berlin
den 8t November 1816.

Ihr treu ergebener
Hoffmann

---

164. An Reimer. (4.)

(Nach dem Original.)

[14. November 1816.]

So eben bin ich mit den Vignetten[1] beſchäfftigt, die Sie Morgen fix und fertig erhalten, damit, wenn, wie Freund Hitzig meint, es noch möglich ſeyn ſollte das Werkchen wenigſtens für und Rückſichts[2] Berlin erſcheinen zu laſſen, meiner Seits Alles geſchehen iſt. Um aber das mir etwas entfallene Coſtum des kleinen Puppedenzke und des Schalks von Brabant nachzuſehen bitte ich mir das Fouquéſche Mährchen, oder wenigſtens nur den Paſſus wo Puppedenzke, Fritz und der Schalk von Brabant auf das weiße Roß ſteigen gütigſt zuzuſenden.[3]

Hoffmnn
14 Novbr 16

164.

[1] Gemeint sind die Titelvignetten zu Contessa's 'Gastmahl', Fouqué's 'Kleinen Leuten' und H's 'Nußknacker und Mausekönig' (vor dem Titel, S. 63 und S. 115 der 'Kinder-Mährchen').

[2] Diese beiden Worte eingeschoben.

[3] Reimer sandte das ganze Märchen: s. nächste Nr.

165. An Reimer. (5.)

Mit 'Nußknacker und Mauſekönig', Fouqué's 'Kleinen Leuten' und den ſechs Zeichnungen zu den 'Kinder-Mährchen'.

(Nach dem Original.)

[16. November 1816.]

Anliegend überſende ich Ihnen, WerthGeſchäzteſter Freund! die fertig gewordenen Anfangs und SchlußVignetten ſo wie die Manuſkripte meines und des Fouquéſchen Mährchens. — Ich glaube daß die leichte AquatintaManier die beſte zu jenen kleinen Bilderchen ſeyn wird[1]. So viel möglich, habe ich immer den Titel genau in der Vignette, ſo wie das Reſultat in der SchlußAbareske[2] bezeichnen wollen! —

Schon ſeit mehreren Tagen bin ich ſehr unwohl und vorzüglich heute in einem fortdauernden febriliſchen Zuſtande, dies bringt mich um das ſo ſehr gewünſchte Vergnügen Sie heute Abend zu ſehen. —

Sollte es wohl möglich ſeyn den Berliner Kindern das Büchelchen noch zu Weihnachten einzubeſcheeren?

Hochachtungsvoll

der Ihrigſte
D. 16 Novbr: 1816 Hoffmann

Der Titel jedes Mährchens wird wohl ſo, wie ich angegeben, über der Vignette geſtochen werden können

---

165.

[1] Sie ist aber nicht verwandt. Die Bilder sind äußerst roh, anscheinend in Lithographie ausgeführt, ebenso der wohl auch von H. entworfene Umschlag.

[2] Sic.

166. An Kunz. (33.)

(Nach deſſen erſtem Abdruck, im 'Phönix' von 1835.)

Berlin, den 25t November 1816.

Theuerſter Freund!

So eben erhalte ich wieder, wie vor einiger Zeit den Adalbert[1], ein Büchelchen aus Ihrer Güte: Lotosblätter von Iſidorus[2] genannt, aus dem ich mit Vergnügen erſehe, daß die Clarinette deßhalb ſo heißt, weil ſie klar und nett iſt, übrigens auch als ein liebenswürdiger Charakter und herziges, himmelblaues Vergißmeinnicht überall ungemein gelitten wird pp — Noch bemerke ich, daß mir wenigſtens der muſikaliſche Theil ſolche Anſicht gewährt, als wenn ich viele kleine glinzernde Fiſchchen in einem ſehr trüben Waſſer ſpielen ſähe. Ein gewiſſer Novalis hat übrigens ähnliche, nicht ganz unebene Fragmente oder vielmehr Themata geſchrieben[3].

Der Adalbert von Babenberg, von Birnbaum[4], iſt gar

166.

[1] S. nächsten Absatz.

[2] Graf Loeben, s. S. 228 Note 2. Die 'Lotosblätter' waren soeben (mit der Jahreszahl 1817) bei Kunz erschienen. Loeben charakterisirt das Elaborat in einem Briefe an Fouqué vom 17. Mai 1816, der wie eine Parodie auf Fouqué's eigene Briefe anmuthet, (Kletke 247/53) als „zwei Bände Fragmente und Aufsätze über Wissenschaft, Kunst, Politik, Moral, Religion und Liebe, Natur- und Menschenverhältnisse, welche großentheils die Frucht des vorigen Herbstes und letzten Winters gewesen sind, die ich im kindlichen Vertrauen auf Gottes Gnade niederschrieb und für deren Gutes und Wahres — wenn Du es darin finden wirst — Dein treues frommes Gemüth gewiß mit mir der unendlichen Liebe dankt, die überschwenglich thut über unser Bitten und Verstehn, und deren göttliche Lichtkraft in uns Schwachen mächtig ist.“

[3] Diese herzliche Abneigung beruhte übrigens auf Gegenseitigkeit; Loeben schreibt 11. Nov. 1820 an Tieck (Holtei II 271): „Die [vermuthlich vom Buchhändler zur Ansicht erhaltene] Brambilla bekenne ich sogleich, ohne Aufschnitt, zurückgeschickt zu haben.“

[4] Ebenfalls zwei Bände, kurz vorher (mit der Jahreszahl 1816) bei Kunz erschienen.

nicht ohne Talent geſchrieben, nur wird er doch keine große Senſation erregen. Etwas komiſch macht es ſich, daß der Verfaſſer ſo oft und ſo wehmüthig verſichert, daß gerade dies Trauerſpiel das liebſte Kind ſeiner Muſe wäre[5]. — Die Schiller'ſche Periode (der Heros Schiller bleibt ewig unvergänglich, es iſt nur von dem imitatorum pecus die Rede) iſt, dem Himmel ſey gedankt, vorüber, und die weitſchichtigen Redensarten, wenn Jemand z. B. in zehn bis zwölf Zeilen ſchön gedrechſelter, mit einem Knallreim ſchließender Jamben nichts ſagt, als: er wolle hinter die Thür treten, um zu ......, machen vorzüglich auf der Bühne einen miſerablen Effekt. Auf dem Felde, das Müllner beackert und beſäet hat (Schuld[6], Yngurd[7]), möchte noch eher zu ärndten ſein, wiewohl der Pflüger und Sämann ſelbſt ſich in der Arbeit übernommen zu haben ſcheint (videatur das Taſchenbuch[8]) — — — — —

166a. An Kunz. (33a.)

(Nach deſſen Auszug 1839.)

[Vermuthlich Ende 1816, wahrſcheinlich noch in der vorigen Nr.]

Leſen Sie doch die Nachtſtücke, worin ſich der von Ihnen verſchmähte Revierjäger nicht uneben ausnimmt!

---

[5] Band I (April 1816): „Ich lege, mein lieber Leser, mit diesem Gedichte das liebste Kind meiner Muse in deine Hand!“; Band II (August d. s. J.): „als ich den ersten Theil des Lieblingskindes meiner dramatischen Muse in deine Hände gab“. Man stelle es sich vor: ein Theil eines Kindes wird in die Hand gelegt. Der Vfr. gab dann den Verkehr mit der Muse auf und starb 1877 als solider Mann in Gießen (s. Reg.).

[6] Leipzig, Göschen, 1816.

[7] als Buch ebenda 1817; vorher, 1816, Fragmente in Lemberts TB f. Schauspieler u. Schauspielfreunde für 1816 (Stuttgart) und in der Ztg. f. d. eleg. Welt.

[8] Gemeint ist entweder das in voriger Note genannte TB oder Müllners eigener 'Almanach für Privatbühnen', dessen 1. Jg. (für 1817) soeben erschienen war und vom Hgr. 'Die Zweiflerin' und 'Die großen Kinder' enthält.

167. An Reimer. (6.)

(Nach dem Original.)

[15. Febr. 1817.]

Zehn Fridrichsd'or auf Abſchlag des für den zweiten Theil der Nachtſtücke zu erhaltenden Honorars dato richtig erhalten zu haben beſcheinigt

Hoffmann

Berlin d. 15 Febr 17.

---

167 a. Friedrich Förſter an Tieck[1].

(Nach Holteis Abdruck 1864.)

Berlin; d. 26! Febr. 1817.

Wertheſter Freund

. . .

Nun endlich will ich Ihnen auch Rede ſtehen wegen des Taſchenbuches, deſſen Ausbleiben aber mehr oder vielmehr allein dem Buchhändler und dem Kupferſtecher zur Schuld zu rechnen iſt. Es erſcheint für das Jahr 1818 freilich aber ſchon zu guter Zeit in dieſem Jahre; es iſt in Leipzig gedruckt und die Bogen, die ich davon geſehen, ſind ſchön und ſauber und ohne Druckfehler; ich hoffe, daß es auch als ein ſpätgebornes Kind noch immer eine freundliche Aufnahme finden wird[2]. . . .

Obwohl[!] ich 25 Jahre zähle, ſo bin ich doch ein zu Zeiten ſehr unruhiger Kopf; einen feſten Halt im wiſſenſchaftl. Hinſicht

---

167 a.

[1] Aufgenommen als höchst charakteristisch für den „guten jungen Mann" (Brentano an Tieck, Holtei I 106), der zeitlebens ein treuer Verehrer H's war und 1822 bei der jüngeren Liedertafel die Todtenfeier für ihn arrangirte (s. Bd. III).

[2] Das schöne Buch, das unter dem Titel 'Die Sängerfahrt' erschien, enthielt zwar nichts von H., aber von **Tieck** den 1. Akt des 'Donauweibchens' und Gedichte, von **Arnim** die Erzählung 'Seltsames Begegnen und Wiedersehen' und Gedichte und von dem stillen Mitherausgeber **Brentano** das alte Fragment 'Aus der Chronika eines fahrenden Schülers' mit einem neuen gepfefferten Vorwort gegen **Fouqué's „sogenannte Romantik"**.

hab ich als Lehrer der Geſchichte und Erdkunde an der hieſigen Artillerie-Schule[3] . . . daran läßt ſich von der Dichtung immer einiges anknüpfen . . .

. . . Aber da bin ich zugleich auch von einer andern Seite gefaßt worden; aufgeregt durch die neuſte Zeit und durch die Hoffnungen, die mich eingeführt haben in dieſe — nahm ich thätigen und lebhaften Antheil an allem was Volk und Vaterland angeht, mit einem Wort ich bin ein heftiger Politicus, kann keinen Tag leben ohne Zeitung zu leſen und höre Jahn's Vorleſungen über deutſches Volksthum[4] und haſſe die Juden. . . .

167 b. Scheffner[1] an Stägemann.

(Nach Franz Rühls Abdruck 1900.)

Königsberg 6. März 1817.

. . . Nichts wundert mich mehr, als daß der Callotiſt Hoffmann auch ein guter Aktenmenſch ſeyn ſoll. . . .

168. An Fouqué. (14.)

(Nach Kletkes Abdruck 1848.)

[3. April 1817.]

Daß ich, verehrteſter Baron!

1) Die Handſchrift des Altſächſiſchen Heldenſaals[1] auf das ſauberſte einbinden laſſen und Morgens am

---

3. Sein College — wenn dies Civillistenwort erlaubt ist — für Mathematik war dort der Fähnrich, dann Lieutenant **Ludwig Rellstab**: dessen Erinnerungen an H. (besonders an s. Wirken in d. jüngeren Liedertafel) s. Bd. III.

4. 21 öffentliche Vorlesungen, in Gropius' Panorama. H's kühles Urtheil über diese gut gemeinten Rodomontaden s. am Schluß seines nächsten Briefs (Nr. 168). Ueber die ganze Bewegung orientirt am besten die köstliche Darstellung Treitschkes (Deutsche Geschichte im 19. Jh. II^4 383/95), der auch bezüglich der späteren Folgen (anscheinend ohne es zu wissen) bis ins speciellste mit H. übereinstimmt.

167b.

1. Ueber Scheffner s. I 221 und Grisebachs WLK^2 Nr. 1686/94 (S. 357/63).

168.

1. Ein 'Altsächsischer **Bildersaal**' von Fouqué erschien 1818/20 in

26. März[2] dem Freunde Hitzig überreicht habe, werden Sie wohl ſchon von ihm brieflich vernommen haben. Anliegend Wolffhardts Quittung über 7 rth.

2) Den Helyot[3], 8 Bände in Leder gebunden, habe ich für 15 rth gekauft. Er liegt bey mir, beſtimmen Sie nur gütigſt, ob ich ihn nach Nennhauſen transportiren laſſen ſoll, oder ob Sie ihn gelegentlich ſelbſt mitnehmen wollen.

3) Mit dem Imperat. russ. gehts mir traurig! — Ein bloßer goldener Rahm würde lächerlich ſeyn, ich hatte die Idee, das Ganze als einen Schild zu behandeln, in deſſen Mitte der würdige Imper. Achilles eingeſezt iſt, finde aber überall Widerſpruch, Unverſtand und ungeheuere Forderungen. So kommt es, daß dieſer Auftrag noch nicht beſorgt iſt. — Wie viel wollen Sie circiter an dieſe Sache wenden?

Sie erhalten von mir noch 4 Friedrichsd'or und 4 rth Courant oder überhaupt 26 rth Cour.
Gezahlt habe ich jezt[4] 22 „ „
Bleiben noch 4 rth Cour.
über die ich zu disponiren bitte.

Im Helyot ſind die wunderlichſten Mönche und Nonnen abgebildet, der Text ſcheint mir aber ziemlich oberflächlich und ſteril zu ſeyn.

IV Bdn. bei Schrag in Nürnberg; möglicherweise ist dessen I. Bd. gemeint, der 1816 begonnen war (Lebensbeschr. S. 345).

[2] Hitzigs 37. Geburtstag.

[3] Der Franciscaner Pierre Helyot genannt Père Hippolyte (1660—1716) arbeitete 25 Jahre an einer *Histoire des ordres monastiques, religieux et militaires, et des congrégations séculières de l'un et l'autre sexe, qui ont été établies jusqu'à présent*, die 1714/21 anonym in acht Quartbänden zu Paris erschien. Der Autor starb während der Drucklegung des V. Bandes, das Werk wurde von seinem Confrater Maximilien Bullot († 1748) vollendet. Eine italienische Uebersetzung erschien zu Lucca 1737/39, eine deutsche zu Leipzig 1753/56, beide ebenfalls in acht Quartbänden. Das Werk ist im 19. Jh. mehrfach neu aufgelegt und gilt noch heute als das vollständigste seiner Art.

[4] Für 1) und 2): 7 + 15 rth.

Beide, Hitzig und ich, ſind an den Prometheusfelſen, der wie ein Haus ausſieht und am Ende der Markgrafenſtraße angebracht iſt, angeſchmiedet, daher giebt es leider keine Feiertage für uns, die wir zu einem Ausfluge nutzen könnten. —

Kommen Sie fein bald nach Berlin und ſchauen Sie den vortrefflichen Devrient-Falſtaff! — Geſtern wurde der prächtige Heinrich zum zweiten Mal bei vollem Hauſe und vor theilnehmenden Zuſchauern wiederholt[5]. —

Meine Galle, durch die Unarten und Unziemlichkeiten des Schauſpielervolks erregt[6], ſprütze ich aus in einem langen Geſpräch zweier Schauſpieldirektoren, das ſchon durch vier Stücke des dramaturgiſchen Wochenblatts geht[7] und viel Tumult erregt! — Bruhl iſt molto contento — Fiſcher kommt übel weg! — Luſtig iſt's, daß mir unwillkührlich ein Lizza entſchlüpft iſt — Jene Herren unterſcheide ich nach ihren Röcken, der Braune, der Graue, nun iſt das aber abgekürzt gedruckt, der Br., der Gr., das Volk lieſt daher zu ſeiner Luſt, der Br—ühl, der Gr—af — ohe jam satis! — Wenn Sie nach 6 kommen, ſollen Sie über das tolle Zeug 5$^{6}/_{7}$ Minuten lachen. Von ganzem Herzen

Ihr getreulichſt ergebener

B., den 3. April 1817. Hoffmann

Geſtern hat Jahn ſeine lezte Vorleſung gehalten, mithin für dieſes Mal auskrakelt.

---

[5] Der erste Theil wurde zuerst aufgeführt am 22. März; über den zweiten vgl. Nr. 173 (S. 288 f) mit Note 2.

[6] speciell durch die kränkend motivirte Weigerung des Bassisten Joseph Fischer (1780—1862), die Rolle des Kühleborn zu übernehmen (nach Gubitz; s. Grisebach I, LXXIV und unseren Bd. III).

[7] 'Die Kunstverwandten' in den Nrn. 33 f. 36. 39. 44/46 (Febr. 15. 22. März 8. 29. Mai 3. 10. 17). Das Wochenblatt ging kurz darauf ein (s. S. 242 Note 1). Anderthalb Jahre später erschien dann der Dialog, auf fast das dreifache vermehrt, bei dem selben Verleger in Buchform, unter dem Titel 'Seltsame Leiden eines Theater-Direktors' (1819).

169. An den Leihbibliothekar F. Kralowsky in Berlin[1]. (1.)

(Nach dem Original.)

[3. Mai 1817.]

An Ew. WohlGebohren habe ich qua Dichter ein ganz eignes Anliegen. — Es komt mir, eben mit einer Erzählung[2] beſchäfftigt, darauf an, mich in den galanten Styl von den Jahren 1740 bis 60 oder auch wohl noch etwas ſpäter hineinzudenken. Ohne Original möchte das Portrait unähnlich werden, ſollten Sie nicht vielleicht noch irgend einen Roman aus jenen Jahren beſitzen?[3] — Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier[4] wäre mir das liebſte, aber wo den auftreiben! —

Von Ew. WohlGebohren Güte und Gefälligkeit überzeugt, darf ich hoffen,[5] daß Sie, ſteht es in Ihrer Macht, dem unglücklichen in ſchwerem Brüten befangenen Autor mit Rath und That aufhelfen werden.

Hochachtungsvoll

Hoffmann
D. 3^{t} May 17.

169.

[1] Offenbar der selbe Adressat wie bei den Nrn. 182. 187. 194. Vgl. Note 3 und Register.

[2] Das steinerne Herz (schließt den II. Thl. der 'Nachtstücke', S. 323/74).

[3] „Kralowsky's Büchervorrath umfaßte das Schönwissenschaftliche seit dem letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts" (Gubitz, Erlebnisse, I [1868] 95; Kralowsky's Urenkel, der Novalis-Biograph Ernst Heilborn hatte die Güte mich auf diese Stelle aufmerksam zu machen).

[4] Von Johann Gottfried Schnabel, dem Vfr. der 'Insel Felsenburg'; erschien zu „Warnungsstadt:" [= Nordhausen] 1738. Das Buch wird in der That von H. citirt (S. 336 oben).

[5] Diese drei Worte eingeschoben.

170. An Friedrich Wilhelm Gubitz[1].

(Nach einer Abſchrift des Herrn Erich Schmidt in Charlottenburg.)

[24. Juni 1817.]

Durch ein Verſehen meiner Dienſtboten iſt mir erſt geſtern Abend Ihr Billett[2], Verehrteſter! zugeſtellt worden. Unter dem Titel: Das Traumbild, werde ich zu dem bewußten Zweck ſo bald als möglich eine Kleinigkeit liefern[3]. Verzeihen Sie doch nur gütigſt meine Säumniß!

Hochachtungsvoll

Berlin
D. 24 Jun 17.

Ihr ganz ergebener
Hoffm

170.

[1] Adresse:
Herrn Profeſſor Gubitz
WohlGebohren

[2] In Berlin bestand unter dem Protectorat der liebenswürdigen Prinzeß Wilhelm ein „Vaterländischer Frauen-Verein zur Verpflegung der in den Feldzügen von 1813 bis 1815 hülflos gewordenen Berliner Krieger, deren Wittwen und Waisen". Gubitz hatte seit 1814 schon mehrfach durch öffentliche Veranstaltungen dem Verein Einnahmen verschafft; jetzt beabsichtigte er eine Bücher-Verloosung, bei der jeder Theilnehmer u. a. vier Bändchen 'Gaben der Milde' erhalten sollte, die Gubitz selbst als „eine Sammlung erbetener und geschenkter Beiträge namhafter Schriftsteller" bezeichnet. (Erlebnisse II [1868] 69 f.) Der bekannteste Beitrag ist Brentano's 'Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl' (II 7—81).

[3] H. strengte sich nicht eben an zu diesem wohlthätigen Zwecke; er spendete das vor mehr als drei Jahren niedergeschriebene Fragment aus den 'Erinnerungen aus Dresden' (vgl. S. 188/89 Note 7 und S. 198 Note 3); der Titel wurde verschlechtert in 'Erscheinungen!' (mit Ausrufungszeichen). Wiederholt wurde das Bruchstück 1821 Ser.-Br. IV 262/80 mit dem Geständniß, „daß der nächste Anlaß der chimärischen Dichtung bei weitem anziehender ist als die Dichtung selbst"; S. 280/88 wird das „Warum und Weswegen" „als wichtige Note" hinzugefügt

171. An den Verlagsbuchhändler Ferdinand Dümmler (Hitzigs Nachfolger)[1]. (1.)

(Nach einer Abſchrift des Herrn Georg von Laubmann in München.)

[7. Juli 1817.]

Mit der größten Ungeduld erwarte ich täglich die Summe Geldes, welche ſchon den 22^{t} Junius in Poſen an meinen dortigen Bevollmächtigten gezahlt werden ſollte. In dieſen Tagen muß aber nun das Geld beſtimt eingehen und auf der Stelle werde ich dann, Werthgeſchäzteſter Freund! meine Schuld berichtigen. Wie unangenehm es mir iſt nicht pünktlich ſeyn zu können, kan ich nicht genug ſagen, indeſſen da mir auch noch außer jener Poſt andere Gelder eingehen müſſen, ſo werde ich wie geſagt in dieſen Tagen alles gut machen können.

Ihr ergebenſter
Hoffmann
d. 7 Jul 17.

172. An ſeinen Bruder Karl Wilhelm Philipp Hoffmann in Conſtadt.

(Unvollendet und nicht abgeſandt.)

(Nach dem Original.)

Berlin Taubenſtraße No 31. Den 10^{t} Julius 1817.

Geliebteſter Bruder!

Dein Brief vom 21^{t} Junius d. J. überraſchte mich auf ganz beſondere Weiſe, weil ich Dich — für *todt* hielt und Deinen Verluſt auf das innigſte betrauert hatte. — Das hängt nehmlich ſo zuſammen. Im Anfang des vorigen Winters erſchien bey mir ein junger Menſch von etwa 17,

---

171. [1] Adresse:
Herrn Dümmler
WohlGebohren

18 Jahren von ziemlichem Anſehen, halb militairiſch gekleidet, welcher mich ſogleich pathetiſcher Weiſe anredete: Ich bin Ihres Bruders Sohn! (Ich bin deines Vaters Geiſt! — wie im Hamlet) Du kannſt es denken, daß ich ſogleich nach Dir frug, was du machteſt, wo du lebteſt — wie es dir ginge u. ſ. Darauf ſprach der junge Menſch mit geſenkter Stimme, indem er mit einem Taſchen Tuch ſich was weniges über die Augen fuhr: Mein armer Vater iſt vor ſechs Wochen geſtorben! — Nun kannſt Du es Dir wieder denken, daß mich dieſe Nachricht um ſo mehr erſchütterte, als ich mir Vorwürfe machte mich nicht mehr nach Deinem Aufenthalt erkundigt und ſo wenigſtens noch einige Worte von Dir erhalten zu haben. Ich brach daher das Geſpräch kurz ab indem ich es dem jungen Menſchen freiſtellte mich ferner zu beſuchen. Dies that er denn auch, indeſſen zu unbequemen Stunden, in denen er mich nicht ſprechen konte. Endlich wandte er ſich ſchriftlich an mich, ſprach mich um Geld an und legte, wie er ſagte, zu ſeiner Legitimation ein Portrait von mir bey, auf eine Spielmarke gemahlt mit grünen Haaren und etwas dem Kaiſer Hadrian ähnlich, das ich aber, wie ich mich erinnere, ſelbſt vor langer Zeit verfertigt. Bedeutende Unterſtützungen zu reichen, das läßt meine Lage durchaus nicht zu, indeſſen packte ich einige Thaler ein und ſchrieb ihm zugleich, daß ich bereit wäre, für ſein Unterkommen auf irgend eine Weiſe zu ſorgen, nur müße er ſich über ſein bisheriges Wohlverhalten durch glaubhafte Atteſte legitimiren. — Seit der Zeit hat er nichts mehr von ſich hören laſſen. — Er nannte ſich Ferdinand Hoffmann und Du wirſt vielleicht am beſten den nähern wahren Zuſammenhang der Sache wißen oder wenigſtens errathen können.

Es iſt wahr, liebſter Bruder! daß Jahre hindurch uns das Schickſal ganz auseinander geworfen hat, und es ſcheint auch als wenn Dir meine DenkungsArt ganz fremde geworden iſt, denn ſonſt würdeſt Du nicht von dem Mantel des Hochmuths ſprechen, den ich mir umgehängt haben ſoll, und der, wie ich wohl verſichern kan, nach meiner Art zu ſeyn, mir ein durchaus unbequemes ungewohntes Kleidungsſtück ſeyn würde indem[1] ich mich darinn[2] nicht zu regen und zu bewegen wüßte. Ferner, liebſter Bruder! würdeſt Du irren, wenn Du glaubteſt, daß ich durch die Beerbung meiner Erzieher in irgend eine günſtigere Lage, als ſie ſich gerade aus meinen Dienſtverhältniſſen ergiebt, gekommen ſeyn ſollte. Vielleicht wäre dies der Fall geweſen, wenn nicht der unglückſeelige Krieg mich im Jahre 1806 Dienſtlos gemacht hätte. Ich weiß nicht ob es dir bekant iſt, daß ich ſeit dem Jahre 1807 mich im ſüdlichen Teutſchland (Bamberg, Würzburg pp) als TheaterMuſikDirektor nothdürftig nährte daß ich dieſelbe Stelle ſpäter in Dresden hatte, auch hier alles Elend des Krieges überſtehen mußte und erſt im Jahre 1816 wieder eintreten konte in das KammerGericht, wiewohl nach der Anciennität die mir mein Rathspatent vom 27. Febr: 1802 gab, welches denn nun wohl gar keine Entſchädigung ſeyn kan. Das bis zum Tode der ſehr wackern, und wohl bekanten JuſtizRaths bis zur Unbedeutenheit geſchmolzene Vermögen, das noch überdies mancherley Legate zerſplitterten, reichte gerade hin mich hier anderthalbe Jahre hindurch, die ich ohne Gehalt durchbringen mußte, zu ernähren und mich dann häuslich einzurichten. Jezt lebe ich in dem übertheuern Berlin lediglich von meinem Gehalt und dem, was ich ſonſt etwa durch Schriftſtellerey verdiene. — Vielleicht iſt der litterariſche Ruf des Verfaſſers der Fantaſieſtücke in Callots Manier, der Elixiere des Teufels, der Nachtſtücke

---

172.

[1] Dann auch in dem heißen.

[2] Eingeschoben. Dann wieder gestrichen, anscheinend aber nicht von H., sondern von Hitzig.

u. ſ. w. bis nach Brieg oder gar bis nach Conſtadt[3] gedrungen, und es iſt vielleicht ſogar möglich, daß man wenigſtens in Brieg von dem Componiſten der Fouquéſchen Oper: Undine, die mit vorzüglicher Pracht (Dekorationen und Coſtum koſteten gegen 12000 rth) auf dem hieſigen Theater ſeit Jahresfriſt dreyßigmahl[4] gegeben wurde, etwas weiß. Solch ein Verfaßer und Componiſt bin ich nun ſelbſt, und Du ſiehſt, liebſter Bruder, daß ich troz der finſtern und ſattſam langweiligen Juriſterey auch meine künſtleriſchen Anlagen tüchtig zu kultiviren nicht unterlaßen. Das Dichten iſt bekanntlich Familienſünde väterlicherSeits, aber in der Muſik haben, ſo viel ich weiß, unſere Altvorderen nicht ſonderlich viel geleiſtet. So viel ich mich erinnere ſpielte Papa Viola di Gamba worüber ich einmahl als drey oder vierjähriger Knabe in ein entſezliches Weinen ausbrach und nicht zu beſchwichtigen war, als durch einen ſchicklichen PfefferKuchen. Papa hatte aber keinen Takt und böſe Verläumdung behauptete, er habe einmahl eine Menuett nach einer Polonoiſe getanzt die der ſchlaue Juſtizrath auf dem wohl bekanten rothlackirten Flügel ſpielte, den wir, wenn Du Dich noch daran erinnerſt, in ſpäterer Zeit einmahl mit dem beyden Bücher, Kleider, Stiefel pp Schrank des [Juſtiz-Raths] den wir umſtülpten beinahe eingeſchmißen hätten.

173. Vermuthlich an Fouqué[1]. (15.)

(Nach einer Abſchrift des Herrn Eduard Griſebach in Charlottenburg.)

[3. September 1817.]

Devrient wünſcht ſehnlichſt mit Ihnen, theuerſter Baron! einige Worte über den zweiten Theil Heinrich IV[2] zu ſprechen. Am beſten iſt es denk' ich daß wir zu ſammen bey Dallach[3] eſſen. Punkt 3 Uhr werd ich mich mit Devrient auf jeden Fall bey Dallach einfinden und ſind Sie nicht verſagt, ſo werden Sie gewiß auch wohl dort wie gewöhnlich ſpeiſen — ſo wird das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden!!

---

[3] Alte kleine Stadt im Kr. Kreuzburg (Regbez. Oppeln).

[4] Anderthalb Wochen nach diesem Brief, am 27. Juli, fand die letzte Aufführung statt: nach Hoffmanns Angabe S. 293 oben u. 301 unten war es die 23., nach Schaeffer und Hartmann die 14.

173.

[1] S. vorletzte Note.

Hoffm
d. 3. 7br 17
postm. $1^3/_4$ Uhr

174. An Reimer. (7.)

Mit dem Anfang des 'Fremden Kindes'.

(Nach dem Original.)

[27. September 1817.]

Sie erhalten, Verehrteſter Freund in der Anlage den erſten Bogen meines Mährchens[1], damit der Druck begonnen werden kan. Da ich nun endlich mich ſo herausgearbeitet habe, daß ich wenigſtens acht Tage hindurch meine Zeit der Schriftſtellerei widmen kan, ſo werden die übrigen Bogen ſo raſch folgen, daß der Druck nicht einen Augenblick liegen bleiben ſoll. Conteſſa ſchickt auch ſein Mährchen[2] nächſtens und hat mir vorlaüfig die Idee zur Vignette mitgetheilt. Gleiches erwarte ich von Fouqué[3], ſo daß ich auch in künftiger Woche die Zeichnungen zu den Vignetten zu liefern im Stande ſeyn werde. Ich glaube wohl daß die Kindermährchen noch zeitig genug fertig ſeyn werden können[4]; ſollte es aber doch ſchon unglücklicher Weiſe zu ſpät ſeyn, ſo bitte ich recht ſehr mich doch gleich davon zu benachrichtigen. Auf das angelegentlichſte empfehle ich mich Ihrer Freundſchaft und Güte —

---

[2] Nach dem Beifall, den der I. Thl. gefunden (s. Nr. 168 mit Note 1, S. 282), rechnete man offenbar auf eine baldige Aufführung des zweiten; dieser wurde aber erst am 26. Januar 1819 gegeben, und zwar in Fouqué's Bearbeitung von Schlegels Uebersetzung.

Vgl. die Anekdote über H's Kritik von Devrients Spiel in den Hamburger 'Jahreszeiten' von 1848, wiederholt von Wellmer, von Griesbach I, LXVI und in unserem Bd. III.

[3] Betr. das „damals berühmteste" Lokal Berlins (Gubitz II 26), Devrient verkehrte dort ebenso gern wie H., der Fleisch und Blut seiner Wangen auf Dallachs Beefsteaks und Portwein zurückführte (s. das Selbstporträt bei S. 216 aus Bd. I). Das Restaurant bestand nicht mehr lange; Stägemann bekennt 14. März 1819 in e. Bf. an Varnhagen (ed. L. Assing 1865, S. 19) im Anschluß an Hallers 'Restauration der Staatswissenschaft': „Die Dallach'sche ist indeß eingegangen, und Dallach wird ein Landjunker, trotz dem Hrn. v. Haller."

174.

[1] 'Das fremde Kind': erschien zu Weihnachten in einer als 'Zweites Bändchen' bezeichneten Fortsetzung der 'Kinder-Mährchen'.

Hoffmann
D. 27 7br: 17

174a. Conteſſa an Reimer.

(Nach dem Original.)

Sellendorf[1] bei Golßen
in der Niederlauſitz. d. 19t
October 1817.

Vorgeſtern bin ich aus Schleſien wieder in mein Winterquartier gerückt, und meine erſte Sorge hierſelbſt iſt um die Kindermährchen. Ich eile daher, Sie zu bitten, verehrteſter Freund, mir ungeſäumt Nachricht zu geben, wie es damit ſteht und ob wirklich für dieſes Jahr noch etwas daraus wird.

Ich bin mit dem meinigen ſo weit vorgerückt, daß nur noch ein paar Bogen zur Vollendung fehlen, mit denen ich in Zeit von 8 Tagen fertig zu ſein denke.

Die beiden Erzählungen von mir[2] und meinem Bruder[3] laſſen wir zur Oſtermeſſe erſcheinen, wenn es Ihnen ſo recht iſt[4]. Wenn ſpäteſtens müſſen Sie in dieſem Falle das Manuſcript haben?

---

[2] 'Das Schwerdt und die Schlangen. Ein Märchen in acht Kapiteln.'

[3] 'Der Kuckkasten.' (Fehlt bei Goedeke.)

[4] Dies Wort eingeschoben. — H's Wunsch erfüllte sich: s. Nr. 177. Diesmal sind die Hauptbilder in Kupferstich, die Schlußstücke in Holzschnitt ausgeführt.

174 a.

[1] Das Gut von Contessa's Jugendfreund Houwald, bei dem jener von 1816 bis 1824 wohnte.

[2] 'Das Bild der Mutter', die auf den Wunsch des Bruders unternommene Verarbeitung seines Antheils an dem „Roman des Freiherrn von Vieren“;

Ich hoffe vielleicht bald das Vergnügen zu haben, Sie in Berlin zu ſehen. Ich grüße Sie freundſchaftlichſt als

Ihr ergebenſter
CWContessa.

175. An Reimer. (8.)

(Nach dem Original, aus dem Geſchäftsbuch.)

[11. November 1817.]

[Bittet um einen Vorſchuß auf die Kinder-Mährchen.]

176. An Adolf Wagner[1].

(Nach dem Original.)

Berlin am Tage der heil: Katharina
[25. November] des Jahres 1817

Der Zauberer, liebſter Alf! iſt wirklich bey mir geweſen und zwar im Zwielicht, es wurde aber gleich Licht angeſteckt und Thee getrunken. Sey es indeſſen nun, daß ich ſpitzbemützt und in magiſchen Büchern leſend, ihm als ein ſtärkerer Zauberer erſchien oder daß das abdoucirende Prinzip des Thees dergleichen nicht aufkommen ließ (er nahm viel Milch[2]) — kurz! — er dachte nicht daran die Teufelskünſte

---

s. unseren Exkurs S. 232/33 und Contessa's Bf. an Schall S. 297.

[3] 'Das blonde Kind'.

[4] Erschienen in der That 1818.

176.

[1] Adresse:

Herrn
Doktor Adolf Wagner
Wohlgebohren
in
Leipzig

Oblatenverschluß mit Palmbaum-Prägung.

Poststempel:

BERLIN
25 NOV.

(Die zweite Zahl kann 5, 6 oder 8 sein.)

[2] Diese Parenthese am Rande eingefügt.

zu üben, wie er es vielleicht auf Ihren Anlaß im Schilde führte, ſondern erzählte bloß, wie bey der Fraülein Thereſe aus dem Winkel[3] Böttiger eingeſchlafen und Oehlenſchläger (der hier mein recht herzlieber Freund geworden) ſteif und zeremoniös geweſen, welches beides ich ſehr gut begreife oder vielmehr ganz natürlich finde. — Warum kommen Sie denn nicht einmahl her? — Auf jeden Fall würd' Ihnen wohl ſeyn, da Sie in Hitzigs einſamer Wohnung ſich jeden Augenblick außerhalb Berlin verſetzen und dann bey mir in der ſchönſten Gegend der Reſidenz wieder im vollen Sinn des Worts in Berlin ſeyn könten. — Ueberhaupt! — Sie würden es machen wie wir hier alle, d. h. ganz leben wie es Ihnen in den Sinn käme, welches man hier zu thun vermag ohne alle Mühe und Störung. — Vor einiger Zeit war die gute Müller hier, die ich über Alles ehre und lieb habe. Es war mir angenehm, daß gerade Undine gegeben wurde. Es war die lezte Oper in dem Hauſe[4], welches den dritten Tag darauf[5] herunterbrannte. Sie wird Ihnen, ſollten Sie ſie in Leipzig ſprechen, doch manches von der Darſtellung ſagen[6], unerachtet bey dem Zauber der Dekorationen und auch wohl bey dem raſtloſen Fortſchreiten der Handlung[7] und den großen muſikaliſchen Maſſen die Oper, zum erſtenmahl gehört, die Fantaſie nur anregt ohne deutliche Spuren zurückzulaſſen. — Majorenn iſt die Oper nicht

---

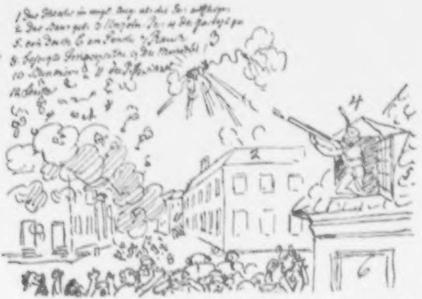
[3] bei der H. am 15. Oct. 1815 „sich entsetzlich ennuyirt" hatte (s. Tgb.).

[4] 1800/1801 erbaut von Karl Gotthard Langhans dem Aelteren (1732–1808), dem Schöpfer des Brandenburger Thores.

[5] Zuerst hern[ach]

[6] Einiges darüber hatte Wagner wohl schon von der Eunike gehört, die ihn im Februar in Leipzig gesprochen hatte. S. Fouqué's Brief an ihn vor 28. Februar (Meisner 122 f): „Das anmuthige, unartige Undinchen (Johanna Eunike bei den Menschen geheißen) hat mir doch ihren Gruß noch nicht ausgerichtet. Freilich sprach ich sie nur sehr flüchtig, aber sie soll doch einiger Schelte nicht entgehn. Durfte Undine den Gruß von Undinchen's Vater [vgl. S. 260 Note 2] an ihren eignen aufschieben?"

[7] Dies hatte H. auf dem Gewissen (s. S. 273, Excurs Z. 7 f).



Die Gefährdung des Seehandlungs-Gebäudes durch Unzelmanns Perücke
beim Brande des Schauſpielhauſes am 29. Juli 1817
und die Rettung des Staatscredits durch einen Gardejäger
für Adolf Wagner gezeichnet (ſ. S. 297 f mit den Noten 4, 6, 10)

Wie der Brief ſelbſt im Beſitze des Herrn Carl Geibel in Leipzig.

geworden, denn ſie iſt binnen Jahresfriſt nur drey und zwanzigmahl gegeben werden. — Ich könte Ihnen erzählen, daß ich bey dem Brande des Theaters von dem ich nur 15 bis 20 Schritt entfernt wohne, in die augenſcheinlichſte Gefahr gerieth da das Dach meiner Wohnung bereits brante, noch mehr! — daß der Credit des Staats wankte, da, als die Perückenkammer in Flammen ſtand und fünftauſend Perücken aufflogen, Unzelmanns Perücke aus dem Dorfbarbier[8] mit einem langen Zopf, wie ein bedrohliches feuriges Meteor über dem Bankgebäude[9] ſchwebte — doch das wird Ihnen alles der Zauberer mündlich erzählen und hinzu fügen, daß beide gerettet ſind, ich und der Staat. Ich durch die Kraft von drey Schlauchſpritzen wovon der einen ich eine böſe Wunde mit einer ſeidenen Schürze meiner Frau verband, der Staat durch einen kouragöſen Gardejäger auf der Taubenſtraße, der als mehrere Spritzen vergeblich nach der ad altiora ſteigenden Perücke gerichtet wurden, beſagtes Ungethüm durch einen wohlgezielten Büchſenſchuß herabſchoß. Zum Tode getroffen, ziſchend und brauſend ſank es nieder in den Pißwinkel des Schonertſchen Weinhauſes — Hierauf ſtiegen ſofort die Staatspapiere! — Iſt das nicht Stoff zum Epos? — Da Sie vielleicht eins daraus machen könten, hiezu aber genaue Kenntniß des Lokals nöthig iſt, ſo lege ich eine kleine Handzeichnung bey die vorzüglich die Proportionen ſehr richtig darſtellt.[10] —

---

[8] der bekannten Oper des Wieners Johann Schenk (1761—1836).

[9] Gemeint ist das Haus der Kgl. Seehandlung.

[10] Wie H. geben auch wir diese Zeichnung als Beilage. Sie stellt ein kleines Seitenstück dar zu der Zeichnung für Kunz (s. o. bei S. 241); dort sieht man Schonerts Local oben rechts, links davon ist an Stelle von „Wohnungen unbekannter Leute" das Seehandlungs-Gebäude zu denken; an Langhans' Schauspielhaus ist dort wie hier der Giebel nach dem Platze zu angedeutet. Als Standpunkt des Beschauers ist hier etwa das Portal der Neuen Kirche gedacht. Freilich müßte dann von den beiden Häusern an der Markgrafenstr. Schonerts Local (Ecke Taubenstr.) vorn und die Seehandlung (Ecke Jägerstr.) hinten liegen. —

Hitzig grüßt herzlich, Fouque iſt gerade nicht hier — Ich empfehle Ihnen meinen Magiſter Tinte nicht ſo ſehr als das fremde Kind — vid: die diesjährigen Kindermährchen.

Auf das angelegentlichſte empfiehlt ſich meine Frau Ihrem gütigen freundſchaftlichen Andenken, ſie möchte Ihnen gar zu gern wieder Thee einſchenken — kommen Sie nur ſein bald! —

Leben Sie wohl mein lieber theurer Alf!

Der Ihrigſte
Hoffmann

177. An Reimer[1]. (9.)

(Nach dem Original.)

[28. November 1817.]

Für die gütige Ueberſendung der Nachtſtücke 2^{t} Theil danke ich Ihnen, verehrteſter Freund! auf das verbindlichſte — indeſſen hab' ich noch eine Bitte. — Könte ich wohl durch Ihre Güte noch zwey Exemplare vom erſten Theil, und wo möglich eins davon auf VelinPapier erhalten? —

Eben ſo bitte ich mir gütigſt ſo wie voriges Jahr noch zehn Exemplare der Mährchen (zwey hab' ich ſchon erhalten) zu ſenden, damit ich Fouque vier, Conteſſa ebenfalls vier geben und vier für mich behalten kan. —

Sollt' es Ihnen auch genehm ſeyn mir in dieſen Tagen den Ueberreſt des Honorars zu ſenden damit ich F[ouqué] und C[onteſſa] befriedigen kann, ſo würden Sie mich ganz außerordentlich verbinden.

Berlin
D. 28 Novbr 17.

Ihr ergebenſter
Hoffmann

Ueber den Brand selbst hat H. 1817 noch an Hippel berichtet (I 263 f), 1818 an Kunz (S. 301 unten) und besonders an Holbein (S. 307), 1819 im Murr-Kreisler (I 258/66), vgl. ferner Atterboms Bericht in Bd. III.

177.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers: Kammerger. Rath Hoffmann

178. An Carl Friedrich Enoch Richter, Inhaber der Gleditſch'ſchen Buchhandlung in Leipzig[1]. (Gleditſch 1.)

(Nach dem Original.)

Berlin D. 15 Dzbr 17.

Auf Ew. WohlGebohren geehrtes Schreiben erwiedere ich ganz gehorſamſt, daß ich ſpätſtens bis zum 15 Januar (wo möglich noch früher) das Manuſkript für das Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen[2] ganz beſtimt einſenden werde.

Hochachtungsvoll

Ew. WohlGeb.
ergebenſter
Hoffmann

---

179. An Martin Hinrich Karl Lichtenſtein, Profeſſor der Zoologie in Berlin[1].

(Nach dem Original.)

[13. Januar 1818.]

An Sie, Hochverehrteſter Freund! wende ich mich zutrauungsvoll mit einer recht dringenden Bitte. Chamiſſo

---

178.

[1] Adresse:

Herrn
C F Enoch Richter in der
Gleditſchſchen Buchhandlung
zu
Leipzig

Oblatenverschluß mit Palmbaum-Pressung.
Poststempel:
BERLIN
16. DEC.

Ueberschreibung d. Empfängers:
Hofgerichtsassessor Hoffmann
in Berlin
15te Dec 1817.

[2] 'Meister Martin der Küfner und seine Gesellen.' Erschien im Herbst 1818 (Jg. für 1819).

179.

[1] Adresse:

Herrn Profeſſor Lichtenſtein
WohlGebohren

Oblatenverschluß mit Palmbaum-Pressung.

hat mir als Vermächtniß die Idee einer Erzählung hinterlaſſen die ich auszuarbeiten eben im Begriff ſtehe. — Ein Profeſſor der Botanick ſtirbt und hinterläßt nicht allein eine ſehr reiche Pflanzenſammlung, ſondern er hat auch in einem kleinen beſonders angelegten Treibhauſe ganz ſeltene fremde Pflanzen und Blumen gezogen. Unter dieſen befindet ſich ein Exemplar, von dem es ganz unerhört iſt, daß es in dieſem Himmelsſtrich ſelbſt in einem Treibhauſe gedieh. Die Wittwe (eine ganz alte Frau) veraüßert nichts davon, da[2] ſie ſelbſt mit der Wartung der Pflanzen bekannt iſt und daran Freude hat. Sie verwehrt ſelbſt dem Ammanuenſis des ſeeligen Herrn, einem blutjungen enthuſiaſtiſchen Botaniker, deſſen ganzes Herz an jener ſeltenen exotiſchen[3] Pflanze im Treibhauſe hängt, den Zutritt, bis er ſich entſchließt die Alte zu heirathen u. ſ. w. Ich bin gar nicht Botaniker, muß allſo irgend ein botaniſches Werk tüchtig leſen und mich imprägniren. Könte ich wohl durch Ihre Güte ein ſolches Werk auf einige Tage erhalten, könten Sie mir wohl eine fremde Pflanze nennen, die Ch[amiſſo] etwa gemeint haben dürfte? Sie glauben nicht, wie viel Freundſchaft Sie mir durch die gütige Erfüllung meiner Bitte erzeigen würden.[4]

Mit der innigſten Hochachtung

Berlin Taubenſtraße No 31
2 Treppen
Den 13 Jan 18

Ihr ergebenſter
Hoffmann

---

[2] zuerſt ſondern

[3] Dies Wort durch ein † am Rande ergänzt.

[4] Die Erzählung erhielt dann, wohl auf Lichtensteins Rath, den Titel '*Datura Fastuosa.* (Der schöne Stechapfel.)' Hoffmann versprach sie spätestens Anfang 1819 Stephan Schütze für das TB der Liebe und Freundschaft, lieferte sie jedoch erst Ende Juli 1821, sodaß sie erst nach seinem Tode, im Herbst 1822 (im Jg. für 1823) erscheinen konnte. Wir legen im folgenden neunzehn Stücke aus der langwierigen Correspondenz vor, die sich über diese Erzählung zwischen H., Schütze und Wilmans entspann; außerdem ist Schützens Bericht in Bd. III zu vergleichen.

179a. Conteſſa an Carl Schall in Breslau.

(Nach Auguſt Heinrich Hoffmanns Abdruck 1860.)

Sellendorf d. 1ten Febr. 1818.

. . . [Ueber Arbeiten des Adreſſaten.]

Ich habe dieſen Winter geſchrieben: 1) ein ſogenanntes Kindermährchen; 2) eine Erzählung, meinem Bruder zu Gefallen, um mit einer dito von ihm bald nach Oſtern gedruckt zu erſcheinen[1]; 3) zwei Akte einer Oper von 3 Akten. Oper! ja! nachdem ich ſchon vergangnes Frühjahr eine auf Veranlaſſung des Grafen Brühl angefertigt, die jetzt von einem Herrn von Miltitz komponirt wird, ich, der ich, obgleich ein großer Freund der Muſik, dennoch mit Müllnern in dem Haß gegen die Oper, ſo wie ſie gröſtentheils iſt, und als drohende Verdrängerin des Worts übereinſtimme, ich verſchwende meine Zeit und Kraft nun ſchon wieder an einer Oper! Ich habe die Arbeit aus Gefälligkeit gegen Hoffmann, Verfaſſer der Fantaſieſtücke und Componiſten der Undine, übernommen, der durchaus eine Oper von mir haben wollte zur Compoſition. Der Stoff iſt aus einem Luſtſpiele des Calderone genommen, welches betitelt iſt: El galan fantasma[2]. — In dieſem Augenblicke bin ich bei einer kleinen Erzählung, die ich ſchon lange dem St. Schütze verſprochen habe für ſein Taſchenbuch[3], und dann ſoll es an ein Luſtſpiel gehen für den Müllnerſchen Almanach[4], und dann vollends an den 3ten Akt der Oper. . . .

179a.

[1] s. S. 290/91 mit den Noten 2—4.

[2] Die Chézy hatte (wohl im Sommer 1817) Hitzig ihre Uebersetzung des Stückes vorgelesen und wiederholte das auf dessen Wunsch kurz darauf in einer Gesellschaft, bei der Hoffmann zugegen war. Hitzig bat sich dann auch das vollständige Scenarium aus für Contessa. (Vgl. den Bericht der Chézy in Bd. III.) Contessa nannte seine Uebersetzung 'Der Liebhaber nach dem Tode'; sie erschien erst nach seinem Tode in der von Houwald besorgten Gesammtausgabe.

[3] Das TB der Liebe und Freundschaft enthält in den Jgg. für 1819 und 1820 nichts von Contessa. Dagegen erschienen 1819 zu Dresden selbständig 5 Erzählungen von ihm (in zwei Bänden).

[4] 'Ich bin mein Bruder' im 3. Jg. (für 1819; s. S. 270 Note 8).

Beigehend finden Sie zwei dramatiſche Produkte meines Freundes des Barons Houwald . . .

Von ganzem Herzen
Ihr CWConteſſa.

180. An Reimer[1]. (10.)

(Nach dem Original.)

[17. Februar 1818.]

Verzeihen Sie nur, mein hochgeſchäzteſter Freund, daß ich nicht früher auf Ihr neuliches gütiges Schreiben antwortete. Es hat aber daran gelegen, daß mir bis jezt noch kein vernünftiger Titel für meinen Kunſtroman eingefallen iſt. Ich wollte ihn erſt: Künſtlerleben nennen, das iſt aber gemein und abgedroſchen und es komt mir gewiß noch ein beſſerer Titel zu Sinn, den ich Ihnen dann gleich anzeigen werde.

Sehr gern gehe ich auf Ihren gütigen Vorſchlag wegen des Abdrucks meiner Erzählungen ein und wäre ſchon jezt Vorrath zu einem artigen Bändchen da. nehmlich

1) Der Dichter und der Muſiker (fünf[2] Jahre alter Aufſatz aus der Muſ: Zeitung)
2) Die Fermate (T. für Frauen)
3) Der Artushof (Urania)
4) Fragment aus dem Leben dreier Freunde (Wintergarten).

Zu dieſen Erzählungen würde ich zwey neue hinzufügen, um das halbe Dutzend voll zu machen. Erlauben Sie indeſſen eine Frage deren Entſcheidung ich Ihnen gänzlich überlaſſe ſo wie Sie glauben, daß das Buch beſſer geht. Iſt es gerathener die Sachen unter dem ſimplen Titel: Er-

---

180.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers: Hoffmann 17.2. 18.

[2] Zuerst vier. Ueber die Entstehungszeit s. S. 165 Note; veröffentlicht war der Aufsatz am 8. und 15. Dec. 1813, also vor 4 J. 2 Mon.

zählungen gehn zu laſſen oder eine Einkleidung zu wählen nach Art des Tiekſchen Phantaſus?

Den Hermanfried haben Sie doch erhalten?[3]

Wahrſcheinlich ſind Sie auch heute bey Ruſt welcher dreitauſend Perſonen mänlichen Geſchlechts zum Thee eingeladen hat. Das wäre mir lieb, da könten wir denn noch ein Wörtlein über jene Angelegenheit ſprechen.[4]

Ihrer Freundſchaft und gütigem Wohlwollen mich angelegentlichſt empfehlend

Hoffmann

D. 17! Febr 18

---

[3] Anscheinend hatte Kunz dieses Stück seines Freundes F. G. Wetzel an H. gesandt, mit der Bitte es am Theater oder wenigstens bei einem Verleger unterzubringen. Thatsächlich übernahm Reimer das Werk, es erschien noch 1818 in der Realschul-Buchhandlung. Dagegen lehnte Brühl die Aufführung ab: s. folgende Nr. (S. 301 oben).

[4] Bei dieser Gelegenheit (oder sonst in den nächsten Tagen) einigte man sich bezüglich der Sammlung darauf,

1) die beiden 'Kinder-Mährchen' mit aufzunehmen, die Reimer also freundschaftlicher Weise zweimal druckte und honorirte (s. seinen Brief an Hitzig vom 27. Febr. 1827, im 2. Anhang).
2) die Erzählungen in der That wie im 'Phantasus' einzukleiden, nämlich sie von mehreren Freunden vorlesen zu lassen und mit Gesprächen zu verbinden;
3) diese Freunde und damit auch die Sammlung selbst nach den Seraphinen-Abenden zu benennen, die H. in der ersten Berliner Zeit mit Hitzig und dessen Freunden abgehalten hatte und an die ihn Robert noch Ende 1819 „auf hübsche Weise erinnerte" (s. u. Nr. 210, S. 390).

Auch für den Roman wurde ein Titel gefunden.

Dem entsprechend kündigte Reimer im Ostermeß-Katalog 1818 an, in der „Realschul-Buchhandlung" würden „künftig" zwei Octav-Bände von H. erscheinen:

1) Die Meister des Gesanges. Ein Roman für Freunde der Tonkunst.
2) Die Seraphinenbrüder. Gesammelte Erzählungen und Mährchen.

Im Sommer verabredete H. dann mit Reimer, übers Jahr einen zweiten Band der Sammlung erscheinen zu lassen mit drei Beiträgen zu Taschenbüchern auf 1819 als Grundstock. Er beschloß, der Parallelität wegen den ersten Band mit dem 'Nußknacker', den zweiten mit dem 'Fremden Kind' zu schließen.

Reimer annoncirte also nunmehr zur Michaelismesse (und zwar unvorsichtiger Weise als bereits „fertig geworden") neben den 'Meistern des Gesanges' ein „erstes Bändchen" der 'Seraphinenbrüder'.

In Wirklichkeit hatte die Niederschrift noch garnicht begonnen. Ende October kam Chamisso von seiner Weltreise zurück, und am 14. November wurde „nach langer Trennung" wieder ein Seraphinen-Abend gefeiert. Wie die Datirung der Nr. 176 (S. 291) und der Anfang

181. An Kunz. (34.)

(Nach deſſen erſtem Abdruck, im 'Phönix' von 1835.)

Berlin, den 8t März 1818.

Sehr werthgeſchätzter Freund!

— — — — — — Die lichten Stunden eines wahnſinnigen Muſikers habe ich Ihnen zugeſagt; es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß ſie bey keinem andern Verleger erſcheinen. Indeſſen kann und werde ich ſie vor der Hand nicht erſcheinen laſſen — vielleicht erſt darüber von Todeswegen disponiren. Das Buch iſt ganz etwas anders worden, als ich im Sinn hatte. Es iſt mir damit ſo ergangen, wie mit dem erſten Bande der Elixiere des Teufels, den ich nicht[1] hätte drucken laſſen ſollen. — So weit Mercantilia.

Daß Sie über meinen Nußknacker und Mausekönig gelacht haben, freut mich ſehr. Gneiſenau ſagte mir, daß in mir ein Feldherrntalent ſtecke, da ich die gewaltige Schlacht ſo gut geordnet und Nußknackers Verlieren vorzüglich von der Eroberung der auf Mamos Fußbank ſchlecht poſtirten Batterie abhängig gemacht. Doch empfehle ich Ihnen mehr mein diesjähriges Mährchen: das fremde Kind. Es iſt reiner, kindlicher und eben deßhalb für Kinder, faſſen ſie auch nicht die tiefere Idee des Ganzen, brauchbarer.

---

der Nr. 183 (S. 304) zeigen, legte H. besonders in dieser Zeit, halb im Scherz halb im Ernst, einiges Gewicht auf Kalenderheilige, es ergab sich bei der Zusammenkunft, daß Serapionstag war, und H. beschloß nunmehr, den Namen 'Seraphionsbrüder' wenigstens im Buch umzuändern in 'Serapions-Brüder'. Zur Motivirung dichtete er die Erzählung von dem geisteskranken Grafen P., der sich für den Märtyrer Serapion hält; im December (s. Nr. 187, S. 317 f) folgte die Bearbeitung der rührenden Schubert'schen Anekdote vom Bergmann zu Falun. Von älteren Arbeiten nahm H. außer den in unserm Brief genannten und dem Nußknacker-Märchen noch die Krespel-Geschichte auf (s. Nr. 161 und 161a); das ganze verband er durch witzige Anekdoten und interessante Erörterungen. So wuchs das „Bändchen" sich aus zu einem Bande von 604 Seiten.

Die 'Meister des Gesanges' kündigte Reimer — jetzt unter eigener Firma — noch Ostern 1819 als künftig erscheinend an, dann wurde dieser Plan aber aufgegeben.

181. [1] d. h. „nicht vor dem zweiten Bande" (Grisebach I, LXII oben).

Leſen kann ich bei meinen überhaüften Geſchäften wenig, Journale und Philiſterblätter leſe ich gar nicht. — Wetzels Jeanne d'Arc[2] habe ich auch noch nicht geleſen, kann alſo darüber nicht urtheilen. Seinen Hermanfried habe ich mit aller Macht auf die Buhne bringen wollen, es ging aber nicht. Er hat ſchöne, herrliche Stellen, dem Ganzen fehlt es aber an eigentlichem dramatiſchen Leben[3].

Eben an meiner vielfachen Arbeit (drey Monate hindurch habe ich, da unſer Präſident verreiſet, als älteſter Rath neben meinem gewöhnlichen Geſchäft auch die PräſidialGeſchäfte übernehmen müſſen) liegt es auch, daß ich ſo wenig geſchrieben, wie Sie wiſſen werden. —

Im zweiten Theil der Nachtſtücke empfehle ich Ihnen das Majorat und das Gelübde; das öde Haus taugt nichts, und das ſteinerne Herz iſt ſo — ſo! — Künftiges Jahr erſcheint mehr — ein halb Dutzend Erzählungen beinahe in Taſchenbüchern[4], und noch manches andere. Seit dem 1t Januar bin ich fleißig geweſen. Auch komponire ich künftigen Sommer eine Oper, deren Text Conteſſa nach Calderons El galan Fantasma gar herrlich bearbeitet hat.

Mit Undine iſt es mir ſchlimm gegangen. Sonntag wurde ſie zum 23t Mal gegeben, und Dienſtag darauf brannte das Haus ab mit ſämtlichen Dekorationen, Kleidern, Noten pp Erſt jezt malt man wieder an den Dekorationen. —

Soviel über mein literariſches und künſtleriſches Treiben, auf gütige Nachfrage. —

Fouqué wurde vor ungefähr vier Wochen, als er hier war, von einem Rückenmarkſchlag befallen und hat den Gebrauch des Piedeſtals ganz verloren, wird auch nicht mehr lange leben, wenn nicht beſondere Umſtände eintreten. Merkwürdig war es, daß in den erſten Tagen ſeine Fantaſie thätig wirkte, aber ſein Gedächtniß ganz hin war. So z. B ließ er Menſchen grüßen, die längſt geſtorben, erzählte Geſchichten, die in ihm aufgegangen und die er bei wieder erlangter Geſundheit ſchreiben wolle, aber die waren z. B. das Galgenmännlein, der unbekannte Kranke pp[5] — Haben Sie nicht in Fouqué's neuern Sachen eine auffallende Schwäche bemerkt? Leider ſind ſeine Ritter unter die preußiſchen Uhlanen oder Garde du Corps gegangen u. ſ. w.[6] Ich empfehle mich angelegentlichſt Ihrem gütigen Andenken und Ihrer Freundſchaft.

---

[2] Leipzig, Brockhaus, 1817.

[3] s. Note 8 zu vor. Nr.

[4] Es erschien zum Herbst ein viertel Dutzend: s. S. 316 unten.

Nachſchrift. Devrient kommt eben zu mir und bittet, Sie herzlichſt zu grüßen, auch Ihre Frau Gemahlin in ſüßer Erinnerung an die ſchönen Tage von Aranjuez.[7]

182. An Kralowsky[1]. (2.)

Mit zwei Büchern.

(Nach dem Original.)

[28. März 1818.]

Mit dem verbindlichſten Danke ſende ich Ihnen, Verehrteſter Freund! die Meierſchen Briefe[2] und „Paris wie es war" pp[3] zurück, aus denen ich einige Notizen entnommen[4].

---

[5] Ganz ähnlich schildert Fouqué selbst in seiner Lebensbeschreibung S. 347f die Krankheit, die übrigens schnell vorüberging und vom Dr. Heinrich Meyer, Fouqué's und H's Arzt, auf die Erschöpfungen des Feldzuges von 1813 zurückgeführt wurde.

[6] Schon Aug. 1816 begann H. an dem bisher vergötterten Manne irre zu werden: s. d. 66. Bf. an Hippel (I 263 unten). Fouqué selbst merkte kurz vor jener Erkrankung, Anfang 1818, das Schwinden seiner Popularität: s. a. a. O. S. 349f. In der That galt er im Herbst 1818 bereits allgemein als komische Figur: s. Stägemanns Bf. an Rahel vom 30. Sept. (ed. L. Assing 1865, S. 32).

[7] Kunz und Frau hatten Devrient in Dessau kennen gelernt.

182.

[1] Adresse:

Herrn Kralowſky
Wohlgebohren

Oblatenverschluß mit Palmbaum-Pressung.

[2] Briefe aus der Hauptstadt und

Sollten Sie nicht die Ueberſetzung von Voltair's Siecle de Louis XIV[5] beſitzen, ſo giebt es ein Paar Romane von der Frau von Genlis die im ZeitAlter Ludwig des Vierzehnten ſpielen, der eine iſt ni fallor, die Geſchichte der La Valiere pp[6]. Außerordentlich würden Sie mich verbinden, wenn Sie mich mit einem ſolchen Werklein aus der Verlegenheit ziehen[7] könten.

Hochachtungsvoll

Hoffmann

28 Maerz 18

---

dem Innern Frankreichs unter der Consular-Regierung von Friedrich Johann Lorenz Meyer' (dem letzten Hamburger Domherrn, 1760—1841, war 1801 vom Magistrat an den Ersten Consul gesandt), zwei Theile, Stuttgart, Cotta, 1802 (2. Aufl. Tübingen, Cotta, 1803).

[3] Entweder 'Paris wie es war und wie es ist &c. in Briefen eines reisenden Engländers, aus dem Englischen' [von Eduard Henke?], drei Theile, Leipzig, Erich Fleischer, 1805 f — oder 'Paris wie es war, oder Gemälde dieser Hauptstadt und ihrer Umgebungen in den Jahren 1806 und 1807', Chemnitz, Starke, 1810.

[4] Für 'Das Fräulein von Scuderi. Erzählung aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten'. H. sandte diese ausgezeichnete Arbeit spätestens Anfang October 1818 (s. S. 315 Z. 3 f) an St. Schütze für dessen 'TB der Liebe und Freundschaft'; sie erschien demgemäß im Herbst darauf (im Jg. für 1820).

[5] Eine Uebersetzung war bei Walther in Dresden 1778 (in drei Theilen) erschienen. H. citirt das Buch 1820 im III. Bd. der 'Ser.-Br.', unmittelbar vor dem Neudruck der Erzählung.

[6] Die Gräfin Felicité de Genlis geb. Ducrest (1746—1830, Gouvernante des späteren Königs Louis Philippe) verfaßte eine Unzahl pädagogischer Schriften (die H. in der 'Königsbraut' ironisch empfiehlt: Ser.-Br. IV 528), sittenstrenger Schauspiele und mehr als hundert Bände sentimentaler Romane, darunter die erwähnte '*Duchesse de la Vallière*', Paris 1804. Ueber die Herzogin Louise de la Vallière (1661/74 Ludwigs XIV. Geliebte, † 1710 als Nonne) spricht H. gegen Ende der 1680/81 spielenden Erzählung (S. 115 f des TB = Ser.-Br. III 471 f).

[7] Zuerst helfen

183. An Franz von Holbein[1].

Nicht vollendet, aber nach zwei Monaten abgeſandt.
Nachſchrift ſ. unten, als Nr. 184a.

(Vorbemerkung.

Wie Holbein 1798 und 1799 mit Hoffmann in Berlin verkehrte und dort „ſeinem gebildeten Umgang die erſte Anregung zu literariſchem Streben" zu danken hatte; wie die Freunde ſich 1810 im Bamberg wiederfanden und dort in zweijähriger gemeinſamer Arbeit ein Muſtertheater ſchufen; wie ſie ſich endlich im Herbſt 1815 zum letzten Male in Berlin ſahen: das werden Holbeins Erinnerungen in Bd. III zeigen. Leider iſt es mir nicht gelungen, auch nur einen einzigen von Hoffmanns Briefen an dieſen Freund aufzufinden, dagegen wurde mir noch in letzter Stunde wenigſtens eine ſorgfältige alte Abſchrift des folgenden zugänglich gemacht, an der nichts auszuſetzen iſt als das Fehlen des Namens im letzten Satz:)

[Etwa 10. April 1818.]

Theuerſter Freund!

Vorigen Sontag, d. h. am 5t April d. J. am Sontage Miserere Dom. Maximus (Evangel: vom guten Hirten Joh: 10 Neumond nach halb 5 Uhr Nachm. Tageslänge 13 St. 4 Min.) brachte mir Herr Gerber[2] Ihren Brief vom 19 Jan: d. J. (am Ferdinandstage geſchrieben) der mich ganz und gar in die ſchönen Tage unſeres Zuſammenſeyns in Bamberg zurückverſezte. „Die ſchönen Tage von Aranguez" pp Ew. Hoheit verließen es nicht heiter, könnte man mit Schiller von uns beiden ſagen, indeſſen war doch im Ganzen das tolle unſtete Treiben in B.[3] keine üble Epiſode — Eine Flitter auf dunklem Grunde — eine FaſtnachtsSzene im

---

183.

[1] Adresse:

Sr. Hochwohlgebohren
Herrn von Holbein
Mitglied der K. Schaubühne
im
Hannover

Poststempel:
BERLIN
15 JUNI

[2] Johann Christian Gerber, damals mit Holbein bei Pichler in Hannover. (S. Reg.)

[3] In der Abschrift E.; H. schreibt beide Buchstaben fast gleich.

komiſchen Roman des Lebens — die Novelle vom Mohren im Don Quixote u. ſ. w. —

A propos! — Julchen Mark, die den Negotianten Groepel in Hamburg heirathete, iſt ganz vergröpelt! Cela veut dire — unglucklich — krank — blaß — sans enfans! ppp O Gott! — Bader ſagte mir das alles wenige Minuten vorher, ehe er als Tamino von der Schlange verfolgt wurde, die die Wurzel oder vielmehr das Zündkraut alles Uebels iſt das raſtlos fortbrennt hier auf Erden[4]. Der Teufel hole ſolche Geſchichten! ich meine die von der Julia, die in Ihnen den transzendentalen Romeo ehrte, deſſen cousin germain wenigſtens ich zu ſeyn glaubte und daher im ſuperfeinen Tenor lamentirte: Ombre amene, amiche piante![5] —

So viel merken Sie, Verehrteſter! daß unſer Bader wirklich hier iſt und Gaſtrollen giebt, Jean de Paris[6], Tamino, Ottavio[7], Belmonte[8]. Er macht Furore und wird hier wenn ſein Contrakt in Braunſchweig geendet[9] als erſter Tenoriſt mit 2000 rth[10] engagirt! — Aus Kindern[11] werden Leute! — Sic eunt pp In der That hat ſich aber die vielverſprechende Stimme auf das herrlichſte ausgebildet und ſein Spiel iſt durchaus nicht ſtörend. Er iſt viel beſſer als der Wiener Wild[12], der erſtaunlich zahm war in jeder Hinſicht — eine

---

[4] Die 'Zauberflöte' wurde am 7. April gegeben; Bader sang den Tamino, Gerber den Papageno, die Eunike die Pamina.

[5] H. gab diese Bamberger Composition Anfang 1819 als erstes von „Sechs italienischen Duettinen" bei Schlesinger in Berlin heraus: s. Nr. 245.

[6] In der gleichnamigen Oper von Boieldieu, die am 5. April gegeben wurde; die Eunike war ein „niedlicher Page".

[7] Im 'Don Juan' am 9. April; die Eunike sang die Zerlina.

[8] In 'Belmonte und Constanze' am 12. April, als vierte und letzte Gastrolle (die Liste bei Ledebur ist irrig).

[9] war erst zwei Jahre später der Fall: s. Nr. 219.

[10] es wurden dann 3000: s. ebenda.

[11] Bader war noch nicht 22 Jahre alt, als H. und Holbein ihn entdeckten. Vgl. Leist 166/74.

[12] Franz Wild, 1791–1860, hatte im Winterhalbjahr 1816/17 25 Gastrollen in Berlin gegeben. War besonders als Johann von Paris und Tamino beliebt.

Art von Hausthier (bête de maison) — Mit Bader zugleich trat Gerber als Papageno auf[13] und entwickelte mit erſtaunlichem Glück eine total neue Anſicht dieſer Rolle. Er gab nehmlich den Papageno durchaus als ſeinen vielſeitig ausgebildeten Weltmann, den der Hof der ſternflammenden Königin a la hauteur gebracht hat. Vorzüglich die erſte Szene mit Tamino wo er nicht zu wiſſen ſimulirt, daß hinter den Bergen̄ auch noch Leute wohnen, daß Prinzen von Königinnen gebohren werden (hübſche Anſpielung auf die Unfruchtbarkeit der Königin der Nacht) war ein Triumpf des feinſten gedachteſten Spiels. Ein glücklicher Gedanke war es auch, daß ihm das P . .*Flötlein jedesmahl verſagte — das leiſe ironiſche Verhauchen mit geſpizten Lippen! — Ohe jam satis! —

Leid thut es mir, daß Gerber gerade in einer böſen Periode gekommen iſt. Ich meine bloß Rückſichts meiner, da ich eben jezt mit Arbeiten ſo überhäuſt bin, daß ich mich werde um ihn wenig kümmern können. Unſer Präſident iſt verreiſet und ich als älteſter und vorſitzender Rath (ich bin nach meinem RathsPatent von 1801[14] als Kammergerichtsrath in das Kammergericht eingerückt per Kabinets-Ordre des Königs zum großen Aerger vieler Leute mit verbrannten Steißen) muß ſeine Stelle vertreten, habe daher außer meiner gewöhnlichen Arbeit noch die Präſidial-Geſchäfte — das drückt! — Am dritten Ort ſind wir aber ſchon zuſammen geweſen d. h. in einer vornehmen Weinkneipe wo ich ihm diverſen Champagner in den Hals gejagt habe. —

---

* ſoll heißen Pan[15]

---

[13] s. Note 4.

[14] der selbe Fehler in Nr. 219; das richtige Jahr 1802 in Nr. 172 (S. 287 Mitte

[15] so im Original am Rande.

Hätten, o hätten Sie, mein theurer Oreſtes! mich Ihren demüthigſten Pylades geſehen wie er höchſteigenhändig FenſterGardienen abknüpfte — Tiſche — Stühle trug und zulezt mit Addreſſe und Appointements eine Schlauchſpritze die durch ſeine Wohnung gezogen, da wo ſie wund worden, in der Eil mit vortreflichen Ginganſchürzen ſeiner Frau verband und dann dirigiren half! — Unerachtet der Wind abwärts ging zündete doch die HöllenGluth des Theaterdaches das Dach meiner Wohnung zweimahl an — die Stuben mußten ausgeraümt werden, ich ließ aber auch nicht ein Stück wegtragen (ich bin jezt ziemlich artig meublirt) und habe deshalb — keine Theetaſſe verlohren. Die Milder (einen Stock niedriger mehr nach der Mitte hin, gar nicht ſo in Gefahr) ließ ihre drey BuxbaumTiſche und ſieben Stühle wegbringen — über die Spree nach der Kön[igs]Str[aße] glaub ich! Auch wurden zur Ergötzlichkeit des, wie Sie wiſſen, erregbaren auf einer langen Stange zwölf paar Strümpfe mit battiſtenen Hacken

184. An Friedrich Arnold Brockhaus in Leipzig[1]. (2.)

(Nach dem Original.)

[7. Mai 1818.]

Ew. WohlGebohren würden mich innigſt verbinden, wenn Sie die Gewogenheit hätten das Honorar für die Erzählung, der Kampf der Sänger[2] an den Buchhändler, F. Dümmler dahier, mit dem ich in Verbindung ſtehe, zu aſſigniren.

Um mich meines Verſprechens Rückſichts der gewünſchten Notizen[3] für das Converſ[ations]L[exikon][4] zu entledigen, erwarte ich nur nähere Beſcheidung auf meine Anfrage.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ew. WohlGebohren
ganz ergebenſter
Hoffmann

Berlin
D. 7 May 18

184.

[1] **Adresse:**
Herrn F. A. Brockhaus
in
Leipzig

Oblatenverschluß mit Palmbaum-Pressung.

Poststempel:
BERLIN
7. MAI

Ueberschreibung d. Empfängers:
1818
Berlin 7 Mai
Hoffmann.

Brockhaus war im Jahre vorher aus Altenburg nach Leipzig übergesiedelt.

[2] Erschien im Herbst d. J. in der 'Urania' (im Jg. für 1819). Ein darauf bezüglicher Brief H's an Brockhaus vom 15. Dec. 1817 (1 S. 4° m. Adr.) ist 21. Mai 1894 bei Albert Cohn in Berlin versteigert worden.

[3] Zuerst des gewünſchten Aufſat[zes]

[4] Die erste, sechsbändige, Ausgabe hatte Brockhaus 1808 erworben; die fünfte Bearbeitung erschien, unter Brockhaus' persönlicher Redaction, in zehn Bänden 1818/20, u. z. wurden Bd. I–V am 1. Nov. 1818, Bd. VI–VIII am 1. Aug. 1819 und der Rest am 25. Apr. 1820 „wirklich fertig und ausgegeben" (F. A. Brockhaus am 1. Juli 1821, im Vorwort zum 3. Abdruck dieser 5. Ausg.).

Der Art. über H. — ohne Autor-Chiffre, mithin von Brockhaus selber bearbeitet — steht im IV. Bd., ist also 1. Nov. 1818, ein halbes Jahr nach unserem Briefe, erschienen. Wir eröffnen mit diesem kurzen aber gehaltvollen Aufsatze unseren Bd. III.

[Berlin (III) 1814—1822]

Zweiter Abſchnitt,

von der Geneſung im Frühjahr 1818
bis zur letzten Erkrankung im Januar 1822:

Dichter[1] und ſchlechter Unterhaltungsſchriftſteller[2]

---

[1] S. umstehend *sub* A.

[2] S. umstehend *sub* B.

A.

Hoffmann verfaßte in dieſer Zeit ſeiner dichteriſchen Blüthe:
1818 (Sommer) den 'Klein Zaches',
1819 (Frühjahr) den erſten Band des Murr-Kreisler-Werks,
1820 (Frühjahr) die 'Prinzeſſin Brambilla',
1821 (Herbſt) den zweiten Band des Murr-Kreisler-Werks;
für 1822 und 1823 waren der Schluß der Kreisler-Biographie,
die 'Lichten Stunden e. w. M.'
und 'Jacobus Schnellpfeffers Flitterwochen vor der Hochzeit' geplant.

B.

Neben dieſen Hauptwerken entſprangen in der erſten Zeit dieſes Abſchnittes noch manche Arbeiten von lieblichem Geruch (wie einige Erzählungen, die 'Briefe aus den Bergen' und die verbindenden Geſpräche der „Serapions-Brüder“) dem Kopfe unſeres Autors; ſeit 1820 verrichtete jedoch mehr und mehr „der unten da“, der „Vizekopf“, „die geringer geprägte Rückſeite der beſſern Antlitzſeite“ die Geſchäfte für die Taſchenbücher: ſ. den Brief an Schall vom 19. Januar 1822.

Dieſe reſolute Scheidung von pictis und cacatis, von Kunſt und Geſchäft iſt gewiß nicht verehrungswürdig, bedeutet aber faktiſch doch einen Fortſchritt.

184a. Nachſchrift zu Nr. 183
(dem unvollendeten Brief an Holbein
von Anfang April 1818).

D. 13 Junius 18

Was iſt der Menſch! Eben heute in meinen Pap[ieren] blätternd finde ich vorſtehendes Fragment eines Briefes den ich längſt abgeſendet glaubte — Ich bin beinahe 3 Wochen hindurch an einer Verhärtung im Unterleibe gefährlich krank geweſen — und liege noch im Bette — es geht aber beſſer — beſſer — beſſer — die Munterkeit des Geiſtes hat mich nie verlaſſen[1] —

Meine Frau und ich bringen der Mad. Renner[2] die herzlichſten innigſten Grüße dar

---

184a.

[1] Im Gegentheil bedeutete diese Krankheit die entscheidende Wendung zur großen Kunst. In einem der heftigsten Fieberanfälle concipirte er die Idee des 'Klein Zaches', s. Hitzig (1823) II 137/39, wiederh. Bd. III (Hitzig verwechselt die Krankheit im Mai 1818 mit der im März 1819: der 'Zaches' ist 1818 verfaßt und sollte zu Weihnachten herauskommen, das Erscheinen verspätete sich „wider alles Vermuthen" bis zum Januar 1819 [s. I 267]).

[2] Holbein lebte, seitdem er 1806 die Lichtenau verlassen, mit dieser ausgezeichneten Künstlerin zusammen; 1810/12 war sie die erste Schauspielerin in Bamberg, auch von H. — besonders als Käthchen — auf das wärmste anerkannt. Holbein und sie hatten 1819 die Freude, eine gemeinsame Tochter in Hannover mit großem Erfolge debutiren zu sehn; aber erst als im Jahre darauf die Lichtenau gestorben war, konnte die Trauung stattfinden. (Kürschner ADB XII 726 f.; vgl. außerdem Kunz und Speyer in unserm Bd. III.)

Mögen Sie uns immer in freundſchaftlichem Andenken erhalten.

Ich ſchriebe gern mehr aber es geht noch nicht gut

Ewig unverändert
der Ihrigſte
Hoffmann

185. An Madame Pinkert geb. Jordan in Berlin[1].

(Nach dem Original.)

[11. September 1818.]

Mit dem groſten Vergnügen würde ich Ihnen, Madame! die Partitur der Oper Undine zum gewünſchten Gebrauch zuſenden, wenn ich ſie ſelbſt in Händen hätte. Dies iſt indeſſen nicht der Fall, vielmehr laſſe ich für mich ſelbſt Behufs eines KlavierAuszuges der künftig im Druck erſcheinen ſoll, die Partitur in Prag, wo ſie früher zur Aufführung[2] hingeſendet wurde, kopiren.

Es thut mir recht innig leid von meiner Seite nichts zu dem Scherz, den Sie Ihrem Herrn Onkel, meinem verehrten Collegen[3], zu bereiten im Sinn haben, beitragen zu können.

Mit der vorzüglichſten Hochachtung habe ich die Ehre zu ſeyn

Madame

Berlin
D. 11 7br: 18

Ihr ganz ergebenſter
Hoffmann

185.

[1] Adresse

An
Madame Pinkert geb. Jordan
Siegel: Palmbaum.

[2] Fand Anfang 1821 endlich statt, nachdem Holbein die Direction in Prag übernommen hatte, nach der AMZ vom 13. Juni hat die Oper aber „total mißfallen“.

[3] Nach dem Tgb. war H. 20. Jan. 1815 „bey KGR. Jordan WilhelmsPlatz No. 2.“

185 a.

Frau Fanny Marc in Bamberg an ihre Tochter Frau Julie Groepel in Hamburg[1].

(Nach dem Original.)

Bamberg d. 24t. September 1818

Meine liebe beſte Julie

. . . . Für Hoffmann ſpricht mein Gemüth weder in Ahndung noch in Wirklichkeit, ſein Karakter iſt nach meiner Ueberzeugung nicht gut, und darum möcht ich mich unter keiner Bedingung iemals mehr mit ihm befaſſen. Der Unterricht im Geſang den er Dir gegeben, war koſtbar aber nichts weniger als gut oder tauglich. Hätte ich nicht ſo ſehr zuruckgehalten, ſo hätte er Deine Bruſt ſchonungslos zu Grunde gerichtet. Er war von ſich ſelbſt eingenommen, in allem waß er damals trieb war er Pfantaſtiſch, und ſo glaubte er auch gäb es nichts daß zu gut ſey, der Muſik zum Opfer zu dienen. Ich habe mich ſtets gehütet Euch Kinder die Schattenſeite derienigen zu zeigen, die in einiger Berührung mit Euch waren, um die Unbefangenheit Eurer Gemuther zu bewahren, denn ich wußte daß nach den in Euch gelegten Grundſätzen, Euch ſo leicht nicht konnte geſchadet werden, und kommen die Jahre, ſo findet ſich die Reflexion von ſelbſt, ſo würdeſt Du auch jezt dieſen H: mit andern Augen anſehen.[2] . . . .

---

185 a.

[1] Wir geben nur ein Achtel dieses langen Briefes der „Räthin Benzon" an ihre Tochter; der Rest ist von erschreckender Leere. Die Mutter führt Juliens tiefe Verstimmung auf Zahnschmerzen zurück; sie empfiehlt ihr ein Mittel dagegen und im übrigen Glaube, Liebe und Hoffnung. Man versteht die Worte, die Julie am 25. April 1812 an H. richtete: „Sie kennen mich nicht — meine Mutter auch nicht — niemand — ich muß so vieles tief in mich verschließen — ich werde nie glücklich seyn." (S. H's Tgb. in der ersten Abth. dieser Publication.)

[2] Daß auch diese Ermahnung ohne Wirkung geblieben, zeigt auf das ergreifendste der schöne Brief, den Julie noch 1837 an ihren Vetter Speyer richtete (s. Bd. III) und der wie eine Antwort auf H's Brief an den selben vom 1. Mai 1820 (unsere Nr. 219) klingt.

186. An Helmina von Chézy[1]. (J)

(Nach dem Original.)

[16./17. Oktober 1818.]

Gnädige Frau!

Erſt in dieſem Augenblick, d. h. den 16t Oktober Nachmittags um 5 Uhr, erhalte ich durch die Reimerſche Handlung Ihr gütiges Schreiben vom 17 Septbr: nebſt beigelegter Cornelia[2] für deren Mittheilung ich auf das verbindlichſte danke. Gewiß hegen Sie ein zu günſtiges Vorurtheil für meine Werke, das mich zwar ehrt aber auch zugleich beſchämt, da ich bis jezt, das Mährchen vom goldnen Topf vielleicht ausgenommen, nichts von eigentlicher Bedeutung geliefert. — Mit Vergnügen werde ich irgend eine Erzählung für die Cornelia ſchreiben und mich mühen daß etwas ordentliches herauskomme, wenn Hr. Engelmann die Bedingungen eingeht, die meine übrigen Taſchenbuchverleger mir von ſelbſt angetragen und erfüllt haben. Fürs erſte iſt es nun unmöglich, daß ich den Beitrag im Lauf des Oktobers liefern kan, vielmehr müßte Hr. E[ngelmann] ſich bis ſpäteſtens Weihnachten um ſo mehr gedulden als ich früherm Ver-

---

186.

[1] Adresse:

Der
Frau Helmina von Chezy geb: von Klenke
HochWohlGebohren
in
Dresden

Oblatenverschluß mit Palmbaum-Pressung.

Poststempel:

BERLIN
17. OCT.

[2] Der badische Literat Aloys Schreiber (1763—1841) gab von 1816—1840 bei Joseph Engelmann in Heidelberg die 'Cornelia. Taschenbuch für Deutsche Frauen' heraus, an der die Chézy fleißig mitarbeitete. Näheres über dieses, wie über alle sonstigen Almanache aus dem ersten Drittel des 19. Jh's ist jetzt bequem zu ersehen aus Alfred Rosenbaums Zusammenstellung (Goedeke^2 § 315: Bd. VIII S. 41—132). Die 'Cornelia' ist dort als Nr. 177 (S. 90/92) behandelt.

ſprechen gemäß noch Beiträge für das Becker-(Gleditſch[iſch])e[3] Taſchenbuch[4], für das Rheiniſche T. B.[5], für die Urania[6] und für den Wintergarten[7] zu liefern habe. Für Liebe und Freundſchafft habe ich bereits eine Erzählung abgeſandt[8]. Dann fordere ich als gewöhnliches Honorar **vier Fridrichs'dor**[9] für den Druckbogen und zwar gleich nach **dem Empfang des Manuſkripts**, deſſen SeitenBetrag im Druck ich auf das genaueſte berechne. Prompte Zalung habe ich bis jezt überall erhalten und muß darauf rechnen.

---

[3] Ein solches gab es nicht mehr.

Enoch Richter (s. Nr. 178, S. 295) hatte 1805 die alte Firma Johann Friedrich Gleditsch in Leipzig übernommen und im Jahre 1808 das 'Taschenbuch zum geselligen Vergnügen', das 1791 von Johann Ernst Friedrich Wilhelm Müller in Leipzig (1764–1826, publicirte 1803 'Das Unterröckchen wie es seyn sollte') begründet war und seit 1794 von dem Dresdener Ritteracademie-Professor Wilhelm Gottlieb Becker (geb. 1753) fortgesetzt wurde. Becker starb als Hofrath und Aufseher über das Grüne Gewölbe 3. Juni 1813 (während H. vorübergehend in Leipzig war); im Auftrage seiner Erben gab seitdem, bis 1832, der Dresdener Advocat, später Hofrath Friedrich Kind (1768–1843; wie H. ein Stammgast bei Eichelkraut, s. o. S. 161 oben und 170 Mitte) 'W. G. Becker's TB z. ges. V.' heraus.

1818 überwarf Kind sich mit Richter und ließ 'Beckers TB' vom Jg. für 1819 an bei Göschen erscheinen. Richter gab jedoch fortan mit Hülfe des Leipziger Philosophieprofessors Amadeus Wendt (1783–1836) ein anderes 'TB z. ges. V.' heraus, sodaß seit dem Jg. für 1819 ein Becker- resp. Kind'sches TB (bei Göschen) und ein Wendt'sches TB (bei Gleditsch) zu unterscheiden sind. 1825 gab Wendt die Redaction, 1826 Richter den Verlag dieses zweiten 'TB z. ges. V.' auf, und kurz darauf ging es ein.

(Näheres über dieses Zwillings-Taschenbuch, mit zahlreichen Literaturangaben, bei Rosenbaum [s. vor. Note] *sub* Nr. 3, S. 42–48. Das vorstehende ist im wesentlichen ein Auszug daraus.)

H. hat nur zu dem Wendt'schen TB (bei Gleditsch) Beiträge geliefert, u. z. jährlich von 1819 bis 1822. Vgl. das Correspondenten-Verzeichniß, unter Gleditsch.

[4] 'Signor Formica': s. Nr. 197 (S. 334 f).

[5] Hier erschienen erst im Herbst 1821 (Jg. für 1822) 'Die Räuber': s. den Brief vom 8. Jan. 1822.

[6] 'Spieler-Glück': s. Nr. 193 (S. 328).

[7] Hat nichts mehr von H. erhalten.

[8] 'Das Fräulein von Scuderi': s. S. 303 Note 4.

[9] Der Preis stieg in zwei Jahren aufs Doppelte: s. Nr. 230, 231, 240.

Haben Sie die Güte, gnädige Frau! dieſe Bedingungen, von denen ich nicht abgehen darf, Hrn. E[ngelmann] mitzutheilen und ihn zur Erklärung darüber aufzufordern, die ich dann baldigſt zu erfahren wünſchte um zu wiſſen, woran ich bin und wie ich mich mit meinen Erzälungen einzurichten habe —[10]

Aufrichtig geſagt ſind die Erzälungen in der mir mitgetheilten Cornelia[11] etwas ſchwächlich, und daß Hr. Schreiber, der doch wirklich nur ein Hr. Schreiber iſt, Fouqués vortrefliche herrliche Undine ſo als ſchlecht bearbeitete Ortenauiſche Volksſage abfertigt[12], will mir gar nicht gefallen. —

Ich empfehle Ihrer Güte und Nachſicht, gnädige Frau! meinen Dogen und Dogereſſa[13], meinen Meiſter Martin[14] und den Kampf der Dichter![15]

---

[10] Erst etwa im Mai 1822 sandte H. einen Beitrag, den 'Meister Johannes Wacht', den Engelmann dann aber an Max in Breslau abtreten mußte: s. u. im Anhang, Hitzig an Max 12. Juli 1822.

[11] Es sind das eine Novelle 'Die Sängerin' (S. 94–137) von August Karow (arbeitete auch an 'Urania' und 'FrauenTB' mit, wohl identisch mit dem Hauslehrer der Chézy'schen Kinder in den Jahren 1816 f [s. Wilhelm Chézy's Erinnerungen I 118 ff]) und vier Erzählungen des Herausgebers Aloys Schreiber: 'Peter von Staufenberg. Getreu nach der Ortenauischen Volkssage' (138/55), 'Der Mönch' (156/70), 'Die Todtenglocke' (171/94), 'Deutscher Frauenmuth' (195/98).

[12] In der „Erklärung der Kupfer" heißt es S. XI zum 'Peter von Staufenberg':

> „Diese höchst interessante Sage gehört der Ortenau an, wo die Burg Staufenberg liegt und noch der Brunnen gezeigt wird, an welchem Peter die Undine zum erstenmal sah. Wenige andere Sagen möchten einen so reinen historischen Grund und Boden haben. Bereits im funfzehnten Jahrhundert erschien zu Strasburg die „Historie von dem theuren Ritter Peter Dirminger von Staufenberg aus der Ortenau" gedruckt, in Folio mit Holzschnitten. Im 16. Jahrhundert kamen noch 4 oder 5 Ausgaben in 8. ebendaselbst zum Vorschein. . . . Ein Manuscript bewahrt die Strasburger Bibliothek, doch scheint es von späterer Ueberarbeitung.
>
> Die Undine unsres geistreichen de la Motte Fouque *[sic]* ist eine Nachbildung dieser Sage, aber in den Hauptmomenten durchaus verändert, und nicht immer mit Glück. Uns schien es nicht überflüssig, sie unverändert mit ihren örtlichen Beziehungen zu geben. . . ."

[13] Soeben erschienen in Stephan Schützens TB der Liebe u. Freundschaft (bei Wilmans), im Jg. auf 1819.

[14] und 15. Ebenfalls soeben erschienen; vgl. S. 295 Note 2 und S. 308

Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung habe ich die Ehre zu ſeyn

Gnädige Frau

Berlin
Den 17 Oktober 18
Ihr ganz ergebenſter
Hoffmann

Chamiſſo iſt noch nicht in Berlin[16].

187. An Kralowsky[1]. (3.)

(Nach dem Original.)

[15. December 1818.]

Ganz außerordentlich würden Sie mich, Verehrteſter Herr und Freund, verbinden, wenn Sie die Gefälligkeit hätten mir, Behufs einer litterariſchen Arbeit[2], aus Ihrem reichen Vorrath eine Reiſe durch Schweden zu ſenden.

Note 2. Die drei bekannten Erzählungen wurden dann nach Jahresfrist wiederholt im II. Bd. der Ser.-Br., dessen größeren Theil sie ausmachen.

[16] Er landete aber an diesem Tage, von Rußland kommend (s. S. 262, linke Notenspalte), in Swinemünde und schrieb dort am selben Tage die Verse:

Heimkehret fernher aus den fremden Landen
In seiner Seele tief bewegt der Wand'rer,
Er legt von sich den Stab und kniet nieder
Und feuchtet Deinen Schooß mit stillen Thränen,
O deutsche Heimat! woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wenn müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf Deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.
Swinemünde den 17. October 1818.
Ad. v. Ch.

(Ch's Werke I Schluß — Ch's Leben II 63.) Ende des Monats traf er in Berlin ein. Seine Mittheilungen über die Sandwich-Insulaner begeisterten Hoffmann zu der köstlichen Groteske 'Haimatochare' (s. S. 322 unten; Hana-ruru = Honolulu).

187.

[1] Adresse:
Herrn Kralowsky
Wohlgebohren
Oblatenverschluß mit Palmbaum-Pressung.

[2] die 'Bergwerke von Falun' (s. S. 299 Note 6 am Schluß).

Den Hausmann (Reiſe durch Skandinavien)[3] habe ich bereits von GR. Klügel erhalten. Dies Buch begreiſt bergwerkliche Gegenſtände in ſich. Außerdem wär' mir aber daran gelegen, über die ſpeziellen Sitten — Lebensweiſe, Tracht, Gebraüche der Bewohner des nördlichſten Schwedens (Faluhn) etwas zu leſen. —

Hochachtungsvoll mich empfelend

Hoffmann
15 Dezbr: 18

188. An Reimer. (II.)

(Nach dem Original.)

[21. December 1818.]

Herzlichen Dank für die gütigſt überſandten 50 rth. — Beinahe acht Tage habe ich an einem ſehr heftigen Katharal-Fieber krank gelegen und nur dies hat mich an der Arbeit verhindert. Aber noch in dieſer Woche erhalten Sie den Schluß des erſten Bandes[1] und wo möglich die Einleitung des zweiten.

Mich auf das hochachtungsvollſte Ihrem gütigen Wohlwollen empfelend

Hoffm
21 Dzbr 18

---

[3] 'Reise durch Skandinavien in den Jahren 1806 und 1807' von Johann Friedrich Ludwig Hausmann (Geologe, 1782—1859), V Thle. m. 22 Kupfern; Göttingen, Röwer, 1811/18. Den V. Thl. citirt H. auf S. 423.

188.

[1] Nach der vorigen Nr. doch wohl nicht möglich. (Zwei Wochen nach diesem Brief erschien die einleitende tiefsinnige Erzählung von dem Wahnsinnigen, der sich für den Märtyrer Serapion hielt, als Probe in Symanski's 'Freimüthigem für Deutschland'; der erste Band erschien noch im selben Vierteljahr.)

188a. Angeblicher Brief an Kunz. (37a.)

Vorbemerkung.

Soviel wir wiſſen, hat Kunz ſeit Ende 1815 nur noch zwei ſehr kühle Briefe von Hoffmann erhalten: Nr. 166 mit 166a (S. 277 f, die kurze, faſt höhniſche Quittung über zwei Verlagsartikel) und Nr. 181 (S. 300 f, ebenfalls nur Antwort auf dringende Fragen).

Als der „Freund" dann mit Brodhag daranging, das Stuttgarter Supplement zu Reimers Hoffmann-Ausgabe zuſammenzuſtellen, erfand er als effektvollen Abſchluß der Correſpondenz einen zärtlichen, dankbaren und bewundernden Brief Hoffmanns an ihn, der den 11. Band jener Sammlung endigt (daſ. S. 329/32). (Die Nachſchrift hatte Kunz übrigens — mit Ausnahme des erſten Satzes — ſchon 1838 in dem 11. Bd. ſeiner 'Erinnerungen' veröffentlicht.) Wir laſſen den angeblichen Brief hier folgen, da immerhin in drei, vier Sätzen etwas echtes ſtecken kann.

Eine Art Vorübung für dieſe Arbeit, wenn auch harmloſer Natur, hatte Kunz ſich im März 1837 geleiſtet, indem er eine ausführliche nachträgliche Antwort auf den letzten längeren Brief dichtete, den er von Hoffmann erhalten (unſere Nr. 125, S. 197—210). Er veröffentlichte dieſes Elaborat im 'Phönix' vom 11. April 1837 und wiederholte es unter anderem Datum und mit ſonſtigen kleinen Retouchen ebenfalls im Stuttgarter Supplement, am Schluſſe des ihm zugänglichen Theiles (V 212/15; die letzten anderthalb Bogen ſind Fouqué vorbehalten).

Vgl. zu dem allen S. 165 f, Note 14 (das letzte Wort der vorletzten Zeile dort ſoll „hier" heißen).

„Berlin (ohne Datum[1]) 1819."

Verehrungswürdigſter!

Der Ueberbringer dieſer Zeilen iſt ein reiſender Voyageur auf höchſt ſublime Weine, der namentlich einen Chambertin führt, wie ich ihn ſeit den ſchönen Tagen in Aranjuez mit Ihnen kaum getrunken. Auch ſolchen Champagner Sillery — von nobelſter Phyſiognomie — wie er ihn führt, ich fand ihn nie — was ſagen dazu Sie — verehrter Weinzahn! Wie?

Aber in vollem Ernſte, Vortrefflichſter! darf ich Ihnen nicht nur den Wein des Mannes, ſondern den Mann ſelbſt empfehlen, und ſollte es mich freuen, wenn Sie ihm dorten etwas

---

188a.

[1] Schon das ist äußerst verdächtig. Ich habe nur drei kleine Billets von H's Hand gesehen, die kein Datum tragen.

Augenblick ergötzen könnten. Devrient, der eben mit mir ißt, und über der Tafel diese Zeilen liest, vereinigt seine Bitte mit der meinigen. Klingen Ihnen nicht die Ohren vom Dreiklang der Gläser? Wir stoßen so eben — den Domestiken mit eingerechnet — auf Ihr Wohl an, und flehen zum Himmel, daß er Ihrer Zunge und Ihrem Munde ferneres Gedeihen schenken möge. O wären Sie doch im Augenblick hier, — ein Vierter im Bunde!

Nachdem ich die Feder niedergelegt, eine dritte Flasche herbeigeholt wurde, unterhielten Devrient und ich — er von seinem Zusammenleben in Dessau mit Ihnen, ich von dem meinigen, mir unvergeßlichen[2], in Bamberg — den Referendarius, der, beiläufig gesagt, ein eben so großer Theaterenthusiast ist, als Sie es früher waren[3], wohl eine Stunde. Ich machte ihn einstweilen mit allen Orten bekannt, wo wir im seligen(!) Selbstvergessen himmlisch(!) geschwärmt, und wo so manche Idee zu meinen nachherigen Schriften keimte[4]. Sie müssen nämlich wissen, der Mann hat an meinen Schriften einen mächtigen Narren gefressen, und alles ist ihm an mir merkwürdig, selbst der Knopf von meinem Frack, den mir Devrient in der Zerstreuung so eben spielend abgedreht, und den ich ihm verehre. Der Enthusiast wird Ihnen bei seiner Durchkunft solchen vorzeigen. Zeigen Sie ihm dagegen meine so glücklichen(!) Stunden wie d. von uns Ihnen entworfenen Hauptdekorationen, namentlich Werner, die Söhne des Thales vorstellend, — die Bleistiftzeichnung, wie Professor Pfeufer ein Bläschen auf der Zunge untersucht — die Hütte der Waldhüterin auf dem Walle u. s. w.[5] Zeigen Sie ihm auch die Wege und Stege, die wir durch den romantischen Park, nach dem eben so romantischen Bug gemeinschaftlich so oft gewandelt, die Statue des heiligen Nepomuk, von der auch ein gewisser „Berganza" entstand, das Ihnen hinterlassene große Familienbild u. s. w.⁶ Bringen Sie ihm auch, wenn Sie gemüthlich dazu gestimmt sind, die Scene aus Tiecks Zerbino im Dichtergarten vor, die, seitdem ich sie von Ihnen nicht mehr hören kann, ich nicht mehr lesen mag[!!]; theilen Sie ihm Ihre grandiose[!] Darstellung des Wallenstein mit, recitiren Sie ihm wo möglich mit Ihrem göttlichen[!] Organe „die Sterne lügen nicht!" — „Max bleibe bei mir!" u. s. w. u. s. w.⁷, und sagen Sie ihm vor allem, daß Sie mich nicht vergessen. Und nun addio amico poricchissimo tempo finito questo di remi de la bucca!"

---

[2] Allerdings. In welchem Sinne, lehrt der Brief an Speyer Nr. 117.

[3] S. S. 230 Note 5.

[4] Dieser Satz riecht förmlich nach Kunzens Schreibweise.

[5] Diese drei Blätter waren dem Supplement zu H's Schriften, in dem Kunz diesen Brief veröffentlichte, in Nachbildung beigegeben; daraus werden sie hier erwähnt. Es ist gleichwohl unwahrscheinlich, daß H. selber nach acht Jahren noch auf diese Kleinigkeiten zurückgekommen sei.

Der Ihrigste
Hoffmann.

Einen Handkuß Ihrer lieben Frau wird vielbeplagter [illegible] im meinem Namen zierlich selbst appliziren. Kanzler Pfeffel⁹ grüßt unbändig und bittet um Entschuldigung, daß er nicht eigenhändig diesem Briefe eine Nachschrift geben kann, da er diesen Abend, an welchem ich den Brief schreibe, mit einem gewissen Theles auf einem Schweinsbraten eingeladen. Er bedauert sehr, daß Sie nicht dabei sein und so thätigen Antheil nehmen können, als damals in Dresden, wo Sie ihm den Mähne weiter gaben¹⁰. Ja ja, theuerster Freund! wir wissen, was wir wissen, wenn wir uns der schönen Tage in Bamberg erinnern.¹¹

---

6. Ueber diese Dinge hatte sich Kunz in seinen 'Supplementen zu H's Leben' verbreitet (im 'Phönix' von 1835, wiederholt 1839 im ersten Bande der Kunzschen 'Erinnerungen').

7. Aufzeichnung des [illegible] an Kunz (S. [illegible]).

8. Wiederholung aus Bamberger Korrespondenz (s. Bd. III).

9. Diese Rolle aus Ifflands 'Mündel' hatte Devrient am 18. Januar 1808 in Bamberg zu seiner und Kunzens heillichem Zufriedenheit gespielt und danach — angeblich auf Kunzens Zureden — sich entschlossen, bei der Theaterlaufbahn zu verbleiben. (Nach Kunzens 'Erinnerungen' und Carl Genées Vortrag über Devrient 1902.)

10. S. vor. Note.

11. Die ganze Nachschrift ist eine erweiternde Bearbeitung der Nachschrift des letzten echten Briefes an Kunz (S. 309 Anm.).

187. Bruch mit Kunz. (35.)

Kunz behauptet 1836, in dem bereits erwähnten Supplement zu Hoffmanns Schriften:

er, der Schriftſteller Z. Funck, habe 1819 die Redaktion einer belletriſtiſchen Zeitung übernehmen wollen und Hoffmann um einen Beitrag erſucht. Hoffmann habe darauf umgehend den 'Brief des Kapellmeiſters Johannes Kreisler' und die Briefe über die Haimatochare geſandt. Das Unternehmen ſei aber geſcheitert und die Manuſkripte bis jetzt ungedruckt geblieben, ſodaß er, der alte Schriftſteller Z. Funck, in der Lage ſei, ſie nunmehr zum erſten Male zu publicieren.

Dieſer echt Kunzſchen [illegible] liegen folgende Punkte zu grunde:

1. Der Schriftſteller Friedrich Gottlob Wetzel (vgl. S. 299 Note 4) wollte im Verlage des Buchhändlers Kunz im Herbſt 1818 einen Muſenalmanach für 1820 herausgeben und ſuchte im Dezember 1818 gemeinſam mit Kunz Beiträge durch Anfragen in öffentlichen Blättern. Infolge von Wetzels frühzeitigem Tode, am 29. Juli 1819, (E. u. Nr. 219, Abſchn. VII) wurde jedoch nichts aus dem Almanach.

2. Kunz hatte die Unverſchämtheit, bei Gelegenheit des Neudrucks der 'Fantaſieſtücke' (alſo wohl um die Jahreswende 1818/19) Hoffmann den „ungeheuren Schaden" vorzurechnen, den der Verlag dieſes Buches ihm bereitet[1], und im ſelben Atem um weitere Werke zu bitten (zunächſt wohl um einen Beitrag zu jenem Muſenalmanach). Hoffmann hat ihm „natürlicherweiſe gar nicht geantwortet." (E. u., Nr. 219, Abſchn. IV.)

3. Im zweiten Vierteljahr 1819 — alſo nach des Wetzels Tode — veröffentlichte Hoffmann im Rahmen des [illegible][2] außer einem längeren Stücke aus dem II. Bd. der 'Serapions-Brüder' den 'Brief Kreislers' gegen die [illegible] (ſ. deren Abdruck Nr. 199), die [illegible] 'Aus dem Leben eines bekannten Mannes' und die 'Haimatochare' (S. W. XII Note 28 am Ende). In den III. Band der 'Serapions-Brüder'

187.

[1] Vgl. dazu S. 345 Note.

[2] Näheres über die Druckorte [illegible] im [illegible]-Verzeichnis unter Funck.

Sonst hat er aber 1820 nur die [illegible] Arbeiten aufgenommen, da die Briefform der beiden anderen zu der [illegible] der Sammlung nicht paßte.

Aus dem 'Freimüthigen' wird dann [illegible] 1820 die beiden Brief-Aufſätze abgedruckt haben; sein Druck stimmt so gut wie wörtlich mit jenem ersten überein[2].

190. An Härtel[1]. (Breitkopf & Härtel 27.)

Mit dem 'Baron von B.'

(Nach dem Original.)

Berlin den 12. Januar 1819

Taubenſtraße No 31.

Längſt hätte ich, HochVerehrteſter Freund und Herr! Ihr gütiges Schreiben beantwortet, wäre es mir nicht darum zu thun geweſen, Ihnen gleich mit der That zu beweiſen, mit welchem Vergnügen ich jezt, da ich etwas mehr Muße gewonnen, Ihrem Wunſche gemäß bereit bin für die Muſikaliſche Zeitung Aufſätze zu liefern. In der Anlage erhalten Sie eine Kleinigkeit die meines Bedünkens indeſſen doch Intereſſe genug hat um aufgenommen zu werden. Der berühmte Violinſpieler von dem die Rede, iſt der Concertmeiſter Möſer[2], der Baron aber der bekante Baron von Bagge[3],

---

2. Es liegt hier also wie bei 'Des Vetters Eckfenster' und der 'Genesung', die Hitzig 1823 nachweislich aus dem 'Zuschauer' abdruckte, ohne den ersten Druck auch nur [illegible]. — 1825 zählt er dann (in der Vorrede zu seiner Auswahl von H's letzten Erzählungen) seine Drucke in der Weise, daß man sie für die einzigen halten muß und bisher ja auch gehalten hat.

190

1. Ueberschreibung d. Empfängers:

1819 Berlin

d. 19 Jan Hoffmann

— [illegible]

26 Febr.

No. 190

2. Karl Möser (1774—1851), seit 1792 K. Kammermusikus. Näheres über diesen ausgezeichneten Künstler und liebenswürdigen Menschen bei Ellinger VII 151 (die wichtigsten Daten auch ADB 22, 390 [Friedlaender]). — Die Redaction der AMZ machte sich den Scherz, unmittelbar auf H's Erzählung ein Referat über ein Möserisches Violin-Concert folgen zu lassen.

3. Der Preußische Kammerherr Baron Karl Ernst von Bagge lebte abwechselnd in Berlin und Paris. Ein Urtheil [illegible] über ihn bei Ellinger I [illegible] ebenda ein Vz. seiner Compositionsversuche.

deſſen Namen ich deshalb nicht ausſchrieb weil ich etwas mehr in die Geſchichte hineingetragen als ſich hiſtoriſch verantworten laſſen möchte. Die Hauptſache iſt buchſtäblich wahr. — Ich bin geſonnen einige[4] neue Erſcheinungen hier in Berlin (Das Fiſchermädchen[5] — Lila[6] pp) zu nutzen um mich über die Wendung, die die Opernmuſik in neueſter Zeit nimmt, auszuſprechen. Wäre Ihnen ein ſolcher Aufſatz recht? Sollte ſich irgend eine wichtige neue GeſangMuſik dazu eignen um ſie in der Form einer wirklichen Abhandlung zu beurtheilen, ſo bitte ich mich mit dem Auftrage zu beehren[7].

Das mir gütigſt zugeſicherte Honorar à 20 rth C. Cour. nehme ich mit dem verbindlichſten Dank an.

Noch einige Muſikalien die ich zum rezenſiren erhielt und leider damals liegen laſſen mußte[8], habe ich hinter mir, ſoll ich dieſelben vielleicht Hrn. Reimer zur weitern Remiſſion zuſtellen?

Recht innig bitte ich um die Fortdauer Ihrer Freundſchaft, Ihres gütigen Wohlwollens und habe die Ehre mit der ausgezeichnetſten Hochachtung zu ſeyn

Ihr ganz ergebenſter
Hoffmann

Meine Adreſſe iſt
Des Königl. KammergerichtsRathes[9] pp

---

[4] Zuerst über einige

[5] von J. F. Schmidt, am 25. Nov. 1818 zum ersten, am 7. Nov. 1820 zum zehnten und letzten Mal gegeben.

[6] von Friedrich Ludwig Seidel (1765–1831), am 9. Dez. 1818 zum ersten, am 15. zum zweiten und letzten Mal gegeben.

[7] Mir ist kein weiterer Beitrag H's zur AMZ bekannt; dagegen brachte das Blatt sieben Wochen nach dem 'Baron von B.', am 26. April, eine freundliche Rezension der 'Sechs italienischen Duettinen'.

[8] Etwa auch die S. 231 (14. Mai 1816) aus B. erwähnten? Leider haben sich bei Breitkopf & Härtel die Jahrgänge 1815/16 von H's Briefen ebenso wie der Jg. 1812 nicht gefunden.

[9] Danach scheint H. allerdings seit dem 1. Mai 1816 keinen Brief mehr an Br. & H. geschrieben zu haben.

191. An Reimer[1]. (12.)

(Nach dem Original.)

[22. Januar 1819.]

Sie waren nicht ſo gütig, Verehrteſter Freund! auf meine neuliche Bitte wegen der mir gütigſt zugeſagten 50 rth zu antworten. Dies ſezt mich heute in nicht geringe Verlegenheit und nöthigt mich dieſelbe zu wiederholen, welches Sie mir gütigſt verzeihen wollen![2]

Mich Ihrer Freundſchaft empfehlend!

Hoffmann

D. 22 Jan 19.

192. An den Grafen Hermann von Pückler auf Muskau. (1.)

Mit dem 'Klein Zaches.'

(Nach dem Original.)

[24. Januar 1819.]

HochGebohrner Herr Graf!

Es iſt wohl ſchon eine geraume Zeit her, als Sie, Hochverehrteſter Herr Graf! mich auf eine Art nach Muscau ein-

---

191.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers: Hoffmann 22. 1. 19.

[2] Der II. Bd. der 'Serapions-Brüder' erschien erst im Herbst; weitere Briefe darüber an Reimer habe ich leider noch nicht gefunden.

Der Band enthält außer den S. 316 unten (vgl. Note 1411) genannten drei Erzählungen an älteren Sachen noch die 'Automate' (s. S. 139 Note 3), drei sehr wichtige musikalische Ausführungen aus der AMZ und als Abschluß noch [illegible] den 4. Bde. der 'Kinder-Mährchen' des Jahres 1817.

Neu sind ausgezeichnete Darlegungen über den Magnetismus — ebenso anschaulich wie vorsichtig — und im Anschlusse daran zwei kleinere Spukgeschichten (diese als Probe Anfang April 1819 in Kuhns 'Freimüthigem'; s. S. 322 mit 2); ferner köstliche Scherze des am vierten Abend eingeführten Bruders Vinzenz-Koreff, schlagende ästhetische Ausführungen über die Typen die der wahre Dichter schaffe u. a.

luden, die mich nicht anders als recht tief ins Gemüth hinein erfreuen konte, da ſie mir aufs neue die freundſchaftliche Beachtung bewies, der Sie mich während Ihres Aufenthalts in B[erlin] werth hielten. Mein innigſter Wunſch war, Ihrer gütigen Einladung folgen zu können; das Hochlöbliche Kammergericht hielt mich aber bey den Rockſchößen feſt oder vielmehr, es ging mir mit meinem Urlaubsgeſuch ebenſo, wie jenem Kranken vor dem Teich zu Bethesda in der Bibel, der immer zu ſpät kam, wenn der Engel das Waſſer bewegt hatte, immer war ſchon ein anderer vor ihm[1] hineingeſprungen! —

Später ſchrieb ich an Sie, Hochverehrteſter Herr Graf! einen langen ſehr verwunderlichen Brief. — Es war darinn viel von der deutſchen Kirche auf dem Gensd'ArmesPlatz die Rede, in die mich der Zufall, der die Laune hatte ſich in die Uniform eines Polizeyinſpektors zu werfen, hineinführte, als eben eine ſehr feierliche Trauung eines überaus ſchönen jungen Paars vollzogen wurde[2]. Aber unter allen Lichtern, Sternen, goldnen und ſilbernen Blitzen, ſuchte mein Geiſt, ſich dazu meiner leiblichen Augen bedienend, jenes höchſt interreſſante Mädchen[3], mit der ich einſt das Glück hatte, auf einer wüſten Inſel zuſammenzukommen und ihr zu beweiſen, daß der zarte keuſche Schaum des ſybäriſchten aller Weine, nehmlich des Champagners, von Roſenlippen genippt (mit weniger Mühe läßt ſich das in Verſe bringen) jeden Kopfſchmerz der Inhaberin jener Lippen verſcheuche! — Es war ferner die Rede von einem glänzend erleuchteten Hochzeitshauſe und von den verlockenden Seufzern einer Muſik, in der die Clari-

---

192.

[1] vor ihm eingeschoben.

[2] Pücklers Trauung mit der allerdings nicht mehr jungen Lucie geb. Gräfin Hardenberg gesch. Gräfin Pappenheim fand am 9. Okt. 1817 statt. Wenn diese Hochzeit gemeint ist, würde der angebliche Brief Hoffmanns also in die selbe Zeit fallen wie der charmante Brief an Wagner Nr. 176 (S. 291/94).

[3] S. Pücklers Antwort S. 331 m. Note 5.

netten, Flöten und Hoboen ſelbſt in Françoiſen und Gavotten nichts weiter ſprachen als: Bald biſt du mein — mein — mein! Wie ich mich hingeſezt, erzälte ich ferner, in tiefer Dämmerung etwas ſomnambül geſtimt auf einer ſchnöden Bank unter den Linden und wirklich ganz öffentlich in conspectu omnium nur von einiger Nacht und den nicht brennenden Laternen ſo wie dem blendenden Glanz des Hochzeitshauſes geſchüzt mit einem ſeltſamen Mann, der ſich bey mir eingefunden, eine Flaſche Champagner leerte. (Der Reſtaurateur Jagor hatte ſie nebſt dem erforderlichen TrinkGeſchirr höchſt eigenhändig oder vielmehr eigentaſchig herbeygebracht.) Der ſeltſame Mann erzälte mir die wunderbarſten Dinge. Am Ende war's ein alter Bekannter, nehmlich Ahasverus, der ewige Jude! — Noch viel mehr ſtand in dem Briefe, als ich ihn indeſſen abſenden wollte, erfuhr ich, daß Sie, Hochverehrteſter Herr Graf! ſich auf weiten Reiſen befänden[4]. Ich ſchickte den Brief daher nicht ab und glaube aus dieſem Grunde mit Recht vermuthen zu können, daß Sie ihn nicht erhalten haben. —

Eben erfahre ich durch den G[eheim]R[ath] Koreff, daß Sie Hochverehrteſter Herr Graf! Sich wieder in Muscau befinden, und ich beeile mich Sie auf das angelegentlichſte um die Fortdauer Ihres gütigen Wohlwollens zu bitten.

Sie fanden einiges Wohlgefallen an meinen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen, eben in dem Augenblick hat ein Mährchen von mir die Preſſe verlaſſen, das, wie mir ſcheint, die Geburt einer etwas ausgelaſſenen ironiſirenden Fantaſie iſt[5]. Ich überreiche Ihnen, Hochverehrteſter Herr Graf! dies Fantaſieſtück, den kleinen Zinnober, und empfehle den humoriſtiſchen Wechſelbalg Ihrer Protektion. Damit ſich das Buch als

---

[4] Pückler fuhr bald nach der Hochzeit mit der ältlichen Gattin nach Paris, im Herbst 1818 dann nach Aachen; s. S. [illegible] m. Note 2.

[5] „Es ist das Humoristischste, was ich geschrieben" nennt er drei Tage darauf das Märchen; I 268.

Autorexemplar bewähre, habe ich einige Druckfehler mit Bleyſtift herauskorrigirt. Zinnobers Portrait auf den Deckel iſt ſehr ähnlich, denn da ſonſt niemand den Kleinen zu Geſicht bekommen konte als ich ſelbſt, ſo verfertigte ich auch ſelbſt die Zeichnung.

Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung habe ich die Ehre zu ſeyn

HochGebohrner, hochVerehrteſter Herr Graf

Berlin

D. 24 Januar 1819. Ihr ganz gehorſamſter

Hoffmann

193. An Brockhaus[1]. (3.)

Mit dem Anfang der Erzählung 'Spieler-Glück'.

(Nach dem Original.)

Berlin D. 25 Jan 19

In dieſem Augenblick erhalte ich Ew. WohlGebohren leztes Schreiben und ſende auf der Stelle wenigſtens den Anfang meiner Erzälung[2] damit der Druck beginnen kan.

Das folgende gebe ich unfehlbar zur Dienſtags reitenden Poſt.

Ich wiederhole, daß meine Saümniß unverſchuldet iſt.

Hochachtungsvoll mich empfehlend

Hoffmann

193.

[1] Ueberschreibung des Empfängers, von der selben Hand wie bei Nr 184 (S. 308):
1819
Berlin 25 Jenner
Hoffmann.
Daraus der Adressat erschlossen.

[2] In Brockhaus' 'Urania' erschien im Herbst d. J. (im Jg. für 1820) die Erzählung 'Spieler-Glück'.

194. An Kralowsky[1]. (4.)

(Nach einer von der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig erhaltenen Abſchrift.)

[5. Februar 1819.]

Vielleicht können Sie, Verehrter Freund! der Sie mir ſchon ſo oft aus der DichterNoth halfen, auch dieſes Mal beiſtehen.

Es iſt mir einer Erzählung[2] halber die ich ſo eben unter der Feder, ſehr wünſchenswerth mich in den Straßen und Plätzen Roms ganz zu orientiren. Haben Sie vielleicht Fernows Gemählde von Rom[3] oder eine andere Reiſe nach Italien, in der Rom genau geſchildert wird, bey der Hand, ſo würden Sie mich ganz außerordentlich verbinden, wenn Sie die Güte hätten mir dergleichen Hülfsmittel auf ein paar Tage darzuleihen. —

Haben Sie mein ſicher wahnſinniges[4] Buch, den Zaches ſchon geleſen?

Hoffmann
D. 5 Febr. 19

194.

[1] Adresse:
Herrn Kralowsky
Wohlgeboren

[2] des 'Signor Formica'; die Erzählung war trotz ihrer Länge Ende März bereits fertig; vgl. Nr. 197 (S. 334 unten).

[3] Der Weimarer Aesthetiker Karl Ludwig Fernow (1763—1808) veröffentlichte bei Perthes in Gotha als „Taschenbücher" (in 12°) für die Jahre 1802 und 1803 'Gemälde der merkwürdigsten Hauptstädte von Europa'. Der Jg. 1803 (mit 9 Kupfern und 1 Bildniß) hatte den Specialtitel 'Sitten- und Kulturgemälde von Rom'.

[4] Der 'Zaches' war in der That seit Jahren das erste Product H's, an dem ein Leihbibliothekar Anstoß nehmen mußte. Um so hübscher ist es, daß H. gerade den 'Zaches' (oder die noch „frechere" 'Brambilla') in 'Des Vetters Eckfenster' in einem Kralowsky'schen Exemplar gelesen werden läßt: 'Der Zuschauer' vom 27. April 1822, wiederh. b. Grisebach XIV 157/58.

195. Von Pückler. (2.)

Mit einer phantaſtiſchen Zeichnung von Callot.

(Nach dem Concept[1].)

[Erhalten Anfang Februar 1819.]

Beſter, Höchſtverehrter Herr KammerGerichts-Rath

Wie viel Freude mir Ihr freundliches Andenken und Uiberſendung Zinnobers gemacht hat, werden Sie kaum glauben, da Sie wahrſcheinlich gar nicht wiſſen wie ſehr ich Sie liebe und mich wie ein Eiſen-Stäubchen vom Magnete, zu Ihnen mit einer Gewalt hingezogen fühle[2], daß ich es Kopf unten Kopf über nennen würde, wenn ich nicht zugleich fühlte, es ſey noch paſſender zu ſagen: Kopf unten Herz über, weßhalb ich auch bitte, dieſe meine Antwort mehr mit dem letzten als mit dem erſten zu beurtheilen.

Bis jezt habe ich von Zinnober noch nichts geleſen, und mich blos am Umſchlags-Kupfer ergözt, den alten Bekannten aber gleichfalls ſprechend ähnlich gefunden, denn um etwas weit auszuhohlen, ſchon Caeſar (verſteht ſich nicht der Welt-Eroberer in bello gallico, ſondern nur der Preußiſche Huſaren-Rittmeiſter dieſes Namens auf dem Aachner Congreß[3], wo es ſo manche Gelegenheit gab ſich an Klein-Zaches zu erinnern, wer nehmlich vorher etwas von ihm wußte) Caeſar alſo verfolgte mich ſchon damahls um mir die Geſchichte des kleinen Mannes zu erzählen. Ich hielt mir aber ſtandhaft die Ohren zu, und wollte mir keine Freude der Uiberraſchung verderben laſſen, obgleich der Verſucher mir zu wiederhohltenmahlen verſicherte: Zinnober ſey ein ſolcher Ausbund daß er gar nicht das Licht der Welt werde erblicken

---

195.

[1] Ueberschrift: An Hoffmann

[2] Pückler war fast 10 J. jünger als H.; er starb bekanntlich erst 1871.

[3] Ende September bis Ende November: Treitschke II^5 467/90. Pückler wird wie Koreff in Hardenbergs Gefolge die Dinge müßig mit angesehn haben.

dürfen. Es muß eine Ahndung des mir bevorſtehenden, nun ſo angenehm Eingetroffenen, geweſen ſein, die mich ſtärkte meine Neugierde zu zähmen, und wie froh bin ich deſſen jezt, da ich von Klein Zaches nichts weiter weiß, als daß er Miniſter geweſen iſt, ein Umſtand, den er mit ſo viel andern Miniſtern gemein hat, daß dem Intereſſe dadurch nichts abgebrochen werden kann. Sie aber, verehrteſter Herr KammerGerichts-Rath, ſehe ich als den Potentaten an der ihn abſchickte, und da er mir ſo eben ein von ſeinem Herrn eigenhaendig geſchriebenes, und was bey Souverainen noch ſeltner iſt, ſogar Höchſtſelbſt verfaßtes Creditiv überreicht hat, ſo wird er hier am Hofe, obgleich noch unbekannt, ſchon als einheimiſch angeſehen, und zu den andern Lieblingen der Phantaſie und Nacht in des Teufels Küche logirt. Bey der erſten Audienz wollen aber einige Damen[4] durchaus gegenwärtig ſeyn, die ſich ſchon nach Erblickung des bloſen Portraits ſo ſehr in den Geſandten verliebt haben, daß ich ihn kaum vor ſchleuniger Entführung aus ihren ſchönen Haenden retten konnte. Alle drey ſind alte Bekanntinnen, und wenn ich nicht irre war die Eine mit Ihnen, Hochverehrteſter, auf der wüſten Inſel Champagner nippend. Bey dieſer Anſpielung muß ich Ihnen nun rund herausſagen, daß der lange Brief, nach[5] dem Sie, im Auszuge davon ſprechend, uns luſtern machen, Ihnen gar nicht erlaſſen werden kann; man fühlt ſich durch gewiſſe Ausdrücke zu ſehr geſchmeichelt um nicht auf das Ganze höchſt begierig zu ſein, und wie mir ſcheint, eignen ſich zwey[6] den Preis zu, der doch nur Einer gelten kann.

Suchen Sie nun dem Kammergerichte[7] diesmahl zuverzukommen und laſſen Sie ſich von mir mitnehmen, wenn ich im Frühling von Berlin, wo ich in 14. Tagen einzutreffen gedenke, wieder nach Muskau zurückkehre[8]. Um meiner bis dahin zu gedenken, ſchicke ich dem neuen Caſ[t]lot ein kleines Bild des Alten, ſonderbar genug an vielartiger Geſtalt, ſich in Nebel und Duft phantaſtiſch verlierend. Die Rückſeite giebt auch eine Federprobe Caſ[t]lots und die naiven alten Worte gelten wieder für den Empfaenger.

---

[4] Offenbar die Gattin Lucie, deren Tochter Gräfin Adelheid von Pappenheim und die Pflegetochter Helmina (discreter Herkunft).

[5] Im Concept von

[6] Jedenfalls Adelheid und Helmina.

[7] *rectius* „den urlaubsbegierigen Collegen am Kammergericht"; vgl. S. 326 Z. 7–10.

Schloß Muscau
den 2ten Februar. 1819.

195a. Chamiſſo an Louis de la Foye.

(Nach Hitzigs Abdruck 1839.)

[Berlin, etwa Februar 1819.]

Das haſt Du ſehr gut gemacht, nämlich zu heiraten. Crescite et multiplicamini! Glaube aber nicht, es rühre von Deiner eigenen Weisheit her, und ſei darauf nicht ſtolz — nein, mein Lieber, ich weiß es beſſer, es ſteckt jetzt in der Luft, es iſt endemiſch — unſer Neumann zum Beiſpiel [hat ſich mit Hitzigs Pflegetochter Doris Mnioch verlobt und] Was mich anbetrifft, ſo ſehe ich kommen, daß ich im Frühjahr noch das Heiraten, wie im Herbſt den Schnupfen bekomme, ich mag mich noch ſo ſehr mit dem Ausgehen in Acht nehmen — es hilft nichts[1].

[Ueber neuere deutſche Literatur: Goethes Leben und Fouqué's Zauberring ſind vollendete Werke, aber nichts für

---

[8] Bald darauf wollte Pückler H. gar nach Spanien mitnehmen; s. seine Biographie von der Assing (1873) S. 179. Dann aber schlug die Freundschaft ins Gegentheil um; vgl. Bd. I, S. 273 und 276 f, auch 279 und 284 f.

195 a.

[1] In der That heirathete Chamisso noch im selben Jahre Antonie Piaste, eine andere Pflegetochter Hitzigs; zwar nicht mehr im Frühjahr, sondern erst am 25. Sept., nachdem er im Frühjahr Dr. phil. h. c. und am 22. Juni „Gehülfe für das Fach der Botanik bei den wissenschaftlichen Anstalten zu Berlin“ geworden war (Gel. Berlin 1825 und Ch's L. II 72. 77).

Franzoſen.] — Unſer Hoffmann iſt wohl noch eigenthümlicher örtlicher Deutſch als Jean Paul — unverſtändlicher und fremder für Euch — jezt unſtreitig unſer erſter Humoriſt. Er läßt den Hund Berganza von Cervantes, meinen Schlemihl und was alles nicht, wieder auftreten, in ſeinem Klein Zaches, das lieblichſte Mährchen, mich ſelbſt[2] — aber nur für uns. Phantaſie-Stücke in Callots Manier, Elixire des Teufels, die Serapions-Brüder, Klein Zaches u. ſ. w.

* * *

196. An Stephan Schütze. (Wilmans 1.)

Vorbemerkung.

Wie Schütze berichtet (der Wortlaut, nach der Handſchrift, in Bd. III), beſchränkte ſich ſein brieflicher Verkehr mit Hoffmann auf die Geſchäftscorreſpondenz über deſſen Beiträge zu Wilmansſchen Sammelwerken.

Es ſind das

1) 'Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde' (im 'Wintergarten' für 1818);
2) 'Doge und Dogareſſa' (im 'TB der Liebe und Freundſchaft' für 1819);
3) 'Das Fräulein von Scuderi' (im TB für 1820, ſ. S. 303 Note 4);
4) 'Datura fastuosa' (im TB für 1823, aber ſchon Januar 1818 begonnen; vgl. Nr. 179, S. 295 f.).

Hoffmann war „anfangs" (Schütze ſperrt das Wort) in Honorarforderungen ſehr billig" und ließ ſich Tadel, ja einmal eine Ablehnung gefallen.

„Wegen ſtarker Stellen in Schilderungen entſchuldigte er ſich damit, daß die Damen, ſeit ſie fleißig Rum zum Thee zugöſſen, wohl mehr als ſonſt vertragen könnten." (Vgl. dazu S. 340 oben!)

Nähere Mittheilungen macht Schütze leider nur aus dem bereits S. 296 Note 2 von uns angekündigten Briefwechſel über den vierten und letzten Beitrag, die 'Datura fastuosa'.

Den Brief, aus dem hier — nach Schützens Auszug — zwei Sätze folgen, ſandte Schütze am 11. Dec. 1824 im Original an Hitzig, erbat ihn ſich aber zurück, „weil er mir wegen der Handzeichnung von Hoffmann (ſ. Note 2) ſehr werth iſt." (Siehe ſeinen Brief an Hitzig in unſerem Bd. III.)

---

[2] vermuthlich erkannte Chamisso sich im Balthasar wieder. Ueber die Vorbilder des Zaches selbst und des Prosper Alpanus s. die Angaben von Hitzig (1823 und 1825) und Wilhelm Chézy (1863), wiederh. in unserm Bd. III. Eine dem Zaches ähnliche Arnimsche Figur, der General Cornelius Nepos, hatte H. schon 1812 gefesselt: s. S. 88 oben.

17$^{\underline{t}}$ Februar 1819.

[Hoffmann wünſcht als Illuſtrator den Berliner Kolbe[1], denn] es iſt ein großer Gewinn für die Sache, wenn Dichter und Zeichner ſich beſprechen und einander recht in die Hand arbeiten können. Zudem weicht Kolbe auch zum großen Vortheil ganz ab von der in der That fabrikmäßigen Manier der gewöhnlichen Taſchenbuchzeichner, von denen mir vorzüglich Ramberg mit ſeinen ewig wiederkehrenden, nichts bedeutenden Formen und Geſichtern (vorzüglich ſind immer die Mädchen[2] mit den prallen Wädchen höchſt ſchalkiſch) ein wahrer Greuel iſt.[3]

197. An Enoch Richter[1]. (Gleditſch 2.)
Mit dem 'Signor Formica'.

(Nach dem Original.)

[27. März 1819.]

Ew. WohlGebohren erhalten in der Anlage die verſprochene Erzählung mit der gehorſamſten Bitte es ent-

---

196.

1. Wie wir sahen, hatte H. im Herbste vorher zwei Erzählungen nach Bildern des jüngeren Karl Wilhelm Kolbe (1781–1853) veröffentlicht: 'Doge und Dogaressa' (s. o. unter 2)) und den 'Meister Martin' (s. S. 295 Note 2). Auch jetzt illustrirte Kolbe den 'Signor Formica' für Gleditsch (s. nächste Nr.). — Wilmans resp. Schütze zogen aber trotz H's Vorstellungen sowohl für die 'Scuderi' wie für die '*Datura*' den unvermeidlichen Ramberg vor (s. Nr. 239 a).
2. am Rande des Briefes hier ein naiv-kokettes Gesicht, so Rambergisch, „als hätte es der getadelte Meister selbst auf das Papier geworfen." (Schütze.)
3. Kurz nach diesem Briefe erkrankte Hoffmann abermals schwer (s. S. 336 mit Note 2), und die Arbeit an der '*Datura*' gerieth dadurch wiederum ins Stocken (s. Nr. 201, S. 343).

197.

1. Ueberschreibung des Empfängers:

Hoffmann: Berlin.
1819. 27. Maerz.

ſchuldigen zu wollen, daß ſie etwas zu lang gerathen, ich hoffe indeſſen daß ſie nicht langweilig ausgefallen ſeyn wird. Gönnen Sie mir diesmal ein größeres Plätzchen, künftig werd' ich mich beſcheiden zu beſchränken wiſſen.

Nach genauer Berechnung wird mein Mnſkrpt zu 9 Druckbogen ausreichen und würde es mir ſehr erfreulich ſeyn wenn Sie die Güte hätten das ſtipulirte Honorar à 3 Frdor pro Bogen mir baldigſt zu überſenden[2].

Meine hieſigen Freunde haben ſehr günſtig über meine Arbeit geurtheilt und ſo wird ſich wohl Signor Formica doch nicht ohne Noth ſo breit gemacht haben.

Hochachtungsvoll Ew. WohlGebohren
Berlin ganz ergebenſter
D. 27 Mrz 19 Hoffmann

---

[2] Dazu am Rande folgende Berechnung Richters:

eine gedr[uckte] Seite enthält	1100	Buchst[aben,]
[das mal]	16	
[macht]	6600	
	1100	
	17600	[Buchstaben auf dem] Dr[uck]bogen
eine geschriebene Seite enthält [je]	70	Buchst[aben]
[in]	47	Zeilen
[zusammen also]	490	
	280	
	3290	[Buchstaben!!]
[H's Manuscript umfaßt]	46	Seiten
[also]	19740	
	13160	
	151340	[Buchstaben; der Druck ergiebt also 151350 : 17600 =] $8\,{}^{2}/_{3}$ Bogen[, und H. erhält nicht 27 sondern 26 Fr.d'or.]

In der That umfaßte die Erzählung dann im 'TB z. g. V.' für 1820 die Bogen 10–17 und von Bogen 18 nur noch $11\,{}^{1}/_{2}$ Seite.

198. An Enoch Richter[1]. (Gleditſch 3.)

(Nach einer von der Hzgl. Bibliothek zu Wolfenbüttel erhaltenen Abſchrift.)

[16. April 1819.]

Sehr erfreulich iſt es mir, daß Ew. WohlGebohren mein Manuſkript richtig erhalten haben, wiewohl ich mit Bedauern vernehmen muß, daß es Ihnen ſo gegangen iſt wie mir, der ich beinahe ſechs Wochen hindurch eines nervöſen Fiebers halber[2] nicht aus dem Zimmer kam. Ich wünſchte ſehr Hrn. Prof. Wendts Urtheil über meine Dichtung zu erfahren und würde mich freuen wenn ich ſeine Erwartung nicht getäuſcht hätte.

Dringende Ausgaben die mir bevorſtehen nöthigen mich Sie zu bitten mir wo möglich das Honorar noch vor dem 1^{t} May gütigſt zu ſenden.

Hochachtungsvoll empfehle ich mich Ihrer Freundſchafft als

Berlin
D. 16 Aprill 19

Dero ergebenſter
Hoffmann

198.

[1] Adreſſe:

Herrn E. Richter
Gleditſchſche Buchhandlung
in
Leipzig

Mit der reitenden Poſt

[2] Diese schwere Krankheit wird weiterhin erwähnt in Nr. 201 (an Schütze, S. 343) und 219 (an Speyer) Abschn. V; vor allem aber ist die ganz köstliche Schilderung der Fieberhallucinationen in dem ersten der drei 'Briefe aus den Bergen' (S. 351 f.) zu vergleichen. Als Ursache wird in Nr. 219 eine Erkältung nach einem winterlichen Hoffest angegeben. Die Krankheit wird also etwa von Ende Februar bis Anfang April gedauert haben.

199. Von der Schauſpielerin Friederike Krickeberg geb. Koch in Berlin.

(Antwort auf den 'Brief des Kapellmeiſters Johannes Kreisler' im 'Freimüthigen' vom 29. und 30. April 1819[1].)

(Nach dem Original.)

[Erhalten 8. oder 9. Mai 1819.]

Wohlgebohrner Herr Kammergerichts-Rath!

Wenn es anmaaſſend iſt, daß ich es wage, gegen einen Urtheilsſpruch Ihres Freundes Johannes Kreisler, den ich ſehr gut kenne, deſſen Leiden in der Theegeſellſchaft ich wiederholt mitgefühlt habe, meine beſcheidene Meynung ſchriftlich Ihnen mitzutheilen, ſo laſſen Sie mich den Wunſch entſchuldigen, der mir ſo oft mißlang, mich Ihnen perſönlich vorſtellen zu können.

Als mir der Herr Graf Brühl verſtattete, am Geburtstage unſerer verſtorbenen Königin[2] die, beynahe vergeſſene Harmonika ertönen zu laſſen, war es meine liebſte Hoffnung Ihnen die Bitte vorzutragen mir eine Begleitung dieſes Inſtrumentes zu Schlegels[3] Legende: der heilige Lukas[4] zu ſetzen. Nur Sie, glaubte ich, müßten es verſtehen dieſe Töne, denen doch nichts gleicht, in Harmonie zu verbinden; Ihre Compoſition würde erſt zeigen wozu dies Inſtrument ſich eigne — aber Sie waren krank![5] — dieſe Hoffnung war

---

199.

[1] wiederh. b. Grisebach^{2} (1906) XV 171/75.

[2] 10. März.

[3] August Wilhelm.

[4] „Sankt Lukas sah ein Traumgesicht“: er soll Maria malen; ehe das Bild fertig ist, stirbt sie und wird „gen Himmel aufgehaben“ (Reim auf begraben!); Sankt Raphael (Verwechslung mit dem gleichnamigen Maler) vollendet dann das Werk „mit seinem keuschen Pinsel“. Druckorte bei Houben I 8, 35—39.

[5] In dem 'Briefe Kreislers' begründet H. bekanntlich sein Fernbleiben vom Concert damit, daß er gerade keinen Regenschirm gehabt. Den wirklichen Grund haben wir hier; s. auch die vorige Nr. m. Note 2.

vereitelt! — Dennoch ſchmeichelte ich mir bald Gelegenheit zu einer ähnlichen Bitte zu finden, aber nun wurde ich krank, und kaum geneſen, leſe ich im Freymüthigen den von Ihnen mitgetheilten Brief, der ein ſo grauſames Urtheil über die arme Harmonika ausſpricht.

Erlauben Sie mir, nachdem ich mich vorher ein wenig legitimirt habe, die Vertheidigung meiner ſprachloſen Freundin. Ich möchte Sie ſo gern für die Verurtheilte gewinnen.

In Sachſen und Thüringen[6] erzogen, von einem Vater gebildet, der mancherley Kenntniſſe hatte und ein enthuſiaſtiſcher Verehrer der Muſik war[7], lernte ich früh dieſe ſchöne Kunſt üben. Meine Mutter war eine nicht unbedeutende Sängerin[8], ich ſpielte Klavier, meine Brüder Violin und Violoncell und ſo klang es denn in unſerm Hauſe immer.

Später hatte ich in Dresden Unterricht von Tranſchel[9]; ihm und Müller in Leipzig[10] danke ich meine geringen Kenntniſſe im Generalbaß. Eine ziemliche Klavierſpielerin, genügte mir dies eine Inſtrument nicht; ich verſuchte Harfe, Flöte, Violin, Mandoline, um nach und nach alles wieder bey Seite zu legen. So ward ich 15 Jahr. Da kam Rellich mit der Harmonika nach Leipzig. Mein Vater, ergriffen von der Wirkung der wunderbaren Klänge, verſchrieb ein ſolches Inſtrument für mich, und ich fing an die Töne zu ſtudiren. Nach zwey Jahren mußte ich es meiner Geſundheit wegen bey Seite ſetzen. Indeſſen war ich in Berlin zum Theater gegangen[11]; das unſtäte Treiben deſſelben ließ mich bald meine Muſik vernachläſſigen, und nur vor einigen Jahren[12] ſuchte ich ein ſolches Mittel wieder auf, um meine Familie aus der Belagerung Hamburgs und durch die Franzoſen zu ſpielen. Wir mußten zwar eingeſperrt in Hamburg bleiben, aber es gelang mir dort eine Harmonika aufzufinden, und es iſt noch daſſelbe Inſtrument, welches Veranlaſſung zu dem böſen Briefe gegeben, der, mit allem Wahren, was er enthält, doch nicht ganz gerecht iſt. — Nach dieſem kleinen Eingange ſchmeichle ich mir, daß Sie meine Vertheidigung leſen werden.[13]

---

[6] Weimar und Gotha.

[7] Friedrich Karl Koch, 1740—1794, erst Tänzer, dann Sänger; s. Kürschner, ADB XVI 376.

[8] Francisca Romana geb. Gieraneck, 1748—1796, erst Tänzerin, dann Sängerin; s. denselben ebenda S. 375 f.

[9] Christoph Transchel (1721—1800), Schüler Sebastian Bachs, lebte 1742/55 in Leipzig, seitdem in Dresden als gesuchter Klavierlehrer. Eitner IX 444.

[10] jedenfalls Johann Christian Müller (1750—1796), seit 1778 in Leipzig als erster Violinist im Orchester und Flügelspieler in den Gewandhaus-Concerten. Eitner VII 107.

* * *

Sie — ich wende mich nun an Johannes Kreisler — haben mein Spiel nicht gehört. Auch mißt der Sp[enerſche] Recenſent nicht mir die Schuld ganz bey, wenn es ohne

---

[11] Sie debütirte mit 16 Jahren am 16. Febr. 1787 in einer der ersten Vorstellungen des „Königlichen National-Theaters", der Première des Lustspiels 'Die drei Töchter' (Erstlingswerk des später als Ritter- und Räuber-Dichter so beliebten Christian Heinrich Spieß, als Buch 1782 in Wien erschienen), und wurde sofort als jugendliche Liebhaberin und erste Soubrette engagirt. (Kürschner, ADB XVII 160.) Anfang der 90er Jahre war Gentz ihr Geliebter und Tieck ihr Freund (Holtei II 222/25). Später ging sie nach Schwerin, wurde dort als erste Liebhaberin engagirt und heirathete den Schauspieler K. L. Krickeberg.

[12] Wohl 1813/14. Von 1816—1842 war sie dann wieder in Berlin engagirt, für „edle und komische Mütter". Außerdem bearbeitete sie eine Reihe französischer Stücke für die Berliner Bühne; die Zahlen bei Schäffer und Hartmann ergeben für sieben Stücke 85 Aufführungen in den Jahren 1817/45. Seit 1818 war sie Wittwe; sie wohnte, wie der Schluß des vorliegenden Briefes ergiebt, nur vier Häuser von H. entfernt (vgl. S. 241 Note 2 Z. 8 v. u.).

[13] Die folgenden drei Absätze, von uns durch je drei Sterne von den übrigen Theilen des Briefes getrennt, beantworten Punkt für Punkt den 'Brief Kreislers', den wir daneben zu halten bitten.

Wirkung geblieben. Etwas mußte wohl der weite Raum des Opernhauſes tragen, der den Ton zu ſehr nach allen Seiten und in die offenen Couliſſen verwehte, und dann: ſollte er wohl ganz Unrecht haben, wenn er von der Verhärtung des Trommelfells und der Verſtärkung unſrer Nerven ſpricht? Unſre Componiſten ahmen den Lärm des Krieges nach[14], unſre heldenmüthigen Damen leſen Schauder erregende Gemälde[15] mit dem Gleichmuthe, wie wir ehedem Sittengemälde, und unſre genialen Dichter, dem Zeitgeiſt gehorſam, erſchöpfen ſich im Gräßlichen! — Was vermag da der zarte Ton, der älteren Gehörnerven, vielleicht gar noch aus der Zeit der Siegwarte, wie Himmellaute tönt? — Ein vollkommenes Inſtrument darf man freilich die Harmonika nicht nennen: ſie iſt im Gegentheil höchſt mangelhaft, und vorzüglich weil ſie der ſo nöthigen, wohlthuenden tiefen Baßtöne entbehrt. Die Meinige iſt mir darum ſo lieb, weil ſie wenigſtens das kleine C hat, welches bey der Fülle des Tons den Baß einigermaaßen erſetzt.

Ihr Bild iſt ſchön; aber ſollte uns das tiefe Blau des Himmels nicht Stundenlang ergötzen können, wenn auch der wechſelnde Sinn ſpäter den Wolkenflug erſehnt und mit Entzücken betrachtet? Der Wald iſt majeſtätiſch in ſeiner üppigen Pracht, aber die einzelne Blume iſt doch auch ſchön! — Unfug iſt allenthalben Unfug, und der Unfug, Ariettchen, Variatiönchen und Polonaischen auf der Harmonika vortragen zu wollen, unter allen muſikaliſchen der ärgſte. Aber eine einfache kindliche, langſam vorgetragene Melodie, ein gut eingerichteter dreyſtimmig, auch vierſtimmig noch zuſammengelegter Choral hat ſchon manchen Muſik-Freund und Verſtändigen erfreut. Beſonders glaube ich, daß ſich das Inſtrument zur Begleitung der Rede eignet: es ſchmiegt ſich an die menſchliche Stimme, ſtört ſie nicht durch lautes Hervorſchreyen, und giebt ihr bey manchen Stellen etwas überirrdiſches. Indeſſen, ſchnell zu ſpielen iſt eine Ueberwindung des Schwierigen und wird bewundert; darum treiben die Künſtler das alte Spruchwort: „Klippern gehört zum Handwerk“[16]. Ich habe es, Gottlob! in keiner Kunſt geliebt, bin auch der Natur meiner Harmonika treu geblieben obgleich ich eine große Wirkung erwarten durfte, wenn ich Variationen auf das Lied: „Wer niemals einen Rauſch hat g'habt“, vorgetragen hätte.

---

[14] z. B. Spontini im 'Cortez'; vgl. H's 'Brief' in der AMZ vom 11. Jan. 1815.

[15] z. B. Hoffmanns Phantasie- und Nacht-Gemälde; s. S. 158 Note am Ende u. S. 247 Note 2.

Virtuoſin bin ich nicht, denn ich kann den Ton nicht hervorbringen, der dem Kratzen eines Meſſers auf der Fenſterſcheibe gleicht, ſpiele nicht ſo viel als die Kirchgeßner[17] — Pohl[18] habe ich nie gehört — bemühe mich nur in gebundenem Style vorzutragen und die Töne ſo vollkommen ſie die Glocke geben kann, herauszubringen. Wenn Sie es, nach dieſem Geſtändniß, noch der Mühe werth hielten, das Benedicte von Paleſtrina den beyden Händen ſo zu vertheilen daß ſie es deutlich geben können, und mich würdig hielten, meine Kräfte daran zu verſuchen, es gehörig einzuüben; dann könnte ich vielleicht auch die Furcht überwinden es Ihrem Freunde, dem allesumfaſſenden Meiſter E. T. A. Hofmann, wenn er es hören wollte, vorzuſpielen, und ſein Beyfall würde ein ganzes Publikum, ſelbſt aus der empfindſamen Zeit aufwiegen. Den BaſchkirenObriſten aber laſſen wir mit ſeiner Kunſt bey ſeinem Pult daheim und ſingen mit der alten Litaney „Vorm Türken uns bewahre Gott!“ — —

---

[16] Nach C. F. Pohl d. j. tadelte man es besonders an der Kirchgeßner, „daß sie allzusehr durch schnelle und künstliche Manier auf Kosten des wahren Charakters der Harmonika Bewunderung zu erregen suche.“ (S. nächste Note.)

[17] Die blinde Marianne Kirchgeßner (1770—1808 od. 1809) war wohl die berühmteste Harmonika-Virtuosin. Schon am 23. Mai 1791 componirte Mozart ein Quintett für sie. Näheres von C. F. Pohl d. j. ADB XVI 7 f (auch bei Eitner V 370).

[18] Carl Ferdinand Pohl d. ä. war der Sohn eines böhmischen Harmonika-Fabrikanten, reiste umher als Virtuose auf dem väterlichen Instrument und ließ sich dann in Darmstadt als Kammermusiker nieder. Sein gleichnamiger Sohn, der ausgezeichnete Musikhistoriker (1819—1887, nicht mit dem Wagnerianer Richard Pohl zu verwechseln) excellirte ebenfalls auf dem Instrument und veröffentlichte 1862 Beiträge 'Zur Geschichte der Glasharmonika'. Vgl. den Artikel über ihn von Mandyczewski ADB XXVI 370/73.

* *

Dies wäre ungefähr meine leiſe Stimme, gegen die tönende Johannes Kreislers. Indeſſen wäre ſie auch noch unvollkommner als die Harmonika gegen die ganze reiche Harmonie — Sie hören ſie doch, nicht wahr?

So gern möchte ich mit dem Wunſche ſchließen daß Sie neugierig werden möchten die — unverſchämte — Perſon kennen zu lernen die dergleichen im Stande iſt — aber das wäre zu viel! — Wo aber auch mein guter Stern mich Ihnen entgegenführt, nirgend finden Sie eine ſo wahre Verehrerin als Ihre

Berlin den 8t May
1819

ergebenſte
Fr: Krickeberg
geb Koch.
Charlottenſtraße No. 43.

200. An einen Glaubiger.

Mit 100 rth.

(Nach einer Abſchrift des Herrn Carl Georg von Maaſſen in München.)

[2. Juni 1819.]

Noch immer erhielt ich nicht die Remeſſe auf die ich mit Gewißheit rechnen zu können glaubte. Aus einer andern Quelle erhalte ich aber ſoeben 100 rth[1] die ich Ew. Wohl-Gebohren ungeſaumt auf Abſchlag mit der Bitte um Quittung überſende.

Die reſtirenden 130 rth hoffe ich in dieſen Tagen nachſenden zu können.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. WohlGebohren

Berlin
ganz ergebenſter

D. 2 Junius 19
Hoffmann

201. An Stephan Schütze. (Wilmans 2.)

(Nach der handſchriftlichen Angabe des Empfängers 1824.)

[Juni 1819 in Weimar eingetroffen.]

[Ein Nervenfieber habe ſeine Arbeiten unterbrochen; jetzt gehe er wieder friſch daran, in drei Wochen werde er die verſprochene Erzählung liefern, und das Bildchen, woran Hr. Kolbe ſchon zeichne, mir [Schütze] baldmöglichſt ſenden. Zur Nachkur müſſe er aber nach Warmbrunn und Flinsberg; die Erzählung würde ſieben Bogen betragen; ich möchte mich für ihn verwenden, daß er ſobald als möglich 21 Frd'or bekäme. Auf meine Empfehlung wolle er Herrn Wilmans

---

200.

[1] Am Rande, schräg

100 rth

Uebrigens war H's Gehalt soeben, durch Rescript vom 7. Mai, um 100 rth erhöht worden; gleichzeitig wurde die bisherige „Remuneration" von 200 rth (s. hinten, in den Nachträgen, Note 2a zu Nr. 128) dem pensionsfähigen Gehalte zugeschlagen, sodaß dieses nunmehr 1300 rth betrug.

recht gern einen Roman in Verlag geben[1], und dazu wurde ihn vorzüglich die Gewährung ſeiner jetzigen Bitte beſtimmen.]

202. Von Schütze. (Wilmans 3.)
Mit 21 Friedrichsd'or.

(Nach Schützens handſchriftlicher Angabe 1824.)

[Juni 1819.]

[Sendet umgehend die gewünſchte Summe, „nun ruhig[1] die Erzählung erwartend, die für das Taſchenbuch 1821 beſtimmt war[2].“]

203. An einen Oſtpreußen.
Mit drei fremden Briefen.

(Nach dem Original.)

[4. Juni 1819.]

Schelten Sie nicht, Hochverehrteſter Herr Landsmann! daß ich bis jezt Ihnen K—s Brief nicht zurückſendete, aber meine Dienſtgeſchäffte abgerechnet, feſſelt mich eine litterariſche Arbeit[1] ſo ſehr, daß ich in andern Dingen an einiger Vergeſſenheit laborire.

201.

[1] Wilmans wiederholt in Nr. 215 den Wunsch nach einem Buch; H. bietet ihm dann, nach endlicher Vollendung der '*Datura*', in Nr. 240 den 'Meister Floh' an.

202.

[1] *Quod non.* Nr. 205 zeigt die höchste Ungeduld.

[2] also Ende 1819 abzuliefern war; man erinnere sich, daß die 'Scuderi', für den Jg. 1820, im October 1818 bereits geliefert war (S. 304 Note 4). H. behauptet dann ja auch in Nr. 211, die Erzählung Anfang December abgesandt zu haben; vgl. Nr. 205 a.

203.

[1] das 'Murr-Kreisler-Werk' s. Nr. 206 m. Note.

Anliegend[2] K's Brief nebſt Antwort ſo wie das Schreiben an K. das gewiß den richtigen Punkt trift.

Mich gehorſamſt Ihrer Güte und Freundſchafft empfelend

Hoffmann

4 Jun 19

204. An Fouqué. (16.)

(Nach Kletkes Abdruck 1848.)

Berlin, den 15t Julius 1819.

Den linken Fuß ſchon aufgehoben, um in einen kleinen franzöſiſchen Reiſewagen zu ſteigen[1], der mich nebſt meiner Frau mittelſt vorgeſpannter Pferde ins ſchleſiſche Gebürge bringen ſoll, ſage ich Ihnen noch, verehrteſter Baron! daß der Doktor Atterbom bey mir geweſen iſt[2] und mich ungemein witzig gefunden hat!! —

---

[2] Am Rande zwei schräge Striche.

204.

[1] H. scheint danach ein privates Lohnfuhrwerk benutzt zu haben, wenn er auch in den 'Briefen aus den Bergen' mehrfach von dem „Postillion" spricht.

Die fahrende Post nach Hirschberg ging jeden Sonntag und Donnerstag vormittags $^1/_2$11 aus Berlin ab und traf Dienstag Vormittag resp. Freitag Abend in Hirschberg ein, brauchte mithin $1^1/_2$–2 Tage für die Fahrt. Wäre H. also Sonntag den 16. vormittags $^1/_2$11 fortgefahren, so wäre er Dienstag den 18. vormittags in Hirschberg gewesen. Die Postroute — auf der H. in jedem Falle gefahren sein wird — ging über Köpenick, Erkner, Fürstenwalde, Frankfurt a. O., Fürstenberg, Guben, Sommerfeld, Sorau, Sagan, Sprottau, Alt-Oels, Bunzlau, Löwenberg; sie maß $39^1/_2$ Meilen, die längsten Strecken (je $4^1/_2$ Meilen) waren die von Fürstenwalde bis Frankfurt und von Löwenberg bis Hirschberg (s. u., S. 357). Die ganze Fahrt kostete 9 rth 21 gr, kaum mehr als heute ein Billet 1. Cl. für die 5–8stündige Fahrt nach Hirschberg. (= Nr. 14 der 128 wichtigeren Routen, die das amtliche 'Verzeichniß der Postcourse, wie solche im Junius 1819 vorhanden sind' aufzählt. Dieses interessante Cursbüchlein von 74 Seiten bildet einen Anhang zu dem 'Berlinischen Taschen-Kalender auf das Schalt-Jahr 1820', der u. a. die erste Fassung von H's 'Brautwahl', eine Erzählung des alten Langbein und mehrere Beiträge von H's Freunde Koreff enthält.)

[2] S. Atterboms Erinnerungen in Bd. III. Atterbom war kurz vorher, zu Pfingsten, mit Wilhelm von Schütz bei Fouqué in Nennhausen gewesen (Bfe an Fouqué ed. Kletke S. 22).

Der Olaf iſt ein herrliches Sujet, das Sie ja nicht fallen laſſen müſſen, indeſſen möchte es doch zur reinen Opera seria zu bunt werden und jenes entſezliche genus der Klugſch. . . . würde ſagen, die Undine habe ſich in eine Dryas umgeſezt! — Gewiß kommen Sie, theuerſter Baron! im Spätherbſt oder Winter nach Berlin, da wollen wir unſere Opera seria recht ordentlich beſprechen. — Zwey oder drittehalb Monat will ich mich in Schleſien und Böhmen umhertreiben und mich dabey rein waſchen von allen kammergerichtlichen und ſchriftſtelleriſchen Sünden! — Woldermann hat mir den gutgemeinten und ſehr ausführbaren Rath gegeben, an gar nichts zu denken, das heitere ungemein auf, er wiſſe das aus eigner Erfahrung! —

Meine Frau, die ausnehmend vergnügt iſt, aus dem ſtaubigten Berlin einmal herauszukommen, empfiehlt ſich Ihrer Güte und Freundſchaft angelegentlichſt.

Haben Sie etwa ein gutes Fernrohr, ſo bitte ich den 30t Julius, Morgens 11 Uhr, nach der Schneekoppe zu ſchauen, ich werde nicht verfehlen, Ihnen einen freundlichen guten Morgen zuzuwinken!

Ihr innigſt ergebener
Hoffmann

Intermezzo:

Briefe aus den Bergen

Vorbemerkung.

Wie Hoffmann Speyer mittheilte (ſ. Nr. 219, Abſchn. V), hat er im Sommer 1819, und zwar im Juli, Auguſt und September, drei ſchleſiſche Gebirgsbäder beſucht: erſtens Warmbrunn im Rieſengebirge, zweitens Flinsberg im Iſergebirge (beide im früheren ſchleſiſchen Fürſtentum Jauer, dicht an der böhmiſchen Grenze), drittens Landeck im Reichenſteiner Gebirge (in der Grafſchaft Glatz, dicht an der Grenze des öſterreichiſch gebliebenen Schleſien); ferner hat er auf dieſer Reiſe einen Abſtecher nach Böhmen gemacht, und zwar bis nach Prag.

(In Warmbrunn war Hoffmann bekanntlich ſchon 21 Jahre vorher, 1798, geweſen [I 25. 163 f. 169/71], und 40 Jahre ſpäter, 1859, iſt ſeine Wittwe dort geſtorben. Im benachbarten Hirſchberg ſtarb ein Jahr danach, 1860, ſein Vetter Heinrich Lebrecht Hoffmann. Vgl. die vorläufige Stammtafel am Schluß des 1. Bandes.)

1820 begann Hoffmann einen freien Bericht über dieſe ſeine letzte Reiſe, die einzige größere die er von Berlin aus unternommen, für Kuhns 'Freimüthigen' aufzuſetzen[1]; die Erzählung war eingekleidet in eine Folge von Briefen an Berliner Bekannte. Der 1. Brief berichtet über den Anlaß zur Reiſe und die Hinfahrt bis zur vorletzten Station, der Stadt Hirſchberg; der 2. ſchildert die Ankunft in Warmbrunn und die regneriſchen erſten Wochen dort, der 3. das dortige Badeleben, und der 4. ſollte eine Fußwanderung von dort auf die Schneekoppe erzählen. In der Folge ſollten wir fort aus Rübezahls Bereich ins Iſergebirge geführt werden, dann wären die Fata in Böhmen und der Grafſchaft Glatz zu berichten geweſen; das Ganze war offenbar auf mindeſtens ein Dutzend Briefe angelegt, wie auch aus den vielverſprechenden Verheißungen am Schluß des 1., des 2. und des 3. Briefes hervorgeht. Hoffmann iſt dann aber, wie der 3. Brief deutlich merken läßt, beim Fabuliren der ſtändigen Rückſichtnahme auf die Localität und das ihm mehr oder weniger gleichgültige Milieu müde geworden und hat das Unternehmen fallen laſſen, nachdem höchſtens ein Viertel vollendet.

---

[1] Die Erscheinungstage siehe hinten im Correspondenten-Verzeichniß, unter Sander.

1. An die Frau von B.[1]

Hirſchberg, den 10$^{\underline{t}}$[2] Julius 18—.

Erſchrecken Sie nicht, gnädige Frau! wenn in dieſem Augenblick plötzlich, wie durch den Schlag des magiſchen Stabes

---

1.

1. Im Frühjahr 1813 führte H. in der Einleitung zu den ‘Kreisleriana’ zum ersten Male „das Fräulein von B.“ als Kreislers Schülerin und Freundin auf (Fant. St.^{1} I 54 f [wiederh. Kreislerbuch S. 303]; gedruckt ist der Bogen zwischen dem 6. und 19. Juli 1813; s. o. Nr. 101 und 105, S. 141 und 146). 1819 hat H. dann bekanntlich in der Biographie Kreislers mit höchster Liebe diese Figur ausgemalt als das Hoffräulein Julia (von) Benzon.

   Deren Mutter, die Rathswittwe Amalie (von) Benzon, ist am Hofe „die einzige, deren Adel zweifelhaft und die der Fürst dennoch ein für allemal als Courfähig angenommen“ (Murr-Kreisler I 56 f = Kreislerbuch S. 15). In dieser Figur vereinigt H., wie ich schon an anderer Stelle ausgeführt, Reminiscenzen an zwei Frauen, nämlich an eine Berliner Bekannte aus dem Jahre 1807/08 und an Frau Fanny Marc in Bamberg. Hier interessiren uns nur die Stellen, bei denen H. an jene denkt:

   Kreisler ist der Räthin bei kurzer Bekanntschaft werth geworden (M-K I 116 = Kb 36): sie fand ihn, der durch die französische Invasion sein Amt verloren, hin und her schwankend, unfähig einen Entschluß zu fassen, zerrissen im innersten Gemüth; nun thut sie ihm den klaren wolkenlosen Himmel einer ruhigen in sich abgeschlossenen Weiblichkeit auf, ihr Haus wird ein friedliches freundliches Asyl für ihn, und ihre Gespräche voll Heiterkeit und Milde bannen den Dämon der Unruhe, der ihn umhergetrieben (M-K I 119 f = Kb 38 f). Schließlich veranlaßt sie ihn, mit der Kunst Ernst zu machen und Kapellmeister zu werden (M-K I 212 f = Kb 11).

   In der Frau von B. dieses Briefes haben wir wieder jene gütige, heitere, sicher in sich ruhende halb-mütterliche ältere Freundin, die ihn unvermerkt zum richtigen leitet. (Statt der Tochter tritt freilich hier ein Neffe auf; aber an jenen Stellen der Kreislerbiographie ist auch von keiner Tochter die Rede.)

2. Wie ein Vergleich mit Nr. 204 u. Note 1 (S. 345) ergibt, ist der Hirschberger Aufenthalt um etwa acht Tage zurückverlegt; bei der Abfassung der ‘Briefe aus den Bergen’ sind also offenbar keinerlei Tagebuch-Aufzeichnungen benutzt.

hingezaubert, ein Menſch Ihnen vor Augen ſteht, der Geſicht, Farbe, Geſtalt, kurz die ganze ſterbliche Hülle Ihres gehorſamſten Dieners trägt, ſo daß er in der That niemand anders ſeyn kann, als Ihr gehorſamer Diener ſelbſt. Beſagtes Zauberbild ergreift in der demüthigſt ſüßeſten Stellung des vortrefflichſten Seladons Ihre Hand, drückt ſie wehmuthsvoll mit merklichem Beben an die Lippen und liſpelt mit kläglichem Blick gen Himmel:

Verzeihung — o Verzeihung! — Sie hatten Recht, gnädige Frau, Sie hatten ganz Recht, nur ein ärgerlicher verderblicher Spleen war, in meinem Innern gegohren, ganz artig aufgegangen, und machte mich zu dem unausſtehlichſten aller Erdenkinder. Und doch glaubt' ich, nur der Leib ſey es, der feindlich den Geiſt bekämpfe, unerachtet nur dieſer die verderbliche Waffe ergriffen, und doch achtete ich nicht Ihren Rath, alle Medizinflaſchen zum Fenſter hinaus auf die Gaſſe und dann mich ſelbſt nachzuwerfen, wiewohl nicht aus dem Fenſter auf die Gaſſe, ſondern nur hinein in den Reiſewagen. Und doch beläſtigte ich die mildeſte aller Frauen mit allen Bizarrerien eines feindlich aufgeregten Gemüths. Oft ließen Sie es mir nicht undeutlich merken, wie wohl irgend ein finſtres oder vielleicht nur ärgerliches Ereigniß mich verſtimmt, und wie ich nicht wohl thäte, das hartnäckig in meiner Bruſt zu verſchließen, was, einmal herausgetreten, vielleicht verſchwimmen könne in Nichts! — Ja, gnädige Frau, ich hätte offenherzig ſeyn ſollen, ich will es jezt ſeyn, ich will alles geſtehen! — Vernehmen Sie, daß ich mich in den lezten Wochen vor meiner Abreiſe von B[erlin] in dem fürchterlichſten Stadium jener unglücklichen Krankheit befand, die nur Dichter und Schriftſteller zu befallen pflegt, wiewohl Geſchäftsmänner[3] auch nicht davon frey bleiben mögen. Ich meine jenes Stadium, wenn nach zwölf verſchnittenen mißrathenen Federn die dreyzehnte die ärgſten Zähne hat, und mit heilloſer Furie dermaßen um ſich ſprizt, daß jeder ziemlich gezogener Anfangsbuchſtabe mit geſprenkeltem Marmor grundirt erſcheint, wenn Ströme des ſchärfſten Eſſigs nicht hinreichen, die Tinte in Fluß zu bringen, wenn ein plötzlich, wie ein Mondſtein, niederfallender Tintenklecks den ſublimſten Gedanken todtſchlägt. Iſt das zum Aushalten? — Aber noch mehr! — Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Sie von jenem Mann geleſen haben, der das beſondere ſeltſame Unglück hatte, daß ſich Polizeybediente in der Gröſie eines Fingers auf ſeinen Teller, ſeinen Löffel, ſeinen Krug ſezten und ihm alles vor dem Munde wegſchnappten, ſo daß er befürchten mußte, Hungers zu ſterben. Ich glaube, Sie kennen den Mann, da Ihnen ſo leicht nichts fremd blieb, was in pſychologiſcher Hinſicht Merkwürdiges geſchrieben und gedruckt ward! — Genug, mir ging es beynahe eben ſo. Eine Menge litterariſcher und poetiſcher Polizeydiener, in netter ſchwarzer Tracht (wiewohl ohne Epaulets), ſezten ſich auf meine Schulter, auf meine Mütze, auf meine Finger, und ſchnappten mir jeden guten Einfall, jeden hübſchen Gedanken, jede gut geſtellte Phraſe dicht vor dem Papiere weg. Ja, ſie verfolgten dergleichen oft bis in das Tintenfaß hinein, ſo daß in dem Augenblick, da ich die eingetunkte Feder hinauszog, alles von den Sataniſken[4] aufgeſchluckt war. Dabey riß in meiner Schreibſtube eine ſolche ſtörende Lebendigkeit ein, die mich ganz aus aller Faſſung bringen mußte. — Ein Paar Pantoffeln von dem ſchönſten grünen Saffian, in die ich aus purer Eitelkeit zu fahren pflege, wenn mich am frühen Morgen ein reiſender Schriftſteller[5] oder Journaliſt beſucht, damit ich ihm[6] wohlgefalle und er nichts Nachtheiliges über mein Negligee verbreite, ja eben dieſe Pantoffeln nahmen ſich die Erlaubniß an, auf ihre eigne Hand, ohne irgend einen Inhalt an Fuß, in der Stube langſam auf und ab zu wandeln, bis ſie zuletzt in förmliche Menuetpas geriethen, wozu das Fortepiano, ebenfalls ohne fremde, ſondern mit eigner Hand aufſpielte. Daß der Ofen mir ganz verfluchte Geſichter ſchnitt, die Geranienſtöcke vor meinem Fenſter ſich verdrießlich rüttelten und ſchüttelten, das alles hätt' ich ſchon leiden mögen, aber ganz unausſtehlich war es doch, daß der Schreibtiſch mit häßlich knarrenden Seufzern, ja mit widrigem Stöhnen, ſich unter meinen Armen fortſchob, daß die gelaſſenſten Bücher plötzlich in toller Furie aus dem Schrank herausſprangen, und ſich ſelbſt laut laſen! — Geſtehen Sie, gnädige Frau! daß ſolch wirres Treiben wohl das ruhigſte, beſonnenſte Gemüth ein wenig alteriren kann.

---

[3] zu H's Zeit immer = Beamte.

---

[4] im Druck Satani[illegible]ken

[5] z. B. Atterbom; s. Nr. 204 im Anfang (S. 345).

[6] im Druck ihnen

Doch genug von dem gräßlichen Leidenszuſtande, deſſen ich nur ſo weitläuftig gedachte, um Ihr Mitleid in Anſpruch zu nehmen, und deſto leichter Ihre Verzeihung zu erringen, für alle Sünden des alterirten Ichs, das ich nun gänzlich zu verläugnen geſonnen.

Laſſen Sie mich nun lieber gleich noch einmal des herrlichen Abends vor meiner Abreiſe gedenken, den ich in Ihrer Villa (ſo kann ich wohl mit Recht Ihr Landhaus nennen, ſey es auch nicht ſeiner Extenſivität, ſondern ſeiner Intenſivität halber) mit Ihrem lebensheitern Neffen zubrachte. — Es iſt wahr, eine tiefe geheimnißvolle Magie der Natur liegt in den Blumendüften. Als ich jenen Abend in dem ſchönen mächtigen Laubgange ſaß, als im Hauch des Abendwindes die Düfte des blühenden Jasmins, der Fackeldiſteln, Lilien, Roſen mich umſtrömten, da fühlte ich ein unnennbares Wohlſeyn, das aufging in meinem Innern, wie heilige herrliche Muſik. Auf's neue glaubte ich die tiefere Bedeutung des dichteriſchen Wahnſinns zu verſtehen, der Duft und Muſik in einen Brennpunkt der Empfindung ſtellt, und ſelbſt jener ſeltſame Traum, in dem ich, eine OpernProbe dirigirend, einer Sängerinn zurief, ſie möge in den Vortrag einer Arie mehr Nelkenduft bringen, kam mir nicht mehr ſkuril vor, wie ſonſt. Die Sataniſken[7] hatten mich verlaſſen, die Pantoffeln ſtanden ſtill, und die Töne, welche zu mir herüberſchwammen, hallten nicht mehr aus dem Fortepiano, nein, der Weltgeiſt ſelbſt rührte die unſichtbaren Saiten, die durch das Univerſum ſich ſpannen, in jedes Bruſt mächtig hineintönend und die innere Stimme weckend, damit ſie hinaushalle in die Akkorde der Natur! — Als nun in dem fernen Gebüſch eine Nachtigal zu ſchlagen begann, war es mir, als ſtiege alles Entzücken ſüßer Wehmuth, die Sehnſucht, das Verlangen ſichtbarlich auf aus den Blumenkelchen — und in demſelben Moment erſchienen Sie, gnädige Frau! mit ihrem Neffen, am Ende des Laubganges. Ich ſprang Ihnen entgegen und fühlte die Macht des unnennbaren Zaubers, der ſonſt mir mein ſchönſtes Dſchinniſtan erſchloß, und der nur auf ein ſtörriges, verſtörtes Gemüth ſeine Wirkung verfehlt. Ja, gnädige Frau, es iſt die unwiderſtehlichſte Zauberkraft der geiſtreichſten, liebenswürdigſten Frau, die Sie längſt an mir übten, aber — ich ſag' es unverholen — mächtiger, als jemals, an jenem Abende, den ich zu den ſchönſten meines Lebens zähle. Ihr Neffe ſprach viel, vielleicht zu viel, von der Reiſe nach Italien, die er im Sinne hat; aber da gedachten Sie der ſchönen Rheingegenden, und wußten alle Bilder der herrlichen Zeit, die ich dort verlebte, in friſcher glühender Farbenhelle vor mir aufſteigen zu laſſen. Wir ſprachen von jenem Jahr, als ein wunderbares Geſtirn, in ſtralendem Liebesfeuer mit der Erde buhlend, aus ihrem tiefſten Schooß, die geiſtig belebende Kraft des edelſten Weins hervorrief[8], und wie Sie dann mit feinem Takt, mit tiefem Sinn das, was eben in den Moment hinein paßt, zu errathen, zu bereiten verſtehen, ſo hatte ich gar nicht einmal den Wink bemerkt, auf den Ihre rührige Florentine fortſprang und in wenigen Sekunden mit einer Flaſche jenes herrlichen Getränks wieder bey uns war. Als nun das flüſſige Feuer in den Gläſern perlte, da gingen Worte und Reden auf aus dem ins Tiefſte hinein erfreuten Gemüth, und ſtralten durcheinander, wie Lichtfunken. Und nichts mehr konnte dieſe Funken verlöſchen, denn ſelbſt unſere gute runde Madam S., die plötzlich — geſpenſtiſch, könnte man ſagen, wäre ſie für ein Geſpenſt nicht wirklich zu rund — aus der finſtern Laube hervortrat und, nachdem ſie mit kühn begeiſterter Rede von einem neuen Petinetkleide geſprochen, in pindariſchen Schwung gerieth über einen ZebraShawl, den ihre Augen geſchaut heutigen Tages unter den Linden — ſelbſt dieſe gute, zu runde Madam gab nur Gelegenheit, daß Sie, gnädige Frau, jene gemüthliche liebenswürdige Ironie ganz entwickeln, konnten, die ſo oft der hohen Anmuth Ihrer Unterhaltung noch den reinen Goldſchimmer desjenigen Spottes giebt, der ſich aus dem innig gefühlten Leben ſelbſt entwickelt, und der nur ſanft kitzelt, ohne zu verletzen. —

---

[7] Im Druck merkwürdiger Weise wieder Satanisken

---

[8] Den Wein des Jahres 1811 läßt H. bekanntlich schon in der Sylvesternacht 1814/15 von einem Cavallerielieutenant rühmen: Fant.-St.^{1} IV 21 f. — Der Komet des Jahres war in seiner Art ebenso merkwürdig: er hatte zur Zeit seines größten Glanzes, Mitte October, einen Schweif von 12–15 Millionen Meilen und war später noch in einer Entfernung von 60 Millionen Meilen sichtbar (Abbildungen bei Littrow, Wunder des Himmels^{4} (1857) Figg. 80—82). — Aus H's Leben 1811 ist sehr wenig bekannt; verreist war er mindestens zweimal: Ende März ostwärts, nach Bayreuth (Hitzig) und Ende Juli in unbekannter Richtung, möglicherweise nach Würzburg, also westwärts (s. die beiden Briefe vom 2. August, im Nachtrag); die Rheinreise dürfte aber erfunden sein.

Ewig unvergeßlich wird es mir bleiben, wie in mein Inneres hinein die lezten Worte fuhren, die Sie beym Scheiden zu mir ſprachen.

„Das war ein heitrer, ſchöner Abend — Nicht wahr, Sie machen eine Reiſe?“ — So lispelten Sie mir zu, indem ein leiſer Händedruck mir es deutlich ſagte, daß nur dieſe Reiſe, die mich auf einmal aus dem Heer aller mich verfolgenden, quälenden Sataniſken[9] hinauswerfen mußte, mich von dem ärgerlichſten aller ärgerlichen Spleene befreien konnte, und mein Entſchluß ſtand unerſchütterlich feſt. —

Sie wiſſen, gnädige Frau, daß ich mit der Haſt, zu der mich die Furcht vor irgend einem mephiſtophelischen, mich aufs neue verſtörenden Prinzip trieb, folgenden Tages alles, was zu meiner Reiſe nöthig, in Ordnung brachte, ſo daß ich um Mitternacht ſchon im Reiſewagen ſaß. Zu melden habe ich aber noch, daß meine Ausfahrt ſtürmiſch und ſchreckenhaft zu nennen. Hat in den Zeitungen oder in irgend einem andern Blatt, das von den Ereigniſſen in B[erlin] ſpricht, irgend etwas von einem fürchterlichen Getöſe geſtanden, das ſich zu ſelbiger Mitternacht in der —Straße erhoben, ohne daß man deſſen Urſache entdecken können, ſo iſt das eben meine Ausfahrt geweſen. Durch den Thorweg des Hauſes fahrend, fiel es mir nehmlich ein meine Simſonskraft zu üben und den Thorflügel aus den Angeln zu heben und niederzuwerfen, ſo daß entſezt alle Hunde des Hauſes zu heulen, alle Katzen zu miauen begannen und aus mehreren Kehlen aufgeſchreckter Schläfer ein Angſtgeſchrey ertönte. Sie werden, gnädige Frau, das unglaublich finden, und man könnte ſagen, der Poſtillion habe zu kurz gelenkt, die zum Glück ſtarke haltbare Axe habe den Thorflügel gefaßt und ihn umgeworfen. Da ich aber denn doch als alles bewegendes Prinzip im Wagen ſeß, und den Wagen gewiſſermaßen nur als geräumigen bequemen Reiſe-Kabinet umgenommen, ſo kann ich nicht umhin, mich ſelbſt als Urheber jenes ſchrecklichen Ereigniſſes zu nennen.

---

[9] Wie bei 4 und 7.

Verführe ich nach dem Muſter gewiſſer freundſchaftlicher Briefe, ſo müßte ich Ihnen, gnädige Frau! jetzt genaue Rechenſchaft geben, was ich unterwegs alles gedacht und empfunden, in welchen Wirtshäuſern ich eingekehrt, welche Speiſen ich genoſſen, nebenher eine kurze Charakteriſtik der Wirthe und Poſtmeiſter geben, Reflexionen über Kochkunſt, Bedienung im Leben, Fuhrweſen, Oekonomie, Reiſeluxus u. d. einflechten. Ich könnte ſogar irgend eine rührende Erzählung eines Poſtknechts einſchalten, oder eine interreſſante Maria mit einem Wachtelhunde am Bande, oder einen Lorenzo, auftreten und ſo in das Gebiet verjährter Sentimentalität ſtreifen[*]. Ich will das aber alles bleiben laſſen, weil es langweilig iſt und verbraucht, und lieber eines einzigen Moments erwähnen, in dem es mir ſchien, als ſchüttle ich wirklich allen Zwang des Irdiſchen ab.

(*) Hoffmann und Sterne

Im 'Tristram Shandy' (Th. IX Cap. 24) schildert der Autobiograph auf seiner Reise durch Frankreich [illegible] Moulines [illegible] Mädchen [illegible] von seinem „gefühlvollen" Postillion, daß es eine Maria ist, die infolge eines Liebesverlustes den Verstand verloren hat. In der 'Sentimental Journey' (gegen Ende des II. Teiles) findet, zwei Jahre später, Tristrams Freund Yorick das Mädchen am selben Orte, mit einem Hündchen am Bande. Zu Beginn seiner Reise, in Calais, hatte Yorick bekanntlich einen Franziskaner Lorenzo getroffen, mit dem er zum Andenken die Tabaksdose wechselte [illegible] —

Die 'Sentimental Journey' war von jeher ein Lieblingsbuch H's gewesen, seine Briefe an Hippel aus Königsberg und besonders die aus Glogau sind auf das stärkste von ihr beeinflußt [illegible] auf das Reisen in Marienwerder und ist versucht, „einen Yorickschen" zu geben. [illegible] Hippel nennt ihn auch [illegible] Yoriks Freunde Eugenius. [illegible]

[illegible] im Frankfurter [illegible] von 1812 scheint H. das Buch wieder gelesen zu haben; wenigstens spielt er mehrmals wieder [illegible] auf Figuren und Stellen darin an. Gegen Schluß der [illegible] bekanntlich Yorick ein Maculaturblatt mit einem Fragment vom Rabe-

Der Poſtillion blies gerade ſehr hell und noch dazu in ziemlich reinen Tönen: Es ritten drey Reiter zum Thore hinaus ꝛc., als ich aus dem tiefen Schlaf erwachte, in den ich bey dem einförmigen Geräuſch des auf der harten Chauſſee fortrollenden Wagens verſunken. — Ich glaube Ihnen, gnädige Frau, ſchon einmal geſagt zu haben, daß ich im Wagen ſchlafend nichts träume, als Muſik und Muſik, daß ich Symphonien, Opern, Lieder, Meſſen, und was weiß ich ſonſt noch, komponire, mit dem nicht geringen Vortheil, alles auf der Stelle von einem ganz vortrefflichen Orcheſter ausführen zu hören. Diesmal wurde eben eine Symphonie in dem großen, gewaltigen[11] Styl des Meiſters Beethoven aufgeführt, und eben in das Andante ritten die drey Reiter hinein. Der Poſtillion hielt und fragte, ob ich nicht ausſteigen wolle, wir befänden uns auf der Höhe zwiſchen Löwenberg und Hirſchberg, von der herab man die ganze Gebirgskette überſehen könne. Ich hatte mehr Luſt, weiter zu ſchlafen, weil ich auf den Schlußſatz der Symphonie ſehr begierig war, um zu erfahren, ob der Komponiſt ſich gut halten werde, doch ſchämte ich mich ein wenig, da ich doch aus B[erlin] gefahren, der ſchönen Natur und nicht der Symphonien halber. Ich ſtieg daher wirklich aus, aber nun! — Der

---

[illegible]

[11] Im Druck [illegible]

Frühmorgen war trübe und neblicht geweſen, doch eben erhob ſich der Morgenwind und rauſchte mit ſeinen gewaltigen Schwingen und trieb die Wolken vor ſich her, bis ſie ſich hinunterſtürzten in den tiefen Abgrund. Und immer feuriger und feuriger ſchimmerten die Sonnenſtralen auf hoch im Oſten, und zerriſſen die grauen feuchten Nebelſchleier, welche in dunſtigen Flocken hinabſanken. Der mächtige Rieſenkamm[17] erhob ſtolz ſeine zackig gekrönten Häupter, und immer mehr und mehr entfalteten ſich die bunten Kleider ſeiner Berge. Oben, mitten im tiefen Blau, blendend Weiß, noch von dem Ueberwurf her, den ſie im Winter getragen, unten duftiges Violett der Wälder, weiter hinab grünglänzendes Gold der Thäler! — Tief unter mir erklangen im lieblichen Wohllaut die Glocken des Viehs, das die Hirten hintrieben nach den Bergen, und dazwiſchen die ſeltſamen Töne der Gebirgshörner und fröhliches Jauchzen und Jodeln! — Alles frohes ſeliges Erwachen — Leben und Regen! — Mir war es, als vernähme ich in dem wunderbaren Rauſchen, das die Luft durchzog, die geheimnißvolle Stimme des Weltgeiſtes ſelbſt, die tröſtend zu den Menſchen ſpricht und die Erlöſung alles in der Seele geahnten verheißt. — Mir ſchwoll die Bruſt, ich glaubte, mir müßten Fittige an den Schultern wachſen, damit ich mich hinüberſchwingen könne über das Meer von Luft und Wonne, das unter mir in freudig aufſchäumenden Wellen wogte. Aber mit der unendlichen Sehnſucht nach dem fernen Zauberlande, das vor mir lag, kam mir der Gedanke wieder, einzuſteigen und zurückzureiſen nach der Heimath, indem ich ſchon das Herrlichſte geſchaut und, da eben jene unendliche Sehnſucht das Höchſte hienieden ſey und ihre Zerſtörung nur Unheil bringe, nun dem ähnliches gar nicht mehr erwarten dürfe.

---

[17] [illegible] Rieſenkamm: S. [illegible] Z. 18 und S. [illegible] Z. 4, s. a. das [illegible]

Sie werden, gnädige Frau! den Gedanken genial finden; da aber höchſt ſelten ein Menſch das Geniale, was er denkt, ins Leben treten läßt, ſo gab ich auch den Gedanken ſogleich wieder auf, als der Poſtillon aufs neue zu blaſen begann: Es ritten drey Reiter zum Thore hinaus rc. und ſtieg hinein in meinen Reiſe-Kobelet.

Jetzt ſitze ich auf einem ſtattlichen mächtig galoppirenden weißen Roß, aber nicht um[18], wie die Reiter meines Poſtillions, zum Thore hinaus zu reiten, ſondern um zu eſſen. Das ſoll aber weiter nichts heißen, als daß ich in Hirſchberg im weißen Roß eingekehrt bin, um ein kurzes frugales Mahl einzunehmen, und dann ganz geſchwinde nach Warmbrunn herüber zu fahren.

Um mir die Heiterkeit des Geiſtes zu bewahren, die mich jetzt erfüllt, um mit voller wahrhafter Gemüthlichkeit das Zauberland zu betreten, das mir allerley Wunderbares verheißt, was konnte ich dazu wohl Beſſeres thun, als zu Ihnen, gnädige Frau, Worte ſprechen, wie ſie mir recht aus dem Herzen kamen. Ich bin ſtolz genug, zu glauben, daß Ihnen meine Briefe, die immer mehr zeigen werden, wie mich der finſt're Dämon, deſſen Bann ich eigentlich Ihnen verdanke, verlaſſe, einige Freude machen, daher will ich meiner Schreibeluſt auch künftig ganz rückſichtslos nachgeben.

Erhalten Sie mir ſtets, gnädige Frau, Ihr mir ſo über alles theures Andenken rc.

2. An Theodor[1].

Warmbrunn, den 11 Auguſt 18—.

Warum ich der Frau von B. und nicht Dir zuerſt ſchrieb? — Erinnere Dich, daß man, ſtatt irgend ein

---

[18] Im Druck ur.

2.

[1] Ohne persönliche Beziehung. Der Brief könnte ebenso gut überschrieben sein „An einen Bekannten in Berlin.“

Dichtergeiſtlein nur ein ganz klein wenig im Innern, viel lieber an eine geiſtreiche Frau ſchreibt, als an den beſten Freund. Dann war ich aber auch in den erſten Tagen meines Hierſeyns noch von einem andern Geiſt beſeſſen, und zwar von demſelben finſtern gallſüchtigen Dämon, der den ſeligen Doktor Smelfungus auf ſeinen Fahrten ſattſam quälte, ihm jeden Genuß hämiſch vor dem Munde wegſchnappend. — Du kannſt das Weitere davon in Yoriks empfindſamen Reiſen nachleſen, und Gott danken, daß ich nicht Gelegenheit fand, mich mit jenem Anblick zu tröſten, den beſagter Doktor Smelfungus[2] als einzig allein ſchön anerkannte[3]. — Nein! — ſtatt des heitern Briefes, den Du erwarten konnteſt, mußteſt, hätteſt Du in jeder Zeile den ſpleeniſchen Geiſt entdeckt, hätteſt die Hände zuſammengeſchlagen, hätteſt gerufen: o Wahnſinn, oder: o Narrheit, oder: o finſtrer Geiſt, laß ab von ihm! wäreſt ſtracks hingelaufen zu allen Freunden mit dem Briefe in der Hand, wie mit einer Todespoſt u. ſ. w.

Jeder Anfang iſt ſchwer, konnte ich auch mit Recht ſagen, als ich hier angekommen. Du weißt, daß ich mir eine Wohnung vorausbeſtellt. Ganz gemüthlich fuhr ich

---

[2] Im Druck Smelfungen.

[3] Verwechslung mit einer anderen Figur.

Sterne erwähnt nur beiläufig (nämlich im Anfang des 'Journey', kurz ehe er die Abfahrt aus Calais berichtet), Yorick habe später, in Rom und Turin, the learned *Smelfungus* getroffen, der alles was ihm begegnet, dem Vernehmen nach auch die Mediceische Venus, geschmäht habe. — Sterne ist dann bekanntlich gestorben, ehe sein Yorick Lyon oder gar Italien erreichte, und Smelfungus kommt daher nicht wieder vor.

Es erschien dann bekanntlich eine deutsche Fortsetzung der 'S. J.', in der ein handfester Kauz mit niedersächsischem Witze das gefühlvolle [illegible] parodiert und die zierlichen Liebeleien zu derben Zoten [illegible]. Aber der [illegible] Fortsetzer schildert nicht, wie Sterne gewollt, Yoricks Weiterreise durch Italien, sondern [illegible] Rückreise durch Frankreich; er bringt also völlig das gleiche Lokal und Personal wie die [illegible] und für Smelfungus ist auch hier keine Stelle vor, und während mein Wagen abgepackt wurde, wobey mein freundlicher Wirth half, folgte ich der Tochter des Hauſes in die mir beſtimmten Zimmer. Mitten in dem erſten ſtand nun ein alter Herr, Hut auf dem Kopf, Stock in der Hand, der, ſo wie er mich zu Geſichte bekam, herausdonnerte: „Hier wird nichts hineingetragen!“ — Obstupuere omnes et vox faucibus haesit! — So ging es mir! Ich hatte meinen Reiſemantel über den Arm gehängt und trug meine Chatouille; da wurde es mir denn wohl klar, daß der Herr Deinen gehorſamen Diener, unerachtet ſeines feinen, nach der letzten Berliner Mode zugeſchnittenen, Ueberrocks und ſonſtigen eben nicht dienermäßigen Anſtandes, doch wirklich für ein dienendes Subjekt gehalten. Ich erwiderte ſehr trocken, daß es ganz von mir abhängen würde, was in dies Zimmer hineingetragen oder etwa an Sachen und Perſonen hinausgetragen werden ſolle. In dem Augenblick trat auch eilig der Hauswirth hinein und verkündete, daß ich eben derjenige ſey, der die Zimmer längſt in Beſchlag genommen, und daß er eben deshalb ſie nicht dem Herrn einräumen können, unerachtet er darauf beſtehen wollen. Der alte Herr maß mich mit ſtolzem Blick; da er aber in meinen Lineamenten etwas wahrnehmen mochte, was Laune und Luſt verrieth, es mit ihm aufzunehmen, räumte er murrend den Platz. — Gewiß war es der Anfang meines wiederkehrenden Spleens, daß mich der Vorfall ärgerte. Wie ſehr ſchämte ich mich deſſen, als ich gleich darauf erfuhr, daß der alte Herr niemand anders ſey, als der bekannte Graf aus der Leopoldine, deſſen ſeltſame Geſchichte der geiſtreiche Schulz ſo ſchön aufgeſchrieben[1]. Leopoldine iſt bekanntlich längſt mit

---

6. Der milde Scherz — nachträgliche Erkennung einer poetischen Person — in dem Bf. an Pückler S. 327 Mitte.

[1] Wie mein gelehrter Freund Alfred Rosenbaum mir zeigt, handelt es sich um eine Figur von Joachim Christoph Friedrich Schulz

ihrem Fritz verheirathet und lebt ſehr glücklich. Kann man es dem alten Herrn verdenken, wenn ihn das gänzliche Mißlingen ſeines Lieblingsplans noch zu dieſer Stunde trüb und mürriſch macht? — Zudem war er kränklich und hatte in ganz Warmbrunn vergebens nach einer Wohnung herumgeſucht. Iſt es unter dieſen Umſtänden möglich, über ein verzeihliches Mißverſtändniß in Unmuth zu gerathen oder gar dem mißverſtehenden Manne zu zürnen? Und zudem iſt der Gute in Berlin ſeßhaft, wie ich! — Alle dieſe Betrachtungen gingen mir durch den Sinn, als ich mich auf dem Hausflur ins Fenſter gelegt und hinausblickte nach den duftigen Bergen. — Der alte Herr kam die Treppe hinauf mit dem Wirth, um ein kleineres, noch

---

(1762—1798), dessen 'Leben und Tod des Dichters Firlifimini' (1784) in den 60er Jahren des vor. Jh. eine Weile die Literarhistoriker beschäftigte. Eine kurze Biographie des Autors und eine gute Bibliographie seiner Romane und Reisebeschreibungen — freilich gerade ohne den 'Firlifimini' — findet sich in Meusels Lexikon XII (1812) 326/31, beides wesentlich magerer bei Goedeke^2 IV 554.

Schulz hatte mit 21 Jahren, im August 1783, das „Erste Buch" eines Knaben-Romans 'Moritz' in Wielands 'Teutschem Merkur' erscheinen lassen, und 1784 (Jan. Febr. Juni. Dez.) folgten drei weitere Bücher. Dann wurde Schulz „durch Krankheit und in der Folge durch andere Umstände" verhindert an der Weiterarbeit, erst 1786 (Mai. Nov. Dez.) kam das 5. und 6. Buch. Dem schloß sich 1787 sofort ein Mädchen-Roman an: 'Leopoldine, ein Gegenstück zum Moritz'. Im Februarheft des 'T. M.' erschien das 1., im April und Mai das 2. Buch, im August begann das 3. Die Fortsetzung, die für das nächste Heft versprochen war, blieb aus; erst 1791 kam der vollständige Roman bei [illegible] heraus, in zwei Kleinoctav-Bänden: 'Leopoldine. Ein Seitenstück zum Moritz. Von Friedrich Schulz' (Titelbl. + 217 S., Titelbl. + 219 S.; zwei Titelkupfer von Lips, zu I 104 ein Kupfer von Henne. Nach dem Expl. des Dr. med. Leopold Hirschberg in Berlin.)

Das Alter der Helden ist hier etwas verändert, und die vier 'Merkur'-Stücke erscheinen als vier Bücher, denen zwölf weitere folgen. Der Inhalt dieser 16 Bücher ist etwa folgender:

Leopoldine von C. wird mit 6 Jahren ihrer Mutter geraubt und findet bei den Räubern einen zehnjährigen Jungen, Freiherrn Fritz von M., der bereits vor 5 Jahren geraubt worden und seitdem niemals aus der Höhle herausgekommen, aber Gott sei Dank blühend gesund und munter vermiethbares, Zimmer anzuſehen. — Er grüßte mich höflich. — Ich hörte, wie er mit klagender Stimme erklärte, mit dem kleinſten Plätzchen zufrieden ſeyn zu wollen, um nur ſein müdes Haupt niederlegen zu können. — Ich dachte an Leopoldine — an Schulz. — Du kannſt denken, daß ich nun in das kleinere Zimmer mit dem anſtoßenden Schlafkämmerlein zog, und dem armen kranken mißmüthigen Grafen die größere Wohnung gern überließ. — Nenne das edlen großmüthigen Sinn, ſollteſt Du auch erfahren, daß die kleinere Wohnung mir viel behaglicher, bequemer, auch Rückſichts des Preiſes meinem AusgabeEtat viel angemeſſener war, und etwa meinen, daß eigentlich ein günſtiger Zufall mir den alten Herrn in die Queere ſchob. —

---

ist. Beide entfliehen alsbald, und Leopoldine kommt zu einem alten Grafen, der abwechselnd in Berlin und auf seinem Gute lebt. Dieser Graf versucht sieben Jahre lang in raffinierter Weise, dem Mädchen die Erinnerung an Fritz zu verleiden; er hat nämlich „seinen Eigensinn darauf gesetzt, sich selbst eine Frau zu erziehen, weil er" — weshalb, bleibt völlig unerörtert — „die übrigen Weiber nicht leiden" kann. Leopoldine kann den Alten aber nur als Vater lieben. Wie man nun nach Ablauf der sieben Jahre eines Tages im Thiergarten ist, um Blanchard in die Luft steigen zu sehen, steckt ihr einer der früheren Räuber, der sich zufällig unter den Zuschauern befindet, Genaueres über ihre und Fritzens Personalien zu, und sie benachrichtigt ihre Mutter. Der Graf hat sich zufällig in den selben Tagen von der Vergeblichkeit seiner Bemühungen überzeugt, und alles löst sich in Wohlgefallen auf: In zwei Jahren darf Leopoldine ihren Fritz, der mittlerweile die Jägerei erlernt hat, heiraten. — Dieser schablonenhafte Stoff wird ohne Phantasie und ohne Witz vorgetragen, aber mit einer gewissen pedantischen psychologischen Gründlichkeit, der man seine Achtung nicht völlig versagen darf.

Das Buch hat, wie vorher in den 80er Jahren der 'Moris', in den 90er Jahren einen nicht unbeträchtlichen Erfolg gehabt: 1792 erschien ein deutscher Nachdruck („Frankfurt und Leipzig", in der Berliner Kgl. Bibl. als Yw 2213); und 1801 zwei weitere in Mannheim und der Schweiz (nach Sauer, im Goedeke). Meusel nennt ferner eine dänische Uebersetzung von 1789 und eine französische von 1795.

Ob H. den Schwarzen im Ernst lobt und als bekannt voraussetzt oder ob er mit beiden den Leser zum besten haben will, wage ich nicht zu entscheiden. Denn die Geschmäcker der Dichter sind wunderbar.

Glücklich hatte das Abentheuer geendet, das verdrüßlich begonnen; aber nun verhängte der Himmel das Aergſte, was einem Badegaſt begegnen kann! — Als ich, aus der Allee heraustretend, den Flügelmann und König der Rieſen anſchaute[5], fand er es für gut, plötzlich einen dichten Schleier über das Haupt zu hängen, und wie auf ſein Commandowort thaten ſämmtliche Vaſallen desgleichen, ſo daß bald das herrliche Farbenſpiel ihrer Kleider in mannigfachem Grün — Blau — Violett verborgen lag unter der aſchgrauen Hülle. „Ey, ey!“ ſprach ein Hirſchberger[6] neben mir. „Ey, ey!“ riefen mehrere unmuthige Badegäſte. „Ey, ey!“ rief auch ich. Und nun ſchritten wir in ziemlicher Haſt jeder nach ſeiner Klauſe, weil jeder nicht gern anders naß werden wollte, als im Baſſin. Die ganze Nacht hindurch beſprachen ſich die Bergeiſter mit den Sturmwinden in ſolchen wunderlich pfeifenden, ächzenden, donnernden Tönen, daß nichts Gutes zu erwarten ſtand, und wirklich goß am andern Morgen der Regen in vollen Strömen herab. Dabey ſtürmte es heftig, und die Luft war unausſtehlich rauh, ſo daß man ſich nach wärmendem Kaminfeuer ſehnte. — Nun denke Dir aber, daß dieſe abſcheuliche Witterung, mit gar wenigen ganz kurzen Intervallen, beynahe vierzehn Tage anhielt, ſo daß man kaum das Zimmer verlaſſen konnte, und Du wirſt begreifen, daß das reichlichen Nahrungsſtoff giebt für einen ſich entwickelnden Spleen. Dieſer unglücklichen Geiſtesſtimmung mag ich es nehmlich nur zuſchreiben, daß mich beynahe, wie man zu ſagen pflegt, die Fliege an der Wand ärgerte, ja daß mir alles, manche Einrichtung am Orte, die ich nachher als löblich und nützlich anerkannte, unausſtehlich war[7]. — In meine Klauſe eingeſperrt, von, die ſchlechtverwahrten Fenſter durchſauſenden, Winden rauh angehaucht, vor Froſt zitternd, vermochte ich nicht zu leſen, viel weniger an die literariſche Arbeit zu gehen, die mich, wie Du weißt, mitunter beſchäftigen ſollte[8]. Konnte an dieſer Apathie, an dieſer Unfähigkeit etwas Anderes Schuld ſeyn, als eben das böſe Wetter? — Und doch war ich Thor genug, einen großen Theil jener Schuld einem Nachbar auf die Schultern zu wälzen, der Muſik trieb, wiewohl auf beſondere Weiſe.

---

[5] Daniel III (1868) 780: „Die Promenade unter den Platanen [bei Warmbrunn] bietet überraschende und reizende Aussicht: das ganze Riesengebirge mit der Ruine Kynast im Vordergrunde, das Zakenthal übersäet mit blühenden, gewerbfleißigen Ortschaften, und die gipfelnde Krone des Ganzen, die Koppe mit der [Laurentius-]Kapelle.“

[6] Nach Laube, dessen Schwester in Hirschberg verheiratet war und der 1836 Warmbrunn und Liebwerda besuchte, pflegten die Honoratioren von Hirschberg die schönen Nachmittage in Warmbrunn zu verbringen: Reisenovellen (1837) II 94.

Mit einem ſchönen, hellen, durchdringenden Organ pflegte er nehmlich in jeder Stunde etwa fünf bis ſechsmal die diatoniſche Scala herauf oder herabzupfeifen, bald ganz, bald halb, bald nur zwey Töne. Und jedesmal polterte dann, bald langſamer, bald ſchneller, jemand die Treppe herauf und wieder herab. — Dieſe Scala brachte mich, ihrer göttlichſten Reinheit unerachtet, zur Verzweiflung, und noch dazu regte ihr geheimnißvoller Zuſammenhang mit dem polternden Jemand das beängſtigende Gefühl eines unheimlichen Spuks in mir auf, und vernichtete durchaus jeden vernünftigen Gedanken. So wie ich, mit Gewalt mich ermuthigend, die Feder eintunkte in das Tintefaß, hörte ich ſchon im Voraus die Scala, und wenn ſie dann ertönte, ſchrie ich: Satan — Satan! aller Ruhm — alle ſchriftſtelleriſche Ehre wird mir wegſolfeggirt ohne Weiteres! —

---

[7] Im Druck fand

[8] Die '[illegible]' für den armen Schütze, vielleicht auch noch die Beendigung des I. Bandes des Murr-Kreisler-Werks.

Und doch! — was war hübſcher, künſtleriſcher, anmuthiger erfunden, als meines Nachbars Methode, ſeinen Diener zu rufen? — Denn eben ſeinen Diener rief er mittelſt der gepfiffenen Scala, und zwar in der Art, daß derſelbe ſchon unten Bedürfniß und Gemüthsſtimmung ſeines Herrn erfuhr.

Z. B. „Johann, bringe mir meinen Ueberrock, meinen Hut, meinen Stock, ich will in dieſem Augenblick ausgehen, da es ſchönes Wetter geworden. Beeile Dich, guter Menſch!" — wurde ausgedrückt durch die ganze Scala von unten nach oben mit rührendem Ausdruck, andante affettuoso. Dagegen zwey Töne von oben nach unten — C H — raſch und ſcharf, allegro brillante, hieß: „Scheere Dich herauf, Schlingel!" — Darnach richtete ſich denn auch Johanns Schritt und Tritt. — War das nicht artig?

Dann ſezte mich auch manches, was zur LeibesNahrung und Nothdurft gehört, ganz unnöthiger Weiſe in Harniſch.

Es iſt wahr, der Mittagstiſch in der Gallerie[9] war nicht ſonderlich, ja man möchte ſagen, jedesmal war dieſe, jene Schüſſel völlig ungenießbar. Lag aber hierhin nicht das beſte Mittel, die Gäſte vor etwaniger Ueberſättigung zu bewahren? — Dahin wirkte auch die Einrichtung, daß die Speiſen, war die Tafel ſtark beſezt, ſelten zureichten, ſo daß dieſer, jener Gaſt leer ausging, der es ja aber dann für einen Wink der Vorſehung halten konnte, daß ihm gerade heute das Faſten wohlthätig ſey. So geſchah es, daß ein Paar geduldige Leute ganz am äußerſten Ende der Tafel erſt dann erfuhren, daß abgegeſſen worden ſey, als der Tafeldecker das Geld einſammelte. Sie ſahen ihn verwundert an und meinten, ob ſie nicht erſt was weniges an

---

[9] das Restaurant, in der Nähe des Schlosses der gräfl. Familie Schaffgotsch, der seit ca. 1400 Warmbrunn gehört: Laun a. a. O. S. 93.

Speiſe erhalten könnten? So was zu verlangen, ſey hier nicht Sitte, es ſey einmal abgegeſſen und ſie müßten bezahlen, brummte ſie der Tafeldecker an, und ſie fanden ſich in ihr Schickſal, das völliges Faſten über ſie verhängte. — Noch zwey ſehr empfehlenswerthe Einrichtungen muß ich Dir mittheilen, ſuche ſie bei den Mittagstafeln in B[erlin] einzuführen. — Fürs erſte wurden die Schüſſeln in der Art herumgereicht, daß eine Reihe der Geſellſchaft erſt dann ins Eſſen geſezt wurde, wenn die andere Reihe ſchon fertig, ſo daß das Eſſen, wie ein wohl unterhaltenes Pelotonfeuer, niemals unterbrochen wurde, welches ſich hübſch ausnahm. Dann war auch ein Kellner bloß dazu beſtellt, haſtig hinter den Stühlen auf und ab zu rennen, und bald dieſen, bald jenen Gaſt, an ſeinen Stuhl anrennend, herum zu reißen, ſo daß er Gefahr lief, unter den Tiſch zu ſtürzen. Da nun jäher Schreck die Verdauung befördern ſoll, ſo war auch dieſe Anſtalt zu loben, und von erſtaunlicher Wirkung, vorzüglich auf Damen, die der bedrohende, wie ein Sturmwind daher ſauſende, Kellner noch auf andere, ſehr anmuthige, aufheiternde Weiſe ergözte. An beſondern Gallatagen wußte er nehmlich ſehr geſchickt bald hier, bald dort in dem Beſatz eines Kleides mit der Schuhſpitze hängen zu bleiben, und wenn er dann abfuhr mit den Blonden — Spitzen — das Wehgeſchrei der Damen, das Entſetzen der Nachbarn! O, es war ein trefflicher Menſch, dieſer Kellner!

Unrecht that ich übrigens, daß ich Deinen Rath befolgte, und mir eine Parthie des Weins, den ich in B[erlin] gewöhnlich zu trinken pflege, hinſenden ließ nach W[armbrunn]. Dies brachte mich um den Genuß des feurigen Grünberger Eilfer, den ich ſonſt trinken müſſen. —

Nun! — alle dieſe mißverſtandene Leiden haben ſich gewandelt in Freuden, ſeitdem die Berggeiſter verſöhnt ſind und ihre häßlichen Schleier abgeworfen haben! — Doch —

erwähnen muß ich noch eines beſondern Umſtandes, der mich, als noch das böſe Wetter anhielt und mein Spleen, mit beſonderem Troſt erfüllte.

Kommſt Du einmal nach W[armbrunn], ſo unterlaſſe ja nicht, die Allee hinabzugehn und Dich dann links zu wenden. Unfern der Gallerie wirſt Du einen ſchönen großen Baum antreffen, unter dem ein Sitz angebracht iſt. Hier laſſe Dich ſein nieder und ſchwelge in dem herrlichen, ſtets wechſelnden Anblick des Gebirges, das amphitheatraliſch vor Dir aufſteigt[10]. Eben hier ſaß ich, als gerade der Regen nachgelaſſen, und ſah mißmüthig hinein in den Wolkenrauch, der den ganzen Kamm verhüllte. Da war es mir, als vernähme ich durch das Heulen und Sauſen des Windes eine ſeltſame hohle Stimme, und dazwiſchen klang es wie menſchliches durchdringendes Gelächter. Aber bald konnt' ich ganz deutlich Worte unterſcheiden:

„Seyd doch keine Narren und müht Euch nicht umſonſt! Es iſt nur alles eitler Spuk und tolle Fopperei, das weiß ich am beſten. — Jagt Ihr der Freude, der Luſt nach auf den Bergen, ſo wohnt ſie unten im Thale; ſteigt Ihr hinab ins Thal, ſo hat ſie ſich erhoben zu den Bergen. Tolles Volk! — Manchem ſitzt die Perle im Kopf, wie einer alten Kröte, aber er ſpürt nicht eher was davon, bis das wackere Gehaüſe zerbricht, und dann ſpringt er wahnſinnig umher und ſchreit: Wer hätte das gedacht! — Nun, Ihr wißt es, lieben Kinder, daß ich eigentlich es herzensgut mit Euch meine, kommt nur getroſt hinauf zu mir, ich will Euch glücklich machen auf jede Weiſe und Euch ſo viel ächte Narrheit zuwenden, daß Ihr vermöget, kluge Leute zu ſeyn. Mein Diener Hobglobus oder mein Capellan Jeremias[11] ſoll Euch mein Elixirium magnum reichen, und Ihr ſollt niemals aufhören, zu leben, ehe Ihr geſtorben, welches Manchem paſſirt und ein gar ärgerliches Ding iſt. — Aber Ihr müßt, theure Kumpane, fein artig ſeyn, und vornehmlich, wollt Ihr gerühmt werden, als Leute von genugſamem Verſtand und leidlichen Sitten, feſt daran glauben, daß —"[12]

---

[10] s. S. 364 oben mit Note 5.

[11] Beide nicht in Musäus' fünf 'Legenden von Rübezahl' (Volksmährchen der Deutschen II [1783] 3—199), deren erste (von Rübe-

Das Uebrige wurde unverſtändlich. — „Beſter Mann, was iſt denn das für eine Stimme?" fragte ich einen vorüberſchreitenden Gebirgsbewohner, der mich freundlich grüßte. — „Dos is", erwiderte er, „dos is Rübezohl, a is ankräbſch und pradigt von ſeiner Kanzel[13]!" — Ich bewunderte Rübe-

---

zahls Braut Emma, ihrem vergänglichen Rüben-Hofstaat und ihrer Rückkehr zu dem menschlichen Bräutigam) H. 1821 hübsch variirt hat in der 'Königsbraut'. In dem Note 13 citirten Taschenbuch werden S. 147 f und S. 151 noch 20 weitere Bücher zur Rübezahl-Litteratur aufgezählt; es muß einer Specialuntersuchung über H's Quellen, wie sie Carl Georg von Maassen in Aussicht stellt, überlassen werden, darin die beiden — ohne Zweifel von H. schon vorgefundenen — Figuren festzustellen.

Einstweilen bringen zwei Breslauer Herren, der Universitätsprofessor Konrad Zacher und der Landgerichtsrath Adalbert Hoffmann, sehr ansprechende Vermuthungen bei über die Herkunft der Namen.

I. Das englische *hob-goblin* ist nach Ursprung und Bedeutung identisch mit frz. *gobelin*, mlat. *gobelinus*, deutsch *Kobelein*, alle bedeuten Berggeist: s. Hildebrand in Grimms Wb. V (1873) unter *kobelein*, vgl. ebenda auch *kobel 3)* und *kobold* III, 1) und 3).

II. Jeremias hieß einer der ersten Besitzer der Hampelbaude unter der Schneekoppe. Der Wirth dieser Baude (die während der Correctur des vorliegenden Bogens, in der Nacht zum 1. April 1906, abgebrannt ist) verwahrte in älterer Zeit die Schlüssel zu der Laurentius-Capelle (s. S. 361 Note 5 Schluß); so mag H's Quelle den Wirth Jeremias zu Rübezahls Capellan ernannt haben.

[12] Zu ergänzen etwa „ich der Herr des Gebirges bin."

[13] Die Eigenheiten des Dialects und ebenso die im nächsten 'Brief' verwertheten Specialia entnahm H. 1820 dem von ihm unten (S. 375) citirten Taschenbuch des Hirschberg-Warmbrunner Arztes Dr. med. Wilhelm Ludwig Schmidt (1787—1855, Goedeke^2 Buch 8 Nr. 115 [III 645]). Das Buch (Hirschberg o. J., 8°, Kupfertitel + XII + 332 S.) ist dem Grafen Schaffgotsch gewidmet als dem „Besitzer des schönen romantischen Riesengebirges schlesischen Antheils", das Vorwort datirt Hirschberg, 20. April 1817 (Berliner Kgl. Bibl. Ta 5618).

Die hier und unten (S. 378 Z. 6) benutzte Stelle steht S. 143/45: „Es ist ein breiter eben nicht schön klingender Dialect der deutschen Sprache, zahls ſonore Stimme, die von den Schneegruben (denn an ihrem Rande hat er ſich ſeine Kanzel erbaut) bis zu mir herübertönte. — Plötzlich, o Wunder! wurde dicht über der Koppe eine Stelle klar. Es erſchien, als würde ein Vorhang aufgerollt und ein Fenſter aufgeſchlagen, durch das man in das reinſte, glänzendſte Azur des Himmels blickte. Eine finſtere Geſtalt legte ſich hinein und ſchlug ein wildes, unmäßiges Gelächter auf. Dann vernahm ich die donnernden Worte: „Was ſitzt denn dort unter dem Baum für ein drolliges Männlein und zieht ſaure Geſichter?“ — Mir fuhr es durch Mark und Bein, denn daß ich gemeint war, litt nicht den mindeſten Zweifel. Ich ſprang auf, neigte mich demüthig, und rief mit einer Stimme, in der, wie ich glaube, der Ausdruck der tiefſten Wehmuth lag: „O Rübezahl, o mein theuerſter Rübezahl!“ — „Halt's Maul!“ unterbrach mich der unartige Kobolt, „halt's Maul, ich kenne Dich! Der Archivarius Lindhorſt hat mir Dich empfohlen und Freund Kühleborn ſpricht auch nicht übel von Dir — nun, wir wollen ſehen!“ — Damit ſchlug er das Fenſter zu, der Vorhang rollte hinab und es begann aufs Neue ſehr ſtark zu regnen. — Am andern Morgen war jede Spur des Unwetters verſchwunden, die Sonne ſtieg auf in voller Pracht und Herrlichkeit, und in ihrem Schimmer vergoldet breitete ſich der ſtolze Rieſenkamm vor mir aus. — Es iſt doch gut, wenn man Freunde hat!

Gehab' Dich wohl, mein theuerſter Freund Theodor! — Bald ein Mehreres! —

---

den der Gebirgsbewohner spricht. In den Vocalen sind die Eigenheiten dieses Dialects etwa folgende: . . . o für a . . . a für o . . . Außerdem giebt es noch verschiedene [eigenthümliche] Wörter und Redensarten . . . Anhräbsch statt zänkisch . . . Rappelköppisch [statt] verdrießlich, unruhig, ärgerlich . . . Tallen für läppchen . . .“

[„Rübezahls Kanzel“ heißt bekanntlich eine Granitmasse in der Nähe der Schneegruben-Bande.]

3. An das Fraulein Johanna R.[1]

Warmbrunn, den 9t August 18—.

Wetten möcht' ich, daß unſer T[heodor] Ihnen, meine theuerſte Johanna! ſchon allerley Seltſames von meinem Auffenthalt in den Bergen vorerzählt haben wird. Rechne ich nun noch dazu, daß ich ſchon in dem Augenblick des Abſchieds, als der Silberblick[2] des geziemlichen DienſtCoſtums mich plötzlich in eine ganz andere Cathegorie zu werfen ſchien, als zu der Sie mich ſonſt wohl zählen, Ihnen ſeltſam genug vorgekommen ſeyn mag, ſo muß ich mit Grund befürchten, daß, geliebt es meiner verehrten Freundinn, einmal was weniges an mich zu denken, ihr ſtatt meiner ein unheimlicher Doppeltgänger erſcheint, mit dem ſie nichts zu ſchaffen haben mag. — Geſchwind ſage ich Ihnen daher brieflich, daß, nachdem ein Paar Wochen verlebt ſind, in denen es mich gemahnen wollte, als ſey ich, allen gemüthlichen, frohen Leuten zum Trotz, ein langweiliger, unausſtehlicher Mummel, ich wieder ganz und gar in die alten Kleider gefahren bin, ſo daß Sie, mich in Gedanken erblickend, durchaus nicht daran zweifeln dürfen, wie ich es ſelbſt bin und wie kein Doppeltgänger ſie taüſcht.

Nun will ich Ihnen, theuerſte Johanna! ganz breit und weitlaüftig all' die Naturwunder, wie ſie ſich hier in den Bergen aufthun, beſchreiben. Ich will Ihnen ſagen, was ich empfand und nicht empfand, als ich die Waſſerfälle erblickte, als ich mehrere hundert, ja mehrere tauſend Toiſen über der Meeresfläche ſtand u. ſ. w. Um nun aber nicht als ein leichtſinniger Enthuſiaſt zu erſcheinen, der ſich bloß durch

---

3.

[1] Gemeint ist die Eunike s. S. 377 Note und 378 Z. 9 v. u.

[2] Bekanntlich unterscheiden sich die Uniformen der preußischen Justiz- und Verwaltungsbeamten dadurch, daß jene silbernen, diese goldenen Schmuck haben.

Gaſſen berauſcht und den Henker was frägt nach ordentlicher Wiſſenſchaft[3], will ich nun nicht unterlaſſen, mitten in der Raſerey poetiſcher Begeiſterung einige wiſſenſchaftliche dilucida intervalla — (es iſt nichts hübſcher, als in einem Briefe an ein Mädchen lateiniſche Wörter anzubringen; es erweckt Reſpekt und das reimt ſich ſogar) — allſo! — dilucida intervalla einzumiſchen. Ich will die Hand aufs Herz legen und Ihnen ſo heilig und treu verſichern, daß Sie es mir überall ohne das mindeſte Bedenken nachſagen können, wir das Waſſer im gräflichen Bade 104 Grad Wärme hat nach Fahrenheits Thermometer und die Quelle nicht weniger als 21,549,600 Schleſiſche Quart ergießt[4a]. Sehr interreſſant wird es Ihnen auch ſeyn, durch mich vergewiſſert zu werden, daß ein Pfund Flinsberger Brunnen $^{8}/_{15}$ Gran Selenit enthält[4b]. Auch das techniſche und ſtatiſtiſche Fach ſoll keinesweges leer ausgehen. So kann ich verſichern, daß die Glasſchleifer in den Schleſiſchen Bergen ſehr geſchickt ſind, ihre Kunſt aber durchaus nicht ausüben könnten, wenn es nicht Sand und Waſſer gäbe[4c], daß jedoch ferner mit der litterariſchen und äſthetiſchen Kultur im Lande es nicht weit her iſt. Betheuern kann ich nehmlich, wie es durchaus keine Verlaümdung iſt, wenn ich keck behaupte, daß der Schneidermeiſter Horlitz aus Schmiedeberg, der doch der bekannteſte und berühmteſte Führer im Rieſengebürge iſt, zu dem daher, kommt er auch nicht viel in die Welt, doch viel Leute aus der Welt kommen, durchaus weder die Jenaer Literatur-Zeitung, noch die Heidelberger Jahrbücher geleſen hat, und Schiller und Göthe auch nicht einmal dem Namen nach kennt, indem er auf Befragen erſteren irrthümlicher Weiſe für einen Pantoffelmacher in Polkwitz hielt[d].

---

[3] vielleicht Parodie auf Dr. Schmidts Mahnung (nächste Seite, Note, Z. 6–8).

[4] Die entsprechenden Stellen lauten in H's Vorlage (s. S. 369 Note 13):

a) [Ueber die Warmbrunner Quellen:] Der Grad der Wärme hält im Probstbade 98 Grad . . ., im gräflichen Bade 104 Grad nach Fahrenheits Thermometer. . . . In einer Minute ergoß [bei einer Untersuchung 1816] der [Trink-]Ständer 41 schlesische Quart Wasser, giebt . . . in einem Jahre 21549600 schlesische Quart . . . [S. 60. 63.]

b) [Ueber den Flinsberger Sauerbrunnen:] In einem medizinischen Pfunde oder 12 Unzen waren [1787] enthalten . . . Selenit $^{8}/_{15}$ [Gran]. [S. 78. — Der 'Freimüthige' liest versehentlich Fliesberger.]

c) [Abschn. „Technologie":] Zur Schneidung des Steins wird fein gestoßner Diamant mit Oel . . . angefeuchtet gebraucht, und so die vorgeschriebene Zeichnung in den Stein gegraben. In Warmbrunn sind die geschicktesten Steinschleifer und Steinschneider [vgl. unsere Nr. 206!]. Das Glasschleifen geschieht beinahe auf ähnliche Art, nur daß beim Schleifen selbst Wasser und feiner Sand gebraucht werden. [S. 119.]

Doch — Sie gähnen? — Sie mögen von dem allem nicht das Mindeſte hören? — Nun, ſo begnüge ich mich, was die Wunder des Rieſengebürges betrifft, zu ſagen, daß es deren gar viele giebt, die bald das Gemüth mit erhabenen Schauern erfüllen, bald die Seele erregen in ſüßer Sehnſucht, ſo daß die fortwährende Spannung in den verſchiedenartigſten Momenten auf, mit einiger Fantaſie Begabte, nicht anders als wohlthuend wirken kann. Erwähnte Begabte dürfen daher auch eben nicht zu viel in der Badewanne ſitzen, um geſtärkt an Seele und Leib wiederzukehren aus den Bergen. Da Sie, theuerſte Johanna, meines Bedunkens nach nun aber ein recht eigentliches liebes Neſtkind der Fantaſie ſind, ſo müſſen Sie, wollen innerhalb den Mauern von B[erlin] einige Wölkchen aufſteigen und Sie bedrohen mit fataler geiſtiger oder körperlicher Kränklichkeit, durchaus fort nach den ſchönen Bergen und Thälern, in denen ich zur Zeit hauſe. Es giebt jezt beynah eben ſo viele Pilgerinnen, als es ſonſt Pilger gab, welches daher rührt, daß man jezt überall Vorrichtungen antrifft, um ſolche Stellen, die ſonſt ſelbſt Männern mühevoll, ja ſogar gefährlich zu erklettern ſchienen, Frauenzimmern, die nicht nervenſchwach oder preziös ſind, wie Sie, theuerſte Johanna! es nun eben gar nicht ſind und nicht ſeyn mögen, ganz zugänglich zu machen. — Wird der Weg nur einigermaßen unbequem oder fühlen Sie ſich müde, ſo ſetzen Sie ſich in einen bequemen, zwiſchen zwey Stangen, wie eine Sänfte, befeſtigten Lehnſeſſel, und die Träger hüpfen ſicher und leicht, Berg ab, Berg an, über die Felſen hinweg. Oefters finden ſich große Geſellſchaften, die die Gebirgswanderungen zuſammen machen, und da ſieht es beynahe abentheuerlich aus, wenn eine lange Reihe Tragſeſſel mit Frauenzimmern, die die bunten Sonnenſchirme über den Köpfen ausgeſpannt haben, in der Ferne durch ein Thal zieht oder einen Berg hinanſteigt. — Als ich einmal eine ſolche Reihe erblickte, fiel mir ein, daß es ganz hübſch ſeyn müßte, wenn ſich eine Geſellſchaft von Männern und Frauen verabreden wollte, eine ſolche, wenn auch ganz kurze, Wanderung, z. B. auf den Kynaſt, zu machen, jedoch ganz ſeltſam und mährchenhaft gekleidet. Selbſt die Tragſeſſel müßten fantaſtiſch verziert ſeyn, mit bunten Decken, Blumengewinden u. ſ. w., und die Träger ebenfalls in wunderlichen Kleidern daher hüpfen, und dazu müßte eine fabelhafte Muſik von Querpfeifen, Cymbeln und kleinen Trommeln ertönen — doch halt! — Was die Kleidung der ſchönen Pilgerinnen betrifft, ſo können ſie, um nur einigermaßen ſolid zu ſeyn und von der Natur etwas Ordentliches zu profitiren, ſich gar nicht ſo anziehen, wie es ihnen einkömmt, ſondern müſſen vielmehr dem Rath eines tüchtigen Praktikers folgen, der da weiß, was im Gebürge

---

[d] Gut unterrichtete, mit mancherlei nothwendigen naturhistorischen und Sprachkenntnissen versehene Führer . . . sucht man hier leider vergeblich. Die Führer kennen blos die Wege, und wenn sie ja noch manches andre wissen, so sind es abgerißne Nachrichten und einige Sagen, die sie nicht einmal richtig begriffen haben. Daher thut jeder Reisende sehr gut, sich auf die Nachrichten der Führer nicht zu verlassen, die nur Localkenntniß haben, sondern sich erst gehörig zu unterrichten. . . . Die bekanntesten Führer sind: in Schmiedeberg der Schneidermeister Horlitz, in . . . . [S. 221 f.; H. wählt als Heimath des falschen Schiller Polkwitz (unweit Glogau), da dies für das schlesische Abdera gilt.]

Noth thut und Recht iſt. Damit Sie, theuerſte Johanna! gleich jezt erfahren, wie ſich eine ordentliche Geburgspilgerinn kleiden muß, und, im Fall Sie ſich entſchließen zu ſolcher Reiſe, gleich in B[erlin] das Nöthige beſorgen können, ſetze ich die vollſtändige Beſchreibung eines weiblichen Anzuges her, wie ſie jener Praktiker giebt *):

> „Da heut zu Tage (ſo ſpricht derſelbe[e]) auch Frauen, mehr als ſonſt, das Rieſengebirge beſteigen, ſo iſt es ihnen anzurathen, auch ihre Tracht darnach einzurichten. Ein Gewand, in Form eines Reitkleides, aus buntem Zeuge, etwa Merino, Cambry, Halbtuch; baumwollene Unterkleider, warme Tücher, ein tuchener Aermelmantel, ein dickes Umſchlagetuch werden ſehr zweckdienlich befunden werden. Ein Strohhut, allenfalls mit einer Regenkappe, Schnürſtiefeln, ein dauerhafter Sonnenſchirm von grünem Taffent ſind einer Dame unentbehrlich. In der Reiſetaſche habe man: Wäſche, ſo viel als Noth, ein Paar Stiefeln oder Schuhe, ein Paar leichte Bei—“

Doch — ich verirre mich; dies lezte betrifft ja ſchon wieder die Kleidung der Männer, die übrigens keine andere, als eine bunte oder ſchwarze Weſte, tragen dürfen, und Halbſtiefeln oder Schuhe mit Stiefeletten, damit kein Sand hineinfalle, welcher Grund vollkommen einleuchtet[f]. Wie wenig aber hienieden guter Rath beachtet wird, bewies

---

*) Das Rieſengebirge. Ein Taſchenbuch für Reiſende und Badegäſte.

---

[e] [S. 220 f; im ‘Freimüthigen’ Z. 6 des Citates Regenmantel st. Aermelmantel, aber in der parodirenden Stelle S. 376 Z. 4 das richtige, also von uns auch hier eingesetzt.]

[f] Am zweckmäßigsten kleidet man sich in einen leichten Ueberrock oder Halbüberrock von Tuch, bunte Weste oder schwarz . . . „ entweder trägt man Halbstiefeln oder Schuhe mit Stiefelletten, damit kein Sand hineinfallen kann. [S. 220.]

mir der Umſtand, daß ich auf meinen mannigfachen Wanderungen nur eine einzige Dame antraf, die ganz vorſchriftsmäßig gekleidet ging oder vielmehr getragen wurde. Es ſah nicht ganz hübſch aus. Der tüchtige Aermelmantel, unter dem wahrſcheinlich das tuchene Reitkleid verborgen, ließ durchaus keinen Wuchs ahnen; doch trotz des dicken Umſchlagetuchs, der übrigen warmen Tücher und des Strohhutes mit der Regenkappe, entdeckte ich ein liebes junges Geſichtchen. Ich dachte daran, daß am Ende unter all dieſen Reit- und andern böſen Kleidern eine allerliebſte Papagena ſtecken und mir in irgend einem blumigten Thal oder an einer ſüßflüſternder Quelle ein anmuthiger Zauber aufgehen könne. Ich beſchloß, auf Verlangen, das vermummte Geheimniß ohne weiteres Bedenken an mein Herz zu drucken und ſo die wünſchenswerthe Entpuppung ſchnell herbeyzuführen. — „Das ſind ſchöne Entſchluſſe, ſchöne Streiche!“ hör' ich Sie ſprechen. Und in der That, uber all' dieſem Geſchwätz vergaß ich gerade das, womit ich beginnen wollte, nehmlich jenes anmuthige geheimnißvolle Abentheuer (darf ich anders das Begegniß nennen?), das mir noch in den Tagen der oben gedachten Mummelzeit ganz unvermuthet entgegentrat.

Der Regen hatte nachgelaſſen, der Abend war heiter geworden, als ich unmuthig, wie ich nun einmal war, der Geſellſchaft entfloh, die ſich in der Allee verſammelt hatte, und ganz allein hinauswanderte aus Warmbrunn, dem Ufer des Zacken[5] entlang. An die entfernteſten Haüſer des Ortes angelangt, war es mir, als vernähme ich eine weibliche Stimme, die ſich in Solfeggien übte, und wirklich ſtrömten die Töne aus dem offenen Fenſter eines kleinen Hauſes, ohne daß ich die Sängerinn entdecken konnte. Hinein zu ſchauen, wäre frech geweſen, und da es ſtill geworden, wollte ich meinen Weg fortſetzen, als die Sängerinn eines jener tief gedachten, tief ins Gemüth dringenden Solfeggios ſang, die der Meiſter Crescentini ſezte, um die wahre Kraft, die wahre Herrlichkeit des ächten Geſanges in der Bruſt der Schülerinn zu entzünden. Darauf folgte nach einer kleinen Pauſe das artige Liedlein: sul margine d'un rio, mit Veränderungen, die nicht ſo halsbrechend waren, als die, mit denen jezt viel ſeltſamer Catalaniſcher Prunk getrieben wird, aber bedeutſamer, aus der Tiefe der Kunſt geſchöpft. — Dann ſchien die Sängerinn bald in gehaltenen Tönen, bald in bunten Laüfen, bald in chromatiſchen Gängen, bald in anſchwellenden Trillern anmuthig ſpielend, die Nachtigallen in den Büſchen herauszufordern zum Wettkampf. Die Armen durften nicht antworten und auch die Sängerinn ſchwieg. Ich ſtand in den Boden gewurzelt. Als ich indeſſen, da die einbrechende Nacht immer dichtere Schleier über die Berge warf, endlich fort wollte, vernahm ich leiſe — leiſe die Töne einer Romanze[6]. — Nun, ich will erſt ſagen, daß die Sängerinn eine vollendete Künſtlerinn war, die im Gebiet der Töne herrſchte. Sehr herrlich, die hier in W[armbrunn] zu finden, hätt' ich gedacht, und wäre, als ſie den Geſang geendet, recht froh und heiter nach Hauſe gegangen. Setze ich aber hinzu, daß der Geſang recht mein Innerſtes aufregte, daß allerley holde Traüme, ſüße Erinnerungen lebensfriſch in mir aufgingen, daß der gewaltige Zauber der Tonkunſt mein ganzes Weſen erfaßte, ſo werden Sie, theuerſte Johanna, die Stimmung gerechtfertigt finden, die es mir unmöglich machte, mich auch nur einen Schritt von dem Hauſe zu entfernen, daß ich vielmehr unwillkührlich mich niederließ auf eine Bank, die an der Mauer des Hauſes angebracht war. Ein Bauermädchen trat aus der Thüre; ich wandte mich an ſie und fragte, wer in dem Hauſe wohne und ſo ſchön ſänge. Entweder verſtand das dumme Ding mich wirklich nicht oder wollte mich nicht verſtehen. Genug, als ich mit Fragen nicht nachließ, meinte ſie: ich ſolle nicht tallen (dumm Zeug reden)[7], ſie würde ſonſt rappelköppiſch[8], und ließ mich ſtehen. — Für diesmal endigte ſich das Begegniß wie tauſend andere, wenn man ſagt: es iſt mir unmöglich, von der Stelle zu weichen, und doch am Ende weicht und nach Hauſe geht.

---

[5] Im Druck [illegible]

---

[6] Dieses fünfte Lied ist natürlich H's Lieblingsstück aus der 'Undine', die Romanze der Heldin „Morgen so hell"; s. S. 239 mit Note und den letzten Gruß an die Eunike vom 1. Mai 1822.

Vergebens forſchte ich am andern Morgen in der Badeliſte nach der muthmaßlichen Bewohnerinn jenes Hauſes. Es fand ſich, daß keine Badegäſte in jenem Hauſe eingekehrt waren, und die Wirthsleute verſicherten auf Befragen, daß durchaus keine Dame bei ihnen geſungen habe. — Waren denn nicht alle dieſe Nachforſchungen Thorheit — Wahnſinn? — Wußte ich denn nicht etwa, wer in jenem Zimmer geſungen? — Konnte ich denn nur einen Augenblick daran zweifeln, daß keine Andere, als Sie — ja, Johanna — Sie ſelbſt es waren, welche ſang, als ich jene gewiſſe Romanze vernahm, die einem gewiſſen Jemand in einer gewiſſen Begeiſterung (es iſt Alles gewiß) recht aus dem Innerſten ſtrömte, und die niemand in der Welt ſingt, als eben Sie? — Es iſt ein anmuthiger, myſtiſcher Glaube, nach dem es Augenblicke giebt, in welchen der im Irdiſchen eingezwängte Menſch den Raum beſiegt, und in welchen die pſychiſche Annäherung ſo mächtig wird, daß ſie wirkt gleich der phyſiſchen, und von dieſer kaum zu unterſcheiden iſt. Die Myſtiker behaupten, daß eine Wechſelwirkung dazu gehöre, und ich bin überzeugt, daß Sie gerade in den Augenblicken, als ich Sie in W[armbrunn] hörte, in B[erlin] daſſelbe, was

---

7. und 8. Beides aus Schmidts TB: s. S. 370 Note.

ich hörte, wirklich ſangen und wenigſtens bey der Romanze ein klein wenig an mich dachten.

Mag dem nun ſeyn, wie ihm wolle, ſo war doch die Illuſion (muß ich dieſes Wort brauchen) jener myſtiſchen Augenblicke eine wahre Wohlthat für mich. Seitdem gelingt es mir nehmlich, mir Ihren Geſang ſo zu vergegenwärtigen, daß ich ihn wirklich zu hören glaube, und [ich] bin dann ſo frey, Ihnen meine Lieblingsſtücke auf einem Fortepiano zu accompagniren, das freylich einen Ton von ſich giebt, als ſchlüge man auf einen blechernen Kaminſchirm. Dies zerſtreut meinen tiefen Unmuth, den ich auch der gänzlichen Entbehrung jedes muſikaliſchen Genuſſes zuſchreibe. Die Böhmiſchen Muſikanten, die hier in der Allee aufſpielen, erheben ſich eben ſo wenig, als die hieſige ſogenannte Capelle, über die mittelmäßige SchlendriansMuſik, die mich zur Ungeduld vorzüglich deshalb treiben kann, weil der ſonſt vollen Harmonie der Grundbaß fehlt[9], der in einem ſchwindſüchtigen Fagott nicht anzutreffen. Es giebt indeſſen hier viele Leute, denen dieſe Muſik ungemein wohlgefällt und die vorzüglich das Trompettino[10] rühmen, dem der geſchickte Künſtler Töne zu entlocken weiß, welche klingen wie das erſte Jubelgeſchrey eines neugebohrnen Hahns. — An Geſang iſt nun vollends gar nicht zu denken. Den Damen, die ungefähr ſo ausſehen, als könnten ſie zur Zeit was ſingen, ſcheint der Mund verſchloſſen, und zudem fehlt es in der Gallerie (dem Verſammlungsſaal der Badegäſte[11]) an einem tüchtigen Inſtrument zur Begleitung, welches doch ſonſt in allen Sälen der Art gewöhnlich zu finden. Für eine Gunſt des Himmels mag es eine Badegeſellſchaft halten, wenn ihr vorzügliche Talente beſcheert ſind, die, ſtürmt und regnet es, (wie es hier eine ganze Zeit hindurch der Fall war) nicht allein die tödtende Langeweile zu vertreiben, ſondern auch den Geiſt in dem Schwunge zu erhalten wiſſen, der zum geiſtigen Wohl, ohne welches das leibliche ſelten aufkommt, durchaus nothig. Mir kommt in dieſem Augenblick die Erinnerung an das freundliche Liebwerda[12], das ich vor mehreren Jahren beſuchte[13] und auch diesmal, wenigſtens auf ein Paar Tage, zu beſuchen gedenke. Nicht beſſer, als dort, konnte für die Unterhaltung, für den Frohſinn der Gäſte geſorgt ſeyn, welches eben daher kam, daß dieſe Sorge von dem edlen liberalen Beſitzer und ſeiner vortreflichen Familie unmittelbar ausging. — Was vorzüglich die Muſik betrifft, ſo hörte ich damals mit wahrem Vergnügen die gut organiſirte Kapelle des Grafen Clam. Ueber Alles gingen mir aber die kleinen theatraliſchen Darſtellungen, die von talentvollen Gäſten gegeben wurden, deren wahrer Glanz aber die Familie des edlen Grafen war, die daran Antheil nahm[14]. Hier begnügt man ſich mit einer Truppe, die nicht ſchlecht genug iſt, um der Gegenſtand eines muthwilligen Spottes zu werden, der ſich bald ſelbſt langweilt, dagegen aber auch nicht gut genug, um wahres Interreſſe zu erregen. Zudem iſt der Direktor dieſer Truppe von dem unſeligen Mißverſtande befangen, der Direktoren kleiner Duodezbühnen gewöhnlich regiert, nehmlich, daß er, um die Leute anzuziehen, große Haupt- und Staats-Aktionen geben müſſe. Selbſt Volksſtücke, wie das Donauweibchen u. a., ſind auf Dekorations-Aufwand, große Raüme u. ſ. berechnet, und die Uebelſtände, die eine kleine Bude mit mannshohen Couliſſen und Vorhängen hervorbringt, erwecken in mir nicht ſowohl das Gefühl des Lächerlichen, als des Erbärmlichen, welches mich unmuthig macht[15]. Unter den Badegäſten, die doch das eigentliche Publikum ausmachen, ſind die mehrſten wohl in der großen Welt gebildet, haben viel geſehen u. ſ. Würde für ihr Vergnügen nicht hinlänglich geſorgt ſeyn, würden ſie nicht gar gern die Enge des Raumes, den Mangel der zweckmäßigen Dekoration, ja, aller ſonſtigen Beywerke größerer Bühnen, verzeihen, oder vielmehr gar nicht vermiſſen, wenn es einem Direktor gelänge, vier, höchſtens ſechs Schauſpieler und Schauſpielerinnen zuſammenzubringen, von denen nur zwey bis drey wahrhaftes, entſcheidendes Talent beſitzen, die übrigen aber nur negativ gut ſeyn dürften, und dann mit Präziſion, Laune und Feuer kleine geiſtreiche Stücke aufführte, an denen es gar nicht ſo ſehr fehlt, als man wohl denken ſollte? —

---

[9] Also wieder der Vorwurf, den H. der Glasharmonika macht und den die Kriekeberg S. 340 Mitte zugeben muß.

[10] Im Druck Trampettino

[11] s. S. 366 Note.

---

[12] am westlichen (böhmischen) Abhang der Tafelfichte, durch diese von Flinsberg getrennt.

[13] 1798; s. I 164.

[14] Ganz in dem selben Sinne berichtet Laun (a. a. O. S. 97/99) über das dortige Badeleben und die Familie des Grafen Christian von Clam-Gallas (gest. 1838; sein Sohn Eduard, geb. 1805, starb erst 1891).

Wären Sie hier! — ach, Johanna, wären Sie hier! — Was ſoll dieſer Ausruf! fragen Sie? — Er deutet auf eine Traümerei hin, der ich mich überließ, nachdem mir jene Gedanken über die Unterhaltungen einer Badegeſellſchaft durch den Kopf gefahren. — Ich dachte an Göthes Singſpiel: „Scherz, Liſt und Rache“, das ich, wiewohl in einen Akt zuſammengedrängt, zu meiner Jünglingszeit in Muſik ſetzte, und das von einer kleinen Truppe, bey der ſich drey Talente befanden, wie ich ſie nur zu den drey Rollen jenes Singſpiels wünſchen konnte, mehrmals dargeſtellt wurde, bis Partitur und Parthien zufällig verbrannten[16]. — Dies

---

[15] Hübsch schildert **Laun** (a. a. O. S. 94 f) diese Truppe des Directors **Faller** in Hirschberg: die hochschwangere Frau Director spielt einen **Ritter** &c.

[16] In der AMZ vom 21. Juli 1813 erinnert sich H., das Stück „vor mehreren Jahren [zwischen Frühjahr 1800 und Frühjahr 1802] in Posen von der Gesellschaft des Schauspiel-Direktors **Carl Döbbelin**, die sich damals dort befand, mehrmals mit der gerathenen Composition eines unbekannten Meisters aufführen gehört zu haben. Parti-

Singſpiel führte mir nun meine Fantaſie auf. Die Skapine ſtellten Sie, theure Johanna, dar, mit jener liebenswürdigen Naivität, mit jener ſchalkiſch anmuthigen Ironie, die Ihnen eigen und die unwiderſtehlich hinreißt. Der alte Doktor mit der weißen Allongenperücke, mit dem goldbeſezten Scharlachrock, der goldſtoffenen endloſen Schooßweſte, war niemals anders, als Ihr gehorſamer Diener, der den verliebten geckenhaften Wahnſinn des Alten ſo wahrhaft darſtellte, als könne das Ihnen gegenüber gar nicht anders ſeyn. Todt vor Schrecken und Angſt ſprang der Alte umher, als die liſtige Skapine in verſtellter Todesohnmacht lag, und bellte zulezt, da ſie ſich an den Pforten des Orkus wähnte, als Cerberus ſo zierlich, daß er, wie Zettel, mit Recht hoffen durfte, man würde rufen: Noch mal bellen! — Ueber die Rolle des Skapin ſage ich gar nichts, um nicht im Mindeſten das Gebilde zu verderben, das Ihnen ſelbſt, theure Johanna, vielleicht von dieſem ſchlauen, gewandten Charakter aufgegangen ſeyn könnte. — Denken Sie ſich aber das nun alles wirklich ausgeführt, und Sie werden mir zugeſtehen, daß das ein Ding ſeyn würde, das in die todte Narrheit einer Geſellſchaft, die ſich langweilt, weil ſie mit ſich ſelbſt nichts Rechtes anzufangen weiß (leider iſt das hier der Fall), wie ein elektriſcher Strahl fahren und zwey[17] Leben aufregen könnte zum wahren Nuz und Frommen des leiblichen und geiſtigen Wohls — Es wäre ſehr unrecht, wenn Sie nicht mir zu Liebe ſich, ſey's auch nur[18] einige Minuten hindurch, als die Götheſche Skapine und mich als den alten fabelhaften Doktor an Ihrer Seite denken ſollten, zumal ich

---

tur und ausgeschriebene Orchesterstimmen sollen nachher zufällig verbrannt und durchaus nicht mehr zu haben gewesen seyn." (Wiederholt Grisebach^2 [1906] XV 104.) 1818 hat H. dann, für Brockhaus' Conversations-Lexicon, sein Incognito gelüftet: s. o. S. 308 m. Note, und den Anfang von Bd. II.

[17] Wohl Druckfehler.

[18] Im Druck nur auch

Ihnen freie Hand laſſe, ſich einen beliebigen Skapin zu wählen. —

Jeder Brief enthält den Anſpruch auf eine Antwort, und es wäre gar ſchön, wenn Sie dieſen Anſpruch erfüllten. Ich weiß, daß Sie ein Brieflein nicht fünf bis ſechsmal anfangen dürfen, und verſpreche, nicht im mindeſten zu lächeln, ſollten ſich etwa drey bis vier Nachſchriften vorfinden, da jede Zeile, jedes Wort mehr von Ihrer Hand mir ſo werth und lieb iſt, daß es völlig gleich gilt, wo und wie es ſteht. — Längſt iſt Ihnen das Hiſtörchen von der Dame bekannt, die mit einem Gelehrten, der den Satz aufſtellte, daß es keinem Frauenzimmer möglich ſey, einen Brief zu ſchreiben ohne Poſtſcriptum, wettete, ſie wolle ſelbſt das Gegentheil davon beweiſen. Wirklich ſchrieb ſie auch an beſagten Gelehrten einen langen Brief. Nach dem Schluß des Briefes ſtanden aber die Worte:

> „NB. Gewonnen! — ich habe den Brief geſchrieben ohne Nachſchrift!"

und dann:

> „N. S. Sie werden doch obiges Notabene nicht etwa für eine Nachſchrift halten wollen?"

Morgen gedenke ich eine Fußwanderung nach der Koppe zu unternehmen, und freue mich auch deshalb ſehr darauf, weil das Schickſal die ſeltſamſte Geſellſchaft zuſammengewürfelt hat, die man ſich nur denken kann. — Wie ſich alles begeben, darüber ſchreibe ich, ſo Gott will, unſerm Theodor, der Ihnen alles mittheilen ſoll. Sie wiſſen, theure Johanna, daß mein humoriſtiſches Steckenpferd, ſoll es ſich vor Frauen ſehen laſſen, eines geſchickten Stallmeiſters bedarf, der es nicht zu ausgelaſſenen tollen Sprüngen kommen läßt, und ſolch ein Stallmeiſter iſt in der That Freund Theodor! —

Der Himmel nehme Sie, meine liebe, theure Johanna, in ſeine beſondere Obhut! ppp

Ende des Intermezzos

205. Von Schütze[1] (durch August Friedrich Ernſt Langbein[2]). (Wilmans 4.)

(Nach dem Original.)

[In Schleſien oder gleich nach der Rückkehr erhalten, im Auguſt oder September 1819.]

In der größten Beſorgniß bin ich — um Sie, daß Sie vielleicht wieder krank geworden, um mich, daß Sie vielleicht ſchon in Bad gereiſt ſind, ohne die Erzählung zu vollenden, die ich noch immer, noch bis jetzt vergebens erwartete. Noch von Dresden aus äußerte ich das Peinliche meiner Ungewißheit, ich kann mir nicht helfen, ich muß es[3] noch einmal in die Anfrage ausgeben laſſen: wie ſteht es mit der Erzählung? Wenn kein Kupfer dazu kommen ſollte, hätte es damit ſo große Eile nicht, und Sie in der gemüthlichen Dichtung drängen möchte ich ganz und gar nicht. Im Nothfall müßte man einen andern Gegenſtand zum Kupfer aufgeben[4]. Wiſſen möchte ich nur, wie es mit der Erzählung ſteht, und zu welcher Zeit ich beſtimmt darauf rechnen kann.

Verzeihen Sie, wenn ich ſo etwas unruhig in Ihren Muſenſitz hineinſtürme, ich faſſe mich ſchon wieder, und bin ſtill

Weimar d. 15ten Aug.
1819.

der Ihrige
St. Schütze.

205.

[1] Adresse:

Sr Wohlgeboren
Dem HErrn Kammergerichtsrath Hoffmann
Taubenſtraße № 31
durch Güte.
in
Berlin

Siegel: Mehrere Embleme, darunter ein Schild mit S

[2] S. auf der nächsten Seite Nr. 205a mit Note 2.

[3] Zuerst ſie

[4] Eine bestimmte Anzahl von Kupferstichen war vorgesehn, die nach dem Ermessen des Hgrs. auf die literarischen Beiträge vertheilt wurden.

205a. Schütze an die Gebrüder Wilmans in Frankfurt[1]. (Wilmans 4a.)

(Nach einem Auszuge des Herrn Heinrich Toebe in Breſlau.)

[Weimar, 30. Auguſt 1819.]

Der Kammergerichtsrath Hoffmann hat nicht ſo pünktlich Wort gehalten, als er verſprach. Ich ſollte ſeine Erzählung noch in Dresden bekommen, erhielt ſie aber nicht. Nun ſchickte ich eine Einlage an ihn durch Langbein[2], durch den ich erfahren, daß er ſchon ſeit 5 oder 6 Wochen verreiſt iſt, im Anfang des Septembers indeß zurückerwartet wird, ſo daß ich nun doch ſeine Erzählung bald zu erhalten hoffe. Wenn nur Jury mit der Ausführung der *früh* empfangenen Zeichnungen fleißig iſt, dann hat es wohl mit dem übrigen nichts zu ſagen. . . .

206. Für Hitzig (19):

Widmung eines Kryſtallpokals

(Umſchrift um das geſchnittene Bild des Katers Murr.)

(Nach Hitzigs Abdruck 1823.)

[Ueberreicht in Hitzigs Hauſe zu Berlin,
Friedrichsſtraße 242, „am frühen Morgen
nach ſeiner Rückkunft“ im September 1819.]

Der junge Autor ſeinem vielgeliebten Corrector[1].

205a.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers: Schütze d. 19 Sept 19.

[2] Dieser gute alte Herr lebte seit 1800 in Berlin. Gubitz (der ihn in den 'Erlebnissen' I 187/94 hübsch schildert) lernte ihn bei Kralowsky kennen, vielleicht kannte auch H. ihn von dort her.

206.

[1] Während H's Abwesenheit hatte Hitzig die Correctur der ersten 10—12 Bogen des Murr-Kreisler-Werks besorgt, mit welchem Erfolge, lehrt der Schluß des *Vorworts*, das H. im November dem Buche vorsetzte, nachdem er mit Entsetzen die Aushängebogen gelesen. Vgl. auch seine Entschuldigung Hippeln gegenüber I 272 Z. 11 f; H. nimmt hier die Schuld auf sich.

Ehe H. das betrübende Ergebniß kannte, hatte er in Warmbrunn die Zeichnung zu dem Dank-Pokal entworfen.

207. An Karl Winkler. (1.)

(Nach Nr. 208; Datum nach Otto Aug. Schulz' Angabe 1884.)

[23. November 1819.]

[Verſpricht auf Winklers briefliche Bitte einen Beitrag zur 'Abend-Zeitung'[1].]

207a. Mehrere angebliche Sendungen.

(Darunter Wilmans 4b.)

Nach Hoffmanns Behauptung in Nr. 211 hat er „am 3t oder 5t Dezember" die 'Datura fastuosa' an Schütze abgeſandt, nach der Angabe in Nr. 216 hat der Stiefelwichſer ſie mit anderen Sendungen unterſchlagen.

208. Von Karl Winkler[1]. (2.)

(Nach dem Original.)

[Erhalten Anfang December 1819.]

Dresden am 3. Dzbr. 1819.

Verehrteſter Herr Kammergerichtsrath!

Wohl erwartete ich von dem trefflichen Manne, als welchen Berufs- wie Dichterkreis Sie kundgeben, eine ſo

---

Das schöne Stück kam durch Erbschaft in die Familie Kugler und ist erst 1888 bei einem Umzuge zerbrochen (nach gütiger Mittheilung von Franz Kuglers Schwiegertochter Frau Else Kugler in Tübingen). Näheres in Bd. III.

207.

[1] Das später so bekannte Dresdener Blatt war 1805 von Schulze-Laun begründet und wurde 1808 von einem gewissen Ferdinand Hartmann fortgeführt (bis dahin Hauslehrer bei Böttiger, gab dann 1811 mit Laun einen 'Almanach für Weintrinker' heraus), ging aber Ende des Jahres ein. Erst 1817 wurde es von Winkler und Kind, die H. von Eichelkraut her wenigstens vom Sehen kannte (s. S. 161 oben), wieder ins Leben gerufen. S. den ausführlichen Bericht in Launs Mem. (1837) II 62/69, nach dem Goedeke² zu ergänzen ist.

208.

[1] Adresse:

Sr: Wohlgeb.
dem Herrn Kammergerichts-Rath
Hoffmann
in
frey.² Berlin.

freundliche Antwort. Sie überraſchte mich daher nicht, aber erfreute mich um ſo inniger. Erhalten Sie mir Ihre gütigen Geſinnungen, und gönnen Sie der Abendzeitung bald die Freude Werke Ihres Genie's aufnehmen zu können. Längſt ſehnte ich mich darnach, laſſen Sie das Sehnen ſich erfüllen. Denn leid ſollte es mir thun, wenn — wie der Verleger verſichert — eine Afterpflanze die hier aufkeimen will, ſchon in den erſten Beſtrebungen aber ſehr unglücklich geweſen iſt, und noch nicht einmal über das Weichbild hinaus ihren Duft verbreitete, der litterar. Merkur[2], auf ſeinen Blättern eher Ihren gefeyerten Namen tragen ſollte, als die an ſo vielen Orten in und außer Deutſchland bereits ſo freundlich aufgenommene Vespertine. Noch glaube ich daher, daß Herr Hilſcher nur mit der Ausſicht auf Ihren Namen locken will, wie er es durch den braven Hrn. Clauren that, deſſen bereits im Freymüthigen erſchienene Erzählung er wieder gab.

Wie ſich an eine Bitte die andre kettet, möge es bey Ihnen auch eine Gewährung an die andre thun. Und ſo trete ich denn mit der erſtern vor. Das von mir redigirte Taſchenbuch Penelope[3], von dem ich ſo frey bin Ihnen mit fahrender Poſt ein Exemplar zu ſenden[4], erfreut ſich neuerdings eines ziemlichen Vertriebs, und hat auch ſein Aeußeres nicht vernachläſſigt. Welch ein Vergnügen würde es mir ſeyn, wenn Sie dem Jahrgange 1821. eine Erzählung oder irgend einen andren Aufſatz widmen wollten! Beſtimmen Sie ſelbſt die Honorarbedingungen dafür. Bis in den May würde er noch ſeinen Platz finden.

Siegel: Leier mit Rosen und Stern.
Poststempel:

DRESDEN
5. Dec. 19

Fehlt bei Goedeke². Näheres über dieses Nachdruck-Blatt folgt oben.

[3] 1811–1848 mit Ausn. d. J. 1814.

[4] S. aber nächste Nr., am Schluß.

Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung und dem Gefühle der verehrendſten Freundſchaft

Ew. Wohlgeb.

ganz ergebenſter

Karl Winkler.

209. An Winkler. (3.)

(Nach einer Abſchrift des Herrn Carl Georg von Maaſſen in München.)

Berlin den 20 Dezbr: 1819

Hochverehrteſter Herr Hofrath!

Ganz unwahr iſt es, daß ich mit dem Verleger oder Redakteur des litterariſchen Merkurs, deſſen Exiſtenz mir erſt durch Ihr gütiges Schreiben vom 3t d. M. bekannt wurde, auch nur in die leiſeſte Berührung gekommen ſeyn ſollte; ich weiß nicht das mindeſte von ihm. So wie mir nur einige Muße wird werde ich ſogleich etwas für die Abendzeitung ausarbeiten das mir ſchon im Kopfe ſteckt.

Mit Vergnügen werde ich, ohnerachtet ich ſchon manches andere verſprochen, für die Penelope 1821 eine Erzälung ausarbeiten[1], gebe nur der Himmel, daß mir etwas recht geſcheutes einfällt, denn es iſt mir gar ſehr darum zu thun mir die gütige Meinung zu erhalten, die Sie, Hochverehrteſter Herr! für meine Arbeiten hegen. Das Honorar, was ich von den Verlegern erhalte, beträgt, wenn der Druck von der Art iſt wie zB. in den T.B. für Liebe und Freundſchaft, à Frdor pro Bogen was mir nach Auslieferung des Mnskripts bezahlt wird.

209.

[1] Ist nicht geschehen, auch für die späteren Jgg. nicht.

Das mir gütigſt verſprochene Exemplar der Penelope habe ich bis jezt nicht erhalten.

Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung
habe ich die Ehre zu ſeyn
Hochverehrteſter Herr Hofrath
Ihr innigſt ergebenſter
Hoffmann

210. An Ludwig Robert[1]. (1.)

Mit dem erſten Bande des Murr-Kreisler.

(Nach dem Original.)

Berlin den 20 Dezbr: 1819
Taubenſtraße No 31.

Gar erfreulich war es mir ein Zeichen Ihres Andenkens zu erhalten und an unſere gemüthliche SeraphinenAbende[2] auf ſo hübſche Weiſe erinnert zu werden. — Sie haben wohl Recht, von allen Seiten her kommen mir jezt Aufforderungen Beiträge zu liefern zu Taſchenbüchern Zeitſchriften und was weiß ich woran noch mitzuarbeiten; und dabey häuft ſich meine Dienſtarbeit, da ich auch bey den heilloſen damagogiſchen Umtrieben (ein barbariſches Wort) zum Com-

---

210.

[1] Adreſſe:

Herrn
Ludwig Robert
in
Carlsruhe
Abz. in der Brauniſchen Buchhandlung

Oblatenverschluß mit Palmbaum-Pressung.
Poststempel:

BERLIN
26. DEC.

Der Brief ist also über Weihnachten liegen geblieben.

[2] Dementsprechend hatte Reimer in den Meßcatalogen für Ostern und Michaelis 1818 angekündigt: 'Die Seraphinenbrüder. Gesammelte Erzählungen und Mährchen von E. T. A. Hoffmann'.

miſſario hieſelbſt ernannt bin[3], ſo ſehr, daß meine Muße ſich immer mehr einengt.

Demunerachtet können Sie wohl glauben daß ich ſolche Aufforderungen zu unterſcheiden weiß und nur denen zu gnügen mich bemuhe, die mich wahrhaft anſprechen. Daher komt es denn auch, daß ich fur Ihr Taſchenbuch gar gern etwas liefern will, und, gebehrdet ſich mein Genius nicht wie ein Tölpel ſondern zeigt ſich fein munter, ein Mährlein zu fabriziren gedenke[4]. Ich erhalte von meinen bisherigen Verlegern 4 bis 6 Fridrichsdor pro Bogen und zwar nach Empfang des Manuſkripts. Im Fall Ihr Taſchenbuch nicht enger gedruckt iſt als das Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen oder für Liebe und Freundſchaft verlange ich nur 4 Frid:, und will mir Hr. Braun dies Honorar nach Empfangnahme des Manuſkripts zahlen, ſo bin ich bey der Hand. Bis zu Anfang Aprills hätten Sie das Mnſkrpt in Händen ſo daß die Zalung zur Oſtermeſſe erfolgen könte. — Das ſind erkleckliche Mercantilia nicht wahr? — Schreiben Sie mir daruber![5]

Künftig mehr und beſſer! Diesmal erbitte ich mir nur noch die Fortdauer Ihrer Freundſchaft, Ihres gütigen Wohlwollens

Ihr ergebenſter
Hoffmann

Kater Murr empfiehlt ſich angelegentlich und bittet um Ihre gütige Protektion.

---

[3] Wie H. bei diesem Auftrage zu Muthe war, hat er brieflich nur Hippel'n gegenüber ausgesprochen (Hippel wagte jedoch 1824 nicht, eine vollständige Abschrift davon der Post anzuvertrauen, und Hitzig glaubte sogar diesen Auszug [wiederh. I 269 f] erst 1839 ohne Gefahr veröffentlichen zu können).

[4] Vermuthlich plante H. schon jetzt eins der beiden Märchen, die er 1821 ausführte: die 'Königsbraut' oder den 'Meister Floh'.

[5] Dieser Satz anscheinend nachträglich eingeschoben.

211. An Schütze. (Wilmans 5.)

(Nach der handſchriftlichen Angabe des Empfängers 1824.)

[15. Januar 1820.]

[Ich (Schütze) ſei ja über die Erzählung, die er (Hoffmann) den 3^{t} oder 5^{t} Dec. v. J. an mich abgeſchickt habe, ſo ſtille, ob ich etwa nicht recht zufrieden damit wäre.]

212. Albumblatt für einen Muſiker[1].

(Nach Leo Liepmannsſohns Beſchreibung 1895.)

[20. Januar 1820.]

[Vierſtimmiger Canon mit dem Text:]
Schwer iſt die Kunſt und kurz das Leben.

[Darunter:]
Zum freundſchaftlichen Andenken ſchriebs
E. T. A. Hoffmann
Berlin, den 20^{t} Januar 1820.

213. Von Schütze. (Wilmans 6.)

(Nach Schützens handſchriftlicher Angabe 1826.)

[Erhalten gegen Ende Januar 1820.]

[Hat nichts erhalten.]

212.

[1] Auf der Rückseite Eintrag von *Pierre Rode à d. Berlin 15. janvier 1820.*

214. Von Ludwig Robert[1]. (2.)

(Nach dem Original; die Abſätze von uns eingeführt.)

[Erhalten Ende Januar 1820.]

Der leidige Geiz iſt die Wurzel alles Uebels. Aus ihr erwächſt alſo auch die große Späthaftigkeit dieſes Briefes, der ſchon vor Acht Tagen hätte zu Poſt kommen können; zur Poſt nehmlich; aber da wollte ich ihn nicht hingeben, um Ihnen das wüthige Porto zu erſparen; denn ein ächter Filz iſt auch in eines Andern Seele geizig. Seele — Beutel. Der Freund aber, der Ihnen dieſen Brief bringt, hat ſeine Reiſe von Tag zu Tag bis jetzt verſchoben; und ſo geht dieſer Brief erſt Uebermorgen ab und wird wohl 10 Tage unterweges bleiben.

Indeſſen, ſo hoff' ich, werden Sie wohl das verſprochene Märchen im Geiſt und Herzen ſchon erfunden haben und es alſo leicht bis zu der verſprochenen Zeit uns einſenden können. Ich verſpreche Ihnen demnach im Namen des Hrn. Braun vier Friedrichs'or für den Bogen und werde die pflichtmäßige Sorge tragen, daß Sie Ihr Geld promt zur Oſtermeſſe erhalten. Sehr dankbar bin ich Ihnen für Ihre gütige Auszeichnung und freue mich recht, wieder ein géniales Märlein von Ihnen zu leſen, von dem mir, kraft meines Hebammenrechts, ein Theil des Ruhmes, wenigſtens im

---

214.

[1] Adresse:

Seiner Wohlgeb.
dem Herrn Kammergerichtsrath
Herrn Hoffmann
Taubenſtraße № 31
in
d: G: Berlin

eignen Bewußtſeyn, nicht entgehen kann. Märchenſtoff mögen Ihnen Ihre jüngſten Amtsgeſchäfte wohl genugſam geben. Der Kampf mit den dämagogiſchen Umtrieben könnte ja Hallegoriſch und Jenalogiſch[2] dargeſtellt werden; ein dummer Groberian[3] könnte der Held und Köllniſch Waſſer[4] das Element des Märchens abgeben. Grobian würde der ſchönen keuſchen Jungfrau Europa auf eine handgreifliche Art die Kur machen, und ächt-weiblich würde ſich dieſe die Preßfreiheit verbitten und ihn auf die Finger ſchlagen. Doch ich will Ihnen nicht vorgreifen. Der Redakteur muß ſich, trotz ſeiner Verantwortlichkeit, dem Autor gegenüber zu beſcheiden wiſſen[5].

Was den Kater Murr betrift, ſo muß ich zu meiner Schande geſtehen, daß ich die Bekanntſchaft dieſes vortrefflichen Mannes bis jetzt noch nicht gemacht habe. Ich werde mich aber in den nächſten Tagen ihm vorſtellen laſſen. Zwar habe ich es verſchworen, neue intereſſante Leute kennen zu lernen; aber ein génialer Kater macht eine Ausnahme von den gewöhnlichen berühmten Menſchen. Meiner gütigen Protektion, wie Sie gütigſt ſchreiben, bedarf es aber wohl keinesweges. Ein Hofmänniſcher[6] Kater empfiehlt ſich wohl durch eigene réele Eigenſchaften. Durch ſeine ſchöne äußere Form, durch ſeine Hofſitte wird es ihm ſchon gelingen Eingang bei der ſchönen Welt zu finden und durch ſeine katerhafte Mannheit wird er ſich auch darin zu erhalten wiſſen. Nie wird ein Marque[u]r von ihm ſagen können, daß er ſchon Zimmet trinke; und jeder kritiſche Seher ihm ewiges Leben prophezeihen. Uebrigens danke ich Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit geben, mich in die Thierwelt zu flüchten und bin

---

[2] In Jena war 1815 die erste Local-Burschenschaft und 1818 die Allgemeine deutsche Burschenschaft gegründet; Halle war die preußische Universität, die die meisten Burschenschaften zählte. Die Demagogenverfolgung richtete sich bekanntlich in erster Linie gegen die Burschenschaften.

[3] Außer den Burschenschaftern galt der harmlose Polterer Jahn für den gefährlichsten „Demagogen“. Vgl. Nr. 167a mit Note 4 (S. 280). Bekannt ist, wie unerschrocken H. diesem ihm nichts weniger als sympathischen Manne in seinen beiden Processen Recht zu verschaffen suchte. Die Acten der Criminaluntersuchung gegen Jahn sind 1855 von Pröhle veröffentlicht; die Akten der Privatklage Jahns gegen Kamptz waren bereits 1843 von Dorow publicirt. (Dieser Abdruck ist bis heute der einzige vollständige geblieben; einen Auszug aus den Acten hat dann zuerst der vielfach literarisch thätige Berliner Amtsgerichtsrath Forck gegeben (in der Voss. Ztg. vom 24. Dec. 1884), dem später Wellmer, Ellinger, Grisebach, Holtze gefolgt sind.) Vielleicht ergiebt sich einmal die Gelegenheit, die Acten beider Processe vollständig vorzulegen.

[4] also Spreewasser. Vielleicht Anspielung auf das übermäßige Baden und Wassertrinken der Anhänger Jahns.

[5] Aus Roberts Taschenbuch ist dann nichts geworden.

mit Achtung und Freundſchaft

Mannheim d. 20t Jann. 1820

Ihr
ergebenſter Diener
Ludwig Robert

Dürft' ich Sie bitten, Hitzig recht herzlich von mir zu grüßen!

---

[6] Dies der letzte Wortwitz (vgl. übernächste Zeile „Hofsitte“). Robert wußte, wie die Adresse des Briefes zeigt, daß H. sich mit ff schrieb. — H's Urtheil über den Briefschreiber s. am Schluß des Briefes an Schall vom 19. Jan. 1822.

H. behandelte 1821, nachdem die Commission ihre Thätigkeit beendet, die Demagogenhetze zweimal literarisch, aber im umgekehrten Sinne als Robert hier vorschlägt. Vgl. Ellingers Aufsatz 'Das Disziplinarverfahren gegen E. T. A. Hoffmann' (in der 'Deutschen Rundschau' vom Juli 1906) und meine Ausgabe des 'Meisters Floh' (Berlin, Bard, 1908).

215. Von den Gebrüdern Wilmans. (7.)

Begleitſchreiben zu einer Kiſte mit 50 Flaſchen Rheinwein (Rüdesheimer Hinterhaus, Jahrgang 1811[1]).

(Nach dem Original.)

[Erhalten Mitte Februar 1820.]
Frankfurt a/M d. 11 Febr. 1820.

Wohlgebohrner
Hochgeehrteſter Herr!

Wenn man die Verehrung und die Dankbarkeit ſo gern an den Tag legt, wie wir es gegen Sie Verehrteſter wagen — ſo iſt die Hofnung einer gütigen freundlichen Aufnahme ſchon ein ſüßer Lohn, möge dieſe für uns ſo ſchmeichelhafte Hofnung doch durch die gütige Aufnahme des Inhalts beifolgender Kiſte von Ihnen erfüllt werden. Dieß iſt unſer herzlichſter Wunſch.

Die ohne alle Schmeichelei dürfen wir es ſagen, äußerſt intereſſanten Erzählungen und unter dieſen vorzüglich Fräulein Scudery, womit Sie die Güte hatten, ſeit einigen Jahren unſer Taſchenbuch: der Liebe und Freundſchaft zu beſchenken, verſchafte denſelben ein größeres Intereſſe und vermehrte den Abſatz, wofür wir Ihnen noch beſonders unſere innigſte Dankbarkeit bezeigen, und nur noch den Wunſch hinzufügen, daß Sie auch Ihre fernere Wohlgewogenheit uns erhalten und unſer Taſchenbuch auch in Zukunft ſo reich wie bisher beſchenken möchten[2].

215.

[1] Ueber das Weinjahr 1811 s. S. 354 oben m. Note 8. — H. erwähnt das große Geschenk in Nr. 216 und 219 IX, noch ein Jahr nach dem Empfang spricht er in den 'Serapions-Brüdern' von dem „sehr edlen Wein, den ihm ein Freund vom Rhein her gesendet" (IV 586).

[2] Eine liebenswürdigere Mahnung um die '*Datura*' ist wohl nicht denkbar.

Unſer geſchätzter Freund Herr Dr St. Schütze wagte ſchon einmal die Bitte: uns mit einem ganzen Werke Ihrer Muſe zu beehren. Wir wiederhohlen dieſen unſern herzlichſten Wunſch, indem wir Ihnen die Verſicherung geben daß wir alles aufbieten werden, Ihre ganze Zufriedenheit bei dieſem erſten Verſuche zu gewinnen.

Mit innigſter Hochachtung haben wir die Ehre zu unterzeichnen

Ew. Wohlgebohren

gehorſamſte Diener

Gebr: Wilmans

216. An Schütze. (Wilmans 8.)

(Nach den handſchriftlichen Angaben des Empfängers 1836.)

[März 1820.]

[„Der Stiefelwichſer hätte aus reiner Faulheit mehrere Briefe untergeſchlagen[1]; nach der noch vorgefundenen Diſpoſition und den Notaten könne er (Hoffmann) aber das Ganze mit Leichtigkeit wieder herſtellen.“

Von Wilmans' fürſtlichem Nachtragshonorar iſt er „ſehr überraſcht“:] Solch einen Glauben habe ich in Iſrael noch nicht funden!

216.

[1] Sic.

217. Sonett für Johanna Eunike. (1.)

(Der Wortlaut nach Gubitzens Abdruck im 'Geſellſchafter' von 1833; Satzanordnung und Schreibung nach Hoffmanns Concept.)

Kater Murr an Johanna die Sängerin.

Am 2. März 1820.[1]

Mir traümt', es wär' ein holdes Kind gebohren,
Und dies und jenes dachten die Gedanken,
Es ſaßen Richter in Gerichtes Schranken[2]
Und ſprachen: ja! das Kindlein iſt erkohren!

Wollt' Satan murmeln: Ha! ſie iſt verlohren?
Nein! — ſanft und engelsmild? — wo gäb' es Wanken?
Wo leuchtet[3] Licht, dem Tod und Nacht nicht ſanken?
O ſchlimmer Klang, entfleuch bethörten Ohren!

Ein liebes[4] Kind, gewiegt in duft'gen Roſen,
Kann, Himmelskeim[5] entſtrahlt, der Welt gebieten,
Kann Blitz entzünden in dem kirr'gen Herzen.

Doch Bildlein[6] zart, in ſüßem ſanftem Koſen
Verſchleuß dein Ohr nicht bangem Sehnſuchtswüthen —
Denn Kater Murr[7] klagt auch romant'ſche Schmerzen.

Murr
étudiant en belles lettres
et chanteur très renommé

217.

[1] Im Concept
Murr an Johanna
d. 2t März 1820

[2] Conc. zuerst auf Gerichtes Banken

[3] Conc. zuerst Wo wär' das

[4] Conc. zuerst ſüßes

[5] Conc. zuerst dieſem Keim

[6] auch von Fouqué gern für „Mädchen" gebraucht: vgl. H's Citat S. 272 m. Note 2.

[7] Conc. zuerst Das Käterlein, dann Käterlein Murr, mit falscher Betonung; die naheliegende Fassung des Drucks nicht im Concept.

218. Von Beethoven

(durch einen gemeinſamen Bekannten[1]).

(Nach Hitzigs Abdruck 1823.)

[Erhalten wohl April 1820.]
Wien den 23ten März 1820.

Ich ergreiſe die Gelegenheit, durch Herrn . . . mich einem ſo geiſtreichen Manne, wie Sie ſind, zu nähern. Auch über meine Wenigkeit haben Sie geſchrieben, auch unſer Herr . . . . . . zeigte mir in ſeinem Stammbuche einige Zeilen von Ihnen über mich. Sie nehmen alſo, wie ich glauben muß, einigen Antheil an mir. Erlauben Sie mir zu ſagen, daß dieſes von einem mit ſo ausgezeichneten Eigenſchaften begabten Manne Ihresgleichen mir ſehr wohl thut. Ich wünſche Ihnen alles Schöne und Gute und bin

Ew. Wohlgeboren
mit Hochachtung ergebenſter
Beethoven

219. An Speyer. (3.)

Anſcheinend mit dem erſten Bande des Murr-Kreisler.

(Nach dem Original. — Unſere erſten vier Abſätze bilden dort nur Einen.)

Vorbemerkung.

Dieſer Brief iſt wohl der wichtigſte im vorliegenden Bande. Wie ernſt ihn Hoffmann auch formal genommen hat, zeigen die vielen ſtiliſtiſchen Verbeſſerungen. Um unſere Erläuterungen unter dem Text nicht ſo häufig zu unterbrechen, haben wir die erſte Faſſung der geänderten Stellen in dieſem Falle ausnahmsweiſe mit Buchſtaben bezeichnet und auf jeder Seite getrennt von jenen aufgeführt. Ferner haben wir, um das Citiren zu erleichtern, die zehn Haupt-Abſchnitte des Briefes durch römiſche Zahlen bezeichnet. Der weſentliche Inhalt dieſer Abſchnitte iſt folgender:

218.

[1] Leider hat Hitzig seine Sucht, alle Namen zu tilgen, auch bei diesem Billet bethätigt, so daß wir nicht wissen wer der Ueberbringer war.

I. Speyer war H's einziger Freund in der fürchterlichen Bamberger Zeit.
II. In Berlin geht es H. dienſtlich ſehr gut,
III. auch literariſch ſteht es gut mit ihm (Murr-Kreisler!), während ſich
IV. Hr. Kunz bis zuletzt erbärmlich benommen hat.
V. H. war krank, konnte dafür aber eine Badereiſe nach Schleſien und Böhmen machen.
VI. Wie ſteht es mit Julien? Sie ſoll geſchieden ſein. Gruß an Julie.
VII. Fragen nach ſonſtigen Bambergern.
VIII. Bader und Frau.
IX. Einladung nach Berlin; Lob von Speiſe und Trank daſelbſt.
X. Schluß.

Berlin Taubenſtraße No 31. D. 1t May 1820

Geliebteſter Freund!

[I]

Da Sie ein ſolider Mann ſind von den vortrefflichſten Grundſätzen, ſo hegen Sie gewiß auch die richtige Meinung, daß an einander ſchreiben und an einander denken gar was verſchiedenes iſt. Verſichern darf ich daher nicht erſt mit vielen Worten, daß, unerachtet ich lange genug ſchwieg, das lebhafteſte Andenken an Sie auch nicht einen Moment aus meiner Seele wich oder auch nur verblaßte. Wohl kann ich es ſagen, daß unſer gemüthliches Zuſammenſeyn in B[amberg] das einzige iſt, deſſen Erinnerung aus jener böſeſten Zeit aller böſen Zeiten, durchaus mir hell und rein, ohne Makel und auch ohne auf dieſe jene Weiſe die vernarbten Wunden wieder aufzureißen, erſcheint. Legte mir aber auch damals das Schickſal ſolch harte Prüfungen auf, daß ich noch nicht begreife, wie ich ſie überſtanden, zwang es mich oft, wie in heillos gewagtem Spiel Ehre, Ruf, Leben einzuſetzen (Sie verſtehen mich daß hier mehr vom innern Leben die Rede iſt als vom äußern) ſo iſt doch bald darauf, ich möchte ſagen, in dem Augenblick als ich den Fuß in Berlin hineingeſetzt, die Verſöhnung erfolgt mit all' den feindlichen Mächten, die mich zu Tode hetzen wollten! —

[II]

Ich weiß, Liebſter! daß Sie Theil nehmen an meinem Treiben und Thun und freuen wird es Sie daher gewiß zu hören, daß mein Standpunkt im Geſchäftsleben wirklich von der Art iſt, wie ich ihn nur wünſchen kan. — Man erzeigte mir die Wohlthat, mich nach meinem Rathspatent vom Febr: 1801[1] in das Kammergericht einrücken zu laſſen und dieſe Anciennität bringt mir den Vortheil, daß ich jezt ſchon zum älteſten mithin vorſitzenden[a] Rath, der in vorkommenden Fällen den Präſidenten vertritt, hinaufgealtert bin und ein Gehalt von 2300 rth Cour:, zur Hälfte Gold, beziehe[2]. — In Berlin iſt das nicht ſo ſehr viel, aber doch hinlänglich um nicht hinter dem Ofen ſitzen zu dürfen. Klagen könt' ich über viele Arbeit, zumal, wie Sie vielleicht aus öffentlichen Blättern wiſſen werden, mich des Königs Majeſtät zum Mitgliede einer ImmediatJuſtiz-UnterſuchungsCommiſſion ernannt haben, die ſich ausſchließlich mit der Unterſuchung geheimer ſtaatsgefährlicher Verbindungen beſchäftigt, indeſſen arbeite ich gern und dem Himmel ſey es gedankt! — leicht und friſch von der Hand weg! —

[III]

Von meinem litterariſchen Treiben nehmen Sie doch wohl dann und wann Notiz! — Ich empfehle Ihnen den höchſt weiſen und tiefſinnigen Kater Murr, der in dieſem

---

219.

a. Zuerst der älteſte mithin vorſitzende

---

[1] rect. 1802. Vgl. S. 306 Note 14.

[2] Nach Rescript vom 3. Januar 1820 erhielt H. vom 1. April ab abermals (s. S. 343 Note) eine Zulage von 300 rth, also zusammen 1600 rth pensionsfähiges Gehalt. Dazu scheinen also noch 700 rth Neben-Einnahmen, z. B. aus der Theilnahme an der Demagogenverfolgungs-Commission, gekommen sein.

Augenblick neben mir auf einem kleinen Polſterſtuhl liegt und ſich den außerordentlichſten Gedanken und Fantaſien zu überlaſſen ſcheint, denn er ſpinnt erklecklich! — Ein wirklicher Kater von großer Schönheit (er iſt auf dem Umſchlage ſeines Buchs frappant getroffen) und noch größerem Verſtande, den ich auferzogen, gab mir nehmlich Anlaß zu dem ſkurilen Scherz, der das eigentlich ſehr ernſte Buch durchflicht. — Uebrigens zalen mir jezt die Buchhändler Honorare vor deren Klang Hr. Kunz — ſofort rücklings über in Ohnmacht ſinken würde —

[IV]

Ja![b] — Hr. Kunz! — Der gute Mann hatte ſich darauf geſezt, mir von Zeit zu Zeit, die unzarteſten unangenehmſten Dinge die mein Verhältniß mit ihm als Verleger[c] betrafen, zu ſchreiben und mich dadurch lebhaft in jene heilloſe Periode zurück zu verſetzen, in der mancher glaubte, dem Verlaſſenen, Bedürftigen, alles bieten zu können. Der lezte Brief enthielt witzige Variationen über das Thema: Theurer Freund! — Z. B. ja! Sie ſind wirklich ein theurer Freund denn Sie kommen mir theuer zu ſtehen — Und nun folgte eine ApothekerRechnung des ungeheuern Schadens, den ihm der Verlag meiner Fantaſieſtücke verurſacht, dann aber — mirabile dictu — die Aufforderung, ihm ferner Werke im Verlag zu geben!! que pensez vous mon cher! — Natürlicherweiſe habe ich gar nicht geantwortet! —

[V]

Als mir innig befreundeter Arzt wird es Sie ferner interreſſiren, daß ich in dem Frühling des vorigen Sommers[3]

---

[b] Zuerst H pro[bes]

[c] Zuerst Buchh[ändler]

---

[3] Wohl verschrieben statt „Jahres". Ueber Charakter und Dauer der Krankheit vgl. die Nrn. 196 m. Note 2 (S. 336) u. 201 (S. 343).

zum Tode erkrankte und zwar an den Folgen zu großer Anſtrengung in der Arbeit und an einer enormen Erkältung die noch dazu die erbärmliche Urſache hatte, daß ich im Winter[d] nach einer feierlichen Cour bey Hofe, der auch die Dikaſterien beiwohnten, in der Uniform (Schuen und Strümpfen) ohne Ueberrock auf dem eiskalten von allen möglichen Paſſatwinden durchſtrichenen Korridor des Schloſſes wohl eine halbe Stunde auf den Wagen warten mußte. — Verhärtung im Unterleibe — gichtiſcher Zuſtand ppp Dieſe Krankheit hatte aber die angenehme[e] Folge, daß es mir vergönnt war vorigen Sommer von Julius an bis in den September hinein mich cum uxore in dem herrlichen ſchleſiſchen Gebürge (Warmbrunn, Flinsberg, Landek) aufzuhalten und auch eine PuſſFahrt nach Prag herüber zu machen. — Seit dieſer Reiſe bin ich auf eine beinahe unanſtändige Weiſe geſund! —

[VI]

So viel von meinem pſychiſchen und phyſiſchen Zuſtande, jezt zu Bambergianis die mich auf das höchſte intereſſiren —

Sagen Sie — ſprechen — ſchreiben Sie, iſt es wahr? — Doch was? — Alſo! — Vor zwey Tagen hörte ich in einer Geſellſchafft eine Nachricht die mich tief bis in das Innerſte hinein erſchütterte, ſo daß ich lange an nichts anders denken konte.

Fanny Tarnow (die bekannte Schriftſtellerin) erzälte mir von Hamburg kommend[4], daß Julie von ihrem Mann geſchieden und nach Bamberg zurückgekehrt ſey. — Das wäre nun an und vor ſich ſelbſt nicht ſo was außerordentliches, aber die Schilderung von Juliens Verhältniſſen in H[amburg,] der nahmenloſen Leiden die ſie erduldet, der zulezt ſchamlos ausgeſprochenen Beſtialität des verhaßten Schwächlings, die war es, die mein ganzes Inneres aufregte. Denn ſchwer fiel es in meine Seele wie tief die Ahnung alles Entſetzlichen damals aus meinem eignen Ich aufgeſtiegen, wie ich mit der Rückſichtsloſigkeit, ich möchte ſagen mit dem glühenden Zorn eines ſeltſamen Wahnſinns alles laut werden ließ, was in mir hätte ſchweigen ſollen! — wie ich in dem Schmerz eigner Verletzung andere zu verletzen ſtrebte! — Und nun! —

---

[d] im Winter eingeschoben.

[e] Eingeschoben

[4] Dieses arme alte Mädchen war im Frühjahr 1818 nach Berlin gekommen, da ihr alter Freund Hitzig versprochen hatte ihr zu helfen; sie lernte damals bei ihm Hoffmann (vgl. Bd. III) und die Chézy kennen. Hitzig heirathete sie zwar nicht, wie sie ohne Grund gehofft hatte, vertraute ihr aber, um ihr einige Mittel zuzuwenden, die Erziehung seiner Stieftochter Betty Meyer an; nach einigen

Sie können denken, daß ich viel mit F[anny] Tarnow über J[ulien] ſprach, leider nahm ich aber deutlich wahr, was ſie verſchleiern wollte[f], nehmlich, daß der bittre Hohn des mißverſtandenen Lebens, die Schmach vergeudeter Jugend, Juliens inneres Weſen auf das grauſamſte zerſtört hat. — Sie ſoll nicht mehr ſanft — mild — kindlich ſeyn! — Vielleicht ändert ſich das, nachdem[g] ſie den Kirchhof voll zerknickter Blüthen, begrabener Lebensluſt und Hoffnung verlaſſen.

Finden Sie es gerathen und thunlich meinen Nahmen in der Familie M[arc] zu nennen oder überhaupt von mir zu reden, ſo ſagen Sie in einem Augenblick des heitern Sonnenſcheins Julien, daß ihr Andenken in mir lebt —

---

f. Zuerst zu verschleiern strebte

g. Zuerst wenn

Wochen fuhr sie dann mit dieser nach Lübeck und später nach Hamburg, um dort zusammen mit Frau Amalie Schoppe (Hebbels späterer Gönnerin) ein Mädchenpensionat zu eröffnen. Nachdem auch dieser Plan gescheitert, brachte sie ihren Pflegling Frühjahr 1820 zu Hitzig zurück und sah bei der Gelegenheit also Hoffmann wieder. (Von Berlin ging sie dann nach Dresden zur Chézy, mit der sie sich aber nach einigen Wochen — in Schandau — ebenfalls überwarf.)

darf man das nehmlich nur Andenken nennen, wovon das Innere erfüllt iſt, was im geheimnißvollen Regen des höheren Geiſtes uns die ſchönen Traüme bringt von dem Entzücken, dem Glück, das keine Aerme von Fleiſch und Bein zu erfaſſen, feſtzuhalten vermögen — Sagen Sie ihr, daß das Engelsbild aller Herzensgüte, aller Himmelsanmuth[h] wahrhaft weiblichen Sinns, kindlicher Tugend, das mir aufſtralte in jener Unglückszeit acherontiſcher Finſterniß, mich nicht verlaſſen kan beim lezten Hauch des Lebens, ja daß dann erſt die entfeſſelte Pſyche jenes Weſen das ihre Sehnſucht war, ihre Hoffnung und ihr Troſt, recht erſchauen wird, im wahrhaftigen Seyn! — — —

[VII]

Bamberg wird wohl in der ziemlich langen Zeit in der ich Nachrichtslos blieb, manche[i] Veränderungen erlitten haben. Vorzüglich wünſchte ich zu wiſſen:

1. ob Weiß ſich einen neuen Oberrock angeſchafft hat und von welcher Farbe, ſo wie ob Sutow noch zuweilen ſich ſeiner Mütze bedient ſtatt des Nachttopfs?
2. ob der Generall[ieutenant] v. St. noch lebt und Holzbauers Oper: Gunther v. Schwarzburg[5] noch ſehr ſchäzt und das Lied von der Roſe daraus deklamirt?[k]
3. ob der Pater Michel[6] noch ſeinen Spitz beſizt und die

---

[h] Zuerst Anmuth

[i] Zuerst ſo manche

[k] Zuerst nur noch ſchäzt

---

[5] Der Wiener Ignaz Holzbauer (1711—1783) hat diese seine einzige deutsche Oper erst in H's Geburtsjahr, 1776, componirt. Sie war das populärste Werk des noch im Anfang des 19. Jh. sehr beliebten Componisten; aber „es ist außerordentlich schwer für uns heute Lebenden in das Lob einzustimmen" wie Eitner ADB XIII (1881) 26 höflich sagt.

[6] Der säcularisirte Benedictinerpater Michael Kauer war der Bruder (oder etwa Schwager?) der gleich darauf genannten Wittwe „Nanette" Kauer (s. S. 250 Note 4) und hatte in der Wintersaison 1809/10 zusammen mit Soden die Direction des Bamberger Theaters geführt (Leist 137/39).

alte Kauer noch als geſpenſtiſches[l] Bettelweib von Locarno die Zimmer durchſchlarrend, die Gäſte ängſtigt?

4. ob der Dr. Ziegler ſich im lezten Carneval als Don Juan maskirt hat?[7]
5. ob Hr. Seeligmann (jezt Baron glaub' ich) noch alles theuer findet und den Achilles ſingt?
6. ob Hr. Striegel noch „'n bischen Käſe!" reicht[8] und gutes Bier kredenzt?

pp [*].

---

[*] (Sagen Sie mir, was um des Himmelswillen iſt[m] das mit Wezels Bekehrung vor ſeinem Tode?)[9]

---

[l] Eingeschoben

[m] Zuerst nur was iſt

---

[7] Der Dr Ziegler war in der That zwei Monate vor H's Fortgang, 25. Febr. 1813, auf einer Art Maskenball als Don Juan aufgetreten, während H. sich als Masetto, Kunz sich als Leporello verkleidet hatten (s. Kunzens Bericht im 'Phönix' vom 5. Nov. 1835, wiederh. Bd. III, und H's Tagebuch); die Frage hat aber einen tieferen Sinn, da Ziegler der Liebhaber der Frau Kunz war. (S. H's Tagebuch.)

[8] Der Canonicus Seubert aus Bamberg pflegte in dem nahegelegenen Buch oder Bug solches zu verlangen von dem dortigen Wirthe Striegel; H. hat ihn in einem derartigen Momente verewigt (die Zeichnung ist in einer völlig verunglückten Neureutherschen Radirung 1839 im SlS veröffentlicht).

Bei Striegel in Buch spielt auch H's Groteske nach gegebenen Stichworten 'Die Folgen eines Sauschwanzes', in der außer Striegel und Seubert auch Sutow, Speyer und H. selber auftreten.

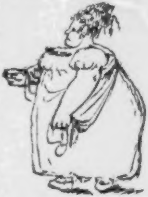
[9] (Diese Frage steht als Einschub am unteren Rande der Seite.) Kunzens mehrfach erwähnter Freund Friedrich Gottlob Wetzel war 27. Juli 1819 gestorben. Der berühmte Wunderthäter Fürst Alexander Hohenlohe erklärte dann auf Ehre, er habe ihn drei Wochen vorher katholisch gemacht, Kunz erklärte 1838 (in seinen 'Erinnerungen' I 275/303) ebenfalls auf Ehre, das sei nicht der Fall. (Darauf schildert er dann S. 305/15, wie Wetzels Geist ihm acht Tage nach dem Abscheiden „in bloßem Hemde und Strümpfen" erschienen sei und ihm eine außerordentlich einleuchtende Belehrung ertheilt habe über „das 'Wie' der Fortdauer"; unglücklicherweise habe er diese Enthüllung dann aber wieder vergessen. — Damit sei es uns vergönnt, von Kunz und seinen Erinnerungen für diesen Band Abschied zu nehmen.)

Das ſind alles höchſt interreſſante Hauptſachen, doch bitte ich noch recht viel Nebenſachen hinzuzufügen.

[VIII]

Daß unſer Bader bey der hieſigen großen Oper mit 3000 rth. Gehalt[n] (ni fallor) engagirt iſt, werden Sie vielleicht ſchon wiſſen. Er debutirt künft'gen Mittwoch als Tarar.[10]

Der Mann hat ſich eine allerliebſte kleine Frau angeſchafft von 3 Fuß 6 Zoll[o], die tragiſche Heldinnen ſpielen will, hier aber wahrſcheinlich ins Fach der komiſchen Mütter gewieſen werden wird. Wollen Sie wiſſen wie die Dame ausſieht ſo können Sie dieſelbe ſehr leicht plaſtiſch darſtellen. Nehmen Sie von dem Stoff, den Prometheus zur Bildung des Menſchen anwandte (OfenLehm — Waſſer und Erde was bildſamen Dr—k giebt, ſo wäre der Menſch potentiirter Dr—k der Schöpfung) und formen Sie daraus eine ziemlich dicke Kugel, ſtülpen Sie dieſe Kugel auf eine kleine Biertonne und Mad. B[ader] ſteht Ihnen leibhaftig vor Augen.



Es iſt doch beſſer, ich zeichne Ihnen das liebe Ding ſeitwärts hin. Nun können Sie Sich unſern Bader, der noch beinahe eben ſo jung ausſieht wie vor zehn Jahren und wo möglich noch dünner geworden iſt, denken neben dieſem Weſen! Und das kleine Ungethüm ſchüttet ein kleines Baderchen übers andere heraus als wären es Zahlpfennige! — So was iſt hart![11]

---

[n] Dies Wort eingeschoben

[o] Zuerst 4 Fuß 3 Zoll

[10] Baders Debut als Tarar in Salieri's 'Axur' fand in Wirklichkeit einen Tag später statt, Donnerstag den 4. Mai. Sein zweites Auftreten war am 9. Mai als Joseph (in Méhuls gleichnamiger Oper).

[11] Bader war von Bamberg nach

[IX]

Könten Sie es doch, Geliebteſter Freund, möglich machen einmal herüber zu kommen nach B[erlin] — Sie finden mich in einer kleinen beſcheidnen Wohnung aber in dem beſten ſchönſten Theil der Stadt, am GensdarmesMarkt gerade über dem neuen Theatergebaüde und ganz hübſch eingerichtet[12]. Meine Stellung würde es mir erlauben Sie mit den intereſſanteſten Männern bekant zu machen und Rückſichts des leiblichen Bedürfniſſe[p] würden Sie wohl auch ganz zufrieden ſeyn. Was Eleganz der Einrichtung und Feinheit und Fülle der Speiſen betrifft wetteifern wir mit den Pariſern und viele giebt es die, ächte Schmecker[13], die Reſtauration bey Jagor unter den Linden noch der bey Berry in P[aris] vorziehen. Auch würde Ihnen Ihr gehorſamer Diener einen kleinen aber exquiſiten Weinkeller öffnen können, der ſich noch neuerdings auf eine angenehme Weiſe vermehrt hat. — Aus reiner Dankbarkeit dafür, daß das Taſchenbuch für Lieb[e] und Fr[eundſchaft] der Scudery halber ſehr gut gegangen iſt, ſchickten mir die Gebrüder Willmanns aus Frankfurth, nachdem ſie die Erzälung gar reichlich honorirt, eine Kiſte mit 50 Bout[eillen] Hinterhaüſer Eilfer der ganz köſtlich iſt — Nicht einmal erfahren hab' ich, an was für

---

p. Zuerst was die leiblichen Bedürfniſſe betrift

München gegangen und hatte sich dort 1813, mit 24 Jahren, mit der Schauspielerin Sophie Laurent verheirathet, die man den „Elephanten" nannte. H's Schilderung ist nur wenig übertrieben; hinzuzufügen ist, daß Madame Sophie auch noch pockennarbig war. Sie starb 1832. Nach Caroline Bauer war die Ehe die glücklichste die ihr unter Schauspielern vorgekommen. Anlaß zur Eifersucht mag Bader ja nicht gehabt haben.

[12] Im nächsten Monat schreibt H. den selben Wunsch an Hippel (I 271 f); er spricht dabei ebenfalls vom Neubau des Schauspielhauses (vgl. dazu oben S. 273 Note Abs. 2).

[13] wie Hoffmanns Freunde Rebeur und Vaerst.

ein Haus der Wein addreſſirt war. Die Kiſte wurde mir an einem guten Morgen vors Haus gefahren und mit vieler Mühe war dem Knecht ein Trinkgeld aufzudringen. — Ich ſchlug an mein Herz und ſprach: Solch einen Glauben hab' ich in Iſrael nicht funden! —

[X]

Nun das nenne ich doch geſchwazt — Aber es war mir ſo ſehr gemüthlich wieder zu[q] Ihnen zu ſprechen, daß es mir unmöglich ſeyn mußte nicht manches einfließen zu laſſen, was Ihnen vielleicht nicht ſehr bedeutſam vorkommen wird.

Faſſen Sie nur raſch den ſchönen Entſchluß mir zu antworten und führen Sie ihn ſein auf der Stelle aus. Auf die Nachrichten von I[talien] bin ich ſehr geſpannt — Ich habe zu Ihnen, Theuerſter, recht aus vollem Herzen geſprochen — gewiß, ganz gewiß werden Sie das nicht verkennen.

Meine liebe Frau, die ſich gar wohl befindet, grüßt Sie auf das herzlichſte und innigſte. Behalten Sie mich ja lieb. Recht aus inniger Zuneigung und Freundſchaft

der Ihrigſte
Hoffmann

220. An Schütze. (Wilmans 9.)

Mit dem erſten Drittel der 'Datura fastuosa'[1].

(Nach der handſchriftlichen Angabe des Empfängers 1824.)

[Mai 1820.]

[H. ſendet die Blätter „als ein Zeichen, daß er ſeiner Verpflichtung eingedenk ſei; Fortſetzung und Schluß ſollten nicht lange ausbleiben.“]

---

[q] Zuerst mit

220.

[1] Im December bat sich H. dann mündlich den Anfang wieder aus, da er ihn mittlerweile vergessen hatte (s. Schützens Erinnerungen in Bd. III).

220A. An den Verlagsbuchhändler Joſeph Engelmann in Heidelberg[1].

(Nach dem Original.)

Berlin D. 10^{t} May 1820

Ew WohlGebohren

leztes gütiges Schreiben vom 2^{t} d. M. hat mich ſehr beſchämt. Nie iſt der leiſeſte Gedanke eines Mißtrauens in meine Seele gekommen und würde dies Mißtrauen bey dem allgemein[2] anerkannten ſo höchſt günſtigen Ruf, in dem Sie ſtehen, auch höchſt lächerlich ſeyn.

Nur Dienſtgeſchäffte, ganz unerwartet haüfige wichtige Dienſtgeſchäffte haben es mir bis jezt in der That ganz unmöglich gemacht mein Verſprechen zu erfüllen.

In dieſem Augenblick werfe ich aber alles bey Seite und beginne die Erzälung für Ihr Taſchenbuch[3] die in wenigen Tagen beendet ſeyn und abgeſendet werden dürfte[4].

Auf das angelegentlichſte empfehle ich mich Ew. WohlGeb. gütigen Wohlwollen als

Ihr ergebenſter
Hoffmann

220A.

[1] Adresse:

Herrn
Buchhändler J. Engelmann
in
Mit der Reitpoſt Heidelberg

Oblatenverschluß mit Palmbaum-Pressung.

Poststempel:

BERLIN
12. MAI.

Ueberschreibung d. Empfängers:

1820. Berlin
10 May Hofmann
18 —
25 Juny
13. 14. Aug.

[2] Eingeschoben.

[3] die 'Cornelia': s. Nr. 186 (S. 314/17).

[4] Die drei Mahnungen, die Engelmann (laut Ueberschreibung) noch an H. richtete, halfen ihm nichts, wie schon S. 316 Note 10 gesagt.

221. Von Fouqué. (17.)

Mit den 'Vier Brüdern von der Weſerburg'[1].

(Nach dem Original.)

[Erhalten Ende Mai 1820.]

Nennhauſen, am 22$^{\text{th.}}$ Mai, 20.

Vier alte Ritter, — chronologiſch, mein ich, alt, —
Den Jahren nach, und der Conduite nach, noch jung, —
Sie poltern, Kreisler, Eure Steigen kühn hinauf
Reſpectlos bei von Alten, ihm, dem Oberrath
Des Bau's vorbei, daß Der ergrimmt die Feder ſtampft,
Und den genialen Nachbar droben ſehr verwünſcht,
Zu dem curioſe Leute kommen ohne Zahl; —
Sie poltern, Kreisler, an die Thüren Euch, daß Murr —
Ingrimmig, gleich dem Oberbaurath — drob miaut,
Und wild an ihnen hinſchießt, Feuerzorn im Blick. —
Der Oheim Wolfgang aber iſt manierlicher,
Weiſ't ſie zur Ruh', und lächelt:

„Hm! Seid Ihr deshalb
So weit herumgekommen in der ganzen Welt,
Daß Ihr bei dem Gerichtsrath von der Kammer nun
Euch im geringſten nicht zu conduiſiren wißt?
Ich hatte ſchon mit Räthen des Gerichts zu thun,
Und fand mich recht gemüthlich ſtets mit ihnen ab.
Der Ein' iſt ja im Grunde gar mein Schwiegerſohn! —
Ihr ſtaunt mich an. Ja, hiervon freilich wißt Ihr nichts.
Doch Der hier wohnt, — er — glaub' ich — ſchließt das Räthſel auf,

---

221.

[1] Diese „altdeutsche Rittergeschichte in vier Büchern“ war, 700 Seiten stark, soeben als IV. Bd. des 'Altsächsischen Bildersaals' (vgl. Note 1 zu Nr. 168 auf S. 390 f) beim Verleger des 'Frauentaschenbuchs', Schrag in Nürnberg, erschienen.

Dafern er — wie ich denke — mich alsbald erkannt
In dieſer meiner wunderlichen Maskentracht.
Doch von dem Hoffmann hoff' ich, er verſchweigt alsdann
Das Wort des Räthſels vor dem lauten Marktgewühl! —
Gerichtsrath, thut hübſch auf, und nehmt's für übel nicht,
Wenn Euch durch die vier wunderlichen Burſchen hier
Der Wallborn mahnt, — Ihr wißt: an's Frauentaſchenbuch!
Der Mann in Nürnberg ſchreit und ſchreibt gewaltiglich
Nach Eurer Mähr, und Wallborn fängt an, mitzuſchrein.
Der Wallborn hat 'ne Stimme, die beinah ſo lärmt,
Als der Zehntauſendſchreier einſt auf Ilions Feld
Sich ließ vernehmen, da ſein theures Blut ihm floß.
Schafft dem verrückten Wallborn, bitt' Euch, Ruh und Luſt,
Und ſchreibt, Ihr minder kaum verrückter Kreisler, ſchreibt!"

Thut ihm den Willen, Kreisler, dem ehrſamen Herr'n,
Obgleich er ſeltſam über uns Zweibeide ſpricht.
Er meint es doch in ſeinem Herzen gut mit uns.
Schreibt, Kreisler![2] Und empfehlt mich Euerm Ehgemal!
Und wiſſet, daß, wie alle Welt, auch hier die Welt
Euch um die Scudéry ausnehmend preiſt. —
Dem Murr entbiet' ich meinen rechten Vorderfuß. —
Ihr kennt mich an der Schrift ja längſt. Weil Ihr jedoch
Gerichtsrath ſeid[3], will den Formalitäten nicht
Ihr Recht ich nehmen, ſondern unterzeichne mich
Als

Wallborn
welcher manchmal zum Ixion wird.[4]

---

[2] In der That arbeitete H. zwei Jahre darauf an einer Erzählung für Schrag (s. a. Bf. vom 26. Mai 1822), vielleicht dem 'Feind', den Hitzig dann in seiner unvollendeten Gestalt an Schrag gab.

[3] Im Original verschrieben 'ſein'

[4] Das Ganze, wie man sieht, eine Fortführung der Correspondenz zwischen Wallborn-Ixion und Kreisler, die 1814 in den 'Musen' geführt wurde und seitdem schon dreimal (theils von H., theils von Fouqué) neugedruckt war.

Mir ſchreibt Profeſſor Heinrich Voß[5] aus Heidelberg,
Die Lina Paulus — vulgo Frau von Schlegel[6] — ſei
In Eure Schriften gar gewaltiglich verliebt. —
Ihr ſeht, ich mahn' Euch damit gleichfalls ganz verblümt
An die hesperiſche, verheiſſ'ne Recenſion.[7]
O Kreisler, Kreisler, ſagt, wer hätte das gedacht,
Daß es nun auch hesper'ſche Recenſionen giebt!
Ja nun, wo's Aepfel giebt, giebt's Recenſionen auch. —
Doch wahrlich, ſtaunenswürdig bringt die Bildung vor! —
Auf Island auch erbau'n ſie jetzt 'ne Bücherei.

---

[5] Dieser liebenswürdige aber unselbständige Sohn des alten Kampfhahns war Ende 1806 seinen Eltern nach Heidelberg nachgezogen. Er redigirte den poetischen (und den philologischen) Theil der 'Heidelberger Jahrbücher'.

[6] Der bekannte Rationalist Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761—1851) war seit 1789 verheirathet mit seiner geistreichen Cousine Caroline geb. Paulus (1767—1844) und lebte seit 1811 in Heidelberg als bester Freund des alten Voß. Seine Tochter Caroline Sophie (1791–1847) hatte sich bekanntlich 30. Aug. 1818 mit August Wilhelm von Schlegel trauen lassen, sich dann aber geweigert, mit ihm nach Bonn zu ziehen, da sie (nach Heines Ausdruck) „nicht bloß symbolisch vermählt sein wollte". Offenbar meint Fouqué hier die Tochter, der er versehentlich den Rufnamen der Mutter giebt.

[7] Heinrich Voß hatte vor knapp einem halben Jahr (7. Dec. 1819) Fouqué auf dessen Anerbieten von Recensionen geantwortet: „Von Grillparzer's und Hofmann's neuesten Werken, die ich Ihnen vor allen nennen müßte, waren bereits Recensionen da, als sie mir die schöne Hoffnung gaben, ich würde von Ihnen noch mehr erhalten." (In der That sind im Jg. 1819 [78 Nrn.] Grillparzers 'Sappho' [in Nr. 74], H's 'Klein Zaches' [Nr. 57] und die ersten beiden Bände der 'Serapions-Brüder' [Nr. 76] angezeigt.) In Ermanglung dieser Dichtungen hatte Voß nun dem Fouqué unter anderen Novitäten zwei Kreuzzugs-Epen obscurer Herkunft und die 'Gabriele' der Johanna Schopenhauer zur Besprechung vorgeschlagen und ihm anheimgestellt, bei Gelegenheit der 3. Aufl. von Jean Pauls 'Hesperus', die soeben bei Reimer erschienen war, einige Worte über dieses Werk zu sagen. (Kletke S. 536 f.)

Fouqué hat dann thatsächlich die beiden Epen [in Nr. 52] und die 'Gabriele' [Nr. 65] besprochen, unter der Chiffre M. D. S. S. Den 'Hesperus' scheint er nach unserem Briefe an Hoffmann weitergegeben zu haben; dieser mag schon Reimers wegen zugesagt zu haben, es ist dann aber nichts aus dem Aufsatz geworden.

Wollt Ihr ein Buch hinſchenken? Lieber Kreisler, thut's!
Ich hab' den Auftrag, bei vernünft'gen Leuten drob
Zu ſammeln, und jetzt eben bin ich nicht verrückt.
Seid auch vernünftig, guter Kreisler! Schenkt ein Buch!

222. Vom Grafen Karl von Brühl. (2.)

(Nach dem Original. — Nur die Unterſchrift eigenhändig.)

[Erhalten Anfang Juni 1820.]

Herr Kapellmeiſter Spontini hat mir geäußert, Euer Wohlgeboren würden ſich vielleicht willig finden laſſen, die Ueberſetzung ſeiner Oper Olimpia zu übernehmen, und ich frage daher ganz ergebenſt an, ob Sie ſich dieſer Arbeit wirklich zu unterziehen geſonnen ſeyn möchten. Da das Ueberſetzen großer Muſikwerke eigentlich eine beſchwerliche, oft undankbare zeitraubende Arbeit iſt, ſo habe ich früher nicht unternehmen wollen, ſie einem Geſchäftsmanne, und noch übrigens ſo fleißigem Schriftſteller anzutragen, als Euer Wohlgeboren es ſind! Sollte Ihnen aber die oberwähnte Ueberſetzung wirklich zum angenehmen Geſchäfte werden können, ſo erſuche ich um geneigte Erklärung, da ſie freilich in keine beſſeren Hände kommen könnte als in die Ihrigen.[1] Mit ausgezeichneter Achtung und Ergebenheit unterzeichnet ſich

Berlin
den 5ten Juny[2]
1820.

Brühl

222.

[1] In der That übernahm H. das mühselige Geschäft; zwei bis drei Wochen nach Empfang dieses Briefes berichtet er Hippeln darüber (I 270 f; vgl. auch Nr. 228 a Schluß). Die Première fand aber erst ein Jahr später statt, 14. Mai 1821. Gleichzeitig erschien H's Textbuch (s. darüber Ellingers Bemerkungen S. 223/35); vom Juni bis September veröffentlichte H. dann eine lange, aber nicht vollendete Abhandlung über die Oper im Theater-Beiblatt des 'Freimüthigen'.

[2] corrigirt aus May

223. An Reimer.[1] (13.)

Mit der 'Brautwahl' aus dem Berl. Taſchen-Kal. auf 1820 in der neuen Geſtalt für die 'Serapions-Brüder'.

(Nach dem Original.)

[6. Juni 1820.]

Anliegend die rektifizirte[2] Brautwahl! —

Könte ich, Verehrteſter Freund, wohl jezt die verſprochene Remeſſe, die mir ſehr Noth thut, erhalten? —

Bitte um gütige Antwort! — Ueberbringerin iſt eine ſichre treue Perſon!

Mich Ihrer Güte und Freundſchafft gehorſamſt empfelend

Hoffm
6 Jun 20

---

224. Empfehlungsbrief an Tieck[1]

für den Hamburger Schauſpieler Kühne.

(Nach dem Original.)

Berlin D. 19 Auguſt 1820

Mit innigem Vergnügen habe ich Ihre freundlichen Worte, mein Hochverehrteſter *Freund*! (ſtolz bin ich darauf Sie ſo nennen zu dürfen) durch Hrn. Molbech erhalten ohne den Ueberbringer zu ſehen, der mich leider nicht im Hauſe traf, da ich in Geſchäfften abweſend. *Morgen* werde ich

---

223.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers:
Hoffmann
6/6. 20

[2] D. h. von localen Anspielungen gesäuberte: vgl. Ellinger S. 222.

224.

Herrn
Profeſſor L. Tiek
zu
Durch Güte. Dresden

Oblatenverschluß mit Palmbaum-Pressung.

Antwort auf Tiecks Empfehlungsbrief für den dänischen Literarhistoriker Christian Molbech (1783—1857).

aber den intereſſanten Norden bey mir bewillkommnen und mich mühen dem günſtigen Vorurtheil, das Sie, mein gütiger Freund! ihm für mich eingeflößt zu haben ſcheinen, zu entſprechen![2] —

Ach! — nur zu ſehr fühle ich das, was Sie mir über die Tendenz, über die ganze (hin und her wohl verfehlte) Art meiner ſchriftſtelleriſchen Verſuche ſagen. Mögen Sie aber meiner übrigen Verhältniſſe qua KammerGerichts-Rath etc etc etc gedenken? — Doch freilich, in der Kunſt gelten dergleichen Ausreden ganz und gar nichts —

Ich empfehle Ihnen Hrn. v Kühne, Schauſpieler aus Hamburg, der in der That auf ſchöne Weiſe in den höchſt herrlichen Phantaſus hinein gehört, und zwar, wie ich denke, rühmlicher Weiſe. —

Er überbringt Ihnen dieſe wenigen Worte, die ich, mir weiteres vorbehaltend[3], eilig aufſchrieb.

Hochachtungsvoll

Ihr innigſt ergebenſter
Hoffmann

225. An Reimer[1]. (14.)

(Nach dem Original.)

[11. September 1820.]

In dieſem Augenblick arbeite ich fleißig und Sie können, verehrteſter Freund! ſicher darauf rechnen, daß in dieſer Woche der dritte Theil beendigt wird. So ſehr läßt ſich denn doch nicht die Sache übers Knie brechen, da ich um Alles in der Welt nicht wollte daß Tom. III den erſten nachſtünde.

---

[2] Gelang nicht: s. Nr. 225 a.

[3] Ein weiterer Brief H's an Tieck ist nicht bekannt.

225.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers: Hoffmann 11/9 820.

Dies auf die heutige Erinnerung und bitte mich lieb zu behalten

Hoffm

d. 11 7br: 20

225a. Molbech an Tieck.

(Nach Holteis Abdruck 1864.)

Kopenhagen, 17. October 1820.

. . . Schon in [= ſeit] 4 Wochen bin ich zurück im heimiſchen Kreiſe . . .

Berlin hat mir wenig gefallen. Mit Hoffmann konnte ich nicht, wie mit Ihnen, zu Recht kommen.

---

226. An Hitzig. (20.)

(Nach deſſen Abdruck 1823.)

[Herbſt 1820.]

Geſtern Abend war Koreff bey mir und hatte die Güte, mir auf mein Bitten noch ganz ſpät den Aſtrolog zu ſchicken[1].

226.

[1] Nach Hitzigs Bericht (s. Bd. III) hatte Koreff seinem Dusfreunde H. zu dessen Geburtstage, dem 24. Jan. 1820, eine Serie Callotscher Kupfer [die 'Balli di sfessania'] verehrt. Zu 8 von diesen 24 Radirungen dichtete H. ein „Capriccio", das im Herbst unter dem Titel 'Prinzessin Brambilla' bei Joseph Max in Breslau erschien. (Das Vorwort ist im Sept. geschrieben, Mitte Nov. waren bereits Exemplare im Handel: s. S. 277 Note 3. Der Breslauer Drucker, dessen gröbste Fehler H. auf einem besonderen Blatte berichtigt, hatte mit dem Leipziger Drucker der 'Nachtstücke' [s. S. 257 f Note 6] die Sucht gemeinsam, alle Eigennamen zu sperren, worin ihm wiederum sämmtliche Editoren mit Ausnahme des Parisers von 1841 gefolgt sind.)

H's Briefe an Max („Kaiser Max" nannten ihn die Breslauer Literaten: s. H's Bf. an Schall vom 19. Jan. 1822) sind bisher nicht zum Vorschein gekommen, und auch sonst kennen wir keinen Brief H's über die 'Brambilla'; wir wissen nur von Hitzig (s. Bd. III), daß er damit zufrieden war.

Diesem Urtheil haben zahlden ich nächſtens leſen werde, da ich ihn in dieſem Augenblick — verſchlinge. Ein ganz treffliches — treffliches Buch, in der größten Einfachheit reges lebendiges Leben und kräftige Wahrheit![2] — Aber! fern von mir liegt dieſer Geiſt, und ich würde ſehr übel thun, eine Ruhe erkünſteln zu wollen, die mir, wenigſtens zur Zeit noch, durchaus gar nicht gegeben iſt. Was ich jezt bin und ſeyn kann, wird pro primo der Kater, dann aber, will's Gott, auf andere Weiſe noch der Jacobus Schnellpfeffer, der vielleicht erſt 1822 erſcheinen dürfte[3], zeigen.

---

reiche namhafte Zeitgenossen beigestimmt (s. Rosenbaums Vz. der Recc., Goedeke^2 VIII 496) und noch nachdrücklicher spätere Aesthetiker, darunter nicht nur romantische Subjectivisten wie Charles Baudelaire und Franz Blei, sondern auch der strenge Stilist Paul Ernst; ja, diese drei Kritiker geben dem Werke die Krone unter allen Schöpfungen Hoffmanns.

Genau umgekehrt empfand der Rationalist Hitzig und nach ihm die Literarhistoriker Goedeke, Koch, Ellinger. Ihnen gilt die Arbeit für völlig mißlungen, vielleicht für das schlechteste Product Hoffmanns.

Aber der wohlmeinende Hitzig blieb bei der Negation nicht stehen; er versuchte, den irrenden Freund auf den richtigen Weg zu bringen. „Um ihm zu zeigen, was bei dem Publikum jetzt mit Recht anfange das höchste Glück zu machen", empfahl er ihm — Walter Scott als Vorbild und zwar speciell dessen 'Guy Mannering', den der Dresdener Vielschreiber Adolf Wilhelm Lindau (1774–1849) 1817 als erstes Scottsches Prosawerk unter dem Titel 'Der Astrolog' deutsch hatte erscheinen lassen.

Am Abend des selben Tages besuchte Koreff, der Geburtshelfer der 'Brambilla', den Freund und verschaffte ihm noch zu Anbruch der Nacht Scotts braven Roman zur Kaltwassercur. Am nächsten Morgen erhielt dann Hitzig dieses Billet, dessen Bescheidenheit man nicht genug verehren kann.

[2] Näher sprach H. sich dann im Winter über das Buch aus, im IV. Bd. der Ser.-Br. (415/17). Auch hier lobt er Scott aufs höchste, vermißt an ihm aber doch Sternes und Swifts Humor (s. o. S. 357 Note, letzter Absatz) und findet seine Frauengestalten (von der halb gespenstischen Zigeunerin Meg Merrilies abgesehn) „flach und blaß gehalten".

[3] Der ebengenannte „Kaiser Max" erwarb ein Jahr darauf das Verlagsrecht an diesem autobiographischen Roman 'Jacobus Schnellpfeffers Flitterwochen vor der Hochzeit'; s. Nr. 247.

226a. Schütze an Gebr. Wilmans[1]. (Wilmans 9a.)

(Nach einem Auszuge des Herrn Heinrich Toebe in Breslau.)

[Weimar, 23. October 1820.]

. . . Da ich auf Hoffmann bis jetzt vergebens gewartet, ſo ſende ich Ihnen hiermit zum 4ten Kupfer des Taſchenbuchs:

„Die Zeugen, Gedicht von Heinrich Döring[2].“

Im November denke ich nach Berlin zu reiſen und dann ſelbſt meine Angelegenheit bei Hoffmann zu betreiben[3] und ſonſt, wo es ſein kann, für das Taſchenbuch zu wirken. . . .

227. An einen Berliner.

(Nach dem Facſimile 1908.)

[11. November 1820.]

Ew. WohlGebohren

gütige im Namen des Direktors Herrn Saltzmann an mich ergangene Einladung zur MittagsTafel am 15 Novbr. $2^{1}/_{2}$[1] Uhr nehme ich mit dem größten Vergnügen an und werde ich die Ehre haben mich einzufinden. Nur wünſchte ich, daß Ew. WohlGebohren die Güte haben möchten an dem

---

226a.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers:
Dr. Schütze
d. 28. Oct. 1820.

[2] Inhalt: Ludmilla, Wittwe des Grafen Albrecht von Bogen, läßt sich vom Herzog Ludwig von Baiern, der ihr die Cour gemacht, vor drei Ahnenbildern als Zeugen ein eidliches Eheversprechen geben; drei Ritter, die sie in Nischen hinter den Bildern versteckt hat, nehmen den Eid an.
Text auf S. 49–54; dazu ein Kupfer nach Ramberg von Jury.

[3] Geschah dann im December. Schützens sehr hübsche Schilderung seiner beiden Besuche — beim zweiten Male fand er H. mit einem Nesselfieber zu Bette liegend — wiederholen wir nach der Hs. in Bd. III. H. sprach u. a. — ganz im Sinne des vorhergehenden Billets an Hitzig — den Vorsatz aus, keine Taschenbuch-Sachen mehr zu schreiben, sondern nur noch Romane. Daß er leider nicht Wort hielt, lehren die folgenden Briefe bis zum letzten.

227.

[1] Die Zahl unsicher, anscheinend $2^{1}/_{2}$ corrigirt aus 4.

beſtimmten Tage bey Lutter & Wegner mit mir zuſammenzutreffen um ſich dann zu Herrn Saltzmann hinzubegeben.

Genehmigen Sie die Verſicherung meiner vorzüglichſten Hochachtung

Berlin
d. 11 November 1820 E. T. A. Hoffmann.

228. An Reimer. (15.)

(Nach einer Abſchrift des Herrn von Maaſſen in München.)

[11. November 1820.]

In dieſem Augenblick endige ich die Einleitung zum vierten Bande der SerapionsBrüder und da gleich hinterher Signor Formica folgt, ſo ſind 12 bis 13 Bogen zum Abdruck parat. Morgen Vormittag ſchicke ich Ihnen, Verehrteſter Freund, Manuſkript und Taſchenbuch — Feſt überzeugt bin ich, daß ich keine Fehlbitte thue wenn ich Sie recht dringend erſuche mir mit 50 rth unter die Arme zu greifen, gewiß werden Sie dieſe Kleinigkeit Ihrem eben bedrängten Autor nicht abſchlagen. Recht ſehr bitte ich mir zu ſagen, wann ich das Geld erhalten kann und ob Sie gütigſt zu mir ſchicken wollen oder ob ich zu Ihnen ſchicken ſoll. Beidenfalls erfolgt oben gedachtes Manuſkript.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenſter
D. 11t Novembr. 1820 Hoffm

228a. Fingirter Entſchuldigungsbrief[1] an Johann Daniel Symanski für den ‘Zuſchauer’.

(Nach dem Druck in der erſten Nummer, vom 2. Januar 1821.[2])

[Ende 1820.]

Sie fordern, verehrteſter Herr! mich auf, an der Zeitſchrift die Sie unter dem Titel „Der Zuſchauer“ herauszugeben ge-

---

228a.

[1] S. S. 267 Note.

[2] Ueberſchrift: Schreiben an den Herausgeber.

denken[3], mitzuarbeiten. Mit Vergnügen werde ich Ihren Wunſch erfüllen, um ſo mehr, als der wohlgewählte Titel mich an meine Lieblingsneigung erinnert. Sie wiſſen es nehmlich wohl ſchon, wie gar zu gern ich zuſchaue und anſchaue, und dann ſchwarz auf weiß von mir gebe, was ich eben recht lebendig erſchaut.[4] —

Von etwas anderm, meine ich, als von dem, deſſen Anſchauung in vollkommner Geſtalt im Innern aufgegangen, könne man auch gar nicht ſo ſprechen, daß die Leute es eben ſo lebendig erblicken, zu denen man ſpricht. — Dieſes Prinzip, das in einem mir bekannten Buche, die SerapionsBrüder betitelt, einem Menſchen zugeſchrieben wird, der, im Verſtande etwas wackelig geworden, ſich für den Märtyrer Serapion hielt, iſt zwar von einem ſtrengen Mann verworfen und von ihm behauptet worden: mit der Anſchauung ſey es nichts, und nur der Verſtand brüte wahre Dichterwerke aus. Ich denke indeſſen: daß, da die innern Augen, deren Blick die dichteriſche Anſchauung bedingt, eben ſo gut im Kopfe ſitzen wie der Verſtand, der heilige Serapion, als er jenes Prinzip aufſtellte, nach dem man nur das lebendig und wahrhaft ans Licht befördern kann, was man eben ſo im Innern geſchaut, immer den unwandelbar treuen ehelichen Bund vorausgeſezt hat, in dem beide, Verſtand und Fantaſie bleiben müſſen, wenn etwas ordentliches herauskommen ſoll. — Ich bleibe bey dieſem Prinzip! —

Außerdem hoffe ich, daß Ihr Zuſchauer an ſeinen alten würdigen Ahnherrn, der in England hauſte und den ſeines ehrenfeſten und dabei anmuthigen Betragens, vorzüglich aber ſeines kecken humoriſtiſchen Geiſtes halber, die Welt achtete und liebte, denken und in ſeine würdigen Fußtapfen treten wird. — Daß Ihr junger Mann deshalb nicht des Ahnherrn Allongen-

---

3. H's Landsmann Johann Daniel Symanski aus Königsberg (1789—1857) gab 1818—1823 in Berlin Unterhaltungsblätter in der Art des Kuhn'schen 'Freimüthigen' heraus, an denen H. gelegentlich mitarbeitete; die dritte und letzte Serie führte den Titel 'Der Zuschauer'.

4. Ein berühmtes Beispiel für diese Lehre — vortrefflich, soweit das äußere „Zuschauen und Anschauen" dabei in Frage kommt — gab H. dann fünfviertel Jahr darauf in dieser Zeitschrift, in dem Dialog 'Des Vetters Eckfenster'. S. Nr. 282.

perücke und weiten Rock tragen darf, vielmehr die Kleidung ſeiner Zeit anlegen muß, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Alles cum grano salis!

Alſo! — recht gern werde ich mich unter den Zuſchauern befinden, deren geiſtige Gliedmaaßen[5] die junge geiſtige Perſon Ihres Zuſchauers bilden ſollen, und, ſo viel mir möglich, dazu helfen, daß beſagte Perſon ſich recht kräftig ausbilde und gehöriges Leben verſpüren laſſe, damit die Leute Freude an ihm haben mögen.

Doch Sie wollen, verehrteſter Herr! daß ich ſogleich Hand ans Werk lege? Wie wird das in aller Welt möglich ſeyn!

Erfahren Sie, daß ich eben in dieſem Augenblick mit einer literariſchen Arbeit beſchäfftigt bin, die die mühſamſte zu nennen, die es nur geben mag.

Ich bin nehmlich eben jezt darüber her, die Papiere des Katers Murr in Ordnung zu bringen, um den zweiten und dritten Theil ſeiner merkwürdigen Lebens-Anſichten herausgeben zu können[6]. Der Gute ſchreibt zwar eine paſſable leſerliche Pfote, indeſſen kann er von gewiſſen Gewohnheiten nicht ablaſſen, die auf manche Stelle in ſeinen Manuſkripten ein ſchwer zu durchdringendes Dunkel werfen. So wie mancher eitle, ſtolze Dichter ſich, ſcheint ihm eine Stelle, die er eben gedichtet, über die Maaßen vortrefflich, im Hochgefühl ſeiner Größe von ſeinem Seſſel erheben und Aug' und Naſe gen Himmel kehren mag, ſo pflegt Murr, übermannt ihn beim Schreiben das Gefühl ſeiner Vortrefflichkeit, ſich ſchnurrend in der Stellung aufzurichten, die man im gewöhnlichen Leben „Katzenbuckel" nennt. Bey dieſer Gelegenheit fährt der Theure mit ſeinem Schweife vergnüglich hin und her, und oft eben über die Stelle weg, die ihn entzückt hat, ſo daß ſie an Deutlichkeit merklich verliert. — Sie werden die Ideenverbindung natürlich finden, die mich antreibt, ſtoße ich in irgend einem neuen Dichterwerk auf glänzenden Galimathias, der ganz gewiß den Schöpfer in Erſtaunen über ſich ſelbſt geſezt hat, unwillkührlich rufe: Gekazbuckelt! —

---

[5] *recte* „deren Geister, als Gliedmaaßen."

[6] Die Niederschrift des 2. Theils begann H. erst im August 1821 (s. Nr. 241), die des 3. überhaupt nicht mehr (nach Hitzigs Angabe, wiederh. in Bd. III).

Doch, — ich bemerke, daß ich, ohne es zu wollen, Ihnen verrathen, wie ſich der vortreffliche Kater Murr eben bey mir befindet. — Es iſt dem ſo; eben ſizt er am Ofen mit dicht zugekniffenen Augen und ſpinnt. — Gott weiß über welchem neuen Werk er brütet. —

Ich bitte, Verehrteſter! ſagen Sie von Murr's gegenwärtigem Auffenthalt nichts weiter. Literatoren, Aeſthetiker und auch wohl Naturhiſtoriker konnten auf die Bekanntſchaft des lieben Vieh's begierig werden und würden es nur in ſeinen tiefſinnigen Meditationen ſtören.

Aber können Sie, Verehrteſter! es ſich wohl denken, was mich eben jezt noch auf andere Weiſe gar arg beſchäftigt?

Es iſt Ihnen bekannt, daß vor nicht langer Zeit eine Königstochter mit ihrer königlichen Mutter, diverſen andern Fürſten und glänzendem Gefolge hier eingezogen iſt, die ſich vernehmen laſſen wird vor der verſammelten Menge in gar herrlichen, bald ſüßen, bald mächtig donnernden Tönen. Doch mit unſerer Sprache unbekannt, habe ich es übernommen, ſie und ihr ganzes Gefolge zu unterrichten im Deutſchen, oder vielmehr ganz und gar ins Deutſche zu transferiren, ſo daß Alle gar nicht mehr an die Mutterſprache denken. Ein ſchwieriges, zeitraubendes Opus. — Die Leute ſagen, Olimpia (ſo heißt die Königstochter), nebſt allem, was ſie umgebe, ſey das Produkt der ſchöpferiſchen Kraft eines hohen Meiſters, Namens Spontini. — Es mag dem auch wohl ſo ſeyn! —

Durch alles dieſes, verehrteſter Herr! glaube ich Sie überzeugt zu haben, daß es in dieſem Augenblick mir unmöglich iſt, Ihre Wünſche zu befriedigen; es geht mir aber ſchon etwas im Kopfe herum, was wohl nächſtens für Sie ans Tageslicht treten wird. Hochachtungsvoll pp

Berlin. E. T. A. Hoffmann.[7]

---

[7] Hierauf folgt, ganz ähnlich wie bei Nr. 161 a, eine (diesmal kurze) Nachschrift, des Inhalts, „ein gewisser reisender, nicht unbekannter Enthusiast" habe bei seinem letzten Aufenthalt in Ber-

229. An Reimer. (16.)

(Nach dem Original.)

[2. Januar 1821.]

Sie wiſſen, Verehrteſter Freund! gewiß nicht, daß ich ſchon ſeit drey Wochen recht krank[1] und erſt jezt aus dem Bette wieder erſtanden bin, vielleicht wären Sie ſonſt vorübergehend einmal bey mir freundlich eingeſprochen. Die Krankheit hat mich wieder ſehr in meinem Thun und Treiben gehemmt, demunerachtet ſchreitet aber der vierte Theil der Serap[ions]Brüder unaufhaltſam fort und wird, ſo Gott will, der interreſſanteſte werden, da er nur zwey ſchon gedruckte Erzälungen[2], wovon die eine (im Wiener Zeitblatt abgedruckt) uns ziemlich unbekannt geblieben iſt, ſonſt aber lauter Neues[3] enthält. —

Das Neujahr hat mich ſo viel Geld gekoſtet, daß ich ſchier in Verlegenheit gerathe, welches mich nöthigt Sie, Verehrteſter Freund, recht herzlich zu bitten mir den Reſt

---

be ihm ein Billet gesandt, das er hier beilege; und darauf kommt, wie damals die Krespel-Geschichte, das 'Billet des reisenden Enthusiasten'. Es ist eine im schlechtesten Sinne feuilletonistische Plauderei über die Berliner Kunstausstellung des Winters, die sich besonders mit einem weiblichen Portrait von Johann Kretschmar (1769—1847) beschäftigt [unter Nr. 43 des amtlichen Katalogs]. Daneben werden erwähnt Thorwaldsens 'Merkur, der dem Argus auflauert und das Schwert zieht, ihn zu tödten' [Nr. 483], zwei Schlachtenbilder von B. Raymond de Baux [Nr. 128 und 128 a], das 'Bildniß einer Velletrinerin, in der Landestracht' von Kretschmars Schüler Wilhelm Wach (1787—1845) [Nr. 74], das 'Bildniß einer römischen Dame' von Wilhelm Schadow [Nr. 59] u. a.

229.

[1] S. S. 419 Note 3.

[2] In Wirklichkeit drei: den 'Signor Formica' aus dem Gleditschschen TB, das Fragment 'Erscheinungen!' aus Gubitzens 'Gaben der Milde' und den 'Zusammenhang der Dinge' aus der 'Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode'.

[3] besonders 'Die Königsbraut. Ein nach der Natur entworfenes Mährchen'.

des Honorars für den vierten Theil (50 rth Cour: habe ich erhalten) der gerade ſo ſtark wie die vorigen wird, gütigſt ſo bald es nur ſeyn kann, zalen zu wollen[4]. Um ſo weniger glaube ich eine Fehlbitte zu thun als ich andere litterariſche Arbeiten (beſtellte Erzälungen für T. B.) die mir gleich honorirt werden, bey Seite geſchoben um mit Ernſt, Fleiß und Ruhe den Schlußſtein Ihres Buchs zu bearbeiten.

Um gütige Antwort, wenn[5] Sie meinen Wunſch zu befriedigen geneigt ſind, bitte ich recht dringend.

Ihr innig ergebener
Hoffmann
D. 2 Jan: 1821

Noch eine Bitte! — ein Buch wie der Komet[6], muß man wohl beſitzen. Wollen Sie mir gütigſt ein Exemplar ſenden und auf das Honorar anrechnen?

---

230. Von Amadeus Wendt[1]. (Gleditſch 4.)

(Nach dem Original.)

[Erhalten Anfang Januar 1821.]
Leipzig den 2 Jan 21.

Hochverehrteſter Herr!

Sogleich Antwort auf Ihren werthen Brief! Der Dr. Hebenſtreit[2], welcher ſie kennen zu lernen wünſchte, wird glaub' ich den ganzen Winter in Berlin verweilen, und daher wohl noch Gelegenheit finden Sie nebſt Dr. Jeitteles[3] zu ſehen und zu ſprechen.

---

[4] Geschah nicht: s. Nr. 234.

[5] wohl = wann.

[6] Die beiden ersten Bände von Jean Pauls 'Kometen' waren 1820 bei Reimer erschienen.

230.

[1] Adresse:
Sr. Wohlgeb.
dem Herrn E. T. W. Hoffmann
K. Pr. Kammergerichtsrath
in
frei Berlin
Siegel: Sphinx auf einem Postament mit den Buchstaben A. W.
Stempel:
LEIPZIG
3. Jan. 21.

[2] Wilhelm Hebenstreit (aus der bekannten thüringisch-sächsischen Gelehrtenfamilie, der auch die Schriftstellerin Benedicte Naubert entstammte; geb. Eisleben 1774, † Gmunden 1854) promovirte zum *Dr. phil.* in Göttingen, lebte aber seit 1811

Ueber ihre Erklärung betreffend Ihre Beiträge zu Taſchenbüchern iſt Richter weniger erſchrocken als ich. Daß ein Verleger lieber wohlfeilen Kaufs zu guten Beiträgen ankommt, als ſie theuer bezahlt, iſt begreiflich — und — ihm auch nicht zu verdenken. Daß aber Richter Ihre Beiträge wohl ſo zu ſchätzen weiß, daß er lieber 8 Friedrichsd'or pro Druckbogen honorirt, als Ihre Beiträge in unſerm Taſchenbuch vermißt, das habe ich Ihnen Auftrags ſeiner zu erklären. Was ſoll ich aber von mir ſagen? Nun ich glaube Sie ſind überzeugt, und mehre meiner Briefe haben es Ihnen ausgeſprochen, wie ſehr ich Ihre Mitwirkung zu achten weiß, und ihren Geiſt hochachte. Auf dieſe Weiſe gehört es gleichſam zu meinem point d'honneur von Ihnen forthin Beiträge für mein Taſchenbuch zu erhalten. Wenn nun die erſte Bedingung, welche Sie uns dictiren (mit der Clauſel, die von jeher Bedingung des Taſchenbuchs z. g. B. geweſen iſt, daß nämlich die gelieferten Beiträge, deren äußeres Maaß (malum necessarium) Ihnen bekannt iſt,

---

in Wien und war dort Juni 1816 — April 1818 Redacteur an der Note 2 zu vor. Nr. genannten Wiener Zeitschrift (zuerst 'Wiener Moden-Zeitung'), später an anderen Blättern thätig. Im übrigen arbeitete er, wie Wendt, als Aesthetiker.

[3] Alois Jeitteles (geb. Brünn 1794, † ebenda 1858) hatte schon als Student mit den ausgezeichnetsten Männern Wiens verkehrt: Beethoven componirte Gedichte von ihm, Castelli verfaßte 1818 gemeinsam mit ihm eine Parodie auf die Schicksalstragödien ('Der Schicksalsstrumpf'), auch Grillparzer ging mit ihm um; 1819 war er zum *Dr.* med. promovirt und unternahm darauf eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Holland, Belgien und Frankreich. Auf der Rückkehr besuchte er jetzt Berlin. Im selben Jahre noch ließ er sich als praktischer Arzt in Brünn nieder.

Beide Oesterreicher hatten sich offenbar in Leipzig von Wendt eine Empfehlung an Hoffmann geben lassen.

zwei Jahre von Erſcheinung im Drucke an nicht anderwärts von dem Autor herausgegeben werden) willig eingeräumt wird, ſo bitte ich Sie recht innig

Die zweite aus Freundſchaft für mich zurückzunehmen oder ein wenig zu modificiren.

Sie wünſchen nämlich einen peremtoriſchen Termin zu wiſſen, bis zu welchem der Beitrag eingegangen ſeyn muß, und nach deſſen Verlauf das Geſchäft als abgebrochen angeſehen werden ſoll.

Dieß ſetzt mich in große Verlegenheit. Denn ſetzte ich einen kurzen Termin, ſo würde ich von Ihnen nichts erhalten können, ſetze ich aber einen langen, dann iſt es zu ſpät einen andern Schriftſteller um eine Erzählung anzugehen, wenn ſie nach Verlauf deſſelben doch nichts ſandten[4]; nicht zu gedenken, daß wenn ein paſſender Gegenſtand ſich findet, auch Zeichner und Kupferſtecher beſchäftigt werden ſollen, welche mit dem Süjet eine lange Zeit vor Erſcheinen des Taſchenbuchs bekannt ſeyn müſſen.

Sagen Sie mir aber auf Ihr Wort: ich werde liefern, dann kann ich Ihnen einen längern Termin ſetzen, und mich auf Sie verlaſſen.

Indeſſen muß ich doch für jetzt Ihren Bedingungen gemäß antworten; und da ſetz' ich denn als peremtoriſchen Termin den 28ſten[5] Februar feſt.

Aber nun haben Sie die Güte mir Ihre Entſchließungen baldigſt mitzutheilen[6]. Ich werde Ihnen, ſollten Sie einmal eine Unternehmung litterar[iſcher] Art haben, wobei Sie meine geringe Mitwirkung brauchen könnten, — z. B. einer muſikal[iſchen] Zeitung — durch die That zu beweiſen ſuchen, wie bereit ich bin, ſolche Gefälligkeit zu erwiedern. Für die Nachricht endlich in Betreff der wieder entſchlafenen muſikaliſchen] Zeitung des Hrn. Stöpel meinen Dank; ich muß mir Ihren Aufſatz zu verſchaffen ſuchen[7].

---

[4] Dieser Nebensatz eingeschoben.

[5] Zuerst das ‚Ende des nächſten Monats'.

[6] H. lieferte dann den 'Elementargeist'.

Somit voll ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ganz ergebener

AWendt

231. An einen auswärtigen Taſchenbuch-Verleger[1].

(Nach einer Abſchrift des Herrn Heinrich Tocke in Breslau.)

Berlin den 7 Jan: 1821.

Ew WohlGebohren gütiges Schreiben vom 28 Dezbr. v. J. hat mir ein Herr Wagner (ein ſehr artiger Mann, deſſen Bekanntſchaft mich erfreut hat) eingehändigt und ich beeile mich folgendes in ganz ergebenſter Antwort zu erwiedern. — Andere litterariſche Arbeiten, vorzüglich die Beendigung des Romans: LebensAnſichten des Katers Murr, gebieten mir Arbeiten für Taſchenbücher bis Ende May ſpätſtens zu vollenden; Sie würden daher, ſollte ich eine Erzälung für Ihr Taſchenbuch liefern, dieſelbe binnen dieſer Zeit,

---

[7] Franz Stöpel war 1794 zu Ober-Heldrungen geboren und starb 1836 in Paris (eine vortreffliche Biographie dieses unermüdlichen Industrieritters in Schillings Encyclopädie? VI [1840] 512 f.). Im September 1820 kündigte er zusammen mit dem Berliner Musikverleger E. H. G. Christiani eine 'Allgemeine Zeitung für Musik und Musikliteratur' an, von der ganze drei Nummern (am 2., 9. und 16. Oct.) erschienen; H. hatte in Nr. 2 und 3 'Zufällige Gedanken beim Erscheinen dieser Blätter' veröffentlicht (die dann schlecht in der Mainzer 'Caecilia', gut von Grisebach wieder abgedruckt sind).

231.

[1] Außer dem 'Elementargeist' für Gleditsch-Richter (s. vor. Nr.) und dem Schluß der '*Datura fastuosa*' für Wilmans (s. Nr. 235, 235 a. 236 a. 237. 237 a. 238) fabricirte H. in diesen Monaten die 'Räuber' für Sauerländer in Frankfurt, die 'Geheimnisse' für die Berliner Kalenderdeputation und die 'Doppeltgänger' für Trassler in Brünn (vgl. Nr. 243 m. Note 2); Briefe an diese drei sind bisher nicht bekannt geworden. Ob es sich hier um Sauerländer oder Trassler oder einen dritten handelt, ist nicht zu bestimmen.

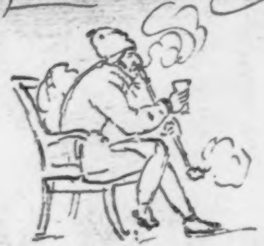
Ganz erfreulich würd' es mir seyn, wenn Sie heute Abend, nachdem Sie bey d. Ch. Bl. gegessen bey mir ein Gläschen Punsch einnehmen wollten den meine Frau sehr warm bereitet.

Da sind d'Elsners und Lüttwitz nicht bey mir, wohl aber bitte ich die gemüthlichen Männer Romeo und Meier mitzubringen sie a meinem kleinen Eßstübchen einladend.

Schlag neun zu warmen bitte nicht als Schluß eigen sich nicht und bring ein heiteres Gemüth mit.

d. 9 Jan: 1821

Ganz ergebenst
Hoffm.



wahrſcheinlich aber ſchon Ende März erhalten. Ruckſichts des Honorars bitte ich aber Ew. WohlGebohren mich ja nicht für eigennützig zu halten, ſondern überzeugt zu ſeyn, daß ich mir ſonſt ſelbſt Schaden zufügen würde, wenn ich auf die geforderten 8 Fridrichsdor pro Druckbogen a 16 S. beſtehen muß. Keiner der übrigen Verleger verweigert mir dieſes Honorar und es iſt nur das Beſtreben Ew. WohlGebohren gefällig zu ſeyn, wenn ich dieſes Jahr Ihnen den Vorzug gebe und die geforderten Beiträge anderer, die ſolche voriges Jahr erhalten, bis künftiges Jahr verſpare, wie ich es diesmal mit dem Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft thun müſſen. Einer gütigen baldigen Erklärung ſehe ich um ſo mehr entgegen, als ich in dieſem Augenblick meine Arbeiten für die T. B. beginne und Ew. WohlGebohren vielleicht No 2[2] zuſenden konnte.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Ew. WohlGebohren
ganz ergebenſter
Hoffmann

232. An Devrient[1]. (1.)

(Nach dem Original.)

[9. Januar 1821.]

[S. das Facſimile.]

---

[2] Cynischer konnte H. wohl nicht über sein Gewerbe reden. Hitzig hat vollkommen Recht, wenn er (II 128/30, wiederh. in unserem Bd. III) H. mit bitterem Unmuthe vorwirft, daß er ohne Noth, lediglich der doppelt honorirten Almanach-Beiträge wegen, seine ernsten Arbeiten — also die Fortführung des Murr-Kreisler, die 'Lichten Stunden', den Schnellpfeffer — immer wieder aufgeschoben hat.

232.

[1] Adresse:

Des
Königl. SchauſpielRegenten Hrn. Devrient
WohlGebohren

Devrient war 19. Nov. 1819 bis 1. Febr. 1825 als Nachfolger Unzelmanns Regisseur für Lust- und prosaisches Schauspiel.

233. Vom Architekten Guſtav Friedrich Hetſch aus Stuttgart, Profeſſor der Baukunde in Kopenhagen.

(Nach dem Original.)

[Erhalten Ende Januar 1821.]
Kopenhagen d: 16ten Jan: 1821.

Ich wollte mir blos ganz ergebenſt die Freiheit nehmen, Sie zu fragen, ob ihnen folgendes Geſchichtlein bekannt iſt.

In Schottland lebte ein Edelmann mit ſeinen drey Töchtern und ihrer Gouvernante auf einem entlegenen Gute. Seine Frau war vor kurzem geſtorben. Er war gewohnt früh zu Bette zu gehen und ſeinem Beyſpiel ſollten auch Töchter und Erzieherin folgen, welches aber jenen, beſonders in den ſchönen SommerAbenden, höchſt zuwider war. Sie ſchliefen im Unteren Stokwerke in einem Zimmer, deſſen Fenſter nach dem weitläufigen Garten hinaus giengen. Dieß brachte die Mädchen auf den Einfall, ſich Abends, nachdem die Gouvernante ſchlafen gegangen war, mit Spazieren im Garten zu beluſtigen und gelegenheitlich einige Fruchte zu holen. Sie wußten ſich eine Leiter zu verſchaffen und das Loos beſtimmte, wer zuerſt hinabſteigen ſollte. Dieß gieng auch mehrere mal ganz vortrefflich. Eines Abends als das Recognoſciren gerade die Jüngſte getroffen hatte und die andern ihr nachſahen, wie ſie zwiſchen den dunkeln Bäumen herumhüpfte, bemerkten ſie, daß jene plötzlich ſtille ſtand, dann langſamen gemeſſenen Schrittes zurückkam, endlich die Leiter erreichte, leichenblaß und ſtumm in das Zimmer ſtürzte und kaum angelangt ohnmächtig in ihren Armen zu Boden ſank. Sie hatten Geiſtesgegenwart genug, die Leiter zurük zu ziehen und die Fenſter dicht zu verſchließen. Die Schweſter kam endlich wieder zu ſich und die Nacht gieng ubrigens ruhig vorüber. Das Spazieren gehen unterblieb und weder dem Vater noch der Gouvernante kam von dem Vorfall etwas zu Ohren.

Einige Zeit nachher wurde der Edelmann zu einem Geſchwornen-Gericht berufen, von welchem unter andern auch mehrere Verbrecher verurtheilt werden ſollten, welche in der Nachbarſchafft gräulichen Raub und Mord verübt hatten. Die längſtverdiente Todesſtrafe wurde ihnen zuerkannt und ſie ſollten eben aus dem Gerichtsſahle abgeführt werden, als einer derſelben ſich an den Edelmann wandte und ihm ſagte; er habe es nur ſeiner verſtorbenen Frau zu danken, daß ſein Haus nicht auch mit ſamt ihm und ſeiner ganzen Familie in Flammen aufgegangen ſey. Es ſey alles bereit geweſſen und mehrere von Ihnen hätten ſchon ſeine Garten mauer erſtiegen, er ſelbſt wäre eben im Begriff geweſſen in den Garten hinabzuſpringen, als der Geiſt ſeiner Frau, mit drohender Hand auf ſie losſchreitend, ihnen ſolch einen Schrek eingejagt hätte, daß ſie alle von der Mauer herabſtürzend, die Flucht ergriffen hätten. Nachher ſeyen ſie aus der Gegend weggekommen und er folglich von einem zweiten Beſuch befreit worden.

Den ſonſt vorurtheilsfreyen Mann ergriff dieße Nachricht um ſo ſtärker, als er an der Ausſage des Verbrechers in dießem wichtigen Augenblick nicht zweifeln konnte. Es war ihm unerklärlich und er dankte im ſtillen dem ſchützenden Geiſte ſeiner unvergeßlichen Gattin. Er kam nach einigen Tagen verſtört nach Hauße und theilte endlich ſeinen Töchtern, die über ſein ernſtes Weſen ängſtlich wurden, den Grund deſſelben in der Erzählung des Räubers mit. Eben ſo betreten wie er ſelbſt wurden die Töchter, am meiſten aber die Jüngſte, welche mit Mühe ſich faſſend, im Voraus um Verzeihung bat wegen deſſen, was ſie längſt dem Vater verhehlt, aber jezt geſtehen zu müſſen glaube. Nun kam die Geſchichte vom Spazieren gehen. Sie erzählte, daß nachdem ſie im Garten in die Nähe der Mauer gekommen, ſo hätte ſie bey'm Mondſchein drey fürchterliche Kerls auf derſelben geſehen, von denen der eine eben herabſpringen wollte. Ein eiskalter Schauer habe ſie ergriffen, aber anſtatt zu ſchreien, habe ſie, beinahe bewußtlos langſam wie ein Geſpenſt die Arme erhoben, ſich von innerem Schrek durchdrungen nach und nach zurückgezogen und ſo mit Anſtrengung aller ihrer Kräffte das Zimmer erreicht.

Nach gehörigen Verweiß beſchloß der Vater dieſen Wohnſitz mit einem etwas weniger Gefährlichen zu vertauſchen.

Es iſt freilich nicht ſerapiontiſch, aber vielleicht liegt Stoff darin, vielleicht ſteht es auch in irgend einem Buch, das Sie kennen und ich nicht, aber in allen Fällen iſt mein guter Wille doch das Briefträger lohn werth und mir giebt es Gelegenheit, mich Ihnen ganz gehorſambſt zu empfehlen als

Ihr unbekannter und Ihre Werke hochſchätzender[1]
Hetſch, Architect und
Mitglied der KunſtAcademie.

234. An Reimer[1]. (17.)

(Nach dem Original.)

[10. Februar 1821.]

Ich bin in tauſend Sorgen, daß Ihnen, verehrteſter Freund! mein vorgeſtriges Billett in welchem ich dringendſt bat mir Ihrem gütigen Verſprechen gemäß[2] den Reſt des Honorars oder wenigſtens 50 rth Cour: zukommen zu laſſen, nicht abgegeben worden iſt, da ich mit keiner Antwort verſehen

---

233.

[1] Zuerst Jhren unbekannten und Jhre Werke hochſchätzenden

234.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers. Hoffmann 10/2. 1821.

[2] Vgl. Nr. 229 Schluß.

worden bin. Ganz außerordentlich würden Sie mich verbinden wenn Sie die Güte hätten mir, da ich in dieſem Augenblick einer Zalung halber in Verlegenheit bin, durch Ueberbringerin meinen Wunſch erfüllend mir das Gebetene zu ſenden.

Mich Ihrer Freundſchafft und Güte empfehlend

Hoffmann
D. 10 Febr: 1821.

235. An Schütze[1]. (Wilmans 10.)

(Nach dem Original.)

[18. Februar 1821.]

Zu Ihrer Beruhigung, Verehrteſter Freund! nur in höchſter Eil, in Akten vergraben, daß ich die in Rede ſtehende Erzälung baldigſt endigen und ſpätſtens im Aprill Ihnen zuſenden werde. Sie können Sich darauf verlaſſen.

Mich Ihrer Freundſchafft und Güte empfehlend

Hoffmann
D. 18 Febr 1821.

235.

[1] Adresse:

Herrn
Doktor St. Schütze
WohlGebohren
in
Weimar

Oblatenverschluß mit Palmbaum-Pressung.
Poststempel:
BERLIN
18. FEBR

Schütze sandte am 15. März den Brief mit Nr. 235a an Friedrich Wilmans weiter; dieser überschrieb statt Schützens Brief den H'schen:

Hoffmann
– Berlin
d. 22 Maerz 21

(Zehn Monate darauf legte er diesen Brief H's zusammen mit solchen über den 'Meister Floh' dem Frankfurter Polizeigericht vor: s. Nr. 264 m. Vorbemerkung.)

235a. Schütze an die Gebrüder Wilmans. (Wilmans 10a.)

Mit der vorigen Nummer.

(Nach einem Auszuge des Herrn Heinrich Lorde in Breslau.)

[Weimar, 15. Maerz 1821.]

Mit der verhexten Erzählung von Hoffmann bleibt es trübſelig. Nach langem[1] Bombardiren erhielt ich einl[iegenden] Brief. Er will ſie im April liefern. Nun fragt ſich: Können Sie ſo lange warten? — Da er bisher ſo wenig Wort gehalten hat, ſo traue ich noch immer dem Frieden nicht, und es könnte auch wohl ſein, daß er auch dieſen Termin noch überſchritte. Wollen Sie nun, ſo ſchicke ich Ihnen anderes Manuſcript . . .

236. Empfehlungsbrief von Oehlenſchläger für einen jungen Dänen.

(Nach Hitzigs Abdruck 1823.)

[Erhalten im Frühjahr 1821.]
Kopenhagen, den 26ten März 1821.

Hochzuverehrender Freund!

Ich labe mich noch immer in der Erinnerung an den herrlichen Cardinal, den Ew. Ehrwürden mit eig'ner gelehrter Hand verfertigten und den die dichteriſchen Tria[1] juncta in uno zuſammen genoſſen, wodurch unſre Seelen, Gedanken, Phantaſien, Klugheiten und Tollheiten zuſammen floſſen und einen vollſtändigen Pabſt ausmachten.

---

235 a.

[1] Lesung unsicher.

236.

[1] Der dritte war Fouqué: Oehlenschlägers schöner Bericht über den im September 1817 bei Hoffmann gefeierten Dichter-Abend war bei Niederschrift dieses Billets bereits nicht nur in Dänemark, sondern auch in Deutschland öffentlich erschienen (Herbst 1820 in Georg Lotz' Uebersetzung; näheres in unserem Bd. III; vgl. auch in diesem Bande S. [illegible] oben).

Vergeben Sie meinen Styl, ich bin der humoriſtiſchen und deutſchen Sprache nicht ſo gewohnt wie Sie.

Hier ſchicke ich Ihnen einen jungen gelehrten, ſehr gutmüthigen und beſcheid'nen Dänen, der bei euch Fremden Mores u. ſ. w. lernen ſoll.

Tunken Sie ihn auch ein wenig in die Zauberſee Ihrer Laune, mein Wertheſter! Und lehren Sie ihn, wie man im ironiſchen Tollhausmantel ein Philoſoph und Weltweiſer ſeyn kann; und was mehr iſt, ein ſehr liebenswürdiger Mann.

Der ich ewig verharre Ihr wahrer Freund und Verehrer

A. Oehlenſchläger,
Serapionsbruder.

236a. Schütze an die Gebrüder Wilmans[1]. (Wilmans 10b.)

(Nach einem Auszuge des Herrn Heinrich Lorbe in Breslau.)

[Dresden, 19. Juni 1821.]

Nach einem 14tägigen Aufenthalt in Karlsbad bin ich nun glücklich in Dresden angekommen, von wo ich ein Bo[mba]rdement auf Hoffmann in Berlin beginne, um zu ſehen, ob ich nicht endlich die verzauberte Erzählung, woran nur noch der Schluß fehlte, erhalten kann. Ich bin auch gar nicht willens, ihm die 21 Ldor zu ſchenken, die ich ihm ſchon vor 2 Jahren dazu gegeben habe.

237. Von Schütze. (Wilmans 11.)

(Nach Schützens handſchriftlicher Angabe 1824.)

[Erhalten Juli 1821.]
[Juli 1821.]

[Droht ernſtlich.]

---

236 a.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers: Schütze
d. 19. Juny 21.

237a. Schütze an die Gebrüder Wilmans. (Wilmans 11a.)

(Nach dem Verzeichniß der im Januar 1823 dem Dr. Klindworth ausgehändigten Schriftſtücke: vgl. Vorbemerkung zu Nr. 266.)

[Dresden, 15. Juli 1821.]

[Brief, vermuthlich mit Bericht über Nr. 237.]

238. An Schütze. (Wilmans 12.)

Mit der 'Datura fastuosa'.

(Nach der handſchriftlichen Angabe des Empfängers 1824.)

[Etwa 23. Juli 1821.]

[„Spöttelnder Brief": er (Hoffmann) „ſei zum Glück eben beim letzten Capitel geweſen; ſeine ökonomiſche Lage ſei indeß durch die Verleger, die ihm für den Bogen 8 Ld'or gäben, ſo ſchlimm nicht."]

238 A. An die Gebrüder Wilmans. (12 A.)

(Inhalt nach Nr. 240, Datum nach dem zu Nr. 237a genannten handſchriftlichen Verzeichniß.)

[23. Juli 1821.]

[Bittet um Entſchuldigung wegen der verſpäteten Lieferung der 'Datura' und bietet ein kleines Buch zum Verlage an.]

239. Von Schütze. (Wilmans 13.)

(Nach Schützens handſchriftlicher Angabe 1824.)

[Erhalten Anfang Auguſt 1821.]
[Weimar, um den 1. Auguſt 1821.]

[Antwortet „ganz geruhig: einen Prozeß hätte ich (Schütze) nicht im Sinne gehabt; nur um die Erzählung wäre es mir zu thun geweſen."]

239a. Schütze an die Gebrüder Wilmans[1]. (Wilmans 13a.)

Mit der 'Datura fastuosa'.

(Nach einem Auszuge des Herrn Heinrich Tocbe in Breslau.)

[Weimar, 3. Auguſt 1821.]

Da ich die äußerſten Mittel anwendete, iſt es mir endlich gelungen, Hoffmann zur Vollendung der ſchuldigen Erzählung zu bewegen, und hier iſt ſie nun. Ramberg wird, wenn er ſich nur etwas hineinlieſt, leicht einen Gegenſtand zu einem Bilde darinn finden . . .

Auf Hoffmann müſſen wir übrigens in der Folge verzichten, denn er ſchreibt, daß er von anderen Verlegern jetzt 8 Ldor für den Bogen bekommt, welches ich gern glaube, da Clauren, wie ſein Antwortſchreiben und andere verſichern, ſich ſogar 15 Stück Friedrichsdor für den Bogen bezahlen läßt und für ſein Vergißmeinnicht 1200 rth bekommt . . Dieſe Trauben hangen für uns zu hoch. —

---

240. An die Gebrüder Wilmans[1]. (14.)

(Nach einer Abſchrift des Herrn Heinrich Tocbe in Breslau.)

Berlin den 25 Auguſt 1821.

Nochmals bitte ich Ew. WohlGebohren recht dringend das Verſpäten meiner Erzälung gütigſt verzeihen zu wollen, wenigſtens hoffe und wünſche ich, daß ſie einigen Beifall

---

239a.

1. Ueberschreibung des Empfängers:

St. Schütze
d. 7 Aug. 1821.

240.

1. Adresse:

Herrn
Gebrüder Willmanns
in
Franckfurth am Mayn.

Ueberschreibung d. Empfängers:

Hoffmann
CammergerichtsRath
in Berlin
d. 31. Aug. 1821.

finden mag. Was das in Rede ſtehende Büchelchen betrifft, ſo habe ich vor einiger Zeit ein Märchen begonnen, das den Titel: Meiſter Floh führen und durchaus humoriſtiſch wie ungefähr: Klein Zaches gehalten ſeyn wird. Dieſes Mährchen (ungefähr im Umfange von 15 Druckbogen, nach dem Format und Druck des Katers Murr) würde[2] ich in weniger Zeit vollenden, ſo daß, da keinesweges Kupfer ſondern[3] nur ein Umſchlag, den ich ſelbſt zeichnen würde nach der Art des Umſchlages zum Kater, den ich auch gezeichnet, dazu nöthig, das kleine Buch wohl als ein WeihnachtsGeſchenk erſcheinen könnte. Zwar habe ich das Werkchen ſchon halb und halb einem andern Verleger verſprochen, wollen aber Ew. Wohl-Gebohren den Verlag übernehmen, ſo würde ich es für meine Pflicht halten Ihnen denſelben zu überlaſſen um meinen begangenen Fehler wieder gut zu machen. In dieſem Fall würde ich ganz ergebenſt bitten mir zu ſchreiben, bis zu welchem beſtimmten Termin Zeichnung und Manuſkript in Ihren Händen ſeyn muß oder ob[4] zum Fertigwerden des Buchs die Zeit bis Weihnachten überhaupt zu kurz iſt und das Buch erſt zur Oſtermeſſe geliefert werden kan. Rückſichts des Honorars erlaube ich mir ganz gehorſamſt zu bemerken, daß ſämtliche Verleger, für deren Taſchenbücher ich ſchreibe, (Herr Sauerländer wird Ihnen dieſes auch ſagen können[5]) mir Acht Fridrichsdor für den Druckbogen und zwar gleich nach dem Empfang des Manuſkripts, die Verleger der Werke in gewöhnlichem Format (Kater Murr, Brambilla) mir aber Vier Fridrichsd'or auf gleiche Weiſe zalen. — Endlich darf ich nicht verſchweigen, daß es ein hieſiger Verleger iſt, der ſeine Hände ausſtreckt nach dem Meiſter Floh und der mir einen Vorſchuß von 20 Frdor zugeſagt hat. Eine gleiche Gunſt würde ich mir auch von

---

[2] Zuerst könnte

[3] Zuerst wohl aber

[4] Dahinter im Original es

[5] Vgl. S. 428 Note rechts.

Ew. WohlGebohren und die Erlaubniß[5] erbitten müſſen der Kürze halber die gedachte Summe mittelſt einer Tratte des hieſigen Benikeſchen Handelshauſes entnehmen zu dürfen — Wegen richtiger Lieferung des Manuſkripts würde ich jezt um ſo mehr mein ſichres Wort geben können, als das mein ganzes Arbeitsſyſtem zerſtörende Geſchäfft nehmlich die ImmediatCommiſſion wegen dämagogiſcher Umtriebe[6], bey der ich angeſtellt war, aufgehört hat.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. WohlGebohren
ganz ergebenſter
E. T. A. Hoffmann.

241. An Dümmler[1]. (2.)

Mit dem Anfang des zweiten Murr-Kreisler-Bandes.

(Nach dem Original.)

[2. September 1821.]

Endlich, Verehrteſter Freund! erhalten Sie den Anfang des zweiten Theils vom Kater Murr. Das Manuſkript wird über ſechs Bogen betragen, und da der ſchnellſte Setzer wohl nicht gut mehr liefern kan als drey Bogen wöchentlich, ſo würde ich einen Vorſprung von vierzehn Tagen haben, und ſo viel Zeit habe ich auch nur nöthig um im Gange zu bleiben, ſo daß gar keine Stockung und zwar um ſo weniger erfolgen ſoll, als ich mit der übrigen Arbeit gänzlich aufgeraümt und eben deshalb ſo lange gewartet habe, um mich mit dem ſchwürig angelegten Buche, deſſen Credit ich auf alle Weiſe bewahren muß, ganz ausſchließlich[2] zu beſchäfftigen.

---

[5] Zuerst Gunst

[6] Diese drei Wörter eingeschoben.

241.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers:
1821 7br 2
Hoffmann

[2] Diese zwei Wörter eingeschoben; zur Sache vergleiche man die vorige und die folgende Nr.!

Fangen Sie daher getroſt mit dem Druck in ſolgender Woche an und es kann das Buch wohl Anfangs November fertig werden. Der dritte und lezte Theil könte dann wohl, da ich nun nicht mehr abbreche[3], zur Neujahrsmeſſe fertig werden. Die Vignetten (der Rand bleibt derſelbe) zum Umſchlag des zweiten Bandes werde ich auch in dieſer Woche zeichnen.

Da ich Sie, Verehrteſter Freund! als einen ſehr billig denkenden Mann kenne, ſo werden Sie gewiß nicht zürnen, wenn ich Rückſichts des Honorars mir zu bemerken erlaube, daß mir die Verleger (wie z. B. Willmanns, Sauerländer, Traßler, Max) für Werke im ordinairen Druck 4 Frid[richsd']or bieten und auch wohl mehr geben würden. So viel verlange ich gar nicht von Ihnen, theuerſter Freund, wäre es aber doch nicht der Sache angemeſſen, wenn ich für den Kater, an den ich ganz beſonderen Fleiß wende und der mir Ehre ſo wie bey Ihnen viel[4] Nachfrage erwecken ſoll, 3 Frid'or für den Druckbogen erhielte? — Zalung verlange ich keines Falls eher, als nach dem Abdruck jedes Theils da ich Gottlob nicht mehr ſo in Verlegenheit gerathe als es ſonſt wohl bey geringerer Einnahme der Fall war.

Schelten Sie nicht länger und behalten[5] Sie lieb

Ihren demüthigſten und treuſten Autor

B. D. 2 September 1821. Hff:

242. An die Gebrüder Wilmans. (15.)

(Inhalt nach Nr. 245, Datum nach dem zu Nr. 237a genannten handſchriftlichen Verzeichniß.)

[8. September 1821.]

[Dankt für die Bewilligung des gewünſchten Vorſchuſſes und verſpricht, das Manuſcript zum 'Meiſter Floh' ſo zu liefern, daß das Buch noch zu Weihnachten erſcheinen kann.]

---

[3] 8 Tage nach diesem Brief erbietet sich H., nach Beendigung des 2. Theils eine Almanacherzählung in Arbeit zu nehmen; s. S. 444.

[4] Diese drei Wörter eingeschoben.

[5] Zuerst nur Beh[alten]

242a. Schütze an die Gebrüder Wilmans[1].

(Wilmans 15a.)

(Nach einem Auszuge des Herrn Heinrich Toeche in Breslau.)

[Weimar, 10. September 1821.]

Es ſcheint, daß Sie ſich das alles zu leicht und zu gering vorſtellen. — 15 rth für den Bogen iſt das Höchſte was ich mir von Ihnen als Abzug kann gefallen laſſen; ſo viel ohngefähr hat Hoffmann bekommen.

243. Vom Freiherrn Ferdinand von Biedenfeld[1].

(Traſſler 1.)

(Nach dem Original.)

[Erhalten im September 1821.]

Wien den 14 Juli 1821.

Wohlgebohrner

Hochgeehrteſter Herr!

Mit der Sehnſucht eines Verliebten, ſah ich bis jezt der Ankunft der verſprochenen Gabe[2] entgegen — aber

---

242a.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers:
Schütz
d. 18. Sept: 21.

243.

[1] Adresse (lateinisch von Schreiberhand):

An den wohlgebornen
Herrn E. T. A. Hoffmann
K. preuſs. Kammergerichtsrath
in
Berlin

Oblatenverschluß mit Pressung: ein Schild, anscheinend mit dem Monogramm FB, gehalten von einer männlichen Figur.

Poststempel:
LEIPZIG
10. Sept. 21

Vermuthlich mit Buchhändlergelegenheit nach Leipzig geschickt und dort einige Wochen liegen geblieben.

Auf der Adreßseite ferner von H's Hand eine Additionsrechnung in Thalern und guten Groschen, sowie eine Divisionsrechnung.

[2] H., dem für die Almanache mit Recht nichts zu schlecht war, hatte für Biedenfelds 'Feier-

leider vergebens! Auf Ihr Verſprechen bauend habe ich einige Beiträge zurükgegeben, und wäre nun in grauſamer Verlegenheit, wenn ich nicht im Laufe dieſes Monats Ihre Erzählung erhielte. Die Dichter haben ſich eine Zurükſetzung gefallen laſſen, weil ich Ihren Namen nannte — was werden dieſelben nun ſagen, wenn ſtatt deſſen Lückenbüßer erſcheinen müßten? Nein! Sie werden nicht ſo grauſam ſeyn! Und in Berlin wird doch ein Zeichner ſich finden, der in 3 Tagen ein Bild fertigen kann? Das Honorar iſt, wie ich ſtets erklärte, weder mir noch dem Verleger, bey einem ſolchen Dichter, ein Anſtoß! Ehre und Gold! wem beide gebühren![3] — Erſcheine ich Ihnen nicht zudringlich, ſo wiederhole ich die Bitte, auch dem dritten Bande aus Ihrem reichen Schatz einen Schmuck zu verleihen. Ihnen, und nur Ihnen, ſtehen 4 Bogen zur Diſpoſition! Der 12t October wäre aber der ſpäteſte Termin für die Einſendung, da die Cenſur gerne aufhält.

Erhören Sie meine Bitte, und genehmigen Sie die Ausdrücke unbegränzter Verehrung womit ich ſtets zu beharren die Ehre habe

Euer Wohlgebohren
ergebenſter Diener
Frhrr von Biedenfeld p. m.
an der Wien No 47.

NB. Soeben trifft Ihre Erzählung ein. Ich ſende den Brief dennoch ab, um wegen des Bildes baldmöglichſt im Reinen zu ſeyn.

---

stunden' seinen Antheil an dem uralten „Roman des Freiherrn von Vieren" ausgegraben und zu einer Erzählung 'Die Doppeltgänger' ergänzt: s. den Excurs S. 232/35.

[3] Die 'Doppeltgänger' füllen S. 315—328 des II. Bds., also gut 7 Bogen. H. erhielt also jedenfalls für dieses Machwerk 8 · 7 = 56 Friedrichsd'or, nicht viel weniger als 1000 Mark.

244. An Biedenfeld[1]. (Traſſler 2.)

(Nach dem Original.)

Berlin den 10[2] September 1821.

HochGebohrner Herr Baron!

Erſt in dieſem Augenblick erhalte ich Ihr für mich ſo ſehr ſchmeichelhaftes Schreiben vom 14 Julius d. J. und bin erfreut, daß ich auch Hinſichts des Bildniſſes längſt mein gegebenes Verſprechen zu erfüllen im Stande geweſen bin[3].

244.

[1] Ueberschreibung des Empfängers:

24. Sptbr. Hoffmann.

Antw. d. 13t Febr. 22.

[2] In Wirklichkeit wohl am 11. oder 12., da Biedenfelds Brief am 10. ja erst aus Leipzig abging.

[3] Hensels Hoffmann-Bildniß.

Wilhelm Hensel (1794–1861), der ältere Bruder der S. 258 Note 2 genannten Dichterin Luise Hensel, war mit Brentano, Arnim, Chamisso befreundet; H. war auf seine künstlerischen Leistungen schon mehrfach aufmerksam geworden.

1818 war bei Reimer der I. Theil von **Arndts** 'Märchen und Jugenderinnerungen' erschienen, für die Hensel den Umschlag gezeichnet hatte; nach Hitzigs Bericht gab dies H. den Anstoß, auch zum 'Klein Zaches' einen illustrirten Umschlag zu entwerfen, dem dann bekanntlich ebensolche zu den Murr-Kreisler-Bänden und zum 'Meister Floh' folgten.

Anfang 1821 weilte die älteste Tochter des Königs, **Charlotte**, seit 1817 (als Alexandra) Gattin des Großfürsten-Thronfolgers Nicolaus von Rußland, mit ihrem Gemahl in Berlin; am 27. Januar führte die Hofgesellschaft unter Mitwirkung der russischen Gäste auf dem kgl. Schlosse ein Festspiel 'Lalla Rûkh' auf, dessen Text sich dem (1817 erschienenen) farbenreichen orientalischen Rahmen-Epos Thomas Moore's anschloß; die Gesänge waren von **Spontini** componirt, die Costüme von **Hensel** entworfen. H. befand sich unter den Zuschauern und berichtete über das Fest (und namentlich die Musik) in dem Theater-Beiblatt des 'Freimüthigen' vom 24. Febr. (wiederholt bei Grisebach² [1905] XV 183/85).

Hensel lieferte nunmehr auch an Biedenfeld das verlangte **Bildniß Hoffmanns**, das einzige uns bekannte, das nicht von Hoffmann selber herrührt.

Sehr gern würde ich auch für den dritten Band eine kleine Erzälung lieſern, jedoch iſt mir die Ablieferung des Manuſkripts bis zum 12$^{\underline{t}}$ Oktober deshalb unmöglich, weil ich jezt mit dem zweiten Bande der Lebensanſichten des Katers Murr beſchäfftigt bin, der ſchon im November herauskommen ſoll.

Nur bis zum Ende November könte ich eine höchſtens vier Bogen ſtarke Erzälung lieſern und bitte ich, Hoch-Gebohrner Herr Baron! mich davon gefälligſt in Kenntniß ſetzen zu wollen, ob zu dieſer Zeit vielleicht noch von meinem Manuſkript Gebrauch gemacht werden könte?[4]

Biedenfeld ließ für seine 'Feierstunden' das Blatt in Wien stechen von Johann Passini (dem Vater des bekannten Venetianer Aquarellisten Ludwig Passini), der natürlich H. nie im Leben gesehen hatte und in erster Linie bestrebt war, einen freundlichen Gesichtsausdruck und einen reichgeblümten Schlafrock herauszuarbeiten. — Dieser österreichische Stich ist unzählige Mal reproducirt worden. Es liegt allen späteren Bildnissen Hoffmanns in Halb-Profil zu Grunde: auch dem Pastell bei Lutter & Wegner aus dem Jahre 1840, das H. und Devrient darstellt; auch dem eleganten colorirten Stich von Henriquel-Dupont, der H. — unter einiger Häufung der Embleme — mit der Pfeife in der Hand am Clavier zeigt, das riesige Punschglas auf einem Bücherstoß im Hintergrunde.

Hitzig tadelt an dem Passini'schen Stich eine Verzeichnung der Figur und findet im Gesicht „etwas Süßliches, was Hoffmann durchaus fremd war.“ „Aber“, fügt er zur Entschuldigung hinzu, „wie hätte er [Hoffmann] auch einem Maler ruhig sitzen mögen, um ein Bild von ihm entwerfen zu können! Er schnitt gewiß tausend Gesichter, während Hensel ihn zeichnete, und in so fern hat dieser bewunderungswürdig viel geleistet.“

Gewiß ist dieses Urtheil in Lob und Tadel unanfechtbar. Nur trifft der Tadel offenbar nur den Wiener Stecher, nicht den Berliner Zeichner. Hensels Originalskizze befindet sich noch heute in seinem Nachlaß und zwar in dem zweiten jener unschätzbaren 47 Portrait-Bände, die Hensels Sohn Sebastian (1830—1898) in seinem classischen Buch über 'Die Familie Mendelssohn 1729—1847' beschrieben hat (I 282/85 der 11. Aufl.) und die jetzt Sebastians Tochter Frau Cécile Leo zu Göttingen in treuer Hut hält. Die Güte dieser Kunstfreundin setzt uns in den Stand, Hoffmanns Freunden eine Reproduction des Blattes vorzulegen; sie ist diesem Bande als sein werthvollster Schmuck vorangestellt.

[4] Trassler ließ die 'Feierstunden' schon mit dem zweiten Bande eingehn. Vielleicht theilte Biedenfeld dem H. mit in seinem Briefe vom 13. Februar 1822, den er in der Ueberschreibung notirt.

Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung habe ich die Ehre zu ſeyn

Hoch Gebohrner Herr Baron
Ihr ganz ergebenſter
E. T. A. Hoffmann.

---

245. An Friedrich Wilmans[1]. (16.)

Mit der erſten Lieferung des 'Meiſters Floh' (Seite 1—12 des Manuſkripts)[2].

(Nach dem Original.)

Berlin D. 6 Novbr: 1821.

Hochverehrteſter Herr!

Beinahe hätten Sie ſo wenig als das Publikum nur noch eine einzige Zeile von mir geſehen! — Eine Leberverhärtung (Folge des Stubenſitzens und Mangels an Bewegung) hat mich an den Rand des Grabes gebracht. Dauerte nun auch die eigentliche Kriſis nur wenige Tage, ſo waren für mein ganzes Thun und Treiben doch die Folgen der Krankheit eben ſo ſchlimm als die Krankheit ſelbſt, da ich natürlicher Weiſe auch nur die mindeſte Anſtrengung vermeiden mußte. Den Gedanken kan man ſich

---

245.

[1] Bald nach der Michaelismesse 1821 hatten sich die Brüder Friedrich und Heinrich Wilmans getrennt und den Verlag unter sich getheilt. Den 'Meister Floh' übernahm Friedrich.
Ueberschreibung des Empfängers (auf Seite 2 und 3):

Hoffmann
— Berlin
d. 15 Nov 1821.

Auf die 4. Seite hat Friedrich Wilmans geschrieben:

Meister Floh
Ein Mährchen in sieben Abenteuern zweier
Freunde.

[2] bis gegen Schluß des zweiten Abenteuers, etwa S. 7—65 oben unserer Ausgabe.

wohl nicht entſchlagen, mag auch der Arzt ſagen was er will, und ſo habe ich denn auch im Bette den Meiſter Floh bis ins kleinſte Detail in Gedanken fertig gemacht, und glaube daß die Unterbrechung doch die Herausgabe des Buchs nicht aufhalten wird. Die vollſtändige Skizze des Werks liegt vor mir[3] und ſo bedarf ich des fertigen Mnſkrpt's nicht um weiter zu ſchreiben. Ich ſende Ihnen, Hochverehrteſter Herr! daher in der Anlage pag. 1—12 des Mnſkr., welches 4½ D[ruck]B[ogen.] auch wohl etwas mehr, mithin beinahe den dritten Theil des ganzen Werks austragen wird, um, beliebt es Ihnen, den Druck beginnen zu können. In acht — zehn Tagen erfolgen wieder fünf Bogen[4] und dann in gleicher Friſt die lezten, ſo daß das Büchlein Anfangs Dezember fertig gedruckt ſeyn könte. — Es iſt mir ſehr daran gelegen daß des böſen Zufalls unerachtet die getroffene Abrede ganz erfüllt werde und ich bitte Sich zu überzeugen, daß ich die Bereitwilligkeit, mit der[5] Sie, Hochverehrteſter Herr! meine Bedingungen bethätigt haben, zu erkennen und zu ſchätzen weiß. — Uebrigens fühle ich mich jezt, dem Himmel ſey es gedankt! recht munter und im Geiſte vorzüglich friſch, das Zimmer kann ich aber noch nicht viel verlaſſen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung habe ich die Ehre zu ſeyn

Hochverehrteſter Herr

Ihr ganz ergebenſter

Hoffmann

---

[3] Leider nicht; s. Nr. 252 mit Note 5 (S. 454).

[4] In Wirklichkeit legte H. den 'Floh' sofort völlig bei Seite, um die Kreislerbiographie und 'Murrs Ansichten' fortzusetzen. Am 10. Nov. — 4 Tage nach diesem Brief — wurde dann der zweibändige 'Schnellpfeffer' dem Breslauer Max angeboten: s. S. 448 Z. 10—7 v. u. Erst am 21. Dec. sandte H. weiteres Manuscript an Wilmans: s. Nr. 252 (S. 453).

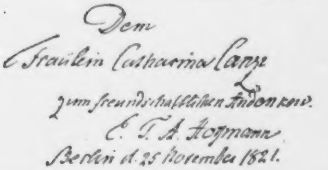
[5] Zuerst womit

(Recht ſehr bitte ich um die genaueſte ſorgfältigſte Correktur. Meine Hand iſt leider der Kleinheit wegen oft undeutlich, vorzüglich was das Nomina propria betrifft würde der Hr. Correktor ſehr aufmerkſam ſeyn müſſen[6]. — Vor dem Anfang komt noch ein Vorwort[7])

246. Für die Sängerin Catharina Canzi[1]: Widmung der 'Sechs italieniſchen Duettinen für Sopran und Tenor mit unterlegtem deutſchem Text und Begleitung des Pianoforte'[2].

(Nach dem Original.)

[25. November 1821.]



Dem
Fraülein Catharina Canze
zum freundschaftlichen Andenken.
E. T. A. Hoffmann
Berlin d. 25 November 1821.

---

[6] Der Drucker bewährte seine Aufmerksamkeit dadurch, daß er die falschen Schreibungen Leuwenhöck und Elverdink streng durchführte: s. unsere Ausgabe S. 260 unten.

[7] Wilmans begann aus diesem Grunde den 1. Bogen mit einem Schmutztitel. Als H. dann aber Ende Februar den Schluß des Märchens niederschrieb (s. Nr. 272), vergaß er entweder das Vorwort oder ließ es mit Rücksicht auf Kamptz und Schuckmann weg.

246.

[1] Die damals 16jährige Wienerin, eine Schülerin Salieri's, war in Berlin in vier Concerten und außerdem im Schauspielhause (als Röschen in Paisiello's 'Schöner Müllerin') aufgetreten. Näheres, nach den Zeitungen, in der 'Musik' I (1902) 1659 f Note.

[2] S. S. 305 Note 5.

247. Von dem Verleger Joſef Max in Breslau. (I.)

Mit einem Briefe von Karl Schall und dem I. Bande von Steffens' 'Anthropologie'.

(Nach dem Original.)

[Erhalten Ende Nov. oder Anfang Dec. 1821.]

Wohlgeborener Herr,
Hochzuverehrender Herr KammerGerichtsrath!

Euer Wohlgeboren auf mich gezogene Tratte pr. 25 Frd'or, iſt von mir richtig eingelöſet worden, und ſo mit ſind Schnellpfeffers Flitterwochen, mein Eigenthum, worüber ich herzlich erfreuet bin. Auch ſage ich Ihnen für die gütige Rückſicht, womit Sie meine geringe Perſon beehrt, verbindlichſt Dank.

Nun aber Hochverehrtester Herr, erlaube ich mir Ihnen einige Bitten vorzutragen, deren geneigte Erfüllung ich von Ihrer Wohlgewogenheit gegen mich, zuverſichtlich erwarte.

Zuvörderſt wünſche ich nichts ſo ſehr, als daß Sie mich in den Stand ſetzen, beide Bände des Schnellpfe[ffe]rs zur Michaelis-Meſſe künftigen Jahres, fertig liefern zu können. Um dieſes möglich zu machen, müßten Sie mir das Manuscript zu beiden Bänden, bis Johannis unfehlbar liefern. Sie ſelbſt waren ſo gütig, am 10. d. M. zu ſchreiben:

> „Sollen vielleicht beide Theile auf einmal kommen, ſo
> „würde ich den Zeitpunkt zu beſtimmen bitten."

Euer Wohlgeboren wiſſen, wie ſehr es für den ſchnellen Abſatz eines Buches vortheilhaft iſt, wenn beide Theile ungetrennt, erſcheinen können, und wiederum die Ausgabe des 1^{t} Theils, bis zur Oſtermeſſe 1823 zu verſchieben, kann für mich in keiner Art wünſchenswerth ſein, weil dann meine Einnahme erſt zu Oſtern 1824, erfolgen würde. Ich bitte alſo recht ſchön: vollenden Sie den Schnellpfeffer, auch den 2ten Band, bis nächſte Johannis; Sie erweiſen mir dadurch einen Dienſt, wofür ich nicht genug dankbar ſein könnte. — Die Honorar-Zahlung ſoll pünktlich und gewiß zu Ihrer vollkommenen Zufriedenheit erfolgen.

Nun erfolgt ein Schreiben von Karl Schall, der ſich dem Unternehmen, einer Novellen, Sagen und Mährchen Sammlung[1] angeſchloſſen, und Sie um den gütigſt verſprochenen Beitrag bittet[2]. Wenn Schnellpfeffers Vollendung, woran mir alles liegt, durch einen Beitrag von Euer Wohlgeboren nicht behindert wird, ſo bitte ich gehorſamſt um bald gefällige Ueberſendung des verſprochenen Mährchens, wofür ich gleichfalls pr. Bogen, 4 Frd'or honorire. Da mir aber an dem Empfang des Schnellpfeffers, bis eben zu Johannis, ſo viel gelegen iſt, ſo will ich vor der Hand gern auf das Mährchen reſigniren, und dieſes Unternehmen noch aufſchieben, wenn der Schnellpfeffer auch nur im mindeſten **dadurch** aufgehalten werden ſollte.

Ich überlaſſe nun dieſes ganz dem beſſern Ermeſſen Euer Wohlgeboren, und will des Mährchens wegen keinesweges in Sie dringen, obgleich es mir wünſchenswerth ſein würde, wenn beides ſtatt finden könnte.

247.

[1] Schon seit vier Jahren hatte Max den Wunsch, eine solche Sammlung unter Tieck's Leitung herauszugeben, mit Beiträgen von Steffens, v. d. Hagen und anderen: vgl. die Briefe an Tieck (hg. v. Holtei 1864) von v. d. Hagen 20. Jan. 1818 (I 271), 17. März 1818 (I 274 f) und 9. Jan. 1819 (I 276), von Steffens 8. und 14. Sept. 1819 (IV 75 f) sowie von Otfried Müller 12. Apr. 1821 (III 56). Ueber den Verlauf des Unternehmens s. u. im Anhang.

[2] Der Theatermann Schall fragte in dem beigelegten Brief ferner nach der neuesten dramatischen Production und ihren Urhebern; nach Ludwig Robert, wohl auch nach Contessa, und namentlich nach dem 'Strahlower Fischzug, Volksstück mit Gesang' von Julius von Voß, das 28. Oct. mit Musik von Georg Abraham Schneider aufgeführt worden war: s. H's Antwort Nr. 262.

Nächſt dieſem bin ich ſo frei Ihnen den 1ten Band, von **Steffens Anthropologie**[3], zu überſenden. In der Hoffnung daß dies Buch für Euer Wohlgeboren Intereſſe haben dürfte: erlaube ich mir Sie ergebenſt zu bitten, darüber eine empfehlende kurze Recenſion, für eine der Berliner Zeitungen, zu ſchreiben und ſie dort abdrucken zu laſſen. Ich wünſche dem Buche eine möglichſt ſchnelle Verbreitung, und ich erwarte von einer günſtigen Anzeige von Ihnen, ungemein viel für die Bekanntwerdung deſſelben.

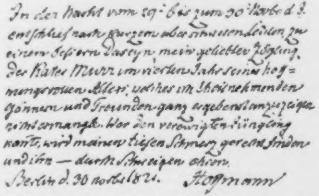
Ich habe viel auf einmal gebeten, das fühle ich ſehr wohl, aber ich rechne auf Ihre ganze Güte, und ſomit bin ich des günſtigſten Erfolges gewiß.

Genehmigen Sie die Verſicherung größter Hochachtung und Verehrung von

Euer Wohlgeboren
gehorſamſten Diener
Breslau 25./11. 1821. Joſ. Max.[4]

248. An Hitzig. (21.)

(Nach dem Facſimile 1837.)



In der Nacht vom 29t bis zum 30t Novbr. d. J.
entschlief nach kurzem aber schweren Leiden, zu
einem bessern Daseyn, mein geliebter Zögling,
der Kater Murr im vierten Jahr seines hoffnungsvollen
Alters; welches ich theilnehmenden
Gönnern und Freunden ganz ergebenst anzuzeigen
nicht ermangle. Wer den verewigten Jüngling
kannte, wird meinen tiefen Schmerz gerecht finden
und ihn — durch Schweigen ehren.
Berlin d. 30 Novbr 1821. Hoffmann

---

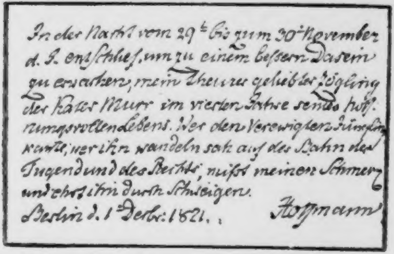
[3] Diese erste Hälfte des philoſophiſchen Hauptwerke von Schellings treueſtem Freund und Apoſtel war ſoeben bei Max erſchienen. 4. März ſandte Max den zweiten Band: s. Nr. 276.

[4] H. adreſſirte ſeine Antwort für beide Breslauer an Schall: Nr. 262.

249. Anzeige vom Tode des Katers Murr[1]

(lithographirt.)

(Nach dem Originaldruck.)



In der Nacht vom 29^{t} bis zum 30^{t} November d. J. entschlief, um zu einem bessern Dasein zu erwachen, mein theurer geliebter Zögling der Kater Murr im vierten Jahre seines hoffnungsvollen Lebens. Wer den Verewigten kannte, wer ihn wandeln sah auf der Bahn der Tugend und des Rechts, mißt meinen Schmerz und ehrt ihn durch Schweigen.

Berlin d. 1^{t} Decbr: 1821.

Hoffmann

249.

[1] So aufrichtig auch H's Schmerz um den Tod seines vierbeinigen Pflegesohnes war (s. darüber Hitzigs ausführlichen Bericht in Bd. III), so brachte ihn der Trauerfall doch auf einen erlösenden Gedanken. Die 'Biographie Kreislers' war bekanntlich in ihren ersten beiden Bänden in romantischer Willkür unorganisch durchsetzt mit einer satirischen Fabel, die den Kater zum Helden hatte. H. hatte sich im zweiten Drittel dieser Fabel damit vergnügt, die Lehr-, d. h. Studenten-Monate des Katers zu einer ausführlichen politischen Satire zu gestalten (s. darüber unsere Ausgabe des 'Meisters Floh', S. 234/37). Jetzt war er aber offenbar der Fabel selbst und besonders ihrer Vermengung mit der höchstpersönlichen Kreislerbiographie herzlich überdrüssig geworden; und nur weil er keine Möglichkeit sah, die einmal gewählte Einkleidung fallen zu lassen, hatte er im letzten Murr-Stück des zweiten Bandes (S. 369) für den III. Band resignirt die „reiferen Monate des Mannes“ angekündigt, die der gelehrte Kater beim Kapellmeister Kreisler verbringen sollte. Murrs Tod veranlaßte nun Hoffmann, den Katerbericht abzubrechen mit der fröhlichen Ausrede, der Mann sei leider gestorben ohne seine Erinnerungen zu vollenden (S. 405 f.).

250. An Kralowsky. (5.)

(Nach dem Original.)

[3. December 1821.]

In der dringendſten SchriftſtellerNoth wende ich mich an Sie, Hochverehrteſter Freund, mit der ergebenſten Bitte mir irgend ein Büchelchen zu ſenden, worinn
eine Beſchreibung von Neapel
enthalten[1].

Kater Murr Zweiter Theil erſcheint in wenigen Tagen und ich werde das Vergnügen haben Ihnen denſelben zu überſenden.

Hoffm
3 Dzbr 21.

---

251. An Dümmler. (3.)

(Nach dem Original.)

[19. December 1821.]

Recht dringend, Verehrteſter Freund! bitte ich um die Berechnung[1], da ich gern noch vor dem Feſte alles ins Reine bringen möchte[2].

250.

[1] An der Biographie Kreislers fehlten außer dem Schluß noch die wichtigsten Theile der complicirten Vorgeschichte. Nachdem Hoffmann sich entschlossen hatte, die periodische Unterbrechung durch den weisen Kater künftig zu unterlassen, nahm er sich vor, den Hauptroman desto sorgfältiger fortzuführen und darin sein Bestes zu geben. Bereits im letzten Kreisler-Stück des zweiten Bandes nahm er einen Anlauf dazu in der großen Beichte des Bruders Cyprianus S. 391—399, die wesentliche Punkte der Vorgeschichte enthüllt. Zu dieser Beichte brauchte Hoffmann die Beschreibung von Neapel: er konnte auf grund des Buches den Molo nennen, die „Straße Toledo“, den „Spaziergang Villa reale genannt“, die „enge kurze Straße, die nach dem großen Platz Largo delle Piane führt“, und eine Kapelle der „Kirche San Filippo“.

251.

[1] Vielleicht seines Restguthabens für den II. Band des Murr-Kreisler-Werks; Dümmler hatte in der Voss. Ztg. vom 13. Dec. angezeigt, daß das Buch soeben mit einem von [Carl Friedrich] Thiele gestochenen Umschlage die Presse verlassen habe.

[2] Dahinter, gestrichen, Ich verlange

Wo wohnt wohl unſer Thiele? Wollen Sie mir dies wohl gefälligſt auf ein Zettelchen bemerken?

Mich ergebenſt empfehlend

Hoffmann
19 Dezbr 1821.

252. An Wilmans[1]. (17.)

Mit der zweiten Lieferung des 'Meiſters Floh'
(Seite 13—24 des Manuſcripts)[2].

(Nach dem Original.)

Berlin Den 21 Dezbr: 1821.

Wie gern arbeitete ich fleißiger am Märchen, aber zu leichtſinnig habe ich nicht an die Folgen einer ſo ſchweren Krankheit gedacht als ich ſie überſtanden und meine Kräfte zu hoch angeſchlagen. — Mehrere Tage habe ich ruhen müſſen; jezt erhalten aber Ew. WohlGebohren pag. 13—24 incl: des Manuſkripts und in wenigen Tagen den Reſt der etwa noch 16 Seiten betragen wird, von denen ſchon 4[3] geſchrieben ſind. —

Aber ein großes Bedenken iſt mir aufgeſtoßen! — Da ich nehmlich die Arbeit mehrere Tage ausſetzen mußte, ſo iſt es mir entfallen, ob die pag. 14 roth angeſtrichene Stelle oder eine ähnliche Entwicklung, wohin George Pepuſch an dem Abende da er Leuwenhöck verlaſſen, hingeräth, nicht ſchon

---

252.

[1] Ueberschreibung d. Empfängers:
Hoffmann
Cammerger. Rath
in Berlin
d. 1 Jan. 1822.
Die Sendung ist also bei H. oder irgendwo auf der Post über Weihnachten liegen geblieben.

[2] Diese Lieferung schließt sich an die vorige an (s. S. 445 Note 2) und reicht bis gegen Schluß des 4. Abenteuers (S. 120 Zeile 8 v. u. unserer Ausgabe).

[3] Genauer wohl $3\frac{1}{2}$, nämlich der Schluß des 4. Abenteuers und die erste Hälfte des 5. (bis S. 138 unserer Ausgabe).

früher in demſelben Abentheuer vorkomt? Sollte es der Fall ſeyn, ſo muß die roth angeſtrichene Stelle weg, im Gegentheil kann aber alles ſo ſtehn bleiben[4]. — Ich bitte dies gütigſt nachzuſehen, ſo wie auch den Hrn. Correktor zu bitten offenbare Schreibfehler, die der ſorgfältigſten Durchſicht unerachtet doch manchmal ſtehen bleiben, nachzubeſſern.

Auf das **dringendſte** bitte ich aber, mir jeden Falls die fertigen AushängeBogen mit umgehender Poſt gütigſt zuſenden zu wollen[5].

Uebrigens hoffe ich daß das Publikum mit meiner Arbeit zufrieden ſeyn [wird], mir ſcheint es eine der beſten zu werden.

Mit vorzüglichſter Hochachtung

Ew. Wohlgebohren

ganz ergebenſter

Hoffmann

253. An Spontini[1].

Mit Papieren (wohl zur 'Lalla Rûkh').

(Nach einer Abſchrift des Herrn von Maaſſen in München.)

[31. December 1821.]

Wie ſehr habe ich um Ihre gütige Verzeihung zu bitten, mein hochverehrteſter Herr!

---

4. An der genannten Stelle (Schluß des 2. Abenteuers, S. 69 f unserer Ausgabe) wird erzählt, wie Pepusch Dörtje Elwerdink bei Herrn Swammer erblickt und als vermeintlicher Einbrecher auf die Polizeiwache gebracht wird. Eine lange Abschweifung über seinen Aufenthalt in Berlin war voraufgegangen, und H. wußte jetzt nicht mehr genau, an welcher Stelle der Handlung er diese Abschweifung eingeschaltet.

5. H. hatte auch den Anfang der Erzählung vergessen (wie 1820 den der 'Datura'; s. Nr. 220 und die Note dazu [S. 409]; sechs Belege dafür in unserer Ausgabe S. 244/47); er wollte also die ersten beiden Abenteuer noch einmal lesen, ehe er an den Schluß ging. Leider konnte oder wollte Wilmans, wie sich aus den folgenden Briefen ergiebt, diesen Wunsch nicht erfüllen.

253.

1. Adresse:

A

monsieur le Chevalier

Spontini

(mit einer Mappe)

Hätte ich nicht bis jezt gehofft Muße zu der verſprochenen Arbeit zu gewinnen, längſt hätte ich ſelbſt den Vorſchlag gemacht, einem andern die Ausarbeitung des Werks zu übertragen, welches auch eigentlich außer der Sphäre meiner gewöhnlichen dichteriſchen Arbeiten liegt[2]. Nur die unbegränzte Hochachtung, die ich für Sie hege und der Trieb mich Ihnen auf alle nur mögliche Weiſe gefällig zu zeigen veranlaßte mich, zu leichtſinnig ein Verſprechen zu leiſten, deſſen Erfüllung in der Folge unabwendbare Umſtände vereitelten.

Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung habe ich die Ehre zu ſeyn

Berlin Hochverehrteſter Herr
den 31 Decbr. 1821. Ihr ganz ergebenſter Hoffmann

254. An Hitzig[1]. (22.)

Mit dem 'Rheiniſchen Taſchenbuch auf das Jahr 1822'.

(Nach dem Original.)

[8. Januar 1822.]

Anbei, theuerſter Freund! das Rheiniſche Taſchenbuch[2] mit der Bitte um baldige Rückgabe weil ich es der Johanna

---

[2] Da das Festspiel 'Lalla Rûkh' (s. den Excurs S. 443 unten) großen Beifall gefunden, ging Spontini nunmehr damit um, zur Vermählung der zweiten Tochter des Königs, Alexandrine (mit dem Erbgroßherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin: 25. Mai 1822) den gleichen Stoff in erweiterter Form zu componiren. Vermuthlich sollte H., der Recensent des Festspiels und Uebersetzer der 'Olympia', dabei behülflich sein. — Statt H's übernahm dann sein Landsmann und gelegentlicher Zechgenosse, der gewandte Theaterdichter Karl Alexander Herklots (1759—1830), die Herstellung des Textes ('Nurmahal oder das Rosenfest von Kaschmir, lyrisches Drama in 2 Abtheilungen').

254.

[1] Adresse:

Herrn
CriminalRath Hitzig
WohlGebohren
mit einem Buch

Siegel mit Palmbaum-Pressung.

[2] Mit den 'Räubern': s. S. 428 Note rechts.

E[unike] verehren will. — Ich kenne Ihr Leiden[3] und weiß die Standhaftigkeit und Frömmigkeit zu würdigen mit der Sie es tragen! — Kein Wort weiter, denn alles iſt damit geſagt! —

Erhalten Sie Ihre Freundſchaft
Ihrem innigſt ergebenen
B. D. 8 Jan: 1822. Hoffmann

255. An Friedrich Wilmans[1]. (18.)

Mit der dritten Lieferung des ‘Meiſters Floh’ (Seite 25—36 des Manuſcripts)[2].

(Beilage nach Nr. 264. Datum nach dem zu Nr. 237a genannten handſchriftlichen Verzeichniß.)

[12. Januar 1822.]

[Brief[3].]

---

[3] Jedenfalls ist die tödliche Krankheit von Hitzigs Tochter gemeint; s. Nr. 250.

255.

[1] Der Brief kam 16. Jan. in Frankfurt an; s. Nr. 264.

[2] Diese Lieferung schließt sich an die vorige an (s. S. 453 Note 2) und reicht wohl bis gegen Ende des 6. Abenteuers (S. 186 unserer Ausg.); bis zur Mitte des 6. Abenteuers war H. schon im December 1821 gekommen (s. S. 453 Note 3).

[3] Bei der Auslieferung der Correspondenz an Klindworth (s. das oben genannte Verzeichniß) lag diesem Briefe „eine Nota von Jacob Fay & Co. über gelieferten Wein in Betrag von 64 rth 20 ggr an“; diese Rechnung wird also zu dem Brief in Beziehung gestanden haben.

[Berlin (III) 1814—1822]

Zum erſten und zweiten Abſchnitt:

Vier undatirte Briefe
aus den Jahren 1815—1821

256. An Devrient. (2.)

(Nach dem Original.)

[1815/19[1].]

[Siehe die Lichtdruck-Beilage.]

257. An Ludwig Auguſt von Rebeur[1].

(Nach dem Original.)

Recht leid thut es mir gerade heute verhindert zu werden an dem fröhlichen Mittagsmahl theil zu nehmen. Aber! — die Götter wollen es ſo! Nächſtens hoff' ich das heute verſaümte nachzuholen und mit Dir, Verehrteſter! und den Freunden[2] den vorzüglichſten Saft, der unter dem Nahmen Champagner gedeiht, einzunippen.

Dein treu ergebenſter
Hoffmann

258. An eine Berlinerin.

(Nach dem Original, auf einem Stück grauen Conceptpapier.)

[Ende December 18 . .]

So eben, gnädige Frau, war ich perſönlich bey Ihnen um Sie mit einer recht herzlichen innigen Bitte zu beläſtigen.

256.

[1] Nämlich vor Devrients Ernennung zum Regisseur: vgl. die nebenstehende Adresse dieses Briefes mit der von Nr. 232 und unserer Bemerkung dazu (S. 429).

257.

[1] Adresse:
Sr Hoch und WohlGebohren
Herrn Baron von Rebeur
Oblatenverschluß ohne Pressung.

[2] Zuerst und andern

Schulzes und noch ein Paar Freunde wollen den SylveſterAbend bey mir feiern. Meine Frau und mich würde es ganz unendlich erfreuen wenn Sie die Güte haben wollten dieſe Feier bey und mit [uns] zu begehen. Möchte ich doch keine abſchlägige Antwort erhalten, möchten Sie es doch Sich gefallen laſſen meine Einladung diesmal einer andern vorzuziehen. — Ich freue mich auf den ſchönen Abend und es würde mich ſehr betrüben, wenn Sie meiner freundſchaftlichen Bitte nicht Gehör geben wollten!

Hoffmann
Taubenſtraße No 31.

259. Von dem Muſiklehrer Carl Heinrich Saemann in Königsberg.

Mit Liedern von deſſen Compoſition.

(Nach dem Original.)

[1820/21[1].]

An den
Kapellmeiſter HErrn Johannes Kreisler
Wolgeborn
Nebſt einem Röllchen Muſikalien
ſig[nirt] A. H. o. K: in Berlin
durch Güte.

Wie kommt's, daß ich Dich ſo innig liebe, ohne je Dein Angeſicht geſchaut zu haben. Und doch iſt es mir, als ſähe ich Dich recht oft. Beſonders, wenn ich von Dir leſe, iſt's mir immer, als wäreſt Du mir gegenüber und als ſprächſt Du ſelbſt. Und dann iſt's mir auch, als ſpräch' ich. Das kommt nun wieder daher, weil alles was Du ſagſt,

---

259.

[1] nämlich zwischen dem Erscheinen des I. und des II. Murr-Kreisler-Bandes; s. den 2. Absatz.

mit meinem Innern im vollkommenſten Einklang ſteht. Ach! Werde ich Dich jemals an mein Herz drücken? Und ſoll ich denn ſterben vor Sehnſucht nach Dir? — Keine Klage! — Genug davon! — Du wirſt vielleicht wiſſen wollen, wer ich bin, daß ich mich ſo aufdringe. Zürne deshalb nicht. Ach! Kann ich denn anders? Soll ich Dir nicht einmal ſagen, daß ich Dich liebe? Doch ich will Dich mit meinem Thun und Treiben bekannt machen. Ich bin eine Perſon, der vom Himmel das angenehme Geſchäft vergönnt wurde, als ordentlicher Lehrer einer Anſtalt das **a b c** der Muſik auf eine höchſt gründliche und ordentliche Weiſe einigen deutſchen Knaben und Jünglingen mit ſchwartzen Röcken und weißen Hemdkragen einzutrichtern. Da ich beſonders auf Gefühl und Ausdruck halte, ſo ſehe ich mich bisweilen genöthiget, Erſteres ganz beſonders in Anſpruch zu nehmen, um beſagten deutſchen Jünglingen inpressivo zu zeigen, wie man expressivo chromatiſch heulen muß. Süß iſt der Tod für's Vaterland, doch gegen die Süßigkeit meines Berufs iſt jene Süße gewiſſermaßen eine Art von Vinaigre à quatre voleurs zu nennen. Und fragſt Du, wie es mit meinem ſonſtigen muſikaliſchen Treiben ſtehe, ſo antworte ich: Damit hat's leider nicht viel auf ſich, denn auch meine Befreiung von den einmal angelegten Feſſeln trat zu ſpät ein. Und ich frage, ob Das überhaupt eine Befreiung zu nennen ſei, wenn man, mit dem Glockenſchlage die Meiſterwerke eines Perti u. a. m. über die Seite werfen und dann unmittelbar darauf prima musices elementa exerzieren muß. Genug, meine glücklichſten Stunden ſind die, in denen ich mich mit Leuten, wie Händel, Haſſe, oder mit meinem lieben S. Bach — den das Schickſal, um recht gütig gegen mich zu ſein, zu meinem Verwandten gemacht hat, worauf ich was weniges ſtolz bin — oder mit Componiren für die Kirche beſchäftigen darf. Will ich mich für ein meiner Meinung nach gut gearbeitetes Kyrie oder ein Recordare recht belohnen, dann lange ich mir — Mitternacht iſt meiſtens vorüber — Etwas von Th. Hoffmann herunter und indem ich Geleſenes auf's neue leſe, fühle ich mich emporgehoben zu dem unbegrenzten Reich ſeiner Fantaſie, meine Bruſt erweitert ſich, ich athme freier, doch plötzlich faſſen meine ermatteten Glieder die Schauer der Nacht, die Lampe brennt matter vom anbrechenden Tageslicht, das die Gegenſtände im Zimmer in ein geſpenſterartiges Grau kleidet, überwunden. Ich ſinke zuſammen, ich ſchlummre in das Land der Träume hinüber, und Du biſt es dann wieder, der mir mit allen Bildern meines lieben Hoffmann zu meinem nicht geringen Vergnügen erſcheinet. — — —

Als geringen Beweis meiner herzlichen Liebe überſchicke ich Dir einige Liederchen von meiner Compoſition und bitte Dich, nicht ſowol den Werth der Gabe als den guten Willen des Gebers zu berückſichtigen. — Noch habe ich eine Bitte. Sollteſt Du nemlich den Meiſter Abraham beſuchen, ſo ſei ſo gut, und melde dem Kater Herrn Murr meinen gehorſamſten Reſpeckt, und ſage ihm: ich ließe Sr. Wolgeborn gehorſamlichſt erſuchen, ja recht bald die folgenden Theile ſeiner intreſſanten Lebensanſichten an's Tageslicht zu fördern, auch recht viel Makulaturblätter zwiſchen zu legen. Er wird mich ſchon verſtehen. — Höre! Noch Eins! Falls Dir die Muſick zu den Liedern nicht gefällt — mit der Wahl des Textes wirſt Du ohnedies nicht beſonders zufrieden ſein — ſo ſei ſo gut und benutze beſagte Noten, um einige Bratäpfel drin zu verpacken, die Du mitnehmen magſt Deinen Unmuth dran zu kühlen, wenn Du beſonderer Umſtände wegen gezwungen biſt, Opern von Roſſini, Generali oder dergl. Gelichter zu dirigiren.

Ich möchte Dir noch meine Leiden klagen, wie z. B.

eine Unzahl von Hünern, Enten, Gänſen, Kurren[2], Hund und Katzen auf dem Hofe meines Wirths — mein Stübchen geht nach hinten — mir zu beweiſen trachten, daß ich vor ihnen nichts voraus hätte, indem auch ſie von der Natur mit wolklingenden Organen verſehen wurden, wie ferner ein Schaaf daſelbſt, während ich ein Agnus Dei komponire, mir durch häufig eingeſtreute Bä's zu erkennen giebt, daß es ihm nicht an der nöthigen Bildung mangle, um zu wiſſen, von wem hier die Rede ſei, wie ferner mein Nachbar, ein Bierbrauer von Geburt, übrigens eine grundehrliche Haut in ſchwarzem Schaafspelz und baumwollner Schlafmütze ſeinen Kindern zum Selbſtunterricht im Contrapunct eine Drehorgel anſchaffte, die mir nun unaufhörlich — die Kinderchen beweiſen großen Hang zur Kunſt — vororgelt: Helft Leutchen mir vom Wagen pp oder: Hier ruheſt Du mein Carl pp Doch Du haſt ja der Leiden ſelbſt genug, alſo will ich Dich mit den Meinigen verſchonen. — Lebe wol und denke bisweilen an Deinen Dich herzlich liebenden

C. H. Saemann.

959a. Angeblicher Brief an einen jungen Componiſten.

Vorbemerkung.

Die nachfolgende Beſprechung wurde anderthalb Jahre nach Hoffmanns Tode, am 21. Januar 1824, von Winkler-Hell in der 'Abend-Zeitung' veröffentlicht, unter der Ueberſchrift 'Ein Brief Hoffmanns' und mit der Fußnote

> Dieſes Schreiben des berühmten Verfaſſers der Phantaſieſtücke iſt an einen jungen Componiſten gerichtet und betrifft eine von Carl Sondershauſen in Weimar gedichtete Cantate. Für die Aechtheit bürgt der, der Redaction wohlbekannte, Einſender.

Bald darauf theilte Hitzig in den geleſenſten Zeitſchriften mit, er gedenke die letzten Almanach-Erzählungen Hoffmanns zuſammen mit Nachträgen zu deſſen Biographie herauszugeben und bitte alle Bekannten Hoffmanns, ihm Material für dieſe Nachträge zu liefern. (Näheres ſ. in Bd. III.) Unter den ſehr wenigen, die ſich nun meldeten, war der von Winkler genannte Verfaſſer der Cantate (Pagenhofmeiſter, nachmals Prediger, 1792–1882). Er ſchrieb an Hitzig (nach dem Original in deſſen Nachlaß):

---

[2] *Kurre* ostpreußisch = Truthahn.

Wohlgeborener,
Geehrteſter Herr!

Weſſenbergs Abhandlung „über den ſittlichen Einfluß der Bühne", die ich eben in dem Morgen-Literatur-Blatte angezeigt leſe, erinnert mich daran, daß ein Brief von Hoffmann, verwandten Inhalts, in der Abendzeitung (Januar 1824. N. 18.), nicht von mir, mitgetheilt ward, für deſſen Aechtheit ich ſtehe. Ich halte es für Pflicht(!), den verdienſtvollen Biographen des Unvergeßlichen, bei ſeiner neuen Unternehmung, darauf aufmerkſam zu machen.

Sollte die Verlagshandlung des neuen Werks zu größerer Deutlichkeit[!] die Veranlaſſung des (Hoffmannſchen) Briefs — ein Oratorium: „Die Zehen Jungfrauen", in 12 Scenen oder Bildern — durch den Druck mitzutheilen geneigt ſeyn, ſo bin ich erbötig, das Manuſcript um billige Bedingungen zu überlaſſen.

Für Ihre gütige Vermittlung deßhalb würd' ich Ihnen ſehr dankbar verpflichtet ſeyn.

Ew. Wohlgeb.

hochachtungsvoll
ergebenſter Diener
Dr. Sondershauſen.

Weimar d. 12 Decbr.
1824.

Anſcheinend hatte Sondershauſen alſo inzwiſchen ſeine Cantate in ein Oratorium verwandelt. — Hitzig wiederholte 1825 in dem angekündigten Sammelwerk den „Brief" mit unbedeutenden Aenderungen, ſah ſich aber nicht veranlaßt, auch noch die „Dichtung" daſelbſt unterzubringen. (Sie erſchien übrigens noch im ſelben Jahre in Merſeburg, zuſammen mit einer anderen, unter dem Titel 'Euterpe. Dramatiſche Gedichte'.)

Wir halten den Brief auf das entſchiedenſte für eine Fälſchung und werden darin durch den äußeren Umſtand beſtärkt, daß weder Winkler noch Sondershauſen Datum, Adreſſaten und Einſender des Schriftſtücks nennen. (Vielleicht hat der Componiſt den Dichter damit myſtificirt, um ihn zu gewiſſen Aenderungen zu veranlaſſen.) Nur weil der „Brief" dank der Geſchäftigkeit des frommen Dichters in Hitzigs Publicationen hineingerathen iſt, möchten wir ihn den Leſern dieſer Sammlung nicht vorenthalten, wie wir aus einem ähnlichen Grunde Nr. 188a (S. 319/21) nicht unterdrücken wollten.

(Bei einem dritten apokryphen Brief liegt ein ſolcher Grund — Publication in einer ſonſt werthvollen Sammlung — nicht vor: es iſt eine Schilderung der Bamberger Hauslehrer-Leiden, die Hoffmann angeblich aus Berlin, vor der feſten Anſtellung am Kammergericht (alſo um das Jahr 1815), einem Jugendfreunde geſandt haben ſoll; in Wirklichkeit eine freie Bearbeitung von 'Kreislers muſikaliſchen Leiden' mit zahlreichen Anklängen an Hitzigs Biographie. Gedruckt iſt das Elaborat u. a. zu Hamburg 1826 in Poppe's 'Leſefrüchten' [unter dem Titel 'E. T. A. Hofmanns Leidensjahre', nach freundlicher Mittheilung des Herrn Dr. Heinrich Stümcke in Charlottenburg] und zu Frankfurt 1837 in der 'Didaskalia' vom 2. u. 3. Febr. [als 'Meiſters Leidensjahre', in meinem Beſitz].)

Hier folgt alſo der Cantaten-Brief nach Winklers Druck:

Mit vielem Dank folgen anbei die Zehnjungfrau'n zurück. Sie haben mir durch deren gefällige Mittheilung eine große Freude gemacht. Es iſt immer eine Poeſie in dem Stücke, wie man ſie nicht allzu oft findet. Gleich die erſte Scene: „Stumm und todt" — hat mir außerordentlich gefallen, ob ich wohl den „Nachtwächter mit der Laterne"[1] für Paläſtina nicht zuſagend finde. Es iſt gegen das Coſtüm; auch muß ich geſtehen, daß es mich dünkt, als würde, bei theatraliſcher Ausführung, der Mann einen komiſchen Eindruck machen, und das ſoll er, dem Charakter des Stückes nach, doch nicht. — Wunderſchön und wahrhaft claſſiſch iſt die Stelle in der ſechsten Scene: „Licht iſt Leben, Licht iſt Freude!"[2] — und ſo viele andere. Doch das ſind Einzelheiten. Wichtiger iſt das Ganze, und auch das hat mich, als Gedicht, vollkommen befriedigt. Durch die Verwebung der Allegorie mit der wirklichen Geſchichte, wie iſt das Intereſſe für uns feſtgeſtellt; es offenbart ſich eine nähere Beziehung auf unſer eigenes Herz, und wir ſind fortwährend geſpannt. Zu grell iſt der Uebergang vom Hochzeitfeſt zum einbrechenden Weltgericht (ſo erſcheint es wenigſtens dem Zuſchauer) in der 9ten Scene[3]. Dieſe ganze Schilderung iſt für eine Illuſion zu ſtark. — Daß das Schickſal der fünf thörigen unentſchieden bleibt, iſt zwar von einer Seite gut, von einer

---

1. Sondershausen ließ zum Schillerjubiläum 1859 auf eigene Kosten seine „Erinnerungen und Dichtungen" auf 600 Seiten unter dem affectirten Titel 'Der Letzte aus Altweimar' drucken; es gelang ihm, die Großherzogin, die Enkel Goethes und Schillers, Hebbel und Liszt zur Subscription zu veranlassen (Hebbel hat den Schmöker aber weder in seinen Tagebüchern noch in einem bekannten Briefe der Erwähnung gewürdigt). Das Buch wurde dann durch die Druckerei auch öffentlich in den Handel gebracht. Die 'zehen Jungfrauen', auf ein Oratorium von acht Nummern zusammengedrängt, bilden darin den Bogen 36; der oben erwähnte Nachtwächter mit der Laterne heißt dort (S. 563) „der Hüter"; er trägt „eine Leuchte, die eine Sanduhr darstellt", was sich wohl nur Hr. Sondershausen vorstellen konnte.
2. Diese „classische" Stelle steht 1859 in der 4. Nummer (S. 570) und lautet vollständig:

   Licht ist Leben, Licht ist Freude:
   Wehe, wem sein Oehl versinkt!
   Wer zum Fest des Lebens heute
   Nicht die volle Lampe bringt!
3. 1859 in Nr. 5 (S. 571 f).

andern aber wieder nicht gut. Die Klippe der zu klaren Entſcheidung, die hier um ſo gefährlicher wäre, da wir an Höllenfahrten und dergleichen nicht mehr glauben, iſt glücklich vermieden. Aber wir erfahren auch faſt zu wenig von ihrer Kataſtrofe, als daß ihr Geſchick einige Wirkung von Bedeutung auf uns machen könnte; doch das iſt vielleicht anders, wenn wir die wirkliche Aufführung ſehen. Aber hier komme ich eben zur Hauptſache. Wo ſoll es aufgeführt werden? Auf dem Theater? Dafür iſt das Gedicht zu ſehr religiös. Auf der Bühne, wie ſie jetzt iſt, gehört einmal das Heilige nicht. Es iſt ſchlimm, daß es ſo iſt, aber es iſt nun einmal ſo[4]. — In der Kirche? Dafür iſt es zu theatraliſch. Oder im Concertſaal? Dahin paßt es am wenigſten; es iſt dafür zu religiös und zu theatraliſch zugleich. Hätten wir doch die alten Myſterien, Autos[!] Sacramentales und wie dieſe geiſtlichen Comödien noch ſonſt heißen, ſo würde ſogleich allem Uebel abgeholfen ſeyn. Es wäre zu wünſchen, daß ſie wieder hergeſtellt würden; nicht im Sinn der religiöſen Erbauung, dieſe würde nicht viel dabei gewinnen; ſondern um das Chriſtenthum allmälig wieder in das Aeſthetiſche, in die Kunſt hinüber zu leiten; das Chriſtenthum dadurch dem Menſchenbedürfniß näher zu bringen; die Kunſt aber, die ſo lang entweihte, dadurch zu heiligen. Es giebt keine Kunſt, die nicht heilig wäre; und die Frage: Ob die Poeſie moraliſch ſeyn müſſe, beruht auf den ſchrecklichſten Mißverſtändniſſen, die unſere Zeit haben treffen können. Ich frage nicht nach des Künſtlers Leben; aber ſein Kunſtwerk muß rein ſeyn, im höchſten Grade ſittlich, wo möglich religiös[!]. Es braucht darum keine ſogenannte moraliſche Tendenz zu haben. Ja es ſoll nicht einmal. Das wahrhaft Schöne iſt ſelbſt das moraliſche, nur in anderer Form. Vermiſchung der Formen aber würde jedesmal Fehler ſeyn. Jetzt ſind wir ſo weit gekommen, daß wir uns beinahe fürchten, von Gott, Chriſtenthum und Sittlichkeit in unſern Kunſtprodukten nur etwas zu erwähnen. Das ſei Gott geklagt[!]. Die Gegenparthei ſündigt durch Nebelei und Myſtik. Auch das iſt nicht gut. Die Kunſt iſt ewig klar. Die Nebel der Unwiſſenheit ſind ihr ſo feindlich als die lebenzerſtörende Stickluft der Immoralität. Kunſt iſt die Blüthe der menſchlichen Kraft. Herz und Verſtand erzeugen ſie als gemeinſchaftliche Aeltern. Die Frucht des Einen allein iſt immer ein Windei, das nie zum gedeihlichen Leben gelangt; doch davon ein andermal. Ich kehre zurück. Ich zweifle, ob Sie es bei dem eignen Sinn des Monarchen hier zur Aufführung bringen werden; doch kann ich irren und wünſche ſogar mich zu irren, um Ihrer und des wackern Dichters willen. Vielleicht ließe der Dichter ſich bewegen, mit wenig Abänderung, das Ganze zu einem reinen Oratorium zu machen. Es eignet ſich ganz dazu, und könnte ſogar unverändert bleiben, wenn nicht einzelne Beziehungen auf Scenerie ꝛc. im Gedicht ſelbſt vorkämen. Auch würden hie und da einige Schilderungen mehr in's Kurze gezogen werden können (wie z. B. die 9te Scene), die in der That für den Componiſten eine ſchwere Aufgabe ſind und ihn in Verlegenheit bringen können, da er eine einzige Grundfarbe mit faſt gar keiner Modification ſo lange halten ſoll, daß am Ende er ſelbſt, wie der Hörer, ermüden muß. Der Tanz in einem heiligen, durchaus ernſt gehaltenen, Gedicht will mir nicht recht gefallen. Leſen mögen wir's eher. Sollen wir's ſehen (und darauf ſcheint es der Dichter doch berechnet zu haben), ſo würde es uns ſtören. Es vernichtet die vorige Stimmung, in die wir doch wieder eingehen ſollen. Die Frivolität der fünf Thörigen ließe ſich vielleicht wohl minder ſtörend ausdrücken, zumal im reinen Oratorium. Unbedeutende Kleinigkeiten im Versbau laſſen ſich leicht verbeſſern.

---

[4] Sondershausen blieb aber bei seiner Forderung. Er verlangt in dem Motto der „Dichtung“ S. 561:

Weihet Thaliens Bereich! Bedenken die Welt ihre Breter,
Schule, Salon und den Markt: Kirche [!] gehört auch dazu.

Ich wiederhole es nochmals, Sie haben mir durch Mittheilung dieſes Werks eine wahre Freude gemacht; den Dank werde ich Ihnen, ſobald Sie mich wieder beſuchen, mündlich abſtatten.

Freundſchaftlichſt

Ihr

E. T. A. Hoffmann.

[Berlin (III) 1814—1822]

Dritter Abſchnitt.
Mitte Januar bis Mitte Juni 1822:

Todkrank, verfolgt und bankrott[1].

---

[1] Ueber H's Production in diesem Zeitraum s. umstehend.

Unter dem lähmenden Einfluſſe der Krankheit ſank Hoffmanns Production jetzt wieder auf das Niveau des erſten Abſchnittes dieſes Zeitraums (Herbſt 1814 bis Frühjahr 1818; vgl. S. 217 f). Nachdem er das Flohmärchen mit dem ſiebenten Abenteuer unerfreulich abgeſchloſſen (vgl. ſein eigenes Bedenken in Nr. 275), verſuchte er ein neues Vorſpiel zur 'Undine' zu componiren (ſ. Nr. 280); daneben dictirte er einige moderne Berliner Skizzen für den 'Zuſchauer' und zwei fränkiſche Erzählungen in der Art des 'Meiſters Martin', aus dem erzbiſchöflichen Bamberg und der freien Reichsſtadt Nürnberg. Kein Wunder, daß Hitzig, der ein Jahr vorher verſucht hatte, den Spuk der 'Brambilla' durch Walter Scott zu bannen, entzückt war über dieſe Wendung zum Alltag und zur Hiſtorie, kurz: zum Nationalen; kein Wunder, daß ſeine Nachfahren in aestheticis (ſ. S. 418 Note 1) das 'Eckfenſter' der 'Brambilla' im Triumph einhergeſchritten und mit Hitzig Hoffmanns Krankheit als Führerin zur Nüchternheit, zur geiſtigen Geſundung preiſen. Uns möge man geſtatten, an Hoffmanns Schöpfungen Hoffmanns Maßſtab zu legen und den trunkenen Viſionär dem witzigen „Zuſchauer“ vorzuziehn.

260. An Hitzig[1]. (23.)

(Nach dem Original.)

[18. Januar 1822.]

Mein geliebteſter Freund!

Geprieſen ſey die ewige Macht die endlich die nahmenloſe Erdenquaal des frömſten Kindes geendet hat! — Mit tiefer Rührung habe ich den mir mitgetheilten Aufſatz geleſen und über den unglücklichen Organiſmus des armen Kindes, an dem alle menſchliche Wiſſenſchafft ſcheitern und der einen frühen Tod herbeiführen mußte, manchen Aufſchluß erhalten.

Seltſam — jezt kann ich es wohl ſagen — ſeltſam iſt es wohl, daß es mir mit dem Kinde immer etwas eignes ſchien, und daß ich in manchem Augenblick, wenn ſie in ernſtes Sinnen verſunken ſchien, in ihrem Antlitz (vorzüglich in den, dann ſtarr werdenden Pupillen) — den frühen Tod deutlich ſah. -- Sie wiſſen, daß von des Kindes früherer Kränklichkeit, vorzüglich von dem ſchwachen Zuſtande nach der Geburt, nicht das mindeſte mir bekant war. — Sie war für ein höheres Leben beſtimt und dem iſt ſie zugeeilt! —

Wie herzlich freue ich mich darauf, Sie, mein theuerſter Freund[, zu ſprechen]! — Sie finden mich dieſe Tage hin-

---

260.

[1] Adresse:

Herrn
CriminalRath Hitzig
WohlGebohren

Siegel: Palmbaum.

durch ſtets zu Hauſe, da ich an rheumatiſchen Zufällen leide und das Zimmer hüten muß.

Meine Frau, meine Gefühle theilend, grüßt Sie und die Ihrigen herzlich

B.

d. 18 Januar 1822.

Ihr treuſter
Hoffmann

261. An Wilmans. (19.)

Mit der vierten Lieferung des ‘Meiſters Floh’ (Seite 37—40 des Manuſcripts)[1].

Vorbemerkung.

Im December 1821 hatte Hoffmann in den ‘Meiſter Floh’, der zunächſt anſcheinend als ſinniges Blumenmärchen geplant war, einiges ſatiriſche eingelegt. Zwei dieſer Einlagen (S. 111/13 und 136/38 unſerer Ausgabe) illuſtriren durch eine Reihe kleiner Beobachtungen den Satz, daß die Sprache dazu da iſt, die Gedanken — oder den Mangel an Gedanken — zu verbergen; die beiden anderen beziehen ſich auf Kamptz und das Syſtem ſeiner Demagogenverfolgung. Das einleitende Stück (bei uns S. 101 unten bis S. 105) war bereits am 21. December an Wilmans geſchickt, das Hauptſtück (S. 126—135 Mitte) war noch in Berlin zurückgeblieben (ſ. o. Nr. 252 m. Note 3 [S. 453]). Das Geheimniß drückte aber unſern Satiriker, und um die Jahreswende konnte er es nicht länger bei ſich behalten. Er hatte, wie Hitzig (1823: H's Leben und Nachlaß II 154) berichtet, die Unvorſichtigkeit, „davon zu ſprechen, daß er dies und jenes in dem Buche perſifliren wolle“; Hippel beſtätigt (1839; in unſerm Bd. I gegen Schluß), daß Hoffmann „ſeinen Freunden und im Weinhauſe mit bitter verwundenden Scherzen“ die Satire ankündigte. So konnte Varnhagen ſchon am 10. Januar 1822 in ſeine ‘Tagesblätter’[2] ſchreiben: „Hr Kammergerichtsrath Hoffmann ſchreibt an einem humoriſtiſchen Buche, worin die ganze demagogiſche Geſchichte, faſt wörtlich aus den Protokollen, höchſt lächerlich gemacht wird.“ Zwei Tage darauf ging denn endlich das eben genannte Hauptſtück, die direkte Parodie auf die Unterſuchungsakten, nach Frankfurt ab (ſ. o. Nr. 255 [S. 456]).

261.

[1] Vermuthlich die erste Hälfte des 7. Abenteuers, bis zum Billet des Meisters Floh einschließlich (S. 187—206 Mitte unserer Ausg.).

[2] Alle einschlägigen Stellen aus diesen Aufzeichnungen des geradezu unheimlich gut informirten Chronisten geben wir in Bd. III nach der Originalhandschrift.

Nunmehr erfuhr auch Kamptz „aus verſchiedenen zuverläſſigen Quellen“, daß „an mehreren öffentlichen Orten“ oder, wie er dann corrigirt, „in mehreren Geſellſchaften“ von einer Schrift Hoffmanns geſprochen worden ſei, „in welcher die . . . Unterſuchung der demagogiſchen Umtriebe und das Verfahren der MiniſterialCommiſſion, beſonders aber ein Mitglied der letzteren perſiflirt und zum Gegenſtande eines Pasquills gemacht und zugleich einige Stellen aus den Unterſuchungs-Acten ſelbſt in verdrehter Faſſung, zum Theil aber wörtlich angeführt würden.“ (Kamptz an Hardenberg 4. Februar: weiteres ſ. u. zu Nr. 270.) Alsbald hieß es im Publicum, eine Unterſuchung werde eingeleitet: man wußte nur noch nicht recht, von wem. Am 14. Januar notirt Varnhagen: „Der Hr Kammergerichtsrath Hoffmann ſoll wegen ſeiner vorhabenden Druckſchrift, die „Der geharniſchte Floh“ zum Titel erhalten wird, vom Juſtizminiſter [v. Kircheiſen] zur Rede geſtellt werden.“

Alsbald glückte es Kamptz, auch den Verleger des ihm ſo unangenehmen Buches zu ermitteln; nach Anſicht der Freunde Hoffmanns hatte es der z. Zt. in Berlin weilende preußiſche Geſandte in Darmſtadt herausgebracht, der vielgewandte Joachim von Otterſtedt (1774–1850), der erſt Gardelieutenant in Berlin, während der Revolution dann Bandfabrikant in Frankreich, darauf Cabinetsſecretair des Königs von Württemberg, ſchließlich Oberforſtmeiſter bei Jérôme geweſen war und nach Napoleons Rückkehr von Elba in preußiſchen diplomatiſchen Dienſten ſtand, nebenbei aber auch für die Polizei arbeitete.

Kamptz ſetzte nun im Namen des Miniſters des Innern und der Polizei ein Schreiben an den Senat der Freien Stadt Frankfurt auf: Wilmans drucke eine Broſchüre etwa unter dem Titel ‘Der Flohſtich’ oder ‘Der bewaffnete Floh’, die Verhöhnungen von Staatseinrichtungen enthalten ſolle. Der Senat möge alſo Wilmans fragen laſſen, ob und von wem er eine derartige Broſchüre erhalten habe; ob und wieviel davon ſchon gedruckt ſei; ob er mit dem Verfaſſer correſpondirt habe; ob er Manuſcript und Briefe beſitze und ſammt den etwanigen Aushängebogen vorlegen wolle. Wenn das geſchehen, möge der Senat dieſe Papiere zur Prüfung aushändigen. — Der preußiſche Geſandte am Bundestag, Graf Auguſt Friedrich Ferdinand von der Goltz (1765–1832, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten 1807–1814, am Bundestag 1816–1824; vgl. Bailleu in der Allg. D. Biogr. 9 [1879], 351/53) wurde gebeten, die Action zu unterſtützen. — Der Miniſter, Kamptz' mecklenburgiſcher Landsmann Kaſpar Friedrich von Schuckmann (1755–1834), ſetzte am 16. Januar ſeinen Namen unter beide Schriftſtücke. Am 17. ſandte Kamptz einen gewandten und energiſchen Agenten, den Dr. jur. Klindworth, damit ab, nicht ohne ihn in einem perſönlichen Briefe dem Grafen von der Goltz noch beſonders warm zu empfehlen (nach Goltzens Brief vom 5. März an Schuckmann: ſ. u.)

Nunmehr erhielt auch Hoffmann Wind von der ſchwebenden Staatsaction. Er verſuchte alſo bei der nächſten Manuſcriptſendung an Wilmans, zwei Hauptſtellen gegen Kamptz, die ihm noch in Erinnerung waren, nachträglich auszumerzen. Wir laſſen den Brief nach dem Original folgen:

Berlin Den 19^{t} Januar 1821 [rect. 1822].

Ew. WohlGebohren erhalten in der Anlage Mnſkrpt des Flohs pag. 38[3]–40 incl. In der gewiſſen Erwartung daß ich mit nächſter Poſt die erſten AushängeBogen erhalten werde, die ich gern, ehe ich den Schluß einſende, durchſehen möchte, halte ich die lezten übrigens ſchon vollendeten[4] Seiten noch zurück. — Aber nun zu einer wichtigen Sache.

In der Erzälung von dem merkwürdigen Prozeß, den Knarrpanti wider den Hrn. Per[egrinus] Tyß angeſtellt, und zwar im fünften Abenteuer heißt es:

> Knarrpanti habe die verdächtigen Stellen aus Peregrinus Papieren zuſammengeſtellt und ſich dieſer Zuſammenſtellung ſehr gefreut[5]

So wie ferner, und zwar in einem Zuſatz am Rande des Manuſkripts:

> Die Leute hätten ſich die Naſen zugehalten, wenn Knarrpanti vorbeigegangen, ſeien fortgegangen pp[6]

---

[3] verschrieben für 37; das richtige in Nr. 265 Schluß und 266 Anfang.

[4] war natürlich nicht der Fall; die jetzt mitgesandte Ueberschrift des Abenteuers gibt von der zweiten Hälfte desselben nur an, daß ein Traum die Entscheidung herbeiführt. Alles nähere wollte H. erst auf Grund einer neuen Lectüre des ihm längst entfallenen Anfangs concipiren; erst als ihm diese endgültig unmöglich gemacht wurde, dichtete er Ende Februar mehr schlecht als recht einen Schluß (s. Nr. 275).

[5] In der That lautet der vierte Absatz des citirten Abenteuers (auf S. 127 unserer Ausg.): „Alle die erwähnten Worte nebst hundert andern Phrasen . . . hatte der weise Knarrpanti . . . auf einem besondern Blatte zusammengestellt, welches sich sehr hübsch ausnahm und mit welcher Arbeit er ganz besonders zufrieden schien."

[6] Gemeint sind die beiden Sätze auf S. 134 unten in unserer Ausgabe: „Der seltsame Entführungs-Prozeß wurde zum Stadtgespräch und der würdige Knarrpanti mußte zu seinem nicht geringen Verdruß bemerken, daß die Leute sich mit allen Zeichen des Ekels und Abscheus die Nasen zuhielten wenn er vorüberging, und ihre Plätze verließen wenn er sich an die Wirthstafel setzen wollte. Bald machte er sich fort aus der Stadt." Beide Sätze sind in der That nachträglich an den Rand geschrieben und dem Inhalt nach eigentlich nur Varianten zu den Sätzen, die in unserer Ausgabe vorangehen resp. folgen; H. hatte es aber unterlassen diese zu streichen.

Beide Stellen muß ich ſtreichen da ſie mir gewiſſer Umſtände halber großen Verdruß machen könten. Ich bitte[7] daher dieſe Stellen vor dem Abdruck zu ſtreichen; ſollte aber wider Vermuthen der Abdruck ſchon geſchehen ſeyn, ſo würde ich genöthigt ſeyn Sie, um jenem Verdruß zu entgehen, recht herzlich zu bitten, Cartons drucken zu laſſen.

An der Margaretha arbeite ich bereits und hoffe ſie in zehn Tagen zu vollenden[8]. Ew. WohlGebohren werden allſo, genehmigen Sie meine jüngſte Bitte, nur wenige Tage im Vorſchuß ſeyn.

Hochachtungsvoll

Ew. WohlGebohren

ganz ergebenſter

Hoffmann[9]

262. An Carl Schall[1].

Durch Max.

(Nach dem Original.)

Berlin den 19t Januar 1822

Hochverehrteſter Herr!

Um aller Wunden willen, die ſämtliche LitteraturBlätter jemals Schriftſtellern und Dichtern geſchlagen haben, bitte ich Sie Hochverehrteſter Herr! benehmen Sie unſerm guten Kaiſer[2] das unſeelige Vorurtheil, daß ich an der ſchriftſtelleriſchen Diarrhee leide und daß mir bey jeder ſchicklichen Ausleerung ganz leicht und anmuthig ein Hiſtörchen, ein Romänchen abgeht! — Beſagter Kaiſer weiß, daß ich eben den Meiſter Floh beendigt[3], daß zu Oſtern Murrs dritter und lezter Theil erſcheinen muß[4], und doch verlangt er nichts geringeres als daß ich, wohl beſtallter mit Akten genugſam überhaüfter KammerGerichtsRath zu Johannis d. J. das fertige Manuſkript von Schnellpfeffers Flitterwochen vor der Hochzeit, beſtehend in Funfzig Druckbogen abliefern ſoll! — Bloß das mechaniſche Schreiben! — man müßte vier Hände haben wie der Floh und da zu vier Händen zwey Köpfe gehören, ſo würd' es nöthig ſeyn, daß der Kopf einen Vizekopf ernenne als Vizekönig, Lieu-tenant oder wenigſtens umſichtigen DepartementsRath. Und auf wen anders könte die Wahl fallen als auf den Theil der gewiſſermaßen die geringer geprägte Rückſeite der beſſern AntlitzSeite iſt. Aber wie die Arbeit vertheilen? I nun! Der unten da bekäme die Taſchenbücher! — Doch ganz blamiren will ſich kein Menſch gern, geſchieht es dann und wann auch ein bischen! —

---

[7] Dahinter, gestrichen, ſie, da ſie

[8] 23. März hofft H., die Erzählung „bis in den Lauf des Junius" zu liefern: Nr. 281.

[9] Wilmans erhielt den Brief erst am 23. (s. u. Nr. 266), nachdem er Nr. 264 bereits abgeschickt.

262.

[1] Adresse:

Herrn
Carl Schall
WohlGebohren
in
durch Güte Breslau

Oblatenverschluß mit Palmbaum-Pressung.

Antwort auf den von Max übersandten Brief (s. S. 469 m. Note 2).

[2] Spitzname für Max: s. o. S. 417 Note Sp. 2.

Aus dieſem Lamentoſo werden Sie, Hochverehrteſter! wohl ſchon entnehmen, daß ich mich Rückſicht des in Rede ſtehenden Beitrages auf kein beſtimtes Verſprechen[5] einlaſſen kann; ich bitte mir aber den ſpätſten Termin zu nennen, bis zu dem der Beitrag eingehen müßte, und inſpirirt mich der Himmel mit einem recht ordentlichen Gedanken ſo will ich ſehen daß ich ihn fein ausſpinne, denn zwiſchen Euch, Ihr Herren! muß man ſich wohl tüchtig zuſammennehmen.

Der Stralower Fiſchzug hat den allergröbſten Fehler den ein ſolches Stück haben kan und der[6] auch den frühen

---

[3] Das selbe versicherte H. am selben Tage an Wilmans: s. vor. Nr. m. Note 3.

[4] In Wirklichkeit mußte Dümmler sich darauf beschränken, diesen Band im Ostermeßkatalog als „künftig herauskommend“ anzuzeigen.

[5] Zuerst auf nichts

[6] Zuerst dem [etwa ſein früher Tod zuzuſchreiben iſt]

Tod herbeigeführt hat, denn ſanft ruht es im Grabe, ſeit dem die Leute ſich ſattſam auf der Hintergardiene zeigen laſſen wie Stralow und Treptow ausſieht. Der Fehler beſteht darinn daß es — nicht luſtig iſt ſondern höchſt ernſt ja bisweilen melancholiſch. Fauſtdicke Sentimentalität — knolligter Patriotismus — blinde Bänkelſängerinnen und Muſikanten die ſich heirathen um den dunklen Pfad des Lebens mitſammen zu wandeln! — Ein begeiſterter Chauſſeeeinnehmer ruft: O ich bin den Deutſchen ſo gut, daß ich wollt' ſie wären alle Preußen!!![7] Doch genug von dieſer Miſere!

Conteſſa le Cadet war hier und zu meiner großen Freude von recht kerngeſunder Munterkeit! — Iſt es nicht ein Jammer, daß er ſein treffliches Talent vergeudet um dem Hou[wald] ſeine gut gemeinten aber kraft und ſaftloſen undramatiſchen Tragödien[8] anfertigen zu helfen? Dieſen Schaafſtällen fehlt der Wolf! (Ich meine nicht den Schauſpieler ſondern einen wirklichen lupum)

Robert iſt, ſo viel ich weiß, in Carlsruhe und läßt ſich bewundern. Nach Berlin komt er nicht wieder, denn er kan es den Berlinern noch immer nicht verzeihen, daß die Schlacht bey Bellalliance ſie mehr inſpirirte als ſeine Macht der Verhältniſſe. Bekantlich wollte er den Feldzug mitmachen und ſich im Nachtrab der Arrieregarde des Landſaüſelns anſtellen laſſen; es reute ihn aber nachher wieder. — Was um Himmelswillen wird Herr Kapf ſagen über den Meiſter Floh! — Hopfen und Malz iſt an dem Menſchen verloren — — nichts als verdammte Verirrungen, abgeſchmacktes Zeug ohne Sinn und Verſtand! So wird er zornig rufen und die Zuckermilch bereuen mit der er mich in der Abendzeitung (Serap[ions]-

---

[7] Anno Knarrpanti war unser Dichter freilich nicht dieser Ansicht.

[8] Im Schauspielhaus wurde seit 3. Dec. 1818 die 'Heimkehr', seit 8. Nov. 1820 der 'Leuchtthurm', seit 19. Dec. 1820 'Fluch und Segen', seit 28. Juni 1821 das 'Bild' aufgeführt.

Br[üder] IV. B[and])[9] gepeppelt hat, damit ich nur nicht troſtlos ganz verzagen ſollte. Sans Comparaison verſteht ſich, fällt mir die Stelle aus dem Zerbino ein als der ganz erboſte Nicolai (zu Arioſt oder Cervantes?) [ſagte:] Menſch! — Menſch! — wie habt ihr ſo was ſchreiben können!

Behalten Sie ſein lieb und in ſtetem wohlwollenden Andenken

Ihren innig ergebenen
Hff

263. Von Koreff.

Mit einem Becher und einem Portrait.

(Nach dem Original.)

[Erhalten 24. Januar 1822.]

Verzeihe, mein geliebter Freund, daß ich Dir heute einen unreifen Becher ſende. Mit ſonderbaren Künſten, wie wir Beide ſie denn aus dem Grunde verſtehen, hatte ich die Compoſition des Metalls ſchon ſo weit gebracht, daß bey dem Nennen meines Nahmens der Becher ſich mit Weine füllte. So wollte ich Dich zwingen an mich zu denken während ich durch fremde Länder ginge[1]. In dem letzten Augenblicke habe ich etwas verſehen. Luthers Geiſt trat mir entgegen mit dem Geiſt von Delponts[2] Schulden und machte mein Werk zu nichte. Du mußt Dich alſo ſchon mit dieſem PfuſcherWerk begnügen und mußt das Gedächtniß Deines Herzens anſtrengen um Deinen Freund nicht ganz zu vergeſſen, was er ſehr befürchtet. Ich lege das Bildniß eines Mannes bey der ein Tauſendkünſtler war, wie Du in allen Künſten erfahren. Du ſiehſt daß ich die Abſicht habe, wie ein Jäger Deine Gedanken zu umſtellen wie ein edles Wild, welches man lebendig fangen nicht verletzen will. Möge dieſer Tag recht oft, recht oft wiederkehren und Dich ſtets in der Fülle des Geiſtes, im Frohſinn des Herzens und in der Kraft des Leibes treffen.

---

[9] Diese Parenthese mit einem Verweisungszeichen am Rande nachgetragen.

263.

[1] Soll erst im April geschehen sein. Koreff ging nach Paris, wo er bis an seinen Tod 1851 lebte.

[2] Delpont (del Ponte) ist die ältere Schreibung des Namens D'Elpons oder d'Elpons. Gemeint ist der in Nr. 232 erwähnte gemeinsame Freund von H. und Lüttwitz, der 1819 als Hauptmann verabschiedete Lustspieldichter Wilhelm (von) D'Elpons.

Denke manchmahl
Deines
pilgernden
Freundes
Koreff

Berlin 24 Januar 1822.

264. Von Wilmans[1]. (20.)

[Erhalten 28. Januar 1822.[2]]

Vorbemerkung.

Am 20.

kam Kindworth in Frankfurt an und begab ſich zunächſt zum Grafen von der Goltz. Dieſer that, wie er am 25. an Schuckmann berichtet (ſ. u. zu Nr. 266), „mit der größten Bereitwilligkeit“ „ſofort und augenblicklich“ alle mit ſeiner Stellung in Frankfurt verträglichen Schritte, um Schuckmanns Requiſitionsſchreiben bei den dortigen Behörden zu unterſtützen.

Schuckmanns und Goltzens Briefe wurden noch am ſelben Tage dem Senat überreicht. Die beiden Bürgermeiſter — der Schöffe von Guaita und der Senator Scharff — veranlaßten das Polizeiamt, Wilmans zum folgenden Tage vorzuladen.

Am 21.

„in aller Frühe“ erhielt der ahnungsloſe Wilmans, der Hoffmanns Brief Nr. 261

264.

1. Adresse:

An den
Herrn Cammer-Gerichts-Rath
E. T. A. Hoffmann
Wohlgebohrn
Berlin

Stempel:
FRANKFURT
23
IAN.
1822

Oblatenverschluß mit Notpressung.

2. Von H's Hand bemerkt: *praes.* T. 28 Jan: und ſogleich beantwortet

noch nicht kannte, die Vorladung und begab ſich aufs Polizeiamt[3]. Das Gericht, beſtehend aus dem Senator Dr. Wüſtefeld, dem Polizeigerichts-Aſſeſſor Dr. Pfeiffer und dem Actuar Münch, machte ihn darauf aufmerkſam, daß er ſeine Ausſagen vielleicht werde beſchwören müſſen, und legte ihm die von Kamptz formulirten Fragen vor. Wilmans erwiderte, das Buch heiße 'Meiſter Floh', ſei ein Roman und ſtamme vom Kammergerichtsrath Hoffmann, von dem er ſchon einiges verlegt, das ſich allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt habe. Hoffmann ſei ihm „von zu achtbarer Seite bekannt, als daß er nur im entfernteſten Sinne vermuthen könne, daß er ſich bey Herausgabe dieſes Romans etwas habe zu Schulden kommen laſſen, das polizeylich ſtraffällig wäre." Er, Wilmans, „würde ſich ohne dieſe Ueberzeugung mit deſſen Verlag nicht befaßt haben, als wofür der gute Ruf, den zu genießen er ſich glaube ſchmeicheln zu dürfen, bürgen werde." Er begreife nicht, warum er vorgeladen worden ſei. Gedruckt ſeien 8–10 Bogen; das Manuſcript, ſoweit geliefert, liege beim Drucker, Carl Ludwig Brede in Offenbach, Hoffmanns Briefe bei ihm. — Die Frage, ob er Aushängebogen, Manuſcript und Correſpondenz vorlegen wolle, bejahte Wilmans; er habe es zwar ſeiner Meinung nach nicht nöthig, wolle es aber „aus beſonderer Achtung gegen ſeine Obrigkeit" thun. Dagegen verlangte er, die Stücke nach Einſichtnahme zurückzuerhalten, ſowie Schadenserſatz im Falle der Störung ſeines Verlagsrechts. — Das Gericht beſchloß, Wilmans ſolle die Papiere — auch die etwa noch beim Drucker befindlichen weiteren Aushängebogen — „zur weiteren Verfügung" vorlegen und den Druck „bis auf weitere Verfügung" ſiſtiren.

Wilmans ging ſorgenvoll nach Hauſe und packte ein, was ihm an Flohiana zur Hand war: einerſeits die Aushängebogen 1—7, andrerſeits 5 an ihn gerichtete Briefe Hoffmanns, nämlich unſere Nummern 238 A (der 236 und 237a verſehentlich beigelegt waren), 240, 242, 245, 255 (der Fay's Weinrechnung beilag, ſ. daſelbſt); Nr. 252 überging er verſehentlich. Er ſandte dann unverzüglich das Packet ans Polizeigericht.

Wüſtefeld ſchickte nach dem Empfang der Sendung den Actuar Münch zu Wilmans mit der Bitte, einem Beamten Vollmacht zu geben, die bei Brede liegenden Stücke zu holen. Wilmans gab dem Wunſche ſtatt, und Münch ſelber holte den 8. Bogen ſowie das bisher gelieferte Manuſcript — Seite 1 bis 36 — aus Offenbach.

Nunmehr ſandte Wüſtefeld Manuſcript und Aushängebogen, die 5 (+ 3) Briefe und das Protokoll an den Senat.

Am nächſten Morgen

berichtete Wilmans über ſeinen Schrecken an Hoffmann; wir geben den Brief nach dem Original:

---

[3] Alles folgende in der Sache, soweit nicht andere Quellen angegeben, nach Kamptz-Schuckmanns Actenstück über den 'Meister Floh' im Geheimen Staats-Archiv (Inhaltsverzeichniß hinten im Correspondenten-Verzeichniß).

Frankfurt d. 22 Jan. 1822.

Wohlgebohrner
Hochgeehrteſter Herr!

Am 16 Jan. empfing ich die letzte Manuscript-Sendung des Meiſter Floh bis pag. 36. welche ich ſogleich dem Buchdrucker überſandte um den weiter Druck zu beſchleunigen, um ſo mehr, da Sie mir dabei verſprachen, den Reſt mit der darauf kommenden DienſtagsPoſt zu überſenden, ich ließ deshalb einen Poſttag vorübergehn — Ew. Wohlgebohrn den Empfang anzuzeigen, nahm mir aber vor heute auf jeden Fall den Empfang der obigen Sendung zu beſtättigen, und Ihre weitere Anforderung zu beantworten. —

Ganz unerwartet wurde ich aber geſtern in aller Frühe vor unſerer[!] hochl[öblichen] Polizey gefordert — und auf Requiſition des Miniſter von Schuckmann — Namen der K[öniglich] P[reußiſchen] Regierung gefragt: ob ich obenerwähntes Werk in meinem[!] Verlag übernommen? — ob ich deshalb mit Ihnen directe unterhandelt? ob ich mich geneigt fände, dasjenige waß daran ſchon gedruckt und noch im Manuscripte vorräthig ſey — meiner löbl. Regierung einzuhändigen? pp Unbegreiflich waren mir dieſe Fragen, da ich den Grund nicht einſehe — indem in Allem waß daran gedruckt iſt, nichts gefunden werden kann, waß anſtößig wäre – um dieß zu belegen habe ich meiner löblichen Behörde alle bis jetzt gedruckten Bogen, das noch ungedruckte Manuscript und ſelbſt auch ungefordert Ihre Briefe, zur Durchſicht übergeben, um ſich von der Unſchuld des Inhalts zu überzeugen — jedoch mit Vorbehalt meiner Anſprüche und Rechte.

Da ich hierbei ein bloßes MißVerſtändniß vermuthe, ſo hoffe ich, daß Ew. Wohlgebohrn mir den Reſt des Manuscripts baldigſt einſenden werden, worauf ich denn ſogleich wegen dem Reſt des Honorar's, eine Sie hoffentlich befriedigende Antwort geben werde.

In Hofnung daß ſich dieſes Mißverſtändniß baldigſt auflößt und Erwartung des ſchleunigſten Empfangs des Reſtes vom Mſpt zeichne ich mit aller Hochachtung

gehorſamſt
Friedr. Wilmans

265. An Wilmans[1]. (21.)

Vorbemerkung.

Varnhagen giebt unterm 29. eine genaue Inhaltsangabe von Wilmans' vorſtehendem Brief und bemerkt dazu: „Hr Kammergerichtsrath Hoffmann ſoll dieſe Nachricht frohen Muthes empfangen und ſich derb über die Leute, die ihm etwas anhaben möchten, geäußert haben: „ſie könnten ihn Alle . . .“ und er macht ſich im voraus gar nichts aus dem, was ihn betreffen kann.“ In dieſem Sinne ſchrieb Hoffmann denn auch ſogleich an Wilmans; wir geben den Brief nach einer ſorgfältigen Abſchrift des Beſitzers, Herrn Franz Witek in Wien.

Berlin den 28 Januar 1822.

Ew. WohlGebohren

ſehnlichſt erwarteter Brief enthielt eine Nachricht, die ich beinahe vermuthete. Das ganze beruht auf einer niederträchtigen Spionage und Klatſcherei. Mir Uebelwollende hatten nehmlich bey einem Geſpräch mir abzuhorchen geglaubt, daß das Buch Aktenſtücke der Commiſſion der demagogiſchen Umtriebe enthalten würde. Denken Sie ſich den heilloſen tollen Unſinn, es iſt mir unbegreiflich, daß das PolizeiMiniſterium nur einigermaßen darauf eingegangen iſt.

265.

[1] Adresse:

Herrn
Gebrüdern F. Wilmanns
in
Frankfurth a/M

Poststempel:

BERLIN
29. Ja[n]

Da nun unſer Meiſter beſage des Inhalts Wort für Wort das harmloſeſte Thierchen von der Welt iſt, da kein Staat in der Welt, den größten und den kleinſten[2] nicht ausgenommen, nicht den allermindeſten Anſtoß daran[3] nehmen kann, ſo muß ſich jenes alberne Gerücht durch die Einſicht des Buchs von ſelbſt widerlegen. Ew. WohlGebohren haben daher ſehr gut gethan Mnſkrpt und Briefe Ihrer Behörde auszuliefern, der ich Einſicht genung zutraue Ihres Intereſſes halber die Sache auf das äußerſte zu beſchleunigen. Es ſoll ja jemand von hier aus dieſer Angelegenheit halber nach Frankfurth geſchickt ſeyn? Das kann ich kaum glauben, denn das wäre doch gar zu viel Geſchrei und keine Wolle. Wir haben übrigens eine ſolche ſonnenklare gute Sache, daß nichts zu befürchten als Auſſenthalt; ich meinerſeits kann zur Zeit nichts thun, ſollte aber wider alles Vermuthen etwas zu thun nöthig ſeyn, ſo kann ich mich der beſonderen Protektion von Männern rühmen, die Sr. Maj. dem Könige ſehr nahe ſtehen. — Indeſſen wie geſagt, es iſt rein unmöglich ſelbſt bey der größten Neigung hämiſch mißdeuten zu wollen, etwas aus dem Buche, das keinem Gegenſtande entfernter liegt als der Politik, heraus zu finden.[4]

Ew. WohlGebohren werden ſich gütigſt erinnern, daß ich gleich Anfangs darum bat vor der Einſendung des Schluſſes die erſten AushängeBogen einſehen zu dürfen, deshalb lege ich auch heute noch nicht die lezten vier Seiten bei. Sie können übrigens wohl denken, daß mir die Sache bey aller Wirkungsloſigkeit doch fatal iſt, auf das inſtändigſte bitte ich daher mir mit **umgehender Poſt** den ferneren

---

[2] Vielleicht denkt H. bei dieser Gegenüberstellung an das Königreich Preußen (mit 5076 $^1/_3$ Quadratmeilen) und an die Freie Stadt Frankfurt (mit 1 $^2/_3$ Quadratmeilen); diese war in der That der kleinste deutsche Bundesstaat.

[3] Eingeschoben.

[4] Der ganze Satz (mit Verweisungszeichen) am Rande hinzugesetzt; am Schluß zuerst heraus finden zu wollen

Verlauf der Sache gütigſt ſchreiben zu wollen; Sie haben doch p. 37—40 incl. des Mnſkrpt nach Abgang Ihres erſten Briefes erhalten?

Hochachtungsvoll

Ew. WohlGebohren

ganz ergebenſter

Hoffmann

(Uebrigens kann das vielfache Gerede, welches die Procedur mit dem mitſchuldigen[5] Meiſter Floh veranlaſſen wird und veranlaſſen muß, dem künftigen Debut des Buches nur vortheilhaft ſeyn)

266. Von Wilmans[1]. (22.)

[Erhalten 30. Januar 1822.[2]]

Vorbemerkung.

Am 22.

hatte der Frankfurter Senat, während Wilmans an Hoffmann ſchrieb, die einſtweilige Confiſcation des Werkes beſchloſſen. Das Polizeigericht erhielt alſo ſein Protokoll mit den Anlagen zurück und wurde angewieſen, Wilmans noch einmal vorzuladen und 1) ihm „wegen ſeiner loyalen und offenen Handlungsweiſe bey dieſer Sache das amtliche Wohlgefallen zu erkennen" zu geben, 2) ihm aufzugeben, die geſammte Auflage ans Polizeiamt abzuliefern und unverzüglich die Berechnung ſeiner ſämmtlichen Koſten einzureichen.

Es geſchah, und Wilmans erſchien. Er erklärte ſich zur Auslieferung bereit, verlangte aber, nicht nur ſeine baaren Auslagen ſondern auch den weiteren Schaden erſetzt zu bekommen, und bat das Gericht, zu ſeiner Beruhigung die Schrift zunächſt in der „freien" Stadt Frankfurt prüfen zu laſſen.

Das Gericht beſchloß darauf, Klindworth zu laden, ſchlug jedoch Wilmans' Bitte wegen Zeitmangels [d. h. weil Preußen keine Zeit ließ] ab. Zur Beruhigung wurde ihm mitgetheilt, daß Klindworth verſichert habe, die preußiſche Regierung werde nichts gegen ihn unternehmen.

---

[5] oder unſchuldigen?

266.

[1] Adresse:

An den
Herrn Cammerger. Rath
E. T. A. Hoffmann
Wohlgebohren
Berlin

Stempel:
FRANKFURT
25
JAN.
1822

Oblatenverschluß mit Netzpressung

[2] Von H's Hand bemerkt:
Erhalten D. 30 Januar d J.

Am 23.

überſandte Wilmans dem Polizeigericht „1 Ballen Druckereyen". Er kam dann ſelber mit der verlangten Rechnung, die ſich auf nicht weniger als 2599 Gulden 39 Kreuzer belief, und erklärte, in dem Ballen befänden ſich die erſten 5 Bogen, weitere 3½ folgten ſobald ſie trocken ſeien.

Nachdem er fortgegangen, erſchien Klindworth. Wüſtefeld ſetzte ihn von dem geſtrigen Senatsbeſchluß und von Wilmans' Anſprüchen in Kenntniß. Klindworth machte zu dem Protokoll vom vorherigen Tage die Einſchränkung, die preußiſche Regierung werde nur dann nichts gegen Wilmans unternehmen, wenn die Schrift nicht gegen das Bundes-Preßgeſetz (§§ 1. 6) verſtoße; er bat ſich dann Wilmans' Rechnung aus und verſprach, ſich morgen dazu zu äußern.

Inzwiſchen war Hoffmanns Sendung vom 19. (der verhängnißvolle Brief Nr. 261 und die vierte Manuſcript-Lieferung, S. 37—40) bei Wilmans eingelaufen. Unſer Muſterbürger eilte damit aufs Gericht, wo er Klindworth noch antraf. Er bat, die beiden im Brief erwähnten Stellen ſtreichen zu dürfen. Man kann ſich denken, wie erfreut Klindworth über dieſen Fingerzeig war; auch Wüſtefeld hatte nichts einzuwenden. Klindworth ſelber ſtrich die eine Stelle [den Zuſatz am Rande über die Demonſtrationen der Frankfurter gegen Knarrpanti]; die andere [über Knarrpanti's Zuſammenſtellung der verdächtigen Stellen] konnte man nicht finden.

Klindworth begab ſich mit der Nachricht von der offenbaren Selbſtbezichtigung Hoffmanns und der enormen Rechnung des Verlegers zum Grafen von der Goltz, der ihn mit Einem heitern, Einem naſſen Aug empfangen haben mag, aber die erforderlichen 2600 Gulden zahlte.

Am 24.

erſchien Klindworth wieder auf dem Polizeigericht und erklärte, er hinterlege die verlangte Summe gegen Beſchlagnahme der Auflage und Auslieferung von Manuſcript, Aushängebogen und Briefen. Er ſchlug dann folgenden Modus vor: 1) Wird das ganze Buch unterdrückt (ohne daß Wilmans gegen die genannten Paragraphen des Bundes-Preßgeſetzes verſtoßen hat), ſo erhält Wilmans das Geld; werden nur einzelne Stellen geſtrichen, ſo bekommt Preußen es zurück; in vierzehn Tagen [alſo bis zum 7. Februar!] entſcheidet ſich was von beidem geſchieht. 2) Dem Wilmans wird aufgegeben, den Schluß des Manuſcripts unverzüglich nach Empfang einzuliefern; es wird dann an Preußen weitergegeben. 3) Die Briefe werden in jedem Falle unverzüglich zurückgegeben.

Wilmans, vorgeladen, erſchien und erklärte auf Ehrenwort und Bürgerpflicht, 1) daß er die weiteren Bogen, ſobald ſie trocken, und das weitere Manuſcript, ſobald es eingetroffen, einliefern werde; 2) „daß, da er weit entfernt wäre etwas drucken zu wollen, das gegen das Bundes-Preßgeſetz verſtoße oder auch nur dem Hohen Preußiſchen Gouvernement mißfällig ſeye, er recht gerne einwillige und ſich verpflichte ſolche verlegende [!] und resp. zur Beſchwerde Anlaß gebenden Stellen, falls ſich ſolche darinnen vorfinden ſollte[n.] ſtreichen laſſen zu wollen, die ihm aber, wie er auf Ehre verſichern könne, durchaus nicht beywohnten[!]"; 3) daß das Depoſitum zurückzugeben ſei, wenn er wirklich in vierzehn Tagen weiterdrucken könne.

Das Gericht nahm von den beiderſeitigen Erklärungen Kenntniß. Das Geld wurde in amtliche Verwahrung genommen; der Ballen wurde verſiegelt; dem Wilmans wurde aufgelegt, ſeinem Verſprechen gemäß den Reſt des Manuſcripts und die noch fehlenden Bogen abzuliefern; und Klindworth erhielt laut beſonderer Liſte die am 21. und 23. ſucceſſive eingelieferten Belege, nämlich die Aushängebogen 1—8, die Seiten 1—40 des Manuſcripts und die ſechs Briefe 238 A. 240. 242. 245. 255. 261 mit den drei zufälligen Beilagen.

Das Gericht erſtattete dann dem Senat Bericht.

Am 25.

gab Goltz dem Klindworth 200 Thaler und einen Brief an Schuckmann mit auf die Reiſe. Aus dem Anfang haben wir in der Vorbemerkung zu Nr. 264 eine Stelle mitgetheilt; nachher heißt es: „Der entſchiedene Mangel an gutem Willen bei den hieſigen deshalb in Anſpruch genommenen Behörden hat der Sache die größten und verwickeltſten Schwierigkeiten entgegengeſtellt, deren Beſeitigung weſentlich dem eben ſo gewandten als kräftigen Benehmen des Doctors Klindworth, dem ich die vollſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß, zuzuſchreiben iſt. ... Uebrigens bitte ich Eurer [!] Excellenz überzeugt zu ſein, daß mehr als erreicht worden iſt, hier nicht erreichbar war." Es iſt eben doch ein ſingulärer Fall, „daß ein hier zu druckendes Manuſcript der Cenſur der Königlichen Behörden zu Berlin unterworfen wird."

(Ganz anders [und, wie es doch ſcheint, den Thatſachen beſſer entſprechend] klingt der unterthänige Brief, den Guaita im Namen von „Bürgermeiſter und Rath der freien Stadt Frankfurt" ſpäter, am 30., an Schuckmann gerichtet hat; es heißt darin zum Schluß, zuſammenfaſſend: „Obgleich die Schrift außer dem hieſigen Gebiete gedruckt wurde, ſo iſt dennoch ſchon am zweiten Tage" alles erledigt geweſen. Das Abkommen zwiſchen Klindworth und Wilmans [vom 24.] glaubte das Polizeiamt ins Protokoll aufnehmen zu können, da Klindworth ſelber es wünſchte. „Die Unterzeichneten ſchmeicheln ſich bei dieſer Gelegenheit einen Beweis ihrer Willfährigkeit gegeben und [Schuckmanns] Wünſchen ... entſprochen zu haben".)

Während Goltz an Schuckmann ſchrieb, berichtete Wilmans Hoffmann von ſeinen klugen Thaten; wir bringen den Brief nach dem Original:

Frankfurt d. 25 Jan. 1822.

Wohlgebohrner
Hochgeehrteſter Herr!

In Beziehung meines letzten Briefes vom 22ſt — habe ich die Ehre nun zu berichten, daß ich Ihre geehrte Zuſchrift mit dem MſptBogen von 37—40 pag. am Mittwochen richtig empfing und pflichtſchuldigſt der hieſigen Regierung übergeben habe. Da ich [!] das Mſpt worinnen Sie die beyden Stellen durchgeſtrichen zu haben wünſchten, ſchon in den Händen der hieſigen Behörde war — ſo bath ich unſern hochgeehrten PolizeyDirector — in Beiſeyn des Herrn Doctor Klindworth dieſe beiden Stellen durchſtreichen zu dürfen, weil ich dieſe Bitte Ihnen ſchuldig bin — und beyde würdigen Männer willigten gerne ein. Letzterer ſtrich die eine Stelle ſelbſt durch, und da die andere Stelle nicht zu finden war, ſo wurde es zu Protokoll genommen, daß dieſe Stelle auf Ihren[3] Geheiß und Zuſtimung obiger Behörden durchgeſtrichen werden müſſe.

Von Seiten des hieſigen K[öniglich] Pr[eußiſchen] BundesGeſandten Herrn Grafen von Golz [!] Excellenz, und des Abgeordneten Herrn Doctor Klingworth [!] iſt die Erklärung gegeben, daß binnen dato in 14 Tage [!], die Entſcheidung von Berlin eingehen ſolle, ob das Werk gedruckt erſcheinen [könne] oder unterdrückt werden müſſe. Bis dahin kann ich daher nichts für noch wider das Werk thun.

Mit aller Hochachtung habe ich die Ehre zu unterzeichnen

Ew. Wohlgebohrn
gehorſamſter Diener
Friedr. Wilmans

267. An Hitzig. (24.)

(Nach dem Original[1].)

[30. Januar 1822.]

Mit der ſchmerzlichſten Sehnſucht habe ich geſtern auf Sie, theuerſter Freund gewartet! — Mehr als jemals bedarf ich Ihres gütigen Rathes in Anſehung der vermaledeiten FlohGeſchichte, die mich in die größte Unruhe und dabei noch auf andere Weiſe[2] in Verlegenheit ſezt.

---

[3] *Geheiß* ist althochdeutsch immer, mittelhochdeutsch häufig männlich.

267.

[1] Ohne Adresse; auf das obere rechte Viertel eines starken Folioblattes (also nicht auf einen Briefbogen) geschrieben.

Kommen Sie doch heute, wenn es Ihnen nur irgend möglich iſt, Sie thun mir den größten FreundſchaftsDienſt!

Ihr innigſt ergebenſter
Hff
30 Jan: 1822.

268. An Jean Paul[1].

Mit dem zweiten Theile des Murr-Kreisler-Werks.
Durch Baerſt (ſ. folgende Nummer).

(Nach dem Original.)

[30. Januar 1822.]

Hochverehrteſter Herr LegationsRath!

Eine geraume Zeit iſt vergangen, ſeitdem ich das Vergnügen hatte, Sie, Hochverehrteſter Herr! das lezte Mal in dem ſchönen freundlichen Baireuth zu ſprechen[2]. Doch glaube ich wohl, daß Sie Sich meiner noch erinnern werden, zumal ich nach der Zeit unter die Autoren gegangen bin und ſattſam ſcharmuzirt und geplänkert habe. — Gewiß haben Sie, Hochverehrteſter Herr! in dies oder jenes Werklein, das ich kühn in die Welt geſchickt, hineingeſehen; ſehr lieb würde das mir aus dem Grunde ſeyn, weil Sie Sich dann gewiß überzeugt hätten, nicht allein, wie tief ich Sie verehre[3], ſondern auch, wie Ihre Werke mein Innerſtes durchdrungen und auf meine Geſtaltung gewirkt haben[4].

---

[2] nämlich financiell; vgl. Nr. 274 m. Note 1.

268.

[1] Adresse:

Herrn
LegationsRath Jean Paul, Fridrich Richter
WohlGebohren

(Wie H. durch das Komma, das man „alias“ lesen kann, andeutet, hieß der Adressat bürgerlich Friedrich (Fritz) Richter [so nennt ihn H. z. B. in der ‘Königsbraut’] und literarisch in der Regel Jean Paul [sprich Poll]. Da Richter seit der ‘Unsichtbaren Loge’ von 1793 sich fast auf allen Titelblättern dieses französischen Namens bedient hat, so sollte man doch versuchen, sich an den secundären Nachnamen Paul ebenso zu gewöhnen, wie man sich an die der Humoristen Oskar Justinus und Otto Ernst und den des Schauspielers Richard Alexander gewöhnt hat. Wir werden ihn im folgenden zur Bezeichnung des Mannes verwenden.

Der Brief ist vom Ueberbringer durch eine Oblate ohne Petschaft-Pressung verschlossen und vom Empfänger überschrieben:

Hofmann
30 Jan 22

---

[2] Am 20. März 1811, also gerade vor 10 Jahren und 10 Monaten. s. Tgb.

[3] Die Stellen, in denen Hoffmann Paul nennt oder doch direct auf ihn anspielt, hat Johann Černy in seiner ebenso sorgfältigen wie reichhaltigen Arbeit über Pauls Beziehungen zu Hoffmann (Mies in Böhmen 1907/08, Verlag des K. K. Staats-Obergymnasiums) I 14 weit vollständiger als Grisebach aufgezählt. Es sind vier in den Gesprächen der Serapions-Brüder und je eine im 'Magnetiseur', in den 'Seltsamen Leiden', der 'Brautwahl', der 'Königsbraut', der 'Brambilla', der 'Haimatochare' und den 'Irrungen'.

[4] In der That hatte Paul Hoffmanns Production nicht nur verfolgt, sondern sich auch vor 7 Monaten, am 24. Juni 1821, für die Oeffentlichkeit über sie ausgesprochen, in der Vorrede zur zweiten Auflage der 'Unsichtbaren Loge'. Paul behauptet dort S. XXIX—XXXV, wenn ich den gestammelten Schwulst recht verstehe, die neuere Literatur vermöge keine Charaktere mehr zu schaffen, ja nicht einmal gegebene Charaktere festzuhalten und durchzuführen. Als Beispiele für das Drama führt er Werner (mit 'Luther' und 'Attila') und Müllner (mit 'Yngurd' und 'Albaneserin') an, als Beispiel für die humoristische Erzählung „Friedr. Hofmann“, dessen 'Phantasien' er früher empfohlen, „als er bei weitem weniger hoch, und mir viel näher stand“. Neuerdings erreiche aber der Humor in seinen Charakteren „den ächten Wahnwitz“, „was einem Aristophanes und Rabelais und Shakespeare nie gelingen wollen“; seine Muse und Madonna sei die Belladonna u. s. w. „Desto erfreulicher ist es“, fährt Paul als ins Hintertreffen gerathener Rivale giftig fort, „daß auch die Lesewelt diese poetische Hinaufstimmung auf eine freundliche Weise begünstigt durch ihre Theilnahme, und daß sie, wie das Morgenland, Verrückte als Heilige ehrt, und was sie sagen, für eingegeben hält.“ (Das letzte scheint sich auf H's Grafen P. zu beziehen, der sich für den heiligen Serapion hält.) Aehnlich sprach der liebenswürdige Kritiker sich privatim zu Heinrich Voß und Rell-

Sie, Hochverehrteſter Herr! ſind meinem Gemüth ein eben ſo lieber herrlicher Landsmann als Hamann, Hippel pp. und der wunderbare Comet[5] leuchtet mit ſolch friſcher Lebenskraft in mein Leben hinein, daß ich wohl einſehe wie ſolch ein Licht ewig und unvergänglich iſt. — Ein Freund von mir, der Baron von Vaerſt[6], der Ihnen, Hochverehrteſter Herr! dieſe Zeilen überreicht, wird des Katers Murr zweiten Theil beilegen. Nur als ein Zeichen meiner Verehrung empfangen Sie dies Büchlein, Hochverehrteſter Herr! ſonſt würd' ich es gar nicht wagen Ihnen ein ſolches Membr[um] disj[ectum] p[oetae] zu ſenden. — Nicht umhin kan ich Rückſichts der vergnüglichen Druckfehler in dieſem Buch zu bemerken, daß mein Verleger ſo glücklich geweſen iſt, einen Setzer ausfindig zu machen, der mit ganz beſonderer ſchalkiſcher Schlauigkeit dem Autor die anmuthigſten Ueberraſchungen bereitet, indem er noch in die AushängeBogen, ſeltſame Wörter von eigner Erfindung hinein zu ſchwärzen weiß. — Könte der Mann nicht im ſüdlichen Deutſchland empfohlen werden? — An die Fan-

---

stab aus (übersichtlich zusammengestellt bei Černy I 10); er hat in H's Dichtungen nie etwas anderes gesehen als mißrathene Nachahmungen seiner eigenen.

Die neue Ausgabe der 'Unsichtbaren Loge' war entweder noch nicht erschienen, oder Reimer hatte sie vor seinem Freunde und Autor H. geheimgehalten; jedenfalls geht aus der ganzen Haltung unseres Briefes (und namentlich aus der Art, wie zuletzt ganz harmlos auf Pauls Vorrede zu den 'Fantasiestücken' angespielt wird) mit Sicherheit hervor, daß H. den eben citirten Ausfall nicht kannte. Sein Brief, der sich mit Pauls Beschimpfung gewissermaßen kreuzte, ist also in jedem Betrachte — auch hinsichtlich der völligen Wirkungslosigkeit — ein rührendes Seitenstück zu dem an Tieck Nr. 224 (S. 415 f). Hoffmanns Lehrmeister Paul und Tieck haben ihren Schüler, der sie — vielleicht ohne in seiner Bescheidenheit sich dessen bewußt zu sein — weit überflügelt hatte, ebenso wenig zu würdigen gewußt wie fünfzig Jahre früher Klopstock und Lessing den jungen Goethe.

[5] S. die Nachschrift zu Nr. 229 (S. 425).

[6] Graphisch könnte das Wort eher Bearst lauten. — Vaerst hatte bereits als Schüler in Bayreuth Paul kennen gelernt.

taſſeStücke mag ich, Hochverehrteſter Herr! gar nicht denken, denn ein überläſtiger Verleger hat Sie damit gequält! — Ich nehme die Gelegenheit wahr, Ihnen[7] noch den Wunſch eines Freundes von mir vorzutragen.

Ein gewiſſer Max, doch weder der baierſche königliche, noch der Schillerſche, ſondern nur ein Buchhändler in Breslau und ſolider ſowohl als ſplendider Verleger, gedenkt eine Sammlung kleiner Schriften verſchiedener Autoren herauszugeben (Mährchen, Erzälungen pp) wozu Ludwig Tieck, Hagen und meine Wenigkeit Beiträge verſprochen haben. Nun will er ſich auch an Sie, Hochverehrteſter Herr! weh und demüthig wenden und einen Beitrag für ein erkleckliches Honorar zu erflehen ſuchen, und ich ſoll eine Vorbitte für ihn einlegen.

Daß ich ein gar großes Interreſſe bei der Sache habe, da mir die Hoffnung aufgehen will mich mit Ihnen, Hochverehrteſter Herr! in einem Buche zuſammen zu finden, leuchtet ein. Aber auch abgeſehen davon kan ich Herrn Joſeph Max als einen ſehr ſoliden rechtlichen und gebildeten Mann empfehlen, der die ihm anvertrauten Kinder gar hübſch ausſtattet und die Väter zu ehren weiß wie es ſich gebührt[8].

Laſſen Sie, Hochverehrteſter Herr! daher ſeine Bitte ſtatt finden und ſpenden Sie ihm aus Ihrem reichen Goldſchacht einige blinkende Körner! — Welch ein Sporn würde das für mich ſeyn etwas recht tüchtiges — wie es nur in meinen Kräften ſteht — zu liefern[9].

---

[7] Zuerst Sie [etwa: noch um etwas zu bitten]

[8] Zuerst gehörig zu ehren weiß

[9] Vaerst hatte 1810/12 als Fähnrich und Lieutenant in Breslau gestanden und jedenfalls schon damals Max kennen gelernt; jetzt kehrte er über Bayreuth dorthin zurück. Er konnte also auch seinerseits dazu beitragen, eine Beziehung zwischen Max und Paul zu schaffen. — Die weitere Entwicklung der Sache s. in den Nrn. 273 und 279.

Auf das dringendſte und angelegentlichſte empfehle ich mich Ihrem gütigen Wohlwollen und habe die Ehre mit der ausgezeichnetſten Hochachtung zu ſeyn

Hochverehrteſter Herr!

Berlin
D. 30$^{\underline{t}}$ Jan: 1822.

Ihr innigſt ergebenſter
E. T. A. Hoffmann

269. An den Hauptmann a. D. Baron Eugen Baerſt[1].

Mit der vorigen Nummer.

(Nach dem Original.)

[30. Januar 1822.]

Anliegend den Brief an J. P. offen, den ich vor der Abgabe gütigſt zu ſiegeln bitte, ſo wie Murrs zweiter Theil!

Eine fröhliche glückliche, anmuthige, Unfallloſe, ſchnelle, Erfahrungsreiche unterhaltende, Schönwetterbegabte, bequeme ppppp Reiſe wünſcht Ihnen, Hochverehrteſter Herr Baron!

Berlin
D. 30 Jan: 1822.

Ihr innigſt ergebenſter
Hoffm

270. An den Staatskanzler Fürſten Karl Auguſt von Hardenberg[1].

Vorbemerkung.

Klindworth kam, wie Varnhagen zwei Tage darauf erfuhr, am 30. Januar mit ſeiner Beute zurück und berichtete unverzüglich Kamptz über das Ergebniß der Expedition.

269.

[1] Adresse:
Herr
Baron von Baerſt
Hoch und WohlGebohren
mit einem Buche

Oblatenverschluß, anscheinend mit Palmbaum-Pressung.

270.

[1] Auf Stempelpapier:
ZWEY G. GROSCHEN
VI PFENN:

Dienstlicher Vermerk:
praes. 9$^{\underline{t}}$ Februar 1822
462.
2 Beil.

Kamptz ſetzte bereits am 31. nach Kenntnißnahme der Aushängebogen und der letzten Manuſcriptblätter eine Denkſchrift für Schuckmann auf, die wir, als in ihrer Art ausgezeichnete Zuſammenfaſſung des Sachverhalts, hierher ſetzen:

> Der von dem KammergerichtsRath Hoffmann der Willmansſchen Buchhandlung zum Verlag gegebene Roman: Meiſter Floh iſt weniger die Darſtellung einer zuſammenhängenden abgeſchloſſenen Begebenheit, als vielmehr ein Vehikel, die verſchiedenartigſten Gegenſtände vorzutragen und zu perſifliren.
>
> Unter dieſen Gegenſtänden hat auch die hieſige Unterſuchung der demagogiſchen Umtriebe ihren Platz erhalten.
>
> Der Verfaſſer nimmt dazu die Veranlaſſung aus dem Vierten Abentheuer, nämlich aus dem über die Entführung eines Mädchens entſtandenen Gerüchte
>
> |: gedruckte Bogen S 122ff :|
>
> Im fünften Abenteuer
>
> |: Manuſcript S 25 bis 27 :|
>
> tritt er dieſem Thema näher und verbreitet ſich dabei inſonderheit über die Unterſuchung wider den Doctor von Mühlenfels auf eine unverkennbare Art. Die ImmediatUnterſuchungsCommiſſion wird unter dem Abgeordneten des Raths und die MiniſterialCommiſſion — oder wenigſtens der Dezernent in derſelben — unter dem Geheimen HofRath Knarrpanti, jener |: Herr Hoffmann, als Inquirent ſelbſt :| in einem äußerſt vortheilhaften, dieſe oder dieſer dagegen in einem deſto ſchlimmeren Lichte dargeſtellt. Nachdem das beobachtete Verfahren perſiflirt, das Benehmen des p Mühlenfels aber ſehr vortheilhaft geſchildert worden, läßt der Verfaſſer
>
> |: MScript: S. 27 :|
>
> den Meiſter Floh, um welchen dieſer Roman ſich beſonders dreht, mit ſeinem magiſchen Glaſe erſcheinen und durch daſſelbe in die Seele des p Knarrpanti blicken und in derſelben die S. 27. angeführten ſchändlichen und infamen Motive des leztren entdecken.
>
> So wie der ganze Zuſammenhang deutlich beweiſet, daß der KammergerichtsRath Hoffmann hierbei nur auf die obgedachte Unterſuchung und die dabei intereſſirte Perſonen Rückſicht genommen habe, ſo ergiebt ſich dies auch daraus daß die S. 26 des MS. ausgehobenen Stellen insgeſammt — anſtatt Freiheit iſt Entführung geſagt — theils dem Sinne nach, theils wörtlich aus den in Beſchlag genommenen Papieren entlehnt werden; inſonderheit iſt die S. 26 Zeile 22 und 23 ausgehobene Stelle: Heute war ich mordfaul! buchſtäblich aus dem Tagebuch des Aſverus genommen.
>
> Hoffmann ſelbſt hat auch durch die Äußerungen, die er und ſeine näheren Bekannten unvorſichtig genug über dieſe Tendenz dieſer Schrift gemacht und die die Abſendung des D. Klindworth nach Frank-

furt veranlaßt haben, [dieſe Tendenz des Buches] hinlänglich an den Tag gelegt, und der lezte Zweifel wird durch das, aus dem CorreſpondenzVolumine hier beigelegte Schreiben deſſelben an den Verleger vom 19ten d. M. gehoben, indem er darin den leztren um Abänderung von zwei Stellen bittet,

weil ſie ihm gewiſſer Umſtände halber großen Verdruß machen könnten

und dabei dieſe Abänderung „eine wichtige Sache“ nennt und ſie für ſo wichtig hält, daß er den Verleger ſelbſt für den Fall, daß ſie ſchon abgedruckt ſein ſollten „recht ernſtlich bittet, Cartons drucken zu laſſen“

Es liegt daher vor, daß der KammergerichtsRath Hoffmann

1) die Abſicht gehabt und, ſo weit an ihm lag, erreicht hat, eine von des Königs Majeſtät angeordnete Maaßregel, zu deren Mitwirkung er ſelbſt durch das allerhöchſte Vertrauen mit berufen worden, öffentlich als lächerlich und als das Werk der niedrigſten perſönlichen Motive darzuſtellen und zugleich die der MinisterialCommiſſion übertragene Leitung dieſer Sache aus eben dieſem Geſichtspunkt erſcheinen zu laſſen und
2) dazu Stellen aus den ihm nur auf officialem Wege bekannt gewordenen Acten und das Verfaren, ſo wie die Vorſchriften der MinisterialCommiſſion ſelbſt benuzt hat, ſo wie endlich
3) ein Mitglied der MinisterialCommiſſion ſelbſt als einen Pflichtwidrigen Caſſationsfähigen Beamten dargeſtelt hat.

Es fallen daher dem p Hoffmann zur Laſt:

1) Verlezung der Sr Majeſtät und ſeinen Vorgeſezten ſchuldigen Treue und Ehrfurcht
2) Gebrochene AmtsVerſchwiegenheit und
3) öffentliche, grobe Verlaümdung eines StaatsBeamten wegen Ausübung ſeines Amts

Berlin den 31 Jan 1822.

Kampz

Der Begleitbrief an Schuckmann lautete ebenſo kurz und kräftig:

Eurer Excellenz

ermangele ich nicht, die Frankfurter Papiere gehorſamſt wieder vorzulegen und beziehe mich auf das beigefügte kurze P[ro]M[emoria].

Je kraftvoller die Maaßregel der Abſendung des D. Klindworth war und je bekannter ſie werden wird, deſto wünſchenswerther dürfte es wohl ſein, daß ſie einen eclatanten Effect erhält, damit die Anhänger des böſen Prinzips nicht behaupten, ſie ſei ohne Reſultat und vergeblich geweſen.

Berlin
den 31 Jan 1822.

ganz gehorſamſt
Kampz

Am 1. Februar ſetzte Kamptz für Schuckmann die Antwort an Goltz auf. Er danke ihm beſtens, der Verdacht habe ſich beſtätigt: Seite 20—27 des Manuſcripts perſifliren die Verhandlungen der Unterſuchungscommiſſion und ſeien „als ſowohl dem Preßgeſetz wie anderen Geſetzen entgegen zu unterdrücken, wogegen dem Abdruck und dem Debit des übrigen Manuſcripts dieſſeits nichts entgegenſteht"; Goltz möge in dieſem Sinne beim Frankfurter Senat vorſtellig werden. Er ſende ihm Manuſcript und Briefe zurück, die incriminirten Seiten und den letzten Brief [Nr. 261] jedoch nur in Abſchrift, da die Originale zum Verfahren wider Hoffmann unentbehrlich ſeien. — Schuckmann war im Princip mit dem Concept ſeines Berathers durchaus einverſtanden; da ihm aber andrerſeits um die deponirten 2600 Gulden bange war, ſo beſchloß er, nur den verrätheriſchen Brief in Berlin zu behalten und das Manuſcript für alle Fälle vollſtändig an Goltz zurückzuſenden; er bittet dieſen aber, die incriminirten Seiten womöglich nur in Abſchrift aus der Hand zu geben. — Das ſtaatsgefährliche Packet wurde am 2. nach Wetzlar an den Landrath Furkel geſandt, der es weiterbeſorgen mußte.

Kamptz hatte ferner noch am 1. an das Oberlandesgericht zu Breslau geſchrieben und erſucht, ihm das Tagebuch des Asverus mit der furchtbaren Stelle „Heute war ich mordfaul!" zu ſenden. Am 4. concipirte er nun einen Bericht Schuckmanns an Hardenberg, deſſen Anfang wir bereits S. 473 oben im weſentlichen wiedergegeben haben; die Fortſetzung entſpricht ebenfalls unſerer Darſtellung. Schuckmann ſelber fügt dann den Vorſchlag hinzu, bei der Unzuverläſſigkeit des Kammergerichts möge der Staatskanzler von einem gerichtlichen Verfahren abſehn und Hoffmann lediglich auf dem Verwaltungswege, etwa durch eine Verſetzung nach Inſterburg, beſtrafen. (Wir verweiſen auf Ellingers Auszug am oben [S. 395 Note] angegebenen Orte S. 95, wo allerdings Kamptzens und Schuckmanns Antheile nicht geſondert ſind.) — Am 5. wurde das Schreiben, in dem der ganze Haß der beiden mächtigen Feinde Hoffmanns wie in einem Brennſpiegel geſammelt iſt, expedirt.

Wie in unſerm Bd. 1 näher ausgeführt, hörte Hippel kurz darauf von der drohenden Gefahr und veranlaßte Hoffmann, Wilmans' Alarmbriefe Nr. 264 und 268 an den Staatskanzler zu ſenden mit einem Begleitſchreiben, das wir hier nach dem Original folgen laſſen (nur die vier letzten Worte ſind von der Hand des Kranken):

[8. Februar 1822.]

Durchlauchtigſter Fürſt
Gnädigſter Herr

Durch die anliegenden Briefe des Buchhändler[s] Willmanns in Frankfurth am Main wird mir gemeldet, daß das Manuſcript eines kleinen komiſchen Romans, deſſen Verlag

Herr Willmanns von mir übernommen hatte, nebſt den bereits gedruckten Bogen, auf Requiſition der Königlich Preußiſchen Regierung bei ihm in Beſchlag genommen worden iſt.

Dieſe Maaßregel hat mich um ſo mehr in tiefes Erſtaunen geſezt, als nach meiner innerſten Ueberzeugung in dem ganzen Manuſcript auch nicht das mindeſte enthalten iſt, was der ſtrengſten und umſichtigſten Cenſur anſtößig ſein könnte. Dieſe ohne nur eine erdenkbare Urſache ergriffene Maaßregel ſezt mich, noch dazu da ich jezt ſehr krank darnieder liege, in eine ſolche Verlegenheit, daß ſich mir kein andrer Ausweg zeigt, als mich unmittelbar an Ew. Hochfurſtliche[2] Durchlaucht mit der dringendſten und gehorſamſten Bitte zu wenden, die Gnade zu haben, Sich Selbſt das Manuſcript, deſſen Einſendung nach Berlin mir bekannt geworden, vorlegen zu laſſen, Sich Höchſtſelbſt von der völligen Harmloſigkeit ſeines Inhalts überzeugen und daſſelbe dem Buchhändler Willmanns in Frankfurth wieder zufertigen laſſen zu wollen. Sollte wegen des Andranges[3] der Geſchäffte die Gewährung meiner ganz gehorſamſten Bitte nicht ſtatt finden, ſo wage ich das zweite ganz gehorſamſte Geſuch: das Manuſcript dem hieſigen OberCenſur-Collegio vorlegen laſſen zu wollen, damit dieſe Behörde über die Zuläſſigkeit des Drucks entſcheiden möge.

Ich verharre in tiefſter Devotion

Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht
Berlin den 8ten Februar 1822 unterthänigſter
Der KammergerichtsRath Hoffmann

270a. Die Cabinetsordre.

Mit der Erledigung von Kamptz-Schuckmanns Eingabe war in Hardenbergs Kanzlei der Regierungsrath Guſtav Adolf Tzſchoppe betraut worden (1794–1842; vgl. Petersdorff in der Allg. D. Biogr. 39 [1895], 66/68), der gerade in dieſem Monat den alten Staatskanzler auf das heftigſte gegen die „Demagogen" hetzte (ein Beiſpiel a. a. O. S. 67 Mitte). Tſchoppe hatte noch am 6. im Namen des Königs folgende ungeduldige Cabinetsordre aufgeſetzt:

---

[2] In der Reinschrift Hochfürſtlichen [3] Zuerst Dranges

> An
> den Staats- und Juſtizminiſter
> von Kircheiſen.
>
> Ich beauftrage Sie, den Kammergerichtsrath Hoffmann durch den KammergerichtsPräſidenten Woldermann ſofort vernehmen zu laſſen, ob er den in vidimirter Abſchrift anliegenden Extract aus einem Manuſcript betitelt „Meiſter Floh", abgefaßt und für den Druck beſtimmt zu haben anerkennt und ob er ſeinen urſchriftlich anliegenden Brief vom 19t vor. M., der vom Buchhändler Wilmanns in Frankfurt a/M. ausgeliefert worden, recognoſcirt. Auch darüber haben Sie ihn vernehmen zu laſſen, ob der Inhalt des anliegenden Druckbogens[1] pag. 113–128 mit deſſen Fortſetzung p. 129 aus ſeiner Feder gefloſſen iſt.
>
> Zur vollſtändigen Ueberſicht theile Ich Ihnen auch die Abſchriften der in Frankfurt a/M. am 21, 22, 23ſt u. 24ſt aufgenommenen Verhandlungen mit.
>
> Sie haben Mir das VernehmungsProtokoll binnen 24 Stunden unfehlbar vorzulegen.

Die Ordre wurde am 8. Kircheiſen zugeſtellt, Kircheiſen gab unverzüglich Woldermann den Auftrag, und Woldermann ſcheint ſeinen Kanzlei-Directions-Aſſiſtenten Johann Carl Meyer (Lindenſtr. 111) in Hoffmanns Wohnung geſandt zu haben. Dieſer Meyer wurde von Hippel und dem Dr. med. Heinrich Meyer, wie ein Fieberdictat Hoffmanns aus dem Mai[2] es ausdrückt, „durch Redensarten zur Thüre heraus geſchmiſſen"; der Arzt und der Freund bezeugten Woldermann mit Augurenlächeln ſchriftlich die Unmöglichkeit, dem Kranken, deſſen Befinden ſich ſeit dem Morgen plötzlich außerordentlich verſchlimmert habe, jetzt zu beläſtigen (ſ. Bd. I unter Nr. 71 b).

Woldermann überzeugte ſich — vermuthlich nicht ungern — aus den beiden Schriftſtücken, daß die Vernehmung jetzt nicht möglich ſei; er ſchreibt noch am 9. vormittags an Kircheiſen:

> Die von Sr Königlichen Majeſtät befohlene Vernehmung des KammerGerichtsRaths Hoffmann hab ich ſo gleich vornehmen [laſſen] und wie ich hörte: daß er kranck ſey, mich ſelbſt zu ihm begeben wollen.
>
> Es iſt aber vorjetzt unmöglich und, nach den anliegenden Zeügniſſen ſeines Arztes ſo wohl als des Hofr. Hippel[3] jede Gemüths-

---

270a.

[1] Zuerst der anliegende Druckbogen

[2] s. im 3 Anhang zu den Tgbb., gegen Schluß.

[3] Woldermann hat anscheinend Hippeln ebenfalls für einen Arzt gehalten.

Bewegung um ſo gefährlicher als in der vergangenen Nacht die Gefahr ſo zugenommen, daß ein anderer benachbarter [?] Arzt hat zu Hülfe gerufen werden müſſen

Ew Excellenz ſtelle ich gehorſamſt anheim
dies unvermuthete Hinderniß der augenblicklichen Befolgung des Befehls Sr Majeſtät des Königs, Allerhöchſten Orts vorläufig anzuzeigen.

Berlin den 9 Febr 1822
Sämmtl. Communicata liegen bey. Wolbermann

Kircheiſen, der Hoffmann den Aufſchub wohl ebenfalls gönnte, berichtete mittags als vierter Augur dem König:

Euer Königlichen Majeſtät allerhöchſten Befehl, den ich geſtern um 7 Uhr erhalten, wegen Vernehmung des Kammergerichtsraths Hoffmann, habe ich ſogleich in Erfüllung bringen wollen. Die allerunterthänigſt beigefügte Anlagen beſtätigen aber, was mir ſchon früher bekannt war, daß der p Hoffmann ſo gefährlich krank lieget, daß es unmöglich iſt, ihn zu vernehmen. So bald es ſein Geſundheitszuſtand erlaubt, worüber ich die nöthige Nachrichten einziehen werde, ſoll der Allerhöchſte Befehl Euer Königlichen Majeſtät erfüllt werden.

Berlin, den 9. Februar 1822 um 12 Uhr
An
Seine Königliche Majeſtät
meinen allergnädigſten Herrn Kircheiſen

Gleich darauf erhielt er von Tzſchoppe-Hardenberg Hoffmanns Eingabe an den Kanzler (Nr. 270) zur Kenntnißnahme. Er retournirte ſie noch am ſelben Tage mit der Begründung, daß die Vernehmung verſchoben ſei; er habe den König bereits direct davon benachrichtigt.

Inzwiſchen erregte ſich ganz Berlin über die Angelegenheit. Varnhagen notirt mündliche Aeußerungen zu Hoffmanns Gunſten vom Geheimen Legationsrath J. A. F. Eichhorn (unterm 2. Februar), von Hufeland (unterm 9.), von Schleiermacher (unterm 14.; der Wortlaut in Bd. III). Der Geheime Staatsrath Friedrich Auguſt von Stägemann ſchrieb am 15. an den biographiſchen Schriftſteller Dr. Friedrich Matthias Gottfried Cramer in Halberſtadt (1779—1836; wir geben den Brief nach dem Original):

Übrigens iſt immer noch böſe Zeit. Die Demagogen-Riecherei hört noch keineswegs auf, ſondern verſtärkt ſich, wie freilich eine natürliche Folge des ganzen Syſtems iſt. Denn aus dem Unrath geht immer eine Inſektenſchar hervor, die neuen Unrath macht, und das Völkchen der Delatoren und Denuntianten grünt und blühet recht luſtig unter dem Schirme der Polizei.

Einer dieſer Kauze. Herr von Otterſtedt, Geſandter an den Höfen von Darmſtadt und Naſſau, hat ausgewittert, daß Wilmanns in Frankfurt ein Werk von Hofmann: König Floh, verlege, worin Andeutungen auf die Mayntzer Commiſſion, aus der UnterſuchungsAkten entlehnt, vorkommen. Hofmann war ein Mitglied der hieſigen Commiſſion. Nun wäre es freilich leichtſinnig, wenn H. ſich der ihm amtlich in die Hände gekommenen Acten bedient hätte, um eine Plaiſanterie über die Commiſſion und deren Leiter ins Publikum zu bringen, indeß gewinnt die Otterſtedtiſche Delation dadurch nichts. Hofmann wird wahrſcheinlich durch Kabinets-Ordre entlaſſen werden, wie de Wette, wenn er es erlebt; denn er liegt gefährlich krank und es hat ihm die ergangene Kabinets-Ordre, nach welcher er ſich vor einem Commiſſarius erklären ſoll, ob er ſich zu dem Spaß bekenne, zur Zeit nicht publicirt werden können. Er wird, wenn er wieder hergeſtellt wird, am beſten thun, ſeinen Abſchied ſofort zu geben. Das Gehalt eines Kammergerichtsraths wird ihm ſeine Feder wohl verſchaffen.

Der ſelbe Stägemann ſchrieb am 16. an den Publiciſten Johann Friedrich Benzenberg (1777—1846; wir geben den Brief nach dem Druck in den 'Grenzboten' von 1860):

Gegen den Verfaßer der Teufelselixire, den Ihnen wohlbekannten K[ammergerichts]R[ath] H[offmann,] iſt denuncirt worden, daß er mehrere Begebenheiten, die ihm als Commiſſarius in den demagogiſchen Umtriebsſachen aktenmäßig bekannt geworden, in einer humoriſtiſchen Schrift benuzt habe, um Perſonen und Sachen lächerlich zu machen. Er iſt wol ſo leichtſinniger Natur, um ihn der That dringend verdächtig zu halten, obwol der K[ammer]G[erichts]P[räſident] Woldermann mich verſichert: er habe in der Schrift nichts Anſtößiges gefunden. Das Manuſcript iſt bei dem Verleger zu Frankfurt a. M. in Beſchlag genommen, wiewol der Senat ſich ſehr geſperrt und nur gegen Depoſition von 3000 Gulden in die Herausgabe gewilligt hat, wie man im Publikum mit dem Beifügen erzählt: daß Herr von O[tterſtedt] die Sache denuncirt hat. Es iſt ein günſtiges Zeichen, ſowol für die Regierung, als für die Moralität des

Volkes, daß in der Jniquität ſolcher Zeiten das Volk der Delatoren nicht üppiger hervorſchießt. Man hört doch in der That nur von wenigen Subjecten dieſer Art, und ſie erfreuen ſich keiner ſonderlichen Achtung, weder bei der Regierung noch dem Volke.

Mich herzlich Jhrem freundſchaftlichen Wohlwollen empfehlend v. Stägemann.

271. Von Wilmans[1]. (23.)

Mit der Abſchrift des vierten Abenteuers in Kelchners Faſſung.

[Erhalten 18. Februar 1822[2].]

Vorbemerkung.

Während ſo in Berlin alles in Aufregung war, war auch Goltz in Frankfurt nicht müßig. Sobald Kamptz-Schuckmanns Brief vom 1. Februar via Wetzlar eingegangen war, ſetzte er ſich — wir folgen hier ſeinem Bericht an Schuckmann vom 11. Februar — mit Guaita perſönlich in Verbindung, und dieſer erledigte ſeinerſeits die Angelegenheit unter der Hand mit Wilmans. Richter und Protokollſchreiber wurden nicht mehr bemüht.

Begreiflicherweiſe wehrte ſich Wilmans bei aller Lammsgeduld doch gegen Kamptz-Schuckmanns brutales Anſinnen, den ganzen Abſchnitt S. 20—27, d. h. das ganze vierte Abenteuer und das erſte Drittel des fünften, wegzulaſſen. Er ſetzte ſeinem Bürgermeiſter auseinander, daß Hoffmann dafür dann doch etwas anderes erfinden müſſe und daß er, Wilmans, für Ton und Jnhalt dieſes Lückenbüßers nicht ſtehen möchte; außerdem müſſe er in dieſem Falle natürlich Erſatz der erforderlich werdenden Honorar-Nachzahlung und Entſchädigung für den Aufſchub verlangen.

Nun beſchloß Goltz, um eine vielleicht enorme Schadenserſatz-Forderung zu verhüten, die in Berlin in Bauſch und Bogen verworfenen 7½ Seiten des Manuſcripts ſelber prüfen zu laſſen. Er verwandte dazu „einen Beamten ſeiner Miſſion“, den er nicht nennt; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß es der gewandte Legationskanzliſt Johann Andreas Kelchner war (geb.

271.

[1] Adresse:

An den
Herrn Cammergerichtsrath
E. T. A. Hoffmann
Wohlgebohrn
frey
empfohlen Berlin

Erster Poststempel:
RECOMMANDIRT

Zweiter Poststempel:
[FRA]NKF[URT]
17.
[FEB.]
[1822]

Siegel: Monogramm *FW*

[2] Von H's Hand mit Blei unter dem Datum:
erhalten d. 18 Febr 22 H

Frankfurt 1789, † ebenda 1865; von ſeinem Sohne geſchildert A. D. B. 15 [1882], 556/60; ſeine Thätigkeit in Sachen des 'Meiſters Floh' wird S. 558 Mitte [freilich übertreibend] erwähnt). Dieſer erkannte ſogleich, daß die „allerdings höchſt pasquillantiſche Prozeßgeſchichte" „blos eingelegt" ſei und ſich „ohne beſondere Unterbrechung des Fadens des Werks" entfernen laſſe; im übrigen enthalte der Text, ſoweit er ſehe, „keine auch indirecte Anſpielung auf das Verfahren der königlichen Unterſuchungs-Commiſſion zu Berlin".

Goltz theilte Guaita dies Gutachten mit, und Guaita ſchlug Wilmans vor, lediglich die von Kelchner beanſtandeten Stellen zu ſtreichen. Wilmans erklärte ſich damit durchaus einverſtanden und willigte in die Rückgabe der deponierten 2000 Gulden gegen Verabfolgung einer Abſchrift des ungefährlichen Theiles. — Goltz ſendet nun die beanſtandeten Blätter des Originalmanuſcripts zurück, in denen Kelchner die auch von ihm für „pasquillantiſch" erachteten fünf Stellen ſorgfältig grün eingerahmt hatte, und berichtet über ſeine geräuſchloſe Thätigkeit; er ſchmeichelt ſich [übrigens mit Recht], gezeigt zu haben, wie der Hof künftig in Frankfurt über mißliebige Bücher eine Cenſur ausüben könne.

Am folgenden Tage, dem 17., fügt er ſeinem Briefe eine Nachſchrift hinzu: Guaita habe einen weiteren Erfolg errungen und Wilmans dahin zu beſtimmen gewußt, daß er auch den von Kelchner purificirten Text erſt dann drucke, wenn Schuckmann ſich damit einverſtanden erklärt habe; für den Eingang dieſer Erklärung habe er, Goltz, einen Termin von 12 Tagen angeſetzt. Inzwiſchen wolle Wilmans Hoffmann auffordern, „in dem fraglichen Auszuge . . . die etwa nöthigen Uebergänge und Abrundungen in möglichſt gleichgültigen Ausdrücken herzuſtellen. Damit indeſſen eine Sicherheit gegeben werde, daß der v. Hoffmann dies nicht zur Verbreitung neuer Anzüglichkeiten benutze, hat der Wilmans ſich freiwillig erboten, die etwaigen Hoffmannſchen Zuſätze ſeiner Zeit hier zur Beurtheilung vorzulegen."

In der That ſchrieb Wilmans am ſelben Tage an Hoffmann folgenden Brief, den wir nach dem Original wiedergeben:

Frankfurt, d. 12 Febr. 1822.

Wohlgebohrner
Hochgeehrteſter Herr!

Ihre verehrte Zuſchrift vom 28 Januar hat mir eine ſehr große Beruhigung gegeben. — Für mein eignes ich, war ich immer ruhig, weil ich in meinem Leben noch nichts in Verlag nahm und nie nehmen werde, wodurch ich in Verantwortung kommen könnte, allein die ganze Verhandlung war doch peinlich[3] für mich. Wie herzlich froh ich bin, daß ſich alles zur Zufriedenheit aller Betheiligten enden wird, kann ich Ihnen nicht ausdrücken, und gewiß werden auch Sie darüber froh ſeyn. — Nach der erhaltenen Weiſung iſt nun das ganze Mſpt bis und mit pag. 40. geleſen und geprüft, und man hat nur von pag. 20—27. in Ihrem original Manuscript, einige Anſtöße gefunden, die man nicht der Publizität wünſcht, und um keinen längern Auffenthalt zu geben, hat man daraus[4] geſtrichen waß herrausgenommen und nicht gedruckt werden müßte. — Das ganze Mährchen[5] No 4 —, das dieſe pagina[e] enthielte[n][6] verliehre dadurch keinen Zuſammenhang, und man glaube daß es ſo abgedruckt werden könne. — — Von dieſem geſtrichenen Mährchen ſende ich Ihnen in der Anlage eine genaue Abſchrift, mit der innigſten Bitte ſelbige durchzuſehen, und im Fall Sie darinnen eine Verbeſſerung nöthig achten, dieſe darinnen zu bemerken — und mir dann dieſes Mſpt und den Reſt des Ganzen mit möglichſt nächſter reitender Poſt zurückzuſenden; wonach dann ſo gleich der Abdruck wieder anfangen und ſchnell enden kann. — Auch müßte ich mir zugleich den Umſchlag erbitten. — Wie ich alles habe werde ich, ohne Aufſchub für die gewünſchte Zahlung beſorgt ſeyn. —

---

[3] Es ist in dem Worte corrigirt, die Lesung ist nicht ganz sicher.

Ich danke meinem Himmel, daß damit die gehabte Unannehmlichkeit und ZeitVerluſt gehoben iſt, damit ich nun balde mit dem Floh auftreten kann — und noch, ehender die Wärme eintritt, damit dieſer nicht unter den unzähligen gerechnet wird, die oft ſo bluthig ſtechen.

In baldigſter Erwartung zeichne ich mit innigſter Hochachtung

gehorſamſt
Friedr. Wilmans

---

[4] kann auch darinnen heißen.
[5] rect. Abenteuer.
[6] Diese paginae enthielten außerdem noch das ebenfalls gestrichene erste Drittel des 5. Abenteuers, was Wilmans merkwürdiger Weise verschweigt.

N. S. Die gewünſchten Aushängebögen kann ich Ihnen nicht ſenden weil die ganze Auflage noch unter Siegel liegt, und dieſe, wie alles Mſpt. erſt dann erlößt wird, wenn ich einliegendes Mſpt. das Ende des Ganzen Mſpts und den Umſchlag erhalten habe. —

Ich bitte Ew. Wohlgebohren die Anlage[7] an Jury doch ja gleich abgeben zu laſſen.

272. An Wilmans. (24.)

Unter Rückſendung der eben erhaltenen Abſchrift des caſtrirten vierten Abenteuers.

(Nach Wilmans' Brief an [illegible] vom 1. März und Nr. 274.)

[Etwa 18.—20. Februar 1822.]

[Giebt die Abſchrift unverändert[1] zurück, bittet noch einmal dringend um weiteres Honorar.]

272 a. Hoffmanns Vernehmung.

Kircheiſens Antwort an den König vom 9. Februar mittags war am 12. aus dem Cabinet weitergegeben an Hardenberg.

Tzſchoppe theilte das unterm 14. in Hardenbergs Namen dem Juſtizminiſter mit, vermuthlich um ihm zu zeigen, daß der König in der Angelegenheit nichts ohne den Staatskanzler thue, und drängte auf Beſchleunigung der Vernehmung. (Hardenberg unterzeichnete am 15. die Reinſchrift, die am ſelben Tage abging.)

Auf der anderen Seite drängte Kamptz: er erhielt am 16. Goltzens Bericht mit den beanſtandeten Blättern des Originalmanuſkripts und gab ſie in Schuckmanns Namen mit der Bitte um baldige Rückgabe ſogleich an

---

[7] vielleicht Rambergs Zeichnung zur *Datura fastuosa*; das Bild erschien, von Jury gestochen, mit der Erzählung im Herbst in Wilmans' TB.

272.

[1] H. verschmähte es, den vom Kelchner gemachten Riß zu verkleistern, obwohl nichts leichter gewesen wäre als das. Er ließ also auch das Plusquamperfectum „Peregrinus hatte dem Freunde ausführlich erzählt" (S. 106 Z. 4 unserer Ausg.) stehen, das er s. Zt. im Anschluß an die Unterbrechung dieses Gespräches (S. 101 Z. 3–4 v. u.) durch die erste Knarrpanti-Einlage hatte wählen müssen; nachdem diese Unterbrechung fortgefallen, müßte es natürlich heißen „Peregrinus erzählte dem Freunde ausführlich".

Kircheiſen weiter für die Vernehmung des Angeſchuldigten. (Am 19. unterzeichnete Schuckmann die Reinſchrift, am 19. ging ſie ab.)

Inzwiſchen hatte Hoffmann die von ſeinen vier Freunden glücklich erwirkte Friſt auf das eifrigſte zur Ausarbeitung ſeiner Rechtfertigungsſchrift benutzt. Wenn er weiter Richter und Schriftſteller bleiben wollte, ſo mußte er darlegen, daß erſtens der Figur des Knarrpanti kein lebendes Modell zu Grunde liege, und daß er zweitens am 19. Januar die beiden Streichungen keineswegs aus Furcht vor einer Strafverfolgung gewünſcht habe. Er verſucht das unter Heranziehung einer umfangreichen Literatur: er citirt Flögels Geſchichte des Komiſchen und Höltys Leben; er beſchwört die Geiſter von Rabener, Käſtner, Smollet, Hamann, Hippel und Lichtenberg; von lebenden Dichtern zieht er Paul und Scott, von ſeinen eigenen Arbeiten die 'Elixiere des Teufels' und die 'Nachtſtücke' zur Illuſtrirung heran. Kein Criminalanwalt wird der Schrift, die Ellinger a. a. O. veröffentlicht hat, in Anbetracht der außerordentlichen Schwierigkeit der Aufgabe ſeine Bewunderung verſagen, und wir dürfen Dorow glauben, daß Witzleben ſie ſpäter ihm gegenüber für meiſterhaft erklärt hat.

Am 21. war Hoffmann mit dem Kunſtwerk, für das er bei ſeiner ſchlechten Geſundheit nahezu zwei Wochen gebraucht, fertig, und der befreundete Arzt theilte Woldermann mit, die Vernehmung könne nunmehr ſtattfinden.

Der Präſident begab ſich alſo am 22. Februar in die Taubenſtraße und legte ſeinem langjährigen Collegen die in der Cabinetsordre vorgeſchriebenen Fragen vor; als Protokollführer fungirte der Kammergerichtsreferendar Hecker (Wallſtraße 81, vermuthlich ein Sohn des 1811 in Berlin verſtorbenen vielſeitigen Arztes Hofraths Prof. Dr. Auguſt Friedrich Hecker [Allg. D. Biogr. 11, 207] und jüngerer Bruder des Medicin-Hiſtorikers Juſtus Friedrich Karl Hecker [1795—1850, ebenda S. 211/12], der gerade in dieſem Jahre den erſten Band ſeiner 'Geſchichte der Heilkunde' herausgab und daraufhin eine außerordentliche Profeſſur an der Berliner Univerſität erhielt). Hoffmann bejahte die Fragen und bat, ſeine Erläuterung von Buch und Brief beſonders aufzunehmen und dem Protokoll zur Einſicht des Königs beizulegen. — Entweder hat Hecker dann, was das einfachſte war, Hoffmanns Concept mit in die Wallſtraße genommen und dort abgeſchrieben, oder Hoffmann hat ihm wirklich am folgenden Tage ſeine Ausarbeitung dictando vorgeleſen. Jedenfalls wurde am Sonnabend dem 23. die Erklärung von Hecker „vorgeleſen“ und von Hoffmann „genehmigt und unterſchrieben“.

Hecker brachte das Protokoll ſogleich dem Präſidenten, der es an Kircheiſen weitergab (von dem folgenden Begleitbrief iſt nur die Unterſchrift eigenhändig):

> Ew: Excellenz überreiche ich in der Anlage die von des Königs Majeſtät Allerhöchſten Perſon befohlene Vernehmung des Kammergerichts-Raths Hoffmann, nachdem ſeine Krankheit ſo weit gehoben iſt, daß er nach dem Zeugniß des Arztes ohne Gefahr vernommen werden konnte.

Er hat um die Erlaubniß, eine beſonders von ihm dictirte Erklärung ſeinen Antworten beifügen zu dürfen, die Ew: Excellenz ich in der 2ten Beilage gleichfalls pflichtſchuldig vorlege.

Ew: Excellenz iſt übrigens aus den jährlichen Conduiten-Liſten bekannt, und ich muß meiner Pflicht nach hier wiederholen:

daß der Kammergerichts-Rath Hoffmann ſich durch vorzüglich gründliche Arbeiten in den allerwichtigſten CriminalSachen eben ſo ſehr, als durch Ernſt und würdiges Betragen in ſeinen Amtshandlungen ausgezeichnet hat, auch nicht einmal eine Spur ſeines comiſchen Schriftſteller-Talents blicken ließ.

Die mir mitgetheilte Beilagen habe ich die Ehre ſämmtlich wieder hiebei zurückzugeben.

Berlin, den 23ten Februar 1822.

Woldermann

Kircheiſen ſandte das erhaltene am folgenden Tage an den König weiter:

Euer Königlichen Majeſtät überreiche ich allerunterthänigſt das über die in Gemäßheit der Allerhöchſten CabinetsOrdre vom 8ten dieſes Monats nunmehr erfolgten Vernehmung des Kammergerichts-Raths Hoffmann aufgenommene Protokoll vom 22ten dieſes Monats, ingleichen ein zweites Protokoll vom 23ten ejusdem, welches die Erklärungen des Kammergerichts-Raths Hoffmann über den Sinn und die Abſicht der ihm vorgelegten Stellen ſeines Werckes enthält, und endlich den von dem Kammergerichts-Präſidenten Woldermann erſtatteten BegleitungsBericht. Zugleich füge ich die mit der Allerhöchſten Ordre vom 8ten dieſes Monats mit zugefertigten Stücke allerunterthänigſt wieder bei.

Berlin den 24ten Februar 1822.

An
Seine Majeſtät den König
meinen allergnädigſten Herrn

Kircheiſen

273. An Max. (2.)

(Nach Nr. 279.)

[24. Februar 1822.]

[Er iſt krank geweſen, es geht ihm jedoch beſſer. Er hat Max an Paul empfohlen.]

274. An Hitzig. (25.)

Vorbemerkung.

Kamptz hatte am 16. in Schuckmanns Namen Goltz für ſeine erfolgreichen Bemühungen gedankt und ihm Reichners Auszug zum Druck zurückgeſandt.

Goltz gab alſo — wie wir ſeinem dritten Brief an Schuckmann, vom 5. März, entnehmen — Hoffmanns Manuſcript, deſſen beanſtandeter Theil durch Kelchners Auszug erledigt war, zurück und erhielt dafür ſeine 2600 Gulden wieder.

Er erſuchte nunmehr Guaita, ſich von Wilmans verſprechen zu laſſen, Bogen 8 und 9 „umdrucken zu laſſen und überhaupt die dieſſeits mißbilligten Stellen in keiner Art und Weiſe wieder zu reproduciren". Guaita verlangte das von dem Verleger, und dieſer, der inzwiſchen Hoffmanns Sendung (Nr. 272) erhalten hatte, antwortete ihm ganz wunſchgemäß; wir bringen den Brief nach dem Original:

Frankfurt d. 1 Merz 1822.

Hochwohlgebohrner
Hochgeneigter Herr Bürgermeiſter!

In der Anlage habe ich die Ehre das verlangte Manuſcript beyzulegen, das ganz gleichlautend mit der Abſchrift gefunden und[1] nun zum Abdruck abgeſand [!] iſt.

Leider muß ich den ganzen 8^{t}. und den ½ 9^{t} Bogen von neuen [!] ſetzen und abdrucken laſſen, — weil in der Mitte des 8^{t}. Bogens das vierte Abentheuer anfängt, worinnen gleich im Anfange Abänderungen gemacht ſind. —

Abgerechnet dieſer und andern [!] unangenehmen Koſten will ich froh ſeyn, wenn ich das Werk zur Meſſe fertig bekomme, ſonſt möchte für mich ein bedeutenderer Schaden entſpringen. Auf jeden Fall gebe ich Ew. Hochwohlgebohrn hiermit mein Ehrenwort, daß das Ganze, waß noch nicht abgedruckt iſt, ſtreng nach dem [caſtrirten] Manuſcripte, ohne Zuſatz, Änderungen pp wie es Namen haben mag gedruckt werden ſoll.

Indem ich Ew. Hochwohlgebohrn nochmals meinen innigſten und gehorſamſten Dank ſage — für die bewieſene Wohlgewogenheit bitte ich um die Fortdauer derſelben und zeichne mit aller Hochachtung

Ew. Hochwohlgebohrn
gehorſamſter Diener
Friedrich Wilmans

Guaita übergab dieſen Brief Goltz, Goltz ſandte ihn mit dem oben citirten Briefe an Schuckmann; der Miniſter werde darin, ſchreibt er mit Befriedigung, „alle Garantien finden", „welche der von mir in der letzten Hälfte dieſer Angelegenheit eingeſchlagene Weg einer Privat-Verhandlung mit dem erſten Bürgermeiſter möglich machte."

Vorher (wohl noch im Februar, kurz nach Empfang der Sendung Nr. 272) hatte Wilmans anſcheinend Hoffmann eine weitere Honorar-Rate geſchickt; auf

---

274.

[1] gemeint ist statt „und" wohl „die".

dieſe bezieht ſich offenbar das folgende undatierte (mit Blei, aber weſentlich beſſer als die darauf folgenden geſchriebene) Billet an Hitzig:

Schon wieder angenehme Nachrichten aus F[rankfurth,] nehmlich etwas Geld und ich darf den guten D[ümmler] nicht beläſtigen[2]. Aber mein beſter theuerſter Freund! Wenn Sie Sich nur heute vor Abgang der Poſt nach F[rankfurth] ein Paar Minuten abmüßigen und zu mir kommen könten; ich habe höchſt dringend mit Ihnen zu reden. Kommen Sie ja, wenns nur irgend möglich iſt

Hoffmnn

275. An Hitzig[1]. (26.)

(Mit Blei geſchrieben. — Nach dem Original.)

[Freitag den 1. März 1822.]

Ich habe geſtern den völligen Schluß des Märchens diktirt, und korrigire denſelben heute Vormittag nach dem Bade. B. will bis Morgen Mittag die ganze Reinſchrifft des Mnſkrpts ſchaffen ſo daß dieſelbe noch Morgen Abends mit der reitenden Poſt[2] nach Frankfurth geſchikt werden könte.

Aber nun iſt mir HimmelAngſt, daß man dem Schluß doch vielleicht die Schwäche des kranken Autors anmerken möchte, und gerathener wär es in dieſem Fall[3] denn doch das Ganze liegen zu laſſen; dann überſteigt aber auch die genaue Durchſicht des Mundi durchaus meine Kräfte. Sie beſter Freund ſind der einzige, zu dem ich meine Zuflucht nehmen kann. Schenken Sie mir morgens Nachmittags ein Stündchen Ihrer freilich koſtbaren Zeit um die Reinſchrifft in jener doppelten Hinſicht durchzuſehen. — Verlaſſen Sie mich diesmal nicht in arger Schwulität —

---

[2] mit einer Vorschußforderung auf den III. Bd. des Murr-Kreisler-Werks: vgl. Nr. 262 m. Note 4 (S. 476) u. Nr. 267 m. Note 2 (S. 488).

275.

[1] Adresse:

HE
CriminalRath Hitzig
WohlGebohren
Fridrichsſtraße No 242

Oblatenverschluß mit Palmbaum-Pressung.

[2] Zuerst dieſelbe mit der reitenden Poſt noch; dann ist noch Morgen Abends eingeschoben. Wir haben das zweite noch gestrichen.

[3] in dieſem Fall eingeschoben.

Noch immer bin ich matt und elend. — Noch einmal, verlaſſen Sie mich nicht

D. 1 Maerz 1822 Hff

276. An Hitzig. (27.)

Mit dem Anfang des Conceptes der letzten 'Floh'-Lieferung.

(Mit Blei geſchrieben. — Nach dem Original.)

[Sonnabend den 2. März 1822.]

B. wird leider heute nicht fertig ſondern erſt Montag früh, welches mir nicht geringen Kummer und Verdruß macht; ich bin überhaupt mit ihm nicht ſonderlich zufrieden geweſen. — Zum Durchſehen des Mnſkrpt werden Sie aber auch das Brouillon brauchen, das B. Ihnen geben muß. Ich ſchicke Ihnen das was er mir davon zurückgegeben hat.

Ganz vorzüglich iſt mir daran gelegen, daß Sie, liebſter Freund mit der DienſtagsPoſt das Mnſkrpt an W[ilmans] ſenden; Gütigſt kommen Sie alſo wohl Montags oder Dienſtags[1] zu mir um das nöthige zu verabreden! —

Geſtern früh hatt' ich drey Ohnmachten hinter[ein]ander[2]. Nicht 5 Minuten kan ich außer dem Bett ſeyn

Vale faveque

Hff

276.

[1] Statt Montags oder Dienſtags zuerſt Dienſtags M[orgens]

[2] Lesung nicht absolut sicher.

277. An Hitzig. (28.)

Mit dem Reſt des Conceptes der letzten 'Floh'-Lieferung und der vollſtändigen Abſchrift der Lieferung.

(Mit Blei geſchrieben. — Nach dem Original.)

[Montag den 4. März 1822.]

Anbey, theuerſter Freund! die Reinſchrifft nebſt Broullons zur gütigen genauen Beurtheilung und Durchſicht in doppelter Hinſicht. Sehr lieb würde es mir ſeyn, wenn ich die Broullons Morgen früh zurück erhalten könte, da dieſelbe durch v. H[ippel], gleichſam unter der Hand dem v. Kampz mitgetheilt werden ſollen um jeden noch möglichen Auffenthalt in F[rankfurth] zu vermeiden —

Morgen Nachmittags ſchenken Sie mir wohl ein Stündchen — Es überſteigt durchaus meine Kräfte an W[ilmans] zu ſchreiben, da ich ihm doch ſo manches ſagen muß, allſo nehme ich zu Ihnen, mein theuerſter Freund! meine Zuflucht

— So wie ich aus dem Bette komme, werd' ich ohnmächtig! — Ich erwarte Sie Morgen mit der geſpannteſten Sehnſucht

Vale faveque
Hoffmnn
D 4 Ma[e]rz 22

[Nachſchrift am oberen Rande:] Schon bey flüchtiger Anſicht der Reinſchrifft finde ich garſtige Fehler! — O Jemine!

278. Durch Hitzig an Wilmans. (Wilmans 24.)

Mit dem Schluſſe des 'Meiſters Floh' in der durchgeſehenen Abſchrift.

(Nach Nr. 281.)

[Donnerstag den 7. März 1822.]

[Brief.]

278a. Letzte Akten in der 'Floh'-Sache.

Schuckmann hatte am 21. Februar das Tagebuch des „mordfaulen" Studenten Asverus aus Breslau erhalten. Am 1. März ſetzt Kamptz einen Brief an den Staatskanzler auf, in dem er noch einmal auf dieſe, von Hoffmann vertheidigte, hochverrätheriſche Tagebuchſtelle hinweiſt und von neuem darauf dringt, den pflichtvergeſſenen Beamten für ſeine „Theilnahme zu Gunſten der Demagogen" auf das „nachdrücklichſte" zu beſtrafen. Hoffmanns Handlungsweiſe ſei bereits Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit geworden; der Staatskanzler möge verhüten, daß ſie nicht auch Gegenſtand der Kritik aller Gleichgeſinnten werde. — Schuckmann ſtrich die Worte „der Kritik" in Kamptzens eleganter Handſchrift aus und ſchrieb dafür in ſeiner Beſenſtiel-Pfote „des Triumpfs", was den Stiliſten erfreut, wenn es auch den Orthographen weniger befriedigt. Der Brief wurde am 4. mundirt und ſcheint Hardenberg erſt am 7. vorgelegt zu ſein, nachdem er von einer Reiſe zurückgekehrt.

Wie Hardenberg und namentlich der König ſich ſeit Hoffmanns Vernehmung zu der Sache geſtellt haben, läßt ſich zur Zeit noch nicht mit Sicherheit erkennen. Dorow (ſ. Bd. III) will von Witzleben gehört haben, daß dem Könige Hoffmanns Rechtfertigungsſchrift imponirt habe; Hippel (ſ. Bd. I) behauptet, die Angelegenheit habe mit einem Verweiſe geendet. Von einem Verweiſe findet ſich aber in den Akten nichts. Kamptz verhandelte, wie unſere Nr. 277 zeigt, noch im März unter der Maske freundſchaftlichen Intereſſes mit Hippel, gab aber erſt zwei Monate darauf, am 10. Mai, die von Kelchner mit dem Farbſtift bearbeiteten Blätter des Originalmanuſcripts [als einſtweilen erledigt?] zu den Akten; Hardenberg ließ dieſe erſt nach Hoffmanns Tode reponiren (ſ. u. im erſten Anhang). Ellinger hat alſo wohl mit ſeiner a. a. O. geäußerten Annahme Recht, daß die Angelegenheit unentſchieden geblieben iſt.

279. Von Marx. (3.)

Mit dem zweiten Bande von Steffens' 'Anthropologie'.

(Nach dem Original.)

[Erhalten etwa 10. März 1822.]
[Breslau, 4. März 1822.]

Wohlgeborener
Hochzuverehrender Herr KammerGerichtsRath!

Zuvörderſt wollen Euer Wohlgeboren mir erlauben, die innigſte, herzlichſte Theilnahme an Ihrem Unwohlſein an den Tag zu legen und eben ſo meine wahre Freude über Ihre Geneſung unumwunden ausſprechen zu dürfen. Es wird mich nichts ſo ſehr erfreuen als recht bald zu hören, daß

Sie gänzlich geneſen und Sie wieder im Beſitz dauerhafter Geſundheit ſind.

Für Ihre ſo gütige Empfehlung an Jean Paul, haben Sie mich für immer zu Ihrem dankbarſten Schuldner gemacht; ich habe, mich auf Ihr geehrtes Schreiben vom 24t v. M. beziehend, ſelber an ihn geſchrieben. Wie ſehr würde ich mich freuen, wenn es mir gelingen ſollte, etwas von Jean Paul zu drucken[1].

Schnellpfeffern betreffend, ſo bitte ich gar ſchön, das Manuſcript ſo zu vollenden, daß beide Bände, wenn es irgend möglich iſt, nächſte MichaelisMeſſe erſcheinen können. Wenn es Ihnen zur Erleichterung dienen kann, ſo ſoll der Druck in Berlin beſorgt werden. Ich wollte es bei Vieweg in Braunſchweig drucken laßen, damit dieſes Buch, auf deſſen Verlag ich faſt ſtolz bin, auch äußerlich recht ſchön ausgeſtattet würde. Ich füge mich aber gern Ihren Wünſchen und erwarte Ihre nähere Beſtimmung[2].

In Betreff meiner ergebenen Anfrage: ob Euer Wohlgeboren die neueſten in Taſchenbüchern zerſtreut gedruckten Erzählungen in Art der SerapionsBrüder ſammeln und drucken laſſen werden, ſind Sie nicht ſo gütig geweſen zu antworten. Es würde mir äußerſt angenehm ſein wenn ſie mich mit dem Verlage derſelben beehren wollten.

279.

[1] Paul betheiligte sich an jener Sammlung nicht, gab aber noch in diesem Jahre an Max die Neubearbeitung des 'Katzenberger' und der elf angehängten Aufsätze und 1825 die Sammlung seiner Vorreden [dazu die zu den Fantasiestücken!], Recensionen pp ('Kleine Bücherschau'); Max ließ beide Publicationen bei Vieweg drucken. (Nach Pauls Tode publicirte Max 1826/33 die 8 Bändchen 'Wahrheit aus J. P's Leben'.)

[2] Einstweilen annoncirte Max im Ostermeßcatalog als „künftig herauskommend": „Timotheus Schnellpfeffers Flitterwochen vor der Hochzeit. 2 Bde. 8⁰. Breslau, Max & Comp. Druck- und Velin-Papier." [„Timotheus" ist wohl verlesen für „Janotus"; H. dachte zeitweilig daran, seinem Helden diesen Rabelais'schen Namen zu geben (s. Tgbb., 3. Anhg.)]

Mit Verwunderung habe ich das Verbot des Meiſters, vielleicht Miniſters (?) Floh geleſen. Alle Welt hier Orts, iſt erpicht auf dieſen Floh, und jeder wünſcht ihn zu beſitzen, ſelbſt auf Gefahr empfindlicher Stiche. Von unſerer liberalen Regierung wird doch hoffentlich ſo ein Normal Floh an der Grenze[3] nicht zurückgewieſen werden, vielmehr wird ihm dieſe wohl einen Paſſe-Port durch die geſammten Königl. Lande, zur wahren Freude aller Ihrer Verehrer, frei ertheilen.

Beiliegenden 2ten Band der Anthropologie von Steffens wollen Sie, wie den 1ten Band, hochgefällig von mir annehmen.

Ich empfehle mich zu fernerer Wohlgewogenheit angelegentlichſt und verharre in größter Hochachtung und wahren Verehrung

Euer Wohlgeboren

ganz ergebenſter Diener

Breslau 4./3. 1822. Joſ. Max.

---

280. An die Muſicalienbibliothek der Königlichen Schauſpiele zu Berlin.

(Mit Tinte geſchrieben. — Nach dem Original.)

[19. März 1822.]

Die Partitur der von mir komponirten Oper Undine, 3 Bände,[1] habe ich dato aus der Muſ.-Bibliothek der hieſigen Königlichen Schauſpiele erhalten[2], welches ich hierdurch beſcheinige.

Berlin D. 19 Ma[e]rz 1822

Der Kamm[er]gerichtsRath Hoffmann

---

[3] Die Freie Stadt Frankfurt trat erst 1836 mit Preußen und dessen Zollverbündeten in Zollunion.

280.

[1] 3 Bände eingeschoben (Kommata von uns).

[2] um das neue Vorspiel zu componiren: s. unseren Excurs S. 273 und Johann Philipp Schmidts Bf. an Hitzig vom 9. Mai 1823 in unserem Bd. III.

281. An Wilmans[1]. (25.)

(Mit Tinte geſchrieben. — Nach dem Original.)

[23. März 1822.]

Schon am 7t März ſandte Hitzig Ew. WohlGebohren den Reſt des Manſkrpts, und da ich bis jezt ohne alle Nachricht blieb, iſt mir bange vor neuem Unglück; ich bitte mich darüber, iſt die Antwort nicht ſchon unterweges, umgehend zu beruhigen.[2]

Die Erzälung[3] ſollen Sie bis in den Lauf des Junius erhalten, wenn mir Gott nur Kräffte giebt. Noch bin ich elend d. h. der Körper — der Geiſt nicht, der iſt friſch und ſtark, aber ich kan nicht *ſchreiben*, denke ich auch alles auf das lebendigſte.

Als Gunſt würd ich es erkennen wenn Sie mir die

281.

[1] Adresse:

HE
Gebrüder F. Willmanns
in
Frankfurth a/M

Oblatenverschluß mit Palmbaum-Pressung.

Abgangsstempel:
BERLIN
23 MART

Ankunftsstempel (zweimal):
FRANKFURT
27.
MAR.
1822

Keine Ueberschreibung, aber sechs Berechnungen des Empfängers, 4 davon in Gulden und Kreuzern, 2 anscheinend auf Bogen und Seiten des 'Meisters Floh' bezüglich, aber ohne erkennbaren Zusammenhang untereinander (im Gegensatz zu Richters Berechnung S. 835 Note) und darum hier nicht abgedruckt. — Uebrigens sei bemerkt, daß von den 17 Bogen des 'Meisters Floh' der 16. wunderlicher Weise nur aus 7 statt aus 8 Bll. besteht (3 Doppelblätter + 1 hinten angeklebtes Blatt), also mit S. 254 statt 256 aufhört; Bg. 17 hat wieder 16 Seiten (S. 255—267 des Textes und 3 Seiten Verlagsanzeigen meist von populär-geographischen Publicationen [Reisehandbüchern, Ansichten und Karten]; bei der Separation der Gebrüder war Friedrich offenbar dieser Theil des Verlages zugefallen).

[2] Die Beruhigung liess nicht lange auf sich warten: s. Nr. 283 b.

[3] die 'Margaretha' (s. Nr. 261 m. Note 7).

zuerſt erhaltenen 20 Frid[richsd']or erſt auf das Honorar[4] für die Erz[älung] abrechneten.

Hochachtungsvoll

B. 23 Mrz 1822 Ew. WohlGeb.

ganz ergebenſter

Hoff

282. Wechſelſeitiges Teſtament von Hoffmann und ſeiner Frau.

(Mit Tinte geſchrieben. — Nach dem Original, in dem das Datum Eine Zeile bildet und ebenſo die acht Namen der Unterſchriften.)

[26. März 1822.]

Wir, nehmlich ich der KammerGerichtsRath Ernſt Theodor Willhelm Hoffmann und ich Maria Tekla Michalina gebohrne Rohrer haben nun bereits ſeit Zwanzig Jahren in einer fortdauernden wahrhaft zufriedenen glücklichen Ehe gelebt. Gott hat uns keine Kinder am Leben erhalten[1] aber ſonſt uns manche Freude geſchenkt, doch uns auch mit ſehr ſchweren harten Leiden geprüft, die wir mit ſtandhaftem Muth ertragen haben. Einer iſt immer des andern Stütze geweſen, wie das denn Eheleute ſind, die ſich, ſo wie wir, recht aus dem treuſten Herzen lieben und ehren.

Sollte es nun Gott gefallen unſern Bund zu trennen und einen oder den andern aus dieſer Zeitlichkeit abzurufen, ſo verordnen wir hiemit leztwillig und wechſelſeitig, daß dem überlebenden EheGatten der Nachlaß des Verſtorbenen nicht das mindeſte davon ausgenommen, als vollkommen freies, uneingeſchränktes Eigenthum, worüber er nach Willkühr verfügen kan ohne jemanden darüber Red' und Antwort zu geben, erblich[2] zufallen ſoll.

Ich, der Ehegatte habe dieſe wechſelſeitige lezte Verfügung ſelbſt[3] geſchrieben, ich die EheGattin dieſelbe aber mehrmals durchgeleſen, beide bekräftigen und vollziehen wir aber dieſen unſern ausgeſprochenen lezten Willen durch unſere eigenhändige NamensUnterſchrifft und Beidrückung unſeres gewöhnlichen Siegels.

---

[4] *statt* das Honorar *zuerst* die Erzälung]

282.

[1] *Zuerst* keine Kinder geſchenkt

[2] *Hinzugesetzt.*

Berlin den Sechs und Zwanzigſten Maerz.
Ein Tauſend Achthundert und Zwey und Zwanzig

Ernſt Theodor Willhelm Hoffmann Königlicher KammerGerichtsRath.	Maria Thekla Michelina Rorer. verehelichte Hoffmann.
[Siegel: Palmbaum.]	[Siegel: Monogramm MR[4].]

[Auf dem Couvert:]
Hierinn befindet ſich unſer lezter Wille.
Ernſt Theodor Willhelm Hoffmann.
Maria Thekla Michelina Hoffmann gebohrne Rorer.
[Die gleichen Siegel wie auf dem Teſtament ſelber.]

283. An den Kammergerichts-Präſidenten Johann Daniel Woldermann[1].

(Mit Tinte geſchrieben. — Nach dem Original.)

[26. März 1822.]

G. P.

Ein hohes KammerGerichtsPräſidium bitte ich ganz gehorſamſt geneigteſt zur Annahme eines von mir und meiner Frau errichteten wechſelſeitigen Teſtaments und zwar, da ich krank darnieder liege, in meiner Behauſung eine Dep[utation²] errichten zu wollen.

---

[3] Hinzugesetzt.

[4] Im rundem Schild; darüber Laubkrone, darum Kranz von Rosen.

283.

[1] Auf Stempelpapier: ZWEY G. GROSCHEN
Adresse:
Des
Königlichen KammerGerichtsPräſidenten und Ritters des
rothen AdlerOrdens zweiter Claſſe
Herrn Woldermann
HochWohlGebohren
Kochſtraße
No 67.
Siegel: Palmbaum.

Ich erlaube mir den K[ammer]G[erichts]R[ath] von Hermensdorff zum Commiſſario vorzuſchlagen, weil ihm meine Frau perſönlich bekant iſt.

Berlin
D. 26 Ma[e]rz 1822

Hoffmann

283a. Annahme und Aufbewahrung des Teſtaments.

(Nach den Akten des Königlichen Kammergerichts.)

Nr. 283 wurde Woldermann durch einen Boten geſandt; er vermerkt am Rande:

pr[aesentatum] 26 März 1822

d[em] Hrn. KGr v Hermensdorff und d[em] Hrn. KG-Secretair Seefiſch wird hierdurch aufgetragen, das Teſtament d[es] Hrn. KGr Hoffmann und ſeiner Ehegattin anzunehmen und den Termin br[evi] m[anu] d[em] Hrn. Teſtator bekanndt zu machen

eod[em die]

Wolderm[ann]

Dem Kammergerichtsrath Heinrich Carl Emil von Scholz und Hermensdorff¹ und der Teſtaments-Archivarius und expedirende Kammergerichts-Secretär Philipp Wilhelm Ludwig Seefiſch begaben ſich am 27. in H's Wohnung, wo Seefiſch das Protokoll aufnahm. Danach fanden die beiden Deputirten

---

2. Eingeschoben.

283a.

1. So schreibt das Adreßbuch den Namen. Kneschke (Neues allgemeines Deutsches Adels-Lexicon Bd. VIII [1868], S. 321) giebt an (was plausibler ist), der Geh. Oberjustizrath Aemilius Scholtz, Rath am Geh. Obertribunal [und Vater des KGR] habe 2. April 1776 ein preußisches Adelserneuerungs-Diplom auf den Namen Scholtz von Hermensdorf erhalten. — Vgl. auch I. Anhg. Nr. 5 sub 6 und ebenda Note 3 zweiter Satz.

„in einem nach der Straße belegenen Zimmer des obern Stockwerkes“ die Teſtanten, „beide perſönlich bekannt, und wie die gepflogene Unterredung überzeugend ergab, vollkommen dispoſitionsfähig, den Herrn Teſtater jedoch bettlägerig krank. Beide erklärten wiederholt, daß es ihr ernſter Wille ſey, ihren letzten Willen, den ſie bereits errichtet hätten, dem Kammergerichte zum Verwahrſam zu übergeben.“ Sie überreichen darauf das bereits mit Aufſchrift und Siegeln verſehene Convert zu Nr. 282 mit der Erklärung:

> In dieſem Pakete befindet ſich unſer wechſelſeitiges Teſtament, welches ich, der Kammer-Gerichts-Rath Hoffmann, eigenhändig geſchrieben, wir beide aber nach eigener Durchleſung zum Zeichen unſerer Genehmigung eigenhändig unterſchrieben und mit unſern Petſchaften bedruckt haben. Die geſetzlichen Vorſchriften, welche die Erbeseinſetzung und das Pflichttheil betreffen, ſind in demſelben gehörig berückſichtiget worden.
>
> Wir tragen darauf an, dieſes unſer Teſtament im Archive des Kammer-Gerichts aufzubewahren und uns darüber einen Rekognitionsſchein zu ertheilen.

Das Protokoll ſchließt:

> Das angenommene Teſtament ward hierauf auch mit dem Kammer-Gerichts-Siegel[2] einmal bedruckt und mit der gewöhnlichen Annahme-Regiſtratur[3] überſchrieben.
>
> Vorgeleſen, genehmigt und unterſchrieben.
> Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann
> Maria Thekla Michelina Hoffmann gebohrne Rorer.
> a[ctum] u[t] s[upra].
> vHermensdorff. Seefiſch.

---

[2] Adler mit Schwert und Scepter; Umschrift: KÖNIGL. PREUSS KAMMERGERICHTS COMMISSIONS SIEGEL •

[3] „Dies Paket haben . . . Hoffmann und dessen Ehegattin . . . laut . . . Verhandlung . . . übergeben . . .
Berlin den 27t Maerz 1822.
vHermensdorff Seefisch“
Kammergerichtsrath

Am nächſten Tage erſtattete die Deputation auf einem Stempelbogen von 8 G. Groſchen folgenden

[Gegenſtand] Gehorſamſten Bericht.

In Gemäßheit der hohen Verfügung vom 26ten d. M. haben wir das nebenbezeichnete Teſtament angenommen, und überreichen ſolches mit dem gehorſamſten Antrage,
die Ausfertigung des Rekognitionsſcheines zu verfügen.

[Gebührenberechnung] Berlin, den 28ten Maerz. 1822.
vHermensdorff Seeſiſch.

Das verſchloſſene Teſtament wurde am ſelben Tage in der Plenarſitzung des Kammergerichts vorgelegt, und das Couvert erhielt nunmehr die dritte Aufſchrift:

praeſentirt im Kammergericht am 28 März 22
Woldermann Jordan Wolfart Braſſert

Woldermann bemerkt auf dem Bericht der Deputation

pr[aesentatum] 28 Marz 22
Expediatur Recog[nitions-]Sch[ein]
eod[em die]
Woldermann

In der That wurde noch am ſelben Tage der übliche Schein concipirt, wonach Hermensdorff und Seeſiſch das am 27. d. M. angenommene Teſtament „heute in völliger Sitzung des Königl. Kammergerichts verſchloſſen eingereicht“ haben, und „deſſen gerichtliche Aufbewahrung verfügt und ſofort bewirkt worden“ iſt. In den Acten befindet ſich ſowohl die zurückgegebene Reinſchrift auf Stempelpapier (mit Woldermanns Unterſchrift und dem großen Papier-Siegel des Kammergerichts) wie auch das Concept; aus dieſem geht hervor, daß die Reinſchrift erſt am 12. April angefertigt iſt und daß der Bote ſie dann am 13. April in H's Wohnung „an deſſen Köchin“ abgegeben hat.

293b. Erſcheinen des 'Meiſters Floh'. (Wilmans 25a.)

Inzwiſchen war der 'Meiſter Floh' fertig geworden; am 3. April ſchickte Wilmans ein Exemplar an den angeſehenen Frankfurter Advocaten, Localhiſtoriker und Kunſtſammler Dr. jur. Friedrich Philipp Uſener (1773–1867, ſ. Allg. D. Biogr. 39 [1895] 377 f.) mit folgendem Begleitbillet:

Ew. Wohlgebohrn

bitte ich um einer [!] freundlichen Aufnahme des beifolgenden Meiſter Floh der nun ſeine Wanderung anfängt, aber nicht ſo blutig ſtechen wird — als es von Seiten der pr. Regierung befürchtet wurde.

Indem ich mich Ihrer ferneren Gewogenheit beſtens empfehle zeichne ich mit aller Hochachtung

Frankf d 3 Apr 1822

gehorſamſt
Friedr Wilmans

Uſener ſchrieb auf das Vorſetzblatt:

Dr. Uſener
d. 3. April 1822.
Ein Geſchenk des Herrn
Verlegers. —[1]

Auch Hoffmann erhielt im April ſeine Exemplare: vgl. Nr. 287.

284. An Hitzig. (29.)

(Mit Blei ſehr zittrig quer auf ein abgeriſſenes Viertel-Folioblatt geſchrieben. — Nach dem Original.)

[Zwiſchen Mitte Februar und Mitte April 1822.]

Ich habe bis 7 Uhr feſt geſchlafen, der Doktor M[eyer] iſt bei mir geweſen und hat[1] ſich der wohlthätigen Criſis erfreut — ich darf nicht zur Ader laſſen — Doch bin ich noch gar matt und elend — doch das giebt ſich —

Vale faveque

Hff

---

[1] Das ungewöhnlich schön erhaltene Exemplar sammt dem Begleitbrief wurde von dem Ingenieur (später Schriftsteller) Heinrich Seidel erworben und von dessen Erben an den Antiquar Paul Graupe in Berlin verkauft, der mir freundlichst den Abdruck beider Aufzeichnungen gestattete.

284.

[1] Eingeschoben.

285. An Hitzig. (30.)

Mit Concept und Reinſchrift von 'Des Vetters Eckfenſter'.

(Dictirt, der Schluß [von 'Adios' an] eigenhändig mit Tinte. — Nach dem Original.)

[14. April 1822.]

Theuerſter Freund!

Hier iſt des Vetters Eckfenſter zur geneigten verſprochenen Durchſicht. Ich lege auch das Conzept bei. Die letzten Seiten der Reinſchrift habe ich noch gar nicht durchgeſehen, weil mich alle Ungeduld zum Meiſter Wacht treibt, an dem ich ſcharf arbeite[1] — Sie werden wohl noch viele Fehler finden die jedoch leicht zu verbeſſern ſind.

Adios
Beſter
Beſuchen Sie mich bald!
Hoffmnn
D. 14 Ap 1822

286. An Hitzig. (31.)

(Dem ſelben Schreiber dictirt wie die vorige Nummer; von 'Adios' an wieder eigenhändig mit Tinte. Auf einem abgeriſſenen halben Folioblatt des für das blaue Quartheft (ſ. unſere Ausgabe der Tagebücher, III. Anhang) verwendeten Papieres. — Nach dem Original.)

[Vermuthlich April 1822.]

Ich habe eine ſehr unruhige aber ſchmerzloſe Nacht gehabt und mich mit meinem jungen Spirrit[us] fam[iliaris] der die Güte hatte bei mir zu wachen, meiſtentheils luſtig unterhalten. Den Tag habe ich meiſtens verſchlaffen ohne

---

285.

[1] Wurde 17. Juni Max angeboten (Nr. 289) lag aber 12. Juli bei Joseph Engelmann (s. zweiten Anhang); ob das Mscr. noch von H. selber oder erst nach dessen Tode von Hitzig dorthin geschickt worden war, läßt sich nicht entscheiden.

jedoch erquickt zu werden; der Geſchwulſt von meinen Füßen fällt, aber noch keine Spur von Bewegung welches abſcheulich iſt!

Adios

Hff

287. An Johanna Eunike. (2.)

Mit dem ‘Meiſter Floh’.

(Nach dem mit Recht nicht abgeſandten erſten Dictat, das wohl die [Nr. 288a in fine erwähnte] Köchin niedergeſchrieben hatte.)

[1. Mai 1822.]

Johanna! ich ſehe Ihren freundlichen[1] Blick, ich höre[2] ihre ſüße liebliche Stimme: Ja oft Lispelt mir in[3] ſchlafloſen Nächten entgegen: Morgen[4] ſo hell etc: Dieß Tröſtet mich für die Namenloſen Leiden, welche mich ſchon ſeit viertehalb Monaten nicht von dem Sieg-Bette frey laſſen. Gelämt an Händen und Fußen bin ich auſſer Stande Ihnen[5] beikommenden (ſollte wohl eigentlich heißen: beiſpringenden) Meiſter Floh ſelbſt[6] zu überreichen. Hier iſt er, aber mittelſt Überſendung[7]. Leſen Sie Lachen Sie, Denken Sie alles dabey, was Ihr[8] fröhlicher[9] Sinn Ihr[10] feiner Takt[11] Ihnen[12] eingibt[13], und wogegen[14]. —. kein Miniſter etwas einwenden kann. Gott mit[15] Ihnen[16], ich hoffe Sie bald wiederzuſehen.

Berlin den 1ten May 1822.

287.

[1] Zuerst groß geschrieben.

[2] Zuerst Höne oder etwas ähnliches.

[3] Statt mir in zuerst ihren

[4] Zuerst vorne, dann morgen

[5] Zuerst klein geschrieben.

[6] Eingeschoben.

[7] Wie 5.

[8] Wie 5.

[9] Wie 1.

[10] Wie 5.

[11] Zuerst Tagt

[12] Wie 5.

[13] Zuerst einbiebt oder einbirbt

[14] Hier ein großer Klecks.

[15] Zuerst wird

[16] Wie 5.

288. An einen auswärtigen Verleger[1].

(Text dictirt, Unterſchrift von Hoffmanns Frau. —
Nach einer Abſchrift des Herrn Heinrich Toebe in Breslau.)

Berlin den 26. May 1822

Es iſt nicht recht, daß Ewr. Wohlgeborn mich kranken, kontrakten Mann nicht beſucht haben. Um ſo mehr nicht recht, als mein Geiſt von beſonderer Friſche und Lebendigkeit iſt, ich daher zur Unterhaltung wohl tauge. Sobald ich die für Schrag beſtimmte Erzählung[2] beendigt, folgt die Ihrige[3], die ich im Kopfe längſt gänzlich ausgearbeitet.

Sie boten mir auf dieſe Erzählung einen Vorſchuß von zwanzig Luisdor an, den ich damals nicht zu gebrauchen glaubte. Die unerwartete Verlängerung meiner Krankheit macht ihn mir jetzt wünſchenswerth und ich hoffe daher diesmal keine Fehlbitte zu thun, wenn ich Sie gehorſamſt erſuche mit umgehender Poſt den Buchhändler Enslin anzuweiſen, mir dieſen Vorſchuß von 20 Luisdor Gold, zu zahlen. Recht dringend bitte ich um Antwort umgehend.

Hochachtungsvoll

Ewr. Wohlgeborn
ergebenſter
Hoffmann
füer mein Mann

288.

[1] Die Ueberschreibung des Empfängers lautet

Hoffmann
—Berlin
d. 14. Juny 1822.

und scheint denen von Wilmans ähnlich zu sein. Der zweite Absatz unseres Briefes wäre dann aber kaum zu vereinigen mit dem Schlußabsatz der Nr. 281.

[2] vielleicht der 'Feind'; allerdings wird der in der nächsten Nr. Max angeboten, Hitzig hat ihn aber dann an Schrag gegeben. Vgl. die Note über den 'Wacht' zu Nr. 285.

[3] wenn Wilmans der Adressat die 'Margaretha': s. Nr. 261 und 281, dagegen aber Note 1.

289. Durch F. W. Rieger an Max. (Max 4.)

Mit den Concepten des ‘Wacht’ und (ſoweit dieſer fertig) des ‘Feindes’[1].

(Nach Max'ens Briefen vom 30. Juni und 2. Juli: ſ. II. Anhang.)

17. Juni 1822.

[Bietet die beiden fränkiſchen Erzählungen, ‘Meiſter Wacht’ und den ‘Feind’, zum Buchverlage an[2].]

289.

[1] Danach hat Max dann offenbar im Brief vom 30. Juni (s. im zweiten Anhang) den Umfang berechnet; in diesem wie im darauf folgenden Briefe verlangt er ausdrücklich die Reinschrift des Maer.

[2] Vielleicht sollten sie vor der Ausgabe bei Max in Engelmanns ‘Cornelia’ resp. in Schrags ‘Frauentaschenbuch’ erscheinen; vgl. Nr. 285 mit Note und Nr. 288 m. Note 2.

E. T. A. Hoffmann

im perſönlichen und brieflichen Verkehr

Sein Briefwechſel
und die Erinnerungen ſeiner Bekannten

Geſammelt und erläutert
von
Hans von Müller

Zweiter Band:
Der Briefwechſel
(mit Ausnahme der Briefe an Hippel)

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Drittes Heft

Berlin 1912
Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)

Hoffmanns Briefwechſel
(mit Ausnahme der Briefe an Hippel)

Mit zwei Anhängen

Drittes Heft: Anhänge
betreffend Hoffmanns Tod und Begräbniß,
den Nachlaß und die Hinterbliebenen
Dazu Berichtigungen und kleinere Ergänzungen

Mit der Abbildung des echten,
1822 von Hoffmanns Freunden errichteten Grabſteins

Gedruckt 1910—1912

[illegible]

Berlin 1912
Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)

L. 3164.

Herausgeber und Verleger behalten ſich alle Rechte vor, insbeſondere auch das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen.

Copyright 1912 by Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel), Berlin.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Gedruckt in Leipzig
bei Ernſt Hedrich Nachf.

Ueberſicht über das dritte Heft.

Erſter Anhang:

Tod und Begräbniß

S. 525—536

1. Todesanzeige 527
2. Eintrag ins Todtenregiſter der Jeruſalems-Kirche 527 f
3. Todtenfeier der jüngeren Liedertafel 528
4. Verfügung des Staatskanzlers Fürſten von Hardenberg 529
5. Stiftung des Grabſteins 529/34
6. Die von Hitzig angeordnete Vorderſeite des Grabſteins 534
7. Rechnung des Steinmetz-Meiſters J. F. D. Moſer 535
8. Vernichtung des Grabſteins 535 f

Erwiderung an den Kirchenvorſtand: S. 536 Note.

Zweiter Anhang:

Der Nachlaß und die Hinterbliebenen

S. 537—757

A. Erbverzicht der Wittwe 1822

S. 539—542

1. Antrag der Wittwe auf Publication des Teſtaments 539
2. Verfügung des Präſidenten, das Teſtament zu publiciren 539

3. Publication des Teſtaments und Verzicht der Wittwe 540 f
4. Verfügung an die Kanzlei 541 f
5. Concept des Recognitionsſcheins 542

B. Die gerichtliche Verſteigerung des materiellen Nachlaſſes zu Gunſten der Gläubiger 1822

S. 543—548

Vorbemerkung 543
1. Hitzig an Seefiſch 4. Juli 543 f
2. Seefiſch an Hitzig 5. Juli 545
Dazu Ergänzung: Uebergabe der Bücher u. ſ. w. an Bratring 6. Juli 766
3. Anzeige des Auctions-Commiſſars von Dieskau [betr. Kleider, Möbel, Hausrath] 9. Juli 545 f
4. Erſte Anzeige des Auctions-Commiſſars Bratring [betr. die hinterlaſſenen Bilder] 25. Juli 546 f
5. Zweite Anzeige Bratrings [betr. die Bücher] 19. September 547 f
Dazu Ergänzung: Umfang von Bratrings Bücherverzeichniß 766
6. Dritte Anzeige Bratrings [ebenſo] 17. October 548
7. Vierte Anzeige Bratrings [betr. die Inſtrumente und Muſicalien] 19. October 548
Dazu Ergänzung: Dauer und Ergebniß von Bratrings drei Auctionen 766 f

C. Die geſchäftliche Verwerthung des geiſtigen Nachlaſſes durch Hitzig zu Gunſten der Wittwe 1822—1846

S. 549—751

Vorbemerkung [über Hitzig als Ernährer der Wittwe] 549/52

Michalina als Hoffmanns Frau S. 549. Verbleib der Hoffmanniſchen Papiere, beſ. der Zeichnungen: S. 551 f Note. Dazu Berichtigung S. 772.

I. Die Verwerthung von Hoffmanns Schriften

1822/39

S. 552—685

Vorbemerkung [über Hitzigs dreifache Herausgeber-Thätigkeit] 552

a) Publication der inedita 1822/23

S. 552—560

[Vorbemerkung: Datura und Geneſung ſchon von Hoffmann vergeben, Schnellpfeffer und Kreisler III. nicht begonnen] 552

1. Max an Hoffmann 30. Juni 1822 553/55
2. Max an die Wittwe 2. Juli 1822 555 f
3. Hitzig im Namen der Wittwe an Max 12. Juli 1822 557

[Erſcheinen des ‘Wacht’ Herbſt 1823] 557

[Erſcheinen des ‘Feindes’ Herbſt 1823] 557

[Die kleinen Nachlaßtexte, Mai 1823 von Hitzig
    theils vollſtändig mitgetheilt (A) 558 f
    theils im Auszuge (B) 559
    theils garnicht (C)] 559 f

b) Sammlung der zerſtreut gedruckten Schriften 1823/25

S. 560 f

1. Aus Zeitſchriften 1823 [nur 5 mitgetheilt] 560 f
2. Aus Sammelwerken in Buchform (Almanachen u. dgl.) 1825 [7 von 9 mitgetheilt] 561

c) Verhandlungen über die Veranſtaltung von Geſammt- und Auswahl-Ausgaben 1826/39
S. 562—667

Vorbemerkung [Aehnlichkeit und Verſchiedenheit Reimers, Hitzigs und der Gebrüder Franckh; Dispoſition des Abſchnitts] 562f

1. Betr. Reimers erſten Anlauf zu einer Geſammtausgabe und Hitzigs vergebliche Hülfe Juli 1826 563/67

Davor: Neudrucke Hoffmanniſcher Schriften 1824f S. 563. Hoffmanns ſieben Buchverleger S. 564.

2. Betr. Hitzigs Project einer billigen Auswahl, Franckhs Verſuch es auszuführen und Reimers erdrückendes Gegenunternehmen der Geſammtausgabe 1827 568/90

Mittheilungen über Wilhelm Hauff und ſeinen Vetter Karl G. Kneiſen passim in Text und Noten; desgleichen über den Verleger Franckh (eine andere Darſtellung S. 659 Note, eine Berichtigung S. 772). Angebliche letzte Worte Hoffmanns S. 579 m. Note. Compoſition, Auflage, Ausſtattung und Preis von Reimers Geſammtausgabe S. 589f mit Note 19 (dazu Berichtigung S. 768). Separatdrucke der 'Elixiere' und des Murr-Kreisler-Werkes von Reimers Satz S. 590 Noten 17f.

3. Betr. das Erſcheinen von Hitzigs Auswahl bei Brodhag 1830/31 591/95

Hitzigs fortgeſetztes Coquettiren mit ſeiner Anonymität S. 593; dazu Berichtigung S. 768. Reimers Preisherabſetzung S. 594f.

3a. Erſtes Intermezzo: Pückler und Helmine bis zum Frühjahr 1834 596/627

3b. Zweites Intermezzo: Kunzens Anfänge 1834/37 628/36
[Näheres über beide Intermezzi ſ. u. S. XIII bis XVI unter 'Einlagen' A und B.]

4. Betr. Brodhag-Heubels Supplement zu Reimers Geſammtausgabe 1837/39 636/67

[α) Brodhags anfänglicher Plan, Hitzigs Auswahl in Octavformat neuzudrucken: Juli 1837] 636/38

[β) Heubels Verhandlungen mit Hitzig bis zum Abſchluß des Contracts: März bis November 1838] 638/55

Davor und dazwiſchen: Kunzens und Elſters Schwindelbericht S. 638 mit Note. Hauffs Briefe an Hitzig S. 641 mit Note. Kunzens erſte Lieferungen an Brodhag S. 643f. Hoffmanns Schauſpieler-Caricaturen von 1807/08 S. 643 Note 6. Immermanns Beitrag 644. Deſſen 'Münchhauſen' als Perſifflage Pücklers und als Seitenſtück zum Murr-Kreisler-Werk; Schulteß' Vermuthung betr. die 'Epigonen' dagegen irrig: S. 644 Note 7.

[γ) Vom Vertragsſchluß bis zum Erſcheinen des Supplements: December 1838 bis November 1839] 655/65

Davor und dazwiſchen: Fouqué's Beitrag S. 655f. Kunzens letzte Beiträge, charakteriſirt S. 656/58 (da Speyer geſtorben, hält Kunz ſeine früheren Behauptungen über Julien aufrecht: S. 657; dazu Note 42). Franckhs Ausgang S. 659 m. Note. Touſſenels beide Hoffmann-Sammlungen und ihre Beurtheilung durch Hitzig S. 660 Note. Einheit des Supplements S. 662 m. Note 29. Der 'Graue Mann' in Lithographie und in Radirung S. 663 Note oben. Rellſtabs Commentar zu dem topographiſchen Blatt vom Juli 1815 ebenda Note 31. Hitzigs erſter Schlaganfall im Hochſommer 1839 S. 664 unten.

[δ) Charakter und textlicher Inhalt der Sammlung] 663/67

Sonderung des von Hitzig gelieferten und des von Hendel principienlos dazwiſchen-, darunter- und dahintergeſtellten [S. 663 Z. 14 v. u. lies S. 580 ſt. S. 359].

d) Erſte Zugabe: Drei Sammlungen Hoffmannſcher Schriften aus den Jahren 1840/45
S. 667—677

[Näheres ſ. u. S. XVIf unter 'Einlagen' C.]

e) Zweite Zugabe: Excurs über die zweckmäßigſte Anordnung einer Geſammtausgabe von Hoffmanns Schriften
S. 677—685

[Näheres ſ. u. S. XVII unter 'Einlagen' D.]

II. Verſuche, die Compoſitionen zu verwerthen
1822/46
S. 686—738

a) Erwerbung und Verwaltung der Muſicalien durch Hitzig 1822/46
S. 686—712

Vorbemerkung 686

1. Erwerbung des Nachlaſſes durch Hitzig 1822 686

2. Verzeichnung und Beurtheilung des Nachlaſſes durch Marx 1822/23 687f

J. P. Schmidt wünſcht Clavierauszüge der 'Undine' und des 'Kreuzes an der Oſtſee': S. 688.

3. Auftauchen der 'Luſtigen Muſikanten', ihre Empfehlung durch Wollank und Hitzig und abermaliger Verluſt der Partitur 1828 689/92

Gubitzens redactionelle Aenderungen an Wollanks Aufſatz S. 691 Note 5.

4. Veräußerung von vier größeren Werken bis 1838 692/94

Verkauf des 'Canonicus', des Requiem, des Quatuors und der Arie „Mi lagnerò tacendo" S. 692 f. Zwei nachträgliche Berichte über die Aufnahme der 'Undine' 1816/17: S. 693 f. Zelters Behauptung, die 'Undine' ſei verbrannt: S. 694. Das Liedertafelbuch von 1835: ebenda. Hitzigs Verſuch bei Brodhag: ebenda.

5. Letzte Publicationsverſuche durch Truhn und Commer; weitere Verringerungen des Nachlaſſes 1838/46 695/709

Zuccalmaglio's Aufruf S. 695 f. Mendelsſohns Intereſſe für Hoffmanns Compoſitionen 697, 699, 702. Fétis' Artikel über Hoffmann 1839: S. 701 unten mit Note (deren Haupttheil S. 702! vgl. damit S. 727 Champfleurys Polemik 1856 und S. 729 Fétis Beharren bei ſeiner Darſtellung bis auf einen Punkt 1862). Truhns Concert in Leipzig S. 702 f. Sein Aufſatz im 'Freihafen' 704 f. Zuccalmaglio's neue Vermittlung S. 706 f. Commer 707. 708 f. Verluſt des Grand Trio in E-dur und aller einzelnen Lieder S. 709.

5a. Aufführung der 'Undinen'-Ouverture in Goldſchmidts Concert Berlin 1844 709/12

Ankündigungen und Beſprechungen von J. P. Schmidt und Rellſtab S. 710/12.

b) Der Uebergang des Nachlaßreſtes an den preußiſchen Staat 1846/47

S. 712–721

1. Franz Kugler an den König Friedrich Wilhelm IV. 712/18

Davor: Hitzigs zweiter Schlaganfall 14. November 1845: S. 712. Hitzigs und Kuglers Motive für die Schenkung S. 713. Correſpondenz darüber zwiſchen Kugler und der Wittwe: ebenda. — Zu dem Brief als Anlage [auch von Kuglers Hand] ein Verzeichniß des Nachlaßreſtes: S. 716/18.

2. Information des Cabinetsrathes H. T. Illaire für einen Secretair 718f
3. Friedrich Wilhelm IV. an den Miniſter Eichhorn 719f
4. Friedrich Wilhelm IV. an Kugler 720
5.—8. [Der weitere Gang der Dinge noch nicht bekannt] 721

c) Zugabe: Der muſicaliſche Nachlaß 1847/1912
S. 721—738
[Näheres ſ. u. S. XVIIf unter ‘Einlagen’ E.]

III. Aus dem Leben der Wittwe 1822/49
S. 738—751

a) In Poſen bei der Mutter 1822
S. 738f
[Hitzigs und Hippels Bemühungen und Sendungen. Die jüngere Schweſter, Domicilla.]

b) In Deutſch-Oſtrowo bei Lekſzyckis 1823/24
S. 739—741
An Hitzig 10. Mai 1823 740f
Davor S. 739: Die ältere Schweſter. Deren Ehemann, der Criminalrath Gottwald (1802/03 Flucht und Caſſation); deren beide Töchter, Michalina (Hoffmanns Pflegetochter; dann Frau von Lekſzycki) und Mathilde.

c) Wieder in Poſen, etwa 1825/35
S. 741f
[Die Briefe an Hitzig noch nicht gefunden] 742

d) In Breſlau mit Mathilde, etwa 1835/49
S. 742—751
1. An Hitzig 10. December 1838 743
Davor: Hitzigs Abſchied aus dem Juſtizdienſt und Eintritt in die Sachverſtändigenkammer für Urheberrecht S. 742.

2. An Hitzig 19. April 1839 744
3. — —— 17. September 1841 745
4. — —— 30. Mai 1843 746
5. Teſtament d. d. 23. Mai 1844 747/49
5a. Annahme und Aufbewahrung des Teſtaments in Pöpelwitz 3. Juni 1844 749f
6. An Hitzig 31. Auguſt 1844 750f
Nachtrag: Hitzigs dritter Schlaganfall am 20. November 1849; ſein Tod am 26.: S. 751.

D. Die Wittwe nach Hitzigs Tode 1849—1859

S. 752—757

1. Letzte Lebensjahre und Tod 752/54
Verkehr mit Frau Wittich und deren Töchtern S. 752f.
Schulden und Beſitz S. 753f.
2. Eintrag in die Todtenmatrikel des katholiſchen Pfarramts zu Warmbrunn 754
3. Eröffnung des Teſtaments 754f
4. Ausführung des letzten Willens 755/57
Domicille als Ueberlebende S. 756f.

Fünf Einlagen

zum Abſchnitt C des zweiten Anhangs.

[A] Pückler und Helmine bis zum Frühjahr 1834

S. 596—627

Von dem Inhalt der einzelnen Abſchnitte heben wir hier nur hervor, was ſich direct auf Hoffmann und ſeine näheren Bekannten bezieht.

I. Pückler als Junggeſell; Helmine in der Berliner Geſellſchaft

S. 596—606

[1785—1815] 596/99
Pücklers Verkehr mit den Mitſchülern Conteſſa, Houwald und Cäſar S. 597 und Note 3 auf S. 599.

[1816] 599/603

Pückler befreundet ſich mit Koreff: S. 600 oben. Er lernt durch ihn Hoffmann kennen, und beide gewinnen Intereſſe für einander: S. 601. Sie unterhalten ſich über das Haus Unter den Linden 9: ebenda. Deſſen Beſitzerin Caroline Wilhelmine von Arnim geb. Wegely: S. 602. (Deren Nachkommen: ebenda Note 11. Schickſale des Grundſtücks: S. 603 Note oben.) Helmine als Hoffmanns Tiſchdame: S. 603 oben.

[1817] 603/06

Pückler lädt Hoffmann nach Muskau: S. 603 unten. Sendet ihm einen Brief Mozarts in Abſchrift und wiederholt die Einladung: S. 604 oben. Adelheids Trauung 1. Juli 1817: S. 604 unten. Hoffmanns angeblicher Bericht darüber = Doublette des 'Oeden Hauſes': Helmine als Modell der Edwine: S. 605 f mit Note 30 f. Edwine als Vorform der Hedwiga: Note 32 auf S. 606.

II. Pückler als Hardenbergs Schwiegerſohn und Helminens Liebhaber

S. 606—619

[1. Als Koreffs Schmeichler und Hoffmanns Gönner]

S. 606—613

[1818] 606/11

Pückler lobt wiederholt Koreffs Geiſt und Herz: S. 608.09; er ſucht deſſen Gunſt: S. 609. Cäſar erzählt ihm vom 'Zaches'; S. 609 unten. Pückler will Hoffmann nach Madrid reſp. Conſtantinopel mitnehmen: S. 610.

[1819] 611/13

Hoffmann ſendet Pücklern den 'Zaches'; er erhält von ihm eine Originalzeichnung Callots und eine erneute Einladung nach Muskau: S. 611 unten. Nach Koreffs Bericht iſt er „außer ſich für Freude“ über das Geſchenk: S. 612.

[2. Als Koreffs Feind und Hoffmanns Gegner]

S. 613—619

[1820] 613/15

Pückler läßt Koreff [und Hoffmann] fallen, nähert ſich dem Oberpräſidenten Bülow und bewundert Tzſchoppe:

S. 614 oben. Er wird allgemein mißachtet: S. 614 drittes Viertel.

[1821] 615/17

Pückler ſtürzt im Bunde mit der Hähnel die Fürſtin und Koreff; Hoffmann ſchildert einen Bummler ſeiner Art im Baron Alzibiades von Wipp: S. 616 unten.

[1822] 617/19

Pückler weigert ſich Hippeln gegenüber, bei Hardenberg für Hoffmann einzutreten: S. 617. Koreff verläßt Berlin; am Tage der Beerdigung Hoffmanns feiert Pückler ſeine Ernennung zum Fürſten: S. 617 f.; er iſt aber ſo gut wie bankrott: S. 619.

III. Pückler und Helmine nach Hardenbergs Tode

S. 619—627

[1822—1834]

[Da ſich keine zweite reiche Frau für Pückler findet, geht er unter die Schriftſteller und publiziert in Hoffmanns Manier ein drittes und viertes Dutzend von Briefen eines angeblich Verſtorbenen; ſie erſcheinen Juli 1830 bei Franckh: S. 622. Das erſte und das zweite Dutzend kommen nach Franckhs zweitem Zuſammenbruch Nov. 1831 bei Hallberger nach: S. 625. Mai 1834 tritt Pückler eine große Reiſe an: S. 627.]

[B] Kunzens Anfänge,

Sommer 1834 bis Frühjahr 1837

S. 628—636

I. Kunzens Weihe am 6. Juli 1834 628/30

Pücklers Bericht über das öde Haus in Bamberg und Hoffmanns Erſcheinung: S. 628 f. — Kunz als Hoffmann-Freund Feuerbach und anderen gegenüber: S. 629. (Seine erſten Bücher 1835: Note 4.) Pückler weiſt im voraus auf Kunzens Erinnerungen hin: S. 630.

II. Kunzens Supplemente 1835 630/34

Kunzens Pſeudonym Z. Funck (Funk iſt lediglich Schreibfehler von Hitzig und Heubel?) S. 631 oben. Charakteriſtik ſeiner Memoiren S. 631 f.

III. Kunzens Broſchüre 1836 — 634f

Widmung an Pückler S. 635 oben.

IV. Kunzens Auseinanderſetzung mit Julien 1837; neue Hoffmannbriefe — 635f

Speyer an Auguſt Marr; Julie an Speyer 10. März 1837; Kunz an Speyer für Julien: S. 635. Julie an Kunz; dieſer beruhigt ſich und fährt fort in ſeiner Tätigkeit: S. 636.

[C] Drei Sammlungen Hoffmannſcher Schriften aus den Jahren 1840—1845

S. 667—677

Vorbemerkung [Verhältniß der drei Sammlungen zu einander und zu Reimers und Brodhags Sammlungen] — 667f

1. Baudrys Geſammtausgabe 1840/41 — 668/71

Baudrys 'Bibliothek' S. 668f. Der Inhalt ſeiner Hoffmann-Ausgabe, insbeſondere deren Verhältniß zu Brodhags Supplement: S. 669f. Gute Anordnung des Biographiſchen: S. 669 Mitte; ſchlechte Anordnung von Hoffmanns Schriften: S. 670/71.

2. Die Geſammtausgabe des jüngeren Reimer 1844/45 — 671/74

Reſtbeſtände der Reimerſchen Ausgabe von 1827/28 im Herbſt 1842: S. 671. Vertrag des jungen Reimer mit Duncker: ebenda. (Auflöſung der Brodhag'ſchen Buchhandlung S. 672 Note 1.) Anordnung und Erſcheinungszeit der neuen Ausgabe S. 672; ihr Inhalt verglichen mit dem der Baudryſchen Ausgabe S. 673. Hoſemanns 25 Federzeichnungen S. 672f Noten 2f. — Die vier Geſammtausgaben aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verglichen mit dieſer Reimerſchen: S. 673/74 mit Noten 4f.

3. Arthur Muellers Ergänzungen 1844/45 — 674/77

Mueller als Freund Stirners und Herausgeber der 'Ewigen Lampe' S. 675 Note 1. Seine 'Modernen Reliquien': S. 676. Bringt die beiden Texte, die Hendel bringen

wollte aber nicht durfte: S. 675/76. (Kreislers Clubb als Vorform des Serapion-Clubbs: S. 675f Note 2.) — Muellers drei Nachfolger in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts: Ellinger S. 676, vom Ende S. 676/77, Griſebach S. 677.

[D] Excurs über die zweckmäßigſte Anordnung einer Geſammtausgabe von Hoffmanns Schriften

S. 677—685

1. Die drei Haupt-Abtheilungen 677f

'Cornaro' und der 'Geheimnißvolle' gleichzeitig mit Tiecks 'Lovell' und 'Eckbert', kurz nach Groſſes 'Genius' und Goethes 'Meiſter': S. 677 Note 1. Der 'Goldene Topf' repräſentirt Hoffmanns letzte Phaſe, wie der 'Zarathuſtra' die Nietzſches: S. 678 oben.

2. Die erſten beiden Abtheilungen 678f

Der erſte Band hätte Hoffmanns Entwicklung von Anfang 1799 bis Ende 1808 zu zeigen: S. 678. Die Aphorismen der erſten Periode: ebenda Note 1. Die Theaterſchriftſtellerei der zweiten Periode: ebenda Note 2. Eventuell auszuhebende Briefſtellen aus beiden Perioden: S. 679.

3. Die dritte Abtheilung 679/85

Die ſog. Fantaſieſtücke und die ſog. Serapions-Brüder zufällig zuſammengewürfelte Sammlungen: S. 679f. (Anders Nachtſtücke und, der Anlage nach, das Murr-Kreisler-Werk: Noten 5f.) Man kann dieſe Sammlungen beibehalten (A): S. 681f; man kann ſie auch auflöſen (B): S. 682/84; in beiden Fällen iſt eine chronologiſche Tabelle beizugeben (C): S. 684. Weitere techniſche Probleme: S. 684/85, und Selbſtverſtändlichkeiten: S. 685.

[E] Der muſicaliſche Nachlaß 1847—1912

S. 721—738

Vorbemerkung 721

Nach Hoffmanns Tode iſt keine ſeiner Opern mehr auf die Bühne gekommen.

1. Beſitzveränderungen 722

Die 'Luſtigen Muſikanten' für Deutſchland verloren; die Reinſchrift der 'Undine' aus der Bibliothek der Kgl. Schauſpiele in die Kgl. Bibliothek verſetzt.

2. Publicationen 722/25

2 Neudrucke und 2 Proben S. 723, Beilage zum Kreislerbuch S. 723f, Pfitzners Clavierauszug der 'Undine' S. 724f.

3. Concertaufführungen 725

1906 Breslau, 1907 München, 1908 Berlin, 1912 Wien[1].

4. Verzeichniſſe und Beurtheilungen des muſicaliſchen Geſammtnachlaſſes 726/38

1856 Champfleury, 1857 Sowinſki, 1861 Ledebur, 1862 Fétis[2], 1880 Muncker, 1887 Riemann, 1889 Koch, 1892 Bock, 1893 Curzon, 1894 Ellinger, 1898 Curzon, 1901 Eitner, 1902 Müller, 1906 Roſenbaum, 1909 Riemann und Schäffer. (Allgemeines über Vorbergers und Kochs Ausgaben: S. 730/32 Noten 2—4. Drei zuerſt von Eitner genannte kleinere Werke: S. 735f. 'Saul' und 'Aurora' von Voigt entdeckt: S. 737 Mitte.)

Berichtigungen
und kleinere Ergänzungen
zum zweiten Bande
S. 759—772

Auf die wichtigeren Berichtigungen iſt in den Ueberſichten am Anfang jedes Heftes hingewieſen; ein paar ſind darin nachgeholt.

I. Allgemeines 761

II. Neue Vorlagen [zu den Nrn. 25. 111. 226];

---

[1] Dahinter iſt noch einzuſchalten:

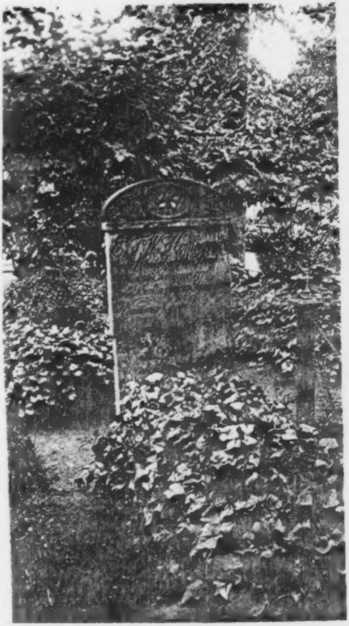
5. 1912 März 31 Mannheim, Hof- und Nationaltheater:
auf Veranlaſſung und unter Leitung des Kapellmeiſters Arthur Bodanzky:
aus der 'Undine':
a) Ouverture,
b) Arie der Undine: „Wer traut des laun'gen Glückes Flügeln" (Elſe Tuſchkau).

Umſtellungen [von 226 und 274]; Ergänzungen betr. die Nachlaß-Auctionen 762/67
III. Einzelbeſſerungen in Texten, Ueberſchriften und Vorbemerkungen 767 f
IV. Neue, zu erſetzende und zu ſtreichende Noten 769 f
V. Aenderungen innerhalb der Noten 770/72

Erſter Anhang:

Tod und Begräbniß

[illegible]
[illegible]
[illegible]



Der 1822 errichtete Grabſtein

[illegible]

[illegible]

1. Todesanzeige
in Nr. 78 der Speneriſchen Zeitung, vom 29. Juni 1822, und in Nr. 80 der Voſſiſchen Zeitung, vom 4. Juli.

(Zeilengetreu nach dem Druck in der Speneriſchen Zeitung[1].)

Den am 25. Juni, nach langwieriger Krankheit erfolgten
Tod ihres Mannes, des Kammer-Gerichts-Raths E. T. W.
Hoffmann, zeigt hierdurch an. die Wittwe[2].

2. Eintrag ins Todtenregiſter
der Jeruſalems-Kirche.

(Nach dem Original.)

[Nummer:] 266.
[Geſchlecht:] Mann
[Name:] HE. Hoffmann, Ernſt Theodor Amadeus,
[Wohnung:] in der Taubenſtraße No: 31.
[Stand:] Königlicher Kammer-Gerichts-Rath allhier
[Alter in Jahren, Monaten und Tagen:] 46
[Hinterbliebene:] Hinterl[äßt] die Wittwe ohne Kinder
[Sterbetag:] den 25^{t} fünf und zwanzigſten Junius 1822
[Sterbeſtunde:] früh zehn halb $10^{1}/_{2}$ Uhr
[Todesurſache:] An einer Lähmung
[Melder:] Von̄ der Wittwe angezeigt

1.

[1] Auf der 8. Seite des Hauptblatts. — In der Voſſischen Zeitung (3. Seite des Beiblatts) sind Wortlaut und Zeilentheilung die selben. Das letzte Komma ist gestrichen; sonst liegen nur zwei graphische Abweichungen vor.

[2] In Wirklichkeit von Hitzig aufgesetzt, wie schon die überflüssigen Kommata hinter Juni und an ergeben.

[Tag der Beerdigung:] den 28ſten Juny
[Platz der Beerdigung: auf dem] dritten Kirchhof

3. Todtenfeier der jüngeren Liedertafel.

Nach der Mittheilung im ‚Zuſchauer‘ vom 6. Juli 1822 ſang die jüngere Liedertafel am 29. Juni folgenden von Friedrich Förſter gedichteten

Nachruf an unſern Freund E. T. A. Hoffmann.

Es wird kein Kranz von uns gewunden,
Daß ſeine Roſen nicht verblühn;
Des Lebens ſchöne Feierſtunden,
Sie gehen auf, ſie fahren hin.
Wir reichen traulich uns die Hände,
Wir meinen wohl, wir halten feſt;
Und ob uns auch ein Gott verbände,
Wir ſcheiden bald von dieſem Feſt.

Nur Eines iſt uns unverloren,
Und fürchtet nicht des Grabes Haft:
Der Geiſt, der aus dem Geiſt geboren,
Das Unvergängliche erſchafft. —
So ſchied ein Freund aus unſerm Bunde,
Er ſprach uns manches heitre Wort,
Er lebt in jeder guten Stunde
Bei uns in ſeinen Liedern fort.

Wir ſuchen Dich nicht in den Tiefen,
Wir ſuchen Dich nicht hoch und fern;
Hier wehn die Geiſter, die Dich riefen,
Des Weines und der Liebe Stern.
Und ſoll Dich Glockenton geleiten
Auf Deines Lebens letztem Gang,
Wohlan! ſo laßt die Gläſer läuten
Zu hellem, frohen Feſtgeſang!

4. Verfügung des Staatskanzlers Fürſten von Hardenberg.

(Nach dem Original.)

[6. Juli 1822.]

Da der KammergerichtsRath Hoffmann verſtorben iſt, ſo ſind die während ſeiner ſchweren letzten Krankheit zurück gelegten Actenſtücke, nunmehr zu reponiren.

Hardenberg 6/7 22

5. Stiftung des Grabſteins.

(Nach dem Original. Da hier jedoch die authentiſche Liſte der von Hitzig approbirten (30) Berliner Freunde Hoffmanns vorliegt, ſo haben wir erſtens [in eckigen Klammern] einige Ergänzungen vorgenommen, indem bei jeder Perſon außer der laufenden Nummer die Vornamen [meiſt nach dem Mückerſchen Adreßbuch für 1819] und die damalige Wohnung [meiſt nach dem Adreßbuch für 1822] hinzugefügt, bei den weniger bekannten auch den Beruf[1] bezw. das damalige Amt [nach derſelben Quelle] — zweitens Ruf- und Familiennamen [ſowie bei den vier auswärtigen den Wohnort] geſperrt.

Der Text und die erſten drei Namen ſind von Hitzig geſchrieben, anſcheinend nachträglich auch die Namen zu 4 und 23. Die Namen 5–14 und 16 ſtammen [vielleicht auf Grund einer Sonder-Collecte] von einer zweiten Hand, 17 und 19 von einer dritten [vielleicht von dem dazwiſchen ſtehenden Melzer], die übrigen ſechs — alſo die Namenszüge des Banquiers Benecke [15], des eben genannten Melzer, des nicht identificirbaren H. A. Meyer [22] und der drei Künſtler Moeſer [20], Devrient [21], Telle [24] — ſcheinen eigenhändige Unterſchriften zu ſein.)

Nachſtehende Freunde Hoffmanns haben ſich dazu vereiniget, ihm einen einfachen Denkſtein ſetzen zu laſſen. Der Beitrag jedes Einzelnen wird auf höchſtens 3 rth feſtgeſezt[2].

1.

[1] Von den 23 zahlenden Stiftern (nämlich außer dem noch 1822 verstorbenen H. A. Meyer *sub* Nr. 22) sind, wenn wir Nr. 18 richtig bestimmt haben, 11 von der Justiz (1 Ministerialrath, 4 Richter und 6 Anwälte, von denen freilich C. F. Lessing halb zur Literatur zu rechnen ist) und einer von der Verwaltung (über Hippel s. folgende Note), von den 11 Nichtjuristen sind zwei Dichter und einer Buchhändler, zwei Musiker und einer Schauspieler, zwei Aerzte und einer Architekt, einer Banquier und einer Landwirth. Man kann also dem Sammler (Hitzig) nicht den Vorwurf der Einseitigkeit machen.

[2] In der That ergiebt die unten folgende Rechnung des Steinmetzen, auf 23 Zahler vertheilt, etwa $2\frac{2}{3}$ Thaler (= 8 Mark) für

[1. Friedrich Heinrich Carl Baron de la Motte] Fouqué [auf Nennhauſen bei Rathenow

[2. Karl Wilhelm Salice-] Conteſſa [in Neuhaus bei Lübben]

[3. Julius Eduard] Hitzig [Friedrichsſtr. 242], der die Beſorgung und Berechnung übernimmt

[4. Carl Wilhelm] Braſſert [Kammergerichts- und Pupillen-Rath, Leipziger Str. 73]

[5. Carl Adolph] Wilcke[3] [Kammergerichts- und Pupillen-Rath, Kronenſtr. 33]

[6. Heinrich Carl Emil] v[on Scholz und] Hermensdorff [Kammergerichts-Rath und Director des Hausvoigtei-Gerichts, Unter den Linden 17]

[7.] Dr. [Carl] H[einrich] Meyer [praktiſcher Arzt, Oranienburger Str. 65]

[8.] Reg[ierungs]Rath [a. D. Wilhelm] Krahmer [Juſtizcommiſſar beim Stadtgericht und Notar, Jägerſtr. 22]

---

jeden; Hippel, der Hitzig am 21. Dec. angeboten hatte, im Nothfalle beizusteuern (s. Bd. I), brauchte also nicht in Anspruch genommen zu werden.

[3] Der Name ist undeutlich geschrieben und sieht eher wie Wilke aus; zwischen den Kammergerichtsräthen Brassert und Hermensdorff ist aber der Kammergerichtsrath Wilcke zu erwarten, nicht der junge Wilke (Poststr. 14), der erst 1821 als Justizcommissar (= Anwalt) beim Stadtgericht eingetragen war und Anfang 1822 das Notariat erhielt. — Vier Jahre darauf standen Wilcke und Hermensdorff in der ersten Reihe der Verehrer der Henriette Sontag; in Rellstabs Pamphlet treten sie auf als die Gerichtsräthe Wicke und Hemmstoff, während ein dritter Freund H's, der 1822 zum Kammerherrn ernannte Rebeur, als Kammerherr Graf Regenbogen erscheint. (Nach gütiger Mittheilung des Herrn Kammergerichts-Raths Dr. Holtze.)

[9.] Baurath [Johann Heinrich] Krahmer [Rittmeiſter a. D., Kgl. Bau-Inſpector, Charlottenſtr. 31 (Ecke Behrenſtr., jetzt Nr. 48)]

[10.] Geh[eimer] Ober-Medicinalrath Dr. [Johann Nepomuk] Ruſt [General-Diviſions-Arzt (mit Majorsrang[4]); Vortragender Rath im Miniſterium der g., U.- u. M.-Angelegenheiten; Director des chirurgiſchen und augenärztlich-kliniſchen Inſtituts im Charité-Krankenhauſe und Erſter dirigirender Wund- und Geburts-Arzt daſelbſt; außerordentlicher Profeſſor an der Univerſität und ordentlicher an der mediciniſch-chirurgiſchen Akademie für das Militair, Franzöſiſche Str. 42 (am Gensd'armen-Markt)]

[11.] Buchhändler [Georg Andreas] Reimer [Wilhelmsſtr. 73]

[12.] Reg[ierungs]Rath [Julius Gottfried] Hecht zu Potsdam [Waiſenſtr. 48]

[13.] Geh[eimer] Reg[ierungs]Rath [Anton] Meyer [zu Potsdam, am Canal 16] für den Ob[er-]Amtmann Meyer zu Stehſow[5]

[14.] Juſt[iz]Commiſſar beim Kammergericht Ludwig] Schulze [Polizeirath a. D., Kronenſtr. 10][6]

---

[4] 6. Aug. 1822 Generalstabsarzt der Armee (mit Obersten-Rang).

[5] Wohl verschrieben für Stressow, einem Vorwerk der Domaine Neuhausen. Der Oberamtmann Meyer scheint dort gewohnt zu haben, nachdem er die Domaine Königshorst factisch seinem Sohn, einem bekannten Pferdezüchter, überlassen.

[6] Jahns Anwalt. Seine Frau war die Sängerin Josephine geb. Killitschgy (von 1813 bis 1831 an der Berliner Oper, namentlich in Spontini'schen Rollen thätig).

[15.] Guſtav Benecke [Banquier, Mitglied der Corporation der Kaufmannſchaft von Berlin, Hinter dem neuen Packhof 4]

[23.] G[eheimer] O[ber]J[uſtiz-]R[ath Carl Wilhelm] Eimbeck [Vortragender Rath beim Juſtizminiſterium und Geheimer Ober-Reviſionsrath bei dem Reviſions- und Caſſations-Hof für die Rheinprovinzen, Markgrafenſtr. 60 od. 61]

[16.] Reg[ierungs]Rath [a. D. Friedrich] von Herr [Juſtizcommiſſar beim Kammergericht, Notar, Juſtitiar des Ober-Bergamts und Rechtsconſulent der General-Salzdirection, Leipziger Str. 86]

[17.] Juſtizcommiſſar [beim Stadtgericht Chriſtian Friedrich] Leſſing [Leiter der Voſſiſchen Zeitung[7], Breite Str. 8].

---

[7] Gotthold Ephraim Lessings zweitjüngster Bruder, der Breslauer Münzdirector und Lustspieldichter Karl Gotthelf Lessing (1740—1812) hatte zwei Söhne von seiner Ehefrau Marie Friederike († 1828, Tochter des Buchhändlers Christian Friedrich Voß zu Berlin und seit 1806 alleinigen Inhaberin der Vossischen Zeitung). Der ältere Sohn war der kinderreiche Gerichtskanzler Karl Friedrich Lessing zu Polnisch-Wartenberg (1778-1848), der jüngere der nach seinem Großvater Voß genannte Freund H's und Hitzigs. Er war am 17. Januar 1780 zu Breslau geboren, studirte 1798—1800 zusammen mit dem gleichaltrigen Itzig *jura* in Halle und stand dann bis 1809 im Justizdienst: die ersten beiden Jahre in seiner Vaterstadt, seitdem in Berlin, wo Itzig ihn wohl schon 1807 oder 1808 mit H. bekannt gemacht hat. — Von 1812 bis 1830 war er Justizcommissar; daneben leitete er von 1806 bis zu seinem Tode 31. Oct. 1850 die Zeitung [u. z. vom 1. Jan. 1823 an auch als Redacteur für den politischen Theil]. Näheres über C. F. L. siehe in Arend Buchholtz' Werk über die Vossische Zeitung (Berlin 1904) und in desselben Geschichte der Familie Lessing (2 Bde., ebenda 1909). L's Haupterbe ist der Landgerichtsdirector a. D. Geheimer Justizrath Carl Robert Lessing, einer seiner Neffen.

[18.] [Juſtizrath?] Melzer[8]

[19.] Juſtizcommiſſar [beim Stadtgericht und Notar Theodor] Todt[9] [Heilige-Geiſt-Str. 40].

[24.] [Friedrich] W[ilhelm] Telle [Muſiker[10], Behrenſtr. 51]

[20.] C[arl] Moeſer [Concertmeiſter bei der Kgl. Kapelle, Kronenſtr. 48]

[21. Ludwig] Devrient [Franzöſiſche Str. 36]

---

[8] In Posen befand sich zu H's Zeit außer dem Regierungsrath Kimbeck (hier Nr. 23), dem Regierungsassessor von Herr (hier Nr. 16) und dem Justizcommissar Todt (hier Nr. 19) ein Justizcommissar Justizrath Melzer. Das 1812 (bei Hitzig in Commission) erschienene vortreffliche Berliner Adreßbuch des Kgl. Bau-Inspectors Salomo Sachs verzeichnet zwei Justizräthe dieses Namens: einen beim Kammergericht practicirenden S. Meltzer (Krausenstr. 31) und einen privatisirenden Melzer (Königsgraben 11). (Die Rückerschen Adreßbücher, die Privatiers nicht verzeichnen, kennen für 1818—1823 nur einen prinzlichen Küchenmeister [J.] Meltzer, ebenso Wegeners Adrb. f. 1822; Boickes Adrb. f. 1820 nennt außer diesem und einem Schlosser noch einen *Dr. phil.* F. E. Melzer [Leipziger Str. 27]. Trotzdem möchte ich annehmen, daß es sich um den früheren Posener Justizrath handelt, der vielleicht als Chambregarnist in Berlin wohnte.)

[9] Einer der beiden Trauzeugen H's.

[10] 9. September 1798 zu Berlin geboren als Sohn des bekannten Berliner Balletmeisters Constant Michel Telle (der erst 1848 starb). Als Schüler Lauska's (und Gürrlichs) producirte er sich 1816 zum ersten Male als Clavierspieler; im selben Jahre begab er sich zu Cherubini nach Paris. Nach Beendigung seiner Studien kehrte er nach Berlin zurück (wo er zweifellos, gleich seinem Bruder Constant, in dem [im Text genannten] väterlichen Hause wohnte). Es gelang ihm bald, zwei Compositionen auf die Bühne zu bringen: 'Die Müller' (komisches Ballet in 1 Akt, eingerichtet von Hoguet) wurden Jan. 1820—Apr. 1831 14mal gegeben (7mal in Berlin, 1mal im Charlottenburger Schloßtheater, 5mal im Potsdamer Stadttheater, 1mal ebenda im Neuen Palais); 'Das Schützenfest' (Singspiel mit Tanz in 2 Abth., frei nach dem Frz. von der Krickeberg) wurde 15. Aug.—19. Sept. 1820 4mal gespielt (3mal in Berlin, 1mal in Potsdam). — Nach H's Tode war Telle hintereinander Musikdirector am Königsstädtischen Theater, an den Theatern zu Magdeburg (1825/27), Aachen und Kiel (1843/45); seit dem Tode seines Vaters lebte er als wohlhabender Privatmann in Berlin.

[22.] H. A. Meyer[11] [Hitzig hat den Namen durchſtrichen und ein † dahinter geſetzt; der Mann iſt alſo wohl vor der Repartition der Koſten geſtorben.]

6. Die von Hitzig angeordnete Vorderſeite des Grabſteins.

(I nach der in der Beilage wiedergegebenen Photographie von 1908, II nach derſelben und nach Griſebachs Abdruck 1899[1].)

[I. Oberer, andeutender Theil:

1) (in der Mitte:) der Schmetterling als Symbol der befreiten Pſyche[2];
2) (darum:) die ſich in den Schwanz beißende Schlange als Symbol der Ewigkeit;
3) (zu beiden Seiten, aus den Schlußroſetten entſpringend:) je drei Farnwedel, als Symbol der Auferſtehung.

II. Unterer, redender Theil:]

E. T. W. Hoffmann
geb. Königsberg in Preusſen
den 24 Januar 1776
gest. Berlin den 25 Juny 1822.
Kammer Gerichts Rath
ausgezeichnet
im Amte
als Dichter
als Tonkünstler
als Maler.
Gewidmet von seinen Freunden.

---

[11] Da dieser Meyer hier direct hinter Devrient folgt, ist es vielleicht der „gemüthliche Mann" dieses Namens, den Devrient am 9. Januar 1821 von Lutter & Wegner zu H. mitbringen sollte (s. d. Facs. zu S. 429).

6.

[1] Der Abdruck in der Allg. Mus. Ztg. vom 22. Jan. 1823 (XXV, 57) und der bei Hitzig sind weniger genau.

[2] Vgl. H's Gruss an Julien, bes. S. 405 Z. 10.

7. Rechnung des Steinmetz-Meiſters J. F. D. Moſer.

(Nach dem Original.)

[Berlin, 21. October 1822.]

Koſtenbetrag,

von dem Denkſtein für den verſtorbenen Kammergerichts Rath Herrn Hoffmann, als:

den Denkſtein mit Inſchrift komplett fertig	Rthr	30 — —
für die Stelle auf dem Kirchhof		20 — —
fürs Mauer Werk incl. Materialien . . .		8 — —
den Stein heraus fahren und Aufſetzen . .		3.12.
	Rthr.	61.12 —

Berlin d. 21. Octbr. 1822.
JFDMoſer.
SteinmetzMeiſter

8. Vernichtung des Grabſteins.

[Man kennt die Anekdote von dem Bauern, der zu ſeiner Verwunderung erfahren hatte, daß eine gelehrte Geſellſchaft bei ihrer nächſten Tagung ſein merkwürdiges altes Fachwerk-Haus beſichtigen wolle: er riß die Bude ein und ließ ſich von einem Maurermeiſter aus der nächſten Stadt ein neues bauen, um die Gäſte würdig zu empfahen.

Alſo auch der Kirchenvorſtand der Jeruſalems-Gemeinde zu Berlin, der bei dem noch ſehr ungenügend organiſirten öffentlichen Denkmalsſchutz leider mit den ihm anvertrauten Grabdenkmälern machen kann was er will. Daß Grab und Stein im Anfang des 20. Jahrhunderts in dem *ſchönſten Zuſtande* waren, beweiſt unſere Beilage unwiderſprechlich. Aber das von Hoffmanns 24 Freunden geſetzte Denkmal war nur aus Sandſtein, und der gilt im Zeitalter der

Siegesallee nicht für voll. Hoffmann kam bekanntlich Anfang des Jahrhunderts in Mode, und der beſagte Kirchenvorſtand wollte nicht hinter ſeiner Zeit zurückbleiben; eine „Grabdenkmalfabrik“ [ſo nennt das Unternehmen ſich im Adreßbuch] erhielt alſo den Auftrag, den ſchoflen alten Stein mit ſeiner dämlichen Symbolik durch einen modernen ohne unnützes Beiwerk zu erſetzen. Ein „Arbeiter“ der „Fabrik“ zertrümmerte das ſinnige Werk des alten Meiſters mit derſelben Wonne, mit der die Angehörigen gewiſſer Völkerſchaften ihre Greiſe ſchlachten, und man ſtellte ſtatt deſſen ein Stück Granit in Form eines Plättbretts hin. Der Text des alten Steines iſt in der Handſchrift eines fleißigen Schulmädchens mechaniſch wiederholt, auch der Zuſatz ‘Gewidmet von ſeinen Freunden’, der hier eine offenkundige Fälſchung bedeutet und dem Wiſſenden wie Hohn klingt.[1]]

---

[1] Die Seiten 469—536 dieses Bandes wurden am 26. September 1909 zusammen mit anderen Texten in einem Sammelheft ‘Hoffmanns Ende’ an die in München versammelten Bibliophilen vertheilt und später auch an andere Freunde des Herausgebers gegeben. Die ‘Kunstchronik’ (Leipzig, Seemann) druckte daraus am 26. November des selben Jahres (S. 108) die vorstehenden Ausführungen über die Vernichtung von Hoffmanns Grabstein ab. Darauf erwiderte der angegriffene Kirchenvorstand in der Kreuzzeitung vom 1. December und in anderen Blättern, die Angaben der ‘Kunstchronik’ seien falsch, der neue Grabstein sei dem alten genau nachgebildet und die Handschrift sei „bis auf den kleinsten Zug auch auf dem alten Grabstein zu finden“ gewesen. Am Schluß heißt es: „Der Kirchenvorstand hat also mehr gethan als seine Schuldigkeit war und hat in jeder Beziehung recht gehandelt.“

Ohne über den Geschmack streiten zu wollen, von dem dieses Selbstlob zeugt, ist sachlich darauf zu entgegnen, daß dem Kirchenvorstand eben daraus ein Vorwurf gemacht wird, daß er wie jener Bauer mehr gethan hat als seine Schuldigkeit war. Die „Schuldigkeit“ dieser Behörde war, das ihr anvertraute Denkmal zu conserviren, nicht es zu zerstören und durch eine Fälschung zu ersetzen. Nach der Erklärung des Kirchenvorstands scheint es sogar, daß er den alten Stein überhaupt nicht erst angesehn hat, bevor er die „Fabrik“ anwies ihn zu zerschlagen; sonst wäre die Behauptung unbegreiflich, daß die neue spiegelblanke Platte eine „genaue Nachbildung“ des alten Steines mit seiner schönen und sinnvollen Sculptur sei und daß die schülerhaft ängstlich gezirkelte, unbeschreiblich ärmliche Schrift der „Fabrik“, die wie Typensatz wirkt, „bis auf den kleinsten Zug“ der schwungvollen und doch monumentalen Schrift des Originales gleiche.

Zweiter Anhang:

Der Nachlaß und die Hinterbliebenen

A. Erbverzicht der Wittwe 1822.

B. Die gerichtliche Verſteigerung des materiellen Nachlaſſes zu Gunſten der Gläubiger 1822.

C. Die geſchäftliche Verwerthung des geiſtigen Nachlaſſes durch Hitzig zu Gunſten der Wittwe 1822—1846:

  I. Die Verwerthung von Hoffmanns Schriften: 1822—1839;

  II. Verſuche, die Compoſitionen zu verwerthen: 1823—1846;

  III. Aus der Correſpondenz der Wittwe 1823—1844.

D. Die Wittwe nach Hitzigs Tode 1849—1859.

A. Erbverzicht der Wittwe 1822.

(Wörtlich nach den Akten des Königlichen Kammergerichts.)

[Alles auf dem Kammergericht, am 1. Juli 1822.]

1. Antrag der Wittwe auf Publication des Teſtaments.

Geſchehen zu Berlin am 1t. July. 1822.

Im Kammer-Gerichte erſcheint heut die verwittwete Frau Kammergerichts-Räthin Hoffmann, Maria Thekla Michelina, geborne Rorer mit der Bitte,

ihr das Teſtament ihres verſtorbenen Ehegatten zu publiciren.

Das Ableben deſſelben, bemerkte dieſelbe, ſey notoriſch, und den Teſtaments-Rekognitions-Schein, den ſie nicht zur Stelle habe, wolle ſie hiermit mortificiren.

Geleſen, genehmigt, und unterſchrieben
Maria Teckla Michelina gebohrne Rorer
Wittwe Hoffmann.
a[ctum] u[t] s[upra].
Seefiſch.

2. Verfügung des Präſidenten, das Teſtament zu publiciren.

(Am Rande der Nr. 1.)

p[raesentatum] 1 Jul 22

d[en] H[erren] KGr v Hermensdorff und Secr. Seefiſch wird hiedurch die publication des Teſtaments aufgetragen

Berlin 1 Jul 22
Woldermſann]

3. Publication des Teſtaments und Verzicht der Wittwe.

(Die Erklärung der Wittwe iſt von uns eingerückt und geſperrt; ebenſo haben wir die darauf folgende Unterhaltung mit Hermensdorff geſperrt.)

Geſchehen zu Berlin am 1ſten July 1822.

Nach dem notoriſch am 25t v. M. erfolgten Ableben des Königl. Kammergerichts-Raths, Herrn Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann hat ſich deſſen Wittwe, Frau Maria Thekla Michelina, geborne Rorer heut perſönlich im Kammergerichte eingefunden, und die Publikation des von ihr mit demſelben am 27t Maerz d. J. errichteten wechſelſeitigen Teſtaments nachgeſucht, welche den unterſchriebenen Deputirten aufgetragen worden iſt.

Dieſe legten der Frau Komparentin das aus dem Archive entnommene ... Paket vor ... Dieſelbe erkannte die Siegel als unverletzt, und nachdem der Umſchlag abgelöſet worden war, die Unterſchriften des darin vorgefundenen Teſtaments als die ihrige und resp. die ihres verſt. Herrn Gemahls.

Das Teſtament ward hierbei durch Verleſung publicirt, nach welcher die Frau Kammergerichtsräthin Hoffmann erklärt:

> Ich entſage der Erbſchaft meines Ehegatten und begebe mich ausdrücklich aller Erbrechte, welche mir aus dem heut publicirten Teſtamente oder aus irgend einem andern Grunde auf deſſen Nachlaß zuſtehen möchten. Ich bitte, mir ein Atteſt über dieſe meine Erklärung zu ertheilen.

Auf die [der] Frau Komparentin gemachte Vorhaltung, daß ſie dieſe heut abgegebene Erbesentſagung unter keinen Verhältniſſen würde zurücknehmen können, ſelbſt wenn ſich finden ſollte, daß der Nachlaß ihres Ehegatten viel bedeutender ſey, als es jetzt ſcheine, verblieb dieſelbe bei ihrer obigen Erklärung, der Erbſchaft ihres Gemahls entſagen zu wollen, und unterwarf ſich ausdrücklich allen rechtlichen Folgen dieſer Entſagung.

Eine Ausfertigung des Teſtaments verlangt die Frau KGRäthin Hoffmann nicht.

Vorgel[eſen,] gen[ehmigt] und unterſchr[ieben].
Wittwe Hoffmann gebohrne Rorer.
a[ctum] u[t] s[upra.]
v Hermensd[or]ff Seeſiſch

4. Verfügung an die Kanzlei.

(Am Rande der Nr. 3.)

p[raesentatum] 1 Jul 22

Citissime

D[ecretum:]

1. Expediatur für die Frau Wittwe Hoffmann der Recognitions-Schein über ihre NichtErbesErklärung.

2. Ein Extrakt dieſes Protokolls quoad die NichtErbes-Erklärung iſt zu den Hoffmannſchen Nachlaß-Acten[1] zu

---

4.

[1] Diese Acten enthielten zweifellos u. a. die Protokolle der 4 Nachlaßauctionen (s. d. nächsten Abschnitt) und damit ein vollständiges Verzeichniß von H's Hausrath und Sammlungen; um so mehr ist es zu beklagen, daß sie nicht aufbewahrt sind. Wie die Art der rothen Durchkreuzung im Repertorium beweist, ist die Vernichtung — vielleicht auf Hitzigs Antrag? — schon lange vor 1879 bewirkt, wahrscheinlich bereits wenige Jahre nach Hoffmanns Tode. (Mitth. des Kammergerichts-Sekretärs Herrn Rechnungsrathes Georg Noster.) — Die Stadt Berlin hat sich nach Mittheilung des Stadtarchivars Herrn Dr. Clauswitz nicht mit dem Nachlass befasst.

bringen woſelbſt auch wegen Ausmittelung der nächſten Inteſtat-Erben Behufs ihrer Erklärung über die Erbſchaft, das nöthige veranlaßt iſt.

d. 1 July 22
Hrn KGr Jordan

5. Concept des Rocognitionsſcheins.

Laut der am heutigen Tage bei dem Königl. Kammergerichte aufgenommenen Verhandlung hat ſich die verwittwete Frau KammergerichtsRäthin Hoffmann, Marie Thekla Michelina gebohrne Rorer, für Nicht-Erbin ihres am 25t v. M. verſtorbenen Ehemannes, des Königl. KammergerichtsRaths Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann, erklärt, und um gerichtliche Beſcheinigung darüber gebeten. Dieſem Geſuche iſt durch die Verfügung vom heutigen Tage ſtatt gegeben; und wird der gedachten Frau Deklarantin der Rokognizionſchein unter des Königlichen Kammergerichtes Siegel und Unterſchrift hierdurch ertheilt.

Berlin am 1 Juli 1822.

B. Die gerichtliche Verſteigerung
des materiellen Nachlaſſes zu Gunſten der Gläubiger
1822.

Vorbemerkung.

Nachdem die Wittwe auf den Nachlaß verzichtet, wurde derſelbe von Gerichts wegen inventariſirt (ſ. u. Nr. 1), um zu Gunſten der Gläubiger verſteigert zu werden. Um die Inventur der **Muſikalien** wollte Hitzig den muſikaliſchen Hofrath Johann Philipp Schmidt [vgl. S. 263/65] bitten (ſ. ebenda).

Sofort nach Empfang ihres Scheines verließ die Wittwe das Bundesgebiet (ſ. ebenda und weiter unten C III 1).

Vom Kammergericht reſſortirten drei Auctions-Commiſſarien. Bücher, Muſikalien und Gemälde wurden von dem vereideten Bücher-Taxator **Bratring**[1] verſteigert, in die übrigen Sachen theilten ſich bezirksweiſe der Major a. D. **von Dieskau** und der Rittmeiſter a. D. **Beckenſtedt**. Die Friedrichsſtadt, in der H. gewohnt hatte, gehörte zum Revier des erſteren[2].

1. Hitzig an Seefiſch.

(Nach dem Original.)

[4. Juli 1822.]

Frau KammerGerichtsRäthin Hoffmann hat den in dem beikommenden Kaſten befindlichen Wein, nach beendigter

---

[1] Der Altmärker **Friedrich Wilhelm August Bratring** (1772—1829) wurde 1799 Gehülfe bei der Kgl. Bibliothek zu Berlin, 1803 Geh. exp. Secretair, 1813 Auctionscommissar. In Hitzigs Gelehrtem Berlin führt er außer Beiträgen zu Zss. 20 (z. Th. mehrbändige) Buch-Publicationen aus den Jahren 1792—1816 (meist topographisch-statistischen Charakters) an. Er wohnte 1822 Lindenstr. 69, sein Ausrufer **Wels** Kochstr. 42.

[2] Der Sachse **Karl Gottlieb August von Dieskau** (1755—1837) war Major im preußischen Regiment Renouard gewesen, nach der Verabschiedung wurde er Auctionscommissar, u. z. 1820 für den Werder, die Neu- und die Friedrichs-Stadt, er wohnte damals Adlerstr. 6. (1823 wurde er durch den Major a. D. v. Seydlitz ersetzt.) — Sein Ausrufer war **Franz Friedrich Rumpf** (Prenzlauer Str. 59).

Inventur, noch in einem Winkel des Kellers vorgeſunden, und ihn mir bei Ihrer Abreiſe überſandt. Da ich ihn nicht aufzubewahren weiß, ſo bitte ich Ew. Wohlg. ihn gefälligſt bis zur Auction, an ſich zu nehmen, und mir hierunter den Empfang zu beſcheinigen.

Berlin den 4^{t} July 1822.
Hitzig

Dem Königl. KammerGerichts-
Secretair Hrn. Seefiſch Wohlgeboren
Jeruſalemmer Straße
№ 11

v. s. p.

[Auf der Rückſeite:]

Der Aſſeſſor[1] Schmidt iſt verreiſt[2]; ich habe aber einen andern Muſikverſtändigen Freund[3] um die Inventur der Muſikalien erſucht, und bitte Ew. Wohlg. dieſelben, bei der Verſiegelung, in meine Wohnung ſchaffen zu laßen, wo ich für Anfertigung des Verzeichniſſes ſorgen werde.

Hitzig

Spätere Bemerkung

Die K.G.R. Hoffmann hat mir die erwähnten Muſikalien bereits überſandt und ich werde ſie, ſobald ſie inventirt ſind, an Ew. Wohlg. befördern

H.

1.

[1] Schmidt war 1804/06 Assessor bei der Kurmärkischen Kriegs- und Domänen-Kammer gewesen, wurde aber seit 1811 im Secretariat der Seehandlung als Expedient beschäftigt.

[2] nach Frankfurt am Main; vgl. seinen Brief vom 9. Mai 1823 an Hitzig in Bd. III.

[3] den Kammergerichts-Referendar **Adolf Bernhard Marx**, der unlängst aus Naumburg nach Berlin gekommen war und Friedrichsstr. 73 wohnte. Seine Erinnerungen an H. gleichfalls in unserem Bd. III.

2. Seeſiſch an Hitzig.

(Nach dem Original, unter der erſten Unterſchrift der vor. Nr.)

Sechs kleine runde und fünf gewöhnliche Flaſchen Wein habe ich zur Auſbewahrung erhalten

Berl. d. 5^{t} July 1822

Seeñſch

3. Anzeige des Auctions-Commiſſars von Dieskau in den Nrn. 82f der Voſſiſchen und der Spenerſchen Zeitung, vom 9. und 11. Juli 1822.

(Nach dem Druck in Nr. 82 der Spenerſchen Zeitung[1]; die Anordnung des Satzes ſtammt von uns, in den vier alten Drucken iſt die Anzeige ohne Abſätze hintereinander gedruckt.)

Freitag den 12ten Juli, Vormittags um 9 und Nachmittags um 2 Uhr, ſoll in der Taubenſtraße Nr. 31. der Mobiliar-Nachlaß des Kammergerichts-Raths Herrn Hoffmann, beſtehend in

1 goldene[n] Repetir-Uhr[2]
Porzellain,
Gläſer[n],
Metall,
Leinzeug,
guten Betten

3.

[1] Beilage, Seite 5; Nr. 83 (Erste Beilage, S. 8) verbessert goldenen Repetir-Uhr. Wir bringen die Auctionsanzeigen nach der Spenerschen Zeitung, da diese auch für die Todesanzeige als Vorlage gedient hat; die geringfügigen Abweichungen der Vossischen Zeitung sind in den Noten angeführt. In der Dieskau'schen Anzeige schreibt die Vossische (in Nr. 82: 1. Beil., S. 7; in Nr. 83: 1. Beil., S. 8) Leinenzeug, Sekretaire und Stühle, Tische statt umgekehrt; sonst weicht sie nur in Flexion und Schreibung ab.

[2] die im Juli 1814 von Hippel erhaltene (s. Tgb.); Hippel erkundigt sich dann am 14. Mai 1823 bei Hitzig nach deren Verbleib (s. Bd. I S. 298). — Hauptkäufer, wenigstens für die kleineren Sachen, war wohl Hitzig, im October 1822 fragt er Hippel, welchen Gegenstand dieser sich als Andenken wünsche (s. Bd. I S. 285 f), und im Mai 1823 dankt die Wittwe für Zusendung der Silbersachen (s. u. C III).

und Kleidungsſtücken, worunter Uniformen,

Meubles[3] von Mahagoni-, Birken- und verſchiedenem Holz, als:

Sophas,
Schreib- und Kleider-Secretairs,
Kommoden,
Tiſche,
Stühle,
Trimeaux mit mahagoni und birkenen Rahmen,
Bücher-, Küchen- und verſchiedene Schränke mit und ohne Glasthüren,

1 Plateau,
1 Theemaſchine,
1 Ruhebette,
Fußteppiche,
Fenſtergardienen,
1 Taſſen-Servante
und Hausgeräthe,
31 Flaſchen verſchiedene Sorten Wein,

gegen baare Zahlung verauktionirt werden.

v. Dieskau.

4. Erſte Anzeige des Auctions-Commiſſars Bratring,

in den Nrn. 89 der Voſſiſchen und der Speneriſchen Zeitung, vom 25. Juli 1822.

(Nach dem Druck der Speneriſchen Zeitung[1].)

Oelgemälde-Auktion.

Am Freitag und Sonnabend, den 26sten und 27sten Juli, Vormittags um 9 Uhr, sollen die von dem Königl.

---

[3] Hitzig II 315: „Eigentliche Liebhabereien hatte H. nicht. Der Besitz eines hübschen Ameublements im weitesten Sinne des Worts möchte allein dafür gelten können."

4.

[1] 1. Beil., S. 8; in der Vossischen (1. Beil., S. 7 f) bis auf Eine graph. Abweichung buchstäblich gleich.

Regierungs-Präsidenten Hrn. **Tismar**[2] und dem Königl. Kammergerichts-Rathe Hrn. **Hoffmann** hinterlassenen **Oelgemälde, Zeichnungen und Kupferstiche**, in Glas und Rahmen, worunter Originalstücke von Callot, Blömert[3], Rosa di Tivoli[4], Dietrich[5] und andern guten Meistern sich befinden, in der Lindenstraſse Nr. 69. gegen baare Zahlung in Cour. öffentlich versteigert werden.

Bratring.

5. Zweite Anzeige Bratrings,

in den Nrn. 113 der Voſſiſchen und der Speneriſchen Zeitung, vom 19. September 1822; wiederholt in Nr. 115 der Voſſiſchen Zeitung (vom 24.) und in Nr. 114 der Speneriſchen (vom 21.).

(Nach den völlig gleichlautenden beiden Drucken der Speneriſchen Zeitung[1].)

Den 18. October u. folg. Tage, sollen die von dem Königl. **Kammergerichts-Rath Herrn Hoffmann**, und andern hinterlassenen historischen, juristischen, linguistischen, philologischen, philosophisch[en], mathematisch[en], schönwissenschaftlichen und vermischten **Bücher**, worunter viele alte seltene Werke zur Geschichte, Landkarten und Grundrisse, in der Lindenstraſse Nr. 69. (nahe am Dönhofschen Platze) wo das gedruckte Verzeichniſs[2] für 3 Gr. Münze zu haben ist, gegen baare Zahlung in Cour. öffentlich versteigert werden. **Bratring.**

---

[2] Der Geheime Ober-Steuerrath **George Tismar** (Leipziger Str. 33) war der letzte Präsident der (21. Dec. 1821 aufgelösten) Regierung zu Berlin gewesen.

[3] *recte* **Bloemaert** gespr. *blūmārt*. Gemeint ist wohl der holländische **Maler Abraham B.** (1564—1651), nicht sein Sohn, der **Kupferstecher Cornelius B.** (1603—1688).

[4] **Philipp Peter Roos**, Thiermaler (geb. 1651 zu Frankfurt a. M. als Sohn des dortigen Landschaftsmalers Johann Heinrich R., † 1705 in Tivoli bei Rom).

[5] **Christian Wilhelm Ernst Dietrich** (geb. Weimar 1712, † Dresden 1774), Maler (Nachahmer der Holländer und der Bologneser) und Kupferstecher.

5.

[1] in Nr. 113: 1. Beil., S. 7, in Nr. 114: 1. Beil., S. 6. Die Voss. Ztg. sagt (in Nr. 113: 1. Beil., S. 6f; in Nr. 115: 1. Beil., S. 8) statt „Dönhofschen Platze) wo": „Dönhofsplatz), woselbst", weicht aber sonst nur in der Schreibung ab.

6. Dritte Anzeige Bratrings,

in den Nrn. 125 der Voſſiſchen und der Speneriſchen Zeitung. vom 17. Oktober 1822.

(Nach dem Druck der Speneriſchen Zeitung[1].)

Die auf den 18. Oktober angesetzte **Hoffmannsche Bücher-Auktion** nimmt erst am 25. Okt., Vormittags um 9 Uhr, in der Lindenstr. Nr. 69., woselbst noch gedruckte Verzeichnisse zu haben sind, ihren Anfang[2].

Bratring.

7. Vierte Anzeige Bratrings,

in den Nrn. 126 der Voſſiſchen und der Speneriſchen Zeitung. vom 19. Oktober 1822.

(Nach dem Druck der Speneriſchen Zeitung[1].)

Musikalien-Auktion.

Dienstag den 22. Okt., Vormittags um 9 Uhr, sollen die von dem Königl. Kammergerichtsrathe Hrn. **Hoffmann** und andern hinterlassenen **Musikalien**[2] und **musikalischen Ins[t]rumente**, worunter eine Guitarre, sehr gute Violinen u. s. w., in der Lindenstraſse Nr. 69. gegen baare Zahlung in Cour. öffentlich versteigert werden.

Bratring.

---

[2] Auf der Kgl. Bibl. zu Berlin befinden sich leider nur 2 andere Kataloge Bratrings (von 1816 u. 1824). Auch auf den sonstigen größeren Bibliotheken hat das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken vergebens danach gefragt.

6.

[1] 1. Beil., S. 7; die Voss. Ztg. (2. Beil., S. 5) weicht nur in der Schreibung ab.

[2] Bratring hatte nachträglich auf den 18. eine Kunstauction gelegt, die aus irgend einem Grunde eiliger war (Gemälde und Stiche aus dem Nachlaß des Justizraths Christian August Wernitz [exp. Secr. beim Pupillencollegi] und Handzeichnungen des A. Lauren.; nach gleichzeitigen Anzeigen in beiden Zeitungen.)

7.

[1] 1. Beil., S. 7; die Voss. Ztg. (1. Beil., S. 6) weicht nur in der Schreibung ab.

[2] Wohl alle von Hitzig erstanden; s. u. C 11.

C. Die geſchäftliche Verwerthung des geiſtigen Nachlaſſes durch Hitzig zu Gunſten der Wittwe

1822—1846.

Vorbemerkung.

Hoffmanns Wittwe legte — nach Hitzigs Behauptung[1] auf den Rath ihres ſterbenden Mannes — die Verwaltung ihrer geſchäftlichen Angelegenheiten in Hitzigs Hand. Hitzig übernahm dieſe Pflichten ſofort nach Hoffmanns Tode. Daß er ſchon vor Hoffmanns Beerdigung Material für eine zum Vortheil der Wittwe herauszugebende *Biographie* ſuchte, wird anderweit gezeigt werden; ebenſo führte er aber als Bevollmächtigter der Wittwe die Verhandlungen mit Hoffmanns Verlegern fort und knüpfte neue geſchäftliche Beziehungen der Art an. In dieſem Bande iſt Hitzig nicht als *Biograph* Hoffmanns darzuſtellen — das bleibt dem III. Bande vorbehalten — ſondern als ſein *geſchäftlicher Fortſetzer*: als der Herausgeber ſeiner Schriften, der unabläſſige Antreiber zur Verwerthung der Compoſitionen, kurz in ſeiner geſammten *praktiſchen Thätigkeit für die Wittwe*, die Hoffmann hülflos zurückgelaſſen.

Michalina Rohrer hatte in ihrer polniſchen Heimath vier bis fünf Jahre (1802–1806) mit Hoffmann zuſammengelebt und war Mutter eines Kindes geworden, dann hatte ſie zwei Jahre wieder im elterlichen Hauſe zugebracht und das Kind verloren, während Hoffmann ſich fern in Berlin auf ſeine Art unterhielt; im Auguſt 1808 war es Hoffmann unter Schwierigkeiten zum zweiten Male gelungen, ſie aus dem Elternhauſe „los zu machen“ (I 235), und ſie war darauf noch einmal auf 13–14 Jahre, diesmal in deutſcher Umgebung (in Bamberg, Sachſen, Berlin) die Hausfrau des Künſtlers geweſen, der mit der Phantaſie bei Julien, mit dem Leibe — jedenfalls wenig im Hauſe weilte. Wie Marx und andere unbefangene Zeugen (ſ. Bd. III) berichten, war Hoffmann ſchließlich überhaupt nicht mehr zu Hauſe zu treffen: ſein Empfangszimmer für Beſucher war das Eck-Cabinet bei Lutter & Wegner. Ob nun der 1814 verwittwete Hitzig in den Jahren 1816–1821 Michalina nähergeſtanden, das läßt ſich nicht ermitteln und hätte ſich vielleicht auch damals nicht ermitteln laſſen. An ſich mußte ihm die ſtille, beſcheidene, ſelbſtloſe Frau ſympathiſch ſein, da er Frauen, die ihre Gefühle literariſch auf den Markt brachten

---

[1] S. o. S. 579 m. Note 12.

(wie ſeine ſtürmiſchen Freundinnen Helmina von Chézy und Fanny Tarnow), noch weniger zu ſchätzen vermochte als Hoffmann (näheres darüber in Bd. III); auch iſt es auffallend, daß er in ſeiner Biographie Hoffmanns bei der Schilderung von deſſen Leben in den Jahren 1816—1821 eine faſt leidenſchaftliche Abneigung gegen den „Freund“ verräth, von der vorher nichts zu merken iſt.

Wie dem auch ſei, jedenfalls war Hitzig von dem 25. Juni 1822 ab, an dem Michalina plötzlich als gänzlich vermögensloſe Wittwe daſtand, wirthſchaftlich ihr Gatte, ihr Ernährer. Nicht nur ſeine Feder, ſondern auch ſeine ganze Geſchäftsgewandtheit und Energie ſtellte er Jahrzehnte lang in ihren Dienſt; ſie konnte dem „gütigen, ihr von Gott geſendeten Freunde“, deſſen „unermüdeter Thätigkeit ſie ihren Wohlſtand verdankte“, aus der Ferne nur mit ihrem Dank und ihrem Gebet lohnen[2].

Ohne Frage war es Hitzig, der ihr den Rath gab, auf den überſchuldeten Nachlaß zu verzichten und dann ſchleunigſt Deutſchland[3] zu verlaſſen, um zu ihrer Mutter ins preußiſche Polen zurückzukehren. Seltſamer Weiſe jedoch ließ er, der doch einer der gründlichſten Kenner des Urheberrechts war, den Erbverzicht nur in Bezug auf den materiellen Nachlaß und die Verbindlichkeiten Hoffmanns gelten, während er bezüglich des Autorrechtes die Wittwe nach wie vor als Erbin behandelte und ſie überall, auch der Krone gegenüber, für die allein berechtigte Erbin ausgab.

Den geſammten nicht zur Verſteigerung kommenden Nachlaß — alſo alle literariſchen Manuſkripte, Handzeichnungen, Tagebücher[4] und Briefſchaften, die ſich in der Sterbewohnung vorfanden — nahm Hitzig zur literariſchen Verwerthung im Intereſſe der Wittwe an ſich. Auch die Muſikalien hatte er 24 Jahre lang für ſie in Verwahrung[5].

---

[2] S. u. auf III ihre Briefe, besonders die vom 19. Dec. 1838, vom 17. Sept. 1841 und vom 30. Mai 1843.

[3] Wir verstehen hier Deutschland in dem ethnographischen Sinne, den das Wort damals noch hatte; der 1866 aufgelöste Deutsche Bund umfaßte bekanntlich neben den reindeutschen Mittel- und Kleinstaaten im Princip nur die deutschen Lande des Kaisers von Oesterreich und der Könige von Preußen und Dänemark. Das sog. Deutsche Reich (rect. Großpreußen) von 1870/71 hat dann die preußischen Polen und Dänen eingetauscht gegen die der Slawisirung preisgegebenen österreichischen Deutschen, d. h. gegen die größere Hälfte der Oberdeutschen und einen guten Theil der Mitteldeutschen; durch die sog. nationale Einigung sind Posen, Gnesen und Hadersleben errungen, während Wien, Graz und Salzburg verloren sind (vgl. Philippson, Europa [Leipzig 1906], S. 463).

[4] In Hitzigs Charakteristik Hoffmanns (in der unten, S. 558, genannten Publication, Bd. II S. 316) heißt es nach der Schilderung von Hoffmanns Verhältniß zu seiner Frau: „Seine Tagebücher, die das Bekenntniß aller seiner Schwächen enthalten, ruhten immer in ihren Händen, und aus ihnen hat sie der Herausgeber zur Benutzung empfangen.“ Freilich hat er sie auch in den 26 Jahren, die er nach der Benutzung noch lebte, nicht zurückgegeben.

In der I. und II. Abtheilung dieſes Abſchnitts berichten wir über Hitzigs Verſuche, Hoffmanns Schriften und Compoſitionen zu Gunſten der Wittwe durch Vervielfältigung oder Aufführung zu verwerthen. (Die litterariſche Benutzung von Hoffmanns Tagebüchern und Briefen

---

[5] Zu einer Aufzählung dieser Papiere ist hier nicht der Ort; wir müssen uns mit folgenden kurzen Hinweisen begnügen:

a) den litterarischen Nachlaß Hoffmanns mit Einschluß der Tagebücher und der Correspondenz, soweit sich dies alles in der Sterbewohnung und demnächst in Hitzigs Besitz befunden hat, habe ich 1902 im 'Euphorion' verzeichnet; Nachträge dazu sind ebenda 1903 und 1905 erschienen. Das Material liegt größtentheils im Märkischen Museum der Stadt Berlin.

Künftig wird man die Manuscripte im engeren Sinne und die Tagebücher noch vollständiger verzeichnet finden in meiner Ausgabe der Tagebücher; bezüglich der vorgefundenen Correspondenz verweise ich auf die Verzeichnisse der Briefbesitzer und der Briefdrucke in unserem Band III.

b) Die Hoffmannschen Musik-Manuscripte, die 1822 noch vorhanden waren, habe ich 1902 in der 'Musik' registrirt und 1908 ebenda einen kurzen Nachtrag dazu gegeben (über die seitdem von Henri de Curzon in Paris und von Max Voigt in Würzburg festgestellten Stücke). Das Material liegt größtentheils auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

c) von Hoffmanns künstlerischem (genauer: zeichnerischem) Nachlaß existirt noch kein Verzeichniß. Franz Kugler (1808–1858), der gleich Hoffmann sich als preußischer Beamter, Dichter, Kunstschriftsteller, Zeichner und Componist ausgezeichnet hat, heirathete 1833 als Privatdocent für Kunstgeschichte Hitzigs Tochter Clara und zog in das Haus des Schwiegervaters. Wir werden unten auf II sehen, wie er in den 30er Jahren Hoffmanns musikalischen Nachlaß inventarisirte und in den 40er Jahren die Uebergabe desselben an die Krone vermittelte. Noch lebhafter aber interessirten ihn die Aquarelle und Zeichnungen aus Hoffmanns Nachlaß, die er im Hause des Schwiegervaters vorfand. Er vereinigte 52 Stücke — darunter herrliche Decorationsentwürfe für das Bamberger Theater (vgl. Hitzig II 26 Note) und drei Versuche, Kreislern im Wahnsinn darzustellen — in einer Quer-Folio-Mappe und erläuterte einige der Blätter — besonders Warschauer Carricaturen — nach Mittheilungen des Schwiegervaters.

Leider ist nach Kuglers Tode dieser Schatz nicht (wie die von Hitzig an Dorow geschenkte Gelegenheitszeichnung Hoffmanns, die wir zu S. 261 reproducirt haben) in die Nationalgalerie gekommen. Durch den Zufall der Erbschaft fiel die kostbare Mappe abermals an einen Schwiegersohn, aber diesmal an einen, der sie nur materiell zu würdigen wußte. Er hielt sie Jahrzehnte lang sorgfältig vor allen durch Hitzig wird dabei nur flüchtig geſtreift, da das nähere darüber in Band III dargelegt wird; eine ſelbſtändige Verwerthung von Hoffmanns Zeichnungen durch Verkauf oder Publication größerer Serien hat Hitzig unſeres Wiſſens nicht verſucht[6].) In der III. Abtheilung laſſen wir das wenige folgen, was bisher von der Correſpondenz der von Hitzig betreuten Wittwe zum Vorſchein gekommen iſt.

I. Die Verwerthung von Hoffmanns Schriften: 1822—1839.

Vorbemerkung.

Hitzig hatte als Verwalter des literariſchen Nachlaſſes Hoffmanns drei Obliegenheiten:

a) die noch ungedruckten Schriften Hoffmanns waren zu veröffentlichen;
b) diejenigen Beiträge zu fremden Sammelwerken, die Hoffmann noch nicht in ſeine eigenen Sammlungen (die Fantaſieſtücke und die Serapions-Brüder) aufgenommen hatte, waren in Buchform zu vereinigen;
c) wenn die geſchäftliche Möglichkeit dazu vorlag, waren Hoffmanns ſämmtliche Schriften oder eine Auswahl daraus zuſammenzuſtellen.

Wir werden im folgenden betrachten, wie Hitzig verſucht hat, dieſen drei Pflichten gerecht zu werden.

a) Publikation der inedita 1822/23.

Die 'Datura faſtuoſa' hatte Hoffmann, wie wir [oben sub Nr. 238, S. 430] geſehen, Ende Juli 1821 an Schütze geſandt, der ſie Herbſt 1822 in ſeinem Taſchenbuch auf 1823 brachte. — Die 'Geneſung' hatte Hoffmann, wie Symanski verſichert [ſ. Bd. III], im Juni 1822 an dieſen gegeben, der ſie am 4. und 6. Juli im 'Zuſchauer' publicirte. — Der 'Jacobus Schnellpfeffer' war ebenſowenig begonnen wie der dritte Theil der Biographie Kreislers.

Hoffmanns literariſcher Nachlaß im engeren Sinne beſtand alſo lediglich aus den beiden fränkiſchen Erzählungen, die Hoffmann noch ſelbſt am 17. Juni 1822 Max angeboten hatte (ſ. o. S. 525). Darüber wurden mit Max noch folgende Briefe gewechſelt:

Freundes Hoffmanns verborgen und verkaufte sie am 14. November 1910, ohne sich zu nennen, durch eine Berliner Kunsthandlung für 2500 M an einen Sammler in Brandenburg an der Havel. Es bleibt abzuwarten, ob der neue Besitzer die Blätter publiciren wird. Erst dann würde es möglich sein, Hoffmanns Thätigkeit als bildender Künstler im Zusammenhange darzustellen.

[6] Zu erwähnen wäre nur, daß er 1823 seiner zweibändigen Nachlaßpublication einige Stücke beigab und 1827 den Gebrüdern Franckh einige als Beilagen zu seiner Auswahl H'scher Erzählungen anbot.

1. Max an Hoffmann.

(Nach dem Original in Hitzigs Nachlaß.)

[Bad] Kudova 30. Juni 1822.

Wohlgeborener,
Hochzuverehrender Herr Kammer-Gerichts-Rath!

Sehr angenehm iſt mir das Schreiben des Herrn Rieger, v. 17. d. M. geweſen, welches ich aber erſt heute empfing, da ich mich ſeit 8 Tagen hier in Kudova aufhalte. Ich beeile mich Ihnen Hoch- und Sehr-Verehrter Herr, zu ſagen: wie ich Jederzeit mit Vergnügen bereit bin, Ihre Productionen, die ja immer ſo herrlich und trefflich ſind, zu drucken und zu verlegen und daher auch die beiden Erzählungen: Meiſter Wacht und der Feind, unter denſelben Bedingungen wie den Schnellpfeffer, mit wahrer Freude in Verlag nehme. Wenn aber die Erzählung: der Feind, nicht noch bedeutend ausgeführt wird, ſo dürften die Manuſcripte ſchwerlich mehr als 12 Bogen im Druck geben.

Schon einmal war ich ſo frei anzufragen: ob Sie nicht die in Taſchenbücher zerſtreuten Erzählungen, welche in den SerapionsBrüdern noch nicht aufgenommen ſind, ebenfalls zu ſammeln und in meinem Verlage herauszugeben geneigt wären. Ich wiederhole mein Anerbieten, indem es mir ſehr angenehm wäre, wenn Sie zu obigen zwei, noch einige bereits gedruckte Erzählungen, hinzufügen wollten, um damit unter einen allgemeinen HauptTitel, eine neue Sammlung Ihrer Erzählungen zu eröffnen. Vorzüglich wünſchte ich in dem erſten Bande, die Irrungen und deren Fortſetzung, aus dem Berliner Taſchen-Kalender aufgenommen zu ſehen. Für den wiederholten Abdruck Ihrer Erzählungen biete ich 2 Frd'or, und für alles Neue, wie feſtgeſetzt, 4 Frd'or für den Druckbogen in kl. 8$^{\underline{\text{vo}}}$. Wozu Sie ſich auch entſchließen mögen, ſo iſt es mein Wunſch, entweder den 1ten Band geſammelter Erzählungen, oder die beiden neuen, zur MichaelisMeſſe fertig liefern zu können. Sollten Sie ſich für das Letzte entſchließen, ſo würde ich vielleicht, wenn Sie nichts dagegen haben, die ſchon längſt fertigen Mährchen vom Rübezahl und eine norwegiſche höchſt ſchauerliche Sage aus Drontheim: die Braut, beides von Steffens, zugleich mit abdrucken laſſen; in welchem Fall, ich aber auch gern einen allgemeinen Haupt-Titel dieſem Bande vorſetzen möchte. Am liebſten wäre mir freilich das Erſte, nämlich: die neue Sammlung Ihrer einzelnen Erzählungen.

Schnellpfeffern betreffend, ſo bitte ich freundlich und ganz ergebenſt: dieſen nicht zu vergeſſen, ſondern ihn recht bald anzufangen und zu vollenden. Sie können nicht glauben wie ſehr ich mich auf dieſes Buch freue; es iſt eine meiner liebſten Verlagsunternehmungen.

Zugleich mit dem Schreiben des Herrn Rieger, empfing ich auch von Ludwig Tieck, die mir angenehme und beſtimmte Nachricht, daß zu Michaelis ſeine Beiträge, die nach ſeiner Verſicherung anſehnlich ſein ſollen, zu der längſt projektirten Mährchen- und Novellen-Sammlung erfolgen ſollen.

Wenn Tieck ſein Verſprechen wirklich erfüllen ſollte, ſo wäre es gar zu ſchön, von Jean Paul auch eine Erzählung zu erhalten. Es wäre ein herrlicher Verein! Sie, Jean Paul, Tieck, Steffens und Hagen[1]. — Aber Jean Paul hat auf mein früheres Erſuchen nicht geantwortet; vielleicht würde er ſich aber bereitwillig finden laſſen, wenn Sie geneigt wären, ihn beſonders darum anzugehen.

Das Manuſcript der Erzählungen in Reinſchrift, wollen Sie gütigſt recht bald ſchicken; ich werde den Druck durch

---

1.

[1] Friedrich Heinrich von der Hagen: s. u. S. 557.

Vieweg in Braunſchweig beſorgen laſſen, damit das Aeußere des Inhalts würdig erſcheine.

Ich wünſche Ihnen mein Theurer, Hochverehrter Herr, Geneſung von Ihrer Krankheit, von ganzem Herzen; wie ſehr ich mich freuen würde Sie auf dem Wege möglichſter Wiederherſtellung zu wiſſen, das vermag ich durch Worte nicht auszudrücken. Meine Verehrung für Sie, iſt rein und innig; möge dieſe Verſicherung zum Herzen geben, wie ſie aus dem Herzen wahr und lauter kömmt.

Ihrem freundſchaftlichen, gütigen Wohlwollen, mich angelegentlichſt empfehlend, werde ich ſtets ſein und bleiben

Euer Wohlgeboren

aufrichtigſter Verehrer und Diener

Joſ. Max.

2. Max an die Wittwe.

(Nach dem Original in Hitzigs Nachlaß.)

[Bad Kudova, 2. Juli 1822.]

Wohlgeborene

Hochzuverehrende Frau KammerGerichts-Räthin!

Mit großem, innigem Bedauern erfahre ich ſo eben, daß Ihr Herr Gemahl mit Tode abgegangen ſein ſoll. Vor zwei Poſttagen erhielt ich noch ein Schreiben vom 17t. v. M. von Herrn F. W. Rieger, welcher mir im Namen Ihres Herrn Gemals 2. Erzählungen: 1.) Meiſter Wacht,

---

2.

1. Adresse:

Ihro Wohlgeboren
der Frau KammerGerichts-Räthin Hoffmann
in
Berlin.

Glattes Siegel.
Poststempel:
GLAZ
6. JULI

2.) Der Feind, zum Verlag anbietet. Mit letzter Reitpoſt habe ich bereits hierauf geantwortet, und mein Schreiben wird wohl Ihnen behändigt worden ſein. Ich bin der angenehmen Hoffnung daß Sie Hochgeehrteſte Frau KammerGerichtsRäthin, Ihres Herrn Gemahls Anerbieten zufolge, mir die Reinſchrift beider Manuscripte, bald möglichſt zum Druck gütigſt überſenden werden. Das dafür zu entrichtende Honorar beträgt 4 Frd'or, für den DruckBogen. 25 Stück Frd'or habe ich bereits im vorigen Herbſt, auf den in meinem Verlage erſcheinen ſollenden Roman: Schnellpfeffers Flitterwochen, Voraus bezahlt.

In meinem erwähnten Schreiben, habe ich mich erboten, ſämmtliche in Almanachen und Taſchenbücher zerſtreuet gedruckte Erzählungen, die in den SerapionsBrüdern noch nicht aufgenommen ſind, von neuem zu drucken, und für den Bogen 2 Frd'or zu honoriren. Wollen Sie nun mir dieſe auch in Verlag geben, ſo bitte ich recht bald die Sammlung veranſtalten zu laſſen und mir zu überſenden; das Honorar ſoll prompt und richtig erfolgen. Ich bitte Sie Hochzuverehrende Frau KammerGerichtsRäthin, mir Ihr Wohlwollen in eben dem Grade zu ſchenken, wie ich mich deſſen von Ihrem Herrn Gemahl zu erfreuen gehabt habe. Erlauben Sie mir noch meine innige Theilnahme, an dem Sie betroffenen Unglück, an den Tag legen zu dürfen. Durch eine bald geneigte Antwort, directe hieher werden Sie mich ſehr erfreuen.

Genehmigen Sie die Verſicherung ganz vorzüglicher Hochachtung von

Ihrem

Kudowa in der Grafſchaft Glatz
d. 2. Juli 1822.

gehorſamſten Diener
Joſ. Max aus
Breslau.

3. Hitzig im Namen der Wittwe an Max.

(Notiz von Hitzigs Hand auf der vorigen Nummer.)

[Berlin, 12. Juli 1822.]

[„Den 12^{t} July im Namen der Hoffmann geantwortet, daß ſie, da ihr verſtorbener Mann ihm ſelbſt den Wacht angeboten, nichts dagegen haben könne, daß er ihn für ſeine Forderung von 25 Friedrd'or behalte, und ihm anheimſtelle, ſich die Reinſchrift von Engelmann in Heidelberg zu erfordern, daß ſie aber wünſche, von ihm benachrichtiget zu werden, daß er ſich mit dem Mſcpt. für gänzlich abgefunden erkläre.

H.

12/7.“]

Im Frühjahr 1823 kündigte Hitzig in ſeiner gleich näher zu beſchreibenden Nachlaßpublication (Bd. II S. 163 Note *) an, der ‘Wacht’ werde „in Breslau bei Max und Comp. in einer Sammlung von Erzählungen und Märchen von Tiek, Steffens u. a. erſcheinen. Hoffmann hatte es dieſem Verleger noch ſelbſt überlaſſen und wollte ihm den Feind . . . dazu geben, um einen Band zu bilden.“ Im Herbſt erſchien dann der ‘Wacht’; die Sammlung hat bekanntlich den Titel ‘Geſchichten, Sagen und Märchen’ und enthält zwar nichts von Tieck und Paul, aber eine Erzählung von Hagen, ſowie von Steffens u. a. die von Max erwähnten Rübezahl-Märchen (‘Mährchen und Sagen aus dem Rieſengebirge’) und eine Schauergeſchichte ‘Die Trauung’, die zwar nicht in Drontheim ſondern auf Seeland ſpielt, aber wohl mit der von Max erwähnten identiſch iſt.

*

Von dem unvollendeten ‘Feind’ ſagt Hitzig im Frühjahr 1823 (a. a. O. Note †) nur, er werde „anderweitig erſcheinen“; der Druckort ſcheint danach doch noch nicht ſicher geweſen zu ſein. Das Fragment erſchien dann gleichzeitig mit dem ‘Meiſter Wacht’ in Fouqué's Frauentaſchenbuch auf 1824; Fouqué theilt in einer Note mit, Hoffmann habe ihm den Beitrag bereits für den Jahrgang auf 1823 verſprochen[1].

*

Was ſonſt noch im Nachlaß ſich an ineditis vorfand, hatte nach Hitzigs nicht unzutreffender Anſicht mehr biographiſches Intereſſe als objectiv-künſtleriſchen Werth. Er legte alſo dieſe Dinge, ſoweit er ſie überhaupt des Druckes für würdig hielt, zurück für eine **Biographie** Hoffmanns. Zu einer ſolchen hatte er ſich, wie wir ſchon andeuteten, ſpäteſtens gleich nach Hoffmanns Tode entſchloſſen; Hippel verſprach ihm ſchon am 29. Juni 1822 Material dazu[1], und Cotel kündigte drei Tage darauf das Werk in der Voſſiſchen Zeitung an mit dem Hinzufügen, es werde **zum Vortheil der Wittwe** herausgegeben werden[2]. Hitzig hat das Werk demnach auf eigene Koſten herſtellen laſſen und es ſeinem Geſchäftsnachfolger[3] Dümmler nur in **Commiſſions**-Verlag gegeben. — Der Titel ſollte einfach 'E. T. A. Hoffmanns Leben' lauten[4]; nachdem Hitzig ſchon im December 1822 48 meiſt lange Jugendbriefe Hoffmanns für das Buch erhalten hatte[5] und zu dem Entſchluſſe gekommen war, darin u. a. auch fünf bereits gedruckte Arbeiten Hoffmanns zu wiederholen (ſ. u. S. 560 unten), gelangte er zu dem längeren Titel 'Aus E. T. W. Hoffmanns Leben und **Nachlaß**'; ſchließlich ließ er die Vornamen überhaupt weg, da 'E. T. A.' bürgerlich nicht berechtigt und 'E. T. W.' literariſch nicht geläufig war. Im März 1823 ſchrieb Hitzig das Vorwort, im April das Nachwort; Anfang Mai erſchien die Publication in zwei vorbildlich ſchön ausgeſtatteten Bänden. Die **kleineren Nachlaßtexte** ſind darin in folgender Weiſe behandelt:

---

[1] Vgl. dazu Nr. 288 mit Note 2 (S. 522) und die Note 2 zum nächsten Brief (S. 523).

A. In mehr oder weniger **wörtlicher** Wiedergabe erſcheinen

I. zwei weitere **Fragmente**, nämlich die Anfänge

1. einer Darſtellung der in Dresden von Mitte Auguſt bis Mitte November 1813 erlebten Drangſale unter dem Titel '**Drey verhängnißvolle Monathe!**' — eines Stückes **Memoiren**, das allerdings nur für die Bamberger Bekannten gedacht war, aber doch **mehr** als ein Brief oder ein Tagebuchfragment iſt;
2. einer Fortſetzung von Tiecks '**Tonelli**'[6].

II. **Entwürfe** und ſonſtiges **Material** für Proſaſchriften:

1. über Sonaten;
2. über zwei 'Merkwürdige Arten des Wahnſinns';
3. über myſtificirende Anekdoten (mit Einer Probe);
4. 'Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers';
5. 'Schnellpfeffers Flitterwochen vor der Hochzeit' und 23 andere Aufzeichnungen aus einem Quartheft aus den Jahren 1819/22[7];
6. eine Reihe Scherze über einen Berliner Architekten;
7. ein Witzwort eines alten Muſiklehrers.

---

[1] S. unsern Bd. I S. 283 unten.

[2] Den Wortlaut der Ankündigung s. in unserm Bd. III.

[3] S. o. S. 230 m. Note u. S. 265 oben.

[4] Näheres s. Bd. III.

[5] S. unsern Bd. I S. 288 f.

[6] Hitzig setzt sie ins Jahr 1822, mir ist aufgrund der Tagebücher 1815 wahrscheinlicher.

[7] Hitzig setzt mit Unrecht den ganzen Inhalt in Hoffmanns letztes Lebensjahr.

III. Zwei *juriſtiſche Gutachten*:
  1. als Unterſuchungsrichter wegen eines Giftmordverſuches,
  2. als muſikaliſcher Sachverſtändiger in einer Nachdrucksfrage.

IV. *Tagebuch*-Aufzeichnungen.

V. *Briefe* (davon Einer in Facſimile) und das Teſtament.

Leider konnte Hitzig ſich nicht zu einer *einheitlichen* Einordnung dieſer Hoffmannſchen Texte in ſeine Biographie entſchließen. Ohne jedes Princip nahm er ſie theils in ſeinen Text *hinein*, theils ſetzte er ſie als *Noten darunter*, teils ſtellte er ſie als *Beilagen hinter* den betr. Abſchnitt ſeiner Darſtellung[8].

B. Nur eine *Inhaltsangabe* giebt Hitzig ebenda von zwei anderen Fragmenten, den Singſpieltexten '*Der Renegat*' und '*Fauſtina*'[9].

C. *Unerwähnt* läßt er von den ihm vorliegenden Manuſcripten:
  I. vier weitere *Fragmente*, u. z.
    1. einer (mehr oder weniger freiwilligen) *Parodie auf Paul und Sterne*,
    2. der humoriſtiſchen Erklärung eines fingirten Gemäldes '*Die Feuersbrunſt*',
    3. eines Feſtſpiels '*Die Pilgerinn*' (zum 19. November 1808; ſ. o. die ganze Seite 59 und S. 63 unten)[10],
    4. einer Erzählung '*Der Freund*'[11],

---

[8] Im I. Bande druckt er z. B. den Brief an Hippel vom 22. October 1796 als *Beilage* (S. 163/67), aber eine Stelle daraus (bei uns I 121 Z. 6—7) läßt er dort (S. 165, hinter Zeile 10) stillschweigend weg: sie ist bereits S. 135 als *Note* verwerthet. Ebenso giebt er dort S. 261 f den merkwürdigen, in gewisser Art feierlichen *ersten* Tageseintrag ins Plocker Tagebuch als *Note* zu einem Brief; der ganze Rest (soweit er überhaupt mitgetheilt wird) findet sich als selbständige *Beilage* auf den Seiten 270/80. Selbst wenn die Handschriften sich nicht zum weitaus größeren Theile erhalten hätten und eine weit *vollständigere* Edition ermöglichten, würde diese Willkür des Bearbeiters zu einer *neugeordneten* Ausgabe seines Materials herausfordern, wie wir sie zu unserem Theile seit 1901 vorbereiten und hier nun theilweise vorlegen.

Wir wiederholen — soweit möglich, nach den Originalen — die oben *sub* I 1, II und IV aufgezählten Texte in unserer Ausgabe der *Tagebücher*, die zu III genannten in dem Bande '*Hoffmann als Richter*'.

[9] Der Wortlaut beider ist zuerst Anfang October 1908 in der '*Musik*' mitgetheilt.

[10] Alle drei zuerst Anfang Juni 1910 publicirt in '*Nord und Süd*'; ich hatte trotz Mahnung nicht eine einzige Correctur des Satzes erhalten und habe die gröbsten Fehler in dem Mitte Juli erschienenen Hefte berichtigt.

[11] Zuerst 1903 veröffentlicht im Kreislerbuch.

II. zwei Gelegenheitsgedichte:
  1. 'Die Nonne an die Braut' (Polterabendgedicht),
  2. 'An den Dichter des Trauerſpiels Carlo' (parodiſtiſches Sonett auf den Grafen Blankenſee bei Gelegenheit der Aufführung des 'Karlo' am 5. April 1820)[12];

III. die ſonſtigen Einträge in das Quartheft von 1819/22[13];

IV. drei Zettel mit Proſanotizen[14]:
  1. ſieben Notizen anſcheinend von der Reiſe nach Schleſien Juli 1819,
  2. zwei Zeilen mit Erwähnung der ſog. 'Eleganten Zeitung',
  3. ein Citat aus Rabeners 'Noten ohne Text'.

b) Sammlung der zerſtreut gedruckten Schriften

1823/25.

1. Aus Zeitſchriften: 1823.

Wie wir oben (S. 7) ſahen, hatte Hoffmann 1803 von Plock aus als Giuſeppo Dori eine Kritik von Schillers Chor-Experiment in der 'Braut von Meſſina' an den Verleger des 'Freimüthigen' geſandt; ſeit 1809 hatte er dann für die 'Allgemeine Muſikaliſche Zeitung' und bald auch für andere Blätter zahlreiche Beiträge geliefert.

Hitzig hätte aus Hoffmanns Tagebüchern mit Leichtigkeit u. a. eine größere Reihe von Beiträgen zur Allg. Muſ. Ztg. feſtſtellen können — er ſelbſt nennt ihrer ſechs —; er nahm ſich aber nicht die Zeit dazu und regte leider auch weder jetzt noch in der Folge einen ſeiner muſikaliſchen Freunde (Schmidt, Wollank, Marx: ſ. u. sub II) dazu an. Er beſchränkte ſich vielmehr darauf, ſeinem eben genannten Sammelwerk fünf Beiträge Hoffmanns zu Berliner Zeitſchriften einzuverleiben, und dabei hat er es zeitlebens bewenden laſſen. Er brachte nämlich jenen alten Aufſatz über die 'Braut von Meſſina', auf die der junge Autor an zwei Stellen ſeines Plocker Schreibbuchs mit ſo drolligem Nachdruck hinweiſt, den Calderon-Aufſatz, den Hoffmann ihm (Hitzig) ſelber 1812 für die 'Muſen' geſandt hatte (ſ. o. Nr. 65 [S. 81 f.]), und endlich die drei erzählenden Schriften, die Hoffmann im letzten Vierteljahr ſeines Lebens, als ein großer Theil ſeiner Angelegenheiten durch Hitzigs Hände ging, an Symanski für den 'Zuſchauer' gegeben hatte. Dagegen überging er z. B. — ſei es aus Unkenntniß, ſei es aus Vergeßlichkeit — Hoffmanns ſpätere, gleichfalls in Briefform gehaltene Arbeiten für den ‘Freimüthigen’: den Brief Kreislers über die Glasharmonika[1], die ‘Haimatochare’ und die ‘Briefe aus den Bergen’[2]. Von den ‘Flüchtigen Bemerkungen und Gedanken’, die Symanski im Februar und März 1819 gebracht, wiederholte Hitzig allerdings ſieben, aber, weil ihm auch hier der Druck nicht gegenwärtig war, nach einem Concept im Nachlaß; der fingirte Brief an den ſelben Symanski von Ende 1820[3] fehlt dagegen wieder völlig. — Leider gab Hitzig auch ſeine fünf reſp. ſechs Neudrucke nicht im Zuſammenhang, ſondern verſtreute ſie unüberſichtlich unter die Beilagen und Noten zu den zehn Abſchnitten ſeines Buches, das zwar (wie ſchon gerühmt) alle Vorzüge eines ſchönen Druckes, aber leider kein Inhaltsverzeichniß hat.

---

[12] Beide wie I 1—3 erschienen (s. Note 10).

[13] Benutzt sind solche Einträge in der 'Deutschen Rundschau' vom Januar 1910 (S. 86 Note 2); eine Seite davon ist in Facsimile mitgetheilt in der Einzelausgabe der 'Brautwahl' (bei S. XXIII). Der gesammte Inhalt des Quartheftes wird in unserer Tagebuch-Ausgabe erscheinen.

[14] Erscheinen in der Tagebuch-Ausgabe.

2. Aus Sammelwerken in Buchform
(Almanachen u. dgl.): 1825.

Hoffmann hatte alle ſeine Erzählungen, die bis zum Herbſt 1819 in Almanachen und ähnlichen belletriſtiſchen Sammelbüchern erſchienen waren, in den vier Bänden ſeiner ‘Serapions-Brüder’ vereinigt; Max hatte ſeit Anfang 1822 wiederholt, aber vergeblich den Wunſch geäußert, die neueren Arbeiten der Art in einer ähnlichen Sammlung zuſammenzufaſſen[1].

Es handelte ſich jetzt um 9 derartige Erzählungen, die von Herbſt 1820 bis Herbſt 1823 erſchienen waren. Hitzig vereinigte davon 7 in der Sammlung ‘Die letzten Erzählungen von E. T. A. Hoffmann’, die in zwei „Abtheilungen“ etwa im Februar und im April 1825 erſchienen — wiederum bei Dümmler, aber ebenfalls auf Hitzigs Koſten. Fort ließ Hitzig, wie ein anonymer Brief ihm mit Recht ſogleich vorwarf, die ‘Marquiſe von Pivardière’ als zu unſelbſtändig und den ‘Feind’ als unvollendet. Angehängt ſind den Erzählungen „Nachträge zu dem Werke: Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß“. In der Vorrede vom Januar 1825 (Abtheilung I Seite XI) erklärt Hitzig ausdrücklich,

> der Ertrag des gegenwärtigen Werkes, wie [der] von Hoffmanns Leben und Nachlaß, ſey allein der hülfsbedürftigen Wittwe ſeines Freundes beſtimmt.

1.

[1] S. die Erwiderung oben Nr. 199 (S. 337/42).

[2] S. o. das Intermezzo S. 347–384.

[3] S. o. Nr. 228a (S. 420/23).

2.

[1] S. o. S. 511 unten (damals, am 4. März, bat Max schon zum zweiten Male!), S. 553, 2. Hälfte, u. S. 556 Mitte.

c) Verhandlungen über die Veranſtaltung von Geſammt- und Auswahl-Ausgaben 1826—1839.

Vorbemerkung.

Aus den folgenden Verhandlungen über Sammelausgaben ſolcher Schriften Hoffmanns, die bereits in Buchform vorlagen, ſehen wir einerſeits, mit welcher Verſchlagenheit und Zähigkeit Hitzig den Vortheil von Hoffmanns Wittwe gegen einen ſo imponirenden Gegner wie Reimer wahrt; die Acten zeigen uns andrerſeits dieſen wirklich großen Verleger in glänzendem Gegenſatz zu unfähigen kleinen Unternehmern. Zur Orientirung namentlich für jüngere Leſer ſei jedoch gleich bemerkt, daß in der Angelegenheit keiner der Handelnden an ideelle Intereſſen denkt, d. h. an die Frage, wie man Hoffmanns Lebenswerk am beſten gerecht werden könne. Wir haben es vielmehr mit zwei Geſchäftstalenten zu thun. Reimer will im großen Maßſtabe für ſich Geſchäfte machen, Hitzig will im kleinen für die nothleidende Wittwe profitiren. Wenn die bürgerliche Moral ſich über das (freilich nicht unerhebliche) Bedenken hinweggeſetzt hat, daß die Wittwe ja laut Erbverzicht überhaupt nichts zu verlangen hatte, ſo wird ſie im übrigen ſich auf Hitzigs Seite ſtellen, um der „edlen Motive" des uneigennützigen Mannes willen. Die hiſtoriſch orientirte Moral wird dagegen Reimers Verfahren als das kleinere Uebel betrachten: denn nur bei ſeiner Art, die Sache zu betreiben, konnte ein objectiv haltbares Ergebniß herauskommen, wie ſeine Geſammtausgabe von Hoffmanns Buchpublicationen es immerhin iſt. Im übrigen: je n'accuse pas, je n'excuse pas, je constate.

So hoch man nun auch den pſychologiſchen Reiz dieſer Verhandlungen anſchlagen mag, ſo ſind ſie doch unſtreitig ihrem Gegenſtande nach für den Freund Hoffmanns von weſentlich geringerem Intereſſe als die bisher betrachteten Bemühungen Hitzigs. Wir begnügen uns alſo mit einem Referat über dieſe ſpäteren Verhandlungen und geben nur beſonders intereſſante Briefe oder Briefſtellen im Wortlaut wieder.

Es handelt ſich um vier Complexe von Verhandlungen, über die wir unter den Nummern 1—4 berichten:

1. 1826 nimmt Reimer einen erſten Anlauf zu einer Geſammtausgabe und verſucht, ſich durch Hitzigs Vermittlung mit concurrirenden Verlegern zu einigen.
2. Nachdem das mißlungen, entwirft Hitzig 1827 ſeinerſeits den Plan zu einer billigen Auswahl Hoffmanniſcher Taſchenbuch-Erzählungen, er überredet Franckh in Stuttgart, dieſe Sammlung ins Werk zu ſetzen und ſie im voraus ſehr hoch zu honoriren. Reimer iſt theoretiſch einverſtanden, nimmt jedoch ſeine Idee einer Geſammtausgabe wieder auf, führt ſie durch und drückt damit Franckh an die Wand.

3. 1830 nimmt Franckhs Nachfolger Brodhag den Plan ſeines Vorgängers — Hitzigs Auswahl für kleine Leute — wieder auf und führt ihn 1831 durch; Reimer macht jedoch einen Erfolg vollends unmöglich, indem er ſogleich den Preis ſeiner Geſammtausgabe herabſetzt.
4. Nachdem 1837 der Contract abgelaufen, bittet Brodhag um die Ermächtigung zu einem reichhaltigeren und beſſer ausgeſtatteten Neudruck der Auswahl; Reimer verſteht ſich jedoch diesmal nicht dazu; Brodhag findet ſich mit den Thatſachen ab und druckt 1839 verſtändiger Weiſe an Stelle einer neuen Auswahl ein fünfbändiges Supplement zu Reimers Geſammtausgabe.

Anhangsweiſe betrachten wir flüchtig die drei bemerkenswerthen Sammlungen Hoffmannſcher Schriften, die in den Jahren 1840 bis 1845 — noch zu Hitzigs Lebzeiten, aber ohne ſeine Mitwirkung — erſchienen ſind. Dieſe ſtattlichen Ausgaben ſtänden zwar beſſer in den Prolegomenis einer Geſammtausgabe; da mir aber die ſeit Mitte der 90er Jahre erſehnte Möglichkeit, an einer ſolchen als verantwortlicher Mitarbeiter thätig zu ſein, niemals geworden iſt, ſo deponire ich dieſen Ueberblick hier für etwaige Intereſſirte.

(Im Original vorgelegen haben uns die Briefe an Hitzig und an Fouqué [in Hitzigs Nachlaß] und die Briefe des älteren und des jüngeren Reimer an die Firma Duncker & Humblot [in deren Archiv]; mehrere Briefe Hitzigs [an Reimer und an Brodhag] konnten wir in den Abſchriften [in Hitzigs Nachlaß] benutzen. Das übrige iſt theils nach Concepten oder Notizen Hitzigs gegeben, theils nur erſchloſſen aus den vorhandenen Stücken. Mehrere Stellen, die Hoffmanns Wittwe betreffen, ſowie einige ganze Sätze ſind von uns geſperrt; ſonſt iſt in den eingerückten Citaten nur das geſperrt, was in den Originalen unterſtrichen iſt.)

1. Betr. Reimers erſten Ankauf zu einer Geſammtausgabe und Hitzigs vergebliche Hülfe: Juli 1826.

Von Hoffmanns Büchern waren, wie bekannt, die ‘Fantaſieſtücke’ ſchon zu ſeinen Lebzeiten neu aufgelegt und dann um die Zeit ſeines Todes — zwiſchen Oſter- und Michaelis-Meſſe 1822 — von Kunz mit neun anderen Verlagsartikeln an Brockhaus verkauft worden.

1824 erſchien ‘Klein Zaches’ in zweiter, Oſtern 1825 die ‘Fantaſieſtücke’ in dritter Auflage. Im ſelben Jahre veranſtaltete der Wiener Nachdrucker J. B. Sollinger eine Auswahl aus Hoffmanns Schriften, die in neun Bändchen zu 30 Kreuzern (!) das Fantaſieſtück ‘Don Juan’, 2 Nachtſtücke, die ‘Seltſamen Leiden’, 11 Erzählungen der Serapions-Brüder, den ‘Meiſter Floh’ und den ‘Meiſter Wacht’ enthielt und anſcheinend, zunächſt zum Nachtheil der Nachtſtücke, noch fortgeſetzt werden ſollte. Die rechtmäßigen Verleger von Hoffmanns Büchern, insbeſondere Reimer als Verleger der ‘Nachtſtücke’ und der ‘Serapions-Brüder’, hatten allen Anlaß, auf Abwehr zu ſinnen.

Nun begannen Anfang 1826 mehrere Geſammtausgaben neuerer Schriftſteller zu erſcheinen. Houwald gab bei Göſchen Conteſſa's Schriften zum Vortheil von deſſen Sohn heraus; in der Einleitung vom 1. März 1826 erkennt er mit Dank an, daß Reimer und Dümmler freiwillig auf ihre Verlagsrechte verzichtet haben. Tieck brachte in dieſem Jahre bei Reimer ſelbſt ſeine ſeit 1812 vorbereitete Kleiſt-Ausgabe heraus (ſeit 1824 arbeitete er daneben an der Geſammtausgabe ſeiner eigenen Schriften, die dann 1828 bei Reimer zu erſcheinen begann). Drittens begann — ebenfalls bei Reimer — 1826 die Geſammtausgabe von J. Paul's Schriften.

Als nun Anfang 1826 der Vorrath der 'Serapions-Brüder' auf die Neige ging und Reimer an einen Neudruck denken mußte, lag es nach alledem für ihn nahe, dieſen Neudruck wohlfeil und zwar womöglich im Rahmen einer Geſammtausgabe von Hoffmanns Schriften, wenigſtens von ſeinen Büchern, in den Handel zu bringen. Reimer ſelbſt hatte mit den genannten beiden Sammlungen quantitativ gerade die Hälfte von Hoffmanns Buchpublicationen in Verlag: die 'Nachtſtücke' umfaßten 2 Bände und die 'Serapions-Brüder' 8 Abſchnitte, deren jeder im Durchſchnitt 300 Seiten zählte und ſomit an Umfang einem durchſchnittlichen Bande der übrigen Buchpublicationen Hoffmanns entſprach. Die anderen zehn Bände vertheilten ſich auf drei Berliner und drei auswärtige Verleger:

	Bände	
I. in Berlin:		
1. Dümmler (Murr und Zaches)	3	
2. Duncker & Humblot (Elixiere)	2	
3. Maurer (Leiden)	1	6
II. auswärts:		
1. Brockhaus (Fantaſieſtücke)	2	
2. Max (Brambilla)	1	
3. Wilmans (Floh)	1	4
		10

Mit dieſen ſechs Verlagshandlungen mußte Reimer ſich alſo auseinanderſetzen, wenn er eine Geſammtausgabe zu Stande bringen wollte. Von Hoffmanns kleinen Schriften und von biographiſchen Beigaben mußte er natürlich zur Zeit abſehn, da er den vier Bänden, die Hitzig erſt in den letzten Jahren zu Gunſten der Wittwe publicirt hatte, keinen Abbruch thun wollte und konnte.

Zunächſt ſprach er mit dem nächſt ihm am meiſten betheiligten Dümmler, der ihm ſeit 1800 befreundet, ſeit 1815 auch verſchwägert war. Dümmler war zwar nicht begeiſtert für den Plan, wollte ihm aber auch nichts in den Weg legen.

Wegen der anderen Verleger wandte Reimer ſich am 15. Juli an Hitzig, der, 3 Jahre und 7 Monate jünger als er, 1807/8 als brotloſer Aſſeſſor bei ihm den Buchhandel erlernt hatte. Er fragte ihn, wie man wohl die Herren am beſten „beſchwichtigen" könne:

> Ich glaube Sie könnten dies beſſer als ich ausrichten und beſſere Bedingungen erlangen. Einen Theil des Gewinns der aus dem Unternehmen entſpränge wäre ich gern bereit der Wittwe des Dichters zu überweiſen.
>
> Ueberlegen Sie den Antrag und beſcheiden mich freundlichſt
>
> Mit Herzlichkeit
>
> der Ihrige
> G Reimer

Hitzig ſchrieb zunächſt an Duncker & Humblot. Dieſe antworteten am 18., das Unternehmen müſſe von den bisherigen Verlegern gemeinſam betrieben werden; jeder derſelben ſei „pro rata der Bogen, die er lieferte, an den Unkoſten und am Gewinn" zu betheiligen und einer müſſe dann den Vertrieb übernehmen. Nach Deckung der Unkoſten könnten „die nächſten (zwei, drei u. ſ. w.) Hundert Exemplare für Rechnung der Wittwe des Dichters verkauft" werden, ebenſo die „letzten (eins oder zwei) Hundert".

Hitzig theilte dieſen Vorſchlag ſogleich Reimern mit; dieſer antwortete am 19., daß er auf keinen Fall ſich dieſen Bedingungen unterwerfen werde:

> Eine ſolche Gemeinſchaftlichkeit, wie ſie dieſe Herren beabſichtigen, wäre mir in den Tod zuwider, und würde zu grenzenloſen Streitigkeiten führen.

Er habe gehofft, Hitzig werde die anderen Verleger dazu bewegen, Reimern gegen eine billige Entſchädigung „oder auch mit Rückſicht auf den Zweck unentgeltlich" (wie er es „in Anſehung Conteſſa's" gethan) ihre Anſprüche abzutreten.

Hitzig erwidert poſtwendend, eine unentgeltliche Abtretung habe er den Herren nicht gut zumuthen können: hier läge die Sache doch immerhin anders als bei Conteſſa.

Reimer ſchreibt darauf am 20.:

> Es iſt mir in der That nicht klar, theuerſter Freund, worin wie Sie meinen, der Conteſſaſche Fall von dem Hofmanniſchen abweicht; dort galt es die Unterſtützung eines einzigen nicht unbemittelten Sohnes, *hier die Beihülfe einer, wie ich aus Ihrem eigenen Munde weiß, ſehr hülfsbedürftigen Wittwe.*

Davon abgeſehn ſei aber Dümmler ebenſo entſchieden wie er „gegen die Gemeinſchaftlichkeit, namentlich mit Dunker & H.“ Mit Dümmler und Maurer werde er ſich aber leicht verſtändigen, ebenſo, was die auswärtigen betreffe, mit Brockhaus und Wilmans. Dagegen möge *Hitzig*, wenn er noch Werth auf das Unternehmen lege, mit Duncker & Humblot ſowie mit Max verhandeln:

> Soviel ich weiß, iſt der Abſatz ſowol der Brambilla, als der Teufelspapiere[1] gering. Ich glaube man könnte ſie vielleicht mit einer geringen Anzahl Freiexempl. der Werke entſchädigen. Voſſiſche Buchhandlung (Schramm) nahm für ſeine Anſprüche an J. Paul wegen der grönländiſchen Prozeſſe mit 3 Expl der Werke vorlieb.

Hitzig unternahm es in der That zum zweiten Male, Duncker & Humblot zum Verzicht zu bewegen. Dieſe erwidern am 27. mit chriſtlichem Bedauern, Reimers Abneigung gegen einen gemeinſamen Verlag werde „dem Unternehmen allerdings hinderlich ſeyn, und es dürfte zunächſt

---

1.

[1] Verwechslung mit Jean Pauls Jugendwerk

ein Nachtheil für die Wittwe des Dichters daraus entſtehen, da der Erfolg des Ganzen auf dieſe Weiſe ſich zweifelhafter ſtellt". Vielleicht vereinige ſich aber *Dümmler* — der ja auch *Hitzigs Hoffmann-Biographie* beiſteuern könne — mit ihnen und den anderen Verlegern von Hoffmanns „größeren Werken" unter den von ihnen vorgeſchlagenen Bedingungen: Reimern bliebe es dann ja unbenommen, ſeine Sammlungen von „kleineren Erzählungen" Hoffmanns als *Supplement* dazu herauszugeben! Jedenfalls würden ſie „in die Abtretung der Elixiere des Teufels niemals willigen".

Hitzig ſandte am 28. dieſe Antwort durch einen Boten urſchriftlich an Reimer mit der Randſchrift, daß es nun allerdings ſcheine, „als ob aus dem ganzen ſchönen Plane nichts werden wird, was für alle Theile recht ſehr zu bedauern".

Reimer erwiderte am 29., daß nun in der That kaum mehr Ausſicht auf die Verwirklichung des Planes ſei, zumal Dümmler — der das auf Reimers Wunſch am Fuße des Briefes *eigenhändig beſtätigt* — ebenſo gegen die Idee einer gemeinſchaftlichen Unternehmung mit Duncker & Humblot ſei. Er beſchwert ſich darüber, daß Duncker & Humblot aus reinem Eigenſinn die Idee vereiteln „und dadurch zugleich *einen wohlthätigen Zweck* ſtören", und ſagt zum Schluß

> Hofmann ſelbſt würde ſich wol für dieſe Herren ſchwerlich entſchieden haben, da ſie ihn wegen der Kindermärchen ſehr vor den Kopf geſtoßen hatten, und er ſich über ſie ſehr empfindlich äußerte.

In einer Nachſchrift wirft er Hitzig in aller Freundſchaft vor, daß nur dank ſeinem Ungeſchick Duncker & Humblot auf die Idee eines gemeinſamen Verlages verfallen wären.

Die Correſpondenz zwiſchen Hitzig und Reimer ſcheint noch kurze Zeit weitergeführt zu ſein, wurde dann aber von Reimer eingeſtellt. Hitzig mußte nun darauf ſinnen, die Wittwe anderweit gegen den Wiener Nachdruck zu ſchützen.

2. Betr. Hitzigs Project einer billigen Auswahl, Franckhs Verſuch es auszuführen und Reimers erdrückendes Gegenunternehmen der Geſammtausgabe: 1827.

Hitzig hatte 1824 den lyriſch productiven stud. theol. Karl Grüneiſen aus Stuttgart (1802—1878)[1] in Berlin protegirt und lernte im Herbſt 1826 auf einer Dienſtreiſe in Hamburg deſſen gleichaltrigen Vetter und Jugendfreund, den beliebten Unterhaltungsſchriftſteller Dr. phil. Wilhelm Hauff kennen.

Dieſer hatte in den Monaten Auguſt 1825 bis April 1826 neben Arbeiten für andere Verleger[2] bei Friedrich Franckh in Stuttgart[3] drei erzählende Schriften (in zuſammen ſechs Bänden von durchſchnittlich [illegible] Seiten?) veröffentlicht, in denen er mit gleicher Fingerfertigkeit je einen der drei damaligen Mode-Autoren — Hoffmann[4], Clauren[5], Walter

---

2.

[1] Vgl. ADB 10, 36f sowie in Goedeke^{2} Buch 8 (Band III) die Nummern 1172 (S. 1081) und 1966 (S. 1087). Grüneisen hatte 1823 einen Band Lieder bei Cotta erscheinen lassen, ein Jahr bevor Hauffs Liederbuch erschien.

[2] die gelungene Rahmenerzählung 'Die Caravane' bei Metzler in Stuttgart und die alberne Schicksalsnovelle 'Othello' für die Dresdner 'Abend-Zeitung'.

[3] geboren in Stuttgart 26. Januar 1803, errichtete er mit 18 Jahren, am 9. Juli 1821, daselbst eine Sortimentsbuchhandlung (s. Meßcat. Mich. 1822, S. 569) und ging dann bald zum Verlagsgeschäft über. Neben einzelnen Werken begabter junger Dichter (1823 Waiblingers 'Phaeton' und 'Lieder der Griechen', 1826 dessen Satire 'Drei Tage in der Unterwelt', 1830 Anastasius Grüns 'Blätter der Liebe' und 'Letzten Ritter') pflegte er namentlich billige und billigste Unterhaltungsliteratur, er „entdeckte" Spindler und warf Walter Scott in Bändchen zu 2½ sgr auf den Markt. Hauff knüpfte Frühjahr 1825 mit ihm an. (1826 behauptete er seinem Bruder gegenüber, er habe seine Schriften absichtlich dem kleinsten Krämer gebracht, um später das stolze Bewußtsein zu haben, daß er nur sich selber seinen Ruhm verdanke). Der scharfe Beobachter Wilhelm Chézy schildert Franckh als echten Parvenu, dreist und trotzig, aber ebenso schnell verzagt — ganz wie wir ihn auch bei seinem Hoffmann-Unternehmen sehen werden. — Im Laufe des Jahres 1826 nahm Franckh seinen älteren Bruder als zahlenden, aber sonst ziemlich passiven Theilhaber auf, die Handlung nannte sich seitdem 'Gebrüder Franckh'.

[4] 'Mittheilungen aus den Memoiren des Satan' (anonym).

[5] 'Der Mann im Mond oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. Von H. Clauren.' Der smarte Herr Franckh bestätigte in den Zeitungen, das Buch sei wirklich „von dem bekannten und beliebten Schriftsteller Clauren" und erzielte durch diesen frechen Betrug einen

Scott[6] — nachahmte, und dann im Mai 1826 eine längere Reiſe nach Frankreich und Holland angetreten. Auf der Rückfahrt ließ er ſich im Bremer Rathskeller zu Hoffmänniſchen Phantaſien anregen und traf dann, wie geſagt, in Hamburg mit Hoffmanns Biographen zuſammen.

In der Folge ſuchte er ihn in Berlin wieder auf. (Um dieſe Zeit erſchien im Frauentaſchenbuch ſeine Novelle 'Die Sängerin', die Hoffmann auch ſtiliſtiſch copirt; einige Monate darauf folgten, bei Franckh, das ebenſo von Hoffmann zehrende Märchen vom 'Zwerg Naſe'[7] und der 'Affe als Menſch', der ſich als Conglomerat von Hoffmanns Milo und Hoffmanns Teufel in Berlin erweiſt.) Auf Hauffs affectirtes Abſchiedsbillet an Hitzig[8] antwortete dieſer nach Dresden; Hauff erwidert unterm 28. October: er vergleicht Tieck in ſeiner Exiſtenz unter den Dresdner Waſſerpoeten mit Hoffmann am Eckfenſter[9]. Im November kehrte der betriebſame junge Mann nach Stuttgart zurück und trat hier zu Neujahr 1827 eine feſte Stelle als Redacteur von Cotta's Morgenblatt an, um eine Couſine zu heirathen.

In dieſer Zeit neigten ſich die Beſtände von Hitzigs Hoffmannbiographie trotz des nicht eben volksthümlichen Preiſes (3 Thaler und 8 oder gar 18 Groſchen, alſo 9,80 oder 10,80 Mark) ihrem Ende zu. Da nun die Ausſicht auf eine Geſammtausgabe von Hoffmanns Schriften geſchwunden war, ſo beſchloß Hitzig, dem Wiener Nachdruck durch ein dieſem ähnliches Unternehmen das Waſſer abzugraben, indem er die beſſeren Taſchenbuch-Publicationen Hoffmanns, die er — ſchwerlich mit Recht — ſämmtlich für herrenlos hielt, in billigen Heftchen herausgäbe und damit einen Neudruck ſeiner Biographie verbände.

In dieſem Sinne ſchrieb er ſeinem jungen Freunde Hauff. Einen detaillirten Plan der Sammlung legte er bei: danach ſollte dieſe zunächſt dreizehn von den älteren Erzählungen bringen, die Hoffmann ſchon ſelber in den

---

glänzenden Absatz. Über Claurens Marktgängigkeit vgl. o. S. 437 Mitte.

[6] 'Lichtenstein. Romantische Sage aus der würtembergischen Geschichte'. Ueber Scotts „Glück bei dem Publikum" s. o. S. 418 links unten (Note).

[7] S. die Zusammenstellung der Hoffmännischen Züge dieses Märchens auf S. 183/84 von Sakheims oft treffenden, aber leider nervös überall nur antippenden, nirgend fest zugreifenden Hoffmann-Studien.

[8] mitgetheilt von Schwab (in der dritten Ausgabe von Hauffs sämmtlichen Werken [1840] 1 18).

[9] „Er kömmt mir vor wie der kranke Vetter, der aus seinem Eckfenster mit dem Fernrohr der Ironie auf den Gensdarmes-Markt herabschaut und die Kohler und ihren dramatischen Köhlerglauben mustert." (Ungedruckt, im Märkischen Museum der Stadt Berlin; mir gütigst von Otto Pniower mitgetheilt.)

'Serapions-Brüdern' geſammelt hatte[10], beginnend mit der Kreſpel-Geſchichte und der 'Fermate'; den Schluß ſollten dann die 'Datura fastuosa' und der 'Meiſter Wacht' machen. Einige Zeichnungen Hoffmanns ſollten eventuell beigegeben werden. Hauff ſollte dieſe Idee ſeinem unternehmenden Verleger unterbreiten, dem Hitzig — an ſich nicht mit Unrecht — zutraute, daß er es mit dem Wiener Nachdrucker aufnehmen würde.

Hauff führte Hitzigs Wunſch aus, und Franckh ſchrieb dieſem direct: „Durch die Güte des Herrn Dr. Hauff“ habe er Hitzigs „Anerbieten des Verlags einer 'Auswahl aus E. T. W. Hoffmanns erzählenden Schriften' u. ſ. w.“ erfahren. Er ſei geneigt zu dem Unternehmen, falls der Preis ſehr niedrig ſein könne. In dem Falle wolle er „von der Wittwe des verſtorbenen Herrn Verfaſſers“ auf zehn Jahre das Recht erwerben, die von Hitzig dem Dr. Hauff näher bezeichnete Auswahl herauszugeben; er wolle der Wittwe dafür 2000 Thaler (6000 Mark!) zahlen, u. z. 1000 jetzt zu Oſtern, 1000 im Herbſt d. J.; Vorausſetzung dabei ſei allerdings, 1) daß dieſe Erzählungen in dem genannten Zeitraum weder in einer Geſammtausgabe noch ſonſt für andere Verleger gedruckt werden dürften, 2) daß Hitzig ſich im Namen der Wittwe dafür verbürge, daß kein anderer Verleger auf dieſe Auswahl Anſprüche habe. Die Zeichnungen möge Hitzig zur Anſicht beilegen.

---

[10] von den größeren (mit Ueberschriften versehenen) Erzählungen der Serapions-Brüder ließ Hitzig nur sechs weg, sodaß sein Unternehmen in der That mit einem (verschlechterten) Nachdruck von Reimers Sammlung verzweifelte Aehnlichkeit hatte. Er verzichtete nämlich lediglich 1) auf die 'Bergwerke von Falun' und die 'Königsbraut', die beide in den 'Serapions-Brüdern' zum ersten Male veröffentlicht waren, sowie auf die 'Brautwahl', die Hoffmann für die 'Serapions-Brüder' erheblich umgearbeitet hatte; 2) auf die beiden Kindermärchen, deren Erstdrucke ja ebenfalls bei Reimer erschienen waren; 3) auf das fragwürdige Fragment 'Erscheinungen'.

Hitzig verſicherte unterm 15. Februar die jungen Verleger ſeiner „aufrichtigen Gewogenheit“ und bedachte auch Hauff (der zwei Tage vorher geheirathet hatte) und Grüneiſen (der inzwiſchen zum Hofcaplan und Feldprediger ernannt worden war) mit einem „freundlichen Gruß“. In der Sache jedoch war er, da er aus guten Gründen periculum in mora fürchtete, um ſo entſchiedener. Er erklärte ſich im allgemeinen mit Franckh's Vorſchlägen einverſtanden, verlangte jedoch das ganze Honorar ſchon zur bevorſtehenden Oſtermeſſe, um es dann ſogleich in Polen für die Wittwe anzulegen; er erklärte ſich bereit, eine Anzeige der Auswahl zu entwerfen, die dann zuſammen mit den erſten zwei oder drei Bändchen erſcheinen müſſe. Auf Beigabe von Zeichnungen ſcheint er nunmehr verzichtet zu haben, wenigſtens findet ſich in den folgenden Briefen nichts mehr über dieſen Punkt. — Am ſelben Tage fragte Hitzig Franckhs Commiſſionär Ludwig Herbig in Leipzig, durch deſſen Hände ein Theil der Correſpondenz ging, nach den Verhältniſſen der Firma und bat vorſorglich um Rathſchläge wegen des Zahlungsmodus (ob Wechſel oder Caſſenanweiſung u ſ. w.). Er erhielt darüber befriedigende Auskunft unterm 20.

Anſcheinend iſt Reimern von dieſen in aller Heimlichkeit betriebenen Verhandlungen ſchließlich etwas zu Ohren gekommen; jedenfalls erwachte bei ihm plötzlich wieder ein lebhaftes Intereſſe für den vor ſieben Monaten gefaßten und offenbar doch längſt wieder aufgegebenen Plan einer Geſammtausgabe von Hoffmanns Buchpublicationen. Hitzig mag keinen kleinen Schreck bekommen haben, als er plötzlich folgendes Billet erhielt:

> Noch immer bin ich Ihnen, theuerſter Freund, Antwort ſchuldig auf Ihre letzte Erinnerung in der Hofmanniſchen geiſtigen Nachlaßangelegenheit.

Ich hoffte immer nach Leipzig zu gelangen, um dort mit Brockhaus die Sache zu vermitteln, da ich es für nöthig halte, daß das bedeutendſte Werk auch im Erzählungsfache unſerer Sammlung nicht entſtehe. Ich hoffe dies nun zu erreichen, da ich in dieſer Woche noch nach Leipzig reiſe, und etwa gegen den $20^{\text{ſt}}$ Merz von dort zurückkehre. Alsdann will ich mich gleich bei Ihnen melden, und wir wollen uns darauf weiter beſprechen.

Mit Herzlichkeit

der Ihrige
G. Reimer
26/2/27

Mit einem Gleichmuthe, der wohl etwas erkünſtelt war, antwortete Hitzig noch am ſelben Tage:

Verehrter Freund!

Der Wittwe Hoffmann ſind für die neue Auflage meines Buchs, begleitet von einer Auswahl aus Hff's kleineren erzählenden Schriften, von einer auswärtigen Handlung ſo höchſt annehmliche Propoſitionen gemacht worden, daß nicht zu erwarten iſt, auf dem Wege eines anderweitigen Arrangements beſſere zu erhalten. Ich kann Sie daher nur bitten, das, was ich Ihnen vor einigen Monaten in dieſer Beziehung vorſchlug, für erledigt zu achten.

Reimer ſeinerſeits erwiderte poſtwendend am 27., er bedaure, daß Hitzig ſeine (Reimers) Idee fallen gelaſſen; mit Dummler und Maurer ſei er ſich bereits einig, Brockhaus und Wilmans ſeien zweifellos zu gewinnen geweſen, Max ſowie] **Duncker & Humblot** „konnten dann immer daheim bleiben“ [wie dieſe es am 27. Juli, genau vor ſieben Monaten, Reimern gegönnt hatten!]. Hoffmanns Wittwe wäre ohne Frage bei der Ausführung ſeiner Idee „viel beſſer gefahren“: „das dürfen Sie meiner längeren und gereifteren Erfahrung im Buchhandel trauen. Man will gegenwärtig nicht Auszüge, ſondern Geſammtwerke.“ Indeſſen könne er Hitzig nicht an ſeinem Vorhaben hindern; nur aus den Serapions-Brüdern und den Nachtſtücken laſſe er, Reimer, nichts herausnehmen, vielmehr werde er ſelber demnächſt eine wohlfeile Ausgabe der erſteren veranſtalten, wobei es völlig in ſeinem Belieben liege, ob und wie er die Wittwe an dem etwanigen Gewinn betheilige. Der Brief ſchließt mit den Sätzen

> Ich bin nicht reich geworden an Hofmanns Schriften; vielmehr habe ich an den Nachtſtücken ein Geringes und an den Märchen (von den 3 Männern) erheblich verloren. Zu den Serapionsbrüdern gab ich Hofmann die Idee an, indem ich ihn zur Sammlung der zerſtreuten Erzählungen aufforderte und die beiden mir bereits angehörenden theuer bezahlten Erzählungen aus den Märchen noch einmal honorirte und ihm überdies auch aus freien Stücken eine Nachzahlung auf die Serapionsbrüder leiſtete.
>
> So ſteht die Angelegenheit, die ich Ihnen hierdurch dargeſtellt haben wollte, um bei künftig nöthig werdenden Schritten Mißdeutungen zu entgehen
>
> Der Ihrige
> G Reimer

— Während ſich ſo in Berlin drohend die Wolken zuſammenzogen, erhielt Franckh über Leipzig Hitzigs Brief vom 15. und dankte ihm am 1. März freudig für die Zuſage. Das ganze Honorar wolle er zur bevorſtehenden Oſtermeſſe an Herbig für Hitzigs Rechnung zahlen, „welche Zeit alſo noch ganz recht für die Anlegung deſſelben in Polen iſt.“

In der verſprochenen Anzeige möge Hitzig doch ja erwähnen, „daß das Honorar der Wittwe zu gut komme; das werde „Manchen zum Kaufen veranlaſſen, der ohne dieſe Bemerkung die Anzeige an ſich vorübergehen ließe.“ Wegen der Anordnung bemerkt Franckh noch, daß die von Hitzig an den Anfang geſtellten Erzählungen: die Kreſpel-Geſchichte, die ‘Fermate’ und der ‘Kampf der Sänger’, für den „großen Leſehaufen“, auf den er zunächſt ſpeculirt, zu „exzentriſch und myſtiſch“ ſeien und vom Weiterbezug abſchrecken könnten; es empfehle ſich vielmehr, mit dem ‘Meiſter Martin’, ‘Doge und Dogareſſe’ und den ‘Automaten’ [!] zu beginnen; dann würde ſeine Kundſchaft „um ſo begieriger nach den folgenden Bändchen greifen“. Umgekehrt ſoll aber der clou des Ganzen, das ‘Fräulein von Scudéry’ den Abonnenten bis gegen Schluß vorenthalten werden, „weil dann die Begierde des Publikums immer in Spannung gehälten würde.“ In einer Nachſchrift heißt es dann noch:

> Hr. Dr. Hauff, den Ihr freundlicher Gruß ſchon als 10tägigen Ehemann erfreute, läßt ſich Ihnen höflichſt empfehlen, ebenſo Hr. Gruneiſen; beide Herren ſagten uns, daß ſie nächſtens an Sie zu ſchreiben ſich das Vergnügen machen werden.

Der bereits unterſchriebene Contract iſt in duplo beigelegt. Er entſpricht, abgeſehen von der Aenderung des Zahlungstermins, im weſentlichen Franckhs erſten Aufſtellungen; als Contrahent erſcheint aber überall Hitzig, als Bevollmächtigter der Wittwe: insbeſondere ſoll er allein „die Verantwortlichkeit bei etwaigen Beſchwerden über Nachdruck“ [die nach Lage der Sache nur von Reimer als dem Verleger der ‘Serapions-Brüder’ erhoben werden konnten] übernehmen, und Franckh ſoll ſolche Klagen an ihn verweiſen. (Dem entſprechend ſollte auch Hitzig, nicht die

Wittwe den Contract unterſchreiben.) Gedruckt werden dürfen 7500 Exemplare. Werden vor Ablauf der zehn Jahre mehr Exemplare gebraucht, oder wird die Sammlung durch andere kleine Schriften Hoffmanns ergänzt, ſo zahlt Franckh weitere 1000 Thaler; iſt aber umgekehrt nach Ablauf der zehn Jahre von der Auflage noch etwas übrig, ſo kann Hitzig trotzdem im elften Jahre [1837] den Verlag einer anderen Handlung übertragen.

Um nichts zu verſäumen, ſandte Franckh nunmehr (wenn es nicht ſogar ſchon früher geſchehen war) an Reimer als den Redacteur und Verleger des Meßcatalogs die Anzeige:

> Hoffmann, E. T. W., erzählende Schriften in einer Auswahl. Herausg. von ſeiner Wittwe. Nebſt einem Anh. üb. Hoffmanns Leben u. Nachlaß von E. Hitzig. 15 Bändch. 1s und 2s Bändchen. gr. 16. Stuttgart, Franckh.

Nachdem Hitzig Franckhs Brief nebſt Anlagen erhalten, ſtrich er — wir werden noch ſehen, weshalb — in dem Contractsentwurf jede Erwähnung ſeiner Perſon, ſoweit er nicht lediglich als Biograph genannt war, und ſetzte dafür Frau Hoffmann als Contrahentin, beſonders auch als die in Nachdrucksprozeſſen allein Verantwortliche, ein; andrerſeits wahrte er nothgedrungen Reimern das Recht zu Neuauflagen der 'Serapions-Brüder' (die Hoffmann ja Reimern für immer überlaſſen hatte). Ferner ſetzte er nunmehr im Namen der Wittwe eine Anzeige des Unternehmens für die Tagesblätter auf. Eine Abſchrift des redigirten Contracts (und vielleicht auch die Anzeige — wenn er bei dieſer die Formalität für nöthig hielt) ſandte er dann nach Poſen an die Wittwe zur Unterſchrift.

Am 17. März erhielt er die Sendung unterſchrieben zurück. Am ſelben Tage ſandte er beide Stücke nach Stuttgart weiter und ſchrieb Franckh'en, er ſei mit der gewünſchten Anordnung einverſtanden; um die Abnehmer noch feſter an das Unternehmen zu ketten, ſchlug er als praktiſcher Buchhändler vor, jeder Text-Lieferung ein Bändchen ſeiner Biographie beizugeben, ſodaß der Leſer den Schluß der Biographie erſt mit der letzten Lieferung des Textes erhielte.

Ferner ſchrieb Hitzig am ſelben Tage an Reimer (der inzwiſchen in der That zur Oſtermeſſe nach Leipzig gefahren war und dort mit Brockhaus geſprochen hatte):

> Verehrteſter Freund,
>
> Da ich erſt in dieſem Augenblicke den von der Wittwe Hoffmann unterzeichneten Contract zur Ueberſendung an den Verleger erhalte, ſo bin ich auch nun erſt im Stande, Ihr Schreiben vom 27ſten v. M. genugend, wie folgt, zu beantworten.
>
> 1.) Bin ich ganz mit Ihnen darüber einverſtanden, daß man gegenwärtig nicht Auszuge ſondern Geſammtwerke will. Da nun aber an eine Einigung zwiſchen Ihnen und Dunker und Humblot gar nicht zu denken iſt, und ich nicht abſehe, wie eine Geſammtausgabe von Hoffmanns Werken ohne die Elixiere des Teufels möglich iſt, ganz abgeſehen von der Schwierigkeit des Arrangements mit Max u. ſ. w., da Sie übrigens mein letztes Schreiben ſo lange unbeantwortet ließen, und der Wittwe täglich neuer Schaden durch den Wiener Nachdruck zugefügt wurde, ſo werden Sie es ſehr begreiflich finden, daß, in Ermangelung des Beſſern, das Gute gewählt wurde.
>
> 2.) Verſteht es ſich von ſelbſt, daß es Ihnen geſetzlich freiſteht von den Serapionsbrüdern neue Auflagen zu veranſtalten, ohne die Wittwe H. dabei zu

bedenken, da der Verſtorbene ſich durch einen ſchriftlichen Contract nicht vorgeſehen hat.

3.) Ebenſo, daß die Wittwe kein Recht hat, die Nachtſtücke und die Serapionsbrüder in ihrer Integrität, oder dasjenige daraus, was nur in dieſen Werken ſteht[11], in ihre Auswahl aufzunehmen.

4.) Dagegen kennt ſie kein Geſetz, welches ihr verbietet, diejenigen Erzählungen, welche früher in Taſchenbüchern und Zeitſchriften geſtanden, daraus abdrucken zu laſſen, weil ſie auch in den Serapionsbrüdern ſich mit befinden, und von dieſen wird ſie alſo benutzen, was überhaupt in ihren Plan paßt. Das Majorat, die Königsbraut u. ſ. w. bleiben nach dieſen Grundſätzen von der Auswahl ausgeſchloſſen; Meiſter Martin, die Scudery u. ſ. w. nicht.

Ich glaube, in den Schlußworten Ihres Schreibens „um bei künftig nöthig werdenden Maaßregeln Mißdeutungen zu entgehen“ eine Intention zu erkennen, die dieſe offne Erklärung fordert. Ich werde der Wittwe meines Freundes zu keiner Kränkung des Rechts eines Dritten jemals anrathen, aber auch das ihrige zu vertheidigen wiſſen.

Hitzig.

Reimer antwortete nach der Rückkehr am 24., er und Hitzig ſeien ſich doch ſchon einig geweſen, Duncker & Humblot dadurch moraliſch zur Hergabe der 'Elixiere' zu zwingen, daß man ihnen drohte, andernfalls eine Geſammtausgabe ohne die 'Elixiere' zu veranſtalten und deren Fehlen öffentlich ihnen, Duncker & Humblot, zum Vorwurf zu machen. Eine Anzeige dieſes Inhalts hätte den widerſpenſtigen Concurrenten vor der Publication vorgelegt werden ſollen, und dieſe hätten dann „vielleicht mildere Saiten aufgezogen“. Es will ihm (Reimern) nicht einleuchten, aus welchem Grunde Hitzig dieſe Idee inzwiſchen hat fallen laſſen und nun gar mit einer völlig fremden Verlagshandlung in Verbindung getreten iſt. Was die Taſchenbuch-Erzählungen betreffe, die in den ‘Serapions-Brüdern’ wiederholt ſind, ſo habe er (Reimer) dieſe genau ſo gut erworben wie die neuen Theile dieſer Sammlung. und er ſei, „beſonders nach dem bisher Vorgefallenen, nicht dazu geſtimmt“, auf ſein Recht daran zu verzichten: er könne auch kaum glauben, daß Hitzig ihm das mit gutem Gewiſſen zumuthe. Der ſehr energiſche Brief ſchließt — suaviter in modo:

---

[11] Bekanntlich enthalten die 'Nachtstücke' nur Erstdrucke!

> So viel habe ich Ihnen ſagen zu müſſen geglaubt, damit nicht ſpätere Schritte, die ich thun müßte, üble Auslegung finden und die lang beſtehenden freundſchaftlichen Verhältniſſe unter uns ſtören möchten.
>
> Mit Herzlichkeit
>
> der Ihrige
> G Reimer

Hitzig antwortete dem „theuren Freunde“ umgehend, er habe „dem Verleger“ den von der Wittwe unterſchriebenen Contract zugeſandt und ihm dabei mitgetheilt, daß Reimer die ‘Serapions-Brüder’ neu drucke und dazu auch berechtigt ſei. Wenn der Verleger keinen Anſtoß daran nehme, ſondern den Vertrag vollziehe, ſo werde er, Hitzig, das ſogleich Reimern mittheilen, um ihm zu beweiſen, daß er „in dieſer ganzen Angelegenheit fortwährend mit der größten Offenheit [!] zu Werke“ gehe. In der Rechtsfrage wegen der älteren Taſchenbuch-Erzählungen bleibe er, Hitzig, bei ſeiner Meinung. Der Brief ſchließt weinerlich:

> ſollten Sie Sich wirklich entſchließen, gegen die Wittwe eines gemeinſchaftlichen Freundes zu klagen, ſo muß

ſie ſich dies gefallen laſſen; unſer freundſchaftliches Verhältniß ſollte dies, wenn Sie billig denken, nicht ſtören: denn ich habe nichts von der ganzen Sache, als Mühe, Arbeit und nun noch, durch die Differenz mit Ihnen, Verdruß, und das Motiv meines Handelns liegt allein in dem Wunſche, Hoffmanns Vertrauen zu entſprechen, der auf ſeinem Sterbebette zu ſeiner jetzigen Wittwe ſagte: Verlaß Dich ganz auf Hitzig, er wird für Dich ſorgen[12].

Ganz der Ihrige
Hitzig

Reimer war ein viel zu energiſcher und praktiſcher Mann, um ſich mit theoretiſchen Proteſten oder auch nur mit Verboten zu begnügen. Er ſchritt vielmehr, wie er Hitzig am 27. Februar bereits theilweiſe angekündigt hatte, zur poſitiven That: in dem ſelben Meßcatalog, in dem (S. 225) Franckh ſeine Auswahl angekündigt hatte, zeigte Reimer (S. 284) als künftig erſcheinend an:

> Hoffmann, E. T. A., die Serapionsbrüder. Geſammelte Erzählungen und Märchen. 4. Bde. Zweite, wohlfeilere Ausgabe. Auch unter dem Titel: E. T. A. Hoffmanns ausgewählte Werke. 1te Liefr. 8. Berlin, Reimer.

---

[12] Die Vorlage für diese ergreifende Dichtung scheinen die Worte des sterbenden Christus an Maria und Johannes gewesen zu sein: „Weib, hier ist dein Sohn“ und „Hier ist deine Mutter“ — die sich natürlich auch nur im Johannes-Evangelium finden. — Im übrigen erinnert die hier von Hitzig berichtete Scene an die noch rührendere in seiner Biographie Hoffmanns II 153, in der er Hoffmann verspricht, in seiner demnächst erscheinenden Biographie auch die Todesanzeige des Katers Murr nicht zu vergessen. „Und tief erschüttert schieden die Freunde.“ Eine Fiction der Art kehrt fast in allen Biographien von Schülern, Freunden, Schwestern pp wieder, vom grauesten Alterthum bis zur Gegenwart, sie ist ein anscheinend kaum zu vermeidendes Stilmittel.

Franckh las das am 2. April und fiel aus allen Wolken. Er ſchrieb Reimern ſofort, dieſer könne ja eine wohlfeilere Ausgabe der ‘Serapions-Brüder’ machen, dürfe ihr aber doch nicht den Nebentitel ‘Hoffmanns ausgewählte Werke’ geben, der nur ſeiner, Franckhs, Ausgabe zuſtehe. — Dieſen Brief an Reimer ſowie die von ihm Tags zuvor vollzogene Ausfertigung des Contracts in Hitzigs Faſſung adreſſirte der Unglückliche am ſelben Tage an den ehrlichen Makler Hitzig; in einem Begleitſchreiben bittet er dieſen, den Brief an Reimer abgeben zu laſſen und dieſen vielleicht auch „mündlich auf das Ungerechte ſeines Beginnens aufmerkſam zu machen“: wenn das nichts helfe, müſſe er in Berlin gegen Reimer klagen und werde ſich dann erlauben, dazu — Hitzigs „gütigen Rath und Beiſtand“ zu erbitten. Er werde ſechs Lieferungen zu je 3 Bändchen ausgeben, immer 2 Bändchen Text und 1 Bändchen Biographie; am 1. Juli ſolle die erſte Lieferung erſcheinen, und er erbitte alſo die Vorlage für den Neudruck des erſten Abſchnittes der Biographie.

Hitzig wollte es natürlich auch fernerhin durchaus vermeiden, ſich vor Reimern als Franckhs Vertrauensmann (oder gar als Franckhs Inſtigator) zu demaskiren. Er gab alſo Franckhs Brief an Reimer auf die Poſt, ohne ſich als den Abſender zu nennen. Gleichzeitig ſchrieb er perſönlich Reimern einen Brief, in dem er das ganze Unternehmen der Auswahl als eine nur zwiſchen dem Verleger und der Wittwe ſpielende Angelegenheit hinſtellt:

> Verehrteſter Freund,
>
> Meinem Verſprechen gemäß melde ich Ihnen, daß geſtern die Gebrüder Frankh[13] den Contrakt mit der

---

[13] Erst jetzt, nach Erscheinen der Anzeige im Meßkatalog, nennt Hitzig Reimern den Namen!

Hoffmann vollzogen zurückgeſendet haben. Ich füge Ihnen die Abſchrift des $1^{\text{ſten}}$ § deſſelben hier bei, um Sie zu überzeugen, daß ich den genannten Verlegern über Ihr Recht als Verleger der Serapionsbrüder keinen Zweifel gelaſſen; denn dieſer Zuſatz rührt von mir her, ſonſt iſt der Contrakt ganz von den H[erren] Frankh ſelbſt entworfen.

Im § 4 heißt es:

Frau Wittwe Hoffmann übernimmt allein die Verantwortlichkeit bei etwanigen Beſchwerden, und die H[erren] Frankh haben, wenn dergleichen vorkommen ſollten, ſolche von ſich ab und an die Wittwe Hoffmann zu verweiſen;

im § 5 aber:

Hr. Hitzig beſorgt, während die Herren Frankh die zum Abdruck beſtimmten Erzählungen u. ſ. w. herbeiſchaffen, zu rechter Zeit die von ihm verſprochenen Beiträge, Verbeſſerungen und Ergänzungen zu ſeiner Biographie Hoffmanns.

Auf dieſe übernommene Verpflichtung beſchränkt ſich meine ganze Mitwirkung bei der Sache, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich, wie ſie ſich auch geſtalten möge, mich in der ſtrengſten Neutralität verhalten werde; denn wenn auch die Hoffmann die hülfloſe dürftige Wittwe eines Freundes iſt, die Herren Frankh ſich im höchſten Grade liberal gegen ſie nehmen und ich alſo gern von beiden Unannehmlichkeiten abwenden möchte, ſo werde ich doch auch nie vergeſſen, daß ich ſtets war und bleiben werde

Ihr
treuer Freund.

Reimer wies Franckhs „höchſt unbefugte" Beſchwerde über den von ihm gewählten Titel entſchieden zurück und überſandte dieſe Antwort am 13. April offen dem „theuren und verehrten Freunde“ Hitzig zur Weiterbeförderung, „da ich vorausſetze, daß ich jenen Brief durch Ihre Vermittelung erhielt“. Er erklärt ſowohl Franckh wie Hitzig gegenüber, durchaus bei der Meinung zu bleiben, daß er auch auf die in den ‘Serapions-Brüdern’ enthaltenen Neudrucke ein ausſchließliches Recht habe, in das er ſich höchſtens mit den Verlegern der betr. Taſchenbücher zu theilen habe. Des Friedens wegen und um der Wittwe eine Einnahme, auf die ſie ſchon rechne, nicht zu entziehen, erklärt er ſich jedoch Hitzig gegenüber bereit, die Wittwe für Weglaſſung der Erzählungen aus den ‘Serapions-Brüdern’ voll zu entſchädigen: „Da die Ordnung der Gegenſtände in Ihrer Hand ruht, ſo hängt die Annahme dieſes Vorſchlags ganz von Ihnen ab.“ Nachdem Reimer ſo gezeigt hat, daß er nicht in Franckh und der Wittwe, ſondern allein in Hitzig ſeinen Gegner ſieht, ſchließt er ſchmunzelnd ganz wie der Adreſſat:

> Indem ich Sie hierauf um Ihre Erklärung bitte, füge ich die gleiche Verſicherung treuer Liebe und freundſchaftlicher Ergebenheit hinzu, mit deren erfreulichem Ausdruck Sie Ihr Schreiben ſchlieſſen, und die ich ſtets ungeſtört bewahren werde, als
>
> Ihr
> treueigner
> G Reimer

Hitzig konnte nicht wohl auf dieſen Vorſchlag eingehn, da dann von ſeiner ganzen zwölfbändigen „Auswahl“ nur die ‘Datura fastuosa’ und der ‘Meiſter Wacht’ übrig geblieben wären. Er mußte Reimern irgendwie zur Duldung ſeines wohlthätigen Unternehmens beſtimmen, und nachdem ihm das weder mit heimlicher Liſt, noch mit offenem Trotz, noch mit der dramatiſchen Berufung auf einen angeblichen Auftrag des ſterbenden Dichters gelungen war, verſuchte er es jetzt auf einem vierten Wege, auf dem der öffentlichen Schmeichelei. Ende April ſchrieb er — vielleicht nach einer mündlichen Ausſprache mit Reimer — als Vorrede zu der geplanten Auswahl im Namen der Wittwe einen überſchwänglichen Lobpſalm auf Reimer, in den er, um Reimer weiter zu erfreuen, auch einen ſanften Tadel gegen Duncker & Humblot (freilich ohne die Firma zu nennen) einflocht. Er motivirt — immer als Wittwe — die künſtliche Verbindung von Texten und Biographie; da eine Geſammtausgabe bei den widerſtreitenden Intereſſen der Einzelverleger leider nicht möglich ſei, ſo habe ſie (die Wittwe) aus den früher in Sammelwerken erſchienenen Erzählungen die nach ihrer [!] Ueberzeugung vorzüglichſten hier zuſammengeſtellt. „Aber auch dieſe Sammlung“, fährt erſie fort, „würde ich nicht haben veranſtalten können, wenn nicht Herr Buchhändler Reimer, ſelbſt ein Freund Hoffmanns, auf eine höchſt groſsmüthige Weiſe, um mir den Vortheil aus gegenwärtigem Unternehmen zu gönnen, dem Widerſpruchsrechte freiwillig entſagt hätte, welches ihm in Hinſicht des Wiederabdrucks der hier aufgenommenen und auch in den in ſeinem Verlage herausgekommenen Serapionsbrüdern enthaltenen Novellen zugeſtanden; — ein Verfahren, welches an ſein früheres ähnliches zu Gunſten des von Conteſſa hinterlaſſenen Sohnes erinnert“. Sie (die Wittwe) halte ſich verpflichtet, ihm öffentlich dafür zu danken; „nicht weil ich meine, daß dem edeln Manne darum zu thun ſeyn könne, ſondern damit ein ſolches Beiſpiel Andere anſporne, den Zuſtand hülfloſer Wittwen und Waiſen geachteter deutſcher Schriftſteller . . . [namentlich wenn ſie keinen Erbverzicht geleiſtet haben!] . . . zu verbeſſern.“ Auf Wunſch ſei ſie, heißt es zum Schluß, bereit, „auch die hier weggelaſſenen ſchwächeren Erzählungen Hoffmanns aus Taſchenbüchern u. ſ. w.“ nachzuliefern. Der Entwurf ſchließt mit dem Datum „Poſen im May 1827“ und der Unterſchrift „Michaeline Hoffmann, geb. Rorer“ — alles in Hitzigs auf Meilen hin kenntlicher Handſchrift und durch Unterſtreichungen u. ſ. w. gleich für den Setzer zurechtgemacht. Dieſer Name iſt dann ſtändig das Pſeudonym für Hitzig als Herausgeber geblieben.

Den Entwurf ſandte Hitzig Reimern zur Rückäußerung. Dieſer entſchloß ſich nunmehr, gute Miene zum böſen Spiel zu machen; den Satz, daß er ſeinem Widerſpruchsrechte freiwillig entſagt habe, präciſirte er jedoch zur Sicherheit am Rande durch den Einſchub „für die Dauer des gegenwärtigen Contracts, während eines Zeitraums von zehn Jahren“. In dem Begleitbrief (vom 1. oder 2. Mai) erſucht er Hitzig ſogar ausdrücklich „um eine Beſcheinigung, daß nach Ablauf der Contractszeit mir die Benutzung der anderweitig jetzt benutzten Materialien anheim fällt, und [zwar,] falls die Wittwe dann noch am Leben ſeyn ſollte, gegen eine Entſchädigung, welche den dermaligen Verhältniſſen angemeſſen geachtet werden wird.“ Ferner bittet er Hitzig, die Ankündigung am Schluſſe fortzulaſſen, da deren Ausführung „doch nur wieder die Serapionsbrüder benachtheiligend treffen würde“ und es ihm, Reimern, „nicht anders als lieb ſeyn kann“, wenigſtens das noch nicht daraus genommene [ſ. o. S. 570 Note] für ſich zu behalten. Anſtandshalber bittet er natürlich auch um eine Ermäßigung des feurigen Dankes an ihn.

Hitzig nahm Reimers Zuſatz (in einer nur redactionell etwas abweichenden Faſſung) in ſeine Vorrede auf und ſchränkte die beanſtandete Ankündigung am Schluſſe in der Weiſe ein, daß er darin nur Erzählungen aus Hoffmanns letzten Jahren nannte. Der Lobgeſang auf Reimer blieb natürlich wie er war.

Ob Hitzig dann die Reinſchrift der Form wegen wirklich erſt nach Poſen oder gleich nach Stuttgart geſchickt hat, vermag ich nicht anzugeben. Jedenfalls ſandte er zugleich mit dieſer Vorrede ſeinen Beitrag für die erſte Lieferung an Franckh, nämlich die zehn erſten Bogen[14] des Originaldrucks ſeiner Biographie Hoffmanns, laut Vorrede „Für gegenwärtige Ausgabe durchgeſehen, und wo es nöthig ſchien, abgeändert[15], im May 1827.“ Er bleibt in der Vorrede dabei, daß er „ſeine Gründe“ hat, „ſich nicht zu nennen“ — obwohl er ſich bereits 1825 im ‘Gelehrten Berlin’ als Biographen Hoffmanns genannt hatte! In dem (Begleit-?) Brief an Franckh vom 21. Juni verſäumte er nicht, ſeine platoniſche „Mißbilligung“ darüber auszuſprechen, daß Reimer ſeinen Neudruck der ‘Serapions-Brüder’ mit jenem irreführenden Nebentitel verſehen habe. Wie wir ſehen, hatten ſowohl Hitzig wie Franckh die unſcheinbaren aber wichtigen Worte „1. Liefr.“ in Reimers Anzeige überſehen oder für „1. Band“ gedeutet, und Reimer hatte ſich begreiflicherweiſe ſorgfältig gehütet, ſeine beiden Gegner vorzeitig darauf aufmerkſam zu machen; er ließ ſie vielmehr vorläufig ruhig in der Meinung, daß er nur die ‘Serapions-Brüder’ neu herausgeben wolle.

Nunmehr beeilte ſich Reimer, mit den übrigen Originalverlegern ins reine zu kommen; am 4. Juli kam endlich auch die Einigung mit Duncker & Humblot zu Stande. Dieſe nutzten freilich Reimers Zwangslage weidlich aus: er mußte ſich verpflichten, die Herſtellungskoſten des Neudrucks zinslos vorzuſchießen und den Gewinn in jährlichen Abrechnungen unter Vorzeigung der Belege mit Duncker & Humviel zu theilen (was Reimer übrigens, wie zur Beruhigung gleich bemerkt ſein mag, nie im Leben gethan hat).

---

[14] einen Bogen Vorstücke und die Textbogen A bis I.

[15] S. unseren Bd. III.

Im Michaelismeß-Catalog wurde dann unter den erſchienenen Büchern auf S. 307 nicht mehr eine ſeparate zweite Ausgabe der 'Serapions-Brüder' angezeigt, ſondern gleich

> Hoffmann, E. T. A., ausgewählte Schriften. 1r bis 4r Bd. die Serapionsbrüder. Druck-, weiß Druck- u. Velinpap. 12. Berlin, Reimer.

und daneben auf S. 534

> Hoffmann, E. T. W., erzählende Schriften in einer Auswahl. Herausg. von ſeiner Wittwe. Nebſt Anh. über Hoffmann's Leben und Nachlaß von E. Hitzig [alſo wieder genannt!]. 3s u. 4s. Bdchn. 16. Stuttgart, Franckh.

Auf dem Umſchlage theilte Reimer ausdrücklich mit, den 'Serapionsbrüdern' würden weitere Hoffmannſche Schriften folgen.

Unterdeſſen hatte Franckh, der zu Gunſten der „Nicht-Erben" Hoffmanns um ſechstauſend Mark erleichtert war, in der That ſeine erſte Lieferung (in erbärmlicher Ausſtattung) hergeſtellt. Er kündigte, nach einer längeren Pauſe in der Correſpondenz, am 12. September dem heiligen Criſpinus Hitzig die Zuſendung an — die Capriolen ſeines Briefes wirken um ſo ſpaßhafter, wenn man ſich vergegenwärtigt, daß gleichzeitig auf Koſten des ſelben Franckh Reimern, dem „edeln Manne", für ſein „höchſt großmuthiges Verfahren" in mehreren Tauſend Exemplaren gedankt wurde:

> Euer Hochwohlgebohren!
>
> Daß 3 Bändchen von Hoffmann's Schriften bereits fertig ſind und übermorgen an Sie für die Wittwe abgeben habe ich die Ehre Ihnen hiermit zu

melden. — Mögen Sie mir es nicht verargen wenn ich durch ein hinterliſtiges Benehmen des vielgeprieſenen Reimers unwillig, bis jezt nichts von mir hören ließ, gerechter Unwille giebt mir immer harte Worte ein und ich wünſchte nicht einem Manne mit dem ich bis jezt nur auf die freundlichſte Weiſe zu verkehren die Ehre hatte und der meine ganze Hochachtung genießt in dieſer fatalen Stimmung zu erſcheinen. — Ich hoffe daß Euer Hochwohlgebohren durch Anzeigen in verſchiedenen Blättern und überhaupt durch Ihre vielen Verbindungen zum Theile wenigſtens mir meinen großen Schaden zu erſetzen ſuchen werden, der mir nothwendig aus der Handlungsweiſe des teutſchen Jugendbündlers entſtanden iſt, denn man giebt rth 2000—. Honorar nicht, um von einem Andern der Nachläufer ſeyn zu dürfen. Die Unverſchämtheit mit der dieſer Berliner Weltbürger ſeine Ausgabe anzeigt gibt mir die Vermuthung, er habe mit den andern Verlegern Hoffmanns eine Verbindung geſchloſſen daß ſolche ihre Werke nachfolgen laſſen, denn er zeigt die „Serapionsbrüder" nur als die Vorläufer der andern Werke an. — Reimer hat meine ganze Achtung für immer verloren, obgleich ich in meiner Schwärmerzeit dieſen Mann als einen ächten Sohn Teuts betrachtete, ich finde aber durch ſeine Handlungsweiſe, daß er nur den Rock, die ſchön geſtrichenen Haare, und das frommtugendliche Angeſicht, wie die Weihnachtspuppen, von den Teutſchen hat, dagegen der Kern des Menſchen, das Herz, nichts weniger als fromm und einfältig iſt.[16]

---

[16] Wen dieses Jammergeschrei etwa rühren sollte, den erinnern wir daran, daß der selbe junge Mann, der hier von anderen fromme Einfalt verlangt, genau zwei Jahre vorher Hauffs lüsterne Rührgeschichte als Claurensches Originalgewächs angepriesen

Zum Schluß bittet er um baldige Ueberſendung der weiteren fünf Lieferungen der Biographie.

Hitzig ſcheint nun in der That eine Neubearbeitung der ſpäteren Abſchnitte ſeiner Arbeit geſandt zu haben, die aber, wie wir unten sub Nr. 3 ſehen werden, leider verloren gegangen iſt.

Ein weiterer Brief von Franckh hat ſich in Hitzigs Nachlaß nicht gefunden, ſondern nur noch ein Schreiben ſeines Rechtsbeiſtandes, des Rechtskonſulenten Klüpfel. Dieſer bittet Hitzig am 14. November 1827, er möge Reimern veranlaſſen ſein Unternehmen rückgängig zu machen; andernfalls müßten die Gebrüder Franckh gegen Reimer klagen, und wenn ſie dann den Proceß verlören, ſich an Frau Hoffmann halten, die ihnen mehr verſprochen habe als ſie halten könne. Im Falle der Klage werde Hitzig „als Geſchlechtsbeiſtand der Frau Hofmann“ gewiß ſeinen (Klüpfels) Mandanten mit Rath und That gegen Reimer beiſtehn, ſchon um eine Schadenserſatz-Forderung von Frau Hoffmann abzuwenden. — Wenn Hitzig dieſe entſchiedenen Worte mit ſteigendem Unbehagen geleſen hat, ſo beruhigte ihn dann der geradezu demüthige Schluß:

> Sollten indeß Euer p dieſe Anſicht nicht theilen oder andere Schritte für gerathener halten, ſo werden meine Mandanten . . . es ſich zur Ehre r nen, durch Befolgung Ihres Rathes die ausgezeichnete Hochachtung an den Tag zu legen, die ſie Ihren Verdienſten ſchuldig ſind, und ich als ihr Rechtsfreund werde des von meinen Mandanten mir erzeigten Vertrauens mich am würdigſten erzeigt zu haben glauben,

---

und vertrieben hatte. Er war damals, nach Hauffs Bericht, „wie ein Narr“ gewesen vor Freude über den gelungenen Trick: „es fehlte wenig, so wäre er mir um den Hals gefallen“.

wenn ich die Anſichten Euer Hochwohlgebohren ihnen werde empfehlen können.

Indem ich, inſoweit es Hochdero Geſchäfte geſtatten, einer baldgefälligen Antwort mich verſichert halten darf, ſchätze ich mich glücklich, zu[r] Verſicherung meiner innigſten Verehrung Veranlaſſung gefunden zu haben und bin

Ihr gehorſamſter
RechtsConſulent Klüpfel.

Einen idealeren Anwalt für ſeine Zwecke konnte Hitzig den Gebrüdern Franckh nicht wünſchen. Gleichwohl überlegte er ſich ſeine Antwort mehrere Wochen lang und ließ ſie erſt am 11. December abgehn. Inzwiſchen hatte ſich ein herrliches neutrales Thema gefunden: am 18. November war Hauff geſtorben, vor Vollendung des 25. Lebensjahres, nachdem er ſeinem Franckh noch die Rathskeller-Phantaſien und die Rahmenerzählung 'Das Wirthshaus im Speſſart' zugewendet. Vetter Gruneiſen hatte ihm die Leichenrede gehalten, und man kann ſich vorſtellen, wie beredt ſich Hitzig dem angeſchloſſen hat. Jedenfalls gelang es ihm, ſeinen Verehrer Klüpfel und deſſen Mandanten völlig zu beſchwichtigen; wie die Correſpondenz mit Franckhs Nachfolger uns nachher zeigen wird, iſt es bei den alten Abmachungen geblieben.

Reimers Ausgabe war unterdeß rüſtig fortgeſchritten. Um die Bände einigermaßen gleichmäßig zu geſtalten, gab Reimer nach Erledigung der 'Serapions-Brüder' immer den Inhalt von zwei Originalbänden in Einem Doppelband (worin ihm mit Recht alle Herausgeber von Octavausgaben gefolgt ſind mit Ausnahme von Griſebach). Als 5. ſolchen Band ließ er die 'Nachtſtücke' erſcheinen und ſchloß damit die erſte, aus ſeinen eigenen Verlagswerken gebildete Hälfte der Geſammtausgabe. Von den ſieben Werken aus fremdem Beſitz (ſ. die Zuſammenſtellung S. 564) kamen erſt die 3 zweibändigen, dann die 4 einbändigen daran; und zwar ſtellten ſich noch 1827 als 6. Doppelband die per tot discrimina rerum endlich Duncker & Humblot abgenommenen 'Elixiere' ein[17]; als 7. Doppelband folgten die 'Fantaſieſtücke' aus Brockhaus' Verlag.

Mit der Jahreszahl 1828 erſchienen dann Dümmlers drei Bände, u. z. als 8. Doppelband das Murr-Kreisler-Werk[18] und als erſte Hälfte des 9. der 'Zaches'. Die drei einbändigen Verlagsartikel von Max, Maurer und Wilmans machten den Schluß als zweite Hälfte des 9. und als 10. Doppelband.

So konnte im Oſtermeß-Catalog 1828 (S. 83) die Anzeige erſcheinen

> Hoffmann, E. T. A., ausgewählte Werke. 5r—10r Bd. Druck-, weiß. Druck- u. Velinp. gr. 12. Berlin, Reimer. 99 [Bogen]. Prän. Pr. für 10 Bände 10⅔, 12½ u. 17⅔ [Thaler][19].

Franckh verzichtete unter dieſen Umſtänden auf die Fortführung von Hitzigs „Auswahl"; im Meßcatalog ſchweigt er ſich aus.

---

17. Duncker & Humblot benutzten den ganzen Satz (mit Einschluß des Titels!) zu einem eigenen Neudruck des Buches, der mithin Zeile für Zeile mit Reimers 6. Bande übereinstimmt, nur der Durchschuß ist stärker genommen, sodaß der Einzeldruck mehr Seiten zählt. Es ist unbegreiflich, daß ein neuerer Herausgeber, der beide Drucke von 1827 mit einander verglichen haben will, dabei diese Identität des Satzes nicht bemerkt hat.

18. Wie im Vorjahre Duncker & Humblot, so benutzte auch Dümmler Reimers Satz zu einem Neudruck seines Buches, u. z. ohne den Durchschuß zu verändern; in diesem Falle liegt also ein völlig unveränderter Separatdruck mit der selben Seitenzahl vor.

Reimer dagegen hatte es 1827 zu seinem Schaden versäumt, durch Benutzung des Satzes der ersten vier Bände sich billig einen Neudruck der 'Serapions-Brüder' zu verschaffen; s. u. die Mittheilungen seines Sohnes (1842) an Duncker & Humblot.

19. Wie Reimers Anzeige vom Juli 1831 (s. o., gegen Ende von Nr. 3) bestätigt, galten diese Preise in der That nur für Pränumeranten; nach Erscheinen des Ganzen kostete die Ausgabe, in unserer Währung ausgedrückt, 39,80 resp. 50 resp. 67,20 Mark. Auf gewöhnlichem Druckpapier waren 2000 Abzüge hergestellt, auf weißem Druckpapier 450, auf sog. Velinpapier 50, zusammen also 2500 Exemplare. Die 8 'Brambilla'-Kupfer wurden allen, die Umschläge zu Dümmlers drei Bänden (Murr-Kreisler und 'Zaches') wurden wenigstens den besseren Exemplaren beigegeben, u. z. alle 14 Blätter in Abzügen von den Originalplatten; der 'Floh'-Umschlag wurde lithographisch nachgebildet. Reimers Ausgabe kann sich also, besonders in den besseren Exemplaren, neben jeder späteren sehen lassen, wenn ihr freilich auch die kleineren Schriften Hoffmanns und alle biographischen Angaben aus dem oben (S. 564) angegebenen Grunde fehlen. Wir werden jedoch (in Nr. 4) sehen, wie diesem Mangel zwölf Jahre später von anderer Seite abgeholfen worden ist.

3. Betr. das Erſcheinen von Hitzigs Auswahl bei Brodhag: 1830/31.

Neben der vergeblichen Zahlung von zweitauſend Thalern an Hoffmanns Nicht-Erbin hatte Franckh noch weitere Verluſte erlitten, ſodaß er genöthigt war, 1829 den größeren Theil ſeines Verlages mit allen Rechten an den Stuttgarter Stadtrath Brodhag jr., den Beſitzer der Fr. Brodhag'ſchen Buchhandlung daſelbſt, abzutreten; er ſelbſt ſiedelte nach München über.

Brodhag lud im Februar 1830 zur Subſcription auf eine Hauff-Ausgabe in 36 Bändchen ein[1]. Am 28. Auguſt ließ er dann an Hitzig mittheilen, er gedenke im Herbſt nach Beendigung dieſer Ausgabe den Druck der von Franckh übernommenen Hoffmann-Auswahl beginnen zu laſſen. Franckh's drei Bändchen werde er maculiren, da er andere Texte und eine beſſere Ausſtattung zu bieten gedenke. Er fragt Hitzig, ob auch die bisherigen Verleger nicht berechtigt ſeien, Einſpruch zu erheben; Franckh habe über dieſen Punkt keine genügende Auskunft gegeben. Endlich bittet er Hitzig, eine neue Ankündigung zu entwerfen.

Hitzig antwortete am 9. oder 19. September[2], er wolle Brodhag gern behülflich ſein. Im übrigen wird er ihn belehrt haben, daß nur Hoffmann'ſche Beiträge zu Sammelwerken in Betracht kämen und daneben die von ihm, Hitzig, bereits an Franckh geſandte Neubearbeitung der Biographie Hoffmanns.

Brodhag ließ am 24. October erwidern, er habe ſich bis jetzt vergeblich bemüht, „das bereits bearbeitete Manuſcript zu Hoffmanns Schriften [d. h. namentlich die Neubearbeitung der Biographie] herbeyzuſchaffen.“ „Wir haben hier“, fährt er fort, „überall darnach geforſcht, auch deßhalb an Herrn Franckh in München geſchrieben aber nirgends Befriedigung

---

3.

[1] Rosenbaum bei Goedeke² IX 212 oben.

[2] Das erste Datum steht auf Hitzigs Randnotiz, das zweite in Brodhags Antwort.

erhalten." Er überſende alſo Hitzig „den früher entworfenen Proſpect" [in dem, wie erinnerlich, 6 Lieferungen vorgeſehen waren, deren jede aus 2 Bändchen Erzählungen + 1 Bändchen Biographie beſtehen ſollte]. Die Eintheilung will er nunmehr in der ſelben Weiſe machen, auch der alte Preis ſoll bleiben (4 ſgr. für das Bändchen), dagegen ſollen ein gefälligeres Format und beſſeres Papier genommen werden. Hitzig möge auf ſeine, Brodhags, Koſten die 'Serapions-Brüder' von Reimer und „die übrigen Werke" von Dümmler nehmen und danach dann in Muße die Fortſetzung zuſammenſtellen, während Brodhag immer ſchon die erſten drei Bände nach Franckh's Druck wiederhole und daneben noch weiter nach dem bereits von Hitzig „bearbeiteten Manuſcript" ſuche. Eine neue Anzeige möge Hitzig jedoch möglichſt bald entwerfen.

Hitzig antwortete am 12. November, vermuthlich unter Ueberſendung der gewünſchten Anzeige.

„Im Februar 1831" verſandte dann Brodhag eine kürzere Anzeige an die Preſſe[3], in der er unter der Ueberſchrift 'Belletriſtiſche Taſchenliteratur' zunächſt auf die nunmehr vollendete Hauff-Ausgabe hinweiſt und dann auf die begonnene Hoffmann-Auswahl aufmerkſam macht. Er führt als Titel an „E. T. W. Hoffmann's erzählende Schriften, in einer Auswahl. Herausgegeben von ſeiner Wittwe Micheline Hoffmann, geb. Rorrer [sic]. Nebſt Hitzig's: [der Name auffallend groß und geſperrt, als beſondere Zeile] Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß." Im folgenden heißt es dann

> Schon vor einigen Jahren begannen die Herren Gebr. Franckh die Herausgabe obiger Auswahl, das

---

[3] Auf den Abdruck in der Abend-Zeitung vom 16. Februar, dem wir hier folgen, ist bereits 1904 von Rosenbaum bei Goedeke^2 VIII 500 (zu Nr. 74)) aufmerksam gemacht.

> Unternehmen gerieth jedoch in's Stocken und das Verlagsrecht ging an uns über. . . .
>
> Hinſichtlich der Einrichtung und Ausſtattung verweiſen wir auf die in jeder ſoliden Buchhandlung vorliegenden Probebändchen. . . .
>
> Für die Subſcribenten auf die bei den Gebrüdern Franckh erſchiene[ne] Ausgabe bemerken wir noch, daß wir uns erbieten, falls ſie ſich an das jetzige Unternehmen anſchließen, die bereits in Händen habenden [Paſſivum!] 3 Bändchen unentgeldlich umzutauſchen[4] . . .

Hitzig ſcheint ſich darauf abermals unbegreiflicher Weiſe[5] die Nennung ſeines Namens verbeten zu haben. Der Oſtermeß-Catalog für 1831 zeigt (S. 243) das 1. Bändchen als erſchienen an, ſagt aber nichts über die Fortſetzung und über Hitzigs Antheil.

Am 28. Mai 1831 ſandte Brodhag Hitzig „die bis jezt weiter erſchienenen 3 Bändchen von Hoffmanns Schriften, nämlich 2 bis 4“. Das 3. Bändchen enthält den Anfang der Biographie, wieder ohne den Namen des Verfaſſers, in völlig mechaniſcher Wiederholung des Franckh'ſchen Druckes (auch ſolche Stellen ſind wieder abgedruckt, die nur 1827 Sinn gehabt hatten: ſ. darüber unſeren Bd. III).

Gleichzeitig ſandte Brodhag an Hitzig einen an Dümmler adreſſirten Verlangzettel für ein Exemplar der Biographie von 1823; in ſeinem Begleitbriefe an Hitzig ſchreibt er ferner, das 5. Bändchen der Auswahl ſei faſt fertig, „und wir kämen nun an das 6e [das zweite der Biographie!] wozu uns aber leider das Manuſcript mangelt indem ſich aller Nachforſchung ungeachtet durchaus nichts von Ihrer Bearbeitung vorgefunden hat." Wenn Hitzig mit dem unveränderten Abdruck der erſten Ausgabe einverſtanden ſei, ſo möge er den Verlangzettel an Dümmler gelangen laſſen; im anderen Falle bitten ſie ihn, „Sich gefällig[ſt] 1 Exempl. des Werks ſelbſt von Dümmler geben zu laſſen, und ſo wie einige Bogen mit Ihren Abänderungen verſehen ſind uns dieſelben directe per Poſt zukommen zu laſſen."

---

[4] Infolgedessen gehört Franckh's 1. Lieferung mit dem Originaldruck von Hitzigs zweiter Bearbeitung von Hoffmanns Jugendgeschichte zu den größten Seltenheiten der Hoffmann-Literatur. S. S. o. S. 585 Z. 12f.

Hitzig hat nach ſeiner Notiz den Brief „beantwortet durch Dümmler den 10^{t} Juny 31": er war offenbar mit dem unveränderten Neudruck der Biographie einverſtanden — ſei es, daß er auch 1827 in den ſpäteren Abſchnitten keine erheblichen Aenderungen vorgenommen hatte, ſei es, daß er ſich nicht überwinden konnte, die Arbeit zum zweiten Male zu machen. Dümmler wird 1) die Publication von 1823 mit Ausnahme der oben (S. 585 Note 14) genannten erſten 10 Bogen des I. Bandes geſandt haben ſowie 2) von der Publication von 1823 die Seiten 103—400 der II. Abtheilung mit der 'Datura', dem 'Wacht' und den Nachträgen zur Biographie (ſ. o. S. 561). Brodhag hat dann der Biographie dieſe Nachträge mechaniſch angehängt (über die Wunderlichkeiten, die ſich dabei ergaben, verweiſen wir abermals auf unſeren Bd. III, auch auf Bd. I S. 304 Z. 7—15).

Reimer war wenig erbaut davon, daß das längſt todtgeglaubte Unternehmen eine Wiederauferſtehung feierte. Trotz des ihm in der Vorrede geſtreuten Weihrauchs beſchloß er, den Erfolg nach Möglichkeit zu unterbinden, und verſandte alſo im Juli 1831 folgende Anzeige an die Preſſe[6]:

E. T. A. Hoffmann's Schriften.
10 Bände.

> Die Ankündigung der erzählenden Schriften E. T. A. Hoffmann's, welche in Stuttgart erſcheinen, hat bereits mehrmal zu dem auch

---

[6] Auf den Abdruck in der Abend-Zeitung vom 27. August, den wir hier wiederholen, ist von Rosenbaum am oben (Note 5) angegebenen Orte aufmerksam gemacht.

öffentlich ausgeſprochenen Irrthume Veranlaſſung gegeben, als ob das Publikum hier eine vollſtändige Sammlung der Werke des genannten Dichters erwarten dürfe, und als ob bisher keine ſolche vorhanden geweſen ſey. Beſonders der letzte Umſtand fordert mich zu der Erklärung auf, daß ſchon im Jahr 1827 eine geordnete [?] Ausgabe dieſer Werke in 10 Bänden bei mir erſchienen iſt, die mit Ausnahme des Inhalts zweier Bändchen, welche bald nach dem Tode des Dichters unter dem Titel: Hoffmann's letzte Erzählungen, in Dümmler's Verlage erſchienen, alle bedeutende Werke deſſelben umfaßt . .

[Folgt Angabe des Inhalts ſeiner Ausgabe.]

Die Stuttgarter Ausgabe enthält dagegen nur die obenerwähnten 2 Bände: Hoffmann's letzte Erzählungen[7], die Biographie des Dichters und den größeren Theil der Erzählungen in den Serapionsbrüdern.

Soweit die Feſtſtellung des Sachverhalts, die Brodhag Reimern nicht verdenken konnte. Daran ſchließt ſich aber die praktiſche Gegenwehr: „um jener ſcheinbaren Concurrenz zu begegnen", ermäßigt Reimer nunmehr den Preis ſeiner Ausgabe; hinfort koſtet

die gewöhnliche Ausgabe ſt. 13 rth 8 g : 8 rth,
die mittlere " " 16 " 20 " : 10 " ,
die beſte " " 22 " 12 " : 15 " .

Dieſe Preiſe — nach unſerem Gelde für den Band 2,40 reſp. 3 reſp. 4,50 Mark — waren in der That discutabel und das von Franckh kläglich ſitzen gelaſſene Unternehmen nunmehr vollends hoffnungslos.

Brodhag ſetzte es trotzdem fort und konnte im Michaelismeß-Catalog 1831 (S. 331) bereits das 2.—12. Bändchen anzeigen (das 12. enthält den Schluß der eigentlichen Biographie, bis zur Beſchreibung von Hoffmanns Grabſtein); die letzten 6 folgten noch im ſelben Jahre.

Nach dem Vertrage, den die Gebrüder Franckh mit Hitzig abgeſchloſſen hatten und in den Brodhag eingetreten war, hatte dieſer bis Oſtern 1837 das Recht auf den Vertrieb der Auswahl; bis zum Ablaufe dieſer Friſt hatte er keinen Anlaß, mit Hitzig zu correſpondiren. Wir ſehen uns daher veranlaßt, eine Pauſe in unſerem Vortrage eintreten zu laſſen, die dem von ſo vielen Geſchäftsverhandlungen ermüdeten Leſer gewiß willkommen ſein wird.

Während dieſer Pauſe können wir uns nach einigen alten Bekannten umſehn, die wir über dem braven Wittwenpfleger Hitzig ganz aus den Augen verloren haben, die aber noch am Leben ſind und ſich auch ohne unſer Zuthun bald genug geräuſchvoll melden würden.

---

[7] In Wirklichkeit, wie wir gesehen haben, sogar nur 2 von den 7 „letzten Erzählungen", die Hitzig 1825 zusammengestellt hatte. Der Neudruck der anderen 5 (sowie der 1825 fortgelassenen weiteren beiden) war lediglich vorbehalten und wurde, wie wir unten in Nr. 4 sehen werden, erst 1839 ausgeführt.

Franckh hatte in ſeinem neuen Münchner Verlag (Firma: J. G. Franckh) an Dichtungen u. a. die beiden oben (S. 569 Note 2) genannten Jugendwerke Grüns gebracht, an Proſaſchriften u. a. Wolfgang Menzels ‚Deutſche Literatur‘ und Karl Julius Webers anonyme Culturſchilderung ‚Deutſchland oder Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen‘. Als Pendant dazu waren, ebenfalls anonym, engliſche Reiſebriefe erſchienen, die den Fürſten Hermann von Pückler-Muskau zum Verfaſſer hatten und dieſem einen vorübergehenden Schriftſtellerruhm verſchafften.

In unſerem III. Bande wird ſich kaum eine ſchickliche Gelegenheit finden, auf Pückler zurückzukommen, die Mittheilungen über ihn, die im März 1906 an früheren Stellen dieſes Bandes niedergelegt ſind, mögen darum hier ergänzt (zum Theil auch berichtigt) werden. In erſter Linie gilt es, Pücklers menſchliche und literariſche Beziehungen zu Hoffmann feſtzuſtellen, die directen wie die indirecten; daneben ſind ſeine Verhältniſſe zu anderen Bekannten Hoffmanns zu zeigen, insbeſondere zu Koreff und zu der räthſelhaften Helmine, von denen jener den Freunden Hoffmanns als der Serapions-Bruder Vincenz (unſeren Leſern außerdem als einer der wenigen Duzfreunde des Dichters) bekannt iſt, während dieſe entſcheidende Züge für die Edwine des ‚öden Hauſes‘ geliefert hat. Pücklers Beziehungen zu Koreff enden mit deſſen Abreiſe nach Paris 1822, die zu Helmine erſt 1834 mit Pücklers Antritt ſeiner großen Reiſe ums Mittelmeer.

Wir begleiten den Wanderer noch bis nach Bamberg und betrachten dann die literariſchen Anfänge ſeines dortigen Schützlings Kunz bis zum Frühjahr 1837, nämlich bis zu der Zeit, wo Hitzigs Contract mit der Stuttgarter Verlagshandlung ablief.

3a. Erſtes Intermezzo:

Pückler und Helmine bis zum Frühjahr 1834.

I. Pückler als Junggeſell; Helmine in der Berliner Geſellſchaft.

Pücklers Vater hatte 1810 von dem ſeinigen nur das kleine Gut Branitz bei Kottbus geerbt, vorher jedoch die Standesherrſchaft Muskau in der damals noch ſächſiſchen Oberlauſitz erheirathet, ein Gebiet, das mit einem Areal von 470 qkm und mit 41 Ortſchaften Staaten wie Reuß ä. L. und Schaumburg-Lippe weit übertrifft[1]. Pückler ſelbſt, geboren 1785, war 1797/98 Schüler

---

I.

[1] 1645 hatte der vielgewandte Hesse Curt Reinecke (*nomen et omen*!) von Callenberg aus dem Hause Wettesingen die Erbtochter von Muskau, eine Gräfin von Dohna, geheirathet und war daraufhin 1646 böhmischer Freiherr, 1654 böhmischer Graf und 1671, ein Jahr vor seinem Tode, auch Reichsgraf geworden. Daneben hatte er es zum kursächsischen Geheimen Rathe und Landvogt der Oberlausitz gebracht.

Sein Urenkel Graf Georg Alexander Heinrich Hermann († 1795) cedirte seinem Schwiegersohn, dem Grafen Ludwig Johann Karl Erddes Pädagogiums zu Halle geweſen[1] und hatte, als frühreifer Knabe, dort vorwiegend mit älteren Schülern Umgang gehabt: mit Wilhelm Conteſſa aus Hirſchberg, deſſen Freunde Houwald und einem gewiſſen Cäſar aus

---

mann von Pückler, ein Jahr nach dessen Heirath 1785 die Standesherrschaft (nach Kneschkes Neuem allg. Deutschen Adels-Lexikon II 197 f); sie war also durch vier Generationen (140 Jahre lang) in Callenberg'schem Besitz, während die Pückler sie nur in zwei Generationen (60 Jahre lang) gehalten haben (s. u. letzte Note zu III).

Das Aufsteigen der Pückler hatte ganz wie das der Callenberge in in der letzten Zeit des 30jährigen Krieges durch eine reiche Heirath begonnen: Georg Pöckeler von Groditz hatte 1646 die Frankenberg'sche Herrschaft Lubschau in Oberschlesien erheirathet und war 1655 in den böhmischen Freiherrnstand erhoben. Die beiden Söhne, die ihn überlebten, — Karl Franz und August Sylvius — erlangten dann 1690 den Reichs-, 1691 auch den böhmischen Grafenstand. Während dann aber die Descendenz des Grafen Karl Franz durch zielbewußte Fortsetzung der traditionellen Heirathspolitik in den reichsunmittelbaren Adel emporstieg (dem sie noch angehört), verblieb die des Grafen August Sylvius dauernd im niederen Adel. Einer seiner Söhne erwarb das im Text genannte Gut Branitz, und dessen Enkel, der oben erwähnte Graf Ludwig Johann Karl Erdmann, wußte im Geburtsjahre seines Sohnes Hermann von seinem Schwiegervater (der ein Callenberg, aber kein Reinche war) Muskau zu erlangen, ehe er sich wieder scheiden ließ.

Dem Sohne war es dann beschieden, in einem langen und genußreichen Leben dieses fürstliche Erbe wieder durchzubringen. „Ich habe" philosophirt er als Bräutigam am 4. Juni 1817, „die Klugheit der Sparsamkeit nie recht begreifen können, weil sie sich von Hause aus schon die Privation auflegt, die erst spät, nach mancherlei Genuß, den entgegengesetzt Handelnden auch auferlegt wird: und gerade das Muß finde ich angenehm; nichts in der Welt ist bequemer. Also bis dahin *vogue la galère*." Nach vollbrachter Arbeit constatirt er dann am 19. Februar 1823 weniger befriedigt: „Uebrigens ist es allerdings ein Unglück, daß wir beide geborene Verschwender sind, und dies ist der eigentliche Abgrund, nicht Muskau. In keiner einzelnen Sache ist es zu suchen, in allem zusammen. Wir haben ungeheure Summen verthan: das ist nicht zu läugnen, das zeigen unsere Sündenregister." (Beides in Briefen an seine Frau, Bd. IV S. 260 und Bd. V S. 406 der in der nächsten Note *sub* 2 genannten Publication.)

2. Wir folgen hier im wesentlichen den beiden in abwechselnden Lieferungen erschienenen Publicationen der Erbin von Pücklers Nachlaß, Ludmilla Assing:

1) Fürst Hermann von Pückler-Muskau. Eine Biographie: [Erste Hälfte, 1785—1830.] Hamburg 1873 (Vorwort Oct. 1872) und Zweite Hälfte [1829—1871]. Berlin 1874.
(Citirt Biogr. I. II.)

2) Briefwechsel (und Tagebücher) des Fürsten H. v. P.-M.: Erster, Zweiter Band. Hamburg 1873 (Vorworte Oct. 1872) und

Berlin[8] — bis ſeine Relegation[9] dieſem fröhlichen Leben ein jähes Ende gemacht hatte. Pückler war dann in ſächſiſche Dienſte getreten; 1804 hatte er jedoch tief verſchuldet als Rittmeiſter den Abſchied genommen und war nach längeren Reiſen 1811 ſeinem Vater in der Herrſchaft über deſſen Beſitzungen gefolgt, von denen 1807 auch Branitz mit dem Kreiſe Kottbus an Sachſen gefallen war. Bei Ausflügen nach Weimar hatte er 1810 Carl Auguſt und Goethe kennen gelernt, 1812 Schopenhauers Mutter und deren „herrliche" Tochter Adele, von der er eine

---

Dritter — Neunter Band. Berlin 1874/76. [In Band III hat die Assing einheitlich die ganze Correspondenz Pücklers mit ihrem Onkel Varnhagen gebracht. Von dem weit interessanteren Briefwechsel mit Lucie dagegen hat sie nur die erste Hälfte, die Briefe aus den Jahren 1817—1834, mitgetheilt, u. z. verzettelt zwischen anderen Correspondenzen in den fünf Bänden IV—VIII; die zweite Hälfte dieser Correspondenz, aus den Jahren 1835—1854, ist — abgesehn von den in die Biographie verarbeiteten Stücken — noch ungedruckt.]
(Citirt Briefw. I—IX.)

Beide Publicationen sind elend; die Biographie gewährt fast garkeine positiven Daten, und die Briefedition ist im ganzen wie im einzelnen ohne jede Ordnung: jeder nicht vollständig datirte Brief ist erst daraufhin zu prüfen, ob er von der Herausgeberin unter das richtige Jahr und den richtigen Monat gestellt ist. Vgl. dazu im Abschnitt II unsere Noten 1, 22, 26 f, 31 (hier waren siebzehn durcheinandergeschüttelte Briefe zurechtzurücken!), 42, 49, 54, 65, 78 und 81.

Immerhin verdiente die zweite Publication ihres Inhaltes wegen ein wenig bekannter zu sein; wie unbekannt sie ist, ergiebt sich schon daraus, daß ein Leser wie Grisebach 1899 die darin (V 469/72) gedruckte Correspondenz zwischen Hoffmann und Pückler für ungedruckt hielt und daß der vielleicht noch belesenere Richard M. Meyer ihm das 1901 (Euphorion VIII 430) ausdrücklich bestätigte. Das anziehendste ist vielleicht die autopsychologische Correspondenz, die Pückler in den sieben Monaten September 1844 bis März 1845 mit der wundervollen Gräfin Hahn-Hahn führte: das typische Gespräch zwischen Eitelkeit und Stolz (I 273—346). Ueberhaupt ist Pückler einer der ausgezeichnetsten Selbstbeobachter (oft auch ein durchaus gerechter Selbstbeurtheiler), und insofern gewähren nicht wenige seiner Briefe ein hohes psychologisches Vergnügen. Leider vermag jedoch das Object dieser Beobachtungen in keiner Beziehung ein tieferes Interesse zu erregen: unser Held hält sich im Wollen, Handeln und Denken immer in mittleren Grenzen; seine Seele ist im Grunde banal, wenn sie sich auch rastlos bemüht, sich und anderen interessant zu scheinen.

Nachschrift während der Correctur, Mitte October 1911: Erst jetzt lese ich den Aufsatz 'Vergessene Briefe' von Felix Poppenberg (in der Neuen Rundschau vom Februar 1905 = Freie Bühne XVI 226/46), der das Leuchtende, Prickelnde und Ueberschäumende in Pücklers Erscheinung mit Entzücken geschaut und in so anmuthiger Beredsamkeit geschildert hat, daß wir um so getroster das andere zeigen begeiſterte Schilderung entworfen hat. Am Befreiungskampf gegen Napoléon I., den ſein Altersgenoſſe Varnhagen als ruſſiſcher Hauptmann und Adjutant Tettenborns mitmachte, hatte Pückler als ruſſiſcher Major und Adjutant Carl Auguſts (der als ruſſiſcher General die Truppen des gefangenen Königs von Sachſen führte) mit Auszeichnung theilgenommen und war zum Oberſtlieutenant befördert worden. 1815 waren dann ſeine ſämmtlichen Beſitzungen an Preußen gefallen, und Pückler war als Oberſt in die preußiſche Landwehr eingetreten.

[1816.]

Im Jahre 1816 hielt er ſich öfters in der Hauptſtadt ſeines neuen „Vaterlandes“, in Berlin, auf und machte hier durch ſein ungebändigtes Tem-

---

dürfen: die unfruchtbare Leere dieses stets nur spielenden und sich spiegelnden Geistes.

Es ist damit schon gesagt, daß wir Poppenbergs Bildniß eine relative Wahrheit zugestehn. Wer freilich das Object von einem anderen Standpunkt aus betrachtet, der wird keinen Champagner sehn, sondern nur eine blanke leere Flasche, geschmückt mit einer erstklassigen Etiquette und bekrönt mit einem tadellos vergoldeten Korken. Auch für diese nüchterne Auffassung läßt sich nicht wenig geltend machen. Pückler, der doch kein beschauliches Gemüth war wie der alte Villers oder der alte Fontane, sondern der wie der Urahn Reineke einen brennenden Ehrgeiz, einen heftigen Drang nach Wirksamkeit und Geltung hatte — dieser Mann der Action und des Glanzes begann alles an dem Ende, wo er allenfalls *re bene gesta* hätte aufhören können; er baute alle seine Schlösser von oben nach unten. Er legte einen Park an, statt sich erst den Boden zu sichern; er griff nach der Fürstenkrone, indeß das angestammte Fürstenthum ihm entglitt; er gierte zeitlebens nach Orden aller Art und schmachtete nach einem gnädigen Blick von oben, während er sich ängstlich allen Amtspflichten entzog. So darf man wohl behaupten, daß der Sinn für das Wesentliche ihm durchaus abging, daß er stets nur dem Schatten der Dinge nachjagte: wie er ja auch selbst einmal (23. Dec. 1822: V 376) sagt, er werde es „höchstens zu einem großen Bilde“ bringen, eine große Wirklichkeit sei ihm verschlossen. Die schöne Flasche ist da: aber es ist nichts drin.

Im folgenden ist es übrigens keineswegs auf eine Schilderung von Pücklers Wesen abgesehn, auch nicht auf eine Erzählung seines langen Lebens, sondern, wie schon im Text gesagt, nur auf einige *petits faits vrais* aus demselben, die in den Zusammenhang dieses Buches gehören.

3. vielleicht einem Bruder der Pauline Wiesel (1779—1848)? Er commandirte im Kriegsspiel als Oberst das Regiment der älteren Schüler, Contessa als Major das der jüngeren (s. Houwald's hübsche Schilderung in den 'Bruchstücken aus Contessa's Leben' in W. G. Beckers Tb. zum geselligen Vergnügen auf 1828, S. 211—246), im Leben brachte Cäsar es jedoch nur zum Rittmeister (s. o. S. 336 zweite Hälfte und im folgenden S. 609 unten).

4. Biogr. I 14.

perament, ſeine Huſarenſtreiche und ſeine vielfach freilich aus reiner Eitelkeit zur Schau geſtellten Marotten von ſich reden. Geſellſchaftlich hielt er ſich wohlweislich an die Kreiſe des alternden Staatskanzlers Hardenberg: einerſeits befreundete er ſich mit deſſen Leib- und Seelenarzt Koreff, andrerſeits machte er Hardenbergs Tochter Lucie den Hof, die im 41. Lebensjahre ſtand und 5 Jahre 10 Monate jünger war als Pücklers Mutter. (Zwei Jahre vorher hatte ſich Varnhagen bekanntlich mit der damals ſchon 43jährigen Rahel verehelicht.)

Lucie von Hardenberg hatte 1796 den regierenden Grafen von Pappenheim geheirathet, 1808 aber ihn und ſein Ländchen auf Nimmerwiederſehn verlaſſen; 1813/14 hatte ſie in Hamburg und Altona ihren alten Liebhaber Bernadotte als Kronprinzen von Schweden wiedergeſehn und war 1816 nach Berlin übergeſiedelt mit ihrer 1797 geborenen Tochter Adelheid und einer angeblich zwei Jahre jüngeren Wilhelmine Lanzendorf, die ſie als Pflegetochter erzogen hatte. – Die Herkunft dieſer „Helmine", die uns hier mehr angeht als die beiden Gräfinnen, iſt unſicher; ſie galt allgemein für die uneheliche Tochter der Gräfin (etwa von Bernadotte), und man iſt geneigt, dieſem Gerüchte Recht zu geben, wenn man wiederholt bemerkt, daß die Gräfin Helminen offenbar noch zärtlicher liebte als ihre Tochter Adelheid, und ihr alles, auch das ſchwerſte, vergab. Die Gräfin gab ſie aber auch ihrem erſten Gemahl gegenüber für ein fremdes eheliches Kind aus, nämlich für das ſeines Kutſchers.

Varnhagen nennt Helminen „ein wunderhübſches Mädchen von ſeltenſter Jugendfriſche und Lieblichkeit; klein aber wohlgewachſen, zierlich, fein und derb zugleich, war ſie ein Figürchen, an dem ſich das Auge recht weidete, und von dem ſich der Blick nicht wieder abwenden mochte. Die Männer huldigten ihr beeifert, mehr als der größeren und ſchöneren Adelheid … Helmine war kalt, ſie ſchien mit den Huldigungen nur zu ſpielen und feſſelte … dadurch nur deſto mehr." — Auf den König Friedrich Wilhelm III., den 45jährigen Wittwer, machte ſie „ſogleich den ſtärkſten Eindruck", wie ihre Pflegeſchweſter im März 1827 Varnhagen berichtete. „Auf allen Aſſembleen" mußte ſie „an ſeinem Tiſche Platz nehmen"; er wollte ſie zu ſeiner Geliebten machen, ja zu ſeiner Frau (unter dem Namen einer Herzogin von Breslau); ein Brief des trockenen Herrn begann: „Mein angebetetes, über alles geliebtes Mädchen!" Aber Helmine blieb einſtweilen unnahbar, und Hardenberg drohte ſeine Entlaſſung zu nehmen, wenn die Majeſtät ſeine Pflege-Enkelin ehelichte. Der König reiſte alſo (am 23. Juli 1816 abends) gegen ſeinen Wunſch ohne die Pappenheimiſchen Damen, ja ohne einen Abſchiedskuß nach Karlsbad, wo er ſich die Grille glücklich aus dem Kopf ſchlug[5].

---

[5] Biogr. II 233/37; confuser I 182 f (hier ist Helmine erst von der Tochter, dann von der Frau des pappenheimischen Kutschers geboren). Wegen Pappenheim und Bernadotte s. ebenda S. 156 f. In Pücklers Briefen an Lucie wird, so weit ich sehe, die Neigung des Königs zu Helmine nur zweimal gestreift: Pückler schildert ihr „Berlin,

Wohl durch Koreff lernte Pückler Hoffmann kennen und bezeigte ihm „freundſchaftliche Beachtung“[6]; Hoffmann ſeinerſeits bezeichnete Pücklern 1817 „in vieler Hinſicht als mir geiſtesverwandt“[7], abgeſehn davon, daß er ihn als ſchöpferiſchen Kochkünſtler ehrte[8].

Hoffmann und Pückler ſcheinen ſich gelegentlich unterhalten zu haben über das verfallene Haus Unter den Linden 9 und ſeine räthſelhafte Beſitzerin, eine ältere Dame, über deren Verhältniſſe niemand ſicheres wußte. (Sie war,

---

den 3. früh 11 Uhr“ (von der Assing wohl mit Recht unter das Jahr 1817 gestellt), wie der König ihn „ganz schüchtern und halblaut“ nach „Fräulein Helmine“ fragt (V 83) und recht niedergeschlagen ist, als er hört, daß sie leide; acht Jahre darauf, am 28. Dec. 1825, schreibt Pückler, nachdem er zum ersten Male die Fürstin von Liegnitz gesehn: „Helmine ist meines Erachtens, wenn sie gesund wäre, noch immer weit hübscher“ (VI 282 Mitte).

Die Abreise des Königs nach Karlsbad geben wir nach Klödens Biographie S. 260. Im nächsten Jahre fuhr der König (am 24. Juni) zunächst nach Teplitz und reiste erst von dort, vierzehn Tage später, nach Karlsbad weiter, also hat Adelheid in ihrem Bericht an Varnhagen doch wohl das Jahr 1816 gemeint.

6. So H's bescheidener Ausdruck, oben S. 326 Z. 2–4.

7. Nachtstücke II 10 Z. 8 f (näheres unten). Daß Pücklers Individualität in der That 1816 auch Männer fesseln konnte — in einer Zeit, wo man noch hoffen durfte, daß dieser Most sich einmal zu starkem Weine klären würde — wird begreiflich, wenn man von einzelnen seiner damaligen Streiche hört, z. B. von dem Maskenball zu Muskau, der nicht nur in Hoffmann'scher Manier erdacht und durchgeführt ist, sondern der auch in einem ganz Hoffmann'schen Tone geschildert wird (in einem Briefe an den Weimarer Hofmarschall Freiherrn Emil Spiegel von und zu Pickelsheim — nicht Grafen von Spiegel, wie die Assing ihn nennt — vom 17. Februar 1816: Briefw. V 464 f). Man kann sich kaum etwas humoristischeres in Hoffmanns Sinne denken, und die Aehnlichkeit beruht offensichtlich nicht auf Nachahmung sondern auf einer gewissen Verwandtschaft des Temperaments. Daneben besteht freilich ein erheblicher Unterschied des Charakters, den Hoffmann nicht gleich erkannte. Bei unserem Dichter sind die Opfer solcher Streiche immer äußerlich höher gestellte (von wirklichen Personen 1794 der Onkel Otto in Königsberg [s. I 44–46], 1802 der General von Zastrow in Posen, 1821 der Geheimrath von Kamptz in Berlin; von fingirten Gruppen 1810 die Gesellschaft beim Geheimrath Röderlein und 1819 der Hof zu Sieghartsweiler); Hoffmann muß sich ein Ventil schaffen, er will sich beweisen, daß er innerlich diesen Gewalthabern überlegen ist. Pücklern dagegen, der bis ins höchste Alter vor jedem höherstehenden katzbuckelt, ist es lediglich darum zu thun, sich seine Ueberlegenheit über untergeordnete Personen noch einmal vor Augen zu führen — mögen diese auch seine Gäste sein.

8. S. o. Nr. 256 (Facs. vor S. 459) aus Nr. 3.

wie hier feſtgeſtellt ſein mag, 1750 in Berlin geboren als Tochter des bekannten Wegely, der zwei Jahre vorher die (jetzt königliche) Porzellan-Manufactur begründet hatte, die er freilich 1757 an Gotzkowsky verkaufen mußte[9]. Immerhin blieb ihm ſo viel, daß die Hand ſeiner Tochter Caroline Wilhelmine dem 1746 geborenen Lieutenant Friedrich Wilhelm Ludwig von Arnim aus dem Hauſe Kröchlendorff begehrenswert erſchien; 1775 fand in Berlin die Trauung des Paares ſtatt[10]. Arnim ſcheint alsbald als Hauptmann den Abſchied genommen zu haben, um ſeinen ſchon über 60 Jahre alten Vater in der Bewirthſchaftung des Gutes zu unterſtützen. Dort, auf Kröchlendorff, gebar ihm Caroline Wilhelmine zwei Söhne, 1777 Friedrich[11] und 1779 Wilhelm Ludwig. Auf die Dauer vermochte ſich jedoch die Berliner Bürgerstochter nicht in dieſer feudalen Umgebung zu behaupten; insbeſondere mag die Schwiegermutter, eine geborene Gräfin von der Schulenburg aus dem Hauſe Wolfsburg, ihr hart zugeſetzt haben. Die Ehe wurde getrennt: Arnim blieb auf dem Gute, deſſen Eigenthümer er 1788 wurde; Caroline Wilhelmine zog ſich verbittert nach Berlin zurück und hauſte dort einſam und menſchenſcheu in ihrem Hauſe Unter den Linden 9. So weit man in Berlin überhaupt von ihrer Exiſtenz wußte, hielt man ſie für eine Wittwe; ſie ſelbſt ſcheint ſich dafür ausgegeben zu haben, um Gerede zu vermeiden[12].)

---

9. J. D. F. Rumpf, Berlin und Potsdam^4 (1823) I 572.

10. Gothaisches Geneal. Tb. der Adeligen [recte Uradeligen] Häuser 1903 S. 63.

11. Dessen Sohn Oskar (1813—1903) heirathete 1844 Bismarcks Schwester Malwine (1827—1908); deren jüngere Tochter Sibylle (geb. 1864) heirathete 1885 Bismarcks Sohn Wilhelm. Die Besitzerin des ‘öden Hauses’ ist also die Großmutter von Bismarcks Schwager und die Urgroßmutter von Bismarcks zweiter Schwiegertochter.

12. 1812 wird sie in Sachs' Wohnungsanzeiger als „Wittwe“ bezeichnet, Sommer 1820 in Boickes Allg. Adreßbuch als „Verwittwete Majorinn“; nach ihrem Tode, 1823/24, erscheint sie in den Polizei-Acten über das Grundstück, die mir Herr Polizei-Sekretär Oskar Suder freundlichst zugänglich gemacht hat, abwechselnd als Hauptmanns- und als Majors-Wittwe. Wegeners Haus- und General-Adreßbuch nennt sie Ende 1821 vorsichtiger Weise nur „Majorin“.

Das Richtige hat wohl der expedirende Kammergerichts-Sekretär Hofrath Johann Friedrich Wilhelm Zier angegeben, der seit Jahrzehnten für die beiden Berliner Obergerichte der erste Vertrauensmann in Cassensachen war und anscheinend auch die Angelegenheiten der Frau von Arnim verwaltete; er meldete dem Pfarramt der Dorotheenstädtischen Kirche (nach deren, von mir eingesehenem, Sterberegister), daß „Frau Caroline Wilhelmine separirte Hauptmann von Arnim geborne Wegely“ am 26. Mai 1823 Nachmittags 4½ Uhr im 71. Lebensjahre am Schlage gestorben sei, u. z. „unter den Linden Nr. 9 im eignen Hause.“

Das schmale, tiefe Grundstück wurde, nach den vorher erwähnten

Mehr freilich als für die Alte unter den Linden, die nur den Reiz des Geheimnißvollen für ſich hatte, intereſſirten Hoffmann und Pückler ſich für die ſchöne, kalte Helmine Lanzendorf, deren Familienverhältniſſe übrigens zu mindeſtens ebenſo unklar waren. Wie wir weiter unten ſehen werden, hat Hoffmann ſie offenbar in einer großen Geſellſchaft, an der auch Pückler theilnahm, als Tiſchdame gehabt und ihr damals gerathen, nervöſen Kopfſchmerz durch einen Schluck Champagner zu vertreiben. (Möglich iſt es auch, daß Pückler dann beim Caffee auf Hoffmanns intereſſirte Frage nach den Perſonalien ſeiner Tiſchdame in ausweichendem Scherze mit geheimnißvoller Stimme geſagt hat, das wiſſe niemand, aber am Ende hänge ſie zuſammen mit jener myſteriöſen Alten. Der phantaſtiſche Koreff mag darauf dieſe genealogiſche Hypotheſe in dem Sinne ausgemalt haben, daß die verlaſſene Frau ihren treuloſen Junker vorübergehend wieder nach Berlin gelockt und dort ein Liebesfeſt gefeiert habe, deſſen Frucht Helmine ſei.)

Einige Wochen nach Vollendung des 31. Lebensjahres, am 20. November 1816[13], verlobte Pückler ſich mit der (einſtweilen noch verehelichten) Gräfin Lucie von Pappenheim.

[1817.]

Anfang des Frühjahrs 1817[14] reiſte er auf ſeine Standesherrſchaft, um ſie als den künftigen ehelichen Wohnſitz zu verſchönern; er legte jetzt den Grund zu ſeinem wirklichen Hauptwerk, dem Park von Muskau. Für dieſe Schöpfung ſparte er kein Geld, weder ſein eigenes noch das ſeiner Braut: dieſe wurde unaufhörlich in Contribution geſetzt und gab ihm auf ſein wiederholtes Drängen ſchließlich eine anſcheinend faſt unbegrenzte Vollmacht über ihr Vermögen; nur eine Rente von 500 Thalern ſicherte ſie ihrer Helmine[15]. Täglich arbeiteten „wenigſtens 200 Menſchen" für Pückler[16], und allein im März und April gingen 36000 Thaler, alſo über 100000 Mark, dabei drauf[17]. Befriedigt ſchreibt Pückler am 14. Mai[18]: „es geht im Grunde alles nach Möglichkeit raſch vorwärts, nur koſtet es ein Bischen viel Geld. Das mußt Du nun freilich hergeben; dafür werde ich für Dich ſorgen wenn wir verheirathet ſind".

Vor ſeinem Weggange hatte er Hoffmann aufgefordert, ihn auf ſeiner Herrſchaft zu beſuchen. Dort hatte er bald nach der Ankunft im Nachlaſſe ſeines gutmüthigen Großvaters Callenberg[19] die Abſchrift eines Briefes von

---

Polizei-Acten, am 12. August 1824 verkauft an Johann Gottlieb Siegmeyer, Geheimen Calculator am General-Postamt, der alsbald das Haus abriß und mit einer vom König bewilligten financiellen Beihülfe die Kleine Mauerstraße durch das Grundstück legte, die gewiß schon mancher unserer Leser dankbar benutzt hat. — Arnim überlebte seine „Wittwe" fast um zwei Jahre; er starb am 15. März 1825 auf seinem Gute.

[13] Biogr. I 158.

[14] Nach den Briefen an die Braut IV 194/97.

[15] Ebenda S. 262 Mitte.

[16] Ebenda S. 255 Mitte.

[17] Ebenda S. 241 oben.

[18] Ebenda unten.

[19] S. o. S. 596 unten, 597 Mitte.

Mozart geſandt; er kündigte am 6. April ſeiner Braut deren Zuſendung an mit einem Briefe[20], der „Hofmann's" 'Nachtſtücke' erwähnt, bat aber „ſehr um die Zurückſendung", da er „kein anderes Exemplar davon habe" und „nicht leicht etwas rührend Intereſſanteres kenne". Am 10. ſandte er die Abſchrift (die verlegt geweſen war)[21]; nachdem er ſie zurückerhalten, ſchrieb er Lucien am 13.[22]:

> Mozart's Brief werde ich Hofmann kommuniziren, und ihm dabei ſein Verſprechen, Muskau zu beſuchen, in's Gedächtniß rufen.

Das letztere wenigſtens hat Pückler ausgeführt; es gelang Hoffmann jedoch nicht, Urlaub zu erhalten[23].

Auch Lucie ließ in Muskau lange auf ſich warten; ſie hatte gute Gründe, erſt ihre Scheidung und Auseinanderſetzung mit dem früheren Gatten durchzuführen und ihre Tochter zu verheirathen, ehe ſie mit Pückler zuſammenzog. — Pücklers Schweſter Bianca war mit dem Prinzen Karl von Schönaich-Carolath verheirathet; deſſen Bruder Heinrich, der zwei Jahre älter als Pückler und ſeit dem Februar 1817 Fürſt zu Carolath-Beuthen war, war der Gräfin Adelheid als Gatte zugedacht. Aber erſt um den 10. Juni kam das Projekt ins reine[24]. Um den 20. Juni berichtete ein Diener Luciens, den dieſe nach Muskau geſchickt, Pücklern von der fröhlichen Brautſtimmung von Mutter und Tochter[25], aber „die Helmine zieht ſich in ſich, die kann ſo was gar nicht recht mit anſehen. Sie ſagen aber, Comteſſe [Adelheid] wird ſie [nach Carolath] mitnehmen, und ſie will nun, da alles heirathet, auch heirathen." Wen, wiſſe er freilich nicht. — Lucie hielt Helminen begreiflicher Weiſe von dem feurigen Bräutigam fern, dieſer klagt: „Daß Helmina nicht mit auf's Jagdhaus kommt, iſt ſchade; ſie würde Dir die Einſamkeit, die Du nicht wohl ertragen kannſt, doch in etwas variirt haben. Soll denn meine ſanfte Mimi nun gar nicht herkommen? Ich glaube, die arme Kleine fürchtet mich wie eine Vogelſcheuche."

Während ſo der Bräutigam in Muskau mit gemiſchten Gefühlen[26] der reifen Braut harrte, fand zu Berlin am 1. Juli 1817 mit allem Pomp Adelheids Trauung ſtatt. Unter den durchlauchtigen und excellenten Angehörigen der Braut ſah als die Schönſte Helmine Lanzendorf.

Nachdem Lucie ihre Tochter verſorgt und ſich ſelber mit dem Reichsgrafen von Pappenheim auseinandergeſetzt hatte, fuhr ſie über Carolath nach Pücklers Jagdſchloß bei Muskau[27], ſie blieb dort bis in die zweite Hälfte des Auguſt und kam nach kurzem Aufenthalt in Berlin Anfang September wieder. — Unterdeß zerbrach die Welt ſich den Kopf über Helminens Zukunft. Niemand wollte glauben, daß das vielbegehrte Mädchen noch lange eine Demoiſelle Lanzendorf bleiben werde: die einen meinten, Pückler und Lucie würden ſie formell adoptiren und der König ſie zu einer Gräfin von Pückler-Muskau machen; andere behaupteten, ein jüngerer Bruder des Fürſten zu Carolath (alſo ein gemeinſamer Schwager von Adelheid und von Pücklers Schweſter), der 1795 geborene Prinz Eduard von Schönaich-Carolath, werde ſie ehelichen[28].

---

[20] Briefw. IV 198.

[21] Ebenda S. 212 unten.

[22] Ebenda S. 228.

[23] S. o. Nr. 192 Abs. 1 (S. 375 26).

[24] Briefw. IV 267 Mitte, 268 oben, 271 Mitte.

[25] Ebenda S. 275 f.

[26] Vgl. seine Briefe an sie vom 27.—29. Juni (Bd. IV, bes. S. 281, 283 und 286 oben).

[27] Biogr. I 176; Briefw. IV 296.

Prinz Eduard zog jedoch den Schnupftabak des freien Junggeſellen den Roſenfeſſeln der Ehe vor, und Pückler heirathete, mit der aufkeimenden Neigung für Helminen im Herzen, am 9. October deren Pflegemutter.

In dieſer Zeit will Hoffmann „einen langen ſehr verwunderlichen Brief“ an Pückler geſchrieben haben, den er dann zurückgehalten habe, da Pückler, wie er gehört, damals auf Reiſen geweſen ſei[29]. Er will darin über „eine ſehr feierliche Trauung eines überaus ſchönen jungen Paars“ berichtet haben — nicht über Pücklers eigene, wie wir oben S. 326 Note 2 als möglich hinſtellten, aber vermuthlich die des Fürſten zu Carolath-Beuthen und der Gräfin Adelheid —; er habe jedoch während der Feier nicht nach den Uniformen und Ordensſternen Umſchau gehalten, ſondern nach „jenem höchſt intereſſanten Mädchen“, das er einſt mit Champagner curirt. Weiter habe er in jenem Briefe erzählt, daß er ſich, „etwas ſomnambül geſtimmt auf einer ſchnöden Bank unter den Linden“ hingeſetzt habe und daß ſich dann ein ſeltſamer Mann, nämlich der ewige Jude, bei ihm eingefunden und ihm „die wunderbarſten Dinge“ erzählt habe.

Mag nun dieſer Bericht wirklich im Herbſt 1817 in Briefform aufgeſetzt worden ſein oder nicht, jedenfalls iſt er eine Doublette der im ſelben Jahre für den zweiten Band der ‘Nachtſtücke’ niedergeſchriebenen Erzählung ‘Das öde Haus’. Auch hier handelt es ſich um ein intereſſantes Mädchen, das der Erzähler Theodor mit Champagner curirt[30]; ſie heißt Edwine[31], und es bleibt ungewiß, ob wirklich die von ihrem Gatten verlaſſene Gräfin Gabriele, die ſie erzieht, ihre Mutter iſt, oder nicht vielmehr die Beſitzerin und Bewohnerin des öden Hauſes[37]. Auch hier ſitzt der Erzähler ein anderes Mal auf einer Bank unter den Linden und wird von einem unheimlichen Manne angeredet, der ihm einen Zauberſpiegel verkauft. Am Anfang und am Schluß der Geſchichte tritt Graf P[ückler] auf, der dem Erzähler die räthſelhafte Abgeſchloſſenheit des Hauſes neben der Fuchs'ſchen Conditorei erſt (S. 10 f) durch eine phantaſtiſche Combination, darauf (S. 11) durch eine rationaliſtiſche Angabe und erſt auf jener Geſellſchaft beim Caffee (S. 61 f) richtig erklärt; wegen der letzten Geheimniſſe muß er ihn freilich an den Dr. K[oreff] verweiſen[38].

---

[28] Beide Versionen erwähnt Pücklers Mutter 30. August: Briefw. V 467.

[29] S. o. Nr. 192 Abs. 2 (S. 326 f). Die Note 4 dort ist zu streichen.

[30] In der Darstellung des Briefes (oben S. 326 Z. 7—3 v. u.) beweist er ihr, „daß der zarte keusche Schaum des sphärischten aller Weine, nehmlich des Champagners, von Rosenlippen genippt ... jeden Kopfschmerz der Inhaberin jener Lippen verscheuche“, in der Erzählung (S. 60 f.) deutet Theodor, um seiner Nachbarin aus der Verlegenheit zu helfen, deren Thränen als „Folge des nervösen Kopfschmerzes, ... wofür nichts besser hilft, als der muntre kecke Geist, der in dem Schaum dieses Dichtergetränkes sprudelt.“ „Mit diesen Worten“ — fährt der Erzähler fort — „schenkte ich Champagner, den sie erst abgelehnt, in ihr Glas ein, und indem sie davon nippte, dankte ihr Blick meiner Deutung der Thränen“. Es liegt auf der Hand, daß der Brief das wirkliche Erlebniß bringt, das die Erzählung umgedeutet hat.

[31] So lautet der Name beim ersten Vorkommen (S. 61 unten), erst am Schluß (S. 72—74) wird Edmonde daraus gemacht.

II. Pückler als Hardenbergs Schwiegerſohn und Helminens Liebhaber.

[1. Als Koreffs Schmeichler und Hoffmanns Gönner.]

[1818.]

Im März 1818 riß Pückler ſich mit Schmerzen von der geliebten Stieftochter los, um mit der Gemahlin nach Paris zu fahren[1]. Aber dort konnte

---

[37] Ebenso geheimnißvoll ist in der zwei Jahre darauf concipirten Biographie Kreislers die Herkunft der Prinzessin Hedwiga, deren Name gleichfalls an „Helmina" anklingt. Sie wird erzogen als Tochter des Fürsten Irenäus und der Fürstin Maria, ihre wirkliche Mutter aber ist wahrscheinlich die Räthin Benzon (s. Einltg. zum Kreislerbuch, XXXVII f). Auch andere Züge sind den beiden räthselhaften Mädchengestalten gemeinsam: Hedwiga wird behütet von einer alten Zigeunerin (Chiara oder Magdala), die sie wohl auch als Kind mit ihrer Halbschwester vertauscht hat (Krb. XXXII f, XXXVIII Schluß der Note); ganz ebenso Edwine. Kreisler steht mit Hedwiga in magnetischem Rapport, und zwar seltsamer Weise ohne sie zu lieben (Krb. XXXVIII Z. 7—13); ebenso ergeht es Theodor mit Edwinen und deren muthmaßlicher Mutter. Man darf also der freilich nur flüchtig skizzirten Figur der Edwine die Ehre erweisen, sie als Vorstudie für die der Hedwiga aufzufassen, die ich im Kreislerbuch S. XLVIII oben zu charakterisiren versucht habe und die ich auch heute noch für die interessanteste Frauengestalt Hoffmanns halte.

[38] Das öde Haus ist 1888 von Julius Rodenberg identificirt, der Graf P. 1899 von Eduard Grisebach und der Dr. K. 1909 von Carl Georg von Maaßen (der es allerdings versäumt, auf Koreffs Beziehungen zu Pückler hinzuweisen). Der angebliche Brief von 1817 ist bisher nicht herangezogen.

II.

1. Pückler fuhr nach Dresden vorauf und schrieb Lucien von dort unterm 3. und 4. März — vielleicht verschrieben für April, was ja im Monatsanfang leicht geschieht; vgl. unten Note 27 (die Assing stellt den Brief

er an nichts als an die verlaſſene Helmine denken; noch fünf Jahre ſpäter, am 23. Juni 1823, ſchreibt er ſeiner Frau in der Erinnerung daran[2]: „Bei der unglücklichen franzöſiſchen Reiſe hatte ich die Leidenſchaft für Helmine im Herzen, die mir wirklich eine martervolle Pein bereitete, an die ich noch immer mit einer Art von Schauer denke. Es war alles ſo romanhaft, ſo ſeltſam gegangen, daß meine Einbildungskraft davon auf's heftigſte ergriffen war . . . Dies ſtumpfte mich für jedes Vergnügen ab, und machte mir im Gegentheile alles widerwärtig. Ich muß dich, arme Schnucke, nicht wenig gequält haben, obgleich ich mir übernatürliche Mühe gab, dich nicht zu kränken.“

Im Herbſt 1818, u. z. vom 9. bis zum 19. September, vom 26. September bis zum 18. Oktober und vom 1. bis zum 21. November, hielt ſich Pückler in Aachen auf, um ſich auf dem dortigen Congreß zu amüſiren und vielleicht bei der Gelegenheit auch etwas praktiſches zu erreichen[3]. Er berichtete ſeiner „klugen, guten, liebenswürdigen und nie genug zu verehrenden“[4] Gattin regelmäßig über ſeine geſellſchaftlichen Erfolge, ſeine Langeweile und ſeine ſonſtigen Stimmungen, unter denen bald wieder die Sehnſucht nach Helmine die Oberhand gewann. Von einem Abſtecher nach Brüſſel ſchreibt er der Gemahlin am 22. September[5]:

> Es geht mir wie in Paris, gute Schnucke . . . ich werde nimmer ruhig und zufrieden ſein können, wenn die Thörin einem Anderen zu Theil wird, als höchſtens einem alten und recht widerwärtigen, der ihr bloß dégoût einflößen kann. Sei alſo, Herzensſchnucke, nicht leichtſinnig damit [!!], wenn Dir meine Ruhe und mein Glück am Herzen liegt, et ne faites pas de mariage sans mon consentement et à mon insçu: Ich würde es nie überwinden, et puisque, chère Schnucke, vous êtes mon âme damnée, il ne faut ni raiſonniren ni réfléchiren, mais faire ce qui me plait. Oui, Schnucke, telle est votre destination, telle est votre vertu, tel est votre devoir.
>
> Dafür, ſüße Schnucke, bin auch ich Dir mit Leib und Seele eigen [!] . . . ich bitte alſo, beſte Schnucke, wenn Du von mir die Nachricht meiner Abreiſe erhältſt, ſie ſogleich nach Muskau kommen zu laſſen.

V 222 f., unter das Jahr 1819; die Heirath wird aber darin durchweg als Neuigkeit für die Dresdner Bekannten hingestellt, und es ist von der bevorstehenden Reise nach Paris die Rede). Erinnerungen aus Paris enthalten dann (außer den weiter unten genannten) drei Aachener Briefe aus dem October 1818 (in Bd. V): vom 8. (S. 151 Mitte), vom 13. (S. 163 oben) und vom 16. (S. 167 oben).

[2] Ebenda S. 413.

[3] Ebenda 102—216. 277—280. S. 126 soll es nicht „den 29." sondern „den 26." heißen, wie das vorangehende und das folgende (S. 128 unten) beweist.

[4] So ebenda S. 113 Mitte.

[5] Ebenda S. 120/21.

(Wir hoffen, Vergebung für die Wiedergabe dieſer Briefſtelle zu erhalten, die freilich nichts mit Hoffmann zu thun hat, die aber wie kaum eine andere ſowohl die Denk- wie die Schreibart Pücklers charakteriſirt. Zudem illuſtrirt ſie ſehr lehrreich den Gegenſatz zwiſchen ἔρως (amor) und ἀγάπη (caritas) — zwei Begriffen, die wir unverantwortlicher Weiſe durch die ſelbe Vokabel wiederzugeben pflegen.)

In dieſem Sinne geht es faſt in jedem Briefe weiter[6]; in einem beſonders leidenſchaftlichen Ausbruche vom 4. Oktober[7] heißt es — wie immer in der ſpecifiſch Pückleriſchen Miſchung von Weinerlichkeit und Brutalität:

> Du, liebe Schnucke, mußt die Rolle deſſen ſpielen, der mich tröſtet und aufrichtet, wenn Du mir Heil bringen willſt, aber wie ein liebender Engel(!), ſanft und ohne Leidenſchaft, nie eingreifend in des armen Sünders Wünſche mit Unmuth oder Eiferſucht. Gute Schnucke, ſonſt werde ich Dir unter den Händen verwelken! Das fühle ich tief . . .
>
> Es iſt recht hohe Zeit, daß ich von hier wegkomme, denn ich fühle mich ganz wie in Paris, und noch zehnmal unglücklicher, in jeder Hinſicht.

Er möchte, wie er dann breit ausführt, den Winter 1818/19 mit den beiden Frauen, die er „auf verſchiedene Art, aber einzig in der Welt liebe" im Süden verleben:

> Ich verlange wahrlich nicht zu viel, denn Du ſollſt nur mich mit einer Anderen theilen, und ich ſoll nach Deinem Wunſch die Andere ganz entbehren.

Am 7. wird der junge Ehemann noch deutlicher[8]:

> Es iſt wahr, hätteſt Du auch neben allen Deinen übrigen Vorzügen die Jugend und Schönheit in dem Grade, wie Du ſie einſt beſaßeſt, ſo würde ich Dich vielleicht in jeder Hinſicht mit Leidenſchaft lieben, vielleicht auch nicht . . . Du biſt mir faſt alles in der Welt, nur in Einem liebe ich eine Andere . . .

Der Staatskanzler war in den erſten Wochen durchaus nicht zu ſprechen geweſen für den charmanten Schwiegerſohn, und von ſeinen Räthen war auch keine Förderung zu erwarten; „Am eheſten von Allen", meinte Pückler am 1. Oktober[9], werde Koreff ihm einen Dienſt leiſten, „der bei weitem der Gemüthlichſte und auch der Genialiſchſte iſt". Am 14. kann er endlich melden[10]: „Das Eis bei Deinem Vater ſcheint nun durch Koreff gebrochen zu ſein." Er rühmt die Vertraulichkeit der Fürſtin und ihrer Geſellſchafterin (es handelt ſich um die ſomnambule Bäckerstochter Friederike Hähnel genannt

---

[6] Im September noch ebenda S. 111/12. 115. 117. 132 unten. 134.

[7] Ebenda S. 138–144.

[8] Ebenda S. 148 unten.

[9] Ebenda S. 135.

[10] Ebenda S. 164.

Huck-kuk-kuk, die Koreff einſt als Werkzeug ins Haus gebracht hatte) und fährt fort: „Glaube mir, ich habe ganz richtig geſehen, wenn ich Koreff für den Geſcheuteſten aber auch für den Gemüthlichſten und Beſten im Hauſe gehalten habe.“

Seit dieſer Zeit, Mitte Oktober, concentrirten ſich Pücklers Wünſche auf einen Geſandtſchaftspoſten. Am 17. October ſprach er mit dem Sectionschef im Miniſterium des Auswärtigen Johann Ludwig von Jordan[11], der ihn jedoch an Hardenberg ſelbſt verwies[12]. Am nächſten Morgen ſuchte er Koreff auf[13], hörte eine halbe Stunde lang bewundernd deſſen Gedichte an und erhielt dann den Rath, in einem formellen Schreiben den Staatskanzler um einen diplomatiſchen Poſten zu erſuchen. Pückler ſchrieb alſo an Hardenberg[14], er habe den Drang, ſich nützlich zu machen, und werde „mit Vergnügen ganz ohne Gehalt“ dienen; ſeine Stellung „erlaube“ ihm allerdings nicht, „einen geringeren als einen Geſandtſchaftsposten anzunehmen“. Natürlich thue er dieſen Schritt weniger „um eine Gunſt zu erlangen“, als um ſeiner „Pflicht als Staatsbürger und Unterthan Genüge zu leiſten“. Koreff übergab das Schriftſtück dem Staatskanzler[15] und redete ſich und ſeinem Schützling ein, nun ſei dieſem die Geſandtſchaft in Conſtantinopel ſo gut wie ſicher; er malte ihm lebhaft aus, daß er mit einem Gefolge von Forſchern dorthin ziehn und auch für die Wiſſenſchaft Ruhm ernten werde[16]. Pückler berichtet das alles am 3. November ſeiner Frau und jauchzt[17]: „wie intereſſant iſt es von daher zurückzukommen! J'y vais comme Bonaparte en Égypte.“ (Man ſieht: der vollendete Heldentenor!) Am Abend dieſes Tages beruhigte ihn Koreff auch ſchon darüber, daß er „nicht gratis dienen werde“; Pückler meldet das am nächſten Morgen nach Muskau[18] und fügt hinzu, die Stellung ſei alſo „bei unſerer Lebensart, die überall ſo koſtſpielig wie die eines Geſandten iſt, eher eine Hülfe“.

Am 5., 12. und 15. November hatte Pückler zuſammen mit Koreff u. a. ſeinen alten Schulfreund Cäſar, jetzt preußiſchen Rittmeiſter a. D., als Gaſt bei ſich[19]; dieſer hatte vor kurzem Conteſſa oder Hoffmann ſelber geſprochen und theilte Pücklern jetzt mit, daß Hoffmann binnen kurzem ein ſtark ſatiriſches Werk veröffentlichen werde[20].

Zwei Tage nach der letzten dieſer Geſellſchaften berichtet Pückler ſeiner Frau zuſammenfaſſend[21] als Ergebniß ſeiner Thätigkeit, er habe „drei Affairen in gutem Gange: 1) die Geſandtſchaft nach Konſtantinopel, 2) den Wladimir um den Hals, welches durch den General Schöler betrieben wird, 3) la croix de

---

[11] 1773—1848, von Januar 1819 bis Juli 1848 preußischer Gesandter in Dresden; vgl. Bailleu ADB 14, 506.

[12] Briefw. V 189. Vgl. folgende Note.

[13] Ebenda S. 189/90; der Tag nach S. 171 Mitte.

[14] Ebenda S. 194 f.

[15] Ebenda S. 187 unten.

[16] Ebenda S. 188 oben.

[17] Ebenda S. 188 unten.

[18] Ebenda S. 197 oben.

[19] Ebenda S. 198 f. 209 f. 214.

[20] S. o. S. 330, 2. Hälfte.

[21] Briefw. V 215.

M. Louis, die durch den Geheimen Legationsrath Schöll in Paris verſucht wird. Nach der Lenormand, die ich geſtern noch einmal befragt habe, wird meine Anſtellung nicht vor 15 Monaten erfolgen. Sie hat wiederholt in den Karten geleſen, daß ich etwas Beſonderes finden würde“. Dies iſt alſo die Quinteſſenz von Pücklers Thätigkeit in Aachen, die wir S. 380 Note 3 noch nicht genügend zu würdigen wußten. Wir wären aber auch jetzt vielleicht nicht näher darauf eingegangen, wenn nicht der freigebige Koreff, wie wir gleich ſehen werden, Hoffmann eine diplomatiſche Stelle in Pücklers Gefolge zugedacht hätte.

Am Mittag desſelben 17. November hat Pückler auch den Polizeiminiſter Fürſten zu Sayn-Wittgenſtein-Hohenſtein ſchriftlich um ſeine Verwendung; er berichtete das dann gleich ſeiner Frau[22] und kündigte ihr noch im ſelben Briefe am Abend ſeine baldige Rückkehr an. Am Tage darauf, dem 18. November, machte Hardenberg ſeinem Schwiegerſohn nach deſſen Auffaſſung „ziemlich poſitiv“ Ausſicht, zwar nicht nach Conſtantinopel aber nach Madrid zu kommen. In dem Briefe, in dem Pückler dieſe neueſte Hoffnung der Gattin mittheilt, heißt es weiter:

> Ehe ſechs Wochen vergehen, ſagt Koreff, ſoll ich beſtimmt wiſſen, woran ich bin . . .
>
> Spanien und Konſtantinopel, beide Poſten ſind ſehr intereſſant. Nach Koreff's Idee ſoll ich Hofmann und Bartholdy mitnehmen. Von Spanien aus wird ein Abſtecher nach Marokko und zu den Barbaresken gemacht.

So reiſte er drei Tage drauf mit der ſicheren Erwartung auf einen Geſandtſchaftsposten ab: „iſt es nicht bei der erſten Vacanz, doch gewiß bei der zweiten.“[23]

Auf der Rückreiſe, in Frankfurt am Main, fand er am 22. November Briefe von Lucie vor, wonach dieſe Helmine vor ihm nach Carolath in Sicherheit bringen wollte. Er ſchilt und jammert ſeitenlang darüber und wimmert: „Ich bin ganz krank davon, und ganz verſtimmt. Es iſt, als wenn alle meine ſo lang gehegte Freude in den Brunnen gefallen wäre!“

---

22. Dieser Brief, datiert „Den 17. Mittags“ und „Abends“ sowie der folgende Brief mit den Daten „Den 18., Abends“ und „Den 19. früh“ ist von der Assing (V 277—280) als Nr. 80 resp. 81 unter die Berliner Briefe vom März 1820 gestellt! Beide Briefe bilden aber die nothwendige Ueberleitung von dem Briefe aus Aachen Nr. 43 („Den 16., früh“ — „Nach Tisch“ — „Den 17. früh“) zu dem von der Rückfahrt Nr. 44 („Andernach, den 22. früh, 10 Uhr“ u. s. w.) und waren also hinter S. 215 zu stellen.

Das Richtige bezüglich des Inhalts des uns besonders interessirenden zweiten Briefes hatte die Assing 1872 bereits gebracht! (S. Biogr. I 179.)

23. Briefw. V 216 unten.

24. Ebenda S. 220 Mitte.

Der nun folgenden Fahrt von Frankfurt nach Muskau erinnerte er ſich noch 1829 lebhaft[25]: „ich hatte . . . ſchon Dich, meine Alte, wußte Dich aber damals noch nicht gehörig zu würdigen, und hatte Liebe, verzehrende Narrheit im Leibe.“

(Dieſe Stimmung hielt, mit Schwankungen, noch Jahre lang an und ſtieg regelmäßig, wenn dem armen Kinde wieder einmal ein Freier winkte. Als ein polniſcher Edelmann ſich um das Mädchen bemühte, hieß es: „Ehe Helmine heirathet, muß ich ſie noch einmal ſehen, am liebſten in Muskau, aber natürlich ohne ihren Polaken, der mir doch ein wenig durch den Kopf geht“; „nur noch einige Wochen ungeſtört ſie zu ſehen wünſche ich, wo, iſt mir gleich. Nur wenn es wegen des neuen Bräutigams in Muskau nicht gehen ſollte, ſchlug ich Teplitz vor.“ „Willſt Du, gute Schnucke, mich vor Unruhe und vielleicht tiefſtem Weh bewahren, ſo laß mich Helminen vor ihrer Heirath noch einmal einige Wochen frei und ungeſtört ſehen . . . mein gutes Herz und meine Eitelkeit wünſchen beide qu'elle puisse dans les bras d'un autre au moins regretter de temps en temps son ancien et son premier ami. Bin ich deſſen gewiß, ſo werde ich mich über den Verluſt gänzlich tröſten“.[26] — In einem anderen Falle war Pückler auf einen Muſiker eiferſüchtig und jammerte: „Nur eine Nacht oder [einen] Tag laß mich noch mit ihr allein ſein“. „In meiner Imagination iſt jetzt . . . Helminens Reiz mit Deiner Seele und Deinem Geiſt verſchmolzen“. „Meine Helminomanie iſt eine pſychologiſche Merkwürdigkeit.“[27])

[1819.]

Das Erſcheinen des 'Klein Zaches' verzögerte ſich bekanntlich „wider alles Vermuthen“[28] bis in das letzte Drittel des Januars 1819. Hoffmann erfuhr am 24., ſeinem Geburtstage, von Koreff[29], daß Pückler heimgekehrt ſei; vermuthlich hat der Freund ihm auch den ſpaniſchen Traum nicht verſchwiegen. Jedenfalls beeilte Hoffmann ſich, dem Geſandten in ſpe das Märchen mit dem oben unter Nr. 192 mitgetheilten Begleitbrief zu ſenden.

Pückler revanchirte ſich, wie unſere Leſer wiſſen, am 2. Februar ſehr artig durch eine Originalzeichnung Callots mit einem Autograph des Meiſters auf der Rückſeite; in dem Begleitbrief, unſerer Nr. 195, kündigte er ſeinen baldigen Beſuch in Berlin an und ſprach die Hoffnung aus, daß Hoffmann ihn bei der Rückfahrt nach Muskau begleiten werde[30].

---

25. Briefw. VI 436 oben.
26. Aus einer Teplitzer Briefreihe, am Schluß der Saison, also etwa Ende August, in einem unbekannten Jahre geschrieben. Die Briefe stehen bei der Assing V 92–96 als Nummern 3–5 und 2; sie stellt sie mitten in den Winter (Anfang 1818)!
27. Aus zwei Briefen, die am 1. März [1818?] und kurz darauf vor einer Reise ins Ausland geschrieben sind; sie stehen ebenda als Nr. 6 (S. 96 f.) und Nr. 1 (S. 91 f.).
28. S. unsern Bd. I, S. 267 unten.
29. S. o. Nr. 192 Abs. 3 (S. 327).
30. S. o. S. 332 oben.

In der That kam Pückler am 26. Februar nach Berlin, um endlich zu erfahren, ob er in Conſtantinopel oder in Madrid nöthiger ſei. Gleich am nächſten Tage begab er ſich zum Fürſten Anton Radziwill, um zu deſſen Ball am 1. März eingeladen zu werden, und zum Herzog Karl zu Mecklenburg, um eine Einladung zum 2. zu erhalten; drittens bat er am ſelben Tage den Fürſten zu Sayn-Wittgenſtein, ihn dem Könige zu melden. Aber von keiner Seite kam eine Einladung, wie er am 1. März höchſt betreten ſeiner Frau mittheilt[31]. In einer früheren Partie des ſelben Briefes, vom 28. Februar[32], berichtet er über die Aufnahme ſeines Gegengeſchenks bei Hoffmann:

> Koreff war ſehr freundſchaftlich, und Hofmann iſt, wie er mir erzählt hat, außer ſich für Freude über dem Callot. Er hat ihn, wie er ſagt, zu der Sammlung von Rezenſionen ſeiner Werke, als die ſchmeichelhafteſte von allen, gelegt[33]. Ich wollte ihn heute, ſo wie viele Andere, beſuchen, wenn mich nicht die böſe Migraine im Bett hielte.

Daß auch ſpäter, wie es ſcheint, aus dem Beſuche bei Hoffmann nichts geworden iſt, lag wohl an deſſen 6wöchiger ſchwerer Krankheit[34].

---

[31] Der Brief (mit den drei Daten „Den 28. Mittags im Bett" — „Um 10 Uhr Abends" — „Den 1. früh") ist ohne jeden Zweifel in Berlin am 28. Februar und 1. März 1819 geschrieben, von der Herausgeberin aber in Band IV S. 298—301 zwischen Pücklers Muskauer Bräutigamsbriefe aus dem Sommerhalbjahr 1817 gestellt. Die oben wiedergegebenen Mittheilungen stehen S. 300.

Die sonstigen Briefe aus diesem Berliner Aufenthalt stehn in Bd. V unter den Nrn. 48—63 auf S. 225—251, sind aber in folgender Reihe zu lesen (und nach den eingeklammerten Tagen zu datiren):

1) Nrn. 54 f (5.—7. März),
2) Nrn. 49 f (10.—13. März),
3) Nr. 48 (1. April),
4) Nrn. 51—53 (2.—4. April),
5) Nrn. 56—63 (9.—21. April).

[32] Briefw. IV 299 oben.

[33] Ein Jahr darauf, am 24. Januar 1820, schenkte bekanntlich Koreff selbst eine Mappe Callot'scher Original-Radirungen (die '*Balli di sfessania*') an Hoffmann. — Die Original-Zeichnung [wie natürlich auch die Mappe] fand sich 1822 in Hoffmanns Nachlaß vor und wurde am 26. oder 27. Juli versteigert: s. o. S. 547 Zeile 4.

[34] S. o. S. 336 Note 2. Ich möchte jedoch diese Krankheit jetzt in die Zeit von Anfang Februar bis Mitte März setzen: s. mein Nachwort zur 'Brautwahl' S. XII. Ein Billet an Reimer vom 11. März, das Wolfgang Goetz mir mittheilt und das in Band III nachgetragen wird, bestätigt, daß H. sich damals bereits „viel besser" befand.

Pückler ſetzte ſein bisheriges Auftreten fort, ſo gut die allmählich ſchwindenden Mittel es erlaubten (er ſchuldete dem Banquier ſeiner Frau bereits 90000 Thaler = 270000 Mark[35]). Im Eckhauſe der Straße Unter den Linden und der Friedrichſtraße (wo jetzt das Café Bauer ſteht) wurden ſechs Zimmer mit Kammer, Küche, Keller und Pferdeſtall gemiethet[36]; unſer Held vertrieb ſich die Zeit (und verſuchte zugleich Geld zu verdienen) mit Pferdehandel, mit faſt täglichem Spielen um hohe Summen und mit wilden Reiterkraftſtücken vor möglichſt großem Publikum, z. Th. auf Grund von Wetten[37]. Trotz der Vorurtheilsloſigkeit der regierenden Kreiſe war dieſe abenteuerliche Lebensweiſe kaum geeignet, Vertrauen für eine etwaige künftige Amtsführung zu erwecken. So klagt er am 7. März[38], Hardenberg ſei „völlig gleichgültig“ und Koreff „nicht mehr ſo dienſtfertig, als er in Aachen war. Sehr höflich, aber einigermaßen verlegen und viel weniger herzlich.“ Drei Tage darauf heißt es[39]: „Berlin iſt todter als je, nachdem der Karneval vorbei iſt. Unendlich langweilig. Ich freue mich ſchon wieder auf Muskau.“ — Mitte März kam die Gräfin dann nach Berlin, fuhr aber am 1. April wieder ab[40]; Pückler blieb mit gleichen Beſchäftigungen und unter gleicher Behandlung noch bis zum 25.[41]

Ende December kam er wieder nach Berlin, abermals ohne zum König oder zum Kronprinzen vorzudringen. Boyen nahm bekanntlich am 25. den Abſchied; Hardenberg ſchien „ſich mit einemmal ganz in die Arme der Ultras geworfen“ zu haben, wie Pückler am 29. ſchreibt[42]. Er fügt den Stoßſeufzer hinzu: „Wenn er es nur durchführt! Ich glaube aber, es fehlt ihm jede Energie, und er wird noch unglücklich enden.“

[2. Als Koreffs Feind und Hoffmanns Gegner.]

[1820.]

Fortan war Pücklern ſeine politiſche Richtung vorgezeichnet. Am 1. Januar 1820 berichtete er vergnügt über den Sturz Wilhelms von Humboldt[43], der ihn in Aachen am 3. November 1818 kennen gelernt[44] und vier Tage darauf bei einem Diner mit Recht ſcharf zurechtgewieſen hatte[45]. Natürlich machte Pückler am 2. Januar der Familie eine ironiſche Viſite. Vorher, beim Mittageſſen in Hardenbergs Hauſe, hatte er die Wahrnehmung gemacht, daß der Kanzler mit mit ſeiner derzeitigen (dritten) Frau, einer früheren Sängerin, „hell brouillirt“ und deren Günſtling Koreff gegenüber kühl ſei[46]. Am 11. Januar wiederholt er[47], Koreffs Einfluß auf Hardenberg ſei im Schwinden: „Der Oberpräſident Bülow, den ich mir als guter Hofmann ſchon ſehr gewonnen habe, iſt in dieſem Augenblicke derjenige, welcher den meiſten Einfluß hat, und auch als Chef die Umtriebsunterſuchungs-Kommiſſion leitet." Mit einer Miſchung von Bewunderung und Neid geht er dann auf einen Oberlauſitzer Landsmann über: „Der kleine Tſchoppe[48] ſteigt ſehr, und wird gewiß bald ſehr bedeutend werden. Er iſt der einzige, der bei der Umtriebs-Unterſuchung den Mantel nach dem Winde hängt, und wahrſcheinlich beide Partheien betrügt. Er dirigirt die Kommiſſion bereits als Regierungsrath immediat unter Bülow, der täglich beim Kanzler ſeines Lobes voll iſt." Am 21. Februar[49] ruft Pückler aus: „Die Zeit fängt an bedenklich zu werden! Männer von Kraft und ohne Furcht werden erfordert werden, um die Zügel ſchärfer zu halten, und mit eiſerner Fauſt die mörderiſchen Buben zu Boden zu ſchlagen. Da wäre ich an meinem Platze! Das fühle ich." — Daß jetzt nicht nur Koreffs wegen, Pücklers Beziehungen zu Hoffmann aufhörten, braucht nicht erſt belegt zu werden.

---

[35] Briefw. V 236 oben.

[36] Ebenda.

[37] S. seine regelmäßigen detaillirten Berichte darüber in den oben, Note 31, aufgezählten Briefen, besonders denen aus dem April.

[38] Briefw. V 238 unten.

[39] Ebenda S. 228 Mitte.

[40] Ebenda S. 225 unten, S. 226 Mitte und S. 227 Z. 7 und 6 v. u.

[41] Ebenda S. 247 Mitte und S. 250 letzter Absatz.

[42] Der Brief ist von der Assing in den folgenden Monat gestellt (V 266/69, die citirte Stelle S. 267)!

[43] Ebenda S. 252 Mitte.

[44] Ebenda S. 195 unten.

[45] Ebenda S. 199 unten.

[46] Ebenda S. 254 oben. Vgl. dazu unten S. 615/16.

Die Hoffnungen auf eine diplomatiſche Laufbahn ſind aber trotz aller Schneidigkeit geringer denn je. Schon am 2. Februar ſchreibt er[50]: „Uebrigens iſt mein Anſehen hier ſehr geſunken, ſeitdem man weiß, daß ich keine diplomatiſche Anſtellung bekomme, da jeder ſich [mit Recht!] ſteif und feſt einbildet, ich habe ſie geſucht, und ſei abgewieſen worden"; zum 6. März lädt ihn der ruſſiſche Geſandte Herr von Alopeus nicht ein, „wahrſcheinlich weil er nun weiß, daß ich keine diplomatiſche Perſon werde", und am 7. „iſt auch ein Ball bei Hofe, zu dem ich nicht gebeten bin, wie noch zu keinem, die bis jetzt ſtattgefunden haben"; auch hat ihn außer dem genannten ruſſiſchen Diplomaten „noch keiner der fremden Geſandten oder Miniſter zu Tiſche gebeten, obgleich viele große Diners geweſen ſind."[51] — So kann, wie er am 9. März ſchreibt, ſein tägliches Leben in Berlin „unter folgendes Schema ein für allemal gebracht werden"[52]: „Aufgeſtanden 11 Uhr. Gewaſchen und geſchrieben, auch gefrühſtückt bis 1 Uhr. Singſtunde. Angezogen. Promenade zu Pferde oder zu Fuß. Gegeſſen bei Deinem Vater. 7 Uhr zu Stägemann, Fouqué oder zu Haus. Thee getrunken. Geſchrieben, geleſen bis 1 Uhr oder 2, dann zu Bett." Bis Anfang Juni ſcheint er in Berlin ſo fortvegetirt zu haben[53];

---

[47] Ebenda S. 256.

[48] S. o. S. 496/97 und 503 unten, dazu weiter unten S. 617 Mitte.

[49] Von der Assing als Nr. 83 (V 282 f) zwischen Mitte März und Mai gestellt! Der Monat ergiebt sich mit Bestimmtheit aus einer in dem Brief erwähnten Pariser Nachricht. — Die citirte Stelle steht S. 282 unten.

[50] Ebenda S. 270/71.

[51] Ebenda S. 273 (Mitte und unten). Ganz ähnlich am 3. Mai (S. 287 Mitte): „Uebrigens werde ich hier sehr geringschätzig behandelt"; Hardenberg werde fast täglich eingeladen, aber stets ohne ihn.

[52] Ebenda S. 274/75.

[53] Ebenda S. 289 oben.

gelegentliche Pläne für den Muskauer Park[54], den er doch, wie ihm in lichten Momenten vollkommen deutlich war[55], nicht halten konnte, waren die einzige halbwegs ernſthafte Beſchäftigung. —

Seit dem Herbſt 1820 attachirte ſich Pückler faſt gewaltſam dem hinfälligen Schwiegervater. Er hatte ſchon im Mai des Jahres[56] erkannt, daß dieſer „nur noch kurze Zeit zu leben“ hätte, und war entſchloſſen, dieſe Friſt auszunutzen. Neben dem alten Wunſche nach einer Geſandtſchaft handelte es ſich für Pückler um eine möglichſt reichliche Entſchädigung für die 1815 fortgefallenen Einkünfte aus der Standesherrſchaft. — Allerdings wehrte ſich Hardenberg noch eine Zeit lang gegen den unwillkommenen Gaſt. Am 24. September ließ er ihm ausdrücklich ſagen, er wünſche allein zu ſpeiſen[57]; am 30. ließ er ihn zwar kommen, empfing ihn aber „ſehr kalt“: „die Entſchädigungsſache war ihm ganz entfallen!“[58] Der Kanzler ließ durchblicken, daß ihm Pücklers regelmäßige Beſuche nicht erwünſcht ſeien. „Ich werde aber“, ſchreibt Pückler entſchloſſen der Gattin, „doch ſo lange hingehen, bis mir die Thüre gewieſen wird.“ In der That empfing ihn der alte Herr, als er am nächſten Tage[59] wieder zum Eſſen erſchien, „mit einer Miene, die mir deutlich zeigte, daß er mich gar nicht erwartet hatte. Ich ließ mich aber nicht irre machen, und that recht unbefangen und wie zu Hauſe“. Dieſer Zudringlichkeit war der alte Mann auf die Dauer nicht gewachſen; er duldete Pücklern hinfort, wenn er ihm auch weder einen Poſten noch eine Entſchädigung verſchaffte.

[1821.]

Am 6. Mai 1821 ſuchte Pückler den Staatskanzler abermals in dieſen Angelegenheiten auf[60] und verbündete ſich nun mit der Hähnel. Dieſe war ihrem Gönner Koreff und der Hausfrau ſchon im Laufe des Jahres 1819 über den Kopf gewachſen und hatte offenbar die häuslichen Mißhelligkeiten herbeigeführt, die

---

[54] Ebenda S. 286: „Den 1.“ nämlich März (nicht, wie die Assing annimmt, April oder Mai).

[55] Ebenda S. 287 und mehr noch die folgende (3. Mai). Schon 7. März 1819 schreibt er (S. 238): „Ueberhaupt sieht es elend mit uns aus, und ohne einen *Deus ex machina* sehe ich nicht wohl ein, wie wir uns wahrhaft helfen wollen, denn alle die sanguinischen Projekte für Muskau sind höchst wahrscheinlich glänzende Chimairen.“

[56] Briefw. V 290 oben.

[57] Ebenda S. 292 Z. 8.

[58] Zweite Hälfte der selben Seite.

[59] Ebenda S. 294/95. Aehnlich schreibt er 1823 an Lucie, sie möge ihm beim König eine höhere Classe des Rothen Adler-Ordens erwirken: „Hilft's nichts, so schadet's nichts, und nur recht oft gebeten, am Ende muß man doch etwas bekommen, ist die sehr richtige Theorie des Bettlers.“ (Ebenda S. 408/09.) In der selben Angelegenheit schreibt er Lucien 1838 vom See Tiberias aus: „*On ... est refusé trois fois, et la quatrième on obtient.*“ (Biogr. II 105, die Zeit nach S. 93 unten).

[60] Briefw. V 299 f.

Pückler, wie wir hörten[61], Anfang 1820 im Hardenbergſchen Hauſe bemerkte. Wir erinnern auch an die Worte, die Hoffmann am 24. Juni 1820 an Hippel ſchrieb[62]: „Koreff ſehe ich beinahe gar nicht. Der Staatskanzler, der mir übrigens (früher einmal) die Ehre angethan, mich zu ſeiner Familientafel zu laden, iſt ganz umlagert von beſonderen[63] Leuten, und ich weiß nicht, welcher Wind jetzt noch weht." — Jetzt, am 10. Mai 1821, ſchreibt Pückler der Gattin[64]: „Koreff iſt gänzlich aus dem Sattel gehoben, und man hört jetzt am Tiſche nur über Juden ſchmähen und witzeln."

Im Herbſt 1821 erreichte die Hähnel (die ſich, wie weiland die Lichtenau, inzwiſchen pro forma hatte verehelichen müſſen, aber als „Pflegerin" Hardenbergs im Hauſe blieb), daß die Fürſtin und Koreff veranlaßt wurden, Berlin zu verlaſſen. Pückler, der für ſich und ſeine Frau daraus Capital zu ſchlagen hoffte, leiſtete dabei hülfreiche Hand, und zwar mit ſolcher Verſchlagenheit, daß ſeine beiden Opfer ihm noch lebhaften Dank wußten[65].

Nachdem Hoffmann im Sommer 1821 ſeines verhaßten Nebenamtes als Demagogenrichter ledig geworden war[66], ſtellte er im Herbſt des Jahres im dritten und vierten Abſchnitt der 'Lebens-Anſichten des Katers Murr' die gegenwärtigen Berliner Zuſtände in leichter Verhüllung dar. Wie wir an anderem Orte[67] dargethan haben, ſchildert der dritte Abſchnitt im weſentlichen unverkennbar die Verfolgung der Burſchenſchafter; mit den „kleinen wedelnden, ſchmatzenden, ſich niedlich gebehrdenden" Spitzen ſind Tzſchoppe und ſeine Genoſſen gemeint. Wenn man dann im vierten Abſchnitt die Schilderung lieſt, die der Pudel Ponto von ſeinem neuen Herrn, dem Baron Alzibiades von Wipp macht, und wenn man damit den oben mitgetheilten Tagesplan unſeres Grafen vom 9. März 1820 und ſeine ſonſtigen Bekenntniſſe vergleicht, ſo kann man auf die Vermuthung kommen, daß dieſer für den Baron ſowohl wie für den Pudel Modell geſtanden. Indeß ſoll das keineswegs behauptet werden; es gab ja noch recht viel mehr Leute dieſes Schlages in Berlin.

---

[61] S. o. S. 613 unten.

[62] In unserem Bd. I S. 271 Z. 8—12.

[63] bei H. = wunderlichen; s. o. S. 147 Z. 7 v. u. des Textes.

[64] Briefw. V 300 Mitte.

[65] Briefw. V 300 vorletzter Absatz, namentlich aber S. 354—359, vom 19.—23. Sept. (besonders schlagend der letzte Brief, S. 358 f). Die Assing hat diese vier Briefe unter das Jahr 1822 gestellt, den Irrthum aber in einer Note S. 354 noch selbst berichtigt. Für das Einzelne sind zu vergleichen VII 77—127, bes. die zärtlichen Briefe der Hähnel an ihren „anmuthigen, holden, engelgleichen Pücklerino", für die gesammte Situation der Familie Hardenberg endlich die erbaulichen Mittheilungen, die Pücklers geschiedene Frau während dessen englischer Reise 1827 in Berlin Varnhagen machte und die die Assing in ihre Pückler-Biographie aufgenommen hat (das. I 196—204, bes. 202).

[66] S. o. S. 439 oben; dazu den 1. Abs. des 70. Bfs an Hippel Bd. I S. 269/70.

[67] 1908 im Nachwort zum 'Meister Floh', S. 234/37.

[1822.]

Jedenfalls ſcheint Hoffmann Pücklern gegenüber ein gutes Gewiſſen gehabt zu haben. Den politiſchen Satiren in 'Murrs Anſichten' waren im December 1821 die im 'Meiſter Floh' gefolgt[68], und Schuckmann hatte daraufhin am 5. Februar 1822 Hardenberg nahegelegt, Hoffmann nach Inſterburg zu verſetzen (ſ. o. S. 495 Mitte). Darauf wandte der Bedrohte ſich am 8. vom Krankenbette aus durch Hippel an Pückler mit der Bitte, beim Staatskanzler für ihn zu interveniren und demſelben die Streichung der incriminirten Einlagen anzubieten (ſ. Bd. I S. 274). Pückler weigerte ſich jedoch in einer Art, die ihm Hippel noch Jahrzehnte lang nachgetragen hat (ſ. ebenda S. 275 Note und S. 278 unten); er überließ dieſes Feld völlig dem Landsmann Tzſchoppe, der mit wahrer Leidenſchaft gegen Hoffmann hetzte (ſ. im vorliegenden Bande S. 496/97 und 503).

Im April 1822 reiſte Koreff endlich ab[69]; am 7. Juni (alſo in Hoffmanns Sterbemonat), konnte Pückler ſeiner Frau die Mittheilung machen[70], daß in vierzehn Tagen — zwar kein Ernennungspatent, aber ein Fürſtendiplom in Muskau eintreffen und abermals vierzehn Tage ſpäter die erſtrebte Entſchädigung gezahlt werden würde; die nächſten Wochen beſchäftigte er ſich mit dem Entwerfen des Wappens, das mit ſeinen 8 Feldern und 5 Helmzierden in allen Farben des Regenbogens ſtrahlte[71]. Am Tage der Beerdigung Hoffmanns, dem 28. Juni, gab Hardenberg ein kleines Herren-Diner, um zwei anderen Fürſten und vier Grafen in hohen Staatsſtellungen den Schwiegerſohn als Fürſten vorzuſtellen: aber die Hälfte der Gäſte ignorirte oſtentativ den Gefeierten, ſoweit es irgend möglich war, ſodaß der Gaſtgeber ſelbſt unſicher

---

68. S. unsere Ausg. S. 238/42.
69. S. o. Nr. 263 m. Note 1 (S. 478 f).
70. Briefw. V S. 330.
71. Ebenda S. 332 f. 337. — Ein bis zwei Wermuthstropfen fanden sich dann doch in dem Freudenbecher. Friedrich II. hatte 1741 die Standesherrschaft Carolath-Beuthen zum Fürstenthum und den Grafen von Schönaich zum Fürsten desselben erhoben; unser Pückler hatte geglaubt, er werde in gleicher Weise den Titel „Fürst von Muskau“ neben seinen alten Namen (Graf von Pückler und Baron von Groditz) erhalten (17. und 26. Juni a. a. O. 336. 338). Er wurde dann aber weniger pittoresk „Fürst von Pückler-Muskau“ benannt; auch das Prädicat „Durchlaucht“ wurde ihm zu seinem Kummer wiederholt bestritten, sowohl unter Friedrich Wilhelm III. wie unter dessen Nachfolger. 26. Jan. 1825 schreibt er der Gattin: „Es ist allerdings eine kleine Perfidie Deines Vaters gewesen, sowohl den Titel Durchlaucht als die Benennung Muskau's als Fürstenthum ausdrücklich [gemeint wohl: absichtlich] im Patent wegzulassen“ (Briefw. VI 260 Mitte).

wurde und ſich ſeiner Protection ſchämte: „*la froideur des autres le refroidit aussi pour moi*“ muß Pückler beklommen conſtatiren [72].

Die alte Leidenſchaft für Helmine war unter den Sorgen der letzten Jahre zurückgetreten, zumal Helminens Geſundheit dauernd zu wünſchen übrig ließ, und wandelte ſich langſam in eine Art väterlichen Mitleides [73]. Mitte November 1821 hatte Pückler, der Helmine im Mai bei einem Abſchied zum Teufel gewünſcht [74], zum erſten Male erklärt [75]: „glaube doch nicht, daß ich etwas der Heirath in den Weg legen werde.“ Immerhin hatte er ein unbehagliches Gefühl, als Lucie dann zu Neujahr 1822 einen Brief an Helmine eröffnet hatte [76], und noch ärgerlicher wurde er, als ein halbes Jahr darauf ſich das wiederholte. In ſeinem Briefe vom 14. Juli bedauert er [77], Lucie „um nichts beſſer als dies jammervolle Ding ſelbſt zu finden, die alle Briefe erbricht, deren ſie habhaft werden kann“. Lucie ſolle doch „den höchſt ordinairen Liebesjargon, den man ... in ſolchen Verhältniſſen ... ſchreiben muß, ... ohne viel dabei zu denken“ nicht „für Gott weiß was für ein tiefes Gefühl“ anſehen und ſich „ganz ohne Noth“ darüber bekümmern. Da ſie aber einmal ihre Naſe hineingeſteckt, ſendet er ihr auch — Helminens Briefe an ihn! Immerhin war Luciens Intereſſe für dieſe Correſpondenz nicht unberechtigt. Ende Juli war Pückler, der ſich ganz als Mitglied des Hardenberg-Hähnelſchen Haushalts fühlte, eine oder zwei Wochen lang „als der Gaſt“ ſeiner Frau in Muskau; danach, um den 1. Auguſt [78] ſchreibt er ihr in einem Dankbrief, daß dieſer Beſuch „zu den ungetrübteſten und ſüßeſten Erinnerungen ſeines Lebens gehören würde, wenn Helmina garnicht in Muskau geweſen, und ihre und des reuigen Lou [= Pückler] Schuld die heitern Tage nicht getrübt und den Stachel der Reue im Herzen zurückgelaſſen hätten!“

Anfang September bot der Staatskanzler dem ewig ſollicitirenden Schwiegerſohn an, den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Grafen von Bernſtorff als Volontair auf den Congreß zu begleiten, der demnächſt zu Verona ſtattfinden ſollte; Pückler ſollte ſich „auf dieſe Art gewiſſermaßen zur diplomatiſchen Carriere vorbereiten.“ [79] Dieſer Vorſchlag war freilich nichts für unſern *grand seigneur*, der in ſeinen Träumen ſtets nur repräſentirte und Untergebene für ſich arbeiten ließ. [80] Er lehnte es alſo entſchieden ab, „als Attaché von Bernſtorff von unten auf den Dienſt anzufangen“ [81]. Da jedoch

---

[72] Briefw. V 338/39.

[73] Ebenda S. 224. 246/47. 261. 264. Ein kleiner Rückfall S. 285. Gleichgültig wieder S. 289, fürsorglich-mitleidsvoll S. 294, 323 unten, 324 oben.

[74] Ebenda S. 299.

[75] Ebenda S. 302.

[76] Ebenda S. 307.

[77] Ebenda S. 342 f.

[78] Ebenda S. 317. Von der Assing ins Frühjahr gestellt; die Zeit ergiebt sich aus den Briefen vorher (S. 341 Mitte und 343 Mitte) und nachher (S. 344).

[79] Ebenda S. 351 unten.

[80] Vgl. bes. Briefw. IV 293/94.

[81] Briefw. V 319 Mitte. Dieser wie der folgende Brief vom 16. und 17. Sept. ist von der Assing unter den Mai gestellt!

Hardenberg inzwiſchen den Befehl erhalten hatte, ſelbſt jenen Congreß zu beſuchen, ſo bat ihn Pückler in Erinnerung an die Aachener Tage dringend, er möge ihn in ſeinem eigenen Gefolge dorthin mitnehmen. Das lehnte jedoch Hardenberg am 15. September kategoriſch ab[82]; gegen Schluß des Briefes ſchreibt er: „Noch einmal, liebſter Pückler, begnüge Dich mit den glücklichen Privatverhältniſſen, in denen ich mit Dir und der lieben, guten Lucie ſtehe.“ Dagegen ſtellte er dann von Wien aus ſeiner Friederike anheim, ihm nachzureiſen: wie dieſe vorm Jahr ihren Meiſter Koreff und Hardenbergs Frau überwunden hatte, ſo erwies ſie ſich jetzt auch ſtärker als der neunmal kluge Pückler und Hardenbergs Tochter[83].

So erhielt Pückler zwar kein Amt, aber — was ihm vielleicht noch lieber war — einen leeren Titel (das Diplom datirt vom 10. Juni; die Rechnung dafür, auf viertauſend Thaler (12000 Mark) lautend, wurde Pücklern am 29. präſentirt[84]) und die Ausſicht auf eine größere Summe Geldes. Eine Sanirung ſeiner verfahrenen Verhältniſſe konnte er ſich freilich nicht davon verſprechen; am Tage nach Hoffmanns Tode ſchreibt er der Gattin[85]: „Jordan hat wohl Recht gehabt, wenn er ſagte: ‚Da ſind ein Paar zuſammengekommen, die gut zu wirthſchaften verſtehen!‘ Das Geld iſt wirklich bei uns, wie Waſſer auf einen heißen Stein. Waſſer und Brod wird wohl am Ende allein noch übrig bleiben.“

III. Pückler und Helmine nach Hardenbergs Tode.

In der That nahm das Verhängniß ſeinen Gang. Hardenberg ſtarb in Gegenwart der Hähnel zu Genua am 26. November 1822, fünf Monate nach Hoffmann. Auf der ganzen Reiſe hatte er des Ehepaares Pückler „nie gedacht! weder im Leben noch im Sterben!“, wie der verwaiſte Schwiegerſohn klagt, dem nun alle Felle weggeſchwommen waren[1]. Um den 10. December konnte er, der auf die Trauerpoſt hin ſogleich nach Berlin geeilt war, der Gattin einen kleinen Lichtblick geben[2]: „Unſere 20000 Thaler ſind heute endlich gezahlt . . . Die

---

[82] Ebenda S. 352/54.

[83] Sie ging später nach Rom, wurde katholisch und starb 1871, nach Pückler, im Besitze großer Reichthümer; sie war innig befreundet mit dem Cardinal Fesch und dem Jesuitenpater Beckx (Briefw. VII 140). Pückler schreibt noch als 70jähriger schaudernd von ihr: „*Je n'ai rencontré que deux monstres de femmes pareilles dans ma vie, et j'en frissonne encore toutes les fois que j'y pense.*“ (Ebenda S. 145 unten.)

[84] Briefw. V 339 oben.

[85] Ebenda S. 337/38.

III.

[1] 23. Dec. (V 377), nach dem Berichte des (oben S. 531 sub 10 genannten) Geh. Ob.-Med.-Rathes Dr. Rust. Ueber Hardenbergs letzte Lebenswochen (vom 18. Oct. an) s. im übrigen Rust's sehr ausführlichen Bericht an die Fürstin Pückler vom 2. Dec. (bei der Assing V 363—375).

[2] Briefw. V 362 Mitte. Pückler erfuhr Hardenbergs Tod erst durch einen Brief seines Berliner Notars, des Justizraths Kunowsky, vom 7. Dec. (VI 467/69).

Hälfte davon iſt aber leider ſchon hin“. Am 23. ſtöhnt er jedoch[3]: „Ich kann es mir nicht verbergen, daß ich höchſtwahrſcheinlich jetzt 100 000 Thaler ... in meiner Hand hätte, wenn ich ... vierzehn Tage früher in Berlin war, ehe Dein Vater die Augen ſchloß“. Dann geht der Briefſchreiber jedoch wohlgemuth auf eine neue Livree für einen Pagen über, die noch zu ändern iſt, und fährt fort[4]: „Alle übrigen Veränderungen ſind gemacht. Neue Offizianten und Livreeknöpfe, die Epauletten, Schlöſſer und Geſchirre mit den neuen Kronen verſehen. Noch einmal können wir den Bettelfürſten in vollem Glanze repräſentiren, ehe vielleicht die Fürſtenkrone auf dem Trödel verkauft wird.“

Um das zu verhüten, bot die verarmte, entrechte und nunmehr endgültig jeden Einfluſſes baare Frau am 31. Oktober 1823 großmüthig Pücklern die Scheidung an[5]; nach längerem Sträuben ging dieſer darauf ein.

1824 verlobte ſich Helmine Lanzendorf, anſcheinend nur um überhaupt einen Mann zu bekommen, mit einem vermögensloſen Officier, dem ihr gleichaltrigen Lieutenant Hans von Blücher aus dem Hauſe Gurichendorf, der in Beuthen an der Oder, alſo im Gebiete des Fürſten zu Carolath-Beuthen, bei der dritten Schwadron des 1. Ulanen-Regiments ſtand[6]. Auf die Bitte ihrer Pflegeſchweſter, der Fürſtin, adelte der König ſie als Braut am 24. September — zwar nicht, wie die Pflegemutter gewünſcht, als Gräfin von Branitz, ſondern unter Beibehaltung ihres Namens[7]. Drei Wochen nachdem ihr königlicher Verehrer in aller Heimlichkeit die (Helminen etwa gleichaltrige) Gräfin Auguſte von Harrach als Fürſtin von Liegnitz zu ſeiner Gemahlin gemacht, fand am 1. December in Muskau die Trauung des Herrn von Blücher mit dem Fräulein von Lanzendorf ſtatt; Pückler trank auf die Geſundheit des Paares Champagner aus einem goldenen Becher und ſprach dazu einen zierlichen Achtzeiler auf die Verbindung von Kraft und Reiz[8].

Blücher ließ ſich bald darauf auf ein Jahr zur Lehr-Escadron nach Berlin verſetzen[9], ſeine Frau fuhr im Sommer nach Muskau zu ihrer Pflegemutter, um dort ihre Niederkunft abzuwarten. Ihrer am 14. Auguſt 1825 geborenen Tochter ließ ſie die vier Namen Caroline Auguſte Adelheid Lucie geben — die erſten beiden waren wohl dem verſtorbenen Staatskanzler zu Ehren gewählt, dem Fürſten Karl Auguſt von Hardenberg, die letzten beiden offenbar nach der Pflegeſchweſter und der Pflegemutter.

---

[3] Briefw. V 375 Mitte.

[4] Ebenda S. 376 unten.

[5] Die Assing hat das Schriftstück zuerst Biogr. I 220 f., dann Briefw. V 414/16 mitgetheilt. Im Januar 1825 hatte P. seine Schulden schon auf 500 000 Thaler = 1½ Millionen Mark beziffert (V 381), sodaß er schreiben mußte: „Gott gebe, daß wir Branitz retten; von Muskau habe ich abstrahirt.“ (V 399.)

[6] Er war Ostern 1817 aus dem Cadetten-Corps entlassen und 19. April desselben Jahres als Second-Lieutenant in das Regiment eingetreten; s. die Geschichte des Regiments (Potsdam 1861; von mir benutzt in dem Expl. der Hofbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn in Berlin), S. 515; vergl. auch ebenda S. 518/20.

[7] Varnhagen bei der Assing, Biogr. II 234; ebenso Kneschke V 398.

[8] Briefw. VI 480; Tag nach dem Gothaischen Tb. Wegen der Fürstin Liegnitz s. o. S. 601 Note 5.

[9] Rangliste für 1825, S. 109. 127. Fehlt in der (Note 6 genannten) Rgts.-Gesch.; müßte dort S. 544 oder 546 stehn.

Pückler, der doch gewiß keine moraliſchen Vorurtheile hatte, ſcheint immerhin das Bewußtſein gehabt haben, Helminen durch den Verbrauch von Luciens Vermögen und namentlich durch die Verhinderung an einer rechtzeitigen Heirath eine nicht gut zu machende Schädigung zugefügt zu haben. Mit beſonderer Rührung gedachte er ihrer im Anfange des Jahres 1826. Am 10. Januar kaufte er in Berlin einen Gürtel für ſie[10] und ſchrieb ihr ein Billetchen in verliebtem Tone dazu; am 20. ſchrieb er ſeiner Frau, die beides Helminen eingehändigt hatte[11]:

> An die arme Helmine denke ich nicht anders als mit Freundſchaft und einem gewiſſen Gefühle, daß ich ſie nie verlaſſen darf. Von Liebe iſt nicht mehr die Rede, obgleich ich ihre Eitelkeit zu vergnügen den alten Ton beibehalte.

Nachdem er zehn Tage ſpäter durch Benecke's[12] Bankrott 12000 Thaler verloren hatte[13], ſchrieb er am 18. Februar der Gattin[14]: „Wir haben auch beide genug gelitten, um nun etwas Sonnenſchein zu verdienen. Und im Grunde thaten wir in dieſer Zeit (meine Sünde gegen Helmine ausgenommen) niemandem etwas zu Leide, und vielen Gutes. Alſo à tout prendre waren wir nicht die ſchlechteſten Kinder unſeres Herrgotts". — In den ſelben Tagen bereitete er Hof und Geſellſchaft auf ſeine Eheſcheidung vor, die dann am 20. März, zwanzig Tage vor dem 50. Geburtstag der Fürſtin, gerichtlich ausgeſprochen wurde. Vorher jedoch, am 24. Februar, war er wieder nach Muskau zurückgefahren, wo er bis zum September mit Lucien zuſammenblieb; nur die erſte Hälfte des Juni verbrachte er in Dresden, anſcheinend um einem Beſuche Helminens aus dem Wege zu gehn[15].

Am 7. September nahm er von Lucie Abſchied, in der abenteuerlichen Abſicht, eine reiche Erbin in England zu ſuchen. Vom 12. bis zum 17. machte er in Weimar Station[16]; am 13. widmete er ſich ſeinem „alten Chef", dem Großherzog; am Abend des 14. machte er Goethen ſeine Aufwartung; den 15. verbrachte er theils beim Erbgroßherzog im Schloß Belvedere, theils mit Goethens Schwiegertochter bei Müller von Gerſtenberg?; den 16. endlich verplauderte er bei ſeinem alten Freunde Spiegel[17], unterließ es aber nicht, am ſelben Tage

---

[10] Briefw. VI 302.

[11] Ebenda S. 316/17.

[12] S. o. S. 439 Z. 3 und S. 532 sub Nr. 15.

[13] Briefw. VI 322/25.

[14] Ebenda S. 342 oben.

[15] Ebenda S. 346—357; über Helminens Besuch 348 Mitte und 352 Z. 12 und 11 v. u.

[16] Ueber den Aufenthalt in Weimar, den die Assing auch in der Biogr. mit keinem Worte erwähnt, s. ‘Briefe eines Verstorbenen’ III 8—22.

[17] S. o. S. 601 Note 7.

Goethen eine Beſchreibung des von ihm in Muskau angelegten *Bades* mit Anſichten deſſelben zu überſenden; ſein Portrait legte er zur freundlichen Erinnerung bei und empfahl in dem Begleitbrief dem alten Herrn etwas plump einen Verſuch mit ſeinen heilkräftigen Moorbädern[18]. Dann ging er nach England auf die Goldſuche.

Zu Pücklers Unglück wurde aber ſeine Heirathsabſicht publik, und ſo fiel auch dieſer Plan ins Waſſer. Am 29. Januar 1828 hatte unſer Glücksritter in aller Naivetät den König erſucht, er möge ihm doch ſchleunigſt den Generalsrang oder den Rothen Adler-Orden I. Claſſe verleihen, damit er ſicherer eine reiche Engländerin fände; vermuthlich hat der Generaladjutant, dem Pückler den dreiſten Brief ſandte, ihn dem Könige gar nicht eingehändigt[19]. Nachdem ſchließlich auch Henriette Sontag, die Pückler in London getroffen, ihm im Mai 1828 einen Korb gegeben[20], kehrte der fahrende Freier am 10. Februar 1829 über Paris heim zu ſeiner früheren Frau. Er hatte dieſer ſeiner Vertrauten auch während der Reiſe ausführliche Berichte geſandt, ſchamlos und rückſichtslos wie ein Tagebuch. Da vielfach dieſe Briefe die Empfängerin kränken mußten, die doch kein geſchlechtsloſes Weſen war, ſo hätten ſie ſich für einen unbefangenen Dritten. Um nun doch etwas von der 2½jährigen Reiſe zu profitiren, beſchloß Pückler — angeblich auf den Rath des befreundeten Ehepaars Varnhagen — dieſe Schilderungen, wenn auch mit Auslaſſung des Perſönlichen und mit Verdeckung der Namen, zu veröffentlichen. Schon 1808 hatte er eine Serie von 27 Reiſebriefen drucken laſſen wollen[21]; 21 Jahre ſpäter unterſchrieb er jetzt — am 30. October 1829, ſeinem 44. Geburtstage — das Vorwort zu ſeiner erſten Publication, *dem dritten und vierten Dutzend der 'Briefe eines Verſtorbenen'*. Denn ähnlich wie Hoffmann es mit den Fragmenten der Biographie Kreislers gemacht, ließ er *die zweite Hälfte der Briefe zuerſt* erſcheinen, und wie Hoffmann in den Kreisleriana, den Elixieren und ſonſt gethan, gab er ſich als bloßen *Herausgeber von Nachlaßpapieren*.

Die beiden Bände erſchienen im Juli 1830[22], und zwar, wie wir bereits im Eingang dieſes Intermezzos ſagten, bei *Friedrich Gottlob Franckh in München*. Wie es ſich denken läßt, ging die Publication zunächſt völlig unter in der Erregung über die Pariſer Julirevolution[23], wurde aber alsbald flott gemacht durch Recensionen Varnhagens und Goethes, denen dann Heine (im Vorwort zum IV. Theil seiner eigenen Reisebilder) beistimmte. — Pückler erlebte die Morgenröthe seines Ruhmes in Berlin, wo er sich den ganzen August und den halben September über aufhielt[24]. Er sandte die beiden Bände nur wenigen Bekannten, auf deren Discretion er sich verließ; Helmine erhielt statt dessen ein schönes seidenes Halstuch, für das sie dem „lieben Stiefpapa" unterm 29. August aus Carolath dankt[25]. Sie schreibt in dem Briefe weiter:

---

[18] Briefw. VI 430 f.
[19] Briefw. VII 247/52.
[20] Briefw. VI 394/99, 402/05, 417/19, 433 f; Biogr. I 334/38.
[21] Briefw. II 1—289.
[22] S. Pücklers Begleitbrief vom 16. Juli an seine Cousine Auguste Charlotte geb. von Schönberg, verwitwete Gräfin von Lynar, geschiedene Gräfin von Kielmannsegge auf Pöring (1777—1863, nicht ihre Tochter Natalie, wie die Anmerkung angiebt), die schöne Antwort der Empfängerin vom 20. Aug., Pücklers Replik vom 5. Sept. und die Duplik der Gräfin vom 31. Oct.: Briefw. VII 202 f. 209/11. 220/30.
[23] Briefw. VII 167 (drittletzter Absatz) und 174 oben.

> Ich armes, verlassenes Kind bin ohnehin so stiefmütterlich vom harten Schicksal behandelt und verfolgt worden — vielleicht ergeht es mir jenseits des Grabes besser . . . Weißt Du wohl, daß ich mir oftmals wie ein armes, heimathloses, fremdes Kind vorkomme, und ich gar schmerzlich empfinde, wie ich eigentlich so recht niemand angehöre . . . . Denkt denn nicht Jeder nur an sich [illegible] die ich so gern wie meine Verwandten betrachte . . .

Sie klagt dann, daß sie zu keiner der Reisen mitgenommen wird, die Pflegemutter und -Schwester planen.

Gegen Herbstanfang fuhr Pückler nach Muskau zurück, wo er als Gäste Helminen mit ihrem sechsjährigen Töchterchen fand. Die Fürstin fuhr bald darauf nach Berlin und nahm Helminen mit, während Pückler die kleine Marie väterlich oder großväterlich betreute. Helmine dankt ihm dafür von Berlin aus am 30. October[26]; sie wünscht ihm Glück zum neuen Lebensjahr und hofft, ihn bald in Berlin zu sehen, „denn Du bist doch der Interessanteste, den ich kenne."

Wirklich fuhr Pückler Anfang November nach Berlin[27], um dort den ganzen Winter zu bleiben. Helmine erwies sich, nach den folgenden Briefen zu schließen, diesmal im ganzen als spröde.

Franckh hatte als Verleger am Schlusse des zweiten Bandes (S. 397) bemerkt: „Wir hoffen nächstens den dritten und vierten Band (oder vielmehr den 1ten und 2ten, wie die Vorrede) dieses geistreichen Buches der Welt vorlegen zu dürfen." In der That war Pückler Mitte October 1830 in Muskau mit dem dritten Bande völlig ins reine gekommen[28] und unterzeichnete dann in Berlin am 1. März 1831 das Vorwort zu den „zwei [illegible] Theilen".

Wenige Tage darauf fuhr er mit Helminen zusammen ab. Die lange [illegible] über bei schlechtem Wetter: Pückler hörte das Jammern im Wagen [illegible] ohne ein Zeichen der Theilnahme an[29]. In Breslau erwartete die kleine Marie mit ihrer Begleiterin ihre Mutter; Pückler schenkte der Kleinen zwei Puppen, die er in Berlin für sie gekauft, verabschiedete sich dann aber, da auch er sich [illegible] verlassen[30], „ziemlich kalt und gleichgültig" von Helminen und [illegible]

---

24. Ebenda S. 175–202.
25. Ebenda S. 207/08.
26. Ebenda S. 225 f.
27. Ebenda S. 210/11. 331.
28. Ebenda S. 206.
29. Ebenda S. 367 unten.
30. Die französische Romanschriftstellerin Sophie Gay geb. Nichault de la Valette (1776–1852), in deren Pariser Salon Pückler gern verkehrte, hatte ihm dort am 12. Oct. 1818 nach ihn-

einen anderen Gaſthof auf. Wie er erwartet hatte, ſandte ihm Helmine noch am ſelben Abend um 9 vom Bett aus einen Abſchiedsgruß[31]:

> Mir iſt ſo wehmüthig ums Herz, daß ich nur mit Mühe meine Thränen zurückhalte, und nur in dieſen Zeilen der beklommenen Bruſt Luft machen kann, indem ich Dir noch einmal Lebewohl zurufe, lieber Hermann! Schon ſchläft mein theures Kind neben mir, welches noch zuvor, ehe es einſchlief, ſehr liebenswürdig und zärtlich für mich war, und ſehr niedlich mit gefalteten Händchen ſeine frommen Gebete herſagte; ich ſelbſt liege auch bereits auf meinem Lager, von wo aus ich Dir dieſe wenigen Zeilen ſchreibe, denn ich bin ſo traurig über den Abſchied von Dir, als hätte ich Dich zum letztenmal in meinem Leben geſehen! Denn Du weißt, daß man ein Gut oft erſt alsdann recht zu ſchätzen weiß — wenn es uns einmal flieht.

Am nächſten Morgen um 5 fuhr ſie mit der Kleinen weiter „nach dem öden, traurigen Beuthen"; Pückler fuhr auf „ſchrecklichen Wegen" über Sommerfeld nach Muskau. Von dort ſchrieb er am 19. Helminen einen neckenden Brief[32]; oft denke er ſeiner kleinen Teufelin und ſehne ſich, von ihr maltraitiert zu werden. Zum Schluß heißt es

> Nun, kleiner Teufel (ein Kleiner von den Kleinen, wie Mephiſtopheles ſagt), lebe wohl, küſſe dein Frätzchen von mir ...
>
> Satan, Dein Herr, behüte und bewahre Dich, geliebte Teufelin, und ſchenke Dir viel Geld, welches, glaube ich, hinlänglich wäre, uns Beide glücklich zu machen, da unſere Eitelkeit uns glauben läßt, daß uns ſonſt nichts fehlt, und unſere Gefühlloſigkeit von anderen ſchwärmeriſchen Gefühlen ſich keinen rechten Begriff macht. Quand on a le malheur d'être née diablesse, il est très-difficile de devenir un ange: mais tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux.

Am 26. März antwortet Helmine in einem längeren Briefe aus Beuthen[33]. Sie ſchildert ihre Fahrt dorthin und ihr langweiliges Kleinſtadtmenſchen; wehmütig denkt ſie an den Aufenthalt in Berlin zurück, doch liegt die Zeit wie ein Traum hinter ihr:

> Manches erſcheint mir jetzt unglaublich und unerklärt, was ſich dort in der letzten Zeit zugetragen hat, beſonders, daß ich ein ſo lang bewahrtes Geheimniß dem G. mittheilen konnte — ich glaube nicht recht bei Sinnen in der Zeit geweſen zu ſein, indem es mir doch ſehr gewagt vorkommt.
>
> Ich erhielt auch vor einigen Tagen einen recht lamentablen Brief von meinem armen guten Mann, der nun 20 Meilen weit von hier,

---

gerem Umgang geſagt, er ſei „viermal mehr coquet als die coquetteſte Frau" (Briefw. V 164 oben).

[31] Ebenda S. 257 f.

[32] Ebenda S. 259 f.

[33] Ebenda S. 261 ff.

> nahe bei Kalisch steht und mit Unwohlsein und **mancherlei** Noth auch sonst noch zu kämpfen hat — hauptsächlich auch an Geldmangel leidet; ich schickte Blücher [sic] daher zugleich meine ganze kleine Baarschaft, welche ich von Berlin mitnahm . . .
>
> . . . Ich träume mich hier ganz in meine Unschuldswelt zurück, da ich gegenwärtig keinen bösen Versuchungen in meiner stillen Häuslichkeit ausgesetzt bin . . .

Sie bittet dann um die 'Briefe eines Verstorbenen' und schließt mit dem Gruße

> Adieu, theurer Luzifer und Rathgeber aller armen Teufelchen;

sie versichert ihn ihrer „treuen, aufrichtigen schwesterlichen Gesinnung“.

In der That war das Ulanenregiment, dem Helminens Gatte angehörte, in diesem Jahre dauernd unterwegs, um die Grenzen gegen die Polen und (nach Lucie's Ansicht) gegen die Cholera zu behüten. Blücher trat jetzt zur 2. Escadron über, die Ende des Jahres nach **Militsch** verlegt wurde[34]. Da diese Stadt doppelt so weit von Muskau entfernt ist wie Breslau, so hörte der regelmäßige Verkehr zwischen Pücklers und Blüchers nun auf, wie Helmine das in ihrem Breslauer Abschiedsbriefe ahnend ausgesprochen hatte. — Als alter Mann schreibt Pückler in einem brieflichen Rückblick auf seine Beziehungen zu Helminen in den Jahren 1816—1831[35]:

> Sie war ein sechzehnjähriges Mädchen und ich 30 Jahre alt, als diese Bekanntschaft begann. Sie dauerte fünfzehn Jahre, und in der Mitte dieser Zeit mußte ich das Mädchen verheirathen, unsere Kameradschaft blieb aber dieselbe. **Mehr kann ich über diese Verbindung nicht schreiben, denn es ruht mehr als ein wichtiges Geheimniß darüber.** Nur so viel kann ich noch hinzufügen: dies sylphidenartige Geschöpf war eine Psyche Raphaels, und später das Ebenbild der berühmten sitzenden kleinen Venus.

Mit dem Erscheinen der beiden „jetzt ersten“ Bände des „Verstorbenen“ hatte es noch gute Weile: **Franckh machte Bankrott**, wie Pückler am 24. Juli 1831 an Varnhagen meldet[36]; der Stuttgarter Kaufmann Louis Hallberger[37] — vermuthlich einer seiner Gläubiger — erwarb die Masse und erntete, was Franckh gesät hatte. Der dritte und der vierte Band der Briefe, also die Nummern 1—24, erschienen zusammen mit der 2. Auflage der beiden ersten Bände Ende November in der „Hallberger'schen vormals Franckh'schen Verlagshandlung“, also etwa zu der selben Zeit, in der Franckh's anderer Nachfolger **Liebing** seine **Hallmann-Auswahl** verbreitete. Ein Exemplar sandte Pückler —

---

34. Zunächst nur provisorisch; am 1. Juli 1833 wurde dann Militsch dem Regiment zur dauernden Garnison angewiesen. Vgl. die in Note 6 genannte Rgts.-Gesch. S. 554 f. 560–568 (bes. 566), 571.

35. Biogr. I 183 unten.

36. Briefw. III 54 Mitte.

37. ADB 10, 418. **Erst nach dem Erwerbe von Franckhs Verlag** erlernte der bereits 35-jährige Kaufmann den Buchhandel bei Paul Neff in Stuttgart.

zwar nicht Helminen, wohl aber Goethen[38], er dankt nachträglich für die wohlwollende Recenſion, entſchuldigt die „kleine Eitelkeit“, die ihn veranlaßt habe auch den Bericht über ſeinen Beſuch vom 14. September 1826 in den III. Band mit aufzunehmen, und bittet um einige briefliche Worte zur Beruhigung darüber. Goethe antwortete am 5. Januar 1832[39]; er giebt einigem Befremden über das Hineinziehen ſeiner Perſon Ausdruck, äußert ſich jedoch im übrigen wohlwollend und ſchließt in ſeinem bekannten Altersſtil „Als treuen und bequemſten Reiſegefährten indeſſen hochachtungsvoll ſich unterzeichnend allerbeſtens empfohlen zu ſeyn wünſcht J. W. Goethe.“ (Wir glaubten dieſe an ſich belangloſe Correſpondenz hier erwähnen zu dürfen, weil ſie erſchütternd die Kürze von Hoffmanns Leben vor Augen führt: als Hoffmann zur Welt kam, war Goethe bereits als Carl Auguſts Freund in Weimar und hatte die ganze wunderbare Schöpfung ſeiner Jugend (Götz, Werther, Ur-Fauſt) abgeſchloſſen hinter ſich liegen — und derſelbe Goethe hat dann unſeren Dichter faſt um zehn Jahre überlebt. Hoffmann aber mußte — wie vor ihm Schiller, nach ihm Nietzſche — auf der Höhe des Lebens, in der Mitte der vierziger Jahre die Feder aus der Hand legen.)

Pückler glaubte jetzt ſeinen Lebensberuf gefunden zu haben, nämlich den Beruf, der ihm im Gegenſatz zu ſeinen andern Paſſionen für Landſchaftsgärtnerei, Pferde, Spiel und feine Küche Geld einbrachte. Er wurde zwar nicht Diplomat, aber Unterhaltungsſchriftſteller. Aber die lebendige Friſche, die leichte, oft ſchalkhafte Heiterkeit, die nachtwandleriſche Sicherheit des Ausdrucks, die ſeine Briefe auszeichnete, machte einer auffallenden Befangenheit und Unſicherheit Platz, ſobald er nicht für einen individuellen Leſer ſondern für ein anonymes Publikum ſchrieb: als er geiſtreich ſein wollte, hörte er auf es zu ſein. — Seinen Umgang wählte er der neuen Situation entſprechend: wie er in ſeiner politiſchen Streberzeit unbeſehen jedem bis zum Eſel den Hof gemacht, von dem er irgendwie Förderung erwarten konnte, ſo that er es hinfort mit jedem, der ihm durch Recenſionen oder andres öffentliches Lob nutzen konnte; niemand der Art war ſicher davor, privatim oder öffentlich laut von ihm beſchmeichelt zu werden. Ein Beiſpiel dafür werden wir S. 630 oben ſehen.

Zunächſt arbeitete er Jahre lang an Erzählungen und Erinnerungen, Aufſätzen und Aphorismen, die er in einer mehrbändigen Sammlung herausgeben wollte. Aber noch ehe er damit fertig war, beſchloß er, ſich künftig wieder der Reiſeſchriftſtellerei, beſonders über das Ausland zuzuwenden. Um Material dafür zu ſammeln, mußte er Deutſchland auf einige Jahre verlaſſen und meldete ſich in ſeiner Eigenſchaft als Landwehr-Oberſt am 22. April 1833 beim Könige ab; er wiederholte dabei die Bitte, ihn mit dem Generalsrang zu ſchmücken[40]. Die ihm unerwartete, aber höchſt berechtigte Antwort war, daß er im Juni durch Cabinetsordre den Abſchied aus der Landwehr erhielt mit dem bloßen Charakter als Generalmajor[41].

---

[38] Briefw. VII 280 f.

[39] Ebenda S. 388 f.

[40] Briefw. VIII 345.

[41] Ebenda 180 unten, 181 unten, 186 Mitte, 206 unten, 336/38. 344.

Im folgenden Monat ſchreibt er ſeiner ehemaligen Frau: „Bedenk", ... daß ich ein Schriftſteller für Geld geworden bin .... Und gebe ich mir nicht unſägliche Mühe. Es wird ſo ſchlecht, und eine Quelle verſiegt, die mir vielleicht zur Exiſtenz nöthig wird!"[42] — Ende Februar 1834[43] erſchienen endlich, bei Hallberger, die erſten beiden Bände ſeiner lange bebrüteten Sammlung; der Titel lautete 'Tutti frutti. Aus den Papieren des Verſtorbenen.' Eins ſeiner Freiexemplare ſandte Pückler nach Militſch an Helmine, die ja bei den 'Briefen eines Verſtorbenen' leer ausgegangen war. Sie dankte ihrem „lieben Hermann" am 25. März 1834[44]; der Brief bemüht ſich, den neckend-zärtlichen Ton von früher aufrechtzuerhalten, man fühlt aber, daß ſie innerlich dem „Lucifer" entglitten iſt.

Im Mai 1834 verreiſte Pückler auf eine Reihe von Jahren; Lucie und Helmine ſah er erſt im September 1840 in Muſkau wieder[45].

---

[42] Briefw. VIII 195 f. Vorher, 16. Febr., hatte er seiner Mutter geschrieben: „Ich werde bald vom Schriftstellern leben müssen." (Ebenda S. 225.) 1839 seufzt er: „Wäre ich nur das Schriftstellern los .... Es ... absorbirt alles. Zum Genuß kann ich nirgends kommen, sondern nur zu seiner Beschreibung." (Biogr. II 106.)

[43] Briefw. III 198.

[44] Briefw. VIII 406 f.

[45] Biogr. II 180. — Blücher, der 14. Juni 1833 zum Premier-Lieutenant befördert worden war, wurde 26. Febr. 1835 dem 1. Kür.-Rgt. zu Breslau aggregirt (Rgts.-Gesch. S. 519; Rangl. f. 1835 S. 131 und 151); 1841/42 avancirte er daselbst zum Rittmeister. — Am 18. Juni 1846 starb Helmine zu Breslau in den Armen ihrer Pflegemutter an einer schmerzhaften unheilbaren Krankheit (Biogr. II 237); sie hat genau dasselbe Alter wie Hoffmann erreicht. (Der Wittwer nahm dann als Major den Abschied und zog mit seinem einzigen Kinde, der schon genannten Lucie, nach Dresden, wo er am 9. Mai 1861 als letztes männliches Mitglied des Hauses Gorschendorf starb. Lucie hatte daselbst 1853 den Grafen Karl Allwill zu Solms und Tecklenburg (aus einer Nebenlinie des Laubacher Hauses) geheirathet; sie wurde 1878 Wittwe und soll noch am Leben sein. — Diese und die anderen bisher nicht belegten Daten meistens aus dem Artikel Blücher im Gothaischen Genealogischen Taschenbuch der Uradeligen Häuser, der allerdings Muskau als Helminens Geburtsort angiebt und von ihrem Tode garnichts mittheilt.)

Pückler hatte schon vor Helminens Tode (1845), um im sechzigsten Lebensjahre endlich aus den Schulden herauszukommen, die ererbte Callenbergische Standesherrschaft aufgegeben und war für das Ende seines Lebens auf die Klitsche seiner Väter bei Kottbus gezogen; der Fürstentitel war damit vollends inhaltslos geworden.

36. Zweites Intermezzo:
Kunzens Anfänge, Sommer 1834 bis Frühjahr 1837.

I. Kunzens Weihe am 6. Juli 1834.

Im Anfang jener großen Reiſe hielt Pückler ſich vier Wochen lang, vom 17. Juni bis zum 13. Juli 1834, in Bamberg auf; nur auf vier Tage (vom 22.—25. Juni) wurde der Aufenthalt unterbrochen durch einen Ausflug in die ſog. fränkiſche Schweiz (um Muggendorf). In ſeinen Briefen aus Bamberg[1] ſieht er im allgemeinen von hiſtoriſchen Rückblicken ab; lieber ſchreibt er über bemerkenswerthe Perſönlichkeiten, die ihm nahegetreten, beſonders ausführlich am Anfang (18. Juni) über einen „exzellenten Koch" und am Schluß (12. Juli) über eine „ausgezeichnete Köchin". Er ſelbſt ſei „ſehr artig" geweſen, „ſehr herablaſſend, ohne Anwandlung von beleidigtem Hochmuth, weil mich alles kitzelte." Ausführlicher berichtet er über den Aufenthalt in ſeinem Tagebuch, das er — gleich mit der Abſicht, es drucken zu laſſen — fleißig führte. Uns intereſſiren hier beſonders zwei Stellen:

Unterm 20. Juni erzählt er, offenbar in Erinnerung an Hoffmanns 'Ödes Haus', ſeinen Beſuch eines verfallenen Palaſtes. Er tritt „in den mit Gras bewachſenen Hof, den [dem Hauſe] gegenüber eine kein Waſſer mehr enthaltende Fontaine mit einer verſtümmelten Statue zierte." Eine altmodiſch gekleidete Dame, die Beſitzerin des Hauſes, führt ihn. Sie berichtet ihm, ihr Gatte habe erſt vor kurzem das Haus erſtanden, müſſe aber noch einen Proceß deswegen ausfechten und habe daher mit den Reparaturen noch nicht beginnen können. Sie theilt ihm dann mit, daß ein räthſelhafter Mann vor 200 Jahren das Haus für ſich habe bauen laſſen. „In der That waltet in dieſer Wohnung etwas ganz Romanhaftes." Der Garten iſt von hohen Mauern „hermetiſch" eingeſchloſſen, „man lebt wie ein abgeſchiedener, einſiedleriſcher Anachoret mitten in der Stadt." So bildet dieſe Behauſung „eine kleine geſchloſſene Welt phantaſtiſcher Gedanken in ſich ſelbſt"; man möchte hier wohnen und die Feen zum nächtlichen Reigen laden. Die Epiſode ſchließt:

> In ſolchen Gedanken verloren war ich meiner Führerin durch mehrere Gemächer gefolgt, und als ich mich nun beurlauben wollte, vertraute mir die Dame des Hauſes noch, daß, ſobald nur der Proceß vorüber ſeyn würde, ihr Mann die Abſicht habe, Alles hier zu erneuen, die alten zerbrochenen Statuen wegzuwerfen, die unmodiſchen Schnörkel abſchlagen und das Haus freundlich grün anſtreichen zu laſſen. Da lief es mir faſt durch meine Gebeine, die alten Waffen ſchienen mich höhniſch anzugrinſen und die Statue am Brunnen drohend den ihr noch übrigen Arm gegen mich aufzuheben. Halb bewußtlos beugte ich meine Kniee und ſtammelte: O Dame, ſolchen Gräuel wirſt Du doch

---

[1] Briefw. VIII 221—229.

nicht zulaſſen! und als ich verſtört wieder aufblickte, hörte ich ein heiſeres Lachen, und ein kleiner Mann in ſchwarzer Kleidung mit einer Geiernaſe und funkelnden Augen ſtand vor mir. Gott, es war Hofmann.

Wie ich fortgekommen, wie ich mich wieder in meiner Stube gefunden, ich weiß es nicht — aber wenn in der nächſten Serie der zwölf Dutzend deutſcher Neujahrs-Almanache ſich eine Geſchichte vom Bamberger Hauſe vorfindet, die ſo gut iſt wie die weiland Hofmannſchen waren, und zu der ſich dennoch kein Autor bekennt, ſo mögt Ihr darauf ſchwören, daß ſie der Abgeſchiedene geſchrieben.

Am 6. Juli führte das Verhängniß ihm Carl Friedrich Kunz in die Arme.

Kunz hatte ſich in privatem Kreiſe immer lebhaft ſeiner Freundſchaft mit Hoffmann gerühmt. Als der große Criminaliſt Anſelm von Feuerbach (der Vater des Philoſophen und Großvater des Malers) 1815/16 als zweiter Präſident des Appellationsgerichts in Bamberg lebte, wurde in Kunzens Hauſe „faſt täglich entweder etwas aus der Geſchichte ſeines Bamberger Aufenthaltes, oder ein Brief deſſelben, oder eine Original-Zeichnung von ſeiner Hand zum beſten gegeben"[2]. Als Hitzig allerdings um biographiſches Material bat, war Kunz nicht zu haben. Im übrigen fuhr er fort, ſeine Reliquien Beſuchern vorzuzeigen und gelegentlich auch ein Stück zu verſchenken oder zu verkaufen. Dieſe löbliche Thätigkeit ſollte nunmehr ein Ende nehmen: der „Verſtorbene" nahte ihm und erweckte in dem biedern Bürger literariſchen Ehrgeiz. Kunz hatte ihm wie jedem Fremdling von ſeinem Umgang mit Hoffmann berichtet und ihm in der guten Stube das von dieſem gemalte Bild der Familie Kunz gezeigt, dann hatte er ihm die gruſelige Geſchichte erzählt, wie Hegels Geiſt ihm in blauen Strümpfen erſchienen ſei[3]. Pücklers Literateninſtinkt witterte, daß hier ein Bruder in Apoll zu werben ſei, und er redete dem Altersgenoſſen zu, es ihm nachzuthun und ſein Licht endlich vor der Welt leuchten zu laſſen[4]. Doch laſſen wir Pücklern ſelbſt berichten:

---

[2] Feuerbach 19. Mai 1823 an Hitzig: s. unseren Bd. III.

[3] S. o. S. 596 Note 9.

[4] Kunz war gleich seinen Gönnern Varnhagen und Pückler im Jahre 1785 geboren.

Die ersten Bücher, die Kunz nunmehr producirte, waren populäre Anthologien aus Varnhagens Rahel-Buch (1833) und aus Bettinens Goethe-Buch (1835), ferner eine allgemeine Sammlung 'Lesefrüchte aus dem Gesammtgebiete der höheren Unterhaltungsliteratur" — alle diese Dienstbotenlesebücher mit der speculativen Widmung an die „Gebildeten" und „Gebildetsten" auf dem Titel.

Varnhagen kam vielleicht durch die Rahel-Auswahl mit dem Manne in Verbindung. Er schreibt in Bamberg am 17. Juni 1852 lakonisch ins Tagebuch (ed. Assing XIII 86): „Alle, die ich hier kannte, sind todt: Jäck, Siebert, Kunz" ...

> Der heutige Tag erweiterte meine Bekanntſchaften bedeutend. Ich erwähne die mir ſehr angenehme des Buchhändlers Kunz, eines intimen Freundes des ſeligen Hofmanns, deſſen kürzlich gehabte Erſcheinung ich ihm jedoch nicht mittheilte. Dagegen erzählte er mir eine ihm ſelbſt widerfahrne höchſt ſonderbare Begebenheit; ein Traum oder mehr — wer mag es beſtimmen! der den Vorhang des Jenſeits angehender als die Seherin von Prevorſt lüftet. Wenn ich mich enthalte mehr darüber zu ſagen, ſo geſchieht es aus Diſcretion, da ich vermuthe, daß Herr Kunz uns bald ſelbſt intereſſante Erinnerungen aus ſeinem reichen Leben geben wird.... wie gern hörte ich ihn ... ſo manches mir Unbekannte von Hofmann erzählen! Herr Kunz zeigte mir ein Familienbild von Hofmann gemalt, worin er ſich ſelbſt mit eingeführt und ſehr ähnlich dargeſtellt hatte. Doch iſt er mit der Feder ſeinem Vorbilde Callot näher gekommen, als mit dem Pinſel.

Pücklers ſchriftliches Reiſetagebuch erſchien 1835 bei Hallberger, zuſammengekoppelt mit Briefen und anderen Niederſchriften; das Ganze hatte den albernen Doppeltitel 'Vorletzter Weltgang von Semilaſſo. Traum und Wachen (= Dichtung und Wahrheit!). Aus den Papieren des Verſtorbenen. Erſter Theil. In Europa. Erſte Abtheilung.' Der Aufenthalt in Bamberg 1834 wird dort auf den Seiten 118–154 und 189–237 geſchildert; ſpeciell der Beſuch des verlaſſenen Hauſes S. 128–137, das Zuſammentreffen mit Kunz S. 219 f. — Pücklers weitere Schriftſtellerei, die ſich durchweg um den großen Spaziergang von 1834–1840 dreht, können wir hier nicht verfolgen.

II. Kunzens Supplemente 1835.

Kunz hatte bereits 1834 — vielleicht unter der Suggeſtion Pücklers — ſeine geſammten noch vorhandenen Verlagsbeſtände und ſeine Sortimentsbuchhandlung an den Buchhändler Dreſch in Bamberg verkauft, um ſich fortan allein den Muſen zu widmen. Er las jetzt wahrſcheinlich Semilaſſos öffentliche Aufforderung, ſeine Erinnerungen zum beſten zu geben, und ging ſogleich ans Werk. Zunächſt begann er 'Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben. Noch unbekannte Scenen aus ſeinem fünfjährigen Aufenthalte in Bamberg, nebſt einigen Briefen aus Dresden, Leipzig und Berlin an den Herausgeber' und motivirte dieſe Ergänzungen zu Hitzigs Biographie mit deſſen alter Bitte und den „vielen" ſonſt an den Verfaſſer „ergangenen Aufforderungen". Er bot die Arbeit Eduard Duller an für deſſen ſeit Neujahr in Frankfurt erſcheinende „Frühlingszeitung" 'Phönix', in der ſchon am 16. März eine Kleinigkeit von ihm erſchienen war. Duller acceptirte ſie und begann den Abdruck in der Nummer vom 14. October 1835[1] (im Literaturblatt

II.

---

[1] Wir wiederholen den Aufsatz — natürlich ohne die darin mitgetheilten Hoffmannschen Texte — in unserem Bd. III.

der ſelben Woche beſprach er ausführlich Semilaſſos Weltgang). — Während Hitzig hartnäckig² anonym arbeitete, zog Kunz ein Pſeudonym vor, und zwar (nach dem Muſter von H. Clauren — Carl Heun und anderen) ein Anagramm: Z. Funck (= C. F. Kunz). Er will jedoch anſcheinend glauben machen, daß dies ſein bürgerlicher Name iſt, daß ein Schriftſteller oder Kunſtfreund Z. Funck in Bamberg mit Hoffmann verkehrt habe; denn als Hoffmanns Verleger nennt er ſich in dritter Perſon Kunz³.

Bei Hitzig läßt ſich die biographiſche Thätigkeit von der editoriſchen ſcharf trennen. Hitzig iſt (ſoviel man auch gegen ihn haben kann) nicht nur ein gebildeter Menſch, ſondern auch ein Ehrenmann: er hat als Herausgeber nie einen Text gefälſcht, und er hat als Biograph außer unbeabſichtigten Flüchtigkeiten (beſonders Zeitverſchiebungen: ſ. Band III) ſich nur einige Retouchen und Verzierungen erlaubt. Verdammt anders liegen die Dinge bei Kunz. Kunz iſt nicht nur ein Knote, ſondern außerdem ein Gauner: wenn er etwas mittheilt, ſo iſt das zunächſt daraufhin anzuſehn, ob es wahr reſp. echt iſt, und wenn dies der Fall, ob es nicht aus Rache oder zum Zweck einer Erpreſſung publicirt wird. Um nun dieſes Charakterbild des international immer mit Hitzig in Einem Athem genannten Gewährsmannes hinlänglich deutlich zu machen, muß hier (wie es gelegentlich auch oben in den Noten zu den von ihm überlieferten Briefen geſchehen iſt) auch die biographiſche Seite ſeiner Publicationen gelegentlich geſtreift werden. Zu Nr. 4 vollends konnte von ſeiner Mitarbeit an Brockhaus Supplement überhaupt kein Bild gegeben werden, wenn man dabei das biographiſche Element mechaniſch ausſcheiden wollte.

Kunzens ‘Supplemente’ gehören zu den quälendſten Erſcheinungen der Memoirenliteratur. Ein gemeiner und roher Menſch ſchildert darin einen zarten und bis zum Raffinement durchgebildeten Geiſt in einem Tone, als wenn beide zwei gleichſtehende Weſen wären. Nicht daß Kunz Hoffmann nicht verſteht, iſt das Beleidigende, ſondern daß er ſich trotzdem nachträglich mit ihm anbiedert: der völlige Mangel an Diſtanz, wie der große Seelenkündiger der 70er und 80er Jahre es nennt. Der Aufſatz iſt eine fortwährende Beſchmutzung des delicaten Gegenſtandes, und da am ärgſten, wo Kunz ihn gutgläubig mit ſeinen Schweißfingern abtaſtet⁴. Was dann ſeine abſichtlichen Fälſchungen

---

[2] S. o. S. 585 Z. 10—12 und S. 593 Z. 12f.

[3] Im ‘Phönix’ vom 18. Nov. (in der Buchausgabe S. 97f) erzählt er, wie H. geschäftlich mit dem Verleger Kunz einen Vertrag schließt und dann privatim seinem Freunde Funck, als feinsinnigem Kenner, das Manuskript des ‘Berganza’ „zur Durchsicht und etwaigen Bemerkungen“ mittheilt. In dem selben Sinne spricht er, wie wir oben S. 322 dargethan, 1839 von der von ihm geplanten Redaction einer Zeitschrift statt vom Verlag eines Almanachs.

[4] Das soll sich nicht etwa auf Moralisches beziehen; es ist uns (im Gegensatze z. B. zu Grisebach) vollkommen gleichgültig, ob H. soff oder

betrifft, ſo ſind nicht die dreiſten Erfindungen im einzelnen (die wir in Band III nachweiſen werden) das empörendſte, ſondern die leichenſchänderiſche Frechheit, mit der Kunz den wehrloſen Todten als Freund reclamirt[5] (und zum Schluß, fortgeriſſen von der Begeiſterung, Du nennt), während der Lebende ihn längſt mit einem Fußtritt heimgeſchickt hatte.

Dieſe Andeutungen über die biographiſche Seite von Kunzens 'Supplementen' müſſen hier genügen. Näher müſſen wir betrachten, wie Kunz ſich darin als Herausgeber bethätigt — ſo unappetitlich die Unterſuchung auch iſt.

Kunz ſagt in der Nummer vom 29. Oktober über die ihm bekannten Inedita im allgemeinen (die Sperrungen ſind von uns eingeführt, die Interpunktion einigemal geſäubert):

> Mehreres wurde von ihm vernichtet, was er als [!] ſeiner nicht würdig hielt und [was] größtentheils in Perſönlichkeiten, [nämlich] zu derben Satyren, Gedichten, Zeichnungen und dergleichen auf hieſige Perſonen beſtand, manches aber bewahre ich noch unter meinen Papieren als Andenken heiterer mit ihm verlebter Stunden und werde ſo lange davon keinen Gebrauch machen, bis ſich Zeiten und Umſtände vielleicht ein Mal anders geſtalten und dies und das noch weiter in den Hintergrund getreten iſt.
>
> Bemerken muß ich bei dieſer Gelegenheit, daß ich mehrere höchſt ergötzliche Züge aus Hoffmann's Leben leider hier immer noch unterdrücken muß, die Hoffmann's Geiſt, Witz und Charakter treffender, als es bisher geſchehen, bezeichnet haben würden; — doch aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, und der „unentſchiedene Charakter" im 'Berganza' zum Beiſpiel wird mich eben ſo verſtehen, als einſehen, daß dieſe genommene Rückſicht er

---

nicht, ob er ein Patriot war oder nicht, ob er ein schuldloses Kindergemüth hatte oder nicht. Die Entwürdigung H's durch Kunz liegt darin, daß Kunz ihn unwillkürlich in seinem ganzen geistigen Habitus als seinesgleichen hinstellt und daß er ihn so auf das Niveau herabzieht, auf dem er selber steht.

Wie anders dagegen Hitzig! In dem Sonett, das er seiner Arbeit voranstellt, schildert er die Aufgabe, die ein wirklicher Biograph H's hätte: „den Schleier" zu heben von der „Räthselwelt" dieses Mikrokosmos. Aber dessen darf er sich nicht unterfangen:

Nicht kommt dem Freund so Kühnes in den Sinn;
Er, der mit ungeübter Zunge stammelt,
Hat Deine Perlen nur zur Schnur gesammelt.

Kunzen, der an Geist und Cultur unter Hitzig stand wie der Kanalräumer unter dem Ingenieur, waren freilich diese Bedenken fremd.

5. Im 'Phönix' vom 2. Dec. 1835: „Einen Freund, im eigentlichsten Sinne des Wortes, hatte Hoffmann außer mir hier nicht; ich war ihm in Bamberg das, was Hitzig ihm in Berlin war."

> keineswegs bei ſeinem bisherigen Benehmen gegen mich verdient hat.

Als „unſchuldig" theilt er dann in der ſelben Nummer neun Epigramme auf Bamberger Schauſpieler mit. Ferner ſind dem Aufſatz einige Briefſtellen eingefügt und 8 mehr oder weniger vollſtändige Briefe angehängt. Der clou des Ganzen ſollte aber, wie Kunz ſelber angiebt, die cyniſche Originalfaſſung des 'Hundes Berganza' ſein — alſo die ſelbe Arbeit, die Hoffmann und Kunz 1813 einhellig verworfen hatten als überflüſſige Indiscretion und unkünſtleriſchen Ausdruck des erſten heftigen Schmerzes über Juliens Hinopferung. In dieſem Sinne beginnt Kunz ſeine Enthüllungen mit dem dräuenden Motto:

> Ich darf und muß bekennen, daß meine Tendenz bei Hoffmanns Charakterzeichnung nur eine iſt: „ſtets wahr zu ſein, rückſichtslos gegen jedes conventionelle Verhältniß."

Aus irgendwelchen Erwägungen verſchob er jedoch die Publication des ganzen Textes — vielleicht hatte ſich der „unentſchiedene Charakter" inzwiſchen dafür entſchieden, mit ihm wegen einer Abfindungszahlung zu unterhandeln. In der Nummer vom 20. November berichtet Kunz, er habe 1813 mehrere Bogen des Berganza geſtrichen (die Sperrungen diesmal von Kunz):

> Der von mir aufbewahrte urſprüngliche „Berganza" ſieht demnach ganz anders aus, als der abgedruckte, und es wäre allerdings von Intereſſe, das Manuſkript dem Leſer in ſeiner erſten Geſtalt mitzutheilen.
>
> Anfänglich war ich dies willens, und das Motto ward dieſem Aufſatze vorzüglich deswegen entſchuldigend an die Stirne geſetzt; allein im Verlaufe der Arbeit trat die Extenſion deſſelben für eine Zeitſchrift mir erſt deutlich vor Augen, und ich beſchloß daher, für eine eine dereinſtige neue Auflage in Buchform dies aufzuſparen.

Um jedoch allen Intereſſenten „einen ungefähren Begriff vom unverkürzten Berganza" zu geben, läßt er als Probe eine ziemlich umfängliche Partie des Manuſcripts folgen, in der die Verhältniſſe der Familie Marc-Gröpel, die jedenfalls nicht gezahlt hatte, ſchonungslos an den Pranger geſtellt werden. Während nämlich Cäciliens Bräutigam in der Buchfaſſung als junger Beamter erſcheint, tritt er hier, dem Modell entſprechend, als Kaufmann auf; dort dreht ſeine ganze Phantaſie ſich „um die Begebenheiten ſeiner akademiſchen Jahre", hier iſt ſie ausſchließlich „mit Handel und Wandel erfüllt"; dort iſt er der Sohn eines ſchwindſüchtigen Hausfreundes, hier kommt er von auswärts und iſt ein Bekannter von Cäciliens (mit Namen genanntem) Bruder Auguſt. Um jeden Zweifel auszuſchließen, hatte Kunz bereits vorher, in den Nummern vom 11. und 12. November, urbi et orbi verkündet, es handle ſich um eine Frau M..., die zur Zeit mit ihrer zweiten verheiratheten Tochter in Petersburg lebe, und um deren Tochter Julie; dieſe habe als ſechzehnjähriges Mädchen Hoffmann kennen gelernt und einige Jahre darauf den jungen reichen Kaufmann G..... aus Hamburg geehelicht. (Sogar die Anzahl der Punkte für die in den beiden Familiennamen pro forma weggelaſſenen Buchſtaben ſtimmt genau.) „Nach dem Tode des reichen Kaufmanns gab Julia zum zweiten Male einem ditto reichen Manne die Hand. Die Gloſſen zum Text mache der Leſer.“ In demſelben Abſchnitte war Julie dem Publicum geſchildert worden als durchſchnittliche höhere Tochter, an der körperlich nur „jene [!] etwas über die Gebühr gefüllten und gerötheten Wangen“ und „das Embonpoint [sic] des Körpers“ bemerkenswerth geweſen; was ihr Gemüth betreffe, ſo ſei es ja „unbedingt ihrem Lehrer, als ſolchem, ergeben“ geweſen, habe aber „keineswegs den poetiſchen Funken in ſich bewahrt, den Hoffmann ſo oft der Welt verkündete“.

In der Nummer vom 20. November führt Kunz, nur noch einen zuſammenfaſſenden Rückblick ſich vorbehaltend, ſein „Gemälde dem Schluſſe zu“, „um die Grenzen einer Zeitſchrift nicht zu überſteigen“. Er wiederholt dann ausdrücklich die Ankündigung, „dieſe Skizze“ ſolle ſpäter „in erweiterter Form, als Buch erſcheinen“; er gedenke, dann das von Hoffmann gemalte Bild von ſeiner, des Herrn Kunz, Familie, für das ein Franzoſe ihm noch im vorigen Jahre 30 Louis d'or geboten, in Lithographie beizufügen. Am 24. December ſchloß die Publication mit dem Geſchäftsbriefe Hoffmanns vom 8. März 1818 (unſerer Nr. 181), der auch heute noch der letzte bekannte Brief Hoffmanns an Kunz iſt.

III. Kunzens Broſchüre 1836.

Zu einer weſentlichen Erweiterung des „Gemäldes“ kam es jedoch nicht. Kunz gab Anfang Mai 1836 die Nummern des 'Phönix', leicht corrigirt, zuſammen mit einem Aufſatz über Wetzel und einem erbarmungswürdig ſtiliſirten Vorwort für beide als Druckvorlage für eine Broſchüre an Brockhaus, dem er ja vor vierzehn Jahren die 'Fantaſieſtücke' und anderes abgetreten hatte. Das Heft erſchien im September[1] 1836 unter dem Titel 'Aus dem Leben zweier Dichter: Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's und Friedrich Gottlob Wetzel's'; der auf Hoffmann bezügliche Theil umfaßt die 176 Seiten IX–XII und 1–172.

Hoffmanns Theaterepigramme ſind hier um 13 weitere vermehrt, von der in Ausſicht geſtellten Beigabe des Familienbildes iſt jedoch — vermuthlich auf Brockhaus' Wunſch — abgeſehn, und von der angedrohten vollen Wiedergabe des Ur-'Berganza' heißt es, abermals aufſchiebend (S. 98): „Doch möge dieß immer noch, des lieben Friedens wegen, unausgeführt bleiben.“

Im Vorwort nennt Kunz jetzt nicht mehr Hitzig, ſondern — gewiß gegen die Wahrheit — Jean Paul als Inſpirator des Hoffmann-Aufſatzes und führt unter ausdrücklicher Berufung auf Semilaſſos Bamberger Tagebuch fort, der Verfaſſer der 'Briefe eines Verſtorbenen' habe ihn mündlich und ſchriftlich darin beſtärkt, „die fragmentariſchen Bemerkungen über Wetzel darauf folgen zu laſſen." Im Texte eignet er jedoch den Wetzel-Aufſatz zwei Jugendfreunden des Dargeſtellten zu, während die Erinnerungen an Hoffmann die Widmung tragen: „An Semiraſſo. Mit der Bitte: Noch vor Seinem letzten Weltgang dieſe Blätter als Zeichen hoher Verehrung an den Verſtorbenen, Deſſen Grabesſtimme ſie in's Leben rief, gelangen zu laſſen. Dafür im Tode wie im Leben dankbarlichſt K. Funck." Nun hatte Pückler „Seine" Quittung.

---

[1] Rosenbaum bei Goedeke² VIII 476 sub 1st b.

IV. Kunzens Auseinanderſetzung mit Julien 1837; neue Hoffmannbriefe.

Julie Marc, die in glücklicher zweiter Ehe mit ihrem braven Vetter Dr. med. Louis Marc († 1857) in Arolſen lebte, lernte Kunzens Enthüllungen erſt in der Buchausgabe kennen. Sie gedachte zuerſt, Kunzen „auf eine Art zur Rede zu ſtellen, daß er ſich öffentlich zu verantworten gehabt hätte". Um weiteren Skandal zu vermeiden, unterließ ſie das; als jedoch ein Brief, den ihr Vetter Dr. Friedrich Speyer[1] in der Angelegenheit an ihren (bei Kunz genannten[2]) Bruder, den damaligen Oberrechnungsrath Auguſt Marc, gerichtet hatte, ſie aufs neue tief erregte, ſandte ſie jenem am 15. März 1837 eine — wohl halb und halb für die Oeffentlichkeit berechnete — Entgegnung. Sie berichtigt darin zunächſt eine Reihe von Thatſachen: als erſte, daß ſie nicht mit ſechzehn ſondern mit dreizehn Jahren Hoffmanns Schülerin geworden ſei; als letzte, daß ſie in zweiter Ehe, nur ihrem Herzen folgend, einen Arzt geheirathet habe. Zum Schluß ſagt ſie mit Recht: wenn Hoffmann im 'Berganza' ihre Mutter karrikirt habe,

> ſo geſchah es in der Verwirrung ſeines Gemüthes, mit einem aus Liebe und Angſt für mich zerriſſenen Herzen, und ſo tief es mich auch ſchmerzt, ich muß ihm vergeben. — Aus welchem aber nur denkbaren Grunde hat Kunz[3] noch einmal ſo recht die Quinteſſenz alles Kränkenden hervorgeſucht, um die, die ihm öffentlich nie mit einem Wort, mit einem Gedanken nur zu nahe traten, öffentlich zu beſchimpfen?

Speyer theilte Kunzen den Brief mit und erſuchte ihn, 1) eine Abſchrift davon zu nehmen für eine gelegentliche öffentliche Berichtigung und 2) ſich einſtweilen privatim zu rechtfertigen in Form eines Briefes an ihn (Speyer), den er Julien mittheilen könne.

Kunz kam dieſer Aufforderung nach, und Speyer ſandte die „Verthei-

---

IV.

[1] Unsere Quelle (s. u. Note 24 zu Nr. 4) nennt den Namen nicht, bezeichnet aber den Briefschreiber als einen in Bamberg lebenden Verwandten Juliens, der „von frühester Kindheit an" ihr „treuer wahrer Freund" war und bald nach 1837 „der Welt durch den Tod entrissen" wurde.

[2] S. o. S. 633 unten.

[3] Unsere Vorlage hat Funck: jedenfalls Aenderung des Herausgebers.

digungsſchrift“ nach Krotien. Frau Marc ließ ſich herbei, dem Schmutzliteraten direct zu antworten, ſie ſchreibt u. a. (die Sperrungen ſtammen von uns):

> Vergeſſen Sie, ich will es auch thun; dieß Anerbieten darf wohl von mir ausgehen, denn, wahrlich, ich bin die am Empfindlichſten Gekränkte. Mein Unrecht gegen Sie iſt im Bereiche eines Briefes geblieben, oder doch der Art, daß eine Verſtändigung, eine freundliche Bitte, es wohl vertilgen kann und muß; das Leid, welches Sie mir zufügten, iſt, glauben Sie es mir, ſchmerzlicher und um ſeiner Oeffentlichkeit willen nicht mehr gut zu machen — doch, wie geſagt, vergeſſen wir, und Friede ſey zwiſchen uns!

Der Ehrenmann athmete auf und hielt nun eine öffentliche Berichtigung nicht mehr für nöthig[4]. Er fuhr in ſeinen Publicationen fort, als wenn nichts geſchehen ſei. Nachdem der ‘Phönix’ im Januar 1837 einen längeren Aufſatz über ſeinen Umgang mit Devrient (in Deſſau 1805) gebracht hatte, gab Kunz nun in den Nummern 79—82 (4.—7. April) und 84f (10. und 11. April) weitere ‘Ungedruckte Briefe E. T. W. Hoffmann's an K. Funck. Mit Anmerkungen und einem Schlußbriefe des Letztern’[5]. Die Publication umfaßte 4 Dresdner Briefe von 1813 (unſere Nrn. 86, 102, 109, 111 — offenbar alle vier gründlich überarbeitet[6]), den langen Leipziger Brief vom 24. März 1814 (unſere Nr. 125) und, wie ſchon oben S. 319 angedeutet, eine witzig ſein ſollende fingirte Antwort d. d. „Bamberg, den 20. März (Frühlingsanfang) 1837“.

4. Betr. Brodhag-Heubels Supplement zu Reimers Geſammtausgabe: 1837/39.

[a) Brodhags anfänglicher Plan, Hitzigs Auswahl in Octavformat neuzudrucken: Juli 1837.]

In den ſelben Tagen war der Contract zwiſchen den Gebrüdern Franckh (reſp. ihrem erſten Nachfolger) und Hoffmanns Wittwe abgelaufen.

---

[4] Auch nicht 1839, in seinen Noten zu Hitzigs Biographie: s. u. *sub* Nr 4.

[5] Die Publication fehlt in der colossalen Monobibliographie über den ‘Phönix’, mit der Heinrich Hubert Houben seine an sich ausgezeichnete Methode durch Ueberspannung *ad absurdum* geführt hat; diese Briefe Hoffmanns stehen weder Sp. 447/48 unter Funck noch Sp. 452 unter Hoffmann noch Sp. 455 unter Kunz. Dafür giebt Houben mit ungeheurer Raumverschwendung ein bis ins kleinste Detail durchgeführtes Inhaltsverzeichniß und Schlagwortregister für Kunzens nur zu bekannte biographische Schrift über Hoffmann, *cui bono?*

[6] S. unsere Note 14 zum dritten dieser Briefe (S. 163f) und die Berichtigungen zum vierten am Schlusse des Bandes.

Am 3. Juli 1837 ſchrieb alſo die „Fr. Brodhagſche Buchhandl[un]g, Nachfolger der Gebr. Franckh" an Hitzig, der Contract ſei nunmehr „abgeloſſen", „die Auflage aber bei weitem nicht abgeſezt". Die Buchhandlung ſchreibt dieſen Mißerfolg „nicht ſowohl dem Innhalt als dem Format" zu und fragt, ob ſie, ohne neues Honorar zu zahlen, „eine neue Ausgabe in 8° davon veranſtalten" dürfe, um ihren Schaden „womöglich zu mildern."

Hitzig erklärte ſich am 11. Juli an ſich einverſtanden; er ſchrieb (wie der Adreſſat ihm am 26. October 1838 vorhält):

> So erkläre ich denn in ihrem [der Wittwe] Namen und ſtehe für ihre Genehmigung ein, daß ſie von dem ihr nach § 3. des Contracts vom 1 April 1827 zuſtehenden Rechte, eine neue Ausgabe der „Auswahl" in einem andern Verlage als dem Ihrigen erſcheinen zu laſſen, keinen Gebrauch machen, auch kein neues Honorar für die von Ihnen beabſichtigte Octavausgabe fordern wird, wenn, was geſchehen ſoll, ich ihr verſichere, daß ich in Ihre Angabe, aus der erſten noch keinen Gewinn gezogen zu haben, kein Mißtrauen ſetze.

Bezüglich des § 4 des alten Contracts (ſ. o. S. 581) fügte er jedoch hinzu (wie er ſelber am Rande von Brodhags Brief notirt hat),

> daß ich für ſie [die Wittwe] auf Aufhebung des §. 4. des Contracts beſtehen müſſe, wenn etwa Hr. Reimer, der nach der Vorrede *nur während der Dauer des Contracts* ſeine Einwilligung zur Aufnahme der Erzählungen aus den Serapionsbrüdern ertheilt, Beſchwerde über Nachdruck führen ſollte.

(Eine Mittheilung für Grüneiſen war angehängt — wie ſich aus Brodhags Antwort vom 1. März 1838 ergiebt.)

Brodhag ſchrieb nun an Reimer. Die Antwort kam erſt nach Monaten und fiel unbefriedigend aus.

[β) Heubels Verhandlungen mit Hitzig bis zum Abſchluß des Contracts: März bis November 1838.

(Dazwiſchen, in kleiner Schrift, Heubels Verhandlungen mit Kunz und Immermann.)]

Im November 1837 kam der (von Dullers Freund Ludwig Bechſtein protegirte) Muſiker Johann Daniel Elſter (1796—1857) nach Bamberg und vereinigte ſich mit Kunz zu einer gemeinſamen Publication: die beiden Kumpane erfanden, um ſich intereſſant zu machen, einen gemeinſamen Beſuch von Hoffmanns früherer Wohnung, bei dem ſich allerlei rührendes und gruſeliges zugetragen habe. Kunz brachte das Elaborat glücklich wieder bei Dullern unter, und dieſer veröffentlichte den Aufſatz im Februar und März 1838 unter der Ueberſchrift 'E. T. A. Hoffmann und die Epigonen in Bamberg'[1].

Am 1. März 1838 ließ Brodhag Hitzig in einem Einſchreibbrief über die Ergebnißloſigkeit ſeiner bisherigen Verhandlungen mit Reimer berichten. Der Brief iſt unterſchrieben: „Pr Proc^{a} Fr. Brodhagſche B^{h} Heubel". Von der Hand dieſes Procuriſten Heubel ſind alle folgenden Briefe der Firma geſchrieben; er war ein literariſch ſehr intereſſirter Mann, der z. B. einmal Hitzig in einer privaten

---

4.

[1] Ueber Elster s. ADB 6, 72 f.; weitere Mittheilungen Goedeke^2 III 1080 unten und Goedeke^2 VIII 478 Mitte. — Kunz wiederholte 1839 den Aufsatz mit anderen Producten seiner Phantasie unter dem (nunmehr die Erfindung zugebenden) Gesammttitel 'Drei Novellen aus dem Leben' bei Bechsteins Verleger Glaser in Schleusingen. Einen Auszug aus diesem zweiten Druck hat Carl Georg von Maaßen 1907 in den 'Süddeutschen Monatsheften' gegeben; er weist bereits auf Elsters Mitverfasserschaft hin und vermuthet, daß die Geschichte „stark mit dichterischen Freiheiten ausgestattet" sei, unterläßt es jedoch, die einzelnen Erfindungen, soweit sie sich auf H. selber beziehen, als solche zu kennzeichnen. (Die heutige Bezeichnung des Hauses und der Todestag von H's Hauswirth war seit 1885 in der oben S. 55 Note citirten Schrift des Freiherrn Marschalk von Ostheim zu finden.) In unserem Bd. III werden wir die auf Hoffmann bezüglichen Stellen von Kunzens Aufsatz wörtlich nach dem ersten Druck wiedergeben: nicht weil sie von irgendwelchem positiven Werthe wären, sondern um den Charakter von Kunzens Berichten auch an diesem wüstesten Beispiel darzuthun.

Nachſchrift um Autographen bittet und das nächſte Mal ein Verzeichniß der Schriftſteller beilegt, von denen er bereits Handſchriften beſitze. Brodhag-Heubel fährt in dem in Rede ſtehenden Briefe fort: wenn Reimer die ‘Serapions-Brüder’ in der That nicht freigeben ſollte, ſo müſſe er die Idee einer Auswahl allerdings fallen laſſen und wolle ſeinen Schaden „zu vergeſſen ſuchen“. Er habe jedoch nunmehr einen neuen Plan: er möchte außer Hitzigs Biographie

1) die noch nicht geſammelten Schriften Hoffmanns bringen — zumal das in der Vorrede zur alten Sammlung ſchon ins Auge gefaßt ſei[2] — und
2) dieſe Sammlung durch ungedruckte Arbeiten vervollſtändigen.

Hitzig werde es hoffentlich auf ſich nehmen, die Sammlung „zu ordnen und herauszugeben“. Der Verlag werde für eine würdige Ausſtattung ſorgen und ſei bereit, Hitzig und der Wittwe Honorar und Freiexemplare zu gewähren; er bitte um Vorſchläge deswegen.

Mit andern Worten: von den drei Herausgeber-Aufgaben, die wir S. 552 Mitte aufgezählt haben, iſt Heubeln die unter c genannte verwehrt, und er will alſo die dort zu a und b angeführten löſen reſp. durch Hitzig löſen laſſen. Daß dieſer ſchon vor dreizehn Jahren Hoffmanns ſpätere Almanach-Erzählungen in zwei Bänden geſammelt hatte (ſ. o. S. 561) war ihm unbekannt; und, ſo unglaublich es klingt, auch der alte Herr Hitzig hatte das vollkommen vergeſſen.

Er erwiderte Heubeln am 8. März[3] gerührt, er wolle nicht bezahlt werden; „Auch für die Wittwe Hoffmann begehre ich kein Honorar. Was Sie ihr geben, iſt eine Wohlthat, die Sie einer kränklichen in engen Verhältniſſen lebenden Wittwe eines verdienſtvollen Mannes zuwenden und wird dort oben ſeinen Lohn finden“. Brodhag hätte aber, meint Hitzig, beſſer gethan, erſt ihn zu fragen ehe er an Reimer ſchrieb. Hoffmanns ſpätere Erzählungen ſeien ſchwach, eher ſeien ſeine Compoſitionen zu empfehlen. Zum Schluß erklärt er ſich bereit, Hauffs Briefe an ihn zur Verfügung zu ſtellen, und fragt, ob Grüneiſen ſeinen (Hitzigs) Commentar zum Nachdruck-Geſetz erhalten habe.

---

[2] S. o. an den Wenden der Seiten 583/84 und 584/85.

[3] Nach Brodhags Briefen vom 14. März und vom 26. Oct.

Brodhag-Heubel antwortet am 14. und legt ſeine Correſpondenz mit Reimer in einer Abſchrift bei [die ſich bisher nicht gefunden hat]. Nach Heubels Brief hat Reimer zur Abſchreckung behauptet, er plane eine neue Geſammtausgabe mit Einſchluß der kleinen Schriften Hoffmanns — Brodhag-Heubel glaubt aber, daß wenigſtens vorläufig nichts daraus werden werde, und möchte ſich alſo dadurch nicht von ſeinem Plan abbringen laſſen. Für alle Fälle fragt er, worauf eigentlich Reimer ſein Einſpruchsrecht ſtütze; denn wenn Hitzig wirklich dabei bliebe, auch bei einem Neudruck das Gros der ſpäteren Almanach-Erzählungen fortzulaſſen, ſo ſei die Auswahl „ohne die ſeraphiſchen Erzählungen“ freilich undenkbar. Er hofft jedoch, daß Hitzig ſeine Stellung ändern werde:

> Wir laſſen ihren Gründen volle Gerechtigkeit wiederfahren, ohne doch ganz unſren Wunſch unterdrücken zu können. Oft wurde bey uns deshalb angefragt und [wir] ſind überzeugt, daß dieſe neue Ausgabe dadurch ein erhöhtes Intereſſe bey dem Publikum finden würde, das nicht ſo ſtrenge urtheilt und jedes Bruchſtück ſeines Lieblings, das ihm bis jezt vorenthalten, mit Begierde leſen würde. Schätzt man doch die Anfangsverſuche, Skizzen und unvollendeten Stücke berühmter Maler ſo hoch und oft höher als ſeine vollendeten Bilder, und iſt bey dem Schriftſteller nicht der-

> ſelbe Fall! Hoffmann wird nie etwas ganz ſchlechtes geſchrieben haben, ein Gedanke kann einem Kenner von großem Werthe ſeyn den er in dem gebotenen findet. Auch noch mancher Brief mag von ihm vorhanden ſeyn der für ſeine Freunde des intereſſanten in Menge böte. Mit wahrem Vergnügen würden wir die nöthigen Werke dazu anſchaffen und ſonſt jede Gelegenheit ergreifen die zum Zwecke förderlich wäre.

Für die Compoſitionen habe er ſelber keine Verwendung, ſei aber bereit, auf Wunſch zur Oſtermeſſe in Hitzigs Namen mit Muſicalienverlegern darüber zu ſprechen. Das Angebot von Hauffs Briefen komme leider für die ſoeben abgeſchloſſene [zweite] Geſammtausgabe, die Hitzig demnächſt erhalten werde, zu ſpät, würde aber für die nächſte Ausgabe mit Dank angenommen werden[4]. Grüneiſen werde ſelber antworten. „Die Wittwe werden wir dann", heißt es in einer Nachſchrift, „nicht vergeſſen."

Am 4. April ſandte Hitzig darauf ein „nur Gefälligkeit athmendes Schreiben" (wie Brodhag-Heubel es in ſeiner Antwort im Auguſt nennt).

Auf der Oſtermeſſe in Leipzig ſuchte Brodhag ſich doch noch mit Reimer zu verſtändigen; dieſer vermied es jedoch beſtändig, ſich beſtimmt zu erklären, und vertröſtete ſchließlich auf eine Beſprechung in Stuttgart, wohin er demnächſt perſönlich kommen werde.

---

[4] Schwab mußte jedoch 1840 in dieser späteren (dritten) Gesammtausgabe Bd. I S. 18 von Hauffs Correspondenz mit Hitzig sagen: „Bis an sein Ende blieb er mit dem älteren Freunde in unausgesetztem Briefwechsel. Diese Briefe gehen aber zu sehr ins Einzelne über Spezialitäten, als daß der Empfänger nicht Bedenken tragen mußte, sie zur Veröffentlichung mitzutheilen." In Hitzigs Nachlaß hat sich nur der oben erwähnte Brief aus Dresden vom 28. Oct. 1826 gefunden.

Während dieſer Wartezeit war Brodhag jedoch nicht unthätig, ſondern trat mit Kunz in Verhandlungen. Er verzichtete zwar auf die Elixiere aus dem 'Phönix', erſuchte aber um Briefe, etwanige kleine Texte und Zeichnungen von Hoffmann.

Anfang Auguſt erſchien dann Reimer endlich in Stuttgart und erklärte ſich, aber im weſentlichen ablehnend. Er unterſagte am 9. Auguſt rundweg einen Neudruck der Auswahl „mit den kl. ſerapioniſchen Erzählungen“, wie Brodhag-Heubel am folgenden Tage Hitzig berichtete; er wollte nur geſtatten, die durch den Verkauf einzelner Bände entſtandenen Lücken der Taſchenausgabe auszufüllen. „Hr. R[eimer] ſtellte zwar eine gemeinſchaftliche Ausgabe als Reitz in Ausſicht, allein wir fürchten auch bey dieſer könne es uns gehen, wie jetzt.“ [Wer geleſen hat, wie Reimer über gemeinſchaftliche Verlagsunternehmungen dachte (ſ. o. S. 565 unten), wird Brodhags Zweifel an Reimers Abſicht theilen.] Brodhag-Heubel gedenkt nunmehr, Hitzigs Hülfe vorausgeſetzt,

> eine neue hübſche Ausgabe, ohne die Hrn. Reimer gehörenden Erzählungen zu veranſtalten. Von Ihrer Güte hätten wir dann außer dem Leben die noch in der Vorrede u[n]ſ[erer] Ausgabe verſprochenen Erzählungen und was Sie ſonſt an Briefen u. dgl. fänden, zu erwarten, und ferner ſtehen wir mit Hrn. Kunz (Funk) über einige höchſt ſchätzbare Beyträge H's in Unterhandlung, wozu einige Handzeichnungen kommen, die dem ganzen gewiß zur Zierde gereichen würden. Sobald wir mit dieſem Herrn im Reinen ſind, werden auch wir Ihnen nähere Nachricht geben, mittlerweile Sie aber höflichſt erſuchen, alles erforderliche ordnen und uns anher ſenden zu wollen, da wir baldigſt mit dem Drucke beginnen mögten. Weil Sie ſo uneigennützig alle Vergütung ausſchlagen, werden wir nach Ihrem Ermeſſen der Wittwe gedenken.

Er erbittet Hitzigs Vorſchläge über „Titel, Ausſtattung uſw" und erſucht ihn, Reimern gegenüber Diſcretion zu wahren.

Hitzig antwortete am 18. Auguſt und bat, ihm die 6 Bändchen der Biographie zur Bearbeitung in rohen Bogen zu ſenden; wegen der Honorirung der Wittwe erhob er auch jetzt keine beſtimmten Forderungen.

Brodhag ſandte Hitzig die gewünſchten 6 Bändchen (zunächſt ohne einen Brief) in Ermangelung eines rohen Exemplars in einem broſchirten. Ferner wandte er ſich, um nichts unverſucht zu laſſen, noch ein letztes Mal an Reimer: er fragte dieſen, ob er [Brodhag] Hitzigs Auswahl etwa dann wieder abdrucken dürfe, wenn er Reimern oder der Wittwe eine Vergütung dafür zahle.

Reimer ſchwieg ſich aus auf dieſe Frage.

Anfang September wurde Brodhag mit Kunz im weſentlichen handelseins; dieſer ſandte ihm

I. an ſelbſtändigen Schriften Hoffmanns:
  1. die 'Prinzeſſin Blandina' aus der erſten Ausgabe der 'Fantaſieſtücke',
  2. zwei Bamberger Stammtiſch-Schwänke ('Moderne Welt — moderne Leute' und 'Die Folgen eines Sauſchwanzes');

II. an Werken des Zeichners Hoffmann:
  1. 9 Originalzeichnungen,
  2. den Begleittext zu 3 Berliner Schauſpieler-Caricaturen von 1807/08 (die Bilder ſelbſt hatte Kunz bereits an den Bamberger Sammler Joſeph Heller verkauft[5]);

III. an Briefen:
  1. die 5 aus dem 'Phönix' vom April 1837 mit der fingirten Antwort, die nunmehr auf den Himmelfahrtstag 1820 verlegt iſt.
  2. 6 neue, u. z. unſere Nr. 124 (mit dem Selbſtportrait) im Original und unſere Nrn. 66, 72, 104f, 122 in Abſchrift (der mittlere dieſer 5 Brieftexte iſt echt, die übrigen dürften mindeſtens überarbeitet ſein).

---

[5] Vgl. oben S. 33 m. Note 2. Die drei Aquarelle liegen jetzt mit Hellers anderen Schätzen auf der Bamberger Bibliothek, und ich gedenke, sie gelegentlich in farbiger Reproduction mit den Texten zu publiciren. Bisher ist nur das erste Blatt — Unzelmann in einer Rolle aus Isouards 'Michel Angelo' — reproducirt, u. z. in schwarzer Netzätzung; der Herausgeber (A. Sakheim) ahnte nicht, um was es sich bei dem Blatte handelte.

Kunz hatte die Texte theils mit Einleitungen, theils mit Anmerkungen verſehen (die Einleitung zu den Stammtiſch-Schwänken iſt vom 1. September datirt); Erläuterungen zu den Zeichnungen verſprach er nachzuliefern und erbot ſich, auch Hitzigs Biographie mit Noten zu begleiten. Ferner theilte er Brodhag mit, daß er früher ein Selbſtportrait Hoffmanns mit phyſiognomiſchem Commentar[6] an den Landgerichtsrath Immermann in Düſſeldorf verkauft habe.

Brodhag wandte ſich alſo an dieſen Berufsgenoſſen und Verehrer Hoffmanns, der bisher für den Theezirkel ſeiner Freundin dilettantiſch gedichtet hatte, jetzt aber gerade an ſeinem erſten (und letzten) ernſthaften Werke arbeitete: dem 'Münchhauſen', der techniſch Hoffmanns Doppelroman bis ins kleinſte copirt, inhaltlich aber eine völlig ſelbſtändige Schöpfung darſtellt[7]. Immermann geſtattete „bereitwilligſt"[8], daß das Blatt in Düſſeldorf reproducirt wurde.

Vorher, am 6. September[9], hatte Brodhag-Heubel Hitzig über Kunzens Beiträge berichtet und bei der Gelegenheit das Programm der Ausgabe entworfen, das er dann ſoweit ausgeführt hat, wie Hitzig es zuließ. Denn die Sammlung iſt nicht in Berlin von Hitzig, noch weniger in Breslau von der polniſchen Wittwe, deren Namen Hitzig benutzte, ſondern zu Stuttgart im Comptoir der Brodhagſchen Buchhandlung, vermuthlich allein von dem Procuriſten Heubel, redigirt. — In dem genannten Briefe vom 6. September legt dieſer Hitzig zehn Fragen vor, die wir hier in freier Folge wiedergeben (Heubel ſelbſt ſtellt ſie, wie ſie ihm gerade einfielen — was er am Schluß des Briefes mit der Eile der Niederſchrift, kurz vor Abgang der Poſt, entſchuldigt):

---

[6] S. o. bei S. 248.

[7] Dank Immermann wurde Pückler endlich zu einem werthvollen Factor für die deutsche Literatur, freilich nicht als Subject, sondern als Object der Dichtung. Selten ist ein Modegötze glänzender persifflirt worden als im zweiten — pardon! „Zwölften" Capitel des 'Münchhausen' unser Pückler, der in Berlin das Interessantsein, in London den Spleen erlernt hat und sich nun in allen Welttheilen damit sehen läßt. Für uns ist aber noch merkwürdiger, daß Immermann, genau wie 1821 Hoffmann, während der Arbeit der Satire müde ward und sich dafür entschied, nur den positiven Theil des Doppelwerkes zu Ende zu führen. Vgl. oben S. 451 Note.

Die als Gewißheit vorgetragene Vermuthung des Hamburger Altphilologen Friedrich Schultes (Pr. Jbb. 73 [1893], 227), daß Immermann in den 'Epigonen' mit dem Berliner Richter, der die Demagogenuntersuchung leitet, (Buch VI Cap. 11 und Buch VII Capitel 10) Hoffmann gemeint habe, ist ebenso hinfällig wie andere Identificationen des Aufsatzes. Die Handlung spielt zu der Zeit, wo Schinkel das Museum baute (1825/30); also käme, wenn überhaupt eine historische Person gemeint ist, nur Hitzig in Frage, der bekanntlich 1826/27 die Untersuchung gegen die in Köpenick verhafteten Demagogen zu führen hatte und im Februar 1827 Director des Inquisitoriats beim Kammergericht wurde.

[8] So Brodhag auf dem (mit dem letzten Bande ausgegebenen) Erläuterungsblatt zu dem Bilde.

[9] Irrig datirt 6/8.

1) Reimer hat Brodhags letzten Brief ignorirt; will nun vielleicht Hitzig „ihn um eine Antwort darauf angehen"?
2) Was bleibt von der 'Auswahl' außer den ſechs biographiſchen Bändchen übrig, wenn Reimer dabei bleibt, den Wiederabdruck ſeiner Texte zu verbieten? Heubel fürchtet mit Recht: „ſo gut wie gar nichts".
3) Brodhag-Heubel hat nach Möglichkeit „den in Taſchenbüchern zerſtreuten Erz[ählungen] H's nachgeſpürt, und namentlich dortige Liſt & Klemann die viele alte an ſich gekauft, um Aufſuchung gebeten; den berl[iniſchen Taſchen-]Kalender werden dieſe indeß wohl nicht haben, und würden wir dafür Ihr gütiges Anerbieten in Anſpruch nehmen müſſen."
4) „Hat H. in keiner Zeitſchrift was geliefert?"
5) „Dann fanden wir in Dümmlers Verl[ags-]V[erzeichniß]
   H's letzte Erzählungen oder Suppl[ement]
   zu den Serapionsbrüdern.
   was mögen dieſe enthalten? hier ſind ſie nicht zu bekommen."
6) Wo ſind die in der Biographie genannten Jugendarbeiten Hoffmanns, z. B. die Singſpielfragmente 'Der Renegat' und 'Fauſtine', geblieben?
7) Würde Hitzig ſich nicht entſchließen können, „bey Durchſicht der Biographie" die früher von ihm geſtrichenen Briefſtellen wiederherzuſtellen?

8) Darf Brodhag-Heubel „die in der B[iographie] vorkommenden B[rie]fe u[nd] kl[einen] Aufſätze bey der neuen A[usgabe] den andren anreihen“?

9) Darf „Funk zu der B[iographie] ſeine Noten geben“?

10) Welchen Titel ſchlägt Hitzig für das Ganze vor? In Frage käme „Reliquien“.

Hitzig antwortete hierauf am 19. September[10]:

Das zu corrigirende Ex[emplar] der Franckhſchen Ausgabe von Hoffmann iſt mir durch die B[uch]h[an]dl[un]g d[es] H[errn] D[ümm]l[e]r ſowie Ihr gütiger B[rie]f vom 9. d. Mts. direkt durch die Poſt richtig zugegangen. Ich eile den letztern wie folgt zu beantworten.

Zuvörderſt muß ich mich eines groben Verſehens anklagen, wodurch ich zwar der Sache ſelbſt nicht geſchadet, aber Ihnen unnütze Mühe in Beziehung auf die Herbeyſchaffung der alten Taſchenbücher verurſacht zu haben, mir vorwerfen muß. Verzeihen Sie es mir um deswillen, weil dieſer ganze Sommer für mich eine Kette von Leiden aller Art war, deren letzter Ring der Tod meines treuſten Jugendfreundes, des Dichters Adelbert v. Chamiſſo. Die Sache iſt nämlich folgende.

In dem wenig bekannt gewordenen[11] auch zum Vortheil der Wittwe H-n gedruckten Werke:

„Die letzten Erzählungen von E. T. A. Hoffmann 1$^{\underline{t}}$ Abtheil[un]g 432 S. 2. Abth[eilung]

---

[10] Er erbat sich in einer Nachschrift (s. u.) den Brief wieder zurück. Brodhag sandte ihm statt dessen eine Abschrift, in der die Schlußphrasen aus Raummangel gekürzt sind, aber offenbar nichts irgend wesentliches weggelassen ist; Hitzig hat diese Abschrift durchgesehn und einen Lesefehler (Quelle statt Kette) verbessert. Wir bringen den Brief nach dieser Abschrift (mit ganz geringfügigen Correcturen in der Lesung und mit freier Absatzbildung).

[11] Die letzten Exemplare sind erst um das Jahr 1910 (von Edmund Meyer in Berlin) ausverkauft.

340 S. 8° zu 24 Zeilen auf die Seite, Berlin
1825 bei Dümmler",

ſind die Taſchenbucherzählungen bis auf die Marquiſe de la Pivardière und den Feind (erſtere in dem Taſchenbuch zum geſ[elligen] Verg[nügen] 1821, letztere in dem Schrag'ſchen Frauentaſchenbuch) vollſtändig abgedruckt und die Wittwe durch mich würde Ihnen allſo das Recht ertheilen, dies Werk neu aufzulegen und es mit jenen neuen Erzählungen (die Marquiſe und der Feind) zu vermehren.

Es beſtehen nun aber dieſe beiden Bände aus folgenden 7 Novellen: [folgen die Titel und die Anzahl der Seiten jeder Erzählung.]

Reſultate aus dem vorausgeſchickten ſind:

1) Ihre Taſchenausgabe beſteht aus 18 Bdch. Hievon füllen [ſt. enthalten] 6 meine Biographie, bleiben 12. Meine Biographie können Sie wiederdrucken, außerdem von den 12 Bändchen das 10 u. 12te, wovon die Wittwe allein das Vervielfältigungsrecht hat. Dagegen dürfen Sie ohne Einwilligung Reimers nicht wieder abdrucken die übrigen 10 Bändchen, weil alle die Erzählungen, welche dieſe enthalten, in den Serapionsbrüdern ſtehen. Und mit einer fernern Unterhaltung [mit] Hrn. Reimer bitte ich mich zu verſchonen — nicht, weil ich mich davor fürchtete, aber weil ſie zu keinem Ende führen würde. Ich bin von ſeiner freundlichſten Aufnahme überzeugt, er würde mir von neuem verſprechen, an Sie zu ſchreiben, würde es nicht thun, und über Jahr und Tag wären Sie auf dem alten Fleck. Er hat keine Luſt und, wo R. keine Luſt hat, da iſt nichts mit ihm anzufangen.

2) Betrachten wir aber hienach, was Gegenſtand der neuen Sammlung bleibt; ſo iſt es: a.) Mein

Werk, Octav (mit den Nachträgen) 760—70 Seiten. b) die letzten Erzählungen, gleiches Format (worunter Ihr 10. u. 12. Bdch. ſchon mitbegriffen) 770—80 Seiten, alſo mit etwaigen Zuſätzen von Kunz circa 1800 Seiten 8° woraus ſich bey ſplendidem Druck 6 gar hübſche Bändchen in 8. machen laſſen, deren Eintheilung Gegenſtand der fernern Berathung ſeyn wird, wobei ſich vielleicht herausſtellt, daß es noch beſſer iſt, den Stoff in 8 Bändchen zu vertheilen.

3) Was den Titel dieſes neuen Werks betrifft, ſo verſteht es ſich zuerſt, daß er nicht, wie die T[aſchen-] A[usgabe] heißen darf: „Erzählende Schriften in einer Auswahl", denn unter Auswahl verſteht man das Beſte was ein Autor geliefert hat, und dazu gehören H's letzte Erzählungen wahrlich nicht, was mich auch bewogen hat, ſie von der Auswahl auszuſchließen. Es würde jener Titel wahrheitsgemäß vielmehr dahin zu ſetzen ſeyn:

> E. T. W. Hoffmann, dargeſtellt von Julius Eduard Hitzig. Neue von dem Verfaſſer durchgeſehene und mit Nachträgen von ihm und Z. Funk bereicherte Ausgabe. Begleitet von den Erzählungen Hoffmanns aus ſeinen letzten Lebensjahren, in vollſtändiger Sammlung, und mehrerem noch Ungedruckten.

Es ſoll dies nicht der definitiv redigirte Titel ſeyn, vielmehr kann er noch viel präciſer gefaßt werden; aber der HauptInhalt des Werks findet ſich darin angegeben. Uebrigens giebt es demſelben auch dadurch gewiſſermaßen den Charakter der Neuheit, daß ich mich auf dem Titel zum erſtenmale als Verfaſſer der Biographie nenne.

In vorſtehender Auseinanderſetzung werden Sie den HauptInhalt Ihres geehrten Schreibens beantwortet finden. Sobald ich Ihre Erklärung in dieſer Beziehung entgegen genommen, werde ich mich an die Durchſicht des zum Druck beſtimmten Exemplars der Biographie machen, wobey ich aber ſchon jetzt folgendes bemerken muß:

α) daß ich nicht geſtatten kann, daß den der Biographie angehängten Briefen und kleinen Aufſätzen eine andre Stelle angewieſen werde, als die ich ihnen gegeben. Sie ſind der nothwendige Commentar zu dem Text in meiner Erzählung[12] und dürfen daher von dieſer nicht getrennt werden.

β) Ebenſo muß ich gegen jegliche Note des Herrn Funk zu meinem Werk, auch was den Abſchnitt Bamberg betrifft[13], proteſtiren. Ich habe treu nach den mir von dort mitgetheilten Materialien gearbeitet und was er zu berichtigen hat, kann er in einem Anhange thun, der der Biographie am Schluſſe beigegeben.

γ) Desgleichen iſt Hr. Funk nicht berechtigt, Sie zu ermächtigen aus der 1. Auflage der Phantaſieſtücke die Blandina wieder abdrucken zu laſſen; vielmehr behalte ich der Wittwe das Widerſpuchsrecht in dieſer Beziehung vor und bin gewiß, daß ſie es geltend machen wird, da ihr verſtorbner Mann, indem er dies ſchwache Erzeugniß ſelbſt von der [ſpäter] Brockhauſiſchen Ausgabe ausſchloß (es iſt ein 1. Act von dem die andern 2. nie geſchrieben worden), ſeine diesfällige Meinung hinlänglich zu erkennen gegeben hat. Auch würde dies Produkt zu dem Titel aus den letzten Lebensjahren H's, nicht paſſen.

---

[12] Heubel hatte die ketzerische Ansicht, daß umgekehrt Hitzigs Biographie der Commentar zu Hoffmanns Texten sei. Hitzig aber hatte in schwachen Stunden die Empfindung, daß doch wohl eher Hoffmann durch ihn als er durch Hoffmann auf die Nachwelt kommen werde; in diesem Sinne läßt er sich z. B. auf dem Titelblatt seines Werkes von Hoffmann mit Goethens Worten anflehn:

Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn.
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgeh'n!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod

— d. h. also nur eine Biographie wie die Hitzig'sche kann Hoffmann vor völliger Vergessenheit bewahren. Leider hat u. a. Speyer ihn in dieser grotesken Ansicht bestärkt: s. Bd. III.

[13] Kunz hatte im 'Phönix' vom 14. Oct. 1835 (auf S. 6 der Buchausgabe) gönnerhaft gesagt, Hitzigs Biographie sei „im Ganzen vortrefflich", aber einschränkend hinzugefügt: „die Beschreibung des Bamberger Aufenthalts ist der einzige schwache Theil".

Die B[rie]fe H's an Funk mag er ſeinem Anhang beyfügen ſo wie die kl. Schwänke uſw, wie ich es mit den von mir aufgefundenen Sachen bei meiner Biographie gethan habe. Sein Name auf dem Titel wird Ihnen übrigens nützlich ſeyn, da er ſich jetzt einer Vogue bey dem Publikum zu erfreuen hat.

Schließlich bemerke ich, daß von dem, was ich von H'ſchen Arbeiten in meiner Biographie nach ſeinen Tagebüchern erwähnt habe, ſich nichts vorgefunden hat[14]. Ich habe dergleichen bey ihm auch nie geſehen. Er war ſehr unordentlich mit ſeinen Sachen, und die M[anu]ſc[ri]pte ſind bey ſeinen vielen Umzügen auch wohl verloren gegangen oder als Makulatur verbraucht worden. Damals dachte er nicht an Herausgeben von Schriften [!] und hat auch, ſoviel ich weiß, nie etwas für Zeitſchriften geliefert [!!!].

So viel . . .

In . . .

Ich bitte um Rückſendung dieſes Briefes . . .

[Nachſchrift auf einem Zettel:] Der Herbeyſchaffung der Berliner Calender bedarf es nicht, denn

---

[14] Ueber 'Renegat' und 'Faustina' schweigt er sich aus!

> die beiden darin enthaltenen Erzählungen: die Geheimniſſe und die Irrungen, ſtehen ſchon in den letzten Erzählungen, bey Dümmler. Wie habe ich …

Aus der ſelben Zeit dürfte ein Zettel ſtammen, auf dem Hitzig die Seitenanzahl der im vorſtehenden Briefe unter 2a und b genannten 4 Bände von 1823/25 zuſammenrechnet; trotz eines Rechenfehlers kommt er zu dem richtigen Ergebniß, daß ſie zuſammen „Mehr als 4 Alphabeth, das Alph. zu 24 Bogen“ ausmachen.

Brodhag-Heubel hatte ſchon vorher zu ſeiner Enttäuſchung erfahren, daß „unſer“ Hoffmann, wie er ihn am 1. März mit ſtolzer Zärtlichkeit genannt hatte, in Wirklichkeit zu $^{5}/_{6}$ Reimers Autor war; jetzt kam die zweite Enttäuſchung: die Sammlung, an der er ſeit Wochen gearbeitet um ſie als erſter zu geben, war im weſentlichen bereits 1825 erſchienen! Heubel giebt in ſeiner Antwort vom 26. September dieſer Empfindung Ausdruck, ſogleich aber auch der Hoffnung, daß trotzdem ſein Unternehmen einſchlagen werde. „Ihre Beſtimmungen in Hinſicht der Ausgabe“, ſchreibt er reſignirt, „(ſelbſt wenn ſie uns nicht ganz zuſagte[n]) werden wir ehren“. Er fragt aber, ob die von Kunz erworbene ‘Blandina’ nicht doch mitgedruckt werden dürfe (er wolle event. Kunz veranlaſſen, die Wittwe dafür zu entſchädigen) und ob Hitzig einen formellen Vertrag wünſche.

In ſeiner Antwort vom 5. October erſuchte Hitzig thatſächlich um einen Contract und ſprach ſein Bedauern darüber aus, daß ſich nicht eine Geſammtausgabe habe ermöglichen laſſen.

Brodhag-Heubel, dem Kunz inzwiſchen die ‘Viſion auf dem Schlachtfelde bei Dresden’ geliefert hatte, antwortete unterm 11. October, die Unmöglichkeit einer Geſammtausgabe bedaure er ebenfalls:

> In etwas aber glauben wir dem Wunſche entgegen zu kommen, [nämlich dadurch,] daß wir nicht allein u[n]ſ[ere] Ausgabe in Format und Satz (nur etwas beſſer) der reimerſchen ganz gleich geben werden, ſondern daß wir auch einen fortlaufenden Bändetitel geben für Beſitzer der R[eimerſchen] Ausgabe.

Heubel hat alſo die ausgezeichnete Idee, ſeine Sammlung von kleinen Schriften, Zeichnungen und biographiſchem Material nicht als Concurrenzunternehmen zu Reimers Ausgabe zu kennzeichnen, ſondern als deren Fortſetzung; als ein Supplement, das zuſammen mit Reimers Sammlung von Hoffmanns Buch-Publicationen eine wirkliche Geſammtausgabe bildet. — Die Biographie gedenkt er voranzuſtellen. „Ein recht ähnliches Bildniß H's“ würde er gern beigeben; vielleicht werde Hitzig es vermitteln, daß einer „der beßren Künſtler“ in Berlin ein ſolches nach einer Zeichnung radire?

Entwürfe für Contract und Anzeige legt er zur Durchſicht bei. Nach dieſem Contractsentwurf übergiebt Hitzig in Vollmacht der Wittwe ſeine Biographie Hoffmanns, deſſen neun letzte Almanachs-Erzählungen, die ‘Viſion auf dem Schlachtfelde bei Dresden’, die ‘Blandina’ [Heubel verſucht es immer wieder!] „und was ſich ſonſt noch anfinden mögte“ der Brodhag'ſchen Buchhandlung „zum alleinigen Verlage und Wiederabdruck“. „Die Schriften erſchienen vereint mit andern, die die Verlagshandlung von andrer Seite erworben hat, unter dem Titel: E. T. W. Hoffmann von Julius Eduard Hitzig u. ſ. w. oder wie es näher beſtimmt werden mögte. Auch ein Doppeltitel: H's geſammelte Schr[iften] 11. Bd uſw wird dieſer Ausgabe beygegeben.“ Hitzig verlange für ſich ſelber nichts und ſtelle es Brodhag frei, was er der Wittwe zahle.

Hitzig ſtrich in dieſem Entwurf — vielleicht um Colliſionen mit Reimer zu vermeiden — den Paſſus über den Doppeltitel mit der Motivirung, das ginge die Wittwe nichts an, ſondern ſei lediglich Sache des Verlegers. Ferner ſtellte er plötzlich das Verlangen, daß „ein billiges Honorar“ für die Wittwe nach Betrag und Zahlungstermin fixirt werde. Er ſandte den Entwurf mit dieſen Bemerkungen am 18. zurück.

Brodhag-Heubel erwiderte am 26., Franckh habe ſtatt der ihm für die gezahlten 2000 Thaler freigeſtellten Auflage von 7500 Stück nur 2000 oder 2500 herſtellen laſſen, und Hitzig habe ja auch bisher nicht auf einer Honorirung beſtanden. Trotzdem ſei er bereit, nach der Oſtermeſſe 1839 dreihundert Thaler zu zahlen und bei unerwartet gutem Erfolge ſpäter noch mehr. Dafür ſollen ihm dann die Schriften „eigenthümlich und allein angehören“. Er legt den Contract wieder bei und bittet, „ſollte unſer Anerbieten Ihren Wünſchen entſprechen, denſelben nach Ihrem Gutdünken zu ändern und abzufaſſen.“

Der Schluß des Briefes iſt mit der Scheere abgeſchnitten; vielleicht hat ihn Hitzig an die Wittwe geſchickt. — Gleichfalls aus dem October dürften zwei Aufzeichnungen ſtammen, die Hitzig zunächſt zu eigenem Gebrauch, aber wohl auch zur Kenntnißnahme ſeitens der Wittwe gemacht hat. Es ſind das

1) ein Titelentwurf:

E. T. A. Hoffmanns
Erzählungen
aus ſeinen lezten Lebensjahren.
Vollſtändige
mit noch Ungedrucktem vermehrte Ausgabe
Herausgegeben
von ſeiner Wittwe und J. Funk.

Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß
Von
Julius Eduard Hitzig.

Dritte rechtmäßige, vermehrte und verbeſſerte Ausgabe.

Geſammttitel:
H's Werke ter ter ter Bd

[Darunter hat Hitzig die Breslauer Wohnung der Wittwe notirt:] Ohlauer Vorſtadt, Kloſterſtraße N° 19[15].

2) der Entwurf eines Vorworts:

Vorwort.

In der Vorrede zu der im Jahre 1831 erſchienenen Taſchenausgabe der ältern Erzählungen meines verſtorbenen Gatten behielt ich mir vor, wenn es gewünſcht werden ſollte, auch noch die aus ſeinen lezten Lebensjahren herrührenden zum Theil 1825 in zwei Octavbänden erſchienenen jener Taſchenausgabe einzuverleiben. Dies iſt unterblieben und da die Herren Verleger gegenwärtig beſchloſſen haben, ſtatt des unſcheinbaren Sedez wiederum das OctavFormat zu wählen, ſo liefere ich hier die erſte ganz vollſtändige Ausgabe der lezten Erzählungen Hoffmanns, und zwar eine nicht nur ganz vollſtändige, ſondern auch noch durch manches Ungedruckte, welches ſich im Beſitz des Herrn Z. Funk befunden und welches derſelbe hierzu verabfolgt hat, vermehrte. Dieſer Sammlung ſchließt ſich die dritte Ausgabe des Werkes „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß" an, welches der Herr

---

[15] Vgl. damit (unten unter III) die Nachschriften ihrer Briefe von 1838 und 1841.

Verfaſſer von neuem hat durchſehen und an manchen Orten verbeſſern und ergänzen wollen.

Breslau im Herbſt 1838.
M. H. geb. Rorer.

Die Aufnahme der 'Blandina' muß Hitzig noch einmal ausdrücklich verboten haben; wie er ſich zu dem Honorarvorſchlag geſtellt hat, wiſſen wir nicht, da Brodhag-Heubels Briefe aus den nächſten Monaten ſich nicht gefunden haben[16]. Dagegen erſehen wir aus einem Brief der Wittwe vom 10. December 1838[17], daß Hitzig ihr damals eine größere Einnahme gemeldet hatte; vielleicht hat Brodhag alſo doch um den 1. December herum eine Abſchlagszahlung geleiſtet. (Die einzige Theilzahlung Brodhags, von der wir poſitiv unterrichtet ſind, iſt im Juni 1839 erfolgt[18].)

[γ) Vom Vertragsſchluß bis zum Erſcheinen des Supplements: December 1838 bis November 1839.

(Am Anfang, in kleiner Schrift, Heubels Verhandlungen mit Fouqué und Kunz.)]

Da Hitzig mit der Durchſicht der Biographie noch nicht fertig war, ſo erledigte Heubel im December erſt noch redactionelle Angelegenheiten.

Zunächſt bat er — ob direct oder durch Hitzig, läßt ſich nicht erkennen — Fouqué, ihm Hoffmanns Briefe an ihn mitzutheilen.

Fouqué erwiderte am 29. December (wir ſehen auch hier, auf welche bleierne Gleichgültigkeit der treffliche Heubel bei Hoffmanns Freunden ſtieß!), er habe keine Zeit dazu, Hoffmanns Briefe aus ſeinen Papieren herauszuſuchen; Brodhag verliere auch nichts dabei, denn es handle ſich nur um unintereſſante Geſchäftsbriefe. Dagegen ſei er bereit, einige Notizen über ſeinen perſönlichen Verkehr mit Hoffmann zu geben.

Brodhag-Heubel antwortete am 5. Januar 1839, er bedaure lebhaft, daß die Briefe ihm entgingen,

> da, wenn auch die intereſſanteſten Gegenſtände nicht immer der Zweck derſelben geweſen ſeyn mag, H. doch immer in ſeinem ganzen Thun

---

[16] Vgl. u. S. 656 unten.
[17] S. u. sub III.
[18] S. u. S. 661.

> und Weſen ſo viel Originalität zeigte, daß die gewöhnlichſten Dinge unter ſeinen Händen originel wurden.

Immerhin ſei es ihm angenehm, Fouqués Erinnerungen an Hoffmann zu erhalten; Fouqué möge bald an die Arbeit gehn und die Darſtellung ſo faſſen, daß das Manuſcript „einen Druckbogen nicht zu ſehr überſchreite“; mit dem Honorar werde er ſchon zufrieden ſein. In einer Nachſchrift heißt es:

> Den Bf von H. im Frauentaſchenbuch[19] würden Sie uns doch erlauben, mit aufnehmen zu können?

Im Februar ſandte Fouqué ein Manuſcript, das Brodhag-Heubel einigermaßen zur Verzweiflung brachte. Er ſchreibt ihm darüber am 16. März,

> daß die Angelegenheit, die Sie darin ausführlich erörtern, ebenſowohl in Hitzig's Biographie aufgeführt iſt, ja wir meinen ſie ſchon an einem dritten Orte geleſen zu haben.

Er könne aber ſeinen Leſern doch nicht dieſelbe Sache zweimal vorlegen;

> auch geben wir nicht gern ſchon gedrucktes wieder, wie die Briefe von Füllhorn [sic] und Kreisler, die irren wir nicht in den Phantaſieſtücken wenigſtens zum Theil[20] vorkommen.

Er habe das Manuſcript alſo zur Erledigung dieſer Fragen an Hitzig geſandt.

Man einigte ſich dann darauf, jenen [unbekannten] Bericht zu ſtreichen, dagegen die Briefe Wallborns und Kreislers ſtehen zu laſſen. Sie nehmen im Druck 15½ Seiten ein, das von Fouqué neu gelieferte[21] 17 Seiten! Die Mittheilung des fingirten Briefs an Fouqué aus dem Frauentaſchenbuch, die doch gewiß den Leſern lieber geweſen wäre als das Wiederauftreten des weinerlichen Barons von Wallborn, wurde dagegen unſerm Verleger-Redactor (von Fouqué oder, was wahrſcheinlicher iſt, von Hitzig) ebenſo unterſagt wie der Neudruck der 'Blandina'. —

Als Erſatz für dieſe beiden ihm entgangenen Texte konnte Heubel einige andere verwenden, die er in dieſen Monaten von Kunz erhalten hatte. Allerdings hätte er, wie wir ſehen werden, keinen Anlaß gehabt, dem Bamberger Induſtrieritter für dieſe Gaben beſonders dankbar zu ſein.

Kunz kannte (im Gegenſatz zu Hitzig: ſ. o. S. 660/61) Hoffmanns beide Briefbeiträge zum 'Freimüthigen' von 1819: den 'Brief Kreislers' über die Glasharmonika[22] und die 'Haimatochare'. Wie wir bereits oben unter Nr. 189 (S. 322/23) ausgeführt haben, ſandte er nun beide Aufſätze in Abſchrift an Brodhag als weitere Beiträge zu deſſen Sammlung. Wenn

---

19. den fingirten Entschuldigungsbrief an Fouqué: unsere Nr. 161a (oben S. 267/70).
20. H's Bearbeitung dieses 'Musen'-Beitrags für die 'Fantasiestücke' habe ich zu charakterisieren versucht in den 'Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins' Heft XLIII Seite 29 f.
21. Diese wiederholen wir in Band III.
22. Diesen hatte ihm H. vielleicht selber geschickt, weil er darin den guten Druck der 2. Aufl. der 'Fantasiestücke' lobt.

er dabei ihre Herkunft aus dem 'Freimüthigen' verſchwieg und ſie für Hoffmanniſche Manuſcripte aus ſeinem Beſitz ausgab, ſo geſchah das nicht, wie ich in jüngeren Jahren (ſ. a. a. O.) annahm, aus harmloſer Renommiſterei, ſondern um Honorar dafür verlangen zu können.

Zu dem ſelben Zweck erfand (oder erweiterte) er den oben als Nr. 188a (S. 319/21) mitgetheilten angeblichen Empfehlungsbrief Hoffmanns an ihn.

Endlich (wohl im März) überſandte er Brodhag ein Heft mit Noten zu Hitzigs Biographie[23]. Hier wäre der gegebene Ort geweſen, um Juliens Berichtigungen von 1837 an die Oeffentlichkeit zu bringen, wie Speyer es damals von Kunz verlangt hatte (ſ. o. S. 635 unten). Aber Speyer war am 6. Februar 1839 geſtorben, und unſer Ehrenmann dachte natürlich nicht daran, ohne äußeren Zwang ſich Lügen zu ſtrafen[24]. Im Gegentheil wies er (IV 32) mit Nachdruck auf ſeine früheren Mittheilungen über Julien hin[25], theilte nunmehr ihren vollen Namen mit (Marc, IV 6 verdruckt in Mari) und trug (ebenda) nach, daß der [mit den Marcs verſchwägerte] Generalkommiſſär Freiherr von Stengel für den Kaufmann G[röpel] den Kuppler gemacht. Julie Marc blieb für das Leſe-

---

23. Hitzigs Zusätze zur neuen Auflage und Fouqué's Erinnerungen hat Kunz nicht commentirt; er hat also Hitzigs Vorlage für den Neudruck der Biographie nicht erst abgewartet.

24. Erst 1842, als Kunz sich wegen dieser Unterlassung allgemeiner Verachtung (oder, wie er es ausdrückt, „schiefen Beurtheilungen") preisgegeben sah, veröffentlichte er je Eine längere Stelle aus Juliens beiden Briefen (mit vielen Verwahrungen und Ausreden vorne, unten und hinten) in einer Zeitung; in der letzten Fußnote erklärt er, er habe inzwischen den Ur-'Berganza' vernichtet.

Der Artikel hat an seinem Orte unbeachtet geschlummert, bis am 18. Mai 1905 der ausgezeichnete Bibliograph und Antiquar Friedrich Meyer in Leipzig ihn mit bewährter Findigkeit entdeckte und sein Exemplar mir überließ. Wir wiederholen das Ganze im Bamberger Abschnitt unseres Bandes III; dort bringen wir auch die Genealogie der Familie Marc nach den 1901 f von Juliens Neffen Wilhelm Marc (1839 bis 1907) erhaltenen Daten.

25. Auch sonst begnügt er sich in den Noten meistens damit, auf seine beiden inzwischen in Buchform erschienenen 'Phönix'-Beiträge von 1835 und 1838 zu verweisen. Andere Noten sollen lediglich sein sinniges Gemüth und seine umfassende Bildung offenbaren. (Ein Beispiel: Hitzig berichtet bekanntlich in der Charakteristik Hoffmanns wie dieser, der ausgesprochene Stadtmensch, kurz vor seinem Tode Sehnsucht nach dem Grünen empfand. Kunz macht dazu die ebenso tiefe wie gelehrte Bemerkung: „Nemesis auf Erden! Z. F.") Soweit Kunzens Noten, im Gegensatz zu diesen beiden Kategorien, positive Behauptungen vorbringen (einerlei ob wahre oder erlogene), bringen wir sie in unserm Band III hinter dem 'Phönix'-Beitrag von 1838.

publicum eine lächerliche fette Gans, die in ihrem 16.—19. Lebensjahre unbegreiflicherweiſe „einem in der Welt verlachten, erfahrenen Manne wie Hoffmann“ den Kopf verrückt, dann aber ſich einem reichen Manne nach dem andern verkauft hatte; der Schriftſteller F. Funck dagegen war neben Hippel und Hitzig der innigſte und treueſte Freund, den Hoffmann auf ſeiner Lebensbahn gewonnen.

Nachdem Kunz das Honorar für dieſe Leiſtungen eingeſteckt, war er für Brodhag nicht mehr zu ſprechen; er weigerte ſich, die verſprochenen Erläuterungen zu den von ihm verkauften Zeichnungen Hoffmanns abzuliefern.

Da Hitzig die Druckvorlage für die Biographie noch immer nicht geliefert hatte, ſo entſchloß Brodhag-Heubel ſich nunmehr, in den beiden erſten Bänden doch die letzten Erzählungen Hoffmanns zu bringen und ihnen alles von Kunz gelieferte einzureihen, ſoweit es nicht rein biographiſcher Natur war. Er ſtellte daher auch den Titel der Sammlung um; im Oſtermeß-Catalog für 1839 wurde als künftig erſcheinend angezeigt:

> Hoffmann, E. T. A., Erzählungen aus ſeinen letzten Lebensjahren, ſein Leben und Nachlaß. Hrsg. von ſeiner Wittwe Micheline Hoffmann, Jul. Edu. Hitzig u. F. Funk. 1. Bd. Mit Kpfrn. u. Facſimile's. 1., vollſtänd., rechtmäß. Ausg. — A. u. d. T.: Ausgewählte Schriften. II. [verleſen für 11] Bd. 8. Stuttgart, Brodhag. [Umfang ungefähr] 20 B[ogen[36]; Preis ungefähr] 1 Thlr.

Am Ende des Quartals ſcheinen erſt drei Bogen vorgelegen zu haben; bei der Druckgeſchichte der fünf Bände ſind wir zum Theil auf Vermuthungen angewieſen, da Hitzig anſcheinend von Brodhag-Heubels Briefen an ihn aus dem Jahre 1839 nur drei aufgehoben hat: die vom 6. April, vom 29. Juni und vom 3. Auguſt.

---

[36] Statt 20 Bogen 8° = 320 Seiten wurden es 17 Bogen 12° = 408 Seiten (wobei wir die 8 [illegible] Vorstücke mitgerechnet haben). Auch die Bogen von Reimers Ausgabe sind in 12° gefaltet; die Blätter beider Ausgaben haben jedoch die übliche Oktav-Größe.

Der erſte dieſer drei Briefe begleitet die Aushängebogen 4 und 5 (= S. 73—120), vermuthlich von Band I; unſer Freund Friedrich Gottlieb Franckh, der Entdecker des Erzählers Hauff und des Reiſeplauderers Pückler, begegnet uns darin zum letzten Male. Nachdem er auch in München Schiffbruch erlitten, war er nach Stuttgart zurückgekehrt und hatte ſich anſcheinend mangels einer productiven Beſchäftigung auf die Politik geworfen; das Ergebniß war, daß er wegen demagogiſcher Umtriebe in Unterſuchung gerieth und des Hochverraths für ſchuldig befunden wurde. Hitzig hatte gelegentlich bei Brodhag angefragt, was aus Franckh geworden ſei; Heubel erwiderte in dem genannten Billet, „daß derſelbe keine Gnade angenommen, und jetzt im Strafhauſe die noch übrige Zeit ableben muß“[77].

Etwa Anfang Mai ſandte Hitzig dann endlich die Druckvorlage für ſeine Biographie. Die Aenderungen des Textes und die wichtige Vermehrung der Beilagen zu den vier letzten Abſchnitten ſind in Bd. III zu behandeln (vgl. auch Bd. I S. 307 und vorher S. 299 f. 302/04);

---

[77] Erst 1842 wurde er freigelassen und starb dann 22. Sept. 1845. — In diesen wie in den oben (vom S. 569 an) gemachten biographischen Angaben über Friedrich Gottlieb Franckh folgen wir dem von Rosenbaum (Goedeke² IX 192 sub a 7) citirten Aufsatz von Hermann Uhde-Bernays in der Beilage zur 'Allgemeinen Zeitung' vom 15. November 1902. Der Name des älteren Bruders (s. o. S. 568 Note 3 Schluß) wird von Uhde nicht genannt, der 1803 geborene jüngere, Friedrich Gottlieb, als „der eigentliche Leiter“ des Geschäfts bezeichnet. Nachträglich sehe ich, daß der Buchhändler Rudolf Schmidt in seiner Compilation 'Deutsche Buchhändler. Deutsche Buchdrucker' (Berlin resp. Eberswalde 1902/08) S. 282/83 zwischen einem älteren Bruder Friedrich und einem jüngeren, aber bereits 1805 geborenen Gottlieb Franckh unterscheidet. Nach seiner Darstellung hätte dieser erst 1830 Stuttgart verlassen, seinen Geschäftsantheil unter die dortigen Firmen Brodhag, Hallberger und Carl Hoffmann vertheilt und sich mit G. Franz in München associirt, während Friedrich in Stuttgart geblieben und Theilhaber der Brodhag'schen Buchhandlung geworden sei. In einigen Punkten ist diese Darstellung sicherlich falsch; ob sie in anderen richtiges bietet, kann ich nicht entscheiden.

hier möge nur auf die Recenſion von Touſſenels franzöſiſcher Hoffmann-Auswahl hingewieſen werden, die Hitzig im kritiſchen Beiblatt von Gubitzens 'Geſellſchafter' vom 13. Februar 1839 (ausgegeben 9. Februar) publicirt hatte und die er hier als ſein äſthetiſches Glaubensbekenntniß über Hoffmanns Schaffen anhangsweiſe wiederholte[99].

Bei dem Druck der Schrift, die (wohl lediglich um einen Thaler mehr herauszuſchlagen) in drei dünne ſtatt in zwei normale Bände getheilt wurde, ergaben ſich lebhafte Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen Autor und Verlag.

---

[99] Théodore Toussenel, geb. 1806, war schon 1829, also im Alter von 23 Jahren, mit einer guten Uebersetzung des 'Wilhelm Meister' aufgetreten; im Jahre darauf hatte er gemeinsam mit einem Anonymus eine Reihe Hoffmannscher Schriften — darunter die beiden Hauptwerke: den 'Goldenen Topf' und die 'Brambilla' — übersetzt, die unter dem übertreibenden Titel *'Oeuvres complètes'* bei Jules Lefebvre & Cie. in Paris (*rue des Grands Augustins* 18) in 8 oder 12 Duodezbänden erschienen waren.

1838 ließ er bei J. Mayer Samuel in Metz einen Großoctav-Band *'Contes de E.-T.-A. Hoffmann'* drucken, der ebenfalls den 'Goldenen Topf' und die 'Brambilla' bringt und ihnen die 'Abenteuer der Sylvester-Nacht' und die Vampyr-Geschichte der Serapions-Brüder beigiebt. Bei P. Baudouin in Paris wurde ein zweiter Band gedruckt, der außer Autobiographischem aus dem Jahre 1815 das Fragment 'Erscheinungen', die 'Seltsamen Leiden eines Theater-Direktors', den 'Zusammenhang der Dinge', die 'Königsbraut' und die 'Genesung' enthält. Das Ganze erschien in Commissionsverlag bei Pougin in Paris; dieser fügte 8 billige Lithographien nach A. Champion hinzu und ließ in [illegible] von einem E. L5 . . . . . r ein albernes „empfehlendes" Vorwort davorsetzen (Hitzig vermuthet wohl mit Recht den Verfasser in Eugène Lherminier [1803—1857], der unaufhörlich Artikel und Bücher über Religion und Moral, alte, neue und Kirchen-Geschichte, Jurisprudenz und Politik mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands schrieb).

Hitzig ist mißvergnügt über den Ton des Vorredners, weit mehr aber noch über den Geschmack des Herausgebers: 'Topf' und 'Leiden' seien für Ausländer unverständlich (ebenso freilich auch für Hitzig, der treuherzig Hoffmanns Versicherung geglaubt hatte, daß die 'Leiden' in Bamberg spielten!), die 'Abenteuer' seien platt und die 'Brambilla' gar sei „das Verworrenste, Schwächste und Lockerste", was H. je producirt habe. Toussenel hätte statt dessen die 'Scuderi', den 'Meister Martin' und den 'Meister Wacht' — mit anderen Worten: Hitzigs Auswahl von 1827! — bringen müssen; aber diese guten Sachen seien freilich schon so vielfach übersetzt worden, daß Toussenel sich mit dem Ausschuß habe begnügen müssen, den seine Vorgänger mit Recht verschmäht hätten.

Brodhag-Heubel ſandte am 1. Juni anſcheinend die Bogen 2—5 des III. Bandes in den Aushängebogen mit einem Begleitbrief an Hitzig (es ſind das die Seiten 15—110; der Anfang der Biographie auf S. 1—14 blieb einſtweilen noch zuſammen mit der Vorrede im Satz ſtehn).

Hitzig erwiderte am 15. Juni unwirſch, er werde nunmehr ſeinen Namen vom Titelblatt der Biographie ſtreichen. Vermuthlich ärgerte er ſich — mit vollem Recht — über Kunzens Noten, die Brodhag gegen ſein ausdrückliches Verbot (ſ. o. S. 639 sub β) unmittelbar unter ſeinen Text geſetzt hatte.

Brodhag-Heubel ſandte bald darauf neben einer Anweiſung auf 124 rth 12 g die Vorſtücke zum I. Band (2 Blätter Titel und 6 Blätter Vorreden) ſowie die drei Titelblätter zum III. Band in Correcturabzügen; am 29. Juni ließ er die Aushängebogen 6—10 des III. Bandes (S. 111—230) folgen und ſprach in dem Begleitſchreiben die Hoffnung aus, den Titel doch mit Hitzigs Namen zurückzuerhalten.

Hitzig fand ſich zähneknirſchend mit dem Geſchick ab, bei lebendigem Leibe in ſeinem eigenen Buche von einem Kunz auf Schritt und Tritt gloſſirt, zurechtgewieſen und ergänzt zu werden. Er datirte das definitive Vorwort zum Ganzen (Band I Seite II), das durchgeſehene Vorwort zu den letzten Erzählungen (ebenda Seite XII) und das Nachwort zum Ganzen (am Schluſſe ſeines Antheils am Band V, auf Seite 152) vom 1. Juli. Was die Unterſchriften betrifft, ſo hat Hitzig die erſte dieſer Kundgebungen zwar als „Micheline verw. Hoffmann, geb. Rorer" unterzeichnet und die dritte garnicht, die zweite aber und die Nachträge von 1825 (Band V Seite 146, hier fälſchlich von 1831 datirt') mit ſeinem Namen. Auch auf den Schmutztitel der Biographie (Bd. III—V) ſetzte er wohl jetzt ſchon ſeinen Namen (ebenſo wie unter das entſprechende Vorwort: ſ. u.), während er allerdings die fünf Haupt-Titelblätter im Gegenſatze zu Brodhags Ankündigung im Meßcatalog (ſ. o. S. 658) nur mit ſeinem weiblichen Pſeudonym gezeichnet hat.

Brodhag ließ nunmehr „im Juli 1839" den Umſchlag zum I. Bande drucken; er betonte auf der dritten Seite, daß die fünf Bände Eine untrennbare Publication bilden"[29], die bis zur Fertigſtellung 5 Thaler, ſpäter mehr koſte. Dem I. Bande wurde der Brief vom 4. März 1814 in lithographiſchem Facſimile und zwei Zeichnungen in Radirung"[30] beigegeben;

---

[29] Man sollte deshalb nicht unter Ignorirung der redactionellen, typographischen, illustrativen und buchhändlerischen Einheit etwa die ersten beiden Bände als XI. und XII. Band der ‘Ausgewählten Schriften’ citiren (wie wenn Reimer auch ihren Inhalt ausgewählt hätte) oder umgekehrt die drei letzten Bände als dritte Auflage von Hitzigs Biographie (wie wenn diese drei Bände gesondert erschienen wären und Hitzig für ihren Gesammtinhalt verantwortlich wäre). Beides thut z. B. Grisebach (S. VI resp. S. LXXIX seiner Einleitung), verführt durch den leidigen Umstand, daß es Heubel und Hitzig nicht gelungen ist, sich auf einen kurzen Gesammttitel für die fünf Bände zu einigen. Da ohne einen solchen ein bequemes und zugleich sachgemäßes Citiren in der That nicht möglich ist, so habe ich in den Anmerkungen dieses Bandes den Hülfstitel ‘Stuttgarter Supplement’ (sc. zu Reimers Ausgabe von 1827/28) eingeführt; ebenso gut wäre Brodhags oder Heubels Supplement. Gemeinsam ist den heterogenen Theilen unserer Sammlung eben nur die Aufgabe, Reimers Edition zu einer Gesammtausgabe zu ergänzen.

[30] Die Wahl dieser Technik war ein arger Mißgriff. Die dilettantischen, größtentheils im Scherz flüchtig hingeworfenen und nur in ihrer Skizzenhaftigkeit reizvollen Zeichnungen ließen sich allenfalls — wie Hitzig es 1823 bei einigen Blättern aus dem Nachlaß gethan hatte — durch eine möglichst mechanische Uebertragung auf den Stein wiedergeben, aber ganz gewiß nicht durch eine freie, mehr oder weniger elegante Wiedergabe mit der Radirnadel. Brodhag hat leider nur bei den beiden großen, mehrfach gefalteten Beigaben (dem oben genannten Brief und dem Blatte, das wir verkleinert zu S. 241 gegeben haben) den Ehrgeiz nach einer künstlerischen Reproduction unterdrückt und sich mit der handwerksmäßigen Lithographie begnügt — offenbar nur, weil er die Kosten so großer Kupferplatten scheute.

die übrigen acht Zeichnungen wurden auf dem Umſchlage gebührend angekündigt mit dem Zuſatze, daß die Erklärungen insgeſammt im Schlußbande folgen müßten[50].

Er druckte nunmehr auch den bisher noch zurückgehaltenen 1. Bogen des III. Bandes (S. I—X und 1—14) und ſandte Hitzig dann einen Abzug davon (Aushängebogen). Hitzig fand darin jedoch mehreres, was er nicht durchgehn laſſen wollte: am Schluſſe des Vorworts waren ſtörende Druckfehler ſtehen geblieben, und auf der erſten Seite des Textes war Hitzigs eigener Note ein Zuſatz von Kunz unmittelbar angefügt. Dieſe intime Berührung mit dem

---

Bei einem dieser Blätter sind wir in der Lage, beide Reproductionsarten zu vergleichen. Kunz hatte Hoffmanns Darstellung des grauen Mannes aus 'Schlemihls Geschichte' bereits 1835 leihweise Dullern überlassen, und dieser hatte die Lithographie danach anfertigen lassen, die wir zu S. 237 wiedergegeben haben. Wie wir dort schon angegeben, verkaufte Kunz jetzt das selbe Blatt an Brodhag; und unter den Händen des freundlichen Radirkünstlers wurde nun aus dem fleischlosen, düster blickenden Gesicht des gespenstischen Mannes ein angenehm gerundetes mit bürgerlich gefälligem Lächeln (wiedergegeben in Maaßens Hoffmann-Ausgabe Bd. I zu S. 363).

51. Wie wir vorher (S. 658) sahen, hatte Kunz Brodhag-Heubel damit im Stich gelassen, und der vielgeplagte Procurist mußte nun, so gut es gehen wollte, die Erläuterungen an der Hand der Briefe u. s. w. selber verfassen. Nur an das umfangreichste Blatt (unsere Beilage zu S. 241) traute er sich nicht heran, sondern überließ die Arbeit einem jüngeren Berliner Bekannten Hoffmanns, Ludwig Rellstab.

Dieser ließ in einem „Capriccio" das Blatt auf die Weise entstehen, daß Hoffmanns Geist in der Mitternachtsstunde vier Studenten erscheint, die sich auf dem Zimmer des einen an Punsch und an der Lectüre des 'Goldenen Topfes' erhitzt haben; das Gespenst läßt sich einen Bogen Papier geben und setzt mit mündlichen Erläuterungen die Zeichnung darauf. So giebt Rellstab, wie Heubel treuherzig in seiner Vorbemerkung vom August bemerkt, „uns gleichsam die eigne Erklärung des genialen Hoffmann." — Die an sich nicht bedeutende Arbeit (die sich allerdings durch die Sachkenntniß des Verfassers angenehm unterscheidet von einem unqualificirbaren späteren Versuch des Schauspielers Louis Schneider) hat deswegen ein Curiositätsinteresse, weil sie sich — vielleicht nur durch Zufall — stofflich berührt mit der Rahmenscene, die zwölf Jahre später Jules Barbier und Michel Carré ihrem fünfactigen *drame fantastique 'Les Contes d'Hoffmann'* gegeben haben; bekanntlich schüttet auch hier Hoffmann einer Corona von bezechten Studenten sein Herz aus.

Induſtrieritter war ihm ekelhaft, und er verlangte unterm 7. Juli mit groben Worten, daß Kunzens Zuſatz noch nachträglich in unzweideutiger Weiſe, etwa durch eine Linie zwiſchen den Zeilen, von ſeiner eigenen Note getrennt werde.

Brodhag ließ darauf in der That das 5. und 6. Blatt des Bogens neu ſetzen: über Kunzens Zuſatz wurde dabei ein Strich geſetzt, unter ihm heißt es:

> Dieſe, ſo wie die folgenden mit Z. F. bezeichneten Anmerkungen rühren von Herrn Funk in Bamberg her, und ſind mit Bewilligung des Herrn Verfaſſers von Hoffmanns Leben dieſem beigefügt worden.
>
> Die Verlagshandlung.

Am 3. Auguſt ſandte Brodhag-Heubel einen Correcturabzug dieſer beiden und der Titelblätter mit einem ironiſchen Brief an Hitzig; er meint, zu Hitzigs lebhafter Beſchwerde möge wohl „nur die Hitze die Worte verliehen haben, die wir gerne entſchuldigen“ und ſchließt lakoniſch

> Ohne weiteres empfehlen wir uns Ihrer Achtung
> ganz ergebenſte
> pr. Fr. Brodhagſche Bh.

Die Vorrede in dieſer Geſtalt datirte Hitzig dann (Seite X) vom Auguſt 1839 (unterſchrieben hatte er ſie wohl ſchon für den caſſirten erſten Druck im Juli, mit den anderen, oben aufgeführten Texten). Es war dies, von einer belangloſen Notiz aus dem Jahre 1841 (ſ. Bd. III) abgeſehn, ſeine letzte Bemühung für Hoffmann. Im ſelben Sommer hatte er Chamiſſo's Leben und Briefe bearbeitet, und als ihn nun im Hochſommer ein erſter Schlaganfall traf, durfte er ſich ſagen, daß ſein literariſches Tagewerk gethan ſei.

Brodhag ließ den Buchbinder aus dem 1. Bogen des III. Bandes das 5. und das 6. Blatt herausſchneiden und durch das neu gedruckte Doppelblatt erſchien, das ſich durch das viel beſſere Papier deutlich vom übrigen abhebt. Eine Verlagsanzeige auf dem Umſchlag dieſes Bandes iſt vom September datiert.

Im Michaelismeß-Catalog auf 1839 konnten nur die erſten beiden Bände als erſchienen angekündigt werden (als alleinige Herausgeberin figuriert nunmehr entſprechend der neuen Anordnung Hitzigs die ahnungsloſe Wittwe); die drei biographiſchen Bände ſind erſt im November ausgegeben[32].

[d) Charakter und textlicher Inhalt der Sammlung.]

Wir haben geſehen, wie emſig Heubel ſich bemühte, eine möglichſt vollſtändige Sammlung von Hoffmanns kleinen Schriften, ſeinen Briefen und den Erinnerungen ſeiner Bekannten zuſammenzuſtellen und wie vortheilhaft dieſer Eifer ſich abhebt von der trägen Gleichgültigkeit, die wir bei Hoffmanns altgewordenen Freunden Hitzig und Fouqué fanden. Aber dem guten Willen des Buchhändlers entſprach leider nicht ſeine litterariſche Einſicht. Daß er von Kunz Fälſchungen und Lügen kaufte und ſich von ihm alte Zeitungsaufſätze als ungedruckte Manuſcripte aufſchwatzen ließ, ſoll ihm nicht angerechnet werden, denn man braucht kein Gimpel zu ſein, um einem litterariſchen Gauner auf den Leim zu gehn. Böſer iſt ſeine außerordentliche Sorgloſigkeit in der Anordnung der Texte. In dieſem Falle hatte Hitzig unbedingt Recht, wenn er in ſeinem programmatiſchen Briefe vom 19. September 1838 verlangte, daß erſt ſeine Texte zu drucken ſeien, danach das von Kunz gelieferte; [als dritter Haupttheil kam dann Anfang 1839 Fouqué's Beitrag hinzu.] Leider hat aber Heubel nur Fouqué's Antheil (Wallborn-Kreisler + eigne Erinnerungen) abſeits gehalten; Kunzens Waare hat er dagegen — offenbar um den Subſcribenten in jedem Bande, namentlich gleich im erſten, neues zu bieten — blindlings hineingeſtreut in Hitzigs Texte. Das oben (S. 359 mit Note 8) beklagte Ergebniß von Hitzigs eigenem Mangel an Syſtematik wiederholt ſich hier alſo in zweiter Potenz, und man wird zu der Blasphemie verſucht, Heubels fünf Bände in ihrer Compoſition mit den fünf Büchern Moſe zu vergleichen. Namentlich in der zweiten (biographiſchen) Hälfte der Publication ſpielen faſt auf jeder Seite Texte von Hoffmann, von Hitzig (reſp. von deſſen älteren und neueren legitimen Mitarbeitern) und von Kunz in buntem Wirbel durcheinander; es iſt kein Wunder, daß z. B. Champfleury, als er 1856 aus Brodhag-Heubels Sammlung ſein Buch 'Contes posthumes d'Hoffmann' zuſammenſtellte, dabei ſtändig Hippel, Hitzig und Kunz verwechſelte. Wir hoffen daher nichts Überflüſſiges zu thun, wenn wir im folgenden eine kurze Ueberſicht über den textlichen Inhalt der Sammlung geben:

A. Die erſte Hälfte (Band I und II) enthält auf 724 Seiten und einem lithographirten Blatte ſiebzehn Texte, nämlich

---

[32] Rosenbaum bei Goedeke^{2} VIII 506, zu Nr. 78.

1. als Beitrag von Hitzig:
die neun Erzählungen Hoffmanns, die in der Zeit von Herbst 1820 bis Herbst 1822 in Almanachen und ähnlichen Sammelbüchern erschienen sind, mit Hitzigs (durchgesehener) Einleitung vom Januar 1839; 5 von den Erzählungen stellt Heubel in den I., 4 in den II. Band;

2. an Zuthaten von Heubel:
acht ihm von Kunz gelieferte (und meistens von diesem commentirte) Texte aus den Jahren 1807—1819, und zwar aus allen fünf Wohnorten, die Hoffmann in diesen Jahren gehabt:

1. die Begleittexte zu den drei Berliner Schauspielercarricaturen von 1807/08,
2. und 3. die beiden Bamberger Schwänke von 1809/13 ('Moderne Welt' und 'Sauschwanz'),
4. die 'Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden' von 1813,
5. den Brief d. d. Leipzig 4. März 1814 (in Facsimile),
6.—8. die beiden Briefbeiträge zum Berliner 'Freimüthigen' von 1819 ('Brief Kreislers' und 'Haimatochare'), als inedita aus Kunzens Archiv, und den angeblichen Empfehlungsbrief an Kunz aus dem selben Jahre.

Statt diese älteren Texte zusammen vor (oder auch nach) den von Hitzig gesammelten letzten Almanachbeiträgen zu bringen, vertheilt Heubel sie gleichmäßig auf beide Bände: in den I. Bd. stellt er die Nrn. 2. 3. 1. 5, in den II. die Nrn. 4. 7. 6. 8, und zwar diese vermischt unter die letzten Almanacherzählungen!

B. Die zweite Hälfte (Band III—V) enthält auf 788 Seiten:

1. als Beitrag von Hitzig:
die z. Th. auf Hippels und Speyers Manuscripten beruhende Biographie in der alten unübersichtlichen Anordnung, also

1) mit dem Schwarm von größeren und kleineren Hoffmannischen Texten aus Zeitschriften und Nachlaß, die Hitzig, wie oben S. 556f und 560f berichtet, ihr 1822/23 einverleibt und deren Aussonderung er Heubeln verboten hatte,
2) mit den ebenfalls schon 1823 beigegebenen Anhängen von Häring, Marx und Weber,
3) mit den 1835 gesammelten Nachträgen von Sondershausen, Schütze und Hitzig selber, die wiederum (vgl. o. S. 564) nicht eingearbeitet sind sondern separat am Schluß erscheinen;

Hitzig hat jedoch seinen Bericht abermals stilistisch überarbeitet und bereichert

1. um 18 weitere Briefe Hoffmanns an Hippel,
2. um seine Recension von Toussenels französischer Hoffmann-Auswahl;

II. an Zuthaten von Heubel:
  1. zahlreiche Noten von Kunz (unter dem Text),
  2. 10 Briefe an Kunz aus den Jahren 1813—1814, mit allerlei Zuthaten von dieſem in, unter und hinter den Texten,
  3. Fouqué's Erinnerungen an Hoffmann, mit Einſchluß der Fouqué-Hoffmann'ſchen Publication in den 'Muſen' von 1814.

Auf den Untertiteln der beiden Hälften verſchweigt Heubel, daß die Bände zahlreiche Zuthaten von ihm enthalten. Die erſte Hälfte nennt er einfach „Letzte Erzählungen", die zweite „Biographie" und auf einem beſonderen Schmutztitel „E. T. A. Hoffmann's Leben und Nachlaß. Von Julius Eduard Hitzig. Dritte vermehrte und verbeſſerte Auflage". So gingen Kunzens Noten und Fouqué's Erinnerungen als integrirende Beſtandtheile einer neuen „Auflage" von Hitzigs Biographie in die Welt. Nur wer genau hinſah, fand, daß „Die Verlagshandlung" ſich an zwei verſteckten Stellen ſalvirt hatte: für die Beigabe von Kunzens Noten berief ſie ſich, wie wir geſehen haben, in einer Note III 1 auf eine (ſehr unfreiwillige) „Bewilligung" Hitzigs; von den 10 Briefen an Kunz und von Fouqué's Beitrag ſagt ſie V 44 etwas ſchüchterner, ſie glaube mit deren Anfügung dem „Wunſche des Verfaſſers der Biographie nicht entgegen zu ſeyn". Aerger noch iſt es, daß in der erſten Hälfte der Sammlung die 7 reſp. 8 älteren Texte Hoffmanns, die dazu nur theilweiſe erzählender Natur ſind, unter den Begriff „Letzte Erzählungen" ſubſumirt werden. Hitzig hatte ſchon in ſeinem Programmbrief daran erinnert, daß die 'Blandina' wahrlich nicht aus Hoffmanns letzten Lebensjahren ſtamme; jetzt erſchienen noch weit ältere Arbeiten unter dieſer Flagge. Seitdem hält man ſich — womöglich unter Berufung auf Hitzig — für berechtigt, jede Sammlung kleiner Schriften Hoffmanns mit dem Titel „Letzte Erzählungen" zu etikettiren. Das Stärkſte darin hat gleich 1840 ein Pariſer Herausgeber geleiſtet, zu dem wir uns jetzt wenden.

d) Erſte Zugabe: Drei Sammlungen Hoffmannſcher Schriften aus den Jahren 1840—1845.

Vorbemerkung.

Im folgenden betrachten wir (wie bereits S. 563 Abſ. 8 angekündigt und begründet wurde) flüchtig die drei bemerkenswerthen Sammlungen Hoffmannſcher Schriften, die in den Jahren 1840 bis 1845 — noch zu Hitzigs Lebzeiten, aber ohne ſeine Mitwirkung — erſchienen ſind. Alle drei ſind von einander unabhängig; ihr gemeinſamer Ausgangspunkt iſt die 15bändige Reihe, die Reimers und Brodhags Bände zuſammen bilden. Baudry und Reimers Sohn geben, jeder auf ſeine Art, umfangreiche Auszüge aus dieſer Reihe; Arthur Mueller ergänzt ſie umgekehrt durch neue Texte. Baudrys Unternehmen iſt vereinzelt geblieben, und es beſteht keine Ausſicht darauf, daß es durch ein ähnliches (das nur durch eine Commiſſion Sachverſtändiger befriedigend auszuführen wäre) abgelöſt werde. Der jüngere Reimer dagegen hat in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, Arthur Mueller endlich in deſſen letztem Jahrzehnt Nacheiferer gefunden, auf die wir in Schlußbemerkungen kurz eingehn.

1. Baudrys Geſammtausgabe 1840/41.

Die Gebrüder Tétot in Paris gaben anſcheinend ſeit 1835 in Verbindung mit anderen dortigen Verlegern, namentlich Baudry, eine Sammlung heraus, die heutige Leſer an die in Deutſchland erſcheinende Tauchnitz edition erinnern muß: es wurde nämlich eine 'Bibliothek der beſten ältern und neuern Deutſchen Schriftſteller' geſchaffen, die deren ſämmtliche (in einigen Ausnahmefällen: ausgewählte) Werke nach der letzten deutſchen Geſammtausgabe in deutſcher Sprache und Schrift wiedergab. In der Ausſtattung nahm man ſich dabei die zweiſpaltig gedruckten Quartausgaben zum Muſter, die für Deutſchland wohl 1829 f durch Cottas vollſtändige Schiller-Ausgabe in Einem Bande eingeleitet wurden (der 1835 Dieterichs vortreffliche Bürger-Ausgabe in Einem Bande und 1836 f Cottas ebenſo gute Goethe-Ausgabe in zwei Bänden oder vier Halbbänden folgten).

Zunächſt, von 1835 an, erſchienen in der Pariſer 'Bibliothek' Goethe in 5 Bänden für 40 frcs und Schiller in 2 Bänden für 20 frcs; 1836 (ſeit dem Juni) folgte Jean Paul in (90 Lieferungen =) 4 Bänden für 45 frcs und gleich darauf (1836/37) Tieck in 2 Bänden[1] für 25 frcs. — Nach dem Ausſcheiden des einen Bruders brachte P. A. Tétot 1839 Wielands Poetiſche Werke für 10 frcs auf den Markt; dann ging die Leitung des Unternehmens anſcheinend auf Baudry über.

„Baudrys europäiſche Buchhandlung" (Quai Malaquais Nr. 3, nahe dem Pont des Arts) hatte ſchon in den Jahren 1830—1835 neun deutſche Texte in zehn Duodezausgaben verlegt: zunächſt 1830/32 gemeinſam mit Cotta ſieben Schillerſche Werke, dann ohne deutſche Mitunternehmer 1832 Leſſings Fabeln in einer deutſchen und einer zweiſprachigen Ausgabe, ſchließlich 1835 Schillers 'Geiſterſeher'; darauf hatte ſich die Handlung, wie geſagt, an der 'Bibliothek' der Gebrüder Tétot betheiligt, die ſie jetzt wohl übernahm. 1840 ſtellte ſie zunächſt eine ſehr reichhaltige Auswahl aus Goethes Werken in 2 Bänden für 25 frcs her[2] und gab dann zuſammen mit Staſſin & Xavier

---

1.

[1] = Reimers Gesammtausgabe in 15 Bänden von 1828 f + 6 Novellen (Goedeke² VI 44 oben). Die Berliner Gesammtausgabe wurde erst 1843/54 von Reimers Sohn mit dem 'Sternbald' und 12 Bänden Novellen fortgesetzt!

[2] Bis hierher meist nach Quérards '*France littéraire*' V (1833), VIII (1836), IX (1838), X (1839) und deren Fortsetzung '*La littérature française contemporaine*' IV (1848).

(Rue du Coq Nr. 9, nahe dem Louvre) als „Sechszehnten Band“ der 'Bibliothek' 'Hoffmanns ſämmtliche Werke in einem Bande' von 145 Bogen für 15 frcs.

Dieſer Band, der wohl wie ſeine Vorgänger in Lieferungen zu 50 c. erſchienen iſt (29 Textlieferungen zu 5 Bogen [die zweigeſpaltene Quartſeite alſo für einen Pfennig] und als Schlußlieferung der Titel mit dem Titelkupfer), trägt auf dem Titelblatt die Jahreszahl 1841, auf dem Titelkupfer[3] das Jahr 1840. Er wiederholt

I. Reimers zehn Bände in unveränderter Reihenfolge (alſo erſt Reimers beide Verlagsartikel, dann die ſieben anderweit erſchienenen Buchpublicationen) auf S. 49—950;

II. Brodhag-Heubels beide erſte Bände ebenſo (alſo die von Hitzig gelieferten letzten Erzählungen bunt vermiſcht mit den von Kunz gelieferten alten Texten) auf S. 951—1086;

III. Brodhag-Heubels drei letzte Bände in beſſerer Anordnung auf S. 1—48 und S. 1087—1156. Die drei Hauptkategorien des Inhalts: Hoffmanns kleine Schriften, Hoffmanns Briefe und Schriften über Hoffmann, ſind, ſo gut es ohne tieferes Eindringen gehen wollte, von einander getrennt; der ungenannte Redactor hat alſo im weſentlichen das ausgeführt, was Heubel zwei Jahre vorher gewollt aber nicht gedurft hatte (ſ. o. S. 646 oben und S. 649 unter a mit Note 12).

Aus Brodhag-Heubels fünf Bänden iſt allerdings einiges fortgelaſſen:

A. Texte von Hoffmann:

- I. drei Arbeiten aus der erſten Hälfte des Jahres 1819:
  - 1. die 'Flüchtigen Bemerkungen' für Symanskis 'Freimüthigen für Deutſchland', die Hitzig nach dem Concept bringt,
  - 2. und 3. die beiden Brief-Beiträge für Kuhns 'Freimüthigen': 'Kreislers Brief' über die Glasharmonica und die 'Haimatochare', die Kunz als inedita bringt;
- II. litterariſche Notizen:
  - 1. aus den Tagebüchern von 1809 ff. (beſonders über myſtificirende Anekdoten, mit der Calderon-Probe, und über zwei Fälle von Wahnſinn),
  - 2. alles aus dem Quartheft von 1819/22 (darunter die 'Schnellpfeffer'-Notizen).

---

[3] Dieses Titelkupfer reproduciert ein Selbstportrait Hoffmanns, seinen Namenszug und (verkleinert) elf Original-Illustrationen zu den Werken (die 8 Kupfer zur 'Brambilla', 1 Deckelzeichnung zum Murr-Kreisler-Werk und 2 Deckelzeichnungen zum 'Meister Floh'). Im Text ist (S. 48) ein zweites Selbstportrait wiedergegeben.

3. die im Zuſammenhang damit von Hitzig mitgetheilten Scherze (über den Berliner Architekten und von dem alten Muſikmeiſter — die 'Flüchtigen Bemerkungen', deren erſte Faſſung Hitzig ebenfalls hier einreiht, ſ. o. unter I 1);

III. das Gutachten als muſicaliſcher Sachverſtändiger vom Juni 1822;

IV. 13 Briefe:
1. die 12 mehr oder weniger echten an Kunz mit deſſen Zuthaten:
   a) die 11 aus den Jahren 1812/14,
   b) der angebliche Empfehlungsbrief von 1819;
2. der nicht abgeſandte Brief an den Bruder von 1817 (unſere Nr. 172; dieſen hat der Redactor verſehentlich fortgelaſſen, denn er kündigt ihn S. 31 oben ausdrücklich an).

B. Texte über Hoffmann:

I. Hitzigs Vorreden zum Ganzen (1820, im Namen der Wittwe) und zur Biographie (1823/27/39; die 'Zueignung' der Biographie iſt jedoch mitgedruckt, ebenſo die Vorrede zu den letzten Erzählungen von 1825/39, ſoweit ſie Thatſachen bringt),

II. Kunzens Note betr. die Begleittexte zu den Schauſpieler-Carricaturen (deren Titel auch ſtark gekürzt iſt: anſcheinend iſt dem Herausgeber ſelber nicht deutlich geworden, um was es ſich handelt; dagegen iſt Kunzens Vorbemerkung zu den beiden Bamberger Schwänken mitgedruckt, ebenſo ſeine ſämmtlichen Noten zu Hitzigs Biographie),

III. Härings und Marxens äſthetiſche Urtheile von 1822 mit Hitzigs Vorbemerkung (Webers Urtheil von 1817 iſt dagegen mitgedruckt),

IV. Hitzigs ſämmtliche Nachträge: von 1823 (darunter Hitzigs Bericht über Hoffmanns Verkehr mit Devrient), von 1825 (darunter Schützens Erinnerungen und Hitzigs eigene über den gemeinſamen Beſuch bei Montucci) und von 1839 (dagegen ſind Fouqué's Erinnerungen vollſtändig aufgenommen, ſodaß die Wallborn-Kreisler-Publication bei Baudry in beiden Faſſungen vorliegt).

Trotz dieſer Lücken bietet aber die Ausgabe mehr als irgend eine bisher auch nur erſtrebt hat. Keine Geſammtausgabe hat wieder das Dresdner Memoirenfragment aufgenommen oder die Entwürfe des Sonaten-Aufſatzes und der 'Lichten Stunden', geſchweige denn das glänzende Criminal-Gutachten, die zahlreichen Tagebuch-Citate und die ca. 70 wichtigen Briefe an Hippel, Hitzig und Speyer oder gar die Erinnerungen (Hippels, Speyers,) Hitzigs (mit Kunzens Noten) und Fouqué's ſowie Webers Urtheil über die 'Undine'; dieſe Texte ſind faſt ausnahmslos hier überhaupt zum letzten Male im 19. Jahrhundert gedruckt.

Bei beſſerer Anordnung der Schriften Hoffmanns käme Baudrys Quartband dem Ideal einer Geſammtausgabe nahe; Heubels Untertitel 'Letzte Erzählungen' hat aber den Redactor leider verführt, alle dem Supplement entnommenen Texte als „Hoffmanns ſpätere Werke"[4] zuſammenzufaſſen und dieſer Abtheilung Reimers Texte als „Hoffmanns ältere Werke" gegenüberzuſtellen — ſtatt dieſe als Hoffmanns Bücher und jene als Hoffmanns kleine Schriften zu bezeichnen. Der 'Meiſter Floh' erſcheint alſo als älteres Werk, der Beitrag zum 'Freimüthigen' von 1803 als ſpäteres: er ſteht unmittelbar vor Hoffmanns Teſtament.

Indes ſind ja auch alle folgenden Ausgaben weit davon entfernt, durch ihre Anordnung die durch jahrelange Pauſen ſcharf getrennten drei Perioden von Hoffmanns Schriftſtellerei hervortreten zu laſſen oder gar innerhalb der dritten eine rationelle Folge innezuhalten. Für den Fall, daß eine ſpätere Generation für derartige techniſche Grundfragen Intereſſe haben ſollte, erlauben wir uns weiter unten in einer zweiten Zugabe einige Erwägungen darüber niederzulegen.

2. Die Geſammtausgabe des jüngeren Reimer 1844/45.

Georg Andreas Reimer ſtarb am 26. April 1842. Seine Berliner Handlung übernahm der zweite Sohn Georg Ernſt Reimer (gleichen Rufnamens mit dem Vater; 1804–1885), da der ältere Sohn bereits anderweit abgefunden war.

Der neue Inhaber nahm einige Monate darauf eine Inventur (vermuthlich des geſammten Verlages, und darunter auch) der zehnbändigen Hoffmann-Ausgabe vor. Es ergab ſich, daß von den drei Sorten (ſ. o. S. 590, Note 19) ſeit 1827/28, alſo in rund 15 Jahren, 1656, 133 und 31 Exemplare verkauft waren; daneben waren jedoch die erſten vier Bände in Ermangelung eines ſeparaten Neudrucks der 'Serapions-Brüder' (ſ. ebenda Note 18 Abſ. 2) auch einzeln abgegeben, u. z. 960, 21, 3 Exemplare; vollſtändig vorhanden waren alſo nur noch 84, 296, 16 Exemplare der Geſammtausgabe, und Reimer mußte an einen Neudruck denken.

Er theilte alſo am 4. October Karl Duncker, dem alten Gegner ſeines Vaters (1781–1869; 1828–1866 alleiniger Leiter der Handlung Duncker & Humblot), mit, daß er ſich mit ihm wegen der 'Elixiere' endgültig auseinanderzuſetzen wünſche. Duncker verlangte unterm 5. für die Abtretung ſeiner Anrechte auf den VI. Band der gegenwärtigen und etwaniger ſpäterer Ausgaben 700 rth (2100 M.). Er gab ſich dann aber zufrieden, als der junge Reimer zunächſt am 22. October 352 Thaler als die Hälfte des bisherigen Gewinnes an den 'Elixieren' zahlte und dann unterm 14. December verſprach, auf der nächſten Oſtermeſſe weitere 200 Thaler zu entrichten. In dem Vertrage, der an dieſem Tage abgeſchloſſen wurde, wird beſonders hervorgehoben, daß Punkt 2 des alten Vertrages beſtehen bleibt, wonach es Reimers Sache iſt, ſich mit der Witwe auseinanderzuſetzen.

---

[4] In dem vorige Seite Zeile 11 f. citirten Hinweis werden sie richtig „später gesammelte Schriften" genannt.

In gleicher Weiſe dürfte Reimer ſich mit den anderen Original-Verlegern geeinigt haben, wofern der Vater ſie nicht ſchon endgültig abgefunden hatte, ſowie mit Brodhag resp. mit deſſen Nachfolgern[1].

Er ging dann an die Vorbereitungen zu der neuen Geſammtausgabe, deren Umfang er auf 12 Bände feſtſetzte. Die erſten 10 ſollten die 10 Bände des alten Reimer in gleicher Folge wiederholen, die letzten beiden Hoffmanns ſonſtige Erzählungen bringen[2]. Ende 1844 erſchien der erſte Band, bis Oſtern 1845 die drei folgenden, bis Michaelis der 5.—8. und bis Mitte November 1845 der 9.—12.[3] Der Band der Ausgabe koſtete ⅔ Thaler = 2 Mark, das ganze alſo 8 Thaler (gerade das doppelte von Baudrys Ausgabe).

2.

1. Der Verlag hatte schon 1840 begonnen, sich aufzulösen; die wichtigsten Bestände scheinen an die Riegersche Verlagsbuchhandlung gekommen zu sein. Die letzten Exemplare von Heubels Supplement wurden um 1900 für 4,50 Mark ausverkauft. — Da ein Buchhändler Karl Heubel sich ebenfalls im Jahre 1840 selbständig machte und die Reinsche Buchhandlung in Leipzig kaufte, darf man in diesem wohl den früheren Procuristen Brodhags erblicken. Mit Verlagsunternehmungen scheint er sich nicht wieder befaßt zu haben (s. Rudolf Schmidt in dem oben S. 659 Note genannten Sammelwerk, S. 810 f).
2. Reimer beauftragte im Frühjahr 1844 Theodor Hosemann (1807 bis 1875), der 1828 aus Düsseldorf nach Berlin gekommen war und für Reimer bereits Arndts Märchen illustrirt hatte, für jeden der 12 Bände 2 Federzeichnungen zu liefern; soweit thunlich, sollte die erste und die zweite Hälfte jedes Bandes ein Bild erhalten.

   Hosemann illustrirte also innerhalb der 10 Doppelbände des alten Reimer (s. o. S. 589/90) nach Möglichkeit immer jeden der beiden Theile, also in den ersten vier Bänden jeden der acht Serapions-Abende, in den nächsten vier jeden der acht ursprünglichen Bände (und zwar beim Murr-Kreisler-Werk erst 'Murrs Ansichten', dann die 'Biographie Kreislers'), im 9. Band den 'Zaches' und die 'Brambilla'. Nur im 10. Band bot der Discurs der beiden Theaterdirectoren seiner Feder keinen Stoff, sodaß der 'Floh' zwei Bilder erhalten mußte; aber auch hier vertheilte Hosemann geschickt seine Gaben, indem er ein Bild für die Haupt-Erzählung und eins für die eingelegte Geschichte des Schneiderleins aus Sachsenhausen zeichnete. — Dazu kam dann noch je ein Bild zu vier der letzten Almanach-Erzählungen.

   Der Künstler brachte dem Verleger 13. April 2 Zeichnungen, 7. Mai 3, 24. Mai 4, 7. Juni 6, 21. Juni 3, 5. Juli 2 und bis 26. August die restirenden 4; er erhielt für jedes Blatt bei Ablieferung einen Doppel-Friedrichd'or = 34 Mark und später ein Freiexemplar der Ausgabe. (Vgl. die folgende Note.)
3. Als im Sept. 1845 der 9. Band mit dem 'Zaches' und der 'Brambilla' zum Druck kam, erkannte Reimer, daß die von Hoffmann schon im Titel der 'Brambilla' genannten Callotschen Bilder unentbehrlich seien, er ließ sie also im Lithographischen Institut von L. Steffen in

Die ganze Ausſtattung iſt viel ſchöner als in der alten Ausgabe; ſachlich ſind die hinzugefügten bibliographiſchen Angaben dankenswerth und die Inhaltsverzeichniſſe, die tief ins Détail gehn (alle Capitelüberſchriften werden wiederholt). Textlich ſtellen freilich die beiden Schlußbände eine recht magere Ausleſe aus der blühenden Wildniß von Brodhag-Heubels Supplement dar. Der junge Reimer läßt zunächſt ſämmtliche Angaben über Hoffmann weg; er bringt weder eine biographiſche Notiz noch ein Portrait des Dichters. Aber auch von Heubels Texten bringt er weit weniger als Baudry. Von denen, die dieſer wegläßt (ſ. o. S. [illegible] unter A) bringt Georg Ernſt Reimer lediglich die (freilich ſehr zu begrüßende) 'Haimatochare'; aber von den Texten, die Baudry aus dem Supplement wiederholt hatte, ſtreicht Reimer

I. nicht mit Unrecht drei weitere der von Kunz (für Bd. I und II) gelieferten Texte:
   1. die Begleittexte zu den Berliner Schauſpieler-Caricaturen von 1807/08,
   2. und 3. die beiden Bamberger Schwänke ('Moderne Welt' und 'Sauſchwanz')
   — ſodaß von den acht S. [illegible] unter II aufgeführten außer der bereits genannten 'Haimatochare' nur die 'Viſion' übrig bleibt;
II. ſtreicht Reimer (was mehr zu bedauern iſt) alles, was Hitzig in die Biographie (Bd. III — Bd. V S. 153) geſtellt hat mit alleiniger Ausnahme dieſer Texte: der 'Tonelli'-Fortſetzung, des '[illegible]' und der 'Geneſung'. Es fehlen alſo bei Reimer alle ſonſtigen kleinen Schriften Hoffmanns aus Zeitſchriften und Nachlaß, die zahlreichen Entwürfe u. ſ. w., die wir oben S. [illegible] f und S. [illegible] f als Beſtandtheile von Hitzigs Publication aufgeführt haben.

*

In der Auswahl aus Brodhag-Heubels Texten iſt dieſe Ausgabe des jüngeren Reimer leider mehr oder weniger maßgebend geweſen für die vier Geſammtausgaben, die (nach Hitzigs Tode) in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erſchienen ſind:

Berlin nach Thieles Kupfern auf Stein zeichnen, was von R. Jaene ausgeführt wurde.

Hosemanns Zeichnung zur 'Brambilla' wurde nunmehr cassirt, und der Künstler erhielt den Auftrag, statt dessen ein zweites Bild zum 'Zaches' zu entwerfen. Als Gegenstand wählte er das erste Auftreten des Fräuleins von Rosenschön; Reimer erhielt dieses Ersatzblatt 3. Oct. 1845 für einen fünfundzwanzigsten Doppelfriedrichd'or, sodaß er im ganzen 850 Mark für Hosemanns Mitarbeit aufgewendet hat.

(Die Angaben der vorigen und dieser Note beruhen theils direct, theils indirect auf dem Hauptbuch der Firma G. Reimer (Band IV Blatt 281), das deren jetziger Inhaber Herr Dr. phil. Walter de Gruyter mir 17. Febr. 1912 mit gewohnter Liberalität zugänglich machte.)

1. die zweite Ausgabe des jüngeren Reimer von 1856 f[4],
2. Georg Ernſt Reimers dritte Ausgabe von 1871/73[5],
3. Hempels Ausgabe von 1879/83 (beſorgt von Boxberger; giebt drei von Funcks Texten wieder zu: die beiden Bamberger Schwänke ['Moderne Welt' und 'Sauſchwanz'] und den 'Brief Kreislers' aus dem 'Freimüthigen' von 1813, ſowie einen von Hitzigs Texten: das 'Schreiben eines Kloſtergeiſtlichen' über Schillers Chöre aus dem ſelben 'Freimüthigen' von 1803),
4. Max Heſſes Ausgabe von 1899 (Titeljahr 1900; beſorgt von Griſebach: giebt aus dem Supplement das ſelbe wie die Hempelſche Ausgabe und außerdem noch zwei von Hitzigs Texten: den Calderon-Aufſatz von 1819 und die 'Naivetät' von 1822). [Vgl. unten S. 677 oben.]

3. Arthur Muellers Ergänzungen 1844/45.

Wie wir ſahen, hatte Hitzig 1838/39 mehrere gute Ideen des Redactors Heubel vereitelt: in techniſcher Beziehung hatte dieſer vergeblich gewünſcht, aus Hitzigs Biographie Hoffmanns größere Aufſätze (über Schiller und über Calderon, das 'Eckfenſter' und die 'Geneſung' u. a.) und ſeine Briefe herauszulöſen; in ſtofflicher Hinſicht hatte er erfolglos um die Erlaubniß gebeten, die 'Prinzeſſin Blandina' und den fingirten Entſchuldigungsbrief an Fouqué neuzudrucken. Inzwiſchen war 1840 der erſte Gedanke von Baudry (wenigſtens im Princip) durchgeführt worden; vier Jahre darauf fand ſich nun auch jemand, der die zweite Idee zur Ausführung brachte, ohne erſt Hoffmanns poſtumen Vormund Hitzig oder die Nicht-Erbin in Breslau um Erlaubniß zu fragen.

In dem ſelben Jahr 1844, in dem Georg Ernſt Reimer in Berlin ſeine Geſammtausgabe vorbereitete und Hoſemann den Bilderſchmuck dafür ſchuf, veranſtaltete ebenda der Literat Dr. Arthur Mueller[1] eine nicht unverdienſtliche Sammlung. Er ſtellte in zwei Bänden bisher noch nicht geſammelte (z. Th. noch ungedruckte) Schriften von zehn deutſchen Dichtern und Kritikern zuſammen, die im Laufe des letzten Menſchenalters verſtorben waren, nämlich von Maler Müller und Goethe, Jean Paul und Hölderlin, Hoffmann und fünf jüngeren Autoren. Die Sammlung, die ein gemeinſames Supplement zu einer ganzen Reihe von Geſammtausgaben darſtellt, nennt ſich 'Moderne Reliquien' (wie Heubel ſein Supplement 'Hoffmann-Reliquien' nennen wollte!); das Vorwort iſt datirt vom 15. September 1844, die Titelblätter tragen die Jahreszahl 1845.

---

[4] Die nachträglichen Illustrationen Hosemanns sind in (natürlich geringeren) Abzügen von den alten Steinen wiederholt, Callots Bilder dagegen, die der 'Brambilla' stofflich zu Grunde liegen und die Hoffmann in der Hand des Lesers voraussetzt, sind fortgelassen.

Wolfgang Menzel sagte darüber zwei Jahre nach Erscheinen der Ausgabe ('Deutsche Dichtung' III [Stuttgart 1859] 369): „Einige phantastische Skizzen von Callot haben bei Hoffmann dieses geistvolle Capriccio hervorgerufen. Es ist unverantwortlich, daß in der Reimer'schen Ausgabe die Kupfer fehlen." [Grisebach macht daraus vierzig Jahre später (S. XCI seiner Einleitung) unter Ignorirung der drei Gesammtausgaben von 1827 f, 1840/41 und 1844 f, die Kupfer nach Callot seien „in allen bisherigen posthumen Ausgaben („unverantwortlicherweise", wie Wolfgang Menzel in seiner 'deutschen Dichtung' sagte) weggelassen" und würden nun von ihm zum ersten Male seit 1820 reproducirt.]

[5] Illustrirt wie die zweite.

Der zweite Band bringt von Hoffmann die beiden für Heubel nicht erreichbar geweſenen Texte, nämlich

1. den poetiſchen Theil der Verhandlungen von 'Kreislers muſikaliſch-poetiſchem Clubb'[2], den Hoffmann 1818 recht willkürlich auf den muſikaliſchen Theil reducirt hatte, u. z.

3.

[1] Nicht zu verwechseln mit dem (jetzt als Vorgänger des Herrn Karl Schönherr wieder genannten) Tendenz-Dramatiker Arthur Müller, der 1830 in Breslau geboren war und sich 1873 in München vergiftete.

Unser Arthur Mueller war ein Tischgenosse und Duzfreund Stirners, dessen Hauptwerk Anfang November 1844, also etwa gleichzeitig mit Muellers Sammlung (ebenfalls mit dem Jahr 1845 auf dem Titelblatt) erschien. (**Mackay** theilt ein Billet Stirners an Mueller im Anhange zu seiner Biographie des Philosophen in Facsimile mit.)

In den Jahren 1848/50 genoß Mueller eine gewisse Localberühmtheit als Herausgeber einer periodischen Schmähschrift, die Kotzebues 'Doctor Bahrdt' in Unbedenklichkeit erreicht, ihm aber nicht entfernt an Geist gleichkommt: der reguläre Titel des Blattes war 'Die ewige Lampe', um die Jahreswende 1848/49 heißt sie aber gelegentlich auch 'Die Gasflamme' (15. Nov.), 'Die Knute' (20. Dec.), 'Die ewige Leuchte' (1. Jan.) und 'Die ewige Fackel' (im Jan.); in diesem Stück empfiehlt Mueller sein „wohlgetroffenes Portrait" für 10 sgr. (Ein fast vollständiges Exemplar der — mit Recht mehrfach durch Polizeiverbote unterbrochenen — Serie besitzt die Kgl. Bibl. zu Berlin unter der Signatur Yy 119.) Im April 1853 wurde Mueller curioser Weise wegen Beleidigung Luthers zu Gefängniß verurtheilt (nach Varnhagens Tgbb. X 106). Er starb 20. Aug. 1865.

[2] Dieser Clubb von 6 Freunden, die in Kreislers Wohnung nach des Tages Last einander durch musicalische und poetische Darbietungen erquicken, ist in jeder Hinsicht eine Vorform des Serapions-Clubbs, und sicherlich hat H. 1818, als er das Kreislerianum für den Neudruck der alten Sammlung zusammenstrich, den Clubb mit Bewußtsein für die neue Sammlung wieder aufleben lassen. Der Serapions-Clubb besteht bekanntlich aus drei Vertretern Hoffmanns (Theodor, Cyprian, Lothar) und drei anderen Personen (s. meine Ausgabe der 'Braut-

   a) auf S. 183—222 den erſten Akt der 'Blandina', wie ihn der Joviale vorlieſt (Fantaſieſtücke² IV 150—277),
   b) auf S. 222 f die Kritik dieſes Aktes durch den Unzufriedenen, den Gleichgültigen, den reiſenden Enthuſiaſten und den Bedächtigen ſowie Kreiſlers apologetiſche Andeutungen über den Plan der beiden nicht ausgeführten Akte (ebenda 278—280);
2. auf S. 232/35 den fingirten Entſchuldigungsbrief an Fouqué.

•

Mueller hat in dieſem Beſtreben, die vorhandenen Sammlungen durch Stücke, die Hoffmann noch ſelber publicirt hatte, zu ergänzen, im neunzehnten Jahrhundert nur drei Nachfolger gefunden, und zwar, wie ſchon geſagt, erſt in den neunziger Jahren:

1. 1894 brachte Georg Ellinger in ſeiner Hoffmann-Biographie
   a) den Aufſatz 'Alte und neue Kirchenmuſik' aus der Allg. Muſ. Ztg.,
   b) den 'Gruß an Spontini' aus der Voſſiſchen Zeitung,
   c) im Auszuge die erſte und zweite der drei Recenſionen von Webers 'Freiſchütz', die Hoffmann ebenda veröffentlicht hat;
2. Anfang 1899 brachte Hans vom Ende in einer Sammlung 'E. T. A. Hoffmanns muſikaliſche Schriften' theils vollſtändig, theils im Auszuge
   a) die 'Zufälligen Gedanken beim Erſcheinen dieſer Blätter' aus Chriſtiani's 'Allgemeiner Zeitung für Muſik und Muſiklitteratur' von 1820 nach einem ſchlechten Neudruck von 1825,
   b) 5 Recenſionen aus der Allg. Muſ. Ztg., von denen 4 ſchon von Hitzig, eine a. a. O. von Ellinger genannt worden war,

---

wahl' S. 73), die in Theodors Wohnung zusammenkommen; analog setzt Kreislers Clubb sich zusammen
1) aus 3 Vertretern Hoffmanns:
   a) und b) den beiden ständigen Personen der älteren Erzählungen Hoffmanns: dem Kapellmeister Kreisler (= Theodor) und seinem treuen Freunde, dem reisenden Enthusiasten (= Cyprian), der bekanntlich auf dem Titelblatt der 'Fantasiestücke' als deren Verfasser (und in der Vorbemerkung zu den *Kreisleriana* als deren Herausgeber) genannt ist, der aber auch noch im September 1816 in den 'Nachtstücken' (im '*Sanctus*') auftritt und hier vom Doctor als Liebhaber aller *occulta* charakterisirt wird,
   c) dem Jovialen (etwa = Lothar), der zusammen mit Kreisler die 'Blandina' entworfen hat,
2) aus 3 anderen, hier nur als Temperaments-Typen skizzirten Personen: dem Bedächtigen, dem Unzufriedenen und dem Gleichgültigen.

Die Kritik, die von den vier unbetheiligten Freunden an der 'Blandina' geübt wird, und die Replik des einen Mitverfassers muß jeden Leser lebhaft an die Protokolle des Serapion-Clubbs erinnern; andrerseits endet bekanntlich auch der erste Abschnitt der Serapions-Brüder musicalisch, nämlich mit dem gemeinsamen Vortrage einer Composition Kreisler-Theodors.

c) 5 andere Recenſionen derſelben Zeitſchrift, die — nicht von Hoffmann ſtammen;

3. Herbſt 1899 brachte Griſebach in ſeiner Geſammtausgabe neben einer recht willkürlichen Auswahl aus den von ſeinen Vorgängern wiederholten Stücken (von Muellers Texten brachte er nur das 'Clubb'-Fragment, von denen Ellingers nur die Stücke aus der Voſſiſchen Zeitung, von denen vom-Ende's nur die 'Gedanken', nach dem erſten Druck) zwei weitere:
   a) den 'Dey von Elba in Paris' aus den 'Freimüthigen Blättern' (von Goedeke ohne den Druckort genannt) und
   b) die Beſprechung von Spontinis Gelegenheitscompoſition zur 'Lalla Rukh' aus der Beilage zum 'Freimüthigen' [ſtatt dann wenigſtens den Aufſatz über die 'Olimpia' des ſelben Meiſters zu wählen, der doch in dem ſelben Jahrgang des ſelben Blattes ſteht und auf den Ledebur (ſ. u. unter II) ſchon 1861 aufmerkſam gemacht hatte].

e) Zweite Zugabe: Excurs über die zweckmäßigſte Anordnung einer Geſammtausgabe von Hoffmanns Schriften.

1. Die drei Haupt-Abtheilungen.

Unſere Ausgabe der Tagebücher wird zeigen, wie lebhaft Hoffmann im Auguſt 1803 und im Januar 1809 den Beginn einer neuen Schaffensperiode nach langer Brache empfand.

Eine Ausgabe von Hoffmanns Schriften wäre alſo vor allem in drei Haupt-Abſchnitte zu gliedern: der erſte müßte die grübleriſch-ſentimentale Zeit des Liebhabers der Frau Hatt 1795/96 zeigen, der zweite die Periode der Luſt- und Singſpiele des vergnügten Ehemanns 1803/04 (mit den Verſtiegten von 1807/08 als Ausklang) und der dritte die reife, bitterſüße Kreisler-Zeit von Juliens Seelenbräutigam 1809/22, der (ganz wie Nietzſche 1883/88) die Stimmungen ſeiner erſten Periode auf einer höheren Stufe noch einmal erlebt, mit tieferem Gedankengehalt erfüllt und mit freigewordener Kunſt zum Ausdruck bringt. Nach jahrzehntelangem tiefen Verſenken in den Geiſt der Muſik und in die düſteren Geheimniſſe abnormer Seelenthätigkeit erſetzt der gereifte Mann die umfangreichen Romane ſeiner Jugendzeit — den dreibändigen 'Cornaro' und den 'Geheimnißvollen'[1]

I.

[1] Beide stammen, woran zur Orientirung erinnert sei, aus der Zeit, in der Hoffmanns Alteregenosse Tieck den dreibändigen 'William Lovell' nach Retif schrieb und den 'Blonden Eckbert' dichtete, Grosse's 'Genius', für den beide Jünglinge schwärmten, war damals gerade fertig geworden, und auch Goethe hatte soeben in der Ueberarbeitung des 'Wilhelm Meister' der Bundesroman-Mode gehuldigt, die H's 'Cornaro' bestimmt haben dürfte.

— durch die Papiere des Bruders Medardus und die Biographie des Kapellmeiſters Kreisler; das programmatiſche Hauptwerk dieſer dritten Periode aber iſt der 'Goldene Topf'[2], den Hoffmann auf der Höhe des Lebens, um die Wende des 38. und des 39. Jahres gedichtet hat, genau in dem ſelben Alter, in dem dann Nietzſchen der erſte Theil ſeines Evangeliums, des 'Zarathuſtra', aufgegangen iſt.

2. Die erſten beiden Abtheilungen.

Der erſte Band der uns vorſchwebenden Ausgabe hätte die erſten beiden Perioden von Hoffmanns Schriftſtellerei in chronologiſcher Folge zur Anſchauung zu bringen und überhaupt zu zeigen, wie ſein Geſchmack und ſeine Ausdrucksformen ſich entwickelt haben in den zwanzig langen Jahren von Anfang 1789, wo der Secundaner in regelmäßigen Beſuchsverkehr mit Hippel trat und ſich mit ihm gemeinſam von Rouſſeau (freilich auch von Cramer) und von Winkelmann anregen ließ, bis zur Jahreswende 1808/09, wo der Regierungsrath und Muſikdirector a. D. den 'Ritter Gluck' ſchrieb und ins Marc'ſche Haus Eintritt fand.

Hier giebt es zwei Wege. Man kann die Briefe aus dieſen Lebensabſchnitten und das Plocker Tagebuch ganz mit aufnehmen, alſo in der Art verfahren, wie es Hirzel und Morris beim jungen Goethe gethan haben. In dem Falle würde die erſte Abtheilung alle Aufzeichnungen Hoffmanns aus dem 18. Jahrhundert enthalten, alſo erſt den ſchwärmenden Freund des jungen Hippel und den Liebhaber Coras zeigen, der ſich im Banne Jean Pauls und Groſſes in Aphorismen[1] und Romanen übt, und ſodann den ſtrebſamen Bräutigam Minnas, bis zu jenem Weihnachten 1800. Die zweite Abtheilung würde die acht Jahre 1801—1808 vorführen, in denen Michaline ihn erobert[2], ihm ein Kind ſchenkte, ihn verließ und nach des Kindes Tode wieder zu ihm zog: die Zeit, in der die literariſche Bethätigung des zum Manne heranreifenden Jünglings im weſentlichen auf das Theater abzielt[3].

---

[2] Seit 1910 beginnt man dank Fritz Strich und Johann Černy die revolutionäre That wieder zu begreifen, die in der Schöpfung dieses modernen Mythus lag.

2.

[1] 'Gedanken über Vieles': I 61 Z. 6 v. u. (Fant.-St.¹ I 136 wird das Buch 'Zerstreute Gedanken' genannt, nach S. 137 hat H. es später [wohl in Glogau] verbrannt, da er die vernichtende Kritik seines Vetters [Doerffer] berechtigt fand.)

[2]

Plock	1803	Gegen Schillers Chöre
—	—	Der Preis
—	1804	Der Renegat
—	—	Faustina
Warschau	1807	Liebe und Eifersucht (nach Calderon-Schlegels 'Schärpe und Blume')
Berlin	1807/08	Texte zu Schauspieler-Carricaturen
Bamberg	1808	Die Pilgerinn.

Will man aber die privaten Aufzeichnungen auch des jungen Hoffmann im Princip von der Ausgabe ausſchließen, ſo wären doch für die verlorenen Haupt-Manuſcripte, wie die Romane der erſten Periode und das Luſtſpiel der zweiten, wenigſtens einige relativ ſelbſtändige Partien aus den Briefen an Hippel und aus dem Tagebuch als Proben für die Stilentwicklung vorzulegen. Für die erſte Periode kämen da z. B. in Betracht die Anekdote von des Onkels Hoſen (1794; bei uns Bd. 1 S. 44–46), das gleichzeitige Gedicht 'Masquerade' (ebenda S. 46–48), das Genrebild der Knopfmacher-Familie in Marienwerder (1796; ebenda S. 117–119) und die Beſchreibung des Zackenfalls (1798; ebenda S. 170 f.); für die zweite Periode die Tagebuch-Stellen über Cramers Romane (1803, mit einem Rückblick auf Hoffmanns Secundaner-Geſchmack) und über Malchen Hatt (1804, mit einem Rückblick auf „das Ideal ſeiner kindiſchen Fantaſie") ſowie die briefliche Schilderung des Warſchauer Trubels (1804; Bd. 1 S. 205 bis 208). Dieſe Texte wären dann durch fortlaufende Regeſten über die aufnehmende, wiedergebende und ſchaffende Thätigkeit Hoffmanns in den drei Künſten bis zur Vollendung ſeines 33. Lebensjahres zu verbinden.

In beiden Fällen ſind anhangsweiſe die beiden Jugendfragmente wiederzugeben, die ſich im Nachlaß erhalten haben und deren Entſtehungszeit nicht ſicher zu ermitteln iſt[3].

3. Die dritte Abtheilung.

Wie man in den weiteren Bänden die Texte der Kreisler-Periode ordnet, alſo die Producte der letzten 13½ Jahre von 1809–1822, iſt minder wichtig, und hier ſind ganz verſchiedene Methoden gleich berechtigt. Immerhin möchten wir auf einige Punkte aufmerkſam machen, die man bisher nicht beachtet hat.

Bei Hoffmanns Tode 1822 lagen 9 Buch-Publicationen von ihm vor, die in den 8 Jahren von der Oſtermeſſe 1814 bis zur Oſtermeſſe 1822 erſchienen waren (ſ. o. S. 564; von Kunzens unbefugtem Separatdruck der für eine Zeitſchrift beſtimmten 'Viſion' ſehe ich dabei aus den oben S. 187 Note 2 angegebenen Gründen ab). Das nächſtliegende für einen Herausgeber iſt nun, dieſe 9 Publicationen rein mechaniſch nach dem Erſcheinungsjahr des jeweiligen erſten Bandes auf einander folgen zu laſſen — in der Reihe, wie man ſie in der Bibliothek ſtehen hat —, und die von Hoffmann nicht in Buchform herausgegebenen Schriften daran anzuſchließen. In der That iſt das ſeit Griſebach Brauch. Man ſoll aber nicht wähnen, mit dieſer Anordnung der 9 Buchpublicationen eine Art Entwicklungslinie zu geben: denn ausgedehnte Theile der 'Serapions-Brüder' (z. B. die beiden Stücke aus den geplanten 'Scenen aus dem Leben zweier Freunde'[1]) ſind ein Jahr älter als die jüngſten Theile der 'Fantaſieſtücke'[2], ſie ſind ferner älter als die 'Elixiere' und das Gros der 'Nachtſtücke' (von 'Leiden' und 'Zaches' zu ſchweigen). Umgekehrt ſind andere erhebliche Partieen der ſelben 'Serapions-Brüder' (insbeſondere die 'Königsbraut' von 1821) jünger als der erſte Theil des Murr-Kreisler-Werks und die 'Brambilla'.

---

[3] Die Parodie auf Sterne und Paul, sowie der Text zu dem fingirten Gemälde 'Die Feuersbrunst' a. a. O. S. 559 m. Note 10.

Ein Herausgeber wird alſo gut thun, ſich daran zu erinnern, daß die ſog. 'Fantaſieſtücke in Callots Manier' und erſt recht die acht Verhandlungen der 'Serapions-Brüder', die zuſammen genau ſo umfangreich ſind wie die Geſammtheit der übrigen 7 Buchpublicationen Hoffmanns, nicht einheitliche Werke ſind, ſondern Sammlungen kleinerer und größerer Schriften heterogenſten Charakters aus ganz verſchiedenen Zeiten, die Hoffmann nicht (wie die 'Nachtſtücke'[3] und das Murr-Kreisler-Werk[4]) aus eigenem Antrieb, ſondern auf Kunzens resp. Reimers Wunſch aus Zeitſchriften und Almanachen zuſammengeſtellt und durch gleichfalls völlig heterogene neue Arbeiten bereichert hat. Kunzens vierbändige Sammlung, die ſich auf Schriften aus den ſieben Jahren 1809—1815 erſtreckte, hätte bei Erſcheinen 'Hoffmanns ausgewählte Schriften' betitelt werden können, und Reimers dreimal ſo umfangreiche Sammlung, die die neun Jahre 1813—1821 umfaßt, 'Hoffmanns neuere kleine Schriften'; ganz zufällig ſind die zuſammengewürfelten Maſſen in letzter Stunde nach Callot resp. nach dem sol-disant Serapion benannt und die Texte der zweiten Sammlung nachträglich durch Geſpräche verbunden worden. Neben dieſen von Hoffmann 1814/15 und 1819/21 in acht Bänden geſammelten kleineren Schriften iſt dann bekanntlich noch eine beträchtliche Menge weiterer vorhanden, zu deren Zuſammenſtellung Hoffmann nicht mehr Gelegenheit hatte.

Nachdem man ſich dieſe Sachlage klar gemacht hat, erhebt ſich die Hauptfrage, ob man ſich an Hoffmanns Vorarbeit als Herausgeber der beiden

---

3.

[1] Um die Jahreswende 1813/14 entstanden; s. o. S. 189 m. Note 8.

[2] die 'Abentheuer der Sylvester-Nacht', nämlich der von 1814 auf 1815; s. o. S. 225 Nr. 133 m. Note.

[3] Man darf diese Serie im Gegensatz zu den beiden kunterbunten großen Sammlungen insofern als ein einheitliches Werk betrachten, als die einzelnen Texte 1) mit alleiniger Ausnahme des Leipziger 'Revierjägers' schnell hinter einander entstanden, 2) nur an dieser Stelle von Hoffmann veröffentlicht und 3) sowohl in den (psychopathischen) Motiven wie in deren (rein erzählender) Gestaltung nahe mit einander verwandt sind.

[4] nach H's anfänglichem Plane (der die fleischermäßige Anordnung allein entschuldigt) Ein Werk: Murr sollte zu Kreisler kommen und in der Hauptsache über sein Leben bei diesem berichten, seine Erinnerungen über den Aufenthalt beim Meister Abraham sollten nur die Einleitung dazu sein.

Sammlungen binden will, oder ob man frei mit der Geſammtheit der Texte ſchalten will. Das eine läßt ſich ſo gut vertreten wie das andere, und wir möchten daher für beide Möglichkeiten Programme aufſtellen.

A. Gebundene Anordnung.

Will der Herausgeber Hoffmanns beide Sammlungen als ſolche erhalten, ſo muß er ſie ergänzen durch eine dritte Sammlung, die alles aus Hoffmanns dritter Periode enthält, was er ſelbſt nicht mehr in Buchform herausgebracht hat. Dieſe dritte Sammlung wäre der Ueberſichtlichkeit wegen nicht mechaniſch-chronologiſch anzulegen[5], ſondern zu gliedern in poetiſche und theoretiſche Texte, denen die Schilderung der Schlacht bei Dresden als Memoirenfragment am Schluß folgt. die poetiſche Abtheilung würde wieder in Erzählungen mittleren Umfangs, Anekdoten, Dramatiſches und Gedichte zu zerlegen ſein, die theoretiſche in Abhandlungen, Aphorismen und Recenſionen.

Dieſen drei Sammlungen kleinerer Schriften ſtehen Hoffmanns ſieben Einzelpublicationen, von den 'Elixieren' bis zum 'Floh', gegenüber. Da dieſe ſieben Werke leicht zu überblicken ſind, ſo hindert nichts, ſie in chronologiſcher Folge vorzulegen (zuläſſig wäre natürlich auch hier eine äſthetiſche Eintheilung in 3 Märchen, 2 Romane, 1 Cyclus pſychopathiſcher Geſchichten und 1 Theaterdiskuſſion).

Was endlich die Reihenfolge der beiden Haupt-Abtheilungen unter ſich betrifft, ſo empfiehlt es ſich wohl, mit den drei Sammlungen zu beginnen, von denen ja zwei bis ins Jahr 1809 zurückgehn (mit dem Gluck einerſeits, der Calderon-Myſtification und der Witt-Beſprechung andrerſeits), und die ſieben Einzelwerke (von den Elixieren an) folgen zu laſſen.

Wir erhielten demnach folgende Reihe:

I. drei Sammlungen vermiſchter kleiner Schriften aus den Jahren 1809—1822:
  1. Hoffmanns Callot-Sammlung, enthaltend Märchen, Erzählungen, Abhandlungen und Aphorismen aus den Jahren 1809—1815;
  2. Hoffmanns Serapion-Sammlung, enthaltend Märchen, Erzählungen, Anekdoten und Erörterungen aus den Jahren 1813—1821;
  3. eine ergänzende Sammlung, enthaltend die in 1 und 2 fehlenden kleinen Schriften aus den Jahren 1809—1822, u. z.
    a) Erzählungen mittleren Umfangs (vom 'Freund' um 1812 bis zum 'Feind' und der 'Geneſung' von 1822),
    b) Anekdoten (vom Calderon in Pommern 1809 bis zur 'Naivetät' 1822),

---

[5] Die unten unter *B* dagegen angeführten Gründe treffen doppelt zu bei dieser Theil-Sammlung, die ihres subsidiären Charakters wegen völlig ungeeignet ist, das Auf-und-Ab von Hoffmanns Production während dieses Zeitraums zu veranschaulichen.

- c) **Dramatiſches** (die Fragmente der 'Modernen Welt' und der 'Blandina'; die Bearbeitung von Fouqué's 'Undinen'-Text; die freie Ueberſetzung von Dieulafoy's und Briffaut's 'Olimpia'-Text),
- d) **Gedichte** (von den Epigrammen auf Bamberger Schauſpieler 1809/13 bis zum Spottſonett auf Blankenſee's 'Karlo' 1820),
- e) **Abhandlungen** (vom Calderon-Bericht 1812 bis zu den 'Zufälligen Gedanken' für Chriſtiani 1820),
- f) **Aphorismen** ('Flüchtige Bemerkungen' 1819),
- g) **Recenſionen** (Witts Symphonien 1809 bis Webers Freiſchütz 1821),
- h) **Memoiren** (Schlacht bei Dresden 1813);

II. ſieben einzeln erſchienene größere Schriften aus den Jahren 1814—1822:

1. Elixiere,
2. Nachtſtücke,
3. Leiden,
4. Zaches,
5. Murr-Kreisler,
6. Brambilla,
7. Floh.

Eine ausführliche chronologiſche Tabelle (ſ. u. unter C) wäre beizugeben, ebenſo ein Verzeichniß aller Texte (auch der eingeſprengten Gedichte, Anekdoten, autobiographiſchen Partieen u. dgl.) nach äſthetiſchen Kategorien.

B. Freie Anordnung.

Ebenſo ſtatthaft wäre es aber, in einer Geſammtausgabe die beiden Sammlungen, die Hoffmann eben doch nur zufällig und in der Hauptſache nachträglich für Kunz und Reimer zuſammengeſtellt hat, wieder aufzulöſen.

Man ſetze den, zum Glück irrealen, Fall, Goethe ſei nur einige Jahre älter geworden als Hoffmann und etwa an der „ungeheuren Krankheit“ im Januar 1801 geſtorben: dann lägen dem poſtumen Herausgeber als Drucke letzter Hand die für Göſchen geſammelten 'Schriften', die für Unger geſammelten 'Neuen Schriften' und eine Anzahl ſelbſtändiger Bücher und verſtreuter Aufſätze vor. Ein verſtändiger Mann würde dann nicht die beiden Zufalls-Sammlungen Goethes conſerviren[6], ſondern er würde ſämmtliche Texte frei nach eigenem Plane anordnen — ſei es nun (wie es Goethe ſelbſt dann 1806/08 gethan hat) nach äſthetiſchen Kategorien, ſei es (wie es jetzt Georg Müllers Herausgeber thun) in chronologiſcher Folge, ſei es endlich in gemiſchter Art (indem für die vorclaſſiſchen Producte des Werdenden, wie es jetzt Morris in Fortſetzung Hirzels thut, die hiſtoriſche Folge gewählt wird, während es für die Arbeiten des fertigen Mannes bei der Anordnung nach der Gattung der Schriften ſein Bewenden behält).

---

[6] so wenig wie ein Herausgeber von Schillers Werken dessen vierhändige Sammlung seiner 'Kleineren prosaischen Schriften' von 1792—1802.

Bei Hoffmanns Schriften liegt die Sache allerdings nicht ganz ſo wie bei Goethes Schriften an der Jahrhundertwende. Von den 'Fantaſieſtücken' iſt ein guter Theil (beſonders 'Magnetiſeur', 'Topf' und 'Abenteuer') erſt nach dem Abſchluß des Contracts mit Kunz (Nr. 83, S. 104/06) concipirt, und die Texte der zweiten Sammlung ſind äußerlich mit einander verknüpft durch die Unterhaltungen der Serapions-Brüder. Trotzdem ließe ſich ein Verfahren rechtfertigen, das dieſe leichte Bindung wieder auflöſte, um die Texte der dritten Periode unbefangen nach einheitlichem Geſichtspunkt zu ordnen.

Sobald nun den Texten auf dieſe Weiſe ihre urſprüngliche Individualität wiedergegeben wäre, würde ſich wie für Goethes Schriften die Frage erheben, ob die Geſammtmaſſe äſthetiſch oder chronologiſch zu ordnen iſt.

An ſich iſt es bei der Anordnung einer unüberſehbaren Menge großer und kleiner Texte das natürliche, die Texte nach ihrem Charakter zu ordnen. So iſt es mit Recht von jeher bei der erdrückenden Mehrzahl von Geſammtausgaben gehalten worden, namentlich von den Autoren ſelbſt. Die chronologiſche Folge ſcheint mir nur bei Producten eines Autors angebracht zu ſein, der ſich noch in ſtürmiſcher Entwicklung befindet: der 40jährige empfindet, denkt und geſtaltet anders als der 25jährige, und es iſt in der That bedenklich, wie Goethe es 1806/08 und auch in der Folge that, die 'Mitſchuldigen', den 'Götz', den 'Taſſo' und die 'Natürliche Tochter' in Eine Reihe zu ſtellen, ſtatt dem erſten Drama die Leipziger Lieder, dem zweiten den 'Werther', dem dritten den 'Wilhelm Meiſter' und dem vierten die 'Wahlverwandtſchaften' zu geſellen. Aber in der Mitte der 30er Jahre pflegt die Entwicklung des Individuums im weſentlichen abgeſchloſſen zu ſein[7]; und wie es ſich daher nach meinem Gefühl nicht empfiehlt, die Werke, die Goethe ſeit der italieniſchen Reiſe geſchaffen hat, noch chronologiſch zu ordnen, ſo möchte ich das auch widerrathen für Hoffmanns Production in der Kreisler-Zeit.

Wenn man es alſo wagen will, Hoffmanns beide Sammlungen aufzulöſen, ſo wären ſeine Schriften der dritten Periode m. E. nach Gattungen zu ordnen, und es würden auf einander folgen:

I. Poetiſche Werke
  1. Märchen,
  2. Romane,
  3. Erzählungen mittleren Umfangs,
  4. Anekdoten (dazu Begleittexte zu eigenen Zeichnungen),
  5. Dramatiſches,
  6. Gedichte;

---

[7] Erscheinungen wie Fontane sind seltene Ausnahmen, die die Regel als solche nicht aufheben.

II. Theoretiſche Werke:
1. Abhandlungen und Geſpräche,
2. Aphorismen,
3. Recenſionen;

III. Memoirenartiges.

Die Geſpräche der Serapions-Brüder wären unter die Kategorien der Anekdoten, der Abhandlungen und (ſoweit ſie unverhüllt eigene Erlebniſſe berichten) der Memoiren zu vertheilen.

Natürlich erfordert eine Ausgabe dieſer Art zur Ergänzung ebenfalls ein eingehendes chronologiſches Verzeichniß und außerdem eine genaue Analyſe der beiden vom Herausgeber zerlegten Sammlungen, um dem Leſer deren Reconſtruction zu ermöglichen.

C. Die chronologiſche Tabelle.

Wie unter A und B bemerkt, wäre der Ausgabe in beiden Fällen eine chronologiſche Tabelle für die Jahre 1809—1822 beizugeben, die Hoffmanns theoretiſche und ſchöpferiſche Arbeiten auf den Gebieten der Dichtung, der Muſik und der bildenden Kunſt Monat für Monat nach ihrer Entſtehung vorzuführen hätte und ſchon durch die bloße Folge der Titel erkennen laſſen würde, wie ſehr die literariſche Production der dritten Periode in Charakter und Qualität ſchwankt. Anfang 1809 ſetzen die muſicaliſchen Analyſen und Stimmungsbilder ein, die ſich unmerklich zur muſicaliſchen Erzählung weiterbilden; aber erſt vier Jahre darauf, Anfang 1813, macht die Production ſich von dem muſicaliſchen Subſtrat frei und ſteigt nun mit einer Kraft, die ſich nur aus dem jahrzehntelangen Aufſtauen poetiſcher Triebe begreifen läßt, im Laufe weniger Monate aus der ſubjectiv-gegenſtändlichen Niederung des 'Berganza' über die objectiv-pſychologiſche Zwiſchenſtation des 'Magnetiſeurs' jäh auf zu dem künſtleriſchen und ſpeculativen Gipfel des 'Goldenen Topfes', um dann im nächſten Jahre über den erſten Theil der 'Elixiere' und kleinere Arbeiten wieder hinabzuſinken zu den 'Abentheuern der Sylveſter-Nacht' und nun jahrelang auf dem Niveau guter (bisweilen recht guter) Unterhaltungsliteratur zu bleiben — bis 1818 die bewußte Spaltung der Production in ſehr gutes und recht ſchlechtes eintritt, die bis Anfang 1822 anhält (unſere Anſicht darüber ſ. o. S. 217 f. 309 f. 470).

•

Einem nachdenklichen Herausgeber der Texte aus den Jahren 1809—1822 drängen ſich noch eine Reihe weiterer techniſcher Probleme auf:

ob, wieweit und in welcher Form auch hier noch Entwürfe, Excerpte und vielleicht gar Briefſtellen[8] in die Werke einzubeziehen ſind;

---

[8] In Frage kämen namentlich Partien aus den Briefen an Speyer, so die phantasievolle Reiseschilderung von 1813 (im

ob bei Doppelfaſſungen ſtets die ſpätere zu Grunde zu legen iſt, auch wenn durch flüchtig ausgeführte Streichungen oder übereilte Zuſätze Widerſprüche entſtanden ſind[8] —

und anderes. Dieſe Fragen werden von Fall zu Fall an der Hand der Texte ſelbſt zu entſcheiden ſein.

Ueber Ein Princip aber ſollte von vorn herein kein Zweifel beſtehn: die Aufgabe des Herausgebers iſt es nicht, den vom Redacteur zurechtgeſtutzten Sammelwerks-Beitrag oder das vom Verleger in den Handel gebrachte Buch in Wortlaut, Schreibung und Satzanordnung wiederzugeben; ſeine alleinige Obliegenheit iſt es, Hoffmanns Druckmanuſcript unter Berückſichtigung etwaiger Satzcorrecturen des Autors zu reconſtruiren. Daraus folgen drei Theſen, die ich ſeit 1906 in meinen Ausgaben praktiſch vertrete:

1) Soweit ſich Zuthaten oder Streichungen von fremder Hand feſtſtellen laſſen (wie Rochlitzens Zuſätze zur erſten Erzählung 1809[10], Pauls gönnerhafte, ebenſo geſpreizte wie impotente Empfehlung der erſten beiden Bände der erſten Sammlung 1813/14[11], Reichners Streichungen im letzten Märchen 1822[12]), ſind ſie rückgängig zu machen und nur kurz (nach Seiten- und Zeilenzahl) im Apparat zu erwähnen; genau anzuführen ſind dort nur abweichende Faſſungen aus Hoffmanns Feder.
2) Nur Hoffmanns (aus ſeinen eigenhändigen Aufzeichnungen genügend erkennbare) Schreibung iſt von Intereſſe; die Schreibung der Setzer in Bamberg, Berlin, Leipzig, Braunſchweig u. ſ. w., die man mühſelig feſtzuſtellen ſucht, iſt vollkommen gleichgültig und mit keinem Worte zu erwähnen.
3) Die Abſätze ſind ſo zu bilden, wie ſie Hoffmann vermutlich im Manuſcript gebildet hat.

---

vorliegenden Bande S. 134 Mitte bis S. 135 Mitte) und die Worte über (und für) Julie 1820 (oben S. 403 vorletzte Zeile bis S. 406 Mitte) als Supplement zur '*Ombra adorata*'; ebenso, aus der Zeit des 'Goldenen Topfes', die zufällig an Kunz adressirten Worte über „die Herrlichkeit des lebendigen Lebens" (S. 162 zweite Hälfte) — alles dies jedenfalls eher als das Geburtstagsgedichtchen für die Kunike (S. 398), das Grisebach in die 'Werke' aufgenommen hat: als wenn ein Billet durch Versification ein „Werk" würde.

9. Für 'Kreislers Clubb' ist ein solcher 1894 von Ellinger nachgewiesen (S. 217 Z. 14—19 seiner Biographie H's), für den 'Ritter Gluck' 1908 von mir (in den 'Süddeutschen Monatsheften' Jg. 5 Heft 1 S. 63 f = Hoffmann und Härtel S. 50 f, Note 6) und ebenso für die 'Brautwahl' 1910 (Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins Heft XLIII S. 73 = S. 1 der Sonderausgabe, in den letzten vier Zeilen).

10. S. o. S. 67 vorletzter Absatz; dagegen S. 70 unten.

11. S. Hoffmanns Aeußerungen darüber oben S. 158 f in freudiger Erwartung; S. 175 Mitte, 186, 194 unten neutral; S. 199/200 und 211 enttäuscht nach Kenntnißnahme.

12. S. o. S. 501/03.

II. Verſuche, die Compoſitionen zu verwerthen: 1822—1846.

a) Erwerbung und Verwaltung der Muſicalien durch Hitzig 1822—1846.

Vorbemerkung.

Wir theilen im folgenden mit, wann und wie Hitzig Theile von Hoffmanns muſicaliſchem Nachlaß angekauft, geſchenkt erhalten oder verkauft hat, welche von den Compoſitionen zu Hitzigs Lebzeiten veröffentlicht oder in Concerten geſungen und geſpielt ſind, und wo in dieſer Zeit Verzeichniſſe und Beſprechungen von Hoffmanns Muſik erſchienen ſind. Die darauf bezüglichen Briefe und Aufſätze geben wir jedoch in der Regel nur im Auszuge wieder (wie oben unter I c die Belege für Hitzigs Bemühungen um Hoffmanns Schriften in den Jahren 1826—1839).

1. Erwerbung des Nachlaſſes durch Hitzig 1822.

Wie wir geſehen haben (S. 544 mit den Noten), hatte Hoffmanns Wittwe vor ihrer Abreiſe den muſicaliſchen Nachlaß zur Inventur an Hitzig geſandt; dieſer wollte Johann Philipp Schmidt mit der Inventur betrauen, trug ſie dann aber, da dieſer verreiſt war, dem Referendar Adolf Bernhard Marx (1799—1866[1]) auf; nachdem dieſer ſich der Arbeit entledigt, lieferte Hitzig die Muſicalien an Seefiſch ab, der ſie ſeinerſeits an den Auctions-Commiſſar Bratring zur öffentlichen Verſteigerung weitergab.

Wie wir weiter ſahen (S. 548), wurden dann die Muſicalien am 22. October 1822 von Bratring verſteigert und dabei offenbar von Hitzig erſtanden. Das war oben unter B im Bericht über das Geſchick des materiellen Nachlaſſes zu ſagen; es iſt hier zu wiederholen, da der Erwerber dieſer herrenloſen Manuſcripte auch die Rechte an ihrem Inhalt mit erwarb. Hitzig betrachtete ſich aber auch hier lediglich als Stellvertreter der Wittwe; er nahm die Papiere dauernd für ſie in Verwahrung.

---

[1] 1. Eitner in der ADB 20 (1884), 533 39.

2. Verzeichnung und Beurtheilung des Nachlaſſes durch Marx 1822/23.

Auf Hitzigs Wunſch ſchrieb Marx einen Aufſatz 'Zur Beurtheilung Hoffmann's als Muſiker', den Hitzig Anfang Mai 1823 im Anhange zu ſeiner Publication 'Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß' (II 358—375) veröffentlichte. Der erſte und größere Theil der Arbeit (S. 358—369) iſt dem Muſikſchriftſteller Hoffmann gewidmet; nur die letzten ſechs Seiten gelten dem Componiſten.

Marx will (S. 369) die Werke, „die dem Publikum noch nicht zur Prüfung vorliegen“, nicht in Einzelheiten beſprechen, ſondern nur allgemein charakteriſiren „und das Vorzüglichſte für künftige Bekanntmachung auszeichnen.“

Er verzeichnet (S. 370) die neun „größeren Werke ... in Partitur für großes Orcheſter und die betreffenden Stimmen“, nämlich ſieben Theater-Compoſitionen, das Miserere und das Requiem. Den ganzen Reſt umſchreibt er (S. 369) mit den Worten „eine anſehnliche Menge kleinerer Piecen für eine und mehrere Stimmen, Scenen, Sonaten, ein Trio, [ein] Quatuor, eine Symphonie und [eine] Ouverture“; wir müſſen alſo Hitzig dankbar ſein, daß er in der Biographie unterm Jahre 1812 (auf S. 34 des ſelben Bandes) zwei Arien („Prendi, l'acciar ti rendo“ und „Mi lagnerò tacendo“), Duettinen und ein „großes Harfenquintett“ ausdrücklich als im Nachlaß vorliegend aufführt.

Marx charakteriſirt dann kurz die drei wichtigſten Werke. An der 'Undine' rühmt er (S. 370/73) die Geiſterſcenen als von innen erlebt, während das andere nur von außen geſchaut und beſchrieben ſei. „Ich muß mich jedes Beweiſes für meine Behauptung begeben, da die Kompoſitionen, von denen ich rede, noch nicht gedruckt und ſeit längerer Zeit nicht aufgeführt ſind.“ Dazu in einer Note: „Zu Undinens baldiger Wiederaufführung iſt Ausſicht.“ Als zweites Werk wird (S. 373 f) das ‘Kreuz an der Oſtſee’ beſprochen und als drittes (S. 374 f) das **Miserere**: dieſes hat nach Marx „mehr Anſpruch auf Bekanntmachung als vieles längſt gedruckte.“

So iſt der ganze Aufſatz in der Erwartung geſchrieben, daß binnen kurzem Aufführungen und Clavierauszüge die wichtigeren Compoſitionen Hoffmanns dem Publicum vorführen werden.

Als Proben giebt Marx je eine Stelle aus den beiden zuletzt gewürdigten Werken. —

Es hieß denn auch ſogleich in Berlin, die ‘Undine’ werde alsbald im Clavierauszuge erſcheinen. Schmidt ſchrieb am 9. Mai an Hitzig (den ganzen Brief bringen wir in Band III):

> Es heißt, Ewr[e] W[ohlgeboren] werden den von Hrn. v Marx angefertigten Klav[ier-]Auszug herausgeben? Das wäre ſehr zu wünſchen und zu einer Reviſion biete ich gern die Hand.

Auch andere Hoffmannſche Muſikmanuſcripte möchte er gelegentlich durchſehn.

Nach Kenntnißnahme der Werner-Biographie kommt Schmidt am 21. Juli in einem weiteren Briefe an Hitzig auf Hoffmanns Urtheil über Werner zu ſprechen und fragt dann:

> Könnten Ewr[e] W[ohlgeboren] nicht Hoffm[anns] Muſik zum „Kreuz an der OſtSee“ im Klav[ier-] Auszuge herausgeben? Die Zuſammenſtellung beider wäre höchſt intereſſant.

(Da von der ‘Undine’ in dem Brief keine Rede iſt, kann „beider“ nur „Hoffmanns und Werners“ bedeuten.)

3. Auftauchen der 'Luſtigen Muſikanten', ihre Empfehlung durch Wollank und Hitzig und abermaliger Verluſt der Partitur 1828.

Aber weder die 'Undine'[1] noch das 'Kreuz' noch das Miserere erſchienen; Marx zog ſich, vielleicht aus perſönlichen Gründen, leider völlig zurück von der Sache. —

Fünf Jahre nach Beendigung der Biographie Hoffmanns, in dem ſelben Frühjahr 1828, in dem Reimers Geſammtausgabe fertig wurde, erhielt Hitzig aus Polen Partitur und Stimmen der 'Luſtigen Muſikanten'. Er theilte die Papiere dem Juſtizcommiſſar Juſtizrath Friedrich Wollank (1782–1831) mit, der mit Hoffmann und Weber befreundet geweſen war und ſich mehrfach ſelbſt als Componiſt verſucht hatte[2], und bat ihn um ein Gutachten über die derzeitige geſchäftliche Verwendbarkeit der Partitur.

Wollank erwiderte:

> Sie haben mir, hochverehrter Herr und Freund, durch die Mittheilung des Brentano'ſchen Singſpiels „die luſtigen Muſikanten“ mit der Compoſition unſers zu früh der Kunſt entriſſenen Freundes E. T. A. Hoffmann einen wahren Genuß verſchafft. Gern gebe ich Ihnen mein Urtheil über dies in mehrfacher Beziehung höchſt intereſſante Werk, ſo gut ich es vermag.
>
> [Nun folgt eine offenbar ſehr verſtändige Charakteriſtik 1) von Brentanos Drama, 2) von Hoffmanns

---

3.

[1] Hitzig hatte, worauf vorhin hinzuweisen vergessen ist, seinem Buche außer Marx'ens Aufsatz auch einen Auszug aus dem geradezu enthusiastischen 'Undinen'-Artikel Webers von der Jahreswende 1816/17 beigegeben; in einer Note II 39 spricht er gleichfalls von der „nächstens zu erwartenden Wiederbelebung [der 'Undine'] auf der Berliner Bühne“.

[2] Eitner in der ADB 44 (1898), 142.

Bearbeitung desſelben und namentlich 3) von Hoffmanns Muſik[8]. Zum Schluß heißt es:]

Da Hoffmanns größere Oper Undine bereits früher auf dem Königl. Theater zu Berlin mit entſchiedenem Beifalle gegeben worden, ſo läßt ſich erwarten, daß auch das obige frühere Werk des genialen Tondichters eine gute Aufnahme auf den Deutſchen Bühnen finden und vielleicht dazu mitwirken werde, dem mit Roſſiniſchen Opern und den ſeichten und charakterloſen Nachahmungen eines Morlacchi u. Conſorten überſättigten Publicum zu dem Beſſeren und Gediegenen Bahn zu machen.

Wollank
im April 1828.

Hitzig verwandte dieſes Gutachten zu einer temperamentvollen öffentlichen Aufforderung an die deutſchen Bühnen im allgemeinen und das Königsſtädtiſche Theater zu Berlin im beſonderen. Er leitete ſeinen Artikel ein mit den (gleich an den Rand von Wollanks Brief geſchriebenen) Sätzen:

Eine höchſt intereſſante Reliquie aus Hoffmanns Nachlaß.

Dieſe iſt mir vor Kurzem — in der von mir verloren geglaubten, vollſtändigen Partitur einer allerliebſten Oper (ſogar mit den ausgeſchriebenen Stimmen) durch eine Freundin Hoffmanns in Polen, der er ſie, als er im Jahre 1806 [rect. 1807?] dies Land verließ, zur Aufbewahrung übergeben hatte, zugeſendet worden. Da ſich ſeit dem Viertel-Jahrhundert, welches ſeit 1803 verfloſſen iſt, wo die Compoſition entſtanden [ſie entſtand in Wirklichkeit im December 1804], der Geſchmack auch in der Muſik bekanntlich ſehr geändert

---

[8] Vgl. den nebenan (am Schlusse der Note 5) genannten (secundären) Abdruck des 2. und des 3. dieser Abschnitte.

> hat, ſo erforderte ich das Gutachten eines ſachverſtändigen Freundes, unſers geachteten Mitbürgers Wollank, über die Brauchbarkeit jener Oper für das heutige Repertoir und erhalte hierauf nachſtehendes Schreiben von ihm.

Auf Wollanks Brief folgt dann der praktiſche Schluß:

> Sollten ſich BühnenDirectionen zur Aufführung des genialen Werks, das zwei Namen an der Spitze trägt, wie Brentano und Hoffmann, entſchließen, ſo wollen ſie ſich wegen der Bedingungen gefälligſt an mich, als den Bevollmächtigten der Wittwe Hoffmann, wenden.
>
> Berlin, den 14^{t} April 1828.
>
> Julius Eduard Hitzig

Zu dem Worte „entſchließen“ ſetzte Hitzig die noch eindringlichere Note:

> Wie vortrefflich könnten die Baßparthien z. B. durch Spitzeder, Zſchieſche und Liſt beſezt werden![4]

Dann übergab er das Manuſcript für den 'Geſellſchafter' an Gubitz; dieſer brachte den Artikel mit einigen Aenderungen[5] in dem Stück vom 30. April (ausgegeben ſchon am 26.).

---

[4] Alles (auch die Sperrungen) nach dem Originalmanuscript von Wollanks und Hitzigs Händen in der Sammlung des † Herrn Carl Geibel zu Leipzig.

[5] U. a. streicht er Wollanks Ausfall auf „Morlacchi u. Consorten“, verdeutscht Arie in Gesang (!), zieht in irreführender Weise Absätze zusammen und führt eine unsinnige Interpunction ein (insbesondere werden die Namen aller Personen des Dramas in Anführungszeichen gesetzt!). Neben diesen freiwilligen Verballhornungen finden sich unfreiwillige; Wollanks 4. Absatz (bei Gubitz der 3. von Wollanks Brief) beginnt mit den Worten

> Die der lebhaften Ouverture folgenden Stücke, ein Duett und ein Terzett, sind ganz komisch gehalten

Gubitz druckt statt dessen

> Die der lebhaften Ouverture folgenden Stücke im Duett und Terzett sind ganz komisch gehalten

Vgl. den partiellen Neudruck von Gubitzens Druck in Ellingers H.-Biographie S. 198f.

In der That wandte ſich alsbald ein Theater an Hitzig und erhielt die Partitur zugeſandt; Hitzig behielt nur die Orcheſterſtimmen. Leider blieb es aber bei der Abſicht der Aufführung, und Hitzig ſah die Partitur nie wieder[6].

4. Veräußerung von vier größeren Werken bis 1838.

Am Anfange der 30er Jahre glückte es Michalinas treuem Geſchäftsführer, den ‘Canonicus von Mailand’ an die Königlichen Schauſpiele zu verkaufen[1], denen ſeit dem Herbſt 1828 der Graf Wilhelm von Redern vorſtand. Zur Aufführung gelangte die Oper aber nicht.

Etwa in der ſelben Zeit, vielleicht auch ſchon früher, dürfte Hitzig drei andere größere Werke veräußert haben: das Requiem[2], das Quatuor[3] und die 1812 entſtandene Arie „Mi lagnerò tacendo della mia sorte amara“. Bekanntlich erwähnt Hoffmann dieſe Compoſition für eine Singſtimme und vier Baſſethörner noch 1819 und 1821 an zwei Stellen der Biographie Kreislers[4] als ſein und Juliens Lieblingslied; an der zweiten Stelle heißt es:

> In der That war Kreislern dieſes Lied vor allen übrigen gelungen. Der ſüße Schmerz der brünſtigſten Liebesſehnſucht war darin in einfacher Melodie mit

---

[6] Kugler, der 1823 in Hitzigs Haus eintrat, hat die Partitur offenbar nicht mehr gesehn; s. u. S. 717 unter Nr. 8. Daher konnte auch Truhn sie 1838 nicht erhalten; s. u. S. 698 Z. 9. Ueber das weitere Schicksal der Partitur und der Stimmen s. u. S. 721:22 sub 1 und 3.

4.

[1] S. u. S. 698 Z. 11—15 Hitzigs Mittheilung an Truhn vom 24. Nov. 1838.

[2] Das von Marx erwähnte *Requiem* war 1839 nicht mehr im Nachlaß, wie Truhn (S. 71 seines unten S. 704 erwähnten Aufsatzes) ausdrücklich bemerkt. Nach einem Gerücht liegt es in Dresden (aber nicht auf der Kgl. öffentl. Bibl.).

[3] von Marx 1823 genannt, von Truhn 1839 nicht mehr.

[4] Murr-Kreisler-Werk I 24 = Kreislerbuch 294; M-K W II 204 = Krb. 192.

> einer Wahrheit, mit einer Stärke ausgedrückt, die jedes fühlende Gemüth unwiderſtehlich ergreifen mußte.

Danach wäre es nicht wunderbar, wenn ſich für dieſes Werk am eheſten ein Käufer gefunden hat[5]. Wir müſſen uns eben ſtets gegenwärtig halten, was wir uns ſchon oben (S. 562) klar gemacht haben: Hitzig hat nicht das ideelle Ziel, dem Ruhme Hoffmanns zu dienen, ſondern das praktiſche, chriſtlich-caritative, Michalina über Waſſer zu halten, ohne ſeinen eigenen Kindern Capital zu entziehen. Er verwaltet die von Hoffmann hinterlaſſenen Papiere nicht wie ein Bibliothecar einen ihm anvertrauten Nachlaß, ſondern wie ein gewiſſenhafter Banquier für einen befreundeten Kunden Staats- und Speculations-Papiere verwaltet. —

Außer dieſen Thaten Hitzigs ſind aus dem zehnjährigen Zeitraum von Mitte 1828 bis Mitte 1838 nur Kleinigkeiten zu melden:

a) die ‘Allgemeine Muſikaliſche Zeitung’ beſprach unter der Redaction des Theologen Gottfried Wilhelm Fink (1783–1846; Redacteur 1827–1842[6]) am 29. April 1829 den Schlußband von Webers hinterlaſſenen Schriften. Von Webers Aufſatz über die ‘Undine’ heißt es:

> Er urtheilt weit günſtiger von ihr als das dortige Publicum, das nach wenigen Aufführungen ſie fallen ließ[!], ſo daß ſie auf andere Bühnen gar nicht gekommen iſt. (Die Haupturſachen dieſes [vermeintlichen!] Schickſales der Oper waren unſerer Anſicht nach: das ganz untheatraliſche Gedicht und die falſche Erwartung von der Muſik, nach welcher man von dem excentriſchen Hoffmann auch eine excentriſche Muſik vorausſetzte, und nun eine ſehr beſonnene, genau gemeſſene bekam.)

b) In dem Stück vom 23. Juni 1830 der ſelben Zeitung referirte der Berliner Correſpondent über eine am 19. Mai meiſt von Dilettanten ausgeführte partielle Probeaufführung der (von uns S. 274 Note erwähnten) Undinen Compoſition Strichners. Der Referent ſchreibt [die Sperrungen ſind von uns eingeführt]:

> Das Geiſterartige ſchien Hoffmann in ſeiner (im Manuſcripte noch in deſſen Nachlaſſe vorhandenen) muſikaliſchen Bearbeitung genialer aufgefaßt zu haben. Im Jahre 1816 fand letztere Compoſition durch ihre Eigenthümlichkeit theilweiſe lebhafte Anerkennung, wenn gleich

---

[5] Von den beiden Arien, die Hitzig selber 1823 genannt hat (s. o. S. 687) hat Truhn 1839 nur noch die andere gesehn (S. 72 seines Aufsatzes).

[6] Fürstenau ADB 7 (1878), 17 f.

mancher komiſche Effect weniger vom Componiſten unterdrückt wurde, der hierin ganz eigene Anſichten hatte und beſonders das Streben nach glänzender Wirkung in der dramatiſchen Muſik durchaus verſchmähte. Es würde intereſſant geweſen ſeyn, jetzt die Hoffmann'ſche Muſik wieder zu hören und ſolche mit Girſchner's neuer Compoſition zu vergleichen.

c) Obgleich die Reinſchrift der 'Undine' in der Bibliothek des Königlichen Schauſpiels lag und das Concept in Hitzigs Verwahrung war, ſprengten Zelter († 15. Mai 1832) und andere Gegner Hoffmanns Anfang der dreißiger Jahre aus, die Partitur ſei verbrannt. Unbegreiflicher Weiſe fand dieſes Märchen bei harmloſen Gemüthern Glauben trotz Marx'ens Aufſatz von 1827, der noch 1831 wieder abgedruckt war, trotz der ſchon unter b) citierten ausdrücklichen Angabe des Berliner Correſpondenten der Allg. Muſ. Ztg. und anderer Zeugen.

Friedrich Hieronymus Truhn (1811–1886[7]), der ſchon 1826/27 in ſeiner Vaterſtadt Elbing die 'Fantaſieſtücke' kennen gelernt hatte, las nach ſeiner Ueberſiedelung nach Berlin 1831 Hoffmanns übrige Schriften. Er berichtet acht Jahre darauf (an dem unten, S. 704, angegebenen Orte): „Himmel!" wie mochte der Mann componiren, dacht' ich bei mir, der ſo glühend und feurig über Muſik zu ſchreiben verſtand. Ich hatte eine wahre Begier, etwas von ihm kennen zu lernen, ich fragte Zelter. — „Die Undine iſt verbrannt" ſagte er trocken. Ich glaubte es, da ich von mehreren Seiten daſſelbe erfuhr".

d) 1835 veröffentlichte die (am 24. April 1819 geſtiftete) Jüngere Liedertafel zu Berlin die Texte ihrer Lieder bei Duncker & Humblot; bei jedem Stück werden Dichter und Componiſt genannt. Hoffmann erſcheint in beiden Eigenſchaften als Autor des Kapellmeiſterliedes, ferner als Componiſt eines Liedes von Fouqué und je zweier von Friedrich Kuhn (ſ. o. S. 528) und von einem noch nicht identificirten Herrn von [illegible].

e) Wie wir oben (S. 640) geſehen haben, empfahl Hitzig wunderlicher Weiſe am 8. März 1838 der Brodhag'ſchen Buch-Handlung, an Stelle von Hoffmanns letzten Erzählungen lieber Hoffmanns Compoſitionen zu verlegen. Brodhag konnte darauf (am 14.; ſ. o. S. 641) nur erwidern, er wolle dieſen Vorſchlag gelegentlich an einen Muſicalien-Händler weitergeben.

---

[7] Eitner ADB 38 (1894), 690.

5. Letzte Publicationsversuche durch Truhn und Sommer; weitere Verringerungen des Nachlaſſes: 1838—1846.

Der rheiniſche Liederſammler Anton Wilhelm von Zuccalmaglio aus Waldbroel (1803–1869[1]) arbeitete als [illegible] in [illegible] ab- wechſelnd in der Nähe [illegible] mit an Robert Schumanns "Neuer Zeitſchrift für Muſik". Am 14. Auguſt 1838 erſchienen darin [illegible] — Blätter und Sperrungen haben wir eingefügt —

Einige Worte zur Beherzigung.

E. T. A. Hoffmann, der berühmte Verfaſſer der Nacht- und Phantaſieſtücke in Callot's Manier, [illegible] Dichter, Zeichner, Rechtsgelehrter und ausübender Muſiker, [illegible] in Warſchau [illegible] Opern, welche nach dem Urtheile der Kenner mit unter die beſten Erzeugniſſe der deutſchen Muſe gezählt, und zu den beſten Schöpfungen des Meiſters gerechnet werden können. In Berlin [illegible] Undine, [illegible] auf den anderen deutſchen Bühnen wurde das Kunſtwerk aber nicht bekannt, weil Hoffmann's Ruf erſt nach ſeinem Tode allgemeiner wurde, [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

---

1. Jacob [illegible] ADB 45 (1900), 467-69.

> Verleger finden, weil dieſe Arbeit eben im Vaterlande ſicher reichen Abſatz gewiß wäre. Sollte aber darüber der mindeſte Zweifel obwalten, ſo brauchte der Bearbeiter nur einen Unterſchriftsbogen umherzuſenden, der ſich bald mit den Namen aller Künſtler und Kunſtliebhaber anfüllen, und ihm neben der Deckung der Koſten (alſo) der Schadloshaltung, und dem Verdienſte ein bisher unzugängliches Werk gemeinnützig gemacht zu haben, noch einen bedeutenden Ehrenſold abwerfen dürfte. Möge ſich doch bald ein unternehmender Künſtler, und möge dieſer die rechte Muße finden, daß jener wunderbare Mann, der ſo tief und ergreifend über die Tonkunſt ſchrieb, nun auch als ſchöpferiſcher Tonkünſtler bekannt und anerkannt werde.
>
> G. Wedel.

Hieronymus Truhn, der 1835 Capellmeiſter am Danziger Stadttheater geworden, aber 1837 wieder nach Berlin zurückgekehrt war und ſeit kurzem an Schumanns Zeitſchrift mitarbeitete, las das und wandte ſich diesmal an die rechte Schmiede, indem er zu Hitzig ging. Dort fand er dann den geſammten Nachlaß bis auf die vier bereits veräußerten wichtigen Stücke.

Sogleich ſandte er Schumann für die Neue Zeitſchrift eine

Aufforderung.

[Antwort auf Wedels Anfrage in Bd. 9, Nr. 13 d. Zeitſchr.]

Der Herr Criminal-Director Dr. Eduard Hitzig, der Freund des verſtorbenen E. T. A. Hoffmann und Bevollmächtigte ſeiner Wittwe, befindet ſich im Beſitz der Original-Partitur [rect. der Cladde!] der Oper „Undine", und iſt gewilligt, dem Unterzeichneten dieſelbe zum Arrangement eines Clavierauszuges zu übergeben. Ich erſuche demnach die Herren Verleger, welche dies wahrhaft künſtleriſche Unternehmen zu eigenem Intereſſe machen wollen, ſich wegen der nähern Bedingungen direct an mich zu wenden.

Berlin, September 1838.

F. H. Truhn.
(Friedrichſtr. Nr. 108.)

Schumann brachte die Einſendung am 28. September. Aehnliche Aufrufe erließ Truhn im Preußiſchen Staatsanzeiger, im Hamburgiſchen Correſpondenten und in anderen Blättern. Aber kein Verleger meldete ſich.

Am 22. November ſprach Truhn mit Felix Mendelsſohn-Bartholdy, der ſich angeblich lebhaft für das Unternehmen intereſſirte. Truhn berichtete am folgenden Tage Hitzig über ſeine bisherigen Bemühungen und Mißerfolge und fuhr fort:

> Ich will jetzt im Verein mit Mendelsſohn einen letzten Verſuch machen. Ich will einen ausführlichen Artikel über den Geſammtnachlaß: die Symphonieen, Canonicus von Mailand, luſtigen Muſikanten, Undine, Meſſen usw ſchreiben. — Mendelsſohn will die Partituren durchleſen und etwas Beſonderes in Leipzig zur Aufführung bringen, und außerdem mit ſeinen Verlegern Br[eitkopf] u. Härtel, und Simrock in Bonn ernſthafte Rückſprache nehmen. Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren deshalb mir die ſämmtlichen Partituren der obengenannten Werke durch den Ueberbringer wohlzuſammengeſchnürt gefälligſt umgehend zukommen zu laſſen, da Mendelsſohn morgen (Sonnab[end den] 24ten) wieder nach Leipzig zurückkehrt, und vorher namentlich die Partituren der Symphonieen zu ſehen wünſcht.
>
> Mit größter Hochachtung habe ich die vorzügliche Ehre zu ſein
>
> Ew. Hochwohlgeboren
>
> Berlin d. 23. Nov. 1838
>
> ergebenſter
> F. H. Truhn.
> Platz a. d. Thierarzenei Schule 4.

Hitzig ließ ſogleich durch ſeinen Schwiegerſohn Kugler (ſ. o. S. 551 Note sub c) ein Verzeichniß von elf größeren Werken (6 Stücken Theater-, 2 Kirchen- und 3 Kammer-Muſik) mit genauer Angabe der Defecte[2] anfertigen und in zwei Exemplaren niederſchreiben. Das eine behielt er für ſich zurück, das andere ſandte er am Mittage des nächſten Tages an Truhn mit den aufgezählten elf Compoſitionen, unter denen ſich freilich von den von Truhn gewünſchten Stücken weder der 'Canonicus' noch die 'Muſikanten' befanden. Unter das Verzeichniß hatte er eigenhändig geſchrieben:

> NB. Die Partitur der Operette „Der Kanonicus von Mailand“ hat vor mehreren Jahren die General-Intendantur der Königl. Schauſpiele von der Wittwe Hoffmann an ſich gekauft und muß ſich dieſelbe in deren Bibliothek vorfinden[3].
>
> Ich bitte, die Anlagen mit obiger Specification zu vergleichen und, wenn dieſe richtig befunden worden, ſie mir mit einer Empfangsbeſcheinigung zurückzuſenden.
>
> Hitzig
>
> 24/11. 1838.

Truhn quittirte wunſchgemäß auf der Liſte:

> Oben verzeichneten Muſik-Nachlaß E. T. A. Hoffmanns habe ich von Herrn Criminal-Director Dr. Hitzig richtig erhalten.
>
> Berlin 24 Nov. 1838. F. H. Truhn.

Hitzig ſandte gleichzeitig mit den Muſicalien oder einige Stunden ſpäter Truhn deſſen Brief zurück mit dem Vermerk:

> Den geſamten Vorrath an
> Muſikalien überſandt am
> 24^{t} Mittags.
>
> Hitzig

---

[2] S. u. S. 716f Noten 5 und 6. [3] Quod non: s. u. S. 700 Z. 8f.

Truhn ſchrieb darunter zur Beruhigung:

> Habe alles richtig erhalten, und auf dem mitgeſchickten Verzeichniß darüber quittirt; werde den Boten anhalten daſſelbe einzureichen.

Anſcheinend war Truhn dann noch einmal perſönlich bei Hitzig und ſprach dort die Abſicht aus, einzelne Stücke in Berlin in einem Concert vorführen zu laſſen; Hitzig rieth ihm jedoch davon ab und empfahl, es bei der erſten Idee einer Vorführung in Leipzig zu laſſen. Er ſtellte dem jungen Manne in Ausſicht, ſeinen geplanten umfaſſenden Aufſatz über Hoffmanns muſicaliſchen Nachlaß bei rechtzeitigem Erſcheinen in einer Zeitſchrift danach (im Zweitdruck) in Brodhags Supplement unterzubringen — etwa an Stelle von Marx'ens kurzem Aufſatz.

Am 20. Januar 1839 erhielt Truhn dann einen Brief von Mendelsſohn, der ihm ebenfalls zu einem Verſuch in Leipzig rieth. Er ſchrieb darauf an Hitzig:

> Berlin den 20/I 39.
>
> Höchſtverehrter Herr Director!
>
> es wird nun doch dabei bleiben, wie Sie gleich anfangs anriethen, in Leipzig mit dem Conzerte aus Hoffmanniſchen Compoſitionen zu beginnen. Vieuxtemps und Servais verließen bei Thalbergs Ankunft Berlin, mit dieſem iſt ſchwerlich etwas anzufangen; er iſt Klaviervirtuoſe im engſten Sinne des Wortes, und wird ſich nicht zu Gunſten einer Compoſition wie das Hoffmanniſche Edur-Trio ſeiner modernen, brillanten Fertigkeit begeben mögen. Dieß iſt auch Mendelsſohn's Meinung von dem ich eben einen Brief habe. Er will alles für das Conzert in Leipzig thun was in ſeinen Kräften, und das iſt nicht wenig. Später ließe ſich's denn auch wohl in Berlin machen.

Ich erſuche Ew. Wohlgeboren nun ganz ergebenſt mir alles, was an ausgeſchriebenen Stimmen Hoffmanniſcher Compoſition ſich bei Ihnen noch vorfinden ſollte, umgehend zu ſchicken, wie überhaupt jedes Notenblatt, was noch auf ihn Bezug hat. Unter dem was ich von Ihnen erhielt befindet ſich ausgeſchrieben in Stimmen nur die Ouvertüre zur Undine. Den „Canonicus" habe ich noch nicht erhalten können. Sind denn die Text- oder Soufflirbücher der Hoffmanniſchen Opern nicht in Ihren Händen? und kann man ſie bekommen? Sehr wäre mir daran gelegen durch Ihre Güte zu dem von Conteſſa bearbeiteten „El galan Fantasma" zu gelangen. Mein Aufſatz über Hffm's muſikal. Nachlaß erſcheint im nächſten Heft des Freihafen's zu Anfang März, und ich werde rechter Zeit Ew. Wohlgeboren das bewußte Anerbieten in Betreff des Verlegers Brodhag machen[4].

Vor allem wäre nun aber von Ihrer Seite eine Vollmacht für mich nöthig, frei über die Manuſkripte zu disponiren, falls nach dem Conzert in Leipzig ein oder der andere Verleger auf eins oder das andere oder auf Alles anbeißen ſollte. Bei Compoſitionen wo kein Arrangement weiter nöthig, zB. bei dem Trio, werde ich mich mit dem bloßen Correcturhonorar begnügen. Bei allen andern, zB. bei der „Undine", ſetze ich das Arrangir- und Correcturhonorar zuſammen auf 1 Fr'dor (5 rth Gold) per gedruckten Muſikbogen feſt. Es kommt auch darauf an, ob Sie das Eigenthumsrecht der Originalpartituren dem Verleger damit überlaſſen wollen, oder nicht. Einige Zeilen über dies ganze Unternehmen in der Allgem. Zeit. würden von großem Nutzen ſein. Der gütigen Erfüllung meiner Bitte entgegenſehend habe die Ehre zu ſein

---

[4] Truhns Aufsatz wurde dann, wie wir sehen werden, für das Märzheft nicht fertig und erschien erst ein Vierteljahr später; der von Truhn inspirirte 'Berliner Figaro' (s. u. S. 703) schrieb am 7. Mai, die am 4. April von Truhn in Leipzig vorgetragenen „historischen Notizen" über H. als Musiker würden „nächstens, noch weiter ausgeführt, in dem von Th. Mundt redigirten Journal 'der Freihafen' erscheinen".

Die Folge dieser Verzögerung war, daß Truhns Aufsatz auch von Brodhag nicht mehr aufgenommen werden konnte.

Ew. Wohlgeboren

ergebenſter
F. H. Truhn.

In der That erhielt Truhn nun noch den Reſt des Nachlaſſes, darunter zwei Kirchen-Sachen, vier größere Stücke Kammermuſik und eine Reihe einzelner Lieder; eine Quittung darüber hat ſich nicht vorgefunden. Er entlieh ſich dann von der Bibliothek der Königlichen Schauſpiele (wie Zuccalmaglio ſchon als „Wedel" gerathen hatte) die Reinſchrift der 'Undinen'-Partitur, während der 'Canonicus' unauffindbar blieb. Den geplanten Aufſatz ſtellte er aber zunächſt zurück, um erſt ſein Concert in Leipzig vorzubereiten.

Es war freilich an der Zeit, durch die That zu beweiſen, daß Hoffmanns Compoſitionen noch vorhanden waren. Weil die einſt ſo gefeierte 'Undine' nicht wieder aufgeführt wurde, konnte in Berlin das Gerücht ſich erhalten, daß die Partitur dieſer Oper verbrannt ſei; das Ausland aber nahm an, es ſei überhaupt von Hoffmanns Compoſitionen nichts übrig geblieben, da ja außer den Liederheftchen von 1808 und 1819 nichts im Muſikalienhandel war. In dieſem Jahre 1839 ſchrieb Fétis in dem V. Bande ſeiner ſonſt ſo ausgezeichneten 'Biographie universelle des musiciens' S. 178: „Il sera toujours difficile de juger le mérite d'Hoffmann comme compositeur, parce que la plupart de ses productions sont perdues."*)

---

*) Fétis (1784—1871) behandelt auf den Seiten 175—180 H. recht unfreundlich; er giebt z. B. S. 179 f einen spaltenlangen Auszug aus der Erzählung 'Spieler-Glück', um H's Unglaubwürdigkeit zu erweisen: denn trotz des dort behaupteten großen Gewinnes sei H. doch offenbar bis 1814 oft in Geldnoth gewesen!! (verte!)

Schumanns ‚Neue Zeitſchrift' wies zweimal auf das bevorſtehende Ereigniß hin. Die erſte Notiz erſchien in dem Stück vom 8. März. Man habe, hieß es darin, die Partitur von Hoffmanns ‚Undine' „bei einem Theaterbrande untergegangen" geglaubt, ſie ſei aber „neuerdings aufgefunden". Truhn werde „noch zu Ende dieſes Monats in Leipzig ein Concert veranſtalten, von Mendelsſohn-Bartholdy, David und den beſten Muſikkräften Leipzigs unterſtützt, in welchem die Ouverture und mehre Enſembleſtücke aus der Undine, ſo wie ein Claviertrio von Hoffmann's Compoſition zu Gehör kommen ſollen." — Anfang April hieß es dann (das Stück iſt vordatirt auf den 5.), das Concert werde „in den erſten Tagen dieſer Woche Statt finden"; danach werden Stellen aus Webers ‚Undinen'-Aufſatz citirt.

Am 4. April, Donnerstag nach Oſtern, fand Truhns Concert im Saale des Gewandhauſes Statt. Der zweite Theil des Concertes war ausſchließlich Hoffmann gewidmet; daß Mendelsſohn-Bartholdy das Orcheſter dirigirt hat, iſt anzunehmen aber bisher nicht zu belegen. Statt des angekündigten Trios hatte Truhn ſich ſchließlich für das ſchon von Marx gewählte Stück aus dem ‚Kreuz an der Oſtſee' entſchieden. Nach einem einleitenden Vortrage des Veranſtalters über Hoffmann als Muſiker wurden alſo vorgeführt.

1) der Schlachtgeſang aus dem ‚Kreuz an der Oſtſee';
2) aus der ‚Undine':
   a) die Ouverture,

Im übrigen folgt sein Artikel durchweg Rochlitz, den er *„le [!] biographe d'Hoffmann"* nennt; Fétis hat aber dessen Lügenbericht seinerseits noch gewürzt mit mancherlei Mißverständnissen und Flüchtigkeiten. So glaubt er, H. habe in Königsberg nach Beendigung der Universitätsstudien der juristischen Laufbahn Valet gesagt; in der darauf folgenden Zeit habe er vom Musikunterricht gelebt, dazwischen jedoch abwechselnd an großen Gemälden und schlüpfrigen *(licencieux)* Romanen gearbeitet (ein Vorspuk von Gogitz'ens Phantasien, nur zwanzig Jahre früher spielend). Da das alles aber nicht genügend Geld abgeworfen, sei er schließlich aus dieser Bohême-Existenz reuig in den Schoß der Familie zurückgekehrt und habe dann in Glogau die unterbrochenen Studien wieder aufgenommen!

Von H's Compositionen nennt Fétis außer den beiden gedruckten Liederheften nur die ‚Undine'. Diese bespricht er (S. 178) gleichfalls ausschließlich nach Rochlitz; er verwechselt dabei jedoch den bekannten Bericht Rochlitzens über dessen private Kritik in Leipzig 1814 mit der öffentlichen Aufnahme der Oper in Berlin 1816 und tischt nun über das Theaterschicksal des Werkes folgendes Märchen auf: *„Arrivé à Berlin Hoffmann profita de l'influence que lui donnait sa nouvelle position pour faire représenter son opéra; mais le succès ne répondit ni à son attente ni à celle de ses amis. Les critiques que cet ouvrage lui mérita excitèrent sa bile et ses sarcasmes; mais après les premiers accès de sa mauvaise humeur, il retira sa partition, et ne voulut plus en entendre parler."*

b) ein Duett für Sopran (Mad. Schmidt) und Baß (Hr. Anſchütz).
c) ein Sextett für 2 Soprane und 4 Bäſſe.

Finks 'Allg. Muſ. Ztg.', die Concurrentin von Schumanns 'Neuer Zeitſchrift', konnte nicht umhin, das „anziehende" Concert in dem Stück vom 10. April zu beſprechen und mit ſauertöpfiſcher Miene zuzugeben, daß alle vier Nummern lebhaften Beifall gefunden hätten; „Nach dieſen Proben wäre es der Mühe wohl werth, die Oper Undine wieder irgend wo auf den Brettern zu verſuchen."

Nach dem Concert hatte Truhn ſich ſiegesgewiß wegen des Clavier-Auszuges der 'Undine' an Breitkopf & Härtel gewandt, die ſich im Princip zum Verlage bereit erklärten; Truhn beeilte ſich, bei ſeinen guten Beziehungen zur Preſſe, dieſen Erfolg der Welt mitzutheilen.

Für Leipzig berichtete Schumanns Mitarbeiter Nr. 11 in der 'Neuen Zeitſchrift' vom 19. April über das Concert und gab ſeiner Ueberraſchung darüber Ausdruck, daß die 'Undine' nichts von Kreisleriſcher Unruhe zeige, ſondern

> eine mannigfaltige, wechſelvolle, aber klare Harmonik, eine reiche, aber nicht ſchwülſtige Inſtrumentation, abgeſchloſſene, beherrſchte Formen, und in beiden letztern Puncten, dem Formenbau und der Orcheſterbehandlung, ein Anlehnen an Mozart'ſche Weiſe.

Mit gleicher Wärme wird der Schlachtgeſang zu Werners Trauerſpiel gewürdigt:

> Die Einfachheit und Kraft, das düſtere Uniſono des Männerchors, in wenigen Noten ſich bewegend, die wohlberechnete Einförmigkeit in Rhythmus und Inſtrumentation, Alles gibt dem Geſange einen großartigen, Oſſian'ſchen Anſtrich.

Am Schluſſe heißt es:

> Mit Verlangen ſehen wir dem Erſcheinen des Clavierauszugs der Undine entgegen, auf den wir die Muſikfreunde im Voraus aufmerkſam machen. Er wird bei Breitkopf und Härtel erſcheinen.

Für Berlin lancirte Truhn in ein Tageblättchen namens 'Berliner Figaro', das ein gewiſſer L. W. Krauſe im Selbſtverlage herausgab, einen mit „—t—" unterzeichneten Artikel, der gleich über drei Truhnſche Leiſtungen: das Concert, den künftigen Clavierauszug und den künftigen 'Freihafen'-Aufſatz, orientirte und am 7. Mai erſchien[6]. Nach einigen Worten über die 'Undine' heißt es:

> es hat ſich nun auch ein Muſikalienhändler gefunden, der den Verlag des von Hrn. Truhn arrangirten Klavier-Auszugs der genannten Oper übernimmt, ſo daß es nun nicht erſt des Subſcribentenſammelns

---

[6] Entdeckt von Friedrich Meyer und mir mitgetheilt.

> durch Privatperſonen bedarf, um dieſes ... Werk zu Stande zu bringen. Die älteſte deutſche Muſikalienhandlung, die von Breitkopf und Härtel in Leipzig, iſt wahrſcheinlich in dieſem Augenblicke ſchon mit dem Druck des Klavierauszuges beſchäftigt, und gewiß wird ſie für eine anſtändige Ausſtattung des Werkes und für einen billigen [illegible] deſſelben möglichſt Sorge tragen ...

Für Hamburg und Altona endlich referirte Truhn ſelber im 'Freihafen' unter dem vielverſprechenden Titel „E. T. A. Hoffmann als Muſiker. Mit Beziehung auf die bevorſtehende Herausgabe ſeines muſikaliſchen Nachlaſſes." Der Aufſatz erſchien etwa im Juni im 3. Heft des 11. Jahrgangs (S. 66—105) und enthält nach einer längeren Einleitung eine kurze Liſte des Nachlaſſes, geordnet nach Kirchen-, Theater- und Kammer-Muſik (S. 71 f; eine der Kammermuſik-Nummern wird ſpecificirt auf S. 76). Das Verzeichniß iſt etwas eingehender als das Marx'ſche und führt 17 (4+6+7) Stücke namentlich auf; den Reſt faßt allerdings auch Truhn zuſammen unter der Bezeichnung „Einzelne Lieder und Canzonetten", worunter drei, aber auch dreißig verſtanden werden können. — Wie Marx illuſtrirt auch Truhn ſeinen Bericht durch eine Probe; während jener dazu zwei Stellen aus größeren Werken gewählt hatte, nimmt Truhn ein abgeſchloſſenes Stück, nämlich eines jener von ihm nicht ſpecificirten Lieder „auf einem einzelnen Notenblatte" (mit den Anfangsworten „In des Irtiſch weiße Fluthen"). — Der Reſt ſeiner vierzig Seiten verhält ſich zu Marxens ſechs Seiten wie ein Faß Dünnbier zu einem Glaſe Wein. Truhn giebt eine Geſchichte von Hoffmanns Componiſtenthätigkeit (S. 72—79), faſt ganz nach Hitzig, alſo überflüſſig, da deſſen Biographie unmittelbar vor dem dritten Erſcheinen ſtand; dann eine kurze Charakteriſtik von Hoffmanns Muſik (S. 79; ganz im Sinne von Schumanns Mitarbeiter Nr. 11, mit der Haupt-Theſe „Hoffmann der Dichter, und Hoffmann der Componiſt ſind ganz verſchiedene Geiſter" und der Feſtſtellung, daß Mozart Hoffmanns Vorbild war). Nach dieſer Einen zur Sache gehörigen Druckſeite erwartet man eine Beſprechung von Hoffmanns muſikaliſchen Hauptwerken, wie Truhn ſie ja in ſeinem Briefe vom 23. November 1838 Hitzig verſprochen hatte. Dazu reichte jedoch offenbar weder Truhns Intelligenz noch ſein Fleiß aus. Er giebt alſo ſtatt deſſen zunächſt eine billige Polemik gegen Rochlitzens alberne Einſchätzung Hoffmanns als eines muſicaliſchen Dilettanten (S. 80—83) und im Anſchluß daran eine völlig überflüſſige, elend disponirte Plauderei über Hoffmann als künſtleriſche Perſönlichkeit (S. 83—95!). Darauf folgt endlich auf zehn Seiten (95—104) eine viel zu ſehr ins einzelne gehende Inhaltsangabe eines einzigen Werkes, nämlich der 'Undine' (unter Berückſichtigung aller vier Handſchriften: der beiden Partituren wie der beiden Text-Manuſcripte) und dahinter in fünf Zeilen (S. 104) ein kurzes Urtheil über das Werk, das wie Marxens Aufſatz die Muſik für Kühleborn, Undine und die Waſſergeiſter hervorhebt. Auf der Schlußſeite (105) erklingt der Wunſch nach einer baldigen

Aufführung, der letzte Satz bezieht ſich auf den Clavierauszug und lautet:

Die Herausgabe der Undine ſteht demnächſt zu erwarten.

Soweit war es aber noch keineswegs. Sobald Truhn Honorar haben wollte, was das Intereſſe der Firma Breitkopf & Härtel erloſchen. Hitzig fragte am 27. Juli dort wegen ſeiner Neuausgabe des 'Schlemihl' an und ſtreifte bei der Gelegenheit auch Truhns Angelegenheit; Breitkopf & Härtel erwiderten am 31. auf dieſen Punkt:

> Was die Herausgabe der Hoffmann'ſchen Undine betrifft, ſo hat noch keine Vereinigung mit Herrn Truhn darüber Statt gefunden, und wir können auch, unter den von Herrn Truhn geſtellten Bedingungen, die Herausgabe des Werkes nicht wohl unternehmen. Als derſelbe hier Einiges aus Hoffmann's Compoſitionen in einem dazu veranſtalteten Concerte hören ließ, erklärten wir uns zwar, um der Sache willen, gern zur Herausgabe des Klavierauszugs der Undine bereit, bemerkten aber zugleich, daß wir dieß nur unter der Vorausſetzung thäten, daß der Klavierauszug ſelbſt entweder ſchon vorhanden wäre oder zu dieſem Behufe uns geliefert wurde. Da nun aber Herr Truhn jetzt ein Honorar des Arrangements (und zwar das Doppelte des gewöhnlichen) bedingt, ſo müſſen wir, unter dieſer Bedingung, leider von der Sache abſehen, wogegen wir, wie ſich von ſelbſt verſteht, unter der obigen Vorausſetzung nach wie vor bereit ſind, die Herausgabe zu übernehmen. Wir können Ihnen dabei die Verſicherung geben, daß wir, bei aller Verehrung Hoffmanns auch als Componiſten, die Unternehmung durchaus nicht als ein gewinnbringendes Geſchäft ſondern lediglich als eine ſolche anſehen, welche um ihrer ſelbſt willen zu machen iſt, und der wir uns in

> ſolcher Beziehung auch ſehr gern unterziehen, wobei wir aber doch wenigſtens ſuchen müſſen, größeren Schaden, als eben nöthig, zu vermeiden.

Anſcheinend iſt trotzdem noch weiter mit der Firma verhandelt, ſie ließ ſich jedoch auf nichts ein. Vielleicht hatte der Redacteur Fink die Inhaber in ihrer Beſorgniß vor dem Riſico beſtärkt. Truhn ſchrieb am 22. September an Hitzig:

> Der Undine wegen will ich nächſtens zu Ew. Wohlgeboren reiſen [sic!], die Br. u. Härtel'ſche Handlung läßt gar nichts von ſich hören. Ich begreif's nicht! . . .
>
> Für Ihre freundliche Meinung über meinen Aufſatz im „Freihafen" beſten Dank.

Noch am 10. April 1840 ließ Truhn einen Berliner Journaliſten nach Prag berichten, er, Truhn, ſei nun mit dem Clavierauszug der 'Undine' fertig und „gedenke" ſie dem Publikum bald vorzulegen[7]. Dann gab er die Hoffnung auf einen Verleger aber auf und machte ſich im ſelben Jahre auf zu einer Kunſtreiſe, die ihn zunächſt nach Königsberg, dann aber weiter nach Rußland führte. Vorher die Hoffmannſchen Noten an die Bibliothek der Königlichen Schauſpiele oder an Hitzig zurückzugeben ſchien ihm nicht nöthig.

Kurz nachdem Truhn nach Rußland abgereiſt, noch 1840, kam Zuccalmaglio von ebendorther zurück als doppelter Ehrendoctor und kaiſerlicher Profeſſor, um ſich wieder in ſeine rheiniſche Heimath zu begeben. Auf der Durchreiſe ſcheint er Hitzig aufgeſucht und nach dem Stande der Dinge

---

7. Erschien 18. April in 'Ost und West': Rosenbaum bei Goedeke² VIII 714 Mitte.

gefragt zu haben. Hitzig ſandte einen Boten in Truhns Wohnung, um die Noten abholen zu laſſen; da dort jedoch niemand über den Inhalt der Manuſcripte orientirt war, wurde dem Boten nur ein Theil der Stücke ausgehändigt und darunter überdies noch zwei falſche Bände. Hitzig gab das Paket unbeſehen weiter an Zuccalmaglio.

Zuccalmaglio vertraute die Noten und die Sorge für ihre Herausgabe einem Landsmann an, dem ſeit 1832 in Berlin lebenden Muſikgelehrten Franz Commer aus Köln (1813–1887[8]), der nun ſeinerſeits auf die Verlegerſuche ging.

Im Mai 1841 kehrte Truhn nach Berlin zurück und fand in ſeiner Wohnung die disiecta membra von Hoffmanns Muſicalien vor. Er ſchrieb darüber an Hitzig:

Hochgeehrteſter Herr Director!

So eben von einer langen Reiſe durch Rußland und Polen zurückgekehrt, finde ich, daß Ew. Wohlgeboren die Herausgabe des muſikal. Nachlaſſes von E. T. A. Hoffmann den Herrn v. Zuccalmaglio und Franz Commer übertragen haben, und daß mit Ihrer Zuſtimmung mehrere Stücke dieſes Nachlaſſes in meiner Abweſenheit abgeholt worden ſind, worunter auch 2 Akte der Undinenpartitur, welche dem Königl. Theater angehört. Den 1ten Akt dieſes Exemplars habe ich noch hier. Ich erſuche Ew. Wohlgeboren nun ganz ergebenſt, da ich Niemanden zu ſchicken habe, das was von Hoffmann's Muſikalien noch hier bei mir liegt, gefälligſt abholen zu laſſen, und wünſche ich recht ſehr, daß Hr. Commer mehr Glück mit der

---

[8] Eitner ADB 47 (1903), 508

Herausgabe haben möge, als ich. Für das Herausgeben **einzelner** Stücke bin ich übrigens durchaus nicht, und wenn die Undine nicht in einem **vollſtändigen** Clavierauszuge erſcheinen kann, ſo läßt ſich auf kein Intereſſe des Publikums rechnen. Doch täuſche ich mich vielleicht.

Mit größter Hochachtung Ew. Wohlgeboren
ganz ergebener
F. H. Truhn
Berlin d. 27/5 41. Platz a. d. Thierarzeneiſchule No. 4

Hitzig erſchrak und ließ von Truhn und Commer alles abholen, was von Hoffmann'ſchen Muſicalien dort war. Commer gab dem Boten einen Brief mit:

Ew. Hochwohlgeboren

übergebe ich beikommend die mir von Herrn v. Zuccalmaglio mitgetheilte nachgelaſſene Werke von E. T. A. Hoffmann 1) Undine Original Partitur defect 2) Undine II u. III Act Copie vollſtändig, der I Act befindet ſich in Händen des Herrn Truhn, 3) Misere[re] 4) Recit[ativ] u Arie 5) 2 Clavier-Sonaten. Herr v. Zuccalmaglio übergab mir die Werke um eine Herausgabe derſelben zu Gunſten der Wittwe zu veranſtalten, gerne bin ich auch jederzeit erbötig die Einrichtung der Clavier-Auszüge ſo wie alles übrige unendgeltlich zu beſorgen wenn Ew. Hochwohlgeboren mir die Werke ferner anvertrauen wollen; bis jetzt iſt es mir noch immer nicht gelungen einen Verleger für die Werke zu finden, jedoch habe ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben ſpäter einen zu finden. Sollten Ew. Hochwohlgeboren eine mundliche Beſprechung darüber vergönnen ſo bitte ich nur um gefällige Zeitbeſtimmung indem mir ſelbſt an der Veröffentlichung dieſer Werke gelegen iſt.

Mit gewohnter Hochachtung
Ew. Hochwohlgeboren
ergebenſt
B. 31/5 41. F. Commer
Jägerſtraße 74.

Es ſcheint nicht, daß Hitzig bei der offenbaren Unluſt der Verleger weitere Verſuche gemacht hat, Hoffmannſche Compoſitionen publiciren zu laſſen. So bleibt von Hitzigs Nachlaßverwaltung nur noch zu berichten, daß zwiſchen Anfang 1839 und Ende 1846 dem Nachlaß entfremdet ſind — ſei es durch Verkauf, durch Schenkung oder durch Verluſt in den dritthalb Jahren, in denen die Muſicalien nicht in Hitzigs Gewahrſam waren —

1) das Grand Trio in E-dur für Pianoforte, Violine und Cello, das Truhn offenbar unter den reinen Inſtrumental-Compoſitionen am höchſten geſtellt hat[9], ſowie
2) ſämmtliche einzelnen Lieder und Canzonetten, darunter das von Truhn mitgetheilte Lied.

5a. Aufführung der 'Undinen'-Ouverture in Berlin am 3. Januar 1844.

Ende 1843, als dritthalb Jahre nachdem Hitzig daran verzweifelt hatte, noch jemals Hoffmannſche Muſik ſo oder ſo zur Publicität zu bringen, bereitete der Prager Pianiſt Sigmund Goldſchmidt (1815–1877, Schüler Tomaſcheks), der ſchon im Sommer des Jahres in Berlin geſpielt hatte, ein „Großes Vokal- und Inſtrumental-Concert" im Saale der Berliner Sing-Akademie vor, deſſen zweiter Theil mit der Ouverture zur 'Undine' beginnen ſollte; für die Ausführung derſelben gewann Goldſchmidt die Königliche Kapelle unter Leitung des Concertmeiſter Leopold Ganz (1810–1869[1]).

---

[9] Wie wir gesehen haben, wollte er es erst in Berlin spielen lassen (S. 699 Z. 6 v. u.), dann in Leipzig (S. 702 Z. 8); auch an Herausgabe dachte er in erster Linie bei diesem Stück (S. 700 Z. 3 v. u.).

5a.

[1] Leopold war ein jüngerer Bruder

Die beiden alten Berliner Zeitungen machten in den erſten Nummern des neuen Jahres, vom 2. Januar 1844, auf das bevorſtehende Ereigniß aufmerkſam. In der Speneriſchen Zeitung, die damals bereits zum Folio-Format übergegangen war[2], verkündete der Muſikreferent, in dem wir Johann Philipp Schmidt vermuthen:

> Das erſte Concert in dem neuen Jahre veranſtaltet der ausgezeichnete Pianiſt Hr. Goldſchmidt ... Intereſſant iſt das Programm beſonders dadurch, daß Hr. Goldſchmidt das lange nicht gehörte Pianoforte-Concert in Es dur von C. M. v. Weber vortragen, auch Hoffmann's Ouvertüre zur Oper Undine von Fouqué ausgeführt werden wird, welche ſeit 1817 durch den Brand des Schauſpielhauſes vom Repertoir verſchwunden iſt. ... 9.

Noch erwartungsvoller ſchrieb Ludwig Rellſtab in der Voſſiſchen Zeitung, die das Quartformat noch beibehalten hatte[3]:

> Das muſikaliſche Neujahr wird ſich morgen ... mit einem Concert des Hrn. Goldſchmidt eröffnen .... Sein Concert bietet, das Talent des Concertgebers ganz bei Seite geſetzt, ein ungewöhnliches Intereſſe durch die Zuſammenſtellung des Repertoirs dar. Wir finden dies beſonders in zwei Muſikſtücken. Das erſte iſt das große Clavier-Concert in Es dur von Maria v. Weber ... Das zweite iſt die Ouvertüre zu Hofmanns [sic] und Fouqué's Undine, die wenigſtens ſeit dem Brande des Schauſpielhauſes im Jahre 1817 nicht gehört worden iſt! Wer ſich der Theilnahme erinnert, welche die Oper, dieſes erſte beim Frieden nach langem Kriege erblühte größere Werk vaterländiſcher Kräfte, hier erregte, wird die Ouvertüre gewiß mit ganz beſonderem Antheil hören, und prüfen inwiefern ſie noch mit der jetzigen Zeit und ihren Leiſtungen wetteifern kann. — Wir geſtehen, ſelten einem muſikaliſchen Abend mit ſo eigenthümlicher Spannung entgegen zu gehen, als uns gerade die Wahl dieſer Muſikſtücke einflößt. L. R.

Am Tage darauf fand das Concert in dem „ganz gefüllten" Saale ſtatt. (Der Kgl. ſächſiſche Kapellmeiſter Richard Wagner, der damals am 'Tannhäuſer' arbeitete, befand ſich gerade in Berlin, um den 'Fliegenden Holländer' einzuſtudieren; er ſcheint jedoch das Concert nicht beſucht zu haben.)

---

des Violinisten Adolf (1796–1869; seit 1825 hessischer Kapellmeister) und des Violoncellisten Moritz (1806–1868); er war 1827 zusammen mit diesem als Kammermusicus (Violinist) in die Kgl. preuß. Kapelle eingetreten, war dann Symphonie-Dirigent geworden, hatte 1825 den philharmonischen Verein begründet und 1836 zusammen mit Moritz den Titel Concertmeister, 1840 nach Seidlers Tod auch das Amt eines solchen erhalten; Fürstenau ADB 8 (1878), 360 f.

[2] Erste Beilage S. 5 Spalte 2.

[3] Beilage S. 1 Spalte 3 unten.

Am 5. berichteten beide Zeitungen über den Abend. In der Speneriſchen[4] heißt es:

> In dem, von dem Pianiſten Herrn Sigmund Goldſchmidt aus Prag am 3. d. veranſtalteten, zahlreich beſuchten Concert empfahl ſich der talentvolle Tonkünſtler gleich anfangs als Componiſt … E. T. A. Hoffmann's Ouverture zur Oper Undine, welche, unter Leitung des Hrn. C. M. Leopold Ganz, mit Feuer und Kraft ausgeführt wurde, ſprach am Schluſſe durch die, das Wellenſpiel in Tönen bezeichnenden Figuren am meiſten an, obgleich das ganze Muſikſtück (wenn gleich in älterer Form) ſinnige Verbindung der Motive und impoſante Inſtrumental-Effecte enthält. Ueber den dramatiſchen Werth dieſer Oper hat ſich Referent im Jahre 1816 nach Einſicht der Partitur des ihm befreundeten, geiſtreichen und originellen Tonſetzers bereits detaillirt geäußert[5]. …
>
> R.

In der Voſſiſchen Zeitung[6] hieß es merklich ernüchtert:

> Das Concert des Pianiſten Hrn. Sigismund Goldſchmidt aus Prag war ein ſehr beſuchtes … Nun die Ouverture zur Undine. Wir hatten durchaus keine beſtimmte muſikaliſche Erinnerung daran; nur eine ganz allgemeine an den Reiz der Oper, der aber von der Dichtung, Ausſtattung und Aufführung jener Zeit ſo geſteigert wurde wie ſelten ein Kunſtwerk, war uns geblieben. Das Muſikſtück klang, beſonders was die Inſtrumentation anlangt, durchaus nicht veraltet, ſondern bedient ſich der reichen Orcheſtermittel ſo wie irgend ein neues. Doch der Werth der Gedanken und die Durchführung derſelben ſcheint uns, offen geſtanden, nicht von großer Bedeutung; namentlich prägt ſich nichts darin aus, was uns an die liebliche Eigenthümlichkeit der reizenden Waſſerfee erinnern könnte. Indeß iſt unſers Wiſſens auch die Ouverture niemals zur beſondern Geltung gekommen, ſondern Geiſt und Auffaſſungsgabe des Componiſten wurden, wie dies auch ganz natürlich iſt, mehr in dem Verſtändniß des Gedichts geſchätzt; doch wie geſagt, alle Hülfsmächte wirkten in voller Gewalt mit, und der Erfolg des Werkes kann wohl hauptſächlich als einer dieſer Belle-alliance betrachtet werden, der der geiſt- und phantaſiereiche Dichter in ſich den Mittelpunkt gegeben hatte. Ein gleicher Schöne Bund würde vielleicht doch dem Werk das Leben wieder einhauchen und es in ähnlichem Glanz aus den Flammen erſtehn laſſen, — wenn man nicht etwa zu lange damit ſäumt und auf eine Phönix-Lebenskraft rechnet, die nach tauſend Jahren noch der Erneuerung fähig iſt. Noch weiß die Muſik von einem ſolchen Wundervogel Phönix nichts und muß erſt ihre Geſchichte noch

---

[4] Hauptblatt S. 5 Sp. 2 f.

[5] Im Dramaturgischen Wochenblatt: vgl. Schmidts Brief an Hitzig vom 9. Mai 1823 in unserm Bd. III und H's Antikritik in unserm Bd. I S. 262 Z. 9 f.

[6] Hauptblatt S. 7.

> eine hübſche Zahl von Jahrhunderten heranziehen, um ihn hiſtoriſch nachweiſen zu können. — … L. Rellſtab.

Gubitzens „Geſellſchafter“ berichtete am 10. Januar[7] rein ſachlich über das Concert, ohne auf die einzelnen Stücke näher einzugehn (wir haben dem Referat einige äußere Daten entnommen); Hoffmanns Ouverture wird mit etwas billigem Pathos „eine Compoſition voll romantiſchen Schwunges“ genannt. — Der Monatsbericht des Berliner Correſpondenten der Allgemeinen Muſikaliſchen Zeitung über den Januar 1844 erſchien, wenn auch vom 1. Februar datirt, mit arger Verſpätung erſt am 6. März. In dem Berichte über Goldſchmidts Concert heißt es darin wegwerfend:

> Eine Curioſität in dieſem Concert war die Ouverture zu der ſeit 1817 hier nicht gegebenen Oper Undine von E. T. A. Hoffmann, welche jetzt jedoch faſt nur noch hiſtoriſchen Werth hatte[8].

b) Der Uebergang des Nachlaßreſtes an den preußiſchen Staat 1846/47.

Vorbemerkung.

Die vier Schriftſtücke, die wir für dieſen Abſchnitt erreichen konnten, geben wir (nach den Originalen in Staatsbeſitz) in vollem Wortlaut. Das erſte und das dritte verdanken wir der Liberalität des Miniſteriums der geiſtlichen und Unterrichts-Angelegenheiten, das zweite dem Geheimen Staatsarchiv und das vierte der Königlichen Bibliothek. (Die Concepte der beiden Cabinetsſchreiben Nr. 3 und 6 liegen gleichfalls im Staatsarchiv und ſind von mir verglichen, zeigen aber keine irgend intereſſanten Abweichungen von den Reinſchriften).

1. Franz Kugler an den König Friedrich Wilhelm IV.

Vorbemerkung.

Etwa drei Monate nach Goldſchmidts Concert begann, wie wir S. 672 ſahen, Hoſemann die Illuſtrirung der zwölfbändigen Geſammtausgabe des jüngeren Reimer, und Mitte November 1845 erſchienen die letzten Bände derſelben. In den ſelben Tagen, am 14. November, erlitt Hitzig einen zweiten[1], ſchwereren Schlaganfall, der ihn dauernd rechtsſeitig lähmte, ſodaß er den Reſt ſeines Lebens im Bett oder auf dem Lehnſtuhl verbringen mußte.

---

[7] Den Hinweis darauf verdanke ich Alfred Rosenbaum.

[8] Goldschmidt ging dann nach Paris, wo er 1845—1849 als Claviervirtuose glänzte. Dann übernahm er das väterliche Bankgeschäft in Prag. Mendel IV (1874) 294. Riemann⁷ (1909).

1.

[1] Vgl. o. S. 664 unten.

Er beſtellte alſo im Laufe des Jahres 1846 ſein Haus und entſchloß ſich auf das Zureden ſeines Schwiegerſohnes Franz Kugler (der ſeit 1843 unter Altenſteins Nachfolger Eichhorn im Cultusminiſterium die Kunſtangelegenheiten bearbeitete) die ſiebzehn Stücke aus Hoffmanns muſicaliſchem Nachlaß, die ſich ſeit 24 Jahren als abſolut unverkäuflich erwieſen hatten, dem Staate zu ſchenken, um ſo vielleicht doch eine genauere Prüfung und eine Aufführung reſp. Publication der Compoſitionen herbeizuführen. Kugler ließ ſich dabei ohne jeden Zweifel in erſter Linie von lebendiger Liebe zur Sache leiten, von der ſelben Liebe, die ihn — wie wir S. 651 ſahen — veranlaßt hatte, Hoffmanns Zeichnungen und Aquarelle ſorgfältig zu ordnen; bei Hitzig ſprach offenbar auch hier zunächſt die ſchwache Hoffnung, Michalina durch dieſes freilich heroiſche Mittel eine Einnahme zu verſchaffen.

Kugler, der wohl wirklich Hoffmanns Wittwe für die Erbin des Nachlaſſes hielt, fragte dieſe Anfang December brieflich, ob ſie mit der Uebergabe der Muſicalien an den Staat einverſtanden ſei. Michalina mag ſich gewundert haben, daß man ſie erſt frage; ſie erklärte unterm 9., daß ſie nichts dagegen habe.

Darauf verfaßte Kugler folgende Eingabe an den König Friedrich Wilhelm IV.:

[13. December 1846.]

Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter,
Allergnädigſter König und Herr!

Der Schwiegervater des allerunterthänigſt Unterzeichneten, Kriminal-Direktor a. D. Dr. J. E. Hitzig hieſelbſt, war in früheren Zeiten mit dem im Jahre 1822 verſtorbenen Schriftſteller und Componiſten, ehemaligen Kammergerichtsrath E. T. Hoffmann nah befreundet und hat ſeine Freundespflicht nach dem Tode des letzteren ſowohl durch Herausgabe einer Biographie deſſelben, welche Ew. Königlichen Majeſtät vielleicht nicht unbekannt geblieben iſt, als auch durch ſtete Sorge für angemeſſene, im Intereſſe der Wittwe des Verſtorbenen unternommene neue Ausgaben ſeiner ſchriftſtelleriſchen Werke genügt. Die muſikaliſchen Compoſitionen Hoffmann's waren nach ſeinem Tode gleichfalls auf meinen Schwiegervater übergegangen; er iſt damals mehrfach, doch wie es ſcheint ohne ſonderlichen Erfolg, bemüht geweſen, die Wiederaufführung einzelner von denſelben zu veranlaſſen und auch ſie hiedurch dem Gedächtniß der Zeitgenoſſen lebendig zu erhalten. Dieſe Compoſitionen ſind ſeitdem im Hauſe meines Schwiegervaters aufbewahrt und nachdem ich in daſſelbe eingetreten, meiner Obhut anvertraut worden. Das allerunterthänigſt beigefügte Verzeichniß giebt ihren Inhalt näher an.

Seit einem Jahre, in Folge eines ſchweren Schlaganfalles, iſt die Geſundheit meines Schwiegervaters gänzlich gebrochen und, obgleich uns Gott ſeinen Geiſt noch friſch erhalten hat, doch zu einer Wiederherſtellung ſeiner Kräfte keine menſchliche Hoffnung mehr vorhanden. Ueber verſchiedene Angelegenheiten, die ihn im Laufe ſeines Lebens näher berührten, hat er bereits ſeine Dispoſitionen gemacht. Hiebei ſchien es mir wünſchenswerth, daß auch über jenen muſikaliſchen Nachlaß Hoffmann's, der hier im Hauſe doch nur als ein todter Schatz liegt, eine angemeſſene Beſtimmung getroffen würde. Bei der ſeltnen Bedeutung des merkwürdigen Mannes im Allgemeinen, bei dem innern Werthe, den die Compoſitionen an ſich, zufolge des großen Beifalls, der einzelnen von ihnen bei Lebzeiten des Componiſten zu Theil geworden iſt, und zufolge des u. a. auch in die Biographie Hoffmann's aufgenommenen Urtheiles competenter Sachverſtändigen haben, ſchienen ſie mir nicht unwerth, einer entſprechenden Königlichen Anſtalt, — namentlich etwa der muſikaliſchen Abtheilung der hieſigen Königlichen Bibliothek, einverleibt zu werden, indem ſie dort zugleich für die Zukunft einen ſichern Aufbewahrungsort finden und der wünſchenswerthen Benutzung von Seiten der Muſikliebhaber frei ſtehen würden. Mein Schwiegervater hat ſich hiemit vollkommen einverſtanden erklärt und mich beauftragt, Ew. Königliche Majeſtät allerunterthänigſt zu bitten,

> Huldreichſt geſtatten zu wollen, daß die anliegend verzeichneten nachgelaſſenen muſikaliſchen Compoſitionen Hoffmann's einer entſprechenden Anſtalt, — nament-

> lich etwa der muſikaliſchen Abtheilung der hieſigen Bibliothek einverleibt werden, auch die betreffende Behörde zur Empfangnahme derſelben Allergnädigſt anweiſen laſſen[2] zu wollen.

Mein Schwiegervater glaubt ſich zugleich der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß Ew. Königliche Majeſtät Allerhöchſt Sich bei dieſer Gelegenheit bewogen finden möchten, zur Wiederaufführung einzelner von dieſen Arbeiten, unter denen z. B. die Oper Undine einſt eine Zierde der hieſigen Königlichen Bühne war, unter denen aber auch die kirchlichen und Inſtrumental-Compoſitionen früher mit lebendiger Theilnahme gehört worden ſind, huldreiche Veranlaſſung zu geben. Dem neu erweckten öffentlichen Intereſſe für Hoffmann, welches beſonders durch die unlängſt vollendete Geſammtausgabe ſeiner ſchriftſtelleriſchen Werke hervorgerufen iſt, dürfte hiedurch vielleicht eine noch weitere Nahrung gegeben und dadurch einem künſtleriſch ſo vielſeitigen Manne der wohl nicht unverdiente vollere Nachruhm zu Theil werden können. Indeß ſtellt Euerer Königlichen Majeſtät mein Schwiegervater das hierüber etwa Allergnädigſt zu beſchließende nur allerunterthänigſt anheim.

In dem freundſchaftlichen Verhältniſſe zur Wittwe Hoffmanns (Michelina Hoffmann, einer gebornen Polin, — ſeiner einzigen Erbin), die meinem Schwiegervater den geſammten geiſtigen Nachlaß ihres Mannes zur angemeſſenſten Verfügung über denſelben übergeben hatte, und da zugleich jener muſikaliſche Nachlaß den Umſtänden gemäß nicht füglich als ein Handels-Object gelten kann, ſteht der freien Dispoſition über letzteren von Seiten meines Schwiervaters zwar nichts entgegen; doch hat er für erforderlich erachtet, die Wittwe zuvor um ihre Einwilligung befragen zu laſſen.

---

2. ſtatt anweiſen laſſen zuerſt veranlaſſen

Sie hat ſich hierauf in dem an mich gerichteten allerunterthänigſt beigefügten[3] Schreiben d. d. Breslau den 9^{tn} d. M. damit einverſtanden erklärt, daß der muſikaliſche Nachlaß ihres verſtorbenen Mannes einer Königlichen Anſtalt übermacht werde. Im Intereſſe der Wittwe fügt mein Schwiegervater nur die allerunterthänigſte Bitte hinzu, dieſelbe in dem doch wenigſtens möglichen Falle, daß jener muſikaliſche Nachlaß[4] während ihres Lebens noch zu beſondern öffentlichen Einnahmen führen ſollte, Huldreichſt berückſichtigen laſſen zu wollen.

Der ich in tiefſter Ehrfurcht und Unterthänigkeit erſterbe
Berlin, den 13^{tn} December 1846 als
Ew. Königlichen Majeſtät
treu gehorſamſter Diener
F. Kugler, Profeſſor
Friedrichſtraße No. 242

[Anlage:]

Verzeichniß
der nachgelaſſenen muſikaliſchen Compoſitionen von E. T. Hoffmann, die im Beſitze des Kriminal-Direktors a. D. Dr. J. E. Hitzig zu Berlin befindlich ſind.

1. „Meſſe“ mit vollem Orcheſter. Partitur und ausgeſchriebene Stimmen.
2. „Miserere“ mit vollem Orcheſter. Partitur.
3. Muſik zum „Kreuz an der Oſtſee“, Drama von Z. Werner. Partitur.
4. Muſik zu „Julius Sabinus“, Drama von Graf von Soden. Partitur vom erſten Act und vom Anfange des zweiten[5]. (Dazu der vollſtändige Text des Dramas.)

---

[3] nicht in den Acten; vermuthlich an Kugler zurückgegeben.

[4] Dahinter, gestrichen, noch

[5] Nach Kuglers beiden gleichen Listen von 1838 (s. o. S. 698 oben) war damals die Partitur des II. Actes „bis zum Chor der Druiden“ vorhanden (die Ouverture des Stückes fehlte).

5. „Der Trank der Unſterblichkeit", romantiſche Oper in 4 Acten von Graf von Soden. Partitur.
6. „Liebe und Eiferſucht", Oper in 3 Acten nach Calderon's Schärpe und Blume. (Von Hoffmann ſelbſt bearbeitet.) Partitur.
7. „Undine". Oper in 3 Acten von Fouqué. Original-Partitur mit geringen Defecten[6].

    (Eine vollſtändige Partitur der Undine befindet ſich dem Vernehmen nach beim hieſigen Königlichen Theater.)
8. „Die luſtigen Muſikanten", Oper von Clemens Brentano. Hievon ſind gegenwärtig nur die ausgeſchriebenen Orcheſter-Stimmen vorhanden. (Die Partitur dürfte bei ſtattgehabten Unterhandlungen zur Aufführung der Oper, nach Hoffmanns Tode, abhanden gekommen ſein.)
9. „Arlequin", Ballet. Partitur.
10. Symphonie in Es dur. Original-Partitur und ausgeſchriebene Stimmen.
11. Overtura, musica per la chiesa. Partitur.
12. Quintett für Harfe, Geigen, Bratſche und Baß. Partitur und Stimmen, letztere in Original-Handſchrift.
13. Vier Klavierſonaten.

    (Heft mit 2 Sonaten, F moll und F dur. — Andere Sonate in F moll. Sonate in Cis moll. Die beiden letzteren in Original-Handſchrift.)
14. Recitativo ed Aria, „Prendi, l'acciar ti rendo", für Singſtimme mit Orcheſter Begleitung. Partitur.

---

[6] Nach Kuglers eben genannten Listen fehlten 1838 an dieser „Brouillon der Partitur" vom I. Act das erste Blatt und der Schluß, vom III. die ersten 18 Seiten (der II. war vollständig). Außerdem waren — wie auch Truhns Brief vom 20. Jan. 1839, oben S. 700 Z. 7f, bestätigt — „Die einzelnen Stimmen der Ouvertüre" vorhanden.

15. Quartett für 4 Singſtimmen, „O nume, che quest' anima". Original-Partitur.

16. Canzoni per 4 voci alla capella. (Ave maris stella, — de profundis, — gloria patri, — salve redemptor, — o sanctissima, — salve regina). Original-Partitur.

17. Duetti italiani. Sechs Duette für Sopran und Tenor mit Klavierbegleitung. Original-Handſchrift.

Die Textworte in denjenigen der vorgenannten Partituren, welche als Reinſchriften von fremder Hand erſcheinen, ſind doch faſt durchgängig von Hoffmann's eigener Hand eingetragen.

No. 16.[7] und 17. ſind dem Vernehmen nach bereits herausgegeben.

2. Information des Cabinetsrathes H. T. Illaire für einen Secretair.

[23. December 1846.]

S. M. wollen d. Antrag gern gewähren

St. M. Eichhorn ſoll d. Muſikalien annehmen u der muſik. Abtheilung der Bibl. überweiſen. Demnächſt aber durch Sachkundige prüfen laſſen, welche Werke ſich zur Publicirung eignen u namentlich welche unter den dramatiſchen Kompoſitionen auf der Bühne Erfolg haben dürften, in welcher letzteren Beziehung ihm allenfalls überlaſſen bleibe, ſich mit d. Gen. Int. v. Küſtner zu benehmen. Komme es zur Publicirung u Aufführung auf d. Kgl Bühne[1], ſo müſſe darauf Bedacht genommen werden, daß der Wittwe u angeblich alleinigen Erbin des p Hoffmann für den ihr dadurch etwa entgangenen Vortheil möglichſt vollſtändig ſchadlos gehalten werde[2]. Zu Vermeidung künftiger Weiterungen ſcheine es übrigens angemeſſen, von ihr eine beglaubigte Erklärung zu erhalten, daß ſie ſich ihrer Rechte gänzlich entäußere u dieſelben dem Staate überlaſſe

---

[7] Verwechselung mit den (ebenfalls vierstimmigen, aber weltlichen) Canzonetten von 1808 (s. o. S. 49).

2.

[1] Diese vier Wörter eingeschoben.

Nachricht v. vorſtehender Beſtimmung unter Bezeigung des Allerh. Dankes für d. W$^{\underline{w}}$ Hoffmann dem Prof. Kugler

z. S. Ill[aire]
23/12

3. Friedrich Wilhelm IV. an den Miniſter der geiſtlichen u. ſ. w. Angelegenheiten Johann Albrecht Friedrich Eichhorn.

(Nur die Unterſchrift eigenhändig.)

[30. December 1846.]

Ich nehme auf die beiliegende Vorſtellung des Profeſſors Kugler den Mir von demſelben Namens des Criminal-Direktors Hitzig und der Wittwe des Kammergerichts-Raths Hoffmann angebotenen Muſik-Nachlaß des letztern gern an und ermächtige Sie, denſelben in Empfang nehmen und der muſikaliſchen Abtheilung der hieſigen Bibliothek einverleiben zu laſſen. Demnächſt haben Sie durch Sachkundige prüfen und feſtſtellen zu laſſen, welche Compoſitionen darunter zur Veröffentlichung und welche der dramatiſchen Arbeiten namentlich geeignet erſcheinen, mit Erfolg auf die Bühne gebracht zu werden, indem Ich Ihnen überlaſſe, in letzterer Beziehung mit dem General-Intendanten der Schauſpiele. von Küſtner, ſich zu benehmen. Sollte dann ein oder das andere dieſer Werke publicirt und auf der Königlichen Bühne dargeſtellt werden, ſo wird Bedacht zu nehmen ſein, daß die Wittwe und angeblich alleinige Erbin des Componiſten für den durch die unentgeltliche Überlaſſung derſelben aufgegebenen

---

[2] *verschrieben* für eine möglichſt vollſtändige Entſchädigung zu theil werde

Vortheil der eigenen lucrativen Benutzung dieſer Werke möglichſt vollſtändige Entſchädigung erhalte. Wenngleich übrigens die Wittwe, nach ihrem der Kuglerſchen Eingabe beiliegenden Schreiben, in die Übereignung des fraglichen Nachlaſſes an eine Königliche Anſtalt gewilligt hat, ſo wird es zur Vermeidung künftiger Weiterungen doch angemeſſen ſein, darüber und über den Verzicht ihrer Rechte an denſelben eine beglaubigte Erklärung von ihr zu erhalten, daher ich Sie veranlaſſe, hierauf hinzuwirken. Berlin, den 30ten Dezember 1846.

Friedrich Wilhelm

An den Staats-Miniſter Eichhorn.

4. Friedrich Wilhelm IV. an Kugler.

(Nur die Unterſchrift eigenhändig.)

[30. December 1846.]

Ich nehme auf Ihre Vorſtellung vom 13. d. Mts. den Mir von dem Criminal-Direktor Hitzig und der Wittwe des Kammergerichtsraths Hoffmann angebotenen muſikaliſchen Nachlaß des letztern für die Muſik-Abtheilung der hieſigen Bibliothek gern an und beauftrage Sie, der Geſchenkgeberin für dieſe werthvolle Zuwendung Meinen beſten Dank auszuſprechen. Übrigens habe Ich mittelſt Ordre an den Staats-Miniſter Eichhorn, welcher wegen Übernahme und Verwendung des Nachlaſſes das Erforderliche veranlaſſen wird, beſtimmt, daß, wenn eine oder die andere der Hoffmannſchen Compoſitionen zur Veröffentlichung oder zur Aufführung auf der Königlichen Bühne gebracht werden ſollte, die Wittwe reſp. Erbin des Componiſten für den durch die unentgeltliche Überlaſſung dieſer Arbeiten aufgegebenen Vorteil der eigenen lucrativen Benutzung derſelben, möglichſt vollſtändig entſchädigt werden ſoll. Berlin, den 30 Dezember 1846.

Friedrich Wilhelm

An den Profeſſor Kugler. hier, Friedrichsſtr: № 242.

Hier wäre nun noch darzuſtellen,

5. wie und wann der Miniſter die Manuſcripte erhalten und der Bibliotheksverwaltung übergeben hat;
6. welche Sachverſtändige der Miniſter wegen der Publicationsfrage gehört und wie dieſe ſich dazu geäußert haben;
7. wie der Intendant Carl Theodor von Küſtner ſich zu der Frage der Aufführung geſtellt hat;
8. was die Wittwe gethan hat, als ſie nun feierlich erklären ſollte, daß ſie die Ueberlaſſung der Manuſcripte an den Staat genehmige und auf ihre Rechte an den Nachlaß verzichte: ob ſie den frommen Betrug aufrecht erhalten hat, den Hitzig vierundzwanzig Jahre hindurch geübt hatte, oder ob ſie nunmehr offen zugegeben hat, daß ſie bereits am 1. Juli 1822 ein für alle Mal auf den Nachlaß verzichtet hatte.

Ob das reponirte Actenſtück des Cultusminiſteriums (Specialia: Wiſſenſchaftliche und Kunſt-Sachen: Berlin B 38) etwas zu dieſen Fragen enthält, läßt ſich nicht ſagen, da das Miniſterium z. Z. die Benutzung nur für die oben unter 1 und 3 mitgetheilten Schriftſtücke geſtattet hat. Es darf aber wohl hier öffentlich die Bitte ausgeſprochen werden,

das Actenſtück nicht zu caſſiren,

ſondern es aufzuheben und event. in ſpäteren Jahrzehnten dem Geheimen Staatsarchiv zu überweiſen, das ja vom Miniſterium des Innern bereits das Actenſtück betr. die Unterſuchung gegen Hoffmann 1822 (wegen der Knarrpanti-Einlagen im 'Meiſter Floh') erhalten hat.

c) Zugabe: Der muſicaliſche Nachlaß
Oſtern 1847 bis Oſtern 1912.

Vorbemerkung.

Im folgenden berichten wir unter Nrn. 1 und 3 in Regeſtenform über die Beſitzveränderungen Hoffmanniſcher Muſik-Manuſcripte und die Aufführungen einzelner Compoſitionen Hoffmanns ſeit der Aufnahme des Nachlaßreſtes in die Königliche Bibliothek;

unter Nrn. 2 und 4 catalogiſiren wir, was ſeitdem gedruckt iſt an Hoffmanniſchen Compoſitionen und an zuſammenfaſſenden Schriften über Hoffmann als Componiſten.

Man wird aus dieſen Notizen beſtätigt finden, was ohnedies die meiſten Leſer wiſſen werden: daß es trotz Kuglers Hoffnungen, deren Erfüllung Friedrich Wilhelm IV. immerhin für möglich hielt, noch 60 Jahre gedauert hat, bis wenigſtens eine von Hoffmanns Opern im Clavierauszug erſchienen iſt — die 'Undine', deren Clavierauszug Hoffmann ſelbſt in den Jahren 1816—1818 drei Mal brieflich angekündigt hat (ſ. I 261 unten, II 274 Z. 9 und 312 Mitte) — und daß auf der Bühne überhaupt noch keine wieder erklungen iſt.

1. Beſitzveränderungen.

1. 1847 ſind die in Kuglers Eingabe unter Nr. 8 (oben S. 717) erwähnten Orcheſterſtimmen zu den 'Luſtigen Muſikanten' mit in den Beſitz der Königlichen Bibliothek gekommen; ſie ſind in deren Zugangsverzeichniß unter Nr. 1179 angeführt. Sie müſſen jedoch bald verloren gegangen ſein; Ledebur (1861), Fétis (1862) und die Späteren wiſſen von ihnen nichts.
2. 1865 überwies die Intendantur der Königlichen Schauſpiele die Reinſchrift und die Stimmen der 'Undine', auf deren Aufführung ſie offenbar für immer verzichteten, der Königlichen Bibliothek; der 'Canonicus von Mailand' (ſ. o. S. 698. 700. 701) blieb verſchollen.
3. In den 80er Jahren übergaben die Rechtsnachfolger des Theaterdirectors, der 1828 die Partitur der 'Luſtigen Muſikanten' von Hitzig entliehen und nicht wieder zurückgegeben hatte, das Manuſcript — zweifellos in gutem Glauben — dem Antiquar Leo Liepmannsſohn in Berlin, der die Partitur an die Bibliothek des Conſervatoriums zu Paris verkaufte.

So waren denn Partitur und Stimmen des Werkes für Deutſchland verloren, ohne daß das hierzulande irgendwelches Bedauern erregt hätte. 1892 ſchrieb ein Gießener Schauſpieldichter Alfred Bock (ſ. u. unter 4. 8) über den Text: „Das Libretto iſt unbedeutend, die poetiſche Sprache darin erinnert an die abgeſchmackte italieniſche Manier. Man darf billiger Weiſe erſtaunt ſein, daß ſich Hoffmann durch dieſe Dichtung zur Compoſition angeregt fühlte.“ In der That könnte ein zielbewußter Patriot es bedauern, daß nicht ſtatt des unbedeutenden Brentano dieſer bedeutende Bock Hoffmann den Stoff für eine Oper liefern konnte; denn dann wäre die Partitur wohl im Lande geblieben.

2. Publicationen.

Der Bezeichnung des Muſikſtücks vorangeſtellt iſt 1) das Erſcheinungsjahr, 2) der Name des Herausgebers bezw. Bearbeiters der Muſik. Neudrucke und bloße Proben ſind in kleiner Schrift aufgeführt.

1. 1856 [Jules Fleury-Husson, dit] Champfleury: Duo extrait des Sechs italienische Duettinen für Sopran und Tenor [das erſte Duettino: „Ombre amene, amiche piante"] = Chap. XIV der unten S. 726 genannten Publication (S. 314–323).

Neudruck nach dem Originaldruck von 1819.

2. 1898 (Mai) Henri de Curzon: [Zwei Proben.] In dem unten S. 734 verzeichneten Aufſatz:

a) [Aus dem] Miserere: „Asperges me hysopo et mundabor" (S. 326–329),

b) [Aus der] Croix sur la Baltique: „Den Keul, den Keul ſchwingt mit Geheul!" (S. 332f).

Neudrucke nach Marx'ens Proben von 1828.

Die Stelle aus dem Miserere (4 S. 4°) iſt dann (vom gleichen Satze) wiederholt als Beilage zu der unten S. 734 Z. 10–5 v. u. erwähnten neuen Ausgabe von Curzons Buch von 1898.

3. — (Juli) Joſé Vianna da Motta: [39 Stellen aus der 'Undine':] Beilage zu den 'Bayreuther Blättern' Jg. XXI Stück 7—9 (12 S. 8°).

Nach der Handſchrift.

Notenbeiſpiele zu einem Aufſatz über die Oper auf S. 267 bis 277 der Zeitſchrift, in dem beſonders die Partie des Kühleborn gelobt und die (merkwürdigerweiſe immer wieder, in Leipzig, Berlin, München, Wien, als maßgebende Probe geſpielte) Ouverture als „das ſchwächſte Stück der ganzen Oper" bezeichnet wird.

4. 1902 Hans Pfitzner: Arie der Undine aus der Oper Undine [Clavierauszug]: Beilage zur 'Muſik' Jg. 1 Heft 18 (8 S. 4°).

Nach der Handſchrift.

5. 1903 [Die vier noch auffindbaren von den ſechs Compoſitionen, die Hoffmann in der 'Biographie Kreislers' dieſem zuſchreibt:] Beilage zum Kreislerbuch (12 S. qu.-4°):

a) Pfitzner: Agnus dei aus der Missa in D. (Clavierauszug.) (S. 1—4.)

Nach der Handſchrift.

b) [Heinrich Möller und Hans Pfitzner: Die I. und V. der ſechs 'Canzoni per 4 voci alla capella' (S. 5—7):]

α) „Ave maris stella“ (S. 5f).

β) „O sanctissima“ (S. 7).

Nach der Handſchrift; für zwei Schlüſſel tranſponirt.

γ) [Dieſelben: das letzte der 'Sechs italieniſchen Duettinen':] '„Ah che mi manca l'anima“ (S. 8—12).

Neudruck nach dem Originaldruck von 1819.

6. 1906 Pfitzner: Undine | Zauberoper in drei Akten von E. T. A. Hoffmann | Im Klavierauszuge neu bearbeitet (Leipzig, Peters = Edition Peters Nr. 3116; IV + 246 S. + 1 w. Bl. 4°).

Auf grund der Reinſchrift bearbeitet, aber unter ſtändiger Controllirung durch das ſonſtige Material der Königlichen Bibliothek: die Cladde der Partitur, den Druck der 'Arien und Geſänge', ein „Dirigirbuch“ und eine „Souffleurſtimme mit dem ganzen Dialog“. Dagegen ſind die beiden durch Ellinger (1894) und Pfeiffer (1902/03) bekannt gewordenen handſchriftlichen Textbücher (von Fouqué und von Hoffmann), die Hitzig 1846 zurückbehalten hatte und die jetzt im Märkiſchen Muſeum liegen, nicht benutzt worden, ſodaß z. B. Hoffmanns bekannte Anweiſung für die Schluß-Scenerie fehlt.

Ein halbes Jahr vor Erſcheinen des Clavierauszugs war hier (oben S. 273 Note, vorletzter Abſatz) angekündigt worden, als Anhang würde dem Auszuge der neue Anfang des Textes beigegeben werden, über den Brühl, Hoffmann und Fouqué während der Abweſenheit der Eunike (aber mit deren Zuſtimmung) Anfang November 1816 mit einander verhandelten, den Fouqué dann dichtete und den Hoffmann im März 1817 componiren wollte (ſ. o. S. 512 unten). — Da Hoffmann jedoch infolge der ſchnell fortſchreitenden Lähmung der Hände die Compoſition nicht mehr zu Papier bringen konnte, ſo hat der Bearbeiter des Clavierauszuges ſchließlich doch von der Mittheilung dieſes hors d'œuvre abgeſehen.

Vor dem Clavierauszug ſteht ein kurzes Vorwort vom März 1906, über die benutzten Vorlagen und die Methode der Arbeit[1], am Schluß ein Rechenſchaftsbericht über die wichtigſten Abweichungen von der Reinſchrift.

2.

[1] Den Dank, den der Bearbeiter mir darin freundlichst ausspricht, kann ich nur auf den gleich zu erwähnenden Aufsatz beziehen, da ich mich nicht rühmen kann, an dem Clavierauszug praktisch geholfen zu haben.

Ein hiſtoriſch-äſthetiſcher Aufſatz des Bearbeiters über die Oper, vom 10. September 1906, erſchien dann im Octoberheft der 'Süddeutſchen Monatshefte' Jg. III (Nr. 10) S. 370—380.

3. Concertaufführungen.

Außer Truhns Concert im Gewandhauſe zu Leipzig am 4. April 1839 und Goldſchmidts Concert in der Singakademie zu Berlin am 3. Januar 1844 kenne ich nur vier Concertaufführungen Hoffmannſcher Compoſitionen:

1. 1890 Dec. 8 Breslau, Muſikſaal der Univerſität:
auf Veranlaſſung des Prof. Dr. Emil Bohn, vom Bohnſchen Geſangverein [Clavierbegleitung: Hr. W. Kuron]:
aus der 'Undine':
a) Duettino von Berthalda und Undine: „Abendlüftchen ſchweben“, mit obligatem Violoncello [Hr. J. Melzer].
b) der achtſtimmige Schlußchor: „Meines Minnes, holdes Sehnen“.

2. 1907 Dec. 16 München, Tonhalle:
auf Veranlaſſung und unter Leitung von Hans Pfitzner [unter Mitwirkung des Kaim-Orcheſters]:
aus der 'Undine':
a) Ouverture [ſ. o. S. 31].
b) Arie der Berthalda [Kammerſängerin Frau Emilie Herzog].

3. 1908 März 9 Berlin, Blüthnerſaal:
auf Veranlaſſung und unter Leitung des Dr. Wilhelm Kleefeld, der auch die Muſikſtücke für den Vortrag eingerichtet hatte, von der Geſellſchaft der Muſikfreunde:
a) zwei der 'Sechs italieniſchen Duettinen' [Hofopernſängerin Frances Roſe und Max Lipman; am Clavier Georg MacManus].
b) eine der beiden Clavierſonaten in F-moll [Wladimir Cernikoff].
c) eine Scene und ein Duett aus der 'Undine' [Frances Roſe und Gertrud Meißner; am Clavier Georg MacManus].
d) Quintett in C-moll für Streichquartett [Schnirlin, Mitnitzky, Breeſt, Becker] und Harfe [Käthe Böhm].

4. 1912 Febr. 11 Wien, Theater an der Wien:
auf Veranlaſſung des Profeſſors Friedrich Haßlwander, vom Verein Wiener Tonkünſtler-Orcheſter unter Leitung von Hans Maria Wallner:
die ſelben 'Undinen'-Stücke wie 1907 in München (ſ. o.) [die Arie geſungen von Clara Muſil].

4. Verzeichniſſe und Beurtheilungen des muſicaliſchen Geſammtnachlaſſes.

Vgl. Roſenbaums Hoffmann-Bibliographie, u. z. den Abſchnitt A. Literatur, VI. H. als Muſiker (Goedekes Grundriß^{2} VIII 481 f und 713), wo jedoch die Schriften über den Componiſten Hoffmann und die über den Muſikſchriftſteller nicht immer auseinandergehalten ſind. Uns beſchäftigen hier ausſchließlich jene.

1. 1856 [Jules Fleury-Husson, dit] Champfleury: Contes posthumes d'Hoffmann (Paris, Michel Lévy frères), Chap. VII—X = S. 91—124.

Vgl. oben S. 665 unten. Im einzelnen enthalten:

Chap. VII: Hoffmann musicien (S. 91—95).

Im weſentlichen Polemik gegen Berlioz, der Hoffmanns Compoſitionen, ohne ſie zu kennen, wegwerfend als „musique de litterateur" abgethan hatte. — Es heiße allgemein, Hoffmanns Partituren ſeien verloren. Champfleury will und kann das jedoch nicht glauben, da ſie doch nach Hoffmanns Tode verzeichnet, geprüft und beurtheilt ſind: des manuscrits ne se perdent pas de la sorte, et je me sentais devenir jaloux des savants qui retrouvent et qui déterrent des palais assyriens. J'aurais donné volontiers quelques momies d'Égypte pour une page de la musique d'Hoffmann. (S. 93.) Schließlich habe er ſich (S. 94 — S. 124) wenigſtens die gedruckten 'Sechs italieniſchen Duettinen' verſchaffen können, die er espère faire entendre un jour à Paris und deren erſtes [„Ombre amene"] contient plus de mélodie en quelques lignes que toutes les œuvres de M. Berlioz.

Chap. VIII: Correspondance musicale d'Hoffmann (S. 96—104)[1].

Chap. IX: Journal musical d'Hoffmann . . . 1803 (S. 105—113).

---

[1] Im VII. und VIII. Capitel fließen die historischen Gestalten Theodor von Hippels und Eduard Hitzigs (wie in der Regel in Frankreich) zusammen zu der mystischen Einheit „*Julius Hitzig*". Nur in dem schönen XI. Capitel, dem wir das Motto unseres 1. Bandes entnommen haben, erscheint Hippel unter seinem wahren Namen.

Chap. X: De la musique d'Hoffmann. — Opinions de Weber sur Ondine (S. 114–124).

Darin:

1) Marx'ens Verzeichniß, mit Einſchluß des Trios und des Quatuors, auf die Champfleury — gewiß mit Recht — bekennt beſonders begierig zu ſein (die aber beide, wie wir geſehen haben, ſchon damals vom Nachlaß abgeſplittert waren und bis heute nicht wieder aufgetaucht ſind!);
2) Webers Urtheil über die 'Undine';
3) Polemik gegen Scott, der a jugé aussi légèrement la musique d'Hoffmann que ses contes;
4) Polemik gegen Fétis (ſ. o. S. 701/02); insbeſondere gegen deſſen wilde Phantaſien über literariſche Jugendſünden Hoffmanns („je ne sais où M. Fétis a découvert les romans licencieux d'Hoffmann"); gegen das Gerede, Hoffmann habe die 'Undine' vom Theater zurückgezogen; gegen die Behauptung, die Mehrzahl von Hoffmanns Partituren ſeien verloren („Elles ne sont pas perdues");
5) noch einmal Marx'ens Aufſatz, beſ. ſein Urtheil über 'Undine', 'Kreuz' und Miserere;
6) Schlußwort.

Chap. XIV ſ. o. S. 723 unter Nr. 1.

2. 1857 **Albert Sowinski:** Artikel 'Hoffmann' in ſeinem Werke Les musiciens polonais et slaves anciens et modernes. Dictionnaire biographique … (Paris, Adrien Le Clere [sic] & Cie), S. 263–266.

Ziemlich phantaſtiſche Biographie meiſt auf grund von Hitzigs Buch. Macht aus Goethes Singſpiel 'Scherz, Liſt und Rache' gleich drei Opern: 1) 'Das Singſpiel' von Goethe, 2) 'Der Scherz', 3) 'Liſt und Rache'. Nennt aber u. a. Hippel und die fünf leitenden Mitglieder der Muſicaliſchen Geſellſchaft in Warſchau mit ihren richtigen Namen.

3. 1861 **Carl Freiherr von Ledebur:** Artikel 'Hoffmann' in ſeinem 'Tonkünſtler-Lexicon Berlin's von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart' (Berlin, Rauh), S. 250–252.

Giebt das bis heute beſte Geſammtverzeichniß von Hoffmanns Compoſitionen; bei jedem Stück wird die Entſtehungszeit angegeben und in der Regel auch der Aufbewahrungsort.

Von dem Beſitz der Kgl. Bibliothek zu Berlin hat Ledebur allerdings die Arie „Prendi, l'amor ti rendo" und die Hälfte der Clavierſonaten überſehen (er nennt nur die beiden in F-moll); dafür nennt er aber aus dem Archiv der jüngeren Liedertafel zu Berlin (ſ. o. S. 696 sub d) die für dieſe componirten Männerchöre (bis auf Ahlefelds zweites Trinklied).

Das Vorſpiel 'Taſſilo' erſcheint hier (abgeſehn von den Erwähnungen in Kunzens Briefpublication 1836 und in Fouqué's Erinnerungen 1839) zum erſten Male in der Hoffmann-Litteratur, u. z. mit der richtigen Angabe, daß es „am 22. Oct. 1815 zur Gedächtnißfeier der 400jährigen Herrſchaft der Hohenzollern in der Mark im K. Th. zu Berlin gegeben" ſei. (Vgl. oben S. 249 Note 2 die Ankündigung aus der Voſſ. Ztg.)

Von der 'Undine' wird — ebenfalls zum erſten Male in der Litteratur — mitgetheilt, daß ſie am 3. Auguſt 1816 zum erſten Male gegeben und bis zum 17. Juli 1817 14 Mal wiederholt worden iſt — alſo nicht 22 bis 30 Mal, wie unſer Dichter ſeinen auswärtigen Bekannten ſchrieb. Dann fährt Ledebur fort: „Es iſt behauptet worden, daß eine weitere Wiederholung nicht möglich geweſen, weil die Partitur beim Brande des Schauſpielhauſes vernichtet wäre. Wenn letzteres richtig iſt, ſo konnte ſie leicht erſetzt werden, denn die Original-Partitur befindet ſich in der K. Bibl."

Zwei Jahre darauf, 1863, beſtätigte Dingelſtedts Publication aus Johann Valentin Teichmanns Litterariſchem Nachlaß (Stuttgart, Cotta) auf S. 365 (unter Nr. 276) Ledeburs Datum über die Erſtaufführung des 'Taſſilo' und auf den Seiten 116f und 419 (unter Nr. 347) das über die Premiere der 'Undine'.

1886 wurde der ſtatiſtiſche Theil von Teichmanns Aufzeichnungen erſetzt durch den „Statiſtiſchen Rückblick" auf die 'Königlichen Theater in Berlin' von C. Schäffer und C. Hartmann (Berliner Verlags-Comptoir). Dieſes Werk beſtätigt Ledeburs und Teichmanns Premieren-Daten; es beſtätigt ferner (S. 85), daß die 'Undine' nur 14 Mal gegeben iſt, und theilt neu mit (S. 88), daß der 'Taſſilo' drei Aufführungen erlebt hat, u. z. die dritte erſt am 8. Februar 1817, alſo während der 'Undinen'-Erfolge.

(Hermann Mendel verweiſt in ſeinem, von Roſenbaum citirten, Muſikaliſchen Converſations-Lexikon Bd. V [1875] S. 259 wegen ſämmtlicher Compoſitionen Hoffmanns lediglich auf Ledeburs Verzeichniß.)

1862 **François Joseph Fétis: Art. 'Hoffmann' im IV. Bande der zweiten Ausgabe ſeiner oben (S. 701 unten) citirten Biographie universelle (Paris, Didot), S. 346—350.**

Fétis hat als 78jähriger Mann an ſeinem Artikel von 1839 eine größere Umſtellung und ein paar verſchwindende Detail-Correcturen vorgenommen (beſonders in der Ueberſetzung der Operntitel), aber nur Einen wichtigen Zuſatz gemacht. Dieſer betrifft Hoffmanns muſicaliſchen Nachlaß, ſoweit er auf der Kgl. Bibliothek in Berlin liegt.

Fétis hatte nämlich inzwiſchen von der Exiſtenz dieſer Partituren erfahren, hatte ſie durchblättert und ſchreibt nun S. 349 darüber: J'ai dit, dans la première édition de ce livre, qu'il sera toujours difficile de juger le mérite d'Hoffmann comme musicien, à cause de la perte de la plupart de ses productions : j'étais mal informé, car les manuscrits originaux de ses ouvrages les plus importants sont à la bibliothèque royale de Berlin. J'ai pu les examiner à loisir, et ce n'est pas sans étonnement que j'ai constaté que cet homme, si peu semblable aux autres dans son existence comme dans ses œuvres littéraires, manque d'imagination et ne s'élève jamais au-dessus du médiocre dans sa musique. Son grand opéra romantique, intitulé *Ondine*, n'a du *romantique* que le sujet. Cependant il y avait donné des soins inaccoutumés. La partition est convenablement écrite; mais c'est tout ce qu'on en peut dire. Ni les mélodies, ni l'harmonie, ni les modulations, ne revèlent le génie.

Dann, S. 349 f., folgt eine Aufzählung der auf der Kgl. Bibliothek liegenden Stücke. Das Verzeichniß iſt im ganzen ſorgfältig gemacht; daß die Orcheſterſtimmen zu den 'Luſtigen Muſikanten' fehlen, wird nicht Fétis' Schuld ſein (ſ. o. S. 722 oben); überſehen hat er aber die fünfte der ſechs Canzoni alla capella („O sanctissima" — in der Biographie Kreislers als Werk des Helden erwähnt: ſ. o. S. 724 Z. 2) und eine der vier Clavierſonaten (die in Cis-moll).

(Arthur Pougin fügte nach Fétis' Tode 1878 im I. Bande ſeines Supplementes zur 'Biographie universelle' S. 476 nur einen Hinweis auf Champfleurys Buch hinzu, der Fétis ſchwerlich erfreut haben würde.)

1863 **Teichmann ſ. vor. S.**

5. 1880 **Franz Muncker:** Art. 'Hoffmann' in der Allg. Deutſchen Biographie, Band XII, Seiten 575—583.

Sorgfältige Zuſammenſtellung der von Hitzig mitgetheilten Daten. Die Erſtaufführung der 'Undine' iſt richtig angegeben, über das Märchen von der Vernichtung der Partitur kein Wort verloren².

1896 **Schäffer und Hartmann** ſ. o. unter Nr. 3.

6. 1897 **Hugo Riemann:** Opern-Handbuch (Leipzig, C. A. Koch):

a) Art. 'Hoffmann', Seite 217f.

Läßt Hoffmann erſt am 24. Juli ſtatt am 25. Juni ſterben; zählt neun ſeiner Opern auf, als letzte Ballett 'Julius Sabinus'! — Vgl. Nr. 13.

b) Art. 'Undine', Seite 580.

Die Partitur der 'Undine' iſt nach Riemanns Anſicht 1816 zwar „eingereicht“, aber [offenbar noch ehe es zu einer Aufführung kam] vernichtet, u. z. beim Brande des Opernhauſes [alſo 1843]: Höhepunkt der Confuſion. — Vgl. Nr. 15.

7. 1899 **Max Koch:** Einleitung [zu einer Auswahl aus Hoffmanns Schriften] — S. 121—154 des 147. Bandes (= Lfgn. 532/35 und 539) von Joſeph Kürſchners „Hiſtoriſch kritiſcher Ausgabe“ der Deutſchen National-Litteratur (Berlin und Stuttgart, Spemann)³.

---

[2] Einen beklagenswerthen Rückschlag nach dieser sorgfältigen und im ganzen glücklichen Zusammenfassung stellen Ruxbergers fünfzig Seiten über 'E. T. A. Hoffmann's Leben und Werke' dar, die 1883 im 20. und letzten Heft (15. Band) seiner Ausgabe von Hoffmanns Schriften bei Hempel in Berlin erschienen. Von einer Aufführung der 'Undine' weiß Ruxberger überhaupt nichts. Aber das nimmt nicht Wunder bei einem Manne, der über Hoffmann im Tone eines Localreporters erzählt, der die Biographie Kreislers mit keinem Worte erwähnt und der den 'Goldnen Topf' mit dem Einen Worte Alraune charakterisiert.

[3] Dieser Band [illegible] sehr anspruchsvollen Historisch kritischen Ausgabe des deutschen Schrifttums, der noch zu Lebzeiten von Hoffmanns begeistertem Verkünder Champfleury erschien, [illegible] Studien aus Hoffmannschen Schriften mit solchen aus den [illegible] Epos des 1799, nach Schopenhauer, gewonnen, hier aber

> Neuer sind Hoffmanns Opern; [illegible] Reichardts 'Geisterinsel' und [illegible] Opern '[illegible]' und 'Julius Sabinus' erscheint aber eine gänzlich unbekannte 'Aurora' von Holbein. Was die 'Undine' betrifft, so giebt Koch S. 132 das Datum der ersten Aufführung richtig an, fügt dann aber hinzu: „Leider brannte schon nach wenigen Aufführungen das Theater mit Hoffmanns Partitur und Dekorationen nieder. Zu einer Wiederbelebung der Partitur kam es nicht". [illegible] ist doch alle [illegible], von Druck und den Opern nicht zu reden*.

vorangestellten) Göttinger Schulze, mit dem Hoffmann weder im Verwaltungsleben noch in der Ausdrucksweise noch in äußeren Beziehungen irgend etwas gemeinsam hatte. Wenn man an diese perverse Fassung denkt, so gewinnt man sogar Goedekes toller Zusammenstellung Hoffmanns mit der Abendzeitungs-Größe Weisflog mildernde Umstände ab — einer Zusammenstellung übrigens, die Ellinger 1896 in der ADB 55, S. 275 glänzend ad absurdum geführt hat —: Weisflog war wenigstens ein Altersgenosse und persönlicher Bekannter Hoffmanns, hatte wie dieser Anfang der 90er Jahre in Königsberg studiert, war Richter wie er und — „hatte, wie es scheint, sich vorgesetzt, Hoffmann der deutschen Literatur zu ersetzen, freilich mit dem Vorbehalte, es besser zu machen wie er" — wie Hitzig 1823 (II 179 seiner zweiten Publikation) mit ungewöhnlichem (und von Ellinger Biogr. S. 36 leider mißverstandenem) Witze sagt.

Diese Compilierung von Schulze- und Hoffmann-Fragmenten, die allerdings wohl von dem Generalredakteur Kürschner ausgegangen sein mag, von Koch doch unterstützt und somit praktisch gebilligt ist, zeigt uns den äußersten Tiefstand, den die Bewertung Hoffmanns in Deutschland jemals erreicht hat. Hempel hatte zehn Jahre vorher im Rahmen seines ähnlichen Unternehmens (s. vor. Note) doch noch eine Gesammtausgabe für das allein angemessene erachtet; seitdem war — nach sicherlich sachverständiger Schätzung — das Bedürfniß der Deutschen an Hoffmannschen Schriften von 15 Bänden auf einen halben heruntergekommen. Hoffmann durfte sich aber, wie in den 20er Jahren, mit dem Interesse des Auslandes trösten: 1886/87 gab Alexander Ewing den Engländern eine vollständige Uebersetzung der 'Serapions-Brüder', 1891 Henri de Curzon den Franzosen eine vollständige Uebersetzung der 'Fantasiestücke': beide ohne sich die klingelnden Schellen „literarisch kritisch" anzuhängen, die nur in Deutschland verblüffen.

6. Weit schlimmer noch als der Musiker Hoffmann kommt bei Koch der Dichter, der Erzähler und der Zeichner weg.

Grisebach hat bereits 1899 (S. LXXXVIII seiner Einleitung) darauf hingewiesen, daß Koch (S. 12/29) Hoffmann ein „rücksichtsloses Verfahren als Kriminalrichter in der erbarmungslosen Verfolgung der demagogischen Jugend" vorwirft. Koch verwechselt Hoffmann also direkt mit dessen Todfeinde Kamptz.

Entsprechend ist sein Urtheil über die Hauptwerke des Erzählers:

8. 1892 **Alfred Bock: E. T. A. Hoffmann als Muſiker — Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München; hg. von Dove) vom 31. October, S. 1—6.**

Der Gießener Schauſpiel- und Romanſchreiber giebt hier in einer kurzen Note auf der letzten Seite ein ſehr flüchtiges Verzeichniß der Handſchriften auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Er konnte darin (zufällig und unbewußt) als erſter mittheilen, daß nunmehr auch die Reinſchrift der 'Undinen'-Partitur nebſt den Orcheſterſtimmen dort liegt (vgl. oben S. 722 sub 1, 2). Dagegen vergißt er die Kirchen-Ouverture und die Arie „Prendi, l'acciar ti rendo".

Der Text des Aufſatzes beruht nicht auf eigener Prüfung der Partituren, ſondern ſtellt einen Auszug aus Hitzigs Buch von 1823 dar, dem nur das Datum der 'Undinen'-Premiere eingefügt iſt.

Im nächſten Jahre wiederholte Bock den Aufſatz in einem Sammelwerk 'Deutſche Dichter in ihren Beziehungen zur Muſik'.

9. 1893 **Henri de Curzon: Hoffmann musicien — Musiciens de temps passé (Paris, Fischbacher), S. 173—206 (etwa die zweite Hälfte des Buches).**

Der Ueberſetzer der 'Fantaſieſtücke' (ſ. vor. S., Note 1 am Schluß) giebt hier vor allem eine Würdigung Hoffmanns als Muſikſchriftſteller und theilt als Probe u. a. den Dialog 'Der Dichter und der Componiſt' mit. Das vorangeſchickte Capitel 'Ses compositions musicales' (S. 193—201) geht von Hitzigs früherer Annahme aus, daß Hoffmanns Compoſitionen verloren ſeien; es reproducirt Marx'ens Verzeichniß aus

---

Kreislers Liebe zu Julien wirkt für Koch unecht (S. 132), wie denn überhaupt die Biographie Kreislers „an wirklicher Poesie weit hinter vielen kleineren Arbeiten Hoffmanns" zurückstehe (S. 144), die 'Brambilla' ist für ihn (S. 149) erst recht „vollständig mißlungen". Aus beiden ist dem entsprechend kein Wort in den Text dieser „historisch kritischen Ausgabe" aufgenommen.

Von Hoffmanns Zeichnungen interessirt ihn näher nur das Blatt für Kunz von 1815 (s. o. zu S. 241), das er sogar reproducirt, also sich wahrscheinlich doch angesehn hat. Bekanntlich spaziert auf diesem Blatte ein halbes Dutzend Gestalten aus den beiden letzten Bänden der 'Fantasiestücke' herum, während der Regierungsrath Hoffmann fröhlich rauchend aus dem Fenster seiner „Arbeitsstube" schaut. Koch glaubt jedoch (S. 150) das Blatt in Hoffmanns Todesjahr verlegen zu sollen und nimmt an, daß es eine Illustration zu 'Des Vetters Eckfenster' darstelle.

1828 und verſucht, auf grund der überlieferten Urtheile insbeſondere die Qualität der 'Undine' feſtzuſtellen. Curzon neigt wohl mit Recht dazu, Marx'ens früherer Bewerthung der Oper den Vorzug zu geben vor der enthuſiaſtiſchen Webers; anderſeits erklärt er (S. 19) Webers Satz (bei Hitzig II 377): „Am mächtigſten ſpringt Kühleborn hervor … durch Melodien-Wahl und Inſtrumentation, die, ihm ſtets treu bleibend, ſeine unheimliche Nähe verkündet" für eine „*Passage à recommander pour l'histoire de la musique à travers les âges.*"

Vgl. nächſte Seite, Nr. 11.

10. 1894 Georg Ellinger passim in ſeiner Hoffmann-Biographie.

Die einzige Schrift der Welt, in der mehr als drei Compoſitionen Hoffmanns auf grund eigener Kenntniß gewürdigt ſind (wie es die erſte iſt, die ſich bemüht, Hoffmanns Recenſionen in der Allgemeinen Muſikaliſchen und in der Voſſiſchen Zeitung zu charakteriſieren).

Ellinger beſpricht eingehend auf grund eines zwölf Monate langen Studiums die auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin liegenden Compoſitionen und zieht für die Analyſe der 'Undine' auch die beiden handſchriftlichen Textbücher (von Fouqué und Hoffmann) heran, die damals noch im Beſitze von Hitzigs Nachkommen waren. Seine Datirung der Compoſitionen, ſo ſicher ſie auftritt, iſt allerdings vielfach (nicht nur in den von Griſebach berichtigten Fällen) ganz willkürlich.

(Der von Roſenbaum citirte Grenzboten-Aufſatz von 1895 iſt nur ein Feuilleton über das Buch.)

1896 benutzte Victor Schweizer Ellingers Buch neben Hitzigs und Fouqués Schriften für die Einleitung zu ſeiner Auswahl aus Hoffmanns Schriften (Leipzig, Bibliographiſches Inſtitut); die ſämmtlichen Bamberger Opern ignorirt er jedoch.

Griſebach, dem (wie dem Schreiber dieſes) die Muſik ein unbekanntes Reich war, ſetzt in ſeiner Einleitung von 1899 für die Würdigung des Componiſten und des Muſikſchriftſtellers Hoffmann Ellingers Werk ebenſo in den Händen des Leſers voraus, wie er das für das biographiſche Detail mit Hitzigs und Fouqués Büchern thut. Wegen Analyſe und Beurtheilung der Compoſitionen verweiſt er alle lediglich auf Ellinger; nur die Hauptdaten wiederholt er passim mit kleinen Zuſätzen (z. B. S. XXVIII über das zweite Auftauchen des 'Luſtigen Muſikanten' in Berlin in den 20er Jahren) und Änderungen. Dieſe Aenderungen ſind theils Verbeſſerungen, wie S. XXXIV die Datirung des ſechs Canzoni alla capella, die Griſebach ſchon bei Traub richtig vorfand, theils Verſchlechterungen, wie S. LXVII das Datum der 'Undinen'-Première, das doch vor Ellinger ſchon Ledebur, Teichmann, Wunder, Schäffer & Hartmann, Koch und Bock richtig gebracht hatten, und nach ihm Schweizer. (Die Aufführung des '[illegible]', die gleichfalls bei Ledebur, Teichmann, Schäffer & Hartmann zu finden geweſen wäre, verlegt Griſebach S. LXIX vom October 1815 in den Januar!)

11. 1898 Henri de Curzon: La musique d'Hoffmann — Revue internationale de musique bimensuelle et illustrée (Paris; dir.: comte de Chalot) vom 15. Mai, S. 321—336.

Curzon hat ſeit Erſcheinen unſerer Nr. 9, wohl aus Fétis' 2. Auflage, erfahren, daß Hoffmanns muſikaliſcher Nachlaß noch exiſtirt. Er ſchreibt nun nach einer Wiederholung von Marx'ens Liſte von 1823: „Tous les manuscrits d'Hoffmann se trouvent actuellement à la Bibliothèque royale de Berlin. [Leider fehlen dort, wie wir geſehen haben, außer ſchon von den von Marx genannten das Requiem und der '[illegible]', das Trio und das Quintett!] Ne se trouverait-il pas quelque éditeur curieux d'en faire revivre les pages les plus importantes?"

Zum Schluſſe citirt Curzon wieder Webers Bemerkung über die muſikaliſche Charakteriſtik Kühleborns und fügt daran die Worte: „Sur cet emploi authentique du *leit-motiv*, souligné par le *futur auteur du Freischütz et d'Euryanthe*, on ne saurait trouver meilleure occasion de prendre congé du précurseur Hoffmann, et bien qu'un peu tard peut-être, je me hâte d'en profiter." Möge das nun geſchehen, wo Pfitzners Clavierauszug vorliegt!

(Kurz nach der Veröffentlichung dieſes Aufſatzes fügte Curzon der Neuauflage ſeines Buches von 1893 einen Aufſatz über Schubert bei. Dabei wurde der Titelbogen neu gedruckt, und Curzon benutzte die Gelegenheit, in einer Vorbemerkung die drei Sätze ſeines Revue-Artikels zu wiederholen, die wir ſoeben citirt haben.)

Die Beilagen ſ. o. S. 723 unter Nr. 8.

1899 Griſebach ſ. o. S. 733/34.

12. 1901 Robert Eitner: Art. 'Hoffmann' in ſeinem 'Biographiſch-Bibliographiſchen Quellen-Lexikon der

Musiker und Musikgelehrten der christlichen Zeitrechnung' (Leipzig, Breitkopf & Härtel). V. Band, S. 173f.

Das Lexikon verzeichnet principiell nur Compositionen, die nachweisbar noch vorhanden sind.

Der Artikel ist biographisch nicht ohne Irrthümer (neben Devrient wird gerade Hitzig als allabendlicher Zechkumpan bei Lutter & Wegner genannt[4]); bibliographisch ist er von höchstem Verdienste, insofern hier außer den beiden Drucken und den Berliner Handschriften[5] zum ersten Male auch die Manuscripte aus anderen deutschen Bibliotheken genannt werden. Es handelt sich dabei (abgesehen von einer mit zweifelhaften Copie von Johann Adam Hillers Werk) um drei Werke Hoffmanns ([illegible] — April 1812 — werden alle drei copirt für die Kgl. Bibliothek zu Berlin; ich citire im folgenden das 1. und 3. auf grund eigener Anschauung, das 2. nach einer Beschreibung des Herrn Prof. Dr. Eusebius Mandyczewski d. d. Wien 26. März 1912):

1) Wiedersehn! | Prolog in Einem Akt | zur Feyer der Rückunft (sic) Sr Durchlaucht des Erbprinzen Emil | und der tapfern Darmstädtischen Truppen[6] | Gedichtet und komponirt | von | E. T. A. Hoffmann | Musikdirector in Bamberg [November 1809[7]] eigenhändige Partitur, sowie Stimmen: Großherzogliche Hofbibliothek in Darmstadt.

2) Tre Canzonette italiane | per un Soprano solo, due Tenori e Basso | coll Accompagnamento di[8] Pianoforte | composte e dedicate | alla Signora Giulietta Mark | da | E. T. A. Hoffmann | compositore e direttore di Musica [Op: 61 | 65 Takte; componirt Bamberg, März 1812[9]] eigenhändige Partitur; von Ottilie von Goethe der k. k. Gesellschaft der Musikfreunde in Wien geschenkt.

---

[5] Eitner übersieht hier die zweite 'Undinen'-Partitur und zählt dafür eine Claviersonate zu viel.

[6] Prinz Emil von Hessen (1790—1856; ADB 6, 86f.) war in Wirklichkeit der jüngste Sohn des Großherzog Ludwig I.; er hatte 1809 in Napoleons Hauptquartier den siegreichen Krieg gegen Oesterreich mitgemacht, der soeben, am 14. Oct., durch den Wiener Frieden beendigt worden war.

[7] auf grund eines 1. Nov. erhaltenen Auftrages am 2. gedichtet, 2.—4. componirt und 5. auf die Post gegeben: s. Tgb.

[8] geändert aus d'un

[9] 6., 16. und 17.; 18. vorm. „an Julchen zur Feyer ihres Geburtstages mit einem eleganten und galanten Billett geschickt“: s. Tgb.

3) Türkiſche Muſik („Ein Kaffer einſt in der Türkei", Text von Friedrich Förſter), Männerquartett [in Berlin 1819/20 componirt; ſ. o. S. 694 sub d] (Abſchrift in einem Hefte mit Goethe-Zelters „Sanct Paulus war ein Medicus"): Königliche und Univerſitäts-Bibliothek zu Königsberg in Preußen.

Dieſer Berliner Männerchor erſcheint vorausſichtlich im zweiten Juni-Heft der 'Muſik'; wegen der Bamberger Stücke verweiſe ich norddeutſche Liebhaber auf die Abſchriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

13. 1902 Hans von Müller: Hoffmann-Reliquien = 'Die Muſik' von Mitte Juni 1902, S. 1651—1666.

Der Aufſatz iſt ein zufälliges Conglomerat von Mittheilungen über den Componiſten und den Muſikſchriftſteller Hoffmann. Hier intereſſiren nur die darin enthaltenen drei Verzeichniſſe Hoffmannſcher Muſikalien:

a) die im Sommer 1807 zum Druck bereitliegende Kirchen- und Kammer-Muſik, nach Hoffmanns eigener Liſte: S. 1663 (im vorliegenden Bande wiederholt S. 47);

b) die nachweislich im Sommer 1822 noch vorhandenen Muſikhandſchriften, jede mit Angabe des vollſtändigen Titels, der Tonart, der Entſtehungszeit, des Formates, der Seitenzahl und der Zugangsnummer der Kgl. Bibliothek: S. 1664/66;

c) die bisherigen Drucke nach Titel, Format und Seitenzahl: S. 1659/61.

Zu c bemerke ich vorweg, daß ich damals Curzons beide Neudrucke von 1898 (ſ. o. S. 723 unter Nr. 9) noch nicht kannte; zu b iſt zu ſagen:

1) Eitners eben als Nr. 12 verzeichneten Artikel habe ich leider erſt ſpäter, in der Bibliothek des mir befreundeten Herrn Martin Breslauer, kennen gelernt; die dort zuerſt genannten Stücke fehlen daher in der Liſte.

2) Henri de Curzon erwies mir die Ehre, die wichtigeren Angaben meiner Liſte — die ja ſchon bei Kruſe, Ledebur, Fétis, Bock und Eitner (ſowie, implicite, bei Ellinger) zu finden waren — im 'Guide musical' (Brüſſel) vom 12. October 1902 zu wiederholen; unterm 31. Mai 1903 theilte er mir dann privatim mit, daß die Partitur der 'Luſtigen Muſikanten' in der Bibliothek des Conſervatoriums zu Paris liege.

b) 1907 entdeckte Max Voigt zwei weitere Partituren; näheres darüber ſ. bei der nächſten Nummer.

14. 1905 **Alfred Roſenbaum**: Art. Hoffmann, ſpeciell C 101) 'Opern- und Ballet-Kompoſitionen', in Goedekes Grundriß 2. Aufl. Bd. VIII S. 503f und 714.

Verzeichnet nur die nachweislich bei Hoffmanns Tode noch vorhandenen Theatercompoſitionen; die übrigen, von Goethes 'Scherz, Liſt und Rache' (um 1801; ſ. o. S. 381! mit Note 16) bis zu Fouqué's 'Thaſſilo' (1815), bleiben ungenannt. Zu grunde liegt das eben sub 13 b genannte Verzeichniß; Funcks private Mittheilung über die 'Luſtigen Muſikanten' iſt verwerthet, und der Bearbeiter hat reiche Literatur-Angaben bis zur 'Undine' hinzugefügt. (Der recht kühle Bericht über die Oper in der Abend-Zeitung vom 13. und 14. April 1817 wäre noch hinzuzufügen.)

In der 'Beilage zur Allgemeinen Zeitung' (München) vom 6. September 1907 (S. 384), in der Wochenausgabe in Octav S. 81—19, veröffentlichte Max Voigt 'Hoffmann-Funde in Würzburg': es war ihm gelungen, die Original-Partituren der Bamberger Opern 'Saul' und 'Aurora' aufzufinden, die Textdichter in Joſeph von Seyfried und Franz von Holbein feſtzuſtellen und eine Aufführung des 'Saul' am 8. December 1815 — alſo lange nach Hoffmanns Weggang aus Franken — nachzuweiſen.

15. 1909 **Hugo Riemann**: Art. 'Hoffmann' in ſeinem Muſik-Lexikon, ſiebente vollſtändig umgearbeitete Auflage (Leipzig, Heſſe), S. 615f.

(Vgl. Nr. 6.) Bis zur Gegenwart fortgeführt, aber flüchtig gearbeitet. Hoffmanns Todestag wird nunmehr richtig angegeben und die Exiſtenz der 'Undine' zugegeben; Funcks und Voigts Funde werden berückſichtigt, aber confundirt: nach Riemanns Anſicht ſind alle drei Partituren in — Bamberg gefunden!

16. — **Carl Schäffer**: Die Bedeutung des Muſikaliſchen und Akuſtiſchen in E. T. A. Hoffmanns literariſchem Schaffen (Marburg, Elwert), ſpeciell Kapitel 1: 'Hoffmann und die Muſik' und daraus wieder der 1. Abſchnitt: 'Die Muſik in Hoffmanns Leben' — S. 3—55.

Der Verfaſſer giebt in dieſem Abſchnitt Thatſachen und Urtheile durchweg aus zweiter, oft aus dritter Hand; er bemüht ſich, überall die neueſte Literatur zu benutzen, hat aber (auch in den von ihm eingeſehenen und citirten Publicationen) vieles überſehen.

III. Aus dem Leben der Wittwe 1822—1849.

a) In Poſen bei der Mutter 1822.

Nach der Beerdigung Hoffmanns, die am 28. Juni in aller Stille ſtattgefunden hatte (die Todesanzeigen erſchienen erſt danach!), nach dem Erbverzicht auf dem Kammergericht am 1. Juli und nach der darauf folgenden Inventariſirung des geſammten Mobiliars der Sterbewohnung für die demnächſtige öffentliche Verſteigerung — nach dieſen drei Stationen des Leidens und der Erniedrigung war die Wittwe Anfang Juli ſchleunigſt — anſcheinend nur mit ihren Kleidern — zu der alten Mutter nach Poſen zurückgefahren, während Hippel ſich brieflich bei Kircheiſen und Schuckmann für ihre Penſionirung bemühte und Hitzig eine Biographie Hoffmanns vorbereitete, deren Ertrag ihr zufließen ſollte. (Vgl. dazu S. 528 oben, 539—544, 558 oben und Bd. I S. 781—784.)

In Poſen wohnte ſie im Hauſe ihrer Mutter zuſammen mit dieſer und einer jüngeren, unverheirathet gebliebenen Schweſter Domicilla, die wohl Michalinas zweite Rückkehr nicht allzugern ſah und ihr Vorhaltungen darüber und über ihre unvorſichtige Gattenwahl gemacht haben mag. Zum Briefeſchreiben kam die Wittwe zunächſt nicht; ſie ſcheint ſich mit einer naiven Sicherheit, die in dieſem Falle berechtigt war, darauf verlaſſen zu haben, daß Hippel und Hitzig ſchon für ſie ſorgen würden.

Am 12. Juli fand die Auction im Sterbehauſe ſtatt (ſ. o. S. 545 f.), auf der offenbar Hitzig eine Anzahl von Gegenſtänden erwarb. Am ſelben Tage trat dieſer Juriſt mit dem Preiſelsberger ſein wunderliches Amt als Verwalter des Erbes der Wittwe an, das dieſe Wittwe ſoeben auf ſeinen Rath ausgeſchlagen hatte, indem er Joſeph Max „im Namen der Hoffmann" für ſeine Forderung mit dem Manuſcript des 'Meiſters Floh' abfand (ſ. o. S. 557). Drittens wies an dieſem wichtigen Tage Kircheiſen der Wittwe eine lebenslängliche Penſion von jährlich 200 Thalern (alſo = monatlich 50 Mark) an (näheres ſ. Bd. I S. 784, Note zu Nr. 6).

Nachdem Hippel durch ſeinen in Berlin ſtudirenden Sohn erfahren, daß die Wittwe nicht mehr dort war, (I 784 f.) ſandte er ihr im Herbſt ſeine in Poſen verheirathete Tochter Frau Wilhelmine Krüger, die Frau Hoffmann von früher her kannte und ſich freute ſie wiederzuſehn (I 786). Zu Neujahr ſandte

Hitzig das neu erſchienene Schütze'ſche Taſchenbuch (mit der ‚Datura faſtuoſa') an Hippel mit der Bitte, es durch Frau Krüger der Wittwe bringen zu laſſen (I 292). Hippel ſchickte das Buch ſeiner Tochter; ob dieſe aber jetzt Frau Hoffmann noch in Poſen traf, iſt nicht ſicher. Als nämlich bald darauf auf dem ſelben Wege wieder eine Sendung Hitzigs — diesmal ein Brief — zu Frau Krüger gelangte, konnte dieſe ihn nur der alten Frau Rohrer geben, die ihn weiterzuſchicken verſprach (I 294. 296).

b) In Deutſch-Oſtrowo bei Lekſzyckis 1823/24.

Michalina, die ſich anſcheinend im mütterlichen Hauſe nicht mehr wohl fühlte, war nämlich zu ihrer Pflegetochter gereiſt.

Die älteſte Tochter des (bei der Occupation Polens 1793 penſionirten) Stadtſchreibers Michael Rohrer, Michalinas Schweſter, hatte ſich etwa 1794 mit einem jungen preußiſchen Beamten verheirathet, dem Criminalrath Gottwald; 1795 hatte ſie ihm eine Tochter geboren, die nach dem Großvater und der 14jährigen Tante Michalina getauft wurde; ſpäter war eine zweite Tochter, Mathilde, gefolgt. 1802 war Gottwald, nachdem er Hoffmann als Werkzeug zu dem bekannten Racheact gemißbraucht hatte (I 190 Mitte), der dieſem die Strafverſetzung eintrug, „wegen Dienſtvernachläſſigungen und Unterſchlagung öffentlicher Gelder" in Unterſuchung gezogen worden und 1803 „caſſirt, aller fernern Aemter für unfähig erklärt, zum Erſatz der gemachte[n] Defecte mit 2000 rth und im Unvermögensfall zu 4jähriger, ſonſt aber nur zu 2jähriger Feſtungsſtrafe verurtheilt worden", hatte ſich aber der Beſtrafung durch die Flucht entzogen (nach dem kurzen Bericht an den König im Staatsarchiv Rep. 89 Nr. 71 Lit. J). Tante Michalina, die am 26. Juli 1802 mit Hülfe ihrer Schweſter die Frau des inzwiſchen nach Plock verſetzten Hoffmann geworden war, hatte ſich dann des verwaiſten Pathenkindes angenommen, und die kleine Michalina Gottwald war in Plock und Warſchau bei Hoffmanns aufgewachſen. Sie war dann Anfang 1807, etwa zwölfjährig (Hitzig I 306), mit ihrer Pflegemutter nach Poſen zurückgekehrt und hatte in der Folge einen Herrn von Lekſzycki geheirathet, der damals noch Officier war; im Sommer 1816 hatte ſie mit ihrem älteſten, damals noch einzigen Kinde ihre Pflegeeltern in Berlin beſucht (ſ. unſern Bd. I S. 265). Kurz darauf war der Ehemann Landrath des Gneſener Kreiſes im Regierungsbezirk Bromberg geworden, den er jedoch bald (ſpäteſtens 1820) mit dem Kreiſe Adelnau im Regierungsbezirk Poſen (1887 zerlegt in die Kreiſe Adelnau und Oſtrowo) vertauſcht hatte; ſein Amtsſitz war hier die Stadt (Deutſch-) Oſtrowo (3½ Meilen öſtlich von Krotoſchin, 2 Meilen weſtſüdweſtlich von Kaliſch). Frau Gottwald ſcheint als Schwiegermutter bei ihm gewohnt zu haben. Auch Frau Hoffmann begab ſich nun — zunächſt beſuchsweiſe — dorthin, von dieſer Schweſter hatte ſie ja keine Vorwürfe wegen mangelnder Vorſicht in der Wahl des Gatten zu befürchten.

In das Landrathsamt zu Oſtrowo erhielt Michalina im Februar 1823 Hitzigs Brief und danach Anfang Mai die beiden Bände der Biographie Hoffmanns. Jetzt mußte ſie ſchon, ſo ſauer es ihr wurde[1], zur Feder greifen, um endlich für alles zu danken; bei der Gelegenheit erledigte ſie gleich noch einen anderen, offenbar auch ſeit langem fälligen Brief, den Hitzig weiterbefördern ſollte. Wir geben ihren Brief an Hitzig nach dem Original, deſſen Schrift dem Stil und der Schreibung entſpricht:

Deutſch Oſtrowo,
den 10 Mai
1823.

Daſ Taſchen Buch und auch Jhren Brief, mein beſter Freund habe ich erhalten. den noch imer bin ich bei meiner Nichte. und werde auch wol hier bleiben. weil es[2] ain ſehr wohlfeiler ort iſt. auch daſ Sillber iſt ganz richtich und unbeſchedigt. haben Sie Herzlichen Danck, für alle die mühe die Sie um meinetwillen gehabt. wenigſtens bitt ich inſtendigſt mir die auſlagen wiſſen zu laßen. meine Familie hat den 14ten Mai in Poſen ein Termin wegen des Hauſes[3] und ich reiſe mit meiner elteſten Schweſter[4] nach P[oſen] doch nur auf ein tag[5]. und kere wider nach Oſt[r]owo zurük. ein groſſen ſreck habich hir erlebt nähmlich durch das Feuer die Scheinen gaße iſt abgebrant. 42 Schainen biß auf eine die gebliben iſt ſind aſche[6]. ammehrſtſten ängſtigte mich meine arme Nichte die teglich ihre niderkunft erwartet. eben ſchickt mir meine Schweſter[7] ein Briefchien von Schönemark[8] nebſt 2 Bücher von jhnen, mein werteſter Freund und ich glaubte[9] daß es erſt kunftiges Jahr erſcheinen wurde, eſ hat mich ſehr erſchütert ich bin noch ein mahl gute und ſchlimme zeiten durch gelebt[10] alles hatte ſich mir vergegenwertigt. an Humbert hab ich nicht geſchrieben weil Schulz mit ihm geſprochen hat. und ich willens bin ſobald alles beendigt iſt die Leüchter abzugeben. noch eine bitte mein gütiger Freund daß Sie beiliegenden Brief abſchicke ſchelten Sie nicht daß ich Ihre güte ſo mißbrauche allein durch[11] mein zu ſchnelles abreiſen auf Berlin, hab ich diſ abzumachen vergeſſen. leben Sie wohl und embiehlen jhrer[12] lieben familie ihre MHoffmann.

---

[1] Wir würden diese kleine Schwäche nicht so betonen, wenn nicht ein jüngerer Hoffmann-Forscher, der als erster die frühe Verbreitung von H's Schriften in Polen und Rußland gezeigt hat, Michalina im Verdacht hätte, 1822 — eine Erzählung H's ins Polnische übersetzt zu haben.

[2] Dahinter, gestrichen, hir]

[3] Es ist anscheinend verkauft, und 3000 rth sind als Hypothek darauf stehen geblieben: s. u. Note zu d 5.

[4] Frau Gottwald.

[5] Posen liegt 15 Meilen (nordwestlich) von Ostrowo.

[6] Zuerst: 42 Schainen ſind abgebrant; das Wort ſind ist versehentlich mit durchstrichen, von uns wiederhergestellt.

[7] Jungfer Domicilla in Posen.

[8] Diese beiden Worte eingeschoben.

[9] Zuerst wen[te?]]

ich bitte wenn Sie mich künftich mit einem Briefe erfreun wollen nach Deutſch Oſtrowo zu adreſſiren beim Land Rath v Lekrycki[13]. den meine Mutter ziht aus —.

Hippel ſuchte in der Folge mehrmals vergeblich die Wittwe; Anfang 1824 war ſie noch nicht nach Polen zurückgekehrt (I 298. 300). Gern hätte er für ſie oder Hitzig die Repetiruhr zurückgekauft (I 298), mit der er im Juli 1814 Hoffmann beim Wiederſehn in Leipzig ſo erfreut hatte (ſ. Tgb.) und die nun acht Jahre darauf als erſtes Stück verſteigert worden war (ſ. o. S. 545).

Hitzig verkaufte im Sommer 1823 für die „Nicht-Erbin" den unvollendeten 'Feind' an Schrag (ſ. o. S. 557 unten) und vereinigte Anfang 1825 zu Michalinas Beſtem ſieben andere Almanach-Erzählungen Hoffmanns in zwei Bänden (ſ. o. S. 561).

c) Wieder in Poſen, etwa 1825—1835.

Auf die Dauer erwies ſich aber das Zuſammenleben mit der Landraths-familie als unthunlich, und Michalina kehrte wieder nach Poſen zurück. Ob ihre Mutter damals noch am Leben war, iſt noch nicht ermittelt; nach Angabe des bekannten Poſener Buchhändlers Joſeph Jolowicz[1] bewohnte Michalina in den 30er Jahren eine Manſardenwohnung in der Breslauer Straße.

---

[10] Zuerst gegangen

[11] Eingeschoben.

[12] Zuerst mich

[13] Der Name eingeschoben. Frau H. giebt den palatalen Zischlaut durch r (anscheinend mit einem Haken darunter, vielleicht auch aus r geändert) statt durch rz wieder.

[1] In einem Vortrage vom 14. Oct. 1890 in der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen, in dem auch die Daten für Michalinas Heirath und Tod zum ersten Male mitgetheilt worden sind und mit Recht darauf hingewiesen ist, daß die damaligen preußischen „Regierungen" Gerichte waren (im Auszuge veröffentlicht in der Zeitschrift der Gesellschaft Jg. V (1890) S. 440—441; die oben citirte Stelle steht S. 443 unten).

Die Briefe, die ſie aus Poſen an Hitzig geſchrieben hat, ſind bisher nicht aufgefunden — allzuſehr vermiſſen wird man ſie nicht, da das von uns mitgetheilte wohl zur Genüge zeigt, daß Michalinas Name auf allen Nachlaßpublicationen lediglich ein Pſeudonym Hitzigs iſt: quod erat demonstrandum.

Die Correſpondenz wird ſich lediglich auf die Einnahmen bezogen haben, die Michalinas guter Genius theils aus nicht vorhandenen Rechten hervorzuzaubern wußte, theils als Geſchenk zu erlangen verſtand mit ſeiner zähen Energie, die wie Jean Pauls Humor die Thräne im Wappen führte und der ſelbſt ein rocher de bronze wie Reimer auf die Dauer nicht ganz widerſtehen konnte. Wir haben (S. 569—580) geſehn, wie Hitzig zu Oſtern 1827 auf trockenem Wege ſechstauſend Mark für die „Nicht-Erbin“ herausſchlug und — wenn auch mit allergrößter Mühe und häufigem Wechſel der Taktik — dann auf naſſem Wege Reimern zur Duldung dieſes Genieſtreichs bewog. Wir haben ferner (S. 601 f.) geſehn, wie Hitzig ein Jahr darauf vergeblich eine Theaterdirection ſuchte, die ihm als dem „Bevollmächtigten der Wittwe Hoffmann“ die ‘Luſtigen Muſikanten’ abkaufte, und wie er nur eine fand, die die Partitur auf Nimmerwiederſehn von ihm entlieh; wir haben aber auch (S. 692 f.) geſehn, daß es ihm in den 30er Jahren mit dem ‘Canonicus von Mailand’, dem Requiem, dem Quatuor und der Meiſter-Arie ‘Mi lagnerò tacendo’ beſſer gelang. So war allmählich ein hübſches Capital für Michalina zuſammengekommen, das Hitzig verwaltete und von dem er ihr alljährlich in der Mitte des dritten Quartals (ſ. u. bei den Jahren 1841 und 1844), vielleicht auch in den anderen Quartalen Zinſen ſandte.

d) In Breslau mit Mathilde, etwa 1835—1849.

Etwa in der Mitte der dreißiger Jahre verließ Michalina aus uns nicht bekannten Gründen dauernd ihre Heimath, um nach Schleſien und zwar zunächſt nach Breslau überzuſiedeln. Sie nahm nun ihre unverheirathete Nichte Mathilde Gottwald (die Schweſter ihrer Pflegetochter Michalina von Leſzczycka) zu ſich, die zuerſt kränkelte, ſich dann aber erholte und die Tante um einige Jahre überlebt hat.

In den erſten Jahren konnte Hitzig, der inzwiſchen 1835 als Criminaldirector ſeinen Abſchied genommen, aber dann 1837 den Vorſitz in der Sachverſtändigenkammer für Urheberrecht übernommen hatte, der Wittwe keine neuen Capital-Einnahmen aus ihrem angeblichen Urheberrecht melden. Erſt 1838 gelang es ihm wieder, einen Verleger zu ſchröpfen: Brodhag, den er erſt am 8. März in ſeiner virtuos gehandhabten weinerlichen Manier erweicht hatte (S. 639/40) und den er dann, nachdem die gewünſchte Stimmung erzielt war, am 5. October contractlich feſtlegte (S. 651). Von den 300 Thalern = 900 Mark, die Brodhag darauf für die nächſte Oſtermeſſe bot (S. 653), ſcheint, wie oben (S. 665) bemerkt, ſchon Anfang December etwas gezahlt zu ſein; darauf bezieht ſich wohl der Brief Michalinas, den wir hier nach dem Original mittheilen (wie im folgenden die weiteren vier Briefe an Hitzig, die ſich noch gefunden haben):

1. An Hitzig[1].

[Breslau, 10. December 1838.]

Theurer Freund!

Verſichern Sie verehrter Freund ſich meines Dankes fur die freundſchaftliche Gute, mit der Sie mit unermuhdeter Thätigkeit fur mein wohl ſorgen. Gott Segne Sie dafur, ich erſuche Sie mir Papire dafur zu kaufen, nur muß ich bitten daß Geld zum Einkauf der Papire wie auch zur Reperatur des Grabhugels von Capital zu nehmen da es hir in Breslau theur zu Leben iſt Miethe und Holtz iſt dieſes Jahr aufgeſchlagen, daher getraute ich mir nicht ohne die durch Ihre gute mir zugeſchickte Zinſen auszukommen[2].

Wir waren dieſen Sommer in Landek und und der Zuſtand meiner Nichte hat ſich bedeutend gebeſſert, ſo daß meine Sorge um ſie nicht mehr ſo ängſtlich iſt.

Zum bevohrſtehenden neuen Jahre Wunſch ich Ihnen, und den Ihrigen, das beſte Wohlſein, und[3] die Gluklichſte Lebens Verhaltniße.

Leben Sie wohl und grußen Hertzlich alle die Ihrigen von Ihrer

Breslau den 10 December
1838.

dankbahren Schuldnerin
M. Hoffmann.

ich Wohne jetzt KloſterStraße Nr: 9[4]

Hitzig ließ Brockhaus lange warten auf ſeinen Hauptbeitrag für das neue Sammelwerk, die Neubearbeitung von Hoffmanns Biographie. Er gedachte dieſe vornehmlich durch eine Reihe von Briefen Hoffmanns an Hippel zu bereichern, die er bereits 1824 erhalten aber unbegreiflicher Weiſe bis jetzt ſekretirt hatte (1 297, 302/04, 307). Hippel, der zwei Jahre nach Hitzig den Abſchied genommen hatte, wohnte jetzt bei ſeinem Schwiegerſohn

---

1.

[1] Von diesem überschrieben: Erhalten den 13t December

[2] Zwischen den Zeilen steht noch Merz, ohne daß ersichtlich ist, ob es hinter hir, hinter zugeschickte oder hinter Zinsen gehört.

[3] Dahinter, mit dem Finger ausgewischt, daß Sie

[4] Vgl. aber die Nachschrift von Nr. 41

Schleinitz in Bromberg. Es iſt nun außerordentlich intereſſant, daß Hitzig ſich mit der Bitte, dieſe ſpäte Publication zu genehmigen, nicht an Hippel direct wandte, ſondern Michalina als gemeinſame Freundin an ihn ſchreiben ließ.

Michalina war nicht wenig ſtolz auf dieſes Vertrauen in ihre epiſtolographiſchen Fähigkeiten und machte ſich ſogleich ans Werk. Als die Antwort auf ſich warten ließ, ging ſie zu Hippels Tochter Friederike, die mit Friedrich August von Heyden (1789—1851) in Breslau verheirathet war (ſ. I 800 mit Note 6 und ADB 12, 361 f). Dann berichtete ſie vorläufig an Hitzig:

2. An Hitzig.

Breslau den 19ten
Aprill.
1839.

Theurer Freund!

Wie herzlich erfreund würde es für mich geweſen ſein, wenn der Auftrag, Ihnen verehrter Freünd, zur Zufriedenheit ausgerichtet hätte[1] werden können, ich habe ſo gleich an Hippel geſchrieben, allein biß ietzt keine Antwort erhalten. durch Zufall erfuhr ich daß Hippels Tochter hir in Breslau, an einen RegirungsRath von Heiden Verheirathet iſt, bin ſo gleich hin gegangen, und habe erfahren daß Hippel vor ohngefehr 11 wochen geſchrieben hat, ſeine Gemahlin lege Krank, darnieder, und ſeid der Zeit haben Sie gar keine Nachricht von Bromberg. ſo bald ich etwas höre ſo Schreibe ich es Ihnen.

Was daß beſchenken der Leuske[2] betrift ſo üeberlaße ich es ganz Ihrer beſſeren Einſicht, ihr etwas zu Schenken. den alles was mein gütigſter Freünd anordnet[3] iſt mir recht. Ihnen habeich ia alles zu verdanken. Sie verpflichten mich wo möglich noch mehr zu den Gefühlen des Dankes und der Hochachtung mit denen ich immer war und bin

Ihre
ergebene
M. Hoffmann.

Ich bitte mich Ihrer Familie
beſtens zu empfehlen.

2.

[1] Eingeschoben.

[2] Die Lesung scheint sicher zu sein, jedenfalls für die letzten 3 Buchstaben (also nicht etwa Lauska). Wahrscheinlich verwechselt die polnische Schreiberin hier s und sch (wie im Brief von 1823: treff. und 1841: gestift), der Name Leuschke ist mehrfach im Berliner Adreßbuch vertreten.

[3] Eingeschoben.

Im Juni kam eine weitere Theilzahlung von Brodhag (ſ. o. S. 661), im November dürfte die Wittwe ein Exemplar der fünfbändigen Sammlung erhalten haben, deren Haupt-Titel und Haupt-Vorwort doch ihren Namen trug; am 20. December ſchenkte ihr Reimer, wohl zum Weitergeben, ein Exemplar der 'Nachtſtücke' [nach ſeinem Hauptbuch]. Bald darauf ſcheint Hitzig dann Hoffmanns beſte Inſtrumental-Compoſition, das Grand Trio in E-dur, verkauft (oder eingebüßt?) zu haben (ſ. o. S. 709). Aber auf alles dies finden ſich keine Gegenäußerungen aus Breslau.

In der zweiten Hälfte des Auguſt 1841 ſchickte Hitzig Michalina die eingelaufenen Zinſen des von ihm verwalteten Capitals und bat ſie bei der Gelegenheit, einen Brief an eine Breslauer Bekannte, Frl. Pohl, abzugeben. Die Wittwe erwiderte:

3. An Hitzig.

den September
Breslau 17ten
1841.

Theurſter Freund!

Ihren Gütige Brief habe ich am 27 Auguſt nebſt 54 Thr Zinſen erhallten. ich machte mich mit meiner Nichte denſelben Tag auf den Weg, um den eingelegten Brief dem Fra[ulein] Pol perſönlich abzugeben, (den die Wünſche meines Gütigen mir von Gott geſandeten Freuindes) ſind mir befehle. allein Sie wahren nach Landek geriſt und ich habe den Brief der Perſon abgegeben die mir ſagte, es würen die Briſe nachgeſchickt mir gethes gut, ich bin Gott lob geſund, und mein wohlſtand habe ich der unermüdeter Thätigkeit meines gütigen Wohltäters zu verdanken. verſicheren Sie ſich meines herzlichen Danks für jeden Beweis Ihrer ſorgenden Freundſchaft, die ich in ihrem ganzen Werth erkenne. Und nun leben Sie wohl und Grußen Herzlich Ihre Liebe Familie

Bald hätte die Poſt Ihren
Brief zurückgeſikt die No. war
falſch. ich Wohne
Olauer Vorſtadt
Kloſter Straße No: 2.[1]

von
Ihrer Dankbar
verpflichteten
Freündin
M. Hoffmann.

Nichte Matilde küßt die Hand.

---

[1] In der Nachschrift von Nr. 2 hatte „Nr. 9" gestanden.

Im Frühjahr 1843 verlor Hitzig ſeine 1807 geborene Tochter Eugenie, die Hoffmann 1819 (‚Serapions-Brüder' I 309 f) mit ſolcher Liebe als Hörerin des Nußknacker-Märchens ſchildert; ſie hatte mit neunzehn Jahren, 1826, den ausgezeichneten Geodäten Johann Jacob Baeyer — damals Premierlieutenant und Mathematik-Lehrer im Generalſtabe — geheirathet (näheres in Bd. III). Hitzig ſandte die Todesanzeige auch an Michalina. Dieſe antwortete nach längerer Zeit (der erſte und vierte Abſatz dürften aus einer — vielleicht gedruckten — Vorlage copirt ſein; man vergleiche Stil und Schreibung mit denen der vorhergehenden Briefe!):

4. An Hitzig.

[Breslau, 30. Mai 1843.]

Theuerſter Freünd!

Mit innigſtem Schmerz und der aufrichtigſten Theilnahme habe ich den Tod Ihrer Frau Tochter vernommen, und es war mir, als ob dieſer Verluſt mich ſelbſt betroffen habe.

Wäre ich doch in Berlin geweſen um Ihnen mün-dlich ſagen zu können wie Tief ich dieſen ſtreich des Schickſals fühle. Gott Troſte Sie mein Hochgeehrteſter Gutigſter Freund.

Gern hätte ich Ihnen ſo gleich geantwortet allein ein böeſes gaſtriſches Fieber hielt mich an 8 Wochen am Kranken lager gefangen. ietzt bin ich wieder hergeſtellt, und mus um entſchuldigung wegen unfreiwilliger verſp-ätung bitten. Leben Sie wohl.

Gottes Schutz und Segen ſei mit Ihnen — er leite Sie auf allen Ihren Wegen, und gebe Ihnen daß Gluck und den Frieden, die ich für Sie erflehe

Herzliche Grüße an die Ihrigen.

M. Hoffmann.

Breslau d. 30 Mai.
1843.

Nichte Mathilde küßt Ihnen die Hand.

(Zehn Tage nach Abſendung dieſes Briefes ſtarb auch Hippel.)

Bald darauf — wenn nicht ſchon vor Eugeniens Tode — ſcheint Michalina wirklich in Berlin geweſen zu ſein und Hitzig beſucht zu haben. Sie theilte ihm einen Plan mit, der wohl von ihrer Nichte Mathilde ſtammte: beide wollten einander zu Univerſalerben einſetzen, gerichtliche Inventur ausſchließen und dieſe Teſtamente in einem abgelegenen Vororte von Breslau deponiren. Hitzig billigte die Idee und empfahl für die Formalitäten einen früheren Privatſecretär, der jetzt als Holzhändler in Breslau lebte, mit dem wundervoll Hoffmanniſchen Namen Ziegenhorn.

Nach der Rückkehr ließ Michalten ſich in der That von dem Ziegenhorn das Teſtament aufſetzen, unterſchrieb es und brachte es in Sicherheit. Wir geben im folgenden das Teſtament ſelbſt nach dem Original, den Bericht über die Niederlegung nach der Breslauer Abſchrift des Originalprotokolls (beide in den Akten des ehemaligen Königlichen Kreisgerichts zu Hirſchberg, die der Amtsgerichtsrath Paul von François in Hirſchberg — Sohn eines rechten Vetters der Dichterin — mir am 5. April 1900 gütigſt zugänglich gemacht hat).

5. Teſtament.

(Von fremder Hand, nur die beiden Schlußzeilen und die Unterſchrift auf dem Couvert eigenhändig.)

[Breslau, 23. Mai 1844.]

Mein Teſtament.

Da es nicht mein Wille iſt, nach der geſetzlichen InteſtatErbfolge beerbt zu werden, ſo habe ich mich veranlaßt gefunden, ſelbſt darüber letztwillige Verfügungen zu treffen, wie es für den Fall meines Ablebens mit meinem dereinſtigen Nachlaß gehalten werden ſoll. Ich errichte daher hiermit bei vollkommen geſunden Geiſteskräften mein Teſtament freiwillig und wohlüberlegt in nachſtehender Art:

Die Bemerkung vorausgeſchickt, daß ich weder lebende Eltern noch Kinder, überhaupt keine Pflichterben habe, auch ſonſt in meinen Dispoſitionen durch nichts beſchränkt bin, ernenne ich hierdurch zu meiner Haupterbin meine gegenwärtig bei mir wohnende Nichte, die unverehelichte Mathilde Gottwald, Tochter des verſtorbenen CriminalRaths Gottwald, dergeſtalt, daß ſie meinen geſammten künftigen Nachlaß, er beſtehe worin er wolle, ſo weit ich darüber nicht in dieſem Teſtamente, oder in ſpätern Codicillen und Nachzetteln anderweitig disponirt habe, erben und ſofort an ſich nehmen und nur verpflichtet ſeyn ſoll, davon die von mir ausdrücklich ausgeſetzten Legate, etwannige ErbſchaftsLaſten, Stempel und Koſten zu berichtigen; mit Ausnahme der LegatStempelgelder.

Ich finde mich zu dieſer ErbesEinſetzung um ſo mehr veranlaßt, als ich mit meiner genannten Nichte ſchon ſeit vielen Jahren friedlich zuſammen wohne, in allen Verkommenheiten des menſchlichen Lebens aufrichtige Theilnahme und Erleichterung finde und bis an mein Lebensende mit ihr zuſammen zu bleiben gedenke. Es iſt daher unſer beiderſeitiger Wunſch und Wille, daß für den Todesfall des Einen der überlebende Theil des Andern Haupterbe ſeyn ſoll und es hat daher meine Nichte Mathilde ihr Teſtament in derſelben Art wie das Meinige errichtet und gleichzeitig mit mir in gerichtliche Verwahrung übergeben.

Meiner zweiten Nichte Michelina verehelichten Landräthin von Lekſzycka gebornen Gottwald zu Poſen vermache ich als ein Legat diejenigen 2333 rth 10 ſgr. welche auf dem Hauſe sub Nr 100. am Ringe zu Poſen hypothekariſch für mich haften[1], jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung:

> daß meine zu Poſen lebende unverehelichte Schweſter Domizilla geborne[!] Rorer die Hälfte der Zinſen dieſes Capitals lebenslänglich, die andere Hälfte aber meine Nichte Micheline v. Lekſzycka genießen und erſt nach dem Tode meiner genannten Schweſter Domizilla meine Nichte von Lekſzycka den vollen ZinſenGenuß und überhaupt freye Dispoſition über Capital und Zinſen erhalten ſoll.

Sollte meine Nichte Michelina von Lekſzycka vor mir ſterben, ſo treten ihre Kinder an deren Stelle und erben das gedachte Capital nebſt Zinſen in gleichen Theilen.

> Schlüßlich verbiete ich gerichtliche Siegelung und Inventur meines Nachlaſſes und beſchließe hiermit meinen letzten Willen; ich behalte mir jedoch ausdrücklich vor, Codicille oder Nachzettel zu dieſem Teſtamente zu machen, welche, wenn ſie von mir eigenhändig geſchrieben, oder unterſchrieben in meinem Nachlaſſe vorgefunden werden, dieſelbe Gültigkeit haben ſollen, als mein vorſtehendes Teſtament ſelbſt.

Breslau den 23. Mai 1844.

Geleſen genemigt und eigenhändig Unterſchrieben:
Maria Michelina verwittwete Hoffmann geborne Rorer.

b.

---

[1] Die in Note 3 zu a vermutheten 7000 rth dürften unter die drei Schwestern Rohrer getheilt worden sein.

[Auf dem Couvert:]

Hierin befindet ſich mein Teſtament.
Maria Michelina, verwittwete Kammergerichts Räthin Hoffmann geborne Rorer

[Hinten 3 Siegel mit dem Worte *Hoffmañ* in lateiniſcher Schreibſchrift.]

5a. Annahme und Aufbewahrung des Teſtaments.

Ziegenhorn fuhr am 3. Juni 1844 mit der Teſtatrix, die im Südoſten der Stadt wohnte, — nicht etwa zum Breslauer Stadtgericht, ſondern nach Pöpelwitz[1], nordweſtlich von Breslau. Er war dem dortigen Patrimonialrichter, dem Juſtitiar Klingberg, bekannt und ſtellte ihm die dem Pöpelwitzer Gericht völlig unbekannte Frau Hoffmann vor. Dieſe beantragte, ihr Teſtament abzunehmen. Klingberg ernannte den Actuarius Hoffmann zum Protokollführer.

Die Wittwe übergab darauf das bereits verſiegelte Couvert zu Nr. 6 mit der Bitte

1) es aufzubewahren,
2) zu bemerken, daß Siegelung und Inventur des Nachlaſſes ausgeſchloſſen ſein ſolle.

Dem Antrage gemäß wurde das Couvert zweimal mit dem Gerichtsſiegel verſehen[2] und mit dem gewünſchten Annahme-Vermerk[3] verſehen.

5a.

[1] Das Dorf dieſes Namens iſt 1897 in Breslau eingemeindet, der Gutsbezirk noch nicht.

[2] Adliges Wappen (ein doppeltgeschwänzter stehender Löwe, der einen leuchtenden Gegenstand in der rechten Pranke hält, auf dem Helm das selbe); Umschrift: POEPELWITZER IUSTITZ AMTS-SIEGEL.

[3] „Unter Ausschluß gerichtlicher Siegelung und Inventur zur gerichtlichen Verwaltung übergeben und angenommen laut Protocollis vom heutigen Tage.

Poepelwitz den dritten Juny Ein Tausend Achthundert Vier und Vierzig.

Klingberg Justitiarius. Hoffmann vereid. Actuar"

Das Protokoll ſchließt echt patrimonial:

Hiernächſt nahm der Richter das Teſtament Behufs der Veranſchaffung ad depositum in vorläufige Verwahrung.

Vorgel[eſen] gen[ehmigt] unterſch[rieben]
verw. Kammerger.Räthin Hoffmann
geb: Maria Michelina Morer

Ziegenborn
vormalg. priv. Secretair
jetzt Kaufm. u. Holzhändler

v[erhandelt] w[ie] o[ben]

Klingberg
Juſtitiarius

Hoffmann
vereid. Act.

Hitzig ließ kurz darauf durch Ziegenborn der Freundin zur Erinnerung an das Wiederſehn in Berlin ſein Bildniß übermitteln (das Oelportrait Hitzigs von Franz Krüger war zweimal vervielfältigt worden: in Lithographie von Oldermann und [1841] in Kupferſtich von J. Leudner); in der zweiten Hälfte des Auguſt ließ er bei Gelegenheit der üblichen Zinszahlung einen weiteren Brief folgen. Michalina dankte für beide Sendungen zugleich:

6. An Hitzig.

Auguſt.
Breslau den 31.
1844.

Theürer Freünd!

Ihr gütiges Schreiben durch Herren Ziegenborn hat mir ungemein viel Freude gemacht, ſowohl weil es mir einen Beweis giebt, daß Sie ſich meiner noch freündſchaftlich erinneren, als auch weil Sie mein Wunsch erfüllt haben, und mir Ihr Bild ueber ſchickt haben. ich ſage Ihnen dafür den verbindlichſten Danck. es iſt dieſes ein Theures Andenken an mein gütigen Freund und Wohlthäter und ſoll es auch meinen Nichten bleiben.

Mein Teſtament habe ich mit hülfe des Herren Ziegenborn hir in Breſlau niedergelegt. ſo wie ich es Ihnen als ich in Berlin war ſchon geſagt habe. Sie würden meine Dankſagung viel eher erhalten haben, allein einige Familien auf Poſen, die nach den Bädern Reiſten und uns beſuchten haben mich davon abgehalten. den 21 Auguſt[1] habe ich durch Ihre güte den 2ten Brief nebſt Zinſen erhalten. und ſage nochmals für alles gute meinen innigſten Dank.

Leben Sie wohl; es grüßet Sie und die lieben Angehorigen vielmal Ihre

dankbarſte
M. Hoffmann.

Die Nichte küſt die Hand.
Ohlauer vorſtadt

Kloſter Straße No: 2
im Romiſchen Kaiſer.

Herzliche grüße an Fr[äulein] Piaſt[2].

Die Ereigniſſe des Jahres 1845 (Hitzigs Lähmung am 14. November) und 1846 (Kuglers Frage an die Wittwe, ob ſie die Uebergabe der unverkäuflichen Compoſitionen an den Staat genehmige, Michalinas Antwort vom 9. December; den Dank des Königs vom 30., der der Ueberraſchten durch Kugler ausgeſprochen wurde) haben wir oben S. 718f und 720 bereits berichtet und auch hinzugefügt, daß wir nicht wiſſen, wie Michalina ſich verhalten hat, als ſie nun feierlich ihre von Hitzig fingirten Rechte auf den Staat übertragen ſollte.

Wir haben alſo nur noch zu ſagen, daß Hitzig am 20. November 1849 einen dritten Schlaganfall erlitt, der ihn der Sprache und jeder Bewegung beraubte, und am 26. abends nach 8 ſtarb, gewiß von niemandem aufrichtiger betrauert als von ſeiner Schutzbefohlenen in Breslau. Er wurde auf dem Dorotheenſtädtiſchen Kirchhofe neben der Tochter beerdigt, die einige Monate vor Hoffmann geſtorben war (ſ. o. S. 456 oben und 471f).

6.

[1] geändert aus Septemb[er]

[2] Gemeint ist wohl Hitzigs Hausdame Lotte Piaste. Ihre mit Hitzigs Kindern aufgewachsene Nichte Antonie Piaste hatte Chamisso geheirathet (s. o. S. 332 Note 1) und war 21. Mai 1837 gestorben, seitdem erzog Antoniens Schwester, eine andere Nichte der Lotte, Chamisso's Kinder. Gemeint kann also auch diese jüngere Frl. Piaste sein.

D. Die Wittwe nach Hitzigs Tode 1849—1859.

1. Letzte Lebensjahre und Tod.

(Nach privaten Mittheilungen und den Akten des ehemaligen
Königlichen Kreisgerichts zu Hirſchberg.)

Hoffmanns Wittwe lebte in den 50er Jahren mit Mathilde Gottwald zu Warmbrunn; ſie zahlte für ihren Antheil an der Wohnung vierteljährlich 15 Thaler Miethe.

Zu den Bekannten der beiden Polinnen zählte die Wittwe eines Oberſtlieutenants Wittich, Anna geb. Hoffmann (1809 bis 1904), die nach dem Tode ihres Mannes 1853 nach dem benachbarten Hirſchberg gezogen war und öfters die alten Damen beſuchte. Ihre 1849 geborene jüngſte Tochter, meine verehrte Freundin Frl. Marie Wittich in Dresden, erinnert ſich Michalinas noch lebhaft; da Vater und Oheim[1] der Frau Wittich auch oſtpreußiſche Juriſten namens Hoffmann waren, ſo wurde von beiden Seiten eine Verwandtſchaft angenommen, die ich oben S. 348 mit Unrecht wie etwas Sicheres behandelt habe. Einer der älteren Wittichſchen Töchter ſchenkte Frau Hoffmann einen kupfernen Theekeſſel, der noch aus ihrer Berliner Wirthſchaft ſtammen ſollte (wie wir S. 546 geſehen haben, iſt Hoffmanns Theemaſchine mit dem übrigen Hausrath verſteigert worden).

I.

[1] Heinrich Lebrecht Hoffmann war nach dem Taufbuch von Locken in Ostpreußen am 24. [im Kirchenbuch dann geändert in 21.] Oct. 1783 zu Graenitz (Kr. Osterode) geboren als Sohn des Verwalters (später Amtmanns) Johann Jacob Hoffmann und der Anna Elisabeth geb. Melcher. Er war lange Director der Herrschaft Krotoschin, dann Regierungsrath in Liegnitz. Nachdem sein Bruder Johann jung als Assessor gestorben, heirathete er dessen Wittwe und erzog deren Tochter Anna zusammen mit seinen 5 Söhnen. Nach dem Tode seiner Frau, Ende der 50er Jahre, zog er nach Hirschberg zu seiner inzwischen verwittweten Stieftochter und starb dort, nach dem Todtenregister der evangelischen Gnadenkirche, am 23. Sept. 1860.

Frl. Wittich ſchrieb mir auf eine erſte Anfrage unterm 27. April 1900: „Die beiden Hoffmann-Tanten waren ſeelensgute, freundliche und liebenswürdige Geſchöpfe, aber ich weiß nicht, ob ſie den Werth der Hoffmannſchen Dichtungen ganz zu würdigen wußten. Sie vermieteten im Sommer immer ein Zimmer an Badegäſte und wurden da manchmal ziemlich übervortheilt.“ Auf eine neue Anfrage erwiderte meine Freundin unterm 13. Juni 1909: „Die Beſuche bei der Tante Kammergerichtsrath und bei Tante Mathildchen ſind mir trotz meiner damaligen Jugend doch noch recht lebhaft in Erinnerung, und ich ſehe die beiden kleinen, zierlichen und ſchlanken Damen noch, wie ſie mit Lebhaftigkeit und polniſchen Begrüßungsworten Mutter rechts und links küßten. Sie hatten ſo feine, runzlige Geſichter und ebenſo feine runzlige Händchen, und ich mochte ſie ſehr gern leiden. Sie kamen auch manchmal nach Hirſchberg zu uns. Das weiß ich auch, daß die Tante mit großer Liebe von ihrem Mann ſprach . . . Als ſie meiner Schweſter Roſe den kupfernen Teekeſſel ſchenkte, ſagte ſie ausdrücklich, daß ſie, während ihr Mann ſchrieb, oft ſpät ſtrickend bei ihm geſeſſen und ihm aus dieſem Keſſel Tee oder Punſch bereitet habe.“ —

Frau Hoffmann befand ſich anſcheinend zuletzt in recht dürftigen Umſtänden: ſie beſaß nach dem (weiter unten, unter Nr. 4, zu erwähnenden) Inventar ihrer Nichte weder eine Uhr noch ein Schmuckſtück, weder ein Buch noch ein Manuſcript; die Miethe mußte ſie ſich im Herbſt 1858 von Mathilde leihen und blieb ſie beim nächſten Quartalsanfang dem Wirth ſchuldig. Am 27. Januar 1859 ſtarb ſie nach längerer Krankheit. Unter den Nachlaßſchulden befinden ſich außer den beiden genannten Miethsforderungen noch 38 Thaler für Aerzte (für Dr. Tſchoerner [für 1858] $24^{2}/_{3}$ und [für 1859] $6^{1}/_{3}$, für Dr. Luchs 7), 4 Thaler für die Krankenwärterin, gut $2^{1}/_{3}$ für den Apotheker. Die Activa beſchränken ſich im weſentlichen auf die im Teſtament genannte Hypothek und einen $3^{1}/_{2}$ procentigen Staatsſchuldſchein über nominell 1000 Thaler (den ſie offenbar mit den Zähnen feſtgehalten hatte, zumal der Curs auf $84^{3}/_{4}$ ſtand) — zuſammen alſo auf nominell 10000 Mark; baar vorhanden waren außerdem 20 Thaler. An Gebrauchsgegenſtänden war nach Angabe der Nichte nur folgendes vorhanden:

	im Taxwerthe von Thalern	 Groſchen
Porzellan	1	22
Gläſer		$13\,^{1}/_{6}$
Kupfer, Meſſing, Zinn, Blech und Eiſen	2	$28\,^{1}/_{6}$
Leinenzeug und Betten	22	10
Möbel und Hausgeräth	16	28
Kleidungsſtücke	21	16
Vorräthe zum Gebrauch	1	7
6 Kupferſtiche		12

Natürlich iſt dabei mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Nichte und Hausgenoſſin ſich die übrigen Sachen ſchon bei Lebzeiten der Wittwe hat ſchenken laſſen — was ſie um ſo eher durfte, als ſie ja wußte, daß ſie Univerſalerbin war.

2. Eintrag in die Todtenmatrikel des katholiſchen Pfarramts zu Warmbrunn.

(Nach einer Abſchrift des Herrn Heinrich Nentwig in Warmbrunn.)

Am neun und zwanzigſten (29.) Januar 1859 iſt aus Warmbrunn begraben worden die verwittwete Frau Kammergerichtsräthin Marie Thecla Michielina Hoffmann geb. Rorer hinterlaſſene Ehegattin des verſtorbenen Kammergerichts-Rath Herrn Theodor Hoffmann zu Berlin, welche am Siebenundzwanzigſten (27.) Januar Nachmittags 2 Uhr an Altersſchwäche ſtarb, alt 78 Jahr.

3. Eröffnung des Teſtaments.

(Nach den Akten des ehemaligen Königlichen Kreisgerichts zu Hirſchberg.)

Als 1849 die privaten Patrimonialgerichte aufgehoben und die ſtaatlichen Kreisgerichte errichtet wurden, war der Juſtitiar Klingberg ſammt ſeinen Akten ans Kreisgericht zu Breslau gekommen.

Als das Breslauer Kreisgericht (durch die Zeitungen?) den Tod der Wittwe erfahren hatte, wurde am 4. Februar Termin zur Eröffnung des Teſtaments auf den 19. angeſetzt und der Rechtsanwalt Bouneß zum Official-Anwalt für die unbekannten und abweſenden Erben beſtellt.

Bouneß erſchien am 19.; der Aſſeſſor Seger, der commiſſariſch als Richter fungirte, legte ihm das Teſtament vor, der Anwalt erkannte die fünf Siegel als unverletzt an. Seger eröffnete und verlas das Teſtament, die erfolgte Publication wurde darauf verwerkt[1]. Bouneß beantragte, die Teſtamentsakten zur Veranlaſſung des Weiteren an das Kreisgericht zu Hirſchberg zu überſenden, und unterzeichnete mit dem Aſſeſſor und dem Schreiber das Protokoll.

Das Breslauer Kreisgericht (zweite Abtheilung, Kreisgerichts-Rath Dr. v. Reinbaben) verfügte in Bouneß' Sinne am 21. Februar, das Popelwitzer Protokoll vom 3. Juni 1844 abzuſchreiben und dann dieſe Abſchrift, das Teſtament mit Couvert und das Protokoll der vorgeſtrigen Verhandlung ans Hirſchberger Kreisgericht zu ſenden und dieſem die Einziehung aller Koſten zu überlaſſen.

Das geſchah am 25.

4. Ausführung des letzten Willens.

(Nach der ſelben Quelle wie 1 und 3).

Das Hirſchberger Kreisgericht (zweite Abtheilung, Kreisrichter Schaeffer) verfügte umgehend am 26. Februar, daß von allen erhaltenen Akten beglaubigte Abſchriften anzufertigen und der Erbin zuzuſtellen ſeien mit der Auflage, binnen 14 Tagen 1) ein eidesſtattlich garantirtes Nachlaßinventar (des Erbſchaftsſtempels wegen) einzureichen und 2) anzugeben, ob die Legatare noch lebten.

3.

[1] „Publizirt, Breslau, den 19. Februar 1869
Seger
(Gerichts-Assessor)"

Am 1. März wurden die Schriftſtücke hergeſtellt und alsbald mit anderen für die Orte Warmbrunn und Heriſchdorf beſtimmten Papieren dem Gerichtsdiener Stange übergeben. Stange ertrank jedoch auf dem Hinwege im Zacken (an dem Hoffmann vor 61 und vor 40 Jahren entlang gegangen: I 170 f. II 376). Die Akten wurden z. Th. aus dem Fluſſe gerettet und in Fetzen ans Gericht zurückgegeben, das am 7. verfügte, ſie in die zugehörigen Faſcikel zu heften; die Reſte der für Mathilde beſtimmten Sendung, von dem Ausſehen eines ſchlecht erhaltenen Papyrus, ſind noch bei den Akten.

Alle Stücke wurden auf Verfügung vom 9. noch einmal ausgefertigt und am 14. März 1859 glücklich durch den Gerichtsdiener Kallert zugeſtellt; die Erbin quittirt polniſch als „Mechtolde Gottwald".

Am 9. April reichte Mathilde (die ſich von jetzt ab in deutſcher Sprache unterſchreibt) das verlangte Inventar ein, das wir oben benutzt haben (ſie rechnet darin ferner 45 Thlr. 12½ Gr. auf die Begräbnißkoſten[1], 17½ Gr. auf die Inſertion der Todesanzeige[2] und 18 Thlr. auf ihre Trauerkleidung). Ihre Schweſter Michelina von Lekſzycka geb. Gottwald ſei bei ihr zu Beſuch und habe mit unterſchrieben [„Michaeline von Lekſzycka"] zum Zeichen deſſen, daß ſie von dem Inhalte des Teſtaments Kenntniß habe. Ihre Tante Frl. Domicilla Rorer in Poſen, „welche übrigens das 70te Lebensjahr bereits überſchritten hat", ſei gleichfalls noch am Leben.

Das Gericht ſandte nun unterm 12. April (mundirt am 15.) der Domicilla eine Abſchrift des Teſtaments zur Kenntnißnahme. Die Sendung kam jedoch am 28. als unbeſtellbar zurück, und Mathilde wurde am 2. Mai gebeten, die Adreſſe genau anzugeben; ſie ſchreibt

---

4.

[1] Der Kirchhof ist planirt, der Grabstein nicht erhalten.

[2] Herr Prof. Dr. Nentwig, dem ich auch den Inhalt der vorigen Note verdanke, hat die Anzeige im 'Boten aus dem Riesengebirge' (Hirschberg) und in der 'Schlesischen Zeitung' (Breslau) vergebens gesucht. Sie muß also in einem dritten Blatt erschienen sein.

Wohnt Am Dôme bei Herren Jwoſiński
in Poſen

zu erfragen bei
Frau LandRäthin v Lekſycka in den
ſelben Hauſe

Am 5. Mai [nicht April, wie zweimal fälſchlich auf dem Schriftſtück ſteht] erhielt dann Domicilla richtig die Mittheilung und quittirt unter dieſem Datum als „Domicylla Rorer". — Dritthalb Jahre darauf (vermuthlich nach Mathildens Tode), am 13. November 1861, wird gebeten, unter Nachnahme eine zweite Ausfertigung des Teſtaments und der Publicationsverhandlung nach Poſen zu ſenden. Das Geſuch iſt im Bureau des Rechtsanwalts und Notars Janecki aufgeſetzt; es iſt von einer Hand, die offenbar zwei Generationen jünger iſt als Domicilla, unterſchrieben

Domicilla Rorer
per Adreſſe Frl. M. v Lekſzycki
Wilhelmſtraße N° 26.

und ſchwarz geſiegelt mit einem Wappen (ſtehender Krebs: Lekſzycki?). — Am 22. November wurde die Herſtellung der gewünſchten Abſchriften verfügt und am 25. vorgenommen.

Die Erbſchaftsſteuer betrug für Mathilde $16^{2}/_{3}$, für Michaeline $20^{5}/_{6}$ und für Domicilla $14^{2}/_{3}$ Thaler. Mathilde erhielt jedoch — nach dem Rechnungsbuch der Allgemeinen Juſtizofficianten-Wittwencaſſe zu Berlin für 1859 sub Nr. 260 — vom Appellationsgericht in Breslau, das der Wittwe ſeit deren Ueberſiedelung nach Schleſien die Penſion gezahlt hatte, die $16^{2}/_{3}$ Thaler [= 50 M.] für den Sterbemonat, während die reſtirenden $183^{1}/_{3}$ Thaler für das Jahr 1859 niedergeſchlagen wurden.

Berichtigungen
und kleinere Ergänzungen
zum zweiten Bande

I. Allgemeines.

Briefe, deren Texte uns zu ſpät bekannt geworden ſind, als daß ſie noch suis locis hätten eingereiht werden können, bringen wir in Band III.

Das Verzeichniß der Briefe nach den Correſpondenten, auf das in den Noten öfters verwieſen iſt, wird ebenfalls erſt im III. Bande gegeben; ebenda werden die erſten Drucke und alle mir bekannten Beſitzer von Originalbriefen mit ihren Titeln und Adreſſen genannt werden.

An Stelle des in den älteren Partieen und in Goedekes Grundriß angekündigten Heftes 'Aus E. T. A. Hoffmanns Entwurf- und Tagebüchern' erſcheint, nachdem die Originalmanuſcripte ſämmtlich aufgefunden, eine vollſtändige Ausgabe von Hoffmanns Tagebüchern im Herbſt 1912.

In einem Supplementbande erſcheint vorausſichtlich ein gemeinſames Regiſter für Hoffmanns Tagebücher, ſeinen Briefwechſel und die Erinnerungen an ihn, die ſeine Bekannten aufgezeichnet haben. Darin werden für jede Perſon, die mit Hoffmann in nähere Berührung gekommen iſt, die Haupt-Lebensdaten gegeben werden; wir haben deshalb von Anfang an principiell davon abgeſehn, die Erläuterung von Hoffmanns Briefen mit ſolchen Perſonalien zu belaſten (während wir Hoffmann fremde Perſonen, die zufällig einmal in Briefen an ihn erwähnt werden, gleich in Noten vorgeſtellt haben: z. B. auf S. 338, 341, 425f).

II. Neue Vorlagen; Umſtellungen; Ergänzungen betr. die Nachlaß-Auctionen.

1) Die Beilage zu Nr. 25 hatte ſich im Mai 1901 in Halle in Hitzigs Nachlaß gefunden; der Text fehlte dort, ſodaß ich ihn im September 1904 auf unſeren Seiten 21—23 (im erſten Heft) nach Hitzigs Publication von 1823 (eine Stelle nach Brodhags Supplement) drucken laſſen mußte. Im folgenden Monat, October 1904, erhielt ich jedoch von dem ſeitdem verſtorbenen Herrn Karl Ende in Hannover eine Photographie des Originaltextes. Ein Vergleich mit dem Druck ergiebt, daß Hitzig 1823 nach ſeiner Gewohnheit etwa dreißig meiſt überflüſſige Kommata eingeſetzt und auch ſonſt den Text etwas zurechtgeſtutzt, aber ſachlich nichts geändert hat. Die Noten ſind nunmehr zu ſtreichen und folgende wichtigere Lesarten einzuſetzen:

S. 21 Z. 14 unerachtet
„ „ „ 15 J[uſtiz]R[ath] Kauſch
„ „ „ 16 ſich erboten hat
„ „ „ 19 demunerachtet
„ 22 „ 2 jezt in B[erlin]
„ „ „ 13 Compoſ[itionen] weit hinter ſich
„ „ „ 18 das Licht
„ „ „ 30 auf Gondeln
„ „ „ 31 Protonot[arius] Krauſe
„ 23 „ 24 es würde nicht der Muhe verlohnen

2) Nr. 111 mußte ich im Fruhjahr 1905 auf unſeren Seiten 166—170 (im erſten Heft) nach Kunzens Druck von 1837 bringen. Im December 1911 erhielt ich jedoch durch Vermittlung des Herrn Profeſſors Dr. Friedrich Engel in Greifswald von Herrn Profeſſor Dr. med. et phil. Hermann Schöne ebenda eine Abſchrift des Originals, das ſich im

Beſitze ſeines Vaters, des früheren Generaldirectors der Königlichen Muſeen Herrn Wirklichen Geheimen Rathes Dr. Richard Schöne, Excellenz, in Berlin-Grunewald befindet. Mit Genehmigung des Beſitzers bringen wir hier die wichtigeren Abweichungen. *Die zweite Hälfte der Note 3 fällt weg*: der Verdacht, daß eine Fälſchung Kunzens vorliegt, hat ſich beſtätigt, aber die Fälſchung liegt nicht in der *Wiedergabe* des Citates, ſondern in der Art, wie es *eingeführt* wird. Kunz erregt nämlich durch zwei Aenderungen den Anſchein, als handle es ſich bei dem Dialog um ein noch *in Arbeit befindliches* Werk, aus dem Hoffmann ihm eine Probe gebe, um ſeinen Intimus *deſſen Entſtehen miterleben zu laſſen* — während der Aufſatz in Wirklichkeit, wie wir geſehen haben, im Concept bereits fünf Wochen vorher abgeſchloſſen war und jetzt die Reinſchrift ſchon bei der Redaction in Leipzig lag. Es iſt zu leſen:

S. 167 Z. 10 nicht erkrankt ſind,
„ „ „ 14 Krankheit ſind:
„ „ „ 16 war gar nicht
„ „ „ 26f für die M. Z. ausgearbeitet,
„ 168 „ 7 ſchließt ſich das ganze wie folgt
„ „ „ 19 Strom
„ 169 „ 2 goldener Morgenröthe
„ „ „ 8 Verwahrloſten,
„ „ „ 12f dem Kampf entſtrahlt das Göttliche, wie dem Tod das Leben!
„ „ „ 13 ſchauerlichſten
„ 170 „ 2f eine gar beſondere Ermuthigung, mögen Sie auch, Freund!
„ „ „ 10 Callotts
„ „ „ 22 mit Freunden
„ „ „ 24 an Ihre Frau gedacht —

Der von Kunz mit „ꝛc. ꝛc.“, von uns mit zwei Gedankenſtrichen angedeutete Schluß des Briefes lautet:

> Höchſt wahrſcheinlich gehen wir jezt bald nach Leipzig, addreſſiren Sie Ihre Briefe aber gütigſt nach Dresden wie gewöhnlich bis ich wieder ſchreibe — Wie ſteht es mit den Callotts? — Sollte der Druck fertig ſeyn, ſo bitte ich mir gütigſt ein Exemplar zu ſchicken.
>
> Nun theurer Freund, leben Sie herzlich wohl, grüßen Sie Ihre liebe Frau und alle Freunde. Das Tagebuch können Sie ja in pleno vortragen;
>
> Ewig unverändert
>
> Der Ihrigſte
>
> Hoffm
>
> Meine Frau grüßt ungemein.
>
> Noch ein Odiosum — bitte herzlich durch Eiſenberger, falls es nöthig ſeyn ſollte, wegen Zahlung ... K. einigen Aufſchub zu veranlaſſen. Gleich nach meiner Ankunft in D[resden] wurde der Poſtenlauf nach K[önigsberg] unterbrochen — ſchon habe ich geſchrieben und in weniger Zeit erhalte ich meine remesse worauf ſogleich alles prompt berichtigt wird — Ich glaube, daß Sie mich von dieſer Seite kennen.
>
> Darf ich denn dem Hitzig ſagen, daß er Exemplare von den Callotts in Com[miſſion] erhalten werde? — für Rochlitz bitte ich auch um ein Ex[emplar.]

Die Adreſſe lautet:

Herrn Carl Fridrich Kunz
im
Bamberg

Kunz hat den Brief überſchrieben:

Hoffmann, 819
in Dresden, 17 Nov.
beantwortet 13 Decbr.

In dieſer Antwort (bei uns als Nr. 120 regiſtrirt), die Hoffmann am 21. erhielt, verſprach Kunz, die „Callotts“ noch in der ſelben Woche abzuſenden (ſ. o. S. 188 Z. 3f; Kunzens Brief iſt hier vom 11., nicht vom 13. datirt).

3) Als Nr. 226 hatte ich im Mai 1908 auf unſeren Seiten 417f (im zweiten Heft) das Fragment über den ‘Guy Mannering’ drucken laſſen, das Hitzig 1823 ohne Datirung mitgetheilt hat; ich hatte es vermuthungsweiſe in den Herbſt 1820 geſtellt, da die ‘Prinzeſſin Brambilla’, der Hitzig den ‘Guy Mannering’ entgegengeſtellt hatte, damals erſchienen iſt. Im März 1909 erhielt ich dann von dem inzwiſchen verſtorbenen Geheimen Juſtizrath Carl Robert Leſſing (ſ. o. S. 532 Note, am Schluß) den Originalbrief zur Benutzung, den ſein Oheim von Hitzig erhalten hatte. Wie ſich daraus ergiebt, iſt der Brief erſt am 8. Januar 1821 geſchrieben, einen Tag vor dem bei S. 429 in Facſimile mitgetheilten Billet an Devrient. Hitzigs Citat iſt correct bis auf die Interpunction (u. a. iſt in die paar Sätze rund ein Dutzend Kommata hineingeſtreut); nur iſt in der letzten Zeile „Oſtern 1822“ zu leſen. — Den ganzen Brief bringen wir in Bd. III noch einmal.

4) Nr. 274 (S. 505/07, im zweiten Heft) iſt hinter Nr. 278 zu ſtellen. Der Schlußabſatz der Vorbemerkung ſoll lauten:

> Wilmans ſandte nunmehr Hoffmann eine weitere Honorar-Rate, auf dieſe bezieht ſich offenbar das folgende undatirte (mit Blei geſchriebene) Billet an Hitzig:

5) Der Abſchnitt B unſeres zweiten Anhangs (im dritten Heft), insbeſondere die Seiten 545 und 548, läßt ſich ergänzen durch einige Daten aus Bratrings Hauptbuch, das ich kurz nach dem Druck der genannten Seiten, im Auguſt 1911, bei dem Enkel des Auctions-Commiſſars, Herrn

Geheimen Baurath Paul Bratring in Charlottenburg, einſehn durfte. Es ergiebt ſich daraus folgendes:

a) Seeſiſch hat die Sachen bereits am 6. Juli im Namen des Kammergerichts an Bratring übergeben.

b) Der von Bratring angezeigte Auctionscatalog (ſ. o. S. 547/48 mit Note 2) verzeichnete unter einer Reihe anderer Bibliotheken die Hoffmanns an zweiter Stelle. Das Verzeichniß von Hoffmanns Büchern nahm in dieſem Sammel-Catalog (von dem leider auch Geheimrath Bratring kein Exemplar beſitzt) trotz der knappen Faſſung und des kleinen Druckes, die Bratring wie immer auch hier gewählt haben wird, zehn und eine halbe Seite ein (mit Einſchluß des Titels), woraus man immerhin auf etwa 300 katalogiſirte Werke (und vielleicht tauſend Bände) ſchließen darf. Damit ſtimmt überein, daß Bratring nach ſeiner Verſicherung an die bloße Umarbeitung des ihm von Seeſiſch mitgelieferten Verzeichniſſes zehn Stunden gewendet hat und daß er für Druck und Correctur desſelben 5 Thaler 3 Groſchen 6 Pfennige = 15,35 Mark liquidirt. Die Verſteigerung der Bibliothek nahm zwei Tage in Anſpruch; da Bratring für die Verſteigerung von Hoffmanns Bildern und Muſicalien zuſammen nur einen halben Tag in Anrechnung bringt, müſſen wir zwei volle Tage darunter verſtehen. Alle dieſe Daten beziehen ſich, wie noch ausdrücklich hervorgehoben ſei, lediglich auf Hoffmanns Bibliothek, nicht etwa mit auf die anderen im ſelben Sammel-Cataloge verzeichneten[1].

---

[1] Hitzig schreibt freilich 1823 II 315: „Auch Bücher waren ihm nicht wichtig; doch hat er es, bei seiner großen Umsicht in solchen Dingen, nie auch nur zu der allerkleinsten Bibliothek gebracht." Dagegen heißt es in dem selben Bande S. 149, daß Hoffmann 1821 „einige Zimmer in seinem Quartier [illegible], um in dem einen eine sich nach und nach anzuschaffende Bibliothek aufzustellen". Nach Bratrings amtlichen Angaben können wir annehmen, daß Hoffmann sich diese Bibliothek „nach und nach" bereits angeschafft hatte.

c) Beatring nahm für Hoffmanns „Büch[er,] Inſtr[umente,] Kunſt[ſachen] u[nd] Muſikal[ien]“ im ganzen 213 Thaler 13 Groſchen = 640,30 Mark ein (eine ſpecificirte Aufſtellung iſt leider nicht vorhanden); er behielt davon 21 Thaler 4 Groſchen 6 Pfennige als Koſten und lieferte (anſcheinend am 15. December) den Reſt von 192 Thalern 8 Groſchen 6 Pfennigen an das Gericht für Hoffmanns Gläubiger ab.

III. Einzelbeſſerungen in Texten, Ueberſchriften und Vorbemerkungen

In dieſem und dem fünften Abſchnitt verzeichnen wir nur Fehler, die der Leſer nicht gleich ſelber berichtigt. (Am Anfang und am Schluß der Zeile iſt bisweilen während des Druckes ein Zeichen weggefallen, das bei der Reviſion noch daſtand [einmal ſogar drei: corrigirt auf S. 319 am Schluß der Vorbemerkung]; n und u ſind einige Male vertauſcht; ſeltſamer Weiſe iſt drei Mal recognosciren ſtatt recognoſciren geſetzt worden. Dieſe und ähnliche Satz- und Druck-Zufälle, die niemanden irre führen werden, ſind nicht gebucht.)

[Erſtes Heft]

S. 10 Nr. 14: lies An ſeinen Freund Johann Samuel Hampe in Glogau;
„ „ Nr. 16: lies An den Regierungsrath Wilhelm Ludwig Berg in Warſchau:
„ 11 Z. 3 v. u.: lies Brief
„ 41 Ueberſchrift: lies An Ambroſius Kühnel, Inhaber des Bureau de Musique in Leipzig
„ 42 Z. 2: lies Conſervatorio
„ 43 „ 10: „ fugirten
„ 47 „ 2: „ dem 52. Brief

S. 64 Z. 2: lies (Nach einer von der Historical Society of Pennsylvania zu Philadelphia erhaltenen Abſchrift.)
„ 76 letzte Zeile: lies mußte
„ 80 Z. 2 v. u.: lies wirklich
„ 98 Z. 1: lies Erzdorff
„ „ „ 3: „ ich viel lebe
„ 103 Nr. 82: lies 17. März

[Zweites Heft.]

S. 218 sub B 1818: lies (II 314)
„ 225 Mitte: lies im 'Phönix' von 1835 und 1837
„ 322 Abſ. 4: ſtatt Note 8: lies Note 3
„ 331 Z. 7 v. u.: ſtatt nach* dem: lies auf den*
„ 348 Abſ. 2: tilge Im [bis] Bandes.
„ 354 Z. 2: lies denn
„ „ „ 4 v. u.: lies wickeln konnten,
„ 364 „ 15: lies Berggeiſter
„ 366 „ 20: „ hierin
„ 376 „ 12: „ ſüßflüſternden
„ 473 Columnentitel: lies 1822
„ „ Z. 8 v. u.: lies Dr. phil.
„ 475 Columnentitel: lies 1822
„ 482 Mitte: lies Herrn Fritz Witek
„ 487 Columnentitel: tilge 25 —

[Drittes Heft.]

S. 589 Z. 7/6 v. u.: lies (wenn ihm Hempel und Heſſe mit Unrecht nicht gefolgt ſind)
„ 593 Z. 12f.: lies Hitzig ſcheint ſich darauf abermals die Nennung ſeines Namens verbeten zu haben, obgleich er inzwiſchen von neuem* (im 'Geſellſchafter' vom 30. April 1828, S. 344 Note **) ſich als Autor der Biographie bekannt hatte.
„ 650 Z. 2: lies Widerſpruchsrecht

IV. Neue, zu erſetzende und zu ſtreichende Noten.

1) Neue Noten ſollen an dieſer entlegenen Stelle nicht angebracht werden, obgleich zu manchen (namentlich aus der Bamberger Zeit) hinlänglicher Stoff vorhanden wäre. Nur zu der letzten Zeile der S. 219 im Anfange des zweiten Heftes, u. z. zu den Worten „im Kammergericht angeſtellt“ möchte ich als Note 2a die (ſchon S. 341 Note angekündigte) Bemerkung ſtellen:

> erfolgte „als Mitarbeiter mit berathender Stimme zugelassen“; dies geschah durch Rescript vom 1. Oct. Am 31. desselben Monats wurde H. in gleicher Eigenschaft zum Criminalsenat versetzt. Erst durch Rescript vom 7. Januar 1815 erhielt er volles Votum und erst am 17. eine „Remuneration“ von 200 rth. (Nach dem Real-Repertorium des Kammergerichts. Der Sanitätsrath Dr. Karl Schlüske in Posen († 8. Nov. 1910 als Geheimer Sanitätsrath in Bamberg, wohin er gezogen war, um ganz in Hoffmann-Erinnerungen zu leben) theilte mir im September 1905 einen Auszug daraus in Abschrift mit, den er seinerzeit 1897 von dem damaligen Kammergerichts-Rathe Herrn Albert Warnecke [jetzt Geheimem Ober-Finanzrathe] in Berlin erhalten hatte. Weitere Mittheilungen daraus behalte ich mir für die S. 553 am Schlusse der Note 8 angekündigte Publication über Hoffmann als Richter vor.)

2) Vier Noten und der größere Theil einer fünften ſind durch anderes zu erſetzen:

a) zu Nr. 70 kommt als Note 2 (erſtes Heft, S. 80):

> bei dem Ausfluge mit dem Brautpaar (vgl. Tgb.).

b) zu Nr. 154a kommt als Note 10/11 (zweites Heft, S. 230):

> Wort = Dichtung (Deutung von Ernst Hardt).

c) zu Nr. 190 kommt als Note 8/9 (zweites Heft, S. 324):

> Jedenfalls noch die S. 231 (14. Mai 1815) sub 3) erwähnten. Aus der Unterstreichung von Wohnung und Titel ist zu schließen, daß Härtel noch an den Regierungsrath H. in der Französischen Straße adressirt hatte — offenbar weil H. seit 1815 nichts mehr von sich hatte hören lassen.

d) zu dem 2. der ‚Briefe aus den Bergen‘ kommt in Note 11 (zweites Heft, S. 368) an Stelle der erſten drei Abſätze folgendes:

Hoffmann begann 1819/20 die Anmerkungen zu Shakespeares Schauspielen zu studiren, die Eschenburg aus englischen Commentatoren gesammelt und 1775/77 dem 12 bändigen Neudruck von Wielands Uebersetzung beigegeben hatte (S. den dritten Anhang zu unserer Ausgabe der Tagebücher.) Das factische Material für Rübezahls Rede stammt größtentheils aus dem I. und II. Bande dieser Compilation:

a) die zauberkräftige Perle im Kopfe der alten Kröte ist von Johnson erwähnt zu 'Wie es euch gefällt' Act II Sc. 1 (bei Eschenburg II 318);

b) der selbe Johnson nennt zum 'Sommernachtstraum' Act II Sc. 2 Oberons Diener Puck oder Hobgoblin (bei Eschenburg I 145);

c) das *Elixirium magnum* (trinkbares Gold der Alchymisten) führt Warburton zum 'Sturm' Act V Sc. 6 an (bei Eschenburg I 121).

Mit dem engl. *hob-goblin* vgl. frz. *gobelin*, mlat. *gobelinus*, deutsch *kobolein*, alles = Berggeist. Die Form 'Hubglobus' im 'Freimüthigen' dürfte auf einem Versehen Hoffmanns oder des Setzers beruhen (wobei wir an die Druckfehler Riesendamm, Gurken, Trampettine erinnern).

3) Völlig zu ſtreichen ſind folgende Noten:

a) zu Nr. 123 Note 2 (erſtes Heft, S. 193; vgl. Jgb.);

b) zu Nr. 192 die Noten 2—4 (zweites Heft, S. 326f; erſetzt durch S. 600—611) und

c) zu Nr. 195 die Noten 3. 4. 8 (zweites Heft, S. 330—332; erſetzt durch S. 612—617).

V. Aenderungen innerhalb der Noten.

(Zeilenzahlen beziehen ſich auf Zeilen innerhalb der Note reſp. der Noten-Columne.)

[Erſtes Heft.]

zu Nr.	Note	alte Faſſung	richtige Faſſung
4 19	1	21	20
»	»	22	21
79	1	100, im Eingang	112 (S. 171, Z. 14—18)
81	1	99 (S. 135 Mitte)	104 (S. 137 von Z. 9 an)
88	1	94	106
»	»	144	147

zu Nr.	Note	alte Fassung	richtige Fassung
94	1	135 oben	134 Z. 8 v. u.
100	17	II 194	III 111–113
122	6 (Z. 13)	175	176
125	20	30	31

[Zweites Heft]

147	2	II. Jg's	II. Jg's der 'Zeit-Blüthen'
"	3 (S. 233, Z. 25)	242	241
"	" (S. 235, Z. 14 f.)	Nr. 176a mit Note 1	Nr. 174a mit Noten 2 und 3
"	" (ebenda, Z. 17 f.)	und unsere Noten dazu	S. 441 f mit den Noten 2 und 3
149	2	Nr. 179 Anfang	Nr. 181 (S. 300)
"	5 (S. 238, rechts Z. 13)	Nr. 178	Nr. 179 (S. 297 f.)
151	2	Note 5	Note 7
151a	1/2 (S. 244 Z. 7–15)	, für [bis] Kind	[zu streichen]
154	4 (Z. 14)	vgl. Nr. 187	s. u. S. 320 Mitte
154a	2 (S. 254 links Z. 10)	am 2. März (s. Nr. 156)	[zu streichen]
155	5	mit Note 2	[zu streichen]
156b	3 (S. 262, letzte Z.)	Nr. 184 mit Note 9	Nr. 186 mit Note 16
163	5 (S. 273, Z. 7 f.)	87, 2. Hälfte	88
164	1		[hinzuzusetzen:] sowie die Schlußvignetten
167a	1 (letzte Z.)	Bd. III	u. S. 528
181	3	Note 8	Note 2
183	5	245	246
184a	1 (Z. 9)	Mai	Mai und Juni
187	2	222 Note 6 am Schluß	221, Note zu Nr. 180
195	5	aus	aus dem
195a	2 (letzte Z.)	88 oben	87 oben m. Note 3
198	2 (letzter Satz)	Die [bis] haben	Die Krankheit währte von Anfang Februar bis Mitte März; s. u. S. 612 Note 34
199	15	Note 2	Note 1
204	2 (erster Satz)	6. [bis] III.	[zu streichen]
219	3		[hinzuzusetzen:] bzw. aber S. 612 Note 34
225a	4	Nr. 282	Nr. 285
247	3	Nr. 276	Nr. 279 (S. 513)
262	3	m. Note 3	Anfang (S. 474) m. Note 4

zu Nr.	Note	alte Fassung	richtige Fassung
267	2	Note 1	Note 2
279	6	[„Timotheus“ [bis] Ausg.)]	Timotheus ist der Kalenderheilige für H's Geburtstag
281	3	Note 7	Note 8 [S. 475]

[Drittes Heft.]

Seite			
551	5 [unter b:]	1908	Mitte Dez. 1907
568	16 [Schlußsatz:	Er [bis] gefallen“.	[zu streichen]

Hoffmanns Tagebücher
und literariſche Entwürfe

I

Herausgeber und Verleger behalten ſich
alle Rechte vor, insbeſondere auch das
Recht der Überſetzung in fremde Sprachen.

Copyright 1915 by Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel), Berlin.

E. T. A. Hoffmanns
Tagebücher
und literariſche Entwürfe

Mit Erläuterungen und ausführlichen Verzeichniſſen

herausgegeben von

Hans von Müller

Erſter Band,
enthaltend die Texte der Tagebücher
und ein Verzeichnis der darin genannten Werke Hoffmanns

B. 971.

Berlin 1915
Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)

Gedruckt von W. Drugulin in Leipzig

1908 bis 1915

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Seinem lieben

Carl Schüddekopf

in alter Treue

der Herausgeber

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung des Herausgebers XIII–CIV

- A. Charakter und Inhalt der Tagebücher . . . XV–XLII
- B. Dauer und äußere Form der Aufzeichnungen (und unſere entſprechende Satzanordnung) . . . XLIII–LI
  - I. Die Tagebuchaufzeichnungen im Miscellaneen-Buch . . . . XLIII–XLV
  - II. Die Schreibkalender . XLV–LI
    - 1. Die vier Nürnberger Kalender . . . . XLV–XLVII
    - 2. Der Leipziger Kalender XLVII–XLIX
    - 3. Der Berliner Kalender XLIX–LI
  - III. Die Dresdner Memoiren LI
- C. Schickſale und literariſche Verwertung der Tagebücher . . . . . LII–CIV
  - I. Zu Hoffmanns Lebzeiten LII–LIV
  - II. Die Tagebücher in Hitzigs Verwaltung . LIV–LXVII

1. Hitzigs prinzipielle Weglaſſungen . . . . LIV—LVII
2. Die äußere Form, in der Hitzig Hoffmanns Aufzeichnungen wiedergiebt LVIII
3. Das Miscellaneen-Buch . . . LVIII f
4. Die Schreibkalender . . . . LIX—LXVII
   a) Hitzigs Behandlung der Originale LIX f
   b) Die Druckorte in Hitzigs Band II LX f
   c) Hitzigs Würdigung des Quellenwertes der Tagebücher . . . . LXI—LXV
   d) Hitzigs Sorgfalt in der Wiedergabe der Einträge . . LXV—LXVII
5. Die Dresdner Memoiren . . . LXVII

III. Die Tagebücher in der Verborgenheit von Hitzigs Tode 1849 bis zu Kürſchners Tode 1902 . . . . LXVIII—LXXIV

IV. Die Auffindung und Verwertung der Tagebücher ſeit 1903 . LXXIV—XCII

1. Die Erwerbung des Miscellaneen-Buches und die erſte Ankündigung einer ſelbſtändigen Ausgabe der Tagebücher . . . . . LXXIV—LXXVI
2. Die Auffindung von drei Schreibkalendern und die Anfänge der vorliegenden Ausgabe LXXVI—LXXXII
3. Die Auffindung der anderen drei Schreibkalender und die ſeitdem erfolgten Veröffentlichungen . . . LXXXII—XCII

V. Die Wiedergabe der Texte im vorliegenden Bande . . . . . . XCII—C
1. Bei Wiedergabe von definitivem Text . XCII—XCVIII
2. Unſer Verfahren bei Änderungen Hoffmanns, bei kleinen Lücken in der Niederſchrift, bei unleſerlichen Stellen und bei Schreibfehlern XCVIII—C

VI. Der ſonſtige Inhalt dieſer Publikation . . C—CIV

Berichtigungen und Zuſätze CV—CVII

I. Aus dem Schreibbuch für 1803 bis 1808 [— dem Miscellaneen-Buch] . . . . . . 1—33
  1. Tagebuch für Oktober und November 1803 . . . . 3—18
  2. Tagebuch für Januar bis März 1804 . . . . . . 19—31
  3. Notizen aus dem Briefbuch 32 f
    A. Vereinzeltes 1803 bis 1807 . . . . . . 32 f
    B. 1808 33
II. Aus den Schreibkalendern für 1809 und 1811—1815 35—281
  1. 1809 . . . . 37—72
  2. 1811 . . . . 73—94
  [2a. Nachträge für 1811 aus dem Kalender für 1812] 95
  3. 1812 . . . . 96—173
  4. 1813 . . . . 174—243
  5. 1814. . . . . 244—267
    [a] Memorabilia . . . 244—265
    [b] Memoranda . . . 266 f
  6. 1815 . . . . 268—281
    [a. Acta] . . . . . . 268—280
    [b. Agenda] 281

Anhang: Zwei Aufzeichnungen für den Bamberger Freundeskreis . . . . 283—305
  I. Die Folgen eines Sauſchwanzes . . . . . . 285—290
  II. Drey verhängnißvolle Monathe! (Auszug aus meinem Tagebuch für die Freunde) 291—305
Verzeichnis der in den Tagebüchern genannten Kompoſitionen, Schriften und Bilder Hoffmanns . . . . 307—349
  I. Kompoſitionen . . . . 309—329
    1. Allgemeines und Unbeſtimmtes . . . . . 309—311
    2. Für die Kirche . . . 311 f
    3. Fürs Theater [auch die in den Tagebüchern nicht erwähnten Arbeiten; vgl. S. XXIX f] . . . . 312—325
    4. Fürs Konzert . . . . 325—329
  II. Schriften . . . . . . 330—345
    1. Unbeſtimmtes, Allgemeines und auf die Sammlung der ‘Phantaſieſtücke’ bezügliches . . . . . 330—332
    2. Dichtungen [mit Exkurſen; vgl. S. XXX] . . 332—340

3. Theoretiſche Schriften (ohne die Rezenſionen) 340—342
4. Rezenſionen für die 'Allgemeine Muſikaliſche Zeitung' . . . . 342—345
5. Geſchäftliche Anzeigen . 345
III. Bilder . . . . 346—349
1. Allgemeines und Unbeſtimmtes 346
2. Fürs Theater . . . . 346 f
3. Porträts 347
4. Sonſtige ſelbſtändige Bilder . . . . 347—349
5. Kopien 349
Ergänzende Publikationen des Herausgebers . . . . . . 350—352

Einleitung des Herausgebers.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

A. Charakter und Inhalt der Tagebücher.

I.

Die Tagebücher bedeutender Schriftſteller zerfallen in zwei ſehr verſchiedene Gruppen.

Die eine — ſie enthält faſt alle berühmten Tagebücher — beſteht aus maskierten Autobiographien oder Sammlungen ſubjektiver Eſſays, die der Autor aus manchen Gründen nicht ſelbſt veröffentlichen wollte, die aber von vornherein für die Öffentlichkeit konzipiert ſind und den Schreiber ſo zeigen, wie er geſehen ſein wollte. Schöne neuere Beiſpiele Baškirt[illegible], die Tagebücher Hebbels und der Ende des achtz[illegible]ſte Fall aus dem Tagebücher Wilhelm [illegible] ſind die Carl Schüddekopf (in den Bänden [illegible] unſere Nationallitera[illegible] ſeiner Heinſe-Ausgabe) unſere Nationalliteratur für alle Zeiten um ein leuchtendes Juwel bereichert hat.

Viel ſeltener geſchieht es, daß ein Schriftſteller den Drang nach Mitteilung eindämmend nur für ſich ſelbſt ſchreibt und trotzdem über die Regiſtrierung äußerer Ereigniſſe (in der Art des alten Goethe) herauskommt. Ein außerordentliches Beiſpiel hat uns Ernſt Heilborn in Novalis' Tagebüchern vermittelt. Die Tagebücher dieſer Art zeigen uns den Dichter wie er ſelber ſich ſah, wie er ſich ſehen mußte in den wechſelnden Stimmungen der Leere und der Fülle, der Selbſtverachtung und des Stolzes. Je edler ein Menſch iſt, deſto erbarmungsloſer werden ſolche tägliche Rechenſchaftsberichte ausfallen; denn wie kein Menſch vor ſeinem Kammerdiener groß iſt, ſo iſt kein aufrichtiger Menſch groß vor ſich ſelber: auch der Größeſte iſt nur groß in den ſeltenen Augenblicken der Konzentration des Willens oder des Intellekts.

Während der Herausgeber eines Tagebuchs der erſten Art lediglich als Teſtamentsvollſtrecker den Willen des Autors erfüllt (wie Heinſe und Hebbel erſt leben, ſeitdem ihre Tagebücher vorliegen), ſo iſt und bleibt es höchſt bedenklich, rein private Tagebücher von weſentlich ſubjektivem Gehalt zu veröffentlichen. Nur zögernd gebe ich in dieſem Buche die letzten Geheimniſſe eines von mir tief geliebten Menſchen preis. Denn Hoffmanns Feinde werden endgültig beſtärkt werden in ihrer Gegnerſchaft und werden ſich künftig auf nichts lieber berufen als auf die Bekenntniſſe, die ihnen hier ohne jede Verkürzung und Verſchleierung ausgeliefert werden. Hoffmanns Verehrer von der treuherzig-blauäugigen Couleur werden mich — von ihrem Standpunkte aus mit vollem Recht — des ſelben Vergehens zeihen, das Ham an ſeinem Vater beging, als dieſer in einem Zuſtande war, in dem wir auch unſeren Freund nicht ſelten erblicken; ſie werden verzweifelt darüber ſein, daß ſie nicht in der Lage ſind, wie Sem und Japhet die Blöße des Verehrten mit abgewandtem Antlitz wieder zu bedecken. Und jetzt wie in aller Zukunft — ich mache mir darüber nicht die geringſten Illuſionen — wird nur eine kleine Minderheit entzückt und ergriffen ſein von dem rückſichtsloſen Selbſtbildnis einer Künſtlerſeele, das ſich hier bietet. Aber ich habe immer nur für dieſe kleine Minderheit wirklicher (nicht nur „überzeugter") Kunſtfreunde gearbeitet und werde auch weiterhin niemandes Beifall als den ihren wünſchen — weder für mich noch für meine Helden, die ich deshalb nicht erſt in nüchterne Familienväter, patriotiſche Staatsbürger, gewiſſenhafte Berichterſtatter und ſtrenge Realiſten (kurz, in würdige Mitglieder des Heſſeſchen Klaſſikervereins) umzuſetzen brauche.

2.

Die wenigen der Gegenwart und der Zukunft, die den Menſchen (und insbeſondere den künſtleriſchen Menſchen) *wirklich* (nicht nur aus Büchern) *kennen* und „trotzdem" nicht verachten: die lade ich hiermit zu einem außerordentlichen Schauſpiele. Wir ſehen einen extrem künſtleriſch gerichteten Menſchen, der zugleich ein erſtaunlich wacher Selbſtbeobachter iſt. Dieſer Mann erlebt vor unſeren Augen ſeine zweite große Liebesleidenſchaft, die wie die erſte einer Muſikſchülerin gilt. Hatte 1794 der 18jährige Student ſich in eine verheiratete Frau verliebt, ſo entflammt 1811 der Ehemann im 36. Lebensjahre für ein 14jähriges Mädchen: die Leidenſchaft, ſo unbezwinglich wie die erſte, iſt ſo hoffnungslos (und für den bourgeois ſo töricht) wie ſie. In ſeinen Tagebüchern bemüht Hoffmann ſich einerſeits, ſeine bewußten Empfindungen theoretiſch-pſychologiſch aus ihrem dunklen Untergrunde abzuleiten, und andrerſeits, ſie praktiſch-artiſtiſch in künſtleriſches Material umzubilden. Julchen gegenüber empfindet er bald wie der naiv-ſinnliche Prinz Hektor ſeines Lebensromans, bald wie Kreisler, dem der Geſang der Geliebten mit der Geliebten identiſch iſt; in den höchſten Momenten gelingt es ihm aber, die Vorgänge objektiv zu betrachten wie ein Spiel: *nicht etwa ein Spiel, deſſen Gang er beſtimmen kann*, ſondern das Spiel eines unbekannten Dichters, in dem ſein ſinnliches Ich und ſein platoniſches Ich *ohne eigenen*

Willen mitſpielen, während das dritte Ich ebenſo paſſiv aus dem Parkett zuſieht. „Frei“ iſt nur ſeine Erkenntnis, nicht ſein Wille!

Dieſer ſchwindelerregende Wechſel der Gefühle, der ihn wie ein Strudel umherwirft und zu verſchlingen droht, zeigt ſich, wie ich bereits Anfang 1907 in den ‘Opalen’ angedeutet, beſonders in den erſten Monaten des Jahres 1812. In dieſer Zeit ſind auch die Momente am häufigſten, wo Hoffmann mit einer ungeheuren Kraft der Selbſtbeſinnung mitten aus dem heftigſten Affekt heraus eine objektiv-künſtleriſche Anſchauung erzwingt. So ſchreibt er am 19. Januar, nachdem er dreimal Kätchen-Julchen und zweimal Satanas angerufen: „Ich glaube, daß irgend etwas hochpoetiſches hinter dieſem Daemon ſpukt, und in ſo fern wäre Ktch nur als Maske anzuſehn — demasquez vous donc, mon petit Monsieur!“; und wie er am 30. März von Speyer erfährt, „daß Groepel die Julchen wahrſcheinlich ehlicht“, zwingt er ſich zu dem heroiſchen Glückwunſch: „Das Schickſal meint es mit mir und meinem Künſtlerleben gut.“ Die tiefſte Selbſtbeſinnung erreicht Hoffmann aber am 27. April. Julchen hatte ihm in einer ernſten Ausſprache ſchon zwei Tage vorher geſagt, er kenne ſie nicht; am 27. nun hatte ſie ihm das noch deutlicher zu verſtehen gegeben, und Hoffmann ſtand ängſtlich vor einem „Rätſel", von deſſen Auflöſung er offenbar die Zerſtörung ſeiner Illuſionen über die Angebetete fürchtete. Aber er tröſtet ſich mit dem bewunderungswürdigſten Wort, das die Tagebücher enthalten: „Nach der Auflöſung fällt ein Nebelvorhang herab und die Perſonen hinter demſelben werden und wirken poetiſch". Das heißt zunächſt: ſobald die Illuſion als ſolche erkannt und das Erlebnis objektiviert iſt, wandeln die lebenden Perſonen ſich in Figuren einer Dichtung; ob das „wirken" hier ſchon im prägnanten Sinne einer Anregung zum Schaffen zu verſtehen iſt, möchte ich nicht entſcheiden. Ähnlich ſchreibt Hoffmann abermals zwei Tage ſpäter nach einer Unterrichtsſtunde im Marcſchen Hauſe: „das Ding wird merkwürdig und ich trete der wahren Auflöſung näher — Göttliche Ironie . . . ſtehe mir bei!! . . . Jetzt wird es Zeit ernſthaft in litteris zu arbeiten."*

---

* Drei Jahre ſpäter fand Hoffmann dann die endgültige Formulierung für die in dieſen Tagebuchſtellen angedeuteten Gedanken, insbeſondere für jenen paradoxen Glückwunſch vom 30. März 1812. Am 3. Februar 1815 läßt er am Schluß der 'Fermate' den Helden, den Muſiker Theodor, ſagen: „Es iſt das Erbteil von uns Schwachen, daß wir, an der Erdſcholle klebend, ſo gern das Überirdiſche hinabziehen wollen in die irdiſche ärmliche Beengtheit. So wird die Sängerin unſere Geliebte — wohl gar unſere

Als Künſtler fürchtet Hoffmann ernſthaft nur zweierlei: Schaffensunluſt aus Erſchlaf-

---

Frau! — Der Zauber iſt vernichtet, und die innere Melodie, ſonſt Herrliches verkündend, wird zur Klage über eine zerbrochene Suppenſchüſſel oder einen Tintenfleck in neuer Wäſche. — Glücklich iſt der Komponiſt zu preiſen, der niemals mehr im irdiſchen Leben die wiederſchaut, die mit geheimnisvoller Kraft ſeine innere Muſik zu entzünden wußte. Mag der Jüngling ſich heftig bewegen in Liebesqual und Verzweiflung, wenn die holde Zauberin von ihm geſchieden: ihre Geſtalt wird ein himmelherrlicher Ton, und der lebt fort in ewiger Jugendfülle und Schönheit, und aus ihm werden die Melodien geboren, die nur ſie und wieder ſie ſind. Was iſt ſie denn nun aber anders als das höchſte Ideal, das aus dem Innern heraus ſich in der [zufälligen!] äußeren fremden Geſtalt ſpiegelte." — Und einen Monat ſpäter läßt Hoffmann am Schluſſe der Zwillingserzählung 'Der Artushof' den Helden, den Maler Traugott, ſagen: „... was klagt das Kind über heilloſen Schmerz, das in die Flamme greift, ſtatt ſich zu laben an Licht und Wärme.... Nein, nein, Felizitas, nie habe ich dich verloren, du bleibſt mein immerdar, denn du ſelbſt biſt ja die ſchaffende Kunſt, die in mir lebt. Nun — nun erſt habe ich dich erkannt. Was haſt du, was habe ich mit der Kriminalrätin Matheſius zu ſchaffen!"

— Wie ich nachträglich ſehe, hat ſchon Ellinger 5, 14 dieſe beiden Ausführungen Hoffmanns zuſammengeſtellt und mit Hoffmanns Bamberger Stimmungen in Parallele geſetzt; als ſpäteres Beiſpiel für dieſe Anſchauung Hoffmanns nennt er die 'Jeſuiterkirche in G[logau]'. 1912 hat dann Černy (ohne Kenntnis der Tagebücher und der Ellingerſchen Ausgabe) in ſeiner wichtigen fung, und Überlaſtung mit unproduktiven Geſchäften. Weil ſeine Seele ihm in erſter Linie

---

Einleitung zu einer kleinen Sammlung Hoffmannſcher Kunſtnovellen die drei von Ellinger genannten Erzählungen mit dem (älteren) 'Automaten'-Fragment und namentlich mit zwei Arbeiten von 1819, der 'Brautwahl' und dem erſten Drittel der 'Biographie Kreislers', verglichen. Wenn ich mich aber nicht ſehr täuſche, ſo haben Ellinger und mehr noch Černy die Empfindung, daß Hoffmann hier einen irrationellen, aſketiſchen, kurz: lebensfeindlichen Zug zeige. Meinem Gefühle entſpricht das nicht. Hoffmann erkennt mit tapferer Reſignation die vor ihm u. a. von Schiller lebhaft vorgetragene Wahrheit, daß das Ideal, wie ſchon der Name beſagt, nicht in der Realität ſondern nur in der Idee zu finden iſt; er empfiehlt daher dem dem Künſtler dringend, es bewußt in dieſer Sphäre zu halten und nicht mit einer noch ſo liebenswürdigen „Verkörperung“ (oder, wie Hoffmann es ſehr geiſtreich nennt, Spiegelung) zu verwechſeln: „Was habe ich mit der Kriminalrätin Matheſius zu ſchaffen!“ Der Künſtler — das iſt hart, aber darum nicht weniger wahr — liebt eben nicht das Modell, ſondern die Vorſtellung, die das Modell in ihm erzeugt hat und die ihm niemand nehmen kann; das Modell mag ſich nach getaner Arbeit zum Teufel ſcheren (oder zum Kriminalrat Matheſius ins Philiſterium begeben). — In einem Aufſatz, der im Mai 1902 in der 'Neuen Deutſchen Rundſchau' (Jg. 13 [Heft 5] S. 496—503) erſchienen und ſeitdem leider nicht wieder gedruckt iſt, hat Karl Scheffler, der doch gewiß kein lebensfeindlicher Romantiker iſt, im Anſchluſſe an Ibſens Modelltragödie 'Wenn wir Toten erwachen' dieſes unentrinnbar tragiſche Problem bedas Inſtrument der Kunſt iſt, beobachtet er ihre Stimmung und Verſtimmung ſo ſorglich wie der Landmann das täglich wechſelnde Wetter; „niemand", ſagt Hitzig II 307, „wußte beſſer als er ſelbſt, wie ſehr er unter der Herrſchaft der Laune ſtand". — Neben den Klagen über nervöſe Verſtimmungen ſtehen dann die über die Berufsgeſchäfte, wenn ſie ſich ſo häufen, daß ſie ihm zu ſeinem eigentlichen Berufe keine Zeit laſſen: das Plocker Tagebuch iſt voll davon, aber auch in Bamberg ſtöhnt er nicht ſelten über den Zwang zur Dekorations- und Porträtmalerei; beſonders ergreift mitten in der Dichtung des 'Goldnen Topfes' (Leipzig den 11. Januar

---

ſprochen: auch er kommt, ohne jeden Gedanken an Hoffmann, zu dem Ergebnis: „fühlt ſich der Künſtler auf ewig der erwählten Genoſſin verpflichtet, erzwingt er gegen ſich ſelbſt die makelloſe Treue, ſo iſt das Beſte ſeines Vermögens dahin. Unter dem Drängen des vom bildenden Triebe bedingten Lebenshungers wandelte ſich Liebe in Haß, und das ſchreckliche Schauſpiel, wie zwei Seelen einander peinigen und zerfleiſchen, bietet ſich dem erſchrockenen Blicke." Kein Zweifel, daß dies das Schickſal von Goethe und Lili (von der Stein gar nicht erſt zu reden), von Wagner und Mathilde geweſen wäre, vielleicht auch das von Dante und Beatrice, von Petrarca und Laura, von Beethoven und ſeiner Unſterblichen Geliebten — wie es in dem Kreiſe von Hoffmanns Erzählungen das Schickſal von Traugott und Felizitas, von Lehſen und Albertine und anderen Liebespaaren wäre.

1814) die Klage darüber, daß die tägliche Pflicht zum Dirigieren ſeinen „hohen Zwecken" entgegenſteht. Was den gewöhnlichen Menſchen plagt, das ſchert ihn nicht: „Krieg und Kriegsgeſchrei" (15. März 1809) iſt ihm gleichgültig, ſolange es ihn nicht im Schaffen hemmt; „wütender Kopfſchmerz" hindert (3. Juli 1812) nicht, daß er in künſtleriſcher Unterhaltung „gut geſtimmt" iſt. Die Leſer ſeiner Briefe erinnern ſich, wie er bei Überſendung des erſten Drittels des ‘Goldnen Topfes’, am 16. Januar 1814, dem Verleger gratuliert zu ſeinem Kopfſchmerz, der das Exotiſche gebäre: man möchte dieſe Unbekümmertheit zyniſch nennen, wenn ſie nicht das hinreißende Gegenteil des vulgären Zynismus wäre.

Wer in gleicher Weiſe von einem Triebe beſeſſen iſt — ſei es ein Sammler oder ein Sportsman (um mit den geringſten Arten zu beginnen), ein Forſcher oder ein Denker, ein Agitator oder ein Prophet, ein Feldherr oder ein Staatsmann — der wird dem Künſtler nachfühlen können und ihn in ſeiner Weiſe gelten laſſen; wer dagegen vorwiegend ſozial, d. h. als Mitglied einer Gemeinſchaft empfindet und anſtatt eines dämoniſchen Triebes in erſter Linie Pflichten fühlt (und Pflichten predigt), in zweiter Linie etwa noch auf ſein ſoziales Aufſteigen bedacht iſt (ſchon ſeiner Familie wegen) — der kann freilich wohl nicht gut anders als unſeren Individualiſten mißbilligen und tadeln[*].

---

[*] In dieſem Sinne bitte ich die verehrlichen Nachkommen des hervorragenden Turners und Realſchulmannes Theodor Bach hiermit um Verzeihung für die vielleicht zu hart klingenden Worte, die ich dieſem ehrenwerten Manne in der Einleitung zu dem Bande ‘Hoffmann und Hippel’ gewidmet habe und durch die die genannten Perſonen ſich zu meinem Bedauern gekränkt fühlen.

Bach hatte als 29jähriger Jüngling in der Biographie ſeines Großvaters Hippel S. 249 geſagt, Hoffmann habe ſeine Amtsarbeiten nur erledigt, „um ſo ſchnell als möglich wieder zum Genuſſe zu eilen“, während Hippel ſeine volle Befriedigung gefunden „in der gottgeweihten Arbeit, die . . . das Wohl . . . der Mitbürger zum Zweck hat“; jene Lebensauffaſſung habe aber wie die Römer und den Adel Frankreichs ſo auch Hoffmann zugrunde gerichtet. Als Beweis für dieſe geſchichtsphiloſophiſche Theſe folgt eine Skizze von Hoffmanns Schickſalen von 1803—1822, in der grundſätzlich jede künſtleriſche Betätigung etwa mit dem Paſtetenfreſſen oder doch dem Poſſenreißen gleichgeſtellt wird. In Warſchau iſt Hoffmann nach dieſem Bericht „verſunken in muſikaliſche Kompoſitionen und Aufführungen, beſchäftigt mit Dekorationsmalerei und allerhand poſſenhaften Erfindungen“; in Bamberg geht er „in einer ähnlichen Welt als in Warſchau auf“ [voilà tout]; nachdem er ſich in Berlin und Dresden aufgehalten, „fährt er“ [anſcheinend Spaßes halber] „mit einer Schauſpielergeſellſchaft, die auf ein Haar der in Goethes Wilhelm Meiſter geſchilderten gleicht, von Dresden nach Leipzig.

3.

Leicht hat es allerdings, wie ſchon angedeutet, das Schickſal unſerm Freunde nicht

---

und wieder zurück“. In Dresden wird er jedoch durch den Krieg „in ſeinen künſtleriſchen Illuſionen und Kompoſitionen“ geſtört „und geht dann wieder als echter Virtuos im nobeln und äſthetiſchen Vagabondieren nach Leipzig“. Schließlich durch Hippels Fürſprache in Berlin wieder angeſtellt, untergräbt er „in leichter Belletriſtik, tollen Gelagen, Ausſchweifungen ſeiner Empfindung und Leidenſchaft ſeine Lebenskraft völlig“.

Am angegebenen Orte habe ich mich an zwei Stellen mit dieſer Charakterſtudie des noch recht jungen, aber ſchon ungewöhnlich geſinnungstüchtigen und beneidenswert ſicheren Mannes beſchäftigt; für beide Stellen bin ich von Bachs Schwiegerſohn rektifiziert worden.

1) Auf S. XXXII hatte ich aus Bachs Darſtellung auf einen inſtinktiven Haß oder vielmehr eine aufrichtige Verachtung gegen ſkeptiſche Künſtlernaturen geſchloſſen. Bachs Schwiegerſohn hat mich aber dahin berichtigt, daß der Pädagog Mitglied der Goethe-Geſellſchaft geweſen iſt. — Danach muß er in der Tat an Goethe irgendetwas gefunden haben; offen geſtanden hatte ich auch das nicht zu hoffen gewagt. Hippel iſt, als Hardenbergs Begleiter in Weimar, zweimal in Goethes Geſellſchaft geweſen: am 28. und 31. October 1813. Während es ſich bei dem zweiten Beſuch wohl nur um eine kurze Abſchiedsviſite handelte, war das erſte Zuſammenſein von hohem Intereſſe für Hippel; in dem kurzgefaßten Tagebuch, das er vom Auguſt 1813 bis zum April 1814 geführt hat, heißt es: „Einer der intereſſanteſten Abende; Goethe ſprach ſehr viel und ſchön.“ (Die entſprechende

gemacht, ſich dem hinzugeben, wozu die innere Stimme ihn berief. Der Mann, der ſeine

---

Stelle in Goethes Tagebuch iſt infolge der ſchematiſchen Einrichtung der Weimarer Ausgabe von Goethes Tagebüchern dort in den Apparat verſteckt: Bd. 5 S. 340 oben.) Der Oberlehrer [ſiehe unten] Bach theilt die beſcheiden-dankbare Aufzeichnung des Staatsrathes, der einige Monate vorher den Aufruf 'An Mein Volk' concipirt hatte, auf S. 227 zwar mit, er ſetzt aber ſogleich eine Fußnote dazu, um zu zeigen, daß ihm dieſe Bekanntſchaft nicht imponirt hätte: dieſer Goethe „hatte während der Leipziger Schlacht den Epilog zum Eſſex geſchrieben und nun — verſenkte er ſich in chineſiſche Poeſie. — Fauſt, iſt das deine Welt?“ — Sonſt kommt meiner Erinnerung nach Goethes Name in dem Buche nirgends vor; Bach hat alſo ſeine angebliche Begeiſterung für Goethe zum mindeſten gut zu verbergen gewußt.

2) Auf S. XI. hatte ich dann den wundervollen Takt gerühmt, mit dem der Staatsmann Hippel den Freund von deſſen Geſichtspunkten (nicht vom Standpunkte des Praktikers) aus würdige, während für einen Mann wie Bach jeder ein erbärmlicher Wicht ſei, der andere Ideale habe als er. Als Beleg für dieſes hatte ich den Paſſus von Hoffmanns Virtuoſität „im noblen und äſthetiſchen Vagabondieren“ zitiert, in dem „die Ausdrucksweiſe auf gleicher Höhe ſteht wie das Urteilsvermögen. Doch damit einſtweilen genug von dieſer ſubalternen Perſönlichkeit.“ Bachs Schwiegerſohn hat mich aber dahin berichtigt, daß Bach ſchon Oberlehrer war, als er die Biographie Hippels ſchrieb. Er war alſo tatſächlich kein Subalterner.

Quod erat demonstrandum.

beſte Kraft in inneren Kämpfen aufreibt, führt dabei nach außen nicht das geſicherte Leben eines Beamten oder Gelehrten wie etwa Goethe oder Nietzſche. Das Leben packt ihn mit rauher Fauſt: er muß in Bamberg als Theaterarchitekt „arbeiten wie ein Pferd“ und ſpäter den alten Rock verkaufen um nur freſſen zu können; in Dresden muß er ſich vor Artillerie- und Gewehrfeuer ſchützen und in Leipzig gichtkrank im Bett politiſche Karikaturen entwerfen. Bei dem allen behält er guten Mut und fühlt inbrünſtig „die Herrlichkeit des lebendigen Lebens“ (Briefwechſel S. 162). Er ſchildert in jenem leider Fragment gebliebenen Dresdener Aufſatz aus dem November 1813, den wir den Tagebüchern anhängen, die äußeren Erlebniſſe mit der ſelben Eindringlichkeit, mit der er ſeine inneren Geſichte darzuſtellen wußte; und ich wünſche meinem Verleger, daß dieſe lebendige Schilderung der Kriegszuſtände und anderes der Art dem Buche auch da Freunde erwirbt, wo auf eine Teilnahme an den ſpezifiſch künſtleriſchen Erlebniſſen nicht zu rechnen iſt.

4.

Als Quelle für Hoffmanns Leben in Bamberg, Dresden und Leipzig, beſonders auch für die Datierung ſeiner Arbeiten, ſtehen die Tagebücher weitaus an erſter Stelle. Die Briefe, in denen er ſeine entfernten Freunde amüſieren oder ihnen imponieren will, erſcheinen als luſtige Novellen dagegen, die angeblichen Erinnerungen von Rochlitz und Kunz als fade Romane: jene wie dieſe jedenfalls als das Gegenteil von wahrhaften Berichten[*].

Unſer Verzeichnis der in den Tagebüchern erwähnten Werke Hoffmanns am Schluſſe dieſes Bandes nennt u. a. eine ganze Reihe von bisher unbekannten kleineren Kompoſitionen fürs Bamberger Theater, darunter die auch in Dresden und Leipzig aufgeführte Muſik zum ‘Rochus Pumpernickel’ (S. 320/21), die zu ‘Roderich und Kunigunde’ (S. 321/22) und die zur ‘Braut von Meſſina’ (S. 323). Namentlich aber gibt es zum erſten Male zuverläſſige Daten für die Entſtehung der muſikaliſchen und der poetiſchen Hauptwerke von 1809—1814; wir heben von jenen die ‘Dirna’ (S. 317f), die ‘Aurora’ (S. 317f)[**] und die ‘Undine’ (S. 322—325) hervor, von dieſen die ‘Lichten Stunden’ (S. 333), den ‘Berganza’ (S. 334), den ‘Magnetiſeur’ (S. 335), den ‘Goldnen Topf’ (S. 335f) und den I. Teil der ‘Elixiere’ (S. 338).* Wir haben

---

[*] Gegenüberſtellungen im einzelnen ſind nicht hier zu ſuchen, ſondern in den kritiſchen Noten zu Hoffmanns Briefen und (künftig) zu den Erinnerungen an Hoffmann, alſo in Bd. II und III der S. 350/51 genannten Sammlung (ſ. z. B. daſelbſt in Bd. II S. 174, 202, 214, 215).

[**] Die Muſik zu dieſer „großen romantiſchen Oper“, auf die Hoffmann jahrelang ſeine größten Hoffnungen ſetzte, liegt bekanntlich im Archiv des Würzburger Stadttheaters, und es wäre dringend zu wünſchen, daß ſie, wenn nicht im Klavierauszuge herausgegeben,

---

doch (mit Notenbeiſpielen) analyſiert würde. Der ſeinerzeit von dem Entdecker der Partitur (ſ. u. Seite LXXVIII) für dieſe Arbeit auserſehene Muſiker iſt, wie ich ſoeben (im Juli, während der Korrektur) erfahre, verſtorben, ohne die Arbeit begonnen zu haben: alſo auf nach Würzburg! (Ebenſo erwünſcht wäre natürlich eine entſprechende Analyſe der Warſchauer Muſik zu den Dramen Brentanos, Werners und Calderons.)

Auch wäre es endlich Zeit, daß ein Züricher Muſikfreund Hoffmanns Beiträge für Nägelis ‘Repertoire des clavecinistes’ wenigſtens bibliographiſch verzeichnete, wozu ich ſchon 1902 (‘Muſik’ I 1661) aufgefordert habe.

* Gelegentlich beſtätigt auch das Tagebuch eine Angabe Hitzigs, die von dritter Seite in Zweifel gezogen oder doch in ihrer Tragweite abgeſchwächt worden iſt. So iſt die ‘Prinzeſſin Blandina’ tatſächlich erſt am 8. Mai 1814 „angefangen“ und bis zum 31. fortgeſetzt; Hitzig hat alſo (II 102/03) mit Recht unterm Jahr 1814 geſchrieben: „Im Mai verfaßte [nicht: überarbeitete] er die Blandine“. 1855 veröffentlichte Frau Emilie Brentano den (nicht abgeſchickten) Brief, den ihr Schwager Clemens im Januar 1816 an Hoffmann geſchrieben und in dem er von dem Stücke geſagt hatte, er halte es der „überlebten“ ironiſchen Technik wegen „für frühere Arbeit“. Ellinger hat dann (Bd. 1 S. 8 unten), aus demſelben Grunde wie Brentano, mit größerer Beſtimmtheit erklärt, das Stück reiche „ſeiner Konzeption nach ſicher

uns an den angeführten Stellen bemüht, die chronologiſchen Fragen bezüglich dieſer Werke endgültig zu erledigen.

---

viel weiter zurück' als in den Mai 1814. In der Tat erweiſen ſich aber bei näherer Betrachtung gerade die in Tiecks Manier eingeſtreuten Schauſpieler-Szenen, aus denen Brentano und Ellinger auf eine frühe Konzeption des Ganzen geſchloſſen hatten, als Niederſchlag von Hoffmanns Leipziger und Dresdner Theatererfahrungen aus der Zeit vom Mai 1813 bis zum März 1814: insbeſondere iſt in der Figur des Direktors Hoffmanns verfloſſener Gönner Joſeph Seconda Zug für Zug und Wort für Wort con amore porträtiert. Daß Hoffmann ſich in dieſem dramatiſchen Verſuche — dem erſten ſeit ſeiner Bekehrung zur Romantik — eng an die Komödien Gozzis und Tiecks anlehnt, kann nicht wundernehmen: noch das Capriccio von 1820, das nach der anderen Hoffmannſchen Märchenprinzeſſin heißt, lebt und webt in Gozzi, und Tiecks illuſionsſtörende Ironie findet ſich, ſoweit das überhaupt in einer erzählenden Schrift möglich iſt, in demſelben Maße noch in 'Murrs Anſichten'; wir erinnern nur an Hinzmanns Trauerrede auf Muzius, die Ende 1821 entſtanden iſt.

In gleicher Weiſe bewahrheitet ſich Hitzigs Angabe unterm Jahr 1813 (II 68), daß Hoffmann erſt bei ſeinem zweiten Aufenthalt in Dresden „am 1ſten Juli die Kompoſition der Undine anfing" — was man bisher nach Hoffmanns Briefen kaum für möglich halten konnte.

Im ganzen hat freilich Hitzig die Tagebücher nur ausnahmsweiſe zu Rate gezogen und dann überraſchend oft falſch zitiert, wie weiter unten gezeigt werden wird.

Als der Wendepunkt in Hoffmanns Produktion erſcheint der 15. Februar 1813: die Unterredung mit Kunz am Abend dieſes Tages beſtimmt Hoffmann, die Kompoſition der ‘Undine’, die nach dreimonatigem Aufſchub endlich angefangen werden ſollte, abermals auf unbeſtimmte Zeit zu vertagen und ſtatt deſſen den ‘Berganza’ zu beginnen, die erſte nichtmuſikaliſche Schrift ſeit dem Luſtſpiel von 1803 (vgl. S. 323 Mitte, 331 oben, 334 unten; inſofern hat Kunz in der Tat entſcheidend in Hoffmanns Entwicklung eingegriffen, in ganz anderem Maße als Rochlitz, der lediglich Hoffmanns Vorſchläge angenommen hat). Genau ein Jahr nach dieſer Unterredung, am 15. Februar 1814, beendigt Hoffmann bereits ſein poetiſches Hauptwerk, den ‘Goldnen Topf’. Soviel zur Spezifizierung unſerer Ausführungen in ‘Hoffmanns Briefwechſel’ S. 684, auf die wir im übrigen verweiſen.

In amüſanter Weiſe beſtätigen, nebenbei bemerkt, die Tagebücher Hoffmanns Intereſſe für den jeweiligen Kalendertag und insbeſondere das für den Tagesheiligen, das ja unter anderem Einleitung und Titel ſeines letzten und größten Sammelwerkes veranlaßt hat und auch aus den Briefen an Wagner und Holbein bekannt iſt. Wir verweiſen in dieſer Beziehung beſonders auf den 18. März („Anſelmus“*),

---

* Die wohlklingenden Namen des ‘Magnetiſeurs’

Julchens Geburtstag, den er 1813 anſcheinend abſichtlich abwartete, um den längſt mit Kunz vereinbarten Kontrakt aufzuſetzen. Auch ſeines eigenen Geburts- und Hochzeitstages gedenkt H. gern. Der Neujahrstag veranlaßt ihn fünfmal (1804, 1809, 1811, 1812, 1815) nach längerer oder kürzerer Pauſe wieder ein Tagebuch zu beginnen. Für kirchliche Feſttage, insbeſondere auch für Weihnachten, beſteht kein Intereſſe; nur der Tag der Heiligen Drei Könige macht ſich als Beginn des Karnevals bemerklich.

5.

Gegenüber dem kaum hoch genug anzuſchlagenden Werte, den die Tagebücher als

---

und der ‘Elixiere’ entſtammen ſämtlich dem Kalender, ohne daß hier beſtimmte Beziehungen auf den Kalendertag vorliegen dürften. Hoffmann fand unterm 30. Januar Adelgunde, 21. Juni Alban, 1. Juli Theobald, 16. November Otmar; ferner unterm 25. Februar Victorin, 19. April Hermogen, 8. Juni Medardus, 16. September Euphemie, 5. Oktober Aurelie. Auch ſpäter hat er gern dieſe Quelle benutzt, z. B. für die Namen der ſechs Serapions-Brüder. Für die ſpäteren Märchen hat er zu entlegeneren Büchern gegriffen, wie neuerdings mit Glück gezeigt iſt: die meiſten Namen des ‘Klein Zaches’ ſtammen aus Zimmermanns Buch ‘Über die Einſamkeit’ (nachgewieſen von Ellinger 15, 199 Mitte), die des ‘Meiſters Floh’ aus Arpes Schrift ‘De prodigiosis naturae et artis operibus, Talismanes et Amuleta dictis’ (nachgewieſen von Max Voigt in der ‘Germaniſch-romaniſchen Monatsſchrift’ Juni 1914).

biographiſche Quelle für die in ihnen dargeſtellten Zeitabſchnitte haben, erſcheinen die Mängel, die ſie in dieſer Beziehung aufweiſen, faſt nur als Schönheitsfehler. Es empfiehlt ſich jedoch, die regelmäßig wiederkehrenden Anſtöße nach ihren Arten zuſammenzuſtellen, um ſich über ihre Urſachen klar zu werden.

1) Die Einträge ſind nicht ſelten einen Tag oder einige Tage ſpäter gemacht. Das gilt z. B. von den Aufzeichnungen für den 12.—14. September 1812 und für den 21.—24. April 1813, die zuerſt auf falſche Tage verteilt waren. Daß in ſolchen Fällen Verwechſlungen wichtiger Ereigniſſe ſtehen geblieben ſind, iſt mir gleichwohl nicht wahrſcheinlich; Auslaſſungen von ſolchen ſind ſchon eher möglich; faſt immer geht jedenfalls die Stimmungsfarbe verloren. Man vergleiche z. B. die vier Einträge über den Wochenwechſel, die im Januar 1812 bei der Heimkehr mühſam, aber noch in beſchwingteſter Stimmung aufgezeichnet ſind, mit dem griesgrämigen nachträglichen für den 23. Januar 1813!

2) Schlimmer in ihren Wirkungen iſt eine zweite Fehlerquelle. Hoffmann mußte beim Tagebuchführen ſtets dem Umſtande Rechnung tragen, daß er nicht in der Lage war die Bücher vor ſeiner Frau zu verſtecken: er mußte alſo Einträge vermeiden, die dieſer Anlaß zu lebhafteren Beſchwerden geben konn-

ten, wie ſie das Tagebuch von 1811 ſo jäh abbrechen. Ob freilich aus dieſem Grunde weſentliche Dinge völlig verſchwiegen ſind, läßt ſich nicht ausmachen. Aber wenn nur allzuoft an Stelle greifbarer Tatſachen oder deutlicher Vorſtellungen ganz vage Andeutungen ſtehen, ſo erklärt ſich das in der Regel nicht aus Platzmangel oder aus Unluſt (oder Unfähigkeit) zur Präziſierung, ſondern eben aus dieſer Rückſicht auf den häuslichen Frieden. Das gilt z. B. für das Tagebuch von 1809 bezüglich der Aufzeichnungen über den Verkehr mit der biondina: Mai 10, 18, 27, 28, beſonders aber bei der Wiederaufnahme Aug. 18; ebenſo für das Tagebuch von 1812 bezüglich der „Eſperancen“ auf Julchen und des „Rätſels“, das ſie für ihn darſtellt. — Nur mit dieſem Motiv läßt es ſich ferner erklären, daß Hoffmann gelegentlich den Betrag von Einnahmen zu niedrig oder abſichtlich unleſerlich angibt (1813 dreimal: Jan. 9 bucht er 36 rth, während er Härteln über 65 quittiert [Briefwechſel 98], Febr. 24 ändert er 40 fl in 30, Dez. 13 iſt überhaupt keine Zahl zu erkennen). — Bei dem, was H. wirklich unverkürzt notiert, bedient er ſich gegebenen Falls beſonderer Sicherungen. Zum Teil verwendet er griechiſche Buchſtaben (zuerſt in Plock in Sachen der Madame Wunſchel 1803 Okt. 6, 15, zuletzt in Bamberg bei der Nachricht von Julchens Schwangerſchaft 1813 März 4), zum Teil fremde Sprachen, beſonders Italieniſch (darin z. B. der ſchon von Hitzig gebrachte Eintrag über Julchens Verlobung 1812 Aug. 10), auch Franzöſiſch (z. B. 1811 Febr. 5, 1812 Aug. 8) und Lateiniſch (Kirchentexte, z. B. 1811 Febr. 2 und 3, auch ſelbſtändig, z. B. 1812 Jan. 5); die verehrten Damen bezeichnet er mit erfundenen Namen oder mit Abkürzungen: von der Freundin des Jahres 1809 haben wir ſchon geſprochen, 1811/12 herrſcht „Ktch" (ſ. Note S. 73/74), und neben ihr treten, als „Blitzableiter", „Nhrr" — der Schauſpielerin Demoiſelle Neuherr und in mehreren verſchiedenen Bezeichnungen (ſ. S. 149 letzte Note) Frau Minna Kunz auf, die Hoffmann zuſammen mit dem jungen Dr. Ziegler (ſ. S. 151/52) in ihr weites Herz geſchloſſen hatte.

3) Möglicherweiſe geſchieht es auch zur Verhütung ehelicher Vorwürfe, wenn Hoffmann ſeit 1811 *Trunk* und *Rauſch* in der Regel nicht mit Worten, ſondern mit *ideographiſchen Zeichen* regiſtriert. Er verwendet deren zwei verſchiedene (ſ. S. XCVII), deren (zweifellos vorhandenen!) Bedeutungsunterſchied vielleicht ein ſcharfſinniger Leſer errät. — Eine ähnliche, aber beſtimmt unbeabſichtigte Schwierigkeit liegt in den *individuellen Ausdrücken*, die unſer Autopſycholog für die Be-

zeichnung ſeiner Stimmungen verwendet: exaltiert = erhöht, exotiſch u. a. (vgl. künftig unſere Zuſammenſtellung in Bd. II). — Endlich iſt in dieſem Zuſammenhange auch die im Gegenſatze zu den kalligraphiſchen Briefen und Druckmanuſkripten oft kaum lesbare Schrift zu erwähnen, die ſich beſonders beim Wochenwechſel einſtellt (vgl. das Fakſimile S. 102; Fakſimiles normaler Seiten wird Band II bringen, einſtweilen verweiſe ich dafür auf das S. 351 oben angezeigte Heft).

6.

Wie ein Blick auf S. 265 ergibt, hörte Hoffmann ſogleich nach der Wiederaufnahme der Richtertätigkeit in Berlin 1814 auf, Tagebuch zu führen. Hitzig ſieht darin ein Symptom völliger innerer Harmonie und Glückſeligkeit. Er berichtet II 108 f, Hoffmann habe damals nur für ſeine, Hitzigs, Freunde und Kinder gelebt; „in ſeinem Tagebuche aber“, ſo fährt Hitzig fort, „bemerkte er, ſich eines ſo reinen Lebens bewußt, nichts als: ‚fröhlich und guter Dinge‘.“

Neujahr 1815 nahm Hoffmann noch einmal die täglichen Einzeichnungen wieder auf, ſtellte ſie aber nach neun Wochen für immer ein — nebenbei bemerkt, lange bevor er Devrient kennen lernte und Stammgaſt bei Lutter und Wegner wurde. Hitzig deutet diesmal den Vorgang umgekehrt, nämlich als ein Zeichen von innerer Zerriſſenheit und Gewiſſensqualen. Er jammert I 244, daß den Dichter jetzt, „bei günſtigern äußeren Verhältniſſen, der Strudel des wüſten Lebens ergriff und er die Luſt und den Mut verloren zu haben ſcheint, ſich ſchriftlich Rechenſchaft von ſeinem Tun und Treiben zu geben.“

Die naive Dreiſtigkeit, in der hier der (anonyme!) Biograph den Verkehr mit dem in dritter Perſon hochachtungsvoll genannten Hitzig als Beweis der Tugend und Urſache der Selbſtzufriedenheit, den Verkehr mit Leuten wie dem nicht genannten Devrient dagegen als Zeichen der Verworfenheit und Anlaß zur Selbſtqual ſtatuiert, iſt ſchon mehrfach lebhaft zurückgewieſen worden, zuletzt prächtig von Ellinger Bd. 1 S. XXX. Man hat aber weiterzugehen und feſtzuſtellen, daß Hitzig in beiden Fällen völlig fehlgreift, wenn er Hoffmann ſeine eigene Neigung zu ſentimentalem Moraliſieren unterſchiebt.

Als ich (1905) von den beiden in Rede ſtehenden Tagebüchern nur das von 1815, noch nicht das von 1814 kannte, neigte ich in Oppoſition zu Hitzigs Pſychologie dazu (Briefwechſel S. 227 Note 1), den Abbruch der Aufzeichnungen von 1815 lediglich auf das ſchlechte Material des Berliner Kalenders zurückzuführen, auf den Hoffmann angewieſen war. Inzwiſchen habe ich feſtgeſtellt, daß der Leipziger Kalender in ſeiner Art mindeſtens ebenſo unbequem zu benutzen war und doch bis zum 4. Oktober von Hoffmann mit Einzeichnungen verſehen worden iſt. Ein innerer Grund wird alſo mitgeſprochen haben, wenn Hoffmann es 1815 nicht lange aushielt Tagebuch zu führen; ich ſuche dieſen Grund aber in entgegengeſetzter Richtung als Hitzig. Das einzige „Laſter", das Hoffmann ſich vorwarf, war Mattigkeit der Seele und Unproduktivität. Wenn wir nun die kataraktartigen Aufzeichnungen, die 1811—1814 in Bamberg, Dresden und Leipzig gemacht ſind, mit den friedlich dahinplätſchernden vergleichen, die in den erſten Wochen des Jahres 1815 in Berlin zu Papier gebracht wurden, dann ergibt ſich ohne weiteres, warum Hoffmann, mit Hitzig zu reden, „die Luſt . . . verloren zu haben ſcheint, ſich ſchriftlich Rechenſchaft von ſeinem Tun und Treiben zu geben". Die dauernden heftigen Erregungen, die in Bamberg die täglich wiederholte Herzensmarter im Markſchen Hauſe, in Dresden die Gefahren des Krieges, in Leipzig die Ungewißheit des Lebensunterhalts gebracht hatten, waren vorbei; die große Produktion in Muſik, Muſikkritik und Dichtung, die vom Sommer 1813 bis zum Sommer 1814 ununterbrochen in unerhörter Großartigkeit ans Licht getreten, war verſiegt; das ſeit 1803 inbrünſtig erſehnte freie Künſtlerleben war aufgegeben zugunſten des 1806 unter Jauchzen verlaſſenen Berufes: kein Wunder, daß der reaktivierte preußiſche Richter mit dem Einzuge ins neue Berliner Heim ſein Künſtlertagebuch ſchloß und daß ihm der kurze Anlauf im Januar und Februar 1815 nur zeigte, daß trotz alles braven Novelliſtenfleißes das Leben zu bürgerlich-eintönig geworden war, um wie früher Tag für Tag für die Erinnerung fixiert zu werden. Die von Hitzig vermißten Berliner Tagebücher von 1815—1822 wären ein willkommenes weites Datenſtoppelfeld für den Literarhiſtoriker geworden, aber nicht ein Bergwerk für den Seelenforſcher, wie es die Bücher von 1811—1814 darſtellen.

So ſchließen ſich Hoffmanns Tagebücher zu einem wohlgegliederten Ganzen zuſammen, einer Dichtung des (wenn nicht böſen, ſo doch ironiſch-boshaften) Genius, den man ſich als Leiter dieſes Lebens imaginieren mag. Den Hauptteil bilden die Aufzeichnungen des freien, ach meiſtens vogelfreien Künſtlers von 1808—1814: 1808/09, vor dem Julia-Sturm, faſt ganz auf äußere Regiſtratur beſchränkt; 1811/14 als das eigentliche Heldengedicht. Eingebettet iſt der heroiſch-tragiſche Bericht von dieſen ſieben Jahren in die bürgerlich-komiſche Rahmenerzählung von dem Königlich Preußiſchen

Richter, der eigentlich ein Komponiſt oder ein Dichter iſt, aber in erſter Linie ſein Amt zu verwalten hat: in Plock hat er am *Dienstag und Freitag* Seſſion, in Berlin aber (und das iſt der Hauptunterſchied) am *Montag und Donnerstag*. Damit er nicht glaube, daß die Jahre 1808—1814 nur ein wirrer Traum geweſen, hebt der Herr Regierungsrat — den Titel Kammergerichtsrat erhielt er bekanntlich erſt am 1. Mai 1816 — ſorglich die alten Tagebücher auf. Freilich, in der polniſchen Provinz ſitzt er ja nicht mehr[*], ſondern in der Hauptſtadt, in die er ſich immer gewünſcht; war er dort auch außerdienſtlich gänzlich auf den Umgang mit Kollegen angewieſen, ſo ſieht er hier neben dem nach dem Tode ſeiner Frau mählich verkalkenden Hitzig regelmäßig deſſen Freunde Chamiſſo und Conteſſa, oft auch Fouqué, ſowie Hitzigs vielſeitigen Schwager Dr. phil. Franz Auguſt Oetzel (den ſpäteren Generalmajor von Etzel), in deſſen Apothekeroffizin er 1807 mit Vorliebe geweilt hatte.* Aber er ſchreibt „keinen goldnen Topf mehr: ſo was muß man nur recht lebhaft fühlen und ſich ſelbſt keine Illuſion machen!“** Die Zeit, in der er als Kreisler wieder auferſtehen ſollte, lag noch im Dunkel der Zukunft.

---

[*] Aber lange noch muß er fürchten, wieder dorthin verſchlagen zu werden. Am 1. November 1814, fünf Wochen nach der „Heimkehr“, ſchreibt er Hippeln: „Ganz in meinem Weſen und Thun recht feindſelig vernichten könnte man mich aber, wenn man mich wieder in das mir verhaßte Polen nach *Poſen* oder *Kaliſch* ſchickte, indeſſen glaube ich wohl, daß man auf meine dringende Proteſtationen deshalb Rückſicht nehmen wird.“ Nachher im ſelben Brief: „Wahrſcheinlich kommt, ſobald nur der Graf Brühl als Intendant angekommen, Undine . . . auf das hieſige Theater — wenn ich dann als Oberlandesgerichtsrath nach *Kaliſch* müßte!“ Am 12. März 1815 ſchreibt Hoffmann demſelben: „In der Verzweiflung habe ich übrigens Diederichs geſchrieben, daß, wenn ich durchaus fort müßte, ich nach *Poſen* gehen wollte.“ Im Mai erſt beruhigt ihn eine (irrige) Annahme; am 24. ſchreibt er an Kunz: „Ein großer Kelch iſt durch einen Genieſtreich des ruſſiſchen Kaiſers von mir gegangen! *Der* hat nämlich den Polen die Erhaltung

---

ihrer Nationalität zugeſagt. Die Juſtizverfaſſung im Großherzogtum Poſen bleibt daher polniſch, und die mir zugedachte Ehre, Oberlandesgerichts-Direktor in Poſen zu werden, bleibt in suspenso“. Doch wollen wir dem Kommentar in Bd. II nicht weiter vorgreifen.

* Vgl. Briefwechſel S. 33. Näheres künftig in dem S. 352 unten angekündigten Werke.

** An Hippel, S. 263.

B. Dauer und äußere Form der Aufzeichnungen (und unſere entſprechende Satzanordnung).

I. Die Tagebuchaufzeichnungen im Miscellaneen-Buch.

Nachdem Hoffmann in der Plocker Verbannung Anfang Auguſt 1803 Kotzebues 'Freimütigen' kennen gelernt hatte und dadurch ermutigt worden war, zu gleicher Zeit als Muſiker, Kritiker und Luſtſpieldichter hervorzutreten[*], ſchaffte er ſich ein Schreibbuch von 18 Bogen 8°[**] an, in das er unter dem Titel 'Miscellaneen, die literariſche und künſtleriſche Laufbahn betreffend' Konzepte wichtiger Geſchäftsbriefe und kleiner literariſcher Arbeiten eintrug.

Am 1. Oktober begann er dann auf dem 9. Bogen dieſes Buches Tagebuchaufzeichnungen, die, nach einer Unterbrechung im November, am 1. Januar 1804 wieder aufgenommen, aber am 10. März des ſelben Jahres endgültig abgebrochen wurden. — Dieſe Aufzeichnungen geben wir S. 3—31 wieder. Die Sonntage haben wir [in eckigen Klammern] als ſolche bezeichnet. Bisweilen hat Hoffmann (ohne ein Prinzip) die Tagesüberſchrift unterſtrichen; wir haben das ignoriert.

---

[*] Näheres in dem I. Stück der 'Fragmente einer Biographie Hoffmanns' (ſ. u. S. 352 sub D) S. 33—39.

[**] Wir haben 1903 'Euphorion' 10, 589/92 das Buch beſchrieben und verweiſen hier darauf.

In der ſelben Zeit gab Hoffmann gelegentlich den Briefkonzepten auf den erſten Bogen des Buches kleine Notizen bei, von denen wir S. 32 diejenigen wiedergeben, die ſich nicht auf Abſendung und Beantwortung der Briefe beziehen (dieſe ſind bereits in der Briefausgabe mitgeteilt).

Erſt 1808, bei ſeinem zweiten Aufenthalt in Berlin, begann Hoffmann wieder tagebuchähnliche Aufzeichnungen, freilich in ſehr ſparſamem Ausmaße. Er verzeichnete in demſelben Buche, u. z. auf zwei Seiten des 3. Bogens (unmittelbar hinter den letzten Briefkonzepten), nach den einleitenden Worten „Große Kataſtrophe! Ankunft in Berlin —“ die wirtſchaftlichen Hauptereigniſſe und die Daten der wichtigſten Geſchäftsbriefe bis zur Ankunft in Bamberg am 1. September. — Soweit dieſe Einträge nicht ſchon im Text der Briefausgabe verwertet ſind, geben wir ſie auf S. 33 wieder.*

---

* Die Geſamtheit der Einträge im Miscellaneen-Buch bis hierhin haben wir in unſerer Ausgabe des Briefwechſels und auch hier auf S. 32 als ‘Briefbuch’ bezeichnet im Gegenſatz zu dem folgenden Plocker Tagebuch. — Als ein zweites Tagebuchſurrogat aus dem Jahre 1808 kann man die Daten anſehen, die Hoffmann den ſechs Canzoni per 4 voci alla capella beiſetzte (26. Mai [in Berlin: vgl. den 56. Brief an Hippel, S. 230] und 27. Juni bis 6. Juli [in Glogau]: zuerſt mitgeteilt von Truhn im

In Bamberg ſelbſt hat Hoffmann das Buch nur noch dazu benutzt, um in den noch leeren letzten Teil vom 12. Bogen an fremde Geſangstexte (in drei Sprachen) einzutragen, die er dann 1809 komponiert hat (näheres Bd. II, im Kommentar zum Tagebuch von 1809).

II. Die Schreibkalender.

Für Tagebuchaufzeichnungen benutzte Hoffmann ſeit der Ankunft in Bamberg **Schreibkalender**, alſo Notizbücher mit Kalendervordruck. — Wir haben dieſen Vordruck abgekürzt in Altſchwabacher wiedergegeben; die wichtigeren Feſttage ſind als ſolche bezeichnet, die Tagesheiligen aber nur dann genannt, wenn der Inhalt des Eintrags direkt oder indirekt mit ihren Namen in Zuſammenhang ſteht (Anſelmus, Juliana).

1. Die vier Nürnberger Kalender.

In Bamberg konnte Hoffmann ſich 1809 und 1811/13* des vortrefflichen ‘Schreib-Almanachs’ bedienen, der, angeblich „ausgefertiget durch Marcum Freund, der aſtronomiſchen Wiſſenſchaft Ergebenen“, ſeit Generationen in dem alten Nürnberger Verlage von Johann Andreas Endter erſchien. Dieſe Kalender enthalten für jede

---

‘Freihafen’ II [1839], 3, 76, danach wiederholt von Griſebach (S. XXXIV). — In eine etwaige zweite Auflage des vorliegenden Bandes ſollen alle dieſe Aufzeichnungen des Jahres 1808 aufgenommen werden.

* Daß Hoffmann 1810 nicht Tagebuch geführt hat, jedenfalls Hitzig ein ſolches nicht zu Geſichte bekommen hat, wird unten S. LX Note ** dargetan.

Woche zwei einander gegenüberſtehende Seiten mit Vordruck: links Sonntag bis Mittwoch, rechts Donnerstag bis Sonnabend; zwiſchen beiden Seiten befindet ſich ein Durchſchußblatt: für je vier reſp. drei Tage ſind alſo zwei Seiten Raum.

Im Prinzip benutzt Hoffmann die Seiten mit Vordruck; nur aushilfsweiſe oder für Notizen, die er aus praktiſchen Gründen im Bedarfsfalle ſchnell wiederfinden wollte, wählt er die Durchſchußblätter.

Das Papier der Textblätter iſt mit zahlloſen feinen blauen und roten Faſern durchzogen, aber doch gutes (nicht löſchendes) Schreibpapier. Immerhin enthält es nicht ſelten kleine dunkle Flecken von nicht verarbeitetem feſten Material, und an vielen Stellen war es nur bei beſonders günſtiger Beleuchtung — am beſten bei durchſcheinendem Sonnenlicht — unter einer Doppellupe zu erkennen, ob ein ſolcher Papierfleck vorliege oder ob es ſich um einen Punkt oder Strich von Hoffmann handle.

Bei unſerer Wiedergabe laſſen wir das, was auf den Durchſchußblättern ſteht, ſtark eingerückt auf den Haupteintrag des Tages folgen. Ausgenommen ſind (außer den Nachträgen für 1811, die im Kalender für 1812 ſtehen und die wir S. 95 abgedruckt haben) bloße Fortſetzungen des Haupteintrags, für die der Raum nicht ausgereicht hatte (Hoffmann ſelber macht ſie faſt immer durch Hinweiszeichen kenntlich): dieſer Fall liegt z. B. vor 1811 Jan. 28, 1813 Mai 9, 11, 12, 20, Aug. 26, Okt. 11.

Wenn die Räume für einen oder mehrere Tage ohne

Texteintrag geblieben ſind (zuerſt 1809 Jan. 5, 6, 8, zuletzt 1813 Juli 24, 27), haben wir von einer Wiedergabe des Vordrucks abgeſehen und die Lücke durch eine Doppellinie zwiſchen den Zeilen angedeutet.

Der Vollſtändigkeit wegen ſei hier noch bemerkt, daß Hoffmann, vielleicht um den Tag des Erwerbes zu bezeichnen, vorn in den Kalender für 1809 geſchrieben hat:

Bamberg. Den 1 Januar 1809.

und auf die Innenſeite des Vorderdeckels des Kalenders für 1811:

Bamberg den 1^{t} Jan: 1811.

Die Innenſeite des Hinterdeckels trägt bei dieſem Jahrgange von der Hand des Händlers die Preisangabe „30 x“.

2. Der Leipziger Kalender.

In Leipzig war zwar ein Kalender „wirklich zu haben“, wie Hoffmann am 28. Dezember 1813 ſcherzend an Kunz ſchreibt (Briefwechſel 185 unten), aber natürlich nur ein ſächſiſcher, nicht ein in Nürnberg hergeſtellter. Dieſer Leipziger Kalender ſieht ganz anders aus als die bis dahin von Hoffmann benutzten. Wenn dieſe einem normalen Oktavbuch gleichen, wirkt jener wie ein Lineal: er iſt ganz dünn, 162 mm hoch und 69 mm breit (oder vielmehr ſchmal). Entſprechend iſt die innere Einrichtung eine ganz andere.

Der Inhalt beſteht aus zwei Teilen: 1) dem Kalendarium, 2) den Anhängen. Im folgenden geben wir an, wie Hoffmann beide Teile benutzt hat und wie wir ſeine Einträge wiedergeben.

1) Für jeden Monat ſind zwei einander gegenüberſtehende Seiten bedruckt, aber nicht (wie für die Wochen im Nürnberger Kalender) in der Weiſe, daß links die erſte, rechts die zweite Hälfte ſteht, ſondern jede von beiden Seiten bringt den ganzen Monat, und zwar iſt die linke Seite ausgefüllt mit dem vollſtändigen Kalendarium (Monatstag, Wochentag, Heiliger uſw.), während die rechte nur den Monatstag wiederholt und daneben den Raum eines kurzen Druckzeilchens für Notizen freiläßt. Für ein eigentliches Tagebuch war der Kalender offenbar nicht berechnet: für einen Monat iſt hier weniger Platz als bei Marcus Freund für eine halbe Woche. Allerdings befindet ſich auch hier zwiſchen den beiden zuſammengehörigen Seiten ein Durchſchußblatt, deſſen Rückſeite mit verwendet werden konnte, während mit der Vorderſeite dem Kalendarium gegenüber, die nicht zuſammen mit den Haupteinträgen zu überſehen iſt, ſich für Hoffmanns Zweck kaum etwas anfangen ließ.

Hoffmann benutzte vom 2. Januar an im Prinzip die Notizenſeite mit Datumsvordruck; er bediente ſich notgedrungen winzigſter Schrift, bisweilen zwei Zeilen in den Raum einer Druckzeile zwängend. Die gegenüberſtehende Rückſeite des Durchſchußblattes wird daneben aushilfsweiſe benutzt vom 2. Januar bis Ende März, vereinzelt auch noch im April (3 Tage), Mai (2 Tage) und September (1 Tag). Auf die Vorderſeite eines Durchſchußblattes iſt dagegen nur am 1. Januar etwas geſchrieben, als Hoffmann ſich über die ſchwierige Technik dieſer Einträge noch nicht klar war, und aus Verſehen noch einmal am 1. Juni (der Eintrag wird dann auf dem folgenden Blatte, dem mit Vordruck, wiederholt).

Was auf den Durchſchußblättern ſteht — oft ſind es hier nur Wiederholungen von Einträgen, die Hoffmann jederzeit ſchnell wiederfinden wollte — haben wir auch hier ſtets ſtark eingerückt auf den Haupteintrag folgen laſſen. Bei den zahlreichen Lücken in den Aufzeichnungen dieſes Buches haben wir von deren Hervorhebung (durch Doppellinien) abgeſehn. Den Vordruck haben wir hier, dem Original entſprechend, vor, nicht über Hoffmanns Eintrag geſetzt.

2) Hinter dem eigentlichen Kalender befinden ſich gedruckte Tabellen u. ä., am Schluß zwei weiße Blätter (unbeſchrieben) und zwei Kreidekartons, die Hoffmann mit den 'Memorandis' beſchrieben hat; wir bringen dieſe S. 266 f.

3. Der Berliner Kalender.

In Berlin glückte es Hoffmann, einen Kalender zu erhalten, der dem guten Nürnberger in der Einrichtung in allem weſentlichen glich, leider aber, wie ſchon erwähnt, nicht in der Qualität des Papiers. Vom fünften Blatt an löſcht dieſes in ſtarkem Maße.

Im Januar und Februar beſchrieb Hoffmann trotzdem die Blätter in der ſelben Weiſe wie er es in den Nürnberger Kalendern getan; nur benutzte er jetzt die Kalenderblätter bisweilen auch dazu, um im voraus agenda einzutragen. — Was auf den Durchſchußblättern ſteht, geben wir auch hier ſtark eingerü[illegible] ücken deuten wir wie bei den Nürnberger Kalendern durch Doppellinien an. Alle agenda ſtellen wir S. 281 zuſammen.

Vom Mittwoch dem 1. bis zum Freitag dem 3. März verwendete Hoffmann nicht die (rechts ſtehende) Kalenderſeite, ſondern ſchrieb auf die links daneben ſtehende Rückſeite des Durchſchußblattes. Vielleicht wollte er künftig jedes Blatt nur einſeitig beſchreiben und alſo abwechſelnd die Blätter mit Vordruck und die Durchſchußblätter benutzen, um nicht mehr durch das Durchſchlagen der Tinte geſtört zu werden. — Im Text haben wir die Stellung dieſer Einträge nicht durch Einrücken angedeutet, da ſie nur durch äußere Rückſichten bedingt iſt.

Dieſes Verlaſſen der bisherigen Norm war aber der Vorbote für den Abbruch aller Tagebuchaufzeichnungen: wie wir ſchon berichtet haben, hat Hoffmann nach dem 3. März 1815 keinen Tagebucheintrag mehr gemacht*. Seinen Umzug in das Eckhaus der Charlotten- und Taubenſtraße (Mitte 1815) und den etwa gleichzeitigen Abſchied von Chamiſſo erleben wir nicht mehr mit, ebenſo wenig, wie ſchon S. XXXVII unten erwähnt, die Bekanntſchaft mit Devrient, der wohl gleich nach ſeiner Ankunft aus Breslau (Ende März) in das genannte Eckhaus gezogen und am 1. April zum erſten Male im Königlichen Schauſpielhauſe aufgetreten war.

---

* Wie für 1808 die Datierung der Sechs Canzoni, läßt ſich für 1815 die Datierung des ‘Sandmann’-Konzeptes vom 16. November nachts 1 Uhr als Ergänzung des Tagebuchs anführen (von mir 1902 im ‘Euphorion’ mitgeteilt; Herr von Maaſſen hat dann [1909] in ſeiner Ausgabe 3, 354 dankenswerterweiſe hinzugefügt, daß ſtatt „Nachts“ urſprünglich „Abends“ dageſtanden hat, ſo daß es ſich alſo beſtimmt um die Nacht vom 16. auf den 17. handelt).

III. Die Dresdner Memoiren.

Die ſchwierige Frage ihrer Entſtehung behandeln wir S. 291—294.

Die Daten ſtehen im Original am Rande und ſind zum Teil unterſtrichen. Wir haben ſie, wie Hoffmann es in Plock gemacht hat, zur Raumerſparnis als Überſchriften geſetzt, und zwar immer ohne Sperrung.

C. Schickſale und literariſche Verwertung der Tagebücher.

I. Zu Hoffmanns Lebzeiten.

Aus der Tagebuch-Partie des Plocker 'Miscellaneen'-Buches fehlt kein Blatt. Ebenſo fehlt aus den ſechs Schreibkalendern nicht ein Blatt mit Vordruck. Dagegen ſind aus vieren von dieſen einige Durchſchußblätter entfernt, im ganzen 14. Sechs davon hat Hitzig nachweislich herausgenommen; über dieſe berichten wir im folgenden Abſchnitt (S. LIX). Die acht anderen ſind wohl ſämtlich ſchon von Hoffmann entfernt; ſie gehörten zu folgenden Tagen:

1) 1809 Jan. 1/7
2) — — 8/14
3) — — 22/28
4) — Febr. 19/25
5) — Nov. 19/25
6) 1811 März 17/23
7) 1813 Jan. 1, 2
8) — Febr. 7/13

Die erſten beiden ſind mit der Schere herausgeſchnitten, die anderen ſechs (von denen die beiden letzten als Doppelblatt zuſammengehörten) ſind herausgeriſſen; das dritte hat Hoffmann vielleicht am 25. oder 26. bei

Madame Cuno verbraucht, das ſechſte, auf dem das Sonett an Julchen ſtand, hat er im März 1813 dem ‘Berganza’-Manuſkript eingefügt: ſ. die Note S. 89/90.

Hitzig ſpricht II 316 (ſehr kurz) von Hoffmanns Verhältnis zu ſeiner Frau und erwähnt dabei: „Seine Tagebücher, die das Bekenntnis aller ſeiner Schwächen enthalten, ruhten immer in ihren Händen.“ Hitzig ſchließt daraus, daß Hoffmann „nie ein Geheimnis vor ihr gehabt“ habe. Wie wir geſehen haben, iſt das nicht ganz zutreffend: die Tagebücher waren ſchon vor der Niederſchrift in usum uxoris bearbeitet, und wo das vergeſſen war, wie 1811 Febr. 18, iſt es nachgeholt. Der erſtaunlich offene Eintrag S. 263 war möglich, da die Frau kaum argwöhnen konnte, daß Hoffmann jetzt noch Julchen meinte, wenn er „das [sic!] Kätchen“ nannte.

Die einzige Perſon, von der wir wiſſen, daß ſie wenigſtens in dem Tagebuche von 1812 *unter Hoffmanns Anleitung* geleſen hat, iſt keine andere als *Julchen Marc*. In ihrem langen, zweifellos für die Öffentlichkeit beſtimmten Briefe an Speyer vom 15. März 1837, den wir in Bd. III der Sammlung ‘E. T. A. Hoffmann im perſönlichen und brieflichen Verkehr’ bringen werden, heißt es: „Er brachte mir nicht ſelten ſein Tagebuch mit *und erklärte dann mit oft hinreißender Beredſamkeit die Hieroglyphen, mit denen er den leidenſchaftlichen Zuſtand ſeines Innern ſich ſelbſt zu bezeichnen pflegte, jedem anderen unleſerlich*.“ Da Hitzig von den „Hieroglyphen“ der Tagebücher — offenbar iſt in erſter Linie die Sigle Ktch gemeint — nicht die geringſte Andeutung macht, und da Kunz die Tagebücher überhaupt nicht aus eigener Anſchauung erwähnt, ſo kann Julie unſeres Erachtens dieſe Kenntnis nur von Hoffmann ſelber haben; im übrigen mögen in dem ſeit 1812 verfloſſenen Vierteljahrhundert die Tatſachen in ihrer Erinnerung vergrößert und ausgeſchmückt ſein.

II. Die Tagebücher in Hitzigs Verwaltung.

Nach Hoffmanns Tode erhielt Hitzig von der Witwe mit dem übrigen handſchriftlichen Nachlaß auch, wie er II 316 ausdrücklich beſtätigt, die Tagebücher „zur Benutzung“, d. h. zur freien Verfügung: die gute Frau hat nie den Wunſch auch nur angedeutet, irgend ein Blatt von der Hand ihres Mannes zurückzuerhalten.

Wie Hitzig die Tagebücher zu ſeiner Kompilation ‘Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß’ verwertet hat, werden wir in dem S. 351 oben angekündigten Bande im einzelnen zeigen, indem wir jeden Satz Hitzigs mit ſeiner Vorlage konfrontieren. Hier iſt ſein Verfahren nur in großen Zügen zu charakteriſieren, um anzudeuten, in welchen Richtungen die vorliegende Publikation Neues bringt.

1. Hitzigs prinzipielle Weglaſſungen.

Hitzig bedeckt Hoffmanns Plocker und Bamberger Sympoſien mit dem Mantel chriſtlicher Nächſtenliebe. Das wäre völlig verſtändlich und hier mit keinem Worte zu erwähnen — wenn er nicht nachher mit verdoppeltem Ingrimm die Berliner Lebensweiſe ſeines Freundes verurteilte. Beſonders wunderlich wirkt es in dieſem Zuſammenhange, wenn Hitzig Hoffmanns gute Vorſätze vom 1. Januar 1804 (S. 20 oben) in einer ſalbungsvollen Note I 274 f hervorhebt und auf den wohltätigen Einfluß „ſeines mehr auf die Entwicklung des Innern [!] gerichteten Lebens in Plozk“ zurückführt, ohne dabei zu ſagen, daß am übernächſten Tage dieſe Vorſätze definitiv ad acta gelegt worden ſind.

Mit beſonderer Hartnäckigkeit ignoriert Hitzig Hoffmanns menſchliche Beziehungen. Bei einigen Kategorien mag man das als Diskretion auffaſſen, ſo bei den zahlreichen Plocker Notaten über die dortigen Kollegen wie Hiltebrandt und über die vortragenden Räte des Juſtizminiſteriums, auch bei dem im Oktober 1803 zweimal zu Papier gebrachten Stoßſeufzer, daß von den beiden Mutterbrüdern leider der falſche geſtorben. Insbeſondere laſſen wir dieſe Auslegung gelten für die weiblichen Beziehungen Hoffmanns; wenn Hitzig die minder wichtigen verſchweigt und in dem wichtigſten Falle durch eine einigermaßen tendenziöſe Auswahl von Tagebuchſtellen II 43—46 den Leſer mehr irreführt als aufklärt, ſo iſt das kaum zu tadeln, da Hoffmanns Frau und Julie noch lebten.

Auf einem ganz anderen Brette ſteht es aber, wenn Hitzig unter den Freunden Hoffmanns außer ſich ſelbſt und ſeinem engſten literariſchen Kreiſe nur noch Hippel nennt und ſyſtematiſch alle Tagebuchſtellen unterdrückt, in denen von anderen Freundſchaftsbeziehungen die Rede iſt. Insbeſondere denken wir hier an die beiden **muſikaliſchen** Herzensfreunde Hoffmanns, die in deſſen Tagebüchern (und Briefen) Hauptrollen ſpielen: den beſten Glogauer Freund **Johann Samuel Hampe** (1770—1823; ſeit März 1809 in Liegnitz, ſeit 1816 in Oppeln[*]) und den beſten Warſchauer Freund **Franz Anton**[**] **Morgenroth** (1780—1847; ſeit 1806 in Dresden). Jenem gilt 1803 in Plock Hoffmanns zärtliche Sehnſucht (S. 7 Mitte), ihm ſendet er zu Neujahr 1804 das neueſte Werk (S. 18 unten), von ihm träumt er des Nachts (S. 23) — kurz, Hampe iſt an die **Stelle Hippels getreten**, ſeitdem dieſer 1797 der Braut (in der Folge: der Familie und dem Staate) den Vorrang vor dem Freunde eingeräumt hatte[*]. Bei Hampe, nicht bei Hippel oder Soden, die ihn beide eingeladen, (oder gar, wie Ellinger 1894 und 1912 will, bei der Schwiegermutter in Poſen) brachte Hoffmann den Sommer 1808 zu, vielleicht die glücklichſte und hoffnungsreichſte Zeit ſeines Lebens: hier entſtanden, wie ſchon auf S. XLIV in der Note geſagt, fünf ſeiner ſechs Canzoni per 4 voci alla capella, dar[illegible]r der wundervolle Chor „O sanctissima“, hier entſtand vermutlich auch ſeine erſte bedeutende Proſaarbeit, der Ritter Gluck[**]. Nachdem kurz darauf auch die Korreſpondenz mit Hippel gänzlich eingeſchlafen, wechſelte Hoffmann, der Muſiker, um ſo eifriger mit den Muſikern Hampe und Morgenroth Briefe. —

---

[*] Dorthin ſchreibt ihm Hoffmann 1819 kurz vor dem Antritt ſeiner Reiſe nach Warmbrunn: „Eilen Sie **den** wiederzuſehen, der Sie nie aus Sinn und Herz gelaſſen hat, der Ihnen ganz und gar treu geblieben iſt mit voller Seele!“ (S. künftig in dem ſchon mehrfach zitierten Bd. III der Sammlung ‘Hoffmann im Verkehr’; ebendort auch einige Nachrichten über das Zuſammenleben und Zuſammenarbeiten der Freunde in Glogau.)

[**] In dem Bande ‘Hoffmann und Hippel’ S. 308 Note habe ich in Verwechſlung mit Beyerlein **Franz Adam** daraus gemacht. Die Allg. D. Biogr. und die Muſikerlexika geben die richtigen Vornamen. (Zu dem in jener Note und im ſelben Bande S. 326 Mitte angekündigten Aufſatz, der außer Hampe und Morgenroth noch Hoffmanns Freund **Heinrich Loeſt** behandeln ſollte, habe ich leider keine Zeit gefunden.)

---

[*] Noch von Hoffmanns Berliner Umgang bis 1821 ſagt Hitzig (II 300): „Alte Bekannte gingen ihm über Alles ... Eine gleiche Geſinnung forderte er aber auch gebieteriſch von ſeinen Freunden. Sie ſollten keinen Gott haben neben ihm; er betrachtete es als eine Felonie, wenn ſie ſich verheiratheten, mit ihren Kindern lebten u. ſ. w.“ Viel ſchwerer noch ertrug es natürlich der junge Hoffmann, nicht mehr die erſte Rolle im Leben des älteſten Freundes zu ſpielen; ſeine Briefe ſeit Hippels Verlobung zeigen das auf das lebhafteſte.

[**] Ich erinnere daran, daß jener Chor neuerdings von Ellinger (1, XXXVI) als das Eindrucksvollſte bezeichnet iſt, was Hoffmann überhaupt auf muſikaliſchem Gebiete geſchaffen, und daß Hoffmann den ‘Ritter Gluck’ nach Griſebachs Urteil (1, XXXIX) kaum jemals übertroffen hat. Die Keime beider Meiſterwerke gehen auf das ſchlimme Berliner Frühjahr 1808 zurück, zur Reiſe gebracht hat ſie aber der Sommer der Freundſchaft in Glogau.

2. Die äußere Form, in der Hitzig Hoffmanns Aufzeichnungen wiedergiebt.

Hitzigs Werk zerfällt, in ſehr glücklicher Dispoſition, in zwei Teile: der erſte ſtellt die Jugend Hoffmanns und ſein Leben als preußiſcher Richter in Polen dar; der zweite zeigt ihn als freien Künſtler und als Richter in Berlin, alſo in den letzten drei Luſtren ſeines Lebens von Mitte 1807 bis Mitte 1822. Die Auszüge aus Tagebüchern und Briefen behandelt Hitzig in dieſen beiden Teilen verſchieden: im erſten gibt er ſie (im Anſchluß an ſeine Hauptquelle für dieſen Band, Hippels Manuſkript) den einzelnen Kapiteln ſeiner Darſtellung in kleiner Schrift als Anhänge oder Fußnoten bei, während er ſie im zweiten Bande in der Regel in ſeinen Bericht einflicht.

3. Das Miscellaneen-Buch.

Hitzigs erſter Band bringt dem entſprechend außerhalb des Textes achtzehn Tagebucheinträge aus Plock, freilich mit erheblichen Kürzungen. Es ſind acht Tagesberichte von 1803 (S. 261 f Note und S. 270/72) und zehn von 1804 (S. 274 bis S. 280 oben).

Hitzig deutet übrigens nirgends an, daß ſich dieſe Aufzeichnungen in dem ſelben ‘Miscellaneen’-Buche befinden, das die beiden Singſpielfragmente, den Entwurf zu einem Aufſatz über Sonaten und Überſetzungen von Kanzonetten enthält; er nennt das Plocker Tagebuch zuerſt S. 244 und das ‘Miscellaneen’-Buch wie etwas Neues auf S. 245 unten.

In den 30er Jahren ſchenkte Hitzig dem Autographenſammler Dorow ein Blatt aus dem Miscellaneen-Buch, das die Themata der am 15. März 1808 an Nägeli geſandten Kompoſitionen enthielt; ſpäter hat er anſcheinend das ganze Buch weggegeben (ſ. u. unter III, auf den Seiten LXVIII [Abſ. 2] und LXIX [unten mit Note]).

4. Die Schreibkalender.

a) Hitzigs Behandlung der Originale.

Um die Mühe des Abſchreibens zu ſparen, riß Hitzig von den Durchſchußblättern der Schreibkalender ſechs heraus und gab ſie ſeinem Druckmanuſkript bei*, nämlich die zu folgenden Tagen:

1) 1809 Jan. 15/21
2) — Nov. 5/11
3) 1811 Jan. 6/12
4) 1812 Jan. 26 bis Febr. 1
5) — Febr. 9/15
6) — Mai 10/16.

Von Nr. 2 hat ſich nur die obere Hälfte gefunden — die untere war zweifellos leer und iſt nur weggeſchnitten, damit ſie im Manuſkript, an das ſie wie Nr. 1 und 2 mit einer Stecknadel befeſtigt war, nicht unnütz Platz wegnahm —; Nr. 3 iſt bisher nicht gefunden; die anderen vier Blätter liegen vor und ſind wie Nr. 2 durch Anlegen des Rißrandes an den im Kalender verbliebenen Streifen mit abſoluter Sicherheit zu lokaliſieren oder, was hier dasſelbe bedeutet, zu datieren.

---

* In gleicher Weiſe hat Hitzig nicht nur Hippels Auszüge aus Hoffmanns Briefen, ſondern auch Hoffmanns Originalbriefe an ihn ſelbſt unmittelbar in die Setzerei gegeben, ſie ſich dann aber zurückgeben laſſen.

b) Die Druckorte in Hitzigs Band II.

Von den ſechs in Rede ſtehenden Durchſchußblättern hat Hitzig die drei erſten ausnahmsweiſe als Beilagen ſeines Berichtes gegeben[*] (S. 59—62; das von Hitzig S. 62 ins Jahr 1810 verlegte Stück iſt zweifellos identiſch mit dem erſten aus dem Jahrgang 1811 herausgeriſſenen Blatt, das wir ſoeben an dritter Stelle aufgeführt haben: der Inhalt ſchließt ſich unmittelbar an den Tagebucheintrag vom 6. Januar an[**]). Nr. 5 iſt als erſte Note auf S. 33 geſtellt, der Text des 4. und des 6. Blattes iſt in die Darſtellung aufgenommen (auf S. 44 Z. 9—17 reſp. S. 43 Z. 19 f).

Ebenſo wie dieſe beiden ſind, wie geſagt, in Hitzigs zweitem Band faſt alle überhaupt verwendeten Tagebuchſtellen (und ebenſo ſämtliche Briefe bis auf zwei) zu integrierenden Teilen von Hitzigs Erzählung geworden. Sie finden ſich paſſim im achten Abſchnitt (1809: S. 22 unten bis 24 oben; 1811 und Nachtrag dazu: S. 30—32; 1812: S. 32—35, S. 39 unten bis 40 oben und S. 43 Mitte bis 46 oben; 1813: S. 40—42 oben) und im neunten Abſchnitt (1813: S. 63—65, 67 f., 95 unten bis 96 Mitte und 100; 1814: S. 101 bis 105 Mitte, 106 Schluß); im zehnten Abſchnitt ſind nur vier Worte zitiert (1814: S. 109 Z. 7 von unten; aus 1815 gar nichts!), in die darauf folgenden 'Einzelnen Züge zur Charakteriſtik Hoffmanns' iſt eine Blütenleſe von Hoffmanns Referaten über ſeine Stimmungen aufgenommen (aus verſchiedenen Jahrgängen: auf S. 307 unten bis 308 Mitte).

---

[*] Das erſte behandeln auch wir nicht als Beſtandteil der Tagebücher, ſondern als zufällig in ein Tagebuch eingetragenes literariſches Material und ſetzen es alſo in unſeren zweiten Band, wie wir das zum 17. März 1811 beigeſchriebene Sonett als Briefkonzept behandeln.

[**] Offenbar hat Hoffmann 1810 gar nicht Tagebuch geführt. Für jedes Faktum, das Hitzig S. 25—30 für 1810 zu berichten weiß, liegen uns ſeine anderweitigen Vorlagen urſchriftlich vor; die beiden Hauptſchriften des Jahres (die erſte Beethoven-Rezenſion und Kreislers Leiden) verlegt Hitzig aber, durch Rochlitzens Darſtellung verführt, ins Jahr 1809!

c) Hitzigs Würdigung des Quellenwertes der Tagebücher.

Bei der Auswahl ſeiner Quellen verfährt Hitzig nach dem Brauche aller dilettantiſchen und allgemein beliebten Hiſtoriker, der für Diodor und Titus Livius ebenſo feſtes Geſetz war wie für Georg Weber und Genoſſen. Man iſt nicht ſubjektiv, bewahre: man läßt mit Vorliebe „die Quellen ſelbſt ſprechen“ (wenn es geht, ſogar wörtlich); aber man ſucht ſich zu dem Ende, um den Leſer nicht zu langweilen, ſorgfältig die ausführlichſten, lebhafteſten und anſchaulichſten Darſtellungen aus, die natürlich faſt immer die ſpäteſten und phantaſievollſten ſind, und benutzt die trockenen echten Dokumente nur im äußerſten Notfall als Lückenbüßer.

In einzelnen Fällen aber ſchlägt Hitzig das noch gewiſſenhaftere, aber nicht beſſere Verfahren der Hexateuch-Redaktoren ein, deren Prinzip es war, bei einer doppelten Überlieferung beide Quellen zu Worte kommen zu laſſen, einerlei ob ſie miteinander ſtimmten oder nicht. Hitzig ſetzt in dieſen Fällen entweder ahnungslos beide Berichte nebeneinander, erzählt das ſelbe alſo zweimal, oder er wechſelt die Vorlage während der Darſtellung des ſelben Vorgangs; geſchieht dieſer Wechſel innerhalb eines Satzes, ſo entſteht eine logiſch-ſtiliſtiſche Mißgeburt, deren Teile ſich untereinander bekriegen.

Im einzelnen iſt das, wie geſagt, bei dem Neudruck von Hitzigs Bericht in dem S. 351 oben angekündigten Bande darzutun; hier nur je ein Beiſpiel für die vier Arten ſeines Verfahrens.

1) Hitzig konnte dem Tagebuche von 1809 bequem entnehmen, daß Hoffmann am 11. Januar unter Überſendung des ‘Ritters Gluck’ ſich Rochlitzen zum Mitarbeiter an der Allg. Muſ. Ztg. angeboten hatte und daß vierzehn Tage darauf Rochlitzens Zuſtimmung für das ſpezielle und das allgemeine Anerbieten eingelaufen war. Hoffmann ſelber hatte den Berliner Freund in dem Briefe vom 25. Mai 1809, aus dem Hitzig S. 15—17 eine lange und S. 18/19 eine kurze Stelle abdruckt, darauf aufmerkſam gemacht, daß im Februar der ‘Ritter Gluck’ als ſein „Debut“ in der Allg. Muſ. Ztg. erſchienen ſei. Für Hitzig ſind jedoch alle dieſe Zeugniſſe aus dem Jahre 1809 nicht vorhanden; er ſtellt vielmehr S. 19—22 den

Beginn von Hoffmanns Mitarbeit an der Allg. Muſ. Ztg. wörtlich nach Rochlitzens frechem Schwindelbericht von 1822 dar. Nicht Hoffmann macht Rochlitz, ſondern Rochlitz macht Hoffmann ſeine Vorſchläge, der ‘Ritter Gluck’ aber wird überhaupt nicht genannt (im ganzen Buche nicht!), ſondern als erſte Beiträge zur Allg. Muſ. Ztg. erſcheinen (wie ſchon oben S. LX Note ** geſagt) ‘Kreislers Leiden’ und die erſte Beethoven-Rezenſion, die beide aus dem Jahre 1810 ſtammen. Bis 1899 iſt bekanntlich dieſe Darſtellung als lautere Wahrheit verehrt und in allen Zungen hundertfältig wiederholt worden.

2) S. 68 Z. 7—9 berichtet Hitzig zutreffend nach dem Tagebuch, daß Hoffmann mit ſeiner kranken Frau am 24. und 25. Juni 1813 „auf einem elenden Leiterwagen“ von Leipzig nach Dresden gefahren iſt. An Verwünſchungen auf Seconda hatte es dabei, wie wir wiſſen, nicht gefehlt. S. 72 f aber reproduziert Hitzig, der doch die blühende Phantaſie ſeines Freundes aus vieljährigem Umgange kannte, beifällig deſſen Erzählung — einen wahren conte d'Hoffmann — über die ſelbe Fahrt vom 24. und 25. Juni: Hoffmanns fahren hier, der übrigen Geſellſchaft weit voran, bequem in einem Halbwagen, den Seconda ihnen „großmütigerweiſe gemietet“.

3) Für die Kompoſition der ‘Undine’ hat Hoffmann ein Jahr gebraucht. Nach den Briefen an Hitzig müßte man annehmen, daß dieſe Zeit von Ende

1812 bis Ende 1813 lieſe; denn am 30. November 1812 ſchreibt Hoffmann (Briefwechſel 96): „noch habe ich keine Note aufgeſchrieben, die Oper iſt aber doch [im Kopfe] beinahe fertig“; am 1. Dezember 1813 heißt es (Briefwechſel 175): „Undine iſt vollendet.“ Die Tagebücher ergeben dem gegenüber, daß die Kompoſition am 1. Juli 1813 begonnen und am 5. Auguſt 1814 beendet iſt. Hitzig datiert nun den Beginn der Arbeit nach dem Tagebuch (S. 68), aber die Beendigung nach dem Brief (S. 99) und kommt ſo bewundernd zu der Konſtatierung (S. 99 Note), daß für die Kompoſition „noch nicht 6 Monate“ gebraucht ſind.

4) Unterm 26. Februar 1814 trägt Hoffmann ins Tagebuch ein: „Aufkündigung!!“, und fügt auf dem Durchſchußblatt hinzu [man leſe die ganze Stelle S. 252 nach]: „Heute hat mir Seconda die Stelle aufgekündigt — konſterniert . . . Den Mut ganz ſinken laſſen“. Am 2. März nachmittags erkrankt er. — Am 8. Juni berichtet er Hitzig über dieſe „vor Ablauf des Winters“ [ſtimmt!] eingetretene Krankheit (Briefwechſel 213) und fährt mehr als diplomatiſch fort: „Dies, ſowie ein unangenehmer Vorfall, der mich über meine ſubordinierte Verhältniſſe ganz aufklärte, gab die Veranlaſſung mich von Seconda zu trennen.“ Wem gab das die Veranlaſſung? Der Leſer ſoll natürlich denken: dem Muſikdirektor Hoffmann. Hitzig kontaminiert nun dieſe beiden Darſtellungen zu einem Satze oder vielmehr zu zwei halben Sätzen, die wir

hier folgen laſſen, den logiſchen Bruch mit einem | markierend:

> Denn durch ſeine Krankheit, und durch einen unangenehmen Vorfall mit Seconda, der Hoffmann das Subordinirte in ſeiner Stellung zu dieſem, als Director ganz unfähigen, Manne, fühlbar machte, *bewogen*, | hatte *Letzterer* Hoffmann ſchon am 26ſten Februar ſeine Stelle aufgekündiget ...

d) Hitzigs Sorgfalt in der Wiedergabe der Einträge.

Leider hat es aber nicht ſein Bewenden dabei, daß Hitzig überaus häufig aus dieſen oder jenen Gründen die beſte Quelle für Hoffmanns Leben *verſchmäht* hat. Auch *die* Stellen ſeines zweiten Bandes, die — wie man ſofort ſieht — auf *Hoffmanns Tagebücher* und zwar *nur* auf dieſe zurückgehn und die daher auch ein kritiſcher Benutzer der Kompilation mit Vertrauen betrachten möchte, enthalten, wie ſich nunmehr zeigt, ſtarke Fehler (namentlich in der Chronologie), die lediglich auf *grobe Flüchtigkeit* beim Exzerpieren zurückzuführen ſind. Auch für dieſe Beobachtung führen wir hier nur ein paar Beiſpiele an.

Zwei, allerdings nicht wichtige Einträge aus dem Jahre 1811 ſind gleich in frühere *Jahre* verlegt:

1) die Rezenſion von Puſtkuchen Choralbuch ins Jahr 1809 (S. 23).
(2 der Rat, ſich Angſtvorſtellungen von der Seele zu ſchreiben, ins Jahr 1810 (ſ. o. S. LX).

Verſchiebungen um mehrere Monate finden ſich erheblich häufiger. Wir nennen nur drei beſonders intereſſante aus der erſten Zeit des (zweiten) Aufenthalts in Leipzig, die Hitzig auf den drei Seiten 100—102 ſich zu ſchulden kommen läßt:

1) Obgleich das Tagebuch ergibt, daß Hoffmann 1813 nur das erſte Drittel des ‘Goldnen Topfes’ entworfen hat, während der Reſt vom 24. Januar bis zum 15. Februar 1814 gedichtet und erſt am 4. März in der Reinſchrift fertig geworden iſt, ſchreibt Hitzig, Hoffmann habe am 31. Dezember 1813 die Abſchrift des Märchens beendet. (Dieſe Angabe iſt denn auch bis zur Gegenwart überall wiederholt, zuletzt von Griſebach 1, LIII und von Ellinger 1, 6[*], obgleich ſeit 1839 die Begleitbriefe zu der Teilſendung vom 16. Januar und zu der Reſtſendung vom 4. März vorliegen. Beide Briefe werden von Griſebach — LIII Mitte reſp. LIV unten — ausdrücklich zitiert: aber Hitzigs Autorität war eben größer, oder, gerechter geſagt, niemand wollte an eine ſo grobe Fahrläſſigkeit glauben.)
2) Am Tage nach jenem 31. Dezember, dem Neujahrstage 1814, erkrankte Hoffmann nach Hitzigs Angabe an Bruſtentzündung und Gicht „und quälte ſich, oft dem Tode nahe, bis zum Frühjahr mit dieſen Übeln“. Hoffmanns Freunde werden dem Tagebuch mit Beruhigung entnehmen, daß dieſe

---

[*] Wie ich nachträglich ſehe, hat Ellinger nach Einſichtnahme in das Tagebuch von 1813 Bd. 15 S. 147 ſeine oben zitierte Angabe widerrufen.

Krankheit („Gliederreißen und Bruſtſchmerzen"), wie wir ſchon oben erwähnten, erſt am 2. März einſetzte und genau acht Tage dauerte: am 10. ging Hoffmann wieder aus.

3) Beim erſten Teil der 'Elixiere' iſt es Hitzig wie bei der 'Undine' ergangen, indem er kaum die Hälfte der wahren Entſtehungszeit angibt. Nach ſeiner Angabe, der bisher jeder Leſer unbedingt Glauben ſchenken mußte, iſt die Arbeit am 25. März 1814 begonnen und „das Manuſkript" am 22. April vollendet. In Wirklichkeit hat Hoffmann am 4. März den Plan gefaßt, vom 5. März bis zum 23. April das Konzept hergeſtellt und vom 24. April bis zum 4. oder 5. Mai an der Reinſchrift gearbeitet, bei der gewiß noch manche Änderungen vorgenommen ſind.

5. Die Dresdner Memoiren.

Nach dem im Abſchnitt 2 dargelegten Prinzip hat Hitzig auch die Memoiren, die Hoffmann im November 1813 über die Zeit der Schlacht bei Dresden ſchrieb, in den Text ſeines II. Bandes hineingeſtellt und zwar faſt ohne jede Änderung (S. 83 unten bis S. 95 unten)[*].

---

[*] Seltſamerweiſe glaubt Hitzig (S. 83), daß Hoffmann dieſe Aufzeichnungen wie ein Tagebuch gleich am 15. Auguſt begonnen hat: er müßte dann ſchon im voraus gewußt haben, daß nun „drei verhängnisvolle Monate" einſetzen!

III. Die Tagebücher in der Verborgenheit von Hitzigs Tode 1849 bis zu Kürſchners Tode 1902.

Nach Hitzigs Tode 1849 kamen bei der rein mechaniſchen Teilung ſeines Nachlaſſes Hoffmanns Schreibkalender in den Beſitz ſeines Sohnes Friedrich Hitzig (des Architekten), die fünf von Hitzig daraus herausgeriſſenen Durchſchußblätter in den ſeines Schwiegerſohnes Baeyer (des Geodäten).

Das Miscellaneen-Buch war, nach unbekannten Zwiſchenſtadien (ſ. u.), 1889 in Joſeph Kürſchners Beſitz. Der Eigentümer ließ damals auf S. 153 des 147. Bandes ſeines Sammelwerkes 'Deutſche National-Literatur'* eine Seite aus dem Plocker Tagebuche fakſimilieren — wunderlicherweiſe zwei Einträge, die ſchon bei Hitzig faſt ohne jede Kürzung zu finden waren —; daß jenes Tagebuch in dem Miscellaneen-Buche ſteht, verriet auch Kürſchner mit keinem Worte.

Nachdem im Oktober 1899 Griſebachs Hoffmann-Ausgabe erſchienen und ich eine Woche darauf aus dem Nietzſche-Archiv ausgeſchieden war, begann ich, ſyſtematiſch die in Privatbeſitz zu vermutenden Urkunden zu Hoffmanns Leben zu ſuchen. Man geſtatte mir, hier in analoger Weiſe, wie es in der Ausgabe des Briefwechſels geſchehen iſt, über meine Bemühungen und die gleichzeitigen anderer, ſoweit ſie den Tagebüchern galten, kurz in annaliſtiſcher Form zu berichten; nur ſo kann ich die einander widerſprechenden Ankündigungen und ſonſtigen Mitteilungen rechtfertigen, die ich ſeit 1901 betreffs der Tagebücher habe drucken laſſen, nur ſo es auch verſtändlich machen, daß meine Quellenſammlung leider in zwei Publikationen verſchiedenen Formates zerriſſen iſt. Die großen Pauſen in der Arbeit waren, wie ſchon in der Einleitung zu den Briefen angedeutet, höchſt unfreiwilliger Art.

---

* Vgl. über dieſen curioſen Band Briefwechſel 720 f Note 3.

1900,

am 19. Januar, bat ich Kürſchner brieflich, mir die wiſſenſchaftliche Benutzung des Plocker Tagebuches zu geſtatten. Kürſchner verſchob das in ſeiner Antwort vom 24. Januar bis zur Beendigung einer größeren Arbeit und wiederholte dies, übrigens in ſehr freundlicher Form, unterm 8. Februar. Am 6. Juni verſprach er abermals auf das beſtimmteſte, das Buch „ſobald als möglich herauszuſuchen" und mir leihweiſe zu überſenden; „Sie können dann", fuhr er fort, „den Inhalt benutzen, wie Sie wollen. Ich glaube kaum, daß er beſonders weſentlich für Ihre Arbeit ſein wird. Ich habe das Buch ſeinerzeit von dem bekannten Meyer-Cohn in Berlin erhalten, den Sie ja wohl als einen der hervorragendſten Autographenſammler kennen. Er hatte die Liebenswürdigkeit, mir das Buch ſeinerzeit zu ſchenken, wofür ich ihm noch heute verbunden bin."[*] Auch unterm 4. Juli wurde das Verſprechen aufrecht erhalten. — In allen Briefen iſt immer nur von dem „Hoffmannſchen Tagebuch“ oder dem „Buch“ die Rede, auch hier wird nie zugegeben, daß es ſich um das vielſeitige Miſcellaneen-Buch handelt.

---

[*] Meyer Cohn ſchrieb mir, auf eine gelegentliche Anfrage, am 17. Mai 1901 aus Frankfurt: „Die Affäre mit Kürſchner iſt mir ganz nebelhaft und muß ſchon wenigſtens 10—15 Jahre zurückliegen. Näheres ſpä-

Weiter hörte ich von Kürſchner nichts. Da ich von ſeinem intimſten Jugendfreunde erfuhr, daß zu ſeinen Lebzeiten nichts von ſeinen Sachen zu erhalten ſein werde, erſparte ich mir weitere Bitten reſp. Erinnerungen. Dagegen fragte im März des folgenden Jahres,

1901,

Richard Schaukal (damals noch Statthalterei-Conceptiſt in ſeiner mähriſchen Heimat) bei Kürſchner wegen des Plocker Tagebuchs an, ohne von meinen Bemühungen zu wiſſen. Der Schatzhüter auf dem Hohen Hainſteine „ob Eiſenach“ ſpeiſte dieſen neuen Bewerber mit den Worten ab, „*das kleine Tagebuch von Hoffmann*“ „*dürfte ſich kaum zur Veröffentlichung eignen*“; immerhin könne er, Kürſchner, „ja die Frage einmal für ſpäter in Erwägung ziehen“. Von dem mir viermal

---

ter mündlich.“ Nach ſeiner Rückkehr ſchrieb er am 15. Juli beſtimmter: „Herr Profeſſor Kürſchner ſcheint ſich mit dem Tagebuch Hoffmanns zu irren, ich habe es ſoviel ich weiß nie beſeſſen.“ Als ich ihn kurz darauf beſuchte, um ſeine beiden ſchönen Hoffmann-Briefe zu kollationieren, wiederholte er dasſelbe mündlich mit dem Zuſatz, er wiſſe wirklich nicht, wie er dazu kommen ſolle Kürſchnern etwas zu ſchenken. Vielleicht liegt alſo auf Kürſchners Seite eine Verwechſlung vor.

gegebenen Verſprechen war ebenſo wenig die Rede wie von dem ſonſtigen Inhalt des Miscellaneen-Buches.

Inzwiſchen war ich, im Januar 1901, vor die rechte Schmiede gekommen, nämlich zu Friedrich Hitzigs Sohn Eduard Hitzig (dem Gehirnphyſiologen) in Halle; aber es ſollte noch lange dauern, bis ich die wichtigſten Stücke ſeines Schatzes zu Geſichte erhielt. Bei einem zweiten Beſuche, im Mai, wurde mir auf einem Tiſch eine große Maſſe bedruckten und beſchriebenen Papieres als Hitzigs Nachlaß vorgelegt, und ich hatte allen Anlaß, mich wegen dieſer Funde glücklich zu preiſen. Trotzdem ich jedoch jedes Blatt umwandte, fand ich weder das Miscellaneen-Buch mit den Singſpielen, noch eins der ſpäteren Tagebücher, noch das Notaten-Buch aus Hoffmanns letzten Lebensjahren, noch auch nur ein einzelnes Blatt aus einem dieſer Bücher. Die Dresdner Memoiren, die Hitzig ja ſchon ausreichend publiziert hatte, waren das einzige Autobiographiſche, was mir vor Augen kam.

Nun hatte Hitzig in den 30er Jahren dem Sammler Dorow (bei Überſendung jenes Blattes aus dem Miscellaneen-Buch) mitgeteilt, daß er drei volle Monate dazu verwandt habe, ganze Berge der pikanteſten vertraulichen Mitteilungen aus einem Zeitraum von faſt vierzig Jahren nach genauer Durchſicht dem Feuer zu übergeben; von den Tagebüchern Hoffmanns aber hatte er, wie ſchon erwähnt, geſagt, daß ſie das Bekenntnis aller Schwächen Hoffmanns enthielten. Die Befürchtung lag alſo nahe, daß Hitzig dieſe Bücher, wenn nicht ſchon 1823 gleich nach erfolgter Benutzung, doch in den 30er Jahren vernichtet habe. Andrerſeits blieb noch die Hoffnung, daß er, wie das Plocker Tagebuch, auch die anderen Manuſkriptbücher Hoffmanns an Liebhaber verſchenkt habe: denn er konnte, wie er demſelben Dorow ſchreibt, nicht leicht einem Autographenſammler, der ſich an ihn wandte, abſchlagen, wonach ſein Herz begehrte. (In der Tat ſind offenbar auf dieſem Wege die bekannten Briefe von Pückler, Beethoven und Oehlenſchläger aus Hoffmanns Nachlaß verſchwunden.) Es beſtand alſo die Ausſicht, wenigſtens die 'Miscellaneen' und das Notatenbuch in Privatbeſitz zu finden. Für alle Fälle forderte ich im Juni in der 'Frankfurter Zeitung' die Eigentümer Hoffmannſcher Autographen auf, mir ihre Schätze für eine geplante Geſamtausgabe von Hoffmanns Tagebüchern und Briefen zur Verfügung zu ſtellen.

In einem Privatdruck vom 1. Juli kündigte ich dann genauer eine Sammlung der Quellen zu Hoffmanns Biographie in zwei Abteilungen an: die erſte ſollte Hoffmanns Tagebücher, „ſoweit erreichbar“, und ſeinen Briefwechſel, daneben ſeine literariſchen Entwürfe (beſonders die aus den 'Miscellaneen' und dem Notatenbuch) und ſeine Zeichnungen enthalten, der zweite im weſentlichen die Erinnerungen anderer an Hoffmann ſowie Akten über Hoffmann.

Infolge eines gütigen Hinweiſes des Dr. Wilhelm Pfeiffer in Frankfurt fand ich dann

1902,

am 25. Januar, in Leipzig bei einer Tochter Baepers (der Witwe des Latiniſten Ribbeck) einen weiteren Teil von Hitzigs Nachlaß; anſcheinend befand ſich darin der Reſt von Hoffmanns Nachlaß mit alleiniger Ausnahme der Zeichnungen, die auf die Linie Kugler-Heyſe übergegangen waren. Von Hoffmanns Tagebüchern kamen aber nur die fünf herausgeriſſenen Blätter zu Tage, deren Text Hitzig abgedruckt hatte.

Dieſe traurigen Reſte wirkten auf mich wie Gen. 37, 33—35 Joſephs blutiger Rock auf Jakob: ich war nunmehr feſt überzeugt davon, daß Hitzig die Bücher ſelbſt, deren Fetzen ich in Händen hielt, vernichtet habe; und ich denke, jeder andere wäre es an meiner Stelle auch geweſen. Als ich daher im Sommer des Jahres im 'Euphorion' über die Hoffmanniana in Hitzigs Nachlaß berichtete, ſagte ich in dem Abſchnitt über die Tage- und Entwurfbücher: das Plocker Tagebuch ſei angeblich in Kürſchners Beſitz; wo die 'Miſcellaneen' und das Notatenbuch ſeien, wiſſe ich nicht; die Tagebücher der Jahre 1809—1815 ſeien von Hitzig bis auf fünf Blätter vernichtet.

Die geplante einheitliche Sammlung aller Quellen zu Hoffmanns Biographie wurde jetzt notgedrungen reduciert auf Hoffmanns Briefwechſel und die Erinnerungen an Hoffmann, mit anderen Worten: auf die Urkunden für Hoffmanns ſchriftlichen und mündlichen Verkehr mit anderen; Hitzigs Auszüge aus den Tagebüchern ſollten als kleiner Anhang dem Briefwechſel beigegeben werden. In dieſem beſchränkten Umfange wurde die geplante Quellenſammlung ſchon in der 'Inſel' vom Februar 1902 angekündigt.

Am 29. Juli 1902 ſtarb Kürſchner infolge eines Unglücksfalles. Da jedoch ſeine Familienverhältniſſe mir nicht bekannt waren, konnte ich nichts unternehmen, um das Plocker Tagebuch zur Publikation zu erhalten.

— Dieſen Bericht über die Jahre 1900—1902 lege ich beſonders den harmloſen Gemütern ans Herz, die ſich gedacht haben, daß ich nur zuzugreifen brauchte, um alle ſieben Tagebücher Hoffmanns in der Hand zu haben.

IV. Das allmähliche Wiederauftauchen der Tagebücher und die Mitteilungen daraus in den zwölf Jahren 1903—1914.

1. Die Erwerbung des Miscellaneen-Buches und die erſte Ankündigung einer ſelbſtändigen Ausgabe der Tagebücher.

1903,

Ende Mai, erfuhr ich in Weimar von Carl Schüddekopf, daß Kürſchners Sammlungen ſich noch im Beſitz von deſſen Witwe beſänden, daß aber Verhandlungen über ihre Veräußerung ſchwebten; Auguſt Sauer in Prag habe die Beſtände geprüft, und ſie würden vorausſichtlich an die Königliche Bibliothek zu Berlin übergehn. Ich wandte mich nunmehr wegen des Plocker Tagebuchs ſofort an die Witwe, erhielt jedoch eine aufſchiebende Antwort. Dann fragte ich bei Sauer ſelbſt an, der mir liebenswürdigerweiſe poſtwendend unterm 15. Juni antwortete. Erſt aus dieſem Briefe erfuhr ich, daß das von Kürſchner ſeit den achtziger Jahren oder länger ſekretierte Hoffmann-Manuſkript keineswegs nur ein Tagebuch darſtelle, ſondern daß es ſich tatſächlich um die ‘Miscellaneen’, einen Oktavband von etwa zweihundert Seiten mit dramatiſchem und ſonſtigem Inhalt handle. Wie die Witwe mir nunmehr unterm 22. Juni mitteilte, hatte Erich Schmidt ihr am 21. Mai vorgeſchlagen, das Hoffmannſche Manuſkript (ſamt den Nachläſſen des Malers Müller und des Anakreontikers Götz) der Königlichen Bibliothek zu Berlin anzubieten.

Da ich mich jedoch bereit erklärte, das Buch unbeſehen zu dem vom Eiſenacher Taxator feſtgeſetzten Preiſe zu erwerben, ſo erhielt ich es am 28. Juni. (Die Königliche Bibliothek hat dann bekanntlich auch für die anderen von Erich Schmidt ihr empfohlenen Manuſkripte nicht die Taxpreiſe gezahlt, und die Sachen ſind dann bei Boerner in Leipzig weſentlich teurer verſteigert worden.)

Ich beſchrieb nunmehr im September das Manuſkript für Sauers ‘Euphorion’ und gab gleichzeitig die beiden Singſpielfragmente an die ‘Muſik’.

1904,

Anfang des Jahres, ergänzte ich auf Alfred Roſenbaums Wunſch die bewunderungswürdige Hoffmann-Bibliographie, die dieſer 1902 für Goedekes ‘Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung’ im Manuſkript angefertigt hatte. Von den Publikationen, die ich vorbereitete, zitierte ich abſichtlich nur den erſten und den zweiten Band der Sammlung ‘E. T. A. Hoffmann im perſönlichen und brieflichen Verkehr’; jener (‘Hoffmann und Hippel’) war damals ſchon im Satze fertig, dieſer (der ſonſtige Briefwechſel) ſollte ſogleich in Angriff genommen werden und gleichzeitig mit dem erſten Bande erſcheinen. Während der Korrektur, im April, teilte ich Roſenbaum privatim mit, daß ich nach dieſen beiden Bänden zunächſt das Plocker Tagebuch herauszugeben gedächte und dieſem vollſtändigen Texte faute de mieux Hitzigs Auszüge aus den ſpäteren Tagebüchern und dem Notatenbuch beigeben würde. Mein neuer Freund und Gönner erſuchte mich daraufhin unterm 24. April, bei der Durchſicht der letzten Fahnen „eine Nachricht hiervon als Nr. 97' einzuſchalten“. Ich widerſtand dieſer liebenswürdigen Aufforderung nicht und kündigte das Heft an unter dem reſignierenden Titel: „Aus Hoffmanns Entwurf- und Tagebüchern: disjecti membra poetae“.

Einſtweilen benutzte ich die Tagebuch-Aufzeichnungen des Miſcellaneen-Buches zur Vervollſtändigung meiner Ausgabe von Hoffmanns Briefwechſel im zweiten Bande der „Verkehrs“-Dokumente: zwiſchen den bekannten Brieftexten (die z. T. gleichfalls aus dem Miſcellaneen-Buche gewonnen waren) wurden auf den Seiten 9f, 48f und 51 die textlich unbekannten, aber von Hoffmann erwähnten Briefe aus den Jahren 1803/04 und 1808 verzeichnet.

2. Die Auffindung von drei Schreibkalendern und die Anfänge des vorliegenden Druckes.

Wie des näheren im Vorwort zum Briefwechſel S. XXX berichtet iſt, fand und verifizierte ich am 9. November 1904 die Tagebücher der drei Jahre 1812, 1813 und 1815 in der Kiſte, die Eduard Hitzig an das Märkiſche Muſeum der Stadt Berlin geſandt hatte.

Die Einträge von Mai bis Dezember 1813 und von Januar bis März 1815 benutzte ich noch vor Ablauf des Jahres zur Vervollſtändigung und Erläuterung des Briefwechſels, deſſen Druck erſt bis zum April 1813 vorgeſchritten war.

In einem Privatdruck für den ſechſten Bibliophilentag am 18. Dezember zeigte ich einen Band „Tagebücher“ als Seitenſtück zu der dreibändigen Sammlung der „Verkehrs“-Dokumente an.

1905

berichtete ich im ‘Euphorion’ — diesmal ganz kurz — über die neuen Funde. Auch Roſenbaum konnte am Schluſſe des VIII. ‘Grundriß’-Bandes, in den Nachträgen, noch darauf hinweiſen.

Die Seiten 109—216 des ‘Briefwechſels’ mit den Erläuterungen aus dem Tagebuch von 1813 verteilte ich in Sonderabzügen als Privatdruck für den ſiebenten Bibliophilentag am 12. November.

1906,

gegen Ende des Jahres, gab ich als erſte zuſammenhängende Probe der Tagebuchaufzeichnungen drei Wochen aus dem erſten Quartal 1812 an die Redaktion der damals in Entſtehung begriffenen ‘Opale’; ſie eröffneten

1907

das erſte Heft der Zeitſchrift. Leider hatte es die Redaktion für überflüſſig gehalten, mich eine Korrektur leſen zu laſſen; daher ſind, von kleineren Fehlern abgeſehn, die Hauptteile des Eintrages vom 25. Januar in falſcher Reihenfolge gedruckt.

Im Februar desſelben Jahres teilte mir Max Voigt mit, daß er die Partituren der ‘Aurora’ und des ‘Saul’ in Würzburg gefunden habe. Für den Bericht über dieſe ſchöne Entdeckung, den er in der Folge aufſetzte, ſtellte ich zuſammen, was ich in den Tagebüchern von 1812 und 1813 (vor deren endgültiger Entzifferung!) an Stellen über die ‘Aurora’ finden konnte; der Aufſatz erſchien am 6. September (ſ. u. S. 313 oben). Die Liſte der ‘Aurora’-Stellen iſt nunmehr nach S. 319 f des vorliegenden Buches zu vervollſtändigen.

Etwa gleichzeitig publizierte Carl Georg von Maaſſen den erſten Band ſeiner Hoffmann-Ausgabe, in dem die drei Tagebücher auf Grund meiner Mitteilungen benutzt ſind: das von 1812 nach dem eben genannten Druck in den ‘Opalen’, das von 1813 nach dem Sonderabzug aus dem ‘Briefwechſel’ für den Bibliophilentag von 1905 und das von 1815 nach alten Korrekturbogen des ‘Briefwechſels’, die der rührige Herausgeber ſich ohne mein Wiſſen zu verſchaffen gewußt hatte. Ich geſtatte mir, zur Ergänzung von Maaſſens ſchöner Ausgabe ſeine drei Quellen hier zu nennen, da Maaſſen ſelber das verſäumt hat — nicht in böſer Abſicht, ſondern weil er das baldige Erſcheinen meiner beiden Ausgaben erwartete.

Kurz nach dieſer Überraſchung berichtete ich für die ‘Süddeutſchen Monatshefte’ über Hoffmanns Beziehungen zu Breitkopf & Härtel; einen Teil des Aufſatzes bildete die Zuſammenſtellung aller Tagebucheinträge Hoffmanns über ſeine Arbeiten für Härtel und über ſeinen perſönlichen Verkehr mit dieſem und Rochlitz.

In derſelben Zeit ſagte ich auf das Drängen eines Berliner Verlegers dieſem die Buchausgabe der Tagebücher zu, obgleich ich damit lieber bis zum Erſcheinen der Briefe gewartet hätte; am 18. Dezember wurde der Vertrag in der vom Verleger aufgeſetzten Faſſung unterſchrieben, leider ohne daß ich einen gewiegten Juriſten zu Rate gezogen hatte.

1908

erſchien im Januarheft der ‘Süddeutſchen Monatshefte’ S. 59—61 der erwähnte Auszug aus den Tagebüchern betr. die Beziehungen zu Härtel und Rochlitz (wiederholt in dem Privatdruck ‘Hoffmann und Härtel’ S. 46—48).

In den folgenden Monaten revidierte ich flüchtig die Maſchinenabſchriften der drei Tagebücher, die die bewährte Kopiſtin Fräulein Eliſe Teichmann in Berlin in den Jahren 1906/07 für mich angefertigt hatte, und bemühte mich, die unentziffert gebliebenen Stellen einzuſchalten; von den Tagebüchern der Jahre 1809, 1811 und 1814 konnte ich natürlich als Lückenbüßer nur das geben, was Hitzig wörtlich oder frei daraus mitteilt.

Ehe ich dieſes vorläufige Manuſkript definitiv durchgeſehn und insbeſondere ehe ich irgendwelche Vorſchriften für den Setzer über die verſchiedenen Schriftgrade, die Anordnung des Satzes u. dgl. eingetragen hatte, übergab ich es am 7. Auguſt dem erwähnten Verleger auf einige Tage zur Berechnung des Umfanges, damit danach das Papier beſtellt und mit dem Drucker verhandelt werden könne. Der in philologiſchen Dingen gänzlich unerfahrene Geſchäftsmann gab jedoch trotz meines lebhaften Einſpruchs das konzeptartige Manuſkript am 11. Auguſt an die Druckerei, die alsbald den Satz begann und unaufhaltſam fortſetzte. Kaum im Beſitze des Manuſkripts, teilte der Verleger mir auch offen ſeine Abſicht mit: das Buch ſollte ſchnell ausgedruckt werden, aber nicht um (wie mündlich verabredet war) zu Weihnachten in den Handel zu kommen, ſondern um ſeinerſeits *als Druckvorlage* für einen anderen Zweck zu dienen. Der Verleger verhandelte nämlich, wie ich mit Entſetzen erfuhr, ſchon mit vier Redaktionen von populären Zeitſchriften, und die meiſtbietende ſollte *den geſamten Text zum lieferungsweiſen Abdruck* erhalten; die Buchausgabe ſelbſt aber ſollte bis auf weiteres *auf Lager bleiben*. Damit ich nicht in die Lage käme, dieſen Plan zu durchkreuzen, erhielt ich das Manuſkript nicht zur Fertigſtellung zurück.

Nach dem Wortlaut des Verlagsvertrages, deſſen Konſequenzen ich mir nicht mit dem unbedingt notwendigen Mißtrauen klar gemacht hatte, hätte ich dieſe Ausſchlachtung kaum verhindern können. Dazu waren mir aber doch Hoffmanns Bekenntniſſe zu ehrwürdig und meine neunjährigen Bemühungen darum zu ſauer geworden. Ich zog es alſo, trotzdem ſeit Erwerbung des Miscellaneen-Buches meine Vermögenslage ſich erheblich verſchlechtert hatte, vor, mein Recht an der Arbeit *zurückzukaufen*; leider ging das nicht billiger als für das *Vierfache* des

Honorars, das ich für das erſte Tauſend vereinbart und bereits vorſchußweiſe erhalten hatte.

Inzwiſchen waren die Tagebücher von 1803/04 und von 1812 bereits in Fahnen geſetzt.

1909,

am 4. Januar, kaufte ich meine Arbeit zu den ſchon angedeuteten Bedingungen zurück.

Zunächſt hatte ich nun bei der Korrektur der bereits geſetzten Partien nachzuholen, was im Manuſkript zu vermerken mir verwehrt worden war. Die Bezeichnung der Kalendertage wurde in die jetzige Form, der Text der Durchſchußblätter in die jetzige Anordnung gebracht; die Zeichen und wurden geſchnitten und gegoſſen, fehlende Interpunktion durch ! oder einen großen Zwiſchenraum bezeichnet. — Die Satzbreite des Haupttextes mußte freilich bleiben (ich hätte das Format vielleicht etwas breiter genommen, den Originalen entſprechend*); ebenſo verblieb es dabei, daß der erſte Abſatz jedes Eintrags eingerückt war, was ich nicht beabſichtigt hatte, da das jedesmalige Loch unter dem Monatstage das Satzbild unruhig macht. Eine Änderung wäre aber nach erfolgtem Satze zu koſtſpielig geworden.

Ferner wurde jetzt (und noch einmal 1913: ſ. u.) der Text Buchſtabe für Buchſtabe und Zeichen für Zeichen mit dem Original verglichen.

---

[*] Infolge des kleinen Satzſpiegels hat leider beſonders die angehängte Liſte von Hoffmanns Arbeiten (auch dieſe minder wichtige Einleitung mit ihren zum Teil etwas lang geratenen Noten und das Inhaltsverzeichnis) ſehr an Überſichtlichkeit verloren.

Das Tagebuch von 1813 konnte ich noch vor dem Satze in der glücklich zurückerworbenen Druckvorlage textlich und ſatztechniſch durchkorrigieren, ebenſo die Dresdner Memoiren von 1813. Dann gab ich die Originaltagebücher von 1812, 1813 und 1815, die ich ſo lange in Verwahrung gehabt hatte, ans Märkiſche Muſeum zurück.

Die zweifelhaften Stellen des Plocker Tagebuches habe ich ſämtlich, die der ſpäteren Tagebücher allerdings nur zum kleinen Teile Herrn Karl Theodor von Schön in Charlottenburg vorlegen können, der durch die jahrelange Beſchäftigung mit dem handſchriftlichen Nachlaſſe ſeines berühmten Urgroßoheims ein außerordentliches Geſchick in der Entzifferung von Handſchriften jener Zeit erlangt hatte; ich habe ihm unter anderm die Leſung der beiden Königsnamen S. 8 oben zu verdanken. Leider ging Herr von Schön zu früh für mich nach Oſtpreußen zurück, um die Verwaltung des väterlichen Gutes zu übernehmen.

3. Die Auffindung der drei anderen Schreibkalender und die ſeitdem erfolgten Veröffentlichungen.

Ehe ich jedoch auch noch das Tagebuch von 1815 ſatzfertig machte und die Fahnen umbrechen ließ, verſuchte ich es noch einmal, auch die Jahrgänge 1809, 1811 und 1814 zu finden: denn wenn die Tagebücher von 1812, 1813 und 1815 im Jahre 1901 dem Beſitzer verborgen geblieben waren, ſo konnte er 1904 bei der

Überſendung ſeiner Schätze auch jene anderen drei noch überſehen haben.

Ich ſchrieb alſo vierzehn Tage nach jenem Rückkauf an die Witwe des inzwiſchen verſtorbenen Eduard Hitzig, Leopold Rankes liebenswürdige Bruderstochter, und erhielt eine Antwort unterm 21. Januar. Das Billett nahm mir zwar faſt alle Hoffnung, noch etwas zu finden, hieß mich aber auf das freundlichſte willkommen für den Fall, daß ich nach acht Jahren noch ein drittes Mal ſchätzeſuchend nach Halle käme. Und da muß ich nun freilich ſagen, daß das Schickſal mich für den großen Ärger der letzten ſechs Monate in außerordentlicher Weiſe entſchädigte. Am 2. Februar fand ich in Halle die geſuchten Tagebücher alle drei; und, wie im zweiten Bande dieſer Publikation des näheren zu berichten iſt, fand ſich zu guterletzt im folgenden Monat an einer anderen Stelle auch noch das Notatenbuch aus Hoffmanns letzten Lebensjahren.

Dieſes ließ ich gleich ſetzen, um es dann ſeinem Beſitzer zurückgeben zu können; mit der Entzifferung (und dem Satz) der neu gefundenen Tagebücher ließ ich mir Zeit, um, wie ich bis Ende 1907 gewollt, erſt den ‘Briefwechſel’ zu beenden und zuſammen mit dem Hippel-Bande herauszubringen. Auch entſchloß ich mich, um weitere Prioritätsſtreitigkeiten unmöglich zu machen, meinem Mitteilungsdrange nunmehr Zügel anzulegen und die neuen Funde nur in der Buchausgabe der Tagebücher zu publizieren, auch vor Freund und Feind einſtweilen gänzlich darüber zu ſchweigen.

Dagegen ließ ich

1910

für die Generalverſammlung des Leipziger Bibliophilen-Abends am 28. Mai eine längere Stelle des Tagebuchs von 1813 von dem ſeit Anfang 1909 in Fahnen ſtehenden Satze abziehn, als zweite zuſammenhängende Probe aus den Tagebüchern.

1911

erſchien die „pſychographiſche Individualanalyſe“ Hoffmanns von Paul Margis, materiell bei weitem die leichtfertigſte längere Arbeit, die je über Hoffmann zuſammengeſchrieben iſt (faſt jeder Satz enthält entweder einen Irrtum oder eine Banalität), und formell in ihren 222 Seiten die erbarmungswürdigſte Ausgeburt impotenter Pedanterie, die ich überhaupt in der ganzen gelehrten Literatur kenne.

Margis hat für dieſe Arbeit Anfang 1909 die Originaltagebücher von 1812, 1813 und 1815 im Märkiſchen Muſeum durchgeſehn; er hat ihnen aber ſchlechterdings nichts irgend nennenswertes zu entnehmen vermocht (als beſondere Merkwürdigkeit bucht er, daß Hoffmann öfters bei Regenwetter ſchlechter Laune war).

Dafür hat er aber Dinge hineingeleſen, die nicht darin ſtehn; einen beſonders eklatanten Fall der Art, den Margis ſchon an zwei Orten mit Triumph ins Treffen geführt, muß ich trotz meiner Abneigung gegen alle unfruchtbare Polemik ausdrücklich erwähnen, da ich mich nur ſo vor dem Verdachte ſchützen kann, par respect pour les mœurs Tagebuchſtellen unterdrückt zu haben.

Auf S. 21 ſeines Buches nennt Margis „eine gewiſſe Madame Fränze, die uns in dem Tagebuch von 1812 ein paarmal begegnet und [zwar] in einer Weiſe, daß man zu der Vermutung kommen kann, H. hätte ſich bei dieſer vielleicht käuflichen Perſon für ſeine unbefriedigte Liebe zu Julia Marc entſchädigt.“ Von Margis ſelbſt (oder von einem kritiſchen Korrektor? der ganze Satz macht den Eindruck, als ſei eine anfänglich zuverſichtliche Behauptung nachträglich in Zweifel gezogen) iſt allerdings ein Ausrufungs- und ein Fragezeichen in Klammern dazugeſetzt; auf S. 194 werden dann aber in einer Anmerkung drei angebliche Belege zitiert: „Tagebuch von 1812 unter dem 8./IV., 5./VIII. [und] 29./VIII.“, alſo unterm 8. April, 5. und 29. Auguſt.

In der ‘Zeitſchrift für Bücherfreunde’ vom Juni 1911 — ich weiß nicht, ob vor oder nach der Broſchüre — ſchreibt Margis (S. 91) ganz in demſelben Sinne: „In Bamberg entbrannte er . . . in leidenſchaftlichſter Liebe zu einem jungen Mädchen, der Julia ſeiner Erzählungen . . . Zugleich ſtand er in Bamberg mit einer gewiſſen Madame Fränze in Verbindung, die, wie aus ſeinen Tagebüchern hervorzugehen ſcheint, das Feuer zu ſtillen berufen war, welches Julia entzündet hatte.“ Dieſes Faktum iſt eins der Indizien, aus denen es für Margis (wie er auf derſelben Seite, weiter unten, ſagt) „ſehr wahrſcheinlich“ wird, daß Hoffmann der Autor einer pornographiſchen Schreibübung iſt, die den kindlich lallenden Titel führt „Schweſter Monika erzählt und erfährt“ (man denke ſich die im ſelben Jahr erſchienenen ‘Elixiere des Teufels’ unter dem Titel „Bruder Medardus erzählt und erfährt") und deſſen künſtleriſche Technik auf derſelben Höhe ſteht wie dieſer Titel und wie die wiſſenſchaftliche Technik des Margis.

Mit ſeiner Madame Fränze ſteht es nämlich noch einen Grad windiger als mit dem Archivarius Lindhorſt, dem Konrektor Paulmann und dem Regiſtrator Heerbrand, die nach Margiſens Überzeugung (Zſ. f. Bfr. S. 88) hiſtoriſche Dresdener Bekannte Hoffmanns ſind. Dieſe drei Figuren kommen, wenn auch keineswegs in Hoffmanns Leben, doch in ſeiner Dichtung vor. Aber eine Madame Fränze findeſt du, geliebter Leſer, weder an einer der drei von Margis zitierten Tagebuchſtellen noch ſonſt irgendwo in Hoffmanns Tagebüchern oder Briefen oder Schriften: dieſe Luſtmaid exiſtiert lediglich in der durch die Lektüre der Monica-Schwarte überreizten Phantaſie des Herrn Margis[*].

---

[*] Wie es ſich pſychologiſch erklärt, daß Margis dieſes Geſchöpf ſeiner Phantaſie gerade Fränze benennt, danach wollten wir als einen Fachmann eigentlich den Profeſſor der Pſychologie William Stern in Breslau fragen, der das Machwerk ſeines Schülers Margis herausgegeben und mithin im weſentlichen gebilligt hat. Auch hofften wir auf dieſem Wege vielleicht zu erfahren, warum Margis dieſes Geſpenſt gerade unter den drei Daten des 8. April, des 5. und des 29. Auguſt erblickt hat.

Inzwiſchen haben wir zwar für die zweite Frage durchaus keine Antwort, für die erſte aber die Möglichkeit einer ſolchen gefunden.

Vom 8. bis zum 11. Mai 1812, aber weder vorher noch nachher, iſt Hoffmann täglich (im ganzen

1912

erſchien Ellingers Hoffmann-Ausgabe, die Hoffmanns Texte in reinſter Geſtalt bietet und deren Er-

---

ſechsmal) an verſchiedenen Orten, darunter auch im Hauſe der Frau Marc, mit dem bekannten Violinvirtuoſen und Komponiſten Ferdinand Fränzl (1770—1833) zuſammen, der 1806—1827 Muſikdirektor (d. h. Dirigent der königlichen Hofkapelle) in München und ca. 1807—1824 zugleich Direktor der deutſchen Oper daſelbſt war. Es iſt nicht ganz ausgeſchloſſen, daß Margis dieſen angeſehenen Mann unter der oben angedeuteten übermächtigen literariſchen Suggeſtion in eine „vielleicht käufliche" Madame Fränze umgeſchaffen hat.

Um ſich klar zu machen, welcher Grad von Urteilsfähigkeit zu dieſem quae pro quo gehört, leſe man die Einträge über die vier Tage durch (S. 129 f). Freitag den 8. Mai kommt Fränzl aus München herüber, um in Bamberg ein Konzert zu geben. Sonnabend Vormittag beſprechen die Marcſchen Damen, Mutter und Tochter, das nähere mit ihm, Hoffmann und Dittmaier. Am Montag findet vormittags die Probe, nachmittags das Konzert ſtatt; Julchen ſingt „höchſt vortrefflich", ſo daß Hoffmann in verliebter Raſerei alles hätte „ermorden können, was ſich ihr näherte". Abends verabſchiedet Fränzl ſich von den Herren in der 'Roſe'. Margis macht daraus: abends wurde dann das Feuer geſtillt, welches Julia entzündet hatte. Denn wenn er nicht dieſen Eintrag vom 11. Mai meint, dann weiß ich wirklich nicht, auf was er ſeine werte Hypotheſe zu ſtützen gedenkt: unterm 8. April, 5. und 29. Auguſt vermag der kühnſte Konjektor keine Madame Fränze zu entdecken.

Jedem außer Margiſen wird es einleuchten, daß läuterungen einen unüberſehbaren Reichtum von größtenteils neuen Einzelerkenntniſſen in einer ſpartaniſchen Knappheit vortragen, die für Maaſſen und mich ein unerreichbares Vorbild bleibt*. Wie die Einleitungen zu

---

Dittmaier als der erſte Violiniſt und Dirigent in Bamberg und Hoffmann als der erſte dortige Geſanglehrer und Komponiſt muſikaliſchen Fremden gegenüber ſozuſagen die Honneurs der Stadt machten, ohne deshalb gleich mit ihnen in Geſchlechtsverkehr zu treten; es findet ſich eine ganze Reihe von Belegen dafür. Das Tagebuch von 1811 ſtand Margiſen nicht zur Verfügung — zum Glück, wie man wohl ſagen darf. Man erwäge, was ſonſt ſeine Sachkenntnis und Phantaſie aus der „Bekanntſchaft“ mit „Maria von Weber“ vom 3. März oder gar aus der „ſehr angenehmen“ Abendunterhaltung mit dieſer Perſönlichkeit am folgenden Tage gemacht hätte! Es iſt nicht auszudenken.

* Während für die Leiſtung des Herausgebers kein Lob hoch genug iſt — in meiner Beſprechung in den ‘Grenzboten’ vom 26. Februar 1913 habe ich aus Raumrückſichten nur das Wichtigſte deſſen hervorheben können, was ſie vor Griſebachs Arbeit voraus hat — hat ſich der Verlag leider nicht auf die entſprechende Höhe geſtellt, beſonders indem er die Beifügung jeglicher Art von Regiſter abgelehnt hat. Es liegt auf der Hand, daß Ellingers enorme Arbeitsleiſtung namentlich in der Nachweiſung der von Hoffmann benutzten Schriften für die Wiſſenſchaft erſt dann völlig erſchloſſen wäre, wenn ein Regiſter dieſe Schriften und die Stellen, in denen Hoffmann ſie benutzt, verzeichnete. Aber nicht nur ein derartiger Nachweis für Forſcher fehlt, ſondern auch ein Hilfsmittel, das beizufügen die primitivſte Rückſicht auf

einzelnen Bänden und die Anmerkungen benutzt auch das vorangeſtellte Lebensbild mehrfach die Tagebücher von 1812 und 1813; es bringt neben einer Reihe glücklicher Einzelzitate insbeſondere die Ktch-Stellen von 1812 in einer Auswahl, die einen erheblichen Fortſchritt gegen Hitzigs Zuſammenſtellung bedeutet. Weniger ausgenutzt ſind die Daten über Hoffmanns muſikaliſche und poetiſche Arbeiten, wie ein Vergleich mit den Angaben unſerer Liſte für 1812/13 zeigt.

Im Mai des ſelben Jahres konnte ich gelegentlich eines Neudrucks des Bogens 14 des ‘Briefwechſels’ die Hauptdaten des Tagebuchs von 1814 in die Noten der Seiten 211f, 215, 219f einfügen.

---

jeden Leſer erheiſcht hätte, nämlich ein Verzeichnis der in der Ausgabe enthaltenen Erzählungen Hoffmanns. Wer z. B. nicht auswendig weiß, daß die Novelle ‘Spielerglück’ im dritten Bande der ‘Serapions-Brüder’ ſteht, der muß die Inhaltsverzeichniſſe aller Bände danach durchſehn; und wer gar einzelne überſchriftloſe Partien aus den vielſeitigen Geſprächen der Serapions-Brüder ſucht, etwa die Anekdoten von der Loge zum eierlegenden Hahn und von Voeteris Schulfreund oder die Erörterungen über Somnambulismus und über ‘Karls Verſuche und Hinderniſſe’, der muß unter Umſtänden den Text aller vier Bände der ‘Serapions-Brüder’ durchblättern. Dieſe übel angebrachte Sparſamkeit des Verlages iſt ohne Zweifel der Hauptgrund dafür, daß Griſebachs unvergleichlich viel weniger befriedigende Ausgabe trotzdem von vielen vorgezogen wird; denn ein mangelhaftes Regiſter wie das von Griſebach ausgearbeitete iſt immer noch weit beſſer als gar keins.

Im Juni wurde der Vertrag über die vorliegende Ausgabe mit dem jetzigen Verleger derſelben abgeſchloſſen, der ſchon im Januar 1909 nach dem Rückkauf des Verlagsrechtes ſich deswegen an mich gewendet hatte und jetzt im Begriffe ſtand, die erſten beiden Bände der „Verkehrs“-Dokumente herauszubringen.

Nachdem dieſe um den 1. Auguſt erſchienen waren, lieferte ich in den folgenden Wochen die drei 1909 gefundenen Tagebücher in ſatzfertigem Manuſkript ab (für 1809 und 1811 hatte ich wieder eine Teichmannſche Maſchinenabſchrift von 1909 zugrunde gelegt, das Tagebuch von 1814 aber ſeiner Unüberſichtlichkeit wegen ſelbſt kopiert). Im September wurde alles geſetzt; ich war aber leider genötigt, dieſe Fahnen dann ein Jahr lang unerledigt liegen zu laſſen.

1913.

Im zweiten Quartal des folgenden Jahres entwarf ich für die ‘Deutſche Rundſchau’ einen Bericht über Hoffmanns letzte Monate in Poſen und ſeinen Aufenthalt in Plock; alle irgend wichtigen Stellen des Plocker Tagebuchs wurden eingeſchaltet, als dritte zuſammenhängende Textprobe Hoffmannſcher Tagebücher.

Gleichzeitig wurde der Abdruck dieſes Tagebuchs in der vorliegenden Ausgabe für druckfertig erklärt.

Erſt im September kam ich dann dazu, die Tagebücher von 1809 und 1811 in den Fahnen zu korrigieren und dabei noch einmal genau mit den Originalen zu vergleichen.

Im Dezember begann der erwähnte biographiſche Aufſatz in der ‘Deutſchen Rundſchau’ zu erſcheinen, im letzten noch von Julius Rodenberg herausgegebenen Jahrgang;

1914

im Januar folgte die zweite Hälfte mit dem Plocker Tagebuch, dem einzigen, das bisher einem größeren Leſerkreiſe vorgelegt iſt.

Von Ende Januar bis Anfang März wurden die Tagebücher von 1812, 1813 und 1814 in den Fahnen von 1908, 1909 und 1912 noch einmal auf das peinlichſte mit den Originalen verglichen und Mitte März endlich auch das Tagebuch von 1815 ſatzfertig gemacht. Am 10. Mai wurden die beiden letzten von den 18 Bogen, die die Tagebücher enthalten, druckfertig erklärt.

Von den drei Aufgaben, Hoffmanns Tagebücher zu finden, ihren Wortlaut zu entziffern und ihren ſachlichen Inhalt zu analyſieren und zu erläutern, war ſomit die erſte im Laufe von neun Jahren und die zweite im Laufe von elf Jahren erledigt — die erſte völlig und die zweite, wie ich hoffe, im weſentlichen befriedigend. Wenn das aber der Fall iſt, ſo habe ich es in erſter Linie der außerordentlichen Langmut zu danken, mit der die Leiter des ‘Märkiſchen Muſeums’ der Stadt Berlin, Herr Profeſſor Rudolf Buchholz und ſein Nachfolger Herr Profeſſor Dr. Otto Pniower, mich jahrelang die drei Tagebücher von 1812, 1813 und 1815 wie mein Eigentum haben benutzen laſſen.

Über die dritte Aufgabe, die Erſchließung des Inhaltes der Tagebücher, ſprechen wir unten im VI.

(letzten) Abſchnitt, nachdem wir vorher im V. die Grundſätze dargelegt haben, denen wir bei der Wiedergabe des Textes gefolgt ſind.

V. Die Wiedergabe der Texte im vorliegenden Bande.

Der vorliegende Band ſoll Hoffmanns Tagebuchaufzeichnungen ſo genau und ſo vollſtändig wiedergeben, wie das ohne Fakſimilierung möglich iſt.

Über die zu dieſem Zwecke gewählte äußere Anordnung des Satzes haben wir ſchon sub B berichtet. Bei der Wiedergabe der Texte im einzelnen ſind wir von folgenden Geſichtspunkten ausgegangen:

1. Bei Wiedergabe von definitivem Text.

a) Sprache.

Die ſprachliche Geſtalt des Textes haben wir nicht im leiſeſten angetaſtet. (Bemerkenswert iſt insbeſondere die erſtaunliche Verkümmerung der Flexion; das -s des Genitivs und des Plurals, das ſich ſogar im Engliſchen noch gehalten hat, fehlt häufig. Wir finden „Goethe aus meinem Leben“, „Probe des Waſſerträger“, „Rothenhan ſind auf die Altenburg gekommen“, „Rothenhan verreiſen“, „zu Rothenhan“, „bey Rothenhan“.)

b) Schreibung.

Da die Tagebücher neben den Briefen und den wenigen Manuſkriptfragmenten die Grundlage zur Feſtſtellung von Hoffmanns Schreibgewohnheiten bilden, ſo haben wir ſo wenig wie möglich an der Schreibung geändert. Zu bemerken iſt nur:

1) m̄ iſt durch mm, n̄ durch nn, ß (lat. ſs) vor Vokal nach kurzem Vokal durch ſſ (lat. ss), lat. ſ, da von Hoffmann nicht regelmäßig verwendet, durch s wiedergegeben. Im Apparat iſt die Schreibung dagegen diplomatiſch getreu wiedergegeben.
2) Zuſammengeſetzte Subſtantiva, deren zweiter Beſtandteil groß geſchrieben iſt, ſind auch dann als Einheit geſetzt, wenn Hoffmann — wie es bisweilen geſchieht — einen Zwiſchenraum zwiſchen den Gliedern läßt (wir ſetzen alſo „SchloßThor“ ſtatt „Schloß Thor“).
3) Abkürzungen Hoffmanns ſind verſchieden behandelt:
   a) in einigen häufig wiederkehrenden Fällen haben wir ſie unverändert belaſſen: ſo in den Bezeichnungen der Tageszeiten (V. M., Mtg, N. M., Abd u. ä.), der Münzen (rth, g, fl, x), in den Reſtbezeichnungen (etc., u. a. und ähnliche), in der Sigle Kch;
   b) normiert haben wir die Abkürzungen von „Herr“ (bei Hoffmann in der Regel H, öfters auch HE) in „Hr.“, von „Reichsthaler“ (verſchieden bei Hoffmann) in „rth“;
   c) ſtillſchweigend aufgelöſt ſind nur zwei Abkürzungen: „u.“ in „und“, „v.“, wo es nicht den Adel bezeichnet, in „von“;
   d) alle übrigen Abkürzungen ſind in der Weiſe aufgelöſt, daß das von uns ergänzte in [ ] eingeſchloſſen iſt.

c) Bei dieſer Ergänzung ſind Hoffmanns Abkürzungszeichen (Kolon oder Punkt) entgegen der üblichen Praxis fortgelaſſen. In den Fällen zu a und b ſind ſie normiert als Punkt, nur in den Tagesbezeichnungen der Plocker Einträge haben wir ſie unverändert gelaſſen.

c) Interpunktion.

Auch Hoffmanns Interpunktion haben wir uns bemüht auf das genaueſte wiederzugeben. Zu bemerken iſt nur dreierlei:

1) wenn Hoffmann an den Anfang eines Einſchubs eine Interpunktion ſetzt, insbeſondere eine Klammer oder ein Anführungszeichen, ſo haben wir das entſprechende Zeichen auch an den Schluß dieſes Einſchubes geſetzt (was Hoffmann faſt immer vergißt). Im übrigen haben wir jedoch von einer Ergänzung der Interpunktion Abſtand genommen und ein Verfahren beobachtet, das Hoffmanns Niederſchrift nicht ändert und doch den Leſer über den Satzbau nicht im Zweifel läßt: vergißt Hoffmann (wie das ſehr häufig geſchieht) am Ende einer von ihm geſchriebenen Zeile eine notwendige Interpunktion, ſo deuten wir das durch | an (zuerſt S. 5 Z. 10); fehlt eine ſolche Interpunktion — was weit ſeltener der Fall iſt — inmitten einer Hoffmannſchen Zeile, ſo laſſen wir einen größeren Zwiſchenraum frei an der Stelle (zuerſt unterm 4. Jan. 1809, S. 38). Am Schluß eines Tageseintrags haben wir nie eine Interpunktion ergänzt, da hier keine Mißverſtändniſſe

möglich (S. 158 Z. 7 ſind alſo Anführungszeichen und Klammer weggelaſſen wie bei Hoffmann). — In den Dresdner Memoiren ſind wir freier verfahren und haben hier einige Kommata ergänzt.

2) Namen von Dingen ſchreibt Hoffmann in der Regel ohne Anführungszeichen. Wir ergänzen ſolche (und zwar immer in der, Hoffmann fremden, Form '—') in dem Falle, daß der Name nicht ſofort als ſolcher erkennbar iſt. Wir ſchreiben alſo für Bamberger Wirthshäuſer 'Roſe' und 'Roſen'Garten, aber Muſeum, Caſſino, Schießhaus, Felſenkeller, Löwengarten; für ſolche in Leipzig: 'Goldnes Herz', aber Hôtel de France, Treibers Keller, Boſes Garten, Reichardts Kaffeehaus: für Dresdner Locale: 'Engel', 'Bretterne Schaluppe', aber Tilkes Garten. Ebenſo ſchreiben wir z. B. 'Don Juan', aber Requiem. Trios u. dgl.; Goethe 'aus meinem Leben', aber Violinſchule. — Im Apparat ſind dieſe Leſehülfen natürlich nicht gegeben.

3) Striche u. dgl. ohne Interpunktions-Charakter ſind ſtillſchweigend weggelaſſen. Es handelt ſich dabei um drei Kategorien:

a) wagerechte Striche zwiſchen den einzelnen Tageseinträgen, z. B. nach dem 1. Okt. 1803, dem 4. Jan. 1804, dem 18. Jan. 1811; im erſten Viertel des Jahres 1813 kommen ſie ſiebenmal vor;

b) Kreuze und Schnörkel, die nur zur dekorativen Ausfüllung leerer Tagesräume dienen (bisweilen iſt in ſo ausgefüllte Räume dann nachträglich doch noch Text eingetragen, im Jahre 1809 z. B. unterm 3. und 9. April, unterm 4., 9., 20., 21., 26. Mai, unterm 4. September);

c) Striche, die in Zweifelsfällen bezeichnen ſollen, zu welchem der vorgedruckten Daten der Eintrag gehört (beſonders auf den Monats-Blättern des Kalenders von 1814).

d) Schrift.

Lateiniſche Schrift haben wir im Text nur für Worte aus fremden Sprachen beibehalten. Im Apparat ſind jedoch in den ſpäteren Bogen auch die von Hoffmann lateiniſch geſchriebenen Eigennamen ſo wiedergegeben (u. z. kurſiv, zum Unterſchied von unſerem eigenen Text).

Sonſt iſt mit aller Sorgfalt auch der Schriftcharakter ſo weit wiedergegeben, als es in Typen möglich war. Insbeſondere iſt die ſchlechte griechiſche Tranſkription — Hoffmann giebt z. B. das h immer durch vorgeſetzten spiritus lenis wieder!* — nicht etwa verbeſſert. Einige Wörter, die Hoffmann abſichtlich größer geſchrieben hat als ihre Umgebung, ſind gleichfalls größer geſetzt; beſonders iſt das 1812 der Fall (5., 8., 24., 26. Jan., 18. März, 27. Sept., 14. Nov.).

---

* Einem heutigen Leſer muß es ebenſo auffallen, daß Hoffmann η und υ nicht verwendet, ſondern langes e durch ε und ü durch ϋ mit Umlautsbezeichnung wiedergibt; dementſprechend erſcheint auch im Druck der ‘Irrungen’ im Berliniſchen Taſchenkalender auf 1821 S. 199 Σχνεεσπελπολδ. Dieſe beiden Erſcheinungen erklären ſich aber daraus, daß Hoffmanns Lehrer Wannowski, deſſen geringes Intereſſe für die griechiſche Sprache Hippel beklagt, ſowohl η als auch υ in neugriechiſcher Weiſe wie i geſprochen hat.

Einfach unterſtrichenes haben wir geſperrt (und zwar genau die Wörter, die Hoffmann unterſtrichen hat, z. B. die erſten drei Wörter auf S. 251), doppelt unterſtrichenes in **Altſchwabacher** geſetzt.

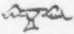
Die Zeichen für Trinken oder Rauſch haben wir auf die beiden Hauptformen reduziert und danach zwei Stempel (Patrizen) ſchneiden laſſen:

1) für das einfache Zeichen (Becher) haben wir die Form zugrunde gelegt, in der es am korrekteſten 13. Febr. 1812 erſcheint:

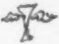
(bisweilen hat der Becher einen Querſtrich in der Taille; ſ. das Fakſimile S. 102);

2) in dem zuſammengeſetzten Zeichen (Becher mit Flügeln) erſcheint in der Regel der Becher ſelbſt in der gleichen Form, 1812 z. B.

5. März:

24. April: 

unterm 7. Okt. des ſelben Jahres iſt der Becher dagegen hoch und ſpitz gezeichnet wie ein Champagnerkelch:



dieſe individuellere Form haben wir unſerm Schnitt zugrunde gelegt.

2. Unſer Verfahren bei Aenderungen Hoffmanns, bei kleinen Lücken in der Niederſchrift, bei unleſerlichen Stellen und bei Schreibfehlern.

a) Korrekturen Hoffmanns im Wortlaut.

Der Text bringt den von Hoffmann definitiv beſtimmten Wortlaut. Was Hoffmann durch Streichung oder Umformung beſeitigt hat, iſt, wo es noch zu erkennen war, ſtets in einer Note hinzugeſetzt: oft verraten dieſe beſeitigten erſten Einträge eine Unſicherheit der Erinnerung bezw., bei verſpätetem Eintrag, eine Verwechſlung der Tage; wo ſie aber bedeutungslos ſind, wird ihre Angabe in ſpäteren Jahrzehnten einem neuen Herausgeber wenigſtens die Arbeit der Entzifferung abnehmen.

b) Korrekturen Hoffmanns in der Datierung von Einträgen. Nachträgliche Aufzeichnungen.

Überall, wo es ſich (ſei es aus dem Habitus der Handſchrift, ſei es aus Korrekturen) ergab, daß ein Eintrag nachträglich gemacht iſt, haben wir ausdrücklich darauf hingewieſen, da der Quellenwert dieſer verſpäteten Einträge immerhin ein geringerer iſt; vgl. dazu das oben S. XXXIV sub 1 Geſagte. Nur bei durchlaufenden Einträgen iſt das, als überflüſſig, unterlaſſen (z. B. auf S. 16 [zweimal], faſt beim ganzen Juli 1813 und beſonders häufig 1814).

c) Lücken in Hoffmanns Niederſchrift

ſind einige Male dadurch entſtanden, daß Hoffmann vor Beendigung des Eintrages plötzlich abgerufen wurde; gelegentlich mag er auch ſchon mittags ein „N. M.“ auf Vorrat hingeſchrieben und dann den Satz nicht ergänzt haben. Wir deuten dieſe nicht geſchriebenen Stellen durch „[.....]“ an (1812 z. B. unterm 9. und 13. Febr., 10. Juni, 18. Aug.; 1813 unterm 7. März, 16. Juni, 9. Oct., 14. Nov.).

d) Unſichere Leſung

1) von ganzen Worten:

Stellen, die wir nicht oder nicht mit Sicherheit entziffert haben, ſind in <—> eingeſchloſſen.

Wenn wir eine Vermutung über den Wortlaut haben, ſo iſt das vermutete Wort in dieſe Klammern hineingeſetzt.

Wo ich auch keine Vermutung wagte, habe ich in die gleichen Klammern ebenſo viele Punkte geſetzt, wie das unentzifferte Wort oder die Worte Buchſtaben zu enthalten ſchienen. „<.... ......>“ bedeutet alſo: „Hier ſtehen zwei unleſerliche Worte von etwa vier reſp. ſechs Buchſtaben“. Öfters habe ich in dieſem Falle in einer Note die Stelle ſo weit beſchrieben, wie es in Ermangelung eines Fakſimiles ging; möglicherweiſe gelingt es einem ſcharfſinnigen Leſer, daraufhin eine oder die andere Stelle zu erraten.

2) von Endungen: Hoffmann deutet „e“, „n“, „en“, „er“, „ne“, „re“, „ene“, „ere“ in Endſilben oft nur

durch einen Strich oder einen Bogen an. In dieſen Fällen habe ich im größeren Teil der Ausgabe das Wort ſtillſchweigend ausgeſchrieben, wo der Sinn, insbeſondere Numerus und Caſus, feſtſtanden. Eine briefliche Berichtigung Johann Černys bezüglich des (von mir in 'Hoffmanns Briefwechſel' falſch citirten) Titels des 'Goldnen Topfes'* veranlaßte mich jedoch, in den letzten Bogen auch dieſe Endungen in <—> einzuſchließen, wenn mehrere Lautungen (etwa „Gefangene" und „Gefangne") möglich ſind.

e) Von Hoffmann falſch geſchriebene Worte haben wir im Prinzip unverändert wiedergegeben (wie weit wir falſch geſchriebene Namen in Noten berichtigt haben, ſ. u. unter VI). Nur die diakritiſchen und Umlauts-Zeichen über kleinem a, i, o, u haben wir in der Regel ſtillſchweigend ergänzt (gelegentlich, wo kein Mißverſtändnis möglich, auch nicht: S. 260 Z. 6); wo bei i und u das Fehlen der Zeichen an ſich eine andere Leſung nahelegte, haben wir die unſrige begründet (z. B. S. 93).

VI. Der ſonſtige Inhalt dieſer Publikation.

Außer dem Text von Hoffmanns Tagebüchern ſoll unſere Publikation bringen:

1) einen fortlaufenden Kommentar zu den Tagebüchern, der teils aus ſonſtigen Niederſchriften Hoff-

---

* Vgl. die erſte Note auf S. 251.

manns geſchöpft iſt, teils aus anderen zeitgenöſſiſchen Quellen (ſtaatlichen Akten, Theaterzetteln und Journalen, Zeitungen, Adreßbüchern, Städtebeſchreibungen, Memoiren anderer u. dgl.);

2) eine ſyſtematiſche Zuſammenfaſſung des Inhalts der Tagebücher. Verzeichnet und, ſoweit nötig, durch anderweit gewonnene Daten erläutert werden darin

   a) die Angaben der Tagebücher über Hoffmanns Werke (Kompoſitionen, Schriften und Bilder),

   b) die biographiſchen Angaben im engeren Sinne, nämlich ſolche über Hoffmanns Berufsgeſchäfte (in Plock und dann wieder in Berlin als Richter, dazwiſchen in Bamberg als Theaterarchitekt [auch Notenhändler und Sänger], in Dresden und Leipzig als Dirigent) — ſeinen Verkehr (mit Einſchluß des Muſikunterrichts) — ſeine Reiſen — ſeine rezeptive Tätigkeit (Lektüre, Beſuch von Aufführungen, Konzerten, Kunſtſammlungen) — ſeine Lebensweiſe — ſeine Krankheiten — ſeine Stimmungen, Wünſche und Befürchtungen — ſeine religiöſen und politiſchen Geſinnungen;

3) zwei Aufzeichnungen für den Bamberger Freundeskreis (eine Erzählung nach aufgegebenen Stichworten und Erinnerungen an die Zeit der Schlacht bei Dresden);

4) nicht ausgeführte literariſche Entwürfe* und Er-

---

* Sie ſind zum großen Teile 1823 von Hitzig mitgeteilt, aber ſeit 1839 nicht wieder gedruckt (auch von

zerpte aus den Jahren 1803—1822, beſ. der geſamte Inhalt des Notatenbuchs.

Von den Erläuterungen, die an ſich in den zu 1 genannten *Kommentar* gehörten, iſt eine Kategorie als unaufſchiebbar ſchon in dieſem Bande gegeben. Hoffmann ſchreibt *Perſonennamen* oft (faſt möchte man ſagen: in der Regel) inkorrekt, desgleichen bisweilen *Titel* von Perſonen und Werken. Wo eine Verwechſlung nicht zu befürchten war (alſo wenn Hoffmann Kunze ſt. Kunz, Speier [immer!] ſt. Speyer, Tiek ſt. Tieck, Exterhazy ſt. Eſterhazy ſchreibt), da haben wir keine Berichtigung hinzugeſetzt; wo aber ein Irrtum möglich ſchien, iſt gleich in einer *Note* die korrekte Schreibung vermerkt. Dasſelbe iſt bei einem falſch abgeſchriebenen *lateiniſchen* Wort geſchehn (S. 257f Noten b und e). Desgleichen ſind falſch geſchriebene (und gelegentlich auch *mehrdeutige*) *Ortsnamen* in Noten identifiziert. — Wo ſich nun an die Berichtigung eines Perſonennamens oder Titels zwanglos eine kurze *Erläuterung* anfügen ließ, iſt das gleich in der ſelben Note geſchehen, damit der Leſer nicht um Eines Textwortes willen an zwei Stellen ſuchen müſſe. Das iſt z. B. geſchehen für

1809 (S. 38) zu „Gräfin Rothenhan“
    (zu den Namen, die S. 48 in den Noten zum 26. Februar und S. 66 in der zum 30. Auguſt genannt ſind, ließ mein Material dergleichen leider noch nicht zu),

---

Baudry 1841 nicht: ſ. 'Briefwechſel' S. 669/70 unter A II).

1812 (S. 123) zu „Meyer Baer“,
1813 (S. 200) zum „ſchwarzen Schloß von Daillerak“,
(S. 224) zum „Hironimus“,
1814 (S. 263) zu „Großkanzler“,
(S. 265) zu „Matthiew“,
1815 (S. 269) zu „Manderloehe“
und „Cramer“
(für den ebenda zum erſten Mal genannten „Oezel“ iſt das Nötigſte S. XLII beigebracht),
(S. 275) zu „Pfuhl“,
(S. 279) zu „Wezel“,
(S. 280) zu „Hein“.

Ein ausführlicher Kommentar zu den Plocker Tagebuchaufzeichnungen iſt enthalten in dem oben erwähnten Aufſatz in der ‘Deutſchen Rundſchau’, der im März 1914 in überſichtlicherer Anordnung mit Beilagen auch ſeparat erſchienen iſt (ſ. u. S. 352); der II. Band der vorliegenden Publikation wird nur das zur unmittelbaren Erläuterung des Tagebuchtextes notwendige daraus wiederholen, die Einträge der ſechs Schreibkalender dagegen eingehender erläutern.

Die zu 2—4 genannten Zugaben ſollten ebenſo im II. Bande untergebracht werden, damit beide Bände wenigſtens einigermaßen gleich ſtark würden. Auf Veranlaſſung des Verlages ſind dann aber zu guter Letzt — gewiß ſehr im Sinne der Käufer dieſes Bandes — zunächſt die zu 3 genannten beiden Aufzeichnungen für die Bamberger und dann auch noch die zu 2a genannte Zuſammenſtellung der Tagebuchſtellen über

Hoffmanns eigene Werke ſchon in dieſen Band aufgenommen, auf die Gefahr hin, daß Band II nun erheblich dünner ausfallen wird. Jene beiden Texte (S. 283—305) wurden in der zweiten Hälfte des März bearbeitet, dieſe Liſte (S. 307—349) Mitte Mai.

Für den II. Band verbleiben nun

1) der Kommentar zu den Tagebüchern, beſ. für 1809 und 1811—1815,
2) der biographiſche Teil der ſyſtematiſchen Zuſammenfaſſung,
3) die literariſchen Entwürfe und Excerpte.

Der Band kann erſt erſcheinen, wenn in Bamberg, (Würzburg,) Dresden und Leipzig das lokalhiſtoriſche Material für den Kommentar geſammelt iſt; wann mir das möglich ſein wird, vermag ich jetzt noch nicht zu überſehen.

Da die Tagebücher und die „Verkehrs“-Dokumente per tot discrimina rerum doch noch in Einen Verlag zuſammengekommen ſind, ſo wird, wie im ‘Briefwechſel’ S. 761 angekündigt iſt, nach Beendigung der beiden Sammelwerke vorausſichtlich in einem beſonderen Bande ein gemeinſames alphabetiſches Regiſter erſcheinen, das nach Möglichkeit die Hauptdaten für die von Hoffmann in Tagebüchern und Briefen genannten Perſonen und Werke bringt; der künftige Kommentar zu den Tagebüchern wird damit ebenſowenig belaſtet werden wie das bei den Noten zum Briefwechſel geſchehen iſt.

Berlin-Wilmersdorf,
Trautenau-Straße 14,
Juni/Juli 1914.

Hans von Müller.

Berichtigungen und Zuſätze.

1. In der Wiedergabe von Hoffmanns Text:

S. 21: letzte Zeile vom 5. l. „K[önigsberg]“.
S. 64: unterm 1. Auguſt l. „E dur“.

2. In unſeren Wortergänzungen innerhalb des Textes:

S. 51 iſt unterm 23. ſtatt „2 Canzonett[en]“ vielmehr „2te Canzonett[e]“ zu ergänzen: vgl. auf der Seite vorher unterm 18. und auf der folgenden unterm 28.

S. 126 iſt unterm 27. Z. 3 das Wort „Kunz“ zu ſtreichen; es handelt ſich um Julchens Schweſter.

3. In unſerer Zeichenſetzung innerhalb des Textes:

‘—’ iſt zu ergänzen:
S. 130 unterm 12. bei ‘Roſe’,
S. 134 letzte Zeile ebenſo,
S. 159 unterm 22. bei ‘Don Juan’,
S. 220 unterm 5. bei ‘Stadt Naumburg’.
<—> iſt zu ergänzen S. 260 unterm 6. in „ſ<..’>“.

4. In der Bezeichnung der Tage:

S. 106 iſt zum 28. der Name **Carolus** zu ſtreichen: ſ. u. unter 5 die Berichtigung zu S. 100.

S. 251 unterm 15.: ſt. Mo l. Di.

S. 265 bezieht ſich der letzte September-Eintrag nur auf den 27.: ſ. meine Ausgabe von Hoffmanns Berliniſchen Geſchichten (München, Georg Müller, 1915), Bd. I, Vorbemerkung zum ſiebenten Stück.

5. In unſeren Vorbemerkungen, Noten und Kolumnentiteln:

S. 37 Z. 6: ſt. „verzeichnet“ l. „geſchrieben“.

S. 61 ſoll es im Kolumnentitel „17“ ſt. „18“ heißen.

S. 73 Note und ebenſo in den folgenden Teilen des Buches habe ich Julchens Familiennamen mit einem k geſchrieben, wie er auf dem Trauſchein von Julchens Eltern erſcheint und wie Hoffmann und Speyer ihn ſchreiben. Im 19. Jahrhundert hat die Familie ſich jedoch für die Schreibung mit c entſchieden.

S. 89 Note Z. 6 v. u. iſt die Parentheſe zu erweitern: „[vgl. unten Apr. 21, ferner 1812 Aug. 5!]“ — Übrigens geht die Note auf der folgenden Seite weiter!

S. 90 iſt in der ſelben Note Z. 4 v. u. ſtatt „des“ zu leſen „den“.

S. 100 letzte Note: es muß ſich doch um eine Caroline handeln: vgl. 1809 Jan. 27. 31.

S. 253: die zweite Note geht auf der folgenden Seite weiter!

S. 262: die Parentheſe in der Note iſt zu erweitern: „(wie Hitzig liest und wie wir in ‘Hoffmann und Hippel’ S. 240 danach citiert haben)“.

6. Neue Noten:

S. 40 zum 15.: „Die Texte des Durchschußblattes zum 15.—21. s. in Band II“.

S. 152 zum verletzten Wort vom 23.: „Deutlich so, nicht *nella;* die Verliebtheit scheint sich also diesmal auch auf Michalina erstreckt zu haben“.

S. 191 zu „Herzogswaldau“ unterm 25.: „*rect.* Herzogswalde“.

7. Im Anhang:

S. 328 Z. 2 ſt. „u.“ lies „unten.“.

I.

Aus dem Schreibbuch für 1803—1808.

1. Tagebuch
für Oktober und November 1803.

Den 1 Oktober 1803.

Vorgeſtern faßte ich den Entſchluß endlich einmahl wie ichs mir ſchon ſo lange vorgenommen hatte wirklich ein regulaires Tagebuch zu halten und ſezte den Termin zum Anfangen auf heute an. — Eigentlich dacht' ich recht jovialiſch anfangen zu können voll Vergnügen über die erhaltene Freyheit, der Umſtand daß heute der erſte iſt war mir Nebenſache — aber der ſchwarzgeſiegelte Brief aus Berlin enthielt die Nachricht daß der Onkel in der Nacht vom 24 auf den 25ten Septbr an der LungenEntzündung geſtorben iſt — Die Thränen ſind mir nicht ausgebrochen — auch hab' ich nicht geſchrien vor Schrecken und Schmerz, aber das

Bild des Mannes den ich ehrte und liebte ſteht mir immerwährend vor Augen — es verläßt mich nicht — Den ganzen Tag iſt mein Innres im Aufruhr geweſen — meine Nerven ſind ſo geſpannt daß ich über jedes kleine Geraûſch zuſammenfahre —

Ich habe übrigens das lezte VaſenGemählde mit Anſtrengung gezeichnet — es iſt gerathen.

Guter Gott warum mußte gerade der Onkel in B[erlin] ſterben warum nicht lieber ———

In voriger[a] Woche klopfte Nachts einmahl etwas an die Thüre — meine Frau behauptet der Onkel habe Abſchied genommen — heute bin ich geneigt ſo etwas zu glauben, und mich mit allen Schwärmern hinter Hamlets Ausſpruch zu ſtecken. — Meine Sache ſcheint übrigens gut zu ſtehn da Schmettau zu meiner Verſetzung viel Hoffnung gegeben hat! —

Wie lange iſt mir ſchon Hoffnung gegeben! — Ich ſehe heute alles durch den TrauerFlor — Des Onkels Tod hat mich ganz verſtimt — ein ſchlechter Anfang — doch non olim sic erit — Meine Frau iſt zu Bette gegangen, und mich wandelt eine Kinderfurcht an im oeden Zimmer — Das nenn ich ſchwach ſeyn — Ich wünſchte es wäre ſchon Morgen — liegt nur erſt eine Nacht zwiſchen ei[nem] ſolchen InzidentPunkt und der Fortſetzung des Lärmens um

---

[a] dahinter, gestrichen: Nacht klo[pfte]

Nichts — der elenden Farze aus der denn doch alles menſchliche Treiben und Thun beſteht, ſo gewinnt die Anſicht der Dinge wieder ein günſtigeres Colorit — Ich wette daß die folgende Seite beſſer klingen wird —

Wenig Freude hatte der alte Mann doch im Leben — er hat ſich offenbar zu Tode referirt — das war die Belohnung für langjährige Dienſte — O — das Juſtizfach hat ein[e] ganz faule Einrichtung | je älter man wird deſto mehr Arbeit — recht Eulenſpiegelmäßig — Wenns angeht werd' ich doch noch Conzertmeiſter oder

[Sonntag] Den 2t Oktober.

Heute Vormittag hörte[b] ich bey den NorbertinerNonnen eine Meſſe — die Muſik war brillant geſezt — ſie heulten aber wie die Uhus — das Incarnatus aus G. moll war ſehr gut geſezt — Die Nonne ſang nur einigermaßen ſo daß man daraus klug werden konte und es wirkte ſchon gewaltſam auf mich. Was werde ich empfinden wenn ich die Schik, die Marketti — wenn ich wieder eine Meſſe in Dresden hören werde! — es wird nicht zum Aushalten ſeyn, ich werde weinen wie ein Kind! — Mittags bey Hiltebrandt — viel von der Verſetzung geſprochen — er affichirt es ſehr

---

b) über geſtrichenem war

geheim zu halten! — Nachmittags dem Cuſtn und Focken einen de und wehmüthigen Brief geſchrieben — den ganzen Abend läppiſcher Weiſe in Wieglebs ‘Magie’ geleſen und mir vorgenommen einmahl wenn die gute Zeit da ſeyn wird zu Nutz und Frommen aller Verſtändigen die ich bey mir ſehe ein Automat anzufertigen! — Quod deus bene vertat! — Was nehme ich mir alles vor! — Noch ein guter Gedanke! — Mit meinen muſikaliſchen Ideen gehts mir ſo wie mit Savonarola's des Märtyrers zu Florenz, deſſen Geſchichte ich in dieſen Tagen las, Eingebungen: — Erſt ſchwirrts mir wild im Kopfe herum — dann fange ich an zu faſten und zu beten d. h. ich ſetze mich ans Klavier, drücke die Augen zu, enthalte mich aller profanen Ideen und richte meinen Geiſt auf die muſikaliſchen Erſcheinungen in den vier Wänden meines Hirns — bald ſteht die Idee klar da — ich faſſe und ſchreibe ſie auf wie Savonarola ſeine Prophezeyhungen — Obs nur andere Componiſten auch ſo machen mögen? — aber das erfährt ein Königl. Prß. Regierungs-Rath in Plock nicht! —

[c] Ich bin doch noch ſehr verſtimt —— ——

Ich muß wahrhaftig an Hippel ſchreiben!

---

c) das folgende eingeschoben: der erste Satz zum Text hinzugeschrieben, der zweite an den Rand

Den 3t Oktober.

— Ein erbärmlicher Tag in jeder Hinſicht — Vor und Nachmittag bis zehn Uhr gearbeitet wie ein Pferd — gewühlt in ſtaubigten Akten. Die Arbeit iſt jezt in der Fluth begriffen, und es wär' ein ganz eigner Treffer wenn mich jezt ein VerſetzungsReſkript mit einem Ruck aus dieſer Fluth zöge! — Nachmittags war ich[d] eine Stunde bey Reichenberg, zog ihm Saiten aufs Klavier und ſpielte ihm die neue[e] Meſſe vor — es will ihm nicht zu Leibe, doch that er entzückt als ich ihm das Benedictus ſpielte —

Wann werde ich Dich wiederſehen mit Deinem blaſſen Geſichte — mit Deinem innigen Gefühl Dich[f] wieder ſpielen hören Guter H[ampe]! —

Beym Himmel ich bin ſo abgeſpannt ſo proſaiſch geworden durch die verfluchten Akten — ich könte heut keinen Walzer ſetzen! —

Ich will noch etwas Noten ſchreiben und dan zu Bette gehen — Ich bemerke daß das Tagebuch immer kürzer wird — ganz einſchrumpfen in ein Nichts ſoll es nicht! —

D. 4ten Oktober.

Vormittag eine recht langweilige Seſſion wie gewöhnlich — Nachmittag bey Hiltebrand, ſo-

---

d) dahinter, gestrichen: auf

e) eingeschoben

f) hier gestrichen und vor mit gestellt — aber anscheinend nicht von Hoffmann, sondern von Hitzig dann mit dieſem bis Abends 10[g] Uhr bey Reichenberg — Viel von Muſik geſprochen. — [h]Mara — Loccatelli der Violiniſt ſpielte in Berlin im Jahr 1720 ungefähr in Auguſts Anweſenheit. — Der König F[riedrich] W[ilhelm] I ſchickte ihm dafür durch <Riet> 3 F[riedrichsd'or][i] | Werde ich denn noch jemahls eine ächt muſikaliſche Laufbahn beginnen? — Wenn ich ſo von all den alten und neuen Componiſten höre fällt mir denn doch das 'Anch' io son pittore' ein! —

Himmel welch magere Tage verleb' ich jezt — Doch. Geduld — Bald wird die Morgenröthe anbrechen.

Den 5 Oktober 1803.

Es geht elend mit dem Tagebuche — Wieder ein PoſtTag und nichts — nichts | nichts! — [k]Hippeln hab' ich kurz u. launigt geſchrieben

Den 6^{t} Oktober

Das Merkwürdigſte des magern Tages iſt daß circa 40 Volumina Acta ad informat[ionem] des Herrn Decernenten wie das dulce praesidium ſich zierlich ausdrückt einſpaziert ſind.

---

g) geändert aus 9

h) hier, geſtrichen: Locc[atelli]

i) dieser Satz eingeschoben

k) das folgende an einem späteren Tage eingeschoben *δεμ γυτεν Βελιτζ 'αβ ιχ γεσχριεβεν υνδ εινε Δενυνζιατιων ϖεγεν δερ Fλυχτ δερ Μαδαμ Wυνσχελ αυς Πωςνερ ΠυπιλλενCoλλεγιum βειγελεγτ* —

Was das nur für einen Effekt haben wird — Auch hab' ich eine Carrikatur „das <Rie>ſenkind" gezeichnet mit hübſchen Geſichtern! —

Wann werden meine Leiden ſich wenden! ſagte Frederic le grand auf dem Schlachtfelde | ich H. le petit ſag' es wenn ich mich erhebe aus den ſtaubigten Akten!

Wann wird mein Schickſal entſchieden werden!

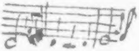
Den 7 Oktober

Vormittags in einer Seſſion vegetirt — Abends Quartett bey Reichenberg — Hr. von Piwnicki, ein angehender Auscultator und wie er von ſich ſelbſt erzählt hatte großer ViolonCelliſt, ließ ſich hören oder es wurde ihm vielmehr etwas auf den Zahn gefühlt, wobey er denn nun höchſt erbärmlich beſtand — Ein elendes Quadro von Pleyel und konte nicht aus der Stelle — Nachher wurden einige Quadros von Haydn gemacht — erbärmlich, wie gewöhnlich alle Muſick hier in dieſem abſcheuligen Neſte unter aller Critick iſt, aber der himmliſche[1] originelle Gang der Harmonie entzückte mich doch

---

[1] dahinter, gestrichen: Ga

— H[aydn] würde unbeſchreiblich groß ſeyn in der InſtrumentalMuſik wenn er das Tändeln ließe — Alle dieſe Tändeleyen in ſeinen <Quartetts> verunzieren das Ganze — Die kleinen Menuetti welche er gewöhnlich Scherzo Allegro überſchreibt ſind ſehr pikant durch originelle Ausweichungen — oft ſind ſie auch nichts weniger als Scherzos w. z. B.



— Nachher probirten wir die Meſſe ex G. d. es ging ſchlecht — Die Fuge ex E. b. wollte durchaus nicht gehen! — Himmel es geht nichts hier! —

Den 8ten Oktober!

Wieder ein PoſtTag und wieder getaûſcht in meinen Erwartungen! — Es iſt mir zuweilen ſo, als würd' ich einen rechten harten abweiſenden CabinetsBrief erhalten und darauf einen gewaltſamen Entſchluß faſſen! — Worinn wird dieſer beſtehen? — Ich mag niemanden den Tod wünſchen aber warum mußte der Onkel in B[erlin] zu früh für Familie und Freunde ſterben und der ältere Bruder — einſam — verlaſſen, ein Hageſtolz an deſſen Daſeyn nichts hängt, der in keinem Fache etwas leiſtet der ſich ennuyirt ſo wie er Morgens aufſteht bis er Punkto neun Uhr Abends wieder ſchlafen geht, warum mußte dieſer leben bleiben? — Wäre er geſtorben, ſo hätt ich ihn wahrſcheinlich beerbt, und vielleicht hätte ich denn nicht [!] den lyriſchen Traum des wirkſamen freyen Künſtler-Lebens realiſiren können. Ich hätte das unerträgliche Joch abgeſchüttelt und wäre nach meinem Eden gezogen! — Wann werde ich wieder in den paradiſiſchen Gefilden wandeln! — Wann werde ich Dresden wiederſehen! —

Ich bin heute ſo verſtimmt, ſo verdrüßlich, daß mir nichts gelingen will! — Ich war ſo lange nicht mit Arbeiten überhaüft und konte viel für die Kunſt thun, das war der einzige Vorzug des Exils | Auch das hat jezt aufgehört! —

Aus Unmuth hab ich Nachmittags einen Roman von Cramer durchblättert „der verworfene Julius“ benahmſet. Nach beliebter Manier ſind über jedem Kapitel Verſe — unter andern Cap. 18 Th. 2.

Kurz wie der Titel
Sey dieſes Kapitel
Denn — ſo ſchofele Sachen
Wer wird ſich was draus machen!

Kann man ſich etwas „ſchofeleres“ denken als dieſe Verſe! — Das ganze Geſchreibſel iſt wirklich unter aller Critik — Nichts iſt lächerlicher als wenn ſchlechte Schriftſteller eine weiſe Miene annehmen und den Mentor ſpielen. Herr

C[ramer] hat es[m] in dieſem ſeinem Machwerke bis zum Ekel gethan — hinter manchem Capitel komt eine förmliche Nutzanwendung mit „Alſo und deswegen"! — In der Vorrede ſagt er, daß er noch vieles in ſeinem Schreibtiſche liegen habe zum <Verbrauchen>, was auch wohl erſt nach ſeinem Tode zu Tage befördert werden würde — Gott behüte und bewahre uns für die Cramerſchen Posthumi! — ⌊Ich war in Secunda als ich den 'deutſchen Alcibiades' las — da machte das Ding eine gewaltige Wirkung auf mich — ich hielt den Verfaſſer für das erſte Genie unter der Sonne, und Stoelzeln der wie ich glaube die TitelKupfer gezeichnet hat für einen zweiten Raphael — Die Riſa mit dem ſchelmiſch aufgehobenem Finger vor dem Munde war mir nehmlich das Ideal weiblicher Schönheit, und ich ſuchte das Meiſterſtück ſo wie noch früher einen elenden engliſchen Kupferſtich der die Eloiſa vorſtellte mit Anſtrengung aller meiner Kräfte zu copiren | es gelang aber nicht! —

Hätte ich doch nur erſt Nachrichten aus der Schweiz — Iſt Naegeli bereit die Fantaſie ſtechen zu laſſen, ſo iſt viel für meine muſikaliſche Laufbahn geſchehen. — Ich quäle mich mit einer Idee zum Trio für Fortepiano Violine und Cello — Meines Bedünkens nach

---

m) eingeschoben

werd' ich in dieſem Genre etwas leiſten — Haydn ſoll mein Meiſter ſeyn — ſo wie in der VokalMuſick Händel und Mozart —

Ich ſchließe mit dem Stoßſeufzer der meine tägliche Litaney iſt

Wann werde ich meine Freyheit erhalten! —

Als ich noch in Glogau war hörte ich einſt einen ruſſiſchen Major — Pole von Geburt — der eines Duells wegen auf der Feſtung ſaß n) am Tage als die ArreſtZeit abgelaufen war und ihm der Commend[ant] die Freyheit angekündigt hatte ausrufen

Ah je suis libre!

Der Ausdruck ſeiner Stimme ging mir durch die Seele, ich theilte ſein Entzücken — ich dachte an Jorik — an den gefangenen Staar — an die Baſtille! — O — ich bin gefangen — ich bin in Banden! — Wann ſchlägt der Erlöſung Stunde!

[Sonntag] D. 9^{t} Oktober

Schwarzer Tag — Gearbeitet bis 12 Uhr Nachts

D. 10 Okt:

— o)Dito ſchwarzer Tag ———

---

n) dahinter, gestrichen: als er das

o) dahinter, gestrichen: Gegen Abend u (Vgl. den Eintrag für den nächsten Tag! Es sind mehrere Einträge, mindestens für den 9. bis für den 12., zusammen nachgeholt.)

d. 11 Okt:

— Gegen Abend überraſchte uns die G. Das merkwürdigſte und beſte —

D. 12 Okt:

Mittelmäßiger Tag — Gepunſcht des Abends.

D. 13 Oct:

Dito — dito

D. 14 Oktober

Dito —. miſerables Einerley!

D. 15 Oktober

Dito — wieder nichts in eignen Angelegenheiten.

Διϱ σχλαγ 'ατ γεϖιϱχτ — διϱ Vατεϱ 'ατ δεϱ Ρεγιεϱυνγ διε Fλυχτ δενυνζιεϱτ υνδ διε Ρεγιεϱυνγ σολλ διε Uντεϱσυχυνγ νεϱφϋγτ αβεν — ες ιστ εντσχιεδεν δασζ σιε 'ιεϱ βλειβτ —

Gratulor toto ex animo

[Sonntag] Den 16 Oktober

— Wann werd' ich mehr als das ewige todte Einerley hier wiederholen dürfen — Die Kindergruppe hab' ich fertig componirt — Ob ich wohl zum Mahler oder zum Muſiker gebohren wurde? — Ich muß die Frage dem

Präſidenten B[eyer][p] vorlegen oder mich bey dem GroßKanzler [von Goldbeck] darnach erkundigen die werdens wiſſen — In Beckers Erholungen fand ich ein muſikaliſches Gedicht Stäſodion — der Gedanke ſtieg mir auf es zu componiren und zum Oratorio zu machen. — „Alles was Odem hat lobe den Herrn" ſoll eine tüchtige Fuge abgeben.

Amen es geſchehe allſo!

Den 17[q] Oktober.

Gearbeitet den ganzen Tag! — O weh! — ich werde immer mehr zum RegierungsRath — Wer hätte das gedacht vor drey Jahren — Die Muſe entflieht — der Aktenſtaub macht die Ausſicht finſter und trübe! —

Das Tagebuch wird merkwürdig, weil es den Beweis der ungeheuern Erbärmlichkeit iſt, in die ich hier verſinke — Wo ſind meine Vorſätze hin! — wo meine ſchönen Pläne für die Kunſt? —

Allmächtiger B[eyme] — bitte für mich! — hebe mich weg aus dieſem Jammerthal in das Paradies an den Ufern der Elbe — oder laß mich den Rhein, wie Moſen das gelobte Land, aus der Ferne ſehen!

---

p) dahinter, gestrichen: oder

q) aus 16

Den 18 Oktober.

Dies
D. 19 — —
D. 20
D. 21
D. 22
D. 23
D. 24
D. 25
tristes et miserabiles

D. 26.

Mich zum erſten mahl gedruckt geſehen im 'Freymüthigen' — habe das Blatt zwanzigmahl mit ſüßen liebevollen Blicken der Vaterfreude angekuckt — — frohe Aſpecten zur litterariſchen Laufbahn! — Jezt muß was ſehr witziges gemacht werden![r]

D. 27[s]

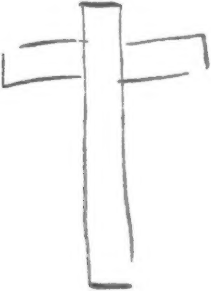
Dies tristis

D. 28 — 29 — 30 — 31.
1 — 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8 —

Große GeneralPauſe — wenn dies ſo fortgeht, wird aus dem Tagebuche nicht viel werden — aber es waren lauter dies tristes — Ich bleib ſitzen — bin vergeſſen! ———

---

r) davor, gestrichen: <habe>



Den 9 November

Nun will ich aber auch gewiß hier täglich was hinein ſchreiben — Es iſt mir ſo als läge der Keim irgend eines großen entſcheidenden Entſchluſſes in mir — nur einige Sonnenſtrahlen und er würde hervorſchießen zur üppigen Pflanze mit — goldnen Blüthen? — Beym Himmel meine Unthätigkeit wird mich verderben — Von morgen an will ich mich regen und bewegen — An H[ippel] hab' ich[s] heute geſchrieben wegen 100 Fd. — an Gr. K. wegen der Niederſchlagung der 100 rth — Was werden nun die Herrn antworten. — Genug für heute! —

---

[s] dahinter, gestrichen: geſt[ern]

Brief von Albrecht erhalten.[t]

Den 10 November

— Uninterreſſanter Tag comme a l'ordinaire — BauInſpector Wernike aus Poſen mit dem Rendanten Tepper zur StaatsViſite bey mir geweſen. —

— — — — 16 —

Das iſt doch entſezlich — es will durchaus nicht fort! — So gehts mit allen Entſchlüſſen! —

D. 17 9br:

Eigentlich hätt ich vom NeujahrsTage anfangen ſollen, ich glaub es wäre beſſer gegangen! —

Hr. Naegeli hat mir geſagt woran ich bin — Sonderbar genug, daß ich an demſelben Tage, an welchem ich von der Miſerabilität meiner Compoſitionen überzeugt war den Muth hatte, ein Andante zu ſetzen! —

Jezt will ich ein Buch machen![u]

---

t) Dieser Satz an einem späteren Tage eingeschoben

u) Die folgende Rückseite ist weiß gelassen.

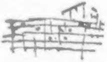
2. Tagebuch für Januar bis März 1804.

[Sonntag] Den 1ten Januar 1804.

Die Oktober und NovemberStücke des nun ſeit dem 17^{t} November recht ſanft ruhenden Tagebuchs waren bloße Präliminarien — von heute an wird regulair Buch gehalten über die Begebenheiten des Lebens die bunte Welt innerhalb der Wände des GehirnKaſtens mit ihren Ereigniſſen mit eingerechnet. —

Zwey für mich wichtige Dinge geben jezt bald meinem zu einfachen Leben einen neuen Schwung — die mir angebotene Verſetzung nach Warſchau welche ich angenommen habe | und der Tod der alten Tante in Königsberg der mich vielleicht zum vermögenden Mann gemacht hat — Wie wird nun alles werden? — Wie weit werde ich mit meinen weitſchichtigen Plänen für das Künſtlerleben in dieſem Jahre kommen? — Hampen hab' ich zum Neuen Jahr die Sonate aus As dur geſchickt! —

[Am Rande:]



Kirchheim, Hiltebrandt und Lange waren hier — Drey Männer bereit in den feurigen Ofen des Trinkgelags auf der Redute geſchoben zu werden! — Ich ſollte mit! — Gott behüte und bewahre! — meine SalamanderNatur hat ein Ende! —

D. 2 Januar

— Erwartungsvoll — Abgemattet — entkräftet — Träge — Ideenarm — Angenehme Ausſicht in ein Boudoir voll Aktenſtöße die man durchleſen muß.

D. 3 Januar

Seſſion! — In P[lock] würden meine Tagebücher libri tristes et miserabiles werden — Ich unterhielt meinen guten Collegen H[iltebrandt][a] mit einer gewiſſen Schadenfreude von meiner Reiſe nach Schafhauſen und noch in dieſer Anwandlung von Schadenfreude unterzeichnete ich mich zu einer Plocker Reſſource! — O weh! —

Den 4 Januar

— Der Sierakowskiſche Concurs iſt durchgeleſen, das Gerüſt zum Feuerwerk welches ich künftgen Freytag abbrennen will iſt fertig! — Ich dachte heute gewiß Briefe aus K[önigsberg] zu erhalten — Alle meine Pläne hängen ja von dieſen Nachrichten ab — es iſt unangenehm ſo in der Erwartung zu hängen —

Wahrhaftig hab' ich erſt dies Schlaraffenleben hinter mir, ſo ſoll die wahre Thätigkeit losgehen! — Arm an Ereigniſſen, arm an Ideen — Mein Tagebuch iſt dürre und öde wie der Weg von Poſen nach Berlin, aber hat man erſt die GensdarmesThürme im Auge, ſo windet man ſich leicht durch die Dornen, die noch hin und her aufhalten — hängen will ich nichts daran laſſen —

---

[a] eingeschoben

Jezt hab' ich nichts angelegentlicheres für heute zu thun als den Beſuch der Entbinderin der Feenwelt abzuwarten.

Den 5 Januar

Das nenn' ich das RegierungsRathsweſen mit Eifer treiben! — 6 Relationen gemacht — Vorträge | dekretirt — aber die angenehme — was ſag' ich angenehme — die herrliche — die himmliſche Perſpektive in das Eden an der Elbe und am Rhein iſt's die mich mit Kraft ſtählt —

Meine Frau mit der G. iſt bey der Kirchheim geweſen — Ich habe Schotten die Sonate aus dem As dur geſchickt — ob ſie ihm wohl behagen wird! — Uebermorgen müſſen Nachrichten aus [Königsberg] eingehen hoff ich!

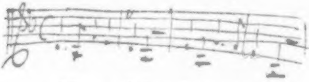
Den 6 Januar [Heilige drei Könige].

Morgens Seſſion — Sierakowski vorgetragen. Von 4 bis 10 in der neuen Reſſourze — mit Bachmann und Lange gebiſchofft — Ungeheure Geſpanntheit des Abends — Alle Nerven<exci-

tirt>[b] von dem gewürzten Wein —[c] Anwandlung von TodesAhndungen — DoppeltGänger —

Den 7 Januar.

Mit unbehaglichem Gefühl ſtand ich heute auf | die Folge des geſtrigen Rauſches — ich muß nun einmahl ſtrenge Diät halten um meine Kränklichkeit ganz loß zu werden — Nachmittag den 'Candide' geleſen — die Norm eines guten <. . .>s[d] — der philoſophiſche durchgeführte Satz verſteckt ſich hinter dem Vorhange voll Carrikaturen — die Würze iſt[e] der Menſchen Albernheit im lebhaften Colorit dargeſtellt — Abends an der Meſſe geſchrieben — Ich bin aufgelegt zum Componiren — folgenden Satz erfand ich



[Sonntag] Den 8t Januar

— Gearbeitet den ganzen Morgen — miſerabler Tag!

---

b) über gestrichenem geſpannt; möglich ist auch die Lesung irritirt

c) dahinter, gestrichen: Todes . . .

d) Das Wort steht innerhalb sonst leidlich leserlicher Schrift und sieht etwa wie Jams aus. Hitzigs Lesung Romans scheint mir graphisch unmöglich

e) dahinter, gestrichen: Darſtellu[ng]

D. 9 Jan:

Dito — an Berg nach W[arſchau] geſchrieben wegen der Wohnung.

Den 10 Jan:

Seſſion — Abends in der Reſſourze — mit Bachmann und Hiltebrandt Cawiar gegeſſen und mit Lange Biſchoff getrunken — es war ſehr lächerlich, als Geſetze vorgeſchlagen wurden — Der große Bär wünſchte dies und das mit einer Miene und einem Aczent, der es leicht macht[f] dem Worte Wünſchen die rechte Deutung zu geben — „Ich bin der große Bär, und wer meine rauhe Tatzen nicht fühlen will, fliege meine Befehle auszurichten" — In der ſchlafloſen Nacht beſchäfftigte ich mich mit lauter Gedanken an die Reiſe — ſchlummerte ich ein, ſo traümte ich von Hampen — Wär ich nur erſt aus dem verdamten Loche —

Den 11ten Januar.

— Auch heute keine Nachrichten aus K[önigsberg]! — Das Ding fängt mir an verdächtig zu werden — es macht mich unruhig; das nenn' ich einen Zuſtand der Spannung! — In 4 Wochen, hoff' ich muß alles entſchieden ſeyn; länger wär's auch nicht auszuhalten! — Die Geſchäffte — das Alltagsleben ekelt mir mit jedem Tage mehr an! —

---

f) diese drei Worte eingeschoben

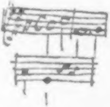
Den 12 Jan.

— Alltäglicher Tag!

Den 13 Jan:

— Abends in der Reſſourze — zu viel Biſchoff getrunken! —

[Am Rande:]

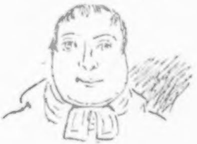


Den 14t Jan:

Dies tristis et miserabilis —
Brief vom Buchhändler Kühn erhalten.

[Sonntag] Den 15 Jan:

Mittags bey dem K[riegs]R[ath] Hakebek gegeſſen mit Reichenberg und einem rothen wohlgenährten Pfäfflein — Feldprediger van Scheven | ſchwediſche NationalPhiſiognomie —
circiter ſah er ſo aus wie folget —



Das Ideal der Glauheit! — viel geſalbadert über Kunſt und Kunſtſinn — Gott was für DutzendMenſchen! — Könn[en] ſie zur Noth PaſtellGemählde von Oelſtücken unterſcheiden ſo ſind ſie Kenner —

Den 16 Jan:

— Gearbeitet — Abends die kühne Idee gefaßt eine KreuzErleuchtung und die Schlacht bey Abukir in Hakertſchem Styl transparent auszuführen — erſt muß ich Relationen ſchmieden! —

Den 17 Jan:

Dies miserabilis

D. 18 Jan:

Das Teſtament iſt gekommen! — Nichts gar nichts! — Alle Pläne geſcheitert — es muß was großes ausgeführt werden — ich reiſe nach K[önigsberg] — [g]100 rth von Hiltebrant — Abends in der Reſſourze Urlaub genommen!

D. 19 Jan:

— Gearbeitet —

D. 20 Jan:

— ReiſeAnſtalten — an Kühn geſchrieben er ſoll Noten verlegen! —

---

g) hier, geſtrichen: Abends

[h]Den 21, 22, 23,

ReiſeTage.

Den 24

In Königsberg angekommen, Nachts 12 Uhr eigentlich allſo den 23 —

25, 26, 27, 28, 29, 30 und 31!
Ohe! Ohe!!!!

Februar

Den 1t 2. 3 4 5. 6 —

Es iſt entſetzlich!! — Hätte manches einſchreiben können in dieſen Tagen und habs nicht gethan! — Täglich bin ich im Schauſpiel geweſen und habe geſehen

1. Den Alten Ueberall und Nirgends
2. Das rothe Käppchen
3. Die Raüber
4 Je toller je beſſer —
5 Don Ranudo de Colibrados
6 Die Pikkolomini
7. Wallenſteins Tod!

— Will etwas für die elegante Zeit[ung] ſchreiben! übers Theater in K[önigsberg]!

Den 7ten

Thieme und Lindenberg[i] gaben ein Conzert — ich bin da geweſen! —

---

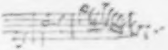
[h] Das folgende anscheinend zusammen am 6. Februar nachgetragen

[i] davor, gestrichen: Roſenbe<r>

Die Simphonie von Joſeph Haydn war[k] feurig doch vermißte ich den durchgeführten Charackter der die andern zum vollendeten Meiſterſtück macht

Madam Dorn eine soidisante Dillettantin ennuyirte mich mit einer Szene aus 'Maria Stuart' — Ohe!! — vom Zumſteeg —

Lindenberg hatte ſich vergriffen — er bließ ſtatt des Fagotts den Kamm! — Emter ſang die Arie des Arbace aus 'Idomeneo'! —



— Die Arie iſt wohl eigentlich ein ſatyriſcher Hieb vom ſeeligen Mozart auf die Caſtraten und ihre SingManier — er hats nur ironice gemeint, das merken aber manche Herren nicht! Abends ging ich mit Weiß und Schwarz zu Hauſe — Man könt' dies für ein Bonmot halten — die Leute heißen aber wirklich ſo! —

Den 8ten

Dies ordin[arius] — Weiß vergeblich erwartet — N[ach]M[ittags] Spaziergang — Abends mit dem Onkel eine Flaſche Lipari ausgeſtochen und guter Dinge geweſen —

D. 9.

— Einen ſehnlich von Hippel erwarteten Brief erhielt ich Nachmittags und antwortete auf der Stelle daß ich den 15ten d. M. abreiſen würde — Alles geht glücklich! —

---

[k] dahinter, gestrichen: ohne

Abends den 'Grafen Beniowski' geſehn — 's war die Parodie von Schlegel — wenigſtens machtens die Schauſpieler dazu — Meine Galle über das geiſt und herzloſe oder vielmehr kopfloſe Spiel hab' ich ausgelaſſen in der Carrikatur: le coeur palpite! — Will ein CollectaneenBuch zu Zeichnungen anlegen!

D. 10^{t}

— Wie gewöhnlich — Abends die 'Sonnenjungfrau' geſehen! — was thut man nicht der Langenweile wegen! —

Den 11^{t}

Dito. — Großer Ennui. — ſich mit der Predigerin Olleck den ganzen Nachmittag und Abend herumſchlagen zu müſſen! — es war zum TollAergern! —

[Sonntag] D. 12^{t}

Den ganzen Tag im SchlafRock zu Hauſe zugebracht — gebiſchofft Mittag und Abend! —

D. 13^{t}

— Ein kleiner Vorfall! — nein kein kleiner Vorfall — ein Ereigniß — wichtig für Kopf und Herz hebt den heutigen Tag über ſeine triſten ältern Brüder heraus — Ein junges blühendes Mädchen[*] ſchön wie Correggios Magdalena —

[* Dazu am Rande:] Sie iſt geſtorben.

gewachſen wie die Grazien der Angelika Kaufman ſtand Nachmittags vor mir! — es war Malchen Hatt — Sie hatte der Mutter Grazie — das Ideal meiner Kindiſchen Fantaſien von dem Vormahls meiner Inamorata ſtand vor mir — eine ſüße unbekante Wehmuth ergriff mich — ſie blickte mich mehrmahls bedeutend an — gewiß war ich ihr nicht minder merkwürdig als ſie mir — Die Mamſell Rink die jüngere introducirte ſie — der Onkel ſprach unendlich lange von einem Begräbniß — vergebens rang ich darnach dem Geſpräch eine interreſſante Wendung zu geben — das aufgeblühte Mädchen wollt' ich mit meinen Geiſtes-Armen umranken — ich wollt ſie <unme>rklich in die magiſche Kreiſe meiner Imagination ziehen — einige emphatiſche Augenblicke hätten mich ſchadlos gehalten für das geiſttödtende Einerley der vorigen Woche — aber es ging nicht — die Rink verdarb alles mit ihrem bleyernen Weſen — mit ihrer Langweiligkeit —

Ich leſe Rouſſeaus 'Bekenntniſſe' vielleicht zum 30sten mahl — ich finde mich ihm in manchem ähnlich — Auch mir verwirren ſich die Gedanken wenn es darauf ankomt, Gefühle in Worte zu faſſen! — ich bin ſonderbar bewegt! — Der Todten ſey hier[1] ein Monument geſezt! — es iſt lebendiger wie ſonſt die Castra doloris zu ſeyn pflegen da ſtatt des marmornen Todesengels auf jenen hier eine[m] lebendige Grazie die HauptRolle ſpielt —

---

[1] eingeschoben

Das Compliment zum Abſchiede war höchſt abgeſchmakt — ich wollte zu viel ſagen — bey gehöriger Muße rede ich wie oft auch im Traume am ſchönſten — ich mache auch wohl Impromptus aber alles wie geſagt mit Muße! —

Warum halte ich nicht Buch über meine wizige Einfälle wie der ſeelige GeheimRath Baumgarten? — Könte ſie denn bey guter Gelegenheit mit Effect anbringen — Voltaire machte es nicht beſſer — er ſoll ~~noch~~ mehrere unverbrauchte Einfälle nachgelaſſen haben! — Koſtbarer Nachlaß — [n]unſchäzbares Legat für einen ſchönen Geiſt! —

Den 14^t [Faſtnacht]

Vormittag Viſite gemacht — ſonderbarer Weiſe bey beiden alten Mammas Stürmer — Pfeifer — Familie von Lesgewang. Leztere gab guten Malaga und <erhielt dafür> — „Erinnerungen aus den Szenen der Kindheit in Cuſitten"!! —

Abends mit Weiß im Concert — Riel ſpielte eine langweilige Sonate — 's war zum Einſchlafen — Nachher die Chöre aus 'Athalia'

---

m) über gestrichenem die

n) hier, gestrichen: gute

SingeAkademie — Königsbergs Blumenflur — allerliebſte Mädchen — drey darunter mit excellenten Stimmen — mir konts nicht gehen wie Rouſſeau im Conſervatorio in Venedig! — Die eine hieß Mamſell Bremer

[o]Den 15 [Aſchermittwoch]

Abreiſe von K[önigsberg] Morgens $9^1/_2$ Uhr

D. 16

Morgens halb 4 Uhr in Preu[ßi]ſch Mark — fand Pferde vor von H[ippel] — um 1 Uhr Mittags angekommen

D. 17, 18, 19, 20 in Leiſtenau

D. 21

Abends um 11 Uhr in Pl[ock].

D. 22

Den 10ten März

Das Reſkript erhalten.
Große Generalpauſe — Geſchloſſen
bis zur Ankunft in Warſchau.

---

o) das folgende bis D. 22 anscheinend offenbar zusammen in der Nacht der Rückkehr, 21./22., eingetragen. Rest der Seite weiß

3. Notizen aus dem Briefbuch.

[Die Einträge über Abgang oder Empfang von Poſtſendungen und Zahlungen ſind in unſeren Briefpublikationen zu ſuchen.]

[A. Vereinzeltes 1803—1807]

[1]

[Das 'Schreiben eines KloſterGeiſtlichen' iſt] Eingerückt im 'Freimüthigen' am 9 September 1803.

D. 26. Oct: 1803. Hff

[2]

[Ende Februar 1804 lieſt H. eine] Günſtige[a] Beurtheilung des 'Preiſes' im 'Freymüthigen'

[3]

[Vier geſchäftliche Anzeigen:]

Carl Stendel in Gotha verfertigt Aeolsharfen — <von neuer> Erfindung — 3 rth 12 g | Emballage — 8 g

'CharackterKöpfe in CrayonManier nach Lebrün' Hof bey Grau 1 rth 6 g

'Mozarts Geiſt' — Henning in Erfurt 1 rth 16 g

'Unterricht für die Chitarre' von Bernhardt

---

[a] dies Wort nachträglich vorgesetzt

[4]

[28. November 1806 marſchiren die Franzoſen in Warſchau ein, wenige Tage darauf löſen ſie die dortige Preußiſche Regierung auf:] Große Kataſtrophe!

[5]

[18. Juni 1807] Ankunft in Berlin —

[B. 1808]

[6]

Oper von Soden: ‘Der Trank der Unſterblichkeit’ | Den 23 Januar 1808 angefangen

[7]

Den 5^{t} May höchſte Noth

[8]

D. 20 [infolge des Empfanges von 100 Thalern vom Freiherrn vom Stein] alle Leiden für diesmahl wieder geendet.

[9]

D. 9 Junius [nach dem Empfang weiterer 100 Thaler aus Königsberg] Zubereitungen zur Reiſe [nach Glogau, zu Hampe; dort etwa Mitte Juni bis Mitte Auguſt].

[10]

D. 1^{t} Septbr. in Bamberg angekommen

II.

Aus den Schreibkalendern für 1809 und 1811—1815.

1. 1809.

[Hoffmann hatte anfangs die Abſicht, in dieſem Kalender auch über ſeine Geldverhältniſſe Buch zu führen, u. z. in der ſüddeutſchen Gulden-Währung. An den rechten Rand hat er vom 1. Januar bis zum 5. Februar die Einnahmen verzeichnet; unterm 17. und 23. Februar ſteht hier ferner noch die Zahl 6, ohne erkennbare Beziehung. Am linken Rande ſtehen unterm 1. und 2. Januar die Ausgaben.

Wir haben dieſe Randſchriften behandelt wie in der Folge die Aufzeichnungen auf den Durchſchußblättern der Schreibkalender, indem wir ſie ſtark eingerückt hinter die eigentlichen Tagebuch-Einträge geſetzt haben. (In vier Fällen, Jan. 3. 24. 26. Febr. 5, hat H. allerdings die Angabe über die Herkunft einer Einnahme in den Textraum geſetzt, vor oder hinter den eigentlichen Tagebucheintrag; wir haben jedoch auch dieſe Theile des Eintrags wie eine Randſchrift behandelt.)]

1] [So

15 fl von Cuno erhalten. — die Miethe bezahlt mit 12 fl — Lohn — Guter Anfang! — Im Theater 'Arlekin' von meiner Compoſition.

[Einnahme:] 15 —
[Ausgaben:] 12 —
2 —

2] [Mo

Brief von Krahmer aus Berlin mit 43 rth — im[a] ‚Lamm' bezahlt 57 fl

[Einnahme:] 67.

[Ausgaben:] 57

3] [Di

Nach Königsberg an den Onkel geſchr[ieben] und einen Brief an Hippel beygelegt.

[Einnahme:] Von der Gr[äfin] Roth[enhan][a] 6 —

4]

Nach Zürch an Naegeli eine Sonate geſchickt angefragt wegen Canzonetten und Commiſſ[ions]Handel.

7] [Sa

An Soden nach Würzburg geſchrieben, wegen Ueberſendung des ‚Trankes der Unſterblichkeit', ſo wie wegen des für den Großherzog zu comp[onirenden] Miserere.

9] [Mo

Von Madame Mark 8 Laubthaler erhalten

[Einnahme:] 22.

Jan. 2 a) Lesung (im, nicht an) trotz fehlenden i-Punktes gesichert durch den Eintrag vom 11. April

3 a) Gemeint ist die verwittwete Gräfin Dorette von Rottenhan geb. Freiin von Lichtenstein

10] [Di

Die Compoſition des Miserere ⇄ angefangen.

11] [Mi

An den HofRath Rochlitz nach Leipzig geſchrieben und ihm den „Ritter Gluk“ für die Muſ[ikaliſche] Zeitung geſchickt und mich zum Mitarbeiter angeboten! —

Am Miserere gearbeitet aber ganz wenig — es will noch nicht recht fort —

12] [Do

Ernſthaft und mit Luſt am Miserere gearbeitet; den erſten fugirten Satz in den Singſt[immen] vollendet.

13] [Fr

Antwort von Graf Soden erhalten — er erbittet ſich den ‘Trank der Unſt[erblichkeit]’ und räth zum Ueberſenden des Miserere an den G[roß]h[er]z[og]. — ConzertMeiſter Griſt — Sogleich Geantwortet.

Am Miserere gearbeitet.

nulla dies sine linea!! — ⧗[a]

14] [Sa

Die Partitur des ‘T[rankes] d[er] U[nſterblichkeit]’ an v Soden überſendet.

Am Miserere **mittelmäßig** gearbeitet.

secundum misericordiam tuam

---

13 a) ähnlich dem späteren Trink-Zeichen; hier ist vielleicht etwas anderes gemeint

15] [So

Secund[um] mis[ericordiam] tu[am] vollendet! — Ueberm Arbeiten krank geworden und mich ins Bette legen müſſen — Schwindel und Uebligkeit. — Nachher wieder munter geworden und dele iniquitatem meam in den S[ing]St[immen] vollendet

16] [Mo

Briefe nach Poſen abgeſchikt. Den 1^t Satz bis zum Ecce ganz vollendet. — Etwas krankhafter Zuſtand oder vielmehr Stimmung zum romantiſch religiöſen | in <.... ......[a]> zum Miserere .

17] [Di

Gute Idee zum asperges me hysopo aufgeſchrieben — Übrigens gefaullenzt | Abends im herzogl[ichen] Conzert die Arie „Conſtanze Dich wiederzuſehn!“ geſungen — Griſt komponirt nicht ! ! — Sehr kalt —

[Am Rande:] Clavierſpieler Marks aus Würzburg

18] [Mi

Enorme Kälte. — Am „Ecce enim“ gearbeitet — mit Leichtigkeit aber faul! — Ohe! Ohe!

19] [Do

Enorme Kälte — Am Miserere ſchwach ge-

---

16 a) Zwei selbständige Wörter; sehen aus wie ſels gelöſt

arbeitet. Ohe! Ohe! — Unbehaglicher Zuſtand in jeder Hinſicht. — pia desideria u. ſ. w.

20] [Fr

Gelindere Witterung — Am Miserere ziemlich gearbeitet | das Ecce enim in iniquitat[ibus] in den Singſt[immen] vollendet. Es fängt an zu gehn

21] [Sa

Vorzüglicher Tag! — Am Miserere fleißig gearbeitet —

Bothſchafft von Cuno, ich ſoll das Kotzebueſche 'Geſpenſt' componiren. — Was ſoll und was will ich nicht alles! — Nur Muth und Ausdauer! —

22] [So

(Knappe Zeiten)

Den ganzen Tag zu Hauſe geblieben und am Miserere fleißig gearbeitet. Ecce enim veritatem ganz vollendet und wie mich dünkt gerathen! — Jezt komm ich in den Zug.

23] [Mo

— Schlechter Tag — Am Miserere ſo gut als nichts gearbeitet! — Ohe Ohe! —

24] [Di

Von Soden Brief erhalten — 'Der Trank' pp ſoll in Würzburg gegeben werden. — Den Abend bey Madame Mark. Am Miserere gar nicht gearbeitet.

[Einnahme:] Rothenhan 6

25] [Mi

Einen ſehr angenehmen Brief von Rochlitz aus Leipz[ig]. Er nimt den 'Ritter Gluck' zum Einrücken, und mich zum Mitarbeiter an der 'Muſ[ikaliſchen] Zeit[ung]' an. Abends bey dem LandesDirect[ions]Rath Fuchs zum Thee. Als wir um 9½ Uhr zu Hauſe wollten hatte die Rednitz die ganze Gegend bis zur Judenſtraße überſchwemmt ſo daß wir nicht zu Hauſe konten, wir gingen zur Mad. Cuno die uns aufnahm — Noth bricht Eiſen. — meine Frau war ſehr erſchrocken, ich aber nicht.

26] [Do

Einen höchſt ennuyanten Tag bey Madam Cuno zugebracht — in lauter Comödienbüchern geleſen und natürlicher Weiſe ſchon des Locals wegen nichts geſcheutes gemacht.

[Einnahme:] Von Mdm Fuchs 6 fl

27] [Fr

Vormittags in meine Wohnung wieder eingezogen. — An Cuno geſchrieben wegen des CarolinenPrologs | Abends am miserere gearbeitet. Asperges me hysopo in den Singſtimmen fertig —

Mei[ne] litterariſche Carriere ſcheint beginnen zu wollen.

28] [Sa

Morgens in der Dohmkirche die Meſſe gehört — ſonderbare Muſik — Künſtliche Fanfaren erinnerten mich an manches Alte geleſene — In gloria dei patris —

Abends lava me et super pp ganz vollendet.

[Am Rande:] Herrliches Frühlingswetter

[Nachträglich:] In dieſer Nacht hatte ich den lebhaften Traum von der Nachricht vom Tode des Onkels

29] [So

Vormittags in der evangeliſchen Kirche eine elende Muſik gehört — Die Zumſtegſchen Cantaten taugen doch nichts! —

an Rochlitz geſchrieben — Übrigens gefaullenzt — am Miserere gar nicht gearbeitet!

30] [Mo

Abends auf den Ball im Caſſino. Neue Bekantſch[aften]: App[ellationsgerichts]Rath Fracaſſini | Präſ[ident] v. Seckendorff. Auch mit dem Genera[l]Comm[iſſär von Stengel] geſprochen — ohne Erfolg! ——

31] [Di

Vormittag den Prolog zum CarolinenFeſt beſorgt — Abends im Schauſpiel — Die Witterung bleibt herrlich —

Februar 1] [Mi

— Kränklich und unzufrieden — Am Miserere gearbeitet — Auditui meo dabis —

[Einnahme: von Frau Charlotte von] Redwitz 8 fl

2] [Do

Auditui meo dabis vollendet — Abends im Schauſpiel, 'die Braut von Meſſina' — recht gute Darſtellung

3] [Fr

Keine Luſt zum Arbeiten! —

Abermahls im Theater.

4] [Sa

Averte faciem tuam vollendet bis zum Er iniquitates —

Noch immer warmes Wetter —

5] [So

Et dele iniquitates meas —

— Abends im Theater — Schlechte Darſtellung der 'Aline' —

[Einnahme:] von Madame Mark 14

6] [Mo

Eine zur Oper: 'Das Geheimniß' | beſtellte Arie angeſangen.

(wurde abbeſtellt und durfte nicht vollendet werden.)

7] [Di

Brief aus der Schweiz — Sonate <w[ird] eingerükt> — beſtellt übrigens GeſangMuſik und Clavierſachen mit Begleitung — rühmt ſehr die Canzon[etten] und will welche haben. — überſendet Anweiſung von 89 Livres —

8] [Mi

Dies tristis —

Redde mihi in den Singſtimmen vollendet — eine Arie zu ‘Fanchon’ praeparirt — Ubrigens großer Aerger und Kränklichkeit.

9] [Do

Bey Fuchs Mittag gegeſſen und ein erbauliches Geſpräch über Schleiermacher gehört — Würzburgiana —

Am Redde mihi gearbeitet.

Zum MitGliede der Geſellſchaft der Honoratioren aufgenommen.

10] [Fr

Redde mihi vollendet. (Ubrigens dies tristis — Ungeheure Abſpannung. zu nichts recht Luſt.

11] [Sa

Docebo iniquos vollendet — An Soden[a] geſchrieben nebſt Einlage an Bonitas et C. wegen der Aſſignat[ion.]

12] [So

Zu Hauſe geblieben, an der Fuge „Et exsultabit“ ſtark gearbeitet. — es will indeſſen nicht recht fort

13] [Mo

An der Fuge gearbeitet — die TheaterGeſchichte komt zum Ausbruch — Cuno erklärt ſich nicht länger halten zu können. Die Geſellſchaft ſoll reduzirt werden und von den Gagen 25 p. C. Abzug — Wie wird das enden!! — Abends auf dem Ball im Caſſino

---

Febr. 11 a) Dahinter, gestrichen: und an *B*

14] [Di

Die Fuge Et exsultabit in den Singſtimmen vollendet — Die[a] Schlußfuge angefangen und wie mich dünkt ein fruchtbares Thema gefunden. — Nicht mehr ſo abgeſpannt —

15] [Mi

Abends im Theater — 'Der Waſſerträger'| Sonſt nichts!

16] [Do

Nichts!!

17] [Fr

An der Schlußfuge ganz wenig gearbeitet | Übrigens gar nichts beſond[re]s vorgefallen | Herrliches Frühlingswetter — Spaziergang[a] —

[Am Rande rechts, alſo wohl als Einnahme:]
6 [darüber, mit Bleiſtift:] R[b] o —

18] [Sa

Die Schlußfuge in den Singſtimmen vollendet und am Libera me ſtark gearbeitet — Sonſt nichts neues und merkwürdiges. Ordinairer Tag

19] [So

Vormittag beym GeneralCommiſſar geweſen und die Erlaubniß erhalten eine Singſchule zu etabliren. — N[achmittags] die Fuge Et ex-

---

14 a) Geändert aus An der

17 a) auf dem Durchschußblatt ist die Umrißskizze eines Hauses mit Umgebung begonnen

b) Gräfin von Rottenhan (vgl. Jan. 3) oder Frau von Redwitz (vgl. Febr. 1) sult[abit] vollendet und Sacrif[icium] gut angefangen.

20] [Mo

N.M. Termin auf dem StadtGericht mit der Schauſp[iel] Geſ[ellſchaft] und Cuno — Abends im Conzert im Caſſino. Schlechte Muſik —

Sacrificium vollendet.

21] [Di

Im Theater! —

Entſchluß wegen Frankfurt —

Sonſt Nichts —

22] [Mi

Im Theater. ‘Camilla’.

Nichts

23] [Do

Cunoſche Correſpondenz beſorgt und darüber die eigne vergeſſen

<Direktor> Schmidt in Frankfurt ✉

[Am Rande rechts, alſo wohl Einnahme:] 6

[Darüber, mit Bleiſtift:] F[uchs?]

24] [Fr

Chöre zu ‘Rollas Todt’ —

Nichts, und zwar nicht aus Faulheit ſondern Kränklichkeit.

25] [Sa

Benigne fac vollendet und an der Schlußfuge ſtark gearbeitet

Brief von Soden. Bonitas zahlt nicht in Güte — Oper wird gegeben.

26] [So

Briefe geſchrieben — an Schmidt nach Frankfurt | Güßbacher[a], Kuhnt[b] nach Würzburg, Morgenroth nach Dresden, Breitkopf nach Leipz[ig], Krahmer pp

27] [Mo

Nichts beſonderes[a]

28] [Di

Dito

im Schauſpiel

März 1] [Mi

Brief vonHItzig[a] erhalten.

Das Miserere geendigt ☜

2] [Do

Brief von der Redaktion der ‘Muſ[ikaliſchen] Zeit[ung]’ mit Muſik zum Rezenſiren erhalten.

Compoſ[ition] des ‘Geſpenſtes’ angefangen.

3] [Fr

Im Theater —

Am ‘Geſpenſt’ gearbeitet

---

26 a) heißt Juli 4 Giesbacher, Aug. 12 Gußbacher

b) heißt Apr. 3 ebenso, Aug. 12 Kuhn

27 a) Darunter, (absichtlich) verwischt: im Schauſp (vgl. unterm 28.)

Marz 1 a) Zuerst von *Itzig;* dann das *H* in den Zwischenraum gesetzt. Itzig hatte seinen Namen erst nach Hoffmanns Abreise aus Berlin geändert, und Hoffmann konnte sich nicht gleich an die neue Form gewöhnen (s. u. Mai 28. 30)

4] [Sa

'Geſpenſt'

bey Madame Mark zum Thee

5] [So

Erſter Akt des 'Geſpenſts' vollendet

Sonſt nichts erhebliches

Im Theater

6] [Mo

Am 'Geſpenſt' gearbeitet

Leos Bekanntſchafft gemacht — (Schauſpieler Leo Stuttgardt — u. ſ. w.

7] [Di

Dito — viel Stunden verſaümt — in Buch geweſen.

8] [Mi

Der zweite Akt des 'Geſpenſts' vollendet

Alles beym Alten

9] [Do

Den 3^{t} Akt des 'Geſpenſts' vollendet und den 4 angefangen! —

Sonſt nichts neues! —

10] [Fr

Abends im Theater —

Weiter nichts neues!

11] [Sa

Das 'Geſpenſt' bis auf die Overtura vollendet

12] [So

Overtura angefangen zu 'Geſpenſt'.

Im Theater —

13] [Mo
Im Conzert — Den 'Ritter Gluk' gedruckt geleſen! — es iſt ſonderbar, daß ſich die Sachen gedruckt anders ausnehmen als geſchrieben.

14] [Di
Brief von Hampe und von Breitkopf und Haertel — Sie gehn die Verbindung ein — Hampe rühmt ganz ungemein die Overtur[a] der 'luſtigen Muſikanten'

15] [Mi
Sehr ſtark gearbeitet — Rothenhan verreiſen — ſchlechte Ausſichten — Krieg und KriegsGeſchrey — Franzoſen! —

16] [Do
Dies ordinarius atque tristis — an der Overtura gearbeitet —

17] [Fr
dito
Nihil

18] [Sa
Overtura geendigt — Abſchrift des Miserere angefangen — Canzonetten angefangen —

19] [So
Brief von Morgenroth — er fordert mich auf um die MuſikD[irektor]Stelle in Breslau Schritte zu thun — Bierey geht ab

20] [Mo
Nichts!

21] [Di

Nach Breslau an Bierey, nach Dresden an Morgenroth — an Soden geſchrieben

22] [Mi

Dies ordin[arius.]

23] [Do

Dies ordin[arius.]

2 Canzonett[en] angefangen

24] [Fr

Dito

Antwort von Soden — er übernimmt das Theater nicht —

25] [Sa

Dito

26] [So

Den ganzen lieben Tag geſungen — Vormittag Probe von 'Cosi fan tutte' — Nachmittag <........[a]> — Abends Aufführung — Sonſt nichts

27] [Mo

<Ueber>große Entſezliche Faulheit — Unruhe — Krieg und KriegsGeſchrey — das 12, 2 CüraſſierRegim[en]t — 25 — 21, 45, 85, LinienRegiment — außerdem viel Munit[ions-]Wagen pp — Oeſterreichiſche Deſerteurs —

[Neben der Tages-Ueberſchrift am linken Rande ein kleines Kreuz.]

---

26 a) nicht ganz unmöglich ist die Lesung vielerley

28] [Di

Einen guten Canon gemacht zur dritten Canzonette und dieſe beynahe fertig — es geht viel beſſer —

An Cuno geſchrieben — Mein Schickſal muß ſich nun entſcheiden — ſo oder ſo —

[Wie beim 27. am Rande ein kleines Kreuz.]

29] [Mi

dies ordin[arius.]

30] [Do

Bekantſchaft des Kaufman Kurze

Sonſt dies ordin[arius]

31] [Fr

Entſchluß wegen der 'Blume und Schärpe' — ſogleich Anſtalten gemacht

---

April 3] [Mo

[a]Theater

Nach Würzburg an Kuhnt[b] geſchrieben

4] [Di

⟨....[a]⟩ Ball

5] [Mi

Neues Engagement als Regiſſeur der Oper

Muſikalien aus Leipzig erhalten

Apr. 3 a) Zuerst hatte H. diesen Tag wie die beiden vorhergehenden durch ein liegendes Kreuz als ereignislos bezeichnet; die folgenden beiden Angaben sind also nachträglich geschrieben

b) Vgl. Febr. 26 mit Note b

4 a) sieht aus wie miſel oder muſck

6] [Do

Nach Leipzig an B[reitkopf und] H[ärtel] ſo wie nach Liegnitz an Hampe Briefe abgeſendet

9] [So

[a] 'Geſpenſt' aufgeführt | total misrathene Darſtellung — dem Auspfeifen nahe! —

10] [Mo

Gefaule[n]zt —

[dies] ordin[arius.]

11] [Di

Canzonetten angefangen abzuſchreiben
im 'Lamm' 26 fl bezahlt —

12] [Mi

Im Theater — ſonſt nichts

13] [Do

Canzonetten beendigt — und zwar in der Abſchrift

14] [Fr

Das Ausſchreiben der Parthien aus der 'Blume und Schärpe' angefangen. (opus horrendum

16] [So

Nach Buch gegangen — nachher im Theater

17] [Mo

Aufkündigung des TheaterContracts nach 6 Wochen — im Caſſino auf dem Ball. —

---

9 a) wie zum 3.

Alles franz[öſiſche] und bayerſche Milit[air] hat die Stadt verlaſſen. Die Oeſterr[eicher] ſollen nahe ſtehen —

18] [Di

Bey Fuchs zum Thee eingeladen. —
Canzonetten aus Leipzig erhalten
In der Stadt dumpfe Stille

19] [Mi

(Die beyden Symph[onien] von Witt rezenſirt — opus 1. dieſer Art — ging leichter als ich gedacht hatte.

Der Herzog aus der Stadt

20] [Do

Die Rezenſ[ion] beendigt, und an die Redaktion der 'M[uſikaliſchen] Z[eitung]' geſchrieben.

21] [Fr

Im Theater — Quandtſches Benefiz.

22] Sa

Rez[enſion] nach Leipzig abgeſchickt Abends | bey M[adame] Mark zum Thee — GeneralCommiſſar war da — en[n]uyant — abgeſpannt mißlaunigt —

23] [So

Im Theater <en[n]uyirt>

24] [Mo

Nach Leipzig an B[reitkopf und] H[ärtel:] neue Muſik für Dittmaier beſtellt.

25] [Di

Nachricht von der Schlacht; die Oeſterreicher ſind total geſchlagen. — in Buch —

Herrliche Witterung

26] [Mi

Deutſche Texte[a] zu den Canzonetten beendigt

27] [Do

nichts

Die Nachrichten vom 25 werden zweifelhaft durch ein neues Bulletin

Briefe aus Poſen

28] [Fr

Im Theater —

viel Unterricht gegeben Vor und Nachmittag — ziemliche Laune

29] [Sa

An ein[er] Gruppe: BürgerMilitair | gezeichnet — ſonſt nichts merkwürdiges oder neues! — Vorſatz wegen 3 Canzonett[en]

Die Nachricht[en] vom 25 ſind gewiß falſch

30] [So

Im Theater

May 1] [Mo

Neue angenehme Wohnung bezogen mit herrlicher Ausſicht in Berg und Thal | Auch ein PoetenStübchen dabey!! —

2] [Di

Anzeige wegen des SingeInſtituts gemacht —

4] [Do

[a] Muſikalien aus Leipzig erhalten.

---

26 a) kann auch Deutſchen Text lauten

Mai 4 a) Wie zum 3. April

6] [Sa

OktoberWetter und OktoberStimmung

Ausführlichen Plan zur SingeAkademie gemacht.

7] [So

Dies ordin[arius.]

9] [Di

[a] Eingerückt im Wochenblatt die Anzeige wegen des Inſtituts.

10] [Mi

Zwey Canzonetten gemacht — heitre KünſtlerStimmung — verunglückter dum[mer] Streich | la biondina — herrliches Frühlingswetter

11] [Do

Schöner Tag übrigens nichts

12] [Fr

dito

13] [Sa

dito

17] [Mi

[Die drei neuen] Canzonetten beendigt

18] [Do

Verunglückter dum[mer] Streich la biondina —

Bucher Parthie nachmittag

19] [Fr

nichts

---

9 a) Wie zum 3. April

20] [Sa

[a]Sehr unangenehmer Auftritt mit Dittmayer.

21] [So

Julchen Mark trat zum erſte[n]mahl mit der Arie aus 'Sargino' — Gran Dio auf und erhielt Beyfall

25] [Do

Nach Königsberg geſchrieben —
Gute Vorſätze
ClavierTrios —
Neue Periode
Oberſt Schill ppp

26] Fr]

Ins 'Muſeum' getreten.

Werner hat vom Fürſten Primas eine Penſion von 1000 fl erhalten — eine Nachricht die ſonderbar auf mich wirkte — welcher Fürſt wird künftig <was> für mich thun.

27] [Sa

Sechs Canzonetten ſowie das Miserere nach Zürch an N[aegeli] geſchickt auch den Brief an den Alten nach K[önigsberg] abgeſendet

La biondina geſpr[ochen].

28] [So

TheaterAnzeige für die eleg[ante] Z[eitung] gemacht — an Itzig geſchrieben

La biondina ſoll abgefertigt werden pour touj[ours] — Neue Anſicht der Dinge

---

Mai 20 a) Die Einträge für den 20. bis 26. scheinen erst nachträglich gemacht zu sein

29] [Mo

Neue Bekantſchaften bey Madam Fuchs — Sizilianiſche Gräfin — Gute Ausſichten — dieſelbe Geſellſchaft in Buch getroffen | F[rau] v. Melitſch

30] [Di

Theat[erA]nzeige und Jzigſchen Brief abgeſendet | auch den Brief an die TribunalsRäthin Doerffer beygelegt. —

31] [Mi

— Nichts von Belang — in Buch — Hoffnungen zur künftigen MuſikDirectorStelle

Quandt —

Juni 1] [Do

FrohnleichnahmsProzeſſion mitgemacht — in der Kirche Meſſe von Haydn mitgeſungen —

2] [Fr

Antrag zum [ſachſen-coburg'ſchen] Miniſter von Kretſchmann nach Theren[a] 8 St[unden] von Bamberg zu gehen | Luſt es anzunehmen

Nachricht von der Schlacht — die Fr[anzoſen] ſind geſchlagen

3] [Sa

— Neue Entſchlüſſe — nicht nach Theren — die Oeſterreicher ſind geſchl[agen] und es iſt aus —

Juni 2 a) *rect.* Ober-Theres am Main, zwiſchen Bamberg und Schweinfurt

4] [So

Die ſchlimme Nachricht vom 3^{r} iſt nicht wahr — Kränklich —

5] [Mo

Brief von p Kretſchmann erhalten | er ladet mich dringend ein — Beſuch bey den Fraülein v. Hohenhauſen

Kränklich

6] [Di

Wohlbefinden nach mehren kränklichen Tagen — Kretſchmann geantwortet — ich fordere ein bedeutendes Honorar

Abends in Bach — la biondina abgefertigt

7] [Mi

Brief an Kretſchmann abgeſendet.

8] [Do

Die[a] Geſänge aus der Genofeva des Mahler Müller angefangen

* * *

14] [Mi

In der Nacht war ein StreifCorps Oeſterreicher angekommen welche vor dem SteinThor bivouaquirten

15] [Do

Um 12 Uhr Nachts hatte[n] ſich die Oeſterreicher entfernt

* * *

17] [Sa

Heute Nachmittag rückten 35 Pferde Franzö-

---

8 a) Dahinter, gestrichen: erſt[en]

ſ[iſche] Chasseurs und Würzburger Chevaux legers ein und bivouaquirten vor dem SteinThor

Abends um 8½ Uhr kam der Graf Soden zu mir und ſo machte ich endlich ſeine perſönl[iche] Bekantſchafft

18] [So

Nachmittag GegenViſite bey Soden — ich ſoll ein Melodram componiren

---

21] [Mi

Graf Soden hat mir das Melodram 'Dirna' gebracht —

(Mde Mark.Vorſchuß von 54 fl —

22] [Do

[a]Neue Informat[ion] bey Madem[oiſelle] Molitor angefangen

☞ Die Compoſition der Sodenſchen 'Dirna' angefangen —

Neue beſſere Periode ſoll ich hoffen: —

Nach Würzburg an Münchhauſen geſchr[ieben] wegen des 'Tranks der Unſterblichkeit'

Soden war bey mir.

23] [Fr

Einen aüßerſt angenehmen Brief von der Redaction der 'muſikal[iſchen] Zeit[ung]' bekommen — Sie fragen an ob ich die Beethovenſch[en] Sinfonien rezenſ[iren] wollte? —[a]

---

22 a) Der folgende Satz eingeschoben

23 a) Dahinter, gestrichen: Abends w[ie] (vgl. das folgende)

an der 'Dirna' gearbeitet — Abends wie gewöhnlich in Buch

24] [Sa
An der 'Dirna' gearbeitet

25] [So
Dito

26] [Mo
Dito

27] [Di
Dito

28] [Mi
Brief aus Königsberg erhalten
Erſte Lection bey Madem[oiſelle] Stepp

29] [Do
An der 'Dirna' gearbeitet

30] [Fr
An der 'Dirna' gearbeitet
Quandt hat Abſchied genommen.

Juli 3] [Mo
An die Redact[ion] der 'Muſik[aliſchen] Zeit[ung]' geſchrieben — Abends Ball in Buch — Mad. Altenhofer — F[rau?] v. Hohenh[auſen] — Fräulein v. Moſel (Rothkopf.) — auf der Jacht hereingefahren — ennuyante Parthie

4] [Di
Brief von Münchhauſen aus Würzburg — er weiſet mich an Giesbacher[a]. —
An der 'Dirna' etwas gearbeitet.

Juli 4 a) Vgl. Febr. 26 mit Note a

5] [Mi

8000 Franzoſen unter den Befehlen des Marſchall Junot ſind eingerückt — viel Tumult! — Abends in Buch

6] [Do

Um 2 oder 3 Uhr Morgens ward der GeneralMarſch geſchlagen und die Franz[oſen] rückten ſchnell aus

Übrigens in publicis und privatis völlige Windſtille —

Kränklichkeit

7] [Fr

An der ‘Dirna’ ſtark gearbeitet.

9] [So

Viſite bey Kunze — und endlich den zweiten Theil des ‘Spaniſchen Theaters’ erhalten — Die Brücke von Mantible als herrliches OpernSujet bewährt gefunden!

[Am Rande:] (Rückzug

[Auf dem Durchſchußblatt:] Nachmittag ging das franz[öſiſche] Depot eiligſt ab

10] [Mo

Auszug der Brücke von Mantible beſorgt<.....> Bearbeitung angefangen.

11] [Di

Den Auszug fertig gemacht —

12] [Mi

‘Dirna’ —

(politica ſchlecht — Oeſterreicher bey Wien total geſchlagen

13] [Do

Dirna —

14] [Fr

Dies ordin[arius] atque trist[is.]

15] [Sa

Dies ordin[arius] atque tristis.

16] [So

in politicis ſonderbare Neuigkeiten, mit Gewalt werd ich hineingezogen — <w[enn] ich auch> nichts davon wiſſen will — Brief von B[reitkopf und] H[ärtel] aus L[eipzig].

17] [Mo

an der ‘Dirna’ gearbeitet —.
ſonſt nichts — pp

18] [Di

An der ‘Dirna’ ziemlich gearbeitet
übrigens Dies tristis atque mis[erabilis.]

19] [Mi

Officielle Nachricht vom geſchloſſenen Waffenſtillſt[and.] (Siegesfeſt) Viſite [bey] Mad. Fuchs
Abends wie jeden Tag in Buch
<...[a]> <....[b]> bey Madame Mark

---

19 a) Sieht aus wie Abg (die Lesungen Abends, Noch, Ganz sind ausgeschlossen)

b) Sieht aus wie ſpit (Lesung ſpät immerhin möglich)

20] [Do

'Dirna'

21] [Fr

Ein Packet Muſikalien aus Leipzig zum Rezenſ[iren] nebſt einem ſehr ſchmeichelhaften Schreiben von der Redaktion der 'M[uſikaliſchen] Z[eitung]' erhalten

22] [Sa

'Dirna' fleißig gearb[eitet.]

27] [Do

Sehr ſtark an der 'Dirna' gearbeitet — ſogar mit Eifer!!

28] [Fr

Sehr ſtark an der 'Dirna' gearbeitet — complicirter Chor mit zweyerley TactArt 2/4 C zur Zufriedenheit gemacht —

31] [Mo

Das Pianoforte von Breitkopf und Haertel durch Goebhardt erhalten. —

Auguſt 1] [Di

Ein Trio aus dem C dur ſoll angef[angen] werden — eine Fantaſie pp

2] [Mi

Das Trio angefangen

3] [Do

am Trio gearbeitet

4] [Fr

am Trio gearbeitet

7] [Mo

Erſte Lection mit Wolff und Fries

9] [Mi

Erſte Lection bey Madame Wild

10] [Do

Trio

11] [Fr

Trio

12] [Sa

An Kuhn[a] — Gußbacher[b] geſchrieben | auch ‹..›[c] Berlin ⧗[d]

13] [So

Dies ordin[arius].

17] [Do

Mancherley Viſiten — ſonſt nichts

18] [Fr

Große Faulheit im Componiren — ſonſt gute Ausſichten — Nach Alter Art fantaſirt — la biondina — Klugheit —

19] [Sa

Viſite bey Madame Kratzer

20] [So

Stark am Trio gearbeitet — Abends wie gewöhnlich in Buch

Aug. 12 a) Vgl. Febr. 26 mit Note a

b) Vgl. Febr. 26 mit Note b

c) wie m (vielleicht n, = nach?)

d) ähnlich dem späteren Trinkzeichen (mehr noch einem Steinpilze, mit doppelt durchstrichenem Fuß)

21] [Mo

Das Andante zum Trio

Brief von Quandt erhalten.

22] [Di

Am Trio ſtark und mit Glück gearbeitet

23] [Mi

Dito

24] [Do

Am Trio gearbeitet

25] [Fr

Endlich das Trio vollendet und ſogleich eingepackt — an Naegeli geſchrieben

26] [Sa

Das Trio abgeſendet — viel und mancherley Viſiten — Soden übernimt das Theater und ich ſpiele wieder eine Rolle

27] [So

Nichts

28] [Mo

Heut iſt das Trio abgereiſet

30] [Mi

SchlußChor zu 'Dirna' geſchrieben — Regiſſeur Teutſch[a] vom Würzburger Theater.

September 3] [So

Das Gemählde der drey Markſchen Kinder angefangen.

---

30 a) Später (Sept. 24. Oct. 15) nennt H. ihn Deutsch

4] [Mo

An Morgenroth geſchrieben. [a]Rückſich[t]s der hieſigen MuſikDirectorStelle

7] [Do

Die Overtura zur 'Dirna' beendigt

Am Bilde gearbeitet

11] [Mo

An die Tante Doerffer geſchrie[ben] wegen Mad. Er<eutz>, Billett an Soden wegen Engagement —

13] [Mi

[a]Bedeutend krank geworden

14] [Do

Krank

15] [Fr

Krank

16] [Sa

Krank

17] [So

Im Theater — 'Armida'

18] [Mo

Rükfall

19] [Di

Krank

20] [Mi

Krank — Antwort von Morgenroth — er will kommen

Sept. 4 a) Das folgende nachträglich hinzugesetzt

13 a) Anscheinend sind die Einträge für die folgenden zehn Tage erst am 23. nachgetragen

21] [Do

Krank

22] [Fr

Beſſerung — in der Krankheit viel und mancherley geleſen —

23] [Sa

Ausgegangen — Die Partitur des 'Tranks der Unſterblichkeit' aus Würzburg erhalten.

24] [So

An Breitkopf und Haertel die Berechnung nach welcher ich 17 rth reſtire geſchrieben — Morgenroth nach Dresden, an Deutſch nach Würzburg geſchrieben

25] [Mo

Die Lectionen wieder angefangen — Die Briefe abgeſendet.

26] [Di

Probe von der 'Dirna' —

Erſte Lection bey der Lorbeer.

Oktober 7] [So

Große Probe von der 'Dirna'

10] [Di

Große Probe von der 'Dirna' ziemlich gut ausgefallen — Honorar von 33 fl erhalten

11] [Mi

Aufführung der 'Dirna' mit großem Beyfall des Publikums welches nach der Vorſtellung den Componiſten herausrief. — Ich zeigte mich im Orcheſter auf der Erhöhung des Directors und dankte mit einer Verbeugung

12] [Do

Mittags bey Bevern mit Soden und Speier gegeſſen — dann nach Buch dann zu Kunze —

13] [Fr

Im Theater —

15] [So

Geſchrieben
- nach Würzburg an Deutſch
- nach Nürnberg an Reuter w[e]g[e]n ‘Dirna’
- nach Zürch an Naegeli (monirt
- nach Darmſtadt an Opel

16] [Mo

Brief nach Poſen abgeſendet!

21] [Sa

Carl Doebbelin aus Amſterdamm angekommen.

22] [So

Wiederholung der ‘Dirna’ mit Beyfall — Den ‘Trank der Unſterblichkeit’ zum Copiren abgeliefert

24] [Di

Car[l] Doebbelin geſpielt

25] [Mi

Dito

27] [Fr

Doebbelins Benefiz, 'Fanchon' und 'der SchatzGräber'

Die ganze Nacht bis zu ſeiner Abreiſe bey Doebbelin zugebracht (JudenCanon, ſpaniſche Arietta)

30] [Mo

Erſte Lektion mit Mademoiſ[elle] Weyrauch

31] [Di

Brief aus der Schweiz (wieder nichts) — von Breit[kopf] u[nd] H[ärtel] Berechnung der Muſik

ſogleich nach der Schweiz geſchrieben

November 1] [Mi

Brief von Opel, er beſtellt den Prolog. — ſogleich geantwortet

2] [Do

Den ganzen von Opel beſtellten Prolog gedichtet und ins Reine gebracht — an der Muſik ſtark geſchrieben — Es geht gut von Statten

3] [Fr

An der Muſik des Prologs gearbeitet

4] [Sa

Die Muſik des Prologs geendigt — ſogleich eingepackt und an Opel geſchrieben

5] [So

Opels Prolog auf die Poſt gegeben

6] [Mo

<Enorme[a]> Lüderlichkeit![b] —

Sonderbarer Einfall auf dem
Ball vom 6

Ich denke mir mein Ich durch ein VervielfältigungsGlas — alle Geſtalten die ſich um mich herum bewegen ſind Ichs und ich ärgere mich über ihr thun und laſſen ppp

20] [Mo

Ball

21] [Di

An die Redakt[ion] der 'Muſik[aliſchen] Zeitung' die Rezenſ[ion] der Virtuosi ambulanti
Romberg Pater noster
geſchickt

22] [Mi

Erſte Lection der Weith

27] [Mo

Muſikalien aus der Schweiz erha[l]ten — Abſchrift des Miserere [begonnen.]

Nov. 6 a) Der erste Buchstabe sieht eher wie ein 𝔈 oder 𝔏 aus, ist aber doch wohl ein lateinisches *E*, obgleich der Rest des Wortes deutsch geschrieben ist und H. sonst nie innerhalb eines Wortstammes die Schrift wechselt

b) könnte auch Liederlichkeit lauten; 1814 Sept. 14 schreibt H. jedoch deutlich lüderlich

December 22] [Fr
Muſikalien aus Leipzig erhalten
23] [So
Die Abſchrift des Miserere geendigt

2. 1811.

Januar 1] [Di

In n[omine] d[omini]! —

Die Abſchrift der ‘Dirna’ für das Theater in Salzburg beendigt — Abends ‘Pumpernikel’ geſehn — Verſtimmt — Kopfſchmerz — Fantaſien

2] [Mi

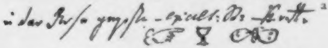
Mark Theod[ori] — Roth[enhan]

Abends bey p Kunz ⧗

Dito Verſtimm[ung]

3] [Do

Brief von Quandt erhalten | ‘Dirna’ abgeſendet — Abe[n]ds bey Rothenhan zum Thee |


a

Jan. 3 a) in der ‘Roſe’ gegeſſen — exalt[irte] St[immung] — K[äthchen] v[on] H[eilbronn].

Mit diesem Decknamen bezeichnet H. Julchen Mark, die er bisher nur einmal, u. z. mit ihrem wahren Namen, genannt hatte (anläßlich des ersten Auftretens der Dreizehnjährigen in einem Concert 1809 Mai 21). In den nächsten vier Wochen wech-

4] [Fr

V[ormittags] wie gewöhnl[ich] Stun[den].

NM. Spaziergang nach Buch in der größten Kälte — bey Kunz — Kopfſchmerz | Verſtimm[ung.] Lecture von ‘Halle und Jeruſalem, Studentenſpiel und PilgerAbentheuer’ von Achim v. Arnim — wollte nicht von ſtatten gehen — um 9 Uhr etwas ⧗ fort zur Conſul Mark wo meine Frau war — Schlafloſe Nacht —

5] [Sa

VM. eine Stunde bey M[ark].

Krank und verſtimt — geſchlafen von 2 bis 6 | Die ‘luſtigen Weiber zu Windſor’ ſollen nun wirklich bearbeitet werden — Voß Luſtſpiele con Arlechino geleſen — Muſik[aliſche] Ideen — bona notte

6] [So

Morgens Stunden — Mitt[ags] bey <Bevern> | höchſt exotiſcher Abend im ‘Pumpernikel’ | <dan[n]> auf der Redute bis $6^{1}/_{2}$ Uhr —

---

selt H. ab mit den Namen Julchen und Käthchen: vgl. den 8. 10. 11. 13. 28. (hier das einzige Mal der vollständige Deckname!); vom 31. an erscheint der Deckname in Abkürzungen, für die sich Mitte Februar d. J. die feste Form *Ktch* herausbildet.

Der Schmetterling als Symbol für die Seele muß gleichfalls mit Julchen in Beziehung stehn; das Zeichen erscheint Febr. 3 noch einmal hinter der Sigle *Ktch*, verschwindet dann aber exaltirte humoriſtiſche Stimmung — geſpannt bis zu Ideen des Wahnſinns die mir oft kommen

> [a]Warum denke ich ſchlafend oder wachend ſo oft an den Wahnſinn? — Ich meine, geiſtige Ausleerungen könnten wie ein Aderlaß wirken.

7] [Mo

In der exaltirten St[immung] aufgeſtanden — horrende Munterkeit — Stunden — [a]in Buch — dann auf dem Caſſino — dann zum Profeſſor Pfeifer[b] — dann in die ‘Roſe’ — Nachtrag des exotiſchen Abends auf der Redute — Wölkchen am Ehſt[ands]H[immel].

8] [Di

— Stunden — Humoriſtiſch ärgerliche Stimmung — beym Käthchen — N.M. bey Holbein — Probe von ‘Belmonte und Conſtanze’ — muſikaliſch exaltirt — dan[n] bey Kunze — Einen Wechſel aus Poſen a 90 rth von Gierſch erhalten — Sic eunt fata hominum | Wolken

9] [Mi

— Stunde — N.M. in der ‘Roſe’ — im Theater, ‘Belm[onte] u[nd] Conſtanze’ — recht heftig krank geworden an einem Rheumatism der Rücken und Bruſt angriff

---

6 a) Nach Hitzigs (irrthümlich auf 1810 datiertem) Abdruck von 1823: s. Einleitung

7 a) Hier, geſtrichen: Abends im

b) So, nicht Pfeufer geschrieben

10] [Do

Schlafloſe Nacht — ſehr krank — gefiebert und fantaſirt — deutliche Ahndung daß Julchen kommen würde — und ſie kam den Vormittag — Nachher Doct[or] Speier — viel Schm[er]z ausgeſtanden, doch geleſen im ‘Doctor Katzenberger’ und Goethe

11] [Fr

Beſſere Nacht — weniger Fieber aber enorme Schwäche — ſtarkes Bruſtweh | Speier droht mit Aderlaß — Julchen und Minchen bey mir geweſen — Höchſt ärgerliche Verſtimmung

12] [Sa

Miſerable Nacht — Schlechter Vormittag | Speier bey mir geweſen — NM. Minchen | mich miſerabel enn[u]yirt — gefiebert | Troſtlos ins Bette gekrochen — viel in Schlegels dramatiſchen Vorleſ[ungen] geleſen — Ich will die wichtigſten Definit[ionen] aus dem Werke ad usum ausziehn

13] [So

Etwas beſſere Nacht — Große Mattigkeit | Kunz und Speier bey mir. N.M. Julchen — Verſtimmung — Abends Kunz und Speier zum Eſſen bey mir. — Sehr fröhlich geweſen ma senza furore ed un poco smorfio

14] [Mo

Vollkommen in der Beſſerung — VM. Speier — N.M. Minchen — Abends Holbein bey mir geweſen — Die Comp[oſition] der 'Aurora' begonnen, und zwar zuförderſt de[n] erſte[n] Akt in Ordnung zu bringen angefangen

15] [Di

Ganz geſund bis auf einige Reizbarkeit | V.M. und N.M. ſtark an der 'Aurora' gearbeitet V.M. Specier — Spät Abends nach dem Theater Kunz bey mir — Gährung im TheaterWeſen

Brief von der Redaktion der 'M[uſikaliſchen] Z[eitung]' erhalten | Puſtkuchenſche Choräle zur Rez[enſion] erhalten.

16] [Mi

Geſu[n]dheit — Stunden bey Mark und Theodory | dann zu Kunz — dageblieben N.M. und Abend — etwas exaltirt senza poetica[a] — ⧗ Madera — Nichts gethan | O weh!!!!!!!!

17] [Do

V.M. Stunden bey Mark — Kraß[er]

NM. bey Holbein gearbeitet — Theaterrevolution — Mit Kunz bey der Renner

Dann Abends bey Kunz und nachher noch in der 'Roſe'. — Ouverture zum Quodlibet zu machen.

18] [Fr

VM. <....[a]> Stunde bey der Mark | bey

---

16 a) *Sic*

18 a) Das Wort kann Comp: oder Einz: oder lang: lauten

Kunz einen Augenblik — NM. Geſchlafen | dann ſehr eifrig und mit Glück an der ‘Aurora’ gearbeitet. Den Chor No 4 bis zum Eintritt des Seſtettos fertig gemacht

19] [Sa

V.M. Mark Theodori — N.M. Holbein | ‘Roſe’, dann mit Glück an der ‘Aurora’ gearbeitet — die Comp[oſition] geht ſehr von Statten und ich ſpüre einige Begeiſterung — quod deus bene vertat —

20] [So

V.M. Stunde bey Mark — Mittags die Renner bey mir — N.M. Komponirt an der ‘Aurora’. Abends bis $12^{1}/_{2}$ Uhr bey der Mark — Sehr wohl amuſirt — viel Muſik aus dem ‘Don Juan’ gemacht —

21] [Mo

VM. Stunden — N.M. Componirt — kränklich — Caſſino — Abends ⧗ — E

22] [Di

VM. Stunden bey Mark und Stepf — N.M. bey Kunz

⧗ ſehr ſtark ⧗[a]

23] [Mi

Morgens ſehr lange geſchlafen, dann zu Theo-

---

22 a) Dahinter zwei amorphe Kritzeleien, dick durchstrichen. H. hat den Eintrag zum vorigen Tage in ziemlich erheblicher, den zu diesem in starker alkoholischer Schwäche gemacht

dory und Rothenh[an] — N.M. bey Holbein | da[nn] im Theater ('Die Sängerinnen auf dem Lande') | d[an]n bey H[errn] Kunz

(H[olbein] hat das Würzburger Theater übernommen und es eröffnen ſich beſſere Ausſichten für die Zukunft.

24] [Do

Geburtstag! — VM. Stunden bey M[ark] — Stepf — Roth[enhan] — vorher einen Augenblick bey Kunz — Brief von Jean Paul an Kunz. N.M. bey Holbein — Abends die Ouvert[ure] zum Quodlibet angefangen — dann in der 'Roſe' — Speier Dittmaier Guttenberg pp — Gute Stimmung — Mir ſcheint — es ginge jezt beſſer als ſonſt —

25] [Fr

Den ganzen Tag zu Hauſe — Die Overtura zum Quodlibet fertig geſchrieben — N.M. Kunz mit ſeiner Frau bey mir — Abends Punſch getrunken und am Sextett der 'Aurora' gearbeitet. —

26] [Sa

V.M. bey der Mark St[unde] — unpoetiſche St[immung] — N.M. bey Holbein — Abends an der 'Aurora' mit Begeiſterung gearbeitet | Das Sextett in den Singſtimmen geendigt und mit Glück — Burgunder getrunken | item es hilft — Sehr muntre Stimmung

27] [So

VM einen Tanz zum Quodlibet comp[onirt] |

dann zur Mark dan[n] zum Kunz Mittag N.M. und Abend da geblieben ⧗ — in einer miſerablen enn[u]yanten Stimmung

28] [Mo

VM. Stunden — bey Mark und Roth[enhan], dann bey Seifert dinirt mit Holbein — dann zu Hauſe — zu Mark Abend gegeſſen in einer exellent poetiſchen Stimmung, exaltirt durch den herrlichen Geſang des Kätchens[a] v. Heilbronn — fantaſirt auf dem Flügel mit Glück — Nachts noch zwey Stunden auf der Redute ſehr herabgeſtimmt aus Mangel an jeder Ergözlichkeit die auf das Vorhergegangene hätte paſſen ſollen.

29] [Di

VM. Stunde bey Mark — Roth[enhan] — N.M. bey Holbein gearbeitet — dann in der ‘Roſe’ und im Theater — die SeiltänzerGeſellſch[aft] Cogen[a] — in der ‘Roſe’ — gemüthliche aber indifferente Stimmung —

30] [Mi

V.M. Stunde bey Mark, Theodor[i,] Roth[enhan;] von da bey H[errn] Kunz zum Eſſen. Nach Buch ſpaz[irt.] Abends im Theater — ‘Der Spieler’ — In der ‘Roſe’ Abends gegeſſen.

---

28 a) Erst Kaetchens; das e ist dann versehentlich stehen gelassen, auch nachdem das Umlautszeichen über das a gesetzt

29 a) kann auch Logen heißen

31] [Do

V.M. Stunde bey Mark und Stepf — N.M. bey Holbein gearbeite[t] — dann geſchlafen — ein wenig komponirt — auf dem Ball — von da und zwar von $8^{1}/_{2}$ bis $10^{1}/_{2}$ Uhr bey H[errn] Kunz — Champ[agner] non <mo. . .[a]> — auf dem Ball unangenehm exaltirte Stimmung — die PrimanerLiebe — ſonderbar[er] Humor durch das Kthchn erzeugt — um $2^{1}/_{2}$ Uhr zu Hauſe ⧗

Februar 1] [Fr

V.M. Stunden bey Mark, Kratzer, Roth[enhan.] N.M. bey Holbein — Abends im Theater — dann noch etwas komponirt — Abſpannung von de[n] geſtrigen Efforts —

2] [Sa

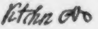
V.M. bey Holbein, dann St[unde] bey der Mark — Mittags bey Holbein — dann ins Theater (Quodlibet — Ouverture von mir | <. . . . .>lirt[a]). — romaneske Stimmung — Abends in der 'Roſe' — ſtark gepunſcht — Das Kthch wird obligat — o miserere mei domine

---

31 a) sieht aus wie *morlo:* (nicht *malo, molto, moder*[*ato*])

Febr. 2 a) Sieht etwa aus wie conigulirt oder comjulirt. Graphisch möglich wären allenfalls die Lesungen coagulirt (von *coagulare* = gerinnen lassen, auch in einem Jugendbriefe an Hippel) und compilirt; componirt ist ausgeschlossen

3] [So

V.M. St[unde] bey der Mark dan[n] zu Holbein | N.M. ebenfalls — dann nach Buch ſpät hinein — ins Theater! — Höchſt ärgerliche Stimmung — bis zum Exceß romant[iſch] und kapriziös |  De profundis clamamus — Abends in der ‘Roſe’ gepunſcht —

4] [Mo

V.M. Stunde bey Mark — Kratzer — Rothenh[an] | N.M. Holbein — vorher bey Kunz — Abends - bey Kunz in den Katakomben ⧗ | Nachher in der ‘Roſe’ — leidliche Stimmung

5] [Di

Mrgs St[unde] bey Mark — N.M. bey Kunz — da[nn] bey Holbein — zu Hauſe — dan[n] auf de[m] Kinderball — Ktch: plus belle que jamais et moi — amoureux comme quatre vingt diables — exaltirt — zu Kunz eingeladenermaßen | ⧗ in der Nacht potrawke — ſehr gut geſtimmt

[Am Rande:] Das Sextett geendigt

6] [Mi

VM. bey Mark — Roth[enhan] — dan[n] bey Kunz | N.M. Chor zum ‘Brautſchmuk’ componirt | da[nn] bey der Mark zum Thee und Abend — ſehr gut amuſirt — gute Stimmung — Ktch[a]

---

6 a) Dieses Schlußwort ist hier und für die

7] [Do

VM. Stunden bey Mark — Rothenhan — mit der Roth[enhan] wegen K[u]nz geſprochen — Nachher bey K[u]nz — da[nn] zu Hauſe — Speier | Die Frau krank geworden — Madam[e] K[u]nz bey ihr, dieſelbe nach dem The[ater] geführt dann zu Hauſe — ‘Aurora’ — Kth

8] [Fr

VM St[unde] bey der Mark — zu Hauſe | N.M. zu Hauſe — im Theater — abwechſelnd zu Hauſe — Abends in der ‘Roſe’ — gepunſcht — etwas weniges exaltirt — Ungemüthliche Stimmung | Die Frau iſt krank — Kth

9] [Sa

VM. bey Mark — zu Hauſe — die Frau iſt krank — Abends zu Hauſe und geſchrieben am Finale des 1 Akts der ‘Aurora’ — Kth

10] [So

VM. Mark — Holbein Mittags bey Seiffert — exaltirt ⧗ — Abends Theater (‘Brautſchmuck’) | in der ‘Roſe’ gepunſcht — ziemliche und etwas romantiſche Stimmung — Kth

---

folgenden elf Tage außer dem 14. erst nachträglich, frühestens am 18., hinzugesetzt, wie u. a. die abweichende (steile) Schrift deutlich erkennen läßt. Es ist also z. B. nicht am 7.—9., während Michalinas Krankheit, geschrieben!

11] [Mo

V.M. St[unde] bey Mark — Roth[enhan] — V.M. Holbein — N.M. Holbein — (er reiſet nach Würzburg) bey Kunz — ärgerliche aber weltbürgeriſche Stimmung Kth

12] [Di

V.M. bey Mark bey Rothenhan — N.M. Holbein — zu Hauſe — Spazieren mit Speier — in der ‘Roſe’ — exaltirte Stimmung | böſe Nacht — garnicht geſchlafen — Kth

13] [Mi

V.M. bey Mark — Theodory — Rothenhan | Kunz — 30 fl geborgt — Abends bey der Mark — Romeo und Julia — exaltirte romantiſche Stimmung — Ktch

14] [Do

V.M. Mark — Holbein — Rothenhan — N.M. Holbein — Spaziergang — ‘Roſe’ — fortwährend fantaſtiſche Stimmung nebſt enormer Faulheit — Kthch — Kthch Kthch

15] [Fr

V.M. St[un]de bey Holbein — Roth[enhan][a] — N.M. bey der Mark — Ktch — fantaſt[iſche] St[immung] — Ab[en]ds im Theater, ‘Künſtlers Erdenwallen’ | Lämmermeier!! — Spät in d[er] ‘Roſe’ — Ktch

---

15 a) Schreibfehler. Zuerst geschrieben V.M. Stde bey der; dann der durchstrichen und hinzugesetzt *Holbein — Roth:* Natürlich bezieht sich die „Stunde“ nur auf Rottenhans

16 Juliana] [Sa

Vo[rmittags] bey Mark — Theod[ori] — Roth[enhan] | Neue Kleidung — N.M. i[n] d[er] ‘Roſe’ — Abends den JulianenTag feyerlichſt begangen bey Mark — exaltirte Stimmung — *διεσε ρομαντισχε στιμμυνγ γρειφτ ιμ̄ερ μερ υμ σιχ υνδ ιχ φüρχτε εσ wιρδ υνhειλ δαραυσ εν[ι]στεν* —

[Am Rande[a]:] Ktch

17] [So

VM. bey Kunz — Mark — NM in Buch | dann im Theater — Holbein iſt arrivirt aus Würzburg — Abends in der ‘Roſe’ — krankhafte Empf[indungen] — die geſtrige griechiſche Bemerkung gilt für heute doppelt —

[Am Rande[a]:] Ktch

18] [Mo

VM. Mark — Roth[enhan] — Abends auf dem Caſſino — Ktch — in ihr leben und ſind wir! —

ιν ιρ λεβεν

[In usum uxoris iſt Ktch nachträglich verändert, indem aus dem c ein ſ gemacht iſt; hinter dem Worte ihr iſt am Rande eingefügt:] , der Kunſt

19] [Di

VM. Mark ſodann nach Aurach auf die Jagd und Abends ſpät 10 Uhr hinein — geſchlafen wie ein Ratz

---

16 — 17 a) S. Note zum 6.

20] [Mi

VM. Mark — Roth[en]h[an] — Holbein — NM. krankhafte Schläfrigkeit und Abſpannung — geſchlafen — dan[n] ſpazieren gegangen — dann ins Theater ('Künſtlers Erdenwallen') Kth im Th[eater.]

21] [Do

VM. Mark — Stepf Rothenhan | N.M. Holbein — Probe von 'Belmonte und Conſtanze' im Theater — Madame Koehl — herrliche Sängerin — Enthuſiasm in Beziehung auf Kth — Abends in d[er] 'Roſe' —

22] [Fr

Vm. Mark — Holbein — bis 1 Uhr gearbeitet — N.M. nach Buch — Augenſchmerz | Anzeige[a] ei[ner] Augenentzündung — Abends im Theater — 'Bel[monte] u[nd] Conſt[anze]' — mit Kth im Theater — Enth[uſiasmus] — Unvernunft und Leidenſchaft — quod deus bene vertat

23] [Sa

Nachts Augenentzündung bekom[men] | Kunze bey mir — 'Schmelzle' vorgeleſen — im Ganzen ennuyanter Tag senza Enthusiasmo

24] [So

V.M. Mark — Kunz zwey Minuten | N.M. — Abends bey Mark — Kth etwas nachgelaſſen — Verſtimmt durch ein paar kleine Schreihälſe — o dio — che smania

---

22 a) So, nicht Anzeichen

[Mo
25]
B.M. Mark — Roth[enhan] — NM. Spazieren mit K[unz.] Abends im Theater, nachher auf dem Ball — bey Kunz — wied[er] auf de[m] Ball ⧗ im höchſten Grade — exotiſche Streiche im Uebermaß | Ktch — Ktch — Ktch!!!! exaltirt bis zum Wahnſinn

[Di
26]
Bis 11½ Uhr geſchlafen — dan[n] noch exaltirt aufgeſtanden — Kth — Kth — Spazier[en] gegangen — N.M. bey Holbein | Abends Kunz bey mir — ſehr vergnügt | Ein[ige] Augenblicke auf der Redute

[Mi
27]
[B]M. bey Mark — Roth[enhan].[a] Bey Kunz gegeſſen mit ihm ſpazieren gegangen und dann bey mir — ſeltene Weine — Ab[en]d noch in der ‘Roſe’

[Do
28]
BM. Mark Stepf Roth[en]h[an]. N.M. Holbein | in Buch — im Theater, bey Kunz — Hol’ der Teufel die curioſe Stimmung — entweder ſchieße ich mich todt wie ein[en] Hund, oder ich werde toll! — q[uod] d[eus] b[ene] v[ertat!]

[Fr
März 1]
BM. Mark — Roth[enhan] — Holbein —

---

27 a) Hier, gestrichen: NM. Holbein (offenbar Verwechslung mit dem folgenden Tage; die Einträge für den 26.—28. sind anscheinend zusammen am 28. geschrieben)

N.M. und Abends bey Kunz — ⧗
Ktch —

2] [Sa
VM. Mark — mit mei[ner] Frau auf dem StadtGericht wegen der Verhandlungen aus Poſen N.M. Holbein — Probe vom ‘Opferfeſt’

3] [So
V.M. bey d[er] Mark — NM. ‘Roſe’ — Abends Theater (‘das unterbrochne Opferfeſt’) ‹mit› Ktch — ‹enthusiasmo› — in der ‘Roſe’ Bekantſchafft des Componiſten Maria von Weber gemacht | Ktch — Ktch Ktch

4] [Mo
VM. Mark — Rothe[n]h[an] — N.M. Holbein | Den 2^e Akt der ‘Aurora’ angefangen | Abends ſehr angenehm unterhalten Weber!

5] [Di
V. Mark — Stepf — Rothenhan — Kunze — N.M. Buch Abends bey der Mark — ſtark fantaſirt — ganz exotiſche Verſtimmung Ktch — ???

6] [Mi
Mark — ſtark componirt — NM. in Buch — Abends comp[onirt.]

7] [Do
V.M. Mark — Roth[enhan]. componirt an der ‘Aurora’

8] [Fr

VM. Mark — Roth[enhan.] — NM. in Buch — Abends bey der Mark | ſehr gut geſtimt — Ktch — crescendo

14] [Do

Mittags in Buch gegeſſen — Abends bey der Mark ſehr wohl unterhalten Ktch

15] [Fr

bey Kunz

16] [Sa

Zu Hauſe

17] [So

V.M. bey Mark — bey Holbein | N.M. in Buch — Abends im Theater 'Ida Münſter' — ein Choral von mir ſehr gut ausgeführt — Roſe — Nachts beyſtehendes[a] Sonnet gemacht

---

März 17 a) H. hat zwei Jahre später das Durchschußblatt, auf das er hier verweist, herausgerissen und in das Manuskript des 'Berganza' geklebt, von dem mir nur zwei (andere) Blätter zu Gesichte gekommen sind. Man vergleiche den Eintrag des folgenden Tages mit Berganzas Bericht (Phantasiestücke II 121 f): „Er war . . . . sehr verliebter Natur und verehrte von weitem“ [vgl. unten Apr. 21!] „mit Inbrunst und Andacht Cäzilien wie eine Heilige. An ihrem Geburtsfeste, das in die ersten Frühlingstage fiel, brachte er ihr einen zierlichen Rosenstock mit reichlichen Knospen, dem ein Sonnett beygelegt war.“

18] [Mo

VM. Mark — Anſtalten zur Ueberſendung des Roſenſtocks und des Sonets — NM. solissimo in Buch — Abends herrlicher Geſang der Koehl — ⟨enthusiasmo⟩ mit Ktch beynahe den höchſten Gr[ad] erreicht Abends Pipicampu und geiſtiger Ehebruch

19] [Di

Dies tristis et miser[abilis]

20] [Mi

Dito

21] [Do

Dies ·/.

22] [Fr

·/.

23] [Sa

bey Kunze — Abends mit Speier

24] [So

Fürs Theater den ganzen Tag ein Bild gemahlt — in Buch Abends im Theater

---

Das Sonett gehört also, wie das spätere an Johanna Eunike, unter H's Briefe, zumal gegen Schluß des Gedichtes die Empfängerin direkt angeredet wird („Du Mägdlein! bist das Bild des süßen Lenzen" usw.); wir bringen deshalb des Text (den Maassen bereits 1, 454f wiederholt hat) nicht hier, sondern in den Nachträgen zum Briefwechsel

25] [Mo

V.M. bey Mark — Eine[n] exotiſchen infamen zum Tödten ärgerlichen <Handel[a]> mit der Conſul Mark gehabt — Geringſchätzung | beleidigter Stolz — infamie

Sogleich mit Holbein geſprochen um den feſten Entſchluß Bamberg zu verlaſſen nicht aufzugeben —

26] [Di

VM Mark Rothenhan — NM. Holbein — da[nn] in Buch — von geſtern her recht krank!

27] [Mi

V.M. Mark — dan[n] bey Kunz gegeſſen — dann in Buch mit K[unz]. Abends ſehr exaltirte ab[er] poetiſch reine Stimmung

28] [Do

VM. Ma[r]k — Rothenhan — Verſtimt — N.M. Holbein — in Buch bis 8½ Uhr Ab[e]nd[s] | Kunz — 'Roſe'

29] [Fr

Reiſe nach Bareuth | Abends in Hohlfeld[a] —

30] [Sa

in Bareuth — Oper[n]haus — Theater — Viſite bey Jean Paul — Sein[e] Frau erkennt mich und denkt[a] nicht an odiosa

---

25 a) Sieht eher aus wie Gondel oder Gackel

29 a) = Hollfeld an der Wiesent

30 a) zuerst ſre oder ſtre

31] [So

Rückreiſe — Abends 8½ Uhr in Bamberg angekommen | höchſt moroſe Stimmung

April 1] [Mo

Früh bey der Mark in der entſetzlichſten fatalſten Stimmung | das exotiſche verliehrt ſich nicht

2] [Di

Bey Mark — Holbein — Rothenhan | Buch — Abends im Theater ('Opferfeſt') | beſſere Stimmung. Ktch Ktch Kth —

4—20]

[Auf die folgenden 5 Seiten iſt nachträglich der Länge nach, von oben nach unten, geſchrieben:]

Im Ganzen genommen in allen dieſen Tagen nichts ins Leben einſchneidendes vorgegangen | Die gewiſſe exotiſche Stimmung, wovon ſo oft die Rede iſt | hat ſich nicht verlohren, ſondern wird [als?] eine beſondere Epiſode unangenehmer Art bemerkenswerth bleiben

21] [So

Die Gewißheit von Holbein erhalten daß ich nach Würzburg gehn ſoll. — Im Theater zum 1[.]m[a]hl mit Ktch in nähere Berührung gekommen — Folge eine ganz caduce Stimmung

22 — Mai 11]

[Auf den Reſt der Seite und auf die folgenden 5 Seiten iſt nachträglich, ſo wie unterm 4.—20. April, geſchrieben:]

Hier tritt eine etwas beſſere Periode ein, die ſich in vermehrter Thätigkeit ausſpricht. Das Melodrama ‘Saul’ wurde mit Anſtrengung und anhaltend komponirt, wie ich glaube auch mit Glück, auch wurden[a] Kartons zum gothiſchen Thurm auf der Altenburg gezeichnet — ich ſchrieb an Holbein, — und ſiehe da er beſtimte mich für Bamberg — ich bleib[b] allſo hier

13/14]

[Für Montag den 13. Mai zuerſt ein Kreuz gemacht, dann ſtatt deſſen in den Raum für dieſen und den folgenden Tag geſchrieben:]

Der Herzog hat ſich zu größerer Unterſtützung des Theaters erklärt, und die Anſtalt, ſo wie meine Lage iſt jezt ganz fixirt — beſonders vergnügte Stimmung

---

Apr. 22/Mai 11 a) Diese Lesung (nicht werden) sicher trotz fehlenden Hakens über dem u. Dieser fehlt auch beim übernächsten Wort (zum)

b) Hier umgekehrt das Praesens sicher (nicht blieb), wie graphisch abermals das übernächste Wort (hier) bestätigt und wie sachlich der folgende Eintrag („meine Lage ist jezt ganz fixirt“) zeigt

15—18]

[Auf den Reſt der Seite und auf die folgende iſt zunächſt der Länge nach geſchrieben:]

Dieſe Stimmung wird nur durch exotiſche Fantaſtereien unterbrochen — Ktch — der Himmel lenke alles zum Guten

[Danach iſt in die Räume für den 16.—18. Mai wie gewöhnlich quer geſchrieben:]

16] [Do

bey der Mark

17] [Fr

[Zuerſt eingetragen:]

~~bey der Mark zum Thee und Abend —~~

[Dies dann geſtrichen; entweder weil wirklich eine Verwechslung mit dem 16. vorlag, oder der controllirenden Gattin wegen. Statt deſſen eingeſetzt:]

Theater — ‘Blaubart’

18] [Sa

‘Aurora’ wieder angefangen — ganz einziger Auftritt mit der Frau — nachher ⧗

[Am Rande:]

(EiferſuchtsSzene mit der Frau

[Danach ſcheint die Gattin das Tagebuch an ſich genommen zu haben: es findet ſich für die Zeit vom 19. Mai bis zum 31. December nicht Ein handſchriftlicher Strich mehr in dem Buche.

Auch beim Anbruch des nächſten Jahres ſcheint Hoffmann das Buch nicht zurückerhalten zu haben. Er hatte damals den Wunſch, wenigſten die beiden wirthſchaftlich wichtigſten Ereigniſſe der zweiten Hälfte des Jahres 1811 aufzuzeichnen; er benutzte dazu aber nicht den Kalender für 1811, ſondern das zweite Durchſchußblatt des Schreibkalenders für 1812. Es heißt daſelbſt:]

Nachträge merkwürdiger Ereigniſſe im vorigen Jahr

— bey Holbein als TheaterArchitekt mit 50 fl m[on]ath[lich] engagirt

D. 27 7br: die Nachricht von dem Tode des Onkels in Königsberg erhalten — zum UniverſalErben eingeſezt.

Bald darauf das Teſtament.

D. 27 Decbr[a] einen Wechſel von 500 rth aus Königsberg erhalten.

Dec. 27 a) Davor, gestrichen: 30 *Dr*

3. 1812.

Januar 1] [Mi

quod deus bene vertat!

Im Theater: ‘das Sternenmädchen’ — als TheaterArchitect gearbeitet wie ein Pferd — Verſtimmung — Krankheit — ſchlechter Anfang.

2] [Do

V. M. bey der Mark — Rothenhan — NM. geſchlafen ausgeruht — Ziemliche Stimmung — Ktch — Abends in der ‘Roſe’ — gemüthliche Stimmung

3] [Fr

Morgens bey Kunz — Holbein — Mark — Rothenhan — N. M. ſehr große Abſpannung, Verſt<imt>heit — Abends Theater — Kth im Th[eater] — exotiſche — ärgerliche St[immung] — Nachts in der ‘Roſe’ ⧗ — quod deus bene vertat — Schulert ein junger Menſch w<a>rd

erſtochen — ⚔

4] [Sa

W. M. bey Mark — Mittags zu Hauſe. — N. M. bey der Mark | Abends 'Roſe' — Conzert | Duett mit Kth geſ[ungen] — Nachher[a] 'Roſe' | Höchſt exotiſche Stimmung ⧗ — bittere Erfahrungen — Anſtoßen der poetiſchen Welt mit der proſaiſchen. Exaltati[one] | exaltatione grandissima!!!

5] [So

W. M. Theater — bey Kunz — den Wechſel aus K[önigsberg] ausgezahlt erhalten — Schulden bezahlt | N. M. nach Strahlendorf gefahren — exotiſche aber miſerable Stimmung — Kth — Ktch — in der 'Roſe' ⧗ ⧗

Wie — und — Was? — Raſche Entſchlüſſe — Sey es dann — <Es muß> — es muß entſchieden werden — Roma — Roma tu eris mihi <saluta[ri]s[a]>

Italia

[Noten zum 4. und 5. umstehend]

6] [Montag: Heil. drei Könige

B. M. bey der Mark — N. M. mit Holbein und Speier in Buch — Zeichnung zu Decoration für das Caſſino gemacht — egiptiſcher Tempel — im Theater[a] | Abends in der ‚Roſe'. Nachts bis 4 Uhr auf der Redute — nicht ſehr exotiſche Stimmung ganz wenig ⧗ Ktch

7] [Di

B. M. bey der Mark — erſt auf dem Theater — in der 'Roſe' gegeſſen — dann zu Holbein Kleine Probe von der herrlichen Oper 'Joſeph' — geſchlafen — Abgeſpannt — Ktch — Roma — tu eris pp

8] [Mi

B. M. im Theater — Rothenhan — N. M. 'Roſe' — Dekorat[ionen] geſtellt — Abends — N[eu]h[e]rr — gefunden, daß es möglich iſt von Ktch zu abſtrahiren — geſprochen — mit

---

Jan. 4 a) kann auch Nachts heißen, wie im vorigen Eintrag. Vgl. die folgende Note

5 a) Wie der Eintrag vom 3. und besonders der vom 4. verräth auch dieser, namentlich der Zusatz auf dem Durchschußblatt, in der Form der Schrift die durch den 'Rosen'-Wein gesteigerte Erregung des Schreibers. Besonders die vorstehenden lateinischen Worte sind von ungewohnter Größe und Häßlichkeit; das folgende letzte ist noch größer, aber besser in der Form

6 a) Beide Worte eingeschoben

ihr und doch nicht — erotiſche Stimmung — Witzjagd in der Roſe — ohe — ohe —

9] [Do

B. M. bey der Mark — Rothenh[an] — N. M. ⟨bey⟩ Holbein — in Buch — mit Sutow witzige Explosionen — Abends im Caſſino | Kch — ſonderbare widerſprechende Ereigniſſe | erotiſche Stimmung — in den eignen Eingeweiden gewüthet — Kch — Kch — Kch —
Das Verderben ſchwebt über mir und
ich kans nicht ⟨vermeiden⟩ —[a]

10] [Fr

B. M. bey Holbein — Mittags bey Kunze | ſehr ſchlecht unterhalten — ‘Roſe’ — Theater | Abends ‘Roſe’ — Antrag ein luſtiges Melodram zu comp[oniren,] nehmlich ‘Roderich und Cunegunde’ — ‘Attila’Chöre — indifferente Stimmung — Abſpannung —

11] [Sa

B. M. Mark — Rothenhan N. M. Ge-

---

9 a) Auf dem Durchschußblatt war erst ein anderer, anscheinend mit Ein beginnender Eintrag angefangen, ist aber dann mit dem Finger verwischt und durch den von uns wiedergegebenen ersetzt. Dieser ist in höchster Erregung geschrieben, statt ich kans steht thatsächlich da ich's kans; die beiden folgenden Worte sind fast unleserlich

zeichnet <an[a]> groſe<r> Gardi<ene> — ‘Roſe’ — mit Bode ⧗ — ſehr exotiſche Ideen — Ktch im hohen Grade — O dei — es iſt zu arg — ihr Blick | ihr Blick — Orakel — Ring — che fate voi —

12] [So

B. M. Kunz früh bey mir — componirt für den Wolfenſchießen in ſeiner Gege[n]w[art] — Mittags bey ihm | N. M. im Theater gebaut — Roſe[a] — Abends Theater | Mad[ame] Mark nebſt Ktch — Roth[en]h[an] im Theater — gleichgültige Stimmung, währt bis zum Schlafengehn — Abſpannung

13] [Mo

B. M. Mark — N. M. Gemahlt bis 7 Uhr an dem egiptiſchen 17 F[uß] hohen Tempel für den Carol[inen]Tag[a] — Abends auf dem Ball — Getanzt ohne exotiſche Stimmung

14] [Di

B. M. Gemahlt — bey Rothenhan | N. M. gemahlt — Abends bey der Mark ohne exo-

---

11 a) sieht aus wie in; der Eintrag ist wie die vom vorigen und vom folgenden Sonnabend mit sehr unsicherer Hand gemacht

12 a) eingeschoben; ursprünglich folgte Abends Roſe

13 a) ergänzt nach dem Eintrag vom 23. Im Calender heißt der 28., um den es sich anscheinend handelt, Carolus

t[iſche] St[immung] — Kch im Abnehmen — ‘Roſe’ — gemüthliche Stimmung — ohne —[a]

[Mi
15]

B. M. und N. M. Gemahlt — Abends ‘Roſe’ — Theater — TheaterMädchen — N[eu]h[er]r — Kch im Th[eater] — exotiſche Stimmung zurück gehalten — Abends Kunz in der ‘Roſe’ gegeſſen ⧗ — durch Dittmayers Violinſpiel zu InſtrumentalSachen begeiſtert und dabey Kch — ey ey! —

[Do
16]

B. M. bey der Mark — Rothenhan | N. M. im Theater gearbeitet — Probe von ‘Joſeph’ -- das Miserere an den Fürſten Exterhazy abgeſendet — Abds ‘Roſe’ — gleichgültige Stimmung! —

Abſendung des Mis[erere] nach W[ien]

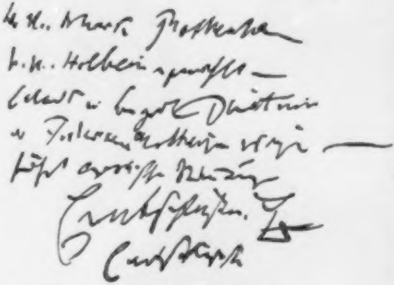
[Fr
17]

B. M. im Theater gebaut — N. M. dito ‘Andacht zum Kreuz’! — Kch — nicht im Theater — verfehlte Hoffnung Abends bey Holbein dann in der ‘Roſe’ | gleichgültige Stimmung! —

---

14 a) Vgl. z. B. unterm 19. März: „in einer miserablen Stimmung ohne exotisch zu s[ein]“

18][a] [Sa



V. M.. Mark. Rothenhan
N. M.. Holbein gemahlt —
[illegible]

---

18 a) Als Probe für einen im Rausch gemachten Eintrag facsimilirt. Die ersten beiden Zeilen sind deutlich:

V. M. Mark Rothenhan | N. M. Holbein — gemahlt —

Die dritte Zeile dürfte heißen

Abends in Conzert Dittmaier

wobei allerdings das letzte Wort hinter dem D einen Grundstrich zuviel hätte. Da aber in der letzten Zeile sogar ein ß zuviel steht, darf man das für diesen Tag ausnahmsweise annehmen. Nur die vierte Zeile ist nicht mit Wahrscheinlichkeit zu entziffern; in der Mitte könnte man allenfalls an

Frideriken Rothenhan

19] [So

B. M. Theater — Kch am Fenſter — Mittags bey Kunze — Abends mit Speier Holbein — Weiß — bey Kunze — Champagner ⧗

Es bleibt noch von der geſtrigen höchſt erotiſchen Stimmung viel zu bemerken — Kch — Kch — Kch | O Satanas — Satanas —

Ich glaube, daß irgend etwas hochpoetiſches hinter dieſem Daemon ſpukt, und in ſo fern wäre Kch nur als Maske anzuſehn — demasquez vous donc, mon petit Monsieur! —

20] [Mo

B. M. bey der Mark — Rothenhan | N. M. Probe von ‘Joſeph’ — Abends Caſſino ſehr getanzt mit Theodori — Julchen ſämtlichen Roth[en]h[ans] — merkwürdige Erfahrungen in Rückſicht der Kch — *σιε weισ αλλεσ οδεϱ vιελμεϱ ανδετ*

21] [Di

B. M. und N. M. Theater — gearbeitet | bey Kunz ei[nen] Augenblick — ‘Roſe’ — Theater | Kch im Theater bey Holbein gräß-

---

(s. 30.!) denken, doch scheint der i-Punkt oder u-Strich über dem zweiten Wort dem zu widersprechen. Der Schluß ist wieder ganz klar:

höchſt erotiſche Stimmung | Entſchlüße. ⧗ | Entſchlüßße lich ennuyirt | nachher in der 'Roſe' — gepunſcht mit Bader — Dittmayer und Weiß —

exotiſch gemüthliche Stimmung

22]

[Mi

V. M. bey Holbein — Mark — Ktch ſehr liebenswürdig — N. M. zu Hauſe gezeichnet — Theater — Abends 'Roſe' | gleichgültige Stimmung —

23]

[Do

V. M. bey Holbein Decoration gezeichnet — Mark — Treff Bube und Koeur König!! Rothenhan — N. M. bey Holbein — zu Hauſe — Abends die Blume und Schärpe geſpielt | Walzer componirt zum CarolinenTag — Nachts bis 12 Uhr Roſe — etwas widerwärtige Stimmung — Ktch im Zunehmen — + + +

Hier iſt eine Erinnerung vom 20ᵗ anzumerken und zwar von dem σie weiσ αλλεσ οδeρ αvδeτ vieλμeρ

24]

[Fr

Mein Geburtstag! V. M. Gemahlt | N. M. Gemahlt! — Abends bey der Mark! — Ganz ungemüthlich ſo daß der Vorſatz feſt ſteht nicht mehr hinzugehen — Julchen[a] ins Theater geſchickt ſo daß wir allein ſaßen — Nachher in der 'Roſe' ſich toll und voll geſoffen Um 1 Uhr zu Hauſe, doch ſich ziemlich gehalten —

---

24 a) Geändert aus Ktch (vielleicht auch umgekehrt)

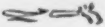
25] [Sa

V. M. noch in derſelben exaltirten Stimmung vom vorigen Tage† — Gemahlt — bey der Mark — ſehr unangenehmes Rencontre mit Holbein bey der M[ark.][a] N. M. bey Holbein gemahlt — Abends 'Roſe' muſikaliſch gemüthliche Geſellſchaft — Koehl — Geſang —

† Allſo auch ſelbſt der Schlaf!! (Videatur Don Quixote: Gott ehre mir doch den pp) kan mit ſeiner wohlthuenden vielleicht nur negativen Kraft dieſe Fantome nicht verſcheuchen —

26] [So

V. M. Gemahlt in der fatalſten Stimmung | Mittags bey Kunz — N. M. Gemahlt — Abends Theater 'Joſeph' nachher gepunſcht bey Kunz

Exaltirte Stimmung — Ahndungen ſeltſamer Ereigniſſe die dem Leben eine Richtung geben oder es — — — — — enden! Incruſtirter Gedanke 

27] [Mo

V. M. Im Theater ſehr gearbeitet — N. M.

---

25 a) Dahinter, gestrichen: N. M. bey der Mark — Abends Ge[mahlt]

Da der Eintrag zweifellos am Abend des selben Tages gemacht ist, so erklärt sich die Gedächtnißschwäche nur aus dem üblichen Sonnabend-Zustand dito ‘Die Entdeck[ung] von America’ große Dekoration — Abends in der ‘Roſe’ | Ziemliche Stimmung — doch mit ſteten Gedanken an Ktch —

28] Dienstag: Carolus

B. M. bey Rothenh[ans] — Mittags Diner in der ‘Roſe’ — gezecht | Abends bis 6 Uhr Morgens auf der Redute | Partie de plaisir mit der kleinen N[eu]h[err,] jedoch mit möglichſtem Anſtand ohne zu erotiſch zu werden und als BlitzAbleiter gebraucht

Ich habe Urſache mit mir zufrieden zu ſeyn | indem ich planmäßig mit Ueberlegung gegen eine [St]immung ankämpfe, die nichts als verderbliches [her]beyführen kan[a]

29] [Mi

B. M. bey der Mark Mittags bey Kunz | den Magen reſtaurirt mit Rouſſillon | Abends einige Momente im Theater | dann geſchlafen.

30] [Do

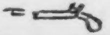
B. M. bey der Mark — Rothenhan — N. M. zu Hauſe. Abends Caſſino — mit Miencheu Kunz, Julia und Friderike Roth[enhan] getanzt — exaltirte Stim[mun]g — meine Wuth und

---

28 a) Hitzig hat das Durchschußblatt für Jan. 26 —Febr. 1 schief ausgerissen (um es in seiner Biographie, II 44, zu benutzen); dabei sind die Anfangsworte der beiden letzten Zeilen verstümmelt worden

Schmerz in reichlichem Grade ausgelaſſen, ſo daß wahrſcheinlich manche Folgen daraus entſtehen werden

31] [Fr

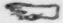
V. M. bey Kunz — einen Augenblick bey der Mark | bey Rothenhan — N. M. zu Hauſe — Roſe | Ktch im Theater — die abſcheuligſte widerwärtigſte Stimmung ſeit langer Zeit — ⧗ um ſie zu verjagen | EhſtandsSzenen im Theater — alles vergebens — Aergerlich — galligt zum  —

Schon zum zweitenmahl das verhängnißvolle Zeichen!!!!

Februar 1] [Sa

V. M. bey der Mark — Julchen iſt krank geworden — Ktch — Probe ein[er] Arie — böſe Simptome N. M. Krankenviſite bey der Mark — in Buch — Abends Conzert, nachher ſehr ungemüthliche Stimmung —

2] [So

V. M. Gemahlt an dem Allegoriſchen Bilde für das Caſſino im Theater — in der Garderobe — neue ſonderbare Aſpecten — das FreymaurerZeichen  inſinuirt an Neuherr

Abends — Nachts in der 'Roſe' vorher bey Holbein

[Am Rande:] Krankenviſite bey Mark

Merkliche Ebbe und Fluth in Rückſicht der KtchStimmung — Gegenſätze —

3] [Mo

B. M. Die Dekoration im CaſſinoSaal aufgeſtellt | Mittags bey Kunz ⧗ — Abends in der Redute | mißmüthige Stimmung — demunerachtet einen alten Stutzer mit Glück ausgeführt — Sonderbare romaneſk zärtliche Stimmung Rückſichts Ktch — ſie kränkelt, gemeinſchaftliche TodesGedanken, ſonderbare Blicke in die Tiefe des Herzens! — Wohl manches muß ſich entwickeln — mit Furcht ſeh' ich <. . . .> entgegen und doch iſt dieſe Furcht wohlthätig

4] [Di

Den ganzen Tag an 'Roderich und Kunegunde' gearbeitet ∸ Nachklang der geſtrigen Stimmung tief im Gemüthe — Wahlverwandſchaft? — Seroit il possible? —

Non il n'est pas possible[a]

5] [Mi

Dito gearbeitet — in einer wahrhaft fürchterlichen Stimmung — Ktch bis zum Wahnſinn zum höchſten Wahnſinn — Eiferſucht auf H[o]lb[ein] | ganz ſpät in die 'Roſe' — Stimmung geändert

---

Febr. 4 [a] In ganz anderer Schrift aufs Durchschußblatt gesetzt: jedenfalls erst am nächsten Tage, nachdem die „Stimmung geändert"

Betrachtungen über das Selbſt — dem der Untergang droht — es iſt etwas ungewöhnliches noch nicht erlebtes

6] [Do

Dito gearbeitet — M[ar]k hat fragen laſſen wie ich dachte — Wollte Gott ich hätte geantwortet — Blutſturz!! — Abends bey Kunz — ‘Roſe’ — etwas beſſere Stimmung

7] [Fr

V. M. An ‘Roderich [und Kunigunde]’ gearbeitet Dann bey der Mark — Gemüthliche Stimmung — N. M. im Theater [und in der] ‘Roſe’ — Abends im ‘Kätchen von Heilbronn’ beym Burgbrand geholfen — Sehr komiſche Stimmung — Ironie über mich ſelbſt — ungefähr wie im Shakeſpeare | wo die Menſchen um ihr offnes Grab tanzen —

8] [Sa

V. M. bey der Mark — Rothenhan | N. M. mit der Frau bis $7^3/_4$ Uhr in Buch — Ziemlich heitere Stimmung — Betrachtungen über mich ſelbſt — beſtändige Gedanken (Kth) können zur fixen Idee ſich verdichten! — Muſikaliſcher Roman

9] [So

Früh N. M. auf geſchehene Einladung bey der Mark — Mittags zum Diner bey den Capuzinern — gemüthliche Stimmung exaltirt durch die religiöſe Umgebung — Abds im

Theater Ktch — dann bis 5 Uhr auf der Redute[a] | dumme gemeine Streiche mit H<r> Herrliche patriarchaliſche Köpfe der Capuziner — Wanduhr | mors certa — hora incerta – una ex his – Fantaſien | auf der Redute ganz aus dieſer Stimmung herausgekommen

10] [Mo

B. M. bey der Mark — Kth ſehr gemüthlich — N. M. Leſeprobe von ‘Roderich und Kunegunde’ | Abds im Caſſino Ball mit Friderike, Julie | Theodori und M[ademoi]ſ[elle] Süß (Rothkopf) getanzt — Ziemliche Stimmung aber nicht ohne Anregung zur höchſt exotiſchen Ktch war zum bew[un]d[ern?] ſchön

11] [Dienstag: Faſtnacht

B. M. bey Rothenhan, N. M. bey Kunz | Spazieren gegangen Abends bey einem ennuyanten Souper bey Hoerz — 12 Uhr auf die Redute gegangen bis beynahe 7 Uhr — Sehr heitre Stimmung — un cavaliere amoroso — Neuherr — Schw<arz> Auge (Eigerſatz)

12] [Aſchermittwoch

B. M. um 10$^{1}/_{2}$ Uhr aufgeſtanden — Rothenhan | Mittags ‘Roſe’ — N. M. zu Hauſe — Alsbald zu Bette gegangen — Abgeſpannt

---

9 a) Dahinter, geſtrichen: ohne [sc. exotiſche Stimmung, wie 13. Jan.; statt dessen dann die ausführlichere Angabe auf dem Durchschuß-blatt]

13] [Do

Sehr miſerable Nacht gehabt — Kränklich — V. M. bey der Mark — N. M. zu Hauſe | kränklich — geſchlafen, an der ‘Aurora’ gearbeitet — es ging nicht recht — ‘Roſe’ | Abends bis 9 Uhr nochmahls an der ‘Aurora’ gearbeitet — dann in der ‘Roſe’ ⧗ bis 1 Uhr — ge[.....]

14] [Fr

V. M. bey Rothenhan — N. M.[a] in Buch — Abends mit Weiß bey Kunz gepunſcht | etwas enthuſiasmirt, ſonſt in keiner ſonderlichen Stimmung —

15] [Sa

V. M. bey der Mark — bey Rothenhan — N. M. im Theater gearbeitet, Abends muſikaliſche Geſellſchafft, Julchen ſehr ſchön geſungen Arie von Righini — Ktch — Ktch — Ktch — höchſt mißmüthige fatale abgeſpante Stimmung, um 11 Uhr ſchon zu Hauſe und ins Bette.

16 Juliana] [So

V. M. in der mißmüthigſten Stimmung von der Welt propter KtchsTag — Mittags in der ‘Roſe’ Diner, Abends Theater — Nachts ‘Roſe’ vergebens gegen die St[i]m[mun]g gekämpft

17] [Mo

V. M. Theater Arbeit — N. M. Dito —

---

14 a) Dahinter, gestrichen: Thea[ter] (Verwechslung mit dem 15., also nachträglich geschrieben)

Abends ‘Cendrillon’, Ktch im Th[eater] — Abends Souper mit Würzburger Schauſpielern und Schauſpielerinnen | bis 3 Uhr ſitzen geblieben ⧗

18] [Di

V. M. bey der Mark — N. M. zu Hauſe, dann bey Holbein — die Figur des Genius der Kunſt für den Würzburger Vorhang gezeichnet — im Theater die Wiederholung der ‘Cendrillon’ Abend ‘Roſe’ | Mad. Lindner — ziemlich gemüthliche Stimmung

19] [Mi

V. M. bey der Mark — Rothenhan — ſehr gemüthliche Stimmung — Ktch wohlthuend gewirkt — Poeſie — N. M. ‘Roſe’ Abends ſtark componirt | um $9^{1}/_{2}$ ‘Roſe’ — 11 Uhr — weitercomponirt ſeltene Erſcheinung! —

20] [Do

V. M. bey der Mark — unangenehme Stimmung weil Kth[a] nicht zu Hauſe war — in der Probe von ‘Griſelda’ — Thorheiten — Allerley erotiſche Gedanken in Hinſicht Ktch — außerordentlich den roué geſpielt mit der Neuherr in praesentia — N. M. in Buch, dann im Theater — N[eu]h[e]rr — Ktch bey dem Herausgehen ſehr verſtimmt gefunden — ‘Roſe’ ⧗

21] [Fr

V. M. komponirt, N. M. in Buch — Abends beym Kunz, ſtark ⧗ übrigens gemüth-

---

20 a) Dahinter, gestrichen: in der Probe war

liche Stimmung senza Exaltazione —

'Aurora' erſter Akt zum Ausſchreiben gegeben

22] [Sa

V. M. bey der Mark — gemüthliche Stimmung bey Rothenhan — N. M. im Theater | Probe von 'Roderich und Kunegunde' | ſehr mager ausgefallen — Abends in der 'Roſe'

23] [So

V. M. Probe von 'Roderich und Kunegunde' | bey der Mark wegen des CaſſinoConzerts Julchen ſoll ſingen!! — Mitt[ags] bey Kunz ⧗ — Abends im Theater — 'R[oderich] u[nd] K[unigunde]' ausgepfiffen, hat aber nicht im mindeſten auf mich gewirkt — gemüthliche Stimmung

24] [Mo

V. M. komponirt, ſodann in die KonzertProbe | aus welcher jedoch nichts wurde — N. M. komponirt — ſodann ins Conzert — etwas bey dem Komp[oniren] beſpizt in ſelbſtgemachtem Biſchoff — 'Roſe' — ſchlechte exaltirte Stimmung

[Am Rande neben den erſten beiden Zeilen:]

Julchen Pap<ruje>[a]

25] [Di

V. M. zu Hauſe in gemüthlicher Stimmung am Coro Finale gearbeitet, da ſchickt der Kunz, läßt mich holen und verdirbt mir den ganzen Tag — Es reißt eine gewiſſe ganz gleichgültige

---

24 a) Vgl. 4. Juli

Stimmung Rückſicht des Ktch ein und nur noch zuweilen flackert es auf — Gute Aſpecten

26] [Mi

B. M. bey der Mark — Rothenhan — N. M. Theater — Abends im Theater — 'Roſe' —[a] nicht ſo gleichgült[ige] St[immung] als geſtern — Spukereien durch die muſik[aliſche] Exaltation | Geſang! —

27] [Do

B. M. bey der Mark — Roth[enhan] — N. M. beym Kunz bis 7 Uhr ⧗ — nachher im Theater — dann 'Roſe' — exaltirt muſikaliſche St[immung] — witziger Brief an Holbein —

28] [Fr

B. Zu Hauſe — Gearbeitet, N.M. beym Kunz — ſpazieren gefahren — Nachher ſich gräßlich ennuyirt — Abgeſpannte dumme Stimmung

29] [Sa

B. M. bey der Mark Roth[en]h[an.] N. M. mit Kunz und Frau in Buch — Abends muſikaliſche Geſellſchafft — Ktch höchſt liebenswürdig lebhaft und pp — Abd Gegeſſen bis 3 Uhr <.........> exotiſche Streiche ⧗ — verliebte Stim[mun]g — der Mad. Kunz abſonderlich die Cour gemacht — Hände geküßt ppp

März 1] [So

B. M. bey der Renner — Mittags beym

---

26 a) Dahinter, gestrichen: gleichgültige St[immung] [!]

Kunz | ſpazieren gegangen — dann ins Theater — Ballett — Nachher in der ‘Roſe’ — ſehr abgeſpannt

2] [Mo

V. M. bey der Renner — CaſſenGeſchäfte | bey der Mark — N. M. zu Hauſe gearbeitet | Abends 7 Uhr in der ‘Roſe’ mit Kunz | Gleichgültige Stimmung

3] [Di

V. M. Zu Hauſe — N. M. in der ‘Roſe’ — mit Kunz und Speier ſpazieren gegangen | dann Abends bey Kunz ⧗ — gemüthliche Stimmung

4] [Mi

V. M. bey der Mark — bey Rothenhan | N. M. ‘Roſe’ — Abends bey der Conſul Mark bis 10 Uhr — Koehl — geſungen — Gewiſſe KtchIdeen bekommen einen ſanfteren ruhigeren Charackter.

5] [Do

V. M. vereitelte ConzertProbe — Mittags MonathsDiner in der ‘Roſe’ — Abends Conzert der Koehl — Julchen höchſt vortreflich geſungen — exaltirte Ideen Hinſicht der Kunſtperiode. Ktch — — Abds in der ‘Roſe’ — Dittmaier dito exaltirt Ktchs wegen —

[Nachträglich:] ſchlechte Nacht

6] [Fr

V. M. zu Hauſe bis 6 Uhr — zwey Canzonetten gemacht zum 18 Maerz | Krank — Abds ‘Roſe’

7] [Sa

V. M. Mark — N. M. gearbeitet — Abends mit Kunz in der ‘Roſe’ | gleichgültige St[immung]

8] [So

V. M. zu Hauſe — Mittags beym Kunz ⧗ Abends Theater — Ktch — in der infamſten crudelſten Stimmung — Thorheiten der Eiferſucht!! o dei

O dei quel smania

9] [Mo

V. M. Früh 9 Uhr mit Kunz nach Erlangen gefahren

10] [Di

Fürth — Nürnberg

11] [Mi

Nürnberg

12] [Do

Nürnberg

13] [Fr

Nürnberg Fürth Erlangen

14] [Sa

Erlangen Abends 7 Uhr wieder im Bamberg eingetroffen

15] [So

V. M. gemüthliche Viſite bey der Mark — Ktch aüßerſt lieb[en]sw[ür]dig — Mittags ‘Roſe’ — un poco 🍸 | N. M. bey Kunz dan im Theater — Julchen im Theater — ſehr gut amuſirt

16] [Mo

V. M. bey der Mark — Rothenhan — N. M. ſtark an den Canzonetten für den 18^{t} gearbeitet bis 11 Uhr Nachts — ſehr kränklich — fürchterlicher Kopfſchmerz

17] [Di

V. M. [an den] Canzonetten gearbeitet — dem Holbein geſchrieben — Abends heftig krank geworden Catharrfieber — Speier noch ſpät da geweſen

18 Anſelmus] [Mi

V. M. die 3 Canzonetten an Julchen zur Feyer ihres **Geburtstages** mit einem eleganten und galanten Billett geſchickt | bald darauf kam Moritz mit der Nachricht, daß Julchen auch krank iſt und im Bette liegt — ſonſt hätte ſie ſchriftlich gedankt — ſehr abgeſpant — Kopfweh

19] [Do

Den ganzen Tag krank im Bette zugebracht in einer miſerablen Stimmung ohne exotiſch zu ſ[eyn.]

20] [Fr

V. M. aufgeſtanden — ſich wohl befunden aber höchſt abgeſpannt — Geg[en] Abend Weiß bey mir bis 10 Uhr Biſchoff getrunken, gemüthliche Stimmung.

21] [Sa

V. M. bey der Mark — N. M.[a] Gemüthliche

März 21 a) Der Eintrag lautete wunderlicher Weise ursprünglich: V. M. im Bette — N. M.

Stimmung — Beſondere Bemerkungen Rückſicht Ktch — Veranlaſſung zu beſonderen Esperancen — Abends bey Kunz

<m[it] F[rau]> in Buch geweſen

Anfang der Esperancen

22] [So

Morgens gearbeitet — N. M. Abgeſpannt — Theater — um 9 Uhr zu Bette

Holbein geſchr[ieben.][a]

23] [Mo

V. M. Mark — ungemüthliche Stimmung | gleichgültig gegen alles Holbein geſchrieben | N. M. in Buch — Abends bey Kunz

24] [Di

Gearbeitet — nichts ſingulaires

25] [Mi

Mark — dito — .

26] [Gründonnerstag

V. M. gearbeitet — Mark — Roſe — Polen Italiäner eingerükt — Abends bey der Mark —

---

aufgeſtanden, ist also wohl erst einige Tage später nachgeholt. Die Worte im Bette sind dann ersetzt durch bey der Mark; vielleicht sollte auch das folgende N. M. gestrichen werden, und alles bis zu dem Worte *Esperancen* bezieht sich auf den ersten Besuch bei Marcs nach Juliens Geburtstag!

22 a) Diese beiden Worte hinzugesetzt, wohl irrthümlich, da der selbe Brief unterm nächsten Tage erwähnt wird

ganz beſonders gemüthlich geſtimmt — italiäniſch und franzöſiſch geſprochen mit einem italiä[niſchen] Obriſten | Ktch geſungen — übrigens un poco exaltato und vide den 21 Maerz — ſcheint ſich zu beſtätigen | nichts beſonderes[a] giebt es was nicht geſchehen könte

[Am Rande:] Kaufmann Groepel aus Hamburg angekommen

[Karfreitag 27]

Ein ganz durchgängig infamer Tag — Abgeſpannt — langweilig pp

[Sa 28]

M[orgens] bey der Mark — N. M. 'Roſe' — Kunz | Abends bey der Mark — in der gemüthlichſten Stimmung — ey — ey ey! Fortſetzung vom 21 und 26 — Seroit-il possible —

[Oſterſonntag 29]

Mittags bey Kunz — ſehr ungemüthlicher Empfang — nachher aufgethaut — Abends bis $11^1/_2$ Uhr dageblieben

[Oſtermontag 30]

V. M. bey Mark Viſite — Mittags in der 'Roſe' gegeſſen — mit Speier — Nachricht, daß Groepel die Julchen wahrſcheinlich ehlicht — KtchStimmung mit <....[a]> — gemüthlich | Abds Mark -- Fortſetzung vom 21 — 26 —

---

26 a) Dahinter etwas gestrichenes, etwa geſchieht in der

30 a) möglicherweise Faſſ[ung]

28 — Das Schickſal meint es mit mir und meinem KünſtlerLeben gut —

31] [Di

V. M. Zu Hauſe — Gezeichnet — N. M. nach Buch mit dem Speier — dann bey der Mark — gemüthliche Stimmung | Abermahlige Fortſetzung — 21, 26, 28, 30 — Es reißt eine exotiſche Haſenfüßigkeit ein!! —

April 1] [Mi

V. M. Mark, Rothenhan — Groepel iſt N. M. abgereiſt | N. M. Kunz Abends bey der Mark, Stengels, Hr. R. Walter aus München, Lichtenſtein, Speier — Marcus — Großer Thee — un poco langweilig — Julchen ſehr verſtimt über die Abreiſe | Imaginationes — 21, 26, 28, 30, 31, wurd<en> doch vel quasi fortgeſezt

2] [Do

V. M. Mark — Rothenhan — gemüthliche Stimmung | Mittags in der 'Roſe' zum MonathsDiner wüthende Magenſchmerzen — doch mich überwunden — exaltirt in Buch — um 7 Uhr ins Caſſino — Ganz infam geſtimt, weil ich mich zu überzeugen glaubte, daß ich am 21, 26, 28, 30, 31, 1. ein großer Affe geweſen — Julchen ſchlug aus mit mir zu tanzen, und war noch überdies unausſtehlich grob (ich müßte in Schnaps beſoffen ſeyn) ſo was irritirt mich <. .

zu ſehr> | übrigens un poco inamorato nella Signora Kunzowisowa

[Nachträglich:] elende Nacht

3] [Fr

Ungemüthliche Stimmung — früh bey Rothenhan. — N. M. zu Hauſe | Abends bey Kunz ⧗

4] [Sa

V. M. bey Mark Rothenhan — bey der Mark Heudiſch krank geworden — verſtimmt | N. M. Kunz zu mir geſchickt <...> zu ſich bitten laſſen — Gemüthlich — Mit Speier in der Roſe bis 11½ Uhr

5] [So

Früh 9 Uhr mit Kunz auf die Jagd gefahren — Abends bey Kunz ⧗

Gemüthliche Stimmung

6] [Mo

V. M. bey der Mark — Rothenhan — mich mit Kch ausgeſöhnt und in eine gemüthliche St[immung] gerathen. Abends im Caſſino getanzt und ein wenig ⚚ — ſehr inamorato

7] [Di

V. M. Rothenhan —

N. M. mit der Frau in Buch — Abends in der 'Roſe'.

8] [Mi

V. M. Mark Rothenhan — N. M. mit Kunz ſpazieren, dann bey ihm bis 10¾ Uhr | Gemüthliche Stimmung — un poco inamorato come 6

9] [Do

V. M. Mark — N. M. zu Hauſe — in Buch mit Weiß — Speier — Kunz — ſehr gemüthliche Stimmung — luſtig — Abends bis 9 Uhr bey der Mark — ganz gut aber nicht beſonders <interreſſant> | Ktch — lüſtern freundlich [,wie eine,] die beſondere Erfahr[ungen] gemacht hat — exotiſche Stimmung — Nachts in der 'Roſe' bis 12 Uhr — ſchlecht amuſirt

10] [Fr

V. M. bey Rothenhan, übrigens bis 9½ Uhr fleißig an der Abſchrift des Textes der 'Aurora' gearbeitet dann bis 11 Uhr in der 'Roſe' — Thätigkeit findet ſich wieder ein!

11] [Sa

V. M. Mark — N. M. mit Kunz auf der Jagd auf der ich einen Vogel erlegte und mich freute — Abends bey Kunz —

12] [So

[Von] Früh bis 6 Uhr mit Kunz auf der Jagd — Abends bey Kunz einen höchſt unangenehmen Auftritt — Zank — Streit mit Kunz — Nachts[a] 'Roſe' —

13] [Mo

V. M. zu Hauſe gearbeitet — N. M. solo in Buch — Bekanntſchaft des Clavierſpielers Meyer

---

Apr. 12 a) Zuerst Abd

Baer[a] in Buch gemacht — Abends Caſſino | ſehr heitre Stimmung — Kch im Abnehmen

14] [Di

V. M. Mark — ſehr gemüthlich senza exaltatione | N. M. mit der Frau in Buch — Abends zu Hauſe, gearbeitet an der Correctur der Parthien aus ‘Aurora’

15] [Mi

V. M. bey der Mark — wie am 14^{t} — Von Kunz 2 Fridr[ichs]d'or oder 19 fl 30 x geborgt — in der höchſten Noth — er kam ſelbſt — ſpazieren gegangen — Abends bey ihm ⧗

16] [Do

V. M. bey der Mark wie 14, 15, — N. M. bey der Kunz Unterricht gegeben — bey Kunz geblieben Speier kam hin, gemüthlicher Abend — ♆ —

---

13 a) *rect.* Meyer-Beer: der 1791 zu Berlin geborene Jakob Lipmann Beer hatte einem mütterlichen Erbonkel zu liebe jenen Doppelnamen angenommen. Er war seit 1800 als Claviervirtuose bekannt. April 1810 bis December 1812 lebte er — die ersten zehn Monate mit Carl Maria von Weber zusammen — als Schüler des Abtes Vogler in Darmstadt. Hier und in Berlin war 1811 eine Cantate von ihm aufgeführt; als Operncomponist ist er erst Anfang 1813 mit seinem Namen hervorgetreten.

17] [Fr

Zu Hauſe — N. M.[a] dito im Novalis geleſen und ſehr erbaut worden (Studium der Naturphiloſophie — Schelling)

18] [Sa

V. M. bey der Mark — N. M. ‘Roſe’ — Abends bey der Mark bis 9¼ Uhr — ziemlich gemüthlich — Ktch ſehr aufgeklärter Himmel, welches die gewiſſe beynahe überſtandene Affennatur wieder hervorlockt —

19] [So

V. M. an der Arie (prendi l'acciar ti rendo) gearbeitet — Mittags kam Kunz und holte mich zu ſich ab — Da geblieben bis 11 Uhr ⧗ exaltirte poetiſche Stimmung in der ich eine tiefe Ehrfurcht für mich empfand und mich ſelbſt unmäßig lobte.

20] [Mo

V. M. bey der Mark — Rothenhan | N. M. bey der Kunz Unterricht gegeben — Abends Caſſino — inamorato nella S[i]g[nora] K[unz] come il diavolo —

21] [Di

— Rothenhan ſonſt zu Hauſe
dies ordin[arius]

---

17 [a] Dahinter, verwischt: der K[unz Unterricht gegeben]; Verwechslung mit dem vorigen Tage. Anscheinend sind die Angaben über den 16.—18. erst Anfang oder Mitte der nächsten Woche nachgetragen

22] [Mi
Mark — Rothenhan —
dies ordin[arius]

23] [Do
B. M. Mark — Gezeichnet — mit der Frau und Kunz in Buch — Abend bey Kunz — poetiſche Stimmung | Gleichgültigkeit ge[gen] die Inamorata weil Ktch überaus ſchön geweſen war als ich ſie begegnete

Preis von 100 Ducat[en] für die beſte
ernſte Oper (antik, tragiſch
dito für die beſte komiſche Oper —
An die Direction des Kaiſerlichen Operntheaters im Fürſtl[ich] Lobkowitzſchen Hauſe.

24] [Fr
B. M. zu Hauſe — Mittags in der ‘Roſe’ gegeſſen dann in Buch — dann in der ‘Roſe’ — im ganzen poetiſch gemüthliche Stimmung

25] [Sa
B. M. Mark — Rothenhan — Mittags in der ‘Roſe’ gegeſſen mit Hrn. Kunz — nicht ſo gemüthlich — Dann mit Weiß bey Kunz — dann zum Thee bey der Mark — Höchſt merkwürdiges Geſpräch mit Ktch „Sie kennen mich nicht — meine Mutter auch nicht — niemand — ich muß ſo vieles tief in mich verſchließen — ich werde nie glücklich ſeyn —.“ Was bedeutet das? — Abends ſpät noch bey Kunz

videatur ein Räthſel, deſſen Aufſchluß der Zukunft überlaſſen bleibt

26] [So

V. M. Zu Hauſe. N. M. von Kunz abgeholt um einen recht execrabel langweiligen Tag und Abend zu verleben.

27] [Mo

M[orgens] bey Mark — Rothenhan — N. M. in Buch mit der Frau — Abends ins Caſſino getanzt mit Julchen <Mien[chen Kunz]> und Theodori — Merkwürdige Geſpräche con exaltatione — Mehrere Einſicht Rückſichts des 25 —

[a]Ich fühle mich Kindiſch und eſelhaft und das von Rechts wegen

Brief an Hitzig und an Brauſewetter

[b]Erſte Spur Rückſichts des Räthſels — die Sphinx hat mich beym Schopf gepackt und wirft mich Bergab Kopfüber in ein verfluchtes SchlammGrab wenn ich nicht rathe — Nach der Auflöſung fällt ein Nebelvorhang herab und die Perſonen hinter demſelben werden und wirken poetiſch — o ch'affanno o che smania!

---

27 a und b) Die hier folgenden Zusätze in anderer (größerer, z. Th. auch steilerer) Schrift als das davorstehende; vielleicht erst am 28. abends hinzugesetzt, aus der Stimmung, die am 29. auf den Gipfel kommt

28] [Di

V. M. Rothenhan — N. M. um 3 Uhr bey Speier invitirt [mit der] Conſul[i]n [und] J[ulchen] M[arc.] | Fortſetzung merkwürdiger Geſpräche, lüſterne Stimmung — Nachher w[ar]s aus und ich gerieth in eine niederträchtige Abſcheulige ekelhafte Stimmung die mich Abend[s] 9 Uhr nach Buch trieb

29] [Mi

V. M. bey der Mark — das Ding wird merkwürdig und ich trete der wahren Auflöſung näher — Göttliche Ironie! — herrlichſtes Mittel Verrücktheiten zu bemänteln und zu vertreiben, ſtehe mir bey!! — N. M. in Buch mit Kunz Abends dito — ſchlechte Stimmung — ekelhafte Müdigkeit

Jezt wird es Zeit ernſthaft in litteris zu arbeiten

30] [Do

V. M. Mark — Rothenhan — traurige abgeſpante Stimmung — faſt bis zur Melancholie — Unthätig — unaufgelegt — Mit Speier in Buch — Abends mich mit Mühe heraufgeſchraubt — durch Wein und Punſch — Es iſt merkwürdig daß beſtändig ſich Ktch und Muſick im Kopfe dreht —

Mai 1] [Fr

V. M. in Buch — N. M. auf der Altenburg mit der Frau und Speier — ziemliche Stimmung — Abends mit Weiß nochmahls ſpazieren gegangen — es war als wenn ich mir ſelbſt und allen fatalen Ideen hatte entlaufen wollen — es iſt auch ziemlich geglückt

2] [Sa

V. M. Mark — Gemüthliche Stimmung Ktch — einen kleinen Theil davon, was ich mir oft zu ſagen vornehme, wirklich geſagt und es erregte Senſation — N. M. mit Weiß, Kunz Speier, in Biſchberg — Abends Roſe —

3] [So

V. M. im Garten des Marcus die Perſpective im Sallet gezeichnet — Mittags 'Roſe' gegeſſen — dann nach Buch | Feuerwerk — Kunz — ganz beſonders inamorato nella Donna Kunziwowa — ich merke, daß ich mir manches einbilde, was nicht übel <zu ....>

> Wenn ich mich ſelbſt fantasmatiſire, ſo hat niemand drein zu reden — Am 3 May war ich von 4[a] Uhr Abends an ein großer Haſenfuß — quod deus bene vertat in saecula saeculorum amen!!!!!!!

4] [Mo

V. M. bey der Mark — Rothenhan — N. M. im 'Roſen'Garten mit Hrn. Kunz — Abends

---

Mai 3 a) Die Zahl ist undeutlich; anscheinend ist sie aus einer 7 nachträglich in eine 4 verändert und das Wort Abends ist dann versehentlich stehen gelassen bis 1 Uhr auf dem Ball, mit Julchen getanzt — ziemlich gemüthvolle Stimmung — das blutige Tuch! — übrigens offenbar, daß es im Abnehmen iſt — Gott ſeys gedankt!

Ein Blitz löſcht oft den andern — das
Räthſel löst ſich allmählig. —

5] [Di

Nichts!

6] [Mi

Bey der Mark — N. M. Gemahlt

7] [Donnerstag: Himmelfahrt

V. M. Gemahlt am Sallet bey Marcus | bey der Mark — merkwürdiges Geſpräch mit Dir[ector] Marcus | Mittags bey Kunz — höchſt exaltirt ⧗ rein poetiſch — Abends Spaziergang mit Ktch — ſehr gemüthlich —

8] [Fr

V. M. Gemahlt — N. M. dito — um 5 Uhr nach Biſchberg mit Speier ziemlich gemüthlich Abends 'Roſe' ⧗ un pochetino[a] — Bekantſchaft mit dem M[uſik]Dir[ector] Fränzl

9] [Sa

V. M. bey der Mark — Dittmaier und Fränzl da — merkwürdig erotiſches Geſpräch mit Ktch | Mittags 'Roſe' mit Fränzl — Abends mit Speier und der Markſchen Familie auf der Altenburg — ſehr heiter gemüthliche Stimmung | Kindereien getrieben — beym Nachhauſe gehen förm-

---

8 a) Das folgende am nächsten Tag hinzugefügt

lich ſchmollen und verſöhnen geſpielt mit Ktch — ey ey! —

10] [So

V. M. und N. M. im Marcusſchen Salon die Straße fertig gemahlt bis auf die Figuren — Abends mit der Frau in Buch — Abends mit Dittmaier und Fränzl in der ‘Roſe’ — ziemliche Stimmung —

11] [Mo

V. M. Probe des Fränzlſchen Conzerts — N. M. mit Fränzl und Dittmaier in Seehof <da> Conzert — Julchen höchſt vortreflich geſungen — Alle Thorheiten brechen hervor — ich hätte alles ermorden können was ſich ihr näherte — ärgerlich | gereizt Abends ‘Roſe’ — Fränzl nahm Abſchied —

O d[io]

> Am 11. May puncto $8^{1}/_{2}$ Uhr war ich ein Eſel —
>
> O dio che smania — o dio che piacere | o dio che desinganno — o dio quelle follie

12] [Di

V. M. bey Lorbeer — Rothenhan — N. M. im ‘Roſen’Garten mit Kunz — Abends Roſe

13] [Mi

V. M. den Kaiſer erwartet — von 9 bis $11^{1}/_{2}$ Uhr beym Speier mit Markſcher Familie — etwas ⧗ bey Kunz gegeſſen — Abends in der ‘Roſe’ ſehr ſtark ⧗ —

14] [Do

V. M. den Kaiſer erwartet von 8½ Uhr beym Speier mit Markſcher Familie — um 3½ Uhr kam er endlich — nehmlich Kaiſer und Kaiſerin — höchſt gemüthliche Stimmung Rückſichts Ktch — höchſte Liebenswürdigkeit — Ohe jam satis | in der ‘Roſe’ gegeſſen — Abends bey Kunz gepunſcht — höchſt abgeſpannt <übertriebene Müdigkeit>

[Am Rande:] (Abends bey der Mark gemeldet aber nicht ange[nommen])

15] [Fr

V. M. Lorbeer — Rothenhan — N. M. in Buch, dan bey Kunz —

16] [Sa

V. M. bey Mark — Rothenhan —

N. M. in Buch, dann bey dem Director Marcus mit Rothenhan und Egloffſtein — gute Deklamation und ſchlechter Geſang.

ziemlich gemüthliche Stimmung —

17] [Pfingſtſonntag

V. M. ſich auf der Straße herumgetrieben, in ein Weinhaus gerathen und ſich beſpizt — ‘Roſe’ gegeſſen | höchſt ungemüthlicher Zuſtand — Abends bey der Conſulin Mark | Ktch ſehr zutrauli[ch] pp ——[a] beynahe Beytrag zu den am 1t Aprill verzeichnet[en] Eſperancen

---

17 a) Das folgende anscheinend am nächsten Tage hinzugesetzt

18] [Pfingſtmontag

Morgens bey der Mark in heiterer Stimmung | M[ittags?] zu Hauſe, endlich die „lichten Stunden e[ines] w[ahnſinnigen] M[uſikers]" mit Glück angefangen — Abends[a] in Buch — dann im 'Roſen'Garten, und — Unangenehmer Streit mit Kunz der uns wahrſcheinlich auf immer getrennt hat! — Mir iſts im Grunde genommen lieb —

19] [Di

V. M. mit Glück an den 'L[ichten] St[unden]' gearbeitet | d[ann] bey Rothenhan, N. M. diro fleißig gearbeitet bis 7 Uhr — dan mit der Frau in Buch in gemüthlicher Stimmung — dan in der 'Roſe' ein Schöpchen getrunken wohl und gemüthlich zu Hauſe gekommen.

> Ich bin mit mir zufrieden — ein reger Geiſt zur That[a] belebt mich — Brief von Holbein — 'Aurora' ſoll zum Freytheater der Kaiſerin zu Ehren gegeben werden — vielleicht iſt das mein Glück!

20] [Mi

V. M. an den 'l[ichten] St[unden]' gearbeitet — Mark, Rothenhan | N. M. 'l[ichte] St[unden]' — Abends 'Roſe' — <mit> der Mark ſpazieren gegangen — ſehr gemüthliche Stimmung | d[em] H[errn] Kunz begegnet — unangenehme

---

18 a) Durch die letzten 4 Buchstaben ein Strich (vielleicht ein Gedankenstrich, der nachträglich überschrieben ist)

19 a) Dahinter, gestrichen: iſt

Empfindung | Abends zu Hauſe weil der dicke H[err Kunz] in der 'Roſe' war.

21] [Do

V. M. — Mark — Rothenhan — Ktch war ſonderbar geſtimt — Esper[ancen] — N. M. Gemahlt an dem Sallet bey Marcus bis 7 Uhr — dann in Buch — dann in der 'Roſe' — Kunz wiedergeſehn und ihn ganz ignorirt —

22] [Fr

V. M. Lorbeer — Rothenhan — N. M. Gearbeitet | Abends in der 'Roſe' — Kunz wie d[en] 21^{t}

23] [Sa

V. M. Mark — Rothenhan — N. M. gearbeitet | Abends in der 'Roſe' — Kunz wie 21—22 —

24] [So

V. M. gearbeitet und nach Koen[i]g[s]b[erg] wehmüthig geſchrieben wegen 500 rth — Mittags bey Rothenhans ſehr vergnügt gegeſſen Abends bey der Mark — etwas ⧖ — Ktch äußerſt aimable | Poveri affetti miei

25] [Mo

V. M. bey der Mark und Rothenhan — N. M. in der 'Roſe' gefaullenzt — Abends Conzert auf der Morachorda[a] — ſelbſt darauf fantaſirt — Abends 'Roſe' — senza exaltatione ſchlecht und recht —

---

25 a) Der dritte Buchstabe nicht ganz sicher, aber bestimmt kein *n*

26] [Di
V. M. Lorbeer Theodori, Rothenhan | N. M. zu Hauſe — Abends Buch, Rothenh[ans] in Buch — mittelmäßig unterhalten

27] [Mi
V. M. Mark — Ktch amabilis

28] [Donnerstag: Fronleichnam
V. M. von 7 bis 12 Uhr der Prozeſſion wegen bey der Conſuln — höchſt angenehme Stimmung — Mittags in der ‘Roſe’ gegeſſen | N. M. Sitzung des Caſſino — des Muſeums wegen Abends in Buch — da<nn> in der ‘Roſe’
den ganzen Tag ſchlampampt.

29] [Fr
V. M. Lorbeer, Theodori — Rothenhan
gefaullenzt miſerable Stimmung!

30] [Sa
V. M. — Mark — Rothenhan
N. M. ganz miſerable Stimmung dito gefaullenzt

31] [So
V. M. gemahlt im Markſchen Garten — N. M. im ‘Roſen’Garten — Abends bey der Conſuln ſo ziemlich — die Sache bekomt ein[en] andern Charakter mit viel Eſperancen — die nie erfüllt werden können

Juni 1] [Mo
V. M. Mark — Rothenhan — Mittags Roſe — Madame Renner und Mad. Larcher

die Violinſpielerin | un peu exotique — raſende Kopfſchmerzen — Verſtimt | Abd Ball — Kch höchſt liebenswürdig ah che Smania! (w[enn] ſie nicht nekte müßte ſie kein Mädchen ſeyn

[Di
2]

B. M. u. N. M. Gemahlt im Sallett | Abends bis $10^{1}/_{2}$ Uhr in Buch mit Speier und Marcus —

[Mi
3]

B. M. Conſuln[a] Mark — Rothenhan — N. M. Kopfſchmerzen — Geſchlafen Nachher Gezeichnet | Abends in der 'Roſe', Bekantſchaft mit Guttenberg —

[Do
4]

B. M. Conſuln — Rothenhan Mittags MonathsDiner in der 'Roſe', exaltirt <...> | in der infamſten Stimmung — Abends förmlichen Anfall von Wahnſinn — beym NachhauſeGehen von Buch —

[Fr
5]

Lorbeer Theodori — Rothenhan

N. M. Abgeſpant — nichts

[Sa
6]

B. M. Mark — Kch ſehr ſchön geſungen | exaltat[io] N. M. das Sallett fertig gemahlt

[So
7]

B. M. Gearbeitet — Canzonetta abgeſchrieben | N. M. dito Abds Buch — infam geſtimmt

---

Juni 3 a) anscheinend geändert aus *R*[*othenhan*]

8] [Mo

Mark — Rothenhan — dito infam geſtimt und qua Causa? — Eſelhaftigkeit ⟨um⟩ Ktch im Zunehmen — N. M. geſchlendert in der 'Roſe' und ſehr geſoffen — Abends Spaziergang mit der Conſ[ulin,] der mich ganz heiter ſtimte

9] [Di

V. M. Lorbeer, Theod[ori,] Roth[enhan.] — N. M. endlich das Sallett geendigt — Abds bey der Mark | ſehr heitere Stimmung — Ktch ganz beſonders liebens[würdig]. — Eſperancen —

10] [Mi

V. M. Mark — Rothenhan — N. M. zu Hauſe gearbeitet — Abends in der 'Roſe', Bekantſchaft der beyden Gebrüder Beutler, KammerMuſici aus München, ange[.....[a]]

11] [Do

V. M. Mark — Rothenhan — N. M. Angenehmer Brief von Hitzig — Canzonette an Simrok — N. M. mit Kunz geſprochen — Abends bey der Mark | Ktch höchſt liebenswürdig — un poco inamorato ma[a] non troppo — niente smania —

Canzonetten an Simrock geſchickt

---

10 a) Wie am 13. Februar hört der Eintrag infolge einer äußeren Störung mitten im Wort auf. Ergänzen kann man z. B. angeknüpft oder angenehme Leute

11 a) H. schreibt *man*

[Fr
12]
B. M. Lorbeer — Probe des Conzerts von
Beutler — Abends Conzert — Mißhandlung
von Kch — höchſt infam geſtimmt

[Sa
13]
B. M. Mark — Zank mit Kch in Gefolge
von geſtern — bis zum Wahnſinn verſtimmt —
Abends bey der Mark mit Beutler — Fortſetzung
der infamſten Stimmung — exotiſche
Streiche endlich im PunſchRauſch verdampft

[So
14]
B. M. Herumgelaufen wie ein Narr im Gefolge
von geſtern   Mittags ‘Roſe’ un poco
⧗ — Geſchlafen — Ganz ſpät ſpazieren gegangen
— dan ‘Roſe’ — Künz

[Mo
15]
B. M. Mark — Rothenhan — N. M. Theater
Plan gemacht — ‘Roſe’ — (Ausſöhnung mit
Kch) ziemlich gut und piano geſtimmt | Kch
beſondere KünſtlerStimmung

[Di
16]
B. M. Lorbeer — Theod[ori —] Rothen[han]
Indifferentismus — in Buch | Abends ‘Roſe’

[Mi
17]
Mark — Rothenhan — Gearbeitet —
Indifferentismus —

[Do
18]
B. M. Mark Rothe[nhan.] — Kch geſtimmt
mezza voce — Alle Esperancen ſind nicht ver-

ſchwunden — ſonderb[are] Stimmung — Abends ‘Roſe’, nachdem ich Ktch geſehn und geſprochen <...[a]> exaltazione — — in Asmannshaüſer —

19] [Fr

B. M. Lorbeer — Rothenhan

miſerable Nacht — N. M. etwas gearbeitet | ſodann in Buch Abends ‘Roſe’ —

20] [Sa

B. M. Mark — Rothenhan — N. M. Aufſatz gemacht: ‘Johann Kreislers Gedanken über den hohen Werth der Muſik’ — Abends ‘Roſe’ | Kunz — Vorgeleſen

21] [So

B. M. gearbeitet — umher gelaufen — Mittags ‘Roſe’ — ⧗ Abends Mark exaltirte Stimmung | dito bey Ktch —

22] [Mo

B. M. Mark Fortſetzung von geſtern — N. M. auf die Altenburg gezogen — Felſen-Keller Abd auf die Altenburg retournirt

D. 22^{t} auf die Altenburg gezogen

23] [Di

Morgens um 4 Uhr aufgeſtanden ſehr heitre Stimmung | hat ſich N. M. gelegt und iſt beym böſen Wetter in Verſtimmung ausgeartet —

Regen den ganzen Abend

l'homme de qualité qui se retiroit du monde

---

18 a) lateinisch, 5 kleine Grundstriche

24] [Mi

V. M. des ſchlechten Wetters wegen hinabgegangen und ſich den ganzen Tag geſchäfftslos umhergetrieben | Buch — ‘Roſe’ — verdrüßliche Stimmung

Gleichgültigkeit ge[gen] Kth — mein Plan Rückſichts der Esperancen —

25] [Do

V. M. wieder auf die Altenburg gezogen — dann Mark Rothenhan — ret[ournirt] auf die Altenb[urg;] ſehr ſchönes Wetter | aber verdrüßliche langweilige Stimmung | Ideen zum DecorationsMahlen

26] [Fr

V. M. ſchöner Morgen — Gearbeitet, nachher in die Stadt gegangen in der ‘Roſe’ gegeſſen — N. M. heraus — Abends um <9[a]> Uhr entſetzliches Gewitter — übrigens gute Stimmung

(wie ſehr wirkt Ktch auf mein Gemüth — ſo daß ein klein[er] Wahnſinn in dieſem Pu[nk]t unverkenbar iſt — es iſt die fixe Idee. z. B. Sp[eyers] Nachricht daß <Gr[oepel]> nicht <.....[b]> wirkte ganz entſcheidend auf m[eine] St[immung]) —

---

26 a) oder 7

b) dem Sinne nach möglicherweise = wiederkommt: Groepel blieb vom 1. April bis zum 8. August fort

27] [Sa

B. M. Regen — N. M. Schön Wetter — Rothenhan[s] ſind auf die Altenburg gekommen und haben mich in eine luſtige gemüthliche Stimmung verſezt die bis zur Nacht anhielt — des Eremite<r>Leben[a] ſagt mir zu —

28] [So

Den ganzen Tag geregnet — ſehr fleißig an der Partitur der Overtura zu 'Coriolan' von Beethoven gearbeitet behufs der Rezenſion | Abends Sonnenblicke[a] draußen und im Gemüth

29] [Mo

B. M. elendes Wetter — N. M. im tiefen Dreck nach der 'Stadt gewathet in der 'Roſe' ⧗ zu[r] Conſuln geg[angen] | ganz exotiſche Geſpräche mit Ktch — in höchſtem Enthuſiasmus retournirt — ganz krank vor Liebe und Wahnſinn. — quod deus bene vertat | non ero mai piu inamorato che oggi

30] [Di

Kaltes unfreundl[iches] Wetter — im Gemüth un poco melgio — Anklänge <von> geſtern — [Vormittags hinunter zur Stadt, zum Unterricht bei] Lorbeer Theod[ori] Roth[enhan] — Mittags wieder herauf | Rezenſion der Ouverture zu 'Coriolan'

---

27 a) Zuerst nur Leben

28 a) Dahinter zuerst nur ein Gedankenstrich, der dann durch den schönen Zusatz ersetzt worden ist

[Mi
Juli 1]
B. M. Mark — Rothenhan von der Altenburg herab — Abds bey der Mark — gemüthliche Stimmung —

Von der Altenburg heruntergezogen —

[Do
2]
B. M. Mark — Rothenhan — Gegen Abend in Buch — Seeligman — ‘Roſe’ <....>ig[a] ♆
übrigens Indifferentismus

[Fr
3]
B. M. Lorbeer — Theod[ori–] Rothenh[an]
Geg[en] Abend bey Rothenhans großer Thee — wüthender Kopfſchmerz von geſtern — doch gut geſtimmt — Trio von Beethoven — Ideen über das Weſen der Muſik geaüßert die keinen Eingang fanden — (‘Mi lagnero tacendo’ komponirt

[Sa
4]
B. M. Mark (ſich geärgert weil Ktch <Papujezna[a]> hatte und allſo nicht geſungen wurde) — Komiſche <......[b]> — N. M. MuſeumsSeſſion Abends ‘Roſe’ — Kopfſchm[erz,] Indifferentismus

[So
5]
B. M. zu Hauſe — Mittags Diner in der ‘Roſe’ | Schon um 9½ zu Hauſe und wegen

---

Juli 2 a) Nach der Form könnte man zunächst auf heftig oder tüchtig rathen, beide Lesungen treffen indes nicht zu

4 a) kann auch *Papryezna* oder *Papigezna* lauten. Vgl. 24. Februar

b) sieht aus wie *Patron*

Kopfſchmerz zu Bette gegangen — Ganz indifferenter Tag

6] [Mo

V. M. Mark — Rothenhan —

wieder in eine ganz exotiſche Stimmung verſezt worden ſo daß an gar kein Aufkommen anderer Dinge zu denken iſt und es zu Entſchlüſſen treibt | Abends 9—12 auf der Straße — Illuminat[ion für die] *Kaiſerin von Frankreich*

7] [Di

Ganzen V. M. Herumgetrieben um die Kaiſerin abfahren zu ſehen — N. M. Gearbeitet Nachher 'Roſe'

8] [Mi

V. M. Mark — Rothenhan — N. M. mit Director Markus Kunz und Dittmaier nach Forchheim[a] gefahren Zuſammenkunft mit Reuter des Theaters wegen — quod deus bene vertat.

9] [Do

V. M. Mark — Rothenhan — N. M. und Abends im Muſeum — ziemliche Stimmung —

jedoch die gewiſſe fixe Idee nimt ſehr Ueberhand und ich merke daß ich an einem beſtändigen Kopfſchmerz leide — Rothenhans ziehen aufs Land — lezte Inform[ation] — Holbein hat dem Theater entſagt —

---

8 a) an der Regnitz, auf halbem Wege nach Erlangen

10] [Fr

V. M. Lorbeer Theodori

N. M. Gearbeitet — Abends in Buch — Muſeum —

11] [Sa

V. M. Mark (ſehr gemüthlich Ktch)

N. M. Duettinen gemacht — Abends Muſeum — heitre Stimmung!

12] [So

V. M. zwey italiäniſche Duettinen gemacht | N. M. im Muſeum Abends bey der Mark — höchſt gemüthliche Stimmung — Ktch höchſt liebenswürdig um die smania und desperazione die mich in Unthätigkeit ſtürzt zu vermehren.

13] [Mo

[a]V. M. Mark — ſehr gemüthlich — Mittags Muſeum gegeſſen — N. M. ſpazieren gegangen — Abend Muſeum mit Kunz und Seeligm[ann] —

14] [Di

V. M. Lorbeer, Theodory — N. M. Gearbeitet Buch — Abends bey der Conſulin mit Dittmaier und Seeligmann — exaltirte Stimmung

---

13 a) Die Einträge für den 13. und 14. dürften später (nach dem 15.) zusammen nachgeholt sein: unterm 13. hieß es zuerst V. M. *Lorbeer — Theodori* — Mittags in der Roſe. (vgl. den 14.!), und am Schluß Unangenehme Nachricht aus *Bonn* — abſchlägliche Antw[ort] von *Simrock* (vgl. den 15.!)

im höchſten Grade — *Perlen* — il cor non più[a] a me

un poco ⧗ in der ‘Roſe’ höchſt muntre Stim[mun]g

15] [Mi

B. M. Mark — N. M. im ‘Roſen’Garten Auf der Jagd | Unangenehme Nachricht aus Bonn — abſchläglich beſchieden von Simrock — dies tristis

16] [Do

B. M. — Mark — exotiſches Geſpräch — beynahe zu viel verrathen tolle Streiche die zum Verderben führen das mir denn doch am Ende unvermeidlich droht — Ich wollt es wäre Schlafenszeit und alles vorbey! Innerer Wurmfraß etc — Unangenehme Nachrichten aus Königsberg — kein Geld erhalten | Abends in Buch — dan in der ‘Roſe’

17] [Fr

B. M. Lorbeer 9—11 — Theod[ori] — N. M. Gearbeitet — Gegen Abend Spazieren allein und die Conſu[lin] Mar[k] nebſt Jul[chen] begegnet — ziemlich angenehme Unterhal[tung] — indifferent — Abds ‘Roſe’!

Ungemüthliche Stimmung

18] [Sa

B. M. Mark — Rückſicht[s] Kch: Beweis daß man Rückſichts aller Eſperancen ein Eſel

---

14 a) Zuerst *piu non*

iſt wie Recht iſt von Rechtswegen — ſteigende Verderblichkeit — Nach Königsberg und Berlin geſchrieben | an Hitzig den Aufſatz über die Calderonſchen Stücke für die ‘Muſen’ — N. M. und Abends mit Kunz in der ‘Roſe’, aber nicht ſonderlich amuſirt

ungemüthliche Stimmung

19] [So

V. M. Große Verſtimmung — N. M. bey Kunz und mit ihm, Ziegler, Eizenberger nach Lichtenfels zum Vogelſchießen gefahren

Gemüthliche St[immung]

20] [Mo

Lichtenfels — Exaltirte Stimmung

Nachts 12 Uhr in Bamberg

21] [Di

Ermüdet und matt — Lorbeer Theodory | N. M. Geſchlafen — Verſtimt

22] [Mi

Mark — Außerordentlich heitre Stim[mun]g | Ktch höchſt exaltirt — N. M. ‘Roſe’ | Abends Kunz

23] [Do

V. M. Mark —

Heiter und Gemüthlich — N. M. Keine Luſt zum Arbeiten wie jezt gewöhnlich — Abends[a] Kunz in der ‘Roſe’ — Geſpräch über die ‘lichten Stunden’ pp dadurch exaltirt — Spaziergang

---

23 a) Dahinter, gestrichen: Spa[ziergang]

mit der Mark — ſehr gemüthlich. Ktch[b] — Allmähliges Approchiren zu meinem Verderben — Der Teufel iſt los — smania

24] [Fr

V. M. Theodori — Mittags Hochzeitstag gefeyert — gemüthliche Stimmung N. M. im ‘Roſen’Garten ſo wie auch Abends mit Kunz gemüthlich

25] [Sa

V. M. Mark — Sehr heitre Stimmung —

Abends bey der Mark mit Dittmaier und Seeligmann — in eine ganz verfluchte Stimmung gerathen — (‘Ombra adorata’)

mich in der ‘Roſe’ mit dem Weiß vel quasi gezankt — den Speier zu Hauſe gebracht — Zu Hauſe höchſt ungemüthlich ins Bette gegangen

Gefühl daß ich ein guter Componiſt bin — ich hab m[ein] Sach aufs Compon[iren] geſtellt!

26] [So

V. M. bey Kunz — bey Seeligmann zum Frühſtück, dann mit Kunz in der ‘Roſe’ gegeſſen — etwas ⧗ mit der Frau ſpazieren gegangen die Mark begegnet — gegen Ktch exotiſch geweſen beynahe zu ſehr — Neue Eſperancen

27] [Mo

V. M. Mark — Proſaiſcher Niederſchlag auf die geſtrige Poeſie — Reuter — TheaterSeſſion |

---

23 b) Zuerst anscheinend J[*ulchen*]

Gänzliche Unbeſtimtheit Rückſicht[s] meines Schickſals — Verſtimmung deshalb — Abends ‘Roſe’

28] [Di

V. M. Theodory — N. M. zu Hauſe — dann zum kranken Speier — den Director <anget[roffen]>

Wichtiger Brief an Reuter meiner Anſtellung wegen nach Erlangen abgeſendet

29] [Mi

V. M. Mark — N. M. Zu Hauſe Abends SpazierGang die Mark begegnet — Gemüthliche Stimmung — Abends ‘Roſe’ — exaltirte Stim[mun]g die kei[ne] Anſprach[e] fand — Angenehmer Brief aus Leipzig

30] [Do

V. M. Mark ungemüthlich — verſtimt den ganzen Tag Mittags bey Kunz un poco ⧗ Abend ‘Roſe’

31] [Fr

V. M. Lorbeer — Theodory — N. M. wie gewöhnlich unthätig in der ‘Roſe’ zugebracht

Auguſt 1] [Sa

V. M. Mark — N. M. Roſe Abends bey der Mark mit Seeligmann — Muſik — ziemlich gemüthlich — un poco ⧗ in der ‘Roſe’ und dabey in eine exaltirte ComponiſtenStimmung gerathen und ſich ſelbſt für was großes gehalten, veranlaßt durch das Duett: Ombre amene

2] [So

V. M. zu Hauſe Duettinen komponirt | N. M. Beſuch des Aſſeſſor Burger aus Donauwerth und des Kapellm[ei]ſt[ers] Dürmeier ('Dirna') 'Roſe' — Abends nach Buch mit M[a]d[ame] Kunz — un poco inamorato come — | 'Roſe' gelangweilt — früh zu Bette

3] [Mo

V. M. Mark — N. M. 'Roſe'. Abends Hochzeit in der Roſe wobey Hr. v. Eckardt tanzend todt niederfiel — Sonderbar ironiſche Stimmung — Punſch 🍷

4] [Di

Mittags bey Kunz — Gemüthlich — N. M. Roſe — Abends Section des Eckardt — Grauſen erregender Anblick — Aufgeſchnittene Bruſt — 🍷 — Wüthende Magenſchmerzen

5] [Mi

V. M. Mark — Sehr gemüthliche Stimmung! — Unerachtet des kränklichen Gefühls — Mittags beym Kunz — Buch — Muſik<alien> ausgepackt | Spazie[ren] gegangen Mark begegnet — Abd Kunz

(wollüſtige Empfind[ung] zum 1^{t} mal Rückſichts Ktch) Ein gewiſſes Ding nimt jezt wieder eine ſehr verderbliche Gewalt an — Ktch —

6] [Do

V. M. Mark — Ungemüthlich — verſtimt — krank — V. M. die Conſulin bey meiner

Frau! — N.M. Spazier[en] gegangen — Abends 'Roſe'

7] [Fr

Lorbeer — Theodori — Sonſt wie 6
Nichts ſingulaires

8] [Sa

V. M. Mark — Groepel iſt angekommen — N. M. zu Hauſe — Abends bey der Conſulin bis 11 Uhr — höchſt exaltirte Stimmung — wild und ſtörrig — löst ſich nachher etwas auf — Gedanken an die Entwicklung[a] regt mich ſehr auf — il sera decidé dans peu jour

9] [So

Den ganzen Tag mit Kunz, Ziegler, Speier Weiß und Pfeifer in Lahm[a] höchſt vergnügt | un poco inamorato nella Signora K—e[b] piacevole — quest' una cosa singulare

10] [Mo

Il colpo e fatto! — La Donna e diventa la sposa di questo malederto asino di mercante | e

---

Aug. 8 a) Dahinter, gestrichen: macht mich <etwas>

9 a) Von den drei oberfränkischen Dörfern dieses Namens liegen zwei etwa in gleicher Entfernung von Bamberg: das eine genau nördlich, an der Itz, auf dem Wege nach Koburg (Bezirksamt Staffelstein); das andere nordöstlich (im Bezirksamt Lichtenfels)

b) absichtlich statt Kunze (vgl. die Abkürzung Apr. 20, die Verballhornungen Apr. 2 und Mai 3 und die folgende Note!)

mi pare che tutta la mia vita musicale e poetica e smorzata – bisogna di prender una risoluzione degna d'un uomo come io credo d'esser – quest' era un giorno diabolico –

11] [Di

V. M. in der Huttenſchen Auktion mit Kunz | Mittags bis Abends bey ihm, dann in Buch — Marks, Groepel, Julchen — heitre Stimmung | e gia passato ed io credo che l'immaginazione fa molto

12] [Mi

Lorbeer — Mark — herrlicher Brief von Hitzig, Fouqué ſelbſt bearbeitet Undine | Künſtleriſch exaltirte Stimmung Abends bey Kunz ⧗

13] [Do

V. M. bey der Conſulin — abends dito

Sonſt nichts erhebliches — die Stimmung iſt in ein decrescendo übergegangen und ich ſehe ein, daß ein großes Fantasma mich taŭſchte --

14] [Fr

V. M. Lorbeer Theodori — N. M. ‘Roſe’ Abends mit Mark auf dem Michelsberg, verdrüßliche Stimm[un]g!

15] [Sa

V. M. Fouqué geſchrieben und dem Hitzig geantwortet — bey der Mark — N. M. vergnügliche Stimmung, mit der Conſulin auf der Altenburg

16] [So

V. M. Prozeſſion beym Kunz angeſehen, (von demſelben in der höchſten Noth 11 fl geborgt.) Mittags 'Roſe' — gegen Abend Buch mit Kunz, Weiß — Speier — Gemüthliche Stimm[un]g — un poco inamorato nel Signora Ku[nz][a]

17] [Mo

V. M. Mark — Julchen geſungen gli miei duetti con molta espressione — il Signor asino sposo e molto geloso e questa cosa mi fa molto piacere. N. M. Roſe — mit Kunz ſpazier[en gegangen] — Abends 'Roſe'

Reuter hat das Theater abgeſchrieben.

18] [Di

Lorbeer — N. M. [.....[a]]

Abds Buch mit Kunz ſehr vergnügte Stimmung

19] [Mi

V. M. Mark — Mittags beym Kunz —

Abends lächerliche Parthie mit Kunz, Weiß, Speier Ziegler und tauſend Herzoglichen Mundköchen und Kammerdienern auf dem Felſenkeller — Komiſcher Auftritt mit Ziegler der mich zum Vertrauten ſeiner Liebſchaft mit der

---

16 a) nicht ausgeschrieben und außerdem noch nachträglich durch drei Striche fast unleserlich gemacht: vgl. vorige Note und unten unterm 23.

18 a) nicht ausgefüllt

Kunz macht in der Beſoffenheit etc. Packet aus Leipzig zum rezenſiren

20] [Do

V. M. Mark — N. M. beym Kunz Abends nach Hallſtadt auf die Kirchweyhe gewandelt | Conſul[in] nebſt Familie dort angetroffen und mit ihr ſoupirt, in guter Stimmung beym Nachhauſefahren poculirt

übrigens nichts gearbeitet.

21] [Fr

V. M. Theodori — N. M. im Schießhauſe | den Abend in Buch mit der Conſulin Abend gegeſſen in vergnüglicher Stimmung — (Sonderbare Bemerkungen Rückſicht[s] des Ktch mit wahrhaftem Bezug auf d. 21^{t} May u. f.)

22] [Sa

V. M. bey d[er] Mark — N. M. ‘Roſe’ dann mit Kunz Weiß und Speier in den Löwen-Garten gegangen und Bier getrunken Abd ‘Roſe’ Zeitig nach Hauſe —

23] [So

V. M. Zu Hauſe — Mittags mit Kunz in der ‘Roſe’ gegeſſen — N. M. Schießhaus — ſpazieren gegangen | Abends in der ‘Roſe’ mit Kunz und den Frauen gegeſſen im Garten — viel poculirt ohne Wirkung — un poco inamorato nelle Sg. —

24] [Mo

V. M. Mark — N. M. ‘Roſe’ Abends mit Speier in Buch. Dies ordinar[ius]

25] [Di
V. M. Lorbeer — Theodori — N. M. Roſe | Abends großes Souper bey der Mark — vergnügliche Stimmung jedoch einigen Rückfall — 'Ombra adorata' — il mercante e un asino — ⧗

26] [Mi
V. M. Lorbeer[a] — ⟨Mtg⟩ Dittmaier Viſite — Kunz — N. M. 'Roſe' — Schießhaus — Abends 'Roſe' gegeſſen — wüthender Kopfſchmerz | befangen —

27] [Do
V. M. Mark — N. M. beym Kunz bis $10\,^{3}/_{4}$ Uhr — nicht ſonderliche Stimmung
Ktch bleibt den Winter hier et il Signor mercante anda via

28] [Fr
V. M. Lorbeer, Theodori — N. M. 'Roſe'
Abends in Buch — dies ordin[arius]

29] [Sa
V. M. Mark — Ungemüthlich | N. M. zu Hauſe bis Abend 'Roſe' — mit dem Speier zu[r] Mark gegangen — Ganz ſonderbare Beziehungen Rückſicht[s] Ktch auf den 21 May | abds verſchiedene Eſperancen die mich toll machen kön[nen] | Nachts beym Speier eine Flaſche Steinwein geleert — Gemüthliche Stimmung

---

26 a) Zuerst *T[heodori]*

30] [So

V. M. zu Hauſe — N. M. Schießhaus, dann in Buch

31] [Mo

V. M. Mark — N. M. Zu Hauſe bis 4 Uhr | dann mit Kunz, <Nizerd>i, Weiß, Speier Ziegler im Felſenkeller ⧗ — Nicht ſonderlich gemüthlich

September 1] [Di

V. M. Lorbeer, Theodori — dan zum Kunz | gegeſſen — N. M. Spazieren gegangen mit Kunz | dann wieder nach Buch mit Speier Weiß und Groepel. Dann zu Mark gebeten worden weil ein Neapolitaniſcher Offizier St. Angelo da war — Julchen herrlich geſungen | o dio che smania

2] [Mi

V. M. Mark — N. M. mit Weiß in Buch — Abends zu Mark gebeten und mich gut amuſirt senza exaltazione

3] [Do

V. M. Mark — Verſtimmung — N. M. ‘Roſe’ — Abends mit der Frau in Buch — vergeblicher Verſuch den Kunz zu beſuchen — Verſtimmung — Leerheit — Kränklichkeit —

4] [Fr

V. M. zu Hauſe geblieben und gearbeitet | Rezenſion der Mehulſchen ‘Chasse’ — gut gerahten[a] | Krank — N. M. mit der Frau nach Buch gegangen | Abends ‘Roſe’ —

5] [Sa

V. M. Conſuln Mark — Dittmaier da geweſen | Abends mit Kunz in Buch —

6] [So

Parthie nach Pommersfelden — ſich ganz erſchrecklich beſoffen und die infamſten Streiche gemacht | Rükſ[i]ch[ts] Ktch gänzlich dementie gegeb[en] ſchimpfend auf den sposo der ſo beſoffen war daß er hinſtürzte

[Am Rande:] (Es iſt gewiß daß etwas verborgenes Rükſ[i]ch[ts] Ktch im HinterGrunde liegt)

7] [Mo

V. M. zu Hauſe nach ei[ner] ſchlafloſen Nacht aus Aerger — Mittags und Abends bey Kunze | Speier wiedergeſehn — —

(An die Mark ganz früh gleich ein[en] Entſchuld[igungs]Brief geſchrieb[en])

8] [Di

V. M. ſich auf der Straße in ungemüthlicher Stimm[un]g umhergetrieben — N. M. mit Speier, Kunz, Leykamp in Biſchberg, ziemlich gemüthlich — (Antwort von der Mark — die Stunden werden ei[ne] kurze Zeit ausgeſezt)

Sept. 4 a) *Sic*; 1813 Apr. 26 entsprechend Staatsrähte

9] [Mi

V. M. zu Hauſe — N. M. in Buch Abends um 7 Uhr zu Hauſe, ſich Kränklichkeitshalber in das Bett gelegt und bis an den hellen Morgen geſchlafen

10] [Do

Zu Hauſe gearbeitet an der Rezenſion der Beethovenſchen Trios — N. M. 'Roſe', dan in Buch — Spät in der 'Roſe' —

Es dauert eine gleichgültige abgeſpante Stimmung | die die Raſerey am 6 herbeygeführt hat — fort — Ich glaube kaum Ktch auf die alte Weiſe wiederzuſehen! — Ich wollt es wär alles vorbey

11] [Fr

V. M. Lorbeer — Theodory — N. M. mit Kunz und Weiß im-Schießhauſe — Abends 'Roſe' — ziemlich gemüthliche Stimmung

V. M. mit Glück an der Rez[enſion] gearbeitet

12] [Sa

V. M. zu Hauſe gearbeitet. [a]N. M. Schießhaus | dann ſpazier[en] gegangen; Abends bey

---

12—14 a) Unterm 12. folgt nur noch Gleichgültiger Tag; unterm 13. wiederholt sich der erste Satz, und darauf folgt das, was wir oben für den Rest des 12. bringen. Unterm 14. kommt dann der Bericht über den 13. mit der nachträglichen, zweimal unterstrichenen Ueberschrift D. 13; dann unterm 15. die Ereignisse des 14., mit der einmal unter-

Kunz — un poco ⧗ gepunſcht zu Nacht geblieben

13] [So

•V. M. bey Hrn. Kunz — Mittags da gegeſſen | N. M. Schießhaus — Abends bey Hrn. Kunz mit Ziegler gepunſcht und zu Nacht geblieben <weil> M[adame] K[unz] in Erlangen war — Gleichgültige Stimmung

14] [Mo

•V. M. Hr. Kunz — Schießhaus — Mittag gegeſſen — Brief von Breitkopf und Haertel — Antrag Violinſchule zu überſetzen | Abends bey Seifert

16] [Mi

V. M. zu Hauſe gearbeitet — Rez[enſion] des Trio No 1. fertig gemacht — Abends Schießhaus -- Seifert

17] [Do

Noch nie haben ſich ſo auf Geiſt und Gemüth wirkende Unannehmlichk[eiten] zuſammengedrängt — das Zeichen Ktch wird nicht mehr erſcheinen — Billet von der Mark, welches mir in gewiſſer Art das Haus verbietet — Zum Kunz gegangen und von ihm 11 fl geliehen

---

strichenen Ueberschrift D. 14. Daneben ist, auf das Durchschußblatt, Dienſtag D. 15 (einmal unterstrichen) gesetzt; H. ist aber nicht dazu gekommen, Text unter diese Ueberschrift zu setzen

— bey ihm Mittag gegeſſen — Gegen Abend nach Buch und da geblieben bis 11 Uhr — (das Räthſel bleibt unentſchieden aber entſchieden iſt es, daß ein Räthſel obwaltet.)

[Am Rande:] (Aus dem Billet der Mark: „Es iſt etwas in J[uliens] Gemüth gekommen das ihr unmöglich macht die Stunden fortzuſetzen

18] [Fr

V. M. Lorbe[e]r — Theodori — N. M. Gearbeitet — Abends im Muſeum — zeitig zu Hauſe — U[n]m[u]thig zu Bette geg[angen]

19] [Sa

V. M. und N. M. fleißig und con amore an meinem Aufſatz für den project[irten] Theater-Alma[na]ch gearbeitet — Abends von Kunz abgerufen ins Schießhaus — dan bey ihm zu Abend

20] [So

V. M. Arbeiten wollen — es ging aber nicht | bey Kunz zu Mittag gegeſſen ⧗ — Schießhaus — elender Ball daſelbſt

Un[m]uthig — verſtimmt

21] [Mo

V. M. zu Hauſe — N. M. in Buch — Conſuln — Kunz — mich gut benommen! — Abends mit Kunz im Caſſino | K[unz] mir geſagt wie die Conſuln ganz unverſöhnlich böſe auf mich ſey — Speier iſt ein elender bübiſcher Mephiſtopheles! —

22] [Di

V. M. Lorbeer — Mittags bey Kunz — N. M. Schießha[u]s Abends bey Kunz — poetiſche Stimmung | dan mein[en] Aufſatz von Don Juan Stellenweiſe vorgeleſen und gefunden daß er gut iſt

23] [Mi

V. M. Geleſen — Theodori — N. M. bis 8½ Uhr zu Hauſe, dann in der 'Roſe' — wüthender Kopfſchmerz! —

24] [Do

Den ganzen Tag gearbeitet und
den 'Don Juan'
vollendet

Dies

25] [Fr

ordinarii

26] [Sa

atque

27] [So

valde tristes

mit Kunz in Fränzdorf[a] auf der Jagd

29] [Di

Probe des Requiems von Mozart in der MartinsKirche — in einer de- und wehmüthigen Stimmung — Ktch[a] wiedergeſehen weil ſie mit ſingt — Buch — höchſte Geldnoth —

---

27 a) Frensdorf an der Rauhen Ebra, südlich von Bamberg

29 a) Dahinter, gestrichen: ſan[g mit]

30] [Mi

V. M. Aufführung des Requiem — Ktch — ſich in ziemlicher Stimmung erhalten — N. M. das Kunzſche FamilienGemählde mit Glück angefangen — FelſenKeller mit Kunz — ‘Roſe’ —

October 1] [Do

Den ganzen Vormittag im Bette gelegen der ganz wüthenden Kopfſchmerzen wegen | N. M. aufgeſtanden Buch — Abends bey Burger gezecht — in ziemlich guter Stimmung mit Weiß, Speier und Dittmayer

Ordinaires Leben!

2] [Fr

V. M. Lorbeer — dann zu Kunz und an dem FamilienGemählde mit Glük gearbeitet | Mittag da — N. M. Schießhaus — Abends Kunz — lächerliche ZechParthie mit K[unz,] Eizenberger und Forſter un poco 🍷 —

3] [Sa

Den ganzen Tag mit Kunz auf der Jagd in Aurach — [a]Um 5 Uhr Mittag bey ihm gegeſſen und da geblieben

4] [So

V. M. Zu Hauſe — N. M. bey Kunz am FamilienGemählde gearbeitet und bey ihm geblieben — (‘Bambocciaden’ von Tiek) Endlich einmahl wieder poetiſche Begeiſterung

---

Oct. 3 a) Hier, gestrichen: Abends bey [ihm geblieben]

5] [Mo

V. M. zu Hauſe Gearbeitet — N. M. am FamilienGemählde gearbeitet — Buch — im Caſſino getanzt wie ein Narr — Ktch — mit der größten Gleichgültigkeit — tempi passati

⧗

6] [Di

V. M. Lorbeer Theodori — N. M. FamilienGemählde — Abds Buch — ‘Roſe’ Ziemlich gemüthliche Stimmung jedoch un poco ⧗ von Buch her —

7] [Mi

Von 9 bis 1 am FamilienGemählde gearbeitet | Abends Theater — Kunz ⚚ | poetiſch exaltirte Stimmung

Dem Barbier 4 fl bezahlt — noch 2 fl
Reſt am 1 Novbr. zahlbar.

8] [Do

Kränklich — geleſen — N. M. Buch | Abends zu Hauſe

dies ordin[arius]

9] [Fr

V. M. Lorbeer — Theodori — N. M. Gemahlt — im Theater — ‘Roſe’ —

10] [Sa

Den ganzen Tag mit Kunz in Fränzdorff auf der Jagd — gemüthliche Stimm[un]g

11] [So

Früh bey Kunz gemahlt — da[nn] zu <Hauſe>|

N. M. wieder gemahlt und bey Kunz zum Eſſen geblieben un poco ⧗

12] [Mo

Früh gearbeitet — dann ſpät bis halb 5 Uhr mit der Frau auf der Redute —

Arg geſchwärmt

13] [Di

Früh mit Kunz auf die Jagd in Doebrich ſpät in d<er> ‘Roſe’

14] [Mi

Müde und matt — Abends im Theater ‘Waiſenhaus’ | Abends mit Kunz in der ‘Roſe’ — Mad[a]m[e] Reuter nebſt Tochter

15] [Do

V. M. Gearbeitet — N. M. 4 Uhr in d[ie] Roſe — Abends Ball — Ktch wiedergeſehen aber senza exaltazione — Es iſt wirklich vorbey und nur ein gewiſſer Nachſchimmer exotiſch romantiſcher Erſcheinungen macht ſie mir noch bemerkbar! —

16] [Fr

Dies ordin[arius] — Gearbeitet

17] [Sa

Dies ord[i]n[arius]

18] [So

Mit Kunz auf die Jagd nach Fränzdorf im <ſtärkſten> Regenwetter

19] [Mo

in Fränzdorf

20] [Di

Zurückgekommen mit der ganzen Förſter-Familie | bey Kunz gegeſſen und den ganzen Tag bey ihm zugebracht —

21] [Mi

<Vor[m]ittag> ſich auf der Straße umher getrieben | N. M. Gearbeitet — Abds ‘Roſe’

22] [Do

An dem FamilienPortrait gemahlt — Abends bey Kunz geblieben

23] [Fr

V. M. Stunde — Lorbeer Theodory — Abends Theater — Verſtimmung

24] [Sa

Den ganzen Tag am FamilienGemählde Gearbeitet — Abds Verſtimmung — Spannung mit Hrn. Kunz — ‘Roſe’ — KtchAndenken angefriſcht —

25] [So

Mittags zu Fuß nach Fränzdorff — Jagd — Abds ein Reh geſchoſſen und mich gefreut! —

26] [Mo

Fränzdorff — N. M. im ſtärkſten Regen zu Fuß hinein — ins Caſſino | gewaltig getanzt — Ktch — Erwachen alter Ne[i]g[ungen?] — höchſt comfortabel — <un> poco exaltato

27] [Di

Abgeſpant —

dies ordin[arius]

28] [Mi

Gemahlt am Famil[ien]G[e]m[ä]hlde

29] [Do

gemahlt —

Abends bey Seeligmann zum erſten mahl —

30] [Fr

V. M. Lorbeer — Theodori — N. M. Gemahlt — Abends 'Roſe'.

31] [Sa

Gemahlt — Abends 'Roſe'

November 1] [So

Gemahlt — N. M. mit Kunz auf die Jagd nach Fränzdorff

2] [Mo

Fränzdorff —

den ganzen Tag gejagt —

3] [Di

Fränzdorff Abends bey Kunz gegeſſen dann zu Hauſe

4] [Mi

V. M. gar ſehr ermattet — zu nichts beſonderm aufgelegt — Abends im Theater — in der 'Roſe', ziemlich gemüthl[iche] St[immung]

Brief aus K[önigsberg] — auf der Stelle geantwortet

Brief nach K[önigsberg]

5] [Do

Zu Kunz — ſeinen Catalog der Muſik[alien] gemacht — gemüthl[iche] St[immung;] angenehmer Brief von Fouqué Rückſichts der ‘Undine’ | Abends bey K[unz] Goethe ‘aus meinem Leben’ Zweiter Theil — ganz ſpät 12 Uhr zu Hauſe

6] [Fr

Lorbeer — bey Kunz Abds bis 12 Uhr geleſen — Goethe

7] [Sa

V. M. gearbeitet — N. M. Kunz | dito bis 12 Uhr im Goethe

8] [So

V. M. zu Hauſe — N. M. in der ‘Roſe’ mit Kunz

9] [Mo

M. zu Hauſe — an der Oper geſchrieben | Angenehmer Brief von Breitkopf und Haertel — Auftrag der Ueberſetzung der Violinſchule

10] [Di

Nachricht von Rothenhans [, daß ſie wieder in die Stadt zurückgekehrt] — angenehme Stimmung — Buch mit der Frau, Abends an der Oper ‘Aurora’ geſchrieben

1te Lektion bey Roth[enhans.] ‘Roſe’

11] [Mi

V. M. Lorbeer N. M. Geſchrieben an ‘Aurora’ Abends ‘Roſe’

12] [Do

V. M. an der ‘Aurora’ gearbeitet | N. M.

mit Kunz — Speier, Weiß pp in Buch zum Wurſtſchmaus

13] [Fr

V. M. [a]Rothenh[an], Theodori — endlich das Honorar aus Donauwörth erhalten — Abends beym Kunz am Catalog gearbeitet

14] [Sa

'Aurora' geſchrieben — N. M. Die Oper 'Undine' erhalten — höchſt vortrefliches Meiſterwerk — Paket aus Leipzig erhalten — Beethoven[s] Meſſe pp — Kunz die 'Und[ine]' vorgeleſen — höchſt glückliche Stimmung — ſpät noch in der 'Roſe' 🍷

15] [So

V. M. an der 'Aurora' geſchr[ieben.] N. M. 'Roſe' Abends geſchr[ieben] — 'Roſe' mit Kunz —

16] [Mo

V. M. Gearbeitet. N. M. Dito bis zum Caſſino — viel getanzt. Brief von Marcus der mich als Regiſſeur der Oper anſtellen will.

17] [Di

Früh bey Marcus — (Wie gewöhnlich bey ihm alles nur wieder Vorurtheil! — es iſt doch wirklich zu arg —) Rothenh[an,] Theodori. N. M. fleißig geſchrieben | Abends 'Roſe' —

Nov. 13 a) Dahinter zuerst an der *Aurora* geſchrieben (was in Wirklichkeit erst am nächsten Tage geschah; Eintrag also nachgeholt)

18] [Mi

Rothenhan — N. M. wie gewöhnlich 'Aurora' | Abends 'Roſe' ⧗

19] [Do

V. M. Lorbeer — Rothenha[n] — N. M. wollt es nicht gehen mit dem ewigen Copiren — doch mich zu 1½ Bogen gezwungen | Man muß durchaus tenax propositi ſeyn!

20] [Fr

[a]V. M. Rothenhan — N. M. Gearbeitet an der 'Aurora' Abends 'Roſe' —

21] [Sa

V. M. Rothenhan — N. M. Probe der 'Diana' — Madem. Rieſer hat ſchlecht geſungen — Abds bey Stengel <Einle[i]tung> in vorige Verhältniſſe mit Ktch — Abends 'Roſe' ⧗ ⧗

22] [So

V. M. zu Hauſe — Mittags in der 'Roſe' gegeſſen | Madem. Rieſer — Schauſp[ieler] aus Nürnberg — N. M. exaltirt ⧗ — Abds Souper in d[er] 'Roſe' bis 2½ Uhr — Kunz — Speier — Marcus — ziemlich gemüthliche Stimmung

23] [Mo

V. M. Rothenhan — N. M. Kunz — Abends Ball — mit Ktch zum lezten mahl getanzt — und ihr in ein[er] exalt[irten] Stimmung noch

---

20 a) Dieser und der folgende Eintrag mit sehr unsicherer Hand am Sonnabend Abend gemacht

ein Adio in allerley Schnörkeln geſagt — bis $2^{1}/_{2}$ Uhr —

24] [Di

B. M. Rothenhan — N. M. bey Kunz gemahlt und da geblieben

25] [Mi

B. M. Kränklich zu Hauſe — höchſte infamſte GeldNoth — Kunz nichts hergegeben | infame Stimmung — 'Roſe' —

26] [Do

B. M. Lorbeer — Rothenhan — In der höchſten Noth den alten Rock verkauft um nur freſſen zu können!! — Zu Hauſe gearbeitet | Abends 'Roſe'

27] [Fr

B. M. Theodori Rothenh[an] — N. M. Zu Hauſe — Abends 'Roſe'

28] [Sa

B. M. Lorbeer Roth[enhan] — N. M. 'Roſe' | Abends bey Seeligmann — Kch — große Geſellſchaft — enthuſiasmirte Stimmung — 'Roſe'

29] [So

B. M. bis 12 Uhr im Bette — dann 'Roſe' — Theater 'Huſiten vor Naumburg' | Chöre — Abd 'Roſe'

30] [Mo

Den ganzen Tag gearbeitet zu [Hauſe[a]] | Abends $9^{1}/_{2}$ Uhr in die 'Roſe'

dies ordin[arius]

---

30 a) Nicht ausgefüllt

December 1] [Di

Dito — Gearbeitet — Theod[ori,] Roth[enhan;] Geld erhalten

dies ordin[arius] atque tristis

2] [Mi

[a]Zu Hauſe geblieben und den zweiten Akt fertig geſchrieben

Abd 'Roſe'

3] [Do

Lorbeer — Rothenhan —

Julchens Hochzeitstag con questo maledetto mercante — Mittags MonathsDiner in der 'Roſe' — ſich un poco beſchampagnert mit Holſt — Abends in der 'Roſe' geblieben — ma senza exaltatione | die alberne Periode Rückſichts Ktch iſt ganz vorüber —

4] [Fr

Kränklicher ‹. . . .› —

dies ordin[arius]

5] [Sa

dies ordin[arius]

6] [So

dies ordin[arius]

7] [Mo

dies ordin[arius]

8] [Di

Bey Kunz den Abend ge‹. . . .› | gemüthl[iche] Stimmung

Dec. 2 a) Zuerst *Ro[thenhan]*

9] [Mi

Vorrede für Kunz gemacht — Abends bey ihm, mit Ziegler | ungemüthliche Stimmung

10] [Do

Zu Hauſe — gearbeitet

11] [Fr

zu Hauſe gearbeitet

12] [Sa

V. M. Rothenhan — N. M. ‘Roſe’ | nach Leipzig geſchrieben wegen des Honorars | Abends zur Conſul Mark eingeladen geweſen | Seeligm[ann] — Rothenh[an—] <Vincenti u. w. a.> Beſtätigung deſſen was den 3^t bemerkt worden — in ganzem Umfange

13] [So

Zu Hauſe Gearbeitet — N. M. ‘Roſe’ | Abends bey Rothenhan zum Thee’ mit Mark — Groepel et Conſorten — Ziemlich gemüthliche doch etwas ſchroffe Stimmung — <.....>

[Am Rande:] (Liebe will in Haß ſich wenden)

14] [Mo

V. M. Rothenhan — N. M. und Abends zu Hauſe geſchrieben an ‘Aurora’ in ziemlicher jedoch gleichgültiger St[immung]

17] [Do

V. M. Rothenhan — N. M. Kunze — Abends großer Thee beym Direkt[or] Marcus — Kinderkomödie — ironiſche St[immung]

18] [Fr

V. M. Kunz — Mittag geblieben | ⧗ — Abſchiedsviſite bey Julchen pour jamais! — ſonderbare geſpannte Stimmung — in der 'Roſe' <eingeſchlafen> — Abends Groepel —

19] [Sa

V. M. Rothenhan

Abends 'Roſe' — Groepel — Holſt[a] ging nach Weimar — geſpannte Stimmung Rükſichts Speyer

20] [So

VM. gefaullenzt — N. M. — zu Hauſe | Abends 'Roſe' — Abſchrift der 'Undine'

Um 9 Uhr iſt Julchen wirklich abgereiſet —

21] [Mo

V. M. Rothenhan — N. M. zum erſtenmahl im Hoſpital eine Sonnambule geſehen — Zweifel! — Abends 'Roſe' | ſonderbare Stim[mun]g — Kch — Kch — Kch

22] [Di

V. M. Rothenhan — Abends langweiliges Theater

dies ordin[arius][a]

23] [Mi

V. M. 10—12 Rothe[n]h[an.]

---

19 a) Danach, gestrichen: hat

22 a) Statt dessen zuerst G[a]nz ſpät bey *Kunz un poco* ⧗ (gehört zum 23.; s. daselbst! Also nachträglich eingeschrieben)

Abend 'Roſe' — Theater
Kunz un poco ⧗

24] [Do

V. M. Probe des Dittmayerſchen Conzerts | N. M. 'Roſe' — Abends im Theater — Conſulin geſehen — Kunz ⧗ Burgunder | Kein Geld | daraus entſpringende höchſt ungemüthliche Stimmung

(Merkwürdige politiſche Nachrichten, Bullet[in] 29 | Franzoſen ſind totaliter hin)

25] [Fr

V. M. zu Hauſe — N. M. 'Roſe' — Muſeum | Abend Dittmayerſches Conzert — Sehr übler Laune ſo wie geſtern — ſchaal und oberflächlich | Nach dem Conzert in der 'Roſe'! — senza exaltatione

26] [Sa

V. M. Ueberſetzung der Violinſchule aus dem Franzöſiſchen mit Glück angefangen | fleißig gearbeitet Abends 'Roſe' —

Fortſetzung der polit[iſchen] Nachrichten die in das Leben eingehen —

27] [So

N. M. an der Ueb[er]ſetzung gearbeitet — Mittags bey Kunz Abends da geblieben, ſo ziemlich gemüthliche St[immung]

28] [Mo

Zu Hauſe gearbeitet an der Ueberſ[etzung] Abends im Caſſino — nicht getanzt — jedoch ziemlich geſtimt | <Unterſchiedliche> Erinnrung an Ktch

29] [Di

Rothenh[an] — N. M. zu Hauſe Gearbeitet | Abends im Muſeum getobt und gelärmt | ab[er] senza exaltazione mit Kunz Speier Leiſt, Dittmaier —

30] [Mi

V. M. Rothenh[an.] Nachher ſehr fleißig an der Ueberſetzung gearbeitet — Abends 'Roſe' — Es ſtellen ſich ſonderbare fantaſtiſche Rückfälle Rückſichts Ktch ein, — es iſt ein Briefwechſel beſchloſſen — quod deus bene vertat —

31] [Do

Großer SilveſterBall — ſich gar nicht beſonders geſtimt gefunden aus beſond[eren] Urſachen | ekel ſchaal und oberflächlich!!

4. 1813.

In nomine domini

Januar 1] [Fr

Unter den ſchlechteſten Auſpicien im höchſten Druck der Umſtände iſt das Neujahr angegangen — wie wird das werden?

2] [Sa

Rothenh[an] —

fleißig gearbeitet an der Ueberſetzung

3] [So

dito

dies ordin[arius] atque tristis

4] [Mo

dito

7] [Do

[a]Brandt iſt aus Würzburg gekommen und hat

Jan. 7 a) Nachträglich geschrieben; zuerst war (wie für die beiden vorhergehenden Tage) nur ein schräges Kreuz eingezeichnet mir ein[en] Brief von Holbein gebracht der darüber entſchieden hat daß ich auf den März B[amberg] pour jamais verlaſſe und nach Würzburg ziehe —

8] [Fr

Die Abſchrift der Ueb[er]ſetzung geendigt und an B[reitkopf] u[nd] H[ärtel] geſchrieben ſo wie an Holbein wegen Abſendung der ‘Aurora’ nach Wien

Abends in der ‘Roſe’ wie gewöhnlich mit Kunz der mir in meiner höchſten Noth 6 fl borgte.

9] [Sa

Seit ſehr langer Zeit der erſte frohe Tag | nehmlich 36 rth aus Leipzig erhalten! — Mittags bey Kunz gegeſſen — Abends ſehr vergnügt im Muſeum

10] [So

Mittags — MonatsDiner in der ‘Roſe’ | paſſable Stimmung — Augenblick im Theater | dann in der ‘Roſe’ geblieben —

11] [Mo

V. M. mit Speier Landparthie nach Römersdorf um 4 Uhr im Muſeum gegeſſen — dann ſpät auf den Ball — ziemlich geſtimt und ſich ſtark herumgedreht mit Rothenhan etc etc —

12] [Di

V. M. ſehr müde und abgeſpant — triſte Stimm[un]g — Theod[ori,] Rothenh[an] —

N. M. ‘Roſe’ — Muſeum — Zu Hauſe an der Abſchrift der ‘Aurora’ gearbeitet — Abends ‘Roſe’

13] [Mi

Mittags bey Hrn. Kunz und dann mit ihm nach Fränzdorff auf die Jagd gegangen.

14] [Do

Jagd in Fränzdorff — Abends zurückgekommen und ins Muſeum gegangen — verſtimt gleichgültig —

15] [Fr

V. M. Rothe[n]h[a]n — Abends eine miſerable Darſtellung der ‘Andacht zum Kreuz’ angeſehen und dadurch ganz verſtimt worden | Abends bey Hrn. Kunz bis 1 Uhr un poco exaltato ⧗

16] [Sa

V. M. Roth[enhan] — Mittags bey Hrn. Kunz gegeſſen — nachher Spaziergang — ſodann ‘Roſe’ — Gleichgültige ekel[e] ſchaal[e] und oberflächlich[e] Stim[mung] —.[a]

Sonderbar iſt es, daß gleichſam die Farbe aus dem Leben geſchwunden und es ſcheint tiefer eingegangen zu ſeyn als es mir ſelbſt da[ü]chte — Ach Ach

17] [So

V. M. gearbeitet bis 4 Uhr | ſodann mit Kunz ins Muſeum und da geblieben bis 11½

---

16 a) Zuerst St:; daraus dann Stim—.

Uhr — ſich ſo ziemlich amuſ[irt.] Uebrigens wie am 16^{t} bemerkt

18] [Mo

B. M. Rothenhan — Viſite bey Madam Raulino — Gegen Abend bey Holſt mit Kunz | Weiß und Wetzel — ‘Zerbino’ geleſen gleichgültige Stimmung — ‘Roſe’ — wie am [1]6[a]

19] [Di

B. M.[a] Rothenhan — Theodori — Gegen Ab[en]d bey Kunze — Weiß — Wezel, Holſt | Speier — ‘Zerbino’ geleſen — wie 18

20] [Mi

Den ganzen Tag geſchrieben Abends 9 Uhr ‘Roſe’ mit Kunz — miſerable Stimmung — Unangenehmer Brief von Holbein — Noch weiter[er] Aufſchub wegen der ‘Aurora’

21] [Do

Rothenhan — N. M. bey Kunz mit ihm nach der ‘Roſe’ gegangen und ſich den ganzen Abend gräßlich ennuyirt — innere Vorwürfe wegen großer Faulheit und Indifferentismus — Ich muß mich ermannen zu größerer Thätigkeit

22] [Fr

BM. Theodori — Rothenhan | N. M. von

---

18 a) Vom vorigen Eintrag (dem ersten auf der Seite) abgeschrieben; dort undeutlich (am 1 6^{t}), daher hier die falsche Zahl

19 a) Hier, gestrichen: — Zu Hauſe. Wohl Verwechslung mit dem 20.; dann also nachträglich geschrieben

Kunz abgeholt worden und bey ihm geblieben — indifferente Stimmung

dies ordin[arius]

23] [Sa

W. M. Rothenh[an] — N. M. Zeitungs Nachrichten aus Königsberg — die Ruſſen ſind eingerückt — darüber ohne ſonderliche Urſache exaltirt worden, in das Muſeum gegangen mit Kunz und ⧖ recht <unklug> — Unnatürliche Vergnügtheit[a]

24] [So

Miſerable Nacht — Erbrechen und Magen-Krampf — ganz ermattet erwacht — Kunz zu mir gekommen um zum Geburtstag zu gratuliren — mit der Frau bey ihm gegeſſen und da geblieben in beynahe überſpannter Stimmung des raſendſten Kopfſchmerzes wegen

25] [Mo

W. M. Rothenh[an] — N. M. in der ‘Roſe’ — Abends auf dem Caſſino — getanzt — ziemliche jedoch etwas abgeſpante Stimmung —

Dieſer Tage Laſt iſt ſchwer —

26] [Di

W. M. Theodori — Rothenhan — N. M. ‘Roſe’ — Abends bey Rothenhan zum Thee | ſich gut amuſirt Abd ‘Roſe’ —

---

23 a) Der ganze Eintrag ist in der Katerstimmung des folgenden Tages gemacht, wie die steile und enge (aber sehr deutliche!) Schrift zeigt

Stunde bey Raulino von 10—11 zum 1^{t} mahl

[Mi
27]

V. M. Rothenh[an] — N. M. 'Roſe' — Abd bey Kunz in höchſter Verſtimmung — 'Roſe' —

Ganz abſcheul[ige] niederträchtige Stimmung

[Do
28]

V. M. Krankheitshalber im Bette geblieb[en] jedoch in guter Stimmung — fieberhafte Exaltation | Abends aufgeſt[anden] und gearbeitet Endlich noch in die Redute gega[n]g[en][a] und bis 6 Uhr gebl[i]eb[en] — ma senza Exaltatione

beſtändige Reminiſcenzen[b] an Ktch

[Fr
29]

V. M. um 9½ Uhr ſchon zu Rothenhan | dann zu Kunz und dageblieben | ziemliche Stimmung

Reminiſcenz[en][a] an Ktch

[Sa
30]

V. M. Raulino — Rothenhan | Abends in Muſeum <geſtiegen> | jedoch zeitig zu Hauſe —

[So
31]

V. M. Gearbeitet an der Rez[enſion] der Beethov[enſchen] Trios — N. M. dito Abd 'Roſe'

dies ordinarius

---

28 a) Kann auch gezog[en] heißen
b) H. schreibt (ohne *i*-Punkte) *reminiſsenzen*, doch scheint er das *s* dann in ein *c* geändert zu haben

29 a) H. schreibt (ohne *i*-Punkte) *Reminiſscenz:*

Februar 1] [Mo

V. Rothenhan — Nachher an der Rez[enſion] der Beeth[ovenſchen] Trios fleißig gearbeitet — Abends auf den Ball bis 4½ Uhr — in ziemlich gemüthlicher Stimmung — Erinner[un]g an Ktch

2] [Di

Zu Hauſe und Gearbeitet wie am 1^t mit Glück

3] [Mi

Rothenh[an] — Viſite bey der Kratzer wegen Unterrichts | Brief nach Leipzig mit Rezenſ[ion] und 'Don Juan' | um 25 rth Vorſchuß gebeten — Mittags und Abends bey Kunz — ſo ziemlich amuſirt

4] [Do

Dies

5] [Fr

tristes

6] [Sa

atque

7] [So

ordinarii

8] [Mo

Im Caſſino ſehr getanzt — Lächerlichkeit des ordinairen Lebens

9] [Di

quod deus bene vertat!

Ziemliche ⟨Ironie[a]⟩
[Mi
10]
Neue Anregung durch den ‘Titus’ erhalten, deſſen Aufführung ich beygewohnt — Chöre — SelbſtGefühl
anche io son pittore
[Do
11]
Rothenhan — Raulino — am FamilienGemählde[a] gearbeitet — Noch einmahl im Theater die Chöre des ‘Titus’ gehört der Anregung wegen — Abends ‘Roſe’ — ziemlich geſtimt —
[Fr
12]
Roth[enhan] — Theodori — Am FamilienGemählde gearbeitet Abends Theater — Muſeum | ſich daſelbſt ſchändlich ennuyirt
ungemüthliche Stimmung
[Sa
13]
Rothenh[an] Raulino Lorbeer — Das FamilienGemählde geendigt und Abends in der ‘Roſe’ ausgeſtellt | Großen Ruhm erhalten — Kunz | gemüthliche Stimmung —
[So
14]
Endlich die ‘Undine’ angefangen wie mich dünkt mit Glück — Abends im Theater —
ordin[aire] Stimmung
[Mo
15]
Roth[enhan] Kratzer — Abds bey Kunz |

Febr. 9 a) Lesung sehr unsicher; die Deutung Träume liegt morphologisch fast ebenso nahe

11 a) Statt dessen zuerst Bil[de]

gemüthl[iche] erotiſche Stimm[un]g — er will durchaus Manuſkripte drucken — Beſchluß wegen der ‘lichten Stunden’! —

16] [Di

V. M.[a] Raulino — Theodori

N. M. ‘Roſe’ — Abends maskirte Akademie — ſehr ſchlecht amuſirt! —

17] [Mi

Rothenb[an] — Lorbeer — Angenehmer Brief aus Leipzig mit 25 rth — Abends Muſeum — [a]nachdem ich mit Glük am ‘Berganza’ gearbeitet — Hexenſzen<e> — exaltirte St[immung.]

18] [Do

VM. Rothenb[an,] Raulino, Kratzer — N. M. ‘Roſe’ [— Abends] ſehr abgeſpant und verſtimt ſodaß die Arbeit nicht von ſtatten ging | in die ‘Roſe’ deshalb gegangen.

19] [Fr

dies

20] [Sa

ordinarii

21] [So

atque

22] [Mo

tristes

---

16 a) Hier, gestrichen: *Roth[enban]* — (Verwechslung mit dem 17., also nachträglich!)

17 a) Hier, gestrichen: verſtimt (Verwechslung mit dem 18., also nachträglich!)

Abd bey Kunz

[Di
23]

Bey Kunz ganz eigner unruhiger Tag | Höchſt unangenehmer Auftritt mit der Warmuth wegen ſchuldiger Miethe

höchſte Noth

[Mi
24]

Morg[en]s zu Kunz — aus der Noth mit 30[a] fl geholfen, Anſtalten zur Maskerade in der unangenehmſten Stimmung

[Do
25]

Endlich ganz unerwartet aus Königsberg 485 rth ſächſiſch bekommen — aller Kummer ein Ende — Abends auf dem Maskenball als Maſſetto in dem Zuge des Don Juan — ſich aller guten Aſpecten unerachtet ſich gar nicht ſonderlich amuſirt | ſpät zu Hauſe — nicht einmahl ⧖

Rechnung deſſen was von H[rn]. K[unz] ſeit dem 25^t genommen

Aus der alten Rechnung	3	12[a]
	fl	x
1. Bout[eille] Kirſchwaſſer	1	18[b]
3 Bout[eillen] Rouſſillon	3	
D. 10 Maerz 2. Bout[eillen] Burg[under]	3	

---

24 a) geändert aus 40 (wohl der Frau wegen!)

25 a) Diese ganze Zeile (die mit der Überschrift in Widerspruch steht) eingeschoben

b) geändert (aus —48?)

D. 12	—	1. Flaſche Kirſchwaſſer	1	18[c]
D. 22	—	1 Fl[aſche] Burgunder	1	30
D. 24	—	dito	1	30

26] [Fr

Zu Hauſe geblieben — N. M. ‘Roſe’ | Buch — Abends bey Kunz

27] [Sa

Ganz unerwartet Brief von Leipzig erhalten | worin mir Joſeph Seconda die MuſikDirektorStelle anbietet

Nichts gearbeitet — den Kopf voll —

28] [So

Bey Kunz zur Kindtaufe — Höchſt unangenehmer Auftritt, indem er hinter meinem Rücken auf das ſchändlichſte mich verlaümdet — Abends Redoute bis 6 Uhr — ſich angeſpannt.

März 1] [Mo

Bis 12 Uhr geſchlafen — Nachher in der ‘Roſe’ gegeſſen | <ſitzen geblieben> — Abends Caſſino Ball bis 2 Uhr getanzt senza exaltazione — viel mit der Mark geſprochen — jedoch nicht ohne höchſt bittere Empfindungen

Ktch

2] [Dienstag: Faſinacht

Bis 11 Uhr geſchl[a]f[en] — N. M. mit

---

c) Wie b

Leo und Speier nebſt Frau in Buch — Abends auf der Redoute die ſich höchſt miſerabel anließ und doch amüſantlich[a] wurde — senza exaltatione

3] [Aſchermittwoch

B. M. zu Hauſe geblieben — N. M. ‘Roſe’ | <d[ann]> geſchlafen — Abends ‘Roſe’

Nach Leipzig an Seconda und Rochlitz geſchrieben

4] [Do

Rothenhans — Kratzer — Billett von Kunz erhalten — das mich zu ihm einlud | Große ironiſche VerſöhnungsSzene beym Rouſſillon — un poco ⧗ — *δiε εινzige Ναχϱiχτ, δασs* Kεch *σχwανger* — traφ *μiχ* wie *ειν Σχλαγ*[a] —

5] [Fr

B. M. Requiem für ein 16jähr[iges] Mädchen mitgeſungen[a] — Begräbniß des Kaufm[anns] Boehme — nachher bey Kunz — im Theater — heitre Stimmung

Von heut an in der ‘Roſe’ alles was ich verzehre zu zahlen angefangen

6] [Sa

B. M. Boehm[e]ſches Requiem — Nachher bey Kunz Abends im Muſeum ſich gewaltig ennuyirt

---

März 2 a) Zuerst, gestrichen: inter[reſſant]

4 a) Statt des Σ schreibt H. ein riesiges σ

5 a) Hier, gestrichen: N. M. Böh[mes Begräbniß]; dahinter, in anderer Art gestrichen: Mittags *Kunz*

7] [So

V. M. zu Hauſe — dann Viſite bey der Speſſart — bey Simoni — N. M. 'Roſe' — Abends Theater | was weniges [.....[a]]

8] [Mo

V. M. Rothenh[an,] Kratzer Lorbeer —

N. M. Märſche und Chor zu 'Braut von Meſſina' compon[irt] — nachher am 'Berganza' mit Glück gearbeitet — Spät Abends im Muſeum

9] [Di

[a]Roth[enhan,] Raul[ino] — Abend Theater 'Hamlet' | exalt[irte] St[immung] durch Leo's herrliches Spiel

10] [Mi

Roth[enhan][a] — Kränklich — Gegen Abend in die 'Roſe' <gerathen> — gemüthliche Stim[mun]g — gepunſcht mit Dittmaier Kunz — Steinau

11] [Do

Roth[enhan] Raulino Kratzer — Abends Theater — nicht dageweſen —

---

7 a) Der Eintrag ist nicht zu Ende geführt

9 a) Der ganze Eintrag nachträglich gemacht; zuerst ·/.

10 a) Dahinter, gestrichen: *Speſſart* (in Wirklichkeit scheint H. dort am 12. zum erstenmal unterrichtet zu haben: der Eintrag dürfte also wesentlich später nachgeholt sein!)

12] [Fr
B. M. Rothenh[an] — Speſſart — ziemlich gemüthlich geſt[immt] — Abd ‘Braut von Meſſina’ — nach dem Theater Souper in der ‘Roſe’ — Spitzeder — nicht exaltirt | Lächerlichkeiten: Frieß und anderes gem[e]i[ne]s Volk betrank ſich ſehr —

13] [Sa
Brief aus Leipzig von Rochlitz der mein[en] Entſchluß Muſikdirektor bey Seconda zu werden beſtimt
N. M. Buch — Abd greuliche muſik[aliſche] Unterh[altung] im Muſeum — Spät unausſtehlich nervöſen Kopfſchmerz

14] [So
Den ganzen Tag kränklich mit einem wüthenden Kopfſchmerz im Bette zugebracht — Abends etwas an der Abſchrift des ‘Berganza’ geſchrieben

15] [Mo
Noch kränklich — doch Stunden

16] [Di
dies ordin[arius]
in Buch

17] [Mi
Den Brief erhalten, der meine Anſtellung bey Seconda richtig macht
Große Freude!

18 Anſelmus] [Do

D[en] Brief erhalten, durch den ich erfuhr daß Aurora in Wien gegeben wird. Mittags bey Kunz Contract wegen Litteratur.

19] [Fr

Seconda geantwortet und die Beding[ungen] eingegangen ſo daß die Sache richtig iſt — Den ganzen Tag auf einer ermüdenden Lerchenjagd mit Kunz —

20] [Sa

Die Frau iſt krank geworden — und gar nicht unbedeut[en]d — N. M. in Buch, ſehr vergnügt mit Aſſeſſor Fridrich | Gemüthl[iche] Stimm[un]g

21] [So

In der Nacht ſehr krank geweſen — ſich doch ermuthigt — am ‘Berganza’ geſchrieben — N. M. Buch — Kunz — Conſul Mark pp

22] [Mo

Kränklich zu Hauſe —
Gegen Abend in der ‘Roſe’
Gemüthliche Stimmung

23] [Di

Kränklich — Geſchrieben nach Leipzig und Wien — Abends ‘Roſe’

24] [Mi
Alle

25] [Do
dieſe

26] [Fr
Tage mit

27] [Sa
Glück am 'Berganza' gearbeitet
NB. immer zu Hauſe geblieben

28] [So
dito

29] [Mo
Bey Kunz mit dem [a]Manuſkr[ipt] des 'Berganza'
Nach Leipzig an Seconda geſchrieben wegen der ungewiſſen KriegsUmſt[ände] | Abends großer Thee bey Rothenh[ans]

30] [Di
Rothenh[an] — Kirche Requiem des <Doct[ors] Ritter> N. M. Buch
dies ordin[arius]

[a]April 9] [Fr
Die 'Aurora' endlich nach Wien an Mad[ame] Buchwieſer abgeſendet.

18] [Oſterſonntag
Mittags in Buch als AbſchiedsDiner — dem Dittmaier ſich expectorirt! —

19] [Oſtermontag
Abends beym Kunz | AbſchiedsSouper

20] [Di
Abends bey Kunz — weinerlicher Abſchied —

---

29 a) Hier, gestrichen: fertigen B[erganza]

Apr. 9 a) Alles folgende offenbar erst in Dresden nachgetragen

(von der Kunz eine Haarlocke erhalten —
— m'nitendo)

*21] [Mi

Abreiſe Früh Morgens um 6 Uhr — Bareuth genachtet

22] [Do

in Mönchberg die Päſſe von dem Commendanten der Vorpoſten viſiren laſſen und ſo glücklich durch die Vorpoſten nach Hof gekommen

23] [Fr

Eine Stunde vor Plauen die erſten preußiſch[en] Vorpoſten — auf dem Wege nach Reichenbach im Walde ganz unvermuthet ein Piket Koſaken | in Reichenbach genachtet in der infamſten Stimmung — zwey Pulks Kalmüken — preuß[iſche] Huſaren —

---

21 a) Im Tagebuch sind die Erlebnisse der vier ersten Reisetage irrtümlich unter den 21. und 22. gestellt. Nachträglich hat H. nach verfehlten Anläufen das richtige durch Vermerk der Abendstationen angedeutet: [22.:] *Hof* [, 23.:] Reichenbach[, 24.:] *Wiese* genachtet mit Koſaken. Hiernach (und nach dem Brief an Kunz vom 26.) haben wir in unserem Text den Bericht eingeteilt.

Ferner hat H. unterm 21. [bei uns unterm 21. und 22.] aus falscher Erinnerung zuerst geschrieben: Mittags Bareuth — Zur Nacht | in Mönchberg, was dann in Bareuth genachtet | in Mönchberg umgewandelt ist. Unterm 22. [bei uns am Schluß des 23.] heißt es zuerst Dragoner statt Huſaren

24] [Sa

Zwickau 2 Batt[erien] Kanonen — Langwitz pr[eu]ß[iſche] grüne Huſaren — in Wieſe mitten unter Koſaken genachtet

Aufgeheiterte Stimmung

25] [So

Freyberg — Herzogswaldau unangenehme ängſtliche Stimmung — in Dresden angekommen | Seconda nicht getroffen; Geldverlegenheiten — Brücke!!

26] [Mo

Ausgegangen ſich ganz ermuthigt — Morgenroth gefunden — den Kutſcher abgefertigt — Mittags d[er] H[err] v. Leipziger — Herrliches Requiem von Haſſe | im Linkſchen Bade Hippel, Staegemann als Geheime Staatsrähte getroffen — Höchſt glückliche Stimmung!

[Am Rande:] Briefe nach Leipzig

27] [Di

V. M. ſich auf den Straßen herumgetrieben N. M. Logis beym Linkſchen Bade angeſehn — Abends im Linkſchen Bade mit Hippel Bartholdi und mit ihnen im ‘Engel’ gegeſſen —

ziemlich gemüthliche Stimmung

28] [Mi

Angenehmer Beſuch von Morgenroth — der mir Muth einflößt — Mittags an der table d'hote — 5 Cüraſſ[ier]Reg[imenter] — den Kaiſer und den König geſehn — N. M. ſpazieren geg[angen] in der Stadt — Nicht ohne Beſorgniſſe | ich muß wahrſcheinlich nach Leipzig

29] [Do

Dies tristis in mancherley Sorgen verbracht — Den ‘Gluk’ angefangen abzuſchreiben | vergeblicher Beſuch bey Hippel —

30] [Fr

dito — Abends über Tiſche ganz unvermuthet Brief aus Leipzig mit einer Remeſſe von 70 rth die mich aller Sorge enthebt! —

Große Freude! — Glückliche Stimmung!

Mai 1] [Sa

Bey Morgenroth — dann zu [Franz] Seconda, der mich nach Leipzig ſchickt — böſe Nachrichten halt[en] mich aber zurück — Herrliches Amt von Schuſter gehört — Caſſarollis Geſang | Abends ‘il matrimonio ſegreto’ — Bonaveri — die Caravalgia Sandrini[a] — Benelli — höchſt glücklicher Abend —

2] [So

V. M. in der Meſſe von Naumann — ſehr poet[iſche] Stimmung — Abends im Linkſchen Bade — Morgenroth — KammerMuſikus Schmiegel — gemüthliche Bekantſchaften — bey Conradi in höchſt fröhlicher Stimmung gepunſcht — KriegsAngel[egenheiten] auf der höchſten Spitze.

3] [Mo

Von hier an beginnen die
Tage der höchſten Unruhe

Mai 1 a) Luigia Sandrini geb. Caravoglia

4] [Di

derhöchſtenSpannung–ArmeeBerichte erſcheinen, ſelbſt Hippel beruhigt[a] über den Ausgang

5] [Mi

der Dinge und giebt mir den Rath nur noch einige Tage zu warten

6] [Do

indeſſen ſieht man die augenſcheinlichſte Retirade der Ruſſen und Preußen | Bagage — Geſchütz geht durch — franzöſiſche Gefang<ene> aber nur wenig —

7] [Fr

Der StaatsKanzler[a] v. Hardenberg iſt fort | Hippeln habe ich nicht mehr geſehen — Der StadtCommendant iſt ebenfalls fort — Die entſetzlichſte Unruhe und Beſorgniß — wann werde ich denn nach Leipzig kommen

(Probe von ‘Cortez’ angehört und mich ſehr erbaut)

8] [Sa

Höchſt unruhige Nacht — Koſaken — eine Menge Artillerie zogen eilig durch — um 11 Uhr brante die Elbbrücke ſo wie die beiden Schiffbrücken—brennende Kähn[e] kam[en] den Strom herab | mit ei[ne]mmahl der größte Tumult — Kanonendonner ganz in der Nähe — Franzoſen

---

4 a) wohl verschrieben für beunruhigt

7 a) Zuerst StaatsRath

rückten ein — Um 5[a] Uhr N. M. der Kaiser | Während der ganzen Zeit beſtändiges Schießen hinüber und herüber — Merkwürdige Augenblicke auf dem Stadtwall die Ruſſen geſehen wie ſie anlegten und auf die Franzoſen welche ſich auf der Brücke zeigten ſchoſſen — Abends ſpät Morgenroth bey mir — gemüthliche Stimmung trotz des Miſeres —

> Nur eine Stunde vor dem Einmarſch der F[ranzoſen] ritt der König v[on] P[reußen] über die Elbbrücke

9] [So

Ziemlich ruhige Nacht — von 4 Uhr an aber beſtändiges Schießen — Die Franzoſen ſtanden auf dem Thurm und der Gallerie der Katholiſchen Kirche — dicht beym SchloßThor habe ich geſtanden und wäre beynahe getroffen indem 5 bis 6 Kugeln ziſchend an die Mauer anprallten und zurückſchlugen — Mittags um 1½ Uhr plazte eine Granate auf dem Altmarkt und ſezte alles nicht in geringes Schrecken — Abends mit Morgenroth im Tilkeſchen Garten — ziemlich heitre Stimmung der Unruhe unerachtet — Kanonenſchüſſe[a] — nachher hörte das Schießen auf — Uebrigens iſt heut ein alter Mann der früh in die Kirche gehn wollte, ſchwer verwundet —

---

8 a) anscheinend geändert aus 4

9 a) sieht allerdings aus wie Kanonenſchuß

10] [Mo

Früh ausgezogen zu Madam Vetter auf den Altmarkt wo ſonſt Morgenroth wohnte — Kleines KünſtlerLogis 4 Treppen hoch — an Kunz geſchrieben — Die Ruſſen haben die Neuſtadt verlaſſen.

11] [Di

An Seconda nach Leipzig und an Kunz nach Bamberg geſchrieben—Heut zogen zum Pirnaer—zu[m] Wilsdruffer und zu[m] Seethor, Würtemberger, Franzoſen, Italiäner Polen, wenigſtens 30 bis 40000 Man und viel Artillerie durch über die hergeſtellte Elbbrücke — Die Ruſſen ſollen nur 2 Stunden von hier ſtehen — Große Noth — kein Fleiſch, kein Brod — Aengſtliche Zeit — alles iſt voller Erwartung

mit der Frau Abends im Tilkeſchen Garten, gemüthliche Stimmung unerachtet ſchwerer Sorgen — Die Stimmung vieler paralleliſirt mit der meinigen — leider bin ich noch immer nicht im Stande etwas zuſammenhängendes zu arbeiten —

12] [Mi

Früh an der Rezenſion der Braunſchen und Wilmsſchen Sinfonie gearbeitet — dan in den Brühlſchen Garten — N. M. den Kaiſer, den Vizekönig u. ſ. w. auf der Brücke geſehen wie er Cavallerie und Artillerie vorbeydefiliren ließ (beſondre Empfindungen | Der König von Sachſen kam auch mit dem Gelaüt der Glocken und unter Kanonendonner an — Man ſagt er bleibt hier und ſo werde ich am Ende doch nicht nach Leipzig dürfen — Erwartungen — Abends Morgenroth bey mir.

13] [Do

Zum erſtenmahl wieder fleißig an der Rez[enſion] der Wilm[s]ſchen[a] Sinfonie gearbeitet und dieſelbe glücklich beendigt — Abends in der Dreyßigſchen SingeAkademie geweſen und ein wunderſchönes Miſerere von Naumann gehört, welches aber nicht ſonderlich executirt wurde — Nachher in gemüthlicher Stimmung — Uebrigens von allen Seiten Jammergeſchrey und Elend — Mangel an Brod —

14] [Fr

Die Rez[enſion] abgeſchrieben und nebſt Brief an Haertel abgeſchickt — Nachher im Brühlſchen Garten — Truppen über die Brücke defiliren geſehen — zweifelhafte Nachrichten von dem Glück der F[ranzoſen] — es ſoll drüben nicht zum beſten ſtehen — Abends mit der Frau im Dylkeſchen Garten — ziemlich gemüthliche Stimmung der Angſt und Sorgen unerachtet

15] [Sa

Die Rez[enſion] der Beethovenſchen Meſſe angefangen — Erfreuliche und doch ängſtliche Nachricht daß der linke Flügel der Franz[oſen]

---

13 a) Zuerst *Braun*ſ[chen]

geſchlagen iſt — ſonſt dies ordin[arius] — Abends im Brühlſchen Garten — eine Menge Verwundete kamen —

16] [So

Mit Morgenroth früh im großen Garten in gemüthlicher Stimmung gefrühſtückt — Nachher in der Kirche ei[ne] höchſt mittelmäßige Meſſe gehört — Abends im Dilkeſchen Garten — ſonſt vom Kriege eine Todtenſtille — noch keinen Brief aus L[eipzig]!!

17] [Mo

Den ganzen Tag zu Hauſe und die Rez[enſion] der Beethovenſchen Meſſe geendigt und abgeſchrieben — Brief an Haertel, vorzüglich wegen Seconda — von dem ich noch immer keine Antwort habe — gemüthliche Stimmung

18] [Di

Morgens an Haertel den Brief nebſt Rezenſion zur Poſt befördert — dann ſich herumgetrieben wegen Paſſes nach Leipz[ig] u. ſ. w. N. M. iſt der Kaiſer fort mit den Garden. — im Brühlſchen Garten — im Dilkeſchen Garten — Abends in der Oper, ‘die Veſtalin’ — nicht ſonderlich mit der Aufführ[ung] zufrieden — ſchlechtes Coſtum und Decor[ationen.]

19] [Mi

Heute N. M. erhielt ich einen Brief von Seconda mit 20 rth [in] Caſſenſch[einen], ſogleich Anſtalten zu[r] Abreiſe — alles gepakt — Abends

Morgenroth bey mir. — Den Aufſaz ‘Traüme ſind Schaüme’ mit großem Glük angefangen.

20] [Do

Um 10 Uhr fuhr ich in der gemüthlichſten Stimmung mit der PoſtKutſche ab. — franzöſiſche Offizier[e], Graf Fritſche mit ſein[er] Gemahlin, Kaufleute u. ſ. w. Kurz vor Meißen traf uns das ſchreckliche Unglück umgeworfen zu werden — meine arme Frau erhielt eine tiefe bedeutende Kopfwunde — die liebenswürdige junge hübſche Gräfin F[ritſche] wurde todt in dem jammervollſten Zuſtande hervor gezogen — ſchrecklicher Eindruk — Als ich nach Meißen m[e]i[ne] Frau führen wollt[e,] nahmen uns fremde Leute, Senator Goldberg [und Frau,] freundlich auf, ſtärkten uns mit Wein und ließen eine Portechaiſe hohlen worin meine Frau unter dem Zulauf<en> des Volks in den Gaſthof zur Sonne transportirt wurde, wo ſie den erſten Chirurgiſchen Verband erhielt — ich ſelbſt bin am ganzen Körper jedoch ohne Verwundung zerſchlagen und kann mich kaum rühren. — Was werd ich noch alles erleben — Gott ſey es gedankt daß meine Frau lebt und außer Gefahr iſt wie der Chirurg verſichert.

21] [Fr

Meine Frau war zwar außer aller Gefahr[a],

---

21 a) Der Anfang lautete zuerst: Meine Frau war außer aller Gefahr und *Chirurgus* und Arzt erlaubten einſtimmig die W[eiterreiſe]; die

indeſſen ſehr matt, fieberhaft pp ich blieb daher in Meißen, und arbeitete Abends mit Glück an dem Aufſatz — 'Traüme ſind Schaüme', oder wie ich ihn noch anders nennen werde — Selbſt an großen Schmerzen im ganzen Körper ſehr gelitten

22] [Sa

Ziemliche Nacht — Arzt und Chirurg erlaubten einſtimmig die Weiterreiſe, um 11 Uhr fuhr ich daher mit Extrapoſt bis Wermsdorf wo ich ſchon um 5 Uhr ankam und dort blieb — meine Frau befindet ſich wohl — ich leide mehr als ich ſagen mag —

23] [So

Früh um 7 Uhr von Wermsdorff fort und um 2½ Uhr glücklich in Leipzig angekommen, im Hotel de France eingekehrt in ein ſchreckliches Loch zum Hofe heraus und darüber in ungemüthliche Stimmung gerathen — zu Seconda gegangen und ſehr artig empfangen worden — Abends 'Iphigenia in Tauris', ziemlich gut. Madame Cramer | Herr Miller

23
in Leipzig Angekommen
was weniges Wein pokulirt mit dem
Signor il primo huomo Miller

Ereignisse des 22. waren also auf den 21. verlegt. Die erste Hälfte dieses Eintrages ist dann durch Einfügung von zwar zur neuen Fassung benutzt, die zweite gestrichen

24] [Mo

Zum erſtenmahl Probe am Flügel[a] gehalten vom ſchwarzen Schloß von Daillerak[b] mit Glük — Haertel, Rochlitz, ſehr freundſchaftlich und höflich empfangen und ſehr gemüthlich geſtimt worden, auch ein freundliches Logis bezogen in dem 'goldnen Herz', FleiſcherGaſſe; meine Frau iſt auch <ſchon[c] heiter> — sit laudatus Dominus deus!!

24. 14 rth Gage erhalten

25] [Di

OrcheſterProbe — ſehr gut ausgefallen —

N.M. herum <gelaufen>, bey Madame Cramer[a] — Abends Vorſtellung | es ging alles gut bis auf das Finale des zweiten Akts — mir wurde übel und ſchwindligt — Als ich zu Hauſe kam gleich zu Bette —

26] [Mi

Morgens Probe vom 'Alten Ueberall und Nirgends' und 'Sargin' — Abends bey Rochlitz — etwas ſteif — ſonſt angenehm — gute politiſche Neuigkeiten

27] [Do

Den ganzen Tag nach erhaltener Dispen-

---

24 a) Diese beiden Worte am Rande nachgetragen

b) Gemeint ist die Oper 'Léon oder die Burg Montenegro' von Dalayrac (1798)

c) kann auch ſehr heißen

25 a) Diese drei Worte am Rande nachgetragen; das Komma davor von uns ergänzt

ſat[ion] von Seconda Kränklichkeitshalber zu
Hauſe — medizinirt — ſonſt in guter Stimmung
— an Kunz geſchrieben, an „Traüme ſind
Schaüme" fleißig und mit Glück gearbeitet

[Fr
28]

V. M. Probe von 'Alten Ueberall' pp nachher
von 'Sargin' — N. M. <Frey> — Gearbeitet
an 'Traüme ſind Sch[aüme]' — Abends in
Golis[a] mit Mad. Krahmer und Miller —
ſich gut divertirt, überhaupt anhaltend gemüth-
liche Stimmung

[Sa
29]

V. M. Probe von 'Sargin' — N. M. Probe
vom 'Alten [Ueberall und Nirgends]' im Theater
— Abends mit vielen Schauſpielern und Schau-
ſpielerinnen in der 'grünen Linde' — einem
ziemlich anſtändigen Garten — auch Hr. Se-
conda und der Dekorateur war da — gemüth-
liche Stimmung — Gute politiſche Neuigkeiten

D. 29^{t}

14 rth Gage
erhalten

[So
30]

Früh: QuartettProb[e] von 'Alten Ueber-
all [und Nirgends]' — N. M. mit der Frau
in Boſes Garten — Abends <Vo>rſtellung[a] —

---

28 a) Dahinter zuerst: — *Kra*[*hmer*]; der Name ist dann gestrichen, der Gedankenstrich versehentlich stehen gelassen

30 a) oder Darſtellung

ohne Fehler abgel[aufen] — gemüthl[iche] St[immung.]

31] [Mo

Vor[mittags] Probe von ‘Sargin’. Nachher mit der Frau bey Seconda und Rochlitz — N. M. in der ‘Grünen Linde’ mit der Frau — Fortdauernde gemüthl[iche] Stimmung.

Juni 1] [Di

V. M. QuartettProbe von ‘Sargin’ — N. M. mit der Frau in Golis —

Gemüthl[iche] St[immung.]

[Nachträglich:] An Morgenroth geſchrieben 10 rth abgeſchickt

2] [Mi

VM. OrcheſterProbe von ‘Sargin’. Mittags bey Rochlitz mit der Frau zum Eſſen — ſich ſo ziemlich amuſirt, jedoch un poco ſteif — Abends eine ganz gelungeñe Aufführung des ‘Sargin’ —! Lob eingeärndtet — vor Freude in Treibers Keller gegangen

Inſtrument gemiethet

3] [Do

V. M. Kleine Probe von ‘Cendrillon’, N. M gearbeitet an ‘Traüme ſind Sch[aüme]’ — Abends mit der Frau in der ‘grünen Linde’. — Partitur der ‘Veſtalin’

4] [Fr

V. M. Probe von ‘Cendrillon’. N. M. Zu Hauſe und fleißig gearbeitet. — Man ſpricht von Herabſetzung der Gagen.

5] [Sa

Probe von ʻCendrillonʼ — Trübe Ausſichten | Seconda will die Geſellſchaft aus einander gehen laſſen und Montag ſoll ſchon die lezte Vorſtellung ſeyn — Unerachtet dieſer ſchlechten Auſ[pizien] nicht ſonderlich verſtimmt — Uebrigens ſonderbare politiſche Neuigkeiten — Nap[oleon] ſelbſt ſoll verwundet ſeyn.

6] [Pfingſtſonntag

V. M. bey Rochlitz des Theat[er]s wegen Nachher bey Seconda — nichts ſonderliches ausgerichtet — die Sache bleibt hängen — Abends zu Hauſe — <. . . . . Minuten> in der ʻgrünen Lindeʼ

7] [Pfingſtmontag

Früh Spaziergang und franz[öſiſchen] <verw[undeten]> Dragone[rn] begegn[et] | Um 11 Uhr ganz unvermuthet die Ruſſen vor die Stadt gekommen, ſtark geſchoſſen — einige Angſt ausgeſtanden — Nachher alles ſtill geworden — wie man ſagt iſt eine Convent[ion] geſchloſſen. Aus der Aufführung der Oper ʻSarginʼ iſt nichts geworden.

8] [Di

Nachricht von Waffenſtillſtand. — Die Theater-Angelegenheiten gehen böſe — Verſtimmung deshalb | Abends mit der Frau in Boſes Garten Conzert daſelbſt — Nachher im Theater die ʻKreuzfahrerʼ | ziemlich beſezt —

Den Barbier angen[ommen.]

9] [Mi

V. M. Probe von ‘Cendrillon’ — N. M. bey mir dito — ſodan bey Haertel geweſen wegen der Ausgabe meiner Ueberſetzung der Violinſchule — Dann in der ‘grünen Linde’ — (Familie des Kupferſtechers Schule) ziemliche Stimmung

10] [Do

Vorm. und N. M. Probe von ‘Cendrillon’ und ‘Figaro’ | An dem <neuen> Aufſatz[a] ‘Traüme ſind Schaüme’, mit Glück gearbeitet — übrigens ſehr niedergeſchlagene Stimmung —

11] [Fr

V. M. Probe von ‘Oberon’ — N. M. die erfreuliche Nachricht erhalten daß Seconda nach Dresden geht und auf dem HofTheater ſpielt. — Abends Vorſtellung von ‘Sargino’ — gut abgelaufen | in Reichels[a] Kaffeehaus — Ziemlich gemüthliche Stimmung.

12] [Sa

Den ganzen Tag von 8 Uhr bis 8½ Uhr wie ein Pferd gearbeitet — Probe von ‘Aſchenbrödel’ und ‘Oberon’ — Nachher in Boſes Garten

---

Juni 10 a) Hier, gestrichen: mit (der Satz sollte also lauten: An dem <neuen> Aufſatz mit Glük gearbeitet; nachdem der provisorische Titel eingesetzt, ist das Adjektiv wohl nur versehentlich stehen gelassen)

11 a) *rect.* Reichardt (so 13. u. ö.)

mit der Kramer[a] und Miller bis 12 Uhr, ſich gut amuſirt — Seconda hat wirklich[b] die Erlaubniß erhalten in Dresden auf dem Hoftheater zu ſpielen und iſt deshalb hin gereiſet | Auch hat er mir 10 rth Gage gezahlt — Gute Aſpecten

[So
13]

V. M. Probe von 'Cendrillon' bis 12 Uhr — N. M. wüthender Kopfſchmerz — Abends ganz gelungene Darſtellung — immer mehr ſchicke ich mich in mein neues Amt — es wird mir ſchon leicht — gemüthl[iche] Stimmung | Nach dem Theater auf Reichardts Kaffeehaus —

[Mo
14]

V. M. Probe von 'Oberon'[a] — N. M. 'Figaro' — Abends in der 'grünen Linde'

[Di
15]

VM. Probe von 'Oberon' — N. M. 'Figaro' Abends in Boſes Garten — Conzert — Kramer[a] | Miller — gemüthl[iche] St[immung.]

[Mi
16]

V. M. Probe von 'Oberon' <im> Orcheſter

---

12 a) kann auch *Cramer* heißen; anscheinend mit Absicht zweideutig

b) Dieses Wort nachträglich eingefügt, aus künstlerischen Gründen nach Durchlesung des Eintrags vom Tage vorher!

14 a) Zuerst, gestrichen: Cendrillon

15 a) Wie am 12.

— N. M. [.....[a]] Abends Aufführung deſſelben, gemüthl[iche] St[immung]

17] [Do

Mo[r]gens ſind die Würtemberger und Franzoſen mit Artillerie ausmarſchirt, wie es heißt um die Ruſſen und Preußen, die einen freyen Durchzug haben zu transportiren — allerley ſeltſame Gerüchte verbreiten ſich — Abends in der 'grünen Linde', Actuarius Wagner ein exotiſcher Menſch der Opitz, Iffland pp copirt und zwar mit Geiſt — er ſcheint auch der beſſeren Schule anzuhängen un poco exalt[ato] durch den Genuß vielen Rummes

18] [Fr

V. M. Auf die widerrechtlichſte Weiſe gefangene pr[eu]ß[iſche] Offiz[iere] vom Lützauſchen Freykorps geſehen, zum Theil ſchwer verwundet, und dadurch auf die unangenehmſte Weiſe affizirt worden — N. M. Probe von 'Figaro' | dann in Golis — zu Hauſe matt und abgeſpannt — Es iſt jezt beſtimt, daß Seconda nach Dresden geht.

19] [Sa

Probe von 'Figaro' — N. M. Zu Hauſe — Abends mit Cramer und Miller in Boſes Garten ſchlampampt

---

16 a) Nicht ausgefüllt; N. M. war wohl mittags auf Vorrat hingeschrieben

20] [So

V. M. zu Hauſe jedoch ſchlampampt — N. M. dito Abends 'Sargino' — gelungene Darſtellung.

[Nachträglich:] An Morgenroth geſchrieben

21] [Mo

Zu Hauſe und die Rezenſ[ion] der Beeth[ovenſchen] Muſik zu 'Egmont' gemacht — Leipzig iſt durch öffentlichen Anſchlag in BelagerungsZuſtand erklärt allgemeine Beſtürzung. N. M. in Connewitz beym Hofrath Rochlitz geweſen ziemlich gemüthliche Stimmung, da in der 'grünen Linde' mannigfache Nachrichten wegen Annäherung der Ruſſen.

22] [Di

V. M. Frühſtück im Hotel de Baviere

Abends ſchlecht ausgefallene Vorſtell[ung] der 'Cendrillon' ohne meine Schuld — Ungemüthl[iche] Stimm[un]g

23] [Mi

Anſtalten zur Reiſe nach Dresden —

Abſchlägige Antwort von Haertel Geldes wegen

höchſt ungemüth[liche] St[immung.]

24] [Do

Auf einem elenden Leiterwagen die

25] [Fr

abſcheuligſte Reiſe nach Dresden in der ungemüthlichſten Stimmung gemacht — Seconda verwünſcht. Um 8 Uhr in Dresden angekommen | kein Logis gefunden, bey Seconda übernachtet

26] [Sa
ein kleines Logis in der Allee zum Linkſchen Bade bezogen bey Hrn. Fuhrmann — Matt und abgeſpannt — alles ſchlechter gefunden wie ich gedacht

27] [So
Hohe Geldnoth — Infam geſt[immt] — ſchlechtes Orcheſter — unangenehmer Auftritt mit Seconda der mir Schuld gab, daß es nicht beſſer ginge — er iſt ein grober Eſel — ſich fort in die Welt gewünſcht — Miſerable Darſtellung des ‘Don Juan’

28] [Mo
Probe von ‘Waſſerträger’ um 7 Uhr — Gelungene Vorſtellung deſſelben — beſſere Stimmung — anhaltende Grobheit des Seconda — man muß die Sache leicht nehmen —
Etwas Geld von ihm erhalten

29] [Di
Zu Hauſe, an dem ‘Magnetiſeur’ gearbeitet
Geldarme Zeit

30] [Mi
dito

Juli 1] [Do
Um 8 Uhr Probe von ‘Sargin’ — ziemlich gut ausgefallen. N. M. zu Hauſe — Com-

poſition der ‘Undine’ angefangen. Abends im Linkſchen Bade

2] [Fr

V. M. 7 Uhr Probe von ‘Sargin’ — Nachher in der Kirche Amt gehört. N. M. am ‘Magnetiſeur’ geſchrieben | Abends gelungene Vorſtellung von ‘Sargin’ —

Alſo habe ich an demſelben Platz wo Paer zum Erſtenmahl die Oper dirigirte, ebenfalls dirigirt —

Ziemlich gemüthliche Stimm[un]g, unerachtet großer GeldNoth.

3] [Sa

In dieſen Tagen

4] [So

in abwechſelnder

5] [Mo

Stimmung

6] [Di

ſtark und mit Glück

7] [Mi

an

8] [Do

der ‘Undine’

9] [Fr

gearbeitet
jedoch

10] [Sa

im Allgemeinen

11] [So
nichts

12] [Mo
merkwürdiges
(Kränklich)

13] [Di
(Kränklich)
erlebt

14] [Mi
Brief von Speier erhalten

15] [Do
Brief von Kunz erhalten nebſt den 2. erſten Bogen der ‘FantaſieStücke in Callotts Manier’ — Abends in der ‘bretternen Saloppe’

16] [Fr
Fortſetzung

17] [Sa
wie

18] [So
in den

19] [Mo
vorigen Tagen

20] [Di
ein fleißiges

21] [Mi
einſiedler⟨. . .⟩iſches

22] [Do
Leben

23] [Fr
fortgeſezt

25] [So
*Brief von Kunz nebſt 2 Bogen Fantaſieſtücke
26] [Mo
*An Kunz geſchrieben

28] [Mi
Abends auf dem Gute des Lord Findlater[a]
29] [Do
Probe von ‘Faniska’, FriedensNachrichten
30] [Fr
Gelung<ene> Aufführung der ‘Lodoiska’[a]
Gute Stimmung —
31] [Sa
Probe von ‘Faniska’ — Abends in der ‘Saloppe’
Auguſt 1] [So
B. M. zu Hauſe — an der ‘Undine’ gearbeitet, Abends Wiederholung der ‘Lodoiska’, heitere Stimmung

---

Juli 25/26 a) Nachgetragen; zuerst waren die Räume für beide Tage nur mit einem Stern zur Raumausfüllung versehen

28 a) Der Name des Lords Findlater scheint hier korrekt geschrieben zu sein; 8. Oct. schreibt H. falsch *Finnlaeder*

30 a) Zuerst, gestrichen: Faniska

2] [Mo

In dieſen

3] [Di

Tagen

4] [Mi

fleißig

und

5] [Do

in höchſt

6] [Fr

abwechſelnder Stimmung

7] [Sa

an der Fortſetzung des ‘Magnetiſeurs’ gearbeitet — auch die verſprochenen Zeichnungen zu Vignetten für Kunz entworfen. Mariens Brief geendigt <....[a]> Albans Brief angefangen

8] [So

Dies

9] [Mo

ordinar[ii]

10] [Di

Tage des NapoleonsFeſtes — ungemüthliche Stimmung, Verwirrte Mißrathene Darſtellung der ‘Wegelagerer’

11] [Mi

Zu Hauſe — Abends im Linkſchen Bade — ungemüthliche Stimm[un]g

---

Aug. 7 a) Etwa wie und, aber ein Punkt dahinter

12] [Do

An Kunz geſchrieben und ihm die Zeichnung der beyden Vignetten ſo wie 1 Bogen Manuſkript geſchickt —

U[e]brigens krank an der Diarrhoe

13] [Fr

Krank und zu Hauſe

<. . .[a]>

Gearbeitet am ‘Magnetiſ[eur]’

14] [Sa

Krank und Zu Hauſe

15] [So

Der Kaiſer iſt fort mit den Garden | man ſieht der Schlacht entgegen

16] [Mo

Aufſatz — ‘Magnetiſeur’ geendigt

17] [Di

Brief von Kunz erhalten durch Morgenroth | Lob wegen des ‘Magnetiſeurs’ Abends Theater

18] [Mi

Aergerliche Probe von ‘Iphigenia’ — doch ziemlich geſtimt Abends ‘Schaluppe’

19] [Do

Probe der ‘Iphig[enia’.] Den ‘Magnetiſeur’ beendigt und an Kunz abgeſchickt | Somit iſt das Werk beendigt! —

---

13 a) sieht wie ohn aus, vermutlich aber nur Schnörkel zur Raumausfüllung

20] [Fr

Gelungene Aufführung der 'Iphigenia' | Gepackt zum Ausziehen

21] [Sa

Probe — 'Saloppe' Abends[a] — Augenſcheinliche Retirade der Franz[oſen] | Merkwürdige politiſche Nachrichten

22] [So

Höchſt unruhiger Tag — Ruſſen und Preußen nähern ſich — Gelung<ene> Darſtel[lung] der 'Iphigen[ia]'

Quartier in der Stadt bezogen

23] [Mo

Fortwährende Unruhe — Verwundete kommen blutig zurük — Ausgeſchoßnes Auge | Abends vor dem Seethor ganz naher Kanonendonner

24] [Di

V. M. nichts aus der Probe geworden der Unruhe wegen — N. M. im Linkſchen Bade canonir[en] geſehen, die Ruſſen ſtehn ½ St[unde] von hier | Abends wurde Victoria geſchoſſen des Sieges bey Loewenberg wegen

25] [Mi

V. M. ruhig — N. M. die größte Unruhe |

---

21 a) Zuerst statt dieses Wortes ein Gedankenstrich; das Wort ist also wohl nachträglich hinzugesetzt als Zeitbestimmung für das vorhergehende

Gefecht zwiſchen Ruſſen und Franz[oſen] in der Ferne angeſeh<en> | Verwundete blutig und ſchreyend — brennendes Haus — Hoffnungen! — Morgenroth bey mir Abend

[Do 26]

Einer der merkwürdigſten Tage meines Lebens — Schon früh $7\,^1/_2$ Uhr[a] ſah ich vom Boden des Nebenhauſes, daß die Ruſſen in Colonnen anrückten | um 11 Uhr kam der Kaiſer Nap[oleon] mit ei[nem] Theil der Garden — ich ſah ihn lange an der Elbbrücke umgeben von ſei[nen] Marſch[ällen] halten wie er Befehle austheilte pp Zwiſchen 4 und 5 Uhr griffen die Ruſſen und Oeſterreicher die Stadt auf allen Seiten an und ich ſah vom Boden die fürchterliche Kanonade, Schlag auf Schlag — Eben als ich zu Hauſe gehen wollte ſauste eine Granate über meinem Kopfe durch die Luft und fiel 10[b] Schritt vor mir nieder zwiſchen Pulverwagen! — eine zweite ſchlug in das Dach des gegenüberſteh[e]n[den] Hauſes — Alle Einwohner des Hauſes verſammelten ſich auf der Treppe des zweiten Stocks, und jeden Augenblick hörten wir Granaten ſpringen — Die Kanonade dauerte fort bis es ganz finſter war, und nun ſahen wir an dem feuerrothen

---

26 a) Zuerst, mit dem Finger verwischt: Vormittags <früh 8>

b) Zuerst 20

Himmel, daß überall Feuer ſeyn müßte. — Die Ruſſen haben ſich wahrſcheinlich zurückgezogen und man ſieht einer Schlacht entgegen. (Mehrere Bürger ſind heute durch Granaten bleſſirt und getödtet[c]

27] [Fr

Ruhige Nacht — Um 8 Uhr fing eine lebhafte Canonade an, daß die Fenſter bebten — Nachmittags entfernte ſich das Feuer, und um 6 Uhr kam die Nachricht daß Ruſſen und Oeſterreicher 5 St[unden] weit zurück gedrängt wären, 16000 Gefange[ne] und 10 Fahn[en] — Gefangene ungefähr 1200 habe ich geſehn — Abends war der ganze Himmel roth von Feuer und ich hörte noch in der Ferne ſchießen —

Wie wird's noch gehen! — Dem Anſchein nach haben die Franz[oſen] wirklich geſiegt, indeſſen nicht entſcheidend — Wenn ſie.<nur> nicht zurückkommen!

quod deus bene vertat

28] [Sa

Die Ruſſen und Oeſterreicher ſtehen noch auf den Höhen von Keſſelsdorf und man hörte den ganzen Tag den Kanonendonner und Pelotonfeuer. — Nachricht daß bey Berlin die Franz[oſen] gänzlich geſchlagen ſind und auf dem Fuße verfolgt werden. Eine augenſcheinliche

---

c) Diese Parenthese mit anderer Schrift, also später hinzugesetzt

Retirade über die Brücke bemerkt — TodtenGräber zogen mit Trommel und Pfeiſen aufs[a] Schlachtfeld — ich wollte hingehen, blieb aber zurück aus Beſorgniß Verwundete herumtragen zu müſſen — Noch ſpät um 8 Uhr Abends bemerkte ich eine lebhafte Kanonade.

29] [So

[Erſte Faſſung[a]:]

Das KriegsGetümmel hat ſich entfernt, der Kaiſer iſt in Dresden geblieben — V. M. war ich bey Hopfgarten auf dem SchlachtGefilde ſcheußlicher Anblick — Leichen mit zerſchmetterten Köpfen und Leibern — Ein Ruſſe war nicht ſchwer verwundet und rauchte ſein Pfeiſchen auf dem Boden liegend — wir gaben ihm Schnaps und Brod und er war ganz zufrieden — Augenſcheinlicher Rückzug von Schleſien her — N. M. ſich höchlich en[n]uyi[r]t ungemüthliche Stimmung — Was wird aus der Sache werden!

[Zweite Faſſung:]

V. M. ziemlich ruhig — ängſtliches Hin und Her treiben — auf der Straße <. .> erſchoßne B<. . g. . . . .> — Schlachtfeld geſehn ent-

---

28 a) Der erste Buchstabe undeutlich; zuerst wollte H. wohl etwas anderes schreiben

29 a) Versehentlich unter den 5. September gesetzt, wohl infolge falschen Umblätterns. Dann eingerahmt und dazu geschrieben: Gehört zum 29 *August*)

ſetzlicher Anblick, zerſchmetterte Köpfe — Der lebende Ruſſe welcher leicht verwundet ſein Pfeiſchen rauchte und Schnaps trank — Unvergeßliche Eindrücke

Was ich ſo oft im Traume geſehn iſt mir erfüllt worden — auf furchtbare Weiſe — Verſtümmelte zerriſſene Menſchen!!

30] [Mo

V. M. fortdauernde dumpfe Stille — die Nachricht von Berlin beſtätigt ſich — N. M. bey Seconda, h‹ernach› im Bade dann mit Keller und einem jungen Nachbar — dem Kaiſer begegnet mit einem furchtbaren Tyrannenblick 'Voyons' brüllte er mit einer Löwenſtimme dem Adjutanten zu — mit Lebensgefahr die Brücke paſſirt

Artillerie und Cavallerie zog zum Schwarzen Thor heraus, die Ruſſen ſollen bey Großenhayn ſtehen —

31] [Di

V. M. Probe — Durchaus nichts beſtimtes Neues — Vandamme ſoll geſchlagen und geblieben ſeyn — Die geſtern ausgerückten Truppen ſind wieder hinein und zum Pirnaer Thore hinaus, auch ‹... ..[a]› ſollen ‹wieder› Ruſſen und Preuß[en] vorrücken

---

31 a) wie von da

September 1] [Mi

Äußerſt angenehmer Brief von Kunz — Jean Paul ſchreibt Vorrede zu den Callotts — Aſſignat[ion] auf 24 Bout[eillen] Wein — In politicis alles ſtill | Die Nachricht von Vandamme beſtätigt ſich — Abends bey Joſeph heitre Stimm[ung,] aber unthätig

2] [Do

V. M. Probe der ‘Sylvana’ — auf den Straßen Alles Wunderbar ruhig In politicis nichts! — Sagen und Gerüchte durchkreuzen ſich | die Franz[oſen] ſollen am 31t in Berlin eingerückt ſeyn | N.M. mit der Frau bey Joſeph und unzähliche Artille[r]ie, Cav[allerie] und Infant[erie] ging über alle 3 Brücken | auch der Kaiſer ritt mit Gefolge herüber. Kränklich und ungemüthliche St[immung] — ganz miſerablen Wein erhalten

3] [Fr

V. M. Probe von ‘Sylvana’. N. M. zu Hauſe den erſten Akt der ‘Undine’ geendigt | nachher bey Joſeph — Der Kaiſer ritt (auf dem falben kleinen Pferde, auf dem er gekommen)[a] über die Brücke, nachdem Garden und Gepäck vorangegangen. man ſagt, das Hauptquartier ſey nach Königsbrük verlegt. — Sonſt iſt alles ſtille und man erfährt durchaus nichts gewiſſes.

Sept. 3 a) Die Parentheſe am Rande hinzugeſetzt

·Die Sache von Berlin iſt unwahr.

4] [Sa

V. M. Probe von ‘Sylvana’ und ‘Faniska’ — Gänzliche Todtenſtille in der Stadt — Abends bey Joſeph

5] [So

[a]Gänzliche Todtenſtille — V. M. bey Cagiorgi | Abends mit der Frau bey Joſeph, nachher in der Stadt Naumburg gegeſſen — Fortdauernde Todtenſtille

6] [Mo

V. M. Probe von ‘Sylvana’ und ‘Faniska’ Gegen Abend kam unerwartet der Kaiſer mit den Garden | N. M. die Gallerie geſehn. Madonna von Holbein Caecilia von Carlo Dolce Abends mit Keller ſehr gemüthlich bey Eichelkraut — Den Fridrich Laun geſehen. aber nicht geſprochen[a]

7] [Di

Probe wie gewöhnlich
dies ordin[arius]

8] [Mi

Der Kaiſer rückte mit de<r> Garde aus nach <Erfurt>

---

5 a) Da der Raum für diesen Tag schon benutzt war (s. o. Aug. 29), so ist das folgende mit der Bezeichnung Den 5t. daneben auf das Durchschußblatt gesetzt

6 a) Zuerst hatte H. nur geschrieben: Den

[a]'Feſt der Winzer'

[Do
9]

Probe wie gewöhnlich, Ubrige[ns] Windſtille[a] — triſte Stimmung

Dies ordin[arius]

[Fr
10]

[a]Probe vom 'AugenArzt' — Mißrathene Darſt[ellung] deſſelben — Aerger mit Seconda | triſte Stimmung! — dies ordin[arius]

Windſtille

[Sa
11]

V. M. Probe wie gewöhnlich — Mittags mit Keller bey Cagiorgi ⊤ — Krank geworden

[So
12]

Probe von 'SonntagsKind' — N. M. mit der Frau in Dilkes Garten — heitere Stimmung | Der Kaiſer mit den Garden iſt wiedergekommen. Gemüthliche Darſt[ellung] des 'SonntagsKindes'

[Mo
13]

V. M. Probe —

Fridrich Laun geſehen. Dann ist der Zusatz gemacht und das geſehen unterstrichen

8/9 a) Nachträglich eingetragen unter anfänglicher Verwechslung mit dem 10. und 11. Unterm 8. stand zuerst Mißrathene Darſtellung des Augenarztes | Aergerliche Szene mit *Seconda*; unterm 9. Mittags mit *Keller* bey *Cagiorgi* ⊤ | krank geworden!

10 a) Hier, gestrichen: Probe wie gewöhnlich

N. M. in der Bildergallerie ſich ſehr erbaut | Inſpector Schweikardt Abends Eichelkraut | Gemüthliche Stimmung

14] [Di

V. M. QuartettProbe im Theater — Dan mit Keller bey Cagiorgi — N. M. zu Hauſe gearbeitet | Abends bey Eichelkraut.

Die Franz[oſen] über die Elbbrücke retour, zum Pirnaer Thor hinaus Garden, der Kaiſer will aufs Neue fort

15] [Mi

V. M. Probe wie gewöhnlich —

Abends <Vo>rſtellung[a] des ‘Geheimniſſes’ und des ‘Geſang<enen>’

Tiefe Stille

16] [Do

V. M. Probe von ‘[Maria von] Montalban’

Die Koſaken und preußiſch<en> Huſaren ſind in der Nacht bis vor das ſchwarze Thor in die Verſchanzung gekommen und haben 30 Pferde, eine Feldſchmiede und 1 Kanone mitgenommen —

Mit Keller bey Cagiorgi pokulirt — N. M. in der Gallerie

17] [Fr

V. M. Probe — N. M. beym Mahler Etlinger ſchöne Bilder geſehen — ziemliche Stim-

---

15 a) oder Darſtellung

mung — Abends gelungene Vorſtellung der 'Montalban'

Uebrigens tiefe Stille   Mangel aller Nachrichten von Bedeutung

[Sa 18]

V. M. Probe von der 'ſchönen Müllerin' — Abends Vorſtellung der 'Montalban' — Ubrig[en]s tiefe Stille und fortdauernde Unthätigkeit

[So 19]

V. M. Zu Hauſe. Aufſatz für die 'M[uſikaliſche] Z[eitung]' 'Der Dichter und der Componiſt' mit Glük angefangen | N. M. Keller bey mir, gemüthl[iche] St[immung] — Abends Unangenehmer Auftritt mit der Herz und Seconda — Gänzliche Verſtimmung — Ubrigens tiefe Stille

Miethe gezahlt

[Mo 20]

V. M. Probe von der 'Müllerin' und 'Sylvana' — Einige Bewegungen im Militair — Hoſpital wird geraümt | N. M. und Abends zu Hauſe an Aufſatz für die 'M[uſikaliſche] Z[eitung]' gearbeitet

[Di 21]

V. M. Probe von 'Faniska' —

N. M. große Unruhe auf der Straße — Plötzlich der Kaiſer zurückgekommen mit den Garden — Augenſcheinliche Retirade der Franz[oſen] durchs Pirnaſche Thor — Man ſagt der Kaiſ[er] ſey geſchlagen Abends bey Eichelkraut —

22] [Mi

V. M. Probe von ‘Hironimus’[a] — übrigens keine nova. — mit Keller bey Cagiorgi ⧗ — Abends Vorſt[ellung] des ‘Hieronimus’ — ziemlich gemüthliche Stimmung in Erwartung großer Begebenheiten

23] [Do

Probe von ‘Zemire und Azor’ —

Abends Vorſtellung derſelben — ungemüthliche Stimmung der großen Arbeit wegen — übrigens Stille

24] [Fr

Probe der ‘ſchönen Müllerin’ — Abends erbärmliche Vorſtellung derſelben — höchſt ungemüthliche Stimmung — In der Nacht brannte ein franzöſiſches KornMagazin ab — man hörte eine Kanonade — der Kaiſer war abweſend

25] [Sa

Die Franzoſen retiriren in Eil über die Brücken aus der Neuſtadt herüber — der Kaiſer iſt von den Ruſſen und Pr[eußen] geſchlagen und befindet ſich hier — V. M. Probe von den ‘Wegelagerern’ Abends gelungene Vorſtellung derſelben. — man ſagt die Fran-

---

22 [a] Gemeint ist Dittersdorfs Operette ‘Hieronymus Knicker’

zoſen raümen das rechte Elbufer — gemüthl[iche] Stimmung

26] [So
In dieſen Tagen

27] [Mo
fortdauernde

28] [Di
günſtige Nachrichten
(Kanonade

29] [Mi
gehört[a]

30] [Do
Unthätigkeit und

October 1] [Fr
üble Laune
(Gemüthliche Bekanntſchaft mit Laun gemacht.)

2] [Sa
ſich erheitert
(mißlungene Darſtellung des ‘Waſſerträger’ | Zulage von 2 rth erhalten

3] [So
Gelung<ene> Darſtell[ung] von ‘Wagen gewinnt’

4] [Mo
an dem Aufſatz: ‘Der Comp[oniſt] und der Dichter’ gearbeitet — ſich erheitert, mit Keller

---

29 [a] Ende der Seite, also ein Punkt zu denken

und der Frau in Dilkes Garten, Abends bey Eichelkraut

5] [Di

Zu Hauſe —

6] [Mi

Große Unruhe — ein ganzes Corps retirirt nach Meißen zu, man ſagt, die Fr[anzoſen] raümen Dresden — Augenſcheinlich wahr | Gemüthliche Stimmung — Aufführung der 'Molinara'

7] [Do

Der Kaiſer, der König von Sachſ[en,] die Kön[iglichen] Prinz[en] haben Dresden verlaſſen. Alle Spitäler werden geraümt. Es ſcheint wahr daß Dresd[en] nicht gehalten wird — Den ganzen Tag herumgelaufen — N. M. BilderGallerie. mit Morgenroth in Dreyßigs SingeAkademie | herrlicher Geſang der Grünwald. Abends Eichelkraut | Laun ſehr gemüthliche Unterhaltung.

8] [Fr

Die Retirade dauert noch fort —

Zu Hauſe fleißig gearbeitet

N. M. ſtarkes Gefecht zwiſchen Fr[anzoſen] und Ruſſen dicht vor dem Thore bey Finnlaeders[a] — ich ſah die Blitze der Kanonen und Gewehrfeuer | Abends Eichelkraut.

Oct. 8 a) *rect.* Findlater: s. o. Jul. 28

9] [Sa

Ruhiger Tag — an [.....[a]] den Aufſatz 'Der Dichter und der Komponiſt' vollendet. Abends bey Eichelkraut

10] [So

V. M. Probe von dem 'Geheimniß' —

Abends Vorſt[ellung, dann] bey Joſeph — übrigens kein Nova (Kaufmannſche Automate)

11] [Mo

V. M. zu Hauſe gearbeitet — <Um> 4 Uhr hub eine Kanonade an. Um 4½ Uhr ging ich mit Hrn. Keller vor den Schlag vor dem Seethor — ein ſtarkes Tirailliren began | ich ſah wie die Franzoſen von den Bergen herunter getrieben wurden und ihre Baraken anſteckten welches ein gräßlich ſchönes Schauſpiel gab. Die Fr[anzoſen] retirirten bis in das Dorf Reknitz und wurden von den R[uſſen] und P[reußen] lebhaft verfolgt, bis die einbrechende Finſterniß dem Gefecht ein Ende machte —

Man ſagt, der Kaiſer ſey in einer großen Schlacht bey Leipzig geſchlagen.

12] [Di

Ruhiger Tag — [a]N. M. Gearbeitet an dem Hymnus für die Dreyßigſche SingeAkademie |

---

9 a) Nicht fortgesetzt

12 a) Hier, gestrichen: Abends

Abends Eichelkraut — Krank geworden an CatharFieber

13] [Mi

Zu Hauſe Krankheitshalber — von $7^{1}/_{2}$ Uhr bis 6 Uhr Abends ein unaufhörliches ſtarkes Schießen dicht bey Plauen, die Ruſſen rücken in großer Maſſe an. Kanonade aus den Schanzen.

14] [Do

Ruhiger Tag — eine ruſſiſche Colonne iſt bey Dresden vorbey nach <Mei>ßen marſchirt (Es war das Bennigſenſche Corps[a]

15] [Fr

Dito ruhiger Tag —

Viſite bey der Harfenſpielerin Fraülein [Thereſe aus dem] Winkel — ſich ſchändlich ennuyirt — Abends bey Eichelkraut gemüthliche Stimmung

16] [Sa

Morgens bey Seconda, Gage geholt | N. M. ſtarkes Schießen in der Nähe — höchſt zweideutige Nachrichten von Leipzig | die All[i]irten ſollen geſchlagen und der Kaiſer bereits in Treuenbriezen ſeyn | Verſtimmung

17] [So

Dies fatalis! — Den V. M. ging eine ſtarke Kanonade dicht vor den Thoren an während der Probe von ‘Zemire und Azor’ — ich ſah

---

14 a) Die Parenthese ist nachgetragen

vom Bodenfenſter des Baumannſchen Hauſes, daß die Ruſſen gänzlich zurückgeſchlagen und aus ihren Poſit[ionen] verdrängt wurden — Gefang<ene> wurden eingebracht

18] [Mo

V. M. Probe der 'Zauberflöte' — Sechs eroberte Kanonen und 15 Pulverwagen nebſt der Feldſchmiede ſtanden auf dem Neumarkt | Verſtimmung — Abends bey Eichelkraut; die Nachricht vom 16 ſoll nicht wahr ſondern der Kaiſer von Deſſau zurückgedrängt und wieder in Leipzig ſeyn — die Schlacht ſoll unaufhörlich fo[r]tdau[er]nd und Leipzig beynahe ruinirt ſeyn —
quod deus bene vertat.

19] [Di

Probe der 'Zauberflöte'
dies ordin[arius]

20] [Mi

Probe — Aufführung der 'Zauberflöte'
Große Ermüdung und Ermattung

21] [Do

Ein dunkles Gerücht von der Schlacht bey Leipzig verbreitet ſich — Der Kaiſer ſoll die Hauptſchlacht verlohren haben, ganz gemüthl[iche] St[immung] deshalb
Uebrigens dies ordin[arius.]

22] [Fr

Der Kaiſer iſt geſchlagen und retirirt nach Erfurt — Der König von Sachſen gefangen —

So habe ich gegründet[e] Hoffnung zum beſſern fröhlichen Leben in der Kunſt und alle Noth wird geendet ſeyn

(Der König von Neapel ſoll todt, Davouſt und der Vicekönig von Italien übergegangen ſeyn)

23] [Sa

Die Nachricht beſtätigt ſich — ganz außerordentlich gemüthliche Stim[mun]g deshalb — mit Keller 🍷 | Abends gelungene Darſtellung der ‘Zauberflöte’

24] [So

V. M. zu Hauſe im Bette geblieben, nachher an dem ‘Comp[oniſten] und Dichter’ abgeſchrieben —

Die Nachrichten von dem entſcheidenden Siege beſtätigen ſich fortwährend, übrigens gänzliche Stille — Abends gelungene Vorſt[ellung] der ‘Zauberflöte’.

25] [Mo

V. M. Probe vom ‘Käſtchen mit der Chiffer’ — gemüthliche Stimmung — N. M. bey Joſeph — De<.> ‘Dichter und Componiſt’ fertig geſchrieben Abends bey Eichelkraut | dem Laun die ‘Undine’ gegeben — gemüthliche Stimmung. Fortwährende Beſt[ätigung] der N[achrichten:] 150 Kanonen

26] [Di

V. M. Probe vom ‘Käſtchen mit der Chiffer’ — Gemüthliche Stim[mun]g — N. M. gearbeitet

— Abends Eichelkraut | von Laun die ‘Undine’ mit viel LobesErheb[ungen] erhalten | durchgängig ſehr gemüthliche St[immung] — übrigens alles ruhig.

27] [Mi

V. M. zu Hauſe gearbeitet — N. M.[a] bey Joſeph Abends dito zu Hauſe — dies ordin[arius] — das Bulletin vom 19 geleſen — Reynier — Lauriſton — Poniatowski —

28] [Do

V. M. Probe von ‘Dorfbarbier’ und ‘Käſtchen mit der Chiffer’ — N. M. im Weinſtübchen — dann zu Hauſe mit Keller — ſpäter zu Eichelkraut

dies ordin[arius]

29] [Fr

Probe — N. M. <....> im Weinſtübchen | Abends bey Eichelkraut — Die Einwohner ſollen ſich auf 2 Monath proviantiren oder die Stadt verlaſſen — höchſt ängſtliche Lage und ſehr ungemüthliche Stimmung —

30] [Sa

V. M. Probe vom ‘Dorfbarbier’ — Abends Vorſtellung desſelben — ung<...>che ungemüthliche Stim[mung] | Die Ruſſen haben Dresden gänzlich eingeſchloſſen. — Sämtliche Sachſen — weſtphäl[iſche] und bayerſche Truppen ſind entlaſſen, und die Franz[oſen] wollen ſich ganz feſtſetzen

---

27 a) Hier, gestrichen: *dito*

— was wird nun aus den Dingen werden — (Zum erſtenmahl ſich fortgewünſcht.)

31] [So

Probe des ‘Waſſerträger’ — N. M. bey Joſeph | ziemlich gemüthlich — nachher verſtimt der höchſt trüben ängſtlichen Ausſichten wegen — Viele Einwohner verlaſſen Dresden — man ſieht dem Bombard[ement] entgegen | Abd gelungene Vorſt[ellung] des ‘Waſſertr[ägers]’ — gemüthl[ich] bey Joſeph mit Keller

November 1] [Mo

V. M. Ermüdende Probe von ‘Faniska’ — N. M. zu Wein und mit Keller ⚓ auf die entſetzlichſte Weiſe — daraus entſtandene ungemüthliche Stimmung und Krankheit

2] [Di

Den ganzen Tag zu Hauſe Krankheitshalber und ſonſt dies ordin[arius]. atque tristis.

3] [Mi

V. M. Probe[a] von ‘Faniska’ — N. M. zu Hauſe die Rez[enſion] von Bergts Orat[orium] angefangen | die frohe Nachricht erhalten, daß Dresden mittelſt Capit[ulation] übergeben werden ſoll — heute haben die Sold[aten] zum erſtenmahl Pferdefleiſch bekommen.

4] [Do

Probe von ‘Faniska’ — durch öffentl[ichen] Anſchlag bekant gemacht daß die Schläge ge-

---

Nov. 3 a) Zuerst QuartettProbe

ſchloſſen ſind — die Franz[oſen] haben ſich aus den Schanzen in die Stadt gezogen — die Nachricht von geſtern iſt leider nicht wahr und es werden im Gegentheil fortdauernd die ernſthafteſten Anſtalten zur Vertheidigung der Stadt gemacht — Brodt und Fleiſchmangel — Anſteckende Krankheit — kurz Elend von allen Seiten — mißmüthige Stim[mung] — Abends Aufführung der ‘Zauberflöte’ —

Faſſung und Geduld — Ergebung ins Schickſal —

[Am Rande:] der Kaiſer ſoll abermahls bey Erfurt geſchl[agen] ſeyn — bey Joſeph preuß[iſche] Offiziere geſehen, die in luſtiger Stim[mun]g waren

5] [Fr

Heute ſah man offenbare Zurüſtungen zum Ausmarſch. — Abends gingen mehrere Regimenter zu[m] Thor hinaus — Kanonen Bagage | man hofft, daß ſie wirklich fortgehn — Gemüthliche Stim[mun]g deshalb —

6] [Sa

Die Fr[anzoſen] haben ſich nach Torgau durchſchlagen wollen, und ſind geſchlagen und zwar hat der Graf Lobau angeführt — Alles iſt wieder zurück —

Gelungene Darſtellung der ‘Faniska’

7] [So

B. M. zu Hauſe — nichts gethan —

Heftiges Schießen — ohne Erfolg —

'Faniska'

8] [Mo

V. M. Probe vom 'Käſtchen mit der Chiffer' | N. M. Zu Hauſe — mit Glük den Atto II der 'Undine' angefangen — Abds Eichelkraut ſonderbare krankhafte Gefühle

9] [Di

V. M. Probe — Abends Darſtellung von 'Zemire und Azor' — übrigens ganz wohl und jede Beſorgniß verſchwunden

10] [Mi

Probe — Conrad<ino> brachte die frohe Nachricht von einer geſchloſſ[enen] Capitulation, vermöge der Dresden üb[er]geben wird — die Nachricht beſtätigt von allen Seiten — frohe Hoffnungen, gemüthl[iche] Stimm[un]g — mit Glük komponirt

11] [Do

Vor und Nachmittag Probe — die Nachricht beſtätigt ſich — N. M. ei[nen] öſterreich[iſchen] und ein[en] ruſſiſchen Offizier in voller Galla geſehen — ganz eignes herrliches Gefühl — ja es iſt wahr! Freyheit! Abends bey Eichelkraut die Capit[ulation] geleſen | Franz[oſen] ſind Kriegsgefangen — Sehr gemüthl[iche] St[i]m[mun]g

mit Glück komponirt

12] [Fr

Schon heute zog die erſte Colonne Franzoſen ab nachdem ſie das Gewehr *geſtreckt* — übrigens Probe — N. M. fleißig komponirt — Gemüthl[iche] St[immung.]

13] [Sa

Abermahliges Abziehen der Franzoſen — übrigens gemüthl[iche] St[immung.]

Aufführung des [a]'Käſtchen mit der Chiffer'

14] [So

Die dritte Colonne Franzoſen abzieh<en> geſehen — ohne Gewehr mit Schmach —

[a]'Käſtchen mit der Chiffer'

(Brief nach Leipzig geſendet <. . .[b]>

15] [Mo

[a]Zu *Hauſe* geblieben bis Abend und mit Glück komponirt — Die Stadt füllt ſich mit Oeſterr[eichern] und Franz[oſen][b]

Zeitungen geleſen

16] [Di

[a]Abermahls zu Hauſe — fleißig komponirt — Abends Morgenroth bey mir gemüthl[iche] St[immung]

---

13 a) Zuerst der *Faniska*; der Titel dann gestrichen, der Artikel von uns geändert

14 a) Wie am vorigen Tage zuerst *Faniska* geschrieben

b) sieht aus wie noch

15/16 a) Die Einträge begannen, unter Verwechslung mit dem 17., mit Pr resp. Probe vo<m> Baum; beides dann mit dem Finger verwischt

15 b) natürlich verschrieben; wohl für „Russen“

('Tag in der Hauptſtadt'

17] [Mi

Probe des 'Baums der Diana'
gemüthl[iche] St[immung;] fleißig komponirt
Eichelkraut —
Völliger Abzug der Franzoſen

18] [Do

Dies

Brief nach Bamberg und Königsberg

19] [Fr

ordinarii

[a]'Käſtchen mit der Chiffer'

20] [Sa

atque

in Politicis Stille

21] [So

miserabiles ·

Mißlungene Darſtellung der 'Faniska'
Aergerlicher Auftritt deshalb.

22] [Mo

VM. Probe — NM. bey Seconda unſeres Benefizes wegen | Abends Eichelkraut — ziem-

---

19 a) Hier, gestrichen: Mißlungene Darſtellung der *Fani[ska]*; dieser Eintrag und die folgenden sind erst am 23. gemacht (zunächst waren für den 18.—22. nur die lateinische Gesamtcharakteristik mit einem liegenden Kreuz am Schluß [unterm 22.] eingetragen; darauf ist das einzelne nachgeholt)

lich gemüthliche Stimmung — Danzig ſoll <über> ſeyn

23] [Di

Nachricht daß wir nach Leipzig gehen. Gleichgültige Darſtellung der ‘Müllerin’

24] [Mi

V. M. und N. M. Probe des ‘Dorfs im Gebürge’ als BenefizVorſt[ellung] für die Geſ[ellſchaft] | höchſt beſchwerlicher Tag — triſte St[immung.]

25] [Do

Probe des ‘Dorfs im Gebürge’ — Gel[u]nge[ne] Vorſtellung — miſerable Einnahmen

Kränklich

26] [Fr

Krank zu Hauſe — jedoch das Mährchen „Der goldne Topf“ mit Glück angefang[en]

27] [Sa

dito zu Hauſe — am Mährchen mit Glück gearbeitet

28] [So

V. M. zu Joſeph gegangen

Abends Vorſtellung des ‘Dorfs im Gebürge’

ziemliche St[immung]

29] [Mo

Probe des ‘Baums der Diana’ — ſehr gemüthl[iche] St[immung] — Abends am Mährchen gearbeitet | ſodann in der gemüthlichſten St[immung] bey Eichelkraut

30] [Di

Probe der ‘Schweizerfamilie’ — Nachh[er] mit Keller ins Weinſtübchen — ſchlecht bekommen — kränklich | Abends Vorſt[ellung] der ‘Sch[weizerfamilie’;] gelungen bis auf ein Duett das umgeworfen wurde — höchſt ärgerliche St[immung] deshalb — infame Nacht —

December 1] [Mi

V. M. Probe vom ‘Baum der Diana’ — Gemüthliche St[immung] — N. M. und Abends bis $9^{1}/_{2}$ Uhr fleißig und mit Glück am Mährchen gearbeitet

2] [Do

dito am Mährchen in gemüthlicher St[i]m[mun]g gearbeitet

3] [Fr

dies ordin[arius.] ‘Wagen gewinnt’ aufgef[ührt] mit Glük

4] [Sa

dito

5] [So

Vorſtellung des ‘Feſts der Winzer’ — ziemlich gemüthl[iche] St[immung.]

6] [Mo

‘Der Waſſerträger’

7] [Di

‘Faniska’ — (gelungene <Vo>rſtellung[a]) — ungemüthliche St[immung,] weil Morgen noch

---

Dec. 7 a) oder Darſtellung

geſpielt werden ſoll (Geld von Seconda erhalten | und zw[ar] 12 rth)

[Mi 8]

W. [M.] Probe der ‘Wegelagerer’ — N. M. zur Reiſe eingepackt. Abends ſehr gelung<ene> Vorſtellung derſelben

[Do 9]

Morgens Abreiſe nach Leipzig im ziemlich bequem[en] Wagen mit Neumann | gleichgültige St[immung.]

[Fr 10]

Unterweges — Abends 6 Uhr in Leipzig ganz kleines Logis en Miniature bezogen

auf Reichardts Kaffeehaus | ziemlich gemüthl[iche] St[immung.]

[Sa 11]

Früh Morgens bey Seconda — Eſelhaftigkeit deſſelben — ſonſt gut <abgelaufen> —

Von Haertel 15 rth erhalten — ganz fatale<r> Brief von Morgenroth — der Auslagen wegen die er machen ſoll[te]

[So 12]

Probe des ‘Käſtchens mit der Chiffer’ — Abends gelung<ene> Vorſtellung deſſelben. —

[Mo 13]

An Morgenroth <. .[a]> Fridrd'or geſchickt

---

13 a) Statt einer Zahl (offenbar absichtlich) ein sinnloser Schnörkel

An der Abſchrift des Mährchens geſchrieben ſonſt dies ordin[arius.]

14] [Di

Dies ordin[arius] — am Mährchen geſchrieben

15] [Mi

V. M.[a] Probe des 'Feſtes der Winzer' — Abends gelungene Vorſtellung —[b]

(Idee einer Brochure)

16] [Do

V. M. Probe von 'Waſſertr[äger]' und 'Baum der D[iana]'

Abends — die 'Viſion auf dem Schlachtfelde bey Dresden' angefangen — bey Keller in gemüthl[icher] St[immung.]

17] [Fr

Probe des 'Waſſerträger' — Gage von 13 rth. erhalten | Abends gelungene Vorſt[ellung] desſelben — Nach dem Theater die 'Viſion' mit Glück beendet —

(Eine gewiſſe regulaire LebensArt zu mei[ner] Freude angefangen

18] [Sa

Probe des 'Baums der Diana'

N. M. Gearbeitet

---

15 a) Hier, gestrichen: Vorſt[ellung]

b) Hier, gestrichen: *Keller* (Verwechslung mit dem folgenden Tage, also nachträglich eingeschrieben)

19] [So

V. M. Ge[a]rbeite[t] [a] Rezenſion | N. M. in ei[ne] abſcheul[ige] ängſtliche Stim[mun]g gerathen wegen der Oper: 'Die Schweizerfam[ilie]' ohne Probe — nachher ging ſie gut — Abends bey Keller viel ruſſiſchen Punſch getrunken.

20] [Mo

V. M. Probe des 'Dorfbarbier' und 'Baums der Diana'. N. M. Gearbeitet an der Rez[enſion] des Bergtſchen Orat[oriums] und geendigt Abd ungemüthliche Vorſt[ellung] des 'Dorfbarbiers'

21] [Di

V. M. QuartettProbe des 'Baums [der Diana]' —

Rez[enſion] nebſt Muſik[alien] abgeſchickt an Haertel

Brief von Kunz erhalten nichts beſond<ere>s darinn

22] [Mi

Ganze Probe des 'Baums' — Gelungene Aufführung deſſelben — ſonſt nichts beſond<ere>s

23] [Do

dies ordin[arius] — ChorProbe der 'Faniska' | Abends äußerſt angreifende Probe der 'Faniska' — Abgeſpante triſte St[immung] — bey Reichardt

---

19 a) Hier ein N., das offenbar nicht gelten soll (der Bericht über den Nachmittag sollte wohl schon kommen)

24] [Fr

Probe der ‘Faniska’ — Große Feyer des AlexanderTages — Gemüthliche St[immung] | Abends gelungene Vorſtellung der ‘Faniska’ — Freude über die überwund‹ene›n Schwürigkeiten — Illumination mit mehrentheils lächerlichen Inſchriften

25] [Sa

Zu Hauſe — Gearbeitet —

Elsnerſche Duverturen rezenſirt —

26] [So

V. M. Gearbeitet — Abends Vorſtellung des ‘Baums der Diana’

27] [Mo

V. M. Ganze Probe des ‘Dorfs im Gebürge’ | Abends gelung‹ene› Vorſtellung deſſelben

28] [Di

Beſuch bey Haertel — ihm die Rezenſ[ion] der Duverturen gebracht

an Kunz geſchrieben wegen der Brochure und ihm die Viſion nebſt dem erſten Brief geſchikt

29] [Mi

V. M. Probe der ‘Wegelagerer’ — Abends gelung‹ene› Vorſtellung derſelben. Bey Reichardt

üb[ri]g[en]s dies ordin[arius.]

30] [Do

QuartettProbe von der ‘Müllerin’ —

Gerſtäcker erkrankte, deshalb wurde der 'Dorfbarbier' gegeben.

31] [Fr

V. M. Beſuch bey Rochlitz. Abends an der Abſchrift des Mährchens geſchrieben und aufs Neue gefunden daß es gut iſt. —

Spät bis halb 2 Uhr bey Keller gepunſcht | jedoch ohne eigentlich gemüthliche Stimmung — noch ſind die verlaſſenen Freunde in keiner Art erſetzt — und von dieſer Seite kein Genuß zu erwarten — Der Punſch war erbärmlich und die Geſellſchaft triſt! — Adolph Wagner — ein gebildeter Mann — ſpricht 1700 Sprachen — aber es will nicht recht paſſen —

— So hätt ich denn ein höchſt merkwürdiges Jahr beſchloſſen! — Was wird das Neue bringen? Ich will hoffen — Gutes! —

[Innen auf dem Hinterdeckel:]

Steinaker

ſ. 1814.

In nomine domini!

Memorabilia[a]

Januar 1 Sa[a]] Krank — ungemüthlich geſtimt — des geſtr[igen] Abends wegen | Probe des 'Waſſerträger' — Abends abſcheulige Darſt[ellung] deſſelb[en] | Hr. Neuman als Armand[b] — dies tristis

2 So] Zu Hauſe — N.M. Kaffeehaus — Abe[n]ds zu Hauſe — 'Milo's des gebild[eten] Affen Brief' mit Glük angefangen

---

a) als Überschrift auf der Rückseite des Durchschußblattes; als Gegensatz dazu hinter dem Kalender *Memoranda* (s. S. 266)

Jan. 1 a) Dieser Eintrag sowie der darüber stehende Segensspruch ausnahmsweise auf der Vorderseite des Durchschußblattes; auf der eigentlichen Notizenseite unterm 1. statt dessen der Verweis

videatur auf der and[eren] Seite

b) Davor, gestrichen: Waſſertr[äger]

2. 'Milos Brief' für die 'M[uſikaliſche] Z[eitung]' — übrig[en]s gemüthl[iche] St[immung] | im Th[eater] 'Ein Tag in der Hauptſtadt'.

3 Mo] V.M. Probe des 'Sontagskindes' — der 'Jagd' — 'Geheimniß' —

3. 'Mil[os] Brief' geendigt u[nd] zw[ar] mit Glück — ziemlich gemüth[lich,] jedoch kränklich un poco

4 Di] V.M. Probe N.M. Vorſt[ellung] des 'S[onntags]K[indes]' dies ordin[arius] nichts gearb[eitet.]

4. 'Milos Brief' an Rochlitz geſendet.

5 Mi] V.M. Probe [vom] 'Geheimniß' 'Die Automate' für die 'M[uſikaliſche] Z[eitung]' angefangen

6 Do] 'Die Jagd' — an den 'Aut[omaten]' gearbeitet. — großer Fleiß!!

7 Fr] 'Wagen gewinnt'. Bis 12 Uhr Nachts an den 'Aut[omaten]' gearbeitet in gemüthlicher St[immung.] — Brief von Speier

7. Brief von Speier

8 Sa] Probe der 'Virtuosi amb[ulanti]' — 'Käſtchen mit der Chiffer' — Abends im Kaffeehauſe — Wenig gearbeitet — gemüthl[iche] St[immung.]

8 Miethe a 5 rth 12 g gezahlt. — 13 rth Gage erhalten

9 So] Probe des 'Pumpernikel' — Aufführung — dito wenig gearbeitet

10 Mo] Probe 'Virt[uosi] amb[ulanti]' — 'Baum der Diana' — gearbeitet

11 Di] Probe der 'Faniska' — gel[ungene] Auff[ührung.] Unangenehmer Brief von Kunz Ungemüthliche Stimmung

11. Brief von Kunz.

Das tägliche Spielen wird mir im höchſten Grade zu[r] Laſt — die daraus folgende ungemüthliche St[immung] ſteht mei[n]e[n] hohen Zwecken entgege[n] — ſchon ſeit 8 Tagen ſchlafe ich unruhig und bin von ängſtlichen Unglück weiſſagenden Traümen geplagt — übrigens lebe ich fortdauernd wie ein Anachoret — ohne Mittheilung | ohne Freunde! —

12 Mi] 'Fanchon' Gearbeitet an den 'Autom[aten]' mit Glük

13 Do] 'Die Schweizerfamilie'
14 Fr] 'Die Müllerin'
dies ordinarii — jedoch an den 'Aut[omaten]' gearbei[tet.]

15 Sa] Probe der 'Virt[uosi] amb[ulanti]' — Abends die 'Aut[omate]' geendigt | Keller bey mir — Groc getrunken — gemüthliche St[immung.]

D. 15. Dem Barbier gezahlt 10 g

16 So] ‘Feſt der Winzer’ — dies ordin[arius.]

D. 16. ‘Die Automate’ an Rochlitz geſendet

17 Mo] Probe der ‘Virtuosi [ambulanti]’ — Rochlitz ſendet die ‘Automat[e]’ zurük zum Auszug — Abends bey ihm — ſodann zu Hauſe

17 retour erhalten zu[m] Auszug fü[r die] ‘M[uſikaliſche] Z[eitung]’

18 Di] Probe — Abe[n]ds geleſen — nichts gearbeitet

19 Mi] Probe [vom] ‘KoſakenOffizier’ — ‘Automate’ fertig gemacht

19 dieſen Auszug fertig gemacht

20 Do] Probe wie gewöhnlich — an Rochlitz den Aufſatz geſendet

D. 20 an Rochlitz den Aufſatz geſendet

21 Fr] Probe wie gewöhnlich — ‘Dorf im Gebürge’ — dies ord[inarius.]

22 Sa] Probe — N.M. in der ‘Linde’ — Abends bey Keller | Nichts gearbeitet

23 So] Früh bey Seconda, im Hotel de Bav[ière] ⧗ ‘Pumpernikel’

24 Mo] Früh Krankheitshalber zu Hauſe — dann die 5te Vigilie des Mährch[ens] gemacht — Keller bey mir zum Punſch. Gemüthlicher Abend.

24 gemüthlicher GeburtstagsAbend — ſich in eigner Glorie geſonnt und was auf ſich ſelbſt geh[alten.]

25 Di] W.M. Probe. Abends die 6^{t} Vigilie gemacht — gemüthl[iche] St[immung.]

25 von Rochlitz Recensenda erhalten | Die 6^{t} Vigilie gemacht.

26 Mi]

27 Do] Der Kaiſerin zu Ehren ‘Faniska’ — ungemüthliche St[immung.]

28 Fr]

29 Sa] Probe — Zu Wein — un poco exaltato <......[a]>

D. 29^{t} 14 rth Gage erhalten

30 So] ‘Fanchon’ — ungemüthliche St[immung.]

dies ordinarii

31 Mo] zu Wein — unangen[e]h[mer] Auftritt mit Seconda — Eſelhaftigk[eit] | <.......[a]> — Kauerin hat einen[b] Wechſel cedirt — triſte Stimmung

D. 31 ‘Camilla’ aufgeführt zum Beſten der Geſellſch[aft].
13 rth 6 g erhalten

---

29 a) Sieht aus wie ſimten oder Amten

31 a) Sieht aus wie urgenlh. Nicht unmöglich sind die Lesungen ungem[ü]th[lich] und ärgerl[ic]h

b) Diese Lesung sehr wahrscheinlich, obwohl das Wort zunächst wie mir aussieht

Februar[a] 1 Di] Probe <.. ....:[a]> ‘Entführung’ — dies ordin[arius]

2 Mi[a]] dito — Abends der ‘Waſſerträger’ — ziemlich gelungene Auff[ührung] — nichts gearb[eitet.]

D. 2 Brief nach Koenigsberg wegen 200 rth

3 Do[a]] Probe

4 Fr[a]] Probe — ‘Entführung aus dem Serail’ gerathene Darſt[ellung.]

Febr. a) Ganz oben auf dem Durchschußblatt stehen die räthselhaften Worte

<*Pill:* am Schrank> — er war böſe darüber daß er den Poſttag verſaümt

Das erste Wort könnte allenfalls auch als *P*[*ro*]*M*[*emoria*] gelesen werden

1 a) Nicht ganz unmöglich ist die Lesung u Vorſt: (— und Vorſtellung, wie unterm 9.)

2/4 a) Die Einträge für den 1. bis 5. sind nachträglich gemacht u. z. zuerst unter Verwechslung der Tage. Anscheinend stand unter dem 2. zunächst nur

dito —

unterm 3.

Probe — Auff: der Entfü[hrung]

unterm 4.

Probe — Abends am Mährchen gearbeitet

Unterm 3. ist vor Beendigung des Eintrags Entfü gestrichen und ersetzt durch

Waſſerträger — nichts gearb

Nachträglich ist aber auch das Wort Waſſer-

5 Sa] Probe. Abends am Mährchen geſchrieben

6 So] Morgens bey Reichardt zu Wein — nachher mißmüthig und krank. mißrathene Darſt[ellung] der 'Wegelagerer'

7 Mo] Probe — NM. die ſchwere achte Vigilie des Mährchens mit Glück geendigt — gemüthl[iche] St[immung.]

8 Di] Probe. N.M. u. Abe[n]ds die 10^{e} Vigilie mit Glük gemacht | Spät bey Reichardts

D.8^{t} Miethe gezahlt und Aufw[a]rt[ung] <mit> 6 rth 12 gg

9 Mi] Probe der 'Zauberflöte' — Abends mißr[athene] Vorſt[ellung] jedoch bloß auf dem Theater. gemüthl[iche] Stimmung

10 Do] Probe der 'Virtuosi amb[ulanti]' — Abends bey Rochlitz ſich einigermaßen gelangweilt — nichts gearbeitet

---

träger gestrichen; in den Raum für den 2. ist hinter *dito* — gesetzt

Abends der Waſſerträger — ziemlich gelungene

und der Eintrag zum 3. von Auff: an ist durch einen dicken schrägen Strich dazugezogen. Das der hat H. vergessen zu streichen. — Unterm 4. ist dann alles außer Probe — gestrichen und dafür hingeschrieben, was wir oben wiedergeben

11 Fr] Vorſtellung der 'Virtuosi ambulanti'

12 Sa] Probe dies ordinarius

13 So] Morgens bey Reichardts ⊻ — Abends 'virtuosi am[bulanti]'

14 und 15] Fleißig gearbeitet

15 Mo] Vollendung des Mährchens mit Glük bey Punſch

Den 15 das Mährchen 'der goldne[a] Topf' geendigt und zwar mit Glück in voller Gemüthlichkeit beym Glaſe Punſch den mir die Frau bereitet —

16 Mi] 'Sargino'

17 und 18] dies ordinarii

18 Fr] 'Entführung aus dem Serail'

19 Sa] ‹Probe .. ..› — N.M. ‹..› 'Camilla'[a]

---

15 a) Diese Lesung (nicht goldene) ergiebt sich mit Sicherheit aus dem Vergleich dieses d mit den anderen d dieses Eintrags. Kunz druckte dann auf dem Schmutztitel goldene Topf, im Text jedoch anscheinend immer die verkürzte Form (z. B. 127, 3. 138, 2. 14. 139, 9. 167, 17. 174, 8. 186, 7. 187, 3. 215, 17. 230, 7. 231, 14. 236, 1. 264, 8. 267, 3. 269, 1. 271, 8), die dann, offenbar auf Hoffmanns Wunsch, 1819 auch in der Ueberschrift wiederhergestellt wurde. Der Titel des Märchens ist in unserer Briefausgabe danach zu verbessern

19 a) Nach Analogie der Einträge für den 21.—26.

20 So] Vorſtell[ung] des 'Sargin' — dies ordin[arius.]

21 Mo] Probe V. u. NM. dies ordin[arius.]

22 Di] Probe V. u. N. — Brief aus K[önigsberg]. Gemüthl[iche] St[immung].

D. 22 Ganz un[er]wartet Brief von Königsberg mit 189 rth — und es wird mir die MuſikDirektor-Stelle in Königsberg angetragen, die ich aber nicht anzunehmen beſchloſſen.

23—26] Höchſt beſchwerliche unangenehme abſcheulige Zeit, V. u. N. Proben von 'Camilla' — 25. Zank mit Seconda

26 Sa] Aufkündigung!!

26 Heute hat mir Seconda die Stelle aufgekündigt — conſternirt — ich mußte Abends in die Probe von 'Camilla' mit unbeſchreiblichen Gefühlen | m[e]i[ne] ganze Carriere ändert ſich abermahls!! Den Muth ganz ſink[en] laſſen —

27 So] Nach ei[ner] böſen Nacht Probe von 'Hieron[ymus] Knicker'

---

könnte man rathen auf Probe Vormittag und N.M. von Camilla — die Lesung Vormittag und ist aber graphisch kaum möglich

28 Mo] 'Camilla' gute Aufführung — äußerſt angenehmes Billett von Rochlitz über das Miserere — ſich ganz ermuthigt. —

März 1 Di] Ruhetag — ziemliche Stimm[un]g

2 Mi] V.M. verdrießliche Probe — N.M. ſehr krank geworden | Gliederreißen — Bruſtſchmerzen — ſich ins Bette gelegt — Doktor Kluge

3 Do oder 4 Fr[a]] Krank im Bette — große Schmerzen

D. 4^{t} das Mährchen endlich fertig abgeſchrieben und den Brief an Kunz fertig gemacht — Recht gute Laune der Schmerzen unerachtet — ſich ganz der Zukunft wegen ermuthigt —

Idee zu dem Buch 'Die Elixire des Teufels'

5 Sa] Mährchen abgeſendet — Zeichnung für Baumgaertner gemacht. Die 'Elixiere des Teufels' angefangen

6 So] An der Zeichnung gearbeitet — Abe[n]ds 'Elixier[e] des Teufels'

7 Mo[a]] Dito fertig gemacht — an Baumg[aertner]

März 3/4 a) Nach der Art der Eintragung zum 4. gehörig; nach dem Eintrag auf dem Durchschußblatt [s. u. das Eingerückte] möchte man den Text auf den 3. beziehen

7/10 a) Nachträglich eingetragen mit Correcturen.

7. an Mahlmann wegen der ‘Eleg[anten] Z[eitung]’.

8 Diª] Zu Hauſe Gearbeitet Rochlitz bey mir
8 an Baumgaertner die Zeichnung geſchickt

9 Miª] Dito Baumg[aertner] nimt die Zeichnung für 4 rth

10 Doª] Zum erſtenmahl ausgegangen
10 wieder ausgegangen — Seconda getroffen und ſich wieder ſehr geärgert — Es iſt mir jetzt höchſt wünſchenswerth, daß dies infame Verhältniß aufhört, welches mich um alle Ruhe und Allen heitern Sinn bringt —[b]

11 Fr] Den ganzen Tag zu Hauſe geblieben [und] gearbeitet

Unterm 7. steht hinter dem von uns wiedergegebenen ein Gedankenstrich und, gestrichen, Elix[iere]; unterm 9. waren hinter *Dito* die Worte gesetzt Rochlitz bey [mir], die dann gestrichen sind, da der Besuch schon am 8. stattgefunden hatte; der Eintrag für den 10. war bis in den zweiten Buchstaben des letzten Wortes wieder durchgestrichen, die Streichung ist dann aber durch daruntergesetzte Punkte rückgängig gemacht

10 b) Dahinter, mit dem Finger ausgewischt, <ich>; das Wort ist dann durch einen Punkt ersetzt

12 Sa[a]] M[orgens] gearbeitet — Reichardt — 14 rth Gage erh[alten].

13 So[a]] Zu Hauſe gez[i]chn[e]t. ‘Elix[iere des T[eufels]’.

14 Mo] Morg[ens] Carrikatur gezeichnet — Abends Rochlitz

14 ich gewöhne mich imm[e]r mehr an den Gedanken m[e]i[ne]s Unfalls mit Sec[onda;] aber doch werde ich eine gewiſſe Unruhe des Geiſtes nicht loß die mich recht ſehr quält und vorzüglich meine dichteriſchen Arbeiten ſehr erſchwert. — Wie wird es noch werden! — Es fehlt mir zuweilen an Muth, und dann verzweifle ich an mir ſelbſt.

15 Di] Carr[ikatur] ausgemahlt — ſonſt faul

16 Mi] Carrik[atur] abgeſendet — ſonſt faul — bey Wagner | Abends kränklich und zu Bett — jedoch gute St[immung.]

16. Billett von Rochlitz worin er mir viel Aufträge für die ‘muſik[aliſche] Z[eitung]’ macht. Billett vom Advokaten Müller wodurch[a] ich Mit-

---

12/13 a) Wohl auch nachträglich eingetragen; hinter unserm Text vom 13. stand zuerst, nach einem Gedankenstrich, *Reichardt*; das Wort ist dann durchstrichen

16 a) Zuerst anscheinend wori[n]; dann zwischen r und i ein d eingeschoben und rch

arbeiter an der 'Eleg[anten] Zeit[ung]' werde

17 Do] Gearbeitet — ſonſt dies ordin[arius.]
Den 17 Brief von Kunz mit erfreulichen Dingen

18 Fr] Rez[enſion] der Reichardtſchen Sonate — 'Elixiere des Teufels' | von Baumg[aertner] Honorar erhalten ſich ſehr gefreut

19—27] In dieſer Woche die Karrikatur: 'The exequies of the universal Monarchy' gemacht und für 5 rth[a] an Joachim verkauft. — Bekantſchaft mit Adolph Wagner enger geſchloſſen — Sonſt abwechſelnde Stimmung —

26 [Sonnabend] an Kunz geſchrieben und das Bild Carls des Großen geſchickt

[Dazu hinten, in den Memorandis, folgenden Auszug aus dem 23. Capitel von Einhards 'Vita Karoli Magni':]

Vestitu patrio, hoc est, Francico utebatur | ad corpus camisiam lineam, et foeminalibus lineis induebatur: deinde tunicam, quae limbo serico ambiebatur | et tibi-

---

am Schlusse angefügt, sodaß eigentlich worbirch dasteht

19/27 a) Dahinter, geſtrichen: verk[auft] alia: tum fasciolis crura, et pedes calicamentis[b] constringebat et ex pellibus lutrinis thorace confecto humeros ac pectus hyeme muniebat | Sago Veneto amictus et gladio semper accinctus, cujus capulus ac baltheus aut aureus aut argenteus erat: aliquoties et gemmato ense utebatur[c]: quod tamen non nisi [in] praecipuis solennitatibus, vel siquando exterarum gentium legati venissent faciebat | Peregrina vero indum[enta] pp[d]

---

26 b) Statt *calciamentis*: ebenso nächste S. Z. 2. Vielleicht fand H. die falsche Schreibung schon in seiner Vorlage. Daß er einen alten Druck benutzt hat, ergiebt sich schon auf den ersten Blick aus den veralteten Schreibungen *foeminalibus* und *hyeme*; die Ausgaben des 19. Jahrhunderts [auch die von Fouqué benutzte von Bredow (Helmstädt 1806)] weichen aber auch im Wortlaut ab, lesen z. B. statt *solennitatibus* beide Male *festivitatibus*. — Den Schlußsatz seines Auszuges citirt H. (ebenfalls mit der Schreibung *calicamentis*) in dem hier erwähnten, aber vom 24. datirten Briefe an Kunz (Briefwechsel S. 207; ebenda Note 22 über Bredows Ausgabe)

c) Die letzten fünf Worte versehentlich wiederholt und dann gestrichen

d) Den folgenden Satz Einhards (daß Karl

> In solennitatibus veste auro texta et calicamentis[e] gemmatis et fibula aurea sagum adstringente: diademate quoque ex auro et gemmis ornatus incedebat.[f]

28—31] dito — ohne Merkwürdigkeiten

April 1 Fr] Dies ordin[arius]

2 Sa] Billett von Seconda — ich ſoll nach Dresden ſogleich geantwortet

3 So] Mit Wagner ſpazieren gegangen, nachher bey mir zum Thee — gemüthl[iche] St[immung]

4 Mo] V.M. die 1^{t} Abth[eilung] der 'Elix[iere]' geendigt — N.M. Spaziergang — Abends ſich zur Compoſit[ion der 'Undine]' ermuthigt.

5 Di][a]

---

nur zwei Mal, zu Ehren von Päpsten, in Rom römische Tracht, darunter eine *longa tunica*, angelegt habe) läßt H. mit Recht weg. Er copirt daraus nur noch die Worte

— *longa tunica*

die er dann aber wieder streicht

e) s. Note b

f) Einhards Schlußsatz, daß Karl an gewöhnlichen Tagen sich einfach getragen (*habitus parum a communi ac plebeio abhorrebat*) läßt H. fort!

Apr. 5 a) H. hatte das *d* des üblichen *dies ordinarius* hingeschrieben, hat dann aber nicht weitergeschrieben — sei es aus Platzmangel

6 Mi] Gearbeitet

7 Do] Gearb[eitet] an den 'Elix[ieren]' — 'Undine' — Brief von Speier

Den 7ten Brief von Speier erhalten

8 Fr] V.M. Elix[iere.] N.M. Spazierg[ang] mit Wagner —

9 Sa] Nachricht von der Einnahme von Paris inbrünſtige Freude

10 Oſterſonntag
11 Oſtermontag
12 Oſterdienſtag

Feſttage — Illuminat[ion] täglicher Kanonendonner — Detroniſat[ion] des Kaiſers und <andere vorzügliche Nachrichten>

13 Mi] Brief aus Königsberg

D. 13^t Brief aus Königsberg vom 4 Aprill

14 Do] Carricat[ur] gezeichnet —

15 Fr] Des Morgens krank geworden und den ganzen Tag <nichts gethan> — Carric[atur] an Baumg[aertner] geſendet.

16 Sa]

Den 16^t Brief nach Koenigsberg

17—23] Den erſten Theil der 'Elixi<re> des T[eufels]' vollendet.

24—30] Alle Tage unausgeſetzt an den 'Elixiren des Teufels' abgeſchrieben

---

infolge des vorigen großen Eintrags, sei es weil das Gearbeitet des 6. auch mit für den 5. gelten sollte

Mai 1—4 oder 5] endlich die mühſame Abſchrift vollendet

6 Fr] Unangenehmes Billett von Rochlitz der mir abſchlägt für den Verlag zu ſ…[a]

7 Sa]

D. 7^{r} aus Konigsberg 100 rth [und] von Mahlmann Honorar à 15 rth 15 gg — Große Freude

8 So] Mittags mit Wagner <be[y]> Kunze gegeſſen | 'Blandina' angefangen

D. 8 Nachrichten von Kunz durch Wagner | 'Blandin[a]'

9—19] Gearbeitet mit Glük und Zufriedenheit

18 Mi[a]] Bekantſchaft mit Burmeiſter

19 Do[a]] Den erſten Akt der 'Blandina' mit Glük geendigt[b]

20 Fr] Den 'Revierjäger' angefangen

21 Sa] gearbeitet

22 So] den ganz[en] Tag faul ohne zu arbeiten

Mai 6 a) Kurzes Wort (etwa wie ſeyn, nicht wie ſchreiben)

18/19 a) Die Einträge sind in den Raum für den jeweilig vorhergehenden Tag geschrieben und erst nachträglich zum 18. resp. 19. gezogen. Für den 19. war zuerst die Silbe So hingeschrieben, die dann stehen gelassen ist

19 b) Davor, gestrichen: angefangen

23–31[a]] Am ‘Revierjäger’ und der ‘Blandina’ mit Glük gearbeitet

Juni 1 Mi] Den ‘Revierj[äger]’ beendigt [Auf der Vorderſeite des Durchſchußblattes:] D. 1^{t} den ‘Revierj[äger]’ beendigt

4 Sa] An Kralowski und Keller geſchrieben

8 Mi] Brief an Hitzig mit den ‘Elixieren des Teufels’

11 Sa] Brief an Cotta und nach Koenigsberg

12–18] ‘Undine’ — ‘Muſik[aliſche] Z[eitung]’

15 Mi] Aufſatz für die ‘M[uſikaliſche] Z[eitung]’ an Rochlitz geſendet

17 Fr] Die große Szene Akt 2. der ‘Undine’ vollendet

18 Sa] Brief nach Koenigsberg

20/21 oder 19—30] An ‘Undine’ comp[onirt] mit Glück.

25 Sa] Brief von Hitzig mit tröſtlichen Nachrichten

29 Mi] Brief <von[a]> Hitzig

23/31 a) Der Eintrag steht ohne Klammer in dem Raum für den 24.—26., bezieht sich aber offenbar auf den ganzen Rest des Monats: s. u. den nächsten Eintrag

Juni 29 a) Sieht eher aus wie an. In dem Falle müßte Hitzig den Brief weitergegeben oder verloren haben; in seiner Biographie theilt er kein Wort daraus mit

30 Do] 'Undine' II Akt geendigt

Juli 1—5] Gearbeitet an dem Aufſatz über KirchenMuſik

6/7] Zwey denkwürdige Tage! — Am 6^t erſchien ganz unerwartet Hippel in L[eipzig] — ganz der Alte! — ſagte mir die Anſtellung in Berlin augenblicklich zu — ſchenkte mir eine[a] goldne RepetirUhr etc etc —

11 Mo] 20 rth von Haertel

12 Di] 160 rth aus Königsberg erhalten

Auguſt 5 Fr] Die Comp[oſition] der 'Undine' völlig beendigt.

8—10] 'Die Schlacht bey Leipzig' auf Beſtellung für Baumgärtner komponirt unter dem Nahm[en] Arnulph Vollweiler

11—16] Dies tristes

[Im Kalendarium links unterm 15. das vorgedruckte Wort Napoleon von Hoffmann dick durchſtrichen!]

17 Mi] Brief nach Koenigsberg

19 Fr] Brief von Hippel erhalten — Hoffnung zur Anſt[ellung] im Juſtizdienſt

20 Sa] Brief an H[ippel,] Kircheiſen — Diederichs

Juli 6/7 a) nicht ſeine (wie Hitzig liest); der Strich vor eine gehört zu dem letzten Buchstaben von Anſtellung in der Zeile darüber

21—31] Dies tristes — Unthätigkeit — entſtanden aus ſeltſamen Traümen | Der innere Poet arbeitet und überflügelt den Criticus und den aüßeren Bildner — romantiſche Stimmung Rückſichts des Kätchens, die aufwacht | lebendig wird und ihr altes Recht behauptet mich mit Fantasmatis zu befangen — So wurde der Monath beſchloſſen

September 2 Fr] Schreiben des Großkanzlers[a] worin er Erklärung verlangt ob ich Rath oder nur Sekret[är] werden will

---

Sept. 2 a) Seit 1747 hatte der jeweilige Leiter der preußischen Justizverwaltung (zuerst Cocceji) den Titel „Großkanzler und *chef de justice*“ geführt; als Hoffmann 1806 sein Richteramt verlor, führte Goldbeck diesen Titel (vgl. o. S. 15 Z. 2 sowie 'Hoffmann und Hippel' S. 192 Mitte und 251 unten). Als jedoch 1810 Hardenberg die Staatsleitung übernahm, beanspruchte er den Titel Kanzler (Staatskanzler) für sich; der neu ernannte Chef der Justizverwaltung, Friedrich Leopold von Kircheisen (den Hoffmann hier meint, dem er am 20. geschrieben hatte und dem er nunmehr am 5. antwortet), mußte sich mit dem Titel „Wirklicher Geheimer Staats- und Justizminister“ begnügen (Stölzel, Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung I, XXXIV f. II. 183. 399. 415/20 [S. 416 ist statt „137 Jahren“ „63 Jahren“ zu lesen]) noch 2 oder 3] An Rochlitz die Rez[enſion] der Riemſchen Geſänge geſchickt

4 So] ſchlampampt

5 Mo] Brief an Kircheiſen — Diederichs — nach Königsberg

10 Sa] Brief aus Königsberg ohne Aſſig[nation,] unerachtet ſie beyliegen ſollt[e] — gleich geſchrieben.

11 und 12] Dies tristes

13 Di] Brief aus Königsberg mit Wechſel auf 231 rth

14 Mi] Den Wechſel ausgezahlt erhalten — lüderlicher Tag Abends Wagner bey mir

D. 14 Bekanntſchaft mit Apel und auf unangenehme Weiſe getaüſcht worden, indem er in ei[ner] vornehmen Geſchäftigkeit befangen war.

[Hinten unter den Memorandis:]

Den 14 erhal[ten]

231 rth 15 g —

14	Zur Ausgabe —	15[a] rth
15	— Der Frau zum Kleid	20 rth
16	„ „ „ —[a]	5 rth
17	— — — ——	5 rth
20	„ — — ——	7 — 2
		[Groſchen]

---

14 a) Geändert aus 10

16 a) Die Striche gehn aus der senkrechten Form allmählich in die wagerechte über und sollen

24 Sa] von Leipzig abgereist.

26 Mo] in Berlin angekommen — bey Matthiew[a] abgeſti[e]g[en.]

27—30] Hitzig — Fouqué ken[n]en gelernt | Sängerinnen[a] Marcuſe — fröhlich und guter Dinge

October 3 Mo] 100 rth ausgezahlt erhalten.

4 Di] das Logis in der franz[öſiſchen] Straße bezogen[a]

---

wohl nur die Tag- und Geld-Angabe verbinden, nicht „desgleichen“ bedeuten. Aehnlich unterm 20.

26 a) Der Wirth zum 'Goldenen Adler' (dem großen Gasthof am Dönhof'schen Platze, auf den drei Grundstücken Jerusalemer Straße 36, 37 und Leipziger Straße 50), bei dem Hoffmann auch 1807 abgestiegen war, heißt im officiellen Adreß-Kalender auf 1806 (S. 261) und in Hoffmanns nächstem Tagebuch (unterm 23. Januar) Matthieu, in Sachs' Wohnungs-Anzeiger von 1812 (S. 183. 186. 189) und in Kunzens Druck von Hoffmanns 'Abentheuern der Sylvester-Nacht' (Fantasiestücke IV 40, 3) wohl correcter Mathieu

27/30 a) Davor gestrichen: *Marcu*

Oct. 4 a) Der Eintrag ist nachträglich gemacht. Hoffmann hatte vorher zum 5. das L geschrieben, dies dann aber mit dem Finger verwischt

Memoranda

[I. in Leipzig:]

[1*] Musicus Fuchs | Peterſteinweg No 816

[2*] InſtrumentenMacher Korday in der Ritterſtraße |

[3] VerſorgungsComtoir No 622 Gewandgäßchen — Magiſter Schoen

[4. Auszug aus dem 23. Capitel von Einhards 'Vita Karoli Magni': ſ. o. unterm 26. März.]

[5. Einnahme und Ausgaben 14.—20. September: ſ. o.]

[II. in Berlin, vom 26. September an:]

[1] Hutmacher Pfeil | Große Fridrichsſtraße No 85 [zwiſchen] Behrenſtraße und Linden

[2] Herr von Herr | Mohrenſtraße No 15

[3] Stromberg

[4. Eine Rechnung in drei Theilen:]

[a) anſcheinend eine Addition:]

60
48
———
8 [unvollſtändig hinzugeſchrieben ſtatt 108]

[b) Multiplication von 200 mit 60 und Diviſion des Products durch die (in a gewonnene) Zahl 108:]

I 1 und 2 a) kreuzweise durchstrichen

200
60
108 | 12000 | 111
108
120
108
120
108
12

[c) eine Addition zu dem gewonnenen Quotienten:]

111 <rth>
89
200

[5. Eine zweite Rechnung, die möglicherweiſe mit der erſten zuſammenhängt: Diviſion von 222 (alſo dem doppelten Quotienten von 4 b) durch 5:]

5 | 222 | 44
20
22

6. 1815.[a]

Quod deus bene vertat!

Januar 1] [So

B. M. Krank — üb<.......... ....[a]>

Den ganzen Tag zu Hauſe. —

gearbeitet an der Erzählung.

2] [Mo

Abſchiedsſchmaus beym Mahler Veit mit Hizig — Chamiſſo pp Eichhorn u. ſ. w.

Mit Glück [.....[a]]

---

a) Die *agenda*, die H. diesmal meistens in den sonst für die Tagebuchaufzeichnungen reservirten Raum geschrieben hat, bringen wir gesondert am Schluß

Jan. 1 a) Man kann rathen auf übel *disp*[*onirt*] *ppp.* oder auch auf üble *Auspicien.* oder üble *Ausp: ppp.* oder üble *Asp*[*ecten*] *ppp.*, aber keine dieser Lesungen ist morphologisch überzeugend

2 a) Der Eintrag ist nicht beendet. H. wollte offenbar schreiben an der Erzählung gearbeitet (wie der Eintrag vom 6. zeigt, sind

[Mi
4]
300 rth aus Königsberg erhalten

[Do
5]
B. M Seſſ[ion] — Abends bey dem Pupp
— ſich ſehr ſchlecht amüſirt[a] oder vielmehr
en[nu]yi[r]t —

[Fr
6]
VM. und NM. die Erzählung für ‘Callott’ pp.
„Die Abentheuer der SylveſterNacht“ mit Glück
beendigt. Dann bey Manderloch<e[a]>

[Sa
7]
B. M. Abſchrift der Erzählung — N. M.
dito — dann bey der Levi — ſich gut amuſirt
— dann bey Manderl<oeh> mit Hitzig —
Chamiſſo und Dezel — con exaltazione

[So
8]
Den ganzen Tag Abſchrift der Erzählung
Abends ſpät bey Manderloehe

[Mo
9]
Abends bey Todt mit Cramer[a] ſich nicht
ſonderlich amuſirt — gleichgültige Stimmung

---

hier [wie am Tage vorher und nachher am 7., 8., 10., 13., 14.] die ‘Abentheuer der SylvesterNacht’ gemeint)

5 a) Hier ursprünglich Gedankenstrich als Schlußzeichen; statt dessen dann der berichtigende Zusatz

6 a) Gemeint ist der Cafétier A. Manderlee (1812 Unter den Linden 44)

9 a) Gemeint ist der Regierungsrath a. D. Wilhelm Krahmer, der kurz vor Hoffmanns

10] [Di

Am Mährchen geſchrieben — dann bey Mande<rlöh>

gleichgültiger Tag

11] [Mi

50 rth an Hitzig abgezahlt — mit ihm und Dezel herumgefahren, dann beym Pupp etwas 🍷 | N. M. geſchlafen Abends neue Bekantſchafft mit Seeligmann — id est der junge[a] Pupp —

12] [Do

An den Barbier 1 rth 8 gr. Courant gezahlt

Seſſion — Ab<ends> zu Hauſe — bey Manderloeh

13] [Fr

Abends Chamiſſo, Hitzig und Comteſſa[a] bey mir — Die Erzählung vorgeleſen —

Entſchluß des Romans en quatre — ſehr gemüthliche Stim[mun]g — Manderloeh

---

Weggang aus Posen Assessor an der dortigen Regierung geworden war, während Theodor Todt Justizcommissar daselbst war. Jetzt waren Todt und Krahmer beide Justizcommissare beim Berliner Stadtgericht und Notare. H. war bei jenem am 22. Februar, bei diesem am folgenden Tage zu Gast: s. u.; dort der Name richtig

11 a) Zuerst kleine

13 a) So auch 5. Februar und im Brief an Speyer 18. Juli; sonst immer richtig Contessa

[Sa
14]
Den Brief an Kunz mit der Erzählung an Speier abgeſendet — beym Pupp

Abends Manderloeh

Brief an Kunz

[So
15]
V. M. mit der Frau bey Schonert, dann beym Pupp. — N. M. Holzapfel — Abends Manderloeh

[Mo
16]
Vm. Seſſion — N. M. Holzapfel, alsdann bey Gropius — dan bey Manderloeh — Hitzig | ſehr gemüthliche Stimmung

Idee der Erzählung für die ‘Urania’: ‘die Fermate’ vollkommen ins Klare gebracht

(Aergerniß wegen <Warmuth . . b. d. F. St[a]>)
— das Votum erhalten[b]

[Di
17]
In der Nacht krank geworden an Diarrhoe und CatarrhFieber — den ganzen Tag deshalb nichts tun können.

---

16 a) Hinter dem Namen steht eine ganz fremdartige Chiffre; was auf diese folgt, ließe sich morphologisch deuten als b[ey] d[en] F[antaſie]St[ücken], doch läßt der Zusammenhang sich nicht errathen

b) Diese Zeile oben neben dem Datum nachgetragen. Das Rescript, das Hoffmann, dem bis dahin nur eine berathende Stimme zugestanden hatte, das volle Votum beilegt, ist vom 7. Januar datirt

Angenehmer Brief der Redact[ion] der ‘Muſ[ikaliſchen] Z[eitung]’ — Der lezte Aufſatz über Romberg und Cortez iſt eingerückt.

18] [Mi

W. M. Kränklich — gearbeitet

N. M. u[nd] Ab[ends] die **Erzählung**: ‘die Fermate’ angefangen. ziemlich gemüthliche Stim[mun]g

Brief von Haertel aus Leipz[ig]

19] [Do

V. M. Seſſion. — Abends beym Pupp — mit Hitzig | dann bey Manderloeh — Gleichgültig —

20] [Fr

Bey K. G. R. Jordan WillhelmsPlatz No 2.[a]

Abends zum muſikaliſchen Thee — Fiſcher — Mad. Bernier | ſich ſo ziemlich heraufgeſtimt —

21] [Sa

V. M. gearbeitet — dan krank im Bette —

Abends bey der Levi mit Chamiſſo Hitzig Dezel — die Miniſter Humboldt — Uhden — ſich ſchändlich ennuyirt | dann[a] bey Schonert.

22] [So

Gearbeitet an der Criminalrelat[ion] ·/.

---

20 a) Vielleicht ist diese Zeile (wie nachher die erste zum 24.) im voraus als *agendum* eingetragen

21 a) Statt dessen zuerst Abds

Ulbrich Vor und Nachmittag. — Abends ſpät bey Manderlöhe

23] [Mo

B. M Seſſion — Mittags mit Hitzig, Dezel und Chamiſſo bey Matthieu — dan <am> Stern den Fouqué erwartet, der nicht kam — Verſtimmung deshalb —

24] [Di

B. M. bey Fouqué — die Baroneſſe kennen gelernt — in miſerabler Stimmung — Mittags in der deutſchen Geſellſchafft von Beelitz abgefüttert — ſich höchlich enn[u]yirt — krank — Abends froher GeburtstagsAbend | Hitzig, Dezel, Chamiſſo bey mir

25] [Mi

Den ganzen Tag zu Hauſe — Gearbeitet

26] [Do

Zu Hauſe geblieben — [a]Um 3 Uhr zu Dietrich gegangen | Fouqué angetroffen Chamiſſo — Hitzig | Abends beym Pupp — mit Franz Horn

27] [Fr

Bey Dietrich in der Reſt[auration] mit Fouqué, Chamiſſo | Hitzig und Conteſſa gegeſſen — Angenehme Stimm[un]g | Abends bey Manderloehe — ſich ſchändlich gelangweilt

---

26 a) Hier, gestrichen: dann um 2 Uhr mit *Fouqué Chamiſso Conteſsa* und *Hitzig* bey *Dietrich*

28] [Sa

Zu Hauſe — Relat[ion] geendigt — Abends mit Hitzig beym Pupp — Kurze <.......> — dann bey Schonert — Manderloeh

29] [So

V. M. gearbeitet — Chamiſſo bey mir — N. M. dito Abends Chamiſſo bey mir in ſehr gemüthlicher Stimmung bis 11 Uhr — gar ergötzliche Expectatori<a> — Plan eines Carricat[uren]Buchs | Der erſte Beſte — der <Meiſtbiet[en]de> — der Mi<.........[a]>

Idee des erſten Beſten

30] [Mo

V. M. Seſſion — N. M. Frau von Fouqué | die mich durch Vorleſung ei[ne]s ſchlechten Romans ſchändlich ennuyirte und verſtimte.

In der gräßlichſten Laune zu Manderlöh gegangen, ſich aufgeheitert

31] [Di

Den ganzen Tag gefaullenzt — endlich Abends ſich etwas montirt und an der Erzählung gearbeitet für die ‘Urania’

Februar 1] [Mi

V. M. Brief von Diederichs und Staegemann

N. M. gearbeitet — Abends mit Leichtigkeit und Glük an der Erzählung für die ‘Ura-

---

29 a) Mit einiger Kühnheit kann man Mi[n]d[e]ſtfordernde herauslesen

nia' geſchrieben | Um 9¼ Uhr erſt zu Manderloeh gegangen — nachher noch gearbeitet

'Kreislers Rede' — [a]Form
Brief von Kunz erhalten nebſt dem
'Revierjäger'

[Do
2]
V. M. Seſſion Mittags bey Schede mit Hitzig | Fouqué, Chamiſſo, Wolfart — ſich nicht ſonderlich erbaut   Abends Chamiſſo bey mir

un poco exaltato

[Fr
3]
V. M. Pupp mit Fouqué | Die Erzählung für die 'Urania': 'Die Fermate' beendigt   Spät Abends bey Manderloeh

[Sa
4]
Brief an Staegemann durch Schulz geſendet | Abends bey Hitzig mit Fouqué, Chamiſſo | Conteſſa, und Eichendorff

[So
5]
V. M. gearbeitet. Mittags mit Fouqué | Chamiſſo, Hitzig, Obriſt und Major v. Pfuhl[a] |

Febr. 1 a) Hier ein gestrichenes Wort

5 a) Kleists Freund Ernst von Pfuel (1779—1866, Herbst 1848 Ministerpräsident und Kriegsminister) war Ende 1813 Oberst in Tettenborns Corps geworden und um Neujahr 1815 mit dem selben Range im preußischen Heere angestellt: Wippermann Allg. D. Biogr. 25, 705/12

Comteſſa bey Dietrich gegeſſen — ſehr gut amuſ[irt] — dan bey den ReiterKünſten — Zu Hauſe — Manderloeh — der Grimacière[b]

6] [Mo

Seſſion — Gearbeitet — Kopfſchmerz | abgeſpannt — Abends bey Manderloeh

(Reſcript vom 21 Decbr: 1809[a])
Idee Della Maria's Schickſal zum Gegenſtand einer Novelle zu machen.

7] [Di

V. M. Juridica — N. M. die Novelle 'die Fermate' fertig abgeſchrieben | alsdann bey Manderloeh —

8] [Mi

VM. juridica. N.m. bey Kaempfer durch ſchlechte Muſik ſonderbar exaltirt worden — in der übelſten Stimmung — zu Hauſe — dann bey Manderloeh —

9] [Do

V. M. Seſſion — N. M. zu Hauſe[a] | Ab[en]d[s][b] bey Manderloeh[c]

---

b) Beide Worte scheinen deutlich so zu lauten; den Sinn weiß ich nicht

6 a) Kann im voraus vermerkt sein, als Gedächtnißhülfe für die Session

9 a) Dahinter, gestrichen: an de<r>

b) Zuerst stand statt Abd etwas anderes da: entweder die Fortsetzung der in der vorigen Note genannten Worte, oder etwa da[nn]

c) Hier, gestrichen: Abends <bey> Pupp

10] [Fr
Zu Hauſe — Gegen Abd Hitzig bey mir[a]

11] [Sa
Mittags bey H[errn] von Herr zum Eſſen — Abends Chamiſſo und Conteſſa bey mir —

12] [So
Den ganzen Tag zu Hauſe gearbeitet. — Abends Chamiſſo bey mir

13] [Mo
Mittags mit Fouqué und Chamiſſo bey Dietrich zum Mittag — dann bey Conteſſa — gute Hoffnungen. — Die Erzählung 'd<ie[a]> Fermate' fürs 'Frauentaſchenbuch' abgegeben.

14] [Di
V. M. beym Pupp — N. M. zu Hauſe | Erzählung — 'Der Arthushoff'

15] [Mi
V. M. auf dem K[ammer]G[ericht] — bey Hitzig
N. M. beym Kaempfer — dann bey Wollank | zuletzt bey Manderloeh

16] [Do
Abends mit Hitzig und Chamiſſo bey Conteſſa | ſich nicht ſonderlich amuſirt — 'Abraham Tunelli'[a]

---

10 a) Darunter eine neue Zeile begonnen mit Aben[ds]

13 a) sieht eher aus wie der

16 a) Deutlich so statt 'Tonelli'

17] [Fr
Gearbeitet — Abends die Erzählung: ‘der Arthushoff’ mit Glück angefangen —
Spät bey Manderloeh

18] [Sa
V. M. in officio gearbeitet — N. M. mit der Frau bey Kaempfer — dan an der Erzählung geſchrieben — Abd bey Manderloeh

19] [So
V. M. Gearbeitet — Hitzig bey mir. — dann bey Kaempfer — auf fantaſtiſche Weiſe ſich un poco | geſchlafen — noch ſpät arbeiten müſſen welches ſauer wurde

20] [Mo
V. M. Seſſion —
Abends bey Manderloeh. Nachricht aus Nennhauſen — Fouqué hat den Brief wegen ‘Undine’ an Brühl mir geſchickt und die Sache geht nunmehr wirklich vo[r]wärts

21] [Di
Den ganzen Tag an der Abſchrift des Textes der ‘Undine’ gearbeitet
Abends bey Manderloeh

22] [Mi
Gearbeitet — auf dem K[ammer]G[ericht] — beym Pupp — Abends bey Todt — ſich gut amuſirt. Ambroſch — Schmidt — Kriegsräthin Witte.

23] [Do
Seſſion — die 'Undine'[a] fertig geſchrieben |
Abends bey Krahmer — bis 1 Uhr
24] [Fr
Brief an Brühl — N. M. nebſt Brief von
Fouqué an Brühl abgeſchickt
Brühl — 'Undine'
25] [Sa
Gearbeitet — Abends[a] Chamiſſo bey mir
Brief von Kunz und Wezel[b]
26] [So
Sehr fleiſig gearbeitet —
Kreislerianum ganz fertig gemacht.
Manderloeh
27] [Mo
V. M. Seſſion —
N. M. — Abends bey dem Pupp
Manderloeh
28] [Di
V. M. Brief mit Manuſkript an Kunz
Brief mit Manuſkript an Kunz —
an Fouqué — mit der Erzählung

---

23 a) nämlich den Text: s. o. 21.

25 a) Hier, gestrichen: *Mander*[*loeh*] — also der Eintrag an einem späteren Tage gemacht

b) Friedrich Gottlob **Wetzel** hatte sich offenbar, wie vorm Jahr über das Dresdener Märchen (s. Briefwechsel II 191 Note 10), nunmehr über das Berliner Märchen geäußert, das am 14. Januar nach Bamberg abgegangen war

März 1] [Mi
B. M. gearbeitet juridica
N. M. bey Kämpfer — Hofrat Hein[a] —
Abends Hitzig und Chamiſſo bey mir.

2] [Do
Seſſion —

3] [Fr
An Dem 'Arthushof' fleißig gearbeitet[a]

März 1 a) Der Name Hein kommt zu der Zeit in Berlin nicht vor; er ist hier verschrieben oder verhört für Heim. Der Hofrath August Heim war der erste Geheime Registrator in der Ersten Section des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und besaß (1818) einen österreichischen und einen russischen Orden; man braucht also nicht an eine Verwechslung mit dem bekannten Geheimen Rath *Dr. med.* Ernst Ludwig Heim zu denken.

3 a) Zuerst: Den Arthushof fert[ig gemacht]; dann beynahe fertig gemacht; dann die definitive Fassung hergestellt durch Aenderung von Anfang und Schluß

[Agenda[a]:]

[Am Anfang:] Friſeur Vogl[b], No 52 franz[öſiſche] Straße
Jan. 24 Di] No 48 Behrenſtraße 2$^1/_2$ Uhr
Febr. 16 Do] Hanff ·/. Müller
März 28 Di] Müllerſche ·/. H<ün>chenſche Creditſache
Apr. 14 Fr] <. . . .> H<. .> ·/. <. . . . .[a]>
Mai 18 Do] Rügerin ·/. Graevel
22 Mo] Krükmann ·/. Preller
24 Mi] Hanff ·/. Müller.
29 Mo] Papenbrok ·/. Fiſcher.
Juni 5 Mo] Rügerin ·/. Graevell
7 Mi] Preller ·/. Krükmann
14 Mi] Papenbrok ·/. Fiſcherin
Juli 5 Mi] Preller ·/. Krükmann

---

a) S. auch oben Jan. 20 und Febr. 6 mit den Noten

b) kann allenfalls auch *Vogt* heißen

Apr. 14 a) Sieht etwa aus wie *Jean Heß* ·/. *Rouch*

Anhang:

Zwei Aufzeichnungen für den Bamberger Freundeskreis.

I.

[Gleich unzähligen Tagebuch-Einträgen zeigt uns der folgende Scherz Hoffmann mit Speyer und Kunz beim Wirthe Striegel in Bug bei Bamberg; auch Striegels Stammgäſte Seubert und Sutow, über die Hoffmann ſich gern beluſtigte (vgl. u. a. Briefwechſel S. 84 und 405 f mit Note 8), fehlen nicht. Die Leſer der Tagebücher mögen ſich alſo das Stückchen als leichtes Deſſert gefallen laſſen.

Nach Kunzens Angabe vom 1. September 1838 (in dem gleich zu citirenden Bande S. 378 — die Sperrung ſtammt von uns) hat Hoffmann die Schnurre in Bug ſelbſt „bei einem Glaſe Punſch niedergeſchrieben, nachdem jeder der anweſenden Freunde und ſonſtigen Gäſte ihm ein paar Worte geſagt, die der Reihenfolge nach, zu einem Ganzen ſich verbindend, wiederkehren mußten.“

Kunz hat die Handſchrift an die Brodhag'ſche Buchhandlung verkauft, die ſie in ihrem Supplement zu Reimers Hoffmannausgabe I 379/82 abgedruckt hat. In dieſem Druck, dem wir folgen, ſind die Hoffmann aufgegebenen Worte geſperrt. Es waren danach dieſe (in der Liſte haben wir die Namen von Perſonen geſperrt und deren Titel nach Hoffmanns Text in ( ) davorgeſetzt):

Bug
Schwermuth
Papier
Vertrauen
Sauſchwanz
Branntwein

Pfropf
Anglaiſe
Wetterglas
Maikäfer
(Kanonikus) Seubert
Hühnerſauce
Bratwurſt
(Doktor) Speier
Brille
Kunz
Hoffmann
Hutfutteral
(Doktor) Durow
Klyſtier
Schiller
Scheuring
Schublade
Sutow
Tubus
Kirchthurmhöhe
(Amtmann) Bill
Perpendikelſchlag
Blumen
Papierſchnitzel
(Profeſſor) Klein
Epaminondas
Somnambule
(Adminiſtrator) Beck
Lichtſcheere
Erzählung.

In unſerem Neudruck haben wir Hoffmanns Schreibung nach Möglichkeit wiederhergeſtellt; die Interpunction iſt frei behandelt, insbeſondere ſind die vielen unechten Kommata des Druckes beſeitigt.

In der Bildung von Abſätzen ſind wir ſelbſtändig verfahren, und die Haupteinſchnitte der lebhaften Handlung haben wir durch Sterne zwiſchen den Zeilen bezeichnet. Es ergab ſich dabei eine unerwartet gute Gliederung in fünf Theile:

1) Bezauberung des Mädchens durch den ſympathetiſchen Gegenſtand und ihre weitere Erregung durch einen Schluck Branntwein;
2) erſte Kataſtrophe, der ſich nur Hoffmann entzieht, um dann die Verunglückten zu verhöhnen;
3) vergebliche Vorbereitung zu einer Beruhigung der Somnambulen;
4) zweite Kataſtrophe, die Hoffmann zu einer neuen Verhöhnung Anlaß giebt;
5) Entzauberung des Mädchens durch Entfernung des Gegenſtandes.

Sed jam satis.]

Die Folgen eines Sauſchwanzes.

An einem ſchönen Abende gingen wir, uns zu zerſtreuen, nach Buch. Kaum hatten wir uns hingeſezt, als ein Mädchen in die Stube trat und nach einem leichten Gruß ſich ebenfalls zu uns hinſezte. Die Züge tiefer Schwermuth lagen auf ihrem Geſichte — ſie weinte und zog ein Papier hervor, in welchem etwas eingewickelt war und welches ſie inbrünſtig an die Bruſt drückte. Es gelang uns ihr Vertrauen zu gewinnen — ſie entfaltete das Papier, und ſiehe da, es war ein kleiner niedlicher Sauſchwanz darin enthalten, den ein ſcheidender Liebhaber — der rüſtigſte Fleiſcherknecht des Städtchens ihr zum ewigen Andenken gegeben hatte. „O Pankraz! Pankraz!" rief ſie voll wehmüthiger Begeiſterung, ergriff eine Flaſche Branntwein, lüftete den Pfropf und that einen tüchtigen Schluck.

*

Raſch ſprang ſie dann auf den Tiſch, drehte ſich in den Touren der Angloiſe zwiſchen Krügen und Gläſern, die alle zerſprangen, bis auf das theuer erkaufte Wetterglas, das Striegel, der Wirth, durch eine geſchickte Wendung, die Mütze vorhaltend, vor den Sprüngen der Bacchantin rettete. Die Gäſte brummten und ſummten wie tauſend Maikäfer —

unmuthig ſchob der Kanonikus Seubert ſeine in Hühnerſauce gefallene Bratwurſt fort und beſprüzte ſehr den Doktor Speier, der über den Tiſch gelehnt mit der Brille gewiſſe Ausſichten ſuchte, die des Mädchens ſchneller Tanz darbot. Sie verſucht ſich durch einen ſchnellen Sprung über ihn weg zu retten — ſie ſpringt zu Kunz — trifft ihn — wirft ihn — Er — Mädchen, Speier, Bratwurſt liegen am Boden.

„Halt! Halt! wollt Ihr denn in die Ewigkeit hineinplumpen mit gebrochenem Genick und Bein, und höchſt einfältig beſchmiert mit Hühnerſauce und Branntwein?“ erſchallt eine Stimme vom Ofen herab, und ſiehe da, es iſt Hoffmann, der ſich im Tumult in ein Hutfutteral retirirt hat und nun daraus luſtig die Tumultuanten haranguirt.

*

Mit Hülfe des Doktor Durow kommt alles wieder auf die Beine.

„Hätten wir den unſeligen Sauſchwanz, ſo wär allen geholfen,“ ſpricht der Süße[!], „doch verordne ich dem Mädchen ein aromatiſches Klyſtier, welches mir jedesmal dienlich, ſo oft ich vom Schillerſchen Trauerſpiel zu ſehr in Extaſe gerathen.“

„Ey da habe ich Herrn Scheurings Klyſtierſpritze noch in der Schublade“, ſpricht

Striegel, macht ſie auf und bringt ein Futteral hervor — das er vergebens zu öffnen ſtrebt.

*

Seubert — Sutow — Kunz — drey Canonici — verſchiedene Adminiſtratoren ſpringen herbey — man zieht — immer länger und länger wird das Futteral — es iſt kein Futteral — es iſt ein Tubus aus Rüdingers Apparat mit endloſen Zügen — ſie ziehen und ziehen — bis zur Kirchthurmhöhe dehnt ſich immer wachſend und wachſend das tolle Inſtrument; — plötzlich wird der Amtmann Bill durch einen Perpendikelſchlag an [sic] Striegels hölzerner Uhr getroffen — er ſtürzt — die Reihe wankt — fällt — der Tubus fährt in ſeine alte Form zurück, und wie mit Blumen beſtreut Hoffmann vom Ofen herab die wie todt daliegende Geſellſchaft mit Papierſchnitzeln, welche er in ſeinem Hutfutterale fand.

*

Der Profeſſor Klein hatte Schellings Weltſeele, in der er nach Buch promenirend geleſen, aus der Taſche verloren, das Mädchen den Sauſchwanz — beide griffen darnach, als Epaminondas hereintrat, die Weltſeele beſchnüffelte, den Sauſchwanz aber zwiſchen die Zähne nahm und davon lief.

Sie kennen doch, meine Herren, den guten deutſchen Pudel mit dem griechiſchen Namen? —

Wie aus einem Traume erwachte das Mädchen — die Somnambule, nicht mehr affizirt von dem magnetiſchen Sauſchwanz, ſetzte ſich um in eine gewöhnliche Köchin, und indem ſie an Seuberts Bratwurſt roch, meinte ſie, das ſey ein ekles Freſſen[a], worauf ſie Striegel zur Thür hinauswarf.

Der Adminiſtrator Beck ergriff die Lichtſcheere, ſagte gedankenvoll und ernſt: „Was ſind wir Menſchen!“, putzte das Licht aus — und gab ſo dieſer höchſt tragiſchen als [sic] wahren Erzählung einen angenehmen Schluß. —

---

a) Vgl. Theodors Bericht 'Serapions-Brüder' II 37 f. Der Director [Marcus] in B[amberg] hat ein Bauernmädchen durch einen „jungen kräftigen Eleven der Arzeneykunde“ magnetisiren lassen. Im Zustande des Hellsehens spricht das Mädchen „den reinen gebildeten Dialekt des Magnetiseurs . . und die Züge ihres Antlitzes erscheinen veredelt“ aber wie sie dann nach Beendigung der Cur sich verabschiedet, spricht sie „ihren Jargon breiter, unverständlicher als jemals.“ Aehnlich schildert H. am Anfang unserer Schnurre (S. 287) die „tiefe Schwermuth“, die auf dem Gesicht des Mädchens liegt, ihre „inbrünstige“ Sehnsucht und „wehmüthige Begeisterung“, um dann am Schluß die erschreckende Rückkehr zur Natur zu betonen, die sogleich nach dem Aufhören der Bezauberung erfolgt

II.

[Hoffmann hat Mitte November 1813 angefangen, auf Grund ſeiner Tagebücher die Erlebniſſe der drei letzten Monate zu erzählen, nämlich die Dresdener Ereigniſſe von Napoleons Aufbruch nach Schleſien am 15. Auguſt bis zur Capitulation der Stadt am 14. November. Er hat jedoch, wie wir zeigen werden, nur das erſte Sechſtel dieſes Planes ausgeführt — ähnlich wie er dann 1820 den nachträglichen Bericht über ſeine Badereiſe von 1819 ſchon nach den erſten Partien abbrach. Wie wir dieſe Darſtellung ihrer Form wegen unſerer Briefausgabe als Intermezzo eingefügt haben, ſo hängen wir hier das Memoirenfragment den Tagebüchern an.

Am 8. September ſchreibt Hoffmann an Kunz:

> Speyer hat mir einen interreſſanten Brief geſchrieben; er erhält von mir die Neuigkeiten des Tages, ſo weit ſie [ohne den Erzähler politiſch zu gefährden!] ſich erzählen laſſen, in Chronologiſcher Ordnung, die er Ihnen, ſo wie den Freunden mittheilen ſoll. — Ich nenne das nach meinem bekannten Waidſpruch „das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden“! —

Allem Anſchein nach iſt jedoch infolge der Unterbrechung des Poſtdienſtes aus der Antwort an Speyer und der beabſichtigten Beilage dazu nichts geworden. Sicheres darüber läßt ſich nicht ermitteln, da Speyers

Wittwe die an ihren Mann gerichteten Briefe verbrannt hat; Speyer hätte jedoch eine biographiſch ſo wichtige Sendung vermuthlich 1822 Hitzig ebenſo zur Verfügung geſtellt wie den großen Brief, den ihm Hoffmann zwei Monate vorher (am 13. Juli 1813) geſchrieben hatte.

Am 17. (nach dem Tagebuch am 18.) November ſchreibt Hoffmann an Kunz, offenbar ohne ſich der alten Ankündigung noch zu erinnern:

> Was ſoll ich von der lezten Zeit, die ich hier erlebt, ſagen? Sie war gewiß die merkwürdigſte meines Lebens [vgl. den ersten Tagebuch-Satz vom 26. August!], da ich alles das, was ſonſt lebhafte Traüme mir vor Augen brachten, wirklich und in der That vor mir erblickte! [vgl. den letzten Tagebuch-Satz vom 29. August!] Gewiß wird Sie und meine Freunde in B[amberg] eine detaillirte Beſchreibung der hieſigen Vorfälle interreſſiren, und ich weiß nichts beſſeres, als eine Art Tagebuch beyzulegen, das das merkwürdigſte enthält.

Hoffmann dürfte jezt in der That die hier zum zweiten Male angekündigten Memoiren auf Grund des Tagebuches begonnen haben; ſchon die beiden eben hervorgehobenen wörtlichen Anklänge an das Tagebuch machen das wahrſcheinlich. Er iſt aber bei der Schilderung des Schlachtfeldes, unterm 29. Auguſt, mitten im Satze geſtört worden und hat den Brief dann ohne dieſe Beilage abgeſandt.

In ſeinem nächſten Briefe an Kunz, am 28. December in Leipzig geſchrieben, redet er ſich mit einer Verwechſlung heraus:

> Nach meiner gewöhnlichen Weisheit packte ich mein Tagebuch ſtatt in Ihren in Rochlitzens Brief

d. h. in einen am ſelben Tage an Rochlitz geſandten Brief. Thatſächlich hatte Hoffmann aber ſchon drei

Tage vorher an Rochlitz geſchrieben; der Brief war noch am 14. als Beilage zu einem Briefe an Breitkopf & Härtel abgegangen (ſ. Briefwechſel 165 unten), und es iſt nicht anzunehmen, daß Hoffmann gleich darauf noch einmal an Rochlitz geſchrieben haben ſollte. Die von Hoffmann behauptete Verwechſlung iſt alſo höchſt unwahrſcheinlich.

Hoffmann hatte jedoch einen praktiſchen Grund, Kunz glauben zu machen, daß das Memoiren-Manuſcript in Leipzig ſei. Er ſchreibt nämlich weiter, Rochlitz habe anſcheinend das Manuſcript Dritten vorgelegt, und daraufhin habe nunmehr ein Leipziger Verleger ihn, Hoffmann, aufgefordert,

> eine kleine Brochure zu ſchreiben, die meine individuellen Anſichten jener wichtigen Ereigniſſe des Tages in Dresden, auf pittoreske Weiſe erzählt, enthalten ſoll.

(In Wirklichkeit war Hoffmann, wie das Tagebuch uns lehrt, am 15. December ohne fremde Anregung auf dieſe „Idee einer Brochure“ verfallen.) Kunz gegenüber fährt er nun fort, daß er nur aus Gewiſſenhaftigkeit nicht gleich jenen verlockenden Leipziger Antrag angenommen habe, ſondern ihm als ſeinem alten Verleger zunächſt das Werk zur Verfügung ſtelle, das 80—88 Seiten umfaſſen und beſtehen ſolle aus drei Briefen und einer Beilage zum dritten Briefe. Der dritte Brief ſolle u. a. ſchildern, wie Napoleon „am 26^t Auguſt unter dem Kanonendonner an der Brücke hielt, Befehle austheilte, den König von Neapel gröblich inſultirte u. ſ. w.“; als Beilage dazu ſolle der Bericht über eine Viſion des Erzählers auf dem Schlachtfelde gegeben werden. Inhaltlich ſollte die Brochure alſo genau die ſelben funfzehn Tage (bis zum Beſuche des Schlachtfeldes am 29. Auguſt) ſchildern wie das Mitte November niedergeſchriebene Memoirenfragment; vermuthlich hatte Hoffmann dieſes am 15. December wieder durchgeleſen und hatte ſich dabei entſchloſſen, nicht die alte Arbeit fortzuſetzen, ſondern das bereits geſchriebene frei zu bearbeiten. Wie die Tagebuchaufzeichnung vom 28. December uns zeigt, legte Hoffmann den erſten der drei „Briefe“ und die (am 16. und 17. verfaßte) ‘Viſion’ dem Briefe an Kunz als Proben bei.

Als der Bamberger Verleger Schwierigkeiten machte, forderte Hoffmann am 16. Januar 1814 ärgerlich den ‘Erſten Brief’ zurück und überließ es trotz des angeblichen Leipziger Antrages Kunz, die ‘Viſion’ in irgendeiner Zeitſchrift honorarfrei abdrucken zu laſſen. Kunz druckte ſtatt deſſen bekanntlich ohne Hoffmanns Wiſſen die ‘Viſion’ als Flugſchrift; der ‘Erſte Brief’ iſt verloren.

Die hiſtoriſche Unterlage für die geplante viertheilige „Brochure“ liegt uns, wie geſagt, vor in den jetzt folgenden Aufzeichnungen Hoffmanns über die Zeit vom 15.—29. Auguſt. Die (von uns in Fußnoten vermerkten) ſorgfältigen ſtiliſtiſchen Correcturen der Handſchrift machen es ſicher, daß es ſich um die erſte Niederſchrift der Darſtellung handelt. Ebenſo gewiß ſcheint es uns aber, daß dieſe unvollendete Niederſchrift die einzige geblieben und von Hoffmann niemals aus der Hand gegeben iſt: ſonſt hätte er vorher wenigſtens den Schlußſatz vollendet. Soweit Hoffmanns briefliche Aeußerungen dem widerſprechen, verdienen ſie ſchwerlich den Glauben, den wir ihnen noch 1905 (in der Ausgabe des Briefwechſels S. 164 Ueberſchrift, S. 166 Note) beigemeſſen, ſondern ſind eben als Mittel zum Zweck zu betrachten; es iſt bekannt, daß Hoffmann darin namentlich Verlegern gegenüber niemals wähleriſch war.]

Drey verhängnißvolle Monathe!

(Auszug aus meinem Tagebuch für die Freunde.)

Dresden Den 15 Auguſt 1813.

Schon ſeit der Feyer des NapoleonsFeſtes am 10t waren täglich Truppen und Geſchütz herausgegangen. heute verließ der Kaiſer mit den Garden die Stadt und zog fort auf der Straße nach Schleſien, man ſpricht von einer nahen entſcheidenden Schlacht

16, 17, 18, 19.

Gänzliche Todtenſtille. — man ſpricht ganz heimlich, daß Oeſterreich den Verbündeten beygetreten.

20.

Es ſollen ſich Preußen und Ruſſen der Stadt nähern.

21.

Augenſcheinliche Retirade der Franzoſen von der ſchleſiſchen Seite her; eine zahlloſe Menge Verwundeter auf Wagen — Cavalleriſten ohne Pferde — Infanteriſt[en] ohne Gewehr ppp

22.

Früh Morgens ein ungewöhnliches Hin und Hertreiben in der Stadt — das Militair iſt in voller Bewegung — nur mit Mühe gelang es die ſchwürige Hauptprobe der ‘Iphigenia in Tauris’ die den Abend gegeben werden ſollte zu beendigen, denn während derſelben kam die Nachricht daß Thore und Schläge geſperrt ſind weil die Ruſſen und Preußen ganz in der Nähe ſtehen. Pohlniſche Offiziere die des Morgens in einem Kaffeehauſe dicht vor dem Freyberger Schlag Billiard ſpielten wurden von Koſaken überfallen und gefangen abgeführt. Gegen Abend wurde es ruhiger und ‘Jphigenia’ wurde wirklich gegeben. — Uebrigens zog ich in aller Eil vom Sande hinein auf die Moritzſtraße.

23.

Größere Unruhe als geſtern. Man hört ganz in der Nähe Kanonendonner und vor dem Seethor ganz deutlich das Tiralleurfeuer. Auf den Straßen ſieht man Verwundete noch unverbunden blutig zurückommen. Zum Theil werden ſie auf Schubkarren hineingebracht; in dieſer Art begegnete ich auf der Seegaſſe eine<n> Offizier, dem beyde Augen ausgeſchoſſen waren.

24.

Die Unruhe ſteigt; Kanonen, Pulverwagen werden[a] im Gallopp zu den Thoren hinausgeführt — immerwährendes Schießen; das ſchwarze Thor war offen und ich eilte nach dem Linkſchen Bade, wo man die franz[öſiſchen] und feindlichen Batterien von Pirna ganz deutlich arbeiten ſehen konte. — Abends wurde in der Stadt vom Walle bey dem Theater Victoria geſchoſſen des Sieges bey Loewenberg wegen, den auch ein öffentlicher Anſchlag verkündete.

---

24 a) Zuerst eilen

Es hieß darinn: die Cavallerie habe ſehr ſchöne Angriffe gemacht.

25.

V. M. alles ganz ſtill und ruhig. N. M. hörte man ſehr nahe tirailliren; ich ging mit dem Schauſpieler Keller zum Pirnaer Schlage heraus, der geöffnet war, und ſo weit, daß die Linie der franz[öſiſchen] Tirailleurs nur 50 Schritt vor uns ſtand. 300 Schritt weiter ritten einzelne Koſaken ganz ruhig hin und her und nahmen gar keine Notiz von dem Plänkern der Fr[anzoſen.] Ich ſah[a] wie einer abſtieg und den Gurt des Pferdes feſter ſchnallte. Plötzlich brachen ruſſiſche Tiraill[eurs] aus einem Gebüſch hervor und nun wurde das Plänkern hitziger und hitziger — viele Franz[oſen] fielen todt und andere kamen blutig und ſchreiend zurück. Franz[öſiſche] Bataillone formirten ſich und es wurde eine Batterie von vier Kanonen aufgeſtellt; noch ehe dieſe anfing zu ſpielen, kamen aber ſchon feindliche Kugeln von einer Batterie, die ich nicht bemerkt hatte, und nun ſah ich auch wie eine ſchwarze Linie ſich von den Bergen herab bewegte. Da die Kugeln bis dicht vor den Schlag niederfielen, hielten wir es für rathſam mit vieler Schnelligkeit durch das Wilsdruffer Thor zu Hauſe zu eilen. — Die Nacht hat dem Gefecht (dem erſten das ich ſo in der

---

25 a) Hier, gestrichen: <mit> bloßen [Augen]

Nähe angeſehen) ein Ende gemacht. Die Franz[oſen] meinen: es ſey nur ein StreifCorps das ſich Dresden genähert, das iſt aber nicht wahr, denn von dem Boden des hohen Nebenhauſes, auf den ich ſtieg, ſieht man rings umher eine unzähliche Menge Wachtfeuer, auf jeden Fall iſt es allſo eine ſtarke Armee die Dresden umſchließt.

26.

Früh Morgens 7 Uhr wurde ich durch den Donner der Kanonen geweckt; ich eilte ſo gleich auf den Boden des Nebenhauſes und ſah wie die Fr[anzoſen] in geringer Entfernung vor den Schanzen mehrere Batterien aufgeſtellt hatten die mit feindlichen Batterien, welche am Fuße der Berge ſtanden, auf das heftigſte engagirt waren. Mit Hülfe eines ſehr guten Glaſes konte ich deutlich bemerken daß ſehr ſtarke ruſſiſche und oeſterreichiſche Colonnen (an der weißen Uniform ſehr kentlich) ſich von den Bergen herab bewegten. Eine Batterie nach der andern rükte näher, die Franzoſen retirirten bis in die Schanzen und nun wurde ſogar von den Stadtwällen aus grobem Geſchütz gefeuert; der Kanonendonner wurde ſo heftig daß die Erde bebte und die Fenſter zitterten — Die Ruſſen hatten den großen Garten erſtürmt ſo wie die Preußen die Schanzen vor der Fridrichsſtadt — erſteres konte ich ſehen. Die Nachricht kam, daß der Kaiſer eintreffen würde, ich eilte daher auf die Terraſſe des Brühlſchen Gartens an der großen Brücke. Um 11 Uhr kam der Kaiſer auf einem kleinen falben Pferde über über die Brücke ſchnell geritten — es war eine dumpfe Stille im Volk — er warf den Kopf heftig hin und her und hatte ein gewiſſes Weſen was ich noch nie an ihm bemerkte — er ritt bis vors Schloß, ſtieg aber nur wenige Sekunden ab und ritt wieder an die Elbbrücke wo er umgeben von mehreren Marſchällen ſtill hielt — Die Adjutanten ſprengten ab und zu und holten Ordres die er allemahl in kurzen Worten aber ſehr laut ertheilte — er nahm ſehr haüfig Tabak und ſchaute noch haüfiger durch ein kleines TaſchenPerſpektiv die Elbe herab. Die Garden kamen im Doppeltſchritt über die Brücke und eilten, nachdem ſie <eine[a]> ſehr kurze Zeit auf dem Platz vor dem Kaiſer gehalten, zu den Thoren heraus | Ich mußte fort weil der Brühlſche Garten beſezt wurde und ging wieder auf mein Obſervatorium. Zwiſchen 4 und 5 Uhr donnerten die Kanonen am heftigſten — Schlag auf Schlag — man konte die Kugeln ſauſen hören, ich bemerkte es zuerſt, man wollte mir es aber nicht glauben, gleich darauf ſtürzte aber in einer Entfernung von höchſtens 25 Schritt eine Feuermauer von einer Kugel getroffen ein, und nun war es wohl klar, daß Geſchütz auf

---

26 a) kann allenfalls auch nur lauten

die Stadt gerichtet worden. — Wir gingen herab da unſer Auffenthalt oben jezt lebensgefährlich wurde. Eben wollte ich in meine Hausthüre treten als ziſchend und praſſelnd über meine[n] Kopf eine Granate wegfuhr und nur 15 Schritte weiter vor der Wohnung des Gen[erals] Gouvion St. Cyr zwiſchen vier gefüllten Pulverwagen die eben zur Abfarth bereit ſtanden, niederfiel und ſprang, ſo daß die Pferde ſich baümend Reißaus nahmen. — Wenigſtens dreyßig Perſonen ſtanden daneben auf der Gaſſe, und außerdem daß die Pulverwagen verſchont blieben, deren Explosion das ganze Stadtviertel vernichtet hätte, wurde kein Menſch, kein Pferd beſchädigt;[b] es iſt unbegreiflich wo die Stücke der Granate geblieben ſind, da in unſerm Hauſe nur ein ganz unbeträchtliches gefunden wurde,[c] welches[d] die Fenſterladen des untern Stocks zerſchlagen [hatte[e]] und in ein unbewohntes Zimmer gefallen war.[f] Wenige Minuten darauf kam eine zweite Granate und riß ein Stück vom

---

b) Statt des Semikolons bei H. ein Komma; dahinter, gestrichen: die

c) Dahinter, gestrichen: daß

d) Hier, gestrichen: durch

e) fortgelassen, da H. zuerst hatte schreiben wollen: welches durch die Fenſterladen . . . geſchlagen [war]

f) Hier, gestrichen: kaum [war dies geſchehen, ſo]

Dache des gegenüberſtehenden Cagiorgiſchen Hauſes weg und drückte drey Fenſter der Mezzane zuſammen, daß das Holzwerk und die Ziegelſteine praſſelnd auf die Gaſſe ſtürzten — bald darauf fiel eine dritte in der NebenGaſſe in ein Haus, und es war mir klar daß eine Batterie gerade auf unſer Stadtviertel ſpielte — Alle Bewohner[g] des Hauſes — Frauen — Männer — Kinder, verſammelten ſich auf der gewölbten ſteinernen Treppe des erſten Stocks die aus der Richtung der Fenſter lag! — Da gab es bey jeder Exploſion der[h] jezt häufige[r,] doch in größerer Entfernung hineinfallenden Granaten ein Jammern und Wehklagen! — Nicht einmahl ein Tropfen Wein oder Rum zur Herzſtärkung — ein verdamter ängſtlicher Auffenthalt — ich ſchlich leiſe zur Hinterthür<e> heraus und durch Hintergäßchen zum Schauſpieler Keller der auf dem Neumarkt wohnt — wir ſahen ganz gemüthlich mit einem Glaſe Wein in der Hand zum Fenſter heraus, als eine Granate mitten auf dem Markte niederfiel und plazte — in demſelben Augenblick fiel ein Weſtphäliſcher Soldat der eben Waſſer pumpen wollte, mit zerſchmettertem Kopfe[i] todt nieder — und ziemlich[k] weit davon ein anſtändig gekleideter

---

g) Zuerst E[inwohner]

h) Hier, gestrichen: häu[figer]

i) Hier, gestrichen: nie[der]

k) eingeschoben

Bürger — Dieſer ſchien ſich aufraffen zu wollen — aber der Leib war ihm aufgeriſſen, die Gedärme hingen heraus, er fiel todt nieder [*] — noch drey Menſchen wurden[l] an der FrauenKirche von derſelben Granate hart verwundet — Der Schauſpieler K[eller] ließ ſein Glas fallen — ich trank das meinige aus und rief: „Was iſt das Leben! nicht das bischen glühend Eiſen ertragen zu können, ſchwach iſt die menſchliche Natur!" — Gott erhalte mir die Ruhe und den Muth in LebensGefahr, ſo überſteht ſich alles beſſer! — Es gelang mir den Kaufmann Schmidt aus ſeinem verſchloſſenen Gemach hervor zu treiben, der belud mich mit Wein und Rum für mich und[m] meine Hausgenoſſen. [n]Ich trat wieder ein wie eine Erſcheinung des Troſtes und der Beruhigung — Eine der Frauen (Mad. Stein) die gerade im oberſten Stock wohnte, hatte den Muth gehabt allerley nützliche Lebensmittel herabzubringen — Das war alles bonum comm[une,] und uns Allen die

[* Am Rande:] (Zu bemerken: fünf Minuten ſpäter ritt der Kaiſer über den Neumarkt, gerade wo der Bürger getroffen, nach dem Pirnaer Thor)

---

l) eingeschoben

m) mich und ist eingeschoben

n) Hier, gestrichen: Als ich wieder erſchien, kam ich wie eine Erſcheinung wir keinen Mittag gegeſſen, ſchmeckte es im Bivouaq auf der Treppe herrlich, das Kelch-Glas ging fleißig herum und unter dem Donner der Kanonen, unter dem Praſſeln der Granaten ging uns allen ein fröhlicher guter Humor auf, der immer der Nachklang einer durch Gefahr exaltirten Stimmung iſt. Erſt als es ganz finſter war | ließ das Schießen nach. Die [franzöſiſchen] Garden hatten, wie man nun erfuhr, die genommenen Schanzen wieder erſtürmt und die verbündete Armee ſich auf die Höhen zurückgezogen. — Das Kammermädchen der Gräfin Breza trat vor die Hausthüre, vor welcher der Wagen ſtand der die Gräfin in Sicherheit in ein anderes Stadtviertel bringen ſoll<te> | in eben demſelben Augenblicke wurde ſie aber von einer Granate im ſtrengſten Sinn des Worts zerriſſen. Einer Hebamme auf der Pirnaer Vorſtadt wurde, als ſie zum Fenſter hinausſchaute, der Kopf weggeriſſen; eben ſo verlohr ein HandlungsCommis der im Comtoir ſaß den Arm. Noch mehrere Bürger ſind theils verwundet theils getödtet.

Den 27.

Die Nacht verging ruhig. Erſt um 8 Uhr Morgens ging eine lebhafte Kanonade an daß die Fenſter bebten — es fiel unaufhörlich Regen, man konte daher nicht viel bemerken. Nachmittags entfernte ſich das Schießen und man erfuhr daß die ruſſi[ſche] und oeſterr[eichiſche]

Armee 5 St[unden] weit zurückgedrängt worden. Abends kamen ungefehr 2 bis 300 ruſſiſche und pr[eußiſche] und wohl an 10000 oeſterr[eichiſche] Gefangene wie auch 4 oeſterr[eichiſche] Fahnen und 6 Kanonen

D. 2

Die Ruſſen und Oeſterr[eicher] ſtehen auf den Höhen von Keſſelsdorff, man hört ſehr deutlich Kanonen und Pelotonfeuer. Ueb[er] die Elbbrücke bemerkte ich eine augenſcheinliche Retirade der Franzoſen, und die Nachricht, daß bey Berlin die Fr[anzoſen] geſchlagen ſind, iſt daher wahr. —

D. 29.

Heute ging ich vor den Moſzynskiſchen Garten und ſah zum erſtenmahl in meinem Leben ein Schlachtfeld — Erſt heute hatte man angefangen aufzuraümen und zwar wurden, wie ich bemerkte, zuerſt die gebliebenen Franzoſen nackt ausgezogen und in große Gruben zu 20, 30, verſcharrt — Hier hatten die ruſſiſchen Jäger unter dem wüthenden Feuer der franz[öſiſchen] Kanonen geſtürmt, das Feld war daher überdeckt mit Ruſſen, zum Theil auf die ſchrecklichſte Weiſe verſtümmelt und zerriſſen — So z. B. ſah ich einen, dem gerade die Hälfte des Kopfs weggeriſſen — ein ſcheußlicher Anblick — Pferde — Menſchen — daneben Gewehre — Säbel — geſprengte Pulverwagen — Tſchakos — Patrontaſchen — alles in wilder

Unordnung durch ein ander geworfen — Auf manchem unverſtümmelten Geſicht ſah man noch die Wuth — den Grimm des Kampfs — einer hatte gerade in die Patrontaſche gegriffen um friſch zu laden und ſo hatte ihn der Todt getroffen — Ein ruſſ[iſcher] Offizier, ein herrlicher ſchöner Jüngling (höchſtens 23 Jahr) | hielt noch den Säbel über dem Kopfe geſchwungen in der rechten Hand und war ſo zum Tode erſtarrt — Eine Kano[nen]Kugel hatte ihn gerade auf der Bruſt am linken Arm getroffen, dieſen weggeriſſen und die Bruſt zerſchmettert — ſein Tod war leicht! — Mir ſchien es als bewege ſich etwas im Graſe in geringer Entfernung, ich theilte es meinem Begleiter dem Advokaten Conradi mit, wir gingen darauf zu, und ſiehe da ein Ruſſe, dem beyde Füße auf das jämmerlichſte zerſchoſſen waren ſo daß alles von geronnenem Blute klebte, ſaß ganz gemüthlich aufrecht und zehrte von einem Stück Kommisbrodt. [a]So lag der Menſch ſeit dem 26 Aug[uſt] N. M. und war der ſtarken Verwundung unerachtet friſch und munter. Er zeigte uns ſeine leere Feldflaſche und Conradi eilte ſie mit Waſſer zu füllen — wie gut war es, daß ich[b]

---

29 a) Hier, gestrichen: Das ne[nne ich . . .?]

b) Die Niederschrift endet, wie hier, mitten in der Zeile; der Rest der Seite und die Rückseite des Blattes sind leer

Verzeichnis der in den Tagebüchern genannten Kompoſitionen, Schriften und Bilder Hoffmanns.

Innerhalb der durch die Ueberſchriften bezeichneten Kategorien ſind die Werke zeitlich geordnet, u. z. nach dem Beginn der Aufzeichnung, nicht nach dem mehr oder weniger vagen Auftauchen des Planes.

Nicht ausgeführte Pläne ſind in ( ) geſetzt, nicht in den Tagebüchern Erwähntes in [ ].

„f“ bezeichnet den erſten darauffolgenden Tag. „—“ alle dazwiſchen liegenden Tage.

Die Berliner Aufzeichnungen aus dem Jahre 1808, die S. 33 weggelaſſen ſind, zitieren wir nach S. 48 und 51 von ‘Hoffmanns Briefwechſel’.

‘Hippel’ bezeichnet das Sammelwerk ‘Hoffmann und Hippel’, ‘Bw’ ‘Hoffmanns Briefwechſel mit Ausnahme der Briefe an Hippel’, ‘Härtel’ das Heft ‘Hoffmann und Härtel’: vgl. S. 350 f.

Hoffmanns Schreibung iſt in den Zitaten dieſes Verzeichniſſes moderniſiert; die Tageszeit und die Wendung „mit Glück“ iſt nur ausnahmsweiſe wiedergegeben. Das Verzeichniß ſoll natürlich nur ein Führer durch die Tagebücher ſein, nicht dieſe erſetzen: wir empfehlen dringend, jede Stelle vor wiſſenſchaftlicher Verwendung im Text ſelber nachzuſchlagen.

I. Kompoſitionen.

1. Allgemeines und Unbeſtimmtes.

Urteile über ſeinen muſikaliſchen Beruf:

1803 Okt. 4 (S. 8): „Werd' ich denn noch jemals ein echt muſikaliſche Laufbahn beginnen?... Anch' io son pittore!"

— — 8 (S. 11): der Traum des wirkſamen freien Künſtlerlebens.

— — — (ebenda): konnte bisher viel für die Kunſt tun; das hat jetzt aufgehört.

— — 16: Maler oder Muſiker?

— — 17: „Wer hätte das gedacht vor drei Jahren" [alſo Herbſt 1800; vielleicht iſt damals 'Scherz, Liſt und Rache' komponiert] „— Die Muſe entflieht . . . Wo ſind meine Vorſätze hin! — wo meine ſchönen Pläne für die Kunſt?"

— Nov. 16 überzeugt ihn Nägeli von der Miſerabilität ſeiner Kompoſitionen — er hat aber den Mut ein Andante zu ſetzen: Nov. 17.

1812 Apr. 19 empfindet er (in einer langen feuchten Sitzung bei Kunz) eine tiefe Ehrfurcht für ſich und lobt ſich ſelbſt unmäßig.

— Juli 25 (nach einer erregten Sonnabendſitzung in der 'Roſe'): „Gefühl daß ich ein guter Komponiſt bin — ich hab mein Sach aufs Komponieren geſtellt!"

1812 Auguſt 1 (acht Tage darauf ebenda) „in eine exaltierte Komponiſtenſtimmung geraten und ſich ſelbſt für was Großes gehalten“.

— — 10 fürchtet er, daß nach Julchens Verlobung „tutta la mia vita musicale e poetica è smorzata“.

1813 Febr. 10 (Nach dem Anhören von Mozarts 'Titus') „Selbſtgefühl; Anche io son pittore.“

[Fünf Tage darauf erfolgt Hoffmanns endgültige, wenn auch ihm zunächſt unbewußte Abwendung von der Muſik zur Dichtung: ſ. u. S. 323 Mitte.]

Art zu komponieren:

1803 Okt. 2 (S. 6).

Vorbilder:

für Inſtrumentalmuſik:

1803 Okt. 8 (S. 13 oben) Haydn.

für Vokalmuſik:

1803 Okt. 8 Händel und Mozart.

1813 Febr. 10 neue Anregung durch den 'Titus' (insbeſ. die Chöre) erhalten.

— — 11 Die 'Titus'-Chöre der Anregung wegen noch einmal gehört.

Allgemeine Beziehungen zu Muſikverlegern

(ohne Bezug auf beſtimmte Kompoſitionen):

Kühn in Poſen ſoll Noten verlegen: 1804 Jan. 20.

Nägeli in Zürich:

„knüpft eine dauerhafte Verbindung an“ 1808 März 15 (Bw 51).

beſtellt Geſangsmuſik und Klavierſachen mit Begleitung 1809 Febr. 7.

zahlt Honorare für Kompoſitionen:
1808 März 15 (Bw 51): 48 rth 21 ggr.
1809 Febr. 7: 89 Livres.

Notizen über einzelne nicht näher zu beſtimmende Arbeiten:

1803 Okt. 3 könnte er keinen Walzer ſetzen, will aber noch etwas Noten ſchreiben.
1812 Jan. 12 komponiert er „für den Wolfenſchießen“ in Kunzens Gegenwart.
— — 15 durch Dittmaiers Violinſpiel zu Inſtrumentalſachen begeiſtert.

2. Für die Kirche.

Meſſe in D-moll. (1803—1805.)

Vorgeſpielt, insbeſ. das Benedictus: 1803 Okt. 3.
Daran geſchrieben (ein Satz mitgeteilt!) 1804 Jan. 7.
[„Die letzte Hand daran gelegt“ im Sommer 1805: Hippel 210 oben.]

(Oratorium geplant 1803 Okt. 16 [S. 15].)

Miserere. (4 Stimmen mit Orcheſter.) (1809.)

Die Kompoſition für den Großherzog Ferdinand von Würzburg [öſterr. Erzherzog, vorher und nachher Großherzog von Toskana] beſchloſſen und Soden angekündigt Jan. 7. — Soden redet zu Jan. 13.
Der Gang der Kompoſition eingehend dargeſtellt Jan. 10 bis März 1.
Abſchrift [Reinſchrift für Würzburg oder Abſchrift für Nägeli?] begonnen März 18.
An Nägeli [mit ſechs Kanzonetten: ſ. u. S. 327 Z. 7f!] Mai 27.
Reklamiert Okt. 15. 31.

Zurückerhalten Nov. 27.
Neu abgeſchrieben Nov. 27—Dez. 23.
[1810
[1811 Juni—Dez. } keine Aufzeichnungen!]
An Eſterhazy nach Wien geſchickt 1812 Jan. 16.
Kompliment von Rochlitz 1814 Febr. 28.

3. Fürs Theater

(mit Einſchluß von Kompoſitionen einzelner Lieder aus Dramen).

[Da die Tagebücher für dieſe Gattung von Hoffmanns Werken beſonders ergiebig ſind, ſo haben wir hier ausnahmsweiſe auch die in den Tagebüchern nicht erwähnten Arbeiten (in [ ]) angeführt und bei den älteren von ihnen mindeſtens auf eine markante Belegſtelle aus Hoffmanns Briefen hingewieſen.

Der Überſichtlichkeit wegen haben wir die lange Liſte nach Hoffmanns Wohnorten gegliedert.

Für die durch die Tagebücher beſonders begünſtigte Bamberger Periode ſind wir noch einen Schritt weitergegangen, indem wir Unterabteilungen nach der wechſelnden Leitung des Theaters eingeführt haben, die für die Art von Hoffmanns Arbeiten, insbeſondere auch für die Wahl der Texte von entſcheidender Bedeutung war: Kotzebueſche Stücke ſind nur in Cunos Auftrag, Sodenſche Texte nur auf Sodens Beſtellung komponiert, unter Holbeins Leitung kommen Holbeins Stücke an die Reihe. Arbeiten, die Hoffmann von vornherein nicht für die Bamberger Bühne unternommen hatte, ſind in dieſem Abſchnitt durch vorgeſetztes [*priv.*] = *privatim* gekennzeichnet. Benutzt ſind für den Abſchnitt 1) Friedrich Leiſt, Geſchichte des Theaters in Bamberg bis zum Jahre 1862. 2. vollſt. umgearb. Aufl. [Bamberg 1893] und 2) Max Voigt, Hoffmann-Funde in Würzburg. Beil. zur Allg. Ztg. 1907 (S. 308 f der Quart-, S. 814—819 der Oktav-Ausg.).

a) Königsberg.

[Arien aus Goethes '**Lila**'. (1794 oder 1795.)
Hippel 59.]

[„Judex ille" aus Goethes '**Fauſt**' als Motett. (1795; nicht ganz vollendet.)
Hippel 74. 76. 81.]

[(**Claudine von Villa Bella**, Singſpiel von Goethe. Geplant 1795:
Hippel 74.)]

b) Poſen.

[**Scherz, Liſt und Rache.** Singſpiel von Goethe, in 1 Akt zuſammengezogen. (1800 oder 1801.)
Mehrere Aufführungen in Poſen: Bw 381 unten mit Note 16.]

c) Plock.

[**Der Renegat.** Singſpiel in 2 Aufzügen. (1804.)
Der Text in Plock begonnen: Hippel 200 unten.
In Warſchau liegen geblieben: ebenda 205 unten.]

[**Fauſtina.** Singſpiel in 1 Aufzuge. (1804? Nur der Anfang des Textes aufgeſchrieben.)]

d) Warſchau.

Die luſtigen Muſikanten. Singſpiel in 2 Akten von Clemens Brentano. (1804.)

[Kompoſition Dez.: Hippel 209.

Aufführung auf dem deutſchen Theater in Warſchau 1805 April: ebenda.

Gelobt in der 'Ztg. f. d. elegante Welt': ebenda.]

Hampe lobt die Ouvertüre 1809 März 14.

[**Muſik zu Werners Trauerſpiel 'Das Kreuz an der Oſtſee'.** (1804/05.)

Hippel 211 f. Wiederholt 221.]

[**Die ungebetenen Gäſte oder Der Canonicus von Mailand. Komiſches Singſpiel in 1 Akt nach Alexandre Duval.** (1805.)

Hippel 210. Bw 16—19. 23 oben. 25 oben. 36 f.]

Liebe und Eiferſucht. Oper in 3 Akten nach Calderón-Schlegels 'Schärpe und Blume'. (1807.)

[Der Titel der Partitur auch Hippel 225; ſpäter wieder der urſprüngliche Titel: Hippel 232. Bw 22—24. 25/26. 29 Mitte.]

Frühjahr 1809 anſcheinend eine Aufführung (wohl außerhalb Bambergs) vorbereitet: März 31 „Entſchluß . . . ſogleich Anſtalten gemacht“, April 14 Ausſchreiben der Partien angefangen — dieſes „opus horrendum“ iſt dann aber wieder aufgegeben.

1812 Jan. 23 „geſpielt“, anſcheinend für ſich zu Hauſe auf dem Klavier.

[(**Ein 'Fauſt' 1807 Apr. geplant.**

Werner ſoll den Text liefern: Bw 26.)]

e) Berlin II,

in Sodens Auftrag:

Der Trank der Unſterblichkeit. Romantiſche Oper in 4 Akten von Julius Grafen von Soden. (1808.)

Angefangen Jan. 23 (S. 33).
Abgeſchickt Febr. 27 (Bw 48). [Daraufhin als Muſikdirektor angeſtellt: Bw 49.]
Korreſpondenz mit Soden wegen Aufführung in Würzburg 1809 Jan. 7. 13. 14 (Partitur hingeſchickt). 24. Febr. (11?) 25.
Korreſpondenzen wegen Rückſendung der Partitur aus Würzburg:
mit Münchhauſen Juni 22. Juli 4;
mit Güßbacher Aug. 12. Sept. 23.
Zum Kopieren (für wen?) abgeliefert Okt. 22.
[1810 kein Tagebuch!]

[(**Joſeph in Ägypten.** Melodram von demſelben. Ob aufgeführt?

Auftrag: Hippel 222 oben.)]

f) Bamberg.

α) Unter Cunos Direktion.

[**Muſik zum ʻGelübdeʼ,** Allegorie in 1 Akt von H. K. mit Ballett von Macco. (1808.)

Aufgeführt als Vorſpiel zur Eröffnung des neuen Theaters Okt. 16: Leiſt 130.]

[**Die Pilgerin.** Prolog. (1808.)

Aufgeführt Nov. 19 f: Bw 58 ganz, 62 unten.]

Arlequin. Ballett. (1808.)
Aufgeführt 1809 Jan. 1.

Prolog zum Carolinen-Feſt. (1809.)
Anfrage bei Cuno 1809 Jan. 27.
Beſorgt 31.

Das Geſpenſt. Romantiſches Schauſpiel in 4 Akten von Kotzebue. (1809.)
Auftrag erhalten Jan. 21.
Kompoſition im März:
Akt I: 2—5.
— II: 6—8.
— III: (8 und) 9.
— IV: 9—11.
Ouvertüre: 12. (15.) 16—18.
Schlechte Aufführung Apr. 9.

(**Arie zum 'Geheimnis', Singſpiel in 1 Akt aus dem Franzöſiſchen** [**komp. von Solie**]. **Angefangen 1809.**
Auf Beſtellung begonnen Febr. 6; abbeſtellt und nicht vollendet.)

Arie zu Kotzebues 'Fanchon, dem Leyermädchen' (**komp. von F. H. Himmel**). (1809.)
„Präpariert“ Febr. 8.

[1809 Febr. 24 werden Chöre zu einem dritten Kotzebueſchen Stück genannt, dem Schauſpiel 'Rollas Tod'; es wird ſich hier aber nicht um eine Kompoſition Hoffmanns handeln, ſondern um die Einſtudierung von B. A. Webers Chören. — Im übrigen vgl. das Geſamturteil über die Cunoiſche Periode Mai 25: „bis dahin habe ich fürs Theater nicht komponieren ſondern Muſik ſchmieren müſſen, z. B. allegoriſche Ballette pp, welches mir Zeit und Laune geraubt hat“ (Bw 71 oben).]

[*priv.*] Golos Ständchen aus Maler Müllers 'Genoveſa' (Akt II Sz. 4). (1809.)

Angefangen Juni 8. [9—13 leider kein Eintrag!]

[Vgl. den Schluß des I. Abſchnitts der 'Serapions-Brüder', I 218—222. S. 218 unten ſagt Theodor: „Das ganze Werk iſt fertig im Innern, aber nur den Anfang ſchrieb ich auf“; alles was er „von dem Gedicht aufgeſchrieben“, ſingen dann die Freunde. Es ſind nur 20 Zeilen, die unter genauer Angabe der Stimmen und Tonarten angeführt werden.]

β) Unter Sodens Direktion.

Dirna. Melodram vom Grafen von Soden. (1809.)

Auftrag erhalten Juni 18.
Den Text erhalten 21.
Kompoſition:
Angefangen („neue, beſſere Periode, ſoll ich hoffen!“) 22.
Fortſetzung 23—27. 29 f. Juli 4 („etwas“). 7 („ſtark“). 12 f. 17. 18 („ziemlich“). 20. 22 („fleißig“). [23—26 kein Eintrag.] 27 („ſehr ſtark — ſogar mit Eifer!!“) 28 („ſehr ſtark“).
Komplizierter Chor mit zweierlei Taktart 3/4 C zur Zufriedenheit gemacht Juli 28.
[Aug. 1—28 wohl nicht hieran gearbeitet, da mit dem Trio in E-dur beſchäftigt.]
Schlußchor Aug. 30.
Ouvertüre beendigt Sept. 7.
Proben: Sept. 26; „große“ Okt. 7 10.

Aufführungen in Bamberg Okt. 11 (Hervorruf). 22 (Beifall).

Honorierung Okt. 10.

Nach Nürnberg (an Reuter) angeboten Okt. 15.

[Schickſale 1810 unbekannt!]

Abſchrift fürs Salzburger Theater [begonnen gegen Ende 1810,] beendet 1811 Jan. 1; dorthin abgeſchickt 3. [Vom 19. Mai ab in dem Jahr keine Aufzeichnungen!]

1812 anſcheinend in Donauwörth aufgeführt:

Verhandlungen mit Aſſeſſor Burger und Kapellmeiſter Dürrmeier Aug. 2,

Honorar erhalten Nov. 13.

(Calderón-Schlegels 'Brücke von Mantible' als Oper geplant 1809.

„Als herrliches Opernſujet bewährt gefunden" bei der erſten Lektüre Juli 9.

Auszug beſorgt 10 f. Bearbeitung angefangen 11.)

[*priv.*] Wiederſehn! Prolog in 1 Akt zur Feier der Rückkunft des [Heſſiſchen] Erbprinzen Aemil. (1809.)

An Opel in Darmſtadt geſchrieben Okt. 15. [Vgl. vorher Juli 16. 19!]

Den Auftrag erhalten und angenommen Nov. 1.

Den Text gedichtet 2.

Kompoſition 2—4.

Eingepackt und Begleitbrief geſchrieben 4.

Abgeſchickt 5.

[Vgl. Bw 735.]

[Muſik zu Sodens Schauſpiel 'Julius Sabinus'. (1810.)

Im erſten Quartal des Jahres (Soden trat 31. März das Theaterprivileg ab: Leiſt 141/42).]

γ) Unter Holbeins Direktion.

[Holbeins erſtes Auftreten als Gaſt 1810 April 4 (Leiſt 140); Kontrakt Juni 24 (L. 145); Eröffnung der Bühne Okt. 1 (L. 155). Ein Tagebuch Hoffmanns aus dieſem Jahre leider nicht vorhanden.]

(Shakeſpeares 'Luſtige Weiber von Windſor' als Oper geplant 1810/11.

„Sollen nun wirklich bearbeitet werden“ 1811 Jan. 5.)

Aurora [und Cephalus]. Große romantiſche Oper in 3 Aufzügen von Franz von Holbein. (1811/12.)

Akt I:

a) bis zum Sextett: 1811 Jan. 14 (angefangen, den Text „in Ordnung zu bringen“). 15 („ſtark gearbeitet“). 18 („ſehr eifrig und mit Glück“).

b) das Sextett: Jan. 19 („geht ſehr von ſtatten“, „einige Begeiſterung“). 20f. 25. 26 („mit Begeiſterung“; „das Sextett in den Singſtimmen geendigt und mit Glück“). (31.) Febr. (1.) 5 („das Sextett geendigt“).

c) Schluß des Aktes: Febr. 7. 9 („geſchrieben am Finale“).

Akt II: März 4 (angefangen). 6 („ſtark komponiert“). 7. [9.—13 kein Eintrag. Nachher offenbar lange Pauſe. Erſt] Mai 18 [wieder aufgenommen. In der folgenden tagebuchloſen Zeit iſt anſcheinend der II. Akt beendigt.]

Akt III [wohl noch 1811 begonnen, dann wieder liegen gelaſſen. Erſt] 1812 Febr. 13 nachm. „an der 'Aurora' gearbeitet — es ging nicht recht“ und abends „bis 9 Uhr nochmals an der 'Aurora' gearbeitet“. Offenbar beziehen ſich auch die folgenden Einträge auf die 'Aurora': 19. abends „ſtark komponiert“ und nachts, nach der Rückkehr aus der ‘Roſe’, „weiterkomponiert“; 21 vorm. „komponiert“; 24. vorm. „komponiert“ und nachm. „komponiert“, wobei „etwas beſpitzt“; 25. „am Coro finale gearbeitet“, aber von Kunz geſtört.

Ob ſich das viermalige „Gearbeitet“ im März (2. 22. 24. 26.) noch auf die Kompoſition der ‘Aurora’ oder ſchon auf deren Abſchrift oder etwa auf andere Dinge bezieht, iſt nicht zu erkennen.

Auf die Abſchrift des Textes und das Ausſchreiben der Geſangsſtimmen beziehen ſich die Einträge Febr. 21. April 10. 14.

Ausſicht auf eine Aufführung in Würzburg: Mai 19 („vielleicht iſt das mein Glück“). [Nach Voigt iſt dann in der zweiten Hälfte des Jahres 1813 eine Aufführung in Würzburg geplant, aber anſcheinend nicht zuſtande gekommen.]

Desgl. in Wien; Abſchrift der Partitur und Korreſpondenzen für dieſen Zweck: 1812 Nov. (7? 9?) 10—12. 14—20 (19: „Man muß durchaus tenax propositi ſein!“). 26. 30 den ganzen Tag. Dez. 1. 3 („den zweiten Akt fertig geſchrieben“). (10 f? 13?) 14 nachm. und abends. 1813 Jan. 8 (an Holbein). 12. 20 (unangenehme Antwort: noch weiterer Aufſchub). Erſt März 18 „den Brief erhalten, durch den ich erfuhr, daß ‘Aurora’ in Wien gegeben wird“; 23 dorthin geſchrieben und Apr. 9 die Partitur dorthin geſchickt, an Mad. Buchwieſer.

Muſik zu Stegmayers Quodlibet ‘Herr Rochus Pumpernickel’. (1811.)

(Das Stück ſelbſt gehört Jan. 1. 6.)
Ouvertüre Jan. 17 beſchloſſen, 24 f komponiert.
Tanz komponiert Jan. 27.
Aufführung in Bamberg Febr. 2.

[Aufführung in Dresden 1813 Aug. 8: Bw 151 m. Noten 3 und 4; die Vermutung in der letzteren iſt durch das Tagebuch beſtätigt.]
Aufführungen in Leipzig 1814 Jan. 9 (vorher Probe). 23.

Chor zu Holbeins 'Brautſchmuck', Schauſpiel in 5 Aufzügen, als Fortſetzung des 'Fridolin'. (1811.)

Komponiert Febr. 6.
Aufführung 10.

Choral zu K. A. de la Mottes 'Ida Münſter'. (1811.)

Aufführung März 17.

Saul, König in Iſrael. Melodram in 3 Akten nach Caigniez' 'Triomphe de David' von Joſeph Ritter von Seyfried. (1811.)

„Mit Anſtrengung und anhaltend komponiert" Ende April und Anfang Mai (S. 93 oben).
[Im Laufe des Jahres vollendet.]
[Aufführung in Bamberg nicht bekannt;
Aufführung in Würzburg geplant von Holbein im erſten Quartal 1813; dann ausgeführt 1815 Dez. 8; 1820 März abermals geplant: ſ. Voigt.]

[1811 Juni—Dez. fehlen Aufzeichnungen!]

Roderich und Kunigunde, oder: Der Eremit vom Berge Prazzo, oder: Die Windmühle von der Weſtſeite, oder: Die triumphierende Unſchuld. Dramatiſcher Gallimathias in 2 Aufzügen (Parodie aller Rettungskomödien) von Ignaz Franz Caſtelli. (1812.)

Antrag Jan. 10.

Bearbeitet Febr. 4 („den ganzen Tag“). 5 („dito“). 6 („dito“). 7.

Leſeprobe 10. Weitere Proben 22 nachm. („ſehr mager“) und 23 verm.

Aufführung 23 („ausgepfiffen“, wodurch Kunzens Schwindelbericht [im ‘Phönix’ vom 20. Okt. 1835, in der Buchausgabe S. 34 f] erledigt wird). [Der Theaterzettel dieſer Aufführung vollſtändig reproduziert bei Leiſt S. 178—180.]

(Chöre zu Werners Tragödie ‘Attila’ anſcheinend geplant 1812.

Vgl. Jan. 10.)

δ) Unter Reuters [zuletzt de facto Marcus’] Direktion.*

[*priv.*] Vorgeſchichte der ‘Undine’. (1812/13.)

[Plan gefaßt auf der Altenburg 1812 Juni (26—29): Bw 80. Bitte] an Hitzig[, einen Bearbeiter des Librettos zu beſorgen]: Juli 18 [ſo Tagebuch! Der Brief ſelbſt zurückdatiert auf den 15.: Bw 81—83, beſ. Wende der Seiten 82/83].

Aug. 12 kommt Hitzigs Antwort, daß Fouqué ſelbſt den Text bearbeiten wolle. 15. an beide geſchrieben.

[Alles folgende weicht in den Tagebüchern ſtark ab von den Angaben in den Briefen, die wie gewöhnlich den Ereigniſſen weit voraneilen.]

---

* „Mit der Oper war es [in dieſer Periode] ſehr ſchlecht beſtellt . . . Das Schauſpiel-Repertoire unterſchied ſich von dem Holbeinſchen in nichts.“ Leiſt 187.

Nov. 5 angenehmer Brief von Fouqué; 14. den Text erhalten [nicht erſt bei der Zurückkunft von einer Reiſe nach Würzburg, die H. Bw 94 fingiert] und Kunz vorgeleſen.

Dez. 20 den Text abgeſchrieben.

1813 Febr. 14 — genau drei Monate nach Empfang des Textes — „endlich angefangen“ (nachdem 10f zweimal der Anregung wegen den ‘Titus’ gehört und 11—13 das Porträt der Familie Kunz beendet).

(Die Beſprechung mit Kunz am Abend des nächſten Tages, Febr. 15, hat jedoch den Erfolg, daß eine literariſche Publikation beſchloſſen und zunächſt der ‘Berganza’ geſchrieben wird. **Von dieſem Tage an füllt Hoffmanns muſikaliſche Produktion nur noch die Pauſen der literariſchen aus;** ſpeziell von der ‘Undine’ wird bis Ende Juni keine Note zu Papier gebracht. Das Weitere ſ. u. unter g, h und i.)

Märſche und Chor zu Schillers ‘Braut von Meſſina’. (1813.)

Komponiert März 8.

Aufführung 12; nach dem Theater Souper in der ‘Roſe’.

g) Dresden.

Undine. Zauberoper in drei Aufzügen von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Erſte Hälfte. (1813.)

Akt I:

Angefangen Juli 1. Anſcheinend den ganzen Monat „ſtark und mit Glück“ daran gearbeitet, insbeſondere 3—13 und 16—23; ebenſo Aug. 1.

(Darauf jedoch offenbar die Arbeit abgebrochen, um den ‘Magnetiſeur’ zu vollenden. Erſt nach der Schlacht bei Dresden) Sept. 3 den Akt beendigt. (Dann ‘Dichter und Komponiſt’ geſchrieben!)

Den Akt zur Kenntnisnahme an Laun gegeben Okt. 25; 26. mit Lob zurückerhalten.

Akt II:

Angefangen Nov. 8; fortgeſetzt 10—12 und 15—17 („fleißig“ und „mit Glück“). (Dann den ‘Goldnen Topf’ begonnen!)

h) Leipzig.

Undine. Zweite Hälfte. (1814.)

(In Leipzig wird der ‘Goldne Topf’ beendet und bis Anfang Juni eine erſtaunliche Anzahl weiterer Schriften, darunter der I. Bd. der „Elixiere“ geſchaffen. In dieſen ſechs Monaten denkt Hoffmann nur zweimal, Anfang April, flüchtig an die ‘Undine’:) Apr. 4 abends („ſich zur Kompoſition ermutigt“) und 7 („Undine“).

Akt II wird erſt Mitte Juni ernſthaft wieder vorgenommen. Am 17. wird die „große Szene“ [die 4., mit der Aufklärung von Bertaldas Herkunft] vollendet und nach weiterer Arbeit in der Zwiſchenzeit am 30. der ganze Akt.

(Darauf erledigt Hoffmann den ſchon im April Rochlitz zugeſagten großen Aufſatz über alte und neue Kirchenmuſik [und liefert ihn Juli 11 ab].)

Akt III und wohl auch die Ouvertüre entſtehen dann in den nächſten Wochen: Aug. 5 iſt „die Kompoſition der ‘Undine’ völlig beendigt“.

i) Berlin III.

Aufführung der ‘Undine’.

1815 Febr. Korreſpondenz mit Fouqué und dem Grafen Brühl [der in dieſem Monat die General-Intendantur übernommen hatte]: den 20. ſendet Fouqué Brühls Brief an ihn nebſt ſeiner Antwort zur Kenntnisnahme; 21. (bis) 23. ſchreibt Hoffmann den Text zum zweiten Male ab; 24. ſchickt er Fouqués Brief [und die Abſchrift des Textbuchs] an Brühl.

[Das weitere Schickſal der 'Undine' iſt bekannt:
1816 Aug. 3 bis
1817 Juli 27 vierzehn Aufführungen im Schauſpielhauſe zu Berlin und
1821 Durchfall in Prag.]

[Chöre zu Fouqués Vorſpiel 'Taſſilo'. (1815.)

1815 Okt. 22 bis
1817 Febr. 8 drei Aufführungen im Opernhauſe.]

[Eine weitere, um Neujahr 1816 beſorgte Kompoſition „fürs hieſige Theater“ wird Bw 257 erwähnt.]

[(Der Liebhaber nach dem Tode. Singſpiel von Wilhelm Conteſſa nach Calderóns 'Galan fantasma'. Geplant ſeit 1817.

Hippel 265. Bw 297 m. Note 2. „Ein paar Lieder“ daraus komponiert: Hitzig II 129.)]

4. Fürs Konzert.

Fantaſie e. c. B. (1803.)

[An Nägeli geſandt Aug. 9: Bw 5 f.] Erwartung des Beſcheides: Okt. 8 (S. 12 unten).
Abgelehnt [Nov. 16]: Nov. 17.

(Trio für Fortepiano, Violine und Cello geplant 1803.

Okt. 8 [S. 12 unten]. Vgl. S. 327.)

Sonate in As-dur. (1803.)

Dazu wohl Nov. 16 das Andante geſetzt: Nov. 17.

Ende 1803 eine Abſchrift an Freund Hampe geſchickt: 1804 Jan. 1.

An den Verleger Schott geſchickt: Jan. 5.

[Anſcheinend von dieſem zurück erhalten und März 4 an Nägeli: Bw 12.

Keine Antwort von Nägeli erhalten: Bw 15.]

Quintett in C-moll für Harfe, 2 Violinen, Viola und Violoncell. (Späteſtens 1807.)

[1807 Okt. durch Itzig dem Verleger Kühnel in Leipzig angeboten: Bw 41.]

An Nägeli geſchickt 1808 März 15: Bw 48.

Anſcheinend abgelehnt (Juni 14 [Bw 51] nicht genannt).

Zwei Sonaten. (Späteſtens 1808.)

Zuſammen mit dem Quintett an Nägeli geſchickt März 15: Bw 48.

Nägeli nimmt ſie an und honoriert ſie, bittet jedoch um einige Änderungen: Juni 14 (Bw 51).

Eine dritte Sonate. (1808.)

An den ſelben geſchickt 1809 Jan. 4.

Auch dieſe angenommen: Febr. 7.

Sechs Kanzonetten. (1809.)

(Jan. 4 bei Nägeli „angefragt wegen Kanzonetten“; Nägeli „rühmt ſehr die Kanzonetten und will welche haben“ Febr. 7. Ob das alles auf die im Frühjahr 1808 bei Werckmeiſter erſchienenen geht oder ob Nägeli neue erbittet, iſt nicht deutlich.)

Jedenfalls komponiert H. nunmehr zunächſt drei: März 18 wird die erſte angefangen, 23. die zweite [ſ. Berichtigungen!], 28. wird ein Kanon zur dritten komponiert und dieſe beinah fertig. Die Abſchrift wird angefangen April 11, beendigt 13. Die Überſetzung der Texte wird Apr. 26 beendigt.

Dann werden drei weitere komponiert: April 29 Vorſatz, Mai 10 zwei gemacht, 17 das Ganze beendigt.

Alle ſechs ſendet H. Mai 27 mit der Abſchrift des 'Miserere' an Nägeli.

(Anſcheinend erhält er ſie jedoch nach Mahnungen vom Okt. 15 und 31 mit dem 'Miserere' Nov. 27 zurück.)

Trio in E-dur für Pianoforte, Violine und Cello. (1809.)

(Vgl. den Plan von 1803!)

(1808 Juni 14 hatte Nägeli Trios beſtellt [Bw 51]; 1809 Mai 25 hatte H. die Kompoſition von Klaviertrios ſich vorgenommen.)

Entſchluß zu dieſem Trio 1809 Aug. 1 [ſ. Berichtigungen!]

Kompoſition 2—4. 10 f. (18 große Faulheit im Komponieren.) 20 (ſtark). 21 (das Andante). 22 (ſtark und mit Glück). 23 (dito). 24. Vollendet 25.

Eingepackt und einen Begleitbrief an Nägeli geſchrieben 25.

„Abgeſendet“ 26; „abgereiſet“ iſt das Paket erſt 28.

(Fantaſie geplant 1809

Aug. 1.)

Walzer zum Carolinentag. (1812.)

Komponiert Jan. 23.

Tre canzonette italiane per un soprano solo, due tenori e basso col accompagna-

mento di pianoforte, composte e dedicate alla signora Giulietta Mark. (1812.)

Zwei davon komponiert März 6. Ferner daran gearbeitet (7?) 16 nachm. bis nachts 11 Uhr („ſtark“, trotz „fürchterlichen Kopfſchmerzes“) und 17 vorm. „An Julchen zur Feier ihres Geburtstages mit einem eleganten und galanten Billett geſchickt“ 18 vorm. [Über den Verbleib der Reinſchrift ſ. Bw 735 u.]
Vielleicht handelt es ſich um dieſe Kanzonetten (oder eine von ihnen) bei der Abſchrift Juni 7 (vorm. u. nachm., wohl auch 10.), die 11. an Simrock nach Bonn geſchickt, aber Juli 15 von dieſem abgelehnt wird.

Recitativo ed Aria „Prendi, l'acciar ti rendo“ per il soprano, due violini, due oboe, due clarinetti, flauto, due fagotti, due corni, viole, violoncello e basso. (1812.)

Daran gearbeitet Apr. 19 vorm. (Abends ſehr mit ſich zufrieden: ſ. o. S. 309.)

Aria „Mi lagnerò tacendo“.* [Wohl in der Art der vorigen.] (1812.)

Komponiert Juli 3. [Vgl. Kreislerbuch 192 und 294.]

[Sechs] Duettini italiani [für Sopran und Tenor]. (1812.)

Komponiert [u. a.] Juli 11. 12 (zwei) und Aug. 2.
Stolz auf das [erſte] Duett „Ombre amene“ Aug. 1 (vgl. oben unter 1).
Julchen ſingt die Duette [mit H.!] zum Verdruß ihres Bräutigams Aug. 17. [Vgl. Kreislerbuch 134 f; auch 75 f, wo Julia und Kreisler das ſechſte dieſer Duette ſingen.]

Hymnus. (1813.)

Komponiert für Dreyßigs Singe-Akademie in Dresden (nachdem er dort Okt. 7 mit Freund Morgenroth „herrlichen Geſang“ gehört) Okt. (11?) 12 [ff].

Die Schlacht bei Leipzig. (1814.)

„Auf Beſtellung für Baumgärtner [in Leipzig] komponiert unter dem Namen Arnulph Vollweiler“ Aug. 8—10.

II. Schriften.

1. Unbeſtimmtes, Allgemeines und auf die Sammlung der Fantaſieſtücke bezügliches.

1803 Okt. 16 kommen in erſter Linie Malerei und Muſik als Berufe in Betracht.

— — 26 ſieht er ſich zum erſten mal gedruckt: „frohe Aſpekten zur literariſchen Laufbahn! — Jetzt muß was ſehr witziges gemacht werden!“

— Nov. 17: „Jetzt will ich ein Buch machen!“ ☛

1804 Febr. 13: „Warum halte ich nicht Buch über meine witzigen Einfälle?“ (S. 30).

1809 Jan. Korreſpondenz mit Rochlitz über die ſtändige Mitarbeit an der ‘Allg. Muſ. Ztg.’: 11. bietet H. ſeine Mitarbeit an; 25. erhält er Rochlitzens zuſtimmende Antwort; 27. ſchreibt er mit Bezug darauf (am Schluß des zuſammenhängenden Eintrags über die Ereigniſſe vom 25.—27.): „Meine literariſche Karriere ſcheint beginnen zu wollen.“ 29. antwortet er Rochlitz [die Güte des Dr. Heinrich Möller macht es mir möglich, den intereſſanten Brief im dritten Bande der Sammlung ‘Hoffmann im Verkehr’ buchſtabengetreu nachzutragen].

1812 Apr. 29 (nach ſehr erregenden Geſprächen mit Julchen Mark am 25. und 27.—29.):

„Jetzt wird es Zeit, ernſthaft in litteris zu arbeiten“.

1812 Aug. 10 (nach Julchens Verlobung): „tutta la mia vita musicale e poetica è smorzata“.

1813 Febr./März Verhandlungen mit Kunz über die erſten Buch-Publikationen: **Febr. 15 abends die entſcheidende Beſprechung** („er will durchaus Manuſkripte drucken“); März 18, an Julchens 17. Geburtstag, mittags der formelle Kontrakt [Bw 104—106].

— Juli Die erſten vier Aushängebogen der ‘Fantaſieſtücke’ von Kunz erhalten: 15. zwei und 25. zwei; [20. und] 26. darauf geantwortet.

— Auguſt: Die Vignetten für Bd. I und II Anfang des Monats gezeichnet (S. 212 Mitte) und 12. mit Brief an Kunz geſchickt.

— Sept. 1: „Äußerſt angenehmer Brief von Kunz: Jean Paul ſchreibt Vorrede zu den Callots. Aſſignation mit 24 Bouteillen Wein.“

— Dez. 21: „Brief von Kunz erhalten; nichts beſonderes darin.“

1814 Jan. 24 (nach Beendigung der 5. Vigilie des ‘Goldnen Topfes’) „ſich in eigner Glorie geſonnt und was auf ſich ſelbſt gehalten.“ (S. 248.)

— März 17: „Brief von Kunz mit erfreulichen Dingen.“

— Mai 8: „Nachrichten von Kunz durch Wagner.“

— Juni 11 Brief an Cotta [der dann die ‘Ahnungen aus dem Reiche der Töne’ erhielt].

— Aug. 21—31: „Der innere Poet arbeitet und überflügelt den Kritikus und äußeren Bildner“ (folgt die Stelle über das

Wiedererwachen „des Kätchens“, das ihn aufs neue mit „Fantasmatis“ befange).

(1815 Jan./Febr.: Die Korreſpondenz mit Kunz über den Abſchluß der ‘Fantaſieſtücke’ ſ. u. S. 338/40 unter ‘Revierjäger’, ‘Abenteuern’ und ‘Kreislerianum’.)

2. Dichtungen.

[Texte zu Singſpielen, Prologen, Kanzonetten ſtehen unter I; dagegen ſind theoretiſche Schriften in dichteriſcher Einkleidung hier zu ſuchen. Um die lange Reihe zu gliedern, haben wir die Entſtehungsjahre (ſ. S. 308) als Überſchriften geſetzt; die Hervorhebung der Wohnorte empfahl ſich hier nicht, da bei wichtigen Arbeiten der Ort gewechſelt iſt. Ergänzt (in [ ]) iſt nur die ſehr wichtige Schrift aus dem tagebuchloſen Jahre 1810.]

1803

Der Preis.

[Abgeſchickt Sept. 22.]
Das Urteil geleſen 1804 (S. 32).

1808

Ritter Gluck.

An Rochlitz geſchickt 1809 Jan. 11.
Angenommen 25.
Im Druck mit Befremden geleſen März 13.
[Ein Exemplar des Druckes von Morgenroth] 1813 Apr. [erbeten, 28. erhalten und danach] 29 [ff] abgeſchrieben für die ‘Fantaſieſtücke’.

1810

[Kreislers Leiden.]

1811

Sonnet an Julchen Mark zum 18. März.

Gedichtet März 17/18 nachts.

Mit einem Roſenſtock überſandt März 18.

1812

Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers.

Die erzählende Einleitung offenbar identiſch mit dem muſikaliſchen Roman, der Febr. 8 geplant iſt und der zweifellos zeigen ſollte, wie Hoffmanns Ebenbild an der Liebe zu einer Schülerin wahnſinnig wird: vgl. den Eintrag am 5. („Ktch bis zum Wahnſinn — zum höchſten Wahnſinn . . . Betrachtungen über das Selbſt, dem der Untergang droht“) mit dem vom 8. („Betrachtungen über mich ſelbſt — beſtändige Gedanken [Ktch] können zur fixen Idee ſich verdichten!“) [Über die Aufſätze, die dieſer Einleitung folgen ſollten, vgl. Bw 77.]

Endlich mit Glück angefangen Mai 18. Daran gearbeitet 19 vorm. („mit Glück“) und nachm. bis 7 Uhr („fleißig“; bei dem Rückblick auf den Tag: „Ich bin mit mir zufrieden — ein reger Geiſt zur Tat belebt mich“) und 20 vorm. u. nachm., wahrſcheinlich auch 22—24. Weitere Arbeit daran nicht nachweisbar.

Mit Kunz darüber geſprochen und dadurch exaltiert Juli 23.

Beſchluß wegen des Druckes 1813 Feb. 15. [Im Kontrakt März 18 nicht genannt; zum letzten Male Kunz zugeſagt 1818 März 8: Bw 300. Nach dem Bruch mit Kunz dann im folgenden Jahre benutzt, für die Biographie Kreislers.]

Kreislers Gedanken über den hohen Wert der Muſik.

Geſchrieben Juni 20 nachm.; abds. Kunz vorgeleſen.

[„Ombra adorata!“

Der Aufſatz ſelbſt wird nicht ausdrücklich genannt; die Arie Creſcentinis, nach der er betitelt iſt, wird zitiert bei Gelegenheit zweier Soupers bei der Mark Juli 25. Aug. 25.]

Don Juan.

Im September für einen projektierten Theater-Almanach geſchrieben: (18?) 19 vorm. u. nachm. („fleißig und con amore“; 20. arbeiten wollen, es ging aber nicht) und 24. den ganzen Tag (vollendet). 22. war der Aufſatz dem Kunz ſtellenweiſe vorgeleſen und dabei von H. gut gefunden.

Da aus dem Almanach nichts wurde, wird der Aufſatz 1813 Febr. 3 mit der Rez. von Beethovens Trios an Rochlitz geſchickt. [Der Begleitbrief iſt auf den 2. zurückdatiert: Bw. 100.]

1813

Nachricht von den neueſten Schickſalen des Hundes Berganza.

Begonnen Mitte Februar [auf Grund der Beſprechung mit Kunz 15.]: 17. mit Glück daran gearbeitet, ſpeziell die Hexenſzene [die am Anfang der eigentlichen Erzählung ſteht!] geſchrieben. (18. ging die Arbeit nicht von ſtatten [und blieb wohl bis März 8 liegen].)

Fortgeſetzt [und in der erſten Faſſung vollendet] im März: 8. mit Glück daran gearbeitet. 14. „etwas an der Abſchrift [offenbar nur eines Teiles] geſchrieben“. 21. am ‘B.’ geſchrieben. 24—28 zu Hauſe geblieben und täglich mit Glück am ‘B.’ gearbeitet. 29 zu Kunz mit dem Mſkr. [der erſten Faſſung].

[Apr. 1—8. 10—17 kein Tagebuch geführt; in dieſer Zeit offenbar auf Kunzens Verlangen das Mſkr. umgearbeitet: vgl. Kunz im ‘Phönix’ 1835 Nov. 2 (S. 98 der Buchausgabe).]

Der Magnetiſeur.

Zunächſt unter dem Titel „Träume ſind Schäume“: in Dresden am Tage vor der Abreiſe, Mai 19, angefangen („mit großem Glück“), in Meißen 21. abends fortgeſetzt („mit Glück“), desgleichen in Leipzig 27 („fleißig und mit Glück“), 28. Juni 3. 4 („fleißig“). 10 („mit Glück“). Dann dort nicht mehr dazu gekommen.

Kurz nach dem Wiedereintreffen in Dresden wieder aufgenommen unter dem Titel ‘Der Magnetiſeur’ Juni 29f und Juli 2. [Mitte des Monats die „erſte Abteilung“ an Speyer geſchickt zur Weitergabe an Kunz: Bw 141.]

Nach einer neuen Pauſe von vier Wochen (die der ‘Undine’ gewidmet waren) fortgeſetzt Aug. 2—7: in dieſen Tagen Mariens Brief geendigt und Albans Brief angefangen. 12 einen Bogen an Kunz geſchickt. 13 gearbeitet. 16 „geendigt“. 17 lobenden Brief von Kunz [über die erſte Lieferung] erhalten. 19 [genau drei Monate nach dem Anfang!] „beendigt“ [durch Hinzuſetzung des Billetts an Nikomedes: Bw 155] und an Kunz geſchickt.

Der Dichter und der Komponiſt.

In Dresden Sept. 19 mit Glück angefangen; 20 fortgeſetzt. (Die nächſten Tage Fortſetzung unmöglich infolge der vielen Arbeit für Seconda: 23.)

Wiederaufnahme Okt. 4. 8 („fleißig“). Beendigung 9. Abſchrift Okt. 24. 25 fertig.

Der goldne Topf.

In Dresden [Aug. 19 der erſte Plan: Bw 154, und] Nov. 26—Dec. (2?) die erſten vier Vigilien: Nov. 26 („mit Glück angefangen“). 27 („mit Glück“). 29 abds. Dez. 1 nachm. u. abends bis $9^{1}/_{2}$ Uhr („fleißig und mit Glück“). 2 (dito).

In Leipzig dieſe vier Vigilien abgeſchrieben: Dez. 13 f (dann unterbrochen durch die Abfaſſung von Teilen der Dresdener Kriegs-Broſchüre und einer Rezenſion: fortgeſetzt erſt) 31; bei dieſer Rückkehr zum Märchen „aufs neue gefunden, daß es gut iſt.“ [1814 Jan. 16 (nachdem zwiſchendurch Milos Brief und die ‘Automate’ verfaßt!) die Reinſchrift der erſten vier Vigilien an Kunz: Bw 190 unten.]

Die letzten beiden Drittel des Werkes ſind offenbar erſt Jan. 24—Febr. 15 in Leipzig konzipiert, obgleich H. Jan. 16 die 6. Vigilie „noch einmal geleſen“ haben will (Bw 191 unten): damals wird nur eine Inhaltsſkizze vorgelegen haben. Jan. 24 „die 5. Vigilie des Märchens gemacht“. 25 abends „die 6. Vigilie gemacht“. [Jan. 26—Febr. 6 anſcheinend die 7.—9. Vigilie geſchrieben, dabei aber die achte (Serpentinas Erzählung vom Salamander und der grünen Schlange) noch unvollendet gelaſſen. Im Tgb. nur:] Febr. 5 abends „am Märchen geſchrieben“. Dann am 7. nachm. „die ſchwere achte Vigilie des Märchens mit Glück geendigt“. Am 8. nachm. u. abds. „die 10. Vigilie mit Glück gemacht“. [Der Abfaſſungstag der 11., die an einem 4. Februar mittags ſpielt, iſt nicht notiert; es heißt nur negativ unterm 10.: „nichts gearbeitet“. Die 12. Vigilie will H. nach „mehreren Tagen und Nächten“ der Unproduktivität beim dampfenden Arrakpunſch geſchrieben haben. Das letztere ſtimmt:] Nach „fleißiger Arbeit“ am Montag dem 14. und am Dienstag [ſ. Berichtigungen!] dem 15. iſt an dieſem Tage das Märchen „geendigt, und zwar mit Glück in voller Gemütlichkeit beim Glaſe Punſch den mir die Frau bereitet.“

Abgeſchrieben ſind dieſe acht Vigilien dann [Febr. 16] bis März 4; an dieſem Tage iſt der Begleitbrief an Kunz geſchrieben [Bw 194—197], am 5. iſt beides abgeſchickt.

Dresdner Kriegsbriefe (unvollendet) mit Anhang. [Vgl. S. 293 f!]

„Idee einer Broſchüre“ Leipzig, Dez. 15.

Die ‘Viſion’ angefangen am 16. abends und beendet am 17. nach dem Theater.

[Zwiſchen dem 18. und dem 27. (neben zwei Rezenſionen!) den ‘Erſten Brief’ geſchrieben.]

Beide Stücke an Kunz 28.

1814

Milos Brief.

[Schon in Dresden, Mitte November 1813, geplant und damals dem Kunz für die ‘Fantaſieſtücke’ in Ausſicht geſtellt: Bw 170 Abſ. 2.]

Geſchrieben Leipzig 1814 Jan. 2 („angefangen“) und 3 („geendigt“).

An Rochlitz 4.

[Jan. 16 für die neuen Kreisleriana im IV. Bd. der ‘Fantaſieſtücke’ beſtimmt: Bw 189.]

Die Automate. (Vgl. 1813 Okt. 10!)

Verfaßt 1814 Jan. 5—15: 5 „angefangen“. 6 „großer Fleiß“. 7: bis 12 Uhr nachts. 8 „wenig“. 9 „dito wenig“. 10. (11 Klage über die ſtörende viele Berufsarbeit.) 12 „mit Glück“. 13 f. 15 „geendigt“.

An Rochlitz geſandt 16. [Am ſelben Tage dem Kunz für den III. Band der ‘Fantaſieſtücke’ zugeſagt: Bw 189 oben m. Note 8.]

Rochlitz wünſcht jedoch nur einen Auszug zu bringen: 17. Dieſen Auszug beendigt H. am 19. und ſendet ihn am 20. an Rochlitz.

Nach längerer Überlegung bietet H. März 7 (S. 254) des Honorars wegen die vollſtändige Faſſung Mahlmann an für die ‘Ztg. f. d. elegante Welt’. An Mahlmanns Stelle nimmt der Advokat Müller am 16. das Mſkr. an. [Hoffmann zieht nunmehr notgedrungenermaßen am 24. ſeine Zuſage an Kunz unter einem kühnem Vorwande zurück: Bw 198.] Das Honorar (15 rth 15 ggr) erhält H. Mai 7.

Die Elixiere des Teufels, erſter Teil.

[Vgl. das Diner bei den Bamberger Kapuzinern 1812 Febr. 9.]

Idee 1814 März 4.

Geſchrieben März 5—April 23: 5 (angefangen). 6. (11 f?) 13. (14. Klage über die ungewiſſe Lage, die die dichteriſchen Arbeiten ſehr erſchwert.) (17?) 18. [Vielleicht auch 19—Apr. 3!] Apr. 4 „die 1. Abteilung“ geendigt [bedeutet das nur den erſten der vier „Abſchnitte“, bis zum Verlaſſen des Kloſters, oder vielmehr die erſte Hälfte, bis zur Tötung Hermogens?] Weitergearbeitet April (6?) 7 f. [Vielleicht auch 9—13.] 17—23: den erſten Teil vollendet.

Reinſchrift Apr. 24—Mai 4 oder 5.

An Hitzig geſchickt mit Brief Juni 8; Antwort erhalten 25.

Prinzeſſin Blandina (unvollendet).

Akt I Mai 8—19: 8 „angefangen“, 19 „mit Glück geendigt“: der Eintrag „gearbeitet mit Glück und Zufriedenheit“ für 9.—19. wird ſich alſo auf dieſen Akt beziehen.

Fortſetzung 23—31, abwechſelnd mit dem ‘Revierjäger’.

Der Revierjäger.

[Jan. 16 mit dem Untertitel „eine Geiſtergeſchichte“ für den IV. Band der ‘Fantaſieſtücke’ beſtimmt: Bw 189.

März 24 trotz veränderter Diſpoſition das aufrecht erhalten: Bw 198.]

Verfaßt Mai 20—Juni 1: Mai 20 „angefangen“. 21 „gearbeitet“. 23—31 abwechſelnd mit der Fortſetzung der ‘Blandina’ daran gearbeitet. Juni 1 „beendigt“.

Ob gleich an Kunz geſchickt? Erſt 1815 Febr. 1 von dieſem abgelehnt.

[1814 Okt. 5—Dez. 31 keine Aufzeichnungen. In dieſe Zeit fällt u. a. Kreislers Brief an Wallborn, vielleicht auch ſchon der Anfang des folgenden Märchens.]

1815

Die Abenteuer der Silveſternacht.

Daran gearbeitet Jan. 1 f. Beendigt 6.

Abſchrift 7 vorm. u. nachm., 8 den ganzen Tag, 10.

Chamiſſo, Hitzig und Conteſſa vorgeleſen 13.

An Speyer zur Weitergabe an Kunz, mit einem Brief an dieſen, 14.

Kunz' und Wetzels Urteil Febr. 25.

Roman des Freiherrn von Vieren, zuſammen mit Chamiſſo, Hitzig und Conteſſa begonnen.

Jan. 13 abends mit den drei Freunden beſchloſſen.

[Über die weiteren Schickſale vgl. in Bw Heft 2 die daſelbſt S. XXVIII Mitte verzeichneten Stellen.]

Die Fermate.

Für Brockhaus' 'Urania' geplant: Bw 227 oben.

Die Idee „vollkommen ins Klare gebracht" Jan. 16.

Angefangen 18. [19—30 anſcheinend durch Amtsgeſchäfte abgehalten.] Wiederaufgenommen 31 abends. „Mit Leichtigkeit und Glück" daran gearbeitet Febr. 1. Beendigt 3.

Solange ausdrücklich für die 'Urania' beſtimmt.

Abſchrift beendet 7.

Nach einem Mittageſſen mit Fouqué Febr. 13 „fürs Frauentaſchenbuch abgegeben" [d. h. zugeſagt?]. 28: „an Fouqué — mit der Erzählung".

Ein Kreislerianum.

Febr. 1 „Kreislers Rede".

Febr. 26 „Kreislerianum ganz fertig gemacht“.
— 28 „Brief mit Manuſkript an Kunz.“

(Della Maria. Plan.

Febr. 6: „Idee, Della Marias Schickſal zum Gegenſtand einer Novelle zu machen.“)

Der Artushof.

Plan: Febr. 14.
Angefangen 17. Daran geſchrieben 18. Fleißig daran gearbeitet März 3.
[An Brockhaus geſchickt, an Stelle der ‘Fermate’, 6.: Bw 227.]

3. Theoretiſche Schriften

(ohne die Rezenſionen).

Schreiben eines Kloſtergeiſtlichen an ſeinen Freund in der Hauptſtadt [über Schillers ‘Braut von Meſſina’]. (1803.)

[Begonnen früheſtens Aug. 9.
An den Verleger Sander in Berlin geſchickt, für den ‘Freimütigen’, 19.]
Im Druck geleſen Okt. 26 (S. 16 und 32!).

(Plan eines Aufſatzes über das Königsberger Theater 1804.

Febr. 6 [für die ‘Ztg. f. d. elegante Welt’ beſtimmt].)

Über die Aufführung der Schauſpiele des Calderon de la Barca auf dem Theater in Bamberg. (1812.)

Geſchrieben Juli (vielleicht 7. 10. 14. 17).
An Hitzig für die ‘Muſen’ 18, mit Begleitbrief [zurückdatirt auf den 15.!].

Katalog des Neuen Leſeinſtituts von C. F. Kunz. (1812.)

Daran gearbeitet Nov. 5 (Muſikalien). 13. Dez. 9 (Vorrede).

[Vgl. Kunzens Schrift über Jean Paul S. 69 f.]

Überſetzung der ‘Violinſchule’ von Rode, Kreutzer und Baillot. (Jahreswende 1812/13.)

Härtel ſchlägt die Arbeit vor 1812 Sept. 14. Hoffmann [ſagt zu und] erhält den Auftrag Nov. 9.

Arbeit Dez. 26 („mit Glück angefangen; fleißig gearbeitet“) — 30 („ſehr fleißig“) und 1813 Jan. 2 („fleißig“) — 4.

Reinſchrift Jan. 8 geendigt; an Härtel geſchrieben [und das Mſkr. beigelegt: Bw 98].

Leipzig Juni 9 „bei Härtel geweſen wegen der Ausgabe“ der Überſetzung.

Über einen Ausſpruch Sacchinis und über den Effekt in der Muſik. (1814.)

[Geſchrieben Juni Mitte.]

An Rochlitz geſchickt 15.

Alte und neue Kirchenmuſik. (1814.)

[Von Härtel Material erbeten April 15. Mai 5: Härtel 36 f.]

Daran gearbeitet Juli 1—5. [4. noch einmal Material erbeten: Härtel 37.]

[An Härtel geſandt Juli 11: ebenda 37 f. Juli 19 erbittet H. die Daten zu der noch einzuſchaltenden Fußnote über Händels Oratorium ‘Der . . . ſterbende Jeſus’: ebenda 39.]

Briefe über Tonkunſt in Berlin. Erſter Brief. (1814.)

[An Härtel geſandt mit zwei Begleitbriefen Dez. 10: Härtel 40—42.]

1815 Jan. 17f: Antworten von der Redaktion und von Härtel (272).

4. Rezenſionen

für die ‘Allgemeine Muſikaliſche Zeitung’.

[Wir führen zunächſt die Tagebucheinträge an, die ſich auf eine Mehrzahl von (geplanten) Rezenſionen beziehen. Darauf folgen die 25 bisher bekannten Rezenſionen, die jetzt ſämtlich in Bd. 13 und 14 von Ellingers Ausgabe in vorbildlicher Wiedergabe zu finden ſind; die Gegenſtände der zehn nicht in den Tagebüchern erwähnten Rezenſionen ſind in [ ] eingeſchloſſen. Die Liſte iſt wie die der Theaterkompoſitionen nach Hoffmanns Wohnorten gegliedert.]

Mehrere Rezenſionen betr.:

1809	März 2	Muſik zum Rezenſieren erhalten.
—	Juni 23	Die Redaktion fragt, ob H. „die Beethovenſchen Symphonien“ rezenſieren will.
—	Juli 3	Antwort.
—	— 21	Ein Paket zum Rezenſieren mit ſchmeichelhaftem Brief erhalten.
1812	Nov. 14	Paket aus Leipzig: Beethovens Meſſe pp.
1814	März 16	Rochlitz gibt viele Aufträge.

Bamberg.

1809 Witt, zwei Symphonien: Apr. 19 rez.; „opus 1 dieſer Art — ging leichter als ich gedacht hatte“. 20 die Rez. beendigt [und Stumpfs Entr’actes kurz angezeigt] und Begleitbrief geſchrieben [auf den 15. zurückdatiert: Bw 66f]. 22 dieſe Sendung abgeſchickt.

1809 Fioravanti, I virtuosi ambulanti,

— Andreas Romberg, Pater noster: beide Rez. abgeſchickt Nov. 21.

[1810 Beethoven, C-moll-Symphonie;

— Gluck, Iphigenia in Aulis;

— Weigl, Das Waiſenhaus;

— Paer, Sophonisbe.]

1811 [Spohr, Erſte Symphonie.]

— Puſtkuchen, Choralbuch: Jan. 15 mit Brief erhalten. [Die Rez. erſchien 1812 Dez. 2, wird aber von H. auffallenderweiſe zwei Monate darauf als nicht erſchienen betrachtet: Bw 100 unten, beſſer Härtel 28 unten mit Note 2.]

— [Gyrowetz, Der Augenarzt: 1812 Dez. 30 erſchienen, aber gleichfalls von H. vermißt: ſ. ebenda.]

1812 Beethoven, Ouvertüre zu Collins 'Coriolan': Juni 28 auf der Altenburg bei Regenwetter „ſehr fleißig an der Partitur ... gearbeitet behufs der Rezenſion“ (möglicherweiſe ſchon vorher, 19 nachm., 21 vorm., 26 vorm.); die Rez. geſchrieben 30.

— Méhul, La chasse du jeune Henri: rez. Sept. 4 vorm. („gut geraten“).

— Beethoven, Zwei Trios: (Juli 3 bei Rottenhans beſprochen;) an der Rez. gearbeitet Sept. 10. 11 („mit Glück“). 16 (das erſte Trio fertig). Erſt nach fünftehalb Monaten das zweite Trio rezenſiert: 1813 Jan. (28?) 31 vorm. u. nachm. Febr. 1 („fleißig“). 2 („mit Glück“). Am 3. die Rez. (mit dem 'Don Juan') abgeſchickt [ſ. o. unter 2].

Dresden I.

1813 **Braun und Wilms, Symphonien:** Mai (11: iſt leider „noch immer nicht imſtande etwas Zuſammenhängendes zu arbeiten“.) 12 früh. 13 „zum erſtenmal wieder fleißig an der Rez. . . . gearbeitet und dieſelbe glücklich beendigt“. 14 „abgeſchrieben und nebſt Brief an Härtel [d. d. 13: Bw 122/24] abgeſchickt“.

— **Beethoven, C-dur-Meſſe:** Mai 15 Rez. angefangen, 17 geendigt und abgeſchrieben, Begleitbrief an Härtel [Bw 125 f]; 18 beides zur Poſt.

Leipzig I.

— **Beethoven, Muſik zu Goethes ‘Egmont’:** Juni 21 [vorm.] die Rez. gemacht [und wahrſcheinlich nachm. Rochlitz in Connewitz übergeben].

Dresden II.

— **Bergt, Chriſtus durch Leiden verherrlicht (Oratorium):** Nov. 3 nachm. Rez. angefangen. (Dann liegen gelaſſen und erſt Akt II der ‘Undine’, dann den ‘Goldnen Topf’ angefangen und im Dezember damit fortgefahren.)

Leipzig II.

(Hier zunächſt den Anfang des Märchens abgeſchrieben, dann die ‘Viſion auf dem Schlachtfelde’ verfaßt, darauf die Rezenſion fortgeſetzt:) Dez. (18?) 19 vorm. 20 nachm. (beendigt). 21 abgeſchickt.

1813 Elsner, zwei Ouvertüren: Dez. 25 rez. (26?) 28 Härteln gebracht.

1814 [Schneider, Klavierſonate.]

— Reichardt, Klavierſonate: [ſchon im Januar daran gedacht: Härtel 35 Mitte.] März 18 rez.

— [Oginſki, zwölf Polonäſen.]

— Riem, zwölf Lieder: an Rochlitz Sept. 2 oder 3.

— [Fröhlich, zwei Klavierkompoſitionen: ſ. Härtel 39 m. Note 3.]

— [Boieldieu, Der neue Gutsherr.]

5. Geſchäftliche Anzeigen.

1809 Hoffmanns Singe-Inſtitut betr.: Mai 2 geſchrieben, 9 im Wochenblatt erſchienen.

— das Theater betr.: Mai 28 gemacht und Begleitbrief an Hitzig geſchrieben [vgl. Bw 72 Abſ. 2]; 30. beides abgeſchickt.

III. Bilder.

(Zeichnungen zu eigenen Schriften ſ. unter dieſen!)

1. Allgemeines und Unbeſtimmtes.

1803 Okt. 16 Maler oder Muſiker?
1804 Febr. 9 ein Kollektaneenbuch zu Zeichnungen geplant (S. 28).
1815 Jan. 29 ein Karikaturenbuch geplant.

*

1812 Apr. 23 vorm. gezeichnet.

2. Fürs Theater.

1811 März 24 den ganzen Tag ein Bild gemalt.
1812 Januar beſonders produktiv, aber ungewiß, ob immer fürs Theater. Sicher iſt das am 11. (große Gardine), 23. (Dekoration), 27. (große Dekoration zu Klingemanns 'Entdeckung von Amerika'); nicht ſicher am 6. und 13.—15. (ein 17 Fuß hoher ägyptiſcher Tempel, für den Carolinentag), am 18., 22. und 24.—26., wo man ebenſogut an das „Caſſino“ denken kann.
— Febr. 18 die Figur des Genius der Kunſt für den Würzburger Vorhang gezeichnet.

1812 Juni 25 Ideen zum Dekorationsmalen.

1814 März 26 Karl den Großen gezeichnet als Koſtümfigur für eine Bamberger Liebhaberaufführung von Fouqués 'Eginhard und Emma'; dazu Beſchreibung (S. 256—258, z. T. dann auch an Kunz geſchrieben).

3. Porträts.

Julchen, Minchen und Moritz Mark. (1809.)

Angefangen Sept. 3. Daran gearbeitet 7.

[Auch Speyer berichtet, daß H. „auf einem Blatt die drei Kinder des Konſul Mark en miniature" gemalt hat.]

Familie Kunz. (1812/13.)

Angefangen 1812 Sept. 30. Hauptarbeit dann in der Zeit von Okt. 2—Nov. 1 (ſpeziell Okt. 2. 4—7. 9. 11 früh u. nachm. [12. 15. 16. 21?] 22. 24 den ganzen Tag. 28—Nov. 1). Dann anſcheinend nur noch Nov. 24 und 1813 Febr. 11—13 (beendet).

Ausgeſtellt in der 'Roſe' 1813 Febr. 13; Beifall erhalten.

4. Sonſtige ſelbſtändige Bilder.

Eine Kindergruppe. (Karikatur.) (1803.)

Gezeichnet Okt. 6 (S. 9; hier anſcheinend als 'Das Rieſenkind' bezeichnet); „fertig komponiert" 16 (S. 14).

(**Eine Kreuz-Erleuchtung** und
Die Schlacht bei Abukir

im Hackertſchen Stil tranſparent auszuführen: Plan 1804 Jan. 16.)

Le cœur palpite. (Karikatur.) (1804.)

Febr. 9. (S. 28).

Polniſche Uniformen. (1808.)

[Anfg. d. J. für die 'Neuen Feuerbrände' gezeichnet, aquarelliert und erläutert: vgl. Friedrich Holtze in Heft 43 der 'Schriften des Vereins für die Geſchichte Berlins' S. 61 Note.]

Honorar erhalten 1808 März 21 (Bw 48).

Bamberger Bürger-Militär. (1809.)

Daran gezeichnet Apr. 29.

Bilder für den gotiſchen Turm auf der Altenburg. (1811.)

Kartens gezeichnet Ende April bis Anfang Mai: S. 93.

[Ausgeführt ſind die Bilder im (tagebuchloſen!) Sommer d. J.: Bw 80.]

Ein allegoriſches Bild als Dekoration für das „Caſſino". (1812.)

Gemalt Febr. 2.

Im Caſſino-Saale aufgeſtellt 3.

[Vgl. S. 346 unten die ſonſtigen Einträge vom Januar, die z. T. ſich aufs „Caſſino" beziehen können.]

Dekoration des Salons in Marcus' Garten. (1812.)

Die Perſpektive gezeichnet Mai 3. Gemalt (6.) 7. 8 vorm. u. nachm. 10 vorm. u. nachm. (die Straße fertig gemalt bis auf die Figuren). 21 nachm. bis 7 Uhr. 31 vorm. Juni 2 vorm. u. nachm. (3?)

6 nachm. „fertig gemalt“, 9 nachm. „endlich geendigt“.

Drei (einzelne) Karikaturen. (Für Baumgärtner 1814.)

I. „Gemacht“ März 5. Daran gearbeitet 6. Fertig gemacht 7.
Begleitbrief an Baumgärtner 7.
Abgeſchickt 8.
Baumgärtner zahlt 4 Thaler: 9.
II. Gezeichnet März 14. Ausgemalt 15.
Abgeſandt 16.
Honorar erhalten 18.
III. Gezeichnet April 14.
Abgeſchickt 15.

The exequies of the Universal Monarchy. (Karikatur; für Joachim 1814.)

März 19—27 gemacht und für 5 rth verkauft.

5. Kopien.

Eloiſa. Engliſcher Kupferſtich.

Als Schüler kopiert: ſ. 1803 Okt. 8 (S. 12).

Die Riſa aus Cramers ‘Deutſchem Alcibiades’, Kupferſtich nach Stölzel.

Als Sekundaner kopiert: ſ. ebenda.

Die pompejaniſchen Vaſengemälde aus Hamiltons Sammlung.

1803 kopiert, das letzte Okt. 1 (S. 4).

Ergänzende Publikationen des Herausgebers.

A.

E. T. A. Hoffmann im perſönlichen und brieflichen Verkehr. Sein Briefwechſel und die Erinnerungen ſeiner Bekannten. In drei Bänden mit Porträts, Zeichnungen und Facſimiles. Berlin, Gebrüder Paetel.

I. Hoffmann und Hippel. Das Denkmal einer Freundſchaft. (LXII + 355 S.) Mit einer allegoriſchen Malerei des jungen Hoffmann und 3 Facſimiles. 1912. Preis: geheftet 7,50 M, in Halbfranz 9,50 M (mit Band II zuſammen 20,— M resp. 28,— M).

Inhalt:

I. Hippels Erinnerungen an Hoffmann (S. 3—30).
II. Einundſiebzig Briefe Hoffmanns an Hippel mit Anmerkungen Hippels (S. 37—278).
III. Hippels Fürſorge für die Witwe und das Andenken Hoffmanns 1822—1841 (S. 279—310).

II. Hoffmanns Briefwechſel (mit Ausnahme der Briefe an Hippel). In drei Heften. 1912. Preis: geheftet 15,— M, in 3 Halbfranzbänden 21,— M (mit Band I zuſammen wie oben angegeben).

1. Heft: Von Plock bis Leipzig. 1803—1814. (LVII S. + S. 1—216.) Mit 2 Selbſtporträts und 1 Facſimile.
2. Heft: Berlin 1814—1822. (XXXIII S. + S. 217—524.) Mit Henſels Hoffmann-Porträt, einem Selbſtporträt Hoffmanns und 15 ſonſtigen Zeichnungen und Facſimiles (mit 3 weiteren Selbſtporträts).
3. Heft: Anhang betr. Hoffmanns Tod und Begräbnis, den Nachlaß und die Hinterbliebenen. (XIX S. + S. 525—772.) Mit der Abbildung des echten, 1822 von Hoffmanns Freunden errichteten Grabſteins.

III. Hoffmann in der Darſtellung ſeiner Bekannten (mit Ausnahme Hippels). Mit den Porträts der Verfaſſer und kritiſchen Noten. Nebſt Nachträgen zu Hoffmanns Briefwechſel. Erſcheint ſpäter (ſ. B).

Enthält:

- I. Die zu Hoffmanns Lebzeiten erſchienenen biographiſchen Notizen (Recenſionen Hoffmanniſcher Drucke ſind ausgeſchloſſen, Beſprechungen von Opernaufführungen und die Ankündigungen in den Meßkatalogen ſind aber mit aufgenommen).
- II. Die Nekrologe von 1822.
- III. Hitzigs Schrift 'Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß' in der Faſſung von 1823 unter Weglaſſung der Hoffmanniſchen Texte. (Die ſecundären Partieen werden in kleinerer Schrift zweiſpaltig gezeigt: links Hitzigs Darſtellung, rechts ſeine Vorlage.)
- IV. Die Ergänzungen anderer und Hitzigs eigene Nachträge.
- V. Nachträge zu Hoffmanns Briefwechſel.

B.

Bis zum Erſcheinen dieſes III. Bandes, deſſen Druck noch nicht begonnen hat und ſchwerlich vor 1916 beginnen wird, ſind zu benutzen:

1) **Aus E. T. A. Hoffmanns Kapellmeiſterl-, beſſer: Künſtler-Zeit.** (Aus der 'Neuen Deutſchen Rundſchau' vom Januar 1903.) — Vorhanden ſind noch 2 Exemplare des in 103 Exemplaren hergeſtellten durchgeſehenen und neu geordneten Druckes mit erweiterter Vorbemerkung (27 S. gr. 8°) und 5 Exemplare des rohen Sonderabdrucks ohne Titelblatt und Umſchlag (22 S.); jene ſind zu 6 Mark, dieſe zu 3 Mark vom Herausgeber (Adreſſe ſ. o. am Schluß der Einleitung) zu beziehen.

   Darin u. a. der einzige Druck der Erinnerungen des Dr. med. Friedrich Speyer an Hoffmann.

2) **Hoffmann und Härtel.** Neue Mitteilungen über ihren Verkehr in den Jahren 1799—1819. (Durchgeſehener Sonderabdruck aus den 'Süddeutſchen Monatsheften' vom December 1907, dem Januar und dem März 1908; XI + 68 S. gr. 8° + Tabelle.) — Von den 250 hergeſtellten Exemplaren iſt noch ein beträchtlicher Theil vorhanden und zu 4 Mark fürs Stück vom Herausgeber zu beziehen.

   Darin u. a. dreißig im 'Briefwechſel' fehlende Briefe Hoffmanns aus den Jahren 1799—1815.

C.

Herausgeber und Verleger behalten ſich vor, nach Beendigung des zu A genannten Sammelwerks eine einzeitliche, chronologiſch geordnete Auswahl aus deſſen drei Bänden und den Tagebüchern zu bringen und ſo die wichtigſten und intereſſanteſten Momente aus Hoffmanns Leben in Einem Zuge unmittelbar aus den Quellen vorzuführen.

D.

Fragmente einer Biographie E. T. A. Hoffmanns, in freier Folge vorgelegt. Berlin, Gebrüder Paetel.

I. Letzte Monate in Poſen und Aufenthalt in Plock, Anfang 1802 bis März 1804. (66 S. gr. 8°.) Mit einer Abbildung des Plocker Domes und drei Fakſimiles. In 200 Exemplaren ausgegeben Februar [rect. März] 1914. Preis 3.— M.

Inhalt: I. Bis zum Februar 1802 (S. 11—22). II. Anſtellung und Heirat: Februar bis Juli 1802 (S. 23—27). III. Das erſte Ehejahr: Auguſt 1802 bis Juli 1803 (S. 28—32). IV. Die Lektüre des 'Freimüthigen' und ihre Früchte: Auguſt und September 1803 (S. 33—39; dabei in Fakſimile eine Seite aus dem 'Schreiben eines Kloſtergeiſtlichen'). V. Oktober bis Dezember 1803 (S. 40—50; dabei in Fakſimile der Tagebuch-Eintrag vom 2. Oktober). VI. Januar bis März 1804 (S. 51—66; dabei in Fakſimile eine Seite aus dem 'Renegaten').

Andere Stücke ähnlichen Umfangs ſollen folgen, zunächſt etwa, zur Einleitung und Ergänzung der ſpäteren Tagebücher, über die Zeit von Mitte 1807 bis Ende 1808 und über die beiden Jahre 1810/11.

E.

Julius Eduard Hitzig und die Seinigen bis 1814. Mit zahlreichen Portraits und Facſimiles. In Vorbereitung für Georg Müller in München.

Zerfällt in drei Bücher, deren Umfang noch nicht feſtſteht:

I. Iſaak Elias Itzig in Berlin, Halle und Erlangen 1780—1799. Mit einer Einleitung über ſeine Vorfahren und Verwandten.

II. Julius Eduard Itzig in Warſchau und Berlin 1799—1808. (Mnioch und Werner; der Nordſternbund; Hoffmann.)

III. Julius Eduard Hitzig als Buchhändler in Berlin 1808—1814. (Mit einem vollſtändigen Verzeichnis der von ihm verlegten Bücher.) Nebſt einem kurzen Ueberblick über die zweite Hälfte ſeines Lebens (1814—1849) und ſeine Nachkommenſchaft.

Theodor Storm.

Sein Leben und ſeine Dichtung.
Von
Dr. Paul Schütze.
Dritte, verbeſſerte und vermehrte Auflage.
Herausgegeben von
Dr. Edmund Lange.
Mit einem Bilde Theodor Storms.
Gr. 8°. XII und 338 Seiten.
Geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

Der Brieſwechſel zwiſchen Theodor Storm und Gottfried Keller.

Herausgegeben und erläutert von
Albert Köſter.
Dritte Auflage. 8°. 275 Seiten.
Geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Conrad Ferdinand Meyer.

In der Erinnerung ſeiner Schweſter
Betſy Meyer.
Zweite Auflage. 8°. IV und 246 Seiten.
Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel) in Berlin W.

Hans Hoffmann.

Sein Lebensgang und ſeine Werke.

Von

Otto Ladendorf.

Mit einem Bilde Hans Hoffmanns.

Gr. 8°. 255 Seiten. Geh. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Inhalt: 1. Heimat und Jugendzeit. — 2. Lehr- und Wanderjahre. Im Beruf. — 3. Die erſten Früchte: Unter blauem Himmel. Der feige Wandelmar. — 4. Nordiſche Stoffe: Der Hexenprediger und andere Novellen. Brigitta von Wisby. — 5. Korfugeſchichten und Landſchaftsnovellen: Im Lande der Phäaken. Neue Korfugeſchichten. Von Frühling zu Frühling. — 6. Humoriſtiſche Romane: Iwan der Schreckliche. Der eiſerne Rittmeiſter. — 7. Gymnaſialnovellen: Das Gymnaſium zu Stolpenburg. Ruhm. — 8. Werke der Heimatkunſt und vaterländiſchen Geſchichte: Geſchichten aus Hinterpommern. Landſturm. Wider den Kurfürſten. — 9. Märchen und Mären: Bozener Märchen und Mären. Oſtſeemärchen. Schattenſeite. Ein Harzmärchen. — 10. Humoresken; Skizzen; Studien: Allerlei Gelehrte. Aus der Sommerfriſche. Tante Fritzchen. Von Haff und Hafen. Irrende Mutterliebe. — 11. Hoffmanns Lyrik. — 12. Geſamturteil. — Perſonenverzeichnis.

Marie von Ebner-Eſchenbach.

Biographiſche Blätter von

Anton Bettelheim.

Mit 3 Bildern in Lichtdruck.

8°. VIII und 256 Seiten.

Geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel) in Berlin W.

E. T. A. Hoffmann im
perſönlichen und brieflichen Verkehr

Sein Briefwechſel
und die Erinnerungen ſeiner Bekannten.

Geſammelt und erläutert von

Hans von Müller.

Gr. 8°. Zwei Bände. CLXXI und 1128 Seiten.
I. LXII und 356 Seiten, II. (in drei Abteilungen)
CIX und 772 Seiten.

Geheftet 20 Mark, in vier Halbfranzbände
gebunden 28 Mark.

Inhalt: Erſter Band: Hoffmann und Hippel. Das Denkmal einer Freundſchaft. Mit einer allegoriſchen Malerei des jungen Hoffmann und drei Facſimiles. — Zweiter Band: Hoffmanns Briefwechſel (mit Ausnahme der Briefe an Hippel). Mit zwei Anhängen. 1. Heft: Von Plock bis Leipzig. 1803—1814. Mit zwei Selbſtportraits und einem Facſimile. 2. Heft: Berlin 1814—1822 Mit Henſels Hoffmann-Portrait, einem Selbſtportrait Hoffmanns und je fünf ſonſtigen Zeichnungen und Facſimiles mit drei weiteren Selbſtportraits. 3. Heft: Anhänge betreffend Hoffmanns Tod und Begräbniß, den Nachlaß und die Hinterbliebenen. Dazu Berichtigung und kleinere Ergänzungen. Mit der Abbildung des echten, 1822 von Hoffmanns Freunden errichteten Grabſteins.

Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel) in Berlin W.

Alt-Berlin.

Von Dr. Ernſt Conſentius.

Zweite, vermehrte und verbeſſerte Auflage.
Mit zehn Abbildungen auf Tafeln u. zwei Plänen.
4°. IV und 287 Seiten.

Geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Friedrich der Große.

Ein Bild ſeines Lebens und ſeiner Zeit.

Von Dr. Herman von Petersdorff
Königl. Archivrat.

Dritte, verbeſſerte Aufl. Mit 280 zeitgenöſſiſchen Bildern, 26 fakſimilierten Schriftſtücken, Beilagen und Plänen. Hoch 4°. XII und 576 Seiten.

In Originaleinband 10 Mark.

Adolf von Menzel.

Erinnerungen von Paul Meyerheim.

Mit einem Bilde in Dreifarbendruck, elf Lichtdrucken u. einem Fakſimile. 8°. 159 Seiten.

Geheftet 5 Mark.
In Originalband (mit Adolf von Menzels Wappen)
6 Mark.

Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel) in Berlin W.

v. Moser

EDITION PETERS

No. 3116.

HOFFMANN

Undine

Klavier-Auszug.

(Pfitzner.)

UNDINE

Zauberoper
in drei Akten
von

E. T. A. HOFFMANN

im
Klavierauszug neu bearbeitet
von

HANS PFITZNER.

LEIPZIG
C. F. PETERS.

6906685*7

Hans Pfitzner

f. 13 August 1911

Universitäts-
München
Bibliothek

Zum ersten Male erscheint hier ein Klavierauszug der von E. T. A. Hoffmann komponierten Oper „Undine", die ihre Erstaufführung am 3. August 1816 im „Nationaltheater", dem jetzigen Königl. Schauspielhaus in Berlin erlebte. Am 27. Juli 1817 wurde sie zum dreiundzwanzigsten Male dort gegeben, drei Tage darauf machte ein Theaterbrand, der alle Dekorationen, Kostüme etc. vernichtete, weiteren Wiederholungen ein Ende. Die Oper erschien dann noch 1821 in Prag, ohne Erfolg, und verschwand von da an von der deutschen Bühne. Erhalten blieben zwei von Hoffmanns Hand geschriebene Partituren, ein gedrucktes Textbuch, ein „Dirigierbuch" und eine „Souffleurstimme mit dem ganzen Dialog", alles im Besitz der königlichen Bibliothek in Berlin.

Dieses Material habe ich bei der vorliegenden Arbeit benutzt.

Von den beiden Partituren ist die im „Anhang" als „P. I" bezeichnete die ältere, schlechte Niederschrift, mit fehlenden Seiten, vielfach abweichend von der anderen, im Anhang „P. II" genannten; letztere ist die „Reinschrift", die endgültige Fassung, aus der auch bei den Aufführungen dirigiert wurde, und die daher für die Abfassung des Klavier-Auszuges als massgebend angesehen werden musste; oft jedoch konnte Partitur I ausschlaggebend sein, bei fraglichen Stellen, bei offenbaren, im Abschreiben entstandenen Fehlern usw.

Beim Klaviersatz habe ich im ganzen die Klaviermässigkeit und leichte Spielbarkeit der musikalischen Vollständigkeit aufgeopfert, um möglichst ein Bild der Partitur erkennen zu lassen. Härten aller Art, Bedenklichkeiten der Stimmführung etc. sind alle mit hinübergenommen, willkürliche Änderungen, auch die geringste, sind vermieden, da es sich hier nicht um eine freie Bearbeitung handelt, sondern um eine getreue Darstellung des Originals, und mir somit Streben nach Genauigkeit als oberster Grundsatz gelten musste.

Ganz offensichtliche, eklatante Schreibfehler aller Art, die sich übrigens in Hülle und Fülle in der Partitur vorfanden, habe ich natürlich im Klavierauszug stillschweigend berichtigt, soweit dies nicht schon so wie so durch fremde Hand im Manuskript geschehen war, desgleichen die Silbeneinteilung die durch den sehr häufigen Gebrauch der Balken statt der Fähnchen zum mindesten undeutlich ist, nach den mutmasslichen Intentionen Hoffmanns erkennbar gemacht.

Alle nicht von Hoffmanns Hand, sondern von dem Rotstift des Kapellmeisters herrührenden Änderungen wie Striche, „*bis*“-Zeichen, Fermaten etc. sind natürlich ignoriert.

Die Vortragszeichen (*p. f. rit.* etc.), die in der Partitur sehr spärlich und mangelhaft sind, habe ich etwas ergänzt, aber die von mir stammenden, zur Unterscheidung von den in der Partitur befindlichen, in Klammern gesetzt, desgleichen manche vorsichtshalber wiederholten oder in der Partitur vergessenen Vorzeichen (♭, ♯ etc.). Bogen und Punkte finden sich so gut wie gar nicht in der Partitur, mussten also fast alle nach Gutdünken gemacht werden.

Die Gesangspartieen sind aus den alten Schlüsseln in Violin- und Bassschlüssel übertragen.

Über alle sonst noch fraglichen Stellen gibt der Anhang Auskunft, auf den sich die in [illegible] gesetzten Zahlen beziehen. Nur die bedeutendsten Abweichungen der Partitur I von Partitur II konnten im Anhang erwähnt werden. —

Die Arbeit zu übernehmen und fertig zu stellen wäre mir nicht möglich gewesen ohne das weitgehendste und liebenswürdigste Entgegenkommen der Herren Prof. Dr. Adolf Harnack, Generaldirektor der königlichen Bibliothek in Berlin, und Ober-Bibliothekar Dr. Albert Kopfermann, Vorsteher der Musiksammlung dieses Institutes, denen ich auch an dieser Stelle meinen ergebensten Dank abstatte, ebenso meinem Freunde, dem verdienten Hoffmannforscher Hans von Müller, für eine Fülle wertvoller Auskünfte.

Berlin, im März 1906.

HANS PFITZNER.

PERSONEN.

Ritter Huldbrand von Ringstetten	Bariton
Der alte Fischer	Bass
Seine Frau	Mezzo-Sopran
Undine, ihre Pflegetochter	Sopran
Heilmann, ein Geistlicher	Bass
Kühleborn, ein Wassergeist	Bass
Der Herzog	Tenor
Die Herzogin	Sopran
Berthalda, ihre Pflegetochter	Sopran

Wassergeister und andere [illegible] [illegible] [illegible] Bauern und [illegible] [illegible] [illegible] Knappen.

Ort der Handlung. Der erste Akt spielt abwechselnd in einer Fischerhütte [illegible] [illegible] [illegible]. Der zweite Akt [illegible] Platz in der Reichsstadt. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Der dritte Akt in Burg Ringstettens Burghofe.

INHALT.

Pag.
Ouvertüre 3

Akt I.

No. 1. **Introduktion** und **Szene.** (Huldbrand, Fischer, Fischersfrau.) Ach Undine, holde Kleine 14
No. 2. **Romanze.** (Fischer.) Wir weinten still 21
No. 3. **Szene.** (Chor der Wassergeister, Fischer, Fischersfrau, Huldbrand.) Und Wogenlieder, Wellenklänge 25
Verwandlung. (Wassergeister, Kühleborn, Undine, Huldbrand, Fischer.) Schäumt ihr Brüder 31
No. 4. **Arioso.** (Undine.) Dann bliebe bei uns 60
No. 5. **Sextett.** (Heilmann, Undine, Huldbrand, Fischer, Fischersfrau, Kühleborn.) Euch segne der, der einzig segnen kann 61
No. 6. **Finale.** (Huldbrand, Undine, Heilmann, Fischer, Fischersfrau, Kühleborn.) Dich verlassen, nein, o nein 73

Akt II.

No. 7. **Introduktion** 93
Duettino. (Berthalda, Undine.) Abendlüftchen schweben 94
No. 8. **Szene.** (Die Vorigen, Kühleborn.) Undine, komm heran 98
No. 9. **Duettino.** (Berthalda, Undine.) Rauscht, ihr grünen Bäume . . 103
No. 10. **Arie.** (Undine.) Wer traut des laun'gen Glückes Flügeln . . 104
No. 11. **Szene.** (Chor, Herzog, Herzogin, Berthalda, Undine, Fischer, Fischersfrau, Huldbrand.) Flöten und Harfen 109
No. 12. **Arie mit Chor.** (Kühleborn, Wassergeister, Berthalda, Huldbrand.) Ihr Freund' aus Seen und Quellen 138
No. 13. **Duett.** (Berthalda, Huldbrand.) Wie, darf ich's wagen 148
No. 14. **Finale.** (Chor, Berthalda, Huldbrand, Undine, Kühleborn.) Kühlend die Schatten 154

Akt III.

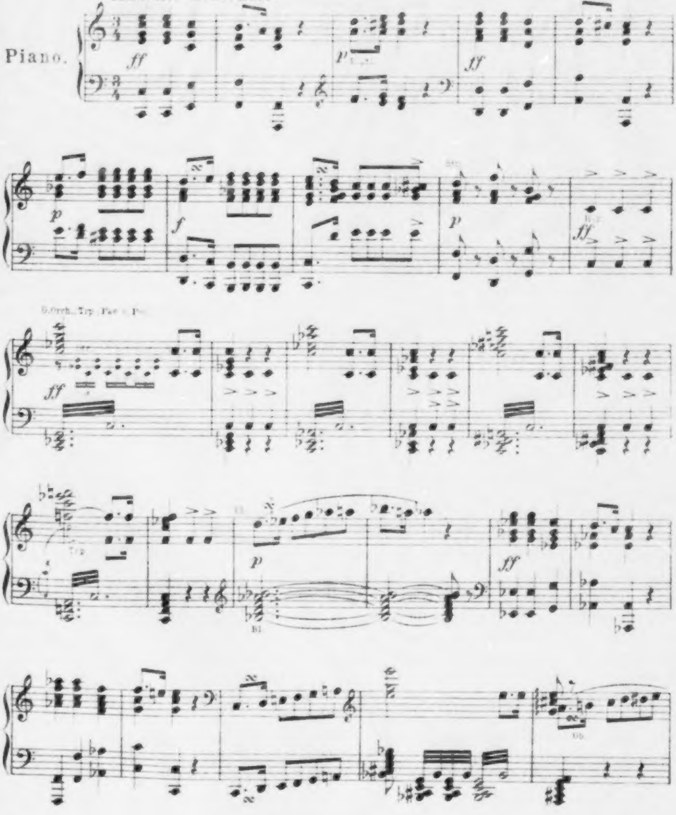
No. 15. **Introduktion** 177
No. 16. **Rezitativ** und **Arie.** (Berthalda.) Wie schwül, wie bang 178
No. 17. **Terzett.** (Berthalda, Huldbrand, Kühleborn.) So gilt mir wirklich denn dein Lieben 187
No. 18. **Duett.** (Heilmann, Huldbrand.) Halt' fest mit Seel' und Leib . . 197
No. 19. **Chor.** Herzen erschliessen sich fröhlich vertraut 202
No. 20. **Szene** und **Terzett.** (Fischer, Fischersfrau, Undine, Kühleborn.) Das Wassermädchen im kühlen Schimmer 206
Nr. 21. **Finale.** (Chor, Berthalda, Huldbrand, Undine, Herzog, Herzogin, Fischer, Fischersfrau, Heilmann.) Wir essen und trinken im Grünen . . 216
Schlusschor. Reines Minnen, holdes Sehnen 238
Anhang 243

Undine.

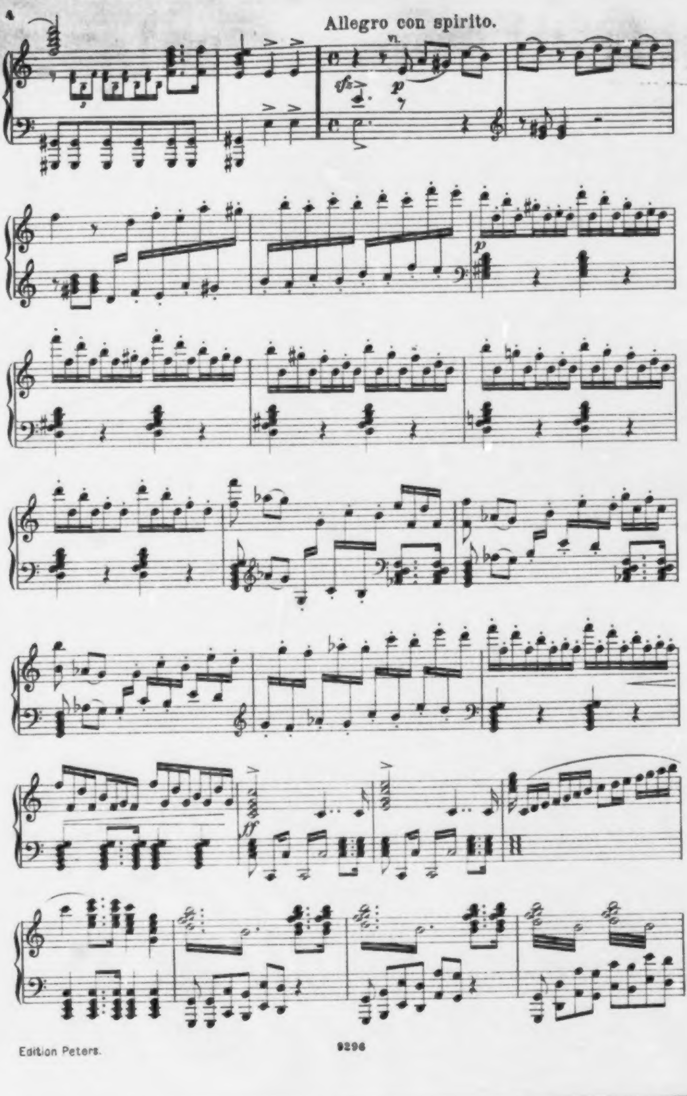
Ouvertüre.

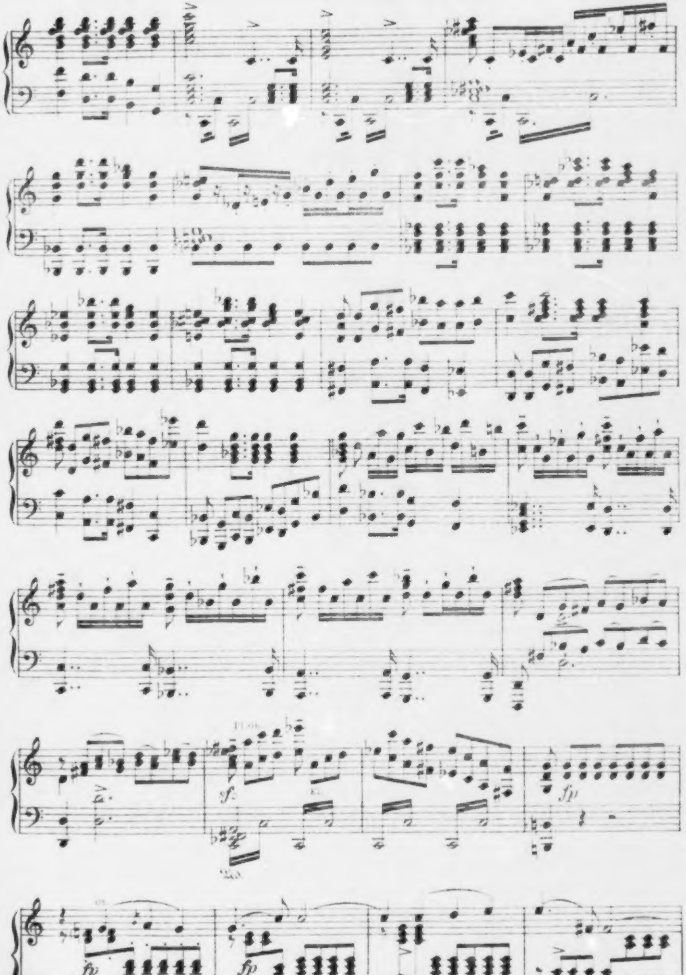
E.T A. Hoffmann.

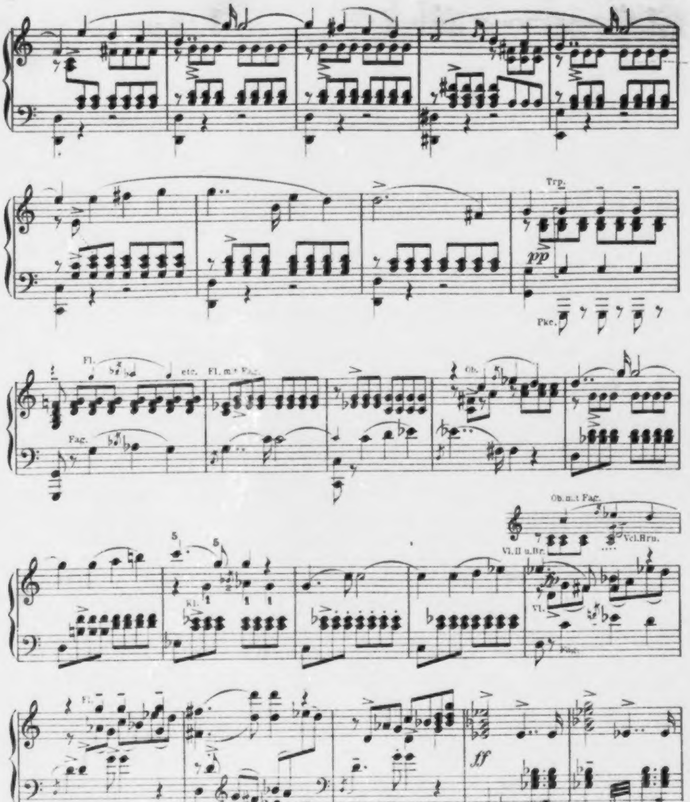
Andante sostenuto.

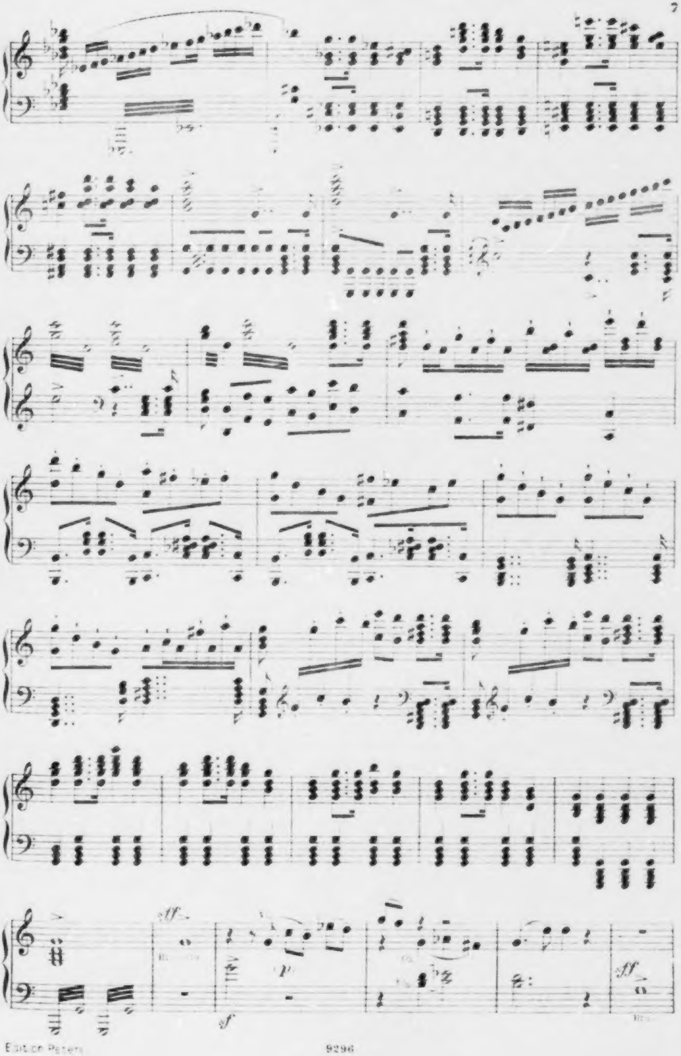

Piano.
ff
p
ff
p
f
p
ff
S.Orch. Trp. Fag. u. Pos.
ff
Trp
p
Bl
ff
Ob

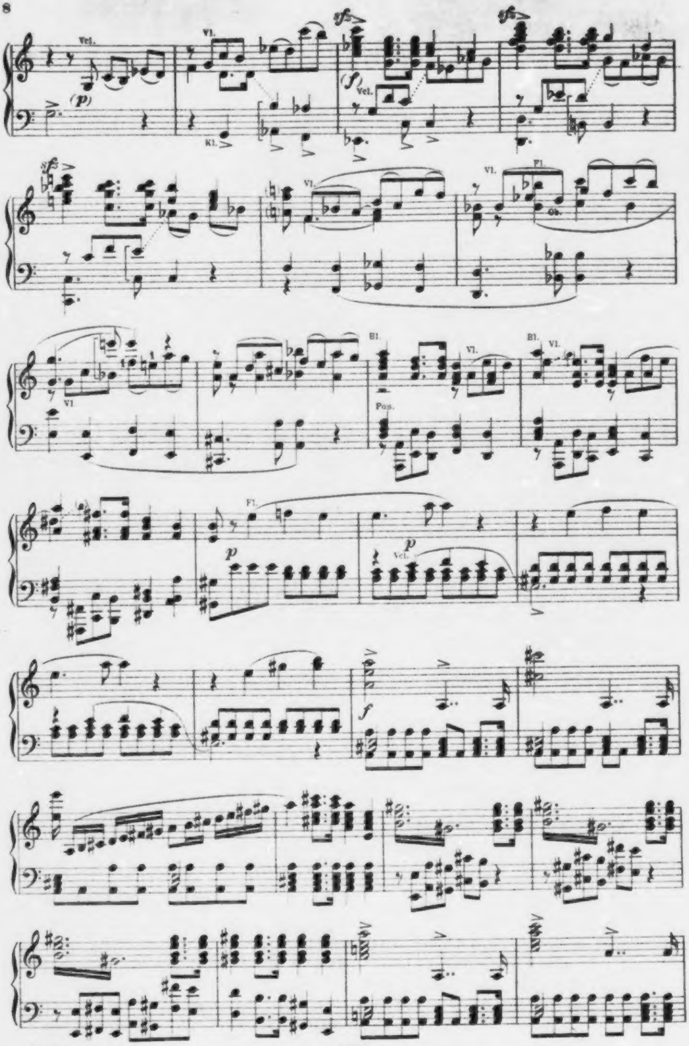
Allegro con spirito.

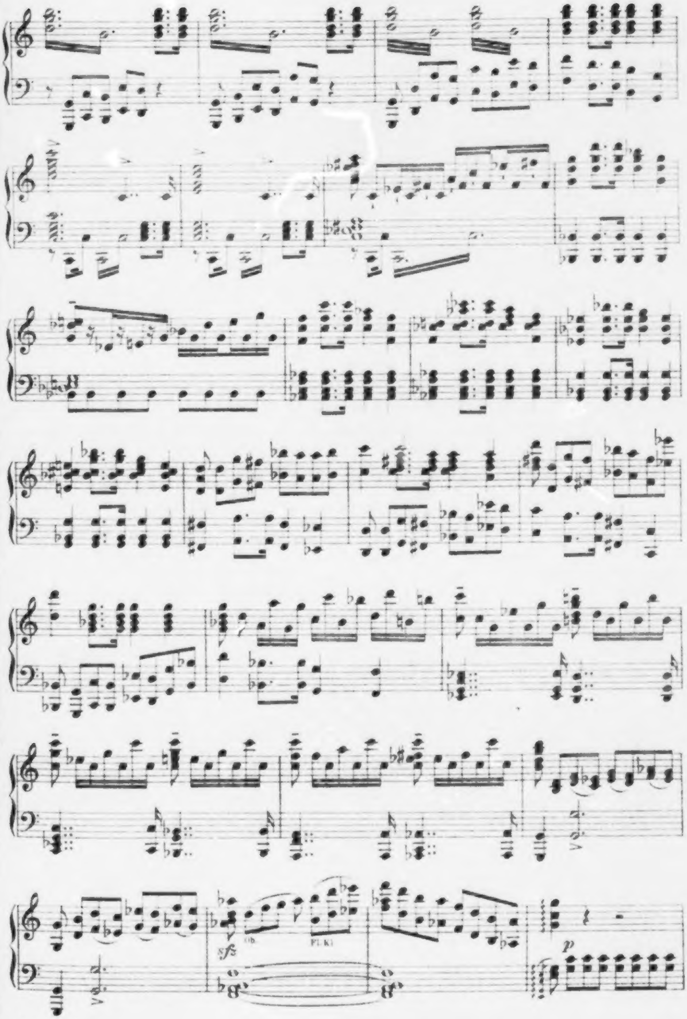


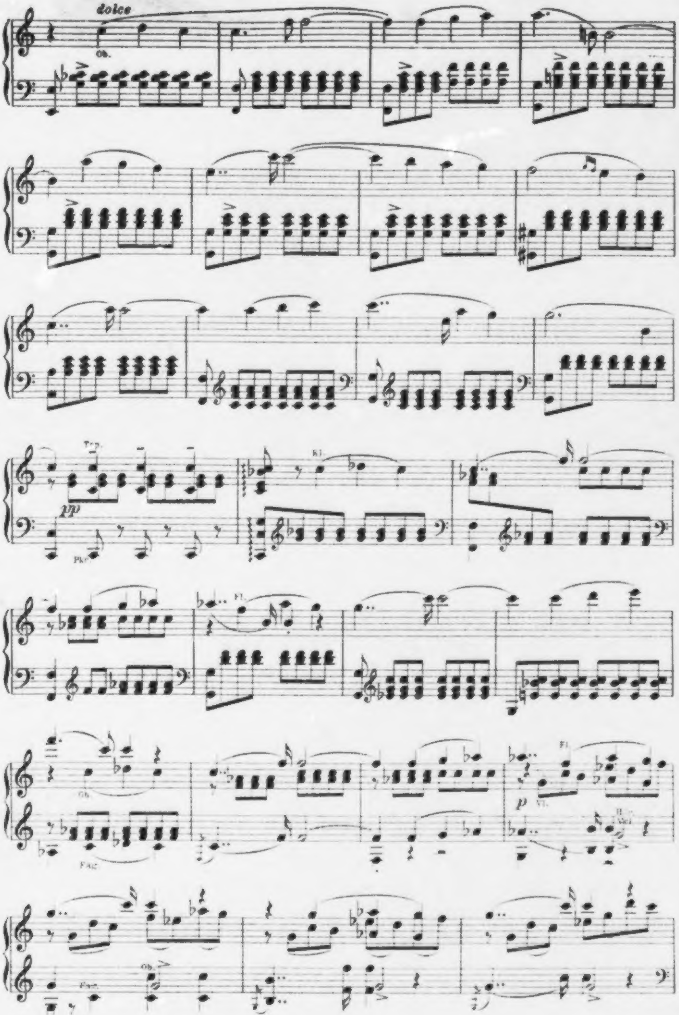

Flöt.
sf
fp
fp
fp

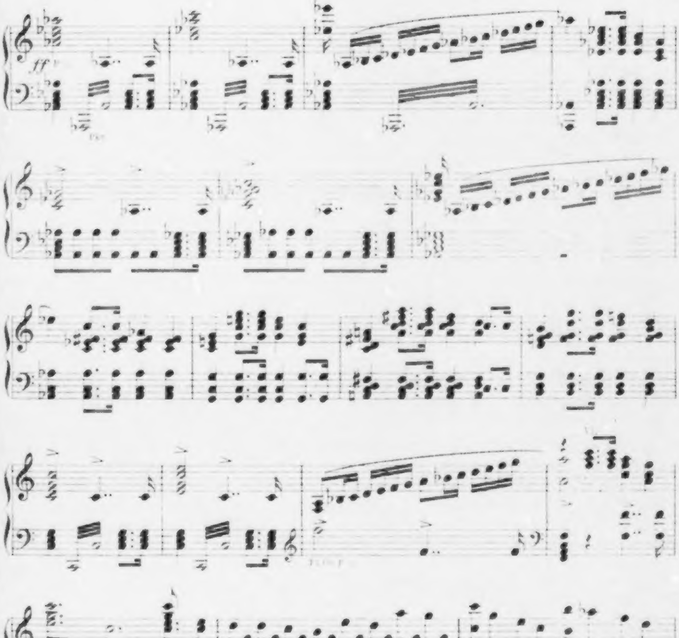

Trp.
pp
Pke.
Fl.
etc.
Fag.
Fl. m. Fag.
Ob.
Ob. m. Fag.
Vl. II u. Br.
Vcl. Hrn.
5
5
Kl.
Vl.
Fag.
Fl.
ff


ff
p
f
ff

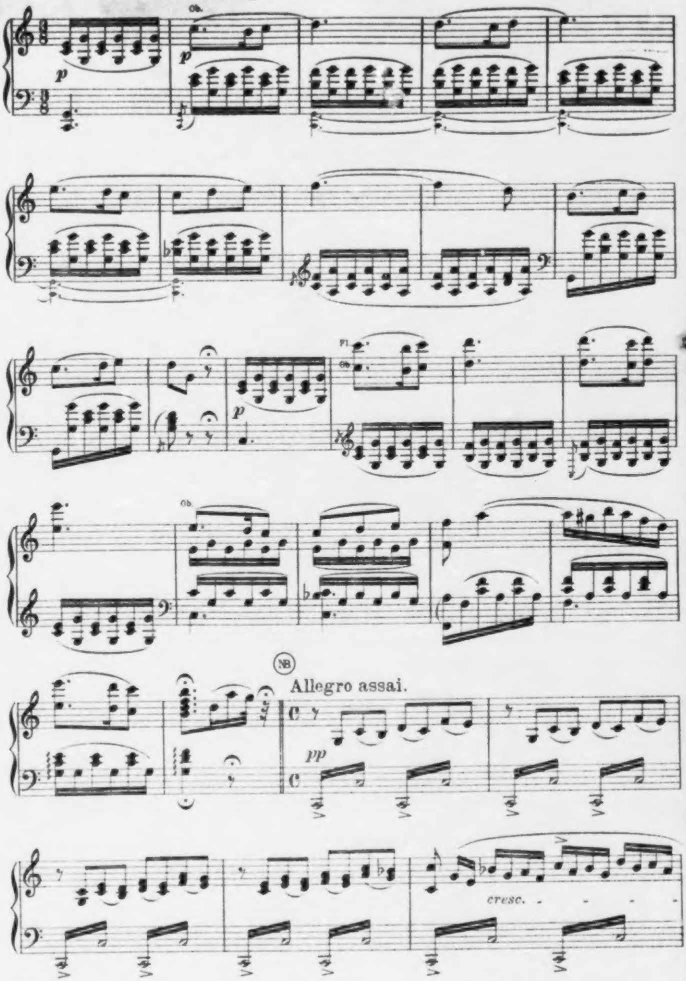

Vcl.
(p)
Vl.
Kl.
sf
(f)
Vcl.
sf
Vl.
Fl.
Ob.
Vl
Bl.
Vl.
Pos.
Bl.
Vl.
Fl.
p
p
Vcl.
f


sfz
Ob.
Fl.Kl
p

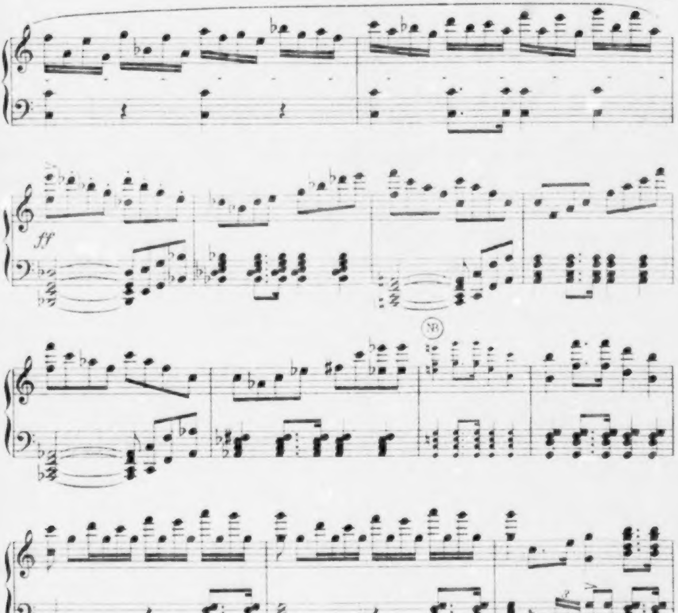

dolce
Ob.
Trp.
pp
Pk.
Kl.
Fl.
Ob.
Fag.
Fl.
p
Vl.
Ob.
Fag.


ff
ff

Andantino e con molto espressione.


Ob.
p
p
Fl.
Ob.
p
Ob.
NB
Allegro assai.
pp
cresc.

NB In Pt. I fehlt der Schluss der Ouvertüre, und es folgt „attacca“ hier die Introduction.



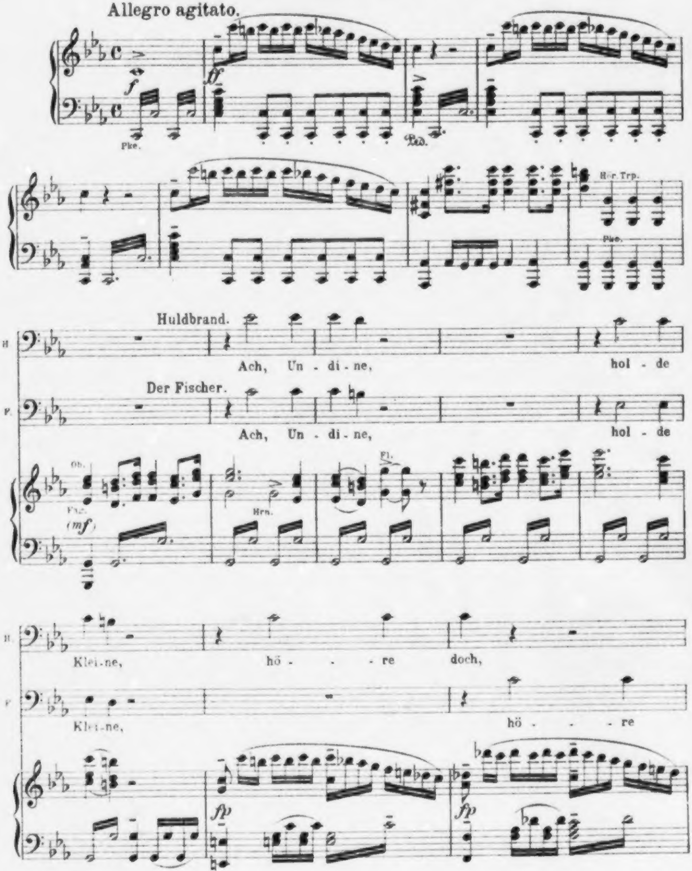
(NB) Dieser Takt steht nicht in den Partituren, scheint aber nur vergessen worden sein, zu schreiben.

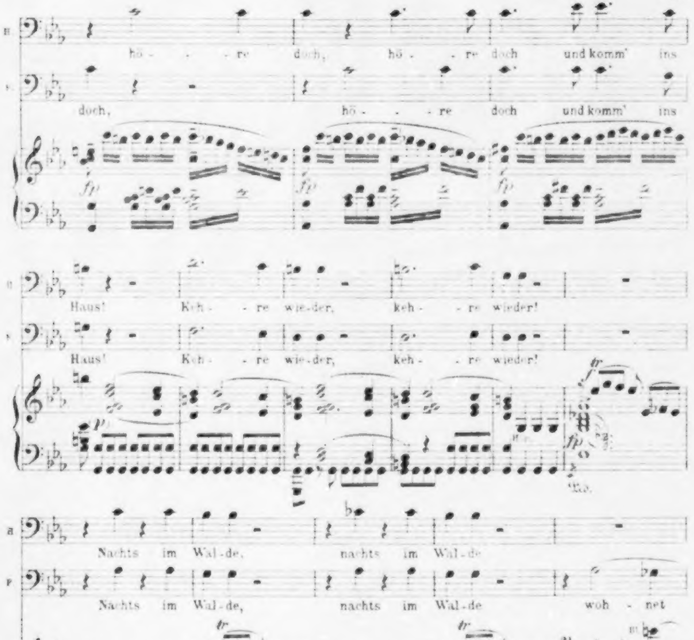
Akt I.

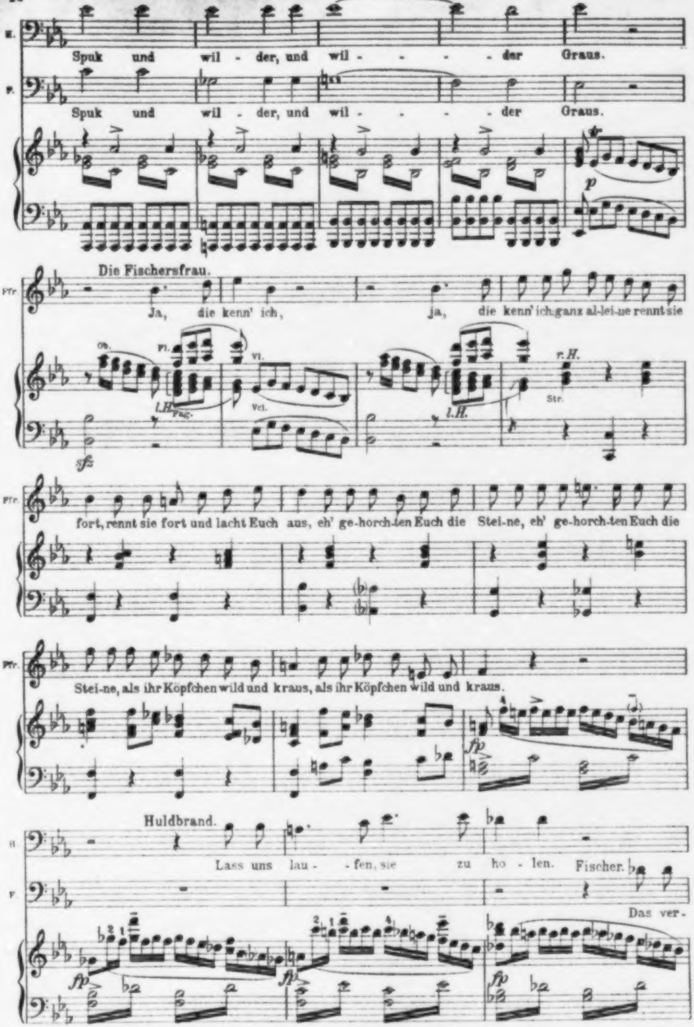
Das Innere einer Fischerhütte mit einem Fenster in der Hinterwand.

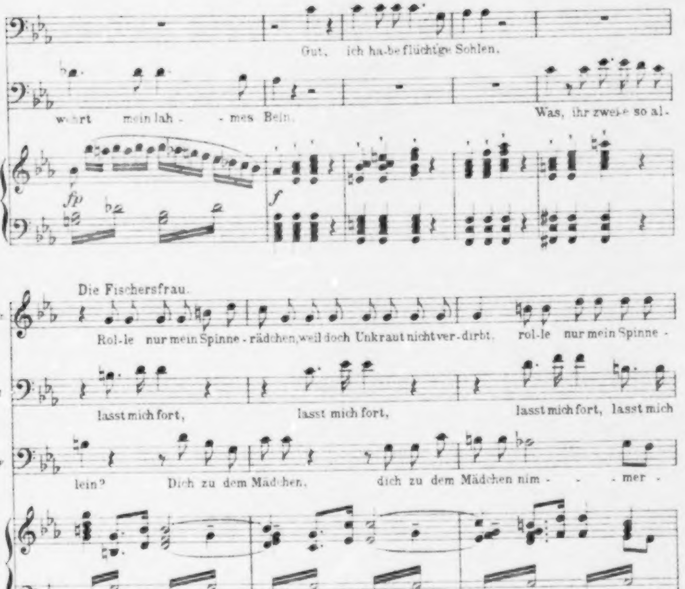
Die Fischersfrau sitzt am Herde und spinnt. Ritter Huldbrand und der alte Fischer stehen an der offenen Tür, durch die man in nächtliches Gebüsch hinaussieht.

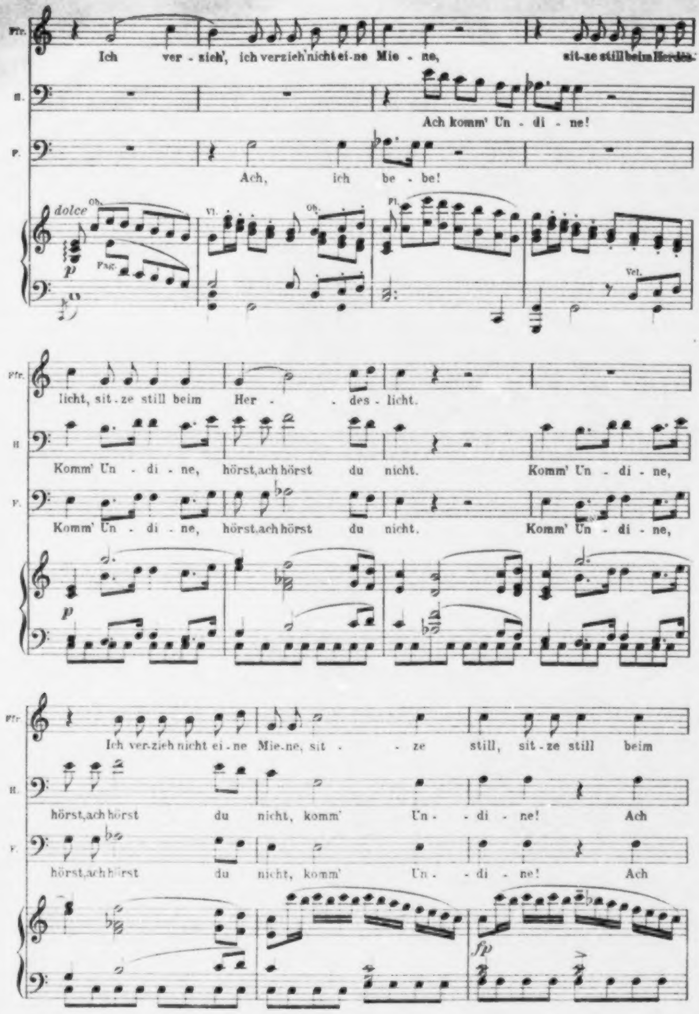
Nº 1. Introduktion.

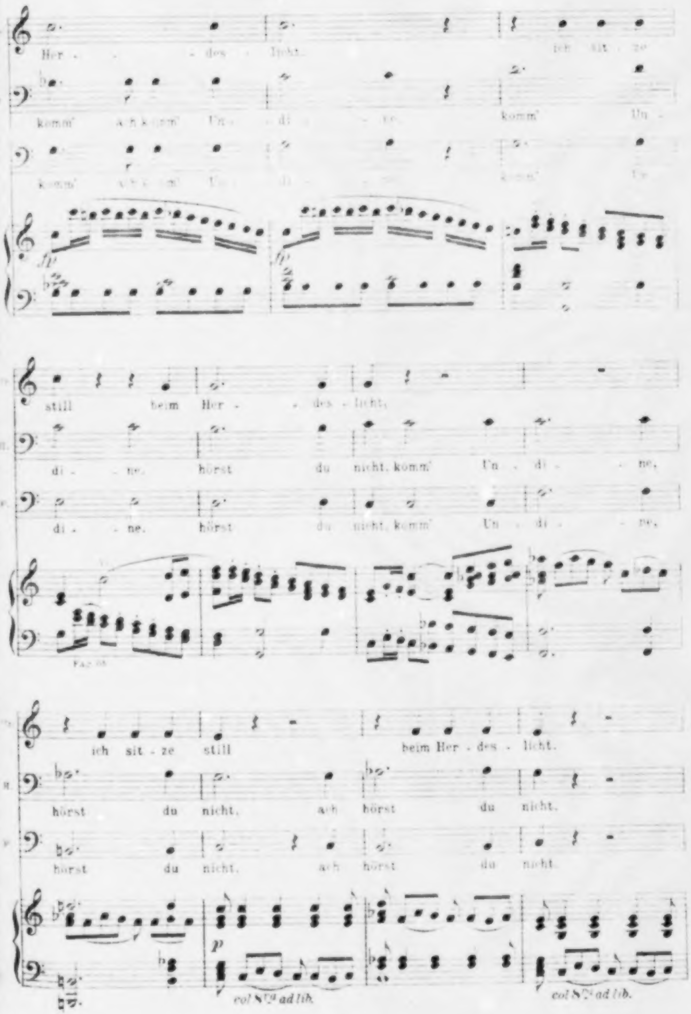

Allegro agitato.
f
ff
Pke.
Ped.
Hör. Trp.
Pke.
Huldbrand.
H.
Ach, Un - di - ne, hol - de
Der Fischer.
F.
Ach, Un - di - ne, hol - de
Ob.
Fag.
(mf)
Hrn.
Fl.
H.
Klei - ne, hö - - re doch,
F.
Klei - ne, hö - - re
fp
fp

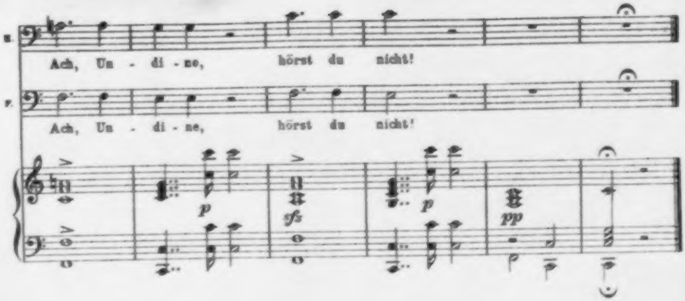

hö - - re doch, hö - - re doch und komm' ins
doch, hö - - - re doch und komm' ins
fp
Haus! Keh - - re wie-der, keh - - re wieder!
Haus! Keh - - re wie-der, keh - - re wieder!
p
tr
fp
Nachts im Wal-de, nachts im Wal-de
Nachts im Wal-de, nachts im Wal-de woh - net
woh - net Spuk, woh - net Spuk, woh - net
Spuk, woh - net Spuk, woh - net


H.
Spuk und wil - der, und wil - - - - der Graus.
F.
Spuk und wil - der, und wil - - - - der Graus.
p
Die Fischersfrau.
Ffr.
Ja, die kenn' ich, ja, die kenn' ich ganz al-lei-ne rennt sie
Ob.
Fl.
Vl.
l.H.
Fag.
Vcl.
sfz
r.H.
Str.
fort, rennt sie fort und lacht Euch aus, eh' ge-horch-ten Euch die Stei-ne, eh' ge-horch-ten Euch die
Stei-ne, als ihr Köpfchen wild und kraus, als ihr Köpfchen wild und kraus.
fp
Huldbrand.
Lass uns lau - fen, sie zu ho - len.
Fischer.
Das ver-


H.
Gut, ich ha-be flüchtige Sohlen.
F.
währt mein lah - - mes Bein.
Was, ihr zwei so al-
fp
f
Die Fischersfrau.
Fr.
Rol-le nur mein Spinne-rädchen, weil doch Unkraut nicht ver-dirbt, rol-le nur mein Spinne-
H.
lasst mich fort, lasst mich fort, lasst mich fort, lasst mich
F.
lein? Dich zu dem Mädchen, dich zu dem Mädchen nim - - - mer -
Fr.
räd-chen, weil doch Un-kraut nicht ver-dirbt, weil doch Un-kraut nicht ver - dirbt.
H.
fort, o Gott sie stirbt, o Gott, sie stirbt!
F.
mehr, nim - - mer - mehr, nein nim - - mer - mehr!
Trp.
p


Fr.
Ich ver - zieh', ich verzieh' nicht ei - ne Mie - ne, sit - ze still beim Herdes -
H.
Ach komm' Un - di - ne!
F.
Ach, ich be - be!
dolce
Ob.
Fag.
p
Vl.
Ob.
Fl.
Vcl.
Fr.
licht, sit - ze still beim Her - des - licht.
H
Komm' Un - di - ne, hörst, ach hörst du nicht. Komm' Un - di - ne,
F.
Komm' Un - di - ne, hörst, ach hörst du nicht. Komm' Un - di - ne,
p
Fr.
Ich ver - zieh nicht ei - ne Mie - ne, sit - ze still, sit - ze still beim
H.
hörst, ach hörst du nicht, komm' Un - di - ne! Ach
F.
hörst, ach hörst du nicht, komm' Un - di - ne! Ach
fp


Her - des - licht. ich sit - ze
komm' ach komm' Un - di - ne, komm' Un -
komm' ach komm' Un - di - ne, komm' Un -
fp
fp
still beim Her - des - licht,
di - ne, hörst du nicht, komm' Un - di - ne,
di - ne. hörst du nicht, komm' Un - di - ne,
Fag. ob.
ich sit - ze still beim Her - des - licht.
hörst du nicht, ach hörst du nicht.
hörst du nicht, ach hörst du nicht.
p
col 8va ad lib.
col 8va ad lib.


Ach, Un - di - ne, hörst du nicht!
Ach, Un - di - ne, hörst du nicht!
p
sfz
p
pp

Huldbrand. Aber um Gotteswillen, was soll denn endlich daraus werden?

Fischer. Was schon oftmalen daraus geworden ist. Dass man sich die halbe Nacht halbtot ängstigt nach dem ungezogenen Kinde. Denn so hat sie es uns schon zehnmal gemacht, wenn man ihr nicht allen Willen lässt.

Fischersfrau. Und jedesmal ist sie am andern Morgen darauf frisch und gesund zurückgekommen und hat getan, als wäre nichts passiert. Wenn man sich um den Unart noch abängstigen wollte! Setz dich getrost zum Herde, Vater, und Ihr, fremder Herr Ritter, auch. Es ist dabei nun nichts weiter zu machen. (Sie lassen sich nieder.)

Huldbrand. Ich begreife eure Gelassenheit nicht. So ein Juwel auf dem Spiel zu haben!

Fischersfrau (lachend) Juwel? _ Ihr vergesst wohl, dass Ihr von der Pflegetochter eines armen Fischers sprecht. Das schöne Fräulein Berthalda in der Reichsstadt beim Turnier, davon Ihr vorhin erzähltet, die herzogliche Pflegetochter, die Euch in den Zauberwald hineingeschickt hat, die mag wohl ein Juwel sein.

Huldbrand. Ach! _ was frage ich jetzt nach der!

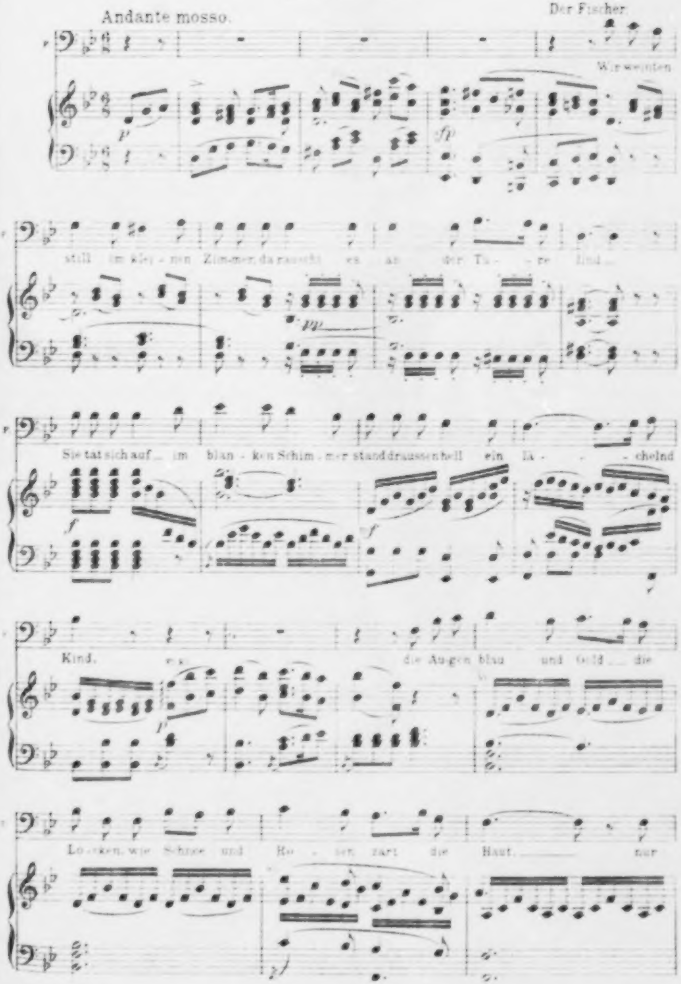
Fischersfrau. So? _ und habt Euch doch in den verrufenen Forst gewagt und ihn durchschritten bis auf unsere einsame Landspitze heraus, blos um ihren Handschuh zum Liebespfand zu gewinnen?

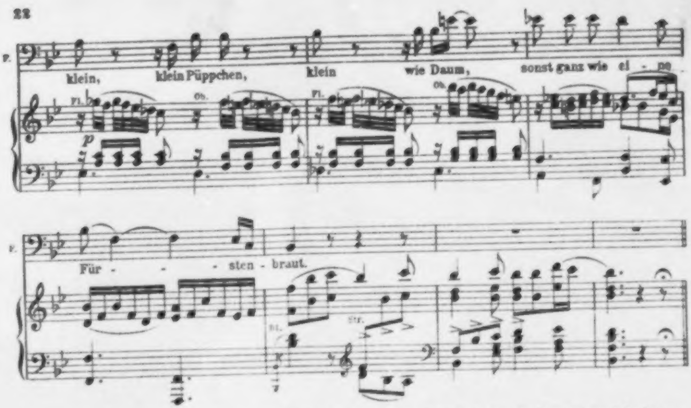
Huldbrand. Höfliche Rittersitte und weiter nichts! Lasst mich doch, bitt' euch sehr, mit Berthalden zufrieden. Ich habe jetzt nichts andres im Sinn als Undinen, und wenn ich ihr nicht nachlaufen kann und darf, so erzählt mir wenigstens, wie ihr zu dem holden Bildchen gekommen seid?

Fischersfrau. Ach Herr! Das ist eigentlich ein trübseliges Gespräch und möcht' ich wohl, Ihr liesset davon ab.

Fischer. Frau! _ wie du dich auch anstellen magst, lustig ist dir bei dem Weglaufen Undinens ebenfalls nicht zu Mute. Wir tragen alle Dreie das liebe, unartige Kind in Gedanken, da wollen wir auch seine Geschichte auf die Zunge nehmen. Aber mit Willen traurig will ich dich nicht machen, und es lieber nur mit ganz kurzen Worten vorweg erzählen, dass uns Gott in unserem ziemlich hohen Alter vor sechzehn Jahren ein Töchterchen bescheert hatte; das _ als es etwa ein Jahr alt war, riss sich einstens von der Mutter Arme ordentlich weg und in den See hinein, woran die Mutter eben sass, da muss wohl ein Nix das arme Kind verlockt haben. Ich konnte auch seinen Leichnam nie wiederfinden. _ Ach, wir haben sehr geklagt. Aber noch am Abend desselbigen Tages kam es wunderlich, und blank und hübsch

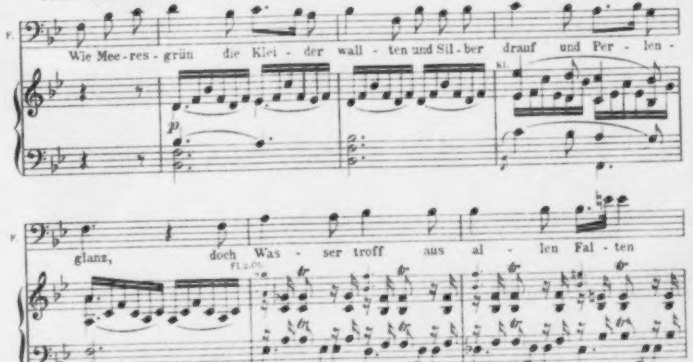
Nº 2. Romanze.

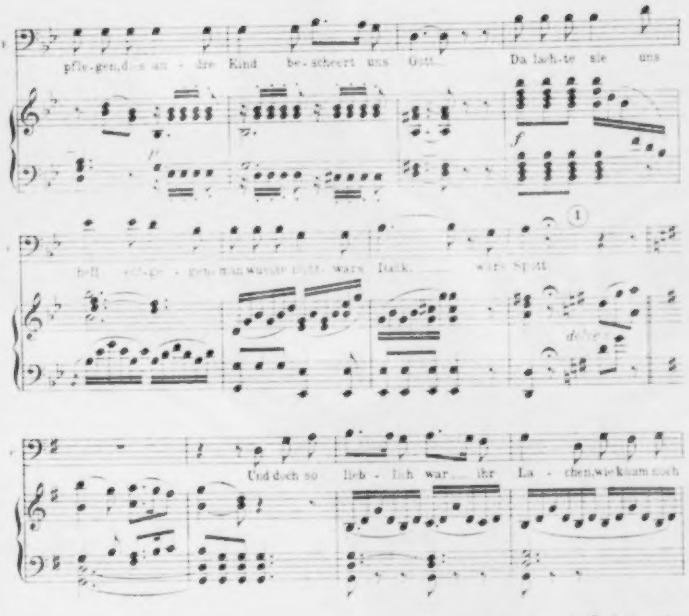

Andante mosso.
Der Fischer.
Wir weinten
still im klei-nen Zim-mer, da rauscht es an der Tü-re lind...
Sie tat sich auf... im blan-ken Schim-mer stand draussen hell ein lä-chelnd
Kind,
die Augen blau und Gold... die
Locken, wie Schnee und Ro-sen zart die Haut. nur
p
pp
f
fp


F.
klein, klein Püppchen, klein wie Daum, sonst ganz wie ei - ne
Fl.
Ob.
p
Für - - sten - braut.
Str.

Huldbrand. Wenn es Undine war, kann ich sie mir lebhaft genug vorstellen.
Fischersfrau. Nur, dass sie jetzund gewachsen ist.

Huldbrand. Es tut ihr eben keinen Schaden. — Aber erzählt immer weiter, mein alter Herr!


F.
Wie Mee - res - grün die Klei - der wall - ten und Sil - ber drauf und Per - len -
p
Kl.
glanz, doch Was - ser troff aus al - len Fal - ten
Fl. u. Ob.
tr
und aus der Haa - re gold - nem Kranz. Der Klei - nen sprach ich, lass uns
sf
p


pfle-gen, das an - dre Kind be-schert uns Gott... Da lach-te sie uns
hell ent-ge - gen, man wusste nicht, wars Dank, ... wars Spott
f
①
dolce
Und doch so lieb - lich war ... ihr La - chen, wie kam noch
et - was in der Welt, man kann nichts an - dres mit ... ihr machen, als
p
f
dass man lieb und wert ... sie hält.

Huldbrand. Ja, das glaub' ich von Herzen gern.

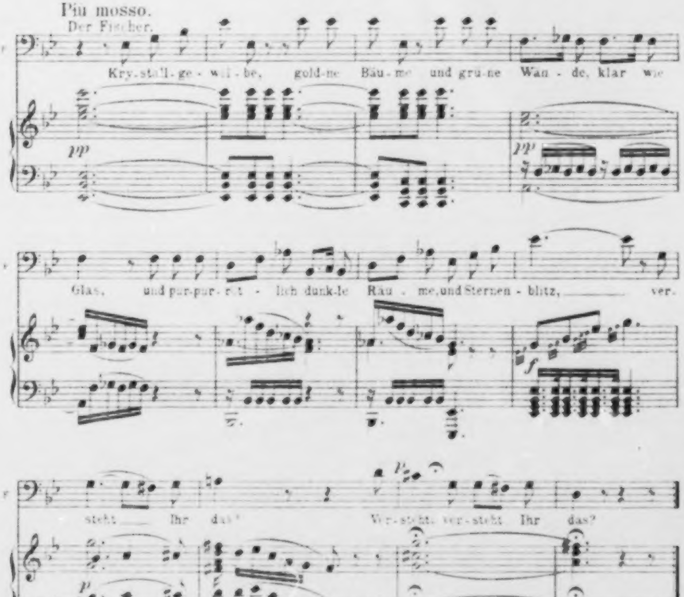
Fischersfrau. Ich auch, wenn man sie nicht gerade in der Wirtschaft brauchen soll. — Aber wer das Elend auf sich hat — nun ich sage nichts weiter. Zu gar nichts ist sie zu brauchen mit ihrem ewigen Narrieren.

Fischer. Wer weiss, Mutter! ob sie nicht auch zu viel etwas anderem geboren ist, als wir sie anstellen können.

Huldbrand. Hat sie euch denn nie von ihren Eltern erzählt, und wo sie her ist?

Fischer. Selten nur, es kommt konfuse heraus. Ihre Mutter sei einmal mit ihr auf dem Wasser gefahren und habe sie aus der Barke fallen lassen, und da sei sie denn von der Flut so zu uns herangespült worden. Undine, sagt sie, habe sie bei ihren Eltern geheissen, und hört durchaus auf keinen anderen Namen, als auf diesen wunderlichen, obgleich ich's oft versucht habe, sie „Dörtchen" zu rufen. Bisweilen spricht sie auch wie herrlich ihre Heimat aussehe, aber es wird dem Menschen schwindlich darüber.

Huldbrand. Erzählt mir immer was davon; ihr tut mir einen Gefallen damit.

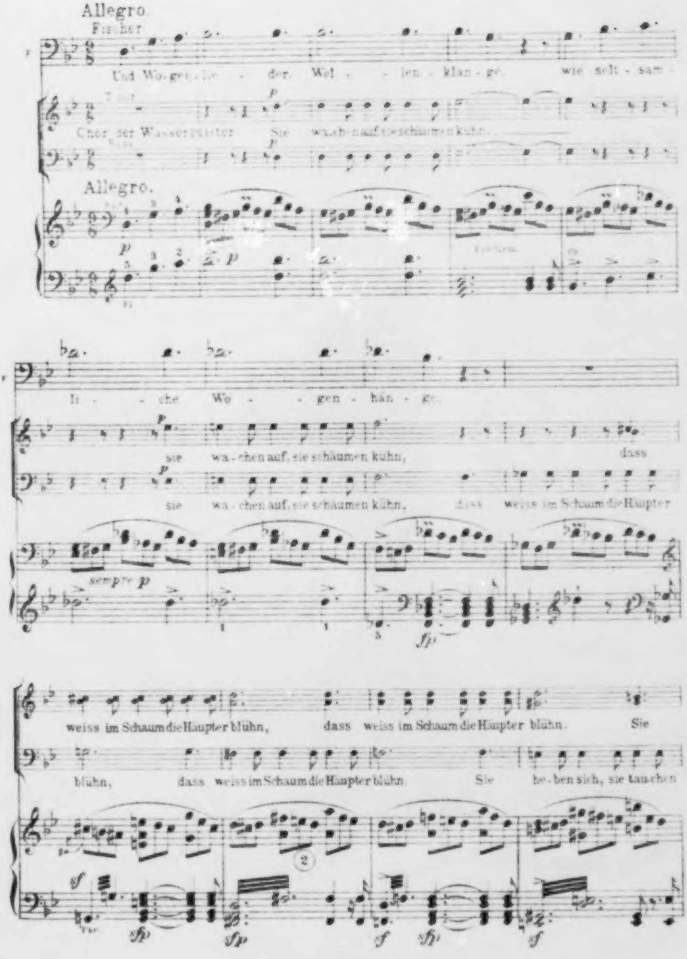

Più mosso.
Der Fischer.
Kry-stall-ge-wöl-be, gold-ne Bäu-me und grü-ne Wän-de, klar wie
Glas, und pur-pur-röt-lich dunk-le Räu-me, und Sternen-blitz, ver-
steht Ihr das? Ver-steht, ver-steht Ihr das?
pp
pp
f
p

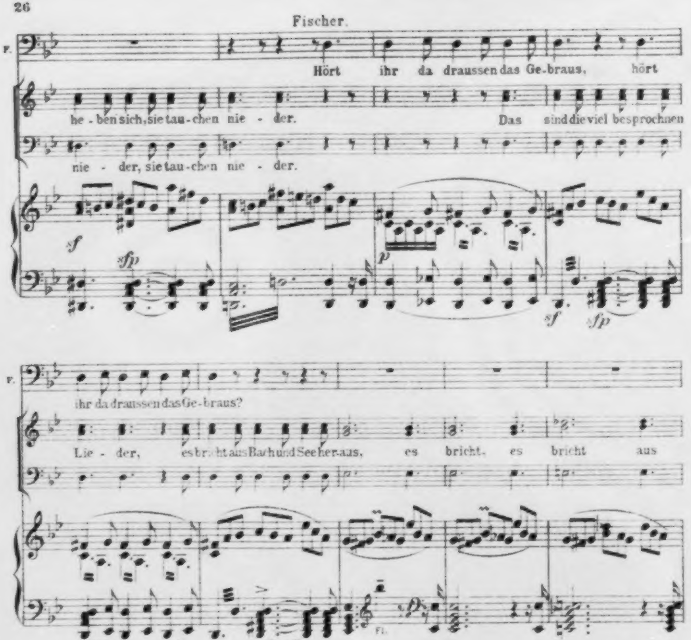
Fischersfrau. Wie soll denn der Herr Ritter das verstehen, Vater? er ist ja ein vernünftiger Mensch!

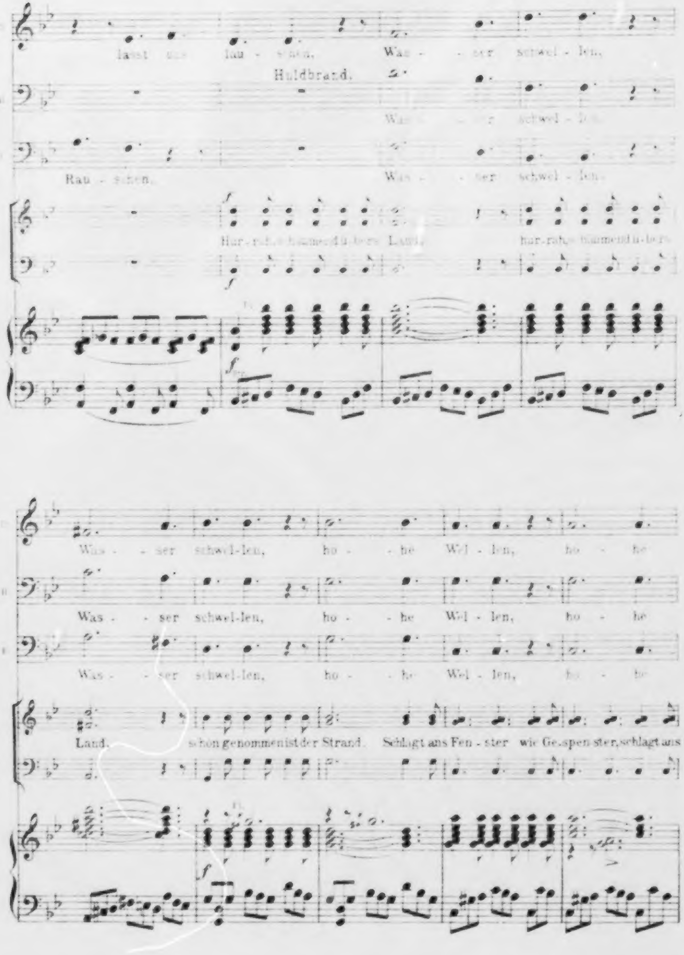
Fischer. Ja, sie spricht doch von nichts anderem, wenn sie ihre Heimat beschreiben will.

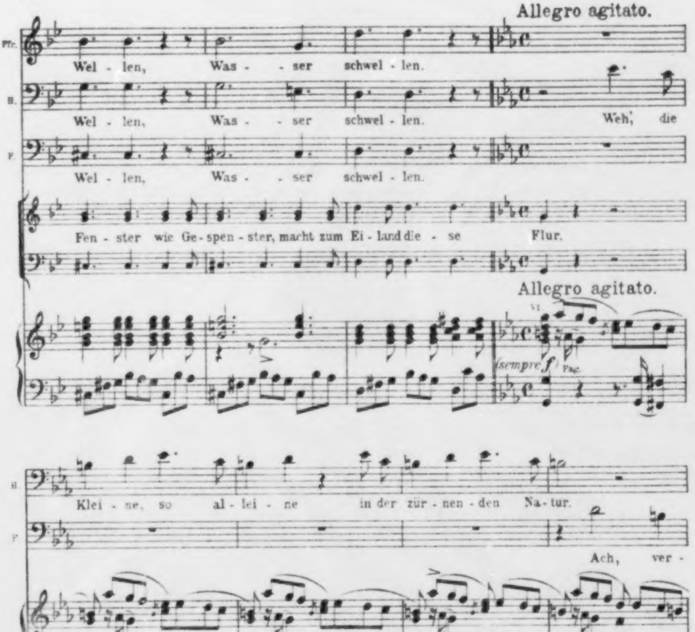
Huldbrand. Fahrt nur fort!

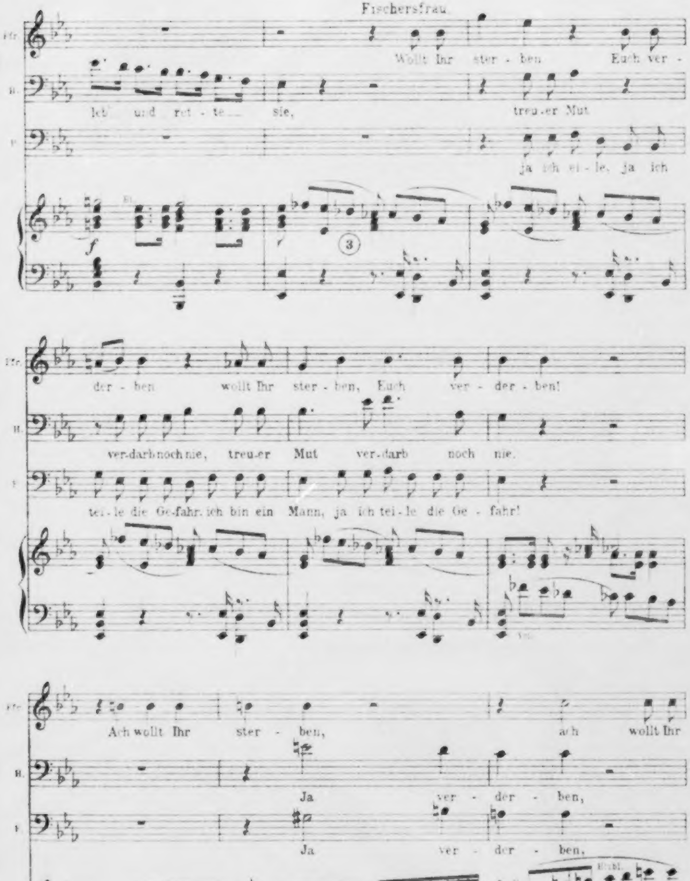
Nº 3. Szene.

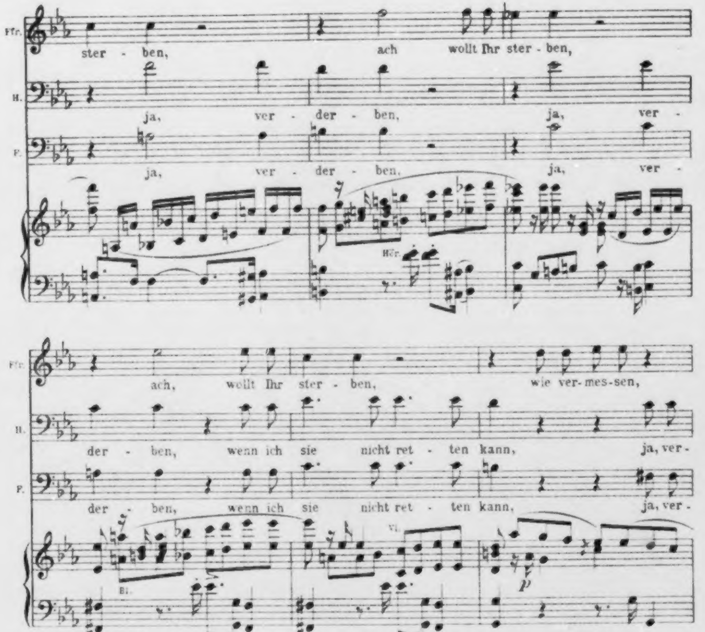

Allegro.
Fischer
Und Wo-gen-lie - der Wel - - len - klän - ge, wie selt - sam -
Tenor
p
Chor der Wassergeister
Bass
Sie wach-en auf, sie schäumen kühn,
Allegro.
p
li - che Wo - - gen - hän - ge.
sie wa - chen auf, sie schäumen kühn, dass
sie wa - chen auf, sie schäumen kühn, dass weiss im Schaum die Häupter
sempre p
fp
weiss im Schaum die Häupter blühn, dass weiss im Schaum die Häupter blühn. Sie
blühn, dass weiss im Schaum die Häupter blühn Sie he-ben sich, sie tauchen
sf
fp
sfp
f
2

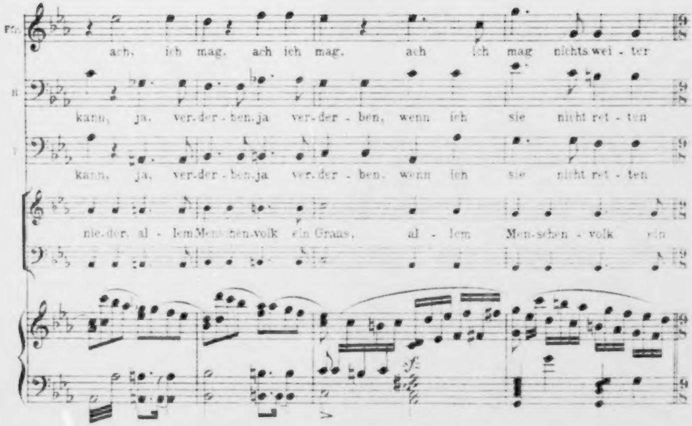

Fischer.
F.
Hört ihr da draussen das Ge-braus, hört
he - ben sich, sie tau - chen nie - der.
Das sind die viel besprochnen
nie - der, sie tau - chen nie - der.
f
sfp
p
sf
sfp
ihr da draussen das Ge-braus?
Lie - der, es bricht aus Bach und See her-aus, es bricht, es bricht aus
Fl.
Fischersfrau.
Ffr.
Lasst uns lau - schen.
Welch ein Rau - schen, welch ein
See und Bach her - aus.
p e legato


lasst uns lau - schen. Was - - ser schwel - len.
Huldbrand.
Was - - ser schwel - len.
Rau - schen. Was - - ser schwel - len.
f
Hur-rah, schäumend übers Land, hur-rah, schäumend übers
f
Was - - ser schwel-len, ho - - he Wel - len, ho - he
Was - - ser schwel-len, ho - - he Wel - len, ho - he
Was - - ser schwel-len, ho - - he Wel - len, ho - he
Land. schön genommen ist der Strand. Schlagt ans Fen - ster wie Ge-spen ster, schlagt ans
f


Allegro agitato.
Fr.
Wel - len, Was - ser schwel - len.
B.
Wel - len, Was - ser schwel - len. Weh, die
F.
Wel - len, Was - ser schwel - len.
Fen - ster wie Ge - spen - ster, macht zum Ei - land die - se Flur.
Allegro agitato.
Vl.
(sempre f)
Fag.
B.
Klei - ne, so al - lei - ne in der zür - nen - den Na - tur.
F.
Ach, ver -
B.
Nichts ver - lo - ren, denn ich
F.
lo - ren, ach, ver - lo - ren,
Hr.
f

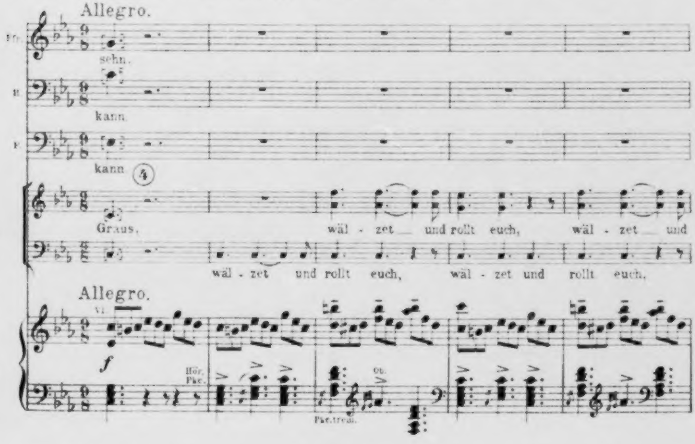

Fischersfrau
Fr.
Wollt Ihr ster - ben Euch ver -
B.
leb' und ret - te - sie, treu - er Mut
F.
ja ich ei - le, ja ich
Fl.
f
3
der - ben wollt Ihr ster - ben, Euch ver - der - ben!
ver - darb noch nie, treu - er Mut ver - darb noch nie.
tei - le die Ge - fahr, ich bin ein Mann, ja ich tei - le die Ge - fahr!
Ach wollt Ihr ster - ben, ach wollt Ihr
Ja ver - der - ben,
Ja ver - der - ben,
sf
Hbl.

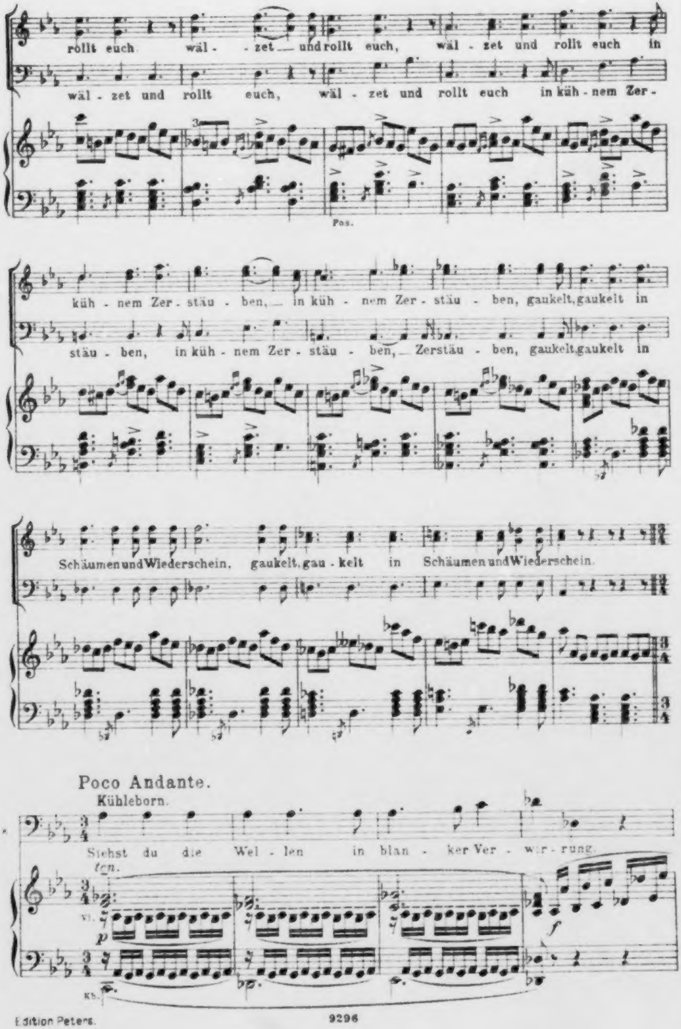

Ffr.
ster - ben, ach wollt Ihr ster - ben,
H.
ja, ver - der - ben, ja, ver -
F.
ja, ver - der - ben, ja, ver -
Hör.
Ffr.
ach, wollt Ihr ster - ben, wie ver-mes-sen,
H.
der - ben, wenn ich sie nicht ret - ten kann, ja, ver -
F.
der - ben, wenn ich sie nicht ret - ten kann, ja, ver -
Bl.
Vl.
p
Ffr.
ganz be-ses-sen. ach ich mag nichts wei-ter sehn,
H.
der - ben, ja, ver - der - ben, wenn ich sie nicht ret-ten
F.
der - ben, ja, ver - der - ben, wenn ich sie nicht ret-ten
Tenor
Chor
Bass
Schäumt ihr Brü-der auf und nie - der, schäumt ihr Brü-der auf und
Pos.
Pkc.

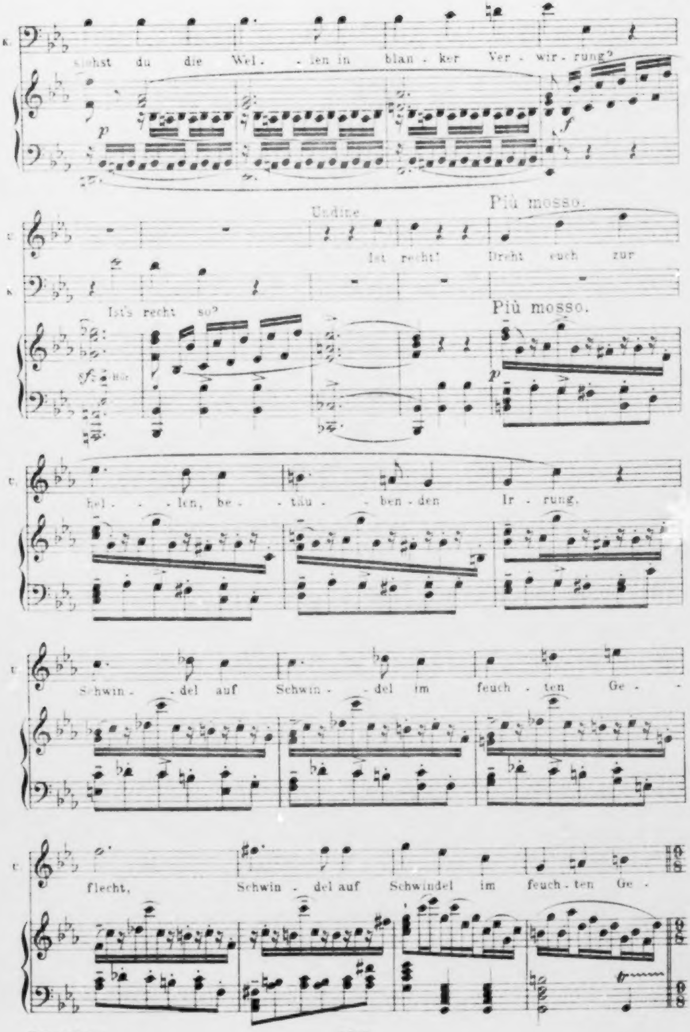

Fr.
ach, ich mag, ach ich mag, ach ich mag nichts wei - ter
B
kann, ja, ver-der - ben,ja ver-der - ben, wenn ich sie nicht ret - ten
T
kann, ja, ver-der - ben,ja ver-der - ben, wenn ich sie nicht ret - ten
nie-der, al - lem Menschen-volk ein Graus, al - lem Men-schen - volk ein
sf

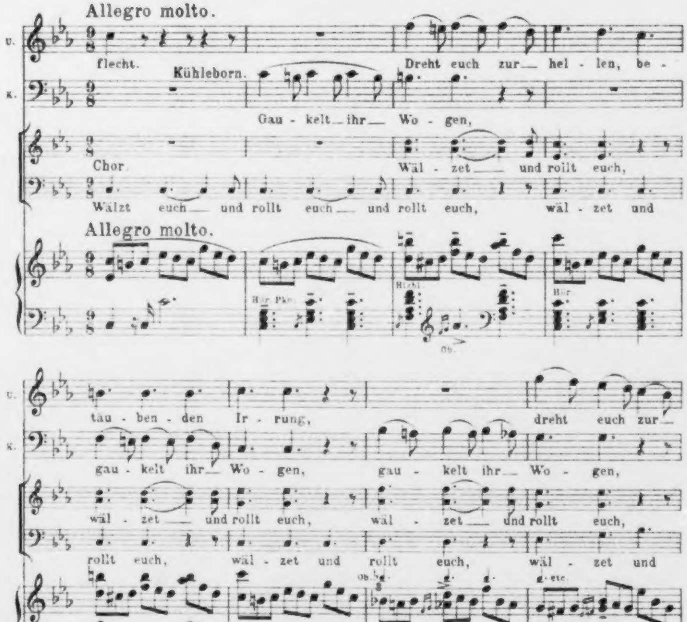
Verwandlung des Theaters.

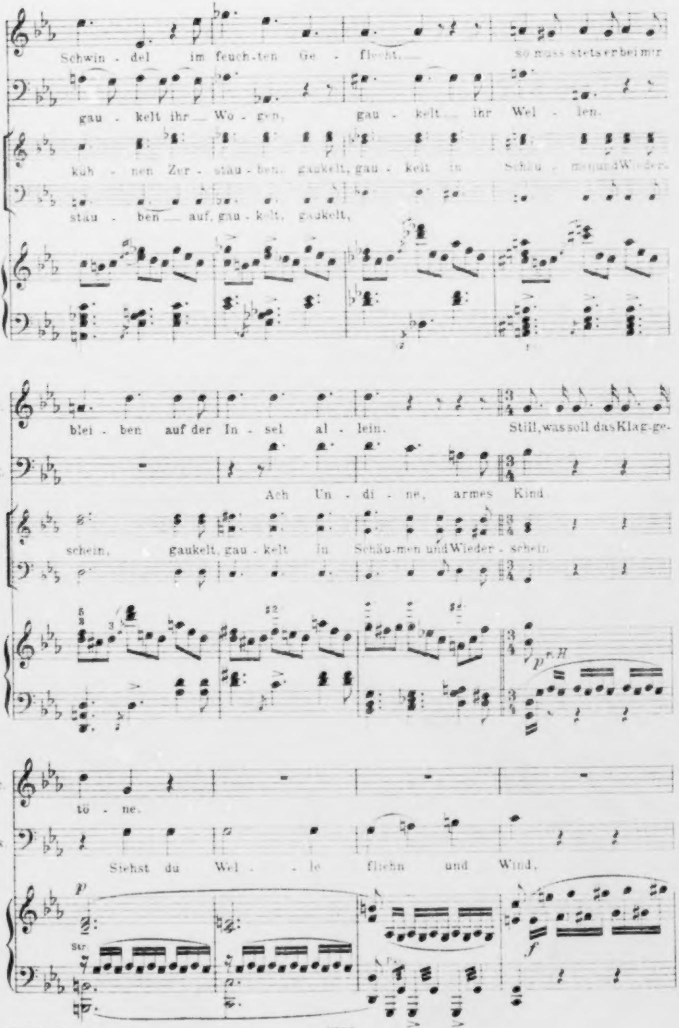
Nacht; wilde Gegend, in deren Mitte man auf einem hochhervorragenden mit Gesträuch bewachsenen F Undinen erblickt. Reissende Waldbäche stürzen von den Felsen, aus denen seltsamliche Gestalten hervorgucken und wieder verschwinden. Aus einem vorzüglich grossen Wassersturz an der Seite des Theaters tritt die Gestalt eines in einen weissen Talar gehüllten, langen Mannes; es ist Kühleborn. Der Chor der Wassergeister, die sich über dem Gewässer erheben, stimmt in seinen Gesang.

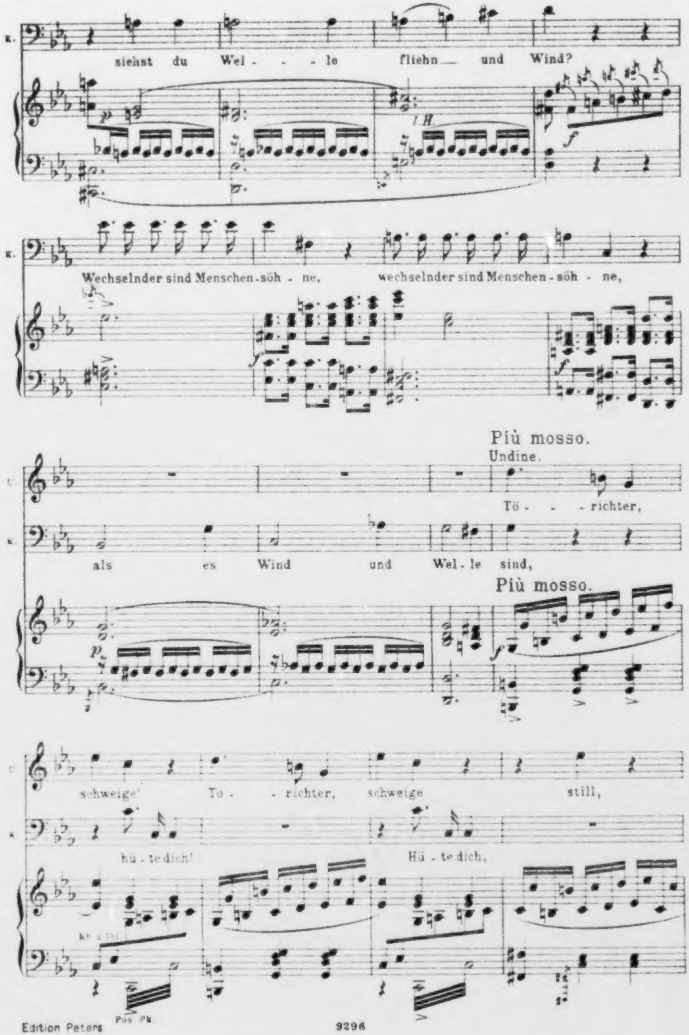

Allegro.
Fr.
sehn.
B
kann
T
kann
4
Graus, wäl - zet und rollt euch, wäl - zet und
wäl - zet und rollt euch, wäl - zet und rollt euch,
Allegro.
Vl.
f
Hör. Pke.
Ob.
Pke.trem.

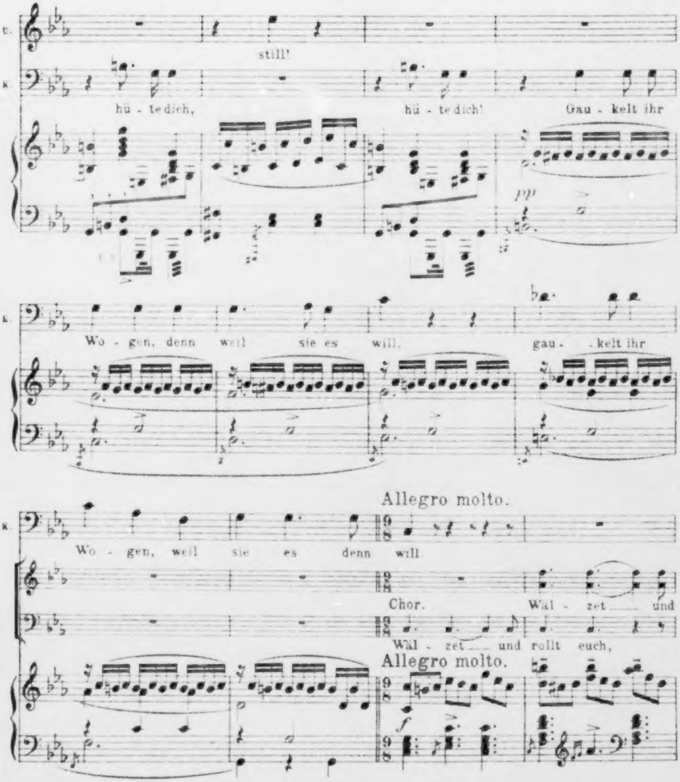

rollt euch wäl - zet — und rollt euch, wäl - zet und rollt euch in
wäl - zet und rollt euch, wäl - zet und rollt euch in küh - nem Zer -
Pos.
küh - nem Zer - stäu - ben, — in küh - nem Zer - stäu - ben, gaukelt, gaukelt in
stäu - ben, in küh - nem Zer - stäu - ben, — Zerstäu - ben, gaukelt, gaukelt in
Schäumen und Wiederschein, gaukelt, gau - kelt in Schäumen und Wiederschein.
Poco Andante.
Kühleborn.
Siehst du die Wel - len in blan - ker Ver - wir - rung.
ten.
vl.
p
f
Kb.

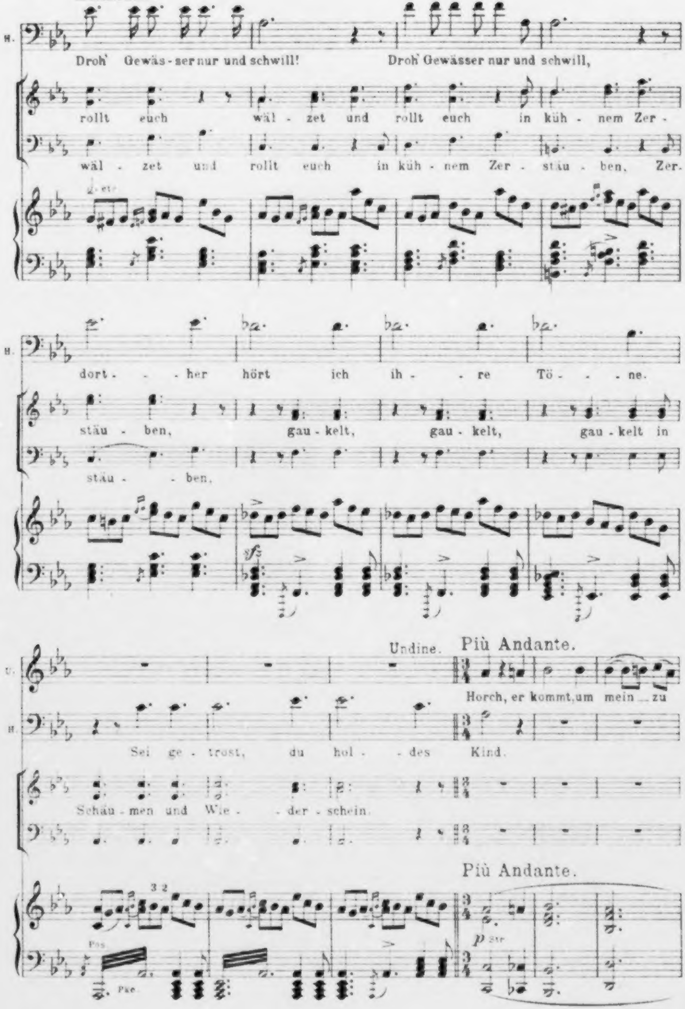

K.
siehst du die Wel - len in blan - ker Ver - wir - rung?
p
f
U.
Undine
Ist recht! Dreht euch zur
K.
Ist's recht so?
Più mosso.
sf Hör.
Più mosso.
p
U.
hel - len, be - täu - ben - den Ir - rung,
U.
Schwin - del auf Schwin - del im feuch - ten Ge -
U.
flecht, Schwin - del auf Schwindel im feuch - ten Ge -

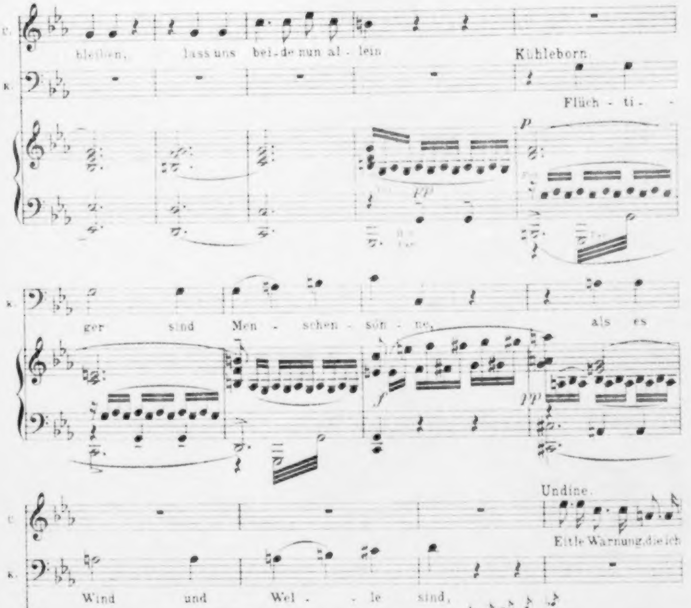

Allegro molto.
U.
flecht.
Kühleborn.
Dreht euch zur — hel - len, be -
K.
Gau - kelt — ihr — Wo - gen,
Chor
Wäl - zet — und rollt euch,
Wälzt euch — und rollt euch — und rollt euch, wäl - zet und
Allegro molto.
Hör. Pk.
Hzbl.
Ob.
Hör.
U.
täu - ben - den Ir - rung, dreht euch zur —
K.
gau - kelt ihr — Wo - gen, gau - kelt ihr — Wo - gen,
wäl - zet — und rollt euch, wäl - zet — und rollt euch,
rollt euch, wäl - zet und rollt euch, wäl - zet und
Ob.
etc.
Pos.
U.
schnel - len, be - täu - ben - den — Ir - rung, Schwin - del auf —
K.
gau - kelt ihr — Wo - gen, gau - kelt ihr — Wo - gen,
wäl - zet und rollt euch im küh - nen Zer - stäu - ben, — im
rollt euch im küh - nen Zer - stäu - ben, im küh - nen Zer -

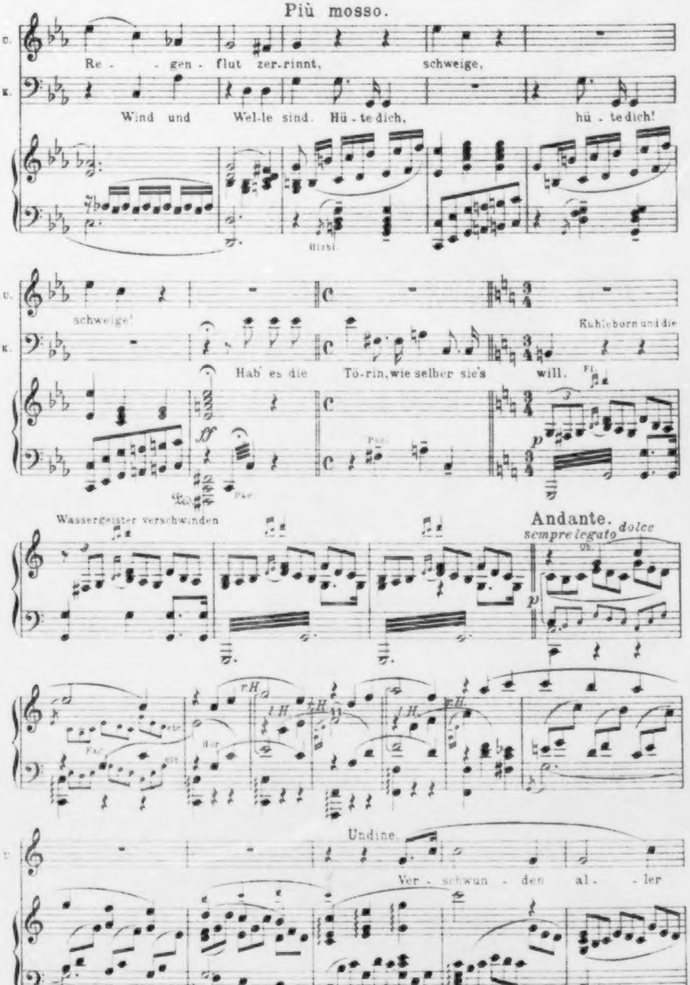

U.
K.
Schwin - del im feuch-ten Ge - flecht. — so muss stets er bei mir
gau - kelt ihr — Wo - gen, gau - kelt — ihr Wel - len.
küh - nen Zer - stäu - ben, gaukelt, gau - kelt in Schäu - men und Wieder-
stäu - ben — auf, gau - kelt, gaukelt,
blei - ben auf der In - sel al - lein. Still, was soll das Klag-ge-
Ach Un - di - ne, armes Kind.
schein, gaukelt, gau - kelt in Schäu-men und Wieder - schein.
tö - ne.
Siehst du Wel - le fliehn und Wind,
p
H
Str.
Ped.
f

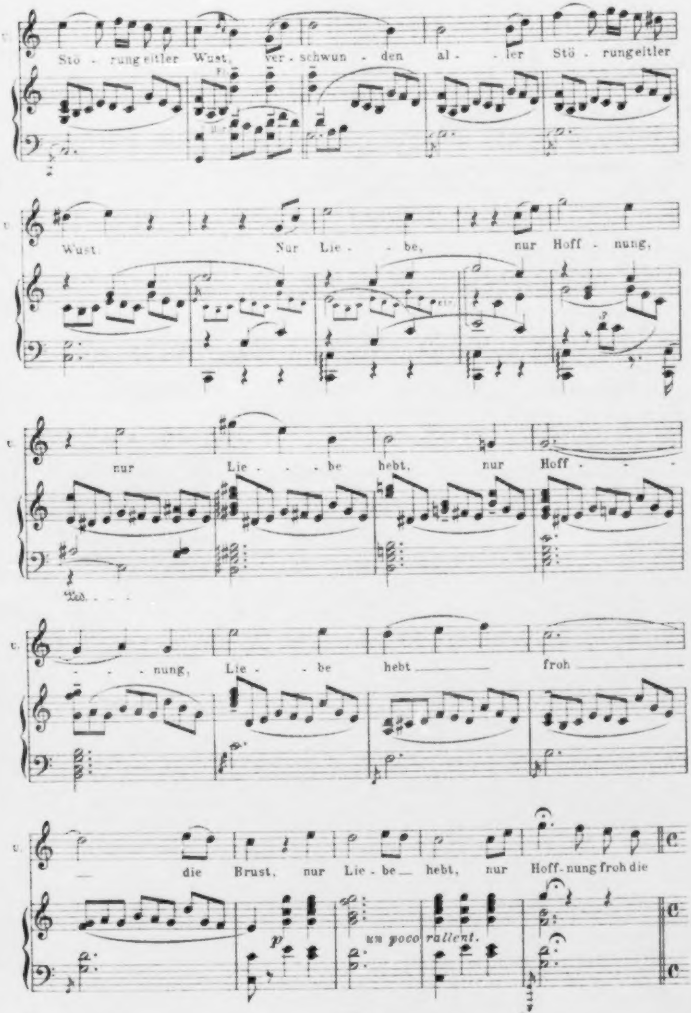

K.
siehst du Wel - - - le fliehn__ und Wind?
p
l.H.
f
K.
Wechselnder sind Menschen-söh - ne, wechselnder sind Menschen-söh - ne,
f
f
Più mosso.
Undine.
U.
Tö - - richter,
K.
als es Wind und Wel - le sind,
Più mosso.
p
f
U.
schweige! Tö - - richter, schweige still,
K.
hü - te dich! Hü - te dich,
Kl. u. Vcl.
Pos. Pk.

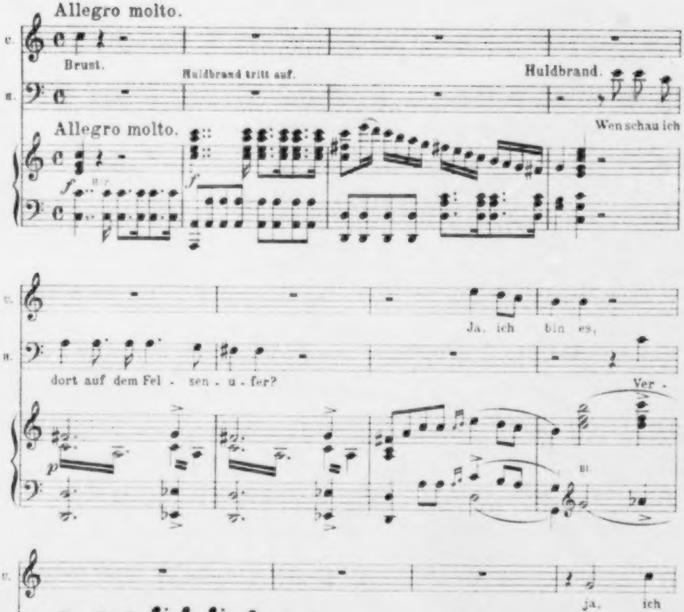

U.
K.
still!
hü - te dich, hü - te dich! Gau - kelt ihr
pp
Wo - gen, denn weil sie es will, gau - kelt ihr
Allegro molto.
Wo - gen, weil sie es denn will.
Chor.
Wäl - zet und
Wäl - zet und rollt euch,
Allegro molto.
f
rollt euch, wäl - zet und rollt euch, wäl - zet und
wäl - zet und rollt euch, wäl - zet und rollt euch,

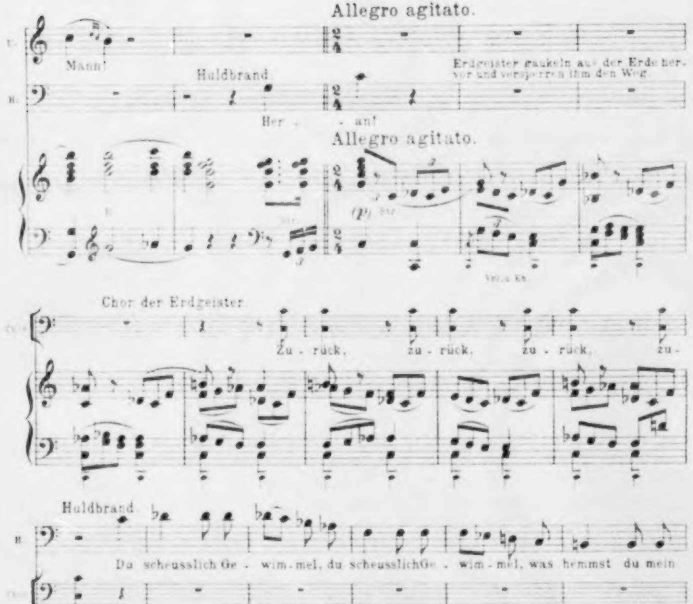

Huldbrand
H.
Droh' Gewäs-ser nur und schwill! Droh' Gewässer nur und schwill,
rollt euch wäl-zet und rollt euch in küh-nem Zer-
wäl-zet und rollt euch in küh-nem Zer-stäu-ben, Zer-
H.
dort-her hört ich ih-re Tö-ne.
stäu-ben, gau-kelt, gau-kelt, gau-kelt in
stäu-ben,
sf
U.
Undine.
Più Andante.
Horch, er kommt, um mein zu
H.
Sei ge-trost, du hol-des Kind.
Schäu-men und Wie-der-schein.
Più Andante.
Pos.
Pke.
p

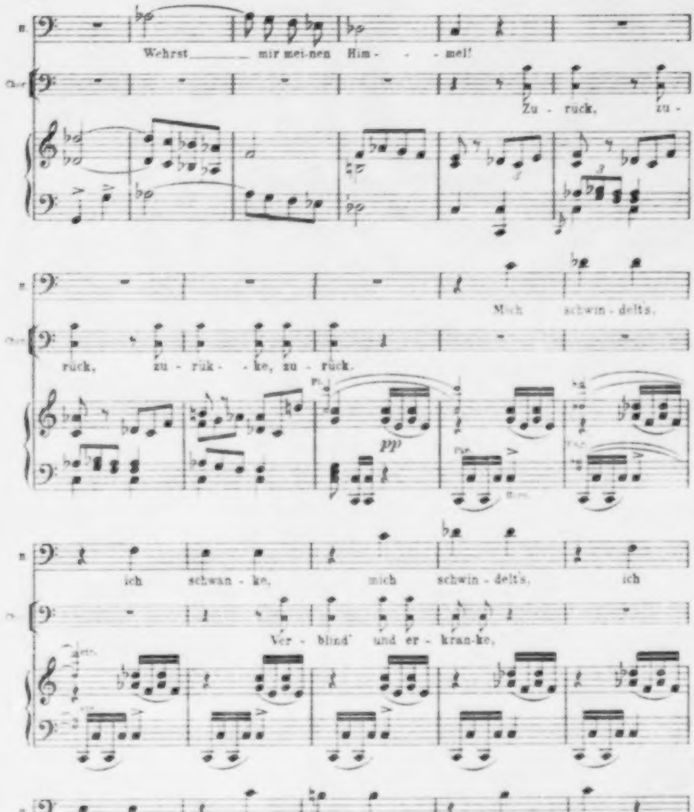

U.
bleiben, lass uns bei-de nun al-lein
K.
Kühleborn.
Flüch - ti - ger sind Men - schen - söh - ne, als es
Wind und Wel - le sind,
Undine.
Eitle Warnung, die ich höh - ne, eit-le Warnung, die ich höh - ne, die wie
Flüchtiger sind Menschensöh - ne, flüchtiger sind Menschen - söh - ne, als es
p
pp
f
(f)

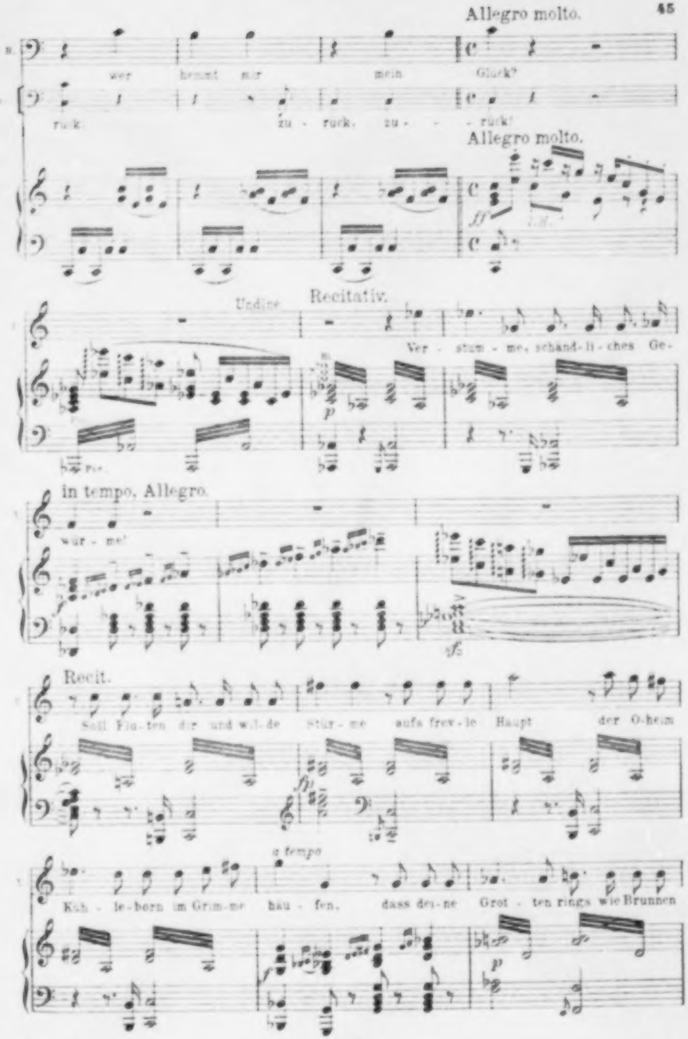

Più mosso.
U.
Re - gen - flut zer-rinnt, schweige,
K.
Wind und Wel-le sind. Hü - te dich, hü - te dich!
Hbbl.
schweige!
Hab' es die Tö-rin, wie selber sie's will.
ff
Pos.
Kuhleborn und die Wassergeister verschwinden
Fl.
p
Andante.
sempre legato
dolce
Ob.
Fag.
Hor.
r.H.
l.H.
Undine.
Ver - schwun - den al - ler

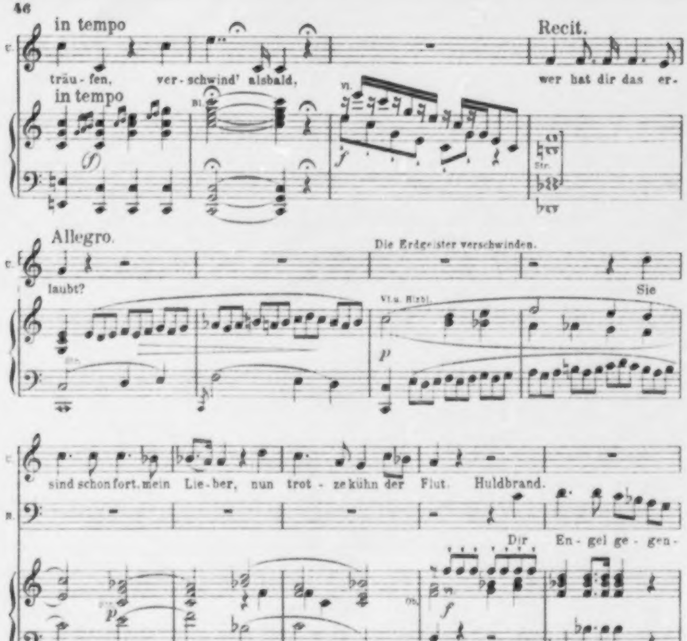

Stö - rung eitler Wust, ver - schwun - den al - ler Stö - rung eitler
Wust. Nur Lie - be, nur Hoff - nung,
nur Lie - be hebt, nur Hoff -
- nung, Lie - be hebt froh
die Brust, nur Lie - be hebt, nur Hoff - nung froh die
p
un poco rallent.
Ped.

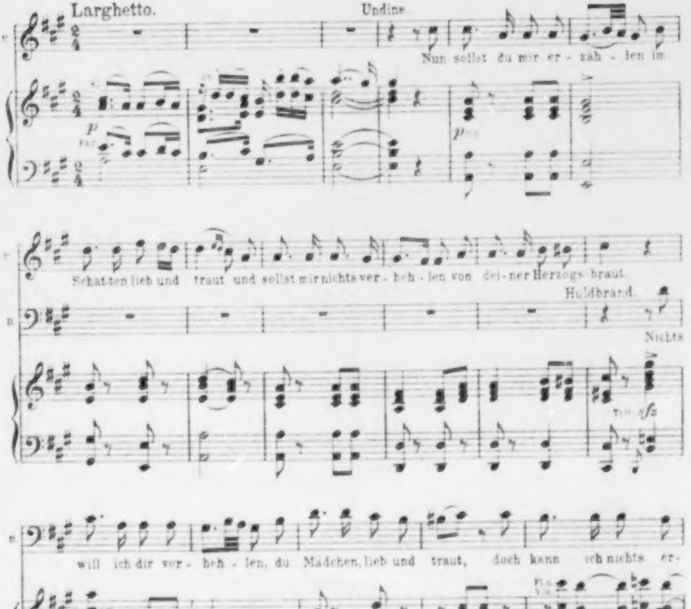

Allegro molto.
U.
Brust.
Huldbrand tritt auf.
Huldbrand.
H.
Allegro molto.
Wen schau ich
f
Hr
f
dort auf dem Fel - sen - u - fer?
Ja, ich bin es,
Ver -
p
Bl.
trau ich der sü - ssen Traum - ge - staltung?
Ob.
pp Fag.
Hr
Fl.
ja, ich
bin es,
o nah dich mir, du hol - der, schö - ner
cresc.

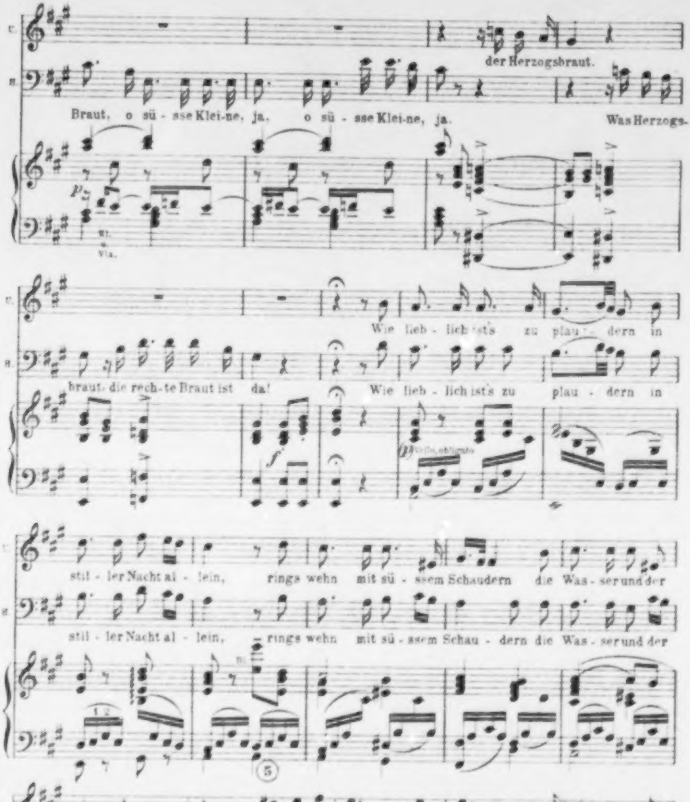

Allegro agitato.
U.
Mann!
Erdgeister gaukeln aus der Erde hervor und versperren ihm den Weg.
Huldbrand
H.
Her - an!
Allegro agitato.
(p)
Chor der Erdgeister
Chor
Zu - rück, zu - rück, zu - rück, zu -
Huldbrand.
H.
Du scheusslich Ge - wim - mel, du scheusslich Ge - wim - mel, was hemmst du mein
rück!
Glück?
Zu - rück, zu - rück, zu - ruk - ke, zu - rück!

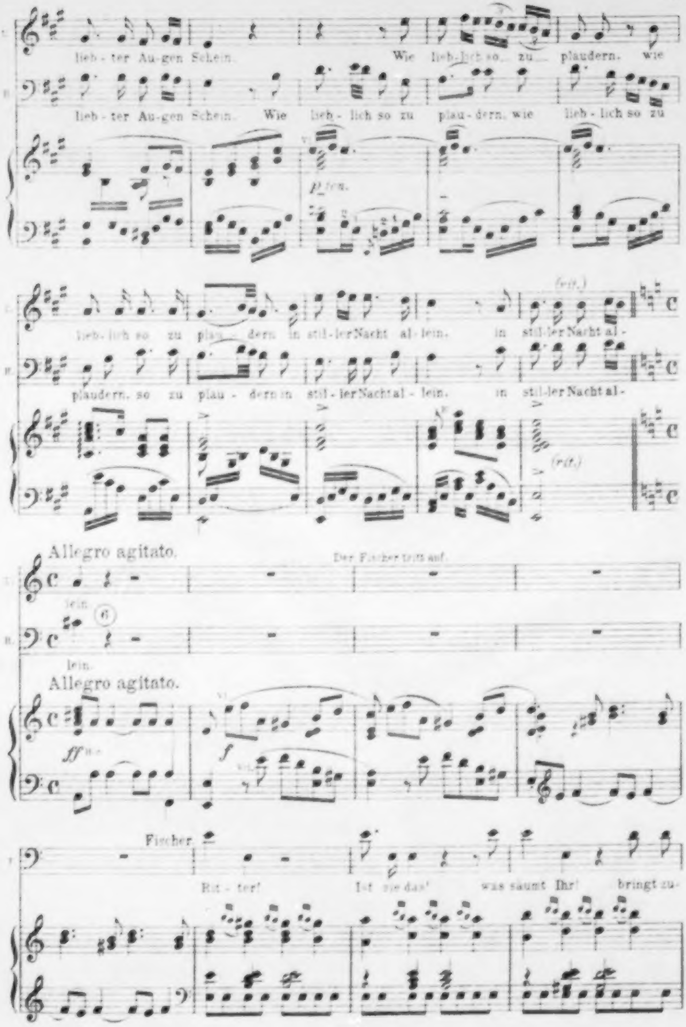

Wehrst ___ mir mei-nen Him - - - mel!
Zu - rück, zu -
rück, zu - rük - - ke, zu - rück.
Mich schwin - delt's,
pp
ich schwan - ke, mich schwin - delt's, ich
Ver - blind' und er - kran - ke,
schwan - ke, wer hemmt mir mein Glück.
ver - blind' und er - kran - ke, er - kran - ke! Zu -

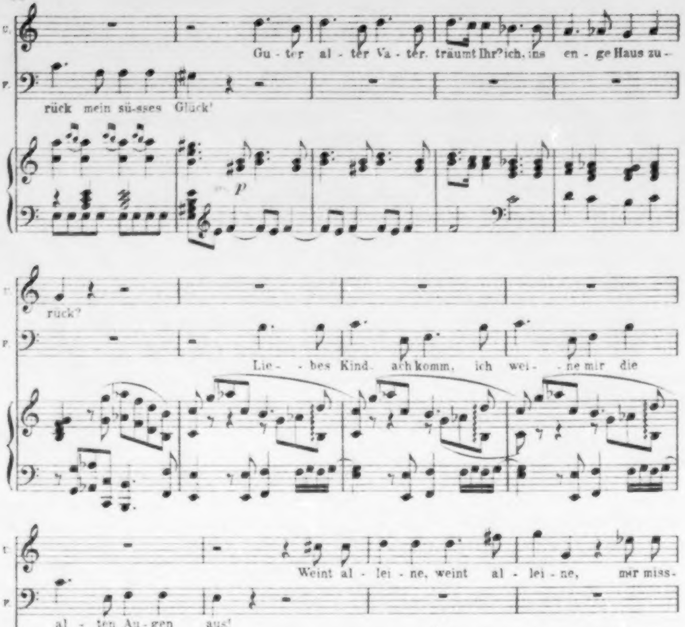

Allegro molto.
B.
wer hemmt mir mein Glück?
Ch.
ruck. zu - ruck, zu - - - ruck!
Allegro molto.
ff
Undine. Recitativ.
Ver - stum - me, schänd - li - ches Ge -
p
wür - me!
in tempo. Allegro.
fz
Recit.
Soll Flu - ten dir und wil - de Stür - me aufs frev - le Haupt der O - heim
fp
Küh - le - born im Grim - me hau - fen, dass dei - ne Grot - ten rings wie Brunnen
a tempo
f
p

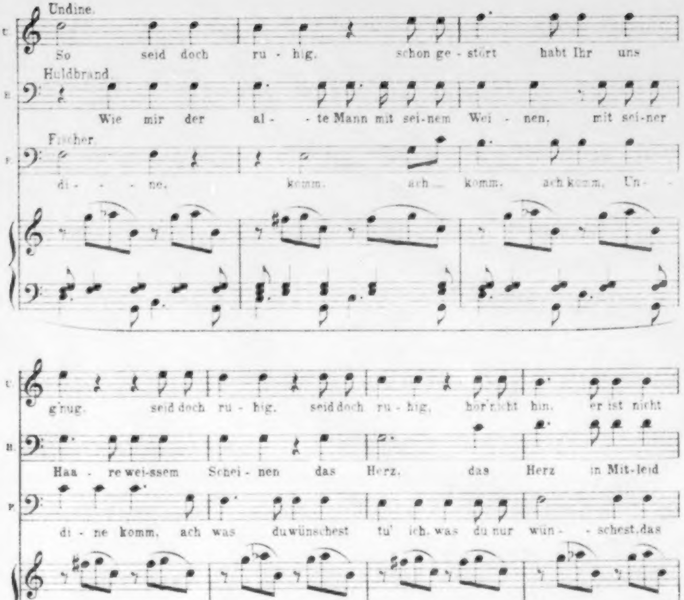

in tempo
Recit.
träu - fen, ver - schwind' alsbald,
wer hat dir das er-
in tempo
Bl.
Vl.
f
Str.
Allegro.
Die Erdgeister verschwinden.
laubt?
Sie
Vl. u. Brtsch.
p
sind schon fort, mein Lie - ber, nun trot - ze kühn der Flut.
Huldbrand.
Dir En - gel ge - gen-
p
f
sfz
ü - ber, wem bräche da der Mut.
er klimmt den Felsen hinan.
f
Clar.
a piacere

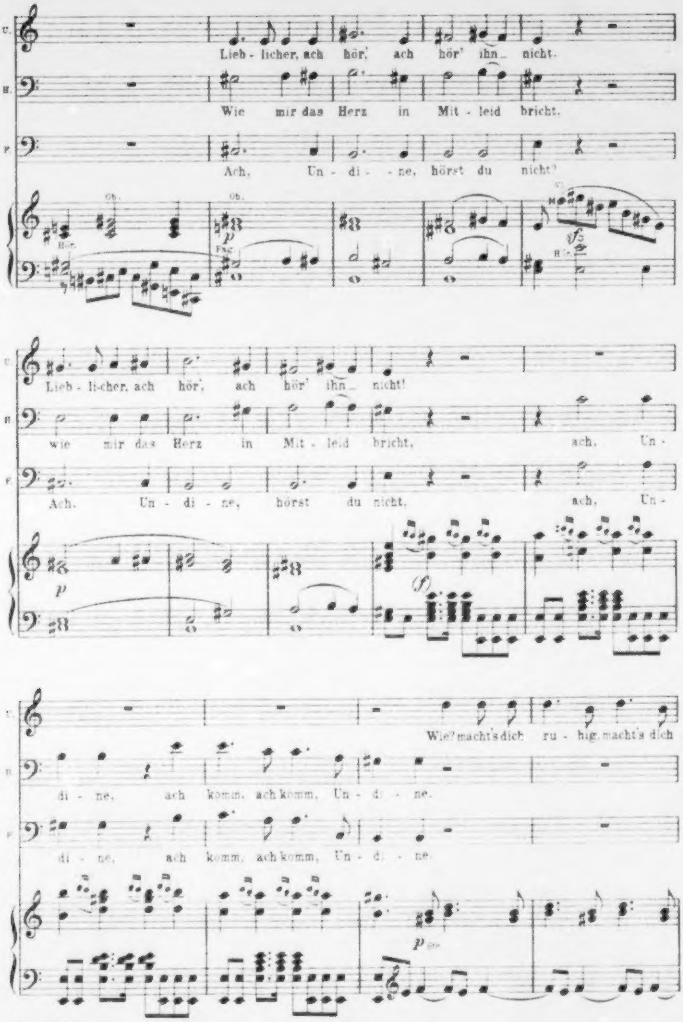

Larghetto.
Undine.
U.
p
pp
Nun sollst du mir er - zäh - len im Schatten lieb und traut und sollst mir nichts ver - heh - len von dei - ner Herzogs - braut.
Huldbrand.
H.
Tym. sfz
Nichts will ich dir ver - heh - len, du Mädchen, lieb und traut, doch kann ich nichts er - zäh - len von ei - ner Her - zogs - braut,
Str.
Fl. Vla.
von keiner Braut?
von einer

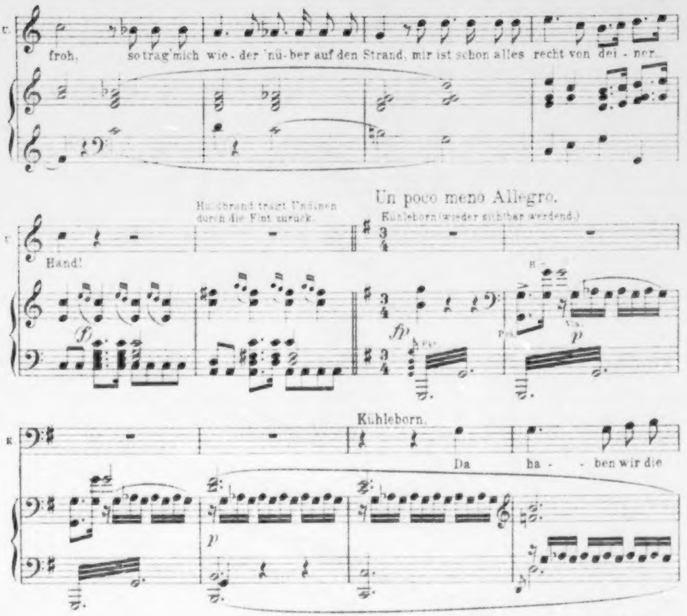

T.
B.
der Herzogsbraut.
Braut, o sü - sse Klei-ne, ja. o sü - sse Klei-ne, ja. Was Herzogs-
p
Vla.
Wie lieb - lich ist's zu plau - dern in
braut, die rech-te Braut ist da! Wie lieb - lich ist's zu plau - dern in
f
Vello obligato
stil - ler Nacht al - lein, rings wehn mit sü - ssem Schaudern die Was - ser und der
stil - ler Nacht al - lein, rings wehn mit sü - ssem Schau - dern die Was - ser und der
⑤
Hain, und nah'ent-zückt ge - lieb - ter Au - gen Schein, ge -
Hain, und nahe blickt ge - lieb - ter Au - gen Schein, ge -
p

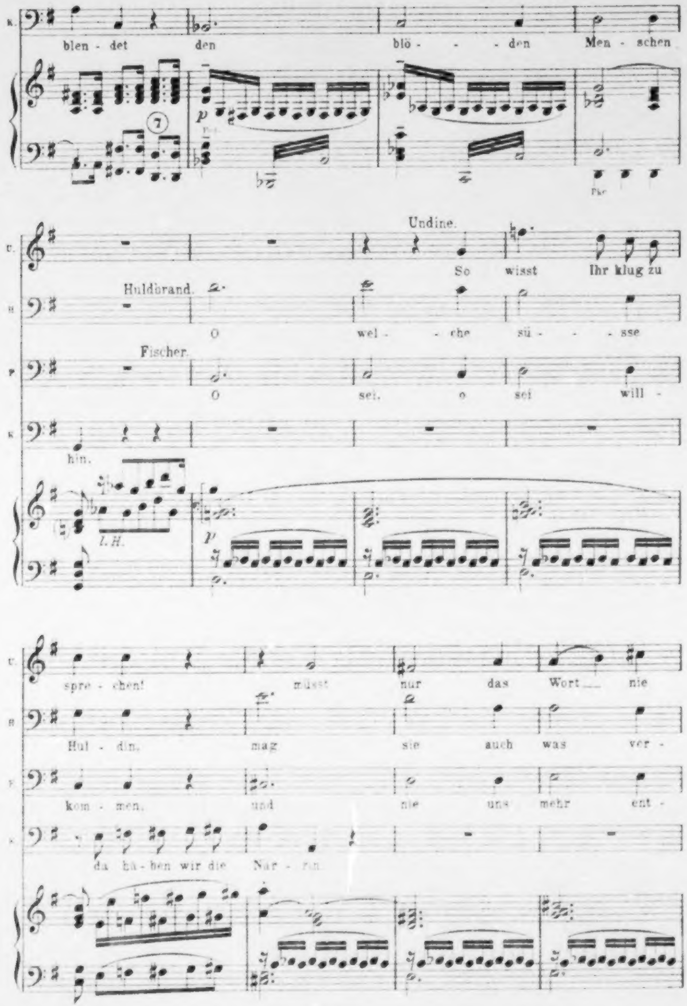

lieb-ter Au-gen Schein. Wie lieb-lich so zu plaudern, wie
lieb-ter Au-gen Schein. Wie lieb-lich so zu plau-dern, wie lieb-lich so zu
p ten.
lieb-lich so zu plau - dern in stil-ler Nacht al-lein, in stil-ler Nacht al-
plaudern, so zu plau - dern in stil-ler Nacht al - lein, in stil-ler Nacht al-
(rit.)
(rit.)
Allegro agitato.
Der Fischer tritt auf.
lein.
⑥
lein.
Allegro agitato.
ff
f
Fischer.
Rit - ter! Ist sie das? was säumt Ihr! bringt zu-

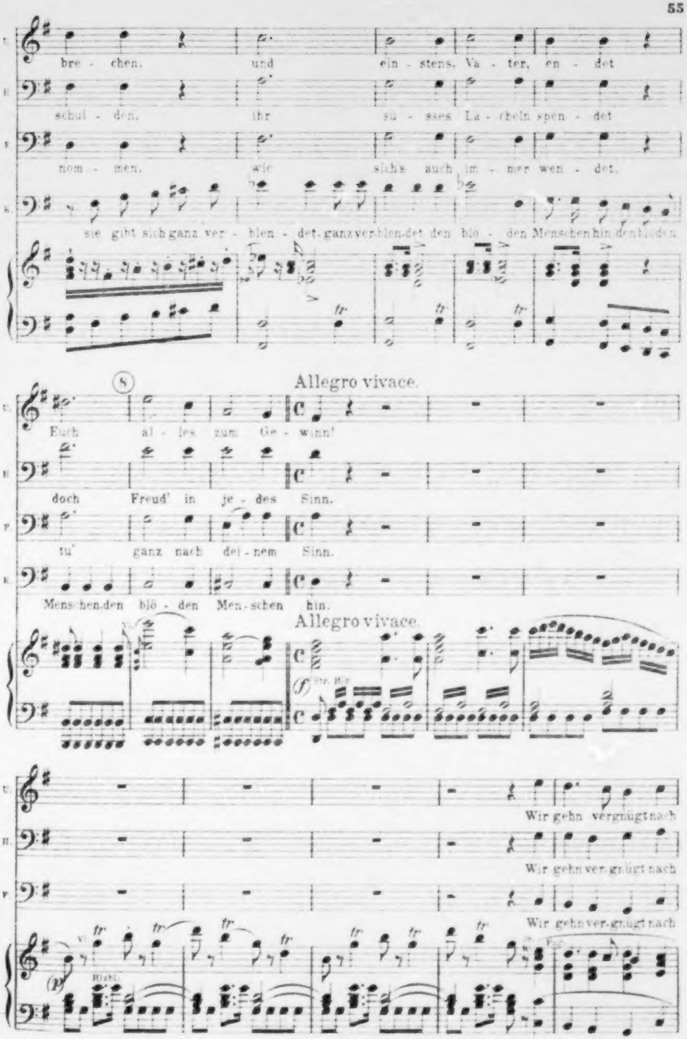

Gu - ter al - ter Va - ter, träumt Ihr' ich, ins en - ge Haus zu -
rück mein sü - sses Glück!
p
rück?
Lie - bes Kind, ach komm, ich wei - ne mir die
Weint al - lei - ne, weint al - lei - ne, mir miss -
al - ten Au - gen aus!
fällt's in Eu - rem Haus
Fischer.
Ach, komm Un -
p

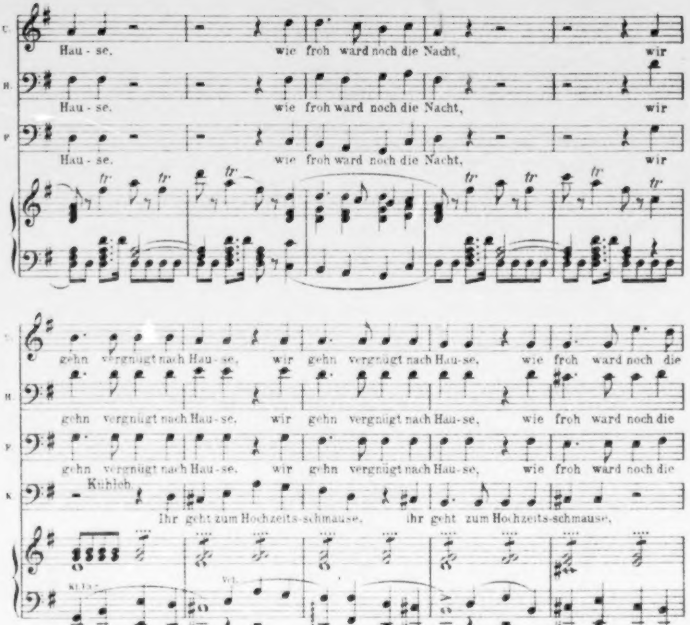

Undine.
U.
So seid doch ru - hig. schon ge - stört habt Ihr uns
Huldbrand.
H.
Wie mir der al - te Mann mit sei-nem Wei - nen, mit sei-ner
Fischer.
F.
di - - ne, komm. ach ... komm. ach komm. Un -
g'nug. seid doch ru - hig. seid doch ru - hig, hör nicht hin. er ist nicht
Haa - re wei-ssem Schei-nen das Herz, das Herz in Mit-leid
di - ne komm, ach was du wünschest tu' ich, was du nur wün - - schest, das
klug! Seid doch ru - hig!
bricht.
tu' ich, ach komm, Un - di - ne, ach komm Un - di - ne.
Bl.
Vl.
sfz

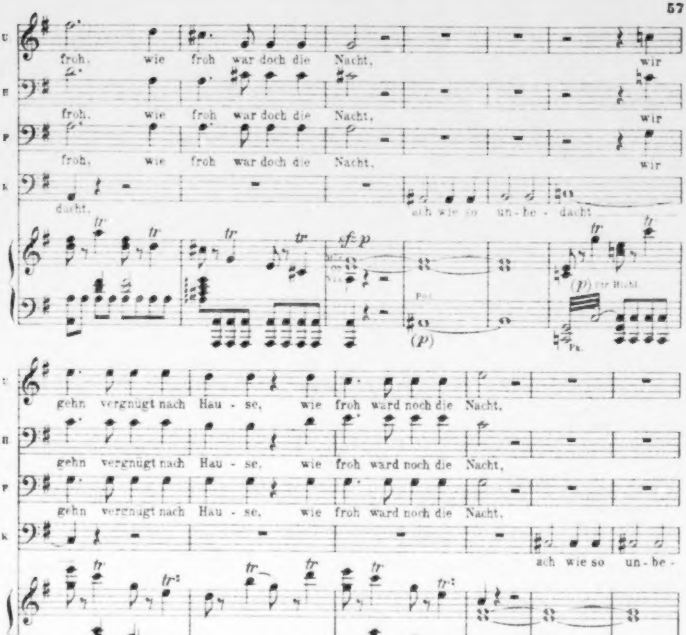

U.
H.
F.
Lieb - licher, ach hör, ach hör' ihn nicht.
Wie mir das Herz in Mit - leid bricht.
Ach, Un - di - ne, hörst du nicht?
Ob.
Ob.
Hör.
p
Fag.
Vl.
fz
Hr.
Lieb - li-cher, ach hör, ach hör' ihn nicht!
wie mir das Herz in Mit - leid bricht, ach, Un -
Ach, Un - di - ne, hörst du nicht, ach, Un -
p
(f)
Wie? macht's dich ru - hig, macht's dich
di - ne, ach komm, ach komm, Un - di - ne.
di - ne, ach komm, ach komm, Un - di - ne.
p

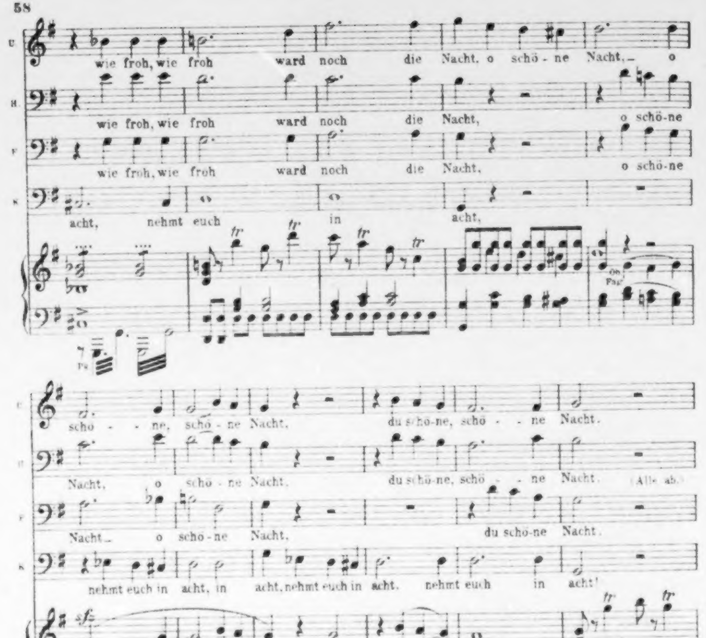

U.
froh, so trag' mich wie-der 'nü-ber auf den Strand, mir ist schon alles recht von dei-ner
Hand!
Huldbrand trägt Undinen durch die Flut zurück.
Un poco meno Allegro.
Kühleborn (wieder sichtbar werdend.)
fp
p
Kühleborn.
K.
Da ha-ben wir die När-rin!
Bei uns war sie die Her-rin, und gibt sich ganz ver-blen-det, und gibt sich ganz ver-
ff
f
Pos.


K.
blen - det den blö - - - den Men - schen
7
p
Ped.
Undine.
U.
So wisst Ihr klug zu
Huldbrand.
H.
O wel - - che sü - - - sse
Fischer.
F.
O sei, o sei will -
K.
hin.
l. H.
p
U.
spre - chen! müsst nur das Wort nie
H.
Hul - din, mag sie auch was ver -
F.
kom - men, und nie uns mehr ent -
K.
da ha - ben wir die Nar - ren


C.
bre - chen, und ein - stens. Va - ter, en - det
B.
schul - den, ihr sü - sses La - cheln spen - det
F.
nom - men, wie sich's auch im - mer wen - det,
K.
sie gibt sich ganz ver - blen - det, ganz verblen-det den blö - den Menschen hin den blöden
8
Allegro vivace.
Euch al - les zum Ge - winn!
doch Freud' in je - des Sinn.
tu' ganz nach dei - nem Sinn.
Menschen den blö - den Men - schen hin.
Allegro vivace.
f Str. Hr.
Wir gehn vergnügt nach
Wir gehn ver - gnügt nach
Wir gehn ver - gnügt nach
Vl.
p
Hlzbl.
tr


C.
Hau - se. wie froh ward noch die Nacht, wir
H.
Hau - se. wie froh ward noch die Nacht, wir
F.
Hau - se. wie froh ward noch die Nacht, wir
tr
gehn vergnügt nach Hau - se, wir gehn vergnügt nach Hau - se, wie froh ward noch die
gehn vergnügt nach Hau - se, wir gehn vergnügt nach Hau - se, wie froh ward noch die
gehn vergnügt nach Hau - se, wir gehn vergnügt nach Hau - se, wie froh ward noch die
K.
Kuhleb.
Ihr geht zum Hochzeits-schmause, ihr geht zum Hochzeits-schmause,
Klar.
Vcl.
Nacht, wir gehn vergnügt nach Hau - se, wir gehn vergnügt nach Hau - se, wie
Nacht, wir gehn vergnügt nach Hau - se, wir gehn vergnügt nach Hau - se, wie
Nacht, wir gehn vergnügt nach Hau - se, wir gehn vergnügt nach Hau - se, wie
ach wie so un - be - dacht, ach nein so un - be -
f


U
H
P
K
froh, wie froh war doch die Nacht, wir
froh, wie froh war doch die Nacht, wir
froh, wie froh war doch die Nacht, wir
dacht, ach wie so un-be-dacht
tr
sf p
Pos.
(p)
(p) Str Blas
Pk.
gehn vergnügt nach Hau-se, wie froh ward noch die Nacht,
gehn vergnügt nach Hau-se, wie froh ward noch die Nacht,
gehn vergnügt nach Hau-se, wie froh ward noch die Nacht,
ach wie so un-be-
Pos.
wir gehn vergnügt nach Hau--se, wie froh ward noch die Nacht,
wir gehn vergnügt nach Hau--se, wie froh ward noch die Nacht.
wir gehn vergnügt nach Hau--se, wie froh ward noch die Nacht.
dacht nehmt euch in
sf
Pos


wie froh, wie froh ward noch die Nacht, o schö - ne Nacht, — o
wie froh, wie froh ward noch die Nacht, o schö-ne
wie froh, wie froh ward noch die Nacht, o schö-ne
acht, nehmt euch in acht,
tr
Ob. Fag.
Pk
schö - ne, schö - ne Nacht, du schö-ne, schö - ne Nacht.
Nacht, o schö - ne Nacht, du schö-ne, schö - ne Nacht. (Alle ab.)
Nacht — o schö-ne Nacht, du schö-ne Nacht.
nehmt euch in acht, in acht, nehmt euch in acht, nehmt euch in acht!
sf
p
pp
f
Pos
Pk
p

Verwandlung.

Tag. (Das Innere der Fischerhütte.)

Fischersfrau allein; später Heilmann.

Fischersfrau. Wo sie nur umherlaufen!– Die lässt sich doch nicht finden, und täte sie es auch, so wird sie nur noch ungezogener für die nächsten Tage, wenn sie merkt, dass man ihr so nachrennt. (Es klopft an die Türe.) Horch!– ist das mein Mann?– ist es der Ritter?– Seltsam! es ist in der Nacht bisweilen recht schwer aufzumachen, wenn einer klopft. Freilich!– wer weiss auch was draussen stehn könnte? (Es klopft wieder.) Mann, bist du's?– Nun, in Gottesnamen, es sei gewagt! (Sie öffnet die Türe; Heilmann schreitet hinein.) Alle guten Geister–

Heilmann. Loben Gott den Herrn!– Mein Gewand hätte Euch schon sagen sollen, dass ich mich vor frommen Sprüchen nicht zu scheuen brauche.

Fischersfrau. Ach, lieber Herr, Ihr wisst nur nicht, wie es manchmal wunderlich bei uns zugeht. Und wie kommt Ihr denn so unversehens bei Nacht und Sturm in diese abgelegene Landzunge hinein?

Heilmann. Die Wellen haben mich an Euer Ufer geworfen. Von meinem Kloster ausgesendet auf Botschaft zu unserem Bischof, war ich wegen der jetzigen wundersamen Überschwemmungen genötigt über einen ausgerissenen Strom zu fahren. Da überfiel es uns mit grässlichen Windstössen, und während die beiden Ruderer im Nachen recht emsig arbeiteten, schritt es auf einmal zu uns herein aus dem See, wie ein riesengrosser, schaumweisser Mann – es muss wohl eine Wasserhose gewesen sein – und nun lag der Kahn, und ich, ohnmächtig in der Flut. Ob die Fahrleute gerettet sind, weiss ich nicht. Hier, ohnweit von Eurer Hütte, fand ich die Besinnung wieder.

Fischersfrau. Ihr armer ehrwürdiger Herr!– Aber wir wollen schon für Eure Pflege sorgen.

Scene 4.

Undine. Huldbrand. Der Fischer. Die Vorigen; später Kühleborns Erscheinung.

Undine. Nun, da sind wir ja schon wieder, Mütterchen!– Jetzt müsst Ihr Euch – (Heilmann erblickend und sich plötzlich demütig verneigend) Ach, Ihr ehrwürdiger Gottesbote!– wie hab' ich Euch nicht früher gesehen!– Seid tausendmal gegrüsst in unserer kleinen Hütte und besser als ich armes Kind es kann!

Heilmann. Du holdes Mägdelein, ich wüsste nicht, wie ein irdisches Wesen holder grüssen könnte, als du es tust.

Fischer. Seid mir willkommen, ehrwürdiger Herr unter meinem Dache.

Fischersfrau. Das Unwetter hat den frommen Mann hier hereingetrieben. Er wäre fast ertrunken in der Flut.

Undine. Was? und ist dennoch so schlecht für ihn gesorgt?– Vater und Mutter, wo denkt Ihr auch hin? (Sie holt Wein und Speisen, wärmt beides auf dem Herd, zieht einen Sessel vor das Feuer und nötigt den Priester hinein.)

Huldbrand. O, der anmutigen, gastlichen Wirtlichkeit!

Fischersfrau. So hab' ich sie noch gegen niemanden gesehen?

Fischer. Nun, sie tut wohl daran; aber lasst uns auch um den Herd sitzen und, Frau, schenke uns etwas ein. (Sie setzen sich alle um das Feuer; die Frau und Undine sind beschäftigt.)

Fischer (zu Heilmann). Was haltet Ihr denn von den Überschwemmungen, lieber Herr! die sich heut zu Tage so bedrohlich in diesen Gegenden erzeigen?

Heilmann. Freund!– es ist kein leichtes Ding, die Natur dermassen zu verstehen, dass man sagen dürfte, was sie will. Was sie aber wollen kann, steht bei Gott: Und das ist in allen Dingen der beste Trost.

Undine (verneigt sich tief).

Fischersfrau. Ja ja, es tun heutzutage den Menschen dergleichen Tröstungen Not!

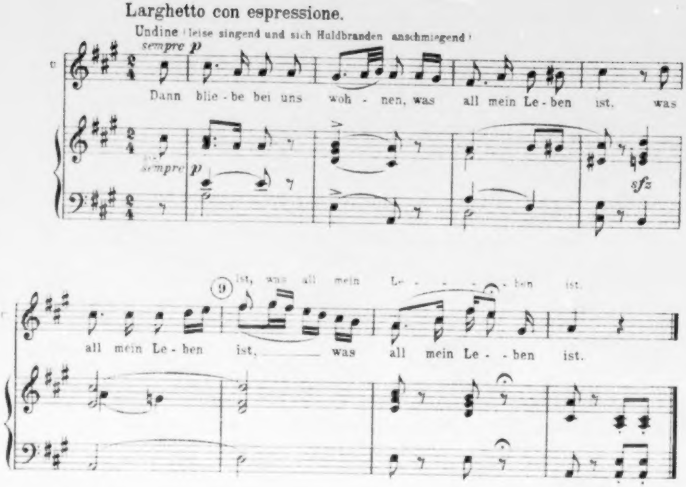
Heilmann. Immer haben sie das getan, liebe Frau! Wenn zum Beispiel Euer Stückchen Land für alle Zeit eine Insel bliebe, und die Menschen jenseits hielten Euch für gestorben und vergässen Euch gänzlich –

Fischersfrau. Ei, das wird der Himmel ja doch nicht wollen!

Fischer. Man kann nicht wissen, Frau! und was tät' es dir auch? Wir haben so lange schon in gänzlicher Abgeschiedenheit gelebt.

Huldbrand. Und welch eine selige Abgeschiedenheit müsste das werden. Ich denke an nichts lieber, als eben daran –

Nº 4.


Larghetto con espressione.
Undine (leise singend und sich Huldbranden anschmiegend)
sempre p
Dann blie-be bei uns woh - nen, was all mein Le-ben ist. was
sempre p
sfz
all mein Le-ben ist, was all mein Le - - ben ist.
9
ist, was all mein Le - - - - ben ist.

Fischersfrau. Welch ein unerhörtes Betragen!

Huldbrand. Ich finde gar nichts unerhörtes darin, dass eine Braut ihrem Bräutigam Liebe zeigt!

Undine. Nicht wahr, holder Freund?

Huldbrand. Und ein Ende will ich allen Hofmeistereien machen, indem ich den frommen Mann hier bitte: Undinen und mich als Verlobte einzusegnen.

Undine (sinkt in Huldbrands Arme, der Fischer und seine Frau schlagen erstaunt die Hände zusammen).

Heilmann (zu den beiden Alten). Ihr lieben Leute! ist's etwa gegen euren Willen? Denn ihr vertretet ja doch wohl Elternstelle hier?

Fischer. Herr! Elternstelle vertreten wir wohl, aber etwas dawider haben gegen die Verlobung? – Nein, das wüsst' ich nun eben nicht!

Fischersfrau. Es ist nur, dass man sich oftmalen eine Sache nicht so nahe gedacht hat, wenn sie einem auch ganz recht ist. Und tritt sie nun unvermutet heran, da wird man vor Schrecken ein bischen blass. Aber sonsten – ei nun, wir sind's zufrieden und sagen gerne ja!

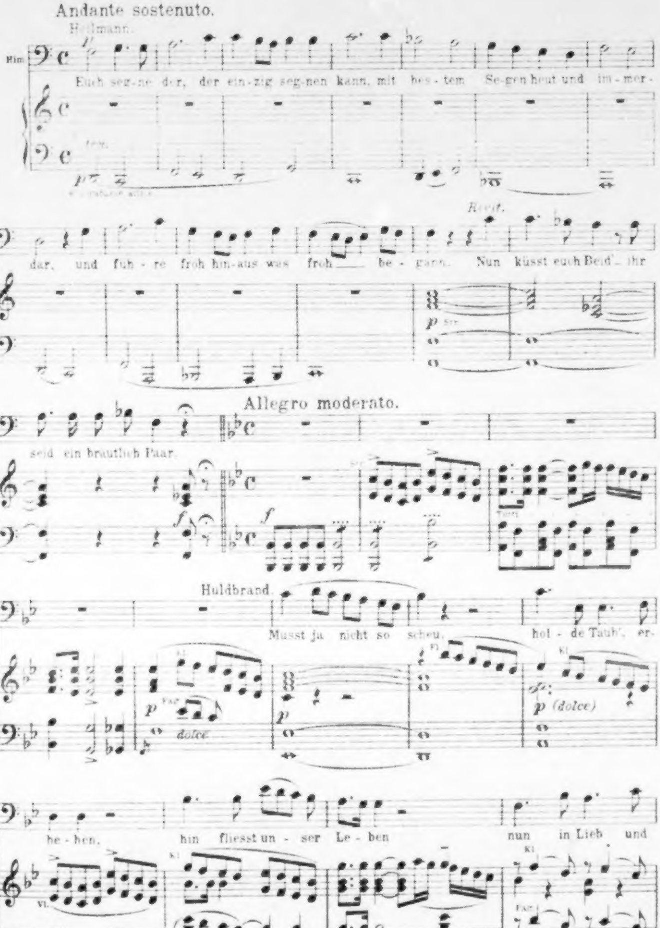
Heilmann. Und du, schönes Mägdelein?

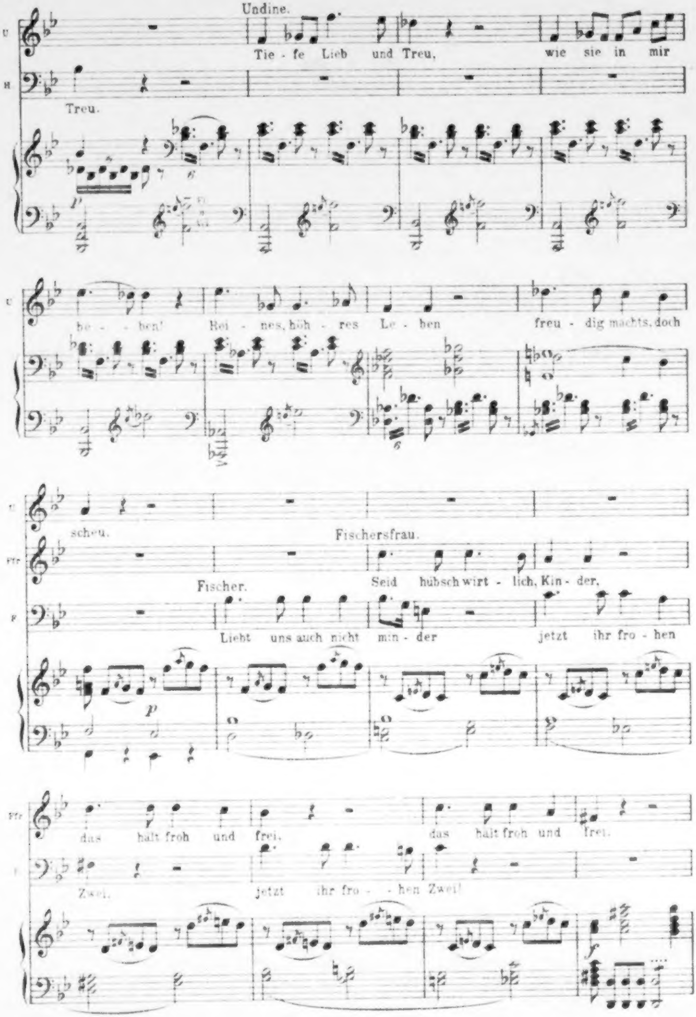
Undine (sich tief verneigend). Tut nach Eurem und meines Lieblings Gefallen, ehrwürd'ger Herr! ich weiss zwar nicht – Euer Verlobungssegen bringt einen ernsten, schweren Wolkenschatten in mein fröhliches Wesen, aber es kommt auch viel Sonnenschein mit. – Segnet uns nur immerhin ein.

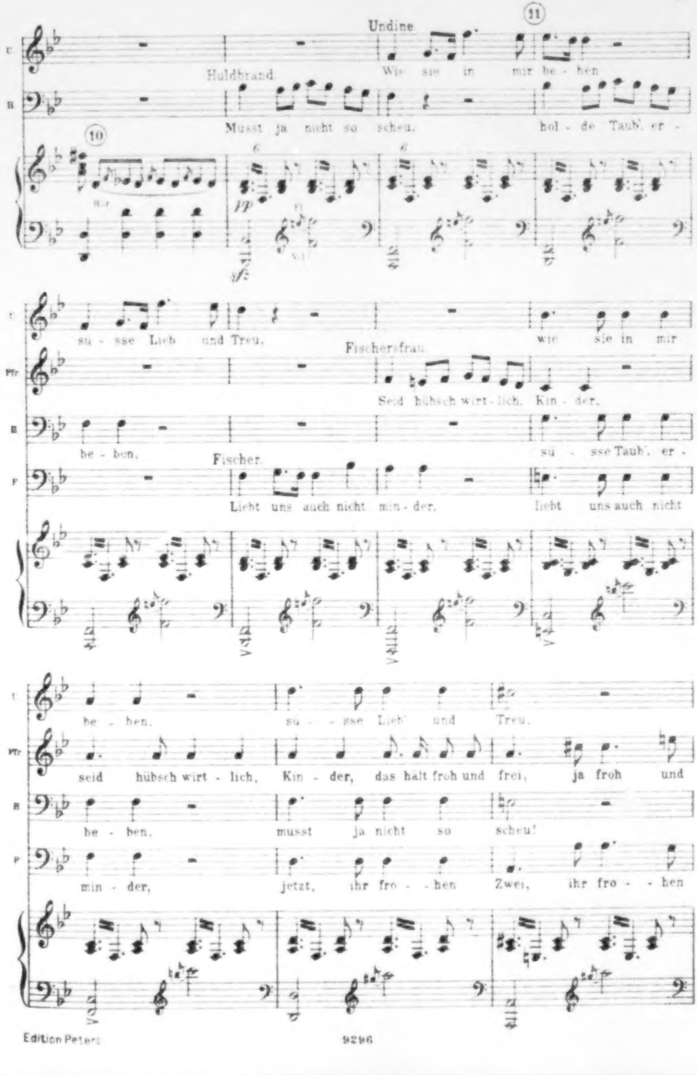
Huldbrand. Undine! – wie meinst du das? – Du zitterst?

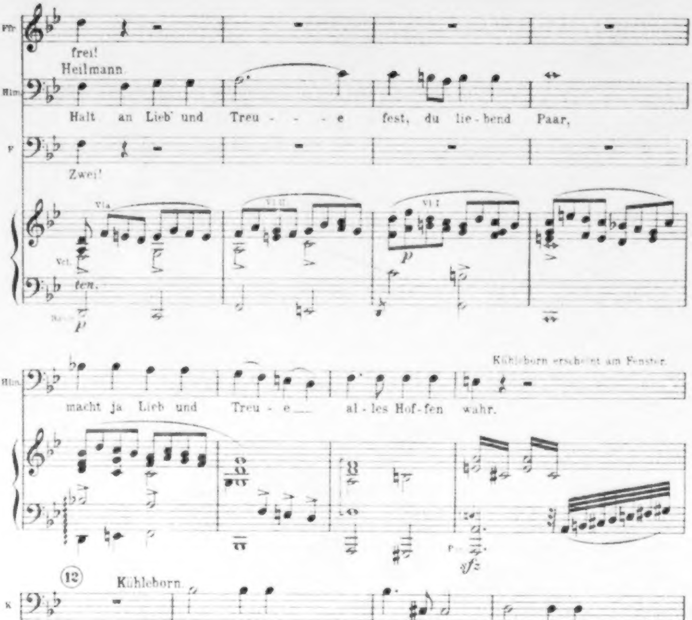
Undine. Lass ihn nur segnen, mein süsser Freund – Ein Segen ist es mir gewiss!

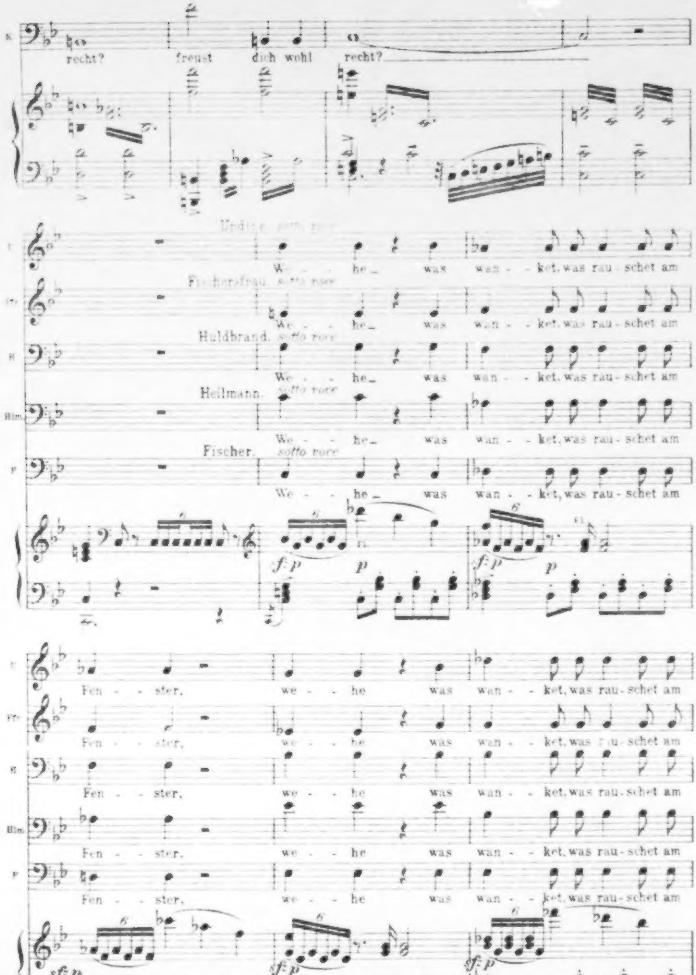
Nº 5. Sextett.

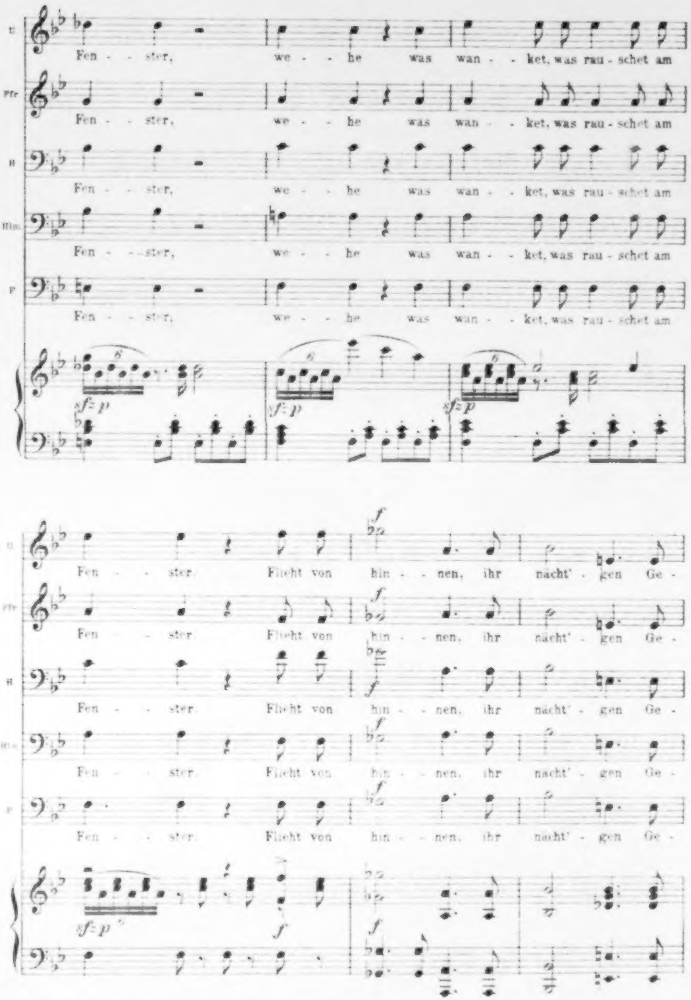

Andante sostenuto.
Heilmann.
Hlm.
p
Euch seg-ne der, der ein-zig seg-nen kann, mit bes-tem Se-gen heut und im-mer-dar, und füh-re froh hin-aus was froh be-gann.
Recit.
Nun küsst euch Beid', ihr seid ein bräutlich Paar.
p Str.
f
Allegro moderato.
Str.
Tutti
Huldbrand.
H
Musst ja nicht so scheu, hol-de Taub', er-be-ben, hin fliesst un-ser Le-ben nun in Lieb und
Kl.
p Fag.
dolce
Fl.
p (dolce)
Vl.
Kl.
Fag.

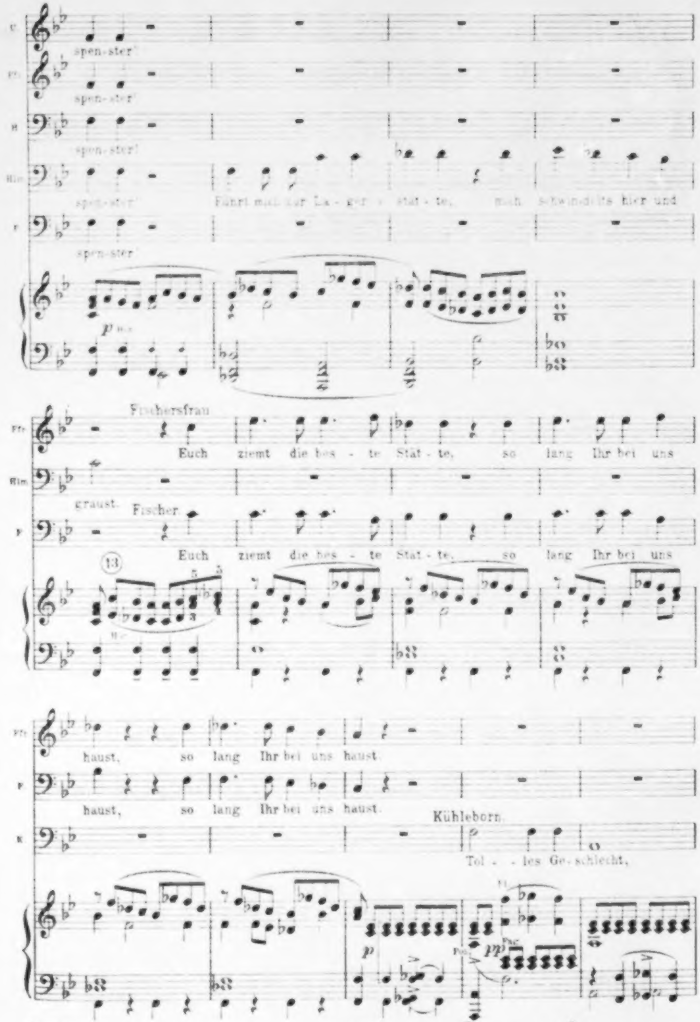

Undine.
U
H
Tie - fe Lieb und Treu, wie sie in mir
Treu.
p
6
be - ben! Rei - nes, höh - res Le - ben freu - dig machts, doch
6
scheu.
Fischersfrau.
Ffr
Seid hübsch wirt - lich, Kin - der,
Fischer.
F
Liebt uns auch nicht min - der jetzt ihr fro - hen
p
Ffr
das hält froh und frei. das hält froh und frei.
F
Zwei. jetzt ihr fro - hen Zwei!
f

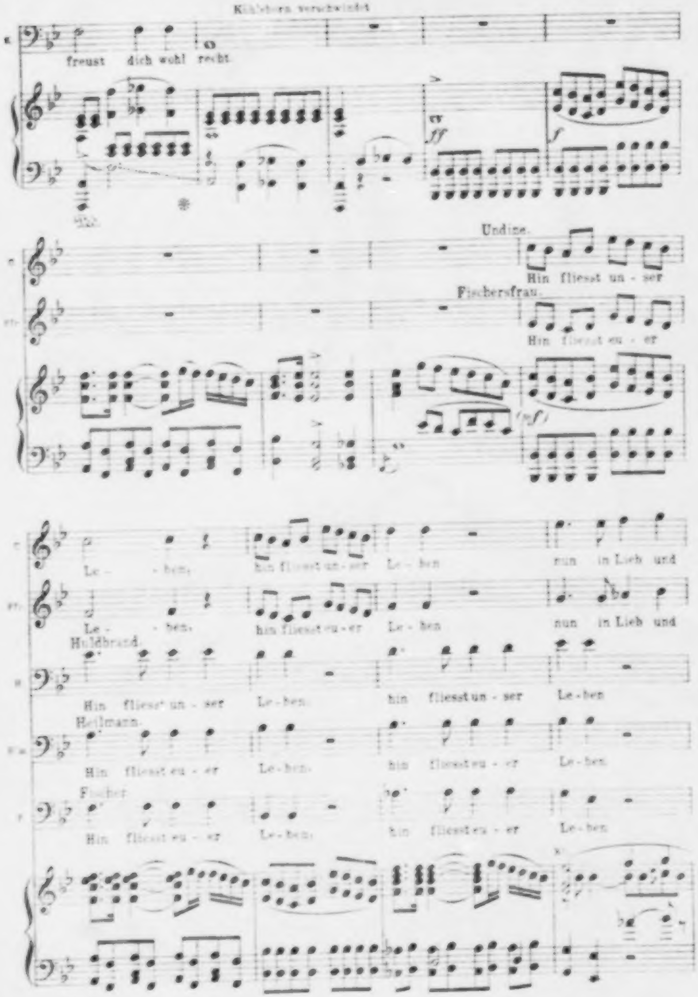

Undine
11
U
Huldbrand
Wie sie in mir be - ben
H
Musst ja nicht so scheu. hol - de Taub', er -
10
6
6
pp
sf
sü - sse Lieb und Treu.
Fischersfrau
wie sie in mir
Fr
Seid hübsch wirt - lich. Kin - der.
be - ben.
Fischer
sü - sse Taub', er -
F
Liebt uns auch nicht min - der. liebt uns auch nicht
be - ben. sü - sse Lieb' und Treu.
seid hübsch wirt - lich, Kin - der, das halt froh und frei, ja froh und
be - ben. musst ja nicht so scheu!
min - der, jetzt, ihr fro - - hen Zwei, ihr fro - - hen

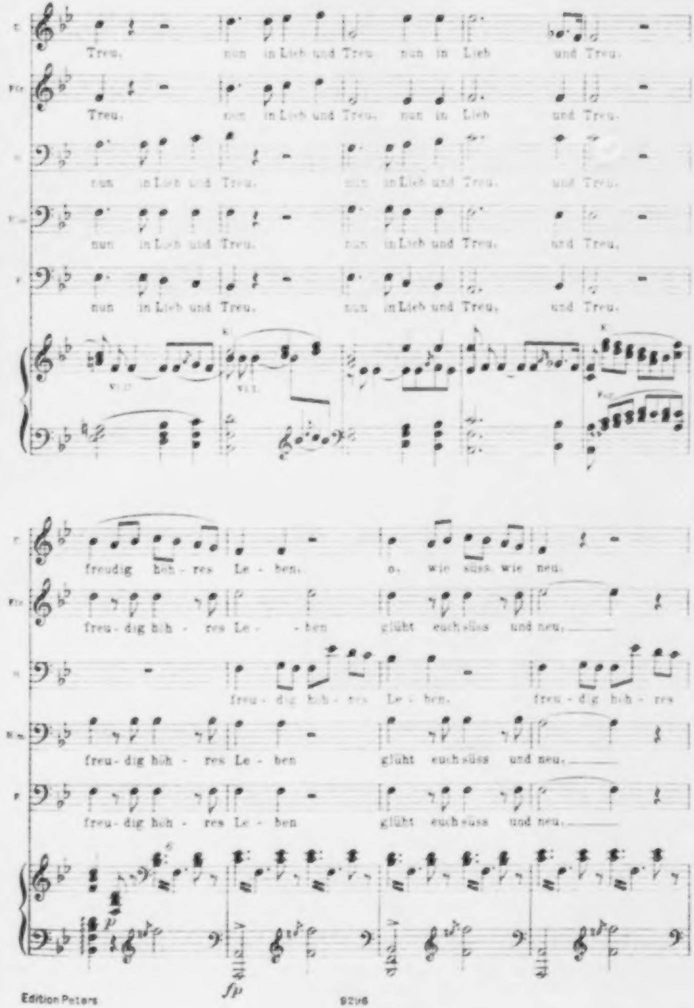

Fr.
frei!
Heilmann.
Hlm.
Halt an Lieb' und Treu - - - e fest, du lie - bend Paar,
F
Zwei!
Vla
Vcl.
Vl II
Vl I
p
ten.
Bass
p
macht ja Lieb und Treu - e alles Hof - fen wahr.
Kühleborn erscheint am Fenster.
sfz
12
Kühleborn.
K
Men - schen-volk, När - ri-sches, trüg - ri-sches,
sf
hor - ri-sches, tol - les Ge - - - schlecht, freust dich wohl
sf

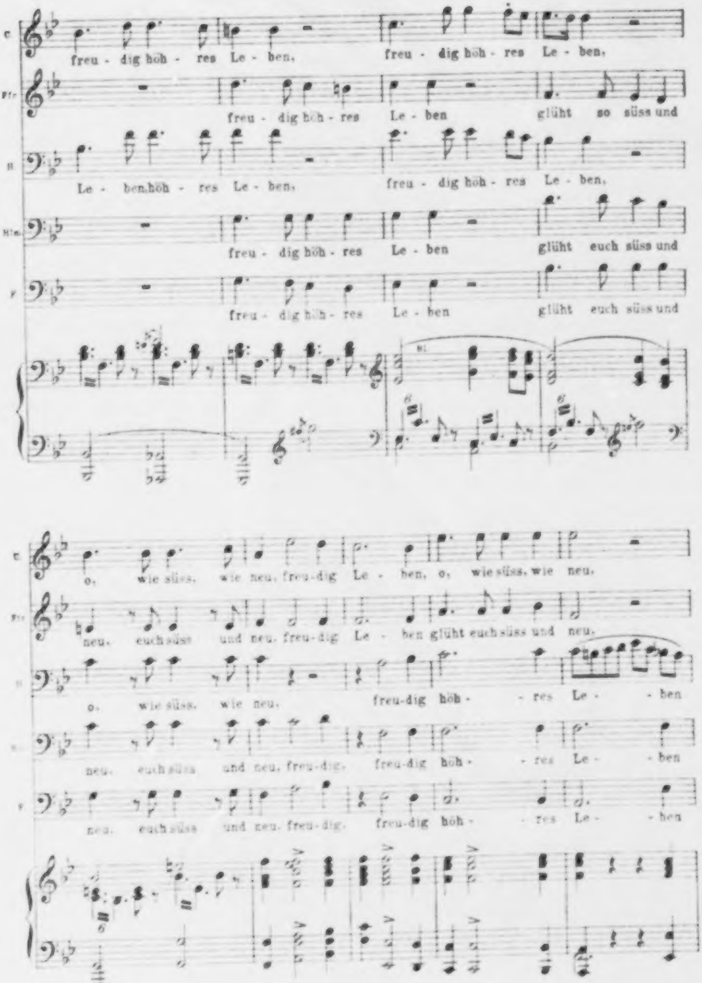

K.
recht? freust dich wohl recht?
Undine. sotto voce
U.
We - he_ was wan - - ket, was rau - schet am
Fischersfrau. sotto voce
Ffr.
We - - he_ was wan - - ket, was rau - schet am
Huldbrand. sotto voce
H.
We - he_ was wan - - ket, was rau - schet am
Heilmann. sotto voce
Hlm.
We - he_ was wan - - ket, was rau - schet am
Fischer. sotto voce
F.
We - - he_ was wan - - ket, was rau - schet am
6
sf p
p
U.
Fen - - ster, we - - he was wan - - ket, was rau - schet am
Ffr.
Fen - - ster, we - - he was wan - - ket, was rau - schet am
H.
Fen - - ster, we - - he was wan - - ket, was rau - schet am
Hlm.
Fen - - ster, we - - he was wan - - ket, was rau - schet am
F.
Fen - - ster, we - - he was wan - - ket, was rau - schet am
6
sf p

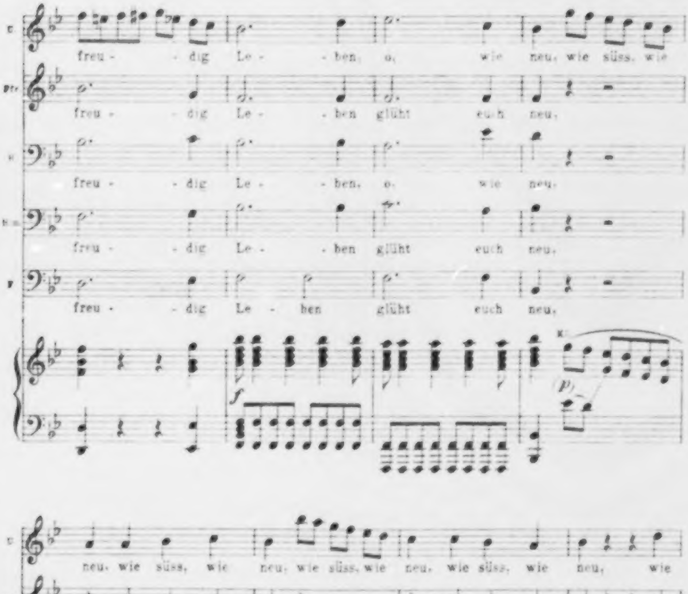

Fen - - ster, we - - he was wan - - ket, was rau - schet am
Fen - - ster, we - - he was wan - - ket, was rau - schet am
Fen - - ster, we - - he was wan - - ket, was rau - schet am
Fen - - - ster, we - - he was wan - - ket, was rau - schet am
Fen - - ster, we - - he was wan - - ket, was rau - schet am
sf p
sf p
sf p
Fen - - ster. Flieht von hin - - nen, ihr nächt' - gen Ge -
Fen - - ster. Flieht von hin - - nen, ihr nächt' - gen Ge -
Fen - - ster. Flieht von hin - - nen, ihr nächt' - gen Ge -
Fen - - ster. Flieht von hin - - nen, ihr nächt' - gen Ge -
Fen - - ster. Flieht von hin - - nen, ihr nächt' - gen Ge -
f
sf p
f
f

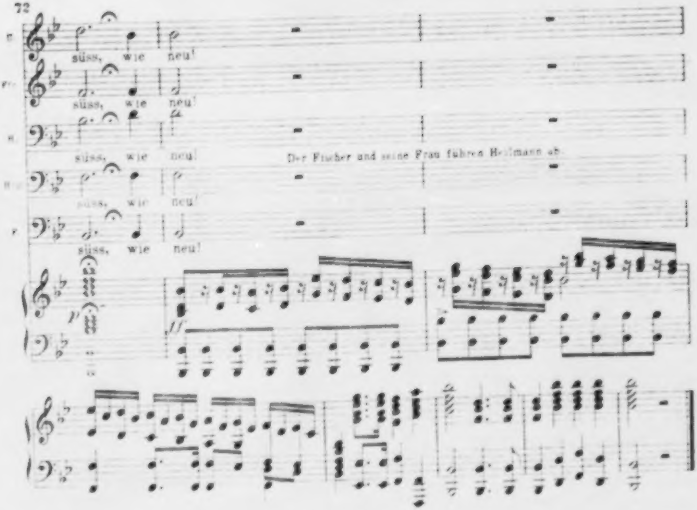

U
spen-ster!
Ffr
spen-ster!
B
spen-ster!
Hlm
spen-ster!
Führt mich zur La - ger - stät - te, mich schwindelts hier und
F
spen-ster!
p
Fischersfrau
Ffr
Euch ziemt die bes - te Stät - te, so lang Ihr bei uns
Hlm
graust.
Fischer
F
Euch ziemt die bes - te Stät - te, so lang Ihr bei uns
13
Ffr
haust, so lang Ihr bei uns haust.
F
haust, so lang Ihr bei uns haust.
Kühleborn
K
Tol - les Ge - schlecht,
p
pp
Ped.


Kühleborn verschwindet
freust dich wohl recht
ff
f
Undine.
Hin fliesst un-ser
Fischersfrau.
Hin fliesst eu-er
(ff)
Le-ben, hin fliesst un-ser Le-ben nun in Lieb und
Le-ben, hin fliesst eu-er Le-ben nun in Lieb und
Huldbrand.
Hin fliesst un-ser Le-ben, hin fliesst un-ser Le-ben
Heilmann.
Hin fliesst eu-er Le-ben, hin fliesst eu-er Le-ben
Fischer.
Hin fliesst eu-er Le-ben, hin fliesst eu-er Le-ben


Treu, nun in Lieb und Treu, nun in Lieb und Treu.
Treu, nun in Lieb und Treu, nun in Lieb und Treu.
nun in Lieb und Treu, nun in Lieb und Treu, und Treu.
nun in Lieb und Treu, nun in Lieb und Treu, und Treu.
nun in Lieb und Treu, nun in Lieb und Treu, und Treu.
freudig höh-res Le-ben, o, wie süss, wie neu.
freu-dig höh-res Le-ben glüht euch süss und neu,
freu-dig höh-res Le-ben, freu-dig höh-res
freu-dig höh-res Le-ben glüht euch süss und neu,
freu-dig höh-res Le-ben glüht euch süss und neu,
p
fp


freu - dig höh - res Le - ben, freu - dig höh - res Le - ben,
freu - dig höh - res Le - ben glüht so süss und
Le - ben,höh - res Le - ben, freu - dig höh - res Le - ben,
freu - dig höh - res Le - ben glüht euch süss und
freu - dig höh - res Le - ben glüht euch süss und
o, wie süss, wie neu, freu-dig Le - ben, o, wie süss, wie neu,
neu, euch süss und neu, freu-dig Le - ben glüht euch süss und neu,
o, wie süss, wie neu, freu-dig höh - res Le - ben
neu, euch süss und neu, freu-dig, freu-dig höh - res Le - ben
neu, euch süss und neu, freu-dig, freu-dig höh - res Le - ben


S.
freu - dig Le - ben, o, wie neu, wie süss, wie
A.
freu - dig Le - ben glüht euch neu,
T.
freu - dig Le - ben, o, wie neu,
B.
freu - dig Le - ben glüht euch neu,
freu - dig Le - ben glüht euch neu,
f
p
neu, wie süss, wie neu, wie süss, wie neu, wie süss, wie neu, wie
wie süss, wie neu, wie süss, wie neu, wie
wie süss, wie neu, wie süss, wie neu, wie
wie süss, wie neu, wie süss, wie neu, wie
wie süss, wie neu, wie süss, wie neu, wie
p
H.
Ped.



Huldbrand. Holde Braut, wie ist dir? Die Liebe leuchtet in deinen Augen, aber du bebst und bald Totenblässe, bald zündende Glut legt sich über deine Wangen hin?

Undine. Huldbrand! – es ist eine feierliche, ach! furchtbar feierliche Stunde gekommen. Nenne mich nicht eher wieder Braut, als bis du mich ganz hast aussprechen hören. Ich gebe dir deinen vollen freien Willen zurück!

Huldbrand. Dich nicht mehr Braut, Undine?

Undine. Still! – und setze dich in den Sessel dort und lass mich vor dir stehen. Ich muss ungestört in deine Augen schauen können. Das ist das Zauberbuch, woraus ich nun mein Schicksal lesen werde. Tod oder Leben. Ach, süsser Liebling, lass es Leben sein! (Sie führt ihn in einen Sessel und stellt sich vor ihn hin.) Huldbrand! – es gibt ausser den Menschen auch noch andere Geschöpfe in der Welt, die gleiche Gestalt mit euch tragen und bisweilen wohl noch schönere. Man nennt sie Elementargeister. Unter denen sind besonders die Wassergeister reich und anmutig begabt. Nur eines, ach – fehlt den armen Elementargeistern allen – eine Seele! Die erlangen sie nur in der feierlichen Einsegnung zum Liebesbunde mit einem Menschen – Huldbrand, lieber Huldbrand – ich habe nun eine Seele!

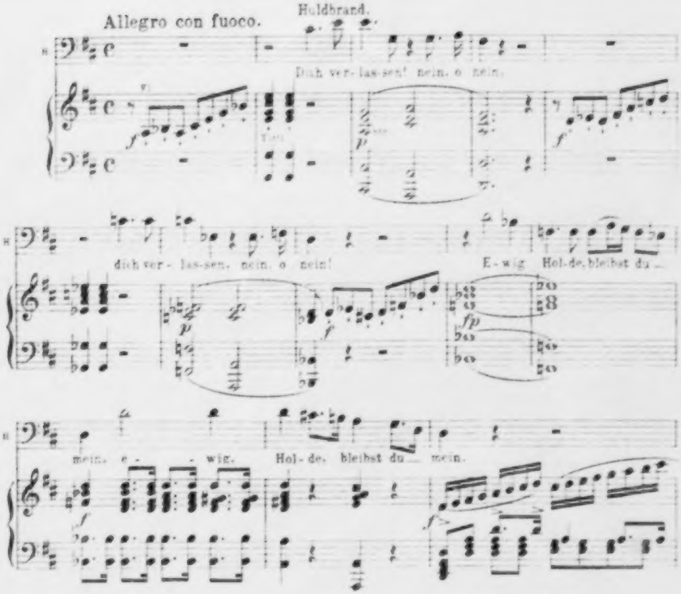
Huldbrand. Undine, wie ist dir? – Was träumst du? – Undine?

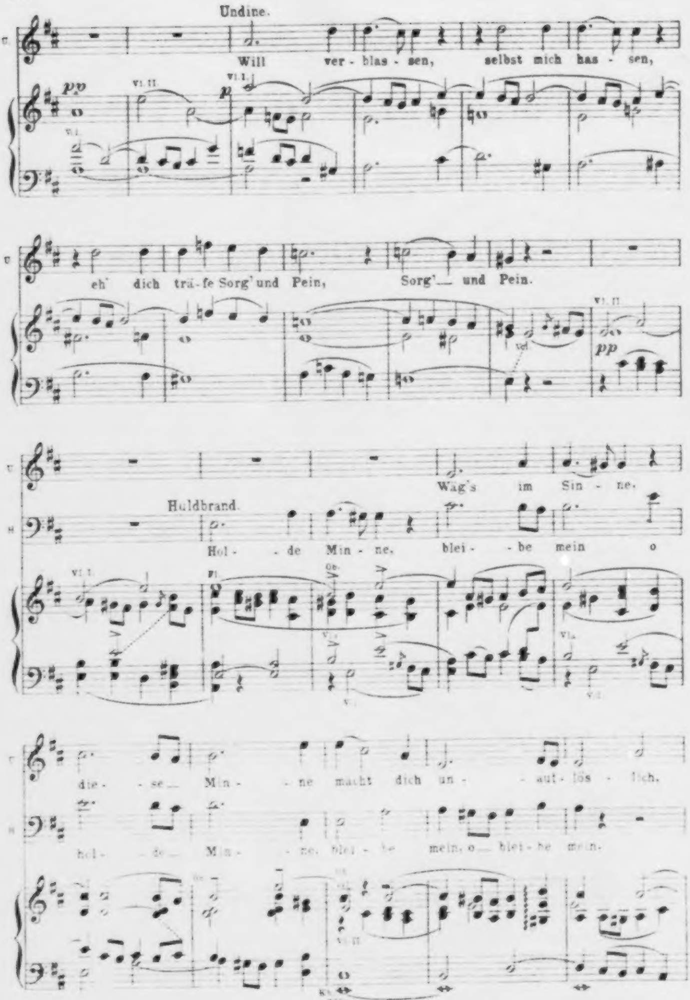
Undine. Ja wohl, Undine! – Undinen heissen wir weiblichen Wassergeister. Du bist an eine Undine verlobt, lieber Jüngling!

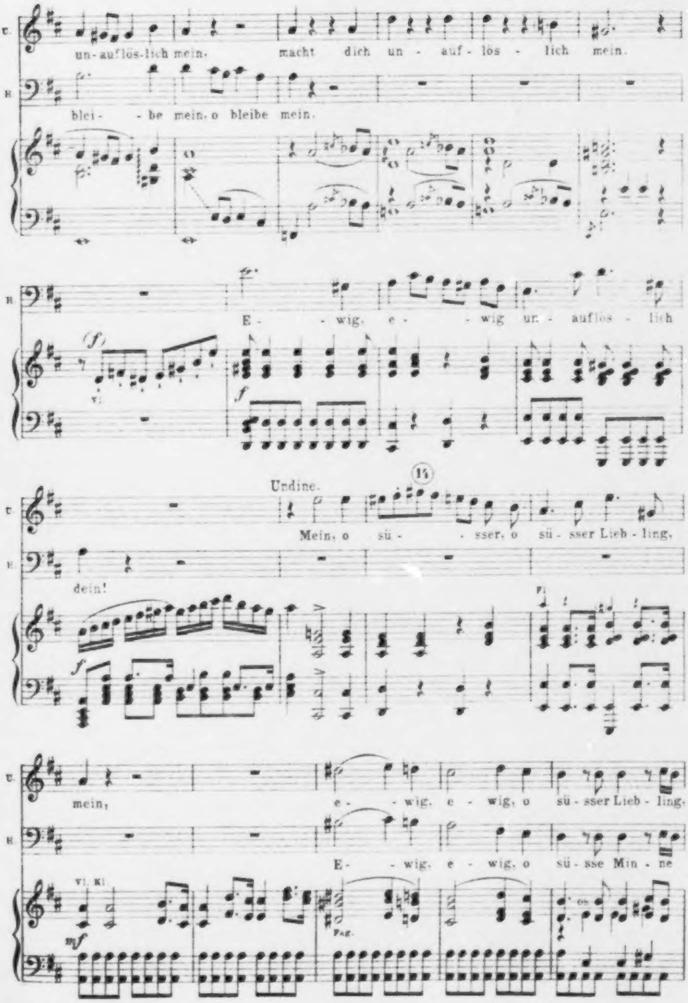
Huldbrand. Mich schwindelt's!

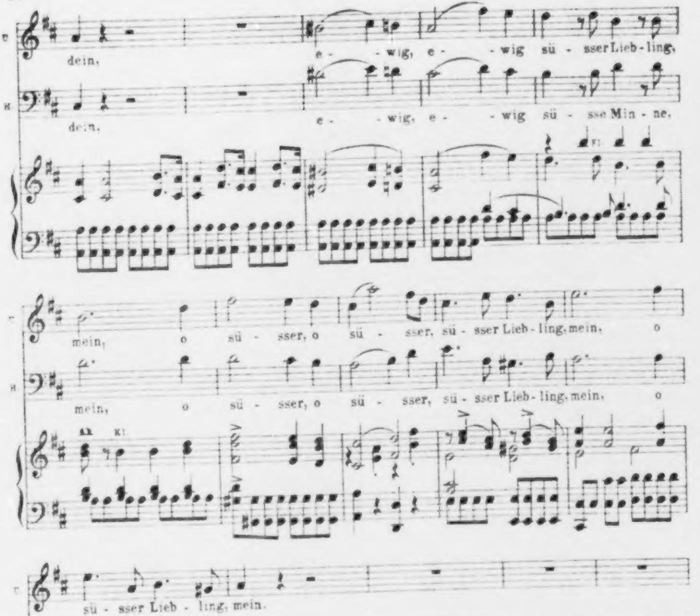
Undine. Ach, entsetze dich nur nicht zu sehr vor mir. Meine Eltern wollten mir eine Seele verschaffen, dass ich nach meinem Tode nicht verstäuben möge in Wellen und Schaum, wie es die unbeseelten Undinen tun. – Sie wussten wohl, eine Seele schmerze oft gar sehr, ach, und dies fühl' ich eben jetzt so tief – und da sandten sie mich unter die Menschen. Oheim Kühleborn war dagegen. Das ist der wunderliche einsiedlerische Bach, der hier nahebei im Walde wohnt. Aber er musste mich dennoch hier ans Ufer tragen und ich merke schon, auch den Priester hat er hier zur Einsegnung heraufschwimmen müssen. Jetzt nun hab' ich eine Seele, aber ich will mit der schmerzenden Seele zurück, wenn du dich vor mir scheuest. Oheim Kühleborn soll mich wieder heim schaffen in die tiefen Krystallpaläste und da will ich weinen in die Fluten hinein, bis Aug' und Herz mir bricht.

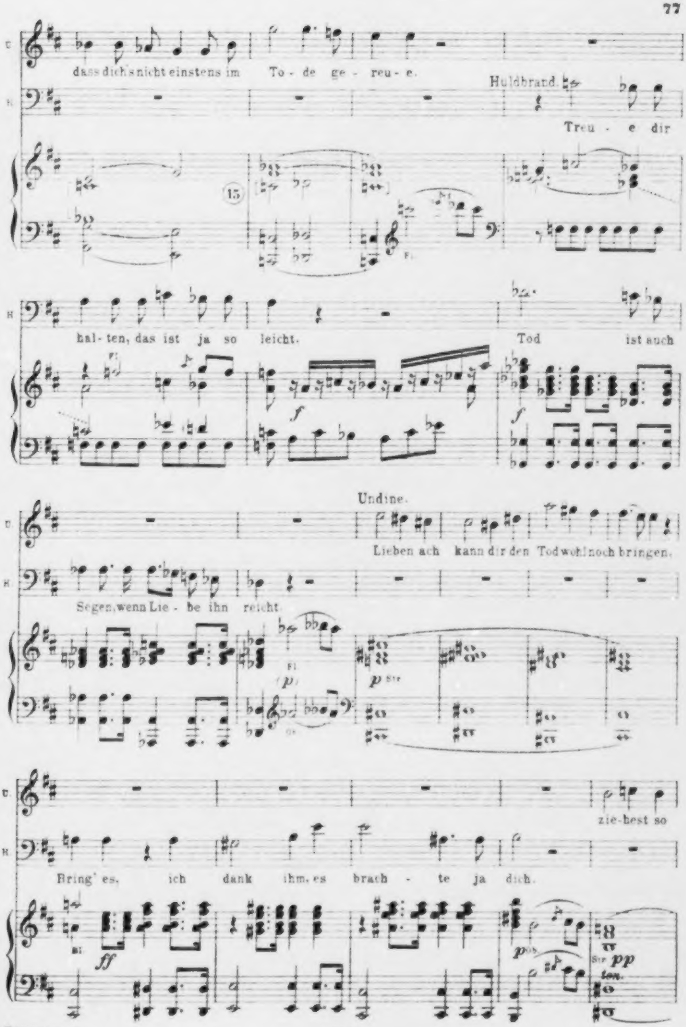
Nº 6. Finale.

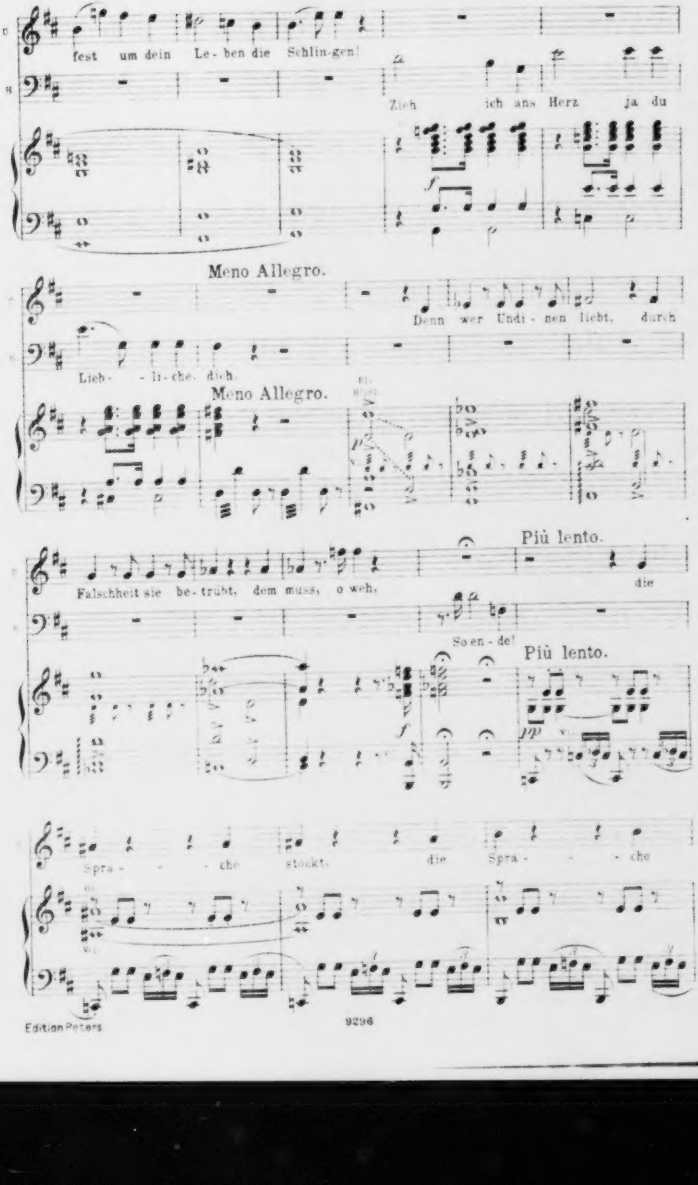

Allegro con fuoco.
Huldbrand.
Dich ver-las-sen! nein, o nein,
f
Tutti
p
dich ver-las-sen, nein, o nein!
E-wig Hol-de, bleibst du
fp
mein, e - wig, Hol-de, bleibst du mein.
Dich ver-las - sen,
nein, o nein,
p
e - - - - wig bleibst du, Hol - de, mein!
Vla

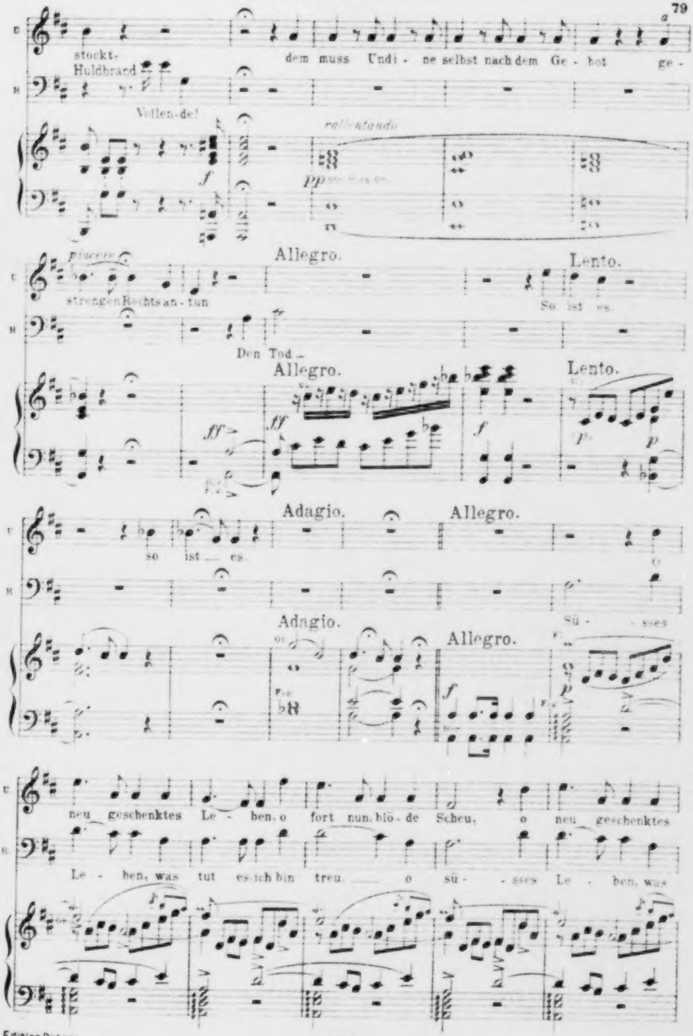

Undine.
U
Will ver-blas-sen, selbst mich has-sen,
pp
Vl. II
Vl. I
p
Vl. I
eh' dich trä-fe Sorg' und Pein, Sorg' und Pein.
Vcl.
Vl. II
pp
U
Wag's im Sin-ne.
Huldbrand.
H
Hol-de Min-ne, blei-be mein o
Vl. I
Fl.
Ob.
Vla
Vla
Vl.
Vl.
U
die-se Min-ne macht dich un-auf-lös-lich.
H
hol-de Min-ne, blei-be mein, o blei-be mein.
Ob.
Vl. II
Kb.
pp

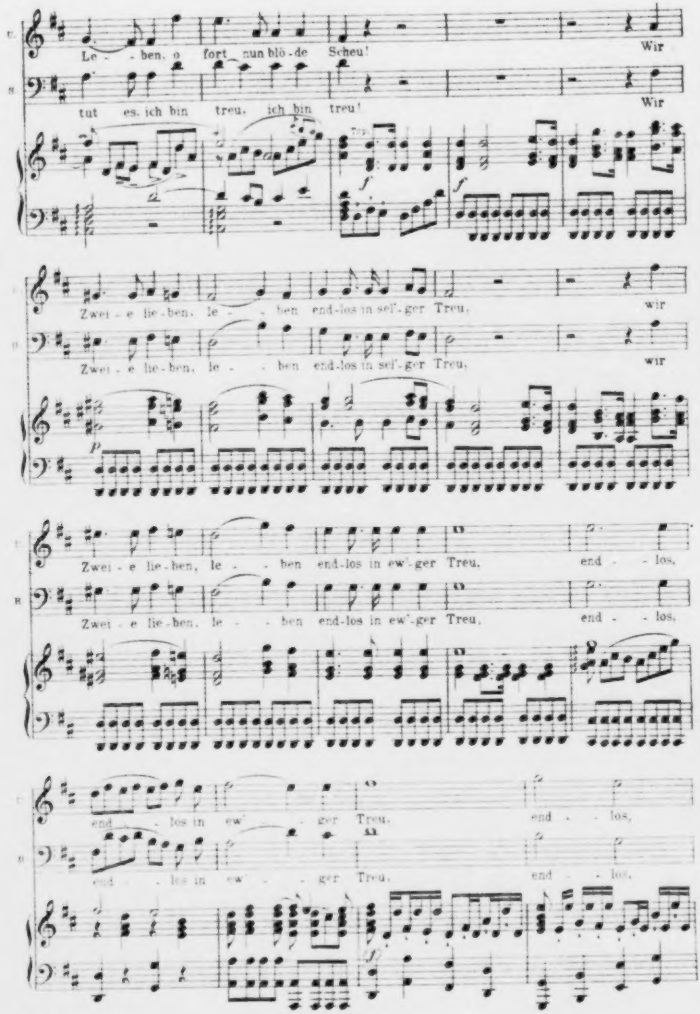

U.
un-auflös-lich mein. macht dich un - auf - lös - lich mein.
H.
blei- - be mein, o bleibe mein.
H.
(f)
vl.
f
E - - wig, e - - wig un - auflös - lich
Undine.
14
U.
Mein, o sü - - sser, o sü - sser Lieb - ling,
H.
dein!
f
Fl.
U.
mein, e - - wig, e - wig, o sü - sser Lieb - ling.
H.
E - - wig, e - wig, o sü - sse Min - ne
Vl. Kl.
mf
Fag.

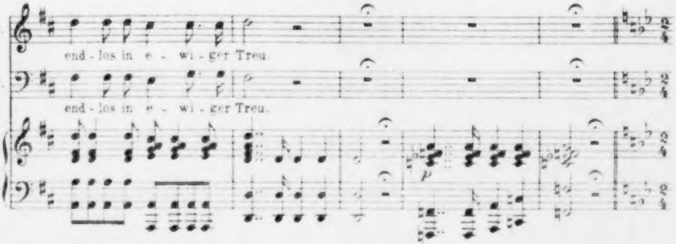

U
dein, e - wig, e - wig sü - sser Lieb - ling,
H
dein, e - wig, e - wig sü - sse Min - ne,
Fl.
mein, o sü - sser, o sü - sser, sü - sser Lieb - ling, mein, o
mein, o sü - sser, o sü - sser, sü - sser Lieb - ling, mein, o
Kl.
sü - sser Lieb - ling, mein.
sü - sse Min - ne, mein.
f
Hrn.
Undine.
A - ber nun hal - te, nun hal - te die Treue,
Fl.
Fag.
pp
Vc.
Ob.


U.
H.
dass dich's nicht einstens im To - de ge - reu - e.
Huldbrand.
Treu - e dir
15
Fl.
hal - ten, das ist ja so leicht.
Tod ist auch
f
f
Undine.
Lieben ach kann dir den Tod wohl noch bringen.
Segen, wenn Lie - be ihn reicht
Fl.
(p)
p Str
zie - hest so
Bring' es, ich dank ihm, es brach - te ja dich.
Bl.
ff
p Ob
Str pp
ten.

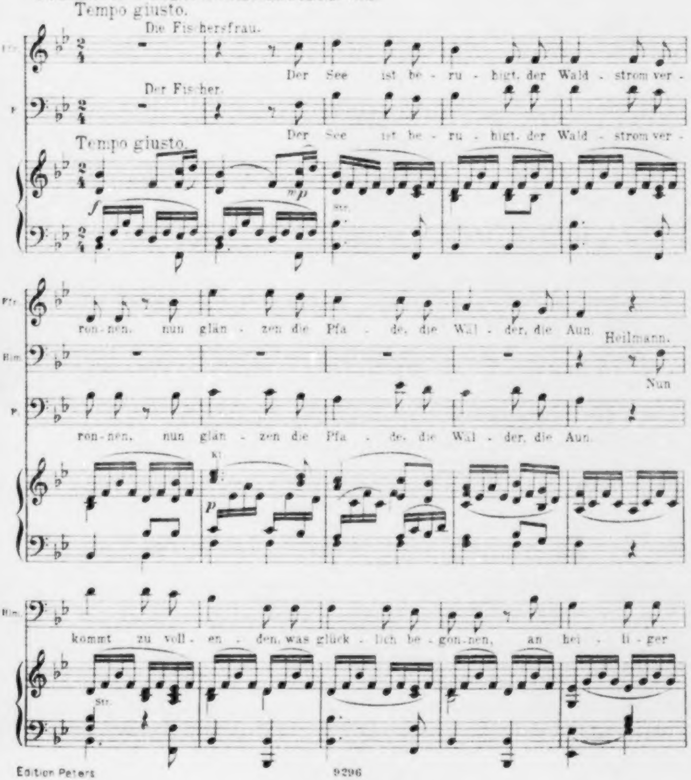

fest um dein Le-ben die Schlin-gen!
Zieh dich ans Herz ja du
Meno Allegro.
Lieb-li-che, dich.
Denn wer Undi-nen liebt, durch
Meno Allegro.
Falschheit sie be-trübt, dem muss, o weh,
So en-de!
Più lento.
die
Più lento.
Spra-che stockt, die Spra-che

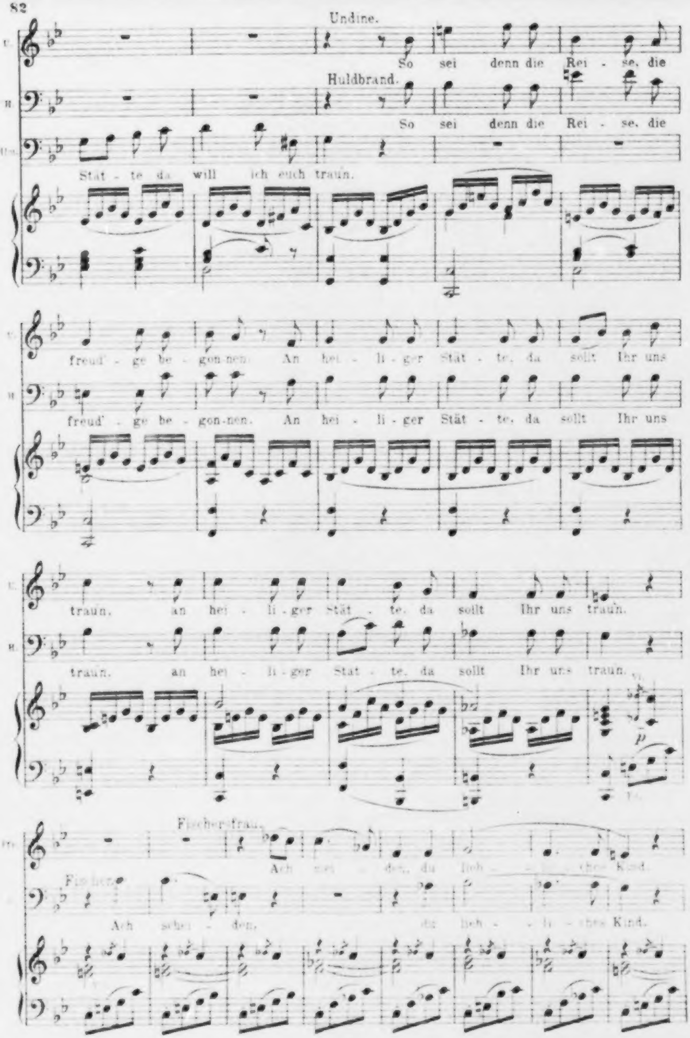

stockt.
Huldbrand
Vollen-de!
dem muss Undi - ne selbst nach dem Ge - bot ge -
rallentando
pp
f
piacere
streng en Rechts an - tun
Den Tod -
Allegro.
Lento.
So ist es.
ff
f
p
so ist — es.
Adagio.
Allegro.
Sü - - sses
neu geschenktes Le - ben, o fort nun, blö - de Scheu, o neu geschenktes
Le - ben, was tut es, ich bin treu, — o sü - - sses Le - ben, was

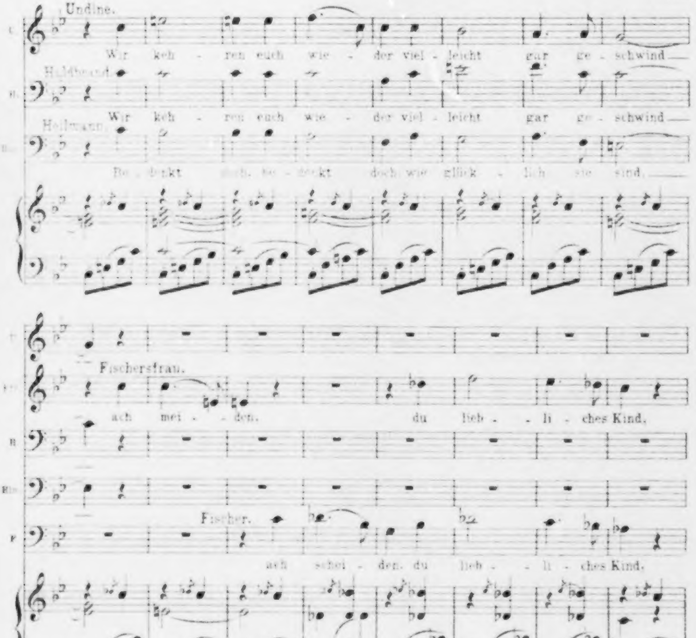

Le - ben, o fort nun blö - de Scheu! Wir
tut es, ich bin treu, ich bin treu! Wir
f
f
Zwei - e lie - ben, le - - ben end - los in sel'-ger Treu, wir
Zwei - e lie - ben, le - - ben end - los in sel'-ger Treu, wir
p
Zwei - e lie - ben, le - - ben end - los in ew'-ger Treu, end - - los,
Zwei - e lie - ben, le - - ben end - los in ew'-ger Treu, end - - los,
end - - los in ew' - ger Treu, end - - los,
end - - los in ew' - - ger Treu, end - - los,
f

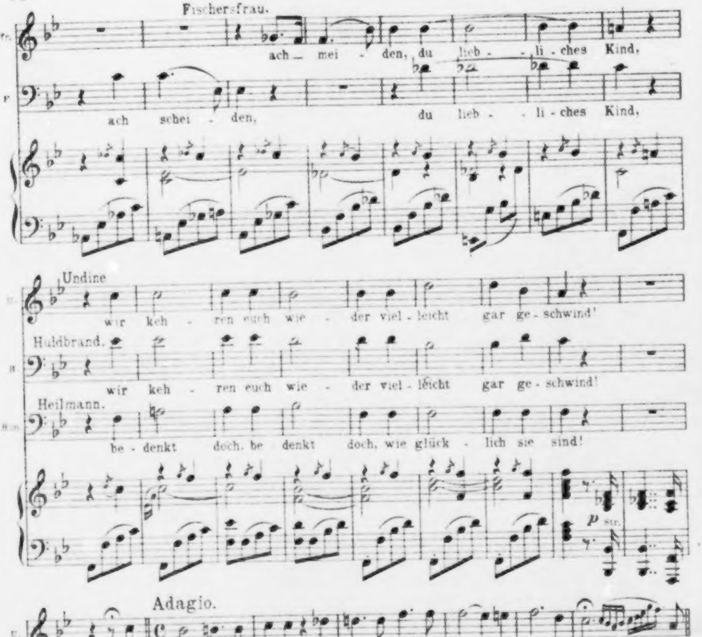

U.
end - los in e - wi - ger Treu.
H.
end - los in e - wi - ger Treu.
p

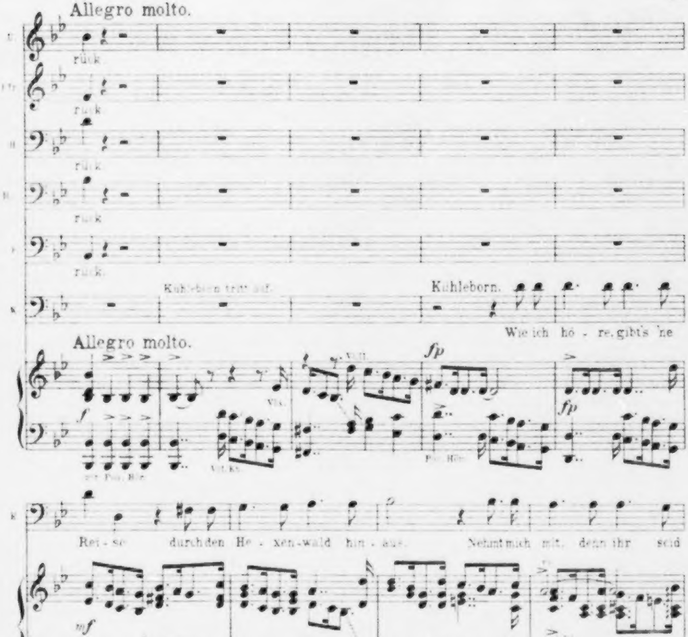
Heilmann, der Fischer und die Fischersfrau kommen zurück. Victor

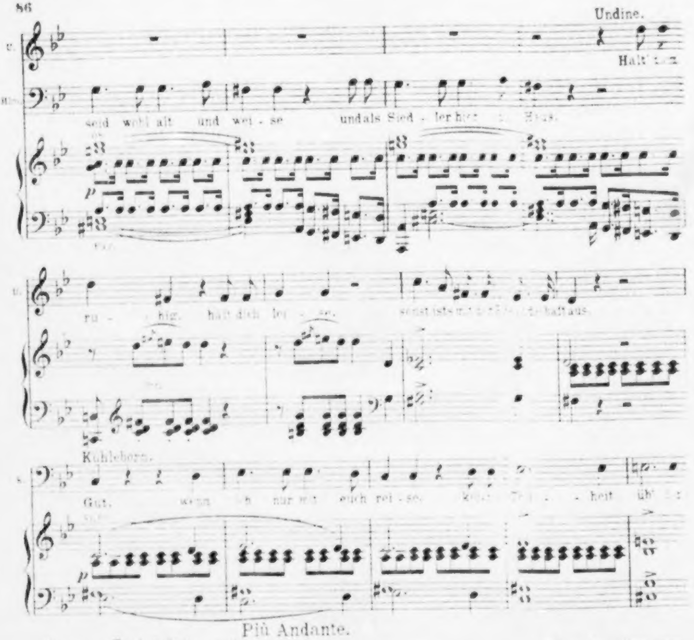

Tempo giusto.
Die Fischersfrau.
Ffr.
Der See ist be - ru - higt, der Wald - strom ver -
Der Fischer.
F.
Der See ist be - ru - higt, der Wald - strom ver -
Tempo giusto.
f
mp
Str.
Ffr.
ron - nen, nun glän - zen die Pfa - de, die Wäl - der, die Aun.
Hlm.
Heilmann.
Nun
F.
ron - nen, nun glän - zen die Pfa - de, die Wäl - der, die Aun.
Kl.
p
Hlm.
kommt zu voll - en - den, was glück - lich be - gon - nen, an hei - li - ger
Str.

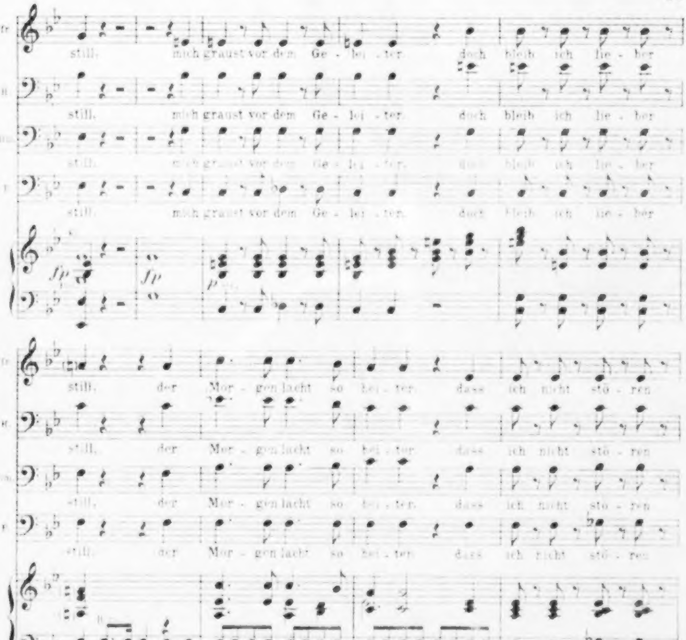

Undine.
U.
So sei denn die Rei-se, die
Huldbrand.
H.
So sei denn die Rei-se, die
Hlm.
Stät-te da will ich euch traun.
U.
freud'-ge be-gon-nen. An hei-li-ger Stät-te, da sollt Ihr uns
H.
freud'-ge be-gon-nen. An hei-li-ger Stät-te, da sollt Ihr uns
U.
traun, an hei-li-ger Stät-te, da sollt Ihr uns traun.
H.
traun, an hei-li-ger Stät-te, da sollt Ihr uns traun.
Vl.
p
Fischerfrau.
Fr.
Ach schei-den, du lieb-li-ches Kind.
Fischer.
Ach schei-den, du lieb-li-ches Kind.

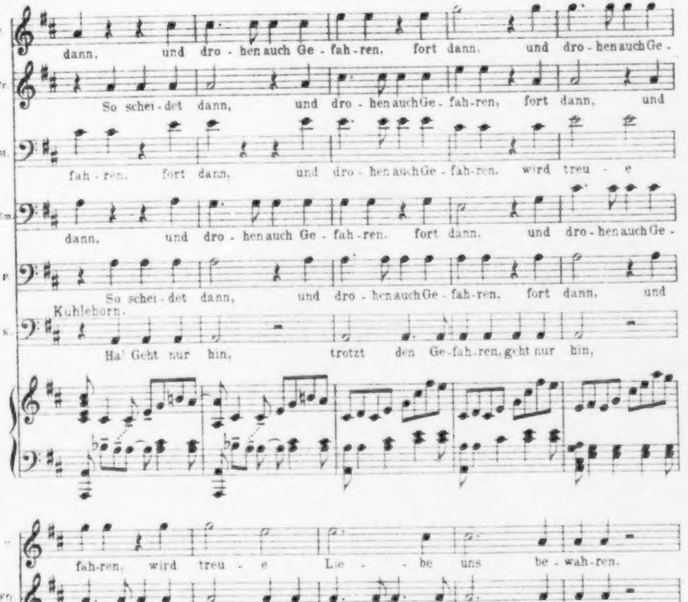

Undine.
Wir keh - ren euch wie - der viel - leicht gar ge - schwind
Huldbrand.
Wir keh - ren euch wie - der viel - leicht gar ge - schwind
Heilmann.
Be - denkt doch, be - denkt doch, wie glück - lich sie sind,
Fischersfrau.
ach mei - den, du lieb - li - ches Kind,
Fischer.
ach schei - den, du lieb - li - ches Kind,
Undine.
wir keh - ren euch wie - der viel - leicht gar ge - schwind,
Huldbrand.
wir keh - ren euch wie - der viel - leicht gar ge - schwind,
Heilmann.
be - denkt doch, be - denkt doch, wie glück - lich sie sind,
U.
H.
Hm.
Fr.
F.

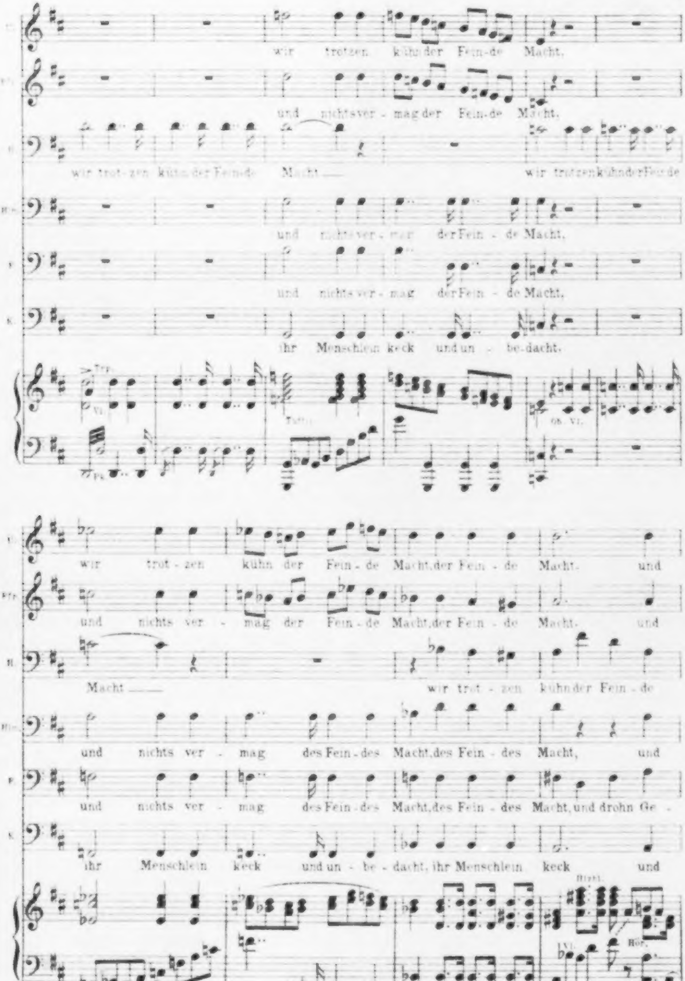

Fischersfrau.
Ffr.
ach mei - den, du lieb - - li - ches Kind,
F.
ach schei - den, du lieb - - li - ches Kind,
Undine
U.
wir keh - ren euch wie - der viel - leicht gar ge - schwind!
Huldbrand.
H.
wir keh - ren euch wie - der viel - leicht gar ge - schwind!
Heilmann.
Hm.
be - denkt doch, be - denkt doch, wie glück - lich sie sind!
p
Adagio.
Lebt wohl denn, ihr Lieben, wir keh-ren bald zu - rück, wir keh-ren bald zu -
Fischersfr.
So reist denn, ihr Lieben, und keh-ret bald zu - rück und keh-ret bald zu -
Lebt wohl denn, ihr Lieben, wir keh-ren bald zu - rück, wir keh-ren bald zu -
Lebt wohl denn, ihr Lieben, wir keh-ren bald zu - rück, wir keh-ren bald zu -
Fischer.
So reist denn, ihr Lieben, und keh-ret bald zu - rück und keh-ret bald zu -
Adagio.
p

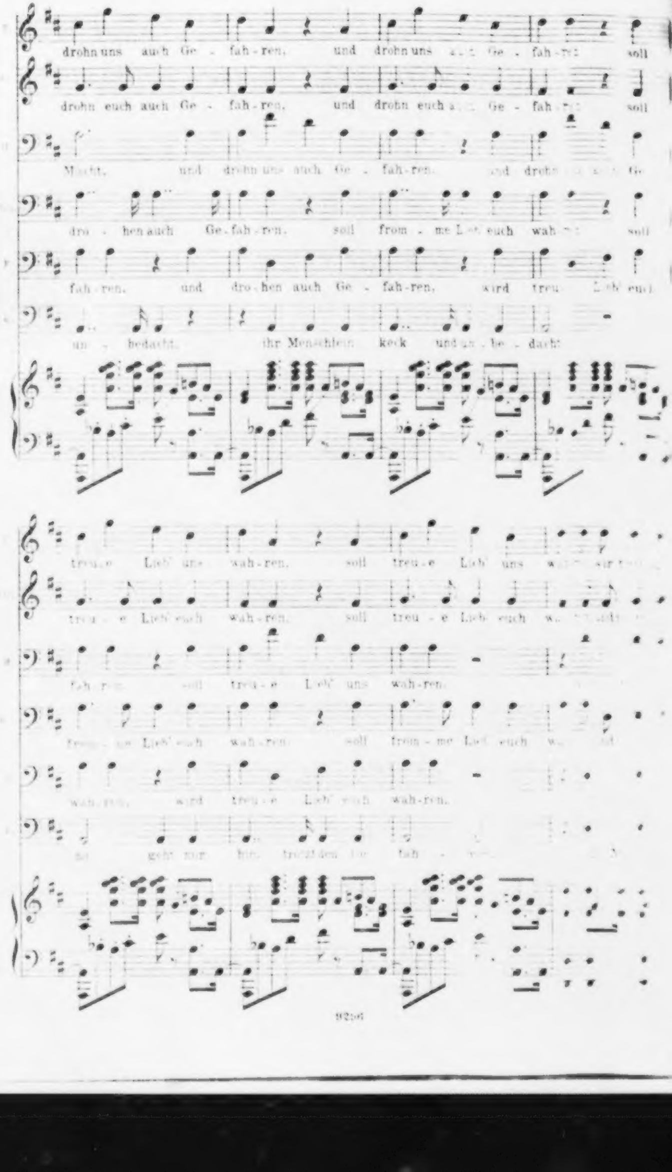

Allegro molto.
rück
rück
rück
rück
rück
Kühleborn tritt auf.
Kühleborn.
Wie ich hö - re, gibt's 'ne
Allegro molto.
f
Vll.
Vla.
fp
fp
mit Pos. Hör.
Vll. Kb.
Pos. Hör.
Rei - se durch den He - xen - wald hin - aus. Nehmt mich mit, denn ihr seid
mf
Kl.
Heilmann.
Ei, ihr
wei - se, ich nur blöd und vol - ler Graus, ja vol - ler Graus.

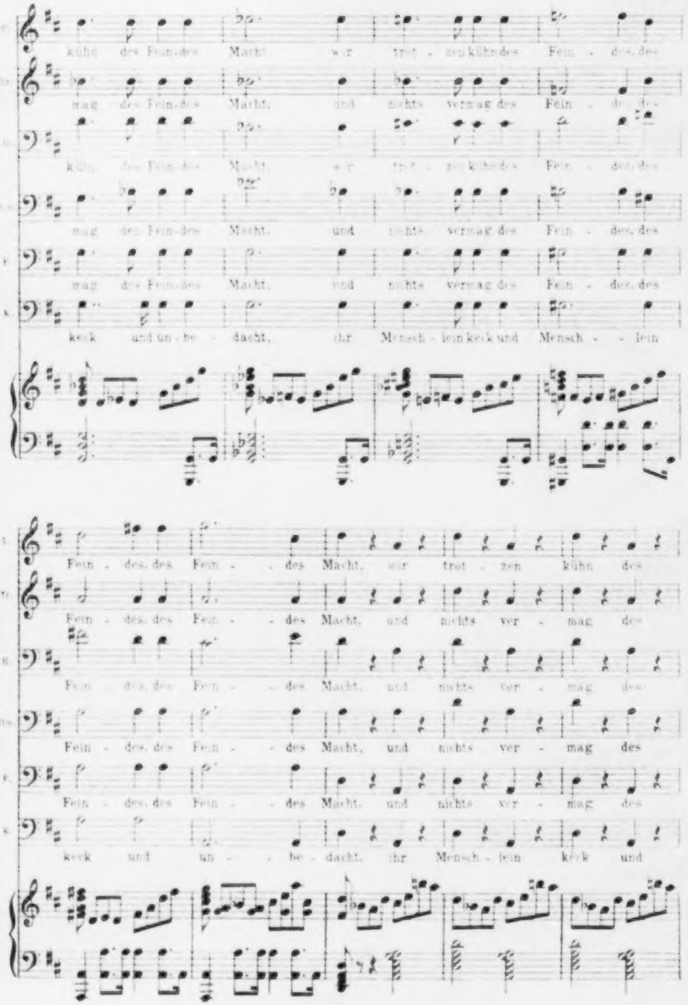

Undine.
Halt' dich
seid wohl alt und wei - se und als Sied - ler hier zu Haus.
ru - hig, halt dich lei - se, sonst ists mit
Kühleborn.
Gut, wenn ich nur mit euch rei - se, - heit
Più Andante.
Fischersfrau.
Mich graust's vor dem Ge - lei - ter, doch bleib ich lie - ber
Huldbrand.
Mich graust's vor dem Ge - lei - ter, doch bleib ich lie -
Heilmann.
Mich graust's vor dem Ge - lei - ter, doch bleib ich lie -
Fischer.
Mich graust's vor dem Ge - lei - ter, doch bleib ich lie -
aus.
Più Andante.
fp
fp
p

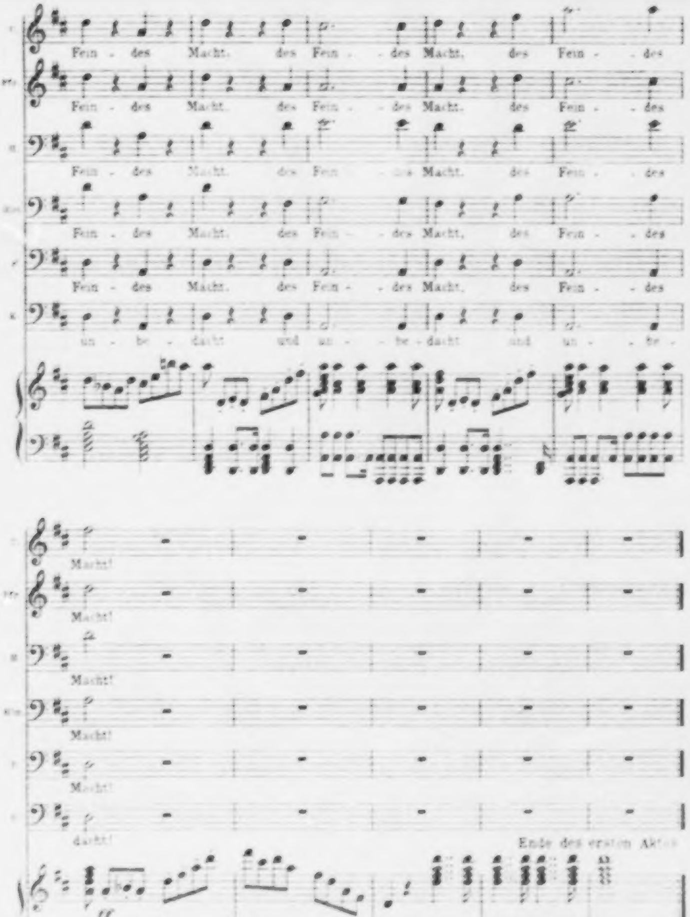

Fl.
B.
Bar.
F.
still, mich graust vor dem Ge - lei - ter. doch bleib ich lie - ber
fp
fp
p
still, der Mor - gen lacht so hei - ter, dass ich nicht stö - ren
Allegro molto. (so rasch und feurig, wie es in der Ausführung nur möglich ist)
Undine.
Fort
will.
will. Fort dann, fort dann, und dro - hen auch Ge-
Fort
ff


C.
dann, und dro - hen auch Ge - fah - ren, fort dann, und dro - hen auch Ge -
Ffr.
So schei - det dann, und dro - hen auch Ge - fah - ren, fort dann, und
H.
fah - ren, fort dann, und dro - hen auch Ge - fah - ren, wird treu - e
Hlm.
dann, und dro - hen auch Ge - fah - ren, fort dann, und dro - hen auch Ge -
F.
So schei - det dann, und dro - hen auch Ge - fah - ren, fort dann, und
Kühleborn.
K.
Ha! Geht nur hin, trotzt den Ge - fah - ren, geht nur hin,
fah - ren, wird treu - e Lie - be uns be - wah - ren.
Ffr.
dro - hen auch Ge - fah - ren, wird treu - e Lie - be euch be - wah - ren.
H.
Lie - be, treu - e Lie - be uns be - wah - ren.
Hlm.
fah - ren, soll from - me Lie - be euch be - wah - ren.
F.
dro - hen auch Ge - fah - ren, wird treu - e Lie - be euch be - wah - ren.
K.
wer kann vor Gei - ster - macht euch wah - ren, euch wah - ren.


wir trotzen kühn der Fein-de Macht.
und nichts ver-mag der Fein-de Macht.
wir trot-zen kühn der Fein-de Macht — wir trotzen kühn der Fein-de
und nichts ver-mag der Fein-de Macht.
und nichts ver-mag der Fein-de Macht.
ihr Menschlein keck und un-be-dacht.
Trp.
Vl.
Pk.
Tutti
Ob. Vl.
wir trot-zen kühn der Fein-de Macht, der Fein-de Macht. und
und nichts ver-mag der Fein-de Macht, der Fein-de Macht. und
Macht — wir trot-zen kühn der Fein-de
und nichts ver-mag des Fein-des Macht, des Fein-des Macht, und
und nichts ver-mag des Fein-des Macht, des Fein-des Macht, und drohn Ge-
ihr Menschlein keck und un-be-dacht, ihr Menschlein keck und
Vl.
Hör.

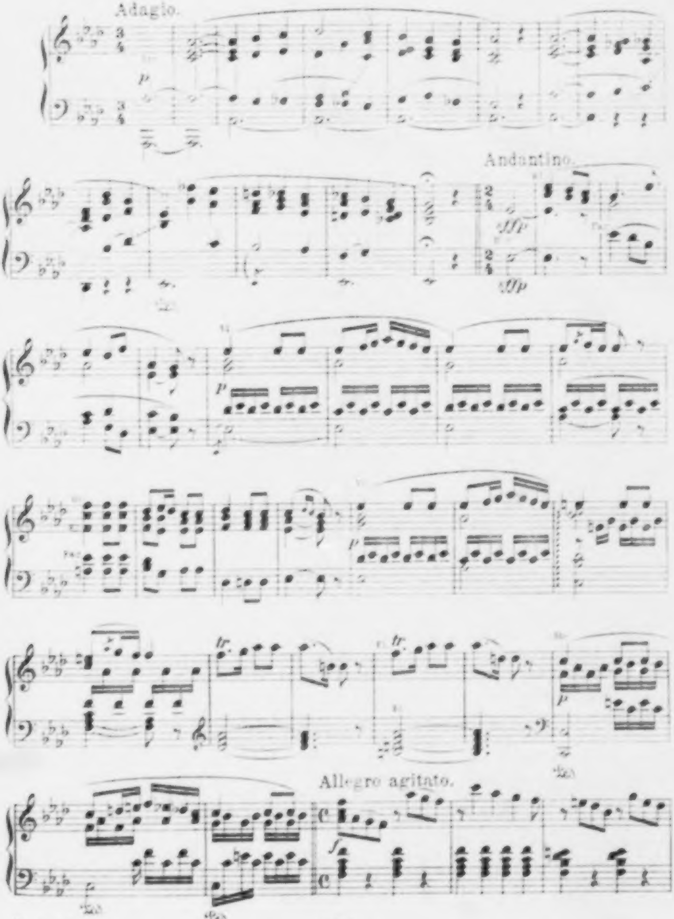

drohn uns auch Ge - fah - ren, und drohn uns auch Ge - fah - ren: soll
drohn euch auch Ge - fah - ren, und drohn euch auch Ge - fah - ren: soll
Macht, und drohn uns auch Ge - fah - ren, und drohn uns auch Ge-
dro - hen auch Ge - fah - ren, soll from - me Lieb' euch wah - ren: soll
fah - ren, und dro - hen auch Ge - fah - ren, wird treu - e Lieb' euch
un - bedacht, ihr Menschlein keck und un - be - dacht:
treu - e Lieb' uns wah - ren, soll treu - e Lieb' uns wah - ren
treu - e Lieb' euch wah - ren, soll treu - e Lieb' euch wah - ren
fah - ren, soll treu - e Lieb' uns wah - ren.
treu - e Lieb' euch wah - ren, soll from - me Lieb' euch wah - ren
wah - ren, wird treu - e Lieb' euch wah - ren.
so geht nur hin, trotz den Ge - fah - ren

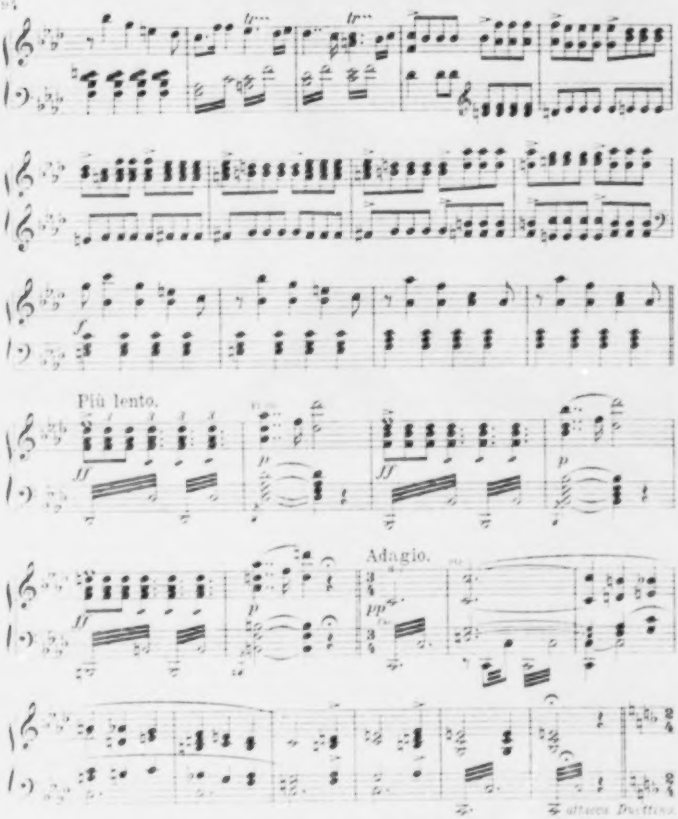

kühn des Fein-des Macht wir trot - zen kühn des Fein - des, des
mag des Fein-des Macht, und nichts vermag des Fein - des, des
kühn des Fein-des Macht, wir trot - zen kühn des Fein - des, des
mag des Fein-des Macht, und nichts vermag des Fein - des, des
mag des Fein-des Macht, und nichts vermag des Fein - des, des
keck und un - be - dacht, ihr Mensch - lein keck und Mensch - - lein
Fein - des, des Fein - - des Macht, wir trot - zen kühn des
Fein - des, des Fein - - des Macht, und nichts ver - mag des
Fein - des, des Fein - - des Macht, und nichts ver - mag des
Fein - des, des Fein - - des Macht, und nichts ver - mag des
Fein - des, des Fein - - des Macht, und nichts ver - mag des
keck und un - - be - dacht, ihr Mensch - lein keck und


Fein - des Macht. des Fein - des Macht. des Fein - des
Fein - des Macht. des Fein - des Macht. des Fein - des
Fein - des Macht. des Fein - des Macht. des Fein - des
Fein - des Macht. des Fein - des Macht. des Fein - des
Fein - des Macht. des Fein - des Macht. des Fein - des
un - be - dacht und un - be - dacht und un - be -
Macht!
Macht!
Macht!
Macht!
Macht!
dacht!
Ende des ersten Aktes
ff

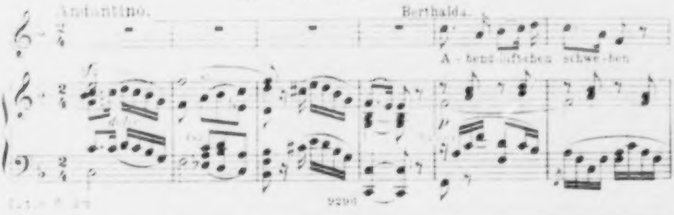
Akt II.

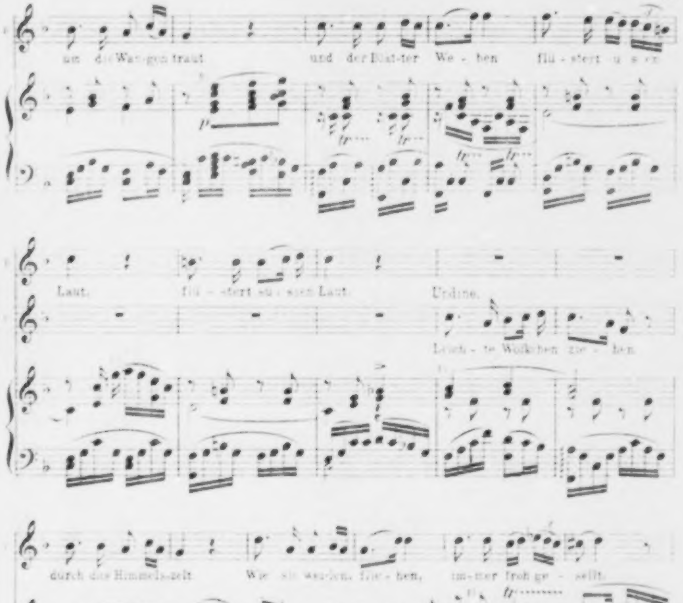
Nº 7. Introduktion.

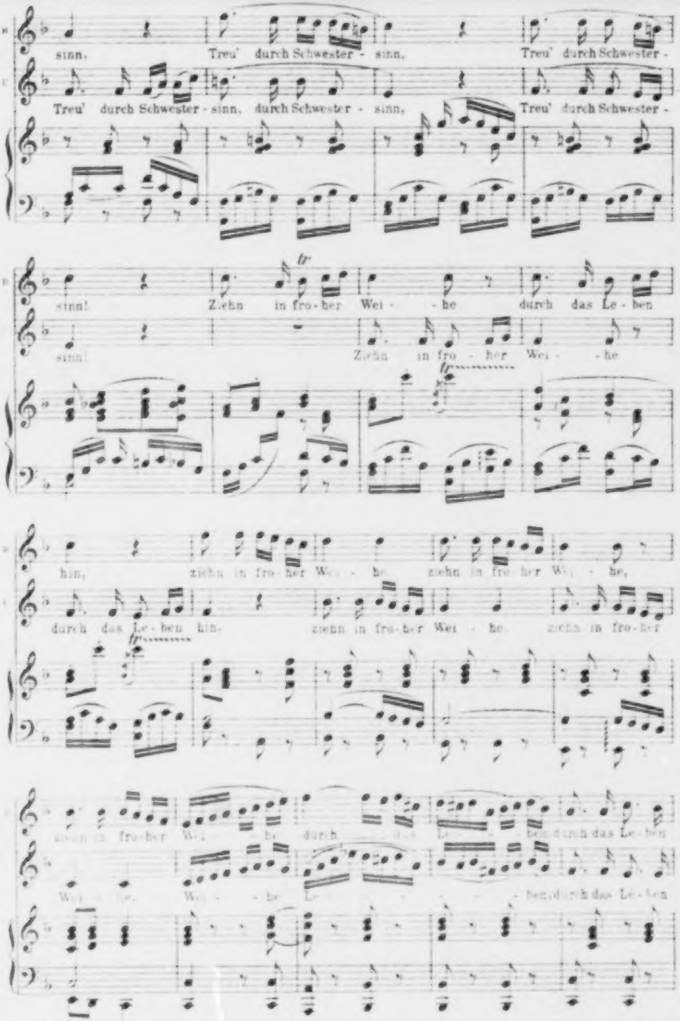

Adagio.
p
Andantino.
ffp
ffp
p
p
tr.
tr.
p
Allegro agitato.
f

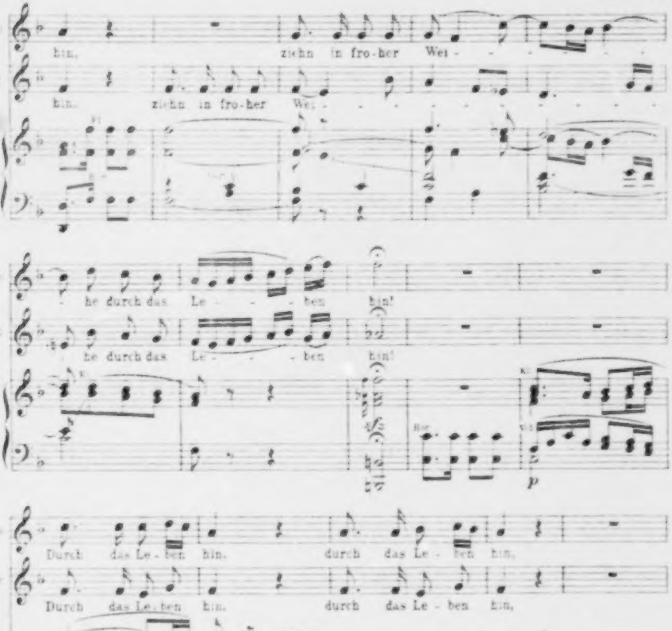

tr
tr
f
Più lento.
ff
p
ff
p
ff
p
Adagio.
pp
attacca Duettino

[illegible] mit Bäumen umpflanzter Platz in der Reichsstadt, ein zierlicher Brunnen in der Mitte.
[illegible] und Berthalda gehen spazieren.


Andantino.
Berthalda.
A - bend-lüftchen schwe-ben
f
p


um die Wangen traut und der Blätter Weben flüstert süssen
p
tr
Laut. flüstert süssen Laut.
Undine.
Leichte Wölkchen ziehen
durch das Himmelszelt Wie sie weiden, fliehen, immer froh gesellt.
tr
Berthalda.
So gesellt uns Zweie Treu durch Schwester-
immer froh gesellt. So gesellt uns Zweie
tr


sinn, Treu' durch Schwester - sinn, Treu' durch Schwester -
Treu' durch Schwester - sinn, durch Schwester - sinn, Treu' durch Schwester -
sinn! Ziehn in fro - her Wei - - he durch das Le - ben
sinn! Ziehn in fro - her Wei - - he
tr
hin, ziehn in fro - her Wei - he, ziehn in fro - her Wei - he,
durch das Le - ben hin, ziehn in fro - her Wei - he, ziehn in fro - her
ziehn in fro - her Wei - - he durch das Le - - ben, durch das Le - ben
Wei - - he, Wei - - he Le - - - - ben, durch das Le - ben


hin, ziehn in fro-her Wei-
hin, ziehn in fro-her Wei-
Fl.
-he durch das Le-ben hin!
-he durch das Le-ben hin!
Kl.
Hor.
Vcl.
p
Durch das Le-ben hin, durch das Le-ben hin,
Durch das Le-ben hin, durch das Le-ben hin,
Fl.
Vcl.
durch das Le-ben hin.
durch das Le-ben hin.
diminuendo
pp

Undine. Ja, fürwahr, liebe Berthalda! recht eigentlich so ist es mir zu Mute. Ich bin so fröhlich und sicher, seitdem wir beide wie Schwestern miteinander leben. Selbst meinen teuren Ehegemahl, meinen herzlieben Huldbrand sehe ich nun mit beglückteren Augen an, seit du mit zu uns gehörst.

Berthalda. Mir ist auch das Herz viel leichter und lebendiger geworden, nun ihr beide aus dem Zauberwalde zurück seid.

Undine. Das glaub' ich, denn – nimm' mir's nicht übel – du hattest doch den Huldbrand damals ein bischen gar zu leichtsinnig hineingeschickt.

Berthalda. O lass uns davon – bitte – nicht uns davon reden! (hält die Hand vor die Augen.)

Undine. Ei Gott behüte, liebe Berthalda! wenn es dir wehe tut – es soll gewiss nicht wieder geschehen. Lass uns nur gute fröhliche Schwestern bleiben immerdar.

Berthalda. Von Herzen gern.

Undine. Es muss durchaus irgend ein nahes, inniges Verhältnis zwischen uns geben, und das von unseren frühesten Jahren her, weil wir einander so herzlich lieb haben.

Berthalda. Leicht möglich! – Schon dass wir beide Findelkinder sind!

Undine. Weisst du denn gar nichts von deinen Eltern?

Berthalda. Nichts! – Der Herzog, mein Pflegevater, fand mich eines Morgens beim Spazierenreiten als ein ganz kleines Kind auf der Wiese, und das ist alles! – Ach, wer mir Nachricht von meinen rechten Eltern schaffen könnte! – So steh' ich immer allein wie ein Rohr im Wind. Und vollends dann erst, wenn ich nun ganz getrennt von dir sein werde!

Undine. Das sollst du nicht. Du sollst mit uns reisen auf Burg Ringstetten. Ich kann dir sagen, Huldbrand hat dich auch sehr gern und deine Pflegeeltern geben es ganz gewiss mit Freuden zu!

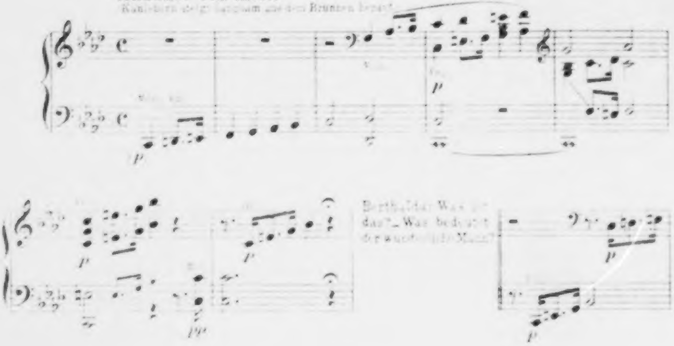
Berthalda. Ach mein Himmel, wenn das zu machen wäre!

Undine. Ei warum nicht! – Wer wird sich das nur so schwer vorstellen!

Nº 8. Szene.

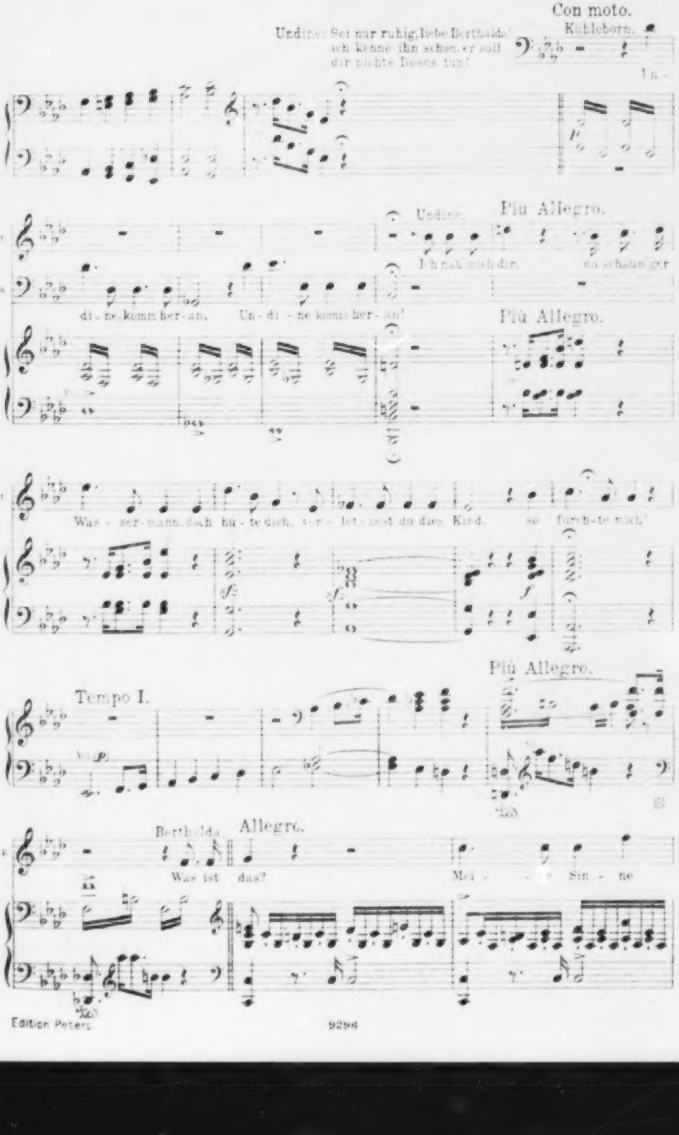
Andante con moto.

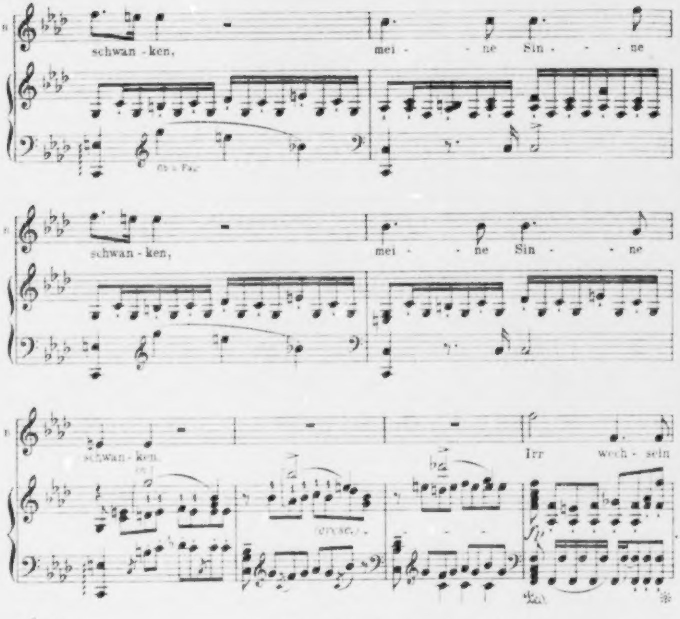
(Kühleborn steigt langsam aus dem Brunnen hervor.)

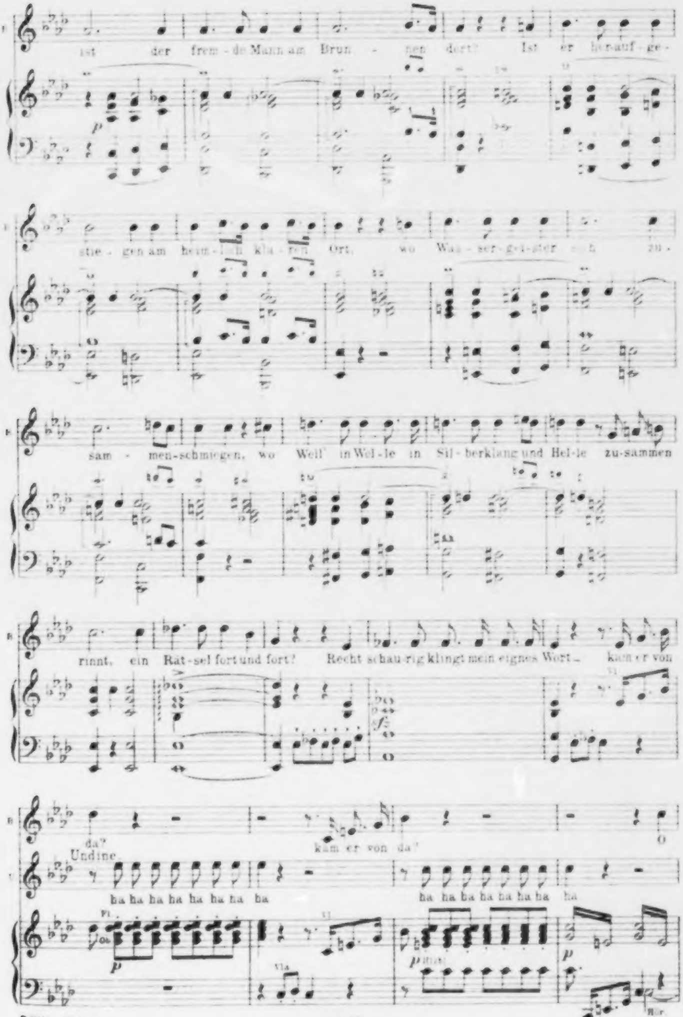


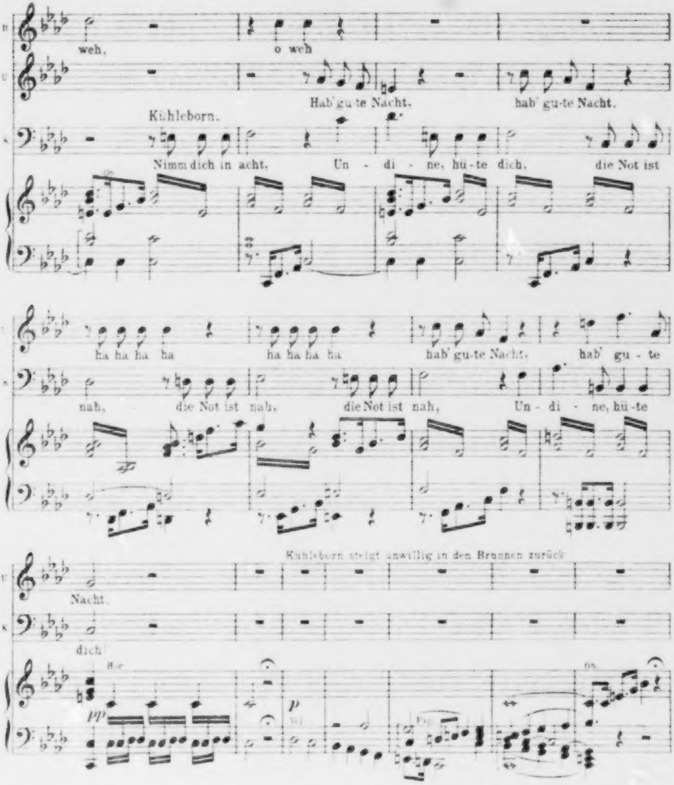
Berthalda: Was ist das? – Was bedeutet der wunderliche Mann?

Undine: Sei nur ruhig, liebe Berthalda! ich kenne ihn schon, er soll dir nichts Böses tun!


Con moto.
Kühleborn.
Un-
di - ne komm her - an. Un - di - ne komm her - an!
Undine.
Più Allegro.
Ich nah mich dir, du schaum'ger
Più Allegro.
Was - ser - mann, doch hü - te dich, ver - let - zest du dies Kind, so fürch - te mich!
sf
f
Tempo I.
p
Più Allegro.
Berthalda.
Allegro.
Was ist das?
Mei - - ne Sin - ne


schwan-ken, mei-ne Sin-ne
Ob. u. Fag.
schwan-ken, mei-ne Sin-ne
schwan-ken.
Irr wech-seln
(cresc.)
mir, irr schwei-fen dort und hier die
trei-ben-den Ge-dan-ken
Wer


B
ist der frem-de Mann am Brun - nen dort? Ist er her-auf-ge-
p
stie-gen am heim-lich kla-ren Ort, wo Was-ser-gei-ster sich zu-
sam - men-schmiegen, wo Well' in Wel-le in Sil-berklang und Wel-le zu-sammen
rinnt, ein Rät-sel fort und fort? Recht schau-rig klingt mein eignes Wort... kam er von
sf
da? kam er von da? O
Undine
U
ha ha ha ha ha ha ha ha
ha ha ha ha ha ha ha ha
Fl.
Ob.
p
Vla
p
p
Hör.


weh, o weh
Hab' gu-te Nacht, hab' gu-te Nacht.
Kühleborn.
Nimm dich in acht. Un - di - ne, hü-te dich, die Not ist
ha ha ha ha ha ha ha ha hab' gu-te Nacht, hab' gu - te
nah, die Not ist nah, die Not ist nah, Un - di - ne, hü-te
Kühleborn steigt unwillig in den Brunnen zurück
Nacht.
dich!
pp
p
Vl.
Fg.

Berthalda. Undine, was war denn hier für eine wunderliche Erscheinung? mir ist beinahe, als hätte ich geträumt. Da stieg ein Mann aus dem Brunnen, der rief dich bei Seite – es war wohl ein Brunnenmeister? Was wollte denn der Brunnenmeister von dir, Undine?

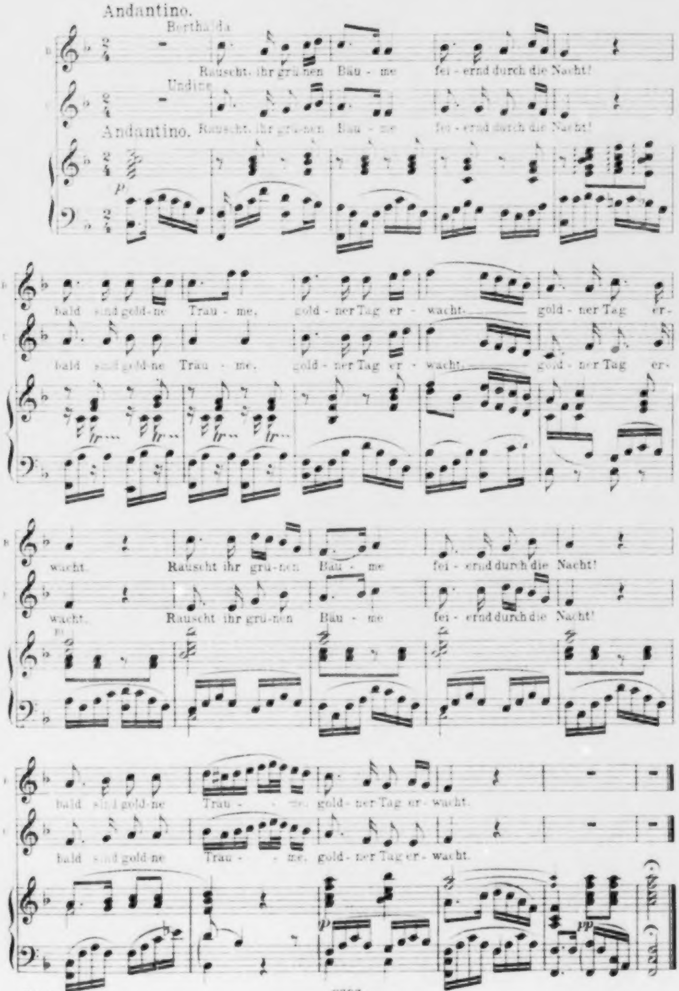
Undine (lachend) Ach, Berthaldchen, lass ihn nur! Es ist ein törichtes, ungeschicktes Geschöpf. Er wollte mir allerlei verdriessliches Zeug vorschwatzen und dabei fiel ihm ganz wider seinen Willen eine Nachricht von den Lippen, – eine recht goldne Nachricht! – Ach Kind, wenn du erst wüsstest! – Nun ist unser Glück vollkommen!

Berthalda. Sage mir doch nur gleich, du holde wunderliche Freundin, was es Schönes gibt?

Undine. Nein, warte, das muss recht festlich geschehen. O, wie du dich freuen wirst! – Heute ist ja dein Namensfest – ich habe deine Pflegeeltern zu uns gebeten und viele, recht viele fröhliche Menschen. Bald sollst du alles erfahren! – ⑯ Komm, liebe Berthalda!

Berthalda. Ich gehe wie im Traum! (Sie gehen Arm in Arm singend ab.)

Nº 9.


Andantino.
Berthalda
Rauscht, ihr grünen Bäu - me fei - ernd durch die Nacht!
Undine
Rauscht, ihr grü-nen Bäu - me fei - ernd durch die Nacht!
Andantino.
p
bald sind gold-ne Träu - me, gold - ner Tag er - wacht gold - ner Tag er-
bald sind gold-ne Träu - me, gold - ner Tag er - wacht gold - ner Tag er-
tr
wacht. Rauscht ihr grü-nen Bäu - me fei - ernd durch die Nacht!
wacht. Rauscht ihr grü-nen Bäu - me fei - ernd durch die Nacht!
bald sind gold-ne Träu - me, gold - ner Tag er - wacht.
bald sind gold-ne Träu - me, gold - ner Tag er - wacht.
p
pp

Verwandlung.

(Kurzes Gemach in der Herberge Ritter Huldbrands.)

(Der Fischer und seine Frau.)

Der Fischer. Da wären wir denn! hereingetrieben hat es uns ordentlich mit Gewalt von unserer kleinen Erdzunge in diese Stadt, und nun graust es mich vor dem, was wir hier erleben werden.

Frau. Gerade so, Vater, geht es mir auch. Aber wer kann von unserer holden Undine lassen.

Fischer. Du warst ihr sonst nicht so zugetan!

Frau. Gott weiss, wie sie in den letzten Augenblicken, ehe sie schied, mir ans Herz gewachsen ist. Es war, als sei mit dem Segen des Geistlichen etwas ganz Neues, Hochherrliches, und dennoch so Zutraulich-liebes in ihr aufgeleuchtet. Und nun – ach, schwebt ganz gewiss eine Gefahr über ihrem Haupte.

Fischer. Ich fürchte es selbst. Umsonst liessen sich gewiss all' die spukhaften Erscheinungen am See nicht sehn!

Frau. Und meine Träume, Vater, meine Träume!

Fischer. Ach sieh, da kommt sie schon selbst, uns zu empfangen. O, die holde freundliche Gestalt. Hat man wohl je etwas anmutigeres gesehen?

(Undine, die Vorigen.)

Undine. O, wie kommt ihr doch eben zur rechten Stunde! – Seid mir tausendmal willkommen!

Frau. Ach, wie du schön aussiehst, Undinchen!

Fischer. Wir danken Euch, holde Frau, für Euren freundlichen Empfang. Aber, ob wir gerade zur rechten Stunde gekommen sind, – ich weiss es nicht! wenigstens sagten uns Eure Diener, Ihr hieltet ein grosses festliches Mahl, und da hat man Euch nun abgerufen um uns arme schlichte Leute zu bewillkommnen. Es ist nicht recht!

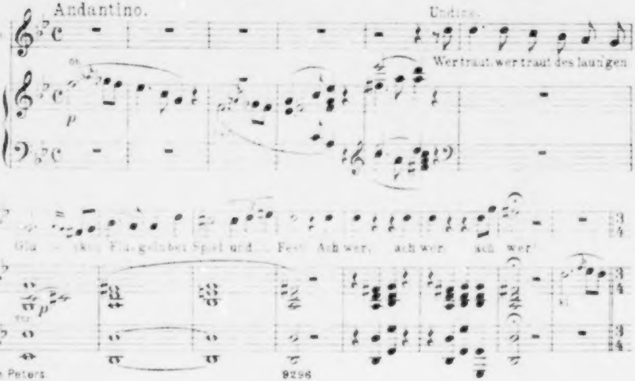
Frau. Recht? – Ei nun Vater, das möcht' es doch wohl sein. Wir sind und bleiben doch immer ihre Pflegeeltern!

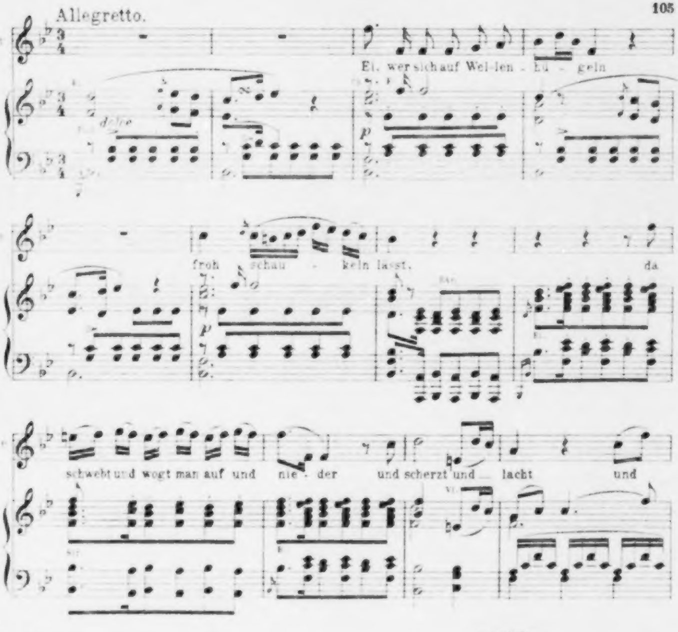
Undine. Recht ist es, lieben Leute und schön dazu. Kommt nur mit, und haltet euch eine Weile still am Eingange, ich habe euch was herrliches zu bescheeren.

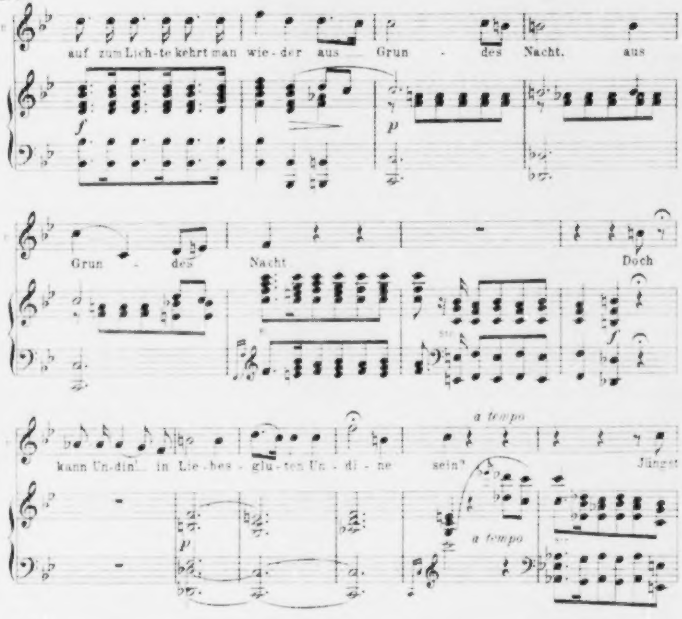
Fischer. Du kannst uns nichts fröhlicheres bescheeren als dein eigenes Glück, aber mir ist, als hingen Tauwolken über den Spiegel deiner holdseligen Augen herein.

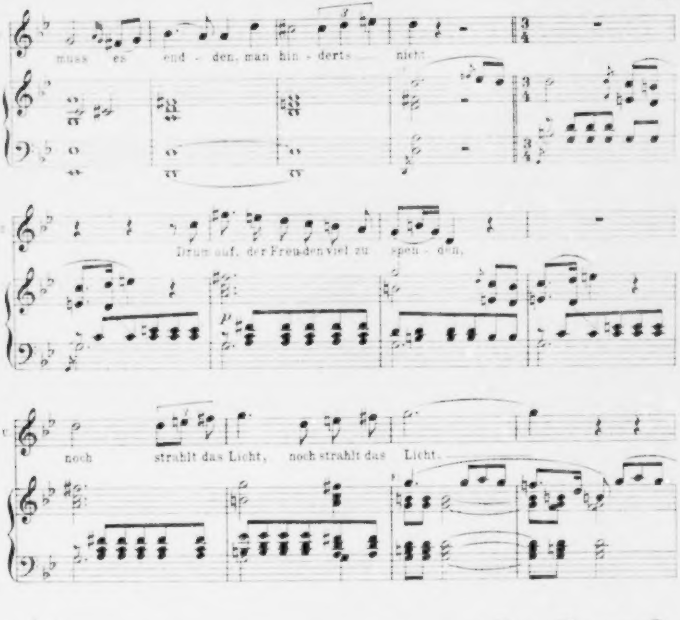
Undine. Ach!

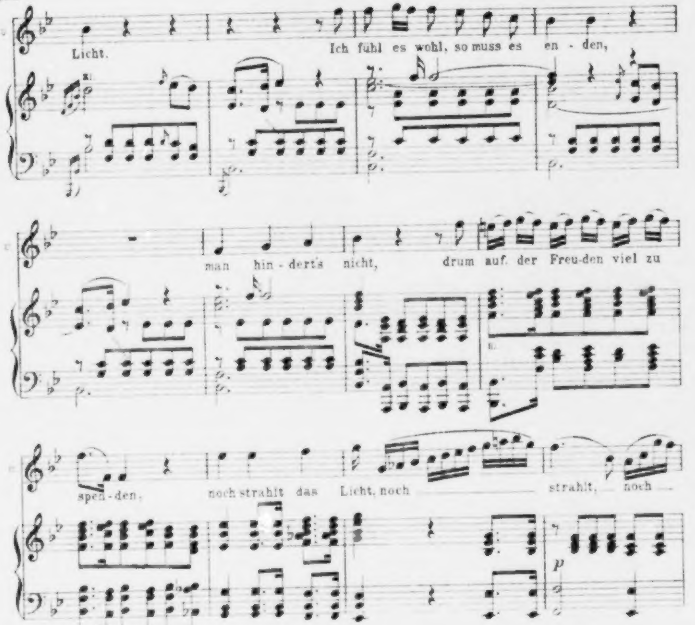
№ 10. Arie.


Andantino.
Undine.
p
Wer traut, wer traut des lau'gen
Glü - ckes Flü-geln bei Spiel und Fest. Ach wer, ach wer, ach wer


Allegretto.
dolce
Ei, wer sich auf Wel-len - hü - geln
p
froh schau - keln lässt,
da
schwebt und wogt man auf und nie - der und scherzt und lacht und
scherzt, und scherzt und lacht, und scherzt und
p
lacht
dann
f


auf zum Lich-te kehrt man wie-der aus Grun - des Nacht. aus
f
p
Grun - des Nacht Doch
f
kann Un-dine in Lie-bes - glu-ten Un - di - ne sein? Jüngst
a tempo
p
a tempo
tanz-te froh sie auf den Flu - ten, jetzt sinkt sie ein,
jetzt sinkt sie ein! Ich fühl, ich fühl es wohl, so

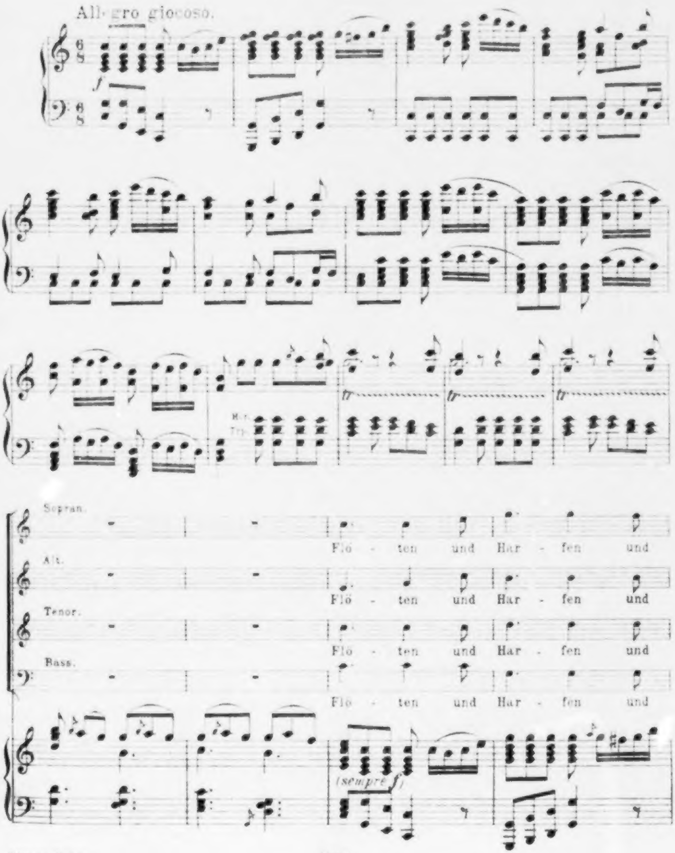

muss es end - den, man hin - derts nicht
Drum auf, der Freu-den viel zu spen - den,
noch strahlt das Licht, noch strahlt das Licht.
drum auf der Freu-den viel zu
spen - den, noch strahlt das Licht, noch strahlt, noch strahlt das
p
f
p
Str
Str

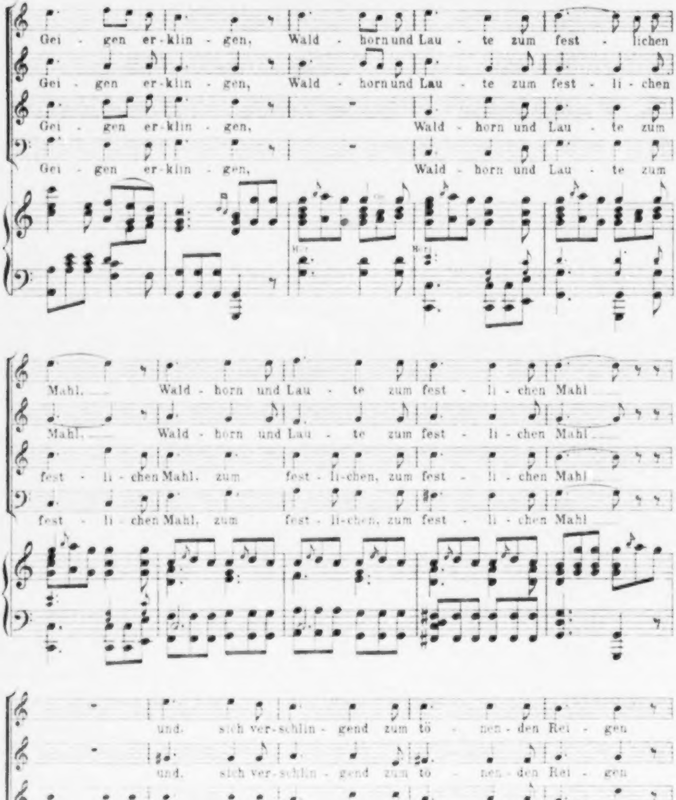

Licht. Ich fühl es wohl, so muss es en - den,
man hin - dert's nicht, drum auf der Freu-den viel zu
spen - den, noch strahlt das Licht, noch strahlt, noch
strahlt, noch strahlt das Licht.
p
f
Andante.
p
p

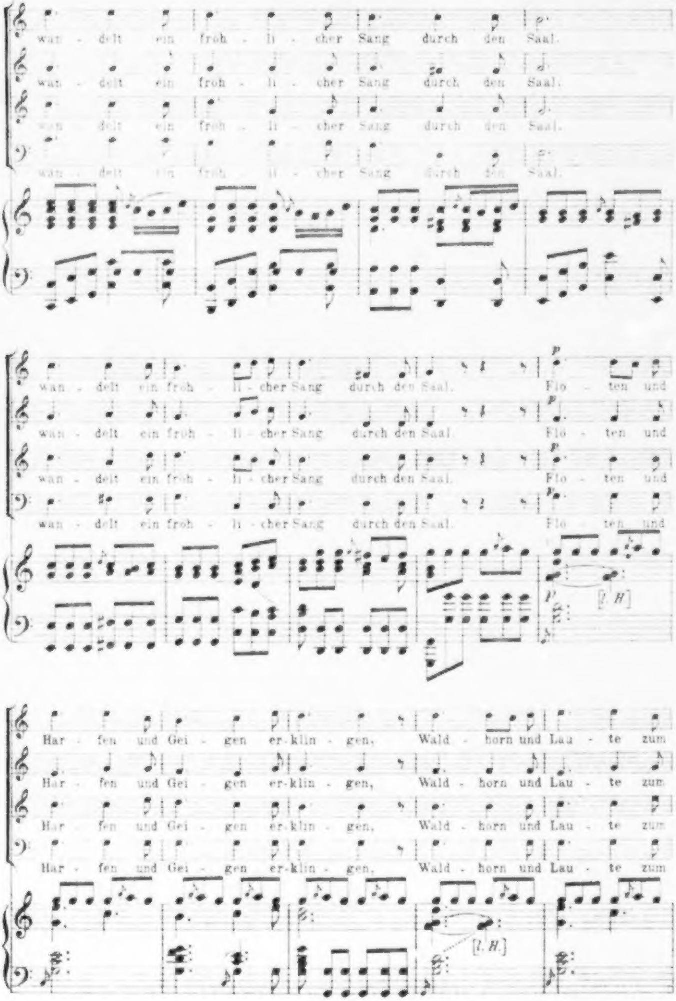
Verwandlung.

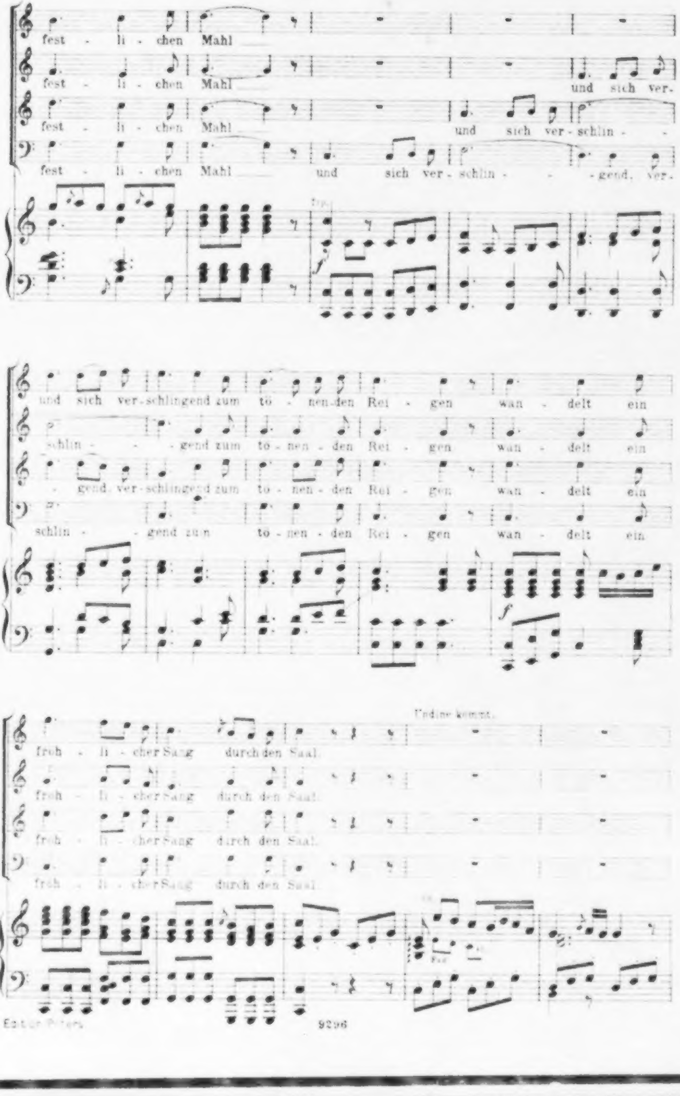
Grosser Prunksaal; Eine reich besetzte Tafel. Oben in Berthalda, auf ihrer einen Seite Huldbrand, auf der andern Undinens Platz. Die Herzogin neben Huldbrand, der Herzog neben Undinen, dann viele Ritter und Frauen. Tafelmusik. Während des Chores tritt Undine mit den beiden Fischersleuten vorn herein, winkt ihnen am Eingang stehn zu bleiben und stetzt sich auf ihren Platz.

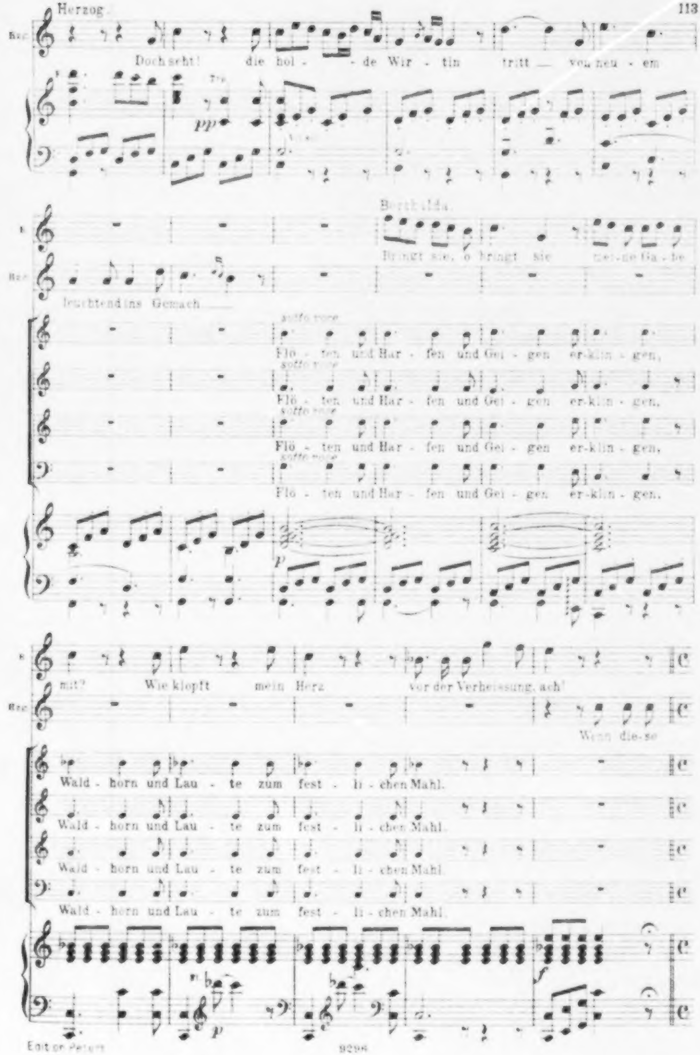
Nº 11. Chor.

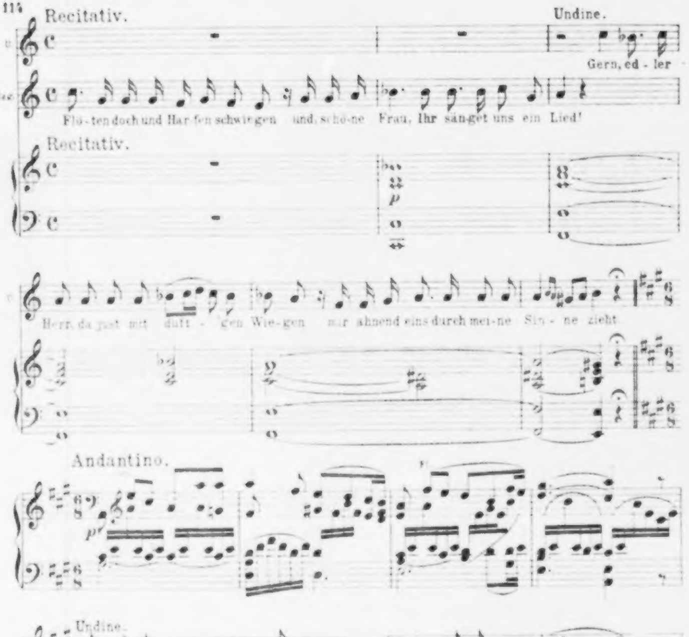

Allegro giocoso.
f
Hr.
Trp.
tr
tr
tr
Sopran.
Flö - ten und Har - fen und
Alt.
Flö - ten und Har - fen und
Tenor.
Flö - ten und Har - fen und
Bass.
Flö - ten und Har - fen und
(sempre f)

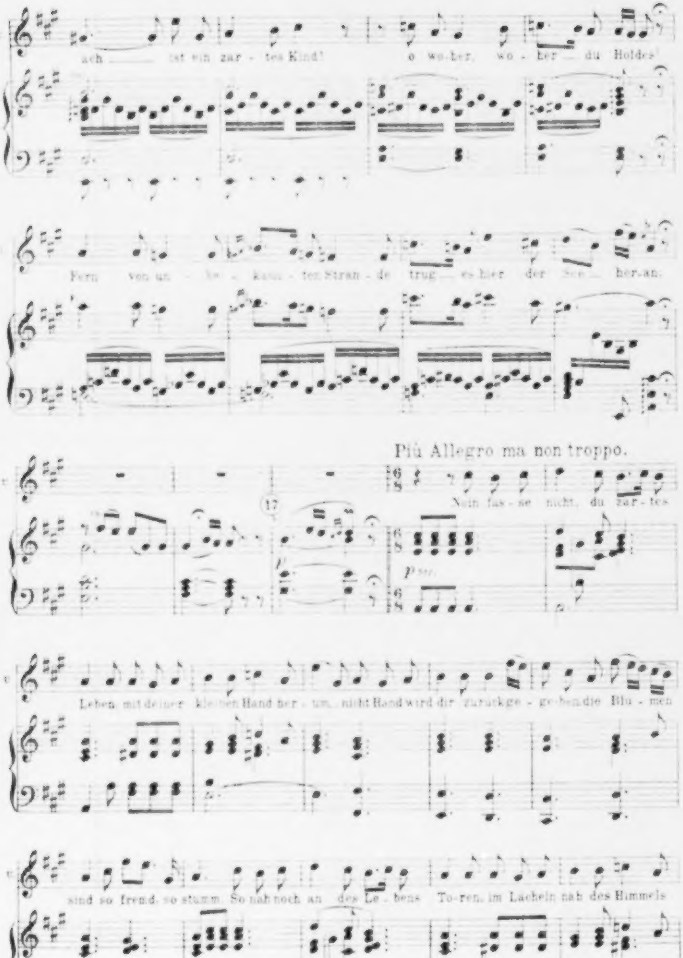

Gei - gen er-klin - gen, Wald - horn und Lau - te zum fest - lichen
Gei - gen er-klin - gen, Wald - horn und Lau - te zum fest - li - chen
Gei - gen er-klin - gen, Wald - horn und Lau - te zum
Gei - gen er-klin - gen, Wald - horn und Lau - te zum
Mahl, Wald - horn und Lau - te zum fest - li - chen Mahl
Mahl, Wald - horn und Lau - te zum fest - li - chen Mahl
fest - li - chen Mahl, zum fest - li-chen, zum fest - li - chen Mahl
fest - li - chen Mahl, zum fest - li-chen, zum fest - li - chen Mahl
und sich ver-schlin - gend zum tö - nen-den Rei - gen
und sich ver-schlin - gend zum tö - nen - den Rei - gen
und sich ver-schlin - gend, ver-schlin - gend zum tö - nen - den Rei - gen
und sich ver-schlin - gend, ver-schlin - gend zum tö - nen - den Rei - gen

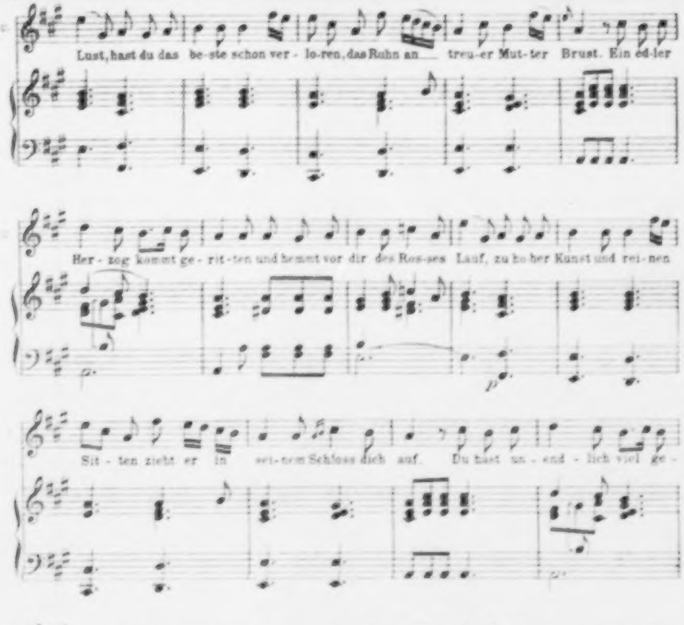

wan - delt ein froh - li - cher Sang durch den Saal.
wan - delt ein froh - li - cher Sang durch den Saal.
wan - delt ein froh - li - cher Sang durch den Saal.
wan - delt ein froh - li - cher Sang durch den Saal.
wan - delt ein froh - li - cher Sang durch den Saal.
p
Flö - ten und
wan - delt ein froh - li - cher Sang durch den Saal.
p
Flö - ten und
wan - delt ein froh - li - cher Sang durch den Saal.
p
Flö - ten und
wan - delt ein froh - li - cher Sang durch den Saal.
p
Flö - ten und
p
[l. H.]
Har - fen und Gei - gen er-klin - gen, Wald - horn und Lau - te zum
Har - fen und Gei - gen er-klin - gen, Wald - horn und Lau - te zum
Har - fen und Gei - gen er-klin - gen, Wald - horn und Lau - te zum
Har - fen und Gei - gen er-klin - gen, Wald - horn und Lau - te zum
[l. H.]

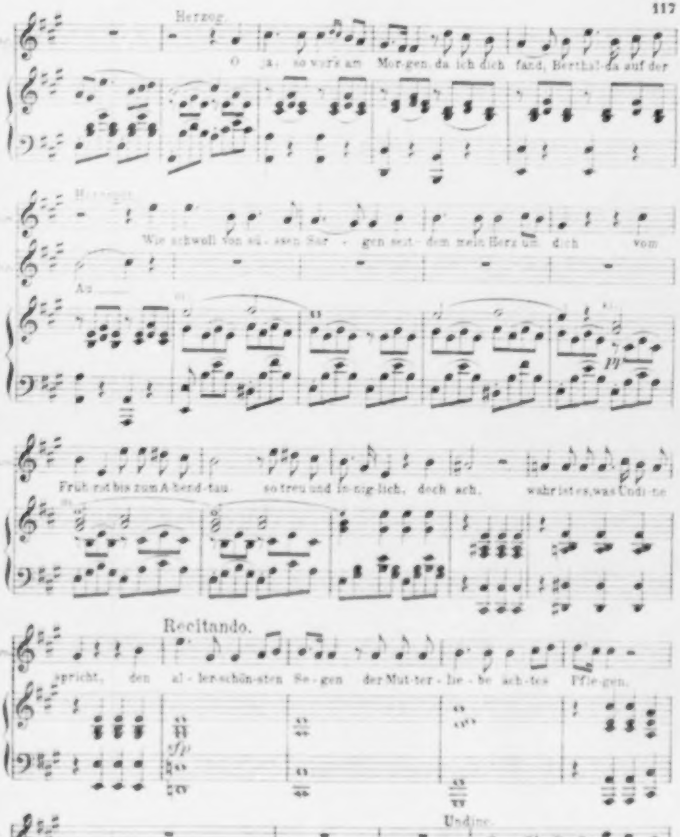

fest - li - chen Mahl
fest - li - chen Mahl und sich ver-
fest - li - chen Mahl und sich ver-schlin - -
fest - li - chen Mahl und sich ver-schlin - - -gend, ver-
fp.
f
und sich ver-schlingend zum tö - nen-den Rei - gen wan - delt ein
schlin - - gend zum tö - nen - den Rei - gen wan - delt ein
- gend, ver-schlingend zum tö - nen - den Rei - gen wan - delt ein
schlin - - gend zum tö - nen - den Rei - gen wan - delt ein
f
Undine kommt.
froh - li - cher Sang durch den Saal.
froh - li - cher Sang durch den Saal.
froh - li - cher Sang durch den Saal.
froh - li - cher Sang durch den Saal.
Ped.

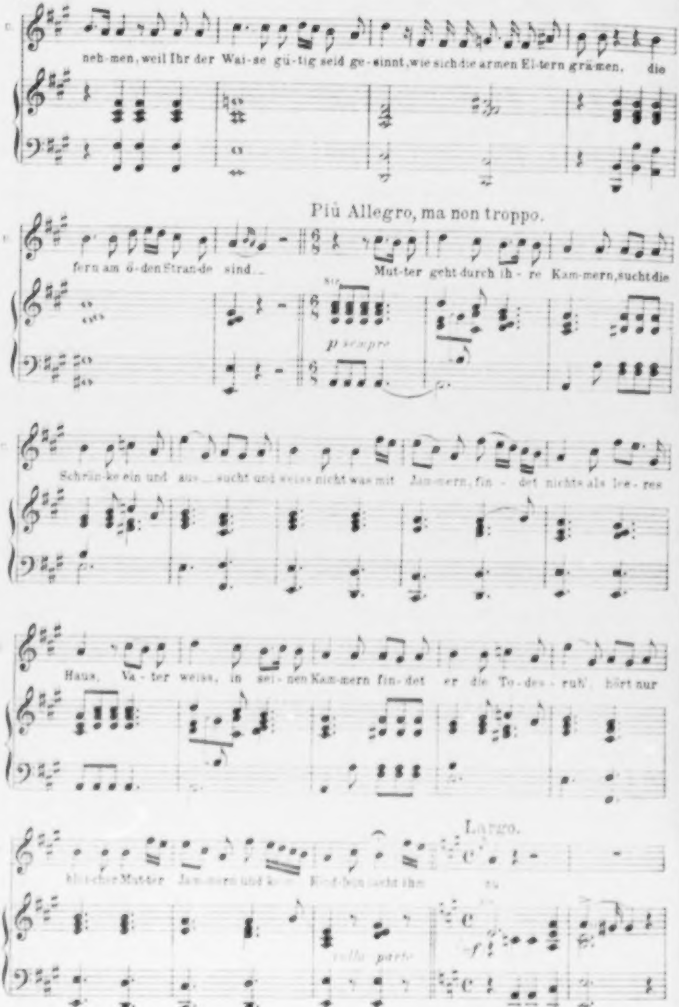

Herzog.
Bar.
Doch seht! die hol - de Wir - tin tritt — von neu - em
pp
Berthilda.
B.
Bringt sie, o bringt sie mei-ne Ga-be
leuchtend ins Gemach
sotto voce
Flö - ten und Har - fen und Gei - gen er-klin - gen,
Flö - ten und Har - fen und Gei - gen er-klin - gen,
Flö - ten und Har - fen und Gei - gen er-klin - gen,
Flö - ten und Har - fen und Gei - gen er-klin - gen,
p
mit? Wie klopft mein Herz vor der Verheissung, ach!
Wenn die-se
Wald - horn und Lau - te zum fest - li - chen Mahl.
Wald - horn und Lau - te zum fest - li - chen Mahl.
Wald - horn und Lau - te zum fest - li - chen Mahl.
Wald - horn und Lau - te zum fest - li - chen Mahl.
p
f

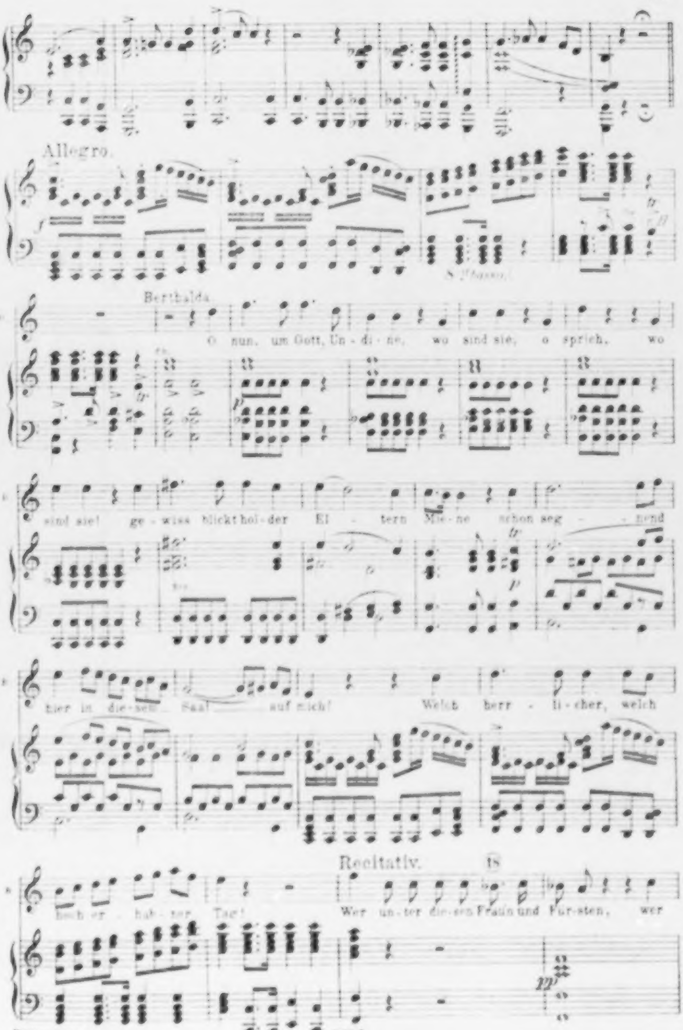

Recitativ.
Undine.
Gern, ed - ler
Flö - ten doch und Har - fen schwie - gen und, schö - ne Frau, Ihr sän - get uns ein Lied!
Recitativ.
p
Herr, da just mit duft - gen Wie - gen mir ahnend eins durch mei - ne Sin - ne zieht
Andantino.
p
Undine.
Mor - gen so hell, Blu - men so bunt, Grä - ser so duf - tig und hoch am
wal - len - den Mee - res - ge - sta - de! Was zwischen den Gräsern schimmert so licht,

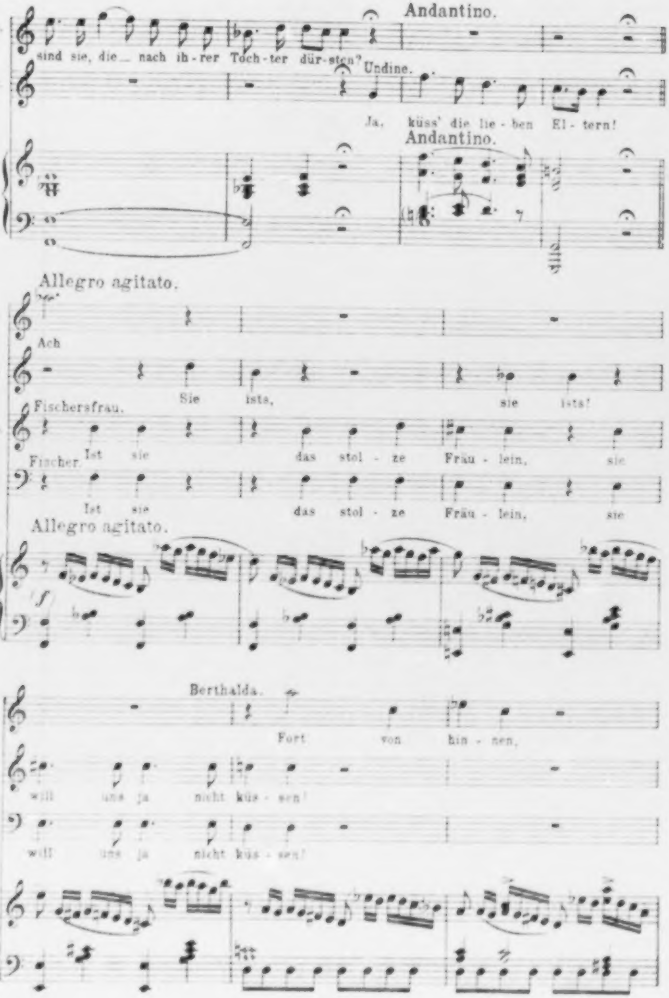

ach ___ ist ein zar - tes Kind! o wo-her, wo - her _ du Holdes!
Fern von un - be - kann - ten Stran - de trug _ es hier der See _ heran.
Più Allegro ma non troppo.
17
p
Nein fas - se nicht, du zar - tes
Leben, mit deiner kleinen Hand herum, nicht Hand wird dir zurückge - ge - ben die Blu - men
sind so fremd, so stumm. So nah noch an des Le - bens To-ren, im Lächeln nah des Himmels

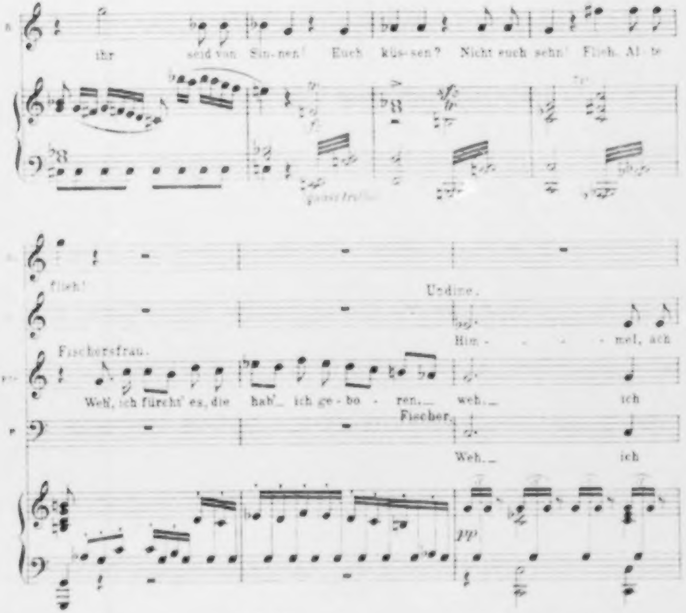

Lust, hast du das be-ste schon ver-lo-ren, das Ruhn an treu-er Mut-ter Brust. Ein ed-ler
Her-zog kommt ge-rit-ten und hemmt vor dir des Ros-ses Lauf, zu ho-her Kunst und rei-nen
p
Sit-ten zieht er in sei-nem Schloss dich auf. Du hast un-end-lich viel ge-
won-nen, du blühst, die Schönst' im gan-zen Land, doch ach, die al-ler-be-sten
rall.
Andante molto.
Won-nen liess'st du am un-be-kann-ten Strand.
colla parte

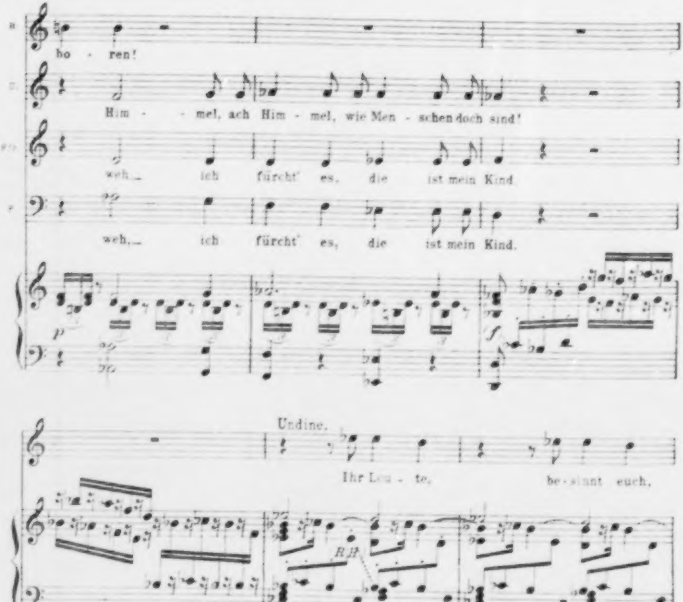

Herzog.
O ja, so war's am Morgen, da ich dich fand, Berthalda auf der
Herzogin.
Wie schwoll von süssen Sorgen seitdem mein Herz um dich vom
Au
Früh rot bis zum Abendtau so treu und inniglich, doch ach, wahr ist es, was Undine
pp
Recitando.
spricht, den allerschönsten Segen der Mutterliebe achtes Pflegen,
fp
das dir verliehn mein Kind, wir konnten's nicht!
Undine.
Nun lasst uns aber auch ver-
ffp

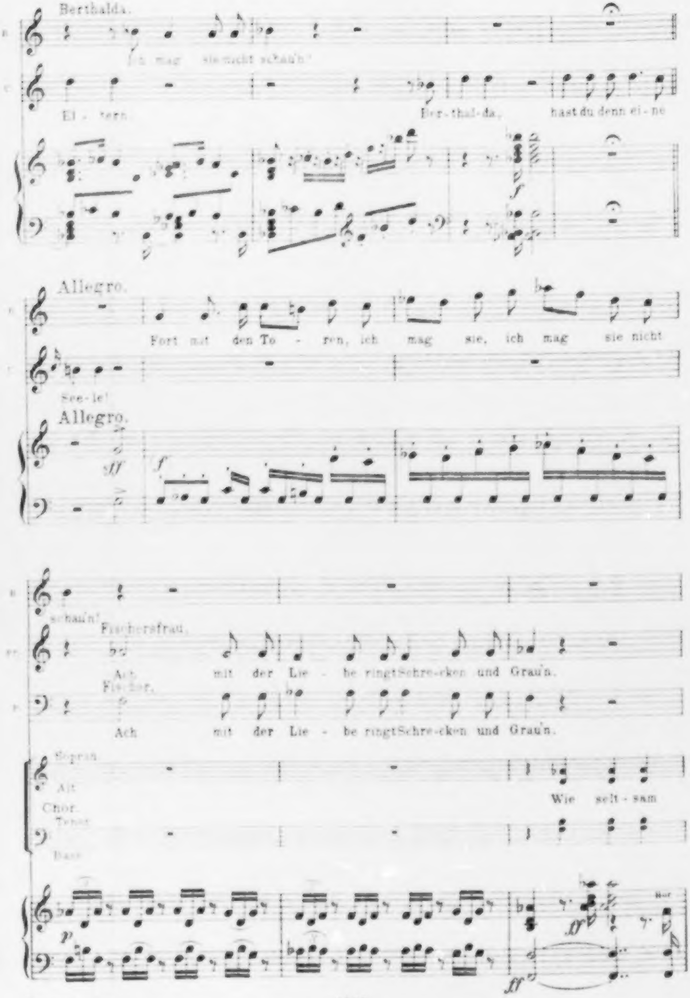

neh-men, weil Ihr der Wai-se gü-tig seid ge-sinnt, wie sich die ar-men El-tern grä-men, die
Più Allegro, ma non troppo.
fern am ö-den Stran-de sind...
Mut-ter geht durch ih-re Kam-mern, sucht die
p sempre
Schrän-ke ein und aus... sucht und weiss nicht was mit Jam-mern, fin-det nichts als lee-res
Haus, Va-ter weiss, in sei-nen Kam-mern fin-det er die To-des-ruh', hört nur
Largo.
Mutter Jam-mern und kein Kind-lein lacht ihm zu
colla parte
f

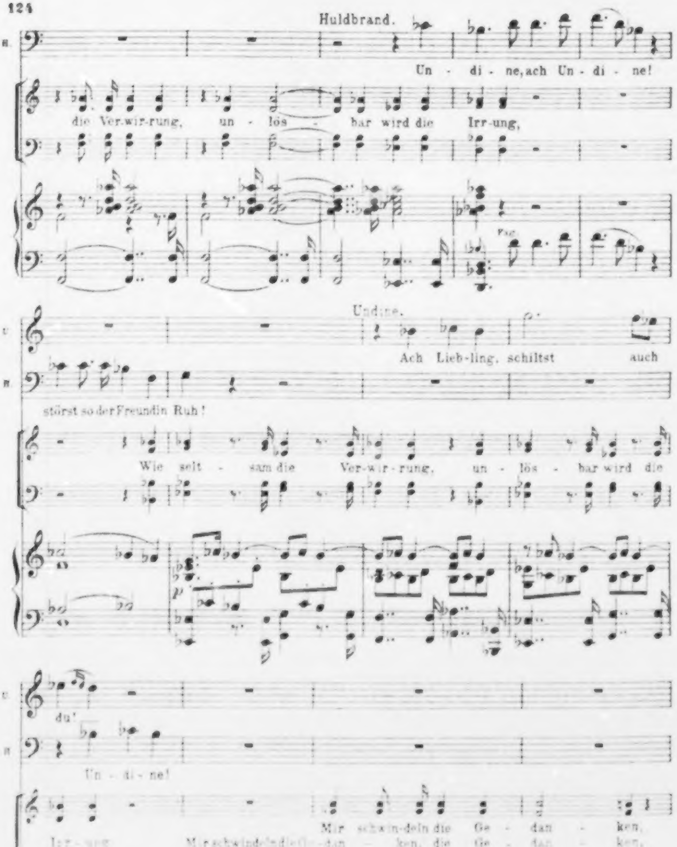

Allegro.
f
8 (Basso)
Berthalda
O nun, um Gott, Un - di - ne, wo sind sie, o sprich, wo
p
sind sie! ge - wiss blickt hol - der El - tern Mie - ne schon seg - nend
tr
p
hier in die - sem Saal auf mich! Welch herr - li - cher, welch
Recitativ.
18
hoch er - ha - ber Tag! Wer un - ter die - sen Frau'n und Für - sten, wer
pp

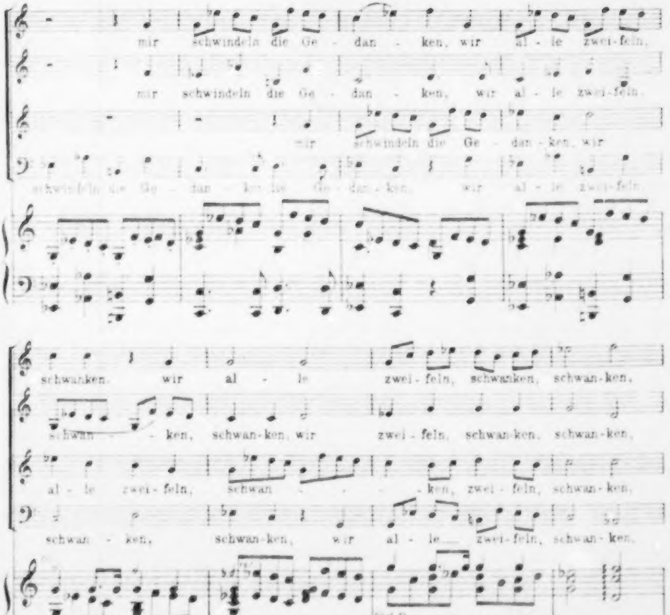

Andantino.
sind sie, die nach ih-rer Toch-ter dür-sten?
Undine.
Ja, küss' die lie-ben El-tern!
Andantino.
Allegro agitato.
Ach
Sie ists, sie ists!
Fischersfrau.
Ist sie das stol-ze Fräu-lein, sie
Fischer.
Ist sie das stol-ze Fräu-lein, sie
Allegro agitato.
f
Berthalda.
Fort von hin-nen,
will uns ja nicht küs-sen!
will uns ja nicht küs-sen!

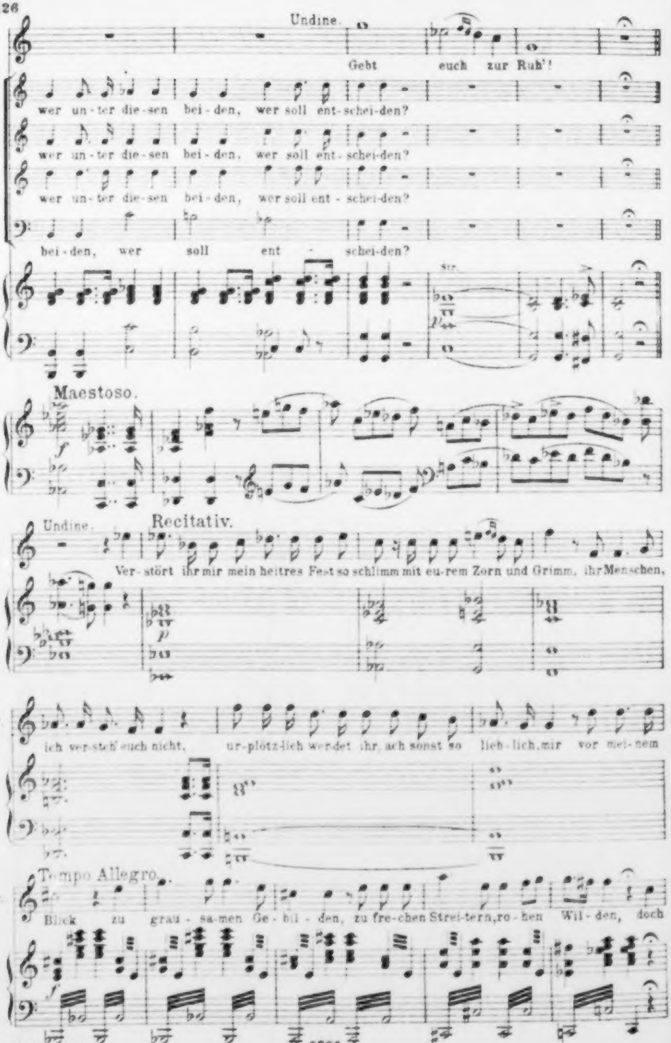

B.
ihr seid von Sinnen! Euch küssen? Nicht euch sehn! Flieh, Alte
ganz kräftig
flieh!
Undine.
Himmel, ach
Fischersfrau.
Weh, ich fürcht' es, die hab' ich geboren. weh. ich
Fischer.
Weh. ich
pp
Berthalda.
Frevler, ich Herrin, ich Herrin von Fischern ge-
Himmel, wie Menschen doch sind.
Ffr.
fürcht' es, die ist mein Kind.
F.
fürcht' es, die ist mein Kind.
f

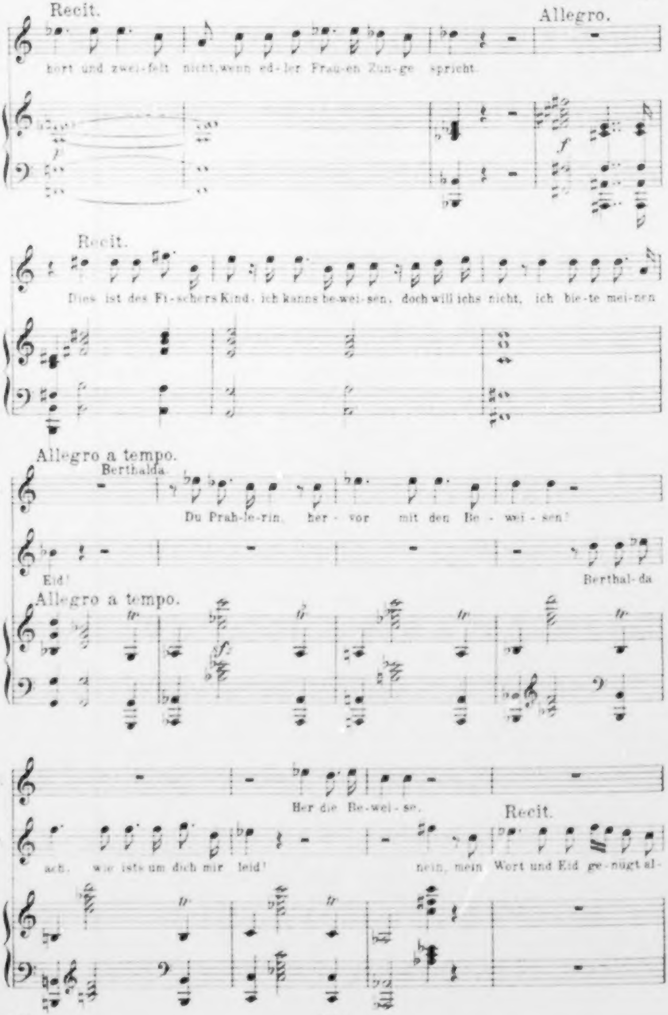

hö - ren!
Him - mel, ach Him - mel, wie Men - schen doch sind!
weh, ich fürcht' es, die ist mein Kind.
weh, ich fürcht' es, die ist mein Kind.
p
f
Undine.
Ihr Leu - te, be - sinnt euch,
R.H.
dies ist die Toch - ter, dies sind die
Fischersfrau.
sie weckt mir nur Grau'n.
Fischer.
sie weckt mir nur Grau'n.

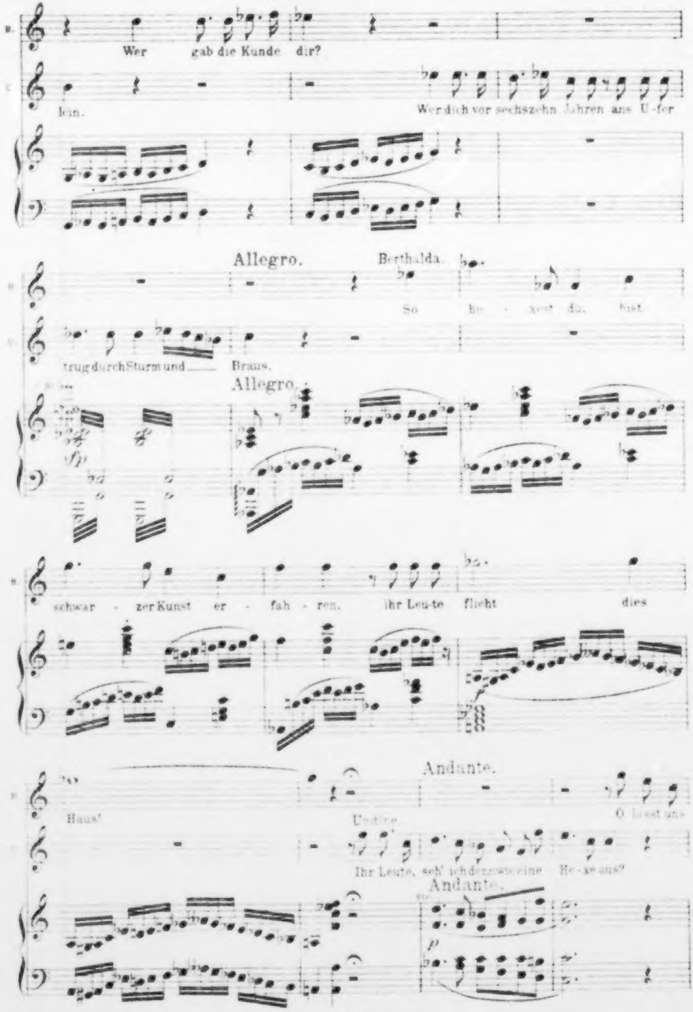

Berthalda.
Ich mag sie nicht schau'n!
El - tern.
Ber-thal-da, hast du denn ei-ne
f
Allegro.
Fort mit den To - ren, ich mag sie, ich mag sie nicht
See-le!
Allegro.
ff
f
schau'n!
Fischersfrau.
Ach mit der Lie - be ringt Schre-cken und Grau'n.
Fischer.
Ach mit der Lie - be ringt Schre-cken und Grau'n.
Sopran
Alt
Chor.
Tenor
Bass
Wie selt-sam
p
ff
ff

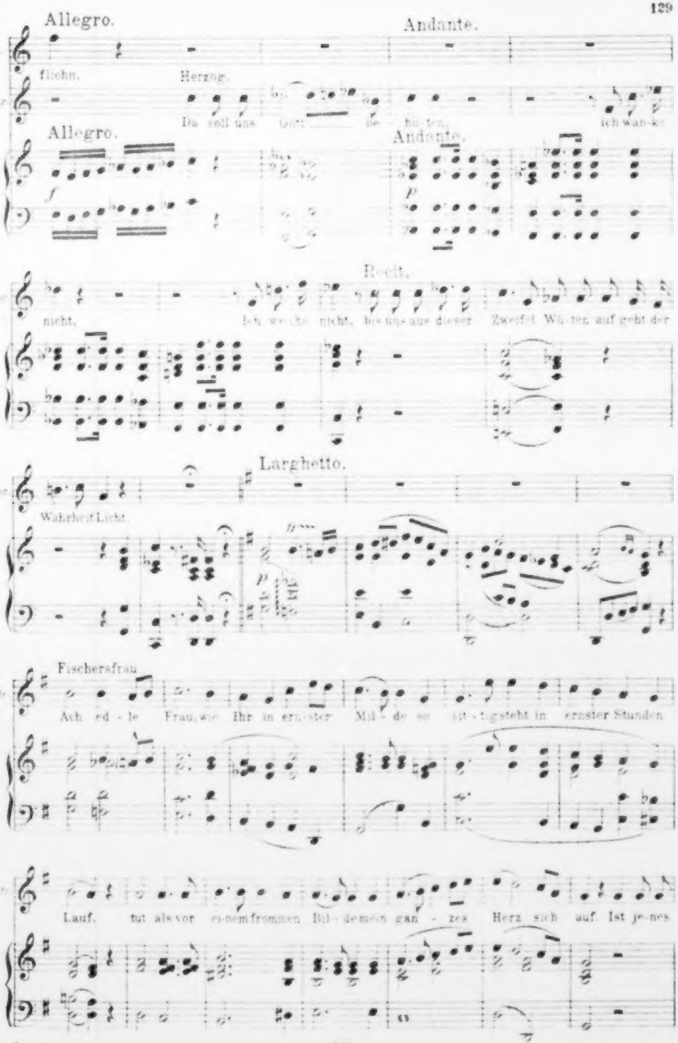

Huldbrand.
H.
Un - di - ne, ach Un - di - ne!
die Ver-wir-rung, un - lös - bar wird die Irr-ung,
Fag.
Undine.
U.
Ach Lieb-ling, schiltst auch
H.
störst so der Freundin Ruh!
Wie selt - sam die Ver-wir-rung, un - lös - bar wird die
p
U.
du!
H.
Un - di - ne!
Mir schwin-deln die Ge - dan - ken,
Irr - ung
Mir schwindeln die Ge - dan - ken, die Ge - dan - ken,
Mir schwin-deln die Ge - dan - ken, mir
f
f

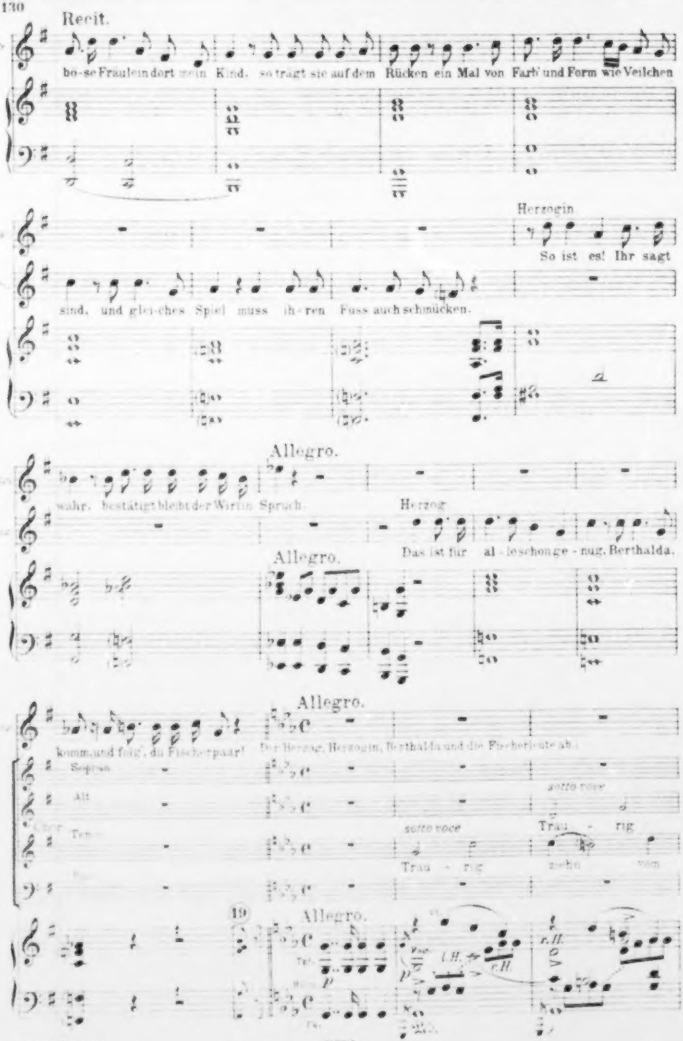

mir schwindeln die Ge - dan - ken, wir al - le zwei-feln,
mir schwindeln die Ge - dan - ken, wir al - le zwei-feln,
mir schwindeln die Ge - dan - ken, wir
schwindeln die Ge - dan - ken, die Ge - dan - ken, wir al - le zwei-feln,
schwanken, wir al - le zwei-feln, schwanken, schwan-ken,
schwan - - ken, schwan-ken, wir zwei-feln, schwan-ken, schwan-ken,
al - le zwei-feln, schwan - - - - ken, zwei-feln, schwan-ken,
schwan - ken, schwan-ken, wir al - le zwei-feln, schwan-ken,
Viol. II
wer un-ter die-sen bei-den, wer un-ter die-sen bei-den,
wer un-ter die-sen bei-den, wer un-ter die-sen bei-den,
wer un-ter die-sen bei-den, wer un-ter die-sen bei-den,
schwan-ken, wer un-ter die-sen bei-den, wer un-ter die-sen
Kl.

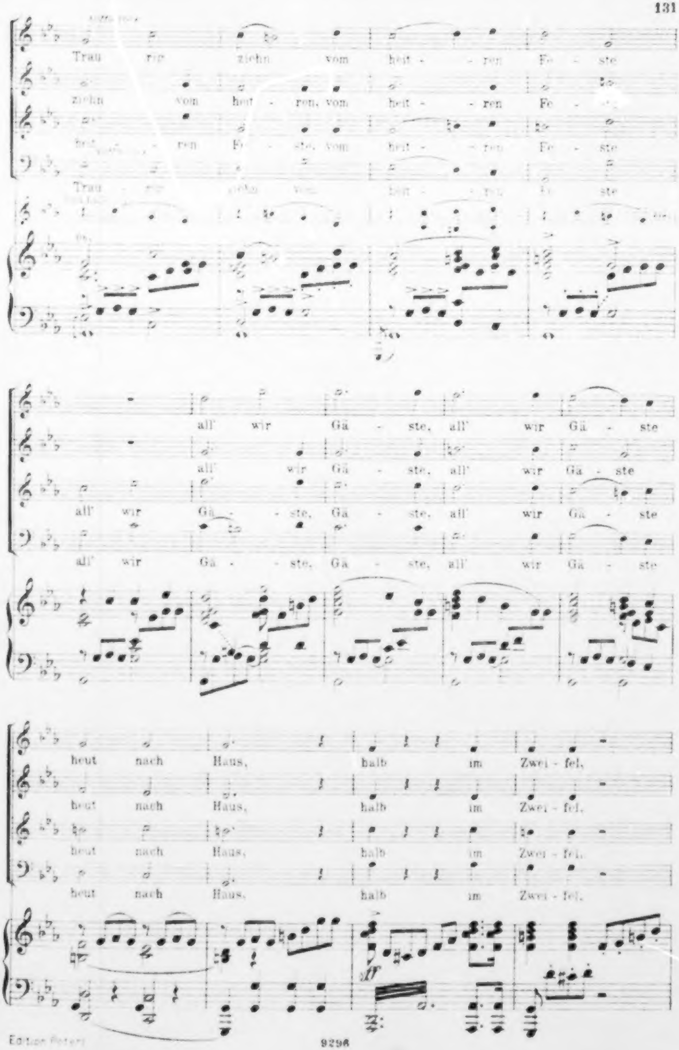

Undine.
Gebt euch zur Ruh'!
wer un-ter die-sen bei-den, wer soll ent-schei-den?
wer un-ter die-sen bei-den, wer soll ent-schei-den?
wer un-ter die-sen bei-den, wer soll ent-schei-den?
bei-den, wer soll ent - schei-den?
str.
Maestoso.
f
Undine.
Recitativ.
Ver-stört ihr mir mein heitres Fest so schlimm mit eu-rem Zorn und Grimm, ihr Menschen,
p
ich ver-steh' euch nicht, ur-plötz-lich wer-det ihr, ach sonst so lieb-lich, mir vor mei-nem
Tempo Allegro.
Blick zu grau-sa-men Ge-bil-den, zu fre-chen Strei-tern, ro-hen Wil-den, doch
f

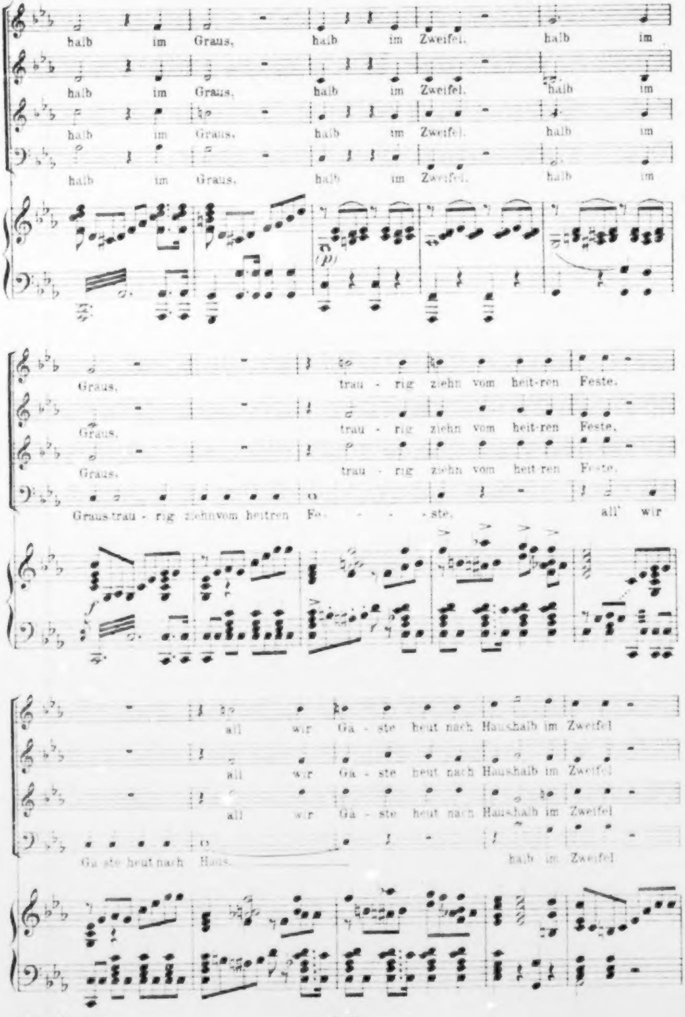

Recit.
Allegro.
hört und zwei-felt nicht, wenn ed-ler Frau-en Zun-ge spricht.
p
f
Recit.
Dies ist des Fi-schers Kind, ich kanns be-wei-sen, doch will ichs nicht, ich bie-te mei-nen
Allegro a tempo.
Berthalda
Du Prah-le-rin, her-vor mit den Be-wei-sen!
Eid!
Berthal-da
Allegro a tempo.
tr
fz
Her die Be-wei-se.
Recit.
ach, wie ists um dich mir leid!
nein, mein Wort und Eid ge-nügt al-

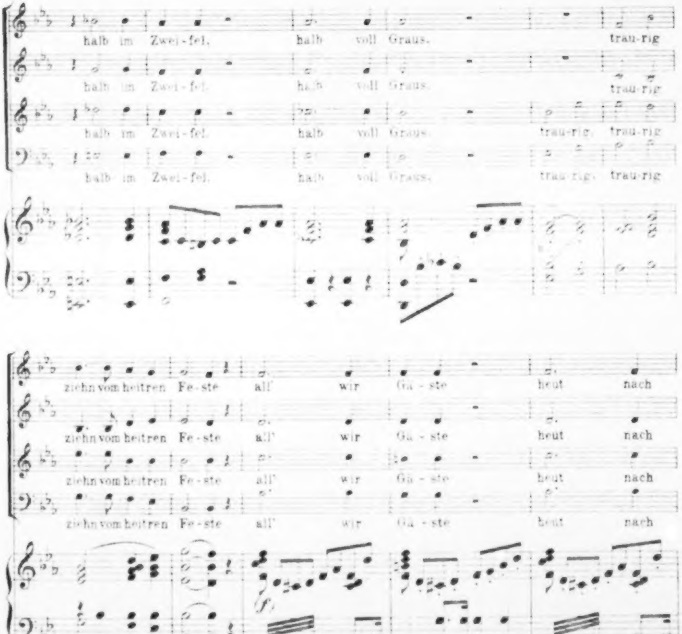

B.
Wer gab die Kunde dir?
U.
lein.
Wer dich vor sechszehn Jahren ans U-fer
trug durch Sturm und Braus.
Allegro.
Berthalda.
So he-xest du, bist
schwar-zer Kunst er-fah-ren, ihr Leu-te flieht dies
Haus!
Undine.
Ihr Leute, seh' ich denn wie eine He-xe aus?
Andante.
O lasst uns
fp
p

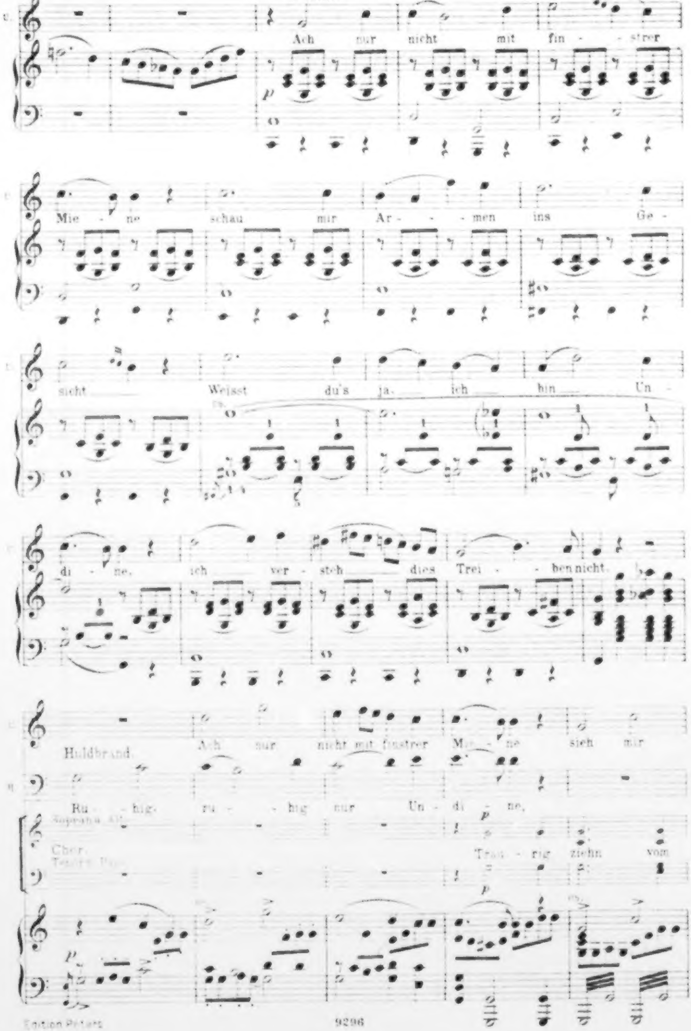

Allegro.
Andante.
fliehn.
Herzog.
Da soll uns Gott be - hü-ten,
ich wan-ke
Allegro.
Andante.
f
p
Recit.
nicht, Ich weiche nicht, bis uns aus dieser Zweifel Wirren auf geht der
Larghetto.
Wahrheit Licht.
p
Fischersfrau
Ach ed - le Frau, wie Ihr in ern-ster Mil - de so sittigsteht in ernster Stunden
Lauf, tut als vor einem frommen Bil - de mein gan - zes Herz sich auf. Ist je-nes

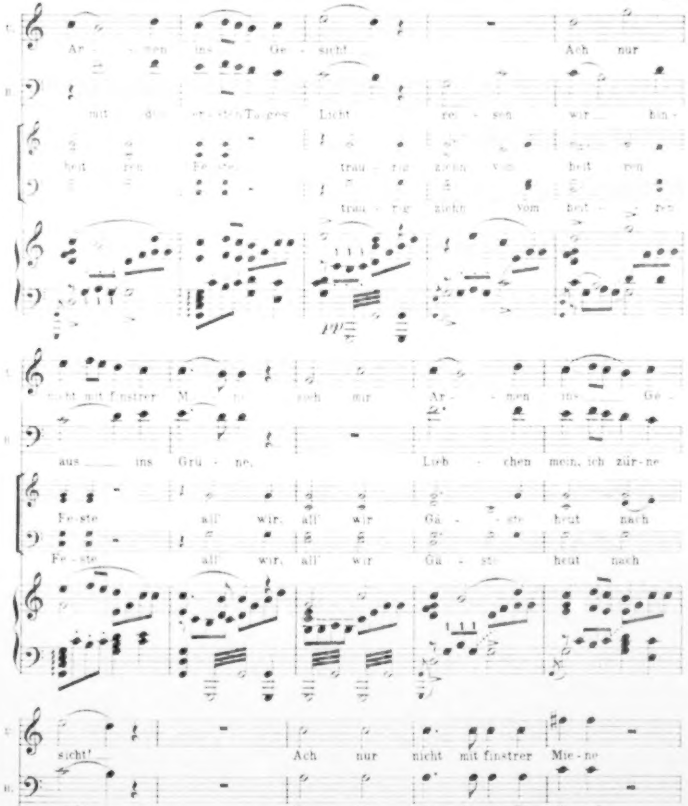

Recit.
bo-se Fräulein dort mein Kind, so trägt sie auf dem Rücken ein Mal von Farb' und Form wie Veilchen
Herzogin
So ist es! Ihr sagt
sind, und glei-ches Spiel muss ih-ren Fuss auch schmücken.
Allegro.
wahr, bestätigt bleibt der Wirtin Spruch.
Herzog
Das ist für al-le schon ge-nug. Berthalda,
Allegro.
Allegro.
komm, und folg', du Fischerpaar!
(Der Herzog, Herzogin, Berthalda und die Fischerleute ab.)
Sopran
Alt
Chor
Tenor
Bass
sotto voce
Trau - rig
sotto voce
Trau - rig zieh'n vom
19
Allegro.
p
l.H.
r.H.
r.H.

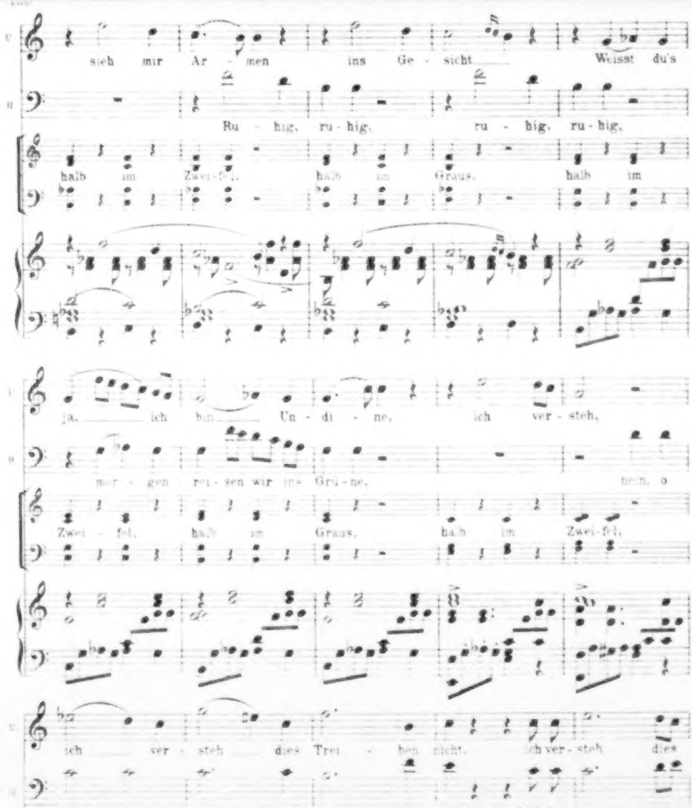

Trau - rig ziehn vom heit - - ren Fe - ste
ziehn vom heit - ren, vom heit - - ren Fe - ste
heit - - ren Fe - ste, vom heit - - ren Fe - ste
Trau - rig ziehn vom heit - - ren Fe - ste
all' wir Gä - ste, all' wir Gä - ste
all' wir Gä - ste, all' wir Gä - ste
all' wir Gä - - ste, Gä - ste, all' wir Gä - ste
all' wir Gä - - ste, Gä - ste, all' wir Gä - ste
heut nach Haus, halb im Zwei - fel,
heut nach Haus, halb im Zwei - fel,
heut nach Haus, halb im Zwei - fel,
heut nach Haus, halb im Zwei - fel,
ff

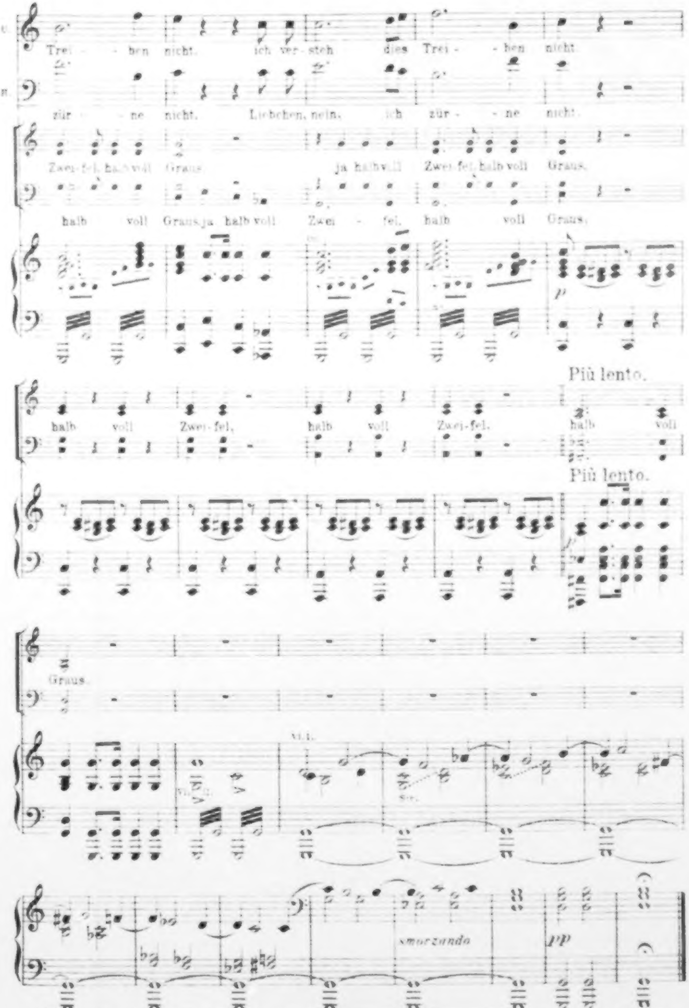

halb im Graus, halb im Zweifel, halb im
halb im Graus, halb im Zweifel, halb im
halb im Graus, halb im Zweifel, halb im
halb im Graus, halb im Zweifel, halb im
(p)
Graus, trau - rig ziehn vom heit-ren Feste,
Graus, trau - rig ziehn vom heit-ren Feste,
Graus, trau - rig ziehn vom heit-ren Feste,
Graus trau - rig ziehn vom heitren Fe - - - - ste, all' wir
f
all wir Gä - ste heut nach Haus halb im Zweifel
all wir Gä - ste heut nach Haus halb im Zweifel
all wir Gä - ste heut nach Haus halb im Zweifel
Gä ste heut nach Haus halb im Zweifel


halb im Zwei-fel, halb voll Graus. trau-rig
halb im Zwei-fel, halb voll Graus. trau-rig
halb im Zwei-fel, halb voll Graus. trau-rig, trau-rig
halb im Zwei-fel, halb voll Graus. trau-rig, trau-rig
ziehn vom heitren Fe-ste all' wir Gä-ste heut nach
ziehn vom heitren Fe-ste all' wir Gä-ste heut nach
ziehn vom heitren Fe-ste all' wir Gä-ste heut nach
ziehn vom heitren Fe-ste all' wir Gä-ste heut nach
f
Haus, halb im Zweifel, halb im Graus,
Haus, halb im Zweifel, halb im Graus,
Haus, halb im Zweifel, halb im Graus,
Haus, halb im Zweifel, halb im Graus,
p
pp
cs.


U.
Ach nur nicht mit fin - strer
p
Mie - ne schau mir Ar - - men ins Ge -
sicht Weisst du's ja ich hin Un -
m.
di - ne, ich ver - steh dies Trei - ben nicht.
Huldbrand.
Ach nur nicht mit finstrer Mie - ne sieh mir
H.
Ru - hig, ru - hig nur Un - di - ne,
Sopran u. Alt.
Chor.
Tenor u. Bass.
p
Trau - rig ziehn vom
p


U.
B.
Ar - men ins Ge - sicht! Ach nur
mit dem ersten Tages Licht rei - sen wir hin -
heit - ren Fe - ste trau - rig ziehn vom heit - ren
trau - rig ziehn vom heit - ren
pp
U.
B.
nicht mit finstrer Mie - ne sieh mir Ar - men ins Ge -
aus ins Grü - ne, Lieb - chen mein, ich zür - ne
Fe - ste all' wir, all' wir Gä - ste heut nach
Fe - ste all' wir, all' wir Gä - ste heut nach
U.
B.
sicht! Ach nur nicht mit finstrer Mie - ne
nicht. Ru - hig, ru - hig nur Un - di - ne!
Haus! Halb im Zweifel, halb im Graus,
f


sieh mir Ar - men ins Ge - sicht Weisst du's
Ru - hig, ru - hig, ru - hig, ru - hig,
halb im Zwei - fel, halb im Graus, halb im
ja, ich bin Un - di - ne, ich ver - steh,
mor - gen rei - sen wir ins Grü - ne. nein, o
Zwei - fel, halb im Graus, halb im Zwei - fel,
ich ver - steh dies Trei - ben nicht, ich ver - steh dies
Lieb - chen, nein, ich zür - ne nicht, Lieb - chen nein, ich
halb voll Zwei - fel, halb voll Graus ja halb voll
Graus ja halb im Zwei - fel.


C.
Trei - - ben nicht. ich ver-steh dies Trei - - ben nicht.
B.
zür - - ne nicht. Liebchen, nein, ich zür - - ne nicht.
Zwei-fel, halb voll Graus. ja halb voll Zwei-fel, halb voll Graus.
halb voll Graus, ja halb voll Zwei - fel, halb voll Graus,
pp
Più lento.
halb voll Zwei-fel, halb voll Zwei-fel, halb voll
Più lento.
p
Graus.
Vl. I.
Vl. II.
Str.
smorzando
pp

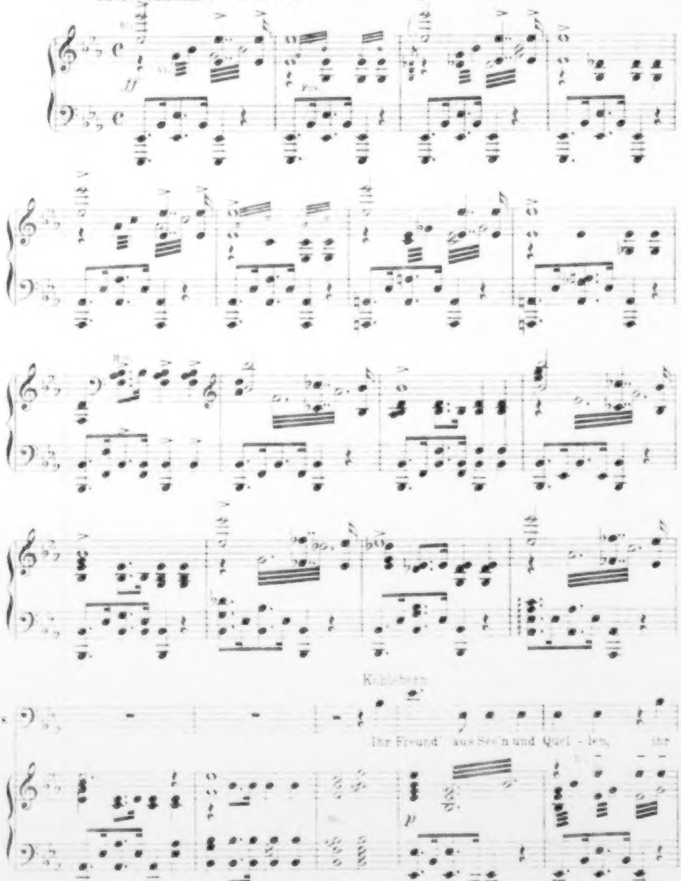
attacca Arie mit Chor

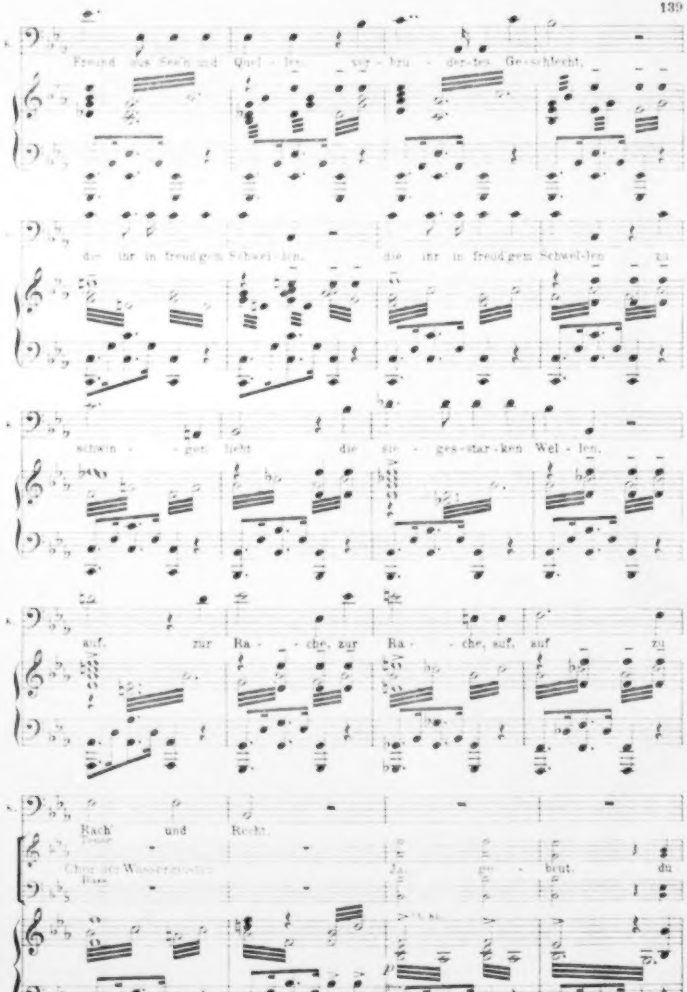
Nº 12. Arie mit Chor.

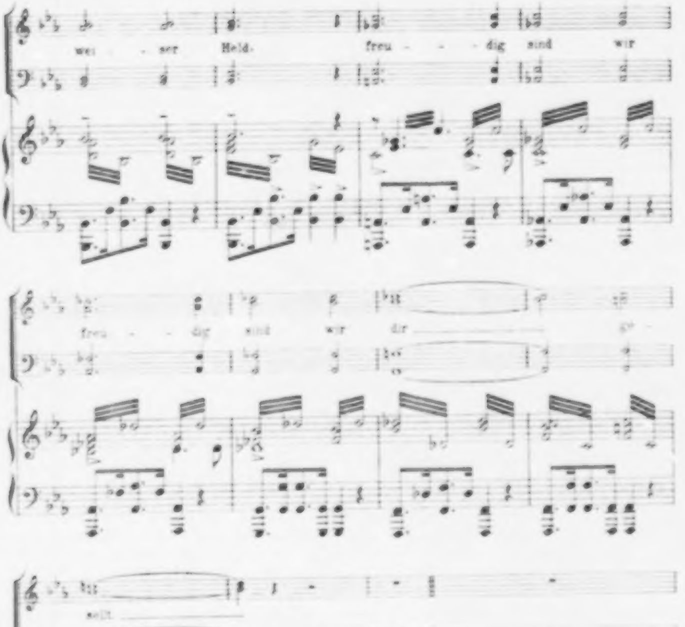
Verwandlung.

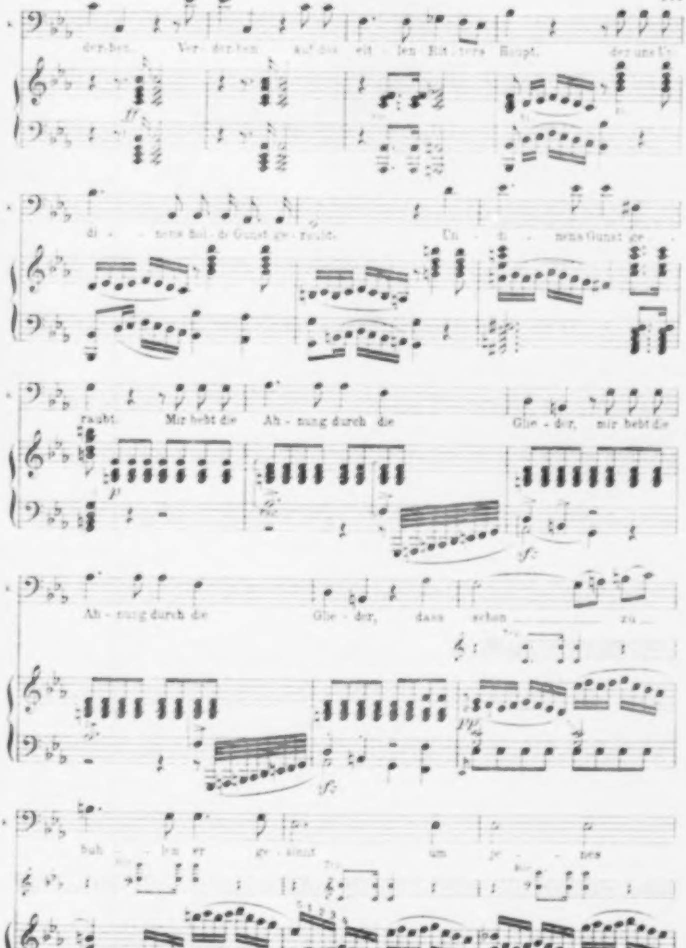
Kurzer, finstrer Wald. Kühleborn tritt auf, um ihn werden auf allen Seiten Wassergeister sichtbar.

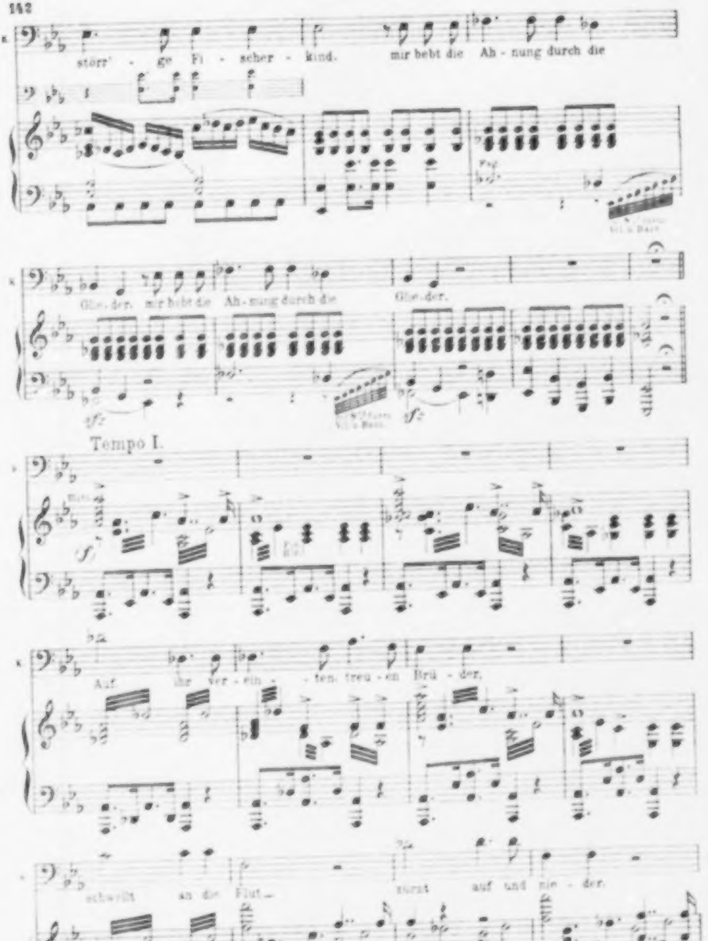
Molto Andante con moto.


ff
Ped.
p
Kühleborn
Ihr Freund' aus Seen und Quel - len, ihr

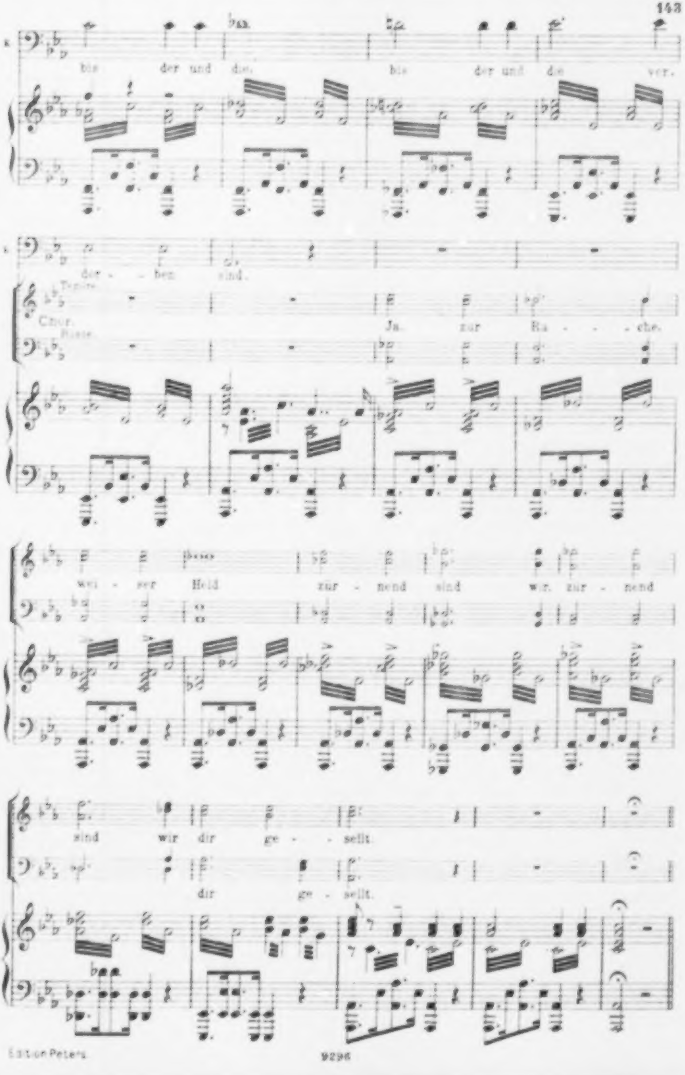

Freund aus See'n und Quel - len, ver - brü - der - tes Ge - schlecht,
die ihr in freud'gem Schwel - len, die ihr in freud'gem Schwel - len zu
schwin - - get licht die sie - ges - star - ken Wel - len,
auf, zur Ra - che, zur Ra - che, auf, auf zu
Rach' und Recht.
Tenor
Chor der Wassergeister
Bass
Ja, ge - beut, du
p

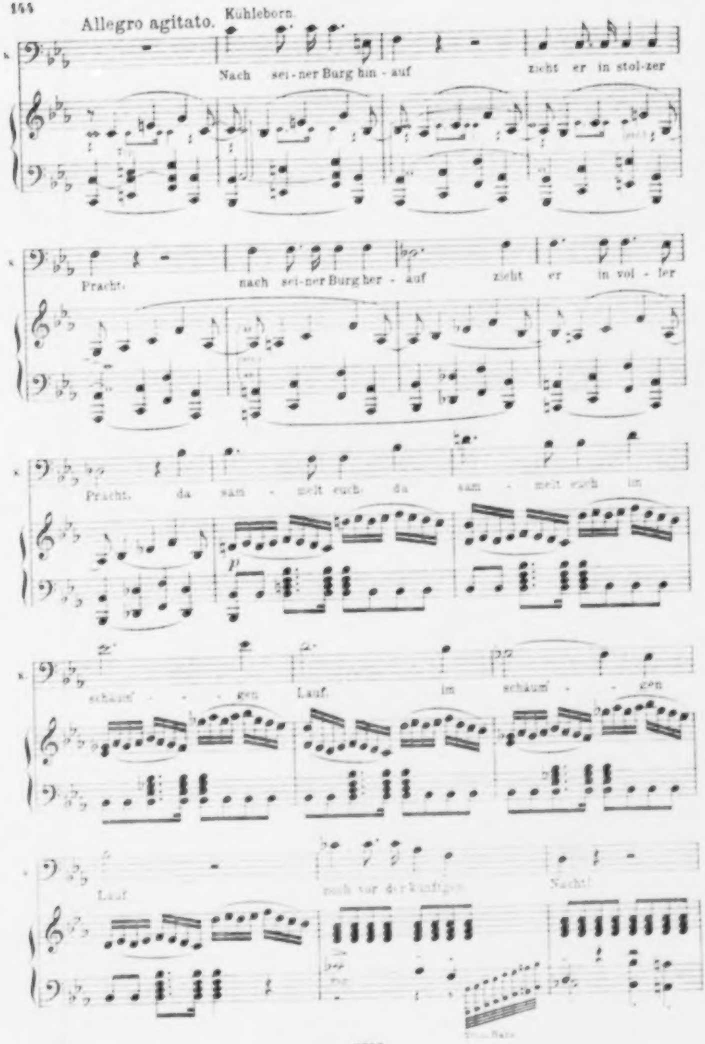

wei - ser Held. freu - dig sind wir
freu - dig sind wir dir ge-
weiht.
sforz.
pp
Allegro.
f
Kühleborn.
Ver-

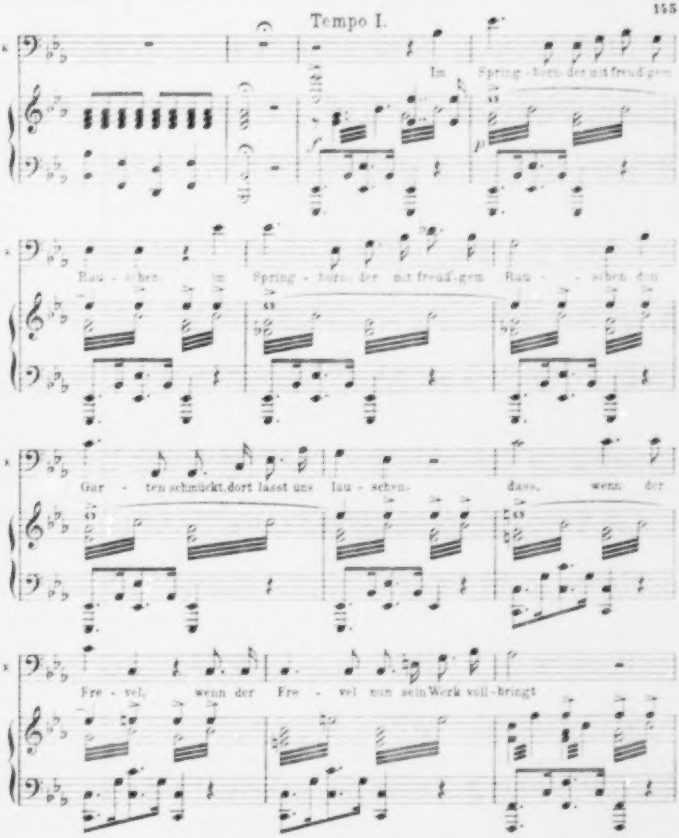

der - ben. Ver - der - ben auf des al - ten Rit - ters Haupt, der uns'r -
di - - nens Huld und Gunst ge - raubt. Un - di - nens Gunst ge -
raubt. Mir bebt die Ah - nung durch die Glie - der, mir bebt die
Ah - nung durch die Glie - der, dass schon zu -
buh - len er ge - sinnt um je - nes
ff
p
sf
pp

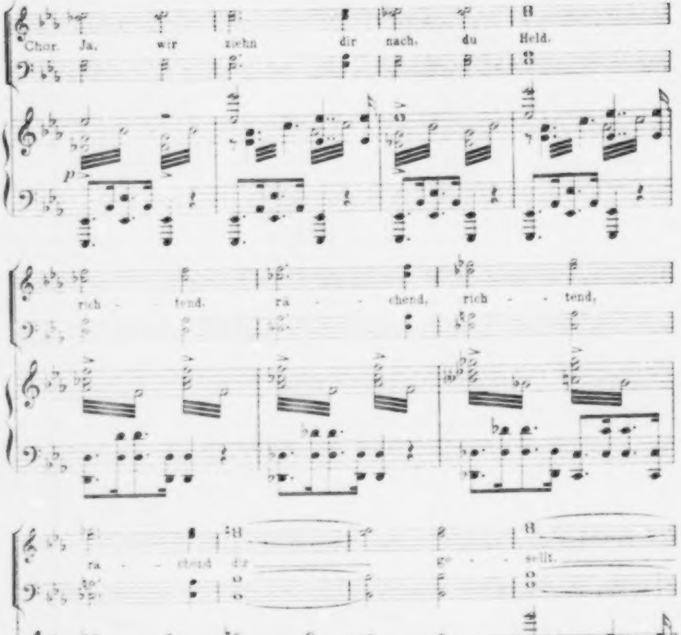

störr' - ge Fi - scher - kind. mir bebt die Ah - nung durch die
Glie - der, mir bebt die Ah - nung durch die Glie - der.
Tempo I.
f
Auf ihr ver - ein - ten treu - en Brü - der,
schwillt an die Flut, stürzt auf und nie - der.

Edition Peters


K.
bis der und die, bis der und die ver-
K.
der - ben sind.
Tenöre
Chor.
Bässe
Ja zur Ra - - che.
wei - ser Held zür - nend sind wir. zür - nend
sind wir dir ge - - sellt.
dir ge - sellt.


Allegro agitato.
Kühleborn.
Nach sei-ner Burg hin-auf zieht er in stol-zer Pracht,
nach sei-ner Burg her-auf zieht er in vol-ler Pracht,
da sam-melt euch, da sam-melt euch im
schäum' - - gen Lauf, im schäum' - - gen Lauf
noch vor der künft'gen Nacht!
p


Tempo I.
Im Spring - horn, der mit freud'gem
Rau - schen, im Spring - horn, der mit freud'gem Rau - - schen den
Gar - ten schmückt, dort lasst uns lau - schen, dass, wenn der
Fre - vel, wenn der Fre - vel nun sein Werk voll - bringt
auch gleich ans Licht die ern - ste Ra - che springt
er verschwindet
f
p


Chor. Ja, wir ziehn dir nach, du Held.
p
rich - tend, ra - chend, rich - tend,
ra - chend dir ge - sellt.
f
verschwindend
p
smorz.
pp
pp

Berthalda (auftretend). O all' ihr Himmel! was soll aus mir werden? Finster und unheimlich saust der Wald. Quellen gehn wie lauernde Tiere mit feindseligem Murmeln durch ihn hin, und ich bin verstossen und allein. Wehe! – wehe! – Ist denn niemand, der sich meiner erbarmt? Ach, Huldbrand, wie vieles Elend hast du über mich gebracht! – Das war dein freundliches Werben beim Turnier! – ich bin hin! – wär' ich doch nur erst tot. (sinkt ohnmächtig nieder)

Huldbrand (auftretend). Nur noch einmal, du holde klagende Stimme, nur noch einmal lass dich vernehmen! – dein ritterlicher Retter ist nahe, wer du auch seist –

Berthalda (leise). Wehe mir – wehe!

Huldbrand. Flüstert's nicht von dorther durch die Zweige? (näher tretend) Um Gott, Fräulein Berthalda, seid Ihr's?

Berthalda. Fräulein Berthalda? – So wollt Ihr der armen Fischerstochter noch spotten? Ach, Ritter Huldbrand, Ihr gerade, Ihr solltet das nicht tun.

Huldbrand. Mögen Fürsten und Herren meiner spotten, beim Heerbann und Turnier, wenn ich an Spott denke Euch gegenüber, holde Berthalda. Sagt mir doch nur, um Gott – wie kommt Ihr in diese öde Waldgegend hinein?

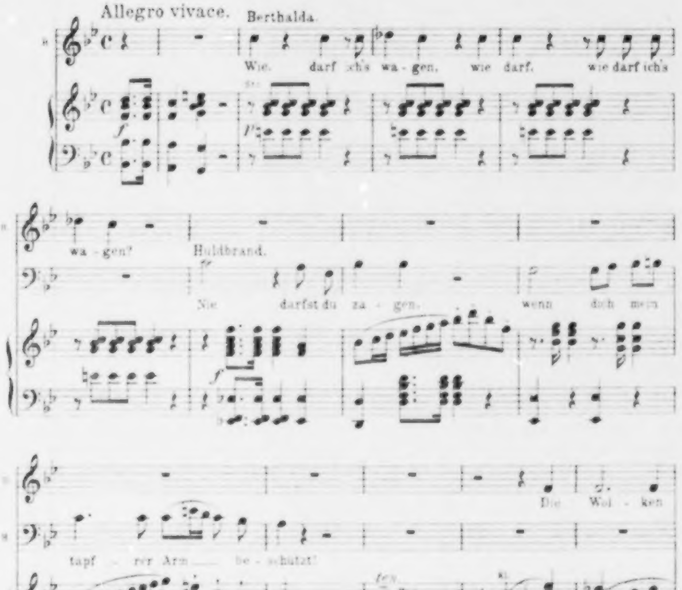
Berthalda. Ihr solltet's doch wissen! gereizt wie ich war durch die unvermutete Entdeckung hatte ich mit meinem törichten Warten meine herzoglichen Pflegeeltern erzürnt. Sie verstiessen mich, gebietend, ich sollte zu den Fischerleuten zurück, und auch die wollten mich nicht einmal gleich mit nach Hause nehmen. Wenn ich Reue und Liebe im Herzen empfinde, hiess es, möge ich's dadurch beweisen, dass ich ihnen ganz allein nachziehe, durch den grossen, unwegsamen Wald. Das hab' ich denn auch versucht, aber ich erliege vor Angst und Müdigkeit, und ich bitte Euch, lasst mich allein, dass ich sterben möge in stiller Demut! – Ach, wie hat sich mein Schicksal umgewandelt!

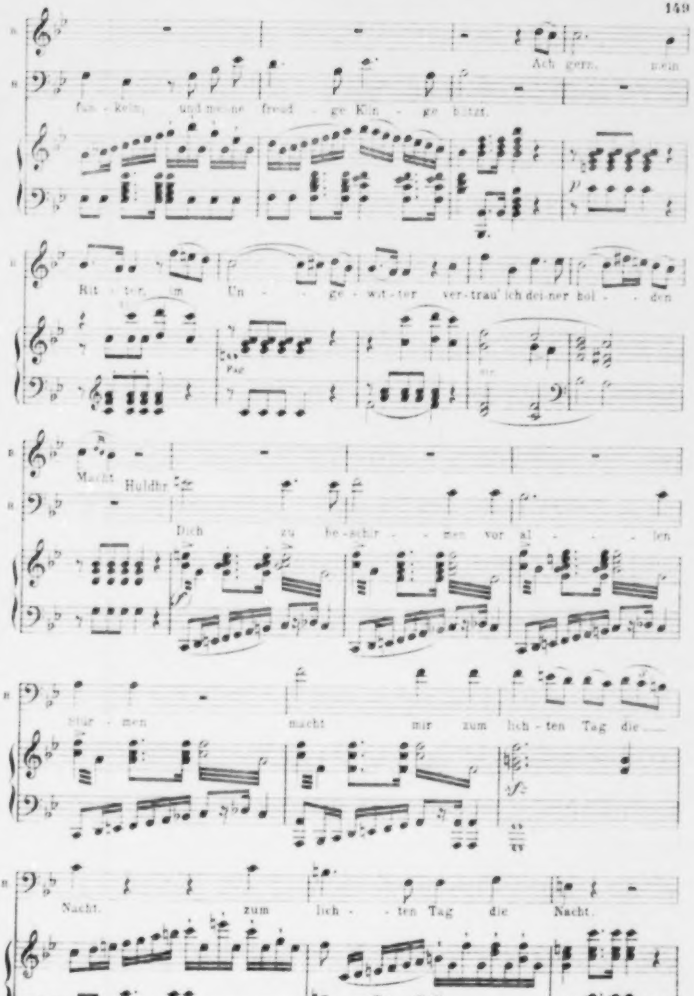
Huldbrand. Eben deshalb, liebes Fräulein! hegt Vertrauen, dass es sich wohl noch einmal ändern kann. Seht! – Undine und ich, wir sind auf der Fahrt nach Burg Ringstetten, nahebei unser Gefolg, von wo mich Eure Klagetöne hier hinein in den Wald lockten. Kommt mit uns, Ihr steht unter meinem Schirm!

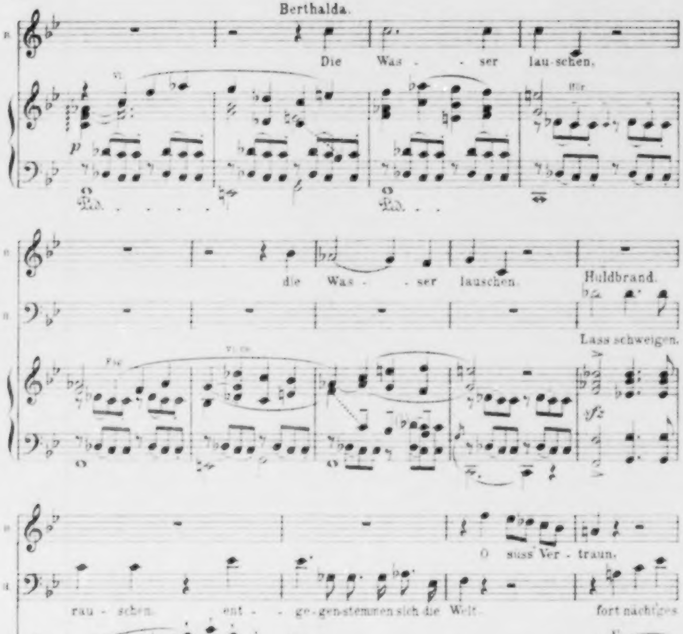
Berthalda. Mir wird so unheimlich. Es ist, als verböten mir grause Mächte Euch zu folgen.

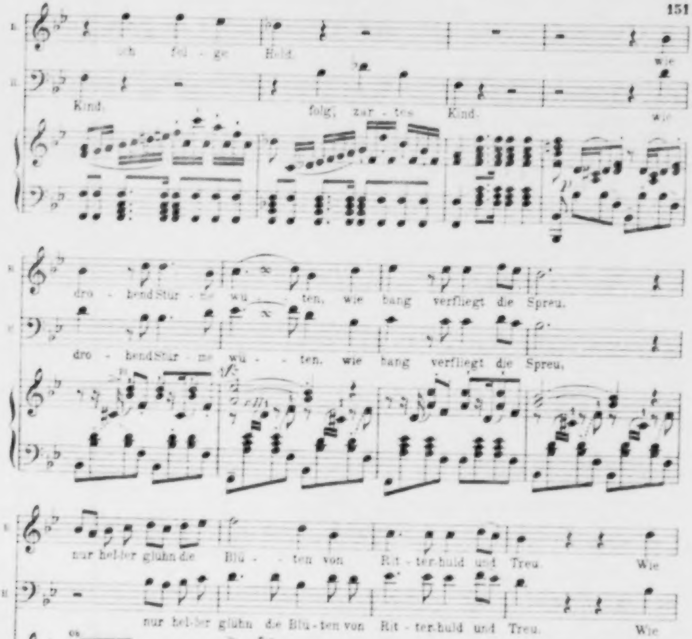
Huldbrand. Lass sie verbieten. Aber höre auf nichts als auf mich und komm!

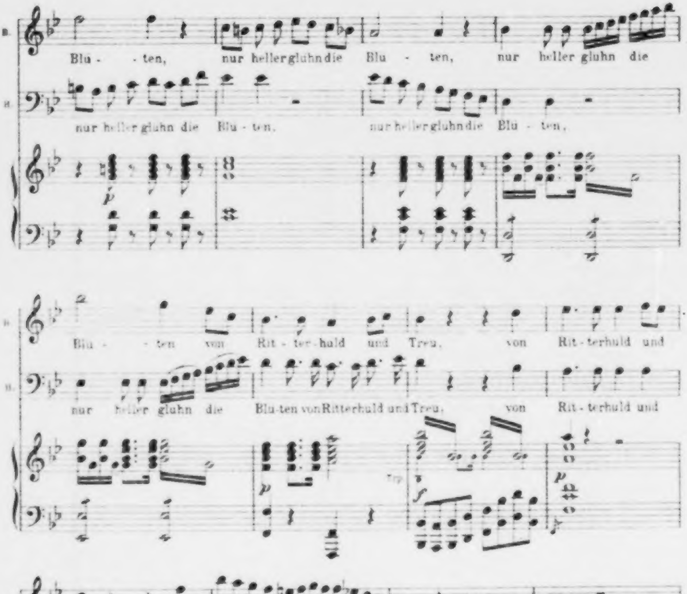
Nº 13. Duett.


Allegro vivace.
Berthalda.
Wie darf ich's wa-gen, wie darf, wie darf ich's wa-gen?
Huldbrand.
Nie darfst du za-gen, wenn doch mein tapf-rer Arm be-schützt!
Die Wol-ken dunkeln, die Wol-ken dunkeln,
Die Waf-fen
f
p
pp
ten.
mf


Ach gern, mein
fun - keln, und meine freud - ge Klin - ge blitzt.
Rit - ter, im Un - ge - wit - ter ver - trau' ich dei - ner hol - den
p
Fag.
Macht.
Huldbr.
Dich zu be - schir - men vor al - len
Stür - men macht mir zum lich - ten Tag die
sf
Nacht. zum lich - ten Tag die Nacht.


Berthalda.
Die Was - ser lau-schen.
die Was - ser lauschen.
Huldbrand.
Lass schweigen.
rau - schen. ent - ge-gen-stemmen sich die Welt.
O süss Ver-traun.
fort nächtiges
o süss Ver-traun. fol - ge, Held.
fort nächt-ges Graun. folg', zar - tes
p
sfz
sfp
p


I.
Ich fol - ge Held.
wie
II.
Kind.
folg', zar - tes Kind.
wie
dro - hend Stür - me wü - - ten, wie bang verfliegt die Spreu.
dro - hend Stür - me wü - - ten, wie bang verfliegt die Spreu.
sf
nur hel-ler glühn die Blü - ten von Rit - ter-huld und Treu. Wie
nur hel-ler glühn die Blü - ten von Rit - ter-huld und Treu. Wie
sf
dro - hend Stür - me wü - ten, wie bang verfliegt die Spreu. nur heller glühn die
dro - hend Stür - me wü - ten, wie bang verfliegt die Spreu.


B.
Blü - ten, nur heller glühn die Blü - ten, nur heller glühn die
B.
nur heller glühn die Blü - ten, nur heller glühn die Blü - ten,
p
B.
Blü - ten von Rit - ter - huld und Treu, von Rit - terhuld und
B.
nur heller glühn die Blü - ten von Ritterhuld und Treu, von Rit - terhuld und
p
Trp.
f
p
B.
Treu, von Rit - ter - huld und Treu.
Beide ab
B.
Treu, von Rit - terhuld und Treu.
f
p
f

Verwandlung.

Freie Gegend am Ufer eines Flusses.

Undine tritt auf mit Gefolge von Frauen und Knappen.

Undine. Halt hier. Und auch keinen Schritt weiter, bis unser aller edler Herr zurückgekommen ist.

Ein Knappe. Edle Frau! Seid unbesorgt um einen Ritter wie Herr Huldbrand von Ringstetten ist. Ihr könnt immer Euer Lustwandeln auf dem Fusssteige hier fortsetzen. Derweile ziehn die Wagen oberhalb hin, und wo wir mit ihnen zusammentreffen, finden wir gewiss auch unsern Ritter.

Undine. Nein, lasst'! – Ich verginge vor Besorgnis um ihn. An dieser Stelle wollen wir uns lagern, bis er wieder aus dem dicken Gesträuch hervorkommt. Stiesse ihm etwas zu, so wären wir ihm ja doch mit Hülfe näher. (Sie lagern sich.)

Ein Knappe. Ja, Hülfe! Davon pflegt er eben nicht viel zu gebrauchen. Wer ihn in Schlacht und Turnier gesehen hat, traut ihm das wohl gerne zu.

Eine Frau. Und seht, da kommt er schon in voller Herrlichkeit zurück, eine schöne Dame am Arm.

Undine. Gott sei gepriesen! – Ach, die er führt, ist ja noch dazu meine liebe arme Berthalda! (Huldbrand und Berthalda treten auf.)

Huldbrand. Da bringe ich dir eine Gespielin, liebe Undine, die mit uns auf Burg Ringstetten ziehn wird. Ich hoffe, du freust dich darüber.

Undine. Ob ich mich freue? – Ach liebe Berthalda, sei mir nicht böse mehr, damals wegen meiner Ungeschicklichkeit an deinem Namensfeste. Ich meinte es wahrhaftig recht gut. Eine Herzensfreude wollte ich dir machen, und gelogen hab ich nun und nimmermehr.

Berthalda. Wenn du mir nur mein heftiges Schelten verzeihen kannst, liebe gütige Undine. (Sie umarmen einander. Einer aus dem Gefolge bringt dem Ritter ein Schmuckkästchen auf seinen Wink.)

Huldbrand. Wollet dieses aus meiner Hand annehmen, schönstes Fräulein! und mir dadurch kund tun, dass Ihr meine treuen Ritterdienste nicht verschmäht.

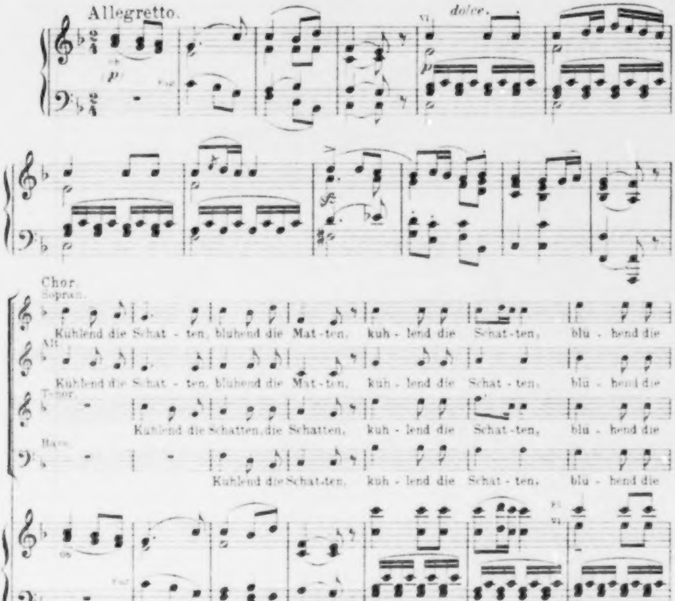
Berthalda. O, wie so reich und herrlich Ihr mich beschenkt! O wie funkeln diese Steine!

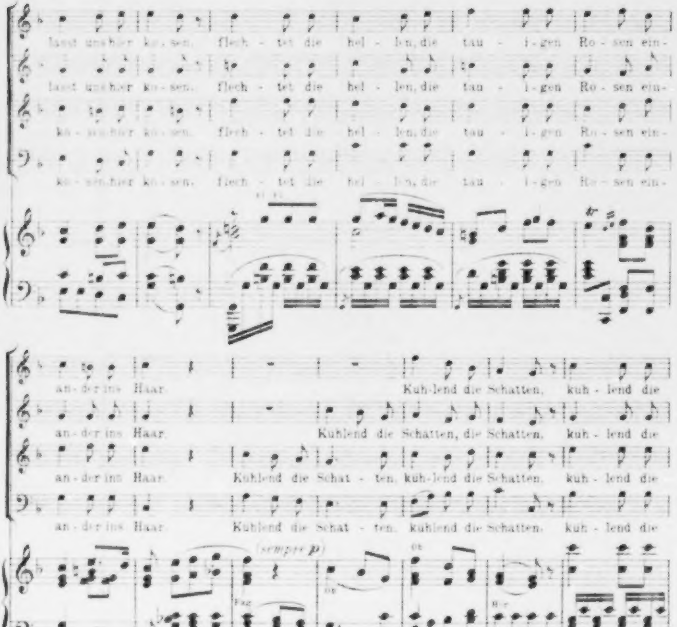
Huldbrand. Ihr wollt es nicht um Euren Hals legen? Freilich verdient es das wohl nicht!

Berthalda. Lieber Freund, es ist gewiss nur allzu schön dazu. Aber ich bin wie ein Kind, ich muss noch ein wenig damit spielen und es in der Sonne blitzen lassen.

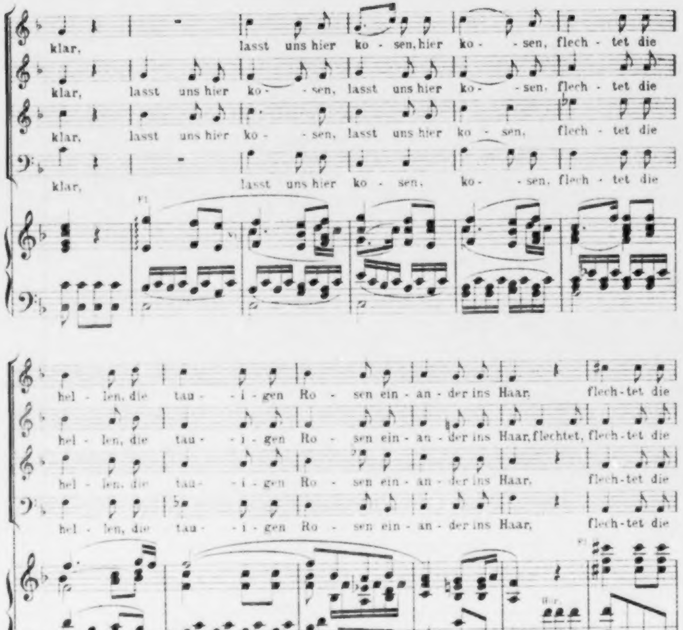
Undine. Wir sind alle so recht lustig und hell! Hier wollen wir ruhen im Kühlen (Wald), am klaren Wasser und singen und spielen, wie es uns durch den Sinn geht. Komm', Huldbrand und setze dich zwischen mich und Berthalden!

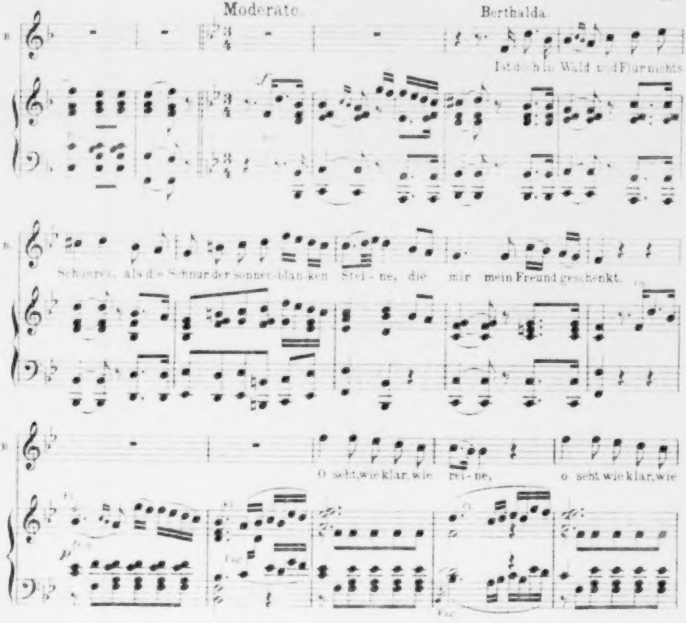
Nº 14. Finale.

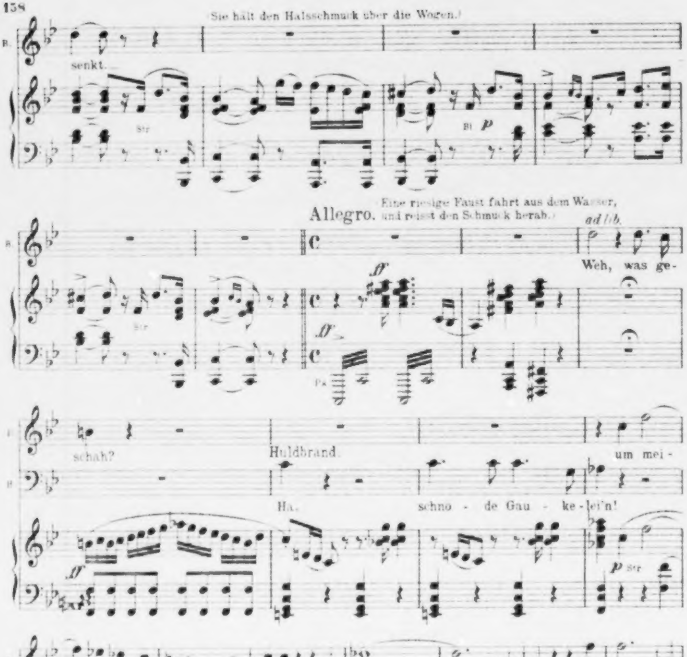

Allegretto.
dolce.
Vl.
p
Ob.
Fag.
sf
Chor.
Sopran.
Kühlend die Schat - ten, blühend die Mat - ten, kuh - lend die Schat - ten, blü - hend die
Alt.
Kühlend die Schat - ten, blühend die Mat - ten, kuh - lend die Schat - ten, blü - hend die
Tenor.
Kühlend die Schatten, die Schatten, kuh - lend die Schat - ten, blü - hend die
Bass.
Kühlend die Schat - ten, kuh - lend die Schat - ten, blü - hend die
Fl.
Vl.
Mat - ten, silbern die Wel - len, der Him - mel so klar, lasst uns hier ko - sen,
Mat - ten, silbern die Wel - len, der Him - mel so klar, lasst uns hier ko - sen,
Mat - ten, silbern die Wel - len, der Him - mel so klar, lasst uns hier
Mat - ten, silbern die Wel - len, der Him - mel so klar, lasst uns hier
Vl. Ob.

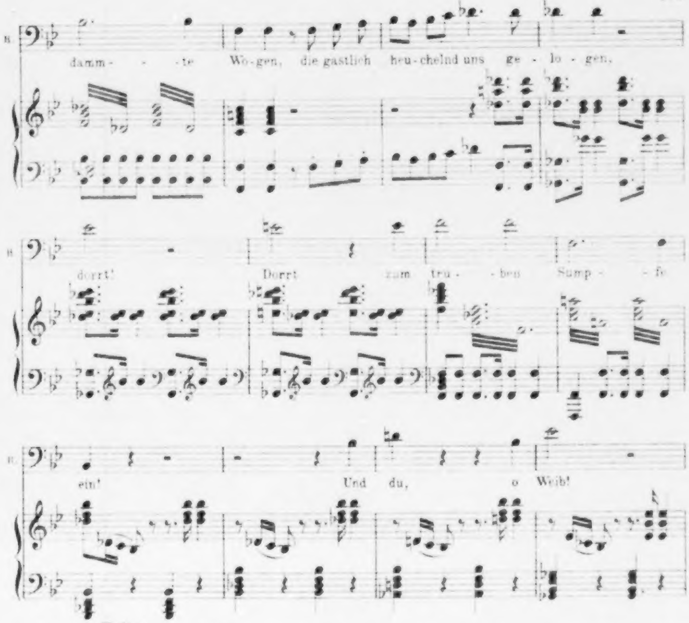

laßt uns hier ko - sen, flech - tet die hel - len, die tau - i - gen Ro - sen ein -
laßt uns hier ko - sen, flech - tet die hel - len, die tau - i - gen Ro - sen ein -
ko - sen hier ko - sen, flech - tet die hel - len, die tau - i - gen Ro - sen ein -
ko - sen hier ko - sen, flech - tet die hel - len, die tau - i - gen Ro - sen ein -
Fl
an - der ins Haar. Küh - lend die Schatten, küh - lend die
an - der ins Haar. Kühlend die Schatten, die Schatten, küh - lend die
an - der ins Haar. Kühlend die Schat - ten, küh - lend die Schatten, küh - lend die
an - der ins Haar. Kühlend die Schat - ten, kühlend die Schatten, küh - lend die
(sempre p)
Fag
Ob
Ob
Hr
Schat - ten, blü - hend die Mat - ten, sil - bern die Wel - len, der Him - mel so
Schat - ten, blü - hend die Mat - ten, sil - bern die Wel - len, der Him - mel so
Schat - ten, blü - hend die Mat - ten, sil - bern die Wel - len, der Him - mel so
Schat - ten, blü - hend die Mat - ten, sil - bern die Wel - len, der Him - mel so
Fl
Vl

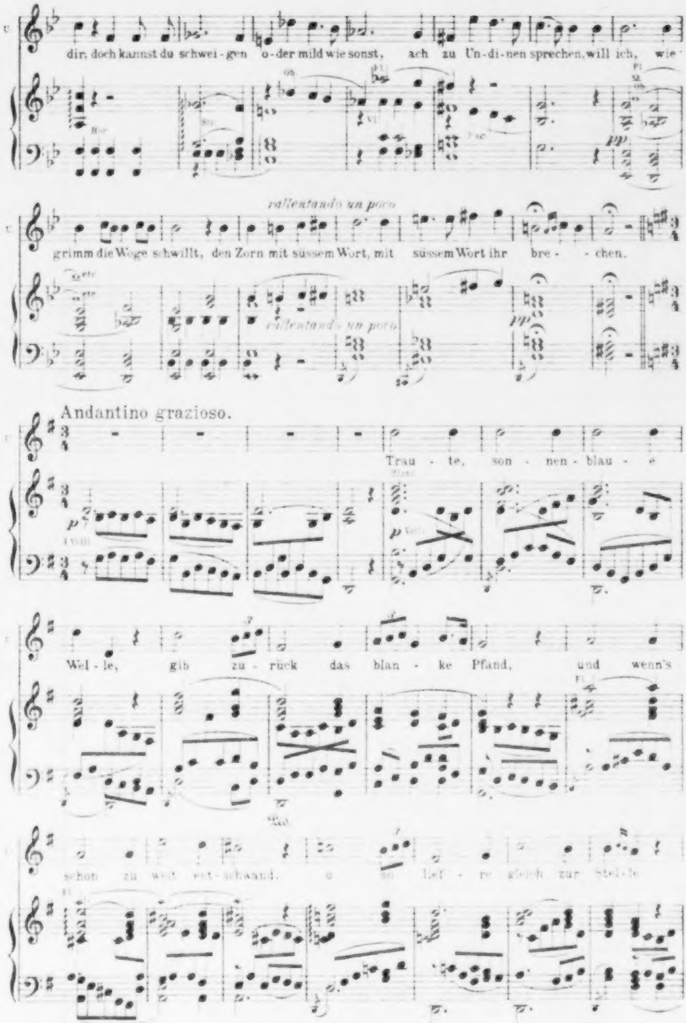
]

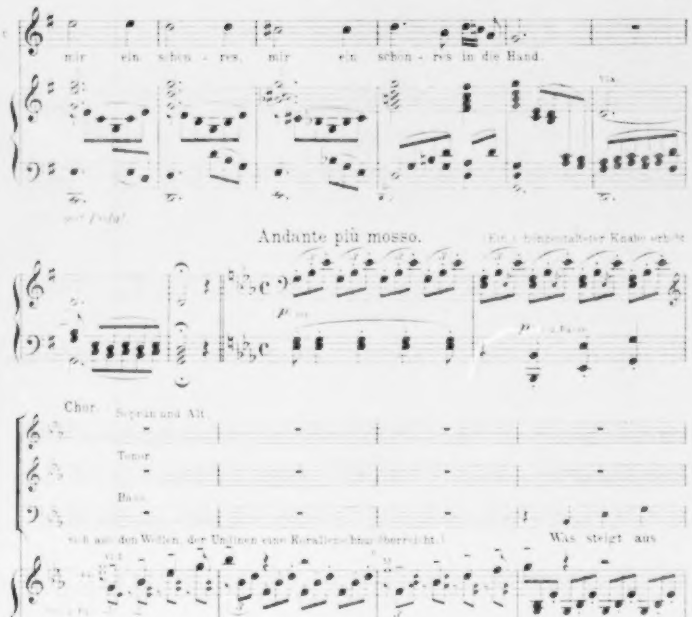

klar, lasst uns hier ko - sen, hier ko - sen, flech - tet die
klar, lasst uns hier ko - sen, lasst uns hier ko - sen, flech - tet die
klar, lasst uns hier ko - sen, lasst uns hier ko - sen, flech - tet die
klar, lasst uns hier ko - sen, ko - sen, flech - tet die
Fl.
hel - len, die tau - i - gen Ro - sen ein - an - der ins Haar, flech-tet die
hel - len, die tau - i - gen Ro - sen ein - an - der ins Haar, flechtet, flech-tet die
hel - len, die tau - i - gen Ro - sen ein - an - der ins Haar, flech-tet die
hel - len, die tau - i - gen Ro - sen ein - an - der ins Haar, flech-tet die
Fl. II
Hr.
Ro-sen ein-an-der ins Haar, flech-tet, flech-tet die Ro-sen ein - an-der ins Haar.
Ro-sen ein-an-der ins Haar. flech-tet die Ro-sen ein - an-der ins Haar.
Ro-sen ein-an-der ins Haar. flech-tet die Ro-sen ein - an-der ins Haar.
Ro-sen ein-an-der ins Haar, flech-tet die Ro-sen ein - an-der ins Haar.
Fl.

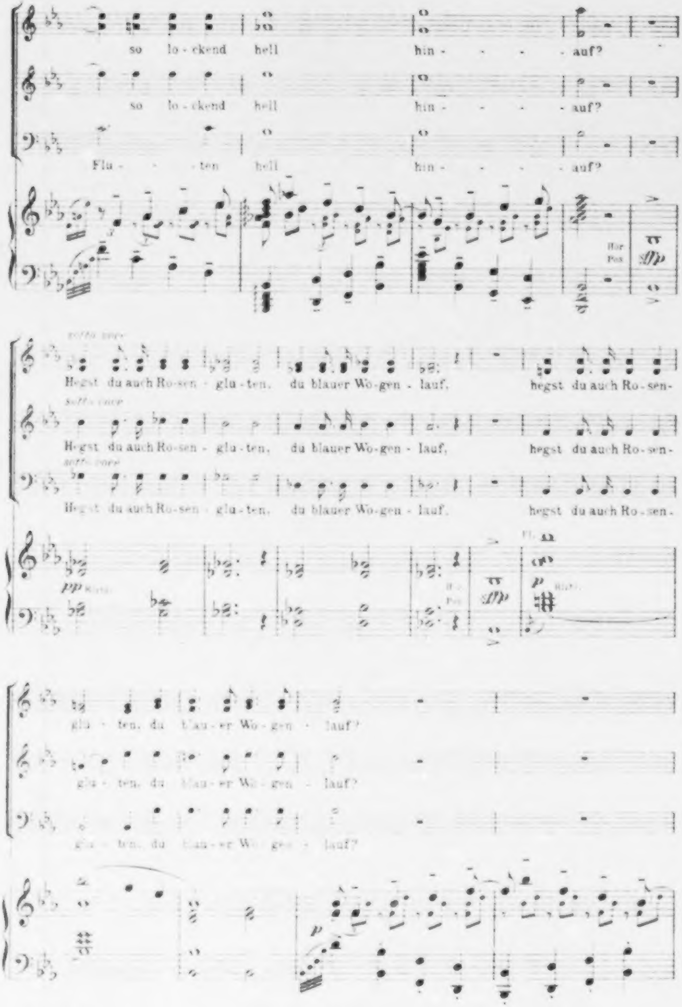

Moderato.
Berthalda.
B.
Ist doch in Wald und Flur nichts
f
Schöneres, als die Schnur der sonnen-blan-ken Stei-ne, die mir mein Freund geschenkt.
Ob.
O seht, wie klar, wie rei-ne, o seht wie klar, wie
Fl.
p
Fag.
rei-ne im hel-len Son-nen-schei-ne, im
Cl.
Vl.
hel-len Son-nen-schei-ne das farb'ge Licht sich hebt und
sf
Bl.

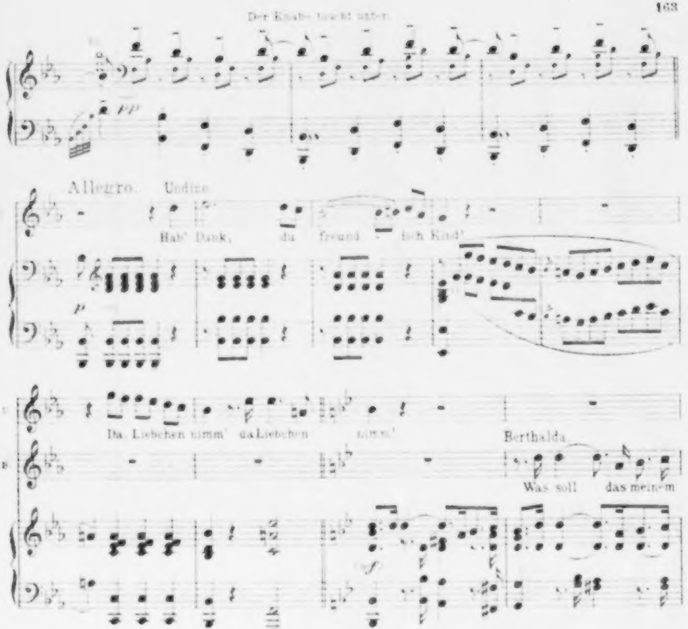

(Sie hält den Halsschmuck über die Wogen.)
B.
senkt.
Str
Bl p
Allegro.
(Eine riesige Faust fährt aus dem Wasser, und reisst den Schmuck herab.)
ad lib.
Weh, was ge-
ff
Pk
schah?
Huldbrand.
Ha, schnö - de Gau - ke - lei'n!
um mei-
p Str
- nen lie-ben Schmuck be-trogen ich ar - - - - mes Kind, ich ar - mes
Kind!
Huldbrand.
Ver - damm - - - te Wo - gen, ver -
f

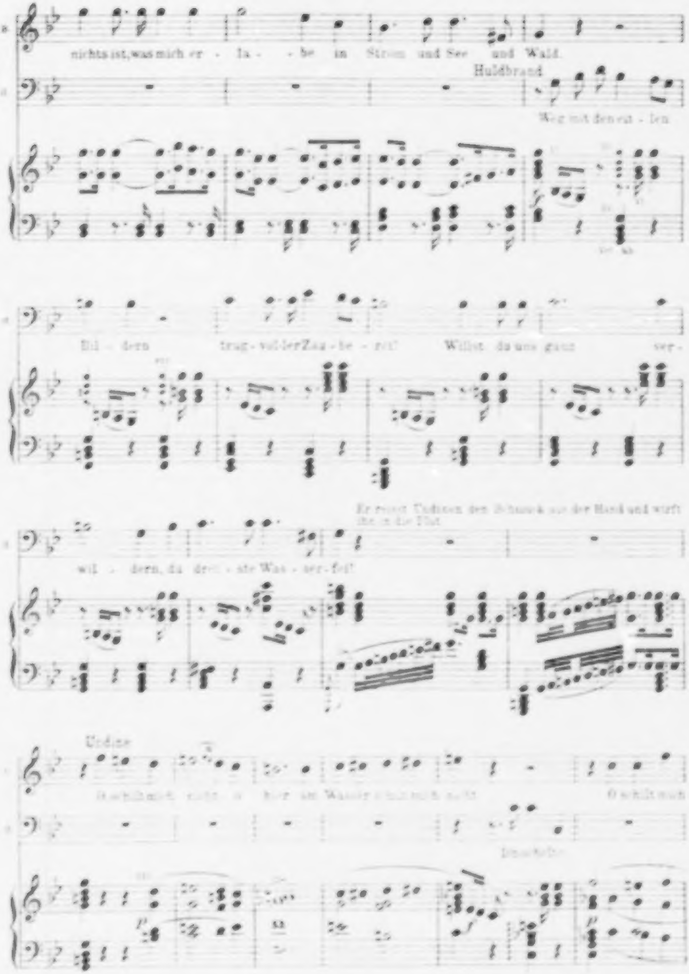

B.
damm- -te Wo-gen, die gastlich heu-chelnd uns ge-lo-gen.
B.
dorrt! Dorrt zum trü-ben Sump-fe
B.
ein! Und du, o Weib!
Undine.
U.
O, schilt nicht hier, o, schilt nicht hier, nicht an den Wel-len mich, ge-lieb-ter
p
Mann, da zog' es mich mit ern-stem Bann auf im-mer fort von
Vl.
pp
Vl.
Fag.
Vla

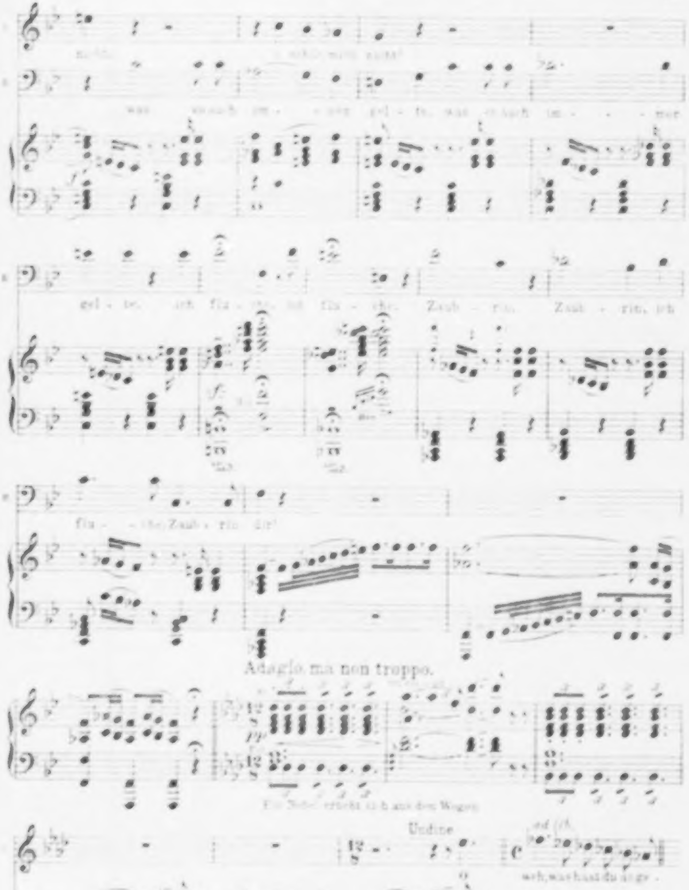

dir; doch kannst du schwei-gen o-der mild wie sonst, ach zu Un-di-nen sprechen, will ich, wie
Ob
Hör
Str
Vl
Fag
Fl
pp
rallentando un poco
grimm die Woge schwillt, den Zorn mit süssem Wort, mit süssem Wort ihr bre - - chen.
pp
Andantino grazioso.
p
Trau - te, son - nen - blau - e
Wel - le, gib zu - rück das blan - ke Pfand, und wenn's
schon zu weit ent-schwand, o so lief - re gleich zur Stel-le

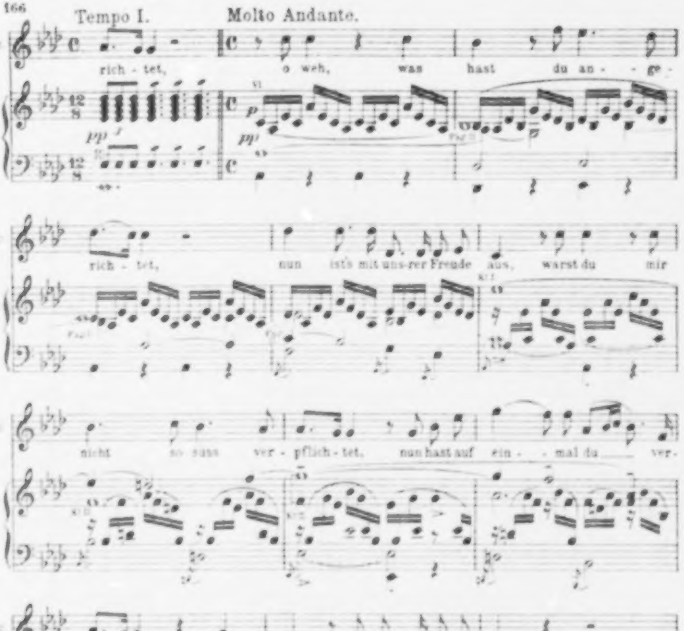

mir ein schön - res, mir ein schön - res in die Hand.
mit Pedal
Andante più mosso.
(Ein schöngestalteter Knabe erhebt sich aus den Wellen, der Undinen eine Korallenschnur überreicht.)
p
Chor.
Sopran und Alt
Tenor
Bass
Was steigt aus
Was steigt aus kla - - - - - - ren Flu - ten, steigt
Was steigt aus kla - - - - - - ren Flu - ten, steigt
kla - - - - - - ren Flu - ten, steigt aus kla - ren

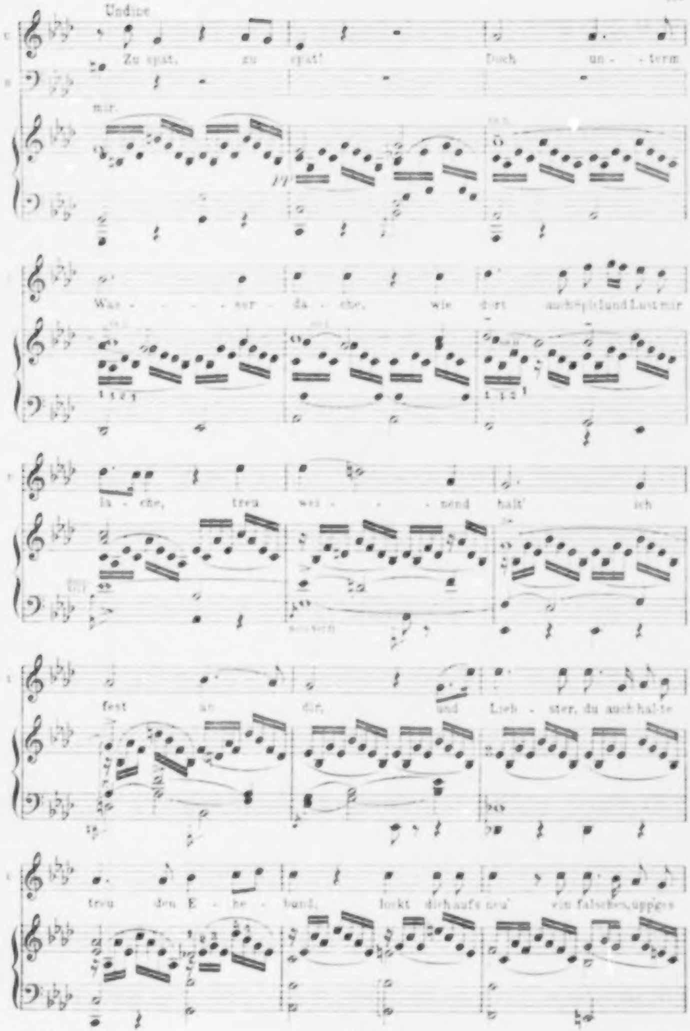

so lo-ckend hell hin- - - - -auf?
so lo-ckend hell hin- - - - -auf?
Flu- -ten hell hin- - - - -auf?
Hör
Pos
sotto voce
Hegst du auch Ro-sen-glu-ten, du blauer Wo-gen-lauf, hegst du auch Ro-sen-
sotto voce
Hegst du auch Ro-sen-glu-ten, du blauer Wo-gen-lauf, hegst du auch Ro-sen-
sotto voce
Hegst du auch Ro-sen-glu-ten, du blauer Wo-gen-lauf, hegst du auch Ro-sen-
pp Klar.
Hör
Pos
Fl.
p Klar.
glu-ten, du blau-er Wo-gen-lauf?
glu-ten, du blau-er Wo-gen-lauf?
glu-ten, du blau-er Wo-gen-lauf?
p

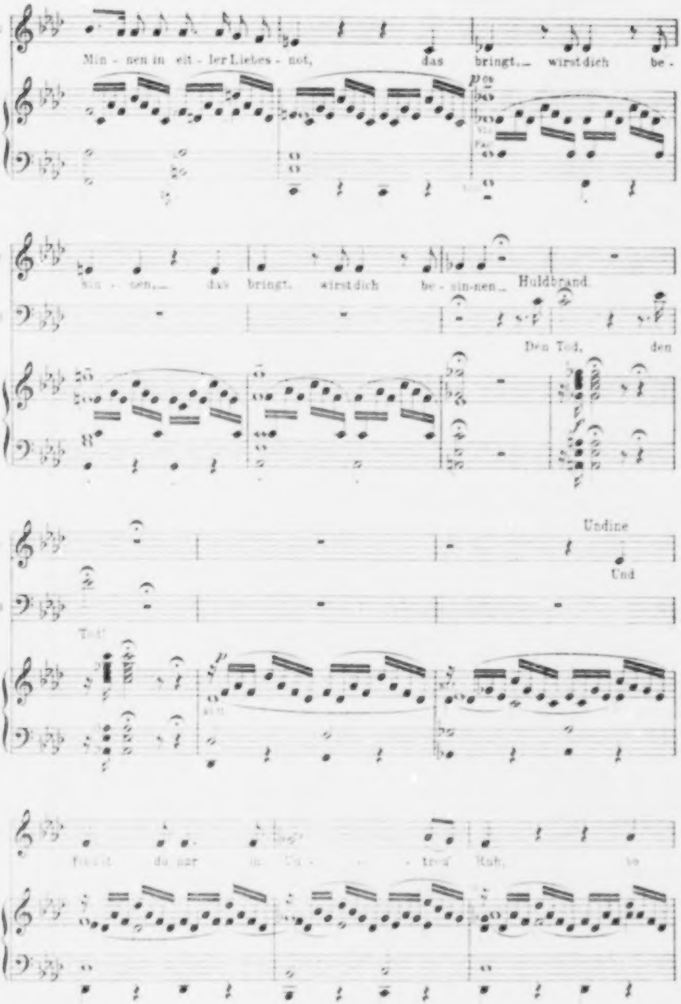

Der Knabe tanzt über
pp
Allegro.
Undine
Hab' Dank, du freund - lich Kind!
p
Da, Liebchen nimm' da Liebchen nimm'!
Berthalda.
Was soll das meinem Schmerz, meinem Schmerz und Grimm,
hin ist die teu - re Ga - be,
hin ist die teu - re Ga - be, die mir vor al - lem galt.

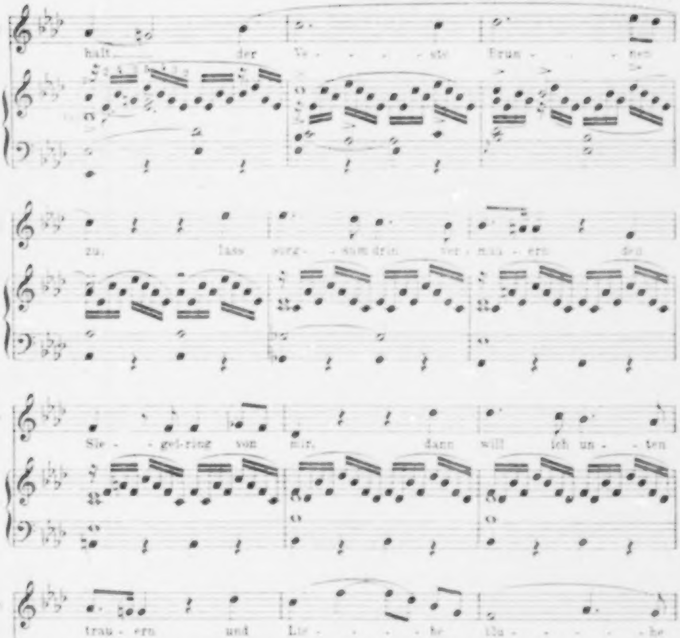

nichts ist, was mich er - la - - be in Strom und See und Wald.
Huldbrand
Weg mit den eit - len
Bil - dern trug - voller Zau - be - rei! Willst du uns ganz ver-
Er reisst Undinen den Schmuck aus der Hand und wirft ihn in die Flut
wil - dern, du dreiste Was - ser-fei!
Undine
O schilt mich nicht, o hier am Wasser schilt mich nicht! O schilt mich

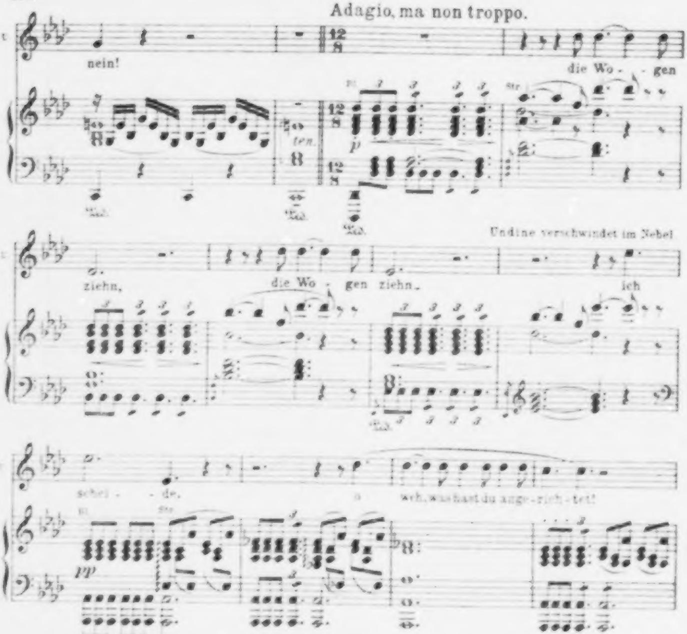

nicht, o nicht, nicht nicht?
was manch im - - mer gel - te, was manch im - - - mer
gel - te, ich flu - che, ich flu - che, Zaub - rin, Zaub - rin, ich
flu - - che, Zaub - rin dir!
Adagio ma non troppo.
pp
Ein Nebel erhebt sich aus den Wogen.
Undine
mf
ach, was hast du ange -

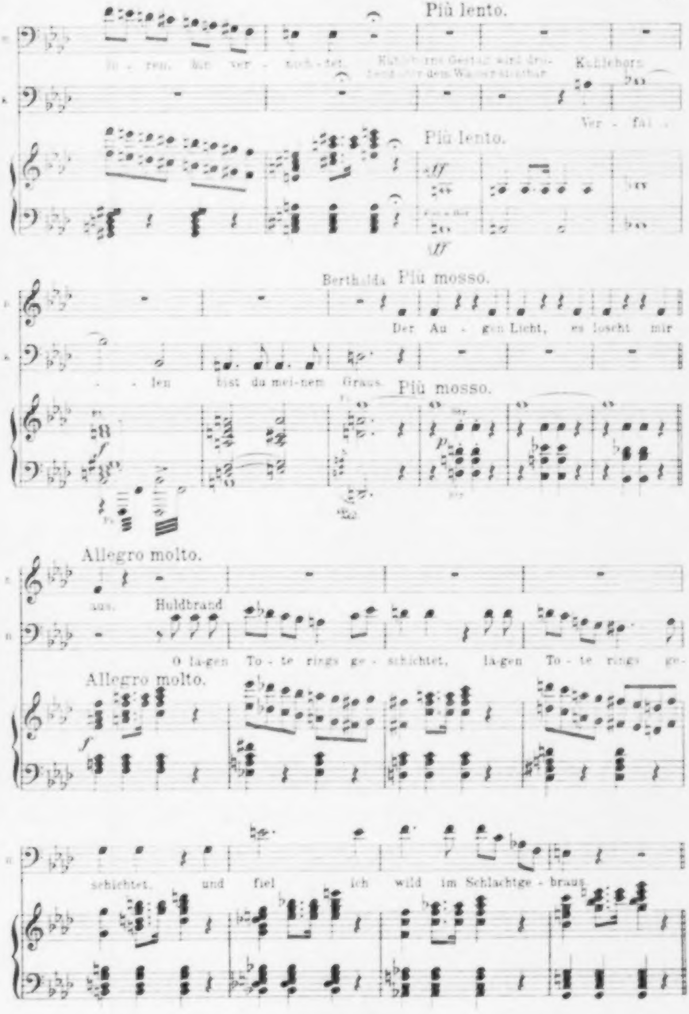

Tempo I.
Molto Andante.
rich - tet,
o weh, was hast du an - ge -
pp
p
pp
rich - tet, nun ist's mit uns-rer Freude aus, warst du mir
nicht so süss ver - pflich - tet, nun hast auf ein - mal du ver -
nich - tet, ich muss in das krystall'ne Haus. Huldbrand
Ach Kind, wie
ist mir, ich er - wa - che vom wil - den Zorn, ach, bleib bei

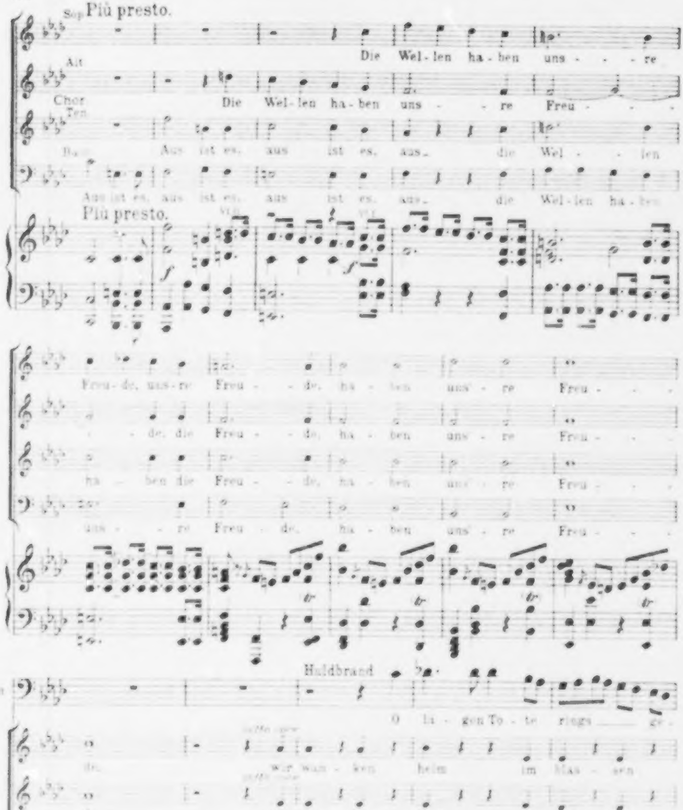

Undine
Zu spät, zu spät! Doch un - term
mir.
pp
Was - - - ser - da - che, wie dort auch Spiel und Lust mir
la - che, treu wei - - - nend halt' ich
fest an dir, und Lieb - ster, du auch halte
treu den E - he - band, lockt dich aufs neu' ein falsches, upp'ges

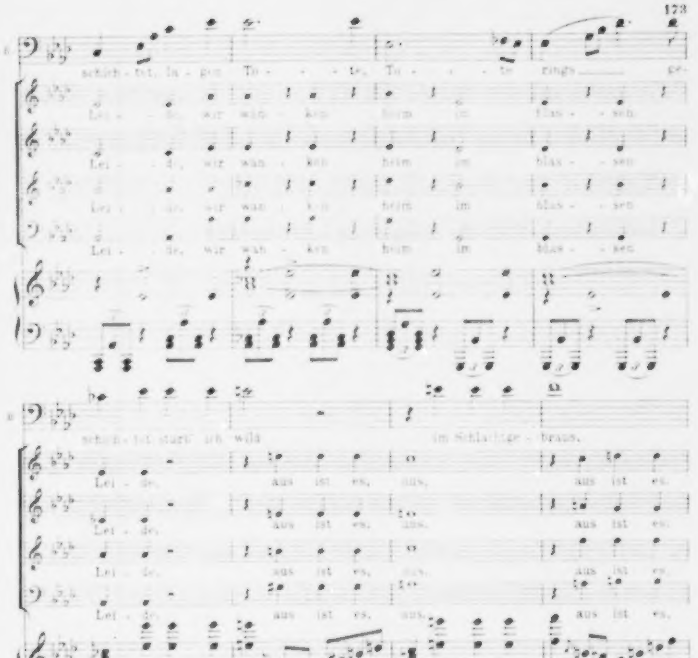

Min - nen in eit - ler Liebes - not,
das bringt... wirst dich be -
p
Vle
Fag
sin - nen,... das bringt. wirst dich be - sin-nen...
Huldbrand
Den Tod, den
Tod!
Undine
Und
p
Fühlst du gar in Un - - - treu' Ruh, so

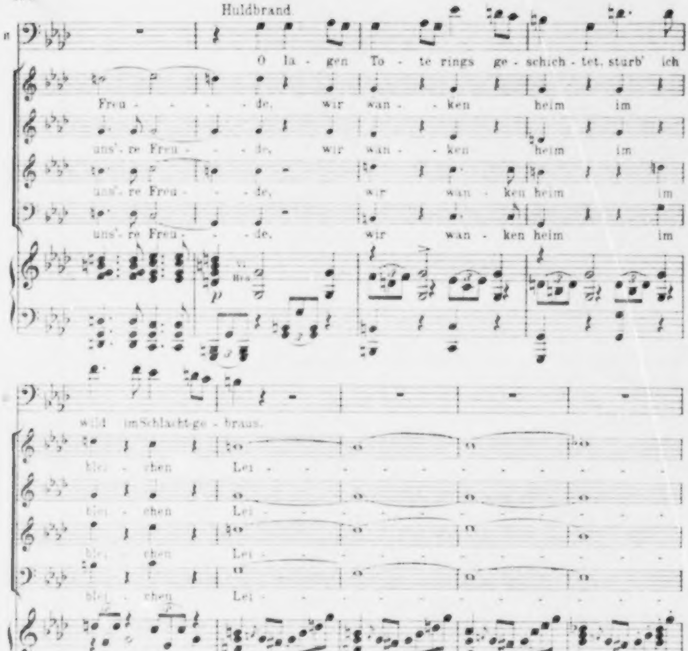

halt der Ve - - - - ste Brun - - - - nen
zu, lass sorg - sam drin ver - mau - ern den
Sie - gel-ring von mir, dann will ich un - ten
trau - ern und Lie - - - - be Ru - - - - - he
dir.
Huldbrand
Ach kannst du denn nicht blei - ben?
Ach nein, Ge - lieb - ter.

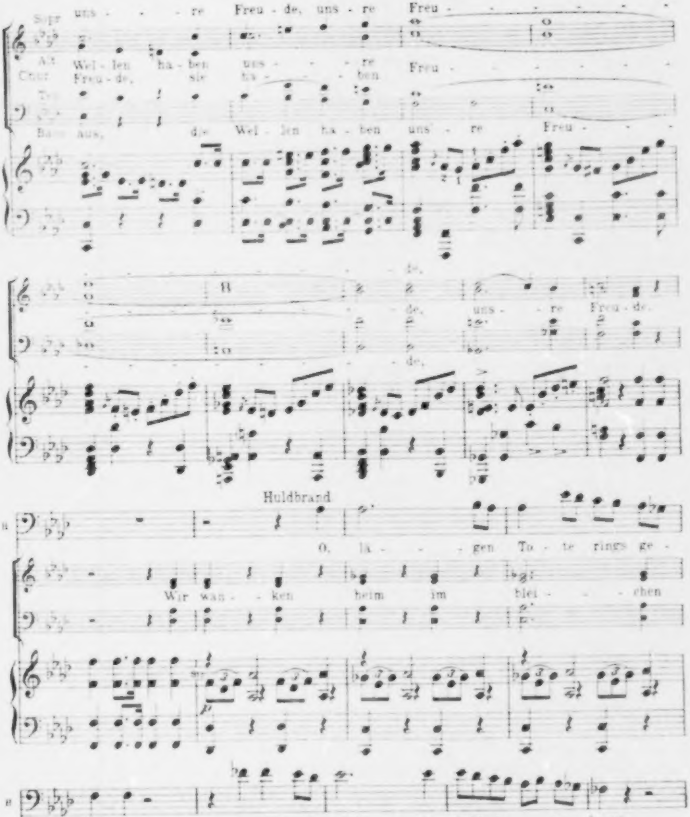

Adagio, ma non troppo.
nein!
die Wo - gen
ten.
p
ziehn,
die Wo - gen ziehn.
Undine verschwindet im Nebel
ich
schei - de,
o weh, was hast du ange-rich-tet!
pp
Allegro.
Huldbrand
Ich bin ver-
f
lo - ren, bin ver - nich-tet, ich bin ver-lo - ren, bin ver - nich-tet, ich bin ver-

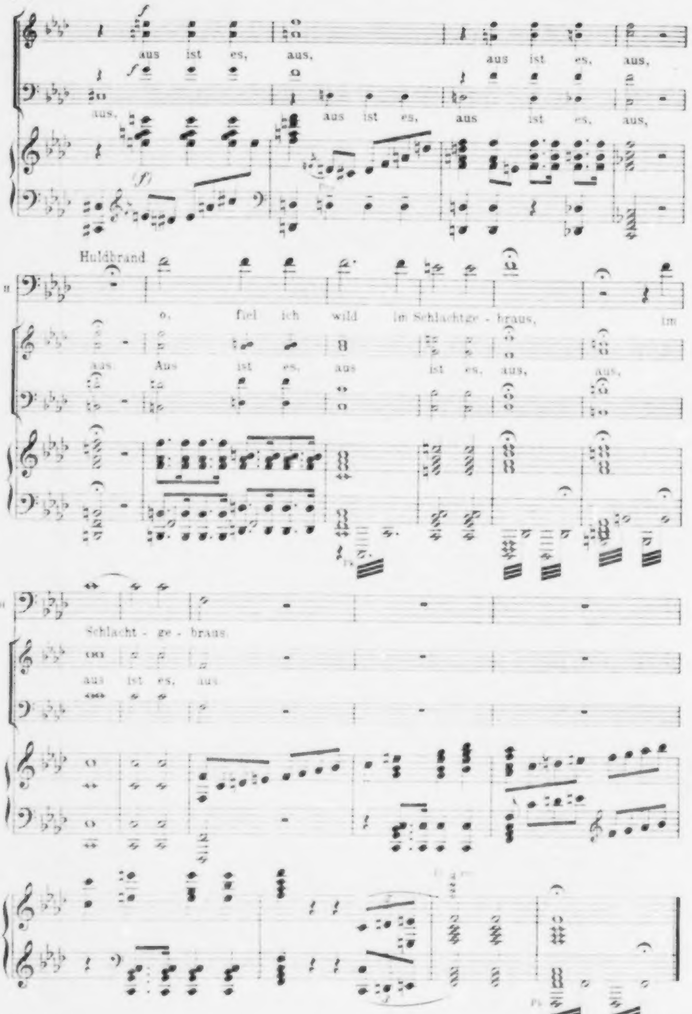

Più lento.
Ih - ren, hin ver - nich - tet.
Kühleborns Gestalt wird drohend über dem Wasser sichtbar
Kühleborn
Ver - fal -
Più lento.
ff
ff
Berthalda
Più mosso.
Der Au - gen Licht, es löscht mir
- len bist du mei-nem Graus.
Più mosso.
f
p
Allegro molto.
aus.
Huldbrand
O la-gen To - te rings ge - schichtet, la-gen To - te rings ge-
Allegro molto.
f
schichtet, und fiel ich wild im Schlachtge - braus.


Sop.
Più presto.
Die Wel-len ha-ben uns - - - re
Alt
Chor
Die Wel-len ha-ben uns - - re Freu - - -
Ten.
Aus ist es, aus ist es, aus die Wel - - len
Bass
Aus ist es, aus ist es, aus ist es, aus die Wel-len ha-ben
Più presto.
f
f
tr
Freu-de, uns-re Freu - - de, ha - ben uns're Freu - - -
- de, die Freu - - de, ha - ben uns - re Freu - - -
ha - ben die Freu - - de, ha - ben uns - re Freu - - -
uns - - re Freu - de, ha - ben uns're Freu - - -
Haldbrand
O li - gen To - te riegs ge-
sotto voce
de, wir wan - ken heim im blas - sen
de, wir wan - ken heim im blas - sen
de, wir wan - ken heim im blas - sen
de, wir wan - ken heim im blas - sen
p
p


B.
schich - tet. In gro - ßen To - - te, To - - - te rings ___ ge-
Lei - de, wir wan - ken heim im blas - - sen
Lei - de, wir wan - ken heim im blas - - sen
Lei - de, wir wan - ken heim im blas - - sen
Lei - de, wir wan - ken heim im blas - - sen
B.
schich - tet starr' und wild im Schlachtge - braus.
Lei - de, aus ist es, aus, aus ist es.
Lei - de, aus ist es, aus, aus ist es.
Lei - de, aus ist es, aus, aus ist es.
Lei - de, aus ist es, aus, aus ist es.
f
aus ist es, aus. Die Wel - len ha - ben uns - - - re
aus ist es, aus ___ Die Wel - len ha - ben
aus, aus ist es, aus. Die Wel - len ha - ben
aus, aus ist es, aus. Die Wel - len ha - ben


Huldbrand.
O la - gen To - te rings ge - schich - tet, sturb' ich
Freu - - - - de, wir wan - - ken heim im
uns're Freu - - - de, wir wan - - ken heim im
uns're Freu - - - de, wir wan - ken heim im
uns're Freu - - - de, wir wan - ken heim im
wild im Schlachtge - braus.
blei - chen Lei - - - - - - - - - - - - - -
blei - chen Lei - - - - - - - - - - - - - -
blei - chen Lei - - - - - - - - - - - - - -
blei - chen Lei - - - - - - - - - - - - - -
de Aus ist es, aus, die Wel - len ha - ben
de Aus ist es, aus. die
de Die Wel - len ha - ben uns - - re
de Aus ist es, aus, aus ist es.

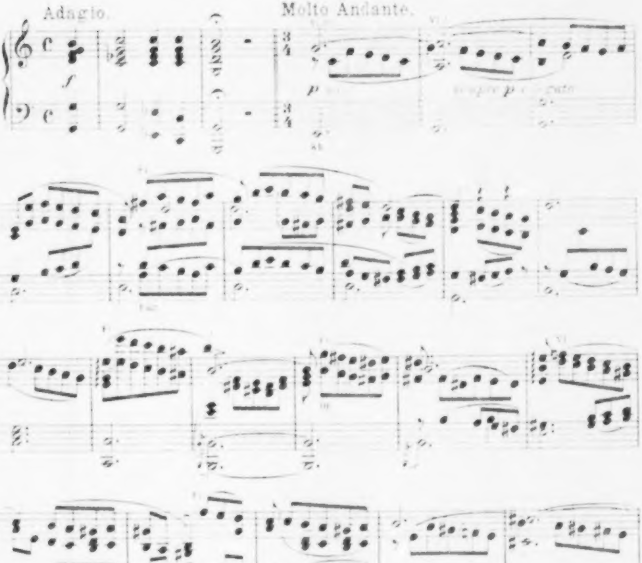
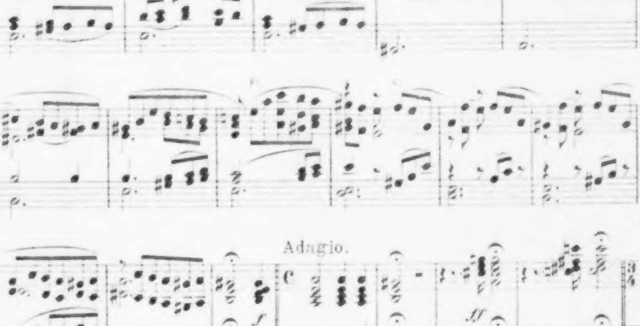

Sopr
uns - - re Freu - de, uns - re Freu -
Alt
Wel - len ha - ben uns - - re Freu -
Chor
Freu - de, sie ha - - ben
Ten
Bass aus, die Wel - len ha - ben uns - re Freu -
- de,
- de, uns - - re Freu - de.
- de,
Huldbrand
8
O, lä - - - gen To - te rings ge -
Wir wan - ken heim im blei - - - chen
8
schich-tet, o, fiel ich wild im Schlacht - ge - braus,
Lei - de, wir wan - ken heim im blei - chen Lei - de,
Leid, aus ist es,

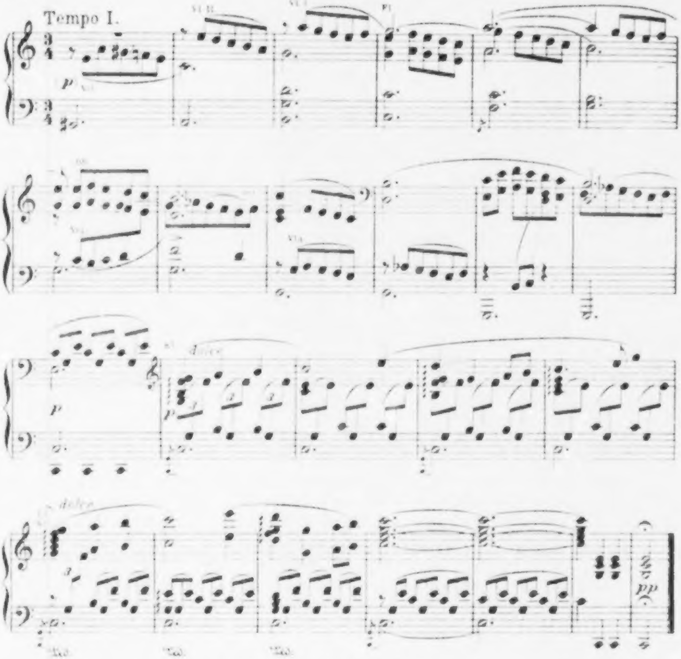

aus ist es, aus, aus ist es, aus,
aus, aus ist es, aus ist es, aus,
Huldbrand
o, fiel ich wild im Schlachtge - braus, im
aus. Aus ist es, aus ist es, aus, aus,
Schlacht - ge - braus.
aus ist es, aus
Pk.

Ende des zweiten Aktes.

Akt III.

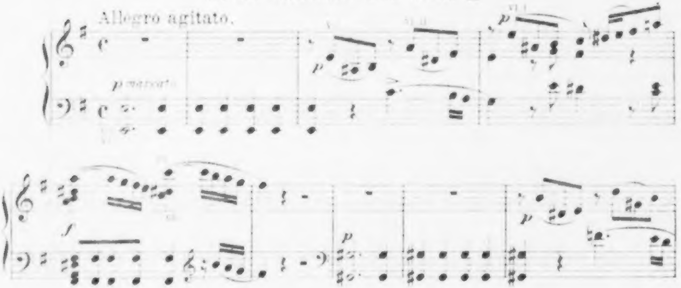
Nº 15. Introduktion.

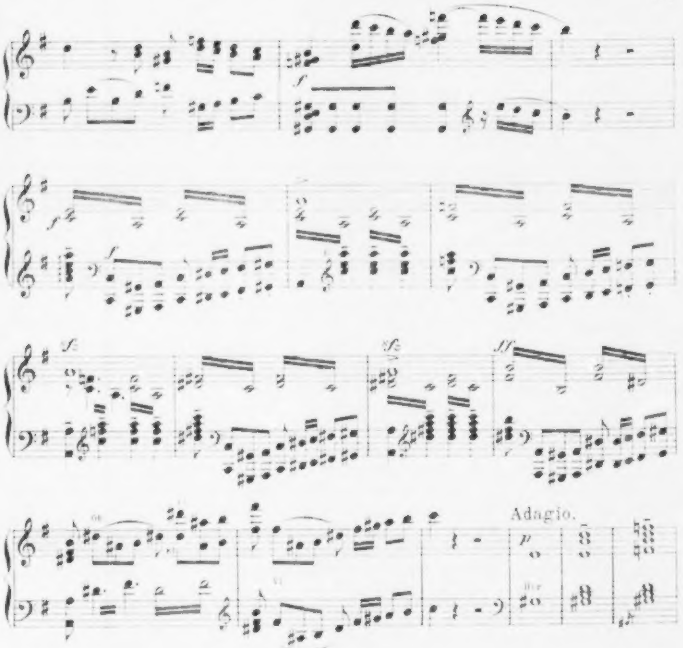


Adagio.
Molto Andante.
f
p
sempre p e legato
Adagio.
ff
f

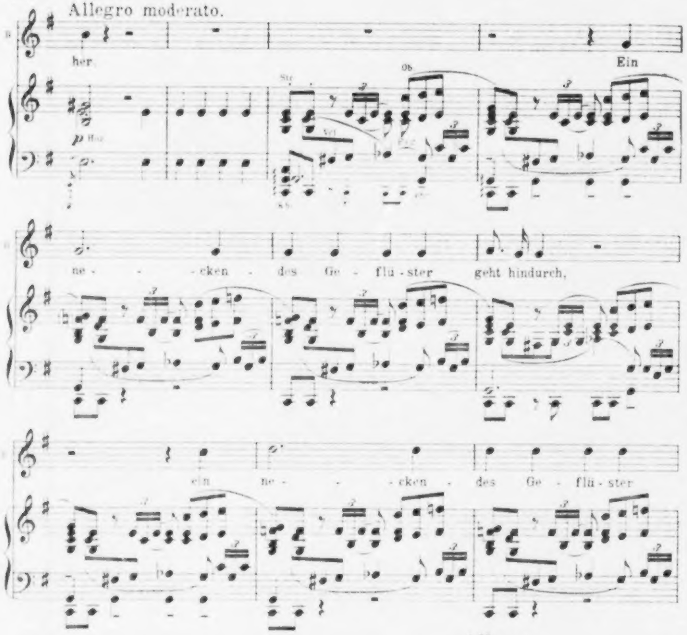

Tempo I.
p
dolce
p
dolce
pp

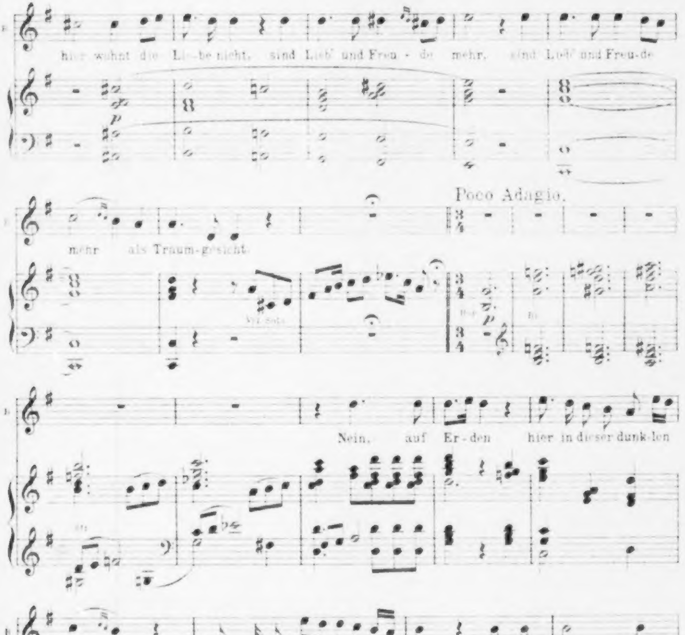
Kurzes Gemach auf Burg Ringstetten.

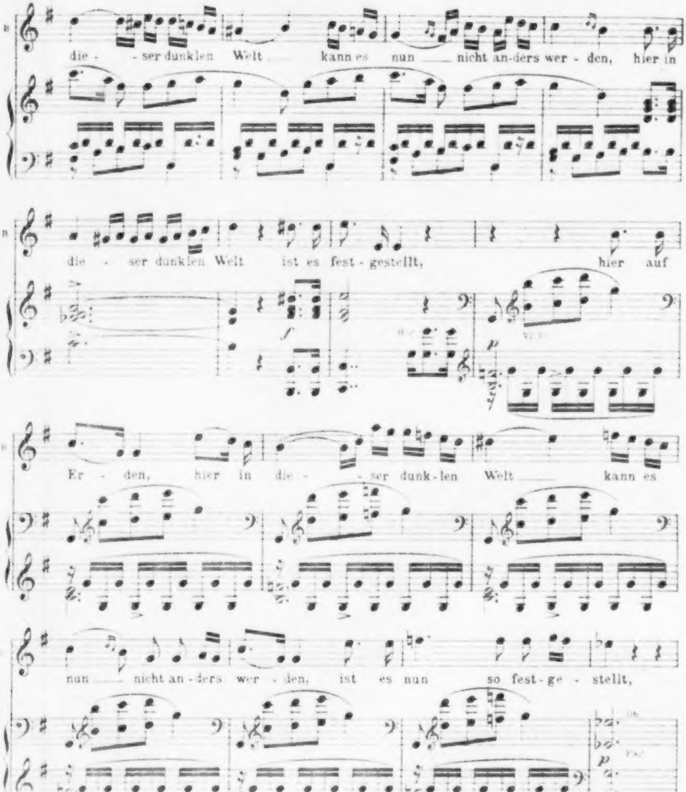
Nº 16. Recitativ und Arie. ⑳

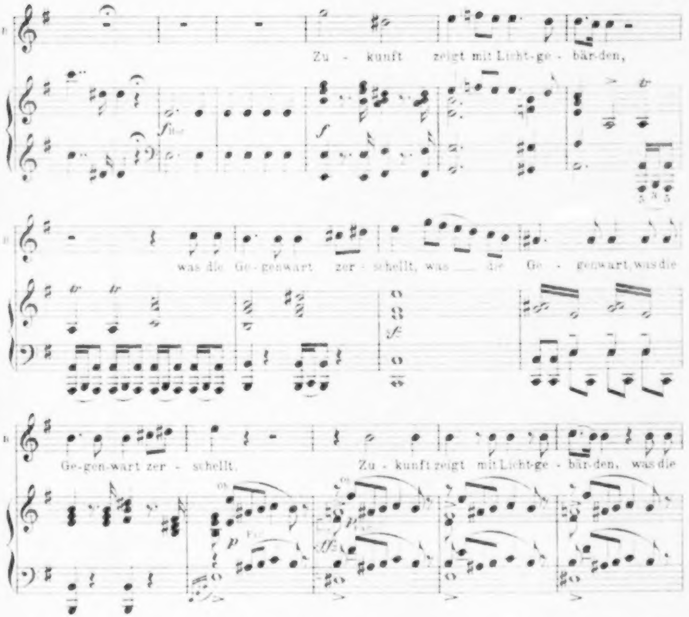

Allegro agitato.
p marcato
p
p
f
p
p

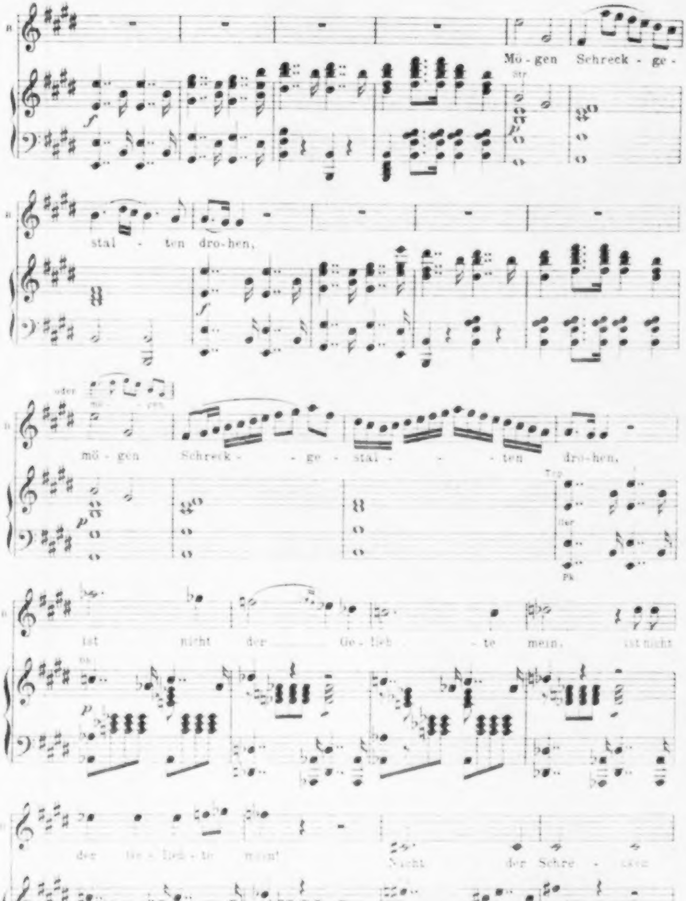

f
f
f
sf
sf
ff
Adagio.
p
p
p
Recitativ.
Berthalda.
Wie schwül, wie bang, unheimlich starrt die Burg mit ih-ren kal-ten Mau-ern um mich

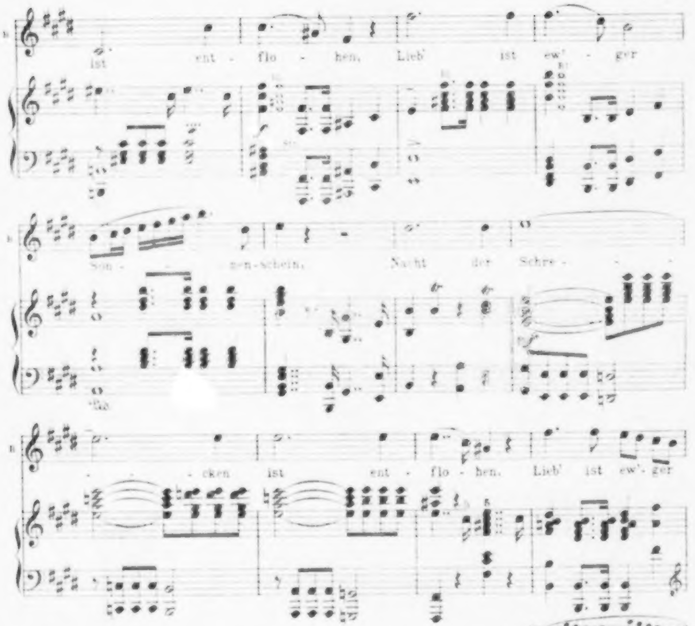

Allegro moderato.
her.
Str
Ob
Vcl
Fag
p Hör
Kb
Ein
ne - - cken - des Ge - flü - ster geht hindurch,
ein ne - - cken - des Ge - flü - ster
Allegro.
geht hindurch und macht die Brust mir schwer.
f
Ich
fühl' es! Ich fühl' es! Ach, ach
Vl
f
pp

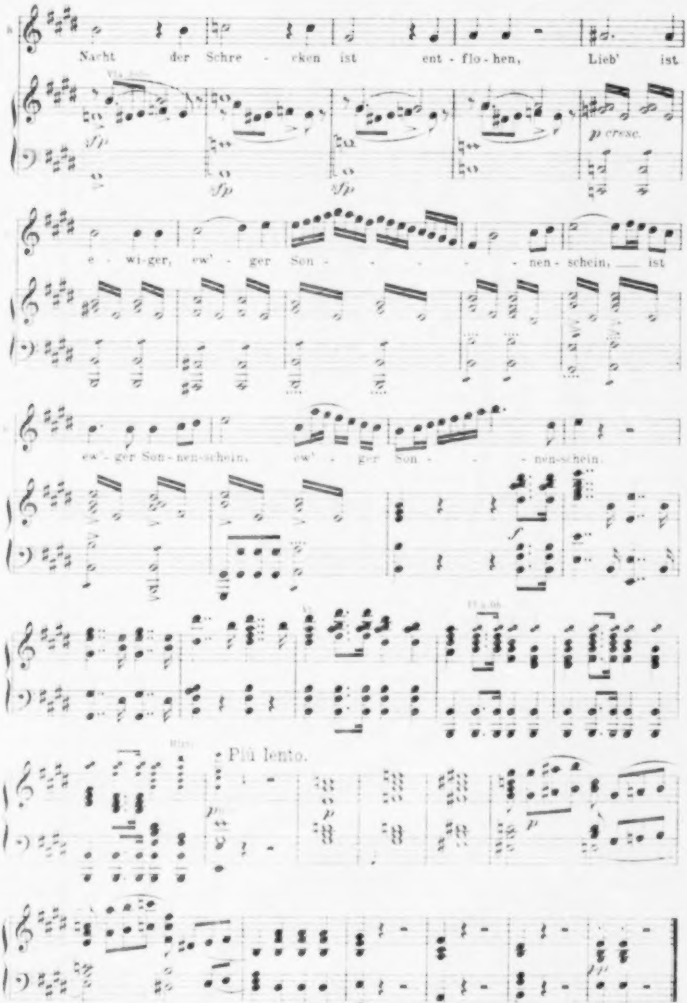

hier wohnt die Li - be nicht, sind Lieb' und Freu - de mehr, sind Lieb' und Freu-de
mehr als Traum-gesicht.
Poco Adagio.
Vcl. Solo
Nein, auf Er-den hier in dieser dunk-len
Welt. Ist es denn nun fest-ge-stellt, kann es nun nicht
an-ders, nicht an - - ders wer-den, hier in


die - ser dunklen Welt kann es nun nicht an-ders wer - den, hier in
die - ser dunklen Welt ist es fest - gestellt, hier auf
Er - den, hier in die - ser dunk-len Welt kann es
nun nicht an-ders wer - den, ist es nun so fest - ge - stellt,
hier in die - ser dunk - len Welt ist es fest - ge - stellt.
Allegro.
f
p
Vl.
Ob.
Fag.
f Hörn


Zu - kunft zeigt mit Licht-ge - bär-den,
f
f
was die Ge-genwart zer - schellt, was die Ge - genwart, was die
Ge-gen-wart zer - schellt. Zu - kunft zeigt mit Licht-ge - bär-den, was die
p
ff
Ge - genwart, was die Ge - genwart zer - schellt. Zu - kunft zeigt mit Licht - ge -
bär - den, was die Ge-genwart, die Ge-genwart, was die Ge-genwart zer-schellt.
p


Mö-gen Schreck-ge-
Str
stal-ten dro-hen,
f
oder mö-gen
mö-gen Schreck-ge-stal-ten dro-hen,
Trp
Hr
Pk
Ist nicht der Ge-lieb-te mein, ist nicht
Ob
p
der Ge-lieb-te mein!
Nicht der Schre-cken


ist ent - flo - hen, Lieb' ist ew' - ger
Son - nen-schein, Nacht der Schre -
- cken ist ent - flo - hen. Lieb' ist ew'-ger
cad.
Son -
- nen - schein, Lieb' ist ew'ger Son - nen - schein,
f
p
mf
tr


Nacht der Schre - cken ist ent - flo - hen, Lieb' ist
Vla. Solo
sfp
sfp
sfp
p cresc.
e - wi-ger, ew' - ger Son - - - - - nen - schein, ist
ew' - ger Son - nen - schein, ew' - ger Son - - - nen - schein.
f
Fl. & Ob.
Più lento.
p
p
p

Berthalda. Wie ist Euch, lieber Ritter? Zieht sich das Nebelgewölk jenes schrecklichen Tages noch immer nicht von Eurer Seele zurück?

Huldbrand. O ja Berthalda! o ja! — es muss ja wohl! — Denn ach, es ist weiter nichts gewesen, als ein gespenstischer Traum.

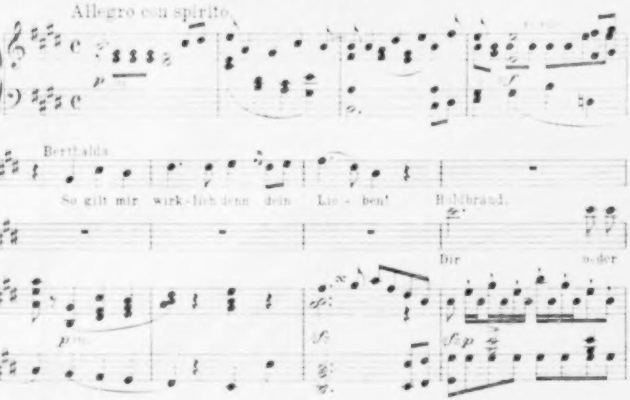
Berthalda. So mein' ich es auch!

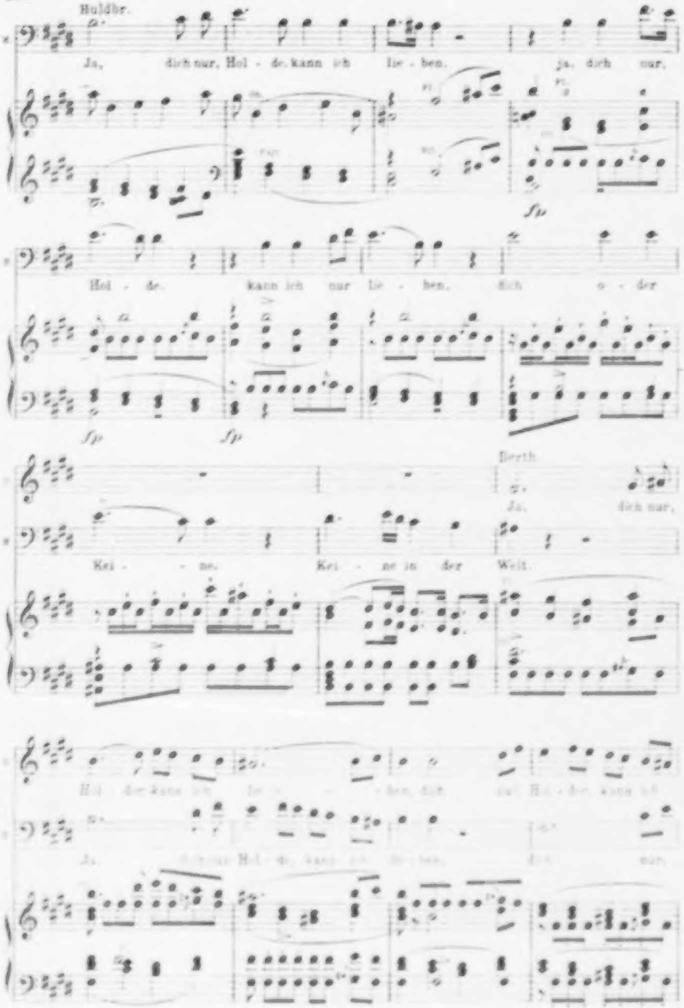
Huldbrand. Nur, dass es mir auch eben zu Mute ist, wie Jemanden, der aus einem Traum erwacht. Die Klage daraus hör' ich nur noch vor dem Ohre summen, die Tränen, darin vergossen, stehen mir noch im Auge. Schneidend und kalt weht die Morgenluft darein.

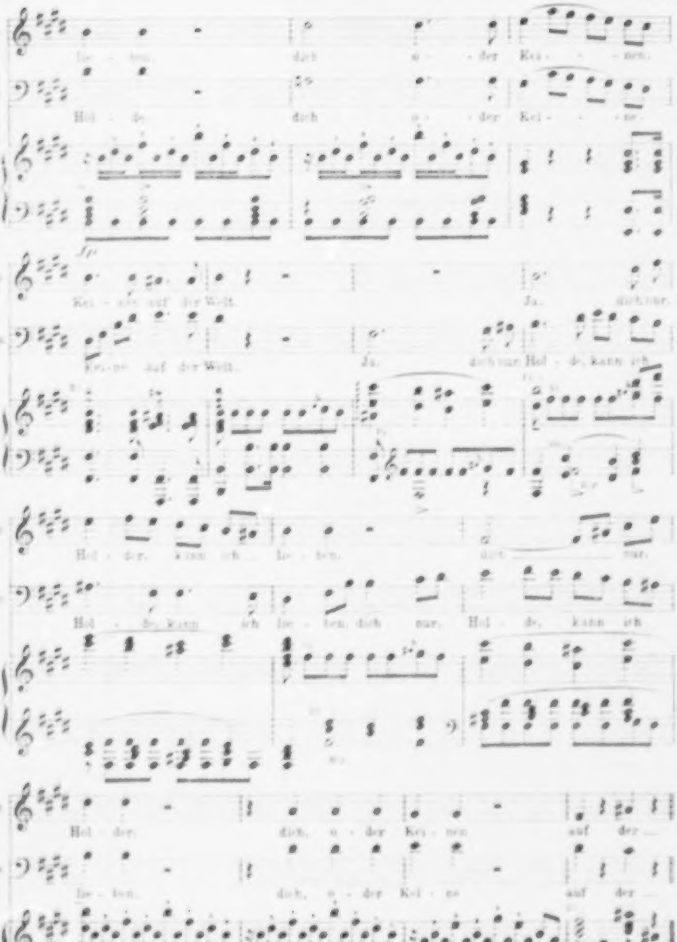
Berthalda. Schneidend und kalt? — Ach, lieber Ritter!

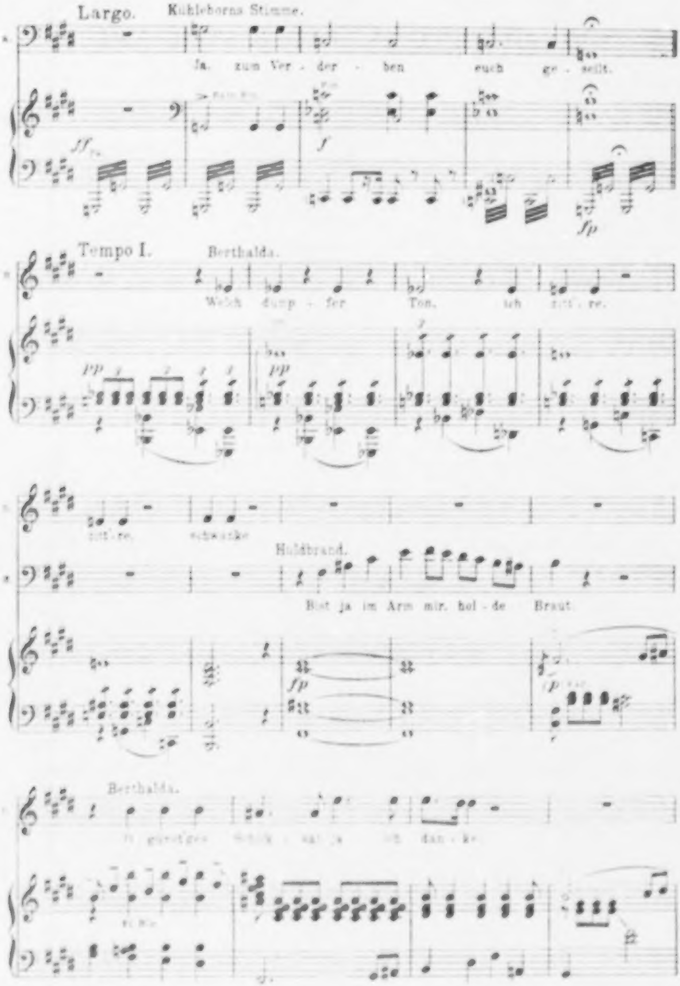
Huldbrand. Es gilt nicht dir, Berthalda! Denn nur in deiner Liebe finde ich noch den einzigen Trost.

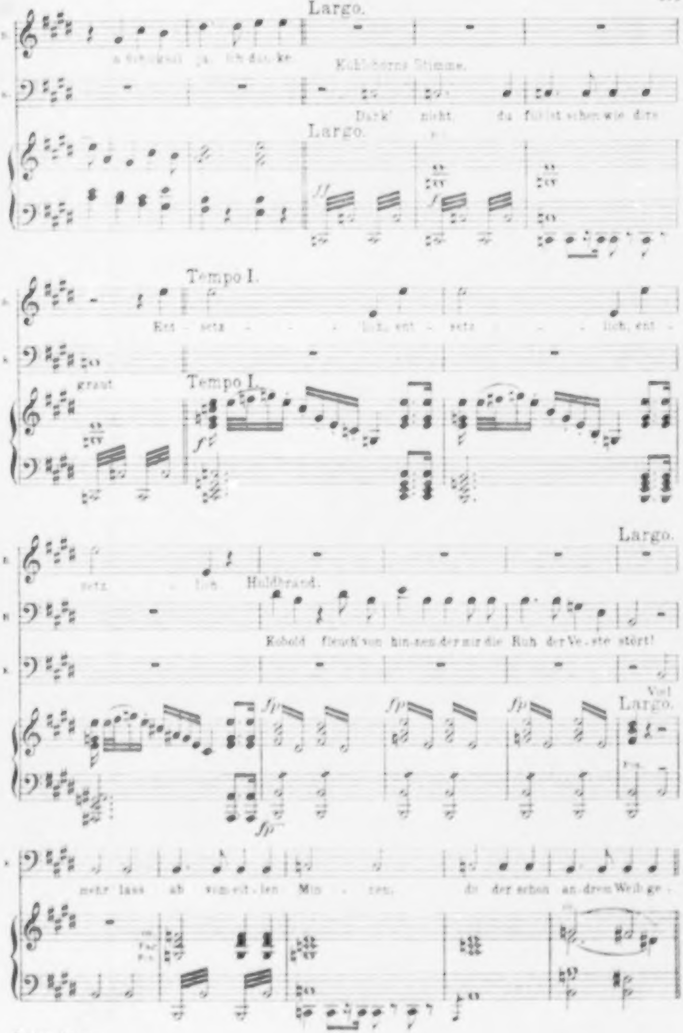
Nº 17. Terzett.

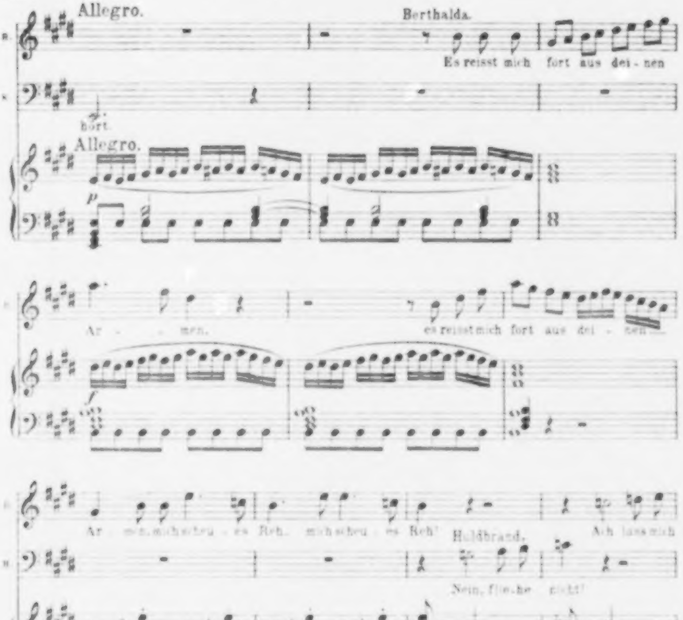

Allegro con spirito.
p
Berthalda.
So gilt mir wirk-lich denn dein Lie - ben!
Huldbrand.
Dir o-der Kei - ner, Kei - ner auf der Welt.
p
sf
sfp
p
Berth.
So sind wir Zwei in glei - chen Trieben, in glei - chen Trieben.
fp
I. H.

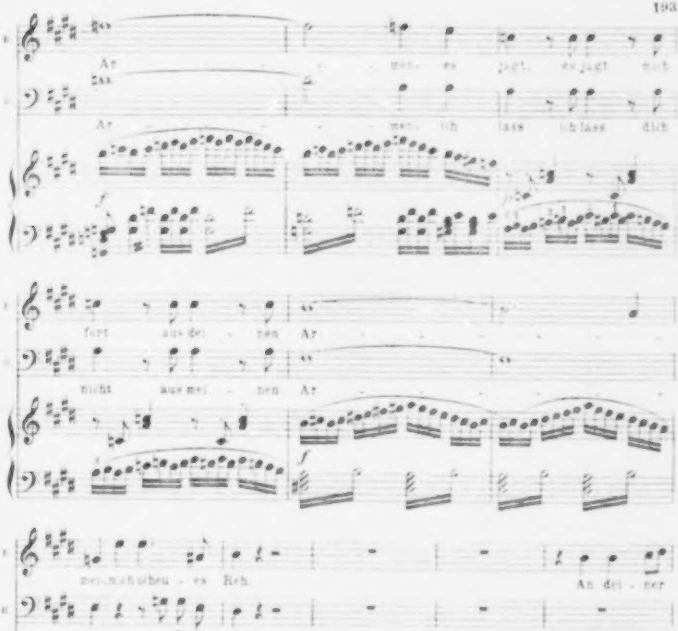

Huldbr.
Ja, dich nur, Hol - de, kann ich lie - ben. ja, dich nur,
Fl.
Fag.
fp
Hol - de, kann ich nur lie - ben, dich o - der
fp
fp
Berth.
Ja, dich nur,
Kei - ne. Kei - ne in der Welt.
Hol - de, kann ich lie - ben, dich nur Hol - de, kann ich
Ja, dich nur Hol - de, kann ich lie - ben, dich nur,

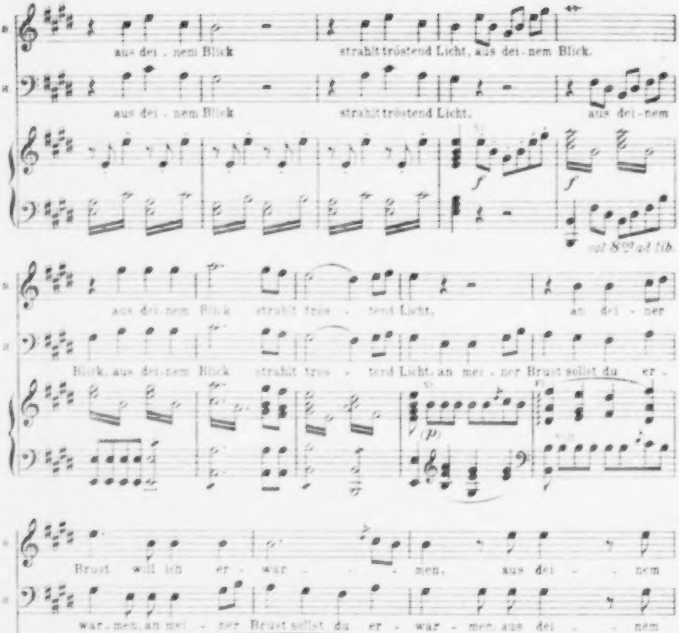

lie - ben, dich o - der Kei - - nen,
Hol - de, dich o - der Kei - - ne,
fp
Kei - nen auf der Welt. Ja, dich nur,
Kei - ne auf der Welt. Ja, dich nur Hol - de, kann ich
Hol - de, kann ich lie - ben, dich nur,
Hol - de, kann ich lie - ben, dich nur, Hol - de, kann ich
Hol - de, dich, o - der Kei - nen auf der
lie - ben, dich, o - der Kei - ne auf der

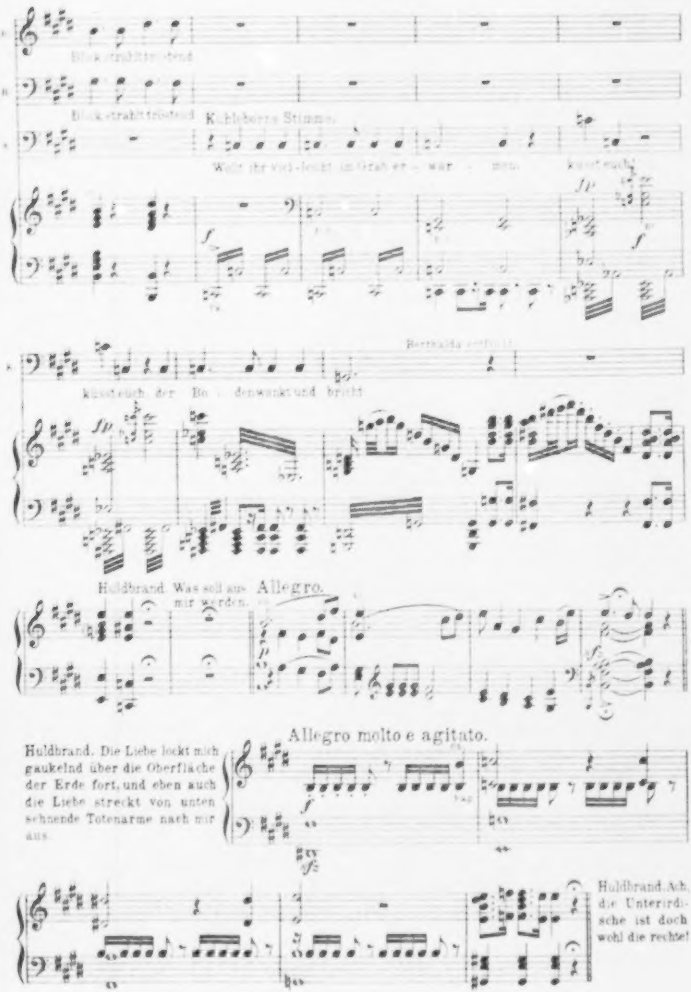

Largo.
Kühleborns Stimme.
Ja, zum Ver - der - ben euch ge - sellt.
ff
f
fp
Tempo I.
Berthalda.
Welch dump - fer Ton, ich zitt - re,
pp
pp
zitt - re, schwanke
Huldbrand.
Bist ja im Arm mir, hol - de Braut.
fp
p
Berthalda.
O günst'ges Schick - sal, ja ich dan - ke.


Largo.
a Schicksal ja, ich danke.
Kühleborns Stimme.
Dank' nicht, du fühlst schon wie dirs
Largo.
ff
f
Tempo I.
Ent - setz - - - lich, ent - setz - - - lich, ent -
graut
Tempo I.
f
setz - lich Huldbrand.
Largo.
Kobold fleuch' von hinnen der mir die Ruh der Veste stört!
Viel
fp
fp
fp
Largo.
fp
mehr lass ab von eitlen Minnen, die der schon an dem Weib ge -


Allegro.
B.
H.
Berthalda.
Es reisst mich fort aus deinen
hört.
Allegro.
p
Ar - men.
es reisst mich fort aus dei - nen
f
Ar - men, mich scheu - es Reh, mich scheu - es Reh!
Huldbrand.
Nein, fliehe nicht!
Ach lass mich
p
fp
fp
fliehn.
es treibt mich fort aus dei - nen
Nein fliehe nicht, ich lass dich nicht aus mei - nen
p

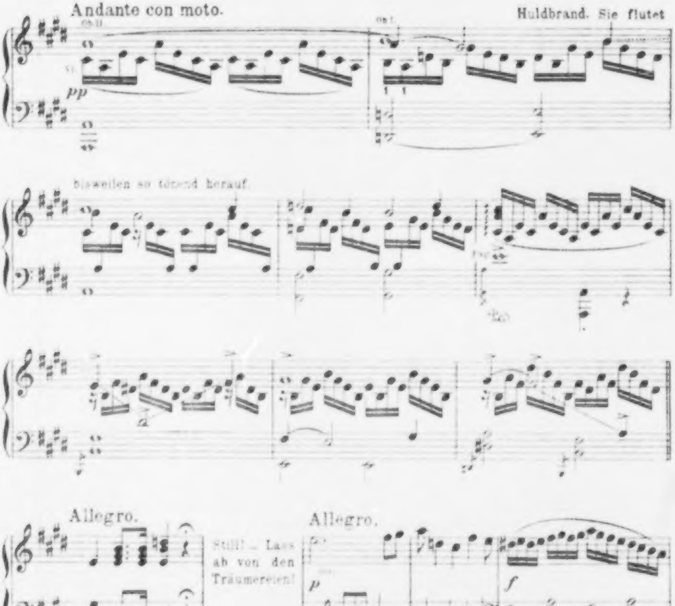

Ar - - - - men, es jagt, es jagt mich
Ar - - - - men, ich lass, ich lass dich
f
fort aus dei - nen Ar - - - -
nicht aus mei - nen Ar - -
f
men, mah scheu - es Reh. An dei - ner
men, nein, fliehe nicht!
p
p
Brust will ich er - war - - men, will ich er - warmen, will ich er - warmen.
An mei - ner Brust sollst du er - warmen, an meiner Brust sollst du er - warmen.


aus dei - nem Blick strahlt tröstend Licht, aus dei-nem Blick.
aus dei - nem Blick strahlt tröstend Licht. aus dei-nem
f
f
col 8va ad lib.
aus dei-nem Blick strahlt trö - tend Licht, an dei - ner
Blick, aus dei-nem Blick strahlt trö - tend Licht, an mei - ner Brust sollst du er -
(p)
Brust will ich er - war - - men, aus dei - - nem
war-men, an mei - ner Brust sollst du er - war - men, aus dei - - nem
p
Blick strahlt trö - tend Licht. aus dei - nem
Blick strahlt trö - tend Licht. aus dei - nem
f


Blick strahlt tröstend
Blick strahlt tröstend
Kühleborns Stimme.
Wollt ihr viel-leicht im Grab er - war - men, küsst euch!
küsst euch der Bo - den wankt und bricht
Berthalda
fp
f
Huldbrand Was soll aus mir werden.
Allegro.
Allegro molto e agitato.
sf

Huldbrand. Die Liebe lockt mich gaukelnd über die Oberfläche der Erde fort, und eben auch die Liebe streckt von unten sehnende Totenarme nach mir aus.

Huldbrand. Ach, die Unterirdische ist doch wohl die rechte!


Andante con moto.
pp
Huldbrand. Sie flutet
bisweilen so tönend herauf.
Allegro.
Still! – Lass ab von den Träumereien!
Allegro.
p
f
Berthalda ist meine rechte Braut – alles andre nur Gaukelspiel!
sf
Allegro.
f
Andante
p

Huldbrand. Seh ich recht? Seid Ihr es, frommer Vater?

Heilmann. Ja, lieber Herr! — ich bin es. Nach Rom pilgernd kam ich hier vorbei und dachte: Du willst doch einmal sehen, wie glücklich es den Beiden ergeht, die du zu ewiger Treue einander verbunden hast. Ach aber, mein edler Ritter! Ihr seht nicht glücklich aus!

Huldbrand. Wie es denn nun mit dem Menschenleben zu gehen pflegt, frommer Vater! 's ist alles nur Traum und Schaum!

Heilmann. Ei, behüte Gott! ich weiss ganz gewiss, Undine denkt nicht eben so!

Huldbrand. Undine?— glaubt Ihr denn wahr und wahrhaftig daran?

Heilmann. Ich versteh' Euch nicht.

Huldbrand. Die Ihr mir damals angetraut habt, lieber Mann! — es war ein trügerisches Nixenbild, und ist auch schon wieder in Schaum und Welle zerronnen.

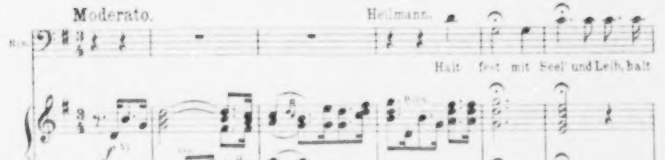
Heilmann. Herr! — Ihr betört Euch selbst! Sie war ein frommes, holdes Weib. Dass sie aus dem Geschlecht der Wassergeister abstamme, hat sie mir nach der Hochzeit wohl selbst anvertraut.

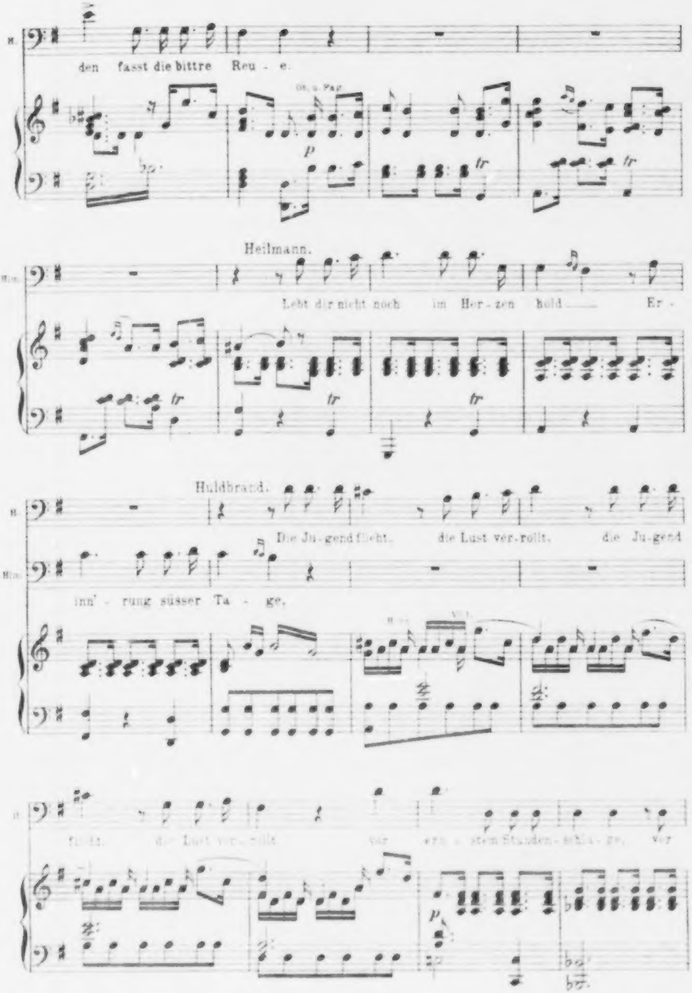
Huldbrand. Nun, seht Ihr? — Es war ein blosses Phantom. Ich habe wohl freilich mit heissem, schneidendem Herzen daran gehangen, tu' es in meinen Träumen auch noch — lacht mich deswegen nicht aus. Nun bin ich mit einem wirklichen, ächten Erdenkinde verlobt, mit Fräulein Berthalda.

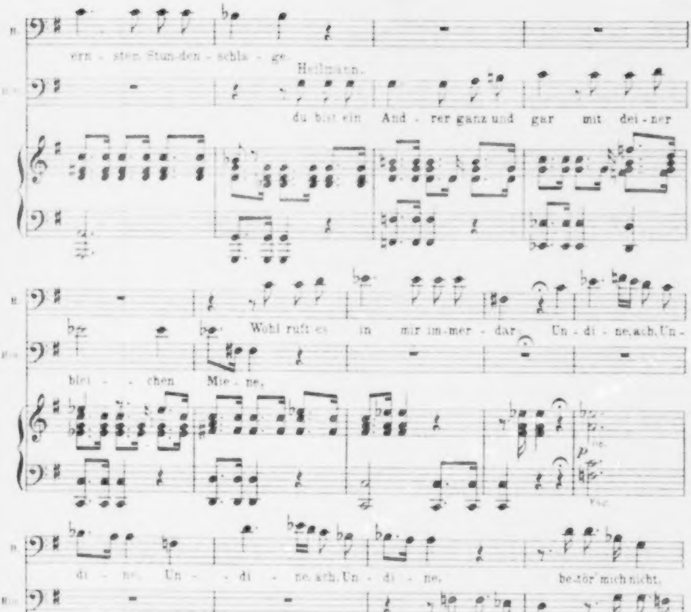
Heilmann. Ihr werdet doch Eure Treue nicht brechen?

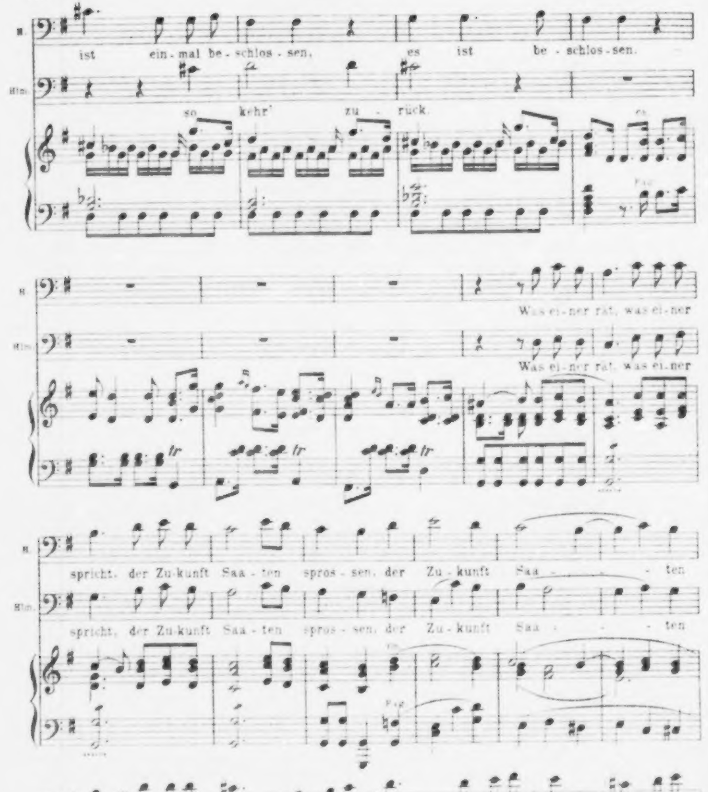
Huldbrand. Treue gegen ein Gaukelbild?

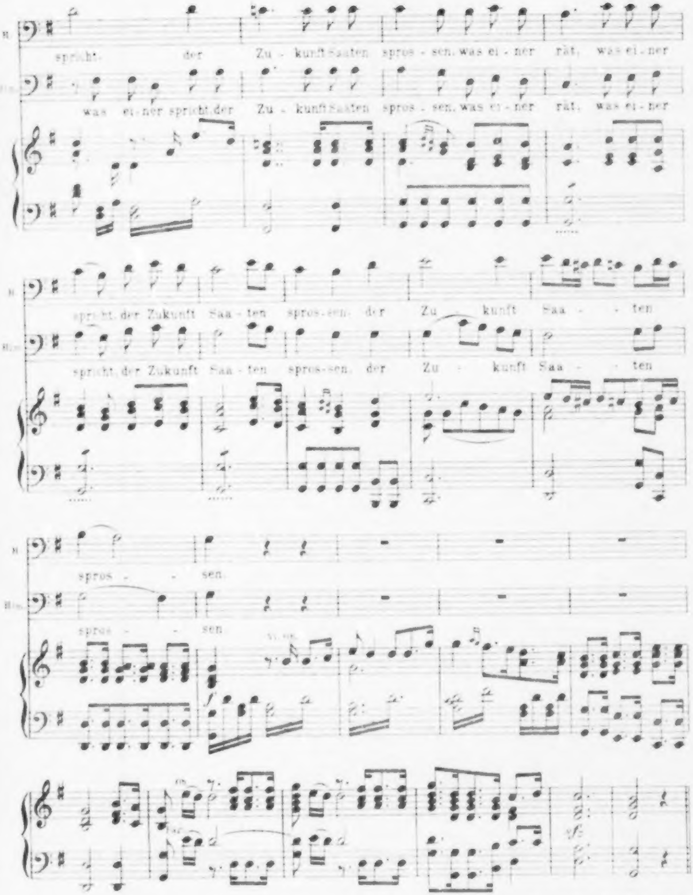
Nº 18. Duett.


Moderato.
Heilmann.
Bass.
Halt fest mit Seel' und Leib, halt
f
Hrn.
Huldbrand.
Wer nicht von blo - der Tauschung lässt
fest am stren - gen Wort der Treu - e!
Hrn.


B.
den fasst die bittre Reu - e.
Ob. u. Fag.
p
tr
Heilmann.
Hlm.
Lebt dir nicht noch im Her - zen hold___ Er -
tr
Huldbrand.
B.
Die Ju - gend flieht, die Lust ver - rollt, die Ju - gend
Hlm.
inn' - rung süsser Ta - ge,
flieht, die Lust ver - rollt vor ern - stem Stunden - schla - ge, vor
p


H.
ern - sten Stun-den - schla - ge.
Hu.
Heilmann.
du bist ein And - rer ganz und gar mit dei - ner
blei - - chen Mie - ne,
Wohl ruft es in mir im-mer - dar. Un - di - ne, ach, Un -
p
Ped.
di - ne, Un - - di - ne, ach, Un - di - ne, be-tör' mich nicht,
so kehr' zu - rück, so kehr' zu -
p
be - tör' mich nicht, be - tör' mich nicht, es
rück, so kehr' zu - rück, so kehr' zu - rück.


B.
ist ein-mal be-schlos-sen, es ist be-schlos-sen.
Hm.
so kehr' zu-rück.
Fag.
B.
Was ei-ner rät, was ei-ner
Hm.
Was ei-ner rät, was ei-ner
tr
B.
spricht, der Zu-kunft Saa-ten spros-sen, der Zu-kunft Saa-ten
Hm.
spricht, der Zu-kunft Saa-ten spros-sen, der Zu-kunft Saa-ten
Fag.
B.
sprossen, was ei-ner rät, was ei-ner spricht, was ei-ner rät, was ei-ner
Hm.
sprossen, was ei-ner rät, was ei-ner spricht, was ei-ner rät.


H.
spricht der Zukunft Saaten spros - sen, was ei - ner rät, was ei - ner
Hlm.
was ei - ner spricht der Zu - kunft Saaten spros - sen, was ei - ner rät, was ei - ner
H.
spricht der Zukunft Saa - ten spros - sen der Zu - kunft Saa - ten
Hlm.
spricht der Zukunft Saa - ten spros - sen, der Zu - kunft Saa - ten
H.
spros - sen.
Hlm.
spros - sen

Ein Diener. (auftretend) Herr, die herzoglichen Pflegeeltern Eurer Braut sind vor der Burg.

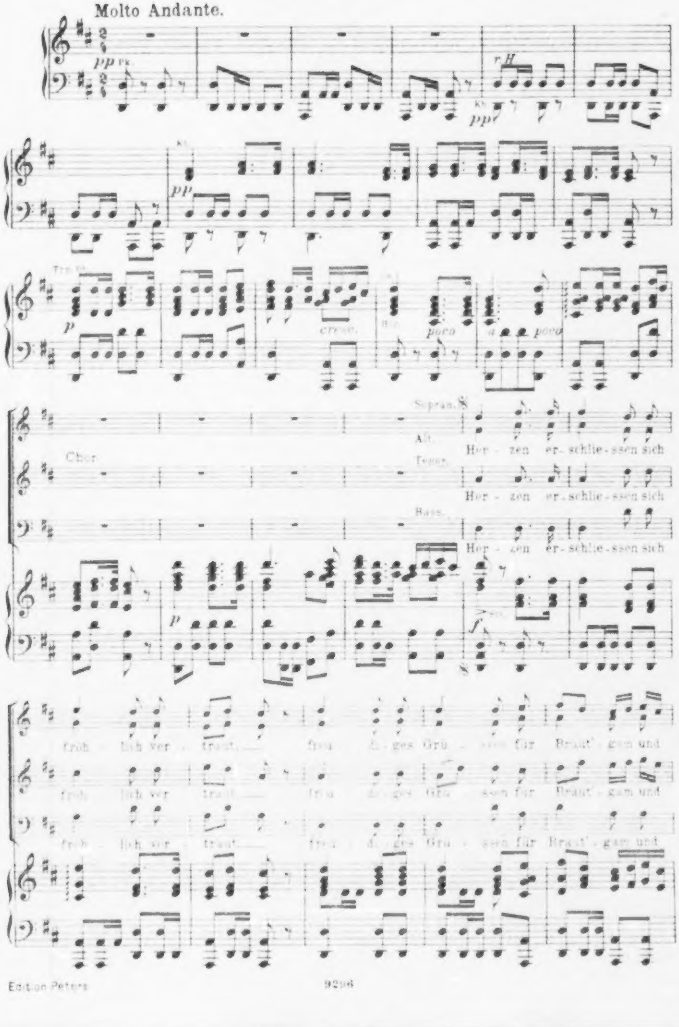
Huldbrand. Willkommen! — Da geht es mir wie ein neues Sonnenlicht auf. Die Tore sind doch geöffnet? Die Zugbrücken nieder?

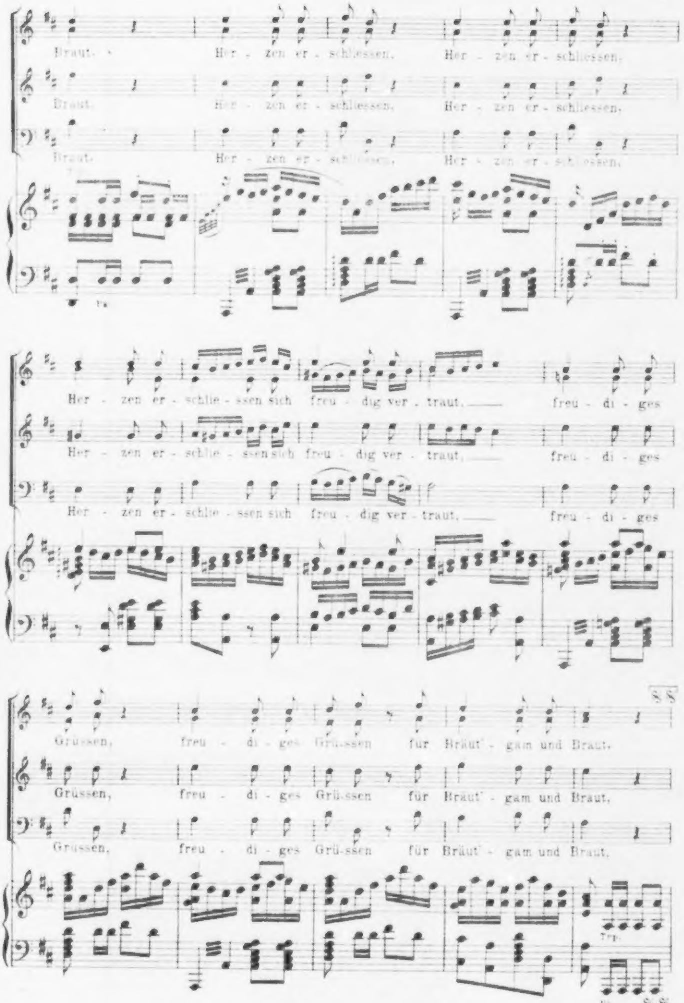
Szene 3.

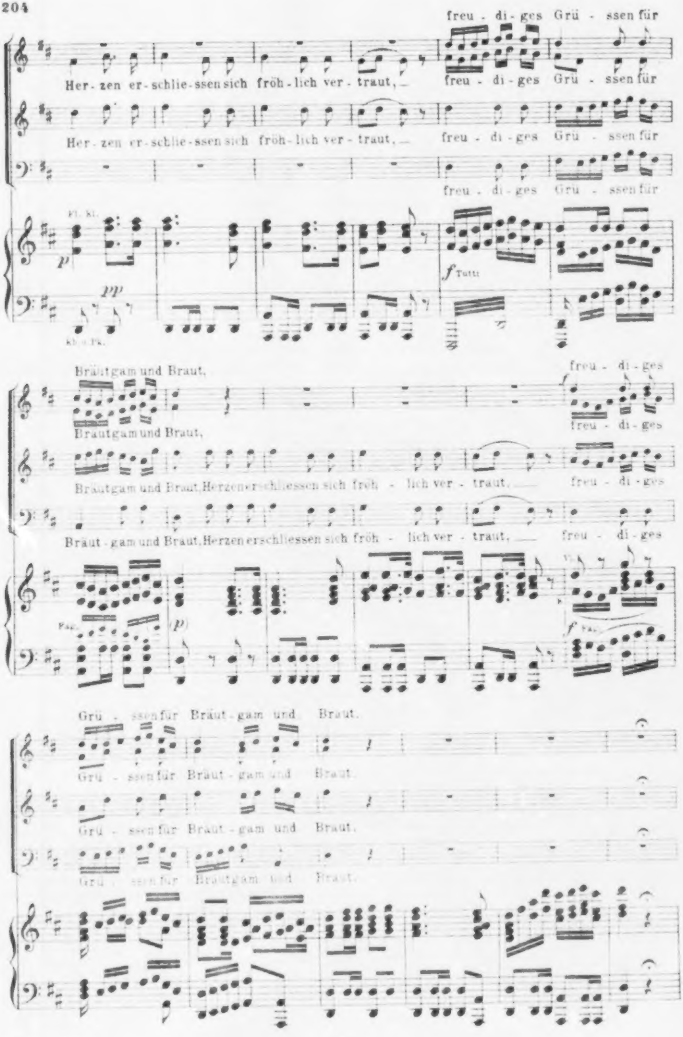
Der Herzog und die Herzogin treten mit Gefolge auf. Berthalda bei ihnen.

Nº 19. Chor.

Molto Andante.


pp
Vc.
Kb.
pp
r.H.
pp
p
cresc.
poco
a
poco
Sopran.
Alt.
Chor
Tenor.
Bass.
Her - zen er - schlie - ssen sich
Her - zen er - schlie - ssen sich
Her - zen er - schlie - ssen sich
p
f
fröh - lich ver - traut, freu - di - ges Grü - ssen für Bräut - gam und
fröh - lich ver - traut, freu - di - ges Grü - ssen für Bräut - gam und
fröh - lich ver - traut, freu - di - ges Grü - ssen für Bräut - gam und


Braut. Her - zen er - schliessen, Her - zen er - schliessen,
Braut. Her - zen er - schliessen, Her - zen er - schliessen,
Braut. Her - zen er - schliessen, Her - zen er - schliessen,
Ped.
Her - zen er - schlie - ssen sich freu - dig ver - traut, freu - di - ges
Her - zen er - schlie - ssen sich freu - dig ver - traut, freu - di - ges
Her - zen er - schlie - ssen sich freu - dig ver - traut, freu - di - ges
Grüssen, freu - di - ges Grü - ssen für Bräut' - gam und Braut.
Grüssen, freu - di - ges Grü - ssen für Bräut' - gam und Braut.
Grüssen, freu - di - ges Grü - ssen für Bräut' - gam und Braut.
Trp.
Ps.


freu - di - ges Grü - ssen für
Her - zen er - schlie - ssen sich fröh - lich ver - traut, — freu - di - ges Grü - ssen für
Her - zen er - schlie - ssen sich fröh - lich ver - traut, — freu - di - ges Grü - ssen für
freu - di - ges Grü - ssen für
Fl. Kl.
p
pp
f Tutti
Kb. u. Pk.
Bräutgam und Braut, freu - di - ges
Bräutgam und Braut, freu - di - ges
Bräutgam und Braut, Herzen erschliessen sich fröh - lich ver - traut, — freu - di - ges
Bräut - gam und Braut, Herzen erschliessen sich fröh - lich ver - traut, — freu - di - ges
Fag.
(p)
Vl.
f Fag.
Grü - ssen für Bräut - gam und Braut.
Grü - ssen für Bräut - gam und Braut.
Grü - ssen für Bräut - gam und Braut.
Grü - ssen für Bräutgam und Braut.

Huldbrand. O mein herrlicher Fürst, wie ehrt, wie erleuchtet Ihr meine Burg mit Eurer Gegenwart und ebenso auch Ihr, erhabene mütterliche Dame!

Herzog. Lieber Ritter, es ist, als täte solch ein freudiges Erleuchten, wovon Ihr sprecht, uns allen Not.

Huldbrand. Findet Ihr das auch? – Ja freilich das Leben ist sehr blass geworden seit einiger Zeit.

Herzogin. Seitdem Undine verschwunden ist, wollt Ihr sagen. Ich habe das wunderliche Kind nur kaum gekannt, und doch ist mir ordentlich weh nach ihr.

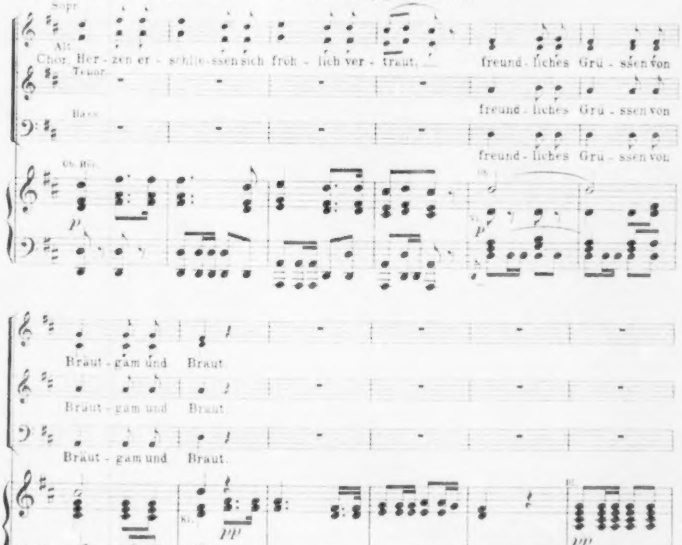
Huldbrand. O Gott! – man muss ein neues Leben anfangen, wenn man nicht von dem alten zu Tode gedrückt sein will. Und Euer Besuch in unserer Veste gibt mir die Kraft dazu. Hinunter alle trübselige Erinnerung.

Herzog. Es gilt! – Nun wollen wir recht froh miteinander sein. Hab' ich doch ja nie von Berthalden lassen können, wie streng ich mich auch anstellte.

Herzogin. Und die Ihr hier zur Frau von Ringstetten erheben wollt.

Huldbrand. Ich gedenke das alles, und Eure glückbringende Ankunft zugleich mit einem heiteren Gartenfeste zu feiern. Das Herz schlägt mir wieder so frei und kühn, wie es das seit langer Zeit nicht vermochte. Ist es Euch gefällig, mit mir in die Prunkgemächer des Schlosses zu gehen?

Chor da capo vom Zeichen 𝄋 bis zum Zeichen 𝄋𝄋 und dann:


Sopr.
Alt.
Chor. Her - zen er - schlie - ssen sich froh - lich ver - traut,
freund - liches Grü - ssen von
Tenor.
freund - liches Grü - ssen von
Bass.
freund - liches Grü - ssen von
Ob. Hr.
p
Ob.
p
Bräut - gam und Braut.
Bräut - gam und Braut.
Bräut - gam und Braut.
Kl.
pp
Pk.
Kb. u. Pk.
Pk.
Fl.
pp
ppp
Pk.

Verwandlung.

Garten mit der Aussicht nach der Burg, die sich aus dem davor liegenden See, über den eine Bogenbrücke nach dem Hauptportal im reichen gotischen Stil erbaut, spiegelt. In der Mitte des Vorgrundes ein Bassin mit einem vermauerten Springbrunnen.

Der Fischer und seine Frau treten auf.

Fischer. Berufen hat er uns feierlich lassen, der ritterliche Herr, das muss wahr sein, und geht auch hier recht freundlich mit uns um.

Frau. Ja, und werden nun sozusagen die Schwiegereltern in der Burg.

Fischer. Es will nur gar nicht passen.

Frau. Freilich nicht!

Fischer. Mir war sehr bang um's Herz, als wir vorigesmal in die Reichsstadt gingen, Undinchen zum lieben letzten Mal zu sehen, und nun, es druckt mir die Brust wahrhaftig noch ängstlicher zusammen als damals.

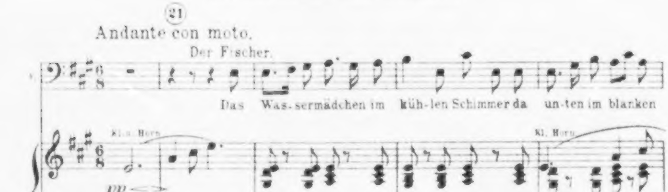
Frau. Leugnen kann ich's nicht, mir geht es ebenso.

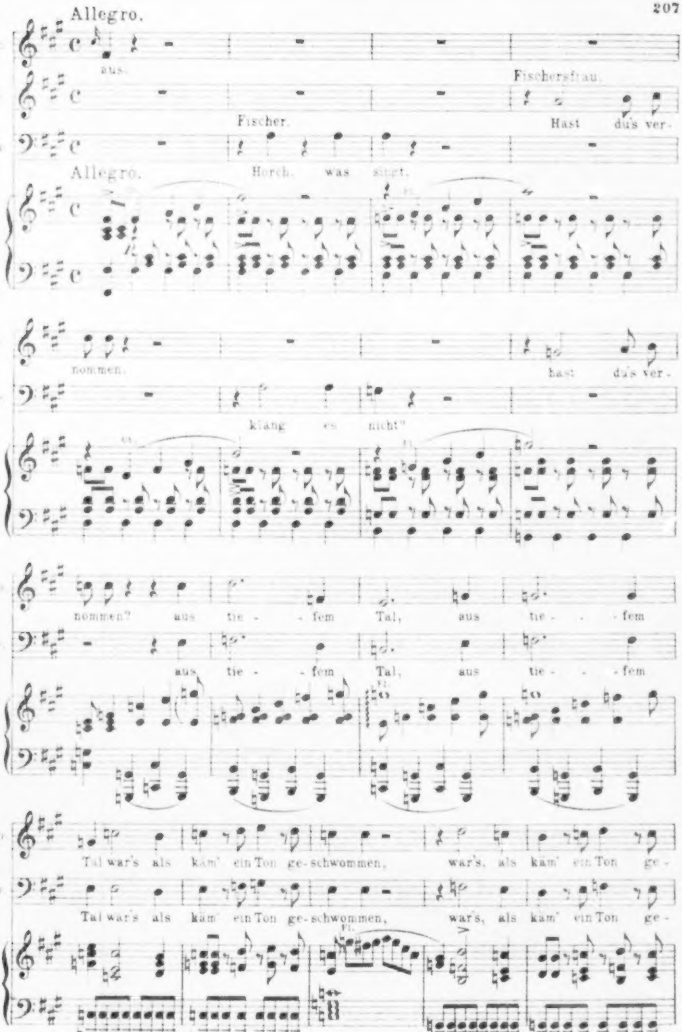
Fischer. Ach Undine! – unsre liebe Undine!

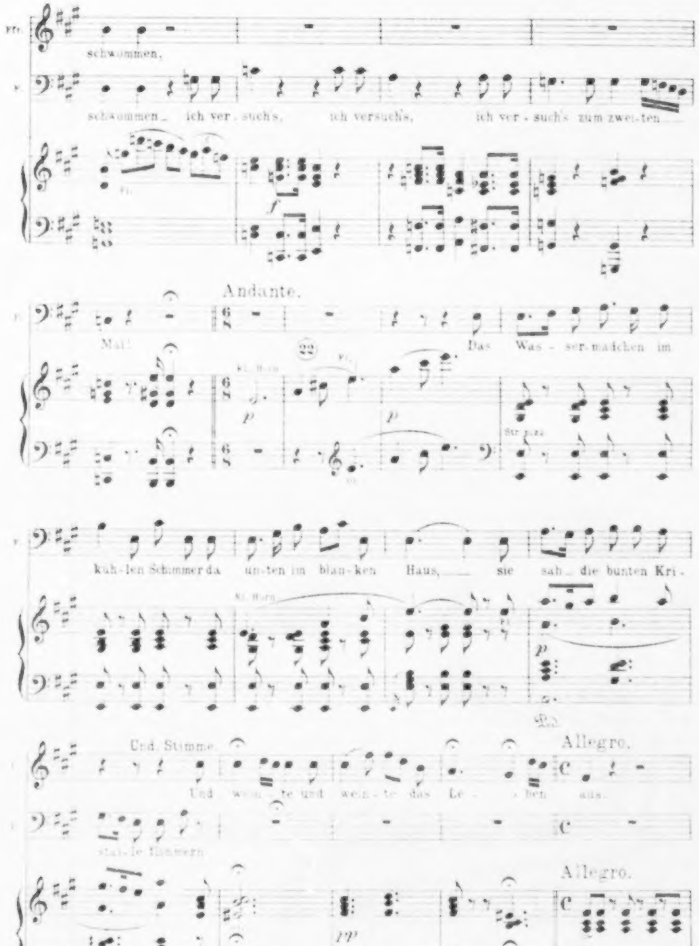
Frau. Hör' auf, wenn mir das Herz nicht brechen soll!

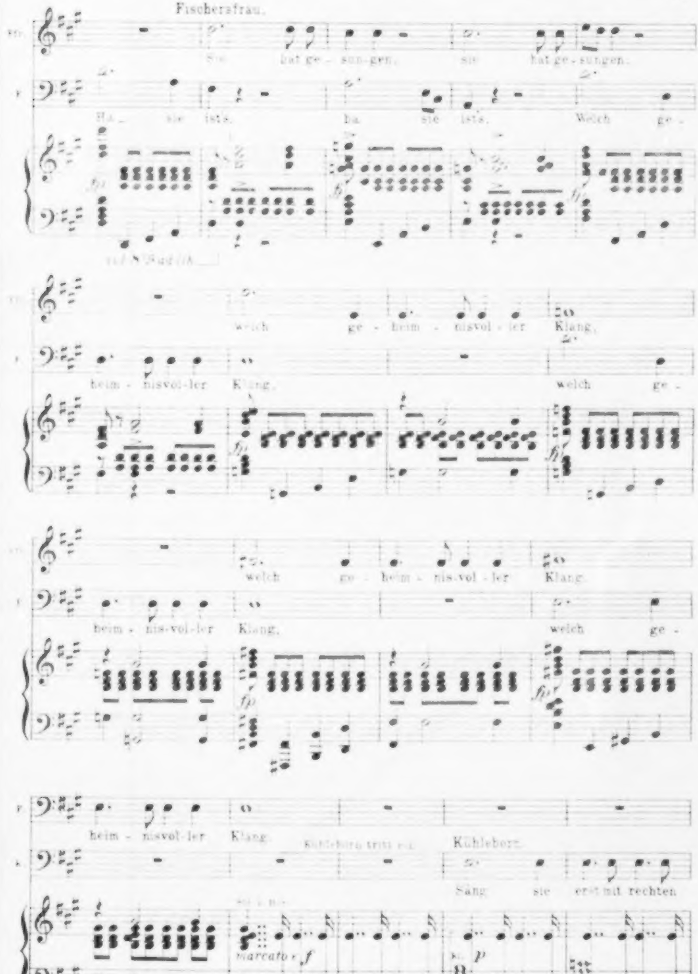
Fischer. So lass mich wenigstens das Liedchen anstimmen, welches sie sonst des Abends beim Herde so gern zu singen pflegte. Ganz und gar los von ihrem Andenken komm' ich jetzt nun einmal auf keine Weise.

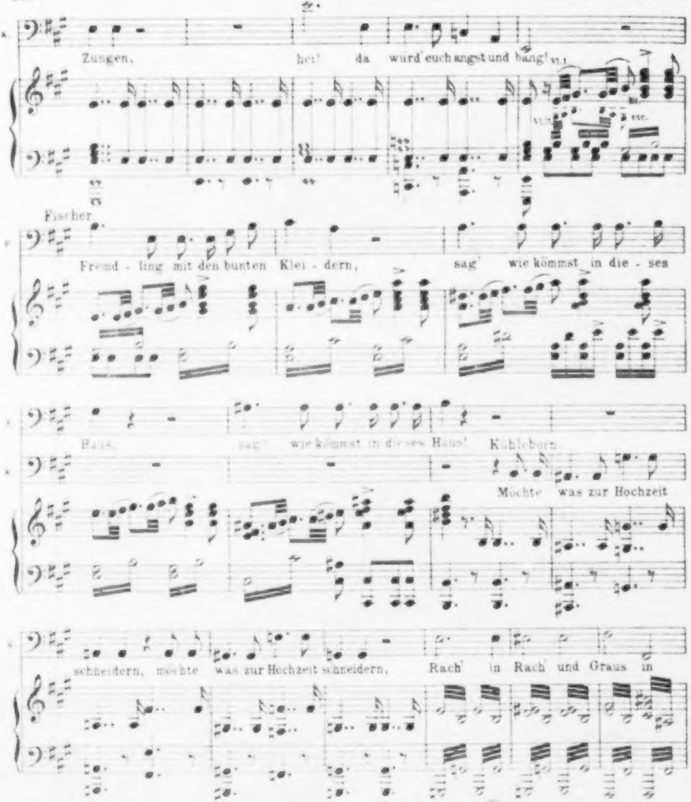
Nº 20. Szene und Terzett.

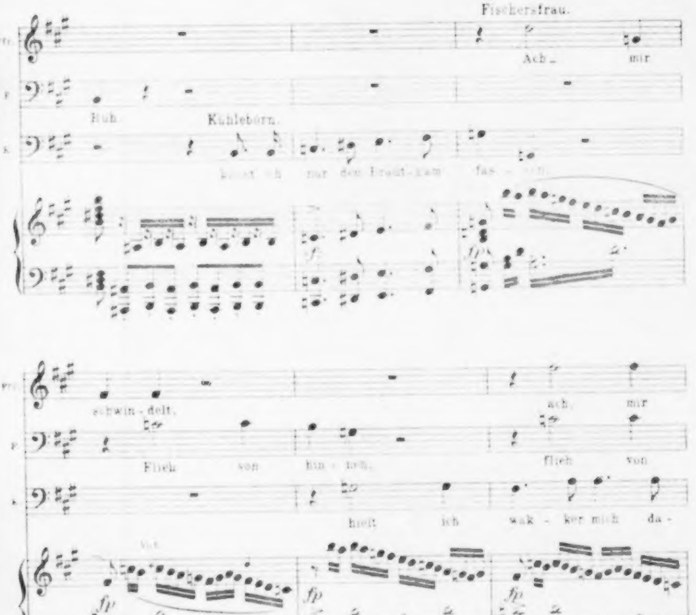

21
Andante con moto.
Der Fischer.
Das Was-sermädchen im küh-len Schimmer da un-ten im blanken
Kl. u. Horn
pp
p Str. pizz.
Kl. Horn
p
Undinens Stimme.
und wein-te und wein-te sich heim - lich
Haus, _ sie sah die bunten Kri-stalle schimmern
Str.
Ped.

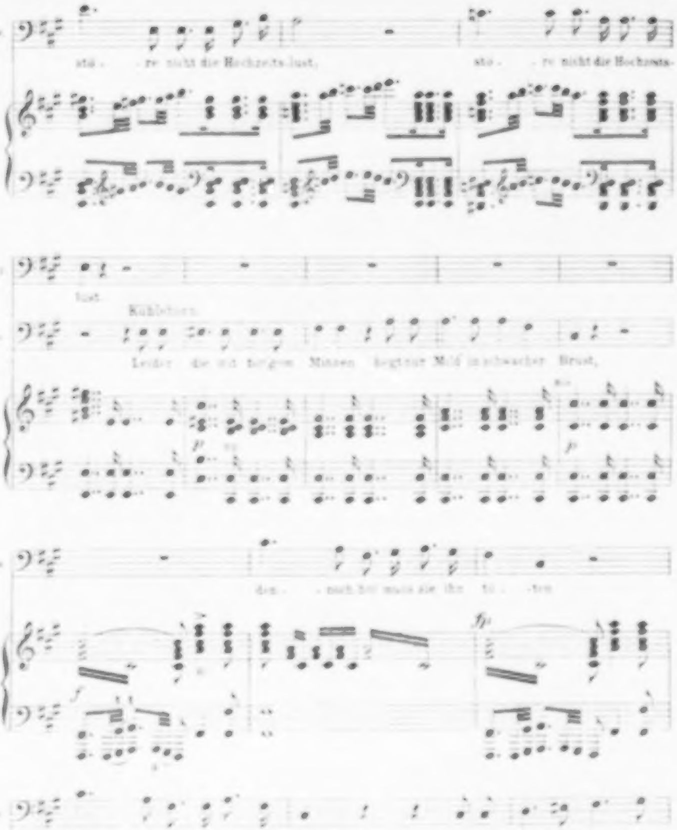

Allegro.
aus.
Fischersfrau.
Fischer.
Hast du's ver-
Allegro.
Horch, was singt,
nommen,
hast du's ver-
klang es nicht?
nommen? aus tie - - fem Tal, aus tie - - fem
aus tie - - fem Tal, aus tie - - fem
Tal war's als kam' ein Ton ge-schwommen, war's, als kam' ein Ton ge-
Tal war's als kam' ein Ton ge-schwommen, war's, als kam' ein Ton ge-
Fl.

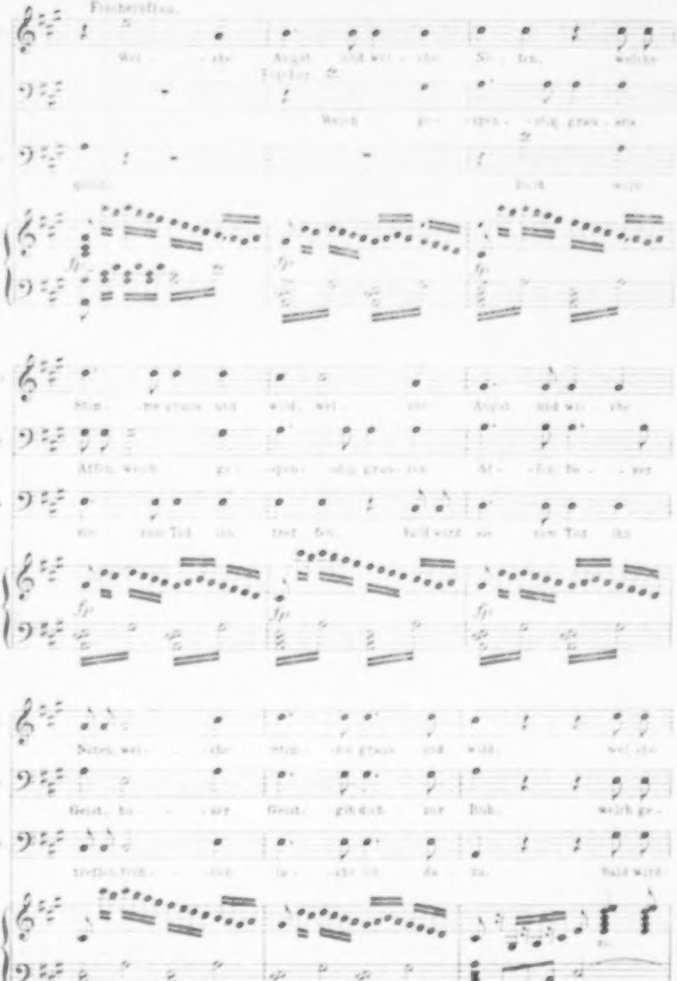

Fr.
schwommen,
F.
schwommen_ ich ver_such's, ich versuch's, ich ver-such's zum zwei-ten_
Fl.
f
Andante.
Mal!
6/8
22
Kl. Horn
Fl.
p
Das Was-ser-mädchen im
Str. pizz.
küh-len Schimmer da un-ten im blan-ken Haus,_ sie sah_ die bunten Kri-
Kl. Horn
p
Und Stimme.
Und wein-te und wein-te das Le-ben aus.
stal-le flimmern
Allegro.
pp
C

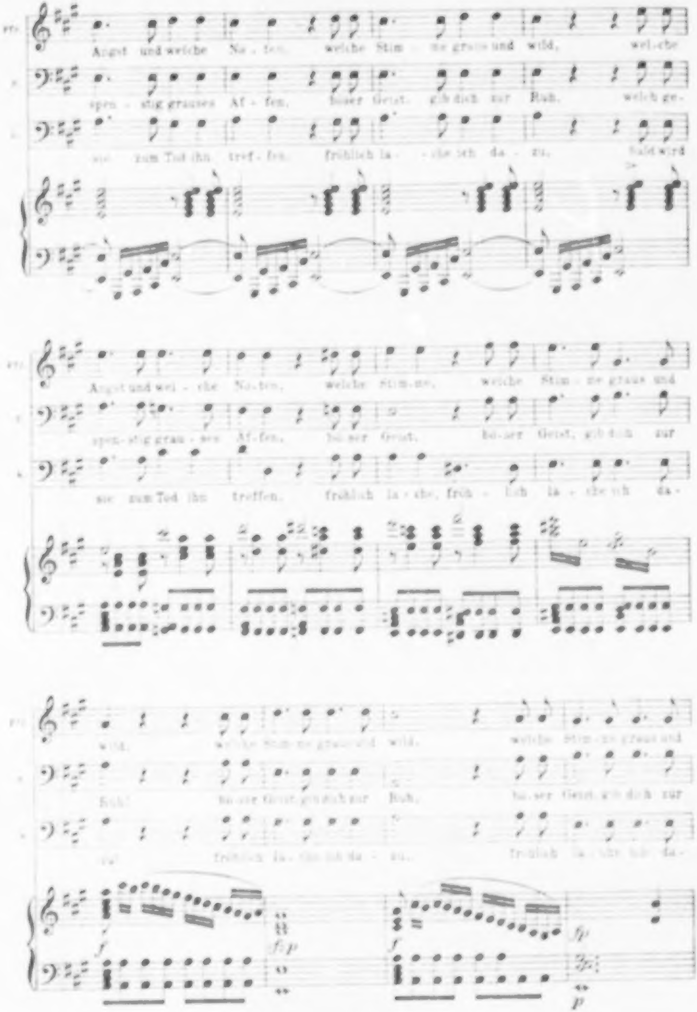

Fischersfrau.
Sie hat ge-sungen, sie hat ge-sungen.
Ha, sie ists, ha sie ists. Welch ge-
fp
col 8 Bassa
welch ge-heim-nisvol-ler Klang.
heim-nisvol-ler Klang, welch ge-
fp
welch ge-heim-nis-vol-ler Klang.
heim-nis-vol-ler Klang. welch ge-
fp
heim-nisvol-ler Klang.
Kühleborn tritt ein.
Kühleborn.
Sang sie erst mit rechten
marcato f
p

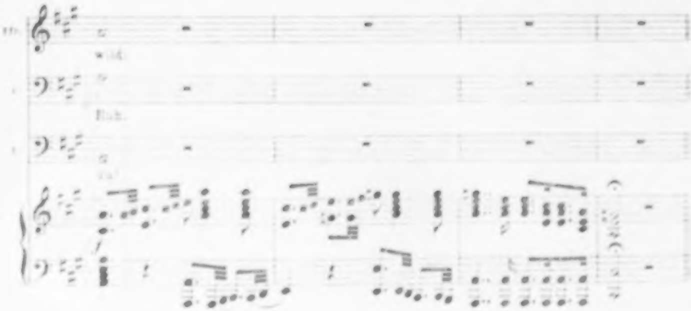

Zungen, hei! da würd' euch angst und bang!
Vl.I
Vl.II
etc.
Fischer
Fremd - ling mit den bunten Klei - dern, sag' wie kömmst in die - ses
Haus, sag' wie kömmst in dieses Haus!
Kühleborn
Möchte was zur Hochzeit
schneidern, möchte was zur Hochzeit schneidern, Rach' in Rach' und Graus in
Fischer
Sag' was soll dein Drohn und Hau - sen?
Graus.
23
Bö - ser Geist, gib dich zur


Fischersfrau.
Fr.
Ach – mir
F.
Ruh.
Kühleborn.
K.
könnt ich nur den Bräut-gam fas-sen
fp
schwin-delt,
ach, mir
Flieh von hin-nen,
flieh von
hielt ich wak-ker mich da-
Vl. I.
fp
schwin-delt's,
hin-nen,
flieh von hin-nen,
zu
Vl.
Bl.

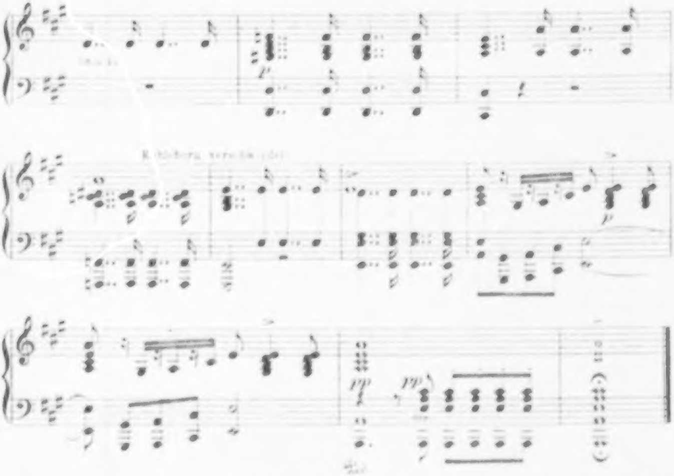

stö - re nicht die Hochzeits-lust, stö - re nicht die Hochzeits-
lust
Kühleborn.
Leider die mit heissem Minnen hegt nur Mild in schwacher Brust,
den - nach hat muss sie ihn tö - ten
Wenn der Brunnen wie - der quillt, wenn der Brunnen wie - der


Fischersfrau.
Wel - che Angst und wel - che Nö - ten, welche
Fischer.
Welch ge - spen - stig grau - ses
quält
Bald wird
fp
Stim - me graus und wild, wel - che Angst und wel - che
Affen, welch ge - spen - stig grau - ses Af - fen. Bö - - ser
sie zum Tod ihn tref - fen. Bald wird sie zum Tod ihn
fp
Nöten, wel - che Stim - me graus und wild, wel - che
Geist, bö - ser Geist, gib dich zur Ruh, welch ge -
treffen, treff - - fen, ja - - get ihr da - zu. Bald wird


Angst und weiche Na - sen, welche Stim - me graus und wild, wel-che
spen - stig grauses Af - fen, böser Geist, gib dich zur Ruh, welch ge-
sie zum Tod ihn tref - fen, fröhlich la - che ich da - zu. Bald wird
Angst und wei - che Na - sen, welche Stim - me, welche Stim - me graus und
spen - stig grau - ses Af - fen, bö - ser Geist, bö - ser Geist, gib dich zur
sie zum Tod ihn treffen, fröhlich la - che, fröh - lich la - che ich da -
wild, welche Stim - me graus und wild, welche Stim - me graus und
Ruh! bö - ser Geist, gib dich zur Ruh, bö - ser Geist, gib dich zur
zu! fröhlich la - che ich da - zu, fröhlich la - che ich da -
f
fp
f
fp
p



Fischer. Du hässlicher, bunt ausgeputzter Kerl, ich will dir nur eins sagen: Ich bin hier auf guten, ehrbaren Wegen, und du hast keinen Teil an mir. Machst du dich aber nicht fort, so will ich den frommen Priester Heilmann rufen, dass er mit dir spreche!



Fischer. Siehst du? — So muss man mit solchen Burschen verfahren. Ich kenne ihresgleichen schon vom See her und aus dem wunderlichen Wald.

Fischersfrau. Aber mir zittern doch noch immer alle Glieder.

Fischer. Wenn ich nur wüsste, ob das, was da von unten so hold heraufklang, ganz gewiss unser liebes Pflegekind Undine war.

Frau. Vater, wer sollt' es denn anders gewesen sein? Ist uns doch ja das Singen so tief im Innern wiedergeklungen!

Der Herzog, die Herzogin, Berthalda, Huldbrand und Heilmann treten auf.

Huldbrand. Nun lieber Altvater Fischer, wie gefällt es Euch bei mir? ich hoffe, gut?

Fischer. O ja, lieber Herr!

Huldbrand. Nein, Ihr sprecht nicht von Herzen heraus. Sagt doch nur, ist Euch irgend etwas zuwider?

Frau. Ihr lasst es an nichts fehlen.

Huldbrand. Aber vielleicht vom Hausgesind jemand?

Frau. Nein, ins Haus mag er wohl auch nicht grade zugehören.

Huldbrand. Sprecht! – ich bitt' Euch dringend!

Fischer. Nun, weil Ihr's so gebietet, lieber Herr! Da tun wir Euch kund, dass hier ein wunderlicher Kerl herumschreitet, hat Kleider von Moosgeflechten und Ordensbänder von Korallen darüber, – der will in alles dreinreden, was so ein grosser Herr tut, wie Ihr seid.

Huldbrand. Den soll ja mein Zorn treffen auf eine furchtbare Weise.

Frau. Ja! – wenn Ihr ihn habt.

Huldbrand. O, ich ahne, wer es ist. Wagte er wohl gar wider meine neue Heirat Einspruch zu tun?

Fischer. Ich kann es nicht leugnen.

Berthalda. So möchte ich doch lieber eine Hütte freiherzig regieren, als in einer Ritterburg wohnen, drin jeder Spuk nach Gefallen mit einreden dürfte. Das ist ja hier ein schauerliches schwankendes Wesen.

Huldbrand. Nein, das soll es nicht länger sein; denn frei und mutig entsag' ich allem Umgang mit geheimnisreichen Mächten und erkläre Fräulein Berthalda öffentlich für meine Braut.

Herzog. So sind wir denn zur guten Stunde hergekommen.

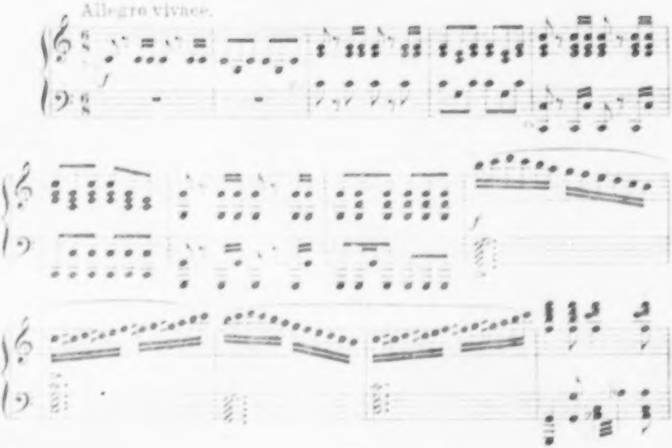
Herzogin. Ich wünsch' es von ganzer Seele, aber ich weiss nicht, ob es wahr ist.

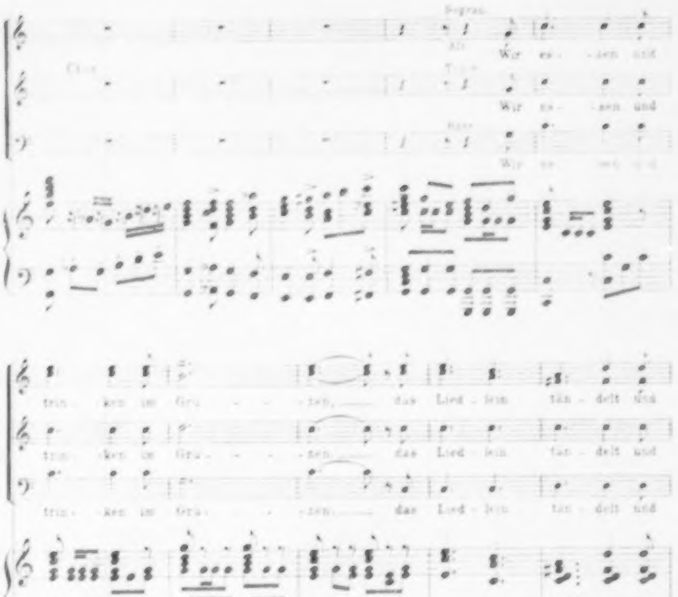
Heilmann. Was mich betrifft, ich zweifle sehr stark daran.

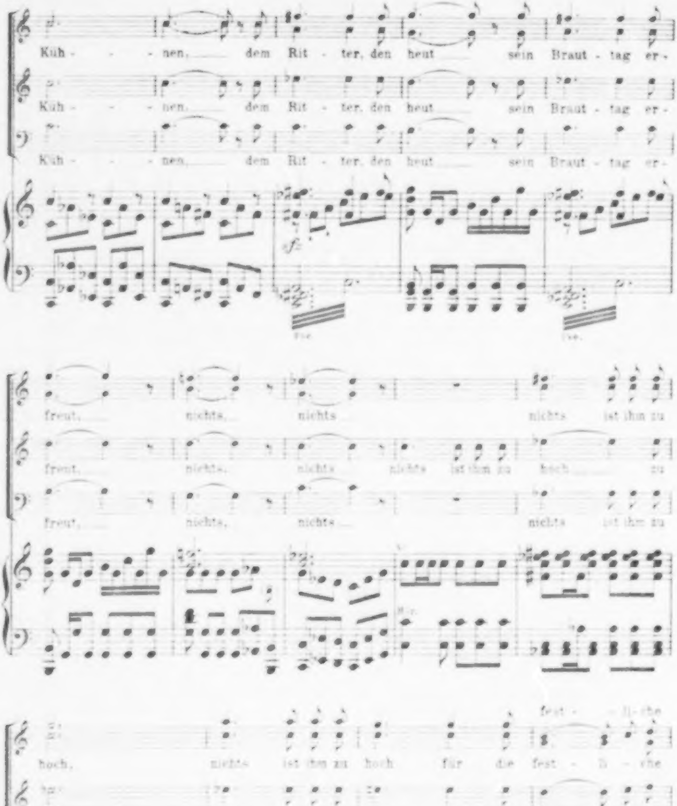
Huldbrand. Musik! sag' ich, und wie lange wird es, bis man die Gerichte und die Pokale aufträgt?

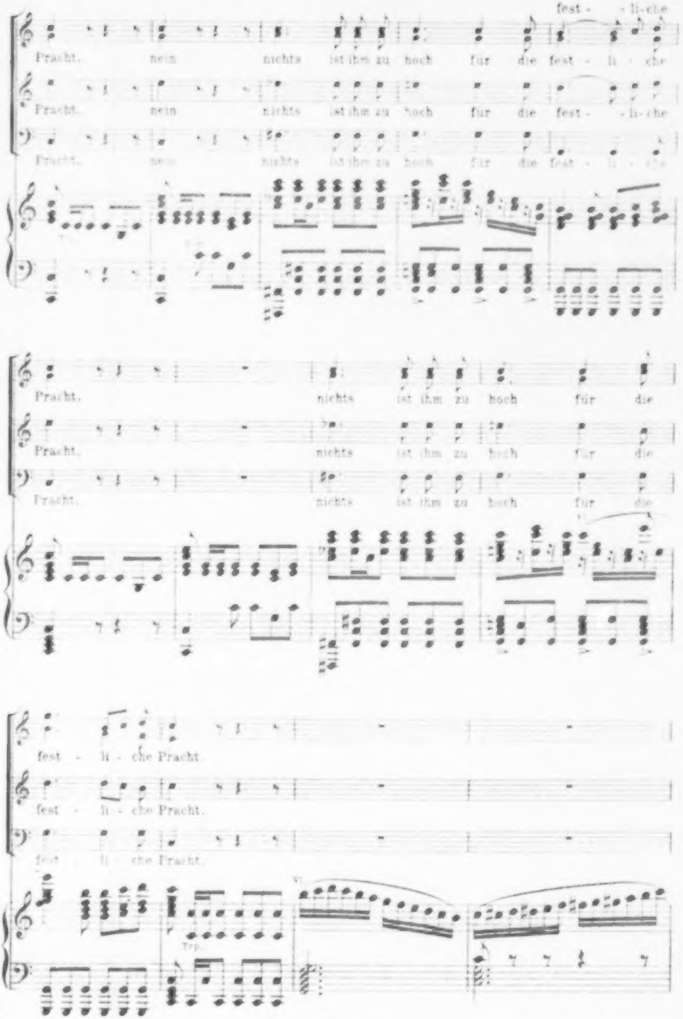
(Es sind schon während des Vorigen Tafeln herbeigebracht worden. Jetzt lässt man sich daran nieder. Wein geht reichlich herum.)

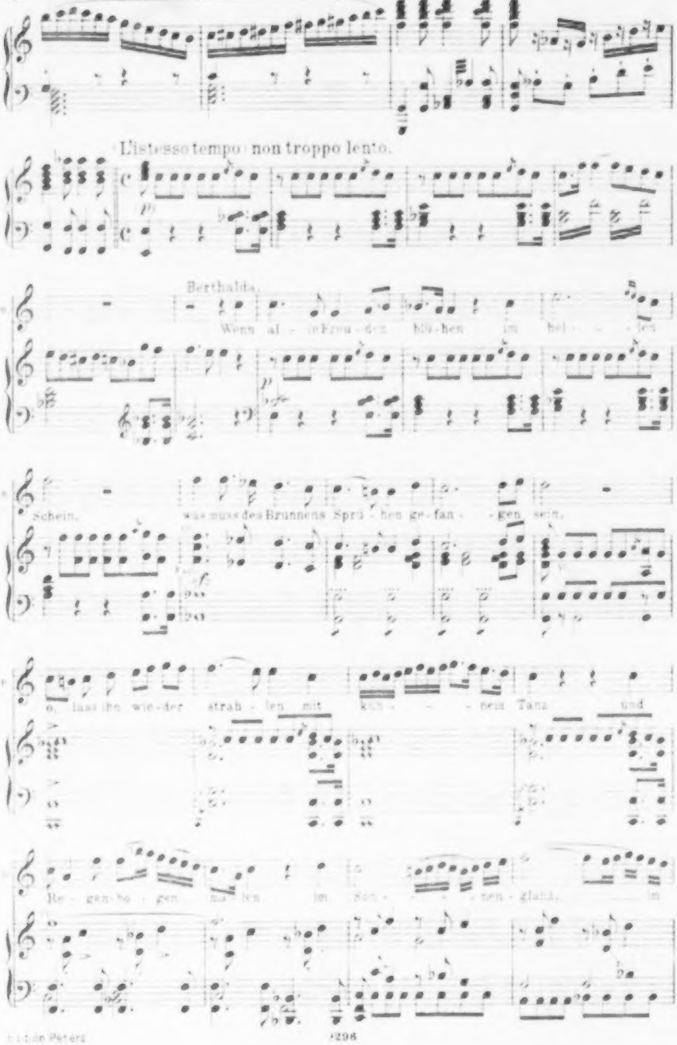
Nº 21. Finale.

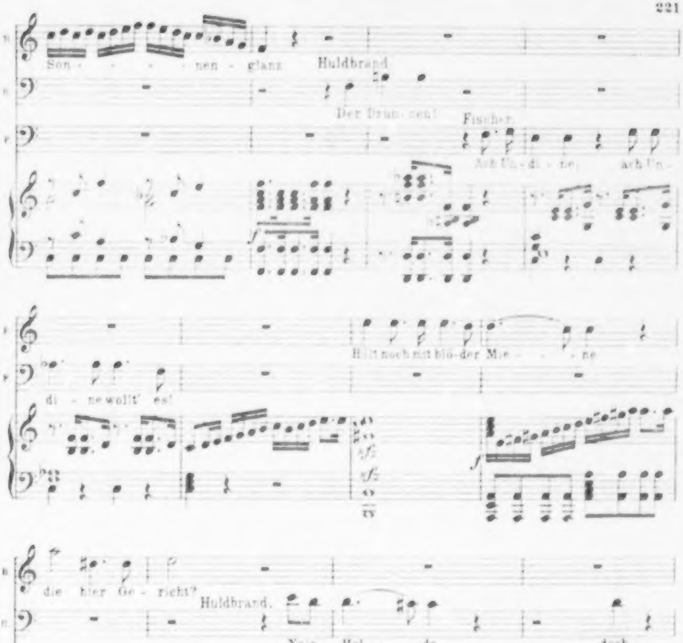


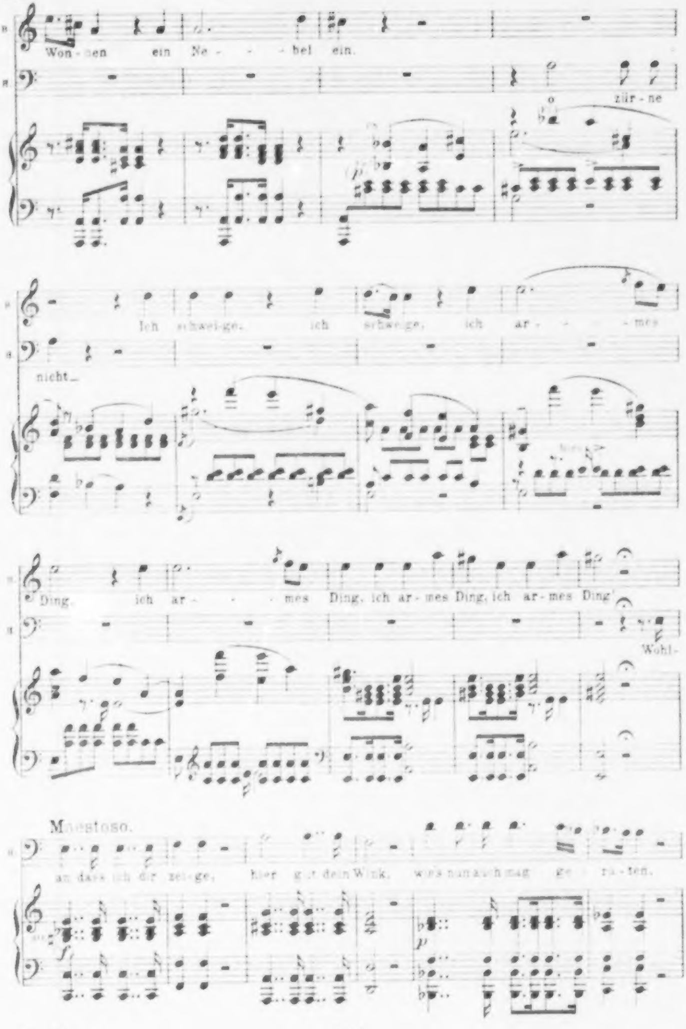

Sopran
Alt
Chor
Tenor
Bass
Wir es- sen und
trin- ken im Grü- nen, das Lied- lein tän- delt und
lacht, und nichts ist dem freu- di- gen

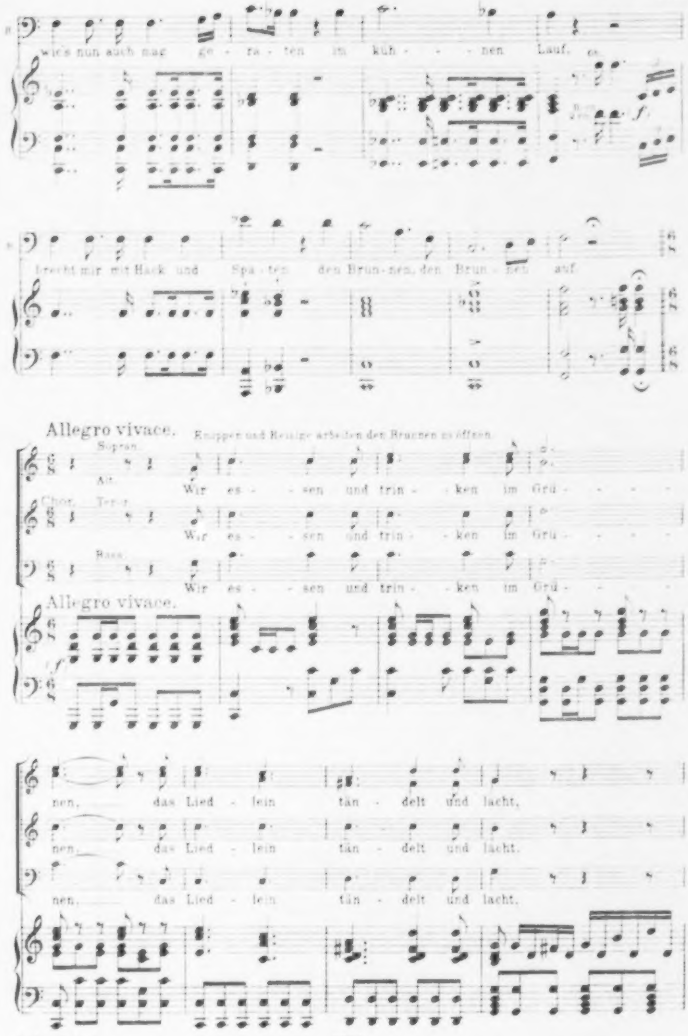

Küh - - nen, dem Rit - ter, den heut sein Braut - tag er -
Küh - - nen, dem Rit - ter, den heut sein Braut - tag er -
Küh - - nen, dem Rit - ter, den heut sein Braut - tag er -
sf
Ped.
Ped.
freut, nichts, nichts nichts ist ihm zu
freut, nichts, nichts nichts ist ihm zu hoch zu
freut, nichts, nichts nichts ist ihm zu
hoch, nichts ist ihm zu hoch für die fest - li - che
hoch, nichts ist ihm zu hoch für die fest - li - che
hoch, nichts ist ihm zu hoch für die fest - li - che
hoch, nichts ist ihm zu hoch für die fest - li - che

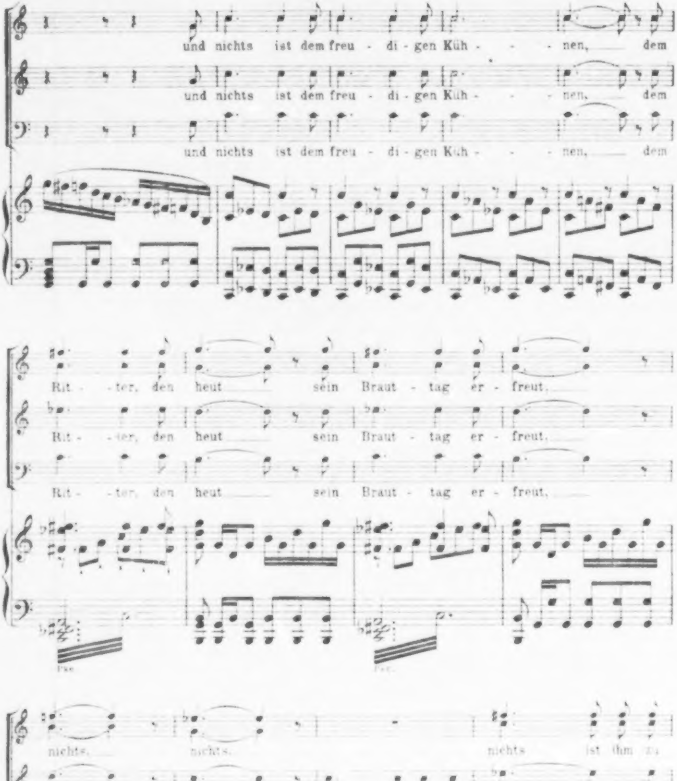

fest - li-che
Pracht, nein nichts ist ihm zu hoch für die fest - li - che
Pracht, nein nichts ist ihm zu hoch für die fest - - li-che
Pracht, nein nichts ist ihm zu hoch für die fest - li - che
Pracht, nichts ist ihm zu hoch für die
Pracht, nichts ist ihm zu hoch für die
Pracht, nichts ist ihm zu hoch für die
fest - li - che Pracht.
fest - li - che Pracht.
fest - li - che Pracht.
Trp.
Vl.

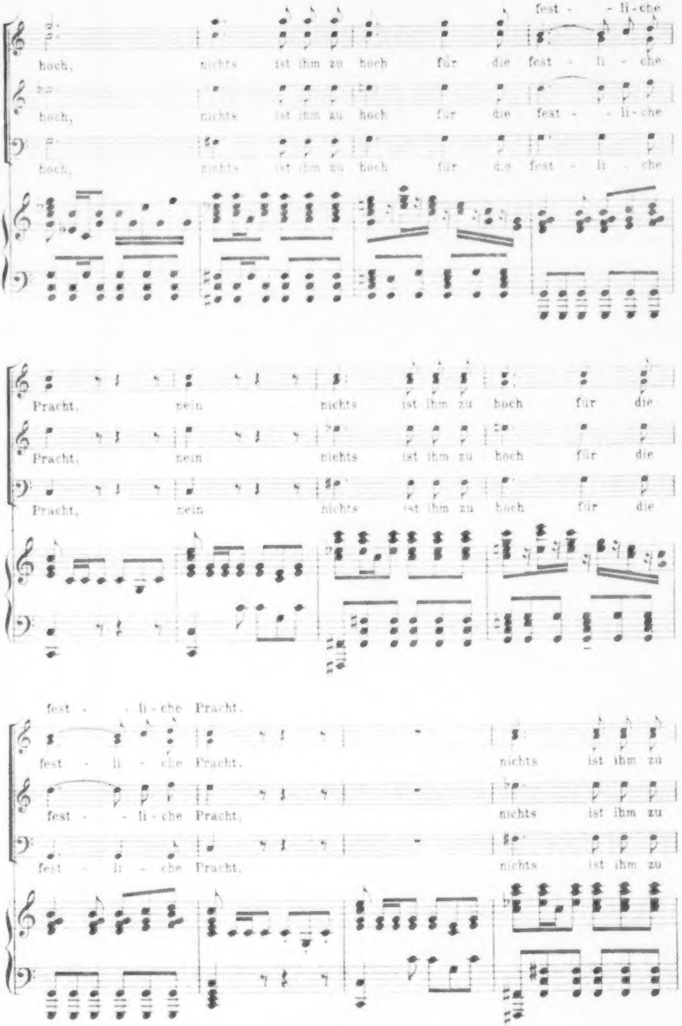

L'istesso tempo non troppo lento.
p
Berthalda.
Wenn al - le Freu - den blü - hen im hel - - len
p
Schein, was muss des Brunnens Sprü - hen ge - fan - - gen sein,
f
o, lass ihn wie - der strah - len mit küh - - - nem Tanz und
Re - gen - bo - gen ma - len im Son - - - nen - glanz, im

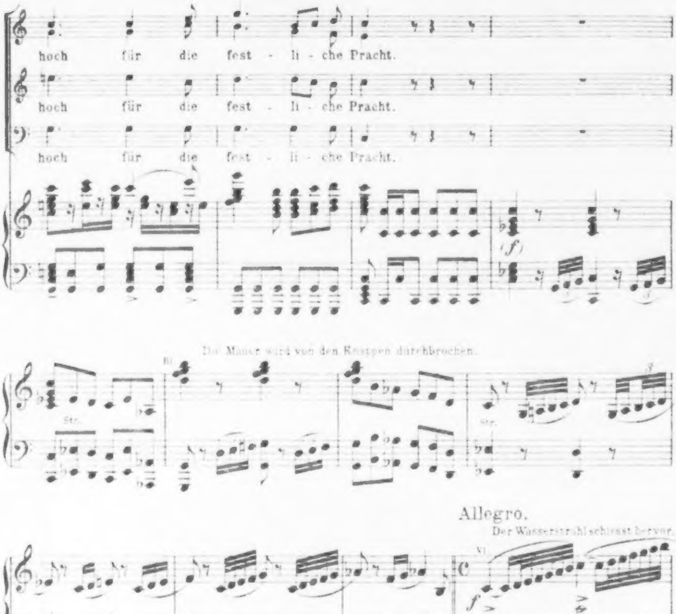

Son - - - - nen - glanz
Huldbrand.
Der Brun - nen!
Fischer.
Ach Un - di - ne, ach Un -
di - ne wollt' es!
Hält noch mit blö - der Mie - - - ne
die hier Ge - richt?
Huldbrand.
Nein Hol - - de, doch
f
p
Lass es nur sein! stets hüllt doch mei - ne
doch der Brun - nen
24
Fag.

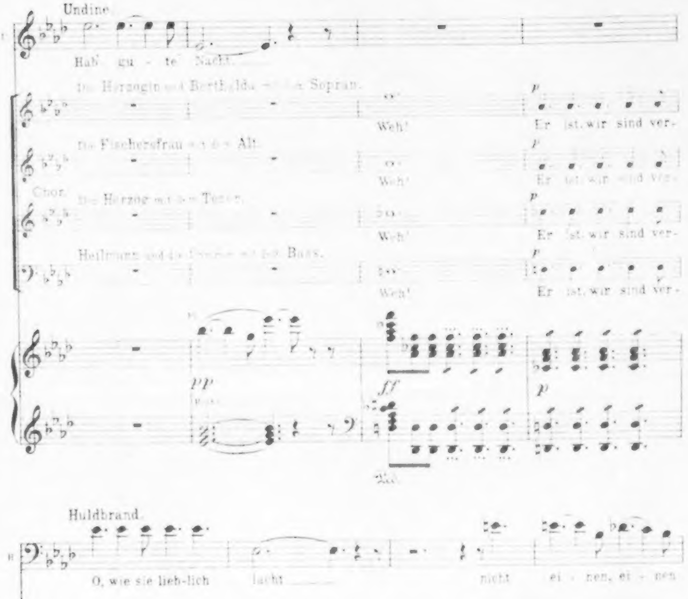

Won-nen ein Ne-bel ein.
o zür-ne
nicht...
Ich schwei-ge, ich schwei-ge, ich ar-mes
Ding, ich ar-mes Ding, ich ar-mes Ding, ich ar-mes Ding!
Wohl-
Maestoso.
an dass ich dir zei-ge, hier gilt dein Wink, wie's nun auch mag ge-ra-ten.
p
f
p

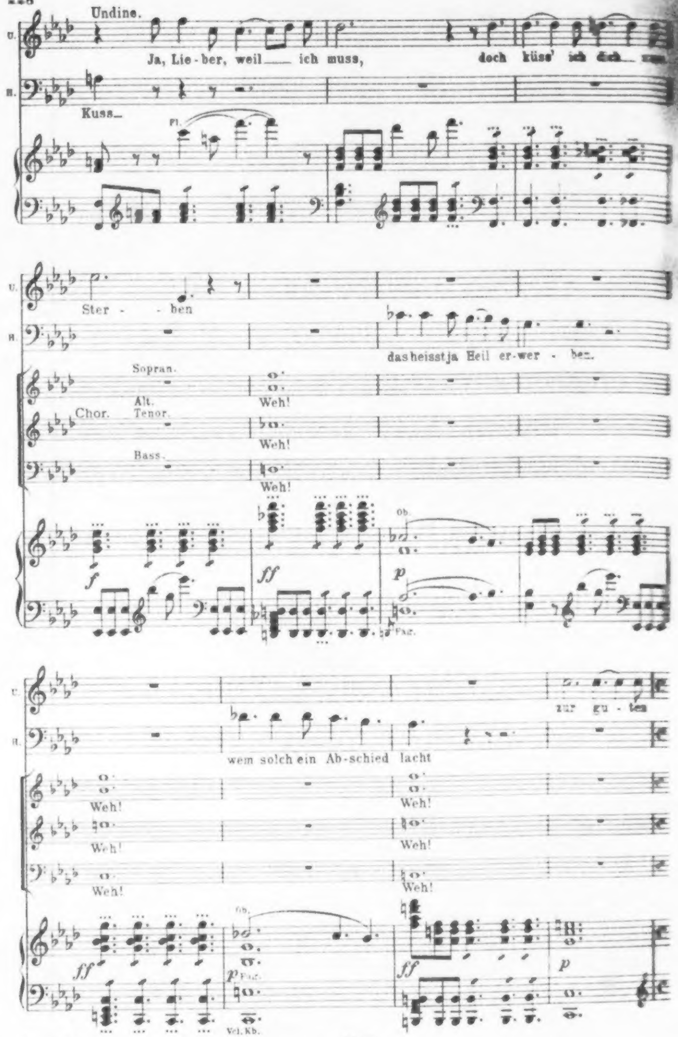

wie's nun auch mag ge - ra - ten im küh - - - nen Lauf,
brecht mir mit Hack und Spa - ten den Brun - nen, den Brun - nen auf.
Allegro vivace.
Knappen und Reisige arbeiten den Brunnen zu öffnen.
Sopran.
Alt.
Chor.
Tenor.
Bass.
Wir es - - sen und trin - - ken im Grü - - - -
Allegro vivace.
f
nen, das Lied - lein tän - delt und lacht.

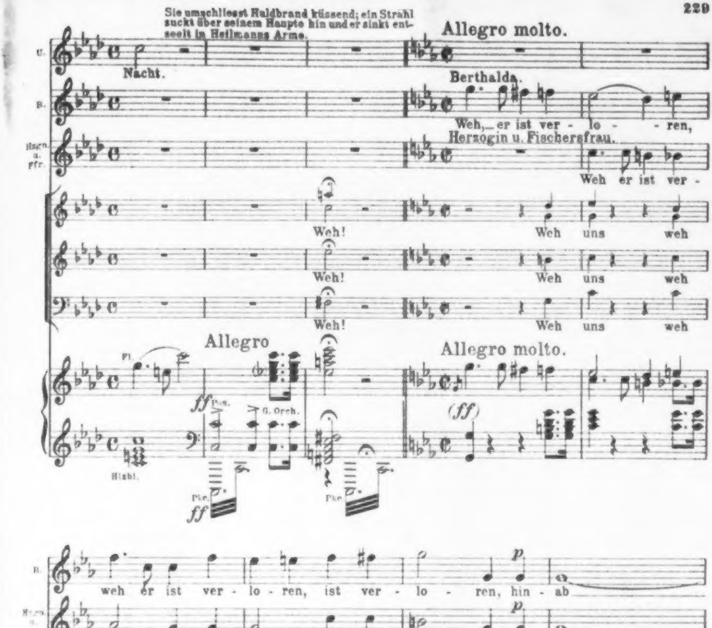

und nichts ist dem freu - di - gen Küh - - - nen, dem
und nichts ist dem freu - di - gen Küh - - - nen, dem
und nichts ist dem freu - di - gen Küh - - - nen, dem
Rit - ter, den heut sein Braut - tag er - freut,
Rit - - ter, den heut sein Braut - tag er - freut,
Rit - - ter, den heut sein Braut - tag er - freut,
Ped.
Ped.
nichts, nichts, nichts ist ihm zu
nichts, nichts, nichts ist ihm zu hoch zu
nichts, nichts, nichts ist ihm zu

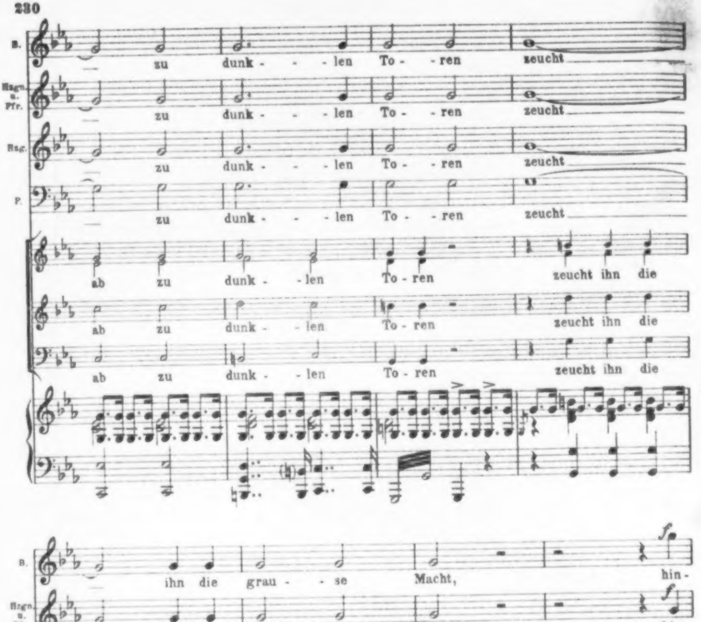

fest - - li-che
hoch, nichts ist ihm zu hoch für die fest - li - che
hoch, nichts ist ihm zu hoch für die fest - - li-che
hoch, nichts ist ihm zu hoch für die fest - li - che
Pracht, nein nichts ist ihm zu hoch für die
Pracht, nein nichts ist ihm zu hoch für die
Pracht, nein nichts ist ihm zu hoch für die
fest - - li-che Pracht.
fest - li - che Pracht. nichts ist ihm zu
fest - - li-che Pracht, nichts ist ihm zu
fest - li - che Pracht, nichts ist ihm zu


hoch für die fest - li - che Pracht.
hoch für die fest - li - che Pracht.
hoch für die fest - li - che Pracht.
(f)
Die Mauer wird von den Knappen durchbrochen.
Bl.
Str.
Str.
Allegro.
Der Wasserstrahl schiesst hervor.
Vl.
f
Adagio ma non troppo.
Undinens Gestalt wird sichtbar.
Bläs.
p
Harfe u. Fagotte.

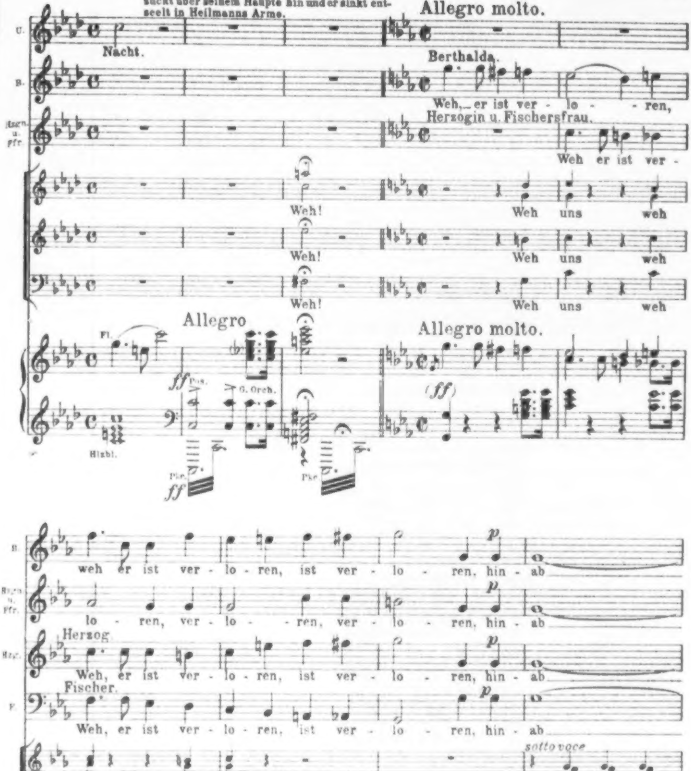

Undine.
Hab' gu - te Nacht.
Die Herzogin und Berthalda mit dem Sopran.
Weh!
Er ist, wir sind ver-
Die Fischersfrau mit dem Alt.
Weh!
Er ist, wir sind ver-
Chor.
Der Herzog mit dem Tenor.
Weh!
Er ist, wir sind ver-
Heilmann und die Fischer mit dem Bass.
Weh!
Er ist, wir sind ver-
Fl.
pp
ff
p
Ped.
Huldbrand.
O, wie sie lieb-lich lacht
nicht ei - nen, ei - nen
lo - ren, weh! Er ist, wir sind ver - lo - ren.
lo - ren, weh! Er ist, wir sind ver - lo - ren.
lo - ren, weh! Er ist, wir sind ver - lo - ren.
lo - ren, weh! Er ist, wir sind ver - lo - ren.
Fl.
p
ff
p
Ped.

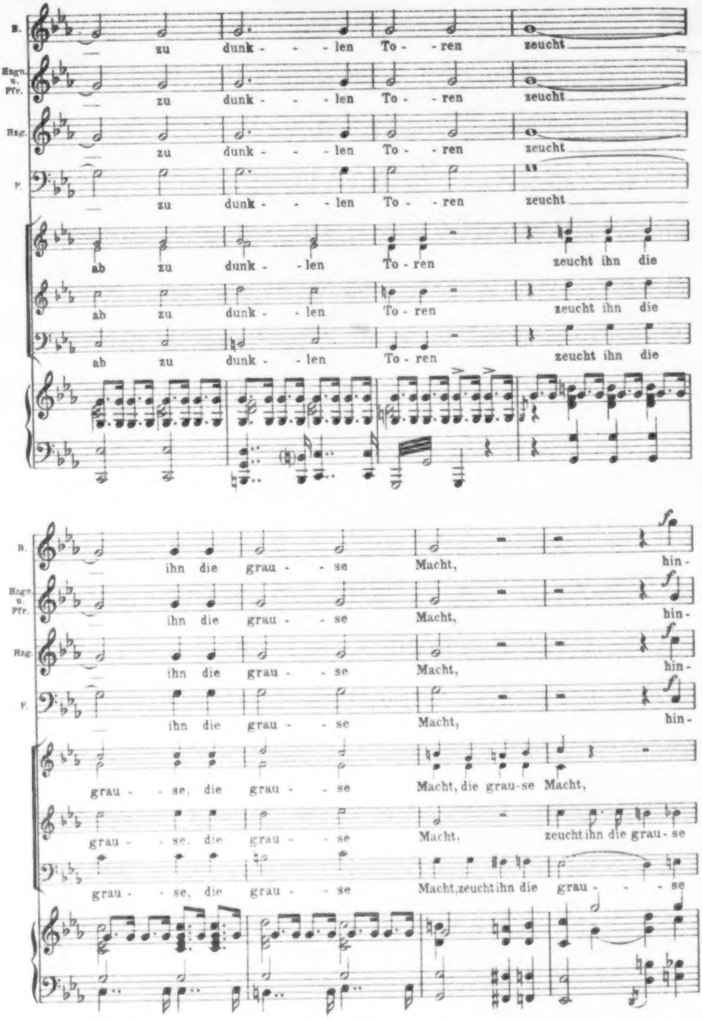

Undine.
U.
Ja, Lie-ber, weil — ich muss,
doch küss' ich dich — um
H.
Kuss —
Fl.
Ster - ben
das heisst ja Heil er-wer - ben.
Sopran.
Alt.
Chor.
Tenor.
Bass.
Weh!
Weh!
Weh!
Ob.
f
ff
p
Fag.
wem solch ein Ab-schied lacht
zur gu-ten
Weh!
Weh!
Weh!
Weh!
Weh!
Weh!
Ob.
ff
p
Fag.
Vcl. Kb.
ff
p

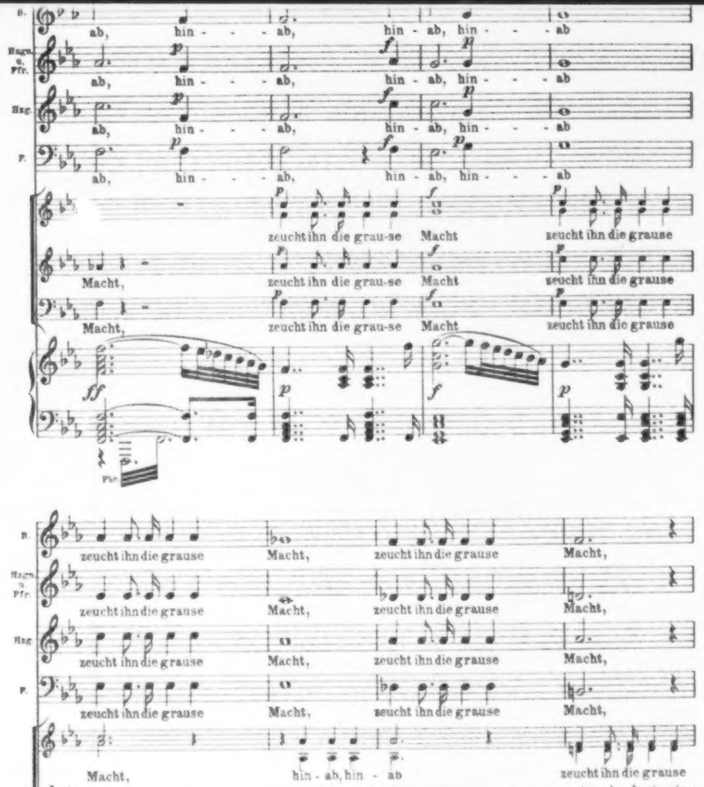

Sie umschliesst Huldbrand küssend; ein Strahl zuckt über seinem Haupte hin und er sinkt entseelt in Heilmanns Arme.
U.
Nacht.
Allegro molto.
B.
Berthalda.
Weh, er ist ver - lo - - ren,
Hzgn. u. Ffr.
Herzogin u. Fischersfrau.
Weh er ist ver -
Weh!
Weh uns weh
Weh!
Weh uns weh
Weh!
Weh uns weh
Allegro
Allegro molto.
Fl.
ff
Pos.
G. Orch.
(ff)
Hlzbl.
Pke.
ff
Pke.
B.
weh er ist ver - lo - ren, ist ver - lo - - ren, hin - ab
Hzgn. u. Ffr.
lo - ren, ver - lo - - ren, ver - lo - - ren, hin - ab
Herzog.
Hzg.
Weh, er ist ver - lo - ren, ist ver - lo - - ren, hin - ab
Fischer.
F.
Weh, er ist ver - lo - ren, ist ver - lo - - ren, hin - ab
p
sotto voce
uns weh uns hin - ab, hin -
sotto voce
uns weh uns hin - ab, hin -
sotto voce
uns weh uns hin - ab, hin -
p
pp

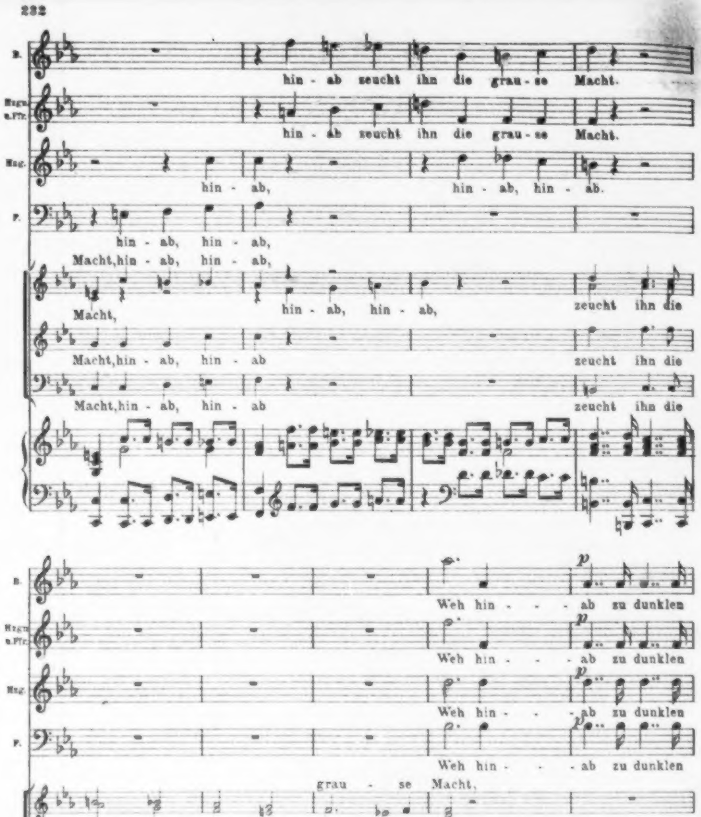

B.
Hagn. u. Pfr.
Hag.
P.
zu dunk - - - len To - - ren zeucht
ab zu dunk - - len To - ren zeucht ihn die
ihn die grau - - se Macht, hin-
grau - - se, die grau - - se Macht, die grau-se Macht,
grau - - se, die grau - - se Macht, zeucht ihn die grau - se
grau - - se, die grau - - se Macht, zeucht ihn die grau - - - se

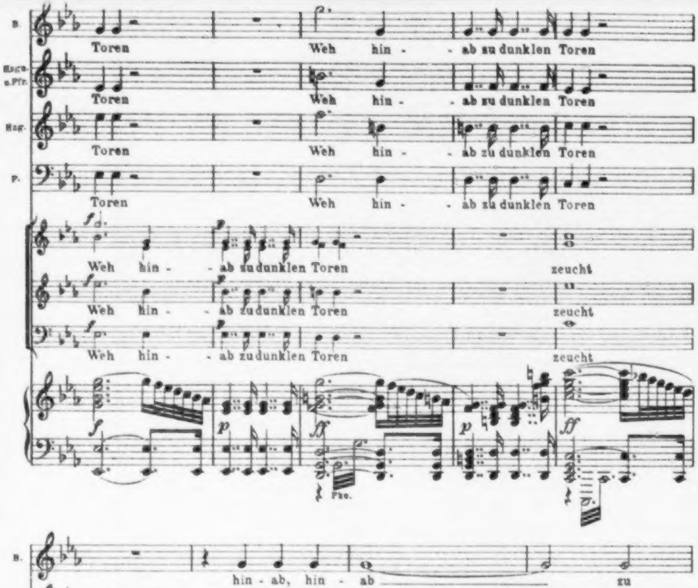
Sie umschliesst Huldbrand küssend; ein Strahl zuckt über seinem Haupte hin und er sinkt entseelt in Heilmanns Arme.

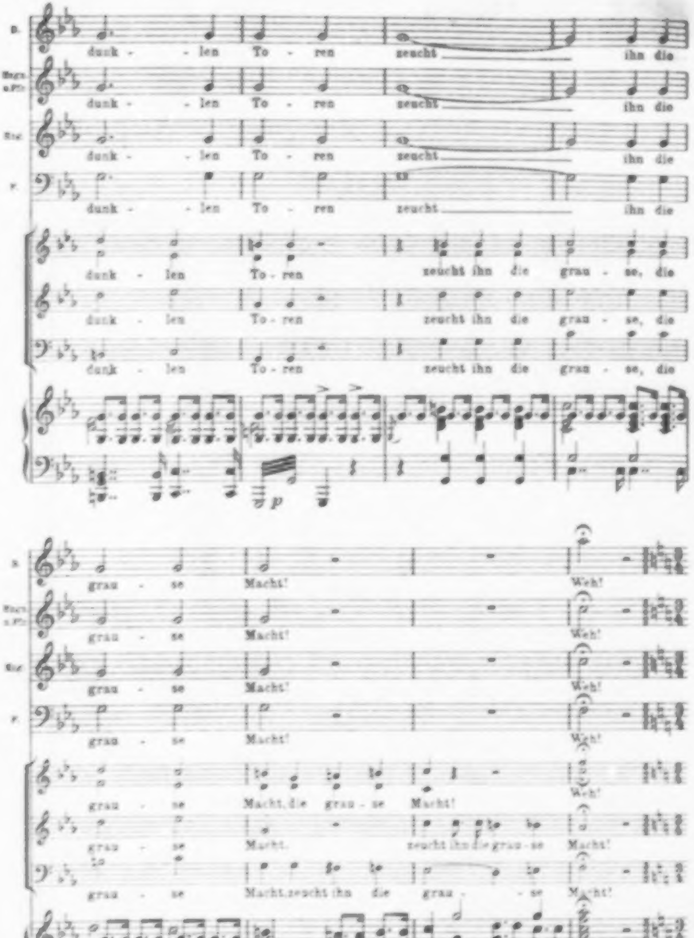

U.
Nacht.
Allegro molto.
Berthalda.
B.
Weh,_ er ist ver - lo - ren,
Hzgn. u. Ffr.
Herzogin u. Fischersfrau.
Weh er ist ver -
Weh!
Weh uns weh
Weh!
Weh uns weh
Weh!
Weh uns weh
Allegro
Fl.
ff
Pos.
G. Orch.
Allegro molto.
(ff)
Hzbl.
Pke.
ff
Pke.
B.
weh er ist ver - lo - ren, ist ver - lo - ren, hin - ab
p
Hzgn. u. Ffr.
lo - ren, ver - lo - ren, ver - lo - ren, hin - ab
p
Herzog.
Hzg.
Weh, er ist ver - lo - ren, ist ver - lo - ren, hin - ab
p
Fischer.
F.
Weh, er ist ver - lo - ren, ist ver - lo - ren, hin - ab
p
uns weh uns
sotto voce
hin - ab, hin -
uns weh uns
sotto voce
hin - ab, hin -
uns weh uns
sotto voce
hin - ab, hin -
p
pp

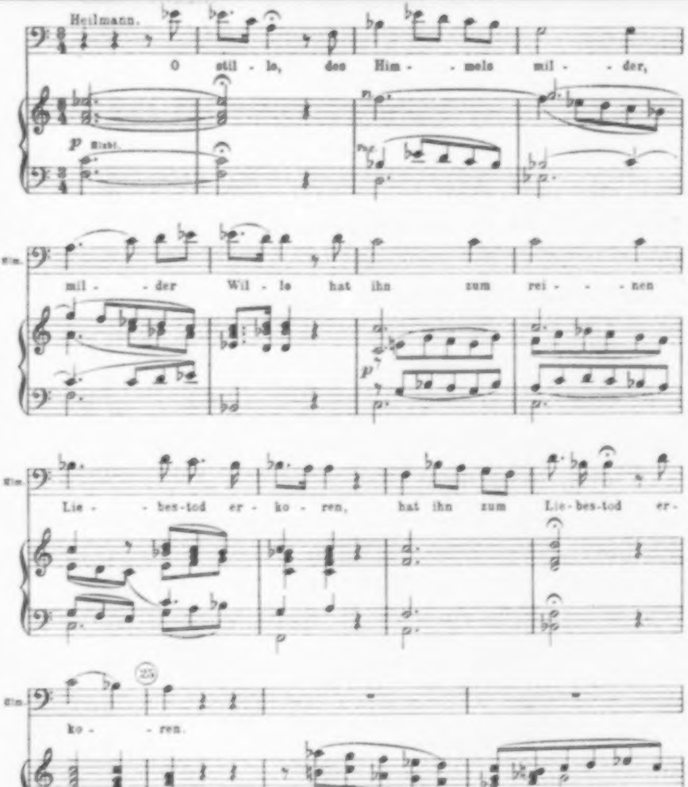

B.
Hzgn. u. Pfr.
Hzg.
F.
zu dunk - - - len To - - ren zeucht
zu dunk - - - len To - - ren zeucht
zu dunk - - - len To - - ren zeucht
zu dunk - - - len To - - ren zeucht
ab zu dunk - - len To - ren zeucht ihn die
ab zu dunk - - len To - ren zeucht ihn die
ab zu dunk - - len To - ren zeucht ihn die
B.
Hzgn. u. Pfr.
Hzg.
F.
f
ihn die grau - - se Macht, hin-
ihn die grau - - se Macht, hin-
ihn die grau - - se Macht, hin-
ihn die grau - - se Macht, hin-
grau - - se, die grau - - se Macht, die grau-se Macht,
grau - - se, die grau - - se Macht, zeucht ihn die grau - se
grau - - se, die grau - - se Macht, zeucht ihn die grau - - - se


S.
ab, hin - - - ab, hin - ab, hin - - - ab
Hagn. u. Pfr.
ab, hin - - - ab, hin - ab, hin - - - ab
Hag.
ab, hin - - - ab, hin - ab, hin - - - ab
F.
ab, hin - - - ab, hin - ab, hin - - - ab
zeucht ihn die grau-se Macht zeucht ihn die grause
Macht, zeucht ihn die grau-se Macht zeucht ihn die grause
Macht, zeucht ihn die grau-se Macht zeucht ihn die grause
ff p f p
Pke
S.
zeucht ihn die grause Macht, zeucht ihn die grause Macht,
Hagn. u. Pfr.
zeucht ihn die grause Macht, zeucht ihn die grause Macht,
Hag.
zeucht ihn die grause Macht, zeucht ihn die grause Macht,
F.
zeucht ihn die grause Macht, zeucht ihn die grause Macht,
Macht, hin - ab, hin - ab zeucht ihn die grause
Macht, hin - ab, hin - ab zeucht ihn die grause
Macht, hin - ab, hin - ab zeucht ihn die grause
f ff
Pke


S.
Hsgn. u. Ffr.
Hsg.
F.
hin - ab zeucht ihn die grau - se Macht.
hin - ab zeucht ihn die grau - se Macht.
hin - ab, hin - ab, hin - ab.
hin - ab, hin - ab,
Macht, hin - ab, hin - ab,
Macht, hin - ab, hin - ab, zeucht ihn die
Macht, hin - ab, hin - ab zeucht ihn die
Macht, hin - ab, hin - ab zeucht ihn die
Weh hin - - - ab zu dunklen
Weh hin - - - ab zu dunklen
Weh hin - - - ab zu dunklen
Weh hin - - - ab zu dunklen
grau - se Macht,
grau - se Macht, die grau - se Macht,
grau - se Macht, die grau - se Macht,
grau - se Macht, die grau - se Macht,
p
ff


B.
Toren — Weh hin - - ab zu dunklen Toren
Hagn. u. Pfr.
Toren — Weh hin - - ab zu dunklen Toren
Hag.
Toren — Weh hin - - ab zu dunklen Toren
P.
Toren — Weh hin - - ab zu dunklen Toren
Weh hin - - ab zu dunklen Toren — zeucht
Weh hin - - ab zu dunklen Toren — zeucht
Weh hin - - ab zu dunklen Toren — zeucht
f
p
ff
p
ff
Ped.
B.
hin - ab, hin - ab — zu
Hagn. u. Pfr.
hin - ab, hin - ab — zu
Hag.
hin - ab, hin - ab — zu
P.
hin - ab, hin - ab — zu
ihn die grause Macht — hin - ab, hin - ab zu
ihn die grause Macht — hin - ab, hin - ab zu
ihn die grause Macht — hin - ab, hin - ab zu
p
p

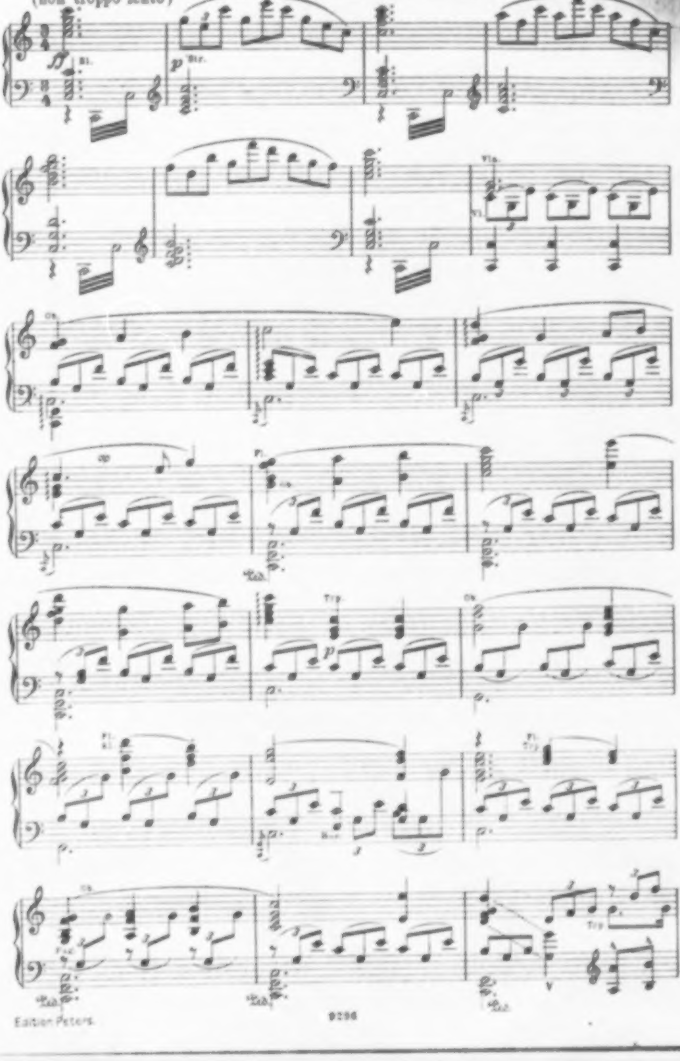

S.
dunk - len To - ren zeucht ihn die
dunk - len To - ren zeucht ihn die
Alt
dunk - len To - ren zeucht ihn die
T.
dunk - len To - ren zeucht ihn die
dunk - len To - ren zeucht ihn die grau - se, die
dunk - len To - ren zeucht ihn die grau - se, die
dunk - len To - ren zeucht ihn die grau - se, die
p
S.
grau - se Macht! Weh!
grau - se Macht! Weh!
Alt
grau - se Macht! Weh!
T.
grau - se Macht! Weh!
grau - se Macht, die grau - se Macht! Weh!
grau - se Macht. zeucht ihn die grau - se Macht!
grau - se Macht, zeucht ihn die grau - se Macht!

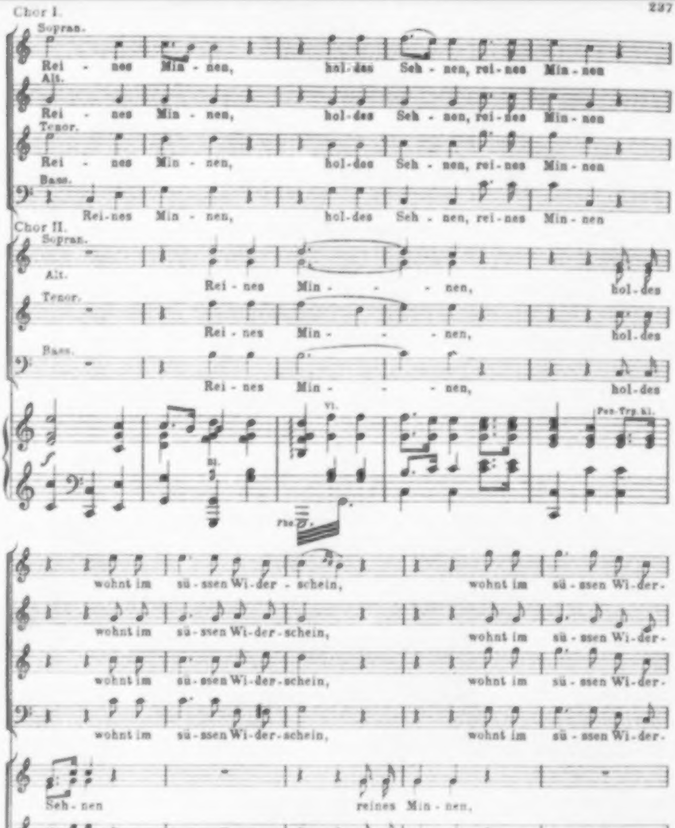
Heilmann.
O stil - le, des Him - mels mil - der,
p
Stbl.
Pfte.
Stm.
mil - der Wil - le hat ihn zum rei - nen
p
Stm.
Lie - bes-tod er - ko - ren, hat ihn zum Lie - bes-tod er -
25
Stm.
ko - ren.
p
cresc. poco a poco
f

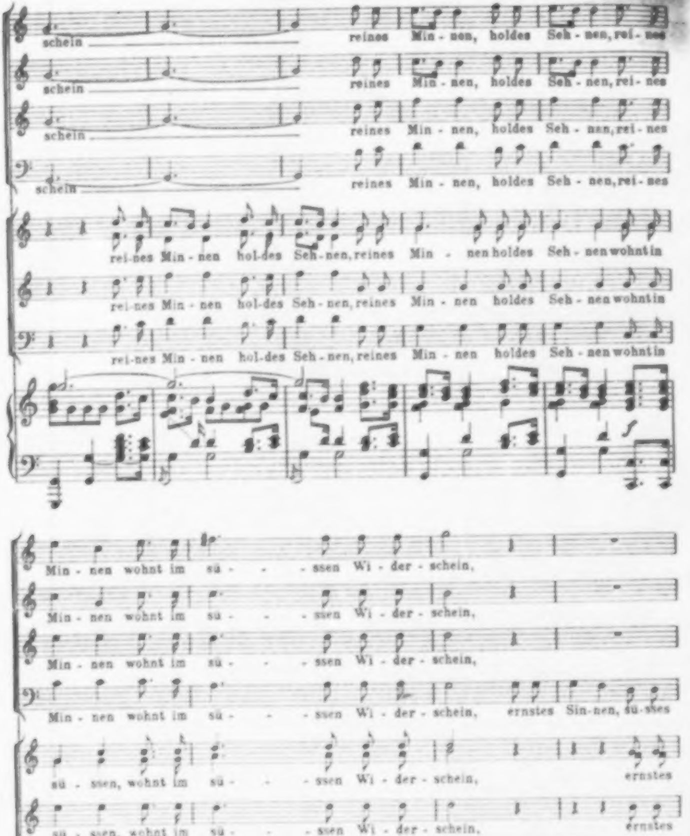
Schlusschor.

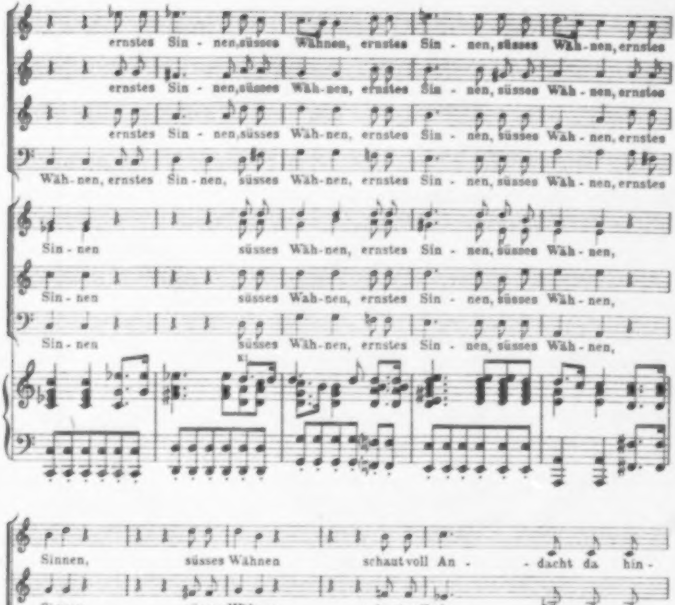
Molto Andante e maestoso.
(non troppo lento)

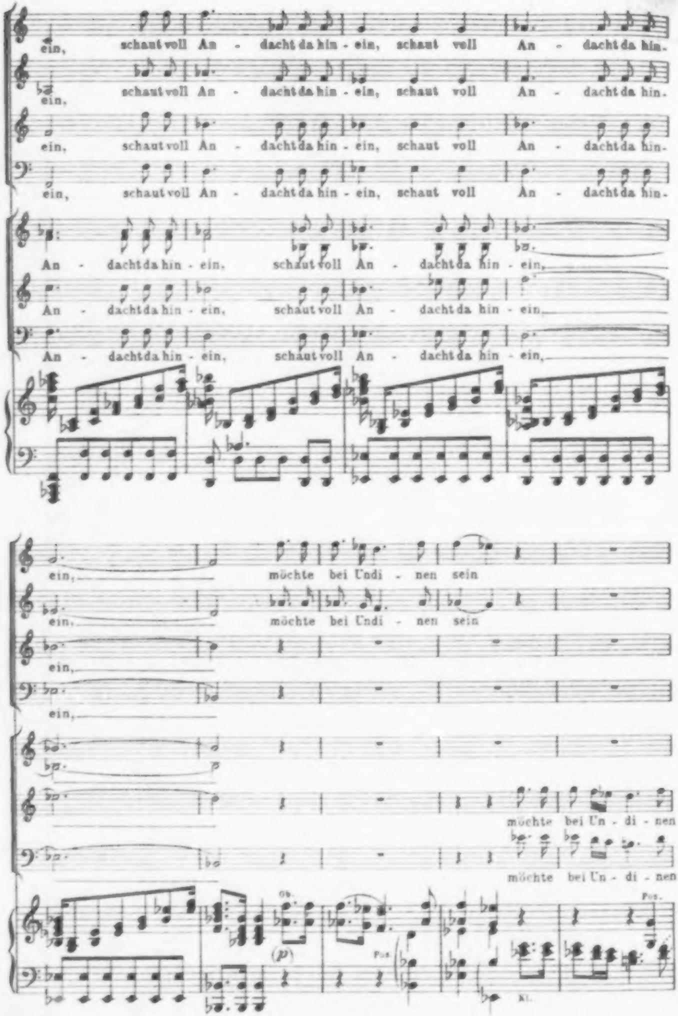
Es steigt ein graues Nebelgewölk aus dem See.

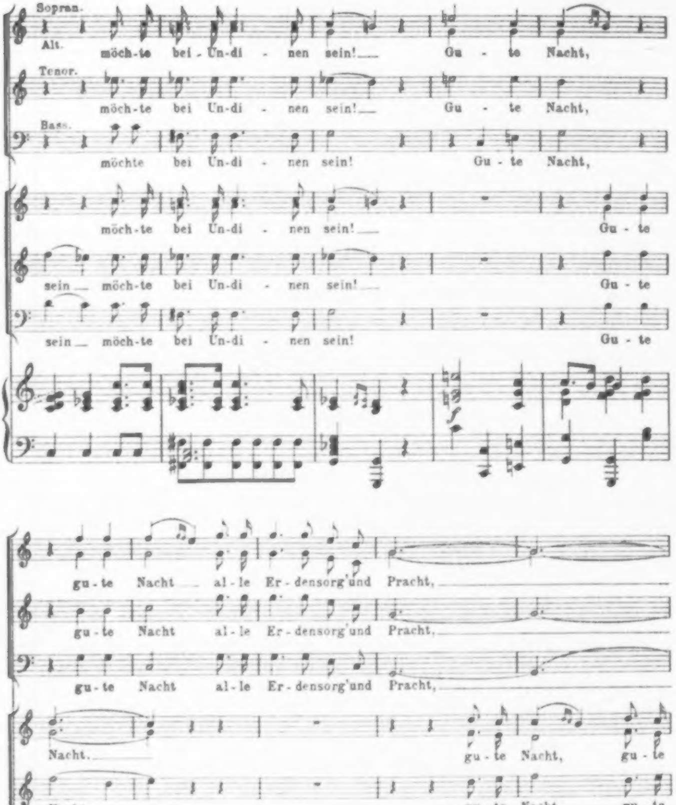

ff
Bl.
p
Str.
Vla.
Vl.
Ob.
Fl.
Trp.
Fl.
Kl.
p
Ped.
Ped.
Ped.
Ped.
Ped.
Trp.

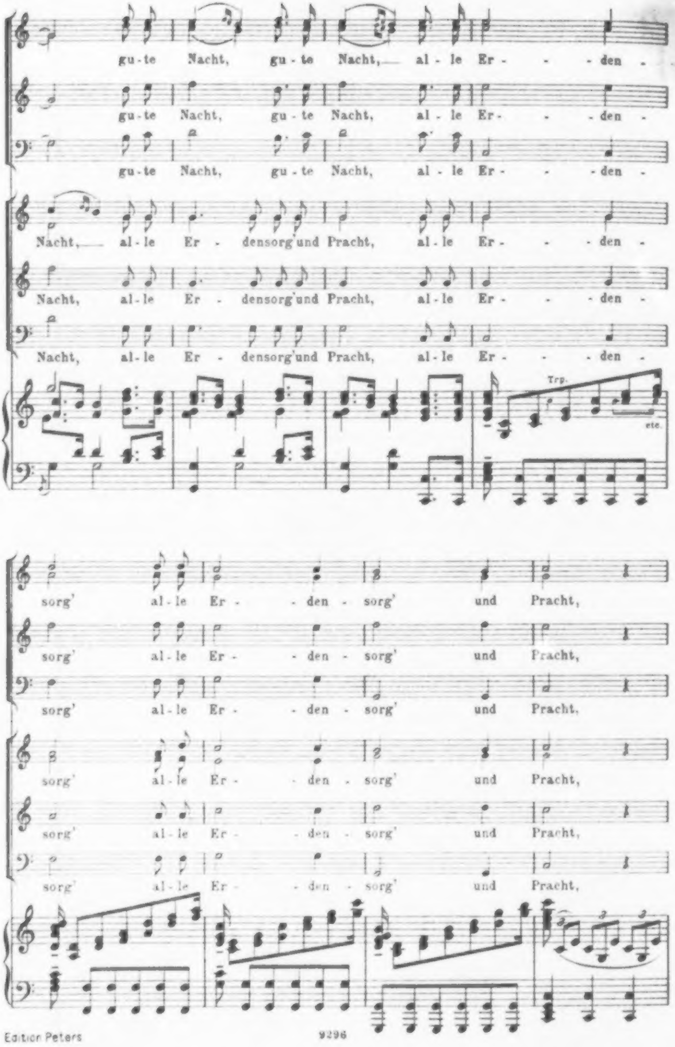

Chor I.
Sopran.
Rei - nes Min - nen, hol-des Seh - nen, rei-nes Min - nen
Alt.
Rei - nes Min - nen, hol-des Seh - nen, rei-nes Min - nen
Tenor.
Rei - nes Min - nen, hol-des Seh - nen, rei-nes Min - nen
Bass.
Rei-nes Min - nen, hol-des Seh - nen, rei-nes Min - nen
Chor II.
Sopran.
Alt.
Rei - nes Min - - - nen, hol-des
Tenor.
Rei - nes Min - - - nen, hol-des
Bass.
Rei - nes Min - - - nen, hol-des
Vl.
Pos. Trp. kl.
Bl.
Pk.
wohnt im sü - ssen Wi-der - schein, wohnt im sü - ssen Wi-der-
wohnt im sü - ssen Wi-der - schein, wohnt im sü - ssen Wi-der-
wohnt im sü - ssen Wi-der - schein, wohnt im sü - ssen Wi-der-
wohnt im sü - ssen Wi-der - schein, wohnt im sü - ssen Wi-der-
Seh - nen reines Min - nen,
Seh - nen reines Min - nen,
Seh - nen reines Min - nen,
Trp. Pos. kl.
Str. kl. Hör.
Ob.
Pos.

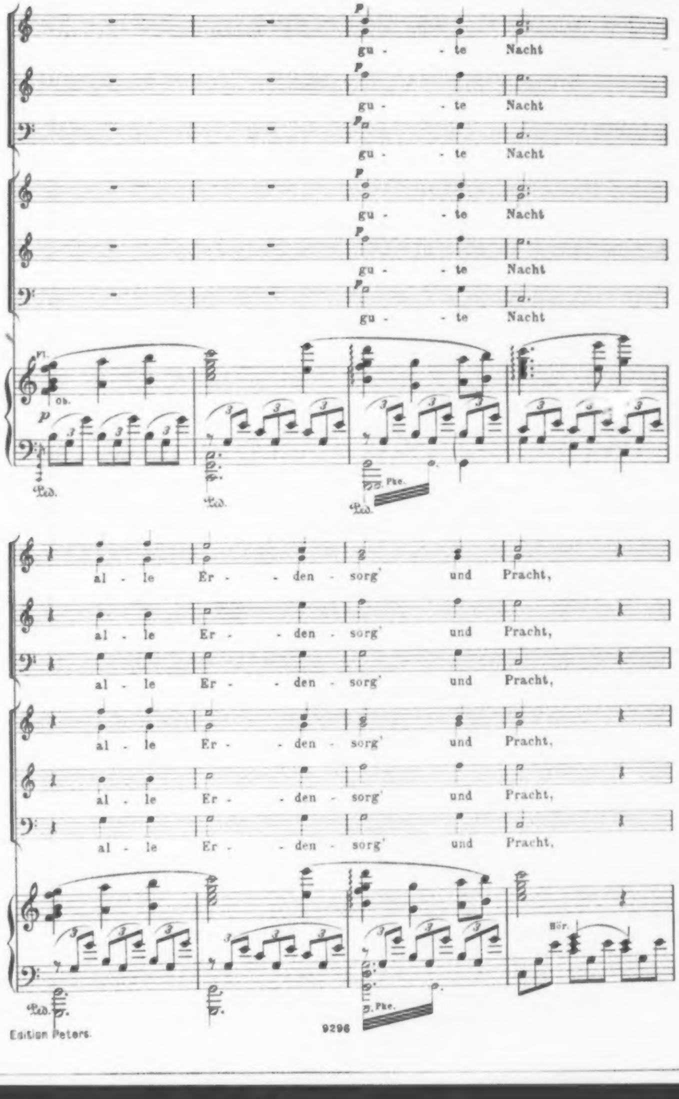

schein reines Min-nen, holdes Seh-nen, rei-nes
schein reines Min-nen, holdes Seh-nen, rei-nes
schein reines Min-nen, holdes Seh-nen, rei-nes
schein reines Min-nen, holdes Seh-nen, rei-nes
rei-nes Min-nen hol-des Seh-nen, reines Min-nen holdes Seh-nen wohnt in
rei-nes Min-nen hol-des Seh-nen, reines Min-nen holdes Seh-nen wohnt in
rei-nes Min-nen hol-des Seh-nen, reines Min-nen holdes Seh-nen wohnt in
Min-nen wohnt im sü-ssen Wi-der-schein,
Min-nen wohnt im sü-ssen Wi-der-schein,
Min-nen wohnt im sü-ssen Wi-der-schein,
Min-nen wohnt im sü-ssen Wi-der-schein, ernstes Sin-nen, sü-sses
sü-ssen, wohnt im sü-ssen Wi-der-schein, ernstes
sü-ssen, wohnt im sü-ssen Wi-der-schein, ernstes
sü-ssen, wohnt im sü-ssen Wi-der-schein, ernstes Sin-nen, ernstes

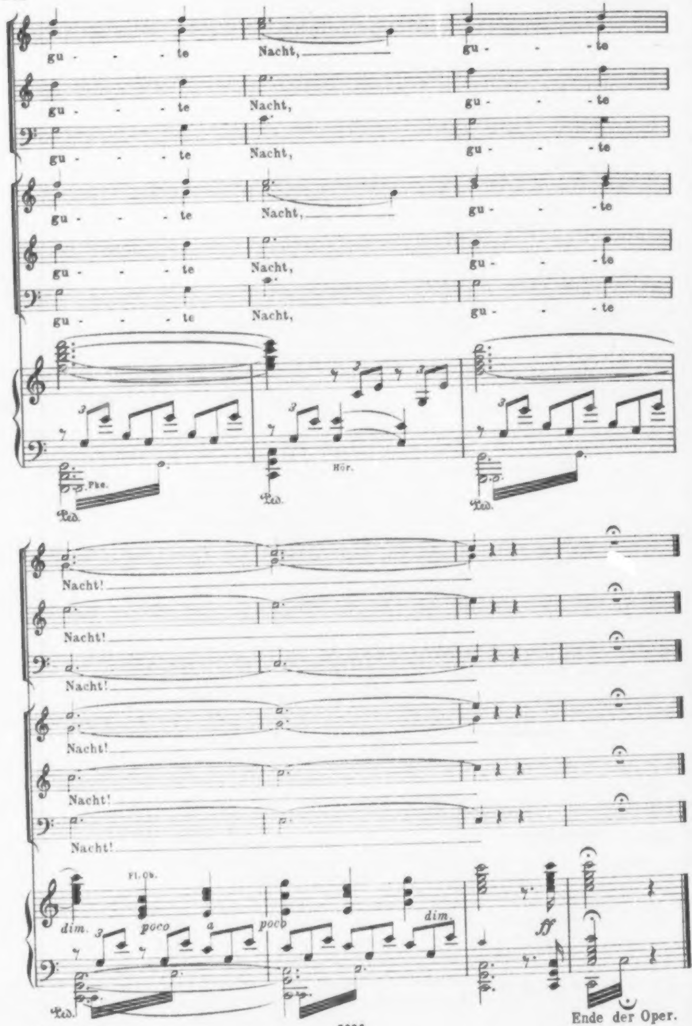

ernstes Sin - nen, süsses Wähnen, ernstes Sin - nen, süsses Wäh - nen, ernstes
ernstes Sin - nen, süsses Wäh - nen, ernstes Sin - nen, süsses Wäh - nen, ernstes
ernstes Sin - nen, süsses Wäh - nen, ernstes Sin - nen, süsses Wäh - nen, ernstes
Wäh - nen, ernstes Sin - nen, süsses Wäh - nen, ernstes Sin - nen, süsses Wäh - nen, ernstes
Sin - nen süsses Wäh - nen, ernstes Sin - nen, süsses Wäh - nen,
Sin - nen süsses Wäh - nen, ernstes Sin - nen, süsses Wäh - nen,
Sin - nen süsses Wäh - nen, ernstes Sin - nen, süsses Wäh - nen,
Kl.
Sinnen, süsses Wähnen schaut voll An - dacht da hin -
Sinnen, süsses Wähnen schaut voll An - dacht da hin -
Sinnen, süsses Wähnen schaut voll An - dacht da hin -
Sinnen, süsses Wähnen schaut voll An - dacht da hin -
ernstes Sin - nen, süsses Wähnen schaut voll
ernstes Sin - nen, süsses Wähnen schaut voll
ernstes Sin - nen, süsses Wähnen schaut voll
Pos. Trp.
p
Str. Hr.
f
Fag.


ein, schaut voll An - dacht da hin - ein, schaut voll An - dacht da hin-
ein, schaut voll An - dacht da hin - ein, schaut voll An - dacht da hin-
ein, schaut voll An - dacht da hin - ein, schaut voll An - dacht da hin-
ein, schaut voll An - dacht da hin - ein, schaut voll An - dacht da hin-
An - dacht da hin - ein, schaut voll An - dacht da hin - ein,
An - dacht da hin - ein, schaut voll An - dacht da hin - ein,
An - dacht da hin - ein, schaut voll An - dacht da hin - ein,
ein, möchte bei Undi - nen sein
ein, möchte bei Undi - nen sein
ein,
ein,
möchte bei Un - di - nen
möchte bei Un - di - nen
Ob.
(p)
Pos.
Kl.
Pos.


Sopran.
Alt.
möch-te bei-Un-di - nen sein! Gu - te Nacht,
Tenor.
möch-te bei Un-di - nen sein! Gu - te Nacht,
Bass.
möchte bei Un-di - nen sein! Gu-te Nacht,
möch-te bei Un-di - nen sein! Gu - te
sein möch-te bei Un-di - nen sein! Gu - te
sein möch-te bei Un-di - nen sein! Gu - te
gu-te Nacht al-le Er-densorg'und Pracht,
gu-te Nacht al-le Er-densorg'und Pracht,
gu-te Nacht al-le Er-densorg'und Pracht,
Nacht, gu-te Nacht, gu-te
Nacht, gu-te Nacht, gu-te
Nacht, gu-te Nacht, gu-te
Pke.


gu-te Nacht, gu-te Nacht, al-le Er- - - den -
gu-te Nacht, gu-te Nacht, al-le Er- - - den -
gu-te Nacht, gu-te Nacht, al-le Er- - - den -
Nacht, al-le Er - densorg' und Pracht, al-le Er- - - den -
Nacht, al-le Er - densorg' und Pracht, al-le Er- - - den -
Nacht, al-le Er - densorg' und Pracht, al-le Er- - - den -
Trp.
etc.
sorg' al-le Er- - den - sorg' und Pracht,
sorg' al-le Er- - den - sorg' und Pracht,
sorg' al-le Er- - den - sorg' und Pracht,
sorg' al-le Er- - den - sorg' und Pracht,
sorg' al-le Er- - den - sorg' und Pracht,
sorg' al-le Er- - den - sorg' und Pracht,

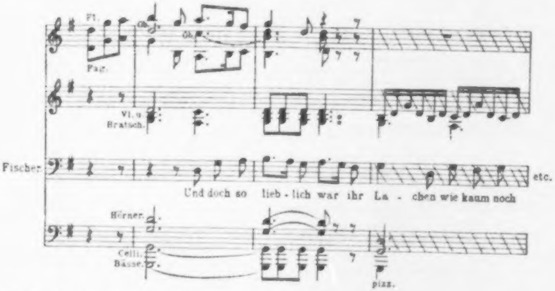

p
gu - te Nacht
gu - te Nacht
gu - te Nacht
gu - te Nacht
gu - te Nacht
gu - te Nacht
Fl.
Ob.
p
Ped.
Pke.
al - le Er - den - sorg' und Pracht,
al - le Er - den - sorg' und Pracht,
al - le Er - den - sorg' und Pracht,
al - le Er - den - sorg' und Pracht,
al - le Er - den - sorg' und Pracht,
al - le Er - den - sorg' und Pracht,
Hör.
Ped.
Pke.


gu - - - te Nacht,
gu - - - te
Nacht!
Ped.
Pbe.
Hör.
Fl. Ob.
dim.
poco a poco
dim.
ff

Ende der Oper.

Anhang.

① Diese Stelle ist nach Partitur I gemacht, die die offenbar richtige Fassung enthält; in Partitur II ist Hoffmann ein Abschreibefehler unterlaufen, den er nicht ganz korrigiert hat (aus Bequemlichkeit?). Er hat nämlich die Singstimme einen Takt zu früh angefangen, und dies erst im 3. Takte der Singstimme gemerkt; diesen Takt hat er dann ausgestrichen, und alles andre stehen lassen; die mit * bezeichneten Noten sind mit Bleistift korrigiert, das *h* in *c*, das *g* in *fis*. Das *h* in der 2. Oboe ist nicht korrigiert. Folgendermaßen also sieht die Stelle in Pt. II aus:



② In Pt. I: *e*; ist wohl richtig.

③ In den Partituren fehlt hier und in den folgenden Takten das zweifellos gemeinte ♭ vor *d*.

④ Die eingeklammerten Worte und Noten, nach Pt. I wiedergegeben, fehlen in Pt. II.

⑤ Das *a* im Baß in Pt. I ist wohl richtiger als das — überdies undeutliche — *h* in Pt. II.

⑥ In Pt. I steht dies, natürlich richtige, *cis*; in Pt. II statt dessen *a*.

⑦ In Pt. I steht *d* im Baß, in Pt. II *e*; *e* ist unmöglich, da die Oberstimme in beiden Pt. übereinstimmend auch *e* hat, in Vl. I und Fl. Der Schritt der Oberstimme von *e* nach *g* ist wohl durch das plötzlich abbrechende *f* und Einsetzen des *p* gerechtfertigt.

⑧ Von hier ab bis zum 4. Takt des *Allegro vivace* standen ursprünglich (in Pt. I) 19 andere Takte; bei der vorgenommenen kürzenden Umkomponierung übersah Hffm. wohl, daß die Vl. I den Sprung vom nach dem *e* der höheren Oktave macht.

⑨ Die obere — bessere — Silbeneinteilung steht (undeutlich) in Pt. I.

⑩ Dieser Vorschlag muß jedenfalls *f* heißen; wie in diesem, sind in den vorhergehenden Takten die Vorzeichen der kleinen Noten meist ungenau, und im Klavierauszug daher so notiert, wie sie wahrscheinlich gemeint sind.

⑪ In dem gedruckten Textbuch, dem „Dirigierbuch“ und der „Souffleurstimme“ heißt es stets „Wie sie in mir **l**eben“; in letzterer ist sogar einmal ausdrücklich „**b**eben“ in „leben“ verbessert. Hoffmann schreibt in den Partituren abwechselnd „Wie sie in mir **l**eben“ und „wie sie in mir **b**eben“, letzteres öfter. Im Sinne Hoffmanns ist „**b**eben“ wohl richtiger, weshalb es auch hier in den Klavierauszug aufgenommen ist. Man beachte die „bebende“ Sextolenbegleitung, die jedesmal auftritt, wenn Undine einsetzt.

⑫ Diese Bemerkung steht nirgends, ist aber notwendig, da es nachher heißt „Kühleborn verschwindet“.

⑬ In den Partituren *d*; muß jedenfalls *des* heißen, nach den folgenden Takten zu schließen.

⑭ In den Partituren fehlt das ♯; *gis* ist aber wohl gemeint.

⑮ *c des c*, so steht in Pt. I; scheint richtiger, weil es mit der Singstimme zusammen eine vernünftige Stimmführung ergibt; in Pt. II steht *e f e*; möglicherweise muß es *e* heißen statt *c*; nur dann kann das *e f* richtig sein.

⑯ In der Partitur steht ein anderes Stichwort, welches weder in dem „Dirigierbuch“ noch in der „Souffleurstimme mit dem ganzen Dialog“ zu finden ist.

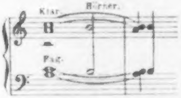
⑰ Von hier an steht in Pt. I eine völlig andere Komposition der Verse der Undine, und zwar von: „Nein, fasse nicht“ bis „unbekannten Ort“, und wieder von „Mutter geht durch ihre Kammern“ bis „kein Kindlein lacht ihm zu“.

⑱ Hoffm. schreibt in Pt. II „Herrn und Fürsten“; überall sonst steht (besser) „Frau'n und Fürsten“.

⑲ In Pt. I steht noch dieser Akkord, der in Pt. II fortgelassen ist.

⑳ Diese Arie befindet sich weder im Textbuch, noch im „Dirigierbuch“.

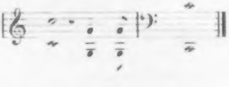
㉑ In dieser Nummer ist zweifelhaft, ob Hörner in hoch oder tief A gemeint sind. Obgleich man an vielen Stellen dieses Stückes, z. B. am Anfang, versucht ist, letzteres anzunehmen, haben doch folgende Gründe zur Behandlung als hoch A-Hörner überwogen: 1) Sachen, wie das von der hohen Stimmung herrührende Höherliegen mancher Harmonie-Füllnoten der Hörner über die eigentlich führende Stimme können nicht zur Annahme der tiefen Stimmung ausschlaggebend sein, denn sie sind bei der Art der Instrumentierung in dieser Partitur nichts ungewöhnliches, in der selbst Härten vorkommen, wie z. B.:



Einleitung zur Arie der Berthalda, Takt 28, 29.

2) bei Hörnern in B ist immer angegeben: „basso“; wenn nicht in Pt. II, so in Pt. I, z. B. beim Sextett und beim Finale im I. Akt. 3) Am Schluß der Nummer kommt der Ton 2 vor, der auf tief A-Horn wohl kaum erreichbar sein dürfte:

Akt III, Pt. II, S. 82):



Sollten dennoch tiefe A-Hörner gemeint sein, so wäre dies meines Wissens der einzige Fall ihrer Anwendung in der musikalischen Literatur.

㉒ In Pt. I heißt diese Note *e* deutlich *es* in A-Klar. und A-Horn; in Pt. II sind die betreffenden ♭ wieder ausgestrichen, anscheinend von keiner fremden Hand; also wird es wohl endgültig gewollt sein.

㉓ So schreibt Hoffmann in den Partituren; im Text-, Dirigier- und Souffleurbuch steht „Mach dich fort, gib dich“ usw.

㉔ Hoffmann schreibt „unsre“.

㉕ In Pt. I befindet sich noch, hier anfangend, eine Stelle, die sonst nirgends vorkommt. Kühleborn erscheint hinter dem Springborn mit den Worten: „Schaut den gefällten Toren“, darauf Heilmann: „O stille, gesiegt hat bess'rer Wille und was du tot nennst, ist zum Licht geboren“. Kühleborn verschwindet; die Knappen tragen den Ritter auf einer Bahre fort.